Digitized by Google

cr. 15 4° Morgenblatt
153

Digitized by Google

<36636804770019

<36636804770019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dreiundfünfzigster Jahrgang.

1859.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Digitized by Google

Register.

Gedichte.

Wald und Forst. Von A. B. 1.
Nach einem Sonette W. Alfieris. Von H. G. 5.
Thekla. Von P. Heyse. 8.
Du bist mein Volk und ich dein Sohn. Von J. G. Fischer. 8.
Lieder des Alters. Aus Berangers Nachlaß. Von L. Seeger. 9. 13.
Die alten spanischen Romanzen vom König Rodrigo. Aus dem Spanischen von E. Geibel. 10.
Fünf Lieder von E. Tempeltey. 11.
Gewitter. Von Lenau. 12.
Für unsere Zeit. 15.
Bauernwitz. Von J. G. Fischer. 26.
Carbonari. Von J. G. Fischer. 28.
Corsika. Von J. G. Fischer. 35.
Aus Dante. Von H. Grimm. 37.
Du bist der Mann des Schicksals nicht. Von Fr. Notter. 40.
An den Tod. Von F. G. Fischer. 43.
Prolog zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Fr. Schillers. Von F. Löwe. 46.
Am Schillerstage. Von E. Geibel. 47.
Festspruch am 10. November 1859. Von Jul. Mosen. 48.
Aus Victor Hugos Weltlegende. Von L. Seeger. 52.

Erzählungen.

Otto von Brachow. 1. 2. 3. 4. 5.—9. 10.
Der Stellvertreter. 7. 8.
Drei Stunden eines Sylvesterlages. 11. 12.
Verschmäht, verworfen. 13. 14. 15. 16. 17.
Zwei Brüder. 18. 19.
Die tausendjährige Eiche im Elsaß. 20. 21.
Die Belagerung von Reutlingen. Von H. Kurz. 21.
Hinter dem Dom. 23. 24.
Treue. 25. 26.
Eine Gouvernante. 28. 29. 30. 31.
Ein paar Stunden in der Kaffeemühle. 34. 35. 36.
Die goldene Hochzeit. 38. 39. 40.
Ein Dorfbrutus. 44. 45.
Zwischen XI und XII. Von A. v. Sternberg. 51. 52.

Reisen und Länderbeschreibungen.

Holländische Skizzen. 3. 4.
Aus den Tiroler Bergen. 6. 7. 8. 9.
Auf und an dem Brenner. 36. 37. 38.
Reise ins schottische Hochland. 41. 42. 43. 50. 51. 52.
Skizzen von der Insel Rügen. 45. 47. 48.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Emerson. Von H. Grimm. 1.
Der Dienst der Vesta. 1. 2.
Studien über Calderon. 2.
Mittheilungen aus Schubarts Lehrerzeit. 3. 4.
Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode. 5. 6.
Shakespeare's Hamlet. 5. 6.
Das Museum unter der Erdoberfläche. Von R. Waldmüller. 7.
Moderne Schauspieler. 9. 10.
Johanna d'Arc. 11. 13. 14.
Banquelin des Yvetaux. Von A. Büchner. 11.
Berlin und Peter v. Cornelius. Von Herman Grimm. 12.
Catull und Ed. Möricke. Eine Parallele. 14.
Das alte und das neue Berlin. 15. 16.
Aus meiner Pilgertasche. Von v. Biedenfeld. 16. 17. 18. 19. 22. 24. 27. 30. 43.
Die Juno Ludovisi. Von A. Preuner. 17.
Zur Geschichte des Wohnhauses. 18. 19.
Vom Theater im Alterthum. 20. 21.
Aus den Briefen Varnhagens von Ense an eine Freundin. 20. 22. 25.
Sebastian Münster. 22.
Eine feste Burg, von Rietschel. 23.
Eine Eisenbahnfahrt durch Elsaß und Lothringen. 24.
Monotheismus und Polytheismus. 25.
Bilder aus der Geschichte Schwabens. Von H. Kurz. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 34. 35. 36. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 47. 49. 50. 51.
L. v. Beethovens Leben und Schaffen. 26. 27. 28.
Der Plan in Wielands Oberon. 29.
Die Macht der Sitte. Von A. Helfferich. 31. 33. 34. 35.
Am Vorabend der Kaiserkonferenz zu Villafranca. 32.
Ueber den objektiven und subjektiven Charakter des Schönen. Von A. Zeising. 32. 33.
Somnambulismus in Rom. 33.
Die Entstehung des Hosenbandordens. 37. 38.
Briefe von Carl August von Sachsen-Weimar an Herder. 37.
Chronik eines Finkennestes. 39. 40. 41.
Bemerkungen über R. Wagners Opernmusik. 42. 43.
Spaziergänge durch Paris. 44.
Die Schillerfeier. 46.
Zu Schillers Jubelfeier. 46.

Digitized by Google

Der Spaziergang von Schiller. 46. 47.
Festrede zur hundertjährigen Geburtsfeier Schillers. Von J. G. Fischer. 48.
Schiller der Künstler. Festrede von Carriere. 48.
Die sicilianischen Volkslieder. Von Gregorovius. 49. 50.

Literatur.

Noch ein Blatt in Lethe. Von A. v. Maltitz. 1.
Zeitlosen. Gedichte von Moriz Hartmann. 7.
Thekla. Gedichte in neun Gesängen. Von P. Heyse. 8.
Die Welf — die Waiblinger! Vaterländisches Drama von E. Temperley. 9.
Charaktere der deutschen Literatur. Von Schmidt-Weissenfels. 10.
Tristan und Isolde. Von Richard Wagner. 17—20.
Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Von Lazarus und Steinthal. 24.
Winterblüthen von Just. Kerner. 29.
Gedichte von O. Roquette. 34.
Berangers sämmtliche Werke. Deutsch von L. Seeger. 38.
Natur und Frieden. Von Theobald Kerner. 39.
Neueste Schiller-Literatur. 47.

Korrespondenz.

Berlin. 1. 3. 4. 6. 11. 13. 15. 21. 22. 23. 26. 27. 30. 32. 33. 34. 35. 37. 38. 42. 46. 49.
Wien. 1. 8. 9. 10. 12. 13. 14. 17. 18. 19. 20. 22. 23. 25. 26. 28. 30. 31. 33. 36. 37. 40. 42. 43. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 52.
Paris. 2. 3. 4. 5. 6. 10. 13. 14. 15. 16. 18. 19. 20. 21. 23. 26. 27. 29. 31. 32. 33. 35. 40. 42. 45. 49. 50. 51.
Ostende. 1. 2.
Hamburg. 2. 3. 14. 15. 31. 32. 36. 43. 44. 50.
Aus dem obern Erzgebirg. 3. 4.
Innsbruck. 5.
Neuwerk. 5. 9. 10. 14. 17. 18. 22. 25. 28. 29. 34. 35. 51. 52.
Schweiz. 6. 46.
Von der Oppa und Mora. 6. 7.
Aus Norddeutschland. 7. 8.
Dresden. 8. 45.
Aus der Schweiz. 11. 12. 52.
Genf. 15. 16. 27. 28. 35. 36. 42. 43. 49. 51.
London. 19. 23.
Aus Tirol. 24. 34. 49.
München. 24.
Vom Mittelrhein. 24. 25.
Leipzig. 28. 38. 39.
Halle. 30.
Frankfurt a. M. 32. 38.
Braunschweig. 36.
Aus Holstein. 37.
Aus Thüringen. 39.
Aus dem bayerischen Voigtland. 39.
Gent. 40. 41.
Aus der Pfalz. 41.
Karlsruhe. 44.
Aus dem nördlichen Frankreich. 44.
Aus Schwaben. 48.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 1. 2. Januar 1859.

— Einem Solchen Liebe zu versagen,
Ist eine Wollust für die stumpfe Masse.
Platen.

Alles Vortreffliche beschränkt uns für einen Augenblick, indem wir uns demselben nicht gewachsen fühlen; nur insofern wir es nachher in unsere Cultur aufnehmen, es unsern Geistes- und Gemüthskräften aneignen, wird es uns lieb und werth.
Goethe.

Emerson.

Ein Brief.

Was Sie mir über Emerson sagen, verehrtester Freund, legt mir die Pflicht auf, mich zu vertheidigen. Sie glaubten mir vorläufig alles, Sie lasen dann seine Werke (in der Uebersetzung) und theilen mir mit, Sie hätten das Erwartete nicht gefunden. Darin liegt ein Vorwurf und eine Frage zugleich, und was ich darauf zu antworten habe, muß eine Entschuldigung und eine Erklärung seyn.

Bei einem mir befreundeten Amerikaner fand ich vor Jahren einen Theil der Essays zufällig auf dem Tische liegen. Ich sah hinein, las eine Seite herunter und war erstaunt, eigentlich nichts verstanden zu haben, obgleich ich mir meines Englisch ziemlich bewußt war. Ich fragte nach dem Autor. Er sey der erste Schriftsteller Amerikas und sehr geistreich, aber manchmal etwas verrückt, und er könne sogar öfter seine eigenen Sätze nicht erklären. Aber niemand sey so angesehen als Charakter und Prosaist. — Kurz, dieß Urtheil lautete so wunderbar, ich sah wieder in das Buch: einige Sätze sprangen mir so leuchtend in die Seele, daß ich eine Art Trieb empfand, es einzustecken und zu Hause genauer anzusehen. Ich finde, es ist schon sehr viel, wenn uns heute ein Buch so reizt, daß wir uns ohne Zwang entschließen, hinein zu sehen, heute, wo man aus einer Art Selbsterhaltungstrieb sich gegen Menschen und Bücher auf der äußersten Defensive halten muß, wenn man Zeit und Stimmung und eigene Gedanken bewahren will.

Ich nahm Websters Dictionary und fing an zu lesen. Der Satzbau erschien mir ganz außergewöhnlich. Bald entdeckte ich das Geheimniß. Es waren wirkliche Gedanken, war eine wirkliche Sprache, ein reeller Mensch, den ich vor mir hatte, kein — ich brauche den Gegensatz nicht weiter auszuführen; ich kaufte mir das Buch. Ich habe seitdem nicht aufgehört, in diesen Werken zu lesen, und jedesmal, wo ich sie von neuem vornehme, scheint es mir, als läse ich sie zum erstenmal.

Es ist nicht leicht zu sagen, was uns an einem Schriftsteller anzieht, am schwersten, wo man es mit einem miklebenden zu thun hat. Man sagt meistens: es ist mir sympathisch. Mir ist es am natürlichsten, durch eine Vergleichung mit den Gesetzen des Druckes und der Schwere mein Gefühl darzustellen. Ich nehme an, daß auf der Seele eines jeden ausgewachsenen Menschen die Summe alles Erlebten, seiner Erinnerungen, Hoffnungen, Befürchtungen und der Verhältnisse, die ihn täglich umgeben und zu einer nothwendigen Thätigkeit zwingen, mit einer gewissen Schwere lastet, und

Digitized by Google

daß er sein Glück danach bestimmt, in wie weit es ihm dann und wann gelingt, diesem Drucke zu entrinnen und sich frei zu fühlen. Deßhalb beneidet man ja die Kinder und selbst das liebe Vieh bisweilen.

Das gewöhnlichste Mittel ist die tägliche Arbeit. Man vergißt sich selbst am einfachsten und natürlichsten über ihr. Ich kann deßhalb, ganz nebenbei bemerkt, auch keineswegs der Ansicht mancher Nationalökonomen beistimmen, als sey die angestrengte Arbeit des armen Mannes die Frucht eines Opfers, das er der menschlichen Gesellschaft darbringt und das ihm eine Art von Märtyrerheiligenschein verleiht, der andere Leute ohne Schwielen an den Händen mit heimlicher Scham erfüllen müsse.

Ein anderes Mittel sind betäubende Genüsse. Das edelste aber ist die Betrachtung der Natur und der schönen Künste.

Entweder ergibt man sich diesem Studium ganz oder man läßt es in den Momenten eintreten, wo man, ermüdet von Geschäften, den hungrigen Geist anderweitig befriedigen muß. Man beginnt zu wählen und sich dem zuzuwenden, was anspricht und seinen Zweck erfüllt. Der eine vertieft sich in Goethe, der andere in Shakespeare und Raphael, in Beethoven, in Händel, Plato; andere von geringerer Tiefe ergreifen die Hand niedrigerer Geister, einige suchen mit Begier immer das Neueste auf, was Buchläden, Concerte und Theater bringen; entgegengesetzte Neigung wirft sich auf das Seltene und Unbekannte, und der Geist eines Buches, Kupferstiches, Kunstwerks erscheint darum an Gehalt zu gewinnen, weil sich niemand weiter in seinem Besitze befindet. Einem richtig gebauten Geist kann das aber nicht genügen. Er sieht sich die Erscheinungen unbefangen an zuerst; wo sich etwas an ihn anklettet, hält er still und betrachtet es. So lange es ihn fesselt, so lange verweilt er dabei. Er genießt. Die Frage, ob das, was ihm so den Sinn erfüllt, schön sey, ist die zweite Frage, die erste bleibt immer: hält es ihn wirklich fest, und wie lange? Ganz bescheiden schreitet er dann vom Genusse weiter zur Kenntniß, und voller Zurückhaltung denkt er an den vernichtenden Funken der aus Psyche's voreiliger Lampe absprang.

Man weiß so selten in Wahrheit, wo das eigentlich steckt, was in dem Werke des Geistes uns anzieht, wo das Wort steht, das uns zwingt und dem wir gehorchen. Der eine durchliest Plato wie ein angenehmes Lesebuch, dessen deutsche Uebersetzung ihm genug gewährt, der andere klebt an jedem Worte, jeder Partikel, und Satz für Satz erfüllt ihn mit weithin greifendem Nachdenken. Der eine sagt: Goethes Wahlverwandtschaften haben mich sehr interessirt; der zweite: sie haben mich tief ergriffen; der dritte: das Buch enthält furchtbare Geheimnisse. Jeder hat ein Recht, sich zu wählen, was ihm wohlthut, es zu durchdringen, so weit er kommt, wenn es ihm nur den geforderten Dienst leistet: ihn emporzuheben über den Jammer des Lebens und mit einem freien, kindlichen, hoffnungsreichen Strome zu durchschauern, als wären die Ideale des Lebens allein wirklich und der Gang des täglichen Lebens nur ein bleierner Traum, der auf uns lastet. Am höchsten aber stehen diejenigen Künstler, deren Werke ein noch größeres Wunder vollbringen, die diese traurige Alltäglichkeit selbst mit festen Händen angreifen, und indem sie ihr beängstigendes Gewebe kunstreich aufdröseln, seine innere Schönheit zeigen, die uns nicht durch vorgespiegelte Träume ihm entreißen, sondern es uns ganz in der Nähe zeigen, als schön und als Gottes Schöpfung, uns die verborgene Glorie erblicken lassen, die jede irdische Erscheinung umweht, und uns so nicht um unsern Kummer betrügen, sondern ihn verschwinden lassen als ein Gebilde der bedrückten Phantasie, die uns gefangen hielt.

Raphael und Goethe besitzen diese Kraft im reinsten Maaße. Das, was sie darstellen, überschreitet nicht um eine Linie das Maaß des menschlich Natürlichen. Sie locken uns nirgends in wunderbare unmögliche Gegenden, sie öffnen uns nur die Augen, und mit einemmal erscheint uns das gewohnte Daseyn anders, schön und leuchtend, und jetzt erst in seinem wahren Lichte. Sie stehen im engsten Verhältnisse zur Natur. Sie halten uns kein Glas vor, das vergrößerte, verkleinerte, den Dingen einen künstlichen Rosenschimmer, Sonnenschein oder eine gemachte Düsterheit verliehe; sie zeigen uns die Dinge, wie sie sind, das heißt, nicht wie sie ein verdrossener Blick an einem sonnenlosen Tage theilnahmlos ansieht, sondern wie sie dem unbefangenen Auge erscheinen müssen, während unsere Augen, durch falsche Erziehung mißhandelt und verdorben, aus eigener Gewalt den ursprünglichen Glanz der Natur nicht mehr zu erkennen vermögen.

Sie söhnen mich aus mit dem Leben. Was mich bedrängte, erfreut mich nun, ich flüchte nicht mehr davor, ich fasse es an, und es verwandelt sich in Schönheit unter meinen Händen. Alles, was sie berühren, ist Gold, ist schön, als wiese Gottes Finger darauf hin, und eine geheime Stimme flüsterte: „sieh es nur an, und erkenne es," und ich hätte Kraft, es zu erkennen, so lange sie es mir zeigen.

Dieß Gefühl habe ich auch bei Emerson im reinsten Maaße. „Sieh die Sterne an, wenn du allein seyn willst," beginnt einer seiner Essay's;" die Strahlen, die von diesen himmlischen Welten fließen, werden dich

Digitized by Google

abtrennen von deiner Umgebung. Man möchte denken, die Atmosphäre sey nur deßhalb so durchsichtig, um den Menschen im Anblick der Gestirne die unaufhörliche Gegenwart des göttlich Erhabenen zu gewähren. Aus den Straßen einer Stadt betrachtet, wie groß sind sie! Wenn die Sterne alle tausend Jahre nur einmal sichtbar würden, wie würden die Menschen sie verehren, und durch Generationen hindurch das Andenken an diese eine Nacht bewahren, wo ihnen die Wohnung Gottes gezeigt ward! So aber kommen sie jeden Abend hervor, diese ausgesandten Diener der Schönheit, und leuchten hinunter in die Welt mit ihrem sanft ermahnenden Lächeln." Und so weiter, es ist der Eingang des Essays, welcher Nature überschrieben ist. Ich las es, und wie ich Satz für Satz weiter schritt, ward mir zu Muthe, als sey ich dem einfachsten, wahrsten Menschen begegnet und hörte ihm zu, wie er mit mir spräche.

Ich fragte nicht, ob er geistreich sey, ob er etwas wolle, ob er den oder jenen Hintergedanken mit seinen Sätzen beweisen möchte, — ich las eine Seite nach der andern. Es ist möglich, daß das alles verworren und hart war, mir schien es nicht so, ich folgte den Gedanken Schritt vor Schritt: alles erschien mir alt und bekannt, als hätte ich es tausendmal gedacht oder geahnt, alles neu, als lernte ich es zum erstenmal. Hatte ich das Buch eine Zeitlang nicht in Händen gehabt, so revoltirte mein Unabhängigkeitssinn auf eigene Faust. Ich hielt es nicht für möglich, daß ich mich so gefangen gegeben hätte, ich schien mir getäuscht und betrogen, ich sagte mir: dieser Mensch wird ein Mensch seyn wie alle andern, wird ihre Fehler und zweifelhaften Tugenden haben, wird eitel, schmeichelbar und launisch seyn — und wenn ich dann wieder seine Sätze las, flog die zauberische Fluth über mein Herz von neuem, es erfrischte sich das alte abgearbeitete Getriebe der Welt, als hätte ich niemals so reine Luft gekostet. Ich hörte neulich von einem Amerikaner, der Emersons Vorlesungen beigewohnt, es gäbe nichts Ergreifenderes, als diesen Mann zu hören. Ich glaube das. Es geht nichts über die Stimme eines Menschen, der aus tiefster Seele das ausspricht, was er für wahr hält.

So kenne ich nur seine Schriften. Aber wenn man Jahre lang von einem Buche denselben reinen, ergreifenden Eindruck empfängt, mitten unter so vielem andern, das trotz aller Erfahrung zuerst den Schein des Aechten aufrecht hält, bald aber dennoch als todt abfällt, — dann lernt man daran glauben; hat man außerdem längst gelernt, daß das eigene Gefühl der einzige sichere Maßstab sey, auf den man sich verlassen könne, so weiß man, daß ein solcher Glaube an die Kraft eines Mannes ein Besitz sey, der nicht anzufechten ist; und sieht man, wie immer wieder das Aechte verkannt und das Leere pomphaft geglaubt und gepriesen wird, so stumpft man sich ab gegen das, was andere pro und contra zu Tage fördern.

Nun aber sieht man, wie die Welt sich unaufhörlich nach der wahren handfesten Natur eines Mannes sehnt, dem sie sich hingeben könnte; man fühlt sich glücklich in der Bekanntschaft mit einem Manne, der dem zu entsprechen scheint, und man fängt an, halb aus Freude die Entdeckung gemacht zu haben, halb von dem Drange bewegt, der jedes lebhafte Gefühl begleitet, sich mitzutheilen und als eine Wahrheit öffentlich aufzustellen, was man für eine Wahrheit halten muß.

Ich wandte mich zuerst an solche, die ich genau kannte, von denen ich außer dem wußte, daß ihnen das Englische vertraut sey. Ich brauchte das Buch nur hinzulegen und zu sagen: lies. Der erste Erfolg bestätigte mich in der Räthlichkeit meiner Bestrebung. Ich empfahl auf gut Glück Emersons Werke, und jetzt begann ich böse Erfahrungen zu machen.

Emerson schreibt englisch. Viele können das; sie lesen die geläufigen Schriften, wie sie Tauchnitz Band auf Band in die Welt schickt. Macaulay macht ihnen keine Schwierigkeit, selbst Carlysle ist ihnen verständlich, sie kommen durch die künstliche Unordnung seiner Perioden durch; — Emerson aber, da fängt die Chaussee an sich in einen bedenklichen Sandweg zu verwandeln. Er schreibt und denkt amerikanisch. Er schreibt nicht für Berlin, sondern für die Leute von Massachusets. Er nimmt jedes Wort im dortigen Tagescurs, wie es ihm im Momente paßt; ob es der Rest der Menschheit herausbekommt, ist ihm gleichgültig. Emerson hat es erlebt, dieser seiner Schriften wegen zuerst als ein Ungläubiger, Verrückter, Irrlehrer proscribirt zu werden, er kehrte sich nicht daran; jetzt tritt er auf, umgeben von einer bewunderden, lauschenden Menge — kann ihm da noch daran liegen, was über ihn gesagt wird? gar, was in Europa Leute über ihn reden, die seine Sprache zur Noth verstehen, oder nur dieß und jenes flüchtig in deutscher Uebersetzung lesen?

Ein zweites Hinderniß: Emerson ist ein gebildeter Mann, und wenn er zu seinen Landsleuten und den Engländern spricht, hat er ein gebildetes Publikum vor sich, das heißt Leute, die das praktische Leben kennen und eine handgreifliche Idee von der Vergangenheit und Zukunft ihres Vaterlandes hegen. Bei uns ist da ein wunderlicher Gegensatz. Wir sind äußerst gelehrt, aber für unsere Examinatoren. Wir kennen das Leben sehr genau, aber dasjenige, welches man in verschiedenen Carrièren führt; unser allgemeines Gefühl jedoch erwacht erst und besiegt nur noch in kleinen Vorpostengefechten

Digitized by Google

den ausgebreiteten Partikularismus, dem wir politisch und im Privatleben ergeben sind. Unsere Geschichtsbücher enthalten sehr genau den Inhalt einzelner Fächer der Geschichte, aber ein Gefühl des großen allgemeinen Stromes entbehren sie. Können wir dieß sogar bedeutenderen Naturen vorwerfen, was erst den gewöhnlichen! Ich glaube, nirgends ist so viel partielle Wissenheit mit so viel universeller Unwissenheit zum Gesetz erhoben, als bei uns. Jeder weiß, was er wissen muß, und weiß es, wie er es wissen muß. Die Menschen fahren durch die Wissenschaften durch, wie man in einem Courierzuge jetzt Europa durchschneidet: wir haben die Reise hinter uns, sind da angelangt, wohin wir wollten, haben aber nichts dazu gethan, nichts gehört, nichts gesehen, nur unsere Billets bezahlt, uns einen bequemen Platz bereitet und im Dusel die Zeit hingebracht. Man kann heute von Petersburg nach Madrid fahren, ohne mehr zu thun, als den Geldbeutel auf und zu zu machen. Und doch ist man endlich in Madrid. Man wollte sich ja nicht Deutschland und Frankreich besehen, sondern man wollte in Madrid ankommen, und diese Absicht erreichte man. So wir mit unserem Lernen. Wir haben die Kenntnisse im Kopfe, wir sind solvente Leute und jeden Augenblick bereit, die geforderte Summe an Wissen baar auszuzahlen, so hoch unsere Wechsel lauten, aber die Ehe dieser Gedanken mit dem Geiste, der sie beherbergt, ist eine kühle Convenienzheirath ohne Gemeinschaft und ohne Kinder. Wie scheut man Gespräche, in denen die Kenntnisse als Eigenschaften des Charakters verwerthet werden sollen! Man will nirgends Consequenzen ziehen. Was über den Bereich des Positiven, durch Bücher zu Belegenden hinaus geht, sind bedenkliche Conjekturen. Nur das Unangreifbare wird frech geäußert und die Meinung mit bedenklichem Schweigen übergangen, die kein anderes Fundament hat, als das tiefe Gefühl dessen, der sie aufstellte. Erst wenn sie zu imponiren anfängt, spitzt man die Ohren, und wenn es endlich nothwendig wird, von ihr Notiz zu nehmen, lernt man sie in der Stille auswendig.

Darin liegt die Armuth und der Reichthum unserer Tage. Emerson, der bei Goethe so schön nachgewiesen hat, wie er dazu berufen war, das unendliche zusammenhangslose Wissen seiner Epoche in sich aufzunehmen und zur Ausbildung seiner Persönlichkeit zu verwerthen, wie den bloßen Mist, der auf den Acker gefahren wird, Emerson, der Goethe nicht aus Büchern, die andere über ihn verfertigten, sondern aus den eigenen Werken des größten Deutschen kennen lernte, stellt ihn als einen Mann dar, wie ihn kein anderes Volk besitzt, gleichsam die Blüthe des deutschen Wesens, das in einem Einzigen symbolisch zur Erscheinung kam. Dadurch, daß er ihn als den Schriftsteller par excellence, Shakespeare als den Dichter par excellence hinstellt, gibt er jedem sein Recht und seine historische Bedeutung, der germanischen Race gegenüber, die sie nach zwei Richtungen hin repräsentiren. Was er über beide sagt, ist aus dem Wesen ihrer Charaktere geschöpft, zugleich so präcis und tiefsinnig, daß an manchen Stellen fast die einzelnen Wörter eines Commentars bedürften. Man muß in der großen Welt gelebt haben, um große Charaktere zu begreifen. Emerson steht mit den ersten Männern seines Landes in Verbindung, eines Landes, das eine großartige Politik hat, während wir keine hatten bis auf diesen Tag, wie auch Goethe seiner Zeit mit den ersten Geistern der Nation verkehrte, und alle Männer dieß thaten, die sich harmonisch durch und durch zu der Höhe erhoben, daß ein ganzes Volk ihre Oberhoheit anerkannte. Es bedarf nicht nur des Lichtes, um als Leuchtthurm weit in die Runde zu strahlen, sondern auch des Thurmes, von dessen Spitze es erst sichtbar wird. *

Die Blüthe eines Volkes tritt ein, wenn seine höchsten und niedrigsten Kräfte angespannt und in schaffender Wirksamkeit sind. Jeder hat dann so viel zu thun, daß er sich um den andern kaum bekümmert. Offenherzigkeit herrscht; die großen Fehler und großen Tugenden zeigen sich nackt; niemand ist so unbeschäftigt, um unnütze Künste moralischer Heimlichkeitskrämerei zu üben. Man lese Platos Gastmal, das wie ein reizendes Romancapitel Sokrates, Alcibiades und ihre Freunde beim Gelage darstellt. Da hätten Jupiter und der ganze Olymp mittrinken können. Welch ein funkelnder Geist, und daneben, welche kraftvoll politische, felsenfeste Unterlage! Nicht der gekünstelte Esprit der französischen Glanzperiode, oder die verdeckte Rohheit der Augusteischen Literaturgeschichte (obgleich beide noch heroisch genug waren gegen manche andere), sondern ein ächter Geschmack, Feinheit des Lebens, Muth, Uebermuth, Uepigkeit, Tapferkeit: Ideale von Männern mit all ihren Schwächen und Fehlern, ungezierte, freie, schöne Menschen. Ein Schimmer der wunderbarsten Cultur liegt auf dem Gemälde. Wie Alcibiades betrunken auftritt und auf Sokrates eine Lobrede hält, wie sie dann tief in der Nacht einer nach dem andern besoffen hinfallen und endlich nur Sokrates und wenige andere bis zum Morgen fortkneipen — warum beleidigt uns das nicht, sondern ernsthafte Männer lesen und lesen es Wort für Wort, und niemand verdenkt es dem großen Plato, das geschrieben zu haben? Wenn heute ein Philosoph

* Mirabeau sagt das irgendwo.

Digitized by Google

eine solche Novelle als Form wählen wollte, um aus dem Munde betrunkener Wüstlinge göttliche Worte ausströmen zu lassen, welch ein Geschrei von Berlin bis Basel sich da erheben würde! Es möchte vielleicht auch schlecht genug ausfallen. Warum wagen wir aber selbst kaum den Aristophanes anzuklagen, den Goethe schonend den ungezogenen Liebling der Grazien nennt? — weil die Bildung dieser seit zweitausend Jahren gestorbenen Griechen wie eine unsterbliche Schutzwehr ihren Namen und ihre Werke umgibt und allen Tadel zurückwirft, der anderer Denkweise, andern Sitten, anderer Nationalität entspringen könnte.

Emerson wäre vielleicht im Stande, für sein Land, aber in seinem Sinne, eine solche Novelle zu dichten, wie Plato sie für die Athener schrieb. Seine wenigen Gedichte lassen indessen nicht errathen, ob er poetische Gestalten so hinzustellen vermöchte. Aber man lese, wie er in seinem Essay „über das Auftreten in der Gesellschaft" einen Gentleman beschreibt, ein kräftiges germanisches Gegenstück gegen den Platonischen Alcibiades, den übermüthigen Liebling der Geschichte. Ich kann mir kein vollkommeneres Ideal männlichen Charakters denken, als Emerson hier aufbaut. Es ist ein Genuß, das zu lesen, und manchem eine Beruhigung vielleicht, wie Emerson, der freie, republikanische Amerikaner, der sich vor nichts beugt, als vor dem eigenen Wollen und der Glorie der germanischen Race, die Bedingungen aus einander legt, unter denen eine aristokratische Geselligkeit möglich, nöthig und schön seyn kann; wie er die Freiheit des Auftretens in den glänzendsten Versammlungen als die nothwendige Begleiterin der höchsten Stellung im Leben ansieht. Er spricht nicht von dem, was comme il faut oder fashionable heißt, sondern von dem Wesen eines gebildeten Mannes im historischen Sinne, nicht von der künstlichen Klasse Menschen, die sich durch imaginäre Schranken von den andern abtrennen und besser dünken, sondern von denen, die durch die Ereignisse der Zeit offenkundig an die Spitze der Gesellschaft gestellt werden. Mag sie nun Geburt, Geld, Gewandtheit, Uebermacht des Geistes dahin erhoben haben: sie stehen da, und keiner kann verneinen, daß sie die Aristokraten des Tages sind und ihren Platz in Wahrheit einnehmen.

Von dem Benehmen dieser Männer spricht er, von der Aristokratie, die überall, wo sie auftritt, als Aristokratie erscheint. Und so behandelt er alles, im Bereiche menschlicher Erfahrung liegende; über Liebe, Freundschaft, Politik, Geschichte, Kunst, Dichtung, Klugheit, höheres Bewußtseyn im gewöhnlichen Gange des Lebens, über geistige Gesetze, über den Kreislauf der Dinge — wo er hinblickt, ordnen sich die Verhältnisse vor seinen Augen, und er sagt einfach, was sich seinem Blicke bietet. Er sieht jede Erscheinung im Zusammenhange mit der höchsten Idee, den Dichter, den Propheten, den Weltumwälzer nicht allein als einzige Werkzeuge der Vorsehung, sondern den Kohlenträger, Holzhacker, den Steinklopfer am Wege, den niedrigsten Arbeiter als den Inhaber einer nothwendigen Stelle, und die Größe und der Heroismus kleben nicht an dem Stoffe, sondern an der Art und Weise, wie er gepackt wird, daran, wie jeder das vollbringt, was er von den unzähligen Lebensgeschäften zu dem seinigen auserwählt. Seine Lehre enthält die wahre Lehre von der Zufriedenheit, die heute so ganz abhanden gekommen scheint, und die wir als eine kostbare Mitgift alter Zeiten rühmen. Heute, wo Alles sich aufzulösen scheint, wo sich alle die so lange bestandenen Formen als ungenügend erweisen, in welche ehedem die Lebensläufe der Einzelnen eingegossen wurden, so daß sie eine vorherbestimmte feste Gestalt erhielten, wo die Jüngeren mit verzagter Neugier, die Aelteren mit bedenklicher Unruhe nach dem Kerne umhersuchen, um den sich vielleicht die flüssige Masse wieder ansetzen könnte, nach dem Gesetze, das die neuen Krystalle bildet, gibt Emerson dieses Gesetz. Er zeigt, daß die gewohnten Schranken fallen mußten, weil sie unsere Entwicklung nur beengten, und daß in der scheinbar ungebändigten Willkür das wahre Element gefunden ist, in dem sich die Charaktere der germanischen Race so entfalten werden, daß ihre ganze Kraft zu Tage kommt.

Ich hatte gedacht, man müsse das aus ihm heraus lesen, seine Sätze müssen einschlagen wie die Kugel einer Pistole, die man dicht auf den Fleck hält, den man treffen will.

Die Unkenntniß der Sprache und der Mangel an innerer Freiheit waren jedoch nicht die beiden einzigen Gegner, die ich beobachtete. Es kam noch ein dritter hinzu.

Man erscheint immer im sonderbarsten Lichte, wenn man für etwas Feuer und Flamme ist, ganz allein, das die andern nicht kennen und ohne Bewegung ansehen. Wenn eine große Sängerin ein Publikum zu losbrechendem Beifall hinreißt, da ist jeder recht auf seinem Platze, der wie die andern schreit und in die Hände klatscht. Aber wenn nur Einer da ist, der sie begreift, wenn alle andern kalt und stumm bleiben und er sein noch so gerechtfertigtes Entzücken, das vielleicht vier Abende später jedermann theilen wird, ohne Scheu zur Schau trägt, so macht er sich lächerlich vor den Leuten.

Ich sprach von Emerson wie von einem neu entdeckten Erdtheil. Man hörte es an und ward höchstens

Digitized by Google

ein wenig neugierig auf die Bekanntschaft mit seinen Büchern. Es ist wunderbar, wie ruhig die Welt der Ankunft des wahrhaft Bedeutenden entgegen sieht und es an sich herankommen läßt; es ist als hätte sie ein Vorgefühl, daß es unvertilgbar sey und ihr doch nicht entgehen könne. Man thut nicht einen Schritt entgegen, während wir der leichten Waare, die der augenblickliche Geschmack des Tages allein werthvoll macht, so eilig nachlaufen, als hätten wir wiederum eine Vorahnung, dergleichen müsse rasch und frisch verschlungen werden, weil es sehr bald keinen Genuß mehr biete. Man kann den Leuten alles aufdrängen, sagt Goethe, nur nichts, was eine Consequenz hat. Meine ernsthafte Art, Emerson zu empfehlen, genügte, um Bedenken zu erregen. Leute, die mir später offen eingestanden, daß sie ihn kaum angesehen, raisonnirten über ihn, man reüssirte mir von vornherein, sich mit ihm zu befassen: ich hätte mir von einem mittelmäßigen Manne imponiren lassen; überhaupt, warum ich nur von ihm spräche, der wohl ein geschreibter Autor seyn möchte, aber für den ja gar keine offene Stelle vorhanden sey?

Ich ließ mich nicht irre machen. Ich forderte Männer, bei denen ich eine ruhige Empfänglichkeit für bedeutende praktische Gedanken voraussetzte, zu einer Lektüre Emersons auf. So kam ich auch mit Ihnen in's Gespräch über dieses Thema. Ich gab Ihnen, was an Uebersetzungen vorhanden war, ein geringer Theil der Werke, und Sie statteten mir Bericht ab über den empfangenen Eindruck. „Mir, für meine Person," schreiben Sie mir nun, „wird es, fürchte ich, für alle Zukunft gleichgültig seyn, ob Sie den Emerson übersetzen oder nicht. Ich fühle, er ist ein Dichter, ein dichterischer Redner, aber er ist kein meiner Natur verwandtes Element, er ist ein Amerikaner; deutsch ist er nicht und wird es nicht, auch wenn Sie ihn noch so gut in's Deutsche übertragen wollten. Ich verspreche übrigens, daß ich wiederholte Versuche machen will, ihn zu verdauen, glaube jedoch kaum, daß ich es weit darin bringen werde."

Was soll ich auf eine solche Sprache erwiedern? Es liegt hier keine Feindseligkeit vor, auch in der gelindesten Verdünnung nicht. Jeder hat das Recht, abzuwehren, was ihm nicht behagt. Ich fühle mich nicht berufen, die Welt mit Feuer und Schwert auf Emerson zu bekehren. Das Rechte findet seinen Weg; laß ein verkupfertes Goldstück und eine vergoldete Kupfermünze einige Zeit cursiren, so werden sie allmählig ihre Rollen wechseln, es braucht niemand extra daran zu reiben und zu scheuern. So denke ich jetzt von Emerson. Wenn man ein Bedürfniß der eigenen Natur erfüllt sieht durch die Bekanntschaft mit einem Manne, so braucht er darum andern nicht eben so ersehnt und begehrenswerth zu erscheinen. Aber ich will noch einmal zu sagen versuchen, warum ich so viel Trost in seinen Schriften finde.

Trost drückt das Gefühl wirklich am besten aus. Was fehlt uns? wonach sehnen wir uns? Freiheit verlangen wir. Früher war das Wort Freiheit eine bedenkliche Parole, vor der die Fürsten und die Völker selbst eine heilige Scheu hatten; heute ist es ein ungefährlicher Ausdruck, der das Ideal einer gut proportionirten Staatsverfassung bezeichnet, zu deren Herstellung die Fürsten und die Parteien im Lande alle gleich willig sind. Aber wo liegt diese Mitte zwischen Gesetz und Willkür? Keiner weiß es. Wir empfinden das Provisorische all unserer Zustände, der innern des eigenen Landes wie der äußern um die ganze Weltkugel herum. Parteien möchten sich bilden, aber es sind keine rechten Parteien, es fließt noch alles durcheinander; man spricht sich aus, aber man fühlt, es ist nicht die ganze Wahrheit, die man sagt und die man hört, und man weiß, es sey unmöglich diese volle Wahrheit öffentlich hinzustellen, und sich selbst daneben, als der, der sie vertreten will. Diese Atmosphäre lastet auf dem Lande, und selbst die höchsten Berge ragen nicht hinaus darüber.

Wir streben einem andern Zustande entgegen. Jeder fehnt sich nach festerem Boden unter seinen Füßen, man möchte sich einfacher einander gegenüberstehen und sicherer wissen, was man bei jedem stillschweigend voraussetzen habe. Uniformen und Titel und Abzeichen haben keinen durchgreifenden, geistigen Inhalt mehr, Katholicismus und Protestantismus, so scharf man sie letzter Zeit äußerlich gegeneinander zu stellen bemüht war, sind dennoch im Ganzen keine Gegensätze mehr, die den Menschen von oben bis unten durchdrängen, Adel und Bürgerstand treffen sich friedfertig als Optimaten, wo Geld und Geburt sich ruhig aufwiegen; wir ahnen, daß aus dem gespalteten Daseyn des Tages sich nicht eine der vorhandenen Parteien erheben und die andern besiegen werde, sondern daß die Parteien in einander schmelzen und endlich nichts übrig bleiben müsse, als eine Kirche und eine Herrschaft. Was aber dann? Der Streit wird der seyn, daß diese eine Herrschaft eine germanische sey, der sich Slaven, Romanen, Mongolen, und wie die andern Stämme alle heißen, unterordnen.

Diese einige Kirche und einige Herrschaft unserer Race ist nichts neues. Sie war in Papst und Kaiser repräsentirt. Sie steckt uns im Blute und ist unentbehrlich. Keine Restitution alter Zustände verlangt man, keine neuen Römerzüge, denn die Welt von heute hat gegen die damalige eine ungeheure Erweiterung erfahren, und Italien ist nicht mehr die Mitte der Erde; auch

Digitized by Google

keine Durchführung theoretischer Construktionen ist unsere Arbeit: wir begnügen uns für's erste damit, uns klar zu machen, was eigentlich unser Ziel sey; die Richtung ist gegeben, es wird eine Straße daraus werden. Jeder geht da für sich, und doch alle Einen Weg. Dieß verlangt unsere Eigenthümlichkeit heute: große Massen, aber einsamer Menschen; rastloses Sammeln von Kenntnissen und Gütern, aber alles Wissen und aller Besitz niedriger als der richtige Blick eines Mannes, der einfach die Dinge anschaut rings um sich herum und ihnen Namen gibt, wie ihm gut dünkt. Heute liegt da noch ein Stein auf dem Acker, den keiner aufhebt, als um ihn ärgerlich bei Seite zu werfen; morgen kommt der Mann, betrachtet ihn, sagt: in dir stecken Reichthümer, und nun nennt ihn alle Welt so und gräbt nach ihm. Wir geben keinen Pfennig mehr für Gelehrsamkeit, aber wir sagen, der Mann ist ein Gelehrter; wir fragen nichts nach der Dichtkunst, aber wir sagen, der Mann ist ein Dichter, der ein Arzt, der ein Maler, der ein Staatsmann, mögen sie studirt haben, wo sie wollen, mögen sie ihre Kenntnisse erworben haben, wie sie wollen, vorher Kaufleute, Bauern, Soldaten gewesen seyn, stehen sie nur an ihrem Platze und machen sich geltend. Wir fühlen, das Leben muß jetzt so betrachtet werden; wer *überhaupt* tauglich ist, wird das schon finden, wozu er *besonders* befähigt ist. Das ist die Freiheit. Wir sind noch nicht erzogen für sie, aber wir arbeiten ihr entgegen. Emerson ist der Mann, der auf ihrer Höhe steht.

Wir haben eine Art Schauder vor dem Leben in Amerika. Wir sehen ein ungeheures Haus, das jeder Luftzug in's Wanken bringt; die eingewurzelte Unruhe scheint eine stille naturgemäße Entfaltung des Charakters nicht zu erlauben; dem gemeinsten Bürger stehen die höchsten Ehren des Staates offen; eine Vergangenheit mit Gewohnheiten gibt es nicht; die Gesetze hängen ab vom Willen des Moments; die Sitte ist ohne eine feste Gesellschaft, in der sie gehegt und zur Bedingung gemacht wird. Nur drei Gewalten gibt es: Geld, Thätigkeit und Charakter. Es ist wunderbar, wie diese drei in einander greifen, und wie richtig jede der drei Mächte gestellt ist. Wer Charakter hat, nimmt die erste Stelle ein. Daß dem so sey, lehrt der Augenschein: eine Reihe energischer Leute mit den größten Geistesanlagen stehen überall an der Spitze der Angelegenheiten, wohin sie weder Geld noch rohe Kraft hätten gelangen lassen. Unter ihnen lebt eine Klasse von Bürgern, deren Thätigkeit in größerer oder geringerer Ausdehnung die Höhe bezeichnet, auf der sie stehen. Der Rest, ohne geistige Anlagen, wird nach den Mitteln beurtheilt, die er gerade in Händen hat. Diese Organisation in ihrer Einfachheit bildet eine Basis, auf der das amerikanische Leben unzerstörbar ist.

Auf ihr steht Emerson. Er betrachtet die Welt, wie sie um ihn lebendig ist; was vor ihm geschah und gethan ward, ist nur eine Stufe zu der Höhe, auf die er sich gestellt hat. Die Lebenden haben das Vorrecht vor den Todten. Und wenn die Griechen noch so schön gedichtet, gemeißelt, gedacht, gesiegt, geherrscht haben: sie sind todt und wir leben. Hätte ich nie etwas von ihnen erfahren, ich lebte dennoch, und der Athem des Frühlings entzückte mich, und Liebe und Leidenschaften bewegten meine Seele. Soll ich verstummen vor dem, was gesagt ward, ehe ich geboren wurde? Was kümmert mich, ob ich ein Epigone einer verschwindenden Epoche bin oder der Vorläufer einer kommenden? Schlußstein oder Fundament? Letzter Funken in der todten Asche oder erster Funken erwachender künftiger Gluthen? Ist das Samenkorn der letzte Moment einer schwindenden Pflanze oder der erste einer neu beginnenden? Wozu soll ich meine Seele mit Kenntnissen beladen, die ich nie gebrauchen werde? oder über Dingen mich abarbeiten, deren Nutzen ich nicht einsehe? Viele sitzen da mit ihrer Gelehrsamkeit wie die persischen Sklaven am Ufer und peitschen das Meer mit Ruthen: die Wellen ließen ihre alten Wege und die Arbeit ist umsonst gethan. Stein auf Stein lassen wir uns von Jugend an eine Last von Kenntnissen aufbürden, und wenn wir handeln sollen, müssen wir all das erst wieder los zu werden suchen, nur um ein paar Schritte vorwärts zu kommen. Statt wenige Dinge in der Schule zu lernen, diese aber gründlich, weil *eine* Sache gründlich zu wissen, die Grundlage alles späteren Wissens bildet, lernen wir unzählige Dinge, die uns gewaltsam in die Seele gepfropft werden und mit denen wir einen unfruchtbaren Staat treiben, bis wir in späteren Jahren Gott danken, wenn wir sie vergessen haben.

Es gibt eine Kunst, über dem zu stehen, was man gelernt hat. Kenntnisse sind nur die Leiter zu dem, was sich nicht erlernen und nicht auf erlernte Weise weiter mittheilen läßt. Bei den bedeutendsten Männern fand ich stets diese Freiheit. Sie legten nur ihre eigene Natur als Maßstab an, ihre Bemerkungen klangen, als hätte sie jeder Unstudirte eben so leicht machen können, mit ein wenig Menschenverstand einzig. Statt sich über uns zu stellen, scheinen sie uns über sich zu stellen, und unbemerkt bemänteln sie unsere eigene Unwissenheit; man wird klüger mit ihnen und weiß nicht, wie es kam, das schwierige scheint leichte Arbeit und das Unklare, Verwickelte entwirrt sich unter ihrem Zuthun, als sey es stets so klar gewesen und erst künstlich in Verwirrung gebracht worden.

Digitized by Google

Emerson besitzt diese edle Weise, sich mitzutheilen. Er erfüllt mich mit Muth und Vertrauen. Er hat gelesen, gesehen, geprüft, aber er versteckt die Arbeit. Ich begegnete bei ihm vielen bekannten Thatsachen, doch benützt er sie nicht, um die alten abgenutzten Rechenexempel noch einmal mit ihnen zu construiren, sondern jede steht an einer neuen Stelle und dient zu neuen Combinationen. Von jedem Dinge sieht er die direkte Linie ausgehen, die es mit dem Centrum des Lebens in Verbindung setzt.

Was ich oft kaum zu denken gewagt, weil es mir allzu kühn erschien, brachte er so ruhig vor, als wären es alltägliche Gedanken, die sich von selbst verstehen. Er ist ein perfekter Schwimmer im Elemente des modernen Lebens. Er fürchtet sich nicht vor den Stürmen der Zukunft, weil er die Ruhe ahnt, die auf sie folgen wird; er haßt nicht, er widerspricht nicht, bekämpft nicht, weil sein Verständniß der Menschen und ihrer Fehler zu groß, seine Liebe zu ihnen zu mächtig in ihm ist; ich kann nicht anders, als mit inniger Verehrung seinen Schritten folgen und ihn anstaunen, wie er das Chaos des heutigen Lebens sanft und ohne Leidenschaft in seine verschiedenen Provinzen abtheilt. Hätte ich auch nur einen Satz bei ihm gefunden, den ich ausnehmen müßte bei diesem Urtheil, das über alle seine Schriften gesagt wird, ich würde an allem Uebrigen zu zweifeln beginnen und kein Wort zu äußern wagen; aber lange Bekanntschaft hat mich sicher gemacht, und im Gedanken an diesen Mann fühle ich, daß es vor Zeiten wirklich Lehrer geben konnte, mit denen ihre Schüler jedes Schicksal theilten, weil ihnen alles zweifelhaft und unlebendig erschien ohne den Geist des Mannes, dem sie folgten. Ich will nicht sagen, daß ich eine so blinde Hingebung in mir fühle. Emerson ist ein Amerikaner, die strenge Nationalität seines Volks wird langer Zeit bedürfen, ehe sie der unsrigen gleich kommt; wir stehen höher als die Amerikaner: was ihnen gut thut, kann nicht so unbedingt auch für uns zur Anwendung kommen. Emerson als Charakter erscheint mir bedeutender noch, als wenn ich nur den Schriftsteller in ihm betrachten wollte.

Es ist gewiß kein Unglück, daß in geistigen Dingen, wo der falsche Ruhm so wohlfeil ist, der ächte so schwer zu erwerben bleibt. Da helfen weder Geld noch gute Worte. Ehe man die überwiegende Kraft eines Autors anerkennt, wehrt man sich mit Händen und Füßen und sucht jede Ausflucht. Man kann sich nicht dazu entschließen; bei Todten wohl, bei Lebendigen um keinen Preis. Man will selbst sich nicht geringer dünken als alle andern. Macht ein Schriftsteller auf nicht mehr Anspruch, als auf die Fluth momentaner Anerkennung, die gewährt man rückhaltlos und überströmend, das heißt: man spricht, lobt, bewundert, und diejenigen, deren Urtheil eigentlich das wahre Urtheil ist, das bleibt und haftet, lassen dem Dinge seinen Lauf oder stimmen sogar leichthin mit ein, halten sich jedoch stets die Hinterthüre frei, durch die sie sich mit dem Bewußtseyn zurückziehen: zu entbehren wäre der Mann denn allenfalls doch, warten wir ab, was zurück bleibt, wenn der Lärm ausgetobt hat. Will ihnen aber jemand auch diesen Rückzug versperren, dann werden sie ernsthaft und lehnen sich auf. Man will seine Freiheit so leicht nicht aufgeben. Dort war man ein großer Herr, und das Lob, das man spendete, eine graciöse Wohlthat, hier aber wird man zum Almosenempfänger; der Mann braucht unsern Dank gar nicht, unser Lob verschlägt ihm nichts, wir empfangen und genießen und schämen uns, nichts dafür geben zu können.

Emerson indessen hat uns bis jetzt kaum in diesen Zwiespalt gebracht, auch im entferntesten nicht. Er ist so gut wie unbekannt und erst wenigen nah auf den Leib gerückt. Die Uebersetzung seiner Werke ist eine Arbeit, die sobald nicht gethan werden wird; es hat mir noch nichts so viel Mühe gekostet, als der Versuch, den ich machte, einiges aus seinen Werken wirklich deutsch zu wiederholen. Er schreibt nicht, er scheint zu sprechen; zuerst sieht man keinen Plan, keine Ordnung, und sucht vergebens nach dem inneren Zusammenhange dieser Sätze, die alle so abgerissen und fremd neben einander zu stehen scheinen und doch eine so fest in einander greifende Kette bilden. Bald entdeckt man die tiefe Gesetzmäßigkeit, mit der er diese Gedanken entwickelt, und die strenge Folge in ihnen, wo sie zuerst rechts und links vom geraden Wege ab tief im Felde zu stecken schienen. Es ist nicht die Gesetzmäßigkeit eines Spalierbaumes, bei dem der Gärtner die Aeste commandirt, wo sie wachsen sollen und wo fortbleiben, sondern die einer gesunden Buche, wo der Buchs sich theilt und ausbreitet, regellos scheinbar, endlich aber ist die schönste Baumkuppel fertig und nicht der kleinste Zweig steht falsch und unnöthig an seinem Orte.

Vor einiger Zeit fand ich Emersons Essays in den Händen einer Frau, der ich sie vorher vergebens aufzudringen suchte. Sie hatte tausend Ausflüchte, das Buch zu lesen, sie bewies mir, daß wir in Goethe ja alles das bereits besäßen, und viel mehr noch, als was Emerson meiner Ansicht nach uns gewähren sollte; es sey also gar keine Nothwendigkeit für uns, selbst wenn er wirklich so wäre, wie ich ihn darstellte. Ueberdieß habe sie darin gelesen und ganz alltägliche Sachen gefunden, die sie selber längst gedacht und nur nicht ausgesprochen hätte. Mit Goethe war sie nicht im Unrecht.

Digitized by Google

Dieses Mannes Geist, der tausend Mühlen und Schöpfräder treiben könnte, existirt für die meisten nur in den Fontänen und Wasserfällen, an denen sie gelegentlich ihre Freude haben.

Kurz, Emerson blieb ungelesen. Jetzt fing sie mir plötzlich selbst von ihm an. Er sey doch sehr merkwürdig. Er mache manchmal ganz wunderbar einfache Bemerkungen, durch welche die verwickeltsten Gedanken eine Lösung erhielten. Ich hörte das ruhig an und ließ es dabei bewenden. Nicht lange darauf nahm sie mich ernsthaft in's Gebet, und zu meinem Erstaunen theilte sie mir ihre Bewunderung für den Mann so voll und eindringlich mit, daß ich dasaß, als wäre ich derjenige, der bekehrt werden sollte. Es machte sie ungeduldig, daß ich nicht mit einstimmte, und sie gab mir zu verstehen, daß sie ihn am Ende besser begriffen und tiefer fühlte, als ich selber.

Diese Erfahrung hat sich wiederholt. Mit Vergnügen lasse ich mich bereits hier und da über Emersons Werth belehren. Mit Erstaunen sehe ich, wie er auch Gegner gewinnt, und was die Vorwürfe sind, die ihm gemacht werden. Die alte Erfahrung bestätigt sich, daß man nur selten im Stande ist, einen Charakter als ein Ganzes aufzufassen und aus ihm heraus das Einzelne zu beurtheilen. Sie ergreifen nur die losgerissenen Züge hier und da; wenn sie viel thun, fassen sie einige vereinigt in's Auge; meistens aber nur ganz abgetrennt die Sätze, die sie wie einzelne Fische aus dem großen Netze losmachen, in dem sie unordentlich zu zappeln scheinen, und erst nach ihrer Weise sortiren, um zu wissen, was sie besitzen. Da finden sich denn lauter Widersprüche, Falsches, Halbes, Schillerndes, Gezirtes, seynsollend Geistreiches, längst Abgethanes, unnöthigerweise als wichtig Hingestelltes; überall ist Tadel in reichlichem Maaße anzubringen. Aber trotzdem, ein Gefühl haben sie doch von der reinen Gesinnung dieses Mannes, von der Abwesenheit aller Eitelkeit in seinem Auftreten, von dem Ernste seiner Ueberzeugung und, was immer doch das Größte ist, von der Liebe zum Menschengeschlecht, die seine Worte adelt und fruchtbar macht.

Ich zweifle nicht, daß dieß Gefühl weiter um sich greifen wird, und daß dem Verständnisse des Charakters langsam das Verständniß und Bedürfniß seiner Werke folgen werde.

Berlin, im December 1858.

Herman Grimm.

Wald und Forst.

Scherz in sieben Scenen.

Erste Scene.

Wald- und Felspartie.

Auguste. Wo bin ich nur hingerathen? — Sonderbar, daß man sich in einem Park so verirren kann! Rechts — Dickicht! — Links — Dickicht! — Vorwärts — Schlucht, Gestrüppe, Wasser, Wald! — Rückwärts — ei, ich kann ja nicht einmal mehr rückwärts! Wie konnte ich nur hier herunterkommen — diesen Abhang? Da komme ich nimmer wieder hinauf! Ja, im Spiel ist man eifrig und springt und läuft und sieht nicht, wohin. — Ach! und meine schönen neuen Stiefeln sind zerrissen — ganz verdorben! Und dann bin ich müde, ich muß mich setzen — dazu fehlt's bei den umgestürzten Stämmen wenigstens nicht an Gelegenheit. — Wenn nur auch Etwas zu essen da wäre! Ich habe einen schnöden Hunger trotz des trefflichen Frühstücks im Schlosse; aber die frische Luft und das Herumlaufen im Walde — Nun wäre es denn doch Zeit, daß jemand käme und mir den Weg zeigte nach Hohenberg, denn allein kann ich wirklich nicht weiter. — Horch! — Da lappt's. — Der ist kühn — ein Waldmensch, ein Forstbehüter. — Wie das über die Felsen springt! Ist auch darnach gemustert in seinen langen Kamaschen und dem grünen Kittel. Bequem mag's seyn, aber schön ist's nicht. — Er hat auch eine Flinte — Aber nicht schießen! wenigstens nicht hieher! — So — jetzt wird er mich hören können, er ist nahe genug; ich rufe. — He! Jäger! Förster! — Er wird Johann heiße oder wie. — He! Johann!

Digitized by Google

Zweite Scene.

Jäger. Was steht zu Diensten?

Auguste. Was für ein Bart und Gesicht! Man könnte Angst bekommen. — Nur eine Kleinigkeit, wenn es Ihn in seinen Geschäften nicht zu sehr aufhält. Ich gehöre in das Schloß Hohenberg hier herum und habe mich beim Spielen im Park, beim Verstecken, von meiner Gesellschaft verlaufen. Will Er mir vielleicht den Weg angeben, wie ich wieder in eine der Alleen komme? Dann kann ich mich zurecht finden.

J. Das ist nicht ganz leicht. Der Park und das Schloß sind nicht so nahe, als das gnädige Fräulein zu glauben scheinen.

A. Wie? bin ich denn nicht im Park?

J. Nein, eine gute Strecke davon, und zwar in einem der unwegsamsten Gehege des Forstes, der an den Hohenberger stößt.

A. Der Mann spricht hochdeutsch. Ein gewöhnlicher Waldläufer ist das nicht — irgend einer von einer Herrschaft. — So, so! Das ist widerwärtig! Und der Weg, den ich nehmen muß, Förster, der wird Euch doch wohl bekannt seyn? Wollt Ihr ihn mir zeigen?

J. Schwer zu finden ist er nicht, wenn das gnädige Fräulein erst oben auf dem Abhang sind, von dem Sie, ich weiß nicht wie, herunter gekommen zu seyn scheinen.

A. Ich bin eben nur so herunter gelaufen.

J. Mit Glück und Geschick, sonst — sonst hätten Sie ein Unglück haben können, was die Vorsehung sichtbarlich verhütet hat.

A. Herr Förster — denn Sie sind ja wohl einer von den Aufsehern der Regierung —

J. Mehr oder weniger.

A. Mehr oder weniger?

J. Eigentlich weniger.

A. Wie so?

J. Ich sehe in meinem eigenen Namen auf.

A. Wie das?

J. Der Forst, den Sie mit Ihrer unfreiwilligen Gegenwart beehren, ist mein Eigenthum.

A. Ach! Sie sind also Gutsbesitzer? Entschuldigen Sie, daß ich mich vorhin durch die Entfernung und Ihre der Umgebung entsprechende Jägertracht täuschen ließ, und Sie in einer unpassenden Weise —

J. (lacht) Mit Er und Ihr traktirte?

A. Ja.

J. Jede Anrede aus Ihrem Munde, gnädiges Fräulein, ist ehrend und angenehm, und die Bitte um Entschuldigung —

A. Ueberflüssig? Gut! Sie nehmen mir's nicht übel und bringen mich aus dieser Wildniß.

J. Gern. Nur müßten Sie sich dazu verstehen, inmitten dieser Wildniß an der mehr pittoresken als eleganten Tracht eines ihrer Bewohner keinen Anstoß zu nehmen und sich auf den Arm eines Unbekannten zu stützen, den ich Sie, nach wie vor, ohne Ceremonie zu behandeln bitte. Denn auf die Höhe hier geht man nicht wie in einem Ballsaal, wenn man zur Noth auch so herunterkommen kann, welches letztere mir jedoch immerhin mit mehr Gefahr und Schaden als Annehmlichkeit und Nutzen verbunden scheint. Nur einige Steine will ich Ihnen zu bequemerem Aufsteigen zurecht legen. (ab.)

Dritte Scene.

Auguste. Ein feiner Mann von den besten Manieren, und ganz hübsch trotz seines wilden Aussehens und seiner gewöhnlichen Tracht; etwas ganz anderes als die duftigen Elegants in den Hohenberger Salons, und ich möchte wetten, besser gebildet. Aber wie kann ein Mensch von Bildung so gemustert zwischen Felsen und Bäumen herum laufen? Und er hält sich, als ob ihm das alle Tage vorkäme. Da ist er wieder!

Vierte Scene.

Jäger. So, gnädiges Fräulein, mit Hülfe einiger Naturstufen, die ich Ihnen arrangirt habe, werden wir das Schwerste überwinden. Immer aber würden Sie wohl thun, meinen Arm nicht zu verschmähen.

Auguste. Großen Dank! So! Also gehen wir. Hier hinaus? (nach dem Hintergrund).

J. Ja — gut — wie eine geborene Bergbewohnerin. Jetzt den rechten Fuß voran — so! und einen Griff in's Gebüsch und nachgezogen mit der Hand, die Sie frei haben! — Bravo!

A. Ah! — Herunterlaufen ist leichter als Hinaufsteigen.

J. Schöpfen Sie einen Augenblick Athem! Ich steige hier voran und ziehe Sie an den Händen nach.

A. Hier sind sie!

J. Danke verbindlichst! Auf! — So, da sind wir! (kommen auf der Höhe des Abhangs an).

A. Großen Dank! — Ah! welche herrliche Aussicht!

J. Sind Sie denn nicht hier heruntergekommen?

A. Ja doch, allein mein Geschäfts- oder vielmehr Spieleifer war so groß, daß ich nichts sah als die nächsten Steine vor meinen Füßen. — Da sehe ich nun den Park und Hohenberg. Nochmals meinen verbindlichsten Dank! Ich finde nun meinen Weg.

J. Und sind nicht zu ermüdet, um die gute halbe Stunde sogleich zu machen?

A. Müde? Ja, das bin ich, und ich verschmachte.

Digitized by Google

J. Darf ich Ihnen dann, ohne Indiskretion, eine Theilnahme an meinem portativen Jägerfrühstück anbieten? Wir sind hier dicht an einer belebten Straße, im Angesicht zweier Besitzungen —

A. Und wenn das nicht wäre, so prüde bin ich nicht, und selbst eine Prüde würde ein so rücksichtsvolles Benehmen wie das Ihrige im rechten Lichte zu sehen wissen. — Sehen wir uns.

J. Sie belohnen mich für den geringen Dienst, gnädiges Fräulein, indem Sie meine Einladung annehmen. Freilich ist das Mahl, und was ich Ihnen an Werkzeugen dazu bieten kann, mehr als ländlich — es ist jägermäßig.

A. A la guerre comme à la guerre! Uebrigens waren Sie ja auch nicht auf mich gerichtet, und einen Tropfen Wasser mit einem Endchen Brod schätze ich jetzt mehr als die besten Erträge der Hohenberger Weinhügel und Ihrer Jagd, wenn ich alle diese Herrlichkeiten erst in einer Stunde haben könnte.

J. Von den Erträgen meiner Jagd kommt nichts auf die Hohenberger Tafel.

A. Sie können also Ihr Wildpret anderweitig besser verkaufen?

J. Nein, aber ich verschenke es, so weit es nicht bei mir selbst servirt wird.

A. Ah so! Pardon! Ihre Frau —

J. Ich bin nicht verheirathet.

A. Ich wollte diese Großmuth unserem Geschlechte zu gute schreiben und sehe nun, daß ich sie Ihnen selbst anrechnen muß. — Ja, die Rundsicht ist herrlich hier. Daß ich sie vorhin übersehen konnte! Und die Ruine dort mit dem Neubau daneben hatte ich bis jetzt noch gar nicht bemerkt, wie ich denn überhaupt erst vor einigen Tagen zum erstenmal zum Besuch nach Hohenberg gekommen und in der Gegend noch fast ganz fremd bin. Wie heißt dieser Sitz?

J. Es ist Wildenfels.

A. Wildenfels! — Ich meine, ich habe einen Baron Wildenfels gekannt. Gehört das Schloß einem Besitzer gleichen Namens?

J. Ja, gnädiges Fräulein.

A. Es ist nicht bewohnt?

J. Doch.

A. Und von wem?

J. Von mir.

A. Sie sind also der Verwalter?

J. Ja, gnädiges Fräulein, denn ich verwalte mein ganzes Eigenthum, wie insbesondere meinen Wald, selbst.

A. Herr Baron!

Baron. Gnädiges Fräulein!

A. Sie sind aus zu guter Gesellschaft, um über meine Mißgriffe zu lachen, oder gar sie übel zu deuten.

B. Wie könnte ich das? Der Schein war gegen mich.

A. Und hat getrogen.

B. Ein Compliment für den Jäger. Ich hatte übrigens die Ehre Sie zu kennen und sogleich zu erkennen. Ich besinne mich, wie Sie es nicht thun, Ihnen vorgestellt worden zu seyn und mehrmals mit Ihnen getanzt zu haben, und zwar zur Zeit, da Sie, als ganz junges Mädchen, zuerst in der Gesellschaft unserer Residenz erschienen, und ich selbst noch mir die Zeit auf Bällen und in Soireen vertrieb.

A. Aufrichtig, ich erinnere mich zwar noch Ihres Namens, aber nicht Ihrer Person, oder ich erkenne dieselbe vielleicht nicht wieder. Uebrigens sind das auch schon vier Jahre her, und außerdem ist ein junges Mädchen nicht gehalten, wenn es viel in die Welt geht, ein persönliches Andenken an alle ihre Tänzer zu bewahren. Nun aber, da ich doch einmal im Zuge der Indiskretion bin, wie kommt es, Herr Baron, daß die auf Hohenberg versammelte Gesellschaft einen Mann Ihres Namens und einen so nahen Nachbar nicht täglich in ihrer Mitte sieht?

B. Ein Mann, der die Natur und namentlich den Forst so leidenschaftlich liebt wie ich, kann sich in einem Kreise nicht behagen, für den eine Gegend wie diese und jede Gegend nur eine Art von Dekoration für einen Salon ist.

A. Sie ziehen also die Einsamkeit dem geselligen Leben vor?

B. Ja, wenn das Leben der Thiere und Pflanzen, der Luft und des Bodens, des Wassers und des Lichtes, des Windes und der Wolken, in dessen Bereiche ich mich hier bewege, Einsamkeit, und das Hüpfen, Spielen, Zwitschern, Essen und Trinken, welches die Beschäftigung der Salons ausmacht, Geselligkeit genannt werden kann.

A. Originell, aber wahr! — Doch dächte ich, der Wald sey ein Zeitvertreib neben und nach andern Dingen, aber für einen Mann von Bildung und geistigen Ansprüchen nicht Hauptsache oder — Sache an sich, wie unser Professor drüben zu sagen pflegt.

B. Ah, Sie haben auch einen Professor?

A. Einen ordentlichen Professor, der eine Ferien dazu anwendet, unserer Gesellschaft ohne besonderen Erfolg Collegien zu lesen. Aber er scheint von seinen speciellen Fächern nicht minder ausschließlich befriedigt zu seyn, als Sie, Herr Baron, von dem Ihrigen.

B. Der Forst, gnädiges Fräulein, ist im Stande,

Digitized by Google

ein Menschenleben auszufüllen. Das Lied: „Im Wald und auf der Heide," ist für mich eine volle Wahrheit. Ich sehe, im eigentlichsten Sinn des Worts, die Bäume und höre das Gras wachsen. Ich pflege mein Gethier, wehre den Waldfrevlern und Wilddieben und lache dabei all der eleganten und gelehrten Possen, mit welchen eine Gesellschaft wie die auf Hohenberg — Sie sind jetzt nicht dort, gnädiges Fräulein — ihre Zeit ausfüllt. — Sie lächeln über meine romantische Naivetät und Ueberspannung, allein nachdem ich jenes Leben hinreichend kennen gelernt habe, ziehe ich ihm mein jetziges patriarchalisches und Naturdaseyn bei weitem vor. Welche poetische Wirklichkeit hier, welche nüchterne und trügerische Prosa dort! — Aber ich halte Sie mit meinen Declamationen auf, während unser bescheidenes Frühstück beendet, Ihr Fuß ausgeruht ist und Sie selbst, nach Ihrem Wohnsitz zurück verlangend, mich nur aus Delikatesse anhören.

A. Im Gegentheil, ich höre Sie mit Interesse und Sympathie, denn Sie erschließen meinen Blicken eine eigenthümliche Region, von deren Existenz ich seither kaum etwas geahnt hatte. Mit den Umgebungen, in welchen Sie hier leben, stellt man sich gewöhnlich zwar Biederkeit und Natürlichkeit, aber auch Rohheit und Uncultur untrennbar verbunden vor; Sie aber zeigen mir, daß höhere Bildung und ein feines Gemüthsleben nicht allein darin existiren, sondern auch sich befriedigt finden können.

B. Wirklich? Aber dann stellen Sie sich unter unserem Leben doch ja keine Bergerien à la Watteau vor! Hier ist Alles die derbste Niederländerei, unser Wald ist keine Coulisse und wir selbst sind keine Seladons, sondern wirkliche Jäger und Hirten. Doch daß Sie sich darüber nicht täuschen, dafür habe ich eine Garantie an meinem Jagdkittel hier, an unserem Frühstück.

A. Und dem Er und Ihr! Aber muß denn das Alles so nimrodartig betrieben werden? Gibt es keine richtige Mittelstraße zwischen dem Manschetten- und Sonntagsbauern und dem rauhen Jäger vor dem Herrn?

B. Nein, gnädiges Fräulein. Eines gilt oder das andere. Ein Buch in Goldschnitt mit buntem Deckeldruck und schmachtenden Versleln in der einen und die Büchsflinte in der andern Hand, ein Riechfläschchen in der rechten, eine Wurst in der linken Tasche, den Hirschfänger hüben und die Guitarre drüben — das Alles geht nun einmal nicht. Denken Sie sich, wenn ein so ausgestatteter Schütze die Bonbonnière mit dem Schrotbeutel verwechselte und einer aufsteigenden Kette Rebhühner eine Ladung Dragéen statt Blei nachsendete.

A. Das wäre wenigstens menschenfreundlich — gegen die Rebhühner. — Aber ist denn dieses ausschließliche Waldleben nicht langweilig auf die Dauer?

B. Mein Gott, nein. Sehr kurzweilig ist es, denn die Zeit ist immer zu kurz. Sie ahnen nicht, was es da Alles zu thun gibt, und zwar zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, zu jeder Jahreszeit, in allen möglichen Dingen. Heute bin ich Jäger und Fischer, morgen Holzhändler, übermorgen Pflanzer und gestern pfuschte ich meinen Köhlern in's Handwerk. Ich komme mit allen Arten von Menschen, jedes Standes, jedes Alters, arm und reich, in Berührung, vom faulsten Tagdieb und Waldläufer bis zum fleißigsten Holzsetzer und Messer, mit Spitzbuben und Gaunern wie mit den bravsten Leuten, mit allen Gerichten und Verwaltungen, mit Wildfremden wie mit Einheimischen, und außerdem mit allem Gethier und Gevögel, mit allen Bäumen, Pflanzen und Blumen. Dabei ist man dann ein wenig Botaniker —

A. Das gibt auch zu Haus zu thun, wenn es schlechtes Wetter ist.

B. Ja wohl. Dann wird eingelegt und gepreßt, bestimmt und sortirt. Allein außerdem gibt es noch genug zu thun, um etwaige müssige Regentage zu Hause auszufüllen, obwohl wir im Grunde keine zärtlichen Rücksichten auf schlechtes Wetter kennen. Denn da ist zum Beispiel das Jagdgeräth im Stande zu halten, worauf man, wenn auch nicht gleich die Hand, so doch immer ein Auge haben muß. Dann sind Geweihe aufzustutzen und aufzuhängen, und besondere Bälge werden ausgestopft.

A. Alle Tausend! Und die guten Bissen, die in den Bälgen sind, müssen gebraten und —

B. Und verspeist werden. Doch davon geht das meiste hinaus und wird verschenkt, denn wer mag das alles selbst essen? Toujours perdrix — Sie kennen das Sprüchwort.

A. Also die Wohlthätigkeit gehört mit in den Bereich Ihrer naturwüchsigen Tugenden; das ist nicht mehr als billig. Und einen Rehbraten erhält nicht jedermann zum Almosen. Da ist also eine Originalität über die andere! — Und machen Sie nie Reisen, Herr Baron?

B. In meiner frivolen Jugend träumte und sprach ich, wie alle Welt, von Italien, selbst ein wenig von Griechenland, Egypten, Kleinasien, und kam auch wirklich bis in die Schweiz und an ihre sämmtlichen Seen. Jetzt gehe ich jedes Jahr auf den Forstcongreß, und das genügt mir; denn die Bewegung und Erregung, welche unsere jugendlichen Greise auf weiten Weltfahrten auf Eisenbahn und Dampfschiff vergeblich

Digitized by Google

suchen, die finde ich hinreichend durch mein vielbeschäftigtes Leben in meinem Hause und dessen Umgebung.

A. Sie sind ein satirischer Philosoph im Jagdkleide, Herr Baron.

B. Mitunter und leider mehr Philosoph, als ich es seyn möchte, gnädiges Fräulein. Trotzdem aber komme ich mir zuweilen sehr einsam vor.

A. Wie? Sie hätten keine Jagdfreunde? Das ist ja doch ein ständiger Ausdruck in unserer Sprache. Wären Sie so ein absoluter Menschenhasser?

B. Nichts weniger als das; und Jagdfreunde nebst allen Arten von Jagdgeschichten die Hülle und Fülle. Was mir fehlt und immer fehlen wird, ist eine Freundin, denn Ihr Geschlecht, wenigstens in den höheren Ständen, die hier allein in Betracht kommen können, verabscheut den positiven und ungeschminkten Wald-, Land- und Naturmenschen. Ja, eine elegante Jägertracht, ein Vogelstlinchen an gesticktem Bandelier über der Schulter, ein buntes Federchen an einem kokett aufgestülpten grünen Filzhütchen, ein gewichster Schnurrbart, und das alles in ein eben so fashionables als unzweckmäßiges Jagdwägelchen gepackt, das läßt sich ansehen. Dagegen eine so solide Wirklichkeit wie die meinige, die ist verabscheuungswürdig, ordinär, nicht wohlriechend genug. Was weiß ich? (Geräusch hinter der Scene.) Holla! Was ist das? (Springt auf und greift nach der Flinte.)

A. Mein Gott, was gibt es? Ein wildes Thier?

B. Gibt's hier nicht mehr, leider! — Pardon! (Geht ein.) Da ist Etwas vor in meinem Forst! Entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich bin sogleich wieder hier, um Sie sicher nach Hause zu bringen.

Fünfte Scene.

Auguste. Mein Gott, was geht denn da vor? Der Mann ist ja in voller Leidenschaft! Fort ist er, wie der Wind — man sieht schon gar nichts mehr von ihm. — Und ich soll hier auf ihn warten? Meinetwegen, ich habe nichts zu versäumen. — Ich bin ganz verwirrt — das ist gar kein gewöhnlicher Mensch, den mir der Zufall da in meinen Weg gespielt hat. Welch rauhe Schale und welch edler Kern! Und welcher Verlust für die Gesellschaft, wenn er in dieser starren Abgeschlossenheit verbleibt! Aber er ist eine Welt für sich, im Kleinen. — Wie fallen gegen eine so kräftige Kernfigur aus Einem Stück unsere hölzernen Salonmenschen ab, diese lispelnden Marionetten, diese matten Eintagsfliegen, diese fleischgewordenen Phrasen! Und wie fein hat er sich gegenüber meinen Mißverständnissen und in den verschiedenen Metamorphosen und Enthüllungen seiner baronlichen Persönlichkeit benommen! Ohne alle fade Prätension, ohne galante Schmeicheleien, ohne Versuche zu Handküssen. Wenn ich mich jetzt recht besinne, war er auch ein ganz angenehmer Tänzer, keiner von den gewöhnlichen. — Aber ist es nicht nur der Reiz seiner Originalität, der ihn so interessant erscheinen läßt? Könnte wohl eine Dame von Stand und Bildung — an mich selbst denke ich dabei gar nicht — einem solchen Manne ihre Hand reichen? Ist er nicht vielleicht einseitig, langweilig, rauh, roh, grob, unwissend in Allem, was über seine Bäume geht? Hölzern aber ist er mit all seinem Holz keinenfalls. — Wo ist er nur hin? Ich habe doch keine Lust, ihm zu lieb eine halbe Stunde hier zu sitzen, und kann auch nicht schon nach der ersten Minute davon laufen, ohne ihm Lebewohl und Dank gesagt zu haben. Denn sehr gefällig war er mir doch für einen Mann seines Schlags, für ein Original, wie er ist. — Aber er — er wäre am Ende im Stande, mir einen Antrag aus dem Stegreif zu machen. Er sah mir vorhin gerade so aus. Was könnte ihn abhalten? Nein doch! Was für närrische Gedanken mache ich mir da! — Soll ich gehen oder bleiben? Das eine ist unhöflich, das andere — vielleicht — unklug. Ich fange auch an mich hier zu langweilen. Wenn ich ein wenig hier zwischen den Felsen herumstiege, um die Gegend zu betrachten? — Es sieht dann auch nicht so aus, als ob ich gerade auf ihn gewartet hätte. (Ab.)

Sechste Scene.

Baron. Wo ist sie denn? — Fortgegangen? Wie Schade! und — wie unartig! Man lootst sie mit Lebensgefahr aus der Schlucht herauf, zeigt ihr den verlorenen Weg, gibt ihr zu essen und zu trinken, und kaum kann sie wieder auf den Beinen stehen und hat die Witterung nach Hause, so ist sie auch schon auf und davon, ohne bedanke mich zu sagen! Rechte Salonmanieren! — Aber vielleicht läuft sie auch nur in ihrer unternehmenden Weise ein wenig hier zwischen den Steinen herum und kommt bald wieder zum Vorschein. Wenigstens hat sie ein Stück ihrer Toilette liegen lassen. Vielleicht ist das aber auch nur Koketterie, und sie meint, ich nehme das Schleifchen mit und trage es auf dem Busen nebst Hochgefühlen im Wald herum. — Nehmen will ich's doch jedenfalls, denn sie ist eine charmante Person von bester Familie, und wenn ich wüßte, daß sie haushälterisch wäre, sollte es mir auf einen Heirathsantrag und die Gefahr eines Korbs, so wie im besseren Fall selbst auf einige Concessionen in Ermäßigung meines Waidmannsgeschmacks nicht ankommen.

(Auguste erscheint im Hintergrund.)

Denn sie versteht meine Interessen und scheint weniger als die übrigen auf die gewöhnlichen Weiberthorheiten,

Digitized by Google

auf Putz und Ostentation versessen zu seyn. Sie könnte mit auf die Jagd gehen — das wäre für die Romantik. Sie könnte auf den Hühnerhof achten, — das wäre für die Häuslichkeit. Sie könnte mir an Schreibereien abnehmen, was mir in meiner Verwaltung zuviel ist, wenn sie Lust an der Feder hat. Sie dürfte sogar einen Salon in der alten Jägerei Wildenfels stiften, vorausgesetzt, daß sie es gar nicht anders aushalten könnte. Denn einen Theil ihrer Launen muß man ihnen wohl lassen, wenn man nicht das ganze Jahr den wilden Jäger selbst im Haus haben will, was doch auch mir zu weit ginge. — Aber was fable ich mir denn da vor! Erst muß sie mich wollen, oder vielmehr, erst muß ich sie fragen, ob sie mich will; denn sie wird sich mir schwerlich ganz von selbst an den Kopf werfen. — —. Und wo? wann? wie? Wenn sie überhaupt wiederkommt, dann alsbald! Ja! bis auf Schloß Hohenberg fühle ich keinen Beruf ihr nachzuspüren. — Aber so ganz aus dem Stegreif? — Ja, aus dem Stegreif! Ein wenig kennt man sich ja schon, und dann — muß ein Jäger mit dem Wild, das er erlegen will, erst lange Bekanntschaft machen? Ist es nur im Schuß, dann drauf! und im Schuß ist sie! Also Muth! — Still! Da ist sie!

Siebente Scene.

Auguste (mit Geräusch vorwärts). Ich habe ein wenig promenirt.

Baron. Die Zeit ist Ihnen lang geworden, gnädiges Fräulein. Ich hatte schon gefürchtet, Sie hätten den Weg nach Hause angetreten.

A. Ohne Ihnen Lebewohl und Dank gesagt zu haben? Aber ausgeruht und erfrischt, wie ich war, duldete mich mein Temperament nicht mehr am Platze. Ich mußte mich ein wenig umsehen.

B. Und mein Geschäft ist länger geworden, als ich dachte. Man kommt aus Einem in das Andere. Da sind vor Allem die verwünschten Holzleser, welche uns das ganze Jahr zu schaffen machen.

A. Wie? die Holzleser?

B. Ja, da schleppen sie die dürren Reiser weg, die den Holzstand düngen und die Wurzel schützen sollen, reißen auch Grünes mit ab, zertreten die Schößlinge, verscheuchen das Wild — kurz, man hat immerfort an ihnen zu jagen.

A. Sie vertreiben aber doch nicht die armen Leute, die sich für ihren Hausbedarf Holz aus Ihrem Walde holen?

B. Ei gewiß! Das sind ja gerade die Holzleser, von denen ich rede.

A. Wie? Sie verschenken die Erträge Ihrer Jagd und — und geizen mit den Abfällen Ihrer Bäume?

B. Ich verschenke mein Eigenthum, wie ich will, aber ich lasse es mir nicht nehmen. Ueberhaupt stimmt das Holzlesen in keiner Weise mit den Grundsätzen der Forstwissenschaft, und man sollte nicht ruhen, bis dieser Mißbrauch, wo er überhaupt noch existirt, ganz unterdrückt wäre.

A. Aber der Wald ist doch, wie jede Gabe Gottes und der Natur, ein gemeinschaftliches Gut für alle Menschen.

B. Der Urwald — ja — vielleicht. Allein für einen Forst wie diesen gibt es keine Gemeinschaftlichkeit. Gnädiges Fräulein, wo der Forst anfängt, hört der Wald auf.

A. Ah! Und so haben Sie die armen Leute, die auf Ihrem Gebiet Holz lasen, verjagt?

B. Nicht allein verjagt, sondern auch, wie es sich gebührt, den Händen der Gerechtigkeit zugewiesen.

A. Allmächtiger Gott! Sie sind gefangen, weil es ihnen an einigen Reisern fehlte, um ihre Suppe zu kochen!

B. Gefangen nicht, nein, nur zu einer Geldbuße, und wenn sie diese, wie wahrscheinlich ist, nicht erlegen können, zu einer Arbeitsstrafe notirt. Gefängniß kommt nur bei eigentlichen Holzdiebstählen und dann gegen Wildfrevler vor.

A. Nach dem Gesetz. Aber Sie, Wald- und Naturmensch — verzeihen Sie den Ausdruck, Herr Baron — Sie verfolgen doch die poetische Institution der Wildschützen nicht?

B. Doch, gnädiges Fräulein, und zwar niemand mit mehr Eifer als ich. Was sollte sonst aus dem Wildstand und dem ganzen Forste werden?

A. Und ich habe mir nebst den Köhlern in den Wilddieben immer die schönste und interessanteste Seite des Waldlebens gedacht. Wenn ich Mann wäre, sagte ich mir, möchte ich lieber Diogenes als Alexander, und lieber Knapper als Förster seyn. Es liegt etwas darin, was an Karl Moor und seine böhmischen Wälder erinnert.

B. Möglich, allein es wäre noch böhmischer, wenn wir Schillers Dichtungen in die Wirklichkeit unserer Bestände und Gehege übersetzen und darüber Alles zu Grunde gehen lassen wollten. Wo der Forst anfängt, hört die Poesie auf, wenigstens die dramatische. Spitzbuben und Zigeunern sind wir unversöhnliche Feinde.

A. Auch den Zigeunern! Aber diese letzten hochpoetischen Reste eines im Elend verkommenden Geschlechts —

B. Stellen den jungen Hasen Fallen und Schlingen und leeren die Nester aus, wenn sie nicht noch

Digitized by Google

Schlimmeres aus Muthwillen, Bosheit oder Habſucht an den jungen Baumzüchtereien verüben. Ich habe eben auf einen dieſer Galgenvögel geſchoſſen.

A. Geſchoſſen! Wie! — Und am Ende gar getroffen? Nein — nur blind geſchoſſen, um zu erſchrecken? Gott! die armen, armen Leute!

B. Blind? Nein, ich verpuffe mein Pulver nicht ſo unnütz in die Luft. Aber getroffen, leider, ſchwerlich, denn der Schuß war weit und unſicher.

A. Aber in des Himmels Namen, ſchießt man denn ſo ohne weiteres auf die Menſchen?

B. Ohne weiteres, nein. Nur in zwei Fällen wird geſchoſſen, nämlich wenn ſie gefährlichen Widerſtand leiſten, oder wenn ſie davon laufen, und in letzterem Fall, wie zum Beiſpiel dießmal, nur mit Schrot und nach den Beinen.

A. In die Beine! Und wenn der Geſchoſſene lahm davon wird —

B. Vergeht ihm das Laufen.

A. (entrüſtet). Das Laufen! Vielleicht auch der Athem und Alles!

B. Möglich, ja. Was wäre dabei verloren? Verſchwenden Sie doch Ihre Gedanken und Ihr Mitleid nicht an ſolche Galgenvögel, gnädiges Fräulein. Erlauben Sie mir lieber, ein ernſtes, und zwar ſchnell, aber wohlerwogenes Wort zu Ihnen zu ſprechen, das mich wie Sie angeht. Ich habe bei Ihnen Empfindungen wahrgenommen, wie ſie bei einer Dame Ihres Standes ſelten ſind, ein Verſtändniß der Eigenthümlichkeiten meines Lebens, eine Sympathie dafür —

A. Nicht weiter, Herr Baron! Ich habe genug gehört!

B. Sie wenden ſich ab?

A. Um ein Lächeln zu verbergen.

B. Ah!

A. Ein Lächeln über Ihre Jägerkühnheit, die ſogleich auf das Wild anlegt, ſobald es im Schuſſe iſt, ſtatt erſt Bekanntſchaft mit ihm zu machen und ihm lange nachzupirſchen.

B. Sie — Sie haben mich belauſcht!

A. Ich habe unwillkürlich einen Theil Ihres Selbſtgeſprächs vernommen, Herr Baron. Doch das thut nichts zur Sache; denn die dort geſtellten Ausſichten auf Jagd, Hühnerhof, Schreiberei, Salons und anderweitige Befriedigungen meiner Launen ſind zwar reizend, könnten mich aber doch nicht beſtimmen, mich Ihnen ohne weiteres an den Kopf zu werfen. Freilich läugne ich nicht, eine Sympathie für die eigenthümliche und poetiſche Seite Ihres Lebens, in welches Sie mich vorhin einen Einblick thun ließen, empfunden und gezeigt zu haben, allein von der andern, weniger ſchönen Partie deſſelben, die ich ſo eben kennen gelernt, kann ich nicht das Gleiche ſagen. Vielmehr läßt mich dieſe wiſſenſchaftliche, techniſche und juriſtiſche Seite Ihres Waldes oder vielmehr Forſtes, wie Sie es nennen, für Sie wünſchen, daß der von Ihnen abgelegte und verachtete Culturmenſch gegen den Nimrod in Ihnen alsbald und wohlthätig reagiren möge.

B. Aber, gnädiges Fräulein, wenn Sie wüßten, aus wie viel tauſend unwiderleglichen Gründen ein für die menſchliche Geſellſchaft und ihre Civiliſation ſo nothwendiges Inſtitut wie ein Forſt nicht beſtehen kann, ohne dieſe Organiſation.

A. Ich glaube das alles auf Ihre Autorität als Mitglied der Forſtcongreſſe, wie als Ehrenmann. Ich ſage nur, daß ſich meine Sympathie durch dieſe traurigen Nothwendigkeiten modificirt und erkenne mit Bedauern Ihren Grundſatz an: wo der Forſt anfängt, hört der Wald auf und hat die Poeſie ein Ende. Denn mein Standpunkt iſt hier der entgegengeſetzte, und ich ſage: wo der Wald anfängt, hört der Forſt auf, wo die Poeſie beginnt, hat Ihre Wiſſenſchaft ein Ende. In dieſer Alternative müſſen Sie Ihren Gehegen, ich muß dem Urwald den Vorzug geben. Seyen Sie fernerhin von Ihrem Forſt ſo befriedigt als ſeither, Herr Baron, und laſſen Sie mich in meine Salonregionen zurückkehren, um hie und da von einem in der modernen Geſellſchaft unmöglichen Wald und ſeinen noch mehr unmöglichen Bewohnern zu träumen. Wir haben uns eine Viertelſtunde mißverſtanden — darum keine Feindſchaft! Seyen Sie meiner Diſkretion eben ſo gewiß, als ich die Ihrige erwarte. Meinen Dank für Alles und — Lebewohl!

B. Unwiderruflich?

A. Im Forſt — ja.

B. Und im Salon?

A. Werden Sie aller Welt eben ſo willkommen ſeyn als mir, und wenn man Sie dort erwarten darf —

B. Würden Sie, ſtatt Lebewohl, auf Wiederſehen ſagen?

A. Ja.

B. Gnädiges Fräulein, auf Wiederſehen!

A. Auf Wiederſehen!

A. B.

Digitized by Google

Der Dienſt der Veſta.

Penaten hießen die Römer bekanntlich die Gottheiten, die über dem Frieden und Gedeihen des Hauſes walteten. Ihr Heiligthum war der Herd, da ſtanden ihre Bilder, da nährten ihnen die Jungfrauen des Hauſes die reine Flamme. Wie den deutſchen Hausgeiſtern ward ihnen von dem Mahl der Familie etwas bei Seite geſetzt. In ihrem beſonderen Schutz ſtand die Vorrathskammer (penus), von welcher ſie auch den Namen führten. Sie bewahrten den Segen der Ernte und der Heerden, der hier aufgeſpeichert war, und von dem die Familie den langen Winter hindurch leben ſollte, vor Schaden und Verderb. Im Januar verſammelten ſich die Angehörigen des Hauſes um den Herd und feierten das Feſt der Penaten. Nach altem frommem Brauch ſollte der heilige Vorrathsraum nur von reinen Knaben oder Jungfrauen betreten werden. Gemeinſam mit den Penaten wurde Veſta, die Göttin des Herdfeuers, verehrt. Ihr Dienſt war ausſchließlich den Jungfrauen des Hauſes anvertraut.

Der Gottesdienſt des römiſchen Staates iſt aus dem Familiengottesdienſt hervorgegangen. Auch der römiſche Staat hatte ſeine Penaten und den ihnen geweihten heiligen Raum im Tempelbezirk der Veſta, der nur von Reinen und Eingeweihten betreten werden durfte. Hier befanden ſich die geheimnißvollen Pfänder, an die nach allgemeinem Glauben das Beſtehen und die Wohlfahrt der römiſchen Herrſchaft geknüpft war; niemand hatte ſie geſehen, als die Veſtalinnen und die Pontifices. Daher waren über ſie die mannigfaltigſten Vorſtellungen verbreitet. Selbſt ihre Exiſtenz wurde in Frage geſtellt. Manche erzählten, zwei Fäſſer ſtänden neben einander, das eine leer, nur zur Täuſchung der Neugierigen, das andere enthielte die Heiligthümer. Am verbreitetſten war der Glaube, daß ſich darunter das alte Pallasbild befinde, das ſchon in Troja verehrt worden ſey, obgleich man daſſelbe Palladium in Ilium, in Argos und in mehreren Städten Italiens zu beſitzen glaubte. Auch die heiligen Schilde, deren einer der Sage nach unter König Numa vom Himmel gefallen war, worauf dieſer noch eilf andere ganz gleiche dazu verfertigen ließ, um den ächten vor Entwendung zu ſichern, wurden zu dieſen Palladien der römiſchen Herrſchaft gerechnet; denn bei drohender Gefahr bewegten ſie ſich von ſelbſt und ihren Warnungen dankte der Staat dann ſeine Rettung. Außerdem wurden von manchen mehrere Reliquien zu dieſen verhängnißvollen Heiligthümern gezählt, wie ſie in allen Tempeln des griechiſchen und römiſchen Alterthums aufbewahrt zu werden pflegten, namentlich ein thönernes Viergeſpann aus Veji, die Aſche Oreſts, der Scepter des Priamus, des Beherrſchers von Roms Mutterſtadt, der Schleier ſeiner Tochter Ilione.

Auch über das Weſen und die Namen der Penaten des römiſchen Staats war man in Ungewißheit; ſie wurden auch die großen Götter genannt, manche dachten ſich darunter die Gottheiten des Himmels und der Erde, die Urquellen aller geſchaffenen Dinge, die dem geſammten Menſchengeſchlecht denſelben Segen verleihen, den die Penaten des einzelnen Hauſes im kleinen und beſchränkten Kreiſe gewähren. Die Verehrung der Staatspenaten war der der häuslichen vollkommen analog. Die Stelle des Familienoberhauptes vertrat das Haupt der Prieſterſchaft, der Pontifex Maximus, die Stelle der Töchter des Hauſes, die mit reinen Händen in dem heiligen Vorrathsraum ſchalten, die Veſtaliſchen Jungfrauen. Die einfachſten Nahrungsmittel, von ihnen bereitet, wurden als Symbole der Nahrung überhaupt in dem heiligen Raume der Staatspenaten für Opfer aufbewahrt: Salzlake aus grobem geſtampftem Salz, nach einer beſondern Vorſchrift bereitet, und Mehl von gedörrtem und geſchrotenem Spelt; dieſes die älteſte Getreideart, die in Italien gebaut worden war, jenes die einfachſte Würze aller Speiſen. Auch das eingeſalzene Fleiſch der Sau, die Aeneas als erſtes Opfer den Penaten dargebracht hatte, wurde hier aufbewahrt.

Wie im Familiengottesdienſt war auch im Staatscultus die Verehrung der Penaten aufs engſte mit der der Herdgöttin Veſta verknüpft; ſie wurde als ihre Gefährtin, oder als eine von ihnen angerufen. Den Dienſt an dem heiligen Herde des Staats beſorgten jungfräuliche Prieſterinnen, die Veſtalinnen, wie am häuslichen Herde die jungfräulichen Töchter. Ihre Einſetzung und Weihung zu dieſem heiligen Amte erfolgte durch den Pontifex Maximus, der ihnen gegenüber die Stellung des Familienvaters einnahm und väterliche Gewalt ausübte. Kraft dieſer Gewalt ſtrafte er ſie für Vergehen und Nachläſſigkeiten, und erkannte ſelbſt die Todesſtrafe über ſie. In dieſem letzteren Fall wurde zwar das Collegium der Pontifices zur Berathung zugezogen, ſo wie der Hausherr einen Familienrath zu berufen pflegte, wenn er kraft ſeiner väterlichen Gewalt ein Mitglied der Familie zum Tode verurtheilen wollte. Aber entſcheidend waren die Stimmen des Collegiums

Digitized by Google

nicht und der Oberpriester für sein Urtheil allein verantwortlich.

Sechs Vestalinnen haben bis in die späteste Zeit des römischen Staats den Dienst der Vesta versehen; erst kurz bevor er aufgehoben wurde, waren ihrer sieben. Der Oberpriester schlug zwanzig Jungfrauen vor, die dann in einer Zusammenkunft um den Eintritt in das Amt loosten; übrigens konnten auch Eltern ihre Töchter freiwillig anbieten. Diejenigen, die das Loos getroffen, faßte der Oberpriester bei der Hand und sprach dabei die Formel aus: „Ich fasse dich, Amata (d. i. Geliebte), als Priesterin der Vesta, welche die Opfer vollbringen soll, die einer Vestapriesterin für das römische Volk der Quiriten zu vollbringen zustehen.“ Die Anrede Amata in dieser Formel wurde dadurch erklärt, daß die erste Vestalin diesen Namen geführt habe. Die Erwählte wurde nun für ihr heiliges Amt geweiht, in den Tempelbezirk der Göttin geführt, der sie dienen sollte, und hier ihr Haar abgeschoren und an einen Lotus aufgehängt; doch sollte sie nicht für immer dieser Zierde beraubt werden, es war nur ein einmaliges Opfer an die Göttin, später durften sich die Vestalinnen das Haar wieder wachsen lassen.

Die zu dem heiligen Dienste geeigneten Mädchen durften nicht unter sechs, nicht über zehn Jahre alt seyn. Mit dem zurückgelegten zwölften Jahr wurde die Jungfrau schon als reif zur Ehe betrachtet, und die Grenze des höchsten zulässigen Alters sollte offenbar um ein merkliches dieseßte dieser Epoche seyn, während das niedrigste zulässige Alter ohne Zweifel durch die Rücksicht auf die Fähigkeit der Kinder bestimmt war, den Dienst zu erlernen. Wie bei allen Kindern, die zu heiligen Handlungen verwendet wurden, war auch bei den Vestalinnen ein unerläßliches Erforderniß, daß ihre beiden Eltern noch am Leben waren; einer verwaisten oder halbverwaisten hatten sich ja die Götter bereits so wenig gnädig gezeigt, daß sie ihnen nicht als wohlgefällige Dienerin zugeführt werden konnte.

Das Erforderniß einer edeln Geburt wurde allmählig immer weniger streng beobachtet. In der älteren Zeit der römischen Republik, wo alle Priesterthümer nur von Patriciern bekleidet werden konnten, mußten natürlich auch die Vestalinnen Töchter patricischer Familien seyn. Später erhielten auch die plebejischen Geschlechter Zutritt zu diesem wie zu allen übrigen Priesterthümern, und man forderte nun nur, daß keiner von beiden Eltern Sklaven gewesen oder schmutzige Geschäfte (als Kuppelei u. dergl.) betrieben hätten. Auguste endlich sah sich durch die Abneigung der edeln Familien, ihre Töchter dem Dienst der Vesta zu weihen, genöthigt, auch Töchter von Freigelassenen für dazu geeignet zu erklären. Töchter von römischen Bürgern, die in Italien nicht ansässig waren, konnten nicht gewählt werden. Die gewählten durften ferner keine körperlichen Fehler haben, z. B. weder stottern noch taub seyn. Ein unheilbares Uebel, das sie während ihrer Dienstzeit ergriff, machte sie ohne Zweifel fortan dazu untauglich.

Der Dienst war nicht lebenslänglich, sondern dauerte nur dreißig Jahre. Nach dieser Zeit konnten die Vestalinnen durch eine feierliche Ceremonie ihrer Pflicht entbunden werden und in das Privatleben treten, ja sie durften sogar heirathen (sie waren dann 36—40 Jahre alt). Gewöhnlich aber blieben sie bis an ihr Lebensende jungfräuliche Priesterinnen der jungfräulichen Göttin; auch glaubte man, daß sie kein Glück in das Haus brächten. Der dreißigjährige Dienst zerfiel in drei Perioden, in denen die Vestalinnen verschiedene Grade bekleideten. Während der ersten zehn Jahre waren sie lernende Novizen, während der zweiten ausübende Priesterinnen, während der dritten Lehrerinnen der jüngeren. Ueberhaupt bestimmte sich ihr Rang nach dem Dienstalter. Die älteste, die an der Spitze der ganzen jungfräulichen Priesterschaft stand und die Haupthandlungen beim Opfer verrichtete, hieß die Obervestalin. Gewöhnlich wurde dieser höchste Rang erst in hohem Alter erreicht. Die Schwester einer Vestalin hatte das Recht, die Wahl zu diesem Amt abzulehnen; deßgleichen die Töchter von Vätern, die gewisse Priesterthümer bekleideten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Noch ein Blatt in Lethe! Von A. von Maltitz, Weimar.

Apollonius von Maltitz — nicht zu verwechseln mit G. A. von Maltitz, dem Verfaſſer des „alten Studenten,“ der Pfefferkörner ꝛc.“ — ein betagter Deutſchruſſe, Diplomat und Dichter, entſchließt ſich, noch ein Blatt in (den oder die) Lethe zu werfen, ſeine Greiſenlieder drucken zu laſſen. Bis jetzt kannten wir von ihm hauptſächlich „Sinngedichte,“ unter denen viele recht ſinnige waren; ſchon vorher, um den Anfang der vierziger Jahre, hatte er zwei Bände Gedichte und eben ſo viele Bände „dramatiſche Einfälle“ veröffentlicht. A. von Maltitz gehört zu jenen vielgenannten Dichtern, von denen manche jüngere Leſer wohl kaum mehr als den Namen kennen. Doch erinnert ſich vielleicht der eine oder der andere, daß Maltitz einmal „Theeblätter“ redigirt hat. Nun, ſtatt der Theeblätter erhalten wir hier Letheblätter, ein Titel, der vielleicht aus einer ſtill ingrimmigen Reſignation auf allen Nachruhm hervorgegangen iſt. Für ſo ganz werthlos aber muß der Verfaſſer dieſe Sammlung doch nicht gehalten haben, ſonſt hätte er ſie im Pulte gelaſſen. Und in der That enthält ſie auch manche gar nicht werthloſe Gabe, die wohl verdiente, in einer der zahlloſen modernen Anthologien aufbewahrt und jedenfalls durch öffentliche Beſprechung in weiteren Kreiſen bekannt zu werden.

In den „bibliſchen Scenen“ wird „das erſte Verzeihen,“ die Verſöhnung Jakobs und Eſaus gefeiert. Verſöhnlichkeit iſt nach dieſer etwas froſtigen, halb allegoriſchen Dichtung die Tugend, die zuletzt auf der Erde erſcheint, aber doch erſcheint, trotzdem, daß der „Geiſt des Abgrunds“ ausruft: „Er ſoll nicht verzeihen! Nein — eine Mutter ſelbſt ſoll nicht verzeihen!“ Die „zwei Geſänge zum Epos des ewigen Juden“ behandeln in ziemlich matten, mühſam gedrechſelten Verſen ein verwandtes Thema; ſie ſtellen dem ewigen Juden, dem Geiſte, dem nicht (d. h. erſt ſehr ſpät) verziehen wird, die weiße Frau gegenüber (die geſtorben iſt, ohne ihrem unwürdigen, ſie mißhandelnden Manne verzeihen zu können), als die Seele, die nicht vergeiſten kann, und daher noch länger hienieden herumirren muß als Ahasverus (der Verfaſſer ſchreibt Ahabpherus). — Im zweiten Geſang — oder, wie der es Dichter nennt, dem zweiten „ganz beſcheidenen Beitrag zu dem großen Epos, welches noch immer zu ſchreiben bleibt und deſſen Geſänge uns unter alle, welche dichten dürfen oder zu dichten wagen, vertheilt zu ſeyn ſcheinen —“ erfahren wir zu unſerer nicht geringen Verwunderung, daß dieſer Ahabpherus, der Geiſt, dem nicht verziehen wird, wirklich ein Geiſt iſt, der kaum Verzeihung verdient; denn er ſelbſt glaubt nichts und iſt eifriger Propagandiſt für den hohlſten Unglauben:

„Mein Zweifel iſt mein Stolz und meine Rache,
Mein banges Herz erkaufte dieſen Sold.
Erlauſt von Prieſtern ward des Grabes Wache,
Doch ohne mich verloren ſie ihr Gold.
Ich trug mit mir hinweg des Zweifels Lehre,
Die ſelbſt den Donner leugnet, wenn er rollt,
Dem Zweifel gab ich Jünger und Altäre.“

Solch ein alberner Skepticismus, der den rollenden Donner und das lichte Blau vom Himmel wegleugnen will, der iſt allerdings unverzeihlich und verdient zu allen andern Strafen des ewigen Juden auch noch die, daß er ruhelos umgehen muß, „ire per ora virûm,“ durch die Mäuler der Dichter und Dichterlinge bis an's Ende der Tage, bis endlich eine mitleidige Seele ihm eine Grabſchrift widmen kann, oder — es iſt nur ein unmaßgeblicher Vorſchlag — etwa folgende

Todesanzeige:

Theilnehmenden Seelen wird kund gethan,
Was dem ewigen Juden begegnet:
Er hat nun endlich nach langer Bahn,
Gottlob, das Zeitliche geſegnet.

Es war ihm beſchieden, durch's Eiſen nicht,
Noch Feuer umzukommen.
Er mußte leſen Gedicht auf Gedicht,
Das hat ihn erſchrecklich mitgenommen;

Millionen Verſe, vor Aerger krank,
Serwirt in hundert Buden,
Der Arme ſchluckte ſie und ertrank
In den ewigen Liedern vom „ewigen Juden.“

Doch zurück zum Maltitz'ſchen Ahabpherus! Glücklich iſt darin der Gedanke, den Sünder, der nicht ſterben kann, neben die himmliſche Geſtalt des Jüngers zu ſtellen, der an der Bruſt des Heilandes lag und von dem er ſagte: „Dieſer Jünger ſtirbet nicht.“ Ueberall findet der Apoſtel des Haſſes und des Zweifels die glänzende, lichte Spur des Apoſtels der Liebe. Was jenem als Fluch verkündet ward, iſt für dieſen und die Menſchheit ein Segen; denn, ſagt der Herr:

„Denn ſelig wandelt er, der trocknet Thränen;
So wie dein Haupt an meiner Bruſt geruht,
Soll ſich an dich die wunde Menſchheit lehnen.“

Der glückliche Gedanke iſt aber nicht eben ſo glücklich ausgebeutet, wie er denn in dieſen Fragmenten überhaupt nicht recht zum Durchbruch kommen und Geſtalt gewinnen kann.

Die größere Hälfte des Bandes enthält „Sonette,“ „häusliche Sonette,“ und „erzählende Gedichte.“ Im „Eingang“ zu den erſteren ſagt Maltitz:

„Oft von dem Schiff ſenkt man herab den Nachen,
Gleich einem Kind, wenn wir dem Ufer nahn,
Da will ſich jeder werfen in den Kahn.
Hinab! Die Starken drängen wie die Schwachen.

Digitized by Google

„Zu viel, zu viel der Menſchen und der Sachen!“
Ruft vom erhabenen Bord der Kapitän (!):
„Nicht Einer mehr, ſonſt iſt's um euch gethan,
Ihr gehet unter in des Meeres Rachen.“

So drängen in den Nachen ſich die Lieder,
Denn (der) Sänger unter Segel ſich begibt,
Er ruft: „Nur nicht zu viel, wenn es beliebt!

Zu große Schwere drückt zum Abgrund nieder.“
Wohl wahr! Doch weiß das Publikum, das gute,
Wie ungedruckten Liedern iſt zu Muthe?“

Der Dichter fühlt ſelbſt, daß ſein Liedernachen überladen iſt, und er muß es ſich gefallen laſſen, wenn das „gute Publikum“ und die ſchlimme Kritik ihm darüber ſeine Meinung ſagt, und wenig Mitleid mit den ungedruckten Liedern empfindet, die, wie ihnen auch dort „zu Muth“ ſeyn mag, beſſer im Limbus infantium, in der Feder ſtecken geblieben wären. Es fehlt nicht an poetiſchen Empfindungen und Ideen, aber ſie kommen im bruſtbeklemmenden Corſett des Sonetts nicht recht zu Athem. Müſſen wir die Erzählungen faſt durchweg mißlungen nennen, ſo haben und die häuslichen Sonette um ſo mehr Freude gemacht. Gilt von den übrigen Sonetten das Wort des Dichters:

„Das Lied auf Erden iſt ein Kind der Mühen,“

ſo ſprudelt dagegen in den „häuslichen Sonetten“ ein ſo grundgütiger, leichtbeſchwingter Humor, daß einzelne derſelben als klaſſiſch in ihrer Art, als wirklich originell bezeichnet werden können. Er verſpottet, ärgert, plagt, neckt Sie und Sie ihn. Bevor das Ehepärchen ausgeht, ſagt er: „Setzt meine Frau ſich hin, um förmlich Toilette zu machen, und ſagt mir, ich könne ruhig noch fünfzig Seiten leſen — ſtehe da, plötzlich heißt es: „Ich bin fertig.“

Ich muß mich gleich mit Hut und Stock bewehren
Zum Schutz des Dachshunds, falls er Händel hätte.

Hat ſie aber „nur den Hut aufzuſetzen,“ dann erlebt er es nicht, bis ſie parat iſt:

Sie hat noch ihrer Wirthſchaft vorzuſtehen,
In Keller und auf (!) Boden nachzuſehen,
Sie ändert viel an ihrem letzten Willen,
Und, wie mir ahnet, beichtet ſie im Stillen.

Gewiß eine recht boshafte Bemerkung von einem liebenden Gatten. Aber die Gattin bleibt dem Schalk nichts ſchuldig, die poetiſche Gerechtigkeit kommt zu ihrer vollen Geltung. Mein Mann — läßt der Dichter ſie im nächſten Sonett agen — venerirt Sterne, Bänder, Titel:

Er ſucht, wenn Andere gemüthlich ſchlendern,
Im Gras die Fährte von Geheimenräthen;

er iſt ſtutzig, verlegen, bleich ſogar vor Excellenzen. Sie ſieht nicht ein, was dieſe großen Herren eigentlich an der Welt zu ändern vermögen, ſie kommt mit dieſen „Schreckenſendern“ ganz gut aus, ſie fürchtet ſich weniger vor ihnen, als vor einer Maus, worüber ſie allerdings, zum großen Verdruß ihres Mannes, erſchrickt und weint wie ein Kind. Aber wie darf er ihr darüber etwas ſagen? Er,

Der ſtarke Mann belächelt meine Schrecken,
Denn (doch?) läßt ein Vorgeſetzter ſich entdecken,
Möcht' er ſich in ein Mauſeloch verſtecken.

Den Schreibtiſch der Frau nennt er „Wiederſehen;“ denn da wimmelt es von längſt vermißten Scheeren, Federhaltern, Bleiſtiften, Briefbeſchwerern, Siegellackſtangen:

Mein Weibchen ſtiebt bedeutender als die Frau:
So holt die liebe Seele ſich zuſammen,
Was immer aus Kanzleien kann verſchwinden.
Muß man auch ſolches Walten ſtreng verdammen,
Es iſt ein reizend Ding doch um das Finden:
Der Schreibtiſch meiner Frau heißt Wiederſehen.

Die Frau iſt raſch und ſchnell beſonnen, wenn „im Sturmſchritt ein Billet zu ſchreiben iſt;“ ſie ſchreiben den Brief zu Zwei, wie manche Maler zuſammen ein Bild malen, der eine die Menſchen, der andere die Thiere:

Bei unſern Briefen will es ſich ereignen,
Daß meine Gattin lieſert die Gedanken,
Allein die Komma ſämmtlich ſind von mir.

Die Frau beſchwert ſich, daß der Gatte ſie an ſeinen Studien nicht Theil nehmen läßt: „man verbannt uns aus dem Gebiet der Wiſſenſchaft, Romane ſollen wir höchſtens leſen, weiter nichts, und doch lieb' ich auch Geſchichte, Chemie, Geographie ꝛc. Ich will Vertheidigung für meinen Wiſſenstrieb. „Da gibt er ihr einen ſeiner Folianten, Pufendorf vom Krieg und Frieden:

Doch plötzlich durch die Stille athmet's tief,
Sie liegt auf dem Folianten, ihm zur Seiten,
Sanft in der Unſchuld Schlummer hingeſchrieben,
Wie auf dem Felſen Ariadne ſchlief.

Der Mann beklagt ſich über die vielen Briefe, die er ſchreiben muß, und doch ſchreibt er unerträglichen Perſonen, die ihm nicht antworten, und vernachläſſigt die Edeln, die ihm nie Dank und Antwort ſchuldig bleiben, kurz, er iſt eben auch hier wieder der Ungeſchickte, der ſich überall die Finger verbrennt, überall Verdruß ſucht und findet. Ergo:

Ich will das Tintenfaß ihm höher hängen.

Am Schluß dieſes komiſchen Ideenaustauſches, dieſes Wettkampfs in ſpaßigen Vorwürfen, der an manche herrliche Bilder in Jean Paul erinnert, beſonders auch durch die Liebe, die überall unter den Falten des Humors hervorlächelt, ſagt der Dichter: „Sieh, junges Volk, ſo drückt der Ehe Kette! Erzählt nur weiter, was ihr hier bei dieſem Blick in's Innerſte der Ehe geſehen habt. Und wenn euch etwa vor dieſen Neckereien ein Grauen anwandelt:

Dann muß ich euch als Ehrenmann erklären,
So wird es — bis zur goldnen Hochzeit währen.“

L. Seeger.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Die Salons und die Geſellſchaft von Ehedem und von Jetzt. — „Toujours en vedette.“

Sechzig Jahre und mehr mögen verſtoſſen ſeyn, ſeit man hier zu Berlin faſt regelmäßig jeden Abend zwiſchen ſieben und acht Uhr einen kleinen, ſchwächlich gebauten Mann, deſſen Kleidung und Haltung den Geiſtlichen verrieth, in ein Haus der neuen Friedrichsſtraße, nahe der Königsſtraße, eintreten ſah. Der Mann hatte einen langen Weg gemacht, der zumal in Wintertagen nicht ohne Beſchwerlichkeit war. Der Wanderer war Schleiermacher, damals Prediger an der Charité, der wegen eines Umbaus ſeiner urſprünglichen Wohnung im Charitégebäude ein Haus auf der Oranienburger Chauſſée bezogen hatte. In dem Knopfloch ſeines Rockes eingehakt, trug der Wanderer eine kleine Laterne, die ihm leuchtete, ein Geſchenk der werthen Freundin, der die Beſuche galten. Die Beſuche galten der Gattin des jüdiſchen Arztes Marcus Herz.

Henriette Herz — wer kennt nicht Henriette Herz und ihren Salon? Als die franzöſiſche Revolution die reizenden und frivolen, die geiſtreichen und liederlichen Salons der Pariſer Geſellſchaft vernichtet hatte, flüchtete ſich der von den Revolutionsmännern nicht reſpektirte Eſprit über den Rhein. Im Auslande pflegen politiſche Flüchtlinge ihren Charakter in der Regel gar ſehr zu ändern. Auch der franzöſiſche Salonesprit ward in Berlin, wo er in dem Kreiſe, den Henriette Herz um ſich verſammelt, vor allem ein freundliches Aſyl gefunden, ein durchaus anderer. In ſeiner Heimath war der Salonesprit eine graziöſe Cauſerie geweſen, die mit möglichſtem Witz über alle Geſtaltungen des geiſtigen Lebens forttanzte. In Berlin lernte er deutſchen Ernſt. Im Salon der Henriette Herz, in dem ſich das ganze damalige gebildete Berlin concentrirte, waren Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt nicht die Göttin, denen man neben andern einen momentanen Kultus widmete: die Grazien und die Muſen waren eben die einzig verehrten Gottheiten, denen nicht aus Mode und Caprice gelegentlich, ſondern ſtets mit Andacht und Pietät geopfert wurde. Der Drang, von dem die Geiſter ergriffen waren, ſich auszutauſchen und ihre Blitze mit einander zu wechſeln, hatte ſich der am Ende des vorigen und am Anfang dieſes Jahrhunderts ſo reich ſtrömenden vaterländiſchen Literatur bemächtigt, nicht bloß um die Langeweile zu bannen und eine genußvollere und geiſtreichere Unterhaltung zu gewinnen; man ſtrebte wirklich nach realem Nutzen und Gewinn für die geiſtige Bildung, nach Nutzen und Gewinn für das ganze intelligente und nationale Leben. Kein Wunder daher, wenn nicht Schleiermacher allein, wenn alle an Geiſt und Herz hochſtehenden Männer und Frauen, wenn Jung und Alt ſich in jenes Haus drängte, wenn wir dort neben Spalding und Nicolai, Schadow und Reichard die Brüder Humboldt treffen, die Grafen Dohna und Bernſtorff, Genz, Brinckmann, Schlegel, Feßler, kurz alle geiſtigen Notabilitäten der Stadt.

Das Andenken an jene Zeit, an jene Menſchen und ihre Beſtrebungen, iſt in dieſen Tagen durch die lang erwartete und nun endlich erfolgte Herausgabe von Schleiermachers Briefwechſel, dann aber auch durch die eben verſandte zweite Auflage der Erinnerungen von Henriette Herz erneuert worden. Wenn man in dieſen Büchern lieſt, fühlt man ſich jeden Augenblick unwillkürlich verſucht, das Damals und das Jetzt, jene Geſellſchaft und jene Salons mit den heutigen in Parallele zu ſtellen, eine Aufforderung, die um ſo näher liegt, wenn man gerade von der Lektüre des Romans „aus dem Salon“ von Caroline von Goehren herkommt. Dieſes Buch iſt in künſtleriſcher Hinſicht wenig werth, aber die Nichtigkeiten des modernen Geſellſchaftslebens, die Verkehrtheiten und Auswüchſe, welche daſſelbe aufweiſt, gelangen in ihm gut und wirkſam zur Anſchauung.

Andere Intereſſen als die, welche vor einem halben Jahrhundert maßgebend waren, ſtehen im Centrum unſerer Tage. Das Leben hat an Breite und an ſtofflichem Inhalt gewonnen; das läßt ſich nicht verkennen. Aber die Geſellſchaft im engeren Sinne des Worts hat nichts gewonnen, im Gegentheil, die heutige Geſellſchaft mit ihrem kalten Verſtande, ihrem ſchlecht verhehlten oder gar ſich keck brüſtenden Egoismus, mit ihrem vorherrſchenden Streben nach materiellen Gütern ſteht der Geſellſchaft, von der wir geſprochen, jener Zeit der warmen und aufrichtigen Hingebung an die höchſten Intereſſen und des erfolgreichen Strebens nach geiſtigen Gütern, bedeutend nach. Der Ton des Ernſtes und der Gediegenheit, der im Salon einer Herz der geltende geweſen, ging nach den Freiheitskriegen verloren und verflachte ſich bedeutend. Wir finden in dieſem Reſtaurationszeitalter allerdings noch literariſche und äſthetiſche Salons in Berlin, aber ſie haben ihre Phyſiognomie durchaus geändert. Sie haben aufgehört, die Hauptpflegeſtätten der Literatur zu ſeyn, ihre Deviſe iſt lediglich die allerkannte: tout genre est bon hors le genre ennuyeux. Von hier gehen nicht mehr nachhaltige, fruchtbare Anregungen und Impulſe aus, die Beſchäftigung mit Erſcheinungen und Fragen der Kunſt und Poeſie iſt eben nur eine noble Paſſion, wie man ſolche daneben für Frauen oder die Jagd oder Pferde hat; dieſer äſthetiſirende Dilettantismus will nicht den Dingen tiefer auf den Grund

Digitized by Google

gehen, er will ſich an ein wenig Schmetterlingsflügelſtaub und buntem Schein ergötzen, will von geiſtreichen Lebemännern oder von ſchönen Lippen ſpotten und perſifliren und blasphemiren hören, er verlangt beißende Bemerkungen, Bonmots und Knallbonbons; er liebäugelt und kokettirt vornehm und ſalopp mit den Zeitgedanken, ſofern ſie ſich mit parfümirtem Handſchuh anfaſſen laſſen. Vornehmthuerei und geſchmackvoll drapirte Unnatur ſind die charakteriſtiſchen Kennzeichen dieſer Kreiſe, in denen eine Palzow und Hahn-Hahn, ein Fürſt Pückler-Muskau und ein Baron von Ungern-Sternberg die tonangebenden Geiſter waren und als ſolche bewundert wurden. Der rauhe Sturm der Revolution von 1848 hat aber dieſe Cirkel hingefegt, und es iſt aus für immer mit all dieſer liebenswürdigen Cauſerie. Die Salons ſchloßen ſich, und der Verfaſſer des Carnevals von Berlin, der braunen Mährchen, der Erinnerungsblätter u. ſ. w. klagt, daß „die Poeſie der Düngerhaufen und der Comtoirſtuben“ die Saloniteratur außer Cours geſetzt haben.

Und welche Phyſiognomie zeigt das Geſellſchaftsleben von heute, in ſo weit überhaupt von einem ſolchen noch geſprochen werden kann? Das Geſellſchaftsleben hat ſeinen Herrſcher gewechſelt; König Esprit iſt entthront und die ſansculottiſchen Mächte l'Argent, Börſe, Schwindel haben ſich in das Erbe getheilt. An die Stelle der Salons ſind Theecirkel und Routs der Geheimeräthe und der Commercienräthe getreten und Soiréen der Finanzparvenus. Der Lüſtre dieſer Geſellſchaften beſteht im Ordensgefunkel der Mandarinen. Als Zugabe erſcheint eine Bühnencelebrität, welche dafür, daß ſie einmal geladen wird, göttlich zu ſingen oder zu declamiren hat, oder auch ein homme de lettres, dem es zufällt, den ſentimentalen Kladderadatſch Narziß zu variiren. Vom Flügel her erſchallen die Klänge der Zukunftsmuſik, die junge Welt leiſtet mit Ausdauer und Beharrlichkeit die Tanzfrohne, die ältere das Scharwerk des Austauſchens bemalter Kartenblätter, und das iſt Alles. Doch halt! — wir thun Unrecht. Wir vergeſſen, daß es in dieſer Geſellſchaft auch Gruppen gibt, in denen über Kunſt und Literatur und Politik geſprochen wird. Hören wir! Frau von Baerndorff hat geſtern die Adelheid in Goethes Götz geſpielt. „Welche Erſcheinung! Welche Garderobe! Ob die Roben bei Gerſon oder wo ſonſt gekauft ſeyn mögen? Welche reizende Koketterie, und wie ſich ob derſelben die Vorſteherinnen von Töchterſchulen und Penſionaten entſetzten! Dieſes bezaubernde, verführeriſche Sirenenlächeln — gewiß, ich hätte Franz ſeyn mögen!“ — „Bei Wallner ſtehen morgen wieder die „Berliner Kinder“ auf dem Repertoire. „Werden Sie hingehen? Aechtes Volksſtück, aber doch nichts gegen „Berlin, wie es weint und lacht. Ja Kaliſch iſt der Mann des dramatiſchen coup d'état, der rettenden That; wenn von jemand, iſt von ihm die Regeneration der Bühne zu erwarten. Haben Sie die Kölner Zeitung geleſen?“ „Welche Frage, wer läſe heute nicht die Kölner, ſonſt nur Moniteur Rhénan, jetzt Moniteur Prussien?“ „Die Kölner Zeitung nennt das Stück „die volksthümlichſte Dichtung unſeres Jahrhunderts.“ Sehr möglich, denken wir, daß Kaliſch als Claſſiker ſich ſo claſſiſch vorkommt, daß er aus dieſem Sujet ſelbſt wieder eine neue Poſſe machen wird; indeß wir unterdrücken die Bemerkung, um nicht des Genuſſes der übrigen Weisheit verluſtig zu gehen. Wir horchen weiter. „Ein Hofconcert hat zu Ehren der Anweſenheit des Prinzen von Wales ſtattgefunden, und Herr von Bülow, der dabei mitgewirkt, iſt zum Hofpianiſten ernannt worden.“ „Durchaus in der Ordnung! Wir haben ja Alle ganz unfehlbar dem begabten Virtuoſen eine glänzende Zukunft prognoſticirt. Er beſitzt ſo bemerkenswerthe Vorzüge, er“ — Und nun folgt das Feuilleton, welches über den Genannten im Morgenblatte der „Tante Voß“ aus der Feder des Allerweltsmanns Rellſtab zu leſen war, der in Einem Athem und in derſelben Nummer über dramatiſche Vorſtellungen und Concerte, über einige neue Romane aus dem Grimma'ſchen Verlag und über ein halb Dutzend Lyriker, über die heilſame Wirkung der Revalenta arabica und über Weihnachtswanderungen durch Läden berichtet, in denen Kinderſpielzeug feilgehalten wird.

Dort eine andere Gruppe beſchäftigt ſich mit der Politik. Das Geſtirn, das Nachts gefunkelt, erbleicht am Morgen. Bei uns iſt es Licht geworden und Oſten. Alle Irrlichter und Trugmeteore ſind verblaßt. Wir haben ein liberales Kabinet, wir haben freie und ſelbſtſtändige Männer gewählt, wir werden eine liberale Landesvertretung haben. „Wünſchen wir uns Glück, Wagener und Gerlach ſind in Schierelbein durchgefallen.“ — Aber, denken wir ganz ſtill für uns, miniſteriell wählen iſt allemal bequemer und vortheilhafter, als für Oppoſitionscandidaten ſtimmen. Die nämlichen Wähler, welche haufenweiſe für Herrn von Manteuffel und deſſen Candidaten geſtimmt, als jener die Gewalt hatte, haben haufenweiſe für die Candidaten des Herrn von Auerswald geſtimmt, der jetzt in ſeinen Händen das Füllhorn der Spenden hält. Ich ſollte meinen, man habe vorläufig wenig Recht, auf eine ſolche Selbſtſtändigkeit ſtolz zu ſeyn und mit einem ſolchen politiſchen Bewußtſeyn groß zu thun.

Digitized by Google

Wien, December.

Das Eigenthum der „Presse.“ — Das Fremdenblatt. — Die kleine Tagespresse. — Ein Vergleich zwischen sonst und jetzt. — Eine Mordthat. — Eigenthümliches Wechselgeschäft.

Ich habe neulich gemeldet, die „Presse“ sey an eine Actiengesellschaft verkauft. Dieselbe Nachricht ist auch von andern Seiten mitgetheilt worden, unter anderem der Allgemeinen Zeitung, die Thatsache aber seitdem vom Eigenthümer des genannten Blattes ernstlich in Abrede gestellt worden. Indessen kenne ich jemand, der seiner Stellung nach genau unterrichtet seyn muß, und immer noch steif und fest behauptet, die „Presse“ gehöre von Neujahr an einer Gesellschaft; doch sey allerdings wahrscheinlich, daß ein großer Theil der Aktien Herrn Zang verbleiben, und daß die Unternehmung unter seinem Namen wie unter seiner Leitung fortgehen werde. Der Name ist von hohem Werthe, und nicht minder die bewährte Leitung, durch welche ja dieser Name seinen Werth erhalten hat. Gegenwärtig ist die „Presse,“ als Geschäft betrachtet, nach dem Fremdenblatt die einträglichste Zeitung von Wien, und das Fremdenblatt deßhalb so einträglich, weil es bei weitem nicht die 20,000 Abnehmer der „Presse“ zählt. Das klingt seltsam, ist aber leicht genug erklärt. Der Text des Fremdenblattes besteht zum größten Theil aus bezahlten Anzeigen, deren Ertrag eine allzu große Auflage durch ihre Kosten schmälern würde. Was es dem Leser zur Unterhaltung bietet, sind wohlfeiler Klatsch und Tratsch und zu Wurstfleisch zerhackte Weltbändel, die von ein paar literarischen Taglöhnern zusammengetröthelt werden. Wenn wir die Kosten für Redakteurs und Notizenjäger auf 3000 Gulden anschlagen, wird der Ansatz über alle Möglichkeit hoch gegriffen seyn. Von den ganz kleinen Blättern macht eines oder das andere ebenfalls noch gute Geschäfte und überflügt wohl die Auflage von 20,000; da sie jedoch fortan dem Stempel unterworfen seyn werden, so steht ihr fernerer Gedeihen in Frage. Wenigstens verliert der Schauerroman den Reiz der Wohlfeilheit, der ihn allein noch über Wasser hielt. Den Beweis dafür liefert die Morgenpost, die — um politische Nachrichten bringen zu dürfen — sich dem Stempel vom 1. Januar 1858 unterworfen und seitdem ihre beherrschende Stellung eingebüßt hat, obschon sie fortwährend Arbeiten von Eduard Breier brachte, dem Liebling aller halbgebildeten Leserinnen und Leser, und obschon sie sogar Bäuerles Denkwürdigkeiten mittheilte. Die unabweisliche Preiserhöhung brachte den hellen Haufen des leselustigen Schwarmes zum Abfall. Im übrigen verweise ich auf das, was ich neulich und früher schon gesagt, und rufe zum Verständniß der Lage nur den Umstand in's Gedächtniß zurück, daß ein (immer noch sogenanntes) Kreuzerblatt 6000 Abdrücke verkaufen muß, um nur leben zu können.

Um auf den innern Gehalt unserer Tagesliteratur im Allgemeinen überzugehen, ist zu bemerken, daß sich vor kurzem ein Fortschritt erfreulichster Art offenbart hat, der nicht allein aus der Thatsache selbst (obschon auch aus dieser), sondern vorzugsweise aus der Aufnahme hervorging, welche die Angelegenheit gefunden. Der Schauspieler Haase aus Frankfurt a. M., ein Darsteller von ausgezeichneter Begabung und seltener Vielseitigkeit, kam auf Gastrollen hieher. Alsbald verlautete, er habe an mehrere Berichterstatter — je nach dem Einfluß und der Bedeutung des betreffenden Blattes — Trinkgelder von 50 oder 25 Gulden geschickt, und diese seyen ihm zurückgestellt worden. Haase stellte die Thatsache in Abrede. Es ist möglich, daß er mit Unrecht beschuldigt worden, doch das macht keinen Unterschied in Bezug auf den Standpunkt, aus welchem ich hier die Lage der Dinge betrachte; für diesen genügt, daß die Geschichte allgemein geglaubt wurde, und zwar von Anfang bis zu Ende. Noch vor wenigen Jahren würde man gesagt haben, die eine Hälfte sey erfunden, ennweder der Anfang oder das Ende, denn dieses mache jenen, wie jener dieses unwahrscheinlich. Man setzte voraus, der Gastspieler sey mit den Ueberlieferungen einer früheren Zeit nach Wien gekommen und habe den Mißgriff im guten Glauben gemacht, sich dem alten Herkommen zu bequemen. Nun ist es sehr erfreulich, daß dieses alte Herkommen, welches wirklich bestanden hat, nicht nur abgestellt ist, was schon vor längerer Zeit geschehen, sondern auch allgemein für abgestellt gilt, was noch gar nicht lange her ist. Es sey damit nicht gesagt, daß es keine literarischen Schnapphähne mehr gebe, welche sich an Schauspieler, Sänger und Virtuosen machen; aber wenigstens sind die Haifische dieser Gattung ausgestorben. Der letzte von allen, welche das Geschäft im Großen und mit Erfolg getrieben, war Saphir, und auch er nagte nur noch an den Knochen verzehrter Braten. Ein Theil dieser ehrenvolleren Stellung der Theaterkritik ist eine natürliche Folge der Wendung, durch welche Theater und Musik aus dem Vordergrunde der Besprechung verdrängt worden sind. Mit der Bedeutung der Herrschaft ist auch die Wichtigkeit der Livree in den Schatten getreten.

In diesen Tagen ist vor einem österreichischen Gericht eine Mordthat zur Schlußverhandlung gediehen, bei deren Lesung mancher Schauerhuber oder Mordmüller sich die Haare ausgerauft haben wird, weil er sie nicht erfunden hat. Personen: ein Weib, auf welches den ersten Stein zu werfen (vor dem Morde nämlich) die bekannten Schwierigkeiten hatte; der Mitschuldige; der Ehemann. Handlung: Der Ehemann wird am späten Abend in den Hof zum Ziehbrunnen geschickt. Während er sich über den Rand nach dem emporgezogenen Eimer bückt, schlüpft der

Digitized by Google

Mitschuldige aus seinem Hinterhalt, stürzt die Füße des Ehemanns und stürzt diesen in die Tiefe. Aber das Opfer ertrinkt nicht; der Eimer, mitleidiger als die Menschen, geht mit hinunter und hält ihn über Wasser, wo der Gefährdete um Hülfe schreit, zweifelsohne weil er nicht ahnt, daß ihn der falsche Freund hinabgestürzt und sein eigenes Weib es so verlangt hat. Das Weib kommt herbei und windet mit dem Mitschuldigen die Last empor, doch nur um nach kurzer Frist das Rad wieder loszulassen. Der Mann aber hat sich festgeklammert und ist nicht loszuschütteln. Welch ein Wechsel und Gegensatz der Empfindungen, wenn er sich emporgezogen fühlt und wenn er wieder in die Tiefe stürzt! Vielleicht ist ihm zugerufen worden: „Ich bin's, lieber Mann, sey getrost!“ Vielleicht wähnt er auch, obschon nicht ohne beigemischten Zweifel, der immer stärker wird, daß die Gattin nur zu schwach sey, ihn aufzuwinden. Welch ein Stoff für eine Schilderung von Seelenzuständen! Er ist bereits mehr todt als lebendig, aber aus dem Eimer und von der Kette ist er mit aller Mühe nicht wegzubringen. Endlich wird er mit tückischer Ueberlegung bis zur Höhe aufgezogen. Der Mitschuldige packt ihn, wie um ihn zu retten; der Getäuschte läßt die Kette los. In demselben Augenblick läßt das Weib am Drehrade den Eimer ein bischen hinab, gerade weit genug, daß er den Stützpunkt für die Füße verliert, und indem sich die vermeintlich rettenden Fäuste des falschen Freundes treulos öffnen, stürzt das Opfer am schwebenden Eimer vorüber in das nasse Grab.

Zum Schluß noch geschwind eine Schnurre. Ein Lehrbub holt beim Greißler warme Würstl. Um die fünf Neukreuzer zu erlegen, gibt er einen Guldenzettel zum Wechseln, der nach der neuen Münze 105 Kreuzer gilt. „Behalte deinen Gulden,“ sagt der gewiegte Geschäftsmann, „ich müßte dir ja doch zehn Sechserl wiedergeben.“ Der ehemalige Sechser ist nämlich um einen halben Neukreuzer entwerthet und bedeutet nur das Zehntel eines neuen Guldens, wofer es kommt, daß die Leute einen halben Kreuzer zu verlieren glauben, so oft sie eine solche Münze ausgeben, obschon der Verlust nur den getroffen hat, welchen der Allerheiligentag im Besitz des Sechsers überraschte. Diese optische Täuschung hat dem Schusterbuben ein paar Würstl eingetragen.

Ostende, December.

Frequenz. — Der Damm. — Ruf des Seebades.

Ostende hat seit einiger Zeit den Rang eines Weltbades eingenommen. Obwohl es keine „Spielhölle“ hegt, und aus öffentlichen Mitteln, mit Ausnahme des Spazierganges auf dem Steindamme, so viel wie gar nichts zum Besten der Badeanstalt geschieht, so hat sein Fremdenbesuch in den letzten Jahren doch nach Tausenden zugenommen. Die Listen von 1856 führten gegen 13,000, die von 1857 über 15,000 Besucher auf, während vor wenigen Jahren kaum 6—7000 gezählt wurden. Von jenen Zahlen fällt über die Hälfte auf Belgien, gegen ein Viertel oder Fünftel auf Deutschland, und der Rest auf England, Rußland, Polen, Holland, Frankreich ꝛc. Die Engländer sind besonders im Frühjahr und Herbst vertreten; Ostende bildet dann für die zahlreichen Wanderer des Inselandes einen Rast- und Uebergangsplatz, wobei auch manches Stellbichein stattfindet und nebenher der Badestrand nicht vergessen wird. Außerdem bringen ein paar Dutzend englische Familien den ganzen Winter in der alsdann ziemlich billigen Hafenstadt zu.

Die meisten eigentlichen Kurgäste liefert verhältnißmäßig Deutschland. Einer der Aerzte versichert, daß man nahezu die Hälfte annehmen könne. Die große Anzahl Belgier dagegen besteht hauptsächlich aus Tages- und Wochengästen, die von allen Enden mit der Eisenbahn herbeifliegen, um einmal das Meer zu sehen, oder Freunde und Angehörige zu besuchen, oder mit der Aussicht auf ein paar erfrischende Strandstunden oder auf das glänzende Gewoge des Steindammes einen Ausflug zu machen.

Der Steindamm oder die Digue ist weltbekannt. Wie viel Tausende haben in den dreißig Jahren, seit Ostende als Seebad in Ruf ist, an seinem sandigen Fuße oder auf seinem steinbelegten Rücken gewandelt und das liebliche Spiel der Wellen oder den donnernden Wogensturz der Sturmflut betrachtet! In den letzten drei Jahren hat man den mächtigen Bau nach der See hin von Grund aus erneuert; die alten unbehauenen, zum Theil bröcklichen Steine sind durch kantige Quaderstücke ersetzt worden, die Jahrhunderte lang dem Ocean Trotz bieten zu können schienen. Dabei ist die Oberfläche bedeutend erweitert und mit eisernen Geländern versehen worden, so daß nunmehr ein etwa 24 Fuß breiter und gegen 2000 Fuß langer, mit Backsteinen gepflasterter Spaziergang vorhanden ist, der sicher seines gleichen nicht hat. In der Nähe des Leuchtthurms ist die Erneuerung einstweilen unterbrochen worden. Man

Digitized by Google

geht nämlich mit dem Plane um, von hier an bis zum Hafenbollwerke den Deich, der zugleich Feſtungswall iſt, nach der See hin in gerader Linie vorzuſchieben, und ſo einen anſehnlichen Flächenraum zur Erweiterung der Stadt zu gewinnen. Wird dieſer Plan ausgeführt, was freilich Millionen koſten würde, dann muß die Arbeit auch der Verſchönerung und Ausdehnung des Spaziergangs dienen und zugleich der Vervielfältigung der Unternehmungen für den Fremdenverkehr zu gute kommen. Zwar iſt nicht daran zu denken, daß ein öffentlicher Kurſaal erbaut werde; aber die Privatſpekulation wird nicht ermangeln den gewonnenen Raum zu benutzen und einen heilſamen Wetteifer herbeizuführen. Jetzt liegt beinahe Alles in den Händen weniger Unternehmer, und dieſe wenigen haben ſich vereinigt, das Wenige, was ſie den Fremden bieten, ſich aufs allertheuerſte bezahlen zu laſſen. Der ſogenannte Kurſaal gibt keinen Stuhl, keinen Tiſch umſonſt; der bloße Zutritt koſtet täglich gegen einen Franken, woran nur bei längerem Aufenthalt erheblich gekürzt wird. Und dabei müſſen Speiſen und Getränke ſehr hoch bezahlt werden. Auch bietet ein Abonnement keineswegs ſichere Ausſicht auf Platz, denn die Räumlichkeiten ſind im Verhältniß zu den Eintrittskarten, welche man ſchrankenlos ausgibt, ſo winzig, daß häufig kein Sitz erlangt werden kann. Zwar ſind auch einige Pavillons vorhanden, welche kein Eintrittsgeld nehmen, allein dieſe reichen ebenfalls nicht aus oder ſind in anderer Beziehung nicht geeignet den Wünſchen des Publikums zu genügen.

Schon zu Anfange des vorigen Jahres war am Weſtende des Steindammes ein Ort bezeichnet, wo unter dem Namen „le grand Océan“ ein großartiges Kaffeehaus errichtet werden ſollte. Nach der Ankündigung ſollte es ſchon im Laufe des letzten Sommers vollendet ſeyn, aber bis jetzt iſt nichts als eben der Pfahl mit der Ankündigung wahrzunehmen. Wie es ſcheint, iſt auch noch keine Ausſicht auf den baldigen Beginn des Baues vorhanden. Vielleicht hat ſich der Unternehmer mit den Eigenthümern des Kurſaals verſtändigt; vielleicht haben die Erfahrungen des letzten Sommers ſeinen Muth etwas abgekühlt; auf alle Fälle dürfte die Ausführung des Planes mehr den Kurgäſten als den Spekulanten von Nutzen ſeyn.

Oſtende hat im verwichenen Sommer das Geſchick der meiſten Badorte getheilt: es iſt weniger beſucht geweſen als im vorigen Jahre, denn die letzten Fremdenliſten bringen die laufende Perſonenziffer nur wenig über 13,000. Dieſer Ausfall iſt um ſo empfindlicher erſchienen, als nach allen Anzeichen der Unterſchied mehr auf die eigentlichen Kurgäſte als auf Durchreiſende und vorübergehende Beſucher fällt. Dazu kommt noch, daß die Zahl der Fürſtlichkeiten und reichen Ruſſen dießmal ebenfalls geringer geweſen iſt, als im geſegneten Jahre 1857. Kein Wunder alſo, wenn es an Klagen nicht fehlt und wenn manche Unternehmungsluſt bedeutend herabgeſtimmt iſt. In den entfernteren Theilen der Stadt haben einige Fremdenwohnungen den ganzen Sommer hindurch leer geſtanden, trotz dem, daß ſich die Hausbeſitzer herbeigelaſſen haben ſollen, von den geſteigerten Preiſen der letzten Zeit wieder abzugehen. Und doch iſt eine ganze Reihe von Neubauten noch nicht einmal ganz in Betrieb und in volle Mitbewerbung gekommen; ſo namentlich das glänzende Gaſtgebäude zum königlichen Hof von Preußen, das von einem unterbeſitzhaltenen Frauenzimmer aus Aachen unternommen worden iſt und eine ſo günſtige Lage hat, daß für ein Zimmer mit voller Ausſicht aufs Meer der Preis nicht weniger als 15 Franken täglich betragen ſoll. Es wäre den Oſtendern faſt zu wünſchen, daß ſich die Erſcheinungen dieſes Sommers noch einige male wiederholten; vielleicht kämen ſie dann zur Beſinnung und gingen ernſtlich darauf aus, den vielfachen Klagen der Fremden etwas umfaſſender abzuhelfen, als dieß bisher geſchehen iſt. Zwar werden hier, wie anderswo, hauptſächlich die Stockungen und Bankbrüche im großen Verkehr ſtörend auf den Fremdenbeſuch eingewirkt haben; allein nebenbei mag doch auch der üble Ruf, den ſich die Oſtender nach und nach zugezogen haben, nicht ganz ohne Einfluß geweſen ſeyn. Wenigſtens unterlaſſen die öffentlichen Blätter der Stadt und des Landes nicht, dieſen Punkt nachdrücklich hervorzukehren. Ein Bericht in der ruſſiſch-belgiſchen Zeitung le Nord, der einem Engländer in den Mund oder vielmehr in die Feder gelegt war, vergleicht Oſtende mit dem durch die kaiſerliche Familie in Aufſchwung gebrachten Biarritz und kam dabei zu einem Ergebniß, das für jenes nicht eben ſchmeichelhaft lautet. In Biarritz, heißt es, iſt noch Manches unvollkommen und der Strand iſt weniger gut, als bei Oſtende; aber es herrſcht dort Ordnung, „il y a de l'ordre, il y a de la politesse et de l'honnêteté, trois choses inconnues à Ostende.“ Auch ſey man in dem jüngern Badeorte weniger raubgierig — moins rapace — als in dem von der Natur bevorzugten Küſtenplatze Belgiens.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 2. 9. Januar 1859.

Ut venere, vident indigna morte peremptum.
Virgil.

Otto von Drachow.

Erzählung.

Es gibt Begebenheiten und Erfindungen, die eine Kluft zwischen den Zeiten ziehen, in denen sie bestehen und nicht bestanden haben: die Reformation, die Buchdruckerkunst, die Eisenbahnen sind solche. Ehe Deutschland durch ein Schienennetz besponnen war, durch das die Mährchen von den Siebenmeilenstiefeln verwirklicht dastanden, sah es noch wenige Meilen von den Hauptstädten so beschränkt und altväterisch aus, wie es unsere Kinder schon nicht mehr begreifen werden.

Folge mir, lieber Leser, in eine solche ländliche Zurückgezogenheit. Vor uns liegt eine reiche Landschaft, genugsam von Hügeln durchschnitten, um jene Spiele des Lichtes und des Schattens zu gestatten, die gänzlich flachen Gegenden abgehen. Zahlreiche Gutshöfe heben sich, je nach der Jahreszeit aus blühenden oder fruchttragenden Obstbäumen hervor, unter denen wohl auch eine große Linde im Sommer wie ein Balsamstrauch duftet. Im Winter schimmern die weißen Mauern und hellen Fenster durch ein feines Netz von entblößten Baumästen. Manchmal sind diese Gutshöfe kaum eine halbe Stunde von einander entfernt: die Wiege jenes lieblichen Begriffs der voreisenbahnlichen Nachbarschaft, die einen wesentlichen Theil des deutschen Lebens ausmachte. Jetzt hat man die ganze Welt zum Nachbarn, und der Werth dessen, der wirklich „nahe," bei uns „gebaut" hat, ist gesunken. Hier aber ward er noch wohl anerkannt; alle diese bescheidenen Bauten bildeten die Wohnhäuser von Rittergütern; schlicht, wie sie dastanden, waren sie von den Vätern vererbt, die sich untadelig durch acht bis zehn Glieder vermählt und lauter stiftsfähige Kinder gezeugt hatten.

Diese alten Edelleute, in eine Residenz versetzt, würden Stoff genug zum Lachen gegeben haben, so einfach und altmodisch waren sie in ihren Sitten; sie legten auch gar keinen Werth auf die Verfeinerungen der großen Welt. Ihre Person war dem unscheinbaren Futterale zu vergleichen, das man um edle Gefäße legt, und ihr alter Adel war das Kleinod, das darin lag. Sie durften so schlicht und anspruchslos seyn, ja man konnte beinahe sagen, so gemein und unwissend, als es ihnen gefiel, sie blieben doch, was sie waren, und wenn sie im Winter einmal nach der Residenz gingen, zogen sie ihr Hofkleid an und tanzten oder spielten bei ihren Fürsten eben so berechtigt wie der gewandteste Weltmann. Dann packten sie wieder ein und fuhren mit unterlegten Pferden über furchtbare Wege auf ihr Gut zurück, wo sie kaum gewählter sprachen und sich nur wenig feiner kleideten als die höheren

Digitized by Google

Handwerker. Auch war bei diesem starken Bewußtseyn ihrer Würde keine Spur von Stolz in ihrem Umgange mit den Geringeren bemerkbar; sie wußten, daß sie ein Recht auf Anerkennung hatten, das sie nicht zu ertrotzen brauchten. Auch verschmähten sie es meist, sich in den Freiherrnstand erheben zu lassen, da das Alter ihres Adels allein ihnen Werth genug gab und sie sich jedem Fürsten ebenbürtig hielten. Gott weiß, ob diese Gattung noch irgendwo wurzelt als in unserem Vaterlande, daß sie aber hier fest begründet ist, leidet keinen Zweifel; keine Humanitätsgrundsätze, keine Gleichberechtigung vor dem Gesetz wird sie ausrotten; wenn Deutschland chemisch zersetzt werden könnte, würde der kleine Landadel einen selbstständigen Bestandtheil desselben bilden, so eigenthümlich gehört er dazu.

Lange vor den Befreiungskriegen, ja sogar noch vor den Unterjochungskriegen treten wir in ein solches Haus. Zuerst befinden wir uns in einer mit Steinen gepflasterten Hausflur, um die herum reich geschnitzte, blank gebohnte Leinwandschränke stehen. Von Vorzimmern weiß man hier nichts, unmittelbar vom Flur tritt man in das Wohnzimmer, das mit einer schon etwas verbräunten Tapete beklebt ist, die ein wenig von der Mauer absteht, so daß Mäuse und Ratten, wohl auch kleine Hausgeister hinter derselben auf und ab trippeln können. Der Fußboden ist mit eichenem Getäfel ausgelegt; weiße, in regelmäßige Falten künstlich gelegte Gardinen verhängen die kleinscheibigen Fenster, vor denen Myrthenbäumchen, um einen Reif gezogen, und Rosenstöcke den untern Theil mit einem lieblichen Gitterwerk verdecken. Ein Sopha von gebohntem Birnbaumholz mit losen Kissen, die ein etwas verblichener Cattun bedeckt, nimmt die ausgezeichnetste Stelle der Hauptwand ein. Vor demselben steht auf einem kleinen Teppich ein runder Tisch, dessen einer Fuß sich nach unten in drei ausspreizt und den ein graues Tuch mit etwas verschossenen Fransen bedeckt. Jetzt lag über dieser Decke ein feines Kaffeetuch von Zittauer Gewebe, auf dessen rothem Grunde die schneeweiße Zeichnung des adeligen Wappens derer von Brachow glänzte, in deren Behausung wir uns befinden. Die schwere silberne Kaffeekanne trug dasselbe Ehrenzeichen in getriebener Arbeit; neben dieser stand ihr Ebenbild, nur viel kleiner, wie es der Sahnekanne gebührt; auch der Brachvogel des Wappens sah aus wie das Küchlein vom andern. Sechs Tassen von feinem Meißner Porzellan und eine Zuckerdose, deren Schlüssel am Gürtel der Hausfrau hing, vollendeten das liebliche Bild eines Kaffeetisches. Leben und Sterben, noch ein paar Kleinigkeiten und Kaffeetrinken zieht sich durch das ganze Menschengeschlecht. Juden, Islamiten, Christen vereinigen sich in diesem Genuß. Zwar trinkt ihn jede Nation anders, der Türke und Araber ganz rein, der Jude dem Lande gemäß, in dem er eingebürgert ist, der Italiener mit Zucker, der Oesterreicher zwar auch süß, aber mit zwei Dritteln Sahne versetzt, der Norddeutsche mit einem Tröpfchen derselben nur eben getrübt, der Rheinländer ohne Zucker mit blauer Milch u. s. w. Aber alle lieben ihn, wie sie ihn kennen — die einen in seiner Schwäche, die andern in seiner Stärke, diese in seiner Reinheit, jene in seiner Leichtigkeit, sich mit andern guten Dingen zu vermischen; wie man die Schönheit überall liebt, schwarz, blond, gazellenhaft, üppig geputzt, im kurzen Bauernröckchen, so liebt man auch den Kaffee überall. Die Vorsehung hat ihn hingestellt, um dem Menschen, der eine Leidenschaft haben muß, eine unschuldige zu gewähren. An der Schönheit, am Wein, am Spiel ist schon mancher untergegangen, am Kaffee noch keiner; und doch ist eine Tasse Kaffee, zu rechter Zeit gereicht, der größte aller Genüsse, daher auch dieser reich versehene Kaffeetisch mit besonderer Vorliebe beschrieben worden ist.

Die Wand über dem Sopha schmückte ein großer Mahagonirahmen mit blauem Papier, auf dem eine Menge Schattenrisse gruppirt waren. Drei Töchter und vier Söhne schwebten unter dem Elternpaare; die Frauen trugen Chignons, die Männer Zöpfe und Haarbeutel. Diese neun Gesichter waren offenbar Blüthen aus Einem Stamm; rund herum aber sah man fremdartigere Nasen und Stirnen, also Verwandte und Freunde derer von Brachow. Dieser Tafel und dem Sopha gegenüber stand ein Glasschrank, dessen unterer Theil zum Schreibpulte eingerichtet war; hinter den Scheiben aber glänzten mehrere Seltenheiten hervor, Metallstufen, Pokale und ein ausgestopfter Specht. Zwischen den Fenstern hing ein mäßig großer Spiegel in Mahagonirahmen mit geschnitztem Aufsatz und einem Schilde, auf dessen blauem Grunde Diana gemalt war, wie sie ihr nacktes Bein aus dem aufgeschürzten Gewande hervorstreckt. Auf der kleinen Kommode unter dem Spiegel duftete ein Gefäß aus chinesischem Porzellan mit Potpourri und gab dem ganzen Gemache einen eigenthümlichen Geruch, den unsere jungen Zeitgenossen nicht mehr kennen.

Neben diesem Wohnzimmer lag ein mit himmelblauem Papiere und einer breiten Blumenborte beklebtes, im Winter immer kaltes Prunkzimmer mit erstaunlich schlechten Brustbildern des Herrn und der Frau vom Hause in Pastell und deren Vater und Mutter in Oel. Die Möbeln waren mit blauer Seide überzogen und mit einem Ueberzuge von ungebleichter Leinwand versehen; der Kronleuchter trug ebenfalls ein Hauskleid von steifer Mousseline. Das alles war so fest verneftelt und verknüpft, daß man sah, wie nur besondere

Digitized by Google

Festlichkeiten zu der Enthüllung dieser Pracht veranlassen konnten. Ein selten berührtes, für unsere Begriffe sehr kleines Klavier stand dünnbeinigt an der Wand und zeigte durch eine eingelegte Borte à la grecque, daß die Familie auch dem äußern Glanze nicht abhold war.

Neben diesem Gesellschaftszimmer lag ein Cabinet, das mit einem rothseidenen Staatskleide tapezirt war, in welchem die Mutter des jetzigen Herrn von Brachow einst bei Hofe geglänzt hatte und auch im oben erwähnten Bilde gemalt worden war. Durch Holzwerk und Zwischenzierrathen hatte man es möglich gemacht, mit dem Stoffe auszureichen. Damals zeigte man dem Besucher dieses Kunststück als eine Merkwürdigkeit, heute ist es keine mehr, denn eine erwachsene Frau von 1804 brauchte zu einem vollständigen Gewande eben so viel Stoff, wie 1857 ein dreijähriges Kind, und mit dem Kleide einer vollblutigen Modedame von jetzt bekleidet man ganze Altäre.

Diese Zimmerbeschreibung hat eigentlich nichts mit der kleinen Erzählung zu thun, die diese Blätter füllt; sie ist nur ein Denkmal, wie wenn einer die ausgegrabenen Gemächer von Herculanum beschreibt. Vielleicht gibt es irgendwo noch eines dieser Art, aber die Gattung ist verschwunden, die damals über ganz Deutschland verbreitet war.

Der Tag nun, an dem das Kaffeezeug auf dem Tische stand, war ein Wintertag; eine dichte Schneedecke hüllte die Erde ein und war auf den Verbindungswegen schon zur prächtigen Schlittenbahn zusammengedrückt worden. Das braune Zimmer war durch einen weiß und blauen Kachelofen behaglich erwärmt. Auf dem Sopha saß ein noch junger, etwas korpulenter Herr in ruhender Stellung; er trug gelbleberne Beinkleider und Reitstiefeln mit Sporen; ein gewisser Pferdeduft, der von seiner Person ausging, verrieth, daß er eben vom Spazierritt heimgekehrt war. Er hatte ein offenes, rundes Gesicht, in seinen Augen glänzte Kühnheit, Sorglosigkeit und ein nicht zu verachtender Hausmannsverstand. Auf seinem Knie saß reitend ein blonder Knabe im Husarenkleidchen, wie man es damals Kindern, die man herausputzte, anzog. Eine hübsche Frau mit etwas verzagtem Ausdruck war beschäftigt, den Kaffee, der vortrefflich abgeklärt wie brauner Crystall aus der Kanne floß, einzuschenken.

„Vater, laß mich bald mitreiten!“ sagte das Kind. „Auf dem kleinen Braunen kann ich schon sitzen.“ — Die Mutter zuckte zusammen. „Ottchen, Ottchen!“ rief sie warnend, „bitte den Vater nicht um solche Dinge, du ängstigst mich halb todt damit.“

Als hätte sie gar nicht gesprochen, sagte der Vater zum Knaben: „Morgen kannst du mitreiten, und wenn du herunterfällst, so bekömmst du Schläge.“ — „Ich fürcht' mich nicht,“ erwiederte der Kleine und klopfte in die Hände.

„Lotte“ (so wurde lange Zeit nach Werthers Erscheinen jedes dritte Mädchen getauft, und auch Frau von Brachow hatte diesen Namen erhalten), „Lotte,“ fragte der Hausherr, „was sollen die vielen Tassen auf dem Kaffeetisch?“ — „Hab' ich dir nicht gesagt, daß unsere neuen Nachbarn, die Bürens, sich haben anmelden lassen?“ — „Der poetische Narr aus Dresden?“ rief der Gemahl etwas unwirsch, „und die bucklige Tante auch? Das ist nichts für mich! Warum hast du es nicht so eingerichtet, daß ich eben nicht zu Hause war? Ich glaube, ich verkriche mich noch.“

Trotz den Bitten der Frau führte Herr von Brachow diesen barbarischen Entschluß aus und befahl seinen Kaffee auf sein Zimmer zu bringen, aus dem er sich entschlossen erklärte nicht eher weg zu gehen, bis die Gäste das Haus verlassen hätten.

Dieser Entschluß hätte ihn beinahe gereut, denn der letzte gelbe Streif am winterlichen Horizont verschwand und statt des Himmels leuchtete nur noch der Schnee auf den Feldern, ohne daß die Gäste erschienen. Frau von Brachow ging unruhig im Zimmer auf und ab und machte häufige Stationen am Fenster. Otto lief von der Mutter zum Vater, immer mit der Nachricht, es käme noch niemand. Der Kaffee ward dreimal auf Kohlen gestellt und wieder abgesetzt, das Silber der Kanne war schon nicht mehr blank, da der Dunst Regenbogenfarben darauf gemalt hatte, aber die Gäste erschienen nicht. Die Hausfrau klagte bitter, daß sie ein Geschäft wegen dieses Besuchs verschoben habe, und setzte sich nun etwas übellaunisch an den Nähtisch; aber die Arbeit ging nicht von der Hand, denn bei jedem Geräusch auf dem Hofe drehte sie den Kopf um. Von Zeit zu Zeit kam Herr von Brachow aus seinem Versteck und machte seiner Frau Vorwürfe, daß niemand kam, wie er sie vorhin gescholten hatte, daß jemand kommen sollte. Er war aber darum kein böser Mann und kein schlechter Gatte; es gehörte nur zu seinen Lebensgewohnheiten, seiner Lotte zu beweisen, daß er alles besser verstehe. Endlich kam das Abendessen, das er durch ein Triumphgelächter auf Unkosten seiner lieben Frau einleitete, und man legte sich friedlich zu Bette.

Das häusliche Geschäft, das gestern nicht besorgt werden konnte, war ein so ländliches, daß keine Städterin je davon gehört haben wird. Es bestand darin, die Federn, welche die wohlgepflegten Gänse im vergangenen Jahre geliefert hatten, in dazu verfertigten Ueberzüge nach Rang und Ordnung aufzubewahren, um

Digitized by Google

die etwa locker gewordenen Federbetten damit zu ergänzen oder neue zu füllen; denn so viel die gute Hausfrau deren auch haben mag, sie hat nie genug. Frau von Brachow setzte am andern Morgen zu diesem Zweck ein reines leinenes Häubchen auf, das ihre Haare ganz verbarg, zog einen Pudermantel über ihr Gewand und ging mit den Mägden in die geheimnißvolle Federkammer, die nie ein Männerfuß betritt. Auch Otto ward daraus verwiesen, denn leise Bewegungen und Vorsicht sind die Tugenden, die hier geübt werden müssen. Er lärmte vor dem Fenster, das in den Garten führte, und ängstigte die Mutter, indem er von außen hinan kletterte; nach einiger Zeit aber verschwand er und das leise Leben der Dunen webte allein durch den Raum, während die Frauen kaum laut zu athmen wagten.

Plötzlich riß Otto die Thüre des Gemaches heftig auf. Frau von Brachow war von Natur sanft, aber dieser Sturm in ihre Federn empörte ihr Gefühl und sie erhob ihre Stimme zu ungewöhnlich lauter Mißbilligung. Aber Otto hatte den kecken Angriff nicht ohne Hinterhalt gewagt, und auf seinen Ferfen folgte der Succurs, zuerst ein interessant aussehender Mann mit einem einjährigen Kinde auf dem Arme, dann eine etwas schiefe ältliche Dame mit scharfen Zügen, beide in Pelze gehüllt und einen Dunstkreis von kalter Winterluft mit sich führend.

Als das Kind die scheltende weiße Gestalt im Pudermantel erblickte, brach es in ein heftiges Geschrei aus, und der Vater beschwichtigte es mit allen Schmeichelnamen, die ihm einfielen. Frau von Brachow sah beide Eindringlinge mit starrer Verwunderung an und wollte sich eben so weit fassen, um die Fremden aus dem Zimmer zu nöthigen, als das ältliche Fräulein in Entzücken ausbrach über die interessante Beschäftigung der Hausfrau. „Lassen Sie mich einen kleinen Versuch machen!“ rief sie aus, und hiemit stürzte sie auf einen Federhaufen zu, um ein halb gestopftes Kissen zu füllen. Die empörten Federn flogen wie ein gestörter Bienenschwarm in ihren Marderpelz, in Nase und Hals; sie mußte husten, das Uebel ward immer ärger, das Kind schrie aus vollem Halse, der Vater sang mit lauter Stimme, um es zu beruhigen, und Frau von Brachow war dem Weinen nahe, während die Mägde kicherten.

Endlich gelang es ihr, die Fremden hinauszubringen, und in kurzem begrüßte sie sie, vom Staube der Häuslichkeit gereinigt, im Wohnzimmer, wo sie das Kind in Bewunderung des ausgestopften Spechtes fand. Die Tante, Fräulein von Büren, erklärte, die Familie habe sich gestern zu sehr in ein Buch vertieft, um kommen zu können, auch habe die kleine Rosa ihren Vater nicht allein fahren lassen wollen, und es sey zu spät gewesen, um sie mitzunehmen; daher hätten sie es vorgezogen, heute früh zu kommen.“

„Sie sind zu jeder Zeit willkommen,“ erwiederte Frau von Brachow mit gezwungener Höflichkeit, indem es sie innerlich wurmte, daß man eine Verabredung um einer so nichtigen Ursache willen brechen könne. „Die Wintersonne schien heut so freundlich,“ fuhr Fräulein von Büren fort, „und überdieß kommt man ja auf dem Lande nie zu früh, und Röschen hatte keine Ruhe mehr, sobald sie die Anstalten zum Fahren sah.“

„Krrrrrr!“ rief die Kleine, sobald sie das Wort „fahren“ hörte, und lächelte so freundlich mit ihrem rosigen Gesichtchen, daß der Zorn der Frau von Brachow augenblicklich schwand. — Der Morgenkaffee ward hereingebracht und man schwatzte traulich um den Frühstücktisch. Herr von Büren steckte der Kleinen eingeweichte Bissen in den Mund, und man lobte die Sahne und das treffliche Weißbrod, das mit versteektem Triumph als eigenes Hausmannsgebäck anerkannt ward, und gewiß bei Bürens noch viel besser zu finden sey; und so kam man auf die Köchin, die es gebacken, lobte und tadelte sie, ging zum Stubenmädchen über, zum Bedienten u. s. w., kurz es hatte sich ein harmloses, nachbarliches Gespräch angesponnen, das vielleicht noch Stundenlang gewährt hätte, wenn es nicht durch ein plötzliches Jubelgeschrei vom Hofe aus unterbrochen worden wäre.

Es rührte von Otto her, der auf einem wilden Hengst vor seinem Vater saß und die Peitsche lustig gebrauchend das Pferd immer unbändiger machte. Frau von Brachow, zaghaft wie sie war, hielt erschreckt die Hand vor die Augen, die kleine Rosa klatschte in die Hände, am meisten aber bewunderte Fräulein von Büren das Schauspiel. „Achilles!“ rief sie voll Freude, „der vom Centauren Chiron reiten lernt! Ich möchte es malen können. Ihr Mann sieht wirklich prachtvoll aus; in meinem Leben hätt' ich nicht geglaubt, daß er so hübsch sey; ich hab' ihn einmal bei Hofe gesehen, wie er ein Glas Punsch auf den Schoß seiner Nachbarin ausschüttete. Wenn ich mir seine verlegene Haltung von damals und diese freie Heldengestalt jetzt auf dem Pferde denke, so ist's ein neuer Beleg, daß ein jeder nur da zu seinem Vortheile erscheint, wo er an seinem Platze ist. Sehen Sie doch nur hin, wie das Pferd sich bäumt, wie es fliegt! — Es wird immer wilder! — Gott, mein Gott! es geschieht ein Unglück! — Himmel, hab' Erbarmen!“

Ein Angstschrei endete diese Rede, und entsetzt sank das Fräulein vor dem Fenster auf die Knie. Sie nahm sich in diesem Augenblick, trotz ihrer schiefen Gestalt, auch besser aus, als vorhin in der Federkammer. Frau

Digitized by Google

von Brachow hatte bei den erſten erſchrockenen Worten nur einmal die Augen nach dem Hofe gewendet und ſie dann in einer langen Ohnmacht geſchloſſen. Das Pferd wollte nicht vor dem fremden Schlitten vorbei, Herr von Brachow, ein geübter Reiter, dachte an keine Gefahr und brauchte ſeine Kraft und Kunſt, um es dazu zu zwingen, aber es bäumte ſich, nahm Reißaus und warf zuerſt den Knaben, dann den Vater ab.

Herr von Büren ließ jetzt plötzlich ſeine Kindsmädchenrolle fahren; er ſetzte ſein Töchterchen auf die Erde und flog nach dem Hofe, ſeine Tante folgte ihm. Otto lag unverſehrt auf einem Haufen ausgedroſchenen Strohs, aber ſein Vater war leblos auf das Pflaſter hingeſtreckt, und als man ihn aufhob, zeigte eine Oeffnung im Schädel, daß keine Hoffnung ſey, ihn in's Leben zurück zu bringen; er war todt.

Der Schreck, ja die Verzweiflung der beiden Fremden läßt ſich ſchwer beſchreiben. Das Fräulein blieb mit heißen Thränen neben dem Todten und machte die letzten Verſuche, den warmen, kräftigen Körper wieder zu beleben. Herr von Büren nahm den halb ſtarren Knaben auf den Arm und brachte ihn der Mutter, die ohne Regung auf einem Seſſel lag. Er legte ihn ihr in die Arme und ſagte: „Er iſt unverſehrt.“ — Mit ſtürmiſchem Entzücken drückte ihn die Frau an ſich und brach in einen Strom von Thränen aus, die als Freudenthränen zuerſt floſſen und dann dem bitterſten Schmerze, deſſen Stachel man nach und nach in ihre Seele ſenken mußte. So endete der erſte Beſuch der Familie Büren bei ihren Nachbarn.

Herr von Büren war mit vierundzwanzig Jahren ein ſehr hübſcher junger Mann, hatte ein beträchtliches Gut und wäre jeder Familie als Freier willkommen geweſen. Statt deſſen verliebte er ſich in eine ſchöne Kaufmannstochter und heirathete ſie. Da ihm niemand etwas zu befehlen hatte, ſo konnte es auch niemand verhindern. Seine Tante zerraufte ſich die Haare darüber, aber mußte es hinnehmen; indeſſen ſah ſie die Nichte nie und lebte in ihrem Stifte mit dieſem ſtillen Wurm im Herzen, und ſonſt mit Büchern und allerlei literariſchen Intereſſen beſchäftigt. Die junge Frau ward guter Hoffnung und der Neffe ſchrieb der Tante und bat ſie, zur Entbindung ſeiner Roſa auf ſein Gut zu kommen; ſie erwiederte, ſie habe eine Abneigung gegen Käthchen, Gretchen und Röschen, und er ſolle ſie mit einer ſolchen Zumuthung verſchonen. Einen Monat darauf hörte ſie, daß die junge Frau eine Tochter zur Welt gebracht habe und darauf geſtorben ſey. Die Nachricht traf ſie wie ein Donnerſchlag, und ſie ſelbſt kam ſich nicht viel anders als die Mörderin ihrer Nichte vor. Sie beſtellte Poſtpferde und fuhr in einem Striche zu ihrem Neffen, der über der Leiche ſeiner Geliebten lag wie ein Wahnſinniger.

Beim erſten Anblick ſeiner Tante ſchrack er vor ihr zurück wie vor einer Schlange; ſie verlangte auch keine Bewillkommnung und übernahm ſtill die Pflichten der Hausfrau. Den Neffen ſah ſie den ganzen Tag nicht. Am Abend hatte man die Verſtorbene in ihren Sarg gelegt und er ſchlummerte in ſeinem Zimmer, wie es hieß. Sie nahm den günſtigen Augenblick wahr und trat ſchüchtern in den Saal des Hauſes, wo die Leiche lag; ſie ſah ſich um, und als nichts ſich regte, nahte ſie ſich eilig dem Sarge, kniete davor hin und ſagte laut zur Todten: „Vergib mir, Roſa, daß ich hart und ungerecht gegen dich war; ich möchte es gut machen mit meinem Herzblut. Laß mich deine Hand küſſen!“ Sie ſtand auf, ergriff die Hand der Todten und bedeckte ſie mit heißen Thränen, darauf ging ſie ſtill wieder hinaus und ſchloß die Thüre hinter ſich. Kaum hatte ſie das Zimmer verlaſſen, ſo brach jemand in ein lautes Schluchzen in der entfernteſten Ecke des Zimmers aus; es war Herr von Büren, der ein ſtummer Zeuge dieſer Scene geweſen war. Er ſprach nie mit ſeiner Tante davon, aber von dem Augenblick an war ihm ihre Gegenwart lieb und werth; er bat ſie zu bleiben, und ſie ward ſeitdem ſeine treue Gefährtin.

Das Kind ließ er nie von ſich, er wartete es wie eine Frau und machte es zum Mittelpunkte ſeines Lebens, indem er es mit eben ſo unbegrenzter als unvernünftiger Zärtlichkeit umgab, die oft dem Wahnſinn nicht unähnlich war. Als es noch nicht ſprechen konnte, ſtand ſchon eine Bibliothek von Erziehungsſchriften im Kinderzimmer; indeſſen fand er nicht die Zeit, in denſelben zu leſen, weil er fortwährend mit der Pflege der Kleinen beſchäftigt war, wenn ſie wachte, und die Stunden ihres Schlummers durch die nothwendigen Arbeiten ſeines Berufs als Verwalter eines ſchönen Vermögens ausgefüllt wurden. Die Tante beſorgte dieſes Geſchäft, und da ſie ohnehin mit Leidenſchaft las, ſo wurde es ihr nicht ſchwer. Indeſſen blieben ihre Studien ohne Reſultat, denn jemehr die Kleine heranwuchs, deſto mehr zeigte es ſich, daß der Vater ihr die vollkommenſte Willensfreiheit ließ. Sie durfte thun und laſſen was ihr beliebte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Studien über Calderon.

I.

Ehre für Alle!

Bekanntlich und mit Recht gilt die dramatische Dichtung der Spanier aus und nach der Renaissanceperiode für ein so streng originales und nationales Erzeugniß, als dieß im Bereich der allgemein menschlichen Grundlage, deren jede wahrhafte Kunst bedarf, überhaupt der Fall seyn kann. Bei keinem andern der modernen Völker gehen die beiden älteren Dichtgattungen so vielfach und reichhaltig in das Drama hinüber wie hier, wo, im Dialog wie in der Erzählung, häufig die weichsten und prächtigsten Stellen lyrischer und epischer Natur eintreten. Bei keinem andern Volk verbindet sich die oft übertriebene Prunkliebe des Styls bei den Nachkommen Lucans, welchen Quinctilian mehr Redner als Dichter nennt, und Senecas, welcher aus derselben Stadt wie Gongara war, mit einer so kräftigen Naturwahrheit, welche letztere zum Beispiel der gleichfalls hochtrabenden französischen Bühne gänzlich abgeht und ihr mit Recht von Seiten der Spanier den spottenden Vorwurf der platitud francesca zuzieht. Bei keinem andern Volk wird der Einfluß der Alten, bei so genauer Kenntniß derselben, wie sie schon Lope de Vega in seiner „Arte nuevo de hacer comedias“ zeigt, so selbstbewußt und absichtlich bei Seite gesetzt, wie da, wo der eben citirte Dichter von einem seiner Stücke sagt: „Diese Komödie ist nach dem spanischen System geschrieben, nicht nach den strengen Regeln des griechischen und römischen Alterthums, denn der Geschmack kann die Regeln ändern, wie die Mode die Kleider und die Zeit die Sitten ändert.“ Bei keinem andern Volke endlich regiert über einer gleichen Massenhaftigkeit des Stoffs, einer gleichen Fülle der Handlung, einem gleichen Realismus der Details und einer gleichen Mannigfaltigkeit der Formen, eine solche Einheitlichkeit und Consequenz weniger und beschränkter, allein wahrer und kräftiger, hochfliegender poetischer Ideen und Empfindungen.

In diesem letzten Punkt nun, in den dramatischen Grundmotiven, pflegt dem Leser auf den ersten Blick eine gewisse Monotonie aufzufallen, und das stete Wiederkehren des religiösen Glaubens, der Liebe und der Ehre in ihren gegenseitigen Verwicklungen, Contrasten und Versöhnungen schreckt ihn leicht von einem weiteren Vordringen in ein Gebiet ab, welchem er, nur zwischen wechselnden Umgebungen, immer denselben Personen, den nämlichen Handlungen zu begegnen erwarten muß. Allgemein und oberflächlich betrachtet ist dieser Mißstand richtig. Fast alle Kritiker haben ihn nach einander betont und Calderon macht ihn sich selbst zum Vorwurf, indem er, der häufig in seinen Stücken von denselben und ihrem Verfasser spricht, über sein stereotypes Wesen bei Gelegenheit sagt: „Das muß eine Komödie von Calderon seyn. Jedenfalls ist ein verborgener Cavalier und eine verschleierte Dame darin. Dieser Dichter ist ein großer Freund der Degenklöße. In seinen Komödien erscheinen immer Väter und Brüder zur Unzeit.“

In der That beschreitet das spanische Drama kein so ausgedehntes Feld wie zum Beispiel die altenglische Bühne auf ihren weiten politisch historischen Grundlagen und in ihrer Analyse aller menschlichen Leidenschaften und Thorheiten. Sie hat das tiefsinnige Charakterstück Molières und die nach allen Enden des Universums, wie bis zum Grund jeder Menschenbrust reichenden Bestrebungen unserer Schiller- und Goetheperiode nicht; allein eine Kehrseite dieser Mängel ist doch vorhanden. Denn in ihrem engen Bereich der Religions-, Liebes- und Ehrenmotive entwickeln bei näherer Betrachtung und Vergleichung jene Stücke eine solche Tiefe und Mannigfaltigkeit, daß jeder Schritt innerhalb dieser eben so feinen als frappanten Nüancirungen höchst interessant und lohnend ist. Betrachten wir für heute nur die verschiedenartige Behandlungsweise, welcher der Hauptrepräsentant jener Dichtung, Calderon, den Angelpunkt seiner Stücke, die Ehre, zu unterwerfen weiß.

Ehre, kann man sagen, ist Ehre und nicht Schande; sie ist wie die Sonne immer einerlei und dieselbe, ein Begriff, der nicht viele Modifikationen erleiden kann. In dieser richtigen Auffassung der Unwandelbarkeit finden wir auch wirklich die Ehre bei Calderon. Nur so allgemein menschlich behandelt konnte sie so poetisch und in solchem Umfang auftreten, wie sie es bei ihm thut, aber auch nur so mochte sie die reiche Mannigfaltigkeit haben, der wir bei ihm begegnen. Wir werden darstellen, erst, wie sie ihm für jedes Geschlecht, für jeden Stand, für jede Bedingung dieselbe ist; dann, in welch verschiedener Gestaltung, mit welch entgegengesetzten Wirkungen sie auf dem Boden der oder jener Lebensver-

Digitized by Google

hältnisse, und namentlich wie sie, mit der Liebe in Verbindung oder Conflikt kommend, innerhalb und außerhalb der Ehe, im Lustspiel und im Trauerspiel auftritt.

Vor Allem also ist sie Gemeingut für das ganze Volk von oben bis unten, und dem bei Calderon so häufig vorkommenden, den selbstbewußten Stolz des Spaniers charakterisirenden Wort: „Yo soy quien soy, ich bin, der ich bin," begegnen wir im Munde jeden Standes und der Männer wie der Frauen. Die Ehre beginnt für diese Nation mit ihrer Existenz und reicht von dem Cid, welcher den Juden für das Geld, das er ihnen ablehnt, verschlossene Koffer voll von Steinen statt von Kostbarkeiten, aber zugleich auch das „Gold seines Wortes" gibt, bis zu dem Bauern, den Lord Byron 1809 so „stolz, als trüge er einen Herzogshut," findet. So hat denn auch diesem letzteren Calderon sein volles Recht gegeben, und Ulrici irrt sehr, wenn er (Shakespeare in seinem Verhältniß zu Goethe und Calderon) äußert, jener Dichter „habe das eigentliche Volk zu schildern niemals unternommen, sondern er habe es stets nur mit Königen, Fürsten und Rittern zu thun." Denn Crespo, der Richter von Zalamea, ist seines Zeichens nur ein Bauer; aber hören wir, wie er die Würde seines Standes in ihren wahren Grenzen erkennt und wie er sie innerhalb derselben zu vertheidigen weiß.

„Was würde es mir helfen," sagt dieser Crespo, reich genug, um einer etwaigen Ehrbedürftigkeit mit Geld nachzuhelfen, „wenn ich vom König einen Adelsbrief kaufte, da ich mir doch nicht zugleich adelige Ahnen kaufen kann? Würde man mich dann für mehr werth halten, als jetzt? Nein, das wäre eine Thorheit! Was würde man sagen? Ich sey für fünf- oder sechstausend Realen adelig geworden! Das aber ist Geld und nicht Ehre, denn die Ehre kauft sich nicht. Meine Ahnen und mein Vater waren gemeine Leute, gemeine Leute werden meine Kinder seyn." Aber verzichtet er darum mit dem Adel auf die Ehre? Dem Capitän, der ihn fragt, ob ein gemeiner Mann auch Ehre habe, erwiedert er: „Gerade so wie Ihr, denn wenn es keine Bauern gäbe, so gäbe es auch keine Capitäne," und fährt fort: „Ich bin bereit, dem König mein Leben und mein Gut zu geben, aber die Ehre ist das Eigenthum der Seele, und die Seele schuldet man nur an Gott." Wehe darum dem, der ihm dieses Unveräußerlichste aller Güter jedes Rechtschaffenen antastet! Denn bekanntlich ist das Ende des Stücks das, daß Crespo den Räuber und Schänder seiner Tochter, in eigener Machtvollkommenheit und jeder höchsten Autorität der Welt gegenüber, im Kerker erdrosseln läßt, und zwar nur erdrosseln, „weil der Henker an den Edelleuten, da sie sich gut betragen, die Kunst des Köpfens nicht erlernt hat."

Was muß der Dichter erst für den wahren Edelmann, für den rechten Fürsten, für die Jungfrau und die Matrone übrig haben, wenn er den Dorfbewohner so bedenkt! Daß er aber mit der Anerkennung des letzteren nicht allein steht, lehrt uns ein rascher Seitenblick auf Lope de Vega, welcher, als Vorgänger und Vorbild Calderons, jene Allgemeinheit der Ehre für alle Stände gleichfalls trefflich gewahrt hat, und zwar namentlich in den beiden Stücken: der König ist der beste Richter, und Fontevejuno. Bei wenig Ernst und Tiefe bewährt das „Wunder der Natur," mit all seinem sprühenden und blendenden Witz, mit seinem gewandten und heitern Geiste, doch eine nicht minder feste und strenge Gesinnung als die, der wir oben begegneten. In dem ersteren Stück finden wir einen König, der mit nicht minderem Eifer über die Ehre jedes, auch des geringsten seiner Unterthanen wacht, als Crespo über die seines Hauses. Denn unbekümmert um wichtigere Regierungsgeschäfte macht er eine weite Reise dahin, wo ein Edelmann ein geraubtes Landmädchen, trotz seiner mehrmaligen Befehle, herauszugeben sich weigert, tritt erst incognito, dann aber mit der vollen Würde seiner Persönlichkeit gegen den Vergewaltiger auf und führt die Sache mit haarscharfer Logik, Gerechtigkeit und Delikatesse zu Ende, indem er die unerbittlichste Strafe mit der Herstellung der geraubten Ehre zu verbinden weiß. Der Entführer wird zur rechtmäßigen Ehe mit seinem Opfer genöthigt, dann aber sofort enthauptet und seine adelige Wittwe nun mit dem ihr vorher bestimmten bäuerlichen Bräutigam verbunden. Eine gleich vortreffliche und consequente Gesinnung belebt, bis in die geringsten Details, das historische Drama Fontevejuno. Hier erscheint die ganze Einwohnerschaft eines Fleckens als eine Art von Collectiv-Tell gegen einen Gesslerartigen Bedrücker, und noch auf der Folter antworten Alle auf die Fragen nach dem am Aufstand Betheiligten nur mit dem Namen ihrer ganzen Gemeinde: Fontevejuno! Königliche Beschützung der untersten Stände gegen ritterliche Dränger und Verführer tritt hier gleichfalls ein, wenn auch nur in feudaler Verbindung mit Strafen gegen unerlaubte Nothwehr und übertriebene Selbsthülfe.

Sehen wir in diesen drei Stücken, wie die Dichter die Könige die Unschuld vom Lande beschützen lassen, so finden wir sie auch im Allgemeinen in einer steten Ehrfurcht vor der Würde der Frauen. Nicht als ob es im spanischen Drama an häufigen und den pikantesten Ausfällen gegen das schöne Geschlecht mangelte.

Digitized by Google

Nein, gegen Dirnen und Zofen und aus dem Munde schlimmer Persönlichkeiten wird fast das Unmögliche geäußert. Allein auch nur da und dann. Nur der Dämon im „wundertätigen Magus," fragt, und zwar ohne daß ihm der Erfolg Recht gibt, ob bei Frauen Unmöglichkeiten zu fürchten seyen? Nur die faulen, lügenmäuligen und feigen Bedienten haben den Muth, hinterher Steine auf Ehre und Sitte des ganzen Geschlechts zu werfen, und zu meinen, der Ehestand gleiche dem irdenen Kruge, daraus jeder unbesehen trinken müsse, was er ihm biete. Nur die böswilligen äußern, ein kluger Mann mache mit einem Glas und mit einer Frau nicht die Probe, ob sie halten. Sonst aber findet sich, wie bei Shakespeare, eine durchgängige Verehrung edler Frauen, ein fester und starker Glaube an sie, und mit kaltem Blute, unbeirrt von den erregten Leidenschaften der Liebe und der Eifersucht, äußert kein rechter Mann Schlechtes über ihr Geschlecht. Unter den trefflichen Lehren, die der schon mehrfach citirte Richter von Zalamea, der alte Crespo, seinem Sohn mit auf seinen Lebensweg gibt, ist auch diese: „Rede niemals schlecht von den Frauen, selbst nicht von denen der untersten Klasse; Alle sind unserer Rücksicht würdig, denn sie sind es, die uns geboren haben." Gleichfalls diesen schönen Glauben an eine tüchtige Weiblichkeit theilt mit Calderon der doch sonst so sehr zu Spott und Satire aufgelegte Lope, namentlich in der vortrefflichen Charaktercomödie: „das Unmöglichste von Allem," welche sich nur um eine richtige Bestimmung, Prüfung und Erhaltung wahrer Frauenwürde dreht. Ein Weib zu hüten, wird dort als die größte Unmöglichkeit hingestellt, allein mit welchem Triumph für die Tugend und Reinheit! Denn freilich ist jene Hut unmöglich, selbst der Liebe, aber sie ist auch unnöthig, denn eine rechte Frau behütet sich selbst und vertraut auf keinen andern Schutz als auf den ihrer Tugend.

Dieser letzte Grundgedanke erscheint dann abermals und weiter ausgeführt in einem andern Stück Lopes, dem „Mädchen mit den schönen Augen" (Ninna de plata), wo die Macht einer rein moralischen Selbstvertheidigung der hülflos sich selbst überlassenen jungfräulichen Ehre nur durch ihre Trägerin gegen die kühnsten Angriffe gefeiert wird. Von ihrem rechtmäßigen Liebhaber verkannt und verstoßen, von dem glänzenden Infanten mit allen Künsten einer feinen Galanterie umworben, demselben endlich, durch den Verrath ihrer Tante, nächtlich in ihrem eigenen Zimmer hülflos ausgesetzt, weist das schöne Mädchen nur durch ihre entschiedene, edle Haltung die entfesselte Leidenschaft in die Schranken der Convenienz zurück, bezwingt durch ihre moralische Kraft die drohende Gewalt, und der Verführer, der mit den schlimmsten Absichten eingedrungen ist, entfernt sich freiwillig, beschämt und gebessert. Treffend durfte darum Schlegel über die Art und Weise, mit welcher die spanischen Dramatiker, und insbesondere Calderon, das Gefühl der Ehre behandeln, sagen, er wisse dafür kein besseres Gleichniß zu finden als die Fabel von dem Hermelin, welcher die Weiße seines Pelzes so hoch schätze, daß er sich, ehe er sie beflecke, wenn er dadurch den Jägern entkommen könne, lieber dem Tod übergebe.

Wo sich Calderon nun endlich bei den natürlichen Gesetzgebern, Vertretern und Wächtern der Ehre, bei dem Adel und den Fürsten befindet, da treten die Gesichtspunkte derselben in einer noch schärferen und oft sogar skrupulösen und übertriebenen Weise hervor, so daß von ihr dasselbe gesagt werden kann, was Ulrici am angeführten Ort treffend über die verwandte Empfindung der Liebe äußert mit den Worten: „Bei Calderon hat die Liebe etwas von dem Wesen eines juristischen Contrakts, jeder Theil ist eben so eifersüchtig auf seine Rechte als sorgfältig in der Beobachtung seiner Pflichten."

Aber hiemit beginnen sich auch die Begriffe und namentlich die Wirkungen der Ehre zu scheiden und die verschiedensten Nüancirungen anzunehmen, je nach den äußern Verhältnissen, welche im einzelnen Fall gegeben sind. Zwar für alle Stände und für beide Geschlechter ist, wie wir gesehen haben, die Ehre gleich, aber wie wirkt sie, wenn der eifersüchtige Liebhaber über die der Geliebten, der Bruder über die der Schwester, der Gatte über die der Gattin, der Vater über die der Tochter, der König über die der Familien seiner Unterthanen wacht? Dann veranlaßt sie bald ein Lust- und bald ein Trauerspiel, dann geht ihre Erscheinung in eine bunte Mannigfaltigkeit von Gestalten auseinander, dann ist sie bald schreckhaft, bald lieblich, aber immer ein lebensvolles, ächt menschliches und ächt dramatisches Etwas, grundverschieden von der wesenlosen Allegorie, die ein matter, zweifelvoller Nachahmer jener starken und glaubevollen Dichter, Friedrich Schlegel, in seinem Alarkos, den Gervinus und Hillebrand beide nur „wunderlich" finden, aus ihr hat machen wollen.

Einer der wesentlichen Gesichtspunkte für diese verschiedenartige Erscheinung der Ehre ist nun die, ob sich die Liebesintrigue nur wohlthätig um eine noch abzuschließende Ehe dreht, oder ob sie sich störend in eine schon fertige Verbindung einmischt, beziehungsweise ob sie mit unehrenhaften und unerlaubten Absichten der Verführung oder Gewalt an eine Unverheirathete herantritt. Dort bleibt das Stück gewöhnlich komisch, hier

Digitized by Google

wird es alsbald tragisch. Dort treten die Conflikte gewöhnlich nur zwischen den Liebhabern unter einander oder den Brüdern und etwa auch den Vätern mit diesen ein; hier erscheinen, als ernste Beschützer und strafende Rächer, die Häupter der Familie und der Gesellschaft, der Gatte, der Vater, der König. In der praktischen Ausführung macht sich die Festhaltung dieses Unterschieds, weil er grundlogisch ist, ganz vortrefflich. Denn wo mit ehrlichen Intentionen gefreit wird und nur äußerliche Hindernisse, Nebenbuhlerschaften, Mißverständnisse eintreten, da gestaltet sich die zwar etwas eintönige, allein immer gesinnungstüchtige Degen- und Mantelkomödie mit gutem Ausgang. Im Anfang oder erst in der Mitte des Stücks nimmt die Sache zwar meist einen ernsten und gefährlichen Anlauf, Rivalen und Brüder ziehen die Schwerter, zuweilen wird auch jemand verwundet, seltener einer gar erstochen, aber im Allgemeinen geht doch alles gut ab, die Antipathien heben sich, die Mißverständnisse lösen sich und der Ehre wird mit der Liebe zugleich, zum gemeinschaftlichen Preis beider, Genüge geleistet.

Aber nicht immer sind die Gegensätze in solcher Weise versöhnbar, und nur eine leichte Eifersucht ist, wie Calderon im Luis Perez von Gallizien, dem spanischen Robin Hood, sagt, „als Anregungsmittel der Liebe, gut; dagegen wehe dem, der dieses Gift für ein Heilmittel nimmt, der unter der Asche verborgenes Feuer weckt, der das giftige Thier nährt und, um sich zu zerstreuen, sich auf ein stürmisches Meer begibt!“ Dann treten gegen Ehebruch und Verführung Männer wie der uns schon bekannte Crespo, wie Don Guttiere, Don Lope d'Almeyda und andere, mit der ganzen Furchtbarkeit des tragischen Rächers auf. Dann ist die Ehre nicht mehr jenes schnell und leicht genannte Wort, vor dessen Klang jeder Cavalier sich neigt, dem gemäß er in seinem Streben nach Glück, Ruhm und Liebe handelt. Nein, „ihr schreckliches Gesetz,“ wie es Tirso de Molina nennt, „wird seinem Träger eine schwere, bittere Last, welche ihn gegen seinen Willen zu Schritten drängt, die er zu thun fürchtet.“ Sie ist in Calderons „drei Gerechtigkeiten in Einer“ ein „wilder Basilisk, der sich durch seinen eigenen Blick selbst den Tod gibt.“ Sie wird bei Lope de Vega verwünscht mit den Worten: „Ehre! Ehre! sey verflucht! Eine verwünschte Erfindung der Menschen, stürzest du die Gesetze der Natur um! Wehe dem, der dich erfunden hat!

Dasselbe juristische, formelle Element, welches wir oben nach Ulrici betonten, tritt hier zu Tage, wenn der Verletzte nicht fragt, ob er wirklich oder nur scheinbar beschädigt ist, wenn der tragische Erfolg jedenfalls eintritt, mag ein Angriff auf die Ehre geglückt oder nur versucht, nur vorbereitet seyn. Es kommt dann nur noch auf den Schein vor der Außenwelt an, und eine Frau, mit oder gegen ihren Willen, durch oder ohne ihr Zuthun compromittirt — einerlei, schuldig oder nicht, sie scheint schuldig und sie ist es, weil das Gerede der Welt die Ehre ihres Gatten so wie so beflecken wird. Nun aber erfolgt keine geräuschvolle, häusliche Scene voll ehelicher Vorwürfe, kein lauter Wortzwist auf der Straße, kein lustiges, öffentliches Degenklirren, welches eine nachfolgende Versöhnung nicht allein möglich läßt, sondern sogar vorbereitet, wie dieß alles in der Komödie geschieht. Wir sind im Trauerspiel. Eine heimlich schleichende, sichere, unerbittliche Rache wird mit aller Kälte, die nur der tiefsten Leidenschaft eigen ist, langsam vorbereitet und unbarmherzig geübt. Kein lautes Toben und Klagen erschallt, keine Freunde werden in das unversöhnliche Geheimniß gezogen, kein finsteres Wort warnt die Bedrohten. Aber in einsamen, düstern Monologen überlegt der Gatte, was ihm widerfahren und wie er handeln soll. Dort haucht auch der Gequälte in bittern Worten sein Leid darüber aus, daß er, der Unschuldige, durch die Schuld anderer leiden soll, daß er mit seiner persönlichen Ehre einstehen muß für den Leichtsinn eines Weibes, für die Lockungen eines Buhlen, daß die Welt ihn nicht fragt, was er zu seiner Schande gethan habe, sondern was hinter seinem Rücken, ohne sein Zuthun, gegen sein Wissen und Willen, zu seiner Unehre geschehen sey.

In der „Andacht zum Kreuz“ heißt es dann: „O tyrannisches, barbarisches Gesetz der Ehre! Denn die Zufälle dieser Art sind für den, den sie betreffen, keine Unehre, sondern ein Unglück! Wäre es nicht besser, den Mexkur zu strafen, der die Ehre raubt, als den Argus für ehrlos zu erklären, weil seine Wachsamkeit getäuscht worden ist?“ Und in dem „Maler seiner eigenen Schande“ wird dem geflucht, der das Qualgesetz der Ehre zuerst ersann, weil, wer diesen Machtspruch that, die Ehre nie gekannt hat, zu ihrem Hüter nicht eigenen, sondern fremden Willen bestellt, sie von der Haltung Anderer abhängig macht, die Schande nicht dem zuwirft, der verletzt, sondern den Verletzten zittern heißt, und so die Ehre jedem Buben vogelfrei zur Beute gibt. Selbst in einer Comödie: „Das Schlimmste ist nicht immer gewiß,“ findet sich ein ähnlicher Satz, und zwar diesmal in dem Munde eines seiner Tochter beraubten Vaters, welcher sagt: „Mitten in diesem Tumult verschwand meine Tochter. Ihr werdet sagen, das sey für mich eine neue Schande! Weh dem Ersten, der ein so strenges Gesetz, einen so unrichtigen Vertrag, eine so gottlose Verblendung erfand, zwischen dem Mann und der Frau

Digitized by Google

eine ungleiche Vertheilung machte und unsere Ehre der Laune Anderer unterwarf!"

Die beiden wichtigsten und interessantesten Stücke Calderons und der ganzen spanischen Bühne für diesen Gesichtspunkt sind aber die Tragödien, der „Arzt seiner Ehre" und „Geheime Rache für geheime Kränkung." Sie verdienen eine ganz besondere Beleuchtung. Reden wir zuerst von der letzteren, deren Held, als der portugiesische Othello, ein erhöhtes Interesse für sich beanspruchen darf. Dieses Trauerspiel kommt seinem englischen Gegenstück, dem Mohren von Venedig, an düsterer Färbung im Allgemeinen gleich, überbietet es aber in der Schauerlichkeit mancher Details. Seine Handlung gewinnt noch an Interesse durch die Versicherung des Dichters, daß sie historisch sey und sich im Juni 1578, kurz vor dem Abgang des Königs Sebastian auf seinen Zug nach Afrika zugetragen habe. Hier wie bei Shakespeare zeigt sich die ganze Furchtbarkeit der Eifersucht vorzüglich darin, daß sie nicht auf vollbrachte und erwiesene Thatsachen, sondern nur auf Indicien und Möglichkeiten hin erwacht, handelt und zu den furchtbarsten Extremen kommt. Freilich erscheint die Heldin weniger rein und groß als Desdemona. Sie ist eine Spanierin und erst nach Abbruch eines früheren Liebesverhältnisses in der Heimath mit dem edlen Portugiesen Lope d'Almeyda, dessen Nation dem Spanier im Allgemeinen als die rechte Pflegerin der ehelichen Eifersucht erscheint, verheirathet. Wie sich ihr nun der einst geliebte Jüngling auf den doppelten Titel der vormaligen Neigung und der gleichen Heimath nähert, gestattet und unterstützt sie seine Werbung, jedoch ohne feste und klare Absicht und ohne jegliche wirkliche Schuld. Allein dieß genügt dem gereizten Gatten, jedoch nicht ohne daß er sich mit halbem Widerwillen gegen seine eigene Strenge über die harten Gesetze der Ehre, die ihn zu dieser zwingen, beklagt. „O tyrannisches Vorurtheil, eitles, verächtliches Gesetz der Welt!" nennt er sie. „Warum müssen einige unsinnige Worte die am besten begründete Ehre beschmutzen können? Warum kann ein einziger in die Luft geworfener Hauch den Ruf eines ehrenwerthen Mannes angreifen und zerstören? Wie, weil die Ehre reiner Diamant ist, kann der Athem sie zerstören? Wie, da ihr Glanz heller als der der Sonne ist, kann ein Hauch sie trüben, wie die Sonne durch eine Wolke getrübt wird?" Aber daß der ächte Diamant doch Diamant, die ewige Sonne doch Sonne bleibt, das bedenkt der gleichnißfertige Mann nicht, sondern nachdem sein Verdacht einmal erwacht ist, sieht er, wie Othello, dessen Bestätigung in den unschuldigsten Dingen. Seiner Sache noch ungewiß, klagt er weiter: „O unsinniges Gesetz der Welt! Wie, ein Mann, der all sein Mögliches gethan hat, um ehrenwerth zu seyn, weiß nicht einmal, ob er beschimpft ist! Wie, er wird wegen der Aufführung anderer getadelt, wenn diese schlecht, und gelobt, wenn sie gut ist! Aber noch nie hat man jemanden um der Tugenden anderer willen geschätzt!" Aber dennoch geht er immer weiter voran, und zwar stets in Gemäßheit jenes uns schon bekannten verderblichen Grundsatzes, daß nicht die wirkliche Schuld, sondern der Anschein der Schuld genüge, daß schon ein bloßer Verdacht der Welt die Ehre unwiderruflich verletze, die Rache unerbittlich herbei rufe. Und nun führt ihn diese letzte Sophistik so weit, zu sagen: „Die Rache selbst macht die geheime Beschimpfung öffentlich, deßhalb muß sie, wie diese, geheim seyn." Nach diesem Programm nun bereitet er den beiden, nur erst in Gedanken Schuldigen mit furchtbar kalter Ueberlegung und Schlauheit einen scheinbar zufälligen Tod, und zwar nicht, weil er, wenn er als Mörder erschiene, die Strafe fürchtet, sondern weil man sagen könnte: er hat sich gerächt, also ist seine Ehre beleidigt. Alles gelingt ihm, der Spanier ertrinkt, die Gattin verbrennt, beides scheinbar zufällig, allein in Wirklichkeit auf Veranstaltung Lopes. Und der Urheber, der in einem düstern, zwischen diesen beiden tragischen Ereignissen liegenden Monolog sagt: „Wie sich im Schmelztiegel das Gold von der Verbindung mit andern Metallen reinigt, so soll auch meine Ehre gereinigt von hier ausgehen!" — dieser Urheber bleibt verborgen. Nur dem König, als dem höchsten irdischen Wächter, glaubt der mit höchster Meisterschaft gezeichnete Charakter des Eifersüchtigen eine Rechenschaft schuldig zu seyn. Und der Fürst, den wir hier als den Ausdruck der persönlichen Meinung des Dichters und seiner Zeit ansehen müssen, billigt Art und Weise, wie Inhalt des Verfahrens; wir aber sehen, mit dem Dichter und seiner Zeit, nicht ohne ein gewisses Behagen den furchtbaren Gatten seinem Fürsten auf dem verhängnißvollen Marokkanerzug folgen. Minder gräßlich als die haarsträubende Abschlachtung der sonnenreinen Tochter Brabantios, läßt uns die Handlung Don Lopes diesem nicht einen Tod durch eigene Hand wie den des Othello wünschen, allein ein gesuchter Ehrentod in einem Verzweiflungskampf sey ihm doch gegönnt.

Konnten wir diesen finstern Portugiesen mit dem Mohren in Vergleich ziehen, so haben wir in dem „Arzt seiner Ehre" ein, freilich matteres, Gegenstück zur Desdemona in Mencia. Gleichfalls weniger schuldlos und seelenstark als diese, ist sie doch ein eben so weiches Bild ächter Weiblichkeit und nicht minderer Theilnahme würdig, namentlich wo sie, mit der höchsten poetischen Tragik, dem sie umwerbenden Infanten, der sie seinen

Digitized by Google

„weißen Reiher“ nennt, erwiedert: „Ihr vergleicht mich mit Recht mit diesem furchtsamen Vogel. Man sagt, daß er, von den königlichen Falken verfolgt und vor ihnen fliehend, durch einen geheimen Instinkt denjenigen unter ihnen erräth, der ihm den Tod geben wird, und dann, wenn dieser Falke ihm naht, schaudert, zuckt und zittert. Ein gleiches Gefühl des Schreckens und des Schauders habe ich, wenn ich Euch sehe, weil ein geheimes Gefühl mir sagt, daß Ihr mir den Tod bringen werdet.“ Auch hier liegt eine frühere Neigung vor, auch hier tritt keine eigentliche Schuld ein, auch hier handelt der Gatte auf bloße Anzeichen hin, gleichfalls aber nicht ohne schwere Klagen über das traurige Privileg der Ehre, das ihn zu so entsetzlichen Schritten nöthigt. Er redet seine Ehre an und bittet sie, ihm zu erlauben, daß ein Unglücklicher wie er über die Lage weine, in der er sich befinde, und nachdem das Aeußerste beschlossen ist, ruft er: „O meine Ehre! weil Mencia die Frau ist, welche ich in meinem Leben zumeist geliebt habe, so erlaube mir ein letztes Mitleid für sie, erlaube, daß, indem ich sie tödte, ich wenigstens ihre Seele nicht tödte!“ mit welchen Worten er die zweistündige Vorbereitungsfrist zum Tode, die er ihr gibt, vor sich selbst rechtfertigt. Sehr charakteristisch hat dieser Mann vor seiner Ehe mit Mencia eine andere Braut auf einen bloßen und schließlich als falsch erwiesenen Anschein einer Untreue hin verschmäht, und auf einen bloßen Anschein hin handelt er auch hier. Wie Don Lope will er selbst den Schein einer Rache vermeiden, auch ihm soll ein unglücklicher Zufall dienen. Mit einer eben so raffinirten als furchtbaren Erfindung zwingt er, nachdem er die Dienerschaft zu entfernen gewußt hat, einen Chirurgen herbei, der der Unglücklichen, wie bei einem Unwohlseyn, eine Ader schlagen, sie aber dann, wie durch ein zufälliges Verschieben der Bandagen, sich verbluten lassen muß. Kaltblütig setzt sich dann Don Gutttiere vor, auch diesen Mitwisser nicht seines Verbrechens, sondern seiner aus demselben zu vermuthenden Unehre durch einen heimlichen Dolchstoß auf der Straße zu vernichten, und nur der Zufall kann diese furchtbare Consequenz seiner Handlungsweise unterbrechen. Und auch hier gibt der Dichter dem Rächer wieder Recht durch das Organ Pedros des Gerechten (Grausamen), der häufig in seinen Stücken und immer als Ideal eines strengen, aber höchst unparteiischen Fürsten erscheint. Unnachsichtig gegen den eigenen Bruder, den Infanten, als Anstifter des ganzen Unheils, weiß dieser Fürst gegen Don Guttiere obwohl ihn nur der Zufall von dessen Handlungsweise in Kenntniß setzt, keinen Vorwurf zu erheben, sondern befiehlt ihm sogar, der früher verlassenen Leonor seine nun mehr freie Hand zu reichen, auf deren Blutflecken er nur mit der Absicht, die neue Gattin vor einem ähnlichen Schicksal zu warnen, anspielt.

Es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe denen, durch welche Aergerniß kommt! Dieser Spruch trifft in solchen Stücken unerbittlich die Gattinnen, welche unwillkürlich einen Angriff auf die eheliche Ehre veranlassen. Ungerecht und grausam, wie uns diese Vertheilung der tragischen Schuld erscheint, erklärt sie sich nur aus den Sitten des Volks, dem sie vorgeführt wurde, rechtfertigt sich aber einigermaßen durch die steten und fast stereotypen Klagen gegen die Ehre, welche die Dichter ihren Vollbringern des Schicksals in den Mund legen. Jedenfalls mit mehr allgemein menschlicher Berechtigung hat Shakespeare, als er die Tragödie der Eifersucht schrieb, deren tragisches Motiv hauptsächlich gegen den Träger derselben und nur mittelbar und zugleich gegen das Objekt gekehrt, während hier nur das letztere betroffen wird, der eheliche Wütherich aber, trotz seiner grund- und maßlosen Verblendung, äußerlich ohne Fall und Strafe bleibt.

So haben wir denn den Umkreis der auf der spanischen Bühne erscheinenden Welt durchlaufen an der Hand dieser strengen, idealen Führerin, welche für die vor ihr Erscheinenden keinen Unterschied als den zwischen dem Redlichen und dem Falschen, zwischen der edeln und der gemeinen Gesinnung kennt. Für König und Bauer, für Ritter und Dame dieselbe, reicht sie diesen nur darum nicht die nämlichen, sondern wechselvolle Gaben, weil das Verhältniß des Lebens, die Wirklichkeit, verschiedenartig ist. Diese Beständigkeit der poetischen Idee innerhalb der Mannigfaltigkeit ihrer concreten Anwendung ist aber gerade das, was das Vorherrschen der Ehre als dramatischen Motivs der spanischen Bühne rechtfertigt und ihr häufiges Vorkommen nicht eintönig und langweilig, sondern anziehend, unterhaltend und erhebend macht.

II.

Shakespeare und Calderon als Tendenzdichter.

Mit Wahrheit zu lügen, halten wir für die Aufgabe, wie jeder Kunst, so auch der Poesie, und alle wahren Dichter haben dieses scheinbare Paradoxon durch ihre Beispiele belegt. Die Wirklichkeit wird verändert, das ist die Lüge — sie wird verschönert, verallgemeinert, erneuert, das ist die Wahrheit. Diese ästhetische Erhebung und Erweiterung des positiven Faktums, modificirt durch Geschmack oder Gesinnung des Dichters, erscheint nirgends greifbarer als bei Beaud-

Digitized by Google

lungen historischer Personen und Begebenheiten, oder anderweitiger, conventionell festgestellter, also z. B. mythologischer Typen, während sie auf dem Gebiete der ganz freien Erfindung oder der nach Willkür wechselvollen Objekte des gewöhnlichen Lebens weniger bemerklich wird. Durch jene Berechtigung zur schöpferischen Modifikation des Gegebenen nun kann es kommen, daß verschiedene Dichter dasselbe Ereigniß oder denselben Charakter in einer durchaus abweichenden Darstellung, mit grundverschiedenen Motiven und unter ganz veränderten Umständen vorführen. Wie verschiedenartig erscheinen z. B. die Jungfrau von Orleans bei Schiller, bei Voltaire und bei Shakespeare, Richard III. bei dem letzteren und bei Bulwer, und, um in das Reich der Geschichte den ihr analogen Mythus überzuziehen, Achill bei Homer und bei Racine, Medea bei Euripides und bei Alfieri, und der Antichrist bei Dante, Tasso, Milton, Calderon, Klopstock, Goethe und Byron! Die Veränderung der positiven Grundlage kann eine unendlich mannichfaltige seyn, allein mit gutem Erfolg wird sich die letztere der ersteren nur dann unterwerfen, wenn diese in dem erwähnten, poetisch erhebenden Sinn, nicht aber wenn sie unter Einfluß einer besondern Absicht, wie etwa einer bestimmten Zeittendenz, vor sich geht. Denn in dem letzteren Fall bleibt die poetische Versöhnung, welche die von gleicher Grundlage aus divergirenden Schöpfungen wieder vereinigen sollte, aus, und die Geschichte verliert, ohne daß die Kunst dadurch gewinnt.

Zwei merkwürdige und zur Vergleichung sehr geeignete, sowie derselben gegenseitig würdige Beispiele einer solchen verschiedenartigen, und zwar tendenziös gefärbten Behandlung desselben Stoffs treten uns bei Calderon und Shakespeare entgegen Angesichts der Ereignisse, welche den äußeren Anlaß zu der Abtrennung Englands von der katholischen Kirche lieferten. Der Letztere hat dieses ihm naheliegende Thema bekanntlich in seinem König Heinrich VIII., Calderon hat es in seiner Cisma de Inglaterra, dem Schisma Englands, behandelt, und zwar jeder mit einer besondern Tendenz von seiner Seite. Hier der englische, dort der spanische Patriot, hier der Ketzer, dort der Rechtgläubige, hier der begeisterte Unterthan der Fürstin, deren Geburt als der Markstein jener Ereignisse, deren Regiment als der Anfangspunkt eines mächtigen Aufstrebens zu nationaler Größe erscheint, dort der Angehörige des Volkes, dessen Prinzessin verschmäht, dessen Religion verläugnet, dessen Seemacht gestürzt wird — Beide aber dramatische Dichter ersten Rangs, bei welchen bestimmte Tendenzen wie die hier vorliegenden nur dann aufkommen können, wenn sie in wirklichem Einklang mit ihren politischen und religiösen Ueberzeugungen stehen und darum einer wahrhaft poetischen Behandlung ihres Gegenstandes weniger schaden, als man erwarten sollte.

Ob der erst zwei Jahre nach Entstehung des Shakespeareschen Stücks (1598) geborene Calderon dieses gekannt oder nicht, können wir aus den uns zu Gebote stehenden Hülfsmitteln weder behaupten noch verneinen, nach allgemeinen und inneren Gründen aber scheint das Letztere angezeigt. Uebrigens thut diese Frage, in Betracht der durchgehenden nationalen und katholischen Selbstständigkeit, mit welcher der Spanier seinen Gegenstand behandelt und den rein historisch politischen Stoff halbwegs in ein religiöses Drama, in ein Auto sacramental, umschafft, nichts zur Sache.

Betrachten wir nun, in welchem Rahmen und unter welcher Beleuchtung uns jeder der beiden Dichter dasselbe Bild zeigt, wobei wir jedoch, eine hinreichende Bekanntschaft mit Shakespeare bei unsern Lesern voraussetzend, nur das spanische Stück im Detail analysiren.

Im ersten Akte desselben ist König Heinrich noch eine Zierde und Stütze der katholischen Kirche. Er beschäftigt sich mit der Abfassung seines bekannten Traktates gegen Luther, schläft aber, was schon als bezeichnend betont wird, aus Ermüdung, oder wohl besser Langeweile, darüber ein. Weitere Anzeichen seines bevorstehenden Abfalls bleiben nicht aus. Denn er hat jetzt in seinem Schlaf die Vision einer wunderschönen Frau, welche ihn veranlaßt, mit der linken Hand auszuwischen, was die rechte geschrieben hat. In Wirklichkeit aber ist Anna Boleyn bei ihm eingetreten und hat sein Manuscript beschädigt, denn sie ist nicht allein heimliche Lutheranerin, sondern der Dichter stellt sie überhaupt, in ganz unverkennbarer Weise, als die allegorische Figur jeder antichristlichen und insbesondere der protestantischen Ketzerei hin. Erwachend und noch mit der reizenden Vision beschäftigt, erhält der König aus der Hand Wolsey's zwei Schreiben, eines von Luther und eines von dem Papst. Das erstere will er mit Füßen treten und das letztere über sein Haupt erheben, allein im Eifer verwechselt er die beiden Papiere und wirft den katholischen Brief zu Boden, um den abtrünnigen zu ehren. Darin sieht er selbst ein sehr schlimmes Anzeichen. Dennoch bleibt ihm der Papst der Grund und Eckstein des Glaubens, und er selbst ist nur die Säule, welche darauf ruht. Von der eigentlich kirchlichen Streitigkeit und der daraus folgenden Lossagung von Rom ist nun nicht mehr viel die Rede, und diese Ereignisse werden nur noch gelegentlich erwähnt, während die sie veranlassende Liebesintrigue

Digitized by Google

ganz in den Vordergrund tritt. Der König geht, Wolsey bleibt allein zurück und enthüllt sich in einem Monolog als die Personifikation des Stolzes, des Ehrgeizes und der Anmaßung, wie er später von Andern genannt wird. Abergläubisch hält er viel auf eine Prophezeiung, welche ihm die höchsten Würden, aber auch Gefahr durch eine Frau verheißt. In dieser Letzteren glaubt er denn alsbald die Königin Katharina von Arragonien, welche ihm ungnädig begegnet, erkennen zu müssen, und vertheißt sich, sie zu stürzen.

Dann erfahren wir aus einem Zwiegespräch zwischen dem französischen Gesandten Carlos und dessen Diener, daß dieser junge und galante Edelmann an dem französischen Hofe, wo Anna von Boleyn erzogen worden ist, ein heimliches, aber bis zum Aeußersten gelangtes Liebesverhältniß mit der wunderschönen Engländerin gehabt hat und dessen Fortsetzung, neben seiner officiellen Mission, eifrig anstrebt. Anna zeigt sich in einer Scene mit ihm sehr dazu und selbst zu einer ehelichen Verbindung geneigt. Vorher wird sie bei der Königin und deren als Infantin bezeichneter Tochter Maria vorgestellt und zur Hofdame gemacht. Höchst gnädig aufgenommen, heuchelt sie die äußerste Demuth und Ergebenheit, zeigt aber sogleich darauf in einem Dialog mit ihrem Vater den ungemessenen Stolz und Ehrgeiz, den ihr auch der für ihre Fehler nichts weniger als blinde Carlos schon zugesprochen hat. Worin besteht, ruft sie, die Ehre, die ihr, nach ihres Vaters Meinung, durch diese Vorstellung zu Theil wurde? Sich einer Frau, und wenn sie auch viermal Königin wäre, zu Füßen geworfen zu haben! Da möchte sie lieber einsam im tiefsten Wald leben, wo sie wenigstens über die wilden Thiere herrschen könnte. In der letzten Scene endlich erscheint sie in einer etwas aufdringlichen und zugleich übertrieben demüthigen Weise vor dem König. Dieser erkennt sie sogleich als das Original seiner Vision und zeigt sich in einer so auffallenden Art durch ihre Erscheinung verwirrt und von ihrer Schönheit entzückt und hingerissen, daß die Infantin eifersüchtig seyn würde, wenn die Eifersucht überhaupt bis zu ihr dringen könnte.

Im zweiten Akt verräth der König alsbald seine mächtig entbrannte Liebesgluth gegen Wolsey, welcher die Pläne seiner Rache gegen die Königin und die Hoffnung seiner Erhebung auf diese heftige Neigung baut. In einer Scene mit Anna sondirt er dieselbe, indem er sich stellt, als ob er sie mit der Königin verwechsle, und sie als „Majestät“ anredet. Anna entschuldigt diesen Irrthum nicht allein, sondern sie heißt ihn sogar gut, und von diesem glücklich erfundenen Ausgangspunkt kommen die Beiden schnell zu einer offenen, auf die gegenseitige Befriedigung ihrer Ehrbegierde zielenden Allianz. Anna muß dem König Liebe, aber auch zugleich Sprödigkeit heucheln, damit sie nicht seine Geliebte, sondern seine Gemahlin werde, und den Vorwand für die dazu nöthige Scheidung Heinrichs von Katharinen hat der Minister zu erfinden.

In einem ganz kurzen Monolog bittet nun Anna dem auf einer schnellen Reise nach Frankreich abwesenden Geliebten ihren bevorstehenden Abfall von ihm ab. Sie ist ein Weib, darum folgt sie dem Interesse; sie ist ein Weib, darum weiß sie zu wechseln und zu vergessen. Der König erscheint, und sie spielt ihre Rolle vortrefflich. Ganz liebeswüthig unterdrückt Heinrich seine ihn mahnenden Gewissensbisse, vernimmt Wolseys Rath, die vorgängige Ehe Katharinens mit seinem Bruder Arthur als Scheidungsgrund vorzuführen, da sich die öffentliche Meinung nach seiner doppelten Autorität als König und als Kirchengelehrter richten werde, und weil, nach einem ächt politischen und ganz Shakespeareschen Satz, schwere Vorgänge sich durch die Eile, mit der sie geschehen, rechtfertigen, so wird das Parlament alsbald versammelt und von demselben, Alles in der Scene, die Scheidung ausgesprochen.

Zwischen dem zweiten und dritten Akt überspringt der Dichter den dreijährigen Zeitraum, welcher zwischen der Erhebung und dem Sturz Annas liegt. Von seiner Reise zurückgekehrt, findet Carlos die Geliebte, die er jetzt zu heirathen dachte, mit höchster Ueberraschung als Königin wieder. Er hat alsbald eine Scene mit ihr, welche den jähen Fall der rasch Gestiegenen dadurch herbeiführt, daß der König unbemerkt einen Dialog der sich noch stets Liebenden belauscht und daraus erfährt, wie die Sachen standen und noch stehen. Er gibt unverzüglich den Befehl zur Enthauptung Annas. Deren Bundesgenosse Wolsey ist schon vorher, der Prophezeiung gemäß, durch eine Frau, aber nicht durch die erste, sondern durch die zweite Königin, welcher er durch seine Forderungen lästig wurde, gestürzt, seiner Schätze beraubt und in's Elend getrieben worden, wo er sich nun, namentlich in einer ganz elegischen Scene mit der verstoßenen Katharina, eben so demüthig und verzagt, als früher hochfahrend und trotzig benimmt. Die letztere soll nun wieder auf den Thron erhoben werden, allein sie stirbt, ehe dieß geschehen kann. Nun läßt der König in der letzten, sehr charakteristischen Scene, welche den eigentlichen religiösen und politischen Kern des Stücks enthält, die Großen des Reichs der Infantin huldigen. Er hat nämlich vorher überlegt, daß er selbst, obschon er möchte, den Abfall von Rom und die zum Vortheil des Adels erfolgte Säkularisirung der Kirchengüter nicht widerrufen kann, ohne eine gefährliche

Digitized by Google

Revolte zu veranlaſſen. So helfen nun er und ſeine Tochter ſich in einer ſehr jeſuitiſchen und nur einem höchſt parteiiſch geſtimmten Publikum präſentabeln Weiſe. Denn wie die Großen ihren Schwur nur leiſten wollen, wenn die Infantin ihrerſeits die Aufrechterhaltung der neuen Zuſtände eidlich bekräftigt, ſo will dieſe, die nachmalige katholiſche Maria, darauf nicht eingehen. Der König aber räth ihr mit halber Stimme, dieſes naive Aufrichtigkeitsbedenken der erſten unerfahrenen Jugend aufzugeben und ſich mit einer reservatio mentalis zu helfen. Dieſe Staatsraiſon ſiegt; die Infantin ſchwört, bemerkt aber zur Seite, daß jene Bedingung nicht für ſie exiſtirt.

Ferner bezeichnend für den ſtreng katholiſchen Charakter des Stücks und die allegoriſche Rolle Annas als Perſonifikation der Ketzerei iſt es auch noch, daß die Leiche der Unglücklichen während jener letzten Staatsaktion vor dem Throne liegen und dem König und der Infantin als Fußſchemel dienen muß. Dem gegenüber iſt der ſtill duldenden Königin Katharina der Charakter der ecclesia pressa und der lebhafteren Infantin, welche Luthern einmal das deutſche Ungeheuer nennt, der Stempel der ecclesia militans und triumphans aufgedrückt. Mit der befriedigenden Ausſicht auf ein alsbald eintretendes katholiſches Regiment der letzteren, welches doch in der Geſchichte erſt ſiebzehn Jahre nach dem Tode Annas und zwanzig Jahre nach den das Stück einleitenden Begebenheiten erfolgt, ſchließt das Drama, und von dem endlichen Triumph des Proteſtantismus in England iſt mit keiner Sylbe die Rede.

Abgeſehen von ſeiner einſeitigen Polemik gegen die Reformation hat dieſes Werk Calderons, als Dichtung und namentlich im Detail betrachtet, die entſchiedenſten Vorzüge, wie beſonders eine reiche, oft wunderbar poetiſche Diktion und eine mehr als gewöhnlich ſcharfe und tiefeingehende Charakteriſtik. Endlich beſitzt es ein ganz beſonderes Verdienſt in der eigenthümlichen Erſcheinung des äſopiſchen Hofnarren Paſquin, welcher in vortrefflicher Weiſe, ſchon ſeinem Stand als zum Diogenes gewordener Edelmann nach, aus der Rolle des gewöhnlichen Grazioſo und lügenhaften, leckerischen, zotigen und tappigen Bedienten, der Fabio, Vicente, Catalinon, Pedro und anderer laſſigen Spaßmacher heraus- und in die Kategorie der höheren Shakeſpeareſchen Narren im Lear und Hamlet eintritt. Lachend die Wahrheit zu ſagen, und lieber den Mächtigen, den Stolzen und ſich ſelbſt als den Armen und Verfolgten zu geißeln, iſt ſeine geſinnungsvolle Aufgabe, der zu lieb er Narr iſt, um reden zu können, was ihm gefällt. So iſt er wie der Blinde, der Nachts ein Licht trägt, nicht um ſich ſelbſt zu erleuchten, ſondern damit andere nicht gegen ihn rennen. Wolſey iſt vor allem ſein Stichblatt, ſo wie Anna, allein auch der König, ob deſſen Allmacht er ſpottet, weil ſie ihm nicht dazu helfen kann, luſtig zu ſeyn, wenn er es ſeyn möchte. Tiefe Welt- und Menſchenkenntniß in Verbindung mit der edelſten Geſinnung zeigt er namentlich in den pikanten Fabeln, hinter denen er, wenn er offenes Gelächter und direkten Spott müde iſt, ſeine Meinung verbirgt. Eine ſeiner treffendſten Aeußerungen iſt endlich die, keine Verſe finde er gut genug, denn er ſey ſelbſt Dichter, und als ſolcher liebe er nur ſeine eigenen Gedichte, alle übrigen ſeyen den Teufel nicht werth.

Wie weit Calderons ganze Darſtellung von der Geſchichte abweicht, und um wie viel Shakeſpeare der letzteren näher kommt, brauchen wir unſern Leſern nicht zu entwickeln. Allein hierauf kommt es bei einer äſthetiſchen Würdigung auch gar nicht an. Jene katholiſche Doktrin, welcher der Dichter folgt, jene Doktrin, wonach der Glaubenswechſel eines ganzen Volks in rein äußerlicher Weiſe nur durch die Laune eines Fürſten herbeigeführt worden iſt, ſtatt daß die letztere erſt durch die allgemeine Neigung zum erſteren überhaupt möglich wurde, mag der modernen Geſchichtsforſchung kindlich erſcheinen, dem Publikum des Dichters erſchien ſie wahr, uns ſelbſt weiß er durch ſeine poetiſche Illuſion zu gewinnen und hinzureißen, und wenn die Anweſenheit einer ſolchen Tendenz dieſem Stück auch den Eintritt in die Reihe der eigentlichen Meiſterwerke des großen Dramatikers verweigert, ſo kann es doch Shakeſpeares analogem Drama würdig zur Seite geſtellt werden. Denn auch in dieſem müſſen wir eine Parteitendenz erkennen in dem Beſtreben des Dichters, die eigene zeitgenöſſiſche Fürſtin zu feiern, die Akte, welche mit ihrer Abſtammung zuſammen hängen, in ein möglichſt günſtiges Licht zu ſetzen, das traurige Schickſal ihrer Mutter bis auf jede Andeutung deſſelben gänzlich zu ignoriren und die eigenthümliche Geſtaltung der religiöſen Frage unter den politiſchen Vorgängen zu verbergen. So gehen Britte und Spanier aus einander, aber die Dichter bleiben beiſammen, und ſo weit auch die Ereigniſſe und deren Motive in der Darſtellung verſchieden ſeyn mögen, ſo haben doch die meiſten Charaktere der beiden Stücke, ſo weit das irgend angeht, eine ſchlagende Aehnlichkeit unter einander.

Faſt ganz derſelbe iſt, hier wie dort, Heinrich VIII., als trotziger und eigennütziger, allein großer politiſcher Züge nicht barer Autokrat und ſtets geneigt, mit leichter Ueberwindung eines nur leiſe rufenden Gewiſſens, das Wohl anderer ſeiner eigenen Luſt und das materielle dem formellen Recht zum Opfer zu bringen. Nur beharrt Calderon auch hier auf ſeiner und faſt aller ſpaniſcher

Digitized by Google

Dramatiker Gewohnheit, die königliche Würde in jedem ihrer Träger zu wahren und ein getröntes Haupt nie aus ſich ſelbſt, ſondern nur auf Anſtiften und Berathung ſchlechter Umgebung, wie hier des Cardinals und Annas, unrechtmäßige Handlungen begehen zu laſſen. Die Rolle der, mit jedem Lob überhäuften Königin variirt nur einigermaßen darin, daß Katharina in dem ſpaniſchen Stück ganz ergeben und widerſtandslos iſt, während ſie in dem engliſchen hie und da in eine raſch vorübergehende Oppoſition, welche dann bei Calderon der Infantin zufällt, aufflammt. Auch Wolſey bleibt ſich faſt ganz gleich als der hoffärtige und gefährliche, auf die Unerſchütterlichkeit ſeiner Macht und ſeines Glücks pochende Emporkömmling. Nur läßt ihn Shakeſpeare im Unglück als einen gefaßten Weiſen, Calderon dagegen kleinmüthig und erbarmenswerth erſcheinen.

Aber von dieſem Zuſammenfallen der Hauptrollen macht die der Anna durchaus und in allen Punkten eine ſchlagende Ausnahme. Gleichmäßig betont wird in beiden Stücken nur ihre Eigenſchaft als heimliche Lutheranerin, die Gewandtheit ihres Geiſtes und die hohe Vollkommenheit ihres Leibes, letzteres von Calderon in ſehr poetiſcher Weiſe durch den Mund des Königs und des Geſandten, bei Shakſpeare derber, aber nicht weniger anerkennend durch die Aeußerung eines Zuſchauers, daß nie ein ſchöneres Weib an der Seite eines Mannes gelegen habe. Aber ſonſt, welche Verſchiedenheit! Bei Calderon dreht ſich, wie wir ſahen, von Anfang bis zu Ende alles nur um Anna. Sie iſt die Hauptperſon des Stücks und das bewegende Element der ganzen Handlung deſſelben. Bei Shakſpeare iſt ſie lediglich epiſodiſche und Nebenperſon. Hochmüthig und mit Entſchloſſenheit emporſtrebend dort, ſchmückt ſie ſich hier durch Einfachheit, Beſcheidenheit, Zurückhaltung und Naivetät. Die Heuchlerin, die Unkeuſche, die Kokette, die ungetreue Gattin des Spaniers iſt bei dem Engländer offen, unſchuldig und nur ihrem Herrn ergeben. Bewundernd erkennt ſie die hohen Tugenden Katharinens von Arragonien an, ſieht das höchſte Glück nur in der Zufriedenheit mit Wenigem und möchte keine Königin ſeyn trotz all dem herausfordernden Geſchwätz der alten frechen Hofdame, welche ſich ſchon durch einen krummen Dreier zur Annahme dieſer Würde beſtimmen ließe. Ihre plötzliche und unerwartete Ernennung zur Gräfin von Pembroke überraſcht ſie nur, ſtatt ſie zu erfreuen. Mit Wolſey hat ſie ſich nie verbündet, und obwohl dieſer ihr Gegner iſt und für den frei gewordenen König eine ganz andere Verbindung will als die mit dem trüben Lichte einer Boleyn, ſo trägt ſie doch zu ſeinem Fall nicht das Geringſte bei. Ueberhaupt miſcht ſie ſich in keiner Weiſe in die auf ihre Erhebung folgenden wichtigen Staatsaktionen, ſondern verſchwindet von der Bühne. Nur aus dem Munde eines unparteiiſch entzückten Publikums vernehmen wir, mit welchem Schönheitsglanz, aber auch mit welch beſcheidenem Anſtand ſie bei der Krönungsfeierlichkeit erſcheint, und erſt am Schluß wird ſie wieder genannt, nachdem ſie ihre Pflicht gegen ihren Herrn und die Nation erfüllt und denſelben das Kind gegeben hat, von welchem der weiſe Erzbiſchof Cranmer in langer Rede dem Reich tauſendfache, von der Zeit zur Reife zu führende Segensfülle verheißt. Hier ſchließt nun die Ausſicht auf das dereinſtige proteſtantiſche und beglückende Regiment der Eliſabeth das Drama, dort geht ſie weiter bis auf den Eintritt der rechtgläubigen Maria in die Herrſchaft. Der arme Eduard und ſeine kurze Herrlichkeit verſchwindet den beiden Dichtern vor ihren Tendenzen gleichmäßig bis auf jede Erwähnung. Gegenſtücke zu Calderons trefflichem Pasquin und dem als aufrichtiger Liebhaber tüchtig gezeichneten Carlos enthält das engliſche Stück nicht.

So bleibt uns denn als Reſultat dieſer Vergleichung im Ganzen und Großen die Betrachtung übrig, daß eine beſtimmte Tendenz, mag ſie politiſcher oder religiöſer Natur ſeyn, eine hiſtoriſche Berechtigung haben oder nicht, einem dramatiſchen Dichter, und ſey er ſo groß wie Shakeſpeare und Calderon, nie nutzen kann, ſondern meiſtens ſchaden wird. Als reine Erfindung würden wir das Stück des Spaniers vielleicht wundervoll finden, allein auf ſeiner ſchief gerückten hiſtoriſchen Baſis ſteht es übel da, während Shakeſpeares der Geſchichte getreueres Werk ein faktiſches Intereſſe nur auf Koſten ſeines poetiſchen Werthes gewinnt und über der Fülle ſeiner Ereigniſſe jede Formvollendung, Abrundung und Geſchloſſenheit der Handlung verliert. Einer poetiſchen Verklärung war der gegebene Stoff nur auf Koſten der Wahrheit fähig, das heißt, er taugte dem Dramatiker überhaupt nicht. Auch haben ihn nicht die Dichter ſich gewählt, ſondern der ſpaniſche Katholik und der Unterthan der Eliſabeth, und Beide ſind fehlgegangen, indem ihn der eine poetiſch entſtellte, der andere ihn nicht aus der Proſa der Thatſache zu erheben vermochte. Beide Meiſter in der rein ſchöpferiſchen Erfindung wie in der Verkehrung der Geſchichte zur Dichtung, ſind Shakeſpeare und Calderon hier über Leiſtungen von nur halber Vollendung nicht hinausgekommen.

Digitized by Google

Der Dienst der Vesta.

(Schluß.)

Der Dienst der Vestalinnen war, wie gesagt, der Dienst am Herde des Staats. Auf ihn setzten sie Speiseopfer in einfachem Geschirr, und bereiteten jene oben erwähnten ursprünglichen Nahrungsmitteln zu den Opfern der Vesta und der Penaten. Ihr wichtigstes Amt aber war die Erhaltung des ewigen heiligen Feuers auf dem Staatsherde. In der Wache bei diesem wechselten sie ab. Am ersten März jedes Jahrs wurde es erneuert; dergleichen der Lorbeer, der das Haus und den Herd der Göttin schmückte. Das Erlöschen des ewigen Feuers galt als ein Unheil verkündendes Wunderzeichen, für das die wachhabende Vestalin als verantwortlich angesehen und von dem Oberpriester, kraft seiner väterlichen Stellung gegenüber den Vestalinnen, eigenhändig körperlich gezüchtigt wurde. Kein gemeines, zu irdischen Zwecken entzündetes Feuer durfte dann zur Erneuerung der heiligen Flamme benutzt werden, sondern sie mußte durch Reiben trockenen Holzes geschehen, das von einem fruchtbaren, den obern Göttern geweihten Baum genommen war. Neben dem Feuer lag ihnen auch die Sorge für das andere Element ob, das als Grundbedingung alles Lebens und namentlich des häuslichen galt, das Wasser, weßhalb die Neuvermählte, sobald sie das Haus ihres Gatten betrat, durch eine feierliche Ceremonie in die Gemeinschaft des Feuers und des Wassers aufgenommen wurde. Nach der durchgeführten Analogie des Dienstes am Staatsherde mit dem Dienste am häuslichen durfte auch dort das Wasser nicht fehlen. Aus fließender Quelle schöpften es die Vestalinnen, trugen es in Krügen auf dem Kopfe in den Tempel und sprengten darin mit einem Weihwedel. Außerdem beteten sie täglich für das Wohl des römischen Volks; und wenn Mißwachs, Seuchen, Krieg oder andere Noth den Staat bedrängte, oder drohende Wunderzeichen die Gemüther mit Angst vor der Zukunft erfüllten, hielten sie noch besondere Gebete ab. Sie fungirten ferner bei zahlreichen, durch das ganze Jahr vertheilten Feiertagen, die mit der Verehrung der Vesta zusammen hingen. Ihr Hauptfest war am neunten Juni. Wie noch jetzt die Kirchen mancher Heiligen, die das ganze Jahr über verschlossen sind, nur an dem ihnen geweihten Feiertage geöffnet werden, so wurde auch an dem Fest der Vesta ihr heiliger, sonst verschlossener Vorrathsraum geöffnet. Zwar den Männern blieb er auch an diesem Tage unzugänglich, aber die Hausfrauen zogen dann mit bloßen Füßen (wie auch sonst bei feierlichen Processionen, namentlich bei Bittgängen um Regen in großer Dürre) in den Tempel und erflehten den Segen der Göttin für den Haushalt. Man sandte der Vesta Speisen in einfachem Geschirr, die Vestalinnen opferten gesalzenes Speltschrot. Backöfen und Mühlen feierten und wurden mit Kränzen geschmückt; auch die Esel, die die Mühlen drehten, hatten da Feiertag und wurden mit Kränzen behängt. Dieß ist auf einem pompejanischen Gemälde vorgestellt, wo Liebesgötter die Stelle von Menschen vertreten.

War der Dienst der Vestalinnen mühevoll und strenger Aufsicht unterworfen, lud namentlich die ihnen anvertraute Sorge für das heilige Feuer eine schwere Verantwortlichkeit auf sie, so waren doch diese Pflichten gering und leicht zu tragen im Vergleich zu der Ausschließung von allem Glück, das dem Weibe beschieden seyn kann, der Liebe, der Ehe und der Familie. Immer verbrachten sie die Jahre der Jugend, der Reife und Kraft in dieser härtesten Entbehrung, und nur ausnahmsweise brachte ihnen der Abend ihres Lebens eine bescheidene Entschädigung für eine dreißigjährige Resignation. Furchtbar war die Strafe der Vestalin, wenn sie die Keuschheit verletzte, die sie der keuschen Göttin schuldig war. Wurde sie dieses Verbrechens angeklagt, so lag es dem Oberpriester ob, ihre Schuld festzustellen und ihr Urtheil zu sprechen. Die Verurtheilte wurde auf einer Bahre auf eine Stelle vor dem collinischen Thor getragen, die man das verruchte Gefild nannte (wie Livius glaubte, von seiner Bestimmung als Todesstätte für die unkeuschen Vestalinnen). Dort wurde sie mit Ruthen gepeitscht, aber die Gottgeweihte gewaltsam zu tödten, galt als Frevel; darum wurde sie lebendig eingemauert. * Diese grauenvolle Strafe ist oft genug vollstreckt worden, zum erstenmal, wie es heißt, unter König Tarquinius. Im dritten Jahr des zweiten punischen Kriegs wurden zwei Vestalinnen der Unkeuschheit überführt; die eine gab sich selbst den Tod, die andere ward lebendig begraben. Ihren Verführer geißelte der Oberpriester eigenhändig mit Ruthen, bis er den Geist aufgab. Das gleichzeitige Vergehen zweier Jungfrauen der Vesta erschien den durch so große und schwere Niederlagen gedemüthigten Gemüthern als ein Schreckenszeichen, das den Zorn der Götter verkündete. Man befragte die Sibyllinischen Bücher und erhielt aus ihnen den Ausspruch, zur Versöhnung der zürnenden Götter seyen Menschenopfer erforderlich, und diesem Ausspruch wurde Folge geleistet. Ein Gallier und eine Gallierin, ein Grieche und eine Griechin wurden auf dem Ochsenmarkt an einer rings ummauerten Stätte lebendig in

* Auch das Herabstürzen vom tarpejischen Felsen wird erwähnt. Eine Aufhebung der Weihe ging der Todesstrafe voraus.

Digitized by Google

die Erde vergraben. Noch unter Domitian erlitt eine Obervestalin (!) die Strafe der Unkeuschheit. Die öffentliche Meinung hielt sie für unschuldig, man warf sogar dem Kaiser (der in seiner Eigenschaft als Oberpriester das Urtheil sprach) vor, er habe um jeden Preis seine Regierung durch dieses Beispiel seiner religiösen Strenge verherrlichen wollen. Die Unglückliche betheuerte aufs rührendste ihre Unschuld und blieb bis auf den letzten Augenblick gefaßt. Als sie in das unterirdische Gemach hinab stieg, in dem sie ein gräßliches Ende finden sollte, blieb ihr Gewand hängen; sie wandte sich um und ordnete es, stieß die dargebotene Hand des Henkers zurück, als wollte sie ihre Reinheit durch diese Berührung nicht beflecken, und vollendete ihren letzten Gang allein mit allem äußeren Anschein unverletzter Züchtigkeit.

Glücklicher war eine Vestalin aus der erlauchten Familie der Claudier, zu deren Reinigung von beschimpfendem Verdacht die Götter der Sage nach ein Wunder geschehen ließen. Es war am 2. April 204 vor Chr., als der heilige Stein aus Phrygien nach Rom gebracht wurde, der das Symbol der großen Göttermutter war, die fortan auch in Italien Tempel und Verehrung finden sollte. Aber plötzlich stockte der Lauf des schon in die Tiber eingefahrenen Schiffes, welches das Heiligthum trug, und keine menschliche Macht vermochte es von der Stelle zu bewegen. Da betete jene Claudia: wenn ihre Keuschheit unverletzt sey, möchten die Götter ihr die Kraft zur Vollbringung dieses Werks verleihen. Nach diesem Gebet band sie ihren Gürtel an das Schiff und zog es mit leichter Mühe an seinen Bestimmungsort.

Wenn es für ein so entsagendes, einsames und mühevolles Leben, wie das der Vestalinnen, überhaupt einen Ersatz geben konnte, so war wenigstens alles, was der Staat zu geben vermochte, ihnen im reichsten Maße gewährt, um einen solchen Ersatz zu bieten. Sie genoßen die größten, sonst sparsam ertheilten Ehren und Auszeichnungen. Eine besondere Tracht erhöhte die Ehrwürdigkeit ihrer Erscheinung. Ihre Gewänder waren weiß, sonst aber ohne den Schmuck, den Frauen trugen, eine Binde schlang sich um ihre Stirn und durch ihre Haare, von welchen zu beiden Seiten Bänder herabhingen; beim Opfer waren sie mit einem länglich viereckigen, auf dem Kopf mit einer Nadel zusammengehaltenen Tuch geschmückt, das vermuthlich hinten herab fiel und das Gesicht frei ließ. Sie hatten ihren eigenen Lictor, der auf der Straße vor ihnen hergehend Platz machte und sie vor jeder Berührung bewahrte; eine Ehre, deren Größe man danach ermessen mag, daß Tiber den Vorschlag, sie seiner Mutter zu ertheilen, aus Eifersucht ablehnte; erst Agrippina, die Gemahlin des Claudius, hatte zwei Lictoren. Nicht minder groß war die Auszeichnung, daß sie sich in der Stadt bei gewissen Gelegenheiten eines Wagens bedienen durften; ein Recht, das außer dem triumphirenden Feldherrn niemand besaß, und das nicht bloß in den Zeiten der Republik als ein unbürgerliches Privilegium betrachtet wurde, sondern das auch in den beiden ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit die Vestalinnen nur mit den Kaiserinnen theilten. Ueberhaupt genoßen die Vestalinnen in mehr als einer Hinsicht mit den Frauen der kaiserlichen Familie die gleichen Privilegien. Sie hatten, wie diese, vor allen Frauen allein das Recht, den Schauspielen der Gladiatoren auf den untersten, die Arena unmittelbar umgebenden Sitzreihen (dem Platz der Senatoren) beizuwohnen, während alle übrigen Frauen sie von einer hohen, von den Sitzen der Männer getrennten Gallerie mit anfahen. Auch im Theater und im Circus hatten die Vestalinnen besondere Ehrenplätze. Vor ihnen machten auf der Straße die höchsten Beamten, selbst die Consuln Platz. Während alle unverheiratheten Töchter der absoluten Gewalt ihres Vaters unterworfen waren und kein Eigenthumsrecht hatten, waren die Vestalinnen mit dem Moment, wo sie in den Dienst der Göttin traten, von dieser Gewalt befreit. Sie verfügten frei über ihr Vermögen und durften es durch Testament beliebig vererben. Vor Gericht galt ihr Zeugniß ohne Schwur. Ihnen wurden die wichtigsten Documente zur Aufbewahrung übergeben, wie z. B. August seinen letzten Willen bei ihnen niederlegte. Wer sie beleidigte, büßte mit dem Tode. Der zur Hinrichtung geführte Verbrecher, der so glücklich war, ihnen zu begegnen, fand Gnade. Als die Armee Vespasians die Vitellianer in Rom belagerte, übernahmen die Vestalischen Jungfrauen eine Gesandtschaft an den Feldherrn der ersteren; zwar war sie fruchtlos, doch wurde sie mit aller Ehrerbietung behandelt. Zu dieser ganz exceptionellen Stellung gesellte sich die allgemeine Verehrung des Volks, dem die Vestalinnen wie übermenschliche heilige Wesen erschienen. Ihren Gebeten schrieb der Glaube eine besondere Kraft zu, man erzählte Wunder, die sie gethan hatten, noch zu Plinius Zeit existirte ein Gebet, kraft dessen die Vestalin Tuccia im Jahr der Stadt 609 (145 vor Chr.) Wasser in einem Siebe getragen hatte; noch zu seiner Zeit glaubte man, daß das Gebet der Vestalinnen entlaufene Sklaven (wenn sie sich noch in der Stadt befanden) festbannen könnte. Wohl mochte in so überschwenglichen Auszeichnungen, in dieser an Anbetung grenzenden Ehrfurcht manches stolze, manches verbitterte, manches leidenschaftliche Herz Entschädigung suchen und finden für die Entbehrung alles Glücks, das dem Weibe beschieden ist.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Der Malakoffthurm. — Bierzeitvers. — Meyerbeers neue Oper.

△ Erschrecken Sie nicht, Sie sollen nicht zum hundertsten male der Erstürmung dieses gewaltigen Steinriesen beiwohnen, der so viele Menschen und Kugeln und Geld verschlungen hat, wie denn von jeher die Krim oder Tauris ein unwirthliches blutdürstiges Gestade war, wo die holde Diana ihrem Gelüste nach Menschenfleisch fröhnte. Die Franzosen lieben den Krieg, er macht ihnen Spaß, und sie thun sich nicht wenig auf ihre Waffenthaten zu gut, und sie sind dabei so naiv, so offenherzig in ihrer Nationaleitelkeit, daß man ihnen so recht eigentlich nicht grollen kann und höchstens lächelnd die Achseln zuckt; sie prahlen mit ihren Siegen wie der Jäger mit seiner Beute. Wie viele Straßen, Brücken und Plätze verdanken ihre Namen gewonnenen Schlachten! Es gibt hier sogar eine „place de l'Europe", in der Nähe des Bahnhofs Paris-Havre: dahin soll wohl jetzt ganz Europa fahren? Die anstoßenden Straßen Wien, Berlin, Mailand, Amsterdam deuten indeß auf Eroberungen. Auch Algerien hat sein Contingent geliefert: es gibt Straßen von Constantine, Mogador, Isly, Mazagran, obgleich sich der Bericht über letztere Affaire längst als ein Puff ausgewiesen hat. Zu den bekannten Brücken von Jena und Austerlitz hätte man einen Pont de Leipzig fügen sollen: ein solches Andenken mitten unter diesen Siegesdenkmalen und Trophäen würde dieselbe Wirkung thun, wie der Todtenschädel bei den Gastmälern der alten Aegyptier. Von einer solchen Selbstverläugnung ist man für's Erste hier noch weit entfernt, und die neueste Brücke heißt Pont de l'Alma. Ich vermuthe nur, daß es die neueste ist; denn ich bin nicht gewiß, daß nicht irgendwo eine neuere über die Seine geworfen worden; eine Brücke mehr oder weniger, darauf kommt es gar nicht an. Straßen verschwinden über Nacht, die Häuser stürzen zu hunderten zusammen; wer fragt darnach? An der Almabrücke stehen zu beiden Seiten des mittleren Bogens je ein Soldat der Garde in Stein gehauen; die Brücke führt von den Champs-élysées zu den Invaliden hinüber. Den Boulevard Sebastopol kennen Sie längst. Wir bemerken hier bloß, daß in dem Theile zwischen dem Bahnhof Paris-Straßburg und dem innern Boulevard ein Prachtgebäude aufgeführt ist, das sich besonders dadurch von den gewöhnlichen Häusern in Paris auszeichnet, daß es nicht thurmartig in die Lüfte hinauftragt und der innere Raum nicht zellenförmig abgetheilt ist, wie in allen neuen Gebäuden, die auf Spekulation aufgeführt werden. Es ist ein elegantes Hotel von schönen Verhältnissen und erinnert durch Haltung und Zierrathen an das Elysée Bourbon; es ist im besten Pompadourstyl, mit Kränzen und Spitzen, Genien, Füllhörnern u. behängt, die so fein und behende und zierlich in Stein gehauen sind, daß es eine wahre Lust ist, und dazu kommt dann noch die Inschrift, die auf einem großen Stücke Leinwand zu lesen ist, welche vom Baugerüste herabhängt: „Eldorado." Somit hätte sich denn auch dieser Traum hier verwirklicht, wie so viele andere, z. B. die Vollendung des Louvre. Was soll man sich aber unter dem Pariser Eldorado denken? Es sind darüber so viele fabelhafte Gerüchte im Umlauf wie vor diesem über das wirkliche Eldorado. Der Eigenthümer weiß vielleicht nicht einmal, daß man in diesem Schätze suchte; vielleicht wendet er aber die Bedeutung des Wortes auf sich selbst an.

Kein öffentliches Denkmal führt bis jetzt den Namen Malakoff; man hat sich auf den Boulevard Sebastopol beschränkt, und damit wäre es allerdings genug. Unter den Cafés, Restaurants und Vergnügungsplätzen, die sich das berühmte Bollwerk zum Aushängeschilde gewählt haben, führen wir den Pavillon auf dem Montmartre an, der aber weiter nichts merkwürdiges darbietet, als die großartige Aussicht, welche man aus den Fenstern und Gartenanlagen auf den östlichen Theil von Paris hat und auf die Ortschaften, jetzt großen Städte, Belleville mit 80,000 Einwohnern und La Chapelle St. Denis mit 50,000. Vor 20 Jahren waren es Dörfer; jetzt strecken sie ihre langen Straßen nach allen Richtungen weit ins Land hinaus. Belleville schmilzt allmählig mit Près Saint Gervais und Pantin zusammen. Die kleineren Dorfschaften sehen sich bereits von allen Seiten bedroht; allmählig bildet sich zwischen der nördlichen Ringmauer und den Festungswerken ein zweites Paris, das bis zum Zeitpunkte, wo es mit der Metropole vereinigt wird, zwischen 4—500,000 Seelen zählen dürfte, die herzlich gerne auf diese Ehre verzichten würden, da vor den Barrièren alle Lebensbedürfnisse um ein Drittel wohlfeiler sind. Indeß ist an der Einverleibung des kleineren Weichbildes in die Hauptstadt nicht mehr zu zweifeln, man ist nur noch ungewiß über den Zeitpunkt, wo die große Maßregel ausgeführt wird, welche der Stadtkasse ungeheure Hülfsquellen eröffnet. Bereits haben sich neue Ortschaften vor den Barrièren der Festungswerke gebildet, wohin die Büreaux der städtischen Octrois hinaus geschoben werden.

Ein wirklicher Thurm zwischen Vaugirard und Vanves führt den Namen Malakoff. Ein enthusiastischer Bonapartist, der bereits unter dem ersten Napoleon gedient, hat ihn auf seine Rechnung bauen lassen. Das Gebäude hat ungefähr die Höhe der Vendômesäule und ist mit Garten-

Digitized by Google

und Parkanlagen umgeben; der Zutritt in die Gemächer wird gegen eine so geringe Summe gestattet, daß nicht wohl an eine Spekulation zu denken ist. Die Zimmer und Gänge sind mit Fahnen und Trophäen geschmückt, und die Bildnisse der drei Marschälle, die sich vor Sebastopol ausgezeichnet, fehlen natürlich nicht. Da ist Pelissier zu sehen, mit dem weißen Haupthaar und den pechschwarzen Augen, und der etwas rüden Energie in den regelmäßigen Zügen, der geistreiche Bosquet und der edle, gemüthliche Canrobert, der vor dem Blutbade zurückbebte, wodurch der Sieg erkauft werden mußte. Um den Thurm herum haben sich bereits mehrere Bauliebhaber angesiedelt, und es ist ein neues Dorf im Entstehen, das der Eigenthümer des Thurms Malakoff benennen wollte, aber die Bewohner des nahe gelegenen Ortes Vanves haben dagegen protestirt, und das neue Dorf wird künftig Petit-Vanves heißen.

Auf dem Rückwege besuchte ich den Tuileriengarten. Dieser ist freilich bekannt genug, aber gegenwärtig verschwindet hier überall das Alte, oder wenn es bleibt, so wird das unterste zu oberst gekehrt. Ludwig Philipp eignete sich zuerst einen Theil dieses von den Pariſern allzusehr gepriesenen Gartens zu, und verschanzte sich hinter einem Graben, den man mit Lilasstauden bepflanzte, gleichsam um ihn zu verstecken. Dieser Graben ist nun um das doppelte vorgeschoben; man hat aber für überflüssig gehalten, ihn auf irgend eine Art zu verdecken, er zeigt sich in seiner ganzen Blöße, ist noch etwas tiefer als der vorige und bildet mit seinen vorspringenden Winkeln einen wirklichen Festungsgraben. Am Rande desselben wird gegenwärtig ein Cordon bereits hoch aufgeschossener Fichten, Eschen, Ahornbäume, Lorbeerstauden ꝛc. gepflanzt, wodurch der kaiserliche Garten im Sommer den Blicken der Neugierigen entzogen wird.

Unter den mancherlei Veränderungen, die man in dem Theile vorgenommen, der dem Publikum überlassen bleibt, haben wir folgende bemerkt. Die bekannte Statue des Spartacus von Foyatier, ein muskulöser Athlet, der eben die Ketten gesprengt und mit dem Schwert in der Hand in den Kampf stürzt, stand früher dem pavillon de l'horloge gegenüber, so daß er als ein Symbol der ewig bewaffneten Revolution erschien, welche die Machthaber, die den Palast bewohnten, stets mit ihrem Schwerte bedrohte. Spartacus ist von seinem allerdings bedenklichen Posten entfernt worden; der schreckliche Führer der empörten Sklaven dreht jetzt dem Schlosse den Rücken und kehrt das Gesicht nach dem Concordeplatze. Auch das Schloß wird restaurirt; es ist baufällig und der Kaiser will es niederreißen lassen. Man hat ihm indeß vorgestellt, daß es ein Denkmal sey, an welches sich viele historische Erinnerungen knüpften. Schon im vierzehnten Jahrhunderte waren hier Ziegelhütten (tuileries). Ein gewisser Defessarts besaß hier damals ein Hotel des Tuileries. Im sechzehnten Jahrhundert bewohnte der Finanzsekretär Villeroy ein anderes Hotel des Tuileries, wo eine Zeitlang die Regentin, Herzogin von Angoulême, Mutter Franz I. wohnte. Nach dem Tode Heinrichs II., der bekanntlich in einem Turnier vom Grafen Montgomery erstochen wurde, ließ Katharina von Medici das Hotel des Tournelles, die damalige königliche Residenz, niederreißen und kaufte das, was man damals la maison des tuileries nannte. Die Fundamente zu dem heutigen Schlosse wurden im Mai 1564 gelegt. Als bereits der mittlere Pavillon mit den beiden kleineren zu beiden Seiten und den daran stoßenden Galerien fertig waren, ließ die abergläubige Katharina die Arbeiten einstellen. Ein Astrolog hatte ihr prophezeit, sie werde „bei St. Germain“ sterben. Von da an ging sie nie wieder nach St. Germain und mied alle Kirchen, die sich nach diesem Heiligen nennen, und weil die Tuilerien im Kirchsprengel der Pfarrei St. Germain l'Auxerrois liegen, so ließ sich die Regentin in der Nähe von St. Eustache das Hotel Soissons bauen, an dessen Stelle heute die halle aux blés steht. Die Façade des Tuilerienschlosses nach dem Garten zu war nach der Originalzeichnung des Architekten Philibert de l'Orme wahrhaft imposant und groß gedacht. Unter Ludwig XIV. verpfuschte ein gewisser Leveau das schöne Werk und hat uns das Schloß verstümmelt und verunstaltet zurückgelassen, wie es heut zu Tage dasteht. Es besteht aus fünf verschiedenen Pavillons, ohne den mindesten architektonischen Zusammenhang. Die dürftigen Verhältnisse sind noch obendrein durch gewaltiges Dachwerk erdrückt, das an die Schlösser des Feudaladels erinnert, und in grellem Widerspruche zu den griechischen Säulen steht. Die Façade des Tuilerienschlosses ist an 1000 Fuß lang; welch imposanten Anblick würde sie darbieten, wäre sie aus Einem Guß! Aber alle großen Gebäude in Frankreich, Versailles nicht ausgenommen, sind Flickwerk. Ein Projekt wird angefangen, dann wieder aufgegeben; indessen hat sich der Geschmack verändert; der spätere Baumeister verachtet das Werk seines Vorgängers, und so hat Paris zwar große Paläste — das Louvre mit den Tuilerien ist vielleicht der größte in der Welt — aber es fehlt allen die innere Einheit und in keinem spricht Ein Gedanke sich aus. Es wäre schade, wenn Napoleon III. aus Pietät sein Projekt, das alte, baufällige Residenzschloß niederzureißen, aufgäbe.

Die Virtuosensaison hat heuer frühzeitig begonnen; die musikalische dauert hier das ganze Jahr. Mitten in den Hundstagen haben wir wenigstens Ein Operntheater, im Winter aber vier, und will man die bouffes parisiens dazu nehmen, so steigt ihre Anzahl auf fünf. Vieuxtemps hat sein erstes Concert für Kammermusik im Saale Beethoven gegeben. Hat man irgendwo in Deutschland einen Saal Beethoven, und eine Musikschule, die sich école Beethoven nennt? Und hat man Gesellschaftsconcerte gegründet, wie hier, eigens um Symphonien Beethovens aufzuführen? In Vieuxtemps Soirée wurden Beethoven, Mozart, Haydn gespielt, mit welcher Vollendung, wissen Sie, denn Sie haben Vieuxtemps irgendwo einmal gehört. Der kleine Saal war zum Erdrücken voll, und des Klatschens war kein Ende. Besonders hörte ich die Bescheidenheit des Virtuosen loben, welcher nur um eine einzige eigene Composition gespielt habe.

Digitized by Google

Die Proben der neuen Oper von Meyerbeer werden eifrig fortgesetzt. Nach dem zu urtheilen, was man darüber hört, hat der Maestro hier einen neuen Ton angeschlagen; wer die Balletmusik im Propheten gehört, weiß, welch heitere und liebliche Klänge der Genius anschlagen kann, der in den Hugenotten so mächtig donnert. Die erste Vorstellung des pâtre de Cornouailles wird in die ersten Tage des März fallen.

Am Cäcilienfeste wurde in Saint Eustache eine Messe von C. M. v. Weber aufgeführt; im Theater, im Concertsaal, in der Kirche, aller Orten bekommt man deutsche Musik zu hören. Und mit welchem Enthusiasmus spricht man von unsern großen Meistern! Ich habe in allem Ernste eines Tages beinahe Händel mit einem Franzosen bekommen, weil ich, Gott weiß an welcher deutschen Composition etwas auszusetzen hatte. Haydn, Mozart und Beethoven sind an die Stelle der Corneille, Racine und Voltaire, dieser ehemaligen tragischen Götzen, getreten. Im Kyrie und Gloria der Weberschen Messe hätte ich gern die Triller getadelt, womit diese Stücke allzureichlich ausgestattet sind, wenn ich nicht gefürchtet, wieder in eine unangenehme Collision zu gerathen. Das Werk wurde mit wahrer Andacht ausgeführt und ging vortrefflich. Der Ertrag, welcher dem Pensionsfonds für Musiker und ihre Familien zufällt, belief sich auf 7000 Franken. Dieß erinnert mich an die 9000 Fr., welche die Direktion des théâtre lyrique dem nunmehr verstorbenen letzten Sohne Mozarts nach Mailand gesendet. Wenn uns schon diese Zusendung — uns Deutsche nämlich — ein wenig beschämt hat, so ist es wahrhaft demüthigend für uns, daß im Vereine der Pariser dramatischen Componisten und Dichter Protestationen gegen diese Geldsendung sich erhoben haben, welche dadurch den Charakter eines Almosen erhält. Wollen wir uns dieß gefallen lassen? Wäre es denn für eine Sängerin wie Jenny Lind, für die Cruvelli ꝛc. eine so schwere Aufgabe, diese Summe zusammenzuconcertiren, um sie dem Pensionsfond der Pariser Componisten und Dichter zu ersetzen? Es ist genug, daß wir den Vater mit Noth haben kämpfen lassen; soll es nun auch noch heißen, der Sohn habe in seinem Testament über eine Summe verfügt, deren rechtlicher Besitz ihm streitig gemacht wird?

Im italienischen Theater hat il Giuramento von Mercadante Glück gemacht. Die beiden Hauptrollen wurden durch die Penco und die Alboni gesungen. Beide zusammen würden eine Sängerin ersten Rangs bilden. Die Alboni ist so faltblütig in ihrem Zorne, daß man selbst darüber aus der Haut fahren möchte; sie steht da wie die Statue einer Fontaine, die Noten, freilich die wunderbarsten von der Welt, gleiten aus ihr hervor, ohne daß sie eigentlich was dazu zu thun scheint. Die Penco ist lauter Kraft und Flamme, und macht jedenfalls mehr Effekt auf dem Theater, nur bricht sie mitunter die musikalische Phrase zu rasch ab; seit der Malibran haben wir kein Talent von so hinreißender Energie hier gehabt. Die Taglioni ist hier, die wahre Taglioni, die vor gerade dreißig Jahren eine völlige Revolution im Reiche Terpsichore's herbeiführte — in der Oper und im Ballet ist die mythologische Terminologie noch immer gestattet. Die Taglioni ist der idealen Schönheit in ihrem Tanze näher gekommen, als je eine Sterbliche; wenn die sogenannte Diane à la biche lebendig würde, sie würde tanzen wie die Taglioni. Der alte Vestris tanzte mit ihr ein Menuet in der großen Oper, und jetzt bei ihrer Rückkehr haben sie ihre früheren Rivalinnen und ihre Nachfolgerinnen gastlich bewirthet bei den frères provençaux, wo, wie Sie aus der Posse: „hundert tausend Thaler," wissen, ein Beefsteak mit Bollen sechs Louis-d'or kostet.

/

Ostende, December.

(Schluß.)

Klagen. — Mariakerk. — Das Paradies. — Badeärzte. — Blankenberge.

Die Flandre maritime, ein zweimal wöchentlich erscheinendes Ortsblatt, hat den Bericht des Nord im wesentlichen abgedruckt. Sie gibt dabei noch Fingerzeige und Lehren, deren Bedeutung nicht wohl verkannt werden kann. Man sehe, mahnt sie, weiche Nebenbuhler und Widersacher Ostende habe, und wie sein Ruf und seine Wohlfahrt in Gefahr sey; erscheine auch vieles unrichtig und habe namentlich am Badestrande im letzten Sommer die beste Ordnung geherrscht, so könne man in solchen Stimmen doch nur Anlaß finden, es noch besser zu machen und ein Muster von Pünktlichkeit, Höflichkeit und Billigkeit zu werden; besonders solle man davon abstehen, den Männern ihr „Paradies" zu verkümmern. — In ähnlicher Weise sprechen sich die übrigen Ortsblätter, le Phare d'Ostende, la Feuille d'Ostende und de Kustbode, aus.

An Gelegenheit, sich zu bessern, fehlt es in der That

Digitized by Google

den Ostendern noch nicht. In keinem Badeorte sind wohl so viele und so gegründete Beschwerden laut geworden als vorigen Sommer in Ostende. Einen Badegast zu finden, der nicht über seinen Wirth, oder über den Kursaal, oder über die Karrenführer, oder über das Badepersonal, oder über Träger und Droschkenkutscher, oder über sonst etwas zu klagen gehabt hätte, das war sicher eine wahre Seltenheit. Es wird verstehert, daß sich an dreißig Deutsche das Wort gegeben, niemals Ostende wieder zu besuchen. Die Habgier und Unverschämtheit überstieg vielfach alle Begriffe. Besonders machte das Geschick einer Frau, einer Polin, glaube ich, welche dem Karrenführer das verlangte Trinkgeld abgeschlagen hatte und deßhalb trotz alles Schreiens mit ihrem Wagen stehen blieb, bis das steigende Wasser hoch hinein schlug, viel von sich reden. Bei der großen Oeffentlichkeit, welche in Belgien herrscht, blieb der Fall nicht ohne laute Rüge. Es mischten sich aber alsbald auch Privatzwecke in die Besprechung und in die Rathschläge, welche zur Abhülfe der bestehenden Uebelstände hervor traten. Jedermann verlangte Aenderung und Besserung, aber die meisten zum eigenen Vortheil, und diejenigen, welche gegen die armen Sünder des Strandes am lautesten schrieen und mit Klagenden und anklagenden Bittschriften hervortraten, waren zum Theil als die größten Gegenhälfe der Stadt bekannt. Da die Sache hauptsächlich in den Händen des Stadtraths lag und die Herren Väter in den vielfachsten und verschlungensten Verwandschafts- und Parteibeziehungen standen, so konnte es kaum fehlen, daß nicht Alles so ziemlich beim Alten blieb. Der bestehende Verein von Badekarren-Eigenthümern ward beibehalten oder erneuert und gegen eine unbedeutende Abgabe, die halb in die Stadt- halb in die Staatskasse fließt, mit der alleinigen Benutzung des Badestrandes der Stadt belehnt. Jede freie Mitbewerbung, die früher mitunter sehr heilsam gewirkt hatte, fiel weg; dagegen wurden bestimmte Preise vorgeschrieben und anderweitige Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung und zum Schutze der Fremden getroffen. Insbesondere wurden die ewigen Trinkgeldforderungen, die Bitten voor e potje kaffe oder voor e snapje (für ein Gläschen Branntwein) untersagt.

Es läßt sich nicht verkennen, daß auf diese Weise einigen Uebelständen abgeholfen worden ist. Der Hauptunfug jedoch, die übermäßige Ausbeutung des Strandes, ohne daß zum allgemeinen Besten Erhebliches geschieht, ist im Wesentlichen geblieben. Dieß würde noch bemerkbarer geworden seyn, wenn nicht auf dem benachbarten Strande der Gemeinde Mariakerk Concurrenz entstanden wäre. Das Gebiet dieses Kirchdorfes beginnt nämlich ein paar hundert Schritte vom westlichen Badeplatze Ostendes und bietet dieselben Vortheile, ja noch mehr, als der hie und da mit gefährlichen Steinen besäete Strand der Stadt. Vor kurzem dachte noch niemand daran, für das bescheidene Dorf ein stundenweites Strandgebiet mit besondern Berechtigungen in Anspruch zu nehmen; man betrachtete den Strand als Gemeingut, gleich der Meerfluth, die ihn bespült. Wer Lust hatte, sich dort zu baden, fragte niemanden um Erlaubniß und ward von niemanden gehindert. Selbst Ostender, selbst Fremde machten bei gutem Wetter von der allgemeinen Freiheit Gebrauch und zahlten dafür nichts. Nachdem aber Ostende unter Billigung der Staatsbehörden eine ausschließliche Berechtigung in Betreff des mit den Stadtgrenzen zusammentreffenden Strandgebietes angesprochen und geltend gemacht hatte, war auch der Dorfgemeinde ein gleiches Recht nicht wohl zu versagen oder zu bestreiten. Das öffentliche Baden wird jetzt verwehrt und die Befugniß, Karren zu halten, ist einem Verein zugestanden, der dafür über 2000 Franken jährlich zu zahlen hat und bisher mit zwanzig Karren arbeitete. Man kann daraus abnehmen, wie die Stellung der Ostender Herren seyn muß, die hunderte von Wagen besitzen und nur 5000 Franken zahlen. Auf diese Weise ist trotz den Ostender Ausschließlichkeitsbestrebungen ein Wetteifer herbeigeführt worden, der nicht nur ein besseres Betragen des Personals, sondern auch Preisermäßigung im Gefolge gehabt hat. Dagegen ist freilich das „wilde" Baden weggefallen. Auch das „Paradies" ist im Laufe des Sommers zum großen Leidwesen zahlreicher Freunde des Unschuldszustands und unter gewaltiger Aufregung der öffentlichen Meinung geschlossen worden. Damit hat es folgende Bewandniß.

Außer den Badeplätzen am Steindamme, wo von beiden Geschlechtern gemeinschaftlich und folglich in entsprechenden Anzügen gebadet wird, gab es seit vielen Jahren eine entfernere Stelle, wo Männer in mehr oder weniger paradiesischem Zustande zu baden pflegten. Niemand fand dagegen etwas zu erinnern, am wenigsten Deutsche, die nach heimischer Sitte und Anschauung eher das gemeinsame, mitunter nur dürftig bemäntelte Baden für anstößig hielten. Fühlten sich auch wohl dann und wann ein paar Spaziergängerinnen in ihren Wanderungen beengt, so galt auf alle Fälle der Satz, daß die Stelle von denjenigen, welche wollen, ganz wohl zu umgehen oder zu vermeiden war. Kurz, es wurde kein Hinderniß in den Weg gelegt, ärztlicher Vorschrift oder eigenem Wohlgefallen zu genügen. Erst im Laufe der beiden letzten Sommer wurden Stimmen gegen die bisherige Einrichtung laut, doch nicht sowohl von Fremden, als vielmehr von den Besitzern eines in der Nähe erbauten neuen Pavillons, die sich durch das „Paradies" im Zufpruch beeinträchtigt glaubten, obwohl vermuthlich ohne Grund. Die Stadtbehörde ward wirklich veranlaßt, zumal auch die Geistlichkeit drein redete, das unbefleidete Baden zu verbieten. Allein ein solches Verbot war leichter zu geben als auszuführen. Die Zahl der Liebhaber des Paradieses war groß und die Aerzte waren auf ihrer Seite; und als gar einige hochfürstliche Personen nach altem Herkommen verfuhren, dachte der Herr Bürgermeister nicht sonderlich mehr daran, den fast unbekannt gebliebenen Beschluß in Kraft zu setzen. Es blieb wieder eine Zeitlang beim Alten. Da plötzlich erschienen Gendarmen am Strande; einige Personen, welche sich nicht sofort ausweisen konnten, wurden abgeführt; mehrere wurden nachgehends vor das

Digitized by Google

Strafgericht geladen, wegen outrage publique à la pudeur. Der königliche Prokurator zu Brügge, der klerikalen Partei angehörig, hatte sich bewogen lassen, die Sache als eine Verletzung der Schicklichkeit an öffentlichem Orte zu betrachten und daher strafrechtlich einzuschreiten. Und in der That, der Badunternehmer ward zu vierwöchiger Gefängnißstrafe, der Karrenführer zu achttägiger Haft, jeder Badende zu einer Geldbuße von sechzehn Franken verurtheilt. Doch hatten sich die Fremden flüglich davon gemacht und die übrigen verlassen sich auf den Gnadenweg.

Man kann denken, welchen Lärm und welche Aufregung ein solcher Vorgang hervorbringen mußte. Nicht bloß die Badegäste, sondern auch Stadt und Land nahmen den lebhaftesten Antheil, und da die Haupttriebfedern auf klerikaler Seite lagen, so verfehlte die gesammte liberale Presse nicht, das eingehaltene Verfahren aufs heftigste anzugreifen. Wochen lang ward mit allen Waffen des Ernstes und der Ironie gestritten; noch immer ist guter Rath theuer, noch immer regnet es Artikel, und selbst ein Fürst Gallizin hat das Wort nehmen zu müssen geglaubt, indem er sich verwahrt, der Held eines drastisch beschriebenen Vorgangs im Paradiese zu seyn, wo er allerdings gleich vielen gebadet habe. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dieser wunderliche Kampf um das „verlorene Paradies“ damit enden, daß dasselbe für den nächsten Sommer wieder gewonnen wird. Es dürfte im Weseutlichen beim alten bleiben; denn die Furcht der Bürgerschaft vor Fremdenverscheuchung und der Einfluß der Aerzte, von denen einige im Stadtrath sitzen oder durch Freunde vertreten sind, ist zu groß, als daß selbst die Geistlichkeit dagegen aufkommen könnte.

Ostende hat gegenwärtig neun Badeärzte, von denen besonders die Herren Hartwig und Verhaeghe in weiteren Kreisen bekannt sind. Der letztere ist seit 1832 thätig und hat sich auch naturwissenschaftlichen Beobachtungen und literarischen Arbeiten gewidmet. So besorgt er die amtlichen Wetterbeobachtungen, wozu die Brüsseler Sternwarte die Instrumente liefert. Die Memoiren der Akademie, deren Mitglied er ist, enthalten bemerkenswerthe Mittheilungen von ihm. Auch über das Meerleuchten und über den Gebrauch der Seebäder ꝛc. hat er geschrieben. Seine jüngste Arbeit ist ein Schriftchen über die Seltenheit der Lungensucht an der Seeküste — de la rareté comparative de la phthisie pulmonaire sur les bords de la mer, extrait du Bulletin de l'Académie royale de médecine de Belgique. Verhaeghe hält darin die Ansicht aufrecht, daß die Lungensucht an der Küste, insbesondere in Ostende, weniger häufig auftrete, als im Innern des Landes. Er stützt sich zunächst auf die Erfahrung und weist zur Erklärung auf die abweichenden Witterungsverhältnisse, auf die Beschaffenheit der Luft, der elektrischen Strömung ꝛc. hin. Während in Brüssel über 17, in Brügge über 19 Procent an der Lungenschwindsucht sterben, soll das Verhältniß in Ostende nur 7½ betragen, und im Krankenhause kamen nach ihm gar nur 6½ vor. Dr. Verhaeghe ist ein Vlaming, versteht aber auch deutsch und schreibt französisch. Er gilt zugleich für einen tüchtigen Wundarzt.

Deutscher Arzt ist Dr. Hartwig. Er hat zwar eine englische Mutter, allein sein Vaterland ist Hannover und seine ganze Bildung eine deutsche. Dabei lebte er einige Zeit in Paris, so daß die drei großen Culturſprachen ihm fast gleich geläufig sind. Er schrieb englisch über die physische Erziehung der Kinder, französisch einen Wegweiser für Ostende, deutsch über den Gebrauch der Seebäder, über das Leben des Meeres, über den Badeaufenthalt in Ostende ꝛc. Seine Badeschriften gehören nach dem Urtheile Sachverständiger zu den besten ihrer Art. Am bekanntesten ist „das Leben des Meeres,“ eine fleißige Zusammenstellung des Bemerkenswerthesten im großen, noch vielfach unergründeten Reiche der Salzfluth. Wie ansprechend das Buch erschienen ist, davon zeugen drei schnell vergriffene Auflagen. Gegenwärtig wird eine vierte, mit Abbildungen versehene gedruckt, und eine französische Uebersetzung wird nicht lange auf sich warten lassen. Gleichzeitig erscheint bei Kreidel und Niedner in Wiesbaden ein neues Werk: „der hohe Norden,“ von dem eben die letzte Lieferung ausgegeben wird, und das nicht minder Beifall finden dürfte. Die bereits vorliegenden Hefte zeugen von umfassenden Studien und enthalten lebendige Schilderungen der unwirthbaren Gebiete der Polarwelt und der Entdeckungsfahrten dahin. Hartwig scheint eigentlich nur im Sommer als Arzt zu wirken und die Winterzeit mehr der Schriftstellerei zu widmen.

Wenn von Ostende die Rede ist, wird das benachbarte Blankenberge nicht leicht mehr vergessen. Vor zwanzig Jahren war es noch ein unbekannter Fischerort. Nur die Geschäftskundigen wußten Einiges von ihm zu erzählen: es soll vor dem Scharyhout geheißen haben, das 1334 durch eine Sturmfluth vernichtet und am weißen oder blanken Dünenberge wieder aufgebaut worden wäre; auch einen römischen Hafenplatz hat man dort suchen wollen, obwohl jetzt kein Hafen da ist. Im December 1439 griffen die berüchtigten Hydredeelders oder Likendeelers, d. i. Gleichtheiler, welche, nach ihrer Vertreibung aus der Ostsee und von Helgoland, in den niederländischen Gewässern ihr Raubwesen trieben, fünfzehn spanische Schiffe in der Nähe von Blankenberge an und nahmen davon sechs. Die Mannschaft ward an's Land gesetzt und trieb sich den ganzen Winter betteind in Brügge umher. Um dieselbe Zeit und später wurden die Blankenberger durch Ritter Van Uutkerke mit einem lästigen Mühlenbannrechte geärgert, so daß der Jahrbuchschreiber Despars um 1562 entrüstet ausrief: Godt beteret! — Auf diese und ein paar andere Vorgänge beschränkt sich die Geschichte des Orts. Seit einigen Jahren aber ist Blankenberge weit und breit bekannt geworden. Trotz dem, daß es nur drei Stunden von Ostende entfernt liegt, daß es weder Hafen noch Eisenbahn, weder Steindamm noch Militärmusik, weder Theater noch Austernparks besitzt, hat es sich eines wachsenden Besuchs zu erfreuen.

Digitized by Google

Und in der That, wer Einfachheit, Gemüthlichkeit, Billigkeit, Zuvorkommenheit und Nähe des Strandes sucht und liebt, der wird sich keinen Augenblick besinnen, dem jüngeren Badeorte den Vorzug zu geben. Man hat nur einen kleinen, mit bequemen Treppen versehenen Dünenwall zu überschreiten, und man steht unmittelbar vor den Badekarren. Diese sind mit niedrigen Rädern versehen, haben Stühle, und stehen mit diesen nach der Badezeit den ganzen Tag zur Bequemlichkeit oder zum Schutz gegen Wind und Wetter zu Dienst. Vor jedem Karren bildet sich Nachmittags ein kleiner Cirkel zugehöriger Gäste, die plaudernd, lesend, rauchend, arbeitend der erfrischenden und heilsamen Strandluft genießen. Das alles hat man in Ostende so nicht. Der Strand selbst ist ebenfalls bedeutend besser als der Ostender; er ist so glatt und fest, daß ein paar Menschenhände mit Leichtigkeit das verrichten, wozu man in Ostende Pferde nöthig hat, und dabei ist er von heimtückischen Steinklippen frei.

Die Blankenberger Fremdenlisten zählten 1856 gegen 2300, im Jahre darauf über 3500 Besucher auf; der Zuwachs betrug also über die Hälfte, während er in Ostende nur ein Viertel ausmachte. Auch im laufenden Jahre war Blankenberge verhältnißmäßig mehr besucht. Kein Wunder also, wenn sich die Hoffnungen und Unternehmungen der Blankenberger und der mit ihnen verbündeten Brügger mehren. Der Ort ist vor einigen Jahren zur Stadt erhoben worden und füllt sich mit neuen Gebäuden. Jetzt denkt man an eine Eisenbahnverbindung mit Brügge, an einen Hafen ꝛc.

Aber mit den Hoffnungen und Unternehmungen wachsen auch die Anforderungen. Die Blankenberger oder die Brügger in Blankenberge werden gar bald den Ostendern nicht sonderlich nachstehen, und die zwanglose Behaglichkeit wird nicht minder in Gefahr kommen. Doch thut sich in dieser Beziehung schon ein neuer Zufluchtsort auf. Zwei kleine Stunden weiter, im Dorfe Hleft, ist seit zwei Jahren ein junger Badeplatz im Entstehen, der berufen zu sein scheint, ein anderes Blankenberge zu werden. So wandert die Badekultur die Küste entlang. Auch westlich von Ostende ist sie im Wachsen begriffen. Abgesehen von der oben erwähnten Benutzung des Grenzgebiets von Mariakerke bereitet dieses Kirchdorf sich vor, von dem jährlich zunehmenden Fremdenstrome nach dem Meeresstrande noch weiteren Nutzen zu ziehen. Bisher gab es dort nur ein höchst bescheidenes Wirthshaus, wo man Bier und Kaffee haben und nebenbei ein altes Zimmer und einen Alkoven sehen konnte, wo der Erzherzog Albert bei der Belagerung von Ostende zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts geschlafen haben soll; im letzten Jahre ist aber ein neues Gebäude aufgeführt worden, das im Laufe des Sommers schon von Fremden bewohnt worden ist. Das Dorf liegt, wie die meisten flandrischen Landgemeinden, sehr zerstreut; die Kirche ist ungefähr eine halbe Stunde von Ostende entfernt. Zwischen beiden liegt das Fort Wellington, ein westliches Außenwerk der Ostender Befestigung, das gleichsam in die Sandhügel hineingewühlt und von schwerigenden Dünenthälern begrenzt ist. Kein größerer Gegensatz, als die Stille und Einsamkeit dieser Dünengründe und das rauschende Gewoge auf dem Steindamme Ostende's, wo alle Sprachen Europa's durcheinander klingen. Man geht mit dem Plane um, über die Dünen einen regelrechten Spaziergang nach Mariakerk zu führen; dort werden schon Hügel und Thäler geebnet und mit Thon bedeckt, um ein weite Grasfläche zu gewinnen: kurz, auch die dürren Sandberge sollen der Kultur dienen. Auch die Dünenromantik geht zu Ende!

Hamburg, December.

Ein Kritiker. — Der Dom.

Vor Kurzem hat sich ein Däne unserer guten Stadt erbarmt und über unsere Bevölkerung, unsere Sitten, Lebensgewohnheiten und die Bildungsstufe, die wir erklommen haben, der akademischen Jugend Kopenhagens Vorlesungen gehalten. Ob dieser weise Thebaner, der sich Levien nennt, bei seinen Zuhörern Beifall gefunden, wissen wir nicht, wäre es aber der Fall gewesen, so müßten wir den Geschmack der studirenden Jugend in Dänemarks Hauptstadt freilich etwas corrupt nennen. Levien, ein Mann, der sich dem Gelehrtenstande zuzählt und wohl auch mancherlei gelernt haben mag, will einige Zeit bei uns gelebt haben. Während dieses Aufenthaltes hat er das Material zu seinen späteren Vorlesungen zusammengetragen. Hamburg ist oft von flüchtig Reisenden geschildert und beurtheilt worden, und selten nur lauteten solche Urtheile, eben weil sie zu rasch gefällt wurden, günstig für unsere Stadt. So schlimm aber wie dieser Normaldäne hat uns doch noch kein Mensch mitgespielt. Nach den Beobachtungen dieses Weisen ist unsere Bevölkerung „ein zusammengelaufener Haufen der verschiedensten Nationalitäten," ohne jeglichen Patriotismus. In politischer Beziehung ist ihm Hamburg eine Null, in socialer eine Menschenwüste, ohne Sinn und Verständniß

Digitized by Google

für Kunst und Wissenschaft, worin alles ideale Interesse von Rohheit und Materialismus mit Füßen getreten wird. Ferner, die Prostitution berührend, nennt er es „einen Pfuhl sittlicher Verderbniß für Alt und Jung, für Fremde und Einheimische.“ Nach seinen Beobachtungen bilden „die Erlebnisse in den Höhlen des Lasters die Tages- und Abendgespräche in allen Cirkeln.“ In diesem Tone ergeht sich der Mann geraume Zeit. Er läßt Hamburg und seiner gesundheitstrotzenden Bevölkerung auch nicht ein gutes Haar, und wir wundern uns fast über uns selbst, daß es uns möglich wird, in diesem schauerlichen Sodom zu leben, ohne leiblich und geistig zu verkommen und der schrecklichen Pest zu erliegen, die Herrn Levien noch zu rechter Zeit wieder heimgetrieben hat über den Belt. Es wäre lächerlich und für unsere wackere Bevölkerung beleidigend, wollten wir es uns einfallen lassen, das Pasquill des dänischen Gelehrten zu widerlegen. Viel besser ist es, man läßt es abdrucken und gibt ihm die möglichste Verbreitung. Wer unsere Stadt und deren Bevölkerung wirklich kennt, der urtheilt ganz anders, denn er macht alsdann die schöne Erfahrung, daß es gar wenige große Städte gibt, in denen gerade das Familienleben von einem Geiste so schöner, sittlicher Reinheit belebt wird wie bei uns. Aber freilich, nicht jeder hat in solche Kreise Zutritt, denn wir sind — und das mag man uns zum Vorwurf machen — etwas sehr abgeschlossener Natur. Auch haben wir es an uns, mit unserer Bildung nicht laut zu prahlen. Wir glauben für uns und unsere Familie genug gethan zu haben, wenn wir uns dieselbe aneignen, um für Geist und Herz Nutzen daraus zu ziehen. Auch können wir uns nicht erinnern, in gebildeten Cirkeln, deren Hamburg nach unserem Erachten wenigstens eben so viele als Kopenhagen besitzt, jemals ein Gespräch über Erlebnisse vernommen zu haben, welche in den Höhlen des Lasters beobachtet worden sind. Das ist eine Erfahrung, die der dänische Diogenes mit seiner, wie es scheint, nur schmutzige Winkel beleuchtenden Laterne ganz allein gemacht hat. Daß er denn da nirgends tüchtige Menschen, am allerwenigsten ächte, kernhafte Hamburger finden konnte, sondern nur von aller Herren Ländern hergelaufene Leute, nimmt uns freilich nicht Wunder. Wie ganz anders unsere Stadt mit ihrer Bevölkerung dem unbefangenen Blicke sich darstellt, das konnte jeder Fremde, der sich überhaupt Mühe geben will, uns kennen zu lernen, gerade in jetziger Zeit erfahren.

Der „Dom,“ wie wir den Weihnachtsmarkt nennen, ist recht dazu geeignet, alle Seiten des Hamburger Lebens nach außen zu kehren. Während der Dauer desselben wollen alle Classen unserer Bevölkerung mit Geschmack genießen, leiblich und geistig, und weder Arm noch Reich scheut sich, seinen Angehörigen jene in der ganzen Welt erlaubten Genüsse, die zur Erheiterung des Herzens und zu Verschönerung des Lebens dienen, so weit seine Verhältnisse es erlauben, zu verschaffen. Obwohl in geschäftlicher Hinsicht das zu Ende gehende Jahr bei der großen Mehrzahl unserer Einwohner schwerlich zu den guten gerechnet werden dürfte, hat doch die trübe Vergangenheit niemandens Muth gebrochen, und so tritt denn auch der diesjährige Dom so glänzend, vielleicht sogar noch glänzender auf, als in früheren Jahren. Die Zahl der Weihnachtsausstellungen hat sich theils vermehrt, theils sind sie geschmackvoller ausgestattet. Besonders viele Sorgfalt haben die Unternehmer der großen Bazare auf das Arrangement ihrer sehr geräumigen Lokale verwendet. Es sind dieß weniger Verkaufsbazare, als Vergnügungsorte für die Kinderwelt, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, verdienen die Unternehmer derselben eher Lob als Tadel. Es ist eine blendende Feerwelt, die sich Tausenden gegen Erlegung eines geringfügigen Eintrittsgeldes erschließt. Mancher Familienvater, den schwere Sorgen drücken und der seinen Kindern eine Weihnachtsbescheerung, wie der Wohlhabendere sie vorbereitet, nicht geben kann, gewährt der ganzen Familie doch einigen Ersatz dafür, wenn er mit ihnen einen dieser Bazare betritt. Da gibt es Tausenderlei zu schauen, woran Kinder sich erfreuen und wovon sie noch nach Wochen sprechen. Gemälde, bewegliche und feststehende, Riesenbäume mit Lichtern und farbigen Laternen, behängt und geschmückt mit zahllosen funkelnden Gegenständen, Carousells, Bajazzos, Polichinellbuden, Puppentheater und dramatische Vorstellungen, bei denen Kinder und Erwachsene die Acteurs bilden: Alles ist zu haben, und wer einmal die Wunderhalle betreten hat, dem bleibt es unbenommen, darin zu weilen, so lange es ihm behagt. Der am reichsten ausgestattete Weihnachtsbazar ist auch dießmal wieder der im Apollosaale eröffnete. Obwohl sich die für die Dauer der Ausstellung an den Staat zu entrichtenden Abgaben nach der Seitens desselben belobten Erhöhung auf weit über tausend Mark belaufen, dürften die Unternehmer doch immer noch ein ganz einträgliches Geschäft machen. Die Zahl der Besuchenden geht auch täglich in die Tausende, und Sonntags steigt sie regelmäßig auf 12 bis 15,000. Daneben auf gleicher Stufe der Vollkommenheit stehen der Conventgarten, das Colosseum, der Unionsaal, die Lese- und Tonhalle, der Bazar am Jungfernstieg. Letzterer zeichnet sich weniger durch die Reichhaltigkeit der zur Schau und zum Verkauf ausgestellten Gegenstände, als durch die geschmackvolle und glänzende Gasbeleuchtung aus, die in tausend und abertausend Flammen die luxuriösen Hallen bestrahlt. An die Stelle des früher in der großen Rotunde aufgestellten Tannenbaumes haben die Unternehmer dießmal eine um ihre eigene Achse sich bewegende Gaspyramide gesetzt, unter welcher aus zahlreichen künstlichen Blumen Fontainen sprudeln.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 3. 16. Januar 1859.

Mein, ich mag nicht traun denken. Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust, und meinen Willen schnüren in Gesetze? Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug gewerden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit bringt Kolosse und Extremitäten aus.

Schiller.

Mittheilungen aus Schubarts Lehrerzeit.

Die Sturm- und Drangperiode, wie sie die Anfangsleistungen unserer besten deutschen Classiker charakterisirte, besitzt in Schubart einen eigenthümlichen Vor- und Nebengänger. Strauß, Hermann Kurz und Andere haben ihn auch von dieser Seite treffend beleuchtet. Dennoch mag es bei einem so bedeutenden Manne wie Schubart von nicht geringem Interesse seyn, ihn auch in Detailverhältnissen, welche nicht, oder wenigstens nicht in ausgedehnterem Maße in die Biographie und Literargeschichte des Mannes dringen konnten, kennen zu lernen, indem wir ihn größtentheils selbst reden hören.

Vor mir liegen dreizehn vergilbte Schulhefte, geschrieben in den Jahren 1766—69 von der Hand eines Joseph Fischer in Geislingen, wo Schubart um jene Zeit als Organist und Präceptor angestellt war. Diese Hefte enthalten lauter Dictate von Schubart an seine Schüler, von welchen, wie wir später lesen werden, einer der dankbarsten eben jener Joseph Fischer war, von dem die Hefte stammen, und der sie durch ein Schreiben vom Jahr 1812, das mir vorliegt, einem Freund vermachte. Die Dictate, abwechselnd prosaischer und poetischer Natur, sind, mit Ausnahme einiger Fabeln von Gellert und andern, damals neuen Dichtern, sowie etlicher in Briefform dictirter Tagesneuigkeiten, lauter improvisirte Erfindungen der Schubartschen Muse, und sind geeignet genug, ein deutliches Bild des sprudelnden, witzigen, scharfen, schlagenden, zugleich derben und innigen Poetennaturells zu geben.

Ein früherer Aufsatz des Verfassers dieser Zeilen, den diese Blätter veröffentlicht haben, enthielt folgende Stelle: „Wir müssen staunen, welch ungeheure Veränderungen um die Zeit der Sturm- und Drangperiode in einem einzigen Jahrzehnt vor sich gingen. Während wir noch zu Anfang der siebziger Jahre bei den Meisten eine ungelenke, geschmacklose Sprache finden, werden wir nach kaum einem Decennium von der herrlich klaren Prosa, von den melodischen Versen Goethe's überrascht. An den einzelnen Persönlichkeiten selbst können wir den wunderschnellen Gang beobachten, mit welchem sie in wenigen Jahren die Entwicklung ganzer Menschenalter durchmachten. Wie merkwürdig sind in dieser Beziehung die seit einigen Jahren dem Publikum vorgelegten Briefe Herders! Der Mann, den wir stets wegen der Universalität seines Geistes, wegen seiner begeisterten, phantasievollen Sprache bewundern werden, drückt sich in seinen ersten Briefen häufig noch ganz incorrekt aus. Form und Inhalt seiner Correspondenzen mit den

Digitized by Google

bedeutendſten Männern damaliger Zeit machen nicht ſelten einen eigentlich komiſchen Eindruck durch die Ueberſchwenglichkeit des Tons, durch die rührende Miſchung, in welcher hier noch die meiſten geiſtigen Elemente, Naivetät und Sentimentalität, ungeſchminkte Sinnlichkeit und ſpiritualiſtiſche Schwärmerei, ganz unvermittelt und doch ſo friedlich nebeneinander liegen." — Dieſe Behauptung läßt ſich, mit dem Unterſchiede, daß Schubart nicht Herder iſt, faſt wörtlich auf das anwenden, was uns aus den vorliegenden Dokumenten aus Schubarts Lehrerzeit entgegentritt. Auch hier liegt Derbes und Zartes, Uebermüthiges und Frommes, Weltliches und Himmliſches ſo neben- und durcheinander, wie es eben gährende, halb dämmrige, halb lichte Zeiten und Perſönlichkeiten bezeichnet, und wie es bei Schiller, Lavater oder den jungen Köpfen des Göttinger Dichterbundes in erſter Zeit auch nicht anders ausſah. Die Schubartſchen Schuldictate ſollen uns für dieſes geniale Gähren und Durcheinanderwogen hinreichende Beweiſe liefern.

Aber auch nach einer andern Seite hin erſcheinen ſie ſtark überzeugend. In der Regel wird als derjenige Dichter, der, nach der langen Dürre und Fadheit der Volkspoeſie, friſches Leben, Fluß und Klang und Melodie in ſie gebracht, G. A. Bürger genannt. Gewiß, er hat das gethan, es iſt ſo bekannt, daß wir den Beweis nicht zu geben brauchen. Aber neben ihm iſt, wenn er hierin auch nicht in dem Maß und in der Breite gewirkt hat wie Bürger, neben ihm iſt Schubart zu nennen. Wie viele ſeiner Lieder werden geſungen! Nicht allein das „Auf, auf, ihr Brüder, und ſeyd ſtark," eine Menge andere, außer ſeinen Kirchenliedern, leben im Volk: „Der Bauer im Winter," das „Lied des Armen" ꝛc. und dieß danken ſie ihrer fließenden, kräftig volksthümlichen Singbarkeit. Wie er ſelbſt in der rapiden Improviſation flüſſig und melodiſch war, auch davon ſollen die Dictate Zeugniß geben. Und zwar war er es recht in ſchwäbiſcher, wenn man nicht noch näher ſagen will, in Ulmer Art. Geislingen, dem ehmaligen reichſtädtiſch Ulmiſchen Gebiet angehörig, hat ja ſo ganz den Ton und Schlag der Ulmer Sitte und Sprache, und in ihn hat ſich Schubart auch in ſeiner Schule vollkommen hineinzudenken gewußt. Der Referent ſelbſt iſt ein gebornes Nachbarkind Geislingens und erinnert ſich aus ſeiner Knabenzeit aufs lebhafteſte, welche große Popularität, bis in's unterſte Volk des Dorfes herab, Schubart Jahrzehnte nach ſeinem Tode noch in jener Gegend genoſſen, „weil er Alles ſo prächtig hinſagen kann." Aus den Dictaten wird uns dieſe Popularität doppelt erklärlich, denn Schubart lebte nicht nur ganz in jenem Idiom, ſondern er wußte ſich überhaupt vollſtändig in das Volk und ſeine Lokalanſchauungen hineinzuleben.

Aus den Schulheften weht mich ſelbſt ſo ſehr der heimatliche Geiſt an, daß ich ſie ſchnurren und hämmern, walken und radtreten höre die Geislinger Drechsler und Nagelſchmiede, Gerber und Färber, daß ich ſelbſt Angſt kriege, wenn Schubart die Buben ausſchilt, welche Vogelneſter „verblutten" (ſie der Pflege der Alten entblößen), daß ich ſie ſchreien höre die „Häzen" (Elſtern) und Dohlen um den „öden Thurm" oder den Feuerwächter von der Stadtkirche.

Es erſcheint billig, daß wir den Dichter in dem, worin ſeine Hauptfähigkeit lag, im raſchen Hinwurf von Poemen, zuerſt reden laſſen. Er hat ſeinen Schülern faſt auf alle Sonn- und Feiertage des Jahrs Lieder in die Feder dictirt. Dieſe Lieder wurden von ihm bei der orthographiſchen Correktur zum Theil ſo gründlich am Rande wieder umgeſchaffen, daß ſie am eheſten einer neuen Improviſation gleichen. Ein Lied auf den Feiertag Johannis des Täufers, nach der Melodie: „Freu' dich ſehr, o meine Seele" (er hat alle die dictirten Lieder nach bekannten Melodien gerichtet), lautet in urſprünglicher Faſſung in erſter Strophe ſo:

Jugend, fange doch bei Zeiten
Klug und fromm zu werden an,
Lerne deine Füße ſchreiten
Auf der ſchmalen Tugendbahn.
Fliehe Leichtſinn, Tand und Scherz,
Und gewöhne bald dein Herz,
Künftig deine Chriſtenpflichten
Gern und willig zu verrichten.

Die am Rande ſtehende Correktur dieſer Strophe dagegen lautet folgendermaßen:

Kann die Weisheit dich erbitten,
Jugend, o ſo hör' ſie an!
Geh einmal mit ſtärkern Schritten
Auf der ſchmalen Tugendbahn.
Fliehe Leichtſinn, Tand und Scherz,
Gib der Frömmigkeit dein Herz;
Tugend lenke deinen Willen,
Ihre Pflichten zu erfüllen.

Die zweite Halbſtrophe, welche urſprünglich ſo heißt:

Sieh! Johannes in der Wüſte
Lernte es als Knabe ſchon,
Und er zwinget ſeine Lüſte
Und ſpricht jedem Laſter Hohn ꝛc.

iſt in der Correktur alſo abgeändert:

Sieh Johannes in der Wüſten,
Der es ſchon als Knabe lernt,

Digitized by Google

Wie man sich von eiteln Lüsten
Und von Weichlichkeit entfernt.
Klares Wasser muß der Wein
Vor den Durst des Knaben seyn,
Und die Wurzeln aus der Erden
Müssen seine Speise werden.

Noch gründlicher abgeändert ist die fünfte und sechste Strophe. Sie heißen anfänglich so:

Thuet Buße, fleht die Sünden,
Glaubt an's Evangelium,
O so werdet ihr einst finden
Seligkeit und Glück und Ruhm;
Dann die Zeit ist jetzt erfüllt,
Die den Wunsch der Frommen stillt,
Und das Himmelreich erscheinet,
Das die Welt mit Gott vereinet.

Tausend fromme Seelen hören
Diesen frommen Gottesmann,
Seine Warnung, seine Lehren
Mit der größten Freude an,
Und Johannes rufet aus:
Gehet aus der Welt heraus,
Und empfahet in dem Bade
Heil und Segen, Glück und Gnade.

Die Aenderung in der Correktur ist folgende:

Thut, so ruft der Jünger, Buße,
Glaubt an's Evangelium,
Fallt in Demuth Gott zu Fuße,
Sucht in Tugend euren Ruhm!
Dann erfüllet ist die Zeit,
Die der Seher prophezeit,
Und der Wunsch so vieler Frommen,
Gottes Reich ist nun gekommen.

Auf, ihr Trägen, laßt uns eilen,
Eilen, weil es heute heißt,
Eh mit unsichtbaren Seilen
Uns die Welt in Abgrund reißt.
Wollust, Ehre, Gold und Glück,
Blinde Götzen, bleibt zurück!
Gott will mir die Gabe geben,
Euch zu flieh'n und doch zu leben.

Die Verse sind gewiß fast ohne Ausnahme in der neueren Fassung besser als in der älteren, vielleicht darum, weil Schubart bei der Durchsicht eher Zeit zur Ueberlegung fand als beim Dictiren. Schwerlich hat er allen oder auch nur mehreren Schülern so abgeändert; der besagte Joseph Fischer war ohne Zweifel sein Schulfactotum, und nach seinem Hefte waren die andern zu rectificiren. Aber auch bei ihm geschah die Schubart'sche Abänderung gewiß mit aller Raschheit, wie der Umstand beweisen wird, daß die Correktur selbst wieder und wieder corrigirt ist. Was mir indessen viel wichtiger erscheint als dieser Punkt, ist dieß, daß schon in diesen dictirten Liedern (und ihrer sind sehr viele) vollkommen das vorhanden ist, was man an dem Dichter nach seinen Leiden auf Hohenasberg so oft neu finden wollte — seine Christlichkeit.

Daß nach seiner Gefangenschaft politische und sociale Opposition zurücktraten, das war wohl bei dem krank gewordenen Mann erklärlich genug, und daß deßhalb der religiösen Seite mehr Raum blieb, war selbstverständlich. Aber da war sie, diese Richtung in seinem Wesen, von Anfang an. Religion, Christenthum, und in diesem zuallermeist die Erlösungsfrage, waren ihm entschiedene Facta. Er grübelte nicht darüber, wie das seine Zeit, bei den Poeten wenigstens, überhaupt fast nicht that. Daß diese religiöse Ueberzeugungsruhe umgeben und sogar umdrängt war von Dingen der weltlichsten Art, dadurch ist sie nicht alterirt worden, wenigstens poetisch keineswegs, wie auch in dem Schooße des Hainbundes die Schwärmerei für deutsche Tugend, Aufopferungsfähigkeit, Keuschheit ꝛc. sehr friedlich neben der Praxis der ungezügeltsten Ausschweifung hauste.

Was von dictirter Poesie in den Heften vorliegt, dem haftet fast durchweg ein in jener Zeit der volksmäßigen Dichtkunst überhaupt eigenthümlicher, namentlich aber die Improvisation kennzeichnender Ton des Bänkelsängerthums an, und man würde fast überall den Dichter der schwungvollen Rhapsodie: „der ewige Jude," oder der schönen Kirchenlieder: „Urquell aller Seligkeiten," „der Trennung Last liegt schwer auf mir," oder der „Fürstengruft," des: „Ihr Mädels kommt, ihr Buben kommt," und so vieler Kraftpoesien nicht ahnen. Ein Gedicht aber steht unter den Dictaten, das Schubarts Geist, wie wir uns ihn zu denken gewohnt sind, in weltlichen wie in geistlichen Dingen geharnischt, recht charakteristisch abspiegelt. Es trägt viel an sich von dem hohen Golgatha- und Passionston, den wir von Klopstock her so wohl kennen, und behandelt Jesu Weinen über Jerusalem (zehnter Sonntag nach Trinitatis) auf die Melodie: „Ach Gott, erhör' mein Seufzen und Wehklagen." Es lautet:

Wen seh' ich dort auf deines Oelbergs Höhen,
Jerusalem, mit nassen Augen stehen?
Wie zärtlich weint
Der Menschenfreund,
Weil seine Augen deinen Jammer sehen!

Digitized by Google

Ach, Jesus Christus steht auf deinen Mauern
Die Rache des ergrimmten Richters lauern,
Er steht von fern
Die Stadt des Herrn,
Die Tochter ganz verlassen trauern.

Er steht die Wuth der stürmenden Soldaten,
Die in dem Blut erwürgter Juden waten,
Unmenschlichkeit
Herrscht weit und breit
Und siegt in jedes Kriegers Heldenthaten.

Der stolze Tempel steht in Glut und Flammen,
Das Wunderwerk der Erde fällt zusammen
Und in der Glut
Zischt Priesterblut,
Der Priester, die von Levis Lenden stammen.

Die marmornen Paläste stürzen nieder
Und lautes Ach schallt in den Wolken wieder,
Die Mutter sieht,
Der Vater steht
Am Spieß des Römers seines Sohnes Glieder.

Der Herr hat dich, Jerusalem, verlassen,
Zerstörung herrscht in deinen stolzen Straßen;
Wie schrecklich fließt
Dein Blut, und schießt
Gleich einem Strom durch alle deine Gassen!

Wie Aeser liegen nun der Kinder Leichen,
Unsinnig liegen Väter auf den Bäuchen,
Es saust die Wuth
Der Kinder Blut
Und stirbt vor Hunger, Pestilenz und Seuchen.

Der Heiland sieht das Schreckbild an und weinet,
Mitleid und Ernst ist in der Brust vereinet; *
Er weint und spricht
Von dem Gericht,
Das unerbittlich schon von fern erscheinet.

„Ach," seufzt er, und die schönsten Thränen fließen,
„Wilst du dein hartes Herz vor mir verschließen!
Jerusalem,
Jerusalem,
Ach, soll ich dich im Staube sehen müssen!"

Umsonst, die Finsterniß deckt ihre Blicke,
Sie trotzen selbst im Jammer wie im Glücke.
Der Heiland lockt,
Jedoch verstockt
Ist ihre Brust, und voller bösen Tücke.

Ach, Kinder, seht auf Salems schwarzen Steinen
Den Grimm der Rache fürchterlich erscheinen:
Ach zwinget nicht
Das Angesicht
Des Göttlichen, auch über euch zu weinen.

Und heute noch versuchet eure Sünden,
Sonst wird sich fürchterlich sein Zorn entzünden,
Sonst werdet ihr
Den Richter hier
Und dort die Hölle vor euch offen finden!

Man wird nicht sagen können, daß in solcherlei Poesie ein besonderes Gefühlschristenthum sich ausspreche; aber es spricht sich darin auch nichts aus, was entfernt der Lust zu Uebung irgend einer Kritik gegen den ererbten orthodoxen Glauben ähnlich sähe. Wäre das letztere, so würden wir es frivol finden müssen, wenn der Dichter nach einer begeisterten religiösen Erregung im gleichen Athemzug in Ausdrücken der derbsten und rustikosesten Weltlichkeit sich ergeht; denn dann würde die Annahme Raum gewinnen, der fromme Aufschwung sey nichts als eine rhetorische Anbequemung an das hergebrachte Bekenntniß gewesen, der Gewohnheit zu lieb, und die darauf folgende derbe Expectoration sey das einzige eigentliche Element, in dem der Mann sich wohl fühle und in dem er sich zu baden sehne, nachdem er sich in einer Sphäre bewegt, die nicht seine heimathliche sey. Diese Annahme bei Schubart wäre eine große Ungerechtigkeit. Er war religiös, wenn er so sprach, er war weltlich und sogar zügellos, wenn er es sagte; er war beides neben einander. Nehmen wir das folgende wohlbekannte und in vielen Zügen hocherhabene Lied vor uns, das er auch als Dictat benützte:

Der 90ste Psalm.

Hier steht mein Fels, hier will ich stehen,
Gott, meine Zuflucht und mein Lob!
Eh noch mit ihrer Berge Höhen
Die Welt aus Wassern sich erhob,
Warst du, mein Herr und Gott, wie heut,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Du sprichst zu einer Welt voll Todten:
Kommt wieder, Sterbliche, zu mir!
Die Menschen hören diesen Boten,
Und jauchzend kommen sie zu dir,
Zu dir, dem tausend Jahre sind
Wie Tag und Nächte, wie der Wind.

Dir ist die Zeit von tausend Jahren
Und eine Stunde einerlei,

* Hier hat den Dichter offenbar auf einen Augenblick die Poesie verlassen.

Digitized by Google

Und nur des Menſchen Tage fahren
So rauſchend wie ein Strom vorbei;
Sein Leben iſt ein Morgentraum,
Ein Schatten und ein leichter Schaum.

So blüht das Gras früh auf den Auen,
Und am Mittage welkt es ſchon,
Des Abends wird es abgehauen
Und dorret auf dem Libanon,
Ein Bild von unſrem Leben hier:
So blühen, welken, dorren wir.

Gott ſchaut mit Grimm in ſeinen Blicken
Auf unſre Sünderwelt herab.
Die Flammen deines Zornes ſchicken
Den Sünder in das frühe Grab;
Die Sünden ſtelleſt du ins Licht
Vor deinem flammenden Geſicht.

Vor deinem großen Zorne fahren
All unſre Tage ſchnell dahin.
Wir bringen Stunden, Tage, Jahren *
So leicht wie ein Geſchwätz dahin.
Drum, Gott, entzünd' in uns die Buß',
Dieweil ein Jeder ſterben muß.

Unmittelbar auf dieſes Lied folgt in dem Dictat die Stelle:

„Dieſes, geliebteſter Bruder, iſt der geiſtliche Pſalm, den ich dir zu ſchicken verſprochen habe. Ich mache manchmal ſelber Verſe, aber ſolche, daß die Hennen daran krepiren möchten. Lebe wohl, lieber Bruder, grüße mir deinen Schlitten und komme bald zu

deinem Freund
N. N."

Gewiß ein ſtarker Abſprung, ähnlich den Hieben, welche Bruder Tuck in „Templer und Jüdin" zwiſchen ſein ora pro nobis hinein austheilt.

Wie es Schubart von der Seele lief, wenn er ſeinen Schülern über weltliche Freuden Aeußerungen in den Mund legte, und wie er daneben ihnen in Bußpredigten die Köpfe wuſch, darüber enthalten die Hefte eine reiche Beiſpielſammlung. Ein Dictat vom 24. Juli 1768 (der 25. Juli iſt der Tag der Geislinger Kirchweihe) lautet wie folgt:

Mein luſtiger Freund!

He! was Neues! es kommt etwas, etwas Schönes! etwas Luſtiges! etwas Fröhliches, etwas

Zum Tanzen, zum Springen,
Zum Lachen, zum Singen,
Zum Geigen und Blaſen,
Zum Schreien, zum Raſen,
Zum Eſſen, zum Trinken, zur Luſt,
Es hüpfet voll Freude die Bruſt.

Nur noch ein Tag und wieder ein Tag und noch ein Tag, und noch einer und wieder einer, und einer drein — Hopſa! da kommt ſie — und was denn, närriſcher Kerl? Was ſonſt als die Kirchweih! Schon flattern die Bänder auf dem Hut, ſchon hör' ich des Schochen * Baßgeige brummen, ſchon ſind wir auf dem Bau (ſo hieß der Feſtplatz), ſchon ſpringen wir wie die Gaisböcke. Schon — — Doch ich kann vor Freude nicht reden. Komm du nur ſelber zu uns und bring ein paar neue Schuh, einen vollen Geldbeutel und einen fröhlichen Muth mit. Wie froh bin ich, daß ich jung bin! Da müſſen die alten Männer mit ihrer Brille zu Hauſe bleiben und die alten Weiber müſſen ihre Pelze hüten, und wir — Ei, guten Morgen, ihr Graubärte, gebt uns Geld, daß wir brav tanzen können. Man iſt nur einmal jung, und wenn die Knochen ſteif werden, da hol der Henker das Tanzen. Gute Nacht, luſtiger Fritz, ſchlaf wohl und komm bald zu

Deinem fröhlichen Freund
Hans Juhe.

Nach dem Feſt aber leſen wir (vom 5. Aug. 68) folgende Epiſtel:

Mein lieber Freund
ich ſchreibe dir
Mit Schweiß auf meinen Wangen,
Bei meinen Büchern ſitz ich hier,
Die Kirchweih iſt vergangen.
Nun darf ich leider nimmermehr
Nur tanzen, jauchzen, ſpringen,
Nun muß der muntern Knaben Heer
Ein andres Liedlein ſingen.
Nun heißt es: Bürſchlein, lerne brav,
Sonſt wirſt du auf der Erden
Zu deiner und der Eltern Straf
Ein fauler Eſel werden.
Wer immer Feiertage hat,
Und ſammelt keine Garben,
Der muß im Alter, wann es ſpat,
Sich gar zu Tode darben.

Drum weg, ich ſeh es ſelber ein,
Mit allen fauten Knaben,
Die wollen immer luſtig ſeyn
Und Feiertage haben.
Dem Hanſen, der nicht Gutes thut,
Steckt noch in ſeinem Kopfe
Hanswurſt mit ſeinem grünen Hut
Und großem Hoſenknopfe.

* Iſt getreu nach dem Heft mitgetheilt.

* Schoch iſt ein Geislinger Familienname.

Digitized by Google

Den kleinen Narren muß der Fleiß
Aus unſrem Kopfe jagen,
Ein Knab', der chriſtlich iſt und weiß,
Muß nur vom Lernen ſagen.
Drum ſind die Bücher mir kein Joch,
Bei ihnen will ich ſitzen.
Leb' wohl und denke lange noch
An
Deinen
treuen Fritzen.

In den verſchiedenſten Richtungen, außer der religiöſen in politiſcher, geſchichtlicher, bürgerlicher, beruflicher, hat Schubart ſeine Schüler durch die Dictate, in denen er ſie faſt immer ſelbſt reden läßt, unterwieſen, ſie ſittlich und intellektuell zu befeſtigen geſucht, und das mit einer Kraft und Keckheit der Sprache, wie man ſie heute ſchwerlich mehr in irgend einer Schule anwenden dürfte. Einige Proben werden dieß ſattſam beweiſen:

Geislingen, den 28. Juni 1768.

Liebſter Kamerad!

Du haſt mich neulich gefragt, was ich zu werden wünſche, und ich weiß nicht, was ich dir darauf antworten ſoll. Ein ganzer Kerl möchte ich endlich wohl werden; aber wie iſt das anzufangen? Zu einem Kaufmann braucht man Geld, ein Wirth muß ein Wirthshaus und ein Müller eine Mühle haben. Aber dieß Alles fehlt mir. Tuchmacher, Loderer (Leineweber) und Zeugmacher gibt es genug; Weißgerber und Rothgerber ſtinken wie die Peſt, Schuſter und Schneider müſſen verhungern, und Maurer, Zimmerleut und Schmiede müſſen ſich bei trockenem Brod zu Krüppeln arbeiten. Studiren mag ich gar nicht, denn zu einem Pfaffen bin ich zu weltlich. Wer wird auch alleweil beten? Zu einem Juriſten bin ich zu ehrlich, dann Wittwen- und Waiſenflüch drücken gar zu hart. Zu einem Doctor bin ich zu ekelhaft. Wer Teufels wird immer das Uringlas vor der Naſe haben wollen? Ein Schulmeiſter? O behüt's Gott! lieber bei Waſſer und Brod in's Zuchthaus, als ſein Lebtag menſchliche Säu hüten. Im Krieg ging ich wohl, wann Bratwürſt Säbel und Leberknöpf Kugeln wären. — Ach, ſo rathe mir doch, lieber Bruder, was ich werden ſoll. Weißt du kein Handwerk, wo man nicht viel arbeiten und gut eſſen, viel trinken und lang ſchlafen darf? Ein Handwerk, wo man wochentlich ſieben blaue Montag hat, iſt doch das beſte. Lebe wohl, ich verbleibe

Dein wahrer Freund,
Hans Tagdieb.

Dann die Antwort darauf:

Geislingen, den 28. Juni 1768.
Abends 6 Uhr.

Hochgeehrteſter Herr Bruder Tagdieb!

Du biſt mir ein geſcheider Kauz. Solche Narren gäb' es noch mehr. Haſt du keine Seele? Weißt du nicht, daß der Menſch zur Arbeit erſchaffen iſt? Ich glaube, man hat dich aus einem Wolfsmagen verfertigt und dir einen Ochſenkopf obendrauf geſetzt. Danke Gott, daß du ein Bißchen Geld haſt und ſieh, daß du noch einen Geldſch..... dazu kriegſt. Dann leg die Händ in Schoß, friß, ſauf, ſpiel, geh' ſpazieren, ſchlaf und ziehe dir einen Ranzen wie ein Maſtochs. Dann fahr zum Teufel und erſpare den Engeln die Mühe, ein ſolches Rindvieh in Abrahams Schoß zu tragen. — Ich will arbeiten und ſelig ſterben, dann ich heiße

Chriſtian Weislich.

(Schluß folgt.)

Holländiſche Skizzen.

I.

Drenthe.

Der Verfaſſer eines kleinen, aber anziehenden Aufſatzes, „Muffrika," den unlängſt dieſe Blätter brachten, weist auf einen zwiſchen der Ems und dem Bourtanger Moor ſich hinziehenden Landſtrich als eine von den Ethnographen und Archäologen vergeſſene terra incognita hin, die das Volk ſcherzweiſe „Muffrika" getauft hat. Betrachtet man jedoch Muffrika als einen integrirenden Theil der uralten Drenthe, wovon es nur durch

Digitized by Google

genanntes Moor getrennt und von welcher es in Sprache, Sitten, Gebräuchen und Charakter nur wenig verschieden ist, so dürfte jener Ausspruch keineswegs gerechtfertigt erscheinen; denn die Drenthe ist von den holländischen Archäologen und Geschichtsforschern, so wie von Ethnographen und selbst von Dichtern, namentlich in den letzten Decennien, vielfach ausgebeutet worden. Leider widmet man in Deutschland der holländischen Literatur und ihren Resultaten nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit, und dieser Umstand zwingt uns heute nicht zum ersten mal die ungewohnte Feder in die Hand, um die Rolle eines Vermittlers auf dem Gebiete der Literatur und Kunst zwischen Holland und Deutschland zu übernehmen.

Unter den vereinigten holländischen Provinzen ist Drenthe diejenige, auf welche der Holländer am wenigsten stolz ist. Fast vergessen und nur vom Geschichtsforscher gekannt und geschätzt, liegt der nur mäßig fruchtbare Landstrich mit seinen ausgebreiteten Heidegründen und Beenen (Torfmooren) seitwärts gen Osten und die Cultur, welche den Schwesterprovinzen zu Theil wurde, hat den Weg bis heute noch nicht dahin gefunden; für Herstellung von Kanälen und Verbindungswegen ist bis jetzt wenig geschehen, wenn gleich sich in neuester Zeit die Aussichten in dieser Beziehung aufzuhellen beginnen.

Ist aber Drenthe auch die jüngste der vereinigten Provinzen, die in den Staatenbund aufgenommen wurde, so ist sie doch alt und ehrwürdig, fast mehr wie irgend eine. Alt, denn Jahrhunderte folgten auf Jahrhunderte und keine Handbreit ihres Bodens wurde ihr durch die Wuth des Elementes geraubt, welches die Nachbarprovinzen unaufhörlich benagte und verwüstete, und keine Handbreit Grund wurde ihr durch die Betriebsamkeit ihrer Bewohner gewonnen; und ehrwürdig, denn keine andere Provinz weist so viele Denkmale der Vergangenheit auf.

Westendorp, der berühmte holländische Archäolog, zählte mehr als dreißig Hünenbetten in den Heiden der Drenthe, die ihrer äußern Erscheinung nach seit jener weit entlegenen Steinperiode nur wenig verändert ist. Und ganz bezeichnend hatte die Drenthe bei der vor einigen Monaten zu Amsterdam abgehaltenen Ausstellung von Antiquitäten fast nur Steinwaffen jener Periode: Pfeilspitzen und Streitärte — Donderhamers, Beitels, Wiggen — von den unterschiedlichsten Größen, Formen und Steinarten eingesendet. — Nur die Waldungen sind verschwunden und diese mögen sich im früheren Mittelalter auch mehr in dem nördlichen, niedriger gelegenen Theile der Drenthe, welche jetzt die Provinz Groningen bildet, gefunden haben, aber die Hörner des Ur, der nebst dem Elen dieselben bewohnte, findet man noch vielfach in den Mooren.

In gleicher Weise wie das Land selbst hat sich auch der Bewohner im Laufe der Jahrhunderte nur wenig verändert; mit seinem Namen Tenkterer (?) — Drenthenar — hat er noch mehr als der benachbarte Brukterer und Tubante, mit denen er überall verbündet und verwandt erscheint, seinen ursprünglichen Charakter zu bewahren gewußt. Freiheitsliebend und unabhängig, wie alle Friesen, hatte er jedoch nicht das Schicksal des heldenmüthigen Dithmarschen, wiewohl auch gegen ihn mehr wie einmal ein Kreuzzug gepredigt wurde, und so ist er noch heutiges Tags ziemlich derselbe wie vor sechshundert Jahren, als Rolfs van Coeverden seinen glänzenden Sieg über den Bischof Otto von Uetrecht erfocht und das Heer dieses nach der Landeshoheit strebenden Kirchenfürsten sammt seinen Bundesgenossen, worunter der hochberühmte Bernard von Horstmar, in einen Morast zu locken wußte und gänzlich aufrieb (1227). Denn war auch die Grafschaft Drenthe bereits 1024 durch Kaiser Heinrich II. der Kirche von Uetrecht geschenkt worden, so konnten die Bischöfe doch nie zu einem ruhigen Besitze gelangen und die Landeshoheit derselben blieb stets eine zweifelhafte. Selbst um 1412 konnte der Bischof Friedrich von Blankenheim noch nicht als eigentlicher Gesetzgeber auftreten, sondern nur das uralte Landrecht der Drenthe sammeln und zum ersten mal schriftlich aufzeichnen lassen. Er mußte die alte Verfassung der Freistühle mit den „Etten“ — Geschworenen — mit geringer Modifikation bestehen lassen.

Bekanntlich kam Drenthe zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nebst Friesland unter Herzog Albert von Sachsen, 1522 unter Herzog Karl von Geldern und 1536 unter Karls V. mächtiges Scepter und trat sodann 1580 der Utrechter Union bei, wodurch sie eine Stimme im Staat erhielt. Jedoch durch Rennenberg zum Abfall gebracht und durch Moritz 1592 wieder erobert, wurde sie bloß als ein hinzugekommener Theil des Staates betrachtet. Auch waren es bei der damaligen großen Kirchenreformation die Provinzen Drenthe und Overyssel, welche dem alten Glauben am längsten getreu blieben; das Landvolk besonders hing mit einer ungewöhnlichen Zähigkeit an seinen hergebrachten Festen und Gebräuchen, wie sie der Katholicismus mit sich bringt, und viele haben bis auf den heutigen Tag nicht ganz ausgerottet werden können. In Drenthe und besonders in Overyssel wurde die Reformation auch besonders dadurch verzögert, daß sich die Truppen der „Staaten“ und die Spanier bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein um den Besitz stritten und letztere, die noch 1604 Oldenzal besetzten, das mühsam geförderte

Digitized by Google

Werk der ersteren wieder zerstörten. Zwar wurde die Reformation in Drenthe bereits 1598 unter dem Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, Statthalter von Friesland, Groningen und Drenthe, begonnen; aber wenn sich die Schulmeister auch gutwillig der neuen Ordnung der Dinge unterwarfen, so blieben doch die meisten katholischen Priester widerspenstig, welche abgesetzt und beseitigt werden mußten. Während man sich in den Städten reformiren ließ, dauerte auf dem Lande der katholische Kultus noch fort unter immerwährenden Zwistigkeiten über die Dogmen und Kirchengüter, und erst nach Abhaltung der Synode von Dortrecht (1618), wo eine möglichst große Einigkeit angebahnt ward, fing das Chaos an sich zu klären; somit gewann die neue Ordnung der Dinge erst nach einem Vierteljahrhundert die nöthige Stabilität und ist die alte Meinung durchaus irrthümlich, wonach die Drenthe an einem Tage durch's Loos der Reformation beitrat. Wäre es daher dem Münsterschen Bischof Christoph Bernhard von Galen, zu dessen größten Triumphen die Eroberung der bis dahin für unüberwindlich gehaltenen, von dem Spanier Verdugo früher vergeblich belagerten Festung Coeverden gehört, gelungen, die Provinz Drenthe und einen Theil der Provinz Overyssel für sich zu erlangen und dem Bisthum Münster einzuverleiben, wie es seine Absicht schien, so dürfte es ihm nicht schwer geworden seyn, die Reformation in diesen Landstrichen auch damals noch (1673) zu beseitigen und den katholischen Kultus herzustellen.

Es ist jedoch hier nicht unsere Absicht, weiter auf die Geschichte der Drenthe einzugehen, sondern vielmehr den Charakter ihrer Bewohner typisch zu skizziren und die Sitten und Gebräuche dieses benachbarten Volksstammes, dessen Verwandtschaft mit den Ostfriesen und westphälischen Münsterländern überall in die Augen springt, theils aus eigener Anschauung, theils aus uns vorliegenden literarischen holländischen Hülfsquellen dem deutschen Leser vorzuführen.

Der Bauer in der Drenthe ist von mittlerer Größe, aber fest gebaut und von großer Muskelkraft; nur hin und wieder erinnert er durch kolossale Gestalt, breite Schultern und große Extremitäten an das riesige Vorgeschlecht, welches die mächtigen Steinblöcke in den unabsehbaren Haiden über einander legte. Sein Haar ist blond, sein Auge blau und seine Gesichtsfarbe oft stark geröthet; seine Zähne von großer Schönheit und Weiße, welche Eigenschaften der Bauer dem Schwarzbrodessen zuschreibt, suchen ihres Gleichen. Seine ganze Erscheinung macht einen wohlthuenden Eindruck, wiewohl er und seine schönere Hälfte durchaus keinen Anspruch auf Schönheit machen können.

Beide Geschlechter bestreben sich auch keineswegs, sich durch ihre Bekleidung eine größere Anmuth zu verleihen. Der Mann trägt eine kurze Jacke, „guut" genannt, mit aufstehendem kleinem Kragen und hinten mit den üblichen „Klinken", d. h. kleinen Falten, über welchen ein paar beinerne Knöpfe. Auch vorne sind zwei Reihen Knöpfe, aber keine Knopflöcher: die Jacke wird mit Haken oder Tauendchen geschlossen. Statt der Weste trägt er den sogenannten Hemdrock, von anderer Farbe als die Jacke und meist mit zwei Reihen zinnener oder beinener Knöpfchen; auch wohl einen Hemdrock von Damast mit zwei Ueberschlägen von verschiedener Farbe und silbernen Knöpfen. An den Beinen hat er entweder leinene oder halbwollene Hosen (ummetrekker), während grobe wollene Strümpfe, die er nicht selten selbst gestrickt hat, sowie schlecht geformte Holzschuhe oder plumpe Lederschuhe die Füße bekleiden. Seinen Kopf bedeckt entweder der Sjoerd — breitkrämpiger Hut — oder ein geschmackloses Casket, unter welchem das Haar ungeordnet bis auf die Augen borstenartig und struppig herunterhängt; ein gewöhnlich feuerrothes Halstuch vollendet den Anzug. Das Wollenzeug — Want — woraus seine Jacke, der Hemdrock und die Hosen bestehen, wird von dem inländischen Weber aus Leinen und den Ueberschüssen der Wolle der Haidschucken verfertigt. Von diesem Zeuge, meist braun gefärbt, näht der Dorfschneider oder die Näherin das Oberkleid. Die sämmtliche Leinwand, welche der Bauer und seine Familie verbraucht, ist eigenes Fabrikat. Auch die Bekleidung der Frau, aus Jacke und Rock bestehend wie bei der Münsterländerin, wird aus demselben „Want" verfertigt; statt der „Nebellappe" trägt sie eine weiße zierlich gefaltete Mütze und in den nördlichen Strichen die sogenannten „Oorzyer" oder Kopfbleche darunter.

Betritt man die Wohnung des Bauern, so gewahrt man hier gewöhnlich dieselbe bescheidene Anspruchslosigkeit, fast Kargheit, wie bei seiner Kleidung. Ein alterthümlicher Schrank, einige alte Binsenstühle nebst einigen schwerfälligen Tischen, ein Spinnrad, machen gewöhnlich den ganzen Hausrath aus und das ganze nur mäßig erhellte „Interieur" gleicht ziemlich genau den Gemälden des Adrian van Ostade bis auf die Staffage. Schlösse man jedoch den alten Schrank auf, so würde man sich wundern über den großen Vorrath der Leinwand, welche hier, theils bereits zu Unterkleidern verarbeitet, theils noch in Rollen, oft noch Erbstücke früherer Generationen, aufbewahrt wird und den Stolz der Hausfrau ausmacht. Bei dem wohlhabenden Bauer (Scholte) — denn auch hier wie überall sind Rangstufen — besteht die Wohnung aus der großen Küche, ähnlich wie im Münsterlande, aber mehr in holländisch-

Digitized by Google

friesischer Weise mit reichgefüllten, geschnitzten und polirten Leinwandschränken, hohen, nicht selten mit Glasmalereien verzierten Fenstern, der nie fehlenden friesischen Glocke und Porzellangefässen — dem „Dolfsch Blauw“ — so wie mit dem großen Herd und dem „Bossum“ ausgestattet und einer Auskammer; auch führt ein „Durchlauf,“ der geheizt werden kann, in die große Diele. Die Wände der großen Küche an den Seiten des Herdes sind noch gewöhnlich mit den schneeweißen Steinchen, „Esters“ genannt, verziert und stellen in blauen Umrissen biblische Geschichten dar, die übrigen Wände in der Regel mit braunem geschnitztem Holzwerk getäfelt, welches theils die Ausgangsthüren, theils die Flügelthüren der ziemlich hoch angebrachten Bettkasten bildet, und dem ganzen Innern ein etwas ernstes und alterthümliches Ansehen verleiht. Ein großes Feuer von „Plaggen“ oder „Zodden“, welches seinen gelbgrauen Rauch emporsendet, belebt jedoch, wenn sich die „Sprikken“ entzünden, das Ganze mit einer freundlichen Behaglichkeit und beleuchtet zunächst die nie fehlende „Wime“ — den Garnstock.

Vergebens würde man aber friesische Reinlichkeit in der Wohnung, in den Scheunen und Stallungen suchen, auch ist alles geschmacklos durcheinander gebaut, bietet aber gerade dadurch malerische Reize in Anordnung und Beleuchtung. Wie die Wohnung von Innen an Ostade erinnert, so gleichen die Gehöfte und Bauernschaften der Drenthe den heutigen Tages so hochgeschätzten Bildern des Hobbema. Ein Bauernhof von diesem, nach den neusten Nachforschungen in der Drenthe, und zwar in Coeverden gebornen Landschafter des siebzehnten Jahrhunderts, dessen Werke noch zu Ende des vorigen für 30—40 Gulden zu kaufen waren, hat in effigie einen ungleich größeren Werth als das Urbild in natura und kostet jetzt nicht selten 30—40,000 Gulden. — Der Bauer ersetzt jedoch die Geschmacklosigkeit beim Bauen seiner Wohnungen keineswegs durch Solidität und Stärke: die Lehmwände, die nur ein leichtes Weidengeflecht enthalten, beweisen das Gegentheil. Der Viehstand ist aber in der Regel besser, als Wohnung und Stallung vermuthen lassen. Sinn und Geschmack für die Künste überhaupt, die im Gefolge des Luxus erscheinen, fehlen ihm gänzlich; er singt und tanzt wenig und schlecht, und nur hie und da gewahrt man in seiner Wohnung ein schlechtes Bild, den verlorenen Sohn oder die rührende Geschichte der Genofefa darstellend.

Eben so wenig wie den Luxus kennt der Drenthesche Bauer irgend welche Gemächlichkeit des Lebens; nur wenige, mehr begüterte, halten eine Chaise, und schon die schwerfällige „Hufekarre“ scheint den meisten ein völlig angemessenes Gefährt, wenn nicht gar schon ein Gegenstand der Verschwendung. Aus dem Gesagten leuchtet bereits ein Hauptcharakterzug des Drentheschen Bauern hervor, nämlich äußerste Genügsamkeit und Sparsamkeit, die oft in Geiz umschlägt. Aber bei dem unfruchtbaren Boden, den er bebaut, gehören diese Eigenschaften zu seinen Lebensbedingungen; Alles, was er gewinnt, gewinnt er mit Mühe, und der Preis, den er auch jetzt noch, wo fast überall der Landmann florirt, für seine Erzeugnisse erzielt, steht mit seiner Arbeit in keinem Verhältniß.

Die Haupterzeugnisse seines Ackers sind Korn, Buchweizen, Flachs und Kartoffeln; den Buchweizen säet er, wie der benachbarte Ostfriese, in die Asche seiner Moore, die er zu diesem Zwecke brennt und die angrenzenden Landschaften mit dem unausstehlichen Haarrauch — Veendamp — verpestet und mit Gestank erfüllt. Sonstige Düngungsmittel, um seinen magern Boden zu befruchten, fehlen ihm fast ganz, denn Kanäle und Verbindungswege, welche ihm den Mist aus den angrenzenden Provinzen zuführen könnten, sind einstweilen nicht vorhanden. Der Bauer hat daher alle Ursache zur Sparsamkeit und sein Geiz ist fast eine Tugend; aber ein gewisses Mißtrauen und eine Art Hinterlist sind im Gefolge desselben, und er verschließt lieber sein baares Geld, welches er trotz alledem zusammen zu scharren weiß, in seine Truhe, als daß er es gegen Zinsen ausliehe; Staatspapiere anzukaufen, würde ihm am allerwenigsten einfallen. Trägt er daher um etwas Sorge, so ist es um sein Besitzthum, und man sieht ihn eher zehnmal zum Advokaten gehen — mit dem er auf sehr vertrautem Fuße steht — als einmal zum Arzte. Ersterer soll sein Hab und Gut beschützen, das er überall angefochten wähnt, letzterer nur seinen Leib, an dem ihm weniger liegt. Nur zuletzt, gewöhnlich wenn es zu spät ist, holt er den Doktor, aber noch lieber irgend einen renommirten Quacksalber und ländlichen Wunderdoktor, den er zuvor schon durch seinen Knecht, falls er fernab wohnt, vermittelst des üblichen Uringlases hat consultiren lassen. So heißt sich zu Bette legen und Sterben gewöhnlich bei ihm daselbe: er stirbt im eigentlichen Sinne bei der Arbeit, von der er nicht abläßt. Läßt er den Arzt holen, so geschieht es fast nur, um seinem Gewissen genug zu thun, und findet derselbe seinen Patienten bereits am Rande des Grabes, so versehlt dieser nicht zu sagen: „Seht ihr, er weiß nichts davon!“ — Sonst ist er freundlich und gastfrei, wie es ihm denn überhaupt nicht darauf ankommt, von seinen Produkten zu verschenken; aber baares Geld hält er fest. Das wissen geistliche und weltliche Collektanten trefflich zu benutzen.

Digitized by Google

Hat aber der Bauer wenig Geld, an Kindern pflegt es ihm selten zu fehlen; er schickt diese jedoch gewissenhaft zur Schule, aber nur so lange, bis er sie in seinem Hauswesen oder auf dem Acker verwenden kann, wo sie dann als Dienstboten eintreten; er läßt sich am liebsten bedienen „deur zien egen volk.“ Später heirathen dieselben auf dem Erbe der Eltern, so daß nicht selten zwei bis drei Haushaltungen auf demselben Kotten oder Erbe zusammenwohnen; jedenfalls ein schlagender Beweis für die Gutmüthigkeit und Friedsamkeit des „Drenthenars.“ Auch sein Vieh quält er nicht; fährt er sein Korn zu Markte, so läuft er lieber nebenher, als daß er die Last des Pferdes, welches er stets hoch hält, noch vergrößerte. Trifft man ihn unterwegs, so verschmäht er nicht von dem angebotenen Tabak zu stopfen, denn sein kurzes Pfeifchen, „Neuswarmer“ (Nasenwärmer) gehört zu seinen wenigen Genüssen. Um es anzuzünden, bedient er sich noch der „Tintel-doos“ nebst Feuerstahl. Wünscht man von seinem Gefährt Gebrauch zu machen, so weigert er dieses nicht, macht jedoch die Bezahlung des nächsten Straßengeldes oder die Zehrung in dem Wirthshause zur Bedingung. Um einen Zoll oder ein Weggeld zu sparen, würde er drei Stunden umfahren.

Am unliebenswürdigsten und voll Mißtrauen benimmt er sich beim Kaufmann oder Kleinhändler in der Stadt, wie überhaupt gegen Alle, die seiner Meinung nach höheren Standes sind. Ist die Waare, welche er einhandeln will, wohlfeil, so denkt er, sie taugt nicht; scheint sie ihm zu theuer, so läuft er von einem Magazin in das andere, dingt überall ab und kehrt zuletzt in das erste zurück. Auch hier bezahlt er am liebsten mit seinen Produkten.

Nur gegen seines Gleichen hat er Vertrauen, und solchen leiht er nicht selten auf eine einfache Handschrift — egenhantje — bedeutende Summen; gegen seinen Nachbar ist er dienstfertig und hülfreich, nur muß es ihm kein baares Geld kosten. Uebrigens ist er träge, bedächtig — „bedaard“ — und langsam; um Politik kümmert er sich nicht, bloß in dem Falle, wenn irgend eine Staatsangelegenheit die Steuer erhöhen oder vermindern könnte, spitzt er die Ohren.

Im Ganzen genießt er einer vortrefflichen Gesundheit und wird oft uralt, wenn ihn nicht das Fieber und die Schwindsucht, seine beiden Nationalkrankheiten, vor der Zeit hinraffen. Zu seinen Tugenden gehört auch seine Religiosität und Frömmigkeit; er versäumt nicht leicht die Predigt und geht mit Andacht zum Abendmahl. Aber sehr aufgeklärt ist er trotz seines Protestantismus nicht: er glaubt an Vorgeschichten — „halfzien“ — Hexen und den Teufel, so wie an Spukereien jeglicher Art. Die holländischen Zeitungen bringen oft unglaubliche Geschichten dieser Art aus der Drenthe, wo sich namentlich Hoogeveen als besonders spukhaft und hexert ausweist. Die Reformatoren haben die römisch katholischen Heiligen so ziemlich beseitigt, aber Hexen und Teufel zu bannen ist ihnen bis jetzt nicht gelungen. Letzterer ist beim Drentheschen Bürger und Bauer bekannt unter dem Namen: „de Olge,“ „de Oldeknecht,“ „de Bueze,“ „de Kwaoe,“ „de Kortstart“ (Kurzschwanz), „de Korthakke,“ „Boksvoet“ u. s. f. Es dürfte kein altkatholisches Land geben, wo der „Kwaoe“ noch in solcher tastbarer Handgreiflichkeit umgeht, gleich einem brüllenden Löwen, wie in der Drenthe. Nicht allein besonders großer Wohlstand des Nächsten wird dem Teufel und der Hexerei zugeschrieben, sondern auch Unglück und Krankheit bei Menschen und Vieh. An Teufelsbannern und Beschwörern ist selbstredend kein Mangel. So viel Mühe sich Geistlichkeit und weltliche Obrigkeit geben, der Aberglauben bleibt; aber so lange man dem gemeinen ungebildeten Mann die Bibel rücksichtslos in die Hand gibt, wird es schwerlich anders werden können.

Zu den zahlreichen abergläubischen Gebräuchen in der Drenthe gehört der folgende. Der Bauer ist eifriger Bienenzüchter, „byker“ oder „iemker.“ Stirbt solch ein „Imker,“ so versäumt einer seiner nächsten Blutsverwandten oder sonst einer seiner Nachbarn nicht, mit unbedecktem Haupte längs den Bienenkörben — „iemenhuven“ — hinzuwandeln und den Bienen zuzurufen: „Die Wittwe und die Kinder des N. N. lassen euch bekannt machen, daß ihr Mann gestorben ist.“ Die Bauern leben nämlich in dem Wahn, daß die so verständigen Bienen, falls man diese Förmlichkeit außer Acht ließe, die Wittwe oder die Erben nicht als ihre „Heerschappe“ anerkennen und davon ziehen würden. Zuverlässigen Berichten nach soll dieser Gebrauch noch im Jahr 1839 in gemeldeter Gemeinde Hoogeveen befolgt worden seyn.

Die Bauernfrau übertrifft gewöhnlich den Mann noch an Fleiß und Thätigkeit; ihr Loos ist selten beneidenswerth, denn Arbeit und unaufhörliche Arbeit ist ihre Bestimmung, in welche sie sich geduldig ergibt. Ihr Mann verwöhnt sie nicht; nimmt er sie mit zur Stadt oder zur Kirmeß, so ist sie gewöhnlich auf das mitgenommene Brod, „Boerenstoete“ (spr. Burenstut) angewiesen und nur selten wird ihr ein Stück Kirmeßkuchen zu Theil; aber nie verrathen ihre Züge Ungeduld und Unzufriedenheit. Ihre größte Freude ist ihr Leinenschrank; die sämmtlichen Leinwandrollen sind mit der Jahreszahl, wann sie gesponnen und gewebt worden, versehen. In demselben Schranke prangt auch die

Digitized by Google

Bräutigamspfeife des Mannes, die silberne Bügeltasche und Messer und Gabel in Gestalt einer Trophäe, mit bunten Bändern geschmückt. Im März am ersten sonnigen Tage lüftet sie ihre sämmtlichen Kleidungsstücke draußen vor der Thür, aber dieses „Lüften“ wird zur förmlichen Ausstellung, wo sich die Nachbarinnen durch Fülle und Reichthum den Rang streitig zu machen suchen.

(Schluß folgt.)

Otto von Brachow.

(Fortsetzung.)

Im Anfang ließ die Tante alles gehen, wie es ging, als aber die Zeit des Lernens da war und Röschens Neigungen nicht nach dieser Seite hin wucherten, ward ihr bange. Sie suchte durch Hülfsmittel der Unwissenheit des Kindes zu Hülfe zu kommen; die Zimmer wurden mit geschichtlichen Bildern, mit Porträts und schlechten Umrissen bedeutender Handlungen behängt; auch die biblische Geschichte ward auf diese Weise eingeimpft; als es aber zur Kreuzigung des Heilandes kam, ergriff das Kind eine solche Rührung, daß die Erzieherin den Gegenstand vor der Hand vertagen mußte. „Oh,“ rief der Vater aus, „wie ist dieß Kind besser als die verderbte Welt, die gefühllos an dieser ergreifendsten, rührendsten Begebenheit, die je geschehen ist, vorüber geht, die die geheiligte Form des Kreuzes zu Frauentand und gleichgültigen Dingen mißbraucht, während ihr bloßer Anblick eine Quelle der Trauer und der ernsten Betrachtung für sie seyn sollte!“

Diesem Grundsatze folgend, ließ er alle Fensterkreuze aus den Zimmern heraus nehmen, in denen Röschen verkehrte, und mit großen Kosten ganze Scheiben in die Höhlungen setzen; der Tante aber verbot er, ferner ein Wort vom Christenthum zu sprechen, bis die Nerven des Kindes hinreichend gestärkt wären, um es zu ertragen. Die Tante begnügte sich also vor der Hand mit den Juden und den Heiden; die Puppen wurden in die Attribute der Götter Griechenlands gekleidet und Röschen auf diese Art mit der Mythologie vertraut gemacht. Sorgfältig vermied die Tante jede gewaltsame Begebenheit in den Geschichten, die sie von dieser reizenden Welt erzählte, damit ihr die Bebauung dieses Feldes nicht auch untersagt wurde. So geschah es, daß das Kind, sobald seine Begriffe sich zu entwickeln anfingen, in vielen Dingen weit mehr wußte als seine Altersgenossen, in andern von der entschiedensten Unwissenheit war. In Leibesübungen that sie es jedem Knaben voraus; sie lief, sprang und kletterte mit unnachahmlicher Grazie und dem Vater hüpfte das Herz im Leibe, wenn er das junge Füllen herumspringen sah, während die Tante gern etwas von diesen körperlichen Vollkommenheiten auf die geistigen übertragen hätte.

Unterdessen war Otto ein anderes Loos gefallen. Die Schrecken über den gewaltsamen Tod seines Vaters gingen vorüber, die Trauer im Herzen der Wittwe und der Einfluß auf seine ganze Zukunft blieben zurück. Frau von Brachow war bis zu diesem Augenblick die harmloseste, pflichtgetreuste Gattin gewesen; sie hatte die barsche Weise ihres Mannes mit Naivetät aufgenommen, als etwas, das sich von selbst versteht und was ihm gut anstand. Die Unkenntniß jedweder Furcht, in der er den Knaben erhielt, machte sie oft zittern, aber sie hätte es nie wagen dürfen, ihn zu warnen. Jetzt war die Warnung mit einem male mit fürchterlichen, unauslöschlichen Zügen in sein Leben gegraben worden, und sie erkannte die Keckheit ihres geliebten Mannes als einen Frevel, den er gesonnen gewesen war, in das Gemüth ihres Sohnes einzupflanzen, und dessen letzte Spuren zu verlöschen ihre Aufgabe war. Sie ließ ihn nicht mehr aus den Augen und stellte sich zwischen ihn und jeden Eindruck, den die Außenwelt, ja die Natur mit ihren Trieben und Zeichen hätte auf ihn machen können. Eine Angst, die Otto seit dem gewaltsamen Ende seines Vaters vor Pferden und vor dem Reiten gefaßt hatte, nährte sie mit allen Kräften und flößte ihm einen solchen Abscheu dagegen ein, daß man besorgen mußte, ihn in Krämpfe verfallen zu sehen, ehe man ihn auf einen Sattel gebracht hätte.

Das Landleben bot viel zu viel Gefahren für ein

Digitized by Google

so ängstliches Gemüth dar. Zwar ging Otto nie einen Schritt ohne sie, aber alle Augenblicke begegnete man Vieh, oder einem Steg ohne Geländer, oder ein Regen hatte den nicht zu vermeidenden Pfad schlüpfrig gemacht; auch fing Otto sich nach und nach wieder an zu emancipiren, er lief ohne Begleitung in den Hof, und sie fand ihn eines Tages auf einem Hammel reitend, was sie mit Entsetzen erfüllte. Es ward daher beschlossen, in die Stadt zu ziehen, wo die dumpfe Sitte an sich schon eine Schutzwehr gegen die gefährlichen Neigungen des Knaben bildete, wie sie seine Spring- und Klettergelüste nannte. Sie sagte seufzend: „Bei den Hühnern hat man ein Mittel, um sie vor dem Ausbrechen aus dem Hof zu schützen — man schneidet ihnen die Flügel — bei den Knaben nicht. Wie ist der Mensch doch in vielen Dingen unvollkommener organisirt als das Thier! Mein seliger Mann wollte auch gerne fliegen wie der Falke und laufen wie der Hirsch. Ich verlange das nicht für Otto. Wenn ich ihm nur die Flügel schneiden könnte!"

Also das Gut ward verpachtet und Otto, ohne bestimmte Vorstellung von dem, was mit ihm vorging, zog mit seiner Mutter nach der Stadt, so weit wie möglich von der herrlichen Brücke, die ihren Strom überwölbte. Seit dem Tode des Vaters schon mußte der Knabe das Lager seiner Mutter theilen. Die Sitte ward beibehalten; sie würde keinen Augenblick Ruhe gefunden haben, wenn er nicht in ihrer greifbaren Nähe gelegen hätte. Bei Tage ging es an ein regelmäßiges Lernen, in den Mußestunden machte er einen Spaziergang an ihrer Hand und lernte stricken und nähen. Wenn seine Hände sich Anfangs nicht in diese Beschäftigungen fügen wollten, so wußte sie ihn durch unermüdliche Geduld doch endlich zu zähmen und ihm die Stunden am Arbeitstisch so angenehm durch Erzählungen zu verkürzen, daß er sich nicht mehr sträubte. Es wiederholt sich jede wirklich gute Dichtung im Leben, und so war hier Hercules und Omphale versinnlicht, nur daß statt der Verführerin die angstvolle Mutter es war, die den kühnen Männersinn besiegte. Wer weiß es, ob Hercules so lange gesponnen hat als Otto? die Sage deutet es nicht an. Zur Vergeltung nahm die Mutter auch alle Lehrstunden mit ihm; es blieben Bruchstücke von lateinisch und griechisch an ihr hängen, die sich unbefangen mit weiblichen Kenntnissen in ihrem Gehirn herumbalgten.

So hatten diese beiden Wesen die sonderbarste Wechselwirkung auf einander; ein kühner, unverzagter Knabe ward beinahe zum Mädchen, und eine wirthschaftliche, ganz energielose, harmlose Frau beschäftigte sich mit männlichen Kenntnissen, ward starrsinnig in ihrer tyrannischen Erziehungsmethode, und Tag und Nacht von Sorgen und Qualen über die Zukunft ihres Sohnes gehetzt. Sie machte ihn zum Gegenstande des Spottes, ohne es zu ahnen. Ihre Angst, daß ein Zwang in seiner Kleidung die körperliche Ausbildung stören könnte, war Ursache, daß er wie in einem Sacke hing; die Besorgniß, daß das Abschneiden der Haare deren Wachsthum befördere und daher einen Theil der Kräfte auffaugen könnte, die dem andern Körper bestimmt sind, war Ursache, daß Ottos Haare nie geschnitten wurden und in zwei langen Flechten über seinen Rücken herunter hingen. Zwar geschah es, daß die Gassenbuben ihn daran zupften, aber ein strenger Blick der Mama schreckte sie bald wieder zurück.

So wuchs Otto auf, ohne eine Ahnung zu haben, daß kein zweiter Knabe seiner Art in der Stadt zu finden sey, ohne Umgang mit Kindern seines Alters und ohne einen Begriff von der Sonderbarkeit seiner Erziehung. Zwar war er frei von allen Unarten, die der gewöhnliche Weltgang mit sich bringt, von jeder Befleckung der Seele, ja mit der Sünde ganz unbekannt und in Kenntnissen weit vorgeschritten, aber an Lebenserfahrungen arm wie ein neugeborenes Kind, ganz ungewappnet gegen das Heer von Dämonen, das jedem Menschenkinde entgegen tritt, und trotz einer besonders kräftigen, ebenmäßigen Gestalt und wohlgeformten Gesichtszügen ungeschickt in seiner Kleidung, in der Erscheinung lächerlich und von unbezwinglicher Schüchternheit.

Als Otto zwölf Jahre alt war, entschloß sich Frau von Brachow, den Schauplatz ihres früheren Glücks wieder zu betreten. Sie war fast eben so verändert wie ihr Sohn. Aus dem frischen jugendlichen Weibe war in sieben kurzen Jahren eine hagere, knöcherne Gestalt geworden; der Wahnsinn ihrer Mutterliebe hatte alle Amoretten aus ihrem Gesichte vertrieben und den Sorgen an ihrer Stelle Raum gegeben. Auf dem Gute war alles unverändert: die Linde rauschte noch wie einst, die Schwalben bauten ihr Nest am selben Flecke, die Vorhänge hingen noch in denselben Falten der Strohhaufen lag noch am selben Flecke, an dem er einst Otto aufgefangen hatte, und derselbe spitze Stein ragte noch aus dem Pflaster hervor, der dem Herrn von Brachow tödtlich geworden war. All diese schmerzlichen Erinnerungen mußten überwunden werden und dann das Leben wieder angegriffen.

Eine der ersten Verpflichtungen der Wittwe war, die Familie Büren aufzusuchen, die sich bei dem unglücklichen Wendepunkt ihres Schicksals so theilnehmend bewiesen hatte. Otto erinnerte sich derselben nur noch dunkel und überhaupt nur, weil seine Mutter ihr Gedächtniß nicht in ihm verlöschen ließ; aber für beide war es

Digitized by Google

eine erregende Fahrt: für die Mutter aus leicht begreiflichen Gründen, für den Sohn aus entsetzlicher, überwältigender Verlegenheit, die ihn manchmal mit einem kalten Schauder durchrieselte, manchmal mit Angstschweiß begoß.

Endlich bog der Wagen in den Hof ein. „Sieh, Mutter!“ rief Otto aus; sie wendete ihren Blick nach der Richtung, wohin er zeigte. Es war ein in Mitten des Hofes stehendes Taubenhaus, auf dessen Dache ein kleines Mädchen mit fliegenden Locken saß. Otto schien diese Stellung im höchsten Grade gefährlich, indessen sah er die Kleine sich leicht herunter schwingen, und als der Wagen an der Treppe hielt, stand sie schon daran. „Steigt nur aus!“ sagte sie. „Papa und Tante sind oben. Wer seyd Ihr denn? Aber es ist einerlei, sie sind beide da.“

Vorsichtig stieg die etwas schwerfällige Dame auf diese Einladung aus, und eben so vorsichtig wollte Otto die Sprossen des Trittes suchen, als das kleine Mädchen ihn an der Hand faßte und ihn zwang, den Sprung auf die Erde zu wagen. Er kam ohne Unfall auf festen Boden; indessen war es seit sieben Jahren der erste Sprung, und seine Mutter sah ihn nicht beifällig an.

Unterdessen kam Herr von Büren, um die geehrten Gäste zu empfangen. Während er die Mutter die Treppe hinauf führte, riß Rosa an Ottos Hand, um ihn zu vermögen, gleich mit ihr in den Garten zu laufen. Er war in der peinlichsten Lage, denn er wäre dem kleinen Mädchen gar zu gerne gefolgt, aber ohne Erlaubniß durfte er es nicht thun. Die Mutter machte seiner Ungewißheit ein Ende, indem sie ihm kurz befahl, ihr in das Wohnzimmer zu folgen. Rosa fügte sich ohne Murren in dieses Geheiß, und wie ein kleiner Hund, der den Weg dreimal macht, lief sie die Treppe mehreremal hinauf und hinab, ehe die übrige schwerfälligere Gesellschaft oben war.

Im Wohnzimmer hatte man, wie es schien, ein sehr ernsthaftes Geschäft vor. Fräulein von Büren saß in einem Kreise von sieben bis acht Personen auf einem Lehnstuhle und las vor. Sie unterbrach die Vorlesung auf kurze Zeit, um die Nachbarn zu bewillkommen, erklärte aber dann die Nothwendigkeit, darin fortzufahren, da es schwer genug gewesen sey, die Anwesenden zu versammeln. Es sey nämlich davon die Rede, die Athalie von Racine nach Cramers Uebersetzung mit der Musik von Schulz aufzuführen. Hiemit warf sie einen prüfenden Blick auf Otto und las vollends das Stück, das bald zu Ende war.

Frau von Brachow, wie ihr Sohn, waren tief ergriffen, sowohl von der klassischen Schönheit des Stücks, als von der Art, wie es vorgetragen wurde, so daß, als es sich im Laufe des Gespräches ergab, daß das Fräulein selbst die Rolle der Heldin des Trauerspiels übernehmen werde, kein Lächeln über ihre schiefe Gestalt hervorgerufen wurde.

Als die Fremden sich verlaufen hatten, sagte sie zu Frau von Brachow: „Sie kommen mir wie gerufen. Ihr Otto muß uns aus der Noth helfen: uns fehlt der Sacharja, eine Knabenrolle; er wird sie prächtig spielen können.“ Als sie dieß sagte, war Otto in der peinlichsten Lage, da Rosa diesen Augenblick gewählt hatte, um ihn zu mustern; sie drehte ihn im Kreise herum, zog ihn an seinen langen Zöpfen und fand seinen Anblick höchst possierlich, was sie durch allerlei nicht eben schmeichelhafte Ausrufungen an den Tag legte. Das Fräulein befreite ihn von seinem kleinen Plagegeiste, indem sie ihn herbeirief, was noch geschah, ehe Frau von Brachow eine ernsthafte Protestation gegen jede theatralische Zumuthung an ihren Sohn beginnen konnte. Otto kam, nicht wissend, welches Bein er zuerst vorsetzen sollte, auf dem Fußboden stolpernd, ein Bild der Verlegenheit. Fräulein von Büren sah ihn verstohlen lächelnd an; sie mochte unter der ungeschickten Hülle doch etwas erkennen, was sie ihren Plan nicht aufgeben ließ, und sagte: „Es fehlt uns ein Knabe von 12 bis 13 Jahren; alle andern Rollen sind so besetzt, daß wir uns mit Anstand herauswinden werden. Nun ist zwar ein Mädchen zu unserer Verfügung da, aber ich kann es nicht leiden, wenn Knabenrollen von Frauen gespielt werden, und wundere mich immer, warum nicht auf den großen Theatern irgend ein halbwüchsiger Bube zu finden ist, der z. B. die Söhne des Tell, oder dergleichen zu spielen vermöchte. Ein kleiner Knabe bis zum achten Jahre kann allenfalls von einem Mädchen gespielt werden; mit 12 Jahren ist schon Gestalt und Stimme völlig verschieden. Darum übergebe ich auch den Joas ohne Zaudern unserer Rosa, aber den Sacharja muß Otto spielen. Jedem stottert das einzige Mädchen, das wir aus unserem Kreise dazu brauchen könnten.“

Frau von Brachow kam jetzt erst zu Wort; sie wendete ein, daß Otto noch nie ein Schauspiel gesehen habe. Das Fräulein fragte, ob er gut auswendig lerne, die Mutter bejahte es. „Dann ist Alles gut,“ erwiederte jene, „das Uebrige übernehme ich. Otto mag uns irgend ein Gedicht deklamiren.“

Sie hätte es eben so gut dem Ofen sagen können; es war ihm unmöglich. „Nun,“ fuhr sie, ihn ermuthigend fort, „kannst du den Taucher auswendig?“ — „Ja,“ stotterte er. — „Also fang' an.“ — „Wer wagt es —“ begann er, weiter konnte er nicht. — „Wer wagt

Digitized by Google

es“ — hier blieb er wieder stecken. Das Fräulein lächelte und rief Rosa herbei. Diese war mit einem Sprunge zur Stelle, und als man ihr befahl, Otto ein gutes Beispiel zu geben, stellte sie sich in Positur und sagte ohne Stocken die Entführung der Prinzessin Europa in lustigster Laune her. Frau von Brachow fiel aus den Wolken; ein siebenjähriges Kind solche Dinge auswendig lernen zu lassen, schien ihr entsetzlich. Sie bewegte sich unruhig auf dem Stuhle und studirte Ottos Gesicht, ob er auch irgend etwas von dem Sinne verstehe. Dieser aber saß wie angewurzelt auf seinem Stuhle und horchte begierig mit Ohr und Auge, Rosa fest anstarrend. Sein Mund öffnete sich mehr und mehr, er bog sich vor, als zöge sie ihn zu sich; um sich einen Halt zu geben, hatte er die Beine mit den engen Nankinghosen um den Stuhl geschlungen und die Hände fest auf den Sitz gestützt. Rosa konnte schon vor verbissenem Lachen kaum zu Ende kommen, und als sie die Schlußworte gesagt hatte, brach sie in ein lautes Gelächter auf Ottos Unkosten aus. Diesem schoß die helle Schamröthe in's Gesicht, und er raffte sich zusammen und saß anständig da. Als man ihn aber wieder zum Deklamiren aufforderte, brach er, so groß er auch war, in einen Strom von Thränen aus und fiel seiner Mutter um den Hals. Sogleich sprang Rosa ebenfalls auf ihren Schoß, küßte sie und dem Knaben streichelte sie seine Zöpfe und seine Wangen, und brachte es durch tausend Possen dahin, daß das Gleichgewicht in seiner jungen Seele wieder hergestellt wurde.

Fräulein von Büren hatte sich überzeugt, daß hier kein dramatisches Talent zu entdecken sey, und bat nicht weiter. Otto aber war auf dem Heimwege von einem Gefühle befangen, als sey ihm etwas Wichtiges und Trauriges begegnet, und er könne sich nur nicht besinnen, was es sey. Endlich sagte er zur Mutter: „Warum ist die kleine Rosa so ganz anders als ich? Die läuft und klettert, und fürchtet sich vor niemand, und ich schäme mich vor ihr und allen Leuten.“ — Die Mutter antwortete schnell: „Weil sie ein Mädchen ist. Knaben kann man nicht so erziehen, die müssen von früh an Zwang lernen, damit sie sich in ihre Pflichten als Staatsbürger fügen. Knaben haben einen zu unbändigen Sinn, man muß ihn zügeln. Otto, werde mir nicht jetzt schon rebellisch! Ich lasse dich nie mehr zu Bürens gehen, wenn du noch mehr solche Bemerkungen machst.“ — Otto schwieg still und freute sich auf den nächsten Besuch.

Die Vorbereitungen zur Athalie gingen ihren Gang, obgleich ein Mädchen statt Ottos genommen werden mußte. Athalie ist vielleicht das schönste und reinste Erzeugniß der französischen Literatur, ungeachtet es Ludwig XIV. und Frau von Maintenon so sehr mißfiel, daß die Kränkung darüber den Dichter tödtete, eine Art zu sterben, die nach der französischen Revolution aus der Mode gekommen ist. Nach Racines Tode wurde das Stück anerkannt und aufgeführt, doch mit Weglassung der Chöre. Der Holsteiner Cramer, ein begeisterter Anhänger der französischen Revolution, war nach Paris gegangen, um auch sein Stückchen Brennholz zum Scheiterhaufen zu tragen, der damals Europa verbrennen und erleuchten sollte. Er war nicht der einzige, der dort Gastrollen gab. Er schrieb zu dieser Zeit von einem Landsmann, der Adam mit Vornamen hieß und seinen Grafentitel abgelegt hatte: „Sieh, Adam ist worden wie unser Einer.“ Doch beschäftigte ihn auch die Literatur und er fand dieses königliche Stück heraus und übersetzte es. Prinz Heinrich von Preußen gab einem andern Holsteiner, dem Kapellmeister Schulz, den Auftrag, die Musik dazu zu machen. Damals pflückten die Holsteiner sich frei Zweige aus dem deutschen Lorbeerhaine ab; Voß, die Stolberge, Niebuhr, Klopstock gehören ihnen an, und kein Mensch gab sie für Dänen aus. Schulz führte seine Aufgabe zur Befriedigung der damaligen Kenner aus. Mendelssohn hat fünfzig Jahre später eine neue Musik zur Athalie componirt und die alte übertroffen, aber Schulz war doch ein großer Meister, und wer weiß, ob irgend ein deutsches Lied unsterblicher seyn wird als sein: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben?“ Man führte seine Composition auf, wie sie war, und sie ward mit Naivetät bewundert, eine Befriedigung, die in unserem kritischen Zeitalter keinem Componisten mehr zu Theil wird.

Damals hatte Fräulein von Büren diese melodramatische Tragödie gesehen, und nun, da sie in die Athalie und Rosa in den Joas hinein gewachsen war, wünschte sie sie zu wiederholen. Es ist gewiß das einzige Stück, in welchem die Heldin eine Großmutter und der Held ein Kind ist. Athalia, die Tochter Jesabels, hat Joram, den König der Juden aus dem Stamme Davids, geheirathet und zur Abgötterei verführt. Er starb an einer der furchtbaren biblischen Krankheiten, mit denen Jehovah schlägt; alle seine und Athalias Söhne kamen um, und als auch der letzte, Ahasja, starb, beschloß sie den furchtbaren Tod ihrer Mutter und all ihrer Kinder durch die Ausrottung des Stammes David zu rächen. Aber Joas, der Sohn Ahasjas, ward gerettet, vom Oberpriester heimlich erzogen und mit sieben Jahren im Tempel zum Könige gesalbt. Ihre Bemühungen, ihn in ihre Gewalt zu bekommen, sind vergebens; sie selbst findet dabei ihren Untergang.

Der Tag der Aufführung dieses einfachen, groß artigen Stücks war da und Otto sah zum erstenmal eine

Digitized by Google

Tragödie. Herr von Büren machte den Oberprieſter, die Rolle des Prieſterknaben, die Otto beſtimmt geweſen war, hatte man dem ſtotternden Mädchen gegeben und bei der erſten Probe mit Staunen geſehen, daß das Gebrechen bei auswendig gelernten Reden verſchwand. Es war ein nettes Theater im großen Saal des Hauſes aufgerichtet und man ſaß in ſtummer Erwartung vor dem Vorhange. Ottos Herz klopfte faſt hörbar; er wußte durchaus nicht, was geſchehen ſollte. Endlich rollte die Leinwand in die Höhe und er ſah ſich in eine fremde Welt verſetzt. Perſonen in nie geſehener Kleidung ſprachen über ernſte, wichtige Dinge mit einander. Es entwickelte ſich aus ihren Reden, daß ein Kind, das König war, in Gefahr ſchwebe, und mit ihm die heilige Religion der Väter; er zitterte ſchon für dieſes Kind. Jetzt ertönte ein Chor iſraelitiſcher Prieſterinnen; es war ein Lobgeſang, einzelne Stimmen unterbrachen ihn mit einfachen erhabenen Melodien, ſüß wie die Muſik der Harfen Davids. Da kündigt ein Prieſter an, daß Athalia, die Schreckliche, die Dienerin Baals, den Tempel betreten habe, und ſie erſcheint auf der Bühne. Dieſe haſſenswerthe und doch hohe königliche Erſcheinung konnte nicht Fräulein von Büren ſeyn, wie ſich's die Zuſchauer rund um Otto zuflüſterten. Sie ſprach Worte, die ihm Mark und Bein erſchütterten; wie liebte er das Kind ſchon, das ſie verfolgte und tödten wollte! — O, es wird doch nicht gelingen? Endlich erſchien es, ein Engel an Schönheit, im Schmucke eines iſraelitiſchen Prieſterknaben. Es ſprach ſo holde, reine Worte, daß ſelbſt Athalia davon erſchüttert ward. Otto haßte ſie nun nicht mehr ſo ſehr, und ihr Schmerz über den grauſamen Tod ihrer Mutter rührte ihn auch, und er meinte, es wäre doch gut, wenn Alles verſöhnlich enden könnte. War ſie aber nicht auf der Bühne und ſah er das fromme Walten der Leviten in ihrem Allerheiligſten, ihr hohes Gottvertrauen, ihre Demuth, ihren Muth, ſo verwünſchte er wieder dieſe böſe, abgöttiſche, grauſame Frau und ihre Diener, die den Tempel Gottes wieder von neuem entweihen und ſchänden, bis endlich der Oberprieſter die Ausrufung des jungen Joas beſchließt und jene erhabene Prophezeiung über Jeruſalem ausſpricht, die im Original wohl das größte iſt, was je in der franzöſiſchen Sprache geſchrieben worden. Sie beginnt mit den Worten:

Cieux, écoutez moi, terre, prête l'oreille!
Ne dis plus, o Jacob, que ton seigneur sommeille!
Pécheurs! disparaissez, le Seigneur se reveille!

Auch in der Ueberſetzung machte ſie den gebührenden Eindruck. Otto zitterte bis in das Herz hinab, und als Athalia unterging und der kleine Joas auf den Thron gehoben wurde, huldigte er ihm mit und war wie verloren. Der Vorhang fiel zum letzten mal, man verließ den Saal, er folgte dem Zuge, es wurden Erfriſchungen gereicht, aber er konnte nichts eſſen oder trinken. Joas war zu Bette gebracht worden, er ſah ihn nicht wieder, und als er noch träumend neben ſeiner Mutter im Wagen ſaß und dieſe ihn ſchüttelte und fragte, was ihm ſey, rief er mit heißen Thränen: „Mutter, das ſind doch auch Knaben, und die ſind nicht wie ich!“

Frau von Brachow antwortete kein Wort; ſie küßte ihren Sohn auf die Stirne und ließ ihn ſich nach und nach beruhigen, aber eine unſägliche Angſt bemächtigte ſich ihrer und ſie verfiel in ein tiefes Nachdenken. Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, ihre jetzige Methode aufzugeben und der Natur ihren freien Lauf zu laſſen. Ottos Gemüth neigte ſich ohnehin nicht zum Böſen, nicht einmal zum Leichtſinn. Unbewußt öffnete ſich neben dem ſchlummernden Knaben eine neue, ſchönere Welt für ihn. Ob er im Traum ihren Athem gefühlt hat? Wachend war er nicht dazu beſtimmt, denn Starrſinn, vorgefaßte Meinung und Enge der Seele ſchloſſen ſie ſchnell wieder aus ſeinem Bereiche für immer aus, und ſtatt des edlen, großen Entſchluſſes ſetzte ſich der in der Mutter feſt, ihren Sohn mehr wie je zu bewachen und ihn ſo ſchnell als möglich von dieſem Orte der Gefahr zu entfernen.

Otto brachte die Nacht, wie alle früheren, auf dem Lager neben ſeiner Mutter zu, aber er erwachte früher als ſie und ſtahl ſich ſo leiſe von ihrer Seite weg, daß ſie es nicht bemerkte. Er wollte einmal die Wonne eines einſamen Spazierganges genießen. Kaum hatte er die Hofpforte hinter ſich, als er zu laufen anfing. Seine Haltung in dieſer ungewohnten Freiheit war eine andere als die, mit der er ſich in ſein tägliches Geſchirr zwingen ließ; er hatte auch etwas in der Taſche, mit deſſen Hülfe er eine große, ſelbſtſtändige Handlung zu begehen gedachte, ſobald er an Ort und Stelle ſey. Sein Ziel war ein Hügel, der ſchon zu Herrn von Bürens Beſitzungen gehörte, und von dem aus man eine Ausſicht auf das Gebirge von der einen Seite hat und auf der andern das Haus durch die Bäume ſchimmern ſieht. Er hatte das Antlitz dorthin gewendet und kehrte der ſchönern Ausſicht den Rücken. Hier nun ſetzte er ſich mit dem Gefühle eines Siegers nieder und griff in ſeine Taſche, aus der er eine Scheere zog, die er aus der Mutter Nähkaſten entwendet hatte. Mit einem Ausdruck der Haſt und des Zorns ſchnitt er den erſten langen Zopf ab und legte ihn vor ſich ins Gras; er lag da wie eine lichtbraune Schlange, der man den Kopf zertreten hat. Nachdem er einen wohlgefälligen Blick darauf geworfen hatte, ſetzte er

Digitized by Google

das Inſtrument noch einmal an und ſchnitt in den zweiten, bis auch dieſer am Boden lag. Nun ſtand er jubelnd auf, der Wind fuhr ihm durch die kurzen Haare, er fühlte ſich leicht und frei und rief aus: „Joas! Joas! ich habe dir meine Zöpfe geopfert!“ Da fühlte er eine Hand auf ſeiner Schulter, und als er ſich halb erſchreckt umwandte, ſah er in das entſetzte, bleiche Geſicht ſeiner Mutter. Wie fielen ihm die Flügel ab, die ſich eben entfalten wollten! Sie fühlte, daß dieß nicht der Augenblick ſey, um ihn zu ſchelten, und nahm ihn ſtumm bei der Hand. Er folgte ohne Widerrede. „Willſt du deine Haare nicht mitnehmen?“ fragte ſie mit ſchwacher Stimme. Er nahm ſie auf und kehrte eben ſo feſt gefangen heim, wie er ausgegangen war, nur trug er die Zöpfe in der Hand anſtatt am Kopfe. Der Wagen war ſchon angeſpannt, man nahm ein haſtiges Frühſtück ein und fuhr zur Stadt zurück.

Hier war es aus mit den poetiſchen Eindrücken. Ein unbeſtimmtes Sehnen ward nicht geſtattet und die beſtimmten Studien mit Ernſt überwacht. Daß die Zöpfe weg waren, machte keinen Unterſchied; ſie hatten ſich in einen ſtattlichen unſichtbaren Zopf verwandelt, den der arme Jüngling umſonſt abzuſchneiden verſuchte, obgleich er ihm manchmal ſchwer im Nacken hing. Einige ſeiner Feſſeln wurden ihm im Lauf der Jahre abgeſtreift; er durfte ins Theater und in Concerte gehen, freilich nur in Begleitung ſeiner Mutter; aber das war ihm recht, denn er wußte nicht anders, als daß er ſie zärtlich liebte, und da nun das Auffallende, das ihn vor den Menſchen lächerlich machte, aus ſeiner Kleidung wegfiel und er ein eigenes Schlafzimmer bekam, ſo war er zufrieden und wuchs heran, bis die Univerſitätsjahre eine nothwendige Aenderung in ſeinem Schickſale hervorbringen mußten.

Er war achtzehn Jahre, als dieſer Zeitpunkt herannahte, und ehe er die Univerſität bezog, ward eine zweite Reiſe nach dem Brachow'ſchen Gute beſchloſſen. Dießmal war ſeine Mutter nicht verändert, aber er war ein hübſcher Jüngling geworden, mit ſchönen träumeriſchen Augen, die den eigenthümlichen Blick von unten nach oben hatten und alle Menſchen als über ſich ſtehend zu betrachten ſchienen. Nie hat ein Held dieſen Blick gehabt, außer vielleicht ein Romanheld, aber bei Gelehrten und Forſchern findet er ſich, bei Träumern am häufigſten.

Während die Mutter Rechnungen durchſah, ging Otto gegen Sonnenuntergang luſtwandeln. Unwillkürlich betrat er den Weg, der ihn zu dem Hügel führte, auf dem er einſt ſeine Haare dem erſten Jugendtraum der Poeſie geopfert hatte. Er ſtand wieder mit dem Geſicht gegen das Bürenſche Wohnhaus gekehrt und ließ die reiche Landſchaft mit den vergoldeten Bergen unbeachtet. Da berührte ihn, wie vor ſechs Jahren, eine Hand am Arme. Ein Schauer lief durch ſeine Glieder, er kam ſich wieder wie ein bewachter Knabe vor. Als er ſich umſah, ſtand er einem eben erwachſenen Mädchen gegenüber, die ihn ſtumm bei der Hand nahm und ihn an die Stelle führte, wo der ſchönſte Sonnenuntergang mit den fernen Bergen und der ſchon herbſtlichen Landſchaft zauberhaft ſpielte. Als er am rechten Flecke ſtand, ſchlüpfte ſie in das Gebüſch und war verſchwunden. Er war viel zu gewiſſenhaft, um nicht eine ganze Weile in die Landſchaft zu blicken, auf die ihn das Mädchen aufmerkſam gemacht hatte; dann aber trat dieſes wieder vor ſeine Seele und er ſagte ſich: „Das iſt Roſa! und mich hat ſie nicht erkannt!“

Ihre Kleidung war die der damaligen Mode, die man jetzt nicht mehr begreift, wie man zur Zeit der engen Röcke die weiten der Vorfahren nicht begriffen hat. Nur etwas Sonderbares war ihm an ihr aufgefallen: ihre kleinen niedlichen Füße waren mit ein Paar Juchtenſtiefeln, auf Männerart gemacht, bekleidet, die unter dem kurzen Röckchen hervorſahen. Ein großer Jagdhund erſchien und verſchwand mit ihr.

Er ging fröhlich, aber ſtill nach Hauſe und erzählte nichts von ſeiner Begegnung. Den andern Tag fuhr man zu Bürens. Als Otto ſich dem Gute nahte, fühlte er, daß ſein Geiſt zwar freier als vor ſechs Jahren war, ſein Körper aber eben ſo befangen. Die Verlegenheit drohte ihn um alle Freude dieſes Beſuchs zu bringen. Die Familie war daheim, und wie er es geahnt hatte, fand er ſeine Waldnymphe als Kind des Hauſes wieder. Sie war ein klein wenig verlegen, als ſie den jungen Mann von geſtern in ihm erkannte; doch wurde er wie ein Nachbarskind aufgenommen, ſeine Befangenheit nicht bemerkt und kaum ein Wort von ihm verlangt. Er ſpielte daher unbewußt und ſtumm mit einer Scheere und warf, ſo oft es anging, verſtohlene Blicke auf Roſa. Seine Mutter aber bemerkte dieſe mit wachſender Unruhe und brach früher auf, als es der Familie angenehm war.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Politik und Geſellſchaft. — Weihnachtsmarkt.

z Die Aufregung, in der ſich Berlin, ja das ganze Land, in den letzten Wochen befand, die Strömung von Beſorgniſſen einerſeits, von Hoffnungen andererſeits, das lebendige Pulſiren eines geſtockten ſtaatlichen, um nicht zu ſagen politiſchen Intereſſes, muß ich den Politikern überlaſſen ausführlich zu ſchildern. Die geſellſchaftliche Bedeutung der Sache aber gehört in meinen Bericht und dieſe hat uns wunderbare, komiſche Seiten aufgedeckt. Die politiſche Reiſe wird ſich am deutlichſten dadurch zeigen, daß man die Staatsintereſſen objektiv behandeln gelernt hat. Die politiſche Meinung, wo ſie ein fait accompli iſt, ein Reſultat von Studien, baſirt auf Anlagen und Geiſtesrichtung, feſt geformt, jede einzelne Richtung geſondert, ſoll den geſelligen Verkehr nicht ſtören; die große, allgemeine Geſellſchaft ſoll davon abſehen und ſich an die Perſönlichkeiten, an das Subjektive halten. Wo die Geſellſchaft eine gewiſſe politiſche Reife erlangt hat, wird kein Tänzer auf dem Balle, ehe er eine Dame zum Tanze auffordert, erſt fragen, ob ihr Vater, ihr Oheim oder Bruder auch nicht die oder die politiſche Anſicht vertrete, die er nicht theilt und die er vielleicht gar nicht einmal beſtimmt zu bezeichnen verſteht. Man weiß, daß die Anſicht des Vaters mit der Liebenswürdigkeit der Tochter nichts zu ſchaffen hat, und daß die Dame um nichts leichter oder ſchwerer tanzt, mag nun die Zeitung, die ſie zu durchblättern pflegt, einen ernſteren oder leichteren Charakter tragen.

Auf dem Standpunkt der politiſchen Reiſe befanden wir uns nun zur Zeit in Berlin noch nicht; man weiß die ſtaatliche Meinung nicht von der Perſon zu trennen, und die Bezeichnung dieſer Meinung ſtürzt uns in eine babyloniſche Sprachverwirrung. Man erzählt von einem großen öſterreichiſchen Staatsmanne, daß man ihm Vorſtellungen machte, als er eine Einladung zur Tafel bei einem Officier annahm, dem man nachſagte, kein Held vor dem Feinde geweſen zu ſeyn. „Son cuisinier ne craint pas le feu,“ erwiederte er, und indem er zu erkennen gab, daß er den Vorwurf wohl kenne, zeigte er zugleich, daß er es nur mit dem Gaſtgeber, nicht mit deſſen ſonſtigem Rufe zu thun habe. Von einer ſo weit gehenden Gleichgültigkeit will ich nicht reden, aber die Manier, jede Anſicht, die nicht abſolut die unſrige iſt, als unehrenwerth und die Träger derſelben als Perſonen zu betrachten, mit denen man weder reden, noch an einem Tiſche ſitzen kann, iſt ebenſowohl ein Zeugniß politiſcher Unreife als der Tod der unbefangenen Geſelligkeit. Nun war man in den letzten Jahren politiſch ſtill geworden, und Schweigen in dieſer Beziehung galt für eine geſellſchaftliche Tugend, da läßt plötzlich die veränderte Richtung der Regierung die Intereſſen ſo lebhaft hervortreten, daß ſie das Schweigen brechen; die Wahlen regen auf und die Kleineren oder größeren Schattirungen ſondern ſich wieder. Jeder hatte ſich in ſein Schweigen gehüllt, wie die gleichgültigen Masken in ihre Dominos. Eine allgemeine Aufregung lüftet die Larven, und nun weiß Keiner, ob ihm der Gefährte, der lange feindlich neben ihm herging, das Geſicht eines Freundes oder eines Widerſachers zeigen wird. In einem ähnlichen Momente befinden wir uns geſellſchaftlich in dieſem Augenblick, und um ja nicht einem Falſchen zu trauen, mißtraut man aller Welt. Die hartnäckigſten Schweiger reden am lauteſten, jeder will ſein Fähnchen aufſtecken, um nicht in ein falſches Heerlager zu gerathen, und was für Farbencombinationen kommen da nicht zuſammen! Mit Einem Worte: die Harmloſigkeit des geſellſchaftlichen Verkehrs iſt geſtört, und das beſonders in den Schichten der ſogenannten vornehmen Geſellſchaft, während in dem gebildeten Mittelſtande eine gleichmäßigere und befriedigte Stimmung herrſcht. Daß dieſes Treiben für den unbefangenen Zuſchauer ebenſo komiſch, als für die Wirthin an ihrem harmloſen Theetiſch peinlich iſt, verſteht ſich von ſelbſt, und die ganze Kunſt graciöſer Klatſchconverſation oder oberflächlicher Schöngeiſterei hat noch nicht dagegen aufkommen können. Schließlich wird man auch dieſer geſellſchaftlichen Unbequemlichkeit müde werden, wieder zum Auskunftsmittel des Schweigens greifen, und die ganze Aufregung wie une tempête dans un verre d'eau betrachten. Aber gebeſſert iſt damit nichts und das Uebel beſteht fort, wenn man es auch nicht ſieht.

In dieſe Aufregungen fiel nun das Weihnachtsfeſt, mitten zwiſchen die Agitationen der Wahlen und die Spannung auf die Kammer, die allerdings in dieſem Jahre eine ganz andere Phyſionomie zeigen wird als in den letztverfloſſenen Sitzungsperioden. Auch das Weihnachtsfeſt iſt ein anderes geworden in den letzten zwanzig Jahren, und Berlin, die Stadt der Kritik, die ſich ſo gern Stadt der Intelligenz nennen läßt, hat ſeine devorirende Kraft auch auf dieſes Kinderfeſt auszuüben gewußt. Die lärmenden Vorläufer des Feſtes, die Waldteufel, die ſich Wochen vorher auf den Straßen breit machen, rufen nicht mehr wie ſonſt den Jubel der Kinderwelt wach; man belächelt dieſe barbariſchen Ueberbleibſel einer früheren Weihnachtsfreude, und wir älteren ſehen in ihnen nur die unbequemen Mahner an ein traditionelles Vergnügen. Der Weihnachtsmarkt hat ſeinen Reiz verloren. Die großen überraffinirten Spielzeuggewölbe, die durch ihre gewaltigen

Digitized by Google

Spiegelschreiben im strahlenden Glanze des Gaslichtes alle ihre Schätze jedem Vorübergehenden zur Schau stellen, lassen mitleidig herabblicken auf die Leinwandbuden des Schloßplatzes mit ihren Groschenausstellungen. Alle Läden, die sonst ihre Schätze geheimnißvoll nur vor dem Käufer ausbreiteten, sind durchsichtig geworden, und wer mit Aufmerksamkeit flanirte, hat Alles gesehen, was Berlin als Geschenke zu bieten hat. Die Ueberraschung ist ganz, das Geheimniß zum größten Theil verloren. Selbst der Tannenbaum mit seinen Wachskerzen, der poetische Mittelpunkt der Weihnachtsbescherung, ist nicht verschont geblieben. Die unnatürliche Pyramide, deren Erfindung auch, glaube ich, Berlin beanspruchen kann, ist es nicht mehr allein, die ihm den Rang streitig macht. Rosenstöcke mit Gold- und Silberblättern werden feil geboten, und man spricht von Blechbäumen, durch die eiserne Röhren das Gas treiben, das ein Behälter im Fuß verschließt. Das soll sehr hell seyn und viele Jahre dauern, aber wo bleibt die Poesie? Die Ausstellungen waren von je her in der Weihnachtszeit in Berlin gebräuchlich. Wie aber haben sie sich verändert! Die kleinen, mit Erfindungsgabe und Geschmack arrangirten Ausstellungen, die uns zum Beispiel Gropius früher alljährlich vorführte, eine kleine allgemeine Weihnachtsvorfeier, sind verschwunden und die Monstreräume des Krollschen Etablissements überschütten dafür das große Publikum mit Schaustellungen. Statt der Marionetten und Automaten haben wir wirkliche Theatervorstellungen, und doch gewinnt man nicht viel dabei, wenn Menschen die Marionetten zu erreichen suchen, während früher die Gliederpuppen es den Menschen gleich zu thun suchten; die Achtung aber vor der Kunst und Kunstproduktion geht dabei zu Grunde. Eines hat sich in würdevoller Weise durch eine Reihe von Jahren bewahrt: die Ausstellung von Transparentgemälden in den Räumen des Akademiegebäudes unter Gesangbegleitung des vortrefflichen Domchors. Die Bilder, theils Copien alter Meister, theils Originale junger Berliner Maler, der religiösen Feier der Weihnachtszeit angemessen, haben in der Anerkennung jede Concurrenz überdauert, die ihnen namentlich in diesem Jahre durch lebende Bilder gemacht wurde.

Die Nachklänge der Weihnachtsfeier tönen jetzt allmählig aus, und mit Spannung sieht man der Eröffnung der Kammern, dem Carneval an dem nunmehr repräsentirenden Hofe, dem freudigen Ereignisse entgegen, das dem Königshause und dem Lande im Februar bevorsteht.

Paris, Januar.

Theater. — Musik. — Die Journalistik. — Literatur.

♋ Ich habe Ihnen so lange nicht geschrieben, daß ich mich heute, um den Brief nicht so lange ausfallen zu lassen, beinahe mit einer summarischen Aufzählung der neuen Erscheinungen begnügen muß. — Das Theaterleben ist viel reicher geworden, als nach den ärmlichen Anfängen im Oktober und November zu erwarten war. An Helène Peyron, le Luxe, les trois Maupin und dem verballhornten Faust hatte Paris schon vier bedeutende Zugstücke; seit vier Wochen aber sind noch mehrere hinzugekommen. Das Bedeutendste ist: „le Roman d'un jeune homme pauvre von Octave Feuillet, nach dem Roman gleichen Namens bearbeitet, ein Stück, das durch sieben Tableaux den Zuschauer foltert, darum aber dem Pariser, dem blasirten, sehr angenehm und willkommen ist. Von einem behaglichen und künstlerischen Genusse ist hier nicht die Rede, aber man hat Gelegenheit sich in alle pathologischen und psychologischen Schmerzen hineinzudenken, und wenn diese auch nicht motivirt, oder wenn die Motive auch empörend unnatürlich sind, das schadet nichts; man nimmt es nicht so genau. Man ist zufrieden, einen schönen jungen Menschen zu sehen, der sich auf seinem Fauteuil in allen Quaalen des Hungers windet, der sich in einen Abgrund stürzt, der von seiner Geliebten wie ein Bedienter behandelt, für einen Dieb, Betrüger, Glücksritter gehalten wird ꝛc., bis sich Alles aufklärt, die reichen Leute arm, die armen Leute reich werden und der junge Mann erbärmlich genug ist, das junge abgeschmackte Frauenzimmer, das ihn so mißhandelt, zu heirathen. — Einfacher, aber ebenfalls mit Hebeln und Pumpen auf Nerven und Thränendrüsen losarbeitend, ist Barrières Cendrillon im Gymnase, das den alten Stoff von einem jungen, zurückgesetzten und verkannten Mädchen behandelt. Mad. Ancelot hat dasselbe Sujet vor mehr als zwanzig Jahren mit mehr Einfachheit und in edlerem Style bearbeitet. Das Glück Cendrillons von Barrière war gemacht, als die Kaiserin Eugenie die ganzen zwei letzten Akte mit Thränen begleitete. Ein Lessing hätte dem Stück nicht raschere Anerkennung verschafft; nun muß jede Dame, die etwas auf sich hält, über Cendrillon geweint haben, und die höchste Eleganz strömt in's Gymnase mit einem Vorrath von gestickten Taschentüchern. Das

Digitized by Google

kleine Luſtſpiel: „l'Autographe“ im ſelben Theater iſt raſch vorüber gegangen, obwohl es mancher komiſchen Situation wegen ziemlich gefallen. Der Stoff hatte kein allgemeines Intereſſe: das Ding dreht ſich vorzugsweiſe um die Eitelkeit eines dramatiſchen Dichters. Herr Meilhac hätte bedenken ſollen, daß dem Publikum gar nichts daran liegt, ob er eitel iſt oder nicht, wohl aber, ob er ein Drama ſchreiben könne. — Das Théâtre français hat zwei alte Stücke Scribes neu aufgewärmt, das eine, Bataille des dames, mit ſeiner lebhaften Intrigue hat wieder gefallen, obwohl es nicht mehr die treffliche Allan ſpielt; das andere iſt indeſſen durch die Demi-monde-Stücke an Pikanterie ſo weit übertroffen worden, daß es dem an Hautgout gewöhnten Publikum ſehr fade vorkam. Sonderbar nahm ſich zwiſchen dieſen zwei Scribe'ſchen Luſtſpielen das kleine Trauerſpiel Ratisbonnes „Héro et Léandre“ aus. Sage ich „Trauerſpiel,“ ſo will ich damit nur das traurige Ende, nicht die Gattung bezeichnet haben. Hero und Leander iſt nichts anders als ein dramatiſirtes lyriſches Gedicht — ein ſchlechtes Drama, ein ſchönes lyriſches Gedicht; keine Handlung, aber ſchöne Verſe; keine dramatiſche Leidenſchaft, aber ſchöner Schwung, viel Innigkeit und melodiſche Ebbe und Fluth. Ratisbonne gehört zu den wenigen, die dem geiſtreicheren Figaroſtyl, dem Gamindialog, dem Atelier-Eſprit, die immer mehr die Bühne einnehmen, eine anſtändige, wo möglich edle Form entgegenſtellen wollen. Sie werden darum das Eindringen der Vandalen nicht verhindern, aber ſie werden wenigſtens ſchön fallen und vielleicht dermaleinſt zum Dank für ihren Muth in der Akademie einbalſamirt und für unſterblich erklärt werden, wenn niemand mehr einen Vers von ihnen kennt. — Der Vers geht in Frankreich mehr und mehr zu Grunde. Er hat in der jungen Generation nur noch wenige Vertreter und dieſe haben alle Mühe, auch nur einen kleinen Erfolg zu erringen. Laprade wird nur von ſeiner Partei — den Frommen — aufrecht erhalten. Lacauſſade, der hübſch begonnen, hat die Arena ſchnell entmuthigt verlaſſen, Becomte de Liſle, den beſten Verskiſſator, kennt eigentlich kein Menſch. — Auch Louis Ratisbonnes Frühlingsgedichte ſind unbemerkt vorübergegangen. So wird auch ſein „Hero und Leander,“ trotz dem es ſich jetzt im Théâtre français tant bien que mal aufrecht erhält, den Weg aller Verſe gehen. Man will jetzt auf dem Theater eben ſo wenig ſtrenge Form im Einzelnen, als im Ganzen einen gegliederten und logiſchen Bau. Die Revue Germanique mit ihren Ueberſetzungen deutſcher Dramen bezweckt vorzugsweiſe die Beſchämung der Franzoſen. Sie will damit ſagen: Seht, unſere Nachbarn haben auch kein Theater, und doch um wie viel künſtleriſcher verfahren ihre Dichter, wie viel mehr Ernſt, um wie viel höhere Intuition iſt doch in ihren Schöpfungen! Darum hat die Revue Germanique den Fechter von Ravenna und Hebbels Maria Magdalena gebracht; darum wird ſie den nächſten Heften Gutzkows Uriel Acoſta geben, Moſens Otto III., A. Glaſers Galilei, Heyſes Sabinerinnen, und demnächſt Grillparzers „des Meeres und der Liebe Wellen,“ wo dann der Vergleich mit Ratisbonnes Hero und Leander ſehr leicht und vielleicht belehrend wird. Die Revue Germanique geht überhaupt rüſtig ihren Weg fort, bürgert ſich immer mehr ein und wird, wenn der Verlauf des Unternehmens dem Anfang entſpricht, der deutſchen Literatur in Frankreich große Dienſte leiſten. Schon bemühen ſich die Revue Française und die Revue Contemporaine das deutſche Element auch in ihre Hefte zu leiten, um nicht hinter der Theilnahme, die für deutſche Literatur im Publikum einmal geweckt iſt, zurückzubleiben. Der franzöſiſche Schriftſteller, der deutſche Sprache und Literatur kennt, iſt heute bei allen Redaktionen gerne geſehen, und manche fangen in ſpätem Alter an, eine Literatur zu ſtudiren, die ſie in ihrer Jugend als eine ſolche gar nicht erkannt haben. Zur Erweckung dieſes Intereſſes hat die Revue Germanique, trotzdem ſie erſt ein Jahr beſteht, gewiß ſchon das ihrige beigetragen. Sie verdient darum auch, daß man ſie von Deutſchland aus unterſtütze und anerkenne.

Auf der muſikaliſchen Bühne haben wir neue Sängerſucceſſe zu bezeichnen; in der großen Oper den der Madame Barbot, in der komiſchen Oper den des Herrn Montaubry. Von den großen angekündigten Werken mehr oder weniger berühmter Compoſiteure iſt noch keines zum Vorſchein gekommen. Noch immer erwarten wir in der komiſchen Oper Meyerbeers „Goldſucher,“ in der großen Felicien Davids „Untergang von Herculanum,“ und Berlioz'ſ „Trojaner;“ in der lyriſchen Gonoods „Fauſt“ und Clapiſſons „Carabosſe.“ Zu beſſen ſeit lange angekündigten Opern kommt in neueſter Zeit noch eine „Jeanne d'Arc“ von Duprez, dem ausgedienten Sänger, der, da er nicht mehr ſingen kann, als Geſangslehrer und Compoſiteur wenigſtens ſingen machen will. Bis jetzt hatte er in beiden Eigenſchaften nur ſehr zweifelhafte Erfolge. — Die einzige neue Oper, die uns in der letzten Zeit geboten worden, iſt Clapiſſons „les trois Nicolas“ in der Opéra comique. Clapiſſon entwickelt eine ſchaudererregende Fruchtbarkeit, und wahrlich, es bedurfte ihrer nicht, um das Publikum von der Aermlichkeit ſeines Talents zu überzeugen. An dieſer zweifelte niemand, als er noch wenig ſchrieb. Wozu alſo dieſe vielfachen Beweiſe? Er predigt Bekehrten. — Bei Gelegenheit der Muſik muß ich Sie auf ein Phänomen aufmerkſam machen, und das Phänomen iſt Präſident des Senats und heißt Herr Troplong. Herr Troplong tritt als muſikaliſcher Schriftſteller auf und lobt Gluck; vielleicht will er damit den hiſtoriſchen Schriftſteller vergeſſen machen, der mit eben ſo viel Unverſchämtheit als Thorheit — freilich tendenziös — Tacitus getadelt hat. In der letzten Nummer der Revue Contemporaine veröffentlicht er einen Artikel über Glucks Armide, auf den man ziemlich geſpannt war, der aber den Erwartungen nicht entſpricht. Es iſt allgemeines Geſchwätz. Man glaubte in der That einen muſikaliſchen Schriftſteller erwarten zu können, man fand einen gewöhnlichen Dilettanten, der einen etwas ſteifen Styl ſchreibt, und wo dieſer nicht ausreicht, ſich mit großen Phraſen begnügt. Indeſſen iſt der Artikel, ſeines Verfaſſers wegen, eine gute

Digitized by Google

Reclame der Revue Contemporaine, die überhaupt nichts unversucht läßt, um von ſich ſprechen zu machen und ſich ein Publikum zu verſchaffen. Zu dieſem Zweck hat ſie Ernſt Feydeau, dem Verfaſſer der „Fanny,“ ſeinen neueſten Roman „Daniel“ mit großen Summen abgekauft, da man in den letzten Monaten von keinem Buche ſo viel geſprochen, wie von Fanny. Das iſt der Unterſchied zwiſchen der Revue des deux Mondes und der Revue Contemporaine. Erſtere würde dem Verfaſſer der „Fanny“ ſeiner ſo erworbenen Reputation wegen ihre Spalten ſchließen; dieſe bezahlt ihn theuer, um ſich dieſe anrüchige Reputation zu Nutze zu machen. Freilich will dieſe erſt ihr Glück machen, während ſich jene bereits ſtolz in die Falten ihres Erfolges wie ihrer Würde hüllen kann. — Bei dieſer Gelegenheit wollen wir eine kleine, aber höchſt ehrenhafte Zeitſchrift, die Revue Française, nicht vergeſſen, die ihren ſtillen Schritt fortgeht, keine Reclame macht und ſich doch ſchon tiefer eingewurzelt hat, als die Revue Contemporaine. Sie fing ohne alles Kapital an, nur von einigen ordentlichen, ehrenhaften Schriftſtellern unterſtützt, und heute, nach wenigen Jahren, hat ſie an 5000 Abonnenten und iſt ſie in ihrer Exiſtenz vollkommen geſichert, ſo weit ein unabhängiges Organ unter den obwaltenden Umſtänden geſichert ſeyn kann. Sie macht keinen Skandal, ſie bildet keine Cliique, ſie kritiſirt unparteiiſch und ſucht ihre Leſer auf anſtändige Weiſe zu unterhalten und gründlich zu belehren. Freilich ſpricht man nicht viel von ihr, aber heutzutage gilt vielleicht von der beſten Zeitſchrift, was zu Zeiten Montesquieus von den beſten Staaten und den beſten Weibern gegolten. — Spricht man doch heute auch wenig vom Journal des Débats, während Patrie, Conſtitutionnel und tutti quanti ſo viel Lärm als möglich machen; doch haben tutti quanti nicht drei Schriftſteller zur Diſpoſition, die zuſammen ſo viel taugten, als mancher einzelne Mitarbeiter des Journal des Débats. Prevoſt-Paradol, Laboulaye, Sacy, Babinet, Rénan, Taine, Ampère, Littré ꝛc. erſcheinen jeden Augenblick in dieſer Zeitung, während in den andern kaum ein bekannter Name auftritt. An Rigault haben die Débats einen ſehr ſchmerzlichen Verluſt erlitten. Neben ſeiner großen Bildung und der Robieſſe ſeines Styls hatte er etwas ſo Sympathiſches in ſeinem ganzen Weſen, daß viele das Journal hielten, nur um ihm alle vierzehn Tage zu begegnen. Uebrigens wußte er, wohin er gehörte. Die Regierung ſtellte ihm die Alternative, entweder ſeinen Poſten als Profeſſor, oder ſeine Mitarbeiterſchaft an dem verhaßten Journal aufzugeben; er zog erſteres vor, da er damit auch die Unabhängigkeit ſeiner politiſchen Anſichten rettete. Daß das Journal des Débats den Charakter und das Talent zu würdigen verſtanden, hat es jetzt nach ſeinem Tode bewieſen, indem es ſeiner Witwe und ihren zwei Kindern eine Penſion von 6000 Franken jährlich ausſetzte. — Iſt Aehnliches ſchon dem Mitarbeiter einer deutſchen Zeitung geſchehen? Wir fragen nur.

Auf geſchichtlichem Felde iſt in dieſen letzten Wochen manches Intereſſante erſchienen und wird in den nächſten Wochen manches noch Intereſſantere erwartet. Thiers hat den ſiebzehnten Band ſeines Conſulats und Kaiſerreichs vollendet und Guizot iſt in dieſem Augenblick mit der Correktur eines neuen Bandes ſeiner Memoiren beſchäftigt. Man ſieht, daß die alten Miniſter ihre gezwungenen Ferien nicht unbenutzt hingehen laſſen. Beide befinden ſich körperlich beſſer, als ſie ſich je im parlamentariſchen Leben befunden haben und ſind ſchriftſtelleriſch fleißiger und in mancher Beziehung friſcher. Wenn das der Conſtitutionnel erfährt, wird er ſich über die Geſundheit der beiden Herrn ſehr erfreuen und dieſe Gelegenheit benutzen, um das jetzige Clima Frankreichs zu loben und die Gefährlichkeit parlamentariſchen, aufreibenden Lebens auseinander zu ſetzen. — Ein Herr L. Guerin hat eine Geſchichte des letzten Kriegs geſchrieben und denſelben gewiſſenhaft bis in die entfernteſten Winkel, in denen er einen Wiederhall gefunden, verfolgt. Er beſchreibt alle Vorkommniſſe in Rußland, im ſchwarzen, im azowſchen Meer, im baltiſchen und im weißen Meer, im ſtillen Ocean, in der Bulgarei und in der Moldau-Wallachei, in der Krim und im Gouvernement Cherſon, im kaukaſiſchen Aſien und in Armenien. Das gewiſſenhafte, wenn auch nur handbuchartige Werk umfaßt vier ſtarke Bände; der vierte iſt ſo eben ausgegeben worden. Wir können es nicht eigentlich ein abgerundetes, ganz objektives Geſchichtswerk nennen, obwohl der Verfaſſer auch Stellung und Standpunkt des Feindes berückſichtigt hat; aber es iſt ein gutes Buch, das einmal eine gute Quelle für einen andern Hiſtoriker abgeben wird. — In der Gelehrtenwelt wird eine Studie über die verlorene Stadt Aleſia, die ſich heute nur in Cäſar findet, und über den ſiebenten Feldzug dieſes Eroberers in Gallien, ſehr gelobt. Man ſagt, der unbekannte Verfaſſer habe die verlorene Stadt Aleſia richtig aufgefunden. — Entrüſtung aber erregt die Apologie der Madame Du Barry, zu der ſich Herr Capefigue, man weiß nicht ob als Legitimiſt oder als gemeiner Bücherfabrikant, hat hinreißen laſſen. Herr Capefigue bedurfte nur noch dieſer That, um das Publikum in der Meinung zu befeſtigen, die es ſeit Jahren von ihm hegt.

Auch die Philoſophie, oder das ungewiſſe Ding, das man in Frankreich Philoſophie nennt, hat manches auf den Büchermarkt geworfen. Bacherots „Wiſſenſchaft und Philoſophie“ will die beiden im Titel genannten Heldinnen verſöhnen, was nur beweiſt, daß die beiden in Frankreich noch ziemlich weit aus einander ſind. Um ſich das ganze Verdienſt dieſer Verſöhnung zu ſichern, verſichert Herr Bacherot, daß er nicht deutſch verſtehe, alſo die Mittel der Verſöhnung nicht jenſeits des Rheins geholt haben könne. Man ſetzt heute nämlich bei jedem Philoſophen voraus, daß er irgend etwas aus Deutſchland geholt habe; die franzöſiſche Philoſophie von heut aber holt ſich ihre Koſt, wo ſie ſie findet. Sie iſt reine Importation. Sollte man glauben, daß auch Portugal ausgebeutet wird? Herrn Chauſſele war es vorbehalten, dieſe Fundgrube zu entdecken. Er hat Magehaens Werke unter dem Titel: „Faits

Digitized by Google

de l'esprit humain, Philosophie, überſetzt, und nun kann ſich jeder, der Luſt hat, für fünf Francs die ganze portugieſiſche Philoſophie kaufen. — Les Rois Philosophes von F. Pelletan, dem bekannten, langweiligen philoſophiſchen Schwätzer, iſt eben Geſchwätz, aber gut gemeintes Geſchwätz, eine Art muſikaliſcher Variation in Worten; Lamartine-, Michelet-, Quinetſche Schule, die zufrieden iſt und meint, ſie denke, wenn ſie nur ihre eigenen Worte hört; aber man ſieht vor lauter Worten keinen Sinn. Ernſter, ſolider iſt Renouvier, der eine neue Ausgabe ſeiner Essais de critique générale veranſtaltet und ſo eben ſein zweites Eſſai: l'homme: la raison, la passion, la liberté, la certitude, la probabilité morale, neu veröffentlicht. Da iſt geſunder Verſtand, geſunde Moral und ſo wenig Humbug als möglich.

Zum Schluſſe nur noch die einfache Ankündigung, daß ein Sohn Victor Hugos, François Hugo, demnächſt eine neue Ueberſetzung Shakeſpeares herausgeben wird. François Hugo glaubt damit gewiß eine Familienpflicht zu erfüllen. Er hält ſich nämlich für einen Enkel Shakeſpeares, da ſein Vater Victor Hugo unzweifelhaft der direkte Sohn deſſelben iſt. So iſt es wenigſtens in der Familie ausgemacht, und Vaquerie glaubt es auch.

Hamburg, December.

(Schluß.)

Der Dom. — Zuſtand des Handels. — Reform der Verfaſſung. — Der Brand der Auſtria. — Theater.

Sind dieſe Bazare mehr für die ſtaunende Kinderwelt errichtet, ſo geben die nicht weniger prachtvollen Kaufgewölbe am Jungfernſtieg, Neuenwall, Reesendamm, in den Alſterarkaden u. ſ. w. den Erwachſenen des Angenehmen genug zu ſchauen und zu bewundern. Freunde der Kunſt werden hier namentlich von den großen Kunſthandlungen angezogen, in denen die vorzüglicheren Meiſterwerke der Bildhauerei älterer wie neuerer Zeit in gelungenen Nachbildungen aus Marmor, Alabaſter und Terracotta zu finden ſind. Selbſt eine Gemäldeausſtellung hat man eröffnet, die des Trefflichen genug enthält, um Kennern Genuß und Zerſtreuung zu gewähren. Es iſt eben im Dom für Jedermanns Geſchmack geſorgt, wie das in einer Seeſtadt, die mit der ganzen Welt in Verbindung ſteht, ſeyn muß, ſoll ſich das Leben nicht einſeitig und dadurch langweilig geſtalten.

Wie im Laufe des gegenwärtigen Jahres unſere Handelsverhältniſſe geworden ſind, ob die Nachwirkungen der vorjährigen Kriſis während dieſes Zeitraumes bereits verwunden ſind oder ob die Mehrzahl noch immer davon zu leiden hat, das wird ſich wohl erſt dann deutlich herausſtellen, wenn eine Ueberſicht des Geſammthandelsverkehrs erſcheint. Aeußerlich ſpürt man ſchon längſt nichts mehr von jenen gewaltigen Störungen, darf man aber den laut werdenden Lamentationen über ſchlechte Geſchäfte Glauben ſchenken, ſo zittern die Schwingungen, welche die Kriſis hervorrief, noch immer in der ganzen Handelswelt nach. Der Schiffsverkehr blieb hinter dem früherer Jahre bedeutend zurück, und was mehr noch zu ſagen hat, die Zahl der unbefrachtet in See gehenden und auch von andern Hafenplätzen bei uns einlaufenden Schiffe war ungewöhnlich groß. Dieß wird im nächſten Jahre hoffentlich wieder beſſer, wenn nicht etwa unvorhergeſehene Wetter am politiſchen Horizonte aufſteigen oder vielleicht gar zum Ausbruche kommen. Noch fürchtet man dieß nicht trotz der kriegeriſchen Stimmung, die in einigen Organen der ausländiſchen Preſſe ſich kund gibt. Man merkt dieſen Trompetenſtößen gar zu ſehr den Zweck an, und weil dieſer ſich wieder durchſchauen läßt, bleibt man im Ganzen ruhig, obwohl Jeder ſich ſagt, daß trotz aller Anſtrengungen der Kabinette, trotz aller Aufbietung diplomatiſcher Zauber- und Schmeichelkünſte, der Weltfriede kein ſehr geſcherter iſt.

Unſer Gemeinweſen, das in der großen Politik einmal keine Rolle zu ſpielen berufen iſt, läßt es ſich angelegen ſeyn, das, was etwa ſchadhaft in ihm ſeyn mag, oder was man dafür hält, auszubeſſern. Es geht dieß freilich etwas langſam, da gar mancherlei Intereſſen bei ſolchen in Vorſchlag gebrachten Ausbeſſerungen berührt werden, und begreiflicherweiſe niemand darunter leiden mag. Unſere ganze Verfaſſung iſt ſchon lange einer gründlichen Ausbeſſerung, vielleicht einer gänzlichen Um- und Neugeſtaltung bedürftig. Man hat auch lange genug geſtrebt, dieſe zu Stande zu bringen, allein glaubte man dem Ziele nahe zu ſeyn, ſo war das endliche Reſultat ſtets der Berliner Redensart gleich: „Es jinge man wohl, aber es jeht nicht.“ Neuerdings hat nun der Senat die ſo hochwichtige Angelegenheit abermals angegriffen, nur in ganz anderer Weiſe. Die verſchiedenen Verfaſſungsvorlagen, deren keine die Zuſtimmung der Erbgeſeſſenen erlangen konnte, wurden ad acta gelegt. Statt derſelben nahm der Senat ſeine Zuflucht zu ſogenannten Reformvorſchlägen, bei welchen vorzugsweiſe die vielfach in Anregung gebrachte Trennung der Verwaltung und Juſtiz berückſichtigt wird. Allein dieſe Reformvorſchläge gehen in ihren Forderungen doch ſo weit, daß

Digitized by Google

ſie eine gänzliche Abänderung unſerer alten Verfaſſung ſo ziemlich involviren. Würden ſie von der Bürgerſchaft angenommen, ſo dürfte die bisher zu Recht beſtehende Verfaſſung im Weſentlichen beſeitigt ſeyn. Gleichzeitig würde mit Annahme derſelben dem Senate eine ungleich größere Macht eingeräumt, als derſelbe bis jetzt beſitzt. Die bürgerlichen Collegien, Oberalte und Sechziger, die eigentlichen Vertreter ſämmtlicher Hamburgiſcher Staatsangehörigen haben das Gefährliche in den erwähnten Reformvorſchlägen, des Staats richtig herausgefühlt und ſich gegen dieſelben erklärt. Da ſie trotzdem wahrſcheinlich dem erſten Bürgerconvent, welcher im neuen Jahre berufen wird, vorgelegt werden dürften, ſo hängt es gegenwärtig allein noch von den Conventberechtigten ab, ob unſer Gemeinweſen in ein ganz neues und anders geſtaltetes Stadium der Entwicklung treten ſoll oder nicht. Einige Senſation hat es gemacht, daß neuerdings der Verein Hamburgiſcher Juriſten ſich ziemlich einſtimmig für Annahme der Reformvorſchläge erklärte, obwohl derſelbe zugibt, daß Vieles darin höchſt ungenügend ſey. Jedenfalls wird die hieſige unabhängige Preſſe vor Abhaltung dieſes wichtigen Conventes ihre Pflicht thun und die jetzt veröffentlichten Vorſchläge des Senates von allen Seiten beleuchten, damit die Geſammtheit unſerer Bürger in das ihnen Gebotene volle Einſicht erlange.

Die furchtbare Kataſtrophe der „Austria“ iſt zwar noch nicht vergeſſen, aber doch in den Hintergrund getreten. Die wenigen von der Mannſchaft des Schiffes am Leben gebliebenen haben vor Gericht lange Verhöre zu beſtehen gehabt, ehe ſie die übliche Verklarung vor dem Handelsgericht ablegen durften. Wir bedauern ſehr, daß man die Protokolle, welche während der Dauer dieſer Verhöre aufgenommen wurden, nicht veröffentlicht hat. Es würde dieß nicht nur Hamburgs Rhederei im Allgemeinen von Vortheil geweſen ſeyn, ſondern auch viel zur Beruhigung des Publikums und zur Berichtigung der Urtheile beigetragen haben, die man über das Unglück ſelbſt und deſſen höchſt betrübende Veranlaſſung fällte. Daß nach ſehr langem Schweigen zuletzt die Direktion der „Hamburg-Amerikaniſchen Packetfahrt-Aktiengeſellſchaft“ mit einer „Anſprache an das Publikum“ hervortrat, welche auszugsweiſe auch durch die Spalten nichthamburgiſcher Blätter lief, war an ſich ganz löblich, konnte aber doch dem Publikum nicht genügen. Dieſe „Anſprache“ ließ es ſich angelegen ſeyn, das Verhalten des Kapitäns und der Schiffsoffiziere während der Kataſtrophe zu rechtfertigen und dieſelben frei von jeder Schuld zu ſprechen. Dagegen wird wohl auch kaum Jemand etwas einwenden, denn nach allem über den Brand der „Austria“ bekannt Gewordenen muß man zugeben, daß unter bewandten Umſtänden Rettung unmöglich war, weil das empörte Element nicht bewältigt werden konnte. Auch die Ungläubigſten hat in dieſer Beziehung der Brand des „Hudſon“ in Bremerhafen bekehrt. Dagegen können wir es nicht billigen, daß die „Anſprache“ kein offenes Wort der Rüge finden konnte für den unverantwortlichen Leichtſinn, womit man die thörichte Räucherung vollzog. Die Erzählung dieſer Räucherung, wie die „Anſprache“ ſie enthält, beweiſt, daß der vierte Officier, welcher dieſelbe zu überwachen hatte, eben ſo der Bootsmann, deſſen Aufgabe es war, den glühenden Schäkel in den Eimer mit Theer zu tauchen, ganz allein die Schuld an der Entzündung des letzteren trugen. Ob dieſer Schäkel auf Befehl des nicht mehr zur Rechenſchaft zu ziehenden Officiers gleich in den Theer geworfen wurde oder ob er — wer kann darüber entſcheiden? — vielleicht hineinfiel, bleibt ſich ſo ziemlich gleich. Die Vorkehrungen, die man getroffen hatte, um einem möglichen Unglück bei einem doch ſo entſetzlich gefährlichen Experimente zu begegnen, waren keine zureichenden, und ſo bleibt die Thatſache unter allen Umſtänden feſtſtehend: das grauenvolle Ereigniß entſtand in Folge großer Nachläſſigkeit und eines Schleudrians, der ſich kaum begreifen, viel weniger entſchuldigen läßt. Die Bemerkung in der „Anſprache“, daß ſeit dem Untergange der „Austria“ die Räucherung mit Theer auf allen Schiffen der genannten Geſellſchaft abgeſchafft worden ſey, wird man nur mit Befriedigung leſen. Hoffentlich kommt ſie überhaupt nie wieder vor, nachdem erſt nahezu fünfhundert Menſchen ihr Leben verlieren mußten, ehe man ſich von der Gefährlichkeit dieſer Räucherungsart überzeugen konnte. Für die hülfsbedürftigen Hinterbliebenen der Verunglückten hat man, wie immer bei ſolchen Gelegenheiten, hier nach Kräften geſorgt. Die eröffneten Sammlungen brachten bis Mitte dieſes Monats etwa 35,000 Mark ein und dürften, da ſie noch nicht geſchloſſen ſind, wohl noch eine höhere Summe liefern. Sehr ſplendid ferner belohnte man die beiden menſchenfreundlichen Kapitäne Renaud und Funnemark, deren Anſtrengungen es gelang, doch einige achtzig Menſchen von dem brennenden Schiffe zu retten. Der Staat verlieh jedem der Kapitäne die goldene Medaille, jedem der Steuerleute beider Barkſchiffe die ſilberne Medaille. Außerdem erhielt jeder der Kapitäne noch ein Geldgeſchenk von tauſend Mark Banco und die Mannſchaft jedes Schiffes zweitauſend Mark. Bedeutender noch ſollen die Geſchenke geweſen ſeyn, welche die Direktion der „Hamburg-Amerikaniſchen Packetfahrt-Aktiengeſellſchaft“ den genannten Kapitänen und deren Leuten gemacht hat, und endlich werden gegenwärtig Beiträge von Hamburgs Bürgern geſammelt, die zur Ueberreichung eines Ehrengeſchenkes an die beiden Kapitäne Seitens unſerer Stadt verwendet werden ſollen. Es ſcheint indeß, als fände dieſer Gedanke nicht die allgemeinſte Billigung, wenigſtens beliefen ſich die Beiſteuern noch vor einigen Tagen zuſammen nur auf etwas über tauſend Thaler.

Von unſern Bühnen iſt wenig Erhebliches zu berichten. Das Thaliatheater fährt fort, dem Publikum gute, oft ausgezeichnete Darſtellungen derjenigen Stücke zu geben, die es aufführen darf, und befeſtigt ſich dadurch immer mehr in der Gunſt deſſelben. Ein Gaſtſpiel Emil Devrients füllte neuerdings das Haus bis zum letzten Platze und nöthigte zur Räumung des Orcheſters. Das Stadttheater brachte an dramatiſchen Neuigkeiten „das Teſtament des

Digitized by Google

großen Kurfürsten“ von G. v. Puttlitz, „Mondeaus“ von Brachvogel, „Philippine Welser“ von Oskar von Redwitz und das Scribe'sche Stück „les trois Maupin“ in der deutschen Bearbeitung, wo es „ein Damensouper“ heißt. Das Schauspiel von Puttlitz ging mehrmals über die Bretter und gefiel auch, ein Zugstück jedoch wir des kaum werden; auch steht es als dramatische Schöpfung nicht so hoch, als man es Anfangs zu stellen von gewissen Seiten sich bemühte. Die Schürzung des Knotens leidet an zu großen Unwahrscheinlichkeiten und ließ daher, wenigstens bei uns, ziemlich kalt. „Mondeaus“ hat bei uns kein Glück gemacht; desto mehr sagt dem Geschmacke des Publikums das Scribesche Stück zu, das ein Zugstück zu werden verspricht. Ferner gefiel die Oper „Jaguarita“ außerordentlich und wird sich höchst wahrscheinlich lange auf dem Repertoire halten. Von dem gräulichen Spektakelstück für Kunstreiterluden, „Marco Spada,“ das ebenfalls auf dem Stadttheater mehrmals hinter einander gegeben wurde, und wobei ein werthvolles Pferd Tourniaire's, welcher den großen Räuber agirte, durch einen unglücklichen Sprung um's Leben kam, wollen wir nichts weiter sagen.

Der Winter, der im November eine sehr ernste Miene annahm, hat uns vorerst wieder verlassen, die Elbe jedoch so stark mit Eis belegt, daß die Segelschifffahrt aufhörte. Vor wenigen Tagen fiel auf kurze Zeit wieder Kälte bei heftigem Sturm aus Ost und Südost ein. Letzterer hätte uns beinahe zum Feste mit einer neuen Calamität beschenkt. Es entstand in tiefer Nacht Feuer in einem der engen Gänge der Neustadt, das mit furchtbarer Schnelligkeit um sich griff und auf vier verschiedenen Straßen zündete. Mehrere Menschen wurden dabei schwer beschädigt.

Aus dem obern Erzgebirge. Im Herbst 1858.

Die Industrie des Gebirgs.

Tausende von Reisenden aus allen Theilen der Welt besuchen alljährlich das reizend gelegene Dresden und erfreuen sich an den vielseitigen Schönheiten des von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Elbthals, das nahe Erzgebirge wird aber äußerst selten ein Fremder, er sey denn Kaufmann oder Fabrikant, betreten. Selbst für die große Mehrzahl der Eingeborenen Dresdens bleibt das eigentliche obere Erzgebirge stets eine terra incognita, obgleich man bei heiterem Himmel einzelne hohe Bergkuppen desselben deutlich am fernen Horizont erkennt. Man kann jetzt von der glänzenden sächsischen Hauptstadt aus in wenigen Stunden so viele reizende Gebirgsgegenden erreichen, daß so leicht niemand auf den Gedanken kommt, eine Vergnügungspartie in das Erzgebirge zu machen. Die nahe sogenannte „sächsische Schweiz,“ das paradiesische Töplitzer Thal mit dem Mittelgebirge, Zittau bieten ungleich mehr Reize. Zwar hat auch das höhere Erzgebirge manche sehr hübsche Thäler mit frischen Wiesen, prächtigen Wäldern und schnell zur Ebene niedertauschenden Bächen; im Allgemeinen ist es aber hinsichtlich der landschaftlichen Reize das dürftigst ausgestattete Gebirge in Nord- und Süddeutschland, den Hunderücken etwa ausgenommen. Der Charakter des einförmigen Hochplateaus ist diesem Gebirge stark ausgeprägt, und man wandert Stunden lang auf einer kahlen, einförmigen Ebene, und wird nur durch die merklich kühlere Temperatur daran erinnert, daß man sich einige tausend Fuß über dem Spiegel der Elbe bei Dresden befindet. Wenn im warmen Elbthale schon die Kirschenbäume blühen, muß bei Johann-Georgenstadt mitunter noch der Schneepflug gehen, und zur Zeit, wo der Winzer bei Meißen noch die lustige Weinlese feiert, denkt der Obererzgebirger bereits wieder an die Zurüstungen zur nahen Schlittenfahrt. Gibt es doch Gegenden im Gebirge, wo nur an wenigen Tagen des Jahres das Feuer im Ofen der Wohnstube des irgend vermöglichen Mannes ausgeht. Welch klägliche Gesichter ziehen aber auch die jungen Söhne der Dresdener höheren Stände, wenn das harte Schicksal sie trifft, einige Jahre als Beamte in den abgelegeneren Theilen des Gebirges verweilen zu müssen. Alle möglichen warmen Kleidungsstücke werden dann von den besorgten Müttern und Schwestern beschafft, und als sollte er eine Nordpolexpedition antreten, wird der junge Assessor oder Actuar mit warmen Unterziehjacken, doppelt gestrickten Strümpfen, dick gehäkelten Nasenwärmern und unförmlichen Pelzen ausgerüstet, um den achtmonatlichen erzgebirgischen Winter sonder Gefährde überstehen zu können. Nur der junge Weidmann fühlt sich hier oben im Gebirge wohl; oft Meilen weit ziehen sich noch die dunkeln Wälder fort, in denen der Auerhahn balzt und der Hirsch zur Brunftzeit sein weitertönendes Geschrei erschallen läßt; ein Stück wilder Romantik, im zahmen, überaus gesitteten Sachsen sonst nirgends mehr zu finden. In den weiten, dunkeln Nadelholzwaldungen längs der sächsisch-böhmischen Grenze hausen zwar keine Räuberbanden, wohl aber wilde, verwegene Wilddiebe in Menge. Ein kleiner Krieg zwischen den Jägern und denselben spinnt sich fort und fort,

Digitized by Google

und nicht zu ſelten wird aus dem einſamen Waldbickicht die Kugel auf einen Menſchen abgefeuert. Schon mancher Jäger, aber auch mancher Wilddieb iſt hier erſchoſſen worden, ohne daß weder die ſächſiſchen noch die böhmiſchen Gerichte den Thäter entdecken konnten. Meiſt ſind dieſe Wilderer geborene Böhmen, die nach verübter That ſich von der Grenze zurückziehen, wie denn überhaupt ſolch ungeſetzliches Treiben durch die Theilung des Gebirgs zwiſchen zwei Ländern, die hier in langer Grenzlinie zuſammenſtoßen, ſehr begünſtigt wird. Die nahen Badeorte Carlsbad, Töplitz, Marienbad bieten im Sommer, die großen Städte Dresden und Prag im Winter die beſten Abſatzquellen für das geſtohlene Wild.

Neben dieſer Romantik des Jägerlebens iſt faſt das geſammte Erzgebirge der Hauptſitz der zwar profaiſchen, aber deſto nützlicheren induſtriellen Thätigkeit. Es gibt wenige Gegenden in Deutſchland, in denen ſich eine ſo mannigfache Induſtrie auf dem engen Raum von kaum 40—50 Quadratmeilen zuſammengedrängt findet, wie hier im Erzgebirge. Das Gebirge iſt rauh und unfruchtbar und liefert nur geringen Ertrag an Getreide, und dennoch gehört es zu den bevölkertſten Theilen des ganzen deutſchen Bundesgebietes. Wie die Ameiſen kriechen hier die Menſchen in reger Thätigkeit durcheinander, und mitten auf den kahlen, unfruchtbaren Hochebenen, wo der brauſende Nordwind kaum einen verkrüppelten Baum aufkommen läßt, findet man oft lange Reihen kleiner einſtockiger Häuſer, allevon oben bis unten mit Menſchen vollgepfropft. Wo aber in den Seitenthälern Bäche vorhanden ſind, die Kraft genug zum Treiben der Mühlräder haben, da erheben ſich überall hohe Fabrikgebäude. Faſt alle Zweige der induſtriellen Thätigkeit finden hier ihre Vertretung. Das Metall, welches das Erzgebirge ſelbſt in ſo reicher Menge liefert, wird hier zu den verſchiedenartigſten Gegenſtänden verarbeitet, aber eben ſo der feine Flachs aus Rußland, die glänzende Seide aus Italien, die weiche Baumwolle aus Amerika. Nicht bloß in großen Fabrikgebäuden arbeiten die Menſchen hier; der induſtrielle Fleiß hat ſich bis in die einſamſten Häuſer der entlegenſten Weiler eingeniſtet. Es gibt ganze Ortſchaften, in denen die Männer als Bergleute die Schätze aus den Tiefen der Erde hervorholen, während die Frauen und Mädchen bis auf die kleinen Kinder den ganzen Tag hinter dem Klöppelkiſſen ſitzen und die Klöppelnadeln mit einer Geſchwindigkeit, der der Blick kaum folgen kann, zwiſchen den ſchmalen Fingern umherfliegen laſſen, um die zierlichen Spitzen zu verfertigen. In andern Dörfern ſitzen die Frauen, ja in den Wintermonaten ſelbſt die Männer, in emſiger Thätigkeit hinter den Stickrahmen, um feine Weißſtickereien zu liefern. Wie mancher Spitzenſchleier reicher Bräute in den glänzendſten Reſidenzſtädten wurde hier in den armen Hütten des rauhen Erzgebirges von dürftig gekleideten Bergmannsfrauen geſtickt, während ein Dutzend hungriger halbnackter Kinder ſich um die große Schaale mit Kartoffeln drängte! In andern Diſtrikten iſt wieder die Poſamentierarbeit zu Hauſe, und Franſen, Borten, Quaſten aus Gold und Seide, um Hunderte von eleganten Lieutenants zu ſchmücken, werden in engen, dumpfigen Stuben von Frauen und Männern verfertigt. In einem Landſtrich, ſo kahl und öde, daß kein Baum ſich mehr zeigt, ſieht dann der Wanderer aus dem Schloße eines hohen Gebäudes übelriechende Dämpfe die Luft erfüllen. Alle Arbeiter, denen er begegnet, ſehen bleich und elend aus und man ſieht ihren hohlen Wangen und eingefallenen Bruſten den Keim eines frühzeitigen Todes an. Das iſt ein Arſenikwerk, in dem dieſe giftigſte und doch für ſo viele Zwecke unentbehrliche Subſtanz zu hunderten von Centnern gewonnen wird. Kein Vogel, kein Wild hält ſich im Umkreis eines ſolchen Arſenikwerkes auf, ſo giftig iſt die Atmoſphäre, aber gegen geringen Lohn finden ſich Menſchen genug, um hier zu arbeiten und dem ſichern Tod entgegen zu welken. Manche Bäche, z. B. die Mugelitz, ſehen ziegelroth gefärbt aus und kein Fiſch kann in ihrem Waſſer leben, ſo viel giftige Zinnobertheile enthalten ſie. An einer andern Stelle ſieht man Arbeiter aus den Blaufarbenwerken, die ihre Geſichter und Hände ſelbſt an den freien Sonntagen nicht vom blauen Anſtrich reinigen können, während die hunderte, ja tauſende von Bergleuten aus den mächtigen Kohlengruben des untern Erzgebirges, um Zwickau herum, ſtets mit Ruß geſchminkt ſind. Noch ſchwärzer als die Bergleute der großen Kohlenbergwerke ſehen die Köhler an den vielen Meilern der mächtigen Waldungen, und vollends die Rußbrenner und Rußbuttenträger aus, die, ihre pechſchwarze Waare in kleinen Butten auf dem Rücken tragend, in Schaaren ganz Sachſen durchziehen. Der Kienruß zu der bedeutenden Menge von Druckerſchwärze, welche Leipzigs Druckereien verbrauchen, um alljährlich Millionen von Druckbogen in die ganze Welt zu ſenden, wird faſt allein im obern Erzgebirge gebrannt, wie denn auch die Schuhwichsefabrikation von hier aus einen bedeutenden Theil ihres Materials empfängt. Man glaubt es kaum, daß ein ſo ſchmutziger und unbedeutend erſcheinender Artikel, wie der Kienruß, vielen Hunderten von fleißigen Arbeitern genügenden Verdienſt verſchafft.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 4. 23. Januar 1859.

One would think, his mother's milk were scarce out of him.
Shakespeare.

Otto von Brachow.

(Fortſetzung.)

„Sie müſſen noch einen Gang durch den Garten mit uns machen," ſagte Fräulein v. Büren. Roſa lief bei dieſen Worten in ihr Zimmer und kam bald mit Juchtenſtiefeln bewaffnet wieder. Otto ging neben ihr und ſeine Augen ruhten unwillkürlich auf der dunkelrothen, gar nicht zum übrigen zierlichen Anzug paſſenden Fußbekleidung. Sie bemerkte es und ſagte: „Ich kann naſſe Füße nicht ertragen, und nichts hält ſo trocken und warm als dieſe Stiefeln; ich kann nicht anders ausgehen." Er ſchämte ſich, ſie durch ſeine unbeſcheidenen Blicke zu dieſer Erklärung gezwungen zu haben, und ließ ſich von ihr alle Blumen und Früchte nennen, die er meiſt nicht kannte.

Endlich ſaß er neben ſeiner Mutter im Wagen. Sie war verſtimmt, ohne ſich darüber auszuſprechen. Am andern Tage kamen Bürens zu ihnen. Man ſaß in einer ſchönen Weinlaube und trank Kaffee aus der Brachowſchen Familienkanne. Die Rede kam auf alte Beſitzthümer. Fräulein von Büren erzählte, daß ihr Neffe eine Kaffeekanne beſitze, die einer ihrer Vorfahren im Türkenkriege aus dem Zelte eines Paſchas erbeutet habe. Dieß führte auf alte Familienüberlieferungen, die ſich immer weiter von der Geſchichte entfernten und endlich beinah der Croyſchen Fabel, nach der jemand, der in der Sündfluth ertrank, noch im Sterben gerufen hatte: „sauvez les papiers de la famille de Croy" ein Paroli boten.

Fräulein von Büren ſagte: „Sie wiſſen, daß wir denſelben Urſprung mit den Hohenſtaufen haben. Der jüngere Zweig unſerer Familie zog um die Mitte des eilften Jahrhunderts auf den Hohenſtaufen, und Graf Friedrich vermählte ſich mit Agnes, der einzigen Tochter Kaiſer Heinrichs IV. Der Sohn des älteſten Bruders ſeines Vaters aber, Paſchalis von Büren, haßte die Abhängigkeit von Fürſten, und zog daher nach Norddeutſchland, wo er zur Befeſtigung des Chriſtenthums viel beigetragen hat. Er vermählte ſich und gründete unſer Geſchlecht, das nun in männlicher Linie mit meinem Neffen ausſtirbt."

„Das ſind intereſſante Daten," ſagte Frau von Brachow; „leider fehlen ſie in meiner Familie, denn, wie Sie wiſſen, iſt meine Mutter eine geborene Wettin, aber ihre Verwandtſchaft mit dem ſächſiſchen Königshauſe läßt ſich nicht nachweiſen, während ohne Zweifel die Beweiſe Ihrer Abkunft in Ihrem Familienarchive liegen."

„Leider nicht," erwiederte das Fräulein hoch erröthend; „durch die vielen Fehden jener rauhen Zeiten

Digitized by Google

sind die Papiere verloren gegangen, und nur ein neuer Melsbrief von Rudolph II. aus dem Jahre 1611 liegt vor, aber die Tradition hat sich in unserer Familie fortgepflanzt. Nicht wahr, Alfred?“ wendete sie sich an ihren Neffen, der theilnahmlos an dieser Erörterung seine Pfeife gerauchte und seinen Kaffee geschlürft hatte. — „Ja wohl,“ erwiederte dieser, „alle meine Tanten haben mir diese Geschichte oft erzählt, und du am häufigsten; es wird wohl so seyn.“

Ein spöttisches Lächeln fuhr über das Antlitz der Frau von Brachow: „Wir stammen nur von jenem Hans von Brachow, der im Jahr 1212 Ihren traditionellen Herrn Vetter, Friedrich II. von Hohenstaufen, trotz allen Gefahren und mitten durch die Feinde aus Italien nach Deutschland zurück geleitet hat; aber unbezweifelt ist auf unserem Stammbaum kein einziger Flecken.“ — „Otto wird hoffentlich dieses Geschlecht von Ehrenmännern bis zum jüngsten Tage fortsetzen,“ sagte das Fräulein lächelnd. — „Ich hoffe es,“ erwiederte Frau von Brachow trocken.

Die andern drei Personen, die um den Kaffeetisch saßen, waren froh, als dieses Gespräch zu Ende war, welches das Blut der beiden, die es führten, bedeutend zu erhitzen schien. Kaum waren sie fort, als Frau von Brachow ihrem Sohne sagte: „Ich habe ein ernstes Wort mit dir zu sprechen, Otto. Du hast die Anmaßung dieser Menschen gehört, die zwar von ganz guter Familie, aber noch bei weitem keine Hohenstaufen sind. Aber wären sie es, so hätte die Mißheirath unseres Alfred von Büren mit einer Mamsell Schulz Rosas Ansprüche auf irgend eine Abkunft völlig vernichtet. Sie wollen dich an sie verheirathen und auf diese Weise den Brachows auch einen Flecken anhängen; aber, mein Sohn, wenn dir an dem Segen deiner Mutter etwas gelegen ist, so schwöre mir, daß du nie eine solche Ehe, weder mit ihr, noch mit irgend einer andern eingehen wirst. Ich weiß, daß wenn ich dir auch in mütterlicher Schwäche nachgeben wollte, der Geist deines Vaters zürnend zwischen dir und einer solchen Verbindung stehen würde!“

„Mutter,“ sagte Otto mit bewegter Stimme, „ich bin erst achtzehn Jahre alt, und soll auf die Universität gehen, und denke nicht ans Heirathen. Wie willst du, daß ich jetzt schon mein Leben durch einen Schwur bestimme? Ich werde deiner nie unwürdig wählen, und nie ohne deine Einwilligung; ist das nicht genug?“ — „Nein,“ erwiederte die Mutter, „denn ich kann sterben und werde nicht lange leben. Mein Otto, muß ich dir es sagen? Eine Krankheit schrecklicher Art zehrt an mir! Du kannst mich nicht länger als drei, vier Jahre behalten, dann muß ich dich dir selbst überlassen; laß mich ruhig sterben! Versprich es mir, wenn du nicht schwören willst!“ — „Ich verspreche es,“ sagte Otto, „aber Mutter, du weißt nicht, was du begehrt hast!“

Sie drückte ihn stürmisch an ihre Brust, aber ihm that ihre Zärtlichkeit in diesem Augenblicke nicht wohl; er fühlte, daß sie selbstsüchtig ein unnützes Opfer von ihm gefordert hatte, denn es gibt nichts Frevelhafteres, als wenn Menschen noch nach ihrem Tode eine Gewalt über die Zurückbleibenden üben, und daher mit den Gesetzen der Natur in Widerspruch treten wollen. Wenn der Körper in Staub zerfällt, muß die Seele hier auf Erden nicht mehr regieren wollen, denn es ist ihr keine Voraussicht beschieden, und sie kann nicht wissen, ob das, was mit gutem Willen unternommen wurde, nicht mit Fluch enden wird.

Frau von Brachow fühlte sich ruhig und glücklich nach dieser Auseinandersetzung, und der übrige Theil ihres Aufenthalts auf dem Lande wäre ohne Störung verflossen, wenn nicht an dessen Ende die Trennung von ihrem Sohne gedroht hätte, der im Spätherbst die Universität beziehen sollte. Je mehr die Zeit sich nahte, je unfähiger fühlte sie sich, ihn zu verlassen. Die Verführungen der Welt erschienen ihr wie Ungeheuer, die ihn zu verschlingen drohten; er kam ihr ohne sie ganz hülflos vor. Sie begriff nicht, wie er mit seinen Geldgeschäften fertig werden, wie er seine Wäsche in Ordnung halten sollte; und wenn er einmal krank würde! Der Gedanke erfüllte sie mit der leidenschaftlichsten Sorge. Kurz, sie entschloß sich, mit ihm zu ziehen, und kündigte ihm diesen Entschluß alsbald an. Erst als er ihn vernommen hatte, fühlte Otto, wie leidenschaftlich er sich auf seine Freiheit gefreut hatte. Ein ganzes Gebäude von Hoffnungen stürzte zusammen, von dessen Aufbau er sich nie Rechenschaft gegeben hatte. Der kurze Traum des unabhängigen Daseyns war mit dieser Eröffnung ausgeträumt, und zwischen ihm und seiner Jugend thürmte sich eine neue Mauer auf. Er bewahrte indessen Selbstbeherrschung genug, um seine Gefühle nicht zu verrathen. Er hätte es nicht über sich vermocht, seine Mutter zu kränken; aber die Elasticität, mit der er seine Vorbereitungen zur Universität gemacht, war verschwunden; er suchte still seine Bücher zusammen, packte seine Sachen ein und ergab sich in sein Schicksal.

So bezog das Paar die Universität, Otto als der traurigste Student. Für ihn war das fröhliche Burschenleben eine Mythe; zwar kam auch er als lederner Fuchs von der Höh, aber sein Leben gerieth bei dem Vers ins Stocken: „Was macht die Frau Mama, was macht die lederne Frau Mama?“ Obgleich er von seinen Lehrern geachtet war, weil niemand die Collegien fleißiger besuchte als er, so blieb er doch ein lederner Bursche,

Digitized by Google

und ward heimlich „das Wickelkind“ genannt, und seine Mutter „der alte Student.“

So ging es von einer Universität auf die andere; überall brachten die mitziehenden Commilitonen seinen Ruf voraus; es fiel niemanden ein, seinen Umgang zu suchen, und er ging stumm mit seiner Mutter an den Häusern vorbei, in denen die jungen Leute den Landesvater fröhlich sangen. Wenn ein solcher Chor etwas ungefüger Kehlen an ihr Ohr schlug, pflegte sie zu sagen: „Gottlob, Otto, daß du nicht darunter sitzst.“ Er widersprach nicht, aber das Herz ward ihm doch schwer dabei.

Endlich ward er ihr Krankenpfleger, und von dem Augenblick an fühlte er die Last von seinem Herzen fallen; nun that er seine Pflicht, nun hätte er keinen Commers mehr besucht, wenn ihn auch keine Fessel zu Hause gehalten hätte. Die Krankheit, von der ihm seine Mutter zuerst vor ein paar Jahren gesprochen hatte, entwickelte sich plötzlich mit reißender Schnelle; doch ward sie erst tödtlich, als Otto die Universitätsjahre abfolvirt hatte und in seine juristische Laufbahn eingetreten war. Je kränker Frau von Brachow wurde, je mehr redete sie von weit aussehenden Planen, das Auge fest auf den Sohn gerichtet, um zu erspähen, ob er an ihr Fortleben glaubte oder nicht. Er ertrug diese Pein nicht nur mit Geduld, sondern mit Liebe und Freudigkeit; seitdem er fürchten mußte, das einzige Wesen, das er auf Erden besaß, zu verlieren, hatte er ihre Tyrannei, ihre Engherzigkeit, ihre Selbstsucht vergessen; nur ihrer Liebe zu ihm gedachte er und suchte sie auf alle Weise zu erwiedern.

Endlich starb sie, und er fühlte seine Freiheit, nach der er so lange gelechzt hatte, wie eine unerträgliche Last; so sehr macht eine lange Gewohnheit den Menschen zu dem, was er ist, und bedingt seine Gefühle und seine Neigungen. Nun Otto frei war, konnte er die Jugendlust nicht mehr genießen, alle Vorbedingungen zur Freude fehlten ihm. Er mußte auf sein Gut zurück, um es zu übernehmen, und wäre dahin geflogen, wenn ihn das Versprechen, das er seiner Mutter gegeben, nicht ahnungsvoll geängstigt hätte. Indessen beruhigte er sich mit dem Gedanken, wie möglich es sey, daß ihm Rosa gar nicht gefallen würde.

Aengstlich mit diesen Vorstellungen beschäftigt, fuhr er zu Bürens. Er war noch nicht im Hause, so wußte er schon, daß es ihm nicht so gut werden sollte, denn oben auf dem Treppenabsatz stand die schönste Jungfrau, in die er sich Knall und Fall verliebt hätte, wenn es ihm erlaubt gewesen wäre. So aber war er im Fall eines Fürsten, der weiß, daß er nur eine Prinzessin heirathen darf, und daher sein Herz gegen alle Schönheiten mindern Ranges wappnet. Wenn es wirklich unwiderstehlich nothwendig wäre, eine Leidenschaft für jedes hübsche Mädchen zu fassen, das Einem aufstößt, so müßten sich, der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach, von sechs jungen Prinzen fünf erschießen; denn die Ebenbürtigen, denen sie endlich ihre Hand reichen, sitzen an fernen Thronen, und die ersten Herzensneigungen werden von den Nahen geweckt, und dennoch überstehen sie es fast Alle und verlieben sich, wo sie sollen.

Rosa erkannte Otto augenblicklich; sie sagte es ihm auch. „Nur,“ fügte sie hinzu, „verändern Sie die schwarzen Kleider sehr; Sie sind um zehn Jahre älter geworden.“ — „Ich bin Ihnen wohl mit achtzehn Jahren vorgekommen, als zählte ich nur zwölf, und mit zweiundzwanzig Jahren, als wär' ich ein Dreißiger!“ sagte er wehmüthig. „Es ist auch ungefähr so. Ich war ein Kind, so lang die Mutter lebte, und seitdem sie todt ist, komme ich mir vor wie ein alter Mann.“

Als er diese Worte sagte, stürzten Rosa die Thränen aus den Augen; sie sagte ihm, wie sehr sie Alle, der Vater, die Tante und sie seinen Verlust betrauert hätten, und sie könne ihre Fühllosigkeit gar nicht begreifen, daß sie mit ihm nicht gleich davon gesprochen. „Nun,“ fuhr sie fort, „setzen Sie sich in die Wohnstube und warten Sie, bis ich meine Wasserstiefeln anziehe. Wir wollen Papa und die Tante aufsuchen, sie sind im Wäldchen spazieren gegangen, und mich hat eine Ahnung zu Hause gehalten.“

Er sah sich allein und blickte seufzend vor sich hin; sie war noch ganz dasselbe unbefangene heitere Kind, und als sie die rothen Füßchen ins Zimmer setzte, ging die ganze Vergangenheit in ihm auf.

Sie gingen in's Wäldchen, wo rothe Ebereschen am Saume standen und es bekränzten. „Ich habe Ebereschen so gern,“ war das erste Wort, das er sprach. Statt aller Antwort brach sie einen Zweig ab und steckte ihn sich in die Haare. Er sah sie freundlich an und sie nickte ihm lächelnd zu. Sie traten in den Wald und sahen bald Herrn von Büren und seine Tante auf sich zuschreiten. Das Fräulein war jetzt ganz gebückt und die Athalia nicht mehr in ihr zu erkennen. Die Unvollkommenheit, die man in der Jugend kaum bemerkt, wird im Alter ein Gebrechen, physisch und moralisch. Aber ein Freudenschimmer verbreitete sich über die Gesichter des älteren Paares, als es das junge heranschreiten sah. Doch dämpfte ein Zucken der Wehmuth um Ottos Lippen die Freude des Wiedersehens, und die ersten Worte galten der Verstorbenen; dann nahm das Gespräch einen ruhigeren Verlauf. Das Fräulein docirte, der Neffe bestätigte und Rosa pflückte Blumen, hob ihr

Digitized by Google

Röckchen in die Höhe, um aus einer ſumpfigen Stelle eine wohlriechende Orchis zu holen, und umſpielte das alternde Paar mit allem Reize ſonniger Jugend.

Otto ſah ihrem Treiben ernſthaft zu und überhörte, was geſprochen wurde. Er warf ſich in ſeinen Wagen und wußte nicht, wie er nach Hauſe kam, ſo kurz ſchien ihm die Fahrt. Er hatte ſich ausgemalt, wie es nun werden könnte, wenn er ſeiner Mutter nichts verſprochen hätte, und hatte den Gegenſtand noch nicht erſchöpft, als der Wagen hielt und der altmodiſche Bediente ihm den Schlag öffnete.

In der Familie, die er verlaſſen hatte, war unterdeſſen jedes auf ſeine Weiſe mit ihm beſchäftigt. Auf Roſa hatte er den angenehmſten Eindruck gemacht; aber die Tante ging viel weiter, ſie ſah in ihm einen paſſenden Freier für ihre Großnichte. Die Gutsnachbarſchaft, die Jahre, die äußere Erſcheinung, alles ſchien zuſammenzupaſſen; von einem Hinderniß ſah ſie keine Spur, und als ſie dieß alles Herrn von Büren mittheilte, erſchien auch ihm die Sache faſt unfehlbar. Sie ſprachen von der Nothwendigkeit, das Brachowſche Wohnhaus neu einzurichten, die Tante machte einen vorläufigen Plan, und als ſie das erſte mal hinüber fuhren, nahm ſie verſtohlen die Maße der Wände, wo die neuen Möbel hinkommen ſollten.

Unwillkürlich fielen ſolche Aeußerungen auch vor Roſa. Trotz ihrer Unbefangenheit merkte ſie doch, um was es ſich handle, und eine tiefe Scham bemächtigte ſich ihrer bei dem Gedanken, daß ein Mann ſie begehren könnte. Sie lief davon, als Otto zum erſtenmal nach langer Pauſe wieder kam, und doch zog es ſie wieder zu ihm hin. Er ging lange allein mit ihr im Garten herum und ſprach ſo ruhig und ſo verſtändig, daß er ſie ganz und gar in's Gleichgewicht zurückbrachte; als er aber wieder ging, ohne ein Wort geſagt zu haben, was er nicht hätte an jede Fremde richten können, hätte ſie beinahe geweint. Es ergingen Einladungen an ihn; zum Theil nahm er ſie an, aber wenn er einen Vorwand finden konnte, lehnte er ſie ab. „Es iſt hübſch vom jungen Brachow," ſagte Fräulein von Büren zu ihrem Neffen, „daß er ſeine Geſchäfte ganz ordnen will, ehe er ſpricht." — „So viel ich weiß," erwiederte Herr von Büren, „iſt da gar nichts zu ordnen; die Mama hat dieß alles prächtig verſtanden und nie Ausgaben gemacht, die irgend in einem Mißverhältniß mit den Einnahmen geſtanden hätten." — „Vielleicht will er nicht heirathen, bis er mündig iſt," bemerkte das Fräulein. — „Das wird es ſeyn," beruhigte ſich Herr von Büren.

Es ſah beinahe ſo aus, denn Otto kam eines Tags, um ſeinen Abſchiedsbeſuch zu machen. Es reiſte damals ein Menſch, der Silhouetten ſchnitt, in der Nachbarſchaft herum, und die ganze Familie Büren hatte ſich abconterfeien laſſen. Roſas Profil war nicht ohne Geſchick gemacht und ſah aus wie eine kleine Antike. Die Bildchen waren auf blaues Papier geklebt und dann in Couverte eingewickelt worden, die auf dem Clavier lagen. Otto hatte ſeinen Hut auch dorthin geſtellt, und als er ihn nahm, um zu gehen, ergriff er haſtig das oberſte Couvert, das Roſas Schattenriß enthielt, und ſteckte es in die Bruſttaſche. Er ging mit ſichtbarer Befangenheit; als er ſchon am Wagen ſtand, kehrte er ſich plötzlich zu Herrn von Büren und ſagte: „Ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu ſprechen." Herr von Büren führte ihn in ſein Zimmer und Roſa fiel ihrer Tante, ſobald ſie wieder oben waren, mit hochklopfendem Herzen um den Hals, während dieſe triumphirend ſagte: „Endlich!"

Das Geſpräch dauerte ziemlich lange, dann ſahen die Frauen, wie Herr von Büren Otto wieder zum Wagen geleitete und dieſer davon fuhr. Die Tante ſtürzte ihrem Neffen entgegen, als er wieder hinauf kam. „Du kannſt ſprechen, wir ſind allein," rief ſie. „Was haſt du ihm geantwortet?" — „Natürlich," ſagte der Neffe, „daß uns ein Streit um einen Bach und ein paar alter Weidenbüſche nicht entzweien ſoll. Ich habe mich mit ihm verglichen; es iſt alles in Ordnung." — „Und Roſa!" ſagte die Tante. — „Von Roſa war nicht die Rede." — „O dann iſt er ein abſcheulicher Menſch! dann hat er das Mädchen und uns Alle auf das ſchändlichſte hintergangen, ſie vor der ganzen Nachbarſchaft bloßgeſtellt, und ich will ihn nie mehr vor Augen ſehen! Das ſind die Duckmäuſer! Den Acharja konnte er vor Verlegenheit nicht ſpielen, und ich habe ihn der jetzigen Frau von Nebſchütz geben müſſen, die jetzt Zwillinge bekommen hat; aber Mädchen hintergehen, ihnen ihr Herz ſtehlen, das kann er, davon hält ihn ſeine Verlegenheit nicht ab! Mir iſt nie etwas Schändlicheres vorgekommen als dieſes Betragen!"

„Aber Tante," erwiederte Herr von Büren, „was berechtigt uns denn zu glauben, daß er jemals Abſichten auf Roſa gehabt? Eigentlich hat er's nie gezeigt, alle Einladungen ſind von uns ausgegangen, er hat im Grunde gar nichts gethan, als was die Höflichkeit erfordert." — „Er hat Roſa gefallen," ſagte das Fräulein, „und du wirſt mir nicht glauben machen, daß ein Mann einem Mädchen gefällt, wenn er es nicht darauf anlegt." — „Es wird Roſa nicht an Freiern fehlen," bemerkte der Vater ſtolz, und hiemit ſchloß das Geſpräch. Roſa aber mag in ihrem Kämmerlein manche Mädchenthräne vergoſſen haben; es hat es niemand erfahren.

Otto kam nach Hauſe; das erſte, was er that,

Digitized by Google

war, die geraubte Silhouette ſauber in ſein Portefeuille zu legen; als er aber zu Bette ging, ſteckte er ſie vor dem Einſchlafen an die Wand, an der es ſtand, und am frühen Morgen nahm er ſie wieder herunter und legte ſie in ſeine Brieftaſche. Dieß blieb Jahre lang der einzige Verkehr, der zwiſchen ihm und dem Hauſe Büren gepflogen wurde. Er ging auf Reiſen, dann trat er förmlich in den Staatsdienſt ein, froh, wieder durch irgend etwas gebunden zu ſeyn, denn er kam ſich vor wie ein irrender Stern, der ſchrankenlos durch den Himmelsbau läuft und nicht weiß, wo er hin gehört. Zwar gab es außer der des Staatsdienſtes noch eine ſüße Feſſel, die er ſich hätte anlegen können, und nach deren Befeſtigung ihn die übermäßige Freiheit nicht mehr in Verlegenheit geſetzt haben würde, die des Eheſtandes; aber es fiel ihm nicht ein, ſich nach einer Braut umzuſehen, ja es gab einen Fleck in ſeinem Herzen, der jedesmal ſchmerzte, wenn er auf dieſen Gegenſtand geführt wurde. Von Roſa hörte er nichts, fragte auch nicht nach ihr; ſeine Scheu hielt ihn zurück, dieſe Scheu, die früh eingepflanzt keine ſpätere Bildung, keine Reiſen, keine Gewohnheit, mit der Welt umzugehen, auszurotten vermochte. Er flößte ſie auch andern ein; es gab gewiſſe Geſpräche, die man in ſeiner Gegenwart vermied, ſo daß er in dem Glauben an die Unſchuld ſeiner Umgebungen in das volle Mannesalter hineingewachſen war. Er konnte es auch nicht ertragen, Uebles von den Menſchen reden zu hören, und wenn er es mußte, lagerte ſich der Ausdruck der Pein auf ſeinen Zügen. Er war daher kein Menſchenfeind, er liebte die Menſchen im Allgemeinen warm, nur machte ihn der Anblick jedes Einzelnen beklommen und er vermied den perſönlichen Umgang mit ihnen.

Seine Zimmer dagegen waren reizend ausgeſchmückt. Fremde Waffen, bunte Vögel und dergleichen ſchmückten phantaſtiſch die Wände und hingen von der Decke herab. Schöne Kupferſtiche ſprachen liebliche Worte zu dem Beſchauer, gute Bücher, Mineralien und Gemmenabdrücke füllten die Schränke. Wehe aber dem Junggeſellen, der ſich ſo umgeben hat. Er wird ſchwerlich eine Frau in dieſen geſchmückten Tempel der Einſamkeit einführen.

Eines Tags las er in den Zeitungen: „Theilnehmenden Verwandten und Freunden mache ich die Vermählung meiner Tochter Roſa mit Hugo von Sain, Rittmeiſter i. d. A. bekannt. Alfred von Büren, Rittergutsbeſitzer.“ Otto ſtand auf, nahm den Schattenriß Roſas aus ſeiner Brieftaſche und begrub ihn tief in eine Schatulle, die ſelten gebrauchte Papiere enthielt; am Abend aber ging er ſeit acht Jahren zum erſtenmale zu Bett, ohne die Silhouette vorher an die Wand geheftet zu haben. Alſo Roſa war ſechsundzwanzig Jahre alt geworden, ohne zu heirathen, hatte aber doch endlich den Mann ihres Herzens gefunden.

Es war Winter und ſeitdem wieder ein Jahr vergangen; die Stadt hatte ſich gefüllt, die Gutsbeſitzer der nahen und fernen Umgebung waren hereingezogen, um ſich einmal bei Hofe zu zeigen, oder ſich ſonſt zu unterhalten; die Thürſteher in den Geſandtſchaftspalaſten hatten ihre Pelze an, die Herrſchaftskutſcher ſahen aus wie leibhaftige Bären, die Logen in den Theatern waren gefüllt und der Strom unter der Brücke von Menſchenhand war mit einer kryſtallenen überzogen.

Otto ſaß in Akten vergraben an ſeinem Schreibtiſche. Es arbeitet ſich ſo gut im warmen Zimmer, wenn draußen der Schnee unter den Rädern knirſcht. Er dachte an nichts als an ſeine Aufgabe, da ward die Thüre ſeines Zimmers ausgeriſſen und ein leidenſchaftlich erregter Menſch ſtand vor ihm. Es war ein ſchöner Mann von etwa dreißig Jahren, elegant im modiſchen Spazierpelz, ſein Geſicht war von hoher Röthe übergoſſen, und dadurch ſo dunkel, daß der blonde Bart hell dagegen abſtach; die Haare waren braun, die Geſtalt groß.

„Ich ſehe,“ ſagte der Mann haſtig, „daß ich recht bin; ſind Sie der Vater oder der Sohn?“ — „Ich habe keinen Vater,“ erwiederte Otto in großer Verlegenheit, denn dieſer raſche Eintritt in ſein Allerheiligſtes hatte ihn vollkommen überwältigt. „Gut,“ erwiederte der Fremde, „ich habe von Ihrer Geſchicklichkeit gehört und meine Sache wird in guten Händen ſeyn. Ich führe Sie lieber gleich mit Einem Worte mitten in das Geſchäft: ich will geſchieden ſeyn!“

„Aber, mein Herr —“ ſagte Otto. Weiter konnte er nichts ſagen, der Fremde ſchnitt ihm das Wort ab: „Ich bitte Sie, machen Sie mir keine Einreden, thun Sie, was Ihres Amtes iſt, und hören Sie mich an. Ich lernte ſie vor zwei Jahren kennen. Es gab ihres Gleichen nicht; ſie war ſchön wie eine Nymphe, klug, natürlich, gut, kurz ein Engel an Geſtalt und Herz. Als ich ſie das erſtemal ſah, ſchwor ich mir, daß ich ſie beſitzen müſſe. Es war auf einem Nachbargute; ich hatte ſchon oft von ihr gehört, war ihr aber noch nie begegnet. Da kommt mein Verwalter zu mir herein und ſagt: „Herr Rittmeiſter, das ſchöne Fräulein iſt eben hier vorbei auf Rehſchüß zu gefahren.“ Ich ſage: „Schnell, ſattle mir den Braunen! werfe mich darauf und komme kurz nach ihr an. Unterwegs dacht' ich mir: es wird ja wohl zum Aushalten ſeyn mit der Schönheit, und ſteige ab, als käme ich ganz von ungefähr, und trete in das Zimmer. Da ſaß ſie; die beiden Zwillinge des Hauſes ſpielten mit ihr, ſie ließ ſich zauſen, daß ihre Locken wie vom Winde bewegt um

Digitized by Google

das holde Gesicht spielten. Ich gestand mir, es sey nicht auszuhalten ließ mich vorstellen und dachte mir: die wird meine Frau! Als sie später aufstand und Alles in den Garten ging, sah ich mit Staunen, daß sie nur schön sey wie der Pfau, denn an den Füßen trug sie zwei häßliche, große, noch dazu rothe Juchtenstiefeln, wie mein Jäger. Was sagen Sie dazu?"

Otto war nicht im Stande auf die Frage zu antworten; er winkte dem Fremden, weiter zu sprechen. „Nun, ich dachte mir," fuhr dieser fort, „wenn sie meine Frau ist, wird sie die Juchtenstiefeln wohl ablegen, und blieb um so eifriger bei meinem Entschluß. Ich ließ mich bei ihrem Vater vorstellen, hörte geduldig das Lirum Larum ihrer alten bucklichten Tante an, nur um bei ihren Umgebungen in Gunst zu kommen. Es gelang auch, nur bei ihr machte ich keine Fortschritte. Wenn ich denke, was ich damals gelitten habe! Ich mußte vorlesen hören und selbst vorlesen — ich weiß nicht, was ärger ist; ich mußte Garn halten, Bleistifte spitzen, und wenn wir in's Freie gingen — sie mit Juchtenstiefeln herumlaufen sehen. Sie war sonst angezogen wie ein Engel, wie ein Pariser Engel, und wenn sie Schuhe anhatte, konnte kein Fuß zierlicher und kleiner seyn als der ihre; aber der Anblick dieser Stiefeln erfüllte mich jedesmal mit Zorn, und mein Entschluß, sie zu heirathen, ward immer fester, um sie ihr abzunehmen. Ich erklärte mich, und bekam einen runden Korb — ich, dem alle Mädchen in allen Garnisonen, wo ich war, nachgelaufen sind! Aber ich ließ mich nicht aus der Fassung bringen und sagte: „Fräulein, in drei Monaten frag' ich wieder an!" Sie lachte und ich besuchte ihr Haus nach wie vor. Nach drei Monaten fragte ich wieder: abermals nein! „Gut," sagte ich, „in drei Monaten komme ich zurück!" Und siehe da, das drittemal sagte sie Ja! Hätte sie doch wieder Nein gesagt! denn nun ist doch Alles umsonst; ich muß mich scheiden lassen!"

„Hat sie Ihren Erwartungen nicht entsprochen?" fragte Otto zögernd. „Verwandelte sich der Engel, in der Nähe gesehen, in ein gewöhnliches Weib? Oder hat sie Sie nur aus Ueberredung genommen, und nicht aus Liebe?"

„Ich möchte nicht gern ein Geck seyn," sagte der Fremde gutmüthig, „aber so viel ich mich auf Liebe verstehe, war sie zuletzt ganz vernarrt in mich. Warum hätte sie mich auch sonst geheirathet? Sie ist, oder sie wird reicher als ich und hat, seitdem sie erwachsen ist, nichts anderes gethan, als Körbe ausgetheilt. Sie war nämlich schon sechsundzwanzig Jahre alt; aber das ist das wahre Alter. Mit sechzehn bis achtzehn Jahren ist ein Mädchen ein einfältiges Ding, und ob sie gut einschlägt oder nicht, kann man eben so wenig wissen, als wenn man ein Pferd als Füllen kauft. Wie sie war, liebte ich sie bis zur Raserei, und sie raste nicht gerade, aber im letzten Vierteljahre war sie ernstlich verliebt. Ich kann's Ihnen sagen, es ging reißend schnell weiter, wie einmal der Anfang gemacht war. — Der Vater war damit einverstanden, daß ich kürzlich ein Gut in der Nachbarschaft gekauft hatte, ihm war es recht, den Schwiegersohn in der Nähe zu haben; die Tante hatte mich gern, weil sie behauptete, mein Name klänge wie eine rheinische Ballade; aber Verse mußte ich, seitdem ich ihr künftiger Neffe war, noch weit mehr anhören als früher, und wirklich, es hat mir geschadet, denn vorher mochte ich einen runden Vers wohl leiden, jetzt verurfacht er mir Uebligkeiten. — Hören Sie, ich habe Ihnen gesagt, sie sey verliebt in mich gewesen, aber denken Sie sich ja nicht, daß sie mir nachgelaufen sey; nein, weibliche Würde, Schamhaftigkeit, Zurückhaltung, Alles das war dabei; nur das merkt' ich, wenn ich ihr mit Gewalt einen Kuß gab, so schmeckte er ihr gut, trotz aller Grimassen. Ich kann's ja sagen, denn sie war vierzehn Monate lang mein ehelich Weib. Nun aber ist alles vorbei, vorbei! Wenn ich, wie die Tante, einen Vers auf die Situation wüßte, würde es mir vielleicht nicht so weh thun."

„Aber was ist denn geschehen?" fragte Otto in großer Bewegung. — „Hören Sie mich nur an. Der Hochzeittag war am sechsten Oktober. Was war das für ein Tag, als ich zur Trauung hinüber fuhr! Die Aepfel hingen noch reif an den Bäumen, die Wiesen waren alle abgemäht und das Vieh weidete darauf, die Zugvögel versammelten sich in großen Schaaren in der Luft, die Lerchennetze waren aufgespannt, die Landleute ackerten für die Ernte des nächsten Jahres, und als die Sonne sank, fuhr ich in den Hof des Bürenschen Gutes ein; sie war nämlich ein Fräulein von Büren. Die Hausthüre war bekränzt, im Saale war die ganze Nachbarschaft versammelt, der Altar war aufgerichtet und mit Ebereschenbeeren und Astern bekränzt." — „Mit Ebereschen!" fiel Otto seufzend ein. — „Ja, mit Ebereschen, was wundert Sie daran? Endlich trat sie ein mit dem Myrthenkranz und der Orangenblüthe im braunen Haar; sonst alles weiß, ein Engel von weißem Atlas und ostindischer Mousseline, und die Füße mit den niedlichsten Schuhen, die je in Paris fabricirt worden sind, bekleidet; ihre Augen glänzten wie Diamanten, denn die Thränen waren dicht am Herabfallen, aber noch darin. Haben Sie je in ein Paar liebe Augen geguckt, wenn sie von unvergossenen Thränen glänzten? Es gibt nichts Schöneres. Und nun traten wir vor den Altar — es war eigentlich der Theetisch, aber

Digitized by Google

mir iſt nie vor einem wirklichen ſo feierlich zu Muthe geweſen. Die Fragen wurden an uns gerichtet, ob wir Leid und Freud mit einander theilen wollten, und uns treu ſeyn bis in den Tod; wir ſagten beide Ja, und ſie hat den Schwur gebrochen!"

„Die Treue hat ſie gebrochen?" fragte Otto beunruhigt. — „Die Liebe und den Gehorſam hat ſie nicht geachtet, was eben ſo ſchlimm iſt," erwiederte der Fremde. „Ich führte ſie heim, ſie war mein Weib. Es ſchien ſich eine Welt von Glück vor mir zu öffnen und die neue Sonne ſchien auf ein beglücktes Paar. Das erſte Frühſtück in der ſüßen Häuslichkeit wird mir unvergeßlich ſeyn, wie der Kaffeetiſch zwiſchen uns beiden weiß gedeckt ſtand und ſie den Stuhl raſch neben meinen trug und wir mit einer Hand eintunkten und die andere feſt in die des andern drückten. Meine Jagdhunde ſchnupperten um den Tiſch; ſie wollte Diana zwingen, Kaffee zu trinken, die aber machte Capriolen und hielt die Naſe hin, damit Roſa ihr ein Stück Zucker darauf legen ſollte, und als der Hund es geſchnappt hatte, ließ ſie mir keine Ruhe, um mich zu bewegen, zur Jagd aufzubrechen. „Heute brauch' ich nicht mehr allein zu fahren," ſagte ich ihr, „du gehſt mit!" — „Ja," erwiederte ſie, „auf die Jagd und wo du ſonſt hin willſt! Ich gehe, mich zurecht zu machen." Verſchwunden war ſie; ich blickte ihr entzückt nach, noch lange nachdem ſie die Thüre geſchloſſen hatte. Endlich rief mich ihre ſüße Stimme von unten: „Hugo, ich bin ſchon am Wagen." Ich laufe hinunter, will ihr hinein helfen, ſie ſtreckt den Fuß aus, um den Tritt zu beſteigen, was ſehe ich! Die rothen Juchtenſtiefeln! Wie finden Sie das?"

„Ich ſehe nichts ſchlimmes daran," ſagte Otto. „Sie wußte vielleicht noch nicht, daß ſie Ihnen ſo verhaßt wären." — „Das ſagte ich mir auch und ließ ſie einſteigen, mir vornehmend, ihr bei erſter Gelegenheit meine Meinung darüber rund heraus zu eröffnen. Im Wagen ſah ich nichts mehr davon und hatte es bald vergeſſen. Die Jagd war prächtig, obgleich ich an dieſem Tage nichts ſchoß. Wir kamen entſetzlich hungrig nach Hauſe. Abends las ſie mir vor. Nie hat mich eine Vorleſung ſo gefreut, ihre Stimme klang wie der Geſang eines Wundervogels und das Gemurmel eines Baches. Sie wiegte mich in ſüße Träume, ich ſchlief ein und erwachte erſt, als mich ihr leiſer Kuß an's Schlafengehen erinnerte. So hatte ich dieſen erſten Tag noch nicht geſprochen; es war der letzte meines Glücks. Der andere fing an wie der vorige, nur bekam Caro dieſen Morgen das Stück Zucker, und als ſie gehen wollte, um ſich zurecht zu machen, ſagte ich ihr: „Roſa, du mußt mir ein Opfer bringen und keine Waſſerſtiefeln mehr tragen." — „Lieber Hugo," erwiederte ſie mit empörender Gleichgültigkeit, „das wäre ein ſehr einfältiges Opfer, denn du kannſt überzeugt ſeyn, daß wenn ich in dieſer feuchten Herbſtzeit ohne Waſſerſtiefeln mit dir auf die Jagd ginge, ich mir eine tüchtige Erkältung zuziehen würde." — „Larifari," ſagte ich, „andere Frauen gehen auch ohne Stiefeln auf die Jagd und werden nicht krank." Sie erwiederte: „Ich kann es nicht und werde daher lieber zu Hauſe bleiben." — „Meinethalben," war meine Antwort, und ich fuhr allein. Wiſſen Sie, was Einſamkeit iſt?

(Fortſetzung folgt.)

Holländiſche Skizzen.

(Schluß.)

Charakteriſtiſch für die Bäuerinnen der Drenthe ſind die folgenden Anekdoten, welche ſich beim Beſuch des Prinzen Wilhelm V. zutrugen.

In Weſterborg wünſchte dieſer Prinz eine Bauernwohnung zu beſuchen und näher in Augenſchein zu nehmen. Nachdem er in der erſten beſten Wohnung alles beſichtigt hatte, näherte er ſich der Hausfrau, die eifrig fortſpann, und wollte ihr zum Abſchied ein Goldſtück in die Hand drücken. Die Bäuerin wies jedoch die Gabe mit Freundlichkeit zurück, indem ſie ſagte: „Hol doe't maar, Prins, doe hest et meer neug als ik!" (Behalt' es nur, Prinz, du haſt es nöthiger als ich!)

Als derſelbe Prinz in Zweelo hörte, daß das Volk

Digitized by Google

ihn draußen vor der Thüre zu ſehen wünſche, ging er leutſelig hinaus und ſprach freundlich mit der Menge. Voll Verwunderung rief da ein altes Mütterchen mit lauter Stimme, auf den Fürſten zutretend: „Wat, Jonges, ik docht dat 'k oe deurzeen kon; oos Doomneer hef et lest nog in't gebed zegt, dat je doorluchtig wart.“ („Was, Junge, ich dachte, ich könnte Euch durchſchauen; unſer Domine hat es noch neulich beim Gebet geſagt, Ihr ſeyet durchſichtig (doorluchtig heißt in der That durchſichtig).

Eine dritte Anekdote in Betreff der Bauernfrau in der Drenthe möge hier noch folgen, weil ſie das eheliche Verhältniß näher bezeichnet und zugleich trefflich auf den weſtphäliſchen Bauer paſſen würde; die Anekdote trug ſich auch wirklich in einer öſtlich gelegenen Bauernſchaft zu. Ein Bauer hatte ſeine Frau — 't wief — begraben. Abends nach der Begräbnißfeierlichkeit — groeve — ſaß er mit ſeinen Kindern bei der Mahlzeit und rief vergnügt aus: „Sieh da, Kinder, das iſt uns ſeit lange nicht geſchehen, daß wir ſo unter uns — mit egen volk — zuſammen ſitzen, denn die Mutter war doch auch nur angeheirathet (aaëtrouwd). Bemerkenswerth iſt auch noch, daß der Bauer, von ſeiner Frau ſprechend, die er hauptſächlich nur nach ihrer Arbeitskraft ſchätzt, die Geſchlechtsbeſtimmung durchaus bei Seite ſetzt; er ſagt immer „hy,“ „hum“ oder „hom“ — „er,“ „ihm,“ „ihn.“

Ausſchweifungen in der Geſchlechtsliebe kommen denn auch in Drenthe weniger vor als in den andern Provinzen. Der Gelzige ſchweift überhaupt nirgends aus in der Liebe.

Geburt, Heirath und Tod ſind in der Drenthe, wie überall, die drei Lebensmomente, an welchen die uralten Sitten und Gebräuche am längſten haften bleiben. Iſt die Familie des Bauern vermehrt worden, dann iſt es, mindeſtens im weſtlichen Theile der Drenthe, noch gebräuchlich, daß der Hausvater ſofort nach der Entbindung ſeiner Ehehälfte den Knecht oder ſonſt jemanden ausſendet, um die „Vrunde“ außerhalb des Dorfes — buiten 't loeg — von dieſem für ihn mehr oder weniger frohen Ereigniß in Kenntniß zu ſetzen. Der Bote wandert feſtlich gekleidet bei den Verwandten herum von Gehöft zu Gehöft. „Goan dag zaom! Oos boer lat oe weten, dat hy de Vrouw in 't bedde hef!“ In dieſer Weiſe iſt der Regel nach die Entbindungsanzeige abgefaßt. Sodann wird ſich angelegentlich nach den Geſundheitsumſtänden der Wöchnerin — kraamvrouw — erkundigt, und der Bote erhält ſeinen üblichen Lohn, einen Eierpfannkuchen. Wie im nordweſtlichen Deutſchland überhaupt ſpielt der Pfannkuchen nebſt dem Schinken — ham — und dem Reisbrei — „dicken Reis“ — unter den Nahrungsmitteln eine vornehme Rolle.

Bekanntlich iſt der Speckpfannkuchen hier wie in den angrenzenden Landſtrichen das Hauptnahrungsmittel des Landmanns, aber in den an die Grafſchaft Zütphen angrenzenden Bauernſchaften der Drenthe wird, wie auch in genannter Grafſchaft, der Speckpfannkuchen noch bei Liebesangelegenheiten ſymboliſch verwendet. Der Heirathscandidat verfügt ſich nämlich gegen Abend in die elterliche Wohnung der Geliebten und nimmt fröhlich plaudernd unter dem „Bossum“ am Herde bei der Familie Platz. Das Mädchen, auf welches es gemünzt iſt, rührt ſofort den Teig zum Pfannkuchen an und zerſchneidet den Speck in die üblichen kleinen Stücke. Bald ſchmoren und ziſchen dieſe in der Pfanne, ein lieblicher Geruch verbreitet ſich in der Küche und aller Augen ſind auf die ominöſe Bratpfanne gerichtet. Aber das Herz des Prätendenten beginnt wie ein Hammer zu klopfen, wenn die Geliebte den Teig in die Pfanne ſchüttet; denn bedeckt ſie die Speckſtücke mit dem Teig, ſo ſpringt er auf und drückt einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen und ſeine Wünſche werden in Erfüllung gehen; wenn ſie aber den Teig in der Weiſe einſchüttet, daß die Speckſtücke unbedeckt aus dem Kuchen hervor gucken, ſo bleibt ihm nichts übrig, als aufzuſtehen und ſich eilig, oft unter dem ſchallenden Gelächter der Familie, davon zu machen. Weder ein Stück des wohlduftenden Speckpfannkuchens noch die reizende Dirne iſt für ihn beſtimmt.

Doch zurück zu der Wöchnerin! Die in obiger Weiſe Benachrichtigten begeben ſich an einem beſtimmten Tage in das Haus der „Kraamvrouw,“ um die übliche Kraamviſite abzuſtatten. Im Weſten der Provinz nennt man dieſe „Wasschop,“ während in den öſtlichen Dörfern mit dieſer Benennung überhaupt eine Feſtlichkeit bezeichnet wird. Jeder der „Vrunde, wozu auch die beiden nächſten Nachbarn gehören, bringt zur „Waaſchop“ ſein Geſchenk — „de Pannekoek“ — mit, das gewöhnlich in einem Korinthenbrod, einem Stück Hausrath oder auch wohl in einem Stück Geld beſteht. Die ganze Geſellſchaft, nicht ſelten aus dreißig Perſonen beſtehend, wird ſodann den ganzen Tag hindurch mit Kaffee, grauen Erbſen und Roſinen nebſt Stockfiſch bewirthet. Nach dem Wochenbett hält die Bäuerin ihren Kirchgang; ſie würde es nicht wagen, ſich auf dem Bauernwege (offene Straße) ſehen zu laſſen, ohne gewiſſenhaft jene kirchliche Pflicht erfüllt zu haben, die ganz mit dem „Einleiten“ in dem benachbarten katholiſchen Weſtphalen übereinkommt.

Digitized by Google

Die Hochzeiten werden in ganz ähnlicher Weise gefeiert wie in dem benachbarten Münsterlande und dauern oft mehrere Tage. Jeder Gast bringt sein Geschenk, wie bei der oben beschriebenen „Wasschop.“ Zu Coeverden herrschte noch im vorigen Jahrhundert der Gebrauch, daß das Brautpaar am Hochzeittage, wozu der Sonntag bestimmt wurde, gefolgt von den sämmtlichen Angehörigen, erst dann nach der Kirche ging, wenn der Gottesdienst sich zum Ende neigte. Vorauf gingen die Musikanten (speullui); diese postirten sich immerfort spielend im Innern der Kirche am Haupteingange und ließen den Hochzeitzug vorbeipassiren. Waren Alle eingetreten, dann schwiegen die Violinen und der Prediger konnte den gewaltsam zerrissenen Faden seiner Rede weiter fortspinnen.

Die Begräbnisse sind wie in den umliegenden Provinzen mit großen Feierlichkeiten, aber auch bedeutenden Kosten verbunden. In der Drenthe nennt man sie „groeven,“ in dem benachbarten Groningerland „uitigsten.“ Die sämmtlichen „Vrunde“ begleiten die Leiche zu Grabe. Ist sie eingesenkt, so hält der Geistliche die Leichenrede. Die Reformatoren waren anfangs, wie aus Art. 7 der 1601 zu Oldenzal abgehaltenen Classis hervorgeht, bestissen, die Leichenreden völlig abzuschaffen; nach demselben Artikel war es den Geistlichen überhaupt verboten, für die Todten zu beten. In der Drenthe ließ sich das Volk sein Todtenamt nicht völlig nehmen und zahlt noch jetzt willig für die Leichenrede den üblichen „Dukaton;“ man hielt daher später nur darauf, daß die Rede nach dem Einsenken der Leiche und nie vorher abgehalten wurde. Sodann begibt sich die gesammte Freundschaft nach dem Sterbehause zur würdigen Beschließung der „Groeve.“ Hier wird tapfer gegessen und getrunken, wie bei den „Wasschopen.“

Noch vor Kurzem, am 22. December 1857, brachten die holländischen Blätter aus Assen in Betreff dieser uralten Sitte wörtlich folgende Notiz: „Als ein Beweis, daß die „Groeven“ oder Begräbnisse, die sich früher in der Drenthe durch den reichlichen Genuß von Speise und Trank auszeichneten, noch nicht aus der Gewohnheit des Volkes verschwunden sind, theilt man uns mit, daß in einem benachbarten Dorfe dieser Tage eine Leiche bestattet wurde, bei deren „Groeve“ consumirt worden sind: vier große Schinken, 79 Maß graue Erbsen, 23 Pfund Reis mit 14 Eimern süßer Milch für Reisbrei, und überdieß eine große Masse Brod — „boerenstoet.“ Im Dorfe war kein Kessel groß genug für den Reisbrei, es mußte daher aus einem benachbarten Dorfe der „Groevenketel“ geliehen werden. Da dieser Kessel jedoch zu groß war, um über den Herd gebracht werden zu können, so wurde vor der Thür ein großes Feuer angezündet und so der Kessel zum Kochen gebracht.“

Als ein rührender Zug muß hier noch gemeldet werden, daß es zu den Trauerpflichten der Frau in der Drenthe gehört, nach dem Absterben ihrer nächsten Verwandten sich sechs Wochen lang beim Gottesdienst des Psalmsingens zu enthalten und diesem schweigsam und traurig beizuwohnen; so wie auch, daß die Collekte für die Armen, welche nach der Leichenpredigt abgehalten wird, selbst in den Dorfkirchen, mitunter 30—40 Gulden aufbringt.

Eben so wie aus den Begräbnissen macht der Bauer im nördlichen Theile der Drenthe, aber noch mehr der Landmann des reicheren Gröningerlandes ein Fest aus dem Tage, der zum Verkauf der Nachlassenschaft irgend eines begüterten — dikken — Bauers bestimmt ist. Ein Plakat an der Kirchthür Seitens des Notars kündet am Sonntage den Verkauf an; früher war es gebräuchlich, daß solche Publikanda ohne Weiteres nach dem Schlusse der Predigt vom Domine verlesen wurden, wie es im Münsterlande noch jetzt gebräuchlich ist, daß der Unterküster nach dem Gottesdienste den Kalvarienberg vor der Kirche besteigt und gegen die übliche Gebühr die öffentlichen Verkäufe ankündigt.

Das betreffende Publikandum ist überschrieben „Boelgoed,“ und der Verkaufstag heißt „Boeldag.“ An demselben Tage werden auch die zum Verkauf bestimmten Gegenstände ausgestellt und in Augenschein genommen. Dieselben Gäste und „Vrunde,“ worunter die Erben, welche noch vor vierzehn Tagen — gewöhnlich die Frist, welche man nach dem Tode des Erblassers verstreichen läßt — zum Begräbnisse versammelt waren, sieht man am „Boeltage“ in ihren Chaisen oder Hufekarren frühzeitig heranfahren und in der vordern Stube hinter der wohlbesetzten Tafel Platz nehmen. Die Weiber und Mädchen im Sonntagsstaat fehlen nicht und lassen sich den Kaffee mit „Klontjes“ und die in Jenever geweichten Rosinen wohl schmecken, während für die Männer die thönerne Goudaer Pfeife nebst echtem „Schiedamer“ bereit steht. Auch Neugierige und Käufer stellen sich in Menge ein, und weder Buden mit Näschereien, noch Tische und Gestelle, hinter welchen ein ambulanter Schenkwirth ein Fäßchen Bier oder Jenever anstieht und Schinken, Häringe, geräucherte Scharren feilbietet, fehlen draußen im Hofe, wo auch die Fuhrwerke, das Ackergeräth und das Vieh, das zum Verkauf kommen soll, in Reih und Glied zur Schau stehen. Im Hause selbst sind alle Mobilien, Kasten und Leinenschränke

Digitized by Google

von ihren Stellen gerückt und nebst ihrem Inhalt möglichst vortheilhaft ausgestellt.

Gegen eilf Uhr, statt um zehn, naht sich gravitätisch „Mynheer de Notaris,“ gefolgt von seinem oft buckligen „Klerk“ und grüßt rechts und links verbindlich mit der Hand. In der vorderen Stube, wo die Erben versammelt sind, schlägt er sein Bureau auf; als Erfrischung für ihn steht rother Wein, für den Schreiber Kaffee bereit. Vor dem Fenster, aus welchem die verschiedenen Verkaufsstücke hinausgereicht werden, faßt auf einem Tische der Ausrufer Posto, gewöhnlich ein bewegliches spaßhaftes Männchen. Sodann beginnt der Verkauf — „vyling.“ Man fängt dabei mit dem Rindvieh an, dann kommen die Pferde, hierauf das Ackergeräth, und den Schluß machen die Hausgeräthe und Kleidungsstücke. Im Verlaufe des Ausstreichs werden von Seiten der Erben die sechs üblichen Flaschen Branntwein zum Besten gegeben, der jetzt fast überall das sogenannte „Goodsbier“ verdrängt hat; um Leben in die Käufer zu bringen, läßt man gewöhnlich noch ein Dutzend weitere Flaschen folgen. Hat man erst den begeisternden Trank gekostet, dann fängt auch der ambulante rothnasigte Schenkwirth an Zuspruch zu bekommen und der Krahn seines Fäßchens träuft Gold für ihn. Jetzt hat der Kampf beim Ausbieten seinen Höhepunkt erreicht; aber neben dem Branntwein ist noch ein anderer belebender Faktor in Thätigkeit, um den Kauf zu erleichtern und zu beschleunigen, und dieser heißt „vierteljähriger Kredit,“ der durchweg bei diesen Verkäufen gewährt wird.

Allmählig geht der Verkauf zu Ende und die Nacht bricht an, und jetzt ändert sich die Scene. Alle Räume sind wüst und leer; Mynheer de Notaris hat sich bereits entfernt; in der großen Scheune aber beginnt es lebendig zu werden, denn diese hat das junge Volk in Beschlag genommen. Lange Planken werden auf umgekehrte Eimer gelegt und zu Sitzplätzen eingerichtet. An der einen Seite steht der rothnasige Fuselverkäufer mit seinen Flaschen und Tönnchen, ihm gegenüber auf einem alten Stuhl oder einem Fasse der Spielmann mit der Violine und in der Mitte ist Raum für die Tänzer gelassen. Das ganze Interieur à la Teniers wird von einer einzigen flackernden Talgkerze beleuchtet, die an einem Spieß steckt, welcher etwas umgebogen vermittelst eines Strick an einem Balken befestigt ist. Jetzt hebt die nicht stets unschuldige Lustbarkeit an und dauert oft bis zum Aufgange der Sonne, welche die lustglühenden Gesichter der Dirnen noch röther färbt.

Diese „Boeltage“ sind jedoch mehr der Provinz Groningen eigen als der nüchternen Drenthe, wo überhaupt der Branntwein weniger als in sämmtlichen andern holländischen Provinzen zur Herrschaft gelangt ist.

Wie in dem reformirten Holland der h. Nikolaus fast überall noch verehrt wird und der 6. December als Kinderfest nicht zu beseitigen war, was sich auch daher erklärt, daß dieser Heilige als Patron mehrerer holländischen Städte, wie Amsterdam und Zwolle, und als Patron des Handels überhaupt in hohem Ansehen stand, so wird auch der h. Martinus fortwährend fast in allen Provinzen und auch in der Drenthe verehrt. In der Gemeinde Gieten wird noch jetzt am St. Martinstage (11. November) von zwei Uhr Nachmittags bis gegen Abend geläutet, eine uralte, aus der katholischen Zeit stammende Fundation. Auch das Martinsbier, die Martinsgans und das „Kerzchenspringen“ der Kinder sind noch vielfach im Schwange. Diese und ähnliche ursprünglich katholische Gebräuche bestehen fort, wenn gleich der Sinn derselben und eine nähere Bekanntschaft mit den betreffenden Heiligen dem gemeinen Volke auf dem platten Lande längst abhanden gekommen. Daß in neuester Zeit die katholische Presse in Holland nicht versäumt, jene Bekanntschaft wieder aufzufrischen, bedarf wohl kaum der Erwähnung, so daß die Aufklärung in dieser Beziehung mehr von ihr als von der protestantischen ausgeht. Wie überall in Holland ist jedoch der Carneval auch in der Drenthe verschwunden, mit Ausnahme der einzigen katholisch gebliebenen Gemeinde Neu-Schoneбeck.

Zu den volksthümlichen Gebräuchen in der Drenthe und den angrenzenden Provinzen gehören auch die Zusammenkünfte zu gemeinschaftlicher Arbeit zum Besten eines Einzelnen. In der Provinz Geldern wird in dieser Weise der Rübsamen gedroschen, und eine solche „Stübsamendresche“ unter freiem Himmel bildet ein gar buntes Volksfest, das ebenfalls mit Musik und Tanz schließt. In ähnlicher Weise kommen in der Drenthe die Weiber zum gemeinschaftlichen Flachsbrechen, Hecheln und Spinnen zusammen. Das sind die sogenannten „Beden.“ Hier wird ohne Lohn gearbeitet, aber die Veranstalterin der Bede ist gehalten, sämmtliche Eingeladene, oft zwanzig an der Zahl, den ganzen Tag über zu bekstigen. Den Schluß der Mahlzeiten bildet am Abend der beliebte Reisbrei, der aus gemeinschaftlichen Näpfen gegessen wird. Letztere einfache Art des Speisens ist überhaupt durchweg üblich. Wiewohl der Nutzen solcher gemeinschaftlichen Arbeitstage in Frage steht, so geht doch der Bauer, der alten Sitte getreu, nicht davon ab, ein Beweis, daß ihm der Sinn für Geselligkeit noch nicht abhanden gekommen ist. Zum Glück enthält man sich dabei noch so ziemlich des Branntweingenusses.

Wohl zu unterscheiden von den „Spinbeden“ ist

Digitized by Google

das „Spinnmahl,“ wovon hier noch schließlich eine Skizze folgen möge.

Das Spinnmahl gehört zu den wenigen Wintervergnügungen der jungen Leute in den Dörfern. Es ist eine Zusammenkunft von jungen Mädchen — magies, wichter — welche, mit dem Spinnrad ausgerüstet, in der elterlichen Wohnung der einen von ihnen zusammenkommen, um den Winterabend plaudernd und erzählend hinzubringen. Schon in der Dämmerung versammelt man sich in der gastlichen Küche, wo das Plaggenfeuer bereits freundlich flackert und Kaffee nebst „Boerenstoete“ zum Genuß einladet. Von letzterem darf jedoch nur ganz wenig gegessen werden, weil man sonst gegen die Sitte verstoßen würde. Sodann wird der Zapfen aus der runden Klapptafel gezogen und diese aufgeschlagen gegen das Wandgetäfel bei Seite gesetzt; hierauf bilden die Mädchen einen Halbkreis und die Spinnräder schnurren. Aber schon stellen sich nach und nach die jungen Burschе ein, welche sich jedoch bald unnütz machen, zu schälern beginnen und den Faden hier und da abreißen, bis zuletzt der Kecke seiner Liebsten zuflüstert: „wil je mit achteruit?“ Eine ähnliche Frage richtet bald jeder Bursche an sein Mädchen und Alle entfernen sich lachend — achteruit, d. h. auf die Diele oder in die Scheuer, um hier ungestört und unbelauscht plaudern zu können. Die völlige Dunkelheit, welche in dem Achteruit herrscht, könnte allerdings einen dunkeln Schlagschatten auf das harmlose Bild werfen und die Moralität der Spinnmahle in Verruf bringen. Aber in der Drenthe beim Bauer, der eben so wenig prüde als verderbt ist, gelten sie als durchaus unschuldig und unschädlich, und letzteres mag ohne Zweifel der Fall seyn. Nach kurzer Zeit aber erhellt plötzlich ein helles Licht das nächtliche Dunkel, denn der Ceremonienmeister, gewöhnlich der Sohn des Hauses, urtheilend, daß eine zu große Freiheit denn doch zum Mißbrauche führen könnte, erscheint mit der hell flackernden Lampe und führt die Paare in die Küche zurück.

Hier hängt er die Lampe wieder an den Haken, welcher am Schornsteinmantel — Bossum — vorragt und die Spinnerinnen setzen sich wieder in einem Halbkreis zum Spinnen nieder. Je ein Bursche setzt sich zur Seite seiner Auserwählten. Nach altem Gebrauche müssen sich diejenigen Burschе, denen kein Mädchen zu Theile geworden, unter dem Schornsteinmantel niedersetzen und bilden so zu beiden Seiten die Endpunkte des Halbcirkels. Jetzt beginnt ein eigenthümliches Gesellschaftsspiel. Der Ceremonienmeister tritt, bewaffnet mit einem großen hölzernen Rührlöffel — Sleef — zu dem dem Schornstein zunächst sitzenden Paar und fragt den Burschen mit erhobenem Sleef: „Hoe genoegt et oe?“ d. h. „wie gefällt dir dein Mädchen?“ Antwortet der Bursche „gut!“ so geht jener weiter; sagte er aber „nicht zum Besen!“ so läßt der Ceremonienmeister darauf folgen: „op wel heste 't dan verzeen?“ d. h. „auf welche hast du's dann abgesehen?“ worauf der Befragte den Namen derjenigen Schönen angibt, welche er mit seiner vertauschen möchte. Sofort geht der Mann mit dem Sleef auf das bezeichnete Mädchen los und richtet an ihren Freier die obige Frage: „Hoe genoegt et oe?“ Erfolgt die Antwort: „es sey, wie Jener gesagt“ oder dergleichen, so führt der Ceremonienmeister das Mädchen zu Jenem, der ihren Besitz gewünscht hat. Antwortet er aber „goed!“ oder „dege best!“ dann macht der Ceremonienmeister dem Galant begreiflich, daß er sich der üblichen Probe zu unterwerfen habe und sein Mädchen nur dann behalten könne, wenn er die Anzahl Schläge mit dem Sleef, welche sein Nebenbuhler zu bestimmen hat, die aber eine gewisse Summe nicht übersteigen dürfen, sich auf seinen Handteller appliciren lasse. Nur dann, wenn er diese Tortur geduldig aushält, bleibt er im Besitz des Mädchens; er hat deutlich dargethan, daß es „hom meenen's,“ „daß es ihm Ernst“ ist. Dasselbe Verhör wird mit sämmtlichen Paaren vorgenommen, und es findet sich in der Regel, daß es vielen Burschen nicht „meenen's“ war. Hierauf wird mit den Mädchen eben so verfahren, und auch sie haben somit Gelegenheit, ihre Liebhaber auszuwechseln.

Das Auswechseln wird so lange fortgesetzt, bis Jeder und Jede wo möglich ihren Wunsch befriedigt sehen. Dieses Spiel nennt man „lieden of glieden,“ d. h. Schläge leiden oder die Geliebte fahren lassen. Nach Ablauf desselben wird die eigentliche Mahlzeit angerichtet, bestehend aus Reisbrei oder Hafergrütze, in süßer Milch gekocht. Wird kein warmes Essen gegeben, so heißt die Zusammenkunft „Gespin.“ Aber nur diejenigen Burschе werden zum Essen zugezogen, welchen ein Mädchen zu Theil geworden ist, die übrigen bleiben „hunkerud,“ d. h. sehnsuchtsvoll unter dem Bossum stehen. Diejenigen Mädchen, welche keinen Schatz bekommen haben, entfernen sich entweder beschämt und schweigend oder setzen sich ohne Weiteres mit zu Tische, sind aber dann fortwährender Neckerei preisgegeben. Nicht selten haben sie aber das Glück, auch jetzt noch einen Freier zu erlangen; denn mancher ledige Bursche, welcher durch ihre Reize nicht verführt worden ist, läßt sich durch den Duft des Reisbreis verleiten, an ihrer Seite Platz zu nehmen und sie so zu seiner Geliebten zu erklären. Nicht selten steigert sich jedoch beim Essen die Fröhlichkeit zur rohen Ausgelassenheit und Lustigkeit

Digitized by Google

(brood dronkenheid). Schließlich begleitet jeder Freier sein Mädchen nach Hause; nicht ungewöhnlich ist es aber, daß bei dieser nächtlichen Heimkehr das eine oder andere Pärchen noch in eine Branntweinschenke geräth und der unschuldig verlebte Abend durch das Gift des niederländischen Landmanns, den Branntwein, zum Schlusse mit einer Bestialität gekrönt wird.

Mittheilungen aus Schubarts Lehrerzeit.

(Schluß.)

In dieselbe Categorie gehört folgendes Dictat über Neujahrswünsche:

Geislingen den 5. Jenner 1769.

Geliebter Freund!

Die Feiertage sind geendigt, das neue Jahr ist angetreten, und ich wünsche dir allen Segen. Mehr mag ich dir nicht wünschen, denn ich lache recht herzlich über die Eitelkeit aller Wünsche. Selten geht ein langer Wunsch von Herzen. Jakob Saufgurgel, ein stinker Mensch, dessen Gottheit eine Bouteille ist, wünscht seinem alten geizigen Vater, der ihm kein Geld zum Saufen geben will, ein langes Leben. Mag's ihm wohl ernst seyn? Hans Mehlsack lebt mit seinem Mitmeister in beständigem Brodneid und wünscht ihm doch zum neuen Jahr eine gesegnete Nahrung. Ist das nicht artig? — O ihr guten Bettern, sagt eure Sach doch deutsch heraus! Mein Herr Saufgurgel, sagen Sie lieber zu Ihrem Herrn Papa: „Stirb, Alter, und mache den Dukaten Luft!“ und Ihr, Meister Mehlsack, sprecht doch zu Eurem Mitmeister: „Hund, krepier vor deinem Backofen!“ Ihr Menschen, redet doch deutsch, wie ihr denket, so werden wir über's Jahr statt eurem falschen Profit die erbaulichen und wahren Wünsche hören: „Hol' dich der Teufel, Herr Nachbar! — Brich den Hals, Herr Gevatter! — Marsch, altes Ripp, ich will ein junges Weib! — Vater, marschier, ich brauch Geld! — Sey doch so gut, lieber Bruder, werde dieses Jahr ein himmlischer Tambour, denn ich möchte gern den Vater allein erben!“

Das wären schreckliche Neujahrswünsche, und doch haben viele Leute auch dieses Jahr so gedacht. Ich bin aufrichtiger, Herr Bruder:

Gott gebe dir, mein lieber Fritz,
In diesem Jahr mehr Mutterwitz,
Mehr Fleiß und mehr Geschicklichkeit,
Mehr Demuth und Bescheidenheit.
Sey reinlich und beschmiere nicht
Dein Buch, die Hände, das Gesicht.
Zieh artig dich in Kleidern an,
Daß dich ein jeder loben kann.
Gott gebe, daß niemalen Spreu
Und Sägmehl in dem Kopfe sey.
Er mache dich in neuer Zeit
Recht klug, recht witzig und gescheid,
Daß man einst von dir sagen kann:
Ei seht, das ist ein ganzer Mann!
Er schreibt, er denket, rechnet, liest,
Er ist ein Bürger und ein Christ.
Hört, wie der Mann so weislich spricht,
Er saufet, flucht und spielet nicht,
Wie Geislingen, die kleine Stadt,
Die viele solche — — —

Oha, Herr Bruder, man kann auch gar zu aufrichtig seyn, daß man einem vor lauter Aufrichtigkeit ein paar Rippen im Leib entzwei schlagen könnte. Leb wohl, ich verbleibe

Dein
guter Freund
Hans Schwädeutsch.

Neben solch derbhäufigen Auslassungen tritt oft wie ein Sonnenregen eine Ansprache von fast elegischem Schmelz auf, wie in dem folgenden Dictat, bei welchem freilich einzelne Wetterstöße auch dreinschlagen:

Geißlingen den 12. Juli 1768.

Geliebte Schüler!

Wenn ihr jetzo auf das Feld hinaus geht und daselbsten die schönen Früchte beseht, so sollt ihr nicht dumm, wie ein Esel vor dem Kornsack, stehen bleiben, sondern allerhand Betrachtungen anstellen, wie es neulich der junge Samuel gemacht hat. Dieser kniete vor einem Acker nieder und dankte Gott vor den schönen Segen, welchen er uns zeiget; er bat aber auch zugleich, daß uns doch Gott dieses Jahr mit Wetterschlag verschonen

Digitized by Google

möchte. O Söhne! denket an das Jahr 1763, wo der Hagel die Früchte und die Bäume verschlug und sonsten schrecklichen Schaden angerichtet hat. Wie arm, wie elend würden wir nicht seyn, wann zu diesen nahrlosen Zeiten noch ein besonderes Gericht Gottes käme. Ein tugendhafter Knabe muß nicht hastig wie der Hund seine Schüssel voll Suppe ausschlürfen, ohne zu bedenken, woher es kommt; sondern er muß Gott als dem Geber aller guten Gaben danken und glauben: je mehr man dankt, je mehr man erlangt. Doch ich will nicht so gar fromm mit euch reden, daß ihr nicht über dem Schreiben gähnt und einschlaft. Aber denkt nur daran, was euch gesagt hat

Euer

getreuer Lehrer,

Christian Friedrich Daniel Schubart.

Das ist doch gewiß ehrliche, liebenswürdige Naivetät, zu sagen: „Ich will nicht so gar fromm mit euch reden, daß ihr über dem Schreiben nicht einschlaft.“ Liegt hierin nicht das respektable Geständniß ausgesprochen, daß der Lehrer gespürt hat, sein Spruch fange an etwas seichter zu laufen? Denn das that er offenbar, als, nachdem vorher vom „Danke“ gegen Gott die Rede gewesen war, auf einmal der Zweckmäßigkeitsgedanke des „Mehrerlangens“ dazwischen *springt*.

Anmuthig, und aus des um Formen nicht eben bekümmerten Schubarts Munde fast rührend, lautet auch die Anleitung zum Briefschreiben, die er seinen Schülern dictirte:

Mein Sohn!

Weil du so begierig bist, einen vernünftigen Brief schreiben zu lernen, so will ich dir hiemit eine kurze Anleitung dazu geben. Ein Brief ist eine schriftliche Unterredung mit einer abwesenden Person. Ein Brief soll also natürlich, deutlich und schön abgefaßt seyn. Ehe man einen Brief schreibt, muß man sich vorher die Fragen beantworten: Wer bin ich? und wer ist der, an den ich schreibe? Einen andern Brief fordert man von einem Schneider, einen andern von einem Professor. Doch ist es sehr schön und oft von großem Nutzen, wenn auch Handwerksleute im Stande sind, sich gut auszudrücken.

Wie man sich im Umgang verhalten soll, so soll man sich auch im Briefschreiben verhalten. Gegen Vornehme sey man demüthig, gegen seinesgleichen freundschäftlich, und gegen diejenigen, die unter uns sind, sey man liebreich und herablassend. An einen Burgemeister in der Schweiz oder in Amsterdam schreibt man freilich anders als an einen Burgemeister zu Bopfingen oder Ibmy, und ein Doctor auf Universitäten kann freilich mehr Respekt fordern als ein Theriakskrämer auf dem Lande. Man muß sich sorgfältig nach dem Inhalt seines Briefes richten. Ist die Materie traurig, so schreibe man traurig, ist sie freudig, so freue man sich mit, ist sie lustig, so scherze man. Ist die Materie trocken, so halte man die Leute nicht zu lange auf; ist sie aber verdrüßlich, so plumpe man nicht gleich zur Thüre hinein, wie ein Schulmeister, der einer hochschwangern Frau den tröstlichen Brief schrieb:

„Liebe Frau!

Der Donner hat Euren Mann und Euren einzigen Sohn unter einem Eichbaum verschlagen. Ich kann mein Seel nichts davor. Trinkt ein Gläschen Branntwein und tröstet Euch, so gut Ihr könnt.“

Nachdem Schubart eine Menge Erläuterungen dictirt, was Empfehlungs-, Condolenz-, Gratulations- ꝛc. Briefe seyen, fährt er fort:

Ehe man einen Brief aufsetzt, soll man vorher überlegen, was man schreiben will, damit man nicht das Hinterste vor dem Vordersten schreibe und also das Pferd beim Schwanz aufzäume. Wer das Briefschreiben lernen will, der soll in der Orthographie vorzüglich geübt seyn, damit er nicht allen Verständigen, wie die meisten Handwerksleute, Gelächter, Ekel oder Verdruß erwecke. Zum Aeußerlichen eines Briefs gehört ein guter Schreiber, eine gute Feder, eine gute Dinte, ein gutes Papier, ein gutes Siegellack und dann ein wohlgestochnes Pettschaft.

Diese wenige Stücke kannst du indessen, bis ich dir Mehreres schreibe, auswendig lernen, so wirst du gewiß mit der Zeit einen so guten Brief schreiben lernen als irgend ein Schultheiß oder Anwalt im Ulmerland. Liebe

Deinen

aufrichtigen Lehrer

Christian Friedrich Daniel Schubart.

Der Schluß eines Briefs vom 3. Februar 1769, worin Schubart die verschiedenen Categorien von Knabenunarten einzeln charakterisirt, lautet summarisch also:

Elias Schled, Michel Schlozer, Friedrich Mandelkern, Jakob Honigschleder haben noch andere Untugenden an sich. Wenn sie einige Kreuzer im Säckel haben, so laufen sie gleich dem Zuckerbacher zu. Da sauft man Rosoli, Meth oder Coffee, und tunkt wohl gar Bisquotten drein. Endlich setzt man den Hut auf's Ohr, macht sich tapfer lustig, spielt oder schneidet Eins auf. Behüte Gott! was sind das vor verdorbene Knaben, die sich in der Jugend das Herumschwärmen, den Müssiggang, das Schlecken und Verputzen angewöhnen und die Bücher Bücher seyn lassen! Schämet euch, ihr, die ihr in diesem Briefe getroffen seyd, daß

Digitized by Google

man euch allenthalben ein so stinkendes Lob ertheilen muß. Was wollt ihr werden? Tagdiebe? Gassenschlingel? Luftpassagiere? oder weibische Zuckerschlecker? Pfui! bessert euch! meidet das Herumschwärmen und werdet gesittete und tugendhafte Knaben! Alsdann kann ich mit freudigem Herzen bleiben

Euer

getreuer Lehrer

Schubart,

Für andere jugendliche Uebel dictirt Schubart unterm 25. Oktober 1768 Folgendes:

Hochgeehrtester Herr!

Hier hat sich folgende Neuigkeit zugetragen. Ein Schäfer entdeckte auf dem Geiselstein ein Loch, und als er hineinstieg, so fand er eine eiserne Kiste, worinnen folgende Kostbarkeiten sich befanden:

1) Hundert geschnittene Federn, welche Alles selbst schön und orthographisch schreiben können.

2) Eine Brille, durch welche der dummste Mensch Alles lesen kann.

3) Ein pulverisirter guter Menschenverstand, den man wie Schnupftabak in das Hirn hinaufziehen kann.

4) Etliche Gläser Gedächtnißtropfen, womit sich Diejenigen, welche ihren Catechismum, ihre Sprüche, Lieder nicht auswendig lernen wollen, alle Morgen und Abend um die Schläfe schmieren müssen.

5) Drei Dutzend Feldteufel in Futteralen, welche die bösen Buben bei den Ohren schütteln, wann sie gottlose Streiche anstellen.

6) Zehn Pfund gestankvertreibende Salbe, womit sich diejenigen schmieren können, die das ganze Jahr wie die Böcke stinken.

7) Ein Stimmhammer, womit man diejenigen Hälse stimmen kann, welche rauhe Eselsstimmen haben.

8) Ein Hobel, womit man alle groben Flegel hobeln kann.

9) Ein Zauberspiegel, worinnen man alle Tagediebe, Fresser, Fluchter, Unflätige und Dummköpfe erkennen kann ꝛc. ꝛc.

Diese und andere Raritäten sind allhier in Geislingen um billige Preise zu haben. In unserer Schule könnte man sie wohl brauchen, wann nur das Geld nicht so klemm (rar) wäre. Ich verharre

Dero ergebenster Diener

Doctor Niklas Quackfalber.

Neben dieser Sündenpredigt begegnet uns eine andere, welche in Form eines Beichtgebets dictirt worden ist:

Lieber Bruder!

Ich bin mit Gott entschlossen, auf Ostern zum heiligen Abendmahl zu gehen. Gott gebe, daß ich als ein würdiger Communicant bei der Tafel Jesu erscheine! Deinem Verlangen gemäß will ich dir hier meine Beicht abschreiben:

Wohlehrwürdiger Herr Beichtvater!

Da ich heute das erstemal im heiligen Beichtstuhl erscheine, so stellet mir mein Gewissen alle Sünden vor Augen, die ich von Jugend auf wider die göttlichen Gebote begangen habe. Ich schlage demnach voll Reue und Leid über meine begangenen Sünden, mit dem bußfertigen Zöllner an meine Brust und spreche: Gott sey mir armen Sünder gnädig! Ich lebe auch der vollen Ueberzeugung, daß mir Gott um seines Sohnes Jesu willen alle meine Sünden vergeben und mich zu seinem lieben Kinde aufnehmen werde. Ich werde auch in Zukunft unter dem Beistande Gottes mein Leben bessern und mich der Liebe Jesu Christi immer würdiger machen. Ich bitte demnach Euer Wohlehrwürden, mir an Gottesstatt die Absolution zu sprechen und zur Versicherung meines Glaubens und zum Trost meines Gewissens das hochwürdige Abendmahl mitzutheilen.

Dieses ist meine Beicht, die ich vor dem Angesichte Gottes ablegen will. Bete vor mich, lieber Bruder, und liebe noch fernerhin

Deinen

wahren und aufrichtigen Freund

Gottlieb Selig.

Wie der gewaltige Geislinger Präceptor durch seine Dictate an die Schüler auch die Alten zu treffen wußte, dafür zeugt neben vielen andern Briefen namentlich der unterm 22. Oct. 1768 dictirte:

O einfältiger Hans Pfuff!

(Antwort auf ein ähnliches Schreiben aus Ganslosen [dem schwäbischen Schilda] nach Geislingen.)

Meinst du denn, ihr Ganslofer seyet allein gescheit? Glaub mir, wir Geislinger jungen Herrn im Zwilchkittel wissen so wohl, wo Barthel den Most holt, als ihr. Da wär' ich ein Narr, wenn ich alle die Plackscheereien, welche der Präcetter (Präceptor) mir vorsagt, merken sollte. Meinetwegen mag Constantinopel in Holland oder in der Schweiz liegen, meinetwegen mag man große oder kleine Buchstaben machen, ich scheer' mich kein Haar darum. Ein Y oder Z mehr oder weniger, das macht's doch beim Henker auch nicht aus. Ob ich ein Comma oder Symplikolon (Semikolon) mache, das ist mir Alles einerlei. Unten ein Leberknöpflein und oben eine rothe Metzgerswurst, das ist ein rechtes Ausrufungszeichen; da hat doch der Magen auch etwas davon. Ich brauche deine Ganslofer Universität nicht; es gibt in Geislingen Gagah und Ruh genug, die rindformiren (informiren) können. In die Schul komm ich wenig. Im Herbst hat man wichtigere

Digitized by Google

Dinge zu thun, als die Hosen auf den Schulbänken zu verflicken. Bald muß man ins Obst — ein rechter guter Apfel ist auch ein rechtes Punktum — bald ins Kraut, bald muß man einen Bärentanz in der Krautkuse machen,* bald muß man Laub für Böcke und Gaisen holen, und das sind doch, bei meiner Treu, wichtigere Dinge, als in der Schul hocken. Ich will doch einmal so gescheit werden als der größte Krautskopf in unsern Krautgärten. Heisa, Bruder, schicke mir deinen Meisenschlag; so hab' ich doch auch eine Arbeit.

Was Neues! Heut früh hat der Thurnmann (Thurmwächter) geschrien: Haho, haho! darauf hat es einen Pumperer (Knall) gethan, daß ich vor Schrecken aus dem Bett purzelte. In Süßen ist ein Haus verbrannt.

Mann mir nur Gott meine zwei Meisen läßt! Das sind dir zwei Kerl, Bruder! Doch ich hab genug geschrieben, Hans! Grüß mir deinen Anwalt in Gansloſen. Ich verbleibe

Dein

Freund
Heidi, Heidum,
Ich scheer mich nichts drum,
Hans Jackel Krautskopf.

In einem andern Brief wird berichtet, wie ein Herr Trabusch in der Sonnen zu Geislingen ein schrecklich unflätiges Thier zeigt, das kein Mensch und kein Vieh ist. Am Schluß des Briefes steht das Postscriptum: „Dieser Brief ist ein Räthsel; wer die Bedeutung erräth, der bekommt von dem Herrn Präceptor zwei Aepfel, ein Stück Brod und zwei geschnittene Federn.“ Die Auflösung bringt der nächste Brief. Trabusch ist, von hinten gelesen, Schubart, das unflätige Thier sein faulster, schmutzigster Schüler.

Anstatt dieser Briefe möge der Schluß eines andern folgen, worin eine ziemlich ausführliche Beschreibung Geislingens, sein Geschichtliches, Geographisches, Gewerbliches, Oekonomisches ꝛc. enthalten ist. Dieser Schluß lautet, wie es zu allen Zeiten, zu Gunsten der schöner geglaubten Vergangenheit, über die Gegenwart gelautet hat, also:

Was unsere (die Geislinger) Sitten betrifft, so verlieren wir leider immer mehr von der alten deutschen Treue und Redlichkeit; statt dessen aber schleichet sich Falschheit, Gewinnsucht, Kaltsinnigkeit in der Religion, Dummheit in den Einsichten, Einfalt und Baurenstolz allenthalben unter uns ein.

Ach Geislingen, wie bist du zu beklagen!
Statt alter deutscher Redlichkeit
Herrscht jetzo Falschheit, Haß und Neid — —
Jedoch, ich darf nicht Alles sagen.

Leben Sie wohl. Ich verbleibe

Ihr

ergebenster Diener,
David Biedermann.

Unterm 29. Nov. 1768 dictirte Schubart seiner Schule den Brief eines Meister Urian in Geislingen in die Feder. Er ist gerichtet an den Pfarrer in Altenstadt (Pfarrdorf eine halbe Stunde unterhalb Geislingens). Der Pfarrer ist der Pathe der Urianschen Kinder, und ihm klagt der herabgekommene Mann seine Noth, indem er alles Andere, nur nicht sich selbst, als Ursache seiner Lage beschuldigt. Er deutet in dem Schreiben an, wie nächstens die Zeit der „Kräpflein“ (Weihnachtsbescheerung) sey, und wie er weiter nichts erwarte, als daß seine Kinder sich auch wieder einmal satt essen möchten. Es gehe den Geislinger Handwerkern so hart, „daß sie kaum in der Woche einmal ein christliches Räuschlein trinken können.“ Auch ein paar „abgelegte Hosen“ würden ihm nicht unwillkommen seyn. Die Antwort darauf lautet:

Altenstadt den 6. Dec. 1768.

Meiu lieber Gevattermann!

Ich habe Seinen Brief mit vieler Betrübniß durchgelesen. Wann ich im Stande wäre, Seinem Jammer abzuhelfen, so würde ich es mit Freuden thun; aber so hab' ich als Dorfgeistlicher selber nicht viel zum Besten. Indessen folget hier etwas Weniges, womit Er sich und Seinen Kindern etwas zu Gute thun kann. Nur bitte ich Ihn, mein Geschenk, wie Er sonst gewohnt ist, nicht wieder im Brantenwein zu verkaufen. Dieses Lumpen- und Gantwasser sollte man überhaupt nicht leiden; es verderbt die Leute an Leib und Seel, und macht eine beständige Fruchtheurung. Sonst kann ich Ihm auf Seinen Brief wenig Tröstliches zur Antwort geben. Er ist selber Schuld an Seinem Unglücke. In der Lehr, in der Fremde und im Hausstand hat Er Gott gänzlich aus den Augen gesetzt und sich einem liederlichen Leben ergeben. Der Segen Gottes wird nur durch Fleiß, Tugend und Gottesfurcht ins Haus gebracht, und nicht durch Fressen, Fluchen, Saufen und Spielen. Doch ich will nicht mit Ihm zanken, sondern Ihn nur bitten, daß Er in sich gehe und durch Besserung Seines Lebens den Segen Gottes wieder in's Haus bringe. Ueberhaupt scheint man in Geislingen ganz besondere Begriffe von Ehrbarkeit und Gottesfurcht zu haben. Die Entheiligung des Sabbaths hat nirgends so sehr überhand genommen als bei Euch. Alle Sonn-

* Es bestand und besteht zum Theil noch jetzt der Brauch, das frisch geschnittene Sauerkraut durch die bloßen Füße von Knaben feststampfen zu lassen.

Digitized by Google

und Feiertage iſt meine Kirche ganz umringt mit Geislingern, die herunterkommen ſind, nicht aus Andacht, ſondern nur dem Rappen, dem Hirſchwirth, oder gar der dicken Wirthin ihr Compliment zu machen. Lehrbuben gehen unter der Kirche zum Thor hinaus, treiben Zoten und Poſſen und beſtellen wohl gar liederliche Betteln. Indeſſen ſind die Geislinger Kirchenſtühle leer, bis auf einige Spitalweiber und einige betagte Patriarchen, die noch ziemlich andächtige Geſichter ſchneiden. Dabei ißt und trinkt man das Beſte, und vor die Kinder läßt man Gott und den Spital ſorgen.

Doch ich will keine Bußpredigt halten, ſondern nur ſagen, daß Ihr durch Euer unordentliches Leben das meiſte zu den theuren und böſen Zeiten beitragt, worüber Ihr Euch jetzo beſchwert. Lebet wohl, betet und arbeitet, ſo wird der Segen Gottes wieder über Euer Haus kommen. Ich verbleibe

Sein redlicher Gevatter
Magiſter Offenherz.

Auch über politiſche Tagesneuigkeiten glaubte Schubart ſeinen Schülern Mittheilungen ſchuldig zu ſeyn. Ein vom 27. Mai 1768 datirter Brief lautet:

Hochgeehrteſter Herr und Freund!

Weil Sie ein Liebhaber von Neuigkeiten ſind, ſo mache ich mir ein wahres Vergnügen daraus, Ihnen einige mitzutheilen.

In Polen ſieht es gegenwärtig ſehr kriegeriſch aus. Die Türken ſollen in drei Colonnen im Anmarſch ſeyn und ſich zu den Conföderirten ſchlagen.

Die Ruſſen laſſen wirklich 80,000 Mann friſche Truppen anwerben und es hat bereits zwiſchen ihnen und den Polacken ſehr unſanfte Rippenſtöße abgeſetzt.

In Corſika werden nächſtens 12,000 Franzoſen erwartet, und es wird wohl um die Freiheit dieſer tapfern Inſulaner geſchehen ſeyn, wenn nicht Engelland oder Preußen ſich derſelben annimmt.

Der alte Vater Pabſt wird von ſeinen eigenen Söhnen, von Spanien, Neapolis, Frankreich und Parma auf das Aeußerſte in die Enge getrieben.

Im Fürſtenthum Neuburg hat ſich ein gewaltiger Aufruhr ereignet. Es war den guten Leuten zu wohl, deßwegen rebellirten ſie wider ihren König. Sie wollten größere Freiheiten haben und werden nunmehr Alles darüber verlieren, juſt wie der Hund in der Fabel. (Es folgt nun die bekannte Fabel.)

In einem Brief vom 14. Juni 68 heißt es:

Sie haben recht, wann Sie behaupten, daß es gegenwärtig ſehr verwirrt in der Welt ausſieht. Es iſt zu befürchten, daß ein großes Kriegsfeuer unter der Aſche glimme. Die Ruſſen und Polacken zerklopfen einander gewaltig die Pelze. In Corſika ſcheint auch ein Kriegsfeuer auszubrechen, indem Engelland die Freiheit der tapfern Corſikaner unterſtützen will. — Wann die Engelländer nicht bald einen Krieg bekommen, ſo nehmen ſie einander ſelber bei den Ohren, indem der böſe Rebellionsgeiſt in den raſenden Pöbel gefahren iſt. Ueberhaupt iſt Alles in Europa in einer ſehr bedenklichen Lage. Alle Könige ſcheinen die Hand am Schwert zu haben, um bei dem geringſten Anlaß vom Leder ziehen zu können ꝛc.

Ueber die um jene Zeit in Polen verübten Gräuel äußert ein Dictat vom 25. Nov. 68: Die Prediger werden von den Conföderirten ſchrecklich gepeinigt und ermordet. Erſt kürzlich haben ſie einen ſiebzigjährigen Prieſter nebſt ſeinem Sohne und dem Meßner um den Altar her aufgehängt. Die übrigen Diſſidenten werden auf eine unmenſchliche Weiſe zu Tode gemartert. Elend, Blut und Feuer iſt jetzt in Polen allgemein. Und nun kommen noch die Türken, und es ſcheinet, man habe wegen Polen ein großes Kriegsfeuer zu erwarten. Frankreich und Oeſterreich ſind wider Rußland aufgebracht, und werden die Flamme des Kriegs vermehren.

Paoli, der große Mann (Paoli's iſt in den Dictaten mehrfältig rühmend gedacht) wehrt ſich noch auf das Aeußerſte und ſchrieb erſt kürzlich an einen Franzoſen: „Wann ich den Donner in meiner Gewalt hätte, ſo würde ich die Feinde der Freiheit zerſchmettern.“

Wer erkennt hierin nicht den Verfaſſer der berühmten deutſchen Chronik?

Um auch davon noch eine Probe zu geben, wie Schubart ſein gebildetes muſikaliſches Gewiſſen gegen ſeine Schüler wahrte, möge noch das folgende Dictat angeführt ſeyn:

Meine Söhne!

Die Zeit iſt wieder da, daß ihr euch auf das Weihnachtgeſang vorbereiten ſollt. Zwar iſt das Singen etwas Vortreffliches; aber wenn man euch hört, ſo möchte man die Ohren verſtopfen. Eure Stimmen ſind größtentheils rauh, verdorben und unharmoniſch. Einige ſchreien, als wenn ihnen ein Meſſer im Hals ſtäcke; einige wiſſen die Melodie nicht und ſingen alſo, was ihnen in Mund kommt; einige ſteigen oder fallen mit ihrer Stimme und einige thun gar den Mund nicht auf. Ihr könnt euch alſo vorſtellen, was euer Lehrer leiden muß, der die Muſik kunſtmäßig gelernt hat, wann er euer Geter- und Mordiogeſchrei anhören ſoll. Wirklich will ich mir wie die Kanoniere in einer Schlacht die Ohren mit Baumwolle verſtopfen, damit ich nicht taub werde. Indeſſen ſingt, ſo gut ihr könnt. Leute, die ein ſo muſikaliſches Gehör haben, daß ſie einen Eſel lieber ſchreien hören als eine Nachtigall, werden es ſo genau nicht nehmen.

Digitized by Google

Drum singt, als wärt ihr toll,
Brüllt mir die Ohren voll,
Singt Lieder, frisch wie Tänze,
Und schnattert wie die Gänse.
Singt, wie die Nachtigall
In eines Müllers Stall,
Wie Dohlen und wie Häzen
Vom Oedenthurme * schwätzen,
Wie in der Kirchweihzeit
Ein voller Bauer schreit:
So lasset nun vor allen
Auch euer Lied erschallen.

Indessen lebet wohl und schmieret heute Mittag eure Hälse mit ein paar Dutzend Leberknöpflein (Knödel), damit ihr rechte Triller schlagen könnt. Ich verbleibe mit kranken Ohren

Euer
getreuer Lehrer
Schubart.

So sprach Schubart, der Lehrer, die Jugend an. Ob er pädagogisch verfahren ist? Die verfeinerte und überfeinerte Sitte und Erziehung von heute würde massenhaft an seiner Lehrmanier auszusetzen finden. Aber der Beifall, der nach Kraft, nach ungeschminkter Wahrheit sucht und urtheilt, ist gewiß auf seiner Seite. Es versteht sich von selbst, daß wir gerade nur bei einer Natur wie Er eine solche Art zulässig und gerechtfertigt finden. Wo Gedanke und Einkleidung so Blitz und Schlag zugleich sind wie bei ihm, kann man kaum eine andere Rechenschaft der Absicht fordern, als die Wahrheit des Dranges, der eben wirken wollte, wie er mußte, und der keine andern als seine eigenen Wege kannte. Fragen wir aber nach der Wirkung, die er ausübte, so könnten wir schon, ohne daß wir über seine Erfolge auch sonst belehrt wären, aus der Natur seines Unterrichts schließen, daß er die Jugend mächtig anregen, überzeugen, begeistern und erschüttern mußte. Um statt einer Menge traditioneller Zeugnisse, die eben dahin lauten, ein geschriebenes Document zu liefern, soll ein Brief folgen, der nach Schubarts Erlösung aus der Veste Hohenasberg von dem Eingangs erwähnten Joseph Fischer, bei Anlaß eines kurzen Begrüßungsbesuchs des frei gewordenen Dichters in Geislingen, an diesen gerichtet wurde. Der Brief liegt im Original vor mir und lautet also:

Geislingen am 22. Oct. 1787.

Unvergeßlicher, theurer Lehrer!

Es ist mir schon viele Jahre her die Gelegenheit versagt gewesen, weder mit Ihnen persönlich zu sprechen, noch an Sie zu schreiben. Und da nun jetzt der für mich so glückliche Zeitpunkt da ist, solches zu thun, so erkühne ich mich, Sie hier mit gegenwärtigem Briefe zu belästigen. Er enthält zwar weiter nichts, als theils einen nochmaligen Dank gegen Sie zu äußern, den ich Ihnen für Ihre mir erwiesene Liebe schuldig bin, theils auch meinen Abschied von Ihnen zu nehmen, weil ich keine Hoffnung habe, Sie lange hier in Geislingen zu genießen. — Doch fällt mir der heutige Abschied lange nicht mehr so schwer, weil ich weiß, daß Sie jetzt glücklich sind und nicht mehr wie vorhin Ihre Tage eingeschlossen im Kerker verseufzen müssen. Ich habe während Ihren ohnelängst verflossenen Drangsalsjahren manche Thränen im Stillen um Sie verweint, und ich bejammerte mich selbst oft als einen Verworfenen, weil Thränen und Seufzer um Ihre Freiheit vom Himmel gegen mich unerhört zu bleiben schienen. Aber wie glücklich wurde mir nicht der gestrige Abend, da ich meinen mir ewig theuren Schullehrer wiederum umarmen und Ihnen die Hande drücken kann! (Dieser Tag ist einer der glücklichsten meines Lebens.) Sie, lieber Herr Professor! haben in mir den Grund zur Tugend und Gottesfurcht gelegt und mich auf den Weg zu meinem ewigen Glücke geführt; ich habe Ihre Befehle befolgt und weiche nicht davon ab und habe frohe Hoffnung im Herzen auf die künftige Ewigkeit. — Nun, alle Liebe, alles Gute, das Sie an mir gethan haben, lohne Ihnen der Himmel! Mehr bin ich nicht vermögend, als Ihnen Gottes Lohn anzuwünschen, und ich weiß, daß ein gerechter Wunsch nicht leer zurückfällt. — Ich habe Sie zwar in meinem Herzen schon so oft glücklich gewünscht, ich thue es auch heute — ja, ich werde Sie noch an meinem Grabe segnen, und auch da soll es nicht das letzte mal seyn. Ich werde, wenn uns die Ewigkeit einmal wieder vereinigt, Ihnen noch vor Gott und seinem Sohn danken und mein Bekenntniß ablegen, was Schubart an mir gethan. — Nun leben Sie sammt Ihrer lieben und theuren Familie gesund und glücklich! — Denken Sie zuweilen noch an einen geringen Freund Fischer! — Denken Sie aber nicht in dem Betracht an mich, daß ich Sie in meinem jugendlichen Leichtsinn so oft beleidigt. (Ich weiß, Sie verzeihen ja gerne.) Sondern denken Sie etwann so an mich, daß ich Sie wie mein Leben geliebt und bis an mein Lebensende lieben werde. Ich bleibe indessen mit warmer Liebe

Ihr
ewig verpflichteter
Joseph Fischer.

---

* Alter Wartthurm auf einer Bergspitze bei Geislingen.

Digitized by Google

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Etrennes. — Weihnachtsmarkt. — Das Eldorado. — Die Oper.

△ Seit Weihnachten iſt das Leben hier aus ſeinem gewöhnlichen Kreiſe gerückt. Um dieſe Zeit werden die Symptome einer Krankheit ſichtbar, die man das Neujahrsfieber nennen könnte. Sie ſind verſchiedener Art, je nachdem der Patient der Klaſſe angehört, die Geſchenke macht, oder derjenigen, die Geſchenke empfängt, und leider iſt deren Anzahl Legion. Bei der erſten Kategorie werden in der letzten Woche des December folgende Symptome bemerkbar: Befangenheit, Nachdenken, haſtiges Aufſpringen, Auf- und Abgehen. Allmählig verliert ſich der Appetit, es ſtellt ſich Schlafloſigkeit ein, und dennoch geht man früher als gewöhnlich nach Haus. Die Ausgaben werden immer mehr eingeſchränkt. Der Kranke macht mit lauter Stimme ſeinen Ueberſchlag: „Für Karl den großen Polichinell, für Marie die Markiſe (eine Theaterlorgnette), und die Tante muß mit einem Käſtchen von Tahan vorlieb nehmen.“ Der Patient ſpringt auf und reibt ſich die Hände. „So geht's noch an,“ ruft er, und plötzlich wird er bleich und ſteht da, erſtarrt und wie vom Blitze getroffen: „Und meine Frau, der ich ein neues Forteplano verſprochen!“ Er fällt auf den Divan zurück und verhüllt ſich das Geſicht mit beiden Händen: „Der Henker hole das Neujahr ſammt den Etrennes! Es iſt ein heidniſcher Gebrauch, der in einem chriſtlichen Staate nicht ſollte geduldet werden. Die Göttin Strena iſt ein höchſt unbequemes Erbſtück der alten Mythologie!“ Der gute Mann geht nach Hauſe mit dem feſten Vorſatze, nicht einen Franken für Neujahrspräſente auszugeben — und am Morgen des erſten Jenners weckt ihn ſeine Frau mit einer allerliebſten Polka auf ihrem neuen Flügel, den ſie ſich ſelbſt beſtellt hat, und Marie und Karl wünſchen Papa ein glückſeliges Neujahr und zeigen ihm jubelnd den Polichinell und die Markiſe, und Papa muß ſich eben mitfreuen und genießt ſein häusliches Glück mit heimlichem Ingrimm.

Bei den Leuten, die was zu bekommen hoffen, äußert ſich die Affektion durch ganz entgegengeſetzte Merkmale. Sie ſind artig und höflich gegen Jedermann, beſonders gegen ihr Schlachtopfer, das ſie umwedeln, wie ein hungriger Pudel den fetten Biſſen. Briefe und Journale kommen eine Stunde früher an als gewöhnlich. Das Stubenmädchen reibt und fegt und putzt zwei Stunden lang und fragt alle Augenblick, ob Monſieur nichts zu befehlen habe? Kaum erblickt dich der Garçon im Café, ſo ſpringt er herbei und nimmt deinen Hut und Paletot in Empfang; er ſtopft dir die Pfeife und reicht dir das brennende Streichhölzchen; ehe du dich's verſiehſt, ſteht eine Schale mit feinen Cigarren neben dir und allerliebſte Tüten voll Bonbons mit Roſabändern und Malereien; ferner eine ſchöne irdene Pfeife mit deinem Namen, und zu Alle dem kommt noch die herkömmliche, klaſſiſche Orange. Im Reſtaurant wird dir ein gleicher Empfang. Mit einem Fünffrankenſtück wirſt du endlich die Herrlichkeit los, und am andern Tage geht alles wieder ſeinen gewöhnlichen Gang, und vier Wochen nachher ſind oft ſämmtliche Garçons auf und davon. Manche realiſiren am Neujahr zwiſchen 5—600 Franken und damit ſetzen ſie ſich eine Zeitlang in Ruhe und erholen ſich von den Strapazen des Jahres.

Paris iſt gegenwärtig in ſeinem größten Putz und Schmutz. Der Macadam iſt bei dem anhaltenden Regenwetter eine wahre Plage; die Boulevards und Hauptſtraßen ſind gleichſam Kanäle für Kothſtröme. Wie gewöhnlich hat der Neujahrsmarkt ſeine Stände aus tannenen Brettern auf den Trottoirs aufgeſchlagen. Sie bilden einen wunderlichen Contraſt mit den Kaufläden der Juweliere, wo die Schätze beider Indien in Maſſen aufgeſchichtet oder die ſchönſten Antiken, in Bronce nachgeahmt, in anmuthigen Gruppen aufgeſtellt ſind, vor allem aber mit den Confiſeursläden, die feenartig aufgeputzt ſind und wo die ausgeſtellte Waare ſelbſt die ſchönſte Zierde iſt. Beim erſten Blick wundert man ſich, in den ſchönſten Theilen von Paris, dieſer Metropole der Eleganz, des Luxus und der Mode, eine Art von Plundersweiler Jahrmarkt zu finden, mit hölzernen Puppen, ausgetrockneten Pfefferkuchen und Pfennigsbijour. Bei einigem Nachdenken findet man in dieſer populären Exhibition eine weiſe Vorſicht. Die ohnedieß ſo glänzend ausgeſtatteten Pariſer Kaufläden ſind um dieſe Zeit ſo prachtvoll und lockend, daß es allerdings Noth thut, die Neugierde der unbemittelten Klaſſe abzuleiten, und ihr Gegenſtände zum Kauf zu bieten, die ihrer Börſe zugänglich ſind. Von 1848 her hat ſich ohnehin ein Ferment von Neid und Haß gegen die Reichen im Volke erhalten, und reich iſt dem Handwerker und Taglöhner jeder, der einen leidlichen Rock und einen Hut trägt und weiße Hände und weiße Wäſche hat. Die Geduld und Ausdauer dieſer Neujahrshändler grenzt ans Unglaubliche. Da ſtehen ſie an Straßenecken, unter Thorwegen, von früh bis ſpät in die Nacht und rufen ihre Waare aus, die ſie in der Hand halten. Taſchenuhren, die man aufziehen kann, mit der Kette, koſten drei Sous; Toupies d'Allemagne (Kreiſel), amerikaniſche Ballons, hölzerne Pferdchen, die von ſelbſt laufen, Nachtlämpchen, Gerſtenzucker, der Stengel zu einem Sous u. ſ. w. Die meiſten, wenn ſie das Glück haben, den ganzen Vorrath zu verkaufen, löſen höchſtens fünf Franken, woran ſie ein Drittel Profit haben. Der Handel mit Orangen wird dagegen ins Große getrieben; von Weihnachten bis

Digitized by Google

Neujahr und die nächſten Tag werden deren Millionen abgeſetzt. Die Orangen kommen aus dem Bardeparement und von den hieriſchen Inſeln, aus Nizza, aus Blidah, aus Valencia und von den baleariſchen Inſeln. Die aus Valencia gelten für die beſten; doch ſind ſie jetzt, wie alle übrigen, eſſigſauer, weil ſie kaum halbreif geſtückt werden.

Das „Eldorado“ hat den Neujahrstag benutzt, um ſeine Säle zu öffnen. In dieſem Eldorado kann man ſingen wie in Robert: „Gold iſt eine Chimäre.“ Das Gold kommt bloß bildlich zum Vorſchein, in dem Deckengemälde des Foyer, welches Candide's Abenteuer im Eldorado nach Voltaire darſtellt. Eldorado muß hier als gleichbedeutend mit champs élysées betrachtet werden und ſoll einen Beluſtigungsort bezeichnen. An einem ſolchen würde der Deutſche vor allen Dingen für Küche und Keller ſorgen, und wir ſind, wie überhaupt, in dieſem Punkte ganz abſonderlich deutſch geſinnt. Der Pariſer begnügt ſich mit ſeiner demi-tasse oder ſeinem gloria, und bleibt drei Stunden dabei ſitzen, wenn er kann. In der fraglichen Anſtalt, ſobald einige Geſangſtücke abgeleiert ſind, ruft ein Garçon mit lauter Stimme: „On renouvelle la consommation,“ worauf ein allgemeiner Aufbruch der Geſellſchaft erfolgt. Wer bleiben will, muß ſich nochmals eine beliebige Erfriſchung reichen laſſen, was im Eldorado ſehr hoch zu ſtehen kommt, indem die angeſetzten Preiſe den Tarif der erſten Pariſer Cafés um das Doppelte und mitunter um das Dreifache überſteigen. Die Geſangsvorträge dieſes neuen Café-Concerts ſind aber wahrlich die Ausgabe nicht werth. Das Lokal iſt dagegen eben ſo prachtvoll als elegant, und darauf rechnen die Unternehmer. Der Kunſtſinn der Pariſer ſchwelgt mit unerſättlicher Begierde im Anſchauen reich verzierter Appartements und der Produkte aller Künſte, die den Luxus zum Zweck haben, und für ſolche Genüſſe iſt hier reichlich geſorgt. Von der Straße tritt man in einen gewöhnlichen Caféſalon mit dem eleganten Comptoir, hinter welchem die bekannte und längſt beſchriebene Comptoirdame ſitzt. Drei offene Bogen führen aus dem Salon in eine herrliche Rotunde mit einer Kuppel, die auf ſchlanken Säulen gleichſam in der Luft ſchwebt. Die Travéen bilden Bogen, mit rothem Sammt ausgeſchlagen und rothen Draperien behängt. Es iſt jammerſchade, daß ein ſolches Meiſterwerk der Baukunſt mit ſo ſchönen Verhältniſſen und ſo glänzender Ausſtattung zu weiter nichts dient, als zum Concertſaal für mittelmäßige Talente, welche meiſt gehaltloſe Muſikſtücke preisgeben.

Dieß erinnert uns an Mademoiſelle Barbot, aber aus dem entgegengeſetzten Grunde. Sie iſt die einzige Deputantin, die im Laufe des vergangenen Jahres in der großen Oper Glück gemacht. Noch halten die Journale mit ihrem Lobe zurück, das Publikum aber läßt ſich nicht irre machen; ſo oft die Barbot als Valentine auftritt, wird ſie mit einem Enthuſiasmus aufgenommen, der an die ſchönſten Tage der Cruvelli erinnert. Im vorigen Jahre hat die große Oper nur ein neues Werk aufgeführt: „La magicienne“ von Halévy, und ein Ballet von Gautier, „Sacountala.“ Die komiſche Oper hat ſieben neue Partituren gebracht, ohne beſondern Erfolg; am beſten gingen les trois Nicolas, worin ein junger Tenor Montaubry ſehr gefallen hat. Gegen Ende Februars erwartet man Meyerbeers neue Oper, die noch immer Dinorah heißt, und ſo heißen wird bis zur erſten Aufführung. Unter welchem Namen ſie endlich zum Vorſchein kommt, das weiß niemand, und wahrſcheinlich Meyerbeer ſelbſt nicht.

Das Théâtre lyrique macht mit Figaros Hochzeit noch immer die glänzendſten Einnahmen, zum großen Aerger der einheimiſchen Componiſten. Ein Journal ſagt heute: „Wie wird der arme Mozart dort oben erſtaunt ſeyn, als er erfuhr, daß für eines ſeiner Werke ſein Sohn 9000 Fr. als Tantièmen bekommen hat, da er ſeine Opern mitunter für Nichts ſchrieb, z. B. die Zauberflöte! Die daraus zu ziehende Moral iſt, daß wenn das Théâtre lyrique den franzöſiſchen Componiſten nicht ſehr viel Nutzen bringt, wenn ſie jung ſind, es dagegen den Söhnen anwärtiger Tonſetzer gute Dienſte leiſten kann, wenn ſie alt geworden!“

Indeß nimmt der Geſchmack an muſikaliſchen Genüſſen täglich zu, und die fünf Opernetheater, die Paris gegenwärtig beſitzt, haben ſtets volle Häuſer. Streng genommen könnte man das Theater von Baden-Baden als ein ſechſtes Pariſer Opernetheater anſehen. Im Converſationshauſe wurden im Laufe des vorigen Sommers drei franzöſiſche Opern aufgeführt: le moulin du roi, le nid de cigogne und Salvator Rosa, vor einem Publikum, das großentheils aus Franzoſen beſtand. Mit Nächſtem wird ein neues Theater in einem der neuen Stadtviertel erbaut werden. Sodann ſoll ein neuer Saal für die italieniſche Oper im Werk ſeyn, deren ſchöne Tage mit der Penco und der Frezzolini zurückgekehrt ſind. Von der Geiſt und von Mario kann man leider nicht daſſelbe ſagen: „des Lebens Lenz blüht einmal und nicht wieder.“

Unſere Theaterſchau für das vergangene Jahr können wir nicht beſſer ſchließen als mit folgender Anekdote. Ein Engländer, dießmal zufällig kein Lord, ſondern lediglich ein reicher Handelsherr, der ſeit fünfundzwanzig Jahren in Paris wohnt, hat an einige fünfzig Schriftſteller, Bühnenkünſtler, Sänger und Tänzer ein autographirtes Rundſchreiben erlaſſen, worin er ihnen meldet, daß er ſeinem Ende nahe ſey und ein Teſtament habe aufſetzen laſſen, worin er verfügt, daß unter die Perſonen, die durch ihre Talente ihm ſeine letzten Lebensjahre erheitert hätten, nach ſeinem Ableben eine Million Francs vertheilt werden ſolle. Er ſetzt offenherzig hinzu, er wünſche, daß ſie ihren Antheil ſo ſpät wie möglich erhalten möchten. Es ſcheint nicht, daß dieſe Nachricht eine Ente iſt, der großmüthige Kunſtmäcen wird in mehreren Blättern genannt: er heißt Abercorn und trieb ehemals Handel mit Fayence in Lincolnſhire. Jedenfalls aber bedarf die Thatſache weiterer Beſtätigung.

Digitized by Google

Berlin, Januar.

Zeitungsanzeigen. — Die Situation. — Verbrechen. — Theater.

Neulich hatte eine unserer Morgenzeitungen sieben Beilagen, sieben vollständige Bogen von 8 Columnen oder 16 Spalten, außer dem eigentlichen Hauptblatt von derselben Stärke, also Summa 8 Druckbogen oder 128 Spalten, jede von über 80 Zeilen. Mit der Multiplicirung, wie viel Zeilen der Leser jeden Morgen lesen müßte, wenn er alles läse, will ich Ihr theures Papier nicht füllen; es genügt in Bausch und Bogen zu erwähnen, daß man mit der Summe der Zeilen einer einzigen Zeitungsnummer einen vollständigen Band, wenigstens einen Romanband füllen könnte. Wer liest dieß alles, und wie viele Kräfte sind jeden Tag und die halbe Nacht durch nöthig, um das zu schreiben, resp. abzuschreiben, zu setzen, zu drucken, abzunehmen, zu trocknen, zu falzen, zu packen u. s. w.! Von den englischen Zeitungen, der Times u. a. ist das längst bekannt, aber bei einer Zeitung, welche zunächst nur auf die preußische Hauptstadt und die Provinz berechnet ist, ist es doch etwas neues. Was ist der Stoff, was füllt die Masse Papier? Die Politik, wie weitschichtig man auch die Tagesereignisse behandle, füllt nicht so viele Blätter. Auch in den Wochen, wo die Wahlangelegenheit mehr Raum forderte als irgend etwas anderes, reichte die Politik doch kaum an's Ende des ersten Bogen, höchstens in den zweiten, und Theater- und andere Kritik nebst obligaten wissenschaftlichen Aufsätzen drangen fast nie bis zum Ende der ersten Beilage. Womit sind nun die übrigen vier, fünf, sechs vollen Bogen gefüllt? Mit Annoncen und was dahin gehört. Man ist wirklich geneigt zu behaupten, daß der Werth der Annoncen den Werth der ausgebotenen Gegenstände überwiegt. Bei einzelnen Gattungen ist dieß auch in der That so, und manche Kaufleute greifen eigentlich in die Lotterie, Tag für Tag bedeutende Summen in die Zeitung werfend, nur auf den Glücksfall hin, daß ihre Ankündigungen Aufmerksamkeit erregen und Käufer anziehen. Die Reclameliteratur ist auch bei uns im Gange, aber weder so witzig, noch so wirkungsreich wie in den größeren Weltstädten. Wir haben auch unsere letzten Ausverkäufe, unsere Schleuderpreise, rührende und launige Erklärungen, warum Millionen Paletots oder Regenschirme plötzlich dem Publikum spottwohlfeil verkauft, neue Zeuge geradezu umsonst gegeben werden sollen, wie die Dubarrysche Revalenta Arabica alle Magen absolut stärken und warum Putsch's Apfelwein alle Welt von allen Krankheiten curiren müsse. Wir haben dieß und noch mehr, aber Unrecht wäre doch, jene Uebermasse von Ankündigungen der betrügerischen Spekulation beizumessen. Betrüger haben wir in Menge auf unserem Markt, aber als Gegengift eine sehr aufmerksame Polizei, so daß der Schwindel nicht das Niveau der wirklichen Geschäfte übersteigen kann, und wir müssen als Resultat annehmen, daß unsere Geschäfte, unsere Fabrikthätigkeit, unser Handel in den letzten Jahren verhältnißmäßig einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen haben und die Zeitungsannoncen nur dem wirklichen Bedürfniß entsprechen. Die Ansprache des Prinzen Regenten an die Minister sprach es ja officiell aus: Handel und Gewerbsthätigkeit setzen in Preußen so überwuchernd vorgetreten, daß man darüber sich freuen, doch wachsam bleiben müsse, um nicht auch den Schwindelunternehmungen Raum zu lassen. Dagegen wird nun in der That gewacht, und wir sind wenigstens vor solchen colossalen Schwindeleien geschützt, wie sie letzthin in Frankreich, England, Amerika eine Unzahl von Familien und Privaten in's Unglück gestürzt. Aber es muß in Folge der letzten Krisis doch so viel zerstört oder verwirrt worden seyn, daß im Sollen und Haben des allgemeinen Marktes der Industrie noch keine rechte Bilanz sich finden konnte. Ueberall eine Masse von Angeboten, und doch Theurung fast aller Produkte; Fülle baaren Geldes in den meisten Banken, aber kein volles Vertrauen und demgemäß niederer Cours aller Werthpapiere. Die Mindereinnahme aller deutschen Eisenbahnen wird beim Jahresschluß ein trauriges Gesammtresultat liefern. So herrscht denn Noth und Stockung bei großer Fülle, der Nothzustände derer gar nicht zu erwähnen, welche nicht produciren können, und mit der festgestellten Einnahme, sey es vom Amt, oder der Pension, oder dem kleiner gewordenen Kapital, den theueren Preisen gegenüber das nicht kaufen können, was ihnen sonst Annehmlichkeit oder Lebensbedürfniß war.

Wir leben in einem glücklichen Wendepunkt unserer innern, wie wir hoffen auch unserer äußern Zustände. Darüber ist man in der großen, ungeheuren Masse derer, welche nicht nach beiden Extremen greifen, einig, man spricht es auch offen aus; aber ob es die eben erwähnten Zustände bessern wird, das ist eine große Frage. Kann der gerechteste, billigste, gütigste Regent mit dem besten Willen Fülle und Noth, Reichthum und Armuth, Ueberthätigkeit und Stockung ausgleichen? Die Furcht vor einem Kriege ist noch nicht da, aber die Furcht vor der Furcht. Wenn nun jetzt neue Opfer für unsere Militärmacht gefordert werden, gewiß allein nach der Maxime: si vis pacem, para bellum, und eben darum die verständigen Räthe und eben so verständigen Volksvertreter dazu bestimmen, wird das wohl eine wohlthätige Kur hervorbringen? Wird es die Stockung der Kräfte lösen und die Kräfte der Nation electrisiren, oder wird die Krisis dadurch noch bedenklicher werden? Das ist eine sehr bedenkliche Frage. Ein wirklicher offener Krieg öffnet viele Adern und hat oft, wie die Aderläße, einen kranken Körper in mancher Beziehung gerettet; aber immer auf eine acute Krankheit zu warten und sich dagegen zu rüsten, hilft in

Digitized by Google

der Regel mehr den Doctoren und Wundärzten, als dem Patienten ſelbſt. — Indeſſen ſo ſchlimm iſt es doch noch nicht, und, ich wiederhole es, der Körper der preußiſchen Nation befindet ſich in einem verhältnißmäßig ſo behaglichen Zuſtande, wie ſeit langen Jahren nicht. Ein nicht unbedeutender Mann, der im Greiſenalter ſich ſchon längere Zeit in die ländliche Einſamkeit zurückgezogen hat, unzufrieden, aber ohne Groll und ohne Verzweiflung, ſchrieb an einen Freund, was ſo ziemlich die Stimmung in der Hauptſtadt ſelbſt ausdrückt: „Vieles hat ſich in unſerem Vaterlande gebeſſert; wer leugnet das? Augenſcheinlich iſt, daß die Regierungsweiſe der letzten zehn Jahre in allen Schichten der Bevölkerung, einige ſagen höflich, nicht beliebt war, andere, wie ein Ally auf Geiſt, Gewohnheiten und Sitten laſtete. Von perſönlichen Stimmungen iſt dabei nicht zu reden. Gerlach und Wagener wurden nicht wieder gewählt, aber die Demokratie von 1848 auch nicht. Das iſt ohne Zorn und Haß geſchehen, aber die Ueberzeugung Aller iſt, daß beide äußerſte Anſichten *unbrauchbar* und *verbraucht* ſind. Der weſentlichſte Fortſchritt liegt in der höchſten Stelle. Des Prinzen von Preußen Anſprache war ein Meiſterſtück, und mehr werth als alle andern ſogenannten Programme und Glaubensbekenntniſſe. Unzufrieden bleibt natürlich die alte Hofclique und ein Theil der in den letzten Jahren angeſtellten Beamtenwelt; und unzufrieden bleiben natürlich die, welche glauben, der Himmel werde ſich eiligſt auf Erden anſiedeln und jeder der Tauſende von Wünſchen in Erfüllung gehen.“ — Das beſte iſt, wenn die Führer der ſiegenden Parteien jetzt anerkennen, worin ſie auch ſelbſt ihrer Zeit gefehlt haben, und das geſchieht von vielen Seiten. Dieſes laute peccavi gewährt mehr Troſt für die Zukunft als die glühendſten Betheurungen des Patriotismus und der Opferfreudigkeit. Wir wiſſen aus der Geſchichte der letzten zehn Jahre, wie viel auf dieſe Verheißungen, Alles opfern zu wollen, wenn nur das Recht bewahrt wird, zu bauen iſt. So erfreuen daher in den Wahlreden Aeußerungen wie die des früheren Oberpräſidenten Pinder in Breslau: „Die Erfahrungen der verfloſſenen Jahre, durch die wir alle gegangen ſind, haben auch mich belehrt, daß in Zeiten politiſcher Conflikte einſeitig juriſtiſche Auffaſſung nicht die richtige Löſung zu finden weiß.“ Wie viel hatte die conſtitutionelle Partei durch dieſe ſtarre Auffaſſung, nicht geſündigt, aber gefehlt!

Die Wahlen in Berlin ſelbſt erregten viele Theilnahme, aber natürlich nichts von ſtürmiſcher Aufregung. Von Parteien im früheren Sinne konnte nicht mehr die Rede ſeyn. Somit galt es mehr eine Prüfung und Abwägung der Charaktere, Talente und Fähigkeiten der Einzelnen, nachdem die bewährten Führer geſchert waren, und endlich beſtimmten die perſönlichen und verwandſchaftlichen Bande und Gefühle. Die Prüfung der Candidaten war aber zum Theil eine ſehr ſtrenge, zuweilen eine empfindlich ernſte. Das iſt aber ein Fortſchritt im nationalen Bewußtſeyn. Nur wenige Berechtigte hatten mit entſchiedenem Willen der Wahl ſich enthalten; deſto charakteriſtiſcher erſchienen dieſe wenigen Ausnahmen. So ſtimmten in einem Verein zwei bedeutende Perſönlichkeiten nicht; auf der einen Seite ein Demokrat, dem man ein Vermögen von einer halben Million nachrechnen will, auf der andern einer der orthodoxen Gottſtlichen, der von großem Einfluß in den kirchlichen Kreiſen iſt. Deſto mehr Triumph, ruft man, für die Sache des Miniſteriums und des Prinzregenten, daß beide Parteien nichts von ihnen wiſſen wollen.

Daß im Ganzen ſo wenig geſchehen, was die vorigen Zuſtände ändert, hat freilich manche verblüfft; wer aber ſchärfer zuſieht, wird in den unſcheinbaren Akten einen weit weſentlicheren Fortſchritt erkennen, als wenn man mit prachtvollen Proclamationen alles hätte wieder herſtellen und beſſern können. Der Miniſter des Innern macht gelegentlich bekannt, daß die Herrden auch Sonntags zur Weide getrieben werden dürfen. Das ſcheint vielen ſehr unbedeutend, ſogar lächerlich, die überſehen, daß überkirchliche Fanatiker in gewiſſen Provinzen wirklich für Gottesdienſt gehalten hatten, den Kühen zu verbieten, am Sonntag die Gräſer zu freſſen, welche Gott für ſie wachſen läßt. Die Muſeen werden Sonntags (in den nicht kirchlichen Stunden) dem Publikum geöffnet; es iſt dieß von Wichtigkeit für die arbeitenden Klaſſen, welche nur am Sonntage dieſe Schätze beſuchen können. Freilich der Reaktion erſchien es vielleicht ſehr überflüſſig, dem Volke Kunſtſchätze vorzuzeigen; aber es gibt doch auch chriſtliche Kunſtwerke, auch aus dem Alterthum. Daß die freien Gemeinden nicht ſofort wieder frei gelaſſen werden konnten, verſteht ſich von ſelbſt, nachdem ſie nicht allein durch polizeiliche Verordnungen, ſondern durch legislatoriſche Beſtimmungen und demnächſt durch gerichtliche Erkenntniſſe unterdrückt waren. Den neuen geſetzgebenden Verſammlungen liegt es ob, im wirklichen Sinne chriſtlicher Liebe dieſe Verhältniſſe zu ordnen. Wie der Prinzregent ſelbſt darüber denkt, weiß wohl Jeder im ganzen Volke; am deutlichſten ſpricht ſich darüber ſein milder Sinn in der Antwort ſeines Miniſters von Schleinitz an die jüdiſche Deputation in der Mortaraſchen Angelegenheit aus. Hengſtenberg iſt das Examinatorami abgenommen. Das iſt wichtiger, als man glaubt. Man wunderte ſich, daß die Zahl der Theologen mit jedem Jahre ſich minderte, während die der Juriſten in demſelben Verhältniß über alles Maaß wuchs. Der Grund war nicht Abnahme der Religioſität, ſondern die Angſt vor ſolchen Examinatoren. Man erzählt ſich, daß ſie junge Männer zum Selbſtmord getrieben habe; poſitiv iſt, daß viele Studirende, wenn nicht zur Heuchelei, doch zu andern Fächern verjagt wurden. Candidaten der Theologie, die ſonſt zu Hauslehrern berufen wurden, waren jetzt eine Seltenheit geworden. Und dieſe Candidaten hatten ehedem, als Hauslehrer in vornehmen Familien aufgenommen, nicht unbedeutende Rollen im preußiſchen Staate geſpielt; ihnen war die ehrenvolle Aufgabe zugewieſen, die Humaniora mit dem Akten-, Militär- und Geburtsſtolze, wenu nicht zu verſchmelzen, doch zu verſöhnen. Dieß iſt freilich anders geworden und wird ſo wohl nicht wieder kommen.

Digitized by Google

Sonſt nähert ſich das Jahr ohne merkwürdige Ereigniſſe ſeinem Ende. Der Diebſtahl oder Einbruch im Schloß war eine Curioſität; ſonſt wird wohl Niemand dieſes vereinzelte Verbrechen mit der Zeitgeſchichte in Verbindung ſetzen wollen. Wechſelſchulden verleiteten einen verarmten Familienvater und Schloßdiener, einen ſilbernen Kunſtſchatz zu ſtehlen, zu zerſchlagen und einzuſchmelzen, den derſelbe für Niemanden von Werth hielt. Damit will ich weder die neue allgemeine Wechſelfähigkeit anſchuldigen, noch Einen entſchuldigen, der ſeiner Kinder wegen ſtiehlt, oder gar den Schluß ziehen, daß der Fall den Beweis liefere, wie wichtig es ſey, wenn auch die Schichten des untern Volkes den Werth von Kunſtgegenſtänden durch die eröffneten Muſeen kennen und Reſpekt davor lernen. Aber ein Curioſum iſt es, daß ein ſolcher frecher Diebſtahl an dem vom Geſetz und der Pietät beſonders geheiligten Orte und am Eigenthum der verehrteſten Perſönlichkeiten verübt werden konnte, ein Fall, der, ſo viel wir wiſſen, ſeit der Zeit Friedrich Wilhelms I. ſich nicht ereignet hat. — Sonſt weiß die Criminaliſtik unſeres Jahres von der Entdeckung mehrerer merkwürdiger Diebſtähle und Betrügereien. So ward eine Stromräuberbande in der Reſidenz Berlin ergriffen; Schiffer, welche mit ihren Kähnen auf der Spree mit unglaublicher Verwegenheit Einbrüche verübt hatten, ſogar mit Gewalt. Die Zahl der Spießgeſellen und der gelungenen Expeditionen, die Maſſe ihrer Beute und die Frechheit, ſich noch vertheidigen zu wollen, als die bewaffnete Macht ſie überraſchte und umringte, erregten Erſtaunen.

Von den Berliner Theatern iſt eines in dieſem Jahre zu Grabe gegangen, das ſich freilich längſt ausgelebt hatte, das Königſtädtiſche. Welche Erinnerungen vergangener Tage treten da und Aelteren entgegen! Wie viele Mimen, Dichter, Schauſpieler! Die Sontag, die Spitzeder, Schmelka (der glücklichſte Komiker; keiner der ſpäteren hat je wieder eine ähnliche vis comica gezeigt), die Tibaldi, Angely, Herold, Holzbecher, Ludwig Robert, Alexander Cosmar — alle dieſe vereinigt, ein Faſching jugendlicher Kräfte, an der Spitze der bacchantiſchen Thyrſusſchwinger der geniale Theaterdirektor Kunowsky (der, ein trauriges Fatum, durch eine Locomotive geköpft werden mußte), und ihnen gegenüber, als muthwilliger Störenfried und Dämpfer, der auch zur Grabesruhe gebrachte Saphir! Nur einer der damals Thätigen lebt noch als müder, aber noch rüſtiger Streiter, Carl von Holtei, der im ſonnigen Graz bei ſeiner Tochter und im Kreiſe ſeiner Enkel nach ſo vieler Arbeit ausruht. — Das Königſtädtiſche Theater hatte längſt ſein altes Haus, ſeine alte Direktion und ſeine alten Schauſpieler vertauſcht, als es in den Beſitz des jetzigen Direktors Wallner überging, der dem Inſtitute ſeinen Namen aufgedrückt hat. Es florirt in neuer Art; ein Volkstheater in unſerem alten Sinne ward es nicht, freilich war das alte es eben ſo wenig. Der Erbe der Conceſſion des Königſtädtiſchen Theaters will und wird übrigens das ſeine fortleben laſſen. Daneben ringt das 1848 neu errichtete Friedrich-Wilhelmſtädtiſche Theater mit krampfhafter Anſtrengung, ſeine damalige Blüthe ſich zu bewahren; aber daneben vegetiren oder floriren noch mehrere andere in den Vorſtädten und im ehemaligen Krollſchen Etabliſſement, welche alle behaupten, ein Recht und einen Beruf zur Exiſtenz zu haben. Wer will es ihnen beſtreiten? Nur Volkstheater wurden ſie alle auch nicht; ſie greifen nach und leben von der Mode, d. h. von dem, was im Augenblick reizt, glänzt, angenehm ſtreichelt, alſo vom Effekt. Ob alles Theater von heute, von der Seine bis zur Newa, daſſelbe oder anderes thut, laſſe ich unentſchieden. Auf dem königlichen Theater ſind indeß in dieſem Jahr verhältnißmäßig mehre Dramen von mehr Bedeutung und mehr Anſpruch auf Dauer als ſonſt erſchienen. Nur in der Kürze nennen wir: Puttlitz's Teſtament des Großen Kurfürſten, Meyerns Heinrich von Schwerin, Brachvogels Mondcalb und kürzlich Herſchs Anna Liſe. Alle rühlten hiſtoriſche Gegenſtände, mit mehr oder minder Beziehung auf ernſte Fragen der Gegenwart; bei allen dieſen Stücken iſt die Behandlung ernſt, tragiſch, und doch ſind es nicht eigentliche Trauerſpiele. Wir finden da viele Beziehungen auf die geiſtigen Strömungen, und dießmal keine ſchlechten. — Auch hat das in Deutſchland viel bekannte Affentheater ſich im Winter wieder gezeigt. Nur iſt dem berühmten Dirigenten Schreyer nach deſſen Tode ſein Schwiegerſohn Caſanova als Erbe und Eigenthümer gefolgt. Affen, Hunde und Pferde ſind unveränderlich dieſelben, deſſelben Geiſtes und derſelben Dreſſur, gewiſſermaßen ein ächtes Volkstheater, und eines, das die Sitten nicht verderbt und der künftigen Generation, nämlich den Kindern, unverwüſtliches Vergnügen bereitet.

Digitized by Google

Aus dem obern Erzgebirge. Im Herbst 1858.

(Schluß.)

Die Industrie des Gebirgs.

So reiht ſich eine induſtrielle Thätigkeit hier im Gebirge an die andere, und es gibt faſt keinen noch ſo unbedeutend erſcheinenden Fabrikationszweig, der hier nicht im Großen betrieben würde. Dieſes belebte Bild des regſten Fleißes, das einem hier überall über und unter der Erde begegnet, verleiht einer längeren Reiſe durch das Erzgebirge mannigfaches Intereſſe. Wir wenigſtens werden es nie bereuen, ein paar ſonnige Herbſtwochen einer Fußreiſe durch das Gebirge gewidmet zu haben. Wir haben dabei ein eigenthümliches und für die Geſammtentwicklung Deutſchlands wichtiges Stück des deutſchen Vaterlandes näher kennen gelernt.

Dieſer rege, unermüdliche Fleiß, den Alt und Jung, der Greis wie das zehnjährige Mädchen, hier zeigt, macht es auch allein möglich, daß dieſes rauhe, theilweiſe ſehr unfruchtbare Gebirge eine ſo unverhältnißmäßig ſtarke Bevölkerung ernähren kann. Auf den 84 Quadratmeilen der Kreisdirektion Zwickau, die den größten Theil des Erzgebirges und Vogtlandes umfaßt, leben nahe an 800,000 Menſchen. Tritt keine Mißernte der Kartoffeln ein und blüht Handel und Wandel ſo fort, wie dieß in den letzten Jahren glücklicherweiſe der Fall war, ſo braucht unter dieſer zahlreichen Bevölkerung niemand Hunger zu leiden. Leider gehören aber Unglücksjahre nicht zu den Seltenheiten, und eine ſchlechte Kartoffelernte oder gar eine unglückliche Handelsconjunktur, die tauſende von Händen zum Müſſiggang verurtheilt, bringt nur zu leicht maßloſes Elend in manche Gegenden. Die öffentliche Mildthätigkeit muß dann helfend eintreten und die Staatskaſſe hat bedeutende Summen zu opfern, wenn nicht in manchen Ortſchaften ganze Familien buchſtäblich dem Hungertode verfallen ſollen. Geht der Handel aber dann wieder gut, bringen die Fabrikherren viele Beſtellungen von der Leipziger Meſſe zurück und ſpendet dann gar noch die Kartoffel reichen Ertrag, dann iſt auch ſehr bald wieder alles ſo eben erſt überſtandene Elend gänzlich vergeſſen. Luſt und Frohſinn lacht einem aus den Hütten ſelbſt der ärmſten Arbeiter entgegen, und kaum haben die jungen Burſchen ihrer Militärpflicht genügt, zu der ſie übrigens leider nur zu häufig körperlich untüchtig ſind, ſo ſchreiten ſie auch ſchon zur Gründung einer Familie, die dann auch bald mit einer zahlreichen Kinderſchaar geſegnet wird, wenn man dieſes ſchöne Wort hier gebrauchen darf. Es herrſcht in dieſer Hinſicht unter der Fabrikbevölkerung des Erzgebirgs die erſtaunlichſte Sorgloſigkeit. Ohne das mindeſte Vermögen und allein auf ſeiner und ſeiner Frau ſo leicht gefährdete Thätigkeit in irgend einem Induſtriezweige vertrauend, tritt der junge Burſche in die Ehe und iſt dann auch ſehr bald Vater von zahlreichen Kindern. Selbſt in den beſten Zeiten iſt die Lebensweiſe dieſer auf den unfruchtbaren Hochbenen eng zuſammengepreßten Bevölkerung eine ſo ärmliche, wie ſie nur in ſehr wenigen Theilen Deutſchlands gefunden wird. Morgens, Mittags und Abends bilden Kartoffeln in der Schale, gewöhnlich nur mit Salz oder Häringstunke, wenn es hoch kommt, mit ein Bischen Butter oder Fett gewürzt, den Hauptbeſtandtheil der Nahrung. Erbärmlich dünner Kaffee, oder richtiger, Cichorienbrühe, mit Syrup verſüßt, und ſchlechtes Roggenbrod in ſpärlichen Portionen ſind die übrigen Lebensmittel dieſer Arbeiter. Fleiſch gehört zu den größten Seltenheiten, und wiederholt haben mir Fabrikarbeiter verſichert, daß ſie höchſtens fünf bis ſechs mal im Jahr ein Stück dürres Kuh- oder Schaffleiſch auf den Tiſch bringen könnten. Die Männer trinken dazu Branntwein, wenn auch ſelten in übergroßer Quantität. Erlauben es aber irgendwie die Geldmittel, ſo gehen Mann und Weib, Alt und Jung Sonntag Nachmittags in eine Schenke, wo die Männer ſich bei einem Glaſe ſchlechten Dünnbiers, die Weiber bei Cichorienkaffee und grobem Syrup- oder Quarkkuchen gütlich thun. Später wird in der Schenke getanzt, wie denn eine unverwüſtliche Tanzluſt zu den Haupteigenſchaften der jungen Burſche und Mädchen des Gebirges gehört. Es iſt als wollten ſie ihren Gliedern, die während der Woche durch das ſteie Sitzen hinter dem Webſtuhl oder im engen Bergwerksſchacht ſteif geworden, Sonntags durch einige Stunden Tanz wieder Kraft und Elaſticität verleihen. Die Kleidung iſt häufig ſehr ärmlich und für die rauhe Gebirgswitterung viel zu leicht, aber ſtets ſauber gewaſchen und ſorgfältig geflickt. Kinder, oft ſchon von acht bis zwölf Jahren, ſieht man häufig ſelbſt an den kälteſten Herbſttagen halbnackt, nur mit einem zerriſſenen Hemde bekleidet, vor den Häuſern umherlaufen. Trotz dieſer überall durchblickenden großen Armuth der Bevölkerung macht eine gewiſſe Reinlichkeit an den Leuten ſelbſt, wie in ihren kleinen niedern Häuſern mit dem winzigen Blumengärtchen davor und den dürftigen Geräthen in den engen, dumpfen Stuben, den angenehmſten Eindruck. Dieſe Reinlichkeit mag zum Theil davon herrühren, daß viele hier betriebene Induſtriezweige, z. B. das Klöppeln der Spitzen, die Anfertigung von Weißſtickerei und Poſamentierarbeit, nur mit reinen Händen und in ſauber gehaltenen Arbeitslokalen betrieben werden können. Eigenthümlich ſind auch die zarten, weißen Hände, die man bei vielen ärmlich gekleideten Mädchen, ja mitunter auch bei Burſchen findet. Alle dieſe Spitzenklöpplerinnen, Stickerinnen, ſo wie die Poſamentierer müſſen feine, weiche Hände haben. Die jungen Mädchen

Digitized by Google

haben, da ſie ſelten an die friſche Luft kommen, häufig eine ſehr weiße Hautfarbe, der aber nur zu oft die Röthe und Friſche der Geſundheit abgeht. Schöne blonde Haare, regelmäßig geformte Geſichter mit einem gewiſſen Ausdruck von Bildung findet man unter den jungen Mädchen ebenfalls ſehr häufig. Schlechte Nahrung, Sorge und übermäßige Arbeit laſſen aber dieſe jugendliche Friſche nur zu ſchnell verwelken, und Frauen von dreißig Jahren haben häufig ſchon ein altes, verkümmertes Ausſehen. Mit Ausnahme der eigentlichen Waldarbeiter, Köhler und der Arbeiter in den Eiſenhütten, die nothwendig kräftigerer Nahrung bedürfen, ſind die Männer dieſer Fabrikbevölkerung ſehr häufig von kleinem, ſchwachen Wuchs, ſchmaler Bruſt, bleicher ungeſunder Geſichtsfarbe. Ganz auffallend wenige junge Burſchen zeigen ſich für den Militärdienſt tüchtig, und wenn nicht die kräftigen, kerngeſunden Wenden aus der Oberlauſitz aushelfen könnten, würde es Sachſen ſchwer, ſeine Regimenter zu completiren. Die ſchlimmen Einflüſſe ungenügender Nahrung und theilweiſe auch ungeſunder Beſchäftigung zeigen ſich bei nur zu vielen Männern im Erzgebirge ſehr deutlich.

Trotz dieſer rauhen, unverwöhnten Heimath und des kümmerlichen und häufig noch dazu ungewiſſen Verdienſtes wandert der Bewohner des Erzgebirges faſt niemals aus. Auswanderungsagenten gibt es hier gar nicht, und ſelbſt aus den bevölkertſten Diſtrikten geht Niemand fort, daher auch trotz des frühen Todes ſo vieler Fabrikarbeiter die Bevölkerung fortwährend in raſcher Zunahme begriffen iſt. Selbſt in die untern, ſo ſchönen Theile Sachſens zieht der ächte Sohn des Erzgebirges nur ungern, und Dienſtleute aus dieſer Gegend findet man faſt niemals in Dresden. Der Burſche und das junge Mädchen aus dem Gebirge vermiethen ſich überhaupt nur ſelten als Dienſtboten, trotz der ungleich beſſeren Nahrung und geringeren Arbeit, die ſie dabei finden. So eine Spitzenklöpplerin ſitzt lieber 12—14 Stunden täglich hinter ihrem Klöppelkiſſen und nährt ſich dabei von Kartoffeln und Cichorienbrühe, als daß ſie als Hausmädchen bei hohem Lohne und guter Behandlung dienen ſollte. Trotz der Uebervölkerung des Gebirges ſind daher brauchbare Dienſtleute dort faſt gar nicht zu bekommen, und beſonders die Beamten ſind oft in Verlegenheit um ſolche, da die Erzgebirgerinnen ſelbſt nur ausnahmsweiſe dienen, Mädchen aus dem Unterlande aber das rauhe einförmige Gebirge gleich einem Sibirien fürchten.

Was mich jetzt bei meiner längeren Fußreiſe durch das ganze Erzgebirge beſonders intereſſirte, war der ungemein ſcharfe Unterſchied, der hier überall längs der Grenze zwiſchen Böhmen und Sachſen hervortritt. An der ſächſiſch-bayeriſchen Grenze im Voigtland ſtechen die beiderſeitigen Grenzbevölkerungen ſchon merklich von einander ab. Sachſen iſt durchaus ein rein norddeutſches Land, in Bayern beginnt ſüddeutſche Sitte mit ihrer ganzen charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit. Solches fällt gleich im bayeriſchen Grenzſtädtchen Hof auf, und ganz beſonders an den vielen Beamten, die mehr aus dem Innern des Königreiches gekommen ſind und ächt bayeriſches Weſen zeigen. So ein Münchner Eiſenbahnſchaffner iſt in Allem und Jedem von einem Leipziger himmelweit unterſchieden. — Noch ungleich ſchärfer aber zeigt ſich der Unterſchied in den Sitten an der ſächſiſch-böhmiſchen Grenze. Oft trennt kaum ein ſchmaler Graben die zwei Länder und man kann mit einem Steinwurfe von einem ſächſiſchen Dorfe ein böhmiſches erreichen, und doch iſt in erſterem Alles ganz anders als in letzterem. Es iſt, als wäre man über 50 Meilen weit gereiſt, ſo abweichend iſt der Eindruck, den das erſte böhmiſche Dorf macht. Schon die Verſchiedenheit der Confeſſionen wirkt einen ſehr bemerkbaren Unterſchied. Sachſen, die Wiege des Proteſtantismus, hat ſich auch den proteſtantiſchen Charakter ſtreng zu erhalten gewußt, und in wenigen deutſchen Gauen iſt Alles ſo ſcharf vom proteſtantiſchen Weſen durchdrungen wie eben hier. Der Umſtand, daß das Regentenhaus zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zum Katholicismus zurücktrat, ſcheint die Bevölkerung des Landes mit dazu bewogen zu haben, ihren Proteſtantismus recht bemerkbar hervortreten zu laſſen, um dadurch der Welt zu zeigen, daß dieſer Wechſel, außer in den Hofkreiſen, nicht den allermindeſten Einfluß übe. Wie ganz anders in Böhmen, wo man den wieder hergeſtellten Katholicismus mit vielem äußeren Gepränge zu verherrlichen bemüht iſt! Heiligenbilder, Cruciſixe, Proceſſionen ſieht man im nächſten böhmiſchen Dorfe ſchon in Menge, während ſich im ganzen ſächſiſchen Erzgebirge keine Spur davon findet. Auch die Bauart der Häuſer und die Kleidung der Bewohner verändert ſich, ſobald man das böhmiſche Gebiet betritt, ohne daß man deßhalb erſt in die von Tſchechen bewohnten Diſtrikte zu kommen braucht. Der emſige Fleiß, die ſtrenge Ordnung und große Reinlichkeit hören ſogleich auf, und man merkt an Allem, daß die Leute nicht ſo ſehr viel arbeiten, daher aber auch an den Wochentagen die Kirche und Abends das Wirthshaus beſuchen, was Beides bei der ſächſiſchen Landbevölkerung nur am Sonntag oder an Feiertagen geſchieht.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 5. 30. Januar 1859.

Ich hab von diser welte landt,
Wie er umgaht in allem landt,
So manchen schimpff und ernst gethan. —
Doch ist nit gut mit widen schimpffen;
Ich weiß wohl, was des Rippe kan,
Das uß der syten kam dem man.

Thomas Murner.

Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode.

Diese Ueberschrift entlehnen wir von dem seligen Philosophen Christian Wolf. Er schrieb: vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes; vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt; und von den „allen Dingen überhaupt" ersah er sich überdieß noch das eine und andere Ding aus, um vernünftige Gedanken darüber zu schreiben. Unter die „allen Dinge überhaupt" gehört aber nebst etlichem Anderem offenbar auch die Mode; wir meinen dießmal die Kleidermode. In der That getrösten wir uns ganz im Geiste des würdigen Philosophen zu handeln, wenn wir über diesen Gegenstand vernünftig nachzudenken suchen. Er dachte z. B. nach über die Fenster eines Wohnhauses und bewies mit Obersatz, Untersatz, Schlußsatz unwiderleglich für jeden menschlichen Verstand, daß sie Raum für zwei Personen haben müssen; er wußte also recht wohl, daß nichts auf Erden ist, wovon unsere Vernunft sich nicht Rechenschaft geben will und soll. So flehen wir denn seinen Geist um Licht an, damit wir sonnenklar zu beweisen vermögen, warum die jetzige Mode so und nicht anders ist. Kennen wir unsern alten Weltweisen recht, so müssen wir allerdings vermuthen, er hätte vielleicht, wenn er an diesen Gegenstand gelangt wäre, lieber nur bewiesen, daß und warum es damit übel bestellt sey und anders bestellt seyn sollte. Hierin werden wir uns denn bestreben, nicht ganz so vernünftig, oder, wenn das stolze Wort erlaubt ist, noch vernünftiger zu seyn, als er.

Ein stolzes Wort; denn die Versuchung ist nicht klein, die Dinge einfach an dem richtigen Begriff als ihrem Maßstabe zu messen, und wenn man sie anders findet, sie zu schelten und mit eifriger Predigt auf Besserung zu dringen, und nicht leicht erwirbt sich der Geist jene erhabene Ruhe, womit die Philosophie der Geschichte das Vernünftige und das Unvernünftige überschaut. Zuerst jedenfalls werden wir Miene machen müssen, als wollten wir uns auf der ersteren Stufe des Verhaltens festsetzen; wir werden sehr wohlweise, sehr gestrenge drein schauen, ja recht grob und zelotisch drein fahren, als meinten wir mit dem Hauch unseres Wortes die Welt verändern zu können; aber mehr und mehr hoffen wir zu jener Höhe der wahren Weisheit uns zu erheben, welche auch das Irrationelle als natürliche Wirkung einer Reihe von Ursachen begreift und ganz darauf verzichtet, mit den schwachen Mitteln des einzelnen Mannes in ein Allgemeines, Herrschendes eingreifen zu wollen, das nur scheinbar ein Produkt der

Digitized by Google

Willkür, in Wahrheit der Ausfluß gewiſſer Geſetze iſt, welche den Zuſammenhang zwiſchen dem innern Zuſtanden der Menſchheit und den Formen ihrer Erſcheinung mit der Gewalt eines zwingenden, von dunkelm Drange der Symboliſirung geleiteten Inſtinktes beherrſchen. Nur bitten wir dich, lieber, nach Weltweisheit, wie wir, dürſtender Leſer oder Leſerin, um Nachſicht, wenn wir ein und das anderemal rückfällig werden, wieder in's Eiſern gerathen und unſer Geſicht in Catoniſche, ſteiſche Falten ziehen; denn noch einmal: der Standpunkt, wo es heißt: das ſollte eben nicht ſo ſeyn! liegt der menſchlichen Schwäche ſo nahe und es iſt ſo natürlich, zu zürnen, wenn man die Dinge gar ſo ſehr anders beſchaffen findet, als ſie ſeyn ſollten.

Du ahneſt ſchon lange, lieber Leſer und Leſerin, daß es vor Allem auf die Crinoline abgeſehen iſt. Mit ihr haben wir allerdings anzufangen und wir werden auf ſie zurückkommen. Gehen wir nur ſogleich an's Werk und nehmen verabredetermaßen zuerſt unſern niedrigeren Standpunkt ein, indem wir die Sünderin am ſtrengen Kanon der Vernunft meſſen. Da müſſen wir denn lauter Dinge ſagen, die jeder Menſch von einigem Verſtand und Geſchmack auch ohne uns recht wohl weiß; wir müſſen alles Weſentliche, was gegen die Angeklagte geſagt iſt und geſagt werden kann, concentrirt noch einmal ſagen; denn wir ſind genöthigt, uns die Unvernunft als ſolche ganz zum Bewußtſeyn zu bringen, ehe wir unterſuchen, warum ſie doch beſteht, allem Hohn, allen unzähligen Witzen und frechen Carricaturen zum Trotze beſteht und beſtehen wird, bis — Doch greifen wir nicht uns ſelber vor!

Der Maßſtab aller Schönheit für die Formen der Kleidung iſt natürlich nichts anderes, als der menſchliche Körper ſelbſt. Nicht als ob ein großer Spielraum willkürlicher Abweichungen nicht einzuräumen wäre. Es muß noch andere Stylprincipien geben, als das antike, nach welchem das Gewand ein reines Echo der organiſchen Linien war; die unruhigere, durch Brüche ſich bewegende Phantaſie der neueren Zeiten, die maleriſche Art der Auffaſſung muß auch ihr Recht haben; Farbe und tauſenderlei Verzierung verſöhnt mit mancher kühn ausbiegenden Linie. Dennoch bleibt jenes Geſetz ſtehen; was die Natur gebaut hat, darf nicht allzuweit überſprungen, nicht mißhandelt, verzerrt werden, und wir behaupten: die Crinoline gehört nicht unter jene Ausweichungen, welche innerhalb des zuläſſigen Spielraums liegen.

So lange die Welt ſteht, ſuchen Mann und Weib die ſpecifiſchen Schönheiten des Geſchlechts in ihrer Kleidung hervorzuheben. Schlankheit iſt die erſte Frage bei der weiblichen Geſtalt, nachher erſt ſieht man auf die Schönheit des Einzelnen. Die Schlankheit ſitzt im Verhältniß der Hüfte zu der Stelle zwiſchen den Rippen und den Hüftknochen, der ſogenannten Weiche oder der Taille des Leibs. Hier zieht ſich die ſchlanke Geſtalt eng und ſchmal zuſammen, um dann voll und breit auszuquellen. Es iſt ein Verhältnißbegriff: ein Weib kann kräftig ſtark über der Hüfte ſeyn und dieſe Stelle kann dennoch ſchmal erſcheinen durch die noch kräftigere Entfaltung der Hüfte; aber es iſt nur natürlich und erlaubt, hier der Natur nachzuhelfen und durch ſtraffere Zuſammenziehung über der Hüfte, wohl auch durch Vermehrung des Kleidungs-Volumens, das dieſe ſelbſt umgibt, das Verhältniß zu ſtärken und zu accentuiren, wenn dieß nur nicht ſo weit geht, daß man vergißt, wie es ſich eben um einen Verhältnißbegriff handelt. Dann wird für alle Geſtalten ein Grad von Dünne über der Hüfte verlangt, wie er nur der magern Geſtalt zukommt, und unterhalb dieſer Stelle auf das Uebermaß losgearbeitet, von dem wir weiterhin zu ſprechen haben. Es hat Zeit gekoſtet, bis die Menſchheit zur Erkenntniß jenes leitenden Hauptſatzes in der weiblichen Kleidung durchdrang; die Volkstrachten wiſſen bis heute in wenigen Gegenden etwas von der Taille; ſie laſſen die Gürtung oder das Ende des Oberkleids nicht mit der Stelle zuſammen treffen, wo ſich der Leib über den Hüften zu ſeiner ſchmalen Mitte einzieht, ſondern lieben es, hoch, ja mitten über Buſen und Rippen zu gürten und von da abwärts nicht auf Breite und Fülle zu arbeiten, ſondern einen Contour zu ſchaffen, der an Gerabheit des Falls auf allen Seiten das Lineal beſchämt.

Die Griechinnen gürteten ſich freilich auch ganz hoch, juſt unter dem Buſen, aber das weiche, wenig genähte Kleid fiel von da herab an der Hüfte ſo auf, daß es ſich durch natürliche, bewegliche Falten nur um ſo ſchöner hob und zeichnete; daher war es verrückt, daß die franzöſiſche Mode der Revolutions- und erſten Kaiſerzeit mit modern geſchnittenen und genähten Kleidern das griechiſche Verhältniß nachahmte. Das war aber ein Extrem gegen ein anderes Extrem, nämlich gegen den Reifrock und die furchtbare Einpreſſung der Leibestaille, das war Uebermaß der Oppoſition. Auf den Reifrock und auf dieſe Reaction gegen ihn müſſen wir ſeines Orts zurückkommen; nur ſo viel wollen wir ſchon jetzt anführen, daß zur Zeit ſeiner Herrſchaft faſt alles ſchon gegen ihn vorgebracht iſt, was heute gegen die Crinoline geſchrieben, geſprochen, gezeichnet, geſtochen wird, wie dieß zu erſehen iſt aus einem gar löblichen Buche, das neuerdings erſchienen: „die deutſche Trachten- und Modenwelt, ein Beitrag zur deutſchen Culturgeſchichte von Jac. Falke.“ Aus jenem alten Kriege können

Digitized by Google

wir auch Eines sogleich herausnehmen, was gerade in unſern Zuſammenhang paßt. Wir wollen nämlich, ehe wir an unſer hochnothpeinliches Gericht gehen, einen Entſchuldigungs- oder Erklärungsgrund abthun, der gar nicht aus dem Geſchmacksgebiete, ſondern aus der Sphäre der Hygiäne genommen iſt. Genau wie heute meinte man damals den Reifrock rechtfertigen zu können mit der angenehmen, zweckmäßigen Kühle, welche die Glieder darunter genießen, und genau wie damals fragten andere, warum man denn im Winter, wo man nicht Kühle, ſondern Wärme ſucht, das luftige, weite Rund nicht mit einer mäßigeren Form vertauſche? Dieß führt uns freilich auf einen Punkt, der damals noch nicht zur Sprache gekommen iſt, eine Hypotheſe über die Entſtehung der Crinoline, die ſo beißender Art iſt, daß ein anderer als ein gründlicher Philoſoph der Geſchichte meinen müßte, ſie allein ſollte hinreichen, jedes Weib, das erröthen kann, vor dieſer Mode abzuſchrecken. Indem wir ſagen, was uns darauf führt, iſt die verwünſchte Hypotheſe zugleich mit ausgeſprochen: man will nämlich auf Seiten der Mediciner wiſſen, daß jene ſo beliebte Kühle ſchon Erkältungen mit ſich gebracht habe, welche ein verderbliches vorſchnelles Ende eines Zuſtandes herbeiführten, den zu verhüllen der urſprüngliche Zweck der Crinoline ſey. Doch befaſſen wir uns als rationelle, vernünftige Denker nicht weiter mit myſtiſchen Dingen, ſondern bleiben bei unſerem Leiſten, kommen zur Sache!

Nun, und ſo ſagen wir denn: die Crinoline iſt eine Uebertreibung, welche die Schönheitslinie der Schlankheit nicht verſtärkt, markirt, ſondern verzerrt, aufhebt, einen falſchen Begriff des weiblichen, des menſchlichen Baues gibt. Wenn die Contouren von der Hüfte an in das ganz Unmögliche toll auslaufen, ſo fragt das Auge nicht mehr nach dem Verhältniß der Ausquellung zu dem ſchmalen Durchmeſſer der Leibestaille; Alles iſt Eins, niemand iſt ſchlank, niemand unſchlank, es gibt in der phantaſtiſchen Lüge kein Geſetz mehr. Und das iſt nun doch gewiß häßlich, ſehr häßlich!

Nehmen wir's aber noch etwas genauer und ſehen zu, was für einzelne Schönheiten in dieſer Häßlichkeit zu Grunde gehen, ſo daß man dieſelbe nur mit einem herzlichen: ſchade! ſchade! betrachten kann. Geopfert, in Mißform verkehrt wird der unendliche äſthetiſche Vortheil der weiblichen Gewandung überhaupt; er liegt im Faltenfluſſe des langen Kleides. Der ungebrochene Zug der reichlich ergoſſenen Falten läßt die Geſtalt größer erſcheinen, als ſie iſt, wirkt wie ein erhaltener Reſt der ſtylvollen antiken Gewänder, hat daher einen idealen Charakter und iſt nicht die kleinſte der Urſachen, warum das Weib dem Manne zum Symbol des Harmoniſchen, zum Idealbild wird und ihm feſtlich, wie ein Geiſt aus milderen und reineren Regionen vor Augen tritt. Schon die Beſetzung der Kleider mit breiten Volants ſtört und bricht dieſes ſchöne Ganze und hebt die ſcheinbare Erhöhung der Geſtalt auf, indem das Auge mit jedem neuen Stockwerk zu einer neuen Figur herabzugleiten glaubt. Jene wüſten Schreierinnen vollends, die für kurzen Rock und Hoſen in Amerika aufgetreten ſind, verdienen den ganzen Abſcheu ihres Geſchlechts. — Das lange Kleid verhüllt nun zwar die Formen, aber nicht, ohne ſie errathen zu laſſen; bei manchen Bewegungen und Stellungen prägt ſich die Bildung der Hüfte, des Beines im Gewandſtoff aus, bei Anſtrengungen oder wenn ein ſchalkhafter Zephyr ihn feſt an die Formen preßt, oft in aller Anmuth der plaſtiſchen Linie. Wir müſſen aber noch insbeſondere von der Bewegung ſprechen.

Hat ein Weib den rhythmiſchen, ſchwebenden, muſikaliſchen Gang, das unbeſchreibliche Neigen und Beugen, das ſich ſo rührend in Sinn und Phantaſie einſchleicht, ſo erſcheint der große, ſchwungvolle Faltenzug wie eine poetiſche, reizende Fortſetzung und Erweiterung des ſchönen Bewegens der Glieder, wie eine Variation über das Thema. Und nun die Crinoline! An die Stelle des ſchwungvollen Faltenfluſſes nach der Tiefe ſetzt ſie die Aufbauſchung in die Weite, an die Stelle des Hohen das Runde und Breite, die Ausſpannung nach allen vier Weltgegenden, an die Stelle der ſchönen Natur das Faß, den Hühnerkorb, die Glocke. Keine Form kann ſich darin ausprägen, weil keine an das weite Gehäuſe anzuliegen kommt, und nebenbei iſt nicht zu überſehen, daß das Geſtell einen geometriſchen Kreis darſtellt, die Figur alſo, von der Seite geſehen, nicht bloß nach hinten (was, mit einiger Maßhaltung bewerkſtelligt, ganz in der Ordnung wäre), ſondern auch nach vorne aufgetrieben, aufgebauſcht erſcheint. Nun fällt aber natürlich auch das ſchöne Echo der Gliederbewegung im Gewande weg, keine ſchwebenden Falten begleiten ſie, führen ſie weiter, verwieklältigen ſie, ja das Kleid folgt nicht nur nicht dem Leibe, ſondern, zum ſelbſtſtändigen Mechanismus geworden, agirt es nach dem erſten Anſtoß, den es durch die Bewegung erhalten, für ſich, ſchwingt ſich nach ſeinen eigenen Geſetzen hin und her; das Weib geht vorwärts, die Glocke, worin ſie ſteckt, dreht im Kreiſe. Wie man's nur aushalten kann!

Wir möchten hier noch etwas anmerken; es iſt ein zarter Punkt, den wir ſchwer in das plumpe Wort zu faſſen vermögen. Es gibt gewiſſe plötzliche Schwenkungen im weiblichen Gang, recht merklich kokett, und doch braucht eine Dame noch lange keine Kokette zu ſeyn,

Digitized by Google

um mit dieſer furchtbaren Waffe die Männerherzen ſchockweiſe zu erobern. Kennern brauchen wir nicht zu ſagen, daß ſie nur im Vorübergehen, im Abgehen, daß ſie nicht von der Vorderſeite, ſondern von der Rückſeite ſich präſentiren; die Spanier legen einen ungeheuren Werth darauf, haben einen eigenen Namen dafür, der uns entfallen iſt, und flüſtern gern einer vorübergehenden Schönen ein Wort der Bewunderung zu, um zum Dank eine ſolche Lagertenbewegung als Augenſchmauß zu bekommen. Wie ſollte in einer Crinoline dieſe reizende Schwenkung, Schwankung, Wackelung möglich ſeyn? Es wurden nur einige Reife in unorganiſche, geometriſche Drehung verſetzt.

Wir halten uns nun nicht weiter bei dem Lächerlichen dieſer Kreisbewegungen auf, ſondern ſchreiten in ordentlicher logiſcher Methode zu unſerem zweiten Satze fort: die Crinoline iſt impertinent. Impertinent natürlich ſchon wegen des großen Raumes, den ſie für die Perſon in Anſpruch nimmt. Allein das iſt noch viel zu allgemein, zu abſtrakt geſprochen; nein, impertinent wegen der ungeheuer herausfordernden, augenfälligen Beziehung auf den Mann. „Willſt du," ſo ſpricht die Crinoline zum Individuum männlichen Geſchlechts, das ihr in die Nähe kommt, „herunter über's Trottoir, oder willſt du's wagen, mich anzuſtreifen, zu drücken? Willſt du da neben mir auf dem Parkettſitz mein Kleid auf den Schoß nehmen oder darauf ſitzen? Fühlſt du die eiſernen Reife? Fühlſt du die uneinnehmbare Burg, den Malakoffkranz, den entſetzlichen Gürtel der Tugend, der an deine Waden drückt? — Wir werden frivol? — O, reizende Leſerin, für ſo unſchuldig wirſt du ſelbſt uns dürre Gelehrte nicht halten, daß du meinteſt, wir wüßten nicht, was Kleider bei dem ſchönen Geſchlechte ſind und bedeuten, wir meinten, ſie könnten je etwas anderes ſeyn, als eine Welt von Beziehungen, Andeutungen, eine ſchweigend beredte Sprache, eine Rüſtkammer ſanfter Fragen, furchtbarer Abweiſungen, rührender Bitten, grauſamer Drohungen, glühender Geſtändniſſe, kalter Verſchließungen, oder daß uns verborgen wäre, welche unter dieſen Rüſtzeugen die mehr verführeriſchen ſeyen, die entgegenkommenden oder die abſchreckenden, daß wir zweifelten, was den Mann kühner mache, wenn man ihm lockt, oder wenn man ihn in eine Ecke drückt. — Aber, unſittlicher Menſch, erkennſt du denn nicht, daß ein Kleid, das von den wirklichen Körperformen ſo weit abſteht, daß es gar kein Bild von ihnen gibt, das allerſittſamſte iſt?" — Au contraire, im Gegentheil, anzi, anzi! Der Contraſt iſt es, der reizt, die Entſtellung, welche über die wahre Geſtalt, die Naturgeheimniſſe mit gereizter Neugier nachzudenken nöthigt, welche den gründlichen Forſcher anleitet, abzuwarten, bis etwa eine jener Kreisſchwingungen mehr geſteigt, als das Kleid ſelbſt, und ſo den frechen Eroberer — Doch halt! Du, ſüße Unſchuld, die etwa dieſe Zeilen leſen ſollte und doch in Crinoline geht, verkenne uns nicht! Wir ſind nicht ſo böſe, als es ſcheint; wir ſchreiben das Schlimme, was uns bei einer verſänglichen Tracht einfällt, nicht auf Rechnung der Einzelnen; wir meinen nicht, jede liebenswürdige Trägerin durchlaufe in ihrem Köpfchen die böſen Gedanken, die in dieſen Formen lauern; wir kennen die Macht der Mode, wie ſie blendet und zwingt; wir haben nicht vergeſſen, wie manches ganz reine Herz in den Buſen ſchlug, welche die Tracht der neunziger Jahre ſo frech entblößte. Nur das muthe man uns nicht zu, daß wir glauben, man ſey in dem großen Hexenkeſſel, aus welchem die Moden hervorgehen, in Paris, ſich deſſen nicht bewußt, was man braut.

Schließlich hätten wir noch den Satz auszuführen: die Crinoline iſt unbequem. Wir wollen uns freilich nicht lächerlicher machen, als durchaus nöthig iſt. Es wäre auch gar zu naiv, nicht zu wiſſen, daß man der Schönheit ſchwerere Opfer bringt, als der Bequemlichkeit, ja ſelbſt Tugend, und wäre die Crinoline nur ſchön, ſo dürfte ſie noch zehnmal unbequemer ſeyn, als ſie iſt. Nur wenn ausgemacht wäre, daß ſie nicht ſchön iſt, läge darin die Vollendung der Verkehrtheit, daß ſie zudem noch ſehr unbequem iſt. Uns ſcheint es nun freilich ausgemacht; allein eine gewiſſe Art von Reiz haben wir allerdings ihr zugeſchrieben, und die Unbequemlichkeit wird nun von den zarten Händchen als ein Motiv benützt, dieſe Art des Reizes noch zu verſtärken: das Kleid wird im Gange vorne zierlich in die Höhe genommen — welches Herz kann da widerſtehen!

Nun wollen wir vorerſt Halt machen. Von andern Stücken der neueren Frauenmode ſoll nachher die Rede werden; wir bleiben für jetzt beim Hauptſtücke ſtehen. Wir haben nun zu erklären, wie es denn komme, daß eine ſolche Mißgeſtalt aufkommen konnte und ſich bis heute halten kann, und wir ſchicken uns an, für unſere Grobheit den Leſerinnen eine glänzende Satisfaction zu geben.

Heraus denn mit dem Wort, auf das wir es vor allem angelegt haben: die Schuld liegt nicht am Weibe, ſondern am Manne. Die Männermode war weibiſch geworden, da wurde die Weibermode männiſch. Der Mann bot die Blöße, öffnete die Breſche, in welche das Weib mit Pomp und Triumph, mit fliegenden Fahnen, aufgebauſcht, aufgebläht, ein wandelnder Luftballon, eine geſchwollene, raſende Dampfwolke eindrang.

Die Männermode der vierziger Jahre hatte es zu einem ganz vernünftigen, hübſchen Rocke gebracht. Die

Digitized by Google

Taille ſaß, wo ſie ſitzen ſoll, in der natürlichen Taille des Leibs; ſie griff hier kräftig ein, und die kurzen Schöße, etwas faltig (mitunter freilich zu falten-reich oder „locig," was denn allerdings eine Ausartung war) ſtanden vom Leibe ab. Der Mann ſoll nun freilich nicht die Schlankheit der weiblichen Taille heucheln; ſein Körperbau zeigt nicht den Gegenſatz der eingezogenen und dann ausgeſchweiften Linie der Hüfte, wie der weibliche; allein der Unterſchied iſt kein abſoluter. Eine Hüfte, die ſo ſchmal iſt, daß ſie mit der Weiche gleiche Linie bildet, ſieht auch dem Manne ſchlecht an, und man überſehe zudem nicht, daß es ſich nicht bloß von der Façade, ſondern auch von der Seitenanſicht handelt. Wo dieſe über dem Hüftknochen keine Eintiefung zeigt, da fehlt es an kräftiger Bildung jenes Theils, auf welchen der gerechte Logos in den Wolken des Ariſtophanes ſo großes Gewicht legt; einen ſchlechten oder gar keinen Hintern beſitzen, iſt aber immer ein äſthetiſches Unglück.

Es ſpricht jedoch für einen Rock, der durch tüchtiges Eingreifen die Taille betont, noch ein anderes Moment: feſte Gürtung hebt die Bruſt, die Bruſt aber iſt eine weſentliche Geſchlechtsſchönheit des Mannes. Schon darum würden wir für den Soldaten die Gurtkuppel vorziehen. Die Behandlung der Bruſt nun war ebenfalls in der vergangenen Rockmode eine ganz löbliche. Es wurde zu ihr noch ein Theil der Achſel gezogen, und ſo erſchien ſie etwas breiter, als in der Natur, was ganz zu den erlaubten Eitelkeiten gehört. Der Aermel war ziemlich anliegend und zeigte die Musculatur des Arms. Dieß und die Verengung der Achſel hinderten freilich einigermaßen die Bewegung, doch konnte ein guter Schneider dem leicht vorbeugen. Die Hoſen waren etwas mehr weit, als eng, was ganz das Richtige iſt, denn da jeder Rock den Rumpf ſtärker erſcheinen läßt, als er iſt, ſo bringen enge Hoſen immer den Eindruck eines unzulänglich engen Geſtells mit ſich, ſie wären denn ganz anliegend, wodurch die Kraft der Muskeln ſpecieller gezeichnet wird und in's Auge tritt. Doch wird das Mißverhältniß auch im letzteren Falle nicht aufgehoben, wie ſich davon jeder überzeugen kann, der die ungariſche Infanterie mit ihren modernen Röcken und nationalen Hoſen ſieht.

Schreiber dieſes hatte die Wendung der Mode in den fünfziger Jahren nicht alsbald bemerkt. Als ihm der Eine und Andere, angethan mit dem neuen Schneiderkunſtwerk, begegnete, meinte er anfangs einzelne Männer mit abnorm weiblich gebildeten Beinen und dem mehr ſchiebenden Gange zu ſehen, der ſich bei dem Weib aus der eingezogenen Bildung des Knies bei ausgebogenem Oberſchenkel ergibt. Allein es begegneten ihm deren Mehrere und immer Mehrere, bis ihm die Augen aufgingen und er zum Bewußtſeyn über den Grund, über die neue Mode kam. Die Schöße des Rocks — von hier müſſen wir nun ausgehen — waren nicht mehr abſtehend, ſondern ſo geſchnitten, daß ſie unter der Breite der Hüfte und dem Sitze ſich einwärts an den Oberſchenkel legten, die Hoſen aber waren ganz eng geworden. Nun entſtand eine Linie, die ſich vom Oberſchenkel gegen das Knie einzog, und hiemit der Schein einer weiblichen Kniebildung, was man in einigen Gegenden Deutſchlands „Weinſtiehle" heißt. Die enge Hoſe an ſich machte den Eindruck der Kraftloſigkeit. — Jetzt gehen wir weiter nach oben. Die Taille des Rocks ſaß nicht mehr im natürlichen Einſchnitte des Körpers, ſondern oberhalb deſſelben, und dieß erinnerte freilich zunächſt nicht an weibliche Taille, allein der obere Theil der Schöße, da ſie nach unten wieder einwärts liefen, machte den Eindruck einer ſehr fetten Bildung dieſer Gegend und erſchien daher weiblich im Uebermaß. Nun die Bruſt. Sie erſchien ſchmäler als in der Natur, denn die Aermel waren auf einmal ſehr weit und zudem, wie in der lächerlichen Mode der dreißiger Jahre, oben, wo ſie anſetzen, in ſpitz aufſtehender Faltung aufgefaßt, wodurch denn auch die Schulter, obwohl in freier Bewegung begünſtigt, doch, da jede Beſtimmtheit ihrer Form verſchwand, in der Erſcheinung keineswegs gewann, ſondern in's Charakterloſe verſchwand. Der Aermel war, wie in die Weite, ſo auch in die Länge gewachſen, ſo daß er die Hälfte der Hand verdeckte. Fragt man ſich, wie die Mode auf ſolche Aermel gerathen konnte, ſo ſcheint die nächſte Antwort: der Bequemlichkeit wegen. Allein wenn der Schneider nun leichtere Arbeit hatte, der Armbewegung Raum zu geben, ſo vergeſſe man, wenn vom Zweckmäßigen die Rede ſeyn ſoll, nicht, daß weite Aermel recht wie gemacht ſind zum Erkälten, denn nirgends mehr als am Arme ſchleichen ſich Erkältungen ein. Weite Aermel gehören in's heiße Klima, wo jeder Druck des Kleides am Arm unleidlich iſt; da aber wird dann dieſer Theil des Gewandes mit Verſchnürung, Borten in Gold und Silber, ſpitzigem Ausſchnitt, Quaſten u. dergl. reich verziert; da iſt man träg, läßt ſich viel bedienen, muß nicht jeden Augenblick fürchten, Staub, Tintenfäſſer, Speiſeſchüſſeln mit dem Geſchlampe auszuwiſchen und auszutunken. So war es offenbar viel weniger eine Bequemlichkeit, als eine Koketterie, um was es ſich handelte. Weite, luftige Gewandſtücke haben etwas Flottes, Freies, Schwebendes; allein ſie wirken in dieſem Sinne nur als Theile eines Ganzen, das denſelben Charakter trägt und überhaupt der Phantaſie, auch dem Farbenſinn Raum gibt. Nur um's Himmels-

Digitized by Google

willen mit unserer Tracht, deren Princip Phantasielosigkeit und Farbenverachtung ist, nichts Romantisches verbinden wollen! Es wird zur ärmlichsten Carricatur, zum Probstein, zum Maßstab, der die Dürftigkeit, die hungrige Trockenheit des Ganzen nur um so härter in's Licht setzt, recht zum Armensündergerichte!

Wir erinnern hier an die Shawls, wie sie neuerdings bei den Männern aufgekommen sind. Nicht darum sind sie lächerlich, weil die Weiber solche tragen; in Spanien, in Südamerika ist bekanntlich der Shawl auch Männertracht; aber er prangt in reichen, vollen Farben, und so freilich ist er ein stattliches Stück, im ärmlichen Grau und in den beliebten Mißfarben dagegen ein hölzerner Sporn, ein pappendeckelner Helm. Freilich aber: wie würde ein Shawl mit vollen Farben zu unserer übrigen Tracht passen? — Gelegentlich erwähnen wir auch den gestrickten Halsshawl, das sogenannte Cache-nez, das leider immer mehr aufkommt. Eine bessere Anstalt läßt sich nicht erfinden, wenn es gilt, alles auf möglichst vielen Katarrh anzulegen; der Hals wird über alles Maaß erwärmt, in Schweiß gebracht, so daß wenn jedes Lüftchen ihn erkältet. Die gebildeten Klassen, die etwas mehr nachdenken, könnten es füglich dem Knoten überlassen, mit der bunten Strickarbeit seines Schatzes am Sonntag zu prangen.

Kommen wir auf unsern Aermel zurück; wir haben noch weitere Zwecke der Koketterie aufzuweisen, die ihn hervorriefen. Seine weite Oeffnung läßt die Hand kleiner erscheinen und gebietet sehr häufigen Wechsel der Wäsche, ja es thäte Noth, stündlich das Hemd zu erneuern. Freilich hat es mit der Noblesse des stündlichen Weißzeugwechsels seine Wege, Manschetten thun's auch; aber item, es sieht eben doch höllisch vornehm aus, so ein schwarzes oder mit rother Seide gefüttertes Loch mit feiner Wäsche und mit der zarten, weißen Hand darin! Im trockenen Ernste müssen wir freilich sagen, daß Kokettiren mit der Hand nach unserer ästhetischen Confession nicht zu den zulässigen, sondern zu den kleinlichen, den lächerlichen Manneseitelkeiten gehört; eben so das Kokettiren mit kleinem Fuß. Dem Manne steht die Kraft an, wohl die Kraft mit Anmuth, aber nicht das Niedliche.

Nun muß aber noch ausdrücklich von der Bewegung die Rede werden. Weite Gewänder gehören für Zeiten und Völker, die sich stattlich, mit einer würdigen Weitläufigkeit bewegen. Unsere Bewegungen sind rasch, kurz, knapp, ihr Charakter ist durch das herrschende Princip der Zeitersparniß bedingt. Ein Mensch etwa unter Tausenden hat in unsern nordischen Ländern schönen Gang, entwickelte, schwungvolle Haltung. Bei solcher Schwunglosigkeit der Bewegung bringt nun das weite Zeug nur den vollendeten Begriff der Schlaffheit, ja, weil die Hand in der weiten Höhle verschwindet, des ganz Blöden, Latschigen mit sich. Das sind nicht mehr Arme, sondern Flügel-Rudimente, Flossen, Pinguins-Flügel-Stümpfe, und die Bewegung der formlosen Anhängsel im Gang sieht einem thörichten, simpelhaften Fuchteln, Schieben, Nachflicken, Rudern gleich. — Dazu kam nun endlich die Länge des ganzen Gebäudes. Langer Rock ist nur leidlich, wenn er gar nicht in die Taille geschnitten ist und wenn er in freien großen Falten fließt; ist aber ein nach der Taille organisirter Rock einmal lang, so gibt ihm straffer Eingriff an dieser Stelle wenigstens etwas Charakter: sitzt er hier nicht am richtigen Ort, faßt er den Leib nicht zusammen, hängen die Schöße schlaff herab und kommen noch die gestaltlosen Aermelsäcke dazu, so ist das nicht ein Rock, sondern ein Kittel; der Begriff des völlig Schlaffen, des Lotterichen und Schlotterichen ist bis zur Vollendung realisirt.

(Schluß folgt.)

Shakespeares Hamlet.

Es ist eine Aufgabe von besonderer Schwierigkeit, über ein Werk der Poesie etwas Gründliches und Gültiges zu sagen; insbesondere wenn man es mit einem Drama von der Inhaltsfülle des Hamlet zu thun hat, welches das Licht einer hohen ihm innwohnenden Weisheit und Offenbarung in tausend Reflexen schimmern läßt.

Die Schwierigkeit ist in nichts anderem zu suchen, als daß es an exakten ästhetischen Bestimmungen fehlt, auf die sich der Ausleger berufen könnte; denn wir

Digitized by Google

sind nun da angekommen, wo es nicht mehr ausreicht, einen beliebigen, seinem Inhalt nach nicht bestimmten Begriff der praktischen Philosophie als Mittelpunkt der kritischen Entwicklung zu postuliren, aber noch nicht da, wo man von vornherein wüßte, um was es sich eigentlich handelt, oder was von dem Poeten zu verlangen ist?

Es gehen in den höheren Regionen der Produktion Metaphysik und Aesthetik Hand in Hand. Auf diese Behauptung wenigstens führen wir den Shakespeareschen Ausdruck zurück, daß „der Zweck des Schauspiels sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten.“ * — Genügt es vielleicht, wenn der Dichter irgend ein Fragment der Natur photographirt? Nein, er würde dadurch noch mehr beleidigen, als durch lebensleere Zusammenstellung von Tendenzmarionetten. Der Dichter hat die Natur in ihrer Wirklichkeit und Wahrheit abzuspiegeln; seine Kunst dabei aber ist einmal, daß er solche Gruppen auswählt, die uns ein Compendium des Ganzen, des Weltganzen liefern, in seiner Einheit und der Wahrhaftigkeit innerer Bezüge, und dann, daß er seine Darstellung so zeichnet und bezeichnet, daß es dem denkenden Beschauer ermöglicht und leicht gemacht wird, daraus Aufschlüsse über das Innere der Natur oder über den Sinn und die Bedeutung der Weltwirklichkeit zu gewinnen.

Wenn man nun bis jetzt etwas Näheres und Allgemeingültiges über das Innere der Natur wüßte und sich nur über die allergemeinsten Grundsätze, wie dieses Innere in Personen und Formen auszuprägen sey, verständigt hätte, so wäre der ästhetischen Kritik, der poetischen Interpretation eine Basis und Norm gegeben, nach der sich alle jene Willkürlichkeiten im Widerstreit der Meinung reguliren ließen. Dermalen aber verläßt man sich noch meist auf schwankende Einzelbegriffe, oder vielmehr man erleichtert sich, wie ich oben bemerkt, die Mühe der Forschung, indem man sie beliebig und in gutem Glauben anwendet. Hamlet tritt auf die Bühne: sein Geist, seine königliche Manier entzückt und entflammt die Gemüther; da kommt hinterher die kluge Ueberlegung wie ein hinkender Bote und zeigt, daß er doch eigentlich weniger werth sey, als ein römischer Gladiator, denn er hatte ja nicht die Kraft, dreinzuschlagen! Es liegt ja offen und klar, daß Shakespeare zeigen wollte, wohin die Thatlosigkeit, welche „der Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe ankränkelt,“ führen muß. Und die tragisch erhabene Rührung wandelt sich in ein politisches Bedauern um, daß der hoffnungsvolle Prinz unter so ungünstigen Umständen zur Welt gekommen.

Man redet davon, daß es an der That fehle, aber niemand gibt an, was diese That (die Ermordung des Claudius) bedeuten, bezwecken, wie sie sich zur Weltordnung verhalten soll. Das Denken, heißt es, hemme das Thun: daß ein Handeln, welches nicht aus der innerst bewußten Seele erzeugt wird, unmöglich das rechte und ächte seyn kann — diese oft erkannte Wahrheit soll Hamlet widerlegen. Der Feigheit, der Bequemlichkeit oder Gewissenlosigkeit vermag man ihn nicht zu beschuldigen; * nein, der Grund, daß er in seinem Elend sich aufzehrt, liegt darin, daß er zu viel philosophirt.

Wir wollen dieß zugeben, aber das Wie? und Warum? soll sich so verschieden beantworten, daß der Sinn jener Annahme fast in sein Gegentheil überschlägt.

Die Darstellung der Einheit im Mannigfaltigen ist nach Kant das Gesetz des Schönen; das Gesetz des Wahren ist nach allen in der Geschichte der Philosophie vorliegenden Bestrebungen theoretisch dasselbe. Was der Metaphysiker erforscht und erkennt, erschaut und durchschaut der Dichter, und so wirken auch beide nach demselben Ziel: jener, indem er zu erkennen, dieser, indem er zu schauen gibt. Das heißt: die ästhetische Erklärung hat zwei Wege: entweder zu untersuchen, wie sich der schon bekannte Gehalt des Wirklichen in der gegebenen Darstellung ausspricht und specificirt, oder aber den Körper des Kunstwerks, das was vor Augen ist, genau zu betrachten, um von ihm aus die Seele, die ihn bildet und belebt, zu ergründen. Die letztere Methode ist bei Shakespeare anwendbar, und, da zur ersteren, wie bemerkt, die Voraussetzungen fehlen, die allein mögliche, sobald es sich um kurze Darstellung handelt. Wir lernen in dieser Weise Hamlet verstehen, wenn wir ihn unbefangen auf uns wirken lassen, und ohne Vorurtheil, ohne Reminiscenz an diesen oder jenen Sittenspruch den Faden der Tragödie fest in der Hand behalten. Hier ist freilich der Streit unvermeidlich, wenn sich die Auffassung Verschiedener doch am Ende verschieden herausstellt, und es zeigt sich sehr schnell, daß der ersteröffnete Weg der Erklärung, wenn auch ein langer und schwieriger, vom Alpha der Erkenntniß beginnender, allein auf Genauigkeit Ansprüche machen darf.

Was sich zuerst bei der Betrachtung des Hamlet zu empfinden gibt, ist der Umstand, daß er in ganz anderer Weise, als es in der Regel der Fall ist, die

---

* Hamlet III, 2.

* Obwohl dieß Schlegel gethan hat, aber nemine assentiente.

Digitized by Google

Hauptrolle der Tragödie übernimmt. Er ist nicht allein Repräsentant eines Charakters, unbewußter Träger einer Weltanschauung, der somit nach dem Verhalten zur Umgebung, nach der Art, wie er sich in dem Mikrokosmus der Bühne bewegt, ausschließlich zu beurtheilen wäre; er spielt neben der dramatischen Person den Zuschauer des Dramas, das die andern spielen, und es erregt unser Interesse nicht allein wie, wann und zu wem er spricht, sondern was er redet, an und für sich. Die größte Bedeutung und Wirkung gewinnen daher auf den unbefangenen Zuschauer die Monologe des Hamlet; und man entdeckt sogar, daß sich sehr viele Dialoge insofern dem Monolog annähern, als sämmtliche Personen in der Berührung mit dem Helden an ihrer Selbstständigkeit verlieren und gleichsam nur die Draperie und die Requisiten für seine Gedankenwelt bilden, wie es z. B. in der Kirchhofsscene, den Unterhaltungen mit den Hofleuten u. s. w. ganz offen zu Tag liegt.

Diese Beobachtung ist nicht ohne Wichtigkeit. Denn vorausgesetzt, daß Shakespeare ein großer Dichter und Hamlet ein legitimes Kind seiner Muse ist, wird uns niemand so leicht überreden, daß er den Kern der Tragödie hinter unorganischen, durch die Pracht der Ausführung das Interesse gefangen nehmenden Zuthaten dermaßen in Schatten gestellt, daß es, um ihn sichtbar zu machen, eines besondern kritischen Leuchtapparats bedürfte. — Nein, an der Seele des Prinzen haben wir die Seele des Dramas, und man kann es, wie Faust, mit dem vollsten Recht ein Gedankentrauerspiel nennen. Es ist das freilich eine schwach vertretene und kaum anerkannte Gattung, die vielleicht eben deßhalb als irrational zu betrachten ist, weil sie zu viel Inhalt in einem beschränkten Kreise von Formen gibt und das Beste ihres Gehaltes plastisch unentwickelt lassen muß.

Doch ist hier nicht der Ort, dieß näher zu untersuchen. Wir begeben uns ohne weitere Umschweife in die Gesellschaft des Hamlet selbst, seine Erlebnisse in aller Objektivität auffassend, um daraus ethisch und psychologisch sein Denken und Thun zu beurtheilen.

Der erste Akt des Hamlet ist ein Meisterwerk in sich selbst; er entfaltet den Reichthum des Stoffes in der größten Kürze mit einer so weisen Anordnung, daß der Zuschauer wie im Fluge in den Mittelpunkt der Tragödie gerissen und zu der vielseitigen Empfindung, mit der man ihn am Schlusse entläßt, bereits gestimmt und vorbereitet wird.

Horatio und seine Genossen haben uns kaum mit dem Terrain der Handlung bekannt gemacht, als in der zweiten Scene die Hauptfiguren selbst nicht nur ihr gegenwärtiges Verhältniß zu einander, sondern auch Charakter und Persönlichkeit eines jeden mit ein paar Worten kennzeichnen. Zudem ist nach meinem Gefühl diese Scene im Staatszimmer eine Art Prolog, der wie jene Pantomime der Schauspielertruppe die tragische Essenz des Ganzen bereits zum Bewußtseyn bringt.

Der König von Dänemark, von allem Pomp und Ceremoniell der Majestät umgeben, betritt den Thronsaal. Er hält eine Rede, wie man sie nicht königlicher, auch nicht weiser verlangen könnte; * er besorgt die Staatsgeschäfte mit einer, wie es scheinen sollte, längst behaupteten Ueberlegenheit, und gefällt sich darin, das Licht seiner Gnade leuchten zu lassen.

Tieck hat in den dramaturgischen Blättern alles dieß hervorgehoben, aber merkwürdigerweise die erschütternde Ironie, die eben auf dem Gegensatz zwischen diesem äußern Scheinwesen und der innern Wahrheit und Würdigkeit beruht, gänzlich ignorirt. — Wie bedeutsam sind Hamlets Worte, wenn er auf die Frage des Königs:

Wie, hängen stets noch Wolken über euch?

trübe ausruft:

Nicht doch, mein Fürst, ich habe zu viel Sonne! —

ich sehe zu Viel; dein Purpur kann mir das Herz nicht verhüllen. —

Noch bedeutender aber sind die folgenden kurzen Reden:

Königin.

Such' nicht beständig mit gesenkten Wimpern
Nach deinem edlen Vater in dem Staub.
Du weißt, es ist gemein: was lebt, muß sterben
Und Ew'ges nach der Zeitlichkeit erwerben.

Hamlet.

Ja, gnäd'ge Frau, es ist gemein.

Königin.

Nun wohl,
Weßwegen scheint es so besonders dir?

Hamlet.

Scheint, gnäd'ge Frau? Nein, ist; mir gilt kein Scheint.
Was über allen Schein, trag' ich in mir.

Hamlet verdreht den Gemeinplatz der Mutter, deren gutmüthige Ermahnung, wie wir sehen werden, ganz ihrem Charakter gemäß ist, indem er das „gemein" in anderem Sinne accentuirt. Er findet die irdische Vergänglichkeit, das Fluctuiren zwischen Leben und Tod,

---

* Nur in der einzigen Stelle: „Daß wir mit weisem Kummer sein gedenken, zugleich mit der Erinnrung an uns selbst," hat der Dichter sarkastisch gelächelt.

Digitized by Google

welches das Geſetz dieſer Welt ausmacht, gemein, aus demſelben Grunde und in demſelben Sinne, mit welchem er nach dem verlangt, was weder ſchwankt, noch ſcheint, ſondern iſt; nur das ſoll gelten, und er verſichert, daß er Etwas in ſich trage, was über allen Schein ſich erhebt.

So bedenklich es bei Shakeſpeare iſt, in einzelnen Ausſprüchen einer dramatiſchen Perſon Tendenzen oder Maximen nachzuſpüren, welche den Inhalt und die Grundrichtung des Ganzen andeuten ſollen — denn ſeine Figuren ſind vieldeutig und allſeitig, wie wirkliche Menſchen — ſo bedenklich, und, wie ſich bereits bewährt hat, insbeſondere bei unſerem Stücke gefährlich ein ſolches Verfahren erſcheint, können wir uns dennoch nicht verſagen, die angeführten Zeilen anſtatt manchen ſpäteren Bekenntniſſen des Helden, die man einſeitig genug betont hat, an die Spitze zu ſtellen. Wollte uns der Dichter überhaupt aus dem Munde Hamlets ein für das Geſammtverſtändniß bedeutendes Wort zurufen, ſo war gewiß hier die günſtigſte Stelle, nicht aber ſpäter im Sturm der Begebenheiten, wo ſich bereits der Gedankengang Hamlets, einen pſychologiſchen Proceß durchmachend, labyrinthiſcher verwickelt.

Wir finden alſo das Innerſte Hamlets in jenen Worten ausgeſprochen; wir finden darin die Pointe der Tragödie. Aber wir wollten dieſe aus der Betrachtung des Ganzen hervorgehen laſſen, und nehmen uns daher, der Kürze und Ueberſichtlichkeit wegen, hieran nur einen Anhaltspunkt.

Hamlet ergießt ſich, nachdem ihn die Königsfamilie verlaſſen, in ein leidenſchaftliches Raiſonnement, aus dem ſich aber vorerſt nur entnehmen läßt, wie ſchwer ihm der Zwang wurde, den er ſich inmitten der Hofleute ſo eben auferlegt, und wie er die Welt mit ganz andern Augen anſieht, als jene heitere Menge.

> Wie eitel, ſchaal und flach und unerſprießlich
> Scheint mir das ganze Treiben dieſer Welt!

Das ſind jene berühmten Worte, die man oft genug citiren hört, freilich mit überlegenem Achſelzucken. Aber man citirt ſie doch; es muß etwas daran ſeyn, was gefällt.

Wir ſehen nun Horatio erſcheinen, um dem Prinzen die Geſpenſtergeſchichte der vorigen Nacht zu berichten. Ein inſtinktives Bewußtſeyn des Richtigen, wie es der Beſitz unverdorbener Naturen iſt, läßt ihn in Hamlet den Mann erkennen, der allein berufen ſey, jenes überirdiſche Geheimniß zu durchdringen. Schon jetzt bemerken wir, daß Horatio mit dem Prinzen in einem ganz andern Verhältniß ſteht, als die übrigen Hofleute, und es entwickelt ſich, je mehr letzterer in's Gedränge kommt, dieſe Freundſchaft zwiſchen Fürſt und Diener immer rührender und großartiger. * Wie weiſe hat Shakeſpeare hierin der Auffaſſung einen Fingerzeig gegeben, den man aber leider ſehr oft überſieht! Der von Herzen ehrliche Horatio ſoll Hamlet, einem Charakter, welcher, nach dem Ausdruck eines berühmten Erklärers, beſondere Vorliebe zu „krummen Wegen“ zeigt, bloß aus alter Bekanntſchaft von Wittenberg her anhängen. Sonderbar, und ſehr wenig ſchmeichelhaft für den Dichter, wenn er dem Zufall ſolche Rechte einräumt. Wir glauben aber, daß Shakeſpeare jenes Zuſammentreffen zu Wittenberg nur erfunden hat, um ein im Innern ethiſch zur Genüge motivirtes Verhältniß auch nach außen hin zu motiviren. Und wenn er ſeinem Horatio eine geſellſchaftlich untergeordnete Stellung anweiſt, ſo hat er damit eben zeigen wollen, daß es nicht darauf ankommt, wie die Leute ausſehen, ſondern was ſie ſind; daß der Mann mehr werth iſt, als das Kleid; daß es aber für dieſe Welt an der nackten Redlichkeit nicht genügt, um ſich emporzuſchwingen.

Die Art, wie Hamlet die wunderbare Erzählung aufnimmt, läßt uns das Geheimniß, welches ſich bald enthüllen ſoll, dunkel und ſchauervoll ahnen; aber bevor er uns in ſeine Schrecken einweiht, macht uns der Dichter mit Ophelia bekannt, deren liebliche Erſcheinung wohl die Hoffnung gewähren darf, in ihr werde das Schickſal Hamlets ſeine Ausgleichung und endliche Verſöhnung erreichen. Wer erinnert ſich nicht der Frage, mit welcher die Schweſter den Vorſtellungen des Laertes begegnet, jenes einfachen „Weiter nichts?“ deſſen graciöſe Ironie ſo viel Idealismus und Herzensſicherheit ausſpricht? — Der ganze Sinn dieſer und der folgenden Antworten Ophelias wird uns indeſſen erſt von ihrem Wahnſinn zur Genüge erklärt. Denn hier dürfen wir uns dem Scharfſinn Ludwig Tiecks vollkommen anvertrauen, wenn er, vornehmlich mit Bezug auf die Romanze des vierten Aktes, bemerkt, daß Shakeſpeare mit geheimnißvoller Zartheit im ganzen Stück andeuten wollte, wie die Winke und Warnungen des Laertes der hingebenden Liebe viel zu ſpät kamen. Aber dieſe Liebe beugt ſich vor den klugen Rathſchlägen des Polonius, wie wir ſchon jetzt und in der Folge noch deutlicher ſehen.

Die Enthüllungen des Geiſtes am Schluſſe dieſes Akts vollenden die meiſterhaft durchgeführte Expoſition. In fünf Scenen, von denen keiner eine Veränderung ihres Platzes, ein Zuſatz oder eine Kürzung zu wünſchen

* „Seit meine theure Seele Herrin war
Von ihrer Wahl, und Menſchen unterſchied,
Hat ſie dich auserkoren.“ III, 2.

Digitized by Google

wäre, ſind wir nicht nur mit Hamlet und ſeinem Schickſal, ſondern auch mit den meiſten andern Perſonen des Stücks vertraut geworden.

Was die Geiſtererſcheinung betrifft, ſo wäre es ein großes Mißverſtändniß, wenn man ſie z. B. mit jener des Goethe'ſchen Fauſt in eine Claſſe ſetzen wollte. Der Geiſt des alten Hamlet ſpielt für ſich gar keine Rolle; er iſt nur Mittel zum Zweck, darum eingeführt, um das Verbrechen des Königs auf das Effektvollſte an den Tag zu bringen. Das Uebernatürliche der Erſcheinung hat nur inſofern äſthetiſches Gewicht, als es durch die That des Herrſcherpaares, welche ebenfalls durch verbrecheriſche Größe die Grenzen der Natur zu überſchreiten ſcheint, hervorgerufen wird. Daß Shakeſpeare das Königsgeſpenſt nicht als göttliche Offenbarung einer höheren Welt angeſehen wiſſen wollte und ſelbſt anſah, geht auf's deutlichſte daraus hervor, daß er den Hamlet Akt III, Scene 1 von dem „unentdeckten Land des Todes, von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt," ſprechen laſſen kann. Er hat nicht, wie Schlegel will, mit bewußter (fürwahr allzu ſubtiler) Feinheit einen Widerſpruch in dieſe Worte gelegt, ſondern denſelben unabſichtlich verſchuldet, was daraus zu erklären, daß er den Geiſt in der von uns angegebenen Weiſe auffaßte. Hiemit fällt denn auch Schlegels Erklärung: „Eine wie es ſcheint vom Himmel bevollmächtigte Stimme aus einer andern Welt fordert Rache für einen ungeheuren Frevel und bleibt ohne Wirkung."

Wer aber von Hamlet Rache fordert, iſt der Vater und die Erinnerung an den Vater, und man ſollte meinen, dieſe müſſe ſtark genug ſeyn, um ihn, wie er ſelbſt verſprochen und geglaubt, „mit Schwingen raſch wie Andacht und der Liebenden Gedanken" zur Vollſtreckung der Gerechtigkeit zu beflügeln.

Warum, fragen wir, den Inhalt der folgenden Akte kürzer als bisher zuſammenfaſſend, zeigt ſich nun Hamlet gegen alle Erwartung unthätig? Als er dem Geiſt in jenen feurigen Worten Gehorſam gelobt, hatte er freilich die Namen der Verbrecher noch nicht vernommen; aber ſollte das Bewußtſeyn, daß die furchtbare That, im Schooß der Familie erwachſen, die heiligſten Bande freventlich entweiht, ſeinen Muth nicht höher ſtählen, ſeine Rache nicht wilder reizen? Statt mit dem erſten beſten Dolche in das Gemach des Königs zu dringen, ſucht er die Schreibtafel hervor, um ſich eine Notiz über lächelnde Schurken zu machen, erklärt, daß die Welt aus ihren Fugen geriſſen, und beſchließt merkwürdigerweiſe, ſich von nun an wahnſinnig zu ſtellen. Es möchte ſcheinen, wenn wir dieſer Deduktion der Erklärer folgen, daß Hamlet bereits an Geiſtesverdunklung litt, als er die ſonderbare Rolle eines Verrückten erwählte. Denn was war damit zu bezwecken? Den König auszuforſchen? Dazu hätte er eher Heiterkeit und Zufriedenheit heucheln müſſen, abgeſehen davon, daß er bis jetzt nicht im mindeſten an ſeinem Verbrechen zweifelt. Oder hoffte er unter jener Maske an den Oheim ſicher herankommen oder auch Zeit zu raffinirter Beſtrafung gewinnen zu können? Auch dieſe und ähnliche Vorausſetzungen ſind nichtig, denn ſie hätten ihrem Zweck entgegen gearbeitet.

Wir behaupten, daß Hamlet ſich weder wahnſinnig ſtellen wollte, noch je wahnſinnig ſtellte und noch weit weniger wahnſinnig war oder wurde.

Wenn er meint, daß die Welt aus den Fugen ſey, ſo liegt darin vielleicht mehr, als die Hyperbel eines überſpannten Kopfes (wie man dieſen Ausdruck hier und da faſſen wollte); denn man möge überlegen, ob die Vergehen des Oedipus nicht geringfügig erſcheinen gegen die wohlberechnete und *vom glücklichſten Erfolg gekrönte* That des Königs und nächſt ihm der Königin. Und wenn er die Schreibtafel hervor zieht, ſo drückt er damit in der energiſchen Art Shakeſpeare'ſcher Perſonen aus, daß ſolche Gräuel ob ihrer Ungeheuerlichkeit in dem Gedächtniſſe keinen Platz fänden, daß dieſer objektive Wahnſinnn der Natur, mit dem ſie einem Schurken geſtatte zu lächeln und immerfort zu lächeln, dieſer Unterſchied zwiſchen Seyn und Scheinen ſo lebhaft mit aller menſchlichen Logik contraſtire, daß man Schwarz auf Weiß ein Protokoll darüber beſitzen müſſe, wolle man fortwährend daran glauben. Hamlet fürchtet, durch dieſen Wahnſinn, welcher in der nur von ihm durchſchauten Wirklichkeit objektiv zu liegen ſcheint, ſelbſt zur Geiſtesverwirrung geführt zu werden, oder vielmehr er fürchtet, daß das ihm zu Theil gewordene Wiſſen Dinge enthalte, welche ſeine Gedanken auf Wege führen würden, wohin ſie der gewöhnliche Verſtand nicht zu begleiten vermag. * So müßten dann auch ſeine Reden und ſein ganzes Benehmen, da er zu berechneter Verſtellung weder Stärke noch Uebung beſitzt, ſeltſam erſcheinen. Einzig und allein in dieſem Sinne ſind die an Horatio und Marcell (welchen er mit

* Die Worte:

„Daß wir Narren der Natur
So furchtbarlich uns ſchütteln mit Gedanken,
Die unſre Seele nicht erreichen kann,

obwohl ſchon vor der vollſtändigen Enthüllung des Verbrechens geſprochen, haben einen ähnlichen Sinn. — Vielleicht erklärt ſich auch aus unſerer Ausführung, warum König Claudius dem (Hamlet III, 4) als ein „Hanswurſt" erſcheint.

Digitized by Google

gerechter Scheu die Enthüllungen des Geistes zu verbergen sucht) gerichteten Worte zu fassen:

Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Philosophie sich träumen läßt!
Doch komm!
Hier, wie vorhin, schwört mir, so Gott euch helfe,
Wie fremd und seltsam ich mich nehmen mag,
Da mir's vielleicht in Zukunft dienlich scheint,
Ein wunderliches Wesen anzulegen:
Ihr wollet nie u. s. w. —

Hamlet konnte die furchtbare Wahrheit seinen Freunden nicht anders, als durch dieß Vorgeben der Absichtlichkeit verschleiern; außerdem satirisirt er mit dem „dienlich scheint," wie so oft, gegen sein Schicksal.

Was nun das Faktum des Hamletschen Wahnsinns betrifft, respective die Redensarten, welche die besprochene Simulation beweisen sollen, so läßt sich gar leicht zeigen, daß sie alle äußerst vernünftig, d. h. der Situation und dem Sprecher gemäß sind. Leuten freilich, wie Polonius, scheint der Prinz, wie dieser selbst richtig vorausgesehen, ein bischen toll zu seyn, allein auch er glaubt, trotz seiner Oberflächlichkeit, zu bemerken, daß die Tollheit „Methode" habe.

Polonius.
Kennt Ihr mich, gnäd'ger Herr?
Hamlet.
Vollkommen, Ihr seyd ein Fischhändler.

Dieß ist die scheinbar tollste Aeußerung, welche sich Hamlet im ganzen Stücke erlaubt. Der würdige Mann, ein Stück von einem Minister, an der rechten Seite des Throns stehend, wird für einen Fischhändler gehalten. Das ist freilich zu arg! Und nun soll er gar noch schlechter seyn, als ein Fischhändler:

Polonius.
Das nicht, mein Prinz.
Hamlet.
So wollte ich, daß Ihr ein so ehrlicher Mann wär't.

Am meisten versündigt man sich an den Manen Shakespeares, wenn man in dem von Ophelia II, 1 tief ergreifend geschilderten Auftritt zwischen ihr und dem Prinzen weiter nichts sieht, als das Debut, welches dieser in seiner Narrenrolle grausam genug vor dem einst geliebten Weibe gegeben habe. Kaum möchte sich der gewöhnlichste Comödienfabrikant eine in besagter Weise gefaßt völlig sinnlose und widerwärtige Stelle zu Schulden kommen lassen; keinenfalls aber würde er zur Illustration eines Possenspiels solche Farben auftragen, wie wenn Ophelia erzählt:

Holt' er solch einen tiefen langen Seufzer,
Als sollt' er seinen ganzen Bau zerrümmern
Und endigen sein Daseyn.

Man lese die ganze Schilderung.

Obwohl die Erklärung von dem Pantomimenspiel Hamlets nicht gerade auf flacher Hand liegt, so läßt sie sich doch, wenn man die Stelle im Zusammenhang mit der dritten Scene des ersten Aufzugs betrachtet, und namentlich wenn man den Akteur richtig zu beurtheilen weiß, mit genügender Sicherheit auslegen. Ophelia repräsentirt, wie auch die Königin, das Weib in seiner Schwäche, * trotz all ihrer hinreißenden Liebenswürdigkeit und Seelengüte, die sie besonders in ihrem tiefen Unglück als Irrsinnige kund gibt. Sie besitzt so wenig Aktivität, daß sie sich (III, 1) als das Werkzeug brauchen läßt, den Geliebten auszuforschen. Die „Worte süßen Hauchs," in denen Hamlets erhaben stürmende Leidenschaft sprach, hat sie begierig aufgesogen, zu einer leider allzu kurzen Seligkeit. Sie vermochte den Prinzen vielleicht zu retten, wenn sie ihm in ihrer Liebe das, was die Liebe zu bieten vermag, etwas zweifellos Gewisses, in der Energie des Wesens das Schwanken irdischer Gestalten unendlich Ueberdauerndes geboten hätte. Aber ihre Liebe wird von den pfiffisierhaften Ermahnungen des alten Polonius, conventionellen Rücksichten, ordinärer Klugheit, oder wie man dergleichen respektable Motive bezeichnen mag, halb in die Flucht geschlagen. Sie liebt vielleicht so innig, wie Julia, aber nicht mit jener haarsträubenden Rücksichtslosigkeit. Hamlet erfährt ihre Kälte, vielleicht ohne den Grund zu kennen; um so schlimmer für ihn, wenn er denselben erräth. Nun ist es eine alltägliche Erfahrung, daß derartige Entdeckungen die betreffende Person einigermaßen aufregen und zu sonderbarem Benehmen verleiten. Der oftmals zurückgewiesene Prinz erlaubt sich eines Tages unangemeldet in das Gemach der Jungfrau zu dringen, „schlotternd mit den Knieen, mit einem Blick, von Jammer so erfüllt, als wär' er aus der Hölle losgelassen." Er versenkt sich in ihre Züge, „als ob er sie zeichnen wolle," ohne eine Sylbe hervorzubringen, ohne nur zu sagen: Auch du! — schüttelt ihr nach langem Zögern ein wenig die Hand, wie zum Abschied, und als ob ihm dieser schwer werde, kann er es kaum über sich gewinnen, seinen Blick, der zum letztenmal der Blick der Liebe seyn soll, auf ewig abzuwenden.

* „Weib, dein Name ist Schwachheit." — Es ist kein Zufall, daß sich gerade in unserem Drama dieß berühmt gewordene Diktum findet.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Otto von Brachow.

(Fortſetzung.)

Otto erwiederte: „Seit dem Tode meiner Mutter kennt' ich nichts anderes.“ — „Dann wiſſen Sie's nicht. Einſamkeit iſt nur, wenn die Geliebte da nicht bei Einem iſt, wo ſie's ſeyn konnte! Ich lernte es auf dieſer Fahrt empfinden. Zwar konnte es ein Mann nicht ſchleppen, was ich an Wild ſchoß, aber die Jagd war doch verfehlt für mich. Als ich mürriſch heimkehrte, ſtand ſie wie eine Maiblume lächelnd an der Hausthüre und das beſte Mittageſſen war fertig, und nach Tiſch fragte ſie wieder, ob ſie leſen ſolle, und ich ſagte ja, und ward wieder in Träume des Glücks gewiegt und dachte erſt am andern Morgen an die Stiefeln, als der Wagen angeſpannt war. — „Nun, Roſa,“ ſagte ich ſchmeichelnd, „haſt du dir's bedacht? Kommſt du heute ohne Waſſerſtiefeln mit?“ — „Es wäre Unſinn, lieber Hugo,“ ſagte ſie freundlich. — „So zieh ſie an,“ erwiederte ich, das Herz voll Zorn, aber allein fahren wollte ich nicht wieder. Sie ſprang in ihr Zimmer und kam im Jagdhütchen reizender wie je zurück. Aber ich konnt' es nicht verwinden, dieſer Ungehorſam, dieſer Trotz legte ein Samenkorn des Haſſes in mein Herz, das Früchte getragen hat. Ich ſchoß heute ſo viel Wild, als wenn ſie nicht dabei geweſen wäre; die Thörin freute ſich darüber und war freundlich wie eine Schlange und luſtig wie ein Kind. Von meiner Verſtimmung merkte ſie nichts, was mich ſehr verdroß. Als ſie mich nach dem Eſſen fragte, ob ſie vorleſen ſolle, erwiederte ich kurz nein; ich war nicht ſchläfrig. „Gut,“ ſagte ſie, und nahm eine Stickerei zur Hand und plauderte dabei und machte mich wider Willen lachen, ſo daß die Stunde zum Schlafengehen heran kam, ohne daß ich es bemerkte. Ich aber nahm mir vor, gegen die kleine Hexe auf meiner Hut zu ſeyn.“

„Am andern Morgen hatte ich eine ernſthafte Erklärung mit ihr. Ich bat ſie erſt, mir die Stiefeln zu opfern; ſie erklärte ſich bereit dazu, nur müſſe ich ſie dann nie auffordern, mit mir ſpazieren zu gehen, denn ſie könne nun einmal nicht anders von der Stelle kommen; ſie ſey es von Kindheit an gewohnt, es habe ihr niemals jemand einen Vorwurf deßhalb gemacht, ihr Fuß habe ſich an eine feſte Bekleidung beim Gehen gewöhnt, nicht nur daß ihr die Näſſe ſchade, auch jeder Stein verletze ſie, der Knöchel ſchlage ihr um, ſie bekomme ſchmerzhafte Blaſen; ich ſolle an mich ſelbſt denken, ob ich mit dünnen Frauenſchuhen durch Feld und Moor wandern könnte. Indeſſen ſie ſey zu dem größeren Opfer bereit, gar nicht mehr zu gehen; lieber als mir zu mißfallen, wolle ſie ihr Leben im Gefängniſſe des Hauſes zubringen, ſey ihr doch ein lieber Gefangenwärter beſtellt.“

„Das war nun allerliebſt von ihr, aber ſie wußte wohl, daß ich ſo grauſam nicht ſeyn könne, und ſo konnte ich keinen beſondern Werth auf dieſe Opferwilligkeit legen. Ich paktirte mit ihr. „Roſa,“ ſagte ich, „du haſt dich entſchloſſen, dieſen Winter mit mir auf dem Lande zuzubringen. Es ſieht uns am Ende hier kein Menſch; die Nachbarn, die uns etwa begegnen, ſind daran gewöhnt, alſo trage deine Juchtenſtiefeln, ſo lange der Winter dauert, in ihrer ganzen Ungeſchicktheit und Schwere; aber wenn das Frühjahr kommt, gewöhne ſie dir nach und nach ab.“ — „Im Frühjahr,“ ſagte ſie, „ſind ſie mir allernothwendigſten.“ — „Alſo warte bis zum Sommer.“

„Was ſagen Sie zu meiner Nachgiebigkeit und Geduld, beſter Herr? Iſt Ihnen ſo etwas ſchon vorgekommen? Sie antwortete kühl: „Im Sommer iſt's noch am erſten möglich, einen Anfang zu machen.“ — „Alſo gut,“ ſage ich, „im Sommer fängſt du an, und wenn wir im nächſten Winter das Stadtquartier beziehen, ſo ſchwörſt du mir, daß kein Juchtenſtiefel mit uns die Reiſe machen ſoll?“ — „Willſt du, daß ich ſie vorausſchicke?“ erwiederte ſie freundlich. O Herr, ich glaubte ſchon damals, daß ich mich an ihr vergreifen würde, aber ich that es nicht und ließ das ganze Juchtengeſpräch ruhen und ſie trug ungeſtört ihre Stiefeln fort. Aber nun kommt die Kataſtrophe.“

„Vor acht Tagen zieh'n wir hieher. Als ich das erſte mal mit ihr ſpazieren gehe, denke ich an nichts Arges, bis wir die Stufen zur Terraſſe herauf ſteigen, wo die ganze elegante Welt verſammelt war. Da ſehe ich plötzlich unter dem langen ſammtnen Pelz die Juchten, roth und leuchtend, und ein Gaſſenbube ſagt: „Seht den Storch!“ Ich konnte auf der Straße nicht laut ſprechen, doch flüſterte ich ihr mit einer Stimme zu, die ſie nicht vergeſſen wird: „Haſt du mir nicht verſprochen, dir die Stiefeln abzugewöhnen?“ — „Ja,“ ſagte ſie, „ich habe es auch verſucht, aber ich kann's nicht vertragen. Mein letztes Halsweh war die Folge dieſes Verſuchs.“ Ich ſtieß einen Fluch aus, aber innerlich, und ſie ging ganz vergnügt an meiner Seite

Digitized by Google

weiter. Zu Hauſe angekommen, ſagte ich ihr peremptoriſch: „Wenn ich noch einmal die Juchten an deinem Fuße ſehe, ſo ſind wir geſchiedene Leute.“ — „Du ſollſt ſie nicht mehr ſehen,“ antwortete ſie mir mit dem Ausdruck der Nachgiebigkeit. Ich umarmte ſie zärtlich und bedauerte nur, daß wir in den nächſten zwei Tagen des Wetters wegen nicht ausgehen konnten. Heute ging ich auf die Reitbahn, und ſie ſchlug mir vor, wir ſollten uns um zwölf Uhr bei der Terraſſe treffen, um ſpazieren zu gehen, nachdem ſie einige Einkäufe beſorgt haben würde. Ich reite meine Pferde, komme an den verabredeten Ort und finde ſie. Von weitem ſchon ſah ich auf ihre Füße; es war nichts Rothes zu ſehen, ſie waren kohlſchwarz und glänzten matt. Als ich ihr den Arm gab und ſie die erſten Schritte machte, erſtaunte ich über die Koloſſe, die unter der Pelzbekleidung hervor ragten. „Was haſt du denn an?“ fragte ich ſie. — „Sammtſtiefeln,“ antwortete ſie ſanft. — „Aber warum ſind ſie denn ſo entſetzlich groß?“ — „Die Juchtenſtiefeln ſind darunter.“ Ich erwiederte nichts, aber die Lippen zitterten mir vor gerechtem Zorn. „Madame,“ ſagte ich, „wir wollen nach Hauſe gehen.“ Dieß geſchah; an der Thüre verließ ich ſie mit den Worten: „Jetzt geh' ich zum Advokaten, um die Scheidung einzuleiten.“ Und hier bin ich, Herr, und nun ſagen Sie mir, was zu thun iſt, um am ſchnellſten zum Ziel zu gelangen.“

Der Mann war erſchöpft von den verſchiedenen Affekten, die während dieſer langen Erzählung durch ſein Gemüth gezogen waren; er warf ſich in eine Sophaecke und hielt die Hand vor die Augen. „Nun, ſprechen Sie,“ ſagte er, als Otto noch immer ſchwieg.

„Erſtens,“ ſagte dieſer, „bin ich kein Advokat.“ — „Nicht?“ rief der andere heftig. „Dann empfehle ich mich Ihnen, ich habe nur mit einem ſolchen zu thun.“ — „Halt!“ ſagte Otto; „für einen Freund mache ich auch wohl ein Geſchäft, wenn ich auch nicht prakticiere.“ — „Wer ſind Sie denn?“ — „Ich heiße Brachow und ich kenne Ihre Gegend, Ihr Haus, Ihre bucklichte Tante und — Ihre Frau.“ — „Haben Sie denn die abſcheulichen Stiefeln an ihr bemerkt?“ rief Hugo. „Aber was können Sie mir helfen, wenn Sie kein Advokat ſind? Denn ich will Scheidung, nichts als Scheidung!“

„Ihre Gründe ſind ſehr triſtig,“ fiel Otto ein, „und wir wollen ſpäter davon ſprechen. Jetzt aber hören Sie meine Geſchichte, oder vielmehr einen kleinen Theil derſelben mit eben ſo viel Geduld an, als ich die Ihrige gehört habe. Mir hat auch ein Mädchen gefallen, nicht auf den erſten Blick bei einer Nachbarviſite, ſondern eines, das ich von Kindheit an kannte, das mit mir aufgewachſen war, an die ſich alle Faſern meines Herzens vom Augenblicke, als ich zu fühlen begann, angeklammert hatten.“

„Beſter Herr von Brachow,“ rief Hugo ungeduldig, „wollen Sie ſich auch von ihr ſcheiden laſſen, und kann ich Ihnen dazu behülflich ſeyn, ſo reden Sie, aber ſonſt verſchonen Sie mich in dieſem Augenblick mit Ihrer Geſchichte.“ — „Hören Sie ſie nur an,“ ſagte Otto, ohne ſich ſtören zu laſſen; „ſie iſt nicht ohne Zuſammenhang mit Ihrem Geſchäft. Alſo ich liebte dieſes Mädchen, vielleicht um ſo mehr, weil ich fern von allem, was die Jugend ſonſt erfreut, aufgewachſen bin. Haben Sie den Propheten Daniel geleſen?“ — „Gott behüte!“ erwiederte Hugo lebhaft. — „Nun, darin kommt eine Stelle vor, die die Geſchichte meiner ganzen Gefühlswelt in ſich faßt. Nachdem erzählt worden, wie Daniel ſchon unter dem dritten Könige angeſehen und mächtig war, heißt es: „Er hatte aber an ſeinem Oberſaal offene Fenſter gegen Jeruſalem, und er fiel des Tages dreimal auf ſeine Knie und betete.“ Sehen Sie, es wußte niemand etwas von dieſen Fenſtern und von dieſem Gebet, und ſo war es auch mit meiner Liebe; es hat niemand jemals etwas davon erfahren, aber die Fenſter, die nach ihr hinüber ſahen, waren immer offen, und ich fiel dreimal des Tages auf meine Knie und betete.“

„Curios!“ ſagte Hugo; „hat es denn nie jemand bemerkt und Sie darüber befragt?“ — „Der Kniefall war nicht der Art, daß ihn Menſchen ſehen konnten,“ antwortete Otto; „nur Gott ſah ihn, und ich glaubte, daß er meine Liebe billigte, und freute mich auf die Zeit, wo es mir geſtattet ſeyn würde, der Geliebten meine Hand zu bieten. Da vermochte es meine verehrte Mutter über mich, ihr das Verſprechen abzulegen, dieſes Mädchen nie zu heirathen. Sie hatte Gründe dazu, die ihr wichtig erſchienen, und ihre Ruhe hing davon ab; ich habe es verſprochen, und ich habe das Mädchen meiner Liebe, den Traum meiner Jugend einem Verſprechen geopfert, das ich hätte brechen können, denn die Mutter ſtarb bald nachher.“

„Das war ſehr ſchön von Ihnen,“ ſagte Hugo; „aber wie hängt das mit meinen Angelegenheiten zuſammen?“ — „Haben Sie nicht auch etwas verſprochen, was Sie zu halten verpflichtet ſind?“ — „Das ich nicht wüßte!“ — „Haben Sie nicht vor dem Altar das Verſprechen abgelegt, Ihrer Frau treu zu ſeyn in Freud und Leid, ſie zu ſchützen, zu lieben, bei ihr auszuharren?“

„Aber, beſter Herr von Brachow, das iſt ja etwas ganz anderes. Wenn ich jemanden mein Wort gegeben hätte, mich nie von meiner Frau zu trennen, ſo würde ich ſie trotz der Juchtenſtiefeln behalten, auf Ehre, das

Digitized by Google

würde ich; aber so ist es ja bloß die Trauungsformel, eine Ceremonie, mit Einem Wort nichts, was die Ehre mich hindert wieder aufzulösen; ich bin lutherisch und bei uns ist die Scheidung erlaubt."

„Sie ist ermöglicht, in gewissen wichtigen Fällen, alle übrigen scheinen mir ein arger Mißbrauch. Indessen wir wollen nicht in die Theologie gerathen. Was glauben Sie denn, daß Ihre Frau in diesem Augenblick empfindet, wo Sie sie im höchsten Zorn und mit der harten Drohung, sich von ihr trennen zu wollen, verlassen haben? Sie sagten mir ja, daß sie Sie liebt."

„Liebte! liebte!" rief Hugo mit bewegter Stimme. „Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich das Ablegen der Wasserstiefeln als einen Beweis ihrer Liebe für mich gefordert habe; sie hat mir ihn nicht geben wollen, also liebt sie mich nicht mehr." — „Man muß nie einen Beweis von Liebe fordern, da es keinen gibt, man muß an die Liebe glauben oder nicht. Die meisten Menschen haben einen Dämon in sich, der sie hindert, gerade das zu thun, was von ihnen gefordert wird; wahrscheinlich lebt auch ein solcher in Ihrer Frau. Sie hat sich gedacht: „Einen Beweis will er haben? den geb' ich ihm nicht; mir scheint, er könnte mir schon so trauen." Und wenn sie nun gethan hätte, was Sie von ihr verlangten, so wäre das noch gar kein Beweis; denn jemand, der alle äußeren Zeichen der Anhänglichkeit gibt, braucht sie deßhalb nicht zu empfinden. Ist's eine Gattin, so kann sie die Heuchelei der Liebe für Pflicht halten, ist's ein Freund, so kann er einen Zweck erreichen wollen, indem er den Glauben daran in Ihnen hegt; ist's ein Neffe, so kann er Sie beerben wollen. Man sagt, die Paßversehen finde man nur bei ehrlichen Leuten, die Spitzbuben sehen sich vor, daß ja nichts an den Vorschriften mangelt; so geht es mit den Liebesbeweisen: diejenigen, die sich trotzig weigern, sie zu geben, thun es oft darum, weil sie fühlen, daß man sie nicht von ihnen verlangen sollte; oft werden gerade diejenigen, die Sie am liebsten haben, Ihnen den meisten Verdruß machen."

„Ich danke für eine Liebe, die nicht thut, was ich will, und deren Angelegenheit es nicht ist, mich zufrieden zu stellen." — „Frevelu Sie nicht! Jede Liebe, bequem oder unbequem, nachgiebig oder voll Widerspruch, ist ein Schatz, den nur der gering achtet, der ihn besitzt. Glauben Sie mir, durch die Welt zu gehen ohne ein Wesen, dem es das Herz bricht, wenn man stirbt, das Leid und Entzücken theilt, das vortritt, wenn man verleumdet, mit einstimmt, wenn man gepriesen wird — das ist ein schwerer Gang; die schrecklichste Last von allen, ist die, wenn man nichts zu tragen hat." — „Wie meinen Sie das?"

„Wie glücklich wäre ich," fuhr Otto fort, „wenn ich eine Frau hätte, wie Sie, einen Engel an Gemüth und Körper, an der gar nichts auszusetzen wäre, als daß sie Wasserstiefeln trägt! Aber, lieber Herr von Sain, alle Menschen tragen Wasserstiefeln. Jeder hat seinen Fleck, wo man nicht hinsehen, jeder seine Schwäche, die man nicht berühren darf. Dem einen sitzt sie im Kopfe, dem andern im Herzen. Wohl dem Ehemann, der sie nur in den Stiefeln seiner Frau entdecken kann! Alles, was Sie mir von ihr erzählt haben, ist reizend, ihre unwandelbare Freundlichkeit, ihre gute Laune, ihre Theilnahme an Ihren Jagdfreuden, und endlich muß sie auch wunderschön seyn, was den meisten Männern doch auch nicht gleichgültig ist."

„Das ist wahr," sagte Hugo; „es ist möglich, daß es viel schönere gibt, aber mir ist noch keine vorgekommen, die so ganz nach meinem Geschmack wäre." — „Und endlich," fuhr Otto fort, „sehen Sie sich einmal recht tief in's Herz hinein: ist weder in Ihrem Innern noch in Ihrer Vergangenheit Etwas, das, wenn sie es wüßte, diese schweren Wasserstiefeln, auf die Wagschale gelegt, doch in die Höhe schnellen würde?"

Hugo fuhr mit der Hand in die Haare und ein paar schwere Falten lagerten sich auf seiner Stirne; er dachte offenbar tief nach. „Woher wissen Sie davon?" fragte er plötzlich. „Die Geschichte ist alt, aber ich wollte, sie wäre nie geschehen!" — „Ich weiß gar nichts und Sie sollen mir auch nichts sagen," fiel Otto hastig ein; „aber gehen Sie heim und trösten Sie Ihre Frau, Sie können ihr diese Stunde der Angst nie vergelten." — „Ich habe fast Lust zu thun, was Sie mich heißen," sagte Hugo gerührt. „Wer hat Ihnen denn solch eine Gewalt über mich gegeben?" — „Ihr guter Genius," erwiederte Otto lächelnd. „Aber jetzt eilen Sie nach Hause; ich soll hier über eine ernste Sache ein Referat machen und Ihre Allotria haben mich um meine schönste Zeit gebracht; wenn ich nicht fertig werde, sind Sie schuld daran."

Als aber Hugo gegangen war, arbeitete er noch lange nicht; er stützte den Kopf in die Hand und bunte Bilder seines Lebens gingen an ihm vorüber. Er war noch so jung und dennoch schien es ihm, als läge für ihn Alles in der Vergangenheit, und als habe die Zukunft ihm nichts mehr zu bieten. Mit einem Gefühle, das dem Neide nicht unähnlich war, dachte er an diesen ehelichen Zwist, wie der Bettler an den Ueberdruß des Reichen.

Hugo aber ging raschen Schrittes nach Hause. Im Wohnzimmer war niemand, aber im Schlafzimmer lag Rosa auf einem kleinen Sopha; das Kissen, auf das sie sich stützte, und ihr Haar waren naß von Thränen. Als

Digitized by Google

sie ihn eintreten sah, fuhr sie ängstlich in die Höhe. Er aber sank, erweicht von ihrem Anblick, vor ihr auf die Knie und küßte ihre Hände, dann ihr Gesicht. Sie lag aufgelöst in seinen Armen und wußte nicht, wie ihr geschah.

Sie schwatzten noch mehrere Stunden zusammen und versöhnten sich gründlich. Hugo erzählte Alles, wie es gekommen war. Als sie den Namen desjenigen hörte, dem sie so große Verbindlichkeit schuldig war, beschwor sie Hugo, ihr ihn bald zur Stelle zu schaffen. Sie freute sich, ihn nach langen Jahren wieder zu sehen, und wollte viel mit ihm von alten Zeiten schwatzen. „Wenn ich mir denke," sagte sie, „daß du statt seiner wirklich den Advokaten gefunden hättest, und ihr hättet meine Sünden und Fehler mit einander aufgesucht und zergliedert und sie durch das Vergrößerungsglas des Zorns und der kalten Lieblosigkeit eines Fremden betrachtet — was wäre aus mir geworden! Ein ganzes Leben voll Dank kann ihm nicht vergelten, was er an mir gethan hat! — Aber, Hugo, hat er dir nicht gesagt, wer diejenige war, die er einst geliebt?"

„Nein," erwiederte er, „aber vermuthlich ein Mädchen aus eurer Nachbarschaft." — „Da war wirklich niemand in seinem Alter als die jetzige Nebschütz." — „Die wird es auch gewesen seyn; denn als ich ihm erzählte, daß du zu ihr gefahren und mit ihren Zwillingen gespielt habest, wurde er blutroth; nur war ich zu sehr im Eifer, um damals darauf zu achten. Aber warum kann ihm die Mama verboten haben, die zu heirathen? Sie ist sehr reich, eine Erbtochter von sehr guter Familie und war recht hübsch." — „Mir kommt sie älter vor, und dann stottert sie." — „Nein, älter ist sie nicht, sie sind von gleichen Jahren, aber das Stottern mag der Mutter unangenehm gewesen seyn. Gott weiß! Eigentlich geht's ja eine Schwiegermutter nichts an, aber eine Ursache muß sie doch gehabt haben." — „Also die hat er geliebt? Und weißt du was? Was er von den Fenstern gegen Jerusalem sprach, paßt auf sie, denn von Brachows Gute sah man zu ihr hinüber. Zu uns sah man nicht, da lag ein Hügel dazwischen; es war der, auf dem ich ihn zum ersten mal wieder sah, als er erwachsen war."

„Und das weißt du so genau?" — „Ja ich habe ein gutes Gedächtniß; weiß ich doch ganz genau, was du anhattest, als du zuerst in das Zimmer der Frau von Nebschütz tratest. Hast du die hübsche Reitpeitsche noch, mit der du damals spielteſt?"

So kam das Gespräch wieder in einen andern Kanal, und es ward zu Mittag gegessen, und der Abend kam heran mit der Theaterzeit, und Ottos wurde nicht mehr gedacht, aber Rosas letzter Gedanke vor dem Einschlafen war: „Also die Nebschütz!"

Hugo ging am andern Morgen zu Otto und bat ihn, seine Frau zu besuchen. Er willigte ohne Schwierigkeit ein und kam am Nachmittag. Sie sprang freudig vom Stuhl auf und reichte ihm die Hand. Ihre Herzlichkeit versetzte ihn in die richtige Stimmung, er fühlte sich voll heimischer Beziehungen in ihrer Nähe. Sie erzählte ihm, daß der Kirchthurm von Neubuchen, der vor einigen Jahren eingefallen war, wieder aufgebaut sey, daß die Tante dem Papa täglich vorlese, nun aber schon eine Brille dabei aufsetzen müsse, und endlich daß die schöne Allee, die von Brachows Gut nach dem väterlichen der Frau von Nebschütz führte, fast ganz umgehauen sey. Dabei sah sie ihn scharf an.

„Schade um die schönen Bäume," erwiederte er ohne Gemüthsbewegung. Dieß entschied noch nichts. „Haben Sie Anna wieder gesehen, seitdem sie verheirathet ist?" fragte sie mit seynsollender Nachlässigkeit. — „Nein," erwiederte Otto, „aber ich habe gehört, sie soll noch recht gut aussehen, aber dick geworden seyn." Rosa dachte: „Er hat eine große Gewalt über sich," und sie wußte nach diesem Examen nicht mehr als vorher.

Otto ging beruhigt und befriedigt nach Hause. Aus der einen guten Stunde, in welcher es ihm gelungen war, den Ehemann zu beruhigen, entsprang ihm eine unzählige Menge anderer; denn es hatte sich bald ein Freundesverkehr angeknüpft, wie er ihn vorher nie genossen hatte. Er mußte ein paar mal die Woche bei Sains zu Mittag essen oder den Abend mit ihnen zubringen. Selten sah er sie zu andern Stunden, da er ein eifriger Arbeiter war und gewöhnlich erst nach vollendeter Aufgabe ausging. Einmal aber ging er doch mit dem Ehepaar spazieren und konnte sich des Lächelns nicht enthalten, als er die Juchtenstiefeln an den hübschen Füßen der Frau von Sain erblickte. Natürlich machte er keine Bemerkung darüber, sie aber hatte den Blick aufgefangen und ein feines Lächeln glitt über ihre Züge. Der Mann that, als ob er die Stiefeln nicht sähe.

Als das Frühjahr kam, fragte ihn Rosa, ob er nicht wieder einmal auf sein Gut reise. „Der Dienst hält mich zurück," erwiederte er, „aber vielleicht bekomme ich im Herbst einen Urlaub." — „Wie mag sich ein unabhängiger Mann wie Sie zum Sklaven machen!" sagte sie. — „Glauben Sie mir," erwiederte er, „dieser Zwang ist die nothwendigste Bedingung meines Glücks. Wenn man allein in der Welt steht, ist ein Amt der beste Gesellschafter, der beste Freund. Es faßt mich immer ein stilles Behagen, wenn mir gemeldet wird, daß ich mich von Amts wegen da und

Digitized by Google

dahin zu begeben habe, wenn man mir ein Paket Akten in die Hand gibt, die ich ausarbeiten muß, kurz, wenn ich zu etwas gezwungen werde." — „Sie wären ein Ehemann!" ſagte Roſa ſchalkhaft. Er ſchüttelte mit dem Kopfe, nahm ſeinen Hut und ging.

Das Ehepaar ging auf's Land, und natürlich zunächſt zu Herrn und Fräulein von Büren. Kaum hatte dieſe ihre Großmichte allein, als ſie ihr Vorwürfe machte, Brachow in ihr Haus, ja als Freund aufgenommen zu haben. „Einen Menſchen, der dich bei der Naſe herumgeführt, der ein Spiel mit deinen Gefühlen getrieben hat, hättest du nie mehr anſehen ſollen." — „Tante," ſagte Roſa, „ich habe mir alles zurückgerufen, wie es damals vorgefallen iſt; glaube mir, ich habe keine Miene vergeſſen, und nach einem Aufſchluß, den ich ſeitdem erhalten habe, ſcheint mir, daß wir ſelbſt uns ein Gebäude von Schatten aufgeführt hatten. Er hat meinem Manne etwas geſagt von Fenſtern, die nach Jeruſalem gingen, was nicht auf mich paßt." — „Was, eine Jüdin hat er geliebt? Am Ende gar des Veitls Rachel." — „Da geht mir ein neues Licht auf," ſagte Roſa. „Das kann er mit den Fenſtern gegen Jeruſalem gemeint haben; und nun kann ich's doch der Frau von Brachow nicht verdenken, daß ſie die Heirath nicht gebilligt hat. Aber ich muß es herausbringen. Iſt die Rachel noch hübſch?"

Fräulein von Büren fing an laut zu lachen. „Man ſollte es nicht für möglich halten," ſagte ſie, „daß ſie jemals gut ausgeſehen hat. Sie war dieſen Winter zum Beſuch bei ihrem Vater, dem alten Veitl; ſie iſt nicht dreißig Jahre alt und ſieht aus wie ein altes Weib, hat aber bildſchöne Kinder." — „Armer Brachow," ſagte Roſa, „es würde ihn doch recht erſchüttern, wenn er ſie wieder ſähe!"

Der Herbſt kam heran, und Otto ſah diejenige wieder, die er wirklich geliebt hatte und die ſich den Kopf zerbrach, wer es ſeyn möge. Er ſah ſie jetzt als werdende Mutter und hatte die innigſte Freude über die Hoffnung der Eltern. Herr von Sain flößte ihm eine wahre Zuneigung ein. Der Mann war von ſo kindlichem Gemüth, ſo arglos, daß man ihn lieb gewinnen mußte; ſein Geiſt reichte nicht weit, aber er faßte die Verhältniſſe richtig auf; wer ihn näher kannte, liebte ihn, denn er war mit allen freundlich und that vielen Gutes. Er war einer von den Menſchen, dem Hunde und Kinder auf den erſten Blick zulaufen. Im Anfang glaubte Otto, daß Roſa ihren Mann weit überſehe; in ſeinen Jugenderinnerungen ſtand ihr Geiſt hoch über ſeinem eigenen; aber nach und nach entdeckte er doch, daß dem nicht ganz ſo ſey. Sie ſchwatzte allerliebſt, war naiv, oft drollig, aber einen weiteren Blick als den der gewöhnlichen hübſchen Frau, ein tieferes Eindringen in das Leben konnte er ihr doch nicht zugeſtehen. Sie hatte es aber auch nie beanſprucht, nur Er hatte ſie ſich mit idealen Farben ausgemalt, die nun zu verblaſſen anfingen.

Er war Mann und Frau von Herzen gut, er fühlte ſich ſo behaglich bei ihnen und genoß in ihrer Seele die unſchuldigen Freuden der Häuslichkeit, die ihm verſagt waren. Je mehr er aber mit Roſa in freundſchaftlichen Verkehr kam, deſto mehr vergaß er, daß er ſie je geliebt hatte, ja es war ihm unbegreiflich. „Sollt' es denn in der Ehe eben ſo gehen?" dachte er ſich. „Sollte der Nimbus, der die Geliebte umgibt, in der Nähe unbarmherzig ſchwinden? Wenn ich mir vorſtelle, welch ein Glück ich mir mit Roſa ausgemalt hatte, und wie nüchtern das iſt, das mir jetzt der ungeſtörte Umgang mit ihr gewährt, ſo macht es mich nicht lüſtern zu heirathen. Denn wenn ich mich wieder verlieben ſollte und glaubte das Ideal meiner Seele gefunden zu haben und hätte nach drei Monaten nur eine gewöhnliche Frau, das würde den Durſt meines Herzens nicht ſtillen."

Und doch kam es ihm wie ein Unrecht gegen die Natur vor, keine Häuslichkeit zu gründen, und er beſchloß, keinen Vorſatz dieſer Art zu faſſen und ſich gegen Starrſinn und vorgefaßte Meinungen zu wappnen.

Roſa aber war nichts angelegener, als ihm eine Frau zu verſchaffen. Ihr Zuſtand hinderte ſie, in Geſellſchaft zu gehen, und ſie benutzte dieſen Zeitpunkt, um ihn ohne Zwang und bemerkbare Abſicht mit einer Reihe von Mädchen bekannt zu machen. Wo eine oder die andere ein Talent beſaß, ward ſie aufgefordert, es zur Geltung zu bringen. Otto war jeden Abend zur Stelle und ließ alle dieſe reizenden Geſchöpfe um ſich herum Clavier ſpielen, ſingen, vorleſen, Geſpräche führen, drollig oder gefühlvoll ſeyn, ohne es zu bemerken und ohne zu ahnen, daß er ſelbſt der Pol war, um den ſich dieſe kleinen olympiſchen Spiele drehten. Es fiel ihm nicht ein, daß man ſich mit ihm beſchäftigen könnte; ſeine Perſon ſchien ihm viel zu unbedeutend dazu; dachte er ſelbſt doch kaum an ſich. Er war von Kindheit an daran gewöhnt worden, ſich nach andern zu richten, und ſo war er wirklich ein von aller Selbſtſucht entfernter Menſch. Er ſah ſich aber dennoch die Mädchen alle an und ſuchte ſich die Rechte. So lange er es mit Gleichgültigkeit that, fand er bald an jeder, die er in der Nähe betrachtete, daß ſie es nicht ſey; gefiel ihm eine beſſer als die andere, ſo fürchtete er, daß die Liebe anfange ihn zu verblenden und daß die holde Erſcheinung in der Nähe beſehen nicht Stich halten werde. Es geht

Digitized by Google

daraus hervor, daß eben keine einzige einen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Nun kam eine Unterbrechung in sein geselliges Treiben, das ganz auf das Haus Sain beschränkt war. Rosa gebar ein Töchterlein. Kaum waren die ersten gefährlichen Wochen vorüber, als Herr von Sain abreiste, um seine Schwester zu holen, die seit dem Tode der Eltern bei entfernten Verwandten lebte und Taufpathin seyn sollte. Sie war zwanzig Jahre alt, Braut, und von ihrem Bruder zärtlich geliebt. Das war nun eine seltene Erscheinung; sie war groß, so blond wie möglich, mit blauen Augen und langen dunkeln Wimpern, regelmäßig schönen Zügen, weiß wie ein Lilienblatt, und doch rosig übergossen. Wenn man auf der Straße mit ihr ging, gerieth man in Verlegenheit, so starrten alle Menschen die ausgezeichnete Erscheinung an. Sie hieß Marie, und einfach wie ihr Name, war ihr ganzes Wesen. Daß die Männer keinen Eindruck auf sie machten, war natürlich, denn für sie lebte nur Einer, derjenige, der binnen eines Jahres ihr Gemahl werden sollte. Schon dieß gibt einem Mädchen einen großen Vorzug vor ihren unversorgten Schwestern; daß aber kein Geschäft zu gering, keine Sorge zu klein für sie war, machte sie doppelt liebenswürdig. Sie entdeckte jeden Mangel, den die mehrwöchentliche Zurückgezogenheit ihrer Schwägerin im Haushalt hervorgerufen hatte, steuerte jeder Vernachlässigung und brachte das etwas in Verwirrung gerathene Hauswesen unvermerkt wieder in das rechte Geleise.

Am Tauftage sah es bunt im Hause aus. Es ist in vielen Theilen von Deutschland nicht Sitte, daß der Köchin und den Bedienten die Anordnungen eines Festes überlassen werden; die Hausfrau selbst übernimmt die Sorge dafür. So standen denn auf dem großen Tisch des Speisezimmers Porcellanschüsseln, krystallene Gefäße, geöffnete Töpfe mit eingemachtem Obst, Lachsschnitten, Wildbraten, Schinken, Würste, und vor diesen Herrlichkeiten regierte Marie Sain, eine weiße Schürze vorgebunden, die Locken in Rädern aufgesteckt, im häuslichsten Kleide. Der Bruder kam dazu, um den Punsch zu machen; Rosa brachte das Kind herein und zeigte dem kleinen dummen Geschöpfe die Vorbereitungen. Es schien noch keinen großen Antheil an den Feierlichkeiten seiner Taufe zu nehmen.

Mitten in diese Gruppe kam Otto, der zum Essen eingeladen war. „Sie kommen viel zu früh," rief ihm Rosa entgegen, „wir essen erst in einer Stunde; doch da Sie einmal hier sind, können Sie helfen."

(Fortsetzung folgt.)

Nach einem Sonette Vittorio Alfieris.

O Dante, blickst du nieder? Siehst du mich
An deinem Grabe stehn und dein gedenken?
Siehst auf den Marmor meine Knie sich senken?
O du, mein Vater, und dein Schüler ich!

O sprich, o gib mir Antwort! — Darf ein Mann,
Der nach dem ew'gen wahren Ruhme ringt,
Wenn die Gemeinheit ihn zum Kampfe zwingt,
Darf er da kämpfen, weil er kämpfen kann?

„Mein Sohn, ich that's; doch ich bereue tief,
„Daß ich sie, statt mit Füßen sie zu treten,
„Bei ihrem wahren Namen donnernd rief.

„Zuviel ist schon ein Blick, sie zu besiegen.
„Was dich erfüllt, sprich aus. Geh deinen Weg,
„Und laß sie unter deinen Füßen liegen."

H. G.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Insbruck, Januar.

Die Eisenbahn. — Aufstellung. — Journalistik.

λ. Ihre Leser haben nicht viel verloren, daß ich Ihnen seit einigen Monaten keine Nachrichten sandte; es hat sich nichts zugetragen, was eine Erwähnung verdiente, und trotz der Eröffnung der Eisenbahn befindet sich Insbruck in jeder Hinsicht noch auf dem Flecke, wo es vor zehn Jahren stand. Daß für Tirol mit der ersten Fahrt des Dampfwagens eine neue Aera begonnen hat, daran zweifelt niemand; die Folgen werden erst bemerkbar werden, wenn sich einmal der Strom von Touristen über das Land ergießt, und die Anhänger des Alten mögen Recht haben, wenn sie eine Umwandlung in verschiedenen Sphären des Volkslebens befürchten, und nicht bloß darum, weil die Leute herein, sondern mehr noch weil sie hinaus kommen und reich an neuen Anschauungen zurückkehren. Die flüchtige Berührung mit den Touristen im Lande hat weniger zu bedeuten; denn diese beschränken sich doch zumeist auf gewisse Ausgangs- und Endpunkte, während alles, was dazwischen liegt, kaum im Fluge begrüßt wird. Die Eisenbahn hat für Tirol insbesondere den Werth, daß sie uns mit den stammverwandten und innig befreundeten Bayern noch inniger verknüpft; ist sie einmal über den Brenner fortgeführt, so sind die Wirkungen für ganz Deutschland unberechenbar. Für Deutschland wird die alte Kaiserstraße über den Brenner in zeitgemäßer Form neu eröffnet und die Poebene im eigentlichen Sinn des Wortes das Glacis, — dahinter die gewaltigen Bastionen und Courtinen der Alpen. Die Eröffnung der Brennerbahn ist daher eine Frage vom höchsten Belang, die wohl eine umfassende Erörterung verdiente. — Und was sagen denn die Bäuerlein aus den Thälern zu diesem Ereigniß? Zunächst waren sie betroffen und schüttelten bedenklich den Kopf, wenn eine Lokomotive vorüber brauste; als ein alter Durer zum erstenmal den grellen Pfiff hörte, rief er aus: „Daß Gott erbarm! Wenn nur da keine Sünde geschieht, denn wo die Leute aus Lustigkeit zu jauchzen, geht es gewöhnlich nicht mit rechten Dingen zu.“ Uebrigens erkannten sie bald die praktische Seite und sind nun sehr zufrieden, daß sie ihre Waare schneller und billiger zu Markt bringen können. Unser Publikum ist mit mancher Einrichtung der Bahn nicht so ganz zufrieden; da wir uns jedoch in einem Uebergangszustande befinden, ist wohl vieles auf Rechnung von diesem zu schreiben, was im Frühjahr zu Gunsten des Verkehrs anders werden dürfte.

Im Frühling wird eine Kunst- und Industrieausstellung veranstaltet; es haben bereits zahlreiche Anmeldungen stattgefunden, und man darf daher gewiß vieles, wenn auch vielleicht nicht in jeder Beziehung viel erwarten. Den Fremden werden zumeist die landwirthschaftlichen Produkte interessiren: die Obstsorten Südtirols und die Rinder des Pusterthals und Unterlandes erfreuen sich verdienten Ruhmes. Nebstbei dürfte auch manches Prachtstück von Sennerzeug zu sehen seyn. Auf dem Gebiete der Kunst werden die Cartons von Mader, die zur Ausführung in der neuerbauten Kirche von Brunecken bestimmt sind, großen Beifall ernten. — Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur sind kaum zu erwähnen, es sey denn etwa die Sammlung von Sagen, welche der fleißige Zingerle neuerdings producirt. Er hat seinen Stoff wissenschaftlich geordnet und in fleißem Bezug auf Grimms Mythen mit Anmerkungen begleitet. Daran schließt sich ein Nachtrag über Volksgebräuche. Noch weniger läßt sich von unserer Journalistik sagen; der ehrwürdige Tirolerbote, unser officielles Amtsblatt, trottet stets im alten Geleise des prachtvollsten Curialstyls, wie er kaum besser in den Kanzleien weiland Justinians des Großen geherrscht haben mag. Nur der Schützenzeitung, einem Provinzialblatt, gelang es in jüngster Zeit, einen Aufruhr zu erregen, welcher auch jenseits unserer Grenze ein Echo fand, und auch jetzt noch nicht verklungen ist. Nachdem sich das bayerische Landgericht zu Zweibrücken durch die Vertheidigung Arndts so großen Ruhm erworben, regte sich bei uns in Tirol, wo man Wrede nicht in freundlichem Andenken hat, überall warme Sympathie für den edlen Greis. Die Schützenzeitung lieh dieser Gesinnung in einem offenen Briefe an Arndt Ausdruck, beging aber dabei die Taktlosigkeit, aus dem bekannten Werke Rapps alle Gräuelthaten der bayerischen Armee aufzuführen. Geschichte bleibt Geschichte, und alle Maßregeleien derselben helfen am Ende zu nichts; gegenwärtig jedoch, wo zwischen den Bayern und Tirolern aufrichtige Freundschaft herrscht, war es sehr überflüssig, die Fackel an der erlöschenden Flamme anzuzünden, und was gegenseitig vergeben und vergessen ist, neuerdings zu beleuchten. Das Verfahren der Schützenzeitung fand selbst in Tirol, wo dieses Blatt viele Freunde zählt, Mißbilligung, und wurde auch von einem Südtiroler in scharfen Ausdrücken getadelt. Dieser Aufsatz der Allgemeinen Zeitung erregte nun einen Kampf, dessen Wogen noch längere Zeit nicht zu verebben scheinen. So eben hat die Schützenzeitung die Antwort Arndts

Digitized by Google

veröffentlicht, die wohl durch alle Zeitungen gelaufen iſt, ehe dieſe Blätter in die Hände der Leſer gelangen.

Die Kriegsfanfaren an der Seine erwecken auch das Echo unſerer Berge; ſollte es zu einem Ausbruche kommen, ſo dürfte das Land wohl wieder mehr in den Vordergrund treten und in die Ereigniſſe verflochten werden. Uebrigens iſt die Grenze Tirols die Grenze des deutſchen Bundes; die Stutzen ſind noch nicht roſtig, deren Kugeln einſt die franzöſiſchen Reihen lichteten, und wenn der Feind den Boden des Landes entweiht, ſoll er erfahren, daß die Pranken des rothen Aars nicht ſtumpf geworden ſind.

Newyork, December.

Verwaltungsgreuel. — Neue Beſtrebungen für Coloniſation der Neger. — Die Botſchaft des Präſidenten. — Theater.

Die ſtädtiſchen Wahlen ſind eben vorüber, und abermals haben die Republikaner einen glänzenden Sieg über die ſogenannte Demokratie errungen, welche den pomphaften Namen „Volksſouveränität“ im Gebiet der Politik als Deckmantel für die erniedrigendſten Zugeſtändniſſe an die Sklaverei macht, und in der innern Verwaltung für die ſchamloſeſten Unterſchleife und Veruntreuungen mißbraucht hat. Die Dieſtähle der demokratiſchen Beamten waren während der letzten Jahre mehr und mehr in's Große gegangen und mit einer ſo unverhüllten Frechheit begangen worden, daß kein Parteigeiſt länger die Maſſe über ihr eigenes Wohl verblenden konnte. Zudem iſt auch bitterer Zwieſpalt im Lager der Demokraten ſelbſt ausgebrochen, welche ſich jetzt in zwei Parteien faſt mit derſelben Feindſeligkeit gegenüber ſtehen, mit der ſie vereint früher die Republikaner verfolgten. Die verzweifelſten Anſtrengungen wurden gemacht, und aus zuverläſſiger Quelle wird mitgetheilt, daß jeder ſtädtiſche Beamte, jeder im Dienſt des Mayor oder des Straßencommiſſärs Angeſtellte gezwungen wurde, einen Theil ſeines Gehalts zur Sicherung des Erfolgs der Wahlen herzugeben. Allein obgleich die Demokratie die älteſte und ſeit Jahren alleinherrſchende Partei iſt, und ihre Anführer jeden Vortheil beſitzen, welchen Erfahrung, Organiſirung, Macht, Camaraderie, Geld und Rowdyismus nur gewähren können, wurde ſie dennoch vollſtändig geſchlagen. Wie groß die republikaniſche Majorität eigentlich iſt, läßt ſich nicht genau ermitteln; jedenfalls weit größer, als die officiellen Berichte ſie angeben werden, denn Newyork iſt eine der Städte, in denen die Demokratie das Geſchäft des ungeſetzmäßigen Stimmens in ausgedehnteſtem Maßſtab betreibt. Die Zahl der Leute, welche alljährlich ſtimmen, ohne die vorgeſchriebene Zeit im Staat und Bezirk gewohnt zu haben, oder amerikaniſche Bürger zu ſeyn, iſt ungeheuer, gar nicht von den ſogenannten „Repentors“ (Wiederholern) zu ſprechen, Banden demokratiſcher Kaufbolde, welche am Wahltag in der Frühe ihren Umzug etwa bei der Batterie, am Südende von Newyork, anfangen und in jedem Diſtrikt ihre Stimme abgeben, bis ſie die äußerſten Nordgrenzen der Stadt erreicht haben. Ein anderer gewöhnlicher Streich, durch welchen die demokratiſchen Candidaten ſich Hunderte, wenn nicht Tauſende von Stimmen zu gewinnen pflegen, wird vermittelſt der deutſchen und iriändiſchen Auswanderer ausgeführt, die ſich zu dieſem Geſchäft brauchen laſſen. Der Candidat oder irgend ein anderer wohlhabender Anhänger der Partei macht nämlich etwa acht oder vierzehn Tage vor der Wahl einem ſolchen armen Schelm, welcher von der amerikaniſchen Politik etwa ſo viel verſteht als von der chineſiſchen, das Anerbieten, für ihn die Koſten des Bürgerwerdens zu bezahlen, wofür er von ſeinem Schützling menſchenfreundlich keine andere Entſchädigung verlangt, als daß dieſer — wie ſich von ſelbſt verſteht — bei der Wahl ſeine Stimme nach Vorſchrift abgebe. Um ſich dieſer vollſtändig zu verſichern und den Folgen einer möglichen Unbankbarkeit vorzubeugen, wird ihm die Beſcheinigung ſeines Bürgerrechts erſt nach der Wahl zugeſtellt, und hinterher erzählen die demokratiſchen Zeitungen pomphaft von den Ausſprüchen des ſouveränen Volkswillens. Das einzige wirkſame Mittel gegen dieſes Unweſen kann nur ein Regiſtrirungsgeſetz bieten, welches in den Neu-Englandſtaaten ſchon lange eingeführt iſt und ſich vollkommen bewährt hat. Niemand darf nämlich dort ſeine Stimme abgeben, deſſen Namen nicht eine beſtimmte Zeit zuvor regiſtrirt worden iſt, und da hiebei eine viel ſtrengere Ueberwachung ſtattfindet, als bei der Aufregung der Wahlen ſelbſt möglich iſt, ſind ſene unberechtigten Wähler von vorn herein ausgeſchloſſen. Ferner empfiehlt man, nur denjenigen das Stimmen zu geſtatten, welche nachweiſen können, daß ſie wenigſtens ſchon ein Jahr vorher Bürger geworden ſind. Die Nothwendigkeit eines ſolchen Geſetzes, durch welches kein wirklich ſtimmberechtigter Bürger im mindeſten in ſeinen Rechten verkürzt würde, iſt einleuchtend und unwiderleglich; allein bis jetzt ſcheiterte es immer noch an dem wüthenden Widerſtand der Demokratie, und es ſteht dahin, ob die gegenwärtige

Digitized by Google

republikanische Majorität in der gesetzgebenden Versammlung Macht und Einfluß genug besitzen wird, um es endlich durchzusetzen.

Ueberhaupt wird eine Revision der innern Gesetze und Einrichtungen täglich dringender; überall herrschen unzählige Mißbräuche, welche oft zu den schrecklichsten Ereignissen führen, wie man sie in einem civilisirten Lande kaum für möglich halten sollte. Dazu gehört ganz besonders das Privilegium der jeweiligen politischen Machthaber, alle öffentlichen Stellen, gleichviel wie wenig dieselben in irgend welcher Beziehung mit der Politik zu schaffen haben, nach Belieben mit ihren Creaturen zu besetzen, wodurch oft Posten von höchster Wichtigkeit, auf denen die größte Verantwortlichkeit ruht, in die Hände von Subjekten fallen, welche ohne Befähigung dafür, ja ohne nur den guten Willen, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, dieselben nur als Versorgungsanstalten von ihren Beschützern zum Dank für oft sehr zweideutige Dienste erhalten. Dazu gehören unter andern die Stellen an den Gefängnissen, welche mitunter den rohesten, verworfensten Menschen verliehen werden, deren Willkür die unglücklichen, wehrlosen Gefangenen rettungslos anheim gegeben sind. Zu den schrecklichsten Illustrationen dieses Systems gehört ein Fall, der sich kürzlich im Staatsgefängniß zu Auburn (Staat Newyork) zutrug, wo ein Gefangener buchstäblich durch die Douche getödtet wurde, welche in den hiesigen Gefängnissen als Strafe für widerspenstige Sträflinge angewendet wird. Das Opfer war ein Neger von sonst heiterer und gutmüthiger Gemüthsart, welcher im Zorn über eine ihm nach seiner Meinung widerfahrene Ungerechtigkeit einen der Aufseher mit blutiger Rache bedroht hatte. Für diese höchstens alberne Drohung, welche er keinenfalls hätte ausführen können, wurde er unter die Douche gebracht und nicht weniger als drei große Fässer Wasser über ihn ausgeschüttet. Als er endlich herausgenommen wurde, war er dem Tode nahe und starb wenige Augenblicke darauf. Es wurde eine Untersuchung angeordnet, bei der alle vernommenen Zeugen aussagten, der Unglückliche sey ein vollkommen gesunder und sogar ungewöhnlich kräftiger Mann gewesen, und der Ausspruch der Coroners-Jury lautete dahin, daß er durch die Douche getödtet worden sey. Hier also sehen wir die mittelalterliche Tortur wieder hergestellt; ja noch ärger als in jenen barbarischen Zeiten, bedarf es keines richterlichen Ausspruchs, um sie zu verhängen; ihre Anwendung ist der Laune und Willkür jedes tyrannischen Aufsehers anheimgestellt. Der fragliche hatte sich schon früher in Sing-Sing, wo er eine ähnliche Stelle bekleidete, durch seine Härte gegen die Gefangenen verhaßt gemacht, deren er einmal zweihundert hinter einander wegen unruhigen Betragens am vierten Juli unter die Douche bringen ließ. Dieser Unmenschlichkeit wegen wurde er seiner Stelle in Sing-Sing entsetzt, allein, wie man sieht, verhinderten diese Antecedentien nicht, daß er abermals eine Stelle in Auburn erhielt. Ein gewöhnlicher Todtschlag erscheint in Wahrheit geringfügig gegen ein solches, an einem wehrlosen Gefangenen verübtes Verbrechen. Wenn ein Angeklagter zur Einsperrung anstatt zum Tode verurtheilt wird, so ist ihm damit sactisch angekündigt, daß sein Leben noch ihm gehört und nicht der Gesellschaft verfallen ist; allein obgleich dasselbe noch sein unschätzbares, oft einziges Eigenthum bleibt, verliert er durch den Eintritt in's Gefängniß die Macht darüber. Er befindet sich in der Gewalt anderer, welche ihn nach Belieben todthungern, todtprügeln, todtquälen können. Niemand ist nahe, der auf sein Flehen um Mitleid nur hört; er ist von dem Erbarmen, dem Mitgefühl und der Großmuth der Welt ausgeschlossen. Er mag während seiner langen Einkerkerung vielleicht noch durch die Hoffnung auf bessere Tage, auf Freiheit, auf Wiederaufnahme in die Gesellschaft aufrecht erhalten werden; allein wenn er sich für jedes Wort des Unmuths, welches ihm vielleicht die Härte der Gefängnißordnung entreißt, mit dem schrecklichsten Tode bedroht sieht, was kann ihm noch übrig bleiben, um die Finsterniß seines Kerkers zu erhellen, welche Hoffnung auf die Zukunft kann ihn noch beleben?

Eine andere düstere Seite bieten viele der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten. Auch hier wird gemordet, wenn auch nicht aus Unmenschlichkeit und Grausamkeit, so doch durch Unkenntniß und Fahrlässigkeit. Es ist eine durch Zahlen und officielle Angaben bewiesene Thatsache, daß von den alljährlich hier in den Straßen gefundenen oder in den Armenhäusern geborenen Kindern vier Fünftel sterben; ein schreckliches Sterblichkeitsverhältniß, welches in ganz Europa nicht seines Gleichen findet. Es erscheint kaum glaublich, ist aber dennoch wahr, daß Newyork zur Zeit noch kein Findelhaus besitzt, obgleich Verwahrlosenheit, Ausschweifung und Elend hier eine Höhe erreicht haben, wie nur in irgend einer europäischen Hauptstadt, und keine Woche vergeht, in der nicht ausgesetzte Kinder in den Straßen gefunden werden. Erst ganz kürzlich ist die Nothwendigkeit eines Findelhauses in Anregung gebracht worden, aber selbst im günstigsten Fall wird noch geraume Zeit bis zur Ausführung verstreichen.

Außer der schon lang bestehenden Colonisationsgesellschaft, deren Zweck es ist, Liberien mit schwarzen Auswanderern zu bevölkern, hat sich eine neue Gesellschaft, „the African Colonisazion Society," zur Colonisation von Doruba im innern Afrika gebildet. Neger und Weiße stehen an der Spitze der Gesellschaft. Das Clima von Doruba wird ausnehmend gerühmt, und soll sich vorzüglich zum Baumwollenbau eignen. Es ist wohl möglich, daß fleißige gebüte Arbeiter dort ganz gut ihr Fortkommen finden, allein ein großer Irrthum ist es, wenn man, wie die Mitglieder der genannten Gesellschaft, glauben wollte, daß durch die Ausführung dieses Planes das Geringste für die Abschaffung der Sklaverei gethan werden könnte. Im Gegentheil kann die Abolitionsbewegung dadurch nur geschwächt werden, indem derselben dadurch Menschen verloren gehen, die ihre Kräfte und Fähigkeiten viel wirksamer für die Sache

Digitized by Google

der Emancipation und den Fortſchritt der farbigen Race in den Vereinigten Staaten verwenden könnten. Liberien hat in dieſer Beziehung ſchon großen Schaden gethan, und Männer, welche hier einen bedeutenden Einfluß hätten üben können, leiſten dort ſo gut wie nichts für die Fortbildung ihres Volkes. Dieß iſt es aber gerade, was die erſte, noch jetzt beſtehende Colonisationsgeſellſchaft bezweckte, unter ihren Mitgliedern viele Sklavenhalter zählte, und die weit weniger in Menſchenliebe und Wohlwollen für die ſchwarze Race, als im Selbſterhaltungstrieb der Sklavenhalter ihren Urſprung hatte. Nicht die geiſtige, moraliſche oder ſociale Erhebung der Neger wurde bezweckt, ſondern nur die Entfernung der freien Farbigen, welche den Sklavenhaltern ein für allemal ein Dorn im Auge ſind. Die Aufgeklärten, Fähigen, Gebildeten unter den Farbigen ſind es, welche von ihnen am meiſten gehaßt und gefürchtet werden, und da ſie ihnen auf keine andere Weiſe beikommen können, thun ſie alles Mögliche, um ſie zur Auswanderung zu vermögen und dadurch unſchädlich für die „peculiar institution“ zu machen. Sobald ein Farbiger ſich durch Geiſt und Fähigkeiten hervorthut und dadurch den thatſächlichen Beweis der Grundloſigkeit des Vorurtheils liefert, daß die Neger wirklich eine ſo niedrig ſtehende, unfähige Race ſeyen, ſo wird man auch gewiß alles Mögliche thun, um ihn zu überreden, daß er in Afrika, oder der Himmel weiß wo ſonſt, größere Dinge leiſten und einen weiteren Spielraum finden könnte.

Die Mitglieder der neuen Colonisationsgeſellſchaft behaupten, die Sklaverei müßte von ſelbſt verſchwinden, wenn man den Preis der Baumwolle dermaßen herunterdrücken könnte, daß ſie den Anbau nicht mehr lohnte, und glauben dieſes Reſultat durch den beabſichtigten Baumwollenbau in Boruba erzielen zu können. Dieß iſt jedoch ebenfalls ein Irrthum, denn die Sklavenhalter brauchen ja ihre Sklaven nicht allein, um Baumwolle zu ziehen, ſondern ſie laſſen ſie überhaupt für ſich arbeiten, ſey es nun um Baumwolle, oder um Mais, Reis, Tabak, Hanf oder Zucker zu bauen, und ſollte die Baumwolle nicht mehr genug eintragen, ſo werden die Sklavenhalter darum nicht etwa ihren Sklaven davonlaufen, wie die Colonialiſten glauben, ſondern ſie mit irgend einer andern Arbeit beſchäftigen. Im Allgemeinen findet übrigens der ganze Colonisationsplan unter den Negern ſelbſt nur geringen Anklang. Die geringere Claſſe, die Unwiſſenden und Unaufgeklärten, die man allenfalls mit Schreingründen blenden könnte, kleben von Natur an der Scholle, und die Unterrichteten, Selbſtdenkenden haben genug Einſicht, um das Verfehlte des Unternehmens, ſo weit es die Abſchaffung der Sklaverei betrifft, zu erkennen, und erklären ſich mit Entſchiedenheit dagegen. Frederick Douglaß, der berühmte farbige Redner, iſt einer der eifrigſten Gegner des Projekts, und die Anhänger deſſelben können trotz ihrer Angriffe auf ihn wohl ſelbſt nicht läugnen, daß dieſer ausgezeichnete Mann durch ſein Wirken und ſeine Perſönlichkeit ſchon mehr für die Abolitionsbewegung und die Bekämpfung des Farbenvorurtheils geleiſtet hat, als alle, die bis jetzt nach Liberien ausgewandert ſind.

Inzwiſchen drohen die ſüdlichen Staaten ernſthafter als jemals mit Wiedereinführung des afrikaniſchen Sklavenhandels, und es gehen ſogar Gerüchte von einer Schiffsladung Neger, die kürzlich in Georgia gelandet ſeyn ſoll. Eine eben ſo abſcheuliche, verbrecheriſche Art des Sklavenhandels wird in's Geheim von Newyork aus betrieben, wie ſich in dieſen Tagen durch einen Fall erwies, der zufällig an's Tageslicht kam. Ein aufgewecker farbiger Junge wurde im Hafen von einem ſogenannten Runner angeredet, welcher ihn dermaßen mit Erzählungen von den Wonnen des Matroſenlebens zu bezaubern wußte, daß der Junge ſich von ihm überreden ließ, eine kurze Seereiſe an Bord eines Schiffes zu verſuchen, welches eben im Begriff war nach Liverpool unter Segel zu gehen. Er wurde von dem Runner in ein Bäreau geführt und ließ ſich dort anwerben. Inzwiſchen war ſeiner Mutter eine Anweiſung auf die Hälfte ſeiner Löhnung zugeſchickt worden; als ſie dieſelbe präſentirte, wurde ſie für falſch erklärt und die Zahlung verweigert. Die Mutter ſchöpfte ſogleich Verdacht und wandte ſich an den Mayor. Der Beiſtand der Hafenpolizei wurde erlangt, und die Beamten begaben ſich an Bord des Schiffes. Die ganze Mannſchaft wurde auf das Deck commandirt und es zeigte ſich, daß dieſelbe, mit Ausnahme des Capitäns und der Steuerleute, nur aus farbigen Jungen beſtand. Keiner von ihnen hatte einen Freiſchein, und das Schiff war nicht etwa nach Liverpool beſtimmt, ſondern ſollte am folgenden Tag nach Mobile unter Segel gehen, wo die Jungen zweifelsohne als Sklaven verkauft worden wären. Der Sergeant der Hafenpolizei erzählte bei dieſer Gelegenheit, daß er häufig Schiffe mit ſchwarzer Mannſchaft nach ſüdlichen Häfen abgehen geſehen und bemerkt habe, daß keiner unter allen dieſen Schwarzen jemals zurückgekehrt ſey. Ueber ſolche Gräuel läßt ſich kaum noch etwas ſagen, und umſonſt fragt man: „Wie lang, wie lang noch?“

Als einer Curioſität muß ich noch der jährlichen Botſchaft des Präſidenten erwähnen, welche nicht weniger als neun enggedruckte Spalten auf den ungeheuern Folioſeiten der hieſigen Zeitungen einnimmt. Die erſten Präſidenten, welche freilich Thaten aufzuweiſen hatten, die für ſie ſprachen, begnügten ſich mit einigen wenigen kräftigen, eindrucksvollen Worten. Ihre Nachfolger hatten ſchon mehr zu ſagen, und unter Polk und Pierce, deren Adminiſtrationen bisher für die ſchlechteſten galten, arteten die Botſchaften ſchon zu ermüdender Weitſchweifigkeit und Länge aus; aber bis zu James Buchanan's Geſchwätzigkeit hat es vordem noch keiner gebracht, und wenn es viele Leute geben ſoll, die ihre Belehrung über die Zuſtände des Landes vornämlich aus der Botſchaft des Präſidenten ſchöpfen, ſo wird in dieſem Jahr die Mehrzahl derſelben im Dunkeln bleiben, denn kein Sterblicher, der nicht ex officio dazu gezwungen iſt, wird ſich der Strafe unterziehen, dieſes Monſtrum durchzuarbeiten. Das ganze Aktenſtück

Digitized by Google

ist ein Gebäude von Verdrehungen, durch welche der Präsident seine kleinliche, feige, hinterlistige Politik, über welche die Nation bereits gerichtet hat, seinen Versuch, Kansas als Sklavenstaat in die Union zu zwingen, und seine unsinnige Geldverschwendung zu beschönigen sucht. Gleich so vielen schlechten Comödianten kann er es aber nicht zur Täuschung bringen, denn alle jene Vorgänge sind noch zu frisch in der Erinnerung eines jeden, als daß er sich durch einen Wortschwall von neun Spalten täuschen lassen sollte.

Unter andern Kunstgenüssen kann man diesen Winter auf eine Reihe gelungener Darstellungen Shakespearescher Dramen hoffen. Wallack, der ausgezeichnetste englische Schauspieler auf diesem Continent, trat nach zweijähriger Abwesenheit von der Bühne kürzlich zum erstenmal wieder in seiner Glanzrolle als Shylock auf. Ich habe manchen berühmten deutschen Schauspieler als solchen gesehen, doch wüßte ich keinen, dessen ganze Auffassung mich mehr befriedigt hätte als Wallacks. Sein Shylock ist ein vollendetes Charakterbild, ein ganzer Mensch bis in die kleinsten Nüancen, und hat nichts von der Carricatur, zu der sich manche sonst ausgezeichnete Künstler durch den Wunsch, Effekt zu machen, hinreißen lassen, indem sie die gemeinen Seiten in Shylock, ohne welche der Charakter schon genug des Abstoßenden bietet, mit Wohlbehagen hervorheben. Wallacks ganze Darstellungsweise ist durchaus edel; er läßt sich nicht zur Nachahmung gemeinjüdischer Eigenthümlichkeiten und Unzegogenheiten hinreißen; er setzt sich weder eine lange Nase an, noch malt er sich widerwärtige Falten, läßt aber dem tragischen Pathos um so mehr Gerechtigkeit widerfahren. Seine Leistung ist ein Ganzes, welches man so wenig vergißt als einen bedeutenden Menschen, mit dem man einmal im Leben bekannt geworden ist. Die ganze Darstellung war überaus gelungen und abgerundet; nur Portia war leider entschieden schlecht.

Paris, Januar.

Schwärmerei. — Monumente. — Memoiren. — Theater.

Thörichte und phantastische Social- und Religionsexperimente zu machen, hat man immer Freiheit genug, und in der That kamen diese zu allen Zeiten in geknechteten Staaten beinahe eben so häufig vor, wenn nicht häufiger wie in den freiesten Ländern. Der Geist muß ruhen, desto thätiger arbeitet die Phantasie; das nächste irdische Interesse darf sich nicht geltend machen, da beginnt ein Leben im Traume, in den Wolken, im Nebelhaften. Man sehe nur die unzähligen Sekten, die ganz Rußland bevölkern und der jetzigen wohlmeinenden Regierung so viel zu schaffen machen. Unter dem ersten französischen Empire trat ein Sektirer nach dem andern auf; bald nannte sich die Lehre Religion, bald Socialismus, bald Philosophie und Politik. Die meisten der phantastischen Sekten, die unter der Restauration und der Juliregierung von sich sprechen machten, hatten ihre Wurzel im Empire. — Sollte es im zweiten Empire anders seyn? Schon vor zwei Jahren habe ich Ihnen über dergleichen berichtet. Im Faubourg St. Germain sind Propheten aufgetreten; die neue Aristokratie des Faubourg St. Honoré warf sich auf Magnetismus, Geisterseherei, Tischrückerei, und nahm jeden Humbug-Amerikaner oder verrückten Landsmann Swedenborgs wie einen Erlöser auf; in den Arbeitervorstädten schleichen tolle Apostel umher, die man gewähren läßt, weil man sie wie zerstreuende Mährchenerzähler betrachtet; in gebildeten und wissenschaftlichen Kreisen spukt eine Thorheit, deren Prophet Jean Reynaud ist, und die nicht viel mehr taugt als die Mährchen der Vorstädte und die Geisterseherei im Faubourg St. Honoré: ich meine den Druidismus, die Seelenwanderungslehre, den Fanatismus, der alles altgallisch machen will und französische Philosophie und Geschichte durchwühlt und umwandelt, um darin Druidismus und Altgallierthum zu entdecken. Dieser Hang hat sehr nützliche, bisher gescheidte Leute zu wahren Narren gemacht, und man behauptet, daß diese ehemaligen gescheidten Leute im Geheimen einen wahren Narrengottesdienst feiern.

Aber von nichts der Art wollte ich sprechen, sondern von einer alten Narrheit, die neu auftaucht und sich, unabgeschreckt durch hundert mißlungene Versuche, auf's neue zu bethätigen und zu verwirklichen sucht: das Phalanstère. Wieder hat sich eine Anzahl von Fourieristen zusammen gethan und ein großes Grundstück im Thale de la Fertésous-Jouarre gekauft, und dort wird ein großer Pallast, Beau-site, gebaut, in welchem die assecurirte Glückseligkeit für immer und ewig eingerichtet werden soll. In Beau-site werden einige hundert Personen mit größter Bequemlichkeit glücklich, ruhig, rein und edel leben; Alles, was sonst die Menschen unglücklich macht, Ehrgeiz, Neid, Eifersucht, Habsucht, kurz alle häßlichen Leidenschaften werden durch ein Reglement, das wahrscheinlich am Hauptthor angeschlagen seyn wird, für immer verbannt. Nur die schönsten Tugenden an der Hand der feinsten Genußfähigkeit werden eingelassen. Es ist ein wahres Glück, daß sich unter den Fourieristen so viele reiche Leute finden; nach

Digitized by Google

den verunglückten Spekulationen, die mit dem absoluten Glücke bereits zu wiederholten malen in Frankreich, in Nordamerika und in Texas gemacht worden und die alle so viele Aktien und Geld kosteten, wäre man ohne großes Vermögen nicht im Stande noch diesen Versuch zu machen — diesen Versuch, der endlich glücken muß. Das neue Reglement garantirt das Gelingen. — Zur selben Zeit gründen Trappisten in den Schluchten der Dromes eine neue Niederlassung. Es wird interessiant seyn zu beobachten, welche von beiden Niederlassungen länger bestehen wird. Wir glauben, daß ein auf Schweigen gegründetes Unternehmen mehr Hoffnung des Bestandes hat, als ein auf hohle Phrasen gebautes.

Das moderne Druidenthum hat wieder die Verehrung für die Jungfrau von Orleans aufgewärmt, da man sie vorzugsweise als gallische Jungfrau, als direkte Abkömmlingin der alten Druidessen betrachtet wissen will. Dieser neu aufgewärmten Verehrung, die in den letzten Jahren ein romaniement entier ihrer Geschichte, viele Bücher in Versen und in Prosa hervorgebracht hat, verdankt sie es wahrscheinlich, daß ihr gegenwärtig auch in Vaucouleurs ein Monument errichtet wird, nachdem sie schon in Rouen, Orleans, Versailles, Paris Denkmäler besitzt. Jede Stadt Frankreichs muß ihr Monument haben, warum nicht das kleine Vaucouleurs? Weil sich doch Colmar, den kaum verstorbenen Admiral Bruat in seiner Mitte durch Bronce zu verewigen. Montpellier ist eine praktische Stadt; die vielen Gelehrten, die es das Mittelalter hindurch berühmt gemacht haben, die großen Protestanten, die in seinen Mauern gewirkt und gelitten haben, übergeht es mit Stillschweigen, aber schnell bereit war es mit Geldbeiträgen, als es hieß, man solle doch Eduard Adam die ihm gebührende Ehre eines Monuments erweisen. Eduard Adam hat zu Anfang dieses Jahrhunderts eine neue Art der Spiritusdestillation erfunden und Montpellier und Cette treiben vorzugsweise Spiritushandel; der Wein, der in der Gegend wächst, wird zu trois-six verarbeitet; dabei kommt die Erfindung Adams mit ihrer Wohlfeilheit und sonstigen Zweckmäßigkeit sehr zu statten; es ist also sehr natürlich, daß die Spiritushändler sich für die Idee eines Adamschen Monuments leicht begeisterten.

Das Land der Troubadours zeigt sich in seinen Monumenten überhaupt sehr praktisch. In Avignon ist Lauras Grab längst zu Grunde gegangen, aber von der Höhe des Berges herab, auf dem der alte Pallast der Päpste sich schwarz, drohend, unheimlich erhebt, blickt das eherne Bild des herrlichen Manns, der den Krapp in diese Gegend verpflanzt hat. Mit Krapp werden die berühmten rothen Hosen gefärbt; die rothen Hosen werden immer zahlreicher, die Krappanpflanzung immer einträglicher. Und die rothen Hosen sind so voll von Gloire — also gibt es gewiß wenige Menschen, die ein Monument so sehr verdienen, wie dieser Ueberpflanzer des Krapps, dessen Namen ich mir nicht merken konnte.

Wenn die Gegenwart unerquicklich ist, flüchten sich die Geister, die phantastische Neigungen haben, in eine Traumwelt, die sie Religion, oder Philosophie, oder auch Zukunft nennen; compaktere Vernunft flüchtet sich in die Vergangenheit, in die Geschichte, und eine solche Zeit wird eine Zeit der Sekten und Geisterseherei, und zugleich eine Zeit der Monumente und der Geschichtschreibung. Die letzten zehn Jahre haben zwischen Einst und Jetzt einen so tiefen und breiten Abgrund gegraben, daß alles, was jenseits liegt, der längst vergangenen Zeit, der vergangenen Vergangenheit angehört, daher Memoiren der Zeitgenossen schon vollkommen als Geschichte zu betrachten sind. Daher auch so viele Memoiren von noch Lebenden, die uns beinahe schon wie Stimmen aus alten, mit Gras bewachsenen Gräbern klingen. Da sind die Memoiren Metternichs, die Memoiren Guizots und in nächster Zeit kommen noch neue Memoiren eines solchen Todten, aber Unbegrabenen zum Vorschein, die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Broglie. Diese können in mancher Beziehung interessanter ausfallen, als die der beiden genannten, obwohl der Duc de Broglie nie eine so wichtige Rolle gespielt, wie Guizot. Der Herzog von Broglie stack von Jugend auf mitten in der Geschichte des Tages und durch seine väterlichen Anverwandten, wie durch seine Verschwägerung und nahe Berührung mit der Frau von Staël reicht er mit seinen Erinnerungen tief in die vorrevolutionäre Zeit, in das alte Regime hinein. Geheimnisse, die sich für Guizot erst enthüllen mußten, lagen offen vor ihm von Jugend auf; die Welt, die Guizot erst kennen lernen mußte, war seine Welt; wo der Parvenü fern gehalten wurde, hat man den alten Namen zugelassen und eingeweiht. Der Parvenü sah immer mit einer gewissen heiligen Scheu auf Dinge, die dem alten Adeligen profan und sehr vertraut waren. Er sah als Priester und Bonze, wo Guizot trotz aller Gelehrsamkeit und an- und eingebildeten Aufklärung als Laie sah. Natürlich müssen alle diese Memoiren mit mehr Kritik als mit unbefangen genießender Hingebung, mit mehr Berücksichtigung der erzählenden Person als mit unbedingtem Glauben gelesen werden. Damit will ich nichts gegen ihre Glaubwürdigkeit gesagt haben. Aber diese Herrn, obwohl todt, tragen noch ihr irdisch Theil mit sich herum, und irdisch an uns ist vor allem die Partei und die Parteilichkeit, ist das irdische Gewand, das wir ganz zuletzt ablegen, besonders wenn wir es durch mehr als ein halbes Jahrhundert getragen haben.

In eine andere Kategorie gehört: „Une vie," von Raymond d'Allgny, Conseiller à la Cour impériale de Lyon. Das Buch tritt so simpel auf, als wollte es einfach Erfahrungen mittheilen, als wäre es nur bestimmt, einem theuern Sohne auf Kosten der Verfasser Rathschläge zu ertheilen. Es will höchst unbefangen, gemüthlich, ange, über allen Parteien stehend erscheinen; aber das ist alles Hinterlist. Es ist die raffinirteste Schmeichelei, welche sich in die dumme Ehrlichkeit eines Auvergnaten hüllt. Das ganze Buch läuft auf den Beweis hinaus, daß wir im größten

Digitized by Google

aller Jahrhunderte leben, weil dieses Jahrhundert Napoleon I. und III. gesehen. — Ich kenne dich, Spiegelberg! — Dieses Buch voll Tiroler Spitzbubenehrlichkeit wird auch nur an imperialistische Journale zur Besprechung geschickt.

Eine Art von Memoiren wird wohl auch Henri Martins Biographie Daniel Manins, denn Martin, der Geschichtschreiber Frankreichs, gehörte zu den persönlichen Freunden des Präsidenten der venetianischen Republik, der in seiner letzten Lebenszeit sardinisch-national-constitutionell gesinnt war, und hat wohl von ihm selbst das Wichtigste und Bedeutendste aus seinem Leben erfahren. Manin lebte hier auf's Intimste mit Ary Scheffer, Cavaignac, Viardot, Rénan, Martin, Beranger u. a., die einen ziemlich eng geschlossenen Kreis bildeten und treu bei einander aushielten, bis der Tod einen großen Theil dieser Gesellschaft, und zwar den bedeutendsten, entführte. Wie Beranger bei seinem Freunde Manuel, so fand Manin eine Ruhestätte in der Familiengruft Ary Scheffers, der erst den Freund hinein legte und bald selbst folgte, während sich Cavaignac neben seinem Bruder Godefroy betten ließ. Die wenigen Hinterbliebenen beschäftigen sich nun mit den Vorausgegangenen; Rénan schreibt über Scheffer, Martin über Manin. Er besitzt die Papiere des Verstorbenen und ist außerdem von England und Italien aus vielfach unterstützt worden, und da er sich nicht bloß mit der Person seines Helden, sondern mit allen Ereignissen, die direkt oder indirekt Beziehung zu dessen Leben haben, beschäftigt, so können wir in dieser Biographie Manins einen sehr reichhaltigen Beitrag zur Zeitgeschichte erwarten. Henri Martin steht zwar mit seinen Ansichten mehr auf der Seite Manins als auf der seiner Gegner; aber er ist ein Geschichtschreiber im schönsten Sinne, er ist milde, er sucht immer über den Parteien zu stehen und nach allen Seiten gerecht zu seyn. Seine Geschichte Frankreichs ist ein lebendes Zeugniß dieses Strebens nach Gerechtigkeit. Hoffen wir, daß er sich in der Lebensgeschichte eines etwas extremen Helden treu bleiben werde.

Auch das Theater hat in der letzten Zeit in die Vergangenheit zurückgegriffen und manche vergessene Stücke neu heraufbeschworen, trotzdem dieser Winter mehr neue Zugstücke hervorgebracht, als sonst zwei und drei Winter zusammengenommen. Von Luxe, les trois Maupin, Hélène Peyron, le Roman d'un jeune homme pauvre u. a. habe ich schon gesprochen; andere habe ich übergangen; die letzten Wochen brachten noch „Cendrillon“ von Barrière und Capendu, die alle Welt weinen macht. Aber diese modernen Stücke greifen und brauchen sich so rasch ab, als wäre es nur nachgemachtes, componirtes Metall, das Silber oder Gold heuchelt; so eine Art Rivolgscher Täuschung. Sie interessiren im Anfang wegen ihrer „Actualité,“ wegen ihrer Witzworte, wegen der Ueberpfefferung in Charakteren, Dialog und Handlung; aber mit Einem mal überfällt das Publikum ein großer Ekel, als säße es in einem Restaurant dritten Ranges, der zwar sehr elegant ist, in dem sich aber doch manchmal der Gedanke aufdrängt, daß er anstatt eines Hasen eine Katze, anstatt gesunden Beefsteaks gefallenes Vieh fresse. — Im Odeon ist Helene Peyron dem Publikum plötzlich sehr widerlich geworden und die Direktion hatte den Einfall, Diderots „père de famille“ auf die Bühne zu bringen, eines jener Stücke, die man die Ahnen des bürgerlichen Schauspiels nennt. Die Sprache ist etwas veraltet, die Anschauungsweise ist es noch mehr, und so hat Diderot nur ein succès d'estime gehabt; aber die Zuschauer, die ein literar-historisches Interesse in's Theater mitbringen, haben sich gefreut, den alten, geistsprühenden, immer frischen Diderot wieder einmal an sich vorüber gehen zu sehen.

Zur selben Zeit wärmte die Porte St. Martin ein altes Stück von Dumas auf, das aber noch älter erschien als Diderots Hausvater. Richard Arlington ist eines jener Stücke, die zur Zeit des Kampfes der Classiker und Romantiker Schlägereien und blutige Nasen zur Folge hatten. Es ist dasselbe Stück, in welchem ein Ehrgeiziger seine Frau zum Fenster hinaus wirft, um die Tochter eines Grafen heirathen zu können; starkes Gewürz, das nießen macht, wenn man nur daran denkt. Es ist auferstanden, um demnächst wieder begraben zu werden. Die Vorstadt interessirt sich viel mehr für „Cartouche“ von Dugué und Dennery in der Gaité. Da hat es doch einen schönen großen Räuber, der auf der Bühne stiehlt und mordet, selbst seinen besten Freund mordet, da hat es Wald und Schenke und Pistolenschüsse und Kämpfe mit der Gendarmerie und ein Gefängniß, und ein Entweichen aus dem Gefängniß und einen ganzen Akt, der auf den Dächern von Paris spielt — kurz ein Spektakelstück, wie wir es schon lange nicht gehabt haben, palpitant d'intérêt, das in mancher jugendlichen Vorstadtbrust den Wunsch wecken wird, so zu werden, wie jener, wie der große herrliche, tapfere Cartouche. — George Sands neues Stück, das den viel versprechenden Titel führt „les folies salutaires,“ eine Komödie ist und wahrscheinlich im Gymnase zur Aufführung kommt, wird schwerlich nur halb so viel Erfolg haben. Ich muß es gestehen, was leider wahr ist: man erwartet nichts mehr von George Sand. Es ist eine stehende Redensart geworden, daß sie sich ausgeschrieben, daß sie nichts mehr leisten könne, und da erscheint ein Roman nach dem andern, der diese stehende Redensart nur bestätigt. Vor kurzem erst wurde der Roman „l'homme de neige“ fertig gedruckt und schon läuft ein anderer, „Narcisse,“ durch das Feuilleton der „Presse“ und beginnt ein dritter in der Revue des deux Mondes. Solche Fruchtbarkeit in solchem Alter ist von vornherein verdächtig; sieht man näher zu, erkennt man, daß sie mit Recht verdächtig ist.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 6. 6. Februar 1859.

Nicht das Kleid macht den Mann, sondern der Mann das Kleid. Und so müssen wir das Wort des Sattlers Logau umkehren. Wenn er sagt:

Alamode-Kleider, Alamode Sinnen,
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

so liegt das Richtige im Gegentheil:

So sich's wandelt außen, wie sich's wandelt innen.

J. Kaiser.
Die deutsche Trachten- und Modenwelt.

Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode.

(Schluß.)

Es ist Zeit, daß wir aus unsern technischen Beobachtungen das höhere Resultat ziehen. — Schlaff! schlaff! hat uns jeder Zug dieser Männerkleidung zugerufen; doch nein, das Wort ist nicht zureichend: blasirt! blasirt! höllisch blasirt! Und vornehm, so recht aristokratisch blasirt! Das ist die Predigt, die aus diesem Affenkittel mit den engen Hosen hervorschallt. O, wie ländlich, wie naiv wäre es, so spricht diese Mode, irgend ein Pathos zu haben, auf irgend etwas gespannt, für irgend etwas warm zu werden, irgend ein straffes Wollen kund zu geben, ausgenommen etwa in Actien, in Papieren! O, wir sind müd, müd, stumpf, lahm, abgereizt bis auf den letzten Nerv. O wir lassen die Welt laufen, wie sie läuft; es ist doch alles Streben kindisch, und zum Zeichen dieser unserer Reife soll an uns alles theils hängen, lottern, schlottern, theils dürr und steckenhaft seyn. — Und als der Verfasser dieser vernünftigen Gedanken den ersten Jüngling mit dem allermodernsten Hemdkragen auf der Eisenbahn einsteigen sah, so meinte er alles Ernstes, einen Pfaffen zu sehen; denn dieser Hemdkragen läuft ja in gleicher Höhe niedrig um den Hals, wie das bekannte Collar des katholischen Clerus, und der lange Kittel war zudem schwarz. Als er den Weltmenschen neuester Mode erkannt hatte, begriff er, was auch dieser Hemdkragen heißen will: O, uns ist Alles, Alles Eins, auch die Concordate! Warum nicht? Sollen wir für Aufklärung schwärmen wie edle Jünglinge? Ist nicht Hierarchie vornehmer, als die Plattheit seichter Geisterbefreiung, die am Ende immer darauf geht, den noblen Menschen im Genusse zu stören? — Zudem gibt dieser Kragen, da er den Hals in gerader, scharfer Linie rund umschneidet, so etwas angenehm frisch Geköpftes, was so recht zum Charakter des Blasirten stimmt.

Zur Farbe müssen wir noch etwas hinzufügen. Daß ein gebildeter Mensch keinerlei ungebrochene oder nur überhaupt kräftig ausgesprochene Farbe auf dem Leib tragen darf, ist ein längst bekanntes Axiom unserer modernen Gesellschaft. Doch duldete die Tracht der vorigen Jahre, freilich neben unfeliger Neigung zu den verschiedenen Uebergängen des Violetten, noch ein ziemlich kräftiges Blau und Grün. Die letzte Mode erst läßt durchaus nur noch Mißfarben zu, und besonders beliebt wurde zunächst das so recht innig an den Schmutz erinnernde Braungrün. Daneben war natürlich wie vorher Schwarz beliebt; neu aber kam auf das Graue. Und dieß war sehr richtig gefühlt; die vollendete Mattheit und Schlaffheit der Form mußte sich mit

Digitized by Google

der Farbe der Waffenbusenuniform vermählen; das ganz Blasirte ist farblos, selbst Schwarz ist ihm zu entschieden; grau, grau, wie die Seele drinnen, mußte der Kittel werden. Nebenbei mag hier bemerkt werden, wie lächerlich der Farbensinn, da er sich doch nicht ganz unterdrücken läßt, unter dem schweren Druck der Mode sich Luft macht. Bei den nobeln Leuten spielt er in allerhand Schnörkeln von anderer Schattirung der Grundfarbe in den Seitenstreifen (galons) der Hosen, ja wir haben Onkel-Toms-Hütte-Hosen erlebt. Bei dem unglücklichen Volk aber, wo er am meisten Kraft behält, wird er mit scheuslichem Rhabarber- und Ockergelb und mit allerhand Buntem, das eine grelle Verbindung von lauter dennoch unreinen Farben zeigt, vom Höllenrachen der Fabriken abgespeist; die Juden namentlich, deren orientalischer Sinn eine dunkle Reminiscenz der Farbenfülle bewahrt, greifen nach diesen Stoffen.

Gehen wir nun in unserem Bilde des ächt modernen Gentleman weiter nach oben, so haben wir über Gesichtsdecoration nichts weiter zu sagen, als daß das Einzwicken der Lorgnette in die Augenhöhle sich als einer der liebreizendsten Züge unseres Stutzerthums billig erhalten hat. Dem wahrhaft modernen Individuum würde es natürlich schlecht anstehen, gut zu sehen; es ist aber zu gebildet, nicht zu wissen, wie unheimlich der Glasglanz der Brille, bleibend über den Augen, das Gesicht entstellt. Die Lorgnette oft mit der Hand aufzunehmen, ist an sich unbequem und wäre vollends gegen den nobeln Abandon; man verwendet also zum längeren Einklemmen ein Organ, das zu allem eher berufen erscheint, als zum Packen und Zwicken, das Auge; die verwünschten Falten, die sich dadurch bilden, geben dazu einen Ausdruck, worin seines Visiren, kritischer Schnellblick und ein Ennui, ein eigentlich doch nicht der Mühe werth Finden, eine pointirte Morosität sich famos vornehm vereinigen. Im vollen Widerspruche mit dem Charakter des Kittels, der Hosen, des nunmehr wieder zahm stehenden oder, wie schon bemerkt, pfäffisch in gleich niedriger Rundung umlaufenden Vatermörders ist der Vollbart geblieben. Ueber diese und andere Reste des Männlichen oder Keime der Wiederermannung nachher ein Wort; wir fügen nur noch bei, daß neben demselben auch der englische Backenbart aufkommen zu wollen scheint, der bei rasirtem Kinn unbeschnittenen in langen Zapfen vom Backen schief abragt, recht wohl erfunden, um ein falsches, abgeschmacktes, verrücktes Bild vom Gesichtrumriß zu geben. Es bleibt uns aber noch etwas zu sagen über die Frisur. Wir müssen unsern Apoll umdrehen und von hinten angucken. Und hier verzeihe man uns, wenn wir nicht im eigenen Namen reden; wir mögen die groben, wüsten Dinge, die wir hier sagen müssen, nicht auf die eigene Verantwortung nehmen.

Steig also herauf, alter, lustiger, närrischer Wörterschnörkler Fischart, und laß vernehmen, was du zu der Erscheinung sagen würdest! Aber ehe wir dich zum Worte kommen lassen, bitten wir die zarte Leserin, diese Stelle zu überschlagen, und bemerken zu ihrer Warnung ausdrücklich, daß sie mit Anführungszeichen beginnt und endet.

Schon glaube ich unsern derben Ahn zu vernehmen, wie er also spricht: „Was willst nun noch, lottericher, schlottericher, armfuchtelicher, matter, schlaffer, flattericher, tappicher, engbrüstiger Aff, Weiberkniescheibender, dürrwadiger, lendenfetter, verklemmter, Roß- und Kuhdreckfarbiger, Regenwetterisch-grauer, hungerleiderischer Lump, der die Hosen am Arm und die Aermel an den Beinen trägt, was willst nun noch? Haben die Läus nit gnug Waldweg und Fußsteig auf deinem Grind? mußt ihnen noch die breite, weiße Laus-Landstraßen über den Hinterkopf dämmen, schwemmen und kämmen, bauen, krauen und stauen? Sollen die Thierlein um so bequemer hintenüber prozessiren und marschiren, auf daß sie sehen, daß nichts hinter dir ist, wie nichts vor dir? Meinst wohl, ein schöne Frauen werde dich nun so lieber küssen, wenn die unsaubern Hausleut in's Genick gewallet und gewandelt seyen? O pfui Teufel! ich möcht' auch wohl, wenn ich ein ehrlich deutsch Weib wär, so einen ausgeblasenen, ausgetunkten, ausgefupften und ausgetupften Brocken vom wälschen Tisch, so einen mürben, pelsigen Kohlrabistengel, so ein faules, altes Kohlblatt, das am Abgußstein in den Küchen herunterhängt, an mein Herze drücken, fügen und schmiegen" u. s. w.

So würde ein Mann des sechzehnten Jahrhunderts sprechen, der nicht begreiflich fände, wie man das Noble allein in die Feinheit und Kostspieligkeit der Stoffe kann legen wollen, der in derselben keinerlei Ersatz für den Mangel aller Phantasie in Form und Farbe erkennen würde, der kein Auge hätte für die reservirte Vornehmheit in Blick und Miene, wie sie mit jedem Zuge der ehrlichen Freude am Vollen und Glänzenden spottet und zu sagen scheint: ich könnte wohl, aber ich mag nicht, und der daher alles zusammen nur eben recht gemein und dürftig finden müßte. Und gestehen wir nur, wir haben ihn gerne zu Wort kommen lassen, weil wir selber mitunter etwas derber sind, als ein geläutertes Gehör es leicht vertragen mag, auf der Folie der noch gröberen Derbheit aber die unsrige vielleicht etwas anständiger erscheint. In der That aber brauchen wir diese neueste Männermode nicht mit den bunten und formreichen Trachten des sechzehnten Jahrhunderts zusammenzu-

Digitized by Google

ſtellen, und hart, wenn auch nicht ſo hart, wie unſer aus dem Geiſterreich beſchworener Fiſchart, von ihr zu ſprechen. Es genügt ſelbſt die Zuſammenſtellung mit dem Schnitte der vierziger Jahre, von der wir ausgegangen ſind; ſie verhalten ſich wirklich zu einander wie ſtraff und ſchlaff.

Und nun kommen wir auf unſern Ausgangspunkt, die weibliche Mode und ihr Hauptſtück, die Crinoline, zurück, und ſagen zuerſt einfach: Was Wunder denn alſo, da der Mann ſo weibiſch, ſo zahm, ſo breiweich auftrat, daß das Weib ein Kleid anlegte, das nicht etwa bloß ſchreit, nein wettert, flucht, donnert, ſo daß man nie mit ſo viel Recht von „Ausdonnern“ reden konnte? ein Kleid, das auf den erſten Blick ſchon ruft: alle Hagel, Kreuz-Stock-Schwere-Noth, Bomben-Element, noch einmal, ich bin da, ich brauche Platz für Zwei, Vier, Sechs! — Wenn der Mann Weib wurde, was Wunder, daß das Weib nicht nur Mann überhaupt, ſondern nur gleich Huſar, Dragoner, Küraſſier wurde? daß ſie nun zum ungeheuern Rock auch noch die hohen Abſätze an Schuh und Stiefelchen nahm, um recht bubenmäßig dreinzutrappen? und daß ſie den Amazonenhut mit wallender Feder ſchief auf's Ohr ſetzte, unſere Angſtröhren zu verhöhnen? Wie könnt ihr darüber ſchelten? Würden's die Väter und Ehemänner nicht leiden, ſo würden die Weiber nicht ſo über die Schnur hauen. Die Männer muß man anklagen, wenn die Frauen aus Rand und Band gehen.

Nun aber meine man nicht, wir gerathen, wenn wir die Damenmode aus dieſem Gegenſatz erklären, aus dem Grundbegriff des Blaſirten und Ariſtokratiſchen heraus, den wir in der Männertracht dargeſtellt fanden. Eben die letzte Bemerkung führt uns vielmehr wieder zu denſelben zurück und gibt den natürlichen Anlaß, die Sache etwas genauer und allgemeiner zu nehmen. Die Stimmung vor 1848 war friſch, männlich, ſtrebend, reich an Hoffnungen und freilich auch reich an Illuſionen; es folgte die Zeit der Reaktion, und in ſolchen Zeiten gibt man mit den Illuſionen leicht auch Hoffnung, männliches Streben, Glauben an höhere Güter der Menſchheit, jedes Pathos auf. Die bürgerlichen Stände werfen ſich auf Induſtrie und Geld; der Adel, die exquiſite Geſellſchaft ſitzt wieder oben und theilt jenen die Luſt mit, in der welken, lahmen Zeit raffinirt zu genießen und den feinſten Genuß in der Ironie der Blaſirtheit zu ſuchen. Farbe bekennen gilt für lächerlich, ſtraff ſeyn für kindiſch; wie ſollte da die Tracht nicht auch farblos, ſchlaff und eng zugleich werden? Solche vornehm blaſirte Zeiten haben aber auch gewöhnlich zur Folge, daß das Weib in der Geſellſchaft zu hoch obenauf kommt. Das Weib hätte wenig Freude daran, wenn ihm ganz klar wäre, was das bedeutet, wie wenig wahre Ehre mit dieſer laſciven Herrſchaft ihm eingeräumt iſt. Es iſt nicht zum erſtenmal, daß dieß Obenaufſitzen ſich im Reifrock ſeinen Ausdruck gibt, auch nicht zum zweitenmal, nein, zum drittenmal.

Es iſt bekannt, daß die phantaſiereiche Tracht des ſechzehnten Jahrhunderts in der zweiten Hälfte deſſelben in Spanien jene höfiſche Attraktion und Reſtriktion erfuhr, welche ein treuer Ausdruck des politiſchen und hierarchiſchen Deſpotismus in dieſem Lande war; gleichzeitig mit dem eng anſchließenden Wamms, der ſteifen Halskrauſe, den anliegenden Hoſen u. ſ. w. kam damals beim Weibe zum erſtenmal der Reifrock auf, freilich, dem ſtreng kirchlichen Geiſte entſprechend, noch nicht mit offenem Buſen, ſondern eng bis oben geſchloſſenem Leibchen und mit der Halskrauſe verbunden. Seine erſte Auferſtehung feierte der Reifrock im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unter der Regierung Ludwigs XV. und nun, der Wolluſt der Sitten entſprechend, zugleich mit dem weiten, frechen Ausſchnitte des Oberkleides. Die Reife waren ſchon in der erſten Periode nicht nur von Fiſchbein, ſondern auch von Draht, Eiſen, wie jetzt. Die dritte Epoche ſeiner Herrſchaft, die zweite Auferſtehung iſt das unverkennbare Symbol der Vollendung der Reaktion durch den Imperialismus, der ſich breit und hohl ausſpannt wie dieſes fein Bild, der als letzter und ſtärkſter Ausdruck der Zurückſchwellung aller Tendenzen des Jahrs 1848 ſeine Macht wie eine Glocke über Gutes und Schlimmes, Berechtigtes und Unberechtigtes der Revolution geſtürzt hat. Nebenher wäre es intereſſant, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß unſer Reifrock, wie der erſte, ſpeciell ſpaniſche Erfindung ſey. Daß die Zeit nervös ſinnlich iſt, wie jene des achtzehnten Jahrhunderts, drückt ſich in dem nicht viel geringeren Grade der Decolletirung aus, die damit, wiewohl glücklicherweiſe der grande tenue vorbehalten, Hand in Hand geht. Der letzten Blüthe des Reifrocks machte die Revolution ein Ende und ſie ſetzte an ſeine Stelle die vermeintlich griechiſche Tracht, die wir oben ſchon in anderem Zuſammenhang berührt haben. Unſere Zukunft wird wohl nicht ebenſo Thorheit an die Stelle der Thorheit ſetzen, wie die Umgeſtaltung unſerer politiſchen und geſellſchaftlichen Welt nicht aus einer ſentimentalen Schwärmerei für das Griechenthum entſtehen wird. Wir ſind wohl doch etwas vernünftiger geworden, wir haben ſchon jetzt, mitten in der Unform, ein helleres Bewußtſeyn über ſie in uns, als jene früheren Perioden.

Und wie wir denn zu der Frage nach dem Bewußtſeyn gelangt ſind, ſo erinnern wir uns endlich

Digitized by Google

unſeres Verſprechens, nicht bloß zu urtheilen und zu ſchelten. In der That, es iſt hohe Zeit, von unſern unvernünftig vernünftigen Gedanken zu den vernünftig unvernünftigen überzugehen. Wir beſinnen uns, wir hören auf zu predigen. — Iſt ein Einzelner weiſer, als Tauſende, Millionen? Wir blicken dieſen Tauſenden, Millionen genauer in's Geſicht, und finden unter vielen Blinden ſo manchen Sehenden, der uns vertraut, aber auch verweiſend mit einem Ausdruck anſieht, der da ſagt: „als wüßten wir's nicht ſelber!“ Wir finden ſo manches hellaugige Köpfchen, das uns recht munter anblinzt, die Unterlippe herausdrückt und mit jedem Zuge ſpricht: „So? jetzt gerade erſt recht!“ Wirklich, wir haben noch nicht alle Faktoren beiſammen; nicht bloß mit dem ſtillen, ſtarken culturgeſchichtlichen Geſetze haben wir es zu thun, das, wie jedes Kind weiß, hinter der Willkür verborgen waltet, welche die Mode beſtimmt, das uns unbewußt nöthigt, unſere politiſchen, geſelligen, ſittlichen, gemüthlichen Zuſtände in unſerem Kleide ſymboliſch abzuſpiegeln; uns fehlt noch ein dritter Faktor: die Narrheit, die Phantaſterei, der allgemeine, unverwüſtliche Studentenhumor des Menſchengeſchlechts. Ich weiß recht wohl, daß es toll iſt, ſagt dieſer Humor, aber gerade darum will ich es; ich will die Philiſter ärgern; ich will das Unvernünftige mit Luſt betreiben, um zu zeigen, daß ich ein freies Weſen bin; ich will von der Natur abweichen, um zu beweiſen, daß ich, wenn ich ihr ein andermal folge, es auch mit und aus Freiheit thue, daß ich nicht bin ein Strauch, Baum, Thier, dem Stengel, Blatt, Aſt und Stamm, Glied, Haut, Pelz eben wachſen, wie ſie wachſen müſſen; keine Ruhe will ich haben, zupfen und ſchieben, drehen und dehnen will ich an meiner Erſcheinung immer auf's neue, damit man ſehe, daß ich lebe, d. h. meine Zuſtände, Stimmungen, Affekte, Gedanken wechſle; lacht einer, ich lache mit; ſpottet einer, ich ſpotte mit; reißen die Dichter, die Satiriker tauſend Witze, bringen die Carricaturblätter unzählige Carricaturen: hilft alles nichts, weil ich ja eben das alles zum voraus weiß und doch will, was ich will. — Was hat man nicht alles ſchon getragen! Als man die Schnabelſchuhe, die ſogenannten Kranîche bis auf zwei Schuh über die Fußlänge fortſetzte, als man Glöckchen an Ellbogen, Knie, Hand- und Fußgelenk und an das Ende der Gugel ſetzte, war man gar nicht ſo dumm, nicht zu wiſſen, daß das närriſch iſt. Studentenhumor haben wir's genannt; wir erinnern uns einer Zeit, da der Studioſus Thaler ſtatt Mädchen in den Sporen trug; die verrückten Mützen, die Kanonenſtiefeln, die ellenweiten rothen Hoſen, die Ungeheuer von Pfeifen, was war es anders, als Romantik, welche eben recht auffallen, dem Philiſtersmann recht wahnſinnig erſcheinen wollte?

Wir haben geſagt, dieſes Princip der launiſchen Freiheit liege hinter einem gewiſſen geſchichtlichen Geſetze verborgen, das uns unwillkürlich anleitet, unſern Zeitcharakter in der Tracht und Mode auszudrücken. Das Verhältniß dieſer leitenden Bedingungen werden wir zunächſt zu beſtimmen haben. Unterſcheidet man genauer, ſo thut man gut, mit den neueren Hiſtorikern des Coſtüms, namentlich mit dem Manne, der über „Trachten und Moden“ ſo angenehm gehandelt hat, und dem wir dieſe unſere vernünftigen Gedanken als ihrem Wecker anvertrauen, unter dem erſteren Wort einen Typus zu verſtehen, der eine ganze Periode dauert, unter Mode den raſchen, faſt halbjährlichen Wechſel der Formen innerhalb dieſes Typus. Dann iſt klar: in der Tracht, im Typus herrſcht mehr das bezeichnete Geſetz, in der Mode die freie Laune.

Dennoch liegt die Sache nicht ſo ganz einfach; es ſteht zu beſorgen, daß wir unſer Wort vom freien Humor etwas beſchränken müſſen. Unſere närriſchen Modelaunen ſind nur zum Theil freie Geburten der allgemeinen burſchikoſen Willkür des Menſchengeſchlechts; die Freiheit durchkreuzt ſich in ihnen auf unberechenbare Weiſe mit der inſtinktiven Nöthigung, unſerer äußern Erſcheinung den Stempel unſerer Sittenzuſtände aufzuprägen. Die Crinoline, um bei unſerem Hauptgegenſtande ſtehen zu bleiben, iſt eine Tollheit, die kein Weib von Witz tragen wird, ohne gleichzeitig darüber ſelbſt zu lachen; und dennoch war es nicht ſo ganz bloßer Spaß, als wir meinten, ſie ſey ein Bild vom Geiſte der Reaktion, des Imperialismus, vom Ueberwachſen des Weibes bei dem blaſirten Erſchlaffen des Mannes, ein Bild der höfiſchen und ariſtokratiſchen Tendenzen. Wir werden am Ende wagen müſſen, das ſich ſelbſt widerſprechende Wort hinzuſtellen: dieſe Dinge ſind frei und unfrei zugleich. Es iſt ein Helldunkel, worin Nöthigung und Humor ſich durchdringen. Wir ſchelten und lachen über jeden neuen halbjährlichen Ukas der Mode, der uns aus Paris zukommt, und wir gehorchen dennoch. Wir ſchütteln an der Sklavenkette und wir zerbrechen ſie nicht. Der Zwang ſchleicht und ſchmeichelt ſich ſachte ein und in kurzem meinen wir, es könne gar nicht anders ſeyn. Doch je phantaſtiſcher eine Form, deſto ſtärker geht neben dem gebundenen Willen das klare und ironiſche Bewußtſeyn her. Und dieſes Bewußtſeyn verbürgt uns, daß die Thorheit nicht dauern werde; je mehr es wächſt, deſto näher iſt die Zeit, wo es wirkt, zur That wird, die Feſſel abwirft. Dieß gilt natürlich von den Urhebern einer Mode, wie von ihren Nachtretern; der Unterſchied beider iſt ſchließlich ohne

Digitized by Google

Gewicht, denn die Urheber legen im Grunde ſich ſelbſt die Feſſel zuerſt an und werden ihre eigenen Knechte.

Wir haben ſehr übel von unſerer Zeit geſprochen: Blaſirtheit, ariſtokratiſche Ironie, raffinirter Genuß- und Geldgeiſt, Schlaffheit und andere ſehr böſe Dinge haben wir ihr nachgeſagt. Das iſt natürlich nicht ſo gemeint, als ob wir die ernſte Strömung inmitten des Matten und Lahmen, den männlichen Geiſt der Erfahrung, alle die Keime einer Zukunft verkennten, welche ſtraffere, ſchwungvollere Tage in Ausſicht ſtellt. Und für dieſen Zuſammenhang haben wir einige Bemerkungen über das Beſſere und Schönere in unſerer Mode aufgeſchoben, was vielleicht den Anſatz zu einer Veränderung der Formen enthält, die dem veränderten Leben entſprechen wird. — Das Männerkleid betreffend, müſſen wir vor allem nachholen, daß ſeit kurzem die widerlichſten Unformen nachlaſſen; die Schöße ſtehen wieder etwas ab, die Hoſen ſind etwas weiter. Daß man ſich den Bart nicht hat nehmen laſſen, haben wir mit Vergnügen bereits regiſtrirt. In der That gehört ein Zwang, den Bart zu entfernen, ſchon darum zu den drückendſten Tyranneien der Mode (wenn nicht gar des Eingriffs der Regierungen), weil nach ewigen Grundrechten ein Menſch nicht verhindert werden ſoll, gewiſſe Unſchönheiten des Profils durch den Bart zu *verbergen:* ſehr zurückgeſchobenes kleines Kinn durch Kinnbart, ſehr vorgeſchobenen Unterkiefer durch Schnurrbart ohne Kinnbart; von dem großen Hauptprincip zu ſchweigen, daß der Barbar die Natur ausrottet, der Gebildete ſie bildet und pflegt. Schließlich aber iſt freier Bartwuchs in gebildeten Zeiten immer Ausdruck eines Drangs, vom Conventionellen zur Natur zurückzukehren, und er entſpricht dem Realismus und dem Zuge zum Naturwahren in der Wiſſenſchaft und Kunſt.

Auch der breitkrempige Filzhut hat ſich aus dem Schutte der Barrikaden, wo er als Freiſchärlerhut liegen geblieben war, wieder aufgemacht und ſeinen Platz neben dem ſchwarz glänzenden Cylinder behauptet. Dieſer wird ſich freilich ſo ſchnell nicht verdrängen laſſen. Jede Tracht reſervirt ſich einige Stücke, mit welchen ſie vorzüglich nobel thut, d. h. welche viel Geld koſten, weil ſie ſchnell ruinirt ſind, namentlich weil jeder Regen ſie verderbt, und welche doch, mit dem kleinſten Makel behaftet, anſtändigerweiſe nicht mehr getragen werden können. Dieß iſt nicht leicht bei einem Kleidungsſtück mehr der Fall, als bei der „Angſtröhre.“ Freilich aber ſollte man dann nicht zur Schonung dieſes Luxusartikels, wenn nur ein Wölkchen am Himmel ſteht, das philiſteriöſeſte aller Geräthe, den Schirm tragen; denn wer nobel ſeyn will, ſchont eben gerade das Koſtbare nicht, und freilich paßt ein ſolches Princip ſchlecht in eine Zeit, welche die ſämmtlichen Trachtenformen ſo generaliſirt, daß ſie auch den Unbemittelten ſolchen Luxus aufnöthigt, daher die grenzenlos traurige Erſcheinung jener verbräunten, abgegriffenen, prismatiſch ſchillernden, abgeſchabten, demoraliſirten Hüte, deren bloßer Anblick belegte Zunge macht. Um ſo fühlbarer iſt die Erleichterung, die Wohlthat für die Armen, daß der breite Filzhut ſich neben dieſem launiſchen Gebäude doch noch behauptet. Vergriffen, abgeſchoſſen, ſelbſt befleckt ſieht er doch nie ſo gemein aus, wie der mit ſchwarzem Seidenplüſch überzogene Kopfthurm, wenn auch nur das kleinſte Gebrechen ſeine Form und reine Schwärze getrübt hat.

Nicht zu überſehen iſt der Vortheil in Beziehung auf Bequemlichkeit. Der runde Hut iſt nicht nur ſchwer, ſondern er faßt, greift den Kopf nicht, ſondern ſchneidet nur mit ſcharfer Kante auf die Haut, macht rothen Ring und Kopfweh und hält doch nicht feſt, wogegen der weichere wirkliche Filzhut ſich breit, elaſtiſch und *denzoch* feſt an die Stirne legt.

Aber es iſt auch ein großer Fortſchritt im Geſchmack. Wir halten durchaus für unnöthig, dieß zu beweiſen, benützen vielmehr die Gelegenheit nur, um einige fromme Wünſche auszuſprechen, die vielleicht ihren Weg zu Aug oder Ohr eines fühlenden Hutmachers finden. Der breite Filzhut athmet einen Geiſt der Freiheit, der es folgerichtig fordert, daß eine weit größere Mannigfaltigkeit von Formen und Farben für das Bedürfniß des Einzelnen fabricirt würde, als dieß der Fall iſt. Es herrſcht durchaus niedriger Kopf und ſehr breite, ſelten an den Seiten aufgebogene, meiſt faſt eben umlaufende Krempe. Dieß ſteht nur länglichem Geſicht auf ſchlankem Hals, und auch dieſem nur nothdürftig; unterſetzte, kurzhalſige und rundköpfige Männer ſehen unter ſolchem Hut aus, als hätte man ſie von oben breit geſchlagen, ja mit einem Hammer breit geplättſcht; jeder Zug und Schwung der Linien nach oben iſt zerſtört. Ferner herrſcht in der Farbe zu ſehr das Helle, Hellgrau, Hellbraun u. ſ. w.; zu blonden Haaren läßt dieß ein für allemal kutſchersmäßig, da iſt ein dunkles Blaugrau abſolut indicirt. Einen merkwürdigen Beitrag zu der Wahrheit, daß man mit unſerer Mode ungeſtraft keinerlei Romantik verbindet, liefert eine neueſtens vereinzelt auftauchende Phantaſie: breitkrempiger grauer Filzhut, die Krempe ringsum gleichmäßig ſtark auf- und oben wieder eingebogen, und in dieſer Höhle eine Straußfeder, wie eine Blume in einem Schmalzhafen. Uebrigens iſt noch einzuräumen, daß auch die Angſtröhre neueſtens ein wenig vernünftiger geworden iſt. Zu der Mode, mit der wir uns hier vorherrſchend beſchäftigt haben, gehörte ein ſehr hoher regelmäßiger Cylinder mit einer ganz ebenen, auf

Digitized by Google

der Seite nicht im mindesten aufgeschlagenen schmalen Krempe; es kann kein menschliches Gesicht geben, das unter einem so unterschiedslosen, abstrakten, geometrischen Körper nicht total kameelartig aussähe. Jetzt ist das Rund des Hutkopfes gegen den obern Rand etwas ausgeschweift, die Krempe seitlich aufgebogen: eine ungleich concretere, individuellere, menschlichere Form, von der wir nur wünschen wollen, daß sie nicht so bald in eine neue Mißgestalt übergehe. — Auf ein anderes Stück, das sich bei aller übrigen Besserung nicht wird umbringen lassen, auf den Frack, wollen wir uns diesmal nicht einlassen. Diese Materie ist so vielfach und gründlich behandelt, daß uns Schweigen erlaubt ist.

Die weibliche Mode hat auf die Urform, von welcher das herrschende Schüsselchen, Hut genannt, ein unkenntliches Trümmer ist, auf die breitkrempige Bildung, die, in Stroh geflochten, als Florentiner Strohhut auftrat, zurückgegriffen. Sehr abgeschmackt ist es, wenn man diese poetische Form mit der Prosa jenes Trümmers durch rückwärts gedrückte, gequetschte Kopfform zu verbinden sucht. Wenn wir die neue Mode übrigens poetisch nennen, so ist damit nicht ein Mißverhältniß ausgesagt wie von jenen Stücken der männlichen Tracht, die durch einen Anklang des Phantasiereichen im einzelnen Theile die absolute Prosa des Ganzen nur um so schlagender in's Licht setzen, ja ihr eigentlich zum Gerichte, zur Verdammniß gereichen; denn wir haben schon gesagt, daß der Hauptbestandtheil der Frauentracht, das fließende lange Kleid, ein für allemal ein gerettetes gutes Theil idealer Form darstellt, und damit harmonirt immerhin eine Romantik der übrigen Theile. Allein es hat mit dem Hut eine besondere Bewandtniß. Unmittelbar mit dem Gesichte zusammengestellt bringt er einen Mißklang hervor, wenn er mit diesem nicht stimmt, wenn beide einander wie Prosa und Poesie widerlegen. Der breite Damenhut hat etwas Freies, Luftiges, Flottes, Burschikoses, Ritterliches: auf einem beschränkten, unfreien, philisteriösen Gesichte wird er zur hellen Ironie. Das Gesicht braucht nicht schön in Formen zu seyn, dieser Hut verlangt nicht den edlen südlichen, romanischen Schnitt des Profils, zu dem er freilich recht prächtig steht; er ist sogar Stumpfnäschen gestattet; nur der Gesammteindruck des Gesichts darf nicht unstüssig, trocken, knopfig seyn. Das liegt nun freilich mehr im Spiel der Gesichtszüge, in der Haltung (die namentlich keine gansmäßig vorgestreckte seyn darf), und dabei ist natürlich die Bewegung des übrigen Körpers, namentlich der Gang nicht gleichgültig. Wer keine Melodie in den Bewegungen hat, hüte sich ja, dieß in's grelle Licht zu setzen, indem ein Trachtstück, worin so viel Schwung liegt, als Vergleichungsmaßstab daneben gesetzt wird. Daß dieser Hut nicht ganz gerad aufgesetzt werden darf, versteht sich; das lautet so mathematisch, daß es allen Anschein von Individualität erdrückt. Es gilt natürlich dasselbe vom Männerhute. Freilich aber auch nicht allzuschief; das sieht am Weibe widerlich kokett, am Manne nach Affektation auf Handwerksburschenstufe aus. Sintemalen nun aber unterschiedliche Damen profaisches Gesicht und Bewegung besitzen, und sintemalen viele darunter so viel Blick haben, zu erkennen, wie laut ein sehr romantisches Trachtstück dieß verräth, so wird der breite Damenhut sich zwar halten, aber sicherlich nie allgemein werden. Es erhellt ja ohnedieß von selbst, daß er jugendlicher Art ist und alternde Züge nicht versüngt, sondern durch Kraft des Contrastes doppelt stark betont; daher auch unklüger nichts seyn kann, als durch ihn das Alter verbergen zu wollen, und der Name: letzter Versuch, nur auf Thörinnen Anwendung finden kann. Endlich ist er unbequem; gerade dieser Umstand war ja Ursache, daß im vorigen Jahrhundert die Krempe des breiten Huts zuerst hinten abgeschnitten, dann das Uebrige, Vordere herabgebogen, schließlich dieser Rest mehr und mehr verkleinert wurde, wodurch die schon lang herrschende Form entstand. So wird es denn im Großen und Ganzen bei diesem Schachtelstückchen bleiben, das gemeinhin Hut heißt, und wir urtheilen mild darüber, weil dabei die Grundform in ihrer Aermlichkeit fast gleichgültig hinter dem Aufputz mit Blumen, Bändern, allerlei Geflitter und Gefatter zurücktritt, worin doch dem individuellen Geschmack ein weiter Spielraum gegeben ist, Hübsches (wir sagen nicht: Schönes; Schönen steht dieser Hut schlecht) zu heben, Häßliches zu dämpfen, Gesichtsfarbe zu mildern, zu erhöhen u. s. w. Mit etwas aufgebogener Krempe, mit Federn aufgeputzt ist jene neue, kühnere Form Amazonenhut getauft worden, und so haben wir sie oben mit dem Männischen der Crinoline in Verbindung gebracht. Die Verbindung ist aber nicht nothwendig; Amazonenhut ist mehr noch, als die andern Formen derselben Art von Kopfbedeckung, ritterlich, luftig, phantasievoll, aber darum nicht toll, wüthig, schreiend, wetternd wie die Crinoline; jener wird (obwohl nicht herrschend) bleiben, diese verschwinden. Nicht ebenso tolerant sind wir gegen jene Art Halbschleier, jenen kurzen Spitzenvorhang bis auf die Mitte der Nase, der sich mit dem romantischen Ding verbunden hat. Nicht leicht gibt es etwas Koketteres, mehr Herausforderndes. Möchtest das Gesicht sehen? so spricht dieß Vorhängchen; wagst du es, dich recht nah herzudrängen, zu bücken und drunter hinaufzuschauen? — Just so keck, wie die Crinoline, und dazu just so unschön! und, so sollte man meinen, unleidlich für ein Weib, das seine Augen

Digitized by Google

nicht mißhandeln will, denn das baumelnde Gitter muß ja beständig zum Schielen reizen.

So sind wir denn noch einmal pedantisch ernsthaft geworden, und weil der Rückfall doch nicht zu läugnen ist, so vermehren wir unsere Sünde noch durch eine Predigt gegen eine neue Entstellung der natürlichen Taille, welche sich seit einiger Zeit einzudrängen droht. Jenes Halbleid nämlich, das man jetzt wieder trägt, der weibliche Ober- oder Doppelrock, double jupe, hat die Taille meist höher, als die Natur, stopft unter diesen künstlich überhöhten Einschnitt die Hüften so stark aus, als die Crinoline es erfordert, und bringt dadurch das Bild einer überquellend unnatürlich fetten, dadurch die Gürtung hinaufdrückenden Hüfte hervor. O, nur das nicht! das ist ärger noch, als die Crinoline! An Weib und Mann erscheint das Mißverhältniß zu kurzen Rumpfes widerwärtiger, als das entgegengesetzte, am Weib aber, wenn die übertriebene Aufbauschung der Hüftgegend hinzukommt, geradezu ekelhaft. Und es ist schade, denn dieser kürzere Oberrock kleidet an sich recht hübsch und romantisch; er verbindet sich mit sehr weiten, offen herabhängenden Aermeln, was zur Frauentracht sehr gut steht, und gehört so ohne Frage zu den mancherlei recht geschmadvollen Stücken, welche gegenwärtig neben der häßlichen Crinoline wie Knospen hervordringen.

Zum Schlusse versichern wir noch einmal, wie wir bei all unserem Schelten sehr wohl wissen, daß wir es nicht mit Blinden, sondern mit Sehenden zu thun haben. Unser Zutrauen zu der Kraft des Bewußtseyns im Menschengeschlecht ist so groß, daß wir ernstlich glauben, es seyen derjenigen, welche verrückte und abgeschmackte Formen der Kleidung ohne Ironie tragen, nur sehr wenige. Und indem wir den freien Unfreien, den Leuten, welche die Tollheit mitmachen und zugleich darüber lächeln, in's Auge blicken, meinen wir, in ihren Blicken eine kleine Nebenfrage zu lesen, so einen kleine Kitzel von Neugierde, so ein bischen Persönliches. Was thun, so lautet diese prickelnde Frage, was thun? Die Mode herrscht einmal diktatorisch; wer sich ihr entgegenstemmt, wird lächerlich. Du nun, höchst vernünftiger Schreiber dieser Gedanken, unbekannter Freund oder Feind, wir möchten doch wissen, was du thust? — Mit einem Seufzer bekennt euch der Unbekannte: er hat dießmal — nicht mitgethan. Aber weit entfernt, im Tugendstolz auf die Brüder herabzusehen, die der Strom fortgezogen, gesteht er ihnen noch eine besondere, fast unüberwindliche Schwierigkeit, welche sich solcher finstern Negation entgegen stemmt. Sie liegt im Schneider.

Ist eine Mode abgethan, so verliert der Schneider in kurzer Zeit Sinn, Organ, Auffassung, Griff und Schick für ihre Formen. Schneider sind ungeheuer positive Bürger im Staate der Mode; bezeuge mir es jener ernste Berliner Meister, dem ein Kunde einen kühn concipirten Frack zeigte, den er von einem revolutionären Künstler in Paris mitgebracht. Er umwandelt ihn mit prüfendem Auge und ruft dann aus: Der Frack ist gut, aber zu subjektiv gedacht! — Aber nicht nur dieß; wagt es ein Kleiderkünstler, der Mode zu opponiren, geht er mit hoher Selbstüberwindung daran, ein Bauwerk nach dem vergangenen Styl zu entwerfen, so glauben ihm seine Bauleute, die Gesellen, nicht, daß dieß ein Willensact seyn könne; sie meinen, er sey gesunken, er sey gestürzt in die Tiefe, wo die obscuren Winkelschneider in grauen Schatten wohnen, sie verachten, verhöhnen ihn, treiben es bis zur Rebellion, drohen ihn zu verlassen. O, mühsam hat Schreiber dieses einen Mann gefunden, der die doppelte Kraft besaß, beim Aufbau eines Rocks nach dem Schnitte der vierziger Jahre sich selbst und dieß furchtbare Element zu besiegen. Er siegte. Edler! stünde es in meiner Macht, dir würde ein Monument gesetzt. Der Gedanke hat mich beschäftigt. Zuerst flüsterte mir die Eitelkeit ein: eine Gruppe, Ein Lorbeerkranz, den wir beide halten. Ich habe ihn weggeworfen, diesen Gedanken, nicht nur wegen seiner Eitelkeit, nein, auch weil ich ihn künstlerisch nicht zu entwickeln vermochte. Die Erinnerung an die Goethe- und Schillergruppe ließ sich nicht abweisen. Welcher von beiden sollte hier den Kranz halten, welcher danach greifen? Und sieht das Greifen nicht mehr oder minder immer doch wie ein gelindes Raufen aus? Die Idee aber, einen großen Kranz zu construiren, der uns beiden die Köpfe umspannte, führte wiederum auf Unkommlichkeiten, und so leitete Aesthetik und Moral mit gleicher Macht auf eine einzelne Statue. Du stehst kühn, im Selbstgefühle des moralischen Sieges etwas wild emporschauend, in der einen Hand mit geistreichem Schwung die Scheere zum Schnitt bewegend, in der andern das Tuch zum Rocke haltend. — Erz. — Du selbst, um deine Person für sich gegen die große Frage indifferent zu halten, im Frack. Große neue Idee: die Schöße in Charnieren beweglich, so daß der Wind eine graziöse Bewegung in die Gestalt bringt; das bewegliche, verfaile Element im Schneidercharakter kommt dadurch zu seinem Recht im Gegensatz gegen den strengen, unerbittlich willensfesten Ausdruck der Züge. Zu den Füßen des Helden bezwungene, in machtlosen Trotz murrende, gesellte Schneidergesellen. Auf drei Seiten des Postaments Reliefs, das eine den Rock der vierziger Jahre darstellend, am Leibe von Jünglingen, die begeistert die Nachricht der Revolution von 1848 vernehmen; das andere den Sturz dieser Mode durch eine Barrikadenscene von

Digitized by Google

1849; das dritte eine Gruppe blasirter Stutzer im spöttlichen neuesten Habit, auf einem Corso stolzirend, lorgnettirend; auf der vierten Seite aber, der Vorderseite, müßten die Worte des Dichters prangen:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Schneider von den Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und sagen: das ist er, das ist sein eigen!

Ph. U. Sch.

Aus den Tiroler Bergen.

I.

Das Klima Insbrucks ist verhältnißmäßig milder, als es der Lage nach seyn sollte, und wenn alte Sagen die Hügel bei Hötting im Traubenschmuck schildern, so wird dieses durch die glücklichen Versuche, die man mit dem Bau der Rebe begonnen hat, bestätigt. Das Gedeihen des Maulbeerbaums und der Seidenraupe sucht ein eigener Verein zu fördern, leider nicht mit dem gewünschten Erfolg, da es oft leichter ist, den Widerstand der Natur zu bezwingen, als das zähe Vorurtheil der Bauern. Der Meteorolog findet den Grund jener Milde im Scirocco, der mächtig über den niedern Brenner brausend und von der Wand des nördlichen Kalkgebirges zurückgeworfen das Thal erwärmt und die Lehnen bereits mit Heidekraut und dreifarbigen Anemonen bestreut, wenn noch im Unterland von Rattenberg an Schnee die Felder deckt und Reif an den Aesten der Bäume schimmert. Doch lastet der Druck dieses Windes schwer auf Mensch und Thier. — „Ach ja, der Scirocco kommt!“ heißt es, wenn alte Beamte, oder wer sonst viel sitzen muß, verdrießliche Gesichter machen. Dann zieht durch den westlichen Himmel ein schmaler Wolkenstreif, der sich bei Sonnenuntergang erst mit Gold färbt und in allen Tönen glühenden Rothes leuchtet, bis die prachtvolle Erscheinung in geisterhaftem Grau erlischt. Alle Umrisse sind schärfer, alle Farben tiefer; die Berge im Unterinnthal insbesondere zeigen das bewunderte Blau und die violetten Schatten italienischer Landschaften; endlich steigt auf dem Berggipfel die erste Staubsäule, und ehe du den Hut fest auf den Kopf gedrückt, hat ihn der neckische Kobold ergriffen und wirbelt ihn sausend durch die Straßen. Nachts entladet sich über Oetzthal und Sellrain ein Hochwetter und der Morgen glänzt wieder wolkenlos. Da blickt der Städter seufzend nach dem grünen waldreichen Mittelgebirg, ein rüstiger Geselle greift rasch zum Bergstock, und wenn er Lust hat, mag er mich begleiten bis zu jenen Höhen, von denen der letzte Schneefleck in's Thal schaut.

Der einförmige Pfad führt durch die Pradler Felder, wo bereits von den Maiskolben der Bart hängt, zum Paßberge. Der Geognost weicht seitab, um in den zahlreichen Steinbrüchen den grauen Schiefer zu beobachten und über sein bis jetzt unerforschtes Alter nachzudenken; wir wollen ihn auf dem Tummelplatz erwarten, vielleicht legt er uns dann manch seltenen Fund, Magneterz, Schwefelkies und Arsen, zu Füßen in das Moos. Hier ging es einst lustig her, Rosse trabten und machten zierliche Courbetten, seidene Fähnchen flatterten und adelige Herren verneigten sich beim Ringelrennen galant vor Philippine Welser, der Schönsten der Schönen; dort winken die Zinnen von Amras, wo sie gern weilte, nah und freundlich durch die Büsche. Jetzt ist es anders worden; alte Tannen ragen empor und schütteln die langen grauen Flechten, der Wind pfeift ein altes Lied, das bereits Salomo gesungen, in ihren Nadeln, ihre Wurzeln umspannen Todtengerippe und morsche Schädel, denn in den Kriegsjahren wurden hier Soldaten, für welche das fürstliche Amras zum Spital eingerichtet war, begraben, viele tausende, und mancher lebendig, wie die Sage spricht. Das Volk hat die trauliche Waldeinsamkeit zur Wallfahrt geweiht, an den Stämmen hängen überall Votivtafeln und manches gläubige Herz, das glücklichen Erfolg der Fürbitte der armen Seelen zuschrieb, wünscht ihnen auf einem Zettel mit dicker Fraktur die ewige Ruhe.

Den Paßberg krönen zwei Felsengipfel, weit berühmt

Digitized by Google

wegen der schönen Aussicht, doch selten besucht vom Städter, welcher lieber den Seitenweg in's Dorf, wo Wein und Kaffee winken, einschlägt. So theilen sie das Loos manches Poeten, dem, wie Platen singt:

— ward bloß geistiger Reiz, des Liedchens
Leichter Takt nicht, der den umschwärmten Putzisch ziert.

Der Pfad ist nicht beschwerlich und gewährt manchen freundlichen Ausblick, doch vergebens harrt der Wanderer, daß ihm aus den Büschen Reh oder Hirsch entgegen springe; das letzte Wild wurde bereits 1809 ausgetilgt, und selbst das Knistern, welches plötzlich hörbar wird, rührt von keinem Eichhörnchen, das an einem Zapfen nagt, sondern höchstens von einem alten Weiblein her, welches seufzend vertrocknete Aeste zu einem Bündel schnürt. Unsere Sonntagsjäger haben dafür gesorgt, daß selbst die kleine Meise, wenn sie eine graue Jacke sieht, scheu entflieht; gelingt es einem, ein Häslein zu erlegen, so wird er mehr bewundert als weiland der gewaltige Nimrod, wenn er Löwen schlug und Büffel bändigte.

Die Höhe ist erreicht, wir legen uns in den Schatten eines Steinblocks. Unschlüssig schweift der Blick in die Ferne, denn kein schöneres Thal ist in Tirol, als das Unterland, das bald breit und gedehnt, bald verengert durch den vorspringenden Sporn des Mittelgebirges sich vor uns aufrollt. Dort der wilde Kaiser; was sie etwa treiben, all die lustigen Sennen, die sich auf seinen Almen angesiedelt? Das ist ein harmloses Volk, welches noch trotz dem Druck der Zeiten das Jodeln nicht verlernt hat; hie und da „zochet," doch das sind andere auch, aber keineswegs so herzensgut wie der Unterländer. Und sollt' er nicht heiter seyn? Das Blut fließt leicht in den gelenken Gliedern, das Auge ist klar, die Sehne stramm, und wenn Homer bei Achill unbeschadet seiner Schönheit die zottige Hochbrust erwähnen darf, so fehlt auch unserem „Lotter" dieses Zeichen männlicher Reife nicht. „Geh, für was bist denn du?" sagte einmal ein solcher Melantheus zu einem Stadtherrlein, das die Kravatte abgelegt und Luft schnappend das Hemd aufgeknöpft hatte; „geh! hast ja nit einmal Haar auf der Brust!" Was die Mädeln anlangt, so nehmen diese das sechste Gebot Gottes nicht sehr genau; er ist daher wohlgemuth, wie Paris auf dem Ida, und singt mit kedem Trotze:

In Unterland unt'
Ist a lustiger Bua,
Hat a Truhen * voll Dlendln,
Bringt's Luck ** nimmer zua.

* Kiste.
** Deckel.

Wir wollen ihn bei seiner lustigen Gesellschaft nicht stören; das Auge kehrt zurück aus der Ferne und wie Schatten steigen aus der hellen Sommerlandschaft die Gestalten längst entschwundener Zeit. Wir übersehen hier mit einem male wie von einer Hochwarte die Gegend, wo 1809 Tiroler Bauern den Stolz französischer Marschälle zu Boden schlugen. Die Stellung ist weit ausgedehnt, wo die Kämpfe auf und nieder wogten, welche der Geschichtschreiber nach dem wichtigsten Punkte als Schlachten am Berg Isel bezeichnet. An die Lehnen der Kette, die lang gedehnt, von Querthälern und Schluchten durchbrochen, das linke Ufer des Inns bis Wörgl begleitet, legt sich das Mittelgebirge, dessen Grundstock aus grauem Schiefer von Bänken Schotters und Dammerde übergossen ist. Reinliche Dörfer, halb versteckt zwischen Obstbäumen, zieren es und zahlreiche Villen, bei deren Anlage, wie es scheint, sich die Innsbrucker an Geschmacklosigkeit überbieten wollen, zeugen von der Heilsamkeit der Luft, welche den Städtern die Sommerfrische auf diesen Hügeln und Flächen so angenehm macht. Der Abhang gegen das Innthal, welches sich vor dem Ausflusse der Sill zu einem Becken erweitert, ist meist ziemlich steil, von Wald und Gebüsch bedeckt. Beim Hufselhof westlich und bei Egerdach östlich erreicht er den Fluß, der also hier gleichsam den Flanken der Aufstellung sicheren Stützpunkt bot. Die Sehne des Hügelzuges, welcher sich im sanften Bogen um die Ebene legt, mag nicht viel länger seyn als eine Stunde. Doch ist diese Stellung von zwei Seiten zu umgehen: über die Zirler Brücke, wo aber der reißende Ranggen, die Schlucht der Melach mit dem Dorfe Kematen und die Götznerhölle so viele Gelegenheit zur Vertheidigung bieten, daß nur eine große Uebermacht durchzudringen vermag; und rechts bei Hall oder Volders. An diese beiden Orte gelangt man über Brücken, welche unmittelbar von steilen Anhöhen beherrscht werden. Das Kloster bei Volders mit seinen Stützmauern scheint von der Hand eines klugen Strategen wie eine Festung hingestellt, als hätte er die Gefahren, die Speckbacher hier abwehrte, geahnt. An diesem Platze grub das Söhnlein des Helden mit dem Taschenmesser die Kugeln aus, damit dem Vater im Gefecht das Blei nicht mangle.

Das Mittelgebirge ist senkrecht auf den Inn durch die tief eingerissene Sillschlucht, deren steile Gehänge nur hie und da ein schmaler Steg verbindet, in zwei selbstständige Hälften getheilt. Matrei, vier Stunden von Innsbruck, ist der Knotenpunkt, wo eine leicht zu vertheidigende Brücke die fogenannte Ellbogner Straße, welche von Hall nach Süden führt, mit der Chaussee über Wiltau verknüpft. Der Dorfweg zur Hochebene von Lans auf der rechten Seite der Sill leitet am

Digitized by Google

Schloß Amras vorbei, welches daher im Vertheidigungsſyſtem eine wichtige Rolle ſpielte; auf der linken ſtieg die Straße zwiſchen den Lehnen des Diluvialſchotters empor und wand ſich einwärts am Abhang des Plateaus hin, welches Natters und Mutters trägt. War es auch gelungen, durch den Hohlweg bis zu dem Einſchnitt vorzudringen, wo der Wanderer aus Süden Innsbruck zuerſt erblickt, während rückwärts die Sillſchlucht, geſchloſſen von der dreigipfeligen Serloſpitze, ein ſchönes, aber düſteres Landſchaftsbild enthüllt, ſo mußte nothwendig erſt die Hochebene, von der man die Straße mit Steinen bewerfen kann, erobert werden. Sie wird jedoch von ſchwer zugänglichen waldigen Runſen durchſchnitten, wo die Schützen kaum zu vertreiben waren. Durch den Bau der neuen Straße hat dieſe Stellung noch mehr an Stärke gewonnen. Geſtützt auf Parapete aus maſſiven Quadern windet ſie ſich im Zickzack empor; den Zugang ſchützen der Schießſtand und Widumanhof als ſturmfreie Baſtionen. So erſcheint dieſe Stellung, welche einerſeits das Innthal beherrſcht, andererſeits die Straße nach Italien ſchirmt, zu einem Defenſivkampf für denjenigen eingerichtet, der den Süden gegen einen Feind aus Norden vertheidigen will, und die Italianiſſimi, welche den Brenner als Scheidewand begehrten, hätten aus ſtrategiſchen Gründen auch noch das Wipptthal zum Geſchenk verlangen ſollen. Der Angreifer iſt in der ſchwierigſten Lage, der Gegner überſieht von den Höhen, die ſeine Manövrirfähigkeit nicht beeinträchtigen, jede Bewegung in der Ebene, wo die Colonnen noch überdieß, weil die Brücke am Eingang der Schlucht vom Iſel und Paſtberg beſchoſſen wird, von der Sill getrennt ſich nicht gegenſeitig unterſtützen können, während die leicht beweglichen Schützen von Hötting und Mühlau den Rücken bedrohen, ja von hier aus nach einer unglücklichen Schlacht den Rückzug erſchweren und gefährden können.

Der für Tirol ſo rühmliche Erfolg von 1809 ſcheint auch noch mitbedingt durch taktiſche Fehler der franzöſiſchen Commandanten, welche in toller Verachtung der Bauern den ſtärkſten Punkt zum Angriff wählten und ſo den Stier bei den Hörnern packten. Ein beſſerer Erfolg wäre vielleicht zu hoffen geweſen, wenn man, die Hauptmaſſe der Schützen auf dem Berggipfel durch eine Defenſivſtellung auf den auch für Cavallerie geeigneten Miltauer Feldern in Schach haltend, die volle Wucht des Stoßes über Amras gegen Lans gerichtet hätte. Dann würde ſich die Straße über den Berg Iſel von ſelbſt geöffnet haben. Damals war die Waffe der Tiroler jedenfalls die beſte und wurde auch am beſten in der Welt gehandhabt; was ſollten ſchwerfällige Infanteriſten mit der plumpen Muskete auf coupirtem Terrain gegen Schützen, welche die Natur für das Land geſchaffen hatte, wie die Gemſe für die Felſen der Alpe? Jetzt ſind freilich die Verhältniſſe anders geworden. In allen Armeen iſt für die Schießfähigkeit und Ausbildung des Mannes im Einzelngefecht das möglichſte geſchehen; zudem wird auch der begeiſtertſte Anhänger des Alten nicht behaupten wollen, daß der Rundkugelſtutzen, der ein großes Blei nicht ſehr weit ſchießt und langſam zu laden iſt, den trefflichen Spitzkugel- und Zündnadelbüchſen, die einen ſchnellen, ſichern und weiten Schuß gewähren, vorzuziehen ſey. Es ſcheint daher nothwendig, daß unſere Schützen ihre Waffe mit Sorgfalt prüfen, und wo das Neue entſchieden beſſer iſt als das geprieſene Alte, jenes wählen. Dann möge immerhin Zuave, Chaſſeur de Vincennes oder ſavoyiſcher Verſagliere den Herd des Virtuoſen vor der Scheibe antaſten, er wird ſie jagen, ſo weit der Himmel blau iſt. Doch, ſoll auch das friedliche Morgenblatt Kriegsfanfaren blaſen wie Preſſe und Patrie? Entſchuldigt den ehemaligen Schützenhauptmann, wenn er gern bei derlei Dingen verweilt. Jetzt geleitet er euch durch den anmuthigen Wechſel von Wald und Feld zum heiligen Waſſer, wo euch nicht ſechspfündige Kanonenkugeln, ſondern Knödel, zwar eben ſo groß wie jene, zur Sättigung aufgetiſcht werden. Knödel?

> Ja! Knödel, Nocken, Wurſt und Plenten
> Sind die vier Tiroler Elementen.

So ſagt ein alter Spottvers auf unſere Leibſpeiſe, bei der jedoch noch jeder, welcher in die Berge kam, gern mitaß. Selchfleiſch, Speck und Weißbrod, in kleine Würfel geſchnitten, mit Mehl und Eiern zu einem Teige geknetet, dann in Kugeln, welche in manchen Gaſthäuſern freilich nur die Größe Morriſonſcher Pillen erreichen, geformt und geſotten, dazu Sauerkraut — voilà! Das Gericht iſt fertig, welches jahraus jahrein am Donnerſtag den Tiſch von Herr und Bauer ſchmückt.

„Haſt geſſen, kannſt beten!“ ſagte ein Senner zu einem Fremden auf der Alm und reichte ihm den Paternoſter, daß er auch beim Roſenkranz und nicht bloß bei der Milchſchüſſel mithalte; — wir wollen uns daher in die Wallfahrtskirche begeben, die kaum zehn Schritt vom Wirthshaus feitab liegt. Nicht daß ſie durch ihre Architektur ausgezeichnet wäre, obwohl vielleicht ſchon zu den Zeiten der heidniſchen Urväter, welche gern an Quellen ihr Gebet verrichteten, die Stätte geweiht war; doch iſt es eine liebliche Sage, die den hochgelegenen Ort bedeutungsvoll macht.

Zwei Buben weideten ihre Heerde im Wald. Als ſie heimtreiben wollten, fehlten ſechs Rinder und ſie kannten den Bauern, bei dem ſie in Dienſt ſtanden,

Digitized by Google

genug, um den Empfang, der ihnen werden sollte, zu ahnen. Roth lehrt beten. Sie wendeten sich an Maria, daß sie durch ihre Fürbitte bei Gott an ihnen Gnade thue. Plötzlich wurde der Wald licht, wie Abendsonnenglanz strahlte es durch die Föhren und eine hehre Frau, umflossen von der Glorie des Himmels, deutete mit den Fingern auf den Patschertofel. Als sie verschwunden, tönte eine Stimme: „Hier baut ein Kirchlein!“ Zugleich sprudelte an der Stelle, wo man bisher keinen Tropfen Wasser gesehen, ein lauterer klarer Brunnen von eisiger Frische, der auch jetzt noch, wer immer den Berg ersteigt, jeden erquickt, wenn er nicht den weißen Terlaner aus dem Fasse des Wirthes vorzieht. Die Buben wußten nicht, wie ihnen geschehen, sie eilten zur Stätte, wohin die Erscheinung gedeutet, und entdeckten dort die lang vermißten gehörnten Häupter. Froh wie Saul, der des Vaters Eselin zu suchen ging und ein Königreich fand, eilten sie zu Thal, bejubelten jedoch ihr Geheimniß für sich. Einer derselben besuchte in dankbarer Erinnerung oft noch den Platz; einst nahm er auch das stumme Knäblein des Nachbars mit, und siehe da, es ward durch ein Wunder redend. Nun wagte er dem Befehl, eine Kapelle zu bauen, nicht länger durch Zögerung sich zu entziehen, und begann, unterstützt von Gläubigen, das Werk. Bald war es vollendet. Wo aber Gott ein Kirchlein errichtet, baut der Teufel ein Wirthshaus daneben. So auch hier. Doch müssen wir der Wahrheit das Zeugniß geben, daß die Insbrucker zwar dem Satan vielleicht hie und da in der Schenke ein Lichtlein aufstecken, aber doch weit häufiger mit dem Landvolk der nächsten Dörfer in aufrichtiger Frömmigkeit die Himmelskönigin begrüßen.

Nach geschehener Arbeit ist gut ruhen und nichts süßer zur Stunde, wo selbst Pan schläft, als eine kurze Siesta im Föhrendunkel, umhaucht vom Harzduft; es ist jedoch weit nach Steinach und keine Zeit zu versäumen. Der rauhe Weg nach Patsch gewährt noch Schatten, ist aber Patsch erreicht, so brennt die Sonne heiß auf den verdorrten Rain und nur die Grille mag sich laut schwirrend solcher Gluth erfreuen. Unten in der Schlucht braust die Sill; ein Steig windet sich über Felsen durch Gestrüpp hinab; vertrauen wir uns auch nicht dem wilden Strudel, der vor Jahrhunderten Goldsand an's Ufer warf, so erfrischt doch Windzug und Wasserstaub das Antlitz. Ein Steinblock, über die Fluth hinausragend, bekleidet von üppigem Sternmoos und goldbraunen Flechten, beut bequeme Rast; uns zur Seite ein kleines Stück Boden, wo sich Spierstrauch, Weidenröschen und Glockenblumen erheben; Käfer und Fliegen in geschäftiger Flucht, die fleißige Biene schleppt die Honigfracht und aus der Erle schaut mit großen dunklen Augen das Rothkehlchen. Hinten erhebt sich die Felsenwand, geschmückt mit Büscheln niedrigen Farrens, und von der Lerche darüber wirft das Eichkätzchen knurrend die vertrockneten Nadeln. Das ist ein Stück Mährchenwelt, es fehlt nur noch das treue Mädchen aus Schwinds sieben Raben, dem herrlichsten Gedicht, das je zu Ehren der Frauen geschaffen worden, und der Zauber ist fertig.

Die Sage erzählt vom Venediger Mandl, das hier mit Sieb und Schaufel Goldkörner aus dem Schlamme schied. Ein Bauernbursch sah zu und trat neugierig hinter ihn. Plötzlich kehrte sich das Männchen um und fragte den Kecken mit zornfunkelndem Blick: „Was willst du? Packe dich alsogleich, sonst bist du des Todes!“ — „Das etwa nicht!“ erwiederte jener, dem der putzige Knirps gar drollig vorkam; „wenigstens nicht, so lang an dieser Hand der Schlagring steckt. Verhexen kannst mich auch nicht, denn ich habe heute früh Messe gehört und den Segen mit der Monstranz erhalten. Sag, was du hier im Sande wühlst, und dann geh ich, — wenn es mir taugt!“ — Der Kleine erwiederte: „Sey still und ich mache dich reich!“ — „Du mich reich machen!“ lachte jener; „so ein dreckiges Lötterle im schlampigen Gewand, das vielleicht zum Frühstück bei einem Bauern um Brennsuppe und Haferbrod betteln mußte! Geh, geh!“ — Das Männchen fuhr beleidigt in den Sack, zog eine seidene Börse und gab dem Burschen Goldstücke: „Da hast du Reisegeld nach Venedig. Am Canal grande, merk dir's! steht ein Palast mit zwei grünen Säulen, die wie Spiegel leuchten. Dort frag' nach mir! Doch sieh, ein Bär kommt!“

Rasch wandte sich der Bursch; es war jedoch nur Trug; als er den Kopf zurück drehte, sah er das Männlein nicht mehr und nur das Gold überzeugte ihn von der Wahrheit dessen, was er erlebt. „Ei was,“ dachte er, „Wirths Jagd fährt nächstens mit Gütern nach Venedig, da geh ich mit. Möcht' doch wissen, was die Geschichte für ein spaßiges Ende nimmt!“ Drei Wochen darauf fuhr im Lodenwamms, den Hut keck auf's Ohr gedrückt, unser Tiroler durch den Canal grande. „Richtig, da ist das Haus!“ rief er plötzlich und der Gondoliere legte vor der Treppe an. Ein Herr im schwarzen Sammtgewande empfing ihn. Graues Haar floß um das ernste Antlitz, das Auge glänzte freundlich beim Gruße. Ja das waren die Züge des Lötterleins an der Sill, doch erhob sich die Gestalt groß und stolz. „Sakerlot!“ rief der Bursch, „du bist gewachsen, seit du ohne Abschied von mir durchgebrannt bist.“ — Der Alte bot ihm die Hand und sagte: „Dein Logis ist hergerichtet, ich hab' dich alle Tage auf der Reise gesehen und wußte, daß du jetzt eintreten würdest.“ Der Tiroler schüttelte

Digitized by Google

ungläubig das Haupt. Jener fuhr fort: „Willst du wissen, was deine Leute zu Hause thun, schau in jene grüne Säule.“ Der Jüngling gehorchte. Plötzlich rief er staunend aus: „Ja, ja, es ist so: der Vater sticht eine Flasche Enzeler an und die Mutter kocht Pflunzen! Wär' ich doch daheim!“ — Der Venetianer lachte herzlich und tröstete ihn: „So edle Speise und Trank sollst du auch bei mir haben!“ Sie stiegen die Marmortreppe empor, und oben trat ihnen die Tochter des Hauses entgegen. Jörg riß Maul und Augen auf, endlich sagte er tief Athem holend: „Wärst du mir im Wald begegnet, hätt' ich dich für die Muttergottes vom heiligen Wasser gehalten!“ — Ob er sie noch verwundert anschaut, oder bereits geküßt hat, weiß ich nicht, ist auch zu beschwerlich, uns darum zu erkundigen, denn wir müssen steil bergauf.

Hat man nach mühevollem Steigen die neue Straße erreicht, welche seit einigen Jahren leicht und bequem durch die Sillschlucht zieht, während die alte, auf der einst die deutschen Kaiser mit ihren Rittern nach Italien zogen, sich steil zur Schupfen absenkt, so stehen zahlreiche Erdpyramiden, wie man sie freilich zu Botzen schöner beobachtet, in Reih' und Glied. Sie tragen an der Spitze einen großen Steinblock, welcher das Einsickern des Wassers und dadurch das Losbröseln des Schotters hindert und so diese sonderbaren Bildungen veranlaßt und erhält. Wer Schatten liebt, folge den Windungen der neuen Straße. Wir rasten ein wenig unter den Zweigen jener Zirbel, die bereits Goethe in seiner italienischen Reise als die erste, die er überhaupt gesehen, bewunderte. Es ist ein schöner Baum, welcher, als sich das Auge des Dichters daran weidete, kaum viel kleiner gewesen seyn mag als jetzt, denn die Zirbel hat ein sehr langsames Wachsthum. Wählte ihre Verwandte, die Pinie, den Süden zur Heimath, wo Lorbeerbusch und Jasmin vergebens zu ihrer Höhe aufstreben, so gedeiht jene, verschieden an Form, doch an Schönheit nicht geringer, auf dem Abhang der Löcher; schüchtern schmiegt sich die Alpenrose an ihre Wurzel, welche milchiges Gletscherwasser tränkt, an der rissigen Borke haftet die goldgelbe Fuchsflechte; bisweilen ist die Bergrebe kühn genug, sich an ihr empor zu schwingen, ihre rankigen Zweige mit den zierlichen Blättern und der großen Kreuzblüthe hängen dann als fremdartiger Schmuck von den Zweigen und spielen im Winde, der hier selten ruht. Der Zapfen hat Aehnlichkeit mit dem der Pinie, die öligen Nüßchen werden gern von Tagedieben ausgeknuspert.

„Mei Dienal iſt koa wie Zirbisnüßl,
Und wenn ſ's buß, lacht's a liſſl,“

singen die Sennen. Werthvoller als die Frucht ist das Holz. An Arom und Feinheit dem der Ceder gleich, widersteht es Fäulniß und Wurmfraß; es ist daher gesucht zum Austäfeln der Stuben und der Reichthum Grödens beruhte einst auf den Zirbelforsten. Jetzt sind sie längst gefällt und zu Hanswurſten, Schäflein, Weihnachtsfiguren und derlei Schätzen, welche die Phantasie der Kinder bevölkern, verschnitzt, nach allen Welttheilen versendet. Für Hausfrauen werden Milchnäpfe und Kochlöffel, für Buben Knospen, eine grobe Art Fußbekleidung, daraus geliefert. Die Zirbel ist ein herrlicher Baum, sie setzt im Innthal noch manchen schönen Bestand zusammen; wenn jedoch die Leute nicht verständiger werden und so freventlich Holz verschwenden wie bisher, wird man bald das letzte Zweiglein im Herbar eines Botanikers suchen müssen. Ohnehin reichte sie einst viel höher, wie einzelne Stämme, die verdorrt Mitleid erregend empor starren, oder auf den Boden geworfen, bedeckt von Korallenmoos, verfaulen, auf dem Grat der Berge beweisen. Die Axt schlug ihre Brüder schonungslos darnieder, und vereinsamt konnten sie das Leben, geschüttelt und gebeugt vom eisigen Sturme, nicht mehr fristen.

(Fortsetzung folgt.)

Shakespeares Hamlet.

(Schluß.)

Wenn wir uns die Leiden vergegenwärtigen, die im Hintergrund der Scene zwischen Hamlet und Ophelia spielen, so tritt die Frage nur desto schärfer hervor, warum nicht Hamlet durch eine gewaltige That, die ihm scheinbar so nahe lag, seinem Geiste Befreiung und neuen Lebensraum zu verschaffen suche? Ist er

Digitized by Google

vielleicht der Uebermacht des Schickſals erlegen und der Uebermacht innerer Stürme? Gab er ſich der trüben Dialektik ſeines Gemüthes hin, das Steuer des Willens wegwerfend, unbekümmert, welchen Abgründen er entgegen eile, wie ſich ein einſamer Schiffer dem Spiele der Wogen preis gibt? Dem größten Schmerze verſagt die Thräne; es verſagt ihm die Sprache, wie wir ſo eben geſehen; es wird ihm ſelbſt die That verſagen — und wir dürften wohl nur die Schwäche menſchlicher Natur beſchuldigen, wenn Hamlet auf dieſe Weiſe erläge?

Vielleicht ließe ſich vorläufig ſein Benehmen hiemit erklären und vor Tadel ſichern, in der Folge aber um ſo weniger, als man von dem männlichen Geiſte Ueberwindung der Natur und des Schickſals verlangt, und Hamlet durch den Muth und die Gewandtheit, mit denen er z. B. die Abenteuer der engliſchen Reiſe beſteht, ſeine Zurechnungsfähigkeit überdieß außer Zweifel ſetzt.

Es iſt indeſſen gewiß, daß Hamlet nicht an Willensſchwäche erliegt; es war ihm unmöglich zu handeln. Das Handeln beſteht darin, daß man ſein Inneres nach außen ſetze, um den Gedanken mächtig zu machen durch Verkörperung; denn gegen das Faktiſche gibt es kein Argument, es läßt ſich nicht widerlegen. Die That iſt eine höhere Potenz, zu der ſich der ſiegende Gedanke erhebt; das Denken, ein Reich des Schwankens und Werdens, nähert ſich im Thun dem Reiche des Seyns. Darin beſteht das ächte Thun, welches Begeiſterung erzeugt, während ſich umgekehrt der Lächerlichkeit ausſetzt das falſche Handeln, in dem ſich der Gedanke verflüchtigt, erſtirbt, zu einer leeren Scheingeſtalt herabſinkt. Und während es ſubjektiv die Seligkeit des Gedankens iſt, ſich zu verwirklichen, iſt es ſeine Verzweiflung, ſein Leben nicht auswirken zu können, und ſeine tödtliche Verwüſtung, wenn ihm die verſuchte That nicht entſpricht.

Was ſollte nun Hamlet beginnen, um gegen den Geiſt der Lüge, der ihn rings umathmet, der in der häßlichſten Sünde concentrirt in Perſon auf dem Thron ſitzt, die Nichtigkeit ſeines Weſens hinter dem Purpur verbergend — was ſollte Hamlet beginnen, gegen dieſen Geiſt der Lüge die Wahrheit, die Gerechtigkeit, die Gewalt des Guten und Edlen recht erſtaunlich und wunderbar, in erſchütternder Offenbarung geltend zu machen? Hamlet ſieht in ſeiner nächſten Nähe, was noch ſo viele andere geſehen haben:

„dem Unrecht Triumphhogen aufbau'n
Und liegen im Staube der Edlen Haupt." *

* Aus dem Schwanenlied Platens. — Dieſes Citat mag ein Licht werfen auf den wohlberechneten Contraſt, dem gemäß der alte König, durch den plötzlichen Mord der Abſolution entbehrend, in den Läuterungsflammen der Ewigkeit ſeufzt. I, 5.

Wie ſoll er dieſen Triumph in das Gegentheil umwandeln? wie das edle Haupt ſeines Vaters aus dem Staube erheben? Denn ſo lange „die Schlange, die des Vaters Leben ſtach," ſich im Glanz der Krone brüſtet, iſt ſein Andenken geſchmäht und verſpottet.

Er könnte den König Claudius ermorden mit einem ungefährten Streiche, ſich ſelbſt, von der Volksgunſt unterſtützt, auf den Thron ſchwingen, unter dem Balſam der Hofſchmeichelei die alten Wunden vernarben laſſen. Ja, wäre er nur politiſch genug, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verknüpfen, an ſein Fortkommen zu denken, klug genug, die Gunſt der Umſtände auszubeuten; aber er ſehnt ſich allein nach dem reinen Weſen des Wahren und Gerechten, das ſich abgeſehen von Umſtänden * durchſetzt — und er verachtet jedes zweideutige Spiel. Darf ſich an eine That, die den Schein zerſtören ſoll, wiederum der Schein, dieſe gräuliche Ausgeburt irdiſcher Relativität, heften und ein ungewiſſes Licht über ſie ausbreiten? Sobald Hamlet durch irgend ein gewöhnliches, leicht zu ergreifendes Mittel ſeine Sendung vollführte, war die That, welche eine rettende That für die Wahrheit ſeyn ſollte, nach außen hin, ſcheinbar, dem Verbrechen des Oheims ganz gleich. Dieſer ſelbſt, der lächelnde Sünder, hätte glauben müſſen, nicht das Schwert der Gerechtigkeit, ſondern der Dolch der Verrätherei bohre ſich in ſeinen Buſen.

Hamlet beſitzt nun nicht genug kalte Reflexion, um ſich die Schwierigkeiten ſeiner Lage theoretiſch zurecht zu legen; er empfindet nur ſeine Ohnmacht der Macht des Böſen gegenüber. Welcher Edle hat ſie nicht ſchon empfunden? — Er empfindet recht tief das Grundgebrechen der irdiſchen Welt, daß ſie ſich in einem Wechſel ſchwankender Geſtalten bewegt, die das Weſen verhüllen, verſtellen, oder ſelbſt das Unweſen des Böſen trügeriſch umkleiden und ausſtaffiren. Der Grundzug ſeines Charakters (den er uns freilich ſelbſt nicht vordemonſtrirt) iſt die Sehnſucht über dieſe Welt der Formen hinaus nach einer göttlicheren Welt, die in der Unmittelbarkeit des Seyns ihr ewiges Leben feiert. Es liegt hierin eine philoſophiſche Anſchauung, reich genug, ein ganzes Syſtem zu beleben, und vermöge jener dichteriſchen In-

* Umſtände in doppeltem Sinne. Hamlet Akt V, Scene 2: „Er machte Umſtände mit ſeiner Mutter Bruſt, ehe er daran ſog. Auf dieſe Art hat er und viele andere von demſelben Schlage, in die das ſchale Zeitalter verliebt iſt, nur den Ton der Mode" u. ſ. w.

Digitized by Google

tuition, die wir Eingangs hervorgehoben, in dieſer Tragödie eingeſchloſſen, wie wir nicht zweifeln dürfen, ohne daß ſie Shakeſpeare ſelbſt mit logiſcher Klarheit in ſeinem Bewußtſeyn gebildet hätte.

Wir müſſen an dieſer Stelle verzichten, das Wahre an jener Weltauffaſſung, zumal ſolche in ihrem Kerne mit einer zwar nicht mehr anerkannten, aber ihren Principien nach noch lebendig genug fortwirkenden Philoſophie in direkten Gegenſatz tritt, eingehender hervorzuheben; es mag genügen, abgeſehen von tieferen Fragen, den Einheitspunkt in Hamlets Denken, welcher ſich zugleich als die Grundidee der Tragödie in allen Ereigniſſen und Situationen wieder findet, wenigſtens bemerkbar zu machen.

Hamlets Ironie iſt zunächſt, wie ſchon öfter bemerkt, eine Polemik gegen den Schein. Wenn wir ſagen: gegen das Scheinweſen der ihn umgebenden, in ihrem Nichts ſich behagenden Höflinge, gegen ihre Heuchelei, Verſtellung, Wortkrämerei, ſo wird uns der flüchtigſte Beobachter beſtimmen. Man erinnere ſich nur an das Geſpräch mit Oſrick (V, 2), an die Metamorphoſen jener Wolke (III, 2) u. ſ. w. Der Dichter hätte freilich ſeinem Zwecke ſchlecht entſprochen, wenn er ſeine Darſtellung überall ſo in's Burleske wie in den erwähnten Beiſpielen getrieben; allein er läßt uns an hundert feineren Wendungen merken, wie dankbar er den däniſchen Hof für jene Ironie machen wollte. * Was dem Scheine am leichteſten dient, iſt demnach im Allgemeinen das Wort, weßhalb ſich obigen Stellen unmittelbar ſolche anſchließen, wie II, 2:

Polon. Was leſet ihr, mein Prinz?
Hamlet. Worte, Worte, Worte!

Hamlet haßt vor allem rhetoriſches Gepränge, ſo daß ſein Liebesbrief an Ophelia äußerſt kurz und unbedeutend iſt: „Es gelingt mir nicht, meine Seufzer zu meſſen.“ Die weltberühmten Regeln, welche er (III, 2) den Schauſpielern ertheilt, ſind demgemäß hauptſächlich gegen die manierirte Deklamation, die unnatürliche Effekthaſcherei gerichtet. (Der Zorn gegen die Emphaſe des Laertes (V, 1) gehört ebenfalls hieher.)

Das Wort iſt der Träger des Gedankens, und wenn wir tiefer gehen, ſo findet ſich, daß nicht bloß auf der Uebergangslinie zwiſchen Wort und Gedanke, ſondern im Innern unſeres relativen Denkens ſelbſt der Schein ſeine Sphäre hat. Nicht das Weſen der Dinge gilt; ſie werden für uns Phänomene unter der Willkür ſubjektiver Urtheilsbeſtimmung, ſo daß beim Eingehen auf dieſen relativen Standpunkt die Behauptung conſequent wird: „An ſich iſt nichts weder gut noch böſe, das Denken macht es erſt dazu.“ *

Hamlet dringt aber noch weiter vor und findet, daß dem Schein als ſubjektiver Kategorie in der Objektivität die Erſcheinung entſpricht, oder die Form. Die Form iſt es, auf welche ſich der Schein gründet, welche ihn ermöglicht; die Form iſt der Charakter der Endlichkeit, das Princip der Veränderlichkeit, die Sphäre der Vergänglichkeit. — In dieſer Beziehung heißt es: „Zu was für ſchnöden Beſtimmungen wir kommen, Horatio! Warum ſollte die Einbildungskraft nicht den edlen Staub Alexanders verfolgen können, bis ſie ihn findet, wo er ein Spundloch verſtopft?“ Der Inhalt der Kirchhofsſcene (V, 1), aus welcher dieſer Satz genommen iſt, ſteht ſonach mit der Grundidee im genaueſten Zuſammenhang, wie ſich noch in vielen andern Punkten, die leicht in die Augen fallen, ergibt.

Dieſe kurze Zuſammenſtellung wird uns hoffentlich recht klar machen, in welcher Weiſe das tragiſche Motiv in unſerem Stücke zu faſſen iſt und von Hamlet gefaßt wird. Es iſt keineswegs ſchlagend, wenn Ulrici chriſtliche Elemente in den Vordergrund ſtellt; das Chriſtenthum findet ſich freilich wieder in allem Hohen und Wahren. Die Sünde der Königin iſt nach dem Verhältniß zwiſchen Form und Weſen definirt; das Verbrechen beſteht eben darin, daß das Echte dem Schein, der Lüge unterlag:

Ja, der blutſchänderiſche Ehebrecher
Durch Witzes Zauber, durch Verrätergaben

---

* Wir geben nur Einen Beleg in jener pathetiſchen Figur (II, 2):

König.
Dank, Roſenkranz und lieber Güldenſtern!
Königin.
Dank, Güldenſtern und lieber Roſenkranz!

* II, 2: Hamlet. Dänemark iſt ein Gefängniß.
Roſenkranz. So iſt die Welt auch eines.
Hamlet. Ein ſtattliches, worin es viele Verſchläge, Löcher und Kerker gibt. Dänemark iſt einer der ſchlimmſten.
Roſenkranz. Wir denken nicht ſo davon, mein Prinz.
Hamlet. Nun, ſo iſt es keiner für euch, denn an ſich iſt nichts weder gut noch böſe, das Denken macht es erſt dazu. Für mich iſt es ein Gefängniß.
Schlegel hat in dieſer Stelle Skepticismus geſehen, iſt aber bereits von Hermann Ulrici energiſch widerlegt. Ich denke, der Zuſammenhang zeigt aufs klarſte, daß Hamlet hier keinen abſolut metaphyſiſchen Satz, ſondern ein (relatives) Zugeſtändniß in dem oben erläuterten Sinn ausſprechen wollte.

Digitized by Google

— gewann den Willen
Der scheinbar tugendsamen Königin.
— O Hamlet, welch ein Abfall
Von mir, daß Liebe von der Echtheit war,
Daß Hand in Hand sie mit dem Schwure ging,
Den ich bei der Vermählung that; —

womit zu vergleichen III, 4:

Solch eine That, die Ehgelübde falsch
Wie Spielereide macht; o eine That,
Die aus dem Körper des Vertrages ganz
Die innre Seele reißet, und die süße
Religion zum Wortgepränge macht! —

Das bereits von uns erörterte Zögern Hamlets wird nun durch den Einfall unterbrochen, die schon im Alterthum als mächtig erkannte Wirkung des Schauspiels gegen den König zu benutzen. Aeußerlich gibt diesen Versuch an die Hand die Erscheinung jener Histrionen, deren ästhetisches Gewissen der Prinz in der Art zu schärfen sucht, daß sie ihre gewichtige Rolle auf's würdigste vertreten mögen. Die Gewalt der sittlichen Weltordnung, über die sich auch die ausgelernteste Sophistik nie ganz zu erheben vermag, soll sich im Bewußtseyn des Königs auf die freieste und reinste Weise durchsetzen, indem man ihn zwingt, der Richter über sein eigenes vor ihm objektivirtes Ich zu werden. — Auf der andern Seite sehen wir die tragische Ironie, welche in unserem Drama vermöge seiner Grundidee den weitesten Spielraum gewinnt, in dieser wahrhaft genialen Zusammenstellung der Motive culminiren. Die Wirklichkeit ist zum Schauspiel, das Schauspiel zur Wirklichkeit geworden. Die Histrionen vertreten die Wahrheit, während das Königspaar Comödie spielt, so daß bei dieser äußersten Verkehrung der Natur Hamlets Glosse recht einleuchtend erscheint: „Es steckt in manchen Dingen etwas Uebernatürliches, wenn es die Philosophie nur ausfindig machen könnte."

Wenn Hamlet davon spricht, daß er das Schauspiel anstelle, um die That des Königs zur Evidenz zu bringen, so steht er im vollsten Rechte, insofern es sich weniger um die historische Gewißheit, als darum handelt, den Verbrecher zu überführen. Dieß war Hamlets ethisch begründete Pflicht, deren Sinn sich seiner ganzen Anschauungsweise conformirt. Wer aus einzelnen Aeußerungen in dem Schlußmonologe (II, 2) ein Gegenargument dieser Erklärung gewinnen wollte, dem dürfen wir Schlegels Worte in Erinnerung bringen. (Ueber dramatische Kunst und Literatur. III. S. 70): „Was bei andern schon das Tiefste, ist bei Shakespeare erst Oberfläche. Man wäre übel berathen, wenn man die Aeußerungen der Personen über sich selbst und andere immer für haare Münze nähme." Diese Anführung paßt nur deßhalb nicht ganz, weil sie fast zu viel widerlegt. Denn nur wenn die berührten Aeußerungen außer allem organischen Zusammenhang gesetzt werden, können sie zu Mißdeutung (Zurückkommen auf Hamlets „Skepsis") veranlassen.

Die Scene III, 1, welche dem Theater vorhergeht, dürfen wir nicht ganz übergehen, sey es auch nur wegen der berühmten Spekulation über den Tod, die unter den Erklärern vielfachen Anstoß und Irrthum erregt hat. Tieck suchte sogar die Beziehung auf Selbstmord gänzlich wegzubringen, nur um Hamlet, obwohl er ihm sonst nicht sehr wohl will, vor der allzu großen Feigheit, daß er sich seiner Aufgabe ohne weiteres durch die Flucht in's Jenseits entziehen möchte, zu sichern. Es erscheint indessen die Tieck'sche Erklärung selbst dann haltlos, wenn Schlegels Uebersetzung der Verse:

When he himself might his quietus make
Whit a bare bodkin?

in dem Worte quietus in der That zu corrigiren wäre. — Für's erste ist gegen die Beschuldigung der Feigheit zu bemerken, daß solche durch das anderweitige Auftreten Hamlets durchaus widerlegt wird; daß er sich außerdem als ein tiefsinniger Kopf (welches Prädikat ihm noch niemand abstritt) in Lebensbeziehungen fühlt, welche weit über das enge Gebiet seines irdischen Daseyns hinausgehen; daß man ihm selbst das Recht zugestehen darf, in einem Augenblick des Nachsinnens seine Umgebung gänzlich zu vergessen. Was den Selbstmord an und für sich betrifft, so wird er sich wenigstens in Hinsicht des aufzuwendenden Muthes einer relativen Beurtheilung nie entziehen. Was hier bei gewöhnlichen Menschen dumpfe Schwäche, ist bei großen Naturen eine Verirrung der Kraft. Erfordert es nicht für einen, der den Sinn jenes Schrittes durchschaut, einen wahrhaft dämonischen Muth, in den Weltlauf eigenmächtig eingreifen und es mit dem Lenker desselben unmittelbar aufnehmen zu wollen? — Freilich ist dieser Muth zu nennen, tüdjige Vernessenheit; „das Gewissen" macht uns daher feig: es gibt zu bedenken, „was in dem Schlaf für Träume kommen mögen," oder mit einem andern Bilde: in dem Reiche des Auferstehens, welches furchtbare Licht der besseren Erkenntniß! Somit trifft Hamlet, weil er sich vor jenen Träumen entsetzt, mit noch geringerem Rechte ein Vorwurf. — Zu der weiteren Erklärung des Monologs, dessen poetische Schönheit keiner Analyse bedarf, verweisen wir auf die trefflichen Bemerkungen bei Hermann Ulrici. (Seite 234.)

Die Unterhaltung mit Ophelia, welche sich hier anschließt, ist ebenfalls nicht ohne Bedeutung. Die

Digitized by Google

Antithesen, deren sich der Prinz, wie oft in seinen Reden, bedient, bezeichnen schon im äußern Ausdruck die ihm so geläufige zersetzende Dialektik jedweder an der Form sich erfreuenden und mit ihr sich genügenden (relativen) Wirklichkeit oder Denkbestimmung. Der Kürze wegen mag die Zergliederung dieses Gesprächs unterbleiben, dessen Sinn bereits in unsern früheren Bemerkungen über Ophelia angedeutet wird; nur darauf sey aufmerksam gemacht, daß hier schon diejenige Seite in Hamlets Seelenleben hervortritt, welche bei der Beurtheilung nicht ohne psychologische Erwägungen in Rechnung zu ziehen ist. Ich meine besonders jene Selbstanklagen, welche den armen Prinzen in so schlimmen Ruf brachten. „Solcher Dinge könnt' ich mich anklagen, daß es besser wäre, meine Mutter hätte mich nicht geboren. Ich bin sehr stolz, rachsüchtig, ehrgeizig; mir stehen mehr Vergehungen zu Dienst, als ich Gedanken habe, sie zu hegen" — u. s. w. Man sieht auf den ersten Blick, daß die Sünden, welche er hier gegen Ophelia hervorhebt, ihm gerade die fernliegendsten sind. Daß Hamlet nicht ungebührlich stolz ist, beweist u. a. sein Verhältniß zu Horatio; seine Rachsucht hat keineswegs den Charakter der Sünde und Ehrgeiz haftet ihm am wenigsten an. Weit mehr Schein gewinnt freilich der Vorwurf, welchen er sich jenem Schauspieler gegenüber macht (II, 2):

Hätte er
Das Merkwort und den Ruf zur Leidenschaft,
Wie ich: was würd' er thun? Die Bühn' in Thränen
Ertränken, bis zum Wahnwitz
Den Schuld'gen treiben —
Und ich,
Ein bloßer, schwachgemuther Schurke, schleiche
Wie Hans der Träumer, meiner Sache fremd,
Und kann nichts sagen, nichts für einen König,
An dessen Eigenthum und theurem Leben
Verdammter Raub geschah. —

Aber gerade dieses Wüthen gegen sich selbst ist der stete Begleiter der von außen gehemmten Energie, die ihre an einem spröden Stoffe sich fruchtlos zerarbeitenden Kräfte verzweiflungsvoll abzuläugnen sucht. Diese Negation ist ein künstlicher Reiz, welcher darauf ausgeht, bis in die tiefsten Wurzeln des Willens hinab eine ungeheure Spannung und Anstrengung zu erzeugen. Die Sophistik, welche solchen Selbsterregungen dient, wird sich immer am liebsten in Bildern bewegen, denen der wahrhafte, das Wesen der Sache treffende Vergleichungspunkt fehlt, wie wir hier an dem Beispiele unseres Helden erfahren: denn die Wirkung, welche ein Schauspieler hervorbringt, hat dieser allerdings, sofern ihm Kunstbegabung verliehen ist, in seiner Gewalt, wogegen unsere Begeisterung im praktischen Gebiete, wo es auf reelle Erfolge ankommt, so oft zu Schanden wird, daß die Regel, die lebenskräftige, in Hoheit und Reinheit vollendete Idee müsse sich gegen den Widerstand des starren Weltkörpers durchsetzen, weit mehr Ausnahmen zählt, als zutreffende Fälle.

Wir erkennen an, daß sich einzelne, der besprochenen verwandte Aeußerungen finden lassen, namentlich zu Ende der vierten Scene des vierten Aktes, die, sollen sie sich unsern Gesichtspunkten unterordnen, eine schwierigere und complicirtere, wenn auch keineswegs gewaltsame Entwicklung verlangen. Wir verzichten indeß um so mehr auf specielle Weitläufigkeit, als solche für die inspirirte Auffassung unnütz und anderwärts überflüssig erscheint. Denn das gewöhnliche Urtheil wird sich aller Orten an einzelne bequeme und leicht zugängliche Handhaben klammern, und was sich mit seiner dürftigen Beobachtung nicht reimt, als willkürliches Beiwerk, poetischen Ballast betrachten und stillschweigend übergehen. Wem der Sinn oder die hingebende Ausdauer fehlt, die Bedeutung des Einzelnen stets durch den allgemeinen Zusammenhang und die Einheit, welche jedes organische Kunstwerk in vielfacher Verzweigung beherrscht, zu vermitteln, wird sich eben von seiner Bequemlichkeit nie abbringen lassen, so daß man, so lange Hamlet gelesen und gesehen wird, ohne weitere Rücksicht und Untersuchung von dem „Gedanken, der, zerlegt man ihn, ein Viertel Weisheit nur und stets drei Viertel Feigheit hat," zu reden sicher nicht aufhört.

Und doch spricht sich Hamlet selbst nach dem Schauspiel (III, 3) deutlich genug aus. Während er den König im Gebete erblickt, kann er unmöglich wissen, wie mächtig sein Gewissen bereits erregt ist — er hat seinen Monolog nicht belauscht — und der Todesstoß, den er ihm nun versetzen könnte, erscheint noch, wie vorher, als eine Art blinder Rache, eine That, die in ihrer Kahlheit dem bedeutenden Sinn und Zweck, den sie vertreten soll, durchaus nicht entspricht.

Jetzt könnt' ich's thun, bequem. —
Und so bin ich gerächt? Das hieß': ein Bube
Ermordet meinen Vater und dafür
Send' ich, sein einz'ger Sohn, denselben Buben
Gen Himmel.
Ei, das wär' Sold und Löhnung, Rache nicht.

Hamlet sieht, wie es nach den Umständen nicht anders seyn kann, subjektiv noch ganz auf der Stufe unserer früheren Ausführungen. Aber objektiv? Da hat sich allerdings die Sache geändert. Der König hat die Stimme des Gerichtes vernommen und fühlt, wie das Gebet auf der sündigen Lippe erstirbt. Ist etwa das Schicksal zu beschuldigen, daß es dem Prinzen

Digitized by Google

nicht zu erkennen gibt, wie sich nun die Zeit der Rache erfüllt hat? Allein auch es steht in seinem Rechte, in seinem hergebrachten Rechte. Das Schicksal, während es die Gesammtsumme der Kräfte verwerthet, hütet sich, je auf einen einzelnen Faktor die Entscheidung zu legen. Es bildet das Ganze heran in einer grausamen Dialektik, die mit ihren Elementen verzweifeltes Spiel treibt. In den Thaten der Menschen geht die Vorsehung ihrem Ziele entgegen, aber in Schlangenwindungen: dieß ist die innerste Tragik der Geschichte. Nach allen Dunkelheiten kommt sicher ein Tag des Lichtes, dessen Aufgang aber noch nicht in jene Schreckensnacht grauet, in welcher der Sohn mit der Mutter in ein gewaltiges Gericht geht.

Was Hamlet hier redet, bedarf keiner näheren Erläuterung; wir haben sie bereits im Vorhergehenden gegeben. Das gequälte Gemüth gewährt sich endlich einige Augenblicke der Befreiung, indem es recht aus seinen Tiefen heraus einen Gewittersturm der Wahrheit in die schwüle Atmosphäre der Lüge beschwört. Hier ist Hamlet ganz Entschiedenheit, Selbstbewußtseyn; er fühlt sich als der Vertreter einer höheren Macht, und zertritt als solcher, was ihm in den Weg kommt.

Und in den Weg mußte ihm ein Mann kommen, dessen wir bisher nur flüchtig gedachten, obwohl er eine besondere Abhandlung verdiente. Er ist unter seinen erbaulichen Genossen, Rosenkranz u. s. w., der am meisten ausgeführte Charakter, mehr typische Person als Original: der Typus für jene reichhaltige Classe „der Scheinmenschen," wie sie Ulrici bezeichnet; der aufmerksame Leser kann in seinem Bilde diesen oder jenen Zug von irgend einem alten lieben Bekannten wieder erkennen. Jener philiströse Rationalismus, über den sich die Oberflächlichkeit, wenn sie anders die niederste Stufe, die des Stumpfsinns, überschritten, nie zu erheben vermag, tritt bei ihm namentlich recht bezeichnend hervor. Der gewöhnliche Taglöhner, der nur bewußtlos im Dienste des Geistes arbeitet und sich um die Räthsel der Welt keine Sorgen macht, freut sich der gemüthlichen Einbildung, an seinem Maßstabe alle Größen bemessen zu können; für ihn gibt es keine Dunkelheiten und Geheimnisse, die er nicht an der Hand seiner platten Erfahrung in's Klare zu setzen wüßte. Daher vermeint Polonius, den Tiefsinn Hamlets ergründen zu können, wie jener Höfling, der mit dem Gleichniß von der Flöte (III, 2) ad absurdum geführt wird. Besonders hübsch und wie aus dem Leben gegriffen finden wir sein Selbstgespräch: „Es ist weit mit ihm gekommen, sehr weit; und wahrlich, in meiner Jugend brachte mich die Liebe auch in große Drangsale, fast so schlimm wie ihn." — Man soll nur mit einem Lumpen von großen Gefühlen reden, er kennt die Sachen, er ist aber darüber hinaus. — An andern Stellen erinnert er auch wohl an die Beobachtung Schlegels (dram. K. und L. III, 70): „Der Albernheit sind nicht selten weise Lehren in den Mund gelegt, um anzudeuten, wie wohlfeil dergleichen Gemeinplätze zu haben sind." So in der Abschiedsrede an Laertes.

Dieser „langweilige alte Narr" (II, 2) hat es nun gewagt, Hamlet in seiner Unterredung mit der Königin hinter der Tapete zu belauschen, um später seinem Herrn Rapport zu erstatten. Aber der Prinz ist ganz in der Stimmung, solche Erbärmlichkeit strenge zu ahnden, er will nicht, daß sich an diese Scene ein Versteckspiel knüpfe. Als sich daher Polonius, aus Angst und zur Unterstützung der Königin, in seiner Verborgenheit bemerkbar macht, führt Hamlet mit den Worten:

Wie? was? eine Ratte? Todt! für 'nen Dukaten, todt!

einen äußerst ehrenwerthen Stoß durch die Tapete, in Folge dessen sich der Exkämmerer mit der letzten treffenden Bemerkung: „Ich bin umgebracht!" von uns verabschiedet.

Durch Polonius werden wir an eine besondere Einrichtung unseres Stücks erinnert, in Bezug auf welche wir an die Bemerkung Tieck's, daß die meisten der auftretenden Personen in ihren Reden hier und da Aehnlichkeit zeigten, anknüpfen können. Shakespeare hat sich nämlich bemüht, die vielfach auslaufenden Radien seiner Grundidee, welche in der centralen Einheit des Ganzen am hellsten erscheint, wieder zum Theil in einzelne Brennpunkte aufzufangen, damit es ja nicht an Anschaulichkeit fehle. So sehen wir in vielen Mitgliedern der dem Schein dienenden Gesellschaft in Augenblicken den Ekel an ihrer Maskerade durchbrechen, wie wenn Polonius in allerhöchster Audienz erklärt:

Eu'r edler Sohn ist toll,
Toll nenn' ich's, denn worin besteht die Tollheit,
Als daß man gar nichts anders ist, als toll?

Es werden ihm hier die Glacéhandschuhe der Hofzierlichkeit zur Last und er versucht es, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Er ironisirt sich selbst und seine Umgebung und spricht, wie II, 1, wo er darthut, daß es nur auf die Redeform ankomme, um die Wirklichkeit zu entstellen, die Wahrheit, wie Narren manchmal die Wahrheit sprechen. Gleich darauf fängt er freilich an, den Styl des Hamletschen Briefs, welchen er als Aktenstück aufweist, zu kritisiren: „Das ist eine schlechte Redensart, eine gemeine Redensart; liebreizend ist eine gemeine Redensart."

Weit ernster erscheinen die Zugeständnisse, welche der König zuweilen der Wahrheit und seinem Gewissen macht.

Digitized by Google

Der Mette Wange, schön durch falsche Kunst,
Ist häßlicher bei dem nicht, was ihr hilft,
Als meine That bei meinem glattsten Wort.

Dieß bemerkt er schon III, 1, von seinen Betrachtungen nach dem Schauspiel ganz abzusehen, in denen sich übrigens noch genug sophistische Rhetorik breit macht, die eben beweist, daß auch in den ungewöhnlichsten Augenblicken niemand seine Natur vollständig verläugnet. Trotzdem wissen selbst Leute, wie Rosenkranz, auf die Frage: „Was gibt es Neues?“ einmal zu antworten: „Nichts, mein Prinz, außer daß die Welt ehrlich geworden ist.“

Die Ereignisse, welche der Schlußkatastrophe vorhergehen, kommen dahin überein, daß sich das in vielfaches Schwanken gebrachte Gleichgewicht der Verhältnisse insofern endlich wieder herzustellen scheint, daß der König, alle täuschend, siegreich in den gefährdeten Besitz seines Ansehens zurückkehrt. Der Schein greift immer mehr um sich, je mannigfachere Momente in den Gang der Entwicklung gezogen werden. Schon zeigt sich der Knoten unlösbar verschlungen, die Gottheit überlistet und dichter als je verhüllt. Da aber zerreißt sie mit Einem Schlage die Wolken und tritt mitten auf die Scene, in gemeinsamem Tode dem Einen Erlösung, Befreiung, den Andern Vergeltung bereitend. Nun wehet urplötzlich eine reinere Luft über den Schauplatz, der ganze Horizont hat sich verändert, die Verwicklung vieler Monate klärt sich in wenigen Minuten auf. Kriegerischer Lärm aus der Ferne unterbricht die Weise dieser Augenblicke; das Erscheinen eines fremden Fürsten und der Ton, in welchem Horatio die Vergangenheit abschließt, geben zu erkennen, wie nun die erschütterte Welt in ihre alten Gleise zurückkehrt und ein neu Geschlecht, unwissend, wie viel es in dem Grabe Hamlets verbirgt, zu neuen Täuschungen und Leiden, Stürmen und Verwicklungen auf die Bühne des Lebens tritt.

Hiermit schließen wir unsere, oft fragmentarischen Bemerkungen zu der Tragödie. Vieles haben wir nur angedeutet, das unwesentliche ganz übergangen, und uns nur da weitläufiger verbreitet, wo seither gänzliche Verkennung zu herrschen schien. Insbesondere ging unser Streben dahin, eine Grundidee zum Bewußtseyn zu bringen, die sich in die speciellsten Theile verfolgen lasse. Diese Grundidee sollte den Reichthum des vielgestaltigen Dramas in Einem Punkte zusammenfassen und in ihrer Bedeutung wahrhaft die Macht des Dichters, in die Tiefen der Natur hinabzublicken, verherrlichen. Sie sollte sich eben dadurch erweisen, daß sich an ihr das tragische Princip selber zu entwickeln vermöge, welches nicht als technisch formelles, sondern als ein in der Gestaltung der Wirklichkeit gegebenes zu fassen und so aller Unsicherheit zu entziehen ist. Daß wir daher unsere Anschauung nicht erschöpfen konnten, ist uns minder zweifelhaft, als ob wir sie zu entsprechender Durchsichtigkeit zu bringen vermocht.

H. M. Zaubitz.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Kammer und Gesellschaft. — Graf Habfeld †. — Bettina von Arnim †.

△ Die Eröffnung der Kammern hat regeres geselliges Leben bei uns hervorgerufen und das Zuströmen einer großen Menge von Familien, die dadurch hieher geführt werden, macht sich überall bemerkbar. Die Salons der Minister versprechen sich zu öffnen, und vorläufig können wir von ihren Portefeuilles nur dasselbe sagen, denn noch haben diese den Häusern keine Vorlage, dem Lande keine Erlasse geschickt, und man ist auf ihre Wirksamkeit eben so gespannt als auf die Haltung des Abgeordnetenhauses, das sich in Fractionen spaltete, ohne daß man die Abgrenzung dieser Fractionen nach ihrer politischen Schattirung bestimmt angeben könnte. So viel scheint entschieden, daß die erste politisch eingreifende Frage diese Fractionen, die vorläufig nur persönliche Sympathien zusammengeführt haben, fast ohne Ausnahme auseinander sprengen wird. Es befindet sich also die Gesellschaft der Kammer noch fast im Zustande des unsicheren Nebeneinanderstehens, den ich Ihnen früher als den der Gesellschaft selbst in den letzten drei Monaten bezeichnet habe.

Indessen herrscht in den Salons der Prinzessin von Preußen noch immer die kleine Gesellschaft, die fast allabendlich dort versammelt wird, und die nicht durch Rang

Digitized by Google

und Hofbeziehung, ſondern zu freierem Geſpräch aus allen Schichten der Geſellſchaft durch die Wahl der Fürſtin beſtimmt wird. Die große Aſſemblée, zu der alles, was hofberechtigt iſt, nebſt den Mitgliedern beider Häuſer berufen war, iſt wegen des plötzlichen Todes des Grafen Hatzfeld, des preußiſchen Geſandten in Paris, abbeſtellt worden. Der talentvolle Diplomat ſtarb hier nach kurzem Krankenlager, 55 Jahre alt, in der vollen Blüthe ſeiner Kraft und Thätigkeit, und wir verlieren in ihm einen tüchtigen und bewährten Beamten. Sein Tod wirft außerdem alle Combinationen wieder um, die ſich für die Beſetzung der in Wien und Brüſſel vacant gewordenen Geſandſchaftsposten gebildet hatten, und die vielfache Veränderungen in der diplomatiſchen Welt bedingten.

Noch bei einem andern Tod haben wir zu verweilen, bei dem der Bettina von Arnim, an die ſich für Berlin eine lange Reihe von geſellſchaftlichen und geiſtigen Erinnerungen knüpft. Ihre Schriften gehören der Literatur an, und die Kritik wie die Theilnahme des Publikums haben ſie in verſchiedenſter Weiſe gewürdigt. Ihr perſönlicher Verkehr gehörte faſt ausſchließlich Berlin, und es gab eine Zeit, wo keine literariſche oder künſtleriſche Notabilität dieſe Stadt beſuchte, ohne in den geſelligen Kreis dieſer eigenthümlichen Frau einzutreten. Oft war es wohl die Neugier, die an die Thür klopfen ließ, aber ich möchte behaupten, daß niemand unberührt geblieben iſt von dem Zauber, den Bettina im Geſpräch und Zuſammenſeyn auszuüben wußte. Dazu kam eine eigenthümliche Weiſe, ſich plötzlich wieder zu entziehen, ſich zu verſtecken hinter überraſchende Bizarrerien, in unberechenbaren Wandelungen überzuſpringen von einer Auffaſſungsweiſe zur andern, die fortwährend reize, erregte und geiſtig in Athem hielt. Die Kritik, und noch neuerlich Lewes in ſeinem Werk über Goethe, haben Bettina vielfach den Vorwurf gemacht, daß ihre Briefwechſel mehr Dichtung als Wahrheit enthielten; aber in einer Beziehung waren ſie ganz Wahrheit, ſie waren der Spiegel ihres eigenen Weſens. Mögen die Verhältniſſe unter den Pinſelſtrichen ihrer Schilderung eine andere Farbe angenommen haben, ſich ſelbſt hat ſie immer ganz und vollſtändig gegeben, und ſo unfähig ſie vielleicht war, ein Bild in ſeiner Geſammtheit aufzufaſſen und treu zu copiren, ſo bedeutend war ihr Produktionstalent, und die „Frau Rath“ aus ihrem Briefwechſel wird immerhin ein meiſterhaftes Bild bleiben, wenn es auch vielleicht ein unähnliches Porträt iſt. Dieſen Maßſtab muß man überhaupt an ihre Schriften anlegen, um ſie zu verſtehen und um nicht ungerecht gegen ſie zu werden. Im geſelligen Verkehr hat man Bettinen oft vorgeworfen, daß ſie nach dem Außergewöhnlichen haſchte, vermied, was alle Welt that und als recht und ſchicklich adoptirt hatte, und ihren eigenen Weg ging, ſelbſt in den kleinen Beziehungen der Höflichkeit und ſocialen Gewohnheit. Auch dieſer Vorwurf iſt nur zur Hälfte gerechtfertigt, weil ſie eben dabei nur ihren eigenen Empfindungen die Zügel ſchießen ließ, und nachteilte, wohin dieſe ſie lenkten. Sie verdiente den Namen „des Kindes,“ weil ſie immer geblieben iſt wie ein unerzogenes Kind, das die Formen der Welt nicht gelernt hat oder nicht lernen wollte. Uebrigens erklärt ſich die Anziehungskraft, die ſie übte, aus der wunderbaren Harmonie ihres Weſens. Sie ſchrieb, lebte und ſprach ganz harmoniſch, ſo gewaltſam auch mitunter das Abſpringen, das Hin- und Hergleiten ihres Geiſtes erſchien. Sie war immer Bettina, und hat ſich ſelbſt ſo ſelbſtſtändig geſchaffen und ſo wenig copirt als ihre „Frau Rath.“

In den letzten Jahren war Bettina dem geſelligen Verkehr durch wiederholte Krankheit entzogen und ſie iſt zuletzt einem langen und ſchweren Siechthum erlegen. So iſt ſie denn für Berlin wirklich geſtorben, nachdem man ſich gewöhnt hatte, ſie bereits als geſchieden zu betrachten. Wer aber vor einer Reihe von Jahren in ihren Salon trat, wird den anmuthigſten und geiſtig anregendſten Eindruck von dort mitgenommen haben. In den Räumen, die eigene Künſtlerſchaft, eigener Geſchmack ausgeſchmückt hatte, verſammelten die drei ſchönen, talentvollen Töchter einen Kreis in Kunſt und Literatur bedeutender Männer, die ſie zu reichſtem Verkehr und Austauſch anzuregen wußten; daneben Bettinas geiſtiges Hingeben und Zurückziehen, das verſchwenderiſche Ausſtreuen ihrer Genialität und wieder das karge Zurückhalten der unerſchöpflichen Funken ihres Geiſtes. Dieſe Geſelligkeit war eine Produktion, jeder gab mehr als anderswo, und gab es in anderer Weiſe, unwiderſtehlich hineingeriſſen in den eigenthümlichen Zauberkreis ungewohnter geiſtiger Gleiſe. Nach einem ähnlichen Verkehr wird man ſich vergebens umſehen; es iſt damit vorbei, und Bettina und ihr Salon werden in den Erinnerungen der Berliner Geſellſchaft, der ſie den ſonſt hier nicht beliebten Stempel romantiſcher Genialität aufzuprägen wußte, ſich lange erhalten.

Digitized by Google

Schwerin, Januar.

Literatur. — Kunſt.

Die genügend bekannten kirchlichen Begebenheiten in unſerem Lande, und während des letzten Vierteljahres die höchſt intereſſanten Verhandlungen unſeres Landtages, über welche ſeiner Zeit die „Allgemeine Zeitung“ fortgehend berichtet hat, nahmen ſo ſehr den Blick gefangen, daß es uns immer nicht gelingen wollte, das übrige geiſtige Leben unſerer Landsleute mit Muße zu betrachten und Ihnen darüber zu berichten. Unſer heutiges Schreiben umfaßt demnach den Zeitraum faſt eines vollen Jahres. — Wir wenden uns zunächſt den literariſchen Beſtrebungen Mecklenburgs zu, müſſen aber — um mit dem ſeligen „Herrn Jobſt“ zu ſprechen — mit kläglichem Jammer geſtehen, daß von denſelben wenig Beſonderes zu ſagen iſt. Unſere Landsleute ſind weder produktiv im Schreiben, noch fleißig im Leſen, und erſteht einmal unter uns ein fruchtbarer Geiſt, ſo hat ein ſolcher nichts Eiligeres zu thun, als von uns weg in die Fremde zu ziehen und die Gemeinſchaft mit uns faktiſch abzubrechen. Dieß iſt freilich bei den beſtehenden Verhältniſſen des hieſigen Buchhandels eine ganz natürliche Sache, und eben ſo natürlich iſt, daß uns nur diejenige Literatur als wirkliches Eigenthum bleibt, welche aus theologiſchen und geſchichtlichen Forſchungen und ethnographiſchen Studien hervorgeht. Die erſteren finden ſich in mehreren ſelbſtändigen Schriften, die zweiten in den jährlich erſcheinenden Heften des Vereins für mecklenburgiſche Geſchichte und Alterthumskunde niedergelegt, welche mit ſeltener Gewandtheit redigirt werden; die letzteren zerſplittern ſich aber meiſtens wieder in Journalen und Zeitungen, und was davon ſelbſtſtändig unter die Leute kommt, gehört meiſt der immer mehr anwachſenden plattdeutſchen Literatur an. Sie haben in Ihren Blättern die Beſtrebungen, die Volksmundarten durch den Druck zu veranſchaulichen und zu fördern, mit Beſtändigkeit verfolgt. Es iſt nicht zu läugnen, daß zumal aus den poetiſchen Erzeugniſſen dieſer Art, wenn ſie wirklich aus dem Volke ſelbſt gegriffen ſind, eine reiche Quelle für das Volksſtudium fließt. Zu den beſſeren Producten nun gehören unſtreitig die Dichtungen unſeres Landsmanns Fritz Reuter, in welchen eine Fülle kernfriſchen Humors liegt, wie ihn nach allgemeiner Erfahrung zwar jedes geſunde Volk beſitzt, wie er ſich aber bei dem ernſten, abgeſchloſſenen und etwas ſchwerfälligen Mecklenburger ſelten äußert. Reuters Dichtungen mußten deßhalb um ſo mehr einen günſtigen Erfolg erringen, als man ſich gerade jetzt auch bei uns eifriger und nach allen Richtungen hin mit dem Volke zu beſchäftigen beginnt und deſſen Leben und Weſen zu durchdringen bemüht iſt. Der Gebildete, für welchen dieſe Dichtungen allein beſtimmt ſeyn konnten, da das niedere Volk ſelbſt weit mehr im Leſen hochdeutſcher Schriften bewandert und — ſo weit es überhaupt lieſt — dem Verſtändniſſe ſeiner eigenen gedruckten Umgangsſprache gänzlich entfremdet iſt — der Gebildete wurde auf dem allein erfolgreichen Wege ſeines eigenen Intereſſes zu jener geiſtigen Theilnahme am Volksleben geleitet, aus welcher man eine thätige Theilnahme an demſelben erwachſen zu ſehen mit Recht hoffen durfte. Aber es lag hierin auch eine Mahnung zur Vorſicht und in dem buchhändleriſchen Erfolge der gedachten Schriften eine Gefahr, welche um ſo näher gerufen wurde, je ſtärker die Concurrenz in dieſem Fache wurde. Wir meinen die Gefahr der zu großen Produktivität, aus welcher ſehr leicht ein Vergreifen im Stoffe hervorgeht, ein Fehlgriff, welcher nicht gering anzuſchlagen iſt, wenn ſich mit ihm ein Kokettiren mit unſittlichen, wenn auch im Volksleben liegenden Momenten verbindet. Reuter gerade hatte uns dieß in ſeinem frellich ſchon vor längerer Zeit erſchieneneu Epos „Keen Hüfung“ (keine Wohnung) deutlich ad oculos demonſtrirt; denn indem er daſſelbe auf der allerdings beſtehenden Noth der Heimathloſigkeit unſerer ärmeren Landsleute baſirte, beging er den Fehler, als zwingendes Moment ſeines Helden eine wilde, mit vorzeitigem Segen belaſtete Ehe hinzuſtellen. Das iſt — obwohl es wahr iſt und vielfach genug ſich ereignet — doch immer eine unſittliche Grundlage, zumal dann, wenn, wie es hier geſchah, aus dem erwähnten Umſtande ein Recht der Heirathserwerbung abgeleitet wurde, wenn die Nichtanerkennung dieſes Rechtes von Seiten der Obrigkeit, hier des Gutsherrn zu deſſen Ermordung im Jahzorn, alſo zu einem Verbrechen, führte, und dieſes Verbrechen durch eine gebührende Strafe nicht geſühnt wurde. Den Mörder läßt Reuter zwar nach Amerika entfliehen, während ſeine Braut in der Heimath bleibt; aber es wird niemand, welcher das Weſen der Leute kennt, behaupten wollen, daß hierin eine gerechte, ja überhaupt nur eine Strafe liege. War demnach die Wahl dieſes Stoffes ein zwiefaches Vergehen gegen die Moral überhaupt, wie gegen die Moral der Poeſie im Beſondern, welche auch für Volksdichtungen maßgebend ſeyn muß, ſo konnte die Strafe nicht ausbleiben und hat ſich auch ſehr empfindlich eingeſtellt, ſowohl früher in den Beurtheilungen jener Dichtung, als auch, was zumeiſt zu bedauern iſt, darin, daß ſich die Gebildeten von der Dialektdichtung abzuwenden begannen. Fragt man nicht mit Recht: Wie muß es um Menſchen ſtehen, deren Handlungen, ſelbſt durch den Schmuck der Poeſie verſchönert, durch ſo rohe Anſchauungen geleitet und bedingt werden? Es iſt eine tägliche Erfahrung im Menſchenleben, daß die Perſon, welche die Abneigung hervorrief, ſie ſey ſchuldig oder nicht, die Folgen derſelben zu tragen hat, und dieſe Erfahrung tritt in unſerem Lande um ſo nachtheiliger auf, weil es ſich dabei in den allermeiſten

Digitized by Google

Fällen um das Verhältniß zwischen Herrn und Untergebenen handeln wird, um das Abhängigkeitsverhältniß, welches zwischen einigen wenigen Besitzenden und sehr vielen Arbeitenden bei uns besteht. Das eben macht uns diesen Gegenstand so wichtig, und das muß die Warnung vor Fehlgriffen und den Ruf zum Maßhalten um so eindringlicher machen.

Das Studium der niedersassischen Mundart hat übrigens auch nach anderer Seite hin Erfolge gehabt, welche uns in mancher Hinsicht erfreulicher sind, nämlich rein sprachliche und historische Forschungen zu Tage gefördert, von denen besonders die letzteren ein größeres Interesse in Anspruch nehmen dürften. Der treffliche Forscher Gutsbesitzer M. Wiechmann auf Kadow hat es sich zur Aufgabe gemacht, allmählig die ältesten und älteren noch vorhandenen, aber vielfach vereinzelten Drucke, welche aus unserem Lande hervorgegangen, zu sammeln, in ihrer ursprünglichen Form wieder herzustellen und durch erneuerten Abdruck zu verbreiten. Das verstossene Jahr beschenkte uns zunächst mit dem für die Bibliographie sehr werthvollen, vielmals neu aufgelegten (Wackernagel, Bibliographie des deutschen Kirchenliedes, 1855. S. 128. Wackernagel kannte nur die 1534 zu Magdeburg gedruckte Slüterische Sammlung, vermuthete aber eine frühere) Gesangbuche von 1531 und dem Katechismus von 1525 des Rostocker Reformators Slüter, von denen das Gesangbuch einen vollständigen Abdruck des sogenannten Joseph Klugschen, von Luther besorgten, bisher aber in der ältesten Form fast ganz unbekannten Liederbuches vom Jahr 1529 enthält. Hoffentlich wird auch die ältere Geschichte unseres und der benachbarten Staaten, mit welchen jener in so vielfältigen Beziehungen stand, von diesem Unternehmen Nutzen ziehen. Das ist um so mehr zu wünschen, je schwerer dem Privatmann hier der Zugang zu den Archiven und größeren Bibliotheken ist, und je mehr es sich seit einigen Jahren herausstellt, von welcher großen Bedeutung die Geschichte dieser nördlichen Staaten, z. B. während der Kämpfe Heinrichs des Löwen von Sachsen mit den wendischen Völkern und während der beständig wiederholten dänischen Einfälle in's Wendenland, für die Geschichte Deutschlands überhaupt ist. Auch in der Geschichte der Ausbreitung des Christenthums, mit welcher dann wieder die Geschichte der kirchlichen Baukunst des Mittelalters in nahem Zusammenhange steht, ist noch eine bedeutende Lücke zu füllen, wozu es eben hauptsächlich einer allgemeineren Verbreitung der älteren historischen Werke bedarf, welche dann schon die Forschung anregen und unterhalten werden. Es ist zu beklagen, aber eine natürliche Folge der noch immer bestehenden Mangelhaftigkeit jener Forschungen, daß unsere Schulen noch keine Geschichte unseres Staates, ja noch nicht einmal ein zweckmäßiges Lehrbuch der Geographie besitzen.

Blicken wir jetzt auf die künstlerischen Bestrebungen des verflossenen Jahres. Wir haben schon früher berichtet, daß die Kunst nach allen Richtungen hin von unserem Großherzoge eifrig gepflegt und gefördert werde. Auch heute müssen wir dies zunächst hervorheben, weil hieraus die im Ganzen sehr erfreulichen Resultate, welche vor uns liegen, entsprungen sind. So hat die Kirchenbaukunst wesentliche Fortschritte in der Restauriruug der Kirchen gemacht, d. h. nicht mit Ausweißen und Ausmalen nach der Mode der noch unlängst herrschenden Zopfperiode, sondern mit ihrer Wiederherstellung in ursprünglicher Form und künstlerischem Geiste. Auf den Werth einer solchen brauchen wir nicht hinzudeuten, wir wollen aber hoffen, daß aus ihr ein reinerer Geschmack auch hinsichtlich der bürgerlichen Baukunst entstehe, welche seit einigen Decennien sich den großstädtischen, für unser nördliches Klima so unzweckmäßigen Styl der geraden Linien, der hohen Häuser und dünnen Wände angeeignet hat. Es ist ein eigener Zug, daß wir Norddeutschen uns nicht verfagen können, die Kälte und die Winde unseres frostigen und seenreichen Landes zwischen unsern vier Wänden aufzufangen, um uns dann in dem vergeblichen Bemühen abzuquälen, wie wir sie mit ihrem freundlichen Gefolge von Katarrh und Rheumatismus durch den glühenden Ofen hinaustreiben mögen. Da waren unsere Vorfahren klüger, wie die altertümlichen Häuser der Städte Rostock und Wismar beweisen, diese Häuser mit ihren Giebeln und dicken Mauern, welche uns von warmen Zimmern und traulichem Familienleben erzählen, uns, die wir jene nicht haben und dieses auch bald nur als Seltenheit kennen werden. Man sollte mehr, als jetzt geschieht, den innigen Zusammenhang berücksichtigen, in welchem der Mensch mit seinem Hause steht, und die feinen Fäden nicht außer Acht lassen, welche sich zwischen flüchtiger Bauweise, flüchtigem Sinn und Leben spinnen. Dieses zusammengedrängte Wohnen in den weiten Colonienhäusern mit dem vierteljährlichen Wandern im Hintergrunde ist wahrlich eine sehr schlechte Errungenschaft, welche uns die Neuzeit aus den tonangebenden Städten mehr und mehr zubringt, als ob es in unsern Miniaturstädten an Raum zum Bauen eigener Häuser fehlte, wodurch der Sinn auf den eigenen Besitz und dessen Vermehrung gegenüber dem heutigen maß- und ziellosen Luxus und der Vergnügungssucht gerichtet wird, sich in sich selbst zusammenfaßt und erstarkt, während er jetzt aus sich herausgerissen wird und zur Verflachung in die Weite strebt. Hat man so ganz vergessen, oder will man nicht mehr wissen, daß nur der in sich concentrirte Geist zur Hervorbringung reifer Früchte befähigt ist? daß der üppige in die Weite wuchernde Baum nur Blätter treibt, und wenns hoch kommt, taube Blüthen? Wir halten dieses Resultat für eines der wichtigsten von denen, welche und Ziehl auf jeder Seite seiner Schriften aus dem tiefsten Studium der Länder und der Leute entgegenruft.

Mit der kirchlichen Baukunst im Zusammenhange steht die eifrig gepflegte, vor wenigen Jahren noch fast unbekannte Kunst der Glasmalerei. Der Großherzog sorgt mit Eifer dafür, daß die restaurirten Kirchen, soweit es möglich ist und zum Baustyle paßt, mit „gemalten Fenstern“ versehen werden, und findet in dem hiesigen Maler Glümeister einen

Digitized by Google

vortrefflichen Künstler dieses Faches, dessen Glasgemälde den besseren Leistungen anderer Künstler der Gegenwart in keiner Weise nachstehen. So ist auch die großherzogliche Gemäldegalerie, welche die fertigen Arbeiten zur Ausstellung aufnimmt und die Ankäufe der besseren besorgt, eine sich mehr und mehr vervollkommnende Schule für junge strebsame Maler sowohl, wie für die Ausbildung des Geschmacks im Publikum. Zahlreiche neue Werke gehen ein und nicht wenig wird der Eifer unserer Künstler gespornt durch die Unterstützungen, welche gediegenen Leistungen und hoffnungsvollen Talenten in der letzten Zeit zu Theil geworden sind. So wurde vor kurzem dem Maler Fr. Lange aus Mecklenburg, einem Zögling von Schnorr von Carolsfeld in München, für die Grablegung Christi, welche bei der Ausstellung von Werken der akademischen Zöglinge in München die große silberne Medaille errungen hatte, ein ansehnliches Stipendium für mehrere Jahre ertheilt.

Eben so verhält es sich mit dem Theater, welches schon früher eine beachtenswerthe Stellung einnahm, jetzt aber, zumal in der Oper, unter der Leitung des bekannten Componisten Fr. v. Flotow ganz Tüchtiges leistet. Die Künstler selbst stehen zum Theil bedeutend hoch, gleichwie die unter der Leitung des vortrefflichen Hoffayellmeisters Aloys Schmitt stehende Kapelle. Wenn auch in unsern Verhältnissen überhaupt hie und da noch viel zu wünschen bleibt, so müssen wir doch mit dem Gegebenen um so mehr zufrieden seyn, als dasselbe überall die Gewähr für den wahren Fortschritt bietet und wir nicht vergessen dürfen, daß unser Land in mancher Hinsicht — der Zeit nach — noch auf der ersten Stufe des Anfangs steht.

Paris, Januar.

(Schluß.)

Paris und die Provinz. — Figaro. Die Zauberflöte. — Französische Musik. — Die Revue Germanique.

Auch in der Oper ist es vorzugsweise das Alte, das noch Kraft bewährt. Das bisher einzige neue Werk dieses Winters, „les trois Nicolas," beginnt schon seinen stillen Weg der Vergessenheit entgegen, seinen Brüdern, den andern Opern Clapissons, in Treue nachfolgend. — Im Théâtre lyrique ist es noch immer Figaro, „l'éternel Figaro," wie man ihn doppelsinnig heißt, der Paris und die Provinz anzieht. Vor kurzem kam wieder eine gewaltige Schaar von Limusinern nach Paris, um Mozart kennen zu lernen. Diese Reisen en masse, welche gegenwärtig ganze französische Städte mit Specialeisenbahnzügen unternehmen, um in Paris irgend einen besondern Genuß, oder auch nur Genüsse überhaupt aufzusuchen, sind eine ganz neue und eigenthümliche Erscheinung, die für Frankreich nicht ohne Bedeutung ist. Alle Franzosen haben ihr Leben lang ihr geistiges Auge, ihr Gemüth, ihre Sehnsucht, ihre Träume von Glück und Genuß nach Paris hingerichtet. Paris stellt nicht nur die Centralisation der Regierung und französischen Politik dar; es ist auch der Punkt geworden, in welchem sich alle Gedanken und Gefühle der Franzosen centralisiren. Niemand verachtet sich und die Provinz so sehr wie der Provinziale; niemand vergöttert Paris und die Pariser wie er. Ehemals mußte er Jahre lang warten, bis er die weite Reise in dieses Eldorado seiner Träume unternehmen konnte, und er verschmähte in der Zwischenzeit die mäßige Freude nicht, die ihm sein beschränkter Heimathsort bot. Das kleine Theater, der kleine Maskenball der Provinzstadt waren ihm, mit Rücksicht auf eine bessere Zukunft, einstweilen genug. Jetzt, da die Eisenbahn den entferntesten Provinzialen in wenigen Stunden nach Paris bringen kann, würde er sich selbst als der größte aller Narren erscheinen, wenn er in Carpentras, Rhodez, Douai ꝛc. einen Sou ausgäbe, den er auf dem Boulevard des Italiens oder im Quartier Breda um so viel schöner verwenden kann; wenn er zweimal in seine Provinztheater ginge, da er für dasselbe Geld eine „stalle" im Théâtre français, in der großen Oper, im Gymnase haben und dann von seinem Genusse noch wochenlang zu Hause erzählen kann. Wie er ehemals durch Jahre sparte, um endlich die ersehnte Reise nach Paris antreten zu können, so spart er nun elf Monate, um den zwölften, einen Wintermonat, in einem Pariser Hotel garni zu leben. So wird Paris immer größer, so mehren sich hier die Theater, die Cafés, die Tanzsäle. die maisons meublés und die Hotels, während die Provinzstädte immer öder, trauriger, lebloser werden. So tragen die Eisenbahnen dazu bei, die bereits arge, vom Lebensmark der Provinzen zehrende Centralisation und das Uebergewicht von Paris nur noch zu verstärken, während man gehofft hatte, daß sie im Gegentheil etwas Leben in die todten und geistig ausgesaugten Provinzen bringen würden.

Figaro ist allerdings eine herrliche Oper, aber den meisten unter den reisenden Provinzialen ist sie doch nur ein Vorwand, ihr Erspartes nach Paris zu tragen und in acht Tagen an den Mann, oder vielmehr an das Weib zu bringen. Demnächst wird es die „Zauberflöte" seyn, denn

Digitized by Google

Herr Carvalho, der Direktor des Théâtre lyrique, der mit deutſchen Opern ſo angenehme Erfahrungen gemacht, läßt nun auch dieſes Werk einſtudiren, von dem er um ſo mehr hofft, als es Gelegenheit zu einer prachtvollen Ausſtattung und zur Befriedigung der Gaffer bietet. — Die italieniſche Oper, einſtehend, daß ſich ihre Sänger noch lange vor Ende der Saiſon an Verdi heiſer geſchrieen und für immer ruinirt haben werden, hat, um den überangeſtrengten Kehlen einige Ruhe zu gönnen, Roſſinis Semiramide auf's Repertoire gebracht, aber es war ihr nicht möglich, den alten Meiſter ſelbſt, der doch dem Theater ſo nahe wohnt, auch nur einen einzigen Abend hinein zu bringen. Die Sänger von heute, ſagt er, ruinirt durch Verdi und alles guten Geſchmacks baar, können dieſe Muſik nicht mehr ſingen, die ich ſelbſt ſchon „alte Muſik" nennen muß. — In der That muthet uns Semiramide, nach all dem Zeug, das wir in den letzten Jahren gehört haben, bereits wie eine der claſſiſchen Opern an.

In der großen Oper ſtudirt man noch immer Felicien Davids „Untergang Herkulanums" ein, und im Lyrique neben der Zauberflöte Goneods „Fauſt," während Berlioz's „Trojaner" noch immer keine Heimathsſtätte gefunden haben. Armer Berlioz! Er muß doch etwas von einem Genie in und an ſich haben, da es ihm immer ſchwerer als den mittelmäßigſten Köpfen gemacht wird, irgendwo anzukommen. Herr Fould, der Staatsminiſter, hat ſeine Oper unter dem Vorwande, daß die Ausſtattung zu große Koſten verurſache, zurückgewieſen, er, der ſich nicht beſinnt, für die Ausſtattung des gewöhnlichſten Ballets 50—100,000 Franken anzuweiſen, und der heute einen Verfaſſer eines neuen Ballets für Emma Livry in Gold faſſen würde. Die eigentliche Urſache der Zurückweiſung Berlioz's iſt, daß man ſich heute in der großen Oper um Muſik weniger kümmert als in den Bouffes Pariſiens oder in den Délassements comiques.

Zum Schluſſe noch etwas über ein Unternehmen, das uns Deutſche beſonders intereſſiren muß, da es deſſen Zweck und Beſtimmung iſt, die Franzoſen mit dem geiſtigen Leben Germaniens bekannt zu machen. Die Revue Germanique hat ſich nach einem Beſtande von fünfzehn Monaten bereits eine Stellung gemacht, wie ſie ſich bisher noch keine andere Revue in ſo kurzer Zeit errungen hat. Die Revue des deux Mondes hatte nach einem vierjährigen Beſtehen ihre Koſten noch nicht geſichert. Die Revue de Paris lebte auf Koſten ihrer Actionäre, bis ſie von der Regierung unterdrückt wurde. Die Revue Contemporaine, obwohl ſie ſich bereits ſeit ſechs Jahren anſtrengt, lebte in den letzten drei Jahren nur mit Hülfe einer ſehr ſtarken Subvention des Miniſteriums des Innern; in dieſem Augenblick ſchwebt ſie in Gefahr, da ihr die Subvention entzogen werden ſoll, und es iſt ſehr die Frage, ob ſie eine ſolche Kriſe wird überleben können. Der Correſpondant hat nie etwas abgeworfen und wird nur durch die clericale Partei Montalembert aufrecht erhalten. Die Revue Germanique hingegen ſteht ſeit dem neuen Jahr auf eigenen Füßen und es iſt Ausſicht da, daß ſie ſogar ein lukratives Unternehmen werde. Iſt das nicht ein Beweis, daß man ſich in Frankreich ernſtlich für deutſche Wiſſenſchaft und Literatur zu intereſſiren anfängt? Freilich hat ſie ihre Abonnenten nicht nur in Frankreich, ſondern auch in Italien und Spanien. Franzöſiſch lieſt man überall, nicht ſo deutſch; aber in Italien und Spanien will man doch auch etwas über Deutſchland erfahren, dieſe viel gerühmte Literatur kennen lernen; das Original iſt ſchwer zugänglich, da bedient man ſich des Dolmetſchers. Und die Revue Germanique, das muß man zugeben, iſt ein vortrefflicher, verſtändniß- und liebevoller Dolmetſch. In dieſen fünfzehn bereits ausgegebenen Monatheften — wie viele offene und klare Ausſichtspunkte hat ſie bereits in die dunkelſten Tiefen deutſcher Wiſſenſchaft eröffnet! Wie viele deutſche Philoſophen, Philologen, Geſchichtſchreiber, Archäologen, Naturforſcher ꝛc. hat ſie bereits dem dankbaren Fremden näher gebracht, und wie viele deutſche lebende Dichter und Proſaiker auch dem Auslande mit Ehren bekannt gemacht! Der erſte Jahrgang brachte Dramen von Friedrich Halm, Friedrich Hebbel und Wolfsohn, Novellen von Moritz Hartmann, Gottfried Keller, Theodor Mügge. Der neue Jahrgang beginnt mit Spinoza von Auerbach und verſpricht Novellen von Paul Heyſe, Moſen, Andersen ꝛc., ferner die Sabinerinnen von Heyſe, Uriel Acoſta von Gutzkow, Otto III. von Moſen, Galileo Galilei von Glaſer, des Meeres und der Liebe Wellen von Grillparzer ꝛc.; außerdem eingehende Artikel über die pſychiatriſchen Studien in Deutſchland von Littré, über die deutſche juridiſche Literatur von Laboulaye, über die neuen celtiſchen Studien und über die neuen etruskiſchen Studien von Maury; über die deutſche Kunſt des achtzehnten Jahrhunderts von C. de Sault, Studien über Schiller von Kuno Fiſcher, über Arthur Schopenhauer, über Hettners engliſche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, über Johannes Müllers Arbeiten und wiſſenſchaftliche Doktrinen, über die populären Botaniker Deutſchlands, über die Geologie in Deutſchland, die deutſchen Phyſiologen und die Frage der Seele von Dollfus, über Schleiermacher von Nefftzer ꝛc.— Wahrhaftig Vielſeitigkeit und Reichhaltigkeit genug. Die Revue Germanique verdient es gewiß, von Deutſchland aus auf das lebhafteſte unterſtützt zu werden.

Digitized by Google

Von der Oppa und Mora, im Herbſt 1858.

Schmuggel. — Der Volksſtamm.

Da, wo auf der Landkarte Oberſchleſien an Mähren grenzt, zieht ſich, dieſer Grenze folgend, ein kleiner, ſchwarzer Flußfaden über das Papier; es iſt die Oppa. An dieſen Faden fügt ſich, Perle an Perle, eine Reihe blühender Beſitzungen, viele ſo nahe, daß die ſtolzen Giebel der weit hin leuchtenden Schlöſſer ſich beinahe in dem muntern Gewäſſer ſpiegeln. Längs des Flußbettes ſind Wieſen, Kornfelder und Laubholz, leicht gewellt, die Zierden ſeines linken Ufers, während rechts eine bewaldete Bergkette, gleich einem natürlichen Wall vor den öſterreichiſchen Erblanden, aufgerichtet ſteht. Die Oppa iſt nicht ſchiffbar, aber ſchon eine oberflächliche Beobachtung zeigt, daß ſie nicht immer friedlich einherzieht, ſondern auch wilde Launen haben und äußern kann. Faſt niemals geht man an dieſem Gewäſſer entlang, ohne auf der einen oder der andern Seite deſſelben einſame Männer zu treffen, die ein Gewehr auf der Schulter gemüthlich rauchend, entweder das Ufer oder irgend einen nahen Weg beobachten; aber neben dem Anſchein romantiſcher Beſchaulichkeit, tragen dieſe Männer den Charakter des Cerberus, der den Styx bewacht, welche Abſicht bei dem Pfeudoſtyx, der harmloſen Oppa, freilich ſchwerer wird, denn es braucht hier kein Charon bedungen zu werden. Die Schmuggler, denen dieſe vielfache Aufmerkſamkeit gilt, gehen über den Fluß, wie der heilige Chriſtoph, d. h. ſie waten durch die erſte beſte Furth. Die Schmuggler bilden eine eben ſo gut organiſirte Geſellſchaft, als die Grenzjäger, und wie denn die ſtämmigen böhmiſchen Weiber überhaupt faſt alle Arbeiten allein, ohne Hülfe der Männer, verrichten, ſo ſind es auch meiſt ſie, welche mit Lebensgefahr die verbotene Frucht des Kaffeebaums, und was ſonſt ihre Habſucht reizt, in ihre Schlupfwinkel befördern.

Die Natur ſcheint hier das ſchwache Geſchlecht der niedern Klaſſen eigends für ihre mühſelige Pflichterfüllung gehärtet zu haben. Unter den bunten, quer über die Stirn gebundenen Kopftüchern, die im Nacken mit einem Knoten befeſtigt werden, ſchauen uns blühende, hübſche, kraftvolle Züge an, wie denn auch Sorge dieſe Conſtitutionen ſelten angreift. So lange noch ein paar Kartoffeln und einige nothdürftige Kleidungsſtücke vorhanden ſind, arbeiten ſie möglichſt wenig und freuen ſich ihres Daſeyns. Kleine Kinder begnügen ſich mit einem einzigen Kleidungsſtück und verſchmähen an warmen Tagen ſelbſt dieſes, wenn ſie in Schaaren zwiſchen ihren Gänſen im Staube umher kolern. Dennoch beſitzt die Böhmin — das iſt ſie ihrer Sprache und ihren Sitten nach — einen lebendigen Farbenſinn, ein ausgebildetes Wohlgefallen an der Entwicklung ihrer Toilettenkünſte. Das ſagt jeder Blick auf die geputzten Kirchgängerinnen in ihren an die Weſtfriesinnen erinnernden geſteiften, anſchließenden weißen Hauben, ihrem ſorgſam geordneten, bunten Wolltuche, ihrer mit einer zierlichen Schleife geknüpften Schürze, vor allem mit ihrem Reichthum an abſtehenden Röcken. An der Oppa muß die Heimath der viel verfolgten Crinoline ſeyn, was man auch dagegen in Paris behaupten mag. In Oberſchleſien hat ſie ſich bereits durch viele Geſchlechter fortgeerbt. Man ſagt, vierundzwanzig ſteife Unterröcke ſeyen die Normalzahl eines bäuerlichen Sonntagputzes. Schuhe und Strümpfe werden ſo als Luxusgegenſtände betrachtet, wie etwa eine Dame den Schleier oder Fächer benutzt oder nicht benutzt. An Feſttagen ſieht man häufig braune, ſtrumpfloſe Beine in himmelblauen oder feuerfarbenen Schuhen. Sollte ſich aber dem Schuh ein weißer Strumpf geſellen, ſo iſt dieſer Verein gewiß ein Gegenſtand freudigen Stolzes oder ſelbſtbewußter Koketterie. Gang und Haltung ſind durchgängig gut und ſtraff, im Gegenſatz zu dem Auftreten der Männer, die meiſt verdroſſen, mager und unſchön ſind. In das häusliche Leben dieſer Leute bringt man, der Sprache wegen, ſchwer, und dieſe Sprache erinnert an das, was Philipp Foulconbridge in Shakeſpeares König Johann ſagt:

„Das Ohr wird ausgepfiffelt.
Blitz, ich bin nie mit Worten ſo gewalkt!“

Das zischt und ſchnarrt wunderbar durch einander, und da böhmiſch gepredigt und unterrichtet wird, verſteht der größte Theil auch nicht ein deutſches Wort, außer vielleicht die Antwort auf ihren böhmiſchen Gruß: Gelobt ſey Jeſus Chriſt! „in Ewigkeit, Amen!“ Die Sprache iſt indeſſen natürlich ſehr verdorben. Der Pfarrer in Deutſch-Krawarn lernte böhmiſch, um die Stelle zu erhalten, und beſtand ſein Examen; als er aber von der Kanzel zu ſeinen Pfarrkindern niederdonnerte, verſtand niemand den Zögling der Grammatik: er hatte ſie zu gut gelernt.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 7. 13. Februar 1859.

O that I could forget, what I have been,
Or not remember, what I must be now!
Shakespeare.

An die Leser. — Durch einen unglücklichen Zufall ist uns der Schluß der in Nr. 2—5 abgedruckten Erzählung nicht zugekommen. Da der Verfasser fern von hier lebt, kann der Verlust nicht sogleich ersetzt werden, und wir müssen die Leser um gütige Nachsicht und um einige Frist angehen.

Die Redaktion.

Der Stellvertreter.

Eine Erzählung.

Man sollte eine Erzählung nicht mehr mit der Versicherung anfangen, sie sey wahr. Dieses Mittel, das Interesse des Lesers für die Gestalten zu erhöhen, die Einfachheit der Handlung zu entschuldigen, ist zu sehr verbraucht und der Leser zu oft dadurch getäuscht, um ihm vollen Glauben zu schenken. Auch werden immer die sogenannten wahren Geschichten in der Erzählung, die die Facta reproducirt und der der Erzähler seine eigene psychologische Auffassung leiht, nur halb wahr und zum Theil Eigenthum des Erzählers seyn, und die erfundenen Geschichten sind nur zum Theil unwahr, denn der Erfinder umkleidet sie mit selbst erlebten oder selbstbeobachteten Gefühlen. So soll es denn auch keine captatio benevolentiae für die Einfachheit des Stoffes, keine Nachhülfe für das Interesse an den Personen seyn, die ich vorführe, nur ein einfach constatirtes Factum, daß die nachfolgende Erzählung auf einem wahren Vorgange beruht, daß die Menschen, die darin auftreten, vielleicht noch leben.

Dem Pächter einer ansehnlichen Besitzung in England, einem würdigen, bejahrten Manne, stellte sich eines Tages ein junger Mann vor, der Briefe von dem Besitzer der Herrschaft, dem jungen Lord E., überbrachte. Der junge Mann war mit der Londoner Postkutsche bis an den Stationsort gefahren, hatte von da aus einen Boten sein geringes Reisegepäck tragen lassen und war zu Fuß herüber gekommen. Sein Auftreten war bestimmt, aber bescheiden, seine Erscheinung einnehmend. Er mochte gegen fünfundzwanzig Jahre alt seyn, aber der Ernst seines ganzen Benehmens, das Ueberlegte in seinen Reden ließ ihn älter erscheinen. Master Harrison, der Pächter, erbrach die Briefe von der wohl-

Digitized by Google

bekannten Hand des Lords. Sie kündeten Master Richard an, der Ueberbringer sey beauftragt, die bedeutenden Besitzungen zu inspiciren, den Neubau des Schlosses zu leiten, das an eben dem Orte lag, wo Harrison wohnte, und dem zu diesem Behufe die weiteste Vollmacht ertheilt war, alle Pachtgelder und Gefälle im Namen des Besitzers einzuziehen. Der Lord nannte in dem Briefe Richard bald seinen Sachwalter, bald seinen Freund, und Harrison trug keinerlei Bedenken, die Vollmacht anzuerkennen, schon weil das ganze Benehmen des Ueberbringers nicht den mindesten Grund zu irgend einem Verdachte geben konnte. Uebrigens waren die Vollmachten auch bereits anerkannt von den übrigen Pächtern des Lords, bei denen Richard theils persönlich sich vorgestellt hatte, theils durch direkte Briefe des Lords beglaubigt war. Richard war also der vollständige Vertreter des Lords, der Verwalter aller seiner Einkünfte, die Mittelsperson in jeder geschäftlichen Angelegenheit.

Richard ging auf das Schloß, um die Baulichkeiten zu besichtigen, und der alte Pächter begleitete ihn. Da ersahen es denn in der That ganz natürlich, daß Lord E. einen Stellvertreter schickte, der das alte Gebäude einrichten sollte, ehe er es selbst bezog. Das Schloß war seit Generationen von keinem Besitzer bewohnt gewesen. Fenster und Thüren waren theils nur nothdürftig erhalten, theils ganz verfallen, die Kamine unheizbar, und bis auf einige Zimmer im Erdgeschoß, die ein Castellan inne hatte, kaum eines bewohnbar. Richard prüfte alles mit Sachkenntniß und schnellem Entschluß. Er wußte gleich, was zuerst angegriffen werden mußte, änderte an den Planen, die er mitgebracht hatte, bestimmte sofort die Zimmer, die der Lord selbst bewohnen würde, und war entzückt von Lage und Aussicht. Als er aber Anstalt machen wollte, für den Augenblick ein Unterkommen für sich selbst zu schaffen, war er doch in Verlegenheit, um so mehr, als es Spätherbst war, und ein geheiztes Zimmer, dichte Thüren und Fenster eine Nothwendigkeit wurden. Ueberdieß zeigte sich der Castellan mürrisch und verdrossen; das Essen hätte doch aus dem Gasthause im kleinen Weiler am Fuße des Schlosses geholt werden müssen, und so erschien es denn ganz natürlich, daß Harrisen den jungen Mann ersuchte, vorerst sein Gast zu seyn und sich in seinem Hause, wo er wenigstens nicht frieren solle, einzurichten. Das Anerbieten wurde eben so freimüthig angenommen, als es gethan war, und Richard wurde der Gast des Pächters.

Harrison war Wittwer und hatte eine einzige Tochter, die eben erwachsen war. Miß Ellen Harrison konnte keine Schönheit genannt werden, aber sie hatte etwas überaus Anziehendes, eine heitere Unbefangenheit, dabei eine hohe schlanke Gestalt und ein klares kluges Auge. Sie hatte so gut als nichts von der Welt gesehen, denn der Vater selbst reiste nicht, und seine Zärtlichkeit für den Liebling erlaubte es ihm eben so wenig, sich von ihr zu trennen. Für ihre Erziehung hatte er gethan, was er konnte, d. h. er hatte sie unterrichten lassen von den Lehrern, die ihm in der Nachbarschaft am tüchtigsten schienen, und hatte dann an ihr Wissen und die Ausbildung ihrer kleinen Talente keine großen Ansprüche gemacht. Genug, Miß Ellen konnte correct lesen und schreiben, tanzte nicht viel ungeschickter als die meisten ihrer Landsmänninnen, sang ein Lied zum Clavier, stickte wenigstens zu jedem Geburtstage ihres Vaters ein Sammtkäppchen oder ein Paar Schuhe, wußte einen guten Pie zu bereiten, den ihr Vater nie schmackhafter gegessen hatte, selbst wenn er einmal verbrannt war; sie besorgte von ihrer Hauswirthschaft das, was sie nicht ihrer alten Haushälterin überließ, und befand sich ganz wohl dabei, denn sie hatte keinen Begriff davon, daß die Bildung eines Mädchens noch weiter gehen könne.

Der Wirth, seine Tochter und der neue Gast bildeten ausschließlich die Gesellschaft des Hauses, zu der selten ein vierter, etwa ein Geistlicher oder Pächter der Nachbarschaft kam. Anfangs hatte Richard viel und fast den ganzen Tag über auf dem Schlosse zu thun, aber die Jahreszeit rückte vor, die Arbeiten mußten eingestellt werden, und er war mehr und mehr auf das Haus beschränkt. Da blieb er nun meist auf seinem Zimmer und suchte sich mit Fleiß und Sorgfalt in den nicht leichten Verwaltungsgeschäften der ausgebreiteten Besitzungen zu orientiren, wobei ihm Harrison, den er vielfach zu Rathe zog, sehr zu statten kam. Der alte Herr mußte eingestehen, daß Lord E. keinen gewissenhafteren Verwalter hätte finden können, und dabei verfuhr dieser nicht mit pedantischer Aengstlichkeit, sondern mit großer Freiheit und Unumschränktheit in allen seinen Anordnungen.

Der Vater war ganz eingenommen von dem jungen Manne, aber die Tochter hatte eine gewisse Scheu vor ihm. Sie kam deßhalb oft mit dem Vater in Streit, der doch sonst immer ihrer Meinung war. Vielleicht verdroß sie das, und sie ging weiter in ihren Worten, als in ihren Empfindungen. Miß Ellen behauptete nun einmal, der junge Mann habe bei aller Offenheit etwas Geheimnißvolles; es schien ihr etwas nicht richtig in seinem Wesen. Sie konnte nicht läugnen, daß er ihr gegenüber große Zurückhaltung, wenn auch alle Höflichkeit, die er der Tochter seines gütigen Wirths schuldig sey, beobachte, aber er behandle sie wie ein Kind, und sey doch auch noch kein Greis. Vielleicht drückte

Digitized by Google

es ſie unbewußt, daß ſie in ſeinem Umgange zum erſtenmal einen Mangel ihres Wiſſens und ihrer Bildung empfand. Wenn er ſie nach Büchern fragte, von denen ſie nie gehört hatte, ſuchte ſie ſich dieſelben heimlich zu verſchaffen, und las oft die halben Nächte, was ihr ſonſt nie eingefallen war. Seit er einmal, als ſie ein Lied ſang, vom Kamin, an dem er ſaß, aufgeſtanden war und auf dem Clavier einen Ton angeſchlagen hatte, den ſie nicht rein getroffen, wollte ſie nie mehr in ſeiner Gegenwart ſingen, und doch übte ſie ſich jetzt, wenn er nicht da war, mit einem Eifer, als wollte ſie ihm jedes Recht zu einer Zurechtweiſung nehmen.

Eines hätte allerdings auffallen können: ſein eigenthümliches Verhältniß zu Lord E. Freilich erzählte der junge Mann, daß er, der Sohn eines Landgeiſtlichen, als Erzieher und Begleiter eines jungen vornehmen Schotten, mit dieſem in Frankreich und Italien gereist ſey, daß er auf der Reiſe Lord E. kennen gelernt, ſich ihm als Landsmann angeſchloſſen habe, und dann ſein Freund geworden ſey. Das war ganz natürlich. Lord E., früh verwaiſt, war in London erzogen, ſeine reichen Beſitzungen von der Vormundſchaft verwaltet worden. Die letzten Jahre der Minderjährigkeit hatte der junge Mann, nach der Sitte ſeiner Landsleute, auf Reiſen zugebracht, aber er hatte dieſelben auch über ſeine Volljährigkeit ausgedehnt, und ſeitdem ſeine Geſchäfte brieflich mit den Pächtern und Verwaltern abgemacht. Seit dem Eintreffen Richards hörte dieſe Correſpondenz auf, alles ging durch ihn, er war unumſchränkter Herr, und zeigte ſich als ſolcher, trotz aller Beſcheidenheit, in vollſtändigſter Weiſe. Wenn aber Maſter Harriſon ſich geſprächsweiſe nach der Perſönlichkeit des Herrn erkundigte, den er niemals geſehen, wich Richard mit der Antwort aus: er ſey zu ſehr ſein Freund, um nicht parteiiſch zu ſeyn, und jede Mißbilligung würde in ſeinem Munde doppelt hart klingen und ihm nicht geziemen. Indeſſen erzählte er, er ſey ernſt und verſchloſſen für ſeine Jahre, woran ſeine Erziehung Schuld ſeyn möge, jedenfalls aber vom ernſtlichen Streben erfüllt, die Stellung, die ihm Geburt und Vermögen in der Welt angewieſen, gewiſſenhaft zu erfüllen. Damit ſtimmte nun allerdings nicht überein, daß er ſo lange fern blieb von ſeinem Vaterlande und ſeinen Beſitzungen, und letztere jetzt einem Fremden zur Verwaltung überließ.

Der Winter verſtrich in dieſer Einſamkeit. Richard machte mehrere Reiſen nach London, um Einkäufe für die Einrichtung des Schloſſes zu beſorgen und Rückſprache mit den Baumeiſtern zu nehmen. Wenn er zurück kam, brachte er die Tage mit ſeinem Wirth auf der Jagd, oder auf ſeinem Zimmer unter Rechnungen und Büchern zu. Nur kurze Abendſtunden verſammelten den kleinen Kreis, und dann erzählte der junge Mann von ſeinen Reiſen, wobei er an dem Vater einen dankbaren Zuhörer hatte, während die Tochter, über ihre Arbeit gebeugt, kein Zeichen der Theilnahme gab. Sie wollte nun einmal das Anziehende in dem Weſen des jungen Mannes nicht anerkennen, und ſo verharrten die beiden in einem höflichen, kalten Betragen gegen einander.

Der Frühling kam heran und mit ihm wurden die Schloßarbeiten mit allem Eifer angegriffen. Die Wohnzimmer des jungen Beſitzers rückten ſichtlich vor, und ſchon dachte man daran, ſie mit den aus London verſchriebenen, mit aller Sorgfalt von Richard ausgeſuchten Möbeln zu füllen, als ein unerwartetes Ereigniß den jungen Mann plötzlich in anderer Weiſe in Anſpruch nahm. Der alte Harriſon wurde von einem Schlagfluß getroffen; den herbeigezogenen Aerzten gelang es zwar, ihn noch einmal in's Leben zurück zu rufen, aber ein neuer Anfall nach wenig Tagen machte dem Leben ſchnell ein Ende. Wir wollen die Beſtürzung und den Schmerz der Tochter nicht ſchildern, eben ſo wenig Richards Sorge um den kranken Freund. Genug, der alte Herr ſtarb in den Armen der beiden, und da er ſein Ende gleich nach dem erſten Anfall der Krankheit klar vorher geſehen hatte, empfahl er dem jungen Freunde die Fürſorge für ſein Kind und das Ordnen ſeiner Geſchäfte. Letzteres war freilich leicht. Es fand ſich alles geregelt und abgeſchloſſen. Ein beſcheidenes, aber ausreichendes Vermögen ſicherte die Zukunft des Kindes, und Richard übernahm es, die Pachtung für ſeinen Pflegling neben ſeinen ſonſtigen Geſchäften ſelbſt fortzuführen.

Sein Verhältniß zu Ellen war aber jetzt ein ganz anderes geworden. Sie ſchloß ſich ihm, der aufrichtig mit ihr trauerte und jetzt ihre einzige Stütze war, vertrauensvoll an. Er, der ihr bis dahin immer kalt und zurückhaltend erſchienen war, zeigte jetzt ein warmes und aufopferndes Herz. Die ganze Freundſchaft und das Zutrauen ihres Vaters zu ihm trat ihr wieder deutlich vor die Seele, und ſie ergriff dieſe wie ein Vermächtniß des Dahingeſchiedenen. Wir wollen die einſamen Stunden übergehen, in denen die beiden, nachdem ſie vom erſten Schreck ſich erholt hatten, überlegten, wohin Ellen nun gehen ſollte, oder wen er als ihren Schutz in das Haus nehmen könnte.

Sie wiederholte wieder und wieder, daß ſie niemand auf der ganzen Welt beſitze und jetzt ganz allein ſtehe, und ſo konnte es nicht überraſchen, daß der junge Mann eines Tages das hülfloſe Mädchen fragte, ob ſie ſich ihm ganz anvertrauen und ihr Leben mit dem ſeinigen vereinigen wolle. Ellen warf ſich in ſeine Arme,

Digitized by Google

die ſchwere Laſt ſchien auf einmal gelöst und die Verwaiſte wieder eine Stütze gefunden zu haben.

In den Trauerkleidern, nur von den Dienern des Hauſes als Zeugen begleitet, wurde Ellen mit Richard in der kleinen Pfarrkirche verbunden, und ſie führte nun als Miſtreß Richard das Hausweſen weiter, wie ſie es bei ihrem Vater geleitet hatte. Die Verhältniſſe, nicht der Zug des Herzens, hatten hier eine Verbindung geſchloſſen, Rathloſigkeit auf der einen, Mitleid auf der andern Seite, ein Band zwiſchen zwei Weſen geknüpft, die eigentlich nicht für einander beſtimmt ſchienen. Doch ging Ellen mit Vertrauen in ihre junge Ehe, und Richard, klar und beſonnen, wie er in allen Dingen war, ſah die Nothwendigkeit ein, die junge Frau, die nun die ſeinige geworden, zu ſich heran zu ziehen und ihre Erziehung, die in der blinden Liebe des Vaters vernachläſſigt worden war, zu ergänzen.

Inzwiſchen wurde am Ausbau des Schloſſes rüſtig fortgearbeitet. Auffallen konnte es, daß Richard die faſt vollendeten Zimmer des Beſitzers liegen ließ und zum Ausbau einer andern Reihe von Zimmern ſchritt, die, wie er ſagte, für die Gemahlin ſeines Freundes beſtimmt ſeyen. Lord E. war unvermählt, das wußte man, und jetzt erſt ließ Richard einige Worte darüber fallen, daß er gleich nach der Rückkehr vom Feſtlande eine bereits längſt projektirte Verbindung ſchließen und mit ſeiner jungen Frau im Schloſſe einziehen werde.

Der Sommer verging. Weitläuftige Geſchäfte machten Richards Anweſenheit in London nöthig und er nahm die junge Frau mit dorthin. Wenn er bis dahin ſeine wenigen Mußeſtunden dazu angewendet hatte, mit Ellen zu leſen, ihre Kenntniſſe und ihren Geſchmack zu erweitern, ſo überließ er dieſe Sorge jetzt den beſten Lehrern, die die Reſidenz bot. Die junge Frau entwickelte ſich wunderbar. Sey es die Ueberzeugung, ihrem Gatten an Bildung ebenbürtig werden zu müſſen, ſey es eigener Geſchmack, der ſich beſonders im Erfaſſen alles Poetiſchen zeigte, ſie ſchritt in ſchneller Entwicklung vor und ergriff namentlich das Studium der Sprachen mit großem Eifer. Dazu kam, daß die neue Welt, in die ſie eingeführt wurde, ſie lebhaft anregte; hatte ſie doch früher nichts von der Welt geſehen, hatte ihr kleines Pächterhaus nie verlaſſen, und jetzt mit einem mal ſchloß ſich das Leben der Weltſtadt vor ihr auf.

Das Treiben der großen Stadt hat etwas Berauſchendes, namentlich für ein junges, empfängliches Gemüth. Ellen gab ſich dem vollen Eindruck hin, den es auf ſie machte, und ihr Gatte gewährte ihr mit überraſchender Freigebigkeit alle Mittel, die Freuden der neuen Welt zu genießen. Er hatte ſie in mehrere gebildete Familien der City eingeführt, einzelnen ſchloß ſie ſich näher an, und Schauſpiele, Concerte, Kunſtſammlungen, die ſie mit ihnen beſuchte, bildeten eine unaufhörliche Kette von Freuden, die ſie bis dahin nicht gekannt, nicht einmal geahnt hatte.

Vielleicht ließ Richard ſie das alles um ſo williger genießen, weil er ihr ſelbſt wenig oder gar keine Zeit ſchenken konnte. Mit ihnen zugleich war Lord E. in London angekommen und ihm mußte der Freund ſeine volle Zeit widmen. Das Treiben der Ariſtokratie in England iſt ſo getrennt vom geſelligen Verkehr der City, daß Ellen dem Freunde ihres Gatten niemals begegnete, ja daß es ihr nicht einmal auffiel, daß dieſer ihn ihr nicht zuführte. Daran war auch wohl das Vorurtheil Schuld, das ſie gegen den Lord hegte und das ſie ihrem Gatten unverholen ausgeſprochen, und das aus einer Art von Eiferſucht entſprang, mit der ſie die Freundſchaft erfüllte, die Richard ihm widmete und in der er ſich ihr entzog. Sie würde dieſe gar nicht ertragen haben, hätte ſie ihren Gatten wirklich geliebt. Das machte ſie ſich aber nicht klar und ließ ſich an den Freuden des geſelligen Lebens und den öffentlichen Vergnügungen genügen, die, wie geſagt, Richard ſelten oder nie mit ihr theilte. Den Namen Lord E's aber hörte ſie oft nennen, der nach ſeinen Reiſen auf dem Feſtlande zum erſtenmal wieder in London auftrat und deſſen liebenswürdige Eigenthümlichkeiten ſelbſt das Geſpräch der City ausmachten.

Eines Tages kündete Richard ſeiner Frau an, der Freund habe London wieder verlaſſen, um noch ein oder mehrere Jahre auf Reiſen zuzubringen, und auch ſie müßten an die Abreiſe denken, da die wieder beginnenden Schloßbauten ſeine Anweſenheit nothwendig machten. Ellen trennte ſich ſchwer von der großen Stadt, um ſo ſchwerer, als dieſe jetzt beim Beginn des Frühlings erſt anfangen ſollte, ihren Glanz und die ganze Fülle ihrer Vergnügungen zu entfalten. Mit dieſem Bedauern im Herzen trat ſie wieder in ihr kleines Pächterhaus ein, das ihr auf einmal eng, arm, ſchmucklos erſchien, wie ihre ganze Lebensweiſe, verglichen mit der des vergangenen Winters. Selbſt einem weniger ſcharfen und gewiſſenhaften Beobachter, als Richard war, hätte die Veränderung ſeiner Frau, und dadurch ſeines ganzen Verhältniſſes zu ihr, auffallen müſſen. Nicht nur in geiſtiger Beziehung hatte ſie ſich entwickelt und an Intereſſe gewonnen, auch äußerlich hatte ſie ſich verändert. Ihre hohe Geſtalt war voller, ihre Bewegungen ſicherer geworden. Der kindlich einfache Ausdruck ihres Geſichts war geiſtig belebt. Man hätte ſie faſt ſchön nennen können; wie ſollte das der Gatte überſehen? Dabei entwickelte ſie in ihrem Urtheil über Kunſtgegenſtände, über Literatur und Poeſie ſo

Digitized by Google

viel Geſchmack und Verſtändniß, daß Richard ſich eingeſtehen mußte, ihre Bildung ſange an der ſeinigen ebenbürtig zu werden. Zum erſtenmal fühlte er ſich von der Frau angezogen, der er, das war er ſich klar bewußt, die Hand faſt nur aus Mitleid gereicht hatte. Er hatte dieſe Ehe geſchloſſen wie eine nothwendige Pflicht, die ihm die Verhältniſſe des Lebens auflegten; jetzt erſchien ihm die Frau auf einmal ſeiner Wahl würdig und ihr Beſitz beneidenswerth; aber wie er nun einmal nichts im Leben wie ein Glück hinnahm, ohne ſich der Pflichten klar zu machen, die es ihm auferlegte, ſo fühlte er gleich, daß Ellen jetzt Anſprüche an ihn zu machen berechtigt ſey, die früher nicht vorgelegen hatten, und ſchnell war er bereit, dieſelben zu erfüllen.

Er widmete ihr ſeine Zeit mehr als früher, er las mit ihr, freute ſich an ihren muſikaliſchen Uebungen, ja er zog ſie zu Rath. Nicht mehr, wie ſonſt, brachte er ſeine Stunden allein auf dem Schloſſe zu, Ellen begleitete ihn. Es galt jetzt, die Zimmer der künftigen Lady einzurichten und auszuſchmücken, und das überließ er ganz Ellens Geſchmack und Anordnung. Die Frau müſſe beſſer die Anforderungen einer Frau verſtehen als ein Mann, und das freigebige Vertrauen ſeines Freundes erlaubte ihm, keine Koſten zu ſcheuen, um herzurichten und herbeizuſchaffen, was der Annehmlichkeit, dem Schönheitsſinn, ja ſelbſt den verſchwenderiſchen Launen ſeiner Gemahlin ſchmeicheln könnte.

Er hatte ſich nicht getäuſcht. Ellen rechtfertigte ſein Vertrauen vollkommen und fand ſich vortrefflich zurecht. Da wurden das Boudoir, das Toilettenzimmer, die Bibliothek, das Muſikzimmer ſchnell beſtimmt, während ſie die Empfangzimmer der Anordnung des Gatten überließ. Die Arbeiter, die ihr Richard zur Verfügung ſtellte, hatten es nicht leicht; ſie trieb mit haſtiger Ungeduld, änderte, ließ abreißen und umſtellen, aber ſie kam ihnen auch mit dem weiblichen Naturen eigenthümlichen praktiſchen Takt oft zu Hülfe. Sie rückte ſchneller vorwärts als ihr Mann, und es entwickelte ſich ein Wettſtreit, der den ganzen Bau unglaublich förderte.

Nun war der innere Bau fertig, und es mußte an die Ausſchmückung geſchritten werden. Wieder war eine Reiſe nach London nöthig, an die Ellen mit kindiſcher Freude ging. Richard, der ihr nun einmal die Privatzimmer für die Lady ganz allein überlaſſen wollte, ſtellte ihr bedeutende Summen zur Verfügung, die ſie unumſchränkt verwenden, ja durch die ſie nicht einmal gebunden ſeyn ſollte. Für Ellen ſchien das ein Vermögen, und ſie ging erſt mit einer gewiſſen Scheu daran; aber die Luſt am Kaufen hatte dieſe ſchnell überwunden. Tapeten und Teppiche, Möbeln und Stoffe waren ſchnell gefunden, und eine ganze Bibliothek von Ellens Lieblingsſchriftſtellern wanderte in die Kiſten. Copien alter Meiſter, wie anmuthige Originalgemälde, Statuetten und Conſolen wurden mit raſtloſer Verſchwendung gekauft. Wer nennt alle die Gegenſtände, mit denen der graziöſe Luxus unſerer Zeit ſeine Zimmer füllt? Richard hieß alles gut, ja es ſchien, als freue ihn die Ueberſchwenglichkeit ſeiner Frau, und er ermahnte ſie immer wieder, ja nichts zu vergeſſen.

Alles war verpackt und abgeſchickt, als noch eines übrig war, was die Gatten gemeinſam beſorgten — Kleider und Schmuck für die junge Lady. Welches Vertrauen mußte Lord E. in den Geſchmack, in die gewiſſenhafte Rechtlichkeit ſeines Freundes ſetzen, daß er ihn auch zu dieſem Zweck uneingeſchränkt in ſeine Chatulle greifen ließ! Ja, das war ein Spleen, Ellen ſprach es oft aus, aber ein Spleen, der ihr unglaubliches Vergnügen bereitete. Und wie erhöhte ſich dieſes Vergnügen noch, als ſie erſt, unterſtützt von den geſchickten Decorateurs, die aus der Hauptſtadt herüber gekommen waren, alle die Schätze an Ort und Stelle einfügte, aufſtellte, zuſammen rückte!

Richard konnte ſich nicht ſatt ſehen an der reizenden Geſchäftigkeit ſeiner Frau, die denn auch in unglaublich kurzer Zeit die Zimmer der künftigen Lady ſo weit fertig brachte, daß dieſe nur hätte einziehen dürfen. Richards Empfangzimmer blieben weit zurück, und doch war er beſtändig auf den Beinen, da die Londoner Arbeiter nicht ſelten ſelbſt die Nacht zur Hülfe nahmen, um möglichſt ſchnell fertig zu werden, und er ihnen die Arbeit nicht allein überlaſſen wollte. Er mußte alſo auf dem Schloſſe wohnen, was ſich jetzt auch bewerkſtelligen ließ, freilich nur in den Zimmern Lords E. Von Ellen wollte er ſich nicht trennen, obgleich ſie mit ihrem Werk fertig war. So zog auch die junge Frau auf's Schloß und richtete ſich, freilich mit aller Schonung ihrer ſo wohl gelungenen Schöpfung, in den Wohnzimmern der zukünftigen Herrin des Schloſſes ein.

Wer ſie da hätte ſitzen ſehen in ihrem einfachen Percalkleid, dem hätte es erſcheinen müſſen, als gehöre ſie nicht zwiſchen dieſe prachtvollen Tapeten, Broncen, Stoffe und Teppiche, und doch bewegte ſie ſich ſo heimiſch in dieſen Räumen, da ſie ſie ſelbſt geſchaffen und gefüllt hatte. Bald eilte ſie in das Muſikzimmer, um den Flügel zu probiren, dann, wenn ihr die Worte zu einem Liede fehlten, in die Bibliothek. Sie wußte, wo jedes Buch ſtand, hatte ſie es doch ſelbſt eingeordnet. Dann ruhte ſie aus in den tiefen, weichen Fauteuils und blickte träumend in die Landſchaft. Hatte ſie doch dieſer Ausſicht wegen das Zimmer gewählt, das Fenſter

Digitized by Google

erweitern laſſen, den Fauteuil ſo geſtellt, um gerade dieſen Punkt, nachläſſig zurück gelehnt in die Polſter, in's Auge faſſen zu können. Und dann konnte ſie Stunden lang vor den Bildern ſtehen, die die Wände ſchmückten, andächtig vor der heiligen Cäcilie im Muſikzimmer, dieſer Raphaelſchen Vergöttlichung der Muſik, oder vor einer Madonna von Murillo, die uns das Heilige ſo nahe bringt, weil ſie es uns ſo menſchlich ſchön entgegen trägt; im Wohnzimmer aber ließ ſie ſich darauf von der glühenden Färbung der Landſchaften in den Süden zaubern. Jedes Buch, jedes Bild wurde ihr lieb, jedes Plätzchen im Zimmer wurde ihr vertraut, ſie gewöhnte ſich an dieſes dolce far niente, und daran gewöhnt man ſich ſo ſchnell.

Ihr Gatte beobachtete ſie in dieſem liebenswürdigen Treiben mit ſichtlicher Freude, und doch zog oft ein tief ernſter Schatten über die ruhigen Züge. Ellen war beglückt in dieſem Augenblick, ſie war es durch ihren Mann, aber ſie war es durch die reizenden Spielereien, die er ihr geſtattete, durch die Freuden, die ein Privilegium des Reichthums, des vornehmen Standes ſind, und die ſie nur borgte — durch alles dieß, wie geſagt, war ſie beglückt, aber ſie war es nicht durch ſeine Liebe. Seit wann hatte er begriffen, daß dieß ſeiner Ehe fehlte? Seit er ſelbſt liebte.

„Ellen," ſagte er eines Tages; „unſere Aufgabe iſt gelöst, das Schloß kann ſeine Beſitzer würdig empfangen, Lord E. iſt jeden Tag zu erwarten, ja man ſpricht davon, daß er ſchon in England ſey. Wir müſſen wieder einziehen in unſer Pächterhäuschen."

Die junge Frau erſchrack, aber ſie mußte ſich fügen. Mit Thränen in den Augen nahm ſie Abſchied von all den Gegenſtänden, die ihr lieb geworden waren, die ſie angefangen hatte als ihr Eigenthum zu betrachten. Sie mußte ſich ja eingeſtehen, daß ſie kein Recht daran habe, als das eine, daß es ihre Schöpfung war, und doch ſchied ſie mit dem bittern Gefühl, daß es eine Ungerechtigkeit ſey, ſie von den ſchönen Räumen zu reißen. Und wie öde erſchien ihr ihr Häuschen, wie fehlten ihr Muſikzimmer und Bibliothek, wie unbequem, wie karg waren die Möbeln, wie vermißte ſie Teppiche und Vorhänge! Sie weinte bitterlich, und wenn ſie ſich auch ihrer Thränen ſchämte, konnte ſie doch ihren Unmuth dem Gatten nicht ganz verbergen. Unheimlich und wie ein Vorwurf erſchien es ihr, daß er den Glanz und Comfort da oben gar nicht zu vermiſſen ſchien. Er ſah das alles. Es waren recht öde Tage für ſie, und für ihn recht ſchmerzliche.

Eine Geſchäftsreiſe rief Richard nach London. Die Einſamkeit trug nicht dazu bei, Ellens Stimmung aufzuheitern. Sie dachte nach über ſich, ihr Schickſal, ihre Ehe. Die ernſte Unerſchütterlichkeit des Mannes war ihr unbehaglich. Sie hielt ihn für herzlos und vergaß, daß ſie ſelbſt ihm bis dahin ſo wenig Herz entgegen getragen hatte. Was dankte ſie ihm nicht alles! Eine Stütze, die er ihr wurde, als ſie völlig rathlos und gebrochen war, Bildung, die er ihr eröffnet, alle Rückſichten, die ein Mann nur für ſeine Frau haben konnte. Nie hatte ein hartes Wort ſie gekränkt, immer hatte ſie nur Güte und Nachſicht gefunden, ſelbſt gegen ihre Launen. Seine Pflichttreue, ſeine Aufopferung für den Freund, tauſend Züge edelſter Geſinnung, die ihr das Zuſammenleben gezeigt hatte, forderten ihre unbedingte Verehrung. Der Mann ſtand fleckenlos vor ihr da, ſie hätte vor ihm in's Knie ſinken können, aber ſie war noch nie aus innerſtem Herzensbedürfniß ihm um den Hals gefallen. Eines nur fand ſie, das ſie ihm entſchieden zum Vorwurf machen konnte, und darin ſah ſie auch den Grund alles deſſen, was ihrem Glück entgegen ſtand — ſeine Freundſchaft für Lord E. Mußte ſich dieſer nicht alles andere fügen, widmete er nicht ſeine Zeit, ſeine Thätigkeit, die doch ihr gehörten, dem Freunde? ja trennte ſie ihn, wie jetzt gerade, nicht ſo oft von ihr?

Zwiſchen all' dieſen Ueberlegungen kam ein Brief des Gatten, der ſie plötzlich in ungeahnte Beſtürzung verſetzte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Museum unter der Erdoberfläche.

Es gibt bestimmte Eindrücke, die man nicht wieder vergißt, mag das Gedächtniß auch sonst in seinem Dienste lässig werden. Zu diesen Eindrücken zählt ohne Zweifel für die Mehrzahl der über die Alpen Gepilgerten alles das, was sie bei dem Betreten Pompejis empfanden. Wie die der Asche entstiegenen Straßen, Tempel, Häuser und Theater im Glanze der Sonne Neapels daliegen, eine fremde, in jeder Einzelheit uns neue und doch so alte, wohlbekannte Welt; Räderspuren auf den Pflastersteinen, Namen, Inschriften, Spottverse, öffentliche Anzeigen an den Mauern; Hausgeräthe, Kleidungsstücke, Schmucksachen, Waffen, Weinkrüge, Spiegel, farbenfrische Bilder in den Gängen und Kammern; hie und da noch die im zweitausendjährigen Lavasarge verwahrten Bewohner und Bewohnerinnen selbst, an Armen, Hals und Beinen die Wunderwerke der Goldschmiedkunst ihrer Zeit, das Haupt verschleiert, wie's Sterbenden gebührt, in den Händen das Theuerste, nach welchem sich in der Fluchtheile greifen ließ: eine beschriebene Papyrusrolle, ein Beutel mit Goldmünzen, ein dem Schlafe entrissenes Kind — wie sie so daliegt, diese untergegangene Stadt und in hundert Weisen zu dem plötzlich in ihre feierliche Stille versetzten Beschauer redet, wer vermöchte den Eindruck dieses Anblicks zu vergessen?

Dennoch ist's nicht dieser Eindruck, von welchem wir reden. Es gibt einen andern, der unruhiger nachwirkt und uns nicht los läßt, wenn er uns einmal lebhaft gefaßt hat. Das ist der im Anblick des überkochenden Vesuvs einmal lebhaft an uns herangetretene Gedanke: wenn diese ganze stille Wunderwelt jetzt von neuem verschüttet werden sollte!

Es wäre ein müssiges Gespensterſehen, dieser Gedanke, und er verdiente nicht ausgesprochen zu werden, hätten wir die Zeit genützt, welche seit Pompejis Wiederauffindung hinter uns liegt. Wir können nicht Mauern bauen, um den Lavafluthen der Zukunft den Zutritt zu verwehren; wir können nicht verhindern, daß der Vesuv aus langjähriger guter Laune in seine Tobsucht zurückverfällt und über Nacht den ganzen Nachbarboden mit Asche überschüttet; wir sind nicht im Stande ihm Luft zu verschaffen, wenn sein aussetzender Athem uns mit der größten Gefahr einer Erderschütterung bedroht; wir können Pompeji nicht aus der erreichbaren Nähe des letzten festländischen Flammenberges weg verlegen.

Aber an's Licht fördern, was uns zweitausend Jahre lang unter der Erde wohlerhalten aufgehoben ward; in Sicherheit bringen, was an Werken des Geistes und der kunstfertigen Hand uns hier eine ganze Stadt in ihrem Untergange vermacht hat; die ganze Summe des vergrabenen Schatzes heben und dem lebenden Geschlechte vor die Augen legen — das vermögen wir, und wir thun's nicht.

In Aller Erinnerung leben noch die Schilderungen der letzten Erdbeben, welche den Süden Italiens und einen Theil Griechenlands verwüsteten. Wir selbst hatten das kaum beneidenswerthe Glück, die Verwüstungen dieser Landplage unter den noch schwankenden, Trümmern Korinths in ihrer Gräßlichkeit zu überschauen, und wir mußten an die täglich drohende Möglichkeit denken, daß ein solches Naturereigniß uns einmal Pompeji für alle Zeit entrücken könnte. Die neapolitanische Regierung für die bisherige Versäumniß in Anspruch zu nehmen, wäre ungerecht. Es handelt sich um eine Erbschaft, welche die ganze Menschheit angeht, und es war längst die Pflicht der Wissenschaft, die Ausgrabung Pompejis zu einer Aufgabe aller Nationen zu erheben. Was bisher im langsamsten Tempo beschickt wurde, wollen wir hier nach den Angaben Stanislaus d'Alos zusammentragen. Er ist Intendant der Ausgrabungen und als solcher keiner Unterschätzung der eigenen Leistungen verdächtig.

Schon 1689 hatte man Herculanum wieder entdeckt. Da aber Portici gerade darüber stand und die Lavakruste über Herculanum sehr großen Widerstand bot, so blieb es bei vereinzelten Schatzgräbereien. Im Jahr 1720 fand man in einem Brunnen die drei weiblichen Statuen aus Herculanum, welche Dresden dem Süden entführt hat. Die Regierung, welche in Verboten aller Art stark war (man hatte schon früher Vervollkommnungen in der Seidenfabrikation und Aehnliches verboten), untersagte Nachgrabungen, und somit blieb die aufgefundene Spur einer wohlerhaltenen, unterirdischen Kunstwelt ohne weitere Folgen. Unter Carl III. erst begannen um's Jahr 1738 neue Ausgrabungen. Man fand den Jupitertempel, man entäscherte das Theater.

Von neuem erlahmte der Eifer. Nach Pompeji zu suchen, fiel niemanden ein. Winzer, welche ihren Weinberg bearbeiteten, klopften um's Jahr 1748 an die ersten pompejanischen Dächer. Carl III. ließ nach-

Digitized by Google

graben, kaufte das vielverheißende Terrain und erlebte noch die Auffindung von Inschriften, welche den Namen Pompeji trugen.

In folgender Weise nun wurde seit 1748 weiter gegraben:

1748. Ein Theil des Amphitheaters.

1763 bis 80. Der Raum von der Porta di Herculanum bis zu dem ersten Brunnen.

1764 bis 96. Zwei Theater und der Fistempel.

1811 bis 14. Die Häuser des Pansa und des Sallust.

1813 bis 22. Ein Theil des Forums.

1814 bis 16. Der Rest des Amphitheaters (also nach 70 Jahren).

1815 bis 17. Die Straße der Kaufleute.

1818 bis 24. Die Schule des Verna. Der Rest des Forums. Die Tempel des Mercur, des Jupiter, der Venus. Das Pantheon. Zwei Häuser zur Linken der Kaufmannsstraße, zu Ehren des Großfürsten von Rußland.

1819. Zwei Häuser hinter dem Tempel des Jupiter.

1820. Ein Haus hinter dem Forum.

1822. Ein Laden hinter dem Pantheon, eine Wohnung, zu Ehren des Königs von Preußen.

1823. Ein Laden am Forum, zu Ehren der Prinzen von Salerno.

1824. Ein Laden am Eingang der Thermen, zu Ehren der Könige von Schweden und Holland.

Ein Haus, zu Ehren der Erzherzogin von Parma. Zwei Läden, zu Ehren der Prinzessin von Salerno.

1825. Fullonica. Das Haus der Iphigenie (fälschlich „des tragischen Poeten" genannt) und dasjenige des „Schiffes."

1826. Die Straße des Mercur und der große Brunnen. Zwei Zimmer, zu Ehren des Königs und der Königin von Neapel, sammt Familie.

1828. Abermals ein Theil der Straße des Mercur.

1829 bis 30. Die Straße der Fortuna.

1837. Das Haus der Medusa, zu Ehren des neapolitanischen Hofs.

1838 bis 40. Das Haus des Apollo, ein weiterer Theil der Straße Fortunas, Läden in der Gräberstraße, zu Ehren der Königin von England.

1840. Ein Zimmer im Hause des Apollo, zu Ehren des Herzogs von Bordeaux.

1839. Haus neben demjenigen des Apollo, zu Ehren des Königs von Bayern.

1841. Zwei Läden in der Kaufmannsstraße, zu Ehren der Prinzen Carl und Albert von Preußen.

1841 bis 42. Wohnungen hinter Meleagers Haus und ein Theil des Quadrivium.

1843 bis 44. Rest des Quadrivium. Seitenwohnungen der Stadtmauern. Die Straße zwischen dem Venustempel und der Basilica.

1845. Pantheonsstraße. Mehrere Zimmer, zu Ehren des Kaisers von Rußland.

1846. Häuser neben dem Jupitertempel, Vico tortuoso, das zweite Jagdhaus. Fünf Zimmer, neben dem Hause degli Scienziati, zu Ehren der Kaiserin von Rußland.

1847. Haus delle Sonatrici theilweise.

1849. Ein Zimmer nebenbei, zu Ehren des Papstes.

1851. Einiges zu dem Hause delle Sonatrici Gehörige.

Seitdem hat man hin und wieder noch die Hacke und den Spaten zur Hand genommen und z. B. während unseres Aufenthalts in Italien die Abbildung eines riesigen Löwen, größer als irgend eine frühere Darstellung dieser Art im Fache antiker Thiermalerei, zu Tage gefördert. Im Ganzen aber, darf man sagen, ist ein Ruhestand eingetreten. Man fühlt sich im sichern Besitz einer unbestrittenen Kunstwelt und will sie wie eine Domäne, die immer ihren Werth behält, künftigen Generationen vererben. Kommt einmal eine gefürstete Person nach Neapel und ist anzunehmen, daß ihre Trinkgelder den Tagelohn gutmachen werden, so sendet man ein Häuslein Pionire nach der Aschenstadt, läßt in Gegenwart der Herrschaften ein paar Zimmer ausgraben, tafelt dann in den Thermen, wie es bei des Papstes Anwesenheit geschah, und schmückt die lokale Ausbeute mit dem Namen des solcher Art geehrten Gastes. Es ist zu bedauern, daß die vielen Reisen hoher und höchster Personen nicht sämmtlich Neapel zum Ziele haben, oder daß zum wenigsten nicht jeder Potentat sich's zur Pflicht macht, ein paar Zimmer in Pompeji zu haben, wie etwa Regimenter in fremden Heeren. Ein ächter Muselmann muß einmal nach Mecca pilgern. Das Wort „noblesse oblige" sollte die Pilgerfahrt nach Pompeji vorschreiben.

Man wird nach vorstehend mitgetheiltem Verzeichniß vielleicht der Meinung seyn, es sey nicht alles, aber doch schon ein gut Theil geleistet worden. Seit den letzten politischen Unruhen ist in Pompeji nichts von Belang geschehen. Was aber bis dahin im Ganzen ausgegraben wurde, gibt Stanislaus d'Alos in seiner seitdem veröffentlichten Arbeit über diesen Gegenstand deutlich zu verstehen. „Plus d'un quart de la ville est déblayé."

Mehr als ein Viertel der Stadt! Drei Viertheile also dieser Wunderstadt warten noch der Auferstehung, liegen unberührt da mit ihren köstlichen Malereien, ihren Bronzen, ihren Marmorstatuen und Reliefs, mit ihren Schriftschätzen, liegen da wie Uplands versunkene Kirche,

Digitized by Google

deren Glockenläuten wohl hin und wieder ein Schiffer aus der Tiefe des Meeres herauf klingen hört, die aber beſtimmt ſcheint, nicht wieder dem Licht der Sonne zurückgegeben zu werden. Kornfelder wogen über der Aſchenſtadt, Weinreben ranken von Baum zu Baum, der Pflug, die Senſe, der Karſt verrichten ihr ländliches Geſchäft über der wieder Humus gewordenen Decke; Menſchen werden auf der Trümmerſtadt geboren, wachſen heran und ſterben dahin; ein volles Jahrhundert iſt verſtrichen und wir haben erſt ein Viertel dieſer zweitauſendjährigen Stadt von geſtern an's Licht gefördert!

Und wie verfährt man mit der bis jetzt geborgenen Ausbeute? Der gütige blaue Himmel, welcher auf Pompeji herab ſchaut, mildert die Verwüſtungen der Witterungseinflüſſe, gegen welche ſelbſt die intereſſantesten Gebäude durch keine Fürſorge der Hüter dieſes hiſtoriſchen Vermächtniſſes geſchützt ſind. Kaum ein paar Wandbilder unter Glas, nirgend eine Bedachung, alle Räume dem Winde und dem Regen preisgegeben. Sogar die in's Museo Borbonico nach Neapel transportirten Wandmalereien verlieren täglich an Farbenfriſche. In den Sälen des Erdgeſchoſſes untergebracht, wo der Staub in Wolken durch die ſchlecht ſchließenden Fenſter wirbelt, durch keine Glasbedeckung geſchützt, ihrem Schickſal überlaſſen, verderben die ſchon ſo lange über ihre Zeit Stich haltenden Farben in erſchreckend wahrnehmbarer Weiſe. Kaum iſt der berühmte Theſeus auf Kreta mehr zu erkennen, der vor zehn Jahren noch durchaus deutlich, vor zwanzig Jahren noch wie friſch gemalt war. Nach zwanzig Jahren ſchon unkenntlich! Und das bei Bildern, welche uns eine Vergangenheit von Jahrtauſenden zu überbrücken verhießen!

Eines der köſtlichſten Bilder iſt dasjenige, welches die Scene des Euripides, die Wiedererkennung des Oreſt, darſtellt. Eine ſchlechte Nachahmung des Bildes macht ſich in dem für gute Bilder beſtimmten Saale breit und iſt die Urſache vieler falſchen Auslegungen geweſen (ſiehe Abbatis Raccolta, d'Alos ſelbſt und andere). Namentlich hat es die Benennung des Fundorts, des Hauſes Homers oder des tragiſchen Poeten, veranlaßt. Das Original dieſes Bildes iſt eine der ſchönſten Darſtellungen, welche von antiker Malerei auf uns gekommen ſind. Jede europäiſche Galerie würde in ihm eine Perle acquiriren. Aber kaum entdeckt man's; die wenigſten Beſucher des Muſeums haben's geſehen, obſchon es den Schlüſſel zu jenem andern falſch commentirten Bilde enthält, und man zerbricht ſich vor dieſem nach wie vor den Kopf, indem man durch den Fingerzeig des deutſchen Reiſehandbuchs: „wahrſcheinlich eine Vorleſung," erſt recht irre geführt wird. Das ſchöne Original, von welchem wir reden, hängt über erreichbarer Höhe in einem Winkel des für untergeordnete Malereien beſtimmten Saals. Ein Fenſter iſt unmittelbar daneben, Luftzug und Staub ſetzen ihm täglich zu. Schon heute iſt's vielleicht nicht mehr zu enträthſeln. Warum doch ſtiehlt man gut verwahrte Oſtades aus Wiener Galerien und rettet nicht lieber ſolch ein verwahrlostes Bild durch einen kühnen Handgriff! Es wäre doch noch eine Rechtfertigung dabei.

Während aber die Erhaltung dieſer Kunſtſchätze in der liederlichſten Weiſe überwacht wird, haben, wie uns verſichert wird, diejenigen, welche durch Copien das Andenken an dieſes ſchwindende Vermächtniß zu ſichern wünſchen, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Noch hat keine kunſtſinnige Regierung den Gedanken gehabt, ihre Gemäldegalerien durch einige ungeſchmeichelte Nachbildungen der beſten Pompejaniſchen Wandbilder, *auf gleichem Material wie die Originale* ſelbſt, zu bereichern. Somit liegt die Nachbildung noch mit geringen Ausnahmen weſentlich in den Händen der Privatinduſtrie. Dieſe aber hat einem engherzigen Beſitzer gegenüber immer ſchweren Stand. Und ſo kommt es denn, daß alle bisherigen Copien an den großen Fehlern eigener Zuthaten Seitens der Copiſten, geſchmeichelter Wiedergabe, verbeſſerter Zeichnenfehler leiden, wie ſie übereilte Nachbildungen von ſelbſt mit ſich bringen, und daß wir außerhalb Italiens weit und breit kein Mittel haben, uns von der wirklichen Beſchaffenheit eines Pompejaniſchen Wandbildes eine Vorſtellung zu verſchaffen. Wie oft man an dergleichen dankbare Aufgaben erinnern muß, ohne daß etwas in Gang kommt! Für jede alte Holztafel iſt ſonſt doch Geld aufzutreiben, und hätte ſie auch weiter keinen Werth, als im Katalog eine Lücke auszufüllen. Aber keiner kann ſich eben entſchließen, den erſten Schritt zu thun.

Wir wenden uns zu einem andern Gebiete der Ausgrabungen. Bekanntlich hat Pompeji bis jetzt, im Vergleich zu dem weit prächtigeren Herculanum, an Papyrusrollen, alſo an Schriftſtücken, nur eine geringe Ausbeute ergeben. Dieß ſchließt nicht die Wahrſcheinlichkeit aus, daß in den unausgegrabenen drei Viertheilen der Stadt uns noch Ueberraſchungen vorbehalten ſind, welche eine Menge Annahmen und Vorausſetzungen, zu denen wir bis jetzt gelangten, umſtoßen können. Auch dieſe Seite der Alterthumsforſchung hat alſo ein großes Intereſſe bei der endlichen Ausäſcherung der Stadt. Um eine Villa Ciceros aufweiſen zu können, hat man in der Gräberſtraße eine Wohnung mit dieſem Namen belegt, um wenigſtens dem Ciceroniſchen: „Tusculanum et Pompeianum valde me delectant, zu genügen. Die wirkliche Wohnung Ciceros harrt noch ihrer Auferſtehung, und es iſt erlaubt zu hoffen, daß

Digitized by Google

sie unsern Vorrath von werthvollen Schriftstücken bereichern wird.

Einstweilen aber bleibt noch ein bereits gehobener Schatz in gangbare und zugängliche Münze umzusetzen, und da es mit dieser Umprägung bis heute über alle Gebühr langsam von statten geht, so ist auch hier ein Druck von außen oder besser noch ein thätiges Eingreifen an der Zeit. Wir wollen auch hier Stanislaus d'Aloë selbst das Wort führen lassen.

„Als in Herculanum zuerst Papyrusrollen aufgefunden wurden," sagt er in seiner Beschreibung des Cabinet des Papyrus, „hielt man sie für Holzkohle. Diese unglückliche Aehnlichkeit mit einem beliebten Brennmaterial ist die Ursache, daß ein großer Theil dieser kostbaren Denkmäler des menschlichen Geistes, welche uns so viele Schätze des Alterthums zu erschließen versprachen, verloren gegangen ist.

„Später entdeckte man im Jahr 1752 unterhalb des Klostergartens von St. Augustin in Portici ein Landhaus mit einem Garten, der bis an's Meer reichte. In des Gartens Mitte lag ein halbrundes Reservoir, umgeben von Stucco-Säulen. Zwischen je zwei Säulen standen Marmor- und Broncebüsten. Eine, früher durch dichtes Gezweige Schatten bietende Allee mit Parterregängen zu beiden Seiten führte bis ans Meer, Sie endete in einer Art Belvedere, dessen Mosaikpflaster jetzt mehrere Säle des Museums ziert.

„Die Ausäscherung geschah ziemlich flüchtig. Zwei der kleinsten bedeckten Räume wurden sorgfältiger durchsucht. Der eine bot nichts Auffallendes als eine große Anzahl an die Wände gemalter Schlangen. In dem Nebenzimmer dagegen fanden sich außer einer Menge Schränken ein in der Mitte stehender Tisch. Verkohlte Rollen lagen auf demselben. Einer der Aufseher, Paderni mit Namen, guckte aus Neugier näher hin und erkannte griechische Schriftzüge. Außerdem lagen Rohrfedern umher; sieben Dintenfässer und mehrere Büsten (Epicur, Zeno und Demosthenes) verriethen noch deutlicher den Bibliothekcharakter des Gemachs. Nicht weniger als 1800 Papyrusrollen kamen in's Museum zu Portici und dann später, bei dessen Verlegung, in dasjenige Neapels."

Wer empfindet bei Lesung dieser Schilderung nicht Ungeduld, in diese Geheimschätze einzudringen? Nachdem man die ersten Bücherfunde als Holzkohle verheizt, sind endlich 1800 Schriftstücke glücklich geborgen. Was enthalten sie? was weiß man von ihnen nach nunmehr 106 Jahren?

Folgendes: Vierundzwanzig dieser Werke gehören lateinischen, der ganze Rest griechischen Autoren an. — Von 1800 Papyrusrollen sind in 106 Jahren erst fünfhundert entrollt, abermals das verhängnißvolle plus d'un quart, bei dem man in Neapel so gern stehen bleibt. — Und wie viele wurden gedruckt? In Summa — 13 Bücher. Setzen wir gleich das kurze Verzeichniß her:

Philodemos, über die Musik.

Derselbe über Laster und Tugenden.

Derselbe über Laster allein.

Derselbe über Beredtsamkeit, 2 Theile.

Derselbe über Sitten und Gebräuche; Auszug aus dem Werke des Zeno über die Freiheit des Denkens.

Metrodoros, Abhandlung über die Eindrücke.

Polystratos, Abhandlung über den Stolz.

Epicur, Abhandlung über die Natur.

Rabirius (?) lateinisches Gedicht, den Krieg zwischen Cäsar und Marcus Antonius betreffend, die Schlacht bei Actium, Egyptens Eroberung.

Und nochmals Philodemos von dem, was nach Homers Urtheil dem Volke nützlich ist.

Und von demselben, über die Philosophen.

Nun wird man fragen: gibt es denn kein Mittel, diese Papyruscylinder zu entrollen oder aber rascher zu entrollen? Ohne Zweifel, nur hat man in Neapel keine Eile und ist bis jetzt immer in langsamstem Tempo vorwärts gegangen, wenn ja nicht für besser erachtet wurde, auszuruhen.

Die Maschine, deren man sich zum Entrollen bedient und welche der gebrechlichen Papyrusmasse nach und nach eine durchsichtige Membran aufzwingt, die ihr Halt gibt, diese Maschine ist von einem Pater Antonio Piaggi erfunden worden. Möge sein Name fortleben, nicht minder wie derjenige des neugierigen Paderni, der auf den vermeinten Holzkohlen griechische Lettern entdeckte. Aber angenommen selbst, daß, wie Stanislaus d'Aloë versichert, weder Frankreich, noch England, noch der nach England berufene Professor „Sickler" (?) die Aufgabe zu lösen vermochten — unglaublich zwar, aber doch möglich — so ist doch in aller Welt keine Nöthigung vorhanden, nachdem die Methode sich bewährt hat, dennoch nur mit einer einzigen Maschine zu arbeiten, statt ein Dutzend, oder soviel deren eben nöthig sind, in Bewegung zu setzen.

Auch der Chemiker Davy, spottet Stanislaus d'Aloë, habe in Neapel mit all seinen Geheimmitteln nichts gegen die neapolitanische Methode auszurichten vermocht, obschon ihn fremde Zeitungen mit Lob überschütteten. Wir überlassen es den im Catalog des genannten Herrn der Prahlerei und Unfähigkeit Bezüchtigten, die angeführten Beurtheilungen ihrer Niederlagen zu widerlegen. Es ist nothwendig, daß von Zeit zu Zeit einmal mit scharfem Licht in diese gerüchweisen Vorzüge neapoli-

Digitized by Google

tanischer Verfahrungsweisen hineingeleuchtet wird, die in ihrer Vollkommenheit so wenig zu Tage fördern.

Wir wollen den Gegenstand nicht verlassen, ohne nochmals daran zu erinnern, daß Pompeji bei jedem Ausbruche des Vesuvs in Gefahr ist, von neuem verschüttet zu werden. Bekanntlich bietet die bei jeder größeren Eruption veränderte Form des unheilschwangern Berges die stete Möglichkeit der launenhaftesten Unthaten dieses alten Brausekopfs. Es ist wahr, er hat sich seit Pompejis Wiederauffindung anständig benommen, aber seine Langmuth berechtigt uns nicht, die Sicherung der erreichbaren Schätze in alle Ewigkeit hinauszuschieben. Das Erdbeben vom Jahr 63 n. Ch. hatte manche Aehnlichkeit mit demjenigen, welches kürzlich so große Verwüstungen im Neapolitanischen anrichtete. Sechzehn Jahre später kam der verhängnißvolle Aschenregen, welcher Pompeji, Stabiä, Resina, Herculanum verschüttete. Die letztere Stadt hat eine Lavadecke erhalten, welche, mit der Asche zusammen, 12 bis 40 Fuß mächtig ist, an einigen Stellen selbst 100 Fuß. Man muß sie auf gut bergmännisch bearbeiten und darf nicht klagen, wenn hiezu die Mittel fehlen. Pompeji dagegen liegt fast zu Tage. Unser schon oft citirter Gewährsmann theilt die Decke wie folgt ein:

Zuunterst	—	Fuß	10	Zoll feiner, schwarzer Asche,
dann	7	„	—	„ vulkanischer Trümmer,
	—	„	2	„ Asche,
	—	„	2	„ Gerölle,
	1	„	8	„ Asche,
	1	„	3	„ vulkanischer Trümmer,
	4	„	—	„ Asche,
	4	„	—	„ Humus.
	19	Fuß	5	Zoll.

Nirgend widerstandsfähige Masse, und noch nicht einmal 20 Fuß! Dabei sind bereits seit 1814 die Stadtmauern ihrem ganzen Umfang nach bloß gelegt worden, so daß man nicht in den Tag hinein arbeitet, sondern feste Grenzen hat.

Die Kosten der Entäscherung sind dennoch groß, und eine Regierung, welche fortwährend gegen Empörungen im Harnisch seyn zu müssen glaubt, hat für solche Zwecke begreiflicherweise kein Geld. Kunstwerke aus dem Lande zu führen, das gestattet sie aber eben so wenig. Sie will allein graben lassen, sie beansprucht alles, was andere finden, der einzige Graf von Syrakus etwa ausgenommen, mit dem sie's, wie es heißt, nicht genau nimmt. Wenn sich mithin nicht das Ausland als Miterbe der großen Nachlaßmasse endlich mit Nachdruck geltend macht, so ist keine Aussicht, daß irgend etwas in dieser, für die ganze Wissenschaft des Alterthums und speciell für die bildende Kunst hochwichtigen Angelegenheit geschieht.

Um aber für diese gemeinsame Sache dort Schritte zu thun, wo vereinzelten Bemühungen nicht Gehör wird, ist es wünschenswerth, daß sich archäologische, philologische und kunsthistorische Gesellschaften Deutschlands, Englands, Italiens und Frankreichs zu gemeinschaftlicher Agitation in dieser Richtung verbinden und auf geeignetem Wege dahin wirken, daß die Lösung der so lange verschobenen Aufgabe nicht länger dem Belieben einer politischen Zufälligkeit, das heißt der eben in Neapel herrschenden Dynastie, anheim gegeben bleibt.

R. Waldmüller.

Aus den Tiroler Bergen.

(Fortsetzung.)

Wundern muß man sich, daß Goethe von der Fernsicht, die sich rechts in das Stubai aufthut, kein Wort sagt; vielleicht war seine Seele zu voll von der Sehnsucht nach Italien, und vor den Bildern, die sich vor seinem Geiste bewegten, verblaßte die Herrlichkeit der Alpenwelt. In der That, es ist der Mühe werth, daß der Wanderer die alte Straße über den Schönberg einschlage; während auf der neuen der Wagen in der engen Schlucht vorwärts kriecht, genießt er einen Anblick, den die Alpen so reich an Schönheit nicht oft gewähren, und kann dennoch bequem weiter schreitend vor den Pferden zu Matrei eintreffen.

Wo sich der Weg nach Mieders abzweigt, steht die ehemalige Post zum Schönberg, ein treffliches Wirthshaus, wenn auch seit Verlegung der Straße selten besucht. Im Verschlage neben der Gaststube ist noch

Digitized by Google

alles wie Anno 1809, wo der Sandwirth Abends dort fette Krapfen aß und den Wirth, der jetzt ein Greis, damals ein friſcher Bube war, aufmunterte, deßgleichen zu thun. Tags darauf ließ er ſich in der Kirche die Frühmeſſe leſen und blieb dann, indeß der Landſturm am Berg Iſel mit derber Fauſt wie mit ehernem Hammer die Franzoſen droſch, in den Schupfen, um gleich Moſes zu beten. Schelte ihn niemand wegen dieſer ſonderbaren Art Strategie; als es zu Mantua drauf und dran ging, wußte er zu ſterben als ein chriſtlicher Held. Was er etwa ſagen würde, der Anderl, dem ſtets Wort und Treue heilig war, wenn er einen Tag aus dem Grab dürfte und wieder in dieſen Bergen umgehen könnte? Er würde wohl oft das bärtige Haupt ſchütteln, aber auch hie und da die rauhe Hand zu herzlichem Gruße ausſtrecken, wenn er einen wackern Mann fände. Und dann würde er fragen — Doch laſſen wir die Todten ruhen und der Friede ſey mit ihnen!

Schweigend in Gedanken wandern wir die ſtaubige Straße, es begegnet uns höchſtens eine Gendarmeriepatrouille, oder ein ſchwer beladener Frachtwagen, neben dem der Fuhrmann im blauen Kittel träg dahin humpelt; noch iſt die Saiſon nicht angebrochen, wo Touriſten wie Ameiſen herumwuſeln und nach Bädeders Anleitung ſchöne Gegenden und Merkwürdigkeiten aufzuſpüren bemüht ſind. Nach zwei Stunden iſt Matrei, welches den Urſprung von den Römern herleitet, erreicht; doch ſchon ehe dieſe den Brenner überſchritten, war die Gegend bewohnt, wie dieſes zahlreiche Funde etruskiſcher Alterthümer, darunter der in Erz getriebene figurenreiche Beſchlag eines Kriegswagens, beweiſen. Mehrmals vom Feuer zerſtört, hat es wenig alte Gebäude. In der gothiſchen Kapelle an der Sill iſt ein Bild von ſtreng byzantiniſchem Typus aufgeſtellt, Chriſtus nach der Geißelung im Dornenkranz und mit dem Purpurmantel, den ihm Herodes ſpottend umgehängt; unſern Herrn im Elend nennt es das Volk. Der Ritter von Aufenſtein hatte es als frommer Kreuzfahrer aus Paläſtina gebracht und der Pfarre in Matrei überlaſſen. Nebenan auf dem Raspenbüchl ſaß aber ein wilder College, deſſen Namen daher die Geſchichte billig vergeſſen und den auch keine Bauernkomödie mit den Colophoniumsblitzen hölliſchen Ruhmes verklärt hat. Ein Feind der Religion, bewog er den Küſter, Nachts das Bild in die Sill zu werfen, aber ſiehe da, Morgens ſtand es wieder ruhig in der Kirche. Den rauhen Böſewicht ſchreckte zwar dieſe Erſcheinung, beſſerte ihn aber nicht. Dafür ſollte ihn die Strafe treffen. Seine gute fromme Frau kam zur Entbindung. Der Zuſtand wurde bedenklich, ſo daß Mutter und Kind in größter Gefahr ſchwebten. Das erſchütterte ſein wildes Gemüth, er eilte rauig zur Kirche und bekannte dort auf den Knieen vor dem Bilde, an dem er gefrevelt, ſeine Miſſethat. Nachdem er aus Herzensgrund lang gebetet, fühlte er ſich innerlich getröſtet und fand bei der Rückkehr ſeine Hausfrau mit einem geſunden Knaben in erwünſchtem Zuſtande. Durch dieſes Ereigniß vermehrte ſich die Andacht in der weiten Umgebung und die Kirche von Matrei wurde ein vielbeſuchter Wallfahrtsort, ausgezeichnet und beſchenkt ſelbſt von Landesfürſten.

Die Sonne hat ſich noch nicht tief geneigt und nach Steinach iſt es nur noch ein kleines Stück Weg; wir könnten daher dem Beiſpiele Karls des Fünften folgen und im Stadelhof einkehren. Die Vorhalle zeigt al fresco die Wappen der adeligen Herrn, welche den Kaiſer begleiteten, und der Wirth hat zur Erinnerung an dieſes Ereigniß mit viel Geſchick eine kleine Sammlung von Pergamenturkunden und mittelalterlichen Maſſen angelegt. Benützen wir jedoch die Gelegenheit; in der Kirche zu Steinach ſind Werke Knollers zu ſehen. Eine gewiſſe Sorte neueſter Kunſtkritiker zuckt zwar mitleidig die Achſel, wenn man dieſen einſt viel gerühmten Meiſter, deſſen Gemälde durch Deutſchland und Italien zerſtreut ſind, nennt; ſie murmeln von Rococo und akademiſchem Zopfſtyl. Wir beſtreiten allerdings nicht, daß die Compoſitionen Knollers vom Geiſte ächter Kirchlichkeit eben ſo wenig haben, als die ſeines Lehrers Mengs; die Nazarener jedoch ſammt und ſonders könnten bei ihm Harmonie der Farbe, Behandlung des Fleiſches und bisweilen ſogar Wahrheit des Ausdrucks lernen. Wir haben unter den gut ſtyliſirten Köpfen moderner Künſtler bis jetzt wenig geſehen, was ſich an Energie mit den Heiligen im Muſeum zu Inſbruck vergleichen läßt. Es iſt als habe hier das kraftvolle Gemüth des Tirolers die herzloſe Kruſte des lügenhaften Rococo durchbrochen. Die Steinacher betrachten dieſe Bilder als den Ruhm ihrer Gemeinde und würden ſie um viel Geld nicht weggeben. König Ludwig konnte für eine große Summe Geldes keines derſelben erhalten. Als vor vier Jahren das Dorf abbrannte und die Kirche in Feuer ſtand, überließ ein Bauer mit ſeinen zwei Brüdern Haus und Hof der Zerſtörung und ſtürzte durch die Flammen, um dieſe Gemälde, die er von ſeiner Jugend an mit Freude und Andacht bewundert, vor dem Untergang zu retten. Es gelang ihm auch, doch unterdeß ward ſein Eigenthum ein Raub der Vernichtung. Wir wiſſen nicht, ob er irgend einen Dank der Gemeinde erhalten, begehrt hat er wenigſtens keinen.

Knoller erblickte zu Steinach das Licht, am 8. November 1725, wie eine Marmortafel an ſeinem Geburtshauſe meldet. Sein Vater, ein armer „Tuifele-

Digitized by Google

maler" — so benennt man in Tirol Künstler sehr geringen Ranges — konnte ihm nur eine eben so kärgliche Geistes- als Leibesnahrung reichen. Er beschloß daher zu entlaufen und kam nach Innsbruck, wo ihn Baron Hormayr zu einem Maler in die Lehre gab. Doch der Vater meinte schon nach zwei Jahren, jetzt habe der Sohn genug gelernt, um sein Brod zu verdienen und ihm bei der Haushaltung zu helfen. Knoller hätte lieber sein Todesurtheil als die Heimberufung gehört. Eingedenk des vierten Gebotes gehorchte er jedoch und übernahm auch jetzt nach dem Willen seines Vaters niedrige und knechtische Arbeit. Aber die Stunde der Erlösung nahte. Er trug eben im Gasthause für einige Groschen Holz; ermüdet lehnte er die Last an eine Mauer und zeichnete mit Kohle einen Küchenknecht. Noch heute erzählt man von ihm, daß er auf diese Art alle Mauern des Dorfes besudelt habe. Während er so tritzelte, trat ein Fremder, der im Wirthshause abgestiegen war, hinter ihn und sah erstaunt zu. Es war Paul Troger, Direktor der bildenden Künste in Wien. Schnell erkannte er das Talent des Knaben. Es gelang ihm, den Widerstand des Alten, der den Sohn zur Arbeit im Hause behalten wollte, zu überwinden, und Knoller folgte ihm nach Wien; von jetzt an öffnete sich ihm die Bahn des Ruhmes und der Ehre, bis in ein spätes würdiges Alter.

Die Post ist ein gutes Gasthaus; beim „Wilden" kehren zumeist nur Fuhrleute und Bauern ein, diese trinken aber gern einen guten Tropfen Traminer zu einem derben Stück Schweinernes. Folgen wir ihnen, wir hören bis zu Schlafengehen vielleicht gar mancherlei aus Estland, wie dort der Wein gedeiht, oder gar von den Wälschen, was sie etwa thun und ob bald Schützen hinein müssen, um sie dem Kaiser in Gehorsam zu halten.

II.

Wer zu Berg will, stehe früh auf, sonst mag er manchen Seufzer ausstoßen, wenn die Sonne heiß am Abhang brennt, daß selbst die Schafe zum letzten noch übrigen Schneefleck flüchten. Der Geishirt tutet durch das Dorf, noch hängt der Thau voll und schwer von den Halmen, die Kühle des Morgens beschleunigt den Schritt, und so ist bald der Wald bei Dienzens erreicht, wo man in einem Bruche schönen Milchquarz erbeuten kann. Wir treten an den Rand der Schlucht, deren senkrechte Schieferwände der Ravisserbach schäumend durchbricht. Gegenüber liegt auf einem Vorsprung Aufenstein, jetzt ein Kirchlein, einst ein Schloß, von wo der fromme Ritter nach Palästina zog, das Bild für die Kirche von Matrei zu holen. Noch ist der Wald nicht erwacht, der Käfer liegt im weichen Moos und schläfrig gudt die Hummel aus dem Kelch der Glockenblume, den sie durch ihre Last zu Boden zog, nur die Drossel wirft die Tropfen vom wilden Rosenstrauch und flieht laut rufend durch die Zweige. Bald vernimmt man einzelne helle Stimmen da und dort, aus jedem Busch; eine Schaar leichtsinniger Meisen ist an uns vorbei geflattert.

Zwei Wege geleiten am Bach tiefer in's Thal: jener rechts an Häusergruppen vorbei, dieser links durch den Wald. Wo sich vom Pentelstein eine Senkung niederzieht, rinnen Quellen; reichlich beladen mit aufgelöstem Kalk, setzen sie diesen überall ab; er überkrustet Moos und Laub, Schnecken und Käfer, ja baut sogar rauhe Felsen von ziemlicher Höhe, wo dann der fleißige Bauer Brüche anlegt, um den schätzbaren Tuff für seine Bauten zu erobern. Schöne Stücke mit zierlich in einander verschlungenen Fasern und Aesten aus Stein werden sorgfältig bei Seite gelegt und als Berge, mit funkelnden Glassittern bestreut, in das Bethlehem ländlicher Weihnachtskrippen versetzt. In diesen Senkungen, wo sich der Tuff anhäuft, wächst auch die rauhe Alpenrose mit dem betäubenden Arom ihrer Blätter. Während ihre Schwester, die roſtige, den Schiefer vorzieht, den Kalk jedoch nicht ganz meidet, wählt jene eigensinnig nur diesen zur Ansiedlung, denn viele Pflanzen sind nicht bloß an das Klima, sondern auch an die Bodenart gebunden, indeß andere als wahre Kosmopoliten durch alle Länder wandern. Außer diesen zwei Arten von Alpenrosen, die der Fachmann als Rhododendron hirsutum und ferrugineum bezeichnet, gibt es noch zwei andere, welche jedoch nur zerstreut und seltener vorkommen. Der Himalaya, Sibirien und der Kaukasus sind reicher an Gliedern dieser herrlichen Pflanzenfamilie; von dort stammen auch die Azaleen, diese Freude des Kunstgärtners, welche auf unsern Gebirgen nur durch eine einzige, aber zierliche Art vertreten sind.

Es begegnet uns kein Mensch, Erd- und Himbeere stehen im Schlag völlig unberührt. Da schlafen die Leute lang! meinst du vielleicht. Doch bleib' stehen und horch hinauf zu jenen Höhen, von denen allmählig die Sonnenhelle niedersteigt. Hörst du auf den grünen Mähdern das leise Hämmern wie vom Specht im Tannengrunde? Ein heller Blitz dringt von einer Sense, die der Sonnenstrahl getroffen, in dein Auge. Dort oben mußt du die Ravisser suchen, in jenen braunen Holzhütten übernachten sie, mit der Flühlerche erheben sie sich vom Heu, das frisch eingebracht dampft und duftet. Eine ungeheure Pfanne schmalzigen Mußes wird abgethan, dann greift jeder zu Sense oder Sichel

Digitized by Google

und die Arbeit beginnt. Hier wird jenes köstliche Alpenheu gewonnen, das, der Reichthum manchen Thales, die schönen Rinderheerden nährt, welche der Fremde auf den Jahrmärkten bewundert. Das Gehänge ist so steil, daß die Leute sich nur mit Steigeisen festhalten können; wer ausglitscht, kollert rettungslos in den Abgrund, wie das schon oft geschehen. An manchen Stellen lassen sich die Männer einseilen; man senkt sie mit einem Stricke um den Leib über die Felsenwände, wo sie die üppigen Grasbüschel abschneiden. Willst du durch ein Fernrohr hinaufschauen, so siehst du Gestalten mit so plumpem Gestelle, daß du nicht weißt, was du vor dir hast und wen diese Falten verhüllen. Es sind behoste Weiber, sie haben jedoch die schweren weiten Röcke nicht abgelegt, sondern in die Röhren gesteckt, um bei der Arbeit nicht geherumt zu seyn. So ist alles beschäftigt, rastlos wird gesammelt und das Heu dann in Haufen getheilt, oder auf dem Rücken zu Städeln geschleppt, die außer dem Lawinenzuge thalab an den Lehnen zerstreut sind. Im Winter, wenn der Schnee liegt, kommen die Burschen mit Schlitten und holen es ab. So ist jeder beschäftigt, die Arbeit erhält die Leute frisch und stark, und sie haben den edlen Stolz, der auch noch manches andere Thal ziert, daß kein Faullenzer, kein Bettler unter ihnen sey. Ehre, dem Ehre gebührt! Diese Leute verdienen sie. Dadurch wurden sie wohlhabend; mancher Bauer, dessen Wohnung und Lebensweise sich in nichts vor jener der Nachbarn auszeichnet, hat ein bedeutendes Vermögen. Das Volk ist schlicht und einfach, unverdorben und gutmüthig; obwohl Gelegenheit zum Bergbau wäre, so wünschen doch die Hausväter, daß nie ein Fäustl an ihre Felsen klopfe; denn auf dem lustigen Pfade der Knappen komme zwar Geld in's Thal, die gute Sitte ziehe aber hinaus. „Es ist ein Elend mit solchen Leuten," meinte ein Bauer; „sie haben gut zu essen, so lange Erz bricht, sparen mögen sie nicht, und dann fallen sie als Bettler der Gemeinde zur Last. Wer von der Hand in den Mund lebt, hat kein rechtes Ansehen, verdiene er auch noch so viel. Ein solcher kommt mir vor, wie der auf dem Obstbaume dort; er ißt Aepfel und jodelt und kann jeden Augenblick herunter fallen. Gut ist's, wenn man eigenen Grund und Boden unter den Füßen hat, da weiß man, wo man hingehört, man hat halt ein Heimat!"

Tritt man aus dem Walde, so liegt auf einer kleinen Erhebung Kirche und Widum. An diesem — einem Werke des Priesters Penz — sind alle vier Wände mit abscheulichen Fresken beschmiert, welche die theologischen Tugenden darstellen sollen, aber gewiß jeden, dem sie auf dem Wege der Tugend begegnen würden, in's Laster zurück schrecken. Penz hat viel auf dem Gewissen, und doch ist es nicht lange, seit man ihm außerordentliches Lob gesungen. Er wurde 1707 zu Navis geboren, studirte Theologie und beschäftigte sich nebenbei mit Architektur zum Unheil manches schönen gothischen Kirchleins, das er abbrach, um an dessen Stelle irgend einen viereckigen Kasten mit parallelen Löchern, der besser zu einem Tanzsaal taugte, hinzumauern. Wir könnten eine große Anzahl Kirchen nennen, die er in dem schauerlichsten Zopfstyl travestirte; doch muß man es dem Mann verzeihen, daß er sich nicht über eine Zeit erhob, die in platter Rücktenheit die Reste deutscher Kunst als altfränkisch verdammte. Jetzt wird freilich in lächerlicher Uebertreibung jeder Spitzbogen als Meisterwerk bestaunt und die nächste beste seichte Reimerei aus dem Mittelalter neuerdings in zierlichen Lettern vorgeführt. Wenn in Tirol jener leere Styl verlassen wurde, so ist es ein Hauptverdienst Ilios, aus dessen ästhetischen Vorträgen manche Kenntnisse auf die Theologen übergingen, deren Einfluß sich jetzt thatsächlich geltend macht. Man hält sich, wie dieses namentlich die Kirche von Silz beweist, an bessere Muster und auch für angemessene Ausschmückung des Innern wird Sorge getragen. Früher übertrug man diese irgend einem „Tuifelemaler," wenn er nur wenig forderte, und man darf sich daher über Apostel und Heilige nicht wundern, welche auf's Haar den Grenadieren gleichen, die an der Akademie zu Wien Modell standen. Jetzt haben insbesondere einige Schüler Schraudolphs, die mit ihm an den Fresken des Speyrer Doms malten und den ernsteren Geist christlicher Kunst einfogen, einen Umschwung zum Bessern herbeigeführt. Zählen auch Hellweger und Mader nicht zu den ersten Sternen deutscher Kunst, so haben sie doch selbst außer Tirol Beachtung gefunden und manches sehr schätzbare Werk geschaffen, das ehrenvolle Erwähnung verdient. Trefflich sind die gothischen Altäre von Michael Stolz. Dieser Künstler, weniger glücklich in der Darstellung menschlicher Gestalt, weil ihm die liebevolle Beobachtung der Natur zu fehlen scheint, hat ein gründliches Verständniß der Formen alter Baukunst und weiß dieselben auch bei seinen Holzarbeiten musterhaft durchgebildet anzuwenden. Wegen seines strengen Ernstes ist dieser Künstler bei denjenigen, welche die Gothik als schätzbaren Zierrath für Nippeswaaren und Putztische betrachten, wenig beliebt, doch sprechen für ihn seine Altäre in Westphalen, Landeck und Wels, so wie die gewichtige Stimme Führichs. In Behandlung der menschlichen Gestalt zeigt Pandl in Meran, wie auch das Kunstblatt rühmt, Sinn und seines Verständniß.

Den Curaten von Navis kenne ich bereits seit län-

Digitized by Google

gerer Zeit. Ein gebildeter Mann ſtand er lange dem Taubſtummeninſtitut zu Hall rühmlich vor und wurde dann auf ſeinen Wunſch in dieſes einſame Alpenthal verſetzt, aus dem beſonders im Winter der verwöhnte Städter, deſſen hohle Seele der Theetiſche, des Kaffeehauſes und vor allem des Klatſches bedarf, eiligſt fliehen würde. Er findet jedoch reine Freude in Erfüllung der Pflichten als Seelſorger unter den wackern Bauern. Wie das öfters in dieſen Thälern vorkommt, ſchenkt er auch Wein aus; das iſt im Winter eine große Wohlthat, wo die Leute oft meilenweit durch den Schnee zur Kirche waten; es iſt auch gut inſofern, weil manche Liederlichkeit hintan gehalten wird, denn die flotten Burſche ſcheuen einen Wirth, der zugleich Pfarrer iſt, und wagen nicht bis tief in die Nacht zu kneipen. Wie bringt aber der Prieſter, der einzige Gebildete unter Bauern, die müſſigen Stunden hin? Nicht durchweg ſchlagen die Geiſtlichen bei Wein und Tarockſpiel die Zeit todt, obgleich man es dieſen Männern nicht verübeln darf, wenn ſie nach der Laſt des Tages zur Erheiterung lieber nach der Karte als nach einem Buche greifen. Bisweilen hilft der Fiſchfang, und auch auf dem Schießſtand hat ſchon mancher Curat tief in's Schwarze getroffen. Doch gibt es auch andere Beſchäftigungen. Der Geiſtliche von Navis weiß mit großer Kunſtfertigkeit aus gefärbten Papier ſchöne Blumen zu machen; ich traf ihn gerade, wie er für den Altar ſeiner Kirche umfangreiche Sträuße zuſammenſetzte. Er freute ſich ſchon im voraus über die Freude, welche ſeine Gemeinde haben würde, wenn dieſer Schmuck zum erſtenmal an einem Feſttag beim Hochamt prangte. Der alte Prieſter zu Schmirn fügt Gold- und Silberplättchen zu einer Kette, um damit die Mutter Gottes auf der kalten Herberg zu ſchmücken. Dort findet in der Kapelle ein Verkauf von Heiligenbildchen ſtatt, wie ſonſt ſchwerlich irgendwo. Die Bilder liegen in einem offenen Schranke; wer eines als Andenken mitnehmen will, kann es thun, ſoll jedoch einen Kreuzer in den Opferſtock werfen. Trotzdem daß an dieſem einſamen Ort keine Controle möglich iſt, kommt die Madonna doch nie zu kurz, denn jeder würde ſich hier eines Unterſchleifs ſchämen. Andere Prieſter beſchäftigen ſich mit einem Studium, beſonders der Naturgeſchichte; ſo werden an mehreren meteorologiſchen Stationen die Beobachtungen ausſchließlich von Ortsgeiſtlichen gemacht.

Eines Curaten ſey insbeſondere gedacht. Es iſt Johann Schöpf von Ochſengarten. Dieſer läßt ſeine genaue Kenntniß des Bauernvolkes nicht als todtes Kapital liegen, er verwerthet ſie zu Bildern aus dem Tirolerleben, welche, in Novellenform bei Manz erſchienen, die Zuſtände unſeres Ländchens treu widerſpiegeln. Auch die Gudrun goß er in ein fünfaktiges Drama mit Chören um, wobei er jedoch den Stoff zu ſehr modernißirte. Wenn übrigens ſeine Freunde behaupten, dieſes Stück ſey ſo gut wie das manches neueſten Poeten, der durch gegenſeitige Lobesaſſecuranz aus einer Lichtſchnuppe zu einem Sterne am Papierhimmel der Literatur wird, ſo wollen wir dem durchaus nicht widerſprechen, ja ſind ſogar in Rückſicht auf den herrſchenden Unfug des Coterieweſens ganz und gar einverſtanden.

Die Gaſtfreundſchaft, mit der die meiſten Curaten den Fremdling, welchen ein Zufall in ihre abgelegenen Thäler führt, beherbergen, verdient volle Anerkennung, und zwar um ſo größere, weil das Einkommen der Landgeiſtlichen ſelten ſehr reichlich war und ſeit dem Jahre 1848 durch die Grundentlaſtung noch mehr zuſammengeſchrumpft iſt. Die Beſorgniß, daß dieſe Männer außer dem Verkehr der gebildeten Welt verbauern, mag dort gerechtfertigt ſeyn, wo mit dem Pfarramt der Beſitz großer Realitäten verbunden iſt, und wenn Geiſtliche mit der Pfeife im Mund auf den Kornſäcken zur Schranne fuhren, ſo darf man dieſe ſicherlich nicht unter den armen Curaten Tirols ſuchen. Es iſt wahr, dieſe Männer ſtecken die rauhe Hand in keine Glacéhandſchuhe und der oft grob genagelte Bergſtiefel iſt durchaus nicht ſalonfähig; wer aber überſieht nicht gern eine noch ſo ſchwartige Hülle, welche innern Gehalt birgt, während durch glatte Politur die Rohheit gemeinſter Selbſtſucht oft genug kaum verdeckt wird. Ich habe auf meinen naturwiſſenſchaftlichen Kreuz- und Querzügen die innerſten Winkel des Landes kennen gelernt und dabei namentlich unter den älteren Geiſtlichen wahre Kernmänner von gereifter Einſicht und ächt chriſtlicher Milde getroffen. Dieſe Männer, verbannt in weglose Thäler, führen ein Leben voll Aufopferung und Gefahr. Wie oft bringen ſie Kranken im Winter, wo an den ſteilen Abhängen jeden Augenblick eine Lawine droht, den letzten Troſt, und ſuchen jedem zu helfen und zu rathen! Dieſer feſten Berufstreue hat unſer Klerus die Anhänglichkeit des Landvolks zu verdanken. Daß er ſich auf das eifrigſte bemüht, die ihm anvertraute Heerde im katholiſchen Glauben zu erhalten, kann ihm nur verübeln, wer keinerlei Ueberzeugung hat. So verabſcheuungswürdig jede Bevormundung des Geiſtes, der ſeine eigene Bahn, wenn ſie auch vom herrſchenden Syſteme abweicht, eingeſchlagen hat, durch feine und rohe Mittel brutaler Gewalt erſcheint, ſo wird doch niemand glauben, es wäre beſſer, den Bauern ſtatt des Katechismus Hegel und Feuerbach in die Hände zu geben, damit ſie einen aufgeklärten Standpunkt gewinnen, und was andere

Digitized by Google

Dinge betrifft, dürfte der Einfluß eines Priesters, der mit den Vätern der Gemeinde ergraut iſt, vielleicht eben ſo viel werth ſeyn als der moderner Rabuliſten und Advokaten in der Weiſe des berühmten Vanſen. Die Bauern ſind überhaupt nicht ſo dumm, als ſie ausſehen, und in mancher Beziehung wäre es nicht ſo übel, wenn man dem ſchlichten Verſtand der Leute geſtatten möchte, auch ein beſcheidenes Wörtlein drein zu reden.

Navis iſt eine Sackgaſſe, rechts und links Abhänge, ſo ſteil, daß die Hühner Steigeiſen tragen, wie ein Bäuerlein meinte, und rückwärts erheben ſich über den Mähdern gleich einer vielzackigen Krone auf grünem Polſter die Tarnthaler Köſel in das Blau des Morgenhimmels. Ein Glas Wein gießt Feuer in die Adern; wir bedürfen es, denn der Weg iſt weit und ſchwer. Er müht ſich am linken Ufer des Baches empor, durch Wälder und Bergwieſen. Bald tönt das harmoniſche Läuten der Rinder, zwiſchen Steinblöcken ſteigt Rauch, und durch das Klappern des Bergſtocks aufmerkſam gemacht, tritt der Senner unter die Thür und fragt die ſeltenen Wanderer, wo ſie denn eigentlich hin wollten? was ſie denn da droben ſuchten? Ob etwa gar Erze? Wenn du es bejahſt, deutet er auf zwei rothe Felſenköpfe, die unweit aus einer grünen Terraſſe empor ragen. „Dort gingen einſt Knappen um, weil ſie aber ſo geizig waren und ſelbſt am Sonntag das Hämmern nicht ließen, ſo ſtürzte der Stollen ein und zerſchmetterte ſie insgeſammt.“ In der That beſtehen jene Felſen aus einem kalkigen Eiſenſtein, dem Fahlerz und Kupferkies eingeſprengt ſind. Dann fährt er fort: „Das Beſte wär' eigentlich das Goldbrünnlein; dort oben ſickert's irgendwo aus der Wand. Seht ihr jenes große Haus, deſſen Fenſter eben in der Sonne funkeln? Das gehört einem reichen Bauern, deſſen Urgroßvater aus dem Brünnlein ſchöpfte. Als es zum Sterben ging, wollte er dem älteſten Sohn das Geheimniß anvertrauen, allein die Zunge verſagte bereits den Dienſt, und ſo weiß den Schatz niemand mehr. Nur Schafe und Ziegen treffen ihn noch an, denn wenn man ein ſolches Vieh abſticht, ſind die Zähne meiſtens übergoldet.“ — Der Senner hat allerdings recht, nur iſt dieſer glänzende Beſchlag eine Steinkruſte, die ſich allmählig bei Wiederkäuern, wenn ſie älter werden, anſetzt. Ihn darüber aufzuklären, würde nichts fruchten; er ſchüttelte höchſtens den Kopf und brummte: „Auch wieder einmal Herrenleut', die nichts mehr glauben!“

Die Hochebene vor den Tarnthaler Köpfen iſt bald erreicht, doch wenn man nun die ſtarren Felſenmaſſen betrachtet, ſcheint es faſt unmöglich, einen Aufſtieg zu entdecken. Da ſetzt man ſich gern auf einen Steinblock und breitet das Blatt der trefflichen Generalſtabskarte, die mir bisher bei meinen zahlreichen Touren im Gebirg den Wegweiſer überflüſſig machte, auf den Schooß, um zu prüfen und zu vergleichen. Doch ſieh! Bären und Wolf hat der ſicher treffende Stutzen vertilgt, da kriecht aber ein „Beißwurm.“ Rühre ihn mit dem Bergſtock an und er hackt die Giftzähne auf das Eiſen, daß es klirrt. Dennoch iſt dieſes Thier ſchön, die Natur kleidete es warnend in eine ſchuppige Haut von tiefſchwarzem Atlas, in weichen Linien biegt ſich der ſchlanke Körper. Im Thale iſt die Viper graubraun und trägt auf dem Rücken ein breites Zickzackband, auf dem Hochgebirge werden alle Farben intenſiver. Das Thier iſt bei 5000 Fuß nicht gerade ſelten, ſelbſt über 7000 Fuß haben wir es ſchon getroffen. Es lauert überall den Mäuſen auf, doch wird ſein Biß auch Vieh und Menſchen gefährlich. Erſt jüngſt ſtarb ein Hirtenbub jämmerlichen Todes; er ſchlief mit offenem Munde, eine Viper wollte hineinkriechen, und biß ihn, als er vor Schrecken auffuhr, in die Zunge.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Zeitlosen. Gedichte von Moritz Hartmann. Braunschweig. 1858.

Mit dieſen Gedichten zugleich kommen uns zwei Abhandlungen in die Hände, welche uns über den Werth derſelben und die poetiſche Eigenthümlichkeit des Verfaſſers überhaupt, die eine ganz direkten, die andere mehr nur mittelbaren Aufſchluß zu geben ſich anſchicken. Die erſtere iſt ein Urtheil von Ch. Dollfus, einem der Redakteure der Revue Germanique, in dem zwölften Heft dieſer neuen Zeitſchrift, „über die jungen öſterreichiſchen Poeten: M. Hartmann, C. Beck, Alfred Meißner.“ Es iſt dieſe Arbeit durch die Zeitloſen Hartmanns ſpeciell veranlaßt und beſchäftigt ſich mit ihnen daher auch vorzugsweiſe, während die andern beiden Dichter kürzer behandelt werden. Der zweite Aufſatz, den wir im Auge haben, iſt von Schmidt-Weißenfeld in ſeinen „Charakteren der deutſchen Literatur“ (Prag, 1859). Dieſer will zunächſt von Alfred Meißner ſprechen, geht aber von den öſterreichiſchen Poeten überhaupt aus und gedenkt daher auch Becks und Hartmanns. Sehen wir, welches Licht und dieſe Quellen über die öſterreichiſche Poeteniſchule und über unſern Dichter insbeſondere geben.

Was iſt die öſterreichiſche Dichterſchule? Wir geſtehen gerne, daß wir uns auf dieſe Frage bisher keine genügende Antwort zu geben wußten. Ohne Zweifel geht es noch vielen ſo. Wären wir doch in Verlegenheit, wenn wir ſagen ſollten, was die ſchwäbiſche Dichterſchule ſey, über die ſchon ſo viel geſprochen und geſchrieben worden iſt, die uns von Jugend auf ſo landsmannſchaftlich nahe ſtand, daß wir, wenn auch als ſtummes Mitglied, faſt ſelbſt zu ihr gehören. Wer die Männer ſind, die man zu der einen und zu der andern Schule zählt, wiſſen wir natürlich wohl und glauben auch die einzelnen nach ihrer Eigenthümlichkeit ſo ziemlich erkannt zu haben; ihre Zuſammengehörigkeit aber, ihre Solidarität, das wodurch ſie von der allgemeinen Entwicklung der deutſchen Poeſie, ſich unterſcheiden und mit ihr als integrirendes Moment zuſammenhängen ſollen, das iſt uns noch nie recht klar geworden, auch durch das nicht, was die Herren Dollfus und Schmidt-Weißenfels darüber beigebracht haben. Iſt z. B. Lenau ein öſterreichiſcher Dichter und warum iſt er einer? Unſere beiden Gewährsmänner ſetzen es unbedenklich voraus; ich kann es kaum glauben. Eben ſo gut wollte ich ihn für einen ſchwäbiſchen gelten laſſen. Oder wenn Meißner noch in anderem Sinn als dem, daß er durch ſeine Geburt einer öſterreichiſchen Provinz angehört, ein öſterreichiſcher Dichter ſeyn ſoll, warum ſollte man dann nicht jeden andern politiſchen oder religiöſen Rhetoriker unter den jungen Dichtern Deutſchlands, Gottſchall z. B., eben ſo zur öſterreichiſchen Schule zählen dürfen?

Wenn es auch nicht ganz erſchöpfend iſt, ſo ſcheint uns das wenigſtens der Wahrheit am nächſten zu kommen, daß Oeſterreich in die deutſche Poeſie produktiv einzugreifen gerade in dem Moment anfing, in welchem dieſe bei der Entwicklungsphaſe angekommen war, die von jungen Talenten wie Beck, Meißner, Hartmann auf's kräftigſte vertreten werden konnte. Zwiſchen den genannten drei Dichtern läßt ſich eine urſprüngliche Solidarität allerdings leicht auffinden, während dieß bei Zedlitz, Grün, Lenau wohl ſchwerlich gelingen dürfte. Ebenſo leicht wird es aber dann auch ſeyn, den deutſchen Urſprung dieſer öſterreichiſchen Poeſie aufzuzeigen. Herwegh iſt ihr Vater; womit wir nicht ſagen wollen, daß deſſen politiſche Gedichte unmittelbar den Anſtoß gegeben hätten, wohl aber daß die Geſänge jener jungen öſterreichiſchen Dichter derſelben geiſtigen Strömung ihr Daſeyn verdankten, von welcher auch die Herwegh'ſchen getragen wurden. Warum das poetiſche Talent in Oeſterreich gerade auf dieſem Punkt ſo kräftig einſetzen und dieſe eine Form zu ſo acuter Erſcheinung heraustreiben konnte, leuchtet von ſelbſt ein. Die deutſche Poeſie hat dieſe Phaſe längſt überwunden; die Kritik der öſterreichiſchen, wenn wir ihr ein abgeſondertes, ſelbſtſtändiges Daſeyn zuerkennen wollen, wird ſich mit der Unterſuchung zu beſchäftigen haben, wie weit dieſer daſſelbe gelungen. Der oben genannte deutſche Kritiker, welcher der öſterreichiſchen Poeſie, namentlich der älteren und hier insbeſondere Fr. Haim, ſeine wärmſte Sympathie zuwendet, kommt, ohne es zu wollen, zu demſelben Reſultat. Es wird nicht ohne Intereſſe ſeyn, die Hauptzüge ſeiner Argumentation auszuheben.

In der Lethargie, welcher Oeſterreich bis 1830 hingegeben zu ſeyn ſchien, hatte es zum Erſtaunen Aller zugemeine Kräfte geſchöpft. Der Donnerruf, der Carls X. Thron zertrümmerte, zerriß auch das Leichentuch, das bisher auf der öſterreichiſchen Nation gelegen hatte. „Und als Norddeutſchland an das Bett des großen Goethe trat, um dem Aechterfürſten die Augen zuzudrücken, da ſah es ſehnſüchtig zugleich nach Oeſterreich, als ob von dorther der neue König kommen müſſe, — nach demſelben Oeſterreich, das fünf Jahre früher eine Null in der Literatur war.“ — Und der König kam nach Herrn Schmidts Behauptung in der That aus Oeſterreich. Aus den mächtigen Wogen der öſterreichiſchen Poeſie (Pyrker, Zedlitz, Grün, Frankl, Lenau), deren Strom ſich endlich den Durchbruch errungen, tönten der abgelebten, überreizten Außenwelt Klänge entgegen, „die tief der qualvollen Bruſt entſtrömt, aber von der zerſetzenden Philoſophie noch nicht ſtetrirt, von der Spekulation noch nicht verſtimmt waren; die ihren

Digitized by Google

harmonischen Dreiklang frisch und voll erschallen ließen, wenn auch über dieselben Dinge, an denen bisher die Philosophie so wie die politische Erbitterung Norddeutschlands genagt hatten."

Es ist gewiß an sich schon eine sonderbare Ausdrucksweise, die man fast eine contradictio in adjecto nennen könnte, daß die österreichische Lyrik ihre Klänge über dieselben Dinge habe erschallen lassen, an denen sich bisher die deutsche Philosophie müde genagt habe, daß sie selbst aber von der zersetzenden Philosophie noch nicht tingirt gewesen sey. Doppelt groß aber erscheint der Widerspruch, wenn diese Behauptung gekoppelt soll von einer Poesie, deren Corryphäe Lenau ist, dieser tingirteste aller Dichter, dem das ätzende Gift der Philosophie alle Adern zerfressen. Der Verfasser verschwendet alle seine schönen Phrasen von der österreichischen Poesie als einer Aeolsharfe, welche die Schmerzen der Nation, ihre Wünsche, Gefühle und inneren Kämpfe austönte; von den poetischen Naturen Oesterreichs, die wie Bergleute in ihr tiefstes Herzensleben mit der Fackel hinabstiegen und da Adern von Erz entdeckten und mit Muße ausbeuteten, während die Dichterwelt Norddeutschlands dazu entweder nicht mehr fähig war, oder im Eifer der Spekulation das Erz nur bruchweise herausgegraben hatte u. s. w. — all diese Rhetorik verschwendet er ganz vergeblich, wenn er als den zuletzt feststehenden Satz aussprechen muß: „Freilich konnte es auch nicht ausbleiben, daß der dichterische Fond, den diese jungen Lyriker besaßen, zuletzt mit einem künstlichen Echauffement ihrer Reflexion sich verschmolz; daß oftmals die Gluth eines nach Veränderung sich sehnenden Verstandes mehr dichtete, als die erste Wärme des sehnsüchtigen Herzens." Damit hat er den wahren Sachverhalt bezeichnet, und nur das ist das Falsche, daß er meint, M. Hartmann sey auf diesem antiquirten Reflexionsstandpunkt fanatisch stehen geblieben, das rührigste und tiefgehendste Talent aber habe diese junge österreichische Dichterschule in Alfred Meißner erhalten, in Meißner, von dem er in weitläufiger Ausführung zu zeigen bemüht ist, wie er, vermöge einer natürlichen Reaktion, aus der entgötterten Welt des Idealismus stehend dem Materialismus sich in die Arme geworfen habe.

Sehen wir nun, von welcher Seite der französische Kritiker die österreichischen Poeten anfaßt und zu welchem Ergebniß er über das Verhältniß der einzelnen zu einander gelangt. Seinem Urtheil muß man auf jeden Fall das zugestehen, daß es sehr zurückhaltend und nüchtern ist, während der deutsche Schriftsteller, den wir eben angeführt, mit tönenden Phrasen um sich wirft, hinter denen sich der Widerspruch und der Mangel an klarer Einsicht verbirgt. Deutschland, sagt Dollfus, wenn es auch keinen Goethe und Schiller, ja nicht einmal einen Rückert oder Uhland hervorbringe, sey darum noch immer nicht arm an wahrer Poesie. Oesterreich habe, wenn auch spät, der deutschen Literatur seine Schuld doch endlich bezahlt. Ungarn und Böhmen haben ihm seine Dichter gestellt. Der unglückliche Lenau und Anastasius Grün seyen die Führer dieser kleinen Schaar, die mit einemmal aufgetaucht sey, außer allem Zusammenhang mit der literarischen Tradition, ohne direkte Abstammung vom Vorhergegangenen und eben so ohne einen Einfluß, den sie auf die künftigen Geschicke der Literatur in Deutschland ausüben könnte. Gerade ihre Isolirtheit mache es um so leichter, diese Gruppe für sich zu studiren. Wolle man ein zusammenfassendes Urtheil über diese kleine Phalanx fällen, so müsse man sagen, sie habe eine gedoppelte Wurzel und lasse sich im Allgemeinen bezeichnen als eine Lyrik, welche überall die Spuren der socialen Illusionen an sich trage, die zur Zeit ihrer Entstehung geherrscht haben. Diese Illusionen seyen geschwunden und haben dem Aufschwung dieser jungen Poetenschule den größten Abbruch gethan, denn die Poesie dürfe nie sich selbst zum Zweck haben, sonst sey sie nicht mehr Poesie.

Diesem Urtheil haben wir nach dem früher Gesagten nichts weiter hinzuzufügen. Nehmen wir seinen ausländischen Ursprung in Anschlag, so finden wir es auf jeden Fall sehr respektabel und dem paralleln deutschen zum mindesten ebenbürtig. Nach längeren Excursen über deutsche Kritik und Aesthetik, die uns nicht wenig von der an den Deutschen getadelten metaphysischen Weitschweifigkeit angenommen zu haben scheinen, über Poesie überhaupt und über die Goethes und Schillers, Rückerts und Uhlands insbesondere, fehrt Dollfus zu Hartmann zurück mit der Bemerkung, daß wir, bis das Gestirn der Zukunftspoesie in seinem ganzen Glanze aufgegangen sey, nicht zu anspruchsvoll seyn, sondern diejenigen anerkennen sollen, die noch Kraft und Tiefe genug haben, um uns wenigstens einzelne Strahlen aus der Lichtkrone sehen zu lassen, welche die Stirne der wenigen Auserwählten schmücke. Hartmann sey einer von denen, die poetischen Fonds genug besitzen, um einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern seines Vaterlands einzunehmen. Er habe sich zu behaupten gewußt, und das sey heutzutage schon viel. Die Poeten haben eine Zeit der Mause wie die Vögel. Für Viele sey diese kritische Zeit die des Todes; sie stehen wieder auf als Philister. Dieß will nun zwar der französische Kritiker nicht gerade von Beck und Meißner behaupten; etwas ähnliches aber scheint er doch anzudeuten. Von Beck sagt er, die Kritik müsse freilich ein definitives Urtheil zurückhalten, solange ein Schriftsteller sein letztes Wort noch nicht gesprochen habe und ihm also die Appellation an die Zukunft noch frei stehe; doch aber wagt er von ihm zu behaupten, seine Reputation, die er mit den augenblicklichen Zeitideen in solidarische Verbindung gebracht, habe mit diesen ein Fallen erlebt, schlimmer, als der Dichter es vielleicht verdient hätte. Ganz unverdient aber sey es auf jeden Fall nicht gewesen. Denn, statt sich in die Welt des Innern zu vertiefen, lasse seine Muse in völliger Trunkenheit sich über Berge und Thäler reißen, ohne zum Athem kommen zu können. Ein allzu leicht und überall sich einstellender Enthusiasmus sey sein Fehler.

Ebenso macht sich Dollfus lustig über Meißner, den Heine den präsumtiven Erben Schillers genannt habe.

Digitized by Google

„Héritier présomptueux peut-être.“ Die Zeit, welche immer die richtigen Verhältniſſe wieder herſtelle und in die rechte Perſpective ſetze, laſſe ſolche Erbſchaften nicht antreten außer sub beneficio inventarii. Meißner habe allerdings viel äußeren Glanz und Pracht; er verſtehe vortrefflich dieſes Talent geltend zu machen und habe bei den Rothſchilden des Parnaß manche glückliche Anleihe gemacht, aber es ſey nicht alles Gold, was glänze; unter dem weiten Mantel ſtecke oft ſehr wenig ſolider Stoff; der Wind, der ihn treibe, ſey mehr der eines Redners als eines Dichters. „Auch in Proſa,“ fürchten wir, „iſt Meißner nichts weiter als der erſte unter den Rhetoren.“ Kurz: wenn man auch nicht behaupten will, es ſey an Meißners Hervorbringungen gar nichts Dauerndes, ſo muß man doch ſagen: er iſt nicht der Mann, den man zu ſo hoher Beſtimmung berufen glauben dürfte.

Wir glauben, Dollius hat Recht, entſchieden mehr als Schmidt-Weißenfels; und ebenſo hat er Recht, wo er das Verhältniß feſtſetzt, in welchem nach ihm Hartmann zu ſeinen beiden öſterreichiſchen Kollegen ſteht. Während er bei jenen von einer traurigen Decadence ſpricht und bedauert, daß ſie die Erwartungen, die man von ihnen hegen zu dürfen glaubte, nicht erfüllt haben, rechnet er Hartmann unter diejenigen, die ihre früheren Unvollkommenheiten mit der Zeit abſtreifen und mehr und mehr ihre wahre, bleibende Natur herausarbeiten. Sein neueſtes Werk glaubt er daher für ſein vollendetſtes halten und es zum Ausgangspunkt und Maßſtab ſeiner Kritik machen zu dürfen. Das Weſentliche ſeiner Kritik iſt, daß er Hartmann künſtleriſche Anlage und Geſchmack zuerkennt und findet, er habe eine gute Schule durchgemacht: er habe gelitten. Das Schickſal und die Kunſt haben ihn ſeiner mächtig gemacht. Er beſitze die nicht gewöhnliche Eigenſchaft, welche Goethe auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit gebracht, und die außerdem nur noch Uhland und Rückert theilen: Heiterkeit im Schmerz. Dieſes, verbunden mit Klarheit und Einfachheit der Form, von beiden Seiten alſo Verſchmähung des Gewaltſamen und nach Effekt Haſchenden, ſetzen die an den neueſten Produkten Hartmanns anzuerkennenden großen Vorzüge.

In der Form, in welcher dieſes Urtheil hier ausgeſprochen iſt, hat es für deutſche Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe allerdings etwas Befremdliches. „Heiterkeit im Schmerz“ iſt keine äſthetiſche Kategorie — dieſes Wort natürlich nicht im abſtrakten Sinn genommen — unter welcher wir die Werke unſerer großen Dichter zu betrachten gewohnt ſind. Der Sache nach aber glauben wir auch hier dem Kritiker der Revue Germanique beiſtimmen zu müſſen. Er meint nämlich nichts anderes als: Hartmann habe das künſtleriſche Vermögen, ſeine Empfindungen zu beherrſchen und zu verklären, um ihnen den ungetrübten, wahrhaft ſchönen, idealen Ausdruck zu geben. Es iſt alſo ganz einfach die franzöſiſche Auffaſſung der wohlbekannten Goethe'ſchen Objektivität, ausgehend von der concreten Thatſache, daß Hartmann zu dieſer Objektivität neben ſeiner künſtleriſchen Anlage namentlich auch durch die Schule perſönlicher widriger Geſchicke hindurchgedrungen ſey. Daher die Heiterkeit im Schmerz. In mehr theoretiſcher, doktrinärer Weiſe wird dieſe Anſicht ſo ausgedrückt: nicht die Empfindung allein ſey es, was den Poeten mache, ſondern eine gewiſſe Beſchaffenheit der Empfindung, die ihm vorzugsweiſe eigen; und dieſe Beſchaffenheit wird bezeichnet als eine zumal tiefe, delikate und harmoniſche Empfindungsweiſe, aus welcher eine ebenſo tiefe, feine und harmoniſche Weiſe des Ausdrucks hervorgehe. Insbeſondere im Gegenſatz gegen Beck und Meißner als Enthuſiaſten und Rhetoren, die den Strom ihrer unmittelbaren Gefühle nicht zu bemeiſtern wiſſen, ſoll Hartmann dargeſtellt werden als wahrer Künſtler (artiste) und Poet. Hierfür iſt serénité allerdings das bezeichnendſte Wort.

Auch wir haben uns bei Leſung der Hartmann'ſchen Gedichte an Goethe erinnert gefunden, wenn auch von einer andern Seite her. Es iſt im Grund nur wieder die alte Objektivität, aber in anderer Form, wenn man das Weſen der wahren Poeſie überhaupt und ſpeciell der Goethe'ſchen darin findet, daß ſie ihre Wirkung mit ſo wenigen und einfachen Mitteln erreicht. Bei Goethe wird dieſer hohe Vorzug ſogar nicht ſelten zum Nachtheil; wir ſtoßen uns, und zwar ſelbſt in den ausgezeichnetſten ſeiner Gedichte, in den Meiſterſtücken der geſammten Poeſie, da und dort daran, daß der einfache Gedanke durch den leichten Nebelſchleier der Form eine Ecke ſehen läßt. So, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, können wir in „Gott und Bajadere,“ welches doch in jeder, auch in formeller Hinſicht eines der erſten, vielleicht das allererſte unter Goethes Gedichten iſt, nie über die Stelle hinwegkommen:

Lebſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.

Der gewöhnliche kritiſche Sprachgebrauch würde dieß Reflexion nennen; und ſolchen Reflexionen begegnen wir, wie geſagt, bei Goethe ziemlich häufig, worauf wir diejenigen aufmerkſam machen wollen, die ſich's zur Aufgabe machen, der gangen modernen Poeſie den Vorwurf des Reflexionsmäßigen an den Kopf zu werfen und ſich dabei auf Goethe zu berufen. Der entgegengeſetzte Vorwurf iſt zum mindeſten ebenſo berechtigt, daß die Mehrzahl unſerer Dichter die Poeſie in die bloße Erregung ſetzt, ſey es nun eine tendenziöſe rhetoriſche oder, was noch häufiger, eine inhaltloſe, ſentimental verſchwommene. Hiegegen ſuchen wir nun in neueſter Zeit den Anfang einer heilſamen Reaktion, die unverkennbar auf Goethe zurückweiſt und darin beſteht, daß die Poeſie wieder mehr darauf gerichtet iſt, einen einfachen und klaren Gedanken in einfacher Form zu geben. Dieſe Gedichte haben auf den erſten Anblick etwas Reflexions- und Verſtandesmäßiges; wo aber wirklich die Kraft des Gedankens und des künſtleriſchen Geſtaltens da iſt, da macht ſich auch mehr und mehr der poetiſche Eindruck geltend und überwiegt ſeine verſtandesmäßige Unterlage. Dieſen Eindruck machten auf uns z. B. die Gedichte

Digitized by Google

Hebbels und ebenſo die Hartmanns. Das Primitive an dieſem ſcheint uns die glückliche Receptivität zu ſeyn, welche alle Eindrücke von außenher leicht in ſich aufnimmt und verarbeitet, um dann aus dieſem reichen Inhalt mit derſelben Leichtigkeit die poetiſchen Geſtaltungen herauszuſtellen. Daſſelbe ſcheint uns Dollſus zu meinen, wenn er ſagt: Eindruck und Ausdruck (l'impression et l'expression) müſſen, wenn man nicht die Individualität vernichten und der Natur Gewalt anthun will, einander nothwendig und vollkommen correſpondiren.

Hierauf bezieht ſich auch die Bemerkung, daß M. Hartmann das Goethe'ſche Axiom wohl beherzigt habe, jedes Gedicht müſſe eigentlich ein Gelegenheitsgedicht ſeyn. Dieſem poetiſchen Fundamentalſatz wird die Bedeutung unterlegt: die Grundlage jeder künſtleriſchen Schöpfung müſſe, um natürlich, wahr und lebendig zu ſeyn, dem Leben, der wirklichen Empfindung entnommen werden; man dürfe nicht die Einbildungskraft übereizen, um ſie zu gewaltſamen, unwahren Ausgeburten zu bringen. Um dieſe Regel, daß Alles wirklich erfahren und empfunden ſeyn müſſe, zu befolgen, dazu gehören freilich wirklich poetiſche Naturen, während wir eine Poeſie ohne Poeſie erfunden haben, den Schein für die Sache. So iſt es allerdings: wir leſen manches reizende Bändchen, ohne irgend einen Inhalt, eine wirkliche Empfindung, einen eigenen Gedanken darin zu finden. Dieſem inhaltloſen Nichts eines falſchen Idealismus würden wir ein Gelegenheitsgedicht, d. h. ein aus einer wirklich erlebten und empfundenen inneren oder äußeren Situation hervorgegangenes unendlich vorziehen, wenn auch ein gut Theil von den Wurzelfaſern und der Scholle des empiriſchen Bodens daran hängen geblieben wäre, dem es entwachſen iſt. Der wahre Poet weiß uns für dieſe Ecken und Unebenheiten doch reichlich zu entſchädigen durch den unkräftigen Brodem, den ſeine Schöpfungen aushauchen, und nicht weniger durch die Genialität der Form, deren er doch wieder in ganz anderem Sinne mächtig iſt als die gedankenſcheuen Dichter der bloßen Empfindung. Das lehrreichſte Beiſpiel hiefür, nach der guten wie nach der ſchlimmen Seite, iſt ohne Zweifel Rückert.

Unſer Urtheil über M. Hartmann ſtimmt alſo im Weſentlichen mit der franzöſiſchen Revue überein. Ob wir Hartmann zur Idylle rathen ſollten, als dem ihm angemeſſenſten Genre, darüber ſind wir nicht ſo ganz entſchieden, um ſo mehr aber darüber, daß er innerhalb der Grenzen ſeiner natürlichen Begabung (dans les données de sa nature) bleiben, daß er nur ſeiner innerſten Inſpiration folgen, daß er Er ſelbſt bleiben ſolle. Es iſt dieß zwar ein Delphiſcher Rath, der nichts und alles ſagt; nach dem Geſagten aber iſt er unzweideutig. Während die Dichter, mit denen er in Einer Wiege gelegen, ihren poetiſchen Ruf verſcherzt haben und ſelbſt der franzöſiſchen Kritik nur noch als Rhetoren gelten, hat er in den „Zeitloſen“ eine Reiſe und Vervollkommnung bekundet, daß man ſagen möchte, er habe jetzt erſt ſeine Anſprüche auf den Namen eines Dichters bewährt, jetzt erſt die Laufbahn des wahren, künſtleriſch maßhaltenden, ſeiner ſelbſt vollkommen mächtigen Poeten betreten. „Die Ernte, hoffen wir, iſt erſt angefangen. Es gibt einen Herbſt für den Poeten, der die ſchönſte Jahreszeit iſt; wenn er will, ſo kann dieſer Herbſt das ganze Leben dauern.“

Correſpondenz-Nachrichten.

Von der Oppa und Mora, im Herbſt 1858.

(Schluß.)

Aufſchwung. — Troppau. — Schloß Grätz. — Bad Meltſch.

Bei der leichten, genügſamen Sinnesart dieſer Grenzbewohner iſt die Bettelei, als bequemſter Broderwerb, ungemein im Schwunge. Mitunter kommt ein ganzer Trupp zerlumpter Bettelvirtuoſen; alle ſchreien zugleich und geſtikuliren leidenſchaftlich, weder Schläge noch biſſige Hofhunde ſchrecken ſie zurück, ſie verlangen ein paar „Böhm“ (Groſchen) oder wenigſtens ein paar Kreuzer, um dann, nach dem unvermeidlichen Handküſſen, ihren Stab weiter zu ſetzen. Körperſchmerzen ſcheinen nicht ſehr hoch angeſchlagen zu werden; der, dem es gelingt, bei einer Treibjagd angeſchoſſen zu werden und Schmerzengeld zu erhaſchen, iſt der kreuelnde und gefeierte Held des Tages. Für zwölf Kreuzer findet ſich immer jemand zu einer Portion Hiebe. Freilich werden der Schläge ſo viele ohne Entſchädigung ausgetheilt, daß ſie nothwendig im Preiſe fallen müſſen.

Ohne Frage wird übrigens die Cultur in kurzer Zeit in dieſem Theil Oberſchleſiens große Fortſchritte machen.

Digitized by Google

Hie und da tragen die Bauern bereits auf deutſchen Unterricht an, und die Dörfer bekommen von Jahr zu Jahr ein freundlicheres und ſaubereres Ausſehen, welches ein Erwachen zum beſſeren Bewußtſeyn bekundet. Der treffliche Boden, die anmuthige Lage, der Vortheil eines Eiſenbahnknotens, der die Produkte des Ackerbaus und der Induſtrie nach allen Himmelsgegenden raſch weiter fördert, hat manche energiſche Köpfe aus fernen Gegenden herbeigezogen, und Ackerbau und Induſtrie in einen bisher ganz unbekannten Schwung gebracht. Güter, welche bisher kaum die Beſoldung der nothwendigen Beamten aufbrachten, deren Dorfbewohner arm und zerlumpt umherſtreiften, entwickeln nun, von einer neuen Herrſchaft bewohnt, eine weit ausgreifende Thätigkeit. Die Oppa treibt Mühlen aller Art, ſie bewäſſert die Wieſen, ſie liefert den Kies für die feſtgewalzten Parkwege, über welche Morgens und Abends der ſcheue Faſan, das ſchüchterne Reh ſchlüpfen, ſich einen kühlen Trunk, ein friſches Bad zu ſuchen. Das Schloß leuchtet, gleich einer weißen Roſe im Blumenſtrauß, aus der grünen Umgebung empor und hoch vom Giebel flattert die rothe Flagge, weithin kündend: die Herrſchaft iſt daheim! Unter dem Blick und der ſtrengen Wirthſchaftsordnung dieſer Herrſchaft werden die Dörfer ſchmuck und die Bewohner wohlhabend, wenn ſie nur einigermaßen ihre angeborene Trägheit überwinden.

Die Inhaber dieſer Herrſchaften leben üppiger und comfortabler als ein großer Theil der norddeutſchen Fürſten (*einige* regierende nicht ausgenommen), wie denn in der That das Hofgeſinde, die Kammerdiener und Kammerfrauen, Lakaien, Jäger, Zofen, das Küchenperſonal, vom Inſpektor bis auf den Eſeljungen herab, eine ganze Hierarchie bilden. Die Grenzſtadt Troppau, die wie ein Schilderhaus an den Pforten Oeſterreichs ſteht, wird nicht ſelten durch eine Reihe eleganter Equipagen in Bewegung gebracht, welche zu irgend einer Vergnügungspartie durch die hübſchen, reinlichen Straßen raſſeln. Der Kutſcher, der ſein Viergeſpann vom Bock lenkt, warnt durch einen eigenthümlichen Ruf alles, was bei dieſem Rennen ſich der Gefahr ausſetzt, ihm zu nahe zu kommen. Ziehen die vier Pferde etwa nur ein leichtes, unbedecktes Wägelchen, ſo lenkt ſie der Herr mit eigener hoher Hand; namentlich iſt der Fürſt Lichnowsky ein ſehr geſchickter und kühner Roſſelenker und rühmlichſt bekannter Reiter. Manche Gutsbeſitzer benutzen eine Art ungariſcher Wagen, die mehr ſtoßen, als man ihrer leichten Bauart zutrauen ſollte. Dieſe Fuhrwerke werden „Sandſchneider“ genannt, ſollten indeß billig „Steinſchneider“ heißen, denn der Kies der Oppa artet nicht ſelten in ſehr fühlbare Kieſel aus. Derlei Denaiis ſind namentlich für die öſterreichiſchen Offiziere wichtig, welche den lieben langen Tag in Troppau vor der Wache ſitzen, als wären ſie große weiße Blüthen, von den Linden über ihren Köpfen abgeſchüttelt. Links und rechts von dieſer militäriſchen Klatſchvoiolie dräuen zwei Kanonenſchlünde; ſie gehören aber zu den harmloſeſten, denn als ſie bei der Vermählung des Kaiſers geladet werden ſollten, waren ſie philiſtröſ genug, ſich dieſer kriegeriſchen Zumuthung beharrlich und mit Erfolg zu widerſetzen.

Wir ſprachen von Vergnügungspartien, ſo verlaſſen wir denn die blühenden Ufer der Oppa, um uns der ihr zuſtrebenden Mora anzuſchließen. Augenblicklich iſt dieſes arme Kind der Gebirge ſo ſeicht, daß ſie nur heimlich unter den großen Kieſeln ihres Bettes dahin zu gleiten ſcheint, welche ſie nach einem Wolkenbruch oder im Frühjahr, durch das Schneewaſſer aus den Bergen gefüllt, muthig ſchäumend fortwälzt. Doch was hilft es ihr, dieſe kleinen Hinderniſſe zu beſeitigen? Erbeben ſich doch zur Rechten und Linken hohe, ſteile Felswände, die ſie einengen werden, bis einſt die Scholle zuſammenbricht, die das heutige Geſchlecht trägt. Dieſe impoſanten Zeugen der Vorzeit wecken ernſte Gedanken in unſerer Bruſt, und dieſen ſchließt ſich der Eindruck an, den des Schloß Grätz auf uns macht, das dort auf dem Scheitel eines ziemlich ſteilen Felſen auftaucht und über weite Landſtrecken durch Berg und Thal niederſchaut. Dieſe alten Grundveſten, einſt von den Tempelherrn errichtet, haben mancher Belagerung getrotzt, und durch dieſes Portal ging und geht noch ein altes, vielfach berühmtes Geſchlecht aus und ein; ja von dieſer Schwelle entloh einſt Tages ohne Hut Ludwig von Beethoven, weil ihn ſein kunſtſinniger Gönner und Wirth, der Großvater des jetzt regierenden Fürſten Lichnowsky, aufgefordert hatte, vor einem franzöſiſchen General zu ſpielen. Beethoven hatte vergeſſen, daß ſein unzeitig geäußerter Patriotismus für ſeinen ihm ſehr zugethanen Beſchützer die unangenehmſten Folgen haben konnte. Freilich traf der große Componiſt noch ſelben Tags reumüthig in Grätz wieder ein, ſo daß das alte Verhältniß nicht geſtört wurde.

In dieſen Mauern erwuchs der ſchöne, reich begabte Fürſt Felix Lichnowsky, der dem Vaterlande ſo grauſam entriſſen wurde. Während ſeine Reſte in dem nahen Familiengewölbe beigeſetzt ſind, bewahren ſeine Angehörigen die zerriſſenen Kleider, welche das kühne, bewegte Herzblut dieſes ſeltenen Mannes auffogen, nebſt ſeinen vielen verſchiedenen Orden und Uniformen, ſo wie die Erzeugniſſe ſeiner literariſchen und politiſchen Thätigkeit in einem beſondern Reliquienzimmer auf. Alljährlich wird ſein Andenken durch eine Seelenmeſſe gefeiert, welche all ſeine früheren Untergebenen und viele andere Theilnehmer verſammelt. Wer ſo glücklich war ihn zu kennen, den ritterlichen Fürſten, muß mit Verehrung an ſeinem Bilde und an ſeinen Spuren hängen.

Das Schloß Grätz bildet ein ungeheures, ſchwerfälliges Quadrat, das die inneren Höfe einſchließt. Die nicht allzu hellen Räume tragen einen eigenthümlichen Charakter; neben einer alten, wohl erhaltenen Eleganz, liegt ein gewiſſer Hauch auf dieſen Mauern, jenes träumeriſche Etwas, das die äußere Umgebung denkender Menſchen kennzeichnet, die Spuren eines ſtrebenden, kunſtverſtändigen Geiſteslebens. Das kleine „Stadtrl,“ das ſich am Berghang abwärts vom Schloſſe mit ſeinem ſchlanken Kirchthurm angeſiedelt hat, birgt unter ſeinen niedern

Digitized by Google

Dächern wahrhaft geniale Handwerker, Holzschnitzer, Schlosser ꝛc. An die Rückseite des Schloßbaues lehnen sich die trefflichen Treibhäuser, welche sich wiederum in den Park öffnen, dessen geebnete Fahrwege stundenweit hinausbrechen, bald an die Mora sich anschmiegend, die zu Füßen der dunkel bewaldeten Felswand eine frische Wiese mit einigen schlanken Bäumen tränkt, bald unter den großen, gleichsam gemeißelten Buchen- und Weißtannenstämmen sich hinbreitend, bald über die Häupter der kaum noch so schwindelnd hoch erschienenen Bäume aufsteigend, deren Wipfel nun gleich grünen Wellen unter uns rauschen, in die hie und da ein Vogel eintaucht; und von hier hat man den Ueberblick auf das tiefer liegende Schloß, über die Ebene und auf die Bergkette. Einer solchen Natur hat noch die Kunst die Hand gereicht, indem sie Brücken über Bergspalten schlug, einladende Ruhbänke aufstellte und freundliche Pavillons erhob.

Aehnlich wie die Herrschaft Grätz ist die Umgebung des Bades Melisch (ein Theil der Herrschaft gleiches Namens), aber sie ist enger, wilder, und statt Bilder der Vergangenheit zu erwecken, gibt sie und tiefe Ruhe und Einsamkeit, zieht uns fort aus dem Treiben der Welt an das Herz der Natur. Es scheint und beinahe ein Verrath, mit diesen Worten auch fremden Blicken den steilen, gewundenen Weg in den Thalkessel zu zeigen, an dessen Berglehne das freundliche Badehaus, einige achtzig Stufen über der stärkenden Quelle, wie ein Vogelnest angeheftet ist, sich scharf von den dunkeln Tannen abzeichnend, die bis auf den höchsten Kamm des Berges rauschen; es scheint ein Unrecht, dieses seiner Schönheit kaum bewußte Thal oberflächlichen und tadelsüchtigen Besuchern zugänglich zu machen, und doch ist wiederum das Unrecht eben so groß, ruhebedürftigen Seelen das Asyl zu verheimlichen, wo der Gesellschaftsstaub von den Schwingen des Geistes geschüttelt werden kann und der Mensch tief aufathmen mag im würzigen Nadelgeruch, süß und freundlich träumen bei dem Schlummerliede unübersehbarer Waldungen. Melisch hat bei alledem nichts Eingeschlossenes; legt man sich am Ufer der Mora in die schwankenden Halme der Wiese, so hat man ein reizendes Panorama, das die hochgestelzte Brücke, einen Durchblick in den nächsten Thalgrund, die Badeeinrichtungen, den Wald in seinen vielfachen Nuancen, die unvermeidlichen Kioske, die überall unvermuthet aus der Erde wachsen u. s. w. umfaßt. Da das Badehaus schon auf halber Höhe liegt, so sind die Promenaden nicht allzu beschwerlich. Eine Wanderung von zehn Minuten läßt eine ganz neue Scene überschauen, wogendes Kornfeld bis an den Rand der Edeltannen-Pflanzung, welche wie eine lichtgrüne Wand aussieht, die Bretterschneide, auf deren Umzäumung sich ein Pfau sonnt, Wiesen mit Rindvieh, das zuweilen erstaunt aufblickt, wenn eine Forelle in der Mora klatschend in die Wellen taucht, dann coulissenartig zurückgeschoben, Berggipfel an Berggipfel, die ersten schwarzgrün, die letzten erzblau und nebelhaft — ein Schieferbruch, dessen Geröll matt aufglitzert — und Alles dieß in Stille, Frieden und Sonnenschein gehüllt. Im Wald wachsen Erdbeeren und Blaubeeren zwischen den Steinen, durch welche die Baumwurzeln gestochten sind, große Blöcke in ihren Klauen haltend, wie ein hundertjähriger Händedruck zweier Naturreiche. Die Wege sind vielfach in das Gestein gehauen, aufwärts und abwärts nichts als weiß gewaschene, gerundete Steingerölle, und man erhält den Eindruck, als sey ein starker Strom im Niederstürzen versteint und verzaubert worden.

Sind die häuslichen Einrichtungen des Bades noch jugendlich einfach, so hat man doch Sorge getragen, jedem Platz, jedem Bänkchen einen Namen zu geben, der auf einer Platte am nächsten Baum ganz so angebracht ist, wie in den Marställen die Pferdenamen. Die Stämme scheinen verlegen darüber zu erröthen, man sieht hie und da sogar eine große Harzthräne das Machwerk des Menschenwitzes beschämen. Zwei starke, unten zusammengewachsene Fichtenstämme stehen, wie die Ananas im Hochzeitkuchen, mitten in einem Rondel, das „der Schwesternplatz" heißt; die armen Schwesternbäume bilden zugleich eine Art Fremdenliste für alle Mathilden, Louisen und Emma's, die dort eine sentimentale Stimmung angewandelt. Da nun die Stämme weder Tisch noch Wände sind, würde es unhöflich seyn, hier eines alten Sprichworts zu gedenken, das in weniger aufgeklärte Zeiten aid die unsrigen zurückfällt.

Melisch kann von der Eisenbahn und der nächsten Station Troppau in 1½ Stunden erreicht werden und ist in so fern ein ächt österreichisches Bad, als man neben allerlei Mängeln wenigstens recht gut bedöfügt wird; die Backhändl und die Erdäpfelschmarre spülen sich vortrefflich mit einem Glase frischen, perlenden Melischer Sauerbrunnens hinunter, der ganz vorzüglich schmeckt, wenn man ihn mit Ungarwein und Zucker vermischt, obgleich er die fremde Flüssigkeit, und noch mehr den Zucker, mit widerwilligem Brausen und Sprudeln in sich aufnimmt. Die Badegerstreuungen bestehen in einer riesigen Schaukel und einer Bude, in der man gewaltige unächte Brillantringe, kleine silberne Amulette, Reisetaschen und Schmetterlingsfänger kaufen; daß dieser Handelszweig seinen Besitzer erhält, zeigt freilich leider, daß überall noch mehr Menschen sind, die auf unächten Tand, als auf ächte Naturschönheit blicken. — Den Bildern von der Oppa und Mora sey noch hinzugefügt, daß wir sie zu den liebsten Erinnerungen zählen, obwohl wir die Schönheiten des Rheins, der Ost- und Nordsee gesehen und empfunden und von dort nicht ohne Vorurtheil eine Gegend aufgesucht haben, die uns jetzt als eine der gesegnetsten und bevorzugtesten erscheint.

Digitized by Google

Aus Norddeutschland, Februar.

Theodor Körners Grab in Mecklenburg.

Eine weite, sehr dürftig bebaute Sandfläche breitet sich von allen Seiten um das Dorf Wöbbelin aus, in dessen unmittelbarer Nähe unter einer mächtigen, allein stehenden Eiche das Grabmal Theodor Körners errichtet wurde. Oede und einförmig ist die Gegend rings umher, und auf dem zwei starke Stunden betragenden Weg vom Dorfe Wöbbelin bis zur ehemaligen kleinen Residenz Ludwigslust, dieser Oase in der hiesigen Wüste, erblickt der Wanderer keine einzige Dorfschaft, oder auch nur eine menschliche Wohnung. So weit das Auge reicht, dehnt sich die häufig unangebaute Fläche, hie und da nur von meist dürftig bestandenen einfarbig düstern Nadelholzwaldungen unterbrochen. Fehlen aber auch die Menschen hier und ist die prächtige breite Landstraße, die schnurgerade, 4¾ Meilen lang, von dem so anmuthig gelegenen Schwerin nach Ludwigslust führt, fast ohne allen Verkehr, so belebt das Wild desto häufiger die Landschaft. Zierliche Rehe findet man sehr oft selbst am Wege und große Rudel von zwanzig bis dreißig Edelhirschen, unter denen mitunter stattliche Sechszehnender, gehören nicht zu den Seltenheiten. Meilenweit ist die ganze Gegend fast ausschließlich großherzogliche Domäne und trefflich zu einem ungeheuren Wildpark geeignet.

Diese Ruhe und Stille, diese gänzliche Entfernung von jedem geschäftlichen Treiben der Menschen verleiht der sonst reizlosen Landschaft einen gewissen poetischen Hauch. Wer zu träumerischen Gedanken geneigt ist, kann sich denselben hier in vollem Maaße hingeben, denn er ist sicher, daß kein spottender Blick eines neugierigen Menschen ihn darin stört. Zwei Meilen davon braust auf der Hamburg-Berliner Eisenbahn der regste Weltverkehr, den Deutschland kennt; hier an Körners Grab ist es so still und einsam, daß die scheuen Rehe mitunter selbst am hellen Tage ihr Futter auf dem Platze suchen.

Es war des Dichters, dem eine innere Ahnung einen baldigen Kriegertod verkündete, eigener Wunsch, daß er hier unter dieser allein stehenden Eiche seine letzte Ruhestätte finden möchte. Das hübsch gelegene Laubholz bei Rosenhagen, wo ihn, den Lieutenant im Lützow'schen freiwilligen Jägercorps, die Kugel eines Franzosen vom Rosse warf, so daß er bald den Todeshauch aushauchte, ist von dieser Grabstätte an fünf Meilen entfernt. In Schwerin, das auf dem Wege berührt werden mußte, hätte leicht eine sehr passende Ruhestätte gefunden werden können, aber die treuen Kameraden, welche der Leiche die letzte Freundespflicht erwiesen, glaubten des geliebten Todten Wunsch erfüllen und sein Grab von dieser Eiche bei Wöbbelin beschatten lassen zu müssen. Wenige Tage zuvor hatte nämlich Körner auf einem heißen, staubigen Ritt von Ludwigslust her unter dieser alten Eiche eine mehrstündige, ungemein erquickende Rast gehalten. Der einsame edle Baum mit seinem dunkelu, tiefgrünen Laubdach mitten auf der weiten, öden Heidefläche, die von der heißen Mittagssonne durchsengt war, hatte einen tiefen poetischen Eindruck auf sein leicht empfängliches Dichtergemüth gemacht. Im dichten weichen Grase darunter lagerte er mit einigen Freunden behaglich, während die Rosse ihr Mittagsfutter aus den vorgehängten Futterbeuteln verzehrten. Die übrigen Gefährten sanken bald in den Schlummer der Ermüdung, wie solcher den Soldaten im Felde in den wenigen Stunden der oft sehr karg zugemessenen Rast so leicht überfällt, der Dichter aber war geistig zu aufgeregt, um die körperliche Ruhe finden zu können. Im Grase lang dahingestreckt, seine Brieftasche auf eine weit auslaufende Wurzel der Eiche gestützt, schrieb er mit raschen Zügen des Bleistiftes, strich wieder aus, verbesserte von neuem und murmelte, wie es seine Gewohnheit in solchen Fällen war, die Verse, welche seiner Seele entsprangen, mit leiser Stimme vor sich hin. Zuletzt soll er hastig aufgesprungen und, die Arme auf der Brust verschränkt, mit schnellen Schritten stets um die Eiche herumgegangen seyn. Als alle Kameraden erwacht waren und man aufzubrechen dachte, soll Körner den ihn darum Bittenden sein herrliches Gedicht:

Schwert an meiner Lenden,
Was soll dein heiteres Blinken?
Schaust mich so freundlich an u. s. w.

welches er so eben gedichtet, aus der Brieftasche vorgelesen haben. Dasselbe erweckte wahren Enthusiasmus bei den Jägern, die zum mannhaften Streite, um Deutschland von übermüthiger Fremdherrschaft zu befreien, ausgezogen waren, und lauter Beifall aus voller Brust belohnte den hochherzigen Dichter, der nicht allein das Schwert zu besingen, sondern auch muthig zu führen wußte. In diesem Augenblick der Begeisterung nahm Körner, halb im Ernst, halb scherzend den Kameraden das Versprechen ab, ihm hier unter dieser Eiche die letzte Ruhestätte zu bereiten, wenn er bald den Tod finden und sich der Erfüllung dieser Bitte keine allzugroße Schwierigkeit entgegen stellen sollte. Jeder der Jäger brach sich zur Erinnerung noch einen grünen Zweig von dem Baume ab, die Kopfbedeckung damit zu schmücken, und dann schwangen sie sich wieder auf ihre

Digitized by Google

Roſſe, das Streifkommando weiter fortzuſetzen. Schon nach einigen hundert Schritten ſoll Körner noch einmal ſein Pferd angehalten und, ſich nach dem Baume umwendend, ausgerufen haben: „Wahrhaftig, dieß iſt ſo eine recht kernige deutſche Eiche, und um ein Soldatengrab zu beſchatten, könnte kein ſchönerer Baum gefunden werden.“ Wenige Tage darauf hatte die franzöſiſche Kugel ſeine Bruſt durchbohrt. Seine näheren Freunde im Corps erinnerten ſich jetzt des letzten Wunſches des Todten, und da die Verhältniſſe es geſtatteten, brachten ſie die Leiche nach Wöbbelin, um ihr unter der Eiche das Grab zu graben. Körner erfreute ſich der herzlichen Zuneigung aller ſeiner Kameraden im Lützow'ſchen Jägercorps, und man ehrte in ihm nicht allein den begeiſterten Sänger trefflicher Lieder, den muthigen, tüchtigen Officier, ſondern auch den wahrhaft edlen Menſchen und liebenswürdigen, aufopfernden Freund. Bei ſeinem Begräbniß wurde ſein letztes Gedicht:

„Vater, ich rufe dich,
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geſchütze,
Sprühend umzucken mich flammende Blitze,“

von einigen Kameraden als Trauergeſang angeſtimmt. Aber Thränen erſtickten bald die Stimmen der Sänger und die Trauer übermannte ſie ſo, daß man die letzten Strophen nicht mehr vollenden konnte. Ueberhaupt blieb bei dieſem Begräbniß kein Auge trocken, und doch waren faſt alle Anweſenden verſuchte Krieger, die bereits in heißen Kämpfen dem Feinde gegenüber geſtanden und manchen ſchmerzlichen Verluſt zu beklagen gehabt hatten.

Die feierliche Einſegnung des Grabes erfolgte erſt einige Jahre ſpäter, als der Frieden in Deutſchland wieder hergeſtellt war. Körners Schweſter, die den Bruder heiß geliebt, fand hier, ihrem Wunſche gemäß, neben ſeinem Grabe ihre Ruheſtätte. Auch ein treuer Freund von ihm, der ebenfalls im Lützow'ſchen Corps vor dem Feinde den Tod gefunden, iſt hier beigeſetzt worden.

Das Grabmal des Dichters iſt einfach und ohne Prunk, aber ſinnig und ſeinem Zwecke entſprechend. Eine Leyer und ein Schwert aus ſchwarzem Gußeiſen ſind am Stamme der Eiche, deren mächtiges Laubdach noch jetzt den ganzen Platz überſchattet, als Attribute des Sängers und Kriegers befeſtigt. Der Platz iſt umfriedigt worden und eine Allee von neu gepflanzten Birken, deren helles goldiges Laub ſehr hübſch von den dunkeln Blättern der Eiche abſticht, führt zu dem Grabmal. Ein Gitter mit einem Thor, deſſen Schlüſſel ſich in der Verwahrung des Schulzen des Dorfes Wöbbelin befindet, deſſen nächſte Häuſer einige hundert Schritte entfernt liegen, ſchließt den ganzen Platz ab, um ihn vor zufälligen oder abſichtlichen Beſchädigungen zu ſchützen. In den letzten Jahren iſt leider das Ganze ſehr vernachläſſigt worden und Spuren des Verfalls ſind überall zu bemerken. Auch wurde früher, als noch die Chauſſee von Schwerin nach Ludwigsluſt, von der aus man die Körnersſeiche deutlich ſieht, von Fremden befahren wurde, das Grabmal des Dichters von andächtigen Verehrern häufig beſucht und mancher Eichenzweig zur Erinnerung mitgenommen. Jetzt hat die Hamburg-Berliner Eiſenbahn dieſe Straße ganz verödet und nur äußerſt ſelten verirrt ſich eines Fremden Fuß nach Wöbbelin.

Das Dorf ſelbſt iſt häßlich und ſchmutzig und gewährt keineswegs einen erfreulichen Anblick, wie faſt alle Bauerdörfer im ſüdlichen Theile Mecklenburgs, wo der Boden ſandig iſt. Die Häuſer oder eigentlich Hütten ſind nur aus Lehm und Stroh roh erbaut, die langen, grauen Strohdächer reichen bis dicht an die Erde, und ganz kleine Fenſter, deren erblindete Scheiben noch niemals eine reinigende Hand berührt hat, laſſen nur wenig Licht in die niedern, ſchmutzigen Wohnſtuben dringen. Das Innere dieſer Dorfhäuſer iſt wo möglich noch verwahrloſter und ſchmutziger als ihr Aeußeres. Schornſteine ſind in den meiſten Häuſern nicht vorhanden und der Rauch vom Küchenherde muß durch Thüren und Fenſter und durch die Ritzen und Löcher in den Lehmwänden und Strohdächern ſeinen Ausgang ſuchen. Alles Holzwerk des Hauſes iſt daher ſchwarz angeräuchert oder mit Ruß überzogen, und weſſen Augen nicht von Jugend auf daran gewöhnt ſind, wird es nicht lange in einem ſolchen Rauchloche aushalten. Hühner, Gänſe und Ferkel haben ſtets ungehinderten Zutritt in den Stuben und Küchen. Schmutzig iſt ohnehin alles, und ſo kommt es weiter nicht darauf an, ob die Beſtien Schmutz und Geſtank noch vergrößern helfen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 8. 20. Februar 1859.

Es war der ganze Säulenbau
Des Heidenthums zerrüttet
Und konnt' im tiefsten Riß genau
Nicht werden mehr verkittet.
Der sittlich Psyches dehnte sich
Aus morscher Hüll' und sehnte sich
Nach einem andern Freyer,
Als dem in Bind' und Schleier.
Rückert.

Thekla,

ein Gedicht in neun Gesängen von Paul Heyse.

Wir besprechen unten in einem besondern Artikel dieses Epos Heyses, das in mehreren Beziehungen eine bedeutende und erfreuliche Erscheinung zu nennen ist, und schicken hier als Probe den ersten Gesang voraus.

Die Redaktion.

* * *

Ueber das steile Gebirg gen Süden den sonnigen Fußweg
Wanderten Zwei mit einander und prüften sich oft mit den Augen,
Wie wohl Reisende thun, die ein Zufall kürzlich gesellt hat.
Einer an Wuchs ansehnlich, in griechischem Kleide, die Locken
Glänzend von Oel und den wehenden Bart sorgfältig gekräuselt;
Schlicht wie ein Handwerksmann sein Wandergenoß, der ein Bündel
Trug, vielfältig geschnürt, und schwer von der Bürde geplagt schien;
Denn oft keucht' er und wischte den Schweiß, so erfrischend der Herbstwind
Stöberte zwischen den Fichten. Er hielt sich immer ein wenig
Hinter dem rüstigen Fremden und schien unfroh der Begleitung.
Rings auf Stunden begegnete nichts als weidende Ziegen,
Oder ein Trupp Waldesel, versprengt in der steinigen Wildniß,
Die mit Sprüngen entflohn, sobald sich die Wanderer nahten.

Jetzt zu dem stummen Gefährten begann der gesellige Grieche:
„Wie armselig und rauh liegt weit in der Runde das Bergland,
Offen dem Wechsel des Sturms! Kaum mag auf den Klippen die Föhre
Dürftige Nahrung finden, und gelb wie am Feuer getrocknet
Raschelt das spärliche Gras und die hungrige Ziege verschmäht es.
Da wird freilich das Herz nicht heiter gestimmt. Ich versprach mir
Bessern Gewinn vom Tage, zumal da gestern die Reise
Mich durch lachende Thäler und üppige Wiesen geführt hat
Stets noch denk' ich daran, wie ich fröhlichen Muthes dahinritt

Digitized by Google

Heerden und Hirten vorbei und der Unzahl fetter Gehöfte.
Vor mir wandelte pfeifend ein Mann, der ein schreckiges Milchkalb
Führte. Das Thier war kaum zehn Wochen zur Welt, wie er sagte,
Und doch schien's halbjährig, dem Wuchs nach. Siehe, auf einmal
Stürmt uns hoch von der Matte zu Thal mit freudigem Brüllen
Eine gewaltige Kuh wie toll und thörig entgegen.
Fest auf das Thierlein war ihr glänzendes Auge geheftet,
Denn sie glaubt' es das ihre. Da war's nun herrlich zu schauen,
Wie aus dem strotzenden Euter, gewaltsam schwankend im Laufe,
In vier Strahlen die Milch, ein lebendiger Brunnen, herausschoß
Ueber die Blumen und Gräser, ein Bild kraftsprühenden Reichthums.
Doch schnell hielt ihr der Hirt den beschlagenen Stecken entgegen,
Und nun stand sie bestürzt, und den Irrthum selber erkennend,
Stierte sie traurig uns an und wandte sich wieder zur Heerde."

Aber der Andere sprach mit verdrossenem Tone: „Was ist so
Herrlich daran? Mich dauert die Milch, die sündlich verspritzt ward.
Wem, das sage mir, kam der verschleuderte Segen zu Gute?
Wären wir dort, ich wollte des Reichthums besser genießen,
Denn mir lechzet der Gaumen. Das schlechteste Wasser vergnügte,
Hätt' ich es heut, mich mehr, als Milch von siebenzig Kühen,
Die du gestern gesehn, und wären es Helios' Rinder."

Sprach's und zuckte die Achseln. Der Bärtige ließ ihn geduldig
Schelten und schwieg. So waren sie lang untraulich geschritten,
Da ward lichter der Wald und es bog sich der Weg, und auf einmal
Standen sie über der Ebne, die fruchtbar unten sich aufthat,
Rechts vom Joch des Isaurer Gebirgs wie mit Wänden geschlossen,
Links weit offen und flach. Ist dämmernder Ferne des Südens
Wölkte des Taurus Kette sich ein in herbstliche Nebel.
Aber hinab vom Saume des Walds, bis wo sich im Grunde
Häuser und Tempel erhoben, und drüber hinaus zu dem Landsee
Drängte sich Reb' an Reben und Fruchtbaumhalden und Aecker
Und in gelichteten Reihen der niedrige Stamm der Olive.
Still war's. Eben vergühte der Tag, und über den Häusern
Wirbelte bläulicher Rauch in die Luft.
Da standen die Wandrer.
Aber der Mann mit dem Bündel, beschaulichem Staunen auch sonst wohl
Abhold, nutzte die Frist, die belastete Schulter zu wechseln,
Fest an die Fichte gelehnt. Und er murmelte: „Wär' es gefällig
Weiter zu gehn? Da steht er und gafft, als wollt' er vor Freuden
Wurzeln im Erdreich schlagen. Aus Müßigen machen die Götter
Narren. Ich soll wahrhaftig den Tag mit Augen vergehn sehn,
Und noch sind's zwei Stunden hinab!"
So murrt' er und blickte
Gegen den westlichen Himmel, den Stab schon fertig in Händen.
Aber er gögerte noch. Denn wenige Schritte zur Seite
Stand in Reisegewändern ein Betender. Gegen der Lüfte
Klarheit zeichnete streng sich die Stirn und die bärtige Wange
Und die erhobenen Arme. Da frug der Hellene den Andern:
„Ist dir Jener bekannt, der dort wie ein Perser der Sonne
Betend das Haupt zuwendet?" — Der Andere prüfte noch einmal;
Dann: „Der ist kein Perser," erwiedert' er, „sondern ein Jud' ist's.
Dafür hab' ich die Witterung, Freund, wie ein Hund für das Wildpret;
Denn ich hasse sie herzlich. Ein gottlos wimmelnd Gezieser
Sind sie, und das zum Erschrecken sich mehrt. Noch weiß ich die Zeiten,
Daß sie bei Hunderten erst unscheinbar nisteten. Jetzo
Sind's viel Tausende schon und in Ansehn. Wäre die Brut nur
Fauler, ich ließe sie gelten. Allein jedweder Hantierung
Müssen das Brod sie beschneiden und ehrliche Leute verkürzen."

Digitized by Google

Während er sprach, schien endlich der Betende inne zu werden,
Daß sich Menschen genaht. Er wandte sich. Edel erschien er,
Männlich, gedrungenen Wuchses und frei. Stark wölbten die Brauen
Ueber den leuchtenden Augen sich hin, in einander gewachsen
Dicht an der kräftigen Nase, das Antlitz bräunte der Sommer.
Und so trat er bescheiden sie an und sprach, sie begrüßend:
„Heil und Friede mit euch! Und habt ihr keinen vertrauten
Handel im Gehn zu berathen, so laßt mich diese Begegnung
Nutzen und eures Gesprächs mich erfreun, bis unten im Städtchen
Jeder den Gastfreund sucht.“
Schnell rief der Beladene zornig:
„Höre mir einer! Ein Städtchen! Ikonium, welches die Hauptstadt
Ganz Lykaoniens ist! Man sah doch wahrlich bis heut nicht
Für Kleinstädter uns an. Und komm nur hinunter. Von oben
Freilich, da rückt es zusammen, und Stadt, Vorstädte, die vielen
Villen am See, das Alles umfaßt Ein Auge mit einmal.
Unten verirrst du dich, Bester, in hundert Straßen und Gassen.
Und heut feiern sie grade das Weinfest, führen die hehre
Kybele, Bacchus' Mutter, die Fluren entlang, und die Priester
Tanzen vorauf, so viele, wie nicht drei Städtchen ernährten.
Augenverblendend ist alle die Pracht, das sollst du erleben;
Und in Asien nirgend und nicht in den Städten von Hellas
Feiern sie reichere Feste, und schönere schwerlich auf Erden.
Auch dein Volk, wie verstockt es das Herz und die Thür vor den Göttern
Zuschließt, blinzelt es doch mit Staunen hinaus in die Fackeln,
Hört die Musik und schauert, erschreckt vom Bilde der Göttin.
Laßt uns eilen und sehet es selbst. Dann sagt, ob ich prahlte.“

Damit schritt er voran in dem Hohlweg, welcher den Blicken
Wieder die Ebne verbarg. Da wandte zu ihm sich der Grieche:
„Freund, da du sesshaft bist in Ikonium,“ sprach er, „das Eine
Sag mir, ob dir ein Name bekannt, der einst mir geläufig,
Thamyris, Kallias' Sohn. Er kam in des Vaters Geschäften,
Noch nicht völlig gereift, an die Küsten hinab und verweilte
Lang in Milet. Dort wohnt' ich und lehrte die griechische Jugend
Philosophie und übte, so gut wir sie wissen, die Heilkunst.
Jener, ein feuriges Blut und die üppigen Kräfte vergeudend,
Fiel in ein hitziges Leiden und mühsam gab ich den Jüngling
Wieder der Jugend zurück. Seitdem sind Jahre vergangen,
Aber er denkt wohl meiner, und weil kein anderer Gastfreund
Mir in Ikonium lebt, gern fänd' ich die gastliche Schwelle.
Diener und Maulthier folgen mir nach den bequemeren Saumpfad,
Und ich treffe sie unten am Thor. Mich aber gereut nicht
Ueber die Klippen der Weg, der manchen Genuß mir eintrug,
Droben den Blick in das herrliche Land und werthe Bekanntschaft.“

Stehn blieb der mit dem Bündel. Ihm zuckten die struppigen Brauen
Unter der niedrigen Stirn und in polterndem Eifer begann er:
„Bist du auch so ein Jugendverderb, so ein Götterverläugner?
Thamyris findest du wohl. Denn erst seit Kurzem ein Bräut'gam
Wird er die Stadt nicht meiden am Fest, wo Alles verliebt ist.
Aber dafern du gedenkst in Ikonium länger zu weilen,
Wisse, genug schon treiben im Land dein schlimmes Gewerbe;
Möchten sie Alle verhungern! Den Zorn der olympischen Götter
Riefen sie über die Bürger herein, seitdem sie die Jugend
Lästern gelehrt. Nie hausten zuvor so schmählich die Römer,
Reichlicher mästete nie sich den Bauch und den Seckel der Prätor,
Daß nun Jeder das Kupfer vergräbt und das Silber vermauert.
Spür' ich es nicht am schwersten am eignen Verdienst? Denn ein Goldschmied
Bin ich, des Charikles Sohn, der übergesiedelt von Lystra,
Und vom Vater ererbt' ich die Kunst und ein Häuschen am Markte,

Digitized by Google

Aber am Segen gebricht's. Im Anfang freilich, da ging mir
Keiner vorbei, und beſucht war ſtets mein Laden. Da hieß es:
„Zeig mir, was du an Ringen vermagſt! — He Meiſter, ein Dutzend
Spangen mit gelbem Topas, Hermogenes! Neue Gewänder
Sollen die Sklaven bekommen. — Ein Reitzeug, Meiſter, ein goldnes,
Und mit Gemmen und reich!“ — So drängten ſie. Jetzo? das Elend!
„Putze das Ringlein auf; 's kommt noch von der Ahne. Die Faſſung
Sollſt du mir ändern, und hier die verbogene Schale zurecht ziehn. —
Haſt du nicht ſilberne Ketten, vergoldete? Aber du hältſt mir
Sauberen Mund. Denn goldne verſprach ich geſtern der Perſis.“
Meint ihr, daß ich es fable? Ich könnt' euch nennen die Namen,
Die viel gelten im Volk. Und gar — wie ſieht's mit den Göttern?
Sonſt — weit ſchickt' ich umher die gegoſſenen Silberidole,
Selber gediegne Figuren, und ringsum fanden ſie Abſatz.
Doch — das will ich beſchwören — allein die Schandphiloſophen
Haben die Kunſt und das edle Gewerk auf ihrem Gewiſſen.
Kaum noch wendet ein Reicher das Geld an den eigenen Schutzgott;
Reicht ja ein Wachsbild aus und ein hölzernes Püppchen. Und kauft noch
Einer ein werthvoll Stück — wann zahlt er es? Komm' ich doch heut erſt
Leer, mit Schaden und Aerger, zurück von Kunden und Schuldnern;
Die zwei Worte bedeuten mir Eins. Zu Laodicea
Hatt' ich ein Lager und kam und dacht': ein richtiges Sümmchen
Wird dir der Mann hinzählen, und iſt's nur mäßig, die Reiſe
Schlägſt du heraus! — Was fand ich? Ein zehn windbrüchige Drachmen,
Kupfer, ſo viel am Abend ein Bettlerkittel beherbergt.
Aber mich faßte die Wuth. Den Laden verſchloß ich, den Hüter
Jagt' ich davon — nun hab' ich den leidigen Kram auf dem Halſe.“

Sprach's und wandte ſich raſch und haſtete murrend und fluchend
Jenen voran. Da, während der Weg ihn häufig den Augen
Seiner Gefährten entzog, ſprach heiteren Mundes der Grieche:
„Sieh, nun dank' ich dem ahnenden Geiſt, der gleich ſich dawider
Auflehnt', daß ich im Winter Ikoniums Lüfte genöſſe,
Sondern das Ziel mir in Tarſos wies. Wie könnt' ich da unten
Jrgend mit ruhigem Herzen das Haupt hinbetten zur Nachtzeit,
Wenn ich den Schlaf vom Kiſſen der wackerſten Bürger verſcheuche?
Treues Gemüth! Ihm bauten am Markt ein Häuschen die Götter,
Und nun ehrt ſie der Brave, wie ſehr ungnädig ſie jetzt auch
Fremdes Vergehn heimſuchen an ihm, und ſchleppt ſich geduldig
Lahm an den eignen Tyrannen.“
Er lächelte ſicher, und ſtattlich
Warf er die Locken zurück. Da ſprach ſein ernſter Begleiter:
„Warum ſpotteſt du ſein, dem noch ein Heiliges heilig,
Der noch Treue bewahrt in der ſchwankenden Lüge der herzlos
Jrrenden Welt? Wohl irret auch er und das Jrdiſche zwingt ihn.
Schätzebegierig vergrub er ſich ſelbſt in Höhlen und Schachte
Blinder Begier. Doch blickt er hinauf und ſucht, die den Weg ihm
Zeigten, die Stern' am Himmel, und findet ſie nicht und bedenkt nicht,
Daß er ſie ſelber verſcherzt. Jetzt fühlt er es dunkel im Herzen,
Daß wir Sterne bedürfen, und klagt: Was hat ſie verfinſtert?
Dränge zu dem nur ein Strahl des unendlichen Lichts in die Tiefe,
Willig ließ' er an ihm ſich hinaufziehn. Wahrlich es dünkt mich
Beſſer ein Dunkel wie ſeins, als jene betrügliche Dämmrung,
Welche den Stolzen umgraut, der im eigenen Lichte zu wandeln
Wähnt und dem eigenen Jrrlicht folgt und der Sonne ſich abkehrt.“

Digitized by Google

Fest klang jegliches Wort wie aus ehernem Busen; und wieder
Lächelte ruhig der Grieche und redete: „Freund, ich erkenne,
Daß du ein jüdischer Mann, und ich ehre die offene Sprache.
Doch ich bin nur ein Grieche. Da hilft mir wenig der Juden
Sonne, die nur ihr Volk, das erkorene, freundlich erleuchtet,
Doch nie tagt für die Fremden. Und käm' ein andrer Prometheus,
Der nur ein Fünklein gern sich entwendete, — euer Jehovah
Würd' ihm glimpflicher nicht als Zeus dem Titanen begegnen.
Drum mit dem Irrlicht immer begnüge sich unseresgleichen,
Froh, bei dem wankenden Schein nicht allzu kläglich zu straucheln,
Oder in Sümpfe sich gar bis über den Hals zu vertiefen."

Ihm entgegnete Jener: „Du irrst! Wohl bin ich ein Jude.
Aber die Zeit ist hin, da Volk von Völkern ein Vorrecht
Schied. Denn es kam in die Welt ein Gewaltiger, und mit dem Finger
Rührt' er den Baum des Gesetzes, daran nur Früchte den Juden
Reiften. Und sieh, er wuchs, und die Wurzeln hinab in die Hölle
Senkend, das Erdrund wird er mit schwellenden Zweigen beschatten.
Aber ein Gleichniß red' ich und will nun offen bezeugen,
Daß ich den ewigen Sohn des ewigen Vaters zu künden
Wandere, ihn, der ins Fleisch, das sie kreuzigten, Gottes Natur barg
Aus unsäglicher Liebe, der Welt ein Opfer zu werden,
Juden und Heiden zumal; denn nicht sey fürder ein Zwiespalt.
Hält Ein Gott nicht Himmel und Welt, und wär' er der Juden
Gott nur allein, weil sie nur allein ihn kannten und suchten?"

Da fiel freudig erstaunt der Milesier ihm in die Rede:
„Sey der Tag mir gelobt, der noch am Abend so freundlich
Mir ein altes Verlangen erfüllt! Denn ich trachtete lange
Einem von euch zu begegnen; und doch, wie die eigenen Wünsche
Häufig zurückstehn müssen im täglichen Drang der Geschäfte,
War mir der Weg zu den Weisen von Nazareth immer ein Umweg.
Sieh, nun fügt es sich so und erfreulicher als in Miletos;
Denn dort wohnt nur ein Häuflein erst christianischer Juden,
Armes, verachtetes Volk, unwissendes. Aber in dir, Freund,
Ist mir ein Meister erschienen, von dem zu lernen Gewinn ist.
Wahrlich es trat wie ein Wunder in diese begehrlichen Zeiten
Euer entsagender Bund, zu jeglichem Opfer der Liebe
Einer dem Andern bereit. Ich sagte: Pythagoras' Schatten
Wandelt die Völker entlang, nur zärtlicher! Auch die Legenden
Jenes vergötterten Manns, der die heimliche Schule gestiftet,
Klangen mir traulich ins Ohr, und der Sitten Milde gefiel mir.
Aber warum, ihr Kinder des Lichts, die belebende Flamme
Wieder in Rauch einhüllen? Warum zu dem thätigen Guten
Wieder des Aberglaubens erklügeltes Uebel gesellen?
Zwar ihr Meister, ihr wißt: dem Volk in die Seele zu dringen
Ist der geradeste Weg nur selten der kürzeste. Der nur
Hoffe, den Willen zu lenken, der erst mit Mährchen die Geister
Aengstiget oder ergötzt, denn stets ist kindisch die Menge.
Aber es sollte der Sturz der Olympier, sollte das Ende
Alles Mysterienlugs, samothrakischen, orphischen Wahnsinns
Reiferem Blick doch zeigen wie bald sich der kindische Leichtsinn
Satt am mystischen Spielzeug sieht, und immer ein neues,
Immer ein hübscheres will und das alte zerbricht und hinwegwirft.
Wollt ihr Männer erziehn, so übt sie im Kampf des Gedankens,
Daß sie das Tändeln verschmähn und die fabelnden Träume der Dichter.
Oder erfuhrt auch ihr, wie feig sich der Haufe davonstiehlt,
Gilt's ein muthiges Denken, so sammelt den Rest der Beherzten
Lieber um euch, als selber vom Trosse verführt zu verzagen."

„Und mit dem Schwachen wohin?" antwortete milde der Jünger,
„Und wohin mit den Feigen? In aller Gefahr sie verlassen?
Handelt ein Feldherr so, und läßt die verzagtere Mannschaft,

Digitized by Google

Ehe die Schlacht anhebt, mit verächtlicher Rede dahinten,
Daß sie der Feind abschneidet und leicht die Umzingelten mordet?
Nein, er reißt sie ins Herz des bewährteren Heers, und es läuft sein
Auge die Glieder entlang und entzündet den Muth und den Glauben
An sein siegendes Glück in den Wankenden, daß sie ermannen.
So that Er, der Allen voran sein Leben dahingab.
Doch die in Kraft sich brüsten und einzelnen Kampfes begehren,
Sieh, es entlockt sie der Feind und fällt die Verzweifelten, einsam,
Wo ihr Ruf in der Oede verhallt." —
Und er redete weiter:
„Ist das mystische Fabel und abergläubige Dichtung,
Freund, was Himmel und Erde gesehn, sein Leiden und Sterben,
Seine Geduld, sein Sieg und die Glorie seiner Verklärung?
Heißt das träumen, erflehn vom betäubenden Schlummer der Sünde?
Wie? und wär' es ein heimlicher Bund, der Allen sich aufthut,
Die nicht feindlich gesinnt ihm nahn? der ewig bestehn soll
Ueber die Schranke der Zeit, und brüderlich einigen alle
Völker der Welt? Dieß aber verhieß, der jede Verheißung
An ihm selber erfüllt, der Ewige, welchem vergänglich
Wort nicht ging von der Lippe, und der nicht wirkte, was eitel."

Doch mitleidig zugleich und erstaunt antwortete Jener:
„Lieber, du schwärmst, und dem Weltlauf fern in begeisterter Stille
Scheint dir, nicht von Stürmen zerrauft, vor inneren Gluten
Leise vergangen zu seyn das Haar an der männlichen Scheitel.
Denn ein gültiges Wort, das daure, gedenkst du zu finden,
Hofft in ewige Form die vergänglichen Geister zu prägen,
Wähnst, es könne bestehn, was herrscht. Und wär' es das Höchste,
Hinsinkt's, weil es geherrscht. Denn das Mächtige wechselt auf Erden,
Nur das Gemeine verwandelt sich nicht und das Niedre vergeht nicht.
Mit sich eins ist der Einzelne nur. Wie Blätter des Waldes
Sind die Gedanken der Völker. Die heut in Blüthe gestanden,
Ueber ein Jahr am Boden verfaulen sie und der Geringste
Tritt sie mit bäurischem Fuß in den Staub, weil über dem Haupt ihm
Neues unendliches Laub um die Blüthe der Zukunft gaukelt.
Also bescheide sich weise der Mann und des Wechsels gewärtig
Bleib' er sich selbst nur treu und rette den eigenen Gleichmuth;
Wie ein Schiffer im Meer am Bord die bewegliche Habe
Festiget, daß kein Sturm ihm das Schiff umrüttle von Grund aus.
Doch du gleichest dem Edlen, der einst am Fuße des Aetna
Mich herbergt' in der Hütte, die frei auf Felsen gegründet
Ferne dem Dörflein lag, und ringsum grünten die Reben.
Aber auf einmal kam ein Getöse zu Nacht und erschreckt' uns,
Und es erbebte der Fels. Nur leicht; doch unter dem Dorf hin
Schüttert' ein gräulicher Stoß, und wir sahen im Grund die Gebäude
Wanken, und laut wehklagte der Wirth sammt alle den Seinen,
Denen in Hütten des Dorfs Blutsfreund' und Verschwägerte wohnten.
Da, noch seh' ich's wie heut, von der Seite der eigenen Kinder
Stürzte der Mann unsinnig hinaus in den donnernden Aufruhr,
Hülfe zu bringen entbrannt, wo helfen ein nichtiger Wunsch war.
Kinder und Gattin schrieen ihm nach; — er rannte den Abhang
Nieder und raffte sich auf, so oft er auf zuckender Erde
Taumelt' und fiel, und erreichte die schwankenden Mauern und stürzte.
Doch nicht hob er sich wieder — die vorderste Hütte begrub ihn."

Als er das Letzte gesprochen, umfing ein Schweigen sie Beide.
Dunkler versank in die Gärten die Nacht; schon traten die Sterne
Einzeln hervor und der Wind zog leiseren Fluges vorüber.
„Freund," sprach endlich der Christ, „du ahnst nicht, wie du mich labtest,
Denn wohl gab mir der Herr viel köstliche Liebe zu schauen,
Aber es dünkt mich diese die heiligste, welche den Guten
Zwang, sein Schicksal blind dem Geschick zu gesellen der Freunde,
Ohne Gewinn für Beide, nur das unfähig zu tragen,
Daß er allein feststünde, wo so viel Theure versanken.

Digitized by Google

Denn das iſt nicht Liebe, die wägt und klügelt, wie viel ſie
Nutzt und das Mögliche thut, und dann ſich mit Thränen beſcheidet;
Wie ein Feuer am Herd, dienſtbar der beſonnenen Hausfrau,
Die es erhält und ſchüret, ſo lang ſie's nutzet am Tage,
Und es am Abend verlöſcht und Waſſer verſpritzt in die Brände.
Nein, wem Liebe genaht, den faßt ſie mit feurigen Armen,
Zehrt am innerſten Mark, und er jauchzt noch, wenn er verzehrt wird.
Denn ſie iſt ſtark wie der Tod und wühlt in die Tiefen des Lebens.
Soll ſie den Tod nun fürchten? Sie liebt ihn, weil ſie dem Tode
Gleicht, der das Starre verzehrt und das Einzelne wieder dem All gibt!"

Sinnend, die Hand leicht ſpielend im Bart, vernahm's der Hellene.
Und ſchon ſchwebt' ihm ein herzliches Wort am Rande der Lippen,
Als ſich verworrener Schall unſern von den Wanderern aufſchwang
Ueber die felſigen Ränder des Hohlwegs. Flöten erklangen,
Menſchliche Stimmen und Hörner. — Die Zwei, unwiſſend der Urſach,
Stiegen die Höhe des Weges hinan. Da breitete feſtlich
Drüben die Ebne ſich aus in der Dämmerung. Funkelnder Qualm ſchlug
Ueber den Reben empor und ſie ſahn an den nächtigen Bergen
Einzelne Feuer vertheilt und die Stadt von Lichtern erglänzen.
Doch von wannen der Schall herkam, links ab, an der breiten
Straße, die oſtwärts lief, ſtand leuchtend ein Tempelgebäude,
Säulen von Lampen umkränzt, und links den Geſimſen und Giebeln
Liefen wie Perlenſchnüre zu Hunderten zierliche Flammen.
Und dort ſahn ſie ein wogendes Volk aus den Pforten herausziehn,
Gegen die Stadt ſich wälzen und hell in die Nacht ſich ergießen.
Rings zu den Seiten heran auf den Pfaden der Ebene ſchwärmten
Viel nachzügelnde Fackeln, vereinzelte oder zu Haufen,
Welche dem Zug zuſtrömten, und weit aus Gärten und Feldern
Hörte man Hörnergetön und gellende Pfeifen.
Die Männer
Staunten hinab. Da wurde des Goldſchmieds Stimm vernehmbar
Unten im Weg, und ſie wandten ſich um. „Sie kommen! ſie kommen!"
Keuchte der Athemloſe, und winkte mit eifrigen Armen.
„Ihr da, wenn ihr die Pracht ganz nah und in Muße beſchaun wollt,
Kommt, denn es mündet ſogleich in die breitere Straße der Hohlweg;
Aber ich weiß ein Treppchen, hinauf in den unterſten Weinberg,
Welcher die Straße begrenzt; da ſtehen wir oben bequemlich,
Sehen den Zug ankommen und gehn, und beſſer als Mancher
Tief im Gewühle der Stadt, der kaum ſich ein Plätzchen erobert."

Sprach's und enteilte voran. Ihm folgten die Zwei, und ſie kamen
Bald an das Ende des Wegs und erklommen die ſteinernen Stufen
Bis an des Weinbergs Thür. Dort öffnete kundig der Goldſchmied
Leicht das gefügige Schloß, und ſie ſchritten entlang an der Mauer.
Und kaum ſtanden ſie jetzt am äußerſten Rande des Gartens,
Nur ſo hoch von der Straße getrennt, wie ohne Gefahr wohl
Spräng' ein gelenkiger Knabe hinab, als plötzlich der Feſtzug
Unten erſchien um die Krümme des Wegs. Wie ein helles Getümmel
Raſender Bienen ſich drängt um den brennenden Korb in der Nachtluft,
So vielhäuptig umgab die entzügelte Menge der Göttin
Wandernden Thron. Kienfackeln, im Kreis umwirbelnd, verſprühten
Blutigen Schein und die Cymbel erklang zu den Flöten und Hörnern,
Während die tobende Pauke die fieberuden Sinne verwirrte.
Aber dem Wagen voraus und rings zu den Seiten erſchienen
Prieſter in Weibergewändern, um's Haupt kurzſchneidige Schwerter
Schwingend, das Antlitz roth und die Schläfe bekränzt mit den heil'gen
Binden und glänzendem Laub. Und ſie tanzten einher.
Doch es war kein
Tanz, wie er ruhigen Augen gefällt, ſich wiegend in Anmuth;
Sondern ein trunkener Taumel bewegte die zuckenden Glieder
Graunvoll. Aber es jauchzte das Volk. Nun ſahen die Männer
Endlich der Göttin Bild, mit der Mauerkrone bekrönet,

Digitized by Google

Bunt in seidnem Gewand. Aus Augen von glänzendem Jaspis
Starrte sie groß in die Nacht. Roth glühten die Lippen, am Halse
Schimmerte goldener Schmuck, und blankes Gestein an den Armen.
Und so fuhr sie dahin auf dem Fackelwagen, von Priestern
Langsam fürder gezogen. Ein Paar langmähnige Löwen
Schritten den Rädern voran, scheu um sich blickend. Die Wächter
Hielten sie kurz an der Kette und schwangen den Stab mit dem Stachel
Drohend, so oft vom Lärmen gereizt der gefesselten einer
Wilder den Schweif aufwarf und ein heiseres Winseln hervorstieß.

Da schon fern sie vorübergewallt, nur immer die Lohe
Wandert' Ikonium zu, und der Wind die zerrissenen Klänge
Hintrug über das Feld, sahn noch von der Höhe die Männer
Schweigend dem Lichtschein nach, und dacht' ein Jeder das Seine.
Und der Ikonier sprach: „Was dünkt euch? Saht ihr im Leben
Aehnliche Pracht, und hab' ich geprahlt? Wohl schrakt ihr zusammen,
Als die erhabene Mutter daherkam, ob ihr auch Beide
Unfromm seyd und die Götter verlacht. Nun kommt und erlebt erst,
Wie die Begeisterung wächst in der Stadt, bis endlich die Priester
Sich in heiliger Wuth mit den eigenen Schwertern verwunden,
Alle der Taumel ergreift, die Besonnensten, Männer und Weiber
Tanzen, Gewänder und Haar sie zerrissen umfliegt und die Jugend
Bis an den glimmenden Morgen das Leben genießt und die Liebe.
Mancherlei Unfug freilich geschieht. Hausmütter und Greise
Haben die Köpfe zu schütteln; allein so war es von Alters,
Und wie arg sie es treiben — ich lob' es mir, da es den alten
Göttern gefällt. Denn ein Uebriges thun ist immer das Klügste.
Aber so laßt uns eilen. Ich führ' euch kürzere Wege
Bis in die Stadt; dort findet ihr Wein und Mädchen die Fülle."

Damit bog er die Ranken zurück, im Gehn von den Stöcken
Naschend. Die Anderen folgten, versenkt in Sinnen und Schweigen.

Aus den Tiroler Bergen.

(Fortsetzung.)

Wir haben schon eine Höhe von mehr als 7000 Fuß erstiegen. Zwischen dunkelgrünen Moospolstern rinnen über den reinen Quarzsand Wasseradern, an ihrem Rande nickt das bläuliche zart gefranste Eisglöckchen zum Zeichen, daß der Schnee vor wenigen Tagen erst geschmolzen ist; die Rasen der fiengellosen Silene sind Stern an Stern mit brennend rothen Blüthen bestreut und darüber erhebt sich der schwarze Knäuel eines seltenen Riedgrases. Wie schön sind diese Kinder der Erde und wie kurz ist der Lenz, der ihnen vergönnt, die Oede des Gebirges zu schmücken! Fast thut es dir leid, wenn du ihre Wurzel, mit der sie fest am Boden haften, auslösen sollst, um sie in das Herbar zu legen, wo sie vielleicht irgend ein Staubfadenzähler, dessen Seele so vertrocknet ist wie ihr Reiz, theilnahmlos beguckt. Und doch ist die Ansicht ein Vorurtheil, daß die Wissenschaft für den Genuß der Schönheit unfähig mache. Wer den Zusammenhang und die Bedingungen des Lebens zu erfassen trachtet, erkennt in der äußern Form der Natur den Ausdruck ihres innersten Wesens. Er lernt im Gesetze die Einheit des Vielen begreifen; dadurch stirbt seine Seele dem öden Gefühle des Egoismus ab, und vermögen wir nicht uns adlergleich zur Sonne der Wahrheit aufzuschwingen, so ist es doch erhebend, wenn auch im Schweiße des Antlitzes, den die Götter nach einem uralten Spruch vor jedes Ziel setzten, mit festem Fuße aufwärts zu dringen, wie der Bergsteiger emporklettert, oft Athem holt, strauchelt, fast ermüdet zusammenbricht und sich wieder aufrafft, denn vor seinem Auge entfaltet sich allmählig die Herrlichkeit der Welt als

Digitized by Google

Abglanz des Ewigen. Jener antike Rieſe erſtarkte durch Berührung der Erde ſtets von neuem, die Naturwiſſenſchaft leitet den ermüdeten Gaſt ſanft auf den mütterlichen Boden zurück und erfriſcht ihn mit neuer Kraft, abgeſehen davon, daß im Streben nach dem Schönen und Wahren ſelbſt ſchon ein Lohn und hoher ſittlicher Werth liegt.

Doch ehe wir uns auf die Felſen wagen, müſſen wir erſt die Bergſchuhe unterſuchen, ob jeder Nagel feſt halte oder nicht etwa aus der Reihe gewichen ſey. So ein Bergſchuh, wie roh und derb er auch ſcheint, iſt ein kleines Kunſtwerk, das jedenfalls mehr Mühe und Berechnung koſtet, als das Schühchen, in welchem die Taglioni und Fanny Elsler ihre Pirouetten ſchlugen. Die Sohle muß fingerdick aus mehrfachem Leder ſeyn, damit ſie den Fuß beim Sprung auf das ſpitze Geſtein ſchütze; zum Beſchlage würden flache Nägel nicht taugen, man hat dazu die Rabenköpfe, welche mit den Kanten an einander gefügt den Rand des Schuhes mit einer vorſpringenden Leiſte umgeben, damit er ſich an den Abhängen oder Rauhigkeiten der Felſen einhacken kann; das Oberleder muß vorne weich und biegſam, an der Ferſe feſt und durch doppelten Beſatz geſtützt ſeyn, damit es ſich bei einer ſchiefen Stellung nicht verſchiebe und dadurch der Halt erſchwert werde. Was den Bergſtock betrifft, ſo wird die dünne Stange, die noch überdieß nicht ſelten ein Gemshorn ziert, von dem Erfahrenen nur als ein eitler Prunk der Touriſten betrachtet, die freilich auf ihrer Fahrt ſelten oder nie einer ſolchen Stütze bedürfen. Ein Bergſtock muß ſehr feſt ſeyn, damit er die Laſt des Körpers, der ſich beim Abfahren über Schneelehnen mit voller Wucht darauf ſtemmt, zu tragen vermag. Es trifft ſich nämlich oft, daß in ſchattigen Runſen ein langer Streifen verhärteten Schnees zu Thal zieht. Schritt für Schritt gelangt man langſam und mühevoll hinab; da ſetzt man die Füße parallel wie Schlittenſchienen auf den Schnee, beugt den Oberleib zurück und ſtützt ſich auf den Stock, der die Stelle eines Steuers vertritt. So geht es im Flug, umſauſt von Schneeſittern, thalab. Weh dem, der zu ſchwach iſt, den Stock zu leiten; er wird an einen Felſen geworfen oder purzelt und ſiegt, um ſich ſelbſt gewälzt, wie ein Ball auf das Steingeröll, das am Ende des Schneeſtecks zu Tage liegt.

Wir arbeiten uns auf dem Schutte, der ſich aus dem Einſchnitte zwiſchen zwei Felſengräten herabgießt, empor. Es iſt ein kleines Mineralienkabinet: Stücke bunten Schiefers, Serpentin, Schillerſpath, Asbeſt, Trümmer von Dolomit und Conglomerat ſind regellos durch einander geworfen, und was hier in den Centralalpen niemand erwartet, auch Kalk mit weißen Korallenäſten auf dunklem Grunde liegt darunter. Sammle, wer Freund und Kenner iſt, wir haben die Spalte erreicht und müſſen darin emporklettern; nicht allein: rechts und links begleiten uns die ſchönſten Alpenpflanzen. Aus den Ritzen hängen die Ranken einer zierlichen Steinbrechart; die kurzen grauen Blättchen legen ſich ſchuppig an einander und wie Korallen an der Schnur ſind die leicht vergänglichen röthlich blauen Blüthen gereiht. Durch das Gerölle flechten ſich die bereiften Aeſtchen des Leinkrautes, dem Haller in ſeinen Alpen einige Verſe widmet. Die Blumen ſind dicht in eine Aehre gedrängt, blau wie Amethyſt, gefpornt, aus gelbem Schlunde ſeines Arom verhauchend. Auch die Gemskreſſe, ein nettes Pflänzchen mit weißen Dolden, ſchlingt ſich dazwiſchen, faſt ſchüchtern neben den ſtraffen Stengeln der Gemswurz, welche die großen goldgelben Blumenſterne dem Licht entgegen hält. Die Schützen ſagen, daß die Gemſe, verfolgt vom Jäger, die ſcharfe Wurzel freſſe und dadurch bei ihren gefährlichen Sprüngen vor dem Schwindel geſichert ſey.

Wir haben die Kante des Berges erſtiegen; wenn auf andern Gipfeln die Ausſicht den Blick in die Weite lockt, wo Ferner an Ferner die glänzende Reihe ſchließt und durch die Lücken das Flachland endlos hereindämmert, ſo fehlen zwar dieſe Reize auch hier nicht, das Auge ſinkt aber unwillkürlich in die Tiefe, die, von Steinblöcken umrandet, als weiter Circus ſich hindehnt. Oede iſt ſein Grund, von ſchwarzen Trümmern überſäet, ſtatt fröhlich grüner Raſen liegen ſchmutzige Schneeflecke; wagt ſich der Fuß darauf, ſo ſinkt der Wanderer in die kalte grauenvolle Tiefe, denn ſie verbergen kleine Seen. Hinter jener Ecke liegt der größte frei von Eis; hier gedeiht kein Leben mehr, unbewegt und ſtumm ruht der ſchwarze Spiegel. Dieſe Gegend gleicht dem ausgebrannten Krater eines Vulkans, die Lavaſchollen vertreten kantige Stücke dunkelgrünen oder an der Oberfläche durch Verwitterung braunen Serpentins, welcher, der Pflanzenwelt feindlich, den heitern Blumenſchmuck nicht duldet. Der Eindruck iſt unheimlich und düſter; ſo mag ſich Klopſtock die Gauen der Hölle vorgeſtellt haben, wo Moloch vergebens aus Felsblöcken Schanzen gegen den Donnerer baute. Die Sage verſetzt Spukgeſtalten hieher. „Um alles in der Welt,“ verſicherte ein Senner, „möchte ich nicht da droben die Nacht zubringen. Mein Vater hat ſich einmal bei hellem Tag hundert Schritte vom See weg ſchlafen gelegt, iſt jedoch am Ufer deſſelben, die Füße im Waſſer, aufgewacht. Wirft man einen Stein hinein, ſo brüllt er wie ein Stier und Wolken umhüllen den Frevler, daß er ſich nicht mehr zurecht findet und im Hexenwetter ohne Gnade ſchrecklich zu Grund geht. Ich war einmal mit

Digitized by Google

sechs andern Burschen da, um nachzuschauen, ob sich in den Fallen kein Steinhuhn gefangen; wir beschlossen einen Stein hinein zu schleudern, aber plötzlich überkam uns eine solche Bangigkeit, daß wir auf und davon liefen, und sind doch sonst Leute, die dem Teufel beim Raufen ein Horn abgebrochen hätten. Ein andermal fand ein Jäger einen morschen, abgebleichten Schädel, die Glatze war mit Moos wie mit einer Pelzmütze bedeckt. Er begrub ihn auf dem Gottesacker zu Navis und ließ für den Todten in frommer Meinung eine Messe lesen. Doch mit der Jagd ist's hier nicht viel, es gibt einen Punkt, wo jede Gemse plötzlich unsichtbar wird." Vermuthlich war auf dieser Höhe, welche den Eingang mehrerer Thäler, die von hier radienförmig nach allen Richtungen der Windrose auslaufen, beherrscht, eine Stätte altheidnischen Cultus, denn an solche knüpft die Sage gern und häufig an.

Wer in den Grund dieses Amphitheaters steigt, erbeutet hier manche seltene Pflanzen, die da und dort zerstreut dem harten Boden die kärgliche Nahrung abringen. Hier ist die Klebprimel, blauen Speik nennt sie der Senner. Ihr Stengel ist von klebrigem Harz überzogen, die kurz gestielten Blüthen, zu einer Dolde vereinigt, färbt dunkles Lila. Sie besitzt einen starken Harzgeruch, den nicht jede Nase verträgt, und wird vom Landvolk, welches sich sonst nicht viel um Blumen kümmert, zu den edlen Kräutern gerechnet. Geht der Senner zu Thal in die Kirche, so steckt er einen Strauß davon auf den Hut. Hier ist die Eisranunkel, weiß oder dunkelroth, die Gletscherneelike und das Marbelgras, mit welchem das scheue Murmelthier seine Zelle polstert. Auch die Netzweide mit derbem eirundem Blatt streckt die braunrothen Blüthenkätzchen über Gras und Moos; sie wagt nicht aufwärts zu streben, wie ihre Schwestern im Thale, denn der Sturm würde sie schonungslos knicken. Und vor allen der Gletscherman[illegible]schild! Was darf sich diesen dunkeln Polstern, gestickt mit den kleinen Blüthen im feinsten Weiß und Roth, wohl vergleichen? Können auch die reichen Bankiers zu Frankfurt in ihren Glashäusern den Norden zum Süden machen, so vermögen sie doch nicht die Beete des erkünstelten Gartens mit solchen Rabatten einzufassen. Auch die stille Schaar der Moose, welche der Nichtkenner mit dem Fuß zertritt, ohne sie eines Blickes zu würdigen, weil eben sein Auge kein Mikroskop ist, hat zwischen den Felsenritzen die köstlichsten Gaben ausgelegt. Wir wollen jedoch nicht durch Aufzählung von Namen ermüden.

Gelangt jemand zu rechter Zeit da oben an, so kann er zu einer gewissen Stunde, wo die Sonne gerade die rechte Stellung hat, ein seltenes Schauspiel genießen. Die Naviſſer erzählen, daß in der Felsenpyramide, welche durch einen schmalen Spalt getrennt den Tarnthaler Köpfen gegenüber steht; eine tiefe Höhle sey, die einen Krystall wenigstens von einer Klafter im Durchmesser berge. Scheint nun die Sonne zur bestimmten Stunde auf seine glatten Flächen und scharfen Kanten, so wirft er das Licht zurück, daß es weithin blüht. Wer den besäße, wär' ein Glückskind. Es sind Versuche gemacht worden, allein von oben ist nicht beizukommen, auch wenn man sich hinabseilt, denn der Fels hängt zu weit über und von unten reicht keine Leiter hinauf. Selbst dem kühnsten Kletterer vergeht die Lust nach diesem Schatze, wenn er die kahlen Wände betrachtet, an denen höchstens eine Fliege krabbeln kann.

Wir verlassen die Höhe. Dort am Abhang rinnt aus den Steintrümmern eine Quelle ruhig und klar wie Oel. Wen das Vorurtheil befängt, ein Trunk in der Hitze schade, der leide immerhin Durst; ich trinke stets, und wenn auch das Wasser eiskalt fließt, ohne je Nachtheil zu empfinden. Diese Vorsicht der Städter, welche übrigens auf Bällen, noch leuchend vom Walzer, Gefrorenes verzehren, kennt der Bergbewohner nicht; unsere Bauern beweisen thatsächlich, daß die Gefahr nur eingebildet ist. Erlaube man mir, aus vielfältiger Erfahrung noch einiges beizufügen. Wenn Touristen über Joch gehen, schleppen sie gewöhnlich Lebensmittel für eine ganze Compagnie Soldaten und aus jedem Sack guckt wohlverkorkt eine Flasche Wein oder Schnaps. Bei der ersten Quelle wird gerastet und dem Proviant auf das tapferste zugesprochen. Mit beschwertem Magen schleppt man sich vorwärts. Sieh da eine Alpe! Lauter Jubel aus allen Kehlen; man stürzt hinein, als gält' es die Eroberung des Malakoff; der Senner kapitulirt jedoch gerne und trägt auf, was die Hütte vermag. Endlich fragt er schmunzelnd: „Mögts etwa gar ein Melchermuß?" — „Melchermuß! das ist etwas Neues, das muß man genießen und in's Tagebuch schreiben!" Auch das ist wenigstens zum Theil vertilgt. Nun gesegne Gott die Weiterreise! Die Milch bläht den Leib wie eine Trommel, selbst bei der mäßigsten Bewegung tritt wegen des Uebermaßes genossener Feuchtigkeit der Schweiß aus allen Poren, und während anfangs die Berliner Gemsenjäger aufwärts rennen, als wollt' ihnen der Berg davon laufen, und des erfahrenen Führers spotten, der bedächtig nachhumpelt, zieht es nun einer um den andern vor, im weichen Grase die Rückkehr der Gesellschaft zu erwarten, oder hält ihn davon die Scham zurück, so hat er doch keinen Genuß mehr. Bergan soll man langsamen, doch ununterbrochenen Schrittes steigen; man meide die Quellen so lang als möglich und nehme sich, um der Versuchung des Vielessens nicht

Digitized by Google

zu erliegen, nur ein paar Semmeln, höchstens noch ein Stücklein Speck oder Fleisch mit. Auch vor dem Abmarsch stopfe man sich nicht mit einem zu üppigen Frühstück. So ist man bewahrt vor übermäßigem Schweiß und steigt mit fröhlicher Leichtigkeit bergan. Murrt der Magen zu laut, so stillt man ihn mit einem Bissen Brod. Gelangt man sodann Abends zu einem Wirthshaus, schmeckt die doppelte Portion desto besser; vertieft in den saftigen Braten, braucht man es auch nicht zu bemerken, wenn Wirth und Kellnerin ob solcher Eßlust erstaunte Blicke wechseln, oder gar an die egyptische Plage des Heuschreckenfraßes denken.

Sollten Damen in der Gesellschaft seyn, so bitte ich sie, dort hinter jenen Vorsprung zu treten und, bis mir zur Wiederkehr einladen, schöne Sträußchen zu pflücken. Mein Gefährte hält nicht mehr Schritt; ich führe ihn zu jenem Schneefeld, nicht etwa um daselbst als letzte Zeugen erstarrenden Thierlebens die Springschwänze, deren nächster Vetter, der Zuckergast, den Hausfrauen wohl bekannt ist, zu bewundern, wie sie sich eilig von den besonnten Blöcken herab schnellen und über den Schnee zerstreuen, sondern ihn von einem Uebel zu heilen, gegen welches er vor dem Abmarsch nach Angabe der Reisehandbücher vergebens Hirschtalg angewendet. Da hilft nichts als jene Fronte, mit der Nicolai auf dem Blocksberg in den Blutegelteich gerieth, um von den Proktophantasmagorien curirt zu werden, tüchtig mit Schnee einzureiben, oder sich geradewegs in den Tümpel zu setzen, den das frisch schmelzende Wasser bildet. Unsere Landleute stecken, um vor diesem unangenehmen Zustande sicher zu bleiben, einen Zweig der Wachholderstaude auf den Hut. Derlei sympathetische Mittel nützen aber in unserer aufgeklärten Zeit nicht mehr und ich weiß wahrhaftig nicht, ob sie je einem Bauern geholfen.

Nun rüstig bergab, sonst halt uns die Nacht ein, ehe wir Unterstand gefunden. Am schön geformten Kernbergwerk vorbei gelangt man zur Mölscharte, zu deren Rechten sich der Eisenkor erhebt. Er hat den Namen vom trefflichen Spatheisenstein, der ihm eingelagert ist, jedoch wegen der hohen Lage des Orts den Abbau nicht lohnt. Die Lehnen der Mulde, die sich vor uns absenkt, sind roth von Alpenrosen, welche in üppigster Entfaltung sich weit hinab in den schönen Zirbelstand verlieren. In diesem Thale ist ein Strauch, wo die Königin unserer Berge die Form der Centifolie nachahmt und gefüllt blüht. Die Senner halten den Platz geheim und nur ein sehr begünstigtes Mädchen erhält einen Strauß; wär's mir nicht durch Zufall gelungen, ich hätte auch nicht einmal für das Museum einen Zweig dieser botanischen Merkwürdigkeit erlangt.

Nach einer Stunde ist der Walchen erreicht, ein Bauernhaus mitten in Wattenthal, wo noch kein Korn reift und nur Alpenweiden grünen. Das Wasser ist hier, wie meistens im Schiefergebirg, vortrefflich, und ein Gourmand möchte wohl mit lüsternen Blicken die Forelle betrachten, die fast blauschwarz mit rothen Tupfen in der ruhigen Bucht des Baches unter dem Schatten der Jochbirke und Zirbel gar nichts von Angel und Reuse träumt; dafür kann er sich von der Bäuerin schmalzige Nocken kochen lassen und auch ein Glas Wein oder Schnaps trinken. Hier ist nämlich eine Rast für die Kraxenträger aus Dux. „Der hat einen Buckel wie ein Kraxentrager!" heißt es von einem Manne, der sehr breit gebaut ist, und der Duxer bedarf allerdings eines solchen Buckels und noch stärkerer Schenkel als die muthigen Renner in der Ilias, wenn er aus seiner Heimath die Butter, oft mehr als einen Centner, über Joch in's Innthal liefern will. Die Kraxe gleicht, von der Seite gesehen, einem Z. Flache Bretter legen sich an den Rücken, oben biegt ein Dach über den Kopf, unten steht ein Brett hinaus, welches als Stütze der aufzubindenden Last dient. Was es für Riesen unter diesem Volk gibt, beweist eine Erzählung aus den Kriegszeiten. Die Hauptstraße war vom Feinde besetzt und doch sollte eine Kanone gerettet werden. Zwei Burschе erboten sich, sie auf einer Kraxe über's Joch zu tragen. Sie luden das Rohr auf und trugen es abwechselnd. Als sie den Grat erstiegen hatten, stellte der eine die Last nieder und sagte zum andern: „Gelt, Jörgl, die Pulverspritze ist fast so schwer als der Tabaksballen, den wir vor vier Wochen aus Bayern geschwärzt haben!" Unter dem Walchen verläßt der Fußpfad die Thalsohle und leitet links auf den Kamm des Berges. Von dort erreicht man das Nolderbad schnell.

Die Sonne ist unter, der sanfte Hauch des Abends ruht auf Flur und Wald und das Ave Maria klingt von allen Thürmen des Innthals empor. Nur schönsten tönt wohl das Geläute von Mils. Unten im Walde gegen Hall steht ein Hof; am Gemäuer der Vorderseite ist eine große Glocke gemalt und neben dem Weg erhebt sich eine Säule mit einem Bild, wo ein armer Sünder das Haupt mit verbundenen Augen dem Henkerschwert neigt. Der arme Sünder besaß einst diesen Bauernhof und war weitum berühmt als kunstvoller Glockengießer. Aber maßlose Geldgier ergriff sein Herz, er lauerte an der Spitze einer Schaar Raubgesellen mit Dolch und Büchse den harmlosen Wanderern auf und machte die Straße unsicher, so daß niemand mehr allein zu gehen wagte. Da hielt er des Winters eine Nähterin. Ihr Bett war auf der Bank neben dem Ofen, welcher, wie das in Bauernstuben auch jetzt noch

Digitized by Google

zu ſehen iſt, in das anſtoßende Gemach reichte. Einmal nun konnte ſie nicht ſchlafen. Da hörte ſie um Mitternacht den Meiſter im Wortwechſel mit vielen Männern. Neugierig guckte ſie durch eine Spalte und erkannte zu ihrem Entſetzen an den blutigen Waffen und gottesläſterlichen Reden, daß es Mordgeſellen ſeyen, denen der Glockengießer als Hauptmann den Raub austheilte. Vor Angſt wagte ſie kaum mehr zu athmen, und da ihr der Appetit auf die Morgenſuppe vergangen war, eilte ſie, ſobald der Knecht das Haus öffnete und das Vieh zur Tränke trieb, zu Gericht. Die Haller hoben das ſaubere Neſt mit Spießen und Stangen aus. Da der Glockengießer vor dem peinlichen Verhör nicht mehr durchzuſchlüpfen wußte, ſchlug er in ſich und geſtand reumüthig die Unthaten, welche er ſeit Jahren verübt. Er ward zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Schwer fiel es ihm auf's Herz, daß er die Welt verlaſſen ſolle, wo er ſo viel dem Teufel zur Freude, ſo wenig Gott zu Ehren gethan. Er bat daher, im Land eine Sammlung veranſtalten zu dürfen, um für Mils, welches keine große Glocke beſaß, eine ſolche zu gießen. Dann möge die Gerechtigkeit walten nach aller Strenge. Sein Wunſch ward erfüllt. In alle Opferkäſten floſſen reichliche Beiträge milder Seelen, und nach kurzer Friſt war ſo viel Geld im Kirchenſchatze, daß er ſein Werk beginnen konnte. Mit Kunſt und Fleiß arbeitete er, denn harmoniſch ſollten die Klänge der Glocke über das Land, das er mit Blut befleckt, ſeine Verſöhnung mit Gott hinaustönen. Spiegelglatt und hell ſtieg ſie aus dem Gußofen und ward im Thurm befeſtigt. Als ſie am nächſten Freitag um die neunte Stunde, wo von allen Kirchen das Trauerzeichen zur Erinnerung an den Kreuzestod Chriſti gegeben wird, zum erſtenmal voll und mächtig erklang, ſtand auch der Meiſter auf dem Felde bei Mils vor dem Block und vereinte mit ihren Tönen das letzte Gebet, und mit ihm beteten tief gerührt die Schaaren des Volkes, welches von weit und breit zuſammengelaufen war. Dieſe Geſchichte trug ſich zu vor zwei Jahrhunderten, wo auch in Tirol große Verwilderung der Sitten herrſchte. Die Kirche beſitzt übrigens außer der großen Glocke auch noch ein anderes Kleinod: einen Oelberg mit lebensgroßen aus Holz geſchnitzten Figuren. Niemand weiß, wie und wann er hergekommen, doch iſt er ein Meiſterwerk mittelalterlicher Kunſt, das man zuerſt Dürer zuſchrieb, bis endlich mit Wahrſcheinlichkeit nachgewieſen wurde, daß es von derſelben Hand ſey, welche den berühmten Altar zu St. Wolfgang verfertigt hat.

Es beginnt zu dämmern, doch dürfen wir ohne Sorge ſeyn, von unſerem Raſenſitze iſt es nicht mehr weit zum Bade. Wir wiſſen nicht, ob die Angaben Guarinonis, des berühmten Arztes der Haller Stiftsdamen, deſſen Schriften einen hohen culturgeſchichtlichen Werth haben, richtig ſind und das Wäſſerlein bei dem jetzigen Geſchlechte ſo wirkſam iſt wie zu ſeiner Zeit, „wo das Weibsvolk in die Wildbäder lief und dort mit allerlei wüſten Wald- und Venuſeſeln üppig buhlte;“ ſoviel jedoch ſteht feſt, daß den Gäſten friſche Luft, kaltes Waſſer und dolce far niente wohl anſchlagen, und daß die wackern Insbrucker und Haller, welche im Schweiße des Antlitzes herauf ſteigen, ihren Zweck, den Magen zu ſtärken, ſtets erreicht haben. Das Badhaus mit ſeinen Nebengebäuden, wo enge Holzkabinette neben einander wie Bienenzellen angebracht ſind, faßt oft kaum die Beſucher; der Lärm aus dem Speiſeſaal läßt uns auf zahlreiche Geſellſchaft ſchließen. Treten wir nur ein, ohne vorher, wie zu Kiſſingen oder Kreut, Toilette gemacht zu haben; man wird uns deßwegen ſchwerlich über die Achſel anſehen, wenn auch vielleicht ein dicker Bürger ſeinem Nachbar in's Ohr flüſtert: „Die Narren ſind gewiß über ein paar Zöcher geſtolpert!“ Auch an Damen fehlt es nicht, vielleicht ſchlägt ein Gajt die Zither, und ſo können wir tief in die Nacht plaudern, denn morgen iſt nichts verſäumt, wenn wir auch ſpät aufſtehen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Stellvertreter.

(Schluß.)

„Lord E.," ſchrieb Richard, „iſt zurückgekehrt. Er hat von mir Rechenſchaft über ſein Vermögen verlangt, das ich ſeit zwei Jahren uneingeſchränkt für ihn verwaltet. Ich bin mir keiner Veruntreuungen bewußt, aber ich bin außer Stande, alles, was ich ausgab, genau zu belegen. Richtig iſt es, daß unſer gemeinſamer Aufenthalt in London viel, ja mehr, als meine Mittel erlaubten, gekoſtet hat. Der Schloßbau hat die Kaſſe erſchöpft. Es fehlen Summen, die ich nicht nachzuweiſen vermag. Eine Anklage auf Betrug ſteht mir bevor und bedroht meine Ehre und meine Exiſtenz. Für dich, meine Ellen, iſt geſorgt. Das Vermögen deines Vaters iſt unberührt. Im Andenken an ihn läßt dir Lord E. das Häuschen, das du bewohnſt, und wenn du dieſe Gnade nicht annehmen willſt, wird eine befreundete Familie hier in London dich aufnehmen. Aber wir müſſen uns trennen. Mir geziemt es, eine Stellung zu ſuchen, mit allen Kräften, die mir zu Gebote ſtehen, die Summen zu erwerben, die man von mir fordert, und deren Erſtattung mich von der Ehrloſigkeit löſt, die jetzt auf meinem Namen ruht. Theile mir deine Entſchlüſſe mit, deine Briefe treffen mich in den nächſten Tagen noch in London, in der Wohnung, die wir gemeinſam inne hatten."

Ellen las den Brief wieder und wieder, aber ſie war keinen Augenblick unſchlüſſig über das, was ſie zu thun hätte. Daß ſie die Gnade Lord E's annehmen könnte, daran dachte ſie gar nicht. Schnell war alles eingepackt, und ſchon nach wenig Stunden ſaß ſie in der Poſtkutſche, die ſie nach London führte. Sie biß im Unmuth, im Gefühl einer tiefen und ungerechten Kränkung die Lippen über einander, aber ſie vergoß keine Thräne. Was in den wenigen Stunden in ihrer Seele vorging, wußte ſie ſich ſelbſt kaum zu erklären. Das ganze Verhältniß zu ihrem Gatten ließ ſie in Gedanken an ſich vorüber gehen: zuerſt die kindiſche Gereiztheit, das Sträuben gegen die Anerkennung ſeiner Vorzüge, mit dem ſie ihn als Gaſt ihres Vaters empfangen hatte; dann das Vertrauen, mit dem ſie ihm ihre Hand gereicht hatte, die Unbefangenheit, mit der ſie alles von ihm empfing, was ſie bis dahin nicht gekannt hatte, Bildung, den Genuß der Lebensgüter, die der Reichthum gewährt. Sie war ihm dankbar und mußte ihn achten, höher als irgend einen Menſchen auf der Welt. Damit aber waren ihre Empfindungen erſchöpft. Bei ſeiner Unerſchütterlichkeit, bei der Ruhe, mit der er das Leben an ſich herantreten ſah, bei der Gleichgültigkeit, mit der er ſelbſt die Dinge betrachtete, die ihr als höchſtes Lebensglück erſchienen waren, Luxus und Comfort, ſchien es ihr, als wenn er nichts weiter bedürfe. Nun auf einmal ſah ſie ihn gedrückt, verkannt, dem Kampf um die Bedürfniſſe des Lebens preisgegeben. Er wurde ihr ein anderer, ſie ihm eine Nothwendigkeit. Daß ſie ihre ganze Exiſtenz ihm opfern wollte, war ihr im erſten Augenblick klar, daß ſie damit anfangen müſſe, ihm ihr Herz zu öffnen, fühlte ſie, als es ſchon anfing für ihn zu ſchlagen. Dieſe Blüthe aufzubrechen, dazu bedurfte es nur der Erregungen dieſer wenigen Stunden.

So kam ſie in London an und trat bei dem Gatten ein, den ſie zwiſchen Rechnungen und Papieren fand. Er ſchritt ihr mit fragendem, aber nicht überraſchtem Blick entgegen, und ſie fiel ihm ſprachlos, aber mit einer Innigkeit um den Hals, wie noch niemals zuvor.

„Du haſt meinen Brief empfangen?" fragte er. — „Er ſetzt mich in den Beſitz meines väterlichen Vermögens," erwiederte ſie; „nimm es hin und ordne damit deine Rechnung. Wo du bleibſt, bleibe ich auch, wenn du arbeiteſt, werde ich auch arbeiten. Du biſt meine Welt, meine Heimath, biſt mir alles."

Wir können ſagen, daß in den nächſten Stunden die beiden Gatten zum erſtenmal vollſtändig glücklich waren. Richard nahm das Anerbieten ſeiner Frau, das ihm ihr ganzes Vermögen opferte, an, ohne Einwand, ohne Gegenvorſtellung, ja ohne Dank. Alles das wäre in dieſem Augenblick, wo ihre ganze Liebe zu ihm aufloderte, unnatürlich, ja unmöglich geweſen. Eins blieb aber noch zu thun, und das war eine harte Aufgabe. Lord E. war vermählt, er wollte mit ſeiner Gemahlin ſein neues Schloß beziehen; Richard, der nunmehr ſeine Rechnung abſchließen und vorlegen konnte, mußte auch das Schloß übergeben. Auch dabei wollte ſich Ellen nicht von ihm trennen, es drängte ſie, vollſtändig abzuſchließen mit einer Vergangenheit, deren Freuden keinen Werth mehr für ſie hatten, und der etwas fehlte, was ſie jetzt beſaß, und was ihr alles andere erſetzte, die Liebe ihres Gatten und ein Herz, das ganz für ihn aufgegangen war.

Lord E. hatte in der Bizarrerie ſeiner Beſchlüſſe

Digitized by Google

alle Empfangsfeierlichkeiten verbeten, unbemerkt wollte er einziehen mit seiner Gemahlin; dagegen hatte er zur Stunde seines Eintreffens die ganze Aristokratie der Nachbarschaft eingeladen, um ihr sofort seinen Besitz, seine Gemahlin, zum Theil sich selbst vorzustellen. Die Neugierde war auf's Höchste gespannt. Richard lag es ob, das Fest herzurichten, zu dem Wirth und Gäste zugleich eintreffen sollten. Haushofmeister, Köche und Dienerschaft wurden aus London mitgenommen. Es war ein mühseliger Tag, denn es blieb nur noch einer. Ellen ging dem Gatten nicht von der Seite. Sie, so hatte er es bestimmt, sollte Lady E. in ihre Zimmer einführen, die dann nur schnell die Kleider wechseln und die Gäste empfangen wollte.

Mit welchen Empfindungen betrat die junge Frau die Räume, die sie vor wenigen Wochen mit solchem Schmerz verlassen hatte! Ohne alles Verlangen sah sie jetzt die Pracht, die ihr ein so beneidenswerther Besitz erschienen war, zumeist das, was jetzt hinzugekommen war, die reichen Kleider, die in der Toilette zur Wahl ausgelegt waren, den Schmuck, der ihr vom Toilettentisch entgegen glänzte. Und es waren doch alle die Stoffe, die sie selbst gewählt, die Brillanten, die sie nach ihrer Angabe fassen lassen. Richard war ihr gefolgt. Er beobachtete die junge Frau mit dem zärtlichsten Blick der Liebe. Keine Spur des Verlangens malte sich auf den ruhigen zufriedenen Zügen.

„Wie überrascht mich wieder deine reizende Schöpfung, Ellen!“ sagte er. „Wie geschmackvoll sind die Kleider, deren Stoff du gewählt, wie reich die Juweelen in ihrer Fassung! Glaubst du nicht, daß Lady E. glücklich sein muß in diesen behaglich prächtigen Räumen, im Besitz dieser Schätze?“ — Ellen sah ihn mit einem klaren seelenvollen Blick an. „Glücklich?“ erwiederte sie, „ja, wenn sie ihren Gatten liebt.“

Die Stunde, in der der Besitzer sein Schloß begrüßen sollte, rückte immer näher. Schon füllten sich die erleuchteten Räume der Empfangzimmer mit Gästen. Richard im festlichen Anzug, um den Freund zu begrüßen, traf die letzten Anordnungen mit dem Haushofmeister und den Dienern. Dann suchte er seine Frau auf, die im Boudoir der Herrin im einfachen Hauskleide mit bebendem Herzen wartete. Sie ruhte nicht wie sonst in den weichen Fauteuils, sie stand bescheiden, etwas beklommen, mit dem Rücken an das Fenster gelehnt, als der Gatte eintrat.

„Ellen,“ sagte er, „der Lord ist so eben eingetroffen. Er ist zufrieden mit unserer Einrichtung.“ — Ein bitteres Lächeln zog über die Züge der jungen Frau. „Aber seine Gemahlin,“ fuhr Richard fort, „hat Unpäßlichkeit zurückgehalten und wir sehen uns auf einmal in Verlegenheit, wer als Wirthin die Gäste empfangen soll. Er hat mich beauftragt, dir diese Bitte vorzutragen.“

„Mir?“ sagte Ellen befremdet. „Ich soll alle die vornehmen Gäste empfangen, und in diesem Anzuge?“ — „Wähle eines von den Kleidern, die dort bereit liegen, aber schnell, wir haben keine Zeit zu verlieren.“ — Ellen zögerte. „Wenn du es wünschest.“ — Richard winkte bejahend. — „Nun wohl, auch das noch.“

Wir müssen hier einen Brief einschalten, der uns im Original vorgelegen und auf den wir zum Theil unsere ganze Erzählung begründet haben. Es ist ein Brief Lord E's. an seinen Oheim und Vormund, den dieser am Morgen des Tags empfing, an dem wir jetzt in unserer Erzählung stehen. Er wirft zugleich ein Licht auf eine Persönlichkeit, die wir jetzt in unsere Erzählung einführen müssen, auf Lord E. Er schreibt:

„Ihnen nächst meinem Gewissen bin ich Rechenschaft schuldig von meinen Handlungen. Zuerst muß ich mich gegen den Vorwurf verwahren, den man mir oft im Leben machte, das Bizarre, Außergewöhnliche zu lieben und darnach zu haschen. Wenn das, was ich beschlossen und ausgeführt, das Einfachste ist, was die Gesetze der Pflicht, der Ehre, der Menschlichkeit, die Anforderungen meines Standes vorschreiben, so ist er falsch. Wenn aber dieses Einfachste aus dem Gleise des Gewohnten ablenkt, ist es noch immer nicht Bizarrerie.“

„Ich hatte mich niemals um die Verwaltung meines Vermögens bekümmert, so lange es in Ihren treuen Händen lag. Später, als meine Volljährigkeit mich auf Reisen traf, wollte ich diese, die zu meiner Bildung nothwendig erschienen, nicht abbrechen — nur weil ich reich war. Sollte ich eine Lebensfreude missen, die selbst dem Unbemittelteren zu Gebot stand? Aber es kamen mir Nachrichten zu, daß die unbeaufsichtigten Beamten einen Theil ihrer Pflichten vernachlässigten. Sollte ich das zugeben, durch eigene Sorglosigkeit die Verantwortung auf mich laden, daß sie nachlässig, dadurch vielleicht Betrüger wurden? Da sah ich, daß der Besitz Verpflichtungen auferlegt, und schickte mich an, sie zu erfüllen. Aber ich wußte nichts von Geschäften und mußte diese erst lernen, ehe ich mich an die Spitze derselben stellte. Die wenigsten meiner Beamten kannten mich. Ich kam also nach England und hätte sie beobachten können, aber die Rolle eines Spions, selbst in eigenen Angelegenheiten, schien mir eine unwürdige. Ich wählte also den Ausweg, als mein eigener Bevollmächtigter aufzutreten. So konnte ich lernen und trat doch offen den Leuten gegenüber, die, wenn sie etwas

Digitized by Google

zu verbergen hatten, es mir verbergen mußten, ſo gut als dem, deſſen Bevollmächtigter ich ſchien. Sie alle aber haben das Vertrauen gerechtfertigt, das Sie in ſie ſetzten, als Sie ihnen meine Angelegenheiten übergaben, und ſie dürfen ſo wenig vor mir erröthen, als ich vor ihnen, wenn ich mich ihnen nenne. Ich habe gelernt, meinen Beſitz zu verwalten; wenn Sie alſo dem Wege zürnen, den ich zu dieſem Ziele eingeſchlagen, ſo nehmen Sie den Erfolg als meinen Fürſprecher."

„Ein anderer Punkt wird Ihre Nachſicht mehr in Anſpruch nehmen. — Ich bin verheirathet, ſeit faſt zwei Jahren verheirathet, mit einem Mädchen unter meinem Stande. — Nehmen Sie vorweg das Geſtändniß, daß ich nicht aus Vorurtheil, ſondern aus Ueberzeugung ein entſchiedener Gegner der ſogenannten Mißheirathen bin. Die Sonderung der Stände hat Englands ſociale Zuſtände befeſtigt. Eine Mißheirath aus pecuniären Intereſſen iſt verächtlich, aus momentaner Verliebtheit Schwäche. Wo ſtarke Charaktere die Ueberzeugung gewinnen, daß das Ablenken von der gewohnten Sitte ihr Glück iſt, haben ſie das Recht, dieſer Ueberzeugung zu folgen; aber es iſt Vermeſſenheit, ſich dieſe Stärke zuzutrauen, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Mißheirathen eine Reihe von Mißverhältniſſen mit ſich führen, an denen das Glück der Ehe ſcheitern kann."

„Mein Fall iſt ein anderer. Ein würdiger Mann, der mein Freund war und mich für ſeines Gleichen hielt, vertraute mir ſterbend ſein einziges Kind. Wie die Verhältniſſe lagen, blieb mir kein anderer Weg, dieſes Vermächtniß zu erfüllen, als dem Mädchen meine Hand zu reichen. Sie nahm ſie an, und bis zu dieſer Stunde weiß ſie nicht, wer ich bin. Warum, werden Sie fragen, vertraute ich mich ihr nicht, als ich ihr die Hand reichte? Die Antwort iſt einfach. Ellen liebte mich nicht. Entweder hätte ſie meine Hand angenommen, weil ich reich und vornehm bin, oder ſie hätte ſie gerade aus dieſen Gründen ausgeſchlagen. Ihr Charakter hätte das letztere gewählt, und das durfte nicht ſeyn. Ich mußte ihr die Bildung zu geben ſuchen, die ihrem künftigen Stande geziemte; das iſt geſchehen, und ebenbürtig an Bildung tritt ſie in die Geſellſchaft, der ſie von jetzt angehört; aber ſie mußte ebenbürtig werden, ehe ſie Lady E. wurde."

„Für mich aber wollte ich noch mehr. Ich wollte, daß meine Frau mich auch lieben ſollte, daß meine Liebe ihr mehr gälte, als der Glanz des Reichthums und des Standes, den ſie durch mich empfangen würde. Ich habe ſie gewöhnt an den liebenswürdigen Luxus der vornehmen Welt, und doch weiß ich, ſie liebt mich genug, um ihm meinetwegen zu entſagen, und ſo wird ſie ſich auch meinetwegen daran erfreuen, ohne ſich davon blenden zu laſſen. — Es war nicht eine bizarre Laune, die mich leitete, noch ein pſychologiſches Spiel, das ich trieb, es war ein feſtes, vorgeſetztes Ziel, und ich habe es erreicht."

„Und nun, mein verehrter Oheim, mein theurer väterlicher Freund: lernen Sie Ihre Nichte kennen, und ich fordere mehr von Ihnen, als Ihre Verzeihung, ich fordere, daß Sie gut heißen, was ich gethan. Als Zeichen, daß Sie das thun, erwarte ich Sie auf meinem Schloß..."

So ungefähr der Inhalt des Briefes, der zugleich ein Räthſel löſt, das der Leſer längſt errathen haben wird.

Richard, oder vielmehr Lord E., wie wir ihn jetzt kennen, trat in das Toilettenzimmer ſeiner Frau, die eben ihren Anzug vollendet hatte, unterſtützt von den Kammerfrauen, die Richard für die Lady in Dienſt genommen hatte. Sie ſtand vor dem Spiegel und ließ eben die letzte Hand anlegen. Das Haar fiel in langen weichen Locken nieder, das dunkle ſchwere Kleid ließ ihre Geſtalt höher erſcheinen. Es war etwas von Stolz, nicht von Eitelkeit in ihrem Weſen, das den Gatten befremdete. Er ließ die Dienerinnen fortgehen und warf ſich in einen Seſſel, ganz verſunken in den Anblick der ſchönen Frau, deren ganzes Weſen etwas Befremdendes für ihn hatte.

„Du biſt ſchön, Ellen," ſagte er, „prächtig! Hat du Freude an dem Anzug? Ich glaube, du haſt den koſtbarſten gewählt?" — Ein bitteres Lächeln zog über die Lippen der ſchönen Frau. Sie warf den Kopf ſtolz zurück. „Ja, ich will ſchön ſeyn heute, reich, prächtig; ich werde auftreten mit dem ganzen Stolze, deſſen mein Weſen fähig iſt. Du haſt es gewollt, Lieber, daß ich in geborgtem Glanze heute die Honneurs des Schloſſes mache; ich will es thun, nicht als Dienerin Lord E's, nein, als die Gattin ſeines Freundes. Ich will mich nicht einem Spiel leihen, nicht dieſer ſtolzen Ariſtokratie das Vergnügen bereiten, über die Pächterstochter zu lächeln, die in den Kleidern der vornehmen Frau eine ungeſchickte Rolle ſpielt, ich will den Platz behaupten, den man mir anweiſt — für einen Abend. Ich erfülle deinen Wunſch, nicht den Lord E's, das vergiß nicht, aber ich thue es nur unter einer Bedingung."

„Und die iſt?" fragte der erſtaunte Gemahl. — „Daß dieß der letzte Abend iſt, wo deine Freundſchaft dich zum Diener Lord E's macht. Du haſt geſehen, wie weit dieſe Freundſchaft reicht. Das Mißtrauen hatte ſie verdrängt. Es iſt ganz deinem Weſen angemeſſen, deine Kräfte dem öffentlichen Wohl, der Menſchheit, ja, ſey es, einem Freunde zu opfern; aber es iſt deiner

Digitized by Google

unwürdig, Diener zu seyn, noch unwürdiger, deine Frau zur Dienerin zu machen. Du weißt," fügte sie hinzu, und ihre Stimme zitterte im weichsten Accord der Liebe, „daß ich mich deiner Einsicht, deinem Charakter, deiner Ueberlegenheit beuge im festen Vertrauen, wie vor Gott. Ich weiß, daß du mich liebst, laß uns das letzte brechen, was sich zwischen unsere Herzen drängte — diese unglückselige Freundschaft. Ich ertrage sie nicht mehr. Opfere sie der Liebe, damit diese nicht daran zu Grunde gehe."

Der Gatte war aufgestanden und drückte die weinende Frau an seine Brust, von deren Herzen sich plötzlich die schwere Last gelöst hatte, die sie seit langer Zeit bedrückte. — „Ich verspreche es dir, Ellen," sagte er. „Mit diesem Abend hört die Freundschaft auf, die dich drückt, und ich gehöre mit vollem, ungetheilten Herzen nur dir." — „Gut," sagte Ellen, „also die letzte Prüfung! Du weißt nun, warum ich stolz auftreten will einem Manne gegenüber, gegen den ich die glühendste Eifersucht hege. Meine Liebe hat gesiegt über seine Freundschaft; ich will ihn meinen Triumph empfinden lassen, ihn, der mich bis jetzt nicht würdig hielt, mich zu bemerken, mich kennen zu lernen, die Gattin seines Freundes. Er soll heute Abend erkennen, daß ich dieser Aufmerksamkeit würdig gewesen wäre. Und nun laß uns gehen."

An dem Arm des Gatten schritt sie durch die Gemächer über den weiten gewölbten Vorsaal, die Diener öffneten die Flügelthüren zu den Gesellschaftsräumen, der Glanz der Kerzen strahlte ihnen entgegen, eine bunte Menge war versammelt. Sie traten ein.

Sie hatte nicht die Absicht, eine vornehme Frau vorzustellen, aber wenn sie auch zum ersten mal in diesen Kreisen auftrat, wollte sie doch zeigen, daß der Ton der gebildeten Gesellschaft, in der sie in London verkehrt hatte, ihr nicht fremd sey. So trat sie sicher ein, und weßhalb sie den Kopf besonders stolz erhob, hatte sie dem Gatten so eben vertraut. Ihr Blick streifte die Gesellschaft und suchte Lord E. Keiner von den anwesenden Herren schien ihr zu der Vorstellung zu passen, die sie sich von diesem jungen Sonderling gemacht hatte.

Der Gemahl führte ihr die Herrn der Gesellschaft nach der Reihe zu und wußte die kurzen Worte, die jeder an sie richtete, durch seine Vorstellung so auf den Bau, die Ausschmückung des Schlosses zu lenken, die ihr Werk seyen, daß kein eigentliches Gespräch in Gang kam. Es befremdete Ellen, daß sie Mylady angeredet wurde, aber der Gatte flüsterte ihr zu: „Man hält dich für die Gemahlin Lord E's und er bittet dich, dem nicht zu widersprechen." Ellen erröthete, aber hatte sie sich dem ersten Schritt gefügt, mußte sie sich auch die Folgen gefallen lassen.

Ueber die Schönheit der jungen Frau war nur Eine Stimme. Die Bevorzugteren, denen eine längere Unterhaltung vergönnt war, erkannten es an, daß sie das Gespräch auf Kunst und Literatur mit Geschick zu lenken und mit Geschmack zu unterhalten wußte. Einige Herren flüsterten sich zu: „Die Frau ist schön, aber sie ist stolz und kalt wie Eis!" Wenn man gesagt hatte, daß man sich der Nachbarschaft freue, hatte sie nichts erwidert oder ausgewichen. „Sie will die Gesellschaft nicht anziehen," meinte man, „sie will sie ferne halten."

Die Flügelthüren gingen auf und die Diener verkündeten den Herzog von B., Lord E's Oheim und Vormund. Alles wich zurück als dieser mit ernster vornehmer Haltung eintrat, und nach flüchtigem Gruß gegen die Gesellschaft auf Ellen zuschritt. Sie stand gerade in der Thüre eines Seitenkabinets im Gespräch mit einigen Herrn, die zur Seite traten, als der Herzog sich näherte, Ellen bei der Hand nahm und in das Cabinet führte.

„Meine schöne Nichte wird verzeihen, daß ich die erste Begrüßung ohne Zeugen wünsche." Er drückte, immer ihre Hand festhaltend, einen Kuß auf die Stirn der jungen Frau, die sich erröthend verbeugte und Worte suchte, hier endlich einen Trug abzustreifen, der anfing sie zu beschämen.

„Ew. Herrlichkeit sind im Irrthum," stammelte sie. — „Wo ist mein Neffe?" unterbrach er sie. — Ellen richtete sich wieder stolz auf. — „Lord E.," erwiederte sie, „wird noch nicht anwesend seyn, wenigstens hat er sich mir, die ich auf seinen Wunsch seine Gäste empfange, noch nicht vorstellen lassen." — „Noch nicht?" sagte der Herzog, und heftete einen fragenden Blick auf den Neffen, der eben hinter ihm in die Thür getreten war. „Noch nicht? Nun so lassen Sie es meine erste Sorge seyn, ihn Ihnen zuzuführen."

Er ergriff die Hand des Neffen. „Lord E.," sagte er, „ein liebenswürdiger, unverbesserlicher Sonderling, der immer Recht haben will, und dem ich heute zum erstenmal aus vollem Herzen Recht gebe."

Lord E. beugte sich auf die Hand des Oheims, der ihn in seinen Armen aufnahm. — Und Ellen? Sie stand da, starr, bestürzt, aber mit erhobenem Haupt. Sie heftete einen tiefen, forschenden Blick auf den Gatten, und ein ganzes Leben flog an ihrer Seele vorbei. Bebend, erschüttert stand der Gatte vor ihr, als hätte er eine Verzeihung von ihr zu empfangen. Er wollte sich ihr nähern, aber eine Bewegung ihrer Hand wies ihn zurück, als sey er ihr auf einmal ein Fremder geworden; dann reichte sie ihm mit dem strahlendsten

Digitized by Google

Blick der Liebe die Hand und ſtürzte in die Arme des Herzogs.

Die Geſellſchaft hatte nichts von dem Auftritt bemerkt, eben ſo wenig, daß Ellen am Arm des Herzogs durch eine kleine Seitenthür das Cabinet verließ und in ihr Zimmer zurückgeführt wurde.

Wir brechen hier unſere Erzählung ab, eben weil wir keinen Roman ſchreiben wollten. Wir haben nur verſucht, die wechſelnden Seelen- und Gemüthszuſtände zu ſchildern, welche die einfache Begebenheit herbeiführten, die ihrer Zeit großes Aufſehen in England gemacht hat. Wir haben erklären wollen, nicht ſchildern, und am wenigſten erfinden. Unter geſchickteren Händen hätte der Stoff vielleicht zu einem Roman mit ſpannenden Seelenzuſtänden erwachſen können; wir haben beweiſen wollen, daß kein Roman vorliegt.

Guſtav zu Putlitz.

Du biſt mein Volk, und ich dein Sohn.

Wie lieb' ich dich, mein Volk, und bin dein eigen,
Von ganzem Herzen dein getreuer Sohn,
Auf deiner Armuth dornenvollen Steigen,
Auf deiner Ideale ſtolzem Thron!

Ein Kaiſer biſt du aller Nationen
Und in den Himmel reicht dein Sinn hinein,
Du greifſt entzückt nach allen höchſten Kronen —
Und ſtößeſt deinen Fuß an einen Stein.

Haſt blutend deine Siege preisgegeben
Dem Feinde, der dein Beſtes nicht verſteht,
Um immer neuen Siegen nachzuſtreben,
Wo des Gedankens letzter Aether weht.

Dir gleicht der Liebe unbegrenzt Verlangen,
Der das Erfüllte nie das Höchſte heißt,
Die, um am Unerreichten feſtzuhangen,
Aus des Beſitzes warmem Neſt ſich reißt.

So halt' ich ſelbſt nach Liebe ausgebreitet
Die Arme, wenn die Liebe mich umfängt,
Und von der Sehnſucht Ewigkeit verleitet,
Iſt mir des Glückes Gegenwart verdrängt.

Denn zwiſchen Erd' und Himmel muß ich ſchweben,
Nachjagend über mir das Höchſte ſeh'n,
Und unter mir ein frohes Menſchenleben,
Das ich verließ, im warmen Lichte geh'n.

Auf deiner Armuth dornenvollen Steigen,
Auf deiner Liebe himmelhohem Thron,
Wie lieb' ich dich, mein Volk, und bin dein eigen,
Von ganzem Herzen dein getreuer Sohn!

J. G. Fiſcher.

Digitized by Google

Literatur.

Thekla, ein Gedicht in neun Gesängen von Paul Heyse. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1858.

Auf die Grundlage des vorliegenden Werks weist kein Vorwort hin. Die Beurtheilung wird dieß zu ergänzen haben, um davon ausgehen zu können. — Eine sehr alte Ueberlieferung berichtet von der heiligen Thekla, die sey zu Ikonium im Heidenthum geboren, durch die Predigt des Apostels Paulus bekehrt worden, habe sich von ihrem Bräutigam, einem schönen, vornehmen, reichen jungen Manne getrennt und allem weltlichen Leben entsagt. Von Sehnsucht, Worte des ewigen Lebens zu vernehmen, getrieben, habe sie die Wächter des gefangenen Apostels durch Gold und Edelsteine bestochen und sich so den Weg in seinen Kerker gebahnt. Zur Strafe sey sie erst den wilden Thieren vorgeworfen, dann dem Flammentode preis gegeben, beide male aber durch Wunder gerettet worden. Sie habe dann den aus dem Gefängniß befreiten Apostel auf seinen weiteren Reisen begleiten wollen, sey von ihm aber zurückgewiesen worden mit den Worten: „Niemand geht in die Schlacht, begleitet von einem Weibe.“

Alle diese Umstände hat der Verfasser in sein Gedicht aufgenommen, nicht aber das Ende, welches einige Schriftsteller der Heiligen geben, indem sie sie den Märtyrertod sterben lassen. Man darf in der Sage keinen historischen Kern suchen. Sie ist schon von einem christlichen Autor des zweiten Jahrhunderts als eine bloße Dichtung zu einem erbaulichen Zwecke bezeichnet worden. Um so weniger durfte ein Poet Bedenken tragen, auch ihr zu entfernen, was die Einheit des inneren Zusammenhangs stört. Und dieß geschieht durch jenes gewiß erst später hinzugesetzte Lebensende, welches schlecht paßt zu dem stark betonten göttlichen Schutze in der doppelten Lebensgefahr. Unser Verfasser ist daher zu loben, daß er der Versuchung, seinem Gedicht durch ein solches Ende der Heldin einen wirkungsreichen Schluß zu geben, widerstanden hat; er würde dadurch jenen Widerspruch in das Gedicht getragen haben. Er hat sehr wohl gethan, es da zu schließen, wo Thekla sich von ihrem Bekehrer, nachdem er ihre Begleitung abgelehnt hat, trennt und allein in die Welt zieht, christliche Werke zu üben. Es ist ihm gelungen, die Geschichte bis zu diesem Wendepunkt innerlich und äußerlich so abzurunden, daß nur die leere Neugier gewöhnlicher Romantiker diesen Abschluß unbefriedigend finden könnte.

Dagegen will die Zweckmäßigkeit einer vom Dichter beliebten wesentlichen Veränderung der Sage nicht sogleich einleuchten. Daß in dieser der von einer geborenen Heidin zum ersten mal gefaßte Entschluß, sich dem jungfräulichen Stande zu widmen, durch den Apostel Paulus als den ersten Heidenbekehrer bewirkt wird, ist gewiß nicht ohne Bedeutung. Unser Dichter hat diesen aber in einen andern Verkünder des Evangeliums, einen Judenchristen von seiner Erfindung, Tryphon benannt, verwandelt, der als ein Sendling jenes Apostels auftritt. Und doch hat er das Bild dieses Mannes ganz nach dem des Paulus gestaltet. Er hat ihn ausgestattet mit der ganzen gewaltig imponirenden Kraft jener hohen Persönlichkeit, mit der von ihren Lippen strömenden Macht des Worts, welches die Seelen gewinnt und unwiderstehlich an sich zieht. Auch in äußern Umständen läßt er, gewiß nicht ohne Absicht, die Person des Paulus durchschimmern. Tryphon verweist Thekla an einen Gastfreund, den er in Derbe habe, in welche lykaonische Stadt Paulus nach der Apostelgeschichte sich rettete vor einer in Ikonium gegen ihn ausgebrochenen Verfolgung, und dort das Evangelium verkündete. Wozu also, dürfen wir fragen, die Umwandlung, wenn sie doch nur eine scheinbare ist? Ich glaube die Ursachen, die den Dichter dazu bestimmt haben, zu errathen. Er wird es für viel schwieriger gehalten haben, dem uns von dem großen Heidenapostel vorschwebenden Bilde zu entsprechen, als seinen Tryphon zu diesem Bilde herauf zu ziehen. Und er wird es ferner haben vermeiden wollen, auf die besondern Dogmen und Ansichten, an die jeder beim Namen Paulus gleich denkt, einzugehen, da ihm diese wohl nicht zu der geistigen Stimmung zu gehören schienen, durch welche er die Bekehrung im Innern des Mädchens vollziehen läßt.

Doch wie es sich mit den Motiven dieser Verwandlung auch verhalte: die Forderungen, welche eine strenge Ansicht an den Dichter, der eine vollkommen historische Thatsache behandelt, stellen mag, finden keine Anwendung auf die Sage. Bei dieser kann nichts verlangt werden, als daß die Poesie dem Sinn derselben nicht widerspreche, sondern von ihm durchdrungen sey. Und so zeigt sich die poetische Behandlung der Sage unseres Verfassers durchaus. Dieß ist aber ihr geringeres Verdienst. Das größere besteht darin, daß die Sage mit dem Boden, auf dem sie steht, uns nahe gerückt, unserem Sinne vollkommen verständlich gemacht wird. Der Dichter läßt die Begebenheit aus den Verhältnissen der Zeit, aus dem Stande ihrer Cultur und ihren Sitten hervorgehen, die er auf das lebendigste und anschaulichste schildert. Er hat eingesehen, daß, um begreiflich zu machen, wie eine reine Seele in jenen Tagen mit innerer Nothwendigkeit zum Christenthum geführt wird, es weit weniger darauf ankommt, in die christlichen Zustände hineinblicken zu lassen, als in die heidnischen. Ein farben- und gestaltenreiches Bild von den socialen und sittlichen Verhältnissen in dieser Zeit tiefen Verfalls (er läßt die Begebenheit unmittelbar nach dem Tode Neros vorgehen) rollt er vor uns auf. Aus den mannigfachen, sehr verschieden gearteten Figuren und Gruppen dieses Bildes empfängt der Leser, ohne daß es irgend einer allgemeinen, im Lehrton gehaltenen Betrachtung bedürfte, die

Digitized by Google

Ueberzeugung, daß das Heidenthum, auf einen Punkt gekommen, wo es die Wurzeln der Geſinnung zerfraß, die Sehnſucht nach einer ihm vollkommen entgegengeſetzten Welt aus ſich ſelbſt gebären mußte. Gleich im erſten Geſange ſehen wir in einem meiſterhaft geſchilderten nächtlichen Kybeleſeſte den Sinnentaumel, die wilde Aufgeregtheit und Trunkenheit des vorderaſiatiſchen Götterdienſtes vor uns. An dieſe Feier knüpft ſich die Bekehrung Theklas. Die Frechheit der losgebundenen Begier tritt ihr hier ſo nahe und ſteigert den Widerwillen, den ſie gegen die angeerbte Religion längſt gefaßt hat, ſo, daß die Predigt des Evangeliums, welche in dieſem Augenblick ihr Ohr trifft, ſich tief und unauslöſchlich in ihr Herz ſchreibt. Der Entſchluß, ſich von ihrem Bräutigam, der ſich jenem Feſttaumel auch hingegeben hat, zu trennen, wird ihr ſehr leicht; aber auch der ſchmerzliche Gedanke an die Betrübniß, den Zorn, die Verzweiflung der Mutter kann ſie nicht wankend machen in ihrem Vorſatz. Jede weitere Steigerung des Gegenſatzes der beiden Religionen hat der Dichter mit vieler Weisheit vermieden. In Theklas Chriſtenthum tritt weder exaltirte Schwärmerei, noch myſtiſche Verzückung, noch herbe Askeſe hervor; es iſt im Weſentlichen nur die hohe Reinheit des Herzens, die dem Zeitlichen abſterben will, um nur dem Ewigen zu leben.

Kein Zug in dem Bilde des Mädchens, der dieß nicht bekundet. Und dieſelbe ſichere Hand und Begabung, Geſtalten mit plaſtiſcher Schärfe hinzuſtellen, zeigt ſich in den übrigen Perſonen. Theklas Mutter, die dem Schmerze erliegt, ihre Tochter durch jüdiſche Zauberkunſt in's Verderben geriſſen zu ſehen; der lüſterne, heuchleriſche, ſataniſch boshafte, blutdürſtige Kybelepriester, der Anſtifter der Verfolgung, der, als er ſie vollendet zu haben glaubt, dem göttlichen Strafgericht verfällt; der unſchlüſſig ſchwankende römiſche Prätor, der die Angeklagte, halb aus Gutherzigkeit, halb aus klügelnder Berechnung, retten möchte, und dem doch der Muth dazu fehlt; der treuherzige, rauhe, aber menſchlich fühlende Kriegsbefehlshaber; ein Goldſchmied, der die Ausbreitung verderblicher neuer Lehren verwünſcht, weil ſie das Gewerbe herunterbringen, zu dem der aus der Apoſtelgeſchichte bekannte Epheſier Demetrius Veranlaſſung gab — ſie alle ſind trefflich individualiſirte Figuren. Den Realismus, mit dem ſie auftreten, vermiſſen wir nur in dem Tryphon, bei welchem das Streben, ihn jenem hohen Ideale nachzubilden, von ſelbſt zu einem ganz idealiſirenden Verfahren geführt hat.

Bonn.

Aber auch auf dieſem idealiſtiſchen Boden iſt, wie auf dem realiſtiſchen, die Wirkung auf Herz und Einbildungskraft durch die einfachſten Mittel erzielt. Die blendenden hat der Dichter verſchmäht. Die Begebenheit entwickelt ſich vor unſern Augen als eine außerordentliche, nicht als eine ſeltſame. Die Rettungen Theklas aus den Todesgefahren ſind Fügungen der ſie ſchützenden Vorſehung; aber ſie gehen nicht hinaus über den Gang und die Geſetze der Natur. Für den, welcher dem Verfaſſer den Wunderbegriff, von dem er dabei ausgegangen iſt, zum Vorwurf machen wollte, ſind ſolche Gedichte nicht geſchrieben.

Dieſe wohlthuende Herrſchaft des einfach Natürlichen, Ruhigen und Mäßigen hat ihren vollkommen entſprechenden Ausdruck gefunden in der Dichtungsart, zu deren Charakter ſie gehört — in der epiſchen. Dieſer Form aber und der ganzen Art und Haltung des Gedichts antike Farbe und antiken Ton zu geben, hat der Verfaſſer doppelten Anlaß gehabt. Nirgends ſpiegelt ſich ja jene Ruhe und Objektivität ſo vollkommen ab wie im griechiſchen Epos, und griechiſch ſind ja die geſchilderten Sitten. Die Nachbildung jenes Tons iſt dem Dichter ſehr gelungen; nirgends iſt ſie ſklaviſch oder gezwungen. Und wie er in der Sache nicht durch das Geſuchte wirken will, ſind auch die ſprachlichen Formen einfach und natürlich.

Damit war denn von ſelbſt als metriſche Form der Hexameter gegeben. Man hat dieſe Versart zwar vor einiger Zeit als eine nicht aus dem Urgeiſt unſerer Sprache hervorgegangene in Mißkredit bringen wollen; da ſie aber Voß und Goethe bei uns ſo eingebürgert haben, daß wir ihr nichts Fremdartiges mehr anhören, wird dieſe Mühe wohl erfolglos bleiben. Es möchte überhaupt zu ſpät ſeyn, die ſich der antiken Weiſe nähernde Sylbenmeſſung und Verobildung aus unſerer Sprache wieder zu verbannen. Wenn es geſchähe, würde es ihr zu nicht geringem Schaden gereichen, und namentlich würde der Verluſt des daktyliſchen Hexameters ein unerſetzlicher ſeyn. Bekanntlich ſind verſchiedene Syſteme über den richtigen Bau deſſelben im Deutſchen aufgeſtellt und angewendet worden. Unſer Dichter hat die ſeinen nach ganz richtigen Principien und mit einem feinen Ohre gebaut. Durch die Zuläſſung von Trochäen und durch eingemiſchte ſpondäiſche Verſe hat er für Abwechslung geſorgt. Nur ſehr ſelten ſtößt man auf Verſe, in denen die Trochäen nicht vollönend genug, oder gleiche Vorſilbe gehäuft ſind, wodurch die gefällige Leichtigkeit zu Schwächlichkeit und Weichlichkeit wird.

Loebell.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

Die Bruchſtücke aus Helminas eigenen Erinnerungen. — Ein juriſtiſches Bedenken. — Ein Verſatz für die Zukunft. — Rückblick auf Spindler. — Kriegeriſche Stimmung. — Der Curszettel. — Friedenshoffnungen. — Der lange und träge Faſching. — „Leere“ Bälle. — Eine Erfindung für die Zukunft.

Als ich, geſtützt auf Gründe der Erfahrung, die Behauptung aufſtellte, die von Helmina von Chezy hinterlaſſenen Aufzeichnungen aus ihrem Leben könnten nur Bruchſtücke ſeyn, war ich vollſtändig in meinem Rechte, wie jetzt klar geworden, ſeit dieſe Denkwürdigkeiten unter dem Titel „Unvergeſſenes“ an das Licht des Tages getreten; dagegen war eine Folgerung unrichtig, die ich aus den wohlbegründeten Vorderſätzen gezogen. Ich glaubte nämlich vorausſetzen zu dürfen, man habe mit der Veröffentlichung des Nachlaſſes der Dichterin ſo lange gezögert, um die Bruchſtücke zu ordnen und zu ergänzen. Das iſt jedoch nicht geſchehen. Der Stoff iſt augenſcheinlich ſo in die Druckerei geworfen worden, wie er ſich nach dem Tode Helminas vorgefunden; man hat nicht einmal durch Hinzufügung der Jahreszahlen, geſchweige denn durch ergänzende Zuſätze in Form von Anmerkungen oder dergleichen einigen Zuſammenhang in den Wirrwarr dieſer kaleidoſkopiſchen Bruchſtücke zu bringen verſucht. Die Aechtheit laſſe ich demnach unangefochten, ohne jedoch die Bedenken zurückzunehmen, welche ich früher ſchon gegen die ganz untadelige Ehrenhaftigkeit des Erwerbes der Handſchrift von Seiten der Herausgeberin vorgebracht. Die Verwandte, in deren Armen Helmina geſtorben, ſcheint der Gerichtsbehörde zu Genf keine Kunde vom Daſeyn des Sohnes und geſetzlichen Erben der Verſtorbenen gegeben zu haben, und da ſie allem Vermuthen nach die einzige Perſon war, welche dort von dieſem Umſtande Kenntniß hatte, ſo blieb derſelbe verſchwiegen. Ich erkenne übrigens an, daß ſie nach dem Wortlaute des Geſetzes nicht zum Reden verpflichtet geweſen ſeyn mag; und damit laſſe ich dieſe leidige Angelegenheit auf ſich beruhen, ungerührt von dem Verluſt der Wiſſenſchaft, welche dadurch um die Löſung einer Frage über literariſches Eigenthum kommt.

Das hinterlaſſene Buch Helminas zu beurtheilen, ſcheint wohl nicht meine Aufgabe zu ſeyn. Die Irrthümer, von denen es wimmelt, wüßte freilich niemand ſo zuverläſſig zu berichtigen als ich, beſonders wo es Angaben über meine Perſon betrifft; aber es iſt mir entſchieden gleichgültig, ob dieſer oder jener Umſtand ſo oder ſo erzählt wird. Manche Einzelheiten ſind ohnehin durch meine Mittheilungen aus dem Leben Helminas (im Morgenblatt) ihrer wahren Beſchaffenheit nach bekannt geworden; andere werden ſich in ſpäterer Zeit durch die Fortſetzung aufhellen, die ich zu geben gedenke, aber, wohlverſtanden, nicht unter der bisherigen Form, ſondern als Erinnerungen aus meinem eigenen Leben. Ich halte für paſſend, die Ruhe der Todten nicht weiter zu ſtören, wie man es heißen könnte, wenn ich ſie noch ferner in den Vordergrund einer Schilderung ſtellte. Auf dem zweiten Plan vorzukommen, wird ſie mit andern (Todten wie Lebenden) allenfalls unbeläſtigt vertragen können.

Nur auf eine Beſonderheit muß ich hinweiſen, die in Helminas nachgelaſſenem Buche eine pſychologiſche Merkwürdigkeit bildet und einen bekannten Namen betrifft. Die Verfaſſerin hat nämlich an verſchiedenen Stellen von Karl Spindler geſprochen, um ihrem gründlichen Widerwillen gegen ihn in ächt weiblicher Art ein Denkmal zu ſtiften. Woher der Widerwille ſtammte? Vor allem aus jenem bekannten Zuge der weiblichen Natur, die, ſobald ſie mit einem theuern Weſen, mit Sohn oder Gatten, unzufrieden iſt, unfehlbar die Schuld auf ſeinen nächſten Freund wirft. In dieſem Stück ſind die Frauen alle einander gleich, die geiſtreichen wie die dummen. Spindler und ich haben dieſe Erfahrung gegenſeitig gemacht. Seine Gattin nannte mich den Zerſtörer ihres häuslichen Glückes. Jede ſeiner Geliebten gab mir die Schuld, wenn ſich das zarte Band löste. Meine Mutter ihrerſeits machte Spindler zum Mephiſtopheles, der aus hölliſchem Vergnügen mich auf Irrwege führte und zu Grunde richtete, was ihm — wenn man „Unvergeſſenes“ lieſt — auch ſo ziemlich gelungen zu ſeyn ſcheint. Ich ſelber habe freilich nichts davon bemerkt und das Buch ſpricht ſich nur in Gemeinplätzen darüber aus; doch weiß ich aus anderweitigen Mittheilungen, daß, abgeſehen von einer Maſſe von Kleinigkeiten aus dem Alltagsleben, Helmina es Spindlers „verderblichem Einfluſſe“ zuſchrieb, daß ihr Sohn Wilhelm im Jahr 1837 ſo entſchieden und laut für Clemens Auguſt von Droſte-Viſchering Partei nahm, und daß er in den vierziger Jahren, ja ſogar im Jahr 1848 nichts mit den Demokraten zu ſchaffen haben wollte. Die Vorwürfe würden natürlich ganz denſelben Beigeſchmack behalten haben, wenn es mit den angeführten Umſtänden die umgekehrte Bewandtniß gehabt und der Freund ſtatt Spindler etwa Karlsruher oder Oberlindober geheißen hätte. Eine Mutter haßt regelmäßig den Mann, in deſſen Geſellſchaft ſie denjenigen ſieht, welcher das unverzeihliche Verbrechen begangen hat, nicht als Küchlein unter den mütterlichen Fittichen zu bleiben; ſie hält in ihrer weiblichen Logik die natürliche Entwicklung der Dinge für das Werk einer ſchadenfrohen Bosheit. Schlußfolgerungen ähnlichen Schlages ſind den Gattinnen und Freundinnen eigen. Etwas Rührendes liegt übrigens in dieſem allgemeinen Zuge; das Weiberherz ſucht noch in

Digitized by Google

ſeinem bitterſten Weh die Schuld, oder was es dafür hält, vom Liebling abzuwälzen, um ein gleichgültigeres Weſen damit zu belaſten. Und daß die geiſtreichen Frauen im Ganzen keine Ausnahme von dieſer Regel machen, darüber belehre Helminas Beiſpiel die vielen tauſende, welche da meinen, die Beſchränktheit ihrer Mütter, die Thorheit ihrer Weiber allein trage die Schuld, wenn ſie um ihrer lieben Geſellen willen ſo manche bittere Stunde durchzumachen haben. Beſagte Bitterkeit mag in Gemüthern von nachhaltig wehmüthiger Empfindſamkeit zuweilen einen verzweifelt hohen Grad erreichen, den ich vielleicht um ſo beſſer zu meſſen verſtehe, je weniger die Wallungen des Augenblicks im Stande waren, mein Herz zu meiſtern und meine Zuverſicht zu betäuben. Ich weiß, daß die Menſchenkinder faſt ohne Ausnahme der Stunde verfallen, der guten wie der ſchlimmen, und nur diejenigen ſich einigermaßen dieſem allgemeinen Loſe entziehen, die, von der Natur mit einer ſtarken Gabe Phlegma ausgeſtattet, dieſes Ausſtattungsſtück mit ſelbſtkenntnißer Vorliebe zu pflegen und auszubilden verſtanden haben. Ein gehörig geſchultes und ausgerüſtetes Phlegma erſetzt ſo ziemlich allen Mangel an ſchulgerechter Weltweisheit und zeigt vielleicht noch ſicherer als dieſe den Weg zum rechten Troſt und zum wahren Heil.

Um mit raſchem Sprunge von der beſondern Angelegenheit auf allgemeinere Dinge überzugehen, wird vor allem zu ſagen ſeyn, daß wir das Jahr 59 damit begonnen haben, die Spitzen unſerer Schnauzbärte aufwärts zu drehen, was ſo viel bedeutet, als wenn dem Hahne der Kamm ſchwillt. Wenn es nach unſerem Sinne gegangen wäre, hätte der Freiherr von Hübner in Paris augenblicklich ſeine Päſſe verlangt und wäre noch am Neujahrstage abgereiſt. Die Worte des Kaiſers Napoleon an den öſterreichiſchen Botſchafter haben hier einen wahren Sturm der Entrüſtung in allen Gemüthern wachgerufen, den alle nachfolgenden Auslegungen beſänftigender Art zu beſchwichtigen bisher nicht im Stande waren. Man glaubt hier ſo ziemlich allgemein an den ganz nahen Ausbruch des Krieges und trägt den Anzeichen keine Rechnung, welche noch einigen Aufſchub hoffen laſſen. Ich will damit nicht etwa ſagen, daß die Leute von dieſer Ausſicht entzückt ſeyen. Das wäre gelogen. Außer den jüngeren Offizieren wünſcht ſo ziemlich jedermann die Erhaltung der Ruhe, beſtünde dieſe auch nur, wie ſeit Jahresfriſt, in einem grundfaulen Frieden. Es gibt niemand, der nicht für die zarte Geſundheit unſerer kaum wiederhergeſtellten Valuta zitterte und dem nicht beim Leſen des Börſenberichts die Haare zu Berge ſtünden, obſchon die meiſten nicht einmal wiſſen, daß der Curszettel den Schönfärber ſpielt. Aber alle Furcht und Sorge ſind nicht im Stande, die ſtolze Entrüſtung niederzudrücken, welche der fremde Uebermuth zu Paris und zu Turin in den Herzen der Oeſterreicher wach gerufen. Wenn es nach der Stimmung ginge, die zu Wien herrſcht, ſtünden unſere Heerſchaaren bereits ſchlagfertig am Ticino, um ohne Verzug zu vollenden, was Radetzky vor zehn Jahren bei Novara vorgezeichnet. Natürlich kann eine ſolche Wallung nicht den entſcheidenden Ausſchlag geben, und der Frieden wird hoffentlich für dießmal noch eine Friſt erwirken, wäre es auch nur eine Galgenfriſt, da es den Anſchein gewinnt, als ob der deutſche Bund und England ſich ernſtlich alle Ruheſtörung verbäten. Doch das gehört ſchon nicht mehr hieher; ich wollte nur von der Stimmung reden, welche gegenwärtig in der Stadt herrſcht, und die allen einlaufenden Poſten nach die Stimmung des Reiches wiederſpiegelt.

Wir haben dieſes Jahr einen langen Faſching, aber es ſcheint ihm zu gehen, wie jener Offizier von den Flügelmännern auf dem Marſche ſagte: „Je größer der Kerl, um ſo fauler iſt er. Wir haben ein Dutzend Marode, und das ſind juſt die Flügelmänner.“ Die Bälle leiden an Leerheit, und namentlich iſt es dießmal ausnahmsweiſe das ſchöne Geſchlecht, das ſeine Hülfsvölker zurück hält. Bei einer Tanzunterhaltung an einem ſonſt ſehr beliebten Orte waren ſechzig tanzluſtige Herren eingetroffen ſtatt der erwarteten zweihundert; die Zahl der Damen ſchätzte man auf vierzig, und das war erſt noch eine optiſche Täuſchung, durch die Steifröcke verurſacht, ſo daß bei genauerer Zählung kaum zwei Dutzend Paar tanzfähiger Füßchen zur Verfügung blieben. — Zwei Bälle, die gewöhnlich zu den Kirchthurmberühmtheiten gehören (und der Kirchthurm heißt in dieſem Falle St. Stephansthurm), nämlich der Medicinerball und der Techniker ball, waren ſo zu ſagen „leer.“ Die Paare ſollen nämlich im Stande geweſen ſeyn, bequem zu tanzen, und in den Nebenſälen die Tiſche zur Bewirthung der Gäſte ausgereicht haben. Dergleichen Behaglichkeit iſt nach unſern heutigen Begriffen ein Fehler. Anſtändige Leute wollen nirgends mehr hingehen, wo ſie Platz finden. Unſern Nachkommen erſt wird es vorbehalten bleiben, die lebenskünſtleriſche Erfindung zu machen, die Zahl der Eintrittskarten zu einer Luſtbarkeit in ſtrenger Berechnung dem Raume anzupaſſen, um ja keinen Ball zu geben, auf dem ſich nicht tanzen läßt, ſo wie keine Mahlzeit zu veranſtalten, wo man keinen Sitz, keinen Teller, kein Beſteck, kein Glas, und dann erſt nichts zu eſſen und nichts zu trinken bekommt, wenn man auch Platz, Beſteck und Glas erobert.

Digitized by Google

Dresden, Februar.

Schreckensgerüchte. — Neubauten. — Theater.

Die Gemüther ſind ängſtlich erregt: geheimnißvoll abhandelt gekommene Menſchen, geraubte Kinder, zu erwartende polizeiliche Warnungen, Kinder bei Abend nicht allein auf die Straße zu laſſen, bilden den Unterhaltungsſtoff. Niemand fühlt ſich ſicher, daß er nicht auch auf unerklärbare Weiſe abhanden kommen könnte. Und das Alles bei Straßenbeleuchtung mit Gas, die allerdings noch, beſonders in den entfernteren Stadttheilen, ſehr mangelhaft iſt und in Folge dieſer geheimnißvollen Vorgänge verbeſſert werden wird. Glücklicherweiſe reduciren ſich dieſe geheimnißvollen Geſchichten auf die einfache Thatſache, daß drei Menſchen ſich heimlich entfernt hatten, in der muthmaßlichen Abſicht, ſich das Leben zu nehmen. Bei zweien hat denn auch dieſe Muthmaßung ihre Beſtätigung ſchon gefunden. — Eine noch werdende Thatſache iſt, daß unſere Stadt für den allgemeinen Verkehr Omnibuswagen bekommen ſoll. Die Nothwendigkeit ſo wie der Nutzen derſelben bleibt bei der Concentration unſeres ſocialen und gewerblichen Lebens auf den Mittelpunkt der Stadt, ſo wie bei der guten Organiſation unſeres Droſchkeninſtituts ſehr fraglich.

Gegenüber den öfteren Angriffen, welche die Dresdener — noch neuerlich in den Erinnerungsblättern A. von Sternbergs — wegen angeblicher Ungaſtlichkeit erfahren mußten, iſt es eine bemerkenswerthe, derlei Angriffe mit Erfolg zurückweiſende Thatſache, daß ein kürzlich im Hotel de Saxe ſtattgefundener Ball nur von hier wohnenden curländiſchen Familien arrangirt und beſucht war. Uebrigens iſt, um den bei uns einſprechenden Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen, nicht allein vieles ſchon gethan, ſondern auch vieles, die Verſchönerung der Stadt bezweckendes, noch in Ausſicht. Einleitungen zu einer öſtlich der Stadt zu erbauenden neuen Vorſtadt ſind bereits getroffen und eine, dem Vernehmen nach, gußeiſerne Brücke, die dritte, welche Dresden beſitzen wird, projektirt, um den in Ausſicht geſtellten neuen Stadttheil mit der Antonſtadt zu verbinden. Auch den ſogenannten „Bürgerwiesspromenaden“ wird eine bis zum großen Garten reichende Ausdehnung gegeben und dieſelben ſollen mit einem Waſſerkunſtwerk aus dem ehemaligen Marcolliniſchen Palais — demſelben, das Napoleon I. bei ſeinem Aufenthalt in Dresden 1813 bewohnte — geſchmückt werden. — Die Johanniskirche mit dem ſie umgebenden, ſchon ſeit vielen Jahren zu Begräbniſſen nicht mehr benutzten Friedhofe wird ebenfalls der umgeſtaltenden Zeit zum Opfer fallen. Bereits iſt die Kirche, welche abgetragen und durch eine dem neu zu erbauenden öſtlichen Stadttheile zugedachte erſetzt werden ſoll, geſchloſſen und der darin ſeither ſtattgefundene engliſche Gottesdienſt in die reformirte Kirche verlegt worden. Die Bäume des Friedhofes ſind gefällt, die Grabmäler zum Theil hinweggenommen und in vielleicht noch nicht einem Jahr wird eine neue, die Johannis- und Langegaſſe verbindende Straße jede Spur des Geweſenen verwiſcht haben.

Die ſehr milde Witterung — wir hatten ſchon zwölf Grad Reaumur — gibt der Winterſaiſon ein eigenthümliches Anſehen und nimmt ihr faſt ihren Charakter. Wenn man die Bewohner der Stadt im glänzenden Sonntagsnachmittags-Sonnenſchein zu den Thoren der Stadt hinaus nach dem großen Garten, dem Felſenkeller im Plauenſchen Grunde ꝛc. wandern ſieht, gemahnt es wirklich, als wäre es ſchon Frühling. — Die Brauerei des nahe der Stadt gelegenen, von den mittleren Schichten der Geſellſchaft vorzüglich ſtark frequentirten „Feldſchlößchens“ iſt kürzlich ein Raub der Flammen geworden. Auch dieſes Feuer ſoll, wie das des „Waldſchlößchens,“ durch Dörren des Malzes entſtanden ſeyn. Nur der iſolirten Lage des niedergebrannten Gebäudes iſt es zuzuſchreiben, daß bei dem reichen Zündſtoff, den das Feuer vorfand, und dem heftigen Sturme, von dem wir dieſen Winter öfter heimgeſucht worden ſind, das Unglück nicht größer wurde. Ein hieſiges Blatt weiſt mit Recht darauf hin, daß die noch inmitten der Stadt befindlichen Brauereien ihrer Feuergefährlichkeit wegen wohl beſſer außerhalb derſelben gelegen wären.

Die Kundgebung deutſch patriotiſcher Geſinnung bei Gelegenheit der Aufführung des Stücks „das Teſtament des großen Kurfürſten“ in Wien hat auch bei uns ihr Echo gefunden; ſowohl bei der Vorſtellung „der Wiener in Berlin,“ wie bei der „des Wieners in Paris“ wurden alle auf die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands und Frankreichs bezüglichen Stellen lebhaft applaudirt. Jedenfalls iſt es erfreulich, wahrzunehmen, daß die deutſche Geſinnung in Wien wie in Dresden dieſelbe iſt. — Beim Ueberblick des Repertoires unſeres Hoftheaters vom verfloſſenen Jahre bemerken wir mit beſonderer Genugthuung eine wohlthuende Abnahme der früher die deutſche dramatiſche Muſe überwuchernden Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen. Dr. Julius Pabſt gebührt das Anerkenntniß, daß, ſeitdem er die dramatiſche Leitung der Hofbühne übernommen, bei derſelben den deutſchen dramatiſchen Dichtern der Vortritt wieder geſtattet iſt. „Das Teſtament des großen Kurfürſten,“ „Anna Liſe,“ „Mohamed und Irene“ wurden zu wiederholten malen mit Erfolg gegeben, während Mautners neues Luſtſpiel: „Während der Börſe,“ vorausſichtlich mit der erlebten einmaligen Wiederholung

Digitized by Google

für immer vom Repertoire verſchwunden ſeyn wird. — Viel beſchäftigt das muſikaliſche Publikum die neue Oper des Herzogs von Coburg: „Diana von Solange.“ Man erkennt allgemein an, daß der Text für eine muſikaliſche Behandlung große Schwierigkeiten bot, und hebt um ſo mehr den feinen, muſikaliſchen Sinn des hohen Componiſten hervor, der dieſer Schwierigkeiten ungeachtet ein im Ganzen muſikaliſches Kunſtwerk ſchuf, dem bei uns, unter Mitwirkung der Frau Bürde-Ney und Aichaſchreck, der Erfolg nicht fehlen konnte. Die dritte Wiederholung der Oper beehrte der Herzog ſelbſt mit ſeiner Gegenwart, bei welcher Gelegenheit ſeines Hierſeyns derſelbe den jungen Fürſten von Leiningen am hieſigen Hofe vorſtellte. Auf das Auftreten Emil Devrients, ſcheint es, werden wir in dieſer Saiſon verzichten müſſen. Ueber die Interpretation des Charakters „Ehrenmitglied“ ſind zwiſchen ihm und der Generaldirektion des Hoftheaters Differenzen entſtanden, da dieſe ein noch abhängiges, Devrient ein völlig freies Verhältniß darunter verſtanden wiſſen will. Dieſe Differenz, in Folge deren Devrient um ſeine gänzliche Entlaſſung gebeten hat, iſt nun zwar durch ein Reſcript des Miniſteriums des Innern in ſo weit ausgeglichen worden, daß der Künſtler von ſeinem Entlaſſungsgeſuche Abſtand genommen; ein Uebereinkommen über ſein nächſtes Auftreten iſt zwiſchen ihm und der Generaldirektion dem ungeachtet nicht erfolgt, und da man ihn ſchon in nächſter Zeit zu einem Gaſtſpiel in Peſth erwartet, iſt keine Ausſicht vorhanden, den hochgeſchätzten Künſtler, deſſen herrliche Leiſtungen noch in dankbarem Andenken ſind, hier auftreten zu ſehen.

Das Modell zum Weberdenkmal, welches den Platz vor dem Muſeum und dem Theater ſchmücken ſoll, iſt von Rietſchel vollendet und zur Anſicht in ſeinem Atelier auf der Brühlſchen Terraſſe ausgeſtellt. Weber ſteht an's Notenpult gelehnt; Roſen und Eichenblätter, die er in der Hand hält, drücken den zarten wie den kräftigen Charakter ſeiner Muſik ſymbolisch aus; der Mantel ruht auf einer Schulter, von der andern iſt er abgeglitten. Die Figur Webers macht den Eindruck ſinnvoller Ruhe. Das Kunſtwerk iſt des großen Meiſters würdig, dem es gilt, wie deſſen, der es geſchaffen.

„Der Zauberer von Rom“ macht hier viel von ſich ſprechen; die Kritik für und gegen iſt bemüht, ſchon jetzt feſtzuſtellen, ob der Roman gelungen iſt oder nicht. Anzuerkennen iſt wohl jedenfalls das tiefe Eindringen Gutzkows in Form und Weſen des Katholicismus, das ſich in den erſchienenen drei Bänden offenbart.

Aus Norddeutſchland, Februar.

(Schluß.)

Theodor Körners Grab in Mecklenburg.

Das häßliche, ärmliche und völlig reizloſe daliegende Dorf Wöbbelin war in früheren Jahren alljährlich der Schauplatz einer ſehr anſprechenden Feierlichkeit. Zur Zeit als noch faſt in ganz Norddeutſchland, als Erinnerung an die leipziger Befreiungsſchlacht, am Abend des 18. Oktobers die hohen Freudenfeuer emporflammten, ward auch Körners Sterbetag immer durch eine Trauerfeierlichkeit geehrt. Die Schüler der oberen Klaſſen des Gymnaſiums in Schwerin zogen am Abend vorher nach dem eine Meile von Wöbbelin entfernten ganz guten Gaſthofe, „der Ortkrug“ genannt. Hier ward die Nacht auf einem Strohlager zugebracht, und dann am andern Morgen in aller Frühe nach Körners Grab in feierlichem Zuge marſchirt. Das Grabmal, deſſen Platz vorher geſäubert worden, wurde nun mit Guirlanden von Blumen und Eichenlaub bekränzt. Ein Sängerchor trug dann unter Begleitung einer Trauermuſik mehrere paſſende Lieder, darunter „das Gebet vor der Schlacht,“ „das Schwertlied,“ und „Lützows wilde verwegene Jagd“ vor, worauf ein Primaner eine Rede hielt, in der er die Zeit des deutſchen Befreiungskrieges und Körners Wirken vor und während deſſelben ſeinen jüngeren Genoſſen in begeiſterten Worten ſchilderte. Geſang patriotiſcher Lieder, unter denen des alten Arndts „Was iſt des Deutſchen Vaterland“ nicht fehlen durfte, beſchloß die Trauerfeier. Hatten die empfänglichen Gemüther der Jünglinge neue patriotiſche Begeiſterung daraus geſchöpft, und dieß war in der That der Fall, ſo forderte auch die Lebensluſt und der Frohſinn der Jugend ihr Recht. Man lagerte ſich im Graſe, und ein tüchtiges ländliches Frühſtück, zu welchem das Schulzenhaus in Wöbbelin gewöhnlich Eier, Schinken, Butter und Schwarzbrod lieferte, wurde eingenommen und einigen Weinflaſchen, die man vom Ortkrug mitgebracht, die Hälſe gebrochen. Frohe und ernſte Geſänge, größtentheils patriotiſchen Inhalts und aus der Zeit der Freiheitskriege ſtammend, erſchallten, worauf man wieder nach dem Ortkrug aufbrach. Hier ward ein einfaches Mittageſſen eingenommen, und auf großen Leiterwägen, mit Bauernpferden beſpannt, fuhren dann die meiſten Schüler wieder nach Schwerin zurück. Die Primaner blieben mitunter wohl noch einige Stunden im Ortkrug hinter der Punſchbowle ſitzen und benutzten die warme Sommernacht, um ſingend und jubelnd den Rück-

Digitized by Google

weg nach Schwerin noch zu Fuß zu machen, wo man gewöhnlich zugleich mit der aufgehenden Sonne wieder anlangte.

Diese „Körnerfeier“ war stets ein Ereigniß für die Schüler, und sie freuten sich schon Wochen lang vorher auf die Wanderung. Zu Anfang der dreißiger Jahre wurde die Feier zum letztenmal begangen, und seitdem scheint auch die Erinnerung daran völlig eingeschlafen zu seyn. Einige angetrunkene Schüler sollen einmal bei dieser Gelegenheit mehrere alberne Excesse begangen haben, und dieß soll der Grund gewesen seyn, daß die Wanderung nach Wöbbelin von da an für immer unterblieb. Wir können dieß nur beklagen.

Eine eigenthümliche Feier, die auf alle Theilnehmer einen wirklich poetischen Eindruck machte, fand noch in einer schönen warmen Sommernacht des Jahres 1848 an dieser Körner-Eiche bei Wöbbelin statt. Sechs junge Männer aus verschiedenen Theilen Deutschlands, die durch gemeinsame Universitätsstudien näher mit einander befreundet waren, hatten in Ludwigslust eine Zusammenkunft verabredet. Von dort aus wollten sie gemeinsam eine Fahrt nach Kiel machen, um in das gegen eine übermüthige Fremdherrschaft kämpfende kleine schleswig-holsteinische Heer einzutreten. Ludwigslust, eine ärmliche, verlassene Residenz, in deren öden breiten Gassen das Gras üppig wächst, ist für alle Fremden der langweiligste Ort der Welt; dieß empfanden die hier versammelten Freunde. Erst am andern Morgen ging der Bahnzug nach Hamburg ab, und so blieb ihnen noch eingenommenem Mittagsmahl noch der lange Sommernachmittag zur Verfügung.

Was machen wir hier? Den ganzen Nachmittag diese zopfige Allee, in der die Bäume nach der Schnur gepflanzt sind, und wo kein menschliches Wesen sich blicken läßt, hinunter gaffen zu müssen, ist nicht zu ertragen. So rief einer der Freunde, als sie vor der Thür des Gasthauses standen ihren Kaffee schlürften, ein munterer, feuriger Jüngling, der noch den Attila eines preußischen Husaren trug, denselben aber jetzt mit dem Waffenrock eines schleswig-holsteinischen Dragoners vertauschen wollte. Da machte einer der Anwesenden, ein geborener Mecklenburger, und daher mit den Lokalverhältnissen bekannt, den Vorschlag, nach dem nur eine Meile entfernten Dorfe Wöbbelin zu fahren, um Körners Grab zu besuchen. Mit lautem Jubel gingen Alle hierauf ein; ein leichter offener Wagen wurde mit vier tüchtigen Postpferden bespannt, ein gefüllter Flaschenkorb voll edlen Rheinweins mitgenommen, und bald rollte die frohe Gesellschaft von dannen. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten gerade die hohe Laubkrone der Körnereiche mit purpurnem Schein, als die sechs Gefährten ankamen. Ein schöner milder Sommerabend ruhte auf der ganzen Landschaft und verlieh selbst ihrer reizlosen Einförmigkeit einen gewissen poetischen Schmuck. Friede und Ruhe athmete die ganze Natur und weithin erscholl aus einem nahen dürftigen Kornfelde der Wachtel lockender Schlag. Diese Stimmung der Außenwelt ging auf die Jünglinge über, welche an Körners Grab standen und aufmerksam der Erzählung eines alten Hirten aus der Gegend zuhörten, der Augenzeuge des Begräbnisses gewesen war. Eine fast ernste Stimmung kam über sie, und die Scherzreden, mit denen sie sich die Fahrt verkürzt hatten, verstummten. Selbst der sonst so kecke Husar war jetzt ernst geworden, und daß sein plötzlicher Ausruf: „Wie beneidenswerth war doch das Loos Körners, der mitten im Vollgefühl seiner Jugendkraft den Soldatentod für das Vaterland sterben durfte!“ wirklich aus seinem Innersten kam, bezeugte schon der Klang der Stimme. — Die Sonne war unterdeß vollends gesunken und das bleiche Licht des Vollmonds beleuchtete die Gegend. Die weite, schrankenlose Heide ringsum, vom ungewissen Mondlicht erhellt, schien so recht zum Tummelplatz einer Geisterschlacht geschaffen. Unwillkürlich empfanden fast Alle diesen Eindruck, und wie Einer ausrief: „Hier erst wird mir Kaulbachs großes Bild, die Hunnenschlacht, das ich früher nie so recht habe erfassen können, in seiner vollen Wahrheit klar!“ stimmten die andern ihm bei. — „Wär' ich ein reicher Mann,“ meinte einer, „dem besten Maler gäbe ich den Auftrag, mir eine Geisterschlacht hier auf dieser Heide unweit der Körnersche zu malen. Die kämpfenden Schaaren aber müßten Lützows Jäger und Napoleonische Panzerreiter seyn.“

Die letzte Flasche Wein war längst geleert, da dachten die Freunde endlich an den Aufbruch. Noch einmal traten sie unter die Eiche und ihren sich das feierliche Versprechen, in dem Krieg, dem sie jetzt zueilten, so zu streiten, wie es deutschen Soldaten geziemt, und möge das Schicksal sie noch so weit auseinander führen, stets in treuer Freundschaft zu verharren. Ein Eichenblatt zur Erinnerung an den Abend steckte jeder in seine Brieftasche.

Ein sehr verschiedenes Loos ward diesen Freunden. Zwei derselben, darunter der junge, lebensmuthige Husar, fanden den Soldatentod im schleswig-holsteinischen Kriege, und auf dem Kirchhofe bei Rendsburg ruhen ihre Gebeine in einem gemeinsamen Grabe. Einen dritten führte sein abenteuerliches Leben in türkische Dienste und er fiel bei der Vertheidigung von Silistria, während der vierte ein wohlhabender Plantagenbesitzer in Brasilien geworden ist. In Deutschland blieben nur zwei, und sie leben in verschiedenen Lebenskreisen an den entferntesten Enden des gemeinsamen Vaterlandes.

Hoffentlich wird das Dichtergrab am Stamme dieser Eiche auf öder Heide niemals seine Bedeutung in Deutschland verlieren, und deßhalb schien mir eine kurze Schilderung desselben in diesen Blättern nicht unpassend.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 9. 27. Februar 1859.

Upon mine honour, thou shalt marry her!
Shakespeare.

Otto von Brachow.

(Fortsetzung der in Nr. 5 abgebrochenen Erzählung.)

Es war Otto nie so wohl gewesen wie in diesem häuslichen Wirrwarr, den Marie mit stiller Autorität leitete. Rosa spielte unterdessen mit dem Kinde, Hugo drückte Citronen aus, bis alles zur Zufriedenheit beendet war, und der Bediente mit dem Bemerken eintrat, daß nun das Decken nicht länger verschoben werden könne. Marie gab dem Citronenzweige, der mit der Frucht und ein paar Blättern im Rüssel des Wildschweinkopfs steckte, noch eine anmuthigere Wendung und wollte gehen, um sich anzuziehen. „Bleib hier," sagte Hugo, „und zieh dich erst nach Tische an, Rosa wird es auch so halten." — „Aber die Schürze muß ich ablegen," sagte sie. — „Bleiben Sie, wie Sie sind," rief Otto entzückt über ihre Schönheit, wie über ihr Treiben und Walten. — „Meinethalben," sagte sie, „dann nehmen Sie auch die aufgewickelten Haare mit in den Kauf." — Rosa trug das Kind weg, Hugo lief ihr nach, um ihr noch einen Kuß zu geben. Rosa sagte: „Daß die Braut seyn muß! Die nähm' er augenblicklich." — „Die nimmt wohl ein jeder, kann sie aber doch nur Einer haben," antwortete Hugo mit Stolz auf seine Schwester.

Nach Tisch versammelten sich etwa zwölf Personen, während das Abendessen wenigstens für sechsunddreißig bereitet war, aber ein mit Blumen geschmückter Tisch und ein silbernes Becken von getriebener Arbeit deuteten an, daß hier nicht allein geschmaust, sondern eine heilige Handlung vorgenommen werden sollte. Nun trat der Prediger ein im schwarzen Talar, wechselte einige Worte mit dem Herrn und der Frau vom Hause; es ward ein Wink gegeben, eine feierliche Stille verbreitete sich und die Wärterin trug das geschmückte Kind herein. Heiliger Augenblick! Dem kleinen Wesen, das unbewußt der Mittelpunkt der Versammlung ist, sind nur noch zwei von gleicher Wichtigkeit beschieden: wenn es getraut wird, und wenn es als Leiche geschmückt auf der Bahre liegt. Jetzt nahm es Marie auf ihre Arme und trat vor den häuslichen Altar. Es war nicht dieselbe, die heute vor dem Essen das Haus regierte; halb wie eine Heilige, halb wie eine junge Königin stand sie da, die Jungfrau, die das Gelübde für die werdende Christin ablegte. Große Thränen der Rührung rollten über ihre Wangen herab, als der Prediger Worte sagte, die das Herz aller Gegenwärtigen tief bewegten. Als die Kleine zu weinen begann, schaukelte sie sie sanft, und ihre weichen Locken bedeckten fast das ganze Gesicht des Kindes, bis es wieder ruhig wurde. Otto stand verloren in dem Anblick; er hatte nie etwas Holderes

Digitized by Google

gesehen. Nun ward das Häubchen von Brüsseler Spitzen abgenommen, und das heilige Wasser floß über das haarlose runde Köpfchen herab; Marie hob es bis zu ihrem Munde und drückte einen Kuß darauf, dann gab sie das Kind der Mutter. Es ging von Arm zu Arm, man bewunderte das schöne Taufkind, man herzte die Kleine, bis Marie sie mit Gewalt den zu aufregenden Liebkosungen entriß und sie hinaus brachte.

Als die Thüre sich hinter ihr schloß, war der Tempel zum Gesellschaftszimmer geworden, die Engel hatten es verlassen, der kleine im Taufkleide, und der große, der ihn trug. Otto aber sah ihnen nach wie ein Sterblicher, der eine Erscheinung gehabt hat.

Am andern Tage brachte Hugo seine Schwester zurück. Eine Woche nachher war er heimgekehrt und Otto wieder Abends bei seinen Freunden. Natürlich war von Marie die Rede, Hugo ergoß sich in ihrem Lobe und Otto stimmte freudig ein. Rosa beschloß diese Gelegenheit wahrzunehmen, um hinter ein altes Geheimniß zu kommen. „Gefallen Ihnen diese ungeheuer blonden Schönheiten?“ fragte sie Otto. — „Ihre Schwägerin ist die erste, die ich je gesehen,“ erwiederte er. „Sie ist ganz über allen Vergleich, und ich glaube, daß bei diesem hohen Ebenmaße der Züge und der Gestalt die ganz entschiedene Blondheit den Eindruck allerdings noch erhöht. Träte eine dunkle, aus demselben Model gegossen, mit ihr in's Zimmer, ich glaube, man würde doch zuerst auf sie sehen. Die dunkle Farbe gibt immer den Begriff von etwas Materiellem, das braune Auge glüht wie die von Menschen angeschürte Flamme, das blaue wie das Sternenlicht, allein durch sich selbst, ohne Brennstoff.“

„Das ist alles sehr hübsch,“ sagte Rosa, „aber ich bin nicht Ihrer Meinung, mir erscheint die italienische Schönheit, ja, wenn Sie wollen, die jüdische als die höchste. Erinnern Sie sich einer gewissen Rachel Beitl aus unserem Geburtsländchen? Das war wohl das reizendste Wesen, das mir je vorgekommen ist.“ — „Und die sollte ich nie bemerkt haben?“ erwiederte Otto erstaunt. „Sie muß nicht zugleich mit mir dort gewesen seyn; bedenken Sie auch, daß ich immer nur kurze Zeit auf meinem Gute gewesen bin.“ — „Es kann seyn, daß Sie sie nicht gesehen haben,“ sagte Rosa ruhig, denn sie wußte nun, daß sie wieder nichts wußte.

Gegen das Frühjahr traf einmal Otto seinen Freund mit einem fürchterlichen Gesichte; er schien ihm sehr verdrießlich. Bei einer gewissen Gattung fröhlicher Männer kann man aber üble Laune und Kummer im Ausdruck nicht unterscheiden; dieß ist auch ganz natürlich, denn ihre heitere Stimmung aufgeben zu müssen, macht sie übler Laune. Otto brauchte nicht zu befragen, was ihm sey, Hugo kam ihm gleich mit den Worten entgegen, sein Künftiger Schwager sey erkrankt und Marie habe ihm diese Nachricht voll Besorgniß mitgetheilt. Otto suchte ihn zu trösten; er meinte, daß eine Braut ängstlich sey, erscheine sehr natürlich. Im Augenblick faßte Hugo diese hellere Seite des Falles auf und sein Gesicht glättete sich wieder.

„Ist meine Schwester nicht ein Mädchen zum Verlieben?“ fragte er. „Hat sie gar keinen Eindruck auf Sie gemacht?“ — „Ich wüßte nicht,“ erwiederte Otto, „wie ich mich in eine Braut verlieben sollte, eben so wenig wie in ein schönes Altarbild.“ Schnell kehrte der sorgenvolle Anblick auf Hugos Antlitz zurück. „Sie sagen da ein Wort,“ sprach er düster, „das mir schwer auf's Herz fällt. „Sehen Sie, es ist der Punkt in meinem Leben, auf den Sie mich damals, als ich Sie für den Advokaten hielt, aufmerksam machten, der schwerer wiegt als die Wasserstiefeln meiner Frau. Ich habe —“

Otto unterbrach ihn schnell: „Ich bitte Sie, wie damals, erzählen Sie mir nichts! Sie glauben nicht, wie gleichgültig mir die Sünden meiner Nebenmenschen sind; ich habe genug mit meinen eigenen zu thun; es ist mir ein schreckliches Gespräch.“ — „Sie haben ja gar keine!“ rief Hugo. „Sie sind ja ein leibhaftiger Heiliger, einer, den man gar nicht ansehen kann, ohne sich zu schämen, daß man selber so schlecht ist.“

Otto wurde blutroth. „Ich bitte Sie,“ sagte er, „sprechen Sie mir nie mehr von meiner Vortrefflichkeit, es demüthigt mich zu sehr; ich habe dann das Gefühl, als ob ich ein Heuchler sey, und wäre ich eine Frau, ich bräche in Thränen aus.“ — „Ich möchte einmal eine Frau sehen, die anfängt zu weinen, wenn man sie lobt. Mir ist sie noch nicht vorgekommen,“ sagte Hugo.

Die nächste Post brachte beunruhigendere Nachrichten über Marie Sains Bräutigam; sie waren nicht mehr von ihr selbst gegeben. Durch zweiundvierzig Tage zog sich diese Angst, endlich endete sie mit der Kunde vom Tode dieses blühenden schönen Mannes, der im Augenblicke, wo er die Hand nach dem höchsten Erdenglücke ausstreckte, dahingerafft ward. Hugo reiste augenblicklich ab, um seine Schwester wo möglich zu bewegen mit ihm zu gehen.

Dießmal besuchte Otto Rosa täglich und suchte sie zu zerstreuen und zu trösten; denn obgleich dieser Todesfall ihr nicht selbst an's Herz griff, regte er doch so viel Mitgefühl an, daß sie oft ganz in Schmerz versunken war. Sie wußte, wie sehr ihr Mann seine einzige Schwester liebte und wie ihr Kummer ihn ergreifen mußte.

Digitized by Google

Er kam nach einiger Zeit allein zurück. Marie war nicht zu bewegen, den Ort zu verlaſſen, an dem ſie ihren Bräutigam hatte kennen lernen. Sie lebte bei einer alten Tante, deren Troſt und einzige Lebensfreude ſie war. Auf die Einwendung, ob ſie glaube, daß ihre jetzige Stimmung geeignet ſey, Freude um ſich zu verbreiten, hatte ſie geantwortet, ſie hoffe es. Sie bitte Gott täglich, er möchte ihr Unglück nicht in der Weiſe auf ſie wirken laſſen, daß ſie andern zur Laſt werde; ſeitdem ſie ſelbſt fühle, was es heiße, das Liebſte zu verlieren, wiſſe ſie auch, wie es der alten Frau zu Herzen gehen müßte, wenn ſie ſie verließe. Dann habe die Tante ihren Bräutigam wie einen Sohn geliebt und ſie müſſe auch getröſtet werden.

Roſa konnte nicht umhin, dieſe Faſſung übermenſchlich zu finden, aber Hugo ſagte: „Du haſt ſie nicht geſehen. Dieſe ſechswöchentliche Krankheit, und was darauf folgte, hat Marie ſo zerſtört, daß ſie nicht mehr zu kennen iſt, und ihr Ausdruck iſt ſo ſchmerzlich, ihr Lächeln ſo herzzerreißend, daß ich nicht ohne Thränen daran denken kann. Ueberlaſſen wir ſie ſich ſelbſt, ſie kann nicht beſſer aufgehoben ſeyn.“

Die Welt und die Zeit verfehlten nicht, das Ehepaar aus dieſer Trauer herauszuziehen, und das Leben ging ſeinen ebenmäßigen, raſchen Schritt vorwärts. Die kleine Marie blieb das einzige Kind und nahm das ganze Intereſſe der Eltern in Anſpruch. Der Kreislauf vom Lande in die Stadt, von der Stadt auf's Land blieb ununterbrochen; Otto ſah ſeine Freunde im Winter immer, im Sommer zuweilen, wenn ſeine Geſchäfte ihm einen Urlaub geſtatteten. Obwohl er nur ſelten auf ſeinem Gute war, vernachläſſigte er es doch keineswegs. Einen Theil ſeiner Einkünfte verwendete er auf nützliche Bauten, auf Verbeſſerungen der Viehzucht und der Ackergeräthe. Auf ſeinen Antrieb wurden die Dorfkinder im Singen unterrichtet, und ſeine Ankunft wurde immer mit einem vierſtimmig geſetzten Choral gefeiert, den die jungen Kehlen rein und fehlerlos vortrugen. Er ließ auch ein paar Chöre aus der Athalie einüben und freute ſich beſonders darüber.

Endlich ſtarb das alte Fräulein von Büren. Roſas Vater war in Verzweiflung darüber. Er war einer von den Menſchen, in deren Bruſt durchaus nur Eine Neigung auf einmal Platz hat. Zuerſt hatte die für ſeine Frau alle andern Rückſichten verdrängt, dann kam die kleine Roſa an die Reihe, bis ſie heirathete; endlich beſtieg die alte Tante den Thron ſeines Herzens, dem ſie ſich unmerklich genähert hatte. Er poetiſirte mit ihr, dilettantiſirte unter ihrer Leitung in den Wiſſenſchaften und Künſten, malte ſogar in ſeinen alten Tagen Landſchaften, trotz einem Gebrechen in den Sehorganen, das ihn die grüne und rothe Farbe nicht unterſcheiden ließ, was aber die Tante für ihn that, und er war eigentlich in dieſer leidenſchaftsloſen, bequemen Anhänglichkeit ſo glücklich, wie er es mit ſeiner Frau und ſeinem Kinde nie geweſen war. So nachſichtig er auf die Unarten ſeiner Roſa geſehen hatte, ſo wenig konnte er die der kleinen Marie, ſeiner Enkelin, ertragen, obgleich ſie durchaus lieblicher Art und nur ihrem Alter angemeſſen waren.

So geſchah es, daß, als die Tante ſtarb, auch ſeine Kräfte zuſehends abnahmen und er ihr bald in das Grab folgte. Die Tochter weinte einige Tage recht bitterlich und beſuchte, ſo lange ſie auf dem Lande war, täglich das Grab, in dem der letzte Sproſſe derer von Büren ſchlummerte, wodurch das Geſchlecht der Hohenſtaufen nun völlig und unwiderruflich erloſchen war. Sie kam aber bald in die Stimmung, ſich des unerwarteten Reichthums, der ihr zugefallen war, zu erfreuen. Auch ihrem Manne, der ſie wahrlich nicht des Geldes wegen geheirathet hatte, kam dieſer Zuwachs höchſt erwünſcht. In Geldangelegenheiten wiederholt ſich die Geſchichte vom Matroſen, der zwei Wünſche thun ſollte, und ſich erſt ſo viel Schnaps, als er ſein Lebtag trinken könnte, und dann, nach langem Nachdenken, noch ein bischen Schnaps wünſchte. Diejenigen, die vollauf ſo viel haben, als ſie brauchen können, ſind immer froh, wenn ſie noch ein bischen mehr bekommen. Es wurden nun Plane gemacht, wie das Geld am zweckmäßigſten auszugeben ſey. Der erſte Gedanke war, zu reiſen; er blieb auch der letzte. Klein Mariechen war ſieben Jahre alt, konnte leſen und ſchreiben, ſtricken und nähen, ſehr hübſche Kenntniſſe, mehr als die ganze Erziehung mancher erwachſenen Bäurin umfaßt. Da ſie kein Knabe war, hielt man es nicht für ſo ſehr wichtig, daß ſie ununterbrochen ſtudire, und die Eltern meinten, daß ſie auf der Reiſe Jugendeindrücke ſammeln werde, die vielleicht ihrem ganzen Leben eine Färbung geben könnten. Mariens Entwicklung ward daher als kein Hinderniß des Unternehmens betrachtet.

Herr von Sain kaufte einen ſchönen Reiſewagen, auf engliſche Art mit bequem eingerichtetem Bock für Bedienten und Kammerjungfer, ließ ein gutes Rückſitzchen für die Kleine machen, beſtellte Poſtpferde, und luſtig ging es in die Welt hinein, zuerſt zu ſeiner Schweſter, dann nach Italien, in die Schweiz, nach Frankreich und England. Roſa hatte ihre Schwägerin ſeit dem Taufſtage nicht wieder geſehen. So lange der Vater und die alte Tante lebten, waren die Sommer immer ihnen gewidmet, und eine Winterreiſe konnte des Kindes wegen nicht unternommen werden. Sie fand ſie faſt

Digitized by Google

bis zur Unkenntlichkeit verändert, aber noch immer eine angenehme Erscheinung, die durch ihre gute Laune, ihre häusliche Anmuth und die Liebenswürdigkeit ihres Wesens noch gehoben wurde. Es waren sieben Jahre seit dem Tode ihres Bräutigams verstrichen, und wenn auch die Trauer um ihn noch in ihrem Herzen lebte, auf der Oberfläche war sie nicht zu finden. Die Wunden, die der Tod schlägt, heilen eben endlich doch, wenn man es nur ernstlich will; wenn die Seele im Anfang zu verbluten droht, so vernarbt doch endlich eine Stelle nach der andern, und es sind nur gewisse tief verborgene Falten, von denen man im gewöhnlichen Leben nichts weiß, die bei der leisesten Berührung noch bluten und schmerzen.

Jetzt war Marie ganz mit der alten Tante beschäftigt. Sie vertrat die Stelle ihrer geschwundenen Kräfte, indem sie sie stützte, ihres Auges, indem sie seiner Schwäche durch Erklärungen nachhalf und im Vorlesen unermüdlich war, ihres schwindenden Gehörs durch treues Wiederholen alles dessen, was ihr entgangen war; sie brauchte dabei nicht zu schreien, die alte Frau verstand sie, ohne daß sie die Stimme erhob. Die Alte freute sich, daß der Neffe und die Nichte und die Kleine sie besuchten, aber sie ließ sie auch wieder ruhig gehen, denn ihr Herz hing nur an Marie.

Kaum saß das Ehepaar im Wagen, so war Rosas erstes Wort: „Heute noch wäre sie eine Frau für Brachow! Sie ist nicht mehr schön, das ist wahr, aber was hätte er auch mit solch einer Schönheit angefangen? Er hätte sie vor lauter Respekt vor ihrer Unantastbarkeit in einen Glaskasten gestellt, um sie zu verehren, und hätte nichts für's Leben an ihr gehabt. Aber lieblich ist Marie noch immer. Hast du bemerkt, wie schön ihr Mund noch ist, und wie sie lachen kann, so herzlich wie ein junges Mädchen? Und wie sie die Tante pflegt! Hugo, das brächt' ich nicht zusammen, außer wenn du so alt und hülflos wirst; da wollt' ich Ungeduld und Ekel und körperliche Anstrengung überwinden, um dich zu pflegen."

Hugo sagte: „Schönen Dank; aber wenn ich alt bin, bist du es auch, und Mariechen muß das Amt an uns beiden übernehmen." — „Wie komisch, wenn wir einmal als ein Paar Alte mit Brillen neben einander sitzen," sagte Rosa lachend. „Du aber wirst am Podagra leiden und ich werde munter um dich herum schaffen, und warum? Weil ich in der Jugend Juchtenstiefeln getragen habe, und mich durch keinen Brummbär von diesem tugendhaften Vorsatze habe abbringen lassen." — „Mutter, laß mir auch welche machen!" rief die kleine Marie. — „Siehst du," sagte Hugo, „wie die Sünde sich fortpflanzt von Geschlecht zu Geschlecht?"

So gut gelaunt trat die kleine Häuslichkeit ihre klassischen Wanderungen an, so gut gelaunt kamen die Leute wieder heim. Sie waren von der Art von Reisenden, die ihr Vaterland, ihre Gewohnheiten überall mit hinnehmen, sich recht freuen, wenn sie etwas Schönes sehen, und auch zufrieden sind, wenn sie einmal im Regen im schlechten Wirthshausstübchen sitzen und von den Annehmlichkeiten des Zuhauseseins schwatzen.

Ein Gegenstand schlummerte aber nie bei Rosa ein, es war der Plan, Otto Brachow an ihre Schwägerin zu verheirathen; und als nach zwei Jahren die Heimkehr bevorstand, sagte sie ihrem Manne eines Tages: „Hugo, jetzt ist Brachow durch unsere Abwesenheit mürber geworden; ich weiß, er hat sich nirgends einen Ersatz für unsern Umgang gesucht, und von selbst ist ihm auch keiner geboten worden. Nun werde ich ihm schreiben, er solle uns entgegen kommen, und zwar auf das Gut der Tante. Ich sage ihm, wir werden den 15. künftigen Monats dort eintreffen, und ich hoffe ihn zu finden." — „Aber wir wollen ja erst den 30. hinkommen," warf Hugo ein. „Auf diese Weise wären wir ja nur zwei Tage in Paris?" — „Wir werden sechzehn dort bleiben," sagte Rosa lachend, „aber er soll vierzehn Tage auf uns warten." — „Er wird gar nicht kommen," meinte Hugo, „und wird dir einen Strich durch deine ganze Intrigue machen; aber wenn sie gelingt, so ist ein Wunsch meines Herzens erfüllt."

Otto erhielt zur rechten Zeit den bewußten Brief. Rosa hatte recht, er war mürber und sehnte sich herzlich nach seinen einzigen Freunden. Zwar hatten sie manchmal geschrieben, aber die Briefe enthielten eigentlich gar nichts. Namentlich Hugo hatte die Gabe, einen vier Seiten langen Brief auszufüllen, ohne daß der Empfänger im Stande gewesen wäre, irgend etwas daraus mitzutheilen. „Ja, ja, so ist der Lauf der Welt, oder: es ist überall gut, aber zu Hause am besten," das waren ungefähr die Themen, die er variirte. Er wußte nicht, daß die Beschreibung eines Spaziergangs oder eines schlechten Nachtquartiers mit seinen Erlebnissen zehnmal interessanter war als seine eigenen Bemerkungen.

Aber nun kamen sie wieder, die guten, herzlichen Menschen. Dieser Ruf hallte laut in Ottos Herzen wieder; dennoch war sein erster Impuls, zu Hause zu bleiben und sie ruhig abzuwarten; aber je mehr er an sie dachte, desto mehr trieb es ihn, sie so bald als möglich zu sehen. Ein paar Tage darauf kam eine steife, formelle Einladung von der alten Tante, in einer schönen individuellen, keiner andern gleichenden

Digitized by Google

Handschrift aufgesetzt und mit einem fast unleserlichen Namen unterzeichnet. Er wurde gebeten, ihren Neffen und dessen Frau auf ihrem Gute zu der Zeit, die sie selbst ihm angedeutet, zu treffen. Dieser Brief reifte seinen Entschluß. Auf einmal war bei ihm die Reiselust zur Leidenschaft gestiegen, er verwünschte zum ersten mal den Staatsdienst, der ihn hinderte, sogleich abzureisen. Er konnte es kaum erwarten, bis er seinen Urlaub erhielt. In seiner Jugend hatte ihn nie etwas so gefreut als dieses Schreiben, und doch war er ein hoher Dreißiger und im Ganzen auf sein eigenes Vergnügen wenig erpicht.

Mit unterdrücktem Jauchzen setzte er sich auf den Postwagen, das Geschick nicht ahnend, dem er entgegen fuhr, und blind gegen die Fallstricke, die eine ränkesüchtige Frau ihm legte. Er fuhr mit dem Wagen bis zu der Poststation, die dem Gute am nächsten lag, nahm dort Extrapost und legte die kurze Strecke schnell zurück. Unterwegs fragte er den Postillon, ob Herr von Sain mit seiner Familie schon angekommen sey; dieser wußte nichts davon, aber eine andere Verwandte sey allerdings auf dem Gute zu Gaste.

„Also werde ich drei fremde Frauen antreffen, die alte Dame, das arme Fräulein Marie und die fremde Verwandte," sagte er sich seufzend. Es ward ihm nicht wohl bei dem Gedanken, seine alte Schüchternheit regte sich wieder. „Wär' ich nur erst eingeführt!" dachte er und stieg an der Rampe des Schlosses nicht eben wohlgemuth aus. Den Bedienten, der ihm den Schlag öffnete, fragte er wieder, ob Herr von Sain schon angekommen sey, und als es auch diesmal verneint wurde, ließ er sich bei der Frau des Hauses melden.

Man führte ihn in das Familienzimmer. Nach kurzem peinlichen Alleinseyn öffnete sich die Thür und eine große, wie es ihm schien, etwas ältliche Dame trat herein. Er ging verlegen auf sie zu, und als sie ihn fragend anredete: „Herr von Brachow?" sagte er entschuldigend: „Verzeihen Sie, daß ich vor Herr von Sain eintreffe; ich kann nur unwillkommen seyn, denn ich habe hier im Hause nur eine flüchtige Bekanntschaft, Fräulein Marie von Sain, wahrscheinlich Ihre Nichte." Die Dame lächelte und sagte in bester Laune: „Ich erinnere mich Ihrer noch gar wohl, denn ich bin nicht die Tante Ihrer Bekannten, sondern sie selbst."

Er glaubte eine entsetzliche Ungeschicklichkeit begangen zu haben, und dieses Gefühl machte ihn ganz unglücklich; sie that, als ob sie's nicht bemerkte, und fuhr fort: „Uebrigens sind Sie hier niemanden fremd; meines Bruders Anhänglichkeit für Sie macht Sie zum Freunde des Hauses. Verzeihen Sie, wenn die Tante Sie erst beim Essen sieht, sie ist sehr hinfällig. Ich will schnell für ein Zimmer für Sie sorgen."

„Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein," sagte Otto angstvoll; „bin ich nicht erwartet worden? störe ich? Der Wagen ist noch da, ich kann gleich wieder fortfahren; aber sehen Sie, hier ist Ihres Bruders Brief, der mich entschuldigt." Er zeigte ihn ihr. — „Nun, was ist's weiter für ein Unglück?" erwiederte sie, als sie hinein geblickt hatte. „Meine Schwägerin schreibt Ihnen, daß sie am 15ten eintreffen wird, und wir erwarten Sie erst am 30sten. Vielleicht ist Ihre Nachricht die richtigere, oder sie sind beide griechisch geworden und datiren nach altem Styl; auf Reisen kann man für nichts stehen. Darum bleib' ich daheim. Es ist eben so wahrscheinlich, daß der Brief an uns einen Schreibfehler enthält, als der an Sie; zudem ist der an uns von meinem Bruder geschrieben, dieser von meiner Schwägerin, um einen Tag später. Hat eine Meinungsverschiedenheit stattgefunden, so ist sie gewiß zu Rosas Gunsten entschieden worden. Die kleinen Siege sind für die Frauen der Preis für den großen, den die Männer über sie gewonnen haben. Ich bin überzeugt, meine Geschwister kommen heute noch."

„O Gott," sagte Otto, seine Handschuhe verzweiflungsvoll zu einem Stricke drehend, „ich wollte, ich wäre hundert Meilen von hier!"

„Trösten Sie sich," sagte Marie heiter, „Sie haben ja nun schon eine alte Bekannte. Ich will Sie unter meinen Schutz nehmen, ich will Sie gegen meine entsetzliche Tante vertheidigen. Das ist eine schreckliche Frau, eine Art von Menschenfresser!"

Otto sah sie an und sagte: „Ich glaube, Sie machen sich lustig über mich?" — „Soll ich etwa nicht?" erwiederte Marie. „Sie kommen in das Haus, wo die Tante und die Schwester Ihres Freundes wohnen, und thun so ängstlich, als ob Sie in eine Grube gefallen wären und hätten einen Bären zur Gesellschaft darin gefunden. Glauben Sie, daß Sie der erste Gast sind, den wir aufgenommen haben? Kommen meine Geschwister wirklich erst in vierzehn Tagen, so werden Sie sich schon die Zeit vertreiben. Wir haben Bücher, wir halten Zeitungen, es ist Jagd und Fischerei vorhanden, ein Vogelheerd ist in der Nähe, die Schlingen für die Krametsvögel werden schon gestellt, ein Billard steht oben, auf dem Sie mit dem Verwalter spielen können. Sie sehen, daß Sie sich mit uns gar nicht abzugeben brauchen; die vierzehn Tage werden Ihnen vergehen wie vierzehn Stunden; auf dem Lande langweilt man sich nie."

Er blieb allein. „Sonderbar," sagte er zu sich selbst, „wie diese Marie Sain mich überrascht! Seit

Digitized by Google

ihrem Unglück that mir immer das Herz weh, wenn ich an sie dachte, aber ich konnte meine Einbildungskraft nie von dem schönen Tausengel losreißen, als der sie mir erschienen war; und nun ist sie ein heiteres, freundliches Wesen, das auf Erden schafft und mein armes Gemüth zurecht setzt und mit den kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens gut zu hantieren weiß; aber der Engel ist verschwunden, wenigstens der junge."

(Schluß folgt.)

Moderne Schauspieler.

Es ist in der That nicht sehr erquicklich, über moderne Theaterzustände zu schreiben, wenigstens dann nicht, wenn man sich in ihre Misère versenkt. Man muß sich zu der objektiven Höhe des Geschichtschreibers emporschwingen und sich an hervorragende Persönlichkeiten halten, um die nöthige Liebe und Begeisterung für diesen Stoff zu gewinnen. Die moderne Bühne ist ja bei weitem nicht die sittlich bildende Erziehungsanstalt der Nation, für die Schiller mit so edlem Pathos eintrat; sie ist keine Volksangelegenheit, kein Staatsinstitut, über das die Behörden eine sittliche und ästhetische Controle üben. Sie ist ein bloß sinnlicher Vergnügungsort, den Privatinteressen und der Geldspekulation vielfach verfallen, und durch Bestechlichkeit oder Intrigen zerrüttet.

Tiefgreifender noch ist das ungünstige Vorurtheil, von dem die Schauspielkunst selbst in den Augen der Welt zu leiden hat: wir meinen den Kainsfluch, die verachtetste, die am wenigsten geschätzte und gesuchte unter den Künsten zu seyn, nicht um der Kunst selbst willen, denn diese ist rein und edel, wie jede Kunst, wie jedes Ding an sich, sondern wegen der sittlichen Leichtfertigkeit und Anstößigkeit derer, welche sie treiben, wegen der finanziellen Noth und Verkommenheit ihrer ausübenden Jünger. Allerdings sind ganz besondere Gefahren gerade mit dieser Kunst verknüpft, wie sie bei der eigenthümlichen Stellung, welche die Person des Ausübenden in diesem Gebiete einnimmt, kaum zu vermeiden sind. Denn eben das ist das Eigenthümliche der Schauspielkunst, daß, während in den übrigen Künsten der Künstler nur Ideen, nur die Arbeit seines Geistes, nur die freigelassenen Schöpfungen seines Genius gibt, von denen seine Persönlichkeit sich völlig zurückgezogen hält, der Künstler hier gerade mit seiner Person eintritt, der lebendige Mensch seine Leiblichkeit selbst zum Kunstwerk umzugestalten, als Kunstwerk darzustellen hat.

In allen übrigen Künsten gibt uns der schaffende Künstler nur sein bestes Theil, seine Ideale, seine Inspirationen, seine inneren, aus Geist und Gemüth geborenen Erlebnisse, also nur das duftige, ätherische Sublimat seines Wesens. In der Bühnenkunst dagegen tritt der Mensch selbst, seine sinnliche Leiblichkeit mit ihren natürlichen und sittlichen Schwächen, mit dem ungezähmten Heer ihrer Lüste und Begierden vor uns.

Darin liegt zwar zunächst ein großer Reiz, den wir annäherungsweise überall empfinden, wo wir mit unserer Person vor die Oeffentlichkeit treten. Wer als Knabe im Orchester mitgespielt hat, oder wer Gelegenheit hatte, vor einer großen Versammlung zu reden oder zu singen, wird wissen, was wir meinen. Dieser Reiz aber steigert sich beim Schauspieler zu der überwältigenden Genugthuung, durch sein bloßes Erscheinen, durch sein bloßes Spiel Triumphe von Tausenden entgegen zu nehmen.

Aber eben so sehr liegen in diesem persönlichen Antheil an dem Kunstwerk große Gefahren, künstlerische so gut wie sittliche. Es ist außerordentlich schwer und setzt einen hohen Grad von Selbstverläugnung voraus, da, wo man persönlich zu erscheinen hat, nicht auch persönlich gefallen zu wollen und seine Eitelkeit vorzukehren, die darzustellende Rolle dagegen erst in zweiter Linie zu berücksichtigen. Wir werden große Schauspieler namhaft zu machen haben, welche dieser Gefahr keineswegs entgangen sind, ja die von der urtheilslosen Masse gerade deßhalb gefeiert werden, weil sie eben in persönlichen Schaustellungen, in den Kunststücken gewisser Mienen- und Körperfituationen eine besondere Stärke entwickeln.

Nicht minder droht dem Schauspieler die Gefahr der Charakterlosigkeit, da seine Kunst ihn nöthigt, fortwährend als ein anderer zu erscheinen, die entgegengesetztesten Seelenzustände zu durchleben, die ganze Scala der Leidenschaften durchzuspielen, das Leben auch in

Digitized by Google

seinen Nachtseiten zu ergründen und vorzuführen — offenbar eine Thätigkeit, wobei das feste Gepräge der Persönlichkeit, das Gleichmaß der innern Stimmung, die Richtschnur bestimmter Ansichten und Urtheile, also eben der Charakter gar leicht verloren geht oder sich überhaupt nicht bilden kann. Verführerischer noch ist die Gefahr der Unsittlichkeit, da die Darstellung vieler Rollen es nöthig macht, alle Laster, alle schlüpfrigen Situationen wenigstens aus eigener Anschauung kennen gelernt zu haben. Die wenigsten Schauspieler haben die moralische Kraft, ihr Inneres aus der Berührung mit dem Bösen rein und unbefleckt zurückzuziehen.

Diejenigen nun unter den modernen Schauspielern, deren künstlerischen Charakter wir im Folgenden zu skizziren versuchen wollen, haben sich von den gedachten Fehlern entweder frei gehalten oder überragen ihre menschlichen Schwächen durch ihre künstlerische Größe. Wie von selbst ordnen sie sich zu zwei Gruppen und repräsentiren somit den Gegensatz, der durch sämmtliche Künste von jeher hindurchgegangen ist und ihre Methode nach zwei verschiedenen Richtungen bestimmt hat: wir meinen den Gegensatz des *Idealen* und des *Realen*.

Dieser Gegensatz fällt, was speciell die Schauspielkunst betrifft, gerade in unsere Zeit auf das Schärfste herein. Noch hat die in's Ideale gehende Darstellung auf der Bühne überall ihre Vertreter; aber eben so sehr hat die auf realistische Naturwahrheit gerichtete Spielweise angefangen Platz zu greifen — ein Zusammentreffen, das früher, bei der Alleinherrschaft des Idealismus, noch nicht stattfinden konnte, und das später, wenn der um sich greifende Realismus sich zu alleiniger Geltung wird hindurch gearbeitet haben, nicht wiederkehren kann. Nur wir Kinder der Gegenwart sind Zeugen dieses Uebergangs. Wir erleben es, wie die frühere Epoche allmählig sinkt und wie die neue aufgeht; uns ist der Genuß dieses Zusammenstoßes vorbehalten, und deßhalb ist uns auch eine Betrachtung, wie die folgende, sehr nahe gelegt. Wir werden Charakterköpfe aus beiden Richtungen fixiren und somit ein Bild des Umschwungs überhaupt liefern, in welchem die Bühnenkunst unserer Tage im Ganzen begriffen erscheint.

Lassen wir zuerst einige Repräsentanten der idealistischen Gruppe an uns vorüberziehen, nachdem wir uns zuvor über den Grundcharakter der beiderseitigen Richtungen in der Kürze verständigt haben.

Die *idealistische Richtung* der modernen Schauspielkunst geht zurück auf den classischen Idealismus der Weimaraner, auf den Goethe'schen Typus griechischer Formschönheit. Dieser Typus, wie er für die dichterischen Produktionen der Weimarschen Literaturepoche maßgebend gewesen ist, wurde auch Grundlage und Norm der idealistischen Richtung in der modernen Schauspielkunst. Auf diesem allgemeinen Grunde breitete sich zunächst eine vielseitige, bedächtige Reflexion Seitens der Darsteller aus, eine Reflexion, die hauptsächlich darauf bedacht war, jede Rolle zur geschlossenen Einheit zu gestalten, einen Hauch, ein Colorit darüber zu gießen. Nicht Besonderheiten und Härten durften sichtbar werden; nicht die Ecken oder Spitzen der Charaktere durften zu gestissentlicher Detailmalerei hervorgetrieben erscheinen; nicht in originellen Apercus, in blitzähnlichen Würfen hatte sich das Genie zu bethätigen, sondern in edler, geglätteter Darstellung, in der geschlissenen Abrundung des Ganzen zum Idealbilde. Maßvolle Action und Deklamation, würdevolle classische Attitüde waren hiemit von selbst vorgeschrieben. Die Gesammtdarstellung war in's Hohe und Erhabene gezeichnet, in den großen plastischen Umrissen antiker Ruhe und Würde ausgeführt. Frau Crelinger in Berlin und Emil Devrient in Dresden werden uns als die vornehmsten noch lebenden Repräsentanten dieser Richtung entgegen treten. Und unter den berühmt gewordenen Vorlesern dramatischer Werke würde sich Ludwig Tieck, der romantische Dichter, als der nämlichen Richtung huldigend, anschließen.

Seitdem nun aber in neuerer Zeit ein reicheres Empfindungsleben sich geltend gemacht hat, seitdem darin bewegtere Schattirungen der Rede, ein mehr charakterisirender Ausdruck in Deklamation und Geberdenspiel, überhaupt eine größere Annäherung an die Naturwahrheit des Lebens als nothwendige Consequenzen sich ergeben haben, seitdem ist auch in der darstellenden Schauspielkunst eine zweite Richtung mit entgegengesetzten Tendenzen zum Durchbruch gekommen, nämlich die *realistische*, die auf treue und scharfe Nachahmung der Natur gerichtete. Selbstverständlich ist hier nicht mehr das ideale Modell antiker Schönheit der Ausgangspunkt oder das Vorbild, sondern das Leben selbst, die originellen Erscheinungen der Menschenwelt, die es werth sind, von der Kunst nachgeahmt und aufbewahrt zu werden, welche das reale Leben überhaupt in seinem wesentlichen Gehalte auf der Bühne zur Anschauung bringen will. Auf diesen uns allen bekannten und zugänglichen Boden stellt sich der realistische Schauspieler, hier liegen seine Vorbilder, seine Aufgaben, hier gilt's zu beobachten, zu studiren, hier leitet ihn bei jedem Schritte die zuverlässige Führerin Natur und hält ihm mit ihren lebendig handelnden Menschen stets das Correctiv seiner eigenen Darstellung entgegen. Hier kommt es also auch nicht mehr, wie in der idealisirenden

Digitized by Google

Richtung, auf typiſche Einheit, auf verklärende Abſchwächung aller gewaltigen oder gar ſchroffen Züge an: charakteriſtiſche Lebenswahrheit, ſprechende Naturtreue, pikante Einzelnheiten, in denen die Originalität beſonders hervorbricht, ſind das höchſte Ziel des Strebens und der Triumph der Darſtellung. Hier iſt nicht mehr die beſonnene Reflexion die ſchaffende Kraft, ſondern die blitzſchnell improviſirende Phantaſie, die im Augenblick Situationen und Geſtalten götterglei hinwirft, die Dichtung in unmittelbare Natureingebung auflöst.

Was beim Dichter in dem langſamen Proceſſe der Meditation gereift iſt, was der idealiſtiſche Schauſpieler durch den eben ſo langſamen Proceß der Reflexion hat hindurchgehen laſſen, ehe er es uns in vollendeter Rundung vor Augen ſtellt, das dünkt uns im Munde des realiſtiſchen Darſtellers, als ſey es erſt im Augenblick gedacht und empfunden, als ſteige es ſo eben erſt aus ſeinem eigenen Innern empor. Waren Maß und Würde der antiken Idealſchönheit Vorzüge der idealiſirenden Richtung, ſo hat der realiſtiſche Darſteller täuſchende Wahrheit, hinreißende Gewalt der Ueberzeugung, Verſtändlichkeit und Anſchaulichkeit auf ſeiner Seite.

Hiernach begreift ſich's, daß für die realiſtiſche Richtung der Mangel eines Nationaltheaters — ein ſolches hat's bekanntlich, im ſtrengen Sinn des Wortes, ſeit dem Alterthum nirgends gegeben — äußerſt vortheilhaft ſeyn mußte, weil ſich die Schauſpieler, an viele kleine Bühnen zerſtreut und den Eingebungen ihrer eigenen Individualität überlaſſen, weit ſelbſtſtändiger und eigenthümlicher entwickeln konnten, als wenn ſie unter dem uniformirenden Scepter eines dramaturgiſchen Gewalthabers geſtanden hätten. Es iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Richtung, ſo ſehr ſie auch noch in den Anfängen ſteht, beim Publikum wie bei den Darſtellern ſelbſt bereits die beliebtere iſt. Gerade die am liebſten geſehenen und am häufigſten genannten Bühnenkünſtler der Gegenwart gehören dieſer Richtung an. Dawiſon in Dresden und Marie Seebach in Hannover mögen als die hervorragendſten genannt werden. In der Kunſt des Vorleſens würde hier der rühmlichſt bekannte Palleske ſeine Stelle finden.

Eine Mittelſtellung endlich zwiſchen den beiden genannten Richtungen nehmen einzelne Darſteller und Darſtellerinnen ein; wir werden die Rachel und die Riſtori als die hervorragendſten namhaft zu machen haben, die, urſprünglich von klaſſiſchen Vorausſetzungen ausgegangen, doch ſchließlich zur realiſtiſchen Schule hinüber getreten ſind, ja dieſe ſogar zu tadelnswerthen Ausſchreitungen fortgeführt haben.

Die idealiſtiſche Richtung.

Frau Crelinger (in Berlin).

Von anſehnlichem, würdevollem Aeußern, von angeborenem Adel in Gang und Haltung, war ſie in jüngeren Jahren die allgemein gefeierte erſte Liebhaberin und Heldin der Berliner Bühne. Selbſt noch in ſpäterer Zeit, in den dreißiger und vierziger Jahren, war ſie als Jungfrau von Orleans, als Maria Stuart, als Adelheid im „Götz," als Prinzeſſin im „Taſſo," als Prinzeſſin Eboli, Gräfin Orſini, Lady Milford, Gräfin Terzky und ähnlichen Rollen ſehr bedeutend und gern geſehen. Selbſt in dieſen vielfach jugendlichen Rollen machte ſie durch die Würde ihrer Erſcheinung oder durch die Kraft ihrer Rede die Bedenken ihres matronenhaften Alters völlig vergeſſen.

Die vollendete Uebereinſtimmung aber zwiſchen dem dramatiſchen Charakter und ihrer Perſönlichkeit fand ſie in den antiken Rollen des Goethe'ſchen Schauſpiels. Die edle Würde der Antike war ihr wie angeboren; das ganze Gewicht ihres klaſſiſchen Naturells legte ſich wie von ſelbſt, ohne Vorſatz und Berechnung, in dieſe Rollen hinein. Eine vollendetere „Iphigenia" als ſie hat die deutſche Bühne vielleicht nie geſehen. Die keuſche Prieſterin, die an das tauriſche Ufer verſchlagene Fremde, die liebende Schweſter Oreſts, die vom König Umworbene und bei ihm um Heimkehr Bittende — alle dieſe Seiten des Charakters fanden in ihrem Spiel eine gleich meiſterhafte Darſtellung. Wenn ſie in der erſten Scene des Dramas im weißen Gewande die Tempelſtufen herab ſchritt mit den Worten:

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dicht belaubten Haines u. ſ. w.

ſo fühlte man ſich ſofort im Alterthum, mitten in der Situation. Wenn ſie nach der Erkennungsſcene des todt geglaubten Oreſt ſich zu arm an Dank gegen die Götter fühlt und die himmliſchen Mächte um ihre Hülfe anruft:

Goldne Sonne, leihe mir
Die ſchönſten Strahlen, lege ſie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und ſtumm —

oder wenn ſie dem zaudernden König vorſpricht und vormalt, wie ſie aus Dankbarkeit für den bewilligten Abſchied auch den ärmſten Knecht Tauriens pflegen und hochhalten will, wenn er einmal nach ihrem ſchönen heimathlichen Griechenland komme, wie ſie ihn an's Feuer laden will, empfangen will als einen Gaſt, ihm ſelbſt die Stätte zubereiten, und wenn ſie endlich dem einwilligenden König das letzte, dankdurchdrungene „Lebewohl" zuruft — das waren Momente voll der

Digitized by Google

rührendſten, ergreifendſten Wahrheit. Ja die ganze Darſtellung war von einer Gewalt der Täuſchung, daß man ſich der Umgebung, ja der Jetztwelt überhaupt entrückt glaubte und ſich, über die Jahrtauſende hinweg, im Schooße des Alterthums ſelbſt eingewiegt fand. Man blieb wie ein Träumender ſitzen, auch nachdem das Stück zu Ende war, und mußte gewaltſam aufgeweckt und hinaus geführt werden. Dieß der eigene Eindruck des Verfaſſers bei der Aufführung der Goethe'ſchen Iphigenie im September 1837, ein Eindruck, den er zu ſeinen theuerſten Erinnerungen zählt und der ihm für immer unvergeſſen bleiben wird.

Stellen wir nun dieſer prieſterlichen Frauengeſtalt zwei männliche Richtungsgenoſſen zur Seite, ſo können es füglich keine andern ſeyn, als der ſchon erwähnte Emil Devrient in Dresden und Ludwig Deſſoir in Berlin.

Emil Devrient (in Dresden).

War die Crelinger eine durchaus klaſſiſche Natur (auch im modernen Drama bewahrte ſie die klaſſiſche Haltung), ſo iſt Devrient ſchon vermöge ſeiner Perſönlichkeit ein Darſteller des vollendeten Adels. Er vergeiſtigt und adelt ſelbſt gewöhnliche Rollen, aber ſeine Geſtalten werden zu klaſſiſchen Idealen verklärt; nichts Scharfes, Hartes, Eckiges in den Charakteren bleibt übrig, Alles wird gemildert und abgeſchliffen, Alles bewegt ſich in ſanft und groß geſchwungenen Linien. Er ſchmiegt ſich dem Dichter auf das Treueſte an, verhüllt den Bruch, die Conflikte, die Schwächen des Charakters, haucht Allem empfindende Seele ein, ſtellt tadelloſe, correkte Erſcheinungen hin, wahre Geſtalten der Antike, auf den Boden der Neuzeit übertragen.

Begreiflicherweiſe ſind zerriſſene, dämoniſche Charaktere nicht ſeine Sache. Franz Moor z. B. iſt er nicht fähig darzuſtellen. Auch König Lear, Wallenſtein, Wilhelm Tell und ähnliche ſind in ſeiner Hand keine ſehr gelungene Partien, weil dieſe Rollen dem Darſteller gewaltige Erregungen, ein fortwährendes Durchbrechen des ſchönen Maßes zumuthen. Dagegen ſind Taſſo, Poſa und beſonders Egmont ſeine glänzendſten Leiſtungen, weil hier die geſchloſſene Haltung, die ideale Darſtellung gewahrt bleibt, in der ja gerade die Schwerkraft des Devrientſchen Naturells ruht. Vor Allem iſt ſein Egmont hochvollendet. Da iſt Devrient von den Federn des Hutes bis zu den ſilbernen Sporen herab der Edelmann, der Held von Gravelingen, der Liebling des Volks, der Bräutigam Clärchens, ein Menſch, dem das Leben nur Sonnenſchein gelächelt hat, der auch im Tode noch heiter und adelig bleibt. Eine meiſterhaftere Darſtellung hätte ſich Goethe ſelbſt für ſeinen Egmont nicht wünſchen können.

Ludwig Deſſoir (in Berlin).[1]

Deſſoir iſt ein Geiſtesverwandter, ein künſtleriſcher Abkömmling Seydelmanns, deſſen hier mit wenigen Worten Erwähnung geſchehen mag. Seydelmann beſaß — was man mit ſeiner Berühmtheit ſchwer wird vereinigen können — nur geringe Mittel, aber er hatte die gewiſſenhafteſte Anwendung davon gemacht. Sein Spiel war nicht das Werk augenblicklicher Begeiſterung, der Genialität, wie die meiſten geglaubt haben mögen, ſondern der Combination, des tiefſten Verſtandes, der beſonnenſten Berechnung, die immer auch ein richtiges Verſtändniß der Rollen gewann; nicht in poetiſcher Freiheit, ſondern in den ſtrengen Formen von Gegenſätzen und Schlüſſen bewegten ſich ſeine meiſterhaft ausgeführten Geſtalten. Er war derjenige Bühnenkünſtler der Neuzeit, der die „denkenden Schauſpieler" der Berliner Bühne geſchaffen oder dieſen doch auf das Förderlichſte vorgearbeitet hat.

Ludwig Deſſoir iſt nur von mittlerer Statur, auch Gang und Haltung ſind unbedeutend und laſſen nicht vermuthen, daß ſich der Mann zu künſtleriſcher Hoheit und Größe erheben könne. Worin aber ſeine Eigenthümlichkeit beſteht, das iſt der tiefe, ergreifende Strom der Rede, ergreifend beſonders durch einen eigenthümlichen Beiklang, den die Natur dem Organ dieſes Künſtlers eingemiſcht hat. Deſſoir beſitzt keineswegs das große, ſonore Organ des früh verſtorbenen Krüger (in Berlin), dem die Worte wie voller Glockenklang von den Lippen fielen und der ſchon durch dieſe bloße Macht des Sprachtons, wie z. B. im Poſa, die überwältigendſten Wirkungen ausübte. Deſſoirs Ton hat etwas Verſchleiertes, Melancholiſches; es liegt in dieſem Organ eine ſeelenvolle Heiſerkeit und Rauheit, eine dunkle, träumeriſche Klangfarbe, die etwas ungemein Rührendes, an's Herz Dringendes hat, was ſich durch keine andern Kunſtmittel in gleicher Weiſe erreichen läßt.

Wodurch Deſſoir dem denkenden Zuſchauer zunächſt imponirt, das iſt das ernſte Studium, welches er auf alle ſeine Rollen verwendet; ein ewiges Grübeln, das Kainszeichen der Reflexion, ſteht ihm auf allen Stirnen geſchrieben. Vorübergehende Gefühle und Stimmungen ſind ihm gleichgültig, nur große Leidenſchaften, erhabene Grundgedanken erfaßt er und ſtellt er dar, nur Ideen weiß er zu verſinnlichen. Seine vornehmſte Aufgabe iſt immer, die objektive Einheit des Kunſtwerks in ſeiner Totalwirkung zu repräſentiren, den Gedankengehalt der Dichtung voll und gewiſſenhaft darzulegen.

Digitized by Google

Auf keinen Darſteller kann der Dichter mit mehr Sicherheit zählen, als auf ihn. Deſſoir geht rückwärts, nach innen, in die Intentionen des Dichters und gibt die Rollen als organiſche Ganze; er iſt der geborene Hamlet unter den lebenden Schauſpielern. Es iſt Verkennung, wenn man ſeiner Idealdarſtellung den Vorwurf macht, daß ſeine Rollen zu wenig lebendige Erſcheinung und Wahrheit haben, daß ſie an einer gewiſſen Magerkeit und Fleiſchloſigkeit leiden. Das iſt keineswegs der Fall, wenn er es gleich unterläßt, die Charaktere zu bloß funkelnden Einzelnheiten aufzulöſen, ſie in pikanten Einzelnmomenten aufleuchten zu laſſen, durch die ſie erſt ihre volle Lebenswahrheit erhalten ſollen. Deſſen aber bedarf es bei ihm nicht einmal, da er ſeine Charaktere im Ganzen in ihrer Wahrheit erfaßt, wobei nothwendig auch die Einzelnheiten die gebührende Geltung finden.

Deſſoirs Hauptrollen ſind ſolche, in denen der Darſteller durch die Arbeit des Gedankens und der Phantaſie in den Schacht der tiefſten Ideen, oder in die finſterſten Abgründe des Böſen hinabzuſteigen hat: Richard III., Fauſt, Uriel Acoſta, Caligula im „Fechter von Ravenna," den er wohl zu alt, nämlich als Fünfziger darſtellt, während er in Wirklichkeit doch erſt neunundzwanzig Jahre alt war. Seine bedeutendſte Partie aber bleibt Shylock. Da iſt er ganz der Sohn der Wildniß, der ſich ausgeſchloſſen ſieht von der Größe der chriſtlichen Civiliſation. Da hat er Naturlaute, die ganz nach fremden Zonen klingen und etwas ungemein Rührendes haben. Wenn er z. B. ſeiner entführten Tochter Jeſſika das „Fahrewohl!" nachruft, ſo iſt es, als ob ſich ein Felſen löſte und in's Meer rollte, und die ganze umgebende Schöpfung dröhnte mitfühlend den Jammer des Vaterherzens nach. Solchen Einzelnheiten ſoll niemand nachſagen, daß es ihnen an Fleiſch und Blut, an täuſchender Lebenswahrheit fehle. Nur hebt ſie Deſſoir nicht zu berechneten Effektſtücken hervor, ſondern wie von ſelbſt und naturnothwendig treten ſie aus der organiſchen Einheit ſeines Kunſtwerks heraus. Dieſe organiſche Einheit aber iſt ihm, ächt künſtleriſch, das Höchſte der darſtellenden Bühnenaktion. Mag daher Deſſoirs Name im Munde der Maſſe nicht ſo häufig genannt werden, als der manches effekthaſchenden Bühnenvirtuoſen unſerer Tage, in den Annalen der Kunſt, die ihre Größen nicht nach dem Beifall der Menge abwägt, ſteht ſein Name ein gut Theil höher angeſchrieben.

Wir müſſen darauf verzichten, alle diejenigen unter den modernen Schauſpielern ausführlich zu beſprechen, welche ſich den genannten durch Richtung und Begabung faſt ebenbürtig zur Seite ſtellen. Wir hätten dann Friedrich Haaſe zu erwähnen, der im feinen Converſationsſtück, auf dem Parket des Salons durch die angeborene Nobleſſe ſeiner Erſcheinung Vollendetes leiſtet und in dieſer Sphäre tief pſychologiſch und charakteriſtiſch iſt. Wir hätten ferner Heinrich Anſchütz (in Wien) vorzuführen, deſſen künſtleriſche Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß er in allen ſeinen Rollen die Gemüthsſeite hervorkehrt, auch wenn ſie nach der Intention des Dichters ihre Stärke hierin nicht haben. So baut er bekanntlich die Rolle des „König Lear" auf das Kindiſche und Kindliche; ſo weiß er als „Oranien" im „Egmont" den Worten: „Einen Verlorenen zu beweinen, iſt auch männlich," einen tief ergreifenden Klang zu verleihen; ſo taucht er — um etwas Aeußerliches zu erwähnen — alle ſeine Rollen in das Element einer behäbigen, langſamen Deklamation, ſo daß es beim Wiener Publikum bereits zum Sprüchwort geworden iſt, das Stück daure eine halbe Stunde länger, weil Anſchütz die Hauptrolle habe.

Endlich würden wir Karl Grunert (in Stuttgart) zu beſprechen haben, der, eine durch und durch dämoniſche Natur, ſich beſonders für die düſtern Charaktere der hohen Tragödie eignet, für Rollen wie Macbeth, Wallenſtein, Richard III., Franz Moor, Marinelli und ähnliche. Dabei würden wir aber auch einen abſonderlichen Fehler an dieſem Darſteller nicht überſehen dürfen, nämlich eine gewiſſe ſtehend gewordene Manier der äußern Hülfsmittel. Dahin gehören beſtimmte Tonkreuzungen im „Wallenſtein," gewiſſe Kopfſtützungen, Tonfälle der Rührung, Abgänge u. a. Von dieſem theatraliſchen Handwerkszeug macht Grunert, wie geſagt, nur zu häufig einen klappernden Gebrauch, wodurch der künſtleriſchen Reinheit der Darſtellung nur Eintrag geſchieht.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus den Tiroler Bergen.

(Schluß.)

III.

Heute möge uns der Leser, welcher uns bis jetzt treu begleitet, nach mäßigem Frühstück durch den Wald folgen. Zur Seite plaudert der Bach, die Sonne hat die Föhrenwipfel in der Schlucht noch nicht erreicht, und doch ist es spät, so spät, daß die Meise bereits zum zweitenmal durch den Tann pfeift. Wir gehen nach Winded, einem Bauernhof auf der vorspringenden Bergkante. Vom Sitz unter dem Kirschbaum, zwischen dessen Blättern die Frucht noch grün hängt, während sie im Thal längst aufgezehrt ist, überschauen wir noch einmal die geliebte Gegend und drücken das Bild, reich an Schönheit und Segen, tief in die Seele. Gegenüber erheben sich die starren Zacken des Solfsteins und Salzberges, wir haben sie bereits besucht, und wer ein Freund der Alpenwelt ist, dem will ich all die Spitzen in der Runde nennen. Hat er Freude an Schützen und Gemsern, an Blumen und Steinen, so folgt er mir vielleicht noch einmal über Berg und Thal. All die Höhen, wie sie rings im Kreise gen Himmel ragen, sind mir liebe Bekannte, es ist wohl keine einzige, von der ich nicht schon in's Weite geschaut. Wenn sie das blanke Schneegewand tragen und der Inn Eis treibt, mag die Erinnerung ihr Recht behalten. Da denkt man gern des herrlichen Sommers, Noth und Gefahr verschwinden im Hintergrund, aber jede Blume pflückst du still sinnend noch einmal, sobald das Alpenglühen die Berggipfel röthet, bis der milde Glanz im Grau der Dämmerung erlischt. Oder es ist Weihnacht, draußen knistert das Eis unter der schweren Last eines Wagens; du trittst an das Fenster, der Mond hat seinen Schimmer über die Gegend ergossen; fremd und zauberhaft erscheint Wald und Flur, Joch und Abgrund, und aus unendlicher Ferne blinken die Sterne. Da kehrst du gern in dich zurück und zum trauten Kreise, der sich um die häusliche Lampe vereint. Da naht wohl auch die Muse, die Schatten hellenischer Dichter schweben her und lassen vor dir eine Welt voll ewiger Jugend mitten im Winter erstehen.

Doch wozu diese Träume? Noch singt die Drossel und über das Feld, durchwirkt von Kornblumen und Mohn, schwingt sich die Lerche. Der Weg ist ziemlich rauh und steil, wie er im Zickzack hin und her biegt, enthüllt er stets neue Bilder vor dir: hier in der Schlucht das ehrwürdige Schloß Tribers, um dessen Mauern im Mittelalter mancher Pfeil flog, dort ein Bauernhaus mit zierlichem Söller und vorspringendem Dache, oft geschmückt mit Heiligen. Kunstwerke sucht hier niemand, doch zeigt eine Flucht nach Egypten ein naives und glückliches Motiv, welches vielleicht ein Künstler, der nicht bloß für byzantinischen Goldgrund Sinn hat, gut verwerthen kann. Der Nährvater Joseph schreitet voran, auf dem Rücken einen Korb, in welchem das Christkind schlummert. Die Mutter hebt im Vorgehen voll zarter Sorge den Schleier auf, der den heiligen Knaben deckt, und blickt liebevoll auf ihn. Hintennach trottet träg und verdrossen der Esel mit dem Handwerkszeug. Diese Scene gemahnt daran, wie unsere Bauern bisweilen aus entlegenen Thälern die Täuflinge zur Kirche tragen; sie ist vielleicht aus dem Leben entlehnt.

Wir sind wieder mitten im Walde. Im Schatten der Tannen steht eine kleine Kapelle. Nimm den Hut ab, Fremdling, denn hier hat eine brave Jungfrau lieber den Tod erlitten, als sich der Schmach hingegeben. Gertraud, die Nichte des berühmten Landesvertheidigers Speckbacher, war das schönste Mädchen von Tulfes und eben so ausgezeichnet durch Sittsamkeit und Tugend. Schon lange stellte ihr ein wüster Kerl nach von schlechtem Rufe und rohen Sitten, sie aber achtete sein nicht. Als sie nun vom Haller Markt zurückkehrte, trat er hier plötzlich aus dem Dunkel des Waldes mit der Holzart über der Schulter hervor. Wohl erschrack sie ob der unheimlichen Erscheinung, noch mehr aber, als er Anträge machte, welche ihre Wangen mit dem Roth der Scham übergossen. Den tiefsten Abscheu in der reinen Seele stieß sie ihn zurück, er bat und schmeichelte, drohte und fluchte, — umsonst! Da hob er die Art; sie blieb fest und sank sterbend auf den frischen Schnee. Vater und Bruder, besorgt wegen ihres späten Ausbleibens, machten sich auf den Weg, sie trafen das Mädchen noch athmend; die letzten Worte waren ein Gebet für den Mörder, daß er sich durch die Gnade Gottes bekehren und Buße für seine Sünde thun möge. Die Spuren im Schnee zeugten unwiderleglich gegen ihn und er ward hingerichtet.

Wir scheuen den kleinen Umweg nicht: zu Rinn steht das Haus Speckbachers, der, auf der andern Seite des Inns zu St. Martin geboren, sich hier ansiedelte und als Bauersmann still und zurückgezogen der Arbeit

Digitized by Google

lebte, bis ihn die weißgrüne Schützenfahne in den Krieg rief. Die Heimath des Helden ist schlicht und einfach wie die Wohnungen der Nachbarn; wer sie besehen will, darf auch nicht in den Sack greifen, denn die Tiroler haben von den Schweizern noch nicht gelernt, für den Genuß von Naturschönheiten und den Anblick historischer Merkwürdigkeiten einen Zoll zu fordern. Speckbachers Familie bebaut übrigens das Gut nicht mehr; sein Enkel sitzt zu Innsbruck als kaiserlicher Beamter und die Enkelin hat erst unlängst sich dem verdienstvollen Direktor des Irrenhauses zu Hall vermählt.

Von Rinn gelangen wir nach Judenstein, einem Wallfahrtskirchlein am Rande des Mittelgebirges gegen Hall. Es ist das Denkmal einer gräßlichen Mordgeschichte. Eine arme Taglöhnerin war nach Amras bestellt, um Korn zu schneiden; sie übergab daher ihr dreijähriges Söhnlein Andreas seinem Taufpathen zur Aufsicht. In jener Zeit — 1462 — ging die Hauptstraße hier vorbei und lenkte nach Hall ab. Da erblickten jüdische Kaufleute, von Botzen zurückkehrend, das Büblein frisch wie Milch und Blut. Sie wollten Christenblut; wie der Aberglaube damals behauptete, konnte keine Jüdin gebären, ohne mit einem Tropfen desselben gesalbt zu seyn. Durch allerlei Vorspiegelungen und einen Hut voll Geld gelang es ihnen, den treulosen Pathen zu bewegen, daß er den Knaben auslieferte. Auf einem Stein am nahen Birkenwald rissen sie ihm die Kleider ab, banden ihn mit Stricken und schnitten die Adern auf, um das kostbare Blut abzuzapfen. Während das geschah, fielen der Mutter beim Kornschneiden plötzlich drei Blutstropfen aus heiterem Himmel auf die Hand. Der Platz, wo sich dieses zutrug, ist bei Amras durch eine Kapelle bezeichnet. Sie eilte bestürzt nach Hause; nirgends war das Kind zu finden, der Pathe läugnete erst und gestand endlich, er habe es Männern übergeben, die besser dafür sorgen würden, als dieß Bauern thun könnten. Sie lief verzweifelnd auf der Straße Hall zu. Da fand sie an einer Birke den verbluteten Leib aufgehängt. Der Verräther fiel in Wahnsinn und starb unter schrecklichem Toben, nachdem sich vorher der empfangene Judassold in dürres Laub verwandelt hatte. Doch dieses blieb nicht das einzige Wunder. Aus dem Grabhügel des jungen Märtyrers sproßten Lilien, deren Blüthe auch im Winter nicht welkte. Die Birke, an welcher die Leiche gehangen, behielt sieben Jahre den grünen Laubschmuck und eine Frevlerhand, welche sie antastete, wurde plötzlich gelähmt. Immer mehr Wallfahrer strömten herbei. Da faßten drei fromme Gräfinnen die kleinen Gebeine in Gold, auf Anregung Guarinonis erhob sich über dem Marterstein ein Kirchlein, und um dem Volke die Geschichte recht anschaulich zu machen, wurden drei hölzerne lebensgroße Juden mit verdrehten Augen, grimmigen Schnauzbärten und gelben Tricots hingestellt, wie sie das Messer wetzen zum Schrecken aller Kinder, welche nicht brav sind. Sieht ein Mann recht garstig aus, so sagt man: „Der ist auch einer von Rinn!“ Was an der Geschichte wahres ist, weiß ich nicht zuverlässig. Besucht wird diese Wallfahrt noch immer sehr häufig, besonders am 12. Juli, dem Todestage Anderls. Da wußte einst ein Wirth nebenan von der Andacht der Gläubigen sehr geschickt zu profitiren. Es war ein sehr heißer Tag, die Pilger lechzten vor Durst, damit aber jeder von seinem schlechten Wein trinke, hatte er alle Brunnen abgeleitet, so daß nirgends ein Tropfen Wasser zur Erquickung floß.

An einer uralten riesigen Tanne mit einem Christusbilde vorüber führt der Pfad zur Innbrücke. Hall, die ehrwürdige Salinenstadt, zeigt sich unserem Blicke; zuerst der graue Münzerthurm, wo der Sandwirth seine Zwanziger prägen ließ; jetzt tragen seine Zinnen bunte Fahnen, wenn es gilt ein Freudenfest zu feiern. Hall hat durchaus einen alterthümlichen Charakter und gemahnt ganz an die kleinen Reichsstädte in Schwaben, mit denen es freilich das traurige Loos der Verarmung theilt. Die Bürger waren einst, als sie noch bessere Tage sahen, sehr lustig; wenn Kaiser Max sich gut unterhalten wollte, ging er nach Hall, um dort zu tanzen. Der Haller Kirchtag mit seinen Törtchen lebt noch in der Erinnerung und manchem fließt das Wasser im Mund zusammen, wenn er hört, wie da gegessen und getrunken wurde. Auch den Ruhm der Tapferkeit behaupteten die Bürger, deren ächt deutsche Gesinnung stets Ehre verdiente, in allen Tirolerkriegen, insbesondere 1703. Nur Ein Feldzug hatte ein lächerliches Ende; weil wir das Lob der wackern Leute gesungen, mögen sie uns verzeihen, wenn wir indiskret genug sind, diese Thaten zu erzählen, obgleich sie nicht gern davon hören. Im fünfzehnten Jahrhundert lagen sie mit den Bauern von Thauer wegen eines Ackers in bitterer Fehde. Da war große Vorsicht nöthig und der Thürmer wußte auch, daß der Stadt Heil auf seinen Schultern ruhe. Mild war die Sommernacht, der Mond längst unter, und den Glanz der Sterne verhüllten Wolken; da — er nahm sich kaum Zeit, recht zu schauen — die Thaurer rückten an in aller Stille, beutelustig und mordgierig; ihre brennenden Lunten hatten sie verrathen. Laut erdröhnte das Horn, die Bürger fuhren aus dem Schlaf in die Waffen, sie liefen an die Thore, auf die Zinnen, daß einer den andern fast überrannte „Den Thaurern wollen wir's eintränken! Aber laßt sie ganz nahe her!“ schrie der Hauptmann; „dann wirkt

Digitized by Google

die Salve um ſo beſſer!“ Lange lauerten ſie, es regte ſich nichts, und doch! die vertrakten Lunten zogen noch im Zickzack über die Felder hin und her. Da faßte der Thürmer, welcher den Lärm angerichtet, ein Herz und beſchloß, nicht wie Leonidas für das Vaterland zu ſterben, ſondern auf Kundſchaft zu gehen. Feuchten Auges ſchüttelte er jedem die Hand: „Wenn ihr mich rufen hört, eilt mir zu Hülfe!“ Alle gelobten es, und er ſchlüpfte durch das Pförtlein. Eine Stunde verfloß und eine zweite; ſchon wollten die Männer von Hall in heller Schaar ausbrechen, da klopft es an das Thor und ein tritt der Thürmer. Man beſtürmt ihn mit Fragen, der Bürgermeiſter gebeut Ordnung und jener beginnt: „Die Lunten, die wir geſehen, waren Johanniskäferlein, welche in dieſem Monat ihre Hochzeit halten, und was die Thauter anlangt, bin ich in's Dorf geſchlichen und habe nichts gehört als ſchnarchen allerwegen.“ Die Bürger ſahen ſich verdutzt an und verſprachen, nie vom großen Bauernkrieg zu erzählen, allein die Weiber, die auch davon wußten, konnten den Mund nicht halten und brachten es unter die Leute. Wer mir die Geſchichte nicht glaubt, frage in Hall ſelbſt, ſie wird ihm, vielleicht mit einer Tracht Schläge als Zugabe, beſtätigt werden.

Ein ächtes Stück Mittelalter iſt noch das Rathhaus mit ſeinem Zinnenkranz, den die bunten Wappen der adeligen Geſchlechter ſchmücken, welche einſt in Hall blühten. Es wäre zu bedauern, wenn an die Stelle dieſes Gebäudes, das ein treffliches Architekturſtück iſt, ein viereckiger Kaſig im Kaſernenſtyl hingeſetzt würde, wie man es leider beabſichtigen ſoll. Wen es intereſſirt, mag noch die Saline beſuchen oder das Irrenhaus, wo er den trefflichen Kaplan Sebaſtian Ruf kennen lernen wird, der ſich durch pſychologiſche Werke, welche feinen ſcharfen Blick und ſeine tiefe Naturauffaſſung bekunden, einen auch bei Fachmännern geachteten Namen erworben hat. Wir verweilen nicht länger, die ſchnurgerade Landſtraße nach Inſbruck iſt ſehr langweilig, wir ſuchen daher einen Stellwagen und machen dort Bekanntſchaft mit irgend einem kernfeſten Bäuerlein aus dem Unterland. So ein Stellwagen gleicht der Arche Noahs; wie ſie allerlei Gethier, verſammelt er allerlei Volk. Odyſſeus hätte ſich gewiß ſeine langen Fahrten erſpart und eben ſo viel Menſchenkenntniß erworben, wenn er ein oder zwei Jahre als Kutſcher auf dem Bock geſeſſen hätte.

Nach einer Stunde traben wir durch den Franziskaner Bogen. Inſbruck, eine ganz modernifirte Stadt, zeigt wenig eigenthümliches, außer etwa an Markttagen, wo die Bauern mit ihren verſchiedenen Trachten durch die Straßen wogen. Sein Gepräge iſt beſtimmt durch die zahlreiche Bureaukratie und Garniſon. Wer Originalität, freilich nicht gerade angenehmer Art, zu ſehen wünſcht, den müßten wir in die Kothlache geleiten, wo eine arme Bevölkerung von Arbeitern hauſt. Wir bleiben jedoch lieber im Garten beim Stern unter den ſchattigen Kaſtanienbäumen ſitzen und erzählen den Bekannten am Tiſche von unſerer glücklich vollendeten Fahrt.

Lieder des Alters.

Aus Berangers Nachlaß.

Der Tambourmajor.

An einen jungen Kritiker.

Mein junger, kritiſcher Drachentödter,
Rath ſuchſt du? und in meinem Sack?
Nun wohl! Ich ſteig' auf den Katheder,
Und ſage: Krieg dem Ungeſchmack!
Wenn meine Lehre Licht verbreitet,
Vielleicht geht Mancher nicht mehr ſchief.
Kommt's vor doch, daß ein Blinder leitet
Den, der im Nebel ſich verlief.

Gedichte nennt ihr das? — Ich lache!
Pomp, leeres Wortgepränge, Schund!
Warum verderbt ihr unſre Sprache,
Die liebt, was klar iſt und geſund?
Wenn wir den Pfad der Souveräne,
Der kritiſchen, modernen, gehn,

Digitized by Google

Dann wird Racine und La Fontaine
Kein Mensch in Frankreich mehr verstehn.

Hoch bäumt der Pegasus in tollen
Bocksprüngen sich. Verkehrt, abnorm
Sind eure Verse, dick geschwollen,
Und den Gedanken würgt die Form.
Vulkanisch qualmend düstres Feuer,
Aus allen euren Poren bricht's:
Phantome zeugt ihr, Ungeheuer,
Titanenwerke — hohles Nichts!

Ist einmal der Geschmack verdorben,
Dann welkt die Kunst und wird zum Fluch.
Die Freiheit, die ein Volk erworben,
Erweitert auch sein Wörterbuch;
Der Schatz gehört nicht den Verschwendern,
Drum schöpft daraus wohl überlegt:
Die Münze sollt ihr nicht verändern,
Die klar des Volkes Stempel trägt.

Die Sprache mengt, und ohne Schaden,
Vertraulichkeit und hohe Kraft,
Ist nicht mit fremdem Putz beladen,
Pedantisch nicht noch schülerhaft.
Sie gibt dir Waffen, dich zu wehren,
Und flötet süße Melodei'n.
Wer Menschen rühren will zu Zähren,
Der darf kein Sprachthierquäler seyn.

Sie will, daß den Gedanken fasse
Die Form, gediegen, schlicht und klar.
Seht ihr das Kinderheer der Gasse
Nachrennen jener Trommlerschaar?
Den Riesen schaut, den ungeschlachten!
Hoch ragt sein Federbusch hervor:
Für sie ist er der Gott der Schlachten,
Der flunkernde Tambourmajor.

Der Mann, der schlichte, ungezierte
Im grauen Rock — wer mag es seyn?
Indeß sein Heer vorbeimarschirte,
Macht' er ein Schläfchen auf dem Stein.
Er nimmt sein Fernglas. — „Gut!" Die Streiter
Rasch überfliegt des Auges Blitz.
„Vorrücken laßt die Garde! — Weiter!
Wie heißt der Ort?" — „Sire, Austerlitz."

Und dieser Mann ist der Gedanke,
Nein, ohne falschen Prunk und Wahn!
Sey Dichter oder Held, die Schranke
Des Ruhmes ist dir aufgethan.

Weg mit den übertünchten Reizen,
Mit falschem Pathos und Humor!
Laßt den Gedanken nie sich spreizen,
Verkleidet als Tambourmajor!

Das Heimchen.

Am Herde, wo ich schür' und singe
Und träume, singt zu jeder Frist
Ein Heimchen mit, so alt es ist,
Noch immer froh und guter Dinge.
Mein Heimchen, wenn's uns hier gefällt,
Was kümmert uns die ganze Welt?

Dein Stimmchen tönt, es lauscht dem Klange
Das Kind und freut sich früh und spat;
Handwerker, Bürger und Soldat
Erfreuten sich an meinem Sange.
Mein Heimchen ꝛc.

Sollst du vielleicht, ein Geist, mich hüten,
Der spähend meinen Herd umschwebt,
Und schaut, ob eine Sünde lebt
Im Haus beim alten Eremiten?
Mein Heimchen ꝛc.

Kommst du als Bote hergefahren
Von einer Fee, die wohl zum Scherz
Erführe gern, wozu ein Herz
Noch taugen mag in meinen Jahren?
Mein Heimchen ꝛc.

Bist du, in alter Zeit geboren,
Ein Dichtergeist, dem einst gelacht
Ein Strahl des Ruhms in seine Nacht,
Bis er in seinem Nest erfroren?
Mein Heimchen ꝛc.

Ein Jeder wünscht, daß Ruhm ihn ziere,
Arzt, Staatsmann, Volkstribun, Poet.
Mein Gott, gib jedem was er fleht,
Gib Ruhm auch diesem armen Thiere!
Mein Heimchen ꝛc.

Ruhm? — Nur der Narr in seinem Dünkel
Begehrt ihn: doch des Weisen Ziel
Ist, froh mit seinem Saitenspiel
Und frei zu hausen still im Winkel.
Mein Heimchen ꝛc.

Digitized by Google

„Krieg jedem Haupt, das strahlt in Ehren!“
Der Neid schleicht überall sich ein,
Der Erdball ist zu klein, und klein
Das Plätzchen, das sie dir gewähren.
Mein Heimchen ꝛc.

Mein Heimchen, hab' ich dich verstanden,
Dann lachst du aller Ruhmbegier.
Was du gewinnst an Ehr' und Zier,
Das kommt an Freiheit dir abhanden.
Mein Heimchen ꝛc.

Gott, laß uns frei und ohne Fessel
Vergessen leben, singend, doch
Nur uns zur Lust, — in deinem Loch
Dich, Heimchen, mich in meinem Sessel!
Mein Heimchen, wenn's uns hier gefällt,
Was kümmert uns die ganze Welt?

Die Himmelfahrt.

Hoch trug ein Traum zur Himmelsferne
Beschwingt als Riesen mich empor,
Die Sonne sah ich und die Sterne
Enthüllt vor Augen, ohne Flor.

Gott gab den Engeln Instrumente,
Sie rühren sie, ihr süßer Schall
Führt hin am weiten Firmamente
In raschem Fluge jeden Ball.

Zum Klang der Leier fliegt die Sonne;
Der Sirius rollt, das Horn ertönt;
Saturns Goldharfe klingt, in Wonne
Schwimmt Jupiter, die Orgel dröhnt.

Die Massen wälzen sich und ziehen
Dahin, ich schau', ich horch' entzückt,
Von ihren Sphären-Harmonien
Mehr als von ihrer Wucht gedrückt.

Dort unten tief, was gellt so bange?
So traurig stöhnt sie, die Schalmei!
Ein Engel führt zu ihrem Klange
Ein Bällchen wie zum Spiel vorbei.

Ein winzig Lichtchen seh' ich glimmen,
Ein Körperchen, zum Lachen klein:
Ein Seifenbläschen seh' ich schwimmen,
Das Winde schwellen und zerstreu'n.

Ein Engelknäbchen frag' ich: Diese
Ist wohl dein himmlisch Spielzeug? Sprich! —
„Bescheiden, du gewaltiger Riese,“
Sprach er. „Sieh her und schäme dich!“

Ich beuge mich herab und greifen
Will ich den Ball mit leichtem Muth:
Herr Gott, welch ein Gewimmelschweifen
Seh' ich — die ganze Menschenbrut!

Und mit verlegener Geberde
Frag' ich: Die Erd' ist das? — Der Geist
Erwidert: „Dieß ist eure Erde,
Die Wen'ge nur von euch umrelst.

„Schau' dorthin, stolzes Menschenköpfchen:
Die Alpen — euer Riesenwall!
Und dort der Ocean, das Tröpfchen,
Genug, euch zu ersäufen all!“

Hier unsers Ruhmes Prachtgebäude,
Auf dieses Sandkorn bauten wir?
Dieß Stäubchen faßt all unsre Freude,
All unsre Qual und Schmach und Zier?

Wo du auch ruhst, ob nah, ob ferne,
Was liegt an deines Grabes Wand?
Mehr wiegt als Sonn' und Mond und Sterne
Der Staub, der Mensch, in Gottes Hand.

So hoff', o Seele, denn und werde
Des Zweifels Raub nicht mehr, sey fest:
Nicht deine Mutter ist die Erde,
Den Vogel zeugte nicht das Nest.

Stolz fliege durch des Himmels Säle,
Mein Geist, verachte, was gemein:
Dich zu erschaffen, edle Seele,
Vermocht' ein mächt'ger Gott allein!

In's schlammige Bett versink' ich wieder
Des Menschenstromes, Nebel wehn
Mich an. Ein Engel ruft hernieder
Mir: „Bruder!“ noch, „auf Wiedersehn!“

Hu! Ein Komet, ein wilder Drache,
Prallt an die Erde plump und grob....
Sie bricht zusammen ... ich erwache....
Tag ist's, ich rufe laut: Gottlob!

Digitized by Google

Die Gefangene.

Die Seele sitzt, nach Platos Worten,
Gefangen in des Körpers Haft;
Ein Kerker, dessen dunkle Pforten
Nur schwer durchdringt des Lichtes Kraft;
Die Seele, der die Glut Beschwerde
Wie Kälte macht, die, tief im Traum,
Wenn sich der Leib erbaut aus Erde,
Gefesselt schläft im finstern Raum.

Indeß sie schmachtend sitzt im Dunkeln,
Läßt in den düstern Aufenthalt
Ihr die Natur ein Lichtchen funkeln,
Leis dämmernd, wie durch einen Spalt.
Sie träumt sich bei dem jungen Schimmer
Hinaus in's weite, freie Land,
Die arme Seel', und stößt sich immer
An ihres Kerkers rohe Wand.

Da springt ein Fenster auf, mit Lachen
Klimmt sie hinan und schaut umher:
O Lenz, gegrüßt sey dein Erwachen!
Im Osten welch ein Strahlenmeer!
Wald, Berg und Thal mit Strom und Bächen, —
Der Mensch, der König, nennt das sein!
All diese Blumen darf ich brechen?
All diese Früchte, sie sind mein?

Den Kerker, eben noch voll Grauen,
Durchleuchtet heller Sonnenschein,
Die Seele wird nicht satt zu schauen
Und dringt bis in den Himmel ein.
Die Stern' enthüllen Gottes Ehre,
Der Schleier fällt, der ihn umwand.
Ich habe mich im Sternenmeere,
Allmächtiger, reich' mir die Hand!

Es kommt der Herbst, es naht das Ende,
Nacht wird's am Himmel, tiefe Ruh.
Im Schatten stehn des Kerkers Wände,
Und, ach, das Fenster schließt sich zu!
Ein letzter Strahl, noch einmal stärker
Erglühend, fällt in's dunkle Grab.
Dann steigt in ihren ersten Kerker
Die Seele Stuf' um Stuf' hinab.

Das ist das Alter, das Verhängniß,
Der Fluch, der auf uns Allen liegt,
Bis endlich einstürzt das Gefängniß
Und frei hinaus die Seele fliegt.
Laß neue Fesseln nicht sie finden,
Mein Gott, auf ihrer Wanderschaft!
Laß nie ihr die Erinnrung schwinden
An ihre ird'sche Kerkerhaft!

L. Seeger.

Literatur.

Hie Welf — hie Waiblingen! Vaterländisches Drama in fünf Aufzügen von Eduard Tempeltey. Berlin, 1858.

Bald drei Jahre werden verstrichen seyn, seit der Name Eduard Tempeltey zuerst genannt wurde, begleitet von der Nachricht über den Erfolg seiner Tragödie Klytämnestra. Dieser Erfolg war in der That ein überraschender. Ein junger, ungekannter Dichter tritt ohne weitere Empfehlung, als den Werth seiner Dichtung, mit einem Stoffe aus dem Alterthum auf die moderne Bühne; das Stück wird in rascher Folge von den bedeutendsten Theatern gegeben, und erringt sich überall einen guten, in Wien sogar einen glänzenden und außergewöhnlichen Erfolg. Wer die Scheu der Bühnenvorstände vor antiken Stoffen, die geringe Theilnahme des Publikums für dieselben kennt, wird diesen Erfolg eines Erstlingswerkes gewiß mit uns einen seltenen nennen. Bedingt er doch eine poetische Kraft, eine Sicherheit auf dem zum erstenmal betretenen Boden der Bühne, die auf eine bedeutende dichterische Begabung und auf wahrhaft dramatisches Talent schließen lassen, dem auf den ersten Wurf gelingt, was sonst nur langes Studium und Verkehr mit dem Theater erreicht, — ein Bühnenerfolg, der überhaupt nur dem bühnengerechten Werke wird.

Seitdem hat Tempeltey dem Theater kein Stück wieder übergeben. Diese Mäßigung bei einer jungen Produktionskraft nach einem entschiedenen Erfolge auf einem Felde, dessen Kränze so lockend sind, war fast so überraschend als der erste Sieg. Hat sich die Produktionskraft erschöpft? fragte man; dankte er den Erfolg wohl nur dem dramatisch fertigen Stoffe, den ihm das classische Alterthum zugeschnitten überliefert? fügten die Uebelwollenderen

Digitized by Google

hinzu; besitzt er Selbstbeherrschung und Selbstkenntniß genug, erst vollkommen reifen zu lassen was die göttliche Gabe ihm verlieh? hofften die Freunde seines ersten Werkes. Alle diese Fragen, Zweifel und Hoffnungen hat Tempelley jetzt beantwortet, gelöst und erfüllt durch sein zweites Drama: „Die Welf — die Waiblingen!“ das seit einigen Wochen den Bühnen als Manuscript übergeben ist.

Das Stück von bedeutendem dichterischen Werthe, mit großartig ergreifenden dramatischen Momenten nimmt seinen Stoff aus der für das Drama schwierigsten und gefährlichsten Periode unserer vaterländischen Geschichte, aus der Hohenstaufenzeit, und berechtigt uns den höchsten Maßstab der Anerkennung und Kritik anzulegen.

Schicken wir zuerst einen kurzen Abriß des Inhalts voraus. Der erste Akt führt und nach Chiavenna in das Lager Kaiser Friedrichs Barbarossa, dessen Friedensunterhandlungen mit dem Papste sich eben zerschlagen haben. Italien, der lombardische Städtebund sind in Waffen, der entscheidende Kampf steht bevor. Der Kaiser hat die deutschen Fürsten berufen, unter ihnen Heinrich den Löwen, an den ihn lang erprobte Freundschaft fesselt, gegen den aber das Gerücht das Vertrauen des Kaisers zu erschüttern sucht. In Heinrich sehen wir den Kampf des Ehrgeizes und der Neigung. Standhaft gegen die Verlockungen der kirchlichen und italienischen Partei, fühlt er in Friedrichs vertrauensvoller Freundschaft eine Fessel, gegen die er sich sträubt.

Der zweite Akt zeigt uns den offenen Bruch in voller Fürstenversammlung, und zugleich in der ergreifenden Scene, in der der Kaiser, im Namen Deutschlands, zum Fußfall vor Heinrich sich bewogen sieht, die ganze Gewichtigkeit des Bruches, der Deutschland zerreißt, mit dem Losungsworte: Hie Welf — hie Waiblingen! — Der dritte Akt führt uns auf das italienische Schlachtfeld. Friedrich, verlassen von Heinrich, unterliegt und muß verwundet fliehen. Der Akt schließt mit einem vortrefflichen Monologe des Kaisers. In der höchsten Verlassenheit sieht er klar, wo die höchste Noth ist:

Fluchwürdiges Beispiel! Wehe!
Die Zeit ist auf der Flucht! Jahrhundert rollt
Berüber auf Jahrhundert. Kron' und Scepter,
Zerschmettert seh' ich sie im Staube liegen,
Der Ost und West jauchzt unserer Zwietracht zu.
Ein fremder Pöbel rast durch Deutschlands Gassen,
Zerrt nach sich den zerfetzten Purpurmantel,
Zerfleischt das Herz, sprengt unsre Kaisergräber,
Und Karls des Großen heilige Majestät
Kennt, aufgescheucht aus ihrer Ruh', entsetzt
Nicht Reich, nicht Enkel wieder!

Mit kühnem Entschlusse schließt er Frieden mit dem Papstthum und Italien und wendet sich mit ganzer Kraft gegen Deutschland. Der Conflikt der Personen erhebt sich hier zu dem höheren der Idee. Die Kraft Deutschlands, des Reiches, tritt in den Kampf mit den ehrgeizigen Sonderinteressen.

Der vierte Akt führt uns nach Deutschland und zeigt uns Heinrich durch die Consequenzen des ersten Abfalls in die Bahn des Aufruhrs gegen Kaiser und Reich gewaltsam hineingetrieben. Der Bann wird gegen ihn ausgesprochen; er verliert den Glauben an sich selbst, und der fünfte Akt führt ihn, verlassen vom Schlachtenglück, bereuend und unterwürfig zum Kaiser zurück, der ihn hochherzig wieder einsetzt in seine Rechte.

So klingt das Stück versöhnend aus, und der Wahrheit der Idee beugt sich die Wahrheit der Charaktere. Um diese Hauptentwicklung ranken sich mehr oder minder eingreifende Episoden. Neben dem Kaiser steht die Kaiserin Beatrix. Ein Liebesverhältniß, in zartester Weise angelegt, zwischen Agnes, der Nichte Friedrichs, und Bernhard von Welpe, Heinrichs Vasallen, das tragisch mit dem Tode des Geliebten endet; ein anderes zwischen der Italienerin Ghismonda und dem Prinzen Heinrich, Sohn des Kaisers, in dem das Mädchen auf dem Schlachtfelde für den Geliebten fällt, zeigt uns, wie die Geschicke Einzelner zermalmt werden unter dem gewaltigen Umschwunge der Weltgeschicke. Als Arabesken laufen noch allgemeiner gehaltene Scenen neben her, in denen bald, wie in der mehr idealistisch gehaltenen Eingangsscene des ersten Aktes, die Sehnsucht und das Heimwehgefühl eines deutschen Landsknechts, bald, in realistischer Weise, Krieger und Bürger gezeichnet werden. So sucht das Stück in engem Rahmen ein Bild des großen Jahrhunderts nach seinen mannigfachen Bezügen zu geben, und ein nationaler Ton durchklingt von Anfang bis zum Ende das Ganze.

Wir haben oben die Stoffe aus der Hohenstaufenzeit gefährlich für die dramatische Bearbeitung genannt, und wir müssen das wiederholen. Welches junge deutsche Dichtergemüth hätte nicht zuerst hier seinen Vorwurf gesucht, angezogen von den hohen Heldengestalten, von dem deutschen Geist, der durch ihre Thaten weht und den Namen unseres Vaterlandes auf das siegreiche Panier zeichnet! Und doch sind gerade die reichsten dichterischen Kräfte (wir erinnern auch an Immermann) an dem Epischen des Stoffs gescheitert. Den Raupachschen Hohenstaufencyclus, der längst der Vergessenheit anheim gefallen ist, wird niemand uns entgegenstellen. Was ihm das kurze Leben auf der Bühne erhielt, ist es nicht, wonach unsere jungen Dichter streben. Auch Tempelley mußte der Ungunst dieser Stoffe seinen Tribut zahlen, und doch, wenn wir sein Stück lesen, in dem die edelsten Töne deutscher Begeisterung angeschlagen sind, müssen wir sagen, es war eine innere Nothwendigkeit, daß er sich mit seiner Empfindungsweise in diese Zeit vertiefte, eine nothwendige Stufe, die sein Dichtertalent überschreiten mußte. Wir rechten oft mit dem Dichter über die Wahl seines Stoffes und vergessen, daß gerade der ächte Dichter nicht ganz Herr seiner Wahl ist. Der Stoff, der mächtig an unser Herz schlägt, der unsere Phantasie belebt und durchdringt, drängt sich hervor und läßt sich so wenig zurückweisen, als sich dieser Drang durch kalte Reflexion schaffen läßt. Das gerade ist mir der Beweis

Digitized by Google

für Tempeltey's Dichterberuf, daß er ſich mit vollem Herzen ſeinem Stoffe hingibt, daß er ſchafft, weil er ſchaffen muß, nicht weil er ſchaffen will, und vor keiner Schwierigkeit des Stoffes zurückſcheckt, der ihn gewaltig gefaßt hat. Damit erklärt ſich ſein Schweigen nach dem erſten Erfolge; er konnte nicht eher wieder etwas bringen, als bis es reif in ihm war, und reif wurde das neue Stück erſt, nachdem er es mit der ganzen Hingabe ſeiner Individualität durchlebt hatte. Rechten wir alſo nicht mit ihm, aber mit ſeinem Stoff müſſen wir rechten.

Der Conflict zwiſchen dem Kaiſer und Heinrich dem Löwen iſt ein genialiger, gegründet auf die Entwicklung großer Charaktere. Soweit iſt er dramatiſch, aber er iſt epiſch in ſeinem ganzen Verlauf. Der Freundſchaftsbund wird gebrochen, Heinrich erliegt der Macht des Kaiſers, die Acht wird über ihn ausgeſprochen, er beugt ſich, und ihm wird vergeben. In wie weit die Verſöhnung pſychologiſch wahr iſt, werden wir ſpäter beſprechen, hier nur ſo viel. Es liegen zwei Stoffe in dem Conflict. Der erſte würde uns die allmählige Löſung der Freundſchaft zwiſchen zwei großen Charakteren zeigen, von denen keiner ſich einer andern Größe zu beugen fähig iſt, und mit dem Bruch ſchließen; der andere würde den Kampf der beiden Mächte darſtellen und mit dem Unterliegen des einen, oder mit der Verſöhnung zum Abſchluß gelangen. Beide Stoffe aber haben Schwierigkeiten für die dramatiſche Bearbeitung, die davon zurückſcheuchen. Der erſte würde mit einer tragiſchen Diſſonanz ſchließen, tragiſch nicht für die Träger der Handlung, aber für die Idee des Ganzen. Es wäre die deutſche Einheit, die unterginge. Der zweite Stoff würde uns die Hauptfiguren bereits herabgeſtiegen zeigen von der Höhe, auf der ſie uns anziehen, und würde immer an den pſychologiſchen Zweifeln ſcheitern, die wir ſpäter aufzuwerfen haben. Tempeltey hat es verſucht, die Enden dieſer beiden Stoffe gewaltſam zu einem Ringe zu fügen und ein Drama zu ſchaffen, wo ein Gyos vorliegt. Er hat ſo die Motive des Bruches kurz in Monologe zuſammenfaſſen müſſen, und das iſt undramatiſch, weil es uns die innern Seelenvorgänge im Wort, aber nicht in der Handlung entwickelt. Außerdem iſt der Bruch bereits fertig, als und die Figuren vorgeführt werden. Man hat die Klytämneſtra mit ſcheinbarer Wahrheit einen großen Monolog genannt. Man würde hier mit mehr Recht die ganze Motivirung des Bruchs zwiſchen Friedrich und Heinrich einen Monolog des letzteren nennen. Nach der entſchiedenen Trennung der beiden, die im zweiten Akt erfolgt, ſchwächt ſich das Intereſſe an den Geſtalten; die Handlung fällt auseinander, nur die Fäden, die nach den Geſetzen des Dramas den Knoten feſter ſchürzen ſollten, laufen neben einander her. In den Liebesſcenen, die die geſonderten Partien verknüpfen, und auch in der einleitenden Scene der Landsknechte im erſten Akt macht ſich dazu ein lyriſches Element mit Ueberwiegenheit geltend, und ſo haben wir ein Drama mit epiſchem Stoff und zum Theil lyriſcher Ausführung.

Dieſe Fehlgriffe zugegeben, zu denen die Ungunſt des Stoffs und die jugendliche Dichterneigung verleiteten, finden wir in dem Stücke Momente von höchſt dramatiſchem Werth, mit großer Dichtergabe ausgeführt. Wir heben nur zwei hervor. Zuerſt die Scene des zweiten Aktes, in der ſich der Bruch zwiſchen dem Kaiſer und Heinrich ausſpricht. Ich würde am liebſten die ganze Scene hier herſetzen, wenn der Raum es geſtattete. Sie iſt meiſterhaft geführt im edelſten Schwung poetiſcher Rede. Der Kaiſer inmitten der deutſchen Fürſten fordert dieſelben zur Heeresfolge auf. Er wendet ſich an Heinrich, die Gerüchte ſeines Abfalls, „ein thörichtes Gerücht, das ich berichte, nicht glaube, Heinrich," weiſt er edel ab. Heinrich erwidert kurz: „Wozu des Umſchweifs noch? Ich kehre heim." Dann kommt er mit Scheingründen, die vor der edlen, klaren Unerſchütterlichkeit des Kaiſers verſchwinden, der ihm ſeine Freundſchaft gegen ihn, den Kaiſer, in's Gedächtniß ruft und alle die Momente, in denen er ſie bekundet.

Heinrich.

Was ſoll's? Zählſt du mir meine Thaten auf?

Kaiſer (kalt).

Meinſt du, ich ſollte heut dir meine nennen?

Er bewegt ihn durch die Mahnung an die heilige Freundſchaft. Heinrich, im Gefühl ſein Herz wieder mächtig angezogen zu ſehen, in der Beſorgniß, zu ſchwanken in dem Entſchluß, in dem er ſchon zu weit gegangen, um umzukehren, fordert ausweichend Goslar als Bürgſchaft. Der Kaiſer weiſt das ſtolz zurück:

Sieh, thät' ich's, Herzog, und betraute' ich ſo,
Die nach mir folgen, und entweiht' ich ſo
Die Kaiſerkrone — Herzog, meine Aſche
Wär' unwerth dann der kaiſerlichen Gruft,
Und ſinchend müßten ſie die Nachgebornen
In die vier Winde fren'n!

Heinrich.

Wer bürgt dir, Kaiſer,
Daß deine Nachgeborenen dir folgen?

Kaiſer.

Das iſt's: Sprich's aus! Sprich's aus! Die Krone lockt dich!

Heinrich.

So lockt mich nur, was meine Ahnen ſchmückte!

Kaiſer.

Ja — Welf!

Heinrich.

Ja — Waiblinger!

Kaiſer.

Du haſt's geſprochen!

Damit iſt der unheilbare Bruch erfüllt, die Loſung, die tragiſch ſeitdem durch die Geſchicke Deutſchlands tönt, die Stämme ſondernd. Aber der Dichter führt den Faden der Scene in einer überraſchenden, bewunderungswürdigen Weiſe weiter. Heinrich wird durch die Hoheit des Kaiſers noch einmal zu einem Geſtändniß gezwungen. Der Gedanke

Digitized by Google

des Abfalls hat lang in ſeiner Seele gelegen. Seitdem hat er gehofft, dem Kaiſer auf einer feindlichen That zu begegnen; er hat ihn nur als Schützer gegen die Feinde gefunden. Er hat ihn widerſtrebend lieben müſſen, aber der ſtolze Geiſt zerreißt auch das Band der Liebe, wo es ihn abhängig macht, und er ſteht nur den Stern ſeines eigenen Hauſes. Da mahnt der Kaiſer an das Vaterland.

Kaiſer.

Ein brünſtiges Gebet: Gott ſchütze Deutſchland!
O ſagt du dießmal Nein, iſt meines Lebens,
Das Deutſchland galt, des ganzen Lebens Preis
Verloren, Heinrich! Mach mich nicht ſo arm,
So arm mich nicht, daß ich verzweifeln müßte
An Größe, Heinrich. —

Heinrich, Deutſchland ſteht,
Das Reich, der Freund, (alternd knieend) zu Füßen liegen ſie
Und flehn: Bleib' hier!

Heinrich.
Friedrich!
Alle.
Der Kaiſer kniet!

Heinrich beharrt, und der Kaiſer ſteht auf mit den Worten:

Du haſt's geſehn, Allmächtiger Gott!

Die Scene muß von mächtiger dramatiſcher Wirkung ſeyn. Sie allein beweiſt uns, daß Tempeltey eine Zukunft auf der deutſchen Bühne hat, die ihn den edelſten Namen anreiht, eine Zukunft, nicht gebaut auf ephemeren Beifall der Modelaune, ſondern feſt gewurzelt im Andenken der Literatur.

Auf dieſe Scene ſich beziehend, finden wir eine andere im vierten Akt. Heinrich iſt daheim. Gebeugt von unheilvollen Nachrichten, erſchüttert von der Acht, die Friedrich über ihn ausgeſprochen, fordert er von ſeiner Gemahlin ein Lied, das das letzte Läuten der Glocken über die mit Bann belegte Stadt übertönen ſoll. Sie folgt der Aufforderung, aber ihre Stimme ſtockt, das Lied bricht ab, von Thränen erſtickt, und ſie ſinkt dem Gatten zu Füßen.

Heinrich (abwehrend).
Knie nicht! Knie nicht!
Ich kann's nicht ſehen!

Wie poetiſch ſpiegelt ſich die ganze Situation in dieſem Bilde, wie knapp und beſtimmt zeigt es uns das Zerwürfniß, an dem Heinrich zuſammenbricht, nicht, wie im erſten Akte, in einem langen Monologe, ſondern in einer klaren dramatiſchen Handlung. Solche Würfe gelingen nur dem wahren dramatiſchen Talente und dem ächten Dichter.

Ueberhaupt iſt die ganze Anordnung des Stoffes mit dramatiſchem Takte geführt, die allen äußern Effekt verſchmäht. Wo dieſer Takt die epiſche Breite nicht überwinden kann, iſt wenigſtens der Faden ſo ſtraff gezogen als möglich, und nur in den lyriſchen Liebesſcenen ergießt ſich der Strom der Rede in eine unnöthige Breite. Die epiſodiſchen Figuren nehmen im übrigen keinen unmäßigen Raum ein; eher möchten wir ſagen, ſie verſchwinden zu früh aus dem Conflikte, und dieß gilt beſonders von der poetiſch angelegten Figur der Ghismonda, die leider ſchon mit dem dritten Akte ſcheidet, und des Freiſingen, der erſt mit dem letzten Akte erſcheint.

Die Charakteriſtik iſt überall ſicher, pſychologiſch wahr und vertieft. Es wird uns klar, daß der Dichter ſeine Geſtalten und ihre Empfindungen gelebt und uns ſo lebendewahr und lebenswarm zurückgegeben hat. Es iſt etwas vom Herzſchlag und Herzblut des Dichters in jeder Geſtalt, ja es iſt deren zuweilen etwas zu viel. Wir kommen da auf den Zweifel, den wir ſchon oben angedeutet, auf die Verſöhnung am Schluſſe. Der Kaiſer erſchöpft gegen Heinrich die reichen Waffen ſeiner edlen Freundſchaft, er bezwingt ſich ſo weit, daß er im Namen Deutſchlands vor den verſammelten Fürſten das Knie vor ihm beugt. Danach iſt für Friedrich Barbaroſſa keine Verſöhnung mehr möglich, und wenn ihm der Dichter die warme, jugendliche Freundſchaftsempfindung leiht, ſo vergißt er, daß die gereifte Mannesgeſtalt des Helden dieſe nicht haben kann, noch haben darf. Hier müſſen wir den Dichter liebgewinnen, indem wir ihn tadeln. Wie er es aber verſteht, friſche, originelle Charaktere in feſten Zügen zu zeichnen, dafür führe ich nur den kriegeriſchen, humoriſtiſch lebensfrohen Erzbiſchof von Mainz an, dem nur wenige Verſe des Dramas eingeräumt ſind und der nichts deſto weniger eine fertige Geſtalt vor uns tritt. Und wie klar ſtehen in dem Rahmen des Bildes die edle, abgeklärte Kaiſerin Beatrix, der leidenſchaftliche Greis Gherardo, der Repräſentant Italiens deutſcher Heldengröße gegenüber, Prinz Heinrich, Bernhard von Welfe, und in lieblichſten Zügen Agnes, des Kaiſers Nichte.

Wir kommen nun zum Hauptwerth des Stücks: zur Tiefe und zum Reichthum der Gedanken und Empfindungen in edelſtem und klangvollſtem Ausdruck des Worts. Haben wir über den Stoff mit dem Dichter zu rechten gehabt, haben wir ihm unſer pſychologiſches Bedenken ausgeſprochen, haben wir am Dramatiker epiſche Breite und lyriſche Ueberfülle gerügt, hier können wir uns der rückhaltloſeſten Anerkennung hingeben. In dieſer Beziehung muß der Dichtung eine ehrenvolle Stelle in der deutſchen Literatur angewieſen werden. Der kräftig freie Schwung der Verſe iſt glänzendes, aber knappes Gewand einer Reihe poetiſcher Gedanken; ein edler deutſcher Hauch weht durch das Stück, und ſelbſt die lyriſchen Partien, die wir für das Drama tadeln mußten, haben wir in poetiſcher Beziehung nur rühmend anzuerkennen. Möge das nicht als Widerſpruch erſcheinen oder als der Wunſch, einem ausgeſprochenen Tadel ein milderndes Urtheil zuzugeben. Das Drama fordert charakteriſtiſche Behandlung, die Lyrik hat es mit dem ewigen Thema der Liebe in allgemeiner Weiſe zu thun. Wir dürfen dem Drama keine Liebesſcene geſtatten, die ungefähr in gleicher Weiſe jedes Liebespaar, ſey es in welcher Situation und mit welchem Charakter es wolle, durchſpielen könnte, und nichts deſto weniger können wir uns an den poetiſchen, neuen und ſchwungvollen Melodien dieſes Themas erfreuen.

Digitized by Google

Schließen wir mit einer Anerkennung, die zugleich eine Verheißung für die Zukunft trägt. Tempelley hat uns in seinem neuen Stück bewiesen, daß er neben der dramatischen Begabung, die die großen Effekte der Bühne hervorzubringen versteht, das poetische Ideal im Auge hat, und seine dichterische Empfindung dem Beifall des Momentes nicht zum Opfer bringt. Er hat nur gezeigt, daß er lebt, was er schafft, und schafft aus innerstem Produktionsdrange, und wir können mit vollster Zuversicht und Ueberzeugung aussprechen, was die Klytämnestra uns hoffen ließ, und was „Hie Welf — hie Waiblingen! uns zur Gewißheit macht — Eduard Tempelley ist in der vollsten Bedeutung des Wortes ein deutscher Dichter.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

Der Juristenball. — Vom dießjährigen Fasching. — Kaltenbäck. — Schimmer. — Meynert. — Die ruhenden Landstände. — Johann II. Strauß in cadente domo. — Montrose, der schwarze Markgraf.

Endlich sind nun auch die kleinmüthigen Zweifler zufrieden gestellt worden. Wohlverstanden: ich rede nicht von uns, den Pfahlbürgern im Reiche Philistäa, die wir aus der Pariser Ansprache vom 7. Februar durchaus nicht herausgelesen haben, daß das Westkaiserthum bereits den ersten Zug aus der Friedenspfeife geschmaucht habe, besonders seit wir vernommen, was am Tage darauf der Graf von Morny im Rathe der Ja-Herren vom Gesetz-„gebenden" Körper gesprochen, der geradezu andeutete, Europa habe nur die Wahl, entweder auf dem Wege der Tinte oder dem des Blutes seine Einwilligung zur Errichtung eines Hofes zum Austragen der Weltshändel unter dem Vorsitze Frankreichs zu geben, scheine jedoch einigermaßen noch geneigt, das Schwert zu zücken. Ich spreche nicht von uns, denen von der Zukunft um so weniger gehört, je weiter ihre Vergangenheit zurückreicht, sondern von jenen, für welche der Fasching noch eine der großen Angelegenheiten des Lebens ist. Sie haben „endlich" einen großen Ball gehabt, einen ächten und rechten Ball, dergestalt überfüllt, daß Tanzen und Zuschauen zu schwierigen Aufgaben wurden und ihrer viele (sehr viele) keinen rechten Platz zum Speisen fanden.

Der Juristenball war es, welcher im ungeheuern Saale des Sophienbades die (bereits früher erwähnten) Tanzlustbarkeiten der Medieiner und der Techniker in denselben Räumlichkeiten beschämte und gerne — wenn es angegangen wäre — an Platz mehr übernommen hätte, was die Vorgänger zu viel gefunden hatten. Der Besuch war nicht bloß zahlreich, sondern auch glänzend; man bemerkte vor allen des Kaisers jüngsten Bruder, den sechzehnjährigen Erzherzog Ludwig Victor. Wer könnte unter den jetzigen Verhältnissen die schlanke Jünglingsgestalt im einfach schmucken Waffenrock anschauen, ohne daran zurückzudenken, wie sein älterer Bruder auch noch in so zarten Jahren stand, als er sich unter Radetzky die goldenen Sporen verdiente? Vater Radetzky ist seitdem zu seinen Ahnen gegangen, aber sein Geist lebendig zurück geblieben, und schier sieht es danach aus, als sollte er den jüngsten Enkel des Kaisers Franz auf denselben Gefilden zum Ritter machen, wo der älteste die ersten Kugeln rechts und links und über sich pfeifen hörte, um zum Manne zu reifen, bevor er nur recht zum Jüngling geworden. — Noch gar viele Gäste von hohem Range beehrten den Ball mit ihrer Gegenwart. Dieß geschieht jedesmal. Diejenigen, welche die Unterhaltung veranstalten, gehören ja zur Pflanzschule, aus welcher die Räthe der Krone, die Vorsitzenden der Gerichtshöfe und Verwaltungsstellen, die Botschafter und Gesandten, die Statthalter, und was sonst dazu gehört, hervorgegangen sind, wie ihre Nachfolger daraus hervorgehen werden. In diesem Umstande liegt auch der Grund, welcher den dießjährigen Triumph des Juristenballs über seine Nebenbuhler erklärt, die in den letzten Jahren seine Stellung allerdings zweifelhaft zu machen schienen. In unserer Zeit muß die Büreaukratie — auch die auf dem Halm — so lange den breiten Stein behaupten, bis die ultima ratio regum nachhaltig ihre Stimme erhebt. Und bis jetzt hat sie noch nicht gebrüllt, obschon wir bereits, wie es im alten Sprichwort noch immer heißt, „Lunte riechen." Das

Digitized by Google

macht unſern feinen Naſen um ſo größere Ehre, je ſeltener die Lunte mehr angewendet wird. Sie verſchwindet nicht nur aus der Artillerie, ſondern allmählig auch aus der Sprache; wenn das Wort einem jüngeren Setzer vorkommt, verwandelt er es nur gar zu häufig in „Leute,“ und wäre es ſogar mit jener unzweideutigen Klarheit geſchrieben, welche zuweilen meinem Vortrag abgehen mag, aber den Buchſtaben der Handſchrift ſich ſelten verſagt.

Noch ein ſehr glänzender Ball ſteht in Ausſicht, der Bürgerball, welcher in den Redoutenſälen (in der Burg) abgehalten wird, und den die Majeſtäten mit ihrer Gegenwart zu beehren pflegen. Dieſes Feſt geht vom Bürgerthum der Reichshauptſtadt aus, beruht alſo auf einer Grundlage, die viel älter iſt als die des Juriſtenballes und dieſen wohl auch überdauern dürfte, wenn je einmal im Laufe der Jahre (oder der Jahrhunderte?) das Schreiberregiment zu beſcheideneren Verhältniſſen zuſammenſchrumpfen ſollte, was ich übrigens weder prophezeien noch für unmöglich erklären möchte, ſondern als ein Ding der Zukunft dieſer anheimſtelle. Wenns auch geſchieht, ich werde ſchwerlich mehr dabei ſeyn. Für einen Gelehrten aber wäre es eine in jeglicher Beziehung dankbare Aufgabe, die Reihe der Länge aufzuführen, welche die Stadt Wien ſeit einigen Jahrhunderten veranſtaltet hat, namentlich ſolche, an denen die Landesfürſten Theil nahmen. Vor allem dürften ſich in der Art der Veranſtaltung und der Deckung der Koſten die Unterſchiede der Zeiten kennzeichnen. Zerſtreut findet man Einzelheiten darüber in Schlagerd Skizzen aus dem Mittelalter, muthmaßlich auch in Kaltenbäcks Aufzeichnungen oder in G. A. Schimmers vaterländiſchen Denkwürdigkeiten, welche dieſer verdienſtvolle junge Gelehrte in der Auſtria (nicht etwa in der Wochenſchrift des Finanzminiſteriums, ſondern im berühmten „Univerſitätskalender“) fortſetzt, ſeit ein Schlaganfall das verdienſtvolle Streben Kaltenbäcks unterbrochen, vielleicht ſogar für immer gelähmt hat. Wenigſtens war auch im vergangenen Herbſt nach dem Badaufenthalt keine weſentliche Beſſerung bei ihm wahrzunehmen, außer daß ſein Gedächtniß um vieles klarer geworden, wogegen das körperliche Befinden den Wünſchen durchaus nicht entſprach. Die Füße und Beine wollten dem Leidenden niemals warm werden; er hatte den ganzen Sommer hindurch fortwährend gefroren, wie es ihm auch das Jahr zuvor — im übermäßig heißen Sommer von 1857 — widerfahren. Die Schmerzen im linken Arm ließen Tag und Nacht nicht nach. Welch ein gebrechliches Weſen iſt doch der Menſch! Ein einziger Augenblick genügte, um den kernhaften Oeſterreicher von jugendfriſchem Geiſte im grünen Herbſte ſeines Daſeyns urplötzlich in einen fröſtelnden Greis zu verwandeln, von deſſen hohen Gaben unmittelbar nach dem Anfall keine mehr vorhanden ſchien, ſo daß ſeine geiſtigen Fähigkeiten ſich auf das Whiſtſpiel zurückgeführt ſahen. Ich führe den Umſtand mit Vorbedacht an, daß Kaltenbäck auch noch im hinfälligſten Zuſtande, als ihn das Gedächtniß ganz verlaſſen zu haben ſchien, die Karten noch leidlich handhabte; der Zug verſtärkt die Beweiſe für den Satz, daß ſelbſt zu dem als „geiſtreich“ geräumten Whiſt nicht jene Gaben erfordert werden, die in das Gebiet der höheren Geiſtesthätigkeit gehören. Ohnehin iſt bekannt, daß es unter den vorzüglichſten Whiſtſpielern eine ziemliche Menge von untergeordneten Köpfen gibt, während umgekehrt mancher ausgezeichnet reich begabte Geiſt ſich mit dem Gebrauch des Geſellſchaftsbreviers (sit venia verbo) von 52 Blättern nicht zurechtzufinden weiß, ſo daß er, wenn er ſich überhaupt mit dem Whiſt befaßt, von ſeinem Partner jedesmal ausgeſcholten wird, und zwar verdienter Weiſe. Zur Verhütung aller Mißdeutungen füge ich noch ausdrücklich hinzu, daß die Spielfähigkeit ſo wenig gegen die geiſtige Begabung eines Menſchen zeugen kann, wie für dieſelbe. Sie bewohnt das neutrale Gebiet auf der Grenze, wo die von unten und die von oben gleich berechtigt einander kreuzen.

Um jedoch auf den oben angedeuteten Vorſchlag zurückzukommen, muß ich hinzufügen, daß der Aufgabe wohl auch Hermann Meynert gewachſen wäre, der von Zeit zu Zeit im Feuilleton der Wiener Zeitung Bruchſtücke aus der Vorzeit liefert, die er nebenbei in den Archiven gefunden, wohin ihn ernſtere Arbeiten führen. Die in neueſter Zeit wichtigſte dieſer Arbeiten — ſeit mehr als einem Jahre beendet — war eine Zuſammenſtellung aller Angaben über die ſtändiſche Thätigkeit in einem jeden der vielen Kronländer des Kaiſerſtaates. Dieſe aus den Quellen geſchöpfte Darſtellung des Urſprungs, der Wandlungen, der Rechte und der Pflichten der Landſtände in den verſchiedenen Gebieten von den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1848 bildet die Grundlage der geſchichtlichen Beziehungen eines Berichtes, welchen der Freiherr von Bach als Miniſter des Innern dem Kaiſer zu erſtatten beauftragt worden und wohl auch bereits vorgelegt haben wird. In dieſem Falle würde zunächſt der Reichsrath um ſeine Anſicht befragt werden. Indeſſen iſt außerhalb der unmittelbar dabei betheiligten Kreiſe nicht zu erfahren, wie weit die Sache (oder überhaupt eine Staatsangelegenheit) auf ihrem vorgeſchriebenen Pfade gediehen. Erſt die getroffene Entſcheidung wird allgemein bekannt gegeben werden. So wußte man ſeinerzeit auch nicht, daß die geſchichtliche Ueberſicht zuſammengeſtellt wurde, womit Meynert vom Miniſterium des Innern betraut worden; doch glaubte man ſchon damals mit ziemlicher Beſtimmtheit zu wiſſen, daß die ausgeſprochene Abſicht des Kaiſers dahin ziele, die (nicht aufgehobenen, ſondern nur ruhenden) Landſtände unter paſſenden Umgeſtaltungen und doch ohne Verletzung geſchichtlicher Berechtigung zu neuer Wirkſamkeit zu berufen. Man geht höchſten Orts offenbar von der unabweisbar richtigen Anſicht aus, daß die Regierung, um ganz klar zu ſehen, über die inneren Angelegenheiten der einzelnen Verwaltungsgebiete noch eine andere Auskunft erhalten müſſe, als bloß aus den Kanzleien, und daß ſie vielleicht auch am beſten thun werde, nach Mitteln zu ſuchen, um in der Landſchaft wie in der Gemeinde ſich des eben ſo läſtigen als beläſtigenden „Zurielregierens“ entſchlagen zu können.

Digitized by Google

Dieß läßt ſich erreichen, ohne der oberſten Gewalt jene Art von Vertretung des Landes auf den Nacken zu laden, welche nur zu häufig ihre Zeit den Geſchäften zu entziehen liebt, um ſie dem Parteiſtreben nach überwiegendem Einfluß zu widmen. In Oeſterreich wird durch die Herſtellung der alten Vertretung auf geſchichtlichem Boden in naturgemäßer Entwicklung ſich das berathende Zwiſchenglied bilden, und wenn die Miſchung richtig ausfällt, dürfte allerdings die landſtändiſche Wirkſamkeit danach angethan ſeyn, im Laufe der Zeit die Allmacht der Bureaukratie zu beſchränken, ohne dadurch den Rechten der Krone auch nur den mindeſten Eintrag zu thun. Aber das alles iſt ein Werk von langem Athem, und ich bleibe bei meiner obigen Behauptung, daß die Früchte davon einer für die mir zugemeſſene Friſt zu weit hinausgeſtellten Zukunft angehören werden, ſelbſt dann, wenn wider alle Wetterzeichen kein kriegeriſches Getümmel den Gang der inneren Fortbildung unterbrechen ſollte.

Ich bin abermals vom Alltagsleben der Stadt abgekommen und hatte dennoch die wichtige Angabe zu machen, daß man allgemein tiefe Betrübniß über eine Wahrnehmung empfindet, die ſich nicht mehr wegleugnen läßt. Der Stern des Tanzkönigs Johann II. Strauß iſt hoffnungslos im Erbleichen begriffen; auch in dieſem Faſching wollen ſeine neuen Tanzweiſen nicht packen, und das Erbtheil der Erinnerung an den Vater, die ihn bisher ſtützte, geht vollends zur Neige. Er wird ſich bald auf die Stellung eines Kapellmeiſters beſchränkt ſehen. In bürgerlicher Beziehung dürfte er übrigens ſchwerlich zu klagen haben; dieſe Stellung, der er hinlänglich gewachſen iſt, wird auch dann noch einträglich genug bleiben, wenn ein befähigterer Tanzweiſendichter ihm das Scepter des Tanzkönigthums aus der entmuthigten Hand gewunden. Die Betrübniß aber des Publikums findet hauptſächlich darin ihre Erklärung, daß dieſer Nachfolger noch nicht ſeinen Staatsſtreich ausgeführt hat.

Das Burgtheater hat wieder eine größere Neuigkeit vorgeführt, ein Trauerſpiel: „Montroſe, der ſchwarze Markgraf," von einem ungenannten Verfaſſer. Thatſache iſt, daß die Neuigkeit kein rechtes Glück gemacht hat. Die Kritik wirft dem Werke vor, daß es keine Tragödie ſey, trotz des blutigen Ausgangs, weil der Held nur äußerliche Kämpfe durchzufechten habe, aber keinen innerlichen Widerſtreit gleichberechtigter Empfindungen, — was unſere Deutſchverderber „Conflicte" nennen. Sie ſchreiben wohl auch „Konflikt," um dem Worte ein mehr heimathliches Ausſehen zu geben. Der Vorwurf des Mangels an Bürgerkrieg im Herzen des Helden iſt wohl zu weit getrieben; auch aus der rein äußerlichen Handlung kann ein vortreffliches Trauerſpiel erwachſen, wie große Beiſpiele thatſächlich lehren. Eher hat wohl die Maſſe der Zuſchauer recht, die ſich von beſagter Handlung nicht ergriffen, geſchweige denn hingeriſſen fühlt. Sie ſieht ſtatt lebendiger Weſen ausgeſtopfte Puppen vor ſich und kommt nicht in den Fall, zu vergeſſen, daß die dicken Drähte gar zu häufig zum Vorſchein kommen. So lautet das Urtheil eines unbefangenen Freundes, den ich — durch Krankheit am Theaterbeſuch verhindert — ſtatt meiner ſandte. Sollte mir ſpäter bei eigener Prüfung die Sache anders erſcheinen, ſo werde ich nicht ermangeln, meinen Stellvertreter zu verleugnen; aber ich glaube mich auf ihn verlaſſen zu können.

Newyork, Januar.

Clima. — Beglückwünſchte Demokraten. — Orr. — Douglas. — Die Eiſenbahn an das ſtille Meer.

Unter allen wetterwendiſchen, unbeſtändigen, wankelmüthigen, eigenſinnigen und rückſichtsloſen Individuen, welche jemals — gleichviel in welcher Geſtalt — dieſe Erde unſicher machten, iſt ein Winter in Newyork unbedingt eines der wetterwendiſchſten, unbeſtändigſten, wankelmüthigſten, eigenſinnigſten und rückſichtsloſeſten. Man kann eigentlich niemals einen Tag zuvor ſagen, ob man am folgenden — ja oft noch denſelben Abend — größere Gefahr laufen wird, zu erfrieren oder zu ertrinken. Plötzlich trat zu Anfang des neuen Jahres ein wüthender Schneefall ein, deßgleichen ich in unſerem norddeutſchen Tieflande niemals erlebt habe, der in einem einzigen Tage alle Straßen unwegſam machte und eine momentane Stockung aller Verhältniſſe hervorrief. Die Eiſenbahnzüge kamen verſpätet an,

Digitized by Google

die Zufuhren von täglichen Bedürfnissen, welche Newyork vom Lande erhält, blieben aus, Omnibus und Stadteisenbahnwagen fuhren nur unregelmäßig, und die Fähren, die sonst unaufhörlich, bei Tag und Nacht den East- und North-River kreuzen und die Verbindung zwischen Newyork, Brooklyn, Williamsburg, Jersey City und Hoboken unterhalten, blieben öfters still liegen. Absogleich waren jedoch tausende von Händen bereit, diese Schwierigkeiten zu besiegen. Die Eisenbahnen wurden mit Maschinen fahrbar gemacht, in den Straßen schaufelte, kehrte und hantierte man; die Omnibus wurden in Schlitten verwandelt, und große und kleine Kinder freuten sich der Aussicht auf's Schlittenfahren. Ehe aber das Vergnügen nur seinen Anfang genommen hatte, verwandelte ein plötzliches Thauwetter die Straßen in wenigen Stunden in förmliche Moräste, in denen man Damen und Herrn in hohen, fast bis an's Knie reichenden Stiefeln herumsteigen sah. Es regnete so eifrig, als es zuvor geschneit hatte; ein warmer Nebel umhüllte die Erde mit einem dichten Schleier, und alles schien sich in Feuchtigkeit auflösen zu wollen, als nach Verlauf von drei Tagen der Wind umsprang, kalt und trocken auf's Wasser blies, und man am nächsten Morgen die Welt hinter gefrorenen Fenstern und bei fast achtzehn Grad Reaumür unter Null betrachtete. Seit siebzig Jahren hatte man in der Stadt Newyork keine solche Kälte erlebt, Menschen erfroren auf den Straßen und in den Häusern, und man wollte fast verzweifeln; aber auch diese Calamität hielt nur drei Tage an; am vierten stieg die Temperatur und am fünften trat abermals Thauwetter ein. Alle diese Veränderungen folgten sich in weniger als vierzehn Tagen, und gegenwärtig herrscht eine Frühlingsluft, die man sich im April gefallen lassen würde, welche aber wohl noch vielen Stürmen und eisigen Tagen wird weichen müssen, ehe endlich die Jahreszeit eintritt, in der das Leben keinen fortgesetzten Vertheidigungskrieg mit den Elementen mit sich führt.

Unter den officiellen und halbofficiellen Notabilitäten, welche am Neujahrstage die Feuerprobe des Glückwünschempfangens zu bestehen haben, befanden sich dießmal zwei der hervorragendsten Häupter der Demokratie als Gäste: Orr, der Sprecher des gegenwärtigen Repräsentantenhauses, und Senator Douglas, der Vater der Nebraskabill — nicht zu verwechseln mit dem berühmten farbigen Redner Frederick Douglaß, dessen ich schon öfter erwähnt habe. Diese Procedur, durch welche die Stadt irgend eine politische Größe ihrer Gastfreundschaft versichert, ist eine der ermüdendsten Ceremonien, die sich an eine öffentliche Stellung knüpfen. Mehrere Tage zuvor wird in den Blättern angezeigt, daß Newyork beschlossen habe, dem Honorable So und So die Honneurs der Stadt zu machen, und daß derselbe am 30. oder 31. December (der Neujahrstag ist ohnehin schon mit dergleichen Demonstrationen überfüllt) die Glückwünsche seiner Freunde im Stadthause empfangen werde. Der so Geehrte wird dort von einem oder mehreren der Repräsentanten der Stadt, etwa dem Mayor oder den Aldermen empfangen und angeredet, worauf der ganze Troß der sogenannten politischen Freunde, aller derjenigen, die etwa von einer öffentlichen Stellung träumen, welche sie durch die Protektion irgend eines einflußreichen Mannes der Verwirklichung näher gerückt sehen, alle jene liebenswürdigen Mitläufer, die gleich den Straßenjungen überall bei der Hand sind, wo sie Hurrah schreien können, vorbei defiliert. Einer nach dem andern ergreift die Hand des Honorable, schüttelt sie bedeutlich derb, die interessanten Phrasen: „How do you do?“ und „very glad to see you!“ werden unabänderlich ausgetauscht und man rückt weiter, um einem andern Platz zu machen. Wenn es hoch kommt, gibt es hinterdrein noch ein Essen und am Abend eine Serenade, nach welcher der Gefeierte auf einem Balkon oder am Fenster erscheinen und eine Rede zum Besten geben muß. Orr aus Südcarolina gehört zu der Partei der sogenannten südlichen Feuerfresser, welche bei dem leisesten Versuch des Nordens, den Anmaßungen und der Tyrannei des Südens ein Ziel zu setzen, sogleich mit Auflösung der Union drohen. Er kann deßhalb im Norden selbst unter den Demokraten keinen oder nur geringen Anklang finden; er trifft hier keine Gesinnungsgenossen und der feierliche Empfang fiel so unscheinbar und nichtssagend aus, daß selbst die demokratischen Blätter nichts besonderes davon zu erzählen wußten. Anders verhält es sich mit Douglas, welcher in diesem Augenblick der eigentliche Repräsentant der nordlichen Demokratie ist und schon jetzt allgemein unumwunden als Candidat für die Präsidentschaft bei der nächsten Wahl bezeichnet wird. Douglas ist unstreitig mit bedeutenden Geistesgaben ausgestattet. Er besitzt großen Scharfblick in der Auffassung der politischen Zustände und ihrer Consequenzen, und versteht es vortrefflich, sie für seine Zwecke zu benutzen. Auf der Rednerbühne weiß er zu überzeugen und dem Zuhörer Dinge einleuchtend zu machen, an die er selbst nicht glaubt. Sein Raisonnement, seine Logik und Taktik sind glänzend; hinreißen kann er jedoch nicht; dazu fehlen ihm Schwung, Wärme und Begeisterung. Welche Stellung Douglas noch einnehmen wird, läßt sich nicht vorher sagen und hängt großentheils von Zufälligkeiten ab; wie hoch er übrigens noch steigen möge, so wird er doch nie mehr als eine vorübergehende Größe seyn, in sofern Ehrlichkeit, Ueberzeugungstreue und Menschlichkeit Bedingungen der wahren Größe sind. Keine edle Eigenschaft ist Douglas eigen; der einzige Zweck, den er kennt, ist die Befriedigung seines Ehrgeizes. Wenn er sich nicht, gleich so vielen andern, in öffentlicher Stellung durch Geld und Ehrenstellen bestechen läßt, so liegt das nicht an seiner Rechtlichkeit, sondern an der richtigen Erkenntniß, daß er seinen Zweck sicherer auf andern Wegen als durch diese plumpen Hülfsmittel erreichen kann, welche — trotz aller Behauptungen des Gegentheils — doch noch immer die politische Laufbahn eines jeden unterminirt haben, der auf diese morastige Unterlage gebaut hatte. Klugheit und Berechnung müssen bei Douglas den Mangel an Genialität

Digitized by Google

ersetzen. Für die Menschen im Allgemeinen hegt er eine gründliche Verachtung und hält sie gerade für gut genug, um ihm als Leitern zu dienen. Während es ein Theil seiner Politik ist, den rohen, gemeinen Elementen der Masse, dem Farbenvorurtheil, der Habsucht, der Eitelkeit und dem Egoismus des souveränen Pöbels zu schmeicheln, läßt dieser souveräne Pöbel, dessen Gunst er sich auf diese Weise zu erringen strebt, sich schwerlich träumen, daß er von seinem eifrigen Vertreter im Grunde nicht weniger verachtet wird als die „Nigger," deren Douglas in allen seinen Reden mit so viel Absichtlichkeit und Geringschätzung zu erwähnen pflegt, und daß er keinen Augenblick zögern würde, seinen theuren Freunden und Mitbürgern einen Fußtritt zu geben, wenn die Umstände das jemals rathsam machten. Bei alledem ist nicht zu leugnen, daß „der kleine Riese," wie Douglas wegen seiner kleinen, unansehnlichen Gestalt oft genannt wird, augenblicklich einer großen Popularität unter den Demokraten des Nordens genießt, deren Mann er so recht eigentlich ist, da sie in ihm ihre eigene Kälte, Herzlosigkeit und Habsucht, ihren Egoismus, ihre Geriebenheit und „smartness" in höchster Potenz personificirt finden.

Ich muß mich bei dieser Gelegenheit gegen die Möglichkeit der Annahme verwahren, als griffe ich unter dem Namen der Demokratie dasselbe an, was man in Europa darunter versteht. Ursprünglich hatte das Wort hier zwar dieselbe Bedeutung; gegenwärtig jedoch ist es zur Bezeichnung jener Partei herabgesunken, welche zwar genug mit „Volkssouveränität" und „Freiheit und Gleichheit" um sich wirft, aber alle Freiheit und Gleichheit" durch den Zusatz: „für die Weißen," selbst wieder aufhebt, der „Sklavokratie," welche vor allen Freiheit und Menschenrechte in den Staub tritt. Leider läßt sich nicht leugnen, daß so manche der hier lebenden Deutschen — und zwar aus den sogenannten gebildeten Ständen — zur Schmach ihrer Nation nicht erröthen, sich Demokraten zu nennen, die Sklaverei in Schutz nehmen, von der Unfähigkeit der Neger faseln, die sie höchstens vom Sehen kennen, und bei den Wahlen für das cotton ticket stimmen. Der Amerikaner mag noch eher zu entschuldigen seyn, wenn er an einem Vorurtheil festhält, in dem er geboren und erzogen ist, und auch die Verlockung durch einträgliche Stellungen und Ehrenämter ist jedenfalls mächtig genug, um einen Menschen von nicht ganz festem Charakter zu Fall zu bringen. Dergleichen Versuchungen existiren jedoch nicht für den Ausländer, oder doch höchstens in so vereinzelten Fällen, daß sie eigentlich gar nicht zählen. Er weiß selbst, daß alle seine Zugeständnisse in dieser Richtung ihm noch nicht einmal den Lohn seiner Schande einbringen; er muß alle Begriffe von Recht, Gerechtigkeit und Menschlichkeit abschwören, unter deren Einflüssen er aufgewachsen ist, und sich künstlich eine Art von Ruchlosigkeit aneignen, welche jedes unbefangene Gefühl empören muß und einen wahren Abgrund von Gemeinheit, Rohheit und Brutalität voraussetzt. Ich spreche hier nicht von jenen unschuldigen, unzurechnungsfähigen Menschen, die, ohne je den Muth zu haben, für sich selbst zu denken und eine eigene Meinung zu haben, nur Andern und der Newyorker Staatszeitung nachsprechen, sondern von einer Sorte, welche sich viel auf ihr Wissen und ihre Bildung zu gute thut und ihre Unwürdigkeit mit physiologischen, nationalökonomischen und socialen Gründen zu motiviren sucht. Uebrigens gehören diese Auswüchse der deutschen Bevölkerung zu den Ausnahmen, und wo die Deutschen zahlreich genug vertreten sind, um politischen Einfluß zu üben, wie in Missouri und andern westlichen Staaten, stellen sie sich den Anmaßungen und Uebergriffen der Sklavokratie mit voller Kraft entgegen.

Im Congreß wird gegenwärtig über die Richtung der großen Eisenbahn debattirt, welche das atlantische Meer mit Californien und dadurch mit dem stillen Meer verbinden soll. Bei dem unermeßlichen Gewinn, der den Staaten erwachsen muß, durch deren Gebiet sich die Bahn erstrecken wird, ist es nicht zu verwundern, daß Nord und Süd sich leidenschaftlich darum streiten. Die Beschaffenheit des Bodens, der Holzreichthum im Norden, die lebhaftere Communication, welche zwischen diesem und Californien stattfindet, alles spricht zu Gunsten des Norden, wogegen die südliche Route durch eine baumlose Wüste führen würde, die weder das zur Bahn erforderliche Holz, noch Nahrung für die Arbeiter liefern könnte. Hoffentlich und wahrscheinlich wird der Norden den Sieg davon tragen, und bei der Schnelligkeit, mit der alle Unternehmungen ausgeführt werden, kann man zuversichtlich erwarten, das Riesenwerk im Lauf einiger Jahre vollendet zu sehen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 10. 6. März 1859.

— With guilty fear,
Let fall thy lance! Despair and die!
Shakespeare.

Die alten Romanzen vom König Rodrigo.

Aus dem Spanischen übersetzt von Emanuel Geibel.

I.

Don Rodrigo, Spaniens König,
Ließ zu seiner Krone Glanz
Ein Turnier durchs Land entbieten
Nach Toledo seiner Stadt.
Ritter, an die sechzigtausend,
Trafen dort sich auf dem Plan.
Als das Kampfspiel nun beschickt war
Und sich des Beginns versah,
Kamen Männer aus Toledo,
Brachten ihm die Bitte dar,
Nach dem Brauch ein Schloß zu legen
Vor Herakles Gruftgemach,
Wie, die vor ihm Kön'ge waren,
Bis auf diesen Tag gethan.

Doch anstatt das Schloß zu legen,
Sprengt' er auf die andern all,
In dem Wahn, Herakles habe
Große Schätze dort verwahrt;
Aber drinnen im Gemache
Ward nichts andres offenbar,
Als Schriftzüge, welche sagten:
„König wardst du dir zum Gram;
Denn der König, der hier eindringt,
Setzt ganz Spanien in Brand!"
Drauf in einem Pfeiler fand er
Eine Truhe reicher Art,
Fand seltsame Banner drinnen,
Drauf man grause Bilder sah:
Araber auf hohen Rossen
Steif im Sattel allesamt,
Hoch die Schwerter um den Nacken
Und den Bogen in der Hand.
Don Rodrigo voll Entsetzen
Wandte sich vom Schauen ab;
Sieh, da kam ein Aar vom Himmel
Und das Haus ging auf in Brand.

Vieles Volk sofort entsandt' er
Zur Eroberung Afrikas,
Fünfundzwanzigtausend Reiter,
Unter'm Grafen Don Julian.
Doch als der sie überführte,
Litt er Schiffbruch auf der Fahrt;
Schiff und Ruderschiffe sanken
Wohl dreihundert an der Zahl,

Digitized by Google

Und zu Grund ging all sein Kriegsvolk
Bis auf viermaltausend Mann.

II.

Unheil kündeten die Winde
Und der Mond stand voll im Licht,
Als der König Don Rodrigo
Bei der schönen Cava schlief,
Schlief in einem reichen Zelte,
Das mit Golde war gestickt.
Dreimal hundert Silberseile
Hielten seinen Baldachin:
Drinnen standen hundert Jungfraun,
Angethan mit reicher Zier;
Fünfzig mit den weißen Händen
Rührten lieblich Saitenspiel,
Fünfzig mit gedämpfter Stimme
Sangen süße Melodie.
Da zur Stunde sprach ein Fräulein,
Welches sich Fortuna hieß:
„Wenn du schläfst, König Rodrigo,
Herr, wach' auf, ermuntre dich!
Schauen wirst du dein Verhängniß
Und dein künftig Mißgeschick,
Deine Völker all erschlagen
Und dein Heer im Kampf besiegt,
Deine Städt' und festen Plätze
Unter fremdes Herrn Panier,
Und die Burgen und Castelle
All auf Einen Tag dahin.
Fragst du mich, wer das gethan hat,
Wohl verkünden will ich's dir:
Jener Graf Don Julian
That's zu Liebe seinem Kind,
Das du ihm für alle Zeiten
Hast entfremdet und beschimpft.
Einen Eid hat er geschworen,
Kosten soll's das Leben dich.

III.

Sitzt in Ceuta, der Berühmten,
Sitzt in Ceuta Graf Julian;
Eine Botschaft will er senden
Fern hinaus in's Mohrenland.
Wie er Wort für Wort sie vorsagt,
Schreibt ein alter Mohr sie nach;
Aber kaum, daß er geschrieben,
Tödtet ihn sofort der Graf.
Weh und Angst schuf diese Botschaft,
Für ganz Spanien Weh und Angst,
Denn er schrieb dem Mohrenkönig
Und beschwur's mit Eideskraft:
Wenn er Heeresmacht ihm schickte,
Gäb' er Spanien ihm zum Dank.

Weh dir, Spanien, Weh dir, Spanien,
Weh dir, weltberühmtes Land,
Aller Erdenländer Krone,
Und vor allen reich an Glanz,
Dessen Schooß das klare Silber,
Das gediegne Gold entstammt,
Mutter du der Heldenthaten
Und mit Schönheit hoch begabt,
Nun um einen Hochverräther
Mußtest du vergehn in Brand;
Alle deine reichen Städte
Und ihr fröhlich Volk zusammt
Sind seitdem um unsre Sünde
Diesen Mohren unterthan;
Nur Asturien blieb in Freiheit,
Weil so fest des Landes Art.

Als der finstre Don Rodrigo,
Welcher damals herrscht' im Land,
Nun sein Reich verloren sahe,
Stürzt' er in's Gewühl der Schlacht,
Und der Schmerz, der in ihm tobte,
Stählte seines Armes Kraft;
Aber als zuletzt der Mohren
Ueberzahl den Sieg gewann,
War verschwunden Don Rodrigo,
Niemand weiß, wohin er kam.

Fluch denn über dich, Don Orgas,
Arger Bischof voll Verrath,
Der du seine schwarzen Ränke
Jenem andern schmieden halfst!
O des unverhofften Elends,
O des Jammers ohne Maß,
Daß durch diese zwei Verräther
Bloß um eines Mädchens halb,
Die man Cava hieß mit Namen,
Spanien fiel in Feindes Hand,
Daß verschwand sein Herr und König
Und kein Aug' ihn fürder sah!

IV.

Als der Feind nun siegreich vordrang
An dem achten Tag der Schlacht,

Digitized by Google

Wichen Don Rodrigos Haufen,
Und die wilde Flucht begann.
Da verläßt sein Zelt Rodrigo,
Um zu fliehn aus seinem Land.
Einsam flieht der Unglückselge,
Niemand folgt ihm auf der Fahrt;
Müde schleppt sich fort sein Streitroß,
Welches kaum noch schreiten kann,
Sucht sich, ungestört vom Reiter,
Durch die Felder selbst den Pfad;
Denn bewußtlos vor Erschöpfung
Sitzt der König wie erstarrt,
Todesmatt vor Durst und Hunger,
Daß es jedes Herz erbarmt.
Ganz von hellem Blut beronnen
Gleicht er einem rothen Brand.
Voll von Beulen ist sein Harnisch,
Der von Edelsteinen prangt,
Einer Säge gleich sein Degen
Von den Streichen, die er that,
Und sein Goldhelm hängt zerklüftet
In die Stirn ihm tief herab.

So — das Antlitz aufgeschwollen
Von des Kampfes Hitz' und Last —
Zu des höchsten Hügels Gipfel
Reitet langsam er hinan;
Sieht von dort, wie seine Schaaren
Sieglos flüchten überall,
Sieht die Banner und Standarten,
Die sein Volk geführt zur Schlacht,
Wie man sie im Staub daherschleift
Und mit Füßen tritt zur Schmach;
Sieht nach seinen Feldhauptleuten,
Doch sie fielen allzumal;
Sieht das Feld gefärbt mit Blute,
Das dahin in Bächen wallt.
Bei dem Anblick solchen Unheils
Ueberkam ihn tiefer Gram,
Und aus seinen Augen weinend,
Sprach er jammernd dergestalt:
Gestern war ich Herr von Spanien,
Heut von keiner einz'gen Stadt,
Gestern hatt' ich tausend Schlösser,
Heute keins im ganzen Land,
Gestern hatt' ich mir zu dienen
Kriegsgefolg und Dienerschaft,
Heut ist auch kein Mauerziegel,
Den ich mein noch heißen darf.
Weh! unselig war die Stunde
Und unselig war der Tag,
Da ich ward zur Welt geboren
Und ererbte Kron' und Land,
Denn verlieren sollt' ich Alles
Wiederum auf einen Schlag.
Komm, o Tod! Was säumst du länger,
Aus des schnöden Körpers Haft
Meine Seele zu erlösen?
Grüßen will ich dich mit Dank.

V.

Schon enteilte dem Getümmel
Don Rodrigo kampfesmatt,
Nahm, das Feld zu überschauen,
Auf der Höhe seinen Stand,
Sah, wie seine Schaaren fielen,
Sah, wie rings die Flucht begann.
Da Rodrigo dieß gewahrte,
Wandt' er schnell die Augen ab,
Spornte mit verhängtem Zügel
Erst sein Roß zu wilder Hast,
Warf sich, rascher zu entkommen,
Dann auf einen Dromedar.

Flüchten sah ihn Aliastras,
Sein getreuer Feldhauptmann;
Wohl versucht' er ihm zu folgen,
Doch der König floh zu rasch.
Dieß erkennend lenkt' er traurig
Gen Toledo seine Fahrt,
Wo die Kön'gin sammt dem Hofe
Im Palast geblieben war,
Tief bekümmert dort zu melden,
Welch ein Leid den König traf.

Bei dem Eintritt durch die Pforte
Hub er so mit Thränen an:
Herrin, nicht mehr seyd Ihr Kön'gin,
Noch gebietet Ihr im Land;
Kron' und Reich habt Ihr verloren
In acht Tagen blut'ger Schlacht,
Habt verloren Don Rodrigo,
Euren theuren Ehgemahl,
Denn ich selber sah ihn flüchten
Schwer verwundet aus dem Kampf,
Und zur Stunde muß er todt seyn
Oder in des Feindes Haft.

Bleich auf's Polster sank die Fürstin,
Ohne daß sie mehr vernahm,
Lag erstarrt vier lange Stunden,

Digitized by Google

Bis sie wieder zu sich kam;
Hieß darauf den Aliastras
Alles melden, was geschah.

Als er nun den ganzen Hergang
Sonder Hehl ihr kund gethan,
Sprach die Königin mit Seufzen:
Wohl hat solches mir geschwant,
Denn ein Traum von schlimmer Deutung
Kam mir letzt verwichne Nacht.
Vor mir sah ich Don Rodrigo,
Das Gesicht von Zorn entbrannt,
Roth die Augen unterlaufen,
Und gerüstet wie zum Kampf.
Um Don Sanchos Tod zu rächen,
Schritt er fort in wilder Hast,
Und dann kam er blutig wieder,
Und von vielen Wunden matt,
Und dann trat er an mein Lager
Und ergriff mich bei dem Arm,
Und in Thränen ganz gebadet
Hub er so zu reden an:
Nun fahr wohl, unsel'ge Kön'gin,
Nun fahr wohl auf immerdar,
Denn es haben heut die Mohren
Mir entrissen Sieg und Land.
Weine nicht um deine Krone,
Weine nicht um meinen Fall;
Sondern fleuch, dich zu verbergen,
Fleuch, so fern du immer kannst!
Nach dem Reiche von Asturien
Zum Gebirg schlag' ein den Pfad,
Denn es ist kein andrer Ausweg,
Drauf du Rettung finden magst,
Denn Hiſpanien und das Andre
Fiel in unsres Feindes Hand.

VI.

Als der König Don Rodrigo
Nun verloren Reich und Thron,
Floh er sonder Pfad und Richtung
Durch das Land verzweiflungsvoll,
Und im wildesten Gebirge
Barg er sich in Kluft und Forst,
Um den Mohren zu entrinnen,
Die ihn suchten allerorts.
Dorten traf er einen Hirten,
Der mit seiner Heerde zog,
Sprach zu ihm: Sag an, du Guter,
Gib mir Auskunft auf ein Wort:
Ist vielleicht ein Dorf hier nahe,
Oder auch ein Hüttlein bloß,
Daß ich drin der Ruhe pflegte,
Da ich matt bin auf den Tod?
Ungesäumt versetzt der Hirte:
Euer Suchen ist umsonst,
Denn es gibt in dieser Wildniß
Nichts als einen Siedelhof,
Drin ein alter Klausner wohnet,
Der als heilig gilt im Volk. —
Dessen freute sich der König,
Denn zu bleiben hofft' er dort;
Bat den Mann um etwas Speise
Nur zur Stillung seiner Noth.
Und der Hirt aus seinem Ranzen
Gab ihm dürres Fleisch und Brod.
Schlecht gefiel das Brod dem König,
Schwarz bedünkt' es ihn und grob;
Da ergriff ihn tiefer Kummer,
Thränen brachen ihm hervor,
Denn er dachte vor'ger Zeiten,
Welches Mahl er da genoß.

Als er nun sich ausgeraſtet,
Fragt' er nach dem Siedelhof,
Und der Hirt beſchrieb ihm treulich
Weg und Steg zu jenem Ort.
Einen Ring und eine Kette
Gab der König ihm zum Lohn;
Beide waren Goldkleinode
Und Rodrigo hielt sie hoch.
Dann von neuem seines Weges
Schritt er bis zum Abendroth,
Kam zur Siedelei am Ende,
Die vom Hirten er erforſcht.

Doch zuerst für seine Ankunft
Auf den Knieen dankt' er Gott,
Drauf, als er gebetet, pocht' er
An die Thür des Siedelhofs.
Mit ehrwürd'gem Angeſichte
Trat der Klausner draus hervor,
Fragte, was in diese Wildniß
Eindringen ihn vermocht.
Ihm antwortete der König
Unter einem Thränenſtrom:
Bin Rodrigo, der Unsel'ge,
Der ich war ein König sonſt,
Und ich komme, meine Sünden
Abzubüßen hier am Ort;

Digitized by Google

Laß dich das um Gott nicht kränken
Und um Sankt Marien Sohn.

Wohl entsetzte sich der Klausner,
Doch er sprach zu seinem Trost:
„Richtig wähltet Ihr die Straße,
Die zu Eurem Heile frommt,
Wenn Euch Eure Missethaten
Gott der Herr vergeben soll.“
Drauf zum Himmel um Erleuchtung
Schickt' er ein Gebet empor,
Welche Buße für den König
Sich gebühr' als Sündensold.
Bald nachdem er so gebetet,
Kam ihm ein Gesicht von Gott,
Das in eine Schlangengrube
Ihn hinabzuthun gebot;
Denn allein durch solche Buße
Werd' er seiner Sünden los.

Als der Klausner dieß vernommen,
Ward er der Entscheidung froh,
Ging dem König zu verkünden,
Welch Gesicht sich ihm erschloß.
Freudig hört' ihn an Rodrigo,
Machte sich bereit sofort,
Stieg hinab, dort zu vollenden,
Wie es Gott der Herr gewollt.

Nach drei Tagen kam der Klausner
Nachzusehn und frug ihn so:
„Geht's Euch wohl in der Gesellschaft?
Guter König, geht's Euch wohl?“
„Noch, durch Gottes Schluß,“ versetzt' er,
„Hat die Schlange mich verschont;
Aber bitt' für mich, mein Bruder,
Bitt' um einen sel'gen Tod!“
Tief erbarmte das den Klausner,
Thränen brachen ihm hervor;
Und so wohl er es vermochte,
Sprach er Muth ihm ein und Trost.

Als dann abermals der Klausner
Forschte nach des Königs Loos,
Hört' er im Gebet ihn ringen,
Hört' ihn ächzen jammervoll,
Frug ihn drauf, wie's um ihn stände? —
„Gott erbarmt sich meiner Noth,“
Sprach der gute Don Rodrigo,
„Denn es frißt die Schlange schon,
Frißt an meinem sünd'gen Leibe,
Ach, zum wohlverdienten Lohn,
Weil allein aus seinen Lüsten
Solch entsetzlich Elend sproß.“
Trost noch sprach ihm ein der Klausner,
Bis sein letzter Hauch entfloh.
Also starb dort Don Rodrigo,
Stieg zum Himmel grad' empor.

Moderne Schauspieler.

(Schluß.)

Die realistische Richtung.

Marie Seebach (in Hannover).

Diese Schauspielerin dürfte gegenwärtig als Hauptrepräsentantin dieser Richtung in Deutschland gelten. Auch sie hat — was dieser Schule überhaupt eigenthümlich ist — nicht die ästhetische Einheit der Rolle zunächst im Auge, sie ist ihr, wie den idealisirenden Darstellern so häufig, keine bloße Deklamirübung, sondern Lebenswahrheit, Porträttreue nach der Natur ist ihr die Hauptsache; und um diese zu erreichen, wird der Charakter zu vollem Leben herausgearbeitet und mit Zügen ausgestattet, welche der Wirklichkeit unmittelbar abgemerkt sind.

Diese Achtsamkeit auf originelle Einzelnheiten hat die Seebach noch nicht dazu kommen lassen — und läßt sie vielleicht nie dazu kommen, — die scenischen Darstellungsmittel zu harmonischer Verschmelzung zu bringen. Ihre Genialität ist die dem Weibe eigenthümliche überhaupt, nämlich eine bloß punktuelle, auf Einzelnes gerichtete, nicht die männliche, die ein Ganzes, auch ein Kunstganzes zu umfassen, logisch und architektonisch

Digitized by Google

zu gliedern oder zu überblicken vermag. Besonders an Jüngerinnen der neuesten Musikrichtung — und gerade die Musik ist ja die weibliche Kunst, wo also auch diese Eigenthümlichkeit am sprechendsten zu Tage tritt — kann man diese bloß aphoristische Genialität wahrnehmen. Unter den Dilettantinnen des Klavierspiels findet man jederzeit solche, die besonders melodische oder charakteristische Stellen trefflich vortragen, unter den Sängerinnen nicht wenige, die sich gern auf sogenannte schöne Stellen werfen und in diese hinein ihre ganze Individualität, auch die ganze Willkür ihrer Auffassung und Vortragsweise legen, ohne sich an Rhythmus und Tempo zu binden — „sich recht gehen lassen," nennen sie dieß. Endlich unter den kunstgebildeten Damen überhaupt begegnen uns manche, deren Urtheil sich immer nur auf hervorstechende, besonders fragliche Einzelnheiten beschränkt, über die sie höchst geistvoll zu sprechen wissen. Dagegen steht ihnen das Total des Kunstwerks, der Aufbau des Ganzen, die leitende Idee, der Ueberblick über Disposition und Gesammtverlauf nicht in gleichem Maße zu Gebote.

Zu diesen Naturen nun gehört auf unserem Gebiete auch Marie Seebach. Ueber ihre Virtuosität für Einzelschönheiten ist sie noch nicht zum Gesammtorganismus des dramatischen Kunstwerks, zu einer allseitigen Beherrschung ihrer Rollen durchgedrungen, hat ihre handelnde Persönlichkeit selbst noch nicht zum harmonischen Kunstwerk zu gestalten vermocht. Hauptsächlich läßt sie es an dem Zusammenklang von Handlung und Sprache, Action und Deklamation fehlen. Die Action ist bei ihr das erste, die Rede das zweite, und das ist auf der Bühne entschieden falsch. Das dichterische Kunstwerk, auch das dramatische, ist zuerst immer Sprache, geistgebornes, Gedanken bergendes Wort, und zu diesem erst tritt bei der lebendigen Darstellung auf der Bühne die Handlung. Das Wort ist die Voraussetzung, ist das erste, was vorhanden seyn muß, und nun erst wird dieses Wort durch die anschauliche Handlung wirklich lebendig. Die Sprache ist, wenn man will, das Gerippe, der feste Körper der Darstellung, die Darstellung selbst, die Handlung nur die äußere Bewegung dieses Körpers, die sich in den Gestikulationen der Hände, im Spiel der Gesichtszüge u. s. w. manifestirt; immer aber ist hiebei der sprachliche Gedankeninhalt vorausgesetzt, der durch die Darstellung erst in's Leben übertragen, nach seinem innern Gewicht versinnlicht und verdeutlicht wird.

Dadurch nun aber, daß unsere Schauspielerin die Action in die erste Linie stellt und die Sprache, die Recitation nachfolgen läßt, steht beides nicht auf gleicher Höhe, nicht im innern Zusammenhange. Ihre Action an sich ist trefflich, immer drastisch und lebendig, meist voll Feuer und Leidenschaft. Aber in der Rede hat sie, zumal in den handlungslosen Momenten, denjenigen Sprachton, in welchem sich eben jenes zusammenhanglose Auseinanderfallen von Action und Recitation auf das Schlagendste verräth, wir meinen den betrachtenden, reflektiven. Offenbar gehört diese mehr nüchterne, bloß betrachtende Redeweise auf den akademischen Lehrstuhl, auf die Rednerbühne, an das Pult des Vorlesers, so weit sich's um Werke der Prosa handelt, keinenfalls aber auf die Bühne, an diesen Ort, wo alles, was gesprochen wird, so klingen muß, als sey es erst im Augenblick aus dem Innern des Darstellers erzeugt, als werde es auf das wärmste von seinem eigenen Gemüthe empfunden, am eigenen Herzen erlebt und erfahren.

Natürlich wird der reflektive Sprachton auch auf der Bühne an gewissen Stellen sein Recht behalten, wo Inhalt und Darstellung ihn fordern. Im Allgemeinen aber ist der aktive Sprachton der einzige auf der Bühne stattbafte, eben weil anschauliche, empfundene Verlebendigung der Zweck der scenischen Darstellung ist. Das ist's, wogegen Marie Seebach verstößt; diese warme, beseelte Selbsterfahrung ist es, welche sie bei den bloß betrachtend gesprochenen Rollen vermissen läßt, womit sie dann natürlich bei ihrer sonst so warm und weiblich gehaltenen Darstellung höchst erkältend in den Eindruck des Zuschauers hinein schneidet.

Ja ihren nüchternen Sprachton bringt sie selbst bei solchen Worten an, wo auch der mit mäßigem Urtheil und Gefühl ausgestattete Zuschauer das Unpassende der Recitation sofort heraus hört. In der Rolle der „Julie" z. B., in der sie übrigens eine Menge unvergleichlicher Momente entwickelt, spricht sie die Abschiedsworte in der Balkonscene:

„Ich rief
Wohl gute Nacht, bis ich den Morgen sähe"

so, daß sie in dem zweiten Passus, „bis ich den Morgen sähe," den Ton tief herunterfallen läßt und sodann das „sähe" am Schluß, um besonders süß zu erscheinen, in die Octave hinauf schlägt, als ob ein Fragezeichen dahinter stände. Andere Scenen wiederum recitirt sie so, als ob das Gesagte etwas von außen Ueberkommenes und Eingelerntes wäre, nichts Selbsterlebtes, eben erst Empfundenes oder Gedachtes.

Abgesehen aber von diesem allerdings sehr fühlbaren Mangel ist Marie Seebach in vielen hervorragenden Frauenrollen wahrhaft glänzend. Daß ihre „Julie" eine Fülle unnachahmlicher Momente bietet, wurde so eben gesagt. Auch ihr „Clärchen" enthält viel über-

Digitized by Google

raſchend Schönes, und ihr „Gretchen“ iſt dadurch ſo einzig, daß ſie dieſe an ſich fragmentariſche Rolle, die wir vom Dichter nur bruchſtückweiſe, abgeriſſen, in Pauſen, nur in den Hauptſtationen ihrer tragiſchen Entwicklung zu ſehen bekommen, zu einer bisher ungekannten Einheit erhebt. Ueberhaupt iſt das ächt weibliche Element, die Tiefe des deutſchen Gemüthes das eigentliche Bereich der Seebach und ihre Körperlichkeit unterſtützt ſie ſehr glücklich in den betreffenden Darſtellungen. Zart gebaut, mit lebhaft klugen, blauen Augen, mit altdeutſch röthlich blondem Haar, wenn auch mit etwas ſchwachem Organ, iſt ſie wie prädisponirt für die tragiſche Darſtellung des ſchön Weiblichen. Und dabei hat ſie einen Ernſt der Hingebung an die Sache, eine Gewalt der Illuſion, daß man ſich gleich bei ihrem erſten Auftreten ſofort in der Rolle fühlt; gleich von Anfang iſt ſie die Knospe, die den Abend über erblühen, welken und ſterben wird. Nimmt man dazu die lichtvollen Einzelnheiten, in denen ſie vornehmlich excellirt, die innige Betonung gewiſſer Stellen — z. B. im „Egmont“ die Worte: „Weißt du, wo meine Heimath iſt?“ — ſo manche leiſe verklingenden Abgänge, ſo begreift man, wie ſie als die erſte lebende Künſtlerin der deutſchen Schaubühne gefeiert werden kann. Hat ſie auch nicht jenes Gemiſch von geiſtigem Raffinement und üppigſter Sinnlichkeit, das die verſtorbene Charlotte von Hagen in vielem Betracht ſo unvergleichlich machte, ſo iſt ſie dagegen eine reinere, keuſchere Frauennatur und eben ſo ſehr mit naiver Weiblichkeit als mit tief tragiſchem Pathos begabt. Ihre weitere Entwicklung wird beſonders daran zu arbeiten haben, daß ſich die blendenden Lichteffekte der Einzelſchönheiten in die ideale Geſammtdarſtellung, in das äſthetiſche Gleichmaß ihrer Bühnenerſcheinung auflöſen und ſich der meiſterhaften Action der eben ſo vollendete ſympathetiſche Sprachton geſellt.

Heinrich Döring (in Berlin).

Parallel der Seebach ſteht unter den männlichen Vertretern des Realismus Heinrich Döring, der das Princip zugleich auf ſeine unkünſtleriſche Spitze treibt. Auch ihn kümmert nicht das ſchöne Ganze der Darſtellung, ſondern er ſucht, wie die Seebach, nach blitzähnlichen Einzelnheiten, blendenden, frappanten Würfen. Döring iſt ein genialer Naturaliſt, ein Virtuoſe im Effekt, ein Taſchenſpieler der Bühne, der nicht die Rolle, ſondern nur ſeine Perſon zur Geltung zu bringen trachtet. Aus der Rolle mag werden, was da will, wenn er nur ſeine Herrſchaft daran ausübt und ſeine Triumphe damit feiert.

Näher angegeben, beſtehen die Effekte Dörings darin, daß er die Wahrheit zur Carricatur übertreibt. Aehnlich, wie die Rachel nach dem Sturmwind der Leidenſchaften plötzlich in einer plaſtiſchen Attitüde ausruhte, wodurch ſie das ganze Haus in ſprachloſe Bewunderung bannte, ſo verweilt Döring bei gewiſſen draſtiſchen Körperſtellungen, bei einem verzerrten, zum Lachen reizenden Mienenſpiel länger als nöthig. Und dabei ſieht er ſo verſchmitzt, ſo grinſend in's Publikum, als ob er ſagen wollte: „Bewundert ihr mich auch? Seht ihr, was für eine frappante Poſition, welch charakteriſtiſcher Geſichtsausdruck dieß iſt?“ Darum iſt Döring ein höchſt glücklicher, überall mit Enthuſiasmus begrüßter Gaſtſpieler, weil er dem Publikum gerade das bietet, was es von einem Gaſtſpieler am eheſten erwartet, nämlich glänzende Einzelnheiten, ergreifende Effekte, ſie mögen in der Sache begründet ſeyn oder nicht. Deſſoir, der nur die Rolle im Auge hat, nur den jedesmaligen Charakter von innen heraus wahrheitsgetreu zu geſtalten ſucht — Deſſoir iſt zum Gaſtſpieler völlig ungeeignet, aber deſto größer iſt er als Künſtler. Döring dagegen verſteht es, durch Schlaglichter zu blenden, durch Blitze und Leuchtkugeln zu elektriſiren — und das eben will die Menge.

Schlimm iſt es, daß dieſes Heraustreiben gewiſſer Spitzen aus der Darſtellung bereits zur Manie bei ihm geworden iſt. Er kann nicht mehr anders, er bringt ſeine Kunſtſtücke überall an. Eine reine Darſtellung, ein gleichmäßig edel gehaltenes Spiel ſieht man von ihm nicht mehr. Eine ächt tragiſche Rolle kann Döring nicht geben. Hier ſtört er geradezu ſeine Mitſpieler und beeinträchtigt den reinen Eindruck bei den Zuſchauern. Nur noch in der Epiſode, in den dramatiſchen Zwiſchenmomenten, in vereinzelten Situationen, die, wie bei Shakeſpeare, das komiſche Gegengewicht gegen den tragiſchen Ernſt bilden, nur da iſt er am Platze; aber da iſt er auch, beſonders wenn er ſich der Uebertreibung enthält, hoch vollendet. Sein „Kloſterbruder“ im Nathan, ſein „Falſtaff“ und ähnliche Rollen ſind geradezu Meiſterſtücke. Aus dieſem Grunde iſt denn das eigentlich Komiſche und Bürgerliche ſein ſpecielles Gebiet. Hier, wo nicht Adel der Seele, Größe der Weltanſchauung, Weihe des Pathos verlangt wird, ſondern eine gewiſſe Niedrigkeit der Geſinnung und Ausdrucksweiſe zur Geltung kommt, hier iſt ſein wahres Element; ſeine Leiſtungen in dieſem Fache gehören zum vorzüglichſten, wovon die Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt überhaupt zu melden weiß.

Bogumil Dawiſon (in Dresden).

Der vollendete Repräſentant des Realismus auf der Bühne und der entſchiedenſte Gegner aller Idealität

Digitized by Google

ist Dawison. Die Natur, die originellen Gestalten der Wirklichkeit sind sein Vorbild und sein Lehrmeister; er schöpft überall aus dem frischen Quell des Lebens. Durch diese beständige Rücksicht auf die reale Welt genießt Dawison den Vortheil, keine Einseitigkeit, keine stereotype Manier bei sich ausgebildet zu haben. Er ist im Gegentheil höchst vielseitig, und doch nie sich selbst ähnlich, nirgends sich wiederholend.

Seine Rollen haben — was bei seinem Standpunkt und Streben nicht anders seyn kann — keine ideale Geschlossenheit. Er deklamirt nie, sondern spricht nur menschlich; er schraubt seine Helden nicht, wie manche idealisirende Schauspieler, zur Höhe eines deklamatorischen Pathos hinauf, wo sie verlernen Menschen zu seyn. Er gibt zuerst immer Menschen nach dem Leben und trägt auf diesen Untergrund den historischen Charakter auf. Man kann ihm vorwerfen, er ordne sich, ähnlich wie die Rachel, dem Dichter, der Rolle nicht unter, seine Auffassung sey nicht untadelhaft, seine Darstellung nicht immer vollendet, er sey kein wahrer Künstler, er mache etwas aus der Rolle gegen die Tendenz des Dichters. Aber Eins muß man ihm einräumen: seine Gestalten sind durch und durch naturwahr. Er führt die Charaktere ganz in's Leben, in die lebendige Wirklichkeit heraus, verkörpert sie zu leibhaftigen, handgreiflichen Menschen und stattet sie mit einer Fülle origineller, dem Leben und der Natur abgelauschter Züge aus.

Die innerlichen Vibrationen der Leidenschaft, ihre elektrischen Zuckungen, ihren explodirenden Durchbruch stellt kein Schauspieler mit so erschütternder Gewalt dar. Anfangs wird man irre an seiner Auffassung. Man hat die Rolle in dieser Weise noch nie gesehen, ja er stellt die Rolle fast auf den Kopf; endlich aber reißt er durch die Originalität seiner Auffassung, durch geistreiche, überraschende Pikanterien hin; wir fühlen uns überwunden und müssen ihm beipflichten, ein so eigenthümliches, fremdländisches Aroma umgibt seine Gestalten, ein so meteorartiges Licht umspielt sie. In manchen Rollen geht seine Kühnheit sogar bis zum Revolutionären fort; er wirft alle bisherigen Traditionen über den Haufen, er wirft sich zum Illustrator, zum Interpreten, zum Correktor des Dichters auf, als ob dieser erst durch ihn etwas werden, sich von ihm erst zeigen lassen müsse, wie ein Charakter lebenstreu zu gestalten sey.

Seine bedeutendste Rolle ist Richard III., andere sind Othello, Macbeth, König Lear, Franz Moor, Carlos im „Clavigo," Narziß u. a. Eigenthümlich ist sein Graf Thorane in Gutzkows „Königslieutenant." Die französische Ritterlichkeit und Bravour, die Sentimentalität, die Galanterie — was alles in dem Charakter hervortritt — weiß er auf dem Grunde der deutsch-französischen Sprachmischung trefflich wiederzugeben. Ganz originell und ohne Gleichen ist seine Auffassung des Shylock. Er gibt nicht, wie die meisten Darsteller, den gedrückten, schleichenden, schachernden, in Neid und Bosheit sich verzehrenden Juden, sondern mehr einen Antonio, einen „königlichen Kaufmann," einen stolzen Emir der Wüste in goldgesticktem Kaftan, einen begüterten, frei aufgerichteten Mann, einen heroischen Charakter; er gibt den Juden, der sich im vollsten Bewußtseyn seiner Menschheit und Menschenrechte dem Christen gleichgeboren gegenüber stellt.

Auch in kleinen bürgerlichen Partien ist Dawison Meister, weil sich's in diesem Gebiete um eine Menge kleiner feiner Detailzüge handelt, in denen gerade Dawisons Stärke besteht. Dahin gehört u. a. „Dichter Heinrich" in „Lorbeerbaum und Bettelstab."

Jedenfalls ist Dawison ein so originell gemischter Charakter, eine so scharf ausgeprägte Künstlernatur, daß alle Nachahmung an ihm scheitert, die Hoffnung einer Schule, einer ebenbürtigen Nachfolge auf ihn nicht zu bauen ist; denn nur das Talent, niemals aber das Genie kann Vorbild seyn und mit Glück nachgeahmt werden. Wer diesen Realismus in der Kunst lernen will, darf seine Muster nicht auf der Bühne selbst suchen, sondern muß, wie Dawison auch gethan hat, das reale Leben zum Ausgangspunkte seines Studiums nehmen. Auf Dawison aber stützt die Gegenwart die Hoffnung, daß er ein Wegweiser in die Zukunft der Schauspielkunst, ein spornender Antrieb zu einer lebensgetreuen Darstellung auf der Bühne überhaupt seyn werde.

Volle Wahrheit, volle Wahrheit auch der kleinsten Züge, aber geläutert von allem Unwesentlichen und Zufälligen und erhoben zur idealen Schönheit ihres ewigen Gehaltes, das ist das Ziel der Schauspielkunst im Ganzen und der modernen insbesondere. Gegenwärtig, in den Uebergangswehen von der großen Freskomalerei nach der Antike zur genrebildlichen Detailzeichnung des modernen Lebens begriffen, wird sie voraussichtlich diese letztere Richtung bis zum bedenklichsten Extrem fortführen, wie sie früher ein ganzes Menschenalter hindurch der klassischen Idealität gehuldigt hat. Aber eben so gewiß wird sie sich zur Reinheit einer realistischen Darstellung ohne Ausschreitungen und Verzerrungen zurückfinden. Dawison wird dabei das nicht kleine Verdienst haben, nicht bloß ein Repräsentant dieses gesunden Naturalismus gewesen zu seyn, sondern ihm überhaupt erst Bahn gebrochen und auf dem Wege in die Zukunft unstergültig vorgeleuchtet zu haben.

Digitized by Google

Schließlich ist es unsere Aufgabe, noch einige Bühnenkünstlerinnen der Gegenwart namhaft zu machen, welche

die Mitte zwischen der idealistischen und realistischen Richtung

einnehmen, insofern sie, von der Grundlage der klassischen oder klassisch seyn sollenden Darstellung ausgehend, zuletzt dem Zuge der Zeit nach eindringender, lebenswahrer Gestaltung nachgeben mußten.

Verschmelzung der antiken Würde mit der Empfindungstiefe und Detailmalerei der Gegenwart ist ihr charakteristisches Kennzeichen, die Ueberspannung des an sich berechtigten Realismus bis zur Carrikatur des Häßlichen und Widrigen ihr gemeinschaftlicher Mangel. Wir sagten bereits, daß die Rachel und die Ristori — also beide keine Deutsche — die hier bewunderten, dort angefochtenen Vertreter dieser Mittelstellung sind. Unsere deutsche Bühnenkunst dagegen hat sich von solchen Auswüchsen, wie sie an den Genannten hervortreten, stets frei gehalten, ja sogar die Verirrungen des Auslandes immer wieder auf das züchtige Maß des einfach Schönen zurückgeführt.

Die Rachel († 1857 in Paris).

Die Rachel verrieth schon im Aeußern die dämonische Natur, welche in dieser Schauspielerin wie incarnirt erschien. Ein genialer Kopf, ein schmales, bleiches Gesicht, dunkle, tief liegende, seelen- und geistvolle Augen, ein durchdringender, unergründlicher Blick, Leidenschaft auch noch im ruhigen Gesichtsausdruck — das war ihre äußere Erscheinung. Und mit dieser stimmte auch ihre Action. Unbestritten muß der Rachel der Vorzug und das Verdienst bleiben, daß sie der kalten, conventionellen Tragödie der Franzosen Seele eingehaucht, sie mit dem warmen Empfindungsathem der modernen Weltanschauung zu beleben versucht hat. Aber diese Seele war nicht die wohlthuende Wärme des deutschen Gemüthes, nicht eine Verinnerlichung des Pathos, sondern die in's Aeußere herausfahrende, bis zur Wildheit fortgehende Leidenschaft, mit der sie Effekt zu machen, Beifall für sich zu erobern suchte. Von Vertiefung in ihre Rolle, von Maß in der Leidenschaft, von Harmonie in der Gesammterscheinung war bei ihr keine Rede. Nur in den Extremen war sie groß, nur durch Contraste wirkte und ergriff sie, Uebergänge und Mitteltöne aber fehlten ihr gänzlich.

Vor allem war es der Contrast zwischen Ruhe und Leidenschaft, der den Grundzug ihres Spiels ausmachte. Einmal ließ sie die ruhig getragene Rede mit schwerem, gewichtigem Pathos dahingleiten, dann wieder gefiel sie sich in einem schnell herausgeworfenen, völlig accentlosen Vortrag. Einmal stand sie unbeweglich, statuenähnlich, kalt und blaß da, ein ander mal wieder entfesselte sie den Sturm der Leidenschaften bis zur Bestialität, ähnlich wie jener Wüstensohn Ira Aldridge, der vor mehreren Jahren die europäische Bühnenwelt in ein zweifelhaftes Erstaunen setzte. Oder sie jagte umgekehrt die Zuschauer durch alle Abgründe der Seele furienähnlich hindurch und ruhte endlich, wenn die Entfesselung den Gipfel erreicht hatte, plötzlich auf einer Spitze der geistigen Anspannung erschöpft und bewundert aus. Und eben für diese Situationen der Ruhe, für dieses plötzliche Zusammensinken der empörten Gestalt zu statuarischer Starrheit hatte sie eine Virtuosität der Mimik, eine Plastik der Attitüde, worin sie in der That einzig dastand.

Hiernach ist es begreiflich, daß ihre Rollen nicht die fein empfundenen, warm innigen einer ächten Weiblichkeit seyn konnten, wie denn die Rachel der sanften Regungen des Herzens überhaupt unfähig war. Zum Beweise möge dienen, daß sie sich an der „Iphigenie" nie versucht und die Rolle der „Berenice" völlig verfehlt hat. Unvergleichlich dagegen und wahrhaft groß war sie in der leidenschaftlichen „Roxane," und in der „Phädra," ihrer Glanzpartie, wirkte sie besonders durch die erwähnten plastischen Stellungen.

Einen genialen Anachronismus erlaubte sie sich in der letzteren Rolle i. J. 1848 bei Gelegenheit der Februarrevolution. Louis Philipp war gestürzt und geflohen. An einem jener Abende wird „Phädra" im Théâtre français gegeben; die Rachel spielt die Titelrolle und spielt sie durch das ganze Stück mit jener Meisterschaft, an die sich das Pariser Publikum schon gewöhnt hatte wie an eine Alltagserscheinung. Da mit einem mal, am Schluß der Tragödie, erscheint sie als Göttin der Revolution von 1793, die zu den revolutionären Massen von 1848 von der Bühne herab spricht. Im weißen Gewande, die Tricolore in der Hand, voll der hinreißendsten Begeisterung — so tritt sie vor und stimmt die Marseillaise an. Ein brausender Beifallssturm schallt ihr entgegen und eine Aufregung bemächtigt sich des Hauses, die des Aeußersten fähig gewesen wäre.

In solchen Momenten war die Rachel in der That unnachahmlich, und solcher Momente hatte sie viele: sie haben ihr den Namen der ersten französischen Mimin des Jahrhunderts gesichert. Und das war sie wirklich, sobald sich's ausschließlich um die Action der Leidenschaft handelt. Sie war es aber nicht, sobald man

Digitized by Google

den unbestechlichen Maßstab der reinen Schönheit anlegt, denn auch das Aeußerste der Leidenschaft muß künstlerisch verklärt werden und schön bleiben. Diese Grenze aber, diese Mäßigung kannte die Rachel nicht. Sie war nur groß im Extrem, im Extrem des Dämonischen, das den Grundzug ihres Wesens ausmachte. Das Verzerrte, das Häßliche war die Kehrseite ihres Genies und wird für alle Folgezeit der Schatten auf ihrem leuchtenden Namen seyn.

Die Ristori.

Die Ristori besitzt nicht das geniale Aeußere der Rachel, aber ein weit ansprechenderes. Mager von Gestalt und etwas eckig in den Bewegungen wie jene, ist sie doch, trotz der Jahre, noch mädchenhaft schön.

Entweder ist es die allseitige Begabung dieser Künstlerin, oder ihre noch nicht zum Abschluß gekommene Entwicklung, daß sie so verschiedene Seiten des Wesens, Vorzüge wie Schwächen, hervorkehrt und eine ganz entgegengesetzte Beurtheilung von den entgegengesetzten Seiten erfahren hat.

Einmal nämlich ist sie ächt weiblich, einfach, natürlich, edel, lebendig. Sie hat unläugbar das vor der Rachel voraus, daß sie wirklich Weib ist, daß sie Herz, menschliches Gefühl und gesunde Leidenschaft besitzt. Die Ristori ist eine naive Natur von großer Natürlichkeit und Unbefangenheit des Spiels, von einer wahren Schönheit des Ausdrucks, von innigem Seelenreiz, während die Rachel nur dämonische Gewalt übte. Daher ist ihre eigentliche Provinz das Lustspiel, die graziöse, lüsterne Comödie der Franzosen. Hier ist sie stets anmuthig, kokett, verführerisch, und dabei doch immer frisch und ächt weiblich, immer wohlanständig. In Rollen dieser Gattung ist sie am wahrsten und gefällt am meisten. Unter den deutschen Darstellerinnen kommt ihr bekanntlich in dieser Beziehung Frau Waldner am Königstädtischen Theater in Berlin am nächsten, die das Graziöseste im Lustspiel zeigt, was man überhaupt sehen kann.

Anders urtheilt die Kritik über die Ristori im Fache des Tragischen. Auch auf dieses Gebiet hat sie sich, sey es mit Verkennung ihres wahren Wesens oder mit absichtlicher Gewaltthat gegen dasselbe, gewagt. Der Versuch konnte nicht anders als unglücklich ausfallen. Auf einem so abgelegenen, ihrer Natur nicht zugesagten Boden wird eine Künstlerin, wie sie, mit ihrer Naivetät und Weiblichkeit, immer zur Unwahrheit gegen sich selbst, zum Mißbrauch ihres Talents verführt werden. Sie wird excentrisch und unschön werden, wie die Rachel es geworden war, ja sie wird sich schließlich ihre bewunderte Nebenbuhlerin in diesem Fache zum Muster nehmen.

Beides ist bei der Ristori eingetreten. Im Tragischen eine reine Nachahmerin der Rachel, hat sie dieselben Tonfälle, dieselben Attitüden, dieselben Augenmechanismen und Hebungen der Brust, wie jene. Wie sie, hat auch die Ristori sich bis zum Grellen und Verzerrten verirrt, ohne doch die dämonische Leidenschaft, die blitzähnlichen Eingebungen, den Adel der Bewegungen und Stellungen kopiren zu können, in denen das geborne Genie der Rachel vorzüglich glänzte. Sogar bis in die Virtuosenstücke der großen Französin hinein ist die Nachahmung zu verfolgen. In einem italienischen Stück: Pia de' Tolomei, stellt die Ristori ein schleichendes Fieber und den Tod durch dasselbe dar. Dabei erläßt sie uns keinen Zug des wirklichen Krankseyns und Sterbens, wie wir sie an den wirklich Kranken wahrnehmen. All das Fröstеln, das sich Krümmen und Zusammenzucken bekommen wir zu sehen; sie stirbt völlig kunstgerecht unter Krämpfen und Qualen, ächt medicinisch, wie im Lazareth.

Widerwärtiger vielleicht noch ist die Schlußscene in ihrer „Maria Stuart." Um hier die innere Seelenangst recht anschaulich zu malen, stürzt sie förmlich auf der Bühne umher, einmal hierhin, einmal dorthin, jetzt einen Schritt vor, dann wieder einige zurück, immer wieder auf das Kreuz los, als das sichtbare Trostzeichen, das Melvil ihr vorhält. Statt einer kunstschönen Darstellung der innern Herzensnoth bekommen wir nur eine Raserei der Frömmigkeit zu sehen, die gerade auf diesem Gebiete widerlicher ist, als auf jedem andern.

Die Kunstwelt wird abzuwarten haben, ob diese Darstellerin das für sie unpassende Feld der hohen Tragödie wieder verlassen und ihre wahre Begabung noch früh genug erkennen wird, welche sie für das Fach der naiven, koketten Weiblichkeit vorzüglich geeignet macht.

Digitized by Google

Otto von Brachow.

(Schluß.)

Ein Bedienter führte Brachow in sein Zimmer. Da sah es sehr behaglich aus; das Bett glänzte vor Weiße, am Nachttisch hingen Handtücher von feinem Damast auf einem leichten Gestell; große Gefäße mit frischem Wasser deuteten auf den köstlichen Genuß des Waschens; der Schreibtisch war mit feinem Papier, gut geschnittenen Federn und allen Bedürfnissen bedeckt, ein Sopha und ein Lehnstuhl waren gleichsam als Offiziere der gemeinen Stühle aufgestellt; kurz es schien in diesem Zimmer alles zu einem langen behaglichen Aufenthalte eingerichtet. Ottos Sachen wurden heraufgebracht, der Bediente machte sich ohne Aufforderung daran, sie auszupacken, und machte einzelne respektvolle Fragen über deren Unterbringung, die Otto bewiesen, daß er es mit einem nachdenklichen, ordentlichen Menschen zu thun habe.

„Ich muß das Alles wissen," sagte der Mann, „denn Fräulein Marie hat mir gesagt, daß Sie einige Wochen bei uns bleiben, und daß ich Sie bedienen soll." Er legte hiemit Ottos Garderobe für die Mittagszeit zurecht, was diesen über den Styl belehrte, wie man sich hier anziehe. Um zwei Uhr ertönte ein mächtiger Schall durch das ganze Haus; er rührte von einem indianischen Instrumente, Gong genannt, her, das im Vorhause hing und mit dem man durch Anschlagen das Zeichen zum Essen gab.

Otto fand im Wohnzimmer Mariens Tante und eine ältliche Verwandte. Die Tante war eine der schönsten alten Frauen, die er je gesehen hatte; sie mußte einst ausgesehen haben wie Marie in ihrer Jugend, was natürlich zuging, da sie ihres Vaters Schwester war, und sonderbar, man sah die Spuren dieser Schönheit fast mehr an der Greisin, als an dem doch eigentlich noch jungen Mädchen, obwohl Otto schon jetzt nicht begreifen konnte, wie es möglich gewesen, daß er Marie gar nicht erkannt hatte.

Der Empfang war der freundlichste, im Lächeln der alten Frau lag noch aller Zauber der Jugend. Damals trug man noch falsches Haar bis in das höchste Alter, ja die eigenen Jugendlocken versteckte man und band andere vor, zuweilen seidene, was man höchst kleidsam fand; bei dieser alten Frau aber quollen weiße Haare aus der dicht anliegenden Spitzenhaube hervor und bildeten mit der feinen Haut des blassen Gesichts ein harmonisches Ganze. Stark contrastirte die recht häßliche Verwandte mit diesen beiden edeln Gestalten. Die Mißlinge behaupteten, sie sey seit sechsunddreißig Jahren zum Besuch bei ihrer Tante; es verhielt sich aber nicht ganz so, indem sie drei Monate im Jahr in ihrer eigenen kleinen Stadtwohnung hauste und nur neun auf diesem Gute zubrachte, so daß sich die Summe der Besuchszeit auf siebenundzwanzig Jahre berechnete, und sie immer ein Gast, wenn auch kein seltener blieb.

Bei Tische ging es zu wie in jedem anständigen ländlichen Haushalte. Marie legte vor; ehe die Speisen abgetragen wurden, füllte sie drei Thontöpfchen mit Suppe und Fleisch, die auf dem Anrichtetisch bei Seite gestellt wurden, und als man das Speisezimmer verlassen hatte, ging sie noch einmal in dasselbe zurück. Dieß alles bemerkte Otto und zog sich seine Schlüsse daraus. Nach Tische zogen sich die Damen zurück und er blieb sich selbst überlassen. Er ging spazieren. Unterwegs begegneten ihm drei Kinder aus dem Dorfe, deren jedes sein Töpfchen trug. Er ließ sich in ein Gespräch mit ihnen ein; ein kleines Mädchen trug ihren Theil zur Mutter, die ihr ein Brüderchen geschenkt hatte und vierzehn Tage lang Essen aus dem Schlosse bekam; ein Knabe brachte seinem Bruder Speise, der sich hatte müssen ein Bein abnehmen lassen, und nun schon seit sieben Monaten auf dem Bette lag, ohne genesen zu können; der dritte Topf gehörte dem alten Großvater, dessen einziges Labsal ein gutes Essen war; er zählte schon über achtzig Jahre.

Otto ging mit dem zweiten der Kinder, weil ihn die Lage des jungen Mannes interessirte. Er trat in ein reinliches Bauernhaus. Rechts vom Eingange war das Wohnzimmer; eine ältliche Frau mit schönen Zügen saß auf der Bank und spann, der kranke Sohn aber lag auf einem Ruhebette, das offenbar nicht in dieses Haus gehörte; aber auch das regelmäßige Gesicht des Jünglings paßte kaum in die ärmlichen Umgebungen, weil man sich Schönheit so gern von Glanz umgeben denkt. Die Leute empfingen den Fremden, der sagte, er sey auf dem Schlosse zu Gast, mit anständiger Höflichkeit, was aber den jungen Mann nicht hinderte, mit kindischer Freude den Inhalt seines Töpfchens zu mustern und die Mutter zu bitten, es ihm geschwind warm zu machen.

Als sie hinaus war, erzählte er Otto von seinem

Digitized by Google

Zuſtande mit einer Ruhe, als ob er von einem dritten ſpräche. „Es wird wohl nicht mehr gut mit mir," ſagte er, „aber der Mutter darf ich's nicht ſagen, dem Vater auch nicht; nun, wie Gott will! Geht mir's doch in meinen letzten Tagen noch prächtig. Fräulein Marie ſchickt mir täglich Eſſen, und das gute Ruhebett hat ſie mir auch geſchickt, und prächtige Bücher. Was ich mich dabei unterhalte, können ſich der gnädige Herr gar nicht vorſtellen."

„Was leſt Ihr denn?" fragte Otto. Der Jüngling zeigte ihm das Buch; es war die Jungfrau von Orleans. Otto wundert ſich. „Und das gefällt Euch ſo gut?" fuhr er fort. „Verſteht Ihr es denn?" — „Je nun, warum nicht?" erwiederte der Kranke. „Es iſt ja gut deutſch." — „Habt Ihr mehr von der Art geleſen?" — „O viel. Sie ſchickt mir eines nach dem andern und ich merk' mir auch viel daraus, was ſo prachtvoll klingt. „Bis Birnams Wald auf ihn heran rückt zum Schloſſe Dunſinan," das hat mir unendlich gefallen. Die Geſchichte von der ſchottiſchen Königin und der böſen Eliſabeth habe ich vier, fünf mal geleſen. Mir iſt immer recht luſtig zu Muthe, wenn ich ſo etwas leſe; denn die ſind doch noch viel ärmer als ich. Und gar der ſpaniſche Königsſohn! Ja, geſunde Glieder hatte er wohl, aber einen Vater, mit dem er uneins war, und eine kuriose Art von Liebe zu ſeiner Mutter, und ich bin meinem Alten und meiner Mutter ſo unendlich gut!"

Hier kam das Eſſen, der Kranke ſah erſt wohlgefällig die Speiſe auf dem Teller an; da verließ ihn Otto, um ihn ungeſtört genießen zu laſſen. Er wandelte nachdenklich zurück. Dieſes ganze traurige Daſeyn vergoldete Marie durch ihre Sorge; phyſiſch und moraliſch bereitete ſie dem armen Kranken eine Art von Glück, das ihn mit Befriedigung auf die Schickſale der Geſunden blicken ließ; es war ihm nie eingefallen, daß man ſich ſo ganz in die Geſchicke ſolcher Menſchen verflechten könne, aber es gefiel ihm und er begriff, wie man Schmerzen überwinden könne durch ſolche Beſchäftigungen und Sorgen.

Zum Thee rief wieder das Gong und er fühlte nun ſchon, daß er bei den Frauen nur dann zu erſcheinen habe, wenn dieſes ertönte. Um neun Uhr ging man aus einander. So verging noch ein Tag. Der Abend kam früh heran und Otto, der ſo gewöhnt war, allein zu ſeyn, ſehnte ſich hier nach Geſellſchaft. Er ſchob es darauf, daß er keine Geſchäfte habe. Den dritten Tag fragte er Marie: „Wie iſt eigentlich Ihre Zeit eingetheilt?" — „Des Morgens frühſtücken wir in der Tante Kabinet und ich leſe ihr den Theil der Zeitungen vor, den wir den vorigen Tag nicht zu Ende gebracht haben; dann geht jedes ſeinem Geſchäfte nach; ich z. B. habe die Haushaltung zu beſorgen, Wäſche herauszugeben, meine kleinen Mädchen zu unterrichten u. ſ. w. Nach Tiſche leſe ich der Tante die Zeitung vor, gehe, wenn es gutes Wetter iſt, ein wenig mit ihr in den Garten, mache dann einen Geſundheitsgang durch das Feld, oder einen Geſchäftsgang in's Dorf für mich allein oder mit der Muhme. Wenn es dunkel wird, leſe ich irgend ein Buch der Tante vor bis zum Thee, und dann geht ſie zu Bette."

„Aber bei alle dem ſehe ich doch keine Urſache, daß ein Fremder gänzlich von Ihrem Leben ausgeſchloſſen ſeyn müßte," bemerkte Otto, ungewiß, wie man eine ſolche Anmaßung aufnehmen werde. — „Nicht die geringſte!" rief Marie eifrig. „Mein Gott, haben Sie geglaubt, wir wollen Sie nicht bei uns haben? Wir haben bloß gefürchtet, Sie wären menſchenſcheu und liebten die Einſamkeit." — „Gewöhnlich thue ich das auch," ſagte Otto, „aber ich weiß nicht, warum ich mich hier nach Geſellſchaft ſehne und vor Ihnen keine Scheu habe." — „Das macht die alte, wenn auch kurze Bekanntſchaft bei meinem Bruder," erwiederte Marie. — „Hören Sie," ſagte Otto zögernd, „darf ich Sie vielleicht manchmal beim Vorleſen ablöſen?" — „Was wäre das für eine Wonne!" verſetzte ſie lebhaft. „Mir iſt nichts auf Erden ſo angenehm, als eine Arbeit in der Hand vorleſen zu hören; aber die Tante verſteht nur mich, daher geht es leider nicht."

Als Otto am andern Morgen von einem frühen Spaziergang heimkehrte, ſagte ihm Jakob, der Bediente, das Fräulein habe ſein Frühſtück auch in's Cabinet der gnädigen Frau beſtellt, und die Herrſchaften ſeyen ſchon dort verſammelt. Er ward in ein ſehr freundliches Gemach geführt voll Blumen und Sonnenſchein, wo die drei Frauen zuſammen um den Kaffeetiſch ſaßen. Als ſey es lange ſo hergebracht, ward ihm ein einfacher guter Morgen gewünſcht und ſein Platz angewieſen. Kaum war das Frühſtück abgeräumt, ſo ſetzte Marie ein Käſtchen mit Seidenfleckchen vor ihn hin und ſagte: „Zupfen Sie dieſe, es gibt nichts erbärmlicheres, als wenn ein Mann, ohne etwas zu thun zu haben, vorleſen hören muß." Sie aber ſetzte ſich ſo, daß die Tante ihr Geſicht ſah, und las zuerſt einen Pſalm und dann die Zeitung. Die Tante hatte die Augen auf ihren Mund gerichtet und verſtand durch Ton und Lippenbewegung jedes Wort. Unwillkürlich folgte Otto dem Beiſpiel der alten Dame und ſah Mariens Mund unverwandt an. Wie hold waren deſſelben Schwingungen, wie floß das Wort mühelos daraus hervor, und wie veränderte der Sinn des Geleſenen den Ausdruck! Dieſer Mund nahm einen ſo kleinen Raum ein,

Digitized by Google

und doch ſah er bald nichts anderes mehr, bis die Stunden des Vorleſens vorüber waren. Da caſſirte Marie die gezupfte Seide gleichfam ein und ſagte lachend: „Sie haben ja gar nichts gethan!“

Man ging auseinander und er zog ſich auf ſein Zimmer zurück. Nach einiger Zeit hörte er Marie ſchelten; er ſteckte den Kopf zum Fenſter hinaus und ſah den kleinen Buben, der die Briefe von der Poſtſtation brachte und die Beſorgungen für das Haus verrichtete, mit einer Armeſündermiene vor ihr ſtehen. „Wo haſt du die Knöpfe?“ ſagte ſie ſtreng. „Ich frage dich zum drittenmal.“ — „Herr Jeſus, Herr Jeſus,“ jammerte der Bube, „ich habe ſie verloren.“ Er griff demungeachtet noch einmal in ſeine Taſche, ob ſie ſich nicht doch noch vorfänden. — „Warum haſt du ſie verloren?“ examinirte Marie weiter. — „Weil ich ein Loch in der Taſche habe,“ ſchluchzte der Delinquent. — „Iſt's eben hineingeriſſen?“ inquirirte ſie weiter. — „Nein, es war ſchon geſtern darin.“ — „Und was habe ich dir geſtern geſagt?“ — „Ich ſollt's von der Mutter flicken laſſen.“ — „Und du haſt's nicht gethan, du unartiger Junge,“ ſchloß der Richter die Verhandlung. „Nun wirſt du noch einmal in die Stadt laufen, und wirſt mir für dein Geld Knöpfe kaufen. Zwölf Kreuzer habe ich dir gegeben, und ſoviel koſten ſie. Nun lauf' in die Küche, iß deine Suppe und dann mach' dich auf den Weg.“ Hiemit ging der Bube heulend ab. Jakob kam eben um die Hausecke, ſie rief ihn zu ſich. „Jakob,“ ſagte ſie, „hier haſt du zwölf Kreuzer, ſchenke ſie dem Buben, aber ſag', daß ſie von dir ſind; er heult, weil er das Geld verloren hat, tröſte ihn.“ Hiemit verſchwand ſie im Hauſe.

Mit dem höchſten Ergötzen hatte Otto dieſer Scene zugeſehen. Marie war ihm noch nie ſo anmuthig erſchienen als während dieſer Strafpredigt. Als ſie gegen Abend ſpazieren gehen wollte, fing er ſie vor dem Hauſe auf und begleitete ſie ohne weiteres. Das ganze Dorf kannte ſie; die Kinder liefen von weitem heran, um ſie zu begrüßen; bei der Wöchnerin hieß ſie ihn vor dem Hauſe warten und ging hinein, dann kam ſie vergnügt wieder. „Das kleine Ding iſt allerliebſt,“ ſagte ſie. — „Der Inhalt eines der Töpfchen, die Sie am Mittagstiſch füllen, geht in dieſes Haus, nicht wahr?“ fragte Otto. — „Ja wohl,“ antwortete ſie, „die Tante ſchickt den Leuten, die es nöthig haben, gerne etwas beſſeres, als was ſie ſich anſchaffen können.“ — „Ich habe das oft gehört,“ ſagte Otto, „aber daß es von den eigenen, oft leckeren Speiſen der Herrſchaft gegeben wird, iſt mir noch nicht vorgekommen.“ — „Man kann ſich auf die Dienſtleute nicht verlaſſen,“ erwiederte Marie, „und dann können doch einmal im Leben die Armen es auch ſo gut haben wie wir. Sie denken noch lange daran, daß ſie vierzehn Tage hinter einander Kapaunen und Rehbraten gehabt haben. Es iſt gar nicht wahr, daß ein Glück, das man genoſſen hat, ein Unglück wird, wenn es wieder aufhört. Glauben Sie mir, niemand kann froh ſeyn, wenn er nicht einmal glücklich geweſen iſt.“ Dieſes Wort aus ihrem Munde rührte Otto tief.

Abends begann der alte Kreislauf. Nachdem das Licht gebracht worden, las man einen neuen Roman, und Otto zupfte Seide und hörte aufmerkſam zu, erlaubte ſich aber heute nicht, die Leſerin anzuſehen, als ob er taub ſey, ſo oft es ihn auch trieb, die Hände in den Schooß zu legen und zu thun wie die alte Tante.

Am vierten Tage kam ein Brief aus Paris, der beſtätigte, daß die Freunde erſt am 30ſten ankämen. Otto ſah ſehr verlegen aus. — „Was hat es auf ſich?“ ſagte die Tante, „Sie können nach Ihrer Wahl bei uns bleiben und ſich die Zeit vertreiben, ſo gut Sie können, oder Sie machen einen Ausflug in die Gegend. Zwei Meilen von hier iſt ſie ſchon ganz romantiſch. Halten Sie das, wie Sie wollen.“ — „Ich werde jedenfalls einen Ausflug unternehmen,“ erwiederte Otto.

Am andern Morgen rieſelte es ein wenig und er mußte ſeinen Plan verſchieben. Der Tag verging wieder ſo friedlich wie die andern. Als der Nachmittag da war, paßte er auf Marie, die er wieder auf ihrem Spaziergang begleitete. Abends zupfte er etwas weniger Seide als am Tage vorher. Am Morgen war das ſchönſte Wetter, aber unglücklicherweiſe hatte Marie ihm von einem allerliebſten Wäldchen geſprochen, das aber wohl eine Stunde entfernt lag. Sie mußten gleich nach Tiſche aufbrechen, um noch vor der Dunkelheit zurück zu ſeyn. Marie wollte die Muhme bitten, ſtatt ihrer den gewohnten Spaziergang mit der Tante zu machen. Alle dieſe Einrichtungen konnte er nicht zu nichte machen. Der Spaziergang war reizend, und er genoß ihn ſo ſehr, entwickelte einen ſo regen Sinn für die verſchiedenen Naturreize der Umgegend, daß ſie ihm, der projektirten Reiſe nicht gedenkend, einen andern Punkt für den nächſten Tag vorſchlug; dieſer ſey indeſſen näher und ſie könnte erſt ihren Gang mit der Tante machen. Dieſe aber proteſtirte dagegen, und ſo wanderten ſie bald nach Tiſche wieder in's Land hinein.

Nun war es gar nicht mehr der Mühe werth, eine Reiſe zu unternehmen. In ſechs bis ſieben Tagen mußten Sains ankommen; wenn es alſo zwei von dieſen ſechſen regnete, worauf man in Deutſchland immer rechnen muß, ſo blieben ihm nur drei zur Reiſe übrig.

Digitized by Google

ſo rechnete Otto. Beim Auskleiden ſagte Jakob: „Der gnädige Herr hat wohl das Reiſen aufgegeben?“ — „Hat Sie jemand beauftragt, mir zu ſagen, daß ich gehen ſolle?“ fragte Otto haſtig. — „Bewahre,“ erwiederte der gute Jakob, „ich glaub,' es wäre keinem recht, wenn Sie gingen.“ — „Ich kann auch nicht gehen,“ ſagte Otto, „es iſt nicht mehr Zeit.“ — Jakob ſchmunzelte auf ſeine Weiſe fein und unmerklich und ſagte: „Ich glaub's ſelber.“

Als Otto allein war, ging er heftig im Zimmer auf und ab. „Was kann der Menſch damit meinen: ich glaub's ſelber! — Was glaubt er denn? Er wird doch wohl nicht verrückt ſeyn!“ Von der Zeit an war Otto wie im Fieber, er verſuchte die Suppe mit der Gabel zu eſſen, fragte einſt, als in der Zeitung von einer fürchterlichen Grauſamkeit gegen die Sklaven in Virginien die Rede war, ob der Artikel aus Braunſchweig datirt ſey, zupfte anſtatt an ſeinen Seidenfleckchen an Mariens Handſchuh, der auf dem Tiſch lag; kurz er gab alle Zeichen eines Menſchen, der nicht recht bei Sinnen iſt.

Die erſte, die dieſe Veränderung bemerkte, war die Verwandte; aber ſie dachte ſich: „Ich behalte es bei mir, denn ich bin bei ähnlichen Gelegenheiten mit meinen Bemerkungen übel gefahren. Ich laſſe ſie die übrigen ſelbſt machen.“ Kein Menſch weiß, ob ſie gemacht wurden, aber das Betragen gegen Otto blieb ganz daſſelbe.

Endlich am 30ſten Abends kamen Sains an. Das war ein Jubel, ein Umarmen; Otto aber, der ſich ſo ſehr nach ihnen geſehnt hatte, ſchalt ſich ſelbſt, daß dieſes freudige Ereigniß ſo wenig Eindruck auf ihn machte. Es war ihm ganz lieb und recht, beſonders da nun wenigſtens noch vierzehn ſichere Tage auf dieſem Gute vor ihm lagen, aber er beſchäftigte ſich weit mehr mit Mariens Freude als mit ſeiner eigenen.

Der Spaziergang am andern Tage wurde zu fünf unternommen. Hugo und ſeine Schweſter gingen weit voraus, Roſa, Otto und die kleine Marie folgten. Mit Staunen ſah er, daß das Töchterlein auch Juchtenſtiefeln trug, ganz wie die Mutter.

„Denke dir,“ ſagte Hugo zu ſeiner Schweſter, „Brachow hat mich verſichert, daß er dich ſeit dem Taufſtage unſerer Kleinen gar nicht verändert finde.“ Marie lächelte und erwiederte: „Als er ankam, war er der Anſicht nicht, denn er hat mich für meine eigene Tante gehalten.“ Hugo lachte und ſprach dieſen Abend lange mit ſeiner Frau über die geheime Angelegenheit. Dieſe ſagte mit wiſſender Miene: „Der Apfel iſt reif, er muß fallen!“

Und er war es auch. Schon am andern Tage vertraute Otto ihm ſeinen Entſchluß und ſeine Wünſche an. Roſa triumphirte; ſie klatſchte in die Hände und lachte und ſprang herum wie ein junges Mädchen. Otto hatte Hugo gebeten, ſein Freiwerber zu ſeyn, dieſer aber hatte ihn erſucht, die Sache gefälligſt ſelbſt zu übernehmen. Das war eine harte Zumuthung. Am andern Morgen nach dem Frühſtück ging indeſſen der Freier zu Marie, die allein am Fenſter ſtand. „Mein Fräulein, ich habe etwas mit Ihnen zu reden; wo kann es geſchehen?“ ſagte er mit ziemlich feſter Stimme. — „Kommen Sie mit in den Garten,“ erwiederte ſie, als ſey es die natürlichſte aller Zumuthungen. — „Ich möchte lieber allein mit Ihnen ſprechen,“ ſtotterte er heraus, „im Garten iſt der Gärtner und die Gartenknechte.“ — „Kommen Sie mit mir,“ erwiederte ſie, ſchon mit etwas ungewiſſerer Stimme, und führte ihn hinunter in das Wohnzimmer.

Da ſie die Thüre hinter ihnen ſchloß, ſo kann nicht mitgetheilt werden, wie das Geſpräch ablief, doch dauerte es ſehr lange, eine, zwei Stunden, die Nachrichten ſind nicht genau. Als die Tante aber anfing nach Marie zu fragen, begann Hugo ſie auf das vorzubereiten, was im Werke ſey. Endlich kam Marie mit verweinten Augen zu ihr und kniete vor ihr nieder. Die Tante ſagte: „Ich weiß Alles, mein Kind.“ — „Du glaubſt nicht,“ erwiederte Marie, „daß ich jemanden mein Jawort geben werde, ohne erſt das deine zu haben?“ — „Nein, Marie,“ erwiederte die Tante, „das glaube ich nicht, aber du wirſt mir auch nicht zutrauen, daß ich es dir aus Selbſtſucht verſagen könnte. Du weißt, was mir deine Nähe iſt, wie ich nur in dir lebe und glücklich bin; aber du weißt nicht, wie oft ich ſorgenvoll auf den Augenblick hingeſehen habe, wo ich nicht mehr ſeyn werde. Nun müſſen wir uns die Sachen anders zurecht legen und berathen. Du wirſt nun nicht mehr mein alleiniges Eigenthum ſeyn und einem andern angehören, aber dann iſt gewiſſermaßen das ganze Paar wieder mein. Ich will im Einzelnen keinen Lebensplan faſſen, aber es müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn zwei Menſchen, wie du und Brachow, einer alten Frau nicht einen glücklichen Lebensabend bereiten könnten. Laß ihn rufen, daß ich euch ſegne.“

Otto kam. Marie erſchien ihm wie eine Verklärte. Die Liebe hat eine zweifache Wirkung; fängt ſie von außen an, ſo wandelt ſie das Innere ihres Gegenſtandes in lauteres Gold um und will von keinem Flecken in demſelben wiſſen; entzündet ſie ſich an innern Eigenſchaften, ſo trägt ſie dieſe Verklärung auf das Aeußere über und der Körper wird für ſie nur das Kleid der Seele. Weder Otto noch Marie vermißten

Digitized by Google

etwas an einander, sie liebten sich und verlangten nichts mehr. Wenn aber die alte Tante sich selbst noch einmal in den Ehestand begeben hätte, so wäre das Erstaunen des Hausstandes und nach und nach des ganzen Dorfes kaum größer gewesen. Jakob allein versicherte, daß ihm die Sache schon seit einigen Tagen höchst verdächtig vorgekommen sey.

Als der Hochzeittag besprochen wurde und davon die Rede war, ihn noch einige Monate hinauszuschieben, trat Otto auf einmal entschieden auf und sagte: er könne seinen Urlaub unmöglich auf mehr als acht Wochen verlängern; drei seyen bereits schon um, also bitte er sehr, daß die Trauung heute über vier Wochen stattfinden möchte.

Es war ein allgemeines Staunen, ja eine theilweise Empörung über diesen Vorschlag entstanden; endlich fragte man Marie um ihre Entscheidung. — „Je nun," sagte sie, „ich muß ja wohl Ja sagen, denn sonst läßt er mich am Ende ganz im Stich." Ihr Bruder schloß sie jubelnd in seine Arme. „Das ist brav von dir," rief er aus, „daß du dich nicht zierst; also von heute über vier Wochen."

Diese vier Wochen waren fürchterlich. Wer im Dorfe nähen konnte, wurde herbeigeschafft; der Wagen fuhr fast täglich zur Stadt, um Einkäufe zu besorgen; die fetten Pferde wußten sich vor Erstaunen nicht zu fassen, der Kutscher, dem sonst jeder Vorwand durchging, um nicht anzuspannen, glaubte ein Opfer dieser schweren Anforderungen zu werden; die Kammerjungfer verlor ihre Nachtruhe, um mit dem Hausen Kleider fertig zu werden, die nun einmal zum Heirathen unumgänglich nöthig sind. Jakob fragte, ob er denn gar nichts zur Hochzeit des Fräuleins verrichten könne; er sey doch auch ein Mensch, der dazu gehöre; aber es fand sich nichts.

„Aber wo wollen Sie Ihre Frau in der Stadt unterbringen?" fragte die Verwandte, empört über diese Eile. — „Es ist Raum genug in meiner Wohnung," antwortete Otto; aber es fiel ihm doch auf's Herz, daß dieß eigentlich nicht der Fall sey. Er zog Marie darüber zu Rathe. — „Wir können ja die ersten acht Tage in einem Gasthaus wohnen," sagte diese lächelnd, „und uns dann einrichten" — Er küßte ihr entzückt die Hand. Sain bestand darauf, daß das junge Ehepaar seinen vortrefflichen Reisewagen benützen sollte; er selbst und seine Frau wollten noch einen Theil des Winters bei der Tante bleiben.

So kam der wichtige Tag heran. Marie trat in die Kirche, wo Otto sie schon erwartete. Er sah keinen Unterschied zwischen dem Taufengel von einst und der umschleierten hohen Gestalt mit der Myrthenkrone, nur daß sie sein war, empfand er im tiefsten Herzen. Beim Frühstück nach der Trauung sagte der Geistliche auf einmal zum jungen Ehepaar: „Ich habe eine kleine Reise nach Z. zu machen, und da ich gesehen habe, daß ein hübscher Rücksitz in Ihrem Reisewagen ist, so wollt' ich Sie bitten, mich bis dahin mitzunehmen." Sain brach in ein unterdrücktes Gelächter aus, als Otto mit außerordentlicher Verlegenheit die Bitte gewährte. Marie hätte den Geistlichen umarmen mögen aus Dankbarkeit, und so traten sie denn ihre Lebensreise unter frommem Schutz an, und die Rührung der Zurückbleibenden ward durch das Kichern der Schadenfreude gemäßigt, während Marie in Thränen zerfloß. Der geistliche Herr unterhielt die Neuvermählten auf's Beste bis Z., von wo an sie ihren Weg allein fortsetzen mußten.

Es waren ein paar Jahre vergangen. Die Tante war im Winter mit in die Stadt gezogen, einige Sommermonate brachte Marie bei ihr allein zu, dann kam Otto, sie abzuholen. Die Reise war schon nicht mehr so leicht, denn auf dem Rücksitze saß eine stattliche Amme, mit einem kleinen Brachow von ganz reinem Blute auf dem Schooße.

Einmal im Herbst, bevor man die Winterquartiere bezog, befand sich die ganze Familie auf Brachows Gute beisammen. Als Ottos Geschäfte ihn zwangen, nach der Stadt zurückzukehren, befiel den Kleinen eine leichte Unpäßlichkeit und die Eltern wagten es nicht ihn der Ermüdung einer Reise auszusetzen. Es ward also beschlossen, daß Marie mit dem Kind zurückbleiben und erst nach gänzlicher Wiederherstellung des Söhnleins folgen sollte. Sains gefiel dieser Plan sehr wohl, weil sie selbst noch durch allerlei Geschäfte auf einige Wochen an das Land gebunden waren.

Einst waren Sains zu Marien herübergefahren und tranken Kaffee im selben Zimmer, das wir im Eingang dieser Erzählung kennen gelernt haben; aber welche Veränderung war hier vorgegangen! Schwellende, gepolsterte Möbeln mit ausgeschweiften Sitzen und Lehnen füllten das Zimmer, große Wandspiegel in goldenen Rahmen reichten vom Fußboden bis zur Decke; reiche dunkle Vorhänge fielen von den Fenstern und den Thüren herab, Gestelle mit Statuetten schwebten an den Wänden. War denn die Familie so viel reicher oder in den Fürstenstand erhoben worden? Nein, sie war nur dem Geist der Zeit gefolgt; eine Eisenbahn ging mitten durch die Güter der Sains und Brachows hindurch, und es war nichts leichter, als den Luxus der Residenzen auf das Land zu verpflanzen. Die Tante aber hatte sich ein Fest daraus gemacht, das junge Ehepaar durch diese neue Einrichtung zu überraschen.

Digitized by Google

Nur die alte Familienkanne mit dem Brachvogel in getriebener Arbeit goß noch ihren braunen Krystall in die Meißner Tassen, und das Sahnekännchen hinkte hintennach.

Da kam der Postbote mit einem Brief von Otto; Marie ergriff ihn hocherröthend, als käme er von ihrem Bräutigam, und las ihn durch. Rosa sagte: „Wie schreibt dein Mann so schnell? Er kann ja kaum angekommen seyn." — Marie erwiederte: „Er schreibt von unterwegs. Er hat ein Papier hier vergessen, das ich ihm nachschicken soll; ich will es gleich suchen, so kann es noch mit der Post fort. In der grünledernen Schatulle soll es liegen, und der Schlüssel zu dieser ist im Schreibtische." Rosa nahm den Schlüssel, schloß die Schatulle auf und gab ein Papier nach dem andern ihrer Schwägerin zur Durchsicht. Endlich fand sich das rechte. Während Marie sich davon überzeugte, nahm Rosa aus dem Grunde der Schatulle ein Couvert heraus, das leer zu seyn schien; gedankenlos schlug sie es auf, und es leuchtete ihr eine Silhouette daraus entgegen. Sie ward blutroth, und als Marie die Augen nach ihr aufschlug, fand sie sie ganz verändert.

„Was fehlt dir?" sagte sie ängstlich. — „Eine fliegende Hitze ist mir in den Kopf gestiegen, daß mir ganz schwindlich wurde," antwortete Rosa. „Sieh, das lag auch in der Schatulle deines Mannes." — „Ein reizendes Köpfchen," sagte Rosa. „Wie mag's hieher gekommen seyn?" — „Findest du nicht, daß es jemanden gleicht?" — „Nein, es scheint mir ein Ideal, solche Gesichter gibt es nicht." — „Vielleicht ist's eine Jugendliebe deines Mannes. Hast du ihn nie gefragt, ob er jemals eine lieb gehabt hat?" — „Nein, was geht's mich an? Jetzt liebt er mich." Hiemit schloß sie das Couvert wieder und legte es in die Schatulle zurück.

Rosa aber wußte nun auf einmal, was ihr lange Jahre ein Räthsel gewesen war; sie konnte es nicht bei sich behalten und erzählte es ihrem Mann. Frauen in gewissen Jahren ist's eine Genugthuung, zu erzählen, wie man sie einst geliebt hat. Auf Sain aber machte dieser Triumph seiner Frau weniger Eindruck als die Erinnerung an Hugos Betragen, als er ihn für den Advokaten hielt. Wenn er ihn je geliebt hatte, so liebte er ihn jetzt doppelt.

„Aber warum," fragte Rosa, „kann die alte Brachow ihrem Sohne das Versprechen abgenommen haben, mich nicht zu heirathen?" — „Aus einer nichtigen Ursache, die mich nicht gehindert hat, der glücklichste Mann zu werden; aber du, mein Kind, bist dabei zu kurz gekommen; denn was bin ich gegen Otto!" — „Mir bist du eben so recht," rief Rosa, ihm um den Hals fallend, „und ich glaube, er hat's auch besser mit Marie getroffen als mit mir." Die Geschichte aber ist hiemit zu Ende, denn wenn ein paar Leute gerade so glücklich sind, als man es ihren Charakteren zufolge erwarten konnte, so ist nichts mehr von ihnen zu berichten.

Literatur.

Charaktere der deutschen Literatur von Schmidt-Weißenfels. Zwei Bände. Prag. 1859.

Die Bezeichnung „literarische Charaktere" ist ohne Zweifel mit dem französischen portraits littéraires ganz identisch zu nehmen. Bezieht sich der französische Ausdruck mehr auf die Formen, welche derartige Darstellungen haben sollen, so weist der deutsche auf den innern Ausgangspunkt, den man bei ihnen zu nehmen hat, um die charakteristische Aehnlichkeit des Porträts zu erreichen. Beide aber zeigen gleich deutlich an, auf was es hier zunächst ankommt, nämlich auf ein genau umschriebenes und eingerahmtes Bild, welches die äußere Erscheinung, die literarische Stellung einer bedeutenden Persönlichkeit und ihre einzelnen Hervorbringungen mit seiner Charakteristik aus ihrer geistigen Individualität heraus zur Anschauung zu bringen weiß. Wie sich derartige Porträts von der Schilderung derselben Persönlichkeit im Zusammenhang eines größeren literarhistorischen Werkes zu unterscheiden haben, liegt auf der Hand. In einem solchen größeren Werke, einem Compendium, ist die nächste Aufgabe, Stellungen und Beziehungen im Großen zu entwickeln, den Einzelnen ihren Platz im Ganzen anzuweisen, ihre Werke als Produkte ihrer Zeit zu analysiren. Weiß man damit eine anziehende individuelle Schilderung zu verbinden, so ist dieß freilich schön und gut; in der Regel aber wird ein solches Eingehen auf die einzelne Individualität durch die

Digitized by Google

Masse des Stoffs, der zu verarbeiten ist, sehr erschwert, das Interesse wird getheilt und dadurch für die einzelne Erscheinung abgeschwächt werden. Ganz im Gegentheil hat das literarische Porträt, das Charakterbild, die weiteren Perspektiven nur mit wenigen, aber scharfen Strichen zu skizziren und vor Allem darauf zu sehen, daß der Hauptgegenstand recht voll und warm, recht rund und anschaulich sich heraushebe. Was bei einer allgemeinen Darstellung, auch der ausführlichsten, nicht stattfhat wäre, das ist gerade hier ganz am Platz und unentbehrlich: ein Eingehen auf die einzelnen, oft einseitigen und sich widersprechenden Züge, welche in ihrer Gesammtheit die Individualität ausmachen, auf das gemüthliche Detail, auf das Anekdotische. Bei der Literatur kommt es also auf die Tiefe der Auffassung, auf die Großartigkeit der Gesichtspunkte an, welchen das Einzelne sich unterzuordnen hat, beim Porträt auf die feine, künstlerische Ausführung, auf das psychologisch-plastische Talent. Darum werden auch im ersteren Fach die Deutschen stets die Meister bleiben, während im letzteren von jeher die Franzosen sich ausgezeichnet haben.

Unverkennbar ist auch das literarische Porträt von Frankreich her bei uns eingeführt worden, wenn auch nicht direkt, so doch durch den Einfluß, den vor zwei bis drei Decennien französische Anschauungs- und Schreibweise bei uns gewonnen. Damals, zur Zeit des jungen Deutschlands, entstanden eine Menge solcher Schriften, die zwar nicht alle diesen Titel führten, deren Inhalt aber ihre Herkunft, die Muster, denen sie nachstrebten, deutlich erkennen ließ. Leider aber ahmte man die Franzosen nur in ihren Fehlern und Schwächen nach, ohne auch die guten Seiten, die sie unläugbar haben, von ihnen anzunehmen. Es fand damals ein Austausch statt, bei welchem der Gewinn keineswegs auf unserer Seite war. Die Franzosen fingen an mit Hülfe der deutschen Philosophie und Geschichtsforschung sich zu vertiefen; namentlich die Jahre von 1828 bis 1830 bilden in dieser Hinsicht eine höchst wichtige und interessante Epoche in ihrer geistigen Entwicklung. Auf unserer Seite dagegen hatte man weniger ein Auge für die Feinheit und künstlerische Präcision des französischen Styls, als für die Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit, für das schnelle Arbeiten, durch welches sie sich freilich auch von uns unterscheiden. Daher statt der soliden, aber schwerfälligen Werke einer ernstlichen Gelehrsamkeit, welche man uns sonst vorzuwerfen pflegte, auf einmal die über Nacht zusammengestoppelten Brochüren, die Bücher „verschiedener Bezüge," die an allem herumkamen und sich breiten, der Welt alsbald mitzutheilen, was die Herrn heute erst gelernt oder auch nicht gelernt hatten. Es war damals eine vorherrschend literarische Zeit; sie hatte es daher auch zumeist mit literarischen Beziehungen und Persönlichkeiten zu thun. Hatte man etwas von den allgemeinen Ideen und Principien erschnappt, welche en vogue waren, wußte man diese halbwahren oder ganz falschen Reflexionen mit ein paar persönlichen Anekdoten zu versehen, so war das pikante Buch fertig, und der Autor konnte sich mit dem Gedanken tragen, in den Gang der deutschen Bildung und Literatur lebendig eingegriffen zu haben.

In den letzten Jahren bekam man öfters zu hören, die Revolution habe auch die literarische Lenne gefegt und Spren und Weizen von einander geschieden; das Leichte, Inhaltlose sey ohne Gnade zerstäubt, für das Gediegene aber der Boden umgebrochen und die Luft gereinigt. Wie es sich damit vor ein paar Jahren verhalten habe, lassen wir dahin gestellt; fast will es uns auch bedünken, daß damals die Literatur noch frischer und gesunder gewesen sey; gewiß aber ist, daß sich uns in der allerneuesten Zeit unzweifelhafte Symptome einer neuen Stagnation und Fäulniß aufdrängen. So war, um nur eines anzuführen, der Roman vor einigen Jahren ohne Frage entschieden gediegener als gegenwärtig, wo uns namentlich von Leipzig eine Fluth von Machwerken zugeführt wird, bei denen nicht nur von Composition und poetischem Gehalt keine Rede seyn kann, sondern wo sogar Syntax und Grammatik gänzlich in die Brüche gerathen. Die leichtsinnige Büchermacherei, das Producíren von bloßem Lesefutter beginnt offenbar wieder zu wachsen und zu wuchern. Da kann es dann unmöglich auch an Büchern fehlen, welche, eine Anzahl politischer, philosophischer, literarischer „Bezüge" zusammenwürfelnd, etwas Apartes seyn und ihren Urheber zu einem Mann machen sollen. Skizzen, Memoiren, Charaktere und dergleichen sind hiefür die bequemste und willkommenste Form.

Wir sind nun nicht gemeint, dem Buche des Herrn Schmidt-Weißenfels allen Werth abzusprechen und es auf eine Linie etwa mit jenen schlechten Romanen zu setzen, unter deren Verfassern übrigens mehrere sind, die sich bereits einen gewissen Ruf erworben haben. Von dem Vorwurf der Büchermacherei aber können wir ihn nicht freisprechen. Auf dem Umschlag seines Neuesten sind von ihm weiter empfohlen: „Friedrich Gentz, eine Biographie," in zwei starken Octavbänden. Es ist dieß ganz ein Thema, wie man es auch in jener Zeit des jungen Deutschlands und seiner Ausläufer geliebt und damals wirklich auch bearbeitet hat. Es gibt da so viele tiefere „Bezüge," durch welche der Belletrist fast zum Diplomaten wird. Ferner: „Wier Jahre Memoiren. Porträts und Erlebnisse." Das Buch enthielt außer manchem andern namentlich die Beziehungen des Autors zu vielen, besonders französischen Schriftstellern, als zu Lamennais, Marraft, Louis Blanc, Gérard, Merle, Balzac, Sue, Dumas, Girardin, Delphine Girardin, George Sand, Lamartine, Victor Hugo, der Malerin Rosa Bonheur; zu den Flüchtigen in London: Ledru Rollin, Pyat, Harro Harring u. s. w. Man sieht, er hat viel erlebt und weiß es zu verwerthen; die Porträts und Charaktere dürften ihm sobald nicht ausgehen. Von den „Charakteren der deutschen Literatur" wird in dem kurzen Vorwort gesagt, ein großer Theil derselben sey schon in den „kritischen Blättern für Literatur und Kunst" abgedruckt worden. Von Hause aus seyen sie jedoch nicht zu diesem Zweck bestimmt gewesen und dürfen also auch keineswegs als gesammelte Journalartikel gelten; vielmehr

Digitized by Google

erſcheinen ſie hier in ihrer urſprünglichen Form, nur vielfach ergänzt und verbeſſert. Sie ſind alſo eigentlich das prius, die vor ihnen erſchienenen Journalartikel der Sache nach das posterius: der nach mir kommt, war ehe denn ich und mehr als ich. Uebrigens ſeyen dieſe Charaktere auch keineswegs willkürlich zuſammengeſtellt, ſondern dem Verfaſſer ſey der Gedanke vorgeſchwebt, durch Wahl und Darſtellung derſelben je eine ſpecielle Richtung der modernen deutſchen Literatur in lebendigſter Weiſe zu kennzeichnen, und durch eine chronologiſche Ordnung ein vollſtändiges und einheitliches Gemälde von der geiſtigen Bewegung unſerer Epoche zu liefern.

Mag es ſich nun mit der urſprünglichen Beſtimmung der „Charaktere“ verhalten wie es will, auf jeden Fall haben ſie auch in der Form, in welcher ſie uns hier vorliegen, einen durchaus journaliſtiſchen Charakter. Von der Präciſion und Rundung eines Porträts findet ſich keine Spur; im Gegentheil leidet alles an einer außerordentlichen Breite; viele Phraſen und wenig Gedanken. Die Eilfertigkeit und Oberflächlichkeit der Arbeit gibt ſich namentlich darin kund, daß der Verfaſſer ſich gern zufrieden gibt, wenn es ihm nur gelingt, allgemeine Gegenſätze und Schlagwörter zu finden, unter die ſich die Gedanken und Begebenheiten bringen laſſen, wenn ſie dabei auch eine ſchiefe Stellung bekommen. An einzelnen richtigen Urtheilen und treffenden Bemerkungen fehlt es allerdings nicht; aber ſie verſchwinden in der Maſſe des Nichtsſagenden und Haltloſen. Die chronologiſche Reihenfolge der literariſchen Charaktere erſtreckt ſich von Lenau bis zu Brachvogel, dem neueſten Berliner Dramatiker.

Sehen wir uns das erſte Porträt, das Lenaus, genauer an, ſo meint der Verfaſſer ohne Zweifel, ein recht lebendiges Bild gegeben zu haben, indem er mit einer ſechs Seiten langen Phantaſie beginnt, welche uns einen jungen Mann zeigt, der von dem Verdeck eines nach Amerika ſegelnden Schiffes nach dem dunkelrothen Glutball der untergehenden Sonne hinaus ſtarrt, und uns endlich ſagt: „Dieſer ſo von Sehnſucht gequälte junge Mann, das war Nimbſch Edler von Strehlenau, den die Poeſie unter dem Namen Nicolaus Lenau kennt.“ Wir müſſen geſtehen, in ſolchen Allgemeinheiten die Porträtähnlichkeit nicht finden zu können. Wird ſie auch nicht geradezu falſch, ſo dienen ſie auf jeden Fall zu nichts weniger als zu Gewinnung concreter Erkenntniß und individueller Anſchaulichkeit. So iſt es auch im folgenden. Lenau wird nach den großen Gegenſätzen dargeſtellt, die in ſeiner Natur mit einander rangen und ſtritten. Der Magyar und der Deutſche, das bürgerliche Gemüth der Mutter und der Cavaliersgeiſt des Vaters ſind ohne Zweifel ſehr weſentliche Momente zu ſeiner Erklärung; in ſein Innerſtes aber werden wir dadurch doch nicht ſo recht eingeführt, ſondern bewegen uns nur in allgemeiner, äußerlicher Betrachtung um ihn herum. Und dieſe Betrachtung wird eben wegen ihrer Allgemeinheit nicht ſelten ſehr ſchief und enthält, während ſie mit einem tieferen Sinn zu ſpielen meint, einen Nonſens. Der Verfaſſer ſpricht von der Weltſchmerzliteratur, von den Fauſtproblemen, von dem Streben nach einem Vernunftideal, das außerhalb des geſellſchaftlichen Lebens ſtände und den abgeſchafften Glauben, die Religion erſetzen ſollte. Dieſes Streben biete, wie alle dergleichen Kämpfe des menſchlichen Geiſtes, ihre zwei Seiten dar, die ſich auch in der Literatur bekundeten, nämlich als Literatur der Ergebung und als Literatur der Verzweiflung. „Dieſe zwei Seiten jener Himmelseroberungsſucht ſind in der europäiſchen Literatur in vier großen Nüancen vertreten, nämlich durch Chateaubriand und Byron, Goethe und Lenau. Der erſte ſchrieb René, der zweite Manfred, der dritte und vierte jeder ſeinen Fauſt.“ Wer von dieſen vier Vertretern der Himmelseroberungsſucht gehört zuſammen? Repräſentiren Chateaubriand und ſein René die Literatur der Verzweiflung oder die der Ergebung? Was iſt damit geſagt, wenn es heißt: Lenau war der verzweifelte Goethe, Lenau war der troſtloſe Byron? Nach unſerer Anſicht ſind alles dieſes nichts als ſchillernde Phraſen, leere flatus vocis.

Von beſonderer Wichtigkeit für die Charakteriſtik Lenaus ſcheint dem Verfaſſer die Bemerkung zu ſeyn, daß „dieſes Streben nach der ewig verſchloſſenen Löſung eines Problems nicht allein bei allen edleren Dichternaturen, ſondern ausſchließlich ſogar bei den Dichtern ſich finde, die dem Edelmannsſtande angehörten.“ Daß bei Byron die verderbliche Wirkung ſeiner ariſtokratiſchen Eitelkeit nicht hoch genug angeſchlagen werden kann, leidet keinen Zweifel; auch bei Lenau ſpielt dieſelbe herein, wenn gleich der Verfaſſer dieſes Moment nach unſerer Anſicht viel zu ſtark betont, indem er die ganze Entwicklung des unglücklichen Dichters auf einen Kampf zwiſchen edelmänniſchem Hochmuth und bürgerlicher Dichtkunſt zurückführen will. Eine ganz verwunderliche Antitheſe aber, bei der wir nicht wiſſen, von welcher Seite wir zuerſt den Verfaſſer zurechtzuweiſen haben, iſt es doch gewiß, wenn er ſagt: das Streben nach dem „Vernunftideal, das außerhalb des geſellſchaftlichen Lebens ſtehe,“ oder nach der „ewig verſchloſſenen Löſung eines Problems,“ finde ſich nicht allein bei allen edleren Dichternaturen, ſondern ausſchließlich ſogar bei den Dichtern, die dem Adelſtande angehörten. Hat er wohl bedacht, daß dieß nach logiſchen und grammatikaliſchen Geſetzen nichts anderes heißen kann, als: jenes Streben, das ihm auch mit dem Weltſchmerz identiſch iſt, ſey ein charakteriſtiſches Merkmal aller edleren Dichternaturen, und dieſe edleren Dichternaturen gehören vorzugsweiſe dem Edelmannsſtande an? Er geht freilich, indem er die Grenzen dieſes Standes zieht, nicht mit genealogiſcher Strenge zu Werk, denn: „Chateaubriand war Vicomte, Goethe war Edelmann, ebenſo (außer vielen andern) auch Lenau, geborener Herr von Nimbſch.“ Wäre dieſe Nobiliſirung der edleren Dichternaturen nicht allzu komiſch, ſo müßte man Fr. von Schiller auch zum Edelmannsſtande zählen, zum mindeſten mit eben ſo viel Recht als Goethe. In der That ſcheint auch Schmidt an ſo etwas gedacht zu haben, wenn er ſchreibt: „Es gibt für große Dichter eine

Digitized by Google

Qual, mit der ſich nichts vergleichen läßt, das iſt der Kampf ihrer Poeſie mit der blanken Proſa der Wirklichkeit." (gleichbedeutend ohne Zweifel mit jenem bei den Dichtern vom Edelmannsſtande ausſchließlich ſich findenden weltſchmerzlichen Streben nach dem Vernunftideal, nach der ewig verſchloſſenen Löſung eines Problems). „Selbſt Schiller, der nach bitteren Kämpfen mit der Wirklichkeit vollſtändig brach, um ſeinen Idealen zu leben und ihnen ganz allein, ſchrieb" u. ſ. w.

Der ſprachlichen Unrichtigkeiten und logiſchen Widerſprüche ſind überall ſo viele, daß wir ihre Berichtigung nicht verſuchen wollen. Zum Beweis, wie ſchief und verkehrt die ganze Auffaſſung Lenaus ausgefallen iſt, führen wir nur noch das Eine an, daß die lyriſchen und epiſchen Gedichte einander als reine Gegenſätze gegenüber geſtellt werden. „In den letzteren fanden wir den Geiſt, der ihn beſeelte, den großen innern Kampf, deſſen Opfer er wurde, die ganze Geſchichte ſeiner Krankheit; in den herrlichen, tief wehmüthigen, klagenden und zarten Liedern Lenaus liegen aber die reinen Thränen, die er fünfzehn Jahre lang weinen mußte, um ſich, um ſeine Schwäche, um die Geſellſchaft." Ob der „Geiſt," der ihn bei dem einen beſeelte und bei dem andern nicht, mehr auf Incorrectheit der Sprache oder des Denkens zurückzuführen ſey, mag wieder unentſchieden bleiben; halten wir uns an den bloßen „Kampf," ſo wird doch gewiß jeder, der nur einiges Verſtändniß Lenaus hat, ſagen müſſen, daß deſſen tief wehmüthige Lieder keineswegs die reinen Thränen ſind, die er fünfzehn Jahre lang geweint hat, in dem Sinne, als ob in ihnen nicht ganz dieſelben Conflicte, die gleiche Zerriſſenheit ſich ausſprächen, wie in den epiſchen Gedichten; im Gegentheil liegt es ja ſchon in der Natur der Sache, daß ſie hier einen noch intenſiveren Ausdruck finden.

Es kann natürlich nicht unſere Abſicht ſeyn, die folgenden Porträts ebenſo in's Einzelne zu beleuchten wie dieſes erſte. Für das gelungenſte halten wir das vierte, das des Herrn von Sternberg; weitaus das wichtigſte aber iſt ohne Zweifel das von Julian Schmidt. Hier hat es der Verfaſſer nicht mit bloßen Allgemeinheiten zu thun; er iſt auf's tiefſte perſönlich afficirt und ſeine Darſtellung bekommt die Schärfe des Pamphlets. Wir ſind in das Geheimniß der perſönlichen Beziehungen der beiden Schmidt nicht näher eingeweiht und können daher nicht ſagen, iſt es Rivalität, Neid, Rachſucht oder was ſonſt, was den einen zu ſo außerordentlicher Bitterkeit gegen den andern ſtachelt; aber Beziehungen der ſchlimmſten Art müſſen es ſeyn, denn eine Polemik, wie die des Herrn Schmidt-Weißenfels gegen Julian Schmidt iſt unſeres Wiſſens in der deutſchen Literatur ſeit langer Zeit ohne Beiſpiel. Daß mit J. Schmidts Kritik viele in vielem nicht einverſtanden ſeyn werden, iſt begreiflich, und eben ſo natürlich, daß ſeine äſthetiſche Theorie Widerſpruch erfahren wird. Die „Poeſie der Arbeit" iſt auch uns nicht das Höchſte der Kunſt, und der Verfaſſer von „Soll und Haben" nicht der erſte der lebenden Dichter. Aber Schmidt-Weißenfels begegnet das Unglück, daß er die ſchwachen Seiten ſeines Gegners nicht zu treffen weiß, daß er in der äußerſten Wuth um ihn herum ſpringt, ohne ihm auf den Leib zu kommen. So arg er tobt, muß er ihm doch immer wieder zugeſtehen, er habe ſein Journal vortrefflich geleitet und durch ſeine Feder allein den glänzenden Erfolg deſſelben möglich gemacht. Unerbittlichkeit der Kritik und Unſträflichkeit des Gewiſſens kann er ihm nicht ableugnen; ihm abzuſprechen, daß ſeine Literaturgeſchichte von jedem Gebildeten werde mit Vergnügen geleſen werde, wäre ungerecht und kleinlich; es ſoll ihm keines der Talente beſtritten werden, die man an ihm hervorhebt; „wir trachten nicht darnach, einem ſolchen Schriftſteller ein einzigen Lob zu verkümmern; er mag ſeinen Ruf behalten, aber er ſoll ſeine Autorität verlieren."

Die Autorität — da wird freilich am Ende des Pudels Kern ſtecken. Dann iſt es ja aber much ado about nothing, daß ſich der Verfaſſer der Charaktere ſo ſehr anſtrengt. Denn „wenn Julian Schmidt ernſtlich glaubt, daß die ausgebreitete Lektüre ſeines Buchs auch ſeine Lehren und Anſichten verbreitet habe, ſo iſt dieß ein Irrthum, der von den meiſten in ähnlicher Lage begangen werden wird, der aber niemals den Irrthum zur Wahrheit macht." Gerade das Gegentheil ſey wahr; J. Schmidt habe eine ſehr heilſame reactionäre Wirkung auf die Nation ausgeübt, indem durch die Heftigkeit, mit der er den Idealiſten den Untergang bereiten wollte, unſere Dichter und ihre Werke nur noch klarer in ihrer „Würdigkeit" hervorgetreten und die Lebensunfähigkeit des Realismus an den Tag gekommen ſey. Die Nation ſey heute nicht aufgelegt, ſämmtliche Dichter, den lyriſchen Nachwuchs und die Weltſchmerzler nach Anleitung Julian Schmidts todtzuſchlagen, die Liebe zur ächten Romantik habe beim Volk nicht aufgehört und das realiſtiſche Element die Gemüther der Nation nicht ohne Gnade umgebracht.

Wenn der Verfaſſer an dieſe ſeine Dialektik ſelber glaubte, ſo könnte ihn ja die Autorität ſeines Rivalen ruhig ſchlafen laſſen. Dieſer hätte ſich ja ſein Grab ſelbſt gegraben und wäre mit ſeinem todten Realismus einem Gewäſſer zu vergleichen, „deſſen trübe Maſſe keinen neuen Zufluß erhält und das austrocknen wird, ehe wir es uns verſehen." Offenbar aber ſetzt er ſelbſt einige Zweifel darein und ſucht darum, was noch nicht geſchehen iſt, zu vollbringen, ſeine Wünſche zu einem fait accompli zu machen. Dieß könnte aber nur geſchehen durch eine viel gründlichere Auseinanderſetzung über Realismus und Idealismus, über Romantik und geſunden Menſchenverſtand, als er ſie uns zu geben im Stande iſt. Bei einer ſolchen müßte ſich auf's unumſtößlichſte ergeben, was für den „lyriſchen Nachwuchs und die Weltſchmerzler" zu thun iſt, ob wir ſie müſſen von J. Schmidt todtſchlagen laſſen, oder ob nicht vielmehr ihm der realiſtiſche Zopf zu ſtutzen wäre, in welchem ſeine kritiſche Simſonsſtärke, ſeine erſchreckliche Autorität zu ſtecken ſcheint. Hiezu aber gehört vor allem eine gründliche philoſophiſche Zucht und dialektiſche Bildung, an welcher es gerade Herrn Schmidt-Weißenfels

Digitized by Google

gänzlich fehlt. Gegen die „coeurs sensibles qui sont nés pour être malheureux," gegen die „Weltschmerzler," welche nach Schmidts Ansicht „die Aufgabe unserer Zeit tief begriffen haben und sich redlich abmühen, die Versöhnung, die Coincidenz des Idealen und Realen zu bewerkstelligen," gegen ihre hochherzigen „Wallungen" behält leider der gesunde Menschenverstand, die „rohe, vom Herzschlag höheren Fühlens nicht geadelte Natur," immer Recht. Mit derartigen Phrasen, bei denen man nie recht weiß, wo man steht und mit der linken Hand immer wieder zurücknehmen muß, was man mit der rechten gegeben hat, ist nichts ausgerichtet. Dieß ließe sich dem Verfasser leicht im Einzelnen nachweisen, indem er vermöge seiner „Wallungs"-Aesthetik in seinen einzelnen Urtheilen unaufhörlich hin und her schwankt und mit sich selbst in Widerspruch kommt. Wir wollen und aber lieber seine theoretische Auseinandersetzung über das Wesen der Poesie näher ansehen, da ihm, wie er selbst sagt, daran liegt, diese besonders hervorzuheben.

Er fährt einige Sätze von J. Schmidt an: „Diese alle Adern gewaltig durchströmende Wärme (der Poesie) quillt nur aus dem wirklichen Leben hervor," und: „Nun wird zwar nicht jeder, der aufrichtig studirt und der sich mit Innigkeit in die Wahrheit des Lebens vertieft, deßhalb ein großer Dichter werden, aber was er gibt, wird wenigstens das Gepräge der Wahrheit an sich tragen, und das ist die einzige ächte Quelle der Poesie." Diese Stellen und die namentlich in denselben hervorgehobenen Worte scheinen uns schon an sich durchaus nicht anstößig und die Erklärung, die J. Schmidt dazu gibt, ist eine ganz unzweideutige: den Dichtern sey es heutzutage größtentheils unmöglich, sich auf längere Zeit in einen Gegenstand mit Andacht zu vertiefen, weil sie bei jeder Gelegenheit ihre Ansichten über Gott und Welt und alle möglichen andern Dinge anbringen müssen; und: wenn bei unsern modernsten Dichtern der sogenannte Weltschmerz die übliche Stimmung ausmache, so liege darin nur das stillschweigende Eingeständniß, daß sie nicht wissen, ob das, was sie geben, Wahrheit oder Lüge sey. Schmidt-Weißenfels aber meint, eine solche Sprache sey philiströs, unverzeihlich, und ein Kritiker, der sie führe, beweise dadurch wirklich seine gänzliche Incompetenz den Schöpfungen der Poesie gegenüber; denn „dem Dichter ist es nicht sowohl um Darstellung dessen zu thun, was er denkt, als vielmehr dessen, was er anschaut und empfindet. Er will nicht sowohl den Verstand, als vielmehr die Einbildungskraft, obwohl auf eine verständige Weise beschäftigen, mithin sie durch seine Worte auftegen, damit auch andere mit ihm auf gleiche Weise anschauen und empfinden. Immer ist die Poesie mehr für die Herzen und dessen (?) Leben gemacht, als für den Geist u. s. w." Wer keinen Begriff habe von dem „Glockenspiel der Gefühle," keinen Sinn für den unerklärlichen Zauber, der in dem Aufschrei eines von Gluth überströmenden Herzens liege," der sey unfähig des Amtes, Dichter zu kritisiren.

Wenn der Verfasser meint, diese seine Ansicht werde sicherlich von jedem Gebildeten getheilt werden, so glauben wir vielmehr das Gegentheil hoffen zu dürfen. Hat er denn gar keine Ahnung davon, wie er mit all seiner Gluth und seinem Glockenspiel der Gefühle gar nichts anderes gibt als die Anweisung zu der rein verständigen, philiströsen Tendenzpoesie, zu der Poesie, wie sie nicht seyn soll, wenn er meint: sie müsse die Einbildungskraft auf „verständige" Weise beschäftigen, sie „auftegen," damit auch andere „auf gleiche Weise anschauen und empfinden?" — Wie weit auch sonst Aesthetik und Kritik auseinandergehen mögen, hierüber sind seit Lessings Zeiten alle Gebildeten einverstanden. Wer dieß nicht weiß, mit dem ist überhaupt kein verständiges Wort zu reden. Sich auf längere Zeit in einen Gegenstand mit Andacht zu vertiefen, ist der einzige Rath, den man einem solchen Romantiker der aufgeblähten Unwissenheit geben kann. Schmidt-Weißenfels, der mit so vielen berühmten Namen Frankreichs in Beziehung gestanden, möge namentlich die französische Literatur etwas näher kennen zu lernen suchen, damit nicht auf ihn zurückfalle, was er der „Geschichte der französischen Literatur" von J. Schmidt schuld gibt: „Die rücksichtslose Kühnheit den deutschen Dichtern gegenüber hastet wenigstens auf einer Kenntniß der deutschen Literatur und ihres Geistes und erscheint somit häufig nur wie eine rücksichtslos ausgesprochene Wahrheit. Den französischen Autoren gegenüber gibt J. Schmidt meist diese Kühnheit auf, die „Romantik" wird ihm bei diesen schwer aufzufinden" u. s. w. Hätte er das Buch, über welches er hier urtheilt und das er für vollständige Machwerk erklärt, einigermaßen aufmerksam angesehen, so wäre ihm unmöglich entgangen, wie J. Schmidt die Romantik auch bei den französischen Autoren zu finden weiß, wie er sie namentlich bei Chateaubriand und Lamartine, „diesen edeln Dichternaturen, die dem Edelmannsstande angehören," mit rücksichtsloser Kühnheit aufgedeckt hat.

Referent ist nichts weniger als ein Parteigänger von J. Schmidt und kümmert sich wenig um dessen Autorität; aber er ist der Meinung, daß man eine literarische Betriebsamkeit, wie sie sich namentlich gerne in Memoiren, in Erlebnissen und Charakteren nach Art der Schmidt-Weißenfelsschen breit macht, nicht wieder sollte aufkommen lassen, und daß hiegegen eine Solidarität aller gediegeneren Journale wohl am Platze wäre.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Der Carneval. — Die Rothschildsche Hochzeit. — Die Opernbälle. — Privattheater. — Meyerbeers neue Oper.

△ Der Carneval ist angelangt, aber man merkt's kaum; er macht im Ganzen eine ziemlich traurige Figur; er erscheint hier als ch— en lit — nehmen Sie das Wort nicht übel, es ist hier, in dem eleganten Paris, das in manchen Dingen so streng auf Etikette hält, allgemein gäng und gäbe. In Köln tritt der Carneval als Kaiser oder König auf, in Mainz hat er seine Narrhalla und seine Rangengarde; dergleichen harmlose Geckereien sind hier verschwunden, seitdem die Göttin der Freiheit auf dem Concordeplatze ihre blutigen Saturnalien begangen. Von allen Faschingsvergnügungen ist den Parisern nichts geblieben als der traurige Umzug des boeuf gras, dem sie es nicht besser machen als einst so manchem General der Republik: man führt ihn ein paar Tage im Triumphe durch die Straßen und schlägt ihn todt.

Die Verhältnisse sind eben dem Fasching nicht sehr günstig. Daran ist vor allem das Attentat vom 14. Januar schuld, so sonderbar es auch klingen mag. Mit jedem Tage hat sich seitdem die Zahl der Fremden vermindert. Der Kaiser zeigte sich sehr ungehalten über den damaligen Polizeipräfekten und über den Minister des Innern Billault; beide wurden abgesetzt. Ihre Nachfolger boten natürlich alles auf, um ähnliche Frevelthaten zu verhüten; daher die Plackereien wegen des Wisirens der Päße, als ob nicht längst die Erfahrung gelehrt hätte, daß die Schurken immer am besten damit versehen sind. Die Klagen wurden so häufig und dringend, daß man neuerdings die übermäßige Strenge der Polizeimaßregeln etwas gemildert hat. Dazu kam das Gesetz, genannt: „la loi des suspects.“ Die Engländer waren zuletzt ganz weggeblieben. Bei jedem Gentleman, der in Calais oder Boulogne landete, witterte man Bomben à la Orsini. Ich kenne Hotels, in denen kurz vor dem Attentate kaum Platz zu finden war und die in der letzten Zeit fast leer standen. Das lästige Gesetz ist nun auch aufgehoben worden, welches auf die Dauer einen großen Theil der hiesigen Industriellen ruinirt haben würde. Zu alle dem war nun das Gespenst des Kriegs gekommen, das der durchaus friedfertigen Hauptstadt keinen geringen Schrecken eingejagt hat. Mit seinen riesenhaften Wällen, die zwanzig Stunden und darüber im Umkreise haben, seinen acht forts détachés — jedes eine Festung für sich — macht Paris, so oft irgendwo in die Kriegstrompete gestoßen wird, ein Gesicht wie die Katze, wenn's donnert. Ich will hier keineswegs die Tapferkeit der Weltstadt in Zweifel ziehen; sie weiß nicht allein Hüte aufzustecken und Roben zuzuschneiden; mit der Hand, welche künstliche Blumen fertigt, an denen der Schmetterling irre wird, handhabt sie eben so fertig auch Flinte und Säbel, was sie nur zu oft bewiesen hat, aber hinterher hat sie es immer bereut; die Siege sind ihr theuer zu stehen gekommen. Und heutzutage sind schier alle europäischen Staaten in eine solche Solidarität der Interessen verflochten, daß keiner den Nachbar bekriegen kann, ohne sich selbst zu bekriegen, und für alle der erfochtene Sieg eine Niederlage würde. Aber Napoleon III. hat gesprochen, und das Gewitter hat sich verzogen, und die Börse hat eine Messe lesen lassen, und die Hauptstadt ruft fröhlich à la ch— en lit und stößt in das fatale Fastnachtshorn, und Baron von Rothschild hat seinen Sohn verheirathet und hat dem Rabbiner 100,000 Franken für die Armen geschickt. Der Friede ist in Gestalt des Gottes Hymen in die Synagoge eingezogen, die gegen alle Sitte und Tradition mit rother Seide und Sammt und Stickereien und Blumenguirlanden aufgeputzt war und im Wiederschein von tausend Kerzen blitzte und funkelte, und noch in hundert Jahren wird Israel reden von der schönen Braut, die einen Hochzeitkorb von 500,000 Franken bekommen hat und die blühen wird wie der Palmbaum und in die Wolken ragt wie die Ceder des Libanon! Die Synagoge liegt in der Straße Notre-Dame de Nazareth; hat der Herr Baron auch die Mutter Gottes mit einer frommen Spende bedacht? Da er Generalkonsul Oesterreichs ist, wäre das ganz in der Ordnung gewesen. Wir haben nichts darüber ermitteln können; dagegen hat man uns versichert, der Herr Baron habe Abends beim Dessert das Lied an die Freude angestimmt: „Send umschlungen Millionen!“ u. s. w. „Unser Schuldbuch sey vernichtet!“ ist ihm indessen in der Kehle stecken geblieben. Das Schuldbuch vernichten? Warum nicht gar!

Der Güter größtes ist das Leben nicht,
Der Güter größtes ist die (Staats) Schuld!

Orthodoxe Israeliten schütteln über diese Heirath den Kopf. Die Braut hat nichts! so was ist im Rothschildschen Hause nicht erlebt worden, nichts als 300,000 Franken, und nun gar ein Rothschild, der außer der Sippschaft heirathet und aus Liebe heirathet! Wir alle empfinden nichts von diesem Gewissenscrupel und rufen dem glücklichen jungen Manne ein freudiges hymen hymenaeos zu.

Der Fasching hat und bis jetzt weiter nichts gebracht als die Maskenbälle in der großen Oper. Diese Maskenbälle sind das wahre Symbol des Pariser Lebens. Einem Franzosen möchte ich so was nicht sagen, er würde mich auslachen, aber wir sind unter uns und brauchen uns nicht zu geniren. Viel Lärm, viel Putz, viel Glanz — der Pariser Opernsaal ist zwar nicht der schönste in der Welt, wie der Pariser glaubt, aber er hat immerhin großartige Verhältnisse. Die Dekoration ist grün mit Gold, die Logen sind mit rothem Sammt ausgeschlagen. Die Figuren des Plafondgemäldes haben wohl kaum mehr Werth als die Malereien auf den Bonbonnièren, aber sie schweben in den reizendsten Farben auf goldenen Wolken und wiegen sich auf

Digitized by Google

Blumengewinden; es iſt, als ob da droben ein ganzes Ballettcorps in der Luft ſchwebte. In den Logen ſitzt ein Blumenflor von Damen in prächtigen Anzügen, die meiſt gemiethet ſind, aber nichts deſto weniger Effekt machen. Beim erſten Eintreten iſt der Anblick feenhaft; die blendende Beleuchtung, das immenſe Orcheſter, das die lieblichſten Tanzmelodien durch den Saal erſchallen läßt, das freudige Wogen der Tänzer und der Auf- und Abgehenden — dieß alles macht um ſo mehr Eindruck, weil in den erſten Stunden noch alles anſtändig hergeht und die Muſiker mit friſchen Kräften ausgerüſtet ſind. Nicht lange aber, ſo werden die Inſtrumente ſtumpf, die Aufſeher ermüden, die lang verhaltenen Leidenſchaften ſchütteln den Zwang ab und gehen durch, und die Orgie beginnt, eine Orgie ohne innere Freude, eine Orgie, die bacchantiſch raſt aus Eitelkeit, um Aufſehen zu erregen, und Händel ſucht. Zuletzt kommt das Schimpfen, man fordert ſich, Gendarmen legen ſich in's Mittel; ein paar allzukecke Tänzer werden hinausgewieſen und wegen Rebellion eingeſteckt. Am Morgen läßt man ſie los; der Saal wird für die Vorſtellung des Abends hergerichtet, am andern Tag ſchimpft alle Welt über die Opernbälle und beim nächſten geht derſelbe Spektakel wieder von vorne an. Was man am wenigſten auf den Maskenbällen zu ſehen bekommt, das ſind Masken. Alle dieſe Excentricitäten werden im ſchwarzen Frack und in weißer Cravatte begangen. Auch dem unheimlichen Getümmel entfernt man ſich mit ſchwerem Herzen, und von all dem ausgeſtandenen Vergnügen hat man Alpdrücken und böſe Träume.

In verſchiedenen Salons wird bereits getanzt. Dieſe Bälle haben ihre herkömmlichen Formen und bieten nicht viel Intereſſantes. Einladungen dazu ſind leicht zu erhalten, dagegen iſt es ſchwierig, zu den kleinen Opern Zutritt zu erhalten, welche in reichen Privathäuſern aufgeführt werden. Kürzlich ließ Herr Beer, ein Neffe Meyerbeers — doch bedeutend mehr Neffe als Onkel — eine ſolche muſikaliſche Blüterte in ſeinen Gemächern ſpielen, die horrendes Geld gekoſtet haben ſoll. Ueber die Muſik kann ich nichts ſagen, denn ich habe bloß Muſiker darüber gehört. Im Hotel **, in der Vorſtadt Saint-Honoré, wird Comödie geſpielt, oder vielmehr Tragödie. Die Ariſtokratie iſt ſehr conſequent darin, daß ſie dieſe Form der dramatiſchen Kunſt zu Ehren bringen will. Die alte franzöſiſche Tragödie iſt ihrem innerſten Weſen nach rein ariſtokratiſch und monarchiſch. Die Handlung ſpielt ſtets in Palläſten; Hauptperſonen ſind Könige und Fürſten und Helden; das Volk erſcheint nicht oder iſt nur ſpärlich vertreten. Und dann läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß in dieſen veralteten Tiraden, die kein Ende nehmen, erhabene Gefühle und großartige Gedanken in oft prachtvollen Verſen ausgedrückt ſind, die wohlthuend und veredelnd wirken. Zu der erſten Vorſtellung hatte man Maria Stuart gewählt. Frau ** gehört dem kaiſerlichen Hofe an und der Verfaſſer der franzöſiſchen Bearbeitung dieſes Dramas, Lebrun, iſt von Alters her ein ergebener Bonapartiſt; ſeine erſten Lieder beſangen die Thaten des erſten Conſuls. Man hat die franzöſiſche Maria Stuart vielfach angefeindet, und zwar franzöſiſche Kritiker ſowohl wie deutſche; beiderſeits verſtand man die Sprache des Originals oder der Ueberſetzung nicht genug. Maria Stuart wird all die romantiſchen Verſuche überleben, denen meiſt das Grundelement aller Dichtung, zumal der dramatiſchen abgeht, nämlich der Verſtand. Manches mußte der Franzoſe den damals noch in vollem Anſehen ſtehenden Vorurtheilen der Kritik aufopfern, die erſt ſechs oder mehr Jahre ſpäter die Romantiker über den Haufen warfen. Lebrun bleibt der Ruhm die Bahn gebrochen zu haben, und mehrere Scenen der franzöſiſchen Tragödie gehören zu dem Beſten, was das Théâtre français aufzuweiſen hat. Der Aufführung wohnte der Senateur Lebrun ſelbſt bei. Es handelte ſich um das Debut einer Mademoiſelle Meyer. Seitdem Rachel ſo viel Geld verdient hat, ſpukt die Tragödie bei den Töchtern Iſraels. Alle, die ich gehört, haben weiter nichts bedeutendes, als die Sehnſucht nach Bankknoten. Soll man competenten Richtern Glauben beimeſſen, ſo wird dieſe Sehnſucht der Mlle. Meyer eben ſo wenig befriedigt werden, wie bei ihren Vorgängerinnen; ſie wird im Théâtre français debütiren, und da ſie Protectionen hat, wahrſcheinlich engagirt werden und dann verſchwinden.

Meyerbeers neueſte Oper wird bereits mit dem Streichquartett — in der Probe — aufgeführt. Von der Muſik haben wir Außerordentliches zu erwarten. Die Ouverture zumal ſoll alles übertreffen, was der Meiſter bisher in dieſem Genre geleiſtet; relata refero. Perſönlich habe ich mich von der Wahrheit dieſer on dit nicht überzeugen können; doch werde ich Ihnen in meinem nächſten Schreiben nicht nach Hörenſagen, ſondern nach Hören berichten.

Wien, Februar.

Montroſe, der ſchwarze Markgraf.

Es war neulich eine wohlgerathene Vorſicht von mir, als ich das fremde Urtheil über Montroſe (das neue Trauerſpiel in der Burg) nur unter Vorbehalt wiedergab. Ich habe das Stück ſeitdem geſehen, und obſchon ich mich für nicht zuſtändiger halte als jeden andern Beurtheiler, ſo bin ich doch nicht verpflichtet, die Anſichten eines andern mir anzueignen, wenn ſie den meinen widerſtreben. Mir hat „Montroſe, der ſchwarze Markgraf" ganz gut gefallen, und mir kam es vor, als verhalte ſich das überfüllte Haus durchaus nicht gleichgültig. Die Zuſchauer ſchienen ſich zuweilen

Digitized by Google

ſogar recht lebhaft angeregt zu fühlen, trotz der Zurückhaltung, welche im Burgtheater zu üben ein altes Herkommen zur Pflicht macht. Das Herkommen mag aus einer Vorſchrift entſprungen ſeyn, iſt aber jedenfalls längſt zur gewohnten Sitte geworden. Doch wenn ich auch die Maſſe ſich unterhalten ſah und mich ſelber vortrefflich unterhielt, ſo verkenne ich darchaus nicht die Schwächen, womit Montroſe behaftet iſt. Mit gutem Vorbedacht ſage ich nicht etwa: „Ich überſehe die Blößen nicht, welche das Werk der Kritik bietet;“ denn um die Wahrheit zu bekennen, waren es nicht eben die Blößen, gegen die ſich hauptſächlich die Geſchoſſe richteten. Die Schwäche der Dichtung beſteht darin, daß die entſcheidende Wendung der Handlung durch eine krankhafte Verſtimmung im Körper des Helden herbeigeführt wird. Nämlich ſo: Montroſe, der Feldherr des verbannten Königs Karl II. Stuart, liefert an der Spitze der ſchottiſchen „Cavaliere“ und geworbener Söldner den Streitern des „Covenant“ ein Treffen, von deſſen Ausgang das Geſchick des ganzen Feldzugs abhängt; er iſt, obſchon ein leidiger Zwiſchenfall ſeinen vortrefflich entworfenen Schlachtplan durchkreuzt, im Begriffe, dennoch den Sieg zu erfechten; da geſchieht es, daß er im Getümmel auf ſeinen theuerſten Jugendfreund, Lord Hamilton, ſtößt, der ein Führer der Rebellen geworden. Hamilton fällt im Gefecht von Montroſes Hand, worauf dieſer ſich dergeſtalt erſchüttert fühlt, daß er Nervenzufälle bekommt wie eine hyſteriſche alte Jungfer, in halbwachem Zuſtande aus der Schlacht gebracht und zu Bette gelegt werden muß, um ſich durch Schlaf zu erholen. Darüber geht die Schlacht verloren. Montroſe aber wird gefangen, bevor er ausgeſchlafen. Später erholt er ſich freilich wieder, um wie ein Mann zu reden und zu ſterben; aber unſere Theilnahme für ihn erholt ſich nicht mehr ſo, daß wir einen tragiſchen Helden in ihm ſehen könnten.

Das iſt die Schwäche des Werks. Seine Stärke beſteht in einer Handlung, die vom erſten Auftritt an lebendig und verſtändlich vor uns tritt, um mit unverminderter Lebendigkeit ſich fortwährend bis zum Schluſſe zu entwickeln. Dieſes Feſthalten der geſpannten Theilnahme iſt aber nicht Montroſes Verdienſt; nach der Wendung mit dem Nervenzufall tritt er in die zweite Reihe zurück und zum eigentlichen Helden wird Cromwell. Dieſer nämlich iſt mit dreißig Reitern insgeheim nach dem Schloſſe Cordiedale gekommen, wo die Begebenheit ſpielt. Er war vor Jahren mit der Herrin des Schloſſes heimlich vermählt. Die Ehe wurde durch Gewalt getrennt. Ihre Frucht war eine Tochter, Olivia geheißen, die bei der Mutter blieb, ohne je den Namen ihres Vaters zu vernehmen. Cromwell hat Botſchaft erhalten, daß Olivia ſich vermählen werde, und da iſt er in aller Stille gekommen, um ſeines Schwiegerſohnes Antlitz zu ſchauen und deſſen Namen zu erfahren. Montroſe iſt kurz vor der Schlacht mit Olivia getraut worden, was der Schwiegervater erſt ſpäter vernimmt. Zu Anfang der Schlacht aber macht Cromwell mit ſeinen Reitern, weil er juſt zur Stelle iſt, im Rücken der Cavaliere einen kleinen Angriff, der ſeinen Freunden, den ſchottiſchen „Rundköpfen,“ ſehr zu ſtatten kommt. In Cromwells Hände fällt der ſchlafende Montroſe durch Verrätherei. Der Lord General glaubt ganz einfach einen Feind gefangen zu haben, um dann zu erfahren, daß der Feind ſein Eidam iſt, deſſen Tod Olivias Herz brechen müßte. Dieſe Entdeckung wird in glücklicher Steigerung herbeigeführt wie fortgeſponnen. Der Kampf in Cromwells Seele beginnt; die väterliche Zärtlichkeit geräth in Zwiſt mit dem Haß des ehrgeizigen Emporkömmlings gegen den beſten Mann des entthronten Königs. Das erſte Zugeſtändniß, welches der Parteimann dem Vater macht, iſt, mit Montroſe zu unterhandeln. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Edelmann nicht zum Abfall vom König zu bewegen iſt; weniger zu verſtehen iſt, warum er nicht auf die Bedingung eingehen will, ſeine Freiheit gegen das Verſprechen anzunehmen, ſich in der Fremde eine Zeitlang ruhig zu verhalten. Derlei Gelöbniſſe waren von jeher Kriegsbrauch und wurden von Gefangenen aller Zeiten geleiſtet, um ihre Freiheit zu erkaufen; bei Montroſe aber ſteht nicht bloß die Freiheit auf dem Spiele, ſondern das Leben. Sein Kopf iſt verloren, ſobald er den bereits heranrückenden Covenantern in die Hände fällt. Da er nicht nachgibt, entſchließt ſich Cromwell endlich, ihn ohne Bedingung zu retten. Aber es iſt zu ſpät geworden. Die Schotten ſind angelangt. Cromwell macht noch einen Verſuch, der ſcheitert, weil Montroſe vor dem Gericht nicht ſchweigen will, obſchon er ohne Nachtheil für ſeine Ehre ſtumm bleiben könnte. Da heißt es denn: „Dem Mann iſt nicht zu helfen,“ und Montroſe wird zum Tode geführt. — Das alles entwickelt ſich ſpannend genug, und der Dichter hat den Charakter Cromwells meines Erachtens in vollkommen annehmbarer Weiſe aufgefaßt — nicht als erhabenen Helden, nicht als verworfenen Böſewicht, ſondern als einen ſchlichten Mann, der ſeines Gleichen überſchaut, aber gerade nur um eines Kopfes Länge. Wer die Maſſe als Demagog beherrſchen will, darf nur ein ganz klein wenig höher ſtehen als die andern und muß darin der Kartoffel gleichen, daß ſeines Weſens beſter Theil im Erdreich wurzelt. Wer zu hoch über der Gemeinheit ſteht, zählt auf keinen Erfolg beim Pöbel.

In dieſen Zeilen habe ich meine eigene Auffaſſung dem fremden Urtheil gegenüber geſtellt. Als Thatſache führe ich noch an, daß die Darſtellungen auch nach der dritten allesammt ſtark beſucht waren und noch eine Reihe in Ausſicht ſteht, was nach den Erfahrungen der Statiſtik einen Erfolg bedeutet. Drei Vorſtellungen genügen nämlich, um die Neugier aller derer zu befriedigen, welche die „Neuigkeit“ ſehen wollen, ſey ſie wie immer beſchaffen. Ein durchgefallenes Stück ſpielt ſchon bei der vierten Vorſtellung vor halbleeren Bänken. Das Publikum beſtätigt alſo dießmal nicht das Urtheil, welches der erſte Eindruck hervorgebracht zu haben ſcheint; ich ſage ſcheint, weil ich ſelber nicht dabei war.

Digitized by Google

Newyork, Januar.

(Schluß.)

In der Wildniß.

Während das ungeheure Eisenbahnnetz, welches bereits einen so großen Theil dieses Continents überzieht, sich immer weiter ausbreitet, gibt es große Strecken, die, obgleich nach hiesigen Begriffen gar nicht so übermäßig weit von den großen Straßen und angebauten Bezirken entfernt, gleichsam noch abgesonderte Winkel bilden, in denen man noch alle Eigenthümlichkeiten eines entschiedenen Anteciviliſationszuſtandes kennen lernen kann. Vor kurzem wurde mir Gelegenheit, einen Mann kennen zu lernen, der mehrere Jahre auf der Halbinsel gelebt hat, die von den beiden großen Seen, dem Lake Michigan und Lake Superior gebildet wird, und zwar zum Staat Michigan gehört, zur Zeit aber noch zum größten Theil unangebaut und überaus spärlich bevölkert ist. Im Winter herrscht dort eine arktische Kälte; die Bewohner des nördlichen Theils der Halbinsel sind daſelbst von der übrigen Welt so gut wie abgeschnitten, und bis vor etwa zwei bis drei Jahren waren Schneeschuhe und Hundeschlitten die einzigen Beförderungsmittel. Die Post wird noch jetzt von Indianern und Halbindianern besorgt, welche den Briefsack, wenn die Wege nach ihren Begriffen gut sind, auf dem Rücken, sonst aber auf einem Hundeschlitten befördern. Der Schnee fällt vier bis fünf, ja wohl auch sechs Fuß hoch, und thaut im Lauf des Winters niemals auf. Die Schneeschuhe, welche hier für die geringste Entfernung unentbehrlich sind, werden aus dem Holz des Maplebaums gemacht, sind drei bis vier und einen halben Fuß lang und schlittenförmig, mit dem Unterschied, daß die stumpfe Seite nach vorn, die Spitze nach hinten getragen wird. Die Ferse ruht auf einem Querholz, und die Schneeschuhe werden mit ledernen Riemen an den bekannten indianischen Mocassins befestigt, die weit genug sind, um Raum für eine drei- bis vierfache wollene Umhüllung zu lassen, welche als Schutz gegen die grimmige Kälte dient und zugleich den Fuß gegen den Druck der ledernen Riemen schützt. Auch die Schlitten sind noch sehr primitiv und bestehen eigentlich nur aus einem langen schmalen Brett, auf dem die Gegenstände, welche zu befördern sind, so wie die unentbehrlichsten Vorräthe, in eine wollene Decke gewickelt, festgeschnürt werden. Mehl, eine Art Schiffszwieback, gesalzenes Schweinefleisch, Thee, Zucker, ein Blechkessel und eine Bratpfanne machen gewöhnlich die ambulante Küche der Reisenden aus. Die vierfüßigen Gefährten werden mit Talg und Welschkornmehl gefüttert. Jeder Reisende hat eine wollene Decke, die sein ganzes Bettzeug ausmacht. Jetzt stelle man sich eine solche Caravane vor, einen Weißen, der sich in Gesellschaft eines Indianers in solcher Ausrüstung auf eine Wanderschaft von vier- bis fünfhundert Meilen begibt. Der Weg geht durch ungeheure Wälder, in welche sich außer den wilden Thieren, die hier hausen, sonst kein lebendes Wesen verirrt. Die Vorräthe und die Post werden auf den Schlitten gepackt und vier bis fünf Hunde einer hinter dem andern vorgespannt. Der Indianer führt den Zug an, gefolgt von den Hunden, und der Civilisationsmensch bildet die Arrieregarde. So traben sie dahin bis Mittag, wo Halt gemacht wird. Der Kessel, Thee und Zucker werden aus dem Gepäck hervorgeholt, und bald lodert ein großes Feuer empor. Nachdem man eine Tasse Thee getrunken hat, wird aufgebrochen, und abermals traben sie ihres Weges. Vor Einbruch der Dunkelheit wird abermals Halt gemacht; die Hunde bleiben vorläufig noch eingespannt stehen und die Reisenden richten sich für den Bivouac ein. Der Indianer ergreift seine Art und fällt so viel Holz, als sie bis zum andern Morgen brauchen, während der Weiße einen seiner Schneeschuhe benutzt, um den Schnee wegzuschaufeln. Wenn der feste Boden endlich erreicht ist, wird eine Art Hütte von Baumstämmen und immergrünen Zweigen errichtet. Der Boden wird ebenfalls mit Zweigen bedeckt. Vorn bleibt dieser improvisirte Wigwam offen und dicht davor flammt ein ungeheures Feuer empor. Die Hunde werden ausgespannt und Anstalten zum Abendessen gemacht. Dasselbe besteht wieder aus einer Tasse Thee, aus Schweinefleisch und Mehl, das in Schweinfett gekocht wird. Nach dem Essen werden Pfeifen und Tabak hervorgeholt, und während der Weiße am Feuer ausgestreckt dem Vergnügen des Rauchens nachhängt, kocht der Indianer im großen Theekessel das Abendessen für die Hunde. Endlich hüllen sich beide in ihre Decken, strecken sich, mit den Füßen dem Feuer zugekehrt, neben einander im Wigwam aus, und schlafen so ruhig und süß als irgend ein Mensch in seinem Bett, den schon die bloße Schilderung einer solchen Expedition mit einer Gänsehaut überziehen kann. Diejenigen, welche gewohnt sind auf Schneeschuhen zu gehen, legen auf diese Weise mit Leichtigkeit sechs deutsche Meilen täglich zurück. Im Frühling, wenn die Tage länger werden und die Sonne wärmer scheint, wird die Nacht zum Wandern benutzt und der Tag dem Ausruhen gewidmet. Der Indianer trinkt auf einer solchen Wanderung niemals Wasser, weil dasselbe ihn, wie er behauptet, schwächen würde. So groß ist die Ausdauer dieser Rothhäute und auch der Halbindianer, daß sie manchmal, unmittelbar nachdem sie ihren Bestimmungsort nach einer Reise von mehreren hundert Meilen erreicht haben, wenn dort gerade ein Ball stattfindet, die ganze Nacht bis Tagesanbruch durchtanzen, und es kommt häufig vor, daß junge Männer am Weihnachtsmorgen auf ihren Schneeschuhen eine Entfernung von fünf bis sechs deutschen Meilen zurücklegen, um einem Ball beizuwohnen, und wenn sie die Nacht durchschwärmt haben, in aller Frühe aufbrechen, um irgend einen guten Freund, der mehrere Meilen entfernt wohnt, beim Frühstück zu überraschen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 11. 13. März 1859.

— Love bids me forswear.
O sweet suggesting love, if thou hast sinn'd,
Teach me, thy tempted subject, to excuse it! —
Love, lend me wings to make my purpose swift,
As thou hast lent me wit to plot this drift!
Shakespeare.

Drei Stunden eines Sylvestertages.

Novellette.

In dem Eckhaus am Markte mit dem breit aufsteigenden Giebel voll geschnörkelter Spitzen, mit dem viereckig vorspringenden Erker, welchen drei mächtige Kragsteine trugen, war der Sitz des Handlungsgeschäftes „Widdinger und Compagnie." Hoch oben am Giebel des Hauses, fast unter dem Dache, zeigte sich ein Schalksnarr zierlich in Stein gehauen und ihm gegenüber ein hagerer Gesell, der auf einer Geldtruhe saß und die Hände tief in den Hosentaschen vergraben hatte. Aber der Narr hielt dem andern einen leeren Spiegelrahmen vor, woraus diesem statt des eigenen Gesichts das Narrenantlitz entgegenblickte. Dem Wanderburschen galten diese Steinbilder als das Wahrzeichen der Stadt und er hatte sie „den Eulenspiegel" getauft; der Volksmund nannte dieselben „Widdingers Wappen," weil die Widdinger stets ihre Geldtruhen voll gehabt hätten, aber niemals die Narren gewesen wären, auf deren Deckel zu sitzen. Denn hier hatte die Familie Widdinger gewohnt eine lange Reihe von Jahren hindurch, allezeit ein ehrenwerthes Kaufherrngeschlecht, in welchem der joviale, aber nicht eben beugsame Sinn vom Vater dem Sohne sich vererbte, bis auf den gegenwärtig lebenden Chef der Firma, den Commerzienrath Christian Reinhold Widdinger.

Der alte Herr schaute mit behaglicher Zufriedenheit auf ein Leben zurück, welches in rastloser Thätigkeit verstrichen war. Er durfte sich sagen, daß er den glänzenden Reichthum, der ihn umgab, zunächst seinem raschen durchdringenden Blick und dann erst dem Glück verdanke, welches seine Voraussicht selten hatte zu Schanden werden lassen. Aber sein gesunder Geist fand die Befriedigung mehr in dieser Thätigkeit, die ihm zur andern Natur geworden war, als in dem materiellen Erzeugniß derselben, und wenn er bei gemeinnützigen Werken mit offener Hand der erste war, so schlug zugleich seine trockene Kürze die engherzigen Tadler aus dem Felde, welche ihre Abneigung gegen klingende Beihülfe hinter krittelndem Urtheil zu verstecken suchten.

Nur zweimal im Leben war sein heiterer Gleichmuth auf eine harte Probe gestellt worden: zuerst, als er nach kurzem Ehestande sein Weib verlor, das ihm nur ein Kind, einen Sohn hinterließ, und dann, als dieser Sohn bestimmt erklärte, daß er nicht Kaufmann werden wolle.

So stand denn das alte Kaufmannshaus auf zwei Augen, und in der Handelswelt sollte der seit Jahrhunderten geachtete Namen erlöschen. Aber der Commerzienrath hatte keinen Versuch gemacht, den

Digitized by Google

entschiedenen Willen durch Zwang zu brechen. Er erkannte in dem Sohne deutlich den Familiencharakterzug des unverbrüchlichen Festhaltens, wenn auch dieser in blasserer Schattirung, ungleich weniger kräftig und weniger wohlthätig hier zu Tage trat. Bei dem Vater folgte der schnellen Ueberlegung auf dem Fuße schnelleres Handeln, welches durch keine Schwierigkeit sich beirren ließ; er beherrschte die Ereignisse, indem er sie überflügelte. Bei dem Sohne hingegen fand sich ein nicht unbedeutender Zusatz geistiger Bequemlichkeit; er zog es vor, zunächst mit den Ereignissen zu schwimmen, seine Ansichten gleichwohl emporhaltend wie der schiffbrüchige Camoens das Manuscript der Lusiaden, bis etwa die Gewalt der Umstände ihn zum Handeln nöthigte; erst dann fühlte er den Geist des Vaters und dessen Thatkraft erwachen. Darum wollte denn der alte Herr in dem Erben seines Namens auch nicht den rechten kaufmännischen Sinn wahrnehmen, den die Erziehung wohl ausbilden, aber nicht einpflanzen kann.

Aus solchen Gründen hatte sich der Commerzienrath in das Unabänderliche gefügt und seinen Sohn „der Rechtswissenschaft zum Opfer gebracht," zu welcher diesen die Neigung trieb, jedoch mit dem Vorbehalt, daß dermaleinst der älteste Enkel Christian Reinhold heißen solle, und daß derselbe, wenn's irgend anginge, die alte Firma in neuem Glanze wieder ausleben lasse. Nach Beendigung der Universitätsstudien ließ er dann den Sohn größere Reisen machen, um Welt- und Menschenkenntniß, die ihm als nützlichste Aussteuer für das Leben galt, auf dem Boden der Erfahrung einzusammeln, bevor er die gewonnenen wissenschaftlichen Kenntnisse in seinem Berufe verwerthen würde.

Seit zwei Jahren war Franz Widdinger in die Heimath zurückgekehrt und zählte bereits zu den geachtetsten Advokaten seiner Vaterstadt. In den geselligen Kreisen zog man ihn vor, und besonders galt dieß von den fürsorglichen Müttern. Bildete er doch den willkommenen Ruhepunkt zahlreicher wandernder Mädchenaugen, sowohl derer, welche nur verstohlen auf der neuen Erscheinung zu weilen wagten, als der andern, welche Blicke aussäen, um Liebe zu ernten, ein Geschäft, bei dem der Mißwachs freilich die guten Jahre bedeutend in den Schatten stellt, weil das Saatkorn zu unrein ist. Die da gern gesehen werden, pflegen aber auch sich selber gern im rechten Lichte zu sehen, und so bewegte sich Franz mit Vergnügen in diesen Cirkeln, wo ihm die Erfolge fast entgegen kamen, ohne wesentliche Anstrengungen von seiner Seite zu fordern.

Nur seit den letzten drei Monaten war es allgemein aufgefallen, daß der junge Advokat sich mehr und mehr aus der Geselligkeit zurückzog, und daß insbesondere keine festliche Gelegenheit ihn vermochte, einen Tropfen Wein über die Zunge zu bringen, was den Aerger des Vaters in ungewöhnlicher Weise erregte. Wenn er sich dabei mit Gesundheitsrücksichten entschuldigte, so wollte das keiner genügend finden, um so weniger, als sein Aussehen eine solche Behauptung völlig Lügen zu strafen schien.

Im elterlichen Hause hatte der Sohn bei seiner Heimkehr die Verhältnisse einigermaßen verändert gefunden. Sein Oheim, der Oberst von Liezow, war inzwischen als Wittwer gestorben; er hatte die einzige Schwester des Commerzienraths zur Frau gehabt, und die Mißhelligkeiten, welche diese nicht ebenbürtige Verbindung in der Familie des Obersten hervorrief, konnten auch auf das Verhältniß zu der Familie seiner Gattin nicht ohne Einfluß bleiben. Adelstolz und Kaufmannsstolz waren öfter hart an einander gerathen und die unverkennbare Schroffheit in den Ansichten ihrer Vertreter hatte Jahre lang den vertraulicheren Verkehr zwischen dem Commerzienrath und seinem Schwager um so mehr gestört, als beide das Herz auf der Zunge zu tragen pflegten. Nichts destoweniger achteten sie sich gegenseitig stets als Ehrenmänner, und der Oberst bezeugte dieß am deutlichsten dadurch, daß er den Commerzienrath zum Vormund seiner einzigen Tochter und zum Verwalter ihres bedeutenden Vermögens ernannte. Dieser sagte bei der Testamentseröffnung: „Wenn mein Schwager nur viele so vernünftige Gedanken bei Lebzeiten von sich gegeben hätte!" und Bertha von Liezow verweilte seit dem Tode des Vaters in seinem Hause.

Sie war nicht aus der Art geschlagen mit ihrer schwer zu trübenden Heiterkeit, zu welcher sich eine Willensfestigkeit gesellte, die von den Neiderinnen sogar Eigensinn gescholten ward. So mußte es ihr leicht gelingen, in dem Herzen des alten Herrn einen bedeutenden Platz für sich zu erobern. Er liebte sie wie eine Tochter, und hier trat nun wieder die Charakterähnlichkeit zwischen Vater und Sohn in entschiedener Weise hervor, nur daß die Liebe des Sohnes zu der schönen Base durch das wesentlich andere Verhältniß der Lebensjahre nicht gerade väterlich sich gestaltete.

Der Commerzienrath hatte darauf bestanden, daß so nahe Verwandte bei der alten Sitte bleiben und sich „Du" nennen müßten. Das war dem jungen Advokaten lange ein unbequemes Hinderniß für die Kundgebung seiner Gefühle. Je förmlicher das äußere Verhältniß sich gestaltet, um so leichter ist es, durch eine reiche Auswahl telegraphischer Zeichen, deren Erfindung und Anwendung eben die Liebe lehrt, eine Reinschrift des Herzens zu liefern; je größere Vertraulichkeit dagegen von Anfang an eine nahe Verwandtschaft herbei-

Digitized by Google

führt, um so mehr verlieren jene Zeichen ihre eigentliche Bedeutung, um so minder tritt ihr tieferer Sinn hervor. Indeß ist daran doch noch keiner gescheitert, dem es ernstlich am Herzen lag, mit seinem Herzen einen Tauschhandel einzugehen.

Auf bedenklicheren Widerstand war der Sohn bei dem Vater gefaßt, und die Wirklichkeit bestätigte diese Voraussetzung. Als sich Franz endlich entschloß, die väterliche Einwilligung zu erbitten, wurde ihm eine unumwundene verneinende Antwort. Dem alten Herrn standen die Folgen einer solchen Heirath aus unerquicklicher Erfahrung zu klar vor Augen, als daß er einen zweiten Versuch dieser Art hätte gestatten mögen. Schon vom kaufmännischen Standpunkte aus mußte es freilich bedenklich erscheinen, eine Associirung der blinden Dame Themis mit dem eben so blinden Knaben Amor gutzuheißen, wobei das Vertrauen lediglich auf blindes Glück hätte fußen können. Dazu kam dann, daß der Commerzienrath bereits einmal dem Sohne nachgegeben und den eigenen Lieblingsplan, sein Kaufmannsgeschlecht in ununterbrochener Folge fortblühen zu sehen, dem Themisjünger nicht ohne inneren Kampf aufgeopfert hatte. Um so berechtigter hielt er sich jetzt, der Neigung des Sohnes entgegen zu treten, weil dieselbe nach seiner wohlerwogenen Ueberzeugung nur auf einen mit Disteln und Dornen besäeten Lebenspfad führen konnte. Ein entschiedener Wille stand mithin dem andern gegenüber.

Am Sylvestertage um die neunte Morgenstunde saß der Advokat allein im allgemeinen Wohnzimmer des väterlichen Hauses. Das erste Frühstück war längst abgeräumt, denn der Commerzienrath pflegte zeitig bei der Hand zu seyn, und er hielt darauf, daß die größte Pünktlichkeit im täglichen Leben stets beobachtet würde. Franz hatte sich in einen altmodischen Sorgenstuhl geworfen, der dem Fenster zunächst stand, und starrte hinaus. Der Sorgenstuhl schien nicht ohne Bedeutung für ihn zu seyn. Die Falten auf seiner Stirn ließen vermuthen, daß seinen Geist ganz andere Dinge erfüllten als das geschäftige Treiben des Wochenmarktes, welches sich draußen im hellen winterlichen Sonnenschein bewegte. War es eine Rechtsfrage oder eine Herzensfrage, deren schwierige Lösung ihn in Anspruch nahm? Vielleicht beides.

Herr Bäsecke trat ein, der erste Commis des Hauses, und sah sich im Zimmer um mit den Worten: „Schönsten guten Morgen wünsch' ich Ihnen, bester Herr Widdinger. Der alte Herr sind schon auf dem Comptoir?“ — „Guten Morgen, Bäsecke!“ erwiederte der Advokat mit einem kaum verhehlten Seufzer. — „Gut geschlafen zum Sylvestertage? Wohl und munter, wenn ich fragen darf, theuerster Freund?“ — „Geschlafen — gar nicht; wohl — ja; munter — nein.“

„Mißvergnügt! Sollte man's glauben! Sie, der Sohn eines Ehrenmannes, der eine halbe Million im Vermögen hat, die sich täglich und stündlich vermehrt, und daneben die eigene goldene Praxis! Gütiger Himmel, wenn solche Sonntagskinder nicht zufrieden seyn wollen, was soll denn ein armer Sterblicher wie unsereins in seiner miserabeln Bescheidenheit anfangen!“

„Ach, Geld! Geld! Wozu hilft mir's! Macht denn Geld den Menschen glücklich?“ — „Einzig und allein, wenn Sie erlauben; denn nur das Geld trägt Zinsen. Es ist unbestritten die edelste Gottesgabe.“ — „Bei mir trifft die Philosophie nicht zu. Ich gäbe in diesem Augenblick hundert Louisd'or für einen hülfreichen Beistand.“ — „Alle Tausend! Das wäre ein Geschäft zum Jahresschluß! Wenn ich dienen kann, bester Herr Widdinger, — Sie kennen meine Gesinnungen gegen Sie und das ganze verehrte Haus.“ — Dabei spielte er erwartungsvoll mit dem übermäßig großen goldenen Uhrschlüssel, welcher vorn in die etwas zu farbenschillernde Sammtweste eingeknöpft war.

„Sind Sie schlau, Bäsecke?“ fragte der Advokat. — „Das schwierigste Rechenexempel, ich löse es Ihnen im Kopfe. Ein halber Dase, ohne Ruhm zu melden.“ — „Wollen Sie mir thätigen Beistand gewähren?“ — „Diese Frage kränkt das Herz des Freundes, und ich sehe dabei ganz ab von der Proposition, welche Sie vorhin als Preis der benöthigten Hülfe stellten.“ — „Ich nehme mein Wort nicht zurück, wenn Ihre Mitwirkung zum Ziele führt.“

„Lassen wir das, bester Herr Widdinger, ich kenne Sie ja. Aber kommen wir nunmehro zu dem betreffenden Geschäfte.“ — „Mit Einem Worte — ich bin verliebt!“ — „Ist denn das so ungeheuerlich? Ich habe mir bereits mehrfach erlaubt, dasselbe gewesen zu seyn.“ — „Und ich will mich verheirathen.“ — „Bitte um Entschuldigung! Mit dem Umsatz dieses Gedankens habe ich mich noch nicht beschäftigen können. Aber wo sitzt denn das Manco? Lieben Sie vielleicht unglücklich, wenn ich fragen darf?“ — „Im Gegentheil, ich werde wieder geliebt.“ — „Gratulire bestens. Aber wo steckt denn der Rechenfehler? — Doch — kein armes Mädchen? Armuth ist ein schlimmes Laster.“ — „Ach, was da! Eine reiche Erbin! Mit Einem Wort: meine Braut ist — die Tochter des Oheims!“

„Das Fräulein von Lietzow?“ fragte Bäsecke, indem sein Antlitz sich merklich verlängerte. „Ihre Braut?“ — „Allerdings meine Braut. Ich habe ihr Wort, aber nur bedingungsweise.“ — „Das ist extraordinär!“ — „Nicht im Geringsten. Ein Verlöbniß unter

Digitized by Google

Bedingungen erscheint nach allgemeinen Rechtsregeln durchaus statthaft, sofern die Bedingungen dem Wesen der Ehe nicht widerstreiten."

„Nun, Sie müssen das besser wissen. Aber widerstreitet denn Ihre Bedingung dem Wesen der Ehe?" — „Keineswegs, denn alsdann wäre ja das Verlöbniß ungültig. Hören Sie zu: der Bedingungen sind drei." — „Etwas viel. Allein ich bin ganz Ohr." — „In übermüthiger Laune sind sie von meiner schönen Cousine sogar in Reime gebracht worden, damit sie sich dem Gedächtniß besser einprägen, meinte sie. Ich würde auch Prosa nicht vergessen haben."

„Ah, also doch keine ungereimten Bedingungen! Sie erlauben, daß ich mir die kleinen Posten notire. Ich selbst leiste in Versen wenig, kann ich wohl sagen, und da fehlt mitunter der Bedarf. Stammbücher sind zwar kein Modeartikel mehr, aber Albums gehen jetzt stark, und man kann es unter Umständen nicht ablehnen, sich durch ein Autograph zu verewigen. Ich bitte um Entschuldigung. Also die erste Bedingung?"

Er hatte sein Notizbuch hervorgeholt und hielt den Bleistift schreibfertig zwischen den Fingern. Der Advokat versetzte: — „Die erste lautet:

> Du freust dich am perlenden Wein,
> Drum sollst du enthaltsam seyn.
> Du darfst auch nicht nippen,
> Kein Tropfen benetze die Lippen!"

„Lippen!" wiederholte Bäsecke, nachdem er mit langen geläufigen Zügen den Worten gefolgt war. „Sehr gut als Satire zu verwenden, natürlich nur bei Herren. Aber ich merke schon — daher also Ihre stupende Solidität! Sie Aermster!" — „Ich habe die Bedingung ehrlich erfüllt, bis heute." — „Kann ich bezeugen. Aber weiter. Ich bin fabelhaft neugierig."

„Die zweite lautet:

> Dein Sinn ist wandelbar und flüchtig,
> Nach schönen Augen blickst du gern.
> Mir sollst du treu seyn nah und fern,
> Auf mich sey niemals eifersüchtig."

Bäsecke wiederholte: „— süchtig. Also wassersüchtig, aber nicht eifersüchtig! Sehr gut gesagt, werde das auch notiren. Allerdings schon etwas schwerer als Collo 1. Uebrigens seine Waare für den Abschied von einer zärtlichen Freundin."

„Ich habe auch diese Bedingung bis heute erfüllt." — „Nun, da ist ja alles in Ordnung. Warum will denn das Conto nicht stimmen?" — „Weil noch die dritte Bedingung zurück ist." — „Ah, ja so! Und wie geben Sie mir diese auf?"

> „Nur wenn dein Vater eingewilligt,
> Als seine Tochter mich gebilligt,
> Nur dann werd' ich die deine seyn.
> Jetzt —"

„Jetzt?" fragte Bäsecke gespannt. — „Diese Zeile wollte sie erst heute vollenden. Denn heute mit dem Jahresschlusse läuft die dreimonatliche Frist ab, welche mir gestellt wurde." — „Hm! Schade, daß der Vers etwas marinirt ist. Würde sich aber ohnehin schwer anbringen lassen. Wahrscheinlich wird kommen: Jetzt trinke eine Flasche Wein. Aber wie ist's denn nun? Der alte Herr will nicht?" — „Er will nicht," versetzte der Advokat mit tiefem Seufzer. „All meine Bemühung, ihn zu überreden, war umsonst." — „Kann ich mir denken, kann ich mir denken. Hm! Das Geschäft ist faul. Sonderbarer Mann der Herr Commerzienrath — bei so viel Capital, und alles sicher angelegt. Allein er hat denn so seine Ideen — Sie entschuldigen — mitunter etwas veraltete Ideen. Aber wie meinten Sie denn nun?" — „In kaufmännischen Dingen gibt mein Vater viel auf Ihr Urtheil —" — „Bitte ergebenst!" — „Stellen Sie ihm die Sache von der rein praktischen, nüchternen, unparteiischen Seite vor. Bei mir sieht er Leidenschaft, Verblendung, Schwärmerei. Ich hoffe auf Erfolg, wenn Sie die richtige Weise zu finden wissen. Darf ich auf Ihren Beistand zählen?"

„Zählen Sie, rechnen Sie, unbedingt. Ich werde gleich diese kleine Geschäftsreise antreten. Allerdings entsteht zunächst die Frage, ob die Stimmung des Herrn Vaters heute prima seyn wird, denn sonst möchte ich doch um alle Schätze Indiens nicht einmal eine Anspielung wagen."

„Aber noch ein's! Die Bedingungen sind meinem Vater natürlich unbekannt. Sie geben mir Ihr Ehrenwort, derselben weder gegen ihn noch gegen jemand sonst Erwähnung zu thun." — „Mit Vergnügen: mein Ehrenwort." — „In einer Stunde treffen Sie mich hier wieder, und ich hoffe, daß Sie bis dahin Gelegenheit gefunden, Ihre Mission zu erfüllen, denn Sie können sich denken, wie ich auf Kohlen sitze."

Nach diesen Worten verließ der Advokat das Zimmer und trat auf den Flur hinaus, wo ihm Bertha, die schöne Cousine, mit dem freundlichsten Morgengruß entgegen kam. — Wie das in solchen Augenblicken der Fall zu seyn pflegt, fand er sie heute reizender als je, in dem dunkeln, eng anschließenden Hauskleide, auf welchem, die schlanke Taille umschließend, eine silberne Chatelaine niederhing, in der knappen Morgenhaube, unter der die reiche Fluth blonder Locken kaum sich fesseln ließ.

Digitized by Google

Der gewandte Advokat konnte nicht umhin, das mündliche Verfahren in mündlichster Weise einzuleiten. Aber als er nun den dringenden Bitten Worte lieh, sie möge an der treuen Erfüllung der beiden ersten Bedingungen sich genügen lassen und auf der dritten nicht ferner bestehen, als er weiter ausführte, daß dann vor dem gemeinsamen entschiedenen Willen der Vater gewiß die Segel streichen werde, daß schlimmsten Falles ein väterlicher Widerspruch kein rechtliches Hinderniß ihrer Verbindung abgeben könne, und die Gewalt der Thatsache mit allem, was in der Zeiten Hintergrunde schlummere, jedenfalls den starren Sinn beugen und den Frieden des Hauses nur auf festeren Grundlagen denn zuvor wieder herstellen müsse — da begegnete ihm ein ausdrucksvolles Kopfschütteln, dessen Heftigkeit sogar einige der blonden Locken aus ihrer Haft befreite. Bertha erklärte bestimmt, sie könne der so vielfach bethätigten väterlichen Liebe des Vormunds nicht auf solche Weise lohnen, und freie Zustimmung des Vaters sey gerade die nothwendigste der drei Bedingungen, es sey diejenige, welche ein eben so entschiedenes als besonnenes Handeln erheische, und nicht wie die beiden ersten durch leidende Hartnäckigkeit sich erfüllen lasse.

Wohl sprach sie ihm freundlich Muth ein, er möge noch einmal alle Mittel des Herzens und des Verstandes zur Besiegung des Widerspruchs aufbieten, und die Scheidestunde des Jahres sey ein mächtiger Bundesgenosse; denn sie lenke den Blick des Geistes unwillkürlich auf die unerschlossene Zukunft, und der Glanz ihrer Bilder schmelze ja oft das Eis, welches sich um das Herz gelagert habe. Aber sein Auge war trüb umflort, als sie nun beide auseinander gingen, und auch Berthas Antlitz konnte des sorgenvollen Ausdrucks sich nicht völlig erwehren, bis allmählig jugendliches Vertrauen bei ihr wieder die Oberhand gewann.

Hatte sie doch immer noch ein letztes Mittel in Bereitschaft gehalten, um dem Geliebten im entscheidenden Augenblick Beistand zu leisten, wenn er dessen bedürfte: das war der Sturm, den sie selbst zum ersten mal gegen das Herz des Vormunds unternehmen wollte und dessen Erfolg ihr nicht zweifelhaft schien. Jugend und Schönheit verbunden — wie sollten sie sich einen ernsten Widerstand als möglich denken! So flüsterte sie denn auch jetzt vor sich hin: „Den Kühnen schützt das Glück!“

Der mit dem Posten eines außerordentlichen Botschafters betraute Commis war vorerst in tiefen Gedanken zurückgeblieben. Von einem sehr empfehlenswerthen goldenen Hintergrunde hoben sich diese Betrachtungen ab — allein nur zu sehr; denn der Hintergrund verflüchtigte sich allmählig und die Betrachtungen wurden zu Luftgebilden.

Bäsecke war vollständig überrascht worden durch das, was er eben vernommen. Bei dem Charakter des Vaters hatte er einen solchen Heirathsplan des Sohnes nicht voraussehen können und vielmehr selbst die menschenfreundliche Absicht gehegt, das Vermögen des Fräuleins von Lietzow mittelst ihrer Hand sich anzueignen und deren Persönlichkeit als angenehme Zugabe zu betrachten. Diese Idee zerplatzte wie eine Seifenblase, wenn der Commerzienrath nachgab. Blieb er dagegen fest, und dafür sprach allerdings die Wahrscheinlichkeit, dann standen die Actien des Geschäfts, welches der unternehmende Bäsecke in Liebe machen wollte, gar nicht so schlecht, wie er meinte. Es schien ihm sogar aus dem praktischen Gesichtspunkte höchst empfehlenswerth, eine junge Dame zu ehelichen, welche durch das Feuer ihrer ersten Liebe gewissermaßen geläutert und abgekühlt worden sey.

Als Facit dieses Calculs ergab sich ihm denn, daß es seinen kaufmännischen Ruf stark benachtheiligen würde, wenn er auf eigene Kosten die Angelegenheit des Nebenbuhlers betriebe und den Sohn beim Vater unterstützte. Ueber das gegebene Versprechen des Beistandes beruhigten ihn die Rücklichkeitsgründe vollständig; dagegen verursachte das Ehrenwort noch einige augenblickliche Bedenken. Er gab sich indeß bald der Hoffnung hin, mittelst einer geschickten Wendung dasselbe retten zu können, während es ihm klar schien, daß die Kenntniß der Bedingungen den Commerzienrath jedenfalls nicht milder für den Heirathsplan stimmen, eher vielmehr seiner Strenge neue Nahrung bieten würde, insofern daraus hervorging, daß eine Beharrlichkeit nur noch weniger Stunden die Angelegenheit zur erwünschten Entscheidung treiben müsse. — Mit diesem philosophischen Leitfaden ausgerüstet, begab sich der Botschafter wider Willen alsbald in das Comptoir.

Begreiflicherweise hatte es für einen so feinen Diplomaten besondere Wichtigkeit, über die jedesmalige nicht immer ganz stetige Laune seines Principals allmorgentlich sofort im Klaren zu seyn, um darnach die Mittheilungen für denselben im eigenen Interesse regeln zu können. Er hatte sich deßhalb ein untrügliches Sprachbarometer angefertigt. Seine unveränderte, völlig farblos gehaltene Anrede lautete nämlich einen wie alle Tage: „Schönsten guten Morgen, Herr Commerzienrath, wünsch' ich Ihnen!“ — Erfolgte hierauf die lapidare Antwort: „Morgen!“ so bedeutete das schlechtes Wetter, Anzeichen von Sturm. Hieß es dagegen: „Guten Morgen, Bäsecke,“ dann war die Witterung milde,

Digitized by Google

wiewohlet was bedeckter Himmel; es mochte immerhin manche geschäftliche Auskunft ohne Bedenken erbeten werden. Vernahm er aber den Gegengruß: „Guten Morgen, lieber Bäsecke, wie steht's?“ so deutete dieß unzweifelhaft auf hellen Sonnenschein und Beständigkeit, und bei solchem Quecksilberstand durften selbst bedenklichere Gegenstände zur Sprache kommen, sogar einige Stadtgeschichten als Intermezzo sich hervor wagen.

Heute trat, zum innigen Behagen des Commis, dieser letztere Fall ein, und es wurden darnach die entsprechenden Maßnahmen sofort vorbereitet, die geschäftlichen Mittheilungen geordnet, die vorräthigen Geschichten zurecht gelegt.

Der Principal verlangte die schleunige Berechnung eines Geschäfts, welches günstige Chancen zu bieten schien. Bäsecke lieferte dieselbe mit unglaublicher Virtuosität, aber er schrieb sie in seinem Taschenbuche auf die Debetseite an der Stelle, wo sich auf der Creditseite die Verse notirt fanden, und reichte sodann das Buch dem Commerzienrath hin. Demselben erschienen natürlicherweise poetische Regungen auf diesen Blättern im höchsten Grade wunderbar. Er sagte sich freilich, daß Mercur der Gott der Kaufleute und der Diebe sey, und daß der erste Commis seinen Schutzpatron wahrscheinlich in dieser zweiten Eigenschaft statt der neun Musen angerufen und die Verse irgendwo gestohlen haben werde; indeß konnte doch eine solche Betrachtung der Neugier keinen Eintrag thun. Bäsecke, der über sein Contobuch hinwegschielte, sah mit stillem Entzücken, wie der Commerzienrath, nachdem er die Berechnung zufriedenstellend gefunden, sein Auge noch längere Zeit auf der nächsten Seite sinnend verweilen ließ. Dann gab jener ohne weitere Bemerkung das Taschenbuch zurück.

Die alte Wanduhr mit schöngeschweiftem Schnitzwerk, welche neben der Eingangsthür ihren Platz hatte, holte nach einer Weile zu eilf hellen Schlägen aus. Das war die Stunde für ein leichtes Frühstück, welches die Commis im Comptoir einnahmen, während der Principal zu gleichem Zwecke, nur bei veränderter Wein- und Speisekarte, in das Wohnzimmer sich hinüber begab. Er erhob sich auch heute beim letzten Schlage der Uhr von seinem Platze, aber an der Thüre wendete er noch einmal um mit den Worten: „Bäsecke, Sie können mit mir frühstücken. Kommen Sie sobald Ihre Arbeit, es erlaubt.“

Diese Hinterlassenschaft war das sicherste Zeichen, daß das Barometer seine Pflicht gethan und die Witterung zutreffend angegeben hatte. Der Commis wußte aber auch, daß die Diplomatie jede Uebereilung verbot, und er ließ es sich heute doppelt angelegen seyn, keine Vorschrift der häuslichen Courtoisie zu verletzen.

(Schluß folgt.)

Johanna d'Arc.

(S. Nr. 36 1858.)

Unsere vorjährigen Mittheilungen über Johanna d'Arc haben so viel Aufmerksamkeit und Theilnahme gefunden, daß wir auf denselben Eindruck rechnen dürfen, wenn wir die Heldin vollends auf ihrer kurzen Laufbahn begleiten.

Die Redaktion.

* * *

Der Feldzug an der Loire.

Die Jungfrau nahm sich nicht die Zeit, auf ihren Siegeslorbeeren inmitten eines dankbaren Volkes auszuruhen, sondern wohl wissend, daß ihr zur Rettung des Vaterlandes nur eine kurze Frist verstattet sey, beschloß sie, schon am folgenden Tage Orleans zu verlassen. Johanna lebte nicht sich selber, ihrem Gott und ihrem Berufe lebte sie. Der Herzpunkt ihrer Mission aber war der Auftrag, den König nach Reims zu führen, damit er zum Statthalter Gottes über Frankreich gekrönt und geweiht werde, und kaum war daher in der Befreiung von Orleans gleichsam die Bedingung dazu erfüllt, so war dieß der einzige Gedanke, welcher Johannas ganze Seele mit heiliger Begeisterung durchglühte. Persönlich wollte sie dem König die Kunde von den großen Thaten bringen, die Gott durch sie vor

Digitized by Google

Orleans vollbracht hatte, und ihn auf Grund der himmlischen Beglaubigung, welche die Werke ihren Worten verliehen, zum Krönungszug nach Reims aufrufen. Demgemäß nahm sie am Morgen des 9. Mai von ihren Wirthsleuten, denen sie zum Andenken ihr Barett schenkte, und von den Bürgern von Orleans Abschied. Diese weinten Thränen der Freude und äußerten unter den lebhaftesten Dankesbezeugungen, Johanna möge mit ihnen und ihren Gütern fortan schalten, wie es ihr beliebe. Freundlich dankend begab sich Johanna auf ihre „gottgewiesene Reise," begleitet von dem Marschall von Rais, dem Herrn von Coulonces und mehreren Rittern. An demselben Tage kam sie nach Blois, wo sie auch am 10. Mai verweilte. Am 11. Mai brach sie auf nach Tours und traf daselbst wenige Stunden vor Ankunft des Königs ein, welcher sich von Chinon aufgemacht hatte, um seine Wohlthäterin auf halbem Wege zu begrüßen.

Als die Jungfrau vor dem König erschien, fiel sie ihm sogleich zu Füßen und sprach, seine Kniee umfassend: „Edler Dauphin, ziehet hin nach Reims, Eure Salbung zu empfangen! Es liegt mir sehr an, daß Ihr dahin gehet, und habt deß keinen Zweifel, daß Ihr in dieser Stadt die Salbung erhalten werdet, die Euch gebührt." Karl hieß sie aufstehen und behandelte sie überhaupt mit großer Auszeichnung und Herzlichkeit; auch die Hofleute wetteiferten, ihr die Huldigung darzubringen, welche sowohl die Frömmigkeit ihres Wandels, als die Wunden ihrer Kriegsthaten verdienten.

Jetzt mußte sich's zeigen, ob der König die über alle Erwartung glückliche Befreiung von Orleans als das von ihm im Gebet erflehte Zeichen anerkannte, wodurch Gott das Siegel der Bestätigung auf Johannas Bekenntnisse und Verheißungen drückte. Glaubte der König unbedingt, so mußte er sonder Zagen und Warten die Rathschläge seiner begeisterten Prophetin befolgen, jedem Widerspruche menschlicher Weisheit, mochte er aus der eigenen Brust oder aus dem Munde seiner Räthe kommen, Schweigen gebieten und in fester Zuversicht die Bahnen gehen, welche der Wille des Herrn ihm durch die Jungfrau vorzeichnete. Zu einem solchen Glauben gehört ein starker Charakter; ungetheilt gibt nur der Starke sich hin, nur er besitzt die Kraft, seine ganze Persönlichkeit in die Durchführung einer großen Idee zu legen. Karl war zur Zeit nicht Mann genug, das erhabene Ziel, das ihm die Jungfrau vor Augen stellte, sofort mit siegesfrohem Glauben zu erfassen und mit beharrlicher Thatkraft zu verfolgen; die Schwäche der Unentschiedenheit und Unthätigkeit bildete so sehr den Grundzug seines Charakters, daß er sich nie zu selbstständigen Entschlüssen erheben konnte, sondern einem schwankenden Rohre gleich sich von jedem Winde der Meinungen treiben ließ. Auch jetzt konnte er sich zu keiner andern Maßnahme entschließen, als die Kriegshäupter und hohen Würdenträger des Hofes nach Tours zu berufen, um Johannas Idee deren Beurtheilung zu unterwerfen. Entschuldigen wir immerhin den König, daß er nicht ohne weiteres auf Johannas Vorschlag einging, weil für eine so große Idee seine Seele zu klein war: unverzeihlich bleibt es, daß er sich nicht sofort an die Spitze der Volksbegeisterung stellte und alle seine Getreuen in demselben Augenblick unter die Fahnen rief, wo er die Feldobersten und Hofbeamten zur Berathung in seine Nähe beschied. Die schleunigste und nachdrücklichste Verfolgung des Sieges, damit der Feind sich von dem erschütternden Schlage nicht erhole, war unter allen Umständen gebotene Pflicht, mochten die Ansichten über das Wie der Kriegführung noch so verschieden und der Mangel an Geld noch so fühlbar seyn. So aber ließ der König die Armee von Orleans erst auseinander gehen, ganze Wochen wurden ähnlich wie in Chinon und Poitiers mit Berathungen vergeudet, die bei festem Willen kaum eben so viele Stunden erfordert hätten, und als endlich nach Monatsfrist ein neues Heer ausgerüstet war, hatten die Feinde Zeit genug gefunden, eine Streitmacht von 4000 bis 5000 Mann zusammenzubringen, welche den Loirefestungen zu Hülfe eilen sollte.

Vor dem Richterstuhl der königlichen Räthe fand Johannas kühner Plan durchaus keinen Beifall. Lediglich den Maßstab menschlicher Klugheit anlegend, erklärten sie denselben für gänzlich unannehmbar. An Gegengründen fehlte es ihnen nicht. Sie stellten vor, der König habe nicht Geld genug, um eine so starke Armee zu unterhalten, als zur Ausführung eines solchen Unternehmens erforderlich sey, und machten namentlich geltend, daß der Weg nach Reims hundert Meilen weit durch Feindesland gehe, wo eine einzige Niederlage dem von allen Hülfsquellen abgeschnittenen, jedes Rückhalts entbehrenden Heere Vernichtung drohe. Bevor man sich so ferne Ziele stecke, gebiete die Vorsicht, die nächst gelegenen Länder wieder zu unterwerfen; ehe von einer Heerfahrt nach Reims die Rede seyn könne, müssen erst die festen Plätze an der Loire den Engländern aus den Händen gerungen werden.

Johanna beharrte dabei, die Zeit sey gekommen, wo Karl, um Krone und Salbung zu empfangen, nach Reims aufbrechen müsse. „Bei meinem Gotte," sagte sie, „ich werde den Dauphin und seine Leute sicher und ohne Hinderniß nach Reims führen, und da werdet Ihr ihn krönen sehen! Wenn der Dauphin gekrönt und gesalbt ist, wird die Macht der Gegner immer

Digitized by Google

mehr zusammen schmelzen, * und sie werden zuletzt weder ihm noch dem Reiche zu schaden vermögen." Die Zuversicht, womit Johanna redete, war so überwältigend und ihre Thaten vor Orleans fielen so schwer in's Gewicht, daß niemand offen zu widersprechen wagte. Und wer möchte zweifeln, daß ihre Verheißung schon jetzt That und Wahrheit geworden wäre, wenn ihr Glaube vollen Widerhall am Hofe gefunden hätte?

Täglich hat Johanna den König auf's inständigste, nicht länger zu säumen, sondern auf Gott zu vertrauen, der mehr Macht besitze als die Engländer und Burgunder. Eines Tags war Karl VII. zu Loches mit seinem Beichtvater Gerhard Machet, den Herrn von Trives und von Harcourt, so wie mit dem Grafen Dunois, welcher nach dem mißglückten Versuche auf Jargeau sich ebenfalls an das Hoflager des Königs begeben hatte, in seinem geheimen Kabinet allein. Da klopfte plötzlich Johanna an die Thür. Alsbald eingelassen, warf sie sich vor dem König nieder und sprach, seine Knie umfassend: „Edler Dauphin, haltet fürder nicht so häufige und so lange Berathungen, sondern ziehet alsbald nach Reims, Eure ehrenreiche Krone zu empfangen." Als hierauf der Herr von Harcourt Johanna fragte, ob sie dieß auf Eingebung ihres Rathes geredet habe, erwiederte sie: „Ja, ich wurde recht oft dazu getrieben." — „Wolltet Ihr uns nicht," fuhr Harcourt fort, „hier in Gegenwart des Königs die Weise sagen, wie dieser Rath zu Euch spricht?" Erröthend entgegnete Johanna: „Ich verstehe wohl, was Ihr zu wissen begehrt, und will es Euch gern sagen." Der König unterbrach sie hier mit der Frage, ob sie es auch gern thäte in Gegenwart der Anwesenden. Johanna bejahte und fuhr fort: „Wenn ich irgendwie verdrießlich bin, weil man nicht leicht an das glaubt, was ich von Seiten Gottes verkündige, dann gehe ich an einen einsamen Ort, rufe Gott an und klage es ihm, daß die, mit welchen ich rede, mir nicht leicht Glauben schenken. Wenn ich dann mein Gebet verrichtet habe, so höre ich eine Stimme, die zu mir spricht: Kind Gottes, gehe! gehe! gehe! ich werde mit dir seyn, gehe! Und wenn ich diese Stimme vernehme, dann fühle ich eine große Freude, ja ich wünsche, es möchte mir immer so seyn." Als Johanna die Worte ihrer Stimme anführte, gerieth sie in eine wunderbare Entzückung und hob ihre Augen ganz verklärt zum Himmel empor.

Der Glaube, wenn er Geist und Leben in einer Person geworden, ist stets eine gewaltige, ob auch keineswegs zwingende Macht. Ergriffen von Johannas Glaubensbegeisterung, die wie ein Strahl göttlicher Erleuchtung auf ihrem Antlitz ruhte, erhob sich der König mit den Anwesenden zu freudiger Hoffnung und ging, wenn auch nicht ohne Vorbehalt, doch im Wesentlichen auf Johannas Gedanken ein. Er beschloß nämlich, nach

---

* Hase a. a. O. S. 30: Die Jungfrau blieb bei dem Gebote ihres Gottes, daß sie den Dauphin nach Reims führen müsse, und es lag eine tiefe Politik darin. Ein Theil von Frankreich hatte sich dem fremden König unterworfen, der doch auch das Kind einer Tochter Frankreichs und unter gewissen Rechtsformen eingesetzt war. Damals, wo religiöse Traditionen noch die Gemüther beherrschten, war es von unberechenbarer Wichtigkeit, wenn der Friede einem einigen und selbstständigen Volke wiederkehren sollte, daß das gute Recht des eingeborenen Königs, erschüttert durch seine Gegenwart bei einem Verbrechen, durch Vater und Mutter selbst ihm abgesprochen, als ein göttliches Recht anerkannt wurde durch jene Weihe, die seit Jahrhunderten den Königen von Frankreich im Dome zu Reims ertheilt worden war, und Karl VII. als Gesalbter Gottes erschien wie seine königlichen Ahnen. Der Jungfrau war das freilich nicht Politik: ihre Heiligen haben es ihr gesagt, es ist der kirchlich romantische Geist ihrer ganzen Erscheinung, das Kind des Volkes fühlt aus des Volkes Herzen heraus, und der König, obwohl bereits zu Poitiers gekrönt, ist ihr nur der zum Königthum berufene Dauphin, bis der wahre König von Frankreich, der König des Himmels, ihm durch den Erzbischof von Reims das Reich übergeben und seine Stirn gesalbt haben wird aus der heiligen Ampulla, die nach dem Glauben des französischen Volks einst zur Taufe Chlodwigs eine Taube vom Himmel gebracht hat, und aus welcher die Könige Frankreichs gesalbt worden sind, bis Frankreich hoffte, wie wieder einen König zu salben, und ein Deputirter des Convents die heilige Ampulla auf dem Straßenpflaster zerschlug. — Desjardins sagt: La jeune fille, qui sortait du peuple, savait que, dans l'opinion populaire, c'était le sacre qui légitimait les rois; en même temps elle sentait que, dans les instants de crise et d'émotion générale, il faut, sous peine de tout compromettre, marcher droit et ferme au but le plus élevé sans tenier compte des obstacles, qui s'aplanissent devant qui les dédaigne ou les affronte. Mais ce sont les secrets du génie, que les esprits vulgaires n'ont pas le privilége de deviner. — Le Brun de Charmettes sagt: On ne voulait pas voir que ce serait de ce côté que le régent anglais, instruit aussi bien que les Français de l'état des choses dans ce pays, porterait d'abord toutes ses forces; on ne voulait pas voir que le succès des opérations de la Pucelle dépendait en partie de leur témérité même; on ne mettait pas en ligne de compte l'impression que la cérémonie du sacre de Charles VII., au milieu de la puissance anglaise et bourguignonne, produirait sur les esprits; on s'arrêtait aux maximes d'une politique vulgaire, quand il s'agissait de confondre tous les calculs de la politique.

Digitized by Google

Reims zu ziehen, und bestimmte Gien zum Ausgangspunkte des Feldzugs, knüpfte aber die Bedingung daran, daß die Engländer zuvor aus den Loirefestungen vertrieben würden. Johannas Gedanke war auf diese Weise mit der Ansicht der Räthe vermittelt. Doch ging der König über die bloß äußerliche Ausgleichung durch den wichtigen Zusatz hinaus, daß während des Loirefeldzugs die Rüstungen zur Heerfahrt nach Reims mit allem Eifer fortgesetzt und das Heer durch allgemeines Aufgebot zu einer großen Macht vervollständigt werden sollte. Damit erhielt der Kampf an der Loire die untergeordnete Bedeutung einer bloßen Episode in dem Ganzen des Krönungsfeldzuges, und Johanna war über das Bedenken beruhigt, daß dieser durch jenen einen wesentlichen Aufschub erleiden möchte. Denn natürlich gehörte zu dem Zuge nach Reims eine bedeutende Streitmacht und zum Sammeln derselben eine weit längere Zeit, als nöthig war, um die zur Eroberung der Loireplätze erforderliche Mannschaft aufzubringen. Wurde nun letztere schleunig herbeigeschafft, so konnte der Kampf im Orleanais so bald begonnen werden und so rasch beendigt seyn, daß durch denselben der Aufbruch nach Reims auf keine Weise verzögert wurde. Davon aber war Johanna fest überzeugt, daß höchstens zehn Tage ausreichen würden, um die Loirestädte der Gewalt des Feindes zu entreißen. Und deßhalb durfte sie den Beschluß des Königs um so mehr willkommen heißen, als derselbe, ohne der Hauptsache Eintrag zu thun, eben so wohl die schnelle Fortsetzung des Kriegs überhaupt sicherte, wie einem besondern Bedürfniß ihres Herzens Genüge that. Galt es ja, das Leben des gefangenen Herzogs Karl von Orleans, dem Johannas Liebe und Fürsorge nächst dem König am meisten gehörte, von dem Feinde vollends zu säubern.

Der König ernannte den Herzog von Alençon zu seinem Generallieutenant und übertrug ihm als solchem den Oberbefehl des Heeres, jedoch mit der ausdrücklichen Weisung, daß er sich in allen Stücken nach dem Rathe der Jungfrau richte. Bereits hatte der König ein Aufgebot in seinen Landen erlassen und Alençon bezeichnete nunmehr den Marschällen von Rais und Sainte-Sévère, dem Grafen Dunois, dem La Hire und andern Obersten ein Dorf bei Romorentin als Vereinigungspunkt der Truppen. Von allen Seiten eilten die Edlen mit ihren Dienstmannen und die Waffenfähigen aus den Städten herbei, um unter der Jungfrau Siegesbanner für König und Vaterland zu streiten. Viele Edelleute stellten sich ein, ohne daß ein förmlicher Ruf an sie ergangen war. Nicht an Gewinn dachte man, sondern opferte willig, was man besaß, um die Ehre eines solchen Kampfes zu theilen. Denn man glaubte Johanna von Gott geschickt zur Rettung Frankreichs und vertraute so sicher auf Gottes Beistand, daß man zur Eroberung der Loirefesten nicht längere Zeit zu bedürfen hoffte, als Orleans Rettung erfordert hatte. Es herrschte allgemeine Begeisterung für Johanna, namentlich überschritt die Ehrfurcht des Volks vor ihr alle Grenzen. Wie in Orleans, so wurde sie aller Orten als ein Engel des Herrn betrachtet. Die Leute warfen sich nieder vor ihr, küßten ihr Hände, Füße und Kleider, ja schätzten sich schon glücklich, wenn sie auch nur ihr Pferd berühren konnten. „Wahrhaftig," sagte sie zu dem Abt Peter von Versailles, der ihr Vorhalt darüber machte, „ich weiß mich nicht davor zu bewahren, wenn mich Gott nicht davor bewahren will."

Um dem Sammelpunkte der Armee näher zu seyn und schnellere Nachrichten über die Feinde einziehen zu können, verließ Johanna schon zu Anfang des Juni Loches und begab sich nach der ein paar Meilen von Romorantin entfernten Stadt Selles. Am 6. Juni traf daselbst der König und bald nach ihm auch der Herzog von Alençon ein mit einer Schaar von Kriegern. Noch am Abend desselben Tages nahm Johanna Abschied vom König. Um zweierlei bat sie ihn beim Scheiden, erstlich um die Erlaubniß, recht viele Gefangene machen zu dürfen, um gegen dieselben den Herzog von Orleans einzutauschen, und zweitens um möglichste Beschleunigung der Kriegsrüstungen für den Krönungszug nach Reims; „denn," fügte sie hinzu, „ich werde nur ein Jahr und etwas darüber dauern; * denket daran, in diesem Jahre tüchtig zu wirken." Vor der Kirche rief sie den Priestern zu: „Ihr Leute der Kirche, stellet Processionen und Gebete zu Gott an," und ritt sodann mit dem Marschall von Sainte-Sévère und einem bedeutenden Gefolge, welches theils aus Soldaten, theils aus Bürgerwehr bestand, nach Romorantin. Am 8. Juni folgte ihr der Herzog von Alençon. Achtzehnhundert Mann waren in Romorantin vereinigt, die Truppen aus Orleans fehlten noch. Letztere wurden nicht abgewartet, sondern noch an demselben Tage der Marsch in der Richtung auf Orleans angetreten. Die Nacht brachte man in einem Walde zu, vor welchem am nächsten Morgen die Mannschaft vor Orleans unter dem Grafen Dunois und Florent d'Illiers ankam. Durch diesen Zuwachs stieg das Heer auf die Zahl von 3600 Mann, allerdings eine kleine Schaar für eine solche Aufgabe, zumal wenn man erwog, daß die Engländer mit einem überlegenen Heere zum Entsatz im Anzuge waren.

* Desjardins sagt: Son admirable instinct l'avertissait que des missions telles que la sienne sont d'autant moins durables qu'elles sont plus éclatantes.

Digitized by Google

Viele der Obersten waren deßhalb der Meinung, der Feldzug müsse einstweilen noch aufgeschoben werden, bis das Heer eine größere Stärke erlangt hätte. Als Johanna die Besorgniß derselben bemerkte, sprach sie: „Fürchtet euch vor keiner Uebermacht und traget kein Bedenken, die Engländer anzugreifen, denn Gott leitet euer Werk. Wäre ich nicht sicher, daß Gott unsere Sache führe, ich würde lieber die Schafe hüten, als solchen Gefahren mich preisgeben." Dieses Wort des Glaubens drang zu Herzen. Der Marsch ward fortgesetzt nach Orleans, wo der ganze Zug am 9. Juni eintraf, gerade einen Monat, nachdem Johanna die Stadt verlassen hatte. Die Bürger waren in lauter Freude, ihre Retterin wieder zu sehen. Sie hatten aus Dankbarkeit und in der Hoffnung, des Druckes ledig zu werden, den die feindliche Besatzung der Nachbarstädte auf Orleans ausübte, bereits große Anstrengungen gemacht, um das königliche Heer mit Nahrungsmitteln, Geschütz und Mannschaft zu versorgen, und wie es scheint, begeisterte die Gegenwart der Jungfrau viele Einwohner zu dem Entschlusse, sich noch nachträglich in die Reihen der Kämpfer zu stellen. Wenigstens wird die Zahl der Krieger, mit welchen Johanna in's Feld rückte, von den zuverlässigsten Berichterstattern auf 2000 bis 3000 Mann und eben so viel oder noch mehr Bürgermiliz angeschlagen.

Sonnabend den 11. Juni setzte sich gegen zwölf Uhr die Armee, mit zahlreichem Geschütz versehen, unter Johannas Panier nach Jargeau in Bewegung. Dieser Ort war nach Orleans der festeste Platz des Orleanais und der Hauptstützpunkt der englischen Macht an der Loire. Der Graf von Suffolk, welcher seit dem Abzuge von Orleans den Oberbefehl in Jargeau führte, hatte mit seinen Brüdern Johann und Alexander Pole die Zeit der Waffenruhe eifrig benutzt, um Stadt und Brücke in tüchtigen Vertheidigungsstand zu setzen, indem er insonderheit für eine ausreichende Anzahl grober Geschützstücke Sorge trug. Die Besatzung bestand theils aus 600 bis 700 Mann englischer Kerntruppen, theils aus den wehrhaften Bürgern von Jargeau, welche der englischen Fremdherrschaft eben so entschieden zugethan waren, wie die Bewohner der Schwesterstadt Orleans festgehalten hatten an der Treue gegen den rechtmäßigen Landesherrn.

Die Franzosen erwarteten, der Graf von Suffolk werde sich dem Grundsatze gemäß, den er vor Orleans beobachtet hatte, in den Ringmauern von Jargeau einschließen und ihnen die Vorstädte ohne Schwertschlag preisgeben. Allein in dieser Erwartung fanden sie sich getäuscht. Was der Graf vor Orleans, wo ihm eine zahlreiche Armee zu Gebote stand, aus übertriebener Vorsicht unterlassen hatte, das that er jetzt, wo er über eine verhältnißmäßig kleine Schaar verfügte, mit einer Verwegenheit, welche der Held oftmals aus der Ueberzeugung schöpft, daß dem Aeußersten nur durch die äußersten Mittel zu entgehen sey. Er ließ auf die Nachricht von dem Anmarsch der französischen Armee seine Soldaten unter die Waffen treten und führte sie in geschlossenen Gliedern dem Feind entgegen. Die Franzosen, keines Angriffs gewärtig und deßhalb schwerlich in geordneten Schlachtreihen anrückend, hielten den ersten Stoß der Engländer nicht aus, sondern wichen in bestürzter Flucht. Johanna, welche inzwischen herangekommen war, ergriff sofort ihre Fahne und sprengte damit auf die eindringenden Feinde los. „Nur Muth!" rief sie ihren Kriegern zu. Diese folgten schaarenweise in dem guten Glauben, daß der Jungfrau kein Gegner Stand zu halten vermöge. Nicht lange und die Engländer waren hinter die Stadtmauern zurückgeworfen, die Vorstädte erobert. Die Bürgerwohrleute, welche in der bloßen Anwesenheit der Jungfrau beim Heere eine Bürgschaft für das Gelingen jedes Unternehmens sahen, machten sogar ohne Vorwissen der letzteren den Versuch, die Festungswerke der Stadt durch einen kühnen Handstreich zu nehmen, mußten sich aber nach fruchtlosen Anstrengungen zurückziehen. Sämmtliche Truppen übernachteten in den Vorstädten, ohne daß besondere Schutzwachen ausgestellt wurden. „Hätten die Engländer," sagt der Herzog von Alençon, „einen Ausfall gemacht, wir wären in große Gefahr gerathen; daß sie es nicht thaten, ist ein Beweis, daß Gott unsere Sache führte."

Noch während der Nacht richtete Johanna ihrer Gewohnheit nach folgende Aufforderung an die Belagerten: „Uebergebet den Platz dem Könige des Himmels und dem edlen König Karl und ziehet von dannen, wo nicht, wird es euch zum Verderben gereichen." Graf Suffolk würdigte die Botschaft keiner Beachtung. Er war Soldat im edelsten Sinne des Worts und hätte sich lieber unter den Trümmern der Festung begraben, als in eine Uebergabe gewilligt, welche Angesichts der von Paris zugesagten Hülfstruppen doppelt schmachvoll gewesen wäre.

Als der Morgen dämmerte, wurde das Geschütz aufgefahren und Anstalten getroffen, um die Stadt aufs nachdrücklichste zu beschießen. Wie es scheint, ordnete Johanna selbst die Batterien, wenigstens schreibt ihr Alençon ein ausgezeichnetes Geschick zu, die Artillerie aufzustellen. Kaum aber hatten die Kanonen und Bombarden zu spielen begonnen, als das Gerücht sich verbreitete, Falstolf, der gefürchtete Sieger von Rouvray, sey von Paris im Anmarsche mit beträchtlicher Streitmacht, um Jargeau zu entsetzen. Erschreckt durch diese Nachricht, erklärten mehrere Obersten, man müsse die

Digitized by Google

Belagerung augenblicklich aufheben und Falstolf entgegen gehen. Einige machten ihre Worte sofort zur That und die übrigen wären wahrscheinlich ihrem Beispiele gefolgt, hätte nicht Johanna, von wenigen Feldherrn unterstützt, durch eindringliche Vorstellungen die Wankenden zum Bleiben vermocht. Auch die bereits im Abmarsch Begriffenen ließen sich zur Umkehr bestimmen. So brachte dieser Zwischenfall, welcher beinahe das Aufgeben der Belagerung zur Folge gehabt hätte, die entgegengesetzte Wirkung hervor. Wem leuchtete nicht die Nothwendigkeit ein, daß vor Falstolfs Eintreffen Jargeau erobert seyn müsse? Mit verdoppeltem Eifer wurde daher das Geschützfeuer erneuert und nicht nur den Tag über fortgesetzt, sondern auch die ganze Nacht hindurch unterhalten. Die Belagerten erwiederten dasselbe auf's kräftigste und mancher Franzose ward von ihren Kugeln und sonstigen Wurfgeschossen getödtet oder verwundet; allein sie vermochten nicht das Zerstörungswerk zu hemmen, die Stadt wurde an vielen Stellen arg beschädigt und der größte ihrer Thürme fiel, von drei Bombenschüssen zerschmettert, zu Boden.

Als die aufgehende Sonne die Greuel der Verwüstung beleuchtete, überzeugte sich der besonnene Suffolk von der Nothwendigkeit, die Rettung der Stadt auf dem Wege der Unterhandlung zu versuchen. Er schickte zu dem Zweck in der Frühstunde (Montags des 13. Juni) eine Gesandtschaft in das französische Lager und bot einen Waffenstillstand von vierzehn Tagen an, nach dessen Ablauf er sich bereit erklärte, die Stadt zu übergeben, falls dieselbe nicht inzwischen entsetzt seyn würde. Die französischen Generale traten zur Berathung zusammen und einigten sich zu der Antwort, daß sie sich zwar auf die Frist von vierzehn Tagen nicht einlassen könnten, wohl aber dem Grafen und der englischen Besatzung den sofortigen Abzug mit allen Pferden gestatten wollten. Johanna fügte hinzu: „Mögen die Feinde ungekränkt an ihrem Leben abziehen in ihren Kleidern, wenn sie es zufrieden sind, wo nicht, so werden sie mit stürmender Hand ergriffen werden."

Der Graf hielt es nicht verträglich mit seiner Ehre, auf diese Bedingungen einzugehen. Nunmehr hatten die französischen Feldherrn die Frage in Betracht zu ziehen, ob sie ihre Feuerschlünde noch eine Zeitlang gegen die Stadt richten, oder unverweilt zum Sturm schreiten sollten. Der Herzog von Alençon meinte, es sey zum Sturme noch zu früh, Johanna aber trat ihm mit den Worten entgegen: „Zweifelt nicht, die Stunde ist da, wenn es Gott gefällt. Wenn Gott will, muß man handeln. Handelt und Gott wird handeln." Als Alençon noch immer unschlüssig zauderte, fuhr Johanna fort: „Ha! edler Herzog, fürchtest du? Weißt du nicht, daß ich deiner Gemahlin versprochen habe, dich gesund und unversehrt ihr wieder zu bringen?" Alençon widerstand nicht länger, allgemeiner Sturm ward beschlossen und um neun Uhr gaben die Trompeten das Zeichen zum Angriff. „Vorwärts, edler Herzog, zum Sturm!" rief die Jungfrau, ihre Fahne ergreifend. Von allen Seiten rückten die Franzosen gegen die Stadtmauern vor und füllten die Gräben mit Faschinen. Ein furchtbares Ringen entstand. Die Franzosen strengten alle Kräfte an, um auf zahllosen Leitern die Mauern zu ersteigen. Die Engländer, meist Krieger aus Heinrichs V. Schule, setzten ihnen die Thatkraft von Männern entgegen, die es wissen, daß Sieg oder Tod die Losung ist. Mit gewaltigen Steinen suchten sie die Sturmleitern zu zerschmettern, die Krieger mit Lanzen in den Graben hinabzustoßen.

Gleich zu Anfang des Kampfes erhielt Johanna Gelegenheit, das Versprechen zu bewähren, das sie dem Herzog so eben in's Gedächtniß zurückgerufen hatte. Sie hatte nämlich mit dem Herzog von Alençon einen Standpunkt gewählt, von dem aus sie die Entwicklung des Kampfes genau beobachten konnten. Plötzlich gewahrte ihr Falkenauge, daß die Mündung eines feindlichen Geschützes gerade auf die Stelle gerichtet war, wo der Herzog stand. „Gehe zur Seite," rief sie dem Herzoge zu, „sonst wird jene Maschine dich tödten," und deutete mit dem Finger auf die Kanone. Alençon folgte der Warnung und im nächsten Augenblick schlug auf demselben Flecke, welchen der Herzog kaum verlassen hatte, eine Kugel aus der bezeichneten Kanone dem Herrn Du Lude, einem Edelmanne aus Anjou, den Kopf ab. Schauder ergriff den Herzog und Erstaunen über die Voraussicht der Jungfrau.

Inzwischen verging Stunde auf Stunde, immer hartnäckiger und heftiger tobte der Streit. Der Augenblick der Entscheidung nahte. Da eilte Johanna mit dem Herzog in das Gewühl des Sturmes. Neuer Muth entflammte die Krieger beim Anblick der Heldin, mit neuer Begeisterung strebten sie zur Höhe der Mauer empor. Nochmals machte der Graf von Suffolk einen Versuch, das drohende Verderben abzuwenden. Er ließ von den Mauerzinnen in das Kampfgetöse hinein rufen, er wolle mit dem Oberfeldherrn unterhandeln. Vergebens, niemand hörte auf ihn, nach wie vor raste der Sturm. Endlich sprang Johanna, ihre Fahne in der Hand, in den Graben und stieg an dem Platz, wo die Engländer den heftigsten Widerstand leisteten, selbst eine Leiter hinan. An der Fahne schnell erkannt, wurde sie mit einem Hagel von Geschossen empfangen. Getroffen ward das Banner, getroffen die kecke Kriegerin selber von einem mächtigen Steine, welchen einer der

Digitized by Google

Feinde ihr auf's Haupt schleuderte. Aber so groß und hart der Stein war, er brach auf ihrem leichten Helme in Stücken. Die Jungfrau stürzte zwar, von der Wucht des Steines und der Gewalt des Wurfes durchschüttert, zur Erde, aber wie durch ein Wunder war sie völlig unverletzt geblieben. Ihr Unfall beschleunigte nur den Sieg der französischen Waffen. Denn von neuer Glaubenskraft gestählt erhob sie sich alsbald wieder und rief mit Prophetenstimme den Ihrigen zu: „Freunde! Freunde! hinauf! hinauf! unser Herrgott hat die Engländer verstoßen. Zu dieser Stunde sind sie unser. Seyd getrosten Muthes!" Das war der Glaubensruf, dessen Zauber die Franzosen schon so oft zu den äußersten Kraftanstrengungen fortgerissen hatte. Unaufhaltsam drangen sie vor, nach wenigen Minuten waren die Festungswerke erklommen, Jargeau erobert. Im ganzen hatte der Sturm nicht weniger als drei bis vier Stunden gedauert.

(Fortsetzung folgt.)

Vauquelin des Yvetaux.

Ich glaube mir Ihre Leser zu Dank zu verpflichten, indem ich ihnen von einem französischen „Original" aus der späteren Renaissancezeit Kenntniß gebe, einem Mann, der als Dichter, wie als Charakter ein lebhaftes Interesse für sich erregt und, meines Wissens, in der deutschen Presse selbst dem bloßen Namen nach noch nicht genannt worden ist. Vauquelin des Yvetaux, Sohn des eher bekannten Didaktikers Vauquelin de la Fresnaye, ist dieser bis vor wenigen Jahren selbst in Frankreich ganz vergessene Dichter, ein Zeitgenosse Heinrichs IV., des Cardinals Richelieu und, in der Literatur, des Sprach- und Geschmacksreformators Malherbe. In zeitgenössischen und späteren Anthologien zerstreut, sind seine Produktionen, so weit sie sich auffinden ließen, zum erstenmal gesammelt und selbstständig herausgegeben worden von Prosper Blanchemain, Hülfsbibliothekar am Ministerium des Innern (Paris, 1854) in einem auf's sorgfältigste ausgestatteten und nur in 300 Exemplaren abgezogenen Band, von welcher Auflage mir ein Exemplar durch die Gefälligkeit eines französischen Bibliophilen zu Gebote gestellt ist.

Den Zeitgenossen weniger als Dichter, denn als eigenthümlicher Charakter merkwürdig und als der Epikur seiner Tage bekannt und verrufen, zeigt dieser geistreiche und originelle Kopf in der That eine Reihe interessanter biographischer, literarischer und sonstiger Züge, hängt mit den mannigfachen Gegensätzen, Uebergängen und merkwürdigen Persönlichkeiten seiner pittoresken Zeit durch sehr verschiedenartige Fäden zusammen und erhebt sich als Dichter und als Philosoph eben so über das Niveau der ihn umgebenden Culturepoche, als er, seinem Leben und seinen Sitten nach, nicht zu seinem Vortheil, eng mit derselben verwachsen ist. Lassen wir zuerst die Lebensgeschichte des Mannes, der den schönen Satz aufstellt:

Pour ceux qui vivent bien, le monde n'est qu'un temple,

aber, wenn man den Angriffen gegen ihn glaubt, an Alter und Ausschweifungen gleichmäßig zunahm, in raschen Zügen an uns vorübergehen.

Die Geburt unseres Dichters und Philosophen ist mit großer Wahrscheinlichkeit in das Jahr 1567 zu setzen. Er war der erste von vier Söhnen des normannischen Landedelmanns Vauquelin de la Fresnaye, dessen Besitzungen in der Nähe von Falaise lagen. Feind der Höfe und ihrer Cultur hatte sich der alte Vauquelin mit einer hervorragenden Stelle in der Magistratur seines Landes, der Abfassung einer Art poëtique und verschiedener dichterischer Schäferlichkeiten, begnügt und an jeden seiner vier Söhne eine Satire gerichtet, in welcher er dieselben zur Betretung der von ihm selbst gewandelten bescheidenen Pfade ermahnte. Allein mit dem, nach einer ihm zugesprochenen väterlichen Besitzung „des Yvetaux" genannten Aeltesten wollte dieß nicht glücken. Denn obwohl schon in die

Digitized by Google

Magiſtratur und in die Stelle ſeines Vaters eingetreten, verließ er, in Folge eines Proceſſes wegen Unregelmäßigkeiten in ſeinem Dienſt, dieſen und das Land und ging nach Paris. Schon durch Gelegenheitsgedichte bekannt, wurde er, auf Empfehlung des Hofdichters Desportes, von Heinrich IV. zum Erzieher des natürlichen Sohnes, den er mit Gabrielle d'Eſtrées hatte, des jungen Cäſar von Bendôme, beſtimmt, wie er gelegentlich ſelbſt berichtet. „Ich kam," ſagt er in ſeiner proſaiſchen „Institution du Prince," „an den Hof auf Befehl Heinrichs des Großen, während die Königin Maria von Medicis ſchwanger war, und fand den König bei ihr, wie er den Herrn vor Bendôme vor ſich kommen ließ. Er befahl mir für ſeine Erziehung zu ſorgen, damit ich ſpäter, mit mehr Sicherheit und Erfahrung, die Ausbildung des Herrn Dauphin ſelbſt übernehmen könne." Entweder verwaltete er nun dieſes Probeamt zur Genüge, oder die ſtets bereite Gewandtheit, mit welcher er, im Namen und für den eigenen Privatgebrauch des Königs, galante Gedichte an verſchiedene galante Adreſſen machte, erhielt ihm die Gunſt ſeines Herrn, oder aber beides, denn er wurde alsbald auch Hofmeiſter des Dauphin, des nachmaligen Ludwigs XIII., und blieb es bis zum Tode des Königs.

Allein nun gewann die offen ausgeſprochene und leicht erklärliche Abneigung der Königin gegen ihn die Oberhand. Er wurde, allerdings mit einer ſtarken, auf geiſtliche Titel geſtellten Penſion, entlaſſen, allein auch dieſe ſah er ſich bald durch den Cardinal, auf Grund einer Anſchuldigung wegen Immoralität, entzogen, und ſo wendet ſich jetzt der abgedankte Höfling zu einem originellen Privatleben aus eigenen Mitteln. Mit cyniſcher Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Welt zieht er ſich in das entlegenſte und einſamſte Haus des Faubourg Saint Germain zurück, weßhalb man ihn, mit Anſpielung auf dieſe äußerſte Wohnung von Paris, den „letzten der Menſchen" nennt, und richtet ſich dort in der Dekoration der Zimmer, des Gartens und ſeiner eigenen Perſon das arkadiſche Schäferleben der gleichzeitigen lyriſchen und Romandichtung in Wirklichkeit ein. Nach Berichten von Mitlebenden ging er nicht anders umher als im Schäferhut mit der Schippe und der ländlichen Flöte, putzte ſich, und was ihn umgab, mit Bändern und Schleifen und führte „ein wollüſtiges und verborgenes Leben, wie der Großtürke in ſeinem Serail."

Der üble Ruf, den ihm dieß alles erwarb, verhinderte indeß die Neugierigen vom Hofe, beſonders die großen Damen, von welchen mehrere höchſt originelle Liebesanträge von ihm erhielten und vielleicht erhörten, nicht, ihn in ſeinem Arkadien des ſechzehnten Jahrhunderts zu beſuchen. Auch die bekannte Ninon de l'Enclos ſah ihn öfter und er trug, wie berichtet wird, ein altes gelbes Band, das ſie ihm gelegentlich geſchenkt hatte, lange Zeit an ſeinem Hute. Was aber ſeinen Namen endlich in gänzlichen Verruf bringen ſollte, waren folgende Begebenheiten.

Schon einundſechzigjährig erblickt er eines Tages vor ſeinem Garten eine arme Harfenſpielerin von ziemlicher Schönheit. Er nimmt ſogleich ſie und ihre ganze, von Noth bedrängte Familie, worunter den Gatten, bei ſich auf, verſorgt Alle auf's beſte und ergötzt ſich höchlich an dem Spiel auf jenem romantiſchen Inſtrument, welches mit ſeinem ſentimentalen Schäfergeſchmack ſo gut zuſammen paßt. Die Spielerin ſelbſt aber wird ſein Idol bis zu dem Grade, daß er ihr jeden Morgen den Nationalputz angibt, den ſie für den Tag tragen ſoll, und ſelbſt im Coſtüm des Paſtor fido (Guarini) an ihrer Seite in den Alleen ſeines Gartens einher ſpaziert. Wenn ſie ſpielt, ſetzen ſich eigens dazu abgerichtete Nachtigallen auf das Inſtrument; ſie iſt bald Königin, bald Nymphe, bald nur Schäferin, er ſelbſt aber fällt nie aus der Einen Rolle des alten und verliebten Gecken. Allein bei dem Skandal, den dieſe Aufzüge bei Hofe und ſonſt machten, hatte die Sache nicht ihr Bewenden. Gegen 1645, alſo faſt ſchon achtzigjährig, verheirathet den Poetaux einen ſeiner Neffen mit einer Tochter ſeiner Maitreſſe. Wüthend darüber macht ein anderer Neffe einen Mordverſuch auf jenen Vetter, allein ſein Abgeſandter, der eigene Bruder der Harfeniſtin, kommt dabei um. Ein Richterſpruch verurtheilt nun die letztere zum Strang und den Angegriffenen zum Rad, und obwohl dieſe, wahrſcheinlich erſchwindelte Sentenz nicht zum Vollzug kommt, ſo hat doch des Poetaux alle Unannehmlichkeiten des in ſeinem eigenen Hauſe entſprungenen Proceſſes zu tragen.

Mit achtzig Jahren noch höchſt rüſtig, verläßt er nun, vor den Bewegungen der Fronde, Paris, zieht ſich auf eine ſeiner Beſitzungen bei dem Dörfchen Baraddes zurück, und ſtirbt 1649 daſelbſt in Folge mangelhafter Behandlung eines langjährigen Unterleibsleidens, gefaßt wie ein Philoſoph und als katholiſcher Chriſt unter regelmäßigem Beiſtand der Kirche. Daß er ſich, ſtatt deſſen, vor ſeinem Todtenbette eine Sarabande habe ſpielen laſſen, wie von einer Seite behauptet wird, ſieht wie eine boshafte, allein nicht unverdiente Erfindung ſeiner Feinde aus. Denn er hatte deren und entſchiedene, ſelbſt, wie wir ſahen, in ſeiner eigenen Familie, und wahrſcheinlich aus dieſer ſtammt eine gegen ihn gerichtete, lange und witzige, aber oft ungeheuer grobe und gemeine Satire, welche ſich auf

Digitized by Google

seine epikuräische Lebensweise, auf seinen Geschmack an der antiken Skulptur und der pastoralen Fiktion und auf die so eben erzählten scandalösen Vorgänge bezieht.

So die Lebensgeschichte dieses Mannes. Was seine äußere Erscheinung angeht, so nennt ihn Tallemand des Réaux „einen kleinen trockenen Mann mit Schweinsaugen," während dagegen sein, der erwähnten Ausgabe beigefügtes Bild einen, wenn nicht schönen, so doch interessanten, charaktervollen und geistreichen Kopf mit einer besonders breiten und wohl entwickelten Stirn vorzeigt.

Was haben wir nun in der Literatur von diesem halb cynischen, halb epikuräischen, anticipirten Voltairianer, von diesem würdigen Zeitgenossen einer Ninon und des von Schlachten im Arm der Liebe ausruhenden Heinrichs IV., von dem Prinzenhofmeister und getriebenen Höfling, von dem Bonvivant, der die Pastoralvision der Zeit in die Wirklichkeit übersetzt, zu erwarten? Einen Vorgänger der leichtfertigsten Anakreontiker des achtzehnten Jahrhunderts, einen Verkündiger der Lafontaineschen Contes, einen Fortsetzer des Marotschen Leichtsinns aus den guten Zeiten des Königs Franz, wo das erwachende Heidenthum noch recht splitternackt am Hof und in den Straßen herumlief, oder gar einen Nachzügler des Gamin Villon und seines nicht metaphorischen, sondern aus der bittersten Wirklichkeit geschöpften Galgenhumors? Nein, nichts oder nur wenig von dem allen. Auf diesem Felde begegnen wir in diesem sittlich so zügellosen Manne fast überall dem würdigen Zeitgenossen und Collegen des ersten französischen Classikers, des Sprach- und Versreglers Malherbe, welcher, halb Opitz, halb Gottsched, Form und Nüchternheit zugleich in die französische Dichtung einführte, ein Beweis mehr, daß im Reiche der Aesthetik, wo sich Ideal und Wirklichkeit treffen sollen, diese Begegnung zwischen der Schöpfung und dem Schöpfer selbst am seltensten vorkommt.

Des Yvetaux, dessen langes Leben den wichtigsten Uebergang der französischen Dichtung geradezu umfaßt, indem seine Jugendjahre noch unter die Herrschaft Ronsards am Parnaß fallen, sein Alter aber den Cid und die weiteren wichtigsten Stücke Corneilles erblickt, des Yvetaux constatirt in sich selbst jene merkwürdige und fast unglaubliche Bezähmung, welche im Uebergang des sechzehnten in's siebzehnte Jahrhundert der flüchtige, frivole und scherzhafte französische Geist durch die Anwendung einer festgestellten, der klassischen Autorität, in Regeln und Mustern, auf seinen Hang zu fester, conventioneller Formgestaltung erlitt. Malherbe (1555 bis 1628), der Vermittler dieser Bezähmung, welcher erst durch Yvetaux's Andringen aus seiner Heimathstadt Caen nach Paris, an den Hof und in die schöngeistigen Kreise gekommen war, beschränkte damals die Auswüchse von Ronsards „gallogriechischer" Schule mit ihrer langue magniloquente et hautsonnante auf ein mögliches Maß und regelte deren übereilten und übertriebenen klassischen Anlauf mehr, als er ihn brach. Ihre freien Versformen, ihre neuen Ableitungen und Zusammensetzungen, und der faste pédantesque ihrer unerhörten Metaphern mußten vor der Strenge des „Wort- und Sylbentyrannen," des Vorläufers der französischen Akademie aus Sprache und Dichtung weichen, allein ihr Verlangen nach Ernst, Erhabenheit, großen Stoffen, Nacheiferung der Alten ließ er bestehen. Diese unerbittlich strenge Reaktion gegen jede Uebertreibung und ihre natürliche Folge, eine große Nüchternheit und Sittsamkeit des Gedankens und der Empfindung zu Gunsten der Glätte der Form und der Exaktheit des Ausdrucks, ist nun das Charakteristische bei unserem Dichter. Allerdings ist zu bedenken, daß wir immerhin nur eine nothgedrungene Auswahl, wenn nicht des wirklich Besten, so doch des am meisten Gesellten, des der guten Form wie dem decenten Inhalt nach Aufweisbarsten vor Augen haben und Anderes, vielleicht gerade das Ungebundenste, nicht gesammelt wurde oder werden konnte, oder ganz apokryph geblieben ist. Und dann ist unser obiges Urtheil relativ, im Sinne der Zeitgenossen und ihres Maßlabes, zu nehmen. Denn Ronsard'scher Schwulst und italienische Concetti finden sich, für den gegenwärtigen Geschmack, doch noch viel zu häufig dort, wie ja auch bei Malherbe, der, obwohl er „den Hof dégasconnirte," doch seinem eigenen Geständniß nach nicht selten „ronsardisirt" hat, und was die Sittenstrenge angeht, so verhindert dieselbe den Dichter nicht, Gegenstände, die heutzutage ganz unnahbar wären, selbst ohne Handschuhe anzupacken und dem bevorstehenden Wort Boileaus:

J'appelle un chat un chat et Rolet un fripon,

selbst bis zur gröbsten Vernachlässigung der Voltaireschen Vorschrift: Servez-vous toujours du mot propre, pourvu qu'il ne soit pas malpropre, zu huldigen.

Erwägen wir zuerst die Uebertreibungen im Styl, so ist anzuerkennen, daß des Yvetaux dieselben, gleichsam seinem unwilligen gesunden Menschenverstande zum Trotz, meist nur dann begeht, wenn er mit seinem hochverehrten Könige Heinrich IV. in Berührung kommt. Und dieß muß ihm häufig begegnen, denn ernsthafte Anlässe, wie sein Hofmeisteramt, das ihn unter anderem zu einer poetischen „Institution du

Digitized by Google

prince“ an den jungen Herzog von Vendôme veranlaßt, fehlen nicht, und die frivolen noch weniger, da er, wie erwähnt, eine ganze Reihe von Stanzen und ſonſtigen lyriſchen Gedichten reimte, welche der König in eigenem Namen den von ihm umworbenen Schönen überreichte. Ueberall iſt ihm nur der große Heinrich das Ideal aller Vollkommenheiten, der Soldat der Franzoſen, der große Mars, der Blitz des Kriegs und der Gott des Friedens, „der Gott unſerer Hoffnung, welcher nicht allein zu ſiegen, ſondern auch zu verzeihen weiß.“ Er iſt mit der Milch des Mars genährt, man könnte ſeinen Werth nur vermehren, indem man die Schranken des Univerſums ausdehnte u. ſ. w. Aber auch ſonſt ſind kühne und weither geholte Metaphern, ſpitzfindige und gezwungene Schlüſſe, unnatürliche und ganz falſche Antitheſen, mit Einem Wort, das ganze Weſen des italieniſchen Concetto, keine Seltenheit bei ihm, und wir könnten ganze Reihen von Stellen anführen, welche dieß belegen.

So hat der ſo große und vollkommene König das Größte vollbracht, indem er dem Dauphin das Leben gab. So ſeufzt derſelbe, der die Welt beſiegt hat, in den Ketten einer Frau, betet, während ihn die Völker verehren, dieſe verachtend, ſeine Liebe an, und wenn der Euphrat und die Donau ſeine Waffen fürchteten und die Tiber und der Eridanus von ſeiner Größe träumten, ſo machte er ſelbſt Flüſſe aus ſeinen Thränen und der Ruhm wich vor der Liebesgluth. So will der Dichter ſelbſt für die Schönheit, die nur von dem Tod lebt und jedermann durch ihre Grauſamkeit ſein Ende wünſchen läßt, in ſeinem Leiden ſterben, denn es heißt leben, für eine ſo ſchöne Sache zu ſterben, und eine andere Schöne weint ſtatt Thränen Perlen auf die Blumen der Lilienwieſen ihres Geſichtes. Von Ronſard hat er das wunderliche Diminutiv **amelette**, welches dieſer in ſeiner willkürlichen Ableitungsweiſe nach der Analogie des lateiniſchen **animula** bildet, übernommen; er behält von den „Gallogriechen“ den ſtereotypen und meiſt nur allegoriſch benutzten mythologiſchen Apparat der Alten, Phöbus mit der „goldenen Perücke“ nicht zu vergeſſen, in nicht minderer Ausdehnung bei und ſetzt die ganze Inſcenirung der ſentimental romantiſchen Schäferlichkeiten, die ja in der europäiſchen Literatur des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts unvermeidlich und bei ihm ganz beſonders beliebt ſind, mit allen ihren rührenden und galanten Attributen daneben.

Aber wenn man näher hinſieht, ſo gewahrt man doch, daß all dieß Künſtliche, Steife, dem bevorſtehenden Claſſicismus Verfallende mehr in dem Geſchmack und den Traditionen der Mitwelt, als in ſeinem eigenen gewandten, klaren und heiteren Geiſte liegt, daß dieſer, wo er ſich ſelbſt getreu bleibt, eine plane und exakte Ausdrucksweiſe ſucht, in Metaphern und Gleichniſſen das Natürliche und Treffende mit ſicherem Takte leicht findet und in der Versform aus der werdenden Alleinherrſchaft des Alexandriners gern und mit vorzüglichem Erfolg zurückkehrt zu den leicht geſchürzten, kurzen, kühn dahin ſpringenden Strophenbildungen des populären Chanſon, welches in Frankreich mit einer ſeltenen Zähigkeit zu allen Zeiten und allem Druck einer allmächtigen gelehrten und hofpoeſie gegenüber im Volksmund ſich erhalten hat.

Um von dieſen Formfragen auf das Inhaltliche unſeres Dichters zurückzukommen, ſo ſahen wir uns auch hierin von der Erwartung, bei dem Libertin der Wirklichkeit eine Libertinage der Dichtung zu finden, getäuſcht, und wie angedeutet, verkündet nur manchmal ein unbedachtes Wort, eine frivole Wendung ex ungue leonem. Ich wiederhole: was dieſer Dichter apokryph vielleicht war, läßt ſich nicht ermeſſen, aber in dem hier Vorliegenden iſt das meiſte ernſt und würdig und nur dann, und zwar oft, wirklich gut. Er iſt dann weniger Lyriker als didaktiſch und ſatiriſch, und nicht allein ſeine, am Hof und ſonſt in einer bewegten Zeit gereifte Lebenserfahrung, ſondern auch eine ganz vortreffliche, ehrenwerthe, oft ſelbſt erhabene Geſinnung, welche ſich nirgends auf politiſche oder religiöſe oder perſönliche Parteiempfindungen, ſondern immer auf eine wohl erwogene ekletiſche Philoſophie mehr heidniſchen als chriſtlichen Urſprungs begründet, ſpricht ſich häufig in den gelungenſten Sentenzen aus. Eine Stelle von der höchſten religiöſen Toleranz und eines Genoſſen Heinrichs IV. würdig wurde ſchon angezogen und die genannte poetiſche Institution du prince, der ſie entnommen iſt, enthält manche andere, nicht minder treffliche Lehre für einen zukünftigen Großen. Er ruft ſeinem Zögling die beherzigenswerthen Worte zu:

Pren tes secours partout, aux jardins, à la table,
Que mesme le menteur te fasse véritable;
Le vice enseigne plus, quand on peut l'éviter,
Que ne faict la vertu, ne pouvant l'imiter.

Er lehrt ihn, daß **Verdien**ſt über Allem ſtehe:

Et ne croy que pour estre yssu du sang des Dieux,
Si tu ne vas cerchant les actes glorieux,
Que les coeurs eslevez ny le peuple t'adore.

Und wie kräftig iſt, immer in demſelben Stück, ſein Wort:

Il faut sçavoir hayr pour sçavoir bien aimer.

Digitized by Google

Trefflich weiß er den frühen Tod zweier mit Namen nicht erwähnter Knaben zu beklagen:

C'est le destin des belles choses,
Un matin est l'age des roses,
Et les lys meurent en naissant.

Trefflich sagt er von der Wirkung der Liebe auf die Einbildungskraft:

L'absence est le miroir des choses qu'il veut feindre,
Et peut nuire aux amants, mais non pas à l'amour.

Trefflich tröstet er einen in Ungnade gefallenen Höfling nicht allein mit den feinsten satirischen Bemerkungen über Fürstengunst, sondern auch mit der schließlichen Aussicht auf deren Wiedererlangung. In seinen „vierzehn Sonetten“ endlich hindert ihn die seiner Sprache unnatürliche Form nicht, bald eine schneidende Satire zu üben, bald so gute Sätze wie die obigen auszuprechen; ganz besonders charakteristisch aber sind für seinen Epikuräismus und die daraus hergeleiteten Vorwürfe gegen ihn das neunte und das vierzehnte. In diesen beiden Stücken nämlich kommt der des Yvetaux der biographischen Wirklichkeit, welcher Ninons gelbes Band am Hute trägt und mit seiner Harfenistin beständig Schäfermaskeraden aufführt, unverholener als irgend sonstwo zu Tage. In dem ersteren producirt er sich als einen Freund der wechselnden Genüsse:

Avecques mon amour naist l'amour de changer,
J'en ayme une au matin, l'autre au soir me possède. —
Sous un espoir trop long je ne puis m'affliger,
Quand une fait la brave, une autre lui succède,
Et n'ayme plus long-temps la belle que la laide. —
A deux, en mesme jour, je m'offre et dis adieu. —
Je say peu d'amitiez et bien des cognoissances,
Et me treuvant partout je ne suis en nul lieu.

Der egoistische und quietistische Nihilismus dieser letzten Zeile findet sich noch stärker ausgesprochen in dem vierzehnten Sonett, wo er wenig Verwandte, mehr Einkommen als Ausgaben, eine „ehrliche Wollust,“ Befriedigung seiner Wünsche, gute Gesundheit, keine Processe, keine Laster und keinen Ehrgeiz, dagegen Gärten, Bilder, Musik, Verse, eine freie Tafel mit wenig Gästen, mehr Liebe für sich als für seine Dame, die Achtung des Fürsten, den er aber nur selten sehen mag, viel Ehre ohne Mühe, und wenig Kinder ohne Frau haben will, unter welchen sämmtlichen Voraussetzungen sich in Paris der Tod fort doucement erwarten lasse. Soll man hiernach oder nicht den Zeitgenossen und namentlich den Verwandten dieses cynischen Bekenners es verdenken, wenn sie ihn in einem Gegensonett, das ihn mit Sardanapal vergleicht, und in der schon erwähnten und nicht schlecht titulirten Satire: „Bastons rompus sur le Vieil de la Montagne,“ als einen Epicuri de grege porcum, als einen, der in Paris fort doucement die Hölle erwarte, qualificirten? Verdiente wie unverdiente Schmach wird dort reichlich auf ihn gehäuft, der Satiriker verzerrt auch die äußere Persönlichkeit seines Objektes in's Groteske und Burleske, und sein Haß stellt neben begründete Vorwürfe den lächerlichsten Tadel. Ob des Yvetaux die Antwort auf diesen Angriff schuldig blieb oder nicht, darüber sind wir nicht belehrt. Keinenfalls fehlte es ihm an dem Zeug zu einem tüchtigen Gegenschlag.

Das garantirt uns unter anderem das beste Stück des ganzen Bandes, die an den Dichter Desportes, Abbé de Thiron, gerichtete Satire, welche neben allerhand persönlichen, dem angezogenen Sonett analogen Glaubensbekenntnissen eine treffende Uebersicht über viele specielle Mängel und Lächerlichkeiten des Zeitalters gibt. Er will sich nicht mehr an den Betten grausamer Maitressen, womit er jedenfalls auf die Sitten des Hotel Rambouillet anspielt, herumdrücken, noch in den Cabinetten schwitzen, wo man sich weder bewegen, noch ausspucken, noch husten darf; obwohl er den Schönen eben so wenig abhold als früher ist, so geht ihm doch jetzt seine Bequemlichkeit, selbst in der Liebe, über alles. Dieß führt ihn natürlich auf die Galanterien der verheiratheten Damen wie Männer, besonders aber der ersteren; denn was dem Fisch das Wasser, dem Bauern das Korn, das schöne Wetter den Schiffern, der Wein den Deutschen, das sind ihnen die Liebhaber. Mit derbstem Realismus nennt er in dieser Kritik alles mit dem wahren Namen, und endlich vergißt er die in jedem Jahrhundert heimische Klage über allzu viele Dichter nicht. Diese Satire erschien anonym, sonst hätte sie wohl Anlaß zu eben so lebhaften Angriffen gegen ihren Verfasser gegeben, wie das vierzehnte Sonett.

Nach dem allem gebührt unserem Dichter ein Platz, zwar nicht in der Galerie der moralischen Größen, aber wohl unter den dünngesäten, besseren französischen Dichtern, welche in der langen Uebergangsperiode zwischen der leichten und anspruchslosen altgallischen Dichtung und dem Classicismus im Sinne Boileaus liegen. Des Yvetaux gehört, allen seinen Richtungen und seinem ganzen Talent nach, noch weit eher in die erstere als in die letztere Schule; allein diese dominirte schon allzu entschieden durch Malherbe und die fest um ihn geschaarten Anhänger, um jenes Element in einem Angehörigen dieses Kreises nicht zu unterdrücken. So steht er denn als ein richtiger Zeitgenosse des Mannes da, dem die metrische und Reimfeile die ästhetische Feile war, den „der Tod über der Abrundung einer Periode

Digitized by Google

überraſchte," deſſen Zeitgenoſſen ernſtlich auf die Vermeidung des Gleichklangs in ce serait samnen, und als er, nach der kritiſchen Sitte ſeiner poetiſchen Geſellſchaft, aus der ſpäter die Akademie hervorgehen ſollte, eines Tages rügte, daß Malherbe in dem Vers:

Enfin cette beauté m'a la place rendue,

das Ohr durch die drei auf einander folgenden Sylben ma, la, pla beleidige, ſo durfte ihm dieſer mit Recht entgegnen, daß er ein Gleiches fünfmal gethan habe in dem Vers:

Comparable à la flamme où je me veux brusler.

Alex. Büchner.

Fünf Lieder von Eduard Tempeltey.

Einſam fuhr ich entlang am Strand.

Einſam fuhr ich entlang am Strand,
Grau lag zur Seite mir das Meer,
Die Wellen trieben an das Land,
Seemöven ſtreiften drüber her.

Trüb' dehnte ſich der Himmel aus,
Farblos und endlos. Hier und da,
Schweigend, ein ärmlich Fiſcherhaus;
Und ſeltſam ſtill war's fern und nah'.

Ein leiſer Regen fiel auf's Land;
Weitab erſchien die nächſte Näh',
Und mährchenhaft verdämmernd ſchwand
Am fernen Horizont die See.

Die Wellen trieben an den Strand;
Wie in mich ſelbſt ſtarrt' ich auf's Meer:
Das Heute ſchwand, das Geſtern ſchwand,
Und Bilder tanzten um mich her.

Sah längſt verſunk'ne Mährchenzeit
Mich an mit blauem Augenpaar?
Oder erträumte Herrlichkeit,
Die einſt ſoll werden offenbar? —

Träumend fuhr ich entlang am Strand,
Weit dehnte grauer Himmel ſich,
Die Wellen trieben an das Land,
Ruhlos und ſchweigend, ſo wie ich.

Ich lieg' am Waldesſaume.

Die Becher kreiſen und ſchäumen,
Geſang und Scherz erſchallt;
Sie ſitzen unter den Bäumen
Im grünen Buchenwald.

Zuweilen, halb im Traume,
Regt ſich, bewegt ſich ein Blatt.
Ich lieg' am Waldesſaume
Und ſchau' eine alte Stadt.

Von fern her klingen die Glocken,
Auftaucht ein graues Haus,
Draus ſchaut mit dunkeln Locken
Ein herzig Kind heraus.

Die braunen Augen träumen
Von heimlichem Aufenthalt
Unter den ſchattigen Bäumen
Im grünen Buchenwald. —

Laut tönt's von Liedern und Scherzen,
Oft hat der Becher geſchäumt; —
Ich hab' in meinem Herzen
Den ſchönſten Traum geträumt.

O trag' es ſtill in eigner Bruſt!

Haſt du ein tiefgeheimes Weh',
So trag' es ſtill in eigner Bruſt,
Daß nicht die laute Welt es ſeh',
Mit ihrem Tand und ihrer Luſt.

Digitized by Google

Dein eigen iſt, was du allein
In deiner tiefſten Bruſt begräbſt,
Wovon du nie den Schmerzensſtein
Im Lärm des offnen Marktes hebſt.

Wenn einſam du im Schmerze weilſt,
Fühlſt du der ächten Liebe Gruß; —
Je ſeltner du dein Wehe theilſt,
Je eher überwindeſt du's.

Die dunkeln Tannen rauſchen.

Die dunkeln Tannen rauſchen,
Hier iſt ein ſtiller Platz;
Ich ſteh' in Luſt zu lauſchen,
Denn drüben wohnt mein Schatz.

Viel tauſend Grüße ſend' ich
Dir über die Waldesruh',
Und tauſend Küſſe ſpend' ich
Den fliegenden Grüßen zu.

Auch du, mein herzig Mädchen,
Schickſt Gruß und Kuß zu mir,
Die ſchweben wie Sommerfädchen
Durch's waldige Revier.

Und wenn ſie ſich begegnen,
Die Grüße mein und dein,
So ſollen ſie ſich ſegnen,
Gleich uns geſegnet ſeyn!

O Herz, faſſ' Ruh', faſſ' Frieden hier!

Die Luft war weich, die Luft war matt;
Ich hing am Bord des Bootes.
Die See lag wie ein Spiegel glatt
Im Schein des Abendrothes.

Nur wo mein müder Nachen ſchlich,
Plätſcherten leis die Fluthen,
Und drin, hellglitzernd, brachen ſich
Des Tages letzte Gluthen.

So ſtille war's, ſo friedlich hier,
Fernab vom Weltgetümmel,
Und über mir und unter mir
Wölbte ſich weit der Himmel.

Mir war's, als ob der wüſte Streit,
Der Hader ewig ſchwiege,
Als ob des Himmels Herrlichkeit
Aus Höh' und Tiefe ſtiege.

O Herz, faſſ' Ruh', faſſ' Frieden hier
Für's irdiſche Getümmel!
Schau über dir, ſchau unter dir,
Schau ewig in den Himmel!

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Seltene Befriedigung. — Die Geburt des Erbprinzen.

Die Steine ſind dieſelben wie vor drei Jahren, die Straßen nicht merklich verändert und die Menſchen haben auch keine andere Phyſiognomie angenommen, aber der Zuſtand war ein ſolcher geworden, wie man ſeit Menſchengedenken keinen erlebt hat. Man war einmal zufrieden. Solche Momente ſollte man — wenn nicht feſthalten, das iſt nicht möglich — doch in der Erinnerung behalten. Zeiten der himmelhohen Freude, wo das tauſendjährige Reich anfangen ſollte, ſind öfters vorgekommen, aber ſolche Zuſtände ruhiger Befriedigung, die ſich von der Wurzel bis zum Gipfel ausſpricht, wo man ſich ſatt erklärt und für den Augenblick nicht mehr und nicht weiter will, ſind außerordentliche Seltenheiten in der Geſchichte. Was hätte man nicht noch für Preußen zu wünſchen! Aber die große vernünftige Mehrzahl fühlte ſich geſättigt, geſtärkt, weil wenigſtens der Reaction Zaum und Zügel entriſſen worden und eine vernünftige Regierung ſich der Roſſe bemächtigt hatte. Und nicht allein die ſogenannten Vernünftigen, die es immer geweſen zu ſeyn behaupten, auch die ehedem Ungeſtümen fühlten die Ruhe, ſie empfanden die Wohlthat eines ſtillen

Digitized by Google

Zuſtandes. Selbſt die radikalen Stimmen und Journale feiern dieſe Errettung, und die Worte des Prinzen Regenten, als er die einſtimmig votirte Adreſſe der Abgeordneten empfing, daß dieſe Einſtimmigkeit einer der glücklichſten Momente ſeines Lebens ſey, ſind ein Moment unſerer Geſchichte, welches man nicht leicht vergeſſen wird. Ob und wie lange dieſe Windſtille dauern mag, iſt eine andere Frage; das wichtige Reſultat iſt und bleibt, daß diejenigen auf den Mund geſchlagen ſind, welche hoch und theuer ſchworen, daß wenn der Zügel nicht mehr ſo ſtramm wie bis dahin gezogen werde, ſogleich das alte Böſe, ungeſtüme Forderungen, Zwietracht, Unruhe, Empörung, am Schluß die Revolution aus der Schleuſe herausſtürzen müſſen. Wie lächerlich ſcheint das heut! Höchſtens noch in Hinterpommern ſieht man die überwundenen Geſpenſter. Da und dort legen ſich Junker und Mucker Abends noch mit Angſt zu Bette; daß die Morgenzeitung ihnen von neuen Barrikaden in Berlin melden werde, daß der Teufel mit Schwanz und Pferdefuß wieder von den Dächern fallen müſſe, wenn man die freien Gemeinden nicht mehr mit Gendarmen und Dragonern aus ihren Verſammlungen vertreibe, iſt bei ihnen eine ſehr natürliche Beſorgniß. Wir brauchen und auch vor dieſer Furcht nicht zu fürchten, wenn wir zugleich die Thatſache in's Auge faſſen, daß in dieſem verſchrienen Pommern dießmal die vernünftigſten und liberalſten Abgeordneten gewählt wurden und die Demagogen der Reaction wiederholt durchfielen.

Andere haben ſeltſamerweiſe eine andere Beſorgniß: unſere Repräſentanten ſprechen, votiren und handeln ihnen zu beſonnen, zu vernünftig. Das iſt keine politiſche, ſondern eine pſychologiſch moraliſche Beſorgniß und Kritik. Es ſey faſt unnatürlich, daß eine Partie, wie die jetzt ſiegende, nach ſolchen langen Unbilden und ſolchem willkürlichem Drucke ſich ganz ſtill verhalte, oder nur mit leiſen Seufzertönen über das Geweſene Klage erhebe. Es ſey ja menſchlich, wenn man geſchlagen, gefeſſelt und gefoltert geweſen, daß man, nun frei geworden, ſich räche, oder wenigſtens lauter jauchze, als ſie thun. Es ſey alſo offenbar, daß man an Etwas im Hintergrunde denke, daß die Sieger ſich entweder noch nicht ganz ſicher halten, oder der Strom erſt ſpäter die Schleuſen brechen und den Feind überfluthen werde. Wenn man der höheren Bildung das Selbſtmaaß, ſelbſt zu fühlen, wie weit man gehen dürfe, nicht zutraut, ſo muß man in den allgemeinen Verhältniſſen den Grund erkennen; und ein Glück, ſetzen wir hinzu, daß beide hier zuſammenfallen. Aber etwas drittes muß man auch anerkennen, nämlich, daß uns die organiſirenden Köpfe fehlen, welche mit urſprünglicher Schöpferkraft ein neues Gebäude aufzuführen den Beruf fühlen.

Wenn man da zu viel Maaß in der Freude ſieht, ſo rauſchte bei einem andern Ereigniß die Freude deſto ſtürmiſcher auf, bis zum Excentriſchen. Die glückliche Geburt des jungen Prinzen, der einſt Preußens König werden ſoll, war mehr als ein Volksfeſt. Was ſagen alle Adreſſen der Corporationen, mit welchen die neue conſtitutionelle Etikette das öffentliche Leben ſchmücken zu müſſen ſcheint, im Verhältniß zu der wahrhaften Stimmung in der ganzen Nation! Jene Adreſſen erſcheinen den Beſonnenen wirklich ſchon als Ueberfluß, als Zeitvergeudung von Phraſen und Papier, wie man ſie jetzt bei jeder gleichgültigen Gelegenheit fertig hat; noch verdrießlicher ſcheinen ſie, wo das Herz voll iſt. So ſprühte es dießmal von Memel bis Trier, tilgte ſogar die Parteiwuth; die Straßen von Berlin waren in jenen Tagen voll bachantiſchen Jubels; man mußte die Jubelnden vor dem Palais des Regenten und dem Schloſſe ſogar freundlich bitten laſſen, nicht zu viel zu thun, und hie und da ſind bei Bällen und Gelagen zu Ehren des Tages ſo viel Gläſer geſprungen und der Uebermuth der Freude hat hie und da das Maß ſo überſchritten, daß die Polizei einſchreiten mußte. Wer verlangte noch Beweiſe dafür, daß der Monarchismus in der preußiſchen Nation eingewurzelt iſt, und die altberühmte Liebe zwiſchen Volk und Fürſtenhaus bei jeder rechten Gelegenheit ſiegreich vortritt! Daß Gedichte über Gedichte das erfreuliche Ereigniß feiern, verſteht ſich von ſelbſt, aber auch die Aſtrologie ruft man zu Hülfe und ſtellt dem königlichen Wiegenkinde das Horoſkop.

Man erwartete, daß der erſte Gnadenakt der Freude die politiſchen Gefangenen und Verbannten betreffen werde. Das paßt aber nicht zu unſerer Situation. Eine allgemeine Begnadigung iſt entweder ein freier Akt der Majeſtät, die auf die Gerechtigkeit oder Nichtgerechtigkeit der Beſtrafung keine Rückſicht nimmt, oder der Akt einer ſpäteren gerechteren Juſtiz, welche die ungerechten oder zu ſtrengen Urtheile einer früheren einſeitigen Rechtspflege zu beſſern oder zu mildern ſucht. Der Prinz Regent will die Majeſtät vertreten, aber ſich nicht berechtigt halten, den Gnadenborn derſelben zu erſchöpfen, weil er ſich nur als einen Statthalter anſieht; deßgleichen will er nur den guten Gang des Vorangegangenen fortſetzen, und daher keinen Akt üben, der die frühere Gerechtigkeitspflege zu verdammen ſchiene. Uebrigens iſt die Zahl der politiſch Verurtheilten verhältnißmäßig gering, und die Mehrzahl derſelben bereits ohne Aufheben aus den Gefängniſſen entlaſſen worden. Man hat überhaupt alles Auffallende dabei zu vermeiden geſucht; ſo auch bei der Begnadigung der Mitglieder der ſogenannten Doctor Ladenborffſchen Verſchwörung. Es war eine der ſpäteſten Criminalunterſuchungen aus den Sünden des Jahres 1848, aber eine der ſchmerzlichſten für die Erinnerung. Niemand zweifelte, daß die betreffenden Perſonen wirklich ſchuldig waren, ſogar ſchwer gravirt, aber es war eine Zeit des allgemeinen Wahnſinns geweſen, und die Mehrzahl im Publikum glaubte nicht, daß es billig, gerecht und klug ſey, die Geſchichte in der Stille der fünfzigjer Jahre aus der Vergeſſenheit hervor zu ziehen. Es ſollte aber damals geſchehen; die vielen Mitſchuldigen, meiſt Gelehrte und angeſehene Bürger, wurden nach dem vollen Maß der Strafe verurtheilt. Schon vor dem glücklichen Ereigniß hatte ihnen die Gnade des Prinzen Regenten die Stunde der Freiheit vor der Zeit ſchlagen laſſen; die

Digitized by Google

Gnade kann aber wenigen helfen. Die meiſten ſind nicht grauſamer Behandlung — denn man ſoll ſie menſchlich behandelt haben — aber der Kerkerluft zum Opfer gefallen, und ſehr wenige in den Kreis der Ihrigen zurückgekehrt. Möchte damit die letzte Unterſuchung der Art eingetreten ſeyn!

In die Zuſtände allgemeiner Befriedigung oder allgemeinen Freudenrauſches ſchießt, wie ein blutiges Nordlicht in einer ſtillen Maiennacht, die Befürchtung eines allgemeinen Krieges, deſſen Ende ſchwer abzuſehen wäre. Nach dem erſten Schrecken hat man ſich wieder beruhigt, aber die Luft vibrirt noch zu heftig davon, als daß wir unſere ganze Aufmerkſamkeit auf andere Momente wenden könnten, als da ſind die Eröffnung der Muſeen an den Sonntagen, der Tod Bettina Brentanos, der Kampf, welchen Hand von Bülow gegen den Geſchmack des Publikums zu beſtehen drohte, und die erſte Aufführung des Richard Wagnerſchen Lohengrin; alles für Berlin und ſonſt nicht unwichtige Ereigniſſe, die nach Zeit und Ort der Beachtung wohl werth ſind.

Berlin, Februar.

Die Hoffeſte. — Die Haltung der Kammer und die öffentliche Meinung.

△ Ueber den Hoffeſtlichkeiten und der großen Geſellſchaft ſcheint in dieſem Winter ein eigenthümliches Verhängniß zu walten. Der Hof des Prinzen Regenten hatte während der Zeit des Carnevals jeden Donnerſtag beſtimmt, um die Räume des Palais der Geſellſchaft zu öffnen. Der Tod des Grafen Hatzfeld machte, wie ich Ihnen ſchon ſchrieb, die erſte Störung. Am nächſtfolgenden Donnerſtag war es ein freudiges Ereigniß, das der zahlreichen Verſammlung eine erhöhte Stimmung gab, die Geburt des jungen Prinzen, unſeres präſumtiven Thronerben. Seit Wochen hatten die Kanonen bereit geſtanden, das glückliche Ereigniß der harrenden Stadt zu verkünden, Gerüchte verſchiedenſter Art, Befürchtungen, Prophezeiungen durchzogen die Stadt und fanden gläubige Ohren und ſchnelle Verbreitung, bis ſie, zu oft erzählt, zu oft übertrieben, an der eigenen Unwahrſcheinlichkeit, die ihnen zuerſt Eingang verſchafft hatte, ſcheiterten und wie Seifenblasen in nichts verpufften. Bald war es die weiße Frau, die ſich wieder im Schloſſe gezeigt haben ſollte und die ſich ſchließlich als die Kammerfrau einer, wie man ſagt, ſich vor Geſpenſtern fürchtenden Hofdame herausſtellte, bald die Ausſprüche eines, demnächſt auch in Gewahrſam gebrachten Propheten, der wunderbarerweiſe ſeinen Anhang fand, bald Erfindungen extravaganteſter und luſtigſter Art. All dergleichen Ueberbleibſel einer abergläubiſchen und ungebildeteren Vergangenheit wurzeln ſo tief, nicht nur im Glauben der ungebildeten Menge, ſondern ſogar in den Kreiſen, die von dem Hauche der Intelligenz durchweht ſind, daß es vergebens iſt, dieſe halbe Gläubigkeit zu bekämpfen, die das Unſinnige zugibt, halb beſpöttelt und doch verbreitet, faſt als wollte ſie ſich an der Gläubigkeit anderer über die eigenen Zweifel tröſten. Einmal wurde die Sache höchſt komiſch. Begünſtigt durch die Sonntagsmuße, hatte ſich eine Menſchenmenge um das Palais des Prinzen Friedrich Wilhelm verſammelt und forderte ungeſtüm ihren rechtmäßigen Thronerben. Vorſtellungen blieben fruchtlos, man mußte zu Verhaftungen ſchreiten, und da ſtellte es ſich denn heraus, daß man erzählt hatte, es ſeyen zwei Prinzen geboren, in der Beſtürzung habe man ſie verwechſelt, wiſſe nicht, wer der älteſte ſey, und beſtimme nun den einen für England, den andern für Preußen. Das Volk wolle aber den richtigen haben und behalten. Daß die Hauptſchreier ſchon an der nächſten Straßenecke aufgeklärt, beruhigt und entlaſſen waren, verſteht ſich von ſelbſt. Am Tage der Geburt hatte die Nachricht, daß dieſe nahe bevorſtehe, ſich ſchnell durch die ganze Stadt verbreitet, Alles war in fieberiſcher Aufregung, bis die Kanonenſtimmen mit einem mal die Hoffnungen krönten, die Befürchtungen und ihre myſteriöſen Gefolge zerſtreuten. Am Abend dieſes Tages, wenige Stunden nach der Geburt ſand nun die Aſſemblée beim Prinzen Regenten ſtatt. Sie glich einem großen Familienfeſte, Alles drängte ſich glückwünſchend hinzu, und als auch der junge, freudeſtrahlende Vater erſchien, wollte der freudige Jubel kaum enden. Und ſo ging die Theilnahme durch alle Schichten der Geſellſchaft und verkündete laut die große Popularität des jungen fürſtlichen Paares, die ſeit den Tagen des feierlichen Einzuges im vergangenen Jahr nur noch befeſtigt und geſteigert zu ſeyn ſcheint. Jene Aſſemblée aber, in dem die Umſtände der Entbindung erfragt, berichtet und weiter erzählt wurden, trug den Charakter einer Wochenſtube, mit ihrer frohen Aufregung, mit ihrer rückhaltsloſen Erzählung ſonſt unausgeſprochener Dinge, mit dem Intereſſe, das ſich auf Eines, auf das neue junge Leben concentrirte. Dieſe rein menſchliche Freude, dieſe urſprüngliche, angeborene Liebe zum Herrſcherhauſe, die ſich ſo deutlich ausſprach, gab eine warme, erquickende Strömung durch die noch immer politiſch nicht wieder ganz geklärten Geſellſchaftsverhältniſſe.

Ein Familienfeſt in der königlichen Familie, der Geburtstag der Prinzeſſin Carl, hatte den nächſten Donnerſtag in Anſpruch genommen und wurde wie alljährlich durch lebende Bilder und eine kleine Theateraufführung von Dilettanten begangen. Das Feſt fand ein dankbares Publikum und rief die alte Kotzebueſche „Schauſpielerin aus Liebe“

Digitized by Google

aus dem langen Todesſchlaf in ein ephemeres Leben zurück. Ob das Stück Anerkennung fand, möchte ich bezweifeln. Jedenfalls war es mehr das Vergnügen, bekannte Perſönlichkeiten in unbekanntem Coſtüm und Benehmen zu ſehen, was die Zuſchauer animirte. Am Ende ſpielten die Acteurs „Comödienſpielen“ und die Zuſchauer ſpielten Applaudiren.

Der darauf folgende Donnerſtag begann mit einem tragiſchen Fall. Die Frau des Legationsraths a. D. von Küſter wurde bald nach ihrem Eintritt in den Salon von einem Schlagfluß getroffen und fiel todt zuſammen. — Der letzte Donnerſtag ſah kein Feſt; daſſelbe wurde abbeſtellt wegen des Todes des Obriſt-Kämmerers, Feldmarſchalls Grafen Dohna. Er ſtarb im faſt vollendeten 75ſten Lebensjahre, hatte dem Vaterlande und ſeinem Herrſcherhauſe treu gedient und ihm nahe geſtanden, und ſo war das Leichenbegängniß, dem ſich der ganze Hof anſchloß, ein Zoll der Dankbarkeit und Freundſchaft, der ſich durchempfinden ließ, und nicht allein eine Förmlichkeit, die die letzte Ehre erwies.

Das ſind Zufälligkeiten, die in die Berliner Feſtzeit fielen und beſonders die Aſſembléen des Hofes betrafen. Daneben gehen die Routs der Miniſter, die Feſte der auswärtigen Geſandten fort. Aber auch bei ihnen will ſich die unbefangene Geſellſchaftsſtimmung noch immer nicht finden. Die glatte Höflichkeitsmiene iſt vorherrſchend, denn noch ſind die politiſchen Stimmungen nicht wieder klar geſondert und die Kriegsbefürchtungen beruhigt, die die diplomatiſche Welt ſcheiden, bewegen und dem Verkehr eine Unſicherheit geben, die ſich ſelbſt durch die poſirte Höflichkeit fühlbar macht. Uebrigens kann man die Haltung der beiden Häuſer in ihrer wenig prononcirten Parteiſtellung nur anerkennen. Der Wunſch, das neue Miniſterium in ſeinen erſten Schritten nicht zu beirren, gibt ſich in einer Mäßigung kund, die Vertrauen erwecken muß, wenn ſie auch die beunruhigenden Vorherſagungen wie die hoffnungsreichen Erwartungen der extremen Parteien Lügen ſtraft. Im Ganzen und Großen iſt man mit dem Miniſterium zufrieden, und hat alle Urſache, es auch mit den Kammern zu ſeyn. Daß, abgeſehen von aller politiſchen Farbe, dießmal eine weit überwiegendere Intelligenz als in der letztverfloſſenen Legislaturperiode vertreten iſt, leuchtet auf den erſten Blick ein. Die parlamentariſchen Notabilitäten von ehedem ſind wieder erſchienen und junge, zum erſtenmal berufene Talente fangen an ſich geltend zu machen. Noch ſind keine eigentlichen Principfragen zur Sprache gekommen und die Scheidungen ſind faſt zufällige geweſen. Aber ſelbſt wenn dieſe ernſtlich eintreten, läßt ſich nach der bisher kund gegebenen Mäßigung nur erwarten, daß man die Regierung auf einem Wege unterſtützen wird, den ſie unter allgemeiner Zuſtimmung der Nation eingeſchlagen hat, den Weg ſtrengſter Handhabung des Geſetzes und des Feſthaltens an der Verfaſſung, wie ſie nun einmal vorliegt.

Ob Krieg ob Frieden, iſt die große Frage, die alle Gemüther bewegt. Die öffentliche Meinung, die keine Zurückhaltung kennt, iſt ſchneller fertig geweſen, ſich zu äußern, als die vorſichtige Diplomatie. Daß alle darin übereinſtimmen, die deutſchen Sympathien gegen die willkürlichen Anmaßungen einer fremden Macht zu theilen, daß eine ſympathiſche Stimmung für Oeſterreich herrſcht, die ſich früher oft vermiſſen ließ, liegt zu Tage, und zwar bei allen Parteien aller Geſellſchaftsſchichten. Daß die Staatsverwaltung ſchweigen kann, wollen viele nicht begreifen, und die meiſten ſind ungeduldig, einen Ausſpruch von ihr zu hören. Wir wüßten nicht, wozu das nützen ſollte, um ſo weniger, als niemand im Zweifel darüber ſeyn kann, wie ſie ſich entſcheiden wird. Sobald die Frage eine deutſche wird, * eine Beſürchtung, die von unſern rheiniſchen Provinzen laut kund gegeben iſt, bleibt keine Wahl, ſo lange ſie eine außerdeutſche iſt, hat der Bundestag über die Betheiligung zu Gunſten eines Bundesſtaates, der in nicht deutſchen Staaten angegriffen iſt, durch ſeine Majorität zu entſcheiden, und der Ausgang iſt ein ſo unzweifelhafter, daß ſich niemand im voraus beunruhigen kann.

Wir wollen aber keine politiſchen Betrachtungen geben, nur erklären, weßhalb ein öffentlicher Ausſpruch Preußens uns verfrüht erſcheinen würde, weßhalb es uns in der Ordnung zu ſeyn ſcheint, daß auch die Kammern die Kriegs- und Friedensfrage, in der ſie nur der Stimmung des Landes Worte geben könnten, nicht angeregt haben. Wie geſagt, die öffentliche Meinung äußert ſich deutlich, daß aber dieſe Spannung auf den unbefangenen geſelligen Verkehr in den diplomatiſchen Kreiſen lähmend wirkt, liegt auf der Hand. Mit Einem Worte, man tanzt, man gibt Concerte in dieſem Winter, man drängt ſich in die Hotels der Miniſter, wenn auch einzelne Exclusſve ſich dieſen fern halten, aber die rechte Carnevalsluſt will nicht kommen, und die Aſchermittwochsſtimmung greift vor. Dazu will uns die Witterung zuweilen die Täuſchung geben, als wären wir nicht mehr im Winter. Man hat ſich gewöhnt, in ſolchen Tagen geſellſchaftsfaſt zu ſeyn; in dieſem Jahr iſt man geſellſchaftsmüde.

---

* Wie? wenn ganz Deutſchland leidet, ſo lange die Frage nicht gelöst iſt, wenn die rheiniſchen Provinzen gerechte Beſürchtung hegen, wenn Trieſt und Süd-Tirol bedroht ſind, ſollte dieſe Frage keine deutſche ſeyn?

Die Red.

Digitized by Google

Aus der Schweiz, Februar.

Politische Witterung. — Das Polytechnicum. — Der schweizerische Literatenverein. — Die schweizerische Volksbibliothek. — Corrody's Idyllen. — Kunst. — Musik.

Es iſt eine eigene Sache mit dem Wetter im Gebirge. Wenn draußen auf der Ebene wochenlang keine Wolke am Himmel ſteht und kein Lüftchen ſich regt, ſo kann es vorkommen, daß oben auf dem Pilatus oder auf der Grimſel oder dem Faulhorn Tag für Tag Rieſel, Regen und Schnee, Sturm und Unwetter ihr Unweſen treiben. Dann ſchlagen die Leute unten die Hände über den Köpfen zuſammen und ſagen: wer wollte doch dort oben wohnen! Und wieder kann es geſchehen, daß über das flache Land ein wahres Hundewetter regiert, Verderben drohende Gewitterwolken auf einander platzen und ein ſo dichter Pelz den Himmel verhüllt, daß man meinen ſollte, von Sonne, Mond und Sterne Abſchied genommen zu haben auf Nimmerwiederſehen. Dann ſtehen die hohen Berggipfel hoch über den Wolken; ſie baden ſich, unbetroffen von dem, was zu ihren Füßen vorgeht, in blauer Luft und mildem Sonnenſtrahlen.

So verhält es ſich zuweilen auch mit der politiſchen Witterung. Anno ſiebenundvierzig erſchien unſere mitteleuropäiſche Gebirgsrepublik in Anbetracht ihrer politiſch-meteorologiſchen Zuſtände als ein wahres Feuerland, wo es jahraus jahrein zugleich donnert und ſchneit. Siehe da, es kam das Jahr achtundvierzig; wir freuten uns des ſchönſten Sonnenſcheins, kein rauhes Lüftchen ſtörte uns beim Ausbau unſeres neuen Schweizer Hauſes, während bei euch drunten kein Wetterdach mehr ſtandhalten konnte.

Wieder ſammeln ſich ſchwarze Wetterwolken über den Tiefebenen rings um unſere Berge. Werden ſie dießmal unſere Höhen auch weder verſchonen? Oder wird es ein Univerſaldonnerwetter abſetzen, das nicht minder um unſere Berge „gurt," als unten in den Tiefen tobt? Wer das wüßte, wäre reich genug!" Unterdeſſen ſind wir Schweizer eher für den Frieden als für den Krieg eingerichtet, und der Kanonendonner wäre den meiſten von uns, die ganz andere Dinge zu thun haben, als den zweifarbigen Rock anzuziehen und an die Grenze zu ſtehen, eine ſehr unwillkommene Muſik. Da ſind vorab unſere „Eiſenbahnherren," und was damit zuſammenhängt, nichts weniger als für den Krieg. Sie haben zwar ſchon ein erklecklich Stück Arbeit geliefert; die Schweiz, welche vor ſechs Jahren noch keinen andern Schienenweg hatte, als jenes Stümpfchen von Zürich nach Baden, wird nun ſchon nach allen Richtungen vom wiehernden Dampfroß durchzogen; eine einzige der ſechs oder ſieben großen Baugeſellſchaften, die ſogenannte „union suisse," hat auf heutigen Tag allein ſchon eine Linie im Betrieb (von Winterthur über Rorſchach bis Chur und von Schaffhauſen über Walliſellen und Rapperſchwyl bis Glarus), die ſo lang iſt als die geſammten württembergiſchen Bahnen zuſammen gerechnet. Nichtsdeſtoweniger iſt noch gar manches Zweiglein mit Schienen zu belegen, gar manche Stadt mit einem mehr oder minder prächtigen Bahnpalaſt zu beſchenken; wo die hiezu erforderlichen „Millionchen" (ein Lieblingsdiminutiv unſerer Badier Kaufherren) herauszuſchlagen, wenn der Moloch Krieg ſeinen Rachen öffnet?

Dann ſind auch unſere Fabrikanten und Kaufleute nicht für den Krieg. Leſen Sie im jüngſt erſchienenen fünften Band ſchweizeriſcher Statiſtik, einer Fortſetzung von Franſcinis bekanntem Werke, nach, daß die Summe, welche der Schweiz nach Abzug der Koſten des Rohſtoffes überbleibt, für exportirte Seidenwaaren per Jahr 120 Millionen, für Baumwollenwaaren 80 Millionen beträgt, wozu dann noch die Erträgniſſe der Uhrenindüſtrie, der Strohgeflechte, der Käſefabrikation u. ſ. w. gezählt werden können, ſo werden Sie zugeſtehen müſſen, daß die Friedensliebe unſerer Gewerbtreibenden gewiſſermaßen eine motivirte iſt. Daß die grobe Muſik der Karthaunen auch den Ohren unſerer Gaſtwirthe und Penſionshalter nicht ganz angenehm klingen würde, indbeſondere jener, welche neue Hotels auf dem Pilatus und Rieſen bauen und Caſinos in Interlaken einrichten, ihre Sache demnach auf den ſommerlichen Wanderzug der reichen und blaſirten Heimathloſen geſtellt haben, iſt ebenfalls ſelbſtverſtändlich.

Ich wollte Ihnen heute jedoch nicht von der Entwicklung unſerer materiellen Intereſſen erzählen; noch viel weniger fällt mir ein, von der St. Galliſchen Verfaſſungsrevision oder von den Neuenburgiſchen Staatsrathswahlen zu ſprechen. Das Thema meiner heutigen Correſpondenz ſollen die Erſcheinungen auf dem Gebiete der Literatur und Kunſt und des Volkslebens ſeyn, wie es ſich für den Referenten eines nichtpolitiſchen „Blattes für gebildete Leſer" gezieme.

Nichtsdeſtoweniger muß ich mit einem Gegenſtand beginnen, der ſehr nahe an die Politik ſtreift, mindeſtens unſere höchſten politiſchen Behörden erſt vor wenigen Wochen beſchäftigt hat und unſer in ſeiner letzten Sitzung ſo kaltblütiges Bundesparlament beinahe aus ſeiner Gemüthsruhe herausgebracht hat, obwohl es ſich dießmal weder um eine Eiſenbahnconceſſion noch um eine Bundespräſidentenwahl handelte. Es betrifft den eidgenöſſiſchen Benjamin oder Schmerzenreich, wenn Sie lieber wollen, das ſchweizeriſche Polytechnicum, welches die erſte und bis jetzt einzige höhere geiſtige Schöpfung unſeres regenerirten Bundes und deßhalb manchen unſerer Hochgeſtellten oder

Digitized by Google

ſogenannten „Bundesbarone“ gar ſehr an's Herz gewachſen iſt. Eine ganz beſondere Bedeutung hat das ſchweizeriſche Polytechnicum für Zürich, welches, nachdem Bern zum politiſchen Mittelpunkt der Eidgenoſſenſchaft erhoben worden war, mit der Ausſicht vertröſtet wurde, ſein Beiname „ſchweizeriſches Athen“ ſolle eine Wahrheit werden. Man dachte damals an die Errichtung einer ſchweizeriſchen Hochſchule aus Bundesmitteln, was jedoch am Widerſtand der weſtlichen, insbeſondere der franzöſiſchen Kantone ſcheiterte. „Ein Sperling in der Hand iſt beſſer als eine Taube auf dem Dach,“ dachte Limmat-Athen und griff nach dem angebotenen Polytechnicum. Dieſes Kind der Laune unſerer neuen Eidgenoſſenſchaft hat einen guten Appetit; es vertilgt ſchon jetzt, trotz ſeines zarten Alters, ein Jahresbudget von 200,000 Franken, wozu ihm Zürich überdieß die Wiege (ich verſtehe darunter die proviſoriſchen Lokalitäten) gratis liefert und dem kleinen Prinzen einen Palaſt bauen will der nicht minder als die Kleinigkeit von 1,700,000 Franken koſten ſoll. Nichtsdeſtoweniger mochte das Kind nicht recht munter gedeihen und wachſen, weßhalb die Aerzte eine Amme anriethen, welche ſie „Vorcurs“ nannten.

Unfänglich fortzufahren, ſollte ein ſogenannter Vorcurs weniger vorgerückten Aſpiranten die Vorkenntniſſe beibringen, welche für den Eintritt in die eigentliche Schule verlangt werden; man hoffte durch dieſen Vorbereitungscurs dem Polytechnicum eine größere Frequenz zuzuwenden, welche bis jetzt mangelte, weil die école centrale in Paris und die bekannten Anſtalten Deutſchlands von vielen jungen Schweizern und ihren Rathgebern vorgezogen werden. So angemeſſen und nützlich der „Vorcurs“ in gewiſſer Beziehung erſcheinen mochte, ſo machte ſich doch gleich in vielen Gemüthern die Befürchtung geltend, er werde den kantonalen Unterrichtsanſtalten, deren Zweck es iſt, ihre Schüler bis zum Fachſtudium hinauf zu führen, den ſogenannten Realſchulen, Kantonsſchulen u. dergl. den Lebensnerv abſchneiden. Die Schwarzſchauenden ſahen bereits den geſammten Unterricht in der Schweiz centraliſirt, das kantonale ſelbſtgovernment, welches die Schulanſtalten überall den eigenthümlichen Verhältniſſen und Bedürfniſſen anzupaſſen weiß, über den Haufen geworfen und an ihrer Stelle uniforme, von einem Bundes-Schulmonarchen octroirte Dreſſur mit obligatem Nürnberger Trichter eingeführt. Das war's, was die Frage zu einer brennenden und einer politiſchen machte; es erhob ſich der alte Kampf der Centraliſten und Föderaliſten, oder volksthümlicher zu reden, der „Helvetik“ gegen den „Kantönligeiſt.“ Dieſer Widerſtreit der centripetalen und der centrifugalen Kraft iſt das wahre Lebenselement unſeres Bundesſtaates und einzig im Stande, denſelben auf ſeiner richtigen Bahn zu erhalten. Gebe Gott, daß jene Kräfte einander auch ferner die Wage zu halten vermögen! Momentan wird freilich bald die eine, bald die andere im Vortheil ſeyn, wie denn auch im eben erwähnten parlamentariſchen Kampfe die Centraliſten den Sieg davon trugen und den Vorcurs „durchdrückten.“ Die föderaliſtiſche Reaction wird aber nicht ausbleiben. Die Sympathien Ihres Correſpondenten neigen ſich — offen geſtanden — in Unterrichtsſachen dem „Kantönligeiſt“ zu. In einer Republik auf breiteſter demokratiſcher Grundlage ſcheinen ihm mehrere im Lande zerſtreute Sammelpunkte der Bildung und Wiſſenſchaft angemeſſener, als ein einziger, Alles abſorbirender Focus. Deßhalb würde er es bedauern, wenn eine eidgenöſſiſche Hochſchule unſern kleinen Univerſitäten und Akademien das Genick brechen würde; deßhalb kann er ſich auch nicht über den Sieg des „Vorcurſes“ freuen, der den kantonalen Gymnaſien, Real- und Gewerbſchulen ein Bein zu ſtellen nicht ermangeln wird.

Auch auf dem Gebiete der Literatur machten die Centraliſten kürzlich einen Verſuch. Es conſtituirte ſich nämlich ein „ſchweizeriſcher Literatenverein“ mit dem ausgeſprochenen Vorbedacht, die oberſte Leitung der poetiſchen Angelegenheiten der Eidgenoſſenſchaft in die Hand zu nehmen. Die Poeten ſind aber ein ungefüges Volk und folgen nicht gern einem leitenden Comité; auch iſt nicht zu läugnen, daß ſich viel beſſer in Geſellſchaft eſſen und trinken und auch zanken läßt als dichten. Die Sache ſchreint bis jetzt nicht viel weiter gediehen zu ſeyn als zur Statutenberathung, zu einem oder zwei Banketten und zu einer Seſſion betreffend das Vereinsorgan, deren jetzt zwei erſcheinen, eines in Bern und eines in Schaffhauſen. Wir haben nicht gehört, daß die bekannteren ſchweizeriſchen Literaten am „ſchweizeriſchen Literatenverein“ Theil nehmen.

Glücklicher ſcheint Ihrem Berichterſtatter die Idee der Schultheß'ſchen Buchhandlung in Zürich, welche die Herausgabe einer „ſchweizeriſchen Volksbibliothek“ unternehmen will. In hundert Lieferungen zu neun Bogen wird die ſchweizeriſche Volksbibliothek „das Schönſte, Anmuthigſte und für alle Zeiten Dauernde“ der hervorragendſten ſchweizeriſchen Dichter enthalten, woran ſich dann auch in volksthümlicher Form ſchweizeriſche Geographie, Geſchichte und Naturkunde ſchließen ſoll. Dem mitgetheilten Anlageplan zu Folge wird im belletriſtiſchen Theil der „Volksbibliothek“ hauptſächlich Jeremias Gotthelf berückſichtigt werden, dann auch Lavater, Peſtalozzi, Zſchokke, Martin Uſteri; endlich auch eine beſchränkte Anzahl noch lebender Schriftſteller. Hiezu wird eine lyriſche Blumenleſe ſchweizeriſcher Dichter aus allen Jahrhunderten bis auf unſere Tage kommen. Der populärwiſſenſchaftliche Theil ſoll eine Geſchichte der Schweiz (von Vögelin), eine Erdbeſchreibung dieſes Landes (von Eberhard) und eine Naturkunde Helvetiens (von Prof. Heer) enthalten. Der Preis der Lieferung iſt auf 45 Cts. — nicht ganz 14 Kreuzer — geſtellt, und ſämmtliche hundert Lieferungen ſollen in Zeit von drei Jahren erſcheinen. Mit einem Aufwand von 15 Francs per Jahr wird ſich alſo jeder Schweizer eine Sammlung des Beſten anſchaffen können, was der geiſtige Boden ſeines Vaterlandes je producirt hat. Es iſt zu hoffen, daß dieſe Volksbibliothek in der Schweiz den gleichen Anklang finden werde, wie ähnliche Unternehmungen in Deutſchland, Frankreich und England gefunden.

Digitized by Google

Die bis jetzt erſchienenen ſechs erſten Lieferungen enthalten die Anfänge von J. Gotthelfs „Uli, der Knecht,“ von Zſchokkes „Addrich im Moos“ und etliche von M. Ufteris metriſchen Dichtungen.

Haben die Idyllen A. Corrodi's in Züricher Mundart bei dem deutſchen Leſepublikum wohl Anklang gefunden, oder iſt daſſelbe durch den Dialekt abgeſchreckt worden? Bei Ihnen in Schwaben wären Corrodi's ſchweizerdeutſche Heraxmeter wohl eben ſo leicht verſtändlich als Hebels alemanniſche. In der Schweiz haben der „Herr Profeſſor“ und der „Herr Vikari“ entſchieden Glück gemacht. Nächſtens wird der „Herr Doktor“ dieſe Trilogie Limmat-athenienſiſcher Epik ſchließen.

Bevor Ihr Correſpondent das literariſche Gebiet verläßt, hat er Ihnen noch eine Notiz mitzutheilen, die ohne Zweifel manchen Ihrer Leſer intereſſirt. Sie betrifft den Deutſchamerikaner Sealsfield, welcher nach einer Abweſenheit von mehreren Jahren ſeit kurzem wieder ſich in der Schweiz zur Ruhe geſetzt hat. Das Publikum darf — — nach einer langen Pauſe — bald wieder ein Werk von ihm erwarten, worin, wenn ich gut unterrichtet wurde, Bilder amerikaniſchen Lebens und amerikaniſcher Sitten der neueſten Zeit mit gewohnter ſicherer Hand und ſehr ſpitzem Griffel gezeichnet ſind. Das Buch wird jedoch zuerſt in engliſcher Sprache und dann erſt in deutſcher Ausgabe erſcheinen.

Um auf das Kapitel der Kunſt zu kommen, ſo muß ich Ihnen bemerken, daß wir, was die bildenden Künſte anbetrifft, gegenwärtig saison morte haben. Ich kann Ihnen alſo, wenn ich nicht auf Altes zurückkommen will, nur von Künftigem ſprechen. Die ſchweizeriſche Kunſtausſtellung, welche auch von den deutſchen, beſonders von den Münchner Künſtlern fleißig beſchickt wird, findet nun nicht mehr wie früher bloß alle zwei Jahre ſtatt, ſondern jedes Jahr; nur daß ſie das eine Jahr ihre Wanderungen durch die Städte der Oſtſchweiz, das andere durch jene der Weſtſchweiz macht. Die weſtſchweizeriſchen ſind heuer an der Reihe. Sie wird im Mai in Solothurn eröffnet werden, um dann im Juni nach Bern, im Juli nach Lauſanne, im Auguſt nach Luzern und im September nach Genf überzuſiedeln. Hier iſt, wie Sie ſehen, der „Kantönligeiſt“ noch im Vorſprung. Jede unſerer Städte will der Reihe nach Kunſtvorort ſeyn und mag vor der Hand noch nichts von einer Bundespinakothek wiſſen, was wir im Intereſſe allgemeinerer Verbreitung des Kunſtſinnes und Kunſtverſtändniſſes ſehr heilſam finden. Wenn dann, was jetzt die Maler in ihren Werkſtätten emſig im Verborgenen ſchaffen, an den hellen Tag des Ausſtellungslichtes getreten ſeyn wird, ſo ſoll es — mit Ihrer Erlaubniß — Gegenſtand einer künftigen Correſpondenz werden. Eben ſo werde ich Ihnen vielleicht ein andermal ſagen können, was es mit dem „Staufacher“ des Malers Stückelberger in Baſel iſt, welchen unſer Bundesrath kürzlich zur Ausſchmückung des Bundesrathhauſes in Bern angekauft hat. Hoffen wir, unſere hohe Behörde habe dießmal einen glücklicheren äſthetiſchen Griff gethan, als bei der Erwerbung von Volmars „Schlacht von Morgaten.“

Trat dieſen Winter das Intereſſe für die bildenden Künſte etwas zurück, ſo drängten ſich die tönenden um ſo mehr in den Vordergrund. Man konnte ſagen: es ſchneit Virtuoſen über unſer Ländchen. Berühmte Namen wählten dieſe rauhe Jahreszeit, um ihre Schweizerreiſen zu machen, und während man ſonſt gewohnt war, dieſelben während der Wintermonate nur in größeren geſelligen Mittelpunkten, in Wien und Paris, oder höchſtens etwa in Frankfurt und München auftreten zu ſehen, verſchmähten ſie es nicht, neben Zürich, Bern, Genf zuweilen ſelbſt kleine Landſtädtchen, wie Burgdorf und Zofingen, mit unerhörtem Kunſtgenuß zu erfreuen. Wir ſprechen von anerkannten Talenten, wie z. B. von Fräulein Bochholz-Falconi, von Frau Nießе-Salamon u. ſ. w. Wir fragen verwundert nach der Urſache dieſer Erſcheinung: ob der Virtuoſencultus der Großſtädter zur abgelegenen, veralteten Mode geworden ſey, oder ob es jene Künſtler gedrängt habe, wieder einmal vor unbefangenen Ohren ſich hören zu laſſen? Empfänglichkeit und ein ziemliches Maaß von Kunſtverſtändniß fanden ſie in den meiſten, ſelbſt der kleineren unſerer Städte, wo Muſik, beſonders Geſang, in „Liedertafeln,“ „Harmonien“ und „Cäcilienvereinen“ mit großer Vorliebe gepflegt wird.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 12. 20. März 1859.

Ein Eichkranz ewig jung belaubt.
Den ſetzt die Nachwelt ihm auf's Haupt,
In Erzſchrift all das Volk verbannt,
Das ſeinen Meiſter je verkannt.
Goethe.

Berlin und Peter von Cornelius.

Ein Eſſay von Herman Grimm.

Ich drängte mich heute mit der großen Menge des Publikums durch die Säle der beiden Muſeen, deren eines ſo eben erſt für alle Welt geöffnet wurde. Das andere, die Gemäldegallerie und das Antikenkabinet enthaltend, gewinnt dadurch für viele erneuten Reiz, denn den der Neuheit hatte es für ſein Theil längſt eingebüßt. Kein deutſches Muſeum vielleicht iſt in ſo hohem Grade wie dieſes zum Studium der Kunſt geeignet. Beide Gebäude vereint, die Originale hier, die Copien dort, bilden gleichſam eine Kunſtburg, die für den, welcher ſie geiſtig erobert hat, ungeheure Schätze in ſich ſchließt, unerſchöpflich ſagt man beſſer, denn mit der Betrachtung dieſer Werke kann niemals abgeſchloſſen werden.

In einer Stunde läßt der, welcher hier bekannt iſt, die Entwicklung der geſammten bildenden Künſte vor ſeinen Augen vorübergleiten; was zwei Jahrtauſende arbeiteten, von den Anfängen Egyptens bis zu den Arbeiten der kaum verfloſſenen Epoche, ſteht hier vereinigt zuſammen und erzählt von den Tagen ſeiner Entſtehung.

Wie verſtümmelt und elend zerſchlagen liegen die herrlichen Geſtalten, einſt thronende Bewohner der atheniſchen Akropolis, nun als erbarmungswürdige Klumpen vor uns! Wie kalt und unlebendig erſcheinen andere mit den reſtaurirten Naſen, Lippen, Armen, Beinen, Händen und Füßen, die an den alten ächten Torſos kleben. Man erkennt ſie an der glatten, gefühlloſeren Arbeit. Wie unzählige von den Brüdern und Schweſtern dieſer Götter und Helden wurden völlig zerſtört oder ſtecken unter dem Schutte verſteckt oder im Schlamme der Flüſſe verſunken als unbekannte Kleinodien! Und heute brauchten nur der Vatican, das Kapitol, das brittiſche Muſeum, die Münchner Glyptothek, das Louvre und wenige andere Invalidenhäuſer für die Kunſt des Alterthums durch Brand etwa vernichtet zu werden, und es wären mit Einem Schlage dann auch dieſe mühſam geſammelten Reſte wieder hinweggeſchwunden. Abbildungen und Gypsabgüſſe würden der Zeit nicht lange trotzen, und es blieben dann nur die Namen der Künſtler, wunderbare geiſtige Hieroglyphen, deren Inhalt niemand mehr verſtände und die dennoch wie mächtige Zauberformeln wirkten. Wir haben heute kaum ein Stück Arbeit, das wir mit Sicherheit für eine eigenhändige Arbeit des Phidias erklären könnten, aber der bloße Namen des Mannes, welch ein Klang! als ſagte man Frühling, Sonne, Ruhm, Liebe, Glück, wo jedes Wort nichts beſtimmtes und doch Alles bedeutet. Oder wenn wir

Digitized by Google

Rafaels Namen aussprechen — es ist als rissen die Wolken und es verwandelte sich ein trüber Herbsttag in einen lachenden Junimorgen.

Wie saugen und nagen wir an diesen Ueberbleibseln von den vollen Tafeln der antiken Welt! Wir betrachten, wir messen und vergleichen, wir ahnen nach: ihr Geheimniß ist niemals völlig zu ergründen. Wo steckt die Schönheit, der Geist, das Jugendliche? Wie haben wir als Muttermilch eingesogen, was das Alterthum an Gedanken uns hinterlassen hat! Es ist in unser Blut übergegangen. Immer zünden diese Ideen aufs neue. Bei allen unsern geistigen Revolutionen (und wir erlebten niemals andere) haben die großen Denker, die Künstler der Vergangenheit unsichtbar in den ersten Reihen mitgekämpft, wie die griechischen Götter Homers neben ihren Lieblingen vor Troja. Jeder, der ihre Werke heute versteht und liebt, ist gesichert und geschützt; wie eine gepanzerte Armee von Geistern schweben die großen Alten über den Völkern und vertheidigen sie und führen sie vorwärts.

Sind die Zeiten rettungslos vorbei, in denen solche Männer wuchsen? Sind die ächten Künstler davongezogen und haben die Brücke hinter sich abgebrochen? Wenn wir die Sammlungen der Museen mit unsern Kunstausstellungen vergleichen, möchte man so denken. Wo ist hier die Unschuld, die Freiheit und die Kraft zu finden, die sich dort in jedem Stücke aussprechen? Wohl, aber man bedenke, daß das Mittelmäßige verschwunden ist, aus dessen Fluthen auch jene Meisterarbeiten hervorragten. Man lese in den ältesten Schriften: überall treffen wir schon dieselbe Klage über den Verfall, die Sehnsucht nach jenen drei himmlischen Geschenken, und je weiter wir zurückgehen, je weiter sehen wir die ältesten glücklichen Tage zurück datirt, in denen sie auf Erden walteten. Wir besitzen sie auch heute. Daß wir sie vermissen, beweist nur, wie wenig wir sie zu erkennen vermögen in der Gegenwart. Es gibt nichts unter den neueren Werken der Dichtkunst, was reiner, kräftiger und unschuldiger die Fülle der Jugend enthielte, als Goethes erste Lieder; aber diese Gedichte liefen Jahrzehnte lang unter andern um, unerkannt und wenig beachtet, bis man allmählig die Kennzeichen entdeckte, welche die Edelsteine von den Kieseln unterschied. Heute aber sind sie für die deutsche Sprache, was griechische Statuen und italienische Bilder für Malerei und Bildhauerkunst sind. Die Brücke führt noch über den Fluß, aber sie ist aus unsichtbaren Quadern gemauert, das Geschlecht der Herrscher ist nicht ausgestorben, der alte schöpferische Geist steigt immer wieder in lebendige Menschen hinein und läßt sie lebendige Werke schaffen, aber auch die alte Blindheit ist geblieben, und immer noch müssen lange Jahre oder das Leben der Männer selbst muß geopfert werden, ehe bei einem Volk die Ahnung ihres Werthes zur durchdringenden Gewißheit wird, und die Epoche ihrer wahren Nützlichkeit ihren Anfang nimmt.

Es gibt Zeiten, wo die Luft klarer ist und die Farben leuchtender scheinen. Treten in ihrem Bereiche große Künstler auf, so kann es sich wohl ereignen, daß sogleich ein jeder ihre Größe fühlt, die Schönheit ihrer Werke empfindet und sie zu genießen versteht. In andern Epochen steckt die Welt in einem Nebel; die Leute stoßen mit den Köpfen an die großen Werke, aber erkennen sie nicht. Zu beiden Beispielen bedarf es der Belege nicht, Kunst- und Literaturgeschichte sind voll davon. In wunderbaren Launen befangen nimmt manchmal das Jahrhundert beide Hände vor die Augen und will nichts sehen, oder sieht das eine und ist mit Blindheit für das andere geschlagen, bis ein Zufall es lehrt, wohin es die Blicke zu richten habe, und was das bedeute, wovor es betrachtend stehen bleibt. Racine war ein berühmter, anerkannter Dichter, ein Mann, auf dessen Werke alsobald tausend kritische und geübte Augen sahen, und doch wurde seine letzte Tragödie verkannt, Athalia, verworfen, ausgepfiffen, um das Wort symbolisch zu brauchen; lange nach seinem Tode kam den Leuten das Verständniß. Ein Zufall war es, daß die Schauspieler das Stück noch einmal aufzuführen beschlossen, es hätte eben so gut unterbleiben können.

Ein solcher Zufall ist ein Glück. Wer aber das Geheimniß vorher wußte und seine Meinung nicht öffentlich mit Nachdruck auszusprechen den Muth hatte, fände darin keine Entschuldigung, daß er sich auf diese endliche Anerkennung alles Großen und Schönen als auf eine unausbleibliche Nothwendigkeit berufe. Es wäre schöner gewesen, wenn Racines Freunde nicht geruht und geraset hätten, bis es ihnen gelang, noch zu des Dichters Lebzeiten den Triumph der Tragödie herbeizuführen. Es wäre schön gewesen, wenn Beethovens Anhänger zu der Zeit, wo Rossinis Opern den Meister in so große Vergessenheit brachten, daß die Concerte, die er gab, nicht einmal zu Stande kamen, mit all ihren Mitteln die italienische Musik in ihrer schaumhaften Leichtigkeit Beethovens gewaltigen Dichtungen gegenüber gestellt und diese in ihrem Ansehen aufrecht erhalten hätten.

Man braucht selbst keine bedeutende Persönlichkeit zu seyn, um so für die gute Sache in's Feuer zu gehen; es genügt, daß man lebhaft die Größe des Gegenstandes und die Ungerechtigkeit der Welt ihr gegenüber empfinde. — Dieß ist der Grund, weßhalb ich für Cornelius

Digitized by Google

auftrete, und es entschuldigt, daß ich meinen Namen öffentlich mit dem seinigen in Verbindung bringe.

Meine Absicht ist, auf die Pflichten aufmerksam zu machen, die Berlin gegen einen solchen Mann zu erfüllen hat.

Niemand in Deutschland stellt in Abrede, daß Cornelius der größte Künstler der Epoche sey. In geistigen Dingen bedeutet Deutschland heute so viel, als sagte man, die ganze Erde. Man sagt, Cornelius sey kein großer Maler, sondern ein großer Cartonzeichner, man wirft ihm Mangel an Farbe, an Correktheit und Grazie vor. Ich führe das an, nicht als mein Urtheil, sondern als das Urtheil vieler, welche mir vorwerfen könnten, es verschwiegen zu haben. Aber selbst seine Gegner, das heißt diejenigen, denen außer den Werken des Meisters auch die Person des Mannes selbst nicht sympathisch ist, geben zu, daß Cornelius an Tiefe des Gedankens, an Macht, ihnen den großartigsten Ausdruck zu verleihen, und an Unerschöpflichkeit der Erfindung von keinem lebenden Künstler übertroffen werde. Er gehört einer bestimmten Richtung an, die sich, so lange es eine Kunst und überhaupt eine denkende Menschheit gibt, als der Gegensatz einer andern manifestirte. Die einen sehen in der Wahrheit mehr das Furchtbare, Erschütternde und mildern sie durch den Schleier der Schönheit: solche Künstler waren Aeschylos, Dante, Michelangelo; die andern sehen in der Wahrheit mehr das Ewigheitere, Entzückende, und mildern ihren allzu gleichförmigen Glanz durch den Gegensatz des Schrecklichen, Traurigen: so dichteten Sophokles, Raphael und Shakespeare. Den einen ist das Licht ein Aufhören der Finsterniß, den andern die Nacht nur eine Verhüllung des leuchtenden Tages. Wer will entscheiden, auf welcher Seite die wahre Anschauung der Dinge liege? Cornelius aber gehört wohl zu denen, die ich zuerst genannt habe.

Es ist mißlich, über einen Mann zu reden, der so bedeutend ist, und der, wenn er es für gut befände, daß die Welt über seine Angelegenheiten Aufklärung empfinge, selbst das Wort ergreifen könnte. Ich kenne und liebe ihn, ich habe ihn nicht gefragt, ob ihm genehm sey, daß das Stillschweigen gebrochen werde, aber meine Absicht geht auch nicht dahin, seine Person in's Spiel zu ziehen. Ich will nur über seine letzten größeren Werke und über die Stadt reden, in der diese Arbeiten bestellt, vorbereitet und noch nicht ausgeführt worden sind. Was Cornelius gethan, ehe er nach Berlin kam, den Ruhm, der ihn dahin begleitete, lassen wir bei Seite. Nur so viel sey gesagt, daß er, als er nach Berlin berufen ward, im vollen Genusse der Ehren stand, die einem solchen Manne zukommen, und daß sein Erscheinen in der neuen Heimath in einer Weise gefeiert wurde, die seines Namens würdig war.

Dieß geschah Anfangs der vierziger Jahre. Cornelius erhielt den Auftrag, eine Reihe von Freskogemälden der größten Dimension für den neu zu erbauenden Dom und Camposanto zu entwerfen.

Er begann mit dieser Arbeit und hat die nöthigen Cartons beinahe vollendet.

Außerdem wurden seine Zeichnungen, welche zu den in München von ihm ausgeführten Werken gedient hatten, angekauft und nach Berlin geschafft.

Diese letzteren liegen bis auf unbedeutende Ausnahmen noch zerschnitten in den Kisten, in denen sie ankamen. Jene dagegen sind sichtbar, so weit es der enge Raum gestattet, in dem man einen Theil von ihnen untergebracht hat.

Vom Dom stehen die Fundamente, vom Camposanto eine große Mauer. Seit länger als zehn Jahren wird nicht mehr daran gearbeitet.

Cornelius selbst hat Berlin wieder verlassen und arbeitet in Rom an den letzten Cartons. Er ist 1787 geboren, hat also sein 72stes Jahr hinter sich.

Da es nun kaum ein Geheimniß ist, daß Dom und Camposanto schwerlich vollendet werden, so hat Cornelius in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens seine besten Kräfte einem Unternehmen geweiht, welches nicht zu Stande kommen wird; und da seine Cartons, mit Kohle auf Papier gezeichnet (denn das Material nur dünne Pappe zu nennen, wäre schon zu viel gesagt), an den Orten, wo sie herumstehen oder herumliegen, jedem Zufalle ausgesetzt sind, so wird man vielleicht bald sagen können, ein Drittel von der gesammten Lebensthätigkeit dieses Mannes sey ohne Nutzen verschwendet worden.

Ich weiß nicht, ob man sich dieser Rechnung bewußt ist. Welcher Einzelne indessen sollte sich verantwortlich fühlen? Woher will man, beim besten Willen für die gute Sache, heute acht Millionen nehmen, um Dom und Camposanto aufzubauen, nach Projekten überdieß, die, ihren außerordentlichen Umfang ausgenommen, nichts Außerordentliches darbieten? Es sind traurige Umstände, die hier in einander greifen. Man bedauert das. Warum sich für eine Sache interessiren, bei der nichts herauskommt?

Und diese langen Jahre voll Gedanken, Arbeit und Hoffnung sind für uns und für ihn verlorene Zeit gewesen!

Jedoch nicht der Gleichgültigkeit allein begegnete sein Schicksal. Immer hat das Große und Gewaltige neben der Bewunderung, die es erzeugte, Auflehnung gegen seine Uebermacht und alle die kleineren Gefühle,

Digitized by Google

die dieses große Gefühl im Ganzen zu verstärken pflegen, hervorgerufen. Wenn dann die Brandung, die im Momente aufflammend mit dem Momente wieder herabsinkt, einer ruhigeren, zurückgezogeneren Anerkennung gewichen ist, so scheint die Feindschaft allein siegreich im Felde zu bleiben und all die Anstrengung eines großen Mannes nur dazu gedient zu haben, ihn verhaßt zu machen.

Dauernde Begeisterung erregt das dauernd Nützliche allein. Das Große, Erhabene, das Maaß des gewöhnlich Menschlichen Ueberschreitende läßt man zu Zeiten auf sich wirken, allein man lehnt es ab im Gange des praktischen Lebens. Man will nicht alle Tage eine Hochzeit oder ein Jubiläum feiern helfen und in festlich gehobener Stimmung mit alten Freunden bis tief in die Nacht hinter der Flasche sein Herz ausschütten. Ein, zwei mal im Jahre. Man kann nicht die unsterblichen Ideen wie Salz auf jedes Butterbrod streuen. Ein Mann hat eine Arbeit vor, da kommt man ihm mit dem Heroenwerke eines Genies in die Quere; er sagt: laßt mich im Frieden, ich habe keine Lust darauf. Rekruten einzuexerciren ist gewiß eine niedrigere Thätigkeit, als im Fluge Alexanders oder Cäsars seine Siege über den Erdball zu streuen, aber wenn die Unteroffiziere und Wachtmeister fortwährend die Thaten Friedrichs des Großen oder Napoleons im Kopfe hätten, so würden es die Rekruten entgelten. In der abwehrenden Haltung, welche die Leute im Verkehre des Lebens gegen Alles beobachten, was durch außerordentliche Mittel erzeugt ist und geistige Anstrengung und Erhebung ihrerseits erfordert, ohne momentanen Nutzen zu gewähren, spricht sich der natürliche Trieb der Selbsterhaltung aus.

Außerdem, jeder hat seine tägliche Aufgabe, erfüllt sie, so gut er kann, arbeitet sich müde und will sich am Abend ausruhen. Einer, der vom frühen Morgen an auf den Beinen war, setzt sich da lieber mit seiner Pfeife still hin, als daß er jetzt auf die Spitze des Kirchthurms kletterte und einsam beim Schein der untergehenden Sonne den Homer läse. Wenn wir heute erführen, Goethe oder Schiller hätten das vor Jahren gethan, so würde man nichts dagegen haben, vielleicht sogar einige begeisterte Gedanken damit verbinden, aber wenn man heute jemand mit dem Buche unter dem Arme da hinauf steigen sähe, würde man es etwas sonderbar finden.

Andere Leute sollen nicht anders seyn, als man selber ist. Die Welt haßt und stößt von sich, was nicht ihres gleichen ist. Erst wenn es übermächtig wurde, dann erkennt sie gezwungen seine höheren Kräfte an, schmeichelt ihm, oder geht ihm mißtrauisch aus dem Wege. Man will mit niemand zusammen seyn, dessen bloßes Daseyn ein Vorwurf der Schwäche und der Niedrigkeit ist.

Es gehören außerordentliche Gaben dazu, um außerordentliche Geschenke der Vorsehung, zu deren Träger man auserseh'n ward, zu entschuldigen. Nur wenigen verlieh das Schicksal neben all den hohen Fähigkeiten, mit denen es sie ausstattete, auch den unwiderstehlichen Reiz (la grazia, sagen die Italiener), die Menschen anzulocken, statt sie zurückzuscheuchen. Ich meine unter „Menschen" die einfachen Naturen von Charakter, nicht die parasitischen Bedienten, die wie die Haifische jedem großen Schiffe nachziehen. Raphael besaß eine solche Liebenswürdigkeit, er gab sich hin, Alles flog ihm zu und machte sich ihm freiwillig dienstbar. Michelangelo aber und Dante und Alfieri hatten Feinde. Man will es in ihrem herben, spöttischen, ironischen Wesen suchen, aber diese Härte war nicht die Ursache, sondern nur die Folge. Sie waren zu sehr mit sich selbst in ihrer Kunst beschäftigt, es erschien ihnen als eine nutzlose Kraftverschwendung, die Menschen damit zu versöhnen, daß ihnen vor andern so viel verliehen war. Auch Goethe trat vielen so entgegen. Wie ist er gehaßt worden, weil er unbesorgt um seine eigenen Reichthümer nicht daran dachte, geringeren ihre Armuth hinwegzutäuschen. Schiller selbst gestand mit klaren Worten ein, daß ihm Goethe deßhalb verhaßt sey, und wir beobachten, wie wenig dieser sich selbst um diese Gegner kümmerte, ja daß er es nicht einmal bemerkte.

Alles das, was ich hier als allgemeine Eigenschaft der Menschheit zu erklären suche, findet von jeher auf die Deutschen am stärksten seine Anwendung. Nirgends aber in Deutschland selber ist es so hart hervorgetreten als in Berlin. Und in diese Stadt verpflanzte das Schicksal Cornelius.

Berlin war der Ort, von wo aus vor Zeiten die stärksten Angriffe gegen Schiller und Goethe ausgingen. Berlin erfreut sich in ganz Deutschland einer tiefen Abneigung, sobald von ästhetischen Dingen die Rede ist, die sich von jeher unverholen Luft gemacht hat, wo sich immer Gelegenheit darbot. Berlin hat sich aber diesen Haß ruhig gefallen lassen und nichts auf alle Angriffe erwiedert. Ich weiß nur so viel, daß ich seit beinahe zwanzig Jahren in Berlin wohne, nirgends anders wohnen möchte, überall, wenn ich auf Reisen war, mit Sehnsucht an Berlin zurück dachte, und mit wenigen Ausnahmen niemanden begegnet bin, der, wenn er das Leben hier wirklich kennen lernte, nicht dieselbe Empfindung an sich erlebt hätte.

Berlin ist eine große Stadt. Jede kleinere Stadt hat eine Art sichtbarer Repräsentation ihrer höheren

Digitized by Google

geistigen Existenz, in Berlin lebt jedermann incognito. Es ist keine Stadt, die sich ihres Zusammenhanges bewußt ist, sondern nur ein Aufenthaltsort für 500,000 Menschen. Die Wohnungen haben alle etwas an sich, als wären es nur Absteigequartiere. Wir haben keine exklusiven vornehmen Viertel; es sind theure Gegenden vorhanden, aber wo und wie man wohnt, gibt dennoch kein Präjudiz für die Persönlichkeit. Ein reicher Mann kann eben so gut in der Köpnikerstraße, unter den Linden oder tief im Thiergarten ein Haus besitzen und da wohnen. Alle Welt ist auseinander gerissen und getrennt; nur Eins vereinigt sämmtliche Gemüther: der mystische Zwang der jedesmaligen allgemeinen Neugier. Oeffentliche Anstrengungen dem Publikum gegenüber haben die Erregung dieses Gefühles zum Zweck. Concerte, Theater, belehrende Vorlesungen, Bälle, Ausstellungen wollen mehr reizen als befriedigen, und alle Klassen der Bevölkerung sind diesem Reize zugänglich, und sein Inhalt ist der Inhalt des Gespräches.

Diejenigen dagegen, welche, erhaben über den Schwankungen dieser Jagd auf das Neueste und nur vom wahrhaft Bedeutenden berührt, eigentlich die sind, welchen Berlin seinen Ruf unter den Städten verdankt, verschwinden völlig im Publikum. Berlin, wie es äußerlich zur Erscheinung kommt, ist das wahre Nest der Demokratie, und sogar die starrsten Anhänger jener niemals dagewesenen Vergangenheit, die so vielen noch als das Ideal des Staates vorschwebt, lassen sich von diesem Freiheits- und Gleichheitsfieber anstecken. Wer hier auftritt, gibt einen Theil seiner Würde preis. Vornehm und Gering liest allsonnabendlich seinen Kladderadatsch und schlägt in dasselbe verständnißinnige Gelächter auf. Man sieht den Rädern der großen Maschine zu genau in die Zähne, man erblickt die Dinge aus der Vogelperspektive und empfängt die Nachrichten aus erster Hand; und es ist niemals Mangel an solchem Gewässer für die große Mühle. Der Einzelne verliert sich im unaufhörlichen Gedränge; mag er sterben, mag er verreisen, mag er berühmt seyn, der große Strom rauscht weiter; keiner hat hier das Gefühl, daß er an seiner Stelle unentbehrlich sey.

Wie niederdrückend erscheint die trübe Oberfläche eines solchen Lebens, und wie wohlthätig wirkt diese scharfe Luft, wenn man sich an sie gewöhnt hat! Man empfindet bald, daß hinter diesem äußerlichen leichtsinnigen Publikum ein Hinterhalt des Ernstes und unbestechlichen Scharfsinnes liege, der, für den Moment kaum erkenntlich, mit seinem Urtheil bald die Oberhand gewinnt und den Ton angibt. Nirgends werden die Menschen und die Dinge so richtig taxirt als in Berlin: die Menschen nämlich, die etwas sind, die ein Gewicht haben; denn Seifenblasen zu wiegen, dazu hat niemand Zeit und Lust, man läßt sie unangefochten fortfliegen, bis sie platzen. Doch bilden alle diejenigen, welche auf diese höhere Art öffentlicher Meinung einwirken, keine Gemeinsamkeit, und daher kommt es, daß hier oft die richtigsten Ansichten über Dinge und Verhältnisse existiren, ohne daß diese selbst im mindesten davon angefochten würden. Die Meinungen concentriren sich selten zu einer energischen That. Kein einflußreiches kritisches Journal hat jemals all diese Stimmen aufgefangen und zu einer Macht vereinigt. Man empfindet scharf, spricht sich auch wohl scharf aus, aber wo ein Schritt weiter geschehen müßte, da machen sich plötzlich für jeden Einzelnen, selbst den freiesten und durch kein Amt gebundenen, so viel Ursachen geltend, welche zur Zurückhaltung auffordern, daß aus all dem Denken und Urtheilen nichts herauskommt als der Vortheil, den diejenigen daraus ziehen, welche dieß geistige Element als Hülfsmittel ihrer eigenen Bildung benutzen, ohne sich durch seine unfruchtbaren Seiten anfechten zu lassen.

Man zieht sich zurück in sich selber und durchschaut die falschen Illusionen, um die ächten Illusionen desto besser zu genießen. Nirgends kann man so wahrhaft einsam und ungestört leben und arbeiten, und dennoch mitten in aller Unruhe drin stecken. Man sitzt den Tag über mutterseelenallein und hat den Abend so viel Menschen um sich her, als man nur immer vertragen kann. Man hält seine Zeit zu Rathe, man gebraucht, um eine Mittheilung zu machen, gerade so viel Worte, als dazu nöthig sind. Das Geheimniß des guten Styls, das Gleichgewicht zwischen Ausdruck und Inhalt, lernt man hier im Spiel, den ächten Lakonismus der Rede.

Eben so lernt man die Menschen kennen, und den Täuschungen, die der Unerfahrenheit drohen, von Kind an aus dem Wege gehen; bei politischen Fragen versteht man den Kern vom Fleisch zu scheiden. Welche Summen von Geist und von Bildung sind hier unaufhörlich im Umlauf! Was man bedarf, findet man auf dem kürzesten Wege und in bester Gestalt. Unaufhörlich strömen die bedeutendsten Kräfte des Landes hieher zusammen, um zu bleiben oder um wieder fortzugehen, man begegnet ihnen sicherlich.

Begeisterung aber empfängt man hier nicht, und es scheint, als empfände sie Keiner. Dazu sind große Städte nicht da, um sie zu erwecken oder nur zu nähren. Große Städte sind fressende Ungeheuer. Das öffentliche Leben in ihnen ist eine ewige Schlacht, wo jeder seine besten Kräfte zusetzt, und der einzige Ersatz, der ihm wird, besteht nur in dem Reize, immer mehr von seiner Stärke auszugeben. Für diejenigen aber, welche diese

Digitized by Google

Stärke beſitzen, iſt die Aufforderung, ſie anzuwenden, mehr werth als Rückſicht und Schonung. Denke niemand, der hier in die Bewegung der Menſchen eintritt, liebevolle Augen folgten ſeinen Schritten, und umſichtige Freundſchaft mahnte zu leiſem, bedächtigerem Fortſchritte. Hier ſaugt das Leben jeden aus; wer wenig beſitzt und ſeinen Vorrath nicht zu Rathe hält, ſteht bald mit leeren Taſchen ſeitwärts an der Straße, und ſeine Verwünſchungen, die er in das dickſte Menſchengewühl ſchleudert, treffen niemand, weil niemand ſchuldig war. Der Beſitzende aber, deſſen Unerſchöpflichkeit Stand hält den unerſchöpflichen Anſprüchen des Lebens, ſteht bald in der erſten Reihe; aber gerade der iſt wieder ſo ganz beſchäftigt mit der Sorge um ſich ſelber, daß er kaum einen Blick übrig hat für das, was Fremde bedürfen.

So erſcheint mir denn das Unbegreifliche nur allzu begreiflich: daß hier, wo Bildung und Geiſt in ſolcher Fülle vereinigt ſind, dennoch das Größte und Erhabenſte beinahe unbeachtet bleiben kann. Wie iſt es möglich, daß in einer Stadt, wo Beethoven ſo geliebt und verſtanden wird, Cornelius, ich will nicht ſagen, unverſtanden, aber überſehen bleibt? Wenn man die rechten Leute fragt, geben ſie wohl eine Antwort, welche zeigt, daß ſie verſtehen, was Cornelius bedeutet; für das große öffentliche Publikum aber ſcheint er noch ungeboren oder längſt wieder verſunken zu ſeyn.

Warum? — Erinnern wir uns, wie lange gerade Beethovens Werke hier als die Ausgeburten der Verrücktheit angeſehen wurden.

Der Weg, den ſolche Naturen zurücklegen müſſen, ehe ſie in die Herzen einer von unendlichen Intereſſen hin und her gezerrten Bevölkerung eindringen, iſt ein längerer als der, welchen ein Witz des Kladderadatſch zu machen hat, der kaum gedruckt von allen begriffen, goutirt und wiederholt wird. Aber ſchon am Sonntage oder nächſten Montage iſt er abgenutzt. Wer weiß, was vor drei Wochen an der Tagesordnung war und uns ſo kräftig in's Lachen brachte? Und wer ſpricht anders als mit einem gewiſſen Anfluge von Geringſchätzung über die Gegenſtände der öffentlichen Neugier, ſobald ſie den anfänglichen Reiz eingebüßt haben? Das Falſche wird gewiß nirgends ſo auf den Thron gehoben, wenn es glänzt und anlockt, aber nirgends auch ſo gründlich wieder herabgeſtoßen, und es erſcheint ſo die Sucht danach dem unbefangenen Auge weniger als der Triumph des Unächten, vielmehr als die bloße Probe aller Erſcheinungen, aus der am Ende nur diejenigen hervorgehen, die ſtark und unverwüſtlich in ſich ſelber über die Unbeſtändigkeit der Menſchen den Sieg davon trugen und von nun an ſie beherrſchen, ſtatt ferner von ihrer Laune abhängig zu ſeyn.

Cornelius Arbeiten ſind Werke, in die man ſich hineinleben muß, wenn ſie für uns zu einer Wahrheit werden ſollen. Kein Menſch, der eine Beethovenſche Symphonie ein oder zwei mal gehört hat, kann ſagen, er kenne ſie. Große Kunſtſchöpfungen verlangen Zeit, um einzudringen, wie Wolkenbrüche, die nicht wie leichte Maienregen vom Boden aufgeſogen werden. Ich habe es an mir erlebt, wie oft ich die Bilder Raphaels und Michelangelos in den Stanzen und der Siſtina vor Augen gehabt haben mußte, nur um ſie im Größten zu überſehen, und kannte ſie doch ſchon von Jugend auf im Kupferſtich. Solche Gemälde müſſen feſt ſtehen wie Kirchen und Paläſte, man muß ihnen begegnen, ohne ſie anſehen zu ſollen oder zu wollen; dann erſt erwacht die Fähigkeit, ſie zu faſſen, und aus dieſer Fähigkeit das Verſtändniß langſam, langſam, und endlich die Liebe zu ihnen, der wahre, unvergängliche Vortheil, den ein Volk aus dem Umgange mit den Schöpfungen großer Künſtler zu ziehen vermag.

Cornelius Cartons zum Camposanto und Dom haben die letzten Gedanken der Religion und Philoſophie zum Inhalte. Sie wollen nicht durch reizende Darſtellungen augenblicklichen Genuß bereiten, nicht das Große in heitern, gefälligen Bildern vorführen, nicht das Schwere erleichtern, und an die Stelle der ächten Hebel der Weltgeſchichte genrehaft hiſtoriſche Opernſcenen ſetzen. Es gibt Momente im Leben des Menſchen, über die man mit der bloßen Grazie nicht hinüber kommt, wo wirkliche, bittere Thränen vergoſſen werden, bei denen nicht gefragt wurde, ob man gerade Luſt hatte, ſich ein wenig rühren zu laſſen, wo man unwiderſtehlich ergriffen wird, weil die Wahrheit uns erſchütternd anpackt. Da wachen Fragen in unſerer Seele auf, die ſich mit ſchönen Redensarten nicht beſchwichtigen laſſen, ſondern eine männliche Antwort verlangen, an die man ſich anklammern kann, wenn alles andere zu ſchwachen Strohhalmen wird: in ſolchen Stimmungen erſcheint die Kunſt ein ſpottender, ſpielender Luxus, wenn ſie nicht wirklich die Kraft beſitzt, die ein ächter, gewaltiger Genius in ſeine Werke legt. Das was von Kunſtwerken (Dichtung, Malerei, Sculptur, Muſik, alle ſind nur *eine* Kunſt) da ſeine Farbe nicht verliert, das iſt das Aechte, Unvergängliche, und das Gefühl dieſer Probehaltigkeit wird von denen, die es ſelbſt als wahr erfunden haben, denen mitgetheilt, die es noch nicht erlebten. Als Kind lieſt man ſchon mit Ehrfurcht in der Bibel, aber ſie enthält doch nur eine Fülle wunderbarer Begebenheiten, nichts weiter; erſt der ausgewachſene Menſch kennt die unerſchütterliche ſymboliſche Wahrheit

Digitized by Google

ihrer Worte. Mit ſechzehn, ſiebzehn Jahren iſt uns Goethe ein anderer als mit dreißig oder vierzig. Wie wir heute in Berlin Cornelius kennen, ſo würde man Dante kennen, wenn man ſich ein paar mal in äſthetiſchen Vorleſungen einige ausgewählte Kapitel hätte mittheilen laſſen; ſo von ſechs bis ſieben Uhr Abends, das eine Auge auf die vornehmen Mitzuhörer, das andere auf die brillanten Toiletten der Frauen gerichtet; oder wenn in einer Geſellſchaft zwiſchen Thee und Abendeſſen einer das Buch aus der Taſche zöge, ein paar nette Paſſagen daraus vorläſe, einige Anekdoten aus des Dichters Leben dazu erzählte, und die Herren und Damen empfingen das Bewußtſeyn, über den Mann und ſeine Werke ganz im Klaren zu ſeyn.

Es gehört ein Menſchenleben dazu, einen großen Künſtler zu verſtehen. Im Anblick Goethes muß man ſeine Bildung erworben haben, um ihn würdig zu begreifen, im Anblick der Werke von Cornelius muß man Jahre lang fortgeſchritten ſeyn, um ihre Tiefe und ihre Hoheit zu faſſen. Es handelt ſich nicht bloß darum, einige male ſich in den Zimmern langſam umgedreht zu haben, in denen die Cartons zum Theil jetzt aufgeſtellt ſind. Der oberflächliche Reiz der erſten Fremdheit muß zurückgetreten ſeyn, wie man auch von Goethe, Shakeſpeare und Beethoven ſich kaum erinnert, wann und wie man zuerſt mit ihnen bekannt wurde. Nach und nach bildet ſich darauf in uns eine ſelbſtſtändige Erinnerung an das Werk, und es übt den ſchöpferiſchen Einfluß auf unſer ganzes Weſen aus, durch den wir in uns ſelbſt gefördert und zum Beſſern emporgezogen werden.

Und dieſe Werke ſollen nie ausgeführt werden, ja ſind jetzt nicht einmal in einer Weiſe aufgeſtellt, um richtig geſehen werden zu können! Und ganze Kiſten voll Zeichnungen deſſelben Meiſters ſtehen da, vergrabene Kapitalien, die ſo ſchöne Zinſen tragen könnten. Sie mögen ſtatt der zwanzig Jahre, die ſie ſo ſtehen, hundert Jahre in den Kiſten bleiben, veralten werden ſie nicht; es wird einſt, wenn ihre Zeiten vielleicht an's Licht gezogen und als koſtbare Reliquien dann mit großer Sorgfalt aufgeſtellt werden, die folgende Generation in Staunen ausbrechen über den Mann, der ſo groß war, und über die Zeit, die ſo klein war und keine Augen für ihn hatte. Es liegt etwas Fürchterliches in der Gleichgültigkeit des täglichen Gewühles, das ſich an ſolchen Schätzen vorüberwälzt, und in deſſen Mitte ſelbſt diejenigen, welche ihren Werth zu kennen vorgeben, dennoch die Hülfe verweigern, wo es ſie zu heben gilt.

Wenn ich denke, daß Cornelius lebt, daß er überall verehrt und angeſtaunt — denn Bewunderung iſt ein zu gemeines Wort geworden — an der einzigen Stelle wurzeln mußte, wo er keine Sonne findet und keinen Raum, ſich zu entfalten! Daß ihm das verſagt wird! Sich über die Stimmung einer großen Stadt zu beklagen, wäre eben ſo thöricht, als wollte man einer Zeitung Vorwürfe machen. Das Papier erröthet nicht; es iſt immer daſſelbige Blatt, daſſelbe Format, derſelbe Satz, dieſelbe Zuverſicht, dieſelbe Rückſichtsloſigkeit. Aber man kann ſich an die Einzelnen halten, an den Redakteur, an die Mitarbeiter. Meine Hoffnung iſt, daß dieſe Zeilen in Berlin vielleicht den einen oder andern leiſe berühren, und daß ſie denen, für welche Cornelius bisher nur eine Art von mythiſcher Perſönlichkeit war, die Ahnung geben, es laſſe ſich lebendiger Nutzen aus der Bekanntſchaft mit ſeinen Werken ſchöpfen. Die, welche ihn kennen, bedürfen eines ſolchen Hinweiſes nicht.

Cornelius lebt in Rom und zeichnet weiter an den Cartons für Dom und Campoſanto. Es iſt, als läſe man in einer alten Zeitung von vor zwanzig Jahren. Er arbeitet da wirklich, und es irrt ihn nichts in ſeiner Arbeit. Es gibt wirklich heute noch einen Künſtler, für den der Beifall und Tadel der ungebildeten Menge gleichgültig iſt, der ſein Ziel im Auge ruhig ſeinen Weg verfolgt, und ſeiner Sache ſicher ſo feſt in den Gedanken daſteht, wie ein vertriebener rechtmäßiger König den Moment herankommen ſieht, wo er todt oder lebendig in ſeine Staaten zurückkehrt.

Man iſt ſo ſehr allenthalben heutzutage an die unterthänige Stellung gewöhnt, welche die Kunſt ſich ſelbſt gegeben, daß man das weltbeherrſchende Element in ihr vergeſſen hat. Die Meinung, daß Geld und Ehrentitel ausreichen, ja oft übermäßige Ausgleichung für die Wirkſamkeit eines Künſtlers ſeyen, iſt gäng und gäbe. Cornelius wurde in Bayern in den Adelſtand erhoben, empfing viele Orden, hat ein bedeutendes Gehalt; dieſe drei Punkte macht man mit der größten Seelenruhe geltend und ſcheint gar nicht zu begreifen, daß die Anſprüche eines Mannes ſich weiter verſteigen dürften. Die Mehrzahl der geſammten Menſchheit iſt ſo ſehr auf der Jagd nach Geld und Ehrgeizbefriedigung, daß ihr derjenige, welcher das erreicht hat, worin ſie ſelber die vollkommene Befriedigung ihrer Wünſche erblicken würde, vom Schickſal auf's reichlichſte bedacht zu ſeyn ſcheint.

Wenn vielleicht ein vertriebener Fürſt, ein bankerotter Bankier, der ehemals über Millionen verfügte, ein General, der gefangen genommen wurde, begreiflich erſcheinen würden, weil ihnen auch der anſtändigſte Ruhegehalt zu wenig dünkte: bei einem Künſtler, der ja eigentlich auf gar nichts Anſprüche machen dürfte,

Digitized by Google

ſcheint den Leuten die geringſte freiwillige Gabe des Staates ſchon eine bedenkliche, ungerechtfertigte Ausgabe, nun gar ein groſses Jahrgehalt kaum zu vertheidigen. Man kann es ſich kaum vorſtellen, wie der Mann darauf Anſpruch machen und es ſo ruhig hinnehmen könne. Daſs Goethe niemals Mangel litt, ſondern immer ziemlich mit Geld verſehen war, wird faſt zu einem Makel an ſeiner Perſönlichkeit, und es bedarf der genaueſten Nachweiſe ſeiner Wohlthätigkeit, um die Leute zu beruhigen.

Wir brauchen keine äuſserliche Angabe, um die Höhe feſtzuſtellen, auf der ein groſser Künſtler ſteht, und um den Beweis zu führen, daſs die Dienſte, welche er einem Volke leiſtet, mit Gold nicht aufgewogen werden. Die Kunſt iſt die Blüthe eines Volkes. Man ſpreche aus: „die Blüthe Griechenlands“ — Homer, Sophokles, Phidias und alle die andern Geſtirne vor und nach und mit ihnen treten, wie durch eine Zauberformel gerufen, vor unſere Seele. Man ſage: „die Blüthe Roms“ — welche Blüthe? Wir ſehen uns um: Siege und groſse Thaten, groſse Politiker und Feldherrn in Fülle; aber wo die Blüthe dennoch? Zögernd nennen wir Horaz, Virgil, Catull und andere Namen — Rom hatte keine Blüthe, wie auch Sparta keine hatte. Es iſt nicht ſo leicht, zu loben und zu preiſen, wenn man Lob und Preis im höchſten Sinne nimmt.

Man lege alle Siege der Hellenen in die eine Wagſchale, alles was Perikles, Alcibiades, Alexander und die Helden der Mythe gethan haben, und in die andere die Werke des Aeſchylos, Phidias, Homer — ſchon genug, wir brauchen die andern nicht einmal zu Hülfe zu rufen —: dieſe drei würden mit der Wucht ihres Geiſtes die ganze politiſche Geſchichte ihres Volkes in die Luft ziehen. Und ſo fallen bei uns die Werke der geiſtigen Thätigkeit ſchwerer in's Gewicht, die Werke weniger Männer, als alles, was die zweitauſend Jahre unſeres ſichtbaren Ganges in der Geſchichte an politiſchen Thaten erzeugten.

Die Namen groſser Kaiſer und Könige gelangen nur durch die Gunſt der Künſtler auf die Nachwelt. Entweder daſs dieſe die Fürſten zu den Helden ihrer Werke machten, oder daſs der Fürſt die Macht beſaſs, die Künſtler zu ſchützen, zu ehren, oder von beidem das Gegentheil: daſs er ſie verderben lieſs. Agamemnon und Achilles ſind nur durch Homer unſterblich geworden. Mit ihm fliegen ſie zur Sonne, wie der Zaunkönig unter dem Fittige des Adlers verſteckt mit hinauf getragen ward. So groſs iſt der Zauber Homers, daſs Alexander der Groſse, der ſeine Geſänge in einem koſtbaren Kaſten mit ſich führte, durch dieſe ſo natürliche und geringfügige Handlung einen Zuwachs an Größe erhält. Durch dieſe Handlung und durch ſein Verhältniſs zu Ariſtoteles erſcheint er uns im höchſten Sinne erſt lebendig. Die Freundſchaft groſser Künſtler liefert erſt den Beweis, daſs der Fürſt, der ſich ihrer erfreut, in Wahrheit ein Fürſt ſey. Was bedeutete uns Julius der Zweite ohne Raphael und Michelangelo? Und doch hat ſeiner Zeit niemand ſo tief und ſo kräftig in die Geſchicke Italiens eingegriffen. Als Freund und Beſchützer dieſer beiden aber bekundet er ſeinen Eintritt in jene höchſte Ariſtokratie der Menſchheit, in die Gemeinſchaft derer, die das Groſse aus eigener Kraft erkennen und lieben, und in dieſer Erkenntniſs die höchſte Gabe erblicken, mit welcher die Vorſehung uns beſchenken kann, es ſey nur die eine höher geſtellt: es ſelbſt vollbringen zu dürfen, d. h. ſelber ein Künſtler zu ſeyn; die in der Gegenwart ſchon das entdecken, was einſt nach langen Jahren mit Begeiſterung genannt wird, wenn von ihren Zeiten die Rede iſt.

Man ſagt, es ginge nichts über das Glück einer Frau, die ein Kind empfängt und trägt und gebiert und an ihrer Bruſt nährt; wie groſs muſs das Glück eines Menſchen erſt ſeyn, der in Anſchauung des Lebendigen um ihn her plötzlich in ſeiner Phantaſie herrliche Geſtalten ahnt, entſtehen ſieht, hegt, mit ſich herumträgt und endlich durch ſeine Hände gebildet vor ſich erblickt als etwas Fremdes, Lebendiges, das er allein geſchaffen hat! Welches Glück muſs in der Bruſt des Phidias gewaltet haben, als er die Bildſäule des höchſten Gottes der Griechen vollendet hinſtellte, von der Millionen das Sprüchwort wiederholten, der könne nicht ruhig ſterben, der ſie nicht geſehen hätte! Was für ein Glück der Ahnung zukünftiger wie vergangener Zeiten muſs in Dantes Seele lebendig geweſen ſeyn, der aus ſich ſelber ein Gedicht ſchuf, aus dem Jahrhunderte hindurch die edelſten Geiſter Nahrung ſogen! Und Goethe, Schiller und Shakeſpeare — ſollte die Vorſehung ſo gegen alle natürlichen Geſetze knauſerig ſeyn, ſo jämmerlich inconſequent, um dieſen Männern das deutliche Gefühl vorenthalten zu haben, wie reich und glücklich ſie die Welt machten durch ihre Thätigkeit? Ein Feldherr an der Spitze ſeines Heeres fühlt die Begeiſterung in ſich, mit der er es erfüllt, er blickt nicht zurück, er ſtürmt vor und weiſs, daſs ſie ihm folgen. Soll Michelangelo nicht den breiten Strom der Geiſter geahnt haben, die noch ungeboren im Reiche der Zukunft ſeiner harrten und von ſeinen Werken ergriffen ſich ſelbſt veredelt fühlten? Was ſind neben einer ſolchen Empfindung der höchſten Genugthuung die augenblicklichen Geſchenke der Welt und derer, welche die Macht in Händen haben, ſie auszutheilen?

Die Belohnung ſolcher Dienſte iſt unabhängig von

Digitized by Google

der Zeit und von der Güte der Menſchen. Zeus machte die ſterblichen Weiber, die er liebte, nicht zu Königinnen oder Kaiſerinnen: er verſetzte ſie unter die Geſtirne. Wie ſich vor den Gläſern der Aſtronomen Nebelflecken in feſte Sterne auflöſen, in denen ein ganzes Sonnenſyſtem enthalten iſt, ſo wird einſt der Namen eines Künſtlers, der einſam wie ein Stern im dunkeln Raume der Geſchichte daſteht, dem ſehenden Blicke ſich in ein ganzes Volk auflöſen mit jahrtauſendlanger Geſchichte, alles in ſeinem einzigen Namen zuſammenfließend. Die Künſtler ſind die höchſten Symbole der geſchichtlichen Entwicklung. Es gibt Succeſſionen von Kaiſern und Königen. Otto der erſte, der zweite, der dritte, Heinrich der zweite, Conrad, Heinrich der dritte und ſo fort, mit den Jahreszahlen daneben. Die Namen liegen da wie breite glänzende Felsſtücke in einer geraden Linie durch den Sumpf; man ſpringt vom einen zum andern und kommt glücklich durch den großen Moraſt der Begebenheiten hindurch, bis man drüben iſt. Stirbt der Vorgänger, ſo tritt der Nachfolger ein, an Nachfolgern kann niemals Mangel ſeyn, denn das Reich bedarf einer Spitze, eines Mannes, der voranſchreitet, und beim Studium der Geſchichte verlangt man Namen und kann keine Leiter mit ausgebrochenen Sproſſen gebrauchen. Namen verlangt man, gleichgültig vorerſt, ob Ehre oder Schande an ihnen anklebt, ja ob überhaupt nur ein vernünftiges completes Weſen hinter ihnen verborgen iſt.

So lernt der Schüler die Reihen der Herrſcher auswendig; bald aber lernt auch er, wenn die Geſchichte eines Reiches ſein Studium wird, eine andere Reihenfolge von Perſönlichkeiten als die Repräſentanten der Geſchicke eines Landes kennen. Jetzt heißt es nicht mehr: Heinrich der vierte, Ludwig der dreizehnte, der vierzehnte, der fünfzehnte, ſechzehnte, Napoleon, ſondern es klingt: Sully, Richelieu, Mazarin, Ludwig der vierzehnte, der Regent, Fleury, Choiſeul, Dubois, die Pompadour, Necker, Mirabeau, Robespierre, Napoleon. So etwa, es kommt hier nicht auf große Genauigkeit an. Das iſt eine andere Folge von Herrſchern Frankreichs. Um aber mit weniger Namen am allerdeutlichſten zu reden, ſagt man: Corneille, Racine, Voltaire, Rouſſeau. In den vieren ſtecken alle Könige, alle Miniſter, alle Maitreſſen, alle Generale, alle Siege, alle Gedanken. Frankreich mit einer ganz andern Reihe politiſcher Charaktere an der Spitze der Angelegenheiten wäre immer daſſelbige Frankreich, ohne dieſe vier Männer aber exiſtirte es kaum. Und nun, um von Deutſchland zu reden, ohne Luther und Goethe wären wir nicht, was wir ſind; in dieſen beiden Namen liegt eine Macht, wie wenn man von der Geſchichte der Erdkugel redend ſagt: die Steinkohlenperiode, die Tertiärperiode, wo unzählige, ungeheure Umwälzungen, die unberechenbarer Jahre bedurften zu ihrer Vollendung, in ein Wort comprimirt nichts als einen einzigen Schritt in der Weiterbildung des Planeten bedeuten.

Ich denke, wenn heute ein Mann unter den Lebenden umhergeht, deſſen Name uns in den Sinn kommt, wenn ſolche Männer und Verhältniſſe erwähnt werden, da braucht man nicht leiſe flüſternd und rückhaltsvoll von ſeiner Thätigkeit zu reden. Wenn ich vor Cornelius Werken ſtehe, geht mir das Herz auf. Wir leben, in unſern Ideen eingeſperrt, gewöhnlich zwiſchen den letzten zwanzig Jahren und den zwanzig nächſtfolgenden. Man ſteckt dazwiſchen wie zwiſchen zwei Mühlſteinen und läßt ſich reiben. Weiter erſtreckt ſich der Vorausblick und das Zurückſchauen des tagtäglichen Menſchenverſtandes nicht; was dieſe Grenzen überſchreitet, darum haben ſich einſt andere bekümmert, das mögen einſt andere ausmachen, in Politik, in Literatur, in Kunſtſachen. Wer will ſich heute auf das berufen, was vor zwanzig Jahren geltend gemacht wurde, in zwanzig Jahren gelten wird? Wer darf bei einem heute erſcheinenden Romane oder Gedichte anderer Art darauf anſpielen, wie Goethe, die Schlegel oder gar Leſſing darüber geurtheilt haben würden, oder fragen, ob man es auch in zwanzig Jahren noch leſen würde? Was aber iſt ein ſolcher Zeitraum der Iphigenie Goethes gegenüber? Man vergleicht ohne weiteres den Apoll von Belvedere mit den Sculpturen am Parthenon, unbekümmert um die Jahrhunderte dazwiſchen. Aber ein Bild von heute mit Raphaels Werken oder nur mit Vandyck vergleichen zu wollen, wie unſtatthaft! eine Landſchaft von heute mit Bildern von Claude Lorrain, Salvator Roſa oder Ruisdael! Was gehen uns dieſe unerreichbaren Meiſter heute denn an? Wir haben unſer Publikum, den genügen wir; verkaufen wollen wir, was wir malen, und leben wollen wir von dem, was wir uns verdient haben.

Niemand wird ſo unbillig ſeyn, derartigen Grundſätzen zu widerſprechen, ſobald ſie ernſthaft geltend gemacht werden, niemand einen Künſtler geringſchätzen, der es auf ihrer Grundlage zur Beliebtheit und zu Vermögen bringt; allein diejenigen ſelbſt, welche ihre Art zu arbeiten in dieſer Weiſe charakteriſiren, werden zugeben, daß es eine höhere Thätigkeit der Kunſt und einen Standpunkt gebe, von dem aus der Künſtler, ſtatt des Tages die Jahrhunderte im Auge haltend, eine andere Geſinnung hegen muß. Die weltgeſchichtliche Arbeit der Kunſt iſt eine andere. Allgemeine menſchliche Momente, Angelpunkte unſeres Daſeyns in verklärendem Lichte darzuſtellen, iſt das Beſtreben dieſer Kunſt. Die Augenblicke, welche als gemeine Erfahrung

Digitized by Google

betrachtet unerträglich erschütternd wären, oder in denen es sich um eine Freude handelt, deren gemeine Darstellung eine Entweihung der menschlichen Geheimnisse seyn würde, gestaltet sie zu geheimnißvollen und doch allen verständlichen Bildern. Das Verderben verschönt sie, das höchste Glück umgibt sie mit noch strahlenderen Farben und die letzten Hoffnungen macht sie zu einer sichtbaren Wirklichkeit. So werden diese Werke zu einem Denkmal des Volksgeistes für ihre Epoche, zum Maßstab für die Höhe und die Tiefe des Geistes, der die Nation erfüllte.

Und wie hat Cornelius diese Aufgabe der Kunst ergriffen und zur Ausführung gebracht! Wie ist er von Schritt zu Schritt in der Vollbringung dessen, was er sich vorsetzte, klarer und ergreifender geworden! Der höchste Aufschwung, dessen die menschliche Phantasie fähig ist, ist der Gedanke an das Wiedersehen nach dem Tode. Welche Hand dürfte sich daran wagen, ohne vom reinsten Gefühle des Verhältnisses des Menschen zum Ewigen geleitet zu seyn? Vor Cornelius besaß nur Michelangelo diese Kraft. Der eine Theil seines jüngsten Gerichts in der Sistina ist eine Darstellung dieses Ereignisses. Wir sehen die Todten sich aus den Gräbern erheben und in die Höhe fliegen. Schmutz und Rauch haben gerade diese Partie des ungeheuren Freskobildes satt zur Unkenntlichkeit verdunkelt, aber was wir noch zu erkennen vermögen, gewährt dennoch so viel! Aber es liegt etwas von der romanischen Unmenschlichkeit der italienischen Kirche in den Scenen, welche wir erblicken. Wie die todten Leiber wieder Bewegung in sich spüren und, von einem Wirbel emporgerissen, aufwärts schwärmen wie Funken im Rauche, der aufsteigt, wie die begrabenen aus ihren Löchern klettern und sich mit träumendem Erstaunen erinnern, daß sie einst in diesen Körpern steckten! Es muß furchtbar gewesen seyn, als es noch frisch und unberührt von der Zeit den Menschen vor Augen stand.

In Cornelius jüngstem Gerichte, das zu München in Fresko ausgeführt wurde und dessen Carton sich unter den hier verpackt stehenden Zeichnungen befindet, liegt noch etwas von dieser südlichen Furchtbarkeit. Ein solcher Teufel kann uns keinen Schrecken einjagen. Wie anders, wie neu, wie mild, wie viel mehr deutsch hat Cornelius diese Scenen in dem Bilde aufgefaßt, welches für das Campofanto bestimmt war!

Aus einem felsigen, zerklüfteten Boden erheben sich die neu belebten Leiber zum Lichte wieder. Aus den Ritzen des Gesteins scheinen sie aufzusprossen wie Blumen. Die Mitte des Bildes nimmt eine herrliche Gruppe ein: eine jugendliche Frau reicht ihrem Manne ein Kind dar. Man sieht den Hauch des Todes noch auf dem Antlitze des Mannes, dennoch empfängt er das nach ihm greifende Kind mit ausgestreckten Armen; er scheint noch zu tasten, als ahnte er nur erst, was ihm entgegen kommt, die Augen sind fast noch geschlossen, er sieht kaum, was er fühlt, aber seine lächelnden Lippen deuten das Verständniß an. Zwischen den beiden wieder vereinigten Eltern liegt ein anderes größeres Kind noch in Schlummer versenkt auf dem Boden; man fühlt, wie auch dieses nach wenigen Minuten sich regen und mit den andern verbinden werde.

Hinter dieser Gruppe eine andere: ein Engel, der einen Jüngling eben erweckt hat. Er hebt ihn sanft mit den Armen empor und scheint ihn so aufrecht zu halten, damit er völlig zu sich kommen möge. Andere jugendliche Gestalten fühlen sich schon ganz wieder als Herren ihres Körpers. Zwei, ein Jüngling und eine Jungfrau, stehen neben einander und schauen empor. Eine andere hält die Hand zum Schirm über die Augen, als blendete sie die Sonne, die sie so ganz verlernt hatte zu genießen. Hier, auf dieser ganzen rechten Seite des Bildes ist alles Glück und Verklärung, auf der andern aber herrscht das Vorgefühl des drohenden Gerichtes. Eine nackte Männergestalt springt eben empor, als müsse sie in die Höhe und wolle nicht, mit allen Kräften wehrt sie sich gegen das Geschenk des neuen Lebens. Mit dem rechten Arm stemmt sie sich stark gegen die Erde, den linken, nicht die Hand, sondern den ganzen Arm, drückt sie auf die Augen. Andere haben sich, erschreckt über den Glanz des Tages, wieder hingeworfen und pressen das Gesicht auf den Boden. Sie scheinen zurück zu verlangen in das Dunkel. Noch andere versuchen davon zu fliehen.

Hoch über diesen Gestalten ruht auf einem Felsen hingestreckt der Engel des Gerichtes. Während alles erwacht, liegt er schlummernd oder in tiefes Nachdenken versunken da und das Schwert hängt lose in den Fingern der Hand. Noch ist niemand gerichtet, niemand verdammt. Die Milde seines Ausdrucks lindert dort die flüchtende Angst und die Verzweiflung, und bestätigt für die andern die Hoffnung, die schüchtern zu ihm aufblickt.

Auf den andern Bildern sind andere Momente eben so ergreifend und eben so kräftig dargestellt. Und solchen Werken gegenüber erwägt man, ob sie zur Ausführung kommen sollen oder nicht! ob Geld vorhanden sey! Es gibt Angelegenheiten, bei denen diese Frage nicht in Betracht kommt, und wenn es sich um die größten Summen handelte. Darf aber auch das nicht einmal gefordert werden, daß man diese Cartons wenigstens, wie sie da sind, richtig aufstelle, dem Publikum zugänglich mache und vor den Zufällen in Schutz nehme, denen sie an ihrer jetzigen Stelle ausgesetzt sind?

Digitized by Google

Wer kennt diese Bilder und gibt ſich die Mühe, ihre Tiefe zu ergründen? Dieſes einzige, deſſen Inhalt ich anzudeuten ſuchte, würde ſchon genügen, Cornelius den höchſten Rang unter den Künſtlern zuzuweiſen. Solche Werke muß man im Sinne haben, wenn von der Kunſt eines Landes geſprochen wird. Die Kunſt, deren Anerkennung in unſerem Gutdünken liegt, verſchwindet vor einer ſolchen Kunſt. Wofür will man ſich begeiſtern, wenn hier nicht der Anfang gemacht wird? Sollen ſo bedeutende Werke planmäßig mit Stillſchweigen umgangen werden, wenn von den Kunſtintereſſen eines Staates die Rede iſt? Soll es nur Routine geben von nun an, nur das Begreifliche, das ſich taxiren läßt, in Rechnung kommen?

Freilich, welchen Maßſtab können wir bei Cornelius Werken anlegen? Ich will ein anderes nennen, die Zeichnung zu der in Rom gemalten Wiedererkennung Joſephs und ſeiner Brüder, eine ſeiner erſten Arbeiten. Der Carton ſteht wiederum hier in Berlin irgendwo, dieſer allerdings nicht verpackt, aber eben ſo unſichtbar. Da iſt nichts Ueberirdiſches, Ungeheures, es iſt die einfachſte, rührendſte Scene, in einer Weiſe ſchön dargeſtellt, die an das Allerſchönſte erinnert, was die Kunſt überhaupt geſchaffen hat. Die Hoheit und zurückhaltende Rührung Joſephs, die kindliche ſtürmiſche Freude Benjamins, die Verlegenheit der Brüder in allen Schattirungen, das iſt das Ganze. Niemand ahnte das, wenn er die Erzählung in der Bibel las, niemand wird es vergeſſen, der das Bild geſehen hat, die Unſchuld, die Lieblichkeit und den verſtändlichen Ausdruck jeder Seelenregung. Solchen Bildern weiſt man keinen Rang an. Sie exiſtiren, damit iſt alles geſagt. Wer will ſich hinſtellen und ein Urtheil fällen und die geiſtige Kraft meſſen, die hier gearbeitet hat?

Ich glaube, daß alles, was zum Wohle der deutſchen Kunſt geſchehen kann, an dieſe Arbeiten anknüpfen muß. Aber nicht als Vorbilder zur Nachahmung ſollen ſie dienen, ſondern der Geiſt in ihnen ſoll dem ganzen Volke zu Gute kommen und ſo erſt wieder den Künſtlern mitgetheilt werden, die in ihrem Anblick lernen, daß die Kunſt nicht in der Erwerbung einer Fertigkeit beſtehe, ſondern daß ſie ein Ausdruck für eigenthümliche Gedanken ſeyn müſſe. Gedanken aber ſind kein Geſchenk der Vorſehung, das ſich erzwingen läßt. Wer nichts zu ſagen hat, wozu braucht ſich der zum Redner auszubilden?

Das Krankhafte, Falſche, Unglückliche unſerer Zeit läßt ſich auf den Trieb zurückführen, arbeiten, ſchaffen und wirken zu wollen, ohne vorher zu fragen, ob dieſe Arbeit als nothwendig erfordert wurde. Bücher werden geſchrieben, nicht weil die Autoren zu lehren und die Leute belehrt zu werden wünſchen, ſondern weil der Buchhändler und der Autor Bücher verkaufen wollen. Man ſchafft künſtlich neue Bedürfniſſe, nur um ſie dann hinterher zu befriedigen und damit ſeinen Unterhalt zu gewinnen. Den Leuten wird weiß gemacht, daß ſie Haaröl auf den kahlen Kopf ſchmieren müſſen, als die heiligſte Pflicht wird ihnen dargeſtellt, dieſe oder jene Salbe zu brauchen, dieſe Pillen zu nehmen, dieſe Kuchen zu eſſen, dieſen Wein zu trinken, dieſe Rheumatismusketten zu tragen, dieſe Bücher zu leſen, nicht weil es den Fabrikanten der Gegenſtände wirklich daran läge, der Menſchheit zu helfen, den Leuten Haare auf den Kopf zu ſchaffen, ihre Verdauung zu regeln, ihre Gliederſchmerzen aufzuheben, ihre Ideen durch Lektüre aufzuklären: alle die dringenden, herzlichen, edel klingenden Worte, mit denen ſie die Waaren anpreiſen, ſind nur Leimruthen in die Ritzen der Geldkaſten; Geld will man verdienen und mißbraucht die Sprache zu den Lügen, mit denen man das Publikum verlockt, es herzugeben. Dieſes Verfahren iſt ſo allgemein, daß es nicht einmal mehr Unwillen erweckt, ſondern als organiſirtes Geſchäft planmäßig zur Ausübung kommt.

Nirgends iſt dieß ſo zu einer Kunſt geworden, als im Bereiche der geiſtigen Thätigkeit; hier findet es auch zuweilen Widerſpruch. In demſelben Zeitungsblatte aber, wo auf der erſten Seite ein Buch als das Machwerk eines Zuſammenſchreibers oder als das Produkt einer matten Feder dargelegt wird, finden wir eine Seite ſpäter das Inſerat der Buchhandlung, welche das Buch mit den ſchönſten Worten als das Produkt tiefer Gelehrtenarbeit und energiſcher Schreibweiſe charakteriſirt. Und vielleicht kennt der, welcher dieſe letztere Anpreiſung verfaßte, die traurige Entſtehung des Werkes viel genauer als jener, der es noch glimpflich genug behandelte. Beim Theater und in der Muſik verfährt man mit Leidenſchaftlichkeit, bei der bildenden Kunſt herrſcht der Ton ſolider, aus tiefen Kenntniſſen herrührender Anſchauung. Und ſo iſt die Welt voll von Produkten der Kunſt, der Literatur und jeder Art von Waarenfabrikation, welchen, an ſich werthlos und ohne Nutzen, die Bethörung der großen Menge Werth und Nützlichkeit verleiht. Ja, die Macht dieſer Dinge iſt zuweilen ſo groß, und die Art, wie ſie uns aufgedrängt werden, ſo unwiderſtehlich, daß man ſelber, obgleich man darüber lacht und die Betrügerei durchſchaut, ſich dennoch mit ſehenden Augen verlocken läßt.

Aber die Natur der Menſchen ändert ſich in dieſem Punkte. Wir fangen an inſtinktmäßig das Reelle zu wittern. Immer mehr leere Redensarten werden außer Curs geſetzt, immer beſchränkter wird das Gebiet, auf dem ſie zur Anwendung kommen. Es erwächſt eine

Digitized by Google

Klaſſe von Menſchen, welche, unabhängig von den überlieferten Schulideen des Lebens, ſich ausbilden, wie es ihnen zuſagt, denen die eigene Perſönlichkeit höher ſteht als die Anſprüche derjenigen, deren Charakter ſie nicht vor allen Dingen als maßgebend anerkannten. Dieß iſt das ächte bürgerliche Element, welches in England und Amerika das Gleichgewicht feſthält, eine ſichere Baſis für den Adel und den Reichthum, ein eben ſo ſicherer Dämpfer für die Unruhe der unterſten Claſſen des Volks. Es iſt die praktiſche Schichte der Geſellſchaft, in die nur die vollen Kugeln einſchlagen, während die hohlen in tauſend Stücke ſpringen. Sie erkennen und weiſen die falſchen unfruchtbaren Ideen von ſich, wie ſie mit einem Blicke auf einem falſchen Kaſſenſcheine die Hand des Nachſtechers von der urſprünglichen ächten Arbeit zu unterſcheiden verſtehen. So gut wie Engländer und Amerikaner, deren Tugenden mehr politiſche Tugenden ſind, ſich durch die Pflege derſelben ein gebildetes politiſches Publikum geſchaffen haben, das an den Geſchicken des Landes Theil nimmt, eben ſo gut wird bei uns aus der Cultur unſerer mehr als politiſchen Tugenden ein Publikum erwachſen, das über die Kunſt ein freies Urtheil hat, weil es nicht aus Eitelkeit an ihren Werken herumſchnobert, ſondern weil es ein Bedürfniß ihres erhebenden Inhaltes empfindet.

Unbefangen, wie man aus dem Stadtthor in's Freie tritt, wird man dann vor Cornelius Werke treten. Das Geſchrei derer, welche behaupten, hier ſeyen myſtiſche, unverſtändliche, allegoriſche Begebenheiten dargeſtellt, verſtummt. Man empfängt ein feſteres Gefühl von dem Inhalte dieſer Werke. Man fragt nicht mehr, ob Cornelius Katholik oder Proteſtant geweſen ſey. Ein Theologe lieſt die Bibel anders als ein gewöhnlicher unſtudirter Mann, beiden aber iſt ſie daſſelbe Ehrfurcht erweckende Buch voll Wahrheit. Man ſtößt ſich nicht am Seltſamen oder Unverſtändlichen darin. „Das neue Jeruſalem erſcheint den Menſchen;“ — wie dunkel und geheimnißvoll das klingt! Wer verſteht das? Wen kümmert, wie das ausſieht? Aber wozu ſich auch dabei aufhalten? wozu bedarf es eines Titels? — Hier eine weibliche Geſtalt, die von geflügelten Genien herab getragen wird, dort eine Schaar verzweifelnder Menſchen, denen ſie Troſt bringt. Das ſieht doch jedes Auge? Mehr braucht der ungelehrte Beſchauer nicht, und das genügt auch. Welch eine unvergeßliche Gruppe, jene, die in trauervollen Gedanken faſt verſteinert zuſammenhocken auf dem Vorſprung eines hohen Felſenabhangs, als wäre da die Welt zu Ende! Welch ein beſeligendes Anſchauen entſtrömt den Augen des Knaben, der die erlöſende Geſtalt zuerſt erblickt und regungslos anſchaut! Andere Kinder haben ſie gleichfalls entdeckt und rütteln die älteren Leute und die ganz alten auf aus ihrer dumpfen Betäubung. Welch eine reizende Compoſition, wie die Hungrigen geſpeiſt und die Durſtigen getränkt werden! Die Armen, welche heranſchleichen; das Mädchen, das ſich ſchüchtern zurück hält; das offene, bittende Antlitz des Knaben, der den Blinden leitet; die Geſellſchaft, welche um die Tafel gelagert iſt; die auftragenden Mägde; der Hund, der auch ſein Theil verlangt; der Mann und Knabe, welche das Lamm ſchlachten. Und darüber aufgeſtellt die Zeichnung (eine Lunette, welche eigentlich über das neue Jeruſalem gehört), wie der Engel dem Seher Johannes die herabſchwebende himmliſche Geſtalt zeigt. Mit welcher Neugier blickt er hinab, welches Staunen, welches Entzücken drückt jede Bewegung an ihm aus! Sind dieſe Darſtellungen ſo ſchwer zu begreifen? Sind es nicht die einfachſten Gefühle, die jedem Menſchen in die Seele greifen? Man muß ſie nur erſt wirklich ſehen können und das Geſchwätz, mit dem man einfachen Menſchen den lichten Tag verdunkelt, muß aufgehört haben. Eine Zeit wird kommen, wo man ſie beſſer kennt und genießt als heute. Solche Zeiten des freieren Blickes ſind kein Traum, ſie waren da in Deutſchland und in Italien, glückliche Zeiten großer Männer und großer Thaten. Keine fabelhaften Tage uralter Geſchichte, ſondern wir ſind auf's genaueſte unterrichtet über ſie, die Zeiten der Reformation, wo das meiſte von dem Brode gebacken wurde, von dem wir heute noch zehren. Aber wir brauchen neue Vorräthe.

Cornelius iſt einer von denen, die dafür ſorgen, daß der Proviant nicht ausgehe. Er hat wirklich das Jahrhundert im Auge, nicht bloß den Tag oder die neueſte Mode des Tages. Keinem Künſtler von heute ſteht eine Fülle von Gedanken zu Gebote wie ihm, niemand beſitzt einen ſo kräftigen Ausdruck ſeiner Ideen, keiner verharrte ſo unerſchütterlich auf dem geraden Wege vorwärts. Selbſt bei Kleinigkeiten, wenn ich das Wort brauchen darf, bei Zeichnungen zu Medaillen, Albumblättern, Entwürfen zu Arbeiten der Goldſchmiedekunſt, hat er immer den großen Styl angewandt. Immer tritt uns derſelbe Mann entgegen. Und als ſolcher kennt ihn die Welt und verehrt ihn. Und in Berlin? Sollen wir hier ſchweigend den Zufall erwarten, der ſeine Werke, die in unſerem Beſitze ſind, aus ihren Gefängniſſen an's Licht holt, damit ſie ſichtbar werden?

Schweigen könnte man freilich, wenn es ſich hier um die Anerkennung eines längſt vergangenen Meiſters handelte. Da erwartete man ruhig den Umſchwung, daß ſein Glanz eines Tages vom Staube gereinigt offenbar würde. Man genöſſe im Stillen die Werke und ſähe mit Gleichmuth die große Menge unaufmerkſam daran

Digitized by Google

vorübergehen. Aber da der große Meister lebt und arbeitet, da scheint es mir eine Pflicht und eine Ehre, für ihn aufzutreten und so lange immer von neuem auf seine Größe hinzuweisen, bis ein Erfolg errungen wird oder bis man seine Kräfte erschöpft fühlt.

Möchten diejenigen, deren Stimme bei dieser Angelegenheit zur Entscheidung beiträgt, von der Ueberzeugung erfüllt seyn, daß Cornelius Werke vom höchsten Werthe sind und daß sie zu Grunde gehen, wenn die Dinge beim Alten bleiben.

Man soll nicht das Unmögliche begehren. Auch der feurigste Enthusiast würde jetzt nicht das Verlangen stellen, die nöthigen acht Millionen müssen sogleich angewiesen werden, und Dom und Camposanto aus dem Boden wachsen. Aber es kann ein Lokal beschafft werden, in welchem alle Cartons, auf eine richtige Weise aufgestellt, sichtbar und zugänglich sind. Dieses Lokal wird dann auch diejenigen Zeichnungen aufnehmen, mit welchen der Meister heute noch, im Vertrauen auf ihre einstige Ausführung, in Rom beschäftigt ist.

Angemessene Räume müssen diese Denkmäler des deutschen Geistes beherbergen. Ausgeführt oder nicht ausgeführt: stehen sie erst eine Zeitlang dem allgemeinen Anblicke offen, hat man sich an sie gewöhnt, ist man fähig, zu sagen, man sähe wirklich, was sie enthalten,

Berlin, im Februar 1859.

und überblickte ihren innern Reichthum, beginnen sie uns vertraut zu werden, wozu Jahre vielleicht gehören, dann wird man in zukünftigen Zeiten kaum daran glauben wollen, daß an der Unentbehrlichkeit eines solchen Besitzthums je gezweifelt wurde, und daß ihre ganze Existenz vom Ausgange schwankender Berathungen abhängig war.

Beschlösse man jedoch, das Camposanto zu vollenden, gelänge es, den Willen zu einer Thatsache reifen zu lassen, daß noch bei Cornelius Lebzeiten an die letzte Ausführung seiner Werke Hand angelegt und ihm so für den Ausgang seines Lebens die Beruhigung gewährt würde, die für ihn in dem sichtbaren Beginne der Arbeiten liegen muß, dann würden wir auch für uns die Beruhigung gewonnen haben, daß dem großen deutschen Maler, ich sage nicht ein außerordentliches Zugeständniß gemacht, sondern ihm nur das gewährt sey, worauf er den gerechtesten Anspruch erheben darf. Solche Leute werden von der Vorsehung nicht zum beliebigen Spielzeug in die Welt geworfen.

Was wir für ihre Werke thun und welche Ehre wir ihnen zu erweisen glauben, schließlich ehren wir doch uns selber allein, denn der Ruhm der großen Künstler ist eins mit dem Ruhme des Volks, auch wenn das Volk sich ihrer nicht einmal würdig zeigte.

Drei Stunden eines Sylvestertages.

(Schluß.)

Bei Bäfeckes Eintritt in das Versammlungszimmer bot dasselbe den zu dieser Stunde gewohnten Anblick dar, nur daß ein drittes Weinglas heute dem Bevorzugten holdselig entgegenschaute.

Herr Christian Reinhold Widdinger saß allein vor einem Tische, auf welchem kalte Küche in reichlicher Auswahl angerichtet war; ihm zur Seite stand geöffnet ein solid gearbeitetes, wohlversehenes Flaschenfutter, dessen Silberbeschläge erkennen ließen, daß es schon manches Jahr treuer Pflichterfüllung zähle.

„Zuvörderst," begann er, „prüfen Sie diese Kaffeeprobe, um mir Ihr Urtheil über dieselbe zu sagen." — „Geruch gut," versetzte der Angeredete, „dabei großbohnig, Geschmack rein: würde ich für Mokkha zweite Sorte ansprechen." — „Ganz mein Urtheil," sagte der Principal, wohlgefällig mit dem Kopfe nickend; „das beruhigt mich wieder einigermaßen über Sie."

Nun überließ er seinem verwunderten Jünger die Wahl des Weines, und dieser bat um Portwein, als eine ältere höchst respektable Bekanntschaft, deren feurige Schärfe seinen Geist immer besonders wohlthuend berührte und erleuchtete.

Nachdem der Commerzienrath sodann noch eine Weile seine behagliche Thätigkeit fortgesetzt hatte, begann er auf's neue mit großer Seelenruhe: „Sie haben mich recht besorgt gemacht, Bäfecke; denn ich fürchtete in der That, Sie seyen verrückt geworden." — „Daß ich nicht wüßte, Herr Commerzienrath; ich schmeichle mir noch

Digitized by Google

mit einigem Verstande. Aber dürfte ich wohl fragen inwiefern?" — „Welcher Teufel reitet Sie denn, Verse zu machen?" — „Die mache ich nie, das Geschäft rentirt sich zu schlecht, wie ich höre." — „Aber Ihre Brieftasche zeugt gegen Sie."

„Meine Brieftasche? Ah so! Haben der Herr Commerzienrath die Verse darin gefunden? Freilich — indessen — das ist ein Geheimniß, die sind nicht von mir." — „Nun, von wem denn?" — „Der Herr Commerzienrath wollen verzeihen — ich darf es nicht sagen. Ich habe Ihrem Herrn Sohn mein Wort darauf geben müssen." — „Aber meine Nichte wird sie doch nicht selbst gemacht haben?"

„Ich darf darauf nicht Ja antworten, Herr Commerzienrath, weil meine Zunge versiegelt ist, und wollte ich Nein sagen, so riskirte ich mit meiner Wahrheitsliebe in Zwiespalt zu gerathen." — „Und es sollte ihm wirklich ernst damit seyn?" sagte der Principal halb vor sich hin.

Väsecke zuckte die Achseln, indem er versetzte: „Das Fräulein hat, wie der Herr Commerzienrath vielleicht bemerkt haben werden, einen recht bestimmten Charakter." — „Und dieser Enthaltsamkeitsverein dauert noch in das neue Jahr hinein?" fragte Herr Widdinger ärgerlich. — „Bitte um Verzeihung, genau mit dem Jahresschlusse wird auch das Conto geschlossen."

„Es geht mir hart ein!" murmelte Herr Widdinger. „Sie sehen den Himmel nur voll Geigen hängen. Aber soll das Gefühl den Verstand bereden dürfen davonzulaufen? Und also bleibt's dabei: daraus wird nichts! Die Welt stürzt nicht immer gleich ein, wenn zwei verliebte Leute glauben, daß dazu dringende Veranlassung wäre."

Er erhob sich, und da Väsecke ebenfalls aufstand, sagte er: „Bleiben Sie und lassen sich in Ihrem Appetit nicht stören. Mein Sohn verspätet sich, Sie können ihm vielleicht noch Gesellschaft leisten." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Väsecke folgte der erhaltenen Weisung und schenkte sich vor allen Dingen noch ein Glas von dem alten Portwein ein, dessen durchsichtiges Roth er mit großer Behaglichkeit im Lichte spielen ließ.

Monologe sind ein unvermeidliches Auskunftsmittel für den dramatischen Dichter, der darin das Innere der Seele wie einen Handschuh nach außen kehrt und bei dieser Operation häufig mit bewundernswerther Ungeschicklichkeit verfährt. Der Erzähler ist hier günstiger gestellt: er darf, vermöge seiner Machtvollkommenheit, als unparteiischer Dritter mittheilen, was in den Seelen vorgeht.

So sey denn verrathen, daß der wackere Väsecke mit sich sehr zufrieden war in der Ueberzeugung, seinen Vortheil redlich verfolgt und doch sein Ehrenwort treulich gehalten zu haben, während ein Zufall erwünschter Weise das Geheimniß an's Licht zog, dessen Schlüssel er noch immer bewahrte.

Indessen war der jüngere Widdinger durch einen Clienten aufgehalten worden, welcher aber zeitiger, als es in seiner Absicht gelegen, sich wieder empfahl, nachdem ihn mehrmals während des Gesprächs die Versuchung angewandelt, eine ähnliche Erkundigung betreffs der Geistesgesundheit des Advokaten an diesen zu richten, wie solche der Commerzienrath seinem ersten Commis zugewendet hatte.

In höchster Spannung auf den Erfolg des Beistandes, den Väsecke ihm verheißen, betrat er das Versammlungszimmer und zweifelte nicht am günstigsten Ausgang, als er die gemüthliche Beschäftigung seines Botschafters und dessen zufriedene Miene wahrnahm. Dieser beeilte sich indeß keineswegs, der Wißbegier des Auftraggebers durch Erstattung eines Geschäftsberichtes zuvorzukommen, und selbst dessen bestimmten Fragen gegenüber verhielt er sich noch eine Zeitlang abwehrend, nicht ohne das augenscheinliche Bestreben, in seinem Antlitz den Ausdruck des Mitgefühls hervorzurufen, wovon leider nur ein zweifelhaftes Grinsen die Folge war. Endlich holte Väsecke ein seidenes Taschentuch hervor, und indem er sich mit demselben mehrmals über die Augen fuhr, begann er zugleich von dem unerfreulichen Verlauf seiner Sendung eine fragmentarische Rechenschaft zu erfinden, wobei jedoch die Thatsache, daß dem Commerzienrath die Verse bekannt geworden, sehr gewissenhaft mit Stillschweigen übergangen ward.

Der Advokat war auf's höchste bestürzt nach den guten Aussichten, die er gehegt hatte. Jetzt faß er in tiefes Nachdenken versunken. Väsecke aber brütete indeß augenscheinlich über neuen Berechnungen, weil er die Vereitelung des Heirathsplanes, der seine eigenen Hoffnungen durchkreuzte, noch nicht als völlig gesichert ansehen mochte.

Nach einer Weile seufzte der Advokat auf und sprach schwermüthig vor sich hin: „Was soll ich nun beginnen?" — „Trinken Sie ein Glas Wein auf die Erschütterung!" sagte Väsecke theilnehmend und hielt ihm das Glas hin, welches jener, in Gedanken versunken, halb austrank. Da erst ward er sich bewußt, daß damit die Bedingung verletzt sey. Er stieß das Glas auf den Tisch und sprang auf mit den Worten: „Verräther! schändlicher Verräther!"

„Allgerechter! Was haben Sie gethan!" rief der andere, als ob auch er sich jetzt erst besänne. — „Ich habe mein Glück von mir gestoßen!" rief Franz. —

Digitized by Google

„Sie haben Ihr Glück von sich gestoßen!“ lautete das klagende Echo.

„Aber Sie sind Schuld daran, Sie haben mich verleitet!“ — „Schuld! Du lieber Gott! Ueberlegen Sie doch nur ruhig, werthgeschätzter Freund. Schuld ist ganz etwas anderes. Ich war ja höchstens ein gedankenloses Werkzeug des Schicksals.“ — „Das Unglück ist geschehen. Wissen Sie einen Rath, um die Folgen noch abzuwenden?“

„Nun, woher erfährt denn das Fräulein Braut, daß Sie, dem Verbot entgegen, in's volle Glas geschaut haben? Ich bin der einzige Zeuge.“ — Franz sah ihn grimmig an und er beeilte sich fortzufahren: „Aber natürlich! verschwiegen wie das Grab. Indeß dieser Umstand führt auf einen neuen Ideenpfad. Wir sind also gänzlich unter uns, das Unglück ist, wie gesagt, einmal geschehen; ich rathe demnach, trinken Sie noch ein Glas Wein. Das wird Ihr Gemüth beruhigen und Ihnen gewiß recht wohl thun. In der Sache selbst macht es überdieß gar keinen Unterschied, es bleibt so lang wie breit.“ — „So? Dann würde ich ja mit Bedacht freveln.“ — „Sie würden vielmehr lediglich der pflichtschuldigen Sorge für Ihre Gesundheit Rechnung tragen.“

Bäsecke verriegelte inzwischen die Thüre und der Advokat fand diese Maßregel angemessen, damit nicht, wer ihn etwa in Gesellschaft mehrerer Weinflaschen träfe, wähnen möchte, er habe sich mit dem Inhalt bekannt gemacht. Er war dem Tische näher getreten und blickte sinnend auf die vollgeschenkten Gläser, während rasche Gedanken, einer dem andern auf die Fersen tretend, in seinem Geiste ein lebhaftes Plaidoyer hielten.

„Der Moment ist ernst. Trinken oder Nichttrinken? Schale Nüchternheit oder flammende Begeisterung? Welche ungeheure Kluft liegt zwischen den beiden Begriffen! Wer darf das Trinken verbieten? Ist nicht der Wein eine Gottesgabe? und schmäht nicht der Mensch diese Gottesgabe, wenn er dem Genusse des Weines wehren will? Die Antwort liegt zu Tage. — Trinken oder Nichttrinken? Wo ist die Linie, welche die beiden Begriffe trennt? Auf meinen Lippen. Wohl sagt der Dichter mit Recht: „So schmal ist die Grenze, die zwei Lebenspfade scheidet.“ Bis dahin darf ich das Glas bringen, mein Mund darf seinen Rand noch berühren, ohne daß der Begriff des Nichttrinkens aufhört. Aber indem die geschlossenen Lippen sich öffnen, öffnet sich die geschlossene Pforte der Entscheidung, vor welcher der reine goldene Wein, ein schuldloser Pilger, Einlaß begehrend harrt. Und die Lösung der Frage beruht jetzt in einer zuckenden Bewegung der Hand, in einem leichten Spiele der Muskeln! Jacta est alea!“ Und das Glas war leer.

In den Zügen des philosophirenden Rechtsgelehrten verschwand mit fast unmerklichen Uebergängen der frühere herbe Ausdruck und ein allgemein menschliches Wohlwollen begann sich auf seinem Antlitz abzulagern, während die Hand unwillkürlich zu der Lehre vom Horror vacui sich bekannte und das Glas auf's neue füllte.

„O weiser Daniel!“ ertönte die Stimme des Versuchers. — „So schlürft man die wahre Philosophie am Borne des Lebens,“ sagte Franz. „Schenken Sie sich auch ein Glas ein, Bäsecke.“ — „Mit Vergnügen. Was wir lieben!“ — Die Gläser erklangen.

„Jetzt weiß ich, wie dem Schiffer zu Muth ist, der nach langer Seefahrt in dämmernder Ferne den schmalen Küstenstreif erblickt und voll Entzücken ausruft: Land!“ — „Eben so schön als wahr gesagt, denn bei dem Boden dieser Flasche befinden wir uns in der That auf dem Trockenen.“ — „Aber der ächte Seemann fühlt sich doch nur heimisch auf dem flüssigen Elemente. Also nochmals den Anker gelichtet!“ — Und er entkorkte die nächste Flasche, indeß sein Genosse ihm zurief: „Theurer Freund, Sie haben wahrhaftig ein angeborenes Talent zum Schiffskapitän!“

Der Commis kam nunmehr auf den Gedanken, den Schatz seiner geographischen Kenntnisse zu zweckdienlichen Charakterbildern auszubeuten. Er begann mit einer ansprechenden Schilderung der Champagne, wandte sich durch die Grafschaft Burgund dem Rheine zu, wo dem Schlosse Johannisberg eine besondere Parenthese gewidmet ward, und schloß demnächst mit einer Excursion nach der Insel Madeira, während er nicht verabsäumte, die Erzeugnisse dieser Landstriche jedesmal durch ein „Eviva!“ zu feiern, dem das Anstoßen und Leeren der Gläser als redliche Begleitung nicht fehlte.

Endlich machte der Advokat den Vorschlag, daß sie als Theerjacken, die in der Wolle gefärbt seyen, auch den Matrosengang nachzuahmen versuchen müßten, und die Probe gelang über Erwarten. Durch eine wunderliche Ideenverbindung führte ihn dieß plötzlich auf seine erste Warnung zurück: „Bäsecke, wenn Sie meiner Braut eine Sylbe davon verrathen, daß ich Wein getrunken habe, schieß' ich Sie auf dem Fleck todt.“ — „Nicht um eine Million, werthgeschätzter Freund!“ erwiederte dieser entsetzt.

In demselben Augenblick wurde die Thür von außen zu öffnen versucht, und als das nicht gelang, ließ sich des Fräuleins Stimme vernehmen mit der Frage: ob man hier nicht eintreten dürfe? Die Wirkung dieser Worte war eine entgegengesetzte auf die beiden

Digitized by Google

Seeleute. Während Bäſecke die fröhlichen Klänge von Oberons Zauberhorn zu hören vermeinte, glaubte ſich der Advokat von einem Donnerſchlage getroffen. Aber im umgekehrten Verhältniß zeigte ſich das Maaß der Geiſtesgegenwart, über welche jeder von ihnen zu gebieten hatte. — „Unterhalten Sie meine Braut,“ flüſterte Franz ſeinem Mitſchuldigen zu, „und ſeyen Sie liebenswürdig bis zum Exceß, wenn Ihnen Ihr Leben lieb iſt!“

Inzwiſchen hatte er mit vorſichtiger Hand bereits die Flaſchen dem Flaſchenfutter zurückgegeben, und als dieſes ſich ſchloß, mußte Bäſecke die Thür öffnen. Franz aber ſaß in dem Lehnſeſſel am Fenſter, der heute ſchon zum zweiten mal ſeinen Sorgen als Herberge diente; er hielt ein Buch in der Hand und ſchien eifrig zu leſen.

Das Fräulein trat ein. — „Aber was geht denn hier vor, wenn man fragen darf?“ ſagte ſie verwundert und neugierig umherblickend, ohne etwas Außergewöhnliches wahrnehmen zu können. — Der Commis war durch die plötzliche und vollſtändige Verwandlung der Scene ſowohl als ſeines Partners gänzlich rathuud faſſungslos; die gewohnte Zungenfertigkeit ſchien ihm abhanden gekommen zu ſeyn. Allein mit ernſter Stimme, und ohne von ſeinem Buche aufzublicken, ſagte der Advokat: „Nun, ſo reden Sie doch!“ während er ihm zugleich neben dem Tiſche her die geballte Fauſt zeigte.

„Nun — ja,“ ſtammelte dieſer endlich, „wir — überlegten zuſammen — in einem Liquidationsgeſchäft, welches ſehr verwickelt war. Ich hatte mir von dem Herrn Doctor eine juriſtiſche Begutachtung zu erbitten, uud — um nicht geſtört zu werden, riegelte ich ab.“ — „Alſo ſtöre ich?“ fragte das Fräulein. — „O nein, nicht im Geringſten, wir hatten unſere Unterhaltung ſchon abgeſchloſſen.“ — „Durch welche Sie,“ ſetzte Franz hinzu, „ſich indeß nicht abhalten ließen, ziemlich ſtark zu frühſtücken.“ — „Allerdings, ja, ich habe ziemlich ſtark gefrühſtückt, zufolge ausdrücklicher Anweiſung des Herrn Commerzienraths.“

Das Fräulein betrachtete ihn lächelnd. Nun aber entſann er ſich in der Angſt ſeines Herzens plötzlich des genoſſenen letzten Auftrags, welcher ihm vor dem Oeffnen der Thür ertheilt worden war: er ſolle das Fräulein unterhalten und ſich liebenswürdig zeigen bis zum Exceß, wenn ihm ſein Leben lieb ſey. Das bot zunächſt einen willkommenen Ableiter für die Verlegenheit, uebenbei aber auch die Möglichkeit — ſo ſpiegelte ſein wieder erwachender Muth ihm vor — den gefürchteten Nebenbuhler unter deſſen eigenen Augen durch perſönliches Uebergewicht aus dem Felde zu ſchlagen.

Und ſo öffnete er denn die ſämmtlichen Schleuſen ſeiner Liebenswürdigkeit auf einmal, zum großen Ergötzen Berthas, welche durch gewinnendes Entgegenkommen ſeine Anſtrengungen nur noch zu ſteigern bemüht war. Ihr kam die Gelegenheit erwünſcht, um ſichere Ueberzeugung zu gewinnen, ob Franz die zweite Bedingung in der That vollſtändig erfüllt und ſeiner thörichten Eiferſucht, mit der er ſie ſo oft gequält, gänzlich den Laufzaß gegeben habe. Mit freudiger Verwunderung nahm ſie wahr, wie jener, den Kopf auf die Hand geſtützt, ſich im Leſen durchaus nicht ſtören ließ. Endlich glaubte ſie ein ſo grauſames Spiel lange genug fortgeſetzt zu haben, und als ihr der glückſelige Anbeter eben den prächtigſten Selam aus den blühenden Erzeugniſſen ſeines Comptoirſtyls gewunden hatte, rief ſie plötzlich hinüber: „Aber, Vetter, was ſagſt du denn zu den Allen? Findeſt du nicht Herrn Bäſecke liebenswürdiger denn jemals?“

Der Belobte verzog das Geſicht, als ob ihm Honig auf die Lippen geſtrichen worden wäre. Vom Fenſter erfolgte keine Antwort — Alles blieb ſtill. Das Fräulein trat näher, Bäſecke ſäumte nicht ſie zu begleiten, und jetzt rief er in heller Schadenfreude: „Da hört doch alles auf! Er iſt eingeſchlafen!“ — „Er hat ſich ſelbſt übertroffen!“ ſagte Bertha freudig. „Nun ſollen Sie ihn aufwecken, Herr Bäſecke, uud ihn meiner Huld verſichern. Ich verſuche indeß das letzte Mittel!“ — Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer.

Bäſecke ſtand abermals faſſungslos, weil er ein ſolches Sturzbad auf den Lavaſtrom ſeiner Gefühle am allerwenigſten erwartet hatte. Aus dem bodenloſen Sinnen ſchreckte ihn ein unheimliches Geräuſch, in welchem er bei näherem Nachforſchen das gleichmäßig leiſe Schnarchen des ſchlummernden Advokaten erkannte. Auf dieſen, den er verrathen hatte, wie Delila den Simſon, ſammelten ſich jetzt alle ſeine Gedanken zum Conſeil.

Er mußte ihn ſchleunig wecken, das war einleuchtend — nicht, weil das Fräulein es geboten hatte, ſondern um den Preis ſeiner Treuloſigkeit nicht zu verlieren; nur dann durfte er noch hoffen, der Betrogene werde ſich ſelbſt verrathen. Indeß ſagte ihm zugleich die Menſchenkenntniß, verbunden mit der in ähnlichen Situationen geſammelten Erfahrung, daß es nicht zweifelfrei erſcheine, in welcher Stimmung der Schlummernde erwachen werde, und er begann zu empfinden, wie die Lehre von dem ſchlafenden Löwen, den man nicht wecken ſolle, doch auf tiefem naturhiſtoriſchem Fundament beruhe.

So ſchlich er denn zaghaft heran und zupfte den Simſon leiſe am Aermel — es blieb wirkungslos. Da kam ihm der pſychologiſche Einfall, daß es am gerathenſten ſeyn möchte, den Schläfer zuvor mit einer Lieb-

Digitized by Google

lingsidee zu imprägniren, um solchergestalt auf künstlichem Wege eine rosige Laune bei demselben zu erzielen. Er näherte sich also wiederum dem Sorgenstuhl und rief dessen Insassen erst leise, dann lauter in's Ohr: „Fräulein Bertha! Fräulein Bertha!“

Der Advokat fuhr auf und starrte einen Augenblick vor sich hin, während Bäsecke lächelnd über den Erfolg seiner Kriegslist triumphirte. Jetzt erblickte ihn Franz, und mit den Worten: „Gehen Sie zum Teufel!“ sprang er auf und schritt zur Thüre hinaus.

Es bleibt dem Leser überlassen, die Tonleiter der Gefühle zu verfolgen, deren Sprossen zu dieser neuen Enttäuschung des Commis emporführten; er wird dann um so mehr dem Armen sein Mitleid zuwenden, welcher den Verlauf auch jetzt noch nicht zu enträthseln vermochte. — Seine in der Irre schweifenden Gedanken erhielten indessen alsbald eine andere Richtung durch das Erscheinen des Commerzienraths, welcher aus dem Comptoir herüberkam, um das zurückgelassene, immer unter seiner eigenen Obhut befindliche Flaschenfutter wieder an sich zu nehmen. Beim Aufheben des Kastens wunderte ihn dessen leichtes Gewicht, und er konnte nicht umhin, durch eine Revision des Inhalts der Ursache dieser Erscheinung nachzuforschen. Da entdeckte er denn mit gerechtem Erstaunen die Zerstörung, welche hier in so kurzer Frist angerichtet worden war.

„Aber, Bäsecke,“ sagte er kopfschüttelnd, „es freut mich natürlich, wenn Ihnen mein Wein schmeckt; allein ich erkenne Sie heute gar nicht wieder — sonst ein so solider Mann!“ — „Auch noch, Herr Commerzienrath, im Allgemeinen — freilich nicht ganz und gar in diesem Augenblick. Denn — Umstände verändern die Sache. Mit Einem Worte, ich bin nur zur geringsten Portion bei diesem Saldo betheiligt.“ — „So, so! Und Ihr Compagnon? Ein Geschäftsfreund?“ — „Freund — ja, ich habe die Ehre, wiewohl nicht Geschäftsfreund. Der Wein ist hier im Hause geblieben.“

„Wie? Was sagen Sie? Doch nicht mein Sohn?“ — „Da der Herr Commerzienrath mich geradezu und ausdrücklich fragen, so darf ich nicht die Unwahrheit sagen. Allerdings der Herr Sohn.“ — „Er trinkt wieder Wein? Und bemüht sich, wie ich sehe, das Versäumte ehrlich nachzuholen! Ei, das ist ja prächtig! Der erfreulichste Jahresabschluß!“

„Aber wenn ich bitten dürfte, Herr Commerzienrath, nichts davon merken zu lassen — Sie werden es ja ohnehin bald genug sehen. Und ich hatte Schweigen versprechen müssen, wenigstens dem Fräulein gegenüber.“ — „Seyen Sie ohne Sorgen. Und mit den Bedingungen hat es auch seine Richtigkeit? Es wird auf deren strenge Erfüllung gehalten?“ — „Wahr und wahrhaftig, Herr Commerzienrath.“ — „Wissen Sie das gewiß?“ — „Ganz gewiß. Im Aerger, die erste Bedingung verletzt zu haben, warfen mir der Herr Doctor noch so eben eine Aufforderung an den Kopf, der ich Folge zu leisten lebhaftes Bedenken tragen muß.“

„Dann hat er ja unwiederbringlich verloren!“ rief der alte Herr in großer Heiterkeit. „Oder gewonnen vielmehr, für die Liebe, die Sorgen schafft, den Wein, der Sorgen bricht. Weil er sie denn nicht mehr brauchen kann,“ setzte er lachend hinzu, „will ich dem Franz jetzt meine Einwilligung zur Hochzeit mit der Bertha ertheilen.“

Bei diesen Worten traten die beiden Genannten ein, welche den Vater gesucht hatten, um einen letzten gemeinsamen Angriff auf sein Herz zu unternehmen. „Tausend Dank, mein Vater!“ rief der Advokat. „Ich acceptire Ihre Erklärung bestens!“ — Und er küßte ihm die Hand, während Bertha bereits einen herzhaften Kuß auf seine Lippen gedrückt hatte, mit den Worten: „Der gute Onkel ward zum lieben Vormund, und der ist mir nun ein theurer Vater geworden!“

Der alte Herr sah die beiden groß an, welche ihn so unvermuthet beim Wort nehmen wollten. Dann sagte er: „Eile mit Weile, Kinder. Aber die Bedingungen?“ — „Von denen wissen Sie auch, Onkel?“ fragte Bertha schalkhaft. „Nun, die sind erfüllt.“

„Aber erlauben Sie —“ sagte Bäsecke wehmüthig. Ein Zornblitz aus dem Auge des Advokaten machte ihn verstummen. — „Ja, erlaube, mein Kind —“ begann nun auch der Commerzienrath bedächtig. — „Erlauben Sie mir, Onkel, ich bin genau unterrichtet, mit welcher Strenge Ihr Sohn sich's hat angelegen seyn lassen, über der Erfüllung aller drei Bedingungen zu wachen.“

Jetzt vermochte Bäsecke, der den geträumten Lohn seiner unredlichen Mühen schon völlig im Dunst verrauchen sah, nicht länger an sich zu halten, und allen Gefahren zum Trotz, aber ohne nach dem Advokaten hinzusehen, rief er verzweifelnd: „Der Herr Doktor haben ja Wein mit mir getrunken — vielen Wein!“ Franz erbleichte; allein Bertha versetzte ruhig: „Wissen Sie mir keine andere Neuigkeit mitzutheilen, Herr Bäsecke? Diese war mir bereits bekannt. Die Frist meiner Bedingungen lief bis zum letzten Tage des Jahres. Bis zum letzten Tage des Jahres wurden sie streng erfüllt. Mit Brüchen verstehe ich nicht zu rechnen. Wollen Sie vielleicht auch noch behaupten, daß der Herr Doktor Widdinger eifersüchtig auf Sie gewesen sey, wozu Sie ihm doch, wie ich denke, mehr als genügende Veranlassung gegeben hatten?“

„O mein Gott! nein!“ seufzte beschämt und kleinlaut der aus allen seinen Himmeln herabstürzende

Digitized by Google

Commis. — „Sie geben mit gewiß Recht, Onkel, nicht wahr?“ fuhr das Fräulein fort. „Sonſt könnte ich noch eines bemerken. Ueber die Bedingungen waren wir beide übereingekommen — und wie heißt doch die Rechtsregel, Vetter, welche du mich neulich gelehrt haſt? Richtig! Aus einem Contract, den zwei Perſonen unter einander abgeſchloſſen haben, kann kein Dritter Vortheile für ſich herleiten.“ — „O du rechtsverſtändige Braut!“ jubelte der Advokat in doppeltem Entzücken.

„Eile mit Weile, noch einmal!“ begann jetzt der Commerzienrath, der keineswegs Willens ſchien, ſich ohne weiteres gefangen zu geben. „Wenn ich im Scherz geſagt habe, daß ich meine Einwilligung ertheilen wolle, ſo iſt daraus keine Folgerung im Ernſt zu ziehen.“ — „Aber,“ ſagte Bertha mit Nachdruck, „Herr Chriſtian Reinhold Widdinger hat uns oftmals die Regel zur Nachachtung vorgeſtellt: Jedermann muß ſein Wort halten, vor Allen der Kaufmann. Und noch eine andere dazu: Was man im Ernſt nicht erfüllen will, das ſoll man im Scherz nicht verſprechen.“

Der alte Herr wurde ſehr betroffen; denn der Zuverläſſigkeit ſeines Wortes pflegte er ſich allerdings gern und mit Recht zu rühmen, und die beiden Citate des Fräuleins waren, wie er wußte, vollkommen richtig. — „Du ſcheinſt ja ein vortreffliches Gedächtniß zu haben, mein Kind!“ ſagte er nach einer Weile nachdenklich. — „Ach, was will das ſagen, Onkel, gegen Ihr Gedächtniß! Sie vergeſſen ja niemals das Geringſte, was Sie einmal geſagt haben.“

„Wer den Weibern oder den Advokaten in die Klauen fällt, der iſt verloren. Und hier ſind die beiden nun gar mit einander verbunden!“ — „Daraus folgt, daß Sie dieſe Verbindung als eine höchſt paſſende anerkennen. Dann wären wir ja einverſtanden, und die beiden dürfen ſich jetzt bei Ihnen bedanken, nicht wahr?“

„Nein, nein! Ich waſche meine Hände in Unſchuld und übernehme keinerlei Verantwortung. Es geht Alles auf eure Gefahr, wenn ihr es wagen wollt.“ — „Gut denn, Onkel, wenn's ſchief geht, tragen wir die Schuld allein, aber unſer Glück wollen wir niemand als Ihnen zu verdanken haben.“

„Das wäre denn freilich ein ſicheres Geſchäft für mich,“ verſetzte der Commerzienrath, deſſen Mienen allgemach den ſtrengen Ausdruck verloren hatten. „Man ſieht, daß du zum Kaufmann gänzlich verdorben biſt; aber ein hübſches Advokatentalent haſt du freilich.“ — Und zu ſeinem Sohne gewendet, flüſterte er: „Du denkſt doch noch an den künftigen Chriſtian Reinhold, welcher die alte Firma erneuern ſoll?“ — „Dafür werde ich gewiſſenhaft Sorge tragen.“ — „Nun denn, in Gottes Namen! Damit deiner Disputation der Preis nicht fehle, mein Kind, ſo ſollſt du Frau Doktorin werden.“ — „Ich will dem Titel Ehre machen,“ erwiederte ſie, „den nur Ihre Liebe mir verleihen konnte.“

Ein verhallender Seufzer brachte die Anweſenheit des Commis in Erinnerung, welcher wie die plaſtiſche Darſtellung eines Hagelſchlags in der Ecke ſtand. — Der Commerzienrath konnte ſich nicht enthalten, ihm zu ſagen: „Aber, Bäſecke, Sie ſind doch ein ganz unſicherer Menſch geworden!“ — „Entſchuldigen Sie, Herr Commerzienrath,“ lautete die Antwort im Tone tiefſter Ueberzeugung, „ich war dießmal nur ein recht vielſeitiger Eſel.“

Da trat Franz zu ihm und ſagte halblaut: „Gewinnen Sie eine freundlichere Anſchauung von ſich ſelbſt, lieber Bäſecke, und laſſen Sie ſich den Gedanken tröſten, der eigentliche Schmied unſeres Glücks geweſen zu ſeyn, vielleicht wider Willen, und ſomit deſto uneigennütziger. Denn hätten nicht Ihre Rathſchläge die Erfüllung der erſten Bedingung einigermaßen in Frage geſtellt, ſo wären ſchwerlich alle drei Bedingungen jetzt ſo erfüllt.“ Dann zu den Uebrigen ſich wendend, fuhr er fort: „Alles muß aber ſeinen richtigen Abſchluß haben, und der letzte Reimſpruch ermangelt zur Zeit noch ſeines Schluſſes:

Nur wenn dein Vater eingewilligt,
Als ſeine Tochter mich gebilligt,
Nur dann werd' ich die deine ſeyn.
Jetzt —?“

„Jetzt?“ wiederholte Bertha. „Unbeſcheidener, verlangſt du noch mehr von der Gegenwart, als ſie dir geboten hat?

Jetzt bin ich dein!“

Gisbert Freiherr Vincke.

Digitized by Google

Gewitter. *

Von N. Lenau.

Der Seele klarer Himmel hängt
Voll zürnender Gedanken,
Und mancher laute Seufzer drängt
Sich aus der Brust, der kranken.

Unheimlich blitzt des Auges Stern
Und sucht umsonst nach Zielen.
Laß ab! ich weiß, du möchtest gern
Dich an der Thräne kühlen.

Sie blinkt nicht mehr im Auge hohl,
An dem die Gluthen zehren! —
Doch jetzt, wie wird's der Brust so wohl!
Darf sie vom Schmerz sich leeren?

Im Auge glüht das Abendroth,
Die Wolken sind zerrissen.
Verspricht dieß Leben oder Tod?
Die bange Brust möcht's wissen.

Verklärten sich die Wolken nur,
Den Tod mir anzusagen?
Ach! oder ist's die erste Spur
Von schönern Erdentagen?

Von neuem Glück! Die Gluth erlischt,
Sie soll nichts mehr verheeren;
Denn in die junge Freude mischt
Sich mild der Thau der Zähren!

* Die Aechtheit dieser Reliquie Lenaus, die in einer Familie gefunden wurde, ist außer Zweifel gesetzt.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, März.

Signatura temporis in „unserem Verkehr." — Spaß darüber. — Lord Cowley. — Der Fasching. — Aus der „Gesellschaft." — Zur Statistik des Faschings. — Der Plan für Groß-Wien.

Wenn ein Dichter die Floskel anwendete: „O feiges Leben du, das vor dem Tod erbleicht!" so würde man ihn als einen lahmen Nachhinker Shakespeares auslachen. Mancher aus dieser Schule ist schon um viel weniger grellen Unsinnes halber schmählich verhöhnt worden. Nichtsdestoweniger wird das Bild jetzt von der Pariser Tagespresse in ihrer Prosa angewendet, — in „ungereimter" Rede füge ich zum richtigen Verständniß hinzu, weil die gewöhnliche Verdeutschung des Ausdrucks „Prosa" den Sinn für die ausnahmsweise losgelassene Schreibart nicht so deutlich wieder gäbe. Wir unsererseits zu Wien schelten nicht in solchen Pistolischen Bildern und überhaupt gar nicht, wenn wir die Wangen der Gesellschaft erbleichen sehen, was in nüchternem Style heißt: beim Fallen aller Werthe auf der Börse. Wir erkennen in diesem Zeichen der Zeit keine Ursache, sondern eine Wirkung. Freilich sollte man nun meinen, daß es uns bei alle dem so geringe Mühe kosten sollte, das Lachen zu verbeißen, wie etwa einem, der ohnehin blutwenig zu brechen und zu beißen hat, und dem noch dazu der Brodkorb höher gehängt wird; aber der Schluß geht fehl. Wir machen Spaß über den Jammer der Zeit. Die Renngasse, wo die Börse ihr Wesen treibt, heißt: Rue Paniquel. (Das rein örtliche Wortspiel bedarf einer Auslegung; eine Straße von Wien heißt nämlich Panigigasse.) Der Auswinkel, wo die Abendbörse ihr schwindeliges Drehstündchen hält, wird nicht mehr — wie in den letzten Jahren geschah — auf seinen alten Namen zurückgeführt, aber man setzt ihm dennoch einen Buchstaben vor, nämlich ein L. Es geht lau dort zu. Ganz Israel „gibt," aber niemand will „nehmen." — Ein anderer Spaß erzählt, die Bürgerschaft habe sich erboten, wieder die Waffen zu tragen, um, wenn die Besatzung etwa in's Feld ziehen

Digitized by Google

müßte, die Stadt zu behüten; darauf sey der Bescheid erflossen: „Sobald es zum Austrücken Zeit ist, wird's euch der Finanzminister schon sagen.“ — Weiter heißt es: Der „walische Stiefel“ wird vorgeschuht; das Leder gibt Rußland, die Arbeit Frankreich, das Pech Sardinien, und gewichst wird er von uns. In diesem Tone geht es fort, obschon das Silber wiederum anfängt sich zu verschlupfen, und sogar die neuen Viertelguldenstücke die und da mit Aufgeld eingehandelt werden. Wir sind bereits wieder mitten im Agio drin, um es landläufig auszudrücken, und dagegen helfen alle Vorstellungen nichts, daß Lord Cowley eine Friedenstaube mit dem Blatte Elihu Burrits sey. Der edle Herr wird wohl auch etwas anderes im Schilde führen, als Oelzweige, obschon er einen solchen auf dem Hute trägt. Seine Rolle ist die eines Vermittlers in einem Ehrenhandel, bei welchem die wahre Ursache nicht zur Sprache kommt und die scheinbare, an und für sich nicht wesentliche, der Ausgleichung darum entzogen wird, weil der Herausfordernde sie um so hartnäckiger festhält, je weniger er den rechten Grund hinter dem Vorwand zu zeigen Lust verspürt. Wenn bei derlei Händeln der Vermittler manchmal auch der Narr seiner Rolle seyn mag, so ist es wenigstens dießmal nicht der Fall. Davon ist alle Welt hier überzeugt. Doch dadurch wird die Spannung auf den Ausgang nicht vermindert und die Ungeduld nicht beschwichtigt, welche durch die eben eingetretene Pause in der Unterhandlung sich steigert. Ob der Unterhändler die Ungeduld theilt, können wir nicht wissen; ad personam scheint er sich hier nicht zu langweilen, wie ich höre. Gesehen habe ich ihn bisher nicht, und so stelle ich mir die Figur des Diplomaten mit der weltgeschichtlichen Sendung gerade noch vor, wie ich vor ein paar Jahrzehnten den jungen Herrn Wellesley gekannt. Damals gab es für ihn in der Diplomatie nichts besonderes zu thun. Er wartete seine Zeit ab, ohne sie sich lang werden zu lassen. Auch ihr in Stuttgart werdet euch seiner noch recht wohl entsinnen, wie er mit seiner schönen Frau und seinen allerliebsten Kindern jahrelang in eurer freundlichen Stadt hauste, wo der Storch ihm alljährlich etwas auszurichten hatte. Manches dankbare Herz wird noch von den Wohlthaten wissen, welche der freigebige Herr im stillen spendete. Vielleicht hat einer oder der andere auch nicht vergessen, wie der Philister zuweilen bedenklich das weise Haupt schüttelte und für die Zukunft des Right Honorable zärtlich besorgt war, wenn die und da ein paar tausend Gulden nicht gleich blank und baar auf dem Brette lagen. Derlei zärtliche Besorgnisse haben übrigens theils bei euch, theils in nicht allzuferner Nachbarschaft noch zwei andere Herren auf ihren Jugendpfaden begleitet, denen jetzt das liebe Geld zwar immer noch für Nebensache gilt, aber aus einer den damaligen Verhältnissen schnurstracks entgegengesetzten Ursache. Doch bei diesen beiden fragt sich's noch, ob sie nicht wieder zu der alten Stellung (in der angedeuteten Beziehung) zurückkehren werden.

Nach den Welthändeln, und nur dießmal ausnahmsweise nicht vor ihnen, ist der austobende Fasching die große Lebensfrage. Ganz Wien speibt Krapfen und dreht sich dem grauen Aschentage entgegen, um so toller, je tiefer die Schichten liegen. Dem Hofe haben ein paar Todesfälle in der höchsten Verwandtschaft den Carneval verdorben. Die breiteste Grundlage wirbelt darum nicht weniger. Jede Kneipe wird zum Tanzsaal, jeder Tanzsaal zur Kneipe. Schwender, Engländer, das Elysium und das Universum (nämlich: Universum) sind überfüllt. Ich weiß es leider nur vom Hörensagen, weil ich, von schwerer Krankheit erstanden, um elf Uhr oder spätestens um Mitternacht schon zu Bette gehen muß. Es wäre gar zu thöricht, den Lauf der Genesung zu stören, um zuzusehen, wie das lustige und lustige Gesindel tanzt und sich vollgeht. Mitzumachen in des Wortes eigentlichem Verstande liegt ohnehin nicht in meinem Geschmacke; aber einen rechten Hexensabbath mit anzuschauen, macht mir heute noch Vergnügen wie vor zwanzig Jahren, besonders hier, wo es in den großen Tanzsälen der kleinen Leute immer noch verhältnißmäßig ehrbar zugeht. Selbst bei Engländer wirft du von keinerlei Zudringlichkeiten behelligt, wenn du mit ein paar Freunden oder auch ganz allein an einem Tische sitzend dem Tanze zuschaust, der von seidenem Faltenwurfe rauscht. Auch von Raufereien ist keine Rede; die findest du bloß im Lerchenfeld, und auch dort nur in sehr beschränktem Maße. Gewöhnlich handelt es sich dabei weniger um die Ausiegung der Tagesgeschichte durch Stuhlbeine und andere argumenta ad hominem, als um Zwistigkeiten über kleine Zwischenfälle. Manchmal ist es auch die „Gesellschaft“ als solche, die eine Polizeiübertretung begeht, indem sie ihr Recht auszuüben meint. Sie vollzieht die Sprüche ihrer Ausschließlichkeit eben in der unmittelbarsten, unwüchsigen Weise; doch wie verschieden auch die Mittel seyen, am Ende läßt sich das eigenhändige Hinausbefördern eines mißliebigen Gastes auf dieselben menschlichen Regungen zurückführen, um deren willen in der feineren Welt das Hinausbefördern zum voraus ohne Handgreiflichkeit ganz einfach durch Abschließen vollzogen wird. Von solcher Aehnlichkeit der bewegenden Ursachen, die im Londoner Westend und im Wiener Lerchenfeld gleichmäßig wirken, läßt sich freilich eine Mistreß Merdle nichts träumen. Ihr alle kennt diese Dame, wenn ihr zufällig auch „Klein Dorrit“ nicht gelesen haben sollet. Sie ist die flattliche, fülltreiche Gemahlin des großen Geldmannes, die mit Juwelen und kostbaren Stoffen behängte Musterpuppe im Schaufenster seines Reichthums und eine Priesterin des Götzenbildes „Fashion.“ Ihr Ausspruch entscheidet über Leben und Tod; nur wen sie als Body (Wesen) anerkennt, ist vorhanden; alles andere gehört als Nobody in das Reich der Schatten und gilt für hinausgeworfen, weil man es nicht zulassen würde, wenn es allenfalls vermessen genug wäre, an die streng behütete Pforte zu klopfen.

Ueber den verendenden Fasching hat ein Statistiker mehrere Angaben zum Besten gegeben. Man erfährt daraus, daß er um dreihundert Bälle weniger zu Stande

Digitized by Google

gebracht als ſein um ein paar Wochen kürzerer Vorgänger, der weit über 1200 aufzuzählen hatte. Das Verhältniß ſtellt ſich noch ungünſtiger, wenn man in Anſchlag bringt, daß von den 1000 dießjährigen Tanzfeſten eine große Zahl verödet blieb und die übrigen ſelten überfüllt waren.

Die endgültige Feſtſtellung des Stadterweiterungsplanes ſteht nahe bevor. Die beſten der eingereichten Entwürfe ſcheinen zur Grundlage der neuen Vorſchläge gedient zu haben, wonach die Stadt von innen heraus ſich gegen die Vorſtädte hin ausdehnen ſoll. Dieſer Weg iſt der naturgemäße. Uebrigens bleibt es dabei, was früher ſchon geſagt wurde; die Behörde kann nichts weiter thun, als die Hinderniſſe der Erweiterung, nämlich die Feſtungswerke, beſeitigen, den Platz ebnen, die öffentlichen Gebäude (z. B. die Theater) an die rechten Plätze ſetzen und die Stellen vorbehalten, wohin nicht gebaut werden darf. Das Bauen ſelbſt muß dem Bedürfniß allein überlaſſen bleiben, das den rechten Fleck ſchon ſelber herausfinden wird, um nach und nach das neue Groß-Wien zu geſtalten.

Aus der Schweiz, Februar.

(Schluß.)

Fremde Schauſpielerbanden. — Vorbereitungen auf die Feſte dieſes Sommers. — Die Genfer Spielhölle. — Eine cause célèbre. — Das gerettete Rütli. — Rütli oder Grütli?

Auch an wandernden deutſchen Schauſpielergeſellſchaften haben wir keinen Mangel. Ich accentuire das Wort „deutſch," weil ſich unter den bei uns nomadiſirenden Schauſpielern eigenthümlicherweiſe nur in ſeltenen Ausnahmsfällen ein Schweizer oder eine Schweizerin ſich findet. Es iſt nicht zu läugnen, daß die eine oder andere dieſer Schauſpielergeſellſchaften ſich Mühe gibt ihr Publikum mit anſtändigen theatraliſchen Darſtellungen zu befriedigen; auch iſt es nicht gar zu ſelten, unter ihnen ganz unerwarteterweiſe auf eminente mimiſche Talente zu ſtoßen, auf wirkliche Künſtler, welche ohne Zweifel von ihren ſchönen Tagen von Aranjuez zu erzählen wüßten, per tot discrimina rerum jedoch von den großen Hofbühnen beinahe bis zum „Meerſchweinchen" herunter geſunken ſind. Selbſtverſtändlich ſind dieſe „Serlo's" weiße Raben; gewöhnlich refrutirt ein „Theaterdirektor," der ſechzig Franken Monatsgage bezahlen kann, ſeine „Herren und Damen" aus durchgefallenen Studenten, entlaufenen Handlungsdienern, durchgegangenen Modiſtinnen, zuweilen auch aus Schneidergeſellen, Barbiergehülfen und Stubenmädchen, die gern ein flottes Leben führen möchten, ohne viel arbeiten zu müſſen. Dieſe Leuchten thun ſich dann paarweiſe zuſammen und erſcheinen auf dem Zettel als Herr und Frau X. oder Y. Wie der Dienſt der keuſchen Muſen von ſolchen Prieſtern und Prieſterinnen verſehen wird, braucht nicht geſagt zu werden. Das traurigſte bei der Geſchichte iſt, daß gewöhnlich jene „Theaterdirektoren" die ſchlechteſten Geſchäfte machen, welche ihre Aufgabe am ernſteſten auffaſſen und am würdigſten zu löſen verſuchen, während andere, die dem Publikum mit dem „Lumpazi," dem „arteſiſchen Brunnen" und „Robert und Bertram" aufwarten, ſich voller Häuſer und Kaſſen erfreuen. Sie werden ſich hierüber weniger verwundern, wenn Sie bedenken, daß ſelbſt in Berlin und München Shakeſpeare, Schiller und Goethe meiſtens vor leeren Bänken geſpielt werden. Eine bemerkenswerthe Thatſache, die uns weniger zur Unehre gereicht, darf ich nun auch erwähnen, nämlich die, daß Schillers Tell, ſo oft er auch auf die Bühne gebracht werden mag, ſtets vor einem dicht gedrängten und warm theilnehmenden Publikum ſeinen Meiſterſchuß vollbringt.

Auch eine franzöſiſche Geſellſchaft machte dieſen Winter eine Rundreiſe durch die Schweiz, die bekannten Zuaven, welche mit ihren Vaudevilles und Couplets die braven Soldaten vor Sebaſtopol Hunger und Froſt, Kugelregen und Typhus vergeſſen ließen. Jene improviſirte Bühne hinter den Laufgräben, von Künſtlern beſetzt, die trotz Turban und Pumphoſen den unter dieſem orientaliſchen Aufputz verſteckten gamin de Paris dennoch nie zu verläugnen vermochten, war ein vortreffliches gewöhltes Mittel, der Demoraliſation der franzöſiſchen Armee zu ſteuern. Welcher Trübſinn hätte wohl Stand halten können beim Anblick jener Griſettenhaushaltung in der Manſarde, in welche ſich der Nachbar Studiant einführt, indem er mit der unbefangenſten Miene von der Welt die hübſchen Wandnachbarinnen um einen — Stiefelzieher bittet? oder beim Auftreten jenes franzöſiſchen Urphiliſters, der ſeine hübſche Magd mit den Worten:

„Bon, bon, bon, — bon jour Madelnine!
„Bon, bon, bon, — bon jour Madelon!"

anfingt? Ich muß Ihnen geſtehen, daß mir die Zuaven, namentlich auch durch ihre Virtuoſität in der Darſtellung von Mädchenrollen, eine ganz vergnügte Stunde gemacht haben.

Auf unſere letztjährigen Volksfeſte will ich nicht zurückkommen, ſondern Ihnen lieber von den Vorbereitungen

Digitized by Google

erzählen, die man jetzt schon für die dießjährigen trifft, und von den Erwartungen, die man von denselben hegt.

Bereits sind die Einladungen für das schweizerische Musikfest, welches den 6., 7. und 8. Juli in Basel stattfinden wird, an die verschiedenen kantonalen Musikvereine und die einzelnen Mitglieder der großen schweizerischen Musikgesellschaft ergangen. Händels Messias wurde als das Tonfüst bezeichnet, welches beim sogenannten „großen Concerte“ zur Aufführung kommen solle. Es ist nicht zu zweifeln, daß Basels bekannter musikalischer Sinn und nicht minder bekannte glänzende Gastfreundschaft sich in gewohnter Weise bei diesem Feste bewähren werden. Nichtsdestoweniger wird das „Musikfest“ erbleichen und verschwinden neben dem eidgenössischen Schützenfeste, welches — ebenfalls im Juli — in Zürich gefeiert werden soll.

Als vor zwei Jahren die Bundesstadt Bern die Honneurs des „eidgenössischen Schießens“ zu machen hatte und damit eine schweizerische Industrie- und Kunstausstellung verband, — als damals bei der Erinnerung an eine glücklich bestandene gemeinsame Gefahr noch alle Schweizer Herzen höherschlugen, als die eben dem Betrieb übergebene Eisenbahn fort und fort Menschenströme aus allen Theilen der Schweiz nach dem Festorte führte, da glaubte man, der Glanz der Schützenfeste habe nun bis zur höchsten Spitze aufgegipfelt, die nie mehr erreicht werden könne. Jetzt aber zweifelt Niemand mehr, daß — wenn nicht etwa vorher das große europäische Schießen in Italien oder gar am Rhein beginnt — das dießjährige Fest in Zürich jenes in Bern weit hinter sich zurücklassen werde. Was diese Erwartungen so hoch gespannt hat, das ist der letztjährige Bremer Zug unserer Schweizer Schützen, welcher uns einen massenhaften Gegenbesuch nicht nur aus der alten Hansestadt, sondern aus allen Gauen Deutschlands, insbesondere aus dem durch die Eisenbahnen so nah gerückten Schwaben, aus Bayern und Tirol, welche schon zum letztjährigen Sängerfest so wackere Repräsentanten schickten, erwarten läßt.

Sie werden vielleicht den Kopf dazu schütteln, daß nun unsere Stammverwandten jenseits des Rheins und Bodensees zu unsern Festheiden werden, da uns vor noch nicht langer Zeit mit mehr oder minderem Recht „Deutschenhaß“ vorgeworfen wurde. Das Wort des Räthsels ist nicht schwer zu finden. Wir Schweizer lieben vor allem eigene Meister zu Hause zu seyn; wir blicken mit Mißtrauen auf jenen, welcher einen Druck auf uns auszuüben versucht, und unsere Sympathien gelten dem, der uns ungeschoren gewähren läßt. Nun ist nicht zu läugnen, daß uns Deutschland während einer Reihe von Jahren einen doppelten Druck fühlen ließ, einerseits von oben herab durch seine conservativen Regierungen, andererseits von unten herauf durch die hunderte und tausende geflüchteter Demokraten, die uns lehren wollten, was Freiheit und Republik sey. Damals neigten wir uns freilich Frankreich zu, dessen achtundvierziger Revolution uns zur Anordnung unserer häuslichen Angelegenheiten freie Gübogen verschafft hatte. Jetzt hat sich das Blatt gewendet. Wir sind nicht mehr genöthigt, Preußen als einen heimlich grollenden Widersacher zu fürchten, der auf die erste beste Gelegenheit wartet, seine Adlerkralle nach dem streitigen Neuenburg zu strecken. Die deutschen Republikaner sind zum Theil wieder fort, zum Theil haben sie erkannt, daß es besser sey, uns unsern innern Haushalt selbst regieren zu lassen. Dagegen hat uns unser ehemaliger Mitbürger und jetzige große Nachbar auf Frankreichs Kaiserthron seine etwas unbequeme Nachbarschaft schon mehr als einmal fühlen lassen. Beispielsweise erwähne ich seiner uns aufgedrungenen Consuln, deren Gebahren keineswegs tadelsfrei ist, seiner Paßplackereien und seines Drängens wegen des streitigen Dappenthals. Der Druck kommt nun von Westen und folgerichtig wenden sich unsere Sympathien nach Osten. Und dann sind ja die Bremer so liebe gute Freunde, ihre Gastfreundschaft war eine so herzliche und glänzende; — warum sollten wir es länger verläugnen wollen, daß wir mit den Anwohnern sowohl des deutschen als des schwäbischen Meeres ein stamm- und sprachverwandtes Volk sind!

Ich kann Sie versichern, all das Liebe und Gute, was unsere Schützen am Strande der Weser erlebten, war in manchem Schweizerhaus das Gespräch der langen Winterabende; es wird lange währen, bis es vergessen ist. Was wußte man sich da nicht Alles zu erzählen von wunderlichen Vogelschießen, vom Königswein, vom Schützenball, wo die schönen blonden Töchter des Nordens sich in die Schweizer Farben gekleidet hatten, den eidgenössischen Schild als Busennadel trugen und in den Händen Sträuße von Alpenrosen hielten, ganz frisch vom Fuße des Sentis angelangt! Was wußte man zu rühmen vom edlen Franz- und Rheinwein, in welchem die Tellensöhne mit den Hanseaten Brüderschaft tranken! Fast sagenhaft klang, was vom Bremer Rathhauskeller berichtet wurde, von den zwölf Apostein und der herrlich duftenden Frau Rose, und von dem feierlichen Besuch, den die Gäste aus der Schweiz diesen Herrschaften in ihrer unterirdischen Residenz abgestattet; wobei dann der eine oder der andere ein Riechfläschchen hervorzog, sorgsam öffnete und Frau und Kinder und seine besten Freunde den köstlichen Rebenblüthenduft einathmen ließ. Die braune Flüssigkeit im Fläschchen war nämlich zweihundertjähriger Rosenwein, den der Betreffende als Reliquie nach Haus getragen hatte, statt ihn aus dem vom hohen Rath der freien Stadt freigegeben Römer zu trinken. — Den originellsten Beweis von Gastfreundschaft hat wohl jener Schweizer Schütze erlebt, dem sein Wirth — ein Haarkünstler — den grauen Kopf gratis glänzend schwarz färbte, so daß ihn seine Freunde kaum mehr erkannten und auch das Signalement seines Reisepasses gar nicht mehr zutraf, was ihm — wenn die Polizei sich nicht überall unsern Bremerfahrern gegenüber einer ganz besondern Artigkeit befliffen haben würde — auf der Heimreise arge Verlegenheiten hätte bereiten können.

Kehren wir zu den Vorbereitungen des Züricher Festes zurück. Als Festplatz ist eine Wiese am rechten Ufer des

Digitized by Google

schönen Sees auserwählt worden. Dort wird die große Festhalle des letztjährigen Sängerfestes, der sogenannte Sängerleviathan, wieder aufgebaut werden, worin bei zehntausend Gäste Platz finden. Schon kündigen sich eine Menge von Ehrengaben aus der Heimath und der Fremde an. Bremen hat bereits das äußerst künstlich ausgeführte Modell des Schiffes eingesandt, bei welchem Oberst Kurz, der Anführer unserer letztjährigen Bremerfahrer, Pathenstelle zu versehen die Ehre hatte. Besonders sind es aber die Schweizer in der Fremde, welche bei dieser Gelegenheit wieder dem fernen Vaterland ihren Liebestoll zusenden. Von solchen sind Gaben theils eingelangt, theils angekündigt aus Palermo, Messina und Catanea, aus Mailand und Bergamo, aus Paris, aus Leipzig und Hamburg, aus New-York, aus Memphis (Tenessee), aus Melbourne (Australien), aus Petersburg und der Levante. Viele andere werden noch folgen.

Zugleich mit dem eidgenössischen Schießen wird in Zürich das schweizerische Turnfest abgehalten werden. Auch eine landwirthschaftliche Ausstellung wird um diese Zeit dort stattfinden. Nicht minder handelt es sich darum, auch das Sängerfest mindestens theilweise mit dem Schützenfest zusammenfallen zu lassen. Sie sehen, daß sich diese Feste für uns Schweizer immer mehr zu dem gestalten, was den Griechen ihre olympischen, delphischen und nemäischen Spiele waren. So sehr unsere Catonen nach jedem derselben auf größere Einfachheit dringen, so werden die früheren doch jedesmal von den nachfolgenden an Ausdehnung, zahlreichem Besuche und äußerer Pracht übertroffen. Ob dabei nicht ihre Intensität, d. h. ihre innere Gemüthlichkeit Schaden leide, ist freilich eine andere Frage. — Ist es wahr, was man sich erzählt, so wird auch unsere große Schwesterrepublik jenseits des Oceans eine Abordnung an unser Fest schicken; fünf bis sechshundert Riflemen sollen vorläufig angekündigt seyn.

Damit Sie mich nicht der Parteilichkeit zeihen und mir mit Recht den Vorwurf machen, daß ich unsere schweizerischen Zustände in gar zu rosenfarbener Beleuchtung darstelle, will ich Ihnen nur noch von ein paar Scandalen erzählen.

Ein Hauptscandal in unserem Ländchen ist die Genfer Spielhölle, welche — dem deutlichen Buchstaben des Gesetzes zum Hohn — im Hause der ersten Magistratsperson der Calvinsstadt, des Herrn Staatsrathspräsidenten und Nationalraths James Fazy, schon seit Jahren florirt. Ihr Berichterstatter kann Ihnen davon mit um so mehr Sachkenntniß erzählen, als er den sogenannten oercle des étrangers im Hotel Fazy, Quai du Monblanc Nr. 1. selbst einmal besucht hat. Zum Eintritt brauchte er keine andere Formalität zu erfüllen, als seinen Namen in ein hiezu aufgelegtes Buch einzuschreiben. Da sah er denn die von Baden und Homburg her wohlbekannten grünen Tische mit dem Bankhalter, den Croupiers, dem rouge et noir und den Haufen glitzernder Goldstücke, und rings herum eine Menge Gesichter, die von häßlicher Leidenschaft verzehrt waren. Es befanden sich mexikanische Generale, spanische Herzoge und russische Bergwerksbesitzer darunter, aber auch Handlungsreisende, welche mit dem Gelde spielten, das sie für ihre Patrone einkassirt. Das Genferische Gesetz verbietet alle Hazardspiele, die öffentliche Moral der ganzen Schweiz empört sich und leiht ihrem Unwillen laute Worte. Aber der Dictator Fazy sagt: „la loi, c'est moi,“ und seine radico-ultramontanen Genfer jubeln ihm Beifall zu. Wir haben Beispiele in der Geschichte der griechischen Freistaaten, daß Männer von glänzendem Talent und lazer Tugend durch Demagogenkünste sich zu Tyrannen ihrer Mitbürger emporschwingen konnten; aber es nahm stets ein schlechtes Ende. Auch der Genfer Alcibiades findet den Boden unter seinen Füßen nicht ganz fest und hat bei Zeiten für eine ergebene Leibwache gesorgt. Diese Janitscharen oder Mamelucken Fazys nennen sich (lucus a non lucendo) fruitiers d'Appenzell. Wie national diese Stütze des „Fazy'schen Arguments ist, mag Ihnen schon daraus hervorgehen, daß die Fruitiers einem emigrirten Franzosen Namens Perier zum Chef, und Herrn Professor Vogt, den deutschen Reichsregenten von Anno achtundvierzig, zum Tonangeber haben. Ich nannte so eben Fazy den Genfer Alcibiades; Sie dürfen sich ihn deßhalb nicht als eine Apollongestalt denken. Ziemlich lang, etwas vorübergebeugt, in einem schwarzen schlotternden Frack, mit goldener Brille, einem dunkeln Schnurrbart, dünnem Haar, dessen graue Beimischung etwas von sechzig erlebten Sommern zu erzählen wüßte, einem Mund mit mephistophelischem Lächeln und einem Kinn, welches fortwährend nervös vibrirt, so können Sie ihn Tag für Tag über den Pont des Bergues wandern sehen, wenn er nicht etwa auf einem seiner häufigen Ausflüge nach Paris begriffen ist. Sie fragen mich, ob nicht ein Beschluß unserer obersten Bundesbehörden dem öffentlichen Aergernis der Genfer Spielhölle ein Ziel setzen könnte? Das wäre ein Eingriff in die Kantonalsouveränität, welcher — glauben Sie es mir — Fazys erbittertste Gegner im Nationalparlament ihre Zustimmung versagen würden.

Wenden wir uns vom Leman zum Züricher See, wo unser schweizerisches Athen von Jahr zu Jahr schöner sich entfaltet. Auch da fehlt es nicht an einer chronique scandaleuse. Noch schlugen die Wellen im Volksgemüth, welche die Geschichte eines schuldlos Verurtheilten und erst nach Jahr und Tag zur Anerkennung seiner Unschuld Gelangten, aufgeregt hatten, hoch genug, und noch war die erhitzte Einbildungskraft des Publikums geneigt, in jedem Zuchthäusler das Opfer eines Justizmordes zu sehen, als sich eine sehr sonderbare Geschichte zutrug. Zwei Brüder Bertschinger, ein Kaufmann und ein Advokat, wurden plötzlich verhaftet unter der Anklage, die Frau des ersteren, eine reiche Holländerin, mittelst eines scheußlichen Complottes ihres Vermögens beraubt und dann verstoßen, wo nicht gar bei Seite geschafft zu haben. Ein Schreiber des Advokaten, eine Dienerin der unglücklichen Frau gestehen, von den Brüdern B. gezwungen worden zu seyn, falsches

Digitized by Google

Zeugniß gegen die plötzlich Verschwundene abzulegen. Für wen das Volksgemüth Partei ergriff, braucht nicht gesagt zu werden. Das Haarsträubende, das man sich von Mund zu Mund erzählte, hätte einem Roman des Eugen Sue Ehre gemacht. Wären die Brüder B. nicht hinter Schloß und Riegel geborgen gewesen, sie würden kaum der Volksjustiz entgangen seyn. Da erscheint — als man eben auf die grauenhaftesten Enthüllungen gespannt war — Frau Bertschinger, das vermeintliche unglückliche Opfer zweier Blaubärte, in Zürich, erklärt dem Untersuchungsrichter, daß alle Anklagen gegen ihren Mann und dessen Bruder grundlos seyen, verlangt deren Freilassung und bekennt sich freiwillig dessen schuldig, was nach des Schreibers eigenem Geständniß ein falsches, erzwungenes Zeugniß gegen sie ausgesagt hatte. Zum Schluß zieht H. B. die gegen seine Frau erhobene Scheidungsklage, obschon sich jene selbst und öffentlich schuldig erklärt hatte, wieder zurück. — Die Gerichte hatten nun freilich nicht mehr viel mit der Geschichte zu schaffen. Was soll aber das Publikum davon halten? War der Mann durch den aufopfernden Edelmuth der Frau gerettet worden? Oder ist er es, der nun mit hochherzigem Zartsinn den Schleier über die Schuld der pflichtvergessenen Gattin wirft? Das Für und Wider hat sich schließlich zu einem hitzigen Federkrieg zwischen zwei Zeitungsredaktionen gestaltet. Aber jene, welche nun noch darüber hin und her reden, wissen die Wahrheit nicht, die aber, welche sie wissen, sagen sie nicht. So wird sich das Publikum wohl bescheiden müssen, diese cause célèbre als ungelöstes Räthsel hinzunehmen.

Wenden wir uns nun nach der Urschweiz, nach den klassischen Gefilden des Vierwaldstätter Sees. — Ich glaube Ihnen einmal aus Anlaß unserer stets schwunghafter aufblühenden Gasthofindustrie scherzend geschrieben zu haben, es würde mich nicht wundern, nächstens einmal die Kapelle auf der Tellsplatte am Axen in ein Hotel oder Pensionshaus für fremde Bewunderer Schillers und der Natur verwandelt zu sehen. Aus dem Spaß hat Ernst werden wollen. Nicht die Tellskapelle, wohl aber eine noch heiligere Stelle, das „Rütli," sollte in ein Wirthshaus umgewandelt werden. Der Eigenthümer jenes „stillen Geländes am See" beabsichtigte, hieß es, dort ein Gast- und Kurhaus zu erbauen. Ein Schrei der Entrüstung erscholl bei dieser Nachricht durch die ganze Schweiz. Die schweizerische „gemeinnützige Gesellschaft" war eben damals in Schwyz versammelt; sie beschloß die Sache an die Hand zu nehmen und nach Kräften dafür zu wirken, daß der geheiligte Boden, auf welchem der erste Bund der Eidgenossen geschworen wurde, nicht entweiht werde. Inzwischen entstand auch über diesen Punkt eine heftige öffentliche Polemik. Herr Trutmann, jener Enkel Tells, welcher den innern Beruf in sich fühlte, Wirth auf dem Rütli zu werden, behauptete nicht ohne einigen Grund, es stehe bei ihm, über sein unbestrittenes Eigenthum nach Gutfinden zu verfügen; nichts destoweniger ließ er bald durchblicken, daß das Rütli zu kaufen sey, wenn es von guten Patrioten gut bezahlt würde; die Regierung von Uri erklärte dem Rütlieigenthümer, zu keiner Zeit eine Wirthschaftsconcession ertheilen zu wollen; Trutmann berief sich auf den Grundsatz der Gewerbefreiheit. Im Publikum machten sich zwei Meinungen geltend; die Hitzigeren hätten mit Vergnügen Ehren-Trutmann in den See geworfen, wo er am tiefsten ist, und das Rütli als Nationaleigenthum erklärt; die Besonnteren erinnerten an den Müller von Sanssouci. Unterdessen blieb die „gemeinnützige Gesellschaft" nicht müssig. Hr. Pictet de Sergy, ein edler Genfer (kein Anhänger Fazys), wurde mit den Unterhandlungen betraut. Vor wenigen Tagen erst kam der Kauf jener paar Morgen Weide um den Preis von 55,000 Franken zum Abschluß. Trutmann hatte ein gutes Geschäft gemacht und der geheiligte Boden war vor Entweihung gerettet, war auf dem Wege des Rechts zum Eigenthum des Schweizer Volks geworden.

Es sind nun noch zwei Fragen zu lösen. Erste Frage: wie soll das neue Nationaleigenthum heißen: Grütli oder Rütli? — „Erinnerung an's Grütli" heißt das jedem Schweizer bekannte Volkslied, welches anfängt: „Von ferne sey herzlich gegrüßet;" — „Grütliverein" ist der Name einer der zahlreichsten und weitverbreitetsten geselligen Verbindungen der Schweiz; — „das Grütli," spricht in der äußern Schweiz der Volksmund. Dagegen ist „Rütli" (hergeleitet von „reuten")grammatikalisch richtiger; „Rütli" schreibt Schiller in seinem Tell; „Rütli" endlich sagen die nächsten Anwohner, die Urner und Unterwaldner. Läge es in meiner Hand, so würde ich unbedingt für „Rütli" entscheiden. — Zweite Frage: Wovon soll das Rütli bezahlt werden? Die „gemeinnützige Gesellschaft" hat zwar sehr viel geistigen, aber keine klingenden Fonds. In seiner dieser Tage abgehaltenen Sitzung beschloß der Vorstand, an die „junge Schweiz" zu appelliren, eine Subscription unter den Schulkindern in der ganzen Schweiz zu eröffnen. Eine schöne poetische Idee, das Rütli, die Wiege unserer Freiheit, der Nation durch die Kinder erwerben zu lassen! Gott gebe, ihr Gelingen, dann wollten wir gern Trutmann, der Eblem rief, indem er Gemeinem nachstrebte, Amnestie ertheilen. Hat er ja auch, wenn auch wider Willen, der durch so manchen Scandal sich durchwindenden Correspondenz Ihres Berichterstatters zu einem schönen, versöhnenden Schluß verholfen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 13. **27. März 1859.**

The sort of thing to turn a young man's head,
Or make a Werther of him in the end. —
'Tis best to pause, and think, ere you rush on,
If that „*bonne fortune*" be really „*bonne*."

Byron.

Verschmäht, verworfen!

Acht frei überarbeitete Kapitel aus dem Geheimfache eines Arztes.

Erstes Kapitel.

Ein Ballabend in der Herrengasse.

Es stand kein Komet mit feuriger Ruthe am Himmel, als der Porträtmaler der Wiener guten Gesellschaft, Wahlstadt — Brandt von Wahlstadt, wie man ihn aus Gefälligkeit in guter Gesellschaft adelte — als der Porträtmaler der Herrengasse durch die beschlagenen Scheiben in die abgekühlte Juninacht hinausstarrte und nach einem drohenden Himmelszeichen suchen zu müssen glaubte. Es stand kein Komet mit Unheil verkündender Riesenfeder am Himmel; aber in den Perlen der beschlagenen Scheiben standen zahllose Nebensonnen blitzend und gliternd bei einander, die Spiegelbilder der prächtigen Gaskronleuchter der Fürstin Demidoska, in deren Salons eben der Abschiedsball dieser gastlichen Polin dem Ende entgegen ging. Sie beizten ihm mit ihrem perlenden Schillerglanz die dunkeln Augen, diese zahllosen Nebensonnen, und seine wild erregte Stimmung nahm nur an Heftigkeit zu, während er von einem Glanzspiegel zum andern den Blick schweifen ließ, unfähig die unheimlichen Gedanken zu meistern, welche diese Wanderung begleiteten.

Brandt von Wahlstadt, nicht mehr der frischblutige Hildebrandt von ehemals, der beste Geselle unter seinen leichtlebigen Genossen, der Oberhinaus aller Bergsteiger, der unermüdliche Sommergast in Köhler- und Sennerhütte, auf Alpe und Trift, in Halde und Schlucht, wo immer nur dem Künstlerauge Nahrung sich bot; Brandt von Wahlstadt, nicht mehr der sonnegebräunte Salvator Rosa der bayerischen Berge, heute mit dem weißen Malerschirm, dem Farbenkasten, der Skizzenmappe, morgen mit dem spitzigen Alpenstock und übermorgen mit dem Stutzen des Holzmeisters aus der Klamm, des stämmigen Vaters Frühauf, der keinen besseren Waidgesellen zu kennen schwor, als den „geschwinden" Maler mit dem goldbraunen Lockenkopf, den braunen Augen und den nimmermüden Sprung- und Kletterfehnen; — nicht mehr Hildebrandt Wahlstadt — Brandt von Wahlstadt, ein Liebling der diamantengepflasterten engen Herrengasse, deren hundert und etliche galonirte Portiers ehrerbietig an ihren dreikantigen Filzdächern rückten, wenn Brandt von Wahlstadts kleine Mesalliance vorfuhr. Die Erfindung war sein, der Witz gehörte der geistreichen und gastlichen Polin. Alle Welt fand die Sache allerliebst, und seit ein Stichwort dafür gefunden war, fuhr die gute Gesellschaft nur noch mit Mesalliancegespann, d. h. mit Schimmel und Braunen.

Digitized by Google

Es waren bald zwei Jahre her, seit Brandt in die Mode gekommen war, gerade so lange wie die gastliche Polin den Palast des Grafen Schaumburg in der Herrengasse in Miethe hatte. Sein Bild eines steirischen Morgens auf der Sense war Monate lang im Kunstverein unbeachtet geblieben. Da traf sich's, als es eben unter des Malers Aufsicht entfernt werden sollte, daß eine Dame es sich noch einmal ansehen wollte. Suchte sie nach einem Anlaß, den braunlockigen Naturmenschen näher in's Auge zu fassen? Zog das Bild selbst ihre sprungbaft unstete Aufmerksamkeit auf sich? Es lag ein gewisser Zauber in dem Gegenstande, welcher Stadtgeborene nicht am unempfindlichsten findet. Oder hielt sie das Geschäft der Arbeiter nur aus übermüthiger Laune auf? Sie wußte es selbst vielleicht nicht. Aber das Bild wurde nicht auf die ihm zugedachte Ausstellungswanderschaft geschickt, es kam in das Boudoir der Fürstin selbst, neben einen mit Gold aufgewogenen Winterhalter und einen Ary Scheffer, dessen Erlangung ein wo möglich noch kostbareres Gegengewicht nöthig gemacht hatte; denn Ary Scheffer war von den Aerzten aufgegeben worden und man sammelte schon seine Reliquien, gleichviel um welchen Preis.

In so vornehme Gesellschaft kam das Monate lang unbeachtet gebliebene Seenenbild, und da hing's, als frischer Morgen, schräg über dem wasserklaren Doppelspiegel, welcher alltäglich um die eilfte oder zwölfte Tagesstunde — früher ließen die seidenen Bettdecken ihre schöne Schläferin nicht los — von den weißen Schultern und schwarzen Schlangenringeln der geistreichen Fürstin zu erzählen hatten. Da hing's und mancher Blick der schönen Polin hing daran.

Sie war noch jung, vielleicht um die Grenze der ersten Doppelzehn herum; der St. Jankiister von Lublin hätte es am besten aus seinem Kirchenbuche nachgewiesen, wenn er nicht etwa nach seiner Gewohnheit nur die Taufnamen eintrug, die Zeitangaben aber vergaß. Leszcynska Elzbieta Piasecka stand in dem Buche oder hatte dort gestanden, denn Piasecka war vor drei Jahren durchstrichen worden und des Fürsten Demidoski Namen stand oben drüber. Dieß war, nach des Küsters Ausdruck, der Uebergang des Täuflings in's Eheregister; und Elzbieta hatte diesen Uebergang gemacht.

Drei Jahre verheirathet, und dabei zwei Jahre ohne den Fürsten Demidoski im glänzenden Palast des Grafen Schaumburg, zwei Jahre der Mittelpunkt der goldenen Kaiserstadt, der Neid aller alternden Residenzschönen, der Verdruß aller Quacksalber, die mit ihren Schönheitsmitteln und Hautpudern die weißen Schultern der jungen Polin nicht auszustechen vermochten, die Verzweiflung aller verschuldeten Ehemänner der guten Gesellschaft, deren Gattinnen in keinem Kleide zweimal in derselben Saison erscheinen wollten, der Ankerpunkt aller aufsäßigen Kammerjungfern, welche unnennbar bürgerlich fanden, daß ihre Herrinnen schlecht angepaßte Kleider dem ungeschickten Schneider zurück schickten, statt sie, gleich der Fürstin Demidoska, auf Nimmerwiedersehen in die Garderobe zu werfen.

Drei Jahre verheirathet und von diesen drei Jahren vierundzwanzig Monde ohne ihren Gatten in der lebenslustigen Kaiserstadt, beneidet um ihre Reichthümer, um ihre Talente, um ihren Geist, um ihre unvergleichliche Versailler Aussprache, um das saubere R, das sie aus ihrer Muttersprache in's Deutsche, zum großen Vortheil des letzteren, übertragen hatte; der Gegenstand ungezählter Huldigungen, die ihr Ohr zu hören und ihr seiner Mund zu erwiedern schien, ohne daß ihr Geist von diesem mechanischen Geschäfte Kunde erhielt; der färbende Tropfen in der farblosen, gähnenden, gelangweilten Gesellschaftsfluth, welche jahraus jahrein durch die nämlichen Salons in der nämlichen zwecklosen Weise dahin schlich; der Punkt, auf den mancher ausgenützte Geisteshebel sich wieder zu stützen versuchte, nachdem es ihm jahrelang müßige Kraftverschwendung geschienen hatte, dem andern Geschlechte gegenüber noch Anstrengungen zu machen; die verjüngenste Augenweide manches müden Blickes, Sonnenschein manchem alten Herzen, das sich längst gewöhnt hatte, von dem Schnee des Alters zu reden, Qual und Schlafsträuber manchem jungen Gemüth, das nicht zu hoffen und doch auch nicht zu sterben wagte.

Das war Elzbieta, die schöne, geistreiche und gastfreie Fürstin in dem Palast des Grafen Schaumburg, und die Nebensonnen in den Perlen ihrer beschlagenen Krystallscheiben redeten von ihr — von ihr, der Einzigen, die den unbekannten Maler unter den Glanz der Herrengassenlüstres gestellt hatte, vor zwei Jahren zuerst und seitdem unzählige mal wieder.

Aber sein Auge wurde immer finsterer, wie es in die schillernden Sonnen starrte, und es wogte in seiner Brust, als habe ein mächtig geschwollener Strom endlich alle Dämme durchbrochen und überfluthe nun herrlich Hütte und Feld, Wiege und Leichenstein.

Er sah wirklich so etwas wie eine Ueberschwemmung hinter den Nebensonnen, dieser starrende Einsame, in dessen Ohr die Mazurkaklänge dröhnten, Elzbietas eigene Tanzweisen, denen eine hochgestellte Herrlichkeit nachgerühmt hatte, sie gäben dem Fuße Schwingen und spotteten der Fersenfittiche Merkurs. Er sah so etwas wie eine Ueberschwemmung und dachte, ob sich's der Mühe lohne, auf dem schwankenden Giebel noch ferner nach Rettung

Digitized by Google

auszuschauen, statt hinab zu tauchen in die lockende Fluth, die nun ihn her schon alles verschlungen hatte.

Während er so dastand und gegen die Scheiben starrte, lehnte in einem andern Winkel des gefüllten Ballsaals eine junge Gestalt mit tanzerhitzten Wangen und blauen Blumen im blonden Haar. Das Amethystschloß ihrer bärenen Halskette hob sich mit jeder Welle ihres Busens. Sie fächelte sich und hörte, während der gezwungenen Tanzpause, der frisch quellenden Rede ihres neben ihr rastenden Tänzers mit beifälligem Lächeln zu, angeregt, wohl fast aufgeregt durch Tanz, Unterhaltung, Musik, Lichterglanz und alle Pracht ringsumher. Wenn sie den Fächer auf und zu faltete, hätte ein an feine Gesellschaftssitten gewöhntes Auge an ihr die Selbstgefälligkeit auszusetzen gehabt, mit welcher sie das funkelnde Spielstück auseinander und wieder zusammen bog, statt die Bewunderung seiner Zierlichkeit andern zu überlassen. Wenn sie zu einer der Krystallmuscheln mit Eis griff, welche der Lakai ihrer Auswahl darbot, so mußte die Unentschiedenheit auffallen, mit welcher sie zwischen Vanille-, Himbeer-, Ananas-, Punsch- und Tokaier-Frühbeereneis die suchende Hand unher tasten ließ, bis sie endlich für die buntest anschauende Erfrischung Partie nahm und dann auch noch für den köstlichen Geschmack derselben auf ihrer kostenden Zunge Worte fand. Kam eine imponirende Gestalt in weit ausgeschnittener, bauschender, erdrückend prächtiger Gewandung vorüber, so konnte man das blaue Auge der jungen Tänzerin fragend, wohl gar spöttisch zu ihrem rastenden Begleiter gewendet sehen, als wandle sie ein bürgerliches Gelüste an, von anderer Leute Toilette vor deren Augen Notiz zu nehmen, statt durch Wegblicken Gleichgültigkeit und Erhabensein über Gefühlen von Neugier und Staunen an den Tag zu legen. Wenn sie die Handschuhe auszog, geschah es mit der vorsichtigen Unsicherheit, welche verräth, daß keine Ersatzhandschuhe für den Rest der Nacht in Bereitschaft liegen, und die dann zum Vorschein kommende Hand war zwar nicht roth und ausgearbeitet, aber doch auch entfernt von jener Eleganz, welche durch das Nichtsanrühren, bei natürlich schönem Bau, so sehr gefördert wird. Auch die Haltung war mehr durch angeborenes Ebenmaß der Körpertheile, als durch sorgfältige Schule salonfähig, und häufiges Erröthen vervollständigte die untrüglichen Kennzeichen, deren Beobachtung ein geübtes Auge zweifelhaft oder kaum mehr zweifelhaft gemacht hätte, wenn die Frage: ob von Stande, und zwar wirklich von Stande, aufgeworfen worden wäre.

Ihr Begleiter warf diese Frage nicht mehr auf. Der Kammerherr von Trastow warf keine Fragen auf, da ein gewisses Ahnungsvermögen ihm schon vor dem ersten gewechselten Worte zu verrathen pflegte, ob sich Stadt- oder Landluft in seinen Dunstkreis mische. Wie ein geübter Wechsler die in seiner Hand sich entlerende Dukatenrolle als ächt oder unächt erkennt, ohne nur des Ohrs oder des Auges zu dieser Unterscheidung zu bedürfen — ein bloßes Ahnen in den Fingern sagt es ihm — so wußte der Kammerherr von Trapkow untrüglich, wen er vor sich habe, und wäre ihm auch nur die kleine Zehe in einem zu engen Ballschuhe zu Gesicht gekommen. Seit er auf die blonde Gattin des Malers aufmerksam gemacht worden war, hatte er sich seines Kammerherrnschlüssels bedient, und ohne daß sie es gewahrte, saß er in den geheimsten Stuben ihres Innern völlig daheim, die spürende Nase fortwährend hoch in der Luft, die Hand ohne Unterlaß an dem unsteten Puls der Rauschbefangenen. Es wurde ihm dieses beobachtende Abwarten um so leichter, als er, ohne andere Leidenschaft als das Spiel, nie von einem Gegenstande selbst ergriffen wurde. Auch hier fesselte ihn kein Herzensinteresse. Es lag ein gewisses Etwas in der blonden Erscheinung — war's ihr ovales Köpfchen, war's ihr unübersehbares Rothwerden, war's der ländliche Typus, den sie nicht verbergen konnte? — es lag ein gewisser Reiz in Marigibill, der unter dem mühsam erlernten Gesellschaftsfirniß Mariens von Wahlstadt immer wieder durchschimmerte und die Aufmerksamkeit, nicht das Herz des Kammerherrn fesselte. Eine Zeit konnte kommen, heute, morgen, über's Jahr, es brauchte ja nicht gleich zu sein, wiewohl ihr Eintritt wirklich jetzt ganz nahe schien, eine Zeit, wo sich verwerthen ließ, was jetzt an Zeit und Lunge verschwendet wurde. Und so stand die blonde Ländlichkeit denn auf dem langen Register beachtenswerther und nicht aus dem Auge zu lassender Erscheinungen, durch deren Entdeckung sich unter günstigen Zeitverhältnissen, wenn auch kein Ehrenfessel in Vereinen zur Hebung der Sittlichkeit, so doch ein Fauteuil in der Nähe solcher Personen erwerben ließ, welche die Fäden geheimnißvoller Beziehungen dieser Art wohl in den Händen zu halten und im rechten Augenblick spielen zu lassen verstanden, aber sich nicht zu deren unmittelbarer Anknüpfung herablassen konnten.

Man hat zuweilen gegen Criminalgeschichten und ihre Veröffentlichung geltend gemacht, sie belehrten die Anfänger im Diebs- und Räuberhandwerk über die Kunstgriffe ihrer Meister. Herr von Trastow wäre ein Beleg für diese, übrigens oft bekämpfte Meinung gewesen. Nicht daß er je die Hand nach einer fremden Börse oder Gurgel ausgestreckt hatte. Dieß ist die unsicherste Methode, in der Welt Glück zu machen, und seine Wege lagen so weit von denen jener gemeinen Faustritter seitab, daß ihn in seinem ganzen vierzig-

Digitized by Google

jährigen Leben schwerlich je die Versuchung angewandelt hatte, mit dem geschriebenen Buchstaben in Widerspruch zu gerathen. Aber er hätte doch einen Beleg für jene Meinung abgeben können, denn die Schmähungen gegen Personen seiner jetzigen Art und Weise hatten ihm erst die Augen geöffnet über das, was in ihm lag, über das, was sein Beruf war, über das, wozu ihn Mutter Natur mit Gaben und Anlagen ausgestattet hatte. Ehe er einen Schritt aus dem Geleise bloßer Eitelkeit, Zeitvergeudung und Nichtsnutzigkeit hinaus that, mußte ihm Montesquieu über das eigentliche Wesen der Höflinge eine Fackel anzünden. Wenn diese Fackel andern die Haare versengte und die goldenen Tressen schwärzte, so diente sie dem nachherigen Kammerherrn als Diogenesleuchte, mit deren Hülfe er den einzigen Menschen herausfand, dessen Wege die seinen zu werden verdienten — den Höfling.

Der Verfasser des „Geistes der Gesetze“ schnitt seine Fackel mit folgenden Artheben: „Der Ehrgeiz im Müssiggange, die Niedrigkeit im Hochmuthe, das Streben, sich ohne Arbeit zu bereichern, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Neigung zur Schmeichelei, Verrätherei und Treulosigkeit, die Vernachlässigung eigener Verbindlichkeiten, die Verachtung der Pflichten der Staatsbürger, die Furcht vor der Tugend des Fürsten, die Hoffnung auf seine Schwächen, und mehr als alles dieß: die ewige Verspottung der Tugend, sie bilden den an allen Orten und zu allen Zeiten verrufenen Charakter der meisten Höflinge.“

Er hatte diese Kraftstelle abgeschrieben und auswendig gelernt wie ein Recept, das man immer zur Hand haben möchte, um im Augenblick des Erkrankens nicht danach suchen zu müssen. Hier war ihm endlich die ganze Geheimkunst der höfischen Alchimie enthüllt. Der gute Philosoph faße die Sache zwar, so meinte der Kammerherr, von einem seitdem längst überwundenen Standpunkte auf, aber brauchbar blieb dennoch, was er ausgeklügelt hatte.

Ein anderer war der Wahrheit auf anderem Wege nachgetappt, Paul Louis Courier, der Uebersetzer des Longus, der Winzer von Chavonnière. Er hatte auf der Anklagebank erklären sollen, was ein Hof sey, und Herr von Trasslow schrieb auch die darauf abgegebene Definition des Hofs zu der Naturgeschichte des Höflings. „Der Hof,“ hatte Courier gesagt, „besteht aus Höflingen, d. h. aus Leuten, die durchaus kein anderes Geschäft haben, als ihre Ergebenheit, ihre ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit, ihre unverbrüchliche Treue geltend zu machen.“

Mit diesen Wegweisern an der Hand hatte der Spieler seine neue Laufbahn betreten, entschlossen, sich aus zerrütteten Verhältnissen in die Höhe zu arbeiten und sein vergilbtes Adelspatent von neuem aufzufrischen. Zehn Jahre energischen Beachtens der Winke Montesquieus und Couriers lagen hinter ihm. Einige Gunst der wechselnden Aspekte an seinem — der Himmel weiß wo gelegenen — Hofe, und sein Glück war gemacht.

Dieß war der Mann mit dem schwarzen, gekräuselten Tituskopfe, dem vertrauengewinnenden Blicke, der ernsten Miene, der vollkommenen Haltung, der tadellosen Taktroutine, derselbe nachsichtige, gern sein Alter verrathende Mann, gebildet, allbekannt, unterhaltend, wie ihn Marizibill in ihrem Salonleben schätzen und unentbehrlich finden gelernt hatte, derselbe Mann, welcher gefällig ihren Fächer hielt, während sie unbehülflich die Ananasmuschel zu leeren bestissen war, und welcher ehrerbietig auf die Seite trat, als Brandt von Wahlstadt mit mühsamem Scheinlächeln seine Frau zum Aufbruch einzuladen kam.

Ehe Marizibill eine Antwort gab, sah sie sich nach dem zurückgetretenen Kammerherrn um. Er benutzte den Blick, um sich ihres Fächers zu entledigen und mit einer ehrerbietigen Verbeugung sich aus sichtbarer Nähe zu begeben. Es gab Schlupfwinkel hinter den Säulen und Lorbeergebüschen des Saals, von wo aus sein Augenglas weit zuverlässigere Beobachtungen anstellen konnte.

Marizibill hatte sich seit langem in den Gesellschaftston hineingearbeitet, und ein fügsames Unterordnen ihrer Neigungen unter die Wünsche ihres Gatten war glücklich abgestreift worden. Es kam öfter vor — woran sie früher nicht gedacht hatte, — daß die Mesalliance zu verschiedenen Nachtstunden ein- und ausgespannt werden mußte, weil Herr Brandt von Wahlstadt und Frau von Wahlstadt nicht zur selben Zeit den Becher der nächtlichen Festlust von den Lippen lassen wollten.

Dießmal hatte Marizibill noch eine Menge Silberstiftkritzeleien auf ihrer Tanzkarte zu prüfen, ehe sie auf des Malers Frage Bescheid geben konnte. „Vor zwei Uhr,“ sagte sie endlich, die einzelnen Tanzverpflichtungen durchgehend, „vor zwei — vielleicht halb drei Uhr werde es heute nicht möglich seyn.“

Brandt stand eine Weile in Gedanken vor ihr. „Ich habe noch nothwendiges mit dir zu besprechen,“ sagte er endlich; „es wäre doch gut, du verließest dieses Haus.“ — „Dieses Haus?“ Marizibill legte einen Ton in die Wiederholung, als wundere sie sich, einen hundertmal von ihr selbst ausgegangenen Vorschlag von der entgegengesetzten Seite gemacht zu sehen. „Dieses Haus? Ist der Fürstin Reisewagen wohl schon fort?“

Der Maler schien des vergifteten Nadelstichs nicht

Digitized by Google

zu achten. Er ſah nicht vom Eſtrich in die Höhe und ſagte nur: „Es drängt mich ſehr, auf der Stelle von hier fortzukommen — ganz fort, wo möglich auf's Land. — Ich erſticke hier.“

„Ich begreife dich nicht,“ verſetzte Marizibill nach einem langen Blicke und ſuchte abermals einen Ton hineinzulegen, als ſchicke ſich's — wenn nicht ſeinet-, doch ihret-, d. h. der böſen Nachreden wegen — als ſchicke ſich's, zum allerwenigſten den Schein zu retten, wenn man einmal der guten Geſellſchaft ſo nahe gekommen ſey. „Ich begreife dich nicht, oder vielmehr ich begreife nicht, daß du uns noch mehr bloßſtellen willſt.“ — „Marizibill —“ ſagte er und ſuchte in ihren Augen zu leſen, ob ſie ihn denn wirklich nicht begreife.

Aber ſie faßte in der That nur das Eine: „Nun die Fürſtin Wien verläßt, iſt's ihm als müſſe er in der Stadt erſticken! — Zählt ſeine Frau denn für nichts? Habe ich mühſam in dieſer belebten Umgebung feſten Fuß gewonnen, um mich jetzt mit ihm in Buſch und Wald zu vergraben, jetzt, wo wir einander ſo wenig Neues zu ſagen wiſſen und ſeit Monaten jedes Beiſammenſeyn zu Zweien ſo ſorgfältig vermeiden? Es iſt eine Laune, die mich wieder für nichts zählt. Vor einem Jahre hat er nicht auf's Land zurück wollen, als ich ihm Tag und Nacht ſagte, ich müſſe hier erſticken und zu Grunde gehen; jetzt habe ich mich eingelebt, und er mag empfinden, wie mir damals zu Muthe geweſen iſt. Gleich!“ rief ſie und winkte hinausſchielend einem in der Ferne ſich zeigenden Herrn mit weißer Cravatte, welcher ſie an ihr Cotillonsengagement zu mahnen kam. „Auf der Stelle!“

Brandt ſah ſich mechaniſch um und ſtand dann wieder, zu ſeiner Frau gewendet, den Blick auf den Eſtrich gerichtet, vor ihr. — „Welch eine Kluft!“ rief es in ihm, und es erſchütterte ihn faſt, inmitten des Grauens das Wort gefunden zu haben. Aber es freute ſich etwas in ſeiner Bruſt, was nur nach einem Vorwande ſuchte, um das Vorhandenſeyn dieſer Kluft auszunützen. Er haſtete mit den Sohlen am Boden und es drängte ihn doch ſchon fort. Sie konnte ja jetzt noch, da ihr Ton ihn aus allen ſeinen Entſchlüſſen hinaus geſpottet hatte, ſie konnte ja plötzlich die Wahrheit errathen und einwilligen. Und welch ein Leben ohne Licht und Wärme ſtand ihnen doch am Ende bevor!

Noch zwei mal öffnete er die Lippen, um ihr Gelegenheit zu geben, ſelbſt ihre Losſagung von ihm zu beſtätigen. Ein leichtfertiges Wort aus ihrem Munde, ein Wort, das wieder in der Richtung der Fürſtin zielte, kam ihm zu Hülfe. Er wagte noch einmal auf ſofortigen Aufbruch zu dringen. Sie meinte, er werde ihre Begleitung nicht dazu bedürfen. Er griff in die ſcharfe Schneide dieſer Abweiſung, um zu zeigen, wem die Verantwortung zufalle. Sie zuckte die Achſeln und es war eine troſtloſe leichtſinnige, ihr erſt ſeit ein paar Monate geläufige Kopfwendung, mit welcher ſie dem verhängnißvollen Zwiegeſpräch ein Ende machte. Sie lächelte dazu ganz wie die Darſtellerin der Donna Diana im Burgtheater. Als ſie ſo lächelnd ihrem harrenden Tänzer zueilte, ſah der Zurückbleibende ihr nach, als gäbe er die Hälfte ſeiner Lebenstage dafür, wenn ihm der Anblick erſpart worden wäre.

In dieſem Augenblick erklang das Zeichen zum Beginn des Rundtanzes. Die ſorgenbrechende, ſinnbethörende Tanzmuſik ergoß ihre Zauberfluthen vom Orcheſter hinab in den mit eilenden Tänzern ſich füllenden Saal. Nur Ein Loſungswort ſchien auf allen Lippen zu ſchweben: lebe und genieße, die Zeit hat Schwingen! Nur Ein Gedanke ſchien aus allen Augen zu blitzen: der letzte Bogenſtrich macht aller Luſt ein Ende! Nur Ein Gepräge glänzte verſtändlich aus dem flüſſigen Durcheinander, in dem fluthenden Strome eine blinkende Scheibe, unter dem zitternden Schleier der erhitzten Luft *eine* deutlich leſsbare Deviſe: die Gewart allein iſt dein!

Der in trauriger Verſunkenheit ſtehen Gebliebene ſpürte dieſen Zug der muſikerfüllten Atmoſphäre. Er richtete ſich langſam auf, immer höher, immer kecker; ſeine Bruſt hob ſich, ſeine Augen leuchteten, ſein Herz hämmerte mit Ungeſtüm. In die wirbelnde Maſſe ſtürzte er hinein, den einſamen Halt am ragenden Giebel fahren laſſend, der ihn über den wogenden Fluthen der Ueberſchwemmung empor gehalten hatte.

Zweites Kapitel.

Vom moraliſchen und unmoraliſchen Fluidum.

Um die vierte Morgenſtunde ſaß ein alter Herr mit birkenſilbernem Haupthaar, mit lauſchenden braunen Augen, die durch natürliche Augenpolſter mehr als durch die geſchwungenen dunkelblonden Wimpern und Augbrauen beſchattet wurden, mit einem Grübchen im Kinn, einer grünen Brille auf der etwas ſeitwärts gebogenen Naſe, um die vierte Morgenſtunde etwa ſaß dieſer alte, ehemals ſtattliche, jetzt gebückte Herr in einem Entreſolſtübchen des Schaumburg'ſchen Palaſtes und ſchrieb. Seine Thüre war verſchloſſen, der Vorhang niedergelaſſen, um das halbe Tageslicht auszuſchließen und den lauſchenden Augen das ruhige Licht einer klaren Photogenlampe nicht zu verkümmern. Er blickte während des Schreibens häufig über das Geſchriebene hinweg und ſchien die richtigen Ausdrücke für eine Mittheilung unerfreulicher Art mit großer Mühe an dem bunt

Digitized by Google

bemalten Rande seines lakirten Dintenfasses zu suchen. Von Zeit zu Zeit schob er ein Hörrohr auf die Seite, ein theils aus Kautschuk, theils aus Metall gearbeitetes Instrument, dessen biegsame Schlangengestalt sich bei jeder Erschütterung des Schreibtisches wieder auf sein Papier drängte.

Als er fertig war, las er die erste Hälfte des Briefs leise, die andere Hälfte halb laut vor sich hin, an einzelnen Stellen ändernd, bei andern den Kopf schüttelnd, als habe er mit seinem Herzblute, nicht mit Tinte geschrieben. Was er halb laut las, war folgendes:

„Somit fürchte ich, verehrter Freund, daß alle meine Hoffnungen in der letzten Stunde dem Scheitern nahe sind und daß die Fürstin Ihnen verloren seyn wird. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mit welchen Gefühlen ich dieß niederschreibe. Dennoch, wenn ich mich frage, welchen andern Weg Sie hätten einschlagen sollen, zu welchem andern ich Ihnen hätte rathen dürfen, so spricht meine Ueberzeugung: kein anderer war Ihrer und Ihrer unglücklichen Gattin würdig. Nachdem der alte Piaseckі Sie einmal über das Herz seiner Tochter getäuscht, nachdem er bis nach vollzogener Trauung Sie in dem Wahn erhalten hatte, Ihr Gefühl für das kaum in die große Welt getretene Mädchen werde lebhaft erwiedert, als kein Zureden half, den über Elzbieta ohne Ihr Wissen geübten väterlichen Zwang ihr in milderem Licht erscheinen zu lassen und ihre plötzlich zu Wort kommende Abneigung gegen Sie umzustimmen, was blieb Ihnen übrig, als sich aller Ansprüche an sie freiwillig zu begeben, durch die edelste Entsagung jeden Verdacht der Mitschuld an jenem Zwange zu entkräften und ihr in ungetrübter Freiheit Zeit zu lassen, ihr Herz in neuer Umgebung selbst zu ergründen?

„Gute Sterne haben sie bis dahin behütet. Hat das mit Ihnen in einer Art von achtungsvollem Waffenstillstand verlebte Jahr veredelnd nachgewirkt? Ist der eigene vortreffliche Kern der Fürstin, ist ihr edler Stolz die Ursache, daß sie inmitten des verflachendsten Treibens nicht untergegangen ist? Wenn mein Wünsche und Gebete Kraft gehabt hätten, wäre auch ohne jene beiden schützenden Einflüsse ihre Seele vor jeder Gefahr gefeit gewesen.

„Aber Sie wissen, daß ich nie der Meinung unseres Pater Marcin gewesen bin, und daß meine Philosophie selbst den Glauben an die Fürbitten der Schutzpatronin Elzbietas für nichts weiter hält, als für Umschreibungen des alten Bettlersprüchleins: nichts durch mich, alles durch andere — ein Sprüchlein, bei dessen Hersagen die Hände so trefflich im Schooße liegen bleiben können.

„Ja, gebetet habe ich wohl für sie, aber nicht in anderer Hoffnung als in derjenigen, mir selbst dadurch die Kräfte aufrecht zu halten und meine oft dem Schwanken nahe Ueberzeugung zu befestigen, daß eine Natur wie diejenige Elzbietas nur das selbst geschmiedete Loos ertragen und zum Guten wenden wird. Und das ist auch der Ankergrund, auf den ich für der Fürstin Zukunft hoffe und zähle, wenn ihr Schiff sich von dem Ihrigen auch völlig losreißen sollte, wie ich's jetzt unabwendbar vor Augen sehe."

Der alte Herr ließ das Blatt aus den Händen gleiten, stützte den Kopf in beide Hände und blieb lange Zeit in dieser Stellung sitzen. Es schien, er vertraute der Zukunft der Fürstin im Herzen minder zuversichtlich, als er's seinen jüngeren Freund glauben zu machen für seine Pflicht gehalten hatte.

Dann nahm er das Blatt wieder zu Hand und las weiter: „Seit Sie zuletzt unter fremdem Namen in Wien waren und Elzbieta, von ihr unbemerkt, in der Gesellschaft des Malers sahen und reden hörten, habe ich Ihnen nicht rathen können, Ihre Reisen in der bisherigen Regelmäßigkeit fortzusetzen: einmal weil diese Neigung sichtlich einer Entscheidung entgegen reifte und Ihrer Gattin Bild ihrem Gedächtnisse edler eingegraben ist, als es die letzten vielbewegten Wochen ihnen einzugraben vermocht hätten; dann weil mir's vor allem wichtig schien, nicht in der elften Stunde eine Krankheit gewaltsam zu unterbrechen, die ohne völlig freien Verlauf Siechthum und ansteckende Entartung für alle folgende Lebenszeit hinterlassen würde. Davor behüte mich meine silbergraue Erfahrung.

„So habe ich Sie denn fern halten und meine gebrechliche Rolle eines halb erblindeten, fast völlig tauben Hausmöbels geduldig fortspielen müssen, alles sehend, alles in nächster unbeachteter Nähe hörend, auch die deutschen Unterhaltungen, deren Verständniß die Fürstin dem alten Mlodecki, selbst wenn er Midas Ohren hätte, nicht zutraute.

„Die lange hinausgeschobene Abreise Elzbietas ist nun auf heute unwiderruflich festgestellt worden. Ich habe früher schon gegen Sie die Hoffnung geäußert, daß wenn der junge Herkules an diesem Scheidewege die rechte Straße finden sollte, die Irrfahrten der armen Unsteten vielleicht zum heimischen Herd zurücklenken dürften, denn eine starke Leidenschaft erzieht den Charakter und gibt ihm Ernst. Leider ist der Faden dieses letzten bedeutenden Akts meinen Händen entglitten. Ich habe wohl beobachtet, daß bis zum zweiten Rundtanze

Digitized by Google

nichts entschieden war, daß Elzbietas Farbe ohn' Unterlaß wechselte, daß eine aufreibende Unruhe ihre Nerven marterte; ja sie selbst hat ein beschwichtigendes Mittel von mir erbeten, dasselbe Pulver, das ich ihr in den letzten Monaten fast täglich habe bereiten müssen. Auch der Maler ist lange Zeit meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, und bis zu einem Gespräche zwischen ihm und seiner heute besonders viel bewunderten Frau hätte ich darauf schwören wollen, daß die Fürstin allein und geschlagen den Kampfplatz verlassen werde. Aber die junge Frau des Malers steht unter einem mir höchst verdächtigen Einflusse, und meine Theorie — Sie spotten wieder, aber dießmal doch vielleicht nicht — meine Theorie von dem moralischen und unmoralischen Fluidum hat, wie ich fürchte, in Frau von Wahlstadts ablehnender Haltung gegen ihren Gatten eine neue Bestätigung erhalten. Sie hatte von jenem Einflusse noch in sich, und ihr Gemahl hat richtig durch Uebertragung einen Theil dieses Fluidums in sich aufgenommen, wenn anders ich recht verstehe, was sich aus einer Anzahl vereinzelter Merkzeichen jetzt als traurige Summe für mich ergibt — nämlich, daß der heutige Abschied der Fürstin kein völliges Losreißen von ihrem Zusammenhange mit Brandt von Wahlstadt zur Folge haben wird.

„Was ich gesehen habe, ohne einen Schlüssel dafür zu besitzen, ist, daß Brandt, im Rundtanze der Fürstin gegenüberstehend und zwischen Angebinden von symbolischer Bedeutung wählend, ihr nach längerem Zögern einen Strauß mit Alpenedelweiß überreicht hat, und daß dieses Wunderkraut rascher und zauberhafter wirkte, als je ein Medikament, das durch meine Finger ging.

„Ich kann meine Vermuthungen hier nicht deutlicher entwickeln. Die allernächste Zeit muß sie aufklären. Wenn mich nicht alles täuscht, so steht mit diesem Edelweißstrauße das

Brief sorgfältig zusammen, machte die Aufschrift und steckte ihn in seine saffianene Instrumententasche. Dann legte er sich mausgekleidet auf sein Bett, um bis zur Abreise sich Ruhe zu gönnen. Hatte er ein richtiges Verständniß für seine Umgebung? Wir wollen auf unserer Hut seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Johanna d'Arc.

(Fortsetzung von Nr. 11.)

Als der Herzog von Suffolk jede Hoffnung geschwunden sah, Jargeau gegen die hereinbrechenden Feindesschaaren zu behaupten, zog er sich mit seinen beiden Brüdern und den Ueberbleibseln seiner Truppen nach dem Brückenbollwerk zurück, welches den Uebergang nach dem rechten Loireufer beherrschte. Auf der Flucht aber fiel sein Bruder Alexander Pole von dem Schwerte der Verfolger, und die Brückenfeste ergab sich beim ersten Anlauf. 116 Engländer wurden auf der Brücke von den ergrimmten Siegern erbarmungslos niedergemetzelt, nur wenige gefangen genommen. Zu den letzteren gehörte der Graf von Suffolk selbst, so wie sein Bruder Johann Pole nebst mehreren vornehmen Engländern, denen man das Leben nur deßhalb schenkte, um ihnen ein schweres Lösegeld abzupressen. Der Graf ergab sich einem jungen Kriegsmanne, Wilhelm Regnault aus der Auvergne. „Bist du ein Edelmann?“ fragte der Graf, als Regnault auf ihn einstürmte. „Ja,“ antwortete dieser. — „Auch ein Ritter?“ fragte Suffolk weiter. — „Nein,“ erwiederte jener; da hieß ihn der Graf näher treten, ertheilte ihm den Ritterschlag und reichte ihm dann sein Schwert zum Zeichen der Ergebung. Eben so schonungslos wie die Engländer wurden die Bürger von Jargeau behandelt, welche die Waffen gegen ihren rechtmäßigen Fürsten getragen hatten. Dafür zeugt die Masse der Getödteten, deren Gesammtzahl mehr als 1100 beträgt, während nach der höchsten Angabe nur 600 Engländer ihr Leben eingebüßt haben.

Auch die übrigen Bewohner von Jargeau, welche dem Blutbad entrannen, wurden für ihre Untreue schwer gezüchtigt. Die ganze Stadt wurde ausgeplündert, und selbst die Kirche, in welcher man eine Menge von Habseligkeiten zusammengehäuft hatte, blieb nicht verschont. Die Leidenschaften der Rachsucht und Habgier stachelten die Krieger zu manchen Unthaten. Die fünfzig bis sechzig angesehene Engländer, welche man des Lösegeldes halber zu Gefangenen gemacht hatte, wurden aus Neid und Mißgunst größtentheils unter den Händen ihrer Besitzer hingeschlachtet, so daß die Jungfrau und der Herzog von Alençon sich genöthigt sahen, den Grafen von Suffolk mit seinem Bruder und andern englischen Herrn zu Schiffe nach Orleans abführen zu lassen, um sie vor dem gleichen Schicksale zu bewahren. Der ganze Verlust, womit die Franzosen diesen großen Sieg erkauften, soll nur sechzehn bis zwanzig Menschenleben betragen haben. Eine französische Besatzung wurde in der abtrünnigen Stadt zurückgelassen. Die übrige Armee marschirte noch an demselben Tage (13. Juni) wieder nach Orleans, wo sie mit großem Jubel aufgenommen, und namentlich Johanna mit gleicher Begeisterung gefeiert wurde, wie in den Glanztagen der Befreiung von Orleans selbst. Denn sie war es allein, der man diesen neuen Sieg zu verdanken glaubte, und der neue Sieg ward als neue Bürgschaft betrachtet, daß Gott sie erwählt habe, um den König in den Vollbesitz des Reiches zu setzen.

Alsbald nach der Ankunft in Orleans wurde dem König die Einnahme von Jargeau gemeldet. Die Freude über diese Botschaft bewog ihn, den schon früher gefaßten Entschluß, seinen Aufenthalt in der Nähe des Kriegsschauplatzes zu nehmen, nunmehr in Ausführung zu bringen. Er wählte die zwischen Jargeau und Gien gelegene Stadt Sully, welche unter der Lehnherrschaft des Herrn de la Trémouille stand, zum Hoflager und sandte Boten nach allen Richtungen aus, um seine Anhänger in die Reihen des Befreiungsheeres zu berufen. Bereitwillig folgten diese der Aufforderung und die Armee erlangte schon während der kurzen Rast in Orleans eine Stärke von 6000 bis 7000 Mann.

Johanna wartete nicht auf weiteren Zuzug, sondern erklärte bereits am Dienstag Abend (14. Juni)

Digitized by Google

dem Herzog von Alençon: „Morgen nach dem Mittagsmahle will ich denen in Meun einen Besuch abstatten. Macht Anstalt, daß die Truppen zu dieser Stunde marschfertig sind.“ Ihr Befehl ward pünktlich vollzogen, und Mittwoch (15. Juni) brach die Armee, mit Mundvorrath und Kriegsbedarf reichlich versehen, von Orleans auf, um auch die beiden westlichen Nachbarfesten dem Feinde zu entreißen.

Nach einem Marsche von etwa vier Stunden war Meun erreicht, wo Thomas Herr von Scales und der junge Warwick den Oberbefehl führten. Ohne Verzug ward die wohlbefestigte und stark besetzte Brücke angegriffen und mit Sturm genommen. Die Engländer aus der Stadt selbst zu werfen, lag zunächst nicht im Plane der Jungfrau. Sie begnügte sich, eine Besatzung auf die Brücke zu legen, zahlreich genug, um nicht bloß feindlichen Angriffen Stand zu halten, sondern auch ihrerseits angriffsweise zu Werke zu gehen, und führte am Morgen des folgenden Tages (Donnerstag 16. Juni) das Heer ungesäumt gegen die nur zwei Stunden entfernte Stadt Baugenci.

Die Gründe für dieses Verfahren liegen auf der Hand. Johannas Scharfsinn erkannte, daß der Fall von Baugenci auch das Schicksal von Meun entscheiden müsse, daß letztere Stadt eigentlich schon durch die Einnahme der Brücke unhaltbar geworden, und demnach jedes längere Verbleiben nicht viel weniger als nutzlose Zeitverschwendung sey. Die Zeit aber mußte sie zu Rathe halten, wollte sie Baugenci vor Ankunft der englischen Armee bewältigen, welche von Paris im Anzuge war. Der Graf von Suffolk und die andern englischen Feldherrn hatten nämlich unmittelbar nach der Niederlage vor Orleans Boten auf Boten nach Paris geschickt und den Herzog von Bethford aufs dringendste um Unterstützung gebeten, weil ohne eine solche der Verlust sämmtlicher Loireplätze zu befürchten stehe. Bethford hatte baldige Hülfe versprochen. Die Jungfrau erhielt davon Kenntniß, und eben damit war ihr die Aufgabe gestellt, sich in größtmöglichster Schnelligkeit der Loirefestungen zu bemächtigen, um die Absichten des Feindes zu vereiteln. Daher die Entschiedenheit, womit Johanna vor Jargeau Suffolks Anerbieten eines Waffenstillstandes zurück wies, daher der erste Aufbruch von Orleans, daher die auf den ersten Blick befremdliche Hast, womit sie von Meun nach Baugenci eilte. In der That, es war kein Augenblick zu verlieren, denn Falstolf hatte mit Thomas von Rameston, dem Bastard von Thiant und einer Heeresmacht von 4000 bis 5000 Mann bereits Yenville erreicht, als Johanna Orleans verließ.

Inzwischen hatte Talbot in Voraussicht der bevorstehenden Belagerung die Besatzung von la Ferté-Hubert nach Baugenci beordert. Nach dem Eintreffen derselben übertrug er das Commando von Baugenci, welches er bisher geführt, an Richard Guethie und Mathe-Gough, überließ ihnen zur Vertheidigung der Festung 500 bis 600 Krieger und eilte selbst mit etwa 320 Mann nach Yenville, um Falstolf zur schleunigsten Hülfleistung aufzurufen.

Gegen Mittag (16. Juni) erschien die französische Armee vor Baugenci. Im ersten Anlauf wurde die Stadt genommen, denn die Engländer, zu schwach, um ernsthaften Widerstand zu leisten, zogen sich in das feste Schloß und das Brückenbollwerk zurück. Die Besetzung der Stadt ging jedoch für beide Theile nicht ohne Opfer an Todten und Verwundeten von statten, indem mehrere beherzte Engländer sich in den Häusern verbargen und aus ihrem Hinterhalte plötzlich über die Franzosen herfielen, welche keiner Gefahr gewärtig Quartier suchten. Unmittelbar nach dem Einzug in die Stadt wurden starke Wachen vor die Burg und Brücke gelegt, um mögliche Ausfälle der Belagerten zurückzuschlagen, und die zu einem kräftigen Bombardement erforderlichen Geschützstücke ausgewählt. Mit diesen Vorbereitungen war man noch beschäftigt, als ein Ereigniß eintrat, welches die Fackel der Zwietracht unter die französischen Heerführer zu werfen drohte.

Der Connetable Arthur Graf von Richemond hatte seit der Verbannung von Hof und Heer (1427) zu Partenay in einer Zurückgezogenheit gelebt, die für einen Mann seines Charakters um so drückender seyn mußte, je dringender mit jedem Tage die Lage Frankreichs seine Dienste zu erheischen schien. Geradezu unerträglich wurde für den Grafen diese erniedrigende Unthätigkeit, als Johannas Heldenthaten vor Orleans jedes edle Franzosenherz mit Vaterlandsbegeisterung erfüllte, und der König alle Getreuen seines Volkes zum Freiheitskampfe unter die Fahnen rief. Jetzt, wo alle Schwerter gegen den Erbfeind gezückt wurden, machten Ehrgeiz und Vaterlandsliebe es dem Grafen geradezu unmöglich, das Schwert des Connetable, welches zuerst unter allen für des Reiches Sicherheit und Wohlfahrt gezogen werden sollte, unthätig in der Scheide rosten zu lassen. Ausgeschlossen auf la Trémouilles Betrieb aus der Zahl der Edlen, welche Karl VII. zur Vertheidigung seines Throns berufen hatte, faßte Arthur den stolzen Gedanken, sich sogar wider seines Königs Willen in die Reihen der Freiheitskämpfer zu stellen. In dieser Absicht sammelte er, durch den Herzog von Alençon von dem bevorstehenden Loirefeldzuge benachrichtigt, in Poitou und der Bretagne eine ansehnliche Kriegsschaar und verband dieselbe mit den Garnisonen von Sablé,

Digitized by Google

la Fléche und Duretel zu einem Truppencorps von 1200 Reitern und 800 Bogenschützen. Arthur schlug die Richtung nach Orleans ein, dem Sammelpunkte der Franzosen nach Jargeaus Erstürmung. Sobald der König Kunde davon erhielt, schickte er den Herrn von la Jaille dem Grafen nach Lodun mit dem drohenden Befehle entgegen, sofort umzukehren und keinen Schritt weiter zu gehen, widrigenfalls er Gewaltmaßregeln gegen ihn ergreifen würde. „Was ich thue," erwiederte Arthur trotzig, „geschieht zu des Königs und des Reiches Besten, und ich möchte den sehen, der mir das wehren will." Darauf verfolgte er seinen Marsch weiter, setzte über die Vienne und gelangte über Amboise und Blois bis in die Nähe von Baugenci, dessen Belagerung er in Amboise erfahren hatte. Unverweilt ließ er den Herzog von Alençon um die Erlaubniß ersuchen, mit seinen Leuten sich dem königlichen Heere anschließen zu dürfen. Inzwischen hatte der König dem Herzog von Alençon den gemessensten Auftrag ertheilt, dem Connetable unter keiner Bedingung Aufnahme bei der Armee zu gewähren. Alençon ging sogleich mit Johanna und den Feldherrn zu Rathe. Mehrere der letzteren, unter andern la Hire, sprachen zu Gunsten des Grafen, Alençon aber erklärte auf Grund des ihm gewordenen Verhaltungsbefehles, Arthurs Bitten nicht willfahren zu können, und drohte sogar, im entgegengesetzten Falle das Heer augenblicklich zu verlassen. Johanna, deren stetes Bemühen darauf gerichtet war, alle Kräfte Frankreichs in Eintracht gegen den Reichsfeind zu verbinden, mußte, wenn auch mit schwerem Herzen, Alençon Recht geben, weil des Königs Gebot für sie so lange als möglich Richtschnur des Handelns war. Die Mehrzahl der Generale folgten ihrem Vorgange, und so kam der Beschluß zu Stande, dem Grafen einen abschläglichen Bescheid zu geben und ihm zugleich zu bedeuten, daß man ihn nöthigenfalls mit bewaffneter Hand zurückweisen würde. Darüber war es Abend geworden. Die Vorbereitungen der Belagerung aber wurden nicht unterbrochen, sondern während der ganzen Nacht die Kanonen aufgepflanzt, um in aller Frühe das Werk der Zerstörung zu beginnen.

Als der Morgen so eben graute, durchhallte der Geschützesdonner die Stadt und währte den ganzen Tag (Freitag den 17. Juni) ohne Unterbrechung fort. Die Belagerten erwiederten von Brücke und Citadelle das Feuer mit Nachdruck, aber sie konnten sich nicht verhehlen, daß an erfolgreichen Widerstand gegen eine solche Uebermacht nicht zu denken sey. Schneller Entsatz blieb das einzige Rettungsmittel. Sie versahen daher einen Reiter mit schriftlichen und mündlichen Aufträgen an Talbot und brachten denselben mittelst eines kräftigen Ausfalls aus den Mauern der Stadt. Während der Bote in scharfem Ritt Yenville zueilte, rückte der Graf von Richemond Baugenci näher und ließ Johanna demüthig bitten, ihm Verzeihung und Gnade beim Könige zu erwirken und ihn mit seiner ganzen Macht in den Dienst des Königs aufzunehmen. Es kam zu ähnlichen Auftritten wie am Abend vorher, namentlich beharrte Alençon unerschütterlich bei seinem Vorsatze. Mit einem male traf die Kunde ein, das ganze englische Heer sey unter Falstolf und Talbot im Anmarsche. Wie ein Blitz durchzuckte die Nachricht Feldherrn und Soldaten. Der Ruf: zu den Waffen! erscholl. Damit gewann die ganze Sachlage eine veränderte Gestalt, die streitige Frage eine tiefere Bedeutung. Johanna gab der allgemeinen Stimmung den entsprechenden Ausdruck: „Die Noth gebietet, daß man einander wechselweise unterstütze." Für Alençon war es Ehrensache geworden, sich in entscheidender Stunde nicht vom Heere zu entfernen. Er selbst wie die übrigen Kriegsobersten ersuchte Johanna, aus eigener Machtvollkommenheit die Bitte des Grafen zu gewähren und nachträglich den Frieden desselben mit dem König zu vermitteln. Johanna übernahm die Verantwortung unter dem Vorbehalt, daß der Connetable in ihrer und der Obersten Gegenwart schwöre, dem König beständig als treuer Unterthan zu dienen und nimmer etwas zu thun oder zu sagen, was dem König mißfallen könnte. Um den Connetable unverbrüchlich an diesen Schwur zu binden, verlangte Johanna überdieß, daß sich die Generale durch Brief und Siegel verpflichteten, gegen den Grafen vereint aufzutreten, sofern er seinen Eid jemals brechen sollte. Darauf wurde Arthur sammt seinen Kriegern mit Freuden empfangen und ihm der Eid abgenommen. Bei der Begrüßung soll er die Jungfrau mit den Worten angeredet haben: „Johanna, man hat mir gesagt, Ihr wollet mich bekämpfen. Ich weiß nicht, ob Ihr von Gott seyd oder nicht; seyd Ihr von Gott, so fürchte ich Euch ganz und gar nicht, denn Gott kennt meinen guten Willen; seyd Ihr vom Teufel, so fürchte ich Euch noch weniger."

Dießmal war die Botschaft von dem Anrücken der Engländer kein blinder Lärm. Talbot war an dem Morgen, wo die Franzosen vor Baugenci erschienen (16. Juni), in Yenville angelangt und hatte die englischen Feldherrn, bei denen auch Thomas von Scales aus Meun angekommen war, rücksichtlich der Frage, was unter den bewandten Umständen zu thun sey, in großer Unschlüssigkeit gefunden. Der besonnene Falstolf setzte im Kriegsrath die Gefahren auseinander, welche nach so vielen Niederlagen und so augenfälliger Entmuthigung der Soldaten dem Versuche, Baugenci zu

Digitized by Google

entſetzen, offenbar im Wege ſtanden. Er rieth, die Belagerten dem Geſchick der Unterhandlung zu überlaſſen und ſo lange jedem Zuſammenſtoß mit dem ſiegberauſchten Feinde auszuweichen, bis man demſelben bedeutendere Maſſen entgegen werfen könnte und die niederſchlagenden Eindrücke der jüngſten Ereigniſſe ſich einigermaßen abgeſtumpft hätten. Seine Anſicht ſtieß auf gewaltigen Widerſpruch bei den andern Heerführern. Beſonders erhob ſich Talbot, der allgemein für den tapferſten und einſichtsvollſten Feldherrn Englands galt, mit Entrüſtung dagegen. „Mit Hülfe Gottes und des heiligen Georg,“ ſprach er, „werde ich die Feinde angreifen, ſollte auch niemand mit mir gehen als meine Leute und wer ſonſt aus freien Stücken mir folgen will.“ Und ſo ſtark war das Gewicht ſeines perſönlichen Einfluſſes, daß Falſtolf den Oberſten und Hauptleuten Befehl ertheilte, alles zum Zug auf den folgenden Tag in Bereitſchaft zu ſetzen.

Am Morgen deſſelben (17. Juni) kam der Abgeſandte von Baugenci bei Talbot an und wurde von letzterem mit der Zuſicherung ſchleuniger Hülfe zurückgeſchickt. Kurz nachher ſtand die engliſche Armee marſchfertig vor den Thoren von Yenville. Nochmals bot Falſtolf alle ſeine Beredſamkeit auf, um das Unternehmen rückgängig zu machen, indem er den Anführern vor Augen ſtellte, daß wenn das Glück ihnen ungünſtig ſeyn ſollte, Heinrichs V. ſämmtliche Eroberungen in Frankreich auf dem Spiele ſtehen würden. Umſonſt, er ſah ſich genöthigt dem allgemeinen Verlangen nachzugeben und nach der Loire aufzubrechen.

Nachmittags traf das engliſche Heer in wohlgeordnetem Zuge nahe bei Baugenci ein. Von der Ankunft des Feindes frühzeitig genug durch Kundſchafter benachrichtigt, eilte Johanna, einer Abtheilung ihrer Truppen die Fortſetzung der Belagerung überlaſſend, mit der Hauptarmee unter Alençon, Dunois, La Hire, Saintrailles, La Fayette ſofort aus der Stadt und ſtellte dieſelbe auf einer kleinen Anhöhe in Schlachtordnung. Sobald die Engländer des Feindes anſichtig wurden, rammten ſie vor ihrer ganzen Linie Reihen ſpitzer Pfähle ein, ein Kunſtgriff, dem ſie den größten Theil ihrer früheren Siege verdankten, indem die franzöſiſche Reiterei ſich in den Palliſaden verwickelte und haufenweiſe von den engliſchen Bogenſchützen niedergeſtreckt wurde. In dieſer gedeckten Stellung erwarteten ſie den Angriff mit Ungeduld. Endlich, als die Sonne ſich zum Untergang neigte, verſuchten die engliſchen Generale durch höhniſche Herausforderung die Franzoſen in den Kampf zu locken. Vergebens, Johanna ging nicht in die Falle, ſondern ſchickte die feindlichen Herolde mit der Antwort zurück: „Geht in's Quartier für heute, denn es iſt ſchon ſpät, aber morgen werden wir, ſo Gott will und die heilige Jungfrau, uns näher ſehen.“ Da die Engländer hiernach auf jede Hoffnung verzichten mußten, den Feind zu einem unvorſichtigen Angriff auf ihre wohlverſchanzte Stellung zu verleiten, ſelbſt aber den Muth nicht hatten, einen Sturm auf die franzöſiſche Schlachtlinie zu wagen, ſo begaben ſie ſich insgeſammt nach Meun auf den Weg, um in dieſer Stadt das Nachtlager zu nehmen. Daſelbſt angelangt, beſchoſſen ſie bis zum Morgen die Brücke, ohne jedoch die durch Leute des Connetable vermehrte Beſatzung der Franzoſen zum Weichen zu bringen. Johanna kehrte nach dem Abzug der Engländer mit ihrer Armee nach Baugenci zurück, wo mittlerweile kleine Gefechte mit den Belagerten ſtattgefunden hatten und das Geſchützfeuer nicht unterbrochen worden war. Die Nachtwache wurde dem Connetable, als dem zuletzt Gekommenen, der Sitte gemäß übertragen und zugleich beſtimmt, daß derſelbe am folgenden Tage die Belagerung der Brücke vom linken Loireufer aus beginnen ſollte.

Die Belagerten waren inzwiſchen durch das Fehlſchlagen ihrer letzten Hoffnung in gänzliche Muthloſigkeit verſunken. Das furchtbare Schickſal, welches ihre Brüder in Jargeau betroffen hatte, trat ihnen als Schreckbild vor die Augen. Um dieſem Aeußerſten vorzubeugen, knüpfte Richard Guethie ſpät Abends Unterhandlungen an. Die Jungfrau, welche nicht nach dem Blute ihrer Feinde dürſtete und den ſchnellen Fall von Baugenci ſehnlichſt wünſchte, um mit ungetheilten Kräften der engliſchen Armee zu Leibe zu gehen, nahm bereitwillig den Vorſchlag an, und ſo ward gegen Mitternacht folgender Vergleich abgeſchloſſen: Die Engländer ſollten mit Anbruch des Tages der Jungfrau und dem Herzog von Alençon Brücke und Schloß für den König Karl VII. ausliefern und ungekränkt an ihrem Leben unter ſicherem Geleite abziehen; ihre Pferde, Rüſtungen und einen Theil ihrer beweglichen Habe mitzunehmen, ſollte ihnen geſtattet ſeyn, jeder aber durch Eidſchwur ſich verpflichten, vor Ablauf von zehn Tagen die Waffen nicht anzulegen. Auf dieſe Bedingungen erfolgte am Sonnabend Morgen (18. Juni) die Uebergabe, worauf die Franzoſen Burg und Brücke mit einer Beſatzung verſahen und die Engländer unter der ſchützenden Begleitung des Ambroſius von Loré die Stadt verließen, um ſich in Meun mit ihren Landsleuten zu vereinigen. An letztere ſchickten ſie einen Abgeordneten mit der Botſchaft voraus, daß Brücke und Burg von Baugenci in Feindes Hand und dieſer im Begriffe ſey, in's Feld zu rücken. Der Abgeſandte traf in dem Augenblick in Meun ein, wo die Engländer

Digitized by Google

sich anschickten, stürmend gegen die Brücke vorzugehen. Angesichts der drohenden Gefahr standen die englischen Feldherrn ohne weiteres von diesem Vorhaben ab, zogen ihre gesammte Streitmacht aus der Stadt und stellten sie vor den Thoren in Schlachtordnung, der französischen Brückenbesatzung Meun preisgebend.

Etwa eine Stunde war seit Entfernung der Engländer von Baugenci verstrichen, als einer von La Hires Leuten den französischen Generalen die Meldung machte, die Feinde seyen von Meun im Anzuge, bald werden sie vor Baugenci seyn, ihre Vorhut betrage an tausend Mann. Sogleich wurde eine Schaar leichter Reiter abgeschickt, um genauere Kundschaft einzuholen und das ganze Heer vor Baugenci in Schlachtbereitschaft gestellt. „Was soll ich nun thun?“ fragte Alençon die Jungfrau. — „Ihr habt, denke ich, gute Sporen,“ versetzte Johanna mit lauter Stimme. — „Was sagt Ihr?“ riefen die Umstehenden; „wir sollen den Rücken wenden?“ — „Nein,“ erwiederte Johanna, „die Engländer sind es, die sich nicht vertheidigen, sondern unterliegen werden, und ihr werdet die Sporen brauchen, um ihnen nachzujagen!“ Nach einiger Zeit kehrten die Reiter zurück und berichteten, sie hätten die Engländer nahe bei Meun in der Richtung nach Yenville abmarschiren sehen. Die Sache hatte ihre Richtigkeit. Die englische Armee, durch die Besatzungen von Meun und Baugenci ansehnlich verstärkt, war in bester Ordnung von Meun aufgebrochen: zwischen dem Vortrab und dem Hauptcorps Geschütz und Gepäck, zuletzt die Nachhut, welche man der Vorsicht halber aus lauter geborenen Engländern gebildet hatte. Jetzt war zu erwägen, ob man den Feind verfolgen, oder ungehindert entkommen lassen sollte. Unter den Franzosen fehlte es vielen, denen die blutigen Niederlagen bei Azincourt, Verneuil, Rouvray lebhaft im Gedächtniß standen, noch immer an Muth und Entschlossenheit, den Engländern in offener Feldschlacht zu begegnen; froh der erhaltenen Nachricht, machten sie theils geradezu Anstalt, nach Baugenci zurückzugehen, theils ersannen sie allerhand Vorwände, um ihre Abneigung zu beschönigen. „Im Namen Gottes,“ eiferte die Heldin, „wir müssen sie bekämpfen, hingen sie gleich in den Wolken; wir werden sie erreichen, denn Gott schickt sie uns, auf daß wir sie züchtigen. Der edle König wird heute den größten Sieg haben, der ihm seit lange geworden ist. Mein Rath hat mir gesagt, daß sie alle unser sind. In Gottes Namen also vorwärts, wir werden gutes Geleit haben!“ Solcher Gottesmuth entflammte selbst die verzagten Gemüther. Der Beschluß ward gefaßt, den Feinden in der von den Kundschaftern bezeichneten Richtung nachzusetzen und ihnen eine Schlacht zu liefern, wann und wo man sie finden würde.

Gegen acht Uhr Morgens wurde das französische Heer zur Verfolgung der Engländer geordnet. So groß auch Johannas Siegeszuversicht war, so ließ sie es bei der Aufstellung doch keineswegs an Vorsicht mangeln. Nicht in eine Gesammtmasse vereinigte sie ihre Truppen, sondern wählte aus den besten Reitern eine starke Vorhut von 1400 bis 1500 Mann, deren Führung sie dem kühnen La Hire übertrug. Anfangs hatte Johanna die Absicht, sich selbst dieser wackern Reiterschaar beizugesellen, nach längerem Zureden gab sie jedoch, obwohl höchst ungern, ihren Vorsatz auf. Sechzig bis achtzig der bestberittenen und erfahrensten Krieger bildeten die Spitze des Vortrabs und hatten als besonderes Streifcorps vorzugsweise die Aufgabe, die Spur der Engländer zu entdecken, während die Masse der Vortruppen den Auftrag erhielt, den Feind, sobald er aufgefunden wäre, durch unaufhörliche Neckereien in seinem Zuge aufzuhalten und namentlich zu verhüten, daß er sich nicht hinter seinen Spitzpfählen verschanzte. Da man sicher war, den Feind stets vor sich zu haben und demnach einer abgesonderten Nachhut nicht bedurfte, so wurde der ganze Rest der Armee zu einem großen Heerhaufen mit sorgfältigster Gliederung verbunden. Beständig in Reihe und Glied, um jederzeit schlagfertig dazustehen, sollte die Hauptmacht unterwegs so nah und rasch als möglich der Vorhut auf dem Fuße folgen. So zweckmäßig geordnet und vom besten Geiste beseelt, setzte sich das ganze Heer gleich darauf in Bewegung. Meun rechts liegen lassend, zog es fünf bis sechs Stunden lang durch die waldreichen Ebenen der Beauce mit von Kampfbegier beflügelten Schritten, ohne die Engländer, welche einen beträchtlichen Vorsprung hatten, zu Gesichte zu bekommen. Letztere waren in bester Ordnung schon bis auf eine starke halbe Stunde von dem großen Dorfe Petay vorgerückt, als die Streifreiter ihrer Nachhut die Vorhut der Franzosen bemerkten.

Wohl hätten die Engländer bei angestrengtem Marsch die Festung Yenville noch erreichen können, welche nur zwei Stunden von Petay entfernt war, aber je entschiedener Falstolf dazu ermahnte und auf die Ungunst des Glückes hinwies, desto hartnäckiger bestand Talbot auf seiner Forderung, die Ehre Englands durch eine offene Feldschlacht zu retten. Energie und Ansehen verschafften ihm die Oberhand, und es war sein Werk, daß der Beschluß gefaßt wurde, dem Feinde auf freiem Felde die Stirn zu bieten. So setzte sich denn das Hauptcorps in Bewegung und marschirte bis zu einem Engpaß, Coyncés genannt, welche durch eine starke, dem Waldsaum parallel laufende Hecke gebildet wurde. Dieser Paß, durch welchen die Franzosen vordringen mußten, um ihre Gegner zu erreichen, erschien Talbot zur

Digitized by Google

Vertheidigung dergestalt geeignet, daß er sich entschloß, denselben mit 500 auserlesenen Bogenschützen so lange besetzt zu halten, bis die Nachhut und das Hauptcorps ihn hinter dem Hohlweg eingeholt haben würden. Der Plan war gut, das Gelingen davon abhängig, daß die verschiedenen Heerestheile der Engländer Zeit behielten, sich vor Ankunft des Feindes mit einander zu verbinden, in kunstgerechter Schlachtordnung aufzustellen und sich an allen dem Angriff offenen Punkten mit Spitzpfählen zu umschanzen.

Die ungestüme Kampfluft der Franzosen machte jede Berechnung zu Schanden. Die Vorreiter ihrer Avantgarde hatten, bevor sie den Feind aufgespürt, einen Hirsch aus seinem Versteck aufgejagt. Das scheue Thier lief in nordöstlicher Richtung dem Gehölz von Petay zu, gerade auf die Engländer los. Die Nähe des Feindes nicht ahnend, erhoben die Soldaten ein schallendes Geschrei. Daraus erkannten die französischen Reiter, daß sie den Engländern dicht auf den Fersen waren, und es währte nicht lange, so sahen sie die feindlichen Massen deutlich vor Augen. Flugs theilten sie der Vorhut und dem Hauptheer ihre Entdeckung mit und forderten sie auf, sich zum Kampfe gefaßt zu machen. La Hire und Theobald von Termes brachten persönlich die Nachricht der Jungfrau. „Sie werden nicht lange da stehen," versetzte Johanna. „Haut nur muthig drein, so werden sie die Flucht ergreifen. Von unsern Leuten werden keine oder nur wenige getödtet werden, wir werden keinen Schaden nehmen."

Darauf befahl sie ihren Kriegern sich zum Angriff in Bereitschaft zu setzen und führte dieselben so geschwind vorwärts, daß sie kurz nachher die englischen Schaaren vor sich sahen. Der Nachzug der letzteren hatte unterdessen, weil er die Feinde so hitzig vorrücken sah, die größten Anstrengungen gemacht, um sich mit der Hauptmacht jenseits des Engpasses zu verbinden. Dieses Ziel war glücklich erreicht, nicht gelöst aber war die wichtigere Aufgabe der Vereinigung beider Truppenkörper mit der Vorhut, als die französische Avantgarde gleich einem Ungewitter vor dem Engpaß angesprengt kam, welchen Talbot mit seinen Bogenschützen besetzt hielt. Das Schicksal des Tages schien nunmehr an der Frage zu hängen, ob Talbot im Stande seyn würde, sich gegen die Uebermacht so lange zu behaupten, daß die übrigen Heerestheile eine befestigte Stellung auf dem Wahlplatz nehmen konnten. Aber Talbots Krieger hatten noch nicht Muße gehabt, den Zugang des Hohlwegs mit ihren Spitzpfählen zu verrammeln. Um so mehr that Eile noth. Falstolf gebot deßhalb den Fußtruppen im Sturmschritt, der Reiterei im Galopp nach der Vorhut aufzubrechen. Diese Maßregel fiel zum Verderben aus. Die Vorhut nämlich gerieth, als sie die Truppen in solcher Hast herankommen sah, in die größte Verwirrung und verließ, von dem Wahne bethört, es seyen alles verloren, ihren Standort in wilder Flucht. Dieses Unglück in diesem entscheidenden Augenblick schlug den Muth auch der Tapfersten darnieder, jeder Stern der Hoffnung schien mit Einemmal erloschen. Die Rathlosigkeit der Verzweiflung bemächtigte sich der Kriegsobersten, selbst Falstolf dachte nicht mehr an Sieg. Gleichwohl waren die eindringlichsten Vorstellungen seiner Umgebung nicht vermögend, ihn zur Flucht zu bewegen; er faßte vielmehr den Entschluß, Talbot in seiner Bedrängniß zu Hülfe zu eilen, indem er erklärte, lieber wolle er todt seyn oder gefangen, als schimpflich fliehen.

In der Zwischenzeit hatte sich die Vorhut der Franzosen, den feurigen La Hire an ihrer Spitze, mit unaufhaltsamer Wuth in den Hohlweg gestürzt, und ehe noch Falstolf seinen Plan ausführen, ehe seine Schaaren sich zum Kampfe vollständig ordnen, geschweige denn in gewohnter Weise verschanzen konnten, war Talbot trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr durch Saintrailles Leute vom Pferde gerissen und gefangen, das Elitecorps seiner Bogenschützen bis auf den letzten Mann zusammen gehauen. In diesem Augenblick traf Johanna mit dem Kern der Armee auf dem Kampfplatze ein, und mit der Flammengluth der Siegesbegeisterung stürmte das vereinigte Franzosenheer durch den Engpaß auf Falstolfs Krieger los, um den Streich der Vernichtung gegen sie zu führen.

Was nun geschah, verdient nicht eigentlich den Namen einer Schlacht, denn zur Widerstandsfähigkeit fehlte den halb geordneten Massen der Engländer nicht viel weniger als alles. Im Nu waren die vordersten auseinander gesprengt, und es begann ein schauderhaftes Gemetzel, so daß die Wahlstatt bald mit Haufen von Erschlagenen bedeckt lag. Der Augenzeuge Johann von Wavain, welcher sich in Falstolfs Umgebung befand, spricht sein Entsetzen in den Worten aus: „Es stand den Franzosen frei, unsere Leute nach Gutdünken entweder gefangen zu nehmen, oder niederzustoßen." Jetzt erst, wie derselbe Wavain versichert, gab Falstolf dem Rathe seiner Vertrauten Gehör und verließ mit 700 bis 800 Reitern das Schlachtfeld in herzzerreißender Trauer. Damit war die Auflösung des englischen Heeres, welches in Falstolfs seinen letzten Hort verlor, vollends entschieden. Heil war allein in der Flucht zu suchen. Einige barg der Wald von Petay vor dem Schwerte der Sieger, andere rannten in athemlosem Lauf in der Richtung von Yenville fort. Rachedurstend stürzten

Digitized by Google

ihnen die Feinde nach, und mancher wurde unterwegs erſchlagen oder gefangen. Wer Yenville wirklich erreichte, fand die Thore verſchloſſen und die Bewohner auf den Mauern bereit, jeden Engländer mit bewaffneter Hand zurückzuweiſen.

Im Ganzen verloren die Engländer an dieſem ſchrecklichen Tage zwiſchen 2000 und 3000 Mann an Todten und Gefangenen. Die meiſten hatte das Schwert dahingerafft, die Zahl der Gefangenen überſtieg nicht zweihundert. Der Verluſt der Franzoſen war, wie Johanna vorausgeſagt hatte, kaum der Rede werth, von Edelleuten ſoll nur ein einziger geblieben ſeyn. Und doch war die Stärke der beiden Armeen beinahe gleich, wie Clemens von Fauquemberque, der damalige Schreiber des Pariſer Parlaments, ausdrücklich bezeugt und die Verſchmelzung der unter Falſtolf von Paris geſandten Hülfsarmee mit den Beſatzungen von Yenville, Baugenci, la Ferté-Hubert, Meun ꝛc. wahrſcheinlich macht.

Aber nicht dieſer Umſtand iſt Frankreichs Ruhm. Der Geiſt iſt's, welcher die Schlachten gewinnt, der Geiſt des Glaubens und des Gottvertrauens. Dieſer Geiſt, der aus Johannas Seele in die Herzen ihrer Krieger floß, war ſeinem eigenſten Weſen nach ihre eigentliche Stärke und ward es dadurch täglich mehr, daß er das göttliche Einheitsband um das ganze Heer ſchlang. Wie erſcheint dagegen das engliſche Heerlager! Der Glaube an Englands Glück war an der Gewalt der Thatſachen zerbrochen. Das Unglück hatte — wie ſo oft — das Zerwürfniß, den Zwieſpalt der Gedanken und Beſtrebungen unter die Feldherrn gebracht. Die Meinungsverſchiedenheit zwiſchen Falſtolf und Talbot, welche ſpaltend die ganze Armee durchdrang, beraubte die Gemüther des innern Zuſammenhalts, ohne welchen jede äußerliche Vereinigung ein Widerſpruch in ſich ſelber iſt. Mit dem Schwinden des Glaubens an das Glück Englands trat bei den Heerführern das ängſtliche Suchen nach materiellen Stützpunkten hervor, und die Klügelei übertriebener Vorſicht, welche durch den Erfolg faſt immer Lügen geſtraft wird, drängte ſich bei allen ihren Maßnahmen in den Vordergrund, wie in ähnlicher Weiſe dieß vor Johannas Ankunft im franzöſiſchen Heerlager der Fall geweſen war. Talbot, welcher durch ſeinen Einfluß die verderblichen Maßregeln der Befehlshaber hauptſächlich veranlaßte, war an dieſem Tage unſtreitig der böſe Genius Englands.

(Fortſetzung folgt.)

Lieder des Alters.

Aus Berangers Nachlaß.

Unſer Erdball.

Was iſt doch unſer Ball? — Ein alter Wagen,
Der, rollend durch die Luft, wenn's ihm gefällt,
Entgleiſet — was auch die Aſtronomen ſagen —
Auf ſeiner Schienenbahn, uns all zerſchellt.
Durch Attraktionskraft, in des Himmels Tiefe,
Wie viele Züge mögen da wohl gehn?
Was ich an den Waggons nur möchte ſehn,
Iſt die Lokomotive.

Der Erde Bildung machte ſich geſchwinde,
Buffon erzählt's, Cuvier hat's feſtgeſtellt.
Ein wenig Feuer, Koth darum als Rinde,
Und fertig war der Ball, die neue Welt.
Das Meer ſchlug um das neugeborne Wunder
Den Mantel, wuſch es ab — nicht allzu rein.
Spät kam der Menſch — und heut vielleicht fällt ein,
Schon heut, der Erdenplunder.

Wer ſagt mir doch, wie lang die Luft durchſchneidet
Schon dieſer winzig kleine Punkt, auf dem
Der Menſch, der Erdenpilger, weint und leidet?
Was ſagt Geſchichte? — die macht ſich's bequem.
Aegypter, Perſer, Juden, Griechen, Juden
Streu'n und verſtreuen Dogmen ohne Zahl.
Was bleibt uns? — Zweifel ſind das Hungermahl,
Zu welchem ſie uns luden.

So ſoll die Zukunft denn mir Antwort ſagen;
Wer mag ſich gern im dunkeln Kreiſe drehn?
Vorbei geht ein Meſſias: „Laß dich fragen,

Digitized by Google

O Meister, muß die Erde untergehn?“
„Nie,“ ruft er. „Ihre Bahn hat meine Trias
Bestimmt, die Welt ist ewig, ewig grün.“
So predigt seinen Gläubigen er kühn,
Der lustige Messias.

Will aus der alten Zeit kein Echo schallen,
Weiß Niemand, was im Schooß der Zukunft ruht, —
Sprich, Gegenwart: muß unsre Erde fallen,
Vielleicht indem sie einen Fehltritt thut? —
Die Gegenwart, der Zwerg, kaum aufgestiegen
Aus der Vergangenheit, dem auf der Bahn
Nachjagt die Zukunft, ruft: „Was liegt daran?“
Mir im Vorüberfliegen.

Gott sieht das Ende, noch ist's uns verborgen.
Geboren ist die Welt, sie wird vergehn.
Wann aber? — Einer sagt: „Vielleicht schon morgen!“
Ein andrer läßt Jahrtausende sie stehn.
So plaudern wir, und jeder meint, er hebe
Der Zukunft Schleier, der herzu sich drängt,
Indeß die Welt an einem Faden hängt,
Gleich einem Spinngewebe.

Mein Schatten.

Der Vogel singt den letzten Sang,
Ich höre träumend zu dem Sänger.
Sieh da, beim Sonnenuntergang
Lang wird mein Schatten, immer länger
Und länger; fern dem Straßenstaub
Läßt er sich nieder auf den Matten,
Holt Athem unter'm grünen Laub —
Ein fauler Tagdieb ist mein Schatten.

Womit hab' ich ihn müd gemacht? —
Zur Rosenzeit, wie bei dem Sausen
Des Nords, stets ging ich mit Bedacht
Und machte sinnend öfters Pausen.
Und träumt' ich süß und dacht' ich tief,
Und wuchsen Flügel meinem Geiste —
Mein Schatten harrte mein und schlief,
Indeß ich zu den Sternen reiste.

Sang ich beim Schmause frisch und frei,
Er war dabei, er wurde dreister,
Stand hinter mir wie ein Lakai,
Und äffte höhnisch nach den Meister.
Und ging ich spät nach Haus, vom Wein,
An Füßen schwankend und Geberden,
Da taumelt' er im Mondenschein —
Ein Weiser konnte schamroth werden.

Gar spaßhaft ist mir — gerne beicht'
Ich Alles — das zumal erschienen:
Ihm hängten Schatten — lustig, leicht —
Sich an den Arm, er lief mit ihnen.
O süße Nächte! war ich nicht
Der König da im Liebesreiche?
In solchen Nächten — ohne Licht —
Da macht' er wenig dumme Streiche.

O schöne Zeit! Die Welt ist schaal!
Wo sind die Schatten der Sylphiden?
Kaum haucht ein heitrer Sonnenstrahl
Auf meine Falten Lust und Frieden.
Noch winkt' ein lichter Stern, so tief
Mich auch gebeugt die Jahre hatten:
Der Ruhm! Allein vergebens lief,
Ach, diesem Schatten nach mein Schatten.

Der Schatten Gottes weht uns an,
Ich fühl's, doch was ich bin und werde,
Wird schwerlich hier mir kund gethan
Auf diesem alten Klumpen Erde.
Das Räthsel löst im Untergehn
Die Sonne mir: von fernen Matten
Ruft mir mein Schatten im Verwehn
Noch zu: Du selber bist ein Schatten!

Die Ameisen.

Seht die Aemsen, wie sie laufen,
Wie das rascheln, schwirrt und gellt!
Stolz mit seinen Heereshaufen
Zieht der König heut in's Feld;
Eine Rede hält der Obern
Einer, einen Staatssermon:
„Lasset uns die Welt erobern!
Ruhm der Aemsennation!“

Die Armee marschirt. Mit Tücke
Stellt sich ihr die Blattlausschaar
Hinter'm Strohhalm, der als Brücke
Ueberwölbt ein Kieselpaar.
Und der König ruft: „Wir weichen
Nie! Wir jagen sie davon!
Gott kämpft unter unsrem Zeichen!
Ruhm der Aemsennation!“

Auch der Feind hat seinen Götzen,
Und er ruft ihm in der Noth.
Sturm, Attake, Fliehen, Hetzen,
Rundum Blut und Mord und Tod.

Digitized by Google

Endlich sind die Blattlauscharen
Ueberwältigt: Schmach und Hohn,
Tod, Verwüstung den Barbaren!
Ruhm der Aemsennation!

Blutiger Thaten, groß und wacker,
Wird im Schlachtbericht gedacht.
Proklamirt wird das Massacre
Als die große Riesenschlacht.
Plündern und das Reich zermalmen
Dürft ihr, Sieger; euern Lohn
Holt in Stoppeln euch und Halmen:
Ruhm der Aemsennation!

Schreitend unter'm Strohhalmbogen
Prangt der König im Triumph;
Jauchzend kommt das Volk gezogen,
Hungrig und vor Arbeit stumpf.
„Eine Ode voll Emphase,
Hofpoet!“ — Da ist sie schon,
Denn dem Volk behagt die Phrase:
Ruhm der Aemsennation!

Stolzberauschte Worte gleiten
Ihr in's Ohr — wie das gefällt:
„Aemsen, in dem Buch der Zeiten
Les' ich: unser ist die Welt!
Huldigt, wie wir gläubig hoffen,
Einst der Erdkreis unsrem Thron,
Stehn uns alle Himmel offen:
Ruhm der Aemsennation!“

Wie er stolz sich zum Titanen
Bläht, da naht sich eine Kuh:
Seher, König, Unterthanen —
Alles deckt sie stallend zu.
Einer kam davon, ein Denker;
„Ist der Sündflut wohl entflohn,“
Fragt er, „unser Weltenlenker?“
Ruhm der Aemsennation!

Traum unserer jungen Mädchen.

Der Vogel in den grünen Zweigen
Ruht still, sein Liebeslied verweht,
Und vor des Mittags Flammen neigen
Die Lilien sich im Gartenbeet.
Der Vogel in den grünen Zweigen
Ruht still, sein Liebeslied verweht.

Auf weichem Kissen in der Stille
Der Kammer schläft das schöne Kind,
Beiseit liegt Hütchen und Mantille,
Sie ruht, für ihren Spiegel blind.
Auf weichem Kissen in der Stille
Der Kammer schläft das schöne Kind.

Wie lächelt süß ihr Mund — der letzte
Gedanke, der darauf noch ruht.
Vom Spiel im Grün, das sie ergötzte,
Verscheuchte sie der Sonne Glut.
Wie lächelt süß ihr Mund — der letzte
Gedanke, der darauf noch ruht.

Den langen Wimpern, halb geschlossen,
Entstiehlt ein Blick sich dämmernd, mild.
Wie reizend liegt sie hingegossen,
Der Liebesgöttin holdes Bild!
Den langen Wimpern, halbgeschlossen,
Entstiehlt ein Blick sich, dämmernd, mild.

Des Traumes leichte Schwingen streifen
Der Seele sanftes Wellenspiel.
Was mag die Schläferin ergreifen?
Sie hebt sich halb empor vom Pfühl.
Des Traumes leichte Schwingen streifen
Der Seele sanftes Wellenspiel.

Vielleicht es sprengt auf weißem Rosse
Ein schöner Ritter her, sie glüht:
„Komm, folge mir zu meinem Schlosse!“
Er hebt auf's Roß sie und entflieht.
Vielleicht es sprengt auf weißem Rosse
Ein schöner Ritter her, sie glüht.

Liegt ein Petrarca wohl zu Füßen
Der neuen Laura, die ihm lauscht,
Entzückt von seinen Liedergrüßen,
Und er, von ihrem Reiz berauscht?
Liegt ein Petrarca wohl zu Füßen
Der neuen Laura, die ihm lauscht?

Fliegt sie empor zur Himmelsveste?
Dem Himmel nah ist jedes Kind.
So schwebt die Schwalbe heim zum Neste,
Das sie gebar, im Frühlingswind.
Fliegt sie empor zur Himmelsveste?
Dem Himmel nah ist jedes Kind.

Sie ist erwacht, die Bänder reißen,
Die Schleifen fast, ihr Busen fliegt.
„Was hat der Engel dir verheißen
Im Traume, der dich süß gewiegt?“
Sie ist erwacht, die Bänder reißen,
Die Schleifen fast, ihr Busen fliegt.

Digitized by Google

„Reich machte mich des Schickſals Walten,
Ich jauchzte, wie mein Glück begann.
Ich habe Gold die Füll' erhalten
Mit einem alten Ehemann.
Reich machte mich des Schickſals Walten,
Ich jauchzte, wie mein Glück begann." —

„Gold iſt der Thau, der dir gefallen,
Du Roſe, und du freuſt dich, wie?" —
„O ja, beneidet rings von Allen
Stand ich im Golde bis an's Knie." —
„Gold iſt der Thau, der dir gefallen,
Du Roſe, und du freuſt dich, wie?"

Das ſind die Träume unſrer Jugend!
Lebwohl, geträumtes Zukunftsreich!
Sie lacht, ſpricht ihr ein Greis von Tugend,
Vorm Glanz des Golds wird Alles bleich.
Das ſind die Träume unſrer Jugend!
Lebwohl, geträumtes Zukunftsreich!

Die Vögel.

Wie Vieles wünſcht man ſich vergebens!
O Himmel, laß mich, rief ich aus,
In Ruh den Abend meines Lebens
Hier enden im umlaubten Haus!
Und nun, ach, werd' ich fortgetrieben:
Lebt wohl denn, Blumen, Bäum' und Fluß!
Euch Sängern auch den letzten Gruß,
Euch lieben, luſt'gen Kirſchendieben!
Ade, ihr Vögel! Als euch Gott gemacht,
Da hat er ſicherlich gelacht!

Ein Vogel nickt, ich hör' ihn ſprechen:
„Freund, was bekümmerſt du dich ſo?
Strömt es vom Himmel auch in Bächen,
Im Sturm ein Laubdach gibt's doch wo.
Und wirft der Winter uns zu Füßen,
Was blüht in Feld und Waldesraum,
Uns grünt doch ein Cypreſſenbaum,
Um froh den Morgen zu begrüßen." —
Ade, ihr Vögel! Als euch Gott gemacht,
Da hat er ſicherlich gelacht.

„Du meinſt, dir drohn der Armuth Plagen,
Und nächtlich werd' es um dich her?
Du trotzeſt ihr in jungen Tagen,
Glaubſt du an keine Sonne mehr?
Was du auch ſinnſt, noch kann's gelingen,
Wenn einſt die trübe Wolke birſt;
An einem Sonnenſtrahle wirſt
Du trocknen deine feuchten Schwingen." —
Ade, ihr Vögel! Als euch Gott gemacht,
Da hat er ſicherlich gelacht!

„Du fangſt uns unter Weingeländen
Vom ſterbenden, gefangnen Aar.
Nun ſich das Blatt für dich will wenden,
Sey nicht verzagt und hoffnungsbaar.
Sey luſtig, fliege mit den Winden,
Sey's in der Stadt, ſey's hinterm Zaun,
Zaunkönig, um dein Neſt zu bau'n —
Ein bischen Moos — das wird ſich finden!" —
Ade, ihr Vögel! Als euch Gott gemacht,
Da hat er ſicherlich gelacht!

„Was anfängt, endet auch im Leben:
Verlaſſen mußt du doch zuletzt
Die Roſen, die ſich öffnen eben,
Die Bäume, die du einſt geſetzt.
Du gehſt, du wendeſt uns den Rücken?
Ein Rabe ruft mit heiſ'rem Schall:
Greis, Roſen läßt Gott überall
Erblühen, um ein Grab zu ſchmücken!"
Ade, ihr Vögel! Als euch Gott gemacht,
Da hat er ſicherlich gelacht!

Dank euch, ihr Vögel! Weiſe waren
Die Römer, die euch oft gefragt.
Zum nächſten Ufer werd' ich fahren,
Wo ein beſcheidnes Häuschen ragt.
Die ihr ſo oft mir Träubchen, Quittchen
Und Pfläumchen hier genaſcht: erfreut,
Wenn dort ein Baum mir Schatten beut,
Den Alten auch im neuen Hüttchen.
Ade, ihr Vögel! Als euch Gott gemacht,
Da hat er ſicherlich gelacht!

L. Seeger.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Ein Schwindlerproceß. — Der Mann mit der goldenen Brille. — Neubauten.

△ Wir haben einmal wieder einen Schwindlerproceß erlebt, an dem man seinen Spaß haben könnte, wenn nicht so viele arme Teufel durch die Schwindeleien um Hab und Gut gekommen wären. Robert Macaire ist bekanntlich auf und davon; er ist nach Brüssel und hat auf der Grenze seinem Vaterlande zugerufen: „Ingrat pays, tu n'auras pas mes os!“ Aber seine Jünger sind geblieben und sie wimmeln hier auf dem Platze und irren umher und suchen nach Beute, „quaerens quem devoret.“ Die Actionäre der Gesellschaft, „des petites voitures“ genannt, haben ihre Geranten verklagt. Unter den kleinen Wagen versteht man die Cabriolets und Fiaker, im Gegensatze zu den Omnibuswagen. Die Fusion der letzteren war glücklich zu Stande gekommen und hatte bedeutende Procente abgeworfen. Eine ähnliche Fusion wollte nun eine andere Gesellschaft zwischen den sogenannten petites voitures zu Stande bringen. Die Debatten des Processes sind ein Labyrinth, in das mir wohl niemand folgen würde; einige Thatsachen, die ich mit bemerkt, mögen zur Erbauung der Leser hinreichen. Ein Herr M. hatte Betrieb und Erhaltung der Wagen von der Gesellschaft in Pacht genommen gegen 3 Fr. 50 Ct. täglich für das Stück. Auf die Frage des Präsidenten: „Wie viel konnten Sie dabei gewinnen?“ antwortete M. mit größter Unbefangenheit: „3 — 400,000 Franken jährlich.“ Ein Concurrent M's hatte das Geschäft gegen einen weit niedrigeren Preis übernehmen wollen, man entfernte ihn durch die Aussage, der Mann sey insolvent und habe zweimal fallirt. Die Aussage war durchaus falsch. Von wem rührte sie her? Niemand wollte sich vor Gericht dazu bekennen. Der so Verleumdete ist ein unbescholtener Mann, der die allgemeine Achtung genießt. Da sich einmal die Fusionsgesellschaft gebildet hatte und, wie man glaubte, über große Geldmittel verfügte, so konnten sich die einzelnen Wagenvermiether oder Hauderer selbstverständlich nicht mehr halten; nothgedrungen überließen sie der Compagnie ihren Fonds, wie man hier sagt, und fast alle sind ruinirt. Ein Hauptforderniß für eine solche Compagnie ist ein Journal, über welches sie nach Willkür verfügen kann, um auf die öffentliche Meinung einzuwirken, ihre Actien anzupreisen, den Leuten den Brei in das Maul zu schmieren, wie man zu sagen pflegt, ohngefähr wie die Buden, wo wilde Thiere, Riesen und Zwerge gezeigt werden, Hanswurste, Spaßmacher haben müssen, um durch Possen und Schwänke die Leute herbeizuziehen. Die Geranten nahmen 55,000 Franken aus der Kasse und kauften den Courier du dimanche. Das Journal förderte das Unternehmen, das Unternehmen hielt das Journal und alles ging vortrefflich, bis endlich den Actionärs die Geduld riß. Ein Actiengeschäft zu gründen ist hier zu Lande etwas Leichtes. Der Gründer emittirt 6, 10, ja 20,000 Actien und behält von vorne herein ein Zehntel für sich. Nehmen wir 20,000 Actien zu 100 Franken, so steckt er 200,000 Fr. in die Tasche, vorausgesetzt, daß das Geschäft in Gang kommt. Dazu braucht man eben ein Journal, Märker, Ausposauner jeder Art; manchmal geben hochgestellte Personen ihre Namen dazu her. Geräth die Sache in's Stocken, so reißt man die compromittirenden Blätter aus dem Hauptbuche, wie dieß namentlich in gegenwärtigem Processe sich ausgewiesen hat, die Gelder sind bei Seite geschafft, man lügt sich vor Gericht durch, so gut es geht, wird zu 50 Franken Geldbuße und zu zwei bis drei Jahren Haft verurtheilt, die man Krankheits halber ganz bequem in einer maison de santé absolvirt, und ist ein gemachter Mann. Offenbar ist diesem Unfug gegenüber im Code Napoleon eine Lücke. Als er entworfen wurde, wußte man noch nichts von solchen kolossalen Unternehmungen. Die Industrie hat Riesenschritte gemacht; das Gesetz muß sich eilen, sie zu erreichen und gleichen Schritt mit ihr zu halten. Schließlich stimmen wir keineswegs in die Declamationen ein, in denen die Moralisten sich gegen die industrielle Thätigkeit erheben: sie ist's, die unserer Zeit den Impuls gibt, und die bereitesten Homilien werden diesen nicht lähmen. Aeußert sich auch die Wirkung zunächst und am sichtbarsten in der materiellen Welt, die Rückwirkung auf die Intelligenz bleibt nicht aus; dieß ist eine eben so wenig bestreitbare Thatsache. Vergessen wir nicht, daß die Blume im Dünger sich nährt, und alle Poesie wurzelt in der Prosa; ohne den Gegensatz wäre keine von beiden, wie das Licht nur wird durch die Nacht.

Nachträglich noch eine Anekdote über die Art und Weise, wie ein hiesiger reicher Finanzmann sein Glück gemacht hat. Der Mann war so weit herabgekommen, daß er bei einem Freunde eine Anleihe von einem Fünffrankenthaler negocirte, um sein Diner damit zu bezahlen. — Der Freund schaut ihn an: „Mit einer goldenen Brille borgt man nicht fünf Franken, um zu essen, man verkauft die Brille.“ — „Was!“ sagt der Mann entrüstet, „ich meine goldene Brille veräußern? Und wie könnte ich mich ohne diese auf der Börse blicken lassen? „Er ist auf dem Hund,“ würde ich um mich her sagen hören. „Er hat seine goldene Brille verkauft!“ Und meine Frau? Sie würde ihre letzte Hoffnung verlieren. Und mein Hausherr, dem ich einen Termin schuldig bin? Ich wäre keine vierundzwanzig Stunden „entbrillt,“ so schickte er mich fort. Und morgen kommt das

Digitized by Google

Glück, und klopft an, und kehrt mir den Rücken und ſpricht: „Ich ſuchte einen Menſchen mit einer goldenen Brille, ich habe mich geirrt!“ — „Höre, Freund,“ ſagte der andere, „ich war nicht klug. Du biſt ein Genie, du verſtehſt dich auf die Geſchäfte. Von heute an nehme ich dich als Aſſocié bei einem Unternehmen an, von dem wir während des Diners bei Beſour weiter ſprechen wollen.“ — „Das Diner nehm' ich an; aber kein Geſchäft? Ich habe nicht einen Heller!“ — „Du haſt deine goldene Brille.“

Die Neubauten ſchreiten mit Rieſenſchritten durch die Rieſenſtadt, die man kaum wieder erkennt. Die Boulevards, die Plätze, die Hotels, die Paläſte, die Kaſernen ꝛc., die wie aus dem Boden hervorwachſen, geben ihr mit jedem Tage ein anderes Anſehen. Eine Straße, durch die man noch vor vier Wochen gegangen, iſt heute ſpurlos verſchwunden. Mit den Trümmern des Hauſes, worin ich vor kurzem einen Bekannten beſuchte, hat man längſt ein neues gebaut. Nimmt man das ſogenannte Marais aus — das heißt das Stadtviertel zwiſchen der Rue du Temple und dem Baſtilleplatz — und einige Seitengaſſen, die ſich hie und da noch verſteckt und der Demolition entzogen haben, ſo bleibt von dem alten hiſtoriſchen Paris nichts mehr übrig. Die modernen Conſtruktionen ſind meiſt ſehr elegant, viele darunter reich dekorirt; da ſie aber ſammt und ſonders auf den Profit des Vermiethers berechnet ſind, ſo haben die Architekten die äſthetiſchen Rückſichten bei Seite gelaſſen, und es würde ſchwer halten unter dieſen hohen, ſchweren, eng zuſammengedrängten, vierſtockigen Häuſermaſſen ein wahrhaft ſchönes Gebäude ausfindig zu machen. Eine glückliche Neuerung ſind die Squares, die man England abgeſehen hat. Mit ihren Raſenplätzen, ihren Gebüſchen und allerliebſten Baumgruppen bilden ſie in dieſer Steinwüſte wahre Oaſen, die das Auge erfreuen und dem ermüdeten Fußgänger, zumal im Sommer, einen erwünſchten Ruhepunkt darbieten. Einer der größten Squares befindet ſich an der Stelle, wo vordem die finſtern Thürme ſtanden, die unter dem Namen le Temple bekannt genug geworden ſind. Hier ſaßen Ludwig XVI. und Marie Antoinette bis zum Tage ihrer Hinrichtung. Am ſüdlichen Ende der kleinen parkartigen Anlage ſtürzt aus Felsmaſſen ein rauſchender Waſſerfall; nicht weit davon ſtehen, in geringer Entfernung von einander, zwei hohe Cypreſſen. Hat der Zufall dieſe Bäume gepflanzt, oder ſollen ſie an die beiden Schlachtopfer der Revolution erinnern? Auch der Platz Louvois wird jetzt in einen ſolchen Garten verwandelt. An dieſen Platz knüpfen ſich nicht minder tragiſche Erinnerungen. Hier ſtand die große Oper, vor welcher der Herzog von Berry ermordet wurde. Das Theater wurde niedergeriſſen und an deſſen Stelle eine Sühnungskapelle erbaut, die aber, kaum zur Hälfte vollendet, von der Julirevolution dem Boden gleich gemacht wurde. Wo man hier den Boden aufſcharrt, kommen Blutſpuren zum Vorſchein. Da iſt die berühmte fontaine des innocents. Jean Goujon arbeitete an den ſchönen Bastreliefs dieſes Monuments, als am Tage nach der Bartholomäusnacht fanatiſche Mörder ihn, den Hugenotten, erſchoſſen. Die Marktleute, die hier ſeit undenklichen Zeiten feil hielten, haben nunmehr die Centralhallen bezogen, und der Platz wird ebenfalls in einen Square umgewandelt. Das Zeichen zum Blutbade in jener ſchrecklichen Nacht wurde bekanntlich mit der großen Glocke der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois gegeben. Kaum hundert Schritte von dieſer Kirche ſteht der Tempel, in dem heutzutage die Lutheraner ihren Gottesdienſt halten.

In unſerem nächſten Schreiben werden wir wahrſcheinlich über drei neue Opern berichten: Herculanum in der großen Oper, die neue Oper von Meyerbeer in der Opéra comique, und Fauſt im Théâtre lyrique. Einer der fetten Ochſen heißt dieſes Jahr Fauſt.

Paris, März.

Memoirenliteratur.

Die letzte Zeit hat uns vorzugsweiſe reichlich mit Memoiren beſchenkt. Dieſer Literaturzweig wird in Frankreich ſobald nicht verdorren, ſelbſt wenn andere längſt zu Grunde gegangen ſeyn werden. Der angehäufte Schatz des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts iſt groß und liefert noch immer neue Beiträge zu den alten; in der großen Revolutionszeit und während des Empires haben Viele viel erfahren, hatten aber ihre Urſachen zu ſchweigen, oder vielmehr ihr Aus-der-Schule-plaudern auf günſtigere Zeiten zu verſparen, und die Zeugniſſe, die ſie für und wider abegen konnten, ihren Erben zu übertragen. Die Februarrevolution rückte ſehr nahe Epochen auf künſtliche Weiſe in weite, blaue Fernen, ſo daß ſich noch Lebende zu Memoiren in hiſtoriſch-objektivem Tone berechtigt und befähigt glauben. In ſehr kurzen Zwiſchenräumen erſchienen die Memoiren des Marſchalls Herzog von Richelieu in einer abgekürzten Ausgabe, die unveröffentlichten Briefe der Fürſtin des Urſins, die Biographie der Herzogin von Orleans, der zweite Theil der Memoiren Guizots, die Memoiren und Correſpondenzen Nisards u. a. Die Memoiren Richelieus wurden im Jahr 1790 mit fanatiſcher Freude empfangen; unzählige Auszüge ſuchten ihren Hauptinhalt

Digitized by Google

so viel als möglich zu popularisiren, denn sie erschienen den Anhängern der Revolution wie ein Dokument, das die Berechtigung zur Umkehr aller Verhältnisse, zur Verurtheilung des alten Regimes auf das Ueberzeugendste darthat. Sie waren wie ein Register aller Verbrechen, die sich das achtzehnte Jahrhundert gegen Gott und Menschen hatte zu Schulden kommen lassen; der Marschall von Richelieu war ein Compendium aller Laster, die sich in einem Hofmanne der Höfe Ludwigs XIV., des Regenten, Ludwigs XV., die sich in einem, der an solchen Regierungen überhaupt Theil nahm, nothwendig entwickeln mußten. Selbst die Thaten der „Gloire," auf welche sich die Gegner der Revolution beriefen, um der unergebenden Welt einigen Glanz und guten Ruf zu retten, erschienen an diesen Helden nur wie Abenteuer, wie frivole Streiche, wie Ausgeburten des Leichtsinns, der eines Knalleffekts wegen das Wohl des ganzen Staates auf's Spiel setzte. Der dritte Stand sah sich in diesen Memoiren so gründlich verachtet, daß seine Erbitterung gegen die höheren Stände, welche durch Zugeständnisse zum Theil schon beschwichtigt gewesen, auf's neue erwachte, und daß selbst conservative Royalisten nachträglich aufrichtige Bewunderer des Jahres 1789 wurden. Keine der unzähligen theoretischen Schriften gegen die alte Monarchie hat dieser so gründlich geschadet wie diese Memoiren eines der eifrigsten Anhänger derselben. Der Anhang, „das Privatleben des Marschalls Richelieu," der einige Zeit später erschien, vervollständigte noch diesen Eindruck und bewies dem Publikum, daß, wenn man ein Recht hatte, diese herabgewürdigte Kaste von den Geschäften auszuschließen und sie ihrer Privilegien zu berauben, man ein eben so großes Recht habe, die Persönlichkeiten zu verachten oder zu hassen. Von dieser Ueberzeugung zur praktischen Verfolgung ist in einer Revolutionszeit nur Ein Schritt. Ist das Auftauchen dieser Memoiren in unserer Zeit eine bloße Zufälligkeit? eine nichtsbedeutende Buchhändlerspekulation? eine bloße Bereicherung der Skandallitteratur? Oder ist es ein Symptom? ein Bedürfniß? Wir glauben beinahe das letztere, ohne behaupten zu wollen, daß die Erinnerung an jene unwürdigen Thaten der verfaulten Monarchie eine unmittelbare Nothwendigkeit sey. — Von Allem hat wohl die historische Tendenz unserer Zeit ihr großes Theil an der Veröffentlichung dieser Memoiren; in der großen Sammlung bedeutender und unbedeutender Quellen, die sein Bildung der modernen historischen Schule durch Fauriel, Thierry, Barante, Guizot ꝛc. zusammengestellt wurde, durfte die authentische Lebensbeschreibung eines Mannes nicht fehlen, die in so vielfacher Beziehung belehrend und interessant ist. Fast alles, was sie im Jahr 1790 Interessant machte, macht sie noch heute anziehend, und noch heute gelten die Worte Chamforts: „Die Eigenthümlichkeit seines Charakters und seines Schicksals, seine Erfolge der verschiedensten Art, sein Muth, die Annehmlichkeit seines Geistes, der Lärm seiner galanten Abenteuer in einer Zeit, da diese Art Berühmtheit manchmal zu Erfolgen bedeutenderer Gattung führte; der Ruf, den ihm seine Verbindung mit dem berühmtesten Dichter des Jahrhunderts, der ihn in allen Tonarten besang, von Jugend auf verschaffte; seine Gesandtschaften, sein Benehmen bei Fontenoi, in Genua; die Einnahme von Minorca, die Capitulation von Kloster Seven; das lange Leben eines Mannes, der Ludwig XIV. gesehen und den Dauphin, Sohn Ludwigs XVI., d. i. eine Reihenfolge von sieben Königen und Erbprinzen; seine drei Heirathen in drei verschiedenen Regierungszeiten; die Gunst und manchmal die Vertraulichkeit Ludwigs XV.; die Rolle, die er in öffentlichen und Privatgeschäften, in äußern und innern Angelegenheiten, in den Verhandlungen und in den Kabalen spielte; seine Stellen und seine Aemter; die Ernte von sonderbaren Thaten, interessanten Anekdoten, welche seine Verbindungen und Correspondenzen mit einer großen Anzahl berühmter Männer in Aussicht stellten: das alles ist es, was die Memoiren des Marschalls Richelieu anziehend gemacht hätte, unabhängig von den gegenwärtigen Zuständen." — So spricht Chamfort im Jahr 1791. Heute kann man hinzufügen, daß sie beinahe nothwendig sind, um das Gedächtniß der Menschen aufzufrischen und um jenen zu Hülfe zu kommen, die nicht wollen, daß man eine der größten Umwälzungen der Weltgeschichte und eine der größten Thaten Frankreichs als ein bloßes Verbrechen betrachte. Die Menschen haben ein so kurzes Gedächtniß, und seit die Revolution des Jahres 1848 so vielfachen Interessen entgegen getreten und den Feinden der Revolution so viele schwache Seiten gezeigt, seit, dadurch aufgemuntert, eine ganze Schule entstanden, welche die Weltgeschichte auf den Kopf stellt und die gemeinsten Lügen und Entstellungen à la Capefigue frech als Wahrheiten hinstellt, hat man sich in einen Romanticismus des alten Regime hinein gedacht, daß es, wenn die Dinge so fort gehen, geradezu wie ein goldenes Zeitalter, und daß Ludwig XV. wie ein Saturnus erscheinen wird. Hört man Herrn Capefigue und Genossen, dann sind die Florianschen Idyllen der eigentliche und einzige Spiegeleiner Zeit, der Ludwig XV. und eine Dubarry die Farbe gegeben. Die Sache ist eigentlich diese: dem Faubourg St. Germain ist mit dieser Darstellung der Dinge natürlich gedient, und das Faubourg St. Honoré und die Chaussée d'Antin, die heute das Geld haben und regieren, möchten heute so leben wie ihre Vorfahren des Faubourg St. Germain. Sie fühlen sich ihnen sehr nahe und die Angriffe auf die Schwelger und Hofsakaien Ludwigs XV. und die Emporkömmlinge und Schwindler unter Law beleidigen sie wie Angriffe auf sie selbst. Sie unterstützen die weißwaschende Literatur des ancien régime wie eine Familienangelegenheit, aus Interesse und aus Eitelkeit, da sie sich dadurch mit den Zeitgenossen Richelieus und der Dubarry identificiren, was allerdings eine große Ehre ist.

Ich enthalte mich aller Auszüge aus einem Buche, in dem jede Seite charakteristisch ist, sowohl was den Styl als was das Faktum betrifft; ich würde mit Auszügen nicht

Digitized by Google

fertig, besonders wenn ich dann auf gleiche Weise den andern Memoirenwerken, die vor mir liegen, gerecht werden wollte. So wäre mit den „lettres inédites de la Princesse des Ursins," herausgegeben von Geffroy, eine ganze Geschichte des spanischen Successionskriegs und der Höfe Ludwigs XIV. und Philipps V. zusammenzustellen, trotz der Klugheit der alten Diplomatie, die über vieles leicht dahin schlüpft, und trotz ihrer Verschwiegenheit, die sie ihren intimsten Freunden gegenüber zu einer merkwürdigen Kunstfertigkeit ausbildete, wohl wissend, was Georg von Frundsberg schon wußte, „daß das Gemüth zu Hof sich oft verkehrt." Nach den Memoiren des Marschalls von Richelieu erscheint einem die des Ursins unter ihren Zeitgenossen als ein beinahe achtungswerther Charakter, als ein bedeutendes Weib. Sie ist intrigant, herrschsüchtig und ehrgeizig; sie ist durch viele Jahre eigentlich nichts anderes als ein gemeiner Spion etwas höherer Klasse; sie lebt in der Kabale wie der Fisch im Wasser; sie weiß von Moral eben so wenig als ihre ganze Zeit; aber es ist ein Stück Natur in ihr, ein großer Rest von Temperament, der sie manchmal wahr erscheinen läßt; sie sucht ihren Freunden Gutes zu thun; sie ist dankbar für Liebe, und wo sie sich, selbst aus Ehrgeiz, mit den Interessen anderer beschäftigt, identificirt sie sich mit diesen bis zu einem solchen Grade, daß sie ihre eigenen darüber vergessen kann. An der kleinen Prinzessin von Savoyen, der sie als Camarera Mayor beigegeben wurde, und an dem dummen Philipp lag ihr im Grunde eben so wenig als an Spanien, das sie französisch machen sollte; aber je mehr sie sich über das Interesse des ihr anvertrauten Königspaars klar wurde, und je mehr Spanien in ihre Abhängigkeit gerieth, mit desto größerer Wärme gab sie sich beiden hin und suchte sie deren reellen Vortheil zu sichern, selbst gegen diejenigen, die sie zum Theil auf ihren Posten erhielten. Es gereicht ihr gewiß zu nicht geringem Lobe, daß sie unter all dem hohen und niedrigen Gesindel, das sich mit Philipp V. über Spanien ergoß, wie eine Horde von Eroberern, beinahe die einzige war, die sich ihrer bornirten Nationalität zu Gunsten der Fremden, die sie zu regieren bestimmt war, zu entkleiden wußte; daß sie sofort eine Partei zu bilden verstand gegen ihre eigenen Landsleute zu Gunsten Spaniens. Es gehört dazu ein außerordentlicher Muth und noch größere Selbstverleugnung. Daß sie beides besaß, zeigte sie während der ganzen Zeit ihrer Verwaltung und während ihrer zweimaligen Ungnade. Sie war die erste, die den spanischen Clerus zu bestenem wagte; sie setzte den Krieg fort und erhielt Philipp V. auf seinem Thron, als ihn „der Gott von Versailles," sein Großvater, eben zurückrufen wollte; sie hatte die ungeheure Kühnheit, die Franzosen, welche das spanische Gefühl mit ihrer Anmaßung beleidigten und so die Befestigung des neuen Thrones verzögerten, in Massen aus dem Lande zu jagen, ihre Landsleute, die Unterthanen des großen Königs, die Schützlinge von Versailles; sie brachte das Bestehen der Inquisition zweimal zur öffentlichen Diskussion und erschütterte das heilige Institut in der öffentlichen Meinung und schmälerte seine Privilegien, da sie es nicht ganz stürzen konnte. Je näher man ihre Geschichte kennen lernt, je mehr man sich in ihre Briefe hineinliest, desto mehr gewinnt sie an Achtung. Die gemeine Spionin in Rom, die mit allen Abbés, Monsignoris, Cardinälen und lüderlichen Weibern conspirirt; die kleinliche Hofdame, die sich durch alberne Kammerdienste die Gunst ihrer hohen Herrschaften à tout prix, und vor keiner Erniedrigung zurückschreckend, zu erwerben sucht, wächst und unter den Augen zu einem großen Staatsmanne heran, der weitumfassender Ideen fähig ist, der alle Zustände Europas, trotz der chaotischen Wirrniß, überschaut, der in der verzweifeltsten Lage Hülfsmittel zu schaffen, die Stärke der eigenen, die Schwächen der feindlichen Partei, so wie die Fähigkeiten jeder einzelnen Persönlichkeit zu benützen weiß, der sich von fremden, überwiegenden, despotischen Einflüssen frei zu machen versteht und mitten im größten Elend Reformen einführt. Unter den alten Weibern in männlicher Tracht, welche in der letzten Regierungszeit Ludwigs XIV. allein an der Spitze der Geschäfte und der Armeen gebuldet wurden, unter den Büttrois und Chamillarts, da man die eigentlichen Männer, wie z. B. Catinat, fern hielt, weil sie nicht oft genug in die Messe gingen, erscheint sie beinahe wie der einzige Mann. Neben den wirklichen alten Weibern in Versailles, besonders der tugendhaften, heuchlerischen Maintenon, erscheint sie wahr, aufrichtig, natürlich. Es muß etwas an einem Weibe gewesen seyn, das, obwohl es als Eindringling ein fremdes Land regierte, von Geschichtschreibern dieses Landes, wie z. B. von Ferrer del Rio, als Wohlthäterin, als Reformatorin anerkannt wird, dem dieser Geschichtschreiber die Ehre zuerkennt, die großen wohlthätigen Veränderungen unter dem liberalen Carl III. vorbereitet zu haben. Die vorliegenden unveröffentlichten Briefe sind dem Publikum wie den Geschichtschreibern sehr zu empfehlen; sie sind geeignet, das zu schlechte Urtheil, das über die alte Staatsmännin allgemein geworden, und die Meinung, die uns Saint-Simon, Dangeau und zum Theil Coxe beigebracht, in mancher Beziehung zu ihren Gunsten zu berichtigen.

Ganz im entgegengesetzten Sinne wird das Buch der Madame d'Harcourt über die Herzogin von Orleans, geborene Prinzessin von Mecklenburg, die Meinung berichtigen, die sich in den letzten Jahren über den Charakter und den Beruf der unglücklichen Fürstin gebildet hat. Weil sie, vorausschtiger, klüger, politischer als der Prinz, den man in der verbannten Königsfamilie als den politischen Kopf betrachtete, sich der Fusion der beiden Bourbonischen Linien widersetzte, trotz dem Rathe der politischen Freunde, unter denen bewährte Staatsmänner waren, weil sie es besser als diese erkannte, wie nothwendig es sey, daß ihre Söhne die Stellung bewahren, die ihnen die Geschichte angewiesen, daß sie fortfahren, das liberale, bürgerliche, constitutionelle Princip zu vertreten, weil sie einsah, wie gefährlich es für diese sey, sich mit einer Familie, mit

Digitized by Google

einem Princip zu identificiren, welche beide in Frankreich, wie in der Zeit überhaupt keine Wurzel mehr haben, hat man sich gewöhnt, die Prinzessin Helene ebenfalls als eine Art weiblichen Staatsmanns, als einen harten, beharrenden politischen Kopf zu betrachten. Wie sehr man sich geirrt, zeigt das erwähnte Buch, das zum größten Theil aus intimen Briefen dieser interessanten Frau besteht. Wenn sie in den letzten Jahren ihres Lebens eine kluge Politikerin geworden, so war es die Mutterliebe, die sie diese Kunst gelehrt; wenn sie große, feststehende politische Anschauungen und Grundsätze hatte, so war es ihr liebendes, treues Herz, das sie als eine Erbschaft ihres Gatten unveränderlich, wie heilige Lehren, wie Reliquien, wie Andenken der Liebe aufbewahrt hat. In allem, was sie gethan und unterhandelt, zeigt sich uns die für die Zukunft ihrer Kinder besorgte Mutter und die gute Frau, die sich des Testamentes und jedes gesprochenen Wortes ihres ihr früh entrissenen Mannes erinnert. In den mitgetheilten Briefen sehen wir nur ein weibliches Herz, ein ächtes, liebes, tief empfindendes weibliches Herz, keinen kalten, berechnenden männlichen Verstand, nur jenen Verstand, den der liebende Instinkt eingibt und der beim Weibe oft unfehlbarer ist als die Kritik der Vernunft, der aus den Frauen Sibyllen und Velleden macht. Zuerst tritt uns die im Glücke erster Liebe aufgehende Frau entgegen, dann die Mutter im Uebermaße ihres Gefühls, das nicht Worte genug findet, sich auszudrücken, und in Einem Worte mehr sagt, als es je glaubt sagen zu können; endlich die untröstlich trauernde Wittwe, deren Gedanken immer in der Vergangenheit weilten, die in diesen Gedanken zu Grunde gehen würde, wenn sie in ihren Kindern nicht ein Vermächtniß des Betrauerten zu pflegen hätte. Diese Biographie wird, einige historische Scenen abgerechnet, wie die vom 24. Februar, da sich die Prinzessin voll Muth und Entschlossenheit mit ihren beiden Kindern in die Kammer begibt, zur Bereicherung der Geschichte wenig beitragen; aber sie gibt einen Beitrag zur Geschichte des menschlichen, des weiblichen Herzens, was vielleicht eben so viel werth ist. Historisch ist das Buch in so fern, als es ein günstiges Zeugniß ablegt für wenigstens Eine Seite des Hofes Louis Philipps, insofern es an diesem Hofe des Bürgerkönigs ein bürgerlich gemüthvoll klopfendes Herz enthüllt. Oh que la bourgeoise est heureuse! ruft die Herzogin von Orleans bei der Pflege ihres Kindes aus, und diese Worte sind die charakteristischsten und sollten als Motto vor ihrem Buche und als Epitaph auf ihrem Grabsteine stehen.

(Schluß folgt.)

Berlin, März.

Carneval. — Gesellschaftliche Stimmung. — Der Umschwung.

Ö Wenn man jetzt Abends spät durch die Straßen der Hauptstadt wandert, sieht man bald hier, bald dort in zahlreichen Häusern hell erleuchtete Fenster. Zumeist zwar übertäubt vom Geräusch des Windes oder des schwer herabtropfenden Regens, je nachdem der Himmel klar oder umwölkt ist, und gedämpft durch die dicken Mauern, die die festlichen Säle von den trüben, dunkeln Straßen trennen, tönen doch hin und wieder, nur halb vernehmbar, lustige Tanzmelodien herab und verkünden dem Ohr des Wanderers, was blitzschnell an den Fenstern vorüberhuschende Schatten seinem Auge erzählen. Und damit er ja nicht zu zweifeln brauche, stehen unten bei ihren müden Pferden müdere Kutscher zu Hauf und plaudern schläfrig von den nächtlichen Mühen. Denn der Carneval nähert sich seinem Ende. Nicht als ob Fastnacht einen plötzlichen Abschluß machte und der rauschenden Freude ein Ziel setze; zu solcher Bedeutung wird dieser Abend bei uns naturgemäß nie gelangen, sondern er bildet hier nur den Uebergang von alten Vergnügungen zu neuen; aber er ist doch auch ein warnendes Erinnerungszeichen, daß die letzte Periode der Wintersaison begonnen, und mit fieberhafter Eile jagen sich deßhalb die Bälle der Nachzügler. Sie haben es jetzt auch ein gut Theil leichter und brauchen nicht an jedem Abend eine gefährliche Concurrenz zu fürchten, da die vielbeliebten und vielbesuchten größeren Vereinigungsbälle zumeist hinter uns liegen. Zu diesen rechne ich die Künstler-, Architekten-, Juristen-, Studentenbälle und zahlreiche ähnliche. Sie haben das Angenehme, daß man sich freier auf denselben bewegt und mehr über sich selbst bestimmen kann, als auf den eigentlichen Gesellschaftsbällen, und andererseits doch wieder, weil Ein Stand das Ganze arrangirt und gewissermaßen der Wirth ist, das Wohlthuende einer abgeschlossenen gesellschaftlichen Vereinigung empfindet.

Den Mittelpunkt aller Tanzvergnügungen bildeten in diesem wie in den beiden vorigen Jahren, alles Andere an Pracht und Geschmack mächtig überragend, die drei Subscriptionsbälle. Die weiten Räume des Opernhauses

Digitized by Google

erschreinen dann zum blühenden Zaubergarten umgewandelt, und zahllose Spiegel strahlen blendend den feenhaften Glanz zurück. Mitten in all der Herrlichkeit aber bewegt sich in unbefangenem Genießen die fröhliche Menge. Diese Stimmung charakterisirt überhaupt die dießjährige Gesellschaft. Vor zwei Wintern herrschte ein wüstes finnloses Jagen, die überreizte Vergnügungslust durch einen immer raffinirteren Luxus zufrieden zu stellen. Hand in Hand ging diese tolle Genußsucht und diese Schaustellung des Geldes als höchster Macht mit einer gefährlichen Corruption der öffentlichen Zustände, die auf die sittlichen Begriffe des Einzelnen nicht einflußlos bleiben konnte. Die Begier nach persönlichem Gewinn und die blasirte Apathie gegenüber dem Allgemeinen feierten in prunkvollen Ballfestlichkeiten ihre unheilige Allianz. Dann folgte der vorige Winter mit dem drohenden Gespenst einer in ihrem Ende unabsehbaren Geldkalamität, die lähmend in alle Kreise der Gesellschaft eingriff, dem unsoliden Besitz das Einzige nahm, worauf er stolz war, die glänzende Maske, und den wenigen Festlichkeiten, die gewaltsam den alten Glanz auf seiner Flucht zurückhalten wollten, den derangirten Charakter eines eben verrauschten Ballfestes, einer eben verlöschenden Illumination gaben. Dazu kam in politischer Hinsicht die peinliche halbe Hoffnung, daß eine trübe Periode ihrem ersehnten Ende sich nahe, und die peinlichere Ungewißheit, was ihr folgen werde. Jetzt sind wir wieder in ruhigen und natürlichen Verhältnissen angelangt. Nicht als ob alle Nachwirkungen der furchtbaren Geldkrisis spurlos vorüber wären, nicht als ob wir in den öffentlichen Dingen alles überwunden hätten, was unsere junge Entwicklung stören und hemmen könnte; aber normale Zustände sind zurückgekehrt, und das Vertrauen des Einzelnen wie das der Gesammtheit reichen sich zu gegenseitiger Kräftigung die Hände.

Staat und Individuum stehen immer in reger Wechselwirkung. Kann sich der Einzelne, der ausschließlich in exclusiven Gesellschaftskreisen verkehrt, schon den einseitig bestimmenden Einflüssen dieser Kreise nicht entziehen, wie sollte die Masse des Volks gesund bleiben, wenn der Staatsorganismus krank? und andererseits, muß mit der Reinigung und Läuterung des letzteren nicht auch der Einzelne wieder gesunden? Das ist der große und unentreißbare Gewinn des bedeutsamen Umschwungs in unsern öffentlichen Angelegenheiten. Es mag noch geraume Zeit hingehen, ehe die letzten Mißbräuche einer ohne Sang und Klang gefallenen Regierungsepoche beseitigt sind; es mögen genug Wünsche und Hoffnungen, berechtigte wie zu weit gehende, unerfüllt bleiben; manche mögen den Kopf schütteln und sich wundern, daß sie nicht die Entwicklung ganzer Decennien im Lauf weniger Wochen durchleben können. Aber das alles ist gleichgültig, und einer gesunden Entwicklung gilt weniger, die letzten Ziele mühelos geschenkt zu erhalten, als unbehindert darnach streben zu dürfen. Daß wir aber wieder in gesunder Entwicklung sind, daß der todten Stagnation eine lebendige Anthellnahme des Einzelnen am Geschick des Ganzen gefolgt ist, daß wir die dunkeln Tage hinter uns haben, wo die meisten pessimistisch sich isolirten oder genug gethan zu haben glaubten, wenn sie über die größten und bedeutendsten Fragen, die das Vaterland und die allgemeine Ordnung der Dinge betrafen, mit einem Witzwort des Kladderadatsch sich hinweggesetzt hatten; daß all die Blasirtheit, dieser schrankenlose Egoismus, die ganze Krankhaftigkeit des ethischen Empfindens, dieser erschreckliche Mangel einer höheren Anschauung nun überwunden wird, und im freudigen Gefühl der Zusammengehörigkeit, in der neugewonnenen Erkenntniß und würdigeren Schätzung edlerer Güter, in der opferbereiten Hingabe an das große Ganze zum Theil schon überwunden ist: — das ist der Gewinn aus den vergangenen Monden, der nicht von uns genommen werden kann. Und darum gebührt Dank vor allen den Männern, die standhaft lange Jahre hindurch in den Reihen einer immer unterliegenden Minderheit ausgehalten haben, oft müde, niemals ermüdend, weil sie wohl wußten, daß es leichter ist, bei einer günstigen Wandlung der Verhältnisse vorhandene Formen mit einem neuen Geist zu erfüllen, als neue Formen zu schaffen. Jetzt weht plötzlich dieser neue Geist belebend durch die todten Formen, und die Freude des Volks gibt sich bei den festlichen Vorfällen, die die jüngste Zeit uns gebracht hat, in einer herzerquickenden, oft rührenden Weise kund; ein lebendiger Beweis für die Innigkeit der Bande, die jeden Preußen mit seinem Herrschergeschlecht verknüpfen.

Wo Fürst und Volk so im edelsten Sinne eins sind, und wo, wie jetzt, bei neuerwachtem öffentlichen Leben, jeder sein eigenes Geschick vom Geschick des Ganzen, wie er es in der Wirklichkeit nicht kann, eben so wenig in der Idee trennen mag, da kann man auch getrost etwa von außen kommenden Stürmen entgegen sehen. — Vor kurzem wurden hier verschiedene Bilder ausgestellt, die die große Pariser Kunstausstellung dieses Jahres zieren sollen. So zwei treffliche Landschaften von Hildebrandt, in denen der Meister des Farbeneffekts sich einer discreteren Benutzung der Farbe als sonst befleißigt, und trotzdem oder gerade deßhalb, bei seinem feinen Sinn für den Ton, die Landschaft durch die Stimmung, die er ihr verleiht und die sich dem Innern des Betrachters mittheilt, wunderbar beseelt hat. So ferner ein lebensgroßes Porträt Humboldts von Schrader, in welchem es dem Künstler meisterhaft gelungen ist, den Sieg des Geistes über die Natur zu verkörpern; denn es scheint, als ob alles Leben sich in den Kopf geflüchtet habe, auf der mächtigen Stirn lagere, aus den milden tiefen Augen schaue; der übrige Körper sinkt müde in sich zusammen. So noch mehrere andere, deren ich ein andermal Erwähnung thun will. Denke ich dieser Bilder und ihres nächsten Zweckes, so erinnere ich mich lebendig des Eindrucks, den ein Erlaß Ledru-Rollins vor elif Jahren auf mich machte. Es war an demselben Tag, der das Königthum in Frankreich stürzte; noch war der Pulverdampf der Revolution nicht verraucht, noch riß man

Digitized by Google

den Thron Louis Philipps auf den Boulevards in Stücke, da erſchien, zugleich mit der Proklamation der proviſoriſchen Regierung, eine Anzeige von Ledru-Rollin, daß die ſchon beabſichtigte Kunſtausſtellung am 15. März eröffnet werden ſollte. Die neue große Pariſer Kunſtausſtellung, für die Hildebrandts und Schrader's Bilder beſtimmt ſind, wird ihr ein ähnliches Schickſal bevorſtehen wie jener von 1848? wird der Tag ihrer Eröffnung ſie ein anderes Paris ſchauen laſſen, als der Tag ihrer erſten Ankündigung vermuthen ließ? Wo die Laune und Willkür herrſcht, entzieht ſich alles und jedes der vernünftigen Berechnung; alles ſchwankt, und nichts kann auch nur annähernd vorherbeſtimmt werden. Wir aber, die wir auf dem feſten Punkt des Rechts, der Freiheit und treuer Vaterlandsliebe uns befinden, wir wiſſen, daß jeder Angriff, der keck und vermeſſen in die Ruhe und Ordnung des großen geſammtſtaatlichen Organismus eingreift, uns einig und ſtark finden wird, gerüſtet zur Abwehr, entſchloſſen zur Züchtigung.

Wien, März.

Die Fürſtin Hugo von Windiſch-Grätz †. — Eine beiläufige Bemerkung über die Höflichkeit.

Der unerbittliche Tod hat aus den Reihen des öſterreichiſchen Adels eine Dame weggenommen, deren Verluſt auch außerhalb der Kreiſe, denen ſie angehörte, oder mit welchen ſie als Gönnerin und Wohlthäterin in Berührung ſtand, Theilnahme erregt. An ihren kurzen Lebenslauf knüpft ſich eine romantiſche Erinnerung. Die Fürſtin von Windiſch-Grätz, Gemahlin des Oberſtlieutenants Hugo Windiſch-Grätz, war eine Herzogstochter von Mecklenburg. Vor ungefähr einem Dutzend Jahren geſchah es, daß der junge Kriegsmann der nordiſchen Prinzeſſin das Herz abgewann, nicht ohne das ſeine dafür auf der Wahlſtatt zu laſſen. Die Verbindung fand Schwierigkeiten von Seiten des regierenden Herzogs — des Bruders der Prinzeſſin, wenn ich nicht irre. Er hielt den Freier nicht für vornehm genug, obſchon die Ebenbürtigkeit des Hauſes Windiſch-Grätz mit allem deutſchen Reichsadel, auch dem gekrönten, nicht in Zweifel gezogen werden kann. Die Prinzeſſin verſiel auf Liebesharm in ſchweres Siechthum, und um ihr Leben zu retten, mußte die Einwilligung zur Heirath ertheilt werden, die vor ohngefähr einem Jahrzehnt ſtattfand. Das junge Paar machte ſeine Hochzeitreiſe nach Egypten, von der ſeiner Zeit viel geſprochen wurde. Die Schweſter des Fürſten, Prinzeſſin Gabriele, machte die Reiſe mit, deren Ausbeute für ſie, die kunſtfertige Malerin, eine Mappe voll Zeichnungen war. Die Fürſtin begleitete ihren Gatten zu allen Standorten in kleinen Städten, Marktflecken und Dörfern, wie ſein Beruf ſie ihm anwies. Sie würde ihn wohl auch auf den Kriegszügen begleiten haben, die er jetzt ohne ſie zu unternehmen haben wird. Von Außehen war ſie eine anmuthige Erſcheinung mit apfelrundem Antlitz von heiterem Ausdruck. Zu Roß nahm ſich die ſichere Reiterin vorzüglich gut aus. Im Umgang ſoll ſie bezaubernd liebenswürdig geweſen ſeyn; doch davon weiß ich begreiflicherweiſe nur vom Hörenſagen, da ich nicht unter Fürſten und Grafen verkehre und vereinzelte Berührungen auf neutralem Gebiet keinen Maßſtab in die Hand geben, weil bei ſolchen Gelegenheiten alle Damen und Herrn der Ariſtokratie, namentlich der öſterreichiſchen, ſo ziemlich ohne Ausnahme eine leutſelige Leichtigkeit des Verkehrs an den Tag legen, die ihnen nicht anerzogen, ſondern angeboren ſcheint. Die zugekünöpfte Hoffährtigkeit findet man um eine und um zwei Rangſtufen tiefer, nicht nur bei den Herrſchaften, ſondern auch bei ihren Dienern bis hinab zum Cerberus in der Schaukammer des Thorwegs. Der Thürhüter des altadeligen Herrenhofes fragt, ſeinen galonirten Hut lüftend, den eintretenden Unbekannten mit verbindlich klingender Stimme, was er befehle? Auf der Schwelle des Geldprotzen dagegen wirft du in einer Weiſe angeſchnauzt, die an das Werda des äußerſten Poſtens vor dem Feinde mahnt. Man ſollte wirklich meinen, daß der Ausdruck „Höflichkeit," wie er ſich von Hof ableitet, auch die Grenzen ſeines Urſprunges nicht überſchreitet.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 14. 3. April 1859.

— Je croy en bonne foy
Que les angles l'accompaignassent,
Et bien pour vray qu'ils luy aidassent
A gasigner les fors bolvers
Et à Patay les yeulx crevassent
Aux Anglois ruez à l'envers.
Aussy merveille ne le soit,
Combien de chose inusitée,
Si la Pucelle so vestoit
De pourpoint et robe escourtée;
Car elle en estoit redonbtée
Trop plus, et aperte, et legière,
Et pour ung fier prince contée,
Non pas pour simplette bergiere.
Martin le Franc.
1440.

Johanna d'Arc.

(Fortſetzung.)

Nach zwei Uhr Nachmittags war die Niederlage entſchieden. Auf dem Schlachtfelde ſelbſt empfingen mehrere franzöſiſche Krieger zum Lohne ihrer Tapferkeit den Ritterſchlag. So froh die Jungfrau ihres Sieges war, ſo ſchmerzlich traf der Anblick des ungeheuren Blutbades ihr mitleidvolles Herz. Sie that, was ſie konnte, um den Ausbrüchen roher Grauſamkeit zu ſteuern, welche ſich ihre Leute mehrfach zu Schulden kommen ließen. Ein franzöſiſcher Soldat, welcher mehrere Gefangene gemacht hatte, ſchlug einen derſelben ſo furchtbar an den Kopf, daß er für todt zu Boden fiel. Johanna, welche dazu kam, ſprang vom Pferde, ſprach dem Gefallenen Troſt ein, indem ſie ihm den Kopf empor hielt, und ließ ihm die Beichte abnehmen. Ein Sturm in der Schlacht, ein Bild der Barmherzigkeit nach dem Siege! Noch auf dem Schlachtfelde verſammelte ſie die Feldherrn und Hauptleute und dankte mit ihnen in demüthiger Andacht dem Herrn für den herrlichen Sieg. Darauf zog ſie nach Patay, wo ſich allmählig das ganze Heer zuſammen fand und theils im Dorfe ſelbſt, theils in der Umgegend übernachtete. Hier empfing die Jungfrau in Gegenwart des Connetables und des Herzogs von Alençon den gefangenen Talbot. „Nicht wahr," ſagte der Herzog zu Talbot, „heute Morgen dachtet Ihr nicht daran, daß es Euch ſo ergehen würde?" — „Das iſt das Geſchick des Krieges," antwortete gefaßt der eiſerne Held. *

Dieß war die berühmte Schlacht bei Patay, die erſte, in welcher ſeit acht Jahren die Franzoſen auf offenem Felde über die Engländer den Sieg davon getragen hatten. ** Die Engländer haben ſie den Tag von Patay, die Franzoſen bisweilen die Jagd bei Patay genannt. Sie brachte die Befreiung des ganzen Orleanais zum Abſchluß und ſetzte auch in ſofern Johannas bisherigen Thaten die Krone auf. Denn ſämmtliche Feſten der Beauce, welche annoch in Feindes Gewalt geweſen waren, wie Yenville, La Forté-Hubert, Montpipeau,

* Saintrailles ließ ihn nach Baugenci abführen mit allen ſeinem Range gebührenden Rückſichten. Nach einigen Tagen ſtellte er ihn dem Könige in Sully vor und erbat ſich von letzterem die Erlaubniß, den tapferen Degen ohne Löſegeld ſofort in Freiheit ſetzen zu dürfen. Karl gewährte die Bitte. Talbot bekam ſpäter den edlen Saintrailles in Gefangenſchaft und vergalt ihm ritterlich Gleiches mit Gleichem.

** Die Schlacht bei Beaujé wurde am 22. März 1421 geliefert.

Digitized by Google

Saint-Sigismond kehrten in Folge dieser Schlacht unter die Herrschaft ihres rechtmäßigen Königs zurück.

Vernichtet war bis auf einige haltlose Bruchtheile die furchtbare Armee, welche einst Graf Salisbury, um Frankreichs Unterjochung zu vollenden, aus England herübergeführt hatte, ihre Befehlshaber waren theils todt, theils gefangen. England hatte kein Heer mehr in Frankreich. Und an welchen Felsen ist diese Riesenmacht zerscheitert, welche Frankreich in ihren Eisenarmen zu zermalmen drohte? An der Glaubenskraft eines siebzehnjährigen Bauernmädchens, „dessen Arme Gott zum Kämpfen und seine Finger zum Tragen des Schwertes eingerichtet hatte.“ Denn darin sind Freund und Feind vom obersten Feldherrn bis zum geringsten Soldaten Eines Sinnes, daß wie in Orleans, so während des Loirefeldzugs Johanna die alles bestimmende und beherrschende Seele, daß sie Frankreichs Schutzgeist gewesen ist in Rath und That. Wer hat mit Bitten und Flehen den Feldzug zu Stande gebracht? wer die Zagenden durch gottbegeisterten Zuspruch zum Abmarsch nach Jargeau vermocht? Wer hielt die durch Falstolfs Ankunft in Jenville Erschreckten bei der Belagerung fest? Wer war es, der den rechten Augenblick zum Sturm auf diese Feste wahrnahm? Wer hat denselben, von Gottes Hand sichtbar beschützt, zum raschen Ende gebracht? Nach kurzer Ruh in Orleans, wie trieb sie von That zu That! Wie überfiel sie gleich einem Sturmeswetter die Brücke von Meun, zwang Baugenci zur Uebergabe! Aber mitten in diesem Thatendrange, mit welcher Kaltblütigkeit wies sie die höhnische Herausforderung der Engländer von Baugenci zurück, um Tags darauf mehr noch durch die Gewalt ihres Wortes und den Schrecken ihrer Person, als durch des Schwertes Schärfe die ganze Feindesmacht zu zertrümmern! Und war sie es nicht, welche in höchstens zehn Tagen die Loirefestungen zu erobern verheißen hatte? Gerade in acht Tagen war dieses Werk ausgeführt und obendrein den Engländern die größte Schlappe beigebracht, die sie seit undenklicher Zeit in Frankreich erlitten. In Wahrheit, man weiß nicht, soll man an der Jungfrau mehr die blitzartige Schnelligkeit oder die besonnene Zurückhaltung bewundern, mehr über den Scharfblick des Genies erstaunen, womit sie die Gedanken des Feindes durchschaute, oder die weise Umsicht rühmen, welche aus ihren Rathschlüssen hervorleuchtet. Hat sie mehr durch die Unerschrockenheit ihres Gottesmuthes gewirkt oder durch die Feinheit und Sicherheit ihrer Beurtheilungskraft, welche für jeden Zweck das entsprechende Mittel, im entscheidenden Augenblick den richtigen Treffer in Bereitschaft hatte? Was die Heldin außerdem auf's deutlichste auch in diesem Feldzug bewährte, ist ihre Geschicklichkeit in der Aufstellung und Anführung des Heeres, ihre Gewandtheit im Gebrauche der Waffen und insbesondere ihre Gabe, das Geschütz zu ordnen und zu verwenden. Die gediegensten Kenner hoben mit dem Nachdruck festbegründeter Ueberzeugung Johannas Kriegergaben und Feldherrntalente hervor.

In demselben Grade, wie diese Ereignisse die Zuversicht der Franzosen auf völlige Herstellung des Reiches kräftigten, ergriffen Furcht und Bestürzung die Engländer sammt ihren Anhängern. Falstolf, welcher in der Nacht nach Etampes und am Morgen (19. Juni) nach Corbeil geflohen war, brachte dem Herzog von Bethford, der in letzterem Orte mit Spannung auf Nachrichten wartete, persönlich die Trauerbotschaft. In der ersten Aufwallung des Zornes machte ihm der Herzog die fränkendsten Vorwürfe und ließ ihm durch ein Kriegsgericht den Hosenbanborden abnehmen. Später jedoch, als die Leidenschaft sich mehr gekühlt hatte, fanden Falstolfs Vertheidigungsgründe eine gerechtere Würdigung, er erhielt gleichfalls durch kriegsgerichtlichen Ausspruch seinen Orden zurück. Nur Talbot verzieh ihm nicht.

Bethford eilte nach Paris. Schon die am 15. Juni daselbst eingetroffene Kunde von der Eroberung Jargeaus hatte die Bürger, welche damals größtentheils mit Leib und Seele den Engländern ergeben waren, dergestalt in Angst versetzt, daß sie alles Ernstes befürchteten, die Armagnaken würden in der Nacht die Stadt heimsuchen. Als nun gar am 21. Juni sich die entsetzliche Kunde von der Vernichtung des englischen Heeres bei Patay verbreitete, zweifelte niemand mehr daran, daß der kleine König von Bourges, wie man weiland Karl VII. spottweise genannt hatte, allernächstens vor den Thoren von Paris erscheinen würde. Deßhalb wurde die Stadtmauer eiligst in Vertheidigungsstand gesetzt und eine zuverlässigere Stadtobrigkeit ernannt. Verstärkte Wachen durchzogen Paris bei Tag und Nacht. Die Herrn des königlich englischen Rathes weinten bittere Thränen über das ungeheure Mißgeschick und trafen mit dem Herzog von Bethford Anstalten, um so schleunig als möglich Hülfstruppen aus England und von dem noch immer grollenden Burgunderherzog Philipp zu erhalten. Bethford schickte in seinem und der Pariser Namen eine feierliche Gesandtschaft an letzteren ab und lud ihn dringend zu einer Besprechung in Paris ein. Philipp kam mit 700 bis 800 Kriegern am 10. Juli. Große Berathungen wurden gehalten, die alten Bündnisse von den Herzogen erneuert. Um den Haß der Pariser gegen ihren angestammten Herrn auf's neue anzufachen, veranstalteten beide Herzoge eine große Feierlichkeit. Sie beriefen das Parlament und die höchsten Würdenträger der Kirche, der Krone und der Stadt

Digitized by Google

so wie die angesehensten Bürger in den Palast und ließen den Versammelten zuerst den Friedensvertrag zwischen Karl VII. und dem Herzog Johann von Burgund, sodann die Geschichte der verrätherischen Ermordung des letzteren auf der Brücke von Montereau vorlesen. Darauf trat Herzog Philipp, Johanns Sohn, klagend gegen Karl VII. auf wegen des Mordes und Friedensbruches. Alle Anwesenden erhoben die Hände und gelobten, dem Regenten und dem Burgunderherzog treu und hold seyn zu wollen, diese gaben dagegen ihr Wort, die gute Stadt Paris zu beschützen. Am folgenden Morgen (16. Juli) reiste Philipp wieder ab, begleitet von seiner Schwester, der Herzogin von Bethford, welche großen Einfluß auf ihn hatte.

Auch nach England wandte sich der Herzog von Bethford und bat den königlichen Rath um Unterstützung. Schon vor Beginn des Loirefeldzugs hatte er in gleicher Absicht Briefe auf Briefe nach London geschickt. In einem derselben spricht er sich über die Lage der Dinge und über die Jungfrau folgendermaßen aus: „Alles stand hier gut für Euch bis zur Zeit der Belagerung von Orleans, die Gott weiß auf wessen Rath unternommen ward. Seit das Schicksal meinen Vetter von Salisbury ereilte, dem Gott gnädig seyn wolle, hat ein furchtbares Unglück, wie es scheint, von Gottes Hand, Eure Leute vor Orleans betroffen, und das zwar größtentheils, wie ich denke, in Folge einer Verstrickung in irrigem Glauben und thörichte Furcht, die sie gehegt haben vor einem Lehrling und Hexhunde des bösen Feindes, die Jungfrau genannt, welche sich verbotener Beschwörungen und Zauberkünste bediente. Dieser Unfall und diese Niederlage haben nicht allein die Zahl Eurer Leute sehr vermindert, sondern auch den Muth der übrigen erstaunlich niedergedrückt, Eure Gegner und Feinde aber ermuthigt, sich unverzüglich in großer Anzahl zu versammeln."

Die Zwietracht und Eifersucht zwischen dem Herzog von Glocester und seinem Oheim, dem Cardinal von Winchester, welche die ganze englische Staatsmaschine in's Stocken brachte, verhinderte auch die Erfüllung von Bethfords nothgedrungenen Forderungen. Der Schrecken war auch über das Meer gedrungen, und nicht allein in Frankreich, auch im Mutterlande glaubte jeder Engländer, daß die Jungfrau mit den Mächten der Hölle im Bunde stehe und deßhalb durch menschliche Kraft nicht zu überwinden sey, ein Wahnglaube, welcher durch seine entsittlichende Trostlosigkeit alle Thatkraft der Massen zerstörte.

Im Gegensatz zu den Engländern glaubte das Volk und Heer der Franzosen mit jedem Tage zuversichtlicher, daß Johanna ihre Thatenwunder durch Gottes Kraft verrichte und deßhalb durch keine irdische Macht zu besiegen sey. Dieser Glaube, welcher einen sittlichen Einfluß von unberechenbarer Stärke ausübte, mußte sich nothwendig zu der Ueberzeugung fortbilden, daß Widerstand gegen die Jungfrau Widerstreben gegen Gott sey und die Strafen Gottes über die Widerspenstigen herab ziehe. Und in dieser Gestalt blieb er nicht bloß auf die königlich gesinnten Lande beschränkt, wo er die Treue befestigte und die Aufopferungsfähigkeit steigerte, sondern er brach sich auch bereits Bahn in den mit den Engländern verbündeten Provinzen. Die Bewohner der Bretagne, deren Herzog auf Seiten der Feinde stand, wurden durch Johannas Siege, in welchen auch sie Gottesthaten erkannten, dermaßen aufgeregt, daß sie von der Fortdauer des Bündnisses das Verderben des ganzen Landes befürchteten. Wundererscheinungen wollte man in der Luft beobachtet haben, bewaffnete Reiter, von Feuerflammen umgeben, welche von Poitou nach der Bretagne hinzogen. Jedermann deutete dieselben auf Züchtigungen vom Himmel durch schwere Kriegsdrangsale. Der Herzog, durch Krankheit gebeugt und bange vor größeren Heimsuchungen, schickte der Jungfrau durch seinen Wappenherold mehrere kostbare Pferde und einen Degen zum Geschenk, wünschte ihr Glück zu dem erfochtenen Siege und ließ, wie Eberhard von Windecken erzählt, durch seinen Beichtvater die Frage an sie richten, „ob sie von Gottes wegen wäre darkommen, dem Könige zu helfen." — Die Magd sprach: „Ja." Da sprach der Beichtvater: „Dieweil es denn also ist, so soll mein Herr, der Herzog, gern kommen, dem Könige zu Dienst zu helfen," und nannte dabei den Herzogen seinen rechten Herren. „Aber mit eigenem Leibe mag er nicht kommen, denn er ist in einem großen Siechthum; doch will er ihm seinen ältesten Sohn senden mit großer Macht." Da sprach die Magd zu dem Beichtvater: „Der Herzog von Britannien wäre nicht sein rechter Herr, denn der König wäre sein rechter Herr, und er sollte billig nicht also gewartet haben sein Volk ihm zu schicken zu Dienste zu helfen."

Auch die Nachbarstaaten Frankreichs hallten wider von dem Thatenruhm des Mädchens von Domremy. Ihre Fürsten zogen theils durch eigens dazu Abgesandte Erkundigungen über die Jungfrau ein, theils erhielten sie amtliche Berichte vom französischen Hofe. Unter den Schriften, welche auf diese Weise entstanden und bis auf den heutigen Tag erhalten sind, verdienen vorzüglich zwei Briefe Beachtung, weil deren Verfasser hohe Stellen am Hofe Karls VII. bekleideten. Der eine ist unmittelbar nach dem Loirefeldzuge am 21. Juni 1429 von Perceval von Boulainvilliers, Rath und Kämmerer des Königs, auch Seneschal von Berri,

Digitized by Google

an den Herzog Philipp Maria Visconti von Mailand geschrieben; der andere rührt wahrscheinlich von Alain Chartier her und ist gegen Ende des Juli für das herzogliche Haus von Savoyen abgefaßt worden.

In zwiefacher Hinsicht sind diese Briefe von Wichtigkeit. Erstlich beweisen sie die große Theilnahme, welche das Ausland den Thaten der Jungfrau schenkte, und zweitens spiegelt sich in ihnen der Eindruck deutlich ab, welchen Johanna durch ihre Persönlichkeit und ihre Thaten nicht minder am Königshofe wie in allen Schichten des französischen Volkes hervorgebracht hatte. Beiden Verfassern sind Johannas Thaten Wunder Gottes, die Jungfrau selbst ist ihnen ein Wunder.

Percevals Darstellung gewinnt insbesondere dadurch ein eigenthümliches Interesse, daß sie zeigt, wie geschäftig die Phantasie der Franzosen war, auch die Geburt und das Leben der Jungfrau bis zu ihrem öffentlichen Auftreten mit wunderbaren Zügen zu umkleiden. „In der Geburtsnacht des Herrn,“ * wo die Völker der Werke Christi in größerer Wonne zu gedenken pflegen, ist sie eingegangen in das Licht der Sterblichen. Und wunderbar ward alles Volk desselben Ortes von einer überschwenglichen Freude bewegt; unbekannt mit der Geburt der Jungfrau, lief es hin und her und fragte, was Neues geschehen wäre. Erlichen ward das Herz von der neuen Freude ganz erschüttert. Ja was noch mehr war, die Hähne, gleichsam als die Verkündiger der neuen Freude, ließen sich mit ungewöhnlichem und sonst noch nie gehörtem Schrei vernehmen. Man sah, wie sie fast zwei Stunden lang, mit ihren Flügeln an den Leib schlagend, das Ereigniß dieser Neuigkeit weissagten. Das Kind wuchs heran, und da es sieben Jahre zählte, ward ihm nach Sitte der Landleute das Hüten der Schafe aufgetragen. Dabei ist ihm, wie man weiß, kein Schäflein verloren gegangen, kein einziges ward ihm von den Thieren gefressen, und so lange Johanna in ihres Vaters Hause war, beschützte sie alle Familienglieder mit solcher Sicherheit, daß weder der Feind noch der Barbaren List oder Bosheit ihnen das Geringste anhaben konnte.“

Alain Chartier faßt seine Begeisterung für Johanna in die Worte zusammen: „Das ist die Jungfrau, welche nicht von der Erde stammt, welche vom Himmel hernieder gekommen zu seyn scheint, um das sinkende Frankreich mit ihren Schultern zu stützen. O wunderbare Jungfrau, alles Ruhmes, alles Lobes werth, werth göttlicher Ehren! Du Zier des Reichs, du der Lilie Glanz, du Leuchte, du Ruhm nicht der Franzosen allein, sondern aller Christen! Möge Troja des Hector gedenken und sein sich freuen, möge Griechenland über Alexander frohlocken, über Hannibal Afrika, Italien sich des Cäsar und aller römischen Feldherrn rühmen. Frankreich, obwohl von Alters her reich an Helden, wird fortan zu seinem Ruhm an dieser einzigen Jungfrau genug haben und sich an kriegerischen Ehren den übrigen Völkern gleichsetzen oder vielmehr über sie stellen dürfen.“

Schwerer als den Laien wurde es den Theologen, an die Göttlichkeit der Mission Johannas zu glauben. Ziemt es der göttlichen Weisheit, einem Weibe die Verrichtung solcher Thaten anzuvertrauen, welche nur Männern zukommen? Kann ein Weib, das im Widerspruche mit dem Gesetze Gottes Mannskleider trägt, eine Gottgesandte seyn? Läßt sich überhaupt und wie läßt sich unterscheiden, ob Thaten in Gotteskraft oder mit Satans Kunst vollbracht sind? — Vor diesen und andern Fragen stutzten noch immer viele Theologen und schüttelten die Köpfe in Ungewißheit, ob sie Johanna für eine vom Teufel Besessene oder von Gott Berufene halten sollten.

Aber es traten auch bereits gefeierte theologische Autoritäten mit ausführlichen Abhandlungen hervor, in welchen sie den Wahrscheinlichkeitsbeweis für Johannas himmlische Sendung zu führen suchten. Die früheste, unter dem Eindruck der Befreiung von Orleans abgefaßte Vertheidigungsschrift (am 14. Mai) ist höchst wahrscheinlich das letzte Werk des berühmten Gerson († 12. Juli 1429).* Den Hauptbeweis für Johannas göttliche Erwählung findet Gerson in der Gerechtigkeit sowohl ihrer Zwecke als ihrer Mittel. „Ihr Zweck,“ sagt er, „ist der gerechteste, nämlich die Einsetzung ihres Königs in sein Reich und die Vertreibung seiner Feinde. Sie gebraucht bei ihren Unternehmungen keine von der Kirche verbotenen Mittel der Zauberei oder des Aberglaubens, keine trügerischen Sicherungsmittel oder dergleichen verdächtige Kunstgriffe der Menschen zu ihrem Vortheil, denn sie setzt zum Zeugniß ihres Glaubens ihren Leib den größten Gefahren aus. — Dem König wie seinen Räthen und Kriegern hat sie Vertrauen eingeflößt auf ihre Worte, so daß letztere sich den Kriegsgefahren bloßstellen, ohne sich vor der Schande zu fürchten, die

* In nocte Epiphaniarum Domini. Der 6. Januar, das alte Geburtsfest Christi, war ein großes Volksfest in Frankreich.

* Die Unterschrift lautet: Lugduni, millesimo CCCC. vicesimo nono, die XIIII. maii in vigilia pentheocstes, post signum habitum Aurelianis in depulsione obsidionis anglicane. Actum autem est a famosissimo et solennissimo sacre theologie professore Joh. Jarson, cancellario parisiensi.

Digitized by Google

sie treffen müßte, wenn sie unter eines Weibes Anführung geschlagen würden. Die Erhebung und fromme Glaubensbegeisterung des Volks dient zur Ehre Gottes und zur Bestürzung der Feinde. Ungeachtet Johanna sich von Gott geführt und berathen glaubt, handelt sie doch mit ihren Anhängern nicht den Regeln menschlicher Klugheit und der Kriegskunst zuwider, was Gott versuchen hieße." Was die Männertracht der Jungfrau betrifft, so gibt Gerson zu bedenken, daß das göttliche Verbot: V Mos. 22, 5, wie das alttestamentliche Gesetz überhaupt, in so weit es rein richterlicher (bürgerlicher) Natur sey, im neuen Bunde seine unbedingte Gültigkeit verloren habe, daß dasselbe nur um seines sittlichen Gehaltes willen noch fortwährend beobachtet werde. Auf die Jungfrau aber sey jenes Verbot auch seiner sittlichen Seite nach nicht anwendbar, da sie Gott durch untrügliche Zeichen auserkoren habe, um unter dem Beistand der Engel, denen die Jungfräulichkeit lieb und verwandt ist, als seine Fahnenträgerin die Feinde der Gerechtigkeit zu bekämpfen. Zum Geschäfte des Mannes und Kriegers gehöre natürlich auch das Kleid des Mannes und Kriegers. Aus demselben Gesichtspunkte rechtfertige sich das Schneiden des Haares nach Männerweise. Sollten wider Verhoffen die Erwartungen Frankreichs und der Jungfrau nicht in Erfüllung gehen, so dürfe man selbst daraus nicht schließen, daß das, was bereits geschehen sey, durch einen bösen Geist und nicht von Gott gethan sey; Frankreich könne durch Undank oder Lästerung oder sonst etwas der Art ein Gericht des göttlichen Zornes auf sich laden. So müsse denn der Mund derer verstummen, welche ungerecht über die Jungfrau reden. Frankreich aber möge nur darauf bedacht seyn, daß es nicht durch Unglauben, Undankbarkeit oder andere Sünden die so sichtlich und wunderbar begonnene Hülfe Gottes zu nichte mache, wie das Volk Israel gethan. Denn Gott ändert, wenn auch nicht seinen Rathschluß, doch sein zeitweiliges Urtheil, je nachdem sich die Verdienste der Menschen ändern (Deus enim etsi non consilium, sententiam tamen mutat pro mutatione meritorum).

Ebenfalls im Monat Mai 1429 nach der Befreiung von Orleans ist die Denkschrift des Erzbischofs von Embrun, Jakob Gelu, an den König Karl VII. verfaßt. Der Erzbischof hat sich die Aufgabe gestellt, den König in seiner vortheilhaften Ansicht über Johanna zu bestärken. Er ist eben so fest, wie Gerson, überzeugt, daß die Jungfrau gekommen sey im Auftrag Gottes, der die Niederen erwählt, um die Starken zu beschämen und ihren Hochmuth zu Schanden zu machen. Nach dem Worte des Herrn: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, legt er das Hauptgewicht seiner Beweisführung auf den durchaus christlichen Wandel der Jungfrau. * Ihre männliche Tracht vertheidigt er in ähnlicher Weise wie Gerson. Aus dem Berufe, den Johanna von Gott empfangen habe, folge die Mannstracht mit Nothwendigkeit. Ein Verkehr mit Männern, wie er der Jungfrau geboten sey, erfordere Anstands halber die entsprechende äußere Erscheinung. Uebrigens lebe Johanna unter Kriegern ehrbar, keusch und sittsam, thue nichts, was einem jungen Mädchen nicht gezieme. Am Schlusse seiner Schrift spricht Gelu die ernste Mahnung aus, an die göttliche Inspiration der Jungfrau fest zu glauben und in allen Dingen, welche über die gewöhnliche Einsicht der Menschen hinausgehen und sich nicht bloß auf die äußeren Mittel der Kriegführung beziehen, ihrem Rathe als dem Willen Gottes unbedingt zu folgen; denn es sey zu hoffen, daß Gott, welcher des Königs Sache zu der seinigen gemacht habe, der Jungfrau solche Gedanken eingeben werde, durch welche das angefangene Werk zum glücklichen Ende gedeihe.

In Deutschland stellte schon im Juni 1429 der Vicekanzler der Universität Köln, Heinrich von Gorckheim, nach der damals üblichen scholastischen Weise, Thesen für und wider die Jungfrau auf. Ein sicheres Urtheil zu fällen getraut er sich darum nicht, weil er

---

* Quicherat III, 406 sq. Ipsa sicut bona et fidelis christiana Deum colit, ipsum adorat, sollicite sacramenta ecclesiastica veneratur et frequentat confitendo saepe et corpus Domini devote recipiendo. Honesta est in verbis, honesta in conversatione, multiloquium, in quo non deest peccatum, evitans; sobria in victu; in ceteris etiam gestibus suis nihil indecorum, nihil turpe, nihil, quod non deceat verecundiam puellarem, ostentans, velut nobis relatum est. Nec unius diei sunt praedicta, ne ficta putentur, sed plurium mensium, in quibus satis apparuisse potuisset, si quid sinistri de ea dicendum esset. Et quamquam circa arma versetur, nec crudelitatem tamen unquam persuasit, sed omnium misereturad regem dominum suum confugientium, aut inimicorum recedere volentium. Non sitit humanum sanguinem, sed offert inimicis pacificum ad propria recessum, regno in quiete et pace dimisso, et rebellibus ad domum suam regressum per obedientiam bonam, recepta a rege veniae indulgentia. Verum est tamen, quod ea ad quae missa est, nititur complere, videlicet subjugare hostes et rebelles jugo submittere, quum, requisiti quod debitum faciant, denegaverint. Haec enim est via juris communis, omni rationi consona. — Dieß das unbestochene Zeugniß eines berühmten Erzbischofs aus jener Zeit, das wir um deswillen seinem ganzen Wortlaut nach anführen. Jakob Gelu starb in demselben Jahre wie die Jungfrau.

Digitized by Google

ihre Lebensumstände, ihre Sitten, Worte und Werke nicht aus unmittelbarer Erfahrung kenne. Sein Streben soll deßhalb nur darauf gerichtet seyn, seinere Denker zu tieferer Forschung anzuregen. Daß er der günstigen Ansicht zuneigt, ergibt sich, abgesehen von der überwiegenden Stärke der für Johanna beigebrachten Gründe, wohl schon aus der Einleitung, wo er die Worte Amos 7, 15: „Der Herr nahm mich von der Heerde und sprach zu mir: Gehe hin und weissage meinem Volke Israel," auf die Jungfrau und Frankreich mit dem Zusatz anwendet: „Das Volk von Frankreich kann im geistlichen Sinne nicht unangemessen das Volk Israel genannt werden, weil es sich bekanntermaßen stets durch Glauben an Gott und Pflege der christlichen Religion ausgezeichnet hat." Durchaus vortheilhaft für Johanna und der Wahrheit getreu ist auch die Schilderung, die er von Johannas Persönlichkeit, ihrem ganzen Gebahren und Wirken entwirft. „Um ihre göttliche Sendung zu bewähren, bedient sie sich übernatürlicher Zeichen: Offenbarungen im Herzen verschlossener Geheimnisse und Vorhersagung künftiger Dinge. Sie läßt das Haupt scheren wie ein Mann, und wenn sie zu kriegerischen Handlungen gehen will, so steigt sie zu Pferde, angethan mit männlichen Kleidern und Waffen. Sitzt sie zu Rosse, ihr Banner in der Hand, dann zeigt sie sich wunderbar geschäftig und wie ein erfahrener Feldherr geschickt, das Heer kunstgerecht aufzustellen. Alsdann werden auch die Übrigen muthig und furchtsam ihre Gegner, als sey ihnen alle Kraft benommen. Steigt sie aber vom Rosse nieder und legt wieder ihr gewohntes Frauenkleid an, * dann ist sie in allen weltlichen Geschäften gar einfältig und unerfahren, wie ein unschuldiges Lamm. Auch wird erzählt, wie sie in Keuschheit, Mäßigkeit und Enthaltsamkeit ein Gott geweihtes Leben führt und allen denen, die ihr gehorsamen wollen, Mord und Raub und jegliche Gewaltthat verbietet. Um dieser und ähnlicher Ursachen willen unterwerfen sich die Länder, Gemeinden und Schlösser dem königlichen Sohne und geloben ihm Treue. Sie ermahnt auch die Leute zur Tugend und zu den Werken der Gerechtigkeit, durch die Gottes Preis verherrlicht wird. Sie sucht keinen Gewinn und arbeitet mit ihrer ganzen Andacht für das Kleinod des Friedens. Hiezu aber hat sie des bösen Geistes nicht noth, der ja der Vater der Zwietracht ist."

Geht aus den angeführten Worten einestheils hervor, daß man in Deutschland im Allgemeinen über die Jungfrau gut unterrichtet war, so zeigen andererseits die Fragen, welche Heinrich v. Gorkheim auf Grund seiner Schilderung erhebt: Ob man glauben solle, daß Johanna eine Jungfrau von wirklichem Fleisch und Blut sey, oder daß sie nur einen Scheinleib angenommen habe (An credi debeat vera naturae humanae Puella, an in similem effigiem fantasticam transformata), was für wunderliche Vorstellungen und abenteuerliche Erwartungen man im Auslande von ihr hegte. Den Beweis der Möglichkeit, daß Gott Frankreich durch ein schwaches Weib erretten wolle, führt Gorckheim aus der heiligen Schrift an dem Vorbilde der Deborah, Esther und Judith; als Gegengründe aber stellt er das Scheren des Haares und das Anlegen männlicher Kleidung auf, weil das eine wie das andere dem Worte Gottes widerstreite. Wohl hätten sich Esther und Judith Männern zu Gefallen, mit denen sie zu thun gehabt, festlicher geschmückt, ihren weiblichen Anzug aber hätten sie keineswegs mit männlicher Tracht vertauscht.

Etwas später verfaßte ein Priester aus Landau in dem Bisthum Speier zwei Schriften, die eine im Juli, die andere im September 1429, unter dem Titel: Sibylla Francica. Wie er sagt, ist er zur Abfassung beider Abhandlungen durch die vielen Fragen veranlaßt worden, welche der gemeine Mann an die Geistlichkeit richte, um sich über die neue Prophetin Raths zu erholen. Er glaubt, daß Johanna wirklich eine Sibylla, d. h. Prophetin sey, welche den Willen Gottes den Menschen offenbare. Der Schwerpunkt seines Beweises liegt, wie bei Gelu, in dem christlichen Leben der Jungfrau. Denn „sie wird in Frankreich von allen als eine Bekennerin des katholischen Glaubens und als wohlbegründet in der Ausübung seiner Gebräuche gepriesen. Sie hat große Ehrfurcht vor den kirchlichen Sacramenten, führt ein lobenswerthes Leben, ist gottergeben in ihren Worten und Entschlüssen. Sie beginnt jedes noch so schwierige Unternehmen im Namen der heiligsten Dreieinigkeit, befestigt den Frieden, erleichtert der Armen Noth, sie liebt die Gerechtigkeit und begehrt nicht nach der Eitelkeit der Welt, nicht nach ihrem Lobe und ihrem Reichthum. Sie ist eine Tochter Gottes und denkt, was Gott wohlgefällig ist, damit sie keusch sey in ihrem Geiste und unbefleckt an Leib und Seele." Dieses gottselige Verhalten der Jungfrau bürgt dem Priester von Landau für die Echtheit ihres Prophetenthums unter dem Vorbehalt, daß die untrügliche römische Kirche an den Werken derselben nichts zu tadeln finde. Wie im alten Bunde durch Deborah, Esther und Judith, so wirkt Gott auch in der christlichen Zeit Wunder und Offenbarungen durch das schwache Geschlecht, damit die Gewalthaber der Erde sich nicht auf Bogen und Schwert, sondern auf die Macht Gottes verlassen, und die Menschen nicht durch den Schrecken vor seinen Strafgerichten, sondern durch den Eifer seiner Liebe vom Bösen abgewandt

* Dieß der einzige unrichtige Zug im Bilde der Heldin.

Digitized by Google

und auf das Gute hingelenkt werden. Durch viele Prophetinnen, z. B. Brigitte, Hildegarde, Ludivigis, ist den Ländern Friede, den Reichen Heil und Einigkeit geworden. Auch entspricht es der göttlichen Ordnung, daß Frankreich, welches durch ein Weib zu Grunde gerichtet worden ist (Isabelle), durch eine demüthige und gottergebene Jungfrau errettet werde. In der Aufgeblasenheit seines Stolzes hat sich Frankreich durch seine Macht und Waffen über alle Christenreiche erhoben, wie ein Löwe seine Nachbarn zu Ruhe geschreckt, und wenn es brüllte, dann hat es die Länder überfallen und verheert; auf seine Weisheit und seine Schätze übermäßig vertrauend, hat es sich zu den Sternen erhöht. Jetzt aber liegt es daniedergestreckt, außer Stande, sich durch eigene Kraft und die Stärke seiner Waffen emporzurichten. Auf daß es nun in Zukunft Gott fürchte und den erkenne, der den Frieden säet, hat Gott beschlossen, ihm durch ein zartes Weib wieder aufzuhelfen. Die Engländer dagegen, welche alle Völker an Grausamkeit und Wildheit übertreffen, hat er zu größerer Schmach in eines Weibes Hand gegeben. Viele wundern sich, daß Johanna nur Weissagungen für ihr Vaterland, nicht auch über fremde Länder habe, allein ohne Grund, wie aus dem Beispiele der alttestamentlichen Propheten erhellt. An der männlichen Tracht der Jungfrau, woraus die Engländer auf Zauberei und teuflische Eingebung schließen, ist kein Anstoß zu nehmen, denn der heilige Thomas lehrt (in Summa, q. LXIX, art. 2), in Fällen der Noth oder aus andern vernünftigen Ursachen könne ohne Sünde eine Vertauschung der Kleider stattfinden, und der heilige Hieronymus erzählt einen Fall dieser Art, wodurch Johannas Verfahren vollständig gerechtfertigt wird. *

Von der Thatsache der Krönung Karls VII. hat der Verfasser zur Zeit noch keine Kunde, das aber weiß er, daß Johanna dem Dauphin die Wiederherstellung des Reiches versprochen hat. An diese Weissagungen knüpft er zwei andere, welche sonst niemand der Jungfrau zuschreibt, daß nämlich Karl VII. zwanzig Jahre auf dem Throne sitzen, und daß nach ihm sein Erstgeborener mit größerer Herrlichkeit und Macht regieren werde, als irgend ein König der Franzosen seit Karl dem Großen. Eigenthümlich ist unserem Priester auch die Behauptung, Johanna betrachte in der Nacht den Himmel und messe die Gestirne. Doch ist er weit entfernt, sie unter die von der Kirche verworfenen Planetarier zu zählen. * Vielmehr bleibt er dabei, daß ihr ein guter Geist von Gott inwohne. Nur das fürchtet er, daß wenn die Seherin das Maß ihrer Weissagungen und Versprechungen erfüllt habe, das französische Volk wegen seines aufbrausenden Charakters das Joch Gottes abwerfen, auf die Stimme der Prophetin nicht mehr hören und sie in Verbannung schicken werde. „Gefeiert wird ihr Name seyn im Tode als im Leben (celebrior erit ejus memoria in morte quam in vita)."

* Quicherat III. 440 q. Sicut refert Beatus Hieronymus in libro Vitae Patrum, de Fratre Marino, qui, negato sexu et habitu, religionem assumpsit mutato nomine foemineo in masculinum. Tum quia virgo fuit amica patri filia, qui intravit religionem, ipsaque suspirans ad eamdem, negavit nomen Marina, insuper et sexum muliebrem, et dixit se Marinum fore masculum. — Et si Deo placuit Marina virgo militans in habitu spirituali virili, quum tamen certa spiritualia intercipi non debeant ulla fraude neque dolo: quanto magis ista virgo sibylla in armis bellicis non offendit, sed ad defendendum et praecavendum pro republica et communi bono poterit militare!

* Q. III, 433. 435. De militiis coeli pulchrum est loqui, quoniam sermo scintillat in animis audientium; sed labor egregius, nam divinus; deorum enim particeps naturae astrologus reputatur. Nolo tamen hanc nostram sibyllam inter planetarios fore connumerandam, quos Ecclesia improbavit, sed imaginario genere, semoto dubio, non excluditur: quando somno plerumque educta, aut voce de coelo prolapsa, aut accepta parabola, corporaliter videndo res et ipsarum varietates, ex quibus elicit, quis futurus praelii aut belli erit eventus, intuitu vero mentis, ita quod saepe in ecstasi videtur posita per maximum, ut sic revelationibus suis veritatem ministrando.

Digitized by Google

Verſchmäht, verworfen!

Acht frei überarbeitete Kapitel aus dem Geheimfache eines Arztes.

(Fortſetzung.)

Drittes Kapitel.

Auf dem Anſtand.

Inzwiſchen hatte das Augenglas des Herrn von Trapkow die annähernde Kraft gut geſchliffenen Bergkryſtalls bewährt. Kein Zug des Doppelſpiels, welches zwiſchen dem Malerpaare gleich nach ſeinem Rückzug begonnen hatte, war ihm entgangen. Als Marizibill mit der leichtfertigen Kopfwendung und dem überſichern Lächeln der Donna Diana ihren Gegner matt zu ſetzen glaubte, wußte der Kammerherr, daß eine große Gefahr an ſeinen Planen glücklich vorüber gegangen war, und daß die Kluft zwiſchen jenen beiden weiter klaffte, als es bisher je der Fall geweſen war. Durch Aufmerken, Ausfragen, Ahnen und Errathen gelangte er im Laufe der nächſten Stunde ſo ziemlich in den Beſitz des ganzen Geheimniſſes. Die Abfahrtſtunde der Fürſtin, die auf den blinden und tauben Doktor Mlodecki eingeſchränkte Zahl der Begleiter, die Bahnſtation, wohin um Gebirgsfuhrwerk telegraphirt werden ſollte — er hatte vom Majordomo gegen den ihm verabreichten Abſchiedsdukaten Alles mit Genauigkeit ausgekundſchaftet. Seine ganze Aufmerkſamkeit mußte nun den Bewegungen Brandts gelten, deſſen aufgeregte Luſtigkeit zu dem Abſchiedscharakter des Feſtes ſeiner hohen Gönnerin in auffallendem Widerſpruche ſtand.

Man tanzte in drei Sälen zugleich; der größere, in einem Seitenflügel des Palaſtes gelegen, ließ ſich durch die Spiegelſcheiben des gegenüber liegenden Buffets überſehen; die beiden kleineren, dieſſeits und jenſeits des Erfriſchungszimmers und etliche Stufen tiefer als dieſes letztere, waren von dem nämlichen Punkt aus mit den Blicken zu beſtreichen. Auf dieſem Feldherrnpoſten bewachte der Kammerherr, den ſchwarzen gekräuſelten Tituskopf ſcheinbar gedankenlos über eine Taſſe dampfenden Moccas gebeugt, mit aufmerkſamem Auge das Gebahren des nämlichen Kleeblatts, welchem der alte Doktor ſo manchen verſtohlenen Blick zugeſandt hatte.

Es war unzweifelhaft, daß die ſchöne Polin heute reizender war als ſeit langer Zeit. Es lag ein Gemiſch von Trauer und Freude in ihrem Auge, dem ſelbſt ein Uneingeweihter nicht ohne Rührung begegnen konnte, und wenn ihre langen Wimpern den Blick verſchleierten, ſchien es, als widerſtrebten ſie, ihn von neuem preiszugeben. Sie antwortete heute nur mit Hand- und Kopfbewegungen, aber ihre leichte Geſtalt fügte ſich ſo gefällig und träumeriſch willenlos in alle Verſchlingungen des Tanzes, daß ſich die ſchüchternſten Nachzügler ihrer Verehrer heute in ihre Nähe wagten und ſich Thoren und Narren ſchalten, jetzt erſt, ſo nahe dem Abſchied dieſes ſchwindenden Geſtirns, den Muth zur Annäherung gefaßt zu haben. Ihr ſprühender Geiſt ſchien heute in andern Gebieten zu weilen; ihre ſprunghafte Art zu fragen und zu antworten, lag heute wie unter dem Bann eines Zaubers und miſchte in den berauſchenden Trank ihrer Erſcheinung nicht mehr die bitteren Körner der Ueberlegenheit und ſpöttiſchen Laune. Sie war heute das Feſte, was ſie überhaupt zu ſeyn vermochte, und daß ſie dieſe wohlthuendſten Seiten ihres Weſens unbewußt, und als wäre ſie ſelbſt nicht mehr die Leiterin ihres Willens, herauskehrte, das eben gab dem Geſammtreize ihrer Perſönlichkeit eine wahrhafte Unwiderſtehlichkeit.

Von einer dringenden Unruhe umhergetrieben, haſchte der Maler nur in flüchtigen Blicken die Strahlen ihrer Schönheit. Aber immer feſter eingeſponnen fühlte er ſich von ihnen, und wenn ſein Blick ſie wieder in der Menge ſuchte und fand, war es ihm, als habe ihn überirdiſche Kraft zum Hinblicken gezwungen; er taumelte dahin, gleichgültig gegen die ſtarrenden Augen der ihm auf ſeinem Wege Begegnenden.

Ueber ſeine Taſſe gebeugt, bewachte ihn der Mann mit dem Vertrauen gewinnenden Blick. Keine ſeiner Bewegungen entging ihm. Als Brandt die Stufen zum Erfriſchungszimmer wie ein Berauſchter erſtieg, um in den gegenüber liegenden Saal hinabzublicken, wo Marizibill tanzte, erlauſchte das Auge des Kammerherrn den Schauder im Angeſicht des andern, und nicht minder den Schatten, welcher über ſeine Züge glitt, den Verräther eines gewaltſam unterdrückten Seelenkampfes — nach langem Schwanken, ſo meinte der Kammerherr, das letzte, grauſame „Fahr hin!“

Gleich darauf war der Maler ihm entſchwunden. Herr von Trapkow ſtieß die Taſſe auf die Seite, eilte durch das gefüllte Vorzimmer dem Ausgange zu und gewahrte eben noch die Kinnbartſpitze des Malers, als dieſer ſich in ſeinen Wagen warf, der ſofort über das ebene Quaderparket von dannen rollte. Des Kammer-

Digitized by Google

herrn Wagen war noch nicht zur Hand. Ein eingeschlafener Fiakerkutscher erwachte nach heftigem Rütteln eben früh genug, um des Kammerherrn Absicht zu begreifen, ehe die Mesalliance völlig entschwunden war. Die gereitzten Pferde des Fiakers folgten im unordentlichen Galopp. Bald waren der Schimmel und der Braune nahe in Sicht. „Jetzt in gleicher Entfernung hinterdrein!“ rief der Kammerherr und vorwärts ging's, mit hundert Schritten Abstand, bis die Mesalliance vor der Gartenwohnung des Malers stille hielt.

Der Kammerherr entließ sein Fuhrwerk, drückte sich in den Schatten eines Hauses und kam erst wieder zum Vorschein, als der Maler dem Portier zugerufen hatte, die Gartenpforte offen zu lassen, und dann in's Haus geeilt war.

Die Gebüsche des Gartens reichten bis nahe unter die Fenster des Hauses. Sie boten dem Heranschleichenden Schutz, und unmittelbar unter dem hohen Atelierfenster stehend, wußte er sich noch im duftigen Verwahrsam blühender Rosen- und Hollunderbüsche. Es war eine köstliche Juninacht, aber der Kammerherr empfand von ihrer geheimnißvoll zu der Seele redenden Sprache nicht mehr als der Grenzwächter, welcher einem Pascher auflauert, der Wilddieb, dem ein verendender Hirsch vorüber hinken wird. Er war ganz Ohr und Auge, aber allein für das, was sein Spürtalent herausgefordert hatte.

Nach einer Weile zeigte sich Licht im Atelier. Ein Schatten fiel auf die weiße Zimmerdecke und die angrenzende Wand, ein vornüber gebückter Schatten, dessen Haltung die eines Schreibenden war. Nur zwei Minuten höchstens verblieb der Schatten in dieser Haltung, dann wurden seine Bewegungen unkenntlich. Der Kammerherr machte eine Anstrengung, sich auf den erreichbarsten Ast eines nahe stehenden Maulbeerbaums hinauf zu winden, doch hielt ihn die Scheu vor einem Auskunftsmittel zurück, das, wenn entdeckt, ihn in Verlegenheit bringen konnte und auch überhaupt allzu gemeiner Art seyn mochte.

Nach einigem erfolglosen Harren kam ihm der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit selbst zu Hülfe. Es öffnete sich eine Klappe des großen Atelierfensters und Brandt sah nach dem Stande der Sterne. Er war in steirischer Tracht: grauer Lodenrock mit grünen Aufschlägen, gemslederne Kniehose, grüne Strümpfe, große Bundschuhe, auf dem Kopfe der schwarzgrüne Hut mit Gemsbart und Auerhahnfeder. Da das Fenster bis auf den Boden des hochgelegenen Zimmers reichte, war der Hinausblickende von Kopf bis zur Sohle sichtbar.

Der Kammerherr stand regungslos in seinem Blüthenversteck. Er sah durch sein Augenglas die Hafteln am groben Rock, die Flasche an der Achselschnur, das Tanzbouquet der Fürstin — nein, es war ein welker Alpenstrauß, der noch von einer längst vergessenen Bergpartie im Knopfloch steckte. Ueber das buntrothe „Fürtuch“ kreuzten sich grüne Tragbänder. — Der Maler griff ein paar mal in sie hinein, um freier aufzuathmen. Der Kammerherr meinte, er seyn sehr blaß, der arme Herr von Wahlstadt, sehr blaß! Die Leidenschaft pflege blaß gemalt zu werden, setzte er in Gedanken hinzu.

Wieder entzog sich ihm, was in dem Atelier vorging. Als das Licht verschwand, dachte er an die Gefahr, beim wahrscheinlich jetzt erfolgenden Fortgehen des Steirers vom Portier im Garten eingeschlossen zu werden. Er zog sich vorsichtig aus dem Bereich des Schliepers auf die Straße zurück und wartete hinter einem Brunnen der weiteren Dergänge.

Der Osten hatte sich schon röthlich gefärbt. Ein schweres Gewölk lag schlafend über dem wachsenden Streifen Himmelsgoldes, von dessen zunehmenden Gluthen der untere Saum der Wolke glänzte. Vereinzelte Vogelstimmen im dunkeln Gebüsch des Gartens, Rothkehlchen, Goldammern und Staaren, verkündeten das Erwachen des neuen Tages, furchtsam, leise. Ein Gemüth wie das des alten Hausarztes hätte sich eingeredet, die kleinen Sänger der Gebüsche sogar seyen mit einem dunkeln Bangen erwacht. Ein sanfter Frühregen, welcher jetzt auf die Blätter niederzuklopfen begann, vervollständigte die wehmüthig klagende Miene, mit welcher der junge Tag sich den Träumen entwand.

Der Kammerherr war diesen Eindrücken nicht zugänglich. Der Regen schien ihm höchstens ein zudringlicher Gesell, der nicht leicht zu ungelegenerer Zeit hätte kommen können. Er hüllte sich fester in seinen Mantel und drückte sich unter das überragende Dach des schützenden Brunnens, dessen dünner Wasserstrahl eintönige Selbstgespräche führte.

Jetzt endlich hörte der Lauschende ein Fenster im Erdgeschoß des Künstlerhauses öffnen. Es schwang sich eine behende Gestalt auf den Sims hinaus, von da am Spalier in den Garten hinab, und ohne daß die Dienerschaft zum Vorschein kam, verließ der Besitzer des Gartens sein Eigenthum.

Die ersten frühen Tagelöhner waren schon auf den Wegen. Sie machten es dem Manne im Mantel möglich, den Flüchtling von weitem zu verfolgen, ohne seine Aufmerksamkeit zu erregen. So behielt er ihn unausgesetzt im Auge, eine lange Strecke, bis der Südbahnhof erreicht war. Es wurde eben zu einem Frühzuge geläutet. Die Kasse sollte schon geschlossen werden, und der Steirer hatte einige Mühe, den Billet-

Digitized by Google

verkäufer noch zur Herausgabe eines Billets zu bewegen. Dadurch wurde es dem Kammerherrn möglich, die Verkaufsſtelle in dem Augenblick zu erreichen, als das Fenſter zum zweiten mal herabgelaſſen werden ſollte. Er fing den Rahmen beſtehen mit dem Ellbogen auf und ſchob es weit genug in die Höhe, um den Verkäufer nochmals zum Redeſtehen zu nöthigen.

„Ein Wort, wenn ich bitten darf.“ — Der Verkäufer verſicherte mit einem Fluche, er werde dieſe Handgreiflichkeit ſofort zur Anzeige und Beſtrafung bringen; zugleich ſuchte er das Fenſter hinab zu drücken. — „Im Namen der Polizei!“ ſagte der andere mit unübertrefflicher Sicherheit, den Erſchreckten in ſein Nichts hinunterblinzelnd, und während der Verkäufer das Fenſter gefügig in die Höhe ſchnellen ließ, fragte der Kammerherr im gedämpften Ton: nach welcher Station dem letzten Reiſenden ein Billet verabfolgt worden ſey?

„Nach Kapfenberg — zu dienen,“ lautete die flüſternd dienſtfertige Auskunft. — „Zuverläſſig?“ — „Zuverläſſig! — Wird befohlen zu telegraphiren?“ — „Noch nicht! Guten Morgen.“ — Und der Kammerherr ſchlug ſeinen Mantel feſter über die Schulter, warf ſich in einen Wagen und rollte in der Richtung ſeiner Wohnung von dannen.

Kapfenberg in Oberſteier: das ſtimmte. Er überlegte, was weiter zu thun war. Der jüngſte zurückbleibende Lakai der Fürſtin Demidloska hatte bereits Verhaltungsbefehle von ſeinem neuen Herrn, und da dieſer Herr der pünktliche Kammerherr ſelbſt war, ſo durfte vorausgeſetzt werden, daß er ſich durch Pünktlichkeit bei dieſem erſten Vertrauensgeſchäft auszeichnen werde. Er hatte ſofort nach der Abreiſe der Fürſtin ſeinem neuen Herrn über Abfahrt, Stunde und Stationsziel derſelben Bericht abzuſtatten. Erſt gegen die Mittagszeit ließ ſich ein Beſuch bei Frau von Wahlſtadt wagen. Bis dahin ſollte ein älterer Diener des Kammerherrn das Haus der letzteren bewachen. Es lag einige Wahrſcheinlichkeit vor, daß ſie keinen entſchiedenen Schritt thun werde, ohne den vierzigjährigen Beſchützer zu Rathe zu ziehen. Dennoch mußte der aufpaſſende Diener des Kammerherrn mit einer Bleiſtiftdepeſche ausgerüſtet werden, in welcher der letztere um ein dringend nöthiges Tête-à-tête bat. Dieſer papierene Radſchuh ſollte erſt im letzten Augenblick angelegt werden, vorausgeſetzt, die Frau des Malers verliere etwa den Kopf und reiſe dem Entflohenen auf gut Glück nach. Es galt ſie dann um jeden Preis zurück zu halten.

Somit waren für jetzt keine weiteren Vorkehrungen zu treffen, und der ungerathene Schüler Montesquieus konnte ſeiner Phantaſie freieren Flügelſchlag gönnen. Er liebte das. Sein Flug mied zwar mit Vorſicht die Sonnennähe, eingedenk der ſchmelzenden Wachsflügel des Ikarus; er mied auch gefährliche Abgründe und es konnte ihm nicht wie dieſem begegnen, in's Meer hinab zu fallen; es war ein Hin- und Herflattern wie das der Fledermaus. Aber es war doch ein Vorauseilen, ein Vorausgenießen, ein ungefährliches Hinausſchwärmen in erwünſchte Möglichkeiten, und er hielt große Stücke auf dieſe Phantaſiegabe, die ihn, wie er gern behauptete, einmal um eines Haares Breite in die Gefahr gebracht hätte, ein Dichter zu werden. In dieſen poetiſchen Anwandlungen pflegte er Briefe allerlei Inhalts zu entwerfen. Da er im wirklichen Briefſtyl das knappſte Maß liebte oder doch aus Vorſicht einhielt, ſo erlahte er ſich doppelt an der ungebundenen Redſeligkeit ſolcher Phantaſieentwürfe.

Im Fahren unterhielt er ſich denn auf eingebildet brieflichem Wege mit einem fernen einflußreichen Gönner in folgenden Ausdrücken:

„Hochverehrteſter Gönner! Sie haben mir empfohlen, das Chiffernverzeichniß, welches Sie mir bei Ihrem letzten Aufenthalte mitzutheilen die Güte hatten, auswendig zu lernen und dann zu verbrennen. Vor wenigen Tagen habe ich den letzten Theil Ihres Befehls vollſtrecken können. Ich leſe Ihre Briefe jetzt ohne Hülfe des Verzeichniſſes, und wie Sie aus dieſer Meldung, die in Chiffern abgefaßt iſt, erſehen, drücke ich mich auch mit Leichtigkeit in der Geheimſchrift unſeres Hofes aus.“

„Es gereicht mir zur beſondern Freude, die erſte Mittheilung in dieſer für mich ſo ehrenden Vertrauensſprache eine ſeyn zu laſſen, welche Günſtiges berichtet.“

Hier hielt der eingebildete Briefſchreiber inne und dachte nach, wie ſeine nächſten Erfolge ſich geſtalten würden, und wie er ſich nach deren Erreichung auszudrücken habe. Dann fuhr er fort:

„Durch meine unausgeſetzten Bemühungen iſt es gelungen, die Dame, welche Sereniſſimus bei ſeinem letzten Aufenthalt hieſelbſt mit ſeiner Aufmerkſamkeit beehrte, zu beſtimmen, ſich in den Schutz ſeiner hohen Nähe zu begeben. Sie wird ohne ihren Gemahl kommen und ich allein werde ſie begleiten. Ob der Einfluß der Ihren Verwaltungsplanen bis jetzt hinderlich geweſenen Perſönlichkeit noch der alte iſt, und ob die Adelspartei jene Perſönlichkeit nach wie vor in ihrer langjährigen Stellung zu behaupten ſucht, dieß bitte ich mir baldigſt mitzutheilen, um darnach die Sicherheit, mit welcher wir ihr eine Gegnerin gegenüberſtellen dürfen, zu bemeſſen. Sereniſſimus iſt, wie man hier wenigſtens behauptet, jenes Einfluſſes herzlich ſatt, und ſo ſcheint denn Seinerſeits der Sturz Ihrer Widerſacherin

Digitized by Google

auf keine Bedenklichkeiten zu ſtoßen. Sie werden nicht der Erinnerung bedürfen, daß unſere neue Bundesgenoſſin eine Bürgerliche iſt, und daß dieſer Umſtand in den Augen der Kammeropoſition dem Sturze jener bisher allmächtigen Perſönlichkeit das Anſehen geben muß, als ſey der Schlag gegen die Adelspartei ſelbſt geführt. Es wird rathſam ſeyn, dieſe Auffaſſung durch einige Zugeſtändniſſe, welche einen Wechſel des Syſtems und eine Schwenkung nach links vermuthen laſſen, vorzubereiten, um von nun an eine ſichere Stütze in der Partei der Bürgerlichen zu finden. Wenn Sie meine Dienſte in dieſer für das Landeswohl ſo hochwichtigen Angelegenheit durch die in Ausſicht geſtellte Beförderung lohnen wollen, wie ich dieß mit vollem Vertrauen in Ihre Zuſicherungen erwarte, ſo glaube ich verſichern zu dürfen, daß meine Empfohlene ſich unter meiner Leitung raſch in die ihr zugedachte Stellung einleben wird, und daß die jetzigen Schwierigkeiten, Sereniſſimus zum Unterſchreiben Ihrer Verfügungen zu veranlaſſen, binnen kurzem aufhören werden."

Der phantaſirende Briefſchreiber wollte hier ſchließen. Es fiel ihm indeſſen noch eine Möglichkeit ein, die er in einem Poſtſcript zu erwähnen rathſam fand.

Daſſelbe lautete: „Sollte wider Erwarten Sereniſſimus nicht Kraft genug beſitzen, um ſich mit dem Adel bis zu dem im Obigen vorausgeſetzten Grade zu verfeinden, ſo würde ich an die Möglichkeit erinnern, die Fürſtin D. an Ihren Hof zu ziehen. Ich habe Grund anzunehmen, daß die unzugängliche Haltung dieſer ebenfalls früher der hohen Aufmerkſamkeit gewürdigten Dame binnen kurzem eine Veränderung erleiden dürfte."

Während dieſer Brief entworfen ward, hatte der Wagen ſeine Fahrt zurückgelegt. Eben vergoldete der erſte Sonnenblick die Spitze des Stephanthurms, als des Kammerherrn Wohnung erreicht war. Er ſprang die Stufen hinauf, ohne des freundlichen Sonnenblicks zu achten, und verſchwand in ſeinem Hauſe.

Der Fiakerkutſcher, welcher nur einen flüchtigen Strahl ſeines Auges — dießmal keinen berechneten Vertrauen gewinnenden — empfangen hatte, fand die Morgenluft gleich nachher erbärmlich kalt und peitſchte die Pferde in einer Weiſe heim, daß ſie alle Kehrichtwagen und Milchkarren auf ihrem Leidenswege antrannten. Der alte Doktor hatte gemeint, einen neuen Beleg für ſeine Theorie vom unmoraliſchen Fluidum gefunden zu haben. Inzwiſchen war die Thurmſpitze wieder aſchgrau geworden und der Sonnenball rollte ſtrahlenlos und unheimlich in das noch immer ſchlafende Gewölke hinauf.

Viertes Kapitel.

Innerlichſtes.

Während der Diplomat, mit den ausgeſtellten Netzen, Sprenkeln und Leimruthen zufrieden, das Näherkommen und Hängenbleiben des unſtellten Vogels in ſicherer Ruhe abwartete; während die junge Fürſtin Demikloska in einer halb ſeligen, halb ſchmerzhaften Erregung, die ſeine Hand unausgeſetzt auf dem pochenden Herzen, den Zeiger ihre Emailleuhr bewachte und die Stunden zählte, welche noch bis zur Abfahrt des zweiten Bahnzuges ihr Bleigewicht hinter ſich drein ſchleppten; während Marizibill halb entkleidet — denn ſie hatte Brandts Entfernung erſt eine halbe Stunde nach ihrem ſpäten Heimkommen bemerkt und war bis dahin vollauf beſchäftigt geweſen, ſich des Ballſtitters mit ſchonend vorſichtiger Langſamkeit zu entledigen und jedes Stück an ſeinen Platz zu tragen — während ſie jetzt halb entkleidet vor der leeren Staffelei ihres Mannes ſtand und das räthſelhafte Blatt überlas, mit dem er ſich auf ungewiſſe Zeit beurlaubte, die Augen ſtarr auf die tanzenden Schriftzüge geheftet, die Rechte krampfhaft in dem herabgeſunkenen blonden Haare, die Lippen feſt geſchloſſen und ohne einen Tropfen Blut, unter ihren bloßen Füßen eine der Blumen, welche zu der leichtfertigen Kopfbewegung und dem Donna-Diana-Lächeln ſo ſicher und morgenblau genickt hatten: während deſſen leuchte der Frühzug in roher Geſchäftigkeit über Flußbrücken und Viaducte, durch Tunnel und offene Hohlwege, an Dörfern, Städten, Wächterhäuſern, Telegraphenſtangen, menſchgewordenen Maſchinen und maſchinengewordenen Menſchen, an erſchreckten Pferden, fliehenden Kälbern, kläffenden Hunden vorbei, Kohlenſchlacken verſtreuend, ſchwarze Rauchſäulen und weißen Waſſerdampf ausblaſend, pfeifend, raſſelnd, ſtampfend, donnernd, eine abſcheuliche Schlange mit rothen Augen und athemverſetzendem Hauche, gebändigt von dem Willen des Einen ſchmutzigen Führerpaars auf der Maſchine, das mit ſeinen drahtgeflochtenen Staubbrillen gleichgültig in den Morgen hinaus ſchaute.

Verſchlafene Geſichter guckten aus den Fenſtern der Waggons, ſonnegebräunte, bleiche, geſunde, kränkliche, vornehme und nicht vornehme Geſichter; hie und da ein feines Köpfchen, das achtzehn Sommer lang von dem Vaterlande der Mignon geträumt hatte und ſich nun an der Pforte ſeines Paradieſes glaubte; junge Ehepaare auf ihrem erſten ſonnengoldenen Ausfluge; Künſtler mit Stipendiengeldern in der Taſche und einem Raphaelsaltare im Herzen; Soldaten, denen man von Italiens Lorbeeren geſprochen hatte; Kadetten aus guter Familie, die alles überſtanden zu haben hofften, wenn

Digitized by Google

sie nur erst mit der Seekrankheit im Reinen seyn würden; heimkehrende Prime Donnen mit dem Golde Londons in den Koffern und seinen Nebelheiserkeiten in der Kehle; Gesichter aller Art, Leute allen Standes, selbst ein gekröntes Haupt unter ihnen, das von aller Welt während der Stationspausen angestarrt wurde, ohne daß jemand herauszufinden wußte, was es eigentlich von andern Sterblichen unterscheiden mochte.

Brandt von Wahlstadt saß in einem der schwach besetzten Noblewaggons des Zugs, träumend in sich versunken, abgeschlossen von menschlicher und landschaftlicher Umgebung, mit Sinnen und Denken in den Begebnissen begraben, welche die letzten Stunden gebracht hatten und deren Entwicklung sich mit unaufhaltsamer Heftigkeit vorbereitete. Es quälte ihn etwas in dieser Unaufhaltsamkeit. Sie fand ihr nüchternes Zerrbild in der Hast, mit welcher die Maschine vorwärts stürmte, hinter ihr drein der willenlose Schweif bunt durch einander geschüttelter Reisenden, die weder den Zügel des Reiters, noch den Stab des Wanderers in ihrer Hand fühlten. Er athmete oft schwer auf, als drücke ihn das Gefühl der Abhängigkeit vom todten Maschinentakte, als beenge ihn das vergitterte Fenster, die verschlossene Thüre, das niedrige Holzdach über seinem Haupte. — Wandern, Wandern! Wäre er nur erst wieder auf seinen Bergen! Aber auch der Gedanke an ihren freien Umblick, an ihre frische Kühle, er war nicht mehr brusterweiternd wie vor Zeiten. Es lagen zwei Jahre hinter ihm, welche im hoffnungslosen Kampfe mit einer täglich wachsenden Neigung seine Frische, seine Freude am Leben, sein Vertrauen in sich selbst, seinen Glauben an die Unerschütterlichkeit der Grundvesten eines fröhlichen, muthigen, kunstgefeiten Herzens gebrochen hatten. Er war aus dem leichtlebigen Daseyn eines neidlosen, am Lobe Weniger sich genügen lassenden Künstlers herausgehoben und auf einen Platz gestellt worden, wo nicht nur Staffelei und Palette, Zeichnung und Farbe, Können und Thun aller Augen auf sich zog, wo es auch sich selbst, seine Haltung, seine Gewohnheiten, seine Gedanken und Worte mit den Ansprüchen Anderer in Einklang zu bringen galt; wo nicht mehr seine Kunst allein der Oeffentlichkeit gehörte, auch seine Häuslichkeit, die etwaigen Haftpunkte seiner Vergangenheit, die Umwege, welche sein Talent, wie man behauptete, lange Zeit gemacht haben müsse, da sich's erst jetzt Bahn breche; die Wahl seiner Stoffe, die Wahl seiner Vorbilder, ja die Wahl seiner Gattin — wohl jedenfalls eine Wahl der Unerfahrenheit und des Mangels an Weltkenntniß, meinte man, die sich früher oder später rächen werde.

Nur weniges zwar von diesen theilnehmenden Sorgen der guten Gesellschaft war in Worten bis zu ihm gelangt. Man hatte sich gewöhnt, seine gesunde Gradheit und Naturwüchsigkeit als Originalität gelten zu lassen. Man ließ sich von ihm kurz angebundenes Wesen gefallen, ließ sich mit Bestellungen abweisen und wieder abweisen, fand sogar etwas aristokratischen Tick darin, daß er Gesichter, die ihm unangenehm waren, unerbittlich andern Bildnißmalern überließ. Aber unmerklich färbte sich doch seine Natur in eine andere Tinte um, und das schöne Gartenhaus, das er der Mode zu Gefallen kaufen mußte, die Misalliance, die er aus Trotz gegen den gleichpaarigen Stallgeschmack der Herrengasse erfunden, und die man als allerliebsten Einfall nachahmte, das Gewohntwerden der Bedienten- und Thürhütergesichter — es lag in allem etwas, das ihn mit der Vergangenheit verfeindete und ihm die kindliche Genügsamkeit an dem bescheidenen Gärtchen, den engen Kammern und den unbeachteten Freuden in diesen engen Kammern verkümmerte.

Dazu kam, daß Marzibill, durch den neuen Glanz geblendet, sich auf eigene Füße zu stellen versuchte und ihm diejenige Sorge abnahm, aus welcher eigentlich seine Neigung zu ihr hervorgewachsen war und Nahrung gesogen hatte, die Sorge, ihre anlagenreiche, aber unerzogene Natur nach eigenen Kräften zu entwickeln und auszubilden. Er zog allmählig, wenn auch zögernd, die leitende Hand von ihr zurück, und als sie wirklich auf eigenen Füßen stand, mit allen Sinnen und Gedanken dem neuen Leben zugewendet, sich darin mit wunderbarer Gelehrigkeit zurechtfindend und bis in die letzte Spitze ihres blonden Haars von der Freude an diesem neuen Leben sich erfüllen lassend, da verlor er nach und nach das Gefühl, daß sie einem andern Boden entwachsen sey, und er fing an Vergleiche anzustellen zwischen ihr und andern. Was hätte sie, in ihrer Sphäre bleibend, werden können? — Er fragte nicht so. Was war sie geworden und was andere neben ihr? Und sein Herz schlug langsamer, wenn er diese Frage beantwortete.

Während die guten Seiten Marzibills, ihre Einfachheit, ihre Natürlichkeit, ihre heitere Zuthulichkeit, nicht mit in die Zauberkammer Einlaß fanden, aus welcher die strahlende Frau Marie von Wahlstadt umgemodelt und selbst geblendet hervorwandelte, während sie gefallsüchtig, oberflächlich, unhäuslich, übermüthig wurde, ohne doch mit ihrem Herzen Kämpfe zu bestehen zu haben und durch innere aufrüttelnde Umwandelungen der äußerlichen Veränderung das Gleichgewicht zu halten: während dessen entspann sich in der Brust des Künstlers eine jener Fehden auf Leben und Tod, die mit um so gefährlicheren Verwüstungen drohen, je

Digitized by Google

unbewachter ſie vor ſich gehen. Er hatte, weltunerfahren wie er war, die junge Polin anfangs mit dem raſch aburtheilenden Maße gemeſſen, das er für die höheren Geſellſchaftsſchichten von vorne herein in Bereitſchaft hielt. Ein paar Jahre wollte er dem Dienſte des Mammons opfern, um, wie er ſich vorſetzte, dann um ſo unabhängiger dem innern Kunſtdrange folgen zu können. Er hatte, gleich nach dem Verkauf ſeines Sennenbildes an ſeine ſchöne Gönnerin, ihr Bild gemalt und ſich bei jedem Blick in ihre geiſtleuchtenden Augen die Ueberzeugung wiederholt, daß eine ächte, ungeſchminkte Natur, mit ſolchen Reizen ausgeſtattet, denn doch eine ganz andere Herrſchaft über die ihr in die Augen Blickenden ausüben müſſe. Einem gehörnten Siegfried gleich, glaubte er, der Sohn von Berg und Halde, den Pfeilen gegenüber zu ſtehen, welche ein ſolcher Reſidenzköcher verwahre, ein ſolcher Reſidenzbogen verſchieße. Sie alle hätten, meinte er, den Staub der Salonlüge an ihren Federn und von der Oberflächlichkeit des Empfindens ſeyen ihre Spitzen ſtumpf gebogen. Aber nach und nach begann er zwiſchen dem vielen vergoldeten Kies ächte Goldkörner auch in den ſcheinbar ſo ſeichten Waſſern zu ahnen. Er unterſchied, er ſtellte einzelne Ausnahmen auf — nicht die junge Fürſtin unter ihnen, denn ihr gegenüber durfte er keine Zugeſtändniſſe wagen: ſie war eine Lüge, ſie mußte eine ſeyn, oder er hätte ſeinen Harniſch preisgegeben.

Und wie war dieſer Harniſch doch ſchon ſchadhaft geworden, als er auf den Punkt des Ausnahmemachens gekommen war! Die ſtarke, den größten Laſten trotzende Eisdecke des Baches, wenn ſie nun die Märzſonne von oben und die wachſende Waſſerwärme von unten bis zur Zerbrechlichkeit einer Fenſterſcheibe zuſammengeſchmolzen haben, ſie iſt nicht widerſtandsunfähiger, als es dieſer ſchadhaft gewordene Harniſch war. Allgemach ſchlich ſich der Argwohn ein, was er an Andern an guten Eigenſchaften entdeckt zu haben glaube, ſeyen nur Uebertragungen und Zerſplitterungen von Wahrnehmungen, deren wirkliche Quelle er nicht zugeben wollte. Es ſank ſein Intereſſe für Erſcheinungen, die er eben als Ausnahmen von dem großen Haufen erkannt zu haben ſich einredete; er wurde wieder ungerecht und unempfänglich für das Gute, das ſich ihm bot; er fühlte ſeinen alten Haß gegen die vornehmen Puppen des Wohllebens von neuem durchbrechen, und als er dahin gelangt war, von dem ganzen bevorzugten Kreiſe bebänderter Herren und diamantenfunkelnder Damen ſich mit Ueberdruß abzuwenden, da — liebte er Elzbieta.

Und jetzt erſt begann in ſeinem Innern jener hartnäckige Kampf auf Leben und Tod, der ſein ſorglos der Kunſt zugekehrtes Auge nach Innen richtete, ſein ſonnenhelles Gemüth in tiefere Gluthtöne umſtimmte, ſein Herz, das bisher in ſeinem wenig bewegten Seelenleben nur die Sprache freundlicher Zuneigung und wohlwollender Anhänglichkeit gekannt hatte, in den heftigen Vulkantact der Leidenſchaft verſetzte. Dem überwältigenden Gefühle, das ihn erfüllte, ſtellte er das ganze Aufgebot übertriebener Anſprüche an die Vollkommenheit jener Armida, wie er ſie zu ſeiner Rechtfertigung nannte, entgegen. Er beſaß alle jede Redewendung, jeden Blick, jede Geberde. Hatte ſie unehrliche Waffen gegen ihn gebraucht? War ſie berechnend? Nein! er fand ſie unvorſichtig bis zur Unglaublichkeit. Gefallſüchtig? Sie glänzte, aber kein Wort der Huldigung blieb an ihr haften. Leichtſinnig? Im erſten Rauſche vielleicht; ſeitdem ſchien in ihr mit jeder Beſchleunigung ihres Pulsſchlages die Ahnung der Gefahr zu wachſen, der ſie und er ſelbſt entgegen trieben. Er forſchte weiter zurück. Mit grauſamer Zähigkeit hielt er das flatterhaft unſtete Bild feſt, das die erſten Wochen ihres Gegenüberſtehens ſeinem Gedächtniſſe hinterlaſſen. Wie hatte ſie ihm die Wege gebahnt, wie hatte ſie die goldene Fallbrücke zu ihrem Zauberſchloß herabgelaſſen, die kryſtallenen Leitern zu ihrem Fenſter in ſeine Hand gegeben, die klingenden Thürringe ſtumm gemacht, die diamantenen Nachſchlüſſel auf ſeinen Pfad geworfen, die argliſtige Zauberin Armida! — Aber war er lange genug in der eingebildeten Rolle des umſtrickten Kreuzritters ihr Ankläger geweſen, da erhob ſie ſelbſt in ſeinem Herzen ihre Stimme — ſie liebte ihn, ſie hatte ihn geliebt, ehe er, der langſamer Entzündete, ſich zu dieſem Zauberwort zu bekennen wagte. Die Liebe hatte ihr ganzes Weſen mit der allmächtigen Gluth eines lange angeſammelten Gefühlsſchatzes ergriffen und durchdrungen. Sie liebte ihn — und Alles war geſagt.

Dann verſuchte er, um der Gefahr eines Ausſprechens zu entgehen, in ſeinem Atelier verſchloſſen, die innere Bewegung in die Kunſt hinüberzuleiten; er verſuchte zu malen, Gedanken flüchtiger Art zu feſtgehaltenen Entwürfen zu verdichten, die erhitzte Phantaſie Rede ſtehen und in deutlichen Umriſſen Rechenſchaft geben zu laſſen. Aber weder Kohle noch Farbe wollten Gehorſam leiſten. Ein unklares Wogen von übermächtigen Empfindungen war an die Stelle des bewußten Schaffens getreten, nirgends eine Grenze, nirgends ein Damm. Die Ueberſchwemmung hatte mit ihren erſten Wellen ſeine friedlichen Fluren benetzt. Sie ſtieg langſam, aber unaufhaltſam höher, immer höher, bis ſie in jener Ballnacht hinter den leuchtenden Nebenſonnen in den ſchillernden Perlen der Palaſtſcheiben ihm zum letzten male als eine weite, unabſehbare Waſſerwüſte erſchien,

Digitized by Google

über welche allein er noch auf karg zugemeſſene Minuten hinausragte.

Er allein: Elzbieta kämpfte in den Wellen, Marizibill trieb auf der Planke des berauſchenden Salonlebens wie ein Kind in ſeiner Wiege umher, unfähig zu faſſen, was um ſie vorging, wenn ſie's auch bei Namen nannte; abermals wie ein Kind, das von Grab und Sterben redet, ohne zu wiſſen, was hinter dem Klange der Worte verborgen auf der Lauer liegt. Elzbieta kämpfte in den Wellen. Es wäre ihrem jungen, unverſchenkten, lebhaft ergreifenden Herzen natürlicher geweſen, hinabzutauchen, ſich widerſtandslos dem Gefühle, das ſie erfüllte, hinzugeben, durch die Heftigkeit ihrer Empfindung über die Berechtigung der Anſprüche einer Andern an den Gegenſtand ihrer Leidenſchaft hinweg gehoben. Aber da ragte er noch an dem letzten Halt empor, alle Kräfte aufbietend, um nicht hinabgeriſſen zu werden, und die aufreibende Dauer dieſes Kampfes, der ſie ſo nahe anging, ſpornte auch ihre Seelenkräfte zum Widerſtande gegen die Strömung, der ſie preisgegeben war. Noch war das Gefühl, das beide erfaßt hatte, nicht bei Namen genannt. In einem jener begeiſterten Augenblicke, welche zu dem größten Opfer den für kleine Verzichte nicht ausreichenden Muth zu geben ſcheinen, in einem ſolchen Augenblick beſchloß Elzbieta zu fliehen. Wie allemal in ähnlichen Fällen reichte die Kraft nicht aus. Aus der Flucht ward eine ausgeſprochene Abſicht, an einem feſtgeſetzten Kalendertage fortzugehen. Er wurde hinausgeſchoben, endlich unwiderruflich beſtimmt — um nochmals umgeſtoßen zu werden.

In dieſen Wochen der wachſenden Bedrängniß brach die Sehnſucht ſich Bahn, nicht im Taumel des Geſellſchaftstreibens den letzten Händedruck zu wechſeln. Das Bild des Morgens auf der Senne trat immer lebendiger und wirklichkeitsberechtigter aus ſeinem Rahmen. Unzählige Gedanken hatte es wach gerufen. Sie lugten aus jedem Pinſelſtriche hervor, den die trocken gewordene, überfirnißte Farbe feſtgehalten hatte. Sie wollten aus der Ideenwelt in die Welt der Erlebniſſe übertragen werden. Sie verhießen Frieden, Beruhigung, Entſagung für die ganze Folgezeit. Sie ſchmeichelten und gaben nicht Ruhe, bis die ſtammelnde Zunge ſich ihrer annahm, bis halb verrathen, halb errathen ward, was zu ſchön ſchien, um genoſſen, zu naturfriſch, zu gebirgsheiter, zu ſeelenſtärkend, um verſagt zu werden. Dennoch ſchwankte die Schale. Als der alte Doktor ſeine weißen Pülverchen miſchen mußte, um den unſteten Pulsſchlag der jungen Fürſtin zu zügeln, da wiegte ſich noch auf der Zungenſpitze Marizibills das verhängnißvolle Ja oder Nein, welches eine andere Flucht, die des Malers ſelbſt, unterſtützen oder vereiteln konnte. Sie hatte geſprochen, als der Strauß mit Edelweiß in der Hand Elzbietas bebte und der lauſchende Kammerherr den Schatten ſchmerzlicher Ahnung auf Brandt von Wahlſtadts Geſicht in die ihm zugedachten Worte: „Fahr' hin!“ überſetzte.

Nicht „fahr' hin!“ hatte es geheißen. Aber wohl lag das andere Wort auf ſeiner Zunge: „Wir taumeln alle an einem Abgrunde dahin und keiner von uns ahnt, wann ſeine Kraft zuſammenbrechen wird! Fahr' wohl!“

(Fortſetzung folgt.)

Catull und Ed. Mörike.

Eine Parallele.

„Der größte Dichter, den Rom gehabt hat, iſt Catullus.“ Iſt dieſes Urtheil Niebuhrs richtig, ſo könnte es wohl manchen erſchrecken, dem Catull vielleicht kaum mehr als dem Namen nach bekannt iſt, der ſich aber längſt eine Anſicht über die römiſche Poeſie gebildet hat, nämlich an Virgil und Horaz. Es würde aber auch zeigen, wie unabhängig der Werth eines Dichters von der Gunſt oder Ungunſt, die ihm das Publikum zollt, daſteht, und Dichtern wie Mörike gegenüber, die ſo wenig von der Gerechtigkeit der öffentlichen Taxe zu ſpüren bekommen, flüchtet man ſich in der That gerne zu ähnlichen Beiſpielen aus einer abgeſchloſſen vor uns liegenden Vergangenheit.

Catull war ein Dichtercharakter, Virgil war Patriot, Horaz nebenher Philoſoph, Catull nichts als Dichter. Beide, Horaz wie Virgil, waren vielſeitigere Talente,

Digitized by Google

befruchteten ein umfassenderes Gebiet als Catull. Aber wer möchte bestreiten, daß an ihnen eine gewisse Getheiltheit ihres Wesens hervortritt, die in ihnen oft genug zum Nachtheil des poetischen Menschen ausschlägt? Catull geht im Dichter auf; Politik und Geschichte, Landwirthschaft und Lebensklugheit schauen ihn fremd an, aber den Dichter verläugnet er nirgends. Er hat das Wesen seiner Poesie selbst deutlich bezeichnet mit dem bescheidenen Namen nugae. Wenn die Horazischen Oden Studien genannt werden können, so sind die Catullischen Lieder Stimmungen, Ausflüsse seines individuellen Empfindens und Erfahrens, er selbst mit dem kleinen Kreise, den sein Laune und sein Aerger, seine Freude und sein Leid, seine Liebe und sein Haß ausfüllen. Es ist nicht jedermanns Sache, sich dem selbstlosen Beschauen einer solchen rein gehaltenen, auf sich gestellten Individualität hinzugeben. Die meisten wollen, daß ihnen ein Dichter etwas gebe zu Nutz und Frommen, und springt ihnen derlei nichts unmittelbar in die Augen, so sind sie verstimmt, sie sehen keinen Zweck.

So ist Catull einst auf dem Forum. Sein Freund Calvus, ein vorzüglicher Redner, aber etwa eine Schleiermacher'sche Figur, hält eine Philippika gegen einen Cäsarianer. Ein Bürgersmann neben Catull muß endlich seinem Staunen Luft machen, streckt seine Hände in die Höhe und ruft: „Götter! was für ein Mundstück hat der Bürzel!“ Der Gute ahnte nicht, daß eine hohe, schwarzlockige Jünglingsgestalt, die hinter ihm stand, seinen Ausruf in einem fünfzeiligen Gedichtchen verewigen würde. Dieß ist eine Probe Catullischer Poesie. Es scheint, als könne sie gar nicht die eines Römers seyn; denn dem Römer war auch in der Poesie das Nützliche die Hauptsache, daher die lehrhafte Gattung vorzüglich mundgerecht. Catulls Poesie aber ist Alles eher als lehrhaft. Man spürt ihr an, sie ist lediglich Produkt des Moments und der Stimmung, für sie hat nicht bloß das Höchste, was eine Menschenbrust bewegt, sondern auch das Individuellste, und zwar dieses fast ausschließlich Bedeutung. In diesem stark individuellen Gepräge finde ich eine Aehnlichkeit zwischen Catull und Mörike.

Der herrschende Geschmack steht unter Klopstock-Schillerschem Einfluß. Er läßt nur das Ideale, das allgemein Menschliche als Stoff der Poesie gelten, und wo dieses aufhört, fängt für ihn die Prosa an. Mörike hat nun freilich Gedichte, die ganz im Geiste der Romantik sind. Er hat auch etliche religiöse Lieder, z. B. das herrliche: „Eine Liebe kenn' ich, die ist treu,“ das in der Weise eines Novalis ist. Er hat selbst einmal den sentimentalen Ton getroffen, in:

„Lebe wohl, du fühlest nicht,
Was es heißt, dieß Wort der Schmerzen,“ ꝛc.

und hätte er in dieser Manier fortgedichtet, seine Gedichte hätten, vollends nachdem sie in dem beliebten Taschenformat erschienen sind, mehr als drei Auflagen gesehen. Aber das Publikum kann es ihm, scheint es, nicht verzeihen, daß diese Lockvögel nur zu bald verstummen; es kommen der Sehrmann und die Sommerweste und der Lammwirth und die Waldplage und die Storchenbotschaft und der Vorsatz, eine Tendenz zu kriegen, und es ist schmerzlich zu entdecken, daß die Fülle immer auf dem Boden bleiben und das Fliegen nie recht angeht, daß keine Polenlieder vorkommen und von Glauben und Wissen gar die Rede nicht ist, auch das Herz, anstatt zu brechen, vielmehr zusammenhält, und statt zu weinen, freudig im Busen hüpft.

Eigentlich, möchte man glauben, müsse die Einkehr bei einem Gemüth, das sich in dem Streit der Zeit das friedliche Walten seines eigensten Wesens bewahrt hat, wohlthuend wirken. Aber dem Leidenschaftlichen ist der Anblick eines Leidenschaftslosen der unangenehmste, er nennt das, was vielleicht nur Mangel an Gereiztheit ist, Apathie, Interesselosigkeit. Die Zeit, in der Catull lebte, war eine nicht minder aufgeregte, als die unsere; im Staate bereitete sich der Uebergang von der Republik zur Monarchie vor, in religiösen Dingen herrschte der erklärteste Skepticismus. Catull bewegt sich in der nächsten Nähe dieses Feuerherdes, ist mit den ersten Häusern Roms verbunden, aber, anstatt etwa von der Freiheit und den Tyrannen, singt er von seiner Lesbia und feiert den Tod ihres Sperlings:

Weint, ihr Grazien und ihr Amoretten,
Und was Schönes auf Erden wandelt, weine!
Todt ist meines geliebten Mädchens Sperling,
Todt der Sperling, der Liebling meines Mädchens,
Den sie weniger gehalten als das Auge.
War wie Honig er doch so süß und kannte
Seine Herrin als wie ein Kind die Mutter,
Wollte nimmer von ihrem Schooße weichen,
Sondern trippelte nur so dahin, dorthin,
Zwitschernd immer nach seiner lieben Herrin.
Und nun zieht er die nachtumhüllte Straße,
Jene Straße des Nimmerwiederkommens.
O ich wünsche dir alles Böse, alter
Finsterer Orkus! verschlingst auch alles Schöne!
Und den Sperling zu nehmen, der so schön war!
O des Frevels! Du armer guter Sperling!
Um dich weinet sich jetzt mein holdes Mädchen
Ihre Aeugelein roth mit hellen Thränen.

Es ist klar, daß eine solche Naivetät einer Zeit, die alles nach dem Parteistandpunkte beurtheilte, wenig

Digitized by Google

behagen konnte. Man wird von ihm verlangt haben, Trumpf auszuspielen, und als sich zeigte, daß er seinen eigenen Weg zu gehen wünsche, an ihm vorübergeeilt seyn. Männer, wie Cäsar, scheinen freilich anders geurtheilt zu haben; aber eine Wirkung auf die Masse ließ sich nicht erwarten. Auch bei Mörike ist nicht eine Spur von Politik oder Theologie. Man merkt seinen Gedichten nicht an, daß sie einer Zeit entstammen, die das Strauß'sche Leben Jesu verdaut und von nationalen Bestrebungen schwanger ist. Seine Muse flieht alles Disharmonische. Seine Kunst ist, wie er von einem schönen Kunstwerk sagt, selig in ihr selbst.

Aber betrachten wir auch die Kehrseite dieses passiven Verhaltens zu der Zeitrichtung. Wer so unbekümmert singt, wie der Vogel in den Zweigen; der wird auch nie um einen andern Lohn singen, als den des Lieds, das aus der Kehle dringt. Jene Ungezwungenheit, Einfalt und Innigkeit, die der Catullischen Poesie eigen sind, konnten sie auf einem andern Boden erwachsen, als auf dem einer solchen Unmittelbarkeit? Kann man seine Freude inniger ausdrücken als Catull in dem Gedicht auf Verranius?

Mein Verranius, unter hunderttausend
Lieben Freunden der Liebste mir von allen,
Bist du wieder daheim am trauten Herde,
Bei dem Mütterchen und den Herzensbrüdern?
Ja, du bist's! O ersehnte Freudenkunde!
Sehen werd' ich dich wieder wohlbehalten,
Hören, wie du erzählst von Land und Leuten
Aus Hispanien uns wie sonst, und hangen
Dir am Halse, dir Mund und Augen küssen!
O was glücklich auf Erden ist und fröhlich,
Was ist glücklicher heut' als ich und fröhlicher?

Ist es nicht ein ähnlicher Fall bei Mörike? Er beschenkt uns nicht mit Nationalgesängen, aber dafür mit Volksliedern der ächtesten Art:

Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee,
Wenn er wandelt auf des Berges Höh':
Zierlicher schreibt Liebchens liebe Hand,
Schreibt ein Brieflein mir in's ferne Land.

In die Lüfte hoch ein Reiher steigt,
Dahin weder Pfeil noch Kugel fleugt:
Tausendmal so hoch und so geschwind
Die Gedanken treuer Liebe sind.

Er beschenkt uns nicht mit Spekulationen, er fragt:

— Wo der Liebe Heimath ist,
Ihr Anfang, ihr Ende?

Aber seine Lyrik zählt Perlen, die man versucht seyn könnte, den Goethe'schen einzureihen. So „der Gärtner":

Auf ihrem Leibrößlein,
So weiß wie der Schnee,
Die schönste Prinzessin
Reit't durch die Allee.

Der Weg, den das Rößlein
Hintanzet so hold,
Der Sand, den ich streute,
Er blinket wie Gold.

Du rosenfarbs Hütlein,
Wohl auf und wohl ab!
O wirf eine Feder
Verstohlen herab!

Und willst du dagegen
Eine Blüthe von mir,
Nimm tausend für Eine,
Nimm alle dafür!

Indessen der von Catull für seine Lieder gewählte Ausdruck nugae hat noch eine andere Seite. Er bezeichnet sie nicht bloß als Stimmungen, er bezeichnet zugleich die Grundstimmung, in der sie gehalten sind, die des Humors. Er kann freilich auch sehr ernste Töne anstimmen. Die Untreue seiner Lesbia und der Tod seines Bruders sind die zwei Schatten, welche frühe sein Leben verdüstern. Eines seiner Gedichte schließt er wie folgt:

Und ist's schwer zu entsagen mit einmal lange gehegter
Liebe, ja bitterlich schwer, kost' es auch Alles, entsag'!
Kannst nicht wählen, du mußt ihn kämpfen, den Kampf,
bis zu Ende,
Mußt es, die Frage ist nicht, ob er auch möglich, ob
nicht?
O ihr Götter, wenn göttlich es ist, Barmherzigkeit üben,
Wenn an der Schwelle des Tods oft noch ihr Hülfe
gebracht,
Seht mein Elend an, und war unsträflich mein Wandel,
Ach, so erlöser mich doch aus der unsäglichen Qual,
Die wie ein schleichendes Gift in Mark und Bein mir gedrungen,
Und alle Freudigkeit aus dem Gemüthe vertrieb.
Nicht mehr bitt' ich, daß sie mein Lieben erwied're mit
Lieben,
Nicht Unmögliches, daß züchtig ihr Inneres sey;
Laßt mich selbst nur gesunden aus diesem entsetzlichen
Siechthum:
O ihr Götter, nur dieß schenkt mir der Treue zum Lohn!

Allein von Hause aus ist er ein heiteres Gemüth. So fängt er einmal an, ganz im Ton der Schillerschen Lauralieder:

„Selig, wie im Himmel ein Gott, erscheint mir,
Wär' es möglich, seliger als ein Gott noch,

Digitized by Google

Wer zu dir in traulicher Nähe immer
Blicke erheben,
Hören darf dein zaubrisches Lachen" u. ſ. w.

Aber plötzlich perſiflirt er gleichſam ſich ſelbſt und ſchließt:

„Müſſiggang, Catullchen, iſt dir gefährlich,
Müſſiggang macht über Gebühr dich ſchwärmen,
Müſſiggang hat Königen ſchon und großen
Städten geſchadet."

Es iſt ihm eingefallen, wie wenig dieſes Pathos ihm ſtehe, der ſonſt ſo friſch den Humor walten läßt, z. B.:

„Hielt ich werther dich nicht als meine Augen,
Trauter Kaleus, ich hätt' für dieſe Gabe
Haß, Vatiniſchen Haß dir zugeſchworen.
Sag', was hab' ich getan, geſprochen, daß du
Mich vernichteſt mit dieſer Fluth Gedichte?
Alle Hagel dem Kunden könnt' ich wünſchen,
Der dir alle die Sünder an den Hals hing.
Welch ein gräuliches Buch, ihr heil'gen Götter!
Das du deinem Catullus ſchickſt, natürlich,
Daß er ſelbigen Tags noch Todes ſterbe,
Grad am herrlichſten Tag, den Saturnalien" u. ſ. w.

Man kann, glaube ich, ohne den Ton oder die Stimmung im Weſentlichen wechſeln zu müſſen, mit Mörike fortfahren:

Das ſüße Zeug ohne Saft und Kraft,
Es hat mir all mein Gedärm erſchlafft.
Es roch, ich will des Henkers ſeyn,
Wie lauter welke Roſen und Camillenblümelein,
Mir ward ganz übel, mauſerig, dumm,
Ich ſah mich ſchnell nach was Tüchtigem um,
Lief in den Garten hinterm Haus,
Zog einen herzhaften Rettig aus,
Fraß ihn auch auf bis auf den Schwanz,
Da war ich wieder friſch und geneſen ganz.

Der ächte Humor ruht immer auf einem ernſten Grunde. Jene tiefen Töne ſtehen bei Catull ſo wenig unvermittelt neben den hellen, heiteru, als bei Mörike der Schalk neben dem, der

„einſam
Seines himmliſchen Theils bleibenden Frieden bedenkt."

Allein für die meiſten Menſchen fällt beides auseinander. Der heilige Hieronymus griff, von Nachtwachen und Bußthränen müde, nach Plautus; er hatte, um mit Leſſing zu reden, den Muth, ſeine Sünden nicht bloß zu beweinen, ſondern auch zu belachen. Das Leichtere iſt, ſich am Sentimentalen zu ergötzen oder gar zu erbauen. Das Sentimentale iſt der gerade Gegenſatz des Humors. Aber es hat von je die Maſſe beherrſcht. Es laſſen ſich keine ſtärkeren Antipoden der Sentimentalität denken, als Catull und Mörike. Sie büßen dafür mit dem Mangel an Popularität.

F. P.

Correſpondenz-Nachrichten.

Wien, März.

Der Lenz und ſein wüſtes Vorſpiel. — Die Zweckmäßigkeit unſerer Kleidung. — Ein Dresdener Mißverſtändniß. — Der Prater. — Kriegeriſche Stimmung. — Seitenblick auf die Lombardei. — Fortſchritte in der politiſchen Bildung. — Einige Angaben über die Wiener Tagespreſſe. — Die Allgemeine Zeitung. — Ein Zeichen der Zeit.

Ein früher Lenz iſt über das Land gekommen, anfangs freilich mehr läſtig als angenehm. Der Wind, welcher den Himmel rein gefegt und den Boden getrocknet, wollte nach Vollendung der Aufgabe auch ſeine Kurzweil haben, und unterhielt ſich damit, wirbelnd den Staub aufzujagen und ſonſtigen Unfug zu treiben. Fenſterſcheiben in Scherben auf die Vorübergehenden werfen, Ziegel von den Dächern, Backſteine von den Schloten ſchleudern, Heuwagen umwerfen und das Frauenvolk mit handgreiflicher Zudringlichkeit auf die Zweckmäßigkeit des Bloomerismus hinweiſen, — in ſolchen und ähnlichen Kundgebungen erging ſich ein Muthwille, den unſere Vorgänger ſchon gekannt, ſeit ſechzig Kreuzer einen Gulden vorſtellten, und den man in noch erhöhterm Maße verſpüren wird, wenn man längſt vergeſſen, daß die Rechnungseinheit jemals weniger als hundert Theilſtücke gezählt. Das neue Groß-Wien nämlich wird ſchnurgerade breite Straßen haben, wohindurch der luſtige Herr Blaſius und die tolle Windsbraut ungeſtört fahren mögen. Dießmal hat der trunkene Muthwille nicht übermäßig lange gewährt. Man kann wieder luſtwandeln, ohne Augen, Mund, Naſe und Ohren ſich mit Staub zu füllen. Laue Regenſchauer haben wohlthätig die feindſeligen

Digitized by Google

Wolken gebunden und gebannt. Die sonntägliche Crinoline fegt harmlos die Wege des Glacis, ohne zum Segel zu werden oder sich nach aufwärts umzukippen, wie jenes Seidendach über Fischbeinspreiten, das der herkömmliche Aberglaube einen Regenschirm nennt. Schirm! das Wort soll einen Schutz bedeuten, aber die Sache schirmt so wenig gegen den Regen, als der Hut das Haupt behütet und als überhaupt unser Gewand uns schirmt, vom Schuhwerke an, das nur gemacht ist, um die Nässe einzusaugen und festzuhalten, bis zum Ueberrock oder Mantel, der uns nicht vor dem Regen bewahrt, sondern eines Schutzes gegen denselben bedarf, um keinen Schaden zu leiden. Sein einziger Zweck besteht ja darin, hübsch auszusehen, und sein Aussehen ist empfindlich wie der Ruf eines Mädchens. Heute tragen wir übrigens sothanen Ueberrock auf dem Arm. Die Sonne schmeichelt ihn und von den Schultern; aber zu Hause lassen wir ihn nicht. So schreibt es ein Herkommen vor, das sich von gewöhnlichen Moden wesentlich dadurch unterscheidet, daß es seinen vernünftigen Grund hat; unser Himmel nämlich ist launenhaft wie ein verzogenes Kind. Dieselbe Mode soll sich, wie ich gehört habe, in neuerer Zeit auch nach andern deutschen Städten verbreitet haben; ob mit nachhaltigem Erfolge, weiß ich nicht. Von Dresden erzählt man in dieser Beziehung, daß ein vollbärtiger Herr, der mit dem Paletot auf dem Arm durch eine Vorstadt wandelte, sich bemüßigt fand, das Kleidungsstück trotz der Wärme wieder anzuziehen, um sich den zahlreichen Anerbietungen alter Hosen und abgetragener Röcke zu entziehen.

Die schöne Welt pilgert in Schwärmen dem Prater zu. In den Mittagsstunden wimmelt es von Rossen und Wagen. Am späteren Nachmittag wandelt auch der beste Haufe des Fußvolks hinaus, um sich in den Wurstlprater zu verlieren, der seine Kneipen, Ringelspiele und Schaubuden gastlich aufgethan. Die Werkmänner und Harfenmädchen lassen ihre schauderhafte Musik los. Der Salamuzzi in der unsterblichen Manchesterjacke bringt Salami und Käse. Das braune Naß wird massenhaft vertilgt. Der Hanfwurst prügelt unter dem ewigen Jubel der Kinder und Kindsmägde seine Juden und Mohren. Auf der Kegelbahn klappert es von Früh bis Abends. Das Völkleln zeigt sich munterer denn je. Es hat, wie sie draußen im Reich drucken lassen, das Kriegsfieber. Bei uns hat man einen andern und besser passenden Namen dafür. Er heißt Begeisterung, im Zeitungsdeutsch: Enthusiasmus. Die Oesterreicher aller Zungen rufen nach den Waffen, selbst die in der Lombardei. Letzteres ist ausdrücklich zu betonen, weil es in dem schönen Kronlande an der Alpen südlicher Seite eine Partei von Junkern und städtischen Proletariern gibt, deren meuterisches Murren und Knurren die Welt irre führt. Ihre verfänglichen Redensarten werden weithin vernommen; aber jene, denen kein Preßbengel dienstbar ist, thun handelnd ihre Pflicht. Das Landvolk im italienischen Oesterreich sendet seine Söhne zu den Fahnen. Die wackeren Buben des Aufgebots stecken jubelnd das Sträußlein auf den Hut. Freilich laufen viele über den Ticin, wo Garibaldi die Irommel rühren läßt, und unter diesen mögen sich manche finden, deren Namen als stellungspflichtig auf den kaiserlichen Musterrollen stehen; aber diese kommen, wohlgemerkt, aus den großen Städten. Unter dem Landvolk, und wohl auch unter dem städtischen Mittelstande jenseits der Alpen kommt die Verrätherei nur in Sprenkeln vor wie jede andere Krankheit, die in andern Kreisen zur Seuche geworden. Im Ganzen ist der Lombarde gut kaiserlich, wie der Galizier. Tief empfindet er die Schmach, welche der Raufhahn dem Doppeladler in's Antlitz gekräht. Er weiß den Segen des Friedens zu schätzen, versteht aber auch herauszurechnen, daß der Friede, welcher zu theuer erkauft worden, keinen Segen mehr bringt.

Die Wiener haben seit einem Jahrzehnt viel gelernt, wenn schon lange noch nicht alles, was sie wissen sollten und mit Gottes Hülfe bereinst besser begreifen werden als heutzutage. Wenn ich sage: die Wiener, so meine ich natürlich nur einen Bruchtheil der Bevölkerung, denn die Masse bleibt immer und überall ein Hause, welchen nicht der klare Gedanke, sondern der dunkle Drang beherrscht. Die Wiener also haben viel gelernt. Im März 1848 waren sie große Kinder, die einen als schlimme Buben, die andern als gemüthliche Schlafhauben. Von den Welthändeln verstanden sie so viel als die Kuh von der spanischen Sprache. Jetzt stehen sie auf einem bedeutend höheren Standpunkte, wo sie unter anderem ein tief greifendes Gefühl für das große Vaterland, für Recht und Ehre gewonnen haben. Viel besser als ehedem verstehen sie die großen Güter einer Nation zu würdigen. Sie strecken nicht mehr kindische Hände nach dem Monde aus, sie verlangen nicht mit ungeberdigem Geschrei und unartigem Strampeln nach eitlem Spielwerk. Wenn sie in dieser Stunde bereit sind, Gut und Blut an Recht und Ehre zu setzen, so ist es eine mannhafte Begeisterung, welche den Aufschwung trägt. Und wenn die Verzögerung der entscheidenden Stunde sie mit bitterer Ungeduld erfüllt, so geschieht es in dem Bewußtseyn, daß alle Künste der Diplomatie dießmal doch nichts zuwege bringen können als höchstens einen faulen Frieden mit dem Wurm im Herzen.

Es wird kaum in Abrede zu stellen seyn, daß die beharrlich fortgesetzte Beschäftigung mit den Zeitungen den Gesichtskreis erweitert hat. In dieser Beziehung bin ich so fest vom nützlichen Wirken der Tagespresse überzeugt, daß ich geradezu sagen möchte, es sey dem Volke zuträglicher, tagtäglich ein schlechtes Blatt als gar keines zu lesen. Unter schlecht wird nicht bloß die Arbeit einer unwissenden und fahrlässigen Redaktion zu verstehen seyn, sondern auch die Verwerflichkeit der Gesinnung. Die verdorbene Geisteskost muß unfehlbar durch fortgesetzten Genuß das Bedürfniß nach besserer Nahrung wecken. Das klingt seltsam, hat sich aber durch die Erfahrung bewährt. Vergleicht nur die Wiener Blätter von heute und ehedem. Ihr werdet einen Fortschritt von bedeutender Tragweite selbst in der kleinen Sudelpresse wahrnehmen, und dieser Fort-

Digitized by Google

schritt ist dem Drucke zu verdanken, welchen das Bedürfniß der Leser auf die Herausgeber übt.

Ich will damit nicht etwa gesagt haben, daß unsere Blätter auf der Höhe ständen, wohin sie von Gottes und Rechts wegen jetzt schon gehörten. Sie haben noch ein gutes Stück Weges hinauf. Aber die Wiener Zeitung steht jedenfalls über der amtlichen Zeitung der preußischen Regierung, und das Blatt der Bourgeoisie, die „Presse," kann sich in jeglicher Weise mit der Kölnischen und der Independance belge messen. Doch fehlt ein conservatives Blatt von der stattlichen Bedeutung der Kreuzzeitung, so daß wir in dieser Beziehung hinter Preußen zurück bleiben. Dieser bedauerliche Mangel jedoch fällt nur der Aengstlichkeit zur Last, womit von der Preßbehörde vorzugsweise die Aeußerungen in erhaltender Richtung überwacht werden. Diese Richtung nämlich muß, wie in Preußen vorwiegend protestantisch und in England hochkirchlich, in Oesterreich der Natur der Dinge nach katholisch seyn, und das wird in den bureaukratischen Kreisen der Josephinischen Ueberlieferung, wie es scheint, für jetzt noch mehr gescheut als selbst die Grundsätze von 1789. Eine Aenderung wird nicht eher zu erwarten stehen, als bis durch die Herstellung des großen Grundbesitzes in sein Recht des Erwägens und Berathens die Uebermacht des Schreiberthums auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt worden.

Da von Zeitungen die Rede ist, so wäre es unpassend, nicht auch ein Wort über die Allgemeine Zeitung zu sagen, die bei uns zu Hause ist wie überall. Sie ist ein Blatt, wie es nur im deutschen Staatenbund möglich ist, herausgewachsen aus der nationalen Eigenthümlichkeit, die sich in ihrer Sonderung wie in ihrem Zusammenhange, die eine so unsterblich wie der andere, auf Gottes Welt nicht wieder findet. Die Allgemeine Zeitung ist ein rother Faden, der sich durch den geistigen Verkehr aller Deutschen hindurchspinnt, und darum von Straßburg bis Hermannstadt unentbehrlich, ohne deßhalb mit den örtlichen Blättern in ein störendes Verhältniß der Nebenbuhlerschaft zu treten. Hier gehört sie zur Ausstattung eines jeden anständigen Kaffeehauses, wo sie von allen Parteien gleichmäßig gelesen wird, sey man nun mit Ihren Aeußerungen im Augenblick einverstanden oder nicht. Das eine kommt täglich vor wie das andere, aber mit stets gewechselten Seiten.

Um schließlich noch ein Wort von unserem „Kriegsfieber" zu reden, ist zu melden, daß in allen Kreisen Wetten für den Krieg angeboten, aber selten und dann nur mit zehn für den Krieg gegen eins für den Frieden angenommen werden. Ich habe es ja schon neulich gesagt: wir tragen den Schnauzbart in die Höhe gesträubt.

Paris, März.

Memoirenliteratur. — Theater.

(Schluß.)

Guizot mit seinen Memoiren, deren zweiter Theil so eben erschienen, mit all seiner Weisheit, seinem Lobe Louis Philipps und der Juliipolitik wird diesem Hofe nicht als so günstiger, schön beleuchtender Zeuge dienen. Es ist eigenthümlich, wie wenig es dieser große, vielbewunderte Schriftsteller versteht, seinen Freunden Freunde zu werben, für die Dinge, die ihm sympathisch sind, Sympathie einzuflößen. Er ist der schiechteste Panegyriker, den je ein Hof hervorgebracht; wo er erwärmen will, erkältet er; wo er tadelt, erweckt er Widerspruch, daß man unwillkürlich für den Getadelten Partei nimmt. Das kommt wohl meist daher, daß er, anstatt von menschlicher Anschauung, von irgend einem getrockneten Satze ausgeht, den er Grundsatz nennt, und der wie ein Vorurtheil aussieht, und daher, daß er immer glaubt, der objektive Historiker und Alles überschauende Staatsmann seyn zu müssen, und in Folge dessen wie ein Pedant auftritt, der sich der Parteilichkeit, in der er gehärtet worden, nicht erwehren kann. Er hält sich sehr lange bei Charakteristrung einzelner Persönlichkeiten auf und beurtheilt sie vorzugsweise, vielleicht ohne sein Wissen und Wollen, je nach dem Standpunkt, den sie auf dem Schachbrette des constitutionellen Spieles ihm gegenüber eingenommen, je nachdem sie zu den weißen oder schwarzen Steinen gehören. Diese Charakteristiken sind nichts weniger als dramatisch lebendig; die Personen werden nicht handelnd vorgestellt, sondern abstrakt, theoretisch, wie überhaupt dieses ganze Memoirenwerk zu zwei Drittheilen theoretisch auftritt und mehr einer polemisch-moralisch-politischen Denkschrift als einer Aufzeichnung von Erlebnissen gleicht. Guizot ist viel zu viel Schulmeister, um einfach erzählen zu können, um sich die geringste Geiegenheit, seine Weisheit anzubringen, entgehen zu lassen. Seine Parteigenossen werden bei Lesung dieses Werkes eine große Genugthuung empfinden, denn sie sehen vor allen sich und ihre

Digitized by Google

Doctrinen verherrlicht; wer aber nur einen halben Schritt fern von dieser Partei steht, wird auf jeder Seite zu Widerspruch gereizt. Schon tauchen in der That Reklamationen und Entgegnungen auf, und zwar nicht aus feindlichen Lagern, sondern aus Parteinüancen, die so unbedeutend und fast unsichtbar sind, daß man sie immer zur Partei Guizot gezählt hat. Die Geschichtschreibung hat an diesen Memoiren, „pour servir à l'histoire de mon temps," nur so viel gewonnen, als sich ihr in diesem Werke die Eine Partei sehr entschieden mit all ihrer Ausschließlichkeit, Einbildung und Härte selbst abmalt. Es ist das Testament der Doktrinärs.

Kaum der Erwähnung werth sind die „Mémoires et Correspondances historiques et littéraires inédites — 1726 à 1816" — herausgegeben von Charles Nisard, der nicht mit dem Akademiker, seinem Bruder, zu verwechseln ist. Er ist der kleinste und jüngste der drei schreibenden Brüder und hat mit seinen zwei älteren nur das Schaukelsystem der „doppelten Moral" gemein, welche sein ältester erfunden. Das Buch ist ein Sammelsurium von älteren und neueren Briefen, wie sich ihrer Nisard zufällig bemächtigt hat. Wie sie keinen Zusammenhang haben, so haben sie auch keine Bedeutung; es sind meist Papiere berühmter und unberühmter Menschen, die am besten im Briefkorbe geblieben wären. Vielleicht wären sie erträglich, wenn Nisard nicht das Seinige dazu gethan hätte, um ihre Bedeutung in's rechte Licht zu setzen; aber die Sauce ist so schlecht, daß die Speise dadurch verleidet wird.

Bevor wir die Memoirenliteratur verlassen, müssen wir noch, als halb und halb hierher gehörig, Chassins Buch über Edgar Quinet erwähnen, das sich an die gesammelten Werke dieses in der Verbannung lebenden Schriftstellers anschließt und dessen Werth und Wichtigkeit hervorzuheben sucht. Wir gehören nicht zu den Bewunderern des etwas zerfahrenen Edgart Quinet, der nicht weiß, ob er Poet, Philosoph, Historiker, einfacher Republikaner oder Socialist ist, aber wir begreifen, daß er zahlreiche Anhänger, ja Verehrer hat. Er besitzt einen gewissen Schwung, warme Beredtsamkeit, ziemliches Wissen und eine gewisse Freiheit, die ihn oft über die Grenzen französischer Anschauung hinaus trägt; dabei ein ehrenhaftes, reines Leben voll Logik, Ausdauer und Consequenz. Das sind Aussprüche genug auf Wohlwollen und Achtung und bei warmen Herzen der Parteigenossen auf Enthusiasmus. Chassin ist ein solches warmes Herz, und die Wärme ist es vorzugsweise, die seinem Buche einen höheren Werth gibt, obwohl er nicht alles sagen konnte, was er hätte sagen mögen. Der Buchdrucker hatte nicht den Muth, mit seinen Typen einem Verbannten sein volles Recht widerfahren zu lassen, und so ist das Buch mit mehreren weißen Blättern erschienen, ein sprechendes Monument unserer Preßfreiheit.

Sie werden nicht verlangen, daß ich auch noch Hippolyt Castilles Biographien der Zeitgenossen erwähne; es ist das ein Fabrikunternehmen ganz gemeiner Art.

Im Theater ist seit meinem letzten Brief nichts von Bedeutung vorgekommen. Scribes und Legouvés „Liebesträume" sind im Théâtre français so viel wie durchgefallen und Auguiers „Heirathen in der großen Welt" lassen noch immer auf sich warten. Meyerbeer studirt noch immer seine ganz kleine Oper ein und hat sich noch immer zu einem definitiven Titel nicht entschließen können; Gounods Faust wurde wegen Krankheit zurückgelegt und Felicien Davids Herculanum wird erst dieser Tage zur Aufführung kommen. Unter den Virtuosen ragt in diesem Winter neben Vieurtemps Johannes Becker aus Mannheim hervor; der Rest der ungeheuren Virtuosenschaar hat sich bis jetzt nur als Numerus gezeigt.

Newyork, Februar.

Cuba. — Oeffentliche Verträge. — Mount Vernon Fund Association. — Lookauf eines Sklaven. — Eine verschwundene Dame.

Das Projekt des Ankaufs, oder nach Umständen der Eroberung Cubas ist bereits über den Ocean gedrungen, und hat jenseits seine verdiente Würdigung gefunden. Unter allen lächerlichen Farcen, welche jemals von Männern in Amt und Würden auf Regimentsunkosten aufgeführt worden sind, ist dieß eine der lächerlichsten und farcenhaftesten; denn jeder, der mit der Lage der Dinge nur oberflächlich bekannt ist, weiß, daß dieser ganze Lärm um ein Projekt gemacht wird, das für den Augenblick so unausführbar ist, als etwa ein Plan zur Eroberung des Mondes, und wer in der Nähe zusieht, wird finden, daß die Anstifter und die leidenschaftlichen Vertreter dieses beabsichtigten Landdiebstahls sich unter einander so wenig ernsthaft ansehen können als die römischen Augurn in der Zeit, als die alten Götter mit ihren Zeichen und Orakeln, und was sonst zum Handwerk gehörte, in Mißkredit gerathen waren. Alle wissen, daß Spanien nicht im Entferntesten daran denkt, in einen solchen Handel zu willigen, und den bloßen Vorschlag als eine Beleidigung aufnimmt, und daß England und Frankreich einem etwaigen Eroberungskreuzzug der südlichen Ritterschaft ein frühzeitiges Ende machen würden. Der wahre Kern dieses Humbugs in großartigem

Digitized by Google

Maßstab ist kein anderer, als der Zweck, die Appropriation von dreißig Millionen Dollars, welche angeblich zur Erleichterung der Unterhandlungen mit Spanien — zu deutsch: zur Bestechung der spanischen Minister — vom Congreß verlangt wird, unserm ehrwürdigen Präsidenten zu inländischen Bestechungen und ähnlichen löblichen Zwecken zu Nutz und Frommen der Sklaverei-propaganda zur Verfügung zu stellen, den Eroberungsplan aber bei den Wahlen und andern vorkommenden Gelegenheiten als Köder der Nationaleitelkeit und des Ehrgeizes der unwissenden Masse zu benutzen. Einige wenige Mitglieder der südlichen Ritterschaft aus den Zucker- und Baumwollenstaaten, welche, unter dem Segen der peculiar institution aufgewachsen, in Beurtheilung der Zeitverhältnisse und der eigenen Macht äußerst beschränkt sind, wie der französische Adel des ancien régime zur Zeit des Ausbruchs der Revolution, sind vielleicht die Einzigen, welche den Spaß für baare Münze nehmen, und im glücklichen Bewußtseyn der Unüberwindlichkeit der Vereinigten Staaten die Eroberung Cuba's selbst gegen den Willen Englands und Frankreichs keineswegs für eine Unmöglichkeit halten. Diese edlen Ritter von der Peitsche, welche unter der gegenwärtigen Administration fast alle Gesandtschaftsposten bekleiden, sind es vorzüglich, welche durch ihre Unwissenheit und ihre Unkenntniß der europäischen Sprachen, selbst der französischen, amerikanische Bildung im Auslande in einen Verruf gebracht haben, der nur zu wohl begründet ist, wenn man nach der Persönlichkeit solcher Repräsentanten schließt, und ein Congreßmitglied aus dem Norden kürzlich zu der Bemerkung veranlaßte, daß unter allen Gesandten der Vereinigten Staaten der am englischen Hofe der einzige wäre, welcher der Landessprache mächtig sey.

Man könnte die gegenwärtige Saison in Newyork vor allem die der Vorlesungen nennen. Gelehrte, literarische und gesellige Vereine veranstalten Vorlesungen, zu denen die ausgezeichnetsten Redner aus der Nähe und Ferne angeworben werden, und die jedem für den geringen Eintrittspreis von 25 Cents zugänglich sind, und noch größer ist die Zahl derer, welche selbstständig entweder einzelne Vorlesungen, oder auch einen Cursus von vier bis sechs Vorträgen halten. Es gibt wohl kaum einen Gegenstand von allgemeinem Interesse, der nicht in einer oder der andern dieser Vorlesungen zur Sprache gebracht würde. Geschichte, Literatur, Persönlichkeiten, Kunst, politische und sociale Fragen werden in Anregung gebracht und von fähigen Männern oft mit so viel Geist und Beredtsamkeit behandelt, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, in diesen Vorträgen finde das geistige Leben und die fortschreitende Entwicklung der Nation in den verschiedenartigsten Nüancen ihren Ausdruck. Eine der ausgezeichnetsten, anziehendsten Vorlesungen, welche die ganze Saison bot, und überhaupt eine der besten, welche ich gehört habe, hielt Wendell Phillips über Toussaint l'Ouverture. Es war eine treue, lebensvolle Schilderung des großen Mannes und zugleich eine glänzende Vindication der schwarzen Race, die in Wendell Phillips einen ihrer größten und edelsten Vertheidiger gefunden hat. In ihm vereinigt sich das vollendetste Rednertalent mit glühender Begeisterung für die Sache, um deren willen er allen Lockungen des politischen Lebens und der Popularität widerstanden hat. Der Eindruck, den Wendell Phillips auf der Rednerbühne macht, hat etwas wahrhaft Wunderbares. Das Feuer der Begeisterung und Ueberzeugung, welches seine Erscheinung verklärt und jedes Wort durchglüht, ist mit der höchsten äußern Ruhe verbunden, und wirkt durch den Contrast um so mächtiger und ergreifender. Ohne die mindeste Beimischung von theatralischem Pathos, ohne irgendweiche Gestikulationen, ja ohne eine Handbewegung sprach er eine volle Stunde, ohne ein Manuscript oder auch nur irgend einen Leitfaden vor sich zu haben, und kein Versprechen oder Anstoßen, keine Wiederholung desselben Satzes oder Wortes unterbrach die Harmonie seines Vortrags. — Eine andere Art von Vorlesungen, die seit diesem Winter sehr en vogue gekommen, sind die Vorträge Shakespearescher Dramen. Fanny Kemble, gegenwärtig Mrs. Butler, die Tochter des berühmten Charles Kemble, welche sich schon vor vielen Jahren ins Privatleben zurückgezogen hat, trat im vorigen Winter damit wieder vor das Publikum und fand solchen Anklang, daß sie in der diesjährigen Saison einen abermaligen Cyclus gab. Wer jedoch die Darstellungen Shakespearescher Dramen auf den besten deutschen Bühnen gesehen hat, und die Leistungen der großen Künstler, die darin glänzten, noch frisch im Gedächtniß trägt, kann sich durch Fanny Kemble's Vordollmetschung jener unsterblichen Werke nicht befriedigt fühlen. Die Aufgabe an sich selbst ist fast zu groß, um eine vollkommene Lösung möglich erscheinen zu lassen. Wenn ein Künstler nur einen Charakter Shakespeares im Laufe eines Abends in hoher Vollendung darstellt, so ist das schon so viel, als man nur wünschen und erwarten kann, und erfordert häufig das volle Aufgebot seiner schöpferischen wie physischen Kraft; es ist deßhalb fast unausbleiblich, daß in den Händen selbst eines begabten Künstlers die Nüancirung der Charaktere leiden muß, wenn er sich ganz allein der Aufgabe unterzieht. Dazu bringt Fanny Kemble in ihre Vorträge so viel übertriebenes Pathos, so viel Effekthascherei, Gespreiztheit und Manierirtheit, kurz so viel von der stereotypen Bühnenunnatur, die sich schon seit langer Zeit auf dem englischen Theater breit macht, daß die allen Gestalten Shakespeares innwohnende Wirklichkeit und Menschlichkeit größtentheils verloren geht, und man oft eher Rasende als Menschen zu hören glaubt, die menschlich fühlen und handeln. In einem Publikum, dessen Bühne sich noch auf einer so niedrigen Stufe befindet, wie die amerikanische, und in welchem der Kunstsinn überhaupt erst im Erwachen begriffen und das Urtheil über solche Gegenstände wenig selbstständig ist, findet selbst eine solche Geschmacksverwirrung ihre Bewunderer, und in der That fand Fanny Kemble so viel Anklang — man behauptet, daß sie in zwei Wintern an 7000 Dollars durch ihre Vorträge erübrigt habe — rief so viele Nachahmer hervor, daß die

Digitized by Google

„Shakespeare Readings“ augenblicklich Modesache geworden sind. Auch lyrische, epische und selbst prosaische Werke werden auf diese Weise, mehr zum Nutzen und Frommen der Vorleser als der Zuhörer, ausgebeutet, und zur Erbauung der Orthodoxen hat sich sogar irgend ein Individuum gefunden, welches am Sonntag geistliche Dichtungen und ähnliche seelenrettende Medicin für klingende Münze zum Besten gibt.

Seit einiger Zeit wird viel Gerede und Aufsehen von einer „Mount Vernon Fund Association“ gemacht, zu dem Zweck, durch freiwillige Beiträge des amerikanischen Volks ein Capital zusammen zu bringen, groß genug, um Mount Vernon, den Wohnsitz Washingtons, woselbst er auch begraben liegt, seinem jetzigen Besitzer John Washington, einem weitläufigen Verwandten des Generals, abzukaufen und zum Eigenthum der Nation zu machen. Für den Mount Vernon Fund werden demnach Bälle, Concerte, Zweckessen und Vorlesungen veranstaltet, und Vergnügungslustige können tanzen, schmausen und sich amüsiren und noch obendrein das belohnende Gefühl nach Hause nehmen, an einem großen Werk zum Besten der Nation und des Vaterlandes mitgeholfen zu haben. Der einzige, welchem durch den Ankauf von Mount Vernon eine Wohlthat erwiesen wird, ist der erwähnte John Washington, ein nichtswürdiger Sklavenhalter in zerrütteten Finanzverhältnissen, der sich in den südlichen Blättern durch die Belohnungen vertreiben hat, welche er für das Einfangen seiner davongelaufenen Sklaven ausgesetzt. Dieses Kokettiren mit dem Andenken und den Gebeinen Washingtons, so unerspießlich es auch immer an sich selbst ist, möchte indessen noch hingehen, wäre unter denen, die sich dabei am meisten in den Vordergrund drängen und von denen dieser Plan vorzüglich ausgeht, die geringste praktische Bethätigung der Grundsätze und Ansichten des edeln, wenn auch nicht genialen Mannes sichtbar. Angesichts der Verderbtheit, des Bestechungssystems, der offenbaren und unverhüllten Verhöhnung des Princips der Freiheit und Gleichheit, womit man die Unabhängigkeitserklärung zu einer papiernen Lüge zu machen bestrebt ist, Angesichts der Anstrengungen, welche zur Ausbreitung und Verewigung der Sklaverei gemacht werden, welche so weit gehen, daß die Südländer unverholen selbst im Congreß wieder auf die Einführung des afrikanischen Sklavenhandels antragen, erscheint diese ganze Washington- und Mount-Vernon-Koketterie als eine widerwärtige anspruchsvolle Heuchelei, ein Abschlagspreis, mit dem man sich von den Verpflichtungen gegen die Lebendigen loskauft. Einen schneidenden Contrast mit dieser Reliquienverehrung bildet ein Aufruf zum Loskauf eines Negers, Bob Butt und seiner Familie, welcher sich um die Einwohner der Stadt Portsmouth in Virginien wesentlich verdient gemacht hat. Es war im Jahr 1855, als dort das gelbe Fieber mit einer bis dahin unerhörten Heftigkeit raste, als Aerzte, Krankenwärter und Leichenbesorger massenweise hingerafft wurden, Menschen auf der Straße starben und dort bis zum andern Tage liegen blieben und man keine Särge mehr für die Todten auftreiben konnte; da bewies Bob Butt als Todtengräber eine beispiellose Thätigkeit und Ausdauer. Bei Tag und Nacht war er auf seinem Posten; unermüdlich und, wie es schien, der Ansteckung unzugänglich, leistete er allein mehr als alle seine weißen Gehülfen zusammen, von welchen einer nach dem andern hinstarb, und begrub während jener Epidemie über tausend Opfer. Wie man damals schon vernahm, wollten die Einwohner von Portsmouth ihn zwar zum Dank für seine Dienste loskaufen. Da aber bereits mehr als drei Jahre seitdem verflossen sind, ohne daß die erforderliche Summe zusammengebracht wurde, gestattete sein Herr ihm „großmüthig,“ auf sein Ehrenwort nach Philadelphia zu gehen, als die Ueberreste der Aerzte und Krankenwärter, welche damals von dort nach Portsmouth gegangen und als Opfer der Epidemie gefallen waren, kürzlich nach Philadelphia zurückescortirt und daselbst feierlich bestattet wurden; denn für die Todten hat man immer eher Geld bereit als für die Lebenden, wenn sie zufällig schwarz sind. Bei dieser Gelegenheit wurde jener Aufruf erlassen, aber auch jetzt gehen die Beiträge nur langsam und in dürftigem Maßstab ein, und wenn Bob Butt und die Seinen schließlich frei werden, so werden sie es nicht sowohl ihren Mitbürgern als den Gaben der nordischen Abolitionisten zu danken haben.

Einer jener dunkeln, grauenhaften Vorfälle, welche man in der nächsten Nähe einer Stadt wie Newyork kaum für möglich halten sollte, und die dennoch keineswegs so unerhört sind, ist das räthselhafte Verschwinden einer Dame aus einer höchst angesehenen Familie. Der Vorgang fand zwar schon im vorigen Sommer statt, da aber bisher die Nachforschungen so geheim als möglich betrieben wurden, weil man auf diese Weise eher Aufschluß zu erlangen hoffte, sind die Einzelheiten erst jetzt vollständig in die Oeffentlichkeit gekommen. Mrs. Brannan war ungefähr dreißig Jahre alt und die Frau eines Offiziers in der Armee der Vereinigten Staaten, welcher sich damals bei seinem Regiment in Florida befand. Seine Frau hatte ihn dorthin begleitet; da aber das südliche Clima ihrer Gesundheit nicht zusagte, war sie zurückgekehrt, um die Sommermonate bei ihrer Familie zuzubringen, welche, wie so viele wohlhabende Newyorker, einen Landsitz auf der nahen Insel Staten Island bewohnte. Die Verhältnisse waren in jeder Beziehung günstig und wünschenswerth; in der Familie herrschte Liebe und Eintracht, und Mrs. Brannan beabsichtigte im Spätherbst, wenn im Süden die Hitze nachzulassen pflegt, sich abermals zu ihrem Mann nach Florida zu begeben. Sie war bereits mit Vorbereitungen für ihren Aufenthalt daselbst beschäftigt und hatte unter anderem eine vollständige Hauseinrichtung angeschafft. Am 20. Juli des verflossenen Jahres kam sie am Morgen in Gesellschaft ihrer Mutter von Staten Island nach Newyork herüber, und da sie verschiedene Besorgungen zu machen hatten, trennten sie sich am Landungsplatz der Dampfboote, welche die Verbindung zwischen Newyork und Staten Island unterhalten,

Digitized by Google

mit dem Uebereinkommen, ſich am Nachmittag wieder an derſelben Stelle zu treffen. Die Mutter fand ſich auch ein, aber nicht ſo Mrs. Brannan, und da die erſtere natürlich glaubte, daß ihre Tochter ſich verſpätet habe und mit dem nächſten Boot nachkommen werde, fuhr ſie allein hinüber. Mrs. Brannan kam jedoch weder mit dem nächſten noch mit einem der folgenden Boote, und iſt ſeitdem ſpurlos verſchwunden. Die Familie ſtellte alle möglichen Nachforſchungen an; Capitän Brannan nahm ſogleich Urlaub und eilte nach Newyork, und alles was Geld und Anſehen vermögen, wurde in Bewegung geſetzt, um der Verſchwundenen auf die Spur zu kommen, aber vergebens. Alles was man ermittelt hat, iſt, daß wenige Augenblicke nach der Abfahrt des Bootes, mit dem Mrs. Brannan zurückzukehren beabſichtigte, eine Dame, welche der Beſchreibung ihres Aeußern vollkommen entſprach, am Landungsplatze erſchien und ziemlich betreten ſchien, als ſie fand, daß das Boot ſchon abgefahren war. Ein angeſehener und wohlbekannter Newyorker Kaufmann, welcher ebenfalls während des Sommers auf Staten Island wohnt, hat ferner mitgetheilt, daß als er an jenem Abend um ſieben Uhr mit dem letzten Boot, das an dem Tage fuhr, nach Staten Island zurückkehrte, eine Dame, der Beſchreibung nach die nämliche, ſich auf dem Boot befand. Ein ſchwarz gekleideter Mann hielt ſich in ihrer Nähe auf; der Erzähler glaubte anfangs, derſelbe begleite die Dame, doch kam er von dieſer Meinung zurück, als er ſah, daß kein Wort zwiſchen ihnen gewechſelt wurde und ſie nicht die mindeſte Notiz von ihm nahm. Die Dame zeigte ſich etwas beſtürzt, als ſie fand, daß das Boot an einem andern der verſchiedenen Landungsplätze auf Staten Island anlegte, als ſie erwartet hatte, worauf der Capitän ihr ſagte, daß dort immer Wagen bereit ſtänden, um die Ankommenden nach den verſchiedenen Punkten der Inſel zu bringen. Dort angelangt, ſtieg ſie in einen der daſelbſt haltenden Wagen; der Unbekannte folgte ihr, was jedoch nichts befremdliches hat, da die an den Landungsplätzen haltenden Wagen eine Art Omnibus ſind, in die ſo viele Perſonen genommen werden, als kommen und Platz finden, und dieß iſt das Letzte, was man von ihr geſehen hat. Die natürlichſte Annahme iſt, daß ſie auf dem Wege, der größtentheils durch einen Wald führt, ermordet wurde. Die Polizei ſtellte demnach in der ganzen Umgegend die genaueſten Nachforſchungen an, und wo ſich irgend eine Spur zeigte, als ob die Erde umgewühlt ſey, wurde der Boden aufgegraben, allein nichts ließ ſich auffinden. Das Seltſamſte iſt jedoch, daß der Kutſcher, der die Dame fuhr, durchaus nicht auszumitteln iſt, und da er ſich doch wohl noch auf Staten Island befindet und alle Kutſcher dort befragt wurden, die Wahrheit gefliſſentlich verſchweigt, folglich muthmaßlich der Mitſchuldige iſt. Die Vorausſetzung eines Raubmordes iſt nicht wohl zuläſſig, da Mrs. Brannan außer einer goldenen Uhr nebſt Kette und einem Diamantring nichts von Werth bei ſich hatte und der Mörder, wenn er arm genug war, um ſich durch dieſe Kleinigkeiten zum Mord beſtimmen zu laſſen, keinenfalls zugleich das Schweigen des Kutſchers erkaufen konnte. Gegen die Annahme, daß Mrs. Brannan ſich freiwillig insgeheim entfernt habe, ſprechen tauſend, auf der Kenntniß ihrer Verhältniſſe und ihrer Perſönlichkeit beruhende Gründe, welche eine ſo unmotivirte Flucht als eine moraliſche Unmöglichkeit erſcheinen laſſen, ganz abgeſehen von dem Umſtand, daß ſie in einem ſolchen Fall doch nicht erſt wieder nach Staten Island zurückgekehrt wäre, welches während der Nacht von aller Verbindung mit dem Feſtlande abgeſchnitten iſt, wiewohl ihre Rückkehr dahin noch nicht bewieſen iſt, da keiner derjenigen, welche die erwähnte Dame geſehen haben, perſönlich mit Mrs. Brannan bekannt war. Das Ganze iſt eine ſchauerliche Begebenheit, welche ſelbſt in einer Stadt, in der die Nerven der Einwohner im Ganzen ziemlich abgehärtet ſind, eine unheimliche Aufregung hervorruft und das Gefühl der allgemeinen Unſicherheit, deſſen ſich jeder mehr oder weniger bewußt iſt, von neuem ſchwarz unterſtreicht.

Hamburg, März.

Verfaſſungskampf. — Politiſche Witterung. — Projekt einer Kunſthalle.

Seit langen Jahren hat unſere gute Bürgerſtadt, die allen politiſchen Stürmen abhold iſt, nicht innerlich ſo bewegte Tage geſehen, wie ſeit Beginn dieſes Jahres. Die von weit größeren Dingen aufgeregte deutſche Welt hat nur beiläufig Notiz von unſern ſtädtiſchen und ſtaatlichen Vorgängen genommen, manche politiſche Zeitung dieſelben ſogar kaum erwähnt. Nichts deſto weniger ſind ſie wichtig auch für das deutſche Ausland, für Hamburg ſelbſt aber bleiben ſie eine Lebensfrage. — Es kann nicht unſere Abſicht ſeyn, hier eine Darſtellung des großentheils geräuſchlos geführten Kampfes zu geben, der ſeit Jahren ſich zwiſchen unſerem Senat und der Bürgerſchaft entſponnen hat und leider bis auf dieſe Stunde noch nicht entſchieden iſt. Es ſoll der Orientirung wegen nur angeführt werden,

Digitized by Google

daß der Wunſch, eine Verfaſſung zu erhalten, welche den politiſchen Anforderungen der Gegenwart möglichſt entſpricht, dem Bürger die Freiheit nicht ſchmälert, in deren Beſitz er ſich ſeit Jahrhunderten befindet, ihm aber zugleich auch Rechte gewährt, wie andere Staaten, namentlich unſere Schweſterſtädte Bremen und Lübeck, ſie ſich ohne Kampf errungen haben, mehr und mehr in allen Klaſſen der Bevölkerung ſich regte, und daß dieſer Wunſch um ſo ſtärker werden mußte, je geringer das Angebot war, das man von oben herab zu machen bereit ſcheint.

Die finſtern Sturmwolken, welche ſeit dem Jänner dieſes Jahres den politiſchen Horizont verdunkeln und ſich trotz aller Vermittlungsverſuche der Diplomatie zu immer bedrohlicheren Wettern verdichten, haben unſere nordiſchen Gaue bisher direkt noch nicht ſehr allarmirt. Die lombardiſche Ebene liegt etwas zu weit von uns entfernt, als daß ein dort ausbrechender Krieg, beſonders wenn er um Verträge, welche die Mehrzahl kaum dem Namen nach kennt, geführt werden ſollte, hier auf allgemeine Theilnahme zu rechnen hätte. So lange alſo die Sachen noch in der Schwebe bleiben, wird man auch bei uns wenig von der ſchwülen Atmoſphäre beläſtigt ſeyn. Dieſes ruhige Zuwarten iſt aber kein Zeichen von Apathie oder Gleichgültigkeit, es ſind vielmehr Aller Augen hier ſowohl wie anderwärts in Deutſchland voll banger Erwartung auf Paris und Wien gerichtet. Die Segnungen franzöſiſcher Herrſchaft haben unſere Väter zu gründlich kennen gelernt, um nach einer Wiederholung derſelben lüſtern zu ſeyn. Deßhalb leben wir auch der feſten Ueberzeugung, daß in dem Augenblicke, wo das neu-imperialiſtiſche Frankreich den Degen zieht, um in die Fußſtapfen des erſten Imperators zu treten, der Patriotismus auch bei uns in helle Flammen ausbrechen wird. Gegenwärtig empfindet nur die Börſe den fieberndn Pulsſchlag Europas, belauſcht ihn, ſo gut es gehen will, und richtet ſich nach dem heimlichen Geklöpel der Telegraphen, die heute die geängſtigte Welt mit Friedenshoffnungen hinhalten, morgen durch kriegeriſche Laute zahlloſen Geſchäftsleuten Herzklopfen machen. Daß es unter dieſen Verhältniſſen wenig Luſt gibt zu großen, weit ausſehenden Unternehmungen, liegt in der Natur der Sache, und ſchon aus dieſem Grunde wünſchen Alle den Tag herbei, der wenigſtens vorläufig Entſcheidung bringt.

Die höchſt ungünſtig gelegenen Räumlichkeiten, in denen bis jetzt die ſtädtiſche Gemäldeſammlung untergebracht iſt, haben ſchon wiederholt zu der Frage Anlaß gegeben, ob es denn nicht möglich ſey, zweckmäßiger eingerichtete Säle zu acquiriren, die ein ruhiges Beſchauen der ausgeſtellten Kunſtwerke geſtatten. Leider beſitzen wir kein zu ſolchem Zwecke ſich eignendes oder disponibles ſtädtiſches Gebäude, ſoll alſo eine Aenderung getroffen werden, ſo muß ſie von Privaten ausgehen. Dahin iſt es nunmehr auch glücklich gekommen. Eine anſehnliche Summe iſt bereits gezeichnet, die zur Erbauung einer „Kunſthalle“ verwendet werden ſoll. Noch aber fehlt es an dem Beſitz eines Platzes, welcher geeignet iſt, dieſen Kunſttempel zu tragen. Der Boden iſt theuer in unſerer Stadt und rar dazu. Innerhalb der Thore — von Mauern können wir ſchon lange nicht mehr ſprechen — würde nur irgendwo auf den Wällen Platz zu ſolchem Baue vorhanden ſeyn, und wahrſcheinlich einigt ſich auch zuletzt das Comité, welches dieſe Angelegenheit in die Hand genommen hat, wegen eines ihm zu dieſem patriotiſchen Zweck zu überlaſſenden Platzes mit der Kammer. Man will auf dieſen Bau, um ihn würdig herzuſtellen, 300,000 Mark Banco verwenden. Jeder Kunſtfreund muß dieſem Unternehmen Gedeihen wünſchen; denn mag auch unſere Stadt durch die ländlichen Reize ihrer Umgebungen, durch die großartige Regſamkeit, welche ihr Handel und Schifffahrt verleihen, und mancherlei andere Annehmlichkeiten für Fremde noch ſo viel Anziehungskraft beſitzen, es fehlt ihr bis zu dieſer Stunde ein Sammelplatz für ſolche, die mehr Sinn für Kunſt und beſchauliches Leben, als für das Getöſe auf Markt und Straßen haben, wo Merkur nie raſtend ſeine Schwingen bewegt. Zur Förderung des löblichen Vorhabens geſchieht nun mancherlei. Neuerdings hat der hieſige Gelehrte, Dr. J. B. Meyer, eine Reihe von Vorträgen zu halten begonnen, welche das geiſtige Leben unſerer Stadt in früheren Tagen beſprechen und deren pecuniärer Ertrag der zu erbauenden Kunſthalle zu gute kommen ſoll. Dieſe Vorträge finden Beifall und haben außer dem eigentlichen Zwecke, dem ſie dienen, auch noch das Gute, daß ſie intereſſante und belehrende Blicke in die geiſtig ſo regſame Vergangenheit Hamburgs, die vielen eine völlige terra incognita iſt, thun laſſen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 15. 10. April 1859.

— Turpe putant parere minoribus, et quae
Imberbi didicere, senes perdenda fateri.
Horat.

Das alte und das neue Berlin.

Die Nicolaiten. Bettina von Arnim. Rosa Horn.

Zwanzig oder fünfzehn Jahre früher würde Bettinas von Arnim Tod ein anderes Aufsehen erregt haben. Ihr Begräbniß wäre ein Ereigniß für die Stadt gewesen, alle Zeitungen hätten Lobreden, Gedichte auf die Dichterin gebracht, und auf ihrem Leichenstein, nämlich dem in den Zeitungen, hätte sich eine Fülle von Anekdoten, wie nachgestreute Blumen, gesammelt. Sie hatte sich eben einen Ruhm, oder nach dem damals beliebten Ausdruck, eine „allgemeine Bekanntheit" erworben, und ward gefeiert oder mußte gefeiert werden von dem damaligen jüngsten neuen Deutschland. Dieses neue Deutschland hat seitdem längst andern Sonnen- und Planetenkreisen Platz gemacht. Man schulterte noch vor dem berühmten Namen und ihren ästhetisch und bürgerlich vornehmen Bekanntschaften, sie selbst aber, die alternde Matrone, ward nicht mehr als eine lebendige, nur als eine literarisch beseitigte Größe betrachtet.

Ja, sie gehörte einer alten Zeit an, nicht wegen ihrer 75 Jahre, sondern weil ihre Kinderjahre in Frankfurt in die Goetheschen Jugend- und Familienkreise hineingriffen. Wie Goethe nach seinem Tode in der Nation, d. h. der jüngeren, zu einer ganz andern Bedeutung und Größe aufstieg, als die Masse seiner Mitlebenden ihm zugeschrieben hatte, so erwuchs Bettina auch zu einer Größe, bewundert und wieder klein gemacht, erhoben und gering geachtet, wie das eben das Loos aller ist, die auf der Woge der Zeitströmung geschaukelt werden. Bettina von Arnim hatte sich dem wiedergeborenen Goethe gewidmet, wie eine begeisterte, fanatische Priesterin sich selbst und Alles am Altare ihres Gottes opfert. Das ist der rechte Bacchantendienst, der weder an Vortheil, Ehre, noch an ein stilles Häuschen zur eigenen Heimath denkt. Auch was sie schrieb, schrieb sie für ihn; ihre Dichtungen, ihre Bücher werden denn auch nur fortdauern als Epheu- und Weinranken, die man an der Bildsäule des Gottes findet. So betrachtet das Publikum die Schriftstellerin: sie war das Kind, welches mit Goethe gesprochen und getändelt hat, und damit, meint man, sey es genug; aber man wäre ungerecht. Jeder wird anerkennen, daß sie in ganz anderer Bedeutung aus dem Kreise der deutschen Schriftstellerinnen hervor trat, daß eigene Funken nach verschiedenen Seiten aus ihr versprühten. Ihre der Oeffentlichkeit anheim gefallene Lebensgeschichte zerfällt in drei Akte, ihre Originalität oder Wunderlichkeit, ihr Goethecultus und ihr Liberalitätscultus, die wohl in einander greifen, die man aber doch einzeln in's Auge fassen muß.

Digitized by Google

Bettina, Bettina, das Kind, war lange in Berlin eine besprochene Erscheinung, ehe eine Zeile von ihr geschrieben, wenigstens gedruckt, und ehe etwas von ihrem geistigen Verhältniß zu Goethe bekannt wurde. Letzteres hätte im damaligen Berlin auch keine Bewunderung und keinen Eclat erregt. Noch herrschten die Nachwehen des Nicolaismus in den höheren und mittleren Schichten der Gesellschaft, trotz der Romantiker, welche hier ihr Feldlager aufgeschlagen hatten, und vielleicht gerade weil sie hier, für viele so verletzend, ihre Fahne aufsteckten. Wie lange dieser Zopfgeist in Berlin fortherrschte und noch länger spukte, wird das jüngere Geschlecht kaum glauben können, wenn man gelesen und gesehen hat, wie dominirend ein anderer Geist poetischer Aufregung im Anfang dieses Jahrhunderts auftrat. Hier lebten und wirkten, wenn auch nicht gerade immer zur selben Zeit, aber in den sich an einander reihenden Jahrzehenden die Tieck, Novalis, Wackenroder, die beiden Schlegel, Bernhardy, Schleiermacher, Fichte, und welch neue Anregung für tief ernste Wissenschaft und eine frische Aesthetik brachte die neue Universität nach der preußischen Hauptstadt! Aber erst mit dem Befreiungskriege ward die poetische und ästhetische Reform durchgesetzt, und noch lange nachher herrschten in Kreisen der sogenannten Bildung Geschmack, Begeisterung und Kritik nach dem Muster der Nicolai und Ramler. Die geistreichen Juden schwärmten zwar für die Romantik, sie sangen (wie oft gesagt wird, die Belege fehlen aber jetzt) Sonette zum Lobe der Jungfrau Maria; aber erst aus den mit neu erweckten Lehrern besetzten Gymnasien drang die Wirkung in's wirkliche Leben. Da kam es denn freilich oft, daß lebhafte Gymnasiasten für Sophokles und Aeschylus, für Shakespeare und Calderon als ewige Muster des Geschmacks und der Schönheit entflammt nach Hause kehrten und ihre verständigen und als geistreich bekannten Väter und Mütter mitleidsvoll über die neue Modethorheit lächelten. Was der Mystik sich näherte, wurde natürlich schonungslos verdammt, aber auch alles, was nicht vom philosophischen Jahrhundert approbirt und vom französischen Geschmack für die gebildete Zeit gebessert und gemildert worden. Die Heroen der Vorzeit, sie wurden als barbarische und ungezogene Genies behandelt, für die nur die Jugend schwärmen könne. Solches müsse man ihr zu Gute halten; in der Schule des Lebens werde sie zeitig genug zur Vernunft und besseren Einsicht kommen und das Strohfeuer verdampfen. Das also, es sey wiederholt, war noch in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts die gültige Münze unter den Gutgesinnten und Conservativen der Bildung in Berlin, während die Kreise der Erwählten unter sich Wechsel und Anweisungen cursiren ließen, deren Valuta oft auch weit unter dem Curswerth stand. Denn während jene nichts von Jacob Böhm und Calderon, ja nichts von Goethe wissen wollten und selbst gegen Schiller mißtrauisch waren, erhoben diese sich in transscendente Regionen, so in's Nebelhafte, daß selbst die heutige vollendete Reaction von diesen Traumgestalten nichts wissen will. Dieser Climax der Bildung in Berlin von den neunziger Jahren des vorigen bis zum Ende der zwanziger des gegenwärtigen Jahrhunderts wäre eine interessante Aufgabe für den Sittenmaler; wir werfen nur für das jüngere Geschlecht einige Züge hin, einige der vielen, die sich so schnell verwischen, und wie viele sind schon verwischt, die der Aufführung werth waren!

Die unvergeßliche schöne Königin Luise, das Vorbild aller Güte, Anmuth und Liebenswürdigkeit, hatte auch einen lebhaften Sinn für alles Schöne. Wenn ihr durch Umgebung und Verhältnisse mehr Nahrung für Kunst und Poesie wäre zugetragen worden, würde Preußen vielleicht in ihr eine zweite Sophie Charlotte bewundert haben. Ihr verdankt man, daß die Barbarei eines königlichen Baumeisters nicht durchdrang, als er zwei fosibare gothische Giebel an der Marienburg zum Abtragen verdammt hatte. Sie sah bei einer Reise dahin am Morgen nach dem Aufstehen, wie die Maurer schon mit Axt und Hacke anfingen; es that ihr leid, weil es ihr doch so künstlich gemacht schien, obgleich man ihr gewiß gesagt hatte, es sey gothischer Ungeschmack; sie wünschte, es möchte gerettet bleiben. Ein anderes gothisches Gebäude in Danzig hatte so sehr ihre Bewunderung erregt, daß der König es heimlich dem Besitzer abkaufte, es Stück für Stück abbrechen und auf der Pfaueninsel bei Potsdam wieder aufrichten ließ. Luise war die erste Königin von Preußen, welche einem Dichter eine Gnade erwies. Gerührt von den Romanen des Schriftstellers Lafontaine, erwirkte sie von ihrem Gemahl für ihn eine eben erledigte Dompräbende. Aber ihre Poesie, versichert in seinen Memoiren Herr von Woltmann, obgleich Luise selbst die Poesie repräsentirt zu haben schien, habe sich in den Zeiten ihres Glanzes nicht über die Lafontaines erhoben. Sie konnte über die Heldinnen desselben weinen, neben Lafontaine den Iffland schen und Kotzebueschen Edelmuth bewundern, und erst später habe ein geistreicher Mann sie hingeführt zum Adel und den Schönheiten der Goethe'schen Leonoren. Aber weit später, im Unglücke erst, lernte die Fürstin Goethe ganz kennen und würdigen, als sie selbst die Thränen Mignons weinen konnte: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte." Damals, als die Königin jenen berühmten Brief an ihren Vater in

Digitized by Google

Mecklenburg ſchrieb, voll höchſter Seelengröße, Reſignation, Demuth und dem klarſten Einblick, wie Gottes Wille die alte Welt zertrümmere, um eine neue an's Licht zu rufen, war das auch eine äſthetiſche Erhebung, leider auch ihr Schwanengeſang.

Die Nachwirkungen der Könige auf ihre Völker, eine unbezweifelte Thatſache, drückten bis dahin auch auf den äſthetiſchen Geſchmack. Das hat ſich erſt ſpäter geändert und der Geſchmack ſich emancipirt. Mignons Thränen, mitgeweint mit der liebenswürdigen Königin, galten nur den traurigen Verhältniſſen. Weiter wirkte die Stimmung nicht auf das weibliche Publikum, namentlich das vornehmere. Goethe war noch immer in Berlin unter den damals Gebildeten eine irrationale Größe; man mochte ihn in Einzelnem bewundern, aber ein edles weibliches Gemüth konnte ſich ihm nicht ganz hingeben, ſich ihm vertrauensvoll überlaſſen. Eine in ihrer Geſellſchaft hochgeſchätzte Dame, voll Verſtand und tiefem Gefühl, räumte ein, daß der gefeierte Goethe einmal in einem Stücke eine wirklich ſchöne, Herz und Geiſt ergreifende Stelle gedichtet habe, den Anfang der Iphigenia: „Heraus in eure Schatten u. ſ. w.;“ vergeblich aber ſuche man in allen ſeinen Dramen eine zweite, und wie viele finde man in jedem Drama des edeln Schiller! Ich hörte dieß als Knabe verwundert an und mußte mir allerdings geſtehen, daß ſo etwas weder im Götz, für den ich ſchwärmte, noch im Egmont, noch im Fauſt (der als Fragment vor dem Publikum erſchien) ſich wieder finde. Ich erwartete, daß kluge Männer die kluge Frau widerlegen würden, aber wenn man es auch konnte, hütete man ſich. Das war die allgemeine Stimmung der Gebildeten: gegen Schiller kam nichts auf, und man mußte auch damit zufrieden ſeyn. War es doch ein Sieg gegen die Flachheit, den blaſirten, antik ſeyn ſollenden Claſſicismus der Franzoſen. Die Frauen über ſich ſelbſt zu erheben, war ein Gewinn, eine Errungenſchaft, auch auf die Gefahr hin, daß man ſie in unnatürliche Nebelhöhen hinauf ſchob, wie ein Jean Paul, unbewußt, verſucht hatte und dem es ſo wunderbar gelungen war. Sie ſchwärmten für die Lianen, Natalien, Thekla, Iſabella, Maria Stuart, und ausnahmsweiſe, aber nicht weiter, und immer bedingt, für Iphigenia. Die andere Goethe'ſche Frauenbekanntſchaft ließ man auf ſich beruhen.

In jene Zeit zwiſchen der Schlacht von Jena und dem Befreiungskriege, alſo zwiſchen Preußens tiefſtem Sturze und ſeiner glänzenden Wiedergeburt, fällt der Selbſtmord Heinrichs von Kleiſt in der Nähe von Potsdam. Es war natürlich, daß der größere Theil des Publikums die politiſche Seite der That aufgriff. Er, der Dichter, und die Dame, welche ſich mit ihm dazu contractlich verbunden hatte — denn daß kein Liebesverhältniß zwiſchen ihnen obwaltete und keine Werthverleiden ſtattgefunden, iſt hinlänglich ermittelt — gingen nur darum aus der Welt, weil ſie es unter dem Druck der Verhältniſſe, in Deutſchlands und Preußens Erniedrigung, unter Napoleons Deſpotismus und Welteroberungsplanen, nicht mehr aushalten konnten. So urtheilte, wie geſagt, der größere Theil des Publikums, und in einer Berliner Zeitung ward der Selbſtmord als antiker Heroismus gut geheißen. Beiläufig geſagt, der Artikel entrüſtete den tugendhaften und frommen König ſo, daß der Zeitungsſchreiber eine ernſte Zurechtweiſung erhielt. Friedrich Wilhelm III. wollte nicht, daß man an der Welt und dem Vaterland ſelbſtmörderiſch verzweifeln, ſondern auf eine Wiedergeburt und Gottes Gerechtigkeit hoffen und bauen ſolle. Glücklicherweiſe hat die Mehrzahl der Nation dieſen Glauben getheilt und wurde nicht getäuſcht. Es ſind noch manche andere Urſachen ermittelt worden, weshalb der zerriſſene geniale Dichter ſich getödtet hat, die uns hier nicht beſchäftigen; aber ein Theil des Publikums, welcher ſich von der Politik ferner hielt, erblickte darin nur die Verirrungen der neuen Poeſie und Aeſthetik. Man kannte ihn kaum, denn ſeine beſten Dramen wurden erſt nach ſeinem Tode bekannt; aber ſeine Romantik mußte ihn verführt haben. Natürlich ſchlug eine ſo herbe Kritik und der ſchonungsloſe Nachruf auf den Dichter und Menſchen nachher zu ſeinem Vortheil aus und Heinrich v. Kleiſt ward weit über ſeinen Werth geprieſen; aber die Gebildeten, die Maſſe der Conſervativen verdammten ihn nicht nur als eine perſönliche Erſcheinung, ſondern hoben ihn als Exempel heraus, um ad hominem darzuthun, wie das wüſte, wirre Treiben der jüngeren Poeſie die Jugend verführe und in unzeitig frühen Tod treibe.

Auch Goethe ward, obgleich ſeine reifſten Dichtungen dem Publikum ſchon vor Augen ſtanden, doch eigentlich als eine meteoriſche Erſcheinung betrachtet, als ein genialer, aber nicht regel gewordener Dichter. Wir brauchen nicht ohne Abſicht den Ausdruck: „vor Augen ſtanden;“ wurden ja auch ſeine Schriften damals weit weniger gekauft, als man heute für möglich hält. Wenn man vor einem halben Jahrhundert ſeinen Götz, dann ſeinen Werther zerriſſen und verſchlungen, ſo hatte ſich dieß nicht wiederholt. Reſpekt und Bewunderung für ſeine ſpäteren Werke lockte die Käufer nicht genug, und nicht in Berlin allein blieben Bewunderer, Liebhaber und Käufer mehr vor dem neuen glänzenden Stern ſtehen. Erſt Hermann und Dorothea fand wieder mit dem allgemeinen Beifall auch wieder mehr Käufer, weil — es doch auch ein gemüthliches Familienſtück war.

Digitized by Google

Wie ſchlugen aber die Conſervativen ſeine poetiſche Bedeutung an? In einem Almanach für die elegante Welt fand ich in Hexametern die kritiſche Schilderung einer modernen Bibliothek; da ſtand Voßens Luiſe, wie ſich von ſelbſt verſteht, als treffliche Idylle, aber daneben Goethes Dorothea, zwar mit einigem Lobe, aber mit dem Zuſatz: „mit Neide blickt es auf die Nachbarin.“ — Der ſelige ältere Buchhändler Frommann aus Jena klagte mir einmal, zwei Decennien nach der Zeit, von der wir ſprechen, mit Bitterkeit und Wehmuth: ich könne mir nicht vorſtellen, wie wenig Abſatz Goethes damalige Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum“ in Deutſchland habe, in dem Deutſchland, welches den Meiſter doch endlich als ſeinen größten Dichter zu erkennen anfange! Das der deutſche Dank! — Es läßt ſich viel dafür und dagegen ſagen, und daran erinnern, daß auch Schillers Horen aus Mangel an Abſatz eingehen mußten.

Wie ward von den Gebildeten Goethes „Dichtung und Wahrheit“ entgegen genommen! Auf Memoiren, und ſogar von einem Privatmann, war man in Deutſchland nicht gefaßt; das ſchicke ſich doch nur für Fürſten, Staatsmänner, Feldherrn! Was hatte ein deutſcher Dichter über ſeine Erlebniſſe der Welt mitzutheilen? Dann aber hatte er ſich ja ſelbſt dadurch als Dichter todt gemacht. Unter vielen ließ ſich eine Stimme vernehmen: die Myſterien ſeiner Mährchen, die wunderbaren Fäden und Farben ſeiner Gedichte ſeyen ja nun mit einem mal bloß gelegt; man ſehe den Garten und den Gartenboden, auf welchem die Pflanzen gewachſen, den proſaiſchen Mechanismus, wie er gearbeitet, ſtatt daß man bis dahin die Inſpiration des Poeten bewundert habe. Man erfahre nun mit einem mal, was der Dichter, als Tauſendkünſtler, uns nicht hätte wiſſen laſſen ſollen!

Ein geehrter Lehrer aus meiner Knabenzeit, den ich zuweilen beſuchte, um mich über alte und neue Dinge mit ihm zu unterhalten, ſchüttelte den Kopf und legte väterlich die Hand mir auf die Schulter: „Dieſes neue Buch des Herrn von Goethe werde ich nicht leſen, ſchon des Namens wegen. Entweder iſt es Wahrheit, wozu dann Erfundenes darunter miſchen? oder wenn es Dichtung iſt, wie ſchickt es ſich da, wirkliche Begebenheiten in einer Fabel oder einem Poem zu entwürdigen? Das Eine zerſtört das Andere, und mit Einheit und Wirkung iſt es aus.“ Ja, Dichtung und Wahrheit wurden unerbittlich auseinander geriſſen, und es ward keine Ehe zwiſchen ihnen zugelaſſen, und mein alter Profeſſor am königlichen Cadettencorps war nicht der einzige Cato Cenſorius in Berlin.

Der Mann war übrigens einer der liebenswürdigſten Stubengelehrten aus alter Zeit und eines der Exemplare, wie kaum mehr ein zweites gefunden wird, weßhalb ich ſeiner hier gedenken will. Harmlos muß er ſich in's Leben geſchlichen haben, wie er harmlos blieb, bis er verſchwand; ſeine wenigen Freunde wußten es kaum, als er todt war, denn er war nicht verheirathet und ſeine Verwandten längſt vor ihm geſtorben. Auch ſeine alte, ſprachfelige, freundliche Schweſter, die immer neben ihm, ihre alte Katze im Schooß, auf dem Großvaterſtuhl ſaß, hatte ihn in der Welt zurückgelaſſen. Wie wußte ſie von der Zeit des alten Friedrich zu erzählen, lebendig, als wäre alles erſt ehegeſtern geſchehen! Wie er zum Titel als Profeſſor der Aeſthetik gekommen war, weiß ich nicht; er mußte den Cadetten freilich auch Poeſie, und was dahin gehört, vortragen, nie aber trug er Eigenes vor, und noch weniger hat er Schriften zum Druck befördert. Alles war Vorbereitung, ganz in der Art der meiſten jenes Geſchlechts, das in demſelben Maaße voll Beſcheidenheit und Zweifel war, als die Nachkommen raſch und voll Vertrauen zum Schaffen. Seine Beſchäftigung war, Collectaneen zuſammen zu ſtellen, eine Arbeit, welche damals jeder fleißige Scholar, der ſich der Philologie widmen wollte, von früh an treiben mußte. Ob noch jetzt? Und vollends der Dichter? Jean Paul hat bekanntlich Ballen Papier zu ſolchen beſchriebenen Schnitzeln verbraucht. Unſer guter Profeſſor Wippel (ſo ſein Name) hatte eine ungeheure Menge großer Papierbeutel, in welche jeder Gedanke, jede Notiz, die er fand, mit Datum, Namen und Ort auf einem Papierſchnitzel geworfen ward. Wenn Freunde kamen, das Geſpräch auf dieß und jenes gerieth, wurde der betreffende Beutel herausgeholt und die Tiſche mit den Schnitzeln bedeckt, bis man die Notiz fand; ſie war auch wohl ſeit Decennien verſchwunden. Wozu die Arbeit von einem halben Säculum? Das wußte der würdige Alte zuletzt ſelbſt nicht mehr; all der Wuſt iſt wahrſcheinlich nach ſeinem Tode von den Erben der Bibliothek in's Feuer geworfen worden. Er hatte eine große Wappenſammlung; ſein Amt bei den Cadetten beſchäftigte ihn natürlich mit der Heraldik, worin er Kenntniſſe beſaß und oft befragt wurde. Es ging ihm aber nicht zum Herzen, und in ſeinen älteren Jahren ließ er die Sache als gleichgültig bei Seite. Er hatte auch alle möglichen Materialien zu einer Geſchichte von Brandenburg geſammelt, ſein ganzes Leben hindurch; freilich mehr Raritäten, Programme, Leichenreden, theologiſche Diſputationen, Steuerkataſter u. dgl. als Quellen der größeren Geſchichtsakte. Aber als er fertig ſchien, ſo weit man hier das Wort überhaupt brauchen kann, ſah er nichts als Lücken ringsum; vielleicht fühlte er auch, daß den

Digitized by Google

Alter die Kräfte fehlten, eine pragmatiſche Geſchichte der Mark Brandenburg zu ſchreiben. Das Ziel ſeines ganzen Lebens — wie leicht gab er es auf! Wie viele andere Gelehrte ſeines Geſchlechts warfen mit derſelben philoſophiſchen Ruhe die Arbeit und das Streben ihres ganzen Lebens hin! Andere, auch Preuß, fanden in ſeiner Bibliothek ſchätzbare Beiträge, die ſonſt vergeſſen wären. Zuweilen ſeufzte er doch über andere verlorene Arbeit, nämlich daß er ſo viele ſeiner beſten Jahre den theologiſchen und philologiſchen Studien gewidmet, die ihm nichts genützt. Wie viel beſſer hätte er die Zeit zum Studium der Gemäldeſammlung in Dresden verwendet! Er ein Kunſtkritiker! Eigene Phantaſien ſtiegen wohl zuweilen dem einſamen Stubengelehrten auf. Aber er gab bald die einfache Erklärung: Raphael und Titian hätte er andern überlaſſen aber er habe ſich von früh an für den Maler Netſcher intereſſirt, weil auch der große Kurfürſt ihn geſchätzt und geliebt; da würde er den Mann ſtudirt und ſeine Lebensgeſchichte zu ſchreiben verſucht haben. Sein Leben hätte dann doch auch ein Ziel! Leben jetzt noch ſo beſcheidene Gelehrte?

Wippel lebte wahrſcheinlich in der Wohnung (neue Friedrichsſtraße, dem Cadettenhauſe gegenüber), welche ſein Amtsvorgänger Ramler inne gehabt hatte. Iſt es zu verwundern, wenn aus Pietät ſeine Aeſthetik über dieſen ſich niemals erhob? Einen kleinen Widerwillen hatte der mildeſte Kritiker gegen alle die neueren Herren Poeten, und unter dieſen rangirten auch Goethe und Schiller, obgleich er wohl nicht älter war als der erſtere. Wenn er ſeinen Cadetten den Begriff der Epopöe vorzutragen hatte, wählte er zum Muſter eine, die kaum Einer unſerer Leſer mehr als dem Namen nach kennt, den Bluomberis von Alpinger. Er mußte ſelbſt einräumen, daß dieß kein beſonders poetiſches Gedicht ſey, aber ſo correkt und ſittenrein habe er kein Heldengedicht der ſpäteren Poeten gefunden. Freilich konnte er vielleicht mit Recht den Kopf ſchütteln, als ſeine militäriſchen Obern ihn auf andere, modernere und paſſendere Epopöen verwieſen, z. B. die Jouquéſchen (du Guesclin u. a.), und den Cadetten ward der Bluomberis nichts deſtoweniger als das Muſterbild eines Heldengedichts eingeimpft. Daß die Romantiker dem alten Profeſſor widerſtanden, verſteht ſich von ſelbſt, daß ihm Jouqués Heldengedichte nicht behagten, hatte er auch mit andern gemein; aber einſt hatte man, wahrſcheinlich wieder die militäriſchen Vorgeſetzten, ihm angerathen, doch auch von den neuen Proſaikern etwas ſeinen Schülern vorzuleſen. Ich ſehe noch den magern Gelehrten in ſeinem engen und doch noch um ihn ſchlotternden blauen Ueberrock, eine pietätsvolle Reliquie aus der Friedericianiſchen Zeit, der nur etwas noch fehlte; indeß ſah man am Kragen deutlich genug an den Puderſpuren die Stelle, wo Haarbeutel und Zopf geruht hatten — ich ſehe ihn noch, wie er das Buch aufnahm und wieder auf den Tiſch legte, mit einer Art Schauder. Ein nicht ſo feiner alter Mann würde geſpuckt haben, er wiſchte nur mit dem Taſchentuche den Schweiß von der Stirn: „Der Herr von Kleiſt mag ein ſehr geſchickter Poet geweſen ſeyn, für ſeine Freunde und Anhänger; aber eine ſolche Proſa und einen ſolchen Styl — das wird, mit Reſpekt zu ſagen, mir doch niemand aufdringen wollen.“ Es war ein Band von Kleiſts Novellen oder der Kohlhaas.

Daß in Berlin tauſende ſolcher Nicolaiten noch in unſer Jahrhundert herein ſtreiften und der Hoffnung waren, daß ihre gute Zeit wiederkehren müſſe, wenn nur der Jugendtaumel verraucht ſey, iſt nichts wunderbares; intereſſant wäre nur, die Scheide zu ermitteln, bis wohin ſie, nicht lebten (denn exiſtiren mag noch jetzt mancher), ſondern die Reaction des Geſchmacks hoffen konnten. Gegen Ausgang der zwanziger Jahre redigirte ich den damaligen „Freimüthigen,“ ein berühmtes Journal aus der Zeit der Nüchternheit, aber eine Erbſchaft, auf die ich gerade nicht ſtolz war, da ich ſie aus den Händen der Merkel, Kotzebue und Kuhn erhielt. Aber auf die Erbſchaftsbande bauend, wandte ſich mancher aus der alten Zeit an mich und forderte Eintritt; auch der alte Merkel aus Kurland, den die halbe literariſche Welt ſchon vergeſſen, den aber A. von Schlegels bitteres Epigramm verewigt hat.

Merkel gratulirte mir aus der Ferne, als ich Redakteur geworden. Ich hoffe, er wird wenigſtens aus der Folge meiner Redaktion nicht entnommen haben, daß ich die Fahne der Reaction aufpflanze. Im übrigen ließ ich doch manchen der Selbſtgenügſamen von Ehemals an beſcheidener Stelle ſeine Viſitenkarte abgeben.

Da lebte zu jener Zeit auch ein Dichter, etwa der Gegenpol unſeres alten ehrlichen Wippel, groß, ſtark, rüſtig, trotz der Jahre, mit einer Baßſtimme, die ein gewöhnliches Zimmer erſchütterte. Sein Knotenſtock ſchien, weil ihn der Rieſe zur Defenſive nicht nöthig hatte, zur Offenſive beſtimmt, vielleicht wenn er einmal nicht Eingang finden ſollte. Sein Coſtüm von ehemals entſprach aber dem des Profeſſors, ebenſo ſeine äſthetiſchen Anſichten. Seine Gedichte, ſauber abgeſchrieben, waren die Correktheit ſelbſt, kein falſcher Reim, kein Verſtoß gegen die Metrik, im Innern aber ſo zart, mäßig, gehalten, ſinnreich, als der übrige Mann „hagenbüchen.“ Er beſuchte gelegentlich die Redaktionsſtuben der Journale und Zeitungen, um zu verſuchen, ob er etwas von ſeinen Gedichten zum Abſatz bringen könne. Er mußte in der Regel den Markt überfüllt finden,

Digitized by Google

daher seine saure, bittere Stimmung. Gewöhnlich aber fing er mit einer besondern Tirade an: Warum habe Gott und das Geschick ihn zum Gelehrten, zum Dichter gemacht! warum habe sein Vater die Sünde begangen, ihn zum Studiren, und gar zum Theologen zu bestimmen! Ob denn seine Schultern, seine Arme, seine Beine, ob sein Mark und seine Stimme die eines Stubenhockers seyen? wobei er dann mit dem Knotenstock durch die Luft fuchtelte und seine Stimme hören ließ. Zum Kanonier, zum Kürassier, zum Schmiedmeister oder Bergmann sey er geboren, nicht zum Dichter. Zur Schlußtirade dann eine Verfluchung, nicht gegen seinen Vater, aber gegen seinen reichen Bruder, einen Fabrikherrn und Gutsbesitzer im Magdeburgischen, der zugebe, daß der Sohn seines Vaters bei Journalen sein Brod bettle, während er in Ueppigkeit lebe. Wenn man ihm erwiederte, er habe ja selbst erzählt, daß dieser Bruder ihm doch jährlich eine Pension von dreihundert Thalern auszahle, erwiederte er: Ja, ein anderer würde noch weniger geben; aber der Sohn seines Vaters, der Sohn, der von diesem Vater erzeugt, im Schooße derselben Mutter mit ihm geruht, von diesem könne er etwas anderes, etwas ganz anderes erwarten, — wobei er mit seiner Rechten auf die Brust schlug und Töne ausstieß, die an einen prometheischen Schmerz erinnerten. Möglich, daß es ihm ernst war, aber als Dichter ließ er keineswegs Feuerflammen eines Vulkans sprühen und nur das Schilfrohr im Abendwind beim sanften Mondenschein rauschen. Er brachte mir eine lange, lange Ode, er legte sie mir an's Herz: dieß, dieß werde doch eindringen; wenn die Leser es mit Aufmerksamkeit und Empfindung verfolgten, müßten sie endlich erkennen — ja, das waren seine Worte — daß die Herren Goethe und Schiller erst lernen müßten, was Poesie sey. — Es war eine Ode an die Nymphe der Selke (das kleine anmuthige Thal im Harz mit dem Bad Alexisbad), eine Ode im Style der Halberstädter Schule; Chloe und Damon wetteiferten, und hie und da brachen einige Hölty'sche Wehmuthstöne heraus. Dabei lag etwas wehmüthig Ernstes, nicht in dem Gedicht, das ich nicht aufnehmen konnte, aber in dem Wesen des Mannes, als er das Papier wieder einsteckte und wieder getäuscht über die Schwelle ging. Es war nicht der pecuniäre Verlust, der ihm wehe that, es war die Ueberzeugung, daß er im Recht war und keiner, keiner mehr außer ihm die Sache verstand.

Wahrscheinlich lebt er nicht mehr, ich finde mich aber nicht veranlaßt seinen Namen zu nennen. Man nehme indeß Akt davon, daß dieß gegen Ausgang der Zwanziger geschah; zu jener Zeit, und einige Jahre später lebten also solche Ansichten noch im ästhetischen Berlin. Lebten ja hier noch mehrere, welche sich rühmten, selbst Dichter jener Zeit gewesen zu seyn: Göcking, Karl Müchler u. a. Auch kann man gewissermaßen den alten Langbein dahin rechnen, welcher in Berlin als Censor mit einem traurigen Nachtwächterposten für seine Verdienste in der Literatur begnadigt wurde. Der alte Schwänkeerzähler Langbein als Censor des ästhetischen Berlin, wirklich eine Satire! Auch wagte in jenen Tagen der alte Matthisson sich in Berlin als Lebender zu zeigen, und der Dichter der Ruinen eines alten Bergschlosses ward von vielen, wenn nicht gefeiert, doch als Dichter respektirt.

Wie es da mit Shakespeare stand? wird mancher fragen. Freilich stand seine Autorität, und schon seit einem halben Jahrhundert, fest begründet; denn wer von den damaligen Conservativen wagte gegen die Autorität eines Lessing sich zu sträuben? Aber sie lavirten neben den ehernen Säulen, auf denen der Riese stand, um mit ihrem Muthwillen und ihren kritischen Zweifeln dazwischen zu spielen. Mehrere Jahre vor dem Zeitpunkt, von dem ich vorhin sprach, trat der große Ludwig Devrient zum erstenmal als Lear auf. Die tiefe Poesie, mit welcher dieser Mann die Charaktere erfaßte, hat nicht wenig auf das Berliner Publikum eingewirkt, vieles gebildet, geadelt und Gefühle und Anschauungen aus der Tiefe beschworen, welche manche nüchterne und flache Alltagsvorstellungen auf immer verscheuchten, freilich oft auf Kosten der Wahrheit und Wirklichkeit. Aber wenn Devrient auch in der That in einem Kothurn auftrat, der zu hohl auf den Brettern dröhnte, und Tieck und andere Kenner des alten Theaters den menschlichen Adel und die natürliche Wahrheit der Fleck, Schröder und anderer Heroen jener Zeit in seiner Virtuosität vermißten, so war er doch durch und durch eine dichterische Natur, welche dem Dichter ihr volles Recht anthat, eher zu viel als zu wenig. So gab er den Lear. Es schien eine neue Offenbarung der Kunst und Poesie, wenigstens für das anwesende Publikum. Einen ähnlichen Lear, so tief aus der Seele geschöpft, zu solcher erschütternden Höhe des Wahnsinns gehoben, hatten sie nie gekannt. Das war der allgemeine Eindruck; die Mehrheit lernte erst hier das wunderbare psychologische Gedicht kennen. Die Wirkung war ein Staunen und mitten im rauschenden Applaus für den Darsteller ein stummes Verwundern des Entzückens, für das man keine Laute fand.

Da sah ich im Zwischenakt einen sogenannten Verständigen im Parterre, um welchen sich eine Zahl Jüngerer versammelt hatte. Es war damals noch eine Art Cultus, das Theater zu besuchen; man ging nicht nur zur Erholung hin, sondern auch um zu lernen,

Digitized by Google

um Erhebung zu gewinnen. Sehr ernſte und würdige Männer, die heute darüber lächeln würden, betrachteten die Darſtellung eines neuen Schauſpiels, das Auftreten eines neuen Darſtellers mit einer Wichtigkeit, wie nur eine brennende Frage der höheren Politik, und die Aelteren hielten es auch für Pflicht, ihre jungen Freunde in's Geſpräch zu ziehen, ſie zu belehren und zu warnen. Man leſe darüber den Wilhelm Meiſter nach. Freilich vom ganzen Wilhelm Meiſter wird vieles den jüngeren Geſchlechtern unbegreiflich ſeyn; es war aber alles Wirklichkeit, was er über die Aufmerkſamkeit erzählt, welche die Beſten ihrer Zeit dem realen Theater widmeten, und nicht aus Frivolität. Ein ſolcher Würdiger nun belehrte den Kreis der Jüngeren, welches Maß ſie an die Darſtellung zu legen hätten. Allerdings wäre ſehr viel Schönes und Dichteriſches an dieſem Drama, und es beſtätige auf's neue, daß dieſer Shakeſpeare ein bedeutender Dichter hätte werden können, wenn er ſelbſt nur Maß gehalten und gute Vorbilder gehabt hätte. Aber er habe auch in dieſem Lear nur wieder bewieſen, daß er nur ein wildes Genie geweſen, das koſtbare Edelſteine hingeworfen, aber keine Politur, keine Faſſung gekannt. Wie könne man in dieſem Miſchmaſch von Vernunft und Wahnſinn, von höchſtem Ernſt und albernen Witzen, und dazu in einer Fabel, deren Unnatürlichkeit jedes Kind einſehe, ein Drama, eine wirkliche Tragödie erkennen! Schade, ſehr ſchade! Was hätte Shakeſpeare werden können! Und zum Schluß eine Ermahnung, ſich nicht verführen zu laſſen von den Phantaſten, die Shakeſpeare für einen großen und vollendeten Dichter halten und bewundern.

Wenn man ſo mit Shakeſpeare verfuhr, wie konnte man mit Calderon und deſſen deutſchen Nachahmern umſpringen! Aber die Dinge hatten ſich ſchon verändert, es war ein Umſchlag eingetreten, und die Regelmäßigkeit, der melodiſche Klang der ſpaniſchen Trochäen, und beſonders das ſinnreiche Spiel der Theſen und Antitheſen befremdeten zwar, ſchmeichelten aber auch Ohr und Einbildungskraft. Man ward gerade nicht begeiſtert und fortgeriſſen vom Dichter des ſtandhaften Prinzen und der Andacht am Kreuz, die Mehrzahl reſpektirte aber doch die Bildung und die Schule, trotz des Myſticismus, von der der Tragiker überfloß. Wie hätte ſonſt, ohne dieſe Einwirkung, die Calderonſche Form, mit Einmiſchung des Fatalitätsſputs, ſo viele Nachfolger in Deutſchland geweckt, die Müllner, Grillparzer, Houwald u. a.? Alle dieſe Waſſerſtröme ſind ihrer Zeit auch über Berlin fortgefloſſen, und die früheren Bewunderer Kotzebues und Iffland ſchöpften und tranken gern daraus einen Becher mit Wehmuth. Der Wind hat alle dieſe Ströme getrocknet, im Rinnſal derſelben findet ſich kaum eine Lache, die noch etwas Waſſer hält. Welche Maſſe Trochäen ſind wie Colophoniumblitze über die Welt der deutſchen Bretter fortgerollt!

Erinnert man ſich noch des Widerſtandes im Berliner Publikum gegen die Nibelungen? Die Begeiſterung einiger der erſten Wortführer für dieſes Gedicht, welche den Mund zu voll nahmen, reizte den Widerſpruch und gab den Spöttern einigen Stoff. Es war ein Wettſtreit unter allen Flachen und allen Witzigen, zu beweiſen, daß die Nibelungen keine Ilias, ihre Sänger kein Dutzend Homere geweſen, daß Nibelungen und „Riegelungen“ vortreffliche Reime wären. Der Streit darüber fiel in die Zeit der Befreiungskriege; man wählte unglückliche Gleichniſſe, um den deutſchen Patriotismus anzufeuern. Daß Hermann und Thusnelda an die Fahne der Freiwilligen geneſtelt wurden, ließ ſich hören, aber wie ſchicksten ſich die Recken der alten Mythe zu Vorbildern! wie mochte man den hörnernen Siegfried als ritterlichen Paladin gegen die Franzoſen in's Feld führen! Man brauchte doch nicht ſo weit zurück zu greifen, um wahrhafte große Deutſche den Franzoſen entgegen zu ſtellen, und Stimmen, wie folgende, die Zeune vor ſeiner erſten populären Ausgabe der Nibelungen ſammelte, mußten natürlich ähnliche aus den Studirſtuben und von den Straßen hervorrufen. Johannes v. Müller hatte beſcheiden in ſeiner Schweizer Geſchichte geſagt: „Der Nibelungen Lied könnte die deutſche Ilias werden,“ und das Wort der Klage:

Es iſt diu groſſiſte geſchicht,
Diu jer werlde je geſchach,

vertheidige ſich ſelbſt; aber Fouqué rief Fichte zu:

Daß die noch Kinder ſind in dieſer Zeit,
Vereinſt aufwachſen mit der theuern Lehre
Von Siegfrieds Thaten, von Ehriemhildens Treu.

Jahn ſchmetterte von der Reckſtange fein: „Der Nibelungenhort iſt der Nibelungen Lied,“ und Franz Horn deklamirte dazu: „Laſſet uns dieſe Zeit betrachten wie eine ewige Säule, um die ſich die wackern Deutſchen gern verſammeln, um ihre heiligſten Gelübde zu erneuern.“ Noch dreiſter poſaunte Franz Paſſow: „Wer den Werth der Nibelungen verkennt, kann auch keinen wahren Geiſt haben für die Herrlichkeit ſeines Volkes. Ein Geiſt ſittlicher Kraft, milder Ruhe und allgemeiner Gerechtigkeit waltet wie durch das Volk, ſo durch ſein Lied.“ Karl Gieſebrecht warf ſeinen letzten Trumpf aus: „Thetis Sohn und Sigelindens Kind waren nur hinterwärts zu verwunden; ihre Sänger

Digitized by Google

haben dieß geerbt." — Ich legte pietätvoll die kleine Jeuneſche Ausgabe des Liedes in meinen Tornißer und bin damit wirklich als Freiwilliger durch Frankreich marſchirt; ein väterlicher Freund erſchrak aber, als er meinen Vorſatz vernahm: „Warum das! Warum nicht lieber den Horaz!" Der Horaz bleibe immer Horaz, ein Troſt für Verſtimmte, und außerdem viel dünner und leichter! Letzteres war richtig.

Das war die herrſchende Meinung aus den Studirſtuben der Gelehrten. Wie ſie auf den Straßen, und dazu in den Theegeſellſchaften der feinen Welt lautete, brauche ich nach dem Obigen nicht mehr zu erwähnen; nur der Curioſität wegen bemerke ich, daß auch August von Kotzebue (der damals ein Volksblatt in Berlin herausgab, zur Glorie der deutſchen Nation und zum Haſſe gegen Napoleon!) als kritiſcher Schiedsrichter in der Sache auftrat. Er erkannte doch einigen Werth in der rohen Fabel und der rohen Ausführung. Allerdings war er ſittlich entrüſtet — er, Kotzebue! — weil die Scene der Hochzeitnacht ſo laſciv wäre, daß keine ſittliche Frau ſie ohne Anſtoß leſen könne, aber das Ganze habe doch etwas roh Großartiges, wie — wie das Coloſſeum in Rom im Vergleich zu den feineren Reliquien des Alterthums! Wie das paßte, iſt ſchwer zu erklären, aber ſeine Autorität galt damals. — Als mehr denn zehn Jahre ſpäter Raupachs Trauerſpiel „die Nibelungen" mit Glück aufs Theater kam, ſagte der Dichter heimlich lächelnd zu mir: „Einen Theil des Beifalls verdanke ich nicht meiner Dichtung, ſondern der ecclesia pressa der alten Nibelungenfreunde; ſie waren dankbar, daß wenigſtens Einer ſich ihrer wieder annahm dem Publikum gegenüber." Hielte man das heute für möglich? So wenig als jemand im Theater es wagen dürfte, Shakeſpeare als organiſchen Dichter anzugreifen.

So war die äſthetiſche Atmoſphäre noch in Berlin, als Bettina Brentano aus dem weicheren, freieren, weniger blaſirten und weniger klug ſeyn wollenden Süddeutſchland, wo ſie geboren und gelebt, dahin kam. Obgleich ſelbſt in die erwählten Kreiſe des neuen poetiſchen Cultus durch ihre Verwandtſchaftsbande eingeführt, erkannte ſie doch bald, wie zähe und feſt der Conſervatismus noch lebte, wie viele Nicolaiten noch dominirend in der Geſellſchaft das große Wort führten, und ſie war ein Kind der Natur und ein Pflegling der Romantik. Ihr ſpäterer Gatte, Achim von Arnim, betrachtete ſich ſelbſt als ein Mitglied der Schule. Doch von ihm, wagen wir zu behaupten, empfing ſie keinen Einfluß für ihre Poeſie. Was ſie begeiſterte, war nur die ihr angeborene Liebe, die Anbetung für ihren Goethe, der ja ihrem eigenen Familienkreiſe angehört hatte, und dieſen ihren Gott fand ſie in der Berliner Geſellſchaft viel zu gering geſtellt und geſchätzt. Die Empfindlichkeit darüber mag ſchon in früheren Jahren den Keim des Vorſatzes in ſie gelegt haben, ihm eine andere Würdigung zu erobern. Je weniger ihm jetzt ſein Recht widerfuhr, um ſo voller, glänzender ſollte er gefeiert werden. So hat ſich ihr Cultus in der Stille ausgebildet. Im Augenblick ihres Auftretens, oder vielmehr ihres Bekanntwerdens, war ſie aber nichts als ein Kind, ein wirkliches Kind der Natur oder der Affectation, worüber man ſtritt. Niemand dachte an eine Sappho, welche ihrem Goethe-Apollo Lieder ſingen werde. Ihre frei umwallenden Locken, ihre ungeſuchte und ungezwungene Art, mit jedem ſich auszuſprechen, der ihr entgegen kam, waren ein entſchiedener Gegenſatz zur Art und Weiſe der Berliner Damen. Damals waren noch wenige nach Bayern, Schwaben, an den Rhein gereiſt, und noch ſeltener kamen junge Mädchen der höheren Geſellſchaft von dorther nach Berlin. Bettina war, als das Aufſehen vorüber war, keine Bewunderte, aber ein Wunder, ein Original. Vielfache Anekdoten liefen um, wenige zu ihren Gunſten. Wie konnte man das auch erwarten? Der kritiſche Sinn war in Berlin immer wach, zumeiſt aber im Ausgange des philoſophiſchen Jahrhunderts, und ihre Sonderbarkeit war nicht angethan, um die Spötter zu beſchwichtigen. Daher erzählte man auch lächerliche Geſchichten. So war Bettina eines Abends im Theater und legte plötzlich ihren Lockenkopf auf den Aermel ihres Nachbars in der Logenbrüſtung mit den Worten: „Bettina iſt müde, B.ttina will ſchlafen." Der Nachbar — man nannte einen Offizier — ſoll den Aermel mit einer noch unartigeren Frage zurückgezogen haben. Das Weſentliche am Hiſtörchen iſt nicht das Factum, ob ausgeſchmückt oder ganz erfunden, ſondern die Thatſache, daß ſolche Geſchichtchen damals erzählt werden konnten und gern gehört wurden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Verſchmäht, verworfen!

Acht frei überarbeitete Kapitel aus dem Geheimfache eines Arztes.

(Fortſetzung.)

Fünftes Kapitel.

Etwas Almduft.

Ein Morgen auf der Senne — aber dem Morgen geht eine Nacht voraus; ſie muß ihm vorausgehen, eine Nacht auf der Senne, denn im Gebirge ſteigt ſich's ſchlecht genug bei Tag; wer wollte da zu drei, vierſtündigem Bergſteigen eben die tückiſche Nacht erwählen? Er könnte den Einfall leicht mit ſeinem Genicke bezahlen müſſen.

So handelt ſich's denn um eine Nacht auf der Senne, drei bis vier tauſend Fuß hoch über den Dächern der Herrengaſſe, den Argusaugen der großen Geſellſchaft entrückt, zwiſchen Kindern der Natur, zwiſchen jodelnden, leichtlebigen Schwaigerinnen, die da gern ihre Hütte und ihr Lager räumen, ſo oft die Thäler ihnen Beſucher hinauf ſchicken; zwiſchen brüllenden Kühen, brummenden Stieren, zwiſchen krähenden Hähnen, gackernden Hennen und den weißzahnigen Pfleglingen des göttlichen Saubirten; drei bis vier tauſend Fuß hoch, auf einer einſamen Alm, deren zehn oder zwölf Hütten ſo weit aus einander liegen, daß kaum ein Steinwurf von einer zur andern reichen würde, wenn je das Bibelwort vom Steinaufheben jemanden in den Sinn kommen ſollte und nicht der Sinn des Liedes: „auf der Alm gibt's ka' Sünd," jeder unter ihnen gleich unantaſtbar und verbrieft erſchiene. Keine Meſſe wird ihnen geleſen, den luſtigen Schwaigerinnen dort oben in der Gemſenhöhe, kein Beichtvater keucht zu ihnen hinauf; ſie ſtehen außerhalb der Kirchenſtrafen, an die kaum ein Blick in's tiefe, nebelfeuchte Thal zu mahnen vermag; denn die größte Dorfglocke tönt nicht bis zu ihnen hinauf, der Thurm und das Kirchlein drunten verſchrumpfen zu winzigen Punkten und Strichen, und wenn die ſingende und fahnenſchwingende Proceſſion unten durch die Felder zieht, gewahrt das ſchärfſte Auge kaum anderes als eine unkenntliche Bewegung im goldenen Kornfelde tief, tief unten, der Wirkung des Windhauches ähnlich, welcher blaue Kornblumen und rothe Mohnköpfe zwiſchen den wogenden Aehren entblößt.

So führen ſie vom Auftrieb bis zum Niedertrieb, etwa vom Ausgang Mai bis Anfang September ein wunderbar unbewachtes, freies, keinen oder doch nur eigenen Geſetzen unterworfenes Leben. Ein ſelbſtſtändiges, arbeitſames, kerngeſundes Amazonenhäuflein, halten ſie in Müh und Noth, Luſt und Freud feſt zuſammen, wochenlang auf das Einerlei ihrer Tagesgeſchäfte beſchränkt, deren Maaß ſo ziemlich die Kräfte einer jeden vollauf in Anſpruch nimmt. Zehn bis zwölf Kühe — und ſo viel werden einer tüchtigen Schwaigerin zugewieſen — machen ein hübſch Theil Arbeit, mag das Futter ihnen noch ſo reichlich zuwachſen. Früh und Mittags und wiederum Abends verlangen die ſtrotzenden Euter Erleichterung. Dazu wollen die Kühe, ſonſt halten ſie nicht ſtill, während des Melkens mit leckern Kräutern gefüttert werden, und wo dieſe Kräuter wachſen, dahin läßt ſich oft nur mit den Steigeiſen hinauf „trakſeln." Dann gilt es noch für die möglichen Sturm- und Schneetage ſich mit Futtervorräthen verſorgen, denn jeder umſpringende Wind kann die ſommerliche Alm mit Eiskryſtallen überſtreuen. Dazwiſchen gibt's Viehkrankheit, Kalben, Hornabſtoßen, Verlaufen, und wie die Nöthe alle heißen, die eine Schwaigerin mit ihren Zöglingen zu beſtehen hat. Aber geht auch alles wie an der Schnur, ſo gibt's noch Arbeit genug; denn einmal in der Woche kommt der Großknecht auf die Alm, die Hucke mit Mehl, Brod und Salz beladen, und wenn er ſeine Bürde, den Wochenbedarf der Schwaigerin, von den Schultern los iſt, und wenn er über den „Herrn" und über die „Frau" ſein gutes Theil geſchwatzt und gebrummt hat, da ſieht er ſich erſt die Butter genauer an, welche die Schwaigerin zuſammen geknetet hat, und iſt's nicht eine hinreichende Wochenausbeute, ſo gibt's harte Worte und der „Herr" im Hof läßt das nächſte mal noch ſeine aparte Meinung hinauf berichten. Drei Gulden Monatslohn zahlt der Herr im Hofe ſeinen Schwaigerinnen, und die Frau ſorgt noch alljährlich für ein grobes Hemd, für ein Paar eiſenbeſchlagene Halbſtiefeln und für ein buntes Tüchle — wohl wenig genug freilich, aber das Beſte ſoll auch nicht von jenen beiden kommen. Friſche Bergluft, geſundes Blut in den Adern, Arbeitsluſt ohne den auf dem Nacken ſitzenden Treiber, und Beſuch in der Samſtagsnacht — das ſind die Lichtſeiten des Almlebens, und weder der Herr noch die

Digitized by Google

Frau in ihrem dumpfen Wirthſchaftsqualm können dieſe Lichtſeiten ſteigern oder abſchwächen. Für das hellere oder mattere Licht ſorgen andere ueciſche Mächte, die da von Zeit zu Zeit in den ſonnenhellen Jodler einen Seufzer miſchen, z. B. wenn ein Burſche ſeiner Dirne abwendig ward oder ſie ihm; wenn der Jäger dem Köhler und der Holzknecht dem Gußwerkſchmied den Almgang verleidet und nun am Samſtag gar keiner von allen hinauf kommt; oder wenn die Zeit heran rückt, wo das Kränzlein im Haar dringend in Gefahr gekommen und nun doch an's Hochzeitmachen in zwanzig Jahren noch nicht zu denken iſt; denn welche Schwaigerin darf ſich Hoffnung machen, dereinſt einen eigenen Herd zu haben, ob's ihr auch um die Alm nicht leid wäre, wenn endlich einmal Wiege und Doppelbette, wie ſich's gehört, unter demſelben Dache ſtehen dürften.

Bis es dahin kommt, muß ihr das als Troſt ausreichen, was ſie vor andern voraus hat: Freiheit im Dienſt, verglichen mit dem Frohnen im Herrenhofe unten, geſunde Lebensweiſe, friſche, herzſtärkende Gebirgsnatur und der Jodler in der ſorgloſen Bruſt. Sie hauſt doch eben drei- bis viertauſend Fuß höher, als diejenigen Luftſchichten liegen, wo Wünſche zu unſtillbarer Sehnſucht, Neigungen zu verzehrenden Leidenſchaften herangezogen werden und das dickere Blut in Miſſethaten und Greueln aller Art Erleichterung ſucht. Denn auch in dem Sinne paßt das Lied: „Auf der Alm gibt's kä' Sünd."

Während die Schwaigerinnen hoch im Wolkenreiche ihren Geſchäften nachgehen, pfeift noch die rothaugige Schlange unten im Thal, jenſeits der Waſſerſcheide puſtend und keuchend ſich bergan arbeitend, dieſſeits derſelben angelangt, ihre eiſernen Glieder ſteifend und ſtraffend, um nicht zerſchmettert in die Tiefe hinabzurollen. Zwölfmal iſt ſie dem Tageslicht entſchlüpft und hat ſich durch's dunkle Geſtein gebohrt, um die ſilbernen Bänder der ihr begegnenden, tief unten glitzernden Flüſſe nicht immer zur Seite haben zu müſſen, die einfältigen Schwätzer mit ihrem plappernden Mühlengeklapper und ihren eitlen Irisbogen über jedem müſſigen Waſſerſtaube. Dann gab's, wie ſie durch den durchlöcherten Felſen mit Höllengetöſe dahin ſtürmte, ängſtliches Athemanhalten, Augenzudrücken, Aneinanderrücken, und wer weiß was ſonſt noch, in dem plötzlichen Dunkel der menſchengefüllten Rieſenſchachteln, die den Schweif der rothaugigen Schlange bilden. Und wieder, wenn ſie blitzſchnell in's Freie hinaus dampft, athmet alles erleichtert auf, rückt alles fremd auseinander, löſen ſich die Hände, die ſich eben im Dunkel gefunden, und das Vaterunſer der Herzensangſt bleibt über die Freude an dem wiedergewonnenen lieben Tageslicht unvollendet.

Immer ſchroffer und öder iſt der Weg geworden. Das Laubholz hat aufgehört, ſelbſt das Nadelholz iſt zum Zwerg verkrüppelt. Nacktes Geſtein, wo nur die genügſame Gemſe noch Futter fände, niedrige Zerbenbüſche, in denen ſie während der Mittagsgluth ſich zur ſchattigen Raſt verbirgt, hie und da ein ſtreichender Geier mit ſonnengoldenen Schwingen, eine verirrte Schwalbe, das ſind die Wahrzeichen der mühſam erklommenen Höhe, und die Luft weht den Reiſenden ſcharf in's Geſicht.

Aber nun geht's fröhlich bergab, in langen Windungen bergab, in die grünen Thäler hinab, wo Dörfer und Märkte, Burgtrümmer und weiße betünchte Kirchlein winken, wo der Fluß, nicht mehr anderem Ziele zugewandt, ſich als behender Wandergenoſſe anbietet. Die mürriſche Schlange ſchließt die rothen Augen, entſagt den dunkeln Schlupflöchern, verträgt ſich mit dem Tageslichte und geſellt ſich dem Fluſſe, bald ſich ihm rechts, bald links vereinend, und wieder dann über ſeine lerchenhölzernen Brücken dahin donnernd, aber ohne die alte Verbiſſenheit, denn die ſchlimmſte Mühe iſt überſtanden.

Thal ſchließt ſich jetzt an Thal, immer ein kryſtallklares, ſchäumendes Waſſer in ihrem Mittelgrunde, zu beiden Seiten bewaldete Höhenzüge, Roth- und Schwarztanne im Uebergewicht gegen die hellſtämmige Buche, deren junges Laub lichtgrün von den dunkeln Nadeln abſticht. An einigen Bergabfällen, wo die Sonne gedeihliche Pflege verheißt, dampfen die Brandeu, und der Jagdfreund ſieht mit Bedauern, wie der Pflug von Jahr zu Jahr ſeine Furchen höher und höher zieht, und wie dem Waldgebiete entriſſen wird, was irgend ein kümmerliches Ackerfeld zu werden verſpricht. Querthäler öffnen ſich bald gen Morgen, bald gen Abend. Sie laſſen die beſchneiten Gipfel des fernen Hochgebirgs in klaren Umriſſen erkennen und rufen die Sehnſucht wach. Dann wieder wird das Auge durch das Nächſtliegende gefeſſelt: ſtattliche Meierhöfe mit Schlöſſern und Gärten, ſtäubende Sägemühlen, glühende Eſſen, Eiſengußwerke mit ächzenden Gebläſe, Kohlenmeiler, deren feuchter Qualm aus hundert kleinen Löchern blau im Sonnenſchein ſpielt, Kapellen mit Leidensſtationen, blutende, verzerrte Gekreuzigte, gelbe, hochragende Miſſionskreuze. Und zum Ohre tönen bald die fremd klingenden Ausdrücke der hier heimiſchen Sprache, bald die noch fremderen Geſänge ſlaviſcher und ungariſcher Wallfahrer auf ihrem Wege nach dem Wunderbilde irgend eines Gebirgskirchleins, bald das Läuten der ungezählten, weiß getünchten Gotteshäuſer mit ihren rothen Helm-

Digitized by Google

oder Birnenthurmdächern, Läuten gegen die Raubeinfälle der Türken und Heiden, Läuten gegen den Blitz, gegen die Dürre, gegen den Hagelschlag, denn man nutzt in diesen Gegenden viele Glocken ab und verhaut manchen schlank gen Himmel strebenden Baum zum Kreuze.

Während die Schwaigerinnen hoch oben im Wolkenreiche ihren Geschäften nachgehen, pfeift die Schlange im Thale an allem diesen vorüber, und der Künstler im Winkel eines der schwach besetzten Nobelwaggons schaut bald hinaus in die wohlbekannte Gebirgsnatur, der er endlich wieder nahe kommt, bald hinein in sein eigenes Herz, in dem es wogt und quillt und ringt und warm und wieder kalt wird, ein steter Wechsel von unnennbarer Lust und unausſprechlichem Bangen.

Und hinter diesem Frühzuge, zwei Stunden noch ferner vom Ziel, pfeift eine zweite Schlange, deren Augen noch im mühſamen Bergaufklimmen blutroth funkeln. Auch ſie hat einen Schweif taumelnder Riesenſchachteln hinter ſich, gefüllt mit Menſchen aus allen Ständen, mit Armen, mit Minderarmen, mit Leuten, die ihr Gebet um's tägliche Brod bereits verlernt haben, mit andern, die es nie verſtanden, wenn ſchon ſie's erlernt, mit noch andern, denen es nie beigebracht wurde, weil ein tiefwurzelnder und vielzweigiger Stamm- und Gönnerſchaftsbaum der Brodbaum iſt, an dem ſie nur zu ſchütteln brauchen, um Mannaregen ſelbſt in der Wüſte zu haben. Menſchen aus allen Ständen und Altersklaſſen ſitzen darin, und alle Temperamente ſind vertreten. Einige haben Luſt und Liebe genoſſen, und mit den Runzeln iſt ihnen erſt der bittere Nachgeſchmack mancher vom Zweige gebrochenen Frucht gekommen, die vor Zeiten gar rothe Wangen hatte und unwiderſtehlich lockte; einige ſtehen noch mitten im Paradieſesgarten und zehren am köſtlichen Apfel, des Engels mit dem Schwerte gewärtig, bei deſſen Erſcheinen an den Rückzug zu denken, ſo meinen ſie, noch immer Zeit genug ſeyn wird; einige haben die Hand wohl ſchon öfter ausgeſtreckt, aber den Zweig nicht erreicht, der ſo verführeriſch winkt; einige ſind im Begriff die Hand auszuſtrecken, und während ſie noch ſchüchtern zögern, würfeln ſchon die Leidenſchaften draußen vor ihrer Thür um die Fetzen ihres jetzt noch weißen Kleides.

In einem Wagenwinkel dieſes Zugs ſitzt die junge Polin. Ein dichter weißer Schleier verbirgt das bewegte Mienenſpiel ihres feinen Geſichts. Sie hat ein Fenſter hinabgelaſſen und biegt ſich oft vor und hinaus, um Luft zu ſchöpfen.

Ihr gegenüber ſitzt, ſcheinbar halb blind und taub, der alte Arzt mit der grünen Brille, dem lauſchenden braunen Auge unter dem natürlichen Augenpolſter, der dunkelblonden Braue und der altersgebückten Haltung. Auf ſeinem birkenſilbernen Haupthaar zittert ein wachstuchenes Reiſekäppchen. Es liegt ein dunkler Schatten auf ſeiner Stirn. Er müht ſich, die beſten Gedanken ſeines ehrwürdigen Lieblings Ariſtoteles in geſammeltem Schweigen an ſeinem Geiſte vorüberziehen zu laſſen, um auch mit keinem noch ſo flüchtigen Zwiſchengedanken das moraliſche Fluidum zu trüben, mit welchem er heute die ganze Umgebung Elzbietas durchdrungen wiſſen möchte. — Armer Doctor! Man wird ihm ſchon bedeuten, wo ein altersſchwacher Herr von jungen Bergſteigern Abſchied zu nehmen hat.

Inzwiſchen ſchaffen und jodeln die Schwaigerinnen hoch oben in ihrem olympiſchen Wolkenreiche.

Sechstes Kapitel.

Glücklich im Garn?

Tief unter dieſer wolkigen Höhe, gleichſam im betäubenden Getöſe des Venusberges, in der bunten, üppigen, jagenden, geſallſüchtigen, verführeriſchen Kaiſerſtadt, ſchafft und wühlt der Mann mit dem Kammerherrnſchlüſſel. Er hat ſich zwei Stunden vor Mittag wecken laſſen, hat ſeinen ſchwarzhaarigen Tituskopf in die Hände des harrenden Haarkräuslers überliefert, ſein bläuliches Kinn dem geſchwätzigen Bader der Herrengaſſe übergantwortet, hat ſeinem Kammerdiener eingeſchärft, bei der Wahl ſeines heutigen Anzugs auf eine ernſte, dem Trauerausdruck verwandte Wirkung bedacht zu ſeyn, hat eine Rolle Goldſtücke in die Weſtentaſche geſchoben und ſich dann vor ſeinem Pyſchepiegel die Gewißheit verſchafft, daß ſeine Erſcheinung vollkommen dem Muſter eines wohlwollend beſorgten Hausfreundes in verhängnißvoller Zeit entſprechend ſey.

Was der Bader in den Bedientenſtuben der Herrengaſſe an Neuigkeiten zuſammen gelesen hat, ſtimmt im Weſentlichen mit der Entführungsgeſchichte überein, von welcher der Haarkräusler voll iſt. Eine ganze Reihe Kammerjungfern, Bettjungfern, Wäſchejungfern, und wie die lebendigen Leiter der electriſchen Schläge in Sachen der Frau Fama alle heißen mögen, eine ganze Reihe redſeliger Zungen ſind ſeit dem Frühläuten mit derſelben Neuigkeit im Schwunge. Sie ergänzen die Lücken der Geſchichte aus dem Erfahrungsſchatze eigener Fehltritte, und der Verdruß, daß es bei ihnen, trotz ſolchen Erfahrungsſchatzes, nie bis zum wirklichen Entführtwerden kam, ſteigert das Maaß ihrer ſittlichen Entrüſtung. Der Maler gilt dabei ſonderbarerweiſe als der leidende Theil. Eigentlich iſt er der Entführte. Die ſogenannte Fürſtin hat ihr Lohntag keine ehrlich bezahlten Kleider am Leibe getragen. Der Courier der Gräfin

Digitized by Google

Salonichi hat ſie ſchon vor Monaten als einen leckern Vogel auf dem Strich gehabt. In Paris iſt ſie als „Lanceuse“ von Longchamps bekannt, und wer etwa noch nicht wüßte, was Lanceuse bedeutet, der ſpricht dem welt- und reiſekundigen Courier nach, daß darunter ein Frauenzimmer zu verſtehen ſey, welches für Rechnung groſſer Modehändler in aller Herren Ländern umher kutſchirt und die neuen Moden jener groſſen Händler auf Promenaden, Bällen, Wettrennen und Corſofahrten zur Schau trägt. Nachdem ſich das Wort Lanceuse einmal in den Portier- und Jungfernſtuben der Herrengaſſe eingeniſtet hat, bahnt ſich's ſeinen Weg in die Boudoirs, in die Badezimmer, ja in das Halbdunkel der ſeidenen Bettvorhänge, wo noch ſo manches leuchtende Geſtirn des geſtrigen Abſchiedsballs, feines Flitters baar und dadurch zur ausgeblaſenen Unſchlittkerze umgewandelt, in verſtimmten Morgenträumen an das Wort des weiſen Salomo von den Eitelkeiten dieſer Welt gemahnt. Wenige falſche Gebiſſe werden heute im Bereiche der trompetenden Frau Fama ohne bedauernde Seufzer über die zunehmende Falſchheit der Menſchen eingeſetzt, oder in die goldenen Klammern der noch ſtandhaltenden Backenzähne eingefügt. Wenige Toupets werden aufgeklebt, wenige Naturperrücken über nackte Schädel gezwängt, wenige falſche Locken vorgebunden und unter diamantenen Stirnſchlöſſern befeſtigt, ohne daß dabei mit Erröthen oder Empfindlichkeit oder Entrüſtung oder erfinderiſchen Zuſätzen des traurigen Verfalls unſerer Sitten gedacht wird, eines Verfalls, welchen Verſtellung, falſcher Schein, unächtes Weſen und alle Laſter eintreibender Neuerungsſucht kennzeichnen. Unter einer Anzahl beſternter alter Herren und ſtark wattirter alter Damen wird von neuem die Ueberzeugung laut, daß zu „ihren Zeiten“ dergleichen nicht hätte vorkommen können. Ein bigottes Fräulein, welches vor dreiundvierzig Jahren, d. h. in ihrem zweiundzwanzigſten Lenze, ohne Alibi-Nachweis drei Monate weniger als ein Jahr ſich in ländlicher Zurückgezogenheit den Blicken der Herrengaſſe entzogen hat, verſichert mit vielem Nachdruck, der Verkehr mit dem andern Geſchlechte erhalte heutzutage einen gottlos leichtfertigen Charakter, wie er ihn, ſo lange ſie zurück zu denken vermöge, nie bisher gehabt habe, wobei ſie, auf ihr Lieblingsthema von gut conſervirten Naturen anſpielend, zu verſtehen gibt, ſie könne doch auch ſchon einige vierzig Jahre — ja wahrhaftig! wozu ſich jünger ſtellen? — zurück denken.

Der Kammerherr iſt der bemäntelnde und entſchuldigende Mehrer dieſer Vormittagsunterhaltung der Herrengaſſe. Man müſſe doch abwarten, ehe man verurtheile; man möge Jugend, heißes Blut, Schönheit, und was er ſonſt noch an unangenehm berührenden Zugeſtändniſſen in der Eile zuſammenzählt — man möge die frühe Selbſtſtändigkeit der Fürſtin in Betracht ziehen; man möge ... Aber er hat heute bei den Beſuchen nicht Zeit, ſeine Meinung ausführlich zu entwickeln; es gilt, die Reihe herum zu kommen und dann, nachdem die Stellung der Betheiligten gründlich unterwühlt worden iſt, als helfender Hausfreund der verlaſſenen Marizibill die Wege zu einſtweiliger Luftveränderung gangbar erſcheinen zu laſſen.

Kurz vor Mittag hält ſein leichter Piano-piano vor der Gartenwohnung des Künſtlers. Die Räder des zierlichen Wägelchens ſind mit Gutta Percha umſponnen; alle Welt, d. h. die ganze Herrengaſſe, kennt das lautloſe dahin rollende Piano-piano des Kammerherrn, und Sereniſſimus hat bei ſeinem letzten Verweilen in der Reſidenzſtadt geiſtreich die Meinung abgegeben, der Wagen könnte füglich auch Tace-tace heißen, eine Umtaufung, welche die Herrengaſſe zu adoptiren nicht für nöthig hielt. Auch Marizibill kennt das lautloſe Wägelchen, und als ein trabender Hufſchlag plötzlich vor der Gartenpforte innehält, weißt ſie, welcher Beſuch ihrer wartet.

Sie hat die entſetzlichſten Morgen- und Vormittagsſtunden verlebt, welche ihr wenig bewegtes Daſeyn ihr bisher bereitet. Eine Menge Gedanken, die ſich im Laufe der letzten Zeit in ihrem Kopfe wie giftiger Thau angeſetzt haben, ſind auf einmal in's Unermeßliche gewachſen. Allerhand Samen iſt plötzlich in ihrer Bruſt aufgeſchoſſen, Samen, den leichtſinnige Unterhaltung ihr unbewußt zugeweht, Samen, den ſie ſelbſt im Auskundſchaften der ſeinen Welt zuſammen geleſen und achtlos im Weiterbringen um ſich her verſtreut, Samen des Mißtrauens, der Vergeltungsgelüſternheit, des Auge um Auge, des Zahn um Zahn. Inmitten ihrer Blaſſe ſteigt die Röthe ihr unabläſſig über Wange und Stirn, und ihr Gehirn, deſſen Kammern ſonſt nur ſpärlichen und wenig lärmenden Beſuchern zugänglich zu ſeyn pflegten, beherbergt heute die wildeſten, todſüchtigſten Gäſte.

Ein paar mal ſchon hatte ſie die ſärene Halskette in's Feuer werfen wollen; das Amethyſtſchloß iſt beim zornigen Oeffnen zerbrochen und liegt bei den blauen Blumen am Boden des Ateliers, deſſen rothe Wände ſie nie wieder mit Augen zu ſehen geſchworen hat; neben dem Schloß und den Blumen liegt das beſchriebene Blatt. Sie hat es unzählige mal mit den ſtarren Blick durchleſen, und weiß doch nicht mehr genau, welche Worte es enthält und wie viel ihre Aufregung, ſeit ſie wieder in ihr Schlafzimmer zurückgeflohen iſt, hinzugethan haben mag. Rathloſigkeit iſt das einzige Gefühl, deſſen ſie ſich deutlich bewußt iſt, und das ſie

Digitized by Google

doch mit allerlei selbstständigen Wagnissen wegleugnen möchte. Sie ist seit langem ihren eigenen Weg gegangen, so meint sie wenigstens; es wird nur einiger Sammlung bedürfen, damit sie herausfindet, was ihr zu thun obliegt. Soll sie anspannen lassen, auf Besuche ausfahren, lachen, plaudern, Neuigkeiten auskundschaften, als ob nichts geschehen sey?

Aber die Gesichter des Hausgesindes sehen wie die theure Zeit aus; Jungfer und Lakai und Farbenreiber stecken die Köpfe zusammen und die größte Neuigkeit in der Herrengasse möchte sich wohl gar um sie selbst drehen. Sie darf es nicht wagen, das Gesinde fortzulassen. Sie schellt und befiehlt, daß niemand das Weichbild des Gartens verlasse. Nun beobachtet sie durch's Fenster, hinter der Gardine lauschend, was Koch und Gärtner unten zusammen verhandeln. Es kommt ihr vor, als habe sie ihnen erst den Staar gestochen, und sie sucht nach neuen Mitteln, um das Gesinde irre zu führen.

Dazwischen bricht sie plötzlich in heftiges Weinen aus, findet alles gleichgültig, keiner Beachtung, keiner Verstellung werth im Angesichte des gräßlichen Schicksals, welches über sie hereingebrochen. Sie redet sich ein, nie ihrem Gatten beigestimmt zu haben, wenn er von der Gunst der Großen redete und von ihrer armen Schleppenträgerin, der Kunst. Sie redet sich ein, sie habe nicht in die Stadt ziehen wollen, fort aus ihrer idyllischen Siedelei, wo kein fremdes Gesicht als Sonnenuhr ihres Glücks sie angafte, die Stunden der fröhlichen Tage ihr vorzählte, und beim Eintritt der kühlen Wolkenschatten starr und sprachlos geworden, die trostlose Wandlung noch empfindlicher machte. Sie redet sich ein, inmitten der beraushenden Anknüpfungen, denen er sich nicht verschließen konnte, selbst einfach, anspruchslos, liebespendend und liebebedürftig geblieben zu seyn, und wenn er aus verhaftem Scheinglücke heimkehrte zu seiner Kunst, seinem Herde, seiner häuslichen Unzugänglichkeit, ihn mit offenen Armen empfangen und die kleine Stelle, wo er und sie nicht vom Weltgetöse erreichbar waren, ihm doppelt werth gemacht zu haben.

Aber während des heftigen Weinens stimmt sich ihre Selbstrechtfertigung in das Gegentheil um. Sie ist leichtsinnig, unhäuslich, zurückhaltend gewesen. Was er an ihr geliebt haben mochte, hat sie unter Tand und Modeputz versteckt; was sie ihm an Dank und Hingebung schuldig war, hat sie vergessen, vergessen im Verkehr mit bewunderten und gefeierten Persönlichkeiten, welche, andern und oft unfreien Verbindungen unterworfen, durch möglichst oberflächliche Auffassung ihrer ebelichen Pflichten darzuthun suchten, daß nie im Leben eine andere Devise die ihrige gewesen sey, als die des übermüthigen französischen Königs: car tel est mon plaisir.

So wogt in ihrer rathlosen Brust Gutes und Arges durcheinander: bald eine Aeußerung ihrer früheren unbethörten, vertrauenden, hingebenden, anspruchslosen Natur, eine Nachwirkung harmonischer Stunden aus ihrem ersten Zusammenseyn mit dem froh in's Leben schauenden Künstler, der halb verkümmerte Keim eines Saatkorns, das er in ihr junges Herz geworfen; bald der Bettelstolz der über Nacht zur Königin umgewandelten Namenlosen, der vornehme Salonduft der Herrengasse, der Sonnenschein eines gräflichen Blicks, einer prinzlichen Lorgnette, die Verzogenheit, die mühsam im Verkehr mit „unterthänigen Dienern" erst erlernte Verzogenheit der „gnädigen Frau," deren Fächer zu halten, deren Bonbonnière zu öffnen, deren Tanzkarte zu bekritzeln, deren Taschentuch aufzunehmen, deren unpünktliche Tänzer zusammen zu trommeln, für eine Gunst galt. — Eine Gunst? Und wenn man sich jetzt selbst aufgab, wer würde noch eine Gunst darin finden? Rathlosigkeit an allen Enden! Wenn nur die letzte Woche noch einmal neu gelebt werden könnte! Wenn man nur Erfahrung hätte, wie so viele andere beherzte Weiber in der Herrengasse! Wenn man nur wüßte ——.

Aber der Piano-piano hielt vor der Thüre und der Kammerherr sandte Botschaft, ob er ausſteigen dürfe. Marizibill hatte wohl auch an ihn schon gedacht, jedoch ungeachtet ihrer Rathlosigkeit den Gedanken allemal zurückgedrängt. Sie schwankte einige Augenblicke, dann wurde der Besuch angenommen.

Ihre Augen waren geschwollen, ihr ganzes Gesicht verrieth, daß sie heftig und lange geweint hatte. Sie zog einen der Damastvorhänge ihres Besuchzimmers zu, warf sich in einen Polsterstuhl, wo sie der grüne Schein des Vorhangs erreichte, und wartete des Angemeldeten.

Die feierliche Miene des Kammerherrn brachte sie indessen um ihre mühsam angenommene Fassung. Schon nach den ersten gewechselten nichtssagenden Worten nahm ihr der traurige gedrückte Ton des Besuchers die Kraft, ihm in's Auge zu sehen. Sie bedeckte ihr Gesicht mit ihrem Taschentuche und brach in heftiges Schluchzen aus.

Herr von Traptow stand auf, wie um seine eigene Bewegung zu meistern, und machte einige Gänge durch's Zimmer. Nachdem ihr Schluchzen aufgehört hatte, wagte er die Bitte, sie möge ihre Gesundheit schonen, ein Wunsch, mit dem es ihm ernst war, da Marizibills Schönheit durch den verweinten Morgen ihm schon wesentlich Schaden genommen zu haben schien.

Dann äußerte er, in weiten Umkreisen sich dem zarten Gegenstande der Bekümmerniß beider nähernd,

Digitized by Google

Bedauern über Gerüchte, denen die Herrengasse heute ihr hellhöriges Dionysosohr geliehen habe, Gefühle der Theilnahme, falls Wahres zu Grunde liege, Gefühle des Durchdrungenseyns von Freundschaftspflichten im weitesten Sinne, Hoffnungen, es werde sich alles zum Besten wenden, und Andeutungen, wie wünschenswerth es seyn müsse, einstweilen allen neugierigen Zudringlichkeiten aus dem Wege zu gehen.

Als er die Anstrengungen gewahrte, mit welchen Marizibill ihre Fassung wieder zu gewinnen suchte, wiederholte er die Bitte, sich zu schonen, und ließ ihr dann Zeit, während seiner erneuerten Gänge im Zimmer die hingeworfenen Betrachtungen in sich aufzunehmen.

Da sie, während er sprach, von einer ihr unerklärlichen Scheu vor ihm befallen war, dauerte es einige Zeit, ehe sie irgend welche Meinung zu äußern vermochte. Er benutzte die Pause, um im Kopfe telegraphische Depeschen an seinen hochgestellten Gönner zu entwerfen, wobei seine Hand mit der Dukatenrolle in der Westentasche spielte. Es ließen sich eben die Reisekosten damit bestreiten, und wenn Marizibill einwilligte, konnte ohne Verzug aufgebrochen werden.

Endlich ermannte sich Marizibill hinreichend, um zu sagen, daß ihr nur ein paar Zeilen hinterlassen worden seyen, und daß sie hoffe, ihre Aufregung habe alles in zu düstern Farben gesehen; es werde sich nur um eine Erholungsreise handeln. — Der Kammerherr stimmte bei. Es geschah jedoch in einem Tone, welcher errathen ließ, er spreche gegen seine Ueberzeugung.

Nach einer abermaligen Pause bemächtigte sich Marizibills die Ahnung, er wisse mehr, als er gestehen wolle, wie sie denn nie erlebt hatte, daß dem Kammerherrn etwas halb oder gar nicht zu Ohren gekommen war. Sie bat ihn, sie nicht zu schonen; aber er versicherte, die besten Hoffnungen zu haben.

Endlich schien er ihren Fragen nicht mehr gewachsen, verrieth seine Kenntniß von der Reiserichtung, welche ihr Gemahl eingeschlagen habe, weigerte sich aber hartnäckig, sich darüber weiter auszusprechen, wobei er zu verstehen gab, daß ihn ein Versprechen binde, und daß er nur durch dessen Leistung zur Kenntniß des Thatbestandes durchgedrungen sey.

Er sagte das in einem so überlegenen Geschäftston, daß Marizibill nicht weiter zu fragen wagte. Mit demselben Tone hatte er, seitdem sie unter seinem Einflusse stand, Erkundigungen und Beobachtungen zur Ruhe verwiesen, welche zu sehr nach der bürgerlichen Unerzogenheit seiner Schülerin schmeckten, und sie war allemal mit einem fliegenden Erröthen verstummt. Der Kammerherr gewahrte mit heimlicher Befriedigung die ungeschwächte Kraft seines Uebergewichts. Er kam sofort auf die Andeutung zurück, daß die große Gesellschaft von ihren Mitgliedern in ähnlichen Fällen ein zeitweiliges Zurückziehen von der Bühne des Salonlebens erwarte. — Marizibill versicherte, sie würde gar nicht die Kraft haben, in ihrer jetzigen Geistesverfassung gesellschaftlichen Zerstreuungen nachzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Für unsere Zeit.

Aus sabbathstiller Wälder Traufen,
Von Morgenrosen angeweht,
Erhebt sein Haupt der Hohenstaufen,
Wie Einer, der vom Grab ersteht.
Es haben seiner Würden Glanz,
Den unsichtbaren Geisterkranz,
Und an sich selbst den guten Glauben
Die Feinde ihm nicht können rauben;
Denn wie sie längst sich abgerungen,
Die Todtengräber deutscher Macht,
Er hat sich lange schon entschwungen
Der künstlich umgehängten Nacht.

Einmal verstümmelt und zerhauen,
Hat zehnmal aus sein Stamm geschlagen
Und wucherisch nach allen Gauen
Zahllosen Samen ausgetragen.
Vom deutschen Geiste sind's die Ritter,
Des Feuertäufers Johanniter,
Mitten in's Feld des Kampfs gestellt,
Zu erobern im Geist die Welt,
Ihr Schwert und ihrer Lanze Kraft
Die Wahrheit und die Wissenschaft,
Zu führen des Muthes frischen Streit
Für die „ausgebrannt" gescholtne Zeit;

Digitized by Google

Weil niemals eine Zeit so schlecht,
Daß nicht die kämpfenden Getreuen,
Die keiner Prüfung Schwere scheuen,
Ihr retteten ihr gutes Recht.
Die Augen sind es unsrer Schwächen,
Welche verkennen den eignen Geist,
Der unter spröden Oberflächen
In ungewohnten Formen kreist.

Ich wollt', ich wär' der Waffenschmied,
Wie ihn bedarf das Heldenlied,
Euch Namen auf den Schild zu heben,
Die unsrer Zeit den Stempel geben!
Denn ich liebe die Mannsgestalten,
Welche die Fackel in Händen halten,
Euch, hohe Stirnen auf stolzen Hälsen,
Die eure Väter abgesehn
Dem trotzigen Gott, der an den Felsen
Des Kaukasus büßte sein kühnes Vergehn.
Nur immer zu, in That und Schrift
Der Lüge frei die Stirn zu weisen,
Der Mode übertünchtem Gift
Die Larve keck herabzureißen;
Doch warm zu pflegen, was da frommt,
Weil's treu und frisch von Herzen kommt!

So pflegt und tragt ihr jene Kraft,
Die still im deutschen Volke schafft,
Und nach der Täuschung Ueberdruß
Gedeihen wieder bringen muß.
Ich könnte rühmen manche That,
Die mir den Muth wie tausend Andern
Auf's neue mächtig erhoben hat,
Vorwärts mit unsrem Volk zu wandern;
Könnt' rühmen vielen hohen Schwung
Ausharrender Begeisterung,
Die statt der Kohle, die verraucht,
Uns her die Flamme stellt;
Denn Fleisch und Saft und Feuer braucht
Die erdenhafte Welt.
Und wird das Salz der Erde dumm,
Und rühren die Blinden und die Tauben
Den ganzen Brei der Zeit herum,
An diese Zeugen will ich glauben.

Auch ihr, ihr Jünglinge und Knaben,
Welche ein Herz im Leibe haben,
Die Augen auf, damit ihr wißt,
Was Gutes an eurem Volke ist!
Hinaus, du jung Geschlecht, hinaus!
Leg' ab das Flügelkleid des Kindes!
Es wächst kein Eichbaum hinterm Haus,
Er braucht des frei bewegten Windes.
Des Lebens Hin- und Widerstoß
Muß dich in seiner Schule ziehen,
Und deine Besten wurden groß
Weil sie in solchem Kampf gediehen.
Nicht mein' ich die auf Steckenrossen
Getriebne Hast in Jobeljahren,
Die Alles schon gesehn, genossen,
Und dennoch keinen Deut *erfahren*;
Sie lügt des Tages große Lüge,
Die an Genuß und Leben glaubt,
Und früh mit schwächlicher Genüge
Sich selbst das Recht auf beide raubt,
Nicht *des* Genusses Kraft ermißt,
Der nur die Arbeit selber ist,
Die jedem zähen Widerstande
Die Waffe aus den Händen ringt
Und Fuß um Fuß vom Feindesstande
In ihr Gebiet herüber zwingt.
Auch acht' ich weiblich miserabel
Den Lump, der seiner Heimath Gaben
Wegwirft wie eine Kinderfabel,
Um „draußen" wieder Nichts zu haben.
Die *Liebe* mein' ich, frisch und stark,
Die aus des Mutterbodens Mark
Sich Fleisch und Knochen weiß zu bauen,
Die tragen mögen ein tüchtig Haupt,
Das nicht die Welt verriegelt glaubt,
Das Augen hat, um zuzuschauen,
Wie hinter'm Berg auch was geschieht,
Wo man den „Kirchthurm" nimmer sieht, —
Und dennoch draußen nicht vergißt,
Daß auch daheim die Welt noch ist.

Das Leben ist kein so leichter Bettel,
Daß man es unverdient besäße,
Oder wie einen Speisezettel
An einem Abend zu Ende fräße.
Und „Deutschland" bleibt Geschrei und Wind,
So lang wir nicht drin zu Hause sind.
Nehmt gründlich erst, als wie ein Mann,
Die deutschen Straßen unter'n Schuh
Und seht mit offnen Augen zu,
Was da und dort der Deutsche *kann*.
Denn schmählich ist's vor Gott und Welt
So lang um unsern Ruhm bestellt,
Als noch mit sadem Kinderschimpf
Der Eine besudelt des Andern Glimpf,
Dieweil Papist und Lutheraner,

Digitized by Google

Dieweil Badenſer, Heſſen und Sachſen,
Weil Württemberger und Hannoveraner
Ein bischen verſchieden ſind gewachſen;
So lang man den Spott muß hören und leſen
Von Bayerns und Oeſterreichs „dickem Weſen,“
Von der Preußen „ſpitzigem Unbehagen,“
Das nimmermehr ſey zu ertragen,
Und gar von Schwabens weit und breit
Verſchrieener „Gemüthlichkeit.“
Sey wenig oder viel daran,
Haut ab den überſtandnen Span!
Was Schwaben- oder Berlinerblut!
Verſtand iſt noth und Männermuth,
Sey er in Preußen, Oeſtreich, Sachſen,
An der Donau oder am Rhein gewachſen,
Wenn es um Hals und Ehre geht,
Und Hannibal vor den Thoren ſteht.

Man rühmt uns unter lautem Titel
Ein „ſtark politiſch Bindemittel,“
Eine „Ader der Völkerſympathie“:
Die Lokomotiven und Kamine,
Die als Hahnenfedern der Induſtrie
Der Zeit voraus die Fahne ſchwingen
Und ſollen die Welt zuſammenzwingen. —
Nur daß man ihrer ſich recht bediene
Und ſie faſſe mit feſter Miene!
Sie ſtrömen und treiben fort und fort,
Wie Waſſerfluten durch alle Ritzen;
Da kannſt du nicht geruhig ſitzen,
Da gilt's zu waten und zu ſchwitzen,
Und sauve qui peut! iſt das Loſungswort.
Es kann der Drang dich hoch erheben;
Ich möcht' um keine Welt ihn geben,
Denn Jegliches, was du erringſt,
Was in der Kämpfe Luſt und Schmerzen
Du ab den Elementen zwingſt,
Kann Blüthe ſeyn zugleich und Frucht
Des Hochgefühls in deinem Herzen,
Das überall den Menſchen ſucht.

Doch haſt du blind dich hingegeben
Den böſen Geiſtern unterm Himmel,
So geht ein Dämon dir an's Leben,
Der mit dem ſchreienden Gewimmel
Von lauter „Fortſchritt“ dich verſchüttet,
Mit nichts als „Bildung“ dich zerrüttet,
Daß Liebe und Haß in dir erſtirbt
Und alle Freude im Keim verdirbt;
Dann iſt dir Nichts mehr groß noch klein,
Und Alles iſt, wie du, gemein.
Nun prahle groß und mach' dich breit
Mit dem „kosmopolitiſchen Zug der Zeit;“
Als ob ein Herz, für Liebe todt,
Das längſt ſich ſelber kam abhanden
Und nie ſein eigen Volk verſtanden,
Bedächte der andern Wunſch und Noth!

Hinweg mit deiner Politik!
Die Zeit will andern Sinn und Schick.
Wo alle Grenzen ſind verwaſchen
Von all dem Buhlen und dem Naſchen,
Dem Rippen an aller Welt herum,
Da wird dem Magen und Kopf ſo dumm,
Da iſt zur Rettung vom ärgſten Tod
Beſchränkung und Vertiefung noth,
Daß Beil und Pfähle man muß tragen
Und Grenzen der Verſeichtung ſchlagen. —
Ich rühme dir den Philoſophen,
Der ſeine Reden Anno ſieben,
Als Andre ſaßen hinter'm Ofen,
Der deutſchen Nation geſchrieben,
Um aus ihrem Franzoſenſchrecken
Die fremdeſüchtige aufzuwecken.
Wir brauchen ſolcher Männer Mehrung,
Zu brechen die Angſt und die Verehrung,
Die, vor ſich ſelber auf der Flucht,
Immer draußen ihr Schickſal ſucht,
Statt mit dem Stolz der eignen Waffen
Das deutſche Schickſal zu erſchaffen.

Dieß ſey's, was dir die Fahne hält,
Und darum liegt offen vor dir die Welt,
Du jung Geſchlecht, daß du erkenneſt
Was fromme deinem Vaterland;
Daß heiß du für die Luſt entbrenneſt,
Die Wehre mit friſch erhobner Hand
Auf die Bruſt dem ſchlimmſten Feind zu ſetzen,
Der Wunderſucht vor fremden Götzen
In's Herz zu bohren des Haſſes Meſſer,
Je näher am Leben, deſto beſſer;
Doch treu nach jedem Quell zu ſpüren,
Der zu uns ſelbſt uns leiten kann,
Der uns zur Kraft zurückzuführen,
Trotz Allem dort und hier, begann.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Die Königsfamilie von Hannover von F. Kaulbach. — Das Hoftheater. Jordans „Wittwe des Agis.“ Der Intendantencongreß.

△ Seit mehreren Wochen beschäftigt ein Bild in der Sachsenchen permanenten Gemäldeausstellung die allgemeine Theilnahme: die Königsfamilie von Hannover von F. Kaulbach. Der Meister, auf den der Name seines berühmten Oheims bereits die Aufmerksamkeit gelenkt, hat sich schon vor mehreren Jahren durch Porträts aus dem Mecklenburg-Schwerinschen Herrscherhause, von denen das der verwittweten Großherzogin Alexandrine im vollsten Sinne des Worts ein Meisterwerk war, bekannt gemacht. Dießmal gibt er uns eine große Familiengruppe, den König, die Königin, den jungen Kronprinzen und zwei Prinzessinnen. Die Technik des Bildes ist vollendet, die einzelnen, fast lebensgroßen Figuren vortrefflich ausgeführt, und doch können wir die Kritik mit zwei Worten geben: Kaulbach ist Meister im Porträt, aber manierirt in der Gruppe, bewunderungswürdig in der Auffassung des geistigen Ausdrucks, aber weniger geschmackvoll in der Anordnung der Gestalten. Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten, die eine Familiengruppe bietet. Die Handlung, die sie zusammen hält, darf nicht hervortreten wie beim historischen Bilde, kein Kopf soll auf Kosten des andern sich vordrängen, alle wollen sich möglichst en face zeigen, und doch sucht die moderne Kunst abzuweichen von der Zusammenstellung der alten niederländischen Familienbilder, auf denen das passive, handlungslose Zusammensitzen dem Beschauer eben nur eine Reihe von Porträts in einem Rahmen zeigt. Eine bedeutende Handlung, wie gesagt, soll vermieden werden; dadurch rückt das Bild an die Grenze der Genrebilder, oder es fällt auseinander. Das sind die Schwierigkeiten und Kaulbach hat sie nicht zu überwinden gewußt. Hier fällt die Hauptgruppe auseinander und einzelne Figuren verständen sich in manierirte Genremalerei. Der König, aufrecht stehend, mit einer Hand auf die Lehne eines Sessels gestützt, auf dem die Königin sitzt, reicht dem Kronprinzen die Hand, der, zum Ausreiten gerüstet, auf die außerhalb um das bereit stehende Pferd gebildete Gruppe zeigt. An der Königin, die theilnahmlos an diesem Hergange dastzt, lehnt ein reizendes Kind, während eine ältere Prinzessin, im Vordergrunde des Bildes kniend, mit einem Hündchen spielt. Letztere ist geradezu affectirt, das Costüm der weiblichen Figuren geschmacklos, für eine Familiengruppe zu sehr mit Schmuck überladen, und der Meister, von seiner Vollendung in der Technik verleitet, hat es mit einer Detailmalerei ausgeführt, die dem Gesammteindruck Abbruch thut. Wir müssen gestehen, daß wir hier erst die leichtere Behandlung der Gewandung, wie sie uns unser Meister Magnus zeigt, wie auch Winterhalter sie längst eingeführt hat, in ihrer vollen Wirkung anerkennen. Dagegen sind die Köpfe bei Kaulbach alle schön, ausdrucksvoll, geistig belebt, und wenn wir zu der Gruppe des Königs und des knabenhaften Prinzen zurückkehren, so können wir uns hier der vollsten Bewunderung und Anerkennung hingeben. Der König ist in Husarenuniform, der Prinz in einfachem Knabenanzug, bei dem uns nur der wieder etwas geschmacklose bunte Plaid stört, der manierirt über die Arme fällt. Der Kopf des Königs ist zum Knaben hingewandt, die durch halb geschlossene Augenlieder gedeckten Augen auf ihn gerichtet, der freundliche, wohlwollende Ausdruck der Züge möchte fast die Freude über den Anblick des stattlichen Sohnes aussprechen, und doch, obgleich kein bestimmtes äußeres Zeichen darauf deutet, bleibt dem Beschauer kein Zweifel darüber, daß dieses Auge nicht sieht. In der Art, wie die Linke die Stuhllehne hält, die Rechte die Hand des Prinzen faßt, ist das ausgedrückt, in der Neigung des Hauptes, das dem Auge nicht folgt, fein, psychologisch wahr zur Anschauung gebracht. Das offene, klare, aufgeschlagene Auge des Prinzen macht den Contrast noch fühlbarer. Hier liegt der ganze Ausdruck im Auge, dort in den meisterhaft ausgeführten Zügen, in der Muskulatur des Gesichts, in den Lippen. Das ganze Bild bekommt durch diesen Zug höchster geistiger Auffassung und psychologischer Wahrheit etwas Rührendes, das es von dem Porträtinteresse zu rein menschlicher Theilnahme erhebt. Wir wiederholen es: das Bild zeigt meisterhafte einzelne Porträts, aber ihm fehlt die Einheit, fehlt das feste Band der Gruppe.

Mit diesem Ausspruche können wir sogleich auf die Leistungen unserer Hofbühne übergehen, auf die er immer mehr zu passen scheint. Wir begegnen nur zu oft für sich ausgearbeiteten Figuren, losgelöst aus dem Ensemble, dem Erstreben des Beifalls bei Einzelnen ohne Rücksicht auf den Gesammteindruck. Die erste Aufführung der „Wittwe des Agis“ von Jordan vor einigen Tagen kann aber nicht einmal auf das Lob Anspruch machen, das jener Tadel einschließt. Keine einzige Figur zeigte sich angemessen, weder in der Behandlung des Verses, noch in der Plastik, die das altgriechische Costüm bedingt. Nur die Darstellerin der Kalliste, obgleich sie sich auf einem ihrem Talente völlig fremden Boden befand und aus ihrem gewohnten Fache herausschreiten mußte (sie hatte eben gegen dreißig mal die Anna Liese gespielt), brachte sich nothdürftig durch, indem sie sich mit weiblichem Takte von dem entschieden Modernen fern hielt, wenn sie freilich auch das Antike in keiner Weise erreichte. Alle andern Mitwirkenden kann die Kritik nicht milder behandeln als durch Schweigen. Daß unter diesen

Digitized by Google

Umständen das Stück in keiner Weise zur Geltung kam, versteht sich von selbst, und es war genug, daß ihm ein succès-d'estime wurde, den die Tragödie durchaus verdient. Ob sie bei genügenderer Darstellung auf mehr Anspruch machen kann, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Der poetische Werth läßt sich im Lesen beurtheilen, der dramatische Erfolg niemals vorher bestimmen. Ueber ersteren haben die Preisrichter in München ihr Urtheil gefällt und wir können und demselben nur anschließen, über letzteren wird schwerlich in Deutschland eine vollwichtige Entscheidung zu treffen seyn, denn unsere Schauspieler haben die Behandlung der antiken Tragödie so gut als vollkommen verlernt. Die alte Goethesche Schule, die das langsame Maß der Rede ausbildete, ist durch Tieck in ein beflügelteres Tempo gebracht, und schließlich hat die Nachahmung der Franzosen ein rapides Ineinandergreifen der Reden hervorgerufen, das der klaren Recitation und der plastischen Ruhe durchaus widerspricht. Wie kann man nur von den Schauspielern, die man unaufhörlich zur Eile mahnt, denen man immer wieder die Pause als einen Fehler bezeichnet, verlangen, daß sie diese mühsam gewonnenen Gewohnheiten bei einer Aufgabe verlassen, wie sie ihnen alle paar Jahre einmal gestellt wird, und die ohnehin schon undankbar ist, da das Publikum, überreizt durch die raffinirten Effekte moderner Dramen, bei denen obenein der Glanz der Dekoration und des Costüms es anzieht, sich von dem einfachen Style der antiken Tragödie abwendet. Aber selbst wenn wir diese allgemeine Entschuldigung für die Schauspieler unseres Hoftheaters in Anspruch nehmen, müssen wir gestehen, daß und die Aufführung des Münchner Preisstückes erschreckt hat. Daß die Intendanz aus der Noth eine Tugend machen und die Hauptrolle einer Schauspielerin übertragen mußte, die für ein ganz anderes Fach befähigt und in demselben beliebt ist, zeigt uns eine empfindliche Lücke unseres Personals. Das Fach, in dem die Creitzer lange glänzte und vielleicht immer unersetzt bleiben wird, ist seit dem Tode der Viereck und dem Abgange der Häuser, die es nothdürftig ausfüllten, vollständig verwaist. Wir sind ferner weit davon entfernt, mit dem Taufschein die Befähigung zu bemessen, wenn aber die königl. Bühne uns für einen zweiundzwanzigjährigen Cleomenes nur einen Darsteller vorführen kann, der die doppelte Zahl der Jahre längst überschritten hat und der dreifachen nahe steht, so ist es verzeihlich, daß wir uns ängstlich nach einem Nachwuchs umsehen, und doch konnte und dieser Darsteller noch eher über seine Jahre als über seine Befähigung täuschen.

Frl. Fuhr mag sich über die spärlichen Lorbeeren, die ihr die Kaliste eintrug, mit den reichlichen Kränzen trösten, die ihr als Anna Liese werden, ein Stück, das wahrscheinlich 20 mal so viel Darstellungen erleben wird als die Wittwe des Agis. Damit ist der Geschmacksverfall des Publikums genügend und deutlich ausgesprochen, und Jordan mag es uns der Sache wegen verzeihen, daß wir seine Tragödie mit jenem Stücke zusammen nannten. Mit den Schauspielern wollen wir nicht rechten, die aus jener Sphäre dramatischer Produktionen den Ton für edlere künstlerische Gestaltungen nicht mehr zu finden wissen, aber es wird uns niemand einen Pessimisten oder Enthusiasten der Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart schelten, wenn wir die dramatische Kunst, die Literatur und den Geschmack des Publikums im Verfall begriffen nennen.

In Berlin hat die Decorations- und Costümpracht, die das Maß des Schicklichen und Angemessenen, das wir für die Bühne in Anspruch zu nehmen berechtigt sind, um vieles überschreitet, einen großen Theil an diesem Geschmacksverfalle. Die Schaulust wird so sehr in Anspruch genommen, daß das Publikum sich vom Denken durchaus entwöhnt hat und weder geistige Anforderungen stellt, noch gesonnen ist solchen zu genügen. Wir glauben keinen zu großen Nachdruck auf diesen Uebelstand zu legen, denn täglich werden wir daran erinnert, wenn wir bei einem neuen Stücke, einer neuen Oper zuerst die Frage aufwerfen hören: Ist es schön ausgestattet? Hörten wir doch neulich bei Gelegenheit der Lohengrin-Aufführung weitläufig verhandeln, ob die Bewegungen des pappenen Schwans natürlich wären oder nicht, und konnten darüber nicht erfahren, ob die Sänger genügt hätten. Ueber das Aeußerlichste geht das Interesse an dem Wesentlichen verloren. Wenn dem nicht so wäre, wie hätte das geist- und sinnlose Machwerk der untergeordnetsten Balletverfindung, „Blick und Flock," den ganzen Winter hindurch fast die Hälfte der Opernhausdarstellungen einnehmen und die Zuschauerräume füllen können, während sie bei Mozart und Gluck leer bleiben?

Auch der Congreß der Theaterintendanten und Direktoren, der vor einigen Tagen hier stattfand, ist durch Anna-Blick und Liese-Flock (wie unser Lokal-Witzblatt das diesjährige Repertoire bezeichnet) gefeiert werden. Ob die Herren viel mehr bewirkt haben, als daß sie zur Einsicht gekommen sind, daß sie vor einem Jahre in Dresden Unpraktisches und Haltloses beschlossen, lasse ich dahin gestellt seyn. Es mußte etwas beschlossen werden, deßhalb kamen sie ja zusammen, aber die Herren befanden sich in nicht geringer Rathlosigkeit über das Was. So wird es denn wohl auf strengere Theatergesetze hinauskommen, die eben nur gegeben werden, um Ueberschreitungen hervorzurufen. Den großen und bloßliegenden Uebelständen unserer Theaterzustände werden diese Conferenzen nicht abhelfen, wenigstens nicht durch die aufgeschriebenen Paragraphen neuer Gesetze, so wenig als durch den immerhin noch fruchtloseren Kriegszug gegen den Unfug der Theateragenturen. Und doch wollen wir das Zusammentreten der Bühnenlenker kein nutzloses nennen und hoffen, daß die gemeinsame Besprechung ersprießlich wurde für das, was nicht auf der Tagesordnung der Berathungen stand. Die Feststellung eines Durchschnittssatzes für Gehalt und Gastspielhonorar den maßlosen Ansprüchen der Künstler gegenüber war ein Hauptgesichtspunkt für die Conferenzen. Selbst wenn hier etwas erreicht wird, ist der Kunst wenig damit geholfen.

Digitized by Google

Was die Menge lockt, die Kasse füllt, wird immer einen hohen Preis fordern und trotz aller Beschlüsse erhalten, selbst wenn es künstlerisch werthlos oder verderblich ist. Das gilt von den Schauspielerleistungen wie von den Stücken. Und selbst die bestbestirnten Bühnen sind in der Nothwendigkeit, Geld verdienen zu müssen. Nur ist, was das große Publikum lockt, nicht zugleich auch, was das gute Publikum anzieht, und ersteres wird von den Bühnenvorständen zum Benefiz ihrer Kasse begünstigt. Mögen sie nun diese nothwendige Waare immerhin zu billigerem Preise einhandeln; gerade das Feilschen bezeichnet die Käuflichkeit; und man wird sich helfen wie die alte römische Sibylle, die für gleichen, unabänderlichen Preis nur immer eine geringere Zahl ihrer Weisheitsbücher verkaufte. Man engagirt die kassefüllenden Virtuosen statt für Jahre auf wenige Monate, und überläßt es ihnen, den Rest der Zeit auf ihre Streifzüge und Raubfahrten zu verwenden, um auf ihren Paradepferden in den kleinen Rest des mühsam aufgebauten Ensemble zu sprengen, Breche zu machen und Trümmer zurückzulassen. Wie gesagt, der Intendantencongreß wollte dem abhelfen, aber die Mittel, die er vorschlägt, könnten leicht dem Unwesen Vorschub leisten. Am Ende entziehen sich die Virtuosen ganz den lästigen Fesseln kleiner Engagements und dem Zwange drohender Theatergesetze, um ihr Talent lediglich in gedachter Weise zu verwerthen. Was soll da aus der Kunst werden? Die größte Tragödie unserer Zeit ist bereits an der Tragödie dieser Spekulation zu Grunde gegangen, aber selbst ihr Beispiel scheint zu locken, nicht abzuschrecken.

Paris, März.

Fel. Davids „Herculanum." — Die Revue der Garten. — Eine Sitzung der Akademie.

Das große Ereigniß des Tages ist die erste Vorstellung der neuen Oper von Fel. David: „Herculanum." Gehen wir nur gleich in's Parterre und setzen wir uns in einiger Entfernung vom Kronleuchter nieder, unter welchem die Claque Posto gefaßt hat. Eine Ouverture hat David zu seiner neuen Oper nicht geschrieben, sein Ruf als Symphonist steht längst fest; für ihn gilt es zunächst, seine Befähigung zur lyrischen Tragödie darzuthun. Es wird dreimal geschellt und der ziemlich verblichene Vorhang geht in die Höhe. Herculanum steht vor uns, reicher und schöner und reizender, als es vielleicht in der Wirklichkeit war. „Piranesi," sagt eine Note des Libretto, „hat mit seinem kräftigen Crayon diese Stadt wieder aufgebaut; der Genius unseres Thierry und unseres Cambor hat der Skizze des italienischen Zeichners die Verhältnisse der Wirklichkeit und den Glanz des Lebens verliehen." Die Verfasser des Libretto sind dagegen von der Wirklichkeit abgewichen; sie haben aus Herculanum ein zweites Sodom und Gomorrha gemacht, und der Vesuv wird ein Werkzeug der Rache des Himmels. Auch Satan spielt eine Rolle bei dieser Katastrophe, die durch Olympia und Nicanor herbeigeführt ward. In diesen symbolisirt sich das Princip des Bösen, das Heidenthum. Es hält immer schwer, eine Sängerin oder überhaupt eine Actrice zur Annahme von dergleichen Rollen zu bestimmen, und so erklären sich die enormen Schmeicheleien, womit Nicanor die Olympia (Borghi-Mamo) bei ihrer Ankunft in Herculanum empfängt. Er nennt sie: reine par la grâce et par la majesté. Kurz darauf sagt sie selbst zu Helios, den sie verführen will:

Je suis la reine de la terre,
Et l'idole de tous les coeurs.

Letzteres mag ihr so hingehen; wie kann sich aber Olympia für die Königin der Erde ausgeben, da sie bloß ein kleines Königreich am Euphrat besitzt? Die Investitur zu dieser neuen Würde soll sie eben in Herculanum von ihrem Bruder Nicanor erhalten. Ein sauberes Paar! Nicanor sucht die Christin Lilia zu verführen, die Frau des Helios. Im Augenblick, wo Nicanor ihr Gewalt anthun will, wird er vom Blitze erschlagen, was man mit vollem Rechte einen Knalleffekt nennen kann. Olympia ist glücklicher mit Helios, dem sie einen Liebestrank zu trinken gibt. Im Augenblick, wo er ihr zu Füßen fällt, erscheint Magnus, ein Prophet, und verkündet den Untergang der Stadt. Im vierten Akte geht die Prophezeihung in Erfüllung. Von der Terrasse des Palastes der Olympia aus sieht man in der Ferne Trümmerhaufen. Satan, der seit hundert Jahren gefangen saß, wird seltsamerweise durch den Blitzstrahl befreit, der den Proconsul Nicanor tödtet; Satan stellt sich an die Spitze der Kinder (?) des Spartacus, welche der untergehenden Stadt eine Todeshymne singen. Diese ist ein großartiges Tonstück von ergreifender Wirkung, und wird nebst den überaus reichen Costümen und Dekorationen das Werk auf der Bühne erhalten.

* * *

Sonntag den 20. l. M. nahm ich meinen Stock und Hut, wie Herr Urian im Wandsbecker Boten, und thät nach dem Marsfelde wandern. Mein Stock, den ich mir

Digitized by Google

erlaube hier vor dem Publikum zu produciren, ist keineswegs weder eine Seltenheit noch ein Prachtstück; er gehört im Gegentheil den niedern, ungebildeten Klassen an und hat durchweg etwas knotenartiges, und präsentirte ich den Bengel in einem Salon, man würde ihm auf gute Manier die Thüre weisen. Aber die Stöcke so gut wie die Menschen muß man nicht nach der Außenseite beurtheilen. Der meinige hat eine historische Bedeutung: ich kaufte ihn am Tage nach dem letzten Friedensschlusse, ich nannte ihn Sebastopol und er begleitete mich zur Heerschau, die damals Napoleon III. zur Friedensfeier abhielt. Und kaum sind seitdem ein paar Jahre verflossen, und ich wanderte mit meinem Friedensstabe zu einer Revue, die man allgemein als eine Art Kriegsankündigung von Seiten Frankreichs ansah. So schnell wechselt hier alles, Moden und Politik, hohe Herrschaften, und vorab das Wetter. Das Wetter ist vielleicht an all dem Unheil schuld; wie kann irgend etwas lange bestehen in einer Stadt, wo einen der lustigste Sonnenschein weckt, und sündfluthartiger Regen einen Abends beim Nachhausegehen durchnäßert?

Wir folgen den äußern Boulevards, längs la Chapelle und Montmartre, die im nächsten Jahre Paris heißen werden. Je das vierte Haus ist ein Café; mitunter gibt es vor den Barrièren sehr schöne, namentlich in Montmartre an der Chaussée Clignancourt; dicht dabei ist die famose Garküche, le petit Ramponneau. Sie hat ihre eigene Schlächterei und ihre eigene Bäckerei, und die jetzige Besitzerin gebietet über Millionen, und in die Oper fährt sie in ihrer eigenen Equipage, und wer sie nicht persönlich kennt, hält sie für eine Herzogin. Das Café Ramponneau, das so splendid ausgestattet ist wie die glänzendsten Anstalten dieser Art in den reichsten Regionen von Paris, wird fast ausschließlich von Arbeitern besucht, und es gewährt einen eigenen Anblick, Morgens die Maurer und Handlanger zu sehen, die in ihren zerrissenen, mit Kalk bespritzten Kleidern auf den rothen Divans sitzen und auf weißen Marmortischchen ihren Kaffee trinken, und die Siècle dazu lesen. Die äußeren Boulevards ziehen sich rund um die Stadt längs der Ringmauer hin. Diese hat einen Umfang von sieben Lieues und wird im Jahre 1860 verschwinden; sie ist bereits auf den Abbruch verkauft. An der Barrière Blanche biegen wir in die Stadt ein, und durch Seitengassen, welche die lange Strecke nach den champs élysées bedeutend abkürzen, gelangen wir an die Kirche Madeleine. In der Straße Chaptal finden wir das Hotel, das sich der Kunsthändler Goupil kürzlich hat bauen lassen. Ueber beiden Thorwegen — denn er hat deren zwei, der stolze Palast — ist ein Wappen ausgehauen mit der Inschrift: Goupil et Comp., éditeurs. Der Mann hat übrigens sein Vermögen auf eine loyale Weise erworben und die Kupferstecherkunst in Frankreich merklich gefördert. Sodann erblicken wir an der Ecke der Straße Tronchet und de la Ferme des Mathurins eine Fleischerbude, wie es wohl keine zweite mehr gibt. Grüner und weißer Marmor, Vergoldungen und Mahagoniholz und Arabesken innen und außen, eine von oben bis unten vergoldete Markise, am Haupteingang ein Springbrunnen aus schwarzem Marmor, mit Blumen und Wasserpflanzen. Die Einrichtung soll den Metzgermeister Duval 300,000 Fr. gekostet haben.

Da wären wir auf dem Concordeplatze. Der kriegerische Lärm beginnt; hier Trompeten, dort Trommeln, weiterhin Infanteriemusik. Weiße Lanciers ziehen langsam am Obelisken vorüber. Alles blitzt und funkelt in der Sonne. Das Ganze nimmt sich aus wie eine Operndekoration am Schlusse des fünften Akts beim Scheine der bengalischen Flammen. — Mit bangem Herzen näherte ich mich dem Marsfelde. Wird es endlich Ernst werden, und wird der Kaiser der Franzosen Europa den Fehdehandschuh hinwerfen? Hat er seine Garde hiehrt zusammentrommeln und zusammentrompeten lassen, ihren Muth zu entflammen, und vor ihnen den Geist des zerschmetterten Titanen herauf zu beschwören, dessen Reste dort unter der Invalidenkuppel ruhen? (Am 5. Mai werden sie nach St. Denis gebracht.) Napoleon III. sauste vorüber wie der Sturmwind und sprengte mit wildem Ungestüm auf's Marsfeld, als wollte er sich geradezu an die Spitze seiner Garde stellen und in die Welt hineindonnern. „Gleich werden die Ausrufer kommen," so dachte ich; „die werden schreien: „Voilà ce qui vient de paraître: le discours de l'empereur des Français à l'armée française!" Es kamen Ausrufer, sie schrien aber: „Bastien n'est plus!" Es war ein Klagegesang auf das Ende Bastians, des Fastnachtsochsen, und das Todtenlied war höchst schnurrig. Auch hörte ich einen Bänkelsänger allerlei Narretheien ableiern, die sich auf die Pariser Straßen bezogen; z. B. die Apotheker gehören in die Straße Purget, die jungen Mädchen in die Straße du coeur volant, die Ehemänner in die Straße des Martyrs, Hôtel du Croissant. — Die Musterung wurde abgehalten; das Defilé ging ganz friedlich vorüber und Napoleon ritt vom Marsfelde in's Concert der Orpheonisten. Fragen Sie mich nun: „Gibt's Krieg oder Frieden?" so muß ich Sie lediglich auf das Orakel des Charivari verweisen; ist es nicht zuverlässig, so ist's doch amüsant. Eines seiner letzten Bilder stellt den Kriegsgott Mars vor im antiken Panzer, lange Sporen an den Haltstiefeln, mit Küraſſierſäbel und Küraſſierhelm; er raucht eine Cigarre und betrachtet durch ein Lorgnon den bekannten Marronnier des 20. März, arbre du 20. Mars, also genannt, weil er stets an diesem Tage frische Blätter hat. Unter dem Bilde steht die Legende: „Wir haben Nichts vom Mars zu befürchten; er ist zu sehr mit seinem Baume beschäftigt." Der Witz ist wohlfeil, aber er bemeldt, daß man sich hier eben keine grauen Haare des Krieges wegen wachsen läßt.

Meinen vorgestrigen Bericht über Herculanum habe ich kurz abgebrochen, die Zeit drängte mich. Ich komme eiligst darauf zurück, ehe die gottlose Stadt aufhört unterzugehen, oder auf der Affiche untergeht. Der Text ist Fabrikarbeit. Ihrer zwei, drei, vier haben mit Hand

Digitized by Google

angelegt und jeder hat ſein Stück zum Stücke mitgebracht. Dieß iſt hier jetzt ſo Brauch; es muß alles ſchnell abgemacht werden, damit die Zinſen ſchneller eingehen. Ob ein bischen beſſer, ein bischen ſchlechter, darauf kommt's nicht an, und vor allem keine Begeiſterung, kein Lyrismus, kein Styl! Wer gut ſchreibt, iſt verloren. Paris iſt eine große Fabrik, und wer hier eine kriegeriſche Aufregung vermuthet, kennt die heutigen Franzoſen nicht. Man iſt für nichts mehr begeiſtert als für die drei Procent, und brächte der Krieg die Rente in die Höhe, man würde mit allen Glocken läuten, wenn der erſte Kanonenſchuß am Ticino fiele. Das Stück hieß anfangs: Das jüngſte Gericht oder der Welt Ende (la fin de monde); David ſchrieb die Muſik dazu. Nun zog ſich aber ein Ungewitter von der Opéra comique her zuſammen. Meyerbeer hatte endlich ſeine Partitur an Roqueplan abgelaſſen. Eine neue Oper von Meyerbeer iſt für alle Theater, zumal für die lyriſchen, ein Schreckgeſpenſt. Das „jüngſte Gericht" war für ein Boulevardtheater als Melodram beſtimmt. A. Roger, der Direktor der großen Oper, übergab den Text dem bekannten Dichter Méry, der die nöthige Poeſie hinein brachte, Straß und Flittergold, wie am Diadem und am Purpurmantel der Königin Olympia. Die neuen Arien und Recitative mußte David in aller Geſchwindigkeit in Muſik ſetzen; gleichzeitig wurden die Dekorationen in Angriff genommen, und ſo gelang es der großen Oper, ihr Herculanum vom Stapel zu laſſen, bevor le pardon de Ploermel — ſo heißt die Meyerbeerſche Oper zum dritten und letzten mal — in der Opéra comique gegeben wurde.

Felicien David hat den Erwartungen ſeiner Bewunderer nicht entſprochen: ihm fehlt die dramatiſche Kraft. Sein Talent iſt nicht erloſchen; es brennt noch ſo voll und ſo hell wie in der Zeit, wo er „die Wüſte" ſchrieb; aber „die Wüſte" iſt ein lyriſches Tongedicht, und in der Regel kann man annehmen, daß die Künſtler in der Gattung zuerſt auftreten, zu der ſie der Inſtinkt ihres Talents treibt. Das Beſte in ſeiner Partitur iſt das Duett im vierten Akt zwiſchen Lilia und ihrem Geliebten; aber er hätte es nicht geſchrieben, hätte er nicht das bekannte Duett im vierten Akte der Hugenotten gehört. Meyerbeer hat nicht wie Wagner kritiſche Werke geſchrieben, um die Trefflichkeit ſeiner Opern coram populo darzuthun und die Leute hineinzutreiben. Das iſt wohl noch nie einem Componiſten in den Sinn gekommen, und wer ſich hier zu Lande ſo was beigehen ließe, der hätte Zeitlebens ſeinen Platz im Charivari. Wir guten Deutſchen denken: „Vielleicht hat der Mann doch Recht. Und dann thut man ihm wohl einen großen Gefallen, wenn man in den Tannhäuſer geht und in den Lohengrin — und dann ſind es ja vaterländiſche Stoffe; das Vaterland hat ſie zwar etwas vergeſſen; deſto beſſer, ſo friſcht man die Thatſachen ſich wieder im Gedächtniſſe auf und hat jedenfalls etwas für ſein Geld." Und darum war es Wagner hauptſächlich zu thun, und das verübeln wir ihm auch nicht; er ſoll ſich nur nicht auf Unkoſten anderer herausſtreichen. Sein Talent und ſein Ruf ſind ja dadurch gar nicht gefährdet, wenn man nicht müde wird, Zampa oder Wilhelm Tell zu hören. Wir wiſſen Wagners Recitative zu ſchätzen; er hat ſelbſt nach Meyerbeer und Berlioz neue und ſchöne Orcheſtereffekte gefunden, aber mit der Melodie hapert's bei ihm. Nun ſollen andere ehrliche Leute ſich die Melodie abſchneiden, wie der Fuchs in der Fabel ſeine Brüder auffordert, ſich ebenfalls des läſtigen Anhängſels zu entledigen, das er in einer Falle zurück gelaſſen.

Maitre renard, peut-être on vous croirait,
Mais par malheur, vous n'avez plus de queue,

Meyerbeer hat, ohne es zu wiſſen noch zu wollen, eine Schule geſtiftet, er hat die Muſik der Zukunft nicht erfunden, er hat die Bahn brechen helfen, auf welcher die Zukunft fortſchreiten wird.

Die Académie française hat einmal wieder eine jener litterariſchen Paraden gehalten, die man öffentliche Sitzung nennt. Es wurde ein neues Mitglied aufgenommen, Laprade. Dieſer Monſieur Laprade iſt ein ſymboliſch pantheiſtiſcher und paramythiſch langweiliger Poet. Kurz vor der Sitzung hatte er in aller Eile in den Schriften A. de Muſſets geblättert, der ihm zuwider iſt, den er aber loben mußte, weil er ſeine Stelle erhalten hat. Seine Lobrede war fahl, dürr und ſtachlicht, wie eine abgeſtandene Roſe. Monſieur Vitet, dem ſeinerſeits die Schriften Laprades ein Gräuel ſind, ſagte ihm in ſeiner Antwort ganz artige Impertinenzen. Beide Virtuoſen wurden beklatſcht und dankten höflichſt; nicht anders wie die Hanswurſte, wenn ſie in den Cafés chantants ihre Chanſonnetten hergeleiert haben.

Digitized by Google

Hamburg, März.

(Schluß.)

Projekt eines Athenäum. — Die Nicolaikirche. — Das Seemannshaus. — Neue Docks. — Oeffentliche Vorträge. — Todesfälle. — Witterung.

Ein Fehler, an dem schon manches an sich ganz treffliche Unternehmen gescheitert ist, wird häufig bei Begründung neuer Institute begangen. Man legt den Plan zu groß und weitschichtig an, verrechnet sich und führt dadurch den Sturz des Unternehmens selbst herbei. Bei uns gefällt sich der Unternehmungsgeist gern in großen Anlagen. Man hält fest an dem Gedanken, daß Hamburg die erste und größte Handelsstadt Deutschlands ist, und wenn nun etwas neues, dem allgemeinen Besten dienendes unternommen wird, so soll es immer auch großartig und glanzvoll seyn. Die eine Reihe von Jahren bestehende „Leselhalle," ein Institut, das literarische mit geselligen Zwecken vereinigen sollte, ist an der zu großen Ausdehnung, die man demselben gab, gescheitert. Zwar besteht das Institut noch und wird sich wohl auch fernerhin fortfristen, der eigentliche Zweck desselben ist aber doch nicht erreicht worden. Die letzten Stürme, die es durchstehen mußte, haben ihm viele Theilnehmer entfremdet. Einige der Regsamsten derselben, verbunden mit neu dazugekommenen Freunden wollen nun im nächsten Monat einen andern Leseverein eröffentlichen, welcher den Namen „Athenäum" führen wird. Möchte sich dieses neue, der Bildung dienende Unternehmen halten und die vielen zerstreut für sich wirkenden geistigen Capacitäten unserer volkreichen Stadt zu gemeinsamer Wirksamkeit vereinigen!

Unter den städtischen Bauten fesselt neuerdings vor allen die St. Nicolaikirche die Blicke Einheimischer und Fremder. Das Gerüst um diesen gewaltigen, im reinsten gothischen Styl aufsteigenden Bau, dessen Wölbung sich zu schließen beginnt, ist seit Kurzem abgebrochen worden und zeigt nun die schönen, harmonischen Verhältnisse in ihrem ganzen architektonischen Glanze, die herrlichen Fenster, die mit Baldachinen geschmückten Pfeiler, die spitzen Thürmchen mit ihren feinen Verzierungen. Sollte die Witterung bis tief in den nächsten Herbst hinein günstig bleiben, so ist Aussicht vorhanden, daß bis dahin das Schiff unter Dach gebracht werden kann. Dann bleiben zur Vollendung des imposanten Baues nur noch der Thurm und die Taufkapelle übrig, von welcher letzteren bis jetzt nur die Grundmauern stehen. Es gibt zwar der Gegner dieses Kirchenbaues bei uns sehr viele, dennoch hoffen wir, daß derselbe kein Torso bleiben wird, was unter allen Umständen zu beklagen wäre, uns selbst aber in Bezug auf Kunst und Kunstsinn ein betrübendes Armuthszeugniß ausstellen würde. — Weniger durch seinen Styl als durch seine unvergleichliche Lage wird in Zukunft das Seemannshaus auf dem sogenannten Hornwerke dicht am Ufer der Elbe einen gewissen Rang unter unsern größeren Bauten einnehmen. Es ist dieses Asylhaus für alte und kränkliche Seeleute weithin auf der Elbe sichtbar, wie man von dem hochgelegenen Hause aus den gewaltigen Strom mit seinen frischgrünen Werdern bis zur hannoverschen Küste hin bequem überblicken kann.

Längst schon hat man das Bedürfniß zweckmäßig angelegte Docks bei uns gefühlt. Neuerdings ist denn nun durch die Energie eines Privatmanns, des Schiffbaumeisters Stülcken, diesem Mangel durch Erbauung eines schwimmenden Dry-Docks abgeholfen worden, dessen höchst zweckmäßige Einrichtung nach dem Urtheile Sachverständiger den Bedürfnissen vollkommen entsprechen soll. Dieser schwimmende Dock liegt hart am Baum, kann tiefgehende Seeschiffe Behufs vorzunehmender Ausbesserung und Kalfaterung zu jeder Zeit aufnehmen, und dürfte den interessanteren Sehenswürdigkeiten unserer Stadt namentlich für solche zuzuzählen seyn, die sich vorzugsweise für Schiffahrt und Schiffsbaukunst interessiren.

Das Winterhalbjahr bringt uns regelmäßig eine Anzahl Vorlesungen über verschiedenartige interessante Gegenstände, welche theils in dem geräumigen Saale der Lesehalle, theils im Johanneum, theils auch in der Tonhalle gehalten werden, je nachdem die Vortragenden ein größeres oder kleineres Publikum erwarten dürfen. Einige dieser Vorieser treten in jedem Winter wieder auf, obwohl sie mit den Gegenständen zu wechseln pflegen. Das meiste Aufsehen machten, mithin auch den ansehnlichsten Zuhörerkreis fanden in diesem Winter eine Reihe Vorträge, welche das „Comité zur Förderung der Gewissensfreiheit" im großen Saale der Tonhalle vor einem aus mehreren Tausenden bestehenden Zuhörerkreise, man darf wohl sagen aller Confessionen, die sich bei uns zusammenfinden und Gott auf ihre Weise anbeten, hielt. Außer den beiden Männern, welche dem Comité selbst angehören, Dr. A. Rée und Karl Volckhausen, trat als Redner nur noch der bekannte Professor Dr. Baumgarten auf, um von seinem Standpunkte aus das wichtige Thema zu beisprechen. Die beiden erstgenannten Herren, welche kein Hehl aus ihrer Unkirchlichkeit machen und durch ihre Vorträge namentlich dahin wirken wollen, daß einem jeden die volle Gewissensfreiheit gesichert werde, gleichviel ob er etwas oder gar nichts glaubt, handhaben das Wort mit vielem Geschick und werden schon deßhalb voraussichtlich eine Menge Anhänger finden. Unsere Zeit neigt sich ja ohnehin mehr dem Nichtglauben als dem Glauben zu. Wünschen wir nun auch, daß in Glaubenssachen keinerlei Zwang obwalten möge, so

Digitized by Google

sind uns doch darüber Bedenken aufgestiegen, ob der von dem Comité eingeschlagene Weg auch in jeder Hinsicht zu empfehlen sey. Es wohnten den erwähnten Vorlesungen gewiß sehr viele Gebildete bei, die genug Urtheilskraft besaßen, um das Vernommene zu fassen, zu verarbeiten, die Körner von der Spreu zu sichten, aber man sah hier auch Zuhörer von geringem Bildungsgrade, und daß diese die betreffenden Reden auch immer vollkommen verstanden haben, möchten wir in Zweifel ziehen. Indeß dünkt uns die Sache selbst doch mehr heilsam als gefahrvoll zu seyn, und eine Unterdrückung würden wir weder für klug noch für gerechtfertigt halten. Am Schlusse der letzten Vorlesung wurden die „Statuten des Vereins zur Förderung der Gewissensfreiheit" an die Anwesenden vertheilt. Diesen zufolge ist Zweck des Vereins, dahin zu wirken, daß die Gewissensfreiheit im Sinne der §§. 14—21 der deutschen Grundrechte verwirklicht werde. Der Verein hat es mit sich auszumachen, ob es für sein Streben förderlich seyn kann, sich auf Rechte zu stützen, die heutigen Tages schwerlich für allgemein gültig anerkannt werden mögen. Was uns persönlich betrifft, so interessirt uns zwar die Sache selbst in hohem Grade, unser eigener Standpunkt aber und unsere Ansicht vom Glauben weicht von dem des Comités so gewaltig ab, daß wir die Zwecke des Vereins zu fördern und nicht einschließen können.

Im Laufe der letzten zwei Monate hatte unsere Stadt den Tod zweier Männer zu beklagen, die sich durch ihr gemeinnütziges Wirken ein stets in Ehren bleibendes Gedächtniß gestiftet haben. Den Professor der Geschichte am hiesigen Gymnasium, Dr. Wurm, einen Würtemberger von Geburt, riß der Tod in der nahen Wasserheilanstalt Reinbeck plötzlich aus dem Kreise der Lebenden, und der bisherige Präses am hiesigen Handelsgericht, Dr. Heinichen, ward nach längerem Leiden bald darauf seiner wichtigen Wirksamkeit entrückt. Beide Männer starben im besten Mannesalter. Die Stelle des letzteren ist dieser Tage durch den bisherigen Vicepräses am Handelsgericht, Dr. Versmann wieder besetzt worden, die erledigte Professur am Gymnasium bis jetzt aber noch unbesetzt geblieben. An plötzlichen Todesfällen ist der diesjährige seltsam milde, fast warm zu nennende Winter überhaupt reich, wie denn auch geraume Zeit hindurch der Gesundheitszustand der Bevölkerung kein sehr günstiger war. In den letzten Wochen ist wohl einige Besserung darin eingetreten, doch hört man noch fortwährend viel über Kinderkrankheiten und rheumatische Leiden, das Erbübel unseres zugigen, veränderlichen Klimas, klagen. Von eigentlichem Winterwetter haben wir im ganzen neuen Jahre kaum Tage lang etwas gemerkt. Es gab wenig Eis und kaum einiges Schneegestöber. Gegenwärtig grünen Wiesen und Sträucher, und die ersten Boten des Frühlings, Krokus ꝛc. sind bereits dem Verblühen nahe. Eine Wärme im Februar von bis zu neun Grad R. im Schatten, die sich im März wiederholt auf eilf Grad hob, und auch des Nachts nur selten bis auf Nullpunkt sank, gehört in unsern Breiten zu den ganz abnormen Erscheinungen.

Genf, März.

Literarisches aus der deutschen Schweiz. — Die exclusiv-nationale Richtung. — Literatenverein.

Wenn in Europa jene unheimlichen Mächte sich zu regen beginnen, bei deren Auftreten die Welt erzittert, an deren Fersen sich die Verwüstung heftet und vor deren Medusenhaupte die Genien des Friedens und der Cultur scheu zurück fliehen, dann tritt die staatliche Stellung, welche Geschichte, geographische Lage und das Interesse der Nachbarn den helvetischen Landen bereitet haben, als ein um so kostbareres Kleinod hervor. Gerade unsere gegenwärtige Zeit ist wieder darnach angethan, den Werth dieser neutralen Unabhängigkeit ihrer ganzen unschätzbaren Bedeutung nach recht klar darzulegen. In dieser staatlichen Stellung sollte, wenn anders das Völkerrecht kein leerer Schall ist, eine Gewähr liegen, daß sich die Schweiz zu einem Asyl der Künste und des Gewerbfleißes, zu einem Hort der höchsten Güter der Menschheit, der Gesittung und der Civilisation erheben könne, wie immer die Würfel der europäischen Geschicke auch fallen möchten. In wie weit die Schweiz selbst diese Vorzüge der ihr bereiteten so glücklichen Situation begriffen hat, mag hier im Einzelnen ununtersucht bleiben; im Allgemeinen aber stellt sich die vielfach geäußerte Ansicht wohl als richtig dar, daß die helvetischen Lande ihre friedliche Mission immer mehr von der praktischen als der idealen Seite erfaßt haben, und daß demgemäß die realistische, dem Handel, Gewerbfleiß und

Digitized by Google

Ackerbau zugewandte Richtung bedeutend und von jeher, beſonders aber in dem letzten Decennium, die geiſtige, Wiſſenſchaft und Kunſt umfaſſende überwogen hat.

Wenden wir uns einer Betrachtung der dem letzteren Gebiet angehörenden Erſcheinungen zu, ſo tritt uns ſogleich die Verſchiedenheit der Nationalitäten als ein weſentliches Hinderniß der Entſtehung und Entwicklung einer ſpecifiſch ſchweizeriſchen Literatur und Kunſt entgegen. Von einer ſolchen kann höchſtens da die Rede ſeyn, wo das politiſche Element ein einigendes, wenn auch ganz äußerliches Band um die Erzeugniſſe der Literatur und Kunſt zu ſchlingen vermag, was natürlich nur bei einem kleinen Bruchtheile dieſer Productionen der Fall ſeyn kann, bei der eigentlich patriotiſchen Literatur und Kunſt. Allein auch hier läßt Verſchiedenheit der Sprache, ja ſelbſt der Anſchauungen bei den drei Hauptnationalitäten der Schweiz eine Einheit nur unter mancherlei beſchränkenden Bedingungen zu. In der Literatur wird darum der Begriff des ſpecifiſchen Schweizerthums faſt einzig auf Hiſtoriographie und Topographie zu beſchränken ſeyn, in welchen Fächern, trotz der Sprachverſchiedenheit, die Schweiz in ſtofflicher wie formeller Hinſicht eine nationale Literatur ohne allen Zweifel beſitzt.

In Rückſicht auf die Kunſt wird man, ſo wie die Dinge liegen, dem Nationalitätsbegriff in der Schweiz noch engere Grenzen anweiſen müſſen und ihn ſelbſtverſtändlich nur da zulaſſen können, wo der Gegenſtand wie die Darſtellung einen rein ſchweizeriſchen Charakter tragen, und wo unter dieſer Bedingung ſich eine Schule gebildet hat, oder doch die Keime dazu vorhanden ſind. Von der ſchweizeriſchen Hiſtorienmalerei z. B. iſt dieß ſelbſt da, wo ſie rein der vaterländiſchen Geſchichte entnommene Stoffe behandelt, nicht zu ſagen, da die ſchweizeriſchen Künſtler ſich hier bald der deutſchen, bald der franzöſiſchen Schule anſchließen. Nur die Landſchaftsmalerei iſt wahrhaft national behandelt und hat es bis zur Begründung einer unabhängigen, der Genfer Schule gebracht. Doch davon ein andermal.

Scheint uns der Begriff einer nationalen Literatur und Kunſt unter allen Umſtänden mit den ſchweizeriſchen Verhältniſſen ſchwer vereinbar, ſo befinden wir uns mit dieſer Anſicht einigermaßen in Oppoſition zu den Wünſchen und Hoffnungen einer Anzahl — wir wagen den Ausdruck Partei nicht zu gebrauchen — von jungſchweizeriſchen Literaten, die bisher ihre Anſchauungen hauptſächlich im Feuilleton des „Bund“ niederzulegen pflegten. Ihre Abſichten und Zwecke gehen zunächſt dahin, vorzugsweiſe nationale Stoffe zur dichteriſchen Behandlung anzuempfehlen, und letztere ſelbſt wieder ſoll im „ächten Schweizerſinne“ gehalten ſeyn, ein Grundſatz, der, ſo hingeſtellt, nur volle Anerkennung verdient. Eben ſo iſt es nur zu loben, wenn den verſchiedenen Mundarten der deutſchen Schweiz eine beſondere Pflege zugewandt werden ſoll, in welcher Hinſicht das Feuilleton des „Bund“ bereits verſchiedene intereſſante Beiträge gebracht hat. Die hoch- und ſchriftdeutſchen ſtyliſtiſchen Verſuche und Experimente dieſer literariſchen Jungſchweizer dürften dagegen vor einer ſtrengen Kritik weniger Gnade zu hoffen haben. Das mehrfach hervortretende Bemühen, jenen ſelbſt unter der gebildeten Jugend der Schweiz üblichen Converſationston, in welchem ſich eine etwas ſehr weit gehende Ungenirtheit mit ländlich bäuriſcher Derbheit miſcht, in die Literatur einzuführen, daraus vielleicht gar einen ſpecifiſchen Schweizerſtyl ſchaffen zu wollen, iſt ſicherlich verfehlt und würde in weiterer Verfolgung zu ähnlichen Ungeheuerlichkeiten führen, wie etwa der deutſchthümelnde Bombaſt der erſten Burſchenſchaftszeiten in Deutſchland.

Eine bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegte Abneigung gegen Deutſchland gehörte eine Zeitlang unter den Jungſchweizern zum guten Ton. Allein gerade in dieſem Punkt fängt in dieſem Augenblick ein gewiſſer Umſchwung der öffentlichen Meinung an ſich geltend zu machen. Man fühlt mehr und mehr, wo die eigentlichen Bande der Blutsverwandtſchaft zu ſuchen ſind, und die Gegenwart ſcheint darnach angethan, auch Kurzſichtigen die Augen zu öffnen, daß ſie natürliche Freunde wie natürliche Feinde leichter erkennen. Auch dürfte man ſich wieder mehr daran erinnern, was die Schweiz an geiſtiger Bildung Deutſchland verdankt. Und endlich ſind die Schweizer zu praktiſche Leute, um nicht einzuſehen, daß die Tochter nur dann eines guten Anſehens bei den Leuten genießt, wenn ſie die erzeugende und nährende Mutter ehrt, wie es ſich gebührt. Hat doch auch dieſe nicht vergeſſen, daß ſie der friſch aufſtrebenden, ſelbſtſtändig gewordenen Tochter manches verdankt. Wer heutiges Tags in der Schweiz die Feder ergreift, der ſoll ſich erinnern, daß der Deutſche Schiller den Schweizern den Tell geſchrieben, wie wir nicht vergeſſen, wie ſehr wir den Zürichern, und namentlich Bodmer verpflichtet ſind, daß, um von anderem zu ſchweigen, ſie unſere mittelalterliche nationale Dichtung wieder zu Ehren bringen halfen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 16. 17. April 1859.

As on the beach the waves at last are broke,
Thus to their extreme verge the passions brought
Dash into poetry, which is but passion.

Byron.

Verschmäht, verworfen!

Acht frei überarbeitete Kapitel aus dem Geheimfache eines Arztes.

(Fortsetzung.)

Der Kammerherr erlaubte sich, zu bemerken, daß die Herrengasse auch der Pflicht überhoben seyn müsse, von dieser ihrer Zurückhaltung Notiz zu nehmen. Schütze sie Unwohlseyn vor, so sey die Herrengasse verbunden, nach ihrem wechselnden Befinden Erkundigungen einzuziehen. Gebe sie keinen Krankheitsgrund an, so müsse man die ihr im Laufe der nächsten Monate zugedachten Einladungen und Visitenerwiederungen ihren Weg gehen lassen. Thue man es nicht, so hieße es so viel, als man habe sie fallen lassen, und ihr Wiedereintritt in die große Gesellschaft mache dann die entsetzlichsten Schwierigkeiten.

Marizibill meinte, diese Rücksicht falle bei ihr kaum noch in's Gewicht. Der Kammerherr wollte nichts dagegen einwenden, fand indessen einen in den herkömmlichen Formen bewerkstelligten Rückzug immer passender als einen, welcher die große Welt vor den Kopf stoßen müsse. Er habe ihr die Reiseriehtung ihres Gemahls nicht verrathen dürfen, aber er glaube keinen Geheimnißbruch zu begehen, wenn er ihre deßfallsigen Fragen durch den Vorschlag beantworte, sich auf kurze Zeit an den Hof seines, des Kammerherrn, erlauchten Herrn zurück zu ziehen, und er halte es für Freundespflicht, ihr dahin den Schutz seiner Begleitung anzutragen.

Marizibill hatte, trotz ihrer vermeinten Selbstständigkeit, bisher nie ihren eigenen Weg gewählt, und solcher Art daran gewöhnt, sich leiten zu lassen, empfand sie bei diesem Vorschlage nichts als das Unbehagen, des Kammerherrn Freundschaft über die Gebühr in Anspruch zu nehmen.

Sie wolle, sagte sie, für den Fall, daß sie fort müsse, lieber allein reisen; es sey ihr unmöglich, ihn noch mehr zu bemühen. Dann fiel ihr ein, daß er von dem Hof seines Fürsten gesprochen habe, und sie setzte, mit einiger Besorgniß, gegen das in solchen Fällen Schickliche zu verstoßen, hinzu, sie werde dort keine Besuche machen noch empfangen können, und die größte Zurückgezogenheit sey ihr die erwünschteste.

Hatte der Kammerherr vom Hof seines Fürsten gesprochen? Er theilte natürlich völlig die Ansicht der Frau von Wahlstadt. Sie solle ihn sorgen lassen. Er würde doch in etwa vier Wochen die Reise in Geschäften haben machen müssen. Er betonte dieses „doch," um ihr die Annahme seines Vorschlags zu erleichtern. Sie dürfe nicht fürchten, ihn zu unverhältnißmäßigen Opfern zu veranlassen.

Es war Marizibill nie möglich gewesen, in des Kammerherrn Gegenwart einen eigenen Gedanken fertig

Digitized by Google

zu denken. Wenn er mit seinem vollendeten Anstande, seiner ernsten Haltung, seinen Vertrauen gewinnenden Augen zu ihr sprach, schien er ihr unfehlbar wie der Katechismus dem Kinde. Unglücklicherweise kam eine entfernte Aehnlichkeit, welche zwischen ihm und ihrem längst verstorbenen Vater in Augen und Gesichtsschnitt bestand, dieser überwältigenden Wirkung noch in manchen Momenten zu Hülfe. Und so wurde das beklemmende Gefühl jener ersteren Eigenschaft durch die einnehmende Erinnerung an liebe Gesichtszüge in's Gleichgewicht gestellt, und die zuweilen auftauchende Scheu vor dem Manne schwand unter dem Einflusse dieser Wechselwirkung.

Nach weiterem Für und Wider und nach mannigfachem behutsamen Streifen des Ereignisses, welches diese Reise veranlasse, wurde beschlossen, Marizbill solle ein paar versiegelte Zeilen für ihren Gemahl für den Fall seiner Rückkehr in der Hand des Thürschließers zurück lassen, dem zuverlässigsten Diener die unentbehrlichsten Schlüssel anvertrauen und sodann ohne Verzug die Residenz verlassen.

Bis dahin war Marizbill gelangt, ohne selbst völlig zu wissen, was sie thue. Gedanken an die ihr verhängnißvoll gewordene Polin, Gedanken an ihren in dunkler Nacht verschwundenen Gemahl, Gedanken an Verfolgung beider, an ihre Unfähigkeit, dann wieder ihm, dem Zurückgestoßenen, lieblos Verabschiedeten, die Stirne zu bieten, wenn ihr wirklich seine Auffindung gelänge; Gedanken an den Spott der Herrengasse, an die Hülflosigkeit ihrer Stellung, wenn sie den letzten Freund von sich weise; Gedanken an die Unhaltbarkeit ihrer dem Gesinde gegenüber eingenommenen Position; Gedanken wehmüthiger, verzweifelnder, vermeintlich staatsklug er, überlegener Art — das alles war, während des Kammerherrn Zureden, in ihr an- und aufgeregt worden, ohne doch zu klarem Abschlusse zu gelangen. In diesem Wirrwarr streitender Empfindungen behielt jedes seiner Worte Recht, und als sie endlich, um ihre Reisekleider überzuwerfen, in's anstoßende Schlafgemach trat, taumelte sie mehr, als daß sie ging.

Sie hatte die Thüre schließen wollen, aber alle ihre Bewegungen waren so sehr der Spiegel ihrer innern Zerrissenheit, daß sie die Thüre nur hinter sich zuzog.

Als sie vor ihres Gemahls Lager trat, überfiel sie plötzlich wieder der ganze wuchtige Druck des auf ihr lastenden Geschicks, und sie sank in die Knie, indem sie ihren Kopf in die Kissen des Lagers verbarg. Sie weinte lange und krampfhaft. Ihr blondes Haar hatte sich von neuem gelöst und ihre Brust hob sich in stürmischen Wellen.

So verstrich eine halbe Stunde, während welcher im Nebenzimmer der leise Schritt des Kammerherrn zu ihrem Schluchzen das Echo abgab. Der Schritt verstummte, ohne daß sie's bemerkte. Sie weinte leise fort, grenzenlos verlassen und wieder von der Scheu beschlichen, welche ihr der Mann im Nebenzimmer vorhin eingeflößt hatte.

Nachdem sie einige Fassung gewonnen hatte, richtete sie sich auf, um die zu hinterlassenden Zeilen zu schreiben. Aber alles flimmerte vor ihren Augen und sie mußte die Feder aus der Hand legen. Sie zog die Schiebladen ihrer Kleiderlade auf, warf, ohne zu wissen was sie suche, alles durch einander und blieb von neuem rathlos stehen. Armseliges Daseyn! Verschüttet, verspielt! Zum erstenmal in ihrem Leben kam ihr der Wunsch, nie das Licht des Tages erblickt zu haben.

Wie sie so dastand und die herabgesunkenen blonden Flechten mechanisch wieder aufband, gegen die Thüre durch einen hohen, hinten Wandschirm gedeckt, das geröthete Auge bald gedankenlos auf das Bett ihres Gatten gerichtet, bald über das von Thränen gebadete Kissen hinaus in's seitwärts gewendete Glas ihres Toilettenspiegels, da gewahrte sie plötzlich im Glase, daß sich die Thüre geöffnet hatte und daß der Kammerherr sie mit kaltem Blicke durch den Spiegel aufmerksam beobachtete.

Sie fuhr zusammen. Er zog sich hastig zurück. Die Thüre klinkte in's Schloß. Aber ob er schon nicht mehr dastand, sie sah ihn im Geiste noch immer auf der entweihten Schwelle ihres Schlafgemachs, wie er sie kalt und theilnahmlos in ihren Thränen beobachtet, mit Blicken, wie sie nie auf sich gerichtet gesehen hatte, und deren eisige Schärfe ihr Blut gefrieren machten.

Sie strich mit der Hand über die Augen, über die Stirn, als wolle sie den letzten Rest eines unheimlichen Bannes verwischen, der sie an die Grenze des Möglichen gebracht hatte. Eine Angst befiel sie, der Mann im Nebenzimmer werde ihr ein Leid zufügen. Sie tappte leise hinter dem Wandschirm hervor, schlich sich nach der Thüre und schob hastig den Riegel vor. Dann öffnete sie die entgegengesetzte Thüre, schelte ihrem Mädchen, lauschte zitternd hinaus, als bedrohe jede Sekunde sie mit einem Ueberfall, floh durch die anstoßende Zimmerreihe bis in das letzte Kabinet, rief das herbeigeeilte Mädchen dorthin und schloß sich mit ihm ein.

Nachdem ihr Herzklopfen genug nachgelassen hatte, um ihr das Reden möglich zu machen, entsandte sie Botschaft an den Kammerherrn: ein heftiges Unwohlseyn mache es ihr unmöglich, in der nächsten Zeit ihr Zimmer zu verlassen. Dann harrte sie mit bebenden Knien der Antwort. Eine Viertelstunde verstrich, ehe

Digitized by Google

Botſchaft zurück kam. Herr von Traplow hatte erklärt, in einer ſolchen Kriſis ſeinen Poſten nicht verlaſſen zu dürfen. Das Mädchen war auf dem Rückwege zur Herrin von der Angſt der letzteren angeſteckt worden und hatte den Farbenreiber zu Hülfe gerufen, welcher ſeinerſeits den Gärtner zur Unterſtützung herbei holte. Bei der unerwarteten Wendung, welche ſomit des Kammerherrn Stellung in dem herrenloſen Hauſe nahm, hielt der letztere für angemeſſen, ſeinen Rückzug anzutreten und brieflicher Vermittlung die Wiederanknüpfung des geſtörten Geſchäfts zu überlaſſen. Einſtweilen hat er, ſeine theilnehmendſten Empfehlungen auszurichten, und zog ſich wie ein Mann zurück, welcher unverſehens in eine Geſellſchaft Irrſinniger gerathen iſt.

Als ſein Piano-piano von dannen rollte, athmete Marizibill auf. Was von ihrem Geſinde herbeigeeilt war, beleidigte ſie nicht mehr durch Mienen geſchwätziger Neugier. Sie ſuchten, ſo ſchien's ihr, auf die Seite und aus dem Wege zu kommen, um nicht zu ſtören, und Marizibill hatte ſeit langer Zeit zum erſten mal wieder das Gefühl, daß Dienende in den Augenblicken ſolcher Leiſtungen, wofür es keine Zahlung gibt, am beſten ihr Inneres zu Tage kehren.

Als ſie, in ihr Schlafgemach zurückgekehrt, an's Fenſter trat, lag der Garten in der Mittagsgluth des Junitags wie verzaubert da; alle Blumen neigten die Köpfe, kein Blatt bewegte ſich, kein Grashalm ſchwankte; die Vögel hielten Mittagsruhe, die Inſekten ſelbſt waren verſtummt. Es kam ein Gefühl der Abſpannung über ſie. Die Wimpern ſenkten ſich, die geſchwollenen Augenlieder wollten ſich nicht mehr öffnen, ihr blonder Kopf neigte ſich auf die Seite gegen die Fenſterbrüſtung, ſie ſchlief ein. Sie ſchlief ein und ihre Lippen lächelten durch die erſt halb verſiegten Thränen.

Vielleicht ſtand nicht allein die Sonne in ihrer höchſten Höhe; vielleicht träumte der Schlafenden, auch was ſie quälte, habe ſein Maaß erreicht, ſey zum Wendepunkte gelangt, rolle langſam, langſam wieder hinab in den ſtillen Frieden der Thäler, wie die Sonne, wenn ſie, von ihrer ſchwindenden Fahrt heimkehrend, hinter dem wogenden Saatengold und im Dampf der Hüttenöfen ſanft zur Ruhe geht.

Aber auch droben im Wolkenrevier der Senne war's erſt Mittag, noch lange nicht Abend, noch lange nicht Nacht — und noch lange nicht Morgen.

Siebentes Kapitel.

Bergauf.

Und noch lange iſt's nicht Morgen. Indeſſen jeder Menſch hat ſein eigenes Stundenglas, und der Sand in dieſem Stundenglaſe läuft dem einen langſam, dem andern ſchnell. Brandt hatte die oft gemachte Reiſe nie ſo endlos lang gefunden, und Elzbieta, welche noch zwei Stunden gegen ihn im Rückſtand war, glaubte, die Eiſenbahnen ſehen nur deßhalb erfunden, um unſerem ungeduldigen Jahrhundert durch Langſamkeit und Langeweile die Geduld zurückzugeben. Dennoch hatten beide inmitten dieſer vorwärts drängenden Sehnſuchtsſtunden auf Augenblicke den Wunſch, ihr Stundenglas von neuem umkehren zu dürfen, ja den unaufhaltſam rinnenden Sand zu völligem Stillſtehen zu bringen. Es war doch das bangende Gefühl in beiden überwiegend; die lange einſame Fahrt konnte es nur verſtärken.

Endlich ſcholl der Ruf: „Station Kapfenberg," in des Künſtlers Ohr. Während ein Theil der Paſſagiere in's Freie drängte, andere die leer gewordenen Plätze eroberten, Thüren klappten, Glocken läuteten, Abſchieds- und Willkommenrufe durch einander klangen, während deſſen beſchrieb Brandt in Eile ein Blatt, übergab es dem Stationswärter, damit es auf beſfallſige Nachfrage einer Reiſenden des nächſtfolgenden Zuges überantwortet werde, und eilte dann feldein. Er athmete auf, als er wieder feſten Boden unter ſich fühlte, als das rauſchende Waſſer des Einödthales an ſeiner Seite Hämmer und Mühlen trieb, als er den wohlbekannten Duft der friſch geſägten Fichtenbretter einathmete, als er die zitternde Luft über den hohen Schmiedeſſen gewahrte, hinter welcher der ernſte Tannwald in unfreiwilliger Bewegung erbebte. Auf der alten Burg, unter dem Lorettokirchlein, ſaßen, hinter Fichten und Buchen verſteckt, blaſende Waldhorniſten und das Echo trug ihnen von allen Seiten die freigiebig in die Luft hinausgeſtreuten Jagdklänge und Tanzweiſen wieder zu. Ein rothwanziger, wohlgenährter Pfarrer in Hemdärmeln ſpazierte durch ſeine Felder und überwachte den bei der Grummeternte mit beſchäftigten Hülfsprediger, wohl auch die eigene ſchmucke Schweſter, welche mit dem Rechen zwiſchen dem Geſinde ſchaffte. Am Wege ſaß ein alter Bettler, welchem die vorüberziehenden Wallfahrer Kupferkreuzer in den metallgefütterten Filzhut warfen.

Zwiſchen hohen Kaſtanien und Pappeln, umgeben von Scheuern, Ställen, Gärten und Feldern, lag behaglich hingeſtreckt ein breites, ſchindelgedecktes Herrenhaus. Die blauen Gardinen bewegten ſich im ſchwachen Nachmittagswinde. Ein Gimpel im Fenſter des erſten Stocks pfiff das alte Lied: „Freut euch des Lebens." Dazwiſchen klangen Töne eines Flügels, und näherbei, in einer Laube unmittelbar neben der Landſtraße, war eine weibliche Stimme zu vernehmen, welche zeichnenden und ſtickenden Zuhörerinnen vorlas. Kinder ſpielten zwiſchen üppig wuchernden Roſen. Junge Käțchen

Digitized by Google

umkletterten und umſprangen eine im Schatten wohlig hingelagerte Katze und ließen ſich durch die leiſe abwehrende Tatze nicht in ihren Schelmereien ſtören. Ein halb erblindeter Hund, den Ausdruck behäbigſter Sorgloſigkeit in Miene und Haltung, lag im Graſe, den Kopf auf den Vorderpfoten am Boden.

Eingefriedet! Das war das Wort, welches auf des Wanderers Lippen ſchwebte, als er ſtehen blieb und dieſes glückliche Bild in ſeine Seele zog. Eingefriedet! Aber der Gimpel pfiff wieder aus ſeinem Käfich herab: Freut euch des Lebens! und der Gedanke, daß eben ein Gefangener ihm dieſe Weiſe zurufen mußte, mahnte den Lauſcher unſanft an die täuſchenden Außenſeiten des Lebens und trieb ihn auf ſeiner Wanderung vorwärts.

Er war eine Zeit lang gegangen und hatte oft den Zuruf heimkehrender Wallfahrer: „Schön Gruß aus Mariazell!“ dankend erwiedert, als die einſamer werdende Straße und die enger zuſammentretenden Bergwände ſeinen Gedanken wieder eine quälendere Richtung gaben. Eine blinde Bäuerin begegnete ihm, welche mit taſtendem Stabe, allein und kaum einer Leitung bedürftig, von einer Wallfahrt nach Wildalpen heimkam. Sie ging, vorſichtig einen Fuß vor den andern ſetzend, an ihm vorüber, und er mußte lange in Gedanken ihr nachblicken. War's ihm doch als finde ſie, die Blinde, ihre Straße ſicherer als unzählige Sehende, er ſelbſt unter ihnen.

Er ſetzte ſich auf einen Stein, der über den ungeſtümen Thörlbach hinausragte, und verſank in Nachdenken. Holzblöcke ſchoßen an ihm vorüber oder blieben zwiſchen den im Strome umher geſtreuten Steinen eingeklemmt ſitzen. Unter und über dieſen Eingeklemmten ſchäumte das Waſſer zornig dahin; die andern Blöcke fing der tiefer unten am Bache wohnende Köhler für ſeinen Meiler auf und verkohlte ſie für den Dienſt der Schmelzöfen. War die leidenſchaftliche Haſt des Stromes ein beängſtigender Anblick, ſo engte das willenloſe Schickſal des Holzes noch mehr die Bruſt des Beſchauers ein. Er wendete ſein Auge auf das andere Ufer, wo Blumen in fröhlicher Farbenfriſche im Winde nickten und ihr flüchtiges Spiegelbild im Waſſer grüßten. Aber eine alte Frau, welche am Bachrande Futter ſchnitt, rückte mit ihrer unbarmherzigen Sichel immer mehr in die Nähe der fröhlichen Blumen, und während er noch dem wechſelnden Spiegelbilde im Waſſer nachſchaute, fraß die Sichel auch dieſe ſorgloſeſten aller Naturkinder.

Es wurde ihm immer düſterer um's Herz. Er ſtand auf, ſchritt fürbaß und legte den übrigen Theil des Wegs faſt ohne aufzublicken zurück. Seine Straße ging durch's ſogenannte „Thörl,“ an der Ruine Schachenſtein vorüber, wo ſich der Umblick weitet und bald die Thurmſpitze des Aflenzer Kirchleins über die ſaatbeſtellten Hügel hinausragt. Im fernen Vordergrunde zeigen ſich die in dieſer Jahreszeit noch oft mit Schnee bedeckten Spitzen der ſteiriſchen Hochgebirge.

Erſt während der nun folgenden flüchtigen Raſt in Aflenz fiel ihm ein, daß zwiſchen ihm und Elzbieta die Einzelnheiten dieſer Bergwanderung nie mit Genauigkeit beſprochen worden waren. Er hatte allenthalben Botſchaft zu hinterlaſſen und Vorkehrungen zu treffen verheißen, und ſo würde ſie binnen einer Stunde ihn im Wagen überholen können. Aber daß ſie ſich für die Nacht ſeinem Schutze auf der Alm anvertrauen mußte, dieſer Umſtand war nicht erwähnt worden, und es drückte ihn plötzlich wie eine ſchwere Schuld, daß ſie vielleicht nicht ahne, bis zu welchem Grade Beide ſich dem einzigen, dem innern Halt überantworteten.

Er hatte den grauköpfigen Führer an der Wegſcheide aufgeſtellt, damit die Ankommende nicht erſt in den Ort hineinfahre und nur den alten Doctor dort einkehren laſſe. Wenige Zeilen, die dem Führer zur Aushändigung übergeben waren, baten die Leſerin, ohne Verzug dem Vorausgewanderten zu folgen. Aber jenes Bedenken führte den letzteren noch einmal zu der Wegſcheide zurück. Er ergänzt den Inhalt des Zettels durch einen Zuſatz, welcher ihr nochmals die Wahl frei ſtellte, da ihr Vertrauen zu ihm nicht blind ſeyn dürfe — dürfe.

Erleichterten Muths ſtieg er nun eine halbe Stunde Wegs vorauf und lagerte ſich jenſeits der ſogenannten Fadelau, auf ſeinen Wettermantel hingeſtreckt, im duftigen Gebirgsgraſe.

Vor ihm ausgebreitet lag das bunte Moſaik der Thallandſchaft: goldene Kornfelder, grüne Haferfelder, weite ſaftige Kleetriften; dazwiſchen kleine Eichenkämpe, ſilberſtämmige Birkengehölze, ſchwarze Fichten, Ausläufer der mit Nadelholz bedeckten Gebirgskegel, welche den Thalgrund umrahmten. Gliternde Bäche ſchlängelten ſich in fröhlicher Freiheit bald hier, bald dorthin, liehen ihre Kräfte den Mühlen und andern Betriebswerkſtätten, die ſich auf ihren Ufern angebaut hatten, und ſtäubten dann nach abgethanem Geſchäft um ſo ausgelaſſener und trotziger über die ihr Bette verengenden Steinrutſchen und Baumwurzeln dahin.

Aber ſchon drang das Geräuſch der Thäler kaum noch in hörbaren Lauten herauf. Der pfeifende Schrei der jungen Geier, das Schnalzen eines Nußhähers, der Ruf des oben und unten gleich heimiſchen Kuckucks, das Krähen der Nebelkrähen, in der Verfolgung eines Falken begriffen, von Zeit zu Zeit der Glockenklang eines weidenden Almviehs oder der jodelnde Sang eines hütenden Geisbuben, das waren die ſpärlichen Laute,

Digitized by Google

welche das horchende Ohr erhaſchte. Von der nackten Kalkſteinwand zur Rechten des Gelagerten rollte hin und wieder ein klingendes Steinchen herab, äſende Gemſen verrathend, welche, dem Auge nicht erkennbar, im Abendſonnenſcheine hoch oben im Geſtein umher kletterten und das bröckelnde Steinchen losgetreten hatten. Wie zu einem Punkte dem Auge zuſammengeſchrumpft, bewegte ſich an den wenigen leidlich gangbaren Stellen der Bergwand ein Etwas, muthmaßlich ein Menſch, etwa ein armer Wurzelgräber, der nach Edelweiß, Fingerkraut, Speik — nach Patſchuli ſuchen mochte. Er ahmte von Zeit zu Zeit den gellenden Pfiff der Gemſen nach und ſchien die Steinbröckler in der Höhe zu necken, ohne ſie doch täuſchen zu können. Aber das alles war fern, fern, kaum dem Ohr vernehmbar, kaum dem Auge wahrnehmbar. Es gehörten jagdgeübte Sinne dazu, um den Punkt zu entdecken, um den Pfiff und das Steinbröckeln zu erkennen. Brandt entdeckte und erkannte ſie. Auf's Gebirgsgras hingeſtreckt, fühlte er, wie nah er ehemals der Natur geſtanden, wie weit er von ihr abgeirrt war, wie vieles ſich ſchon wieder in ihm verwandelt habe, ſeit er den Duft der Alpenfriſche athmete.

Einige Zeit lang blieb er im Anſchauen des bunten Blattes Naturlebens, das vor ihm aufgeſchlagen lag, verſunken. Sein farbenbedürftiges Auge weidete wie ein Weſen, das dem Polarwinter und ſeiner Eintönigkeit entfloh'n iſt, auf den ſonnigen Matten und an den, vom Himmelslichte durchglühten Gebirgswänden. Hier ſteigerten ſich die gelblichen Kalktinten der wetterzerſchliſſenen „Berggemäuer“ bis zum geſättigten Orange; daneben warf eine lange, in's wolkenloſe Blau emporragende goldumſäumte Steinpyramide ihre Azurſchatten über den braungrünen Wald. Ein kleiner blitzender Punkt auf dem fernen Waſſer — wahrſcheinlich der Widerſchein einer das Sonnenlicht ſpiegelnden Fenſterſcheibe in der anſtoßenden Mühle — zitterte wie ein Queckſilbertügelchen in der Mitte des farbenreichen Bildes und zog den frei ſich ergehenden Blick immer wieder nach der Seite des Baches hinüber. Welche Pracht, welche Verſchwendung, welch tiefinneres Schönheitsgeſetz in dieſem Schauſpiele, das ſich Tag für Tag in wechſelndſtem Erfindungsreichthum wiederholte, unbekümmert um die Zahl und die Empfänglichkeit der Zuſchauer, vor Gemſen, Rehen, Eichkätzchen, Geiern und Adlern, vor arbeitsgebückten Ackerleuten, kohlenſtaubblinden Köhlern, vor Holzknechten, denen die laſtende Art den Nacken beugt, vor Wurzelgräbern und Pilzeſammlern, deren Augen am Boden haften! Und er lag da, bevorzugt vor dieſen allen durch weitoffenen Blick, durch Verſtändniß der einzelnen Accorde dieſer großen Licht- und Schattenſymphonie, durch die früh geweckte Gabe des in ſich Aufnehmens und Verarbeitens mächtiger Natureindrücke; bevorzugt vor dieſen allen lag er da im duftigen Gebirgsgraſe, der Künſtler, inmitten ſeiner großen Lehrmeiſter, er, der ewig lernbegierige Schüler, und doch — wie ſchien ihm jener Andern Loos beneidenswerth!

Als eine Wolke ſich vor die ſinkende Sonne lagerte und ein kühleres Wehen durch die Luft ſtrich, ſenkte er den Blick und kehrte ſich dem dunkeln Schmerzgefühle zu, das ihn ſelbſt in dem eben empfundenen Entzücken nicht losgelaſſen hatte. Vor ſeinem Geiſt ſtanden die zwei um ſeine Ruhe kämpfenden Frauenbilder. Das eine hob die Hand empor, wie um zu ſagen: „Tritt nicht die Flamme aus, die du in mir entzündet! Du weißt nicht, in welche Räuberhände der einſt mir ſelbſt ſo werthlos geweſene, nun durch dich zum leuchtenden Diamanten geſchliffene Stein fallen mag, wenn du ihn von dir wirfſt.“ — Das andere Bild ſtreckte beide Hände taſtend vor ſich in's Leere, als wolle es ihn verklagen, aus Flurengrün und Waldesſchatten es herausgeriſſen und im Kandelaberglanze des Stadtprunkes geblendet zu haben, um ſeine Hand ihm grauſam zu entziehen, nun es geblendet irre ging.

Es war die blonde Marzibill ſeiner früheren harmloſen Zeit, die ſo zu ihm redete, die gute Genoſſin ſeines beſcheidenen Daſeyns, wie die Gebirgsumgebung ſie ihm wieder in's Gedächtniß gerufen hatte, nicht die herbe Balldame mit dem Donna-Diana-Lächeln. Aber ihr gegenüber ſtand die zauberhafte Fremde, deren freies Wahlrecht ein tyranniſcher Vater mißachtet und vereitelt hatte, die ihren Stolz aus einer gezwungenen Verbindung hinüber rettete in ein zielloſes, nichts beſſerndes Wanderleben; die inmitten des Rauſches der wieder gewonnenen Ungebundenheit, inmitten entnervender Einflüſſe und gefühlverwirrender Beiſpiele einen unverletzten Kern des Guten und Gediegenen in ſich geborgen hatte, welcher jetzt, im vollen Keimen begriffen, dem Verkümmern, wenn nicht dem Verwildern preisgegeben werden ſollte; die zauberhafte Fremde, die in ſeiner Bruſt eine Gluth entzündet hatte, von deren Möglichkeit ihm ſelber erſt durch ſie eine Ahnung aufgegangen war. Unlösbarer Knoten, unentwirrbare Verknüpfung!

Hatte er ganz richtig beobachtet? War die Fürſtin Demikloska wirklich wie ein weißes Schneeglöckchen aus dem Boden ihrer Umgebung hervorgeſchoſſen, ohne zu Stäubchen ſchwarzer Erde an den blendend ſaubern Blättern? Hatte ſie den Weg, den ſo wenige, ohne zu ſtrauchein, gehen, völlig unverſehrt zurückgelegt, gleichſam das in die Löwengrube gefallene Kind, an welches

Digitized by Google

die erſtaunten Bewohner der Grube nicht zu rühren gewagt hatten? Ein minder von Naturreindrücken erfülltes Auge hätte in ihren belebten, unſteten Zügen anderes geleſen, wenn auch nichts, das der Gang ihrer Entwicklung nicht erklärte, ja rechtfertigte, mehr Gluth als Tiefe, mehr Heftigkeit als Hingebung, mehr Rauſch als innerſte Begeiſterung, mehr romantiſcher Zug nach Ungewöhnlichem, Gewagtem, Verwegenem, als bewußtes Abwenden vom Gewöhnlichen, weil es flach, vom Gefahrloſen, weil es die Straße träger Naturen, feiger Geiſter, führungsbedürftiger Nullen war. Sie liebte den Glanz, ohne ſich blenden zu laſſen; ſie hatte in geſtickten, golddurchwirkten Windeln die erſten Athemzüge gethan und ihr war jene Gewohnheit der Pracht und des üppigen Daſeyns geblieben, die in den höchſten Geſellſchaftsſchichten ſo wenig Verletzendes hat und die Haltung doch ſo beengt, wenn nur eine einzige Stufe von dieſer glänzenden Höhe hinab geſchritten werden ſoll. Inmitten eitler, leichtfertiger, huldigungsbereiter Männer hatte der Ernſt, die Zurückhaltung, der widerſtrebende Kampf des Künſtlers ihrem raſchen Geiſte eine Welt von neuen Ideen öffnen müſſen. Unvermerkt war das Gute in ihr immer mächtiger in die Kreiſe dieſes fremden Geſtirns hinüber gezogen worden. Ihr ſchwankendes Weſen hatte ſich gefeſtigt. Sie fühlte einen Einfluß bedeutender Art, bedeutend durch die empfängliche Seele, welche ſie dieſem Einfluſſe entgegen brachte, bedeutend durch die Offenbarungen der Kunſt, welchen ſie bis dahin ohne tieferes Verſtändniß gelauſcht hatte. Dazu geſellte ſich eine Furcht vor der Möglichkeit, daß ihre Wege ſie früher oder ſpäter, ohne das Glück, das nur die freie Wahl bereite, gefunden zu haben, müde und gebrochen dahin zurück führen könnten, von wo ſie ſich im Gefühle des erduldeten Zwanges freiheitstrotzig abgewendet hatte. Ihr Stolz empörte ſich gegen dieſe Möglichkeit und ihr richtiges Empfinden ſagte ihr, daß die ihr gewährte, wie ſie glauben mußte, unbegrenzte und aller Aufſicht bare Freiheit die Aechtheit der Zuneigung eines Mannes, welcher dieſe Freiheit ihr zugeſtehen konnte, mehr in Frage ſtellte als bethätigte. Sie hatte dieſen Vorwurf in ihrer Seele ſchon in demſelben Augenblick erhoben, als die Hochherzigkeit des Zugeſtändniſſes ihr Herz mit Empfindungen der Dankbarkeit zu belaſten drohte, und ſie hatte ſich den Vorwurf wiederholt, ſo oft der Blick in die pflichtenloſe Lebensöde, welche vor ihr lag, ſie mit Hoffnungsloſigkeit und Müdigkeit erfüllte.

Nun gipfelte der Sturm der letzten Wochen in dem unbekannten Etwas, das ihr bevorſtand. Vor dem überirdiſchen Bilde, das ſich ihre Phantaſie davon ohne klare Anhaltspunkte erſchaffen hatte, war die Fähigkeit zurückgetreten, die Worte: Scheiden, Losreißen, völliges Verzichten, nur zu faſſen. Eine Menge edler Entſchlüſſe umrankten wie Immortellengewinde dieſes unklare Bild. Es lag in dem durchkämpften Zeitraume, welcher ſeinem Abſchluſſe entgegen ging, ſo vieles, was ihr als Neues, Unbegriffenes, Niegeahntes erſchien, ſo viel Ernſt, ſo viel Bändigung, ſo viel Strenge — ihrem Naturell ſo fremd wie ihrer bisherigen Lebensanſchauung — daß ſie mehr die ſpannende Unruhe vor dem von anderer Hand zu lüftenden Vorhange empfand, als die Bangigkeit der ſelbſt am Spiele Mitbetheiligten.

Dieſes traumartige Gefühl hatte ſie nicht losgelaſſen, ſeit ſie, mit dem Edelweiße belehnt, auf ihrem Abſchiedsballe, einer Nachtwandelnden gleich, ſich ſprach- und willenlos den Verſchlingungen des Tanzes fügte; es hatte ſie nicht losgelaſſen während der Vorbereitungen zur Reiſe, während der Fahrt ſelbſt, während der dann folgenden Gebirgseindrücke, denen ſie ſich, neben dem alten Arzt ſitzend, in aller Unbefangenheit vermeintlicher Unbewachtheit, hingab; es hatte ſie nicht losgelaſſen, als der grauköpfige Führer nun wirklich an der Wegſcheide ſtand, ihr das Blatt übergab, den alten Herrn in den nahen Ort zu ſchicken bat und in ſeiner unverſtändlichen Gebirgsmundart von der nicht „zuwidern“ * Witterung, von dem ſchon „aufi“ ** gegangenen „fleiſchernen“ *** Herrn und von ihrer eigenen „gambleten“ † Perſon redete, für die es noch eine kuriоſe „Fretterei“ †† abgeben werde. Es hatte ſie nicht los gelaſſen, dieſes traumartige, willenlos ſich gebende Gefühl, von welchem ſie in ihrem Leben bisher immer nur auf flüchtige Augenblicke berührt worden war, und ſie war mitten in dieſem traumartigen, lächelnden Rauſche, als der im Graſe ruhende Künſtler, aus ſeinen Gedanken an die beiden Frauenbilder aufgeſcheucht, das eine der Bilder, die ſchöne Polin ſelbſt, im ungewohnten, leichten Reiſeanzuge neben ſich erblickte und, auf ſeine Füße ſpringend, beide Hände ihr entgegen ſtreckte. Sie ſprach kein Wort, aber ihr Geſicht ſagte, wie einer Frage begegnend: „Da bin ich! Konnte ich anders?“

Und dann erſt die wunderbare Schönheit der vor dieſer offenen Wegſtelle ausgebreiteten Landſchaft

---

* Ungünſtig.
** Oben hinauf.
*** Leichtfüßig.
† Hübſch.
†† Plackerei.

Digitized by Google

gewahrend, ſchlug ſie die Hände überraſcht in einander und ſtand mächtig ergriffen ſchweigend da, als ſcheue ſie den Klang ihrer eigenen Stimme.

So, ohne andere Sprache als die beredte Sprache des entzückt um ſich ſchauenden Auges, des lächelnden Mundes, des federleichten Ganges, Bürgen der innern wonnigen Erregung — ſo ging es nach langem ſtummen Umblicke bergauf, bergauf nach der Sonne.

(Schluß folgt.)

Das alte und das neue Berlin.

Die Nicolaiten. Bettina von Arnim. Rosa Horn.

(Schluß.)

Es iſt nicht unſere Aufgabe, Bettinas Lebensgeſchichte zu verfolgen, nicht einmal zu erzählen und zu errathen, wie ſie aus dem Kinde zur Dichterin ward; wir conſtatiren nur die Thatſache, daß ſie plötzlich, nachdem das Publikum ihre Ehe mit Achim von Arnim wenig beachtet hatte, — er war auch längſt geſtorben — ihr berühmtes Buch über Goethe und ſich in die Welt ſchickte. Den Titel Kind hat ſie von ihrem Auftreten in Berlin entnommen; ſie hat ſich ſo genannt, wie das Publikum ſie an der Spree getauft hatte. Der Briefwechſel iſt das Produkt ihrer Phantaſie, und Goethe, die dritte Perſon, iſt der hiſtoriſche Goethe.

Die heutige Kritik wirft einen harten Tadel auf die Schriftſtellerin und ihr Buch. Dieſelbe hat ermittelt, daß Goethe mit dem Kinde nie in dem Verhältniſſe geſtanden habe, wie ſie es darſtellt; ſie behauptet, Goethe ſey ihrer anbetenden Verehrung nicht freundlich entgegen gekommen, ſondern habe ſie barſch abgewieſen, und endlich will ſie darthun, daß nicht Goethe ſeine Lieder und Sonette aus ihren Briefen an ihn gedichtet, ſondern daß ſie die Briefe aus den Liedern Goethes fabricirt habe. — Und wenn dieß alles richtig wäre, iſt es doch nur das Reſultat einer hiſtoriſchen Unterſuchung; das Buch ſelbſt und die Wirkung, welches daſſelbe in dem gebildeten Deutſchland hervorgebracht, war doch eine Thatſache, die ſich nicht wieder vernichten läßt. Oder, wenn man ſie damals als eine wahrhafte Dichterin anerkannte, kann man ihr dieſe Eigenſchaft nun abſtreiten, wenn ihr nachgewieſen und juriſtiſch conſtatirt wäre, daß die Mehrzahl der Momente nicht aus der Wirklichkeit, ſondern aus ihrer Phantaſie entſprungen ſey? Laſſen wir die Frage bei Seite, ob es abſichtliche Täuſchung geweſen, oder ob ſie im Fluge der Phantaſie ſich ſelbſt ſo weit von den Thatſachen verirrte, daß ſie ſelbſt an das glaubte, was ſie dichtete und ſchrieb — eine Selbſttäuſchung, die im Gebiete der Pſychologie keine Seltenheit iſt, und es ſpricht viel für dieſe Annahme, Bettinens ehrlicher Charakter, daß ſie ſich im ganzen Leben nichts weniger als ſpekulativer Natur gezeigt hat und in ihren eigenen Lebensanſichten und Verhältniſſen immer Dichterin war — alſo laſſen wir die Frage bei Seite und halten wir uns nur an die andere: ob die Briefe Goethes und eines Kindes deßhalb zu verdammen ſind, weil weder ſie dieſelben an ihn geſchrieben, noch Goethe ſie empfangen hat? Sind die Lieder Oſſians darum nicht Poeſie, weil durch die Kritik jetzt ermittelt iſt, daß kein Oſſian exiſtirt hat, und jene dem zufolge nicht von einem blinden Sohne und Sänger eines mehr als zweifelhaften Königs und Helden gedichtet ſeyn können, nachdem der Glaube aller Welt ſie bewundert hatte und davon hingeriſſen worden war? Unter den Bewunderern waren gerade nicht die ſchlechteſten Kritiker, wenn man nämlich Napoleon und denſelben Goethe, zu deſſen Ehren Bettina die Briefe dichtete, darunter rechnen will. Der poetiſche Dunſtkreis iſt freilich jetzt ein anderer, wenn man ſich aber wieder zurück verſetzt in die Zeiten, wo der ſanfte Mondenſchein poetiſcher ſchien als das draſtiſche Sonnenlicht, wird man Macphersons hochpoetiſche Begabung und ſeine Befähigung, ſie zu bethätigen, nicht ableugnen können.

Ja, Napoleon und Goethe ſchwärmten, ſo viel das ihnen möglich, für Oſſians Geſänge, beide an der Spitze der damaligen Bildung und äſthetiſchen Empfindungskraft. Iſt dieſe Kritik abzuwiſchen wie die Rechnung auf einer Schiefertafel? Und iſt das auszulöſchen, daß Tauſende im kritiſchen Deutſchland über die Briefe des Kindes entzückt waren? auszulöſchen, daß auch die baare Proſa des Lebens ſich der Erſcheinung

Digitized by Google

bemächtigte, um davon zu profitiren? In Marburg spielten Bettinens Jugendträume, hier träumte und dichtete sie, wie sie berichtet, indem sie auf einem alten Thurme im Garten saß, mit den Beinen über die Zinnen baumelnd, und der letzte Eigenthümer des Gartens, eine höchst prosaische Natur, bot neulich in den Zeitungen den Garten zum Verkauf aus und führte als lockendes Accidens an: der Thurm gehöre dazu, von dessen Brüstung Bettina mit den Beinen gebaumelt.

Täuschung, Betrug, Dichtung, wie man es nennen will, bei Seite gelassen, hat sie den Beweis geführt, daß es ihr mehr als ein Spiel der Phantasie, daß es ein wirklicher Cultus für Goethe war. Während sie für ihn dichtete und schrieb, knetete und formte sie auch in Thon ein Standbild für den Dichter; sie die erste, die in Deutschland daran gedacht, oder wenn nicht zuerst daran gedacht, doch zuerst Hand angelegt, den Gedanken zu verwirklichen. Man hat das Werk scharf getadelt, darüber gespottet, denn künstlerisch war vieles daran verfehlt, sie hatte keine Bildhauerschule durchgemacht, sie hatte die Handgriffe sich nur durch Begeisterung zu eigen gemacht. Aber es war doch ein Bild von persönlicher Aehnlichkeit und von einer Idee belebt, welche die allgemeine Aufmerksamkeit anregte. In Frankfurt gelang es nicht, ihr Standbild auf dem Markt aufzurichten, aber die Idee ging nicht unter, und später ward sie zur Wirklichkeit in Weimar. Diese unermüdliche Ausdauer einer Frau verdient wohl Achtung. Inzwischen arbeitete sie in anderer Weise. Weil keine Stadt und kein Fürst ihren Goethe ausführen wollte, setzte sie sich vor, es mit eigenen Mitteln zu versuchen. Ihr buchhändlerischer Erlös für den Briefwechsel war nicht unbedeutend, sie bestimmte ihn für die Statue. Aber weil er doch nicht ausreichte, wollte sie im reichen England ein Anlehen machen. Goethe sing ja an von den Britten hoch gefeiert zu werden. Ihr Briefwechsel, in's Englische übersetzt, mußte eine Goldgrube werden! Aber kein englischer Buchhändler wollte das Buch annehmen, kein namhafter Schriftsteller es übersetzen. Der englische Anstand sträubte sich gegen die sinnliche oder sittliche Fassung. Damen würden die Ergüsse des Kindes nicht lesen dürfen, das war das Urtheil selbst einer gefeierten englischen Schriftstellerin, welche selber die Gesetze des englischen Decorums mit freierer Sittlichkeit überschritten hatte. Aber es sollte, es mußte übersetzt werden. Ein Deutscher, der englischen Sprache mächtig, genügte ihr nicht; er verstand die Worte, aber nicht den innern Sinn. Also entschloß sie sich, das Buch selbst in's Englische zu übersetzen. Sie konnte nicht Englisch! Gleichviel; die Begeisterung werde helfen, die Weihe der Mission werde über sie kommen! Sie lernte mit dem Lexicon und zog einige Studenten zu Hülfe. So ward die Uebersetzung gefertigt. Sie selbst fand, daß die englische Sprache den Sinn und die Bedeutung ihrer Gedanken besser ausdrücke als die deutsche. Engländer erklärten, das möge wohl richtig, die Sprache möge auch vortrefflich seyn, nur wäre sie nicht englisch. Nun, so sollten die Engländer lernen, was aus ihrem Wortreichthum zu bilden sey! Sie verstanden es aber nicht. Dazu kam ein anderes Unglück. Um den Erlös für ihr Monument möglichst zu steigern, hatte sie das englische Buch in Deutschland auf ihre Kosten drucken lassen und schickte die broschirten Ballen nach England. Was war das Resultat? Sie wurde von den Vermittlern, Agenten, Buchhändlern übervortheilt, und die Rechnungen aus England und Deutschland beliefen sich so hoch, daß ihr und ihrem Pietätswerke auch der ganze Erlös des deutschen Buchs entrissen wurde!

Und darüber konnte man lächeln! Wenn man es gethan, war's eine der Unbilden, oder gar Sünden, welche die deutsche Humanität oder das deutsche Gerechtigkeitsgefühl öfter sich zu Schulden kommen läßt, als man anerkennen will. Ja, wenn Bettina zu den hochfahrenden, eitlen Weibern gehört hätte, die — was unter Männern schon widerwärtig, unter Frauen unausstehlich ist — alles besser wissen, in letzter Instanz entscheiden, absprechen, verdammen wollen; aber alle, die sie näher gekannt, nennen sie eine herzgute Frau, voll Mitgefühl für Unglückliche und Leidende. Sie sey nur von einer Wunderlichkeit gewesen, die mit dem Wesen der Alltagsmenschen nicht harmonirte und mit den Erwählteren auf andern Geleisen nach andern Zielen ausging. Wem dieß wider seinen Geschmack war, konnte ihr aus dem Wege gehen; sie war keine Klette, und stürmte gegen verschlossene Thore nur dann, wenn es große und edle Zwecke galt.

Auch das, daß sie sich in Dinge gemischt, die sie nichts angingen, ward ihr verargt. Die Parteiwuth mag das verdammen; aber wenn man über Parteimeinungen hinweg sieht, was hatte sie denn gethan, als daß sie in voller Herzensmeinung diese Meinung vor Allen, oder vor den betreffenden Personen ausschüttete? Immer das Beste hoffend, berauscht vom Ruhm, den der Briefwechsel ihr verschafft hatte, trat sie allerdings kecker, besonderer auf, als verständige Männer thun und loben würden; sie ward aber von anderer Seite, zumal von der Jugend jener Tage, eben deßhalb gelobt. Welch armselige geistige Thätigkeit war in der sogenannten Restaurationszeit dem Befreiungskriege nachgefolgt! Theaterfurore, Sängerinnen, Tänzerinnen waren Ereignisse für den Journalismus und für einen Theil

Digitized by Google

der gebildeten Welt; welche Wohlthat schien es daher, als eine deutsche Dichterin andere Wege sich bahnte, freier die Welt ansah, ursprünglicher Natur und Menschen behandelte und vor dem blasirten Publikum aus andern Feuersteinen andere Funken schlug, als die Paalzow und Gräfin Hahn mit ihren wehmüthigen Reminiscenzen der halb versunkenen, halb wieder auflebenden Herrlichkeit der Feudalzustände! Bettina gehörte durch Geburt, Verwandtschaft, Umgang den Kreisen der Aristokratie an. Sie war sogar geehrt, oder geliebt, wenn nicht bei Hofe, doch am höchsten Ort. Ihre Ehrlichkeit, ihr Enthusiasmus für Kunst und Dichtung, für die Dichter selbst, war anerkannt, und vieles ihr vergönnt, was andern nicht. Sie war vollkommen frei von den Ansichten ihrer Verwandten und Freunde, eine Liberale im besten Sinne, diesen zu eng, andern zu weit, denn ihr Geist flog weit hinaus über die Schablone der Formen, in der Natur den Quell, den Kern suchend. Da sprudelten hervor aus ihrem kecken Geiste die Bücher: „Dieß gehört dem Könige“ und: „Dieß gehört den Studenten.“ Sie konnte nicht revolutioniren, wenn gleich ängstliche Polizeimänner gar zu gern auch ihr einen Hemmschuh angebunden hätten. Daß sie eine treue Anhängerin des Königshauses gewesen und noch war, dafür stand der Zeuge so hoch, daß er gar nicht aufgerufen werden durfte. Daß ihre Bitten und Anträge, nicht für sich, sondern für Verfolgte, zuweilen unangenehm berührten, mögen wir glauben; man mag auch dem Gerüchte glauben, daß die Thüren, welche ihr früher offen standen, nach dem Jahre 1848 nicht selten geschlossen waren, aber eben so allgemein war das Gerücht, daß nur von Bettina und ihren Töchtern Gottfried Kinkels sogenannte Begnadigung — sagen wir lieber die Veränderung des Todesurtheils — ausgewirkt worden. Man hat wenigstens nie dem allgemeinen Glauben widersprochen.

Von da an aber war ihr Muth gesunken, durch Enttäuschungen auf Enttäuschungen in der Ueberstürzung der Reactionsperiode und durch körperliche Hinfälligkeit. Sie erlebte noch die Morgenröthe einer besseren Zeit; als begeisterte Anhängerin des Hohenzollernschen Hauses kann sie den raschen glücklichen Umschlag nur innig mitgefühlt haben, aber ihre Angehörigen haben uns nichts von ihren letzten Aeußerungen mitgetheilt. Sie lebte nicht mehr in Berlin, sondern auf dem Familiengute ihres verstorbenen Mannes. Sie sey nach jenen vielen Schlägen schon vor dem Tode geistig verstorben gewesen, lief durch die Menge, die Menge, welche sich so gern daran erfreut, wenn Größen abtreten, die ihr unbequem gewesen, weil sie andere neue liebkosen und bewundern will. Sie hat Goethe geliebt wie wenige, und zu einer Zeit, wo wenige waren, die ihn ganz erkannt und gewürdigt hätten, und sie hat unzweifelhaft zu der raschen, allgemeinen Anerkennung unseres größten Dichters mitgewirkt. Statt dieses dankbar zu erkennen, verweilt die Menge lieber bei den Sonderbarkeiten, auch jetzt nach ihrem Tode: wie ihre Wirthschaft eingerichtet gewesen, wie sie gar keine ordentliche Küche geführt, sondern ein Braten immer auf dem Tisch gestanden, damit jeder, der hungrig war, zugreifen konnte; wie ihre Wäsche, ihre Brille und Haube gewesen, und lange lief eine Geschichte um, die allerdings geeignet ist, ihre Art und wie wenig sie sich um irdische Sorgen kümmerte, zu charakterisiren. In Berlin sieht natürlich jeder ordentliche Einwohner, wenn er seine bisherige Wohnung gekündigt hat, sich zeitig vor dem Termin nach einer andern um und sucht sich durch Contrakt die künftige Wohnung zu sichern. Bettina hatte es vergessen; der Termin kam, sie mußte die alte Wohnung räumen und wußte nicht wohin. Ohne Sorge ließ sie die Möbeln in einen der ungeheuren Möbelwagen tragen und fuhr damit hinaus — in die weite Welt, das heißt, sich umzuschauen, wo irgendwo noch ein Miethzettel über einer Hausthür hänge. In dem Quartal waren aber nicht allein die guten, sondern fast alle Quartiere besetzt. Sie zog, mit dem Fuhrwerk gehend, oder, erzählt man, auf demselben sitzend, Straße auf und ab und fand endlich an einem großen stattlichen Hause so viel Miethzettel, als Wohnungen darin waren. Es hatte Bewohner gehabt, sehr anständige Bewohner, sie waren aber sämmtlich in wenigen Tagen oder Stunden ausgewandert, freiwillig oder von der Polizei ausgetrieben. Der Grund sprang jedem Vorübergehenden in die Augen. Das Haus, zu rasch erbaut, hatte in einer Nacht starke Risse bekommen und neigte sich nach der einen Seite. Es war wirklich Gefahr vorhanden und die Polizei hatte das Ausräumen angeordnet. Nun hatte man zwar in der Zwischenzeit alles gethan, dem Sturze des Kolosses zuvorzukommen, durch Stützen mit Balken und rasch aufgemauerte Strebepfeiler; aber die bedenklichen Wahrzeichen lagen noch so erschreckend zu Tage, die Senkung der Hauptmauer, die Risse, die schief gedrückten und halb zersprungenen Fenster, daß natürlich keine Familie der lockenden Einladung zu sehr billigen Preisen zu folgen wagte. Bettina wagte es; sie zog auf der Stelle ein, mit ihren Möbeln und ihrer Familie. Erstaunen und Entsetzen in der ganzen Stadt. Aber es hat ihr nichts geschadet; Bettina, sagte man nachher, darf wagen, was keine Menschenseele wagen dürfte.

Bettina stand in der Mitte liebenswürdiger, geistig erweckter und begabter Töchter. Wenigstens die eine derselben ist auch als Dichterin aufgetreten. Auch diese

Digitized by Google

Töchter ſollen Schickſale erlebt haben, welche die allgemeine Theilnahme erregten, und erhoben ſich über die Kreiſe des alltäglichen Lebens, aber da ſie dem öffentlichen nicht angehören, müſſen wir die heilige Schranke des Privatlebens reſpectiren. Ihr vorangegangener Gatte, Achim von Arnim, hatte dieſe Schranke überſchritten, wir hätten alſo das volle Recht, über ihn und ſeine Stellung zu Bettina, nämlich als Dichter zur Dichterin, zu ſprechen, aber hier fehlen uns die Mittel, und, wie es ſcheint, auch andern. Achim von Arnim war ein Mitglied der romantiſchen Schule; das Publikum jener Zeit, von der wir ſprechen, konnte ſich einen Romantiker nicht anders denken als mit abſonderlichem Benehmen und eigenem Treiben im gewöhnlichen Leben. So ſollte Achim, als er als Dichter auftrat, Gut und Vermögen ſeinem Bruder (dem unter dem Namen Pitt-Arnim im Publikum genannten Hofmarſchall von Arnim, welcher auch einige Schriften drucken ließ, z. B. vor mehreren Jahrzehnten eine „flüchtige“ Reiſe durch Neugriechenland) übergeben haben, mit der Bedingung, ihm nichts zu zahlen, wenn er ihn auch darum bitte, und die Zinſen zu ſammeln, weil er das Gelübde gethan, nur von ſeiner Schriftſtellerei zu leben. Das wird ſchwerlich einem Romantiker jener Zeit gelungen ſeyn, am wenigſten einem, der nicht zu den productiven gehörte. Ich lernte ihn erſt in ſeinen ſpäteren Jahren kennen. Er hatte nichts weniger als den Anſtrich des Excentriſchen, den man immer am Romantiker erwartete. Der Charakter milder Humanität lag als Stempel auf Phyſiognomie, Haltung und Sprache; alſo nichts Herausforderndes, Vorlautes, Beſonderes. Er ſprach nicht von ſeinen Dichtungen, er hörte und las aber gern, was von andern erſchien und Eindruck machte. Die Zeitungen, welche bis dahin in Berlin nur drei mal wöchentlich erſchienen waren, wurden nun täglich ausgegeben. Man ſtudirte ſie eifriger und machte an die Redaktoren neue und immer neue Forderungen; ſcharf kritiſirte man falſche Nachrichten und Auffaſſungen, ja Druckfehler. Arnim, wenn er das hörte, ſchüttelte den Kopf: er halte es überhaupt für etwas Miraculöſes und bewundere die Zeitungsſchreiber wegen der unendlichen Schnelligkeit, mit der ſie den Bericht deſſen, was ſich am einen Tage begeben, ſchon am folgenden geſchrieben und gedruckt dem Publikum vorlegen; er würde es verzeihen und fordere vom Publikum dieſelbe Nachſicht, wenn Errata auf Errata vorkämen. Unter den Wundern der Romantik war freilich die der Schnellpreſſe nicht mit verzeichnet. Achims Dichtungen ſtehen jedem zu eigenem Urtheil zu Gebot. Etwas bunt in der Conception, aber mit friſcher Wärme und Humor, ſtand er dem freieren Schöpfungsfluß ſeines Schwagers Clemens Brentano, mit dem er vielfach zuſammengeſtellt worden iſt, nach. Schon anderwärts iſt bemerkt worden, daß die Romantiker, wenn ſie auch nicht feindlich einander gegenüber ſtanden, doch meiſtens ſehr ſcharf über einander urtheilten. Tieck, wenn man Arnims Begabung erwähnte, und daß der Dichter unter Umſtänden mehr hätte werden können, äußerte: „Ja, ein guter kurmärkiſcher Edelmann.“

Einige Wochen vor Bettina von Arnim ſtarb Roſa Horn. Bettinen hat jeder Leſer, wenigſtens dem Namen nach, gekannt, die Mehrzahl derſelben wird aber fragen: wer war Roſa Horn? Auch eine berühmte Frau? War ſie Schriftſtellerin, Dichterin? — Sie war alles das nicht, aber ihr Leben war mit einem Dichterleben ſo innig verknüpft, wie Bettina mit Goethe, nur wahrer, und wenn man des Dichters ſich erinnert, kann man auch nicht anders als ſeine Gattin erwähnen. Nur traf ſie das doppelt traurige Loos, daß ſie den viel geliebten und verehrten Mann ſelbſt um ein paar Decennien überleben mußte, und daß das Publikum dieſen ihren Gatten ſo gut wie vergeſſen hatte. Daher mochten auch viele in Berlin ſelbſt bei der Todesanzeige der Frau ihres vorangegangenen Gatten, als einer Berühmtheit ſeiner Zeit, ſich nur ſchwer entſinnen. Ein Menſchenalter iſt es freilich ſchon her, ſeit Doctor Franz Horn, von ſeiner Frau unterſtützt, noch als Lebender unter den Linden ſeinen täglichen Spaziergang unternahm. Schon damals, gegen Ende der Zwanziger Jahre, war er nur unter wenigen noch eine Berühmtheit, und der Tod ſchlich ſchon langſam durch ſeine Glieder, wie heldenmüthig er auch gegen denſelben zu ringen wußte.

Franz Horn kam nach Anfang dieſes Jahrhunderts nach Berlin. Er gehörte zu der neuen Literatur, hielt ſich zu den Romantikern, ein Dichter und äſthetiſcher Kritiker, und die Nachſchößlinge der Nicolaiten hielten ihn für einen excentriſchen Revolutionär, der mit der Senſe mähen und im Aehrenfelde jäten und reuten wolle, ob Korn oder Unkraut, wenn er nur dabei ſeine eigenen Paradoxien könne glänzen laſſen. So hörte ich als Knabe von meinem conſervativen Lehrer über ihn urtheilen: er ſey ein gefährlicher Neuerer, vor dem man ſich in Acht nehmen müſſe; er habe Kenntniſſe und Verſtand, das dürfe niemand ihm abſtreiten, aber andere ſeyen auch in der Schule geweſen und nicht auf den Kopf gefallen. Und nicht zwei Decennien ſpäter zuckten die damals Jüngeren und Klugen etwas mitleidig die Achſeln, wenn ein Dictum deſſelben Mannes angeführt wurde: „Ach, der gute Franz Horn!“ — Als

Digitized by Google

junger Mann hatte er durch ſeine erſten kritiſchen und hiſtoriſchen Schriften Erwartungen erregt; es war eine friſche Anſchauung der Verhältniſſe und Dinge, eine begeiſternde Liebe für das Große und Edle, vor allem für Shakeſpeare. In dieſer Begeiſterung für das Aechte warf er ſich zuerſt vielleicht zu hochmüthig dem Falſchen, Verfälſchten und Gemeinen entgegen. Er konnte damals die Aelteren verletzen. Nachher verſiel er, mit ſich zufrieden, in das Salbungsreiche und mußte dem leiſen Spott der Jüngeren verfallen. Nicht ſelbſt erfindungsreich, breitete er wie der Goldſchmied das Körnlein Gold mit großer Selbſtgefälligkeit aus, mehr im Umgang als in Schriften.

Er hat im Ganzen nach heutigem Maße nicht viel geſchrieben und drucken laſſen, aber der Grund liegt in ſeiner langen, ſchweren Kränklichkeit. Er konnte faſt nicht ſelbſt die Feder führen; aber auch das Dictiren koſtete ihm unendliche Anſtrengung. Früher gefürchtet, ward er nachher bemitleidet; man war ungerecht beide male. Seine Vorleſungen über Shakeſpeare erſchienen den Nicolaiten als ein Aergerniß, weil das rohe Genie des Briten nicht ſo viel Aufſehens werth ſey; es gelte ja nicht ihn zu poliren und zu feilen, noch weniger ſeine Verſtöße zu beſchönigen, ſondern das Brutale und Gothiſche ihm abzuhobeln und dann erſt ihn zu putzen und zu ſchmücken, um einen anſtändigen Mann aus ihm zu machen. Den Anhängern Tiecks und den ächten Romantikern ſchien Franz Horns Behandlung, wie er mit weichen Lappen und Bürſten an Shakeſpeare putzte, ſich bemühend, was unſerem Geſchmack, unſern Sitten widerſtrebe, zu interpretiren und zu verſchönern, eine unnöthige und thörichte Arbeit. Der Shakeſpeare ſey kein Geſangbuch und Lehrbuch für fleißige und ſittliche Kinder, ſondern ein Titane, den niemand ohne Verſündigung zu einem Family-Shakeſpeare verſchneiden dürfe. Beſonders tadelte man ihn höhniſch, daß er den Briten durch chriſtliche Ethik und chriſtliche Milde wie mit Schaumgold plattiren wolle. Auch die Anſichten Tiecks, wie der Shakeſpeare-Cultus der deutſchen Sturm- und Drangzeit vor ihm, ſind von andern ſpäteren Shakeſpeare-Verehrern angefochten, andere Grundſätze zur Geltung gebracht worden; man hat tiefere Erdſchichten aufgeſchloſſen, um das Terrain zu fondiren, wo ſeine Fundamente ruhen, und manches, was bis dahin wunderbar und übernatürlich erſchienen, wurde menſchlicher und einfacher erklärt; aber faſt alles, was deutſche Liebe zu Tage gebracht, iſt Material zum großen Bau ſeiner Würdigung. Dazu gehört gewiß auch, was Franz Horn mittheilte. Seine Sammlung pſychologiſcher Beobachtungen iſt ein verdienſtliches Werk. Er war ein Sittenſchriftſteller aus ſeiner Zeit, das darf man nicht vergeſſen, und jüngſt erſt hat ein Engländer, Lewes, in ſeinem Buch über Goethe gerechter an Franz Horns Namen erinnert, als Deutſche gethan. Auch ſind die Verdienſte ſeiner hiſtoriſchen Schriften, z. B. des Lebens des Großen Kurfürſten u. a. nicht abzuleugnen, ſie ſind voll ſeiner charakteriſtiſcher Sittenzüge. Nur iſt ſein Bewußtſeyn, ſeine Selbſtzufriedenheit über den errungenen Gedanken, den er mit einer zuckernen Schale überzog, uns heute fremd, und weckte unter einer damals ſich verjüngenden Literatur den Spott. Seine eigenen Poeſien haben nie bedeutend gewirkt. Man beſprach ſeine hiſtoriſchen und ſocialen Romane und Novellen, und man mußte die geiſtvollen Gedanken, ſein geſchicktes Argumentiren anerkennen, aber es fehlte ihm die markvolle Schöpferkraft. Wie hätte man ſie bei ſeiner ſchleichenden Krankheit erwarten können! Er konnte nur Schattenbilder, Schemen, nicht wirkliche, lebendige Perſonen in's Daſeyn citiren, und um die Lücken zu füllen, goß er darüber jene chriſtliche Süßigkeit, welche ſchon damals viele anwiderte und die heut dem Geſchmack noch mehr widerſtrebt. Bei Franz Horn war aber nichts Gleißneriſches, es war ihm aufrichtiger Ernſt. In einigen dieſer ſocialen Romane, z. B. ſeinen „Dichtern,“ ſind ſehr feine pſychologiſche Sittenſchilderungen; aber die „Dichter heut“ ſind freilich himmelweit andere als die in Horns Roman geſchilderten. Furore konnten ſie auch damals nicht erregen, das war auch nicht an der Zeit; aber in den äſthetiſchen Kreiſen wurden ſie viel geleſen und viel beſprochen. Franz Horn machte auch nicht auf mehr Anſpruch, er ſprach es ſelbſt aus, daß er andere Glücklichere um die Gabe der ſinnlichen Anſchauung beneide, beneide im mildeſten Sinne des Wortes; es war kein Neid in ihm, er war mit allem zufrieden, auf jedes Loos gefaßt. So ſprach er es einmal gegen mich aus: „Ein Dichter kann ſeyn, wer nur ein paar Freunde, ja und wenn er auch nur einen einzigen findet, der mit ihm fühlt; es kommt nicht auf Tauſende, auf Millionen an. Und wenn er auch ſeiner ganzen Nation unbekannt blieb, kann er ſterben mit dem ſchönen Bewußtſeyn, daß er Dichter geweſen, wenn dieſer Eine ihn gekannt hatte.“

Aber Franz Horn iſt nicht nur als Dichter und Schriftſteller auf die eine Wagſchale zu legen, es gilt auf der andern auch ſeine Perſönlichkeit und deren Bedeutung für ſeine Zeit zu wägen. Man lächelte über den guten Franz Horn, über ſeine von chriſtlicher Liebe und Sanftmuth überkräuſenden Vorleſungen, über ſeine Theegeſellſchaften voll Süßigkeit und einer Eigenſchaft, für die nur die Engländer ein Wort haben: „cant.“ Aber er hatte doch wahrhafte Anhänger, wahrhafte Freunde; auch gewiegte Männer beſuchten ſeine

Digitized by Google

Vorlesungen, wenn sie auch nachher die Achseln zuckten, und zu seinen Theeabenden nahmen Fremde gern die Einladung an, als zu einer Merkwürdigkeit. Wir haben in der Literatur einen Zeugen darüber. Der selige Wilhelm Hauff hat in seinen „Memoiren des Satans“ eine der Franz Hornschen Theegesellschaften so lebendig und launig geschildert, daß sie durch ganz Deutschland seiner Zeit gelesen und besprochen wurde. Es mußte also doch etwas mehr seyn als die Sonderbarkeit, ein Kern in der Schale. Das bestritt auch eigentlich niemand, und nur die Manier, wie er sein Inneres ausgab oder ausbreitete, war das Absonderliche. Man hätte billigerweise auch seinen kranken Zustand dabei berücksichtigen sollen.

Er führte in der Gesellschaft natürlich das Wort, denn man war ja gekommen, um ihn zu hören, die größere Hälfte der Anwesenden, um ihn zu bewundern. Er saß wie auf einem Electrisirstuhl, wenn nicht einer Pythia, doch eines Oberconsistorialpräsidenten, welcher seine lieben Candidaten auf's mildeste und freundlichste empfängt und mit harmonischen Umschweifen zu seiner Ueberzeugung führen will. Es waren immer wohlgebildete Phrasen, die sogleich nachgeschrieben und gedruckt werden konnten, obgleich er doch nicht auf alles vorbereitet seyn konnte, denn er ließ wohl den Jünger und Bewunderer zuerst dessen eigene Meinung aussprechen, um dann, nach einer ersten Zustimmung und Billigung, lavirend ihn allmählig auf seine eigene, wenn auch ganz entgegengesetzte hinüber zu führen. Diese Kunst konnte man schätzen, wenn nur seine melodische Tonleiter eine andere gewesen wäre. Die Paradoxien, das scharfe Absprechen über gemeingültige Ansichten, wodurch er früher bekannt war, hatte er in der Zeit, da ich ihn kannte, ziemlich überwunden; in vollkommenster Humanität suchte er das Feindselige, Widerstrebende möglichst in christliche Liebe aufzulösen; er lächelte nicht nur über Wilhelm Hauffs Satire, sondern lud den Dichter, als er selbst wieder in Berlin war, freundlich zu sich ein und belobte die feine Darstellung, die charakteristische Behandlung. Ich glaube, obgleich kirchlicher Christ, würde er in unsern Tagen den wahrhaftigen und historischen Teufel, an den er doch nun glauben mußte, selbst in süßen Sentenzen aufgelöst haben, so daß auch ein anderer gut kirchlich Gesinnter ihm ein mitleidiges Gefühl geschenkt haben würde.

Theegesellschaften wie die seinen gehören wohl jetzt zu den Seltenheiten; am wenigsten finden sie sich in Berlin wieder, während man sie damals als ein Charakteristicum der Stadt betrachtete. Damals war die Politik selbstredend ausgeschlossen, das Theater hatte eine ganz andere Bedeutung, auch die Aesthetik war damals eine ganz andere als jetzt. Auch das Frommseyn hat eine andere Gestaltung angenommen. Franz Horn war, wie gesagt, ein so christlicher Dichter und Mensch, wie man es nur verlangen konnte, aber es ist zweifelhaft, ob die orthodoxen Lutheraner von heut damit zufrieden gestellt wären. Er trank gern „ein Glas“ Wein, aber bedauerte die Weintrinker, einmal wegen der Immoralität, dann aber besonders — mit verklärter Stimme, indem er dabei sein Glas erhob — weil dem ächten Trinker der Genuß abgehe, „ein frommes Glas Wein“ zu leeren. Etwas aber vom Ehemals, wenn es auch jetzt aufgehört hätte, wird nicht aufhören, es wird vielmehr wiederkehren, wie es zu aller Zeit dagewesen ist, der Cultus der Frauen für einen Mann, welcher, wenn auch nur mit einiger Begabung, sey's als Dichter, oder als Lehrer, Prediger, Prophet, sich ihnen vorzugsweise widmen will. Was Frauen vermögen, den Charakter des Mannes zu veredeln, zu heben, ihn zu begeistern, wer leugnet das? Die Weltgeschichte hat tausende von Beispielen; wie aber der Cultus der Frauen, die ihren Weihrauch einem begabten Manne spenden, mit einem Enthusiasmus ihn umlagern, daß seine männlichen Freunde endlich davor zurücktreten müssen, und er, der Gefeierte, Angeräucherte, Heiliggesprochene zuletzt allein bleibt, wie dieser Cultus sonst tüchtige und hochbegabte Männer eitel machen, schwächen, ihnen selbst die geistige Kraft entreißen kann, davon haben wir ebenfalls traurige Beispiele.

Das Theezimmer in Franz Horns Hause war der Tempel eines neuen Frauencultus. Was ist natürlicher, als daß der kranke Dichter sich Abends in diesem Kreise erholte, gern vor Bewunderern sprach, die so aufmerksam hörten, und auch gern sich selbst hörte, wenn sie auf ihn lauschten wie die Priesterinnen auf die Worte des Orakels? Und wen wundert es, wenn seine Worte ästhetische Evangelien wurden? daß ein heiliges Schweigen herrschte, wenn er den Mund öffnete, und wenn ein Fremder sich dagegen zu erheben wagte, man den frechen Opponenten mit innerer Entrüstung anstaunte? Das geschah in ganz andern, bedeutenderen Kreisen, und weit größere Geister wurden von diesem Weihrauch, dieser Anbetung so befangen, daß auch sie das Summen und Rauschen ihrer geweihten Zuhörerinnen zuweilen lieber hörten, als bejonnene Einwürfe gewiegter Freunde oder Nichtfreunde. Wer endlich wundert sich, daß wirkliche Freunde und Anhänger des Dichters seltener sich einfanden, da die Gelegenheit zum Sprechen und Disputiren immer seltener ward, weil für den großen Chorus alles abgethan war, wenn der Eine sein Dictum einmal gesprochen hatte und, was dagegen erhoben ward, nur unangenehm berührte und Dissonanzen

Digitized by Google

in die Harmonie zu bringen ſchien? Selbſt ganz mit Franz Horn übereinſtimmende Freunde, wie de la Motte Fouqué, blieben fort. Was ſie hören konnten, kannten ſie ja ſchon. So allein zu bleiben, bringt freilich im Dichter eine wehmüthige Stimmung hervor, aber einer wie Franz Horn hatte ſeinen Troſt in der Reſignation, die wir angedeutet. Und dann, wie tröſteten, pflegten, ſchmeichelten ihn die zarten Freundinnen, unermüdlich in Liebesgaben, Geſchenken, Verſicherungen, Gedichten und Allem, was Frauenhuld einem kranken Manne bieten kann!

Goethe war in dieſem Kreiſe allerdings der erſte deutſche Dichter, aber zunächſt ihm und nicht allzu fern ſtand Franz Horn. Er ſelbſt lehnte die hohe Stellung beſcheiden ab, aber eine Annäherung an den Meiſter war ſein ſehnlicher Wunſch. Einſt vor Horns Geburtstage wollte eine ſeiner begeiſtertſten Jüngerinnen dieſe Annäherung ermöglichen. Fräulein von P.... reiſte nach Weimar — lange vor den Eiſenbahnen, alſo eine beſchwerliche Reiſe für eine einzelne Dame —; ſie drang vor den Altmeiſter, ſchilderte aufs lebhafteſte ihre und ihres Meiſters Verehrung für denſelben und flehte um eine, nur um Eine Gunſt, aber eine große, zum Geburtstage des Dichters in Berlin. — Und welche? — Um eine Locke Goethes, die ſie dem Geburtstagskinde überbringen könnte! — Und Goethe, wenn auch überraſcht und lächelnd, gewährte die Bitte; er gab ihr die Scheere. Die junge Dame ſchnitt beſcheiden, aber mit einer wahrhaften Silberlocke von Goethes Scheitel kam ſie nach Berlin und zum Geburtstage. — Wäre das heut noch möglich? Und damals war Fräulein von P.... nicht die einzige, nicht die am innigſten am heiligen Dichterhaupte hängende Jüngerin, Prieſterin, Freundin, nicht die, welche der weiteſten Reiſen und größten Opfer fähig geweſen wäre. Es gab eine, die noch mehr und ihr ganzes Leben lang, ja nach ſeinem Tode noch, für ihren Dichter lebte, handelte, opferte, ſeine eigene Frau.

Roſa Horn, geborene Gedicke, aus einer ſehr achtbaren Berliner Familie, war die jüngſte Tochter des berühmten Schulmanns Gedicke, welcher in Verbindung — oder in Rivalſchaft? — mit Meierotto, der Regenerator der Gymnaſien und der Humaniſtik im preußiſchen Schulweſen geweſen war. Von Roſa hat man nie ein Gedicht geleſen, nie in Journalen geſprochen, ihr Name iſt kaum erwähnt worden. Weil ſie eben nichts beſonderes gethan hat, wird man entgegnen, als was man von einer guten Gattin an der Seite ihres leidenden Gatten erwarten darf. Freilich, ſie war eine Dulderin, ſie pflegte ihn, athmete, lebte nur für ihn; ſie war mit ihm krank, mit ihm geſund, ſie war ſeine Schreiberin, die Bewunderin ſeiner Poeſien, die Wirthin am Theeabend, ſeine Stütze, wenn ihr gelähmter Fuß es erlaubte, bei ſeinen Spaziergängen unter den Linden, wo Franz Horn wohnte. Das alles werden vielleicht viele nur für die Pflicht einer guten Frau und für nicht mehr halten; aber etwas mehr möchte es doch allen dünken, daß Roſa Horn den Frauencultus duldete, beſchützte und förderte, denn ſie kannte keinen andern Gedanken, keine andere Freude, als was ihren Gatten freute und ſeinen Namen vor der Welt erhob. Auch nach ihrem Tode hat ſie es bewieſen. Sie vermachte einen anſehnlichen Theil ihres mäßigen Vermögens als Legat des verſtorbenen Gatten der königlichen Univerſität in Berlin; die Zinſen ſollten unbemittelten Studirenden zu gute kommen zur ewigen Erinnerung des deutſchen Dichters Franz Horn. Grauſames Fatum! die jeweiligen Empfänger des Geſchenkes, hochgelehrte Profeſſoren, verwunderten ſich: ſie wußten gar nicht, wer Franz Horn wäre! Es werden andere kommen, die Franz Horn kannten und wieder würdigen, der Wechſel des Geltenden liegt in der Natur. Wer aber will für die Ewigkeit bürgen? Wer bürgt dafür, daß Goethe ewig ſeyn werde, nur ſo ewig als die alte Erde?

W. H—g.

Digitized by Google

Aus meiner Pilgertasche.

Einige Tage bei der Herzogin Franziska von Württemberg. *

Eine Menge von Erinnerungen aus der Jugend ſchlummern in jeder Menſchenſeele und verfallen dem ewigen Schlafe, wenn ſie nicht durch irgend etwas Aeußeres geweckt werden. Ohne Zweifel iſt dieß bei allen, welche mit ihren erſten Lebensjahren noch in das verfloſſene Jahrhundert hinüberreichen, in höherem Grade der Fall, als bei Jüngeren, weil die Schlag auf Schlag ſich drängenden ungeheuren Umwälzungen im politiſchen wie im ſocialen Seyn und Leben ſtets von neuem alle Seelenkräfte beſchäftigten und in Spannung erhielten, wobei die Phantaſie faſt keinen Augenblick zu ſich ſelbſt kommen konnte und wie in einem Kaleidoskop unaufhörlich neue, meiſtens unerwartete, frappante Bilder überraſchten.

Auch bei mir ſchlummerten eine Menge ſolcher Jugenderinnerungen im hinterſten Kämmerlein. Eine davon weckte plötzlich das pikante Drama: „die Karlsſchüler," von H. Laube, und noch lebendiger die Darſtellung der Herzogin Franziska durch Frau Genaſt in Weimar. So ſah Franziska nicht aus, ſie war nur ungefähr ſo coſtümirt und nicht ſo ſentimental, aber der rothe Faden von Gemüthlichkeit, heiterer Laune und leiſen Anflügen von Humor, der die ganze Darſtellung durchlief, veranſchaulichte mir wieder lebendigſt das reizende Bild jener liebenswürdigen Frau, wie es in früher Jugend mir erſchienen war.

Ich war in den Klaſſen des Gymnaſiums noch nicht ſehr weit hinaufgerückt, und außer dem einfachen väterlichen Haus, der geradlinigten kleinen Stadt, ihrer Waldespracht und Gartenumgebung noch ſo fremd in der ganzen übrigen Welt, daß ich noch nicht einmal den nur fünfviertel Stunden Weges entfernten Rhein geſehen hatte. Man verpflanzte mich unverſehens für die Ferienwochen nach Stuttgart zu meinem Oheim, dem königlich württembergiſchen Staatsminiſter Grafen von Seckendorff.

Stuttgart hatte nicht ſo gerade, aber volkreichere Straßen als meine Vaterſtadt, die Leute ſprachen ein ganz anderes, mir oft unverſtändliches Deutſch, vor einzelnen alterthümlichen Häuſern ſtaunte ich die mir wunderlich erſcheinenden Formen an, die Soldaten trugen ſich bunter, mannigfaltiger, das Schloß lag nicht ſo frei auf ſo großem Platz, Aepfel und Birnen waren wohlfeiler, die Milchſpeiſen kamen zu meiner großen Freude täglich auf die Tafel — darauf beſchränkten ſich damals meine ſämmtlichen Beobachtungen und Reiſenotizen. Von allen reizenden und hiſtoriſch merkwürdigen Orten der Umgegend gefiel mir eigentlich nur Cannſtatt und der Weg dahin, wo wir uns oft der Freiheit freuten.

Onkel Seckendorff war allgemein verehrt wegen ſeines Wiſſens, ſeiner Berufstreue und ſeiner Offenheit, auch dem Könige gegenüber, obgleich mit dieſem ſonſt nicht gut Kirſchen zu eſſen waren. Der Onkel ſah auch in der That ſehr ehrwürdig aus, wenn er an der Spitze ſeines geſammten Hausſtandes, mit dem prächtigen Stern auf dem Frack und dem großen Ordensband über der Bruſt, mit gefalteten Händen und andächtig zum Himmel gerichteten Blicken ſehr inbrünſtig laut vorbetete. Aber dieſes Beten kam uns jungen Leuten zu oft des Tages, ſo daß die dazu zuſammenrufende Hausglocke uns bisweilen ſehr widerlich klang. Dieſer ſonſt in Allem ſo helle Geiſt war im Pietismus ſo herzinnigſt befangen, daß er den Frommen einen ſchönen Theil ſeines Vermögens opferte und keinem im Namen des Lammes Gottes Bittenden etwas abſchlagen konnte, daher auch von Schurken häufig mißbraucht wurde. Dieſer Gebetzwang wurde mir mehr und mehr eine ſehr drückende Laſt, obgleich wir auch gewöhnt geweſen, täglich mit Vater und Mutter Morgens und Abends zu beten, und gern beteten. Aber hier dauerte es immer ſo lange und bewegte ſich durch allerlei mir unbekannte und unverſtändliche Worte und Phraſen, daß ich eigentlich gar nicht mitbeten konnte, ſondern meiſtens nur ſtrebte, einen Sinn in die Worte hineinzubringen, welche der gute Onkel ſo feierlich vorſagte. Man gewöhnt ſich indeſſen in der Jugend leicht an alles, vorzüglich in Geſellſchaft anderer Jugend, und das mancherlei Neue im Hausleben und in der Stadt beſchäftigte meine Phantaſie ſo lebhaft, daß ich bald mich unter den muntern Vettern heimiſch fühlte, mit herzlichſter Liebe an den ehrwürdigen Onkel und der ſanften, lieben Tante hing. Freilich kam auch zuweilen Herbes dazwiſchen: ich wurde zum Benehmen in hohen Geſellſchaften und Soirées förmlich dreſſirt, und außer dem geniren,

* Franziska Thereſia, geb. von Bernardin, vermählte von Leutrum, ſeit 1786 als Gräfin von Hohenheim Gemahlin Carl Eugens, Herzogs von Württemberg, des Stifters der Hohen Carlsſchule. Geb. 1748, geſt. 1811.

Digitized by Google

mir von Natur widrigen Weſen dabei, wurde es mir bald peinlich und ärgerlich, immer wieder von neuem für meine mancherlei Geſchicklichkeiten mit der linken Hand mich anſtaunen und preiſen zu hören * und Schach ſpielen zu müſſen, wenn ich lieber in die Brodtorte tüchtig eingehauen hätte. Ein kleiner, munterer, ſtämmiger Mann war meine Hauptplage in allen Geſellſchaften. Nachdem er überall eine Menge kleiner Papierchen aus der Weſtentaſche geholt, ein paar Räthſel, Charaden, Diſtichen, Gnomen ꝛc. davon abgeleſen hatte, wußte er mich immer mit ein paar alten Damen zuſammen an einen Tiſch zu bringen und dieſe mit ſeinen Fragen und meinen Antworten über Karlsruhe und Stuttgart zu amuſiren. Mochte ich noch ſo ſorgfältig mich von ihm ferne halten, immer wußte er mich zu erwiſchen und zu der Langeweile zu feſſeln. Dieſer Plaggeiſt war der bekannte Dichter Fr. Haug, den ich ſpäter im Salon des Grafen Jenniſon als äußerſt liebenswürdigen Geſellſchafter ſchätzen lernte.

Onkel Ernſt, meines Vaters älteſter Bruder, der als Oberamtmann in Schillers Biographie ein Röllchen ſpielt, erſchien, mich nach Kirchheim unter Teck an den Hof der Herzogin Franziska abzuholen, welche meine Bekanntſchaft machen zu wollen ſich gnädigſt geäußert hatte. Die Herzogin Franziska war uns verwandt, ob durch des Oheims Gemahlin oder durch die Grafen Leutrum, bekenne ich nicht zu wiſſen, indem ich für genealogiſche Fragen niemals rechten Sinn gewinnen konnte. Indeſſen durfte die Verwandtſchaft der Etikette durchaus keinen Abbruch thun, und mein trefflicher Onkel gab ſich alle erdenkliche Mühe, mich unterwegs für alle denkbaren Vorkommniſſe hofmäßig zuzuſtutzen, was mir ſehr langweilig vorkam und mich mit mancherlei ſchlimmen Ahnungen verſtimmte.

Die Herzogin beſaß einen kleinen, aus Verwandten zuſammengeſetzten Hofſtaat. Ein Baron Böhnen verwaltete das Amt eines Oberhof- und Ceremonienmeiſters, nicht ohne einige Emphaſe allen Untergebenen und Beſuchen gegenüber, und dabei ſo voll Reſpekt vor dem leiſeſten rauhen Lüftchen, daß er ſogleich mit einem enormen „Bärenſchlupfer“ (Ruff) dagegen ſich waffnete. Mein Onkel ſpielte die Rolle des Hofmarſchalls und erſten Kammerherrn. Die Hofdämchen waren ohne Zweifel ſehr unbedeutende Weſen, weil ich mich ihrer gar nicht mehr entſinnen kann; das Zofen- und Lakaienthum erſchien ſehr einfach.

Als wir in den Hof einfuhren, kam die Herzogin, im Begriff einen Spaziergang zu machen, querüber, erkannte den Onkel, winkte ihm freundlichſt willkommen und wartete unſeres Ausſteigens. Sie war keine ſo prächtige Erſcheinung, wie unſere Reichsgräfin von Hochberg, auch keine ſo hochfürſtliche Ehrfurcht und ein gewiſſes Fernbleiben gebietende, wie unſere Frau Markgräfin Amalie, aber eine ſtattliche, noch immer ſehr hübſche, anziehende Dame, voll Gutmüthigkeit und Heiterkeit, ja Schalkheit. Ohne irgend eine äußere Aehnlichkeit mit ihr zu haben, erinnerte mich ſpäter die Kaiſerin Joſephine ſehr lebhaft an ſie.

Nachdem ich meinen unterthänigſten Kratzfuß anſtändig gemacht und ſie den Onkel freundlichſt begrüßt hatte, reichte ſie mir ſehr hold die Hand zum Kuß mit den Worten: „Gott zum Gruß, Vetterle, 's iſt ſehr geſcheit, daß du endlich auch mich beſuchſt. Erholt euch von der holprigen Fahrt, ich will mir ein wenig Bewegung machen, dann kommt ihr zu mir hinüber, en famille.“ Sie küßte mich auf die Stirn und wandelte ihres Weges; wir aber begaben uns an die Toilette, wuſchen den Reiſeſtaub ab, und ich mußte mein Jäckchen ablegen, in meinen blauen Oberrock kriechen und, weil eine Mütze bei der Herzogin nicht ſchicklich erſchien, — einen mächtigen runden Hut vom Onkel unter den Arm nehmen. Wie ich ſolchen hofmäßig tragen und handhaben, wann ich ihn ablegen und wieder nehmen ſollte, war abermals Gegenſtand einer ausführlichen Lektion, wobei ich glücklicherweiſe abermals Alles leicht begriff und ausführte.

„Na, Kinder,“ redete Franziska uns ſehr heiter an; „der Herr Ceremonienmeiſter pflegt noch glücklicherweiſe fein Zipperlein, Gott verzeihe mir die Sünde; wir ſind ganz unter uns und können's treiben, wie wir wollen. Komm, Vetterle, ſetz' dich zu mir auf's Canapé, lege ab und erzähle mir hübſch alles von deiner Heimath. Vorerſt aber ſage mir: willſt du eine Taſſe Chokolade oder ein Gläsle ſüßen Wein?“ — Durchlaucht, ich trinke keine Chokolade und keinen Wein. — „Oho! warum denn nicht?“ — „Der Vater hat's verboten, wir ſeyen noch zu jung dazu.“ — „Das iſt eine Grille — nein, das iſt recht geſcheit vom Vater, denn alles was ein guter Vater befiehlt oder verbietet, iſt geſcheit und muß von guten Kindern befolgt werden. Was willſt du alſo trinken?“ — „Wenn ich unterthänigſt bitten darf, ein Glas Milch.“

Sie klingelte, befahl für ſich und den Onkel Chokolade, für mich Milch. Nun mußte ich ihr unſern Karlsruher Lebenslauf haarklein erzählen; ſie ſchenkte mir nicht das kleinſte Detail, alles ſchien ſie zu intereſſiren, beſonders aber die Großmutter, die immer franzöſiſch ſprach und ſo ſtrenge Mannszucht unter uns erhielt, namentlich aber keinen Augenblick des Müſſig-

* Herr von Wiedenfeld hat nur Einen Arm.

Digitized by Google

gangs duldete und ſelbſt allerlei Spiele anordnete und mittrieb. Nachdem ich ihr hierauf alles vorgemacht hatte, was die Leute Kunſtſtücke mit Einer Hand nennen, erhob ſie ſich und ſagte: „Vetterle, wir haben nun ein Stündle ſchön verplaudert; jetzt wollen wir auch ein bisle mit dem Onkel arbeiten, und du wirſt auch etwas Nützliches thun, wie es einem vernünftigen Menſchen ziemt. Jeden Tag ein bisle, bringt im Jahr doch etwas Tüchtiges zuſammen. Adieu, der Friedrich führt dich zum Onkel hinüber. Heute Abend ſehen wir uns wieder."

Der Hofſchneider wartete ſchon auf den gnädigen Junker, wie er mich titulirte, und ich mußte mich auf Befehl der Durchlaucht bequemen, mir Rock, Weſte und Beinkleider anmeſſen zu laſſen, wie ſonderbar mir es auch vorkommen wollte. Zu gleichem Zweck erſchien der Schuhmacher und bald danach brachte eine flinke, redſelige Ladenjungfer weiße ſeidene Strümpfe und eine weiße Halsbinde. Kein Menſch ſagte mir dazu ein anderes Wort als: auf Befehl ihrer Durchlaucht. Ich war ganz verblüfft. — Zu arbeiten wußte ich im Augenblick nichts anderes, als eine Ueberſetzung aus dem Curtius und die geometriſche Zeichnung und Vermeſſung eines unregelmäßigen Vielecks. Darauf ſchrieb ich an meinem Tagebuch fort und las alsdann in einer Naturgeſchichte, bis Friedrich mit der Meldung erſchien: „Gnädiger Junker, es iſt ſervirt."

Ich ſpeiſte allein mit dem Sekretär, der mir mit viel Beredſamkeit ein Gläschen Wein aufſchwatzen wollte; allein ich blieb ſtandhaft. Nach der Rückkehr von einer Promenade mit dem Sekretär wurde wieder am Curtius gearbeitet, und Hebels Lehre: „es gibt kein Unkraut, aber jede am unrechten Platz erſcheinende Pflanze kann als Unkraut betrachtet werden," zog ich in ausführliche Betrachtung und führte Beiſpiele dazu an. Meine Arbeiten überhaupt, beſonders aber dieſer Unkrautaufſatz machten der guten Herzogin Abends beim Thee en famille viel Freude und ſehr lobte ſie meine Standhaftigkeit in Betreff des Weins. Im Verlauf der ſehr lebhaften Unterhaltung, mit wahren Hexenſprüngen von einem Gegenſtande zum andern, äußerte ſie wahrhaft gerührt, ja andächtig gegen den Onkel: „Jeden Tag danke ich meinem Schöpfer inbrünſtig für die hohe Gnade, daß er mich Arme auserkoren hat, in Schillers Jugendgeſchick manches zu mildern, manche Härte von ihm abzuwenden, vielleicht ſogar zu ſeiner Erhaltung etwas beigetragen zu haben und dadurch im Andenken der Welt fortzuleben. Das Gefühl, etwas Nützliches vollbracht zu haben, iſt eines der beglückendſten und erhabenſten durch das ganze Menſchenleben." Dieſe Worte prägten ſich meinem Gedächtniſſe um ſo lebhafter ein, weil ich die Herzogin noch nicht ſo warm und feierlich hatte ſprechen hören, ihre Stimme ſo wohlthuend klang und alle ihre Züge in höherer Schönheit wie verklärt ausſahen. Damals begriff ich freilich den Sinn dieſer Worte nicht, weil Schillers Leben und Werke mir, den Namen ausgenommen, unbekannt waren; aber ſpäter wurden ſie mir ſehr erklärlich und erfüllten mein Herz mit noch wärmerer Liebe und Verehrung für ſie.

Bald war das Geſpräch wieder in einem andern Geleiſe, und mit der ihr eigenthümlichen Grazie ſagte ſie: „Erſchrecke nicht, Vetterle, wenn du mich morgen ganz anders ſiehſt als bisher, wo ich mein Ich rein bewahren und allen meinen Gefühlen freien Lauf laſſen kann. Morgen bei der Tafel erſcheine ich dir in anderer Geſtalt, als Frau Herzogin, die zwar hier zu befehlen hat, aber dabei unabwendbar ihrem Ceremonienmeiſter und der Etikette ſich unterordnen muß, was meiſtens langweilig, oft widerwärtig, aber oft auch ergötzlich und wohlthuend wirkt. Morgen, lieb Vetterle, ſollſt du mit an der Tafel ſpeiſen; da biſt du nicht Vetterle, ſondern ein junger Cavalier. Du mußt dich ebenfalls unter das Geſetz der Etikette beugen, dich für eine Stunde beherrſchen, einen andern Menſchen anziehen. Der gute Onkel wird dir Alles lehren; paſſe wohl auf, denn im Anfang iſt die Etikette mit allen ihren Anhängſeln eine ſchwere Aufgabe; ich ſelbſt kann ein Lied davon ſingen. Aber nur Courage, es wird ſchon gehen, und nachher kannſt du den Rappen wieder laufen laſſen, wohin er Luſt hat, und findeſt ſtatt der Frau Herzogin wieder die freundliche Couſine."

Die Lection des Onkels nahm in der That den ganzen übrigen Abend ein und jagte mir Höllenangſt in den Leib. Ich ſollte mir merken, wie man in den Saal eintritt, wie man die Anweſenden der gebührenden Reihe nach begrüßt, wie und wo man die Ankunft der Fürſtin erwartet und ihr alsdann ſeinen Knix macht, wie man ſich an ſeinen Platz an der Tafel verfügt, den Hut ablegt, ſich ſetzt, wie man ſich während des Tafelns benimmt, ißt und trinkt und dabei immer auf die Höchſte ſein Augenmerk behält, wie man dem Wink des Aufſtehens gehorcht, den Hut wieder ergreift, ſich beabſchiedet und geht. Die ganze Nacht hindurch wiederholte ich mit dieſe Lehren, ſtand Morgens ſchwerköpfig und ſehr mürriſch auf, mußte die ganze Lection vom Onkel mir wiederholen laſſen und endlich in der nagelneuen, überall mich beengenden Hoftracht, wobei überdieß der Degen mich gewaltig genirte, die ganze Lection praktiſch durchmachen. Ich war der Verzweiflung nahe und alles vom Onkel mir geſpendete Lob gewährte mir nur ſchlechten Troſt. Zehn Minuten vor Anfang der Tafel wurde dieſe wegen plötzlicher Unpäß-

Digitized by Google

lichkeit der Frau Herzogin abgesagt. Ich jauchzte sehr unanständig auf und war im Begriff die Hofkleidung freudetrunken auszuziehen, da kam Friedrich mit dem Befehl, nach einer halben Stunde bei der Frau Herzogin im Hofkleide zu erscheinen. Auch der Onkel blieb im Staat und wandelte mit mir hinüber.

Sie empfing uns sitzend auf ihrem Canapé und vor ihr auf dem Tische aufgeschlagen lagen Herders Ideen, wie sie selbst im Verlauf der Unterhaltung dem Onkel sagte, Herder, der sie immer wieder zu sich selbst bringe, wenn sie einmal außer sich gerathen. Heiter redete sie uns also an: „Messieurs wundern sich wohl, mich nicht krank zu finden? Aber ich war es wirklich im Innern, den ganzen Morgen so grillenfängerisch, rappelköpfisch und mir selbst unausstehlich, daß ich mich unmöglich entschließen konnte, Toilette zu machen und zu tafeln. — Armes Betterle, nun hast du alle deine Etikettenkunststücke umsonst gelernt. Aber schau, schau! mein Schneider hat seine Sachen recht gut gemacht, du siehst wirklich aus wie ein schmuckes Hofjunkerle. Wie groß der Mensch für sein Alter ist! Werde mir nur nicht am Ende so eine Hopfenstange wie Onkel Benjamin!"

Sie klingelte und befahl dem eintretenden Friedrich zu servíren. „Ja, Messieurs, zur Tafel! Ich verspüre gesunden Appetit, und euch Herrn wird es auch nicht daran fehlen. Allons enfants de la belle Souabe, la soupe nous attend." Sie marschirte lustig voran in's Nebenzimmer, wo für drei Personen die Tafel gedeckt war. „Friedrich, wenn Nachfrage kommt, sage nur, daß ich mich viel besser befinde. — Betterle, menagire deinen Appetit, damit du später ordentlich zulangen kannst, wenn dein Leibgericht kommt; ich habe dir eine Rahmstrudel bestellt."

Wir aßen mit gesundem Appetit und alle Einwendungen des immer etwas ceremoniösen Onkels halfen nichts, sie spielte ganz die aufmerksame Hausfrau und nahm mir stets nickend den Teller weg, wenn ich kaum ein paar Bissen davon gegessen hatte. Von den verheißenen Rahmstrudeln aber legte sie mir eine Riesenportion vor. „Nun, Betterle, laß den Rappen laufen; Gott gesegn's dir!" Ich hatte Hunger, ihr traulich heiteres Wesen hatte allen Zwang von mir abgestreift, ich überwältigte den starken Feind gänzlich; sie klatschte mir Beifall, und als ich selbst über meinen Sieg ein wenig erschrad, meinte sie: „Noch ein Bißle? Das läuft sich wieder schnell hinaus, wenn du nach Tisch mit dem Sekretär einen Spaziergang machst."

Auf solche Weise ging es Tag für Tag in liebenswürdigstem Wechsel von mütterlicher ernster Ermahnung, freundlichster Hingebung und heiterstem Scherz. Düster habe ich sie niemals gesehen. Ihren Geist vor mir zu offenbaren, hatte sie meiner Jugend gegenüber keinen Anlaß und ich noch keine Fähigkeit, solchen zu prüfen oder zu würdigen. Schöne, glückliche Tage meines Lebens, in welchen ich auch etwas nicht Unwesentliches gelernt habe, worüber erst ihre Abschiedsworte mir einen Wink gaben. Sie sagte: „Betterle, die Hofkleidung und mancher kleine Zwang war dir zuwider; nimm mir's nicht übel, daß ich zu beiden dich genöthigt habe. Der Mensch, auch der unabhängigste, und vorzüglich der so lebhaften Temperamentes, wie du bist, muß zeitig an Ueberwindung von manchem Widerwillen, an das „schicket euch in die Welt" sich gewöhnen, wenn er sich nicht auch im größten äußern Glanz zuweilen recht unglücklich fühlen, oder wirklich unglücklich und für andere unausstehlich werden soll."

Kein Wort mehr vernahm ich aus ihrem Munde, ich habe die Unvergeßliche niemals wieder gesehen und danke der Dame Genast um so inniger dafür, daß sie die Erinnerung an jenes edle Wesen mir so schön und wahr wieder erweckt hat.

v. Biedenfeld.

Digitized by Google

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Theater. — Augier. — Barière. — Davids Herculanum. — Goncods Fauſt. — Concerte.

△ Das Ende der Saiſon ſcheint an dramatiſchen Produktionen eben ſo reich werden zu wollen, als es der Anfang geweſen. Die erſten Wintermonate gehörten dem „Luxe“ von Leconte, den „trois Maupin“ von Scribe, dem „Cendrillon“ von Barière, der „Helene Peyron“ von Bouilhet, dem „Cartouche“ von Dennery, dem „jeune homme“ von Feuillet ꝛc. Die letzten Wochen ſind beherrſcht von „Liebesträumen“ von Scribe, von „ein Schimpf“ von Barière, von „eine gute Partie“ von Augier ꝛc. Sie bemerken, daß Scribe und Barière in dieſem Winter zwei mal vertreten ſind; der alte Scribe hat ſeine alte Fruchtbarkeit mit Hülfe verſchiedener Mitarbeiter wieder gewonnen; der junge Barière iſt beſtimmt, dieſe berühmt gewordene Fruchtbarkeit noch zu übertreffen und zu beſchämen. — Bei all dem fehlten zwei Namen, die wir ſeit einer Reihe von Jahren in jedem Winter mit Einem Stücke herbeikommen ſahen: ich meine Ponſard und Aler. Dumas Sohn. Trotz dieſem Ausfall waren die Bühnen gut verſehen und die bedeutendſten unter ihnen hatten ihre Zugſtücke; manche ſogar zwei bis drei. Man erſieht daraus, daß die Fruchtbarkeit im Allgemeinen nicht abgenommen; ja man kann ſogar einen Fortſchritt in dieſer wie in mancher andern Beziehung conſtatiren. Der Inhalt der neuen Stücke dieſes Winters — Jules Leconte Luxe etwa ausgenommen — war im Ganzen edler, menſchlicher, allgemeiner intereſſant, als der Inhalt der Stücke, an die wir ſeit mehreren Jahren gewöhnt ſind. Das Geld ſpielt zwar in den meiſten noch eine zu breite Rolle, aber der Demimonde, die Börſe, mit Einem Worte das Geſindel iſt von der Bühne verſchwunden, das gemeinſte Laſter wird nicht mehr gloriſicirt und es dürfen ſich auch anſtändige Menſchen auf den Brettern geltend machen. Mit der Anſtändigkeit der Charaktere und des Stoffes kommt man unwillkürlich und naturgemäß auch auf die beſſere Form zurück. Die Zerfahrenheit der Form, welche die dame aux camelias, die filles de marbre für einige Zeit herrſchend gemacht, iſt in Cendrillon nicht mehr zu bemerken und hat ſich Augiers überhaupt nie bemächtigen können. Dieſer hat immer das Streben, gute Gedanken in guter Form zu geben, löbliche Charaktere in einem ihnen zukommenden Gewande auftreten zu laſſen, ohne darum pedantiſch zu werden oder an veralteten Regeln hängen zu bleiben. Sein neueſtes Stück: „eine gute Partie“ (un beau mariage), dreht ſich in der erſten Hälfte um die falſche Stellung eines armen jungen Mannes, der ſich bewegen ließ, mit kaltem Herzen ein reiches Mädchen zu heirathen, welches ſeinerſeits auch mit kaltem Herzen zum Altare ging, nur um für ſich und die reiche Mutter einen Mann zu nehmen, der ſie convenablement in der Welt vertrete, auf Bälle und in's Theater begleite. In der zweiten Hälfte hat ſich der junge Mann aus dieſer unwürdigen Sklaverei befreit; er lebt wieder arm, aber ſeiner Wiſſenſchaft, der Chemie, und ſeinen Ideen. Die Opfer, die ihm dieſes Leben auferlegt, ſind ihm viel ſüßer als alle Bequemlichkeiten des Reichthums und werden ihm vergolten, da ſich nun die Frau, die ihn kalt verſtändig geheirathet, in ihn verliebt und in ihm einen ächten ſtolzen Mann achten lernt. Auch ſie verläßt ihren Reichthum, um mit ihm Armuth und Glück, Gefahren und Arbeit zu theilen. Die Wiſſenſchaft trägt ihm endlich goldene Früchte und das Stück endet lehrreich und mit dem Glücke derer, die den Muth hatten, ein falſches Glück von ſich zu ſtoßen und an die Gründung eines wahrhaftigen zu gehen. — Emil Augier iſt kein großer Luſtſpieldichter; er ſchafft keine großen und unvergänglichen Typen à la Cervantes, Shakeſpeare, Molière; ſeine Phantaſie hat nur Straußflügel und iſt auch nicht im Stande, uns in eine phantaſtiſche Mährchenluſtſpielwelt zu entführen, à la Sommernachtstraum oder Was ihr wollt; er iſt nicht einmal ein Regnard oder Marivaux, er hat nicht den ausgeſprochenen Charakter Sedaine oder die Concentrirung Picards; aber er iſt geſund, er gibt nie etwas Häßliches oder Gemeines und er hat Styl. Par le temps qui court, iſt das Alles etwas werth. — Bariéres neues Stück: „l'outrage,“ ruht zwar auf einem höchſt unäſthetiſchen Grundſtein, auf dem an einem ſehr jungen Mädchen begangenen ſcheußlichen Verbrechen; aber die Handlung, die ſich aus dieſem häßlichen Antecedens auf der Bühne entwickelt, iſt voll tief erregender Scenen. Man vergißt alles Häßliche über dem Unglück dieſer braven Menſchen, deren ganze moraliſche und Gefühlswelt durch eine brutale Aeußerlichkeit verwirrt, auf dem Gleichgewicht geworfen, beſteckt iſt. Man ſehnt ſich voll Theilnahme mit ihnen nach einer Sühnung, nach einer reinigenden That und mit Intereſſe begleitet man den Helden, der es auf ſich genommen, den Verbrecher zu entdecken und die ſühnende That zu vollführen. Das ganze Drama hat eine gewiſſe Tiefe, eine dunkle Leidenſchaftlichkeit, wie wir ſie Barière, nach ſeinen bisherigen Stücken, nicht zugetraut hätten; vielleicht iſt

Digitized by Google

dieſes Verdienſt das Eigenthum Plouviers, ſeines Mitarbeiters.

Auch in den Opernhäuſern werden endlich die Verſprechen erfüllt, mit denen wir den ganzen Winter hingehalten wurden, und zwar mit ziemlich bedeutenden, wenn auch nicht vollendeten und claſſiſchen Werken. Felicien Davids Herculanum, obwohl auf der größten Bühne, in der großen Oper, geboren, und obwohl mit dem größten Lärm auftretend, wird wohl unter den drei neueren Werken das kleinſte bleiben und ſich am vergänglichſten zeigen. Schon nach der erſten Aufführung war es ausgemacht, daß man vorzugsweiſe der Dekorationen, des Coſtüms und des Ballets wegen Herculanum zu beſuchen habe. Dieſe drei Ingredienzien ſind wohl das Beſte an der ganzen Erſcheinung. Die Dekorationsmaler haben uns in der That den ganzen Glanz der von Suetonius beſchriebenen Welt herauſbeſchworen, die Schneider die ganze Pracht des Römerthums, das bereits mit allem Luxus des ihm unterworfenen Erdkreiſes, beſonders des Morgenlandes, die entſchwundene Jugend und Kraft zu erſetzen ſtrebt. Haben ſich Schneider und Dekorationsmaler als Hiſtoriker, ſo hat ſich der Balletmeiſter Magilier als Poet bewährt. Er kümmerte ſich wenig um die Fäulniß und um den Luxus der Kaiſerzeit; er vertiefte ſich in die Anmuth des Antiken und ſchuf einen Tanz der Muſen und Grazien, der ihm nur von den ſchönſten Basreliefs des Alterthums eingegeben ſeyn konnte. Hinter dieſen drei Mitarbeitern ſind der Compoſiteur und die Librettofabrikanten, Mery und Hadot, einige hundert Meilen zurückgeblieben. Wie viel der unbekannte Hadot zu dem Buche beigetragen, iſt unbekannt; wir ſehen überall die phantaſtiſche Zerfahrenheit Merys. Dieſer Mann hat nie ein zuſammengehaltenes und zuſammenhaltendes Kunſtwerk ſchaffen können. In ſeinen Romanen iſt er intereſſant und unterhaltend; da läßt er ſeine Phantaſie nach allen Weltgegenden ausgreifen und läßt ſeinen ſprudelnden Witz und ſeine Poſſen mitten unter den unmöglichſten Geſtalten und unwahrſcheinlichſten Situationen ein unermüdliches, tolles Spiel treiben. Man kennt das an ihm, man erwartet nichts anderes und nimmt ihn zur Hand, wenn man eine leere Stunde mit holdem Nichts ausfüllen will, nie um ſich auf ernſte Weiſe zu unterhalten, am allerwenigſten, um ſich irgendwie zu vertiefen. Wie ſoll ein ſolcher Schriftſteller einen Stoff behandeln, in welchem eine große Naturerſcheinung als Weltgericht auftritt, in welchem ſich zwei große Welten, die alte Römerwelt und das junge Chriſtenthum, zum erſtenmal als Antagoniſten gegenüberſtehen? In der That wird auch nichts daraus. Es iſt nichts motivirt, es hält nichts zuſammen; Maſchinen, Wunder und Zauber müſſen den Zuſammenhang herſtellen. Doch kann ihm Felicien David ſagen: dießmal dank ich dir! Denn die Maſchinen, Wunder und Zauber erhalten, wie geſagt, die Oper auf der Bühne. Davids Muſik hätte es nicht vermocht. Deſſelben Compoſiteurs „Büſte“ iſt eben auch nicht ſehr muſikaliſch, aber ſie hat uns gewöhnt, an eine gewiſſe Eigenthümlichkeit, wenn auch eine barocke, zu glauben; ſeine „Perle von Braſilien“ verrieth es ſchon, daß er dieſe Eigenthümlichkeit nicht in die Oper zu übertragen verſtehe, und Herculanum zeigt uns definitiv, daß er in dieſer Form gänzlich platt werde und von Eigenthümlichkeit weiter keine Rede ſey. Meyerbeer und Verdy und alle modernen Italiener ſind Vorläufer und theilweiſe Mitarbeiter dieſer Oper. Damit iſt genug geſagt.

Anders verhält es ſich mit Gounods „Fauſt,“ den doch die große Oper zurückgewieſen, um Herculanum aufführen zu können. Zuerſt müſſen wir die Librettiſten loben; ſie haben den Goetheſchen Fauſt ſo wenig, als nur bei einer opernhaften Bearbeitung möglich iſt, verändert und entſtellt. Dieſer Opernfauſt kann eher als eine Ueberſetzung gelten, als alle die Ueberſetzungen, die uns bisher das rectitirende Schauſpiel Frankreichs geboten; Arien, Duos, und überhaupt Enſemblestücke ſind meiſt mit den Goetheſchen Worten wiedergegeben; Handlung und Charaktere ſind nur ſehr wenig verſchoben und von ihrem Platze gerückt. Die Muſik iſt hie und da ergreifend ſchön. Ein Chor der Bürger, zwei Soldatenchöre, das Duatuor zwiſchen Fauſt, Gretchen, Martha, Mephiſtopheles, das Duo Fauſts und Gretchens, zwei Arien Gretchens, der König in Thule ſind treffliche Stücke, je nach dem Inhalt voll Humor, Kraft, Gefühl, Leidenſchaft. Das Duo Fauſts und Margarethes, obwohl an Meyerbeerd Duo im vierten Akt der Hugenotten erinnernd, iſt beinahe entnervend vor Aufregung. Gretchen iſt muſikaliſch vorzüglich gezeichnet, ganz im Charakter, den Goethe wollte. Die ſchwächſte Partie iſt die des Mephiſtopheles, der zu ſehr hier an Bertram, dort an Kaſpar erinnert. Ueberhaupt ſind der Reminiscenzen viele da, und wir ſind weit entfernt mit allem Lobe Gounod für einen originalen Tondichter zu halten; aber er iſt ein talentvoller, denkender und mit allen Hülfsmitteln ſeiner Kunſt ausgeſtatteter Mann, der ſchöpferiſche Momente hat. Der Erfolg ſeines Fauſt iſt groß; er wäre noch größer, wenn er ſich nicht mit den ſchwachen Kräften des Théâtre lyrique begnügen müßte. Die executirenden Künſtler ſind, mit Ausnahme der Mad. Miolan-Carvalho, durchgängig mittelmäßig oder geradezu ſchlecht. Fauſt mit ſeiner ſchwächlichen Stimme ſentimentaliſirt à la Roger; Mephiſto ſingt von Anfang bis zu Ende falſch. Mad. Miolan-Carvalho, obwohl von der Natur nur mit einem dünnen Stimmlein ausgeſtattet, ſpielt und ſingt gleich vortrefflich. Ihre kleine Stimme hat ſie mit Hülfe großer Studien zu einem Alles leiſtenden Inſtrument gemacht; aber woher hat ſie, die ſüdfranzöſiſche Jüdin, das urdeutſche Weſen, mit dem ſie das liebe Gretchen ſo wiederzugeben verſteht, wie nur wenige deutſche Schauſpielerinnen, daß der Alte von Weimar ſelbſt ſeine Freude daran gehabt hätte?

Meyerbeers neue Oper, welche nun ſchon, ohne Uebertreibung, ein Dutzend mal den Namen geändert, kommt endlich in wenigen Tagen unter dem Titel: „Die Kirmeß von Ploermel,“ zur Aufführung. Ich werde Ihnen dann ſofort über dieſes Ereigniß berichten. So viel weiß man

Digitized by Google

heute ſchon, daß der große Compoſiteur dem Publikum wieder allerlei Ueberraſchungen bereitet hat, Ueberraſchungen, welche die elektriſche Sonne, das Feuerſchlagen, das Schlittſchuhlaufen im „Propheten“ weit übertreffen. Wir werden zu ſehen bekommen: eine abgerichtete Ziege, die eine große und folgenreiche Rolle ſpielt; eine Schlucht anſtatt des Podiums; eine hohe Brücke, die unter der Heldin zuſammenbricht und dieſe in einen Abgrund ſtürzen läßt; einen Blitz, der auf der Bühne einſchlägt; einen wirklichen, natürlichen Waſſerfall, und der Himmel weiß was noch. Dieſe Geheimniſſe machen vielleicht nur einen kleinen Theil der Geheimniſſe aus, die Meyerbeer bis jetzt ſo ſorglich als möglich gehütet hat. Nicht ſeine intimſten Freunde durften den Proben beiwohnen und dem ganzen Perſonal, Dienern, Maſchiniſten und Künſtlern wurde das Ehrenwort abgenommen, nichts von all dem zu verrathen, was ſeit Wochen in der Rue Favart vorbereitet wird. Auch die Muſik wird manches Ueberraſchende enthalten, abgeſehen von der Originalität und dem Barocken der Compoſition, auf die man bei Meyerbeer immer gefaßt ſeyn kann. Dieſe Ueberraſchungen werden gleich mit der Ouverture beginnen; denn während dieſe geſpielt wird, erhebt mit einem male hinter dem Vorhang ein Chor ſeine Stimmen und miſcht ſich in die Symphonien. In Frankreich hat Meyerbeer keinen Maſchiniſten gefunden, dem er die Verwirklichung ſeiner Phantaſien anvertraut hätte; er berief zu dem Zwecke Herrn Mühldörfer aus Mannheim.

Beſchäftigen wir uns einſtweilen mit den Diis minorum gentium, den Concertiſten. Ihre Zahl hat dieſen Winter eine ſchreckenerregende Höhe erreicht, aber wir freuen uns dieſer Superfötation des Virtuoſenthums, da ſie vielleicht ein Zeichen nahen Abſterbens iſt. Jedenfalls muß ſich endlich die große Majorität der Virtuoſen von ihrer Ueberflüſſigkeit überzeugen oder wenigſtens von der Unmöglichkeit, aus dieſer ungeheuern Menge um eine Kopflänge hervorzuragen. Die langen und breiten Affichenwände und die unpoetiſchen Veſpaſianiſchen Säulen auf den Boulevards ſind alltäglich mit Concertanzeigen bedeckt; aber niemand lieſt ſie. In den Auslegekaſten der Muſikalienhändler hängen und ſtehen die Porträts, männliche, weibliche, kindliche, dieſer großen Künſtler, aber niemand nimmt ſich die Mühe, auch nur die Namen dieſer lithographirten Berühmtheiten zu leſen, und ſie haben umſonſt ihr Geld an Zeichner und Lithographen verſchwendet, um noch dieſe letzte Reclame zu beſtreiten. Ueber die lithographirten Wunderkinder in kurzen Höschen, mit dem eingelernten Lächeln auf den Lippen, vor ihrem Marterwerkzeuge, Piano oder Violine genannt, zuckt man nur noch mitleidig die Achſel. Nur Vieuxtemps, der Alte, hat noch von ſich ſprechen machen, und dieſer auch mehr wegen deſſen, was er ſpielte. Seine Beethovenſchen Quartette zogen viel kunſtſinniges Volk in die Salle Beethoven. Des Spieles wegen wurde von neuen Virtuoſen nur Becker aus Mannheim beachtet und von altbekannten Künſtlern nur Mad. Clauß-Szarvady ausgezeichnet. Die andern zweitauſend Virtuoſen aller Länder und Zonen ſind jetzt, bei bevorſtehendem Ende der Concertſaiſon, nicht weniger obſcur, als ſie vor der Saiſon geweſen. Einzelne Artikel, die die und da in einzelnen Journalen erſcheinen, haben keine Wirkung, da die hieſige Kritik in loco nicht mehr geachtet wird, als die Reclamen, welche Shawlhändler oder Zahnärzte zu ihrem eigenen Ruhme für ihr eigenes Geld in die Zeitungen ſetzen laſſen. Man weiß es ſchon zu allgemein, daß die hieſige Kritik feil iſt, daß gewiſſe Muſikzeitungen ihren Tarif haben. „Ausgezeichnet,“ „unvergleichlich,“ „unſterblicher Künſtler,“ „Stern erſter Größe“ ꝛc., jede dieſer Bezeichnungen hat ihren Preis, wenn nicht, in Folge von Uebereinkünften, die Zeitung und die Artikel in Bauſch und Bogen bezahlt werden. Auch geht niemand mehr in Concerte, ſeitdem dieſe von den Zeitungen noch ſo ſehr angerühmt werden. Die größte Arbeit eines Virtuoſen beſteht heute darin, daß er den Saal ausfülle. Hat er die und da in Soiréen bei reichen Bankierd geſpielt, wird ihm wohl eine Anzahl von Billets abgenommen, aber dieſe Billets bleiben unbenützt, da ſelbſt die Commis der Bankiers, denen man ſie gewöhnlich verehrt, keinen Gebrauch davon machen wollen. Das Geld, das auf dieſe Weiſe einkommt, reicht nicht hin, die Hälfte der Miethe des Concertſaals zu bezahlen, da der Miethpreis bei der immer wachſenden Zahl der Concerte jeden Winter höher wird. Zu der Miethe kommen noch die Druckkoſten für Affichen, Billets, Programme, die geſetzlichen Armengelder, die Zeitungsannoncen ꝛc.; dazu gerechnet jene oben erwähnten Beſtechungen und ein monatlanger Aufenthalt in Paris, die Toilette, die nothwendig iſt, um in elegante Soiréen zu dringen, und man wird einſehen, wie manches Familienvater, der hieher kommt mit ſeiner Tochter oder ſeinem Wunderkinde, ſein Glück zu machen, ruinirt wird, wie manches Virtuos das in der obſcuren Heimath mit Stunden erworbene, ſauer verdiente Geld nutzlos durch's Fenſter auf die Pariſer Straße wirft. Niemand gewinnt als Saalvermiether, Drucker und feile Journaliſten. — Dieſe Zuſtände werden für die Virtuoſen immer ſchlimmer, je mehr ſich der Geſchmack des Publikums veredelt und, wie das in der That zum Theil ſchon der Fall iſt, den Orcheſter- und Enſembleconcerten überhaupt zuwendet. In aller Stille haben dieſes Jahr die Quartette Vieuxtemps, das berühmte Quartett Mocin-Chevillard, das junge Lalo-Armengaud Jaquard ein großes, zahlendes Publikum um ſich verſammelt. So haben auch die großen Orcheſterconcerte der „jeunes artistes“ unter Pardeloups Leitung dieſen Winter endlich feſten Fuß gefaßt. Die Muſikliebhaber, welche in dem zu kleinen, auf Jahre voraus vermietheten Saal des Conſervatoriums keine Plätze finden, tröſten ſich bei den jeunes artistes, die, freilich bei weitem nicht ſo gut-geſchult und ſo eingeübt wie das Conſervatorium, doch immer Gutes bringen und dabei das Verdienſt haben, jedes mal irgend eine größere Compoſition eines lebenden Tondichters auszuführen. So haben ſie vor kurzem eine große, von ſehr originalem Geiſte und unabhängiger Perſönlichkeit

Digitized by Google

zeugende Symphonie von Theodor Gourz gebracht und noch im letzten Concerte eine von Jaques Rosenhain, „im Frühling," die zwar weniger eigenthümlich, aber voll Melodiefrische und heiterer Anmuth iſt.

Die Orpheoniſten freilich haben kein Theil an dieſem Erfolge der Geſammtconcerte. Sie ſind arg durchgefallen, dieſe ſechstauſend Stimmen, die aus allen Enden und Ecken Frankreichs zuſammen liefen. Es war ein wahrer Hexenſabbath von Stimmen, das Gewaltigſte, das je in der Diſſonanz geleiſtet worden. Sie kamen zu früh zuſammen, dieſe ſechstauſend Schüler; ſie glaubten wahrſcheinlich, daß vereinte Kräfte hinreichen, um Alles zu leiſten, aber die vereinten Kräfte in der Muſik müſſen vor Allem geeinigte ſeyn, und das waren ſie dießmal nicht. Nie hat es in Frankreich etwas ſo Decentraliſirtes gegeben wie dieſen Chor. Die Stimmen gingen auseinander nach allen Richtungen der Windroſe. Nur der Kaiſer gab den Orpheoniſten ſeinen Beifall, aber der Kaiſer hat mehr politiſchen als muſikaliſchen Sinn, das iſt bekannt, und er hörte wohl in dieſen Chören Stimmen, die ſtimmen, und er ſtimmte ſie für ſich. Der Beifall des Kaiſers berauſchte ſie und ſie vertheilten ſich wohl als ſechstauſend imperialiſtiſche Emiſſäre in die Provinzen.

Genf, März.

(Schluß.)

Die „äſthetiſchen Rückblicke" des „Bund." — Die Schweiz als Vermittlerin deutſch-franzöſiſchen Ideenaustauſches. — Die Bibliothèque universelle. — Franzöſiſch-ſchweizeriſche Dichter. — Ein nationales Epos. — Ueberſetzungen aus dem Deutſchen.

Die eigentlich ſchönwiſſenſchaftliche Produktion der deutſchen Schweiz iſt auch im verfloſſenen Jahr nicht bedeutend geweſen. Die „äſthetiſchen Rückblicke" in den letzten Decembernummern des „Bund" von 1858, womit die ſeitherige Redaktion des Feuilleton von ihren Leſern Abſchied nahm, finden aus der geſammten literariſchen Thätigkeit der ſchweizeriſchen Dichter und Schriftſteller während des verwichenen Jahres wenig Nennenswerthes hervorzuheben. Zwei „züritütſche Idyllen" von Auguſt Corrodi, die Novellenſammlung „zwiſchen Jura und Alpen" von Frei, und ein fünf Strophen langer „Sängergruß" von Gottfr. Keller, das ſind die „einzigen Goldkörner, die der Kritiker aus dem Wuſt des im letzten Jahre bedruckten Papierberges herauszuleſen vermag." Auch des unmittelbar nach dem ſchweizeriſchen Sängerfeſt in Zürich (Sommer 1858) conſtituirten Literatenvereins gedenken jene Rückblicke und äußern ſich darüber folgendermaßen: „Unſereiner iſt noch immer der Meinung, daß unter allen Hantierungen das Poetengewerbe ſich am wenigſten dazu eignet, aſſociationsweiſe betrieben zu werden. Literatenvereine — fürchten wir — werden ſich kaum je des Zudrangs Unberufener, die am Druckfieber leiden, erwehren können; ſie werden bald in Coterien ausarten und zu Aſſecuranzgeſellſchaften gegenſeitigen Lobes werden. Dagegen würden wir eine Zeitſchrift, die ſich würdig und fähig zeigen ſollte, das Organ der ſchweizeriſchen Literatur zu ſeyn, mit aufrichtigem Vergnügen begrüßen. Nur verlangen wir von einer ſolchen, daß ſie nicht nur dem Namen, ſondern auch dem Sinn und Geiſt nach eine ächt ſchweizeriſche ſey; wir verlangen ferner, daß ihr ſo viel an ihrer eigenen und der Ehre ihrer Mitarbeiter gelegen ſey, auch in literariſchen Dingen das ſiebente Gebot heilig zu halten."

Zum Verſtändniß vorſtehender Zeilen iſt nämlich noch hinzuzufügen, daß der Verein einen lyriſch-novelliſtiſchen Almanach „Helvetia," ſo wie eine Zeitſchrift: „Monatblätter des ſchweizeriſchen literariſchen Vereins," die in Bern erſcheinen ſoll, begründet hat. Die „ſchweizeriſchen und in der Schweiz wohnenden Dichter, Dichterinnen und Literaten" wurden bereits vor zwei Monaten von dem einſtweiligen Präſidenten Dr. Henne zu Beiträgen aufgefordert. Die Erinnerung an das ſiebente Gebot, die dem Verein gegenüber als eine Beleidigung erſcheinen könnte, verdankt wohl ihren Urſprung den unliebſamen Erfahrungen, die kürzlich ein berühmter deutſcher Romanſchriftſteller an einem ſchweizeriſchen Journale gemacht hat. Im übrigen kann man obige Bemerkungen des „Bund" nur billigen. Die formelle Aſſociation in der Literatur einführen, mit Hülfe derſelben ein ſchöpferiſches Wirken, wo es ſich doch bisher nicht frei aus ſich ſelbſt heraus geſtaltet,

Digitized by Google

hat, erzeugen und anregen zu wollen, dürfte seine großen Gefahren haben. Wenn aber schon bei der Begründung in Zürich ein Mitglied den Verein als die „Blume aller schweizerischen Vereine“ hoch leben ließ, so mußte das damals jedenfalls als ein höchst bedenkliches Selbstvertrauen erscheinen. Erst Wurzeln, dann Blumen! — Uebrigens hoffen wir dennoch, daß der Verein uns Gelegenheit geben wird, nächstens Erfreuliches über seine Wirksamkeit mitzutheilen. So viel uns bekannt, fehlt es wenigstens nicht an tüchtigen Elementen unter den Mitgliedern.

Schon seit einer längeren Reihe von Jahren ist der Gedanke einer „Vermittlung deutsch-französischer Ideen“ gewissermaßen ein literarisches Stichwort gewesen. A. Ruge schwebte so etwas vor, als er 1843 in den „deutsch-französischen Jahrbüchern“ ein verfehltes Experiment machte. So lange in der jungdeutschen schönen Literatur und der junghegelschen Philosophie sich jener weichliche humanistische Kosmopolitismus breit machte, war die Zeit einer Vermittlung noch nicht gekommen. Woher sollten die Franzosen die Achtung nehmen? Mit der Kräftigung des Nationalgeistes dagegen auch in unserer Literatur fällt gegenwärtig das von Frankreich selbst ausgehende Bestreben zusammen, sich mit den Ideen und Gedanken, die unser geistiges Leben beherrschen, mehr und mehr bekannt zu machen. Es ist immerhin eine merkwürdige, wenn auch aus innern Gründen sehr natürliche Erscheinung, daß in dem Augenblick, wo in dem „junggermanischen“ Dichterbund der Versuch einer exclusiv-germanistischen Richtung gemacht werden will, in Frankreich sich in der Union des poëtes ein dichterischer Verein gründet, der sich selbst l'école allemande nennt. Mag in beiden Erscheinungen auch vielleicht noch manches Unklare und selbst Unreife liegen, so sind es doch Zeichen der Zeit, von denen ernstlich Notiz zu nehmen ist. Daß in der gebildeten Welt Frankreichs das Bedürfniß einer genaueren Bekanntschaft mit unserer Literatur und dem deutschen Geiste überhaupt in größerer Ausdehnung sich geltend zu machen begonnen hat, davon gibt jedenfalls die Revue germanique genügendes Zeugniß. Daß die politisch-nationale Erhebung, deren Schauplatz Deutschland in diesem Augenblick ist, uns in der Achtung der Besseren unter den Franzosen nur förderlich seyn kann, ist kaum zu bezweifeln, wenn auch augenblicklich die politische Spannung einer literarischen Annäherung hemmend in den Weg treten mag.

Man sollte glauben, daß ein Land, das wie die Schweiz politisch von den beiden Hauptrepräsentanten der germanischen und romanischen Race, vom deutschen Bunde und Frankreich, getrennt und also an dem politischen Antagonismus derselben weniger betheiligt, dagegen aber vermöge der Mischung seiner Bevölkerung beiden Stämmen gleichmäßig verwandt ist, sich vorzugsweise dazu berufen fühlen sollte, als Träger einer Vermittlung deutsch-französischen Geistes zu wirken. Hingegen scheint ein direkter Verkehr sich noch immer weit fruchtbarer gestaltet zu haben. Mag es nun daher kommen, daß das geistige Leben in der Schweiz sich über eine secundäre Bedeutung überhaupt noch kaum erhoben hat, sicher ist, daß von einer ernsteren Erfassung jener international-literarischen Aufgabe wenig Spuren zu entdecken sind. So findet das literarische Leben, wie es sich besonders am Genfer See entfaltet hat, gegenwärtig in Zürich, Bern u. s. w. nur noch in kleineren Kreisen Beachtung, während noch zu Anfang des Jahrhunderts der literarische Einfluß der französischen Schweiz ungleich bedeutender war. Es ließe sich vielleicht nachweisen, daß mit dem Abfall des Waadtlandes von Bern das deutsche Element in dieser Stadt, vorzüglich in den mittleren Klassen — in der „vornehmen Welt“ kokettirt man noch gern mit französischer Sprache und französischen Manieren — mehr und mehr erstarkt sey. In einer Hinsicht, um dieß nicht zu übersehen, findet freilich gegenwärtig mehr als jemals ein lebendiger Ideenaustausch zwischen der französischen und deutschen Schweiz, statt, durch die zahlreichen wissenschaftlichen Vereine nämlich, besonders die historischen und archäologischen.

Dagegen tritt uns in der französischen Schweiz eine ähnliche Erscheinung wie in Frankreich entgegen: die wachsende Aufmerksamkeit und Beachtung, die man der deutschen Literatur zuwendet. Namentlich sind die bibliographischen Berichte, welche die Bibliothèque universelle wenigstens vierteljährlich regelmäßig über deutsche Literatur bringt, ziemlich vollständig und beweisen, daß sowohl die wissenschaftliche wie die schöne Literatur Deutschlands in den Kreisen jenes Blattes Gegenstand eines ernsteren Studiums geworden ist.

Indem wir zu einigen neueren literarischen Erscheinungen der französischen Schweiz übergehen wollen, können wir nicht besser zu diesem Thema hinüber geleitet werden, als durch die genannte Zeitschrift, die, selbst ein Stück Literaturgeschichte, das wichtigste Document zur Kenntniß der geistigen Entwicklung in der französischen Schweiz seit 63 Jahren bildet. In dieser Zeitschrift tritt der eigenthümliche Charakter der französisch-schweizerischen Literatur, die sich durch ihre ausgeprägt protestantisch-republikanische Richtung zu einem selbstständigen Zweige der französischen Literatur erhebt, am schärfsten und klarsten hervor. Indem wir uns vorbehalten, ein andermal auf die Geschichte dieses Journals zurück zu kommen, sey hier nur erwähnt, daß es seit Januar 1858 in neuer Folge sowohl materiell nicht unbeträchtlich erweitert, als auch mit einer breiteren Tendenz erscheint. Die Zeitschrift hat sich nämlich die Aufgabe gestellt, ihren seitherigen, mehr lokalen Charakter mehr zu beschränken, und statt dessen den allgemeineren wissenschaftlichen und literarischen Interessen der gesammten Schweiz eine ausgedehntere Beachtung zuzuwenden, wobei zugleich auch der allgemeine literarische Entwicklungsgang aller gebildeten Völker stets gebührende Berücksichtigung finden soll. Außer den genannten bibliographischen Uebersichten sind in dem letzten Jahrgang noch

Digitized by Google

einige größere Aufsätze der deutschen Literatur gewidmet, so über Humboldts Kosmos von Professor L. Dufour, und über Karl August und die Weimarer Feste von 1837 von Ed. Humbert, dem Kenner und Freunde der deutschen Literatur. Größere novellistische Arbeiten haben geliefert: Wll. de la Rive, John Bedot, Charles Dubois, Eug. Rambert. Die eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten, unter denen sich besonders einige historische durch Interesse des Stoffs wie durch Eleganz der Form auszeichnen, müssen wir hier, wo wir es nur mit der schönen Literatur zu thun haben, übergehen.

Unter den während des letzten Jahres erschienenen Erzeugnissen der französisch-schweizerischen Literatur nimmt ohne Zweifel die Lyrik den breitesten Platz ein. Es soll damit freilich nicht gesagt seyn, daß die lyrische Produktion zwischen Jura, Alpen und Rhone quantitativ mit den Gedichtsammlungsbergen, die alljährlich der deutsche Büchermarkt hervorbringt, auch nur annähernd sich messen könnte. Eben so wenig sind wir der Ansicht, daß in gegenwärtiger Zeit die Musen etwa ihren Sitz vom Parnaß an den Genfer See verlegt hätten, denn wahrlich, nicht alles, was hier gereimt wird, kommt von ihnen her. Dennoch ist zuzugeben, daß, wenn man weniger große, stürmische Leidenschaften, hochfliegende, titanische Gedanken, staunenswürdige Ideen, als vielmehr idyllische Weltanschauung, gemüthlich zufriedenes Behagen, religiöse Beschaulichkeit, die fröhlichen Lebensgenuß nicht ausschließt, bei unsern französisch-schweizerischen Lyrikern suchen will, man manchen poetischen Klang, manchen frischen, angiehenden Naturlaut in ihren Gedichten findet. Wo anders aber als in der Lyrik, dieser subjektivsten der poetischen Formen, könnte jenes Element, welches, im Charakter des gesammten Schweizer Volks wurzelnd, auch in allen Zweigen der Literatur zu Tage tritt, wo anders als eben in der Lyrik könnte der helvetische Patriotismus einen freieren und angemessenteren Ausdruck finden? Es ist daher auch diese Richtung, welcher wir bei unsern lyrischen Dichtern häufig begegnen.

Zu dem bedeutendsten, was auf lyrischem Gebiete im vorigen Jahr erschienen ist, sind ohne Zweifel die „Etrennes Vaudoises, poésies par Félix Chavannes“ (Lausanne, 1838) zu zählen. Der Verfasser ist einer jener waadländischen Landpfarrer, als deren Typus während der ersten drei Decennien unseres Jahrhunderts der Decan Bridel zu Montreux gelten konnte, der wegen seiner Gelehrsamkeit und Gastfreundlichkeit in allen Reisehandbüchern (wenigstens den englischen) genannt, und dessen Andenken durch die ihm gewidmete biographische Skizze des waadländischen Historikers Vulliemin verewigt wurde.

Es sind glückliche Leute, diese Landgeistlichen zwischen dem Neuenburger und Genfer See. Den gebildeten und wohlhabenden Familien des Landes angehörend, in einer Gegend lebend, wo Armuth und soziales Elend faßt unbekannt sind, umgeben von einer großartigen Natur und einer Bevölkerung, die sich durch religiösen Sinn auszeichnet, müßten ja die Landgeistlichen des Waadtlandes ganz und gar ihre Stellung verkennen, wenn sie sich allein als die Repräsentanten des geistlichen, und nicht auch des geistigen Lebens überhaupt betrachten und die Pflichten ihrer Stellung auch im letzteren Sinne auffassen wollten. Und in der That finden wir denn auch unter ihnen warme Freunde der Literatur und eifrige Pfleger der Wissenschaften, denen es andererseits bei den zahlreichen Besuchen ausgezeichneter und gelehrter Fremden nicht an der mannichfachsten Anregung fehlen kann. Was die Gedichte von Chavannes betrifft, so tragen sie ächte Lokalfarben, wie sie jetzt so beliebt sind in der landschaftlichen Poesie, den Dorfgeschichten und der Landschaftsmalerei. Chavannes zeichnet das Landpfarrerleben in idyllisch frommer Auffassung, den sonntäglichen Gottesdienst in einer waadländischen Dorfgemeinde eben so naiv, wie malerisch naturgetreu. Auch einige Romanzen befinden sich in der Sammlung, deren eine der „Reine Berthe,“ dieser hervorragendsten Gestalt der waadländischen Volkssage, gewidmet ist. Der Ansicht eines inländischen Kritikers, daß eine nationale Anthologie nur unter der Bedingung, daß sie auch Chavannes berücksichtigt, vollständig genannt zu werden verdiene, wird man nach der Lektüre der kleinen Sammlung nur beistimmen können.

Einen andern liebenswürdigen Dichter lernen wir in Fr. Caumont kennen, der kürzlich: „Mes loisirs, poésies diverses,“ herausgab. (Früher erschien von ihm „Voyage d'un instituteur au Canton de Neuchâtel“). Schon der Vater des Verfassers war Dichter, und dem Sohn ist die Poesie nothwendiges Lebenselement. Er ist ein Mann von sanftem Charakter, gemüthlicher Lebensphilosophie, heiter, scherzhaft, religiös; er nennt selbst seine Muse „einfach, bürgerlich, immer ehrbar,“ und wir müssen ihn deßhalb hauptsächlich jener beschaulich gemüthlichen Richtung zuzählen, die wir oben charakterisirten. — In Il Penseroso, poésies maximes“ hat Fr. Amiel, der sich als Dichter und Schriftsteller schon mehrfach bekannt gemacht hat, eine Art gnomischer Poesie geliefert. Für manche dieser Gedanken und Sentenzen würde sich die einfache natürliche Form der Prosa besser eignen, andere sind in glücklich erfundene und originelle poetische Bilder gekleidet. — In dem „Album poétique, par Henri Blanvalet“ finden wir zahlreiche deutsche Anklänge; wenn wir nicht irren, so sind auch einige dieser tief gefühlten Gedichte in's Deutsche übersetzt. So viel uns bekannt, hat der Verfasser längere Zeit in Deutschland als Erzieher gelebt.

Zu den Gedichtsammlungen, in welchen hauptsächlich der patriotische Ton vorwaltet, sind die „Echos des bords de l'Arve, par J. Vuy,“ welche kürzlich in zweiter Auflage erschienen, zu zählen. Auch der Verfasser dieser Gedichte, der in seinem Heimathscanton Genf eine hervorragende politische Rolle spielt (er ist Mitglied des großen Raths und der Bundesversammlung), hat manche deutsche Anklänge. Er hat, wenn wir nicht irren, seine Studien in Heidelberg gemacht und dort das deutsche Geistesleben

Digitized by Google

und die deutſche Literatur gründlicher kennen gelernt. In der literariſchen Section des „Inſtitut Genevois,“ deſſen Mitglied er wie die beiden vorgenannten Dichter iſt, hat er gelegentlich einige gelungene Ueberſetzungen deutſcher Gedichte, z. B. einige Balladen von J. Kerner, vorgetragen.

In Ch. L. de Bons, der unter dem Titel „les Hirondelles“ eine Sammlung lyriſcher Gedichte herausgab, lernen wir einen Poeten kennen, der bereits das Schwabenalter erreicht hatte, als er mit dieſem Werke öffentlich auftrat. Manche ſeiner Lieder, die er ſchon in früher Jugend gedichtet, hat er ohne Zweifel nur aus Pietät in die Sammlung aufgenommen; unter den in ſpäteren Jahren entſtandenen zeichnen ſich einige durch Tiefe der Empfindung und vollendete Form aus. Bekannter als durch ſeine lyriſchen Gedichte iſt der Verfaſſer durch ſein nationales Epos: „Diviconˌ ou la Suisse primitive,“ geworden. Die Abtheilung für Literatur des Inſtitut national Genevois hat dieſe Dichtung bei einer 1855 ausgeſchriebenen Preisbewerbung als die beſte gekrönt. Das Epos behandelt, wie der Titel beſagt, jenen tiguriniſchen Heiden, der die Legionen des Lucius Caſſius am Genfer See ſchlug und die Nacken der ſtolzen Römer ſich unter das Joch beugen ließ. Es war jedenfalls eine glückliche Idee, gerade dieſen Stoff, die erſte hiſtoriſch beglaubigte Partie der Schweizergeſchichte, wie Divicon der erſte helvetiſche Name iſt, deſſen die geſchriebenen Quellen gedenken, zur epiſchen Bearbeitung auszuwählen. Das Gedicht ſucht den hiſtoriſchen Einzelnheiten genaueſte Rechnung zu tragen, ohne daß dadurch die Einheit und der poetiſche Schwung beeinträchtigt würde. Einige Kritiker (und zwar ſchweizeriſche) haben jedoch bei dieſer Gelegenheit, wie ſchon öfter, die Manie geadelt, ſtets mit den Heldenthaten der Vorfahren zu prahlen, die allerdings in der Schweiz ſehr gäng und gäbe iſt.

Noch ſey hier erwähnt, daß im vorigen Jahr einem leider zu früh verſtorbenen waadländiſchen Dichter, Durand, die Ehre zu Theil geworden iſt, in's Engliſche überſetzt zu werden. Ein engliſcher Geiſtlicher, Blomefield, der einen Sommer in einem waadländiſchen Alpenthal in ſtiller Zurückgezogenheit zubrachte, glaubte ſeine Muße nicht beſſer verwenden zu können als durch eine Ueberſetzung dieſer idylliſchen, die Schweizernatur mit lebendigen Farben ſchildernden Gedichte. Es kann nicht fehlen, daß ſie in England gebührende Anerkennung finden werden.

Unſere Ueberſicht macht auf Vollſtändigkeit keinen Anſpruch, ſondern beabſichtigte nur einige hervorragendere Richtungen und beliebte Namen der ſchweizeriſchen Literatur zuſammenzuſtellen. Indem wir hier abbrechen, um einige andere Mittheilungen über verſchiedene neu erſchienene wiſſenſchaftliche Bücher von allgemeinerem Intereſſe für einen ſpäteren Brief zu verſparen, können wir doch nicht umhin, noch eines bedauerlichen Verluſtes zu gedenken, welchen die Genfer Literatur im Anfang dieſes Jahrs durch den Tod Oliver-Morhardt's erlitten hat. Er hatte ſich in Genf und der franzöſiſchen Schweiz durch ſein Buch: „Le Château de Monétier, légende Génevoise,“ einen im Scott'ſchen Styl gehaltenen hiſtoriſchen Roman, vortheilhaft bekannt gemacht. Unter ſeinem Nachlaß ſoll ſich eine größere Dichtung gleicher Gattung befinden, wozu der Verfaſſer den Stoff aus den Zeiten des Kampfs zwiſchen Genf und dem Hauſe Savoyen, alſo aus der eigentlich heroiſchen Periode der Genfer Geſchichte, gewählt hat.

Als Nachtrag zu unſerer obigen Bemerkung hinſichtlich der ſteigenden Aufmerkſamkeit, welche man der deutſchen Literatur in der franzöſiſchen Schweiz zuwendet, ſey hier noch bemerkt, daß aus dem letzten Jahre noch einige Ueberſetzungen aus dem Deutſchen zu notiren ſind. Das bekannte Werk Tſchudis über die Thierwelt der Alpen erlebte zwei Ueberſetzungen, wovon die eine in Bern, die andere in Genf erſchien. Der Pfarrer Coindre (in Genf) überſetzte einen „Précis de l'histoire de l'Eglise par le Dr. Clemen“ in Kaſſel). Endlich hat G. Revilliod in Genf, der bekannte Herausgeber wichtiger literariſcher Denkmäler aus der Reformationszeit, Dingelſtedts „Guttenberg“ überſetzt und in einer Prachtausgabe erſcheinen laſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 17. 24. April 1859.

— Durch des Schmerzes Gunst
Ist meinen Blicken aufgegangen
Die tiefe Welt der Christenkunst.

Mit einmal wurden die Antiken
Nur als ein schöner Schein mir kund,
Der uns die Wurzel will ersticken
Auf unserm eignen Lebensgrund.

Lenau.

Die Juno Ludovisi.

Betrachtungen über das antike Kunstideal im Gegensatz zum christlichen.

Wer hat nicht schon einmal wenigstens im Abguß den colossalen Frauenkopf gesehen, den die Archäologen die Juno Ludovisi nennen?

Viele konnten vielleicht, wenn sie von der überschwänglichen Bewunderung hörten, die dem Werke gezollt wird, nicht begreifen, daß dieser Kopf der schönste der Welt seyn solle. Er ist zu massenhaft, als daß das nicht gesteigerte Gefühl sofort seinen vollen Inhalt harmonisch empfinden könnte. Die Saite unseres Gemüths, die der Anschauung des Großen entspricht, wird zu stark angeschlagen, als daß ihr Klang nicht den der andern Saiten überschreien müßte. Und noch mehr: nicht Größe allein, — Kälte ist es, was uns zunächst hier anweht. Göttliche Majestät athmet das ganze Bild, und das Wesen dieser Majestät ist die Bedürfnißlosigkeit.

Was kann aber meinem Gemüth ein Wesen seyn, das in sich fertig ist, das meiner nicht bedarf, und auch nicht den Drang hat, aus sich heraus mir helfend beizustehen, das schlechtweg nur in sich beruht? Hier ist das flüssige Gold des Begehrens und Wollens in einer schönen Form gleichsam erstarrt; deßhalb erstarrt auch meine Seele, wenn ich das Bild anschaue.

Das Ideal des Hellenen war der sich selbst genügende Mensch. Und was anders ist der Gott als dieses Ideal? Er steht immer auf der Akme des Altars, er macht keine Entwicklung durch, er ist stets sich selbst gleich, selig, d. h. ohne Sorgen. Nicht als ob nicht die Griechen, besonders auch ihre Dichter die Götter oft und schlimm genug in menschliche Leidenschaft und niedriges Treiben verwickelt gedacht hätten. Jenes war eben die reinste, die erhabenste Weise, in der sich der Hellene ihr Wesen vorstellte.

Ich habe die Juno Ludovisi Monate lang Tag für Tag betrachtet: die klare und doch nicht glatte, kühn und doch unendlich sanft nach vorn und oben vorgewölbte Stirn, an die sich die breite fleischige Nase in fast gerader Linie ansetzt, die schwellenden Lippen, voll des frischesten Lebens, die sich halb öffnen, um ein stolzes Wort zu sprechen, das majestätisch gerundete Kinn, das vollkommene Oval der Wangen, auf denen nicht die leiseste Andeutung eines Mangels an Fülle und erinnern könnte, daß sie von Sorge und Leidenschaft je etwas erfahren, und dazu unter der mächtigen Stirn, aber von sanften, weichen Linien eingefaßt, wie alles an diesem Frauenkopf rund und weich ist, das weitgeöffnete ruhige Auge; endlich dieses Antlitz, das alle andern an untadelhafter Schönheit übertrifft,

Digitized by Google

umkränzt von den weichen, einfach geschlängelten Locken und abgeschlossen durch das Zeichen der Majestät, das Diadem der Götterkönigin. Man hat schon in der Perlenschnur unter dem Diadem eine Zierde gesehen, womit das Weib sich geschmückt; wer sieht aber nicht, daß dieses Weib keines Schmuckes bedarf? daß jene Perlenschnur dem Künstler nur dazu diente, die Wellenbewegung der Locken mit der ruhigen, nur im obern Theil durch flaches Relief gezierten Stephane zu vermitteln? Und dieser Hals! Weich wie zarter Frauenleib, sanft geschwellt von einer süßen Fülle, von unnachahmlicher Grazie in all den zahllosen Wellenlinien, aber fest wie eine starke Säule, biegsam und doch nie, selbst vor dem Götterkönig nicht gebeugt, würdig, ein solches Haupt zu tragen. Die Göttin ist Weib, aber nur soweit ein Weib so heißen kann, das niemandes Liebe bedarf.

Doch ich sehe sie wieder an, die Büste, — und noch einmal. — Denn wie ist mir? Ist sie glücklich, diese stolze Frau? Ist das Seligkeit, die Seligkeit des Olympos, die in diesen Zügen sich kundgibt?

Schön war die griechische Welt; aber jene antike Schönheit des Leibes und Geistes war auch ihr höchstes Gut. Nur Einzelne haben in bachischen Taumel sich gestürzt, Viele haben stolz ihr Schicksal getragen, oder sind ihm wie Niobe stolz erlegen. Man halte diese Niobe an eine büßende Magdalene, und ein düsterer Schatten fällt auf die griechische Welt. Es gibt in ihr aus Sünde und Unglück keine Rettung, keinen lebendig machenden Balsam für ein brechendes, ein gebrochenes Herz. „Rechnet man," sagt Böckh am Schluß seines Staatshaushalts der Athener, „die großen Geister ab, die in der Tiefe ihres Gemüths eine Welt einschließend sich selbst genug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und in der Blüthe der Freiheit unglücklicher, als die meisten glauben."

Allein, könnte man sagen, jene Männer, die in der Tiefe ihres Gemüthes eine Welt einschlossen, sie waren doch groß. Sie besaßen jene antike Größe, zu der wir bewundernd aufschauen. Die Jünglinge wurden Männer, große Bürger, sie haben sich ausgebildet, haben gewirkt und alle ihre Anlagen entwickelt, bis sie endlich so vollendete Gestalten waren, wie der gewaltige Donnerer Perikles und der Musen holder Liebling Sophokles.

Wohl, aber derselbe Sophokles hat einen entsetzlichen Gedanken, der bei den erleuchtetsten Dichtern des Alterthums wiederkehrt und von dem Aristoteles sagt, er sey seit langer Zeit in Aller Mund, in einen Chorgesang seines Oedipus auf Kolonos verflochten und ausgeführt:

„Nicht das Licht zu erblicken, wär'
Mehr als Alles; nachdem man ward,
Dahin wieder, woher man kam,
Baldigst zu gehn, ist zunächst das Beste."

Aehnlich sagt z. B. Menande:

„Der, den die Götter lieben, findet früh den Tod."

Auch der bildenden Kunst ist der Ausdruck solchen Schmerzes nicht fremd. Ich meine nicht bloß die Niobiden oder die Medusa Rondanini, diesen verzweiflungsvollen Aufschrei des Hellenenthums, den Ausdruck einer Verzweiflung, die sich weder aufbäumen noch krümmen kann unter dem furchtbaren Tritt der Gottheit, noch demüthig sich ergeben: auch jener wunderliebliche Satyr des Praxiteles, der in süße Träume verloren sich an einen Baumstamm lehnt, wird er nicht auch einst, nachdem er zu suchen begonnen und nicht gefunden, was er gesucht, in bachischem Taumel zu ersticken suchen, was innerlich in ihm fortweint? Und jener Eros desselben Meisters, welch ein tiefer Schmerz hat auch ihm schon das Köpfchen gebeugt, die zarten Wangen schmäler gemacht! welche Sehnsucht zittert in seinen Lippen, scheint sich in seinen Augen zu spiegeln! Sicher treten gerade dadurch die Alten uns menschlich näher, daß wir auch bei ihnen unter der antiken Ruhe ein warmes, menschliches, gequältes Herz pulsirend wissen. Nur, so gut sie die erstarrende Verzweiflung kannten, den Kelch der erhabensten und tiefsten Schmerzen haben sie nicht geleert, die Schmerzen der Sünde und des Kampfes mit der Welt, und das allein wahre Glück haben sie nicht gekannt, die höchste und reinste Seligkeit, die einer mit dem unendlichen Gott versöhnten und geeinten Seele. Auf dem höchsten Gipfel ihres Glücks sind sie dem Unglück verfallen, weil sie die Demuth und die göttliche Liebe, die sie stets suchen müssen, stets entbehren.

Wir betrachten unsern Kopf noch einmal. Ist es uns jetzt nicht, als müßte dieser stolze Geist auch Zeiten haben, wo die Göttin mit all ihrer Hoheit und stolzen Größe sich in den Staub werfen möchte und um ein Wort der Liebe flehen, als sey doch diese Selbstgenügsamkeit nur Maske? Der feine Kunstsinn eines Welcker glaubte einen Zug von Wehmuth auf dem Antlitz der Here zu sehen. Und in der That, wenn auch nur für den tiefer Blickenden sichtbar, lauert auch hier der Schmerz, bereit hervorzubrechen, unter der Oberfläche. Es ist etwas an dem Wort, daß nur Sonntagskinder in diesen alten Statuen lesen können. Sie bergen Räthsel, sie sind tief angelegt, und es ist jenen großen Künstlern

Digitized by Google

so wundervoll gelungen, was sie innerlich schauten, in Marmor und Erz zu gestalten, daß in den Stein alles übergegangen ist, was der Künstler gedacht und empfunden, auch das, dessen er sich selbst nicht völlig bewußt wurde, wovon er sich keine Rechenschaft hätte geben können. So wollte auch der Künstler, der unsere Juno schuf, die selbstgenügsame, in sich vollendete Majestät der Göttin darstellen. Aber das Ideal, das er mit seinem innersten Lebensblute tränken mußte, um es so groß und kraftvoll zu schaffen, konnte nicht frei bleiben von jenem Leide. Wie sollte er himmlisches Genügen, göttliche Seligkeit in seinem Geiste schauen können, ohne daß er je ahnend, hoffend ihrer theilhaftig geworden war?

Man vergleiche diese Juno mit einer Madonna von Raphael. Dieser Künstler kannte jene heiligen Schmerzen. Er wollte tiefes Leid darstellen, nicht zwar die Schmerzen der Sünde, aber die Schmerzen der selbst sündlos gedachten Mutter dessen, der den Schmerz über die Sünde der ganzen Menschheit in seinem Busen getragen hat. Selbst bei der Sixtinischen Madonna ergreift uns ja der Ausdruck inneren Leids mit ursprünglicher Gewalt. Aber ganz im Gegensatz zu der Erfahrung, welche wir bei der Antike gemacht, je länger wir das Bild betrachten, um so mehr erfüllt unsere Herzen ein Abglanz des himmlischen Friedens, der göttlichen Seligkeit, welche die Madonna durchleuchten. Sie ist ein Bild des überwundenen Schmerzes; in ihren Augen wohnt Milde, auf ihren Lippen Sanftmuth und Mitleid. Und wo ist alles dieß bei der Juno Ludovisi?

Man hat daran gedacht, Polyklet aus Argos, der das unserem Junokopf zu Grunde liegende Idealbild schuf, habe in ihm die argivische Ehegöttin dargestellt, nicht die Königin des Himmels, und man wollte daraus das Herbe in dem Ausdruck des Werkes erklären. Und allerdings ist die Hera, die der Argiver Polyklet darstellte, zunächst als die argivische Göttin, das heißt die Ehegöttin mit Bezug auf Erde und Unterwelt zu fassen. Daraus erklärt sich der Granatapfel, der Chor von Chariten und Horen auf dem Stephanos der Polykletischen Statue, und dazu stimmt in der Hauptsache auch die Stephane mit vegetabilischen Ornamenten auf unserem Colossalkopf. Aber wie in dem Bewußtseyn der Hellenen überhaupt die alte Idee der Erdgöttin hinter der der Zeusgemahlin zurück trat, so scheint auch die Annahme unabweislich, daß Polyklet darnach gerungen habe, die höchste Idee, die seiner Zeit von der Gemahlin des Königs der Olymposbewohner inwohnte, in diesem Bilde auszudrücken, daß er nicht die argivische, sondern die hellenische Hera habe darstellen wollen. Denn auch damit ist nicht alles erklärt, wenn man sagt, die Göttin sey nicht Jungfrau, nicht Mutter, sie sey Frau, Gattin, und zwar im strengsten, ernstesten Sinn, sich gleich bewußt ihrer Pflichten wie ihrer Rechte, und deßhalb von fast herbem Charakter. Man kann dem Kopfe, und das ist das Geheimniß seiner Größe, nicht bloß kein bestimmtes Lebensalter zusprechen; er ist nicht nur „unalternd stets und unsterblich;“ bei aller feinsten Individualität des Ausdrucks ist er völlig hinausgehoben in das ideale Reich und deßhalb über Alles erhaben. Wenn also der Künstler auch sich insofern an die Idee der alten argivischen Hera hielt, daß er ihre symbolischen Zeichen beibehielt, die durch eine heilige Ueberlieferung fest vorgeschrieben waren, so rang er doch im Ausdruck nach keinem andern Ziel, als nach dem Ideal der erhabensten, königlichen Frau.

Vergleichen wir die Köpfe der Athene, die uns als die besten erhalten sind. Sie haben nicht jene hocherhabene Gewalt des Ausdrucks. Nicht Majestät, sondern die tiefste Weisheit und Besonnenheit hat in ihren scharfen, kantigen Formen den höchsten plastischen Ausdrud gefunden. Aber auch diese Besonnenheit wirkt erkältend. Eine Jungfrau, die nie Unglück oder auch nur irgend welche Sorge empfinden wird, und die doch menschlich gestaltet ist!

Viel näher steht uns dagegen Aphrodite; sie hat doch eine Sehnsucht, wenn auch nur eine sinnliche. Athene aber und Hera, sie sehnen sich nicht und suchen nicht, sie sind sich selbst genug. Selbst ein Größerer als der Zeus Otricoli wird in dieser Juno keine Leidenschaft erwecken, und jener — wie klein ist er neben ihr!

In der That, wenn ich versuche, den Zeus des Phidias meinem innern Auge zu vergegenwärtigen, so kann dieß, so weit es überhaupt geschehen mag, ohne lächerlich oder vermessen zu werden, nur geschehen, indem ich die Züge der Büste von Otricoli zu einer Großheit steigere, von der sie ferne sind und die ich mit meinem innern Auge ahnend und annähernd nur schauen kann, indem ich von der Betrachtung der Juno Ludovisi ausgehe. Unzweifelhaft zwar ist, daß der Zeus des Phidias von noch weit größerer Majestät war. Als Meister der erhabenen Schönheit steht ja Phidias unbestritten auf der höchsten Höhe im Reiche der Plastik. Dagegen steht es fest, daß Polyklet schon den Alten das Höchste in schöner Kunst geleistet zu haben schien. Denn der Decor, den ihm Quinctilian „mehr als den übrigen,“ d. h. vor allen andern zuschreibt, was ist er anders, als das klare Wasser der reinen Schönheit inmitten der verfeinerten Kunst des Praxiteles und der erhabenen des Phidias? Und ist es nicht, als wäre es wie mit Rücksicht auf diese

Digitized by Google

Erörterung geſagt, wenn Quinctilian hinzufügt, Polyklet habe einerſeits der menſchlichen Geſtalt Schönheit verliehen über die Wahrheit hinaus, andererſeits ſcheine es, er habe der Hoheit der Götter nicht den erſchöpfenden Ausdruck gegeben? Die Alten verſuchten, über den bloß auf's Höchſte geſteigerten Menſchen hinauszukommen zu einer Vorſtellung von Göttern, die mit übermenſchlicher Hoheit ausgeſtattet den ſchauenden Menſchen mit Schauern der Ehrfurcht erfüllten. Und ſo beſtand die Größe des Phidias eben darin, daß er das Ideal eines Gottes zu concipiren wußte, das über die höchſte Schönheit, die einem Menſchen beigelegt werden zu können ſchien, noch hinaus reicht. Quinctilian ſagt, ihm ſey ein Werk gelungen, das die Majeſtät des Gottes „erreiche.“ Aber es geht dieſen Worten voran: es ſey, als wenn der Künſtler der „beſtehenden Religion ein neues Moment hinzugefügt,“ als wenn er die Idee der Nation von dem Gott noch geſteigert habe. Doch bloß vom Zeus hören wir das beſtimmt geſagt, nicht von der Athene deſſelben Künſtlers. Man könnte alſo ſagen: in jenem Gott gehe der helleniſche Künſtlergeiſt über die beſtehende Religion hinaus und erreiche, indem er das thue, die Majeſtät eines Gottes, der nicht nur die Spitze des helleniſchen Polytheismus iſt, ſondern in gewiſſem Sinn auch darüber hinaus liegt.

Aber auch des Phidias Athene, ja ſelbſt ſein Zeus laſſen uns im tiefſten Innern unerwärmt. Athene iſt erhabener als irgend ein menſchliches Weib; aber erhaben im Sinne des modernen Ideals iſt ſie nicht, nicht ſo, daß der Geiſt überſchüſſig wird über die Form. Und ſein Zeus! In dieſem Punkte muß er doch auch das auf ſich anwenden laſſen, was von der Juno Ludoviſi geſagt wurde. Auch er war nicht durchleuchtet von der Fülle eines ſeligen Geiſtes. Auch er hatte der Liebe nicht, er kannte nicht die Schmerzen, nicht den Kampf eines um ſeinen innern Frieden mit der Welt kämpfenden Geiſtes, und konnte deßhalb auch den höchſten Frieden, den *nach* dem entſcheidenden Kampf, nicht zeigen.

Sie iſt vollendet in ſich, dieſe Juno Ludoviſi, „und doch,“ ſo bemerkte ſchon Schiller in jenen Meiſterworten der Briefe über äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts (Schluß des 15. Briefs), „und doch ſchreckt uns ihre himmliſche Selbſtgenügſamkeit zurück.“

Der Grund dieſes innern Zwieſpalts zwiſchen dem Bilde und uns ſpringt jetzt in die Augen. Er liegt einfach darin, daß in jenem Kopfe das antike Ideal vollkommen realiſirt erſcheint, unſer Ideal aber ein anderes geworden iſt, als das antike, weil unſeres nicht ein Menſch iſt, in dem die ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, irdiſches Begehren und geiſtiges Wollen ſich im ſchönen Gleichgewicht befinden, ſondern ein Menſch, in dem nach gewaltigem Kampf der Geiſt durch den Beiſtand des göttlichen Geiſtes einen vollkommenen Sieg über den natürlichen Menſchen errungen hat, einen Sieg, nicht über einen Feind, der auch überwunden immer noch Feind iſt, ſondern einen Sieg, durch den ſich der Ueberwundene in freier Liebe dem Ueberwinder zu eigen gibt. Ein Kampf auf Leben und Tod muß vorhergehen, und am Ende muß der Geiſt herrſchen *über*, nicht bloß in und mit dem Leib. Mit Einem Wort: für die moderne Weltanſchauung iſt nicht das Gleichgewicht des Sinnlichen und Geiſtigen in ſelbſtgenügſamer Ruhe das Höchſte, ſondern die in den ſchmerzvollſten Kämpfen gewonnene, aber ſiegesgewiſſe Herrſchaft des mit dem zugleich ewig tranſcendentalen Gottesgeiſt verſöhnten und geeinten Geiſtes über die von ihm überwundene, aber immer mehr zu ihm heraufgehobene und durchgeiſtigte Natur. Dieſer überſchwängliche Geiſt iſt es, der uns in einer chriſtlichen Madonna entzückt, deſſen Fehlen uns beim Anblick einer antiken Statue erkältet.

So bekommt die Kunſt freilich ein unerreichbares Ideal: ſie ſoll etwas darſtellen, was wieder über ſie, die im begrenzten Stofflichen arbeitet, hinausliegt; und je mehr ſie dieß thut, deſto mehr Schwierigkeiten findet ſie in der Annäherung an ihr Ideal, die Sculptur mehr als die Malerei, dieſe mehr als die Muſik, und dieſe mehr als die Poeſie.

Aber das iſt ja eben der Charakter des Chriſtenthums, welches den Kampf und das Schwert bringt und zugleich den Frieden, jenen höheren Frieden, der nur jenſeits des Kampfes liegt, und deßhalb der allein wahre iſt, weil er den Kampf nicht ſcheute, ſondern bis in ſeine letzten Gründe durchkämpfte. Jener andere Friede kann uns ſchaudern machen, wenn wir an den Augenblick denken, wo er aufhört und der Kampf beginnt; dieſer dagegen macht uns ſelig, auch wenn er nicht ohne Spuren ſchwerer Wunden bleibt, da der Kampf überwunden oder die Gewißheit des Sieges geboten iſt.

Alſo das moderne Ideal kann nicht Eins ſeyn mit dem antiken. Und iſt es nicht die beſte Probe für die obigen Sätze, wenn die *Geſchichte* der Kunſt ſie beſtätigt?

Je näher der modernen Zeit, deſto ſtärker überwiegt die Malerei die Sculptur, und beide die Muſik, ſie, die mehr als irgend eine andere Kunſt fähig iſt, das Ueberſinnliche ahnen zu laſſen und das Gemüth für den Eindruck deſſelben zu erſchließen. Es erſcheint deßhalb eben ſo charakteriſtiſch als naturgemäß, daß der Proteſtantismus, indem er die Religion wieder zu verinnerlichen unternahm, während er der religiöſen

Digitized by Google

Sculptur und Malerei gegenüber eine mehr oder weniger feindſelige Haltung annahm, der Muſik in ſeinem Cultus ihren Platz nicht verkümmerte, ſondern von Anfang an mit ſo großem Eifer und Erfolg die kirchliche Muſik pflegte. Zugleich bekam auch die Muſik des Katholicismus, der ſelbſt von der religiöſen Strömung jener Zeit erfaßt worden war, in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts durch Paleſtrina einen ſo erhabenen und innigen Charakter. Und wo hat der chriſtliche Glaube einen erſchöpfenderen künſtleriſchen Ausdruck gefunden, als in einem Oratorium von J. S. Bach oder Händel?

Natürlich ſoll von uns der religiöſen Malerei und Sculptur der Krieg nicht erklärt werden. Im Gegentheil, aber man kann nicht läugnen, daß die moderne Kunſt im Contraſt zur antiken, die ihr religiöſes Ideal in der Sculptur verkörpert ſah, gerade in dieſer mit dem geringſten Erfolge arbeitet. Um das religiöſe Ideal der modernen Welt auszudrücken, bedarf es der weit reicheren, geiſtigeren Mittel der Malerei. Man denke ſich die Hera Ludoviſi gemalt, oder die Sixtiniſche Madonna in Marmor! Wie kalt läßt uns der Chriſtus von Dannecker! Wie ſpricht der Chriſtus mit dem Zinsgroſchen des Tizian zu unſerem Herzen! Mit ſo unendlicher Gewalt jedoch ergreift auch dieſer edelſte und ausdrucksvollſte aller Chriſtusköpfe nicht unſer Gemüth, wie das Requiem von Mozart, eine Paſſion von Bach.

Aber die Poeſie? Iſt auch ſie, die das geiſtigſte Material hat, die in Formen arbeitet, welche ſelbſt faſt nichts ſind, als geformter Geiſt, iſt auch ſie das beſondere Eigenthum der modernen Zeit? Gewiß nicht. Die Poeſie iſt im Grunde ja auch gar nicht an die andern Künſte zu reihen, ſie wiederholt in ſich alle Kunſtformen der andern. Aber in dieſem Sinne ſpricht doch auch wieder die Abnahme der Vollendung des plaſtiſchen Elements innerhalb der Poeſie für unſere Sätze. Die plaſtiſche Vollendung wird allerdings ſtets Aufgabe der Poeſie bleiben, ſie wird, wie der einzelne Menſch ſtets den Abſchluß ſuchen muß, ſtets nach Objektivität zu trachten haben, aber ſie wird nicht vergeſſen dürfen, daß wer auf das heutige Geſchlecht im Großen wirken will, ſtärker wirkt, wenn er nicht bloß objektiv iſt, wenn er nicht beim Gleichgewicht des Sinnlichen und Geiſtigen ſtehen bleibt, wenn die Form, wie dieß in Wahrheit auch bei dem größten modernen Dichter, bei Shakeſpeare, der Fall iſt, zwar den Inhalt umkleidet, aber lieber bis an die äußerſte Grenze der ſchönen Form ausgedehnt wird, ja noch drüber hinausgeht, als daß ihr der Gedanke, der Geiſt geopfert wird. Es iſt ein vergeblicher Verſuch, gerade die größten poetiſchen Meiſterwerke der neuen Zeit nach den Grundſätzen der antiken Theorie und Kunſt rechtfertigen zu wollen, und wir wiſſen, zu welchen Fehlgriffen andererſeits unſer großer Schiller, von einer, aus vergangenen Idealen geſchöpften und daher falſchen Theorie verführt wurde. Schiller iſt der Liebling unſerer Nation mit Recht geworden trotz jener Theorie, weil ſie, aus welcher heraus auch jener oben citirte Brief geſchrieben iſt, ſeine urſprüngliche, nach dem Höchſten, Geiſtigſten ringende Natur, die eben auch in jenen angeführten Worten durchſcheint, zeitweiſe auf Irrwege führen, aber nicht umwandeln konnte.

Freilich wird man mir ſagen, von dieſen Grundſätzen aus ſey eine abſolute Aeſthetik gar nicht möglich, ja man müſſe die Ausführbarkeit einer vollendeten Kunſtform der Poeſie insbeſondere läugnen. Ich gebe das zu; ja ich ſcheue mich nicht, es auszuſprechen, daß, ſo ſehr es zu beklagen wäre, wenn die Poeſie, wenn die Kunſt überhaupt aufhören würde, das Leben mit ihren Schöpfungen zu bereichern, die Jetztzeit allerdings der ſchönen Kunſt inſofern entwachſen iſt, als ſie ihre abſolute Befriedigung in jener Schönheit allein nicht mehr zu finden vermag. Und auf dieſe Weiſe wird die Kunſt keineswegs etwa wieder zurückgedrängt auf die von den Hellenen hinter ſich zurückgelaſſene Stufe ſymboliſcher Darſtellung. Denn das Symbol ſagt weniger, als es iſt, das chriſtliche Kunſtwerk ſoll mehr ſagen, ſo daß vielmehr die Kunſt wie die Menſchheit nur langſam herantreten kann zur Löſung dieſer unendlichen Aufgabe, die ihr in einer ewig nur relativ zu realiſirenden, aber unendlich höheren Schönheit, als die antike war, geſtellt iſt. Zugleich erhält von dieſem Geſichtspunkt aus auch diejenige Aeſthetik ihre richtige Würdigung, welche ſich die bloße Form zum alleinigen Gegenſtand nehmen will und die Schönheit in den Verhältniſſen der Form finden zu können wähnt.

Die Schranke zwiſchen Sinnlichem und Geiſtigem, zwiſchen Wollen und Seyn, zwiſchen Form und Stoff aufzuheben, ſo daß ſie einander gegenſeitig durchdringend ſich völlig decken, iſt ſtets die Aufgabe des Menſchen geweſen, die Aufhebung als vollendet darzuſtellen, ſtets die Aufgabe der Kunſt. Dem Chriſtenthum aber iſt noch das Weitere zugefallen, wodurch die Menſchheit eine neue geworden iſt und immer mehr werden ſoll, den tranſcendentalen göttlichen Geiſt in den natürlichen aufzunehmen und dieſe Aufnahme, die es im Glauben vollzogen hat und dauernd vollzieht, mit all ihren Folgen im Leben durchzuführen, in der Philoſophie zu begreifen und in der Kunſt zur Anſchauung zu bringen.

Dieſe Aufgabe iſt unendlich größer als die der antiken Welt; ſie wäre auch unendlich ſchwer, nein

Digitized by Google

gar nicht zu lösen von dem natürlichen Menschen. Aber für dieselbe wurde die kraftvollste, kampflustigste und tiefsinnigste Nation, die der Germanen, von der Vorsehung lang aufgespart und erst im entscheidenden Moment auf das große Schlachtfeld der Geschichte gerufen, eine Nation, deren gewaltigsten Helden der Kampf stets lieber war als der Sieg, wie das Lessing auf geistigem Gebiet so schön ausgesprochen hat, und mit deren kraftvollem Blute auch das der andern Nationen erfrischt wurde. Sie wurde zu Lösung dieser Aufgabe ausgestattet mit göttlicher Kraft, und im unendlichen Progreß kann die Einigung des göttlichen und menschlichen Geistes vollzogen werden. Was aber ist größer und herrlicher, ein menschliches Ziel völlig zu erreichen, oder eine göttliche Aufgabe stets von Neuem, wenn auch stets nur annähernd zu lösen?

Und so schien es angemessen, einmal an einem Höchsten antiker Kunst, und ohne Augen und Sinn den vollen Glanze seiner reinen Schönheit zu verschließen, auf den im Wesen des Alterthums gegründeten Mangel dieses Kunstwerks hinzuweisen, der stets empfunden wurde, ohne daß man diese Empfindung daraus erklärte, daß wir eben ein anderes höheres Ideal im Busen tragen, als selbst ein Polyklet und Phidias, als die antike Menschheit.

München, März.

Aug. Preuner.

Aus meiner Pilgertasche.

J. G. Jacobi und sein Collegium über Aesthetik.

Eine heiterere, anmuthigere Stadt als Freiburg im Breisgau habe ich nirgends gefunden. Nachdem es schon seit einer Reihe von Jahren badisch gewesen, hatte sein Leben noch alle Reize einer österreichischen Provinzstadt, verbunden mit dem regeren Geiste des Rheinlandes, mit einer in alle Adern und Nerven eingedrungenen Bildung durch seine Universität und deren Josephinische Lehrer, wie Rueff, Sauter, Mertens, Hug, Egger ꝛc.; mit einer sich fühlenden und achtenden Bürgerschaft, fern von allem Philisterwesen, wie es in andern kleinen Universitätsstädten häufig so demüthigend erscheint; alle Confessionen durcheinander, verträglich, freundlich, nur dem Judenthum entschieden abhold; eine grundbesitzende Aristokratie an der Spitze, welche Glanz und Leben verbreitete und, ohne für ihr Ansehen im mindesten befürchten zu müssen, in alle Genüsse mit den bürgerlichen Elementen unbefangen sich theilte, den Wissenschaften und Künsten hold sich zeigte und, vorzüglich in ihrem schönen Geschlechte, einer höheren Bildung sich befleißigte, eine Veredlung aller öffentlichen Vergnügungen und häuslichen Kreise erfolgreich erstrebte. Mit Einem Wort: das Leben unter diesen 10,000 Menschen war ein um so angenehmeres, da auch der Boden und die Cultur rings umher an Reichthum und Mannichfaltigkeit mit Heidelberg wetteifern, die ganze Umgegend nach allen Seiten zu den reizendsten Punkten der deutschen Erde gehört, der historischen Merkwürdigkeiten viele, an pittoresken Schönheiten einen unendlichen Wechsel bietet, die lachendste und üppigste Landschaft unmittelbar an eine der wildesten Partien der Schwarzwald-Romantik grenzt, das Landvolk zu den tüchtigsten und liebenswürdigsten aller deutschen Gauen gehört. „Hier ist gut seyn, hier laßt uns Hütten bauen!“

Freiburg! Wie schmerzlich und doch wie wohlthuend umschwebt mich in der Ferne die schöne, süße, heilige Erinnerung, wie lebhaft vergegenwärtigt sich mir Metastasios

— — la favella, i costumi,
l'aria, i tronchi, il terren, le mura, i sassi! —

Den wohlthätigsten Einfluß auf das gesellige Leben des Beaumonde von Freiburg übte, ohne es selbst zu beabsichtigen noch zu ahnen, der Dichter der Amoretten und Rosen, der Professor der Aesthetik, J. G. Jacobi. Ein bejahrtes Männchen, nicht sehr flink auf den Beinen, ein wenig unbehülflich mit dem Oberkörper, mit Händen und Armen ziemlich viel gestikulirend, mit von Natur sonorem, aber bereits gedämpftem Organ, vor der Mehrzahl der Professoren ausgezeichnet durch ein reineres Deutsch, unwiderstehlich anziehend durch die seelenvollen freundlichen Augen, die harmlose Schalkheit um seine Mundwinkel, eine unverkennbare Gutmüthigkeit,

Digitized by Google

eine ſtets lehrreiche Unterhaltung ohne Pedanterie und Aufdringlichkeit, außer ſeinen Collegien und Dichtſtunden gern von Jugend umgeben, mit ihr ſtets jugendlich heiter, die ganze Welt im roſenfarbenen Lichte ſehend, über alle Gegenſtände der Unterhaltung einen poetiſchen Duft verbreitend. Doppelt glücklich und liebenswürdig war er aber, wenn der geſellige Kreis auch einige junge Frauen und Mädchen enthielt; ſeine Züge ſtrahlten in Wonne, ſeine rührend heitere Galanterie belebte die reizenden Weſen mit noch höherem Reiz, weckte den Geiſt des Breisgauiſchen Frohſinns und alle jene duftigen Blüthen einer edlen Erziehung und Bildung ſo natürlich, daß die Unterhaltung unwillkürlich ſtets über die Gebiete des gewöhnlichen Salonjammers ſich erhob.

So fanden ihn eines Tags Frau von Staël und Schlegel bei ihrem kurzen Beſuch von Freiburg. Wie intereſſant für uns Alle auch die Erſcheinung der beiden berühmten geiſtreichen Gäſte war, ſo verblüffte ſie uns doch mehr, als daß ſie einen nachhaltig wohlthuenden Eindruck hervorgebracht hätte. Die ſehr kurze Converſation drehte ſich nur um das Allergewöhnlichſte, dann entſchuldigte ſich der Hausherr und führte ſie in ſein Studirzimmer, wo ſie ebenfalls nicht lange verweilten. Vor der Hausthüre harrte ihrer ein Lohndiener mit einem mächtigen Pack Bücher. Hier ſagte ſie beim Fortgehen zu Schlegel: „Uebrigens hat dieſer würdige Greis das glückliche Geheimniß ewigen Jungbleibens in der Umgebung der Jugend gefunden.“ Den Vorderſatz davon hatten wir nicht verſtanden, das „übrigens (au reste)“ ſchien uns aber irgend einen Tadel anzudeuten. Darüber unmuthig ſchloſſen wir das Fenſter und Gräfin Caroline faste mit boshaftem Lächeln: „Au reste wäre dieſer berühmten Dame das Geheimniß des ewig Jungbleibens ſehr zu wünſchen!“

Jacobi las in ſeiner Wohnung ein Privatiſſimum über Aeſthetik, woran außer mehreren Studenten die Crème der weiblichen jungen Welt ſehr eifrigen Antheil nahm; dieſer Umſtand erklärt vielleicht, warum jenes Collegium nur bei außergewöhnlichen Abhaltungen geſchwenzt wurde, uns Allen ſtets eine erſehnte Erſcheinung blieb.

Der Profeſſor trat ein mit einem Päckchen Bücher und Schriften unter dem Arm. Alles erhob ſich in ehrfurchtsvoller Liebe. Mit einem Blick der Freude und des Wohlwollens überſchaute er die Verſammlung, verbeugte ſich leicht, beſtieg ſein Katheder, machte eine zweite Verbeugung, ordnete ſeine Bücher und Papiere vor ſich, nahm einen Schluck von dem ſeitwärts bereit ſtehenden Zuckerwaſſer, richtete ſich dann auf, forſchte mit einem zweiten Blicke, ob die ganze Zuhörerſchaft ſich bereits wieder geſetzt, die Hefte zurecht gelegt und die Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet habe. Hierauf begann er ſeinen Vortrag mit einer einfachen Recapitulation der letzten Vorleſung und führte, ohne Unterbrechung daran anknüpfend, auf dem glatten, blumenreichen Pfade ſeiner äſthetiſchen Unterhaltung weiter, von Zeit zu Zeit mit einem Schlückchen Zuckerwaſſer ſich erfriſchend.

Sein Vortrag glich in der That mehr einer populären, lichtvollen, feſſelnden Unterhaltung als einer ſtreng wiſſenſchaftlichen Vorleſung. Niemals ſchwang er ſich über das Niveau ſeiner eigenen Dichternatur in ſonnigere Höhen empor, niemals leitete er in die Tiefen eigentlich philoſophiſcher Anſchauung und wiſſenſchaftlicher Begründung, niemals erſtrebte er eine Erweckung und Schärfung des kritiſchen Elementes, nichts ſchien er eigentlich beleben und fördern zu wollen, als die Freude am Schönen, dieſen beſeligendſten Genuß jedes Gebildeten, den Trieb, überall in der Natur, im Leben, in der Kunſt und in der Poeſie das Schöne zu ſuchen, herauszufinden, zu lieben und in dieſer Liebe ſich ſelbſt zu veredeln.

Freilich war dabei für Aeſthetik und Kritik im eigentlichen Sinne blutwenig zu gewinnen; wer Luſt dazu und Sinn dafür hatte, mußte ſeine Ausbildung auf andern Wegen ſuchen. Aber deßhalb waren ſelbſt für Höherſtrebende dieſe Vorleſungen nicht als unfruchtbare Vergeudung der Zeit zu betrachten; im Gegentheil waren ſie gerade durch ihre Einſeitigkeit ein natürliches und ſtachelndes Reizmittel zu gründlicheren Forſchungen und Studien auf dieſem Gebiete. Auf den Geiſt der übrigen wirkten ſie unfehlbar mannigfach mildernd und verſchönernd und durch die weibliche Zuhörerſchaft vielfach veredelnd auf die geſelligen Kreiſe ein.

Wie die Nachwirkung des Hauſes Goethe in Weimar durch die Frauen auf eine lebenvollere und ſchönere Geſelligkeit in den gebildeten Kreiſen noch jetzt erkennbar iſt, eben ſo ſichtbar iſt jetzt noch die Nachwirkung jener Vorleſungen J. G. Jacobis in den geſelligen Kreiſen von Freiburg im Breisgau. Rieſen dieſe nicht eine ähnliche Schaar von äſthetiſirenden und ſchriftſtellernden Damen wie in Weimar hervor, ſo trugen ſie doch weſentlich zur Bildung von Müttern bei, welche die Erziehung ihrer Töchter ebenfalls auf dem Wege der Geiſtesbildung betrieben, den Sinn für das Schöne in ihnen weckten, der Geſelligkeit die lieblichſten Blüthen von Geſchlecht zu Geſchlecht ſicherten, die angeborene Heiterkeit noch liebenswürdiger machten, adelten.

Dieß iſt ein würdiges und erfreuliches Denkmal für den edlen Dichter der Grazien, dauernder als ſein „überflüſſiges Taſchenbuch,“ ſeine „Iris“ und alle

Digitized by Google

seine oft sehr warmen und reizenden Gedichte, welche nicht selten in anakreotischer Nachahmung der Franzosen sich leicht und heiter bewegen, bisweilen mehr, als für Poesie und wahre Schönheit zuträglich ist, in süßlicher Tändelei herumspielen, niemals bis zum Erhabenen sich aufschwingen, aber auch niemals in's Gemeine sich verirren, immer die Form leicht, natürlich, anmuthig festhalten.

Großherzog Leopold von Baden und Karl von Schiller.

Die Jahre der Universität bilden für jeden nicht an Geist und Herz Verkrüppelten eine so schöne und herrliche Zeit wie die Zeit der ersten Liebe. Diese Jahre dem Jüngling verkümmern und versauern wollen, ist ein Attentat gegen die innersten Menschenrechte, und — was nach Ehren Talleyrand noch schlimmer ist — zugleich eine Dummheit, denn nur mittelst einer tüchtigen Gährung kann aus dem Moste ein edler Wein werden. Uns zu Heidelberg wurde — dem Himmel sey Dank — zu Anfang des Jahrhunderts das Leben nicht verbittert und nicht versäuert, wir konnten unsere Gährung tüchtig durchmachen, wenn solche auch zuweilen ein bischen stürmisch ausfiel und die Reife zu sprengen drohte.

Auch der älteste Sohn Großherzogs Karl Friedrich, Graf Leopold von Hochberg, bezog die Universität und sein einfaches Palais am Karlsplatze. Er war ein stattlicher Jüngling, seinem Vater sehr ähnlich, so schön, wie dieser in gleichem Alter gewesen. Aus seinem großen prächtigen Auge strahlten Seelenadel und Herzensgüte so unverkennbar, daß man sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen fühlte. Durch eine treffliche wissenschaftliche Erziehung hatte er den edlen Takt gewonnen, niemals seine Abkunft zur Schau zu tragen und andern fühlbar zu machen; aber auch in den traulichsten Momenten jugendlicher und studentischer Hingebung und Ungebundenheit wußte er seine Würde so unbefangen zu wahren, daß es keinem jemals einfallen konnte, nach Studentenweise eine allzunahe Verbrüderung zu versuchen. Alles Ernstes erstrebte er eine wissenschaftliche Bildung, erschien dabei stets heiter, oft lustig, vergnügte sich königlich an witzigen Einfällen, Anekdoten, Stadtgesprächen ꝛc., wußte aber stets bald die Unterhaltung auf sein Lieblingsthema, auf Poesie und schöne Künste hinüberzuleiten, oder Debatten über die zunächst liegenden Collegienstoffe anzuspinnen und dabei sehr lebhaft seine Rolle zu spielen. Gewöhnliche Dinge, wie Pferde, Hunde, Jagden ꝛc. kamen höchstens einmal beiläufig zur Sprache und eigentliche Burschikosität war niemals seine Sache; hätte ihn nicht seine Stellung an sich davon abgehalten, so würde dieß schon sein Mangel an Sinn dafür gethan haben. Unerschütterliches Rechtsgefühl und unerschöpfliche Gutmüthigkeit, Wohlwollen für alle Menschen bildeten die Grundzüge seines Charakters, gepaart mit stets zweifelnder Bedenklichkeit und ängstlicher Berücksichtigung von allerlei Nebendingen, welche meistens zur Unentschlossenheit führten und häufig als ein Mangel an Muth ausgelegt wurden. So scheint er auch durch sein ganzes Leben geblieben zu seyn, und kundige behaupten, daß bei größerer Energie und eingreifenderer Entschlossenheit jene Revolution von 1849 niemals hätte zur Reife gelangen können.

Seine nächste Umgebung bildeten wir Landsleute, von denen täglich einige, bisweilen alle bei ihm tafelten, an seinen Promenaden, Lustpartien, Jagden ꝛc. theilnahmen. Die Abende verbrachte er gewöhnlich im traulichen Kreise gebildeter Familien oder in kleinen Gesellschaften. War einmal von derartigem nichts los, so versammelten sich einige von uns bei ihm; die Pfeifen dampften, die Conversation wechselte mit Besprechung oder Vorlesung irgend einer literarischen Neuigkeit, mit Debatten über philosophische oder juristische Streitfragen, mit Planen und Träumen über unsere Zukunft. Damals hatte er keine Ahnung davon, daß er einst als Großherzog den Thron Badens besteigen würde; aber häufig beschäftigte ihn an solchen Abenden der Gedanke, einst als erster Minister an der Spitze des Landes zu stehen, und enthaltete alsdann in den Schwärmereien über alles, was geschehen sollte, die ganze Liebenswürdigkeit und Schönheit seines Charakters. Unter uns vertheilte er die höheren Aemter und gerieth in edelste Begeisterung bei dem Gedanken, wie herrlich sich alles in dem schönen Vaterlande gestalten würde, wenn einmal eine Schaar gleichgesinnter und patriotischer, gegenseitig wahrhaft befreundeter Männer das Staatsruder führte. In solchen Momenten erschien er ganz als der Sohn seines hochherzigen Vaters, der von allen deutschen Fürsten zuerst und rein aus innerem Antriebe die Leibeigenschaft (1772) aufgehoben hatte.

Beim ersten Anstandsbesuch empfing er mich mit den freundlichen Worten: „In Karlsruhe kamen wir sehr selten in nähere Berührung, ich wünsche und hoffe, daß dieß im freieren Leben der Musenstadt sich anders gestalten werde. Erinnern Sie sich noch, wo wir uns zum erstenmal gesehen? Es war, als der Papa Sie zu sich in's Schloß beschieden hatte und Ihnen für die schönen Arbeiten in Geometrie und Latein eine goldene Medaille gab und für Ihre Sparbüchse einige Dukaten ex sabulis Rheni hinzufügte; und wie die Mama, als Sie über die Belohung Ihrer Zeichnungen naiv und mit einem Anflug von Trauer äußerten: „Karl Vierordt

Digitized by Google

macht sie viel schöner," Sie mit den Worten tröstete: „Der hat auch zwei Hände und du hast nur Eine."

Selten verstrich eine Woche ohne den Besuch irgend eines Fremden, wozu immer einige von uns geladen wurden. Darunter befanden sich häufig bedeutende Männer, deren Bekanntschaft nur so schnell vorübergehend machen zu können oft Bedauern erregte, mitunter freilich auch Menschengestalten, welche niemals gesehen zu haben nicht unter die Unglücksfälle gezählt werden darf. Eines Morgens erstaunten wir nicht wenig über eine allgemeine Einladung zur Tafel, nachdem wir erst zwei Tage zuvor in corpore getafelt hatten. Pünktlichkeit im Erscheinen war nothwendig, damit kein Nachmittagscollegium versäumt werden mußte.

Wir fanden zwei fremde Gäste. Der eine war von Mittelgröße, vom Alter schon ein wenig vorwärts gebeugt, mit ziemlich wirrem, grau gemengtem Haar, sehr buschigen Brauen, unter welchen ein Paar graue Augen in raschem Wechsel und fast ohne allen Uebergang bald herrschend über uns alle hinblickten, bald drohend blitzten, bald sehr freundlich innere Freude und Wohlwollen verriethen. Die feine kleine Adlernase verstärkte den Ausdruck der sarkastischen Mundwinkel mit den eng geschlossenen Lippen, welche häufig das Gepräge verbissenen Grolls annahmen und auch den heitersten Einfällen einen Schein von Schärfe verliehen, die herzliches Vertrauen zu erregen nicht geeignet war. Sein nicht starkes Organ im Diapason des Tenors ließ sich am liebsten im vornehm gemessenen Tone eines Docenten vernehmen, gegen den jeder Widerspruch gewagt erscheinen muß, erging sich aber auch gelegentlich sehr gewandt im Gebiete des Sarkasmus und des Witzes, wie auf dem glatten Boden einer Hofconversation. Es war der Hofrath Aloys Schreiber, bekannt als Lehrer der Aesthetik, beliebt als Dichter, der ohne Zweifel für seinen Nachruhm Edleres zu liefern im Stande gewesen wäre, wenn er nicht zu viel Zeit und Kraft auf flüchtige Brodarbeiten verschwendet und sein Gemüth gar häufig durch heißende Kritik und Katzbalgerei vergällt hätte.

Der andere bewegte sich als ein großer stämmiger Jüngling ein wenig schwerfällig und in der Sprache fast nachlässig; sein Dialekt zwischen Thüringischem und Schwäbischem schwankend und wechselnd; ein von Gesundheit strotzender Blondkopf, dessen blaues Auge Biederkeit, Gutmüthigkeit und heitere Schalkheit verkündete, aber weniger Geist aussprach, als in der That dahinter wohnte: es war Karl von Schiller, der ältere Sohn des großen Dichters, ohne eine körperliche Aehnlichkeit mit seinem Vater.

Mit dem sein schönes Gesicht noch verschönernden Lächeln des Glücks, uns eine freudige Ueberraschung bereitet zu haben, stellte uns Graf Leopold den Gast vor. Beim Namen Schiller standen wir augenblicklich wie verblüfft, den Jüngling betrachtend, jeder auf seine Weise ihn mit dem Bild des angebeteten Vaters vergleichend, jeder einen andern Zug der Aehnlichkeit erblickend; aber alsdann stürzten alle zugleich, wie elektrisch berührt, auf ihn zu und drohten ihn im Sturm der Freude zu erdrücken. Leopold betrachtete das jauchzende Durcheinander, von einer schönen Rührung ergriffen, und man sah es ihm unverkennbar an, wie schwer es ihm ward, seiner jugendlichen Aufwallung Zaum und Gebiß anzulegen und in der von uns übersprungenen Schranke der Form zu beharren. An seiner Seite stand der Hofrath und sagte tief bewegt zu ihm: „Wie schön und erhaben ist das Glück, der Sohn eines großen Vaters zu seyn! Ew. Erlaucht fühlen dieses schöne Glück lebendiger als wir alle, denn auch Ihnen lebt ein großer Vater."

Der die Bereitschaft der Tafel anmeldende Lakai unterbrach die Herzensergießungen und befreite den jungen Schiller aus dem ihn eng umspinnenden Knäuel unserer Freude, unserer Betrachtungen und unaufhörlich sich durchkreuzenden Fragen. Es ging hinüber an die Tafel und die Etikette stellte sich wieder nothdürftig her. Auf Leopolds Stirn lagerte Ernst, die oft umherirrenden Blicke verriethen Zerstreutheit, eine Beschäftigung mit Gedanken außerhalb dieses Tafelkreises, er war einsylbig und ließ der Unterhaltung ihren Gang. Auf den allgemeinen Sturm folgte eine Art von Windstille während der ersten Gerichte. Hofrath Schreiber erkannte den Beruf, die Honneurs statt des Hausherrn zu machen, den lieben Gast zu unterhalten, Leben in die Gesellschaft zu bringen; Frage auf Frage an Schiller über allerlei Dinge aus dessen väterlichem Hause ꝛc. strömten von seinen Lippen. Schiller schien dem Grundsatze des Seneschalls in Johann von Paris: „wenn ich an der Tafel sitze, pflege ich zu essen," sehr zu huldigen und von den vielen Fragen so wenig erbaut zu werden, daß er immer kürzere und kürzere Antworten gab, so daß der Herr Hofrath nicht mehr recht wußte, wie er die Unterhaltung fortspinnen sollte.

Endlich rückte er mit der Frage heraus: „Nun, lieber Schiller, haben Sie Ihre Räuber bald vollendet?" — „Meine Räuber? Das verstehe ich nicht." — „Nun, der Herr Hofrath fragt bildlich, ob Sie Ihr erstes großes poetisches Werk bald vollendet haben," fiel Leopold ein.

„Mein poetisches Werk? Daran denke ich nicht, ich bin kein Dichter, ich habe gar keinen Beruf dazu, die stärkste Weinkelter würde keinen gesunden Vers aus

Digitized by Google

mir herauspreſſen. Soll ich mich denn abmartern, ſchlechte Verſe herauszubringen, weil mein Vater gute gemacht hat?“ — „Merkwürdig! Sonſt fühlen die Söhne gewöhnlich den Drang, auf dem Weg ihrer großen Väter fortzuwandeln.“ — „In mir iſt der Apfel weit vom Stamme gefallen. Oft thut es mir wohl, wenn ich leſe oder höre, daß die Welt meinen Vater den großen Schiller nennt; aber ich will nur ſein Sohn ſeyn und heißen, und nicht den Narren machen und den Recenſenten Anlaß geben, auch von einem kleinen Schiller zu reden. Ich ſtudire lieber Forſtwiſſenſchaft, um einſt mein Brod als nützlicher Menſch zu verdienen und mich meines Vaters ſtets freuen zu können, ohne dabei innerlich ein wenig erröthen zu müſſen.“

Wir fühlten uns zu einem ſtürmiſchen „Karl Schiller hoch!“ hingeriſſen, ſo ſehr angenehm hatte uns der Geiſt und Charakter des Jünglings überraſcht, der uns beim erſten Anblick nicht ſehr Schilleriſch geſchienen hatte.

„Und womit beſchäftigen Sie ſich jetzt?“ fragte der Hofrath weiter. — „Mit dieſem Stück Melone und Zucker,“ antwortete Schiller, mit ſo unbeſchreiblich komiſcher Ruhe ſeine Melonenſchnitte hoch emporhaltend, daß wir alle unisono auflachen mußten, Leopold mit einſtimmte und auch der Hofrath ſelbſt eines Lächelns ſich nicht erwehren konnte. Schiller war offenbar des ewigen Frage- und Antwortſpiels herzlich überdrüſſig, wir ſehnten uns auch, wieder unſern Empfindungen Luft machen zu können, und Leopolds feiner Takt blies rechtzeitig zum Aufbruch in das Kaffeezimmer, wo ſich bald wieder die lebhafteſte Converſation im Jugendſtyl entſpann und Schiller ſehr heimiſch ſich fühlte.

Der gute Schiller fühlte ſich durch meine lebendige Begeiſterung für ſeinen Vater, durch meine Freude an der Natur und an Naturſtudien innigſt zu mir hingezogen, wir wurden wahre Herzensfreunde und blieben es bis zu ſeinem Tode. Zum letzten mal ſahen wir uns zu Weimar am Tage der Enthüllung der Goethe-Schillerſtatue, im Arbeitszimmer ſeines Vaters. Heiter, erquickend waren alle mit ihm verlebten Stunden.

Als ich den badiſchen Dienſt und die Heimath verlaſſend den Abſchiedsbeſuch bei Leopold machte, ſagte er: „Weßhalb Sie von uns ſcheiden, weiß ich; daß Sie ſich damit übereilt haben, glaube ich; daß es Sie nie gereuen möge, wünſche ich von Herzen. Leben Sie wohl und bleiben Sie überzeugt, daß ich Ihrer und der ſchönen Stunden in Heidelberg ſtets mit Freude gedenken werde.“

Als der Revolutionsſturm von 1849 auch meinen Bruder in die Wirbel mit fortgeriſſen hatte und Großherzog Leopold in Mainz verweilte, trieb mich das Herz, an ihn zu ſchreiben, ihn an ſeine letzten Worte zu erinnern. Ein mir noch heute unbegreifliches Verhängniß riß mich dahin und bewog mich, ſtatt an ihn ſelbſt an ſeinen Miniſter Klüber zu ſchreiben, der ebenfalls zu unſerer Geſellſchaft in Heidelberg gehört hatte. Ich erzielte damit nichts als — eine miniſterielle Antwort. Hätte ich an den Fürſten ſelbſt geſchrieben, ſo wäre vielleicht manches anders geworden, denn Leopold war ein edler und warm fühlender Mann.

v. Biedenfeld.

Verſchmäht, verworfen!

Acht frei überarbeitete Kapitel aus dem Geheimfache eines Arztes.

(Schluß.)

Des Doctors letztes Kapitel.

In ſeinem eigenen, etwas fremdartigen Deutſch.

Ein altes, böſes Wort ſagt: „die Nacht iſt keines Menſchen Freund.“ — Wer hat's erſonnen, dieſes alte, böſe Wort? — Schwerlich ein Kopf, dem noch die Jugend aus den krauſen Locken guckte. Er hätte Beſſeres ihr nachzurühmen gewußt. Ein kalter, verſtändiger Kopf muß das Wort erfunden haben, einer, der ſich vor dem lebendigen Weben der Phantaſie fürchtet, wie es die einbrechende Nacht herauf beſchwört, vor dem Wachſen der Sinneseindrücke im abendlichen Dämmerlichte, das alles Maaß verändert und jede Schranke verrückt, vor den Geſpenſterbildern, zu denen ſich Baum und Strauch und Berg in ihrer ſchwindenden Formendeutlichkeit umgeſtalten; ein Kopf, der nicht

Digitized by Google

den Reiz des Grauens gelten läßt und ſelbſt um den Preis des nie zum Licht Geſchaffen-worden-ſeyns die erſte Paradiesnacht verwünſcht.

Seitdem hat es die Nacht mit dem Sterne über der Meſſiastrippe gegeben, und dem Oſtermorgen iſt die Nacht der Auferſtehung vorausgegangen. Aber das alte, böſe Wort iſt nicht verklungen.

Und freilich mag zu ihm ſchwören, wer, ein Feind des Glückſpiels, den dunkeln Gewalten abhold iſt, welche Nachts unter allerhand Trugbildern den Menſchen umſchleichen und ihn aus halb zugedecktem Lottobecher die Treffer oder die Nieten in blinder Wahl ziehen laſſen; es mag zu ihm ſchwören, wer dem Volke der Hexen nicht zu begegnen liebt, die da in allerhand lieblichen Vermummungen Nachts ihr Weſen treiben, bald als Helena den armen Paris in ihre Netze lockend, bald als Hero den lieberückten Leander zum Kampfe mit Sturm und Meeresungeſtüm aufreizend, bald als Julie den ſehnſuchtskranken Romeo in hoffnungsloſes Liebesleid verſtrickend.

Aber all der ſchlimme Hexenſpuck trägt dem poetiſchen Füllhorn der Nacht nur neuen Ueberfluß zu, und ſo mag die Nacht denn geprieſen ſeyn, trotz jenes böſen alten Worts, geprieſen um alles Glückes willen, das ſich nicht in das gelbe Licht des neidiſchen Tages wagt, und das ſich ihrem ſchützenden Dunkel vertraut.

Ueber die Alm hat die Nacht ihre Fittige gebreitet; die Sterne ſind herausgezogen. Oberhalb der Almhütte, welche den freieſten Blick in's Gemsgebirge bietet, ſtehen ſie in goldener Mannigfaltigkeit, der ehrwürdige Siebenſtern, der geſchlängelte Drache, die Leier, deren Klingen noch keine Nacht vernahm, wie ſie den Athem auch anhalten mochte, um zu lauſchen. Es liegen auf dem weiten Almboden rings die Hütten der Schwaigerinnen verſtreut, aus rohen Steinen zuſammengefügt, mit Schindeln bedeckt, unſcheinbar, ſchmucklos, mit vergitterten Fenſtern und verriegelten Thüren, hie und da ein Krautgarten daneben, auch wohl ein Stadel für's Heu oder für's Vieh, wenn's nicht mit der Schwaigerin unter'm ſelben Dache Raum hat. Von Zeit zu Zeit brummt der Stier, brüllt eine Kuh, blökt ein Kalb, oder der Hahn hat ſeinen Standort verändert und thut's krähend den eigenen Hennen und den Nachbarhennen kund. Dazwiſchen grunzt wohl ein träumender Weißzahn und die quikenden Ferkel werden unruhig, weil ſie den Morgen ſchon herangekommen wähnen. Aber dann ſchweigt wieder Alles, ganze Stunden lang, und wer während ſolcher Pauſen von einer Hütte zur andern ſchliche, würde nur das Schnarchen der Schwaigerin in ihrem hochgethürmtem Bette nahe am vergitterten Fenſter vernehmen und vielleicht, wenn er ſcharf horchte, das Picken des Nürnberger Ei's, der grobzeigerigen, laut hämmernden Taſchenuhr, welche ſelten in den Sennhütten fehlt, wie wenig auch die Almluft ihre willkürlichen Zeitangaben zu regeln und über das Maaß bloßer Zeitvermuthungen hinaus zu bringen im Stande iſt.

Auf dem Heu desjenigen Stadels, welches zur Mürzel-Sennhütte mit dem freien Blick in's Gemsgebirge gehört, ſchnarcht ein tieferer Baß. Der grauköpfige Führer hat ſich dort nach eingenommenem Abendbrode zur Ruhe gelegt; es ſtört ihn nichts in ſeiner erträumten Gemsjagd, zu der er bei jedem Nachtlager im Almheu zurückkehrt, wie lange er auch ſchon den Heujäger abgeſchworen und den Geſchmack des letzten Wilddiebbratens vergeſſen hat.

Die den Wanderern zur freien Benutzung abgetretene Hütte neben dem Stadel iſt leer bis auf das unter gleichem Dache ſchlafende Vieh. Die blauäugige Mürzel iſt nach beendigtem Sterzkochen, Milchtredenzen und Roſoglionippen — ſie that freilich einen herzhaften Zug — aus ihrer Hütte fort und zur Nachbarin gewandert, in deren Heu ſich's nicht ſchlechter ruht als in dem Heu des geweſenen Wilderers, wenn ja die Nachbarin nicht im Bette Platz machen wollte.

Ihr eigenes Bett hat die Mürzel mit friſcher Leinwand überzogen, und wer nicht allzu feine Haut hat, wird ſchon die kikelnde Grobheit der Leinwand verſchlafen. Ehe ſie fortgegangen iſt, hat ſie mit dem Kienſpahn umhergeleuchtet, den Tannenriſch zurecht geſchoben, die Bank auf die Seite gerückt und vor dem Crucifix im bilderbeklebten Stubenwinkel ihren Abendſegen hergeſagt. Den ſaubern Kamm ließ ſie auf dem Fenſterbrette liegen, den Pferdehaarbüſchel daneben; die Nachbarin wird ihr ſchon aushelfen. Ein kleiner Spiegel in bunten Papierrahmen hängt unter dem Crucifix. Getrocknete Almkräuter, Fingerkraut, Stierkraut liegen auf dem Bord; nahebei ein prophetiſcher Kalender, ein leeres Roſoglioflaſchchen, die am letzten Samſtag vergeſſene Pfeife des Schmiede-Seppel, ein Wunderbild, das gegen Viehkrankheit hilft, ein paar Sonntags-Bundſchuhe, ein friſch geſtopfter weißer Sonntagsſtrumpf, Nähzeug, und was ſich ſonſt nicht mehr in die bunt beblümte Zeugladе, drüben neben Bett und Ofen, hineinzwängen ließ. So eng die Stube iſt, ſauber genug nimmt ſie ſich aus, und die Mürzel iſt um ihrer Stube willen mit öfterem Beſuch begünſtigt, als die meiſten andern Schwaigerinnen auf der weiten Alm.

Nach hinten liegt die jetzt verſchloſſene Milch- und Schmalzkammer. Der rußig ſchwarze Herd bewacht den Eingang der Hütte, doch pflegt der Rauch, für den kein Schornſtein aus dem Dache herausgewachſen iſt,

Digitized by Google

ſich lange Zeit in allen Ecken des Baus herumzutreiben, ehe er ſich entſchließt in's Freie hinaus zu ziehen. Ein Theil des Dachraums iſt zum Heuboden eingerichtet. Es führt eine Leiter hinauf. Wer müde iſt, wird auch dort Schlaf und Erquickung finden.

So haben die Wanderer bei ihrer Ankunft auf dem Almboden die Mürzelhütte ſich abtreten laſſen, und wenn ein Lichtſpahn zur Hand wäre, ließe ſich bis in die Winkel hinein alles das nachweiſen, was die Mürzel vor ihrem Einſchlafen ſich mit Stolz als den wohlbeſtellten Inhalt ihrer Hütte herſagte. Jetzt iſt's dunkel drinnen und weder Tiſch noch Bank, höchſtens das friſch überzogene Bett laſſen ſich im hereinleuchtenden Sternenlicht erkennen. Dunkel und ſtill iſt's in der Mürzelhütte, denn die Nacht hat ihre Fittige über die Alm gebreitet; die vereinzelten Tannen, welche der Wind in dieſer Höhe noch am Leben ließ, ſcheinen wie finſtere Rieſen dazuſtehen und in die Thäler hinabzuſtarren, wo ihre Brüder im glühenden Meiler dahinſterben; die Sterne funkeln unverſtändliche Geſchichten von dem urewigen Räthſel, das ſie im Kreiſe dreht, ohne Unterlaß und, wie ſie meinen, ohne Ende; die vermummten Hexen brauen ihre Liebestränke, klinken an ihren Kammerfenſtern, winken mit gekrümmtem Finger, ſpinnen bannende Fäden, ſtricken Netze aus lockend glänzendem Garn oder gehen mit dem halb verdeckten Lottobecher umher, dem blinden Griffe Treffer und Nieten aus demſelben Becher bietend.

Eine dieſer Hexen, und ſie iſt nicht die mindeſt liebliche, ſitzt im leichten Reiſegewande auf der niedrigen Bank vor der Mürzelhütte und ſtarrt zu den Sternen empor, die ſie nie ſo groß und hell geſehen hat. Die Hüttenthür ſteht offen; das Lager iſt unangerührt, die Hütte leer. Unter der Bank liegt ein Wanderſtock im Graſe. Ein Wettermantel, welcher neben der einſam Wachenden auf der Bank liegt, verräth, daß der Sitz neben ihr beſetzt geweſen iſt. Der Nachtwind thut ſich auf. Er kündigt ſich in den finſtern Tannen an, die grollend auf die Meiler im Thal hinabblicken; er rauſcht heran und wirft ſich in die ſchwarzen Haarringeln der einſam Wachenden. Sie drückt ſich tiefer in den Schutz ihres Reiſetuchs und heftet das Auge wieder auf die funkelnden Sterne.

Seitab, zwei Flintenſchüſſe weit von der Mürzelhütte, ſchwatzt die Brunnenröhre, aus welcher eiskaltes Quellwaſſer dem Teiche in des Almbodens Mitte zuſtrömt. An der Brunnenröhre ſteht eine Geſtalt und fängt in irdenem Kruge das eiskalte Waſſer auf. Aber der Krug iſt längſt gefüllt; das Waſſer ſprudelt nach allen Seiten über; es ſcheint, der Mann an der Brunnenröhre hat vergeſſen, daß durſtige Lippen auf ſein Heimkommen warten. Es ſcheint, ihm ſagt eine Ahnung, daß er dem Lottobecher nicht entgehen wird, kehrt er vor dem Morgen zurück, wie ſehr er auch die guten Geiſter in ſich beſchwöre. Es iſt ein Kampf auf Leben und Tod. Auf der einen Seite ſteht ein Gelübde, ſteht ein trotzig eiſerner Wille, ſteht ein Frauenbild, aber ein ſchon längſt wieder verſchleiertes, bis zur Unkenntlichkeit verblaßtes. Auf der andern locken alle Stimmen der Nacht, der Liebe, des ſüßen Geheimniſſes, der Jugendgluth, locken die beredten Zungen der in leichter und genußſüchtiger Umgebung empfangenen Eindrücke, lockt ſo manches wonneſelige und liebeſingende Dichterwort, das aus dem Brunnen des Gedächtniſſes wie friſche, lautere, untrügliche Labe herauſquillt; und er hört im Geiſte die brauſchende Tanzweiſe des Abſchiedsballes: die Zeit hat Schwingen! und das hinburch tönende Loſungswort: die Gegenwart allein hat recht! Wage, glücklich zu ſeyn, und du biſt's!

Er wird den ungleichen Kampf nicht beſtehen, der Mann dort an der ſchwatzenden Quelle; er taſtet ſchon nach dem überrinnenden Kruge und der Griff in die unſichtbare Glücksurne iſt im Geiſt ſchon geſchehen.

Aber während er dem Verhängniſſe entgegen geht, hat die einſam Wachende ihren Sitz im Nachtwinde verlaſſen. Ein Sturm iſt in ihrer Bruſt erwacht, der mit jedem Athemzuge an Heftigkeit zunimmt, und die Sporen des Stolzes jagen ihre Leidenſchaft wild im Kreiſe umher! „Er iſt entflohen — ich bin verſchmäht, verworfen!“ Jäh wie der Gedanke ihr durch's Herz ſchießt, iſt ſie aus dem ſüßen Dämmern liebeskranken Ahnens, ſehnenden Abwehrens empor geſchreckt worden. Verſchmäht, verworfen! Das Blut glüht in ihren Wangen; es pocht fieberentzündend in ihren Adern, es hämmert in jedem Pulſe. Verſchmäht, verworfen! Gäbe es einen Abgrund, um ſich hinabzuſtürzen, um vor ſich ſelber zu entfliehen, um in Nacht und Finſterniß zu begraben, was da dem Brandmal preisgegeben wurde: Verſchmäht, verworfen!

Ihre Füße haften nicht mehr am Boden. Sie haben ſich zur atheniſchen Flucht gewendet, gleichviel wohin, fort, fort, in Nacht und Felſenwildniß hinaus! Die Büſche zerreißen ihr das Kleid, Baumſtümpfe verwunden ſie mit Aſtreſten und Splittern, ſie ſtrauchelt, ſie fällt, ſie rafft ſich wieder auf: fort, fort, dem Abgrunde zu! Verſchmäht, verworfen!

Zuſatzkapitel.

Nach zehn ſtrengen Wintern.

Und wieder war die Sonne eines warmfeuchten Junitages im Untergehen. Goldene Wolken ſpiegelten

Digitized by Google

sich in der ruhig dahin gleitenden Weichsel. Niedrige Schiffe mit hohen Masten lagen hinter den Waarenhäusern der geschäftigen Hauptstadt Polens. Ueber die lange Brücke, welche Warschau und Praga verbindet, ging es emsig hin und her. In den prächtigen Baumgängen von Ujazdow lustwandelte, ritt und kutschirte die feine Welt. Um das Wasserbecken hinter dem Schlosse Lazienki spielten Kinder, hockten buntgekleidete Ammen, alte Mütter, kümmerliche Invaliden. Junge Studenten träumten vor dem Steinbilde des großen Königs, von dem Glanze des ehemaligen Polens und begeisterten sich in den Gedanken an seine dereinstige Auferstehung. Es war die schöne Stunde, wo die Tagesthätigkeit ihren Posten räumt und durch die berechtigte Rast, die Lust am fröhlichen Ergehen und Aufathmen, abgelöst wird, wo das Auge sorgloser und mehr mit Gefühls- als Verstandesblicken um sich schaut, wo die Lippe lieber lächelt, als schmollt und sich gern zu trauter Wechselrede öffnet.

Unweit des Parks von Lazienki, in einem Schloßgarten voll schattiger Gänge, blumenüppiger Beete, rieselnder Bachrinnen, plätschernder Springbrunnen, marmorkühler Najaden, in einem weiten Schloßgarten mit dem Blick auf die ruhig dahin gleitende Weichsel, stand ein hochgewachsener, ernster Mann an der innern Brüstung der Gartenmauer, das hellblaue Auge auf den goldenen Strom gerichtet, die feinen Lippen wie aus langer Gewohnheit des Schweigens geschlossen, die hohe Stirn von mancher Gedankenfalte vor der Zeit gefurcht, in dem dunkelbraunen Haar vereinzeltes Silber. Ein kleines schwarzlockiges Mädchen, etwa neun Jahre alt, schweigsam wie der Vater, dessen Arm sie umfangen hielt, schaute, auf der Brüstung stehend, gleich ihm in den Abend hinaus. Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und genoß den Reiz des Bildes doppelt, wie sie glaubte, weil sich's ihr im schrägen Seitwinkel bot.

An der nämlichen niedrigen Gartenmauer, im duftigen Bereiche blühender Orangenbäume, deren Wurzeln in mächtigen Kübeln steckten, erging sich eine zierlich gebaute weibliche Gestalt, das schwarze Haar aus den blaugeäderten Schläfen gestrichen und von einem goldenen Netze im Nacken festgehalten, ein graues Kleid aus leichtem feinem Gewebe mittelst einer golddurchwirkten Schärpe um die Hüften lose zusammen gefaltet, den weißen Hals ohne Schmuck, die Hände ohne Ringe. Ihre Wangen waren leicht gerölhet, wie nach langer Zeit zum ersten mal. Ihr dunkles Auge blitzte und die geschweifte feine Braue zuckte, indem die Lustwandelnde, welcher ein alter gebückter Herr zur Seite ging, sich bald zu diesem wendete, bald Orangenblüthen pflückte und in den feinen Fingern zerrieb.

„Sie haben etwas dabei im Sinn gehabt, Doctor," sagte die Begleiterin des alten Herrn. „In Ihren Jahren reist man gern gemächlich. Wenn Sie die Nacht dießmal zu Hülfe nahmen, so war ein anderer Grund der Störenfried Ihrer Ruhe, als der, den Sie angeben: Heimweh nach dem Schlosse Demikloski."

Der gebückte alte Herr sandte einen Blick seines lauschenden braunen Auges unter dem natürlichen Augenpolster nach der Seite seiner schönen Begleiterin. „Ich bin an diesem Kalendertage gern auf meinem Posten," sagte er endlich. „Seit zehn Jahren hab' ich's strenge durchgeführt. Die wenigen Jahre, die mir noch vergönnt sind, sollen mich nicht säumig finden."

Die Fürstin Demikloska sann einen Augenblick nach, dann drückte sie ihm die Hand, in welcher sie, um ihr Gefühl nicht zu verrathen, eine Orangenblüthe zurückließ. „Erquicken Sie sich am Duft, Doctor," setzte sie lässig hinzu; „es sind die letzten Blüthen."

Der alte Herr unterdrückte einen Seufzer. „Hoffen wir, daß es nicht die allerletzten seyn mögen," sagte er, und die Fürstin wendete sich, während beide schweigend weiter schritten, ein paar mal beobachtend nach seiner Seite, als forsche sie, welchen Sinn er mit den Worten verbinde.

Sie waren eine Weile so fortgewandelt, als die Fürstin von neuem das Schweigen brach. „Ich habe Ihnen meine Gedanken noch nie verbergen können," sagte sie, „und versuche es doch immer von neuem. Nicht wahr, Sie wissen wieder, was mir auf der Zunge schwebt? Reden Sie mir nur von Ihrer Reise; ich sehne mich zu hören, daß Sie Gutes zu berichten haben."

Der Doctor sah wieder nach der Fürstin hinüber. Es schien ihm eine Veränderung an ihr aufzufallen, und indem er auf die schwache Röthe ihrer Wangen deutete, sagte er: „Das haben wir seit Jahren nicht zu sehen bekommen. Es ist wirkliche Gesundheitsröthe, nichts Fliegendes, Angewehtes. Wer hat mir während meiner Abwesenheit in's Handwerk gepfuscht? Ich möchte ihm die Hand drücken." — „Sie sollen von ihm hören," erwiederte die Fürstin. „Zuerst aber eine kurze Frage und dann sogleich Ihr Reisebericht — keine Gegenfrage, nichts Aehnliches. Blicken Sie ein wenig auf die andere Seite. So recht."

Sie blieb vor einem dickbelaubten Orangenbaume stehen und fragte dann bewegten Tons, indem sie den Baum als Schutzwand gegen eine mögliche Kopfwendung des Doctors benutzte: „Erzählen Sie in Ihrem Tagebuche mit Genauigkeit? Hauptsachen, meine ich, wesentlichste Angelpunkte einer Begebenheit, Dinge, denen

Digitized by Google

Sie nachforſchen konnten und nachgeforſcht haben; — ſind Sie in ſolchen Hauptſachen gewiſſenhaft, als beichteten Sie dem heiligen Stanislaus ſelber?"

Der alte Herr wendete den Kopf nicht um, aber er machte ein verwundertes Geſicht und ſagte mit Betonung der Schlußworte: „Gewiſſenhaft und ohne Menſchenſcheu, denn ich weiß, daß man bei meinen Lebzeiten die Siegel nicht löſen wird."

Elzbieta ſchwieg. Sie erröthete. — „Ich habe ein Heft Ihres Tagebuchs geleſen," ſagte ſie, ohne ihre Stellung zu verändern. „Es war weder verſiegelt noch verſchloſſen. Dennoch, ich weiß es, habe ich einen Vertrauensbruch begangen und ich klage mich deſſelben an. Als ſie eben fort waren, befiel mich ein Unwohlſeyn, das mit Erinnerungen zuſammenhängen mochte — Erinnerungen, die das Ziel Ihrer Reiſe aus langem Halbſchlafe wach gerufen hatte. Ich hoffte noch von Ihren weißen Pulvern zu finden, die mir ſo oft geholfen haben. Ich ſuchte in Ihrem Schreibpult uud fand in einem geheimen Fache ein zugenähtes Heft, deſſen einzig mir in's Auge fallende Schlußworte mich faſt wahnſinnig gemacht hätten. Sobald mein Blut wieder einigermaßen beruhigt war, ſo daß es mir möglich wurde die Worte nochmals zu leſen, ſchnitt ich den ſchließenden Faden entzwei und las mit tropfender Wimper und zum Zerſpringen voller Bruſt vom Anfang bis zum Ende. Vergeben Sie mir! Keine Macht der Erde hätte mich zurückhalten dürfen. Ich mußte leſen, Alles, Alles, und wenn nur die eine letzte Seite, die meiner Flucht in Nacht und Todesgraus vorauf geht, wenn nur die Schilderung der innern Seelenkämpfe jenes Andern wahr iſt, keine bloße Beſchönigung, keine dichteriſche Freiheit, ſo ward das größte Entſetzen, deſſen Schmach mich bisher verfolgt hat, aus meinem Leben geſtrichen."

Sie war, während ſie mit wachſender Erregung ſprach, gegen den Stamm des Orangenbaums geſunken und hielt ſich nur mit mühſamer Anſtrengung aufrecht. Des Doctors zitternde Hand bot ihr eine Stütze. „Nichts Beſchönigendes iſt darin," ſagte er, „nichts Erdichtetes. Aus ſeinem eigenen Munde habe ich, als Sie fiebernd in der Hütte lagen, die Wahrheit vernommen, bis in das Innerſte erſchüttert, gleich ihm. Man hatte mich in einem Seſſel beim erſten Morgengrauen auf die Alm hinauf getragen. Sie waren noch blutig von den ſcharfen Kanten des Geſteins, das Sie im Sturze aufgehalten hatte. Ihre Hände wieſen jeden zurück, der ſich Ihnen nähern wollte. Aber mein polniſches Ohr verſtand nur zu gut die wiederholt ausgeſtoßenen Worte, mit denen ich mein Heft ſchloß und die damals kein anderer Zeuge Ihres Fieberkampfes gefaßt hat . . . Verſchmäht, verworfen!"

„Doctor," ſagte Elzbieta und ſtrich die Haare über die Schläfen zurück, „ich danke, ich danke Ihnen! Sie haben nicht geſprochen, Sie konnten nicht ſprechen. Es gibt Dinge, die nicht anders aus Schweigen und Scheinvergeſſen aufgewühlt werden dürfen, als auf die Weiſe, welche mich zur Verrätherin an Ihrem Vertrauen gemacht hat. Ein glückliches Ungefähr muß das Wagniß auf ſich nehmen, an ſolchen Dingen wieder zu rühren. Wollte ich der Mund zur Frage öffnen, wollte die Antwort Troſt- und Beſchwichtigungsgründe zuſammen ſuchen, ſo wäre die Vernarbung unterbrochen, aber die Wunde nicht ausgebrannt. O, ich habe, während ich Ihr Heft las, geglaubt vor Schmerz und verletztem Stolze ſterben zu müſſen, aber als es thränengebadet meiner Hand entfiel, athmete ich auf, wie neu mir ſelber zurückgegeben."

Sie ließ den Stamm des Orangenbaumes los und blickte mit dem Ausdruck der Beruhigung in's verglühende Abendroth, das ſich im Strome ſpiegelte. Es war als ſchaue ſie erleichterten Herzens den ſchwindenden Spuren eines für immer überwundenen Lebensabſchnitts nach, einer Zeit, welche zehn blühende Lenze ihr mit giftigem Nachthau beſprengt und mit grauen Winternebeln verſchleiert hatte, einer Zeit der Stumpfheit, Fahlloſigkeit, Abgeſtorbenheit, einer Zeit des Scheintodes.

Der alte Herr zerdrückte eine Thräne im Auge, als er, ohne reden zu können, das Vernommene mit der auffallenden Verwandlung, deren Zeuge er war, zuſammen hielt. Er hatte inmitten ſeiner freudigen Bewegung das wehmüthige Gefühl, daß ohne eine glückliche Fügung das jetzt ſo raſch zur Geneſung führende Gegengift vielleicht erſt an den Tag gekommen wäre, wann das Uebel bereits ſein Opfer gefordert hatte. Er klagte ſich an, nicht errathen zu haben, welches Heilkraut allein im Stande war, hier zu helfen. Alt, ſehr alt mußte er geworden ſeyn und ſchon viel Waſſer im Gehirn haben, daß ihm erſt jetzt der wahre Sitz der Krankheit offenbar wurde.

Elzbieta errieth, was in ihm vorging. Sie zog ihn an's äußerſte Ende der Mauerbrüſtung, und dort neben ihn ſich ſtellend und in den ruhig fließenden Strom hinabſchauend, bat ſie ihn, von ſeiner Reiſe zu erzählen, Gutes zu erzählen — Gutes von Brandt von Wahlſtadt, Gutes von Marijbill.

Wie lange waren dieſe Namen nicht über ihre Lippen gekommen! Sie ſprach ſie jetzt in freundlich theilnehmendem Tone und der alte Doctor mußte ſeine ganze Kraft zuſammen nehmen, um nicht ſeinerſeits in Wort und Miene die Erregung wieder durchbrechen zu

Digitized by Google

lassen, welche eben erst in Elzbietas Wesen ihre sturmgepeitschten Wellen zu glätten begann.

Er durfte denn wirklich Gutes berichten, Gutes von beiden. Was ihn noch bei seinen zwei letzten Reisen, welche dem nämlichen Zwecke galten, beunruhigt hatte, eine übertriebene Menschenscheu des in Natur und Landeinsamkeit zurückgeflüchteten Künstlers, eine krankhafte Vorliebe für düstere Bilderstimmungen, eine bittere Gleichgültigkeit gegen die selbstverschuldete Vernachlässigung Seitens der bilderkaufenden Gönnerschaft — das war diesmal gegen eine wieder frischere und erfolgsfröhlichere Kunstthätigkeit in den Hintergrund getreten. Er sprach mit Begeisterung von Aufgaben, welche seinem Geist noch vorschwebten, von Versuchen gelungener Art, an welche sich Besseres und immer Besseres anreihen solle. In einem seiner Knaben begann eine geniale Natur sich zu offenbaren. Er sah in dem Kinde schon seinen künftigen Meister, und es schien sich in ihm selbst die Zeit ruhiger Wunschbeschränkung anzukündigen, welche mit Dankbarkeit auf das Errungene und unverdient Empfangene hinblickt, dessen Werth so lange über Unerreichtes und Unerreichbares verkannt worden war.

Der alte Doctor sprach mit vorsichtigem Abwägen seiner Ausdrücke. Er fürchtete, Elzbietas wundeste Seiten unsanft zu berühren, wenn er eine Leidenschaft als leise verklingend bezeichnete, die in ihrer Brust noch so frische Verwüstungen aufzuweisen hatte. Doch überzeugte er sich bald, daß der von ihrer Seele genommene Druck ihr ein selbstständigeres Gleichgewicht zurückgegeben habe, als er zu hoffen gewagt. Sie hatte bis dahin beharrlich jede Kunde von dem Gegenstande ihrer einstigen Sehnsucht von sich gewiesen. Jedes von dem alten Arzte angebahnte Ueberbrücken einer langen, unheimlich stummen Zeit war durch ihre hartnäckig ablehnende Kälte vereitelt worden. Gebrochen in ihrem trotzigen Freiheitsgefühle, kraftlos heimgekehrt zu einer Schwelle, die sie im kecken Jugendübermuthe nie wieder zu betreten sich vermessen hatte, war sie gegen ihren ernsten Gatten in einem Zustande der Erstarrung verharrt, den die Geburt ihrer Tochter nur auf kurze Zeit unterbrochen und gemildert hatte. Zum ersten mal jetzt vernahm sie, daß auch Brandt gelitten, lange gelitten habe. Sie hatte Thränen in den Augen, während der Arzt ihr von seiner Menschenscheu, von der Verdüsterung seines hellen Künstlerauges sprach. Die endliche Wendung zum Guten ließ sie wie erleichtert aufathmen.

„Und Marzibill?“ fragte sie, als der Arzt die Wirkung seiner Mittheilungen abwartete, ehe er ihnen größere Ausführlichkeit zu geben wagte. Auch Marzibill, konnte er berichten, lebte, nach einer langen Zeit der Verschüchterung, sichtlich auf. Es war manches in ihr gereift, das erst jetzt als fertige Frucht dem Blicke erkennbar wurde. Von der völligen Nichtigkeit, zu welcher sie im ersten Erwachen aus Rausch und Taumel hinabgesunken zu seyn glaubte, hatte sie sich allmählig in Treue und Anspruchslosigkeit zu innerer Fassung empor gearbeitet. Sie füllte eine große Lücke in des Künstlers Wesen aus, und die Ahnung, daß sie eine solche ausfülle, begann in ihr zu tagen.

Es fragte niemand nach dem Kammerherrn, und der alte Arzt, der den Planen dieses Mannes ehemals mit der feinsten seiner Sonden nachgegraben hatte, dachte kaum daran, gegen Elzbieta seiner zu erwähnen. Er hatte in Wien nur zufällig des Herrn von Traykow Namen wieder nennen und dabei die schadenfrohe Bemerkung äußern hören, daß er, von einer südwestlichen Brautwerberreise, die er für Serenissimus unternommen, heimkehrend, unweit der Bidassoabrücke mit seinem Wagen umgeworfen worden sey und den Hals gebrochen habe. Gespottend hatte man des ihm zum Lohne für die Werbung gewordenen Erlöserordens gedacht, und wie schon eine Ironie des Schicksals darin gelegen habe, da die gute Gesellschaft in der That auf diese ihre Erlösung von ihm nur zu lange gewartet habe. Der Doctor hatte nichts darauf erwiedert, als daß der herzlose Höfling nur ein Tropfen im Meere gewesen sey, und daß man noch lange warten könne, ehe Seinesgleichen aussterben dürften.

Aber was war dem Arzte, was war Elzbieta jetzt der verschollene Höfling? Wärmere Empfindungen, als die mit seinem Andenken verträglichen, erfüllten beide. Ein Schimmer endlich, endlich dämmernden Glücks mischte sich in den zauberhaften Abendglanz, welcher, über den weiten Schloßgarten ausgegossen, die schattigen Gänge, die blumenüppigen Beete, die tiefeln den Bachrinnen, die plätschernden Springbrunnen, die marmorkühlen Najaden mit feinem duftigen Goldstaube überstreute und freundlich die Scheiben des Schlosses durchglühte.

Elzbieta hatte sich zum Gehen gewendet; sie war, von einem Gedanken ergriffen, stehen geblieben, die feine Hand an der Stirne, als wolle sie den Gedanken festhalten, ehe er ihr wieder entrinne. Nach einer Weile wendete sie sich zu dem alten Arzte. „Noch eine Frage, Doctor,“ sagte sie und sah ihn scharf an: „ist der in Ihrem Hefte mitgetheilte Brief an den — Fürsten, an Szymon,“ setzte sie verbessernd hinzu: „ist dieser Brief wirklich geschrieben worden?“

„Er liegt noch heute in meiner Instrumententasche,“ erwiederte der Doctor bejahend. — „Der

Digitized by Google

Schein Ihrer Taubheit, Ihrer Blindheit," fuhr Elzbieta fort, „genügten dem Fürſten wirklich nicht? Er ergriff noch andere Mittel, um die Entwicklung meiner Schickſale überwachen zu laſſen? Er war ſelbſt in Wien, verkleidet, zu wiederholten malen — und ſah mich, ſah — Brandt?" Der alte Herr bejahte.

Sie ſtützte den Kopf auf die Hand und blickte vor ſich nieder. Dann ſah ſie auf und nach der Seite hinüber, wo der ernſte Mann noch mit dem kleinen Mädchen an der Mauerbrüſtung ſtand und gedankenvoll in den Strom hinabblickte. Es kämpfte etwas in ihr. Zurückhaltung, welche ihr zur andern Natur geworden war, ſetzte ſich gegen die Ausdrucksbedürftigkeit einer mächtig durchbrechenden Empfindung zur Wehr. Sollte ſie? — Es zog ſie etwas hin und her. Sie ſtand im Bedenken — ſie ging — ſie ſtand wieder. Endlich ſtrich ſie das Haar nach beiden Seiten aus der Stirne zurück, ſuchte in ihrer Taſche nach einem Schlüſſel, fand ihn, hielt ihn zögernd und unſchlüſſig in der Hand, raffte ihre Kräfte nochmals zuſammen und entſchwand flüchtigen Schrittes in der Richtung des Schloſſes.

Der alte Arzt blickte ihr nach. Als ihr goldenes Haarnetz und ihre goldgewirkte flatternde Schärpe im Dunkel des Baumganges ſeinem Auge nicht mehr ſichtbar waren, zog er ſein großes Taſchenbuch hervor, ſchlug es auseinander und ſchob eine kleine Farbenſkizze in ein verborgenes Seitenfach des Taſchenbuchs. „Marizibills Bild," ſagte er vor ſich hin, „ſanft und einfach, wie ſie jetzt wieder iſt, und von Brandts eigener Hand mit ſichtlicher Liebe gemalt, es hätte vielleicht gewirkt; aber wie? Ein Medikament, wie ſo viele andere, deren Wirkung wir Aerzte nicht im Voraus berechnen können. Beſſer, die Natur hilft ſich ſelber, wie ſie es hier gethan hat. Da ſteckt's im Seitenfache und mag darin verbleiben, bis ſie mich dereinſt in die Gruft hinab tragen. Das moraliſche Fluidum iſt in vollem Siege. Wir wollen's nicht in ſeinem Laufe unterbrechen."

Der Fürſt Demikloski hatte die eilige Flucht Elzbietas bemerkt. Er war eben auf dem Wege nach dem Arzte, um die Urſache ihrer ungewöhnlichen Erregung zu erfragen, als Elzbieta zurückkam. Sie trug ein rothes Sammtkäſtchen in der Hand, das vor zwölf Jahren nach einem peinlichen Scheidegeſpräche verſiegelt worden war. Ihre Wangen glühten, ihre Hand, ihre Stimme zitterte; kaum hörbar waren ihre Worte, als ſie das Käſtchen dem Fürſten hinreichte und ihn bat, die Siegel zu löſen.

Er ſchien nur halb zu ahnen, was in ihr vorging. Indem er ſein kleines Mädchen losließ, öffnete er den geheimnißhütenden Verſchluß; der Deckel ſchnappte zurück und die in düſterer Zeit der Vergeſſenheit überantworteten zwei Verlobungsringe kamen wieder an's Licht des Tages.

„Wende das Kind ab, Szymon," ſagte Elzbieta und ſtreckte ihren Ringfinger dem goldenen Reife entgegen. „Sie darf nicht wiſſen, daß ſo viele Jahre über ihr Haupt dahinrollen mußten, ehe wir an dieſe Siegel zu rühren wagten. Von nun an ſoll mein Finger deinen Ring nicht wieder von ſich laſſen."

Ihre Stimme verſagte; er zog die ſchwankende, von ihrer Bewegung überwältigte Geſtalt in ſeine Arme, und als die kleine Elzbieta ſich verwundert und doch wie jetzt erſt ganz bei den Eltern heimiſch, an beide ſchmiegte, da ſchaute der alte Herr zu dem im Weſten blinkenden Abendſterne empor und pries das unbekannte Weſen über, in und um uns, das unter Eis und Schnee dem Frühling ſeine Verjüngungskeime bewahrt und die Sonne wieder golden durchbrechen läßt, es mögen noch ſo lange Nebelgrau und Wolkennacht die Herrſchaft behauptet haben, nicht immer zwar im Menſchenleben, wie in der Natur, aber dießmal doch und unzählige mal öfter, als der Kleinmuth es Wort haben will.

Literatur.

Triſtan und Iſolde. Von Richard Wagner. Leipzig, 1859.

Gottfried von Straßburg ſagt zu Anfang ſeines „Triſtan": „Ich weiß wohl, ihrer ſind viele geweſen, die von Triſtan erzählt haben; doch," fügte er hinzu, „nicht viele, die dieß auf die richtige Weiſe gethan haben." Wir, die wir jetzt die geſammte Literatur des Mittelalters überſchauen, können für den erſten Theil dieſes Ausſpruchs bei jedem

Digitized by Google

Volk, das nicht aller literariſchen Cultur baar geblieben, die vollgültigen Beweiſe finden. Der Ruhm Triſtans und Iſoldens ging, dichteriſch verherrlicht, durch die ganze civiliſirte Welt. In den kurzen Reimpaaren der Franzoſen und in der italieniſchen Terzine, im ſkandinaviſchen Lied und in der ſpaniſchen Romanze, in allen Formen und in allen Sprachen ward dieſer Ruhm gefeiert; ja ſelbſt in die politiſchen Verſe der Griechen hat Triſtans Name Eingang gefunden. Triſtan und Iſolde waren das eigentliche Muſterpaar für Liebende; ihre Namen gehörten zum unentbehrlichen Hausrath der lyriſchen Poeſie. Wenn ein ſtürmiſcher Troubadour in der Provence oder ein zärtlich ſchmachtender Minneſänger in deutſchen Landen ſeiner Herzensgebieterin einen Begriff von der Gewalt ſeiner Leidenſchaft beibringen wollte, ſo ſagte er ihr: „Ich liebe dich, wie Triſtan einſt Iſolden liebte.“

Aber nicht nur über die Verbreitung, auch über die Dauer dieſes Ruhms müſſen wir ſtaunen. Die Litteratur des Mittelalters löſte ſich auf; die kunſtvollen Gedichte, welche die Geſchicke der Liebenden erzählten, wurden nicht mehr geleſen; die Lieder, in denen ihre Namen ſo oft erklangen, waren verhallt; aber die Kunde von ihren Schickſalen erhielt ſich unvergeſſen. Man las jetzt im Volksbuch die „Hyſtory herren Triſtrants und der ſchenen Yſolden,“ und in dieſer bequemen proſaiſchen Form feſſelte die alte Geſchichte von der verzehrenden Gewalt unſeliger Liebe die Gemüther der Menſchen von neuem. — Seitdem die Kenntniß des deutſchen Alterthums unter uns wieder aufzuleben begonnen, ſind auch Triſtan und Iſolde wieder allbekannte Namen geworden. Gottfrieds unvergleichliches Gedicht erregte alsbald Aufmerkſamkeit und Bewunderung; A. W. Schlegel fühlte ſich zu einer epiſchen Bearbeitung des Stoffes angeregt, und Immermann, von der herrlichen Liebesmäre begeiſtert, entwarf in der Fülle ſeiner Kraft den großen, weit angelegten Plan zu einem „Triſtan,“ der unvollendet bleiben ſollte, wie einſt das Werk des mittelalterlichen Meiſters unvollendet geblieben war.

Aber der Reiz der Sage ſtirbt nicht ab, und immer von neuem lockt ſie zur Reproduction. Jetzt wird uns die nie alternde abermals in neuer Bearbeitung dargeboten, und zwar in einer dramatiſchen. Wir wollen ſie kennen lernen. Vielleicht gehört der Dichter zu den wenigen, die, wie Gottfried ſagt, von Triſtan „rehte gelesen“ haben; es iſt billig, daß wir ihm aufmerkſam von Scene zu Scene folgen.

In einem „zeltartigen Gemach auf dem Vorderdeck eines Seeſchiffs“ finden wir Iſolde auf einem Ruhebett. Man vernimmt das Lied eines jungen Seemanns, der von einer „wilden, iriſchen, minnigen Maid“ ſingt, und erfährt zugleich, daß das Schiff „oſtwärts ſtreicht.“ Iſolde iſt in einer mächtigen Aufregung, deren Urſache uns noch verborgen bleibt; auch Brangäne forſcht vergebens darnach:

Herrin Iſolde,
„ Traurigſte Heldin!
Soll ſie werth ſich dir wähnen,
Vertraue nun Brangänen!

Es ſcheint, die Herrin fürchtet ſich vor der Ankunft in Kornwall. Um ſich Luft zu ſchaffen, läßt ſie die Vorhänge des Gemachs auseinander ziehen, und auf dem Verdeck des Schiffes zeigt ſich Triſtan nebſt Kurwenal. Nach einigen, auf Triſtan bezüglichen, für uns noch unverſtändlichen Reden läßt Iſolde „das Wunder aller Reiche, den Helden ohne Gleiche, des Ruhmes Hort und Bann“ durch Brangäne zu ſich entbieten:

Befehlen ließ
Dem Eigenholde
Furcht der Herrin
Ich, Iſolde.

Triſtan ſucht auf höfiſche Weiſe dem Gebot ſich zu entziehen; aber Kurwenal gibt eine trotzige Antwort und jagt die Botin mit einem kecken Liede fort, das von dem erſchlagenen Herrn Morold handelt, der in Kornwall Zins heben wollte. Iſolde „erhebt ſich mit verzweiflungsvoller Wuthgebärde;“ ſie iſt „dem furchtbarſten Ausbruch nahe,“ aber dennoch bald wieder gefaßt genug, um in langen, zum Bedauern des Leſers nichts weniger als deutlichen Reden von den früheren Schickſalen Triſtans zu berichten. Dieſer kam einſt, ein fiecher Mann, unter dem Namen Tantris nach Irland; ſie pflegte ihn, aber ſie erkannte an der Scharte ſeines Schwerts, daß er der Mörder des Herrn Morold ſey:

Da ſchrie's ihr auf
Aus tiefſtem Grund;

ſie wollte Rache an ihm üben, aber er ſah ihr in die Augen, und

Das Schwert — das ließ ich fallen:
Die Morolds ſchlug, die Wunde,
Sie heilt' ich, daß er geſunde
Und heim nach Hauſe kehre, —
Mit dem Blick mich nicht mehr beſchwere.

Dankerfüllt zog Triſtan von dannen; aber er kehrte kühn zurück und begehrte Irlands Erbin zur Ehe

Für Kornwalls milden König,
Für Marke, ſeinen Ohm.

Welche Schmach! Sie ſinnt nur Rache und Tod.

Wenn der aufmerkſame, aber mit dem Gedichte Gottfrieds unbekannte Leſer bis zu dieſem Punkte gelangt iſt, wird ſich in ihm die Ueberzeugung feſtgeſetzt haben, deren er ſich bisher vergebens zu erwehren ſuchte: daß es ihm nämlich nicht gelingen könne, ſich aus den Andeutungen, die der Dichter ihm gütigſt hat mittheilen wollen, eine deutliche Vorſtellung von den Ereigniſſen zu bilden, welche die Situation, mit der das Drama beginnt, herbeiführten mußten. Er leſe die erſten ſiebzehn Seiten noch einmal mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit durch, und dieſe Ueberzeugung wird nur an Feſtigkeit gewonnen haben. Er muß

Digitized by Google

also, will er anders die Hoffnung auf das Verständniß des Dramas nicht fahren lassen, zum Gedichte Gottfrieds greifen, das jedem, dem die Kenntniß der Ursprache abgeht, in Simrocks schöner Uebersetzung zu mühelosem Genuß bereit liegt. So trägt unser Dichter sein Scherflein bei zur Verbreitung altdeutscher Poesie, wofür ihm kein Freund unseres Alterthums seinen Dank vorenthalten wird. Freilich darf sich auch der Kenner der alten Sage und Dichtung einige Noth und Mühe nicht verdrießen lassen, wenn er sich in dieser Exposition zurecht finden will, denn bald folgt der Dichter der Ueberlieferung bis in die geringfügigsten Einzelheiten, bald sucht er sie in ihren wesentlichen Zügen umzugestalten. Aber dieß ist des Dichters wohlerworbenes Recht; mag er mit dem Stoff schalten, wie es ihm für seine künstlerischen Zwecke dienlich erscheint. Tadeln wir den griechischen Dramatiker, der sich nicht streng an die epische Ueberlieferung hält?

Nachdem nun der Leser aus dem alten Gedicht die nöthige Erläuterung geschöpft hat, mag er dem ferneren Gang des Dramas mit Sicherheit folgen, und zuvörderst die holde Schmeichelrede Brangänens vernehmen:

O Süße! Traute!
Theure! Holde!
Goldne Herrin!
Lieb' Isolde!

Der goldnen Herrin entfährt endlich das schreckliche Geheimniß:

Ungeminnt
Den hehrsten Mann
Stets mir nah' zu sehen —
Wie könnt' ich die Qual bestehen!

Brangäne weiß Rath; die alte Königin gab ihr Zaubertränke mit, vielfacher Art; sie bringt einen Schrein herbei:

Er birgt, was Heil dir frommt.

Aber Isolde wählt sich aus diesem Schrein den Todestrank. Da unterbricht das ungeschlachte Schiffsvolk mit wildem Rufen die Unterhaltung der Beiden:

He! ha! ho! he!
Am Untermast
Die Segel ein!

und Tristan läßt durch Kurwenal melden, man sey dem Ziel der Reise nahe:

Drum Frau Isolde
Bät' er eilen,
Für's Land sich zu bereiten,
Daß er sie könnt' geleiten.

Isolde läßt abermals Tristan zu sich bescheiden und befiehlt Brangänen, den Todestrank zu rüsten. Tristan kommt:

Begehrt, Herrin,
Was ihr wünscht.

Sie wünscht Rache für Morold; er reicht ihr „bleich und düster," sein Schwert: sie soll ihn tödten. Aber sie spricht: Was würde König Marke sagen,

Schlüg ich den Werber,
Der Urfehde-Pfand
So treu ihm liefert zur Hand?

Nein, Sühne soll getrunken werden. Brangäne bringt die Schale herbei, Tristan ergreift sie, spricht einige wirre Worte, als z. B.

Tristans Ehre —
Höchste Treu':
Tristans Elend —
Kühnster Trotz.
Trug des Herzens,
Traum der Ahnung u. s. w.

Er trinkt, sie trinkt gleichfalls und beide — nach des Dichters Vorschrift — „von Schauer erfaßt, blicken sich mit höchster Aufregung, doch mit starrer Haltung, unverwandt in die Augen, in deren Ausdruck der Todestrotz bald der Liebesgluth weicht." Nachdem sie gezittert, sich bald an das Herz, bald an die Stirn gefaßt haben, umarmen sie sich mit Leidenschaft. Sie haben von Brangänen nicht den Todestrank empfangen, sondern den Liebestrank, der auch unverzüglich seine verderblichen Wirkungen kund thut, indem er sie zur Aeußerung solcher Worte veranlaßt:

Ach in der Brust
Jauchzende Lust!
Isolde! Tristan!
Tristan! Isolde!
Welten-entronnen
Du mir gewonnen!
Du mir einzig bewußt,
Höchste Liebeslust!

Die Schiffsleute lassen abermals ihre unartikulirten Laute erschallen; man ist dem Lande nahe; König Marke kommt zum Empfang herbei; die neuen Liebenden sind wie sinnlos, und in dieser Verwirrung findet der erste Akt sein Ende.

Der zweite beginnt in nächtlicher Stunde. König Marke zog eben auf die Jagd, und Isolde harrt ihres Geliebten. Brangäne warnt sie vor Spähern und Verräthern; vor allen solle sie den Melot fürchten, der Tristans treuester Freund scheine, und den der Dichter von einem zauberkundigen Zwerge zu einem ganz plattlichen, aber verrätherischen Rittersmann befördert hat. Isolde verachtet jede Warnung; sie will ihrem Freunde das Zeichen geben, das ihn zu ihr beruft, sie will die Fackel löschen. Umsonst fleht Brangäne:

O laß' die warnende Zünde!

Das Licht erlischt, Tristan stürzt herbei, und nun beginnt auf Seite 48 ein Liebesgespräch, das, nur durch Brangänens Tagelied unterbrochen, bis Seite 68 fortgeht und in dem hoffentlich das unselige Paar einen größeren Genuß

Digitized by Google

als der Leſer findet. Nachdem ſie zuerſt beide vereint ihre Empfindungen ausgerufen haben:

Freude-Jauchzen!
Luſt-Entzücken! -
Himmel-höchſtes
Welt-Entrücken! u. ſ. w.

bewillkommen ſie ſich mit einigen ſpitzfindigen Redensarten:

Iſolde. Wie lange fern!
Wie fern ſo lang'!

Triſtan. Wie weit, ſo nah'!
So nah', wie weit!

und beginnen alsdann eine ſinnreiche Auseinanderſetzung über die Mängel des Tages und die Vorzüge der Nacht. Wir nennen ſie ſinnreich im guten Glauben an den Dichter, der gewiß einen reichen Sinn hineinzulegen wünſchte, müſſen aber zugleich bekennen, daß wir, nach einem anhaltenden Studium dieſer dunkeln Partie des Dramas, und unſere Unfähigkeit, die Geheimniſſe dieſes Sinns überall zu enträthſeln, nicht wohl verhehlen können. Vielleicht iſt der Leſer mit glücklicherer Faſſungskraft begabt; wir wollen ihm zur Uebung ſeines Scharfſinns einige Proben vorlegen. Triſtan ſpricht ſeine herzrührende Klage über den Tag (die Fackel) aus, der ſelbſt in der Nacht von Liebchens Haus ihm entgegen drohe. Da ſpricht Iſolde:

Hegt' ihn die Liebſte
Am eig'nen Haus,
Im eig'nen Herzen
Hell und kraus (?)
Hegt' ihn trotzig
Gluß mein Trauter,
Triſtan, der mich betrog.
War's nicht der Tag,
Der aus ihm log,
Als er nach Irland
Werbend zog,
Für Marke mich zu frei'n,
Dem Tod die Treue zu weih'n?

Triſtan iſt ſo glücklich, gleich nach einmaligem Hören dieſe Worte zu verſtehen, wie aus ſeiner Erwiederung hervorgeht:

Der Tag, der Tag,
Der dich umgliß,
Dahin, wo ſie
Der Sonne glich,
In höchſter Ehren
Glanz und Licht
Iſolde mir entrückt'!
Was mir das Auge
So entzückt',
Mein Herze tief
Zur Erde drückt':
In lichten Tages Schein,
Wie war Iſolde mein?

Später entſchuldigt er ſich, daß er Iſolde für König Mar geworben:

Dem Neid, den mir
Der Tag erweckt,
Dem Eifer, den
Mein Glücke ſchreckt',
Der Mißgunſt, die mir Ehren
Und Ruhm begann zu ſchweren,
Denen bot ich Trotz,
Und treu beſchloß,
Um Ehr' und Ruhm zu wahren,
Nach Irland ich zu fahren;

worauf ihn Iſolde ſchilt:

O eitler Tages-Knecht!

Auch Seite 57 preiſt Triſtan den Liebestrank; denn

Von dem Bild in des Herzens
Bergendem Schrein
Scheucht er des Tages
Täuſchenden Schein,
Daß nacht-ſichtig mein Auge
Wahre es zu ſehen lange.

Iſolde. Doch es rächte ſich
Der verſcheuchte Tag;
Mit deinen Sünden
Raths er pflog:
Was die gezeigt
Die dämmernde Nacht,
An des Tag-Geſtirnes
Königs-Macht
Mußteſt du's übergeben,
Um einſam
In Ehr der Pracht
Schimmernd dort zu leben.

Es iſt bedauerlich, daß die Liebenden zu ihrem Unternehmen, den Tag um alles Anſehen und allen Credit zu bringen, ſich nicht durch eine aufmerkſame Lectüre von Novalis „Hymnen an die Nacht" vorbereiten konnten. Aber freilich ſind dieſe erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geſchrieben und Triſtan und Iſolde lebten im Mittelalter.

Nachdem die Liebenden nun auf neun Seiten dem armen Tag alles mögliche Böſe nachgeſagt haben — glücklicherweiſe hört er die ärgerlichen Reden nicht, denn es iſt Nacht — ſcheinen ſie endlich das Nutzloſe dieſes Beginnens einzuſehen und finden es gerathener, ſich „zu immer innigerer Umarmung" auf einer Blumenbank niederzulaſſen und die Nacht der Liebe zum Herniederſinken aufzufordern.

Beide: O ſink' hernieder,
Nacht der Liebe,
Gib Vergeſſen,
Daß ich lebe;
— — — — —
Was wir dachten,
Was uns däuchte,
All' Gedanken,

Digitized by Google

All' Gemahnen,
Heil'ger Dämm'rung
Hehres Ahnen
Löscht des Wähnens Graus
Welt-erlösend aus.

Wir vermuthen wohl nicht mit Unrecht, daß die Nacht der Liebe sie schon gänzlich umfangen hat, wenn sie die letzten Worte dieser Rhapsodie aussprechen:

Liebe-heiligstes Leben,
Wonne-hehrstes Weben,
Nie-Wieder-Erwachens
Wahnlos
Hold bewußter Wunsch,

Und alsdann „mit zurückgesenkten Häuptern lange schweigende Umarmung beider" erfolgt.

Keinem Leser oder Zuschauer ist es zu verargen, wenn sich ihm hier einige Bedenken aufdrängen wegen dessen, was etwa folgen möchte. Aber diese Bedenken verscheucht Brangäne, indem sie von der Zinne herab den kommenden Tag verkündet, was den Liebenden, denen es an Stoff zu mannigfaltiger Unterhaltung zu fehlen scheint, abermals erwünschte Gelegenheit bietet, den Tag zu schmähen. Zugleich aber wird jetzt das Wörtlein: und Gegenstand ihrer Betrachtung:

Isolde. Doch unsre Liebe,
Heißt sie nicht Tristan
Und — Isolde?
Dieß süße Wörtlein: und,
Was es bindet,
Der Liebe Bunde,
Wenn Tristan stürb',
Zerstört' es nicht der Tod?

Isolde grübelt noch länger über die vieldeutige Partikel nach; aber, ach! den Liebenden wird für solche grammatische Forschungen keine fernere Zeit gegönnt; denn, von dem Verräther Melot geleitet, überrascht sie Marke, spricht aber in einer langen Rede mehr seine Ergriffenheit, als seinen Zorn aus, und Tristan hat es nur seinem eigenen, ungestümen Benehmen zu verdanken, wenn er am Schluß des Aktes von Melot gefährlich verwundet wird.

Der dritte Akt zeigt uns Tristan in seinem Heimathlande, oder, wie es Kurwenal, der Alliteration zu Gefallen, ausdrückt: „auf eigner Weid' und Wonne." Die Wunde, die Melot ihm beigebracht, ist tödtlich; er erwacht aus langer Ohnmacht und erfährt von Kurwenal, zu Isolde sey ein Bote gesandt: wenn sie noch lebe, so werde sie kommen, ihn zu heilen. Der Arme bedarf auch wahrlich der Heilung; er ist offenbar im Delirium, und es wäre daher grausam, wollte man ihn für all die ungebührlichen Reden, die er auf vierzehn Seiten vorbringt, und unter denen auch wieder einige beleidigende Worte gegen den Tag vorkommen, in vollem Ernst verantwortlich machen. Endlich zeigt sich das Schiff, das die Ersehnte bringt; es wird von Kurwenal und Tristan mit mehreren Hahei's! Heiaha's! begrüßt; Tristan gibt sich ganz einem „freudigen Rasen" hin; er ruft:

Hahei! mein Blut,
Lustig nun fließe!

Natürlich führt diese rhetorische Kraftäußerung die völlige Erschöpfung des Kranken herbei, der denn auch wirklich in den Armen der ihm entgegen eilenden Geliebten leblos zu Boden sinkt. Eben klagt Isolde, daß Tristan sie „um dieses einzige, ewig-kurze letzte Wellen-Glück" betrogen habe, — da kommt ein zweites Schiff und auf ihm Marke und Melot. Kurwenal geräth in eine unbändige Wuth; er verrammelt das Thor und ruft:

So lang ich lebe,
Lugt mir keiner herein!

Dieß ungeberdige Betragen Kurwenals scheint uns nicht ganz gerechtfertigt. Tristan ist todt: was kann Markes Kommen noch für Schaden stiften? — Aber freilich mußte erstens an dem Verräther Melot die gebührende poetische Gerechtigkeit geübt werden, und wirklich wird er von Kurwenal, der „dem Tag, da er ihn trifft," ein Heiaha zuruft, in geziemender Weise zu Boden gestreckt, und zweitens mußte der treue Kurwenal selbst seinem Gebieter als Geleitsmann in den Tod nachgesandt werden, was ebenfalls in möglichster Eile geschieht. Aber — hätte Kurwenal doch nur mit vernünftiger Vorsicht gehandelt! Denn König Marke führt gar nichts Schlimmes im Schilde, der gute Mann kommt vielmehr in der wohlwollendsten Absicht; er wollte nämlich dem „treulos treuesten Freund, dem holden Mann" seine Gattin vermählen. Denn

Da hell mir ward enthüllt,
Was zuvor ich nicht fassen konnt',
Wie selig, daß ich den Freund
Frei von Schuld da fand!

Man sieht, es bedarf keines großen Aufwandes, um den guten Marke selig zu machen. Diese billig erworbene Seligkeit wird ihm nun aber grausam zerstört. Sein Beglückungsversuch kommt zu spät, denn Tristan lebt nicht mehr, und die Nothwendigkeit, daß auch Isolde sterben müsse, hat der Dichter durch die einfachsten Mittel seiner Kunst auf das Klarste einleuchtend zu machen gewußt; er legt ihr nämlich eine Rede in den Mund, die von dem völlig zerrütteten Zustande ihres Geistes eine so überaus klägliche Vorstellung gibt, daß wir den Tod für sie nur willkommen heißen können. Sie glaubt eine Weise zu hören, die „Wonne klagend Alles sagend, mild versöhnend aus ihm (d. h. Tristan) tönend, auf sich schwingt," und sie fragt:

Soll ich schlürfen,
Untertauchen,
Süß in Düften
Mich verhauchen?

Digitized by Google

In des Donnermeeres
Wogendem Schwall,
In der Duft-Wellen
Tönendem Schall,
In des Welt-Athems
Wehendem All —
Ertrinken —
Versinken —
Unbewußt —
Höchste Lust!

Welcher von diesen verschiedenen Todesarten sie schließlich den Vorzug gibt, ob sie süß in Düften sich verhaucht, oder lieber in der Duftwellen tönendem Schall ertrinkt, darüber bleiben wir in Ungewißheit. Es genüge uns daher, zu erfahren, daß sie „wie verklärt, sanft auf Tristans Leiche sinkt, daß Marke die Leichen segnet, und daß unter den Umstehenden nicht nur große Rührung, sondern auch „Entrücktheit" herrscht, an welcher jeder sinnige Leser sich zu betheiligen geneigt seyn wird.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Der Dolchstoß zu Pavia. — Rückblick auf die Geschichte der entarteten Germanen in der Lombardei. — Außerpolizeiliche Censur in Deutschland. — Die Aussicht auf den erfolglosen Congreß. — Lombardisches Kriegsvolk. — In den Prater.

Die rothen Scheine in Wälschland haben einen Redakteur (Ripamonti zu Pavia) erdolcht, der nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollte. Einige Zeit vorher war er nur mit knapper Noth einem Vergiftungsversuch entgangen. Wenn derlei sich im Schatten der kaiserlichen Flintenspieße zutragen kann, so möchte ich einmal die Preßfreiheit in der Lombardei sehen, sobald die Cyklopen der alten Carbonari dort ungestört von Recht und Gesetz ihr Wesen treiben dürften. Doch nein, sehen möchte ich's eben nicht; ich kann mir ungesehen schon einbilden, wie sie's machen würden. Seitdem das blaue Blut der edlen Longobarden sich gänzlich in wälsches Drachengift verwandelt hat — und das ist ungefähr achthundert Jahre her — sind sie von gefährlicher Heimtücke erfüllt, deren Anfänge übrigens schon in die Zeiten des ersten Aufenthaltes ihrer germanischen Ahnherrn unter dem blauen Himmel Italiens zurück reichen. Die alte Geschichte der Longobarden ist mit Blut geschrieben, mit Verrath befleckt. Doch alle diese Mordthaten von damals sind harmloses Kinderspiel, wenn wir die Vorgänge im Mittelalter damit vergleichen. Ich nenne hier nur das bezeichnendste Stück davon: die Geschichte des Hauses Visconti von Mailand. Uebrigens erheischt die Billigkeit, hier einen Vorbehalt zu Gunsten des Landvolkes und des Handwerkerstandes zu machen; so weit die Schlüsse zurückreichen, die wir aus den Aufzeichnungen der Geschichte ziehen können, glichen die Bauern in der Lombardei seit Jahrhunderten ihren arbeitsamen, nüchternen Nachkommen von heute, war die Verderbtheit nur das Erbtheil der bevorzugten Stände und jenes Proletariats, in welchem sich immer und überall die Laster der Vornehmen und Reichen, aber ohne den Firniß von Bildung, wiederzuspiegeln pflegen. Doch sind es gerade die bevorzugten Classen mit ihrem Anhang aus dem morastigen Niederschlage der Bevölkerung, welche den Geschicken eines Landes den Weg vorzeichnen und der Geschichte die Farbe geben, und so darf man denn behaupten, daß die Lombarden nicht zu jener Art von Freiheit sich eignen, die sie immer im Munde führen. Wenn man ihnen Zaum und Zügel des Gesetzes abnähme, so würden sie wiederum, wie vor Jahrhunderten, der Schreckensherrschaft unter stetem Wechsel von blutigen Aufständen und blutiger Tyrannei verfallen. Zum Selfgouvernement fehlt ihnen die Selbstbeherrschung. Das haben sie immerdar bewiesen und beweisen es gegenwärtig durch den Undank, welchen die tonangebenden Schichten der bürgerlichen Gesellschaft gegen eine weise und milde Verwaltung üben. Freilich reden sie unablässig von ihrer Vaterlandsliebe, aber dabei hören sie nicht auf, das Gedeihen dieses angeblich geliebten Vaterlandes durch alle Mittel zu hemmen, welche ihnen zu Gebote stehen. Ihr Verdienst, fürwahr! ist es nicht, daß die Tage der Visconti nicht wiederum in rother Blüthe stehen. Zu allem Glück für das Land aber können sie nicht, wie sie gerne möchten, und am Ende wird auch der meuchlerische Dolch dem ferisamen Bayonnet weichen müssen.

Der Dolchstoß von Pavia erinnert daran, daß auch anderwärts schon oft eine vorwiegende Neigung sich kund gegeben hat, die Censur durch außerpolizeiliche Maßregeln zu ersetzen. In den Tagen friedseliger Gemüthlichkeit waren es die Comödianten, die häufig mit dem spanischen Rohr ihr Mißfallen über eine Beurtheilung ihrer Leistungen ausdrückten. Späterhin bewährte sich auch die liberale Gesinnungstüchtigkeit durch Bekräftigung ihrer Schlagworte

Digitized by Google

mit Fauſtſchlägen; doch ſind in Deutſchland meines Wiſſens keine Mordthaten aus ſolchem Grunde vorgekommen, obſchon z. B. Gfrörer, Buß und Zander nahe daran waren, ihr Leben unter den Fäuſten eines tollen Haufens einzubüßen. In Wien ſelbſt iſt ſogar im Oktober 1848 keinem Zeitſchriftſteller von erhaltenden Grundſätzen ein Leid widerfahren, obſchon mancher arg bedroht wurde und einer oder der andere in die Lage kam, einige Vorſichtsmaßregeln zu treffen. Als der Tumult vorüber war, hieß es: „Die ihr gefreſſen habt, leben alle noch.“ Ich weiß zwar nicht, ob dieſe Geſtaltung des Verhältniſſes einer der rühmlicheren Eigenſchaften des deutſchen Weſens ihren Urſprung verdankt, aber jedenfalls iſt es nicht übel, daß die Dinge ſo und nicht anders bei uns gekommen.

Die Ermordung des wackern Ripamonti war in den jüngſten Tagen nicht die einzige Mordthat der italieniſchen Legen, wie ihr aus den Zeitungen wißt, aber es ſcheint mir natürlich, daß ich von ihm als von einem Mitgliede unſerer Zunft vorzugsweiſe geſprochen habe. Die andern Fälle werden ſchon noch zur Erörterung gelangen, inſofern es wirklich zum Congreſſe kommen ſollte, deſſen Zuſammentritt nach der jüngſten Erklärung von der engliſchen Miniſterbank (am Abend des 28. März) keinem Zweifel mehr unterliegen ſoll. Mag ſeyn, daß Lord Malmesbury Recht behält. Da wir einmal in der verkehrten Welt leben, ſo wird es ſchier in der Ordnung ſeyn, daß wir erſt tagen, um dann zu ſchlagen. Ich bin neugierig genug auf die ſaubern Dinge, die wir von Mannheim, Baden-Baden oder Genf zu hören bekommen werden. Man will dem Vernehmen nach dort an Oeſterreich die Zumuthung ſtellen, nicht zu löſchen, wenn's beim kleinen Nachbar im Süden brennt. Die Mittelſtaaten Italiens ſollen ſich in eine Moldo-Walachei verwandeln. Der König von Neapel wird den guten Rath erhalten, den piemonteſiſchen Steuerfuß in ſeinem Lande einzuführen und die Staatsſchuld zu vermehren, damit ſeine Fünfprocentigen endlich einmal den unverſchämt hohen Curs von 117 mit einem anſtändigeren vertauſchen. Manche vergleichen die ſchwebenden Welthändel mit einem Ehrenhandel und bezeichnen den Congreß als ein Ehrengericht. Das Gleichniß hinkt wie jedes andere, aber es hinkt nicht übermäßig ſtark. Wenn die Zeugen der Widerſacher den blutigen Zuſammenſtoß verhüten wollen, ſo müſſen ſie den Herausforderer vermögen, alle die ungerechten Anſprüche aufzugeben, die er ſo drohend erhoben hat. Möge ihnen das gelingen — wenn ſie überhaupt zum Verhandeln kommen und nicht dabei durch die ultima ratio unterbrochen werden. Vor allem mögen ſie dem König aller Farben, Piemonter und Savoyer begreiflich machen, welche tiefe Weisheit in dem alten Sprüchlein liegt: „Principini anno palazzi e giardini, principoni anno armate e canoni.“ Was uns betrifft, ſo wünſchen wir uns freilich Frieden, aber kein Menſch glaubt hier an die Erfüllung dieſes frommen Wunſches. Wir verſpüren immer noch das beweiße Kriegsfieber, wovon neulich die Rede war. Wenn das Volk in ſeinem dunkeln Drange Unrecht behält, deſto beſſer für uns; leider jedoch ſtimmen hier „der Verſtand der Verſtändigen“ und das „kindliche Gemüth in ſeiner Einfalt“ überein.

Der Lenz läßt ſich im Erwachen nicht ſtören, obſchon in den letzten Tagen der barſche Winter verzweifelte Anſtrengungen gemacht hat, den Platz mit Schnee und Hagel zu behaupten. Auf den Glacis ſchlagen die Bäume aus — natürlich ohne irgendwem blaue Mäler aufzuprägen. Das Gras würde — eben ſo unkriegeriſch — ſchießen, wenn es nicht kriegeriſch zerrauſelt würde. Die weiten Flächen wimmeln weiß und blau, nicht von Hyacinthen, ſondern von Soldaten. Wenn ich früh Morgens ausgehe, um in den Schreibſtall zu kriechen und die Wolkengebilde am politiſchen Himmel zu verzeichnen, nehme ich meinen Weg über das Glacis und ſchaue zu, wie die junge Mannſchaft in weißen Röcken und blauen Hoſen gedrillt wird. Das Commando iſt deutſch, die Erklärung italieniſch, ſtatt böhmiſch oder ungariſch, wie man es ſonſt hier zu hören pflegt. Wir ſehen in Wien jetzt nur lombardiſches Aufgebot, friſche, rüſtige Burſchen, doch nicht ſo vierſchrötig wie Ungarn und Slaven. Die Geſichter tragen im Ganzen kein ſüdländiſches Gepräge; dem Ausſehen nach könnten ſie Deutſche ſeyn. Ob ſie anſtelliger ſind als anderes Volk, vermag ich nicht zu beurtheilen; doch ſey nicht verſchwiegen, daß die Drillmeiſter ſich derſelben Redensarten auf Italieniſch bedienen, die man zu andern Zeiten auf demſelben Platz in andern Mundarten der vielzungigen Auſtria vernommen hat. Gebete ſind es nicht, die dabei geſprochen werden. Wenn vielleicht Stern und Kreuz dabei vorkommen, ſo ſind es keine Sternkreuzordensdamen, die man anruft. — Die nicht exercirende Menſchheit ſtrömt dem Prater zu. Die einen berauſchen das Erwachen des Frühlings, die andern die Entfaltung der Frühlingsmoden, wieder andere liegen dem Berufe der Vierverttlgung ob. Das Schauſpiel iſt ſtets daſſelbe und dennoch mit dem vollen Reize der Neuheit ausgeſtattet. Mich wenigſtens zieht es gerade noch ſo mächtig an wie vor fünfundzwölfig Jahren, als ich es zum erſtenmal ſah. Die Bevölkerung einer Stadt, welche ſich aus den Winterhüllen ſchält, iſt eben auch ein Schmetterling.

Digitized by Google

Newyork, März.

Sickles und Key.

Es war in den letzten Tagen der Sitzung des seitdem vertagten Congresses, als die Stadt Washington und von dort aus das ganze Land durch ein blutiges Drama, ein Verbrechen in high life aufgeschreckt wurden, welches in allen Kreisen der Gesellschaft beispiellose Aufregung und Bestürzung hervorrief. Daniel Sickles, einer der Abgeordneten von Newyork, und bereits für den nächsten Congreß wieder erwählt, erschoß am hellen Tage auf der Straße, Angesichts des „White House," der Wohnung des Präsidenten, den Liebhaber seiner Frau, Philipp Barton Key, Distriktsanwalt des Bezirks Columbia. Verbrechen dieser Art sind hier nun zwar keineswegs so selten; allein ein Mord, der, wenn in den untern Schichten der Gesellschaft begangen, bei der Masse kaum vorübergehende Beachtung findet, wird ein Ereigniß, eine Tagesfrage, wenn die Betheiligten vermittelst ihrer hervorragenden Stellung ohnehin allgemeinerer Aufmerksamkeit würdig gehalten werden. Beide, der Mörder wie der Gemordete, befanden sich in öffentlicher Wirksamkeit, gehörten beide der äußersten Demokratie an und waren persönliche Freunde des Präsidenten. Key's Familie ist eine der ersten in Baltimore, er war ein ungewöhnlich schöner Mann, excentrisch und phantastisch, ein moderner Don Juan, und ganz Washington wußte von seinen galanten Abenteuern zu erzählen, die ihm den Namen eines „lady killer" erworben hatten. Gleich den meisten Männern dieser Art hegte er von den Frauen im Allgemeinen eine sehr geringe Meinung, obgleich er, wie man sagt, tief ergriffen von dem Verlust seiner eigenen Frau war, welche vor etwa anderthalb Jahren gestorben ist und ihm mehrere Kinder hinterlassen hat. Sickles war in früheren Jahren, als Buchanan noch Gesandter am englischen Hofe war, daselbst als Legationssecretär angestellt, und hat sich seitdem im Congreß als einer der entschiedensten Ultrademokraten bekannt und berüchtigt gemacht. Sein Privatleben war von jeher durch Ausschweifung und Zügellosigkeit bezeichnet, und er hielt es gar nicht der Mühe werth, einige Rücksicht auf den äußern Anstand zu nehmen. Allgemein wird behauptet, daß er neun Jahre lang ein Verhältniß mit der Mutter seiner jetzigen Frau gehabt habe, welche, unter solchen Einflüssen und mit einem solchen Beispiel vor Augen aufgewachsen, für ihre späteren Verirrungen kaum in vollem Maße verantwortlich gemacht werden kann. Selbst nach seiner Verheirathung setzte Sickles seine frühere Lebensweise fort, er zeigte sich häufig sogar öffentlich in Gesellschaft von Frauen von mehr als zweideutigem Rufe, und Mrs. Sickles, welche sechzehn Jahre alt war, als sie sich verheirathete, hatte während der sechsjährigen Dauer ihrer Ehe gewiß vielfach Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln, welche nicht eben geeignet waren, in ihr eine besondere Neigung für ihren Mann hervorzurufen, oder ihr eheliche Treue als eine unumgängliche Pflicht erscheinen zu lassen. In Washington machte sie vor einem Jahr Key's Bekanntschaft, und es entspann sich zwischen ihnen ein Verhältniß, welches von beiden Theilen ebenfalls so wenig geheim gehalten wurde, daß es bald Gegenstand des Stadtgespräches war. Washington ist an und für sich ein Ort, welcher dem Entstehen und Gedeihen solcher Verhältnisse vorzugsweise günstig ist. Das Zusammenströmen einer so großen Masse von Menschen, von denen die meisten, wenn sie auch irgend einen bestimmten Zweck verfolgen, doch keine regelmäßige Beschäftigung haben, während andere nur ihrem Vergnügen oder ihrem Hang zu Abenteuern und Intriguen nachgehen, das Leben in den großen Hotels, in welchen es, während der Congreß versammelt ist, von politischen und unpolitischen Abenteurern und Abenteurerinnen aus allen Theilen des Landes wimmelt, die schrankenlose Ungebundenheit des Verkehrs, welche ein solches Leben darbietet, alles vereinigt sich, um jeden, der solchen Lockungen zugänglich ist, in den Wirbel der Intrigue und den Taumel der Leidenschaft hineinzuziehen.

Sickles war keineswegs ganz unbekannt mit dem Verhältniß zwischen seiner Frau und Key; es waren bereits früher Mißhelligkeiten deßhalb entstanden, die indessen wieder ausgeglichen waren, und aus allem geht hervor, daß er es für nicht viel mehr als eine oberflächliche Courmacherei ansah; wenigstens verkehrte Key nach wie vor bei ihm im Hause, bis Sickles durch einen anonymen Brief von den Zusammenkünften unterrichtet wurde, die seine Frau mit Key in einem Hause hielt, welches derselbe zu diesem Zweck in einer abgelegenen, fast nur von Negern bewohnten Gegend gemiethet hatte. Durch zwei Freunde, welche er dorthin schickte, überzeugte er sich von der Richtigkeit der Angaben und erzwang darauf von seiner Frau ein ausführliches schriftliches Bekenntniß ihres Vergehens. Wie behauptet wird, beabsichtigte er damals nur eine Scheidung, als aber am folgenden Tag Key am Hause vorüberging und eine Bewegung mit dem Taschentuch machte, welche, wie Sickles Frau ihm gestanden hatte, das Zeichen war, durch welches er zu fragen pflegte, ob sie allein sey, wurde Sickles Zorn dermaßen erregt, daß er einen Freund, Butterworth, der sich gerade bei ihm befand, hinunterschickte, um Key durch Gespräch aufzuhalten, sich mit mehreren Pistolen versah, auf Key losstürzte, den er mit den Worten anredete: „Sie haben mich entehrt, dafür müssen

Digitized by Google

Sie sterben!“ und sofort in Gegenwart Butterworths, der ruhig dabei stehen blieb und zusah, auf ihn losdrückte. Key griff in seine Brusttasche, als wenn er nach einer Waffe suchte, doch fand er nichts als ein Opernglas, das er gegen Sickles schleuderte. Es wird gesagt, er habe diesen um sein Leben gebeten, allein Sickles, ohne sich irre machen zu lassen, schoß drei Kugeln nach einander ab, und als Key schon tödtlich getroffen am Boden lag, setzte er ihm noch eine Pistole auf die Stirn, und als der Schuß versagte, wurde er nur durch die Dazwischenkunft der auf die Schüsse herbeigeeilten verhindert, abermals loszudrücken, worauf er sich sogleich der Justiz überlieferte.

Vor dem Forum einer civilisirten Gesellschaft bedarf ein solcher Vorgang keines weitern Commentars. Er liefert ein Bild der Gesellschaft, in der er sich zugetragen, einer Gesellschaft, welche durch und durch wurmstichig, außer der Gewinnsucht und dem Ehrgeiz nur von zügelloser Genußsucht und conventionellem Vorurtheil beherrscht wird; denn nur Genußsucht und Vorurtheil, nicht das Walten mächtiger Leidenschaften, die immer noch eine gewisse Rechtfertigung und Berechtigung in sich selbst finden, sind es, die hier ihre Opfer gefordert haben. Keiner der Betheiligten kann deßhalb auch unsere Sympathie, höchstens unser Mitleid ansprechen. Ein blasirter Roué, der unfähig, noch an die Liebe und Treue einer Frau zu glauben, keine Scheu trägt, diejenige, welche ihm für den Augenblick Unterhaltung gewährt, in der Meinung der Welt unrettbar zu Grunde zu richten; eine schwache, charakterlose Frau, welche dem ersten Besten in die Arme sinkt, und dann, statt sich mit Abscheu vom Mörder desjenigen abzuwenden, dem sie den Geliebten der Welt zum Trotz ihre Neigung geschenkt, sich jetzt de- und wehmüthig an das Mitleid desselben Mörders wendet, um den Trauring betet, den er ihr im Augenblick der Entdeckung abgenommen hatte, und sich glücklich preisen würde, wenn er nur einwilligte, sie ferner in seiner Nähe zu dulden; ein Mann, der einen Unbewaffneten, der ihn um sein Leben anfleht, meuchlings auf der Straße wegen eines Vergehens niederschießt, dessen er selbst sich schon so oft schuldig gemacht hat, folglich nicht von dem Gefühl erlittenen Unrechts, getäuschten Vertrauens oder beleidigter Liebe getrieben wurde; der gefällige Freund endlich, welcher — obgleich er selbst diesen Umstand leugnet — so gut wie überwiesen ist, das erkorene Opfer freundlich angeredet zu haben, um dem Andern Zeit zu geben, sich mit den tödtlichen Waffen zu versehen, und nachher nicht etwa einen, sondern drei Schüsse hintereinander abfeuern sieht, ohne den mindesten Versuch zu machen, den Mörder an der Ausführung seines Vorhabens zu hindern — Alles dieß möchte man für so einfach und selbstredend halten, daß man eigentlich gar nicht einsieht, wie es eine andere Meinung darüber geben könnte; dieß ist jedoch keineswegs der Fall, und von vielen Seiten hört man Sickles als das unschuldige Opfer unglücklicher Verhältnisse bedauern, ihn laut in Schutz nehmen, ja sogar als einen Mann rühmen, der seine gekränkte Ehre auf gebührende Weise zu rächen gewußt habe. Sein Gefängniß ist von früh bis spät von Besuchern belagert — auch der Präsident hat sich unter ihnen befunden — welche kommen, um ihm ihre Theilnahme zu beweisen, und niemand zweifelt entfernt daran, daß sein Prozeß, welcher nächstens seinen Anfang nehmen wird, eine bloße Farce seyn und mit gänzlicher Freisprechung endigen wird. — Ganz abgesehen übrigens vom allgemeinen Standpunkt läßt sich dieses Ereigniß noch aus einem specielleren ins Auge fassen, insofern es eine abermalige Illustration der demokratischen Partei liefert, in deren Schooß es sich zugetragen hat, und sich würdig einer Reihe verwandter Thaten anschließt, welche im Lauf von noch nicht drei Jahren von verschiedenen Führern derselben, sämmtlich Congreßmitgliedern, verübt worden sind. Brooks, der den Anfall auf Sumner machte, Herbert, Abgeordneter von Californien, welcher einen Hotelaufwärter ohne Weiteres niederschoß, weil derselbe seinen Ansprüchen das Reglement des Hotels entgegensetzte, M'Kibbin, ebenfalls aus Californien, der mit Pistolen in einen mit Menschen gefüllten Eisenbahnwagen hineinschoß, in dem sich der Verführer seiner Schwester befand, gar nicht von all den politischen Raufbolden zu sprechen, welche Washington während jeder Congreßsitzung wiederholt zum Schauplatz von thätlichen Angriffen und Schlägereien machen — alle gehören sie entweder der südlichen Sklavokratie oder deren noch verwilderteren Schildträgern und Verbündeten, den nordlichen Demokraten an, wogegen unter den hervorragendern Republikanern in öffentlicher Stellung nicht ein einziger aufzufinden ist, der seine Hände jemals mit irgend einer Gewaltthat der Art befleckt hätte. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß Key in seiner Eigenschaft als Distriktsanwalt einer derjenigen war, welchen Herbert nach jenem Morde des Hotelaufwärters vorzüglich seine Freisprechung zu verdanken hatte. Man möchte sagen, daß der Zufall hier Vergeltung geübt habe.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 18. 1. Mai 1859.

Lorsque je hante la noblesse, je fais paraître mon jugement, et cela est plus beau que de hanter votre bourgeoisie

Molière.
Le bourgeois gentilhomme.

Zwei Brüder.

Das Städtchen sammt Giebeln und Thürmen erglänzte im lustigsten Sonnenschein; der goldene Löwe über der Apotheke und das blanke Zifferblatt an der Rathhausuhr schienen ordentlich einen Wettstreit mit einander eingegangen zu haben, wer am hellsten zu funkeln und zu glitzern vermöge, und das kleine Gebirgswasser, von den Frühlingsregengüssen ungewöhnlich angeschwollen, strömte so wild, gleichsam außer Rand und Band, durch die Straßen, daß die liebe Schuljugend, die eben ihres Zwingers entlassen war, vor Vergnügen laut aufjauchzte, und des Teichmüllers Enten, doch sonst mit dem Elemente ziemlich vertraut, in dummer Verwunderung am Ufer entlang watschelten.

Der Assessor Eberhard Lenz, ein hübscher junger Mann mit wohlgepflegtem Schnurrbart, aber etwas mißvergnügter Miene, war eben mit dem Postwagen angekommen und von einem kleinen barfüßigen Laufjungen, dessen schmutzigen Händen er seinen eleganten Reisesack mit einigem Widerstreben anvertraut, nach dem Gasthof „zum blauen Lamm“ geleitet worden, wo ihn der Wirth in baumwollener Jacke, die Pfeife im Munde und die blaue Zipfelmütze auf dem Kopf mit derbem, treuherzigem Händeschütteln begrüßte. Aber weder der Willkomm noch das ihm angewiesene Zimmer schienen sonderlich nach des jungen Mannes Geschmacke zu seyn. Mit unverkennbarer Geringschätzung betrachtete er die kleinen Fenster, die rothkarrirten Vorhänge, die sandbestreuten, etwas unebenen Dielen, mit Einem Wort die ganze kleinbürgerliche Einrichtung, mit der selbst der bunte Pfauenfederschmuck über dem Spiegel und das mit Kuhhaar gepolsterte und mit einem Baumwollenzeug von schreiender Farbe überzogene Sopha ihn nicht zu versöhnen vermochten.

„Haben Sie wirklich einem anständigen Fremden kein besseres Zimmer zu bieten?“ fragte er den Wirth in kurzem, unzufriedenen Tone. — „Ein besseres Zimmer?“ klang die gedehnte und verwunderte Antwort, und auf der breiten, eben noch so freundlichen Stirne des stattlichen Hausherrn fing die Zornader an mächtig zu schwellen. „Ei so wollte ich doch, daß ich Ihnen niemals dieses gegeben, welches gut genug war, meine Jungen darin zu taufen und den Herrn Bürgermeister und die Frau Bürgermeisterin zu Gevatter zu bitten! Ein für allemal, Herr Assessor, ich gebe es, wie ich es habe, und wem es so nicht gefällt, der mag sehen, wo er anderweit unterkommt.“

„Dachte ich es doch, was ich in diesem elenden Neste zu erwarten hätte!“ seufzte Eberhard, dem

Digitized by Google

erzürnten Mann, der sich mit dröhnenden Schritten und einem gewaltigen Ruck an der Zipfelmütze aus dem Zimmer entfernte, ärgerlich nachblickend. „Grobheit und Neugier begegnen mir, da ich kaum einen Fuß auf diesen verwünschten kleinstädtischen Boden setze; die Mädchen am Brunnen gucken mich an wie vorwitzige Elstern, und dieser Tölpel von Wirth weist mir gar die Thüre, noch ehe ich den Staub von den Schuhen geschüttelt habe. O dreimal glücklich die Menschen, die sich nicht in so kleine, spießbürgerliche Verhältnisse zu fügen brauchen!“

Er dachte an seinen Halbbruder, den Freiherrn Job von Freileben, der eben so reich und unabhängig war, als Eberhard arm und auf seine Besoldung angewiesen, und daher nach Lust und Laune bald auf dem Lande, bald in größeren Städten in selbstgewählten Cirkeln leben konnte, während jener sich, nach seinem eigenen Ausdruck, wie ein Esel in der Tretmühle, in einem engen ihm zugetheilten Kreise drehte. Indessen was half es? Das Schicksal hatte einmal den Brüdern so ungleiche Loose geworfen, und Eberhard mußte sich, wohl oder übel, in das seinige finden und mit Menschen und Orten fürlieb nehmen, denen sein Beruf ihn eben zuführte. Freilich würden die guten Leute von Heilgenberg wenig erbaut gewesen seyn von der Schilderung, welche ihr neuer Assessor schon in seinem ersten Briefe an Bruder Job von ihnen und ihrem Städtchen entwarf. Daß sich die Füchse just vor ihren Thoren gute Nacht sagen sollten, hätten sie vielleicht mit mitleidigem Achselzucken für eine thörichte, ganz aus der Luft gegriffene Fabel erklärt, aber nimmermehr den Spott vergeben, mit dem ein Fremder sich über ihre altehrwürdigen städtischen Gebräuche, die Art der nächtlichen Bewachung und Erleuchtung, das bürgermeisterliche Ansehen, die ungepflasterten Straßen, Gerechtsame der Schweine und Ziegen, in eben diesen Straßen nach Belieben spazieren zu gehen, und was dergleichen kitzlige Dinge mehr sind, auszulassen wagte. Auch der Angriff auf das „blaue Lamm,“ dessen Wirth als ein ehrlicher Kerl galt, bei dem man einen guten Schoppen Wein fand, würde dem Assessor wenig Freunde gemacht haben, gar nicht davon zu reden, wie es der jüngere und schönere Theil der Einwohnerschaft aufgenommen haben würde, sich schlechtweg in die Kategorie von „kleinen Bürgermädchen“ zusammen gefaßt zu sehen, während einer verschuldeten Hauptmannswittwe und der wenig beliebten Familie des Landwehroffiziers mit entschieden lebhafterem Interesse als Mitverbannter und Leidensgenossen erwähnt wurde.

Ganz zuletzt kam Eberhard auch auf das gräflich Wolfsberg'sche Schloß zu sprechen, das ihm von einer mäßigen Anhöhe unweit der Stadt mit seinen wehenden Fahnen und abendlichen Lichtern in's Fenster schaute, an eine Welt über und außer der seines jetzigen traurigen Exils erinnernd. Er rühmte die unvergleichlich vornehme und anmuthige Haltung der Gräfin Eleonore, die ihm mehrmals zu Pferde in Begleitung eines goldbetreßten Dieners begegnet war, schloß aber mit der feierlichen Versicherung, daß er sich niemals einfallen lassen werde, die Bekanntschaft der Schloßbewohner zu suchen, da ihm die Art hochmüthiger Aristokraten einem armen bürgerlichen Beamten gegenüber hinlänglich bekannt sey.

Der Freiherr ließ mit seiner Antwort nicht lange auf sich warten; seine allzeit wunder- und wechsellustigen Gedanken hatten durch Eberhards Zeilen eine neue und bestimmte Anregung bekommen, und das einsame Städtchen im Gebirg, von dem einen Bruder so gründlich geschmäht und verachtet, übte auf den andern einen wunderbar lockenden Reiz aus der Ferne.

„Was gilt es,“ schrieb er zurück, „dort lebt noch ein harmlos ursprüngliches Völkchen, wie wir es in unsern ebenen, von Eisenbahnen durchschnittenen und gewitzigten Gegenden vergeblich suchen? Der Wirth in der baumwollenen Jacke ist der schnurrigste Kauz von der Welt, und das kleine Bergwasser, welches zu deinem Aerger Straßen und Keller überschwemmt, gibt dem fleißigen, fröhlichen Angler eine reichliche Ausbeute an Forellen und Schnerlen.“

Tag und Stunde, wo Job mit der gelben Kutsche in Heilgenberg einzutreffen gedachte, waren weiter unten im Briefe angegeben, und obgleich es gänzlich über Eberhards Fassung hinaus ging, wie ein reicher, vornehmer Mann den ordinären Postwagen und die Gesellschaft von allerlei Volk einer bequemen Extrapostchaise vorziehen mochte, war er doch an Job derlei Extravaganzen schon gewohnt, und hoffte nur im Stillen, derselbe werde sich mit einem bescheidenen Cabriolet- oder Innenplatz begnügen und nicht, wie es auch schon vorgekommen war, den olympischen Sitz auf der Wagendecke mit Kisten, Koffern und einem bellenden Spitzhund theilend, seinen Einzug im Städtchen halten. Um die Möglichkeit einer solchen „Blame“ rechtzeitig abzuschneiden, ging er der Post eine gute Strecke Weges entgegen, war aber höchlich erstaunt, dieselbe nur mit fremden, gleichgültigen Gesichtern, fröhlich geschwätzigen Frauenzimmern, die vom Jahrmarkt eines benachbarten Ortes heimkehrten, besetzt zu finden. Getäuscht und unmuthig, ohne einen eigentlichen weiteren Zweck setzte er seine Wanderung auf der Landstraße fort. Er war nicht lange gegangen, so nahm das rasche Heranrollen dießmal eines herrschaftlichen Wagens seine Aufmerksamkeit

Digitized by Google

abermals in Anſpruch, und das Geſpann der Wolfsberg, ſo wie den weißen wehenden Schleier der Gräfin Eleonore erkennend, wollte er eben mit einer ehrerbietigen Verbeugung zur Seite treten, als er — unbegreiflich! Eberhard wollte ſeinen Augen nicht trauen und die Röthe einer frohen Ueberraſchung auf ſeinen Wangen verwandelte ſich in die der bittern, brennenden Scham — auf dem Bock, an der Seite des Kutſchers und, wie es ſchien, mit dieſem in vertraulicher Unterhaltung, ſeinen Bruder, den Freiherrn, mit beſtaubter Mütze, im ſchlechten Reiſekittel erblickte. Die nächſten Augenblicke vergingen dem Aſſeſſor in halber Betäubung; als er wieder zu ſich kam, war die Karoſſe verſchwunden und Job wandelte neben ihm, ſo heiter und unbefangen plaudernd, wie wenn das Unerhörte niemals geſchehen wäre.

„Um's Himmels willen, wie kannſt du auf den Wagen der Gräfin?“ preßte Eberhard mühſam hervor. — „Auf die einfachſte Weiſe von der Welt; ich hatte auf der letzten Station den Poſtwagen verſäumt, mit der Extrapoſt gab es Weitläufigkeiten, und ſo entſchloß ich mich kurz und gut, meinen Koffer zu ſpäterer Beförderung zurücklaſſend, den Reſt der Reiſe zu Fuße zu machen. Auf halbem Wege — ich fing gerade an zu ſpüren, daß mir die Sonnenſtrahlen recht anſtändig auf den Rücken brannten und der heiße Staub der Landſtraße meinen Füßen nicht allzu wohl that — kommt jene ſtattliche Kaleſche hinter mir hergefauſt —“

„Die du doch nicht etwa anhieltſt, dich um jenen elenden Bedientenplatz zu bewerben?“ — „Natürlich that ich das; die muthigen Roſſe hatten mit der Laſt einer einzelnen Dame ein gar zu leichtes Spiel, und ich konnte ja nicht wiſſen, daß dieſelbe von einem ſo unerträglich hoffahrtigen Schlage war. Aber brrr! und noch einmal brrr! in meinem Leben bitte ich keine vornehme Frau wieder um die kleinſte Gunſt, mit ſo kalter, wegwerfender Miene wurde mir dieſe gewährt.“

„Nimm's mir nicht übel, Job,“ verſetzte Eberhard, unfähig ſein Mißbehagen an dem kleinen Vorfall zu meiſtern, „die Zumuthung war etwas ſtark an eine junge Dame aus guter Familie, ſich ſo mir nichts, dir nichts mit dem erſten beſten Landſtreicher zu befaſſen; denn anders ſiehſt du nicht aus.“

„Den Teufel auch! Ich ſoll wohl im Leibrock und zierlichen Glanzſtiefeln auf der Landſtraße umherlaufen! Eine kluge Frau erkennt ihre Leute am ehrlichen Geſicht, und meines Erachtens iſt noch keiner, ob vornehm oder gering, eine Perle aus der Krone gefallen, weil ſie einen einfach menſchlichen Dienſt mit einfach menſchlicher Freundlichkeit erwieſen hat. — Um auf etwas anderes zu kommen, was habt ihr hier für eine wahrhaft paradieſiſche Gegend! Wald und Wieſe, wunderbare Bergformen, und die Dörfer dazwiſchen ſo traut und heimlich gelegen, daß man gleich Luſt bekommt, ſich mit hinein zu bauen!“ — „Die Gegend möchte ſchon angehen, wenn nur die Menſchen nicht ſo zurück wären in aller Cultur.“ — „Aber doch ein prächtiger Schlag! Lauter geſunde Geſtalten, derb und markig, wie ihre Bäume, und die Mädchen faſt durchgängig hübſch.“

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen hatten die Brüder das Städtchen und bald auch Eberhards Wohnung erreicht, wo ſie ſich ſo behaglich wie möglich mit einander einrichteten. Der Aſſeſſor verſtand es, ſeiner kleinen Junggeſellenwirthſchaft den nöthigen Comfort zu verleihen, der Freiherr, denſelben mit liebenswürdiger Anerkennung zu genießen, und ſo geſtaltete ſich bald zwiſchen Wirth und Gaſt ein Verhältniß der angenehmſten gegenſeitigen Befriedigung. Jagd und Fiſcherei, zwei Lieblingsneigungen Jobs, zu denen die Gegend mannigfache Anregungen bot, ließen manchen Tag in heiterer Abwechslung vergehen, und wenn auch Eberhard, der ganz der civiliſirte Thee- und Stubenmenſch war, ſich anfänglich mehr aus gaſtfreundlichen Rückſichten als zu eigenem Vergnügen daran betheiligte, konnte er doch nicht umhin, der Sache auch ihre ſchmeichelhafte und ritterliche Seite abzugewinnen, und es gab immer ein anziehendes Bild, die beiden jungen Männer, mit langen Angelſtöcken verſehen, am Rande des Gebirgswaſſers ſitzen, oder, ihre Büchſen auf dem Rücken, in Nimrods, des eifrigſt vom Förſter eingehandelten Hundes Begleitung, durch die prächtigen Hochwälder ſtreichen zu ſehen.

Ganz am Ende der Stadt, durch beſagtes Wäſſerchen von den übrigen Häuſern getrennt, und wiederum durch einen ſchmalen hölzernen Brückenſteg mit denſelben verbunden, lag die Lehrerwittwenwohnung, ein kleines, ſchiefes, in ſeinem angehenden Verfall beinahe maleriſches Haus mit einem ſauber gehaltenen Vorgärtchen. Hier führte ihr Weg die Brüder zuweilen vorüber und ſie bemerkten ein ſchlankes, junges Mädchen, auf deſſen blondem Haar der Sonnenſchein mit beſonders lieblichem Reflex verweilte, bald im Garten mit Jäten und Pflanzen, bald am Bache mit dem Spühlen von Wäſche, oder auf einem nahe gelegenen Bleichplatz mit dem Aufhängen und Trocknen derſelben beſchäftigt. Die Arbeit ſchien ihr leicht und flink von Händen zu gehen, ihre Bewegungen hatten jene eigenthümliche Grazie, an die Prinzeſſin im Märchen erinnernd, welche die Prüfung einer harten Dienſtbarkeit lächelnd und ſpielend beſteht, und was ſie beſonders kleidete, ſie war faſt immer von einem fröhlichen Kinderſchwarm umgeben, den ſie mit ihrer hellen, klangvollen

Digitized by Google

Stimme allerlei kleine muntere Lieder ſingen lehrte, ohne dabei ihre nützlichere Beſchäftigung zu unterbrechen.

„Es iſt die Schullehrerhenriette,“ erwiederte Eberhard auf Jobs theilnehmendes Befragen, als ſie von einer kleinen, das Wittwengärtchen überragenden Anhöhe herab das Mädchen wieder einmal gebückt und eifrig bei ihren Beeten erblickten, „eine arme Lehrerwaiſe, die nach dem Tode ihrer Mutter theils aus Gewohnheit, theils aus Barmherzigkeit, theils um der Dienſte willen, die ſie den alten Frauen leiſtet, im Wittwenhauſe geduldet wird.“ — „Alſo eine Roſe in Dornen gebettet?“ — „Wohl möglich, obgleich ihr trotz der Dornen die Luſt an thörichtem Lärmen nicht ausgegangen ſcheint. Wo ſie ſich immer blicken läßt, hat ſie die Kinder des Ortes hinter ſich, und neulich traf ich ſie gar, wie der blinde Orgelklaus ihr und ihrer kleinen jauchzenden Schaar auf offenem Platze zum Tanze aufſpielen mußte.“ — „Das denke ich mir allerliebſt.“ — „Hm, wem es gefällt. Mich dünkt, ein Mädchen ihres Standes könnte nicht leiſe und beſcheiden genug auftreten, um den Schein der Anmaßung zu vermeiden, und die Gräfin Wolfsberg äußerte neulich mit Recht, dieſe ewig ſingende und ſpringende Fröhlichkeit der Schullehrerhenriette ſey eine von den widerwärtigen Impertinenzen der kleinen Stadt, über die man ordentlich nervös werden könne. — Aber ſieh nur Job,“ unterbrach ſich Eberhard, indem er den Bruder raſch am Arme faßte und auf ein Paar langſam am Waſſer einherwandelnde Frauengeſtalten mit weiten Steifröcken und ausgeſpannten Sonnenſchirmen zeigte, „dort kommt ſie ſelbſt, die Gräfin Eleonore, begleitet von dem jüngeren Fräulein von Stibwitzky.“

Die jungen Männer traten einige Schritte zurück, um nicht von den Damen bemerkt zu werden, da Eberhard ſich um keinen Preis in ſeinen vom langen Umherſtreifen etwas beſchmutzten Jagdkleidern hätte ſehen laſſen mögen; aber ſie beheilten die Spaziergängerinnen im Auge, die ſich dem Wittwengärtchen näherten und einige Minuten ſtehen blieben, um Henriettens prächtige Roſenſtöcke zu bewundern.

„Es iſt wirklich etwas Seltenes zu ſo früher Jahreszeit; finden Sie nicht auch, liebe Amelie?“ äußerte die Größere und Schlankere der beiden Damen, indem ihre mit einem knappen gelben Glacéhandſchuh bekleidete Hand ſorglos über den Zaun griff und einen blühenden Roſenzweig knickte.

„Verzeihung, gnädige Gräfin, die Blumen hier wachſen nicht am Wege,“ ließ ſich alsbald Henriettens friſche, etwas trotzige Stimme vernehmen; und das hübſche Mädchen richtete ſich keck aus ſeiner knieenden Stellung empor. — „Ich werde ſie Ihr bezahlen,“ erwiederte die Dame hochfahrend, aber mit flammendem Geſicht. — „Sie wachſen auch nicht in einer Gärtnerei,“ verſetzte Henriette, deren erſte Aufwallung ſchon anfing in leichte Schelmerei hinüber zu ſpielen, „und um ſie zu beſitzen, gibt es kein anderes Mittel, als daß die gnädige Gräfin ſie ſich von mir ſchenken läßt.“ Sie hatte bei dieſen Worten raſch und ehe die Damen es hindern konnten, mit ihrem kleinen, ſcharfen Oculirmeſſer einige der ſchönſten Moosroſen abgeſchnitten und reichte ſie Eleonoren mit einer ſo anmuthigen Verbeugung, daß dieſe ſie nicht auszuſchlagen wagte, obgleich ihr die Gabe ſichtlich mehr Verdruß als Vergnügen machte.

„Da haben wir gleich einen Beweis von der Unverſchämtheit dieſes Volkes!“ ſagte Eberhard, der während der kleinen Scene nur mühſam an ſich gehalten hatte. — „Du wirſt es doch nicht ſo bezeichnen wollen, wenn ein hübſches Mädchen ihr armes gutes Recht mit eben ſo viel Sicherheit als Großmuth zu behaupten wagt?“ entgegnete der Freiherr.

„Ich bitte dich, Job, was ſoll aus der Geſellſchaft werden, wenn die niedern Stände ſo allen Reſpekt gegen die höheren aus den Augen ſetzen, und ein Edelmann wie du ruhig zuzuſehen im Stande iſt!“ — „Nun, ſo gar groß war die Reſpektloſigkeit eben nicht, und die prachtvollen Roſen hätten immerhin einen artigeren Dank verdient, als das kurze Kopfnicken der Gnädigen. Sieh nur, Eberhard, die Kleine hat ihr Beſtes hergegeben, und es regt ſich in mir ordentlich ein Gefühl von Neid, daß wir ſo leer dabei ausgegangen ſind.“

Die Wendung, welche das Geſpräch durch Job's unverbeſſerliche Volksfreundlichkeit zu nehmen drohte, war dem Aſſeſſor ſo ſehr unter der Würde, daß er lieber ganz davon abbrach und den Bruder einfach an den Heimweg mahnte. Nach einer Weile kam er jedoch auf die Gräfin und ihre Freundinnen zurück und behauptete, es ſey die höchſte Zeit für den Freiherrn, ſich den Damen bekannt zu machen; die Fräulein von Stibwitzky hätten ſchon mehrfach nach ihm gefragt.

„Wenn ich dich aber verſichere, lieber Eberhard, daß ich mit der beſtimmten Hoffnung hergekommen bin, in dieſen freien Bergen wenigſtens von dem läſtigen Viſitenzwange verſchont zu bleiben?“ — „So laſſe dir dagegen meine Behauptung gefallen, daß Menſchen unſeres Geſellſchaftskreiſes ſich niemals und nirgends der Sitte und dem Herkommen entziehen dürfen,“ verſetzte Eberhard ſehr pathetiſch. „Zudem, lieber Job, würdeſt du dir ſelbſt im Lichte ſtehen, wenn du Bekanntſchaften verſäumteſt, die dir in den erſten Kreiſen der Hauptſtadt nicht beſſer geboten werden. Von der Gräfin will ich gar nicht reden; aber auch die Fräulein von

Digitized by Google

Stibwitzky sind charmante, junge Damen, deren Mutter eine geborene Baronesse von Dreifach, deren Onkel oder Großonkel Feldmarschall in russischen Diensten war."

Ein gutmüthig spöttisches Lächeln umkräuselte bei Eberhards Worten die frischen, wohlgebildeten Lippen des Freiherrn, die ohnehin leicht zu humoristischem Ausdruck neigten. „Armer Eberhard," sagte er stehen bleibend und seine Hand mit komischer Wichtigkeit auf des Andern Schulter legend, „an welchen alten abgeschmackten Wappenschild wirst du noch einmal dein gutes, ehrliches Herz verlieren?"

Wir haben zu berichten versäumt, was wir hier in aller Kürze nachholen, daß Eberhard seinem anfänglichen Vorsatze, keine Bekanntschaft im Schlosse zu suchen, untreu geworden, nachdem er bei der Hauptmannswittwe mit der Gräfin Eleonore zusammen getroffen und artiger, als er zu hoffen gewagt, von ihr empfangen worden war. Sie hatte es nicht verschmäht, sich von dem talentvollen jungen Manne bei einem schwierigen Gesangstück auf dem verstimmten Clavier ihrer Wirthin begleiten zu lassen, auch nicht seine dienstfertigen Arme beim Abwickeln von blauer, grüner und purpurrother Stickwolle als lebendige Garngewinde zu benutzen und ihn schließlich einzuladen, ihren neuen großen Concertflügel im Schlosse einmal zu versuchen. Natürlich mußte es der Assessor nach diesen unverkennbaren Zeichen herablassender Güte für seine heiligste Pflicht erachten, der Herrschaft in aller Form und Feierlichkeit seine Aufwartung zu machen. Dem ersten Besuche reihten sich mehrere an, und bald sehen wir ihn eifrig bemüht, bei Eleonoren und ihrem Vater den Liebenswürdigen zu spielen, was ihm bei der ländlichen Abgeschiedenheit, in welcher die Familie lebte, leichter gelang, als wahrscheinlich der Fall gewesen wäre, wenn er sie in dem ihr geläufigen Hof- und Residenztreiben angetroffen hätte. Hier in seinem einsamen Bergschlosse, wo nur dringende finanzielle Verhältnisse den alten Herrn fest zu halten vermochten, mußte derselbe schon zufrieden seyn, hin und wieder einen Menschen zu haben, mit dem er eine Partie Schach spielen und über die neuesten politischen Vorgänge tapfer losziehen konnte, eine Unterhaltung, bei welcher denn allerdings oft so wunderbare Ansichten zu Markte kamen, daß Eberhard von seiner Stellung und seinem Standpunkte aus nicht recht wußte, was für ein Gesicht er dazu machen sollte. Aber Liebe und Eitelkeit halfen dem jungen Manne über manche noch so peinliche Situation, über manche für sein bürgerliches Selbstbewußtseyn noch so kränkende Aeußerung hinweg. Nicht nur daß Eleonore durch ihren persönlichen Reiz ihm Auge und Ohr fesselte, er fühlte sich auch geehrt und geschmeichelt, Kammerherrndienst thun zu dürfen in einem Hause, das ihm — so widerspruchsvoll ist die menschliche Natur — dem pünktlichsten und solidesten Manne von der Welt, den es gedrückt haben würde, irgendwo einen Groschen schuldig zu bleiben, durch einen erborgten Glanz und die Großartigkeit einer Lebensweise, die nur noch künstlich auf Kosten der Gläubiger fortgeführt wurde, durch Pferde, Livréen, kostbares Geräth und neueste Pariser Moden imponirte.

Job übersah ohne Mühe das Dichten und Trachten seines Bruders, aber er hielt es nicht für klug, gewaltsam dagegen zu eifern, sondern begnügte sich, wie wir bereits gesehen haben, mit einer gelegentlich hingeworfenen neckischen Bemerkung, der Zeit, dem Zufall und Eberhards, wie er hoffte, im Keime unverdorbenen Sinne das Weitere überlassend. Er selbst war eine so frische, klare, selbstständige Natur, daß es ihm schwer ward, an eine dauernde Befangenheit bei einem andern zu glauben, obenein bei einem geliebten Bruder, dessen Treue und Gewissenhaftigkeit im gewöhnlichen, dessen Fleiß und Tüchtigkeit im amtlichen Leben er schätzte.

Die Verschiedenheit der Brüder zeigte sich übrigens so recht in der Art, wie beide sich in das Städtchen und seine kleinen Eigenthümlichkeiten zu schicken verstanden. Eberhard war noch immer kalt und fremd unter den Leuten, nothdürftig von ihnen gegrüßt und von den hübschen Mädchen halb scheu, halb trotzig aus der Ferne angestaunt, während Job sich so vertraut und heimisch in Heilgenberg und seiner Umgebung bewegte, als wenn seine Wiege hier gestanden und der verwitterte Kirchthurm von Sankt Paulin seinen ersten lustigen Bubenstreichen bedenklich zugeschaut hätte. Da war kein Kind auf der Straße, kein altes Mütterchen am Spinnrocken, das nicht den Freiherrn kannte und ihm, wo er vorüber ging, einen freundlichen guten Tag bot. Die Bürger, die im blauen Lamm ihren abendlichen Schoppen tranken, begrüßten ihn als einen ausgezeichneten, aber immer heitern und gern gesehenen Gast; die Arbeiter im Felde zogen ihre Mützen und gaben höflichen Bescheid auf die mannigfachen Fragen, die er in Bezug auf ihre ländlichen und landwirthschaftlichen Verhältnisse an sie richtete.

Vor allem andern schien ihn indessen das gräflich Wolfsberg'sche Besitzthum zu interessiren. Es war längst seine Absicht gewesen, sich irgendwo anzukaufen, wo es ihm besonders gefiele, und da in der ganzen Gegend das Gerücht ging, der Graf werde sein Gut nicht mehr lange halten können, so war es natürlich, daß der Freiherr sein Augenmerk auf dasselbe richtete und bei Laien und Sachverständigen gründliche Erkundigungen einzog. Er benutzte eine mehrtägige Abwesenheit der gräflichen

Digitized by Google

Familie, um deren Gebiet durch Vermittlung des Inspektors aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Aber wie lebhaft, trotz aller vorbereitenden Schilderungen, war sein Erstaunen, das schöne, großartig angelegte, umfangreiche Gut im Zustande der traurigsten Verwahrlosung zu finden! Man sah auf den ersten Blick, daß hier seit Jahren keine ordentliche Verbesserung oder auch nur Ausbesserung vorgenommen, sondern immer nur das Unerläßlichste gethan worden war, um einen allzusehr in die Augen springenden Riß zu verstopfen und zu verbergen. Herr und Diener mußten in gleich unverantwortlicher und leichtsinniger Weise gewirthschaftet haben. Allenthalben stieß man auf erschöpfte Felder, versumpfte Wiesen, verödeten Wald, und nur in der unmittelbaren Nähe des Schlosses, wo die Orangenbäume in stattlicher Reihe aufgestellt waren, und der langschwänzige, buntgefiederte Pfau mit seinen grauen Hennen aus einem marmornen Wasserbecken trank, ließen sich die Spuren einer, wenn auch oberflächlichen Sorgfalt erkennen.

Job hätte ein anderer seyn müssen, als er war, um diesen modernden Stillstand der Dinge mit gleichgültigen Augen anzusehen. Die Lässigkeit der Beamten, die Trägheit der Arbeiter erregte seine innerste Entrüstung, aber zugleich den unwiderstehlich prickelnden Trieb, selbst Herr hier zu seyn, um schaffend, ordnend, fördernd einzuschreiten, und an die Stelle betrügerischen Müssiggangs den Geist einer fröhlichen, ehren- und segensvollen Betriebsamkeit zu verpflanzen. Mit jedem neuen Anzeichen von Verfall und Verwilderung, das andere abgeschreckt haben würde, reifte und festigte sich in ihm der Entschluß, das Grundstück zu erwerben. Doch hielt er vorläufig seine Absicht vor den Leuten, und auch vor dem Bruder geheim, da er rasches, unerwartetes Handeln liebte und sich ungern in Dingen einsprechen ließ, über die er bei sich selbst bereits im Klaren war.

Der Geburtstag der Gräfin Eleonore nahte heran; er sollte im Schlosse mit einer festlichen Chocolade begangen werden, zu welcher die Stiftwitzys, die Hauptmannswittwe und natürlich auch der Assessor geladen waren, und letzterer hatte sich zur Verherrlichung des Tages nicht nur die feinsten Cravatten und Glacéhandschuhe aus der Residenz, sondern auch, in Moos und Erde sorgfältig verpackt, einen prachtvollen Blumenstrauß aus den berühmten Z.'schen Treibhäusern schicken lassen.

Eine Stunde später als Eberhard, welcher sich pünktlich um die befohlene Zeit nach dem Schlosse begeben hatte, trat Job die gleiche Wanderung an, nicht ohne vorher noch einiges in seinen Papieren geordnet, die nothwendigen zu sich gesteckt und eine schickliche, wenn auch wenig umständliche Toilette gemacht zu haben.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte des Wohnhauses.

„Le style c'est l'homme," sagt ein französisches Sprichwort nicht mit Unrecht. Wie jemand mündlich und schriftlich sich ausdrückt, so ist zugleich sein Wesen; der Styl kennzeichnet seinen Charakter, seine Gemüthsart, seine Lebensanschauung. Ob jemand schwerfällig oder gewandt schreibt, ob seine Darstellungsweise unbeholfen oder fließend ist, daraus wird immer auch ein ziemlich sicherer Schluß auf den Ernst oder die Zerstreutheit seines Innern, auf das Gewicht oder die Haltlosigkeit seiner Persönlichkeit gestattet seyn. Selbst nach dem Klang der Stimme und den Schriftzügen der Hand läßt sich die Physiognomie des Innern in einem gewissen Grade errathen. In Bezug auf unsern Gegenstand kann man, parallel der französischen Sentenz, die Behauptung aussprechen: „Wie der Mensch baut und wohnt, so ist er selbst." Im Styl und in den Formen, welche er seinem Hause gibt, in der lichtvollen Freiheit oder dunkeln Enge seiner Zimmer, in der geschmackvollen und heitern oder kahlen und schwerfälligen Einrichtung derselben prägt sich der Bildungsstandpunkt und die Gemüthsdisposition des Bewohners aus. Sage mir, wie du wohnst, nach welcher Himmelsgegend hinaus dein Blick fällt, ob du freie Natur oder finstere Kirchenmauern vor Augen hast; sage mir, an welcher Stelle deiner Wohnräume du dich am liebsten aufhältst, wo dein Arbeitsplatz ist u. s. w., und ich will dir sagen, welches deine Lieblingsneigungen, deine Schwächen sind, welches deine Stellung zur Natur, der

Digitized by Google

Zuschnitt deiner täglichen Beschäftigung, der Geist deines Familienlebens ist.

Schließlich ist allerdings jede Kunst ein solch unfreiwilliger Verräther dessen, der sie treibt. Auch aus den musikalischen Liebhabereien oder der dichterischen Lektüre eines Menschen wird man mehr oder weniger auf sein Wesen schließen dürfen. Der Mensch sucht eben überall sich selbst, greift aus allem geistigen Stoff denjenigen heraus, welcher ihm besonders zusagt, worin er etwas von seinem Geist und Gemüth, von seinem Schmerz und seiner Wonne findet. Aber in der Baukunst, und besonders in der Baukunst des Wohnhauses ist diese Physiognomie des Innern um so sichtbarer, weil ihre Werke in großen, unveränderlich festen Formen jedem einen prüfenden Blick gestatten, ja weil im tieferen Grunde der Zusammenhang zwischen dem Bauwerk und seinem rohen Naturmaterial eine leise Verwandtschaft mit dem Zusammenhang hat, in welchem der gebildete Geist mit seiner leiblichen Naturgrundlage steht. Gerade wie in dem Material und seinen Bildungen sich der Charakter des Gebäudes ausspricht, so klingen in dem Gebäude zugleich die sinnlichen Beziehungen des Bauenden an, durch die er sich in den elementaren Zusammenhang des Naturlebens verflochten fühlt. Sein Verlangen nach Licht und Luft, seine Liebe zur Freiheit, oder umgekehrt seine Schwermuth, seine Beschränktheit, seine Resignation, seine Neigungen, Leidenschaften, Fehler u. s. w. verrathen sich schon in der Wohnstätte, die er sich errichtet. Wie man daher mit Recht in den Baudenkmälern eines Volkes stets auch Sinnbilder seines Bildungsgrades, seiner religiösen Ueberzeugungen, seiner politischen Reife gefunden hat, so ist auch das einzelne Wohnhaus nicht bloß die Herberge und die Hülle seines Eigenthümers, sondern immer auch sein Dolmetscher, sein Signalement, sein Symbol.

Die Geschichte des Wohnhauses, welche wir hier zu skizziren versuchen, wird uns das Gesagte bestätigen. Auf jeder Stufe seiner Entwicklung wird es uns eine andere Gestalt zeigen, aber immer eine solche, die aus dem Gesammtcharakter der jedesmaligen Geschichtsepoche, aus der Weltanschauung der betreffenden Völker hervorgeht, und in der sich wiederum die geistige Physiognomie des Zeitalters, der Nationen reflektirt. Die großen Abschnitte des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit treten auch hier, wie überall, in scharfer Scheidung hervor und bestimmen von selbst die Gliederung unseres Gegenstandes.

Es lag in der Anschauung des Alterthums und vornämlich des Orients, den Menschen noch nicht in seinem Begriffe als freies, sittlich berechtigtes Einzelindividuum zu fassen, sondern nur erst in der Gesammtheit, in der Masse, als Staat oder Volk. Nur so weit der Mann dem Staate dient, nur als Bürger, als politische Person galt er etwas, seine übrige Existenz war gleichgültig. Und das Weib seinerseits war noch nicht als dem Manne ebenbürtig, sondern ihm untergeben betrachtet: Sklavin des Mannes zu seyn, wenn gleich im edleren Sinn, Erzieherin der Kinder, Verwalterin des Hauswesens — das war ihre Bestimmung. Aus beiden Ursachen erklärt es sich, daß das Privatleben in der alten Welt weder ein besonders inniges seyn konnte, noch überhaupt irgend welcher Bedeutung oder Anerkennung genoß. Der Begriff der Familie, im christlichen Sinn des Wortes, als sittlich freier Liebesverband zwischen Eltern und Kindern, war dem Alterthum fremd, ein Mangel, der sich nothwendig auch nach außen reflektiren mußte und unter anderem auch das Wohnhaus der Alten, besonders der Griechen und Römer, nach Lage und innerer Einrichtung wesentlich bestimmen half. Dasselbe lag nämlich, wie wir sehen werden, abseits von der Oeffentlichkeit, vom Verkehr der Straße; freie Vorplätze und Säulengänge schoben sich zwischen Straße und Haus. Eben so war es mit seiner Hauptseite nach hinten gekehrt, während nach der Straße heraus nur wenige Oeffnungen den Zusammenhang mit der Außenwelt nothdürftig herstellten.

Im Mittelalter war der Mensch einerseits zwar gegen den Weltverkehr geöffnet, andererseits aber durch den streitsüchtigen Charakter der Zeit auf sich selbst angewiesen, zum Rückzuge in seine befestigte Privatexistenz genöthigt. Das Wohnhaus rückt im Mittelalter zwar hart an die Straße heraus, ist aber möglichst massiv und fest, von der Umgebung isolirt, in sich abgeschlossen; der Straße kehrt es nur den kleinsten Theil seiner Räume, nämlich den schmalen Giebel zu, seine eigentliche Ausdehnung hat es der Sicherheit halber nach hinten.

Erst die neue Zeit mit ihrem frei offenen Weltsinn stellt ihre Wohnhäuser nicht bloß an die belebte Straße, auf weite Plätze, hinaus in Vorstädte und Gärten, in Gebirgsschluchten und auf Berghöhen, sondern durchbricht auch die Mauern der Häuser mit großen Thüren und Fenstern für Licht und Luft und allgemeinen Verkehr. Jeder kann eintreten, jeder kann hinausschauen und hinausgehen, wie es ihm beliebt. Das Haus zeigt: wir leben in der Epoche des form- und zwanglosen Austausches mit aller Welt, in der Epoche des socialen Cosmopolitismus.

Digitized by Google

Das Wohnhaus im Alterthum.

Die Geſchichte des Wohnhauſes iſt nicht zugleich die Geſchichte der Baukunſt überhaupt. Welchen Anfang dieſe genommen und welche Werke ſie außer dem Wohnhauſe in den älteſten Zeiten aufgeführt hat, das kümmert uns hier nicht. Wir begnügen uns mit der bloßen Andeutung, daß die älteſten Menſchen auf ihrem Naturſtandpunkte in Höhlen und Klüften hausten und erſt ſpäter das Bedürfniß, ſich gegen das Ungeſtüm der Witterung, die Hitze der Sonne und die Anfälle wilder Thiere zu ſchützen, auf die Errichtung feſter Hütten leitete, die je nach der Beſchaffenheit des Himmelſtrichs und der Geſchicklichkeit der Bewohner aus Schilf und Rohr, Aeſten und Baumſtämmen, Rinde und Steinen, Thon und Lehm roh zuſammengefügt waren. Einer weit ſpäteren Periode gehört der Hausbau an, zu dem man ſich Anfangs des Holzes, nachher erſt der Steine bediente. Der älteſten Spuren von Bauthätigkeit bei den ſemitiſchen Vorderaſiaten geſchieht zuerſt Erwähnung 1 Moſ. 4, 17 und 11, 4, wo bekanntlich vom Babelſchen Thurmbau und von einer „Stadt in der Ebene von Sinear“ die Rede iſt, die man jedoch gut thut, ſich möglichſt primitiv vorzuſtellen. Die Baukunſt in Kleinaſien jedoch kann ſchon zu Homers Zeiten nicht unbedeutend geweſen ſeyn, da er in ſeinen beiden Epen von den Königspalaſten eine ſtattliche Schilderung gibt. Treten wir nach Griechenland hinüber, wo der Kunſt überhaupt das erſte Morgenroth der Schönheit geleuchtet hat, ſo waren ſelbſt hier die älteſten Gebäude, z. B. die Paläſte der alten Könige, ihre Schatzhäuſer oder Thesauren, auch einzelne Grabmäler in Kleinaſien und Griechenland, rieſenhaft und unverwüſtlich, aus unbehauenen Steinen ohne Mörtel roh zuſammen gefügt, ſo wie die rieſigen Cyklopen der Sage ſie gebaut haben würden, und deßhalb auch in der Terminologie der Architektur cykliopiſche Bauten genannt. Zugleich aber war Griechenland der Boden, wo die Kunſt zuerſt einen menſchlichen Charakter annehmen, die Baukunſt wahrhaft ſchöne Gebäude aufführen ſollte. Hierhin werden wir alſo gewieſen ſeyn, wenn ſich's um den Nachweis der älteſten kunſtvollen Wohnhäuſer handelt. Parallel der griechiſchen Privatbaukunſt aber wird die des nachahmenden Roms und Italiens überhaupt zu berückſichtigen ſeyn. Denn altitaliſche, altrömiſche Städte ſind es ja, die, aus ihrer tauſendjährigen Haft ausgegraben, uns völlig erhaltene Wohnhäuſer aus römiſcher Zeit vor Augen ſtellen. Aus Pompeji und Herculanum ſchöpft die heutige Alterthumskunde ihre detaillirte Kenntniß und Anſchauung des antiken Privatbaus.

Die Straßen in den Städten der alten Welt waren, nach den dreißig und mehr Straßen, die man in Pompeji bereits bloßgelegt hat, durchſchnittlich enge, doch ohne die beängſtigende Dunkelheit, welche enge Straßen in modernen Städten haben, da, wie wir ſogleich ſehen werden, die Häuſer nicht vorne an der Straßenflucht ſtanden, ſondern ein gut Stück nach innen zurückgeſtellt waren. Von der Straße einwärts kam man zuerſt in den Vorhof, das ſogenannte Veſtibulum, d. h. auf einen freien Platz zwiſchen der Straße und dem Hauſe, der mit Säulenhallen umſtellt und in der Mitte meiſt mit einem Brunnen verſehen war, ähnlich wie noch jetzt manche Wohnhäuſer aus früherer Zeit durch einen freien Vorplatz, den ſogenannten „Hof,“ von der Straße geſchieden ſind, oder wie man bei modernen Häuſern den freien Platz vor dem Hauſe gern zum zierlichen Garten mit Raſenteppichen und Blumenboskets umwandelt.

Hatte man den Vorhof durchſchritten, ſo gelangte man durch die Hausthür — doch verſtehe man das Wort noch nicht im modernen Sinn — in den Vorſaal, das ſogenannte Atrium, wo in vornehmeren Häuſern in Niſchen oder in beſondern Schränken auf beiden Seiten die Bildniſſe der Familienahnen aufgeſtellt waren. Auf dieſen Raum folgte der Hof, impluvium oder cavaedium genannt — von dem weiter unten die Rede ſeyn wird — und hier erſt ſtand das eigentliche Wohnhaus. Daſſelbe hatte zu beiden Seiten zwei nach vorne vorſpringende Flügel, zwiſchen denen ein freier, oben bedeckter Säulengang offen blieb, der aus den Zimmern des einen Flügels trocken in die des andern hinüberführte.

Nicht unähnlich dieſer Anlage iſt die Beſchreibung der altgriechiſchen Königspaläſte, welche Homer uns hinterlaſſen hat. Nur hatten ſie, weil ſie meiſt frei lagen, ringsherum eine nicht zu hohe Mauer, im Uebrigen aber war ihre Anlage die nämliche. Zwiſchen der Mauer und dem Hauſe befand ſich ein Vorhof mit einem Altar ſtatt des römiſchen Brunnens. Sodann folgte ein Säulengang, dann das Vorhaus — daſſelbe, was die Römer Atrium nannten — und endlich das reichverzierte Haus ſelbſt.

Fenſter hatte das antike Wohnhaus nach der vordern Seite nur wenige, dafür aber waren die Wände mit Bildhauer- und Stuckaturarbeit und mit Malereien in den lebhafteſten Farben geſchmückt, ſo daß die Häuſer eine fortlaufende Reihe freundlicher Proſpekte darboten, die ihre ganze künſtleriſche Wirkung entfalten konnten, eben weil die Mauerflächen nicht von zahlreichen Fenſtern wie die modernen Wohnhäuſer durchbrochen und ſo gleichſam zu großen Laternen entſtellt waren. Natürlich wurden dieſe maleriſchen Hausfronten durch die helle

Digitized by Google

Beleuchtung des südlichen Himmels noch gehoben. Das Dach war nach südlicher Sitte flach und diente nicht selten zum täglichen und nächtlichen Aufenthalt.

Wir dürfen jedoch unserer eigenen Darstellung nicht vorgreifen und noch nicht von Pracht und Schönheit der antiken Wohnhäuser reden, da die älteste Zeit keinen Luxus in dieser Beziehung kannte. Uebereinstimmend nämlich bei Griechen und Römern war Anlage und Einrichtung der frühesten Wohnhäuser höchst mittelmäßig oder gar schlecht, während an die öffentlichen Gebäude alle Kunst verschwendet wurde. Selbst die Häuser der Vornehmen waren einfach und schmucklos. Diese Einfachheit gilt auch von den palastähnlichen Wohnungen der vornehmen Griechen, wie sie uns Homer beschreibt. Auch diese Gebäude beobachteten nicht bloß die herkömmlich schlichte Anlage der Privathäuser, sondern zeichneten sich auch in der gesammten Einrichtung von der bürgerlichen Einfachheit dieser letzteren keineswegs aus. Marmor z. B. kommt in den ersten Zeiten der Griechen und Römer nie oder höchst selten vor, dafür aber Tuffstein, wie die pompejanischen Häuser beweisen. Der Styl war der dorische mit feinen kurzen, stumpfen, stämmigen Säulen ohne Basis und Kapitäl und mit dem ebenso schmucklosen Gebälk. Die ganze Anlage war massiv und solid, einfach und wohlfeil. Das Einzige, was sich von Schmuck findet, ist der Stuck und der hellfarbige Anstrich der Wände.

Wie streng man übrigens die Grenzen für bauliche Anlagen beobachtete, beweist der Umstand, daß die Baukosten für ein neues Wohnhaus durch obrigkeitliche Gesetze festgestellt waren, und daß, wer diese Taxe überschritt, Seitens der Behörde zur Verantwortung gezogen wurde. Erst später, in Rom besonders nach dem zweiten punischen Kriege, gestaltete sich der Hausbau prächtiger; der Luxus kostbarer Marmorarten, womit man die äußern und innern Wände überdeckte, die Vertäfelung des Fußbodens, der Wände und Decken, die Verzierung der Thürschwellen mit Edelsteinen, Elfenbein, Marmor, seltenen Holzarten u. s. w. kam in Aufnahme. In der Kaiserzeit wurden sogar bunte Marmorarten, harte, schwer zu bearbeitende Steine beliebt, wie Granit, Porphyr, Basalt, und ihr Gebrauch besonders durch Hadrians Geschmacklosigkeit befördert. Ausländisches in Material und Form wurde aufgenommen, eine raffinirte Ueppigkeit in den Bequemlichkeiten der innern Einrichtung griff um sich, bis die Baukunst endlich, überladen und geschmacklos geworden, dem unvermeidlichen Verfall in die Arme stürzte und aufhörte schöne Kunst zu seyn, die dem Auge wohlthut, und nach ästhetischem Maßstabe geschätzt werden darf.

Die innere Anlage der Häuser war ungefähr folgende. Die Zimmer, cellae genannt, deren Anzahl von der Größe des Gebäudes und der Wohlhabenheit des Eigenthümers abhing, hatten jedes seine besondere Bestimmung und seinen besondern Namen: es gab Wohnzimmer, Schlafzimmer, Weinzimmer, Kochzimmer, Vorrathszimmer (unsere Speisekammern) u. s. w. In Betreff der Wohnzimmer muß bemerkt werden, daß diejenigen, welche der Hausherr innehatte, von den Räumen der Frau und denen der zahlreichen Dienerschaft streng geschieden waren. Die Zimmer zum Gebrauch für einzelne Personen waren klein, wie die engen Wohnzimmer unserer kleinen Bürgers- und Handwerksleute. Um so größer waren die zum allgemeinen Gebrauch bestimmten Räume, die den Sälen in unsern vornehmen Privathäusern nichts nachgaben. Das größte und prächtigste Zimmer war meistens das Speisezimmer oder triclinium, so genannt von der dreitheiligen, hufeisenförmigen Tafel, an der bei den Alten die Familie zu essen pflegte. Neben diesem Speisesaal gab es noch besondere Spielzimmer, die so hoch waren, daß man darin auch Ball spielen konnte. In beiden aber, im Speise- und im Spielzimmer, fanden außer den Familienzusammenkünften auch gesellige Vereinigungen allgemeiner Art statt, also das, was bei uns die großen Mittags- und Abendgesellschaften oder die Kaffee- und Theezirkel sind. Noch andere Säle dienten dazu, die Besuchenden und Aufwartenden zu empfangen, die sich jeden Morgen bei den Vornehmen einzustellen pflegten. Auch hatten wohlhabende Hausbesitzer eine Reihe Zimmer für Dampfbäder, warme und kalte Bäder, für Bibliothek, Gemäldesammlung, Familienarchiv u. s. w.; selbst eine Hauskapelle durfte in angesehenen Privathäusern nicht fehlen.

Die Lage der Zimmer betreffend, so befanden sie sich fast sämmtlich im Parterre und hatten, bei der nach allen Seiten freien Lage des Hauses, das nöthige Licht, das in den frühesten Zeiten durch das sogenannte Frauenglas (lapis specularis), später durch dünngeschliffene, durchsichtige Marmorplatten hereinfiel. Zimmer oben hatten nur die Hintergebäude, die in mehreren Stockwerken aufstiegen und meist von Miethleuten bewohnt wurden, die ältesten Vorbilder unserer kolonienähnlichen, für viele Familien eingerichteten Privathäuser. Erst die spätere Uebervölkerung Roms machte auch bei den eigentlichen Privatwohnungen den Bau mehrerer Stockwerke nöthig, so daß manche derselben eine Höhe von 70 Fuß bekamen. Daß sich bei großen Privathäusern auch Nebengebäude zu wirthschaftlichen Zwecken, Säulengänge, Bäder, Gärten u. dergl. befanden, lag in der Sitte des Alterthums überhaupt.

Hinter dem Hauptgebäude nun befand sich, wenn

Digitized by Google

wir die Räumlichkeiten weiter verfolgen, ein freier Platz, eine Art Hof, der zum Blumengarten umgeschaffen war und in dessen Mitte eine Fontäne aus einer Marmorschale emporsprudelte. Rings um diesen grünen Raum lief ein Säulengang, die sogenannten Peristylien. Die Wände dahinter waren durch Pilaster, und zwar ebensoviele, als Säulen vorhanden waren, in Felder abgetheilt und auf diesen Feldern zwischen je zwei Pilastern zwei Reihen Quadrirungen von Stuck angebracht, die man mit verschiedenen Farben anzustreichen pflegte. Ein besonderer Ausgang endlich nach einer Hinterstraße war für die Dienerschaft und für wirthschaftliche Verrichtungen bestimmt.

Nachdem wir so im Allgemeinen den Grundriß des antiken Wohnhauses gezeichnet haben, wird es nicht ohne Interesse seyn, auch etwas in das kleine Detail der innern Einrichtung zu bringen und die ebenso geschmackvolle als kostbare Ausstattung aller Einzelnheiten zu bewundern. Dabei wird das bisher nur Angedeutete zugleich seine vervollständigende Beschreibung finden.

Von griechischen Wohnhäusern, für deren Kenntniß die Quellen spärlicher fließen, wissen wir nur, daß sie auswendig mit Giebelskulpturen, mit menschlichen Figuren statt Säulen, den sogenannten Karyatiden, Atlanten oder Telamonen, und am Säulengebälk mit Delphinen, Viktorien u. s. w. geschmückt waren. Inwendig hatten die Wände einen farbigen Anstrich, auf welchem kleine Gemälde, Stuckaturarbeit und Vergoldung prangten. Der Fußboden bestand vielfach aus musivischer Arbeit und die Decke war durch vertiefte Felder von verschiedener Form belebt. Daß die Einrichtung der Zimmer, besonders der Speisesäle, kostbar war, daß sich hier reiches Geräth und eigentliche Kunstwerke fanden, ist schon bei den römischen Häusern erwähnt worden. Ein volles Bild aber von der Einrichtung der antiken Wohnhäuser gewinnen wir erst aus den in Pompeji aufgegrabenen, deren Beschreibung wir hier nach dem Vorbilde eines einzigen folgen lassen.

Das antike Privathaus erfüllte alle Forderungen, die man daran zu stellen berechtigt ist: Schutz gegen den Einfluß der Witterung, zweckmäßige Gesammtanlage, möglichste Bequemlichkeit und geschmackvollste Eleganz im Einzelnen. Fenster und Thüren findet man nur wenige, die meisten nach hinten hinaus, nach den bedeckten Höfen, den Säulengängen und Gärten, wobei man den praktischen Vortheil hatte, vor Regen, Sturm, Staub, Sonnengluth, Straßenlärm und andern Unbequemlichkeiten geschützt zu seyn und stets reine Luft zu schöpfen. Der ideale Gewinn aber bestand darin, daß der Blick unmittelbar auf die freundlichen Anlagen fiel, die der Eigenthümer sich selbst geschaffen hatte und die ihm seine eigene kleine Welt, die Abgeschlossenheit der Wohnung, den Frieden des Familienlebens unverkümmert zum Bewußtseyn brachten.

Die Fußböden sind entweder von Estrich, d. h. von fest und glatt gestampftem Kalk, zerschlagenen Ziegelsteinen u. s. w., oder von Mosaik, d. h. eingepaßten Marmorstückchen, in jedem Fall ein sehr dauerhaftes, reinliches und kühles Material. In den besseren Zimmern und Hallen besteht diese Mosaik aus etwa zollstarken, hell- und dunkelfarbigen Marmorwürfeln, die in Kalk eingesetzt sind und entweder geschmackvolle Einfassungen um die Marmorplatten oder selbstständige geometrische Figuren bilden, und zwar von immer neuer Zusammensetzung, da bei sämmtlichen aufgedeckten Fußböden kein Muster dem andern gleicht. Die schönste Bodenbelegung aber ist die Ausführung einer Figur oder eines vollständigen Gemäldes in bunten Steinen, die eigentlich musivische Arbeit. Solche mit lauter kleinen Steinen ausgeführte Gemälde sind z. B. ein Löwe, der von einem Amor gezähmt wird, oder ein auf einem Panther reitender Genius; der Grund des Bildes dunkelbraun, der Panther gelb, sein Hals mit einem grünen Weinkranz umgeben, der Zügel im Maul silbern, der Genius selbst mit blondem Haar, mit grünen Epheublättern und gelben Beeren durchflochten, das Trinkgefäß zur Hälfte mit rothem Wein gefüllt.

Die Bekleidung der Wände besteht aus einem sehr festen, geglätteten Anwurf und einem darauf getragenen farbigen Anstrich. Die gemeinste farbige Zeichnung auf der Wand ist die quadratische Felderabtheilung durch Linien, ähnlich wie man es bei uns wohl in Hausfluren sieht. Besser schon ist die Zweifarbigkeit, indem ganz unten und ganz oben an der Wand, also am Parket und am Fries, eine von der Grundfarbe der Wand abweichende Farbe angebracht ist und auf diesen rings herum laufenden Streifen gemalte Gewächse, Blumen, Thiere u. s. w. prangen. Die Abtheilungslinien längs der Wand beleben sich zu Säulen, Kandelabern, phantastischen Arabesken u. s. w. Noch edler ist die Dekoration der Wand mit einem selbstständigen Gemälde auf dem eingeschlossenen Mittelfelde, das entweder ein Thier, eine Landschaft, eine Gruppe Tanzender, oder einen mythologischen oder historischen Gegenstand darstellt. Mitunter bedecken die Wand sogar lebensgroße Bilder, welche ihre ganze Fläche einnehmen. Hervorzuheben ist dabei, daß die Wandmalereien und Ornamente sämmtlich aus freier Hand gezeichnet sind und deßhalb eine Freiheit, einen Schwung, eine Frische athmen, wie sie unsere von Lineal und der Schablone gezogenen Stubenverzierungen nimmermehr haben. Geradezu wunderbar aber ist die Farbenfrische der Bilder,

Digitized by Google

die ſich nur aus der Annahme erklären läßt, daß die alten Maler eine Farbenbereitung verſtanden haben müſſen, welche ſelbſt der heutigen, ſo vollkommenen Technik noch ein Geheimniß iſt. Unvergleichlich iſt z. B. der Glanz des Zinnoberroth, des Malachitgrün, des Himmelblau und des Ultramarin. Zum Theil erklärt ſich die Lebhaftigkeit der Farben daraus, daß ſie nicht, wie bei der Freskomalerei, auf den feuchten Mörtelüberzug, ſondern auf die getrocknete Wand (a tempera) aufgetragen und mit etwas Gummi angemiſcht wurden, was der Farbe immer eine große Zähigkeit gibt.

Vom Impluvium vor dem Hauſe haben wir noch nachzuholen, daß es ein großer Raum mit ſteinernem Baſſin war, worin das Regenwaſſer ſich ſammelte. In dieſem Baſſin ſtanden öfter bronzene Statuen auf ſteinernem Poſtament, z. B. eine Gruppe, die den jugendlichen Herkules darſtellt, wie er einen Hirſch am goldenen Geweih zu Boden geworfen hat und nun auf ihm kniet. Die Röhre für das Regenwaſſer war vom Dach durch den Schenkel des Thieres ſo geleitet, daß das Waſſer aus ſeinem Maule in das Baſſin floß. Gegenwärtig iſt dieſe ſchöne, gut erhaltene Gruppe im Beſitz des Muſeums zu Palermo.

Höher noch als in den ſtädtiſchen Wohnhäuſern ſtieg die Pracht in den Landhäuſern, welche ſich die reichen Römer an den nahen Gebirgen und an den reizenden Küſten von Bajä und Neapel erbauten. Hier wurde eine maßloſe Verſchwendung entfaltet und die raffinirteſten Genüſſe mit den außerordentlichſten Anſtrengungen herbeigezogen. Lucullus beſonders, dieſer ſprichwörtlich gewordene Uraln aller Ueppigkeit, hatte für jede Jahreszeit beſondere Landſitze und drängte ſtellenweis ſogar das Meer zurück, um auf dem gewonnenen Boden Luſthäuſer mit ſchöner Ausſicht anzulegen, wodurch denn die kleinen Leute, welche in der Nähe wohnten, gezwungen waren, die Stätte zu räumen und mit ihren Hausgöttern und den nackten Kindern das Weite zu ſuchen. Kaum braucht erwähnt zu werden, daß in dieſen Landhäuſern alles Erdenkliche von Genüſſen vereinigt war. Da gab es Galerien für Kunſtwerke, Bibliotheken, Gewächshäuſer, Vogelhäuſer, Fiſchteiche u. ſ. w.

Am höchſten jedoch ſtieg der Luxus unter den Kaiſern. Neros Palaſt in Rom, den er ſich nach dem großen Brande hatte bauen laſſen, hieß wegen ſeiner Pracht „das goldene Haus“ und nahm eine ungeheure Bodenfläche innerhalb der Stadt ein. In ähnlicher Weiſe bedeckte Hadrians Tiburtiniſche Villa einen Flächenraum von mehreren Meilen und vereinigte Alles an ſchönen Gebäuden und großartigen Naturpunkten, was der Kaiſer auf den Reiſen durch ſein Weltreich in fremden Ländern geſehen hatte. Prachtgebäude aus Athen, Baudenkmäler aus Egypten, deren dunkle Farbe der Kaiſer beſonders liebte, ſelbſt das reizende Thal Tempe in Griechenland hatten hier ihre Reminiſcenzen und Nachbilder. Ein beſtimmter Styl übrigens, ein einfach ſchöner Geſchmack iſt in allen dieſen Prachtbauten nicht mehr wahrzunehmen: die Schönheit iſt unter der überladenen Pracht verloren gegangen und in's Phantaſtiſche und Willkürliche ausgeſchweift. Mit dem politiſchen Ruin der römiſchen Welt ging auch ihre Kunſt zu Grabe. Erſt eine neue Weltanſchauung und friſche Völkerſtämme konnten ihr zu neuer Blüthe verhelfen. Erſt das Mittelalter erzeugte wieder, auch in Bezug auf den Privatbau, charakteriſtiſche Formen.

Das Wohnhaus im Mittelalter.

Dem mittelalterlichen Kirchenbau waren durch ſeinen beſtimmten Zweck und durch die Tradition enge Grenzen gezogen, ganz beſtimmte Formen vorgeſchrieben. Einen um ſo freieren Spielraum hatte dagegen die weltliche Baukunſt. Rückſicht auf Verkehr und Gewerbe, auf die Sicherheit gegen Witterung und feindliche Anfälle, ferner der Reichthum und das Selbſtgefühl der Bürger, endlich der Grundzug der Gemüthlichkeit im Charakter des Deutſchen überhaupt geſtalteten dem Privatbau die größte Mannigfaltigkeit der Formen und Einrichtungen. Wie glücklich gewählt iſt ſchon die Lage der Städte in den Ebenen und an den Strömen! Wie paſſend ſind die Hauptgebäude in den Städten vertheilt! Wie praktiſch und bequem iſt die innere Verbindung durch Seitenſtraßen und Gaſſen! Und wie bunt verziert, wie ſtolz bewußt ſtrecken ſich die Häuſer mit den ſpitzen Giebeln, mit den Zinnen und Thürmchen in die Luft! Da iſt noch Charakter und Stimmung, Freude am wechſelnden Spiel der Formen, da iſt noch Ernſt und Scherz, Laune und Uebermuth in friſcher Unmittelbarkeit. Unſere reinlichen, vornehmen, todten Städte, unſere ſchnurgeraden, parallelen, gelecten Straßen — wie farb- und poeſielos dehnen ſie ſich im Vergleich zu jenen dahin! Wie arm und dünn iſt der moderne Zeitgeiſt, der in der Baukunſt kaum eine neue ſelbſtſtändige Form erfinden kann und von der Vergangenheit borgen muß, um etwas Anſprechendes zu ſchaffen! Noch heute bieten Städte wie Nürnberg und Prag, Danzig und Lübeck charakteriſtiſche Privathäuſer in Menge dar, und durch ganz Niederſachſen, Weſtphalen und die Landſchaften am Rhein hinunter wimmelt es von Ortſchaften und Gebäuden, welche für das eben ausgeſprochene Lob lautes Zeugniß ablegen.

Aber alle dieſe Gebäude ſind nur aus dem Geiſte

Digitized by Google

der Zeit zu begreifen, die sie geschaffen hat und sich in ihnen wiederspiegelt. Das Mittelalter ist die Epoche, wo die germanisch-christliche Welt, die fortan von unserem Continent Besitz nehmen sollte, sich überhaupt erst gestaltete und consolidirte. Die eingewanderten Volksstämme, die sich auf den Trümmern des untergegangenen Römerreichs angesiedelt hatten, mußten sich erst ruhig neben einander niedergelassen und abgegrenzt, die Wogen der Wanderungen mußten sich erst gelegt haben. Alle die Kulturelemente, deren Segnungen später der neuen Zeit zu gute kommen sollten, die Gegensätze innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, welche gegenwärtig in friedlicher Ausgleichung neben einander bestehen, mußten sich erst bilden, ihre Kräfte an einander messen, das Recht zu ihrer Existenz erst erkämpfen. Besonders der Gegensatz von Stadt und Land, von Bürgerthum und Ritterleben ist, auch für unsern Gegenstand, von der durchgreifendsten Bedeutung geworden. Beide standen sich als feindliche Elemente gegenüber, zwischen beiden gab es unaufhörliche Kämpfe, die sich als wilde Rauschereien selbst bis in die Straßen der Städte hinein erstreckten; daher in architektonischer Beziehung überall der Charakter des Belagerungszustandes, jede bauliche Anlage eine kleine Festung, überall die Rücksicht auf Abgeschlossenheit, auf Vertheidigung, dagegen auf den freien, bequemen Verkehr nirgends Bedacht genommen. Hochgelegene, uneinnehmbare Ritterburgen, eng zusammengebaute Städte, schmale, massive Wohnhäuser sind der Ausdruck dieser Zeit; breite Straßen, glatt gepflasterte Bürgersteige und Trottoirs für die ungehinderte Passage der Fußgänger sucht man vergebens.

Die größten Privatwohnungen aus jener Zeit sind, abgesehen von Kirchen, Klöstern und Rathhäusern, die Ritterburgen und adeligen Schlösser, bei deren Anlage stets die unangreifbare Sicherheit maßgebend war, während das Verlangen nach freier Höhe und weiter Aussicht erst in zweiter Linie stand. Daher waren sie entweder auf steilen Felsenhöhen und Bergspitzen, oder in sumpfigen Niederungen erbaut. Hohe Mauern von rohester Construktion umgaben den umfangreichen Bau, tiefe Wassergräben mit Zugbrücken und erhöhte Erdwälle, oft mehrere hinter einander, steigerten noch die Festigkeit. Wenige Thore und kleine geheime Thüren in der Mauer dienten als Aus- und Zugänge.

Die Anlage dieser Burgen war in der Hauptsache folgende. Zuerst kam man in den weiten Hof, der sich vor dem Schlosse hinzog und den Burgbewohnern zum Spiel- und Tummelplatz diente. Das Schloß selbst streckte sich massiv und stolz in die Höhe. Tragsteine, Altane und Erker ragten aus den Mauern hervor, Zinnen und Thürmchen liefen an den Kanten hinan, und oben gipfelte sich der ganze Bau in den hochragenden Wartthurm, von dem der Thürmer die weite Umgegend beherrschen und nahende Feinde und Freunde erspähen konnte. Thüren und Fenster waren überall niedrig, Wohn- und Schlafzimmer eng und klein, auch die Kirche oder Kapelle war beschränkt, groß dagegen waren die Trink- und Festhallen, die Rüstkammern, die Vorrathsräume und Speicher. Sämmtliche Räume des Schlosses aber lagen auf ungleicher Fläche, der eine hoch, der andere niedriger; überall mußte man kleine Treppen hinauf und hinab steigen, überall waren Erker und Winkel, Vertiefungen und Vorsprünge, ein fortwährender Wechsel von Licht und Schatten. So unbequem nun auch eine solche Anlage seyn mochte, so bot sie doch unläugbar den Reiz einer immer neuen Mannichfaltigkeit, die sich denn auch in den Außenmauern als ein fortwährendes Auf und Nieder, Vortreten und Zurückweichen der Linien reflektirte.

Daß auch bei den Städteanlagen und beim Privathause der Schutz vor feindlichen Angriffen bestimmend gewesen ist, sieht man schon aus der engen Zusammendrängung der Häusermasse, welche die Stadt bildet. Die Häuser sind auf Einen Fleck dicht zusammengeschoben, von Erweiterung der Städte nach außen war nicht die Rede, niemand dachte daran, sich draußen im Freien Landhäuser und Sommerwohnungen zu erbauen. Die Städte waren in die schärfsten Grenzen eingeschnürt und durften diesen ursprünglichen Umfang nicht um einen Fuß breit überschreiten. Zu förmlichen Festungen, nicht minder als die Adelsburgen, wurden die Städte dadurch, daß man sie mit dicken, hohen Mauern umgab, welche über den Thoren Besatzungs- und Vertheidigungsthürme trugen, und jedes Thor selbst wieder war eine kleine Festung für sich, wo mehrere Thorverschlüsse dem Feinde nur ein mühsames Vorrücken gestatteten. Außerhalb der Mauern waren tiefe Wassergräben um die Städte gezogen, lauter Dinge, von denen wir noch jetzt in vielen Ortschaften ansehnliche Ueberreste finden, insofern nicht die moderne Nivellirungssucht sie wegrafirt hat. Die Thürme über den Thoren sind meist abgetragen und zu Neubauten oder Wegebesserungen verwendet, die Mauern vielfach niedergerissen oder erniedrigt; die Gräben hat man ausgefüllt und die Wälle zu bepflanzten Promenaden geebnet. Hier und da aber stehen die Mauern mit den dunkeln Thoren und Thürmen noch, die Gräben dienen als Nutzgärten der daran liegenden Häuser, als Bleich- und Weideplätze, und die Wälle sind entweder ebenfalls zu schmalen Gärten hinter den Häusern und deren Höfen umgeschaffen, oder laufen noch in ihrer ursprünglichen

Digitized by Google

Gestalt als schmale Erderhöhungen mit den uralten schattigen Baumgängen um die Städte herum.

Auch die krumme Führung der Straßen ist weniger aus dem unästhetischen Geschmacke der damaligen Zeit, als aus dem Streben nach Sicherheit zu erklären. Flogen bei den offenen Kämpfen und Raufereien die feindlichen Geschosse die Straßen hinab, so trafen sie doch immer nur das Eine Haus, welches gerade in der Schußlinie stand, alle übrigen blieben verschont. Wenn man aber die Häuser dadurch noch fester zu machen glaubte, daß man jedes einzelu für sich hinstellte, von den Nachbarhäusern durch einige Fuß freien Zwischenraum getrennt, so lag dieß nur in der Einbildung, denn gerade durch diese Zwischengänge war dem Feinde neben der schmalen Vorderseite ein neuer Flächenraum zum Angriff geboten. Die Isolirung der Häuser ist daher wohl nur als die letzte Consequenz des Abschließungsprincipes überhaupt zu erklären: man wollte selbst noch sein einzelnes Wohnhaus wie eine kleine Festung absperren und von der ganzen Welt draußen, selbst von seinen nächsten Nachbarn nichts wissen. Etwas anderes dagegen ist es, wenn sich manche Privathäuser mit Laufgräben und Zugbrücken von der Umgebung abschneiden. Das war durchaus im Charakter jener gepharnischten Zeit und gab eine sehr handgreifliche Sicherheit.

Das gleiche Motiv hat nun auch darauf geführt, den Privathäusern im Mittelalter diejenige Stellung zur Straße zu geben, durch die sie sich von den antiken wie von den modernen Wohnhäusern am auffallendsten unterscheiden. Man stellte das Haus nicht mit seiner Längenausdehnung auf die Straße heraus, wie jetzt allgemein üblich ist, sondern mit dem schmalen Giebel, so daß das Haus seiner Länge nach sich nach hinten streckte, abermals aus keinem andern Grunde, als aus dem Verlangen nach Schutz und Rückzug. Wenn einmal Straßenkämpfe unvermeidlich waren, so wollte man wenigstens nicht absichtlich darunter leiden und dem feindlichen Angriffe eine möglichst kleine Fläche darbieten. Hätte die Längendimension des Hauses nach vorne gestanden, so wäre das Haus mit seiner ganzen Länge dem Feinde preisgegeben gewesen. Sicherer war es, man gönnte ihm nur wenig Raum zur Zerstörung, und den kleinsten Raum bot eben die schmale Giebelwand. Litt nun das Gebäude, so litt es doch nur an dieser Stelle; sämmtliche nach hinten liegende Gemächer aber blieben unversehrt.

Aber eben deßhalb, weil man der Straße die Hauptansicht des Hauses entzog, war man bemüht, die heraustretende Schmalseite mit ihren kleinen Flächen nur um so stattlicher hinanzuführen und zu verzieren. Die Thüren und Thore zunächst, welche unten den Eingang bildeten, waren allerdings nur klein — man stößt eben überall auf den kriegerischen Charakter der Zeit — und nicht selten mit steinernen, vertieften Einfassungen, mit Consolen, Sitzplätzen u. s. w. versehen. Stolz und stattlich aber, aus massivem Stein gebaut, stieg die Vorderwand in mehreren Stockwerken in den Luftraum hinan und spitzte sich oben im Dachgiebel fast thurmähnlich zu. Dabei trifft man in manchen Häusern den Gebrauch, daß je das obere Stockwerk über das untere ein wenig vorgebaut ist, wodurch allerdings die Zimmer der obern an Raum gewinnen, enge Straßen aber mit solchen Gebäuden nur noch dunkler werden. Ja die obersten Stockwerke der einander gegenüber liegenden Häuser rücken mitunter so nahe zusammen, daß man sich aus den Fenstern die Hände reichen kann. Da solche Häuser fast immer aus Fachwerk bestehen und die Balkenenden vorne an der Straßenseite sichtbar werden, so hat man ihnen den Schmuck von Schnitzarbeit, frommen Sprüchen u. dgl. gegeben. Neben dieser bescheidenen Dekoration tragen die massiven Bürgerhäuser den um so stolzeren Schmuck der Erker und Eckthürmchen, in deren stubenähnlichen Räumen das Innere der Zimmer heraus quillt und die an ihrer Außenwand mit Stuckaturen auf das Lebendigste geziert sind. Diese Erker und Eckthürmchen, ähnlich wie schon die Balkone und Söller der Adelsschlösser, sind eine ächt deutsche Erfindung und ganz im Charakter deutscher Gemüthlichkeit. Sie erweitern nicht nur den Wohnraum der Zimmer, indem sie ein Stück Raum aus der freien Luft heraus schneiden, sondern gestatten auch nach drei Seiten den Ueberblick über das Straßenleben, und vor Allem bieten sie der Familie einen traulichen Arbeits- und Schwatzwinkel, dessen Reiz sich durch grünen Pflanzenschmuck noch steigern läßt.

Weniger schön als praktisch waren andere Eigenthümlichkeiten der Bürgerhäuser, die nichts destoweniger die Giebelfronte beleben halfen, nämlich die sogenannten „Lauben“ und „Beischläge.“ Unter jenen haben wir uns bedeckte Säulengänge im Erdgeschoß des Hauses zu denken, die eine freie Passage für die Fußgänger bei schmutzigem Wetter bildeten und zugleich dem kleinen Kramhandel, den Marktweibern und Höckerinnen ein schützendes Obdach boten; die innern Hausräume selbst lagen dann natürlich hinter dieser offenen Vorhalle. Die sogenannten „Beischläge“ vor manchen Häusern waren erkerähnlich herausgebaute Verkaufsläden im Erdgeschoß bei Bäckern, Fleischern, Kleinhändlern u. s. w. Der Verkäufer stand innen und verkehrte mit seinen Kunden durch eine große viereckige Oeffnung in der Mauer, die durch einen Bretterladen geschlossen werden konnte. Bei Tage war das Brett herabgelassen und bildete, von zwei

Digitized by Google

Eisenstangen empor gehalten, eine horizontale Tischplatte, die zur Bequemlichkeit des Verkaufs diente. Oben über diesem offenen Verkaufsfenster hing ein schräges Bretterdach und unten am Fußboden war ein Steintritt eingemauert, auf den kleine Personen heraufstiegen, um zum Fenster zu gelangen. Der dreieckig zugespitzte Dachgiebel endlich gab der stattlichen Vorderfronte den imposantesten Abschluß. Seine Mauerfläche war von Nischen, worin Heiligenbilder standen, und von kleinen Fenstern belebt, und auf den Seitenkanten, die in Stufenabsätzen nach der obern Spitze zu immer mehr zusammen rückten, waren kleine Thürmchen, steinerne Figuren, Vasen, Kugeln u. dgl. angebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meiner Pilgertasche.

Carl Christian Ernst, Graf von Benzel-Sternau.

Ich war für einige Tage von der Universität nach Karlsruhe herübergekommen, um eine Angelegenheit zu ordnen und bestimmte Nachricht über das Schicksal meines Bruders zu erhalten, den ein Gerücht unter den bei Aspern Gefallenen nannte. Desselben Tages, als mir officielle Nachricht von seinem Wohlbefinden ertheilt worden, machte ich mit Professor Doll einen Spaziergang über Beuertheim an der Alb hinab nach Mühlburg. Wir sprachen über die Schlacht von Aspern und ich konnte meine Freude über den Sieg der Oesterreicher nicht laut genug ausdrücken, obschon dabei auch so viel badisches Blut vergossen worden war. Da schloß sich, querüber aus dem Wäldchen kommend, Graf von Benzel-Sternau uns an. Die Bekanntschaft des interessanten Mannes hatte ich kurze Zeit zuvor gemacht und auch Professor Doll war ihm nicht fremd.

Graf Benzel-Sternau war ein Mann mittlerer Größe, stämmig, sehr breitschulterig, mit einem leichten Anflug von Bauch, einem ziemlich starken Kopf und reichen Haarwuchs, sehr lebhaft beweglichen Augen, gewöhnlich ernsten und scharfen Blickes voll Geist und inneren Dranges, bisweilen wie von Melancholie umflort, oft in Gesellschaft der sich zwängenden und seltsam zuckenden Mundwinkel in Ironie spielend und humoristisch lächelnd. Beim gewöhnlich raschen Gang trieb er die Kniee sehr stark einwärts und trat sehr fest auf, alle Bewegungen hatten etwas Hastiges, ohne der gemessenen und aristokratischen Haltung im geringsten Eintrag zu thun. Er war durch und durch Cavalier in der edelsten Bedeutung des Wortes, nach seinem Aeußern, nach Geist und Charakter un homme carré, wie der Franzose sagt. Seine Schriften, namentlich sein „goldenes Kalb“ hatten ihm einen schönen Namen erworben. Sie verrathen auch in der That einen Reichthum von Wissen, Welt- und Menschenkenntniß, bewegen sich meistens in humoristischer Anschauung, funkeln von Witz nach allen Richtungen, leiden indessen nicht selten an Spitzfindigkeit und dunkler Mystik, oft auch an unbehaglicher Schwülstigkeit und Ueberladung in der Darstellung. Im Gespräch war er indessen nicht selten sehr einfach, entschieden, kategorisch, gerade heraus. Deßhalb und weil er trotz seiner hohen Stellung gern mit Gebildeten unaristokratischer Sphären sich unterhielt, mitunter im Hofleben sich nicht behaglich fühlte und darüber unverholen sarkastisch sich äußerte, galt er bei allen Kurzsichtigen für einen zweideutigen Sonderling, und weil er oft über Deutschlands Verkommenheit sehr bitter sich äußerte, für einen Anhänger des neufranzösischen Wesens. Das mußten sich damals freilich manche kerndeutsche Männer gefallen lassen.

„Nun, wenn man fragen darf, worüber unterhielten Sie sich denn so eifrig?“ begann der Graf. — „Wir sprachen unsere Freude über den Sieg bei Aspern aus,“ antwortete Doll. — „Ja, es ist eine hübsche Sache, wenn es einmal ordentlich deutsche Hiebe setzt, man ist dessen so lange entwöhnt. Indessen sprechen Sie Ihre Freude nicht zu laut aus, die Wände, die Bäume und selbst die freie Luft haben jetzt französische Ohren, und Viele, die eigentlich gar nichts sind, erscheinen jetzt als Anhänger und Apostel Frankreichs. Ein miserables Leben!“

„Nun, wer weiß, was dieser Sieg an der ganzen Constellation ändern wird.“ — „Vielleicht die Sache mehr in die Länge ziehen, sonst gar nichts. Die Herren im höchsten Rath werden so eifrig jubiliren und so lange

Digitized by Google

hin und her deliberiren, bis der günſtige Augenblick vorüber iſt und der Geſchlagene mit ſeinem Genie ein neues Remedium, einen neuen Weg zum Siege gefunden hat. Die Unentſchloſſenheit der Vielköpfigkeit ſcheitert ſtets an der Einheit in Willen und Kraft; ſie ſpielt gegen ſolche wie die Pointeurs gegen den Bankier beim Faro, jeder für ſich und nach eigenem Syſtem.“ — „Ich baue auf den Geiſt des Erzherzogs Karl.“ — „Auch ich würde mit voller Zuverſicht auf ihn bauen, wenn er allein ſtände und ſelbſtſtändig handeln könnte, und wenn nicht Rußland, Oeſterreichs Kraft lähmend, tückiſch im Hintergrunde auf einen günſtigen Moment für ſeine eigentliche Zwecke lauerte.“ — „Rußlands Benehmen erſcheint mir nur als eine nächſte Folge jener vorjährigen Berauſchung in Erfurt.“ — „Mit nichten! Rußland berauſcht ſich nicht und iſt in allen politiſchen Beziehungen der nüchternſte aller europäiſchen Staaten, unverrückbar in ſeiner Haupttendenz, immer in gleicher Beſonnenheit mit einem Auge nach Oſten, mit dem andern nach Weſten blickend, den Gang der Dinge dort und hier belauſchend, Schritt für Schritt ſeinen providentiellen Beruf verfolgend, um über kurz oder lang, wenn alle übrigen durch ihre Politik und ihre Sünden der Civiliſation ſich abgeſchwächt haben, mit Behemenz hereinzubrechen und mit der ganzen Wucht ſeiner rohen, aber kräftigen Maſſen das Bachanal einer modernen Völkerwanderung zu feiern und friſches Blut in die alternde und in ihrer Impotenz blaſirte Welt einzuführen.“

„Ich glaube doch, daß die Zeiten der Attila und Conſorten für immer vorüber ſind.“ — „Gewiß! deßhalb ſagte ich auch: eine moderne Art von Völkerwanderung, wobei es ſich ebenſo wenig von Ausrottung ganzer Völkerſchaften, wie von radikaler Verwüſtung ganzer Länderſtrecken handelt, ſondern von Aſſimilation und Conglomeration der fremdartigſten Racen, von berauſchenden Weltherrſchaftsträumen, die beim erſten Schimmer der Morgenröthe zerſtieben, aber immerhin die Weltgeſchichte in eine neue Phaſe vorwärts getrieben haben.“

„Solche Träume ſcheinen jetzt mehr im Weſten zu walten.“ — „Vielleicht, ſogar nicht unwahrſcheinlich, jedoch nur für kurze Zeit, d. h. für die Lebensdauer des mächtigen Genius an Frankreichs Spitze, welcher die Revolution ebenſo ſchlau auszubeuten verſteht, wie die Zerfahrenheit der andern europäiſchen Mächte. Frankreich erſcheint nach ſeiner ganzen Weſenheit kriegsmächtiger, als jede andere Nation einzeln genommen, aber bei weitem nicht mächtig genug, um, bei gleichem Feldherrngeiſt, einem vernünftigen Bündniß auch nur zweier Großmächte für die Dauer widerſtehen zu können.“ — „Es hat ihnen aber nicht nur widerſtanden, ſondern ſie überwältigt.“ — „Ja, durch eine ungeheure Exaltation der ganzen Nationalkraft ſeinerſeits und durch ein Genie der umfaſſendſten Art, und dabei nur weil die Verbündeten die ganze Sachlage verkannten, zu wahrer Einigkeit im Wollen und zu übereinſtimmender Energie im Handeln ſich nicht erheben konnten, jeder Einzelne ſeine eigenen Nebenrückſichten und Nebenplänchen verfolgte, ſeine geheimen Beſorgniſſe und geheimen Hoffnungen hegte, alle mit Führern und Soldaten der alten Zeit den Sturm einer neuen Zeit beſchwören zu können wähnten, einen Nationalaufſchwung weder erzielen konnten noch eigentlich wollten. So glich die ganze Coalition einem in der Haſt aufgeführten Mauerwerk ohne innere Bindung, ohne Mörtel und Kitt, das der erſte Sturm über den Haufen werfen mußte, und ſie arbeitete und entkräftete ſich nur zum Vortheil des unerreichbaren Englands und um die Revolutionskeime in ihre eigene Eingeweide zu verpflanzen.“

„Nun, die Revolution iſt, Gott ſey Dank, vorüber.“ — „Glauben Sie? der erſte Akt des Drama's, ja. Aber Napoleon hat den zweiten Akt begonnen, und wann und wie und wo ihr letzter Akt endigen werde, vermag kein Staatsmann und kein Prophet auch nur zu ahnen, geſchweige denn zu prophezeihen.“

Entgegenkommende Bekannte unterbrachen uns. Einer davon ſprudelte ſogleich die Frage heraus: „Sie, beſter Graf, können uns gewiß zuverläſſige Auskunft ertheilen: Iſt Baron X. wirklich zum Katholicismus übergetreten, wie Fama behauptet?“ — „Allerdings, zur angenehmen Abwechslung hat Frau Fama dießmal wahr geſprochen.“ — „Iſt es auch wahr, daß er beim Fürſten Y. als Hofmarſchall angeſtellt worden?“ — „Vollkommen wahr.“

An ſeinen Begleiter ſich wendend fiel der Herr triumphirend ein: „Nun, da haben wir ja die Beſcheerung! Hatte ich nicht recht? Abermals ein eclatantes Beiſpiel von dem ſaubern Geiſt ſolcher Uebertritte.“ — „Wie ſo?“ — „Dieſer Baron X., der renommirteſte Wildfang weit und breit, ſchreitet luſtig zum sine qua non, um dem gänzlichen Ruin zu entgehen, tritt über, um im Hofmarſchallsſtab eine feſte Stütze zu erhalten. Wahrſcheinlich wird Ueberzeugung pompös zur Schau getragen. Ha, ha! Er und Ueberzeugung!“ — „Und warum nicht?“ — „Er, der lockerſte Zeiſig und blaſirteſte Feinſchmecker, der jede Stunde ohne irgend einen extravaganten Genuß für eine verlorene hielt und kaum eines ernſten Wortes fähig war.“ — „Um Vergebung, er iſt ein ſehr ernſter Mann, ein Philoſoph, von Natur ſogar ein Stoiker, der durch Erziehung, früheren Umgang und im Wirrwarr ſeiner Verhältniſſe

Digitized by Google

und Schicksale ein Epikuräer geworden, oft sogar in den Cynismus überspringt und in demselben Augenblick wieder in Melancholie und Misanthropie zurückfällt, Welt und Menschen gleich verachtet und, seinem inneren Zwiespalt zu entgehen, sich in Genüsse stürzt, die er gleichfalls verachtet."

„Ja, er spielt den Philosophen und pflügt dabei gern mit Salomos Sprüchen und mit Ihrem goldenen Kalbe." — „Das wäre meinem goldenen Kalbe eine große Ehre. Aber Sie verkennen ihn in der That. Schon seit vielen Jahren sucht er innere Einheit und Befriedigung unter schweren Kämpfen auf dem Wege seiner Kirche, ist unglücklich, weil er sie dort nicht finden zu können sich überzeugt zu haben wähnt. Ohne Zweifel ist es dieses innere Streben, was ihn endlich zu der andern Kirche hindrängte. Der Himmel lasse ihn finden, was er sucht!"

„Nun, bester Graf, er hat wohl schon gefunden, was er suchen mußte. Trösten wir uns! Ha, ha!" — „Mon cher, nach allem was ich Ihnen über Baron X. zu sagen die Ehre hatte, ist diese Bemerkung nur noch ein Kind Ihres vortrefflichen Humors und stets schlagfertigen Witzes, für welche Sie dem Himmel nicht genug danken können, da Sie in jede Conversation stets Blumen und Perlen einstreuen und auch dem Geist der übrigen Gesellschaft einen belebenden Schwung verleihen, aber —" — „Allgütig, verehrtester Herr Graf." — „Aber ich finde es merkwürdig und betrübend, daß man gewöhnlich jede auffällige Meinungs- oder Sinnesänderung eines Menschen lieber irgend einer bedenklichen oder nichtswürdigen Absicht, als den natürlichsten Gründen zuschreibt. Dieser menschlichen Schwachheit machen sich sogar die geistreichsten und sonst wohlwollendsten Menschen nicht selten schuldig, besonders bei kirchlichen Uebertritten. Man vergißt, daß jeder Mensch, auch der gebiegenste, nach Ansichten und Gefühlen im vierzigsten Jahr ein anderer ist, als im zwanzigsten; man bedenkt nicht, daß jedem der Augenblick erscheint, wo es dem ehrlichen Manne zur heiligsten Pflicht wird, seine Ansichten laut zu bekennen, seinem Gefühl öffentlich Ausdruck zu verleihen. Bon soir, Messieurs! Mich drängt jetzt das Bedürfniß einer energischen Promenade."

Schweigend wandelten wir eine Weile weiter. Des Grafen Stirn lag in Falten, sein Auge haftete am Boden, er schüttelte mit dem Kopfe, seine Lippen bewegten sich, als wenn er spräche, seine Mundwinkel zuckten und verschoben sich hin und her in scharfen, eckigen Formen, die im Wege liegenden Kiesel schnellte er mit den Füßen unwirsch aus seiner Bahn. Plötzlich blieb er stehen, starrte uns mit großen Augen an und begann mit Entrüstung, ja mit innerstem Grimm: „Sagen Sie mir, meine Herrn, weßhalb der Schöpfer solche Mannesparodien, solche Adelstravestien in die Welt gesetzt hat? Sagen Sie mir, ist es ein Fluch oder ein Segen dieser Welt, daß solche scheußlichen Kryptogamen an den Marmorwänden wuchern, die Parketböden mit ihrem Moder zerfressen und trotz aller Odeurs und Parfums die Luft ringsumher vergiften?"

Er schwieg, uns anstarrend, als erwartete er eine Antwort; wir schwiegen, weil wir eigentlich noch nicht begriffen, wohinaus er eigentlich wollte. Hastig schritt er weiter, wieder in düsteres Brüten versunken. Nach wenigen Schritten blieb er wieder stehen und fuhr wie im Selbstgespräch heraus: „Das menschliche Gefühl muß sich empören über die Frechheit solcher Fante ohne Herz und ohne Seele, die höchste Poesie in der Menschenbrust, die heiligste Ueberzeugung nach bangem Kampfe, so leichtsinnig und hanswurstartig zu beurtheilen, als sprächen sie vom Gehalt einer Gänseleberpastete oder von dem mißlungenen Triller einer Sängerin!"

Abermals schweigend gingen wir weiter. Wir begriffen nun wohl, was ihm wurmte, aber nicht, wie das leichtfertige Urtheil eines Menschen, den er selbst verachtete, so tief in sein Gefühl einschneiden konnte.

Zwanzig Jahre später trat dieser vortreffliche Mann selbst zum Protestantismus über. Weltliche Absichten konnte man ihm unmöglich schuld geben, aber viele mußten doch auch bei diesem Falle ihre Klugheit beweisen und nannten diese That die Narrheit eines humoristischen Poeten.

Mehrere seiner literarischen Werke, wenn ich nicht irre auch sein über Gebühr gepriesenes und getadeltes „Hoftheater zu Barataria," schrieb dieser merkwürdige Mann auf seinem freundlichen Gute bei Algenau im Speßart, wo er einige Zeit in stiller Zurückgezogenheit behaglich lebte und jeder Störung abhold, den ernsten Gedanken des Uebertritts brütend mit sich herumtrug, bis derselbe bei seinem Aufenthalt in der Schweiz zur Reife gelangte.

Seine bisweilen mit Wunderlichkeiten verbrämten und verdunkelten, aber an lichten und scharfen Anschauungen, an den edelsten Gedanken und Schönheiten reichen Schriften sind jetzt so ziemlich vergessen und eigentlich niemals zur Theilnahme und zum Verständniß des Volkes gelangt. Den Mann selbst wird niemand vergessen, der mit ihm jemals in freundliche Berührung gekommen. Wer sich mit seinem Kamäleonswesen der raschen Ueberspränge vom lustigsten und glänzendsten Humor zu Salomonischer Sprichwörterweisheit

Digitized by Google

oder myſtiſcher Aphoriſtik und Offenbarungsdunkelheit, nicht zurecht finden konnte; wer auch an der kategoriſchen, mitunter bis zur Derbheit oder zu Spott und beißender Ironie ſich verſteigenden Sprache ſeiner Grundſätze keinen Gefallen finden wollte, ja die Grundſätze ſelbſt verwerfen zu müſſen glaubte, der wird doch ſtets dieſes ächten Ehrenmannes mit wahrer Liebe und Verehrung eingedenk bleiben müſſen und die mit ihm verlebten Stunden als glückliche preiſen.

v. Biedenfeld.

Literatur.

Triſtan und Iſolde. Von Richard Wagner. Leipzig, 1859.

(Fortſetzung.)

Wie man aus dem Titel des Buchs, der an der Spitze dieſer Zeilen ſteht, erſehen kann, iſt Richard Wagner der Autor dieſes — wir wiſſen in der That nicht, welcher Name hier am Ort iſt. Bietet und etwa der Verfaſſer in dieſer Dichtung das, was man ehemals in unſeliger Verblendung einen Opernteꝛt zu nennen pflegte? Wir wollen eine ſo beleidigende Vermuthung gar nicht aufkommen laſſen. Wagner hat vor acht Jahren ſeinen Freunden mitgetheilt — und auch derjenige, der ſich zu der excluſiven Stellung eines Wagnerſchen Freundes noch nicht empor geſchwungen hat, muß es ſich gefagt ſeyn laſſen — er hat erklärt: * „Ich ſchreibe keine Opern mehr; da ich keinen willkürlichen Namen für meine Arbeiten erfinden will, ſo nenne ich ſie Dramen.“ Es iſt alſo ein Drama, was uns in „Triſtan und Iſolde“ vorliegt; ob ein „geſprochenes“ oder ein „muſikaliſch auszuführendes“ (S. 140), wer weiß das? Wagner iſt, ſeiner Mittheilung nach, (S. 144) Dichter, und nur als ſolchen haben wir ihn hier zu beurtheilen.

Der Verfaſſer wählt für ſeine Dramen mit Vorliebe ſagenhafte Stoffe. Zwar haben Mythos und Geſchichte in ihm lange um den Vorzug gekämpft; aber die Geſchichte bot ihm nur Verhältniſſe, und noch dazu in „dokumental-monumentaler Entſtellung“ (S. 137). Dennoch ſchickte er ſich an, einen Helden der Geſchichte dramatiſch zu verherrlichen, den Friedrich Barbaroſſa. Aber die „ungeheure Maſſe geſchichtlicher Vorfälle und Beziehungen“ (S. 138) trat ihm beengend entgegen, und da er ſich unfähig fühlte, dieſe Maſſe dichteriſch zu bewältigen, kam er zu dem beruhigenden Ergebniß, ſie „eigne ſich weder für die Form, noch für das Weſen des Drama“ (S. 138). Im Mythos hingegen fand er, wornach er ſo ſehnſüchtig verlangte, „den wirklichen, nackten Menſchen, den wahren Menſchen überhaupt“ (S. 136), und wenn er einen mythiſchen Stoff wählte, ſo geſchah es in der Abſicht, dieſen endlich ausfindig gemachten wirklichen, nackten Menſchen zur „gefühlsverſtändlichen“ Darſtellung zu bringen.

Der Stoff, „und zwar der mit dem Auge der Muſik erſehene,“ beſtimme ihn nun ein für alle mal (S. 150); dieſer Stoff trug das Geſetz ſeiner Darſtellung in ſich ſelbſt und nur dieſem Geſetz wollte er, als ächter Dichter, ſich fügen; er ſchritt daher bis zur „allmähligen gänzlichen Aufhebung der ihm überlieferten Opernform“ fort (S. 150), und „es konnte ihm gar nicht mehr einfallen, die nothwendig aus der Natur der Scenen erwachſende muſikaliſche Form durch willkürliche äußere Annahmen, durch gezwungene Einpfropfung der conventionellen Operngeſangſtückeformen, (ein Wort zu deſſen Erfindung Wagner offenbar der Haß gegen dieſe Formen begeiſterte, und durch deſſen übeln Klang er das Widrige derſelben bezeichnen wollte) in ihrer natürlichen Geſtaltung zu unterbrechen und zu hemmen.“ (S. 151.)

Der Dichter, der dem Stoff einen ſo mächtigen Einfluß verſtatten und ihm eine alles überragende Bedeutung zuſchreibt, kann es nur gerechtfertigt finden, wenn wir ſeine neueſte Schöpfung eben in Bezug auf den Stoff prüfen, der in ihr ſeine dichteriſche Verklärung erhalten hat, oder wenigſtens erhalten ſollte.

Dieſer Stoff iſt ein gewaltiger; Kühnheit kann man dem Dichter nicht abſprechen, der ihn ſich zur dramatiſchen Bearbeitung erwählt. Wie, mit übernatürlichen Kräften ausgerüſtet, die Liebe der menſchlichen Natur ſich

* Drei Opernbichtungen nebſt einer Mittheilung an ſeine Freunde als Vorwort von Richard Wagner. Leipzig 1852. S. 187. Alle folgenden Citate ſind dieſer Schrift entnommen.

Digitized by Google

bemächtigt und ſich allmählig das ganze menſchliche Seyn unterwürfig macht, wie der Menſch, ihrem beſtrickenden Zauber willenlos hingegeben, in ihrem Dienſt die Freiheit ſeines Geiſtes einbüßt und den Adel ſeines Gemüths befleckt, und wie ſie endlich das Opfer, das ihr verfallen, verführeriſch lockend in den Strudel des Verderbens hinabreißt — das alles hat das Mittelalter in der Sage von Triſtan und Iſolde dargeſtellt: ein großartiges Bild in mächtigen Umriſſen! Nicht aus den Tiefen des Gemüths ſteigt die Leidenſchaft empor, läuternd und verklärend: die Unſeligen ſchlürfen ſie ein mit dem Saft des verderblichen Zaubertrankes; glühender Haß wird zu glühender, verzehrender Liebe. Nun bindet ſie ferner kein Geſetz der Sitte, ohne Scheu treiben ſie auch mit dem Heiligſten Spott. Treulos und liebtos gegen die Treueſten und Liebſten, kennen ſie keine andere Pflicht, als die Pflicht der Liebe, die eines dem andern ſchuldet, kein anderes Daſeyn, als nur das eine beſeligende, das eines in dem andern findet. Und ſo iſt auch ihr Sterben ein gemeinſames. Aber ſelbſt in der Macht des Todes erliſcht die Flamme der Minne nicht: auf ihren Gräbern blühen Roſenſtock und Weinrebe und flechten ſich in einander, feſt und unauflöslich.

Wie man ehemals dem Menſchen, an dem die Macht der Gottheit in ungeheuern Schlägen ſich kund gethan hatte, eine ſcheue Ehrfurcht zollte, ſo fanden auch Triſtan und Iſolde Verehrung und mythiſche Verherrlichung. Als Geweihte ſtanden ſie in der Anſchauung des Mittelalters da, ſie waren dem Bann einer übergewaltigen Macht verfallen. Was jener Oedipus, auf dem der Fluch der Gottheit ruhte, mit Recht von ſich ausſagen konnte: daß er das, was er begangen, mehr erlitten, als gethan habe, das galt auch von Triſtan und Iſolde.

Und dieſe Sage fand im Mittelalter bei uns einen Dichter, vor allen geeignet, ſie zur höchſten Stufe künſtleriſcher Ausbildung zu führen. Man möchte in der That glauben, Gottfried von Straßburg ſey von jeher zum Sänger des Triſtan vorausbeſtimmt geweſen. Denn ihm hat die Sage ihren geheimſten Sinn erſchloſſen, ihre verborgenſten Tiefen eröffnet: er iſt es, der ſie ausgedichtet hat. Was die Ueberlieferung bietet, läßt er unverändert; aber es ſcheint, als ob erſt unter ſeiner Hand der Stoff ſich geiſtig belebte und das, was äußerlich neben einander ſteht, in einen innern Zuſammenhang träte. Auch in ſeinem Gedicht iſt die Liebe, die leidenſchaftlichſte, Haſſe folgt, unmittelbare Wirkung des Zaubertranks, den Triſtan und Iſolde arglos ſchlürfen. Aber mit einer Kunſt pſychologiſcher Motivirung, die damals nur in Wolframs Werken ihres Gleichen fand und ſeitdem von keinem deutſchen Dichter überboten worden iſt, weiß er es uns verſtändlich zu machen, warum gerade dieſes Paar von dem ſinnberückenden Zauber getroffen wird. Das von außen hereinbrechende Geſchick treibt die verborgenen Anlagen gewaltſam zur Entwicklung; beides, Geſchick und Neigung, greift in einander, und unter dem verderblichen Zuſammenwirken beider vollendet ſich das Verhängniß. Nun läßt uns der Dichter die Leidenſchaft auf allen ihren verſchlungenen Irrwegen verfolgen, all ihr Süßes, all ihr Bitteres wird gekoſtet. Wir ſehen, wie alle jene kleinen Liſten und Ränke ſich entſpinnen, durch die ſich die Liebe eine kurze Befriedigung verſchafft, um gleich hernach in neuem Verlangen, in heftigerer Sehnſucht aufzulodern. Mit gläubigem Sinn lauſchen ſie auf die Sophiſtik der Leidenſchaft; ſie wähnen ſich berechtigt zum Betrug und ſie wiſſen ihn meiſterlich auszuüben. Und ſo allmählig verwandeln ſich die Naturen, von den Netzen des Selbſtbetrugs immer dichter umgarnt. Der ritterliche, höfiſch geſchmeidige, in allen Künſten wohlerfahrene Triſtan wird, leichtfertig und gewiſſenlos, zum ſchmählichen Verrath an ſeinen heiligſten Pflichten getrieben; Iſolde übt ſchändliche Grauſamkeit gegen die treueſte Freundin, die ihre Hingebung durch das Opfer ihrer Ehre bethätigt hatte. In dieſes trugvolle Thun der Liebenden ſpielt nun die höfiſche Intrigue der Gegner und Neider Triſtans hinein und durchkreuzt es. Wie das Leben Triſtans und Iſoldens der Welt gegenüber zu einem einzigen, lang ausgeſponnenen Betrug ſich geſtaltet, ſo müſſen ihnen jetzt überall Schlingen des Betrugs gelegt werden, denen ſie ſich nicht immer entwinden können. So ſehen wir Liſt gegen Liſt kämpfen, ein reges, wirrevolles Treiben bewegt ſich vor unſern Augen. Immer tiefer und tiefer in Schuld verſtricken ſich die Liebenden, immer weiter jagt ſie der Sturmwind der Leidenſchaft. Welch ein Gemälde! Und mit welchen Farben! Der Dichter verfährt in dieſer Schilderung mit unbeſchränkter Freiheit, ja mit unerbittlicher Härte. Nichts wird uns vorenthalten, auch das Niedrige und Gemeine muß hier ſeine Stelle finden; wir müſſen es ſehen, zu welchen Abgründen die Pfade leiten, welche entfeſſelte Leidenſchaft ſich bahnt. Grauſen und mitleidsvolle Theilnahme wird wechſelnd in uns rege.

Und dieſe Darſtellung von ergreifender Gewalt, von erſchütternder Wahrheit, wie iſt ſie mit allem blühenden Reiz der Dichtung geſchmückt! Sorglos, mit ſpielender Leichtigkeit, in üppiger Verſchwendung, ſcheint Gottfried die Schätze ſeiner Poeſie auszuſtreuen, er ſcheint zu ſchwelgen in dem Behagen, die Fülle ſeines Reichthums darzulegen. Aber gar bald nimmt man mit erneuter Bewunderung wahr, daß dieſer Geiſt, dem ſo viel Herrliches im Ueberfluß zu Gebote ſteht, das Maaß für ſeine Darſtellungen wohl zu finden weiß, oder vielmehr es nie aus den Augen verliert. Nirgends vermißt man den feinſten Takt, den geläuterſten Geſchmack; ja, ihm iſt ſogar die allerdings gefährliche Kunſt eigen, das Verwerfliche und Verachtungswürdige, zu deſſen Schilderung er gezwungen iſt, durch die einſchmeichelnde Anmuth ſeiner Darſtellung gleichſam zu überdecken; in dem Gewand, das der Dichter ihm umwirft, kann ſelbſt das Gemeine vor uns auftreten, ohne Tadel oder Unwillen zu erfahren. Der Poet hält uns ganz in ſeinem Bann. Denn wer kann „ſeiner Rede Zauberfluß“ vernehmen und ihm widerſtehen? Unſere mittelalterliche Sprache, ſo reich an Wohllaut, ſo vielfach ausgeſtattet mit muſikaliſcher Schönheit, hat dieſem Dichter

Digitized by Google

ihre ſüßeſten Laute geliehen, ſich mit all ihrer mannichfaltigen Pracht und Lieblichkeit ihm dienſtbar gemacht. Wenn der Dichter dieſe Töne ihr kunſtvolles Spiel beginnen läßt, dann redet in ihnen auch das Unbeſeelte und Stumme mit verſtändlicher Sprache. Nicht nur die geheimſte Regung des Gefühls, die verzehrende Inbrunſt der Leidenſchaft und die ſchmerzliche Innigkeit der Sehnſucht findet in ihnen den tief rührenden, den machtvoll ergreifenden Ausdruck, auch die ganze Natur wird beſeelt und lebendig in dieſen Tönen. Lieblich grüßend plaudert der kühle Quell, aus dem thauigen Gras hervor lachen die Blumen und manches ſüße Vögelein ſingt ſeine wonnigliches Weiſen. Des Dichters Worte ſelbſt werden Töne der Natur, die uns mit all ihren holdſeligen Reizen verlockend umfängt. Aus den Verſen dieſes Gedichts, in dem der Zauber der Liebe herrſcht, ſtrömt auf uns ein verführeriſcher Zauber ein, ſinnberauſchend. Nie iſt der Alles bewältigenden, Alles vernichtenden dämoniſchen Macht der Liebe ein gewaltigerer Hymnus geſungen worden.

Und nun das Werk des neuen Dichters?

Die Erinnerung an das Gedicht Gottfrieds hat uns — wir geſtehen es — in eine Stimmung verſetzt, ſehr verſchieden von derjenigen, welche die Betrachtung des neuen Triſtan in uns erregte, und es wird uns ſchwer, den Blick von jenem auf dieſen zurückzulenken. Fern ſey von uns die thörichte und ungerechte Abſicht, den epiſchen Triſtan des dreizehnten Jahrhunderts mit dem dramatiſchen des neunzehnten, Gottfried von Straßburg und Richard Wagner vergleichend zuſammen zu ſtellen. Aber eine kurze Darlegung des Gehalts der Sage, ein Wort über die dichteriſche Behandlung derſelben war nothwendig, damit auf den erſten Blick klar würde, wie unter der Hand des neuen Dichters, der ſich ſelbſt als einen „künſtleriſchen“ bezeichnet (S. 143), alles entſtellt und verkehrt wird, wie durch ſeine Behandlung aller Reiz und alle Eigenthümlichkeit der Sage ſchwinden mußte. — Der Zaubertrank, ſo mag Wagner gedacht haben, darf im Drama, das überall pſychologiſche Begründung verlangt, die Entſtehung der Leidenſchaft nicht bewirken. Sey dieß richtig, ſey dieß unrichtig gedacht, das braucht uns wenig zu kümmern: warum wählt der Dichter eine Sage, deren vornehmſtes Motiv keinen Eingang in das Drama finden kann? — Und zu welchem Nothbehelf entſchließt er ſich nun? Zu dem armſeligſten, zu dem er ſich nur immer entſchließen konnte. Die beiden ſind ſchon vorher in mächtiger Liebe zu einander entbrannt; den Zaubertrank trinken ſie eigentlich nur honoris causa und erwirken ſich dadurch die Erlaubniß, ſobald ſie ihn über die Lippen haben, vor unſern Augen ohne weiteres „in Liebesumarmung zu verſinken.“ So wird der geiſtige Kern der Sage ſchmählich zerſtört, alle Schuld ruht auf den Häuptern des verbrecheriſchen Paars, deſſen Gebahren wir mit ſittlichem Widerwillen verfolgen. In der langen Liebesſcene des zweiten Akts — die offenbar eine von denen iſt, in welchen er, ſeiner Theorie (S. 151) folgend, in der Ausführung mit einer, bereits in der Anlage wohl berechneten, den Gegenſtand erſchöpfenden Andauer verweilt —“ in dieſer Scene würde der Widerwille ſich zum Abſcheu ſteigern, wenn nicht der Genius der Langeweile, der durch das ganze Stück waltet, hier aber ſeine volle Kraft zu erfolgreicher Wirkung concentrirt hat, das Entſtehen jeder lebhafteren Empfindung geſchickt zu verhüten wüßte. Und in der folgenden Scene wünſcht ja auch der Dichter dem verletzten ſittlichen Gefühl eine kleine Genugthuung zu gewähren; läßt er ja den „müden“ König Marke erklären (S. 72):

Dieß wunderhehre Weib,
— — — —
Der mein Wille
Nie zu nahen wagte,
Der mein Wunſch
Ehrfurcht-ſcheu entſagte,
Die ſo herrlich
Hold erhaben
Mir die Seele
Mußte laben.

Doch genug davon! Wenn es Wagner vor allem darauf ankommt, den nackten Menſchen darzuſtellen, ſo hat er dieß hier redlich gethan; daß aber dieſer nackte zugleich der „wirkliche, der wahre Menſch überhaupt“ ſey, das werden wohl nur er und ſeine Freunde behaupten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Meyerbeers Pardon de Ploermel. — Der alte Boucher. — Paris ein hiſtoriſcher Boden.

△ Die Zauberer des Königs Pharao machten alle Wunder Moſis nach. Als er ſeinen Stab hinwarf und er zur Schlange wurde, da verwandelten ſie auch ihre Stäbe in Schlangen; aber die Schlange Moſis verſchlang alle andern Schlangen. Dieß, ſagt die Bibel, war der Finger Gottes. — Clapviſſon, Felicien David, Gonod haben in letzter Zeit Opern gemacht, und man bewunderte ſie mehr oder weniger; da kommt die Oper Meyerbeers und verſchlingt die andern. Dieß iſt der Finger des Genies. Man hatte es eigentlich ſchon vergeſſen, welche gewaltige Schöpferkraft in dieſem entfernten Anverwandten Moſis ſtecke, und ſeit die neue Oper angekündigt worden, machte man ſich in Salons und Zeitungen über ſeine perſönlichen Schwächen, über ſeine Aengſtlichkeit in Bezug auf Ausſtattung und Einſtudiren, über ſeine Tyrannei, unter der Direktion, Sänger und Orcheſter ſeufzten, mit Behagen luſtig, und ſo viele kleine Anekdötchen wußte man von ihm zu erzählen, daß er eben nur als Anekdotenheld daſtand, und daß kleine Geiſter und Talente, die ihm nicht an die Knöchel reichen, ſich zu mitleidigem Achſelzucken berechtigt glaubten. Da wird die neue Oper „le Pardon de Ploërmel“ „die Wallfahrt nach Ploermel“ aufgeführt, und alles Lächeln, Achſelzucken, alle Anekdoten und perſönlichen Schwächen ſind in unendlich feenen Hintergrund gedrängt. Man ſieht nur das vollendete Werk, man iſt unter dem Zauber dieſer neuen Welt von Melodien. Seit lange, vielleicht ſeit der erſten Aufführung der Hugenotten, hat Paris nicht einen ähnlichen Erfolg geſehen, ich ſage einen ähnlichen, von einem gleichen iſt nicht die Rede, denn der Erfolg der „Wallfahrt“ übertrifft jenen noch in vielen Beziehungen. Meyerbeer hat bis jetzt in allen ſeinen Werken den Tadlern ſowohl wie den Richtern, den Feinden wie den wahren Freunden viele Urſachen zu Widerſprüchen gegeben, viele Blößen gezeigt und viele Stellen, wo er ſterblich iſt. Wie oft folgte einer meiſterhaften, des größten Componiſten würdigen Nummer eine barocke, grob materiell nachahmende, oft geſchmackloſe, oft ſogar triviale Stelle; oft war es, anſtatt dramatiſch, kouliſſenreißeriſch, oft, anſtatt ausdrucksvoll, verzerrt. Auf Aehnliches hofften die zahlreichen Neider und kleineren Componiſten; ſie waren überzeugt, daß dergleichen in der neuen Oper wieder vorkommen müſſe, denn es ſchien ein nothwendiger Beſtandtheil dieſer künſtleriſchen Perſönlichkeit, ein angeborener Zug an dieſem muſikaliſchen Charakterkopf. Daß man in dieſer Beziehung getäuſcht wurde, das erhebt den Erfolg „der Wallfahrt“ über alle andern des Componiſten. Der Meyerbeer der klaſſiſchen Stellen im Robert und den Hugenotten hat dieſe neue Opee geſchaffen, der Meyerbeer des grellen Höllengeſanges, des Schlittſchuhlaufes ꝛc. hat indeſſen geſchlafen, den dem homeriſchen entgegengeſetzten Schlaf. Vielleicht hat er es ſelbſt eingeſehen, wie weit er die Oper von der Einfachheit des Kunſtwerks entfernt hatte; vielleicht hielt er es für eine Pflicht, in Einem Werke die Schuld früherer Zeiten zu ſühnen; vielleicht iſt es eine natürliche Läuterung, zu der er endlich in ſeinem Alter durchgedrungen. Die Wallfahrt nach Ploermel trägt alle Merkmale eines großen Kunſtwerkes: ſie iſt reich und einfach, neu und wie altbekannt. Ihre ungemeine Fülle iſt ſo bewältigt und künſtleriſch geordnet, daß man ihr bei erſter Anhörung leicht durch alle Theile folgt und am Ende, trotz der unzähligen neuen Eindrücke, nicht nur nicht müde, ſondern erfriſcht und heiter anlangt. Man fühlt ſich bereichert, als hätte man neue Gedanken, und verjüngt, als hätte man neue, ſchöne Anſchauungen empfangen. So erſcheint er in ſeinem Alter wie der alte Meiſter, der die Fluthen und böſen Zauber, die er dießmal freilich ſelbſt und nach ihm ſeine Lehrlinge heraufbeſchworen, in ihre Grenzen zurückweiſt.

In die Ecke,
Beſen! Beſen!

Mit der Wallfahrt nach Ploermel iſt eine Epoche der Oper, die man vielleicht die wilde nennen kann, beſiegt und beginnt eine neue, ruhevolle, gemeſſene, oder beſſer geſagt, maßvolle. Sie iſt gewiß ein Epoche machendes Werk. Wir wären der Sache noch gewiſſer, wenn die Muſik durch ein würdiges Buch unterſtützt und ergänzt würde und ſo das Ganze als ein Abgeſchloſſenes feſter, ſiegreicher vorwärts ſchreiten könnte. Das Buch aber iſt ärmliches Flickwerk; das Beſte, das es bietet, ſind lyriſche Situationen; es hat faſt nicht eine einzige dramatiſche. Die ganze Handlung der drei Akte läßt ſich in Einem Satze erzählen: Eine Wahnſinnige kommt wieder zu Verſtand, als ſie ins Waſſer fällt und bei dieſer Gelegenheit ihren Geliebten, der heimgekehrt iſt, um nach einem Schatz zu graben, wiedererſieht. Das iſt eigentlich Alles. Die ungeheuren Lücken; die bei ſolcher Aermlichkeit in drei großen Akten entſtehen müſſen, werden epiſodenhaft und mit allerlei nicht hierher gehörigem Zeug ausgefüllt. Trotzdem ſcheint es, als ob die Handlung fortwährend weiter ſchreite, und das iſt das Verdienſt der Muſik; die von Melodie zu Melodie führt, und dieſe Melodien ſind ſo lebendig, ſo draſtiſch und dramatiſch, daß wir Handlung zu ſehen glauben, während wir nur ſingen hören.

Zur Zeit gehört Paris ganz dem Eindrucke, den die

Digitized by Google

„Wallfahrt von Ploermel“ hervorgebracht, und wir möchten allen den zehntausend „Künſtlern“, die hierherkommen, um Ruhm zu machen, freundſchaftlichſt rathen, die plier bagage und ſich auf einige Zeit zurückzuziehen. Die Anmeldigkeit des nachahmenden und exekutirenden Volkes, der Kleinen von den Meinen, dieſer irrenden Waldgötter erſcheint erſt recht auffallend, wenn ſo Einer majorum gentium auftritt. In gewöhnlichen Zeiten kann man ſolches Volk dulden. Wenn es den Kleinen Spaß macht, vor uns zu wimmeln, ſo ſey ihnen das gegönnt; der Raum zwiſchen einem Kunſtwerke und dem andern gehört ihnen, wie jenen gefallenen Geiſtern, den Zwergen und Heinzelmännchen, die nicht Fleiſch nicht Fiſch ſind und zwiſchen Himmel und Hölle wohnen. Aber wenn ein wirklicher Geiſt erſcheint, dann verſchwindet! nehmet nicht koſtbaren Raum ein und wollet uns nicht bereden, daß ihr zum Genuß gehöret! Paris iſt in der That wie aus einem Traume erwacht. Man weiß wieder, was Kunſt iſt; aus der Wirkung eines Kunſtwerkes hat man es erfahren und man ſchämt ſich ſchier, ſo viel Zeit mit Täuſchungen verbracht, ſo großen Luxus mit falſchem Golde getrieben zu haben. Meyerbeer und der Frühling werden hoffentlich die Virtuoſen verjagen; der alte Boucher hat die Würde der Geſchichte für ſich und wir haben nichts dagegen, wenn er auf dem Schauplatze bleibt.

Sie glauben gewiß nicht, daß ich von dem alten, berühmten Violiniſten Boucher ſpreche; Sie glauben, der ſey längſt begraben. Sie irren; derſelbe Boucher, der die Baſtille ſtürmte, vor dem Carl IV. von Spanien ſpielte, wird nächſtens ein Concert geben. Ich weiß nicht, ob er Franz I. von Oeſterreich als Stürmer der Baſtille bekannt war; ich glaube nicht, ſonſt hätte ſich dieſer wohl beſonnen, ihm ein Concert zu geben, denn auch dieſer Monarch ſpielte vor Boucher. Das kam ſo. Boucher ſpazierte im Garten von Schönbrunn herum; da kam der Kaiſer Franz mit dem Herzog von Reichſtadt an der Hand. Der Kaiſer machte ſeinen Enkel auf die Aehnlichkeit Bouchers mit ſeinem Vater aufmerkſam und der Herzog von Reichſtadt fing an zu weinen. Da lud der Kaiſer den Künſtler ein, ihm ins Schloß zu folgen, nahm ſeine Violine und ſagte: „Sie haben Karl von Bourbon gehört, Sie müſſen jetzt Franz von Habsburg-Lothringen hören.“ Und der Kaiſer fing an zu geigen und der kleine Herzog von Reichſtadt ſah Boucher an und weinte noch immer. Boucher charakteriſirt das Spiel der beiden gekrönten Häupter, die ſich vor ihm haben hören laſſen, wie folgt: „Carl IV. ſpielte jedes Adagio wie ein Allegro und jedes Allegro wie ein Furioſiſſimo; Franz I. hingegen jedes Furioſiſſimo wie ein Allegro und jedes Allegro wie ein Adagio.“ — Als Franz geendet, fragte er: „Nun, Monſieur Boucher, finden Sie zwiſchen meinem Spiele und dem des Königs von Spanien einen Unterſchied?“ — „Gewiß, Sire!“ — „Und welchen?“ — „Don Carlos ſpielte königlich!“ — „Und ich, wie ſpiele ich?“ — „Sie, Sire, kaiſerlich!“ Franz I., der mehr verſtand, als er ſeine Unterthanen glauben machen wollte, verſtand auch dieſe Antwort und packte ſeine Violine ein. — Solcher Anekdoten haben ſich in dem langen Leben des Künſtlers viele angeſammelt und jetzt, da er wieder auftaucht, ſind die Zeitungen voll davon. Man wird in ſein Concert ſtrömen, um ein Stück Geſchichte zu ſehen und um das intereſſante Gefühl zu haben, ſich mit längſt vergangenen Zeiten, die der alten Welt anzugehören ſcheinen, in unmittelbarer Berührung zu fühlen. Je mehr Bouchers Hände zittern werden, deſto deutlicher wird man die Stimmen der Vergangenheit zu hören glauben.

Jenes Gefühl hat man hier in Paris im Uebrigen ſehr oft. Todesanzeigen ſind es meiſt, die uns daran erinnern daß wir auf höchſt hiſtoriſchem Boden leben, und daß wir die Zeitgenoſſen noch vieler lebender Chroniker ſind. Vor einigen Tagen zeigten die Zeitungen den Tod einer Frau an, die durch vielfache Fäden mit der Geſchichte der alten und neuen Zeit verbunden war. Sie war die Nichte des Marſchalls Grouchy und des großen Cabaniſt, die Frau des Generals O'Connor und die Tochter, die einzige Tochter Condorcets. Dieſe Frau hätte Memoiren ſchreiben ſollen. Aber die Guillotine, die ihrem edlen Vater den Kopf abſchlug, hat ihr früh das Leben verbittert und ſie die Einſamkeit lieben gelehrt; dieſe wurde zur Oede, als ſie alle ihre Kinder, darunter drei hoffnungsvolle Söhne, und ihren Mann vor ſich hinſterben ſah. So verfügte ſie auch, daß ſie in vollkommenſter Einſamkeit, auf dem Lande, in dem ſtillen Departement Loiret begraben werde. Ebenfalls vor einigen Tagen kündigten die Zeitungen den Tod der Wittwe des Admirals Bruyes an, welche zur Gründung eines Hoſpitals in Paris die Summe von 1,100,000 Franken hinterließ. Ihr Mann war der Onkelſohn jenes Bruys, welcher im vorigen Jahrhunderte ein berühmter Luſtſpieldichter war und die alte, damals vergeſſene Farce vom Advokaten Patelin, die in der franzöſiſchen Literatur und Sprachgeſchichte eine große Rolle ſpielt, neu bearbeitet auf die Bühne brachte und vielleicht der Vergeſſenheit entriß. Er ſchrieb auch Memoiren, welche für die Geſchichte der Proteſtanten, beſonders der ſüdlichen, der Camiſarden, unter Ludwig XIV. eine Hauptquelle ſind. Bruys ſelbſt war Proteſtant geweſen und ſchrieb dieſe Memoiren als Apoſtat, vielleicht um in Paris, mit Hülfe der Maintenon, ſein Glück zu machen. — So kann man hier ſelten eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne einem Namen zu begegnen, der durch die einfachſte Ideenaſſociation in die entfernteſten Zeiten und in die intereſſanteſten Verhältniſſe zurückführt. Man ſollte glauben, daß dergleichen die Lebenden daran erinnere, daß die Geſchichte das Weltgericht iſt, und daß es von allerlei Schlechtigkeiten, Verrath, Käuflichkeit, Kriecherei ꝛc. abſchrecke. Dieß iſt nicht der Fall. Du weißt es, o Paris, es iſt nicht!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Wien, April.

Die trübe Grundstimmung. — Das Börsenspiel. — Deutungen der öffentlichen Meinung. — Die Mückenschwärme von Gerüchten. — Die aufsteigenden Blasen. — Eine optische Täuschung.

Die Stadt hält ihre Grundstimmung trotz aller Wetterlaunen. Sie erwartet gar nichts anderes als den Krieg, wie beweglich auch die Quecksilbersäule in der Renngasse ihre Bewegung nach abwärts unterbreche, um wieder emporzuklimmen, hierin freilich nur dem Gaste der Schwimmschule vergleichbar, der aus dem Wasser und auf das Schwungbrett steigt, um sich wiederum kopfüber in die Fluth zu stürzen. Dieses zeitweilige Steigen an der Börse wird bereits von aller Welt als eine künstliche Benutzung einzelner Zeitumstände gedeutet, ohne welche ein Spiel überhaupt nicht möglich wäre. In glücklicheren Tagen pflegte dieses Deuten und Ausbrüten in umgekehrter Richtung, nämlich nach unten stattzufinden. Was ehedem Schwarz war, ist heute Roth, und die Contremine spielt auf Steigen, statt auf Fallen. Aber wenn sie auch einmal einen Schlag macht, die Stimmung in der Stadt folgt dießmal nicht der steigenden Richtung des Barometers. Sie folgte nicht, als sich zuerst der Congreß in Aussicht stellte, der entweder zu Brüssel, oder zu Stuttgart, Ludwigsburg, Baden-Baden, Haag, Amsterdam, Antwerpen, Mannheim, Pforzheim, oder meinetwegen zu Boxhagen stattfinden soll. Sie folgt auch dießmal so wenig der steigenden Richtung, als wären die Spielpapiere eben nur Papierdrachen. Ein Berliner Telegramm, das am 12. April der wohllöblichen Judenschaft auf der Steigleite in auffallender Weise zu statten kam, ließ im Allgemeinen die Kriegsbefürchtungen unberührt. Die Stelle, worin es hieß, die vermittelnden Mächte hätten noch nicht alle Hoffnung auf Erfolg aufgegeben, sondern einen neuen Anlauf genommen, wurde wenig beachtet, um so mehr dagegen die Schlußversicherung: Preußen bereite sich vor, seine Schuldigkeit zu thun. In dieser Hindeutung, welche gleich dem vorhergegangenen der ministeriellen Preußischen Zeitung entnommen war, erblickte man eine Kriegserwartung, sonst nichts. Es wäre auch wirklich seltsam genug, wenn das halbamtliche Blatt nach seinem bisherigen Schweigen von ausgezeichneter Hartnäckigkeit plötzlich so um nichts und wieder nichts an das rasselnde Schwert schlüge, ohne daß ihm die Kriegsgefahr ganz nah zu stehen schiene. Diese Deutung galt um so mehr für berechtigt, als am Morgen die Oesterreichische Correspondenz (die halbamtliche Autographie) ihre stumme Rolle aufgegeben hatte, um eine mannhafte Erklärung loszulassen, aus welcher alles mögliche eher herauszulesen war, als eine Friedensaussicht. Ich schreibe mit gutem Vorbedachte „war," statt „ist," weil diese Zeilen nicht so geschwind zum Drucke gelangen können, daß nicht die Kunde von einer unzweideutigen Stellung der Gestirne ihnen vorausgeeilt wäre. Der Setzer, welcher meine Worte in Blei formt, wird bei seiner Arbeit eines von beiden vernehmen: Schalmeien oder Drometen. Letzteres verhüte übrigens der Himmel, denn wenn auch der Frieden dießmal kein kerngesunder seyn dürfte, so würden wir nichts destoweniger die Galgenfrist mit der vollen Dankbarkeit eines armen Sünders annehmen. Am Ende ist ja hienieden jeder Friede streng genommen nur ein Waffenstillstand, wie nach des Dichters Ausspruch: „Jedes Hoffen ist Entbehren, jede Wonne nur ein Trost."

Von allem, was ich eben geschrieben, gehören nur die Worte mir; der Sinn ist aus dem Leben des Tages gegriffen, das sich allerwärts, wo die Leute mit einander verkehren, in derlei Aeußerungen abspiegelt, wobei es sich auch zuweilen in Gerüchte kleidet. Das Volk ist nicht weniger ein Dichter als der Traum; seine Empfindungen werden zu bildlichen Darstellungen. Aus diesem Verhältniß entstehen die erwähnten Gerüchte, welche jetzt in Mückenschwärmen durch die Luft flattern, um so abenteuerlicher gestaltet, je mangelhafter Wissen und Bildung ihrer Erfinder sind. Einige davon gehören nicht ganz in das Bleich unmöglicher Voraussetzungen. So wäre es zum Beispiel nicht ohne Beispiel, daß in einer Abtheilung der k. k. Staatsdruckerei etwelche Setzer die Clausur bezogen haben, wo sie in strengster Abgeschiedenheit von der Welt gewisse Schriftstücke in Bereitschaft setzen, deren Abdruck besagte Welt zwar nicht überraschen, aber nichts desto weniger in gewaltige Aufregung versetzen dürfte. Für einen Vorläufer dieser erwarteten „Ueberraschung" gilt die Erklärung der Oesterreichischen Correspondenz, daß Oesterreich noch einen letzten Vorschlag zur Güte gemacht habe, um der Welt zu zeigen, wer der eigentliche Störefried sey. Hundert andere Dinge sind im einzelnen zu verzeichnen zwar nicht der Mühe werth, aber vom Erscheinen der Masse dieser Blasen zu reden ist darum am Platze, weil sie die tiefgreifende Aufregung und die Art derselben durch eben dieses ihr Daseyn bekunden. Das Volk gährt auf den Hefen. Es ist natürlich, daß dabei manches zum Vorschein kommt, das zu den Erinnerungen einer trüben Zeit voll böser Fieberträume gehört. Schlimme Leidenschaften lassen sich bändigen, aber nicht ausrotten; das gilt so gut von Völkern wie von einzelnen Menschen. Ohne Laster gäbe es keine Tugend, und der Sterbliche hätte leichte Mühe,

Digitized by Google

seines Taufpathen Bürgschaft nicht zu Schanden werden zu lassen, wenn er nicht die lebensfähigen Keime aller sieben Todsünden in der Brust trüge. Doch wenn sich auch in den untersten Schichten der Bevölkerung hie und da der Gottseybeiuns regt, im Ganzen scheint dennoch jene stolze Vaterlandsliebe vorzuherrschen, welche muthersüllt und opferwillig dem Ungewitter entgegen schaut.

Eigentlich sollte ich nun auch etwas erzählen, weiß aber nicht, wie ich mich dazu anstellen soll, da mir's jeden Abend jetzt vorkommt, als sey in den kleinen Begebenheiten des gewöhnlichen Lebens ein auffallender Stillstand eingetreten und ich müsse mich ohne die gewöhnliche Ausbeute einer Erinnerung schlafen legen. Natürlich ist das nur eine optische Täuschung, aber die Augenblendung hat jedenfalls die Wirkung, daß ich von alle dem, worauf ich sonst zu merken pflege, nichts zu sehen bekomme, mithin auch nichts zu erzählen weiß. Das wird wohl anders werden, sobald sich die Spannung gehoben hat, die zur Zeit mit überwältigendem Zwange alle Gedanken gefangen hält. Lange kann's nicht mehr dauern; wenn die Saite nicht nachgelassen wird, platzt sie. Ich denke, sie wird platzen.

Newyork, März.

(Schluß.)

Deutsches Schauspiel. — Underhills „unitary house. — Das Cuba-Projekt.

Schütteln wir die Eindrücke, welche wir in dieser unerfreulichen Schichte der amerikanischen Gesellschaft empfangen haben, durch einen Abstecher in das deutsche Quartier Newyorks ab, wo wir Deutschamerika in einer seiner eigenthümlichen Phasen beobachten können. In Deutschland kann man schlechterdings nicht ohne Theater leben, und wenn auch in vielen hier die Theaterliebhaberei eine bedeutende Modifikation erleidet, zum Theil in Folge der niedrigen Stellung, welche die Bühne hier im Ganzen einnimmt, so findet dieß doch keine Anwendung auf den weniger kritischen und natürlich zahlreicheren Theil der hiesigen Deutschen. Für diese existirt zuerst das Newyorker Stadttheater, welches etwa auf derselben Stufe mit den mittleren deutschen Provincialbühnen steht und in der That bedeutenden Zuspruch findet. Außerdem besteht aber die große Classe der Besucher der Sommertheater, jener Vergnügunge, welche neben dem Theater auch noch einen materiellen Genuß verlangen und der Meinung sind, daß die Bühne sich hinter einem Glas Bier am besten ausnehme. Auch für diese ist hier durch die deutschen Theater gesorgt, wo man für den Eintrittspreis von zehn Cents noch eine Erfrischung bekommt. Eine der beliebtesten Bühnen dieser Art ist das Custachitheater. Es liegt mitten im sogenannten kleinen Deutschland, in einer ziemlich ruppig aussehenden Straße, und ohne die transparente Inschrift über der Hausthüre würde niemand im unscheinbaren Hause ein Theater vermuthen. Dasselbe besitzt jedoch große Tiefe, und ist man erst eingetreten, so erstaunt man über die Größe der Räume. Durch die geräumige Schenke, in der ein Theil der Besucher an vier Billiards beschäftigt ist, gelangt man in den großen Saal, an dessen oberem Ende sich eine ganz artige Bühne befindet. Vor jedem der langen Tische, die den Saal füllen, stehen zwei Bänke, auf welchen die Zuschauer einander gegenüber so sitzen, daß sie die Bühne zur Seite haben. Das Publikum, unter dem sich sehr viele Frauen und Kinder befinden, gehört augenscheinlich der anständigen arbeitenden Classe an und beträgt sich musterhaft ruhig und wohlgezogen. Das Orchester besteht aus fünf Mann, welche gleich den Zuschauern ihre Cigarren rauchen, während sie zwei Violinen, eine Flöte, einen Brummbaß und ein Clavier bearbeiten und eine Musik verführen, für welche die Bezeichnungen „ohrenzerreißend," „infam," „niederträchtig" höfliche Ausdrücke sind. Die Bühne ist, obgleich die Decorationen leidlich und die Costüme ziemlich sauber sind, die ächte deutsche Schmiere und vergegenwärtigt gewiß manchem wieder lebhaft die Andacht und Bewunderung, die Hochgefühle, mit denen er zum erstenmal in dem heimathlichen Dorf oder Flecken den Zauber der Bühnenwelt kennen gelernt. Hier wie dort scheinen Publikum und Darsteller vorzugsweise die großen Stücke, fünfaktige Tragödien und Spektakelstücke zu lieben; jedoch herrscht eine lobenswerthe Vielseitigkeit in der Wahl der Darstellungen, in der selbst Opern eingegriffen sind. Ich war so glücklich die Zauberflöte zu sehen, welche mit geringen Auslassungen von Anfang bis zu Ende gegeben wurde. Da jedoch die Singkräfte der Aufgabe nicht gewachsen sind, wird der größte Theil der Oper gesprochen und nur einige der leichtesten und populärsten Stücke gesungen. Sarastro, Tamino und die Königin der Nacht

Digitized by Google

traten nur als ſprechende Perſonen auf. Der Held des Abends war Papageno, ein derber Burſche mit der ächten Schmierenroutine, der in einem papierenen Federkleid herumſtolzirte, und das Duett mit Papagena, einem handfeſten jungen Mädchen, dem ächten Typus einer Bänkelſängerin, wurde ſtürmiſch da Capo verlangt. Die drei Damen der Königin waren in zwei umgeſchmolzen und verſahen zugleich die Stelle der Genien, welche aus guten Gründen wegblieben. Einer der Glanzmomente war die Scene, in welcher Monoſtatos und die Sklaven durch das Glockenſpiel zum Tanzen gezwungen werden. Man konnte hier in ſechs bis ſieben Mann eben ſo viele Nationen und Stände vertreten ſehen; der eine erſchien in Matroſenkleidung, ein anderer wie ein deutſcher Bauer, und ein dritter als Türke. — Kürzlich wurde dort Uriel Acoſta gegeben, und gegenwärtig wird Abällino, der große Bandit, vorbereitet. Manchmal kommt es auch vor, daß das Publikum nach dem Schluß der Vorſtellung noch irgend ein beſonderes Stück zu ſehen begehrt, wie zum Beiſpiel die Räuber, den Liebling aller Beſucher des Paradieſes. Bei einer ſolchen Gelegenheit trat einmal Herr Cuſtachi vor und bat das geehrte Publikum, nur wenige Minuten Geduld zu haben, während deren er die Vorbereitungen für die Räuber zu treffen verſprach. Bald ging auch der Vorhang einige Fuß in die Höhe und ließ auf der Bühne ſechs bis ſieben ausgeſtreckte Geſellen in einer Waldbekoration ſehen, die „ein freies Leben führen wir“ anſtimmten; dann fiel der Vorhang und die Räuber waren zu Ende. — Zu der Anziehungskraft, welche die Schmiere an und für ſich auf den leidenſchaftlichen Theaterfreund übt, kommt hier noch der Reiz des Contraſtes, welcher überhaupt dem Leben in Newyork einen unerſchöpflichen Zauber verleiht. Dieſe Bühne im Wirbel amerikaniſchen Lebens, amerikaniſcher Geſellſchaft, Zuſtände und Intereſſen neben den Extremen von Glanz und Elend, mit Negern, Chineſen und Indianern als Staffage, liefert gewiß einen der ſtärkſten und zugleich der luſtigſten Contraſte.

Man wird häufig die Bemerkung machen, daß Ideen, welche in Europa auftauchen, aber wegen ihrer Unausführbarkeit dort bald wieder untergehen, hier modificirt und gewiſſermaßen in's Praktiſche überſetzt ihre Verwirklichung finden. Dieß iſt bis zu einem gewiſſen Grade der Fall mit der Emancipation der Frauen, und gegenwärtig findet eine Seite des Communismus ebenfalls hier ihre Vertretung. Ich brauche wohl kaum vorauszuſchicken, daß dieß nicht die Gemeinſchaft des Eigenthums iſt und daß die Yankees nicht daran denken, den Ertrag ihres Unternehmungsgeiſtes und Fleißes mit den trägen, unter dem Segen der Sklaverei verarmten Südländern zu theilen. Es iſt nichts anderes als der richtige, auf Erfahrung gegründete Satz, daß eine größere Anzahl von Menſchen in Gemeinſchaft verhältnißmäßig wohlfeiler lebt, als wenn jeder für ſich allein leben wollte, welcher in's praktiſche Leben übertragen worden iſt. Der übertrieben hohe Preis der Miethen, wie überhaupt aller Lebensbedürfniſſe, veranlaßte Herrn Underhill, einen der Miterbeiter der Tribune, ſchon vor etwa anderthalb Jahren, ein Haus einzurichten, in dem Familien und einzelne Leute ſich zu gemeinſchaftlichem Haushalt vereinigt haben; das heißt, jeder bezahlt nach Maßgabe deſſen, was er verzehrt, und der Zimmer, welche er bewohnt, ſo viel, als zum Unterhalt des Hauſes nöthig iſt. Underhill leitet das Ganze, führt die Aufſicht, engagirt die Bedienung, und erhält für ſeine Bemühung von der Geſellſchaft einen beſtimmten Gehalt. Das Reſultat war überaus günſtig, denn da jeder fand, daß er hier viel wohlfeiler leben konnte, als wenn er für ſich allein hätte Haus halten wollen, ohne ſich der Mühe und Weitläufigkeit eines eigenen Hausweſens zu unterziehen, ſo war das ganze Haus nicht nur bald ganz gefüllt, ſondern es fanden noch ſo viele Nachfragen um Aufnahme ſtatt, daß Underhill vor Kurzem das „Unitary Houſe“ in eine andere Straße, eine der faſhionabelſten der Stadt, verlegt und daſelbſt vier neben einander liegende Häuſer eingerichtet hat. Bereits hat ſein Unternehmen Nachahmer gefunden, und gewiß wird die Sache bald allgemeiner werden.

Das Projekt des Ankaufs oder der Eroberung Cubas fand bei den Republikanern und ſelbſt bei den gemäßigten Demokraten ſolchen entſchiedenen Widerſtand, es wurde von ihnen in ſeiner ganzen Nichtsnutzigkeit ſo ſchlagend und unwiderleglich beleuchtet, und die Partei des Präſidenten und der ſüdlichen Feuerfreſſer ſah ſich, ehe es nur zur Abſtimmung kam, ſo gänzlich geſchlagen, daß Slidell, der die bezügliche Bill in Vorſchlag gebracht hatte, dieſelbe wieder zurücknahm, um nur fernere Erörterungen und Beleuchtungen vorzubeugen. Der Präſident ſoll über dieſe neue Niederlage raſen, und die zunehmende Uneinigkeit, die Zerwürfniſſe und Spaltungen in den Reihen der ganzen Partei tragen das Ihrige dazu bei, ſie ihrer gänzlichen Zerſplitterung unaufhaltſam entgegen zu führen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 19. 8. Mai 1859.

Krummenge Gäßchen, spitze Giebeln,
Beschränkter Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln; —
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein sich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Thor beschränkt,
Vorstädte grenzenlos verlängt.

Goethe.

Zur Geschichte des Wohnhauses.

(Schluß.)

Trat man durch die enge, niedrige Hausthür in's Innere, so fand man sich im Parterre zuerst auf einem großen, gepflasterten Flur, der gewöhnlich als Waarenniederlage diente. Dieser Raum war zugleich ansehnlich hoch und die Fenster meist längs der ganzen Höhe hinaufgezogen. Von hier führten breite Steintreppen mit holzgeschnitztem Geländer oder mit steinerner Einfassung in die obern Wohnräume der Familie, vor denen sich lange Corridore oder weite Vorsäle als Spiel- und Tummelplätze für die Jugend hinzogen. Ueberhaupt nahmen diese Räumlichkeiten, das Waarenlager unten, die Treppen und Corridore oben den meisten Platz im Gebäude ein. Die Wohnzimmer selbst waren nur klein und niedrig und nöthigten eine zahlreiche Familie, sich eng zusammen zu drängen. Eben so beschränkt waren die Schlafzimmer, die Küche und Vorrathskammer. Auch an Helligkeit war, zumal im untersten Stockwerk, wohin das Straßenlicht am spärlichsten fiel, kein Ueberfluß, da ja das Haus seine Hauptausdehnung nach hinten und deßhalb sämmtliche Zimmer mehr Tiefe als Breite hatten. Diesem Uebelstande abzuhelfen war man in allen mittelalterlichen Bürgerhäusern durch die zahlreichen, dicht an einander gerückten Fenster mit kleinen Scheiben bemüht. Ja diese Fenster füllten oben, in den eigentlich bewohnten Stockwerken, fast die ganze Mauerfläche und gaben den Façaden etwas Durchbrochenes, glasartig Glänzendes. Aber es waren nicht große, langgestreckte Fensteröffnungen zwischen breiten Mauerpfeilern, wie in unsern Wohnhäusern, sondern schmale Fensterchen in einzelnen senkrechten Abtheilungen, eine dicht neben der andern, jede zum Oeffnen und Schließen eingerichtet, um die Helligkeit und Wärme in den Zimmern zu temperiren. Nur schmale Säulchen oder Mauerstreifen liefen zwischen je zwei Fensterabtheilungen hin, und über diesen Säulchen oder Streifen wölbten sich kleine Bogen, die wieder von größeren Bogen überspannt waren, so daß immer mehrere Fensterabtheilungen zu einer Gruppe zusammengekuppelt erschienen. Diese übergreifenden Verbindungsbogen blieben auch dann, wenn man, der Balkendecke der Zimmer entsprechend, die Fenster oben geradlinig abschloß. Spitzbogig — wie man es im Zeitalter der deutschen Kirchenbauten erwarten könnte — war der Fensterabschluß fast nie. Nach dem Dachgiebel hinauf, wo sich die Façade immer mehr verengerte, wurden auch die Fenster seltener und kleiner. So hatte man, ohne es zu beabsichtigen, den Häusern ein Aussehen gegeben, welches mit der schlank aufstrebenden

Digitized by Google

Architektur der Kirchen eine glückliche Parallele bildete. Hier wie dort machten lauter kleine, vertikale Einzelglieder die bauliche Gesammtanlage aus.

Die innere Anlage der häuslichen Räumlichkeiten, ihre Bekleidung und Dekoration waren nach unsern heutigen Begriffen außerordentlich einfach, und prächtiger nur bei reichen und adeligen Familien. Zunächst wiederholt sich hier die Ungleichheit des Fußbodens, der wir schon in den Adelsburgen begegneten; man mußte kleine Treppen auf- und absteigen und sich durch enge Thüren klemmen, wollte man aus einem Zimmer in das andere gelangen. Manche Zimmer, die jetzt sogenannten Entresols zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk, waren so niedrig, daß ein Erwachsener kaum darin stehen konnte, weßhalb sie denn auch gewöhnlich nur zu Schlafstätten dienten. Die Fußböden waren in den besseren Wohnzimmern der Vornehmen getäfelt, in den geringeren Räumen und bei kleinen Leuten Estrich. Mit Holzgetäfel war auch der untere Theil der Stubenwände ringsum verschlagen. Im übrigen war die Zimmerdekoration spärlich und beschränkte sich für gewöhnlich auf etwas Stuckaturarbeit an der Wandfläche um den kolossalen Ofen und an der Decke, so wie auf einen höchst schlichten Maueranstrich. Den Luxus der Kupferstiche und Oelgemälde an den Wänden oder der Teppiche und Tapeten als Wand- und Fußbodenbekleidung kannten nur die Reichen. Dem Geräthe fehlte es, nach heutigem Geschmack, an der nöthigen Eleganz, dafür aber war es desto massiver und solider; selbst die Schnitzarbeit und das Schnörkelwerk daran, nebst den eingelegten Figuren von buntem Holz schien für ganze Generationen bestimmt.

Was wir bisher als Beschreibung des mittelalterlichen Wohnhauses gegeben haben, galt mehr von den wohlhabenden Bürgerhäusern, von den Häusern der Patrizier und vornehmeren Handelsherrn. Enger und einfacher waren natürlich die Wohnungen der kleinen Bürgers- und Handwerksleute. Zwar stellten auch sie den schmalen Giebel an die Straße heraus; aber es war nicht mehr der stolz und massiv in die Höhe steigende, mit Erkern und Thürmen verzierte; der bescheidene Mittelstand begnügte sich mit der schlichten Architektur des gewöhnlichen Fachwerk- oder Holzbaus. Hier war es, wo die obern Stockwerke über die untern vorsprangen, wo im Erdgeschoß die Beischläge als Verkaufslokale dienten, wo die offenen Lauben oder Säulenhallen, von Holzbalken gestützt, unter dem Hause hinliefen, wo endlich die vortretenden Balkenenden an den obern Stockwerken mit eingeschnitzten frommen Sprüchen, dem Namen des Erbauers und seiner Ehehälfte, der Jahreszahl der Erbauung u. s. w. verziert waren. Man sieht, weder Anlage noch Ausstattung war hier so großartig, wie bei den ächten Bürgerhäusern. Bequemlichkeit war ohnehin kein Vorzug des mittelalterlichen Wohnhauses. Diese kleinen Bürgerhäuser aber waren mitunter außerordentlich unbequem. Was soll man dazu sagen, wenn z. B. Küche, Arbeitszimmer und Schlafkammer im selben Raume vereinigt waren? Oder wie würde uns ein Haus gefallen, das so schmal ist, daß jedes Stockwerk nur ein einziges Zimmer enthält, und das halbe Leben mit Treppensteigen hingebracht werden muß? Ja unbequem war mitunter die Anlage der besten und großartigsten Gebäude, wie es denn z. B. solche gab, die ritterlich genug mit Laufgräben und Zugbrücken umzingelt waren, dabei aber, trotz ihres ansehnlichen Umfanges, nur ein paar kleine Schornsteine auf dem Dach und nur wenige Fenster in den Mauern hatten.

Im Ganzen aber, das läßt sich nicht läugnen, ist der Eindruck der mittelalterlichen Städte und Häuser imposant und malerisch. Diese engen, krummen Straßen, diese reich ornamentirten Hausfronten mit lauter vorspringenden Gliedern, diese hochragenden, zugespitzten Giebel haben etwas höchst Charakteristisches, städtisch Stolzes. Jedes einzelne Haus in seiner festungsähnlichen, isolirten Abgeschlossenheit, getrennt vom Nebenhause, in sich selbst sicher und stark, athmete durchaus den Geist der Freiheit und Selbstständigkeit. Alle Häuser zusammen genommen aber, von denen jedes dem andern glich, alle diese stolzen, hoch gestreckten Giebel neben einander repräsentirten unverkennbar die innere Gleichstellung, das Princip der Gemeinsamkeit. In keinem seiner Denkmale, die auf die Nachwelt gekommen sind, hat das Mittelalter das Vollgefühl bürgerlicher Freiheit und Selbstbewußtheit so entschieden, so unzerstörbar ausgeprägt, als in den stattlichen Privathäusern. Seine Kirchen athmen einen ätherischen Zug nach oben, eine spiritualistische Durchbrochenheit und Vergeistigung. In den Wohnhäusern aber hat sich ein derber, tüchtiger, ehrenhafter Bürgersinn, eine gesunde, kräftige Freude am Leben dieser Welt wohlthuend verkörpert.

Wir übergehen in der Entwicklungsgeschichte des Wohnhauses den Renaissance- und Rococostyl, dessen charakteristisches Kennzeichen der Schnörkel war, diese zur Manier und Manie gewordene spirale Aufwickelung der geraden und kreisförmigen Linie. Hier sehen wir nicht mehr die lebendig von innen gestaltende Kraft der mittelalterlichen Architektur, nicht mehr die aus der Nothwendigkeit des Zeitgeistes, des bürgerlichen Freiheitsgefühls hervorquellenden Formen und

Digitized by Google

Ornamente. Vor uns liegt nur die zur Geiſtloſigkeit entſeelte, ſcheinbare Lebendigkeit, die mit den gegebenen Naturformen beliebige Veränderungen oder, genauer geſprochen, Verdrehungen vornimmt, ohne Inhalt, ohne Charakter, ohne über ſich hinausreichenden Bildungstrieb. An der geraden Linienführung hatte der entartete Sinn jener Zeit den Geſchmack verloren und bog ſie deßhalb an den Enden zur Spirale um; eben ſo zwängte er die krumme Linie in Schwingungen und Drehungen, wofür es in der Natur keine Analogie gibt. Unter ſolcher Künſtlichkeit machen denn die Gebäude aus jener Epoche nur den Eindruck leerer Willkür, hohler Tändelei und Eleganz. Den Schmuck von Ornamenten und Ziergliedern an der Façade — das war die Lehre des Mittelalters — hielt man auch damals noch für nothwendig. Aber es waren nicht mehr die naturwüchſigen Linien, die Schriftzüge der Kraft und der Laune, nicht mehr die reinen Gedanken verſinnlichender conſtruktiver Formen, ſondern krummlinige, phantaſtiſch verdrehte und geſchraubte Ornamente, auf die in der Natur nichts führt, für die im normirenden Geiſte kein Typus als rechtfertigendes Modell vorhanden iſt. Geſtalten, die man etwa dem antiken Mythus entlehnte, mußten ſich die analoge Entſtellung zu halb herkuliſchen, halb eleganten Puppen gefallen laſſen.

Im übrigen möge die Andeutung genügen, daß man häufig als Portalwächter rieſige, aus Stein gehauene Atlanten hinſtellte, die zugleich den obern Balkon trugen, und daß man entſprechend an der Dachtraufe Löwen- oder Drachenköpfe anbrachte, aus deren Mäulern das Regenwaſſer herabfloß. Die Simſe über Thüren und Fenſtern wickelte man an den Enden zu Rollen und Locken auf oder dekorirte die freie Wandfläche über den Geſimſen mit gardinenartig hängenden Arabesken und Guirlanden, deren Mitte in einen Knauf zuſammengenommen war. Dieß alles gab den Hausprofilen unläugbar etwas maleriſch Belebtes und in größeren Dimenſionen etwas Pompöſes, aber auf Koſten der Natur, der einfachen Schönheit. Trotz dieſer Unnatur hat ſich dieſer Zopfſtyl vereinzelt bis in unſer Jahrhundert fort erhalten, mußte aber ſchließlich, wie alles in ſich Unwahre und Unmögliche, an ſeinem forcirten, lügneriſchen Charakter zu Grunde gehen. Dieſelbe Zeit, welche im vorigen Jahrhundert die Antike zum zweiten mal vor den Augen der erſtaunten Welt erſtehen ließ, welche der franzöſiſchen Tragödie die Maske vom Geſicht riß und die eingeſchnürten, geſchorenen Gartenanlagen Ludwigs XIV. abſchaffte, oder doch wenigſtens im Princip all dieſer Unnatur ein Ende machte — dieſelbe Zeit hat auch den Schnörkel- und Zopfſtyl in der Architektur zu Grabe getragen. Schinkel war es, der eine beſſere Epoche in dieſer Beziehung einleiten und die Neugeſtaltung des modernen Privatbaus begründen ſollte.

Das moderne Wohnhaus.

Für das moderne Wohnhaus möchte ſich, da es noch den Schwankungen des Werdens unterliegt, kaum ein allgemein gültiges Modell aufſtellen laſſen. Doch beſteht, abgeſehen von den Modifikationen in der Conſtruktion und Belebung der Façade, das Weſentliche in folgenden Punkten. Glatte, mäßig ornamentirte Vorderſeite von mehreren Stockwerken und ſtreng ſymmetriſche Anordnung derſelben, lange Reihen hoher Fenſter, mäßig ſchräges, faſt flaches Dach, die innern Räume eines Geſchoſſes alle auf gleicher Fläche, lange Corridore als gemeinſchaftliche Zugänge zu den Gemächern. Die lebendig und mannichfaltig conſtruirte Giebelfaçade des mittelalterlichen Wohnhauſes iſt hier völlig verſchwunden; die ganze Anlage iſt glatter, kälter, lebloſer, aber den äſthetiſchen Geſetzen der Symmetrie und Eurhythmie, den Anforderungen an Eleganz entſprechender. Was von akademiſcher Steifheit noch daran haftet, das ſuchen mehrſeitige Reformbeſtrebungen der neueſten Zeit beſonders durch lebendige Gliederung der Fronte mit glücklichem Erfolg zu beſeitigen. Gerade in dieſen friedlichen Kämpfen nach neuer und eigenthümlicher Geſtaltung beruht das warme Intereſſe an der Privatarchitektur der Gegenwart und der Reiz ihrer wiſſenſchaftlichen Darſtellung. Und dieſen Beſtrebungen kann man um ſo behaglicher folgen, je weniger drohend und zerſtörend ſie ſind; im Gegentheil, ſie wollen nur feſter begründen, nur ſchöner und ſtattlicher aufbauen. Denn im Princip iſt man, was das moderne Wohnhaus betrifft, einig: man ſchwankt nicht mehr über die Grundzüge der Geſammtanlage, Bequemlichkeit und Schönheit laſſen ſich füglich nicht noch höher treiben. Es handelt ſich alſo nur um das flüſſige Element der Dekoration, der Gliederung der Façade, um das wechſelnde Wellenſpiel der Zierglieder und deren Gruppirung an der Oberfläche; der Grund und Kern dahinter aber liegt feſt und ruhig.

Denn das wird von allen Parteien bereitwillig zugegeben, daß wir mit unſerer modernen Hausanlage nicht wieder in's Alterthum oder in's Mittelalter zurück können. Wir können uns mit unſerer Familienexiſtenz, mit unſern Geſchäftslokalen nicht mehr ſo vom öffentlichen Leben zurückziehen, wie die Alten es thaten, nicht mehr unſere Wohnhäuſer weit zurück von der Straße bauen und mit der Hauptfronte in den Hof ſtellen. Auch den Feſtungscharakter geben wir unſern Häuſern

Digitized by Google

nicht mehr, wie das kriegeriſche Mittelalter, ſtellen das Haus nicht mehr mit der ſchmalen Giebelſeite nach vorne, zwängen uns nicht mehr in enge Wohnzimmer ein, legen uns nicht mehr die Unbequemlichkeit eines unebenen Fußbodens mit lauter kleinen Winkeltreppen auf. Wir kennen unſere Zeit und tragen ihren Forderungen die ſchuldige Rechnung. Es iſt die Zeit der nivellirenden, uniformirenden Ausgleichung, des völkerverknüpfenden Weltbürgerthums. Niemand ſteht mehr für ſich, jeder nimmt Theil am öffentlichen Verkehr, trägt Sorge für das ſtaatliche Wohl. Auch keine Nation beſchränkt ſich mehr auf ſich allein, die Grenzen zwiſchen den einzelnen ſind niedergeriſſen, die Beſtrebungen aller ſind dieſelben, die Menſchheit bildet Einen großen Bund.

Dieſe Theilnahme an der allgemeinen Bewegung, dieſe weltoffene Freiheit durchdringt alle Schichten der Geſellſchaft, alle Kulturgebiete und kommt auch in der modernen Privatbaukunſt zum Ausdruck. Sie ſtellt ihre Gebäude der ganzen Länge nach, und zwar mit der Hauptfronte, hart an die Straße, durchbricht die Mauer zu zahlreichen Fenſtern, ſetzt für die zunehmende Bevölkerung Stockwerk auf Stockwerk und legt alle Räume auf Einer Fläche, mit bequemer Verbindung im Innern an. Daß mit dieſer Rückſicht auf den modernen Zeitgeiſt einerſeits und auf den praktiſchen Nutzen andererſeits gewiſſe Nachtheile verbunden ſind, die im Grunde jedem Style anhaften — wer wollte das läugnen? Die freie Lage an der Straße ſetzt die Häuſer dem Regen, dem Sturm, den Staubwolken, der Sonnenhitze, dem Geräuſch des öffentlichen Verkehrs aus; die zahlreichen Fenſter erſchweren die lebendige Ornamentirung der Façade durch geſchmackvolle Zierglieder; die uniformirten Häuſer in den langen, gerade geſtreckten Straßen gähnen uns langweilig und charakterlos an. Größer aber iſt der moraliſche Gewinn, mitten im Leben zu ſtehen, ſich der lärmenden Bewegtheit des Welttreibens gewachſen zu fühlen. Für ſolche, welche der Stille und Sammlung bedürfen, iſt durch abgelegene Hinterzimmer und ländliche Gartenwohnungen geſorgt.

Wichtiger als das Schimpfen auf die laternenähnliche Fenſtermenge iſt die lebendige Durchbrechung der an ſich todten Mauerfläche, die Helligkeit der ſtark bevölkerten Zimmer und der Genuß friſcher Luft, vor allem aber die theilnahmvolle Beziehung der Familie zur Außenwelt, die Perſpektive auf ein großes Staatsleben, auf den kosmopolitiſchen Horizont der Weltweite. Und an den langweiligen Hausfronten längs der breiten Straßen werden ſich alle diejenigen nicht ſtoßen, denen auf eine ungehinderte Paſſage, zumal in volksbelebten, engen Straßen, etwas ankommt. Mit dem bloßen Spotte über Neuerungen, mit dem ſchadenfrohen Hervorheben der Schattenſeiten iſt nichts gebeſſert. Auch daß man blind und oberflächlich antike oder mittelalterliche Bauformen erneuert und unvermittelt in die Gegenwart hereinträgt, kann zu nichts führen. Darauf vielmehr kommt es an, theils den geſunden Bedürfniſſen der Neuzeit Genüge zu thun, theils die naheliegenden Mängel zu vermeiden. Moderne Wohnhäuſer im vollen Sinn, aber ohne die Schattenſeiten, ohne die Auswüchſe des modernen Lebens — das iſt die Aufgabe der heutigen Architektur und, wie wir hinzuſetzen müſſen, die zum Theil ſchon ſehr glücklich gelöſte Aufgabe. Wenn dabei die Gegenwart ſich unfähig zeigt, etwas ganz Neues, einen nationalen, einheitlichen Styl zu ſchaffen, ſo liegt dieß in der Unfertigkeit der Zeit überhaupt, die auf allen Gebieten nach Verjüngung ringt und viel zu ruhelos iſt, als daß ſie ſich auf das ſtille Sinnen der Erfindung concentriren könnte. Ueberall zehren wir von dem Vorrath der Vergangenheit, verbreiten die gewonnenen Reſultate unter die große Maſſe des Volks, verwerthen die vorhandenen Schätze zu allgemeinem Gebrauch, ſchaffen aber nirgends eigentlich Neues. Auch in der Baukunſt wird es genügen, die Ueberlieferungen der Vorzeit richtig zu verſtehen und ihre lebensfähigen Elemente zeitgemäß und geſchmackvoll zu verwenden. Man verſucht es deßhalb auf jedem Wege, man ſtellt ſich die heterogenſten Aufgaben, man baut eklektiſch, in allen Stylen, man beſchwört alle Epochen der Entwicklung von neuem an's Licht; man probirt, wie der Verſuch gefällt, wie lange er ſich zu erhalten weiß. Schließlich wird ſich doch etwas allgemein Anſprechendes, ein nationales Gepräge für den modernen Privatbau aus all den Experimenten hervorbilden. Ein Anfang dazu iſt bereits in den Privathäuſern der Großſtädte, als der Centralpunkte der modernen Bildung, wie Berlin, Potsdam, Dresden, Leipzig, Frankfurt a. M., München, Wien u. a., unverkennbar gemacht worden. Nur ſollte man bei den Neubauten nicht alte Häuſer, ſofern ſie architektoniſchen Werth haben, ſchonungslos niederreißen. Solche verlangt die künſtleriſche Pietät heilig zu halten, wie man alte Familienbilder heilig hält.

Derjenige, der dieſen Experimentalcurſus der modernen Architektur begann, war Schinkel, dieſer feinſinnige Kenner, dieſer geniale ſchöpferiſche Erneuerer der Antike, der auch in Betreff des Privatbaus das Verdienſt hat, dem Zopfſtyl der früheren Jahrhunderte ein Ende gemacht und eine geſunde Richtung eingeleitet zu haben. Aber dieſelben antiken Formen, welche er mit ſo viel Glück und Geſchmack im Prachtbau anwendete, und

Digitized by Google

die z. B. das alte Museum in Berlin zu einem der edelsten Bauwerke aller Zeiten machen, ließen sich auf den Hausbau — und, wie wir hinzufügen können, auch auf den Kirchenbau — nicht ohne Weiteres übertragen. Dasselbe Princip des Horizontalismus mit seiner einfachen, ruhig heitern Würde, mit seinem glatten Ebenmaß, welches dort die herrlichen Façaden und schlanken Säulenhallen schuf, wurde beim Privatbau zur glatten, gelecten Leblosigkeit, zur todten Monotonie. Schinkel gab mit Recht dem modernen Privathause die lange Frontstellung nach der Straße, sorgte im Innern und Aeußern für Bequemlichkeit und Eleganz; aber er verstand nicht die Front zu gliedern, zu beleben. Sämmtliche von ihm und seiner Schule gebauten Häuser — und aus den zwanziger und dreißiger Jahren sieht man kaum andere; er führte in der ganzen damaligen Architektur, nicht bloß in Berlin und Potsdam, das souveräne Scepter — zeichnen sich durch einfache, edel gehaltene Fronten, durch wohlthuende Symmetrie und Eurhythmie der Gesammtanlage vortheilhaft aus; aber es fehlt der Schmuck; der die glatten Fronten wechselvoll durchbricht, in dem das innere Leben gestaltend hervorquillt. Der offene Balkon an der Mittelthür des zweiten Stocks ist das einzige Zierglied, selbst die Simse über den Thüren und Fenstern fehlten Anfangs, außer dem Hauptgesimse unter dem Dache, welches die Regentraufe trug, und dem Sockel, der am Fuße des Gebäudes ein wenig hervortrat. Ein Haus glich dem andern; das eine wie das andere hatte eine glatte Vorderwand, die Thüre lag in der Mitte und zu beiden Seiten waren gleich viel Fenster, in den obern Stockwerken entsprechend dieselben geradlinigen Fensterreihen. Diese Uniformität der Anlage, auf ganze Straßen und Stadttheile ausgedehnt — was anders konnte sie erzeugen, als schnurgerade, reizlose, öde Langeweile? und welch andern Eindruck konnte sie machen, als den steif aufmarschirter Soldaten, die in Reih und Glied regungslos dastehen? Verschlimmert wurde diese Monotonie noch durch den bei allen Häusern gleichmäßig angebrachten Kalküberwurf auf der Außenwand und die linirte Quadrirung der leblosen Flächen zu viereckigen Feldern, eine unglückliche Nachahmung des soliden Quaderbaus, deren Lüge durch den abfallenden Anputz sehr beleidigend zu Tage tritt.

So hatte sich die reine Wiedererweckung der Antike im Hausbau für die völlig geänderten Ideale und Anschauungen der Neuzeit als eine Unmöglichkeit, ohne Bildungsfähigkeit, ohne Zukunft erwiesen, als eine geistlose, rein mechanische Nachahmung fremdgewordener Kulturformen, mit denen auch auf die Gestaltung eines nationalen Styls von vornherein Verzicht gethan war. Die Opposition gegen diese todte Uniformität konnte denn auch nicht ausbleiben, äußerte sich aber Anfangs sehr bescheiden. Man brachte an den glatten Fronten zuerst nur bunte Farbenverzierungen, gemalte quadratische Felder an, um dem Auge doch eine kleine Abwechslung auf der todten Fläche zu geben. Dann gruppirte man die Fenster durch übergreifende Linien und Bogen, gab ihnen oben einen rundbogigen Abschluß, ließ die fälschlich weggelassenen Simse wieder hervortreten u. s. w. Aber selbst diese an sich löblichen Neuerungen gingen doch schließlich immer wieder aus dem nämlichen Geiste des Erfinders hervor, dem auf Ebenmaß und Einfachheit alles ankam, und litten deßhalb an derselben schablonenhaften Einförmigkeit, wie die Façaden im Ganzen.

Schon weit lebensvoller ist das, was der früh verstorbene Persius von Wohn- und Landhäusern in der Nähe von Potsdam und Sanssouci aufgeführt hat, liebenswürdige Schöpfungen, die, in der Art italienischer Villen, sich nicht bloß dem Charakter der Landschaft auf das sinnigste anschließen, sondern mit der vegetabilischen Umgebung selbst wohlthuend verschmelzen. Aehnlich sind die Bemühungen von Strac in Berlin, und seine Villa Borsig in Moabit ist das Graziöseste, was man in dieser Beziehung sehen kann. Gründlich aber wurde die Rückkehr von dem eingeschlagenen Irrwege erst, als man sich mittelalterlichen Bauformen zuwandte, besonders dem romanischen Rundbogenstyl, demselben, aus dem einst die Gothik hervorgegangen war, und der vielleicht auch jetzt noch Bildungsfähigkeit genug besaß, den gesuchten nationalen Styl, das ächt moderne Wohnhaus aus sich zu erzeugen. Haben wir also die Schinkel'sche Richtung als den uniform antikisirenden Styl zu bezeichnen, so würde die spätere die mittelalterlich romantisirende heißen müssen.

Wie es aber jedem neu auftauchenden Princip im Anfang zu ergehen pflegt, daß es sofort in Einseitigkeiten, Härten und Uebertreibungen verfällt, so auch hier. Die Häuser, welche zuerst Stier in Berlin in der neuen Richtung baute, sind von dem Vorwurfe des Seltsamen und Barocken nicht freizusprechen. Ein solches Haus steht z. B. am Exercierplatz vor dem Brandenburger Thore rechter Hand. Es ist historisch treu im normannischen Burgenstyl erbaut und mit zahlreichen Erkern, Zinnen und Thürmchen versehen. Wäre das Haus eine Kaserne, ein Arsenal, ein Kriegsministerium, so ließe man sich den ritterlichen Festungsstyl gefallen. Was aber soll er an einem schlichtbürgerlichen Privathause, und nähme dieses zehn mal den beherrschenden Exkplatz an einer großen Fläche ein, wie es dort der Fall ist? Der Styl muß doch stets nach dem jedesmaligen Charakter und der Bestimmung des Gebäudes

Digitized by Google

gewählt werden. Einem einfachen Privathause aber das Profil eines Vertheidigungskastells zu geben, friedlichen Familien solch ein eisernes Panzerhemd umzuhängen, als könnten in jedem Augenblick die gewappneten Mannen drohend gegen sie anrücken, das war denn doch wohl kein glücklicher Griff. Wie vorauszusehen war, hat man denn auch diese Neuerung bald wieder fallen lassen oder höchstens für Kasernen, Zeughäuser und ähnliche Gebäude beibehalten. Die Uebertreibung wurde früh genug fühlbar und gelungenere Bestrebungen griffen Platz.

Als solche müssen wir sogleich diejenigen bezeichnen, welche von dem genialen Ed. Metzger in München und von Hitzig in Berlin ausgingen. Beide haben aus der mittelalterlichen Architektur die richtigen Elemente herauszugreifen und maßvoll und schön zu verwerthen gewußt, wobei es unentschieden bleiben mag, wem von beiden das Verdienst gebührt, die Aufmerksamkeit zuerst auf die Reize des mittelalterlichen Wohnhauses gelenkt zu haben. Und zwar liegen diese Reize vornehmlich in der Anwendung des mittelalterlichen Erkers an der Façade der Wohnhäuser. Schon oben hatten wir vorübergehend Gelegenheit, die Vorzüge dieses Ziergliedes hervorzuheben, und besprechen sie hier etwas ausführlicher.

Von außen gesehen, belebt der Erker die Ansicht der Façade außerordentlich, und zwar um so mehr, als unser Auge sonst nur an kahle Mauerflächen gewöhnt ist. Für die Zimmer selbst aber ist er eine billige und willkommene Erweiterung, weil er den Raum aus der freien Straßenluft herausschneidet. Zudem aber bietet er — und hierin sehen wir seine eigenthümlichste Seite — ein abgesondertes, trauliches Plätzchen, gleichsam ein Zimmer im Zimmer, einen versteckten Schwatz- und Arbeitswinkel, der sich durch vegetabilischen Schmuck leicht zum Gärtchen umschaffen läßt. Hier kann man, zumal wenn der Erker durch eine Glasthür vom Zimmer abzuschließen ist, ganz für sich seyn, für sich sinnen und träumen, arbeiten und sich unterhalten, unbemerkt und ungestört von allen, die im Zimmer seyn mögen. Der letzte Vorzug endlich ist der, daß man die Straße nach allen Seiten ungehindert und ungesehen überschauen kann, was für emsige Arbeiter allerdings etwas Verführerisches haben mag, aber doch in unsern häufig lichtarmen Wohnzimmern eine nicht genug zu schätzende Wohlthat ist. Das Auge kann sich fortwährend an dem lebhaften Verkehr draußen erfreuen und der Sinn erweitert und erwärmt sich, wenn er eine theilnahmvolle Beziehung zu all den ernsten und heitern Scenen des Straßenlebens unterhält. Zumal in großen, volkreichen Städten, wo sich im Gemüthe ohnehin leicht Isolirung und Kälte festsetzt, wo der Mensch so häufig an Offenheit und Herzlichkeit verarmt, weil er zu wenig Nahrung dafür findet, halten wir solche Gelegenheit, der Außenwelt theilnehmend zugewandt zu bleiben, geradezu für einen sittlichen Gewinn, für eine Eroberung der Humanität.

Das zweite Zierglied an den modernen Privathäusern, das man gleichfalls dem Mittelalter entlehnt hat und das schon in dem „Söller" der Adelsburgen seinen Vorgänger besaß, ist der offene Balkon oder Altan. Von ihm gelten die angeführten Vorzüge nur theilweise. Ein aus dem Mittelgeschoß der Façade herausgestreckter Sitzplatz im Freien, ohne Bedachung und nur durch ein Geländer ringsum eingefaßt, bietet er allerdings auch einen abgesonderten Platz mit freier Aussicht, jedoch nur bei günstigster Witterung. Während der Erker eine Erweiterung der innern Stube ist, ist der Balkon ein Stück Freiheit, ein Stück Naturleben, zumal in vorstädtischen Garten- und Landhäusern, während man sich innerhalb der Stadt mit dem bloßen Blick auf die Straße begnügen muß und den Balkon selbst höchstens durch einige Topf- und Rankengewächse beleben kann. In dieser allerdings beschränkten Freiheit, in dem Genuß der frischen Luft, ohne das Haus zu verlassen, sehen wir den Hauptgewinn des Balkons. Seine architektonische Gefahr aber, die man nicht überall vermieden hat, liegt darin, daß er nicht immer aus dem Gebäude herausgewachsen, mit ihm organisch verbunden, sondern häufig nur vorne angeklebt oder angehängt erscheint. Dieß ist überall da der Fall, wo man ihm ansieht, daß er eben so gut fehlen könnte und die Construktion des Mittelfeldes in keinem Stücke auf ihn hinweist oder ihn mit Nothwendigkeit fordert. Kommt dann gar noch die höchst unpassende Goldverzierung hinzu, womit man ihn zu heben meint, wie z. B. an dem Langhans'schen Hause unter den Linden in Berlin, so ist der Mißgriff offenbar. Goldschmuck gehört nur in das Innere der Häuser, an die Möbeln und Dekorationen der Zimmer, nicht an ein in's Freie hinausgestrecktes, den Einflüssen der Witterung preisgegebenes Bauglied. Hat schon der aus Holz oder Stein gefertigte Balkon davon zu leiden, wie viel mehr der mit Vergoldung prangende.

Von beiden Ziergliedern nun hat Hitzig den ausgedehntesten Gebrauch gemacht, indem er — an einzelnen Privatgebäuden wenigstens — die ganze Façade von unten bis oben zu Erkern und Balkonen heraus baute. Und zwar treten die Erker entweder in der Mitte des Hauses oder zu beiden Seiten vor, in welch letzterem Falle die Mitte nebst der Thür vertieft zurück tritt. Der Erker im untersten Geschoß ist natürlich der massivste

Digitized by Google

eine viereckig vorſpringende Erweiterung des Zimmers mit ſtarken Mauerpfeilern und dazwiſchen liegenden Fenſtern auf drei Seiten. Im zweiten Stock verjüngen ſich die ſtützenden Pfeiler zu Karyatiden und im oberſten Stockwerk zu ſchlanken Säulenſchäften und bloßen Stäben, die mit rankenden Schlingpflanzen anmuthig umzogen ſind. Dieſer oberſte Raum iſt ein halboffener Balkon, oben von Querſtäben nach Art der Spalierlauben gedeckt, welche die Säulen mit der Rückwand verbinden. Dieſe Anlage begegnet uns z. B. in den von Hitzig gebauten Häuſern des Weinhändlers Krauſe der Leipziger Straße, des Bildhauers Drake in der Schulgartenſtraße und endlich in dem eigenen Hauſe des Baumeiſters am Exercierplatz vor dem Brandenburger Thor. Zu bemerken iſt noch, daß, wenn die Erkerreihe doppelt, an beiden Seiten, aufſteigt, die zurücktretende Mitte der entſprechenden Lebendigkeit halber mit Niſchen und darin ſtehenden Büſten geziert iſt. Die innere Anlage dieſer Häuſer iſt eben ſo bequem als elegant. Die Treppe ſteigt in Einer Flucht durch die Mitte hinan und vertheilt die Wohnräume in den einzelnen Stockwerken zu vier geſonderten Partien, die alle unter ſich in der bequemſten Verbindung ſtehen. Das Treppenlicht fällt von oben durch ein großes, buntes Fenſter. Fenſterrahmen und Flügelthüren in den Stuben, ſo wie das etwaige Getäfel an den Wänden ſind entweder hell oder braun lakirt und die Flächen am Holzwerk, z. B. an den Thüren, mit Stuckaturarbeit auf das Geſchmackvollſte überzogen.

Ganz ähnlich ſind die Privatbauten der Münchner Architekten Braunmühl, Bürklein und Berger, dreier Romaniſten aus Gärtners Schule. Auch ſie laſſen ſich die Gruppirung der Fenſter, die Verzierung und Ueberdachung von Thüren und Fenſter eifrig angelegen ſeyn, bringen zahlreiche Erker und Balkone an den Façaden an, ſtreben alſo eben ſo, wie Hitzig, nach Abwechslung und Leben. Auswärts hat dieſe Münchner Richtung beſonders in Hannover Nachahmer gefunden, wo Droſte, Haſe, Hundius, Tramm u. a. im Privatbau mit Glück thätig ſind und dabei eine eigenthümliche Verbindung des Backſteins mit dem naturwüchſigen Bruchſtein anſtreben.

Dürfen wir an dieſer Stelle, wo ſich's zunächſt nur um beſchreibende Berichterſtattung handelt, ein Wort der Kritik über die gedachten Neuerungen uns erlauben, ſo können wir die Vorzüge einer ſolchen erkergeſchmückten Façade nicht hoch genug anſchlagen. Iſt es doch höchſt angenehm, in den vordern Wohnzimmern eines jeden Stockwerks recht viel Helligkeit, eine in die Straße ſich hinaus ſtreckende Raumvergrößerung, ein trauliches Arbeitsplätzchen mit ungeſtörter Ueberſchau über das Straßentreiben, und ſo, bei aller Einſamkeit, mitten im regſten Eifer der Arbeit, Unterhaltung und Abwechslung zu haben. Aber auch Bedenken gegen die Anlage machen ſich laut, und zwar zunächſt praktiſche. Einmal iſt es unvermeidlich, daß die rauhe Witterung unſeres nordiſchen Klimas den an der freien Luft liegenden Verzierungen, beſonders den Karyatiden und dem offenen Balkon des oberſten Stockwerks erheblich ſchadet; bei letzterem müſſen die zerſtörenden Einflüſſe ſich ſogar in den anſtoßenden Wohnräumen fühlbar machen. Sodann iſt der Erker überhaupt nur bei ganz frei liegenden Häuſern anwendbar, nur hier erfreut man ſich ſeiner Vorzüge unumſchränkt. Bringt man ihn dagegen bei Häuſern an, die dicht neben einander liegen, ſo ſtoßen die beiderſeitigen Erker zuſammen und beeinträchtigen die unbeobachtete Einſamkeit und die Ausſicht nach einer Seite der Straße. Beim Balkon in zwei an einander grenzenden Häuſern tritt noch der Uebelſtand hinzu, daß die auf denſelben Verweilenden ſich einander bis zur Unbequemlichkeit nahe rücken, alſo der Vortheil der vertraulichen Unterhaltung, der harmloſen Freude am Straßenleben, den wir eben auf dem Balkon ſuchen, geradezu verloren geht. Aeſthetiſch betrachtet aber läßt ſich der Einwand nicht unterdrücken, daß bei dieſen Anlagen zu lebendig gegliedert worden ſey, daß man zu viel Schmuck, zu viel Freiheit angebracht habe. Unſer Klima mit ſeiner vorherrſchend rauhen Temperatur verbietet uns ein für alle mal den häufigen ungeſtörten Aufenthalt im Freien, zu dem die offenen Balkons herausfordern; dieſen Genuß müſſen wir dem warmen Süden überlaſſen. Dagegen erheiſchen unſere Häuſer geſchloſſene Façaden, die neben ihrer Wetterfeſtigkeit zugleich den behaglichen Eindruck des Schutzes, der Sicherheit vor Sturm und Regen geben. Dieſen Eindruck aber haben wir nicht, wenn, wie im vorliegenden Falle, mehr als die halbe Façade zu offener Gliederung auf die Straße heraustritt.

Das zweite äſthetiſche Bedenken richtet ſich gegen die verletzte Oekonomie, gegen den Mangel an Sparſamkeit in dem Gebrauche bloßer Zierglieder. Ornamente ſind überall, ſey es wo es wolle, mit Maß, mit Auswahl, mit Zurückhaltung anzuwenden; es ſind die verſchönernden Zugaben, die Leckerbiſſen, die Deſſerts zu den architektoniſchen Arrangements, die deſto pikanter ſchmecken, je weniger man davon genießt. Werden ſie maſſenweiſe geboten, ſo verlieren ſie den Reiz, ſinken zu gewöhnlichen Genußmitteln herab und verderben den Magen. Das aber iſt hier geſchehen. Das bloße Zierglied, das Kleinod des Schmuckes, das nur dann recht gewürdigt wird, wenn man es nicht überall haben kann,

Digitized by Google

ist hier im Uebermaß angewendet. Solch ein hübsches Schwatzwinkelchen muß etwas Seltenes bleiben, das Straßenleben muß nur von einer einzigen Stelle der Wohnung übersehen werden können, dann hat es Werth und bleibt ein Genuß. Kann man's dagegen in jedem Zimmer haben, so hört es auf, etwas besonderes zu seyn; die Ausnahme wird zur trivialen Gewohnheit, und macht bekanntlich bald stumpf und gleichgültig für die Eindrücke.

Endlich aber schweift die Baukunst hier auf ein Gebiet hinüber, das sie in der Construktion ihrer Außenanlagen billig vermeiden sollte, nämlich auf das Gebiet der Plastik. Doch wird es gerathen seyn, sich über diesen Punkt eines abschließenden Urtheils zu enthalten, weil das Verfahren bereits in der althellenischen Baukunst seine Vorbilder hat, außerdem aber eine zwiefache Beurtheilung zuläßt. Die Einen nämlich behaupten, ein solches Hinübergreifen der Baukunst in die Bildhauerei — und, wie wir hinzufügen können, in die Malerei — sey im Interesse der Dekoration nicht bloß statthaft, sondern sogar ästhetisch nothwendig; die Baukunst müsse, um ihre elementare Massenhaftigkeit und Starrheit zu beleben, die Schwesterkünste mit ihren menschlicheren, gefälligeren Stoffen zu Hülfe rufen. Andere dagegen sehen in der Verwendung plastischer Zierglieder zu architektonischen Zwecken ein bedenkliches Symptom der Baukunst, ein gefahrbringendes Verlassen ihres angestammten Bodens, ihrer specifischen Aufgaben, ihrer naturgemäßen Stoffe und — weil sich der analoge Proceß in allen Künsten wiederholt — eine bedenkliche Auflösung jeder Einzelkunst, ein verwirrendes Durcheinanderwogen sämmtlicher Künste, aus deren Chaos endlich keine einzelne mehr mit klarer Scheidung heraus zu erkennen sey. Auf beiden Seiten liegt ein gewisses Recht, und es wird nur darauf ankommen, die praktische Vermittlung zwischen beiden richtig zu treffen. Diese aber scheint uns darin zu liegen, daß man der Architektur den Gebrauch plastischer Zierglieder immerhin gestattet, wofür ja auch die historische Tradition spricht, andererseits aber darauf dringt, daß sie den entlehnten Schmuck nur sparsam und mit Wahrung jener Einfachheit anwende, die der reinen, zwecklosen Schönheit unentbehrlich ist. Die Hitzig'sche Baureform wird diesen Vermittlungsweg, durch den eigenen Instinkt geleitet, einschlagen lernen und sich dann auch von der strengen Kunstwissenschaft um so mehr Beifall versprechen dürfen, je bereitwilliger sie die Uebertreibung der dekorativen Elemente auf das ästhetisch geforderte Maß des bloßen Schmuckes, der Seltenheit zurück führt.

Wenn man mit der Erneuerung der Gothik für den modernen Hausbau weniger glücklich gewesen ist, so lag dieß vornehmlich an der geringen Bildungsfähigkeit und Geschmeidigkeit derselben. Der gothische Spitzbogenstyl, der auf dem Princip des Vertikalismus beruht und in allen seinen Bildungen ein Streben in die Höhe, in's Jenseits versinnlicht, eignet sich nicht für den Hausbau, der gerade das entgegengesetzte Moment des irdischen Behagens, der traulichen Sicherheit fordert. Wenn der romanische Rundbogenstyl sich hiefür besonders geeignet erwies, so beruhte dieß in der Brauchbarkeit des Rundbogens überhaupt, der sich über Thüren und Fenstern als gefällige Spannung bequem anbringen läßt und der, als das historische Mittelglied zwischen dem antiken Horizontalbau und dem gothischen Vertikalsystem, eben die Versöhnung beider Elemente repräsentirt, die Verschmelzung der flachen, naiven Sinnlichkeit des Alterthums und der ascetischen, weltverachtenden Himmelssehnsucht des Mittelalters. Ganz diese Mittelstellung zwischen der antiken Weltanschauung und der christlichen Ueberschwänglichkeit nimmt nun auch die christliche Familie, das moderne Privatleben ein. Unsere Lebensanschauung, unser Gottesglaube ist nicht mehr der naive, ungebrochen friedliche der alten Griechen und Römer, und andererseits sind wir auch hinaus über die mönchische Selbstvernichtung, über die ekstatische Mystik früherer Jahrhunderte. Volles Behagen am Leben, reines Gefühl des ächt Menschlichen ist Standpunkt und Ziel der modernen Welt, und hierfür eben sucht auch das moderne Privathaus eine angemessene Symbolik.

Der gothische Spitzbogenstyl mit seinen von Fenstern durchbrochenen Mauern, mit seinen gen Himmel strebenden, immer lustiger und leichter zugespitzten Thürmen, versinnlicht eben nur die eine Seite des Verhältnisses, und zwar in erhabenster Ausprägung, nämlich den transscendenten Spiritualismus des Christenthums, und eben hierin liegt seine geringe Anwendbarkeit für den modernen Privatbau. Will man es dennoch mit ihm versuchen — und es gibt einseitige Schwärmer genug, die ihn in aller Strenge erneuern möchten — so darf die Nachahmung nicht ohne weiteres, nicht oberflächlich geschehen, sondern mit verständiger Beschränkung auf seine wesentlichen Elemente, und vor allem mit Rücksicht darauf, daß es moderne Privatgebäude sind, bei denen man ihn zur Anwendung bringen will. In dieser Beziehung hat besonders Monninger in München sehr Anerkennenswerthes in der Gothik geleistet und viele seiner Häuser überraschen in der That durch ihre höchst zierlichen, geschmackvollen Verhältnisse. Weniger glücklich ist Heideloff mit Privathäusern in Nürnberg gewesen. Jedenfalls aber sollte man es vermeiden, solche an sich gelungenen Bauwerke, wie dieß so häufig geschieht, in enge Straßen zwischen kleine, bald verfallene

Digitized by Google

Bürgerhäuser einzuklemmen. Während sie an einer breiten Straße oder auf einem freien Platze eine stattliche Zierde der ganzen Stadt seyn würden, kann man dort nur bedauern, daß die edeln Bemühungen des Baumeisters so ganz vergeblich gewesen sind und das wahrhaft Schöne die ihm gebührende Würdigung nicht findet. Trotz dieses glücklichen Griffes aber wird es dabei seyn Bewenden haben, daß, principiell betrachtet, die Gothik für den modernen Hausbau sich nicht besonders eignet, wogegen wir für den Kirchenbau mit seinen Forderungen nach Licht und Freiheit sobald keinen entsprechenderen Styl als den gothischen werden finden können.

Die überschauende Stellung der Gegenwart zur Vergangenheit mit dem gesammten Apparat der früheren Style bringt es mit sich, daß man beim modernen Privatbau es auch mit dem Rococo und der Renaissance versucht hat, wie Semper in Dresden gethan, eben so mit der Holzarchitektur des sogenannten Schweizerstyls, worin Eisenlohr in Karlsruhe bedeutend geworden ist, mit der Vermischung romanischer Flächengliederung und antiker Ornamente, wie Hübsch in Baden sie anstrebt u. s. w. Ja es ist schließlich eine Willkür, eine Stylllosigkeit im Privatbau eingerissen, welche jeder ästhetischen Einheit, jeder künstlerischen Schätzung Hohn spricht, das eine Fenster oben geradlinig, das andere mit dem flachen Stichbogen abschließt, den einen Giebel zuspitzt, den andern abstumpft. Von planvoller Symmetrie der Gesammtanlage ist vollends keine Rede. Solche Ausschweifungen sind aber gerade im Privatbau deßhalb so leicht möglich, weil er nicht unter der ästhetischen Controle einer staatlichen Behörde steht, vielmehr das subjektive Belieben der halbgebildeten Bauunternehmer schrankenlos walten läßt; auch der Mangel an großen, allgemeinen Interessen in der Gegenwart ist zur Erklärung zu Hülfe zu nehmen. Gerade solch charakterlosen Kunstpfuschern gegenüber ist es Pflicht, den historischen Verlauf des Privatbaus übersichtlich darzulegen und an diesem Faden den Punkt zu zeigen, wo wir gegenwärtig stehen, den Styl in's rechte Licht zu stellen, an welchen die heutigen Versuche auf diesem Gebiet am passendsten anzuknüpfen haben. Denn mag es immerhin ein Beweis für die Weite unserer architektonischen Bestrebungen seyn, daß wir in allen Stylen zu bauen verstehen, so darf doch eben so gewiß bei einem einzelnen Gebäude immer nur ein einziger Styl zur Anwendung kommen und nicht zugleich Chinesisches und Türkisches, Romanisches und Gothisches durcheinandergewirrt erscheinen. Dem subjektiven Geschmacke ist es unbenommen, sich unter allen Formen eine auszusuchen; aber in allen herumzufahren und sie ohne Sinn und Verstand in Einem Gebäude zusammen zu häufen, ist das Zeichen eines wirren, verbildeten Geistes.

Wir erwähnten so eben unter den neuesten Bauversuchen die schweizerische Holzarchitektur. Wir setzen hinzu, daß sie gegenwärtig, wenigstens für ländliche Privatwohnungen, die beliebteste, vielleicht die einzig passende ist, weil sie mit dem Charakter der Naturumgebung in innigerem Einklange steht, als irgend eine andere. Schon das Material des Holzes, das überall im Außenbau hervortritt, deutet auf Naturnähe, auf vegetabilischen Ursprung. Die kleine Stiege, die an der Außenwand in's zweite Stockwerk hinanführt, der hier ringsum laufende, offene Balkon, das weit vorspringende Dach mit seinem geschnitzten Rande und den auf dem First stehenden Figuren, dieß alles sind treue Nachahmungen des schweizerischen und süddeutschen Vorbildes und lassen den landschaftlichen Hintergrund der großartigen Natur, der reizenden Thal- und Gebirgswelt für das sinnige Gemüth vernehmlich anklingen. Und in der That kann es kaum etwas Lieblicheres von Wohnhäusern geben, als diese in Vorstädten und ländlichen Gärten zerstreut liegenden Schweizer Bauten. Ein steinernes Haus ist allerdings fester und geschützter, macht mehr den Eindruck der Wohlhabenheit und Solidität, aber es ist auch steifer, herzloser, aristokratischer. Ganz Gemüth, ganz idyllisches Behagen, ganz Naturton ist dagegen solch ein Schweizerhaus. Wie bescheiden, im Vergleich mit der steinernen Freitreppe, schmiegt sich die schmale Stiege, die nach oben führt, an die Außenwand an, als bedürfte sie bei ihrer Schwäche selbst des Anhalts, als könne sie niemand auffordern, bei schlichten Landleuten einzutreten! Wie freundlich lockt der offene Umgang zum Sitzen im Freien, und wie schirmend und gleichsam segnend streckt sich das weit übergreifende Dach über den trauten Familienkreis unten, als solle ihm unter solcher Hut kein Leid geschehen! Auch das äußere Holzwerk, das nicht hellfarbig elegant, sondern dunkelbraun ist, will nicht vornehm und geputzt, sondern bescheiden und unscheinbar aussehen und die schädlichen Einflüsse der Witterung nicht verrathen. Eisenlohr hat diesen Holzbaustyl bei den badischen Eisenbahnanlagen fast durchgehend angewendet. Wohlthuender noch ist es, wenn wir ihm bei Privatbauten begegnen, weil wir uns hier die angenehme Täuschung vorspiegeln, in solch einem Hause auch einen gemüthvollen, natursinnigen Besitzer und ein eben so inniges Familienleben zu begrüßen.

Mit dieser letzteren Besprechung aber haben wir bereits einen Zug berührt, welcher die moderne Architektur der antiken und mittelalterlichen gegenüber ganz

Digitized by Google

besonders charakterisirt: das ist die Wanderung in's Freie, die Beziehung zur umgebenden Landschaft, die moderne Erfindung des Garten- und Landhauses. Zwar sind die meisten Bauunternehmer durch ihren Grundbesitz an Straßen- und Stadtbauten gebunden; wer es aber irgend möglich machen kann, kauft sich in der Vorstadt oder auf dem Lande an und errichtet sich sein Wohnhaus im Garten, wo sich dann die Vorzüge des städtischen Aufenthalts mit den Vortheilen des Landlebens vereinigen, während die Uebelstände der Stadt, wie Staub, schlechte Luft, Straßenlärm u. s. w. vermieden sind. Aber nicht genug, daß das Haus inmitten der grünen Natur steht; nein, es wird auch nach außen der Landschaft geöffnet, und umgekehrt die vegetabilische Natur in das Innere des Hauses hereingenommen. In einem breiten Balkon vor dem hohen Parterre schließt sich das Haus gegen die freie Landschaft auf und gestattet neben dem Blicke in's Grüne auch die Beobachtung der Landstraße, die am Garten vorüberführt. Den nämlichen Genuß bietet der Balkon im obern Stock, während auf der Hinterseite des Hauses eine offene Saalthür in Arkaden oder einen schattigen Laubengang und aus diesem entweder in den freien Garten selbst oder in das Gewächshaus führt, wo ebenfalls ein grün dekorirtes Zimmerchen zu ansprechendem Comfort eingerichtet ist. Fast noch wohlthuender ist die Hereinnahme des Naturschmucks in die Wohnräume selbst. Schon die Freitreppe ist mit stattlichen Topfgewächsen geziert, die sich in den offenen Hausflur fortsetzen und so dem Eintretenden das Geleit der Natur bis in die Wohnung selbst geben. An der untern Wand des Hauses und dem Balkon ist üppig prangender Epheu oder wilder Wein emporgezogen, dessen dichtes Gewirr die Steinwand freundlich verhüllt. Im Zimmer selbst hängen von den Fensterbogen Ampeln mit rankenden Schlingpflanzen herab, der Arbeitsplatz in der Fensternische ist mit Grün sinnig umstellt, um den Spiegel oder das Sopha wölbt sich eine Epheulaube und auf Tischen und Consolen nicken Blumensträuße uns überall den holden Gruß der Natur. Fast keine Stelle ist des vegetabilischen Schmuckes entkleidet; in alle Winkel folgt uns der trauliche Zusammenhang mit dem Naturleben.

Endlich aber ist die Baukunst über Vorstädte und Gärten hinaus gewandert und hat sich aller Orten in der weiten Schöpfung niedergelassen, die ja selbst Ein großer Garten ist und geweiht, daß sie der Mensch in den Dienst seiner Freude nehme. So hat man in schönen Thalschluchten Mooshütten zur Erholung der Fußwanderer angelegt und auf hohen Bergpunkten steigen großstädtische Hotels mit allen Genüssen der vornehmen Welt empor. Der erste Antrieb zu solchen Anlagen ist allerdings ein Werk der Spekulation gewesen, die hier eine neue Art von Industrie entfaltet. Aber daß dieß überhaupt möglich war und Anklang fand, setzt doch eben jene Naturliebe, jene Sehnsucht in die Ferne und Fremde, jenes weltmüde Verlangen nach Erfrischung aus den ursprünglichen Quellen der Natur voraus. Nur weil die Wanderlust, das Bedürfniß nach Naturschönheit bereits vorhanden war, konnte die Spekulation auf den Gedanken kommen, Vortheil davon zu ziehen; und der Erfolg hat sie nicht getäuscht. Hier in der Einsamkeit großer Gebirgspanoramen, wo die Stimme der Kunstkritik schweigt, ist nicht mehr die architektonische, stylvolle Schönheit der Hauptgesichtspunkt, sondern auf die Thatsache kommt es an, daß die Baukunst wanderlustig und naturverwandt worden ist, wie das überreizte, erschöpfte Geschlecht dieser Zeit.

Es wäre uns nun noch übrig, auch die innere Einrichtung und Ausstattung des modernen Wohnhauses in ähnlicher Ausführlichkeit zu besprechen wie alles bisherige: die gebohnten, mit Teppichen belegten Fußböden, den kostbaren Wandschmuck der Gemälde und Kupferstiche, der Büsten und Statuen, den Luxus prachtvoller Gardinen, kunstreicher Dichterworte und Maleralbums auf den Tischen, endlich wohl gar die höchst zierliche, zu früheren Formen zurückgreifende Tektonik der Möbeln und Geräthe, der Divans und Fauteuils, der Serventen und Etagèren. Hier aber könnten wir theils nur Allbekanntes berühren, theils dürften wir den unbequemen Tadel nicht verbergen, daß die moderne Zimmerdekoration häufig an geschmackloser Ueberladung leidet, unter der die Schönheit erdrückt wird; denn die Masse schadet überall der Schönheit, der edle Eindruck aber liegt zum großen Theil in der sparsamen Vertheilung. Daß ferner die schablonenhaft gedruckten Muster unserer Wandtapeten etwas Todtes, Beziehungsloses zur Umgebung haben, wird niemand läugnen, vielleicht der wichtigste Punkt, wo wir von den Alten lernen können. Ein matter, gleichfarbiger Maueranstrich und darauf schöne Wandgemälde, welche unter einander verwandte Stoffe darstellen, wären eine weit edlere, kunstsinnigere Zimmerdekoration. In die Gesammteonstruktion ihrer Privathäuser hat die moderne Architektur mittelalterliche Bauglieder mit entschiedenem Glück aufgenommen. Die andere Aufgabe aber bleibt ihr noch, auch die antiken Elemente, und zwar für die innere Ausschmückung der Wohnräume, mit eben so glücklichem Erfolg in's Leben zu führen.

Digitized by Google

Aus meiner Pilgertasche.

Ein paar Stunden mit Goethe in Karlsruhe.

Hebel hatte mich als Gymnasiasten mit besonderer Zuneigung beehrt. Bei kleinen Spaziergängen in dem Schloßgarten, ins Beiertheimer Wäldchen oder nach Gottesaue durfte ich ihn oft begleiten. Seine prägnante sokratische Unterhaltungsweise mit jungen Leuten belebte in mir den angeborenen Sinn für die Natur, für Wahrnehmung und Beobachtung ihrer täglich vor uns erscheinenden, aber eben deßhalb meistens unbeachteten Wunder. Seine poetisch religiöse Anschauung aller Dinge und Erscheinungen erwärmte mein Herz für Poesie, und jener oft den ernstesten Ernst durchblitzenden Humoristik verdanke ich es hauptsächlich, daß auch die schwersten über mich verhängten Schmerzen und Drangsale niemals mich gänzlich niederschlagen, die Widerstandskraft nicht völlig lähmen konnten. Die Universitätszeit hatte mich von ihm getrennt, durch näheren Verkehr mit J. G. Jakobi, Schnetzler, A. Schreiber, Voß, den alten Langedorf ꝛc. nur einigen Ersatz verliehen, meine Sehnsucht nach ihm aber fortwährend gestachelt. Ich fühlte mich glücklich, ihn nach fast vierjähriger Trennung noch eben so wohlwollend wieder zu finden und manche freie Stunde mit ihm genießen zu können.

Da stürzte mich ein verhängnißreicher Zufall kopfüber in das Schriftstellerthum. Ich erhielt die eben so unerwartete wie schmeichelhafte Aufforderung, eine Notiz über die Leichenfeier des Großherzogs Carl Friedrich für das Morgenblatt zu schreiben. Ich schrieb sie voll Begeisterung und das Morgenblatt überlieferte sie den Augen der Welt. Wer jenen Aufsatz gelesen hat, konnte daraus wohl ersehen, daß der Herr Verfasser im Stande sey, sehr Albernes zu produciren, aber unmöglich ahnen, daß es ihm jemals gelingen würde, manches Mittelmäßige und sogar einiges Gute hervorzubringen. Genug, ich war nun Schriftsteller und schriftstellerte in allen von sehr ernsten Berufsgeschäften beim Landgerichte freien Stunden sehr eifrig. Das sind glückliche Zeiten!

Das Ausfallen einiger Gerichtstermine verschaffte mir eines Morgens eine freie Stunde. Ich eilte in das Museum, holte mir Lecture und setzte mich damit einsam in die Rotunde, wo Hebel allabendlich converſirte, Räthsel und Charaden improviſirte, Humor für seinen Hausfreund schlürfte, mit seinem kleinen, kugelrunden Adjunkten, dem Hofapotheker Schrickel schäckerte, den Prediger und den Schulmeister, wie er sagte, für einige Stunden an den Nagel hing.

Aus meiner Versunkenheit in Herders Ideen weckte mich plötzlich Weinbrenners ausgiebige Stimme mit den Worten: „Da sitzt auch Einer, der ein neuer Goethe werden will.“ Ich blickte vom Buch auf und fuhr erschrocken empor: vor mir stand der Unverkennbare, Goethe in der vollen Majestät seiner göttlichen Kraft und Gesundheit, mit der Jupiterswürde auf seinem schönen Antlitz, mit der Magie seines mächtigen Auges und des Herrscherblickes.* Hebel stellte mich ihm vor. Ein mildes Lächeln flog verklärend über seine Züge und nach einigen freundlichen Worten fragte er: „Nun, und was haben wir jetzt in der Mache?“ — „Ein Drama, ich habe es hier vollständig im Kopfe und doch will es nicht recht heraus.“ — „Das beruht wohl auf einer Selbsttäuschung: was vollständig im Kopfe liegt, das kommt auch vollständig und leicht heraus.“ — „Die ganze Intrigue, alle Situationen und Charaktere schweben klar vor meiner Phantasie, aber wenn ich sie zu Papier gebracht habe, erscheinen sie mir ganz anders, farbloser, bleicher, oft ganz entstellt.“ — „Das mag Manchem in seiner Jugend passiren; man strebt gern sogleich nach dem Höchsten, ohne sich erst ernsthaft zu fragen, ob man auch von der Natur das rechte Zeug dazu erhalten, und wenn man es besitzt, ob man hinlänglich zu dessen Verarbeitung sich vorbereitet und gerüstet habe. Nicht selten stürzt man sich auch mit Inbrunst und wahrer Verbissenheit auf Dinge, wofür man kein eigentliches Talent hat. Will das Drama nicht recht aus der Feder fließen, so legen Sie es getrost bei Seite und sehen Sie sich nach Anderem um; wahrscheinlich finden Sie auf solchen Versuchswegen, was Ihnen die Natur zugewiesen hat, und findet sich's nicht am Ende der Lehrlingschaft, nun, in Gottes Namen, so hat man tüchtig gewollt und gestrebt, man geht getrost an seinen Beruf und genießt um so reiner und freudiger, was Andere hervorbringen.“

---

* Auch der Franzosenkaiser ist berühmt wegen des Zaubers seines Blicks. Wessen Zauberblick mag, als beide Auge in Auge sich gegenüber standen, den des andern überwältigt haben? Mir erschien Goethes stolz und kühn in die Welt hinausblickendes, in alle Höhen und Tiefen dringendes Auge mächtiger, schöner.

A. v. V.

Digitized by Google

„Auch bei andern Versuchen will es nicht recht gehen und trotz des lebendigsten Dranges komme ich nur langsam vorwärts, mir schwebt immer vor: was gebietet dabei die Kritik? Dann gedenke ich des nonum prematur in annum, ich lege die Feder bei Seite, die Phantasie verstummt und das kritische Grübeln macht mich müde und ängstlich.“ — „Da sind Sie freilich auch einer von denen, welche das alte und treffliche nonum prematur in annum mißverstehen. Damit ist nicht gesagt, daß sich bei einer Arbeit die Phantasie und die Kritik Jahrelang beständig mit einander herumbalgen sollen; dabei ginge stets die beste verve des Dichters verloren. Das prematur bezieht sich auf die Arbeit vor und nach dem Dichten.“ — „Bekennen muß ich, daß mir dieses nicht völlig klar geworden.“ — „Und doch ist es so einfach als natürlich: die Prägnanz oder Unfruchtbarkeit eines oft plötzlich in uns entsprungenen Gedankens ergibt sich erst mit der Zeit. Man trägt ihn mit sich herum, betrachtet und prüft ihn nach allen Seiten, Phantasie und Kritik formen und meißeln daran nach Ziel und Maaß so lange herum, bis ein gewisses inneres Fertigseyn zur Arbeit drängt. Nun lasse man die Phantasie allein walten und schreibe, unbekümmert um alles übrige, was sie diktirt. Ist auch hiernach das Werk fertig, so lege man es bei Seite, nehme es nach einiger Zeit wieder zur Hand und lasse nun die eigene Kritik darüber zu Gericht sitzen. Damit wird man gewöhnlich Erträgliches zu Stande bringen.“

Hebel * mahnte nun an den Besuch im Naturalienkabinet, Goethe lud mich freundlich zum Mitgehen ein, „indem man in allen Gebieten der Natur immer wieder Neues und Erbauendes und Fördernbes erblicke.“ So wanderten wir denn dahin: Goethe, Hebel, Gmelin, Boeckmann *, der Physiker, Weinbrenner und ich; unterwegs

* Hebel war groß, breitbrustig, ging ziemlich stark in den Knien, wodurch sein Gang ungeachtet des festen Auftretens etwas von hinten nach vorn Wiegendes an sich hatte; er gestikulirte wenig, aber energisch, entschieden, sehr bezeichnend. Sein schönes Sprachorgan war etwas gedämpft durch einen Kropfansatz, ohne daß er dadurch im fließendsten Vortrag seiner vortrefflichen Predigten oder im lebhaften Gespräch gehemmt wurde. Den Kopf trug er gewöhnlich sehr aufrecht und sein ziemlich kleines, mit scharfen Seitenwinkeln geschnittenes Auge trug in dem offenen Blicke geradeaus ein so glückliches Gepräge inneren Friedens, tiefen Gemüthes und lebendigen Geistes, daß schon sein erster Anblick ihm die Herzen gewann. Ein nahendes Donnerwetter verkündete das weitere Oeffnen der Augen und ein zuckendes Herabziehen der Brauen. Beim seltenen Anblick dieses Zeichens wurde den Schuldigen nicht wohl zu Muthe, obschon Hebel stets nur mit wenigen scharfen Worten strafte und dann sogleich wieder in sein Lehrthema überging. Aber Frohsinn erwachte in aller Herzen, wenn sein Auge von innerem Behagen eigenthümlich erglänzte, die Mundwinkel lächelnd zucken, die Lippen seltsam sich spitzen; denn da war gewiß eine Hausfreundschalkheit, oder ein blühender poetischer Gedanke, oder eine jener kurzen prägnanten und überraschenden Ideen im Anzuge, welche sich der Seele für das ganze Leben einprägten. Unter die seltsamen Eigenthümlichkeiten eines so durch und durch poetischen Mannes darf man es wohl zählen, daß er im Allgemeinen für Musik kein Ohr und keine Neigung hatte, nur von Trommel und Pfeife sich angezogen schien. Nur einmal riß der Zauber der Musik ihn mächtig hin, als die Milder-Hauptmann in der vollsten Jugendblüthe ihrer Göttersstimme die Emmeline in der Schweizerfamilie sang. „Das heimelte ihn wunderbar an,“ wie er selbst sich ausdrückte, und noch nach vielen Jahren sprach er mit Entzücken vom Genuß jener Stunden. — Seine Denkmalbüste im Schloßgarten zu Karlsruhe vergegenwärtigt ihn sehr treffend im ruhigen Zustande, aber die Phantasie derer, welche ihn persönlich kannten; vermißt daran das Charakteristische dieses merkwürdigen Antlitzes im Zustande irgend einer Aufregung, und daraus entspringt mancher ungerechte Tadel gegen den Künstler. A. d. V.

* Boeckmann war der Amtsnachfolger seines rühmlichst bekannten Vaters in der Professur der Physik und Vorstandschaft des reichen physikalischen Cabinets, dem die Großherzoge Carl Friedrich und Carl Ludwig namhafte Unterstützung zuwendeten. Als sehr begabter und in seinem Benehmen äußerst liebenswürdiger Enthusiast für seine Wissenschaft und deren Fortschritt, enthusiasmirte auch er leicht die Schüler und erfreut sich in der That schnell zu einem der beliebtesten und einflußreichsten Lehrer am Lyceum. Dazu wirkte auch nicht unwesentlich der Reiz seiner Biographie und der Ruf seiner Schriften. Er war eine hohe, schlanke, äußerst bewegliche Gestalt, ansprechend durch Offenheit und Freundlichkeit seines hübschen Gesichts und den aus seinem großen Auge blitzenden Geist, elegant im Aeußern, immer hastig, im Gespräch wie in Vorträgen überströmend von Gedankenfülle, daher bisweilen sich verfangend, um sogleich wieder noch lebhafter fortzufahren. Die Liebe für die Wissenschaft beherrschte sein Leben. Schon über dreißig Jahre alt, vertheirathet und Vater von zwei Kindern, litt sie ihn nicht länger in der Offiziersuniform. Er nahm einen längeren Urlaub, studirte eifrigst auf mehreren Universitäten, vollendete seine physikalischen Studien durch die nähere Bekanntschaft mit den bedeutendsten französischen Physikern, nahm alsdann seinen Abschied vom Militär und trat in die Professur ein. Nach wenigen Jahren schon hatte er sich einen schönen Namen gemacht und besonders auch wesentliche Verdienste um die Weinkultur in Baden sich erworben, Chaptals noch heute gültige

Digitized by Google

stießen noch Haldenwang und der Landschafter Hofmaler Kunz zu uns. Am Eingang zum Naturalienkabinet fand sich noch eine der merkwürdigen Karlsruher Gestalten ein, der Hofmaler Jwan, ein Kalmücke, der vom Kaiser von Rußland der Markgräfin Amalie als Leibeigener geschenkt worden, hier natürlich der Freiheit und seinem Hange gemäß der Erziehung zum Zeichner und Maler genossen, als solcher in Italien und Deutschland sich einen recht hübschen Namen erworben hatte, halb deutsch, halb kalmückisch sich kleidete, gewöhnlich gutmüthig und jovial, aber, wenn der Wein ihn belebte, was ihm häufig geschah, ein schroffer Geradeaus voll kaustischer Kritik und unsauberer Witze. Sein Auftreten verrieth einen solchen Zustand. Goethe, obgleich selbst nichts weniger als ein Feind von einem Glas edlen Weines, schien nicht sehr angenehm berührt durch dieses Zusammentreffen und erwiederte die überherzliche Begrüßung mit zugemessen majestätischer Höflichkeit. Wir Alle besorgten eine Störung unseres Genusses durch den Aufgeregten, da kam glücklicherweise ein Hoflakai außer Athem mit dem Bescheide, daß er augenblicklich zum Großherzog kommen solle. Mit ein paar gesunden Flüchen machte sich der Vierschrötige auf den Weg und versprach sein baldiges Eintreffen im Naturalienkabinet. „Ausgestopft müßte er sich dort gut ausnehmen," bemerkte Goethe lächelnd zu Gmelin.

Gmelin war vorzugsweise Botaniker und Herbarienmann, aber dabei von umfassendem Wissen in allen Gebieten des Naturreiches und heute wie erleuchtet und durchwärmt von den Strahlen dieser Sonne Deutschlands in seiner Nähe, von der herrlichsten Laune, übersprudelnd von drolligen Einfällen, guten und schlechten Witzen, wissenschaftlichen und läppischen Bemerkungen beim Betrachten der einzelnen Naturgegenstände und in seinen Antworten auf Goethes Fragen, der mit ihm und Hebel umher ging, während Haldenwang mit Kunz und Boeckmann in ein physikalisches Gespräch über Farben sich vertieften und Weinbrenner mir mancherlei von Rom erzählte und mißbehaglich äußerte: „Mit Goethe allein seyn wollte er hundert Jahre, man genieße dabei den großen Geist des Mannes vollkommen und lerne in jeder Minute etwas Neues von ihm, aber so in Gesellschaft hinter ihm herzulaufen, erscheine ihm fast wie hofschranzig und langweilig." Gmelins schallendes Lachen unterbrach ihn und lenkte unsere Aufmerksamkeit wieder auf die Hauptfigur.

Sie standen vor der Gruppe der verfänglichsten Muscheln. Lachend hielt Gmelin eine davon hoch empor, nannte Goethe'n ihren Namen lateinisch, entwickelte lateinisch ihre Aehnlichkeit mit menschlichen Theilen und stellte darüber sehr erbauliche Betrachtungen an. Goethe hörte ihn behaglich an, lächelte wie Jupiter, wenn Frau Venus ihn streichelt, deutete auf eine andere Muschel und pries deren noch anschaulichere Aehnlichkeiten, ebenfalls lateinisch, mit heiterer Emphase, wobei er freilich hin und wieder den rechten Ausdruck erst suchen mußte. Hebel schmunzelte und zwinkerte mit den Augen, ob auch über jene Aehnlichkeiten oder darüber, daß diese beiden bejahrten und hochwürdigen Männer über einen solchen Anblick in solche Ekstase gerathen und so erotisch sich gehen lassen konnten, weiß ich nicht. Aber auf Weinbrenners unmuthige Bemerkung: „Was fällt denn den zwei Hansnarren ein, daß sie plötzlich lateinisch und nicht deutsch reden?" antwortete er lakonisch: „Deutsch würde sich's nicht gut ausnehmen."

Die beiden kamen an andere Gegenstände, Gmelin war wieder rein wissenschaftlich geworden, Goethe hatte ein anderes Gesicht angezogen, beide sprachen unwillkürlich wieder deutsch. Die Beschauung und die Reflexionen dauerten noch ziemlich lange, endlich kam man zum Schluß. Goethe lud sehr freundlich zum Nachmittag in das physikalische Kabinet ein, wo Herr Hofrath Boeckmann einige interessante Experimente zu machen die Güte haben würde. Weinbrenner hatte offenbar übergenug an diesem Morgen, entschuldigte sich mürrisch: er bedaure, dieses Glück nicht genießen zu können, indem er nach dem Verluste des ganzen Vormittags nun Nachmittags einige Bauten besuchen müsse, und er doch das Vergnügen haben werde, Seine Excellenz sonst noch zu sehen. Mich hielt leider mein Beruf ab; der Chef war unpäßlich und ich mußte bei einer ländlichen Commission seine Stelle vertreten.

Niemals sah ich Deutschlands erhabenste Größe wieder. Jetzt leben von jener ganzen Morgengesellschaft nur noch zwei: ich, auf der Erde herumstolpernd, oft fast überdrüssig der Gesundheit, oft im Bade der Erinnerungen mich erquickend, und Goethe, der niemals sterben wird.

v. Biedenfeld.

Grundsätze und Lehren verbreitet, erläutert, durch vielfache Versuche auch in Baden als praktisch ausführbar und vortheilhaft erwiesen. Er verstand es vortrefflich, aus dem edeln Grau der Theorie stets das fruchtbringende Grün der Praxis anschaulich zu machen und abzuleiten. Darin bestand in der That einer seiner schönen und nicht alltäglichen Vorzüge unter den damaligen Lehrern und Schriftstellern der Physik. A. d. V.

Digitized by Google

Zwei Brüder.

(Schluß.)

Die breite, bequeme Landstraße verschmähend, schlug Job einen kürzeren, wenig betretenen Waldpfad ein, der bergauf und bergab führte, bald an niederem Gestrüpp, das ihm zudringlich den Weg versperrte, bald an malerischen Gruppen uralter Eichen und Buchen oder an einem heitern Häuflein weißstämmiger Birken vorüber. Weniger, als es sonst seine Art war, mit der Betrachtung der ihn umgebenden Außenwelt, und mehr mit dem Kreis seiner eigenen Gedanken beschäftigt, achtete er nicht, wie sich der Himmel, der bisher blau und freundlich gewesen war, allmählig mit kleinen weißen Regenwölkchen bezog, die Vögel ganz still und lautlos auf den Zweigen saßen und ein leise flüsternder Wind die Blätter bewegte. Plötzlich, noch ehe er es ahnte, sah er sich mitten in den Bergen von einem unangenehm kalten Landregen überfallen, der ihn Schutz suchend unter eine alte Eiche trieb, wo er von Minute zu Minute hoffte, das Wetter werde nachlassen und ihm eine leidlich trockene Fortsetzung seines Weges gestatten. Aber es schien sich eher zu verschlimmern; die Zweige des Baumes, deren Dichtigkeit durch hohes Alter schon gelitten haben mochte, zeigten sich bald nicht mehr im Stande, den immer stärker niederprasselnden Regengüssen zu widerstehen, und dem Freiherrn war es in seiner leichten Bekleidung bei aller jugendlichen Kraft und Laune nicht wohl zu Muthe.

Da ließ sich auf einmal ganz in der Nähe ein leichter, behender Schritt vernehmen, der gleichsam im Takt den nassen, schlüpfrigen Erdboden berührte; eine frische, fröhliche Mädchenstimme kämpfte singend gegen Sturm und Regen, und an einer Biegung des Pfades erschien mit hochaufgeschürzten Kleidern, einen großen, rothen, baumwollenen Regenschirm über sich haltend, den Strohhut am Arm und statt seiner ein weißes Tuch dreieckig um den Kopf gebunden, die schlanke Gestalt der Lehrerhenriette.

„Wenn der Herr dort unterm Baume warten will, bis die Sonne wieder vorkommt, mag er sich getrost auf ein Nachtlager im Walde rüsten," rief sie dem Freiherrn neckend zu. — „Das Fräulein hat gut reden unter seinem gewaltigen Regenschirm," erwiederte er, auf ihren Ton eingehend in halb ernstlichem, halb komischem Unmuth.

„Nun, wohin soll's denn des Weges, mit Verlaub zu fragen?" — „Nach dem gräflichen Schlosse, wenn mich der abscheuliche Regen nicht allen Ernstes davonspült." — „Ei mit dem Regen wollen wir schon fertig werden. Komme der Herr nur mit unter meinen Schirm, wir haben einerlei Ziel." — „Das nenne ich Gastfreundschaft am rechten Orte!" versetzte Job mit völlig aufgeklärter Miene, indem er rasch und ohne weiteres Besinnen den Arm und Regenschirm des jungen Mädchens ergriff und munter mit ihr vorwärts schritt.

Es wollte ihn bedünken, da er mit seiner Gefährtin nur erst recht in's Plaudern gekommen war, wie wenn ein Platzregen im Gebirg seine sehr angenehmen Seiten habe, angenehmere zuweilen, als ein brennender Sonnenschein auf der Landstraße, auch wenn eine vorüberrollende gräfliche Equipage sich des ermüdeten Wanderers herablassend annimmt. Henriette verstand es, von ihren kleinen, einfachen Verhältnissen naiv und anmuthig zu erzählen; eine eigenthümliche Mischung von klugem Nachdenken und kindlichem Vertrauen offenbarte sich in ihrem Wesen, und ihre Rede klang wie das Plätschern eines jungen Bergstroms, der klar und kräftig, gesunden Lebensstoff bergend und einer segensreichen Erweiterung entgegen gehend, aus grüner Höhe herabfällt. Von den Wittwen, ihren Gönnerinnen, gab es freilich einige wunderliche Schilderungen, wie ja auch Kinder sich nicht enthalten können, gelegentlich ihren harmlosen Witz auf Kosten ihrer Zucht- und Schulmeister zu üben, aber es lag keinerlei Art von Groll oder Bitterkeit darin.

„Ich wundere mich nur, wo Sie bei alle dem Ihre fröhliche Laune hernehmen," meinte der Freiherr. „Es ist doch wahrlich kein beneidenswerthes Loos, drei alten, grämlichen Wittwen den Haushalt zu versorgen, sich von ihnen hudeln und pudeln zu lassen —" — „O so gar schlimm dürfen Sie sich das nicht vorstellen!" fiel ihm Henriette lachend in's Wort. „Das Alter hält es nun einmal für sein gutes Recht, der Jugend das Leben ein bischen sauer zu machen, und mit einem freundlichen Gesicht und einem heitern, gefälligen Wesen läßt sich manches Unwetter abwenden oder doch mildern. In den letzten Tagen freilich," fügte sie vertraulich mit einem kleinen Seufzer hinzu, „ist es hart hergegangen im Wittwenhause. Da spukte der Hühnerstall wieder, und ich hatte die tauben Ohren und zugeknöpften Taschen der Herrn in der Stadt zu entgelten."

Digitized by Google

„Was iſt es denn mit dem Hühnerſtalle?“ — „Ach, eine komiſche und doch recht rührende Geſchichte! In unſerem kleinen Hinterhofe hat früher ſolch ein beſcheidenes Luſtſchloß für beſiederte Hausthiere geſtanden — ich glaube es war ein Hühner- und Taubenſtall zugleich — und meine alten Damen behaupten, es wäre damals die gute und goldene Zeit im Wittwenhauſe geweſen: friſche Eier zum Frühſtück und Abendbrod, Mittags eine kräftige Hühnerbrühe und in Fällen der Krankheit bei ſchwachem, empfindlichem Magen ein Taubenſüppchen, wie kein König es beſſer wünſchen konnte. Gott weiß nun, warum die beiden letzten Generationen unſerer Lehrerwittwen dieſe Vortheile ſo wenig zu ſchätzen wußten, daß ſie das Federvieh eingehen und den Stall verfallen ließen, bis auf den beinahe unkenntlichen Reſt von ein paar morſchen, moosbewachſenen Brettern. Die jetzige Generation wird ihnen das niemals vergeben, und ſo oft der Schnee ſchmilzt und die erſten warmen, belebenden Lenzlüfte durch unſere Berge wehen, d. h. zu der Zeit, wo unſereins einmal mit Sehnſucht der gelben Poſtkutſche nachſchaut, erwacht in den alten Seelen der drängende, unwiderſtehliche Wunſch, den verfallenen Hühnerſtall ſammt ſeinem Eier- und Suppenſegen neu wieder herzuſtellen, und ich muß an Gott und die Welt wegen Beſtreitung der Koſten dogenlange Bittſchreiben aufſetzen.“

„Und Sie ſind in dieſem Jahre wieder abſchlägig beſchieden worden?“ — „Vom Magiſtrate, ja; zum Grafen Wolfsberg, der doch gewiſſermaßen auch ein Patron des Wittwenhauſes iſt, bin ich eben mit meiner Bittſchrift unterwegs, habe aber wenig Hoffnung auf Erfolg, da mich der Graf ſchon das letzte mal ziemlich hart und unfreundlich angelaſſen hat. Daß ich es Ihnen nur geſtehe, lieber Herr, dieſer Gang wird mir entſetzlich ſauer und ich muß all meinen guten Muth zuſammen nehmen, um nicht ſchon im voraus zu verzagen. Arm ſeyn und entbehren, das iſt im Grunde kein großes Unglück, und man lebt dabei ſo luſtig wie der Vogel auf dem Zweig; aber bitten müſſen und ſich abtrumpfen laſſen, wenn man ſo gerne ſelbſt gäbe und der ganzen Welt Freude machte —“

„Zeigen Sie Ihre Bittſchrift, liebes Kind! Ich will ſie ſtatt Ihrer überreichen.“ — Henriette zögerte. „Wenn ich nun ohne Antwort nach Hauſe komme?“ — „So ſagen Sie nur, der Graf werde ſich die Sache noch überlegen; ich verſpreche Ihnen mein Möglichſtes für dieſelbe zu thun.“

Henriette holte ſorgſam das weiße, ſauber gefaltete Papier aus ihrer Taſche und reichte es dem Freiherrn, der die kleinen, korrekten Schriftzüge auf der Adreſſe mit wohlgefälliger Theilnahme betrachtete; ſie ſchienen ihm mit des Mädchens ganzem übrigem Weſen zuſammen zu ſtimmen. Er dachte daran, wie er ſie zuerſt im Garten bei ländlicher Arbeit beobachtet hatte und durch die Kraft und Sauberkeit ihrer Bewegungen zu unwillkürlicher Bewunderung hingeriſſen worden war, wie dann auf der Wieſe ihr heller Geſang, gleich einer kleinen zierlichen Tonſäule, unter dem Gezwitſcher der zahlreichen Kinderſtimmen emporgeſtiegen war, wie er eben noch ihre niedlich beſchuhten Füßchen, allen Hinderniſſen von Weg und Wetter zum Trotz, ſo keck und ſicher hatte ausſchreiten ſehen.

„Haben Sie die Kinder ſehr lieb?“ fragte er nach einer Weile, um die abgebrochene Unterhaltung bei irgend einem Gegenſtande wieder anzuknüpfen. — „Die Kinder und die Vögel,“ verſetzte ſie heiter, „weil es die einzigen Geſchöpfe ſind, denen ein armes Mädchen, wie ich, ſich als eine Art von Wohlthäterin zu erweiſen im Stande iſt; mit den einen theile ich mein Brod, mit den andern meinen Frohſinn und die hübſchen Lieder, die mich mein ſeliger Vater noch gelehrt hat.“ — „Ah, Sie ſind hochmüthig, Fräulein Henriette!“ — „Hochmüthig? ich?“

Dem Mädchen mußte der Gedanke ſehr drollig vorkommen, denn ſie brach in ein helles Gelächter aus. „Das ſind Sie,“ beharrte Job in jenem gutmüthig neckenden Tone, der ihn ſo wohl kleidete, „denn Sie möchten nur immer geben und erfreuen und Ihre Kräfte andern Leuten dienſtbar machen, wie Sie ſich ſchon zweimal verrathen haben. Die wahre Demuth nimmt eben ſo gern, als ſie gibt.“ — „In dieſem Sinne könnten Sie Recht haben mit Ihrer Beſchuldigung,“ entgegnete Henriette ernſt und nachdenklich. „Die Dienſtbarkeit, auch die härteſte, iſt mir von Jugend auf ziemlich leicht geworden, aber abhängig ſeyn mochte ich nur da, wo ich mich wirklich nützlich und meinen Lohn nicht über meine Leiſtung fand. Ich glaube, mein ganzer froher Muth wäre dahin, wenn ich, ſtatt um Brod und Salz, um Gold und Silber mich plagen müßte.“

„Topp, Fräulein Henriette! Sie ſind ein ächtes, freies Kind Ihrer Berge und ahnen wohl kaum, wie in der übrigen Welt die Leute wie toll und närriſch hinter einer goldnen Kette herlaufen, um Leib und Seele hineinzuſchmieden, wenn es verlangt wird. Aber einer andern Art von Abhängigkeit werden Sie ſich dennoch einmal fügen müſſen. Sie wollen doch nicht mit Ihrem künftigen Manne markten und rechten, daß er Ihnen ja nicht mehr zu Liebe thue, als Sie eben glauben, daß er Ihnen ſchuldig ſey?“

„Ich werde niemals einen Mann haben.“ — „Und warum nicht?“ — „Weil ich als ein armes Mädchen,

Digitized by Google

mit der Bestimmung, eine alte Jungfer zu werden, zur Welt gekommen bin." — „Aber sehen Sie denn nicht täglich arme Mädchen sich verheirathen?" — „Im Arbeiter- und Handwerkerstande, wo das Haus noch allein im Vertrauen auf den lieben Gott und ein paar gesunde, rüstige Arme gegründet wird." — „Dieser Stand scheint Ihnen zu gering?"

„Ich bitte, mißverstehen Sie mich nicht! Ich habe eben unter den Handwerkern meine besten und herzlichsten Freunde und wir helfen uns unter einander, so gut wir können. Der Schuhmacher flickt mir meine Schuhe und ich nähe ihm dafür in meinen Feierstunden die Kleider und Hemden für seine Kinder; vom Gärtner bekomme ich den Samen für meine Beete und der Strumpfwirker hat mir neulich eine prächtig schlagende Drossel geschenkt, dafür daß ich beiden zuweilen einen kleinen Dienst in ihrem Haushalte, eine Nachtwache in Krankheitsfällen, oder dergleichen leiste. Aber bei alle dem paßte es doch nicht für mich, weder des Schusters, noch des Gärtners, noch des Strumpfwirkers Frau zu seyn, und Sie dürfen mich getrost noch einmal hochmüthig schelten, wenn es Ihnen beliebt."

„Der Sohn des Bürgermeisters, welcher am Gericht die schöne Schreiberstelle bekleidet, würde allerdings eine schicklichere Partie seyn," sagte der Freiherr mit verstelltem Ernst. — „Nun gar erst der!" rief das junge Mädchen äußerst belustigt. „Mit seiner hellgelben Weste, dem eingeklemmten Augenglas und dem buntseidnen Taschentuch, welches ihm Sonntags aus den Rockschößen hervorhängt! Ei da wäre mir denn doch ein ehrlicher Handwerksmann, der sich mit seiner schwieligen Hand den sauern Schweiß von der Stirne wischt, noch tausendmal lieber, als solch eine alberne, ewig lächelnde Zierpuppe!"

Sie schwatzten und lachten munter fort, weder des Wetters noch des Weges weiter achtend, und standen plötzlich, noch ehe sie sich dessen versahen, an dem Ziel ihrer Wanderung, dem gräflich Wolfsberg'schen Schlosse, welches mit seiner massiven, alterthümlichen Façade stolz und stattlich vor ihnen aufstieg.

In einem geräumigen Zimmer des Erdgeschosses, dessen Wände mit einer Reihe von würdevoll dareinblickenden Ahnenbildern bekleidet waren, an dessen Fenstern schwer seidene Vorhänge bauschten, während das kunstvolle Getäfel des eichenen Fußbodens, obwohl hie und da von einem vorwitzigen Mäuslein zernagt, noch immer einen Abglanz und Spiegel eines ächt aristokratischen Luxus darbot, hatte Gräfin Eleonore ihre Geburtstagsgäste versammelt. Eberhards Gruß war mit einem graziösen Lächeln entgegen genommen und auf einen Wink der Gräfin von dem aufwartenden Diener in eine Vase mit frischem Wasser gestellt worden; die eingeladenen Damen hatten verblümt und unverblümt unter vielen Verbeugungen ihre Glückwünsche abgestattet, und jetzt saß man zierlich gereiht um einen runden Marmortisch mit bronzenem Fuße, der in einem tiefen Erkerfenster seinen Raum gefunden, und trank die süße, schaumige Chocolade aus ächt chinesischen Tassen.

Eberhard fühlte sich unendlich wohl in dieser vornehmen Umgebung; an der Seite der Gräfin, geblendet von ihrer eleganten Gestalt und der herablassenden Freundlichkeit ihres Benehmens, bemerkte er nicht, was keiner ihrer Freundinnen entging, die kleinen, feinen Fältchen, die sich fächerförmig am äußersten Augenlid bildeten, das etwas sprüngige Roth ihrer Wangen, den matten Blick, der von so und so viel Wintern verfehlten Residenzlebens erzählte, sich nur zuweilen bei irgend einer schmeichelhaften Reminiscenz ein weniges belebend. Die Unterhaltung drehte sich, wie in einem solchen Kreise leicht zu denken, um vornehme Bekanntschaften und Familienverbindungen, und jede der Damen bemühte sich, mit einer möglichst großen und ansehnlichen Schaar adeliger Vettern und Basen in's Feld zu rücken, wozu nur Eleonore mitleidig lächelte, da sie wohl wußte, daß hier ihr Name und Stammbaum allein außer allem Zweifel war, während die Familien der übrigen mehr oder weniger eine Beimischung von Populace nicht verläugnen konnten. Auch war sie, die Gräfin, die einzige, welche den Hof, von dem die andern nur Gehörtes und mühsam Zusammengelesenes, obwohl mit dem allerlebhaftesten Interesse, zu erzählen vermochten, aus eigener Erfahrung kannte, und mehr als Ein Prinz, Kammerherr und prinzlicher Adjutant hatte zu einer Zeit, die man nicht ganz genau zu bezeichnen wagte, der stolzen Schönen anbetend zu Füßen gelegen. Warum sie bei alle dem bis in ihr dreißigstes Jahr unvermählt geblieben und sich jetzt sogar in dem bedenklichen Stadium befand, sich von einem bürgerlichen Assessor den Hof machen zu lassen, gestattet der enge Rahmen unserer Erzählung nicht, des Weiteren auseinander zu setzen. Wir verweisen den Leser nur auf unzählige Schicksals- und Seelenschwestern Eleonorens, welche den kurzen Glanz einer verwöhnten und übermüthigen Jugend mit einem langen, zehrenden Hochmuth und einem rastlosen, ewig unbefriedigten Streben ihres späteren Lebens bezahlen.

Eberhard war natürlich weit entfernt, solche Uebergänge bei Eleonoren voraus zu setzen, oder nur zu ahnen; er hatte nie an Höfen, nie in den Kreisen gelebt, welche jenen nahe liegen, und nahm alles, was ihm von dorther kam, sofern es nur mit dem Stempel der Distinction und graziöser Abgeschliffenheit versehen

Digitized by Google

war, mit gläubiger Bewunderung auf, wie Offenbarungen aus einer höheren Welt: Wer aber hätte Eleonoren nicht eine diſtinguirte, graziös abgeſchliffene Erſcheinung nennen mögen, von den langen, hellbraunen Locken und der fein gebogenen Naſe an bis herab zu der ſchmalen Fußſpitze, die nur ſelten, aber dann mit bewußtem Anſtande unter den ſeidenen Gewändern hervor kam? Eberhard wäre glücklich geweſen, dieſe ſchmale Fußſpitze küſſen zu dürfen. Das Gefühl ſeiner bürgerlichen Unbedeutenheit gegenüber ſo viel adeligem Glanze hatte ihn bisher in den Schranken ſtrengſter Ehrerbietung gehalten und ſeiner Huldigung einen vaſallenhaften Charakter gegeben; heute zum erſten mal wagten ſich ſeine Wünſche etwas kühner und perſönlicher hervor. Auf die Mittheilung hin, daß ſein Bruder, der Freiherr von Freileben, nachkommen und ſich den Damen vorſtellen werde, waren dieſelben, mit Einſchluß der Gräfin, außerordentlich freundlich gegen ihn geworden. Man ſchien ſich plötzlich für ſeine Familie, die bisher mit diplomatiſchem Stillſchweigen übergangen worden war, auf's Lebhafteſte zu intereſſiren; die Hauptmannswittwe wollte ſich aus ihren Kinderjahren der Mutter der Brüder, eines Fräuleins von Neuhoff, erinnern und Eleonore verſicherte, vom Herzog ſelbſt die Aeußerung vernommen zu haben, daß das Haus der Freileben ſeinem Hofe ſeit Jahren die eleganteſten und liebenswürdigſten Cavaliere ſtelle.

Der Aſſeſſor war ganz berauſcht von dieſen ſchmeichelhaften Kundgebungen, von welchen er mindeſtens die Hälfte auf ſeine eigene Rechnung ſetzte. Ihm war einen Augenblick zu Muthe, als wäre er ſelbſt von Familie und Cavalier am herzoglichen Hofe, und die Hand Eleonorens mit eben ſo vieler Inbrunſt als Devotion an ſeine Lippen ziehend, verſetzte er mit triumphirender Sicherheit: „Ich hoffe, mein Bruder wird Ihnen ſelbſt den Beweis geben, daß er nicht aus der Art geſchlagen iſt.“

Plötzlich fuhr er erblaſſend zuſammen. Er hatte einen zufälligen Blick durch das Fenſter geworfen und dicht am Portal des Schloſſes einen entſetzlichen rothen Regenſchirm auftauchen ſehen. Der Freiherr und Henriette waren eben im Begriff ſich mit einem lachenden Gruß und herzlichen Handſchlag von einander zu trennen. Ein leiſes Flüſtern und Kichern um ihn her verrieth dem halb erſtarrten jungen Manne, daß die Damen ſeinen Blicken gefolgt waren und die Bedeutung jener wunderlichen Gruppe errathen hatten. Bald wurden einzelne ſpöttiſche Fragen und Bemerkungen laut, denen mehrere folgten; der Ausdruck von Hohn und erbitterter Eiferſucht verrieth ſich in allen Geſichtern, und ſelbſt die matten Augen der Gräfin bekamen einen ſtechenden Glanz, ihre ſonſt ſo ruhige Stimme einen zornig vibrirenden Ton.

„Die Cavaliere des Herzogs ſcheinen einen etwas untergeordneten Geſchmack zu haben,“ bemerkte unter anderem die magere Hauptmannswittwe, die noch die G.laſſenſte war, indem ſie ihren mit vielen verblichenen Bändern und Schleifen geſchmückten Kopf ſelbſtgefällig in einem gegenüber hängenden Spiegel betrachtete. — „Und ihn ſo am hellen, lichten Tage zur Schau zu tragen!“ erwiederte die ältere Stibwitzky mit allen Zeichen tiefer ſittlicher Entrüſtung. — „Man ſollte das Mädchen, die Lehrerheuriette, nur gleich in ein Arbeitshaus ſperren!“ fügte die jüngere giftig hinzu. „Bei den alten, ſchwachköpfigen Wittwen thut ſie nimmermehr gut.“

„Sie treibt es allerdings etwas frech und bis an die herrſchaftliche Schwelle,“ verſetzte Eleonore, ſich mit affektirter Gleichgültigkeit in ihren Seſſel zurück werfend; „wiewohl man täglich gefaßt ſeyn muß, Wunderbares zu erleben. So habe ich eben in dieſem — vermeintlichen Freiherrn einen Menſchen wieder erkannt, der mir neulich in der abgeriſſenen Kleidung eines Handwerksburſchen auf der Landſtraße begegnete und ſich durch die Gefälligkeit meines Kutſchers und meine eigene Ueberraſchung einen Platz auf unſerem Bocke geſchickt zu erobern wußte.“

Sie ſah bei dieſen Worten mit einem unſäglich höhniſchen und herausfordernden Blicke zu Eberhard hinüber; aber dieſer hielt ihm ruhig und gelaſſen Stand. Seine Haltung und Miene hatten ſich in wenigen Minuten weſentlich verändert; wie Schuppen war es ihm von den Augen gefallen über die äußerliche Vornehmheit, der er lange in blindem Fanatismus angehangen hatte, um ſie plötzlich in ſolcher Herzensroheit, ja in dem gänzlichen Mangel an eigentlicher Bildung wie ein Trugbild hinſchwinden zu ſehen. Menſchen und Dinge gewannen ihm eine neue Geſtalt; die verleumdete und mißhandelte Lehrerheuriette, die doch, wie jedermann wußte, und ihre Anklägerinnen am beſten, ein braves, unbeſcholtenes Mädchen war, erſchien ihm in einem jugendlichen und roſigen Lichte, während der magere Hals der Hauptmannswittwe, die langen, ſpitzen Naſen der Fräulein von Stibwitzky und ſelbſt die feinen Fältchen im ſchönen Geſichte der Gräfin ihm plötzlich mit greller, abſchreckender Deutlichkeit in die Augen ſprangen. Auch das Schloß, das Zimmer, in welchem er ſich befand, die glänzende Ausſtattung deſſelben und die ſtolzen, ſtattlichen Ahnenbilder, alles war ihm verwandelt, ſeines Nimbus beraubt, eine einzige, elende Lüge.

Die Damen hatten ſich indeſſen noch nicht über die kleine, pikante und nach ihrer Meinung ſcandalöſe Entdeckung beruhigt, welche ihnen von der Gräfin

Digitized by Google

mitgetheilt worden war. — „Wo mag nur der — der Freiherr hingekommen seyn?“ äußerte eine von ihnen mit scheuem, mißtrauischem Umblick, wie wenn es sich hier gar um einen gefährlichen Landstreicher handeln könnte. „Er ist bereits seit einer halben Stunde im Schlosse verschwunden.“

Die Frage sollte nicht lange unbeantwortet bleiben; fast im nämlichen Augenblick ward die Thür eines Nebenzimmers rasch geöffnet, und der alte Graf Wolfsberg in Begleitung des vielbesprochenen Job von Freileben trat ein. Eleonore fuhr, von einer unheimlichen Ahnung ergriffen, von ihrem Sessel empor; die leise Erregung in den Zügen ihres Vaters konnte ihr nicht entgehen, um so weniger, als sie im Stillen längst eines unheilvoll heranschreitenden Schicksals gewärtig seyn mußte, — Verkauf des Gutes, Armuth, Kreditlosigkeit, Verzweiflung!

„Ich stelle dir hier den neuen Besitzer von Wolfsberg vor,“ sagte der Graf, sich seiner Tochter nähernd, und bereits den gewohnten heitern Weltton wieder findend, der selbst die ernstesten Dinge von oben herab, wie etwas Nebensächliches behandelt. „Während ihr hier gemüthlich bei der Chokolade saßet, haben wir drüben einen kurzen, bündigen Handel geschlossen, da es ja gottlob unter Cavalieren keines langen Feilschens und jüdischen Hin- und Herbietens bedarf. — Beruhige dich, mein Kind!“ fügte er leise und nur Eleonoren verständlich hinzu, die ihn geisterbleich, mit weit geöffneten Augen anstarrte. „Die Sache könnte schlimmer für uns stehen, wenn der Freiherr sich nicht großmüthig aller Vortheile begeben hätte, die ihm unsere bedrängte Lage in reichem Maße bot.“

Job hatte sich mit leichtem, ritterlichem Anstande vor den Damen verneigt; er küßte der Gräfin die Hand und bedauerte, in der ungalanten Rolle eines Verdrängers vor ihr erscheinen zu müssen, sich nur der Hoffnung getröstend, daß er sie eben dadurch einem ihr angemesseneren, großstädtischeren Lebenskreise wieder zuführe; der Hauptmannswittwe und den Fräulein von Stibwitzky wußte er feine, ironische Schmeicheleien zu sagen, die von jenen für baare Münze genommen wurden, und sich überhaupt wie ein Mann zu geben, der die Formen der höheren Gesellschaft spielend beherrscht, ohne sich von ihnen binden und einengen zu lassen. Als er nach einem kurzen schicklichen Verweilen Eberhard zum Aufbruch mahnte, war in dem zurückbleibenden Kreise nur die Eine Meinung gültig, daß einem wirklich vornehmen Manne immerhin einige Freiheit des Handelns zu gestatten sey, und der einzige Vorwurf die Lehrerhenriette treffe, die sich in ihrer bekannten unverschämten Manier dem Freiherrn an die Fersen geheftet haben werde.

Während der nächsten Wochen war im Städtchen von nicht viel anderm als vom neuen Gutsherrn die Rede. Wenige nur bedauerten den Abzug des Grafen Wolfsberg, der sein Geld in der Hauptstadt verprasst hatte, um sein Stammgut verfallen zu lassen und den Leuten in der Heimath eine kalte, hochmüthige Miene zu zeigen. Alles hoffte auf den Freiherrn; man sprach von bedeutenden Verbesserungen, die derselbe auf dem Gute vornehmen, und daß es den Fleißigen fernerhin nicht an Arbeit, den Armen und Nothleidenden nicht an Trost und Hülfe mehr fehlen werde. Auch im Wittwenhause wachte lebendiger denn je der alte Traum vom Hühnerstalle wieder auf.

An einem schönen, warmen Sommernachmittage, dem zu Ehren die alten Damen ihr sauber gedecktes Kaffeetischchen hatten hinaus in den Garten tragen lassen, saßen sie, eifrig strickend und über den bewußten Gegenstand debattirend, beisammen, die welken Gesichter und dürftigen Gestalten von der Sonne mildthätig beschienen, umduftet von Rosen und Jasmin und umschwirrt von dem kleinen, braunen Juniküfer, den man in unsern bergigen Gegenden so zahlreich findet. Etwas abseits an einer blühenden Akazie lehnte Henriette, schlank und anmuthig wie immer, das liebliche, rosige Gesicht von einem leichten, runden Strohhut beschattet den Rechen und die Gießkanne in Händen, wie wenn sie eben mitten in der Arbeit, vielleicht durch einen mädchenhaft träumerischen Gedanken, unterbrochen worden wäre.

„Mein Gott, dort kommt er!“ rief sie plötzlich so laut und erschrocken, daß die Wittwen sich verwundert umsahen und ein neugieriges: „wer? wer kommt?“ durch einander stammelten. Eine heiße Glut ergoß sich wie im Nu über Stirn und Wangen des jungen Mädchens; sie wagte nicht zu antworten, sondern deutete nur mit einer leisen Handbewegung nach dem hölzernen Brückensteg, über welchen hinweg des Freiherrn schlanke Gestalt dem bescheidenen Wittwengärtchen zuschritt. Die alten Damen wollten ihren Augen nicht trauen ob der unbegreiflichen Ehre eines so hohen Besuches; zagend, an Hauben und Aermeln zupfend, und mit vieler Beschämung ihrer schlechten Werktagskleider gedenkend, erhoben sie sich von ihren Plätzen und waren, als Job schon vor ihnen stand, kaum so weit gefaßt, ihn mit der nöthigen Anzahl von demüthigen Knixen und freundlich complimentirenden Phrasen zu begrüßen. Er ließ einen schelmisch lächelnden Blick zu Henrietten hinübergleiten, den diese, wiewohl verstohlen und fast ein

Digitized by Google

wenig schüchtern, mit einem eben solchen erwiederte; er nahm aber gleich darauf eine ernste, geschäftliche Haltung an und brachte, sich als nunmehrigen Patron des Wittwenhauses vorstellend, die Hühnerstallangelegenheit zur Sprache.

Da konnte man recht sehen, wie eine einzige Berührung dieses ominösen Gegenstandes die alten Seelen in Unruhe und Aufregung versetzte. Man glaubte gar nicht mehr dieselben stillen, höflich lächelnden Wittwen vor sich zu haben, so rötheten sich ihre Wangen, so funkelten ihre Augen, so zitterten und übereilten sich ihre Stimmen, um ein Recht zu beweisen, welches zu bestreiten in diesem Augenblick niemand sich einfallen ließ. Die Seniorin des Kreises, die würdige Rektorin Hempel, rührte im Eifer mit ihrem Strickzeug die Kaffeetasse um, und die kleine Hülfslehrerin Schmidt, welche die untergeordnete Stellung ihres Mannes noch zwanzig Jahre nach dessen Tode gegenüber ihren Colleginnen betonte, vergaß sich so weit in ihrer eingefleischten Sanftmuth und Bescheidenheit, daß sie mit einer mächtigen Salzbrezel wie mit geschwungenem Säbel gegen einen unsichtbaren Feind in der Luft herumfuchtelte.

Job suchte eine durch Husten und Schnupfen eingetretene Pause glücklich zu benutzen. „An mir soll es nicht liegen, meine Verehrtesten, wenn Sie nicht so bald als möglich zu Ihrem rechtmäßigen Eigenthum gelangen," sagte er höflich. „Mit Ihrer Erlaubniß sende ich schon morgen einige tüchtige Zimmerleute, die beauftragt seyn werden, den Bau ganz nach Ihrer Angabe und Ihrem Geschmack in's Werk zu setzen, und Sie haben dann nur noch zu bestimmen, ob Sie das Haus mit gewöhnlichem deutschem Federvieh bevölkert zu sehen wünschen, oder ob Sie Kalkutta oder Cochinchina den Vorzug geben." — „Wär's möglich? Sie wollten — Sie könnten —!" riefen die Wittwen, von einem wahren Freudentaumel ergriffen. So weit hatten sich ja ihre hochfliegendsten Wünsche niemals verstiegen, daß sie auch die Hühner geschenkt erhalten sollten. Und nun gar diese interessante Auswahl zwischen dem In- und fernen Ausland!

Nach vielem eifrigen Hin- und Herreden, Zögern und Bedenken wurde endlich mit Stimmeneinheit für das deutsche Huhn entschieden, da man mit seiner Pflege am vertrautesten, seines Nutzens am sichersten, und endlich doch auch so ein Stück von einem Patrioten sey.

Der Freiherr erhob sich, von lebhaften Dankesworten fast überschwemmt, die Begleitung der Wittwen mit höflicher Entschiedenheit verbittend, aber einen zweiten Blick schelmischen Einverständnisses zu Henrietten hinübersendend, wie wenn er fragen wollte: „Habe ich es so recht gemacht?"

Die alten Damen mochten diesen Blick bemerkt und mißverstanden haben. „Aber, Mädchen, bist du denn wie angenagelt an deinem Baum, daß du nicht weißt, was sich schickt, und dem gnädigen Herrn voranspringst, ihm die Pforte zu öffnen?"

Sie raffte sich schnell und erröthend zusammen, um dem Befehl der Gestrengen Folge zu leisten. An der Gartenthür, wo sie seiner in freundlicher Dienstbarkeit harrte, legte der Freiherr sanft und innig seine Hand auf ihren Arm, indem er sagte: „Schutz um Schutz, und Schirm für Schirm, liebes Kind! Was Sie einem Fremden, Unbekannten, aus freien Stücken und gutem Herzen für die Dauer eines kurzen Unwetters gewährten, wollen Sie das von einem Freunde annehmen für heute, für morgen, für Ihr ganzes Leben?"

Henriette sah verwirrt und zagend, aber von einer glückseligen Hoffnung durchbebt, zu dem stattlichen Manne empor, für den es keiner deutlicheren Antwort bedurfte. Fest und fröhlich, wie er in allen Stücken zu handeln pflegte, zog er auch jetzt das geliebte Mädchen in seine Arme, und das staunende Wittwengärtchen erlebte, was ihm seit seinem langjährigen Bestehen nicht begegnet war — den Anblick eines jungen, glücklichen Brautpaars.

K. v. F.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, am Ostersonntag.

Ostereier für Europa. — „Frankreich rüstet nicht!“ — Untere Stimmung. — Eine düstere Prophezeyung. — Franz Joseph I. und Ferdinand II. — Ein frommer Wunsch. — Die stille Woche. — Das Nordlicht. — Philippine Welser.

Die Osterwoche, scheint es, wird eine rothe; zwischen heute und dem nächsten Sonntag dürfte es einmal wieder von jenen gewissen Eiern absetzen, die kein Hase gelegt hat, sondern der Hahn, und aus dem Hahnenei wird bekanntlich der Basilisk gebrütet. Heute Abend läuft, dem Vernehmen nach, die Frist ab, welche der Carbonari-Regierung zu Turin gestellt wurde, um die Waffen niederzulegen. Vielleicht wird die letzte Gnadenfrist auch erst morgen ihr Ziel erreichen, jedenfalls aber unbenutzt vom Sarden verstreichen; darüber kann kein Zweifel mehr herrschen, denn die Antwort auf die Frage an Turin ist ja bereits aus Paris eingetroffen. Eine gewaltige Heeresmacht steht ganz nahe beim Mont Cenis auf dem Kriegsfuße, um zweifelsohne in allerkürzester Frist die Eisenbahn von Culoz über Aix-les-Bains zu befahren und einen „Spaziergang“ auf der frisch gesäuberten Steig zwischen St. Jean de Maurienne und Susa zu unternehmen. Andere Heeresmassen, nicht minder kampfbereit, bieten bereits dem Niederrhein wie dem Oberrhein ihr Schach dem König. Wir erfahren das alles aus dem französischen Staatsanzeiger selbst und dürfen ihm dießmal mehr Glauben schenken als vor kurzem, da er und La Patrie als Glaubenssatz aufstellten: „Frankreich rüstet nicht.“ Meiner Treu, wenn das, was wir seit einem Vierteljahre aus Frankreich erfahren, „nicht rüsten“ heißt, dann bin ich neugierig, einmal wirkliche Rüstungen zu sehen, die — um das Widerspiel der jetzigen Vorgänge darzustellen — fürwahr nichts übrig behalten, als das Pulver zu netzen, die gefüllten Holzgeschosse in's Wasser zu versenken, wo es am tiefsten ist, die Soldaten in blanken Unschuldgewand zu hüllen, ihnen Kränze von Blumen auf's Haupt zu setzen und Palmenzweige in die schwieligen Branken zu geben.

Ueber die allgemeine Stimmung und über die Auslegung der Begebenheiten, aus der sie hervorgegangen, habe ich wohl in meinen letzten Briefen hinlängliche Winke gegeben, die ihr um so leichter verstanden haben werdet, als sich eure eigenen Gedanken und Empfindungen darin wiederspiegelten. Im Verständniß unserer Tage stehen wir allesammt so ziemlich auf demselben Boden, so wie mit der Ueberzeugung, daß wir die Wiederholung des alten Stücks, mit Hinweglassung der ersten Akte, zu bewerkstelligen meinen, um statt mit Jena gleich mit Waterloo anzufangen, geschähe dieß auch nur um beliebter Kürze willen. Ich habe dem früheren also nur hinzuzufügen, daß seit ein paar Tagen eine merkliche Erleichterung der Gemüther zu verspüren ist, seit die Gewißheit des Losschlagens der gespannten Erwartung ein Ende gemacht hat. Besagte Erwartung, ließe sich sagen, schloß freilich noch Friedenshoffnungen in sich; aber man wagte auf keinen andern als einen faulen Frieden zu rechnen, und dadurch fühlte man sich für die Pein der Ungewißheit nichts weniger als entschädigt. Jetzt hat es mit der Ungewißheit gute Wege; die Antwort von Turin ist, wie gesagt, zum voraus von Paris gegeben. Wir sind der Sorge enthoben, uns noch länger zum Spielball trügerischer Unterhandlungen mißbraucht zu sehen. Der Krieg bricht los. Allem Anschein nach werden diese Zeilen nach dem Orte ihrer Bestimmung noch unterwegs seyn, während die Regimenter, welche vor einem Jahrzehnt die Schlacht von Novara geschlagen, bereits das Hügelgelände an der rechten Seite des Ticino zu neuen Waffenthaten betreten und dem Andenken Radetzky's Todtenopfer bringen.

Es begreift sich, daß wir allesammt hier in stolzer Zuversicht auf den Sieg zählen, aber wir geben uns nicht der Täuschung hin, daß selbst ein zweiter Tag von Novara, auch wenn Victor Emanuel unvorsichtig genug wäre, sich ihm auszusetzen, die rasche Entscheidung von 1849 wiederholen würde. Wir wissen recht gut, daß die Sarden von heute nur die Vorhut eines Gegners sind, der an Stärke und gewachsen ist; nicht minder ist uns klar, daß wir in Folge der beginnenden Verwicklung, wenn auch vielleicht nicht sogleich im Anfange, aber doch bald an der untern Donau verdrießliche Händel bekommen werden.

Ich für meine Person bin ein Mann leichtblütiger Zuversicht und frischen Lebensmuthes. Ich bilde mir ein, noch zwanzig Jahre und drüber den Weltlauf aus irdischen Augen mit anzuschauen, obschon das Leben während der 53 Jahre meiner unebenen Laufbahn mich hart mitgenommen hat. Ich bin nicht gesichont worden und noch weniger habe ich mich selber geschont, sondern die Kerze gleich an beiden Enden angezündet. Auch gedenke ich mich nicht zu sparen, so lange noch ein Faden an mir halten will. Ihr ersieht daraus, daß es mir an keckem Muthe nicht gebricht, und dennoch reicht dieses gehaufelte Maß nicht aus, mir nur einen Dämmerschein von Hoffnung zu erwecken, wiederum den Anfang eines Friedens von dauerhaftem Zuge zu erleben, wie der von 1815 war, dessen Lage Ueberreste jetzt vollends in die Brüche gehen. Ich will damit nicht gesagt haben, daß ich keine Friedensschlüsse mehr erleben werde; ich fürchte deren etliche taufen und begraben zu sehen. Aber den Tag der großen Entscheidung werden unter uns Graubärten nur die erleben, denen ein

Digitized by Google

Humboldtiſches Alter beſchieden iſt. Sie allein werden wiſſen, wie ſie die Welt hinterlaſſen: entweder, was Gott in Gnaden gebe, für lange Zeit einer geordneten Geſittung nach überſtandener Läuterung zurückgegeben, oder nach allen Greueln und Scheueln der vollſtändigen Zerſetzung der Barbarei und der Säbelherrſchaft verfallen.

Es iſt ein Kampf des guten und des böſen Geiſtes, der zur Stunde ſeine verhängnißvollen Schlachten vorbereitet. Die Grundſätze der erhaltenden Ordnung werden auch dießmal wieder vorzugsweiſe durch das Haus Habsburg vertreten, und die Aehnlichkeit der Verhältniſſe unter Franz Joſeph I. mit denen unter Ferdinand II., auf die ich ſeit Jahren ſchon mehrfach in dieſen Blättern hingewieſen, offenbart ſich unter anderem auch dadurch, daß im Innern des Reiches ſelbſt die zerſetzenden Elemente mit großer Gewalt arbeiten. Sie tragen andere Namen und andere Waffen, aber ihr Ziel iſt — den Streitern der weit überwiegenden Mehrzahl nach abermals unbewußt — wiederum das gleiche. Statt der hochfahrenden Landherren, die ſich reichsunmittelbar zu machen ſtrebten, haben wir die hoffährtige Bourgeoiſie, deren Ehrgeiz nach völliger Zertrümmerung der letzten brachliegenden Beſtandtheile einer naturwüchſigen Landesvertretung im Rathe der Regierung ſich mit den Mitteln moderner Erfindung an die Stelle einer Bureaukratie ſetzen will, deren Allmacht ſie nicht zu beſeitigen, ſondern zu erben gedenkt. Die Stelle der Kanzel von dazumal vertritt heutzutage die Preſſe, und das Heer der Prädikanten beſteht gegenwärtig zu neun Zehnteln aus Juden.

Zuwiefern es Oeſterreich gegeben ſeyn wird, auch dießmal ſeine weltgeſchichtliche Aufgabe durchzuführen, werden diejenigen ja ſehen, welche den Verlauf des Kampfes bis zu ſeinen entſcheidenden Wendungen erleben. Meine Erwartung richtet ſich natürlich nach meinen Wünſchen, welche nicht die Wünſche einer ſehr bedeutenden Anzahl von Zeitgenoſſen ſind. Meine Zuverſicht wird auch nicht durch den Blick auf den nordiſchen Coloß erdrückt, der uns Gefahren bereitet, die ſchwerer in's Gewicht fallen als in den Zeiten Ferdinands II. die Türkennoth; aber bei aller Zuverſicht wage ich nicht die Gefahr zu unterſchätzen.

Dieſen trübſeligen Betrachtungen am Vorabend eines langen Krieges bis zum Meſſer weiß ich außer der Berufung auf die unerſchütterliche Hoffnung auf einen guten Ausgang keinen Troſt hinzuzufügen als die Erwartung, daß die Aufregung einer ſchweren wilden Zeit die bärenhäuteriſche Gleichgültigkeit der Maſſen in ihr ehrenhaftes Gegentheil verkehren werde.

Bei der ungeheuern Aufregung, welche von Tage zu Tage geſteigert ſich der Gemüther bemeiſtert hat, iſt es ſehr erklärlich, daß fortwährend noch, wie ich ſchon früher einmal bemerkt, die kleine Geſchichte des gewöhnlichen Lebens ſo ziemlich unbeachtet ſich abſpinnt. Das wäre auch ohne die fromme Stille der Charwoche der Fall geweſen. Die Einförmigkeit des Lebens wurde in derſelben nur durch die prachtvolle Erſcheinung eines Nordlichtes unterbrochen. Dem Volke war es ein Herold des Krieges ſtatt des Kometen, der ſeine unheilverkündende Sendung um einige Monate zu früh vollzogen, muthmaßlich nur darum, weil er, deſſen Kreislauf um die Sonne nach Jahrhunderten ſich mißt, es mit einer Spanne Zeit nicht gar ſo genau zu nehmen verſteht. Was wir für das große Stück eines Jahres nehmen, iſt ihm nur Scheidemünze.

Den Schluß der Theatervorſtellungen vor dem Palmſonntag bildete Oſkars von Redwitz „Philippine Welſer,“ die behufs eines wohlthätigen Zweckes im Theater an der Wien von erſten Mitgliedern des Burgtheaters dargeſtellt wurde. Auf dem Hoftheater kann das Stück nicht gegeben werden, da es eine Familiengeſchichte des Kaiſerhauſes zum Gegenſtande hat und zudem noch ſogar an einen berühmten Vorgang unſerer Zeit erinnert. Vom Bau der Dichtung muß ich vorausſetzen, daß er den Leſern wenigſtens aus einem Münchener Berichte über die erſte Darſtellung bekannt ſey. Nicht minder werden ſie ſowohl von dem Erfolge wiſſen, welcher dem Werke geworden, wie von den mannigfachen Anfechtungen, welche auch bei dieſer Gelegenheit der Dichter erfahren. In Wien war der Erfolg gleichfalls ein glänzender, und eben ſo die Anfeindung von Seiten der Kritik eine überaus heftige. Aber die Vorwürfe konnten den Erfolg nicht leugnen; die Widerſacher mußten die bühnengerechte Wirkſamkeit der Dichtung anerkennen und ſomit eine Hauptſache gelten laſſen, wie immer auch ſie ſich drehten und wenderen, um am Erfolge zu mäkeln und herunter zu handeln, was ſich irgend abhandeln ließ. Die Angriffe gegen Redwitz gehören in das Capitel von Kanzel und Preſſe, auf das ich oben anſpielte; nicht das Werk wurde bekämpft, ſondern der Vertreter einer Sache, oder, wie es die modernen Deutſchverderber heißen: eines Princips.

London, April.

Stimmung. — Die Wintersſaiſon. — Humbug. — Barnum. — Lola Montez. — Theater. — Crinoline.

John Bull hat jetzt ſcheinbar alles, was ſein Herz nur verlangen kann. Die engliſche Induſtrie hat ſich wunderbar raſch von der 1857er Kriſe erholt, der Handel iſt wieder in voller Blüthe, die Getreidepreiſe ſind niedriger, als ſeit langen Jahren und das Wetter iſt — mit ſeltenen Unterbrechungen — ſo prächtig, daß man ſich nach Italien verſetzt

Digitized by Google

glaubt. Und doch iſt John Bull nicht glücklich. Ein tückiſcher Wurm nagt ihm im Buſen und vergällt die ſchöne Wirklichkeit. Dieſer Wurm iſt die Angſt vor dem Krieg, die, hundertmal weggeſcheucht, immer hartnäckig zurückkehrt. Der Himmel iſt tiefblau, aber am politiſchen Horizont ballen ſich dunkle Wolken; die Fabriken gleichen Bienenſtöcken, allein eine geheimnißvolle Hand iſt Zerſtörung drohend über ihnen ausgeſtreckt; die britiſchen Kauffahrer bedecken den Ocean, aber es bereitet ſich ein Sturm vor, der ſie vielleicht ſchon in wenigen Tagen von ihrem friedlichen Pfad verſchlagen und unter die Kanonen der Kriegsſchiffe und der Küſtenbatterien treiben wird. Kurz John Bull befindet ſich in einer ähnlichen Lage, wie jene Gebirgsbewohner, die den Sturz einer Lawine zu befürchten haben. Die unheilſchwangere Schneemaſſe hängt an der ſteilen Felswand — ein Windſtoß, ein Flintenſchuß, und ſie rollt todverbreitend in die Ebene herab. Aber wozu das traurige Bild ausmalen? Gilt doch, was ich von England geſagt, in noch weit höherem Maße von unſerem eigenen Heimathlande.

Wie bei der allgemeinen Verſtimmung nicht anders zu erwarten, war die heurige Winterſaiſon ungewöhnlich todt. Es fehlte nicht an Vergnügungen jeder Art, aber es fehlte an Genußſinn, und die Theaterdirektoren, Concertgeber et hoc genus omne haben im Durchſchnitt ſehr ſchlechte Geſchäfte gemacht. Die Humbugs von Profeſſion, an denen London ſo reich iſt, bilden natürlich eine Ausnahme. Albert Smith („Montblanc Smith"), der das chineſiſche Geheimniß in weniger als ſechs Wochen löſte, was den Gelehrten Europas in beinahe eben ſo viel Jahrhunderten nicht gelungen war, hat mit ſeinen Vorleſungen über das himmliſche Reich tüchtiges Geld verdient und erſtreut ſich fortwährend der Gönnerſchaft der faſhionabeln und unfaſhionabeln Welt. Auch der „berühmte" Barnum hat eine goldene Ernte gehabt. Er ertheilte bekanntlich Unterricht in der Kunſt des Humbugs und des Geldmachens. Das hieß freilich Eulen nach Athen, oder Kohlen nach Newcaſtle tragen; denn die Engländer ſind ſeit Langem in dieſen beiden Künſten Meiſter. Sie wiſſen nicht bloß Geld zu machen, ſondern auch es zu behalten, was Barnum nicht verſteht; und was iſt ferner der bäuriſche, plumpe, blos geſchminkte Yankee-Humbug, verglichen mit dem gelecktен, glatten, ehrbaren Humbug, der uns hier bei jedem Schritte begegnet, und der häufig ſelbſt den Klügſten und Gewitzigſten täuſcht? Trotz dem gelang es Barnum, den Engländern eine gehörige Zahl von Sovereigns aus der Taſche zu locken, wohl hauptſächlich, weil er ſo gar unverſchämt und cyniſch war und ſich ganz ohne Maske zeigte. Da ich gerade von Humbugs ſpreche, darf ich der „Madame" Lola Montez nicht vergeſſen, die vor acht Tagen in London anlangte, und am Donnerſtag und Freitag vor einem ſkandaliſirenden Publikum die Amerikaner verſpottete. Der Zulauf zu ihren bisherigen Vorleſungen war außerordentlich. Hätte ſie ſich einfach für Geld gezeigt, ohne den Mund zu öffnen, ſo wären freilich gewiß eben ſo viele Leute gekommen, denn was an ihr anglebt, iſt nicht, was ſie ſagt, ſondern was ſie erlebt und gethan hat. Sie tritt beiläufig mit wohlangelernter Beſcheidenheit auf und ſpielt die Rolle der verſchämten Unſchuld zum Entzücken. Wie es heißt, haben ihr ſchon verſchiedene reiche Sonderlinge Hand, Herz und Vermögen angeboten, — eine überflüſſige Mühe, da Madame Lola bereits mehr Ehegatten beſitzt, als die Geſetze der monogamiſchen Völker erlauben.

In Her Majeſty's Theatre finden dieſen Sommer keine Opernvorſtellungen ſtatt, und da Herr Lumley hoffnungslos bankerott iſt und niemand Luſt hat, ihm nachzuahmen, wird dieſer ſchöne Muſentempel, der ſchönſte in der britiſchen Metropole, aller Wahrſcheinlichkeit nach in ein Gaſthaus verwandelt werden. Sic transit gloria mundi. Herr Gye vom Coventgardentheater, der glückliche Concurrent Lumleys, iſt feinerſeits von Smith, dem Inhaber des alten Duryſanetheaters, beſtegt worden. Smith hat ihm ſämmtliche gute Sänger und Sängerinnen weggefiſcht, und trotz der Ungunſt des Hofes wird „Old Drury" heuer ohne Zweifel die Heimath der italieniſchen Oper par excellence werden. Smith iſt bekanntlich einer der kühnſten und geſchickteſten Spekulanten Englands. Abgeſehen von ſeinen Erfolgen als Theatermanager, iſt er Eigenthümer einer Wochenzeitung, die trefflichen Abſatz hat, und hat er eine Kunſtreitertruppe im Solde, die u. a. Stiergefechte aufführt, bei denen aber der Stier nicht getödtet werden darf, was den guten Londonern allerdings nicht recht behagt. Er — ich meine Smith, nicht den Stier — geht außerdem mit dem Gedanken um, einen „nationalen" Club zu gründen, eine Suppenküche für die Armen anzulegen (die Philanthropie iſt eine vorzügliche Lockſpeiſe) und — ſich in das nächſte Parlament wählen zu laſſen.

Dem „ſchwachen" Geſchlecht, ſo benannt, weil es nich ſchwach iſt, nach der Theorie des lucus a non lucendo, wird von den Weiberfeinden bei jeder Gelegenheit der Vorwurf der Unbeſtändigkeit und des Mangels an Feſtigkeit gemacht. Daß dieſer Vorwurf völlig unverdient iſt, daß haben die Damen neuerer Zeit auf das Glänzendſte durch die Hartnäckigkeit, zu den Heidenmuth bewieſen, mit dem ſie den Reifrock vertheidigen. Vergebens ſchleudert Punch ſeit Jahren ſeine Wippfeile gegen das fragliche Kleidungsſtück; vergebens feuert die polliſche Tagespreſſe ihr ſchweres Geſchütz ab; vergebens ſchleudern die Aerzte medieiniſche Argumente; vergebens eifern fromme Prediger von den Kanzeln herab; der Reifrock hat allen Angriffen nicht bloß getrotzt, nein, er hat ſogar an Gebiet gewonnen und nimmt noch täglich an Umfang zu. Unſere modiſchen Damen in Regentſtreet ſind wandelnde Wolken, und um nicht vor ihnen als unnahbar zurückzubeben, muß man ſich die Fabel von der empfindſamen Nephele in's Gedächtniß zurückrufen. Unſere modernen Wolken haben doch ſicherlich eben ſo gut ein Herz, wie ihr mythiſches Vorbild. Die Verehrerinnen der Crinoline können ſich übrigens glücklich preiſen, daß ſie in einem aufgeklärten Zeitalter leben. Noch im vorigen

Digitized by Google

Jahrhundert war man nicht ſo tolerant. Man leſe nur nachſtehende Bill, die 1770 im engliſchen Parlament eingebracht ward: „Alle Frauen, von welchem Alter oder Stand ſie ſeyn mögen, Jungfrauen, Eheweiber und Wittwen, die nach Erlaſſung dieſes Geſetzes durch Wohlgerüche, Schminken, Schönpflästerchen, Reifröcke, künſtliche Zähne, falſches Haar, Schuhe mit hohen Abſätzen u. ſ. f. irgend einen Unterthan Seiner Majeſtät verlocken und zur Ehe verleiten, ſollen als Hexen beſtraft werden, und jede derartige Ehe ſoll null und nichtig ſeyn.“ Dieſe drakoniſche Bill kam zur Verhandlung, wurde aber von dem Unterhaus nicht genehmigt. Hätte die Mehrheit anders entſchieden, die Folgen wären greulich geweſen.

Paris, April.

(Schluß.)

Literatur. — E. Grenier. — Jasmin. — Die Partikularnationalität.

Auch ein Pariſer Dichter weiß es, daß die Geſchichte das Weltgericht iſt; die Dichter wiſſen Alles, und ſie allein wagen es, Alles auszuſprechen. Der Pariſer Dichter, den ich meine, heißt Eduard Grenier, von dem ſo eben ein Band ſchöner Gedichte (bei Charpentier) unter dem Titel „Petits Poëmes“ ausgegeben wird. Das Buch enthält zwei größere erzählende Gedichte, „la mort du Juif-Errant und L'Elkovan,“ eine orientaliſche Liebesgeſchichte, mehrere kleinen lyriſche Gedichte und ein größeres, in Terzinen geſchriebenes, welches „Viſion“ betitelt iſt. In dieſem letzteren verräth er ſeine Kenntniß des traurigen Zuſtandes, in dem ſich ſein Vaterland befindet, und ſpricht er eine Sprache, wie man ſie ſeit Jahren in Frankreich nicht gehört hat. Zwar iſt dieſe Sprache ſehr mild, aber die tiefe Melancholie, die heraus klingt, gibt der Anklage eine größere Kraft, als wenn ſie mit Heftigkeit herausgeſtoßen wäre. Grenier ſchreit nicht, er ſingt; ſein Inſtrument iſt nicht die Poſaune, ſondern die Lyra. Die „Viſion“ iſt ihrem Hauptinhalte nach ein Geſpräch mit Dante, der dem Dichterſänger bei Ravenna erſcheint, über den tiefen Fall Frankreichs und Italiens. Grenier ſtellt dem verklärten Geiſte die Frage, ob er an ſeinem Vaterlande verzweifeln ſolle und ob es für immer ſo tief gefallen wie Italien? Er motivirt ſeine Beſorgniß mit der Darſtellung des moraliſchen Zuſtandes der Franzoſen. Dante, nicht mehr der parteieifrige Ghibelline, ſondern ein in die Zukunft, in die Herzen der Völker und in die Geheimniſſe der Weltgeſchichte blickender Geiſt, tröſtet ihn mit der Unvergänglichkeit des Guten, des Wahren. Dieſe Viſion iſt uns ſeines Inhalts wegen der intereſſanteſte Theil des Buchs; an poetiſchem Werthe ſteht ihr das Gedicht L'Elkovan nicht nach, obwohl es nicht ſo ganz dem Dichter angehört, wie das andere. Der Einfluß Byrons macht ſich darin geltend, doch hat ſeine Eigenthümlichkeit den Dichter davor bewahrt, vielleicht gegen ſeinen eigenen Willen, ein Nachahmer zu ſeyn. Seine Saiten haben einen ihnen eigenen, ſanften Klang und er wird aus ihnen nie einen welterſchütternden, oder grellen, wild leidenſchaftlichen Ton herauslocken. Hier iſt Alles wohl temperirt, moll, melancholiſch, ſinnig. So iſt es auch in dem größeren Gedichte, „der Tod des ewigen Juden,“ das hier zum zweiten mal abgedruckt wird. Der ruheloſe Wanderer kommt endlich durch die Erkenntniß des Guten zur Ruhe. Eduard Grenier wäre viel eher als der neue Akademiker Monſieur de Laprade, der Mann, den Franzoſen das kleine romantiſche Cyos zu geben. Er iſt natürlicher, wärmer und liebenswürdiger. Mit all dem wagen wir es nicht, Grenier einen bedeutenden Erfolg zu prophezeihen; die Zeit weiſt nicht auf Poeſie, das Jahr iſt dieſer zarten Pflanze nicht günſtig. Was heute anziehen ſoll, muß auffallend, fremdartig ſeyn. Der Perrückenmacher Jasmin, der ſüdliche Dialektpoet, verſammelt in ſeinen Vorleſungen im Hotel du Louvre eine große Menge, deren zehnter Theil kaum ſeine Gedichte verſteht. Er lieſt mehr in franzöſiſcher Ueberſetzung; aber man weiß, wie viel von Dialektpoeſie, in eine akademiſche Sprache überſetzt, übrig bleibt. Aller Duft, alle Naivität iſt hin. Aber man muß den berühmten Perrückenmacher ſelbſt geſehen und gehört haben. Das iſt intereſſant und man eilt hin, wie um das Rheinzeros zu ſehen; von einem wahren Intereſſe für die Volkspoeſie, für die höchſt eigenthümliche Sprache iſt nicht die Rede, wenigſtens in Paris nicht. ...d den Provinzen iſt das andres, und wollte man gewiſſe Erſcheinungen, die ſich ſeit einigen Jahren kund thun, mit einiger Kühnheit erklären, könnte man glauben, daß die Widerſacher der Centraliſation neue Hoffnungen ſchöpfen dürfen. Die Erſcheinung des Wiedererwachens der Nationalitäten, die ſich ſeit mehreren Jahrzehnten im Großen in ganz Europa offenbart, thut ſich im Kleinen auch in Frankreich kund. Die verſchiedenen Sprachen, welche von der franzöſiſchen Einheit pallirt wurden,

Digitized by Google

wollen aus der Decke herauswachsen. Die Bretagne, die Gascogne, die Provence erinnern ſich, daß ſie unter Schwelle und Herd Schätze vergraben haben, und daß ſie, freilich in alten, außer Kurs gekommenen Münzen, eigentlich reicher ſind als die „Franzoſen,“ die ſie mit ihrem Parvenürichthum überglänzen und in den Hintergrund gedrängt haben. Die Bretagne hat bisher das Ihrige mit Ausgrabung ihres unendlichen Liederſchatzes gethan; Selbſtſtändiges, Neues hat ſie in ihrer alten Sprache noch nichts geſchaffen. Anders thut ſich die Particularnationalität in der Provence kund. Dieſe macht es ſich nicht zur Aufgabe, ihre ſchöne mittelalterliche Literatur, die holde Fahnenträgerin des ganzen Mittelalters, die Geſangmeiſterin aller Völker, in ihrer alten Pracht herzuſtellen — nein, ſie vernachläſſigt ſie eigentlich, ſie weiſt nur in ſo fern auf ſie hin, als ſie ihren und ihrer Sprache alten Adel documentiren will; im übrigen ſucht ſie ſich eine eigene, neue Literatur zu ſchaffen. Was wir bis jetzt von den neuen Schöpfungen zu Geſicht bekommen, iſt in der That von den Producten Bertraud de Borns, Bentadours, Fulcos, Cardinals ꝛc. ſehr verſchieden. Roumanille, Grouſſilat, Reybaud, Aubanel, Glaup, Miſtral ꝛc., die in Meiereien und Stadthäuſern wohnen, haben mit jenen Bewohnern der Schlöſſer, die nur raffinirte, höfiſche Liebeslieder und politiſche Parteilieder ſangen, nichts gemein. Sie ſingen aus ihrer Zeit heraus — die allerdings in der Provence nicht ganz die moderne Zeit iſt — und ihre Producte haben den Geſchmack des Grundes, auf dem ſie gewachſen. So machen die Felibre de Prouvènço durch Thaten Oppoſition gegen die franzöſiſche Sprache; aber ſie treten auch theoretiſch polemiſch auf. Wir wollen hier nur eine Note aus Frederic Miſtrals ſo eben erſchienenem Gedicht „Mirèio“ anführen, die uns viel Wahres zu enthalten ſcheint.

„Selbſt die literariſche Vergangenheit, welche die provenzaliſche Sprache der Aufmerkſamkeit der Geſchichte und der Dankbarkeit der civiliſirten Welt würdig gemacht, bei Seite geſtellen, ſcheint es uns höchſt ungerecht, eine Sprache als „patois“ zu betrachten und als ſolches zu verachten, welche von einer zahlreichen, höchſt ehrenhaften und intelligenten Bevölkerung geſprochen wird, weit, ihr übergeordnet, eine adminiſtrative, commerzielle und Gelehrtenſprache beſteht. Die provenzaliſche Sprache ſchlechthin als Patois behandeln, kommt dem Schimpf gleich, welchen der verderbte Reiche dem armen Lazarus, der Sieger dem Beſiegten in's Geſicht wirft; — iſt das ein Beweis? — Ein anderes nicht minder, wenigſtens in Paris verbreitetes Vorurtheil iſt der Glaube an ein ſehr nahes Erlöſchen der verſchiedenen Idiome der Provinz. Wer nicht im Süden und daſelbſt beſonders in der Mitte der ländlichen Bevölkerung gelebt hat, kann ſich keinen Begriff machen von der Unverträglichkeit, von der Unzulänglichkeit und Armuth der Sprache des Nordens gegenüber den Sitten, den Bedürfniſſen und der Organiſation der Südländer. Die franzöſiſche Sprache, in die Provence verpflanzt, macht den Eindruck, als wäre ſie der Aufputz eines Pariſer Stutzers auf den Schultern eines robuſten, von der Sonne gebräunten Pflügers. Geboren unter einem regneriſchen Himmel, geſchniegelt, geſteift an der Hofetikette, vor allem für den Gebrauch der höheren Klaſſen zugeſchnitten, iſt und wird dieſe Sprache immer auf natürliche Weiſe antipathiſch ſeyn dem freien Benehmen, dem hitzigen Charakter, den derben Sitten, dem lebhaften und bilderreichen Worte der Provençalen. Da ſie künſtlicher, conventioneller iſt als jede andere, eignet ſie ſich auch mehr als jede andere für die Wiſſenſchaften, die Philoſophie, die Politik und für die neuen Bedürfniſſe einer überfeinerten Civiliſation. Aber ſie hat nicht ungeſtraft dieſe hohe Eigenſchaft erworben. Griechenland, Italien, Spanien, Portugal, England, Deutſchland haben ihre Epen; Frankreich hat keines und wird vielleicht nie eines haben.“ — — „Um für die volksthümliche und wunderbare Erzählung der Epopöe geeignet zu ſeyn, muß eine Sprache die eingeborene Poeſie, die Einfachheit, Kühnheit, Kraft, die Sitten und den Glauben des Volks, in deſſen Schooße der Dichter ſingt, wie ein Spiegel wiedergeben, und unglücklicherweiſe iſt die franzöſiſche Sprache nicht mehr in dieſem Zuſtande. Es gibt eine Menge Dinge, und zwar ſind es gerade die menſchlichſten, im Leben alltäglichſten, welche die franzöſiſche Poeſie nur mit Hülfe von Periphraſen und unendlichen Umſchreibungen wiedergeben kann. — Eine große Anzahl von Ausdrücken, Wendungen und Begriffen, ſo poetiſch und harmoniſch im Provençaliſchen, werden, in's Franzöſiſche überſetzt, platt.“

Wie viele der herrlichſten Dichtungen des Alterthums, meint Miſtral ferner, würden, in ihrer nackten Schönheit, ohne Kunſtſtücke in's Franzöſiſche überſetzt, gemein und niedrig erſcheinen! Wie ſehr Recht er habe, beweiſt ſein eigenes erzählendes Gedicht „Mirèio,“ das ſich in ſeiner provençaliſchen Sprache an manchen Stellen homeriſch ſchön ausnimmt und das es unmöglich hätte franzöſiſch ſchreiben können. — Miſtral hofft, daß wenn die Dinge ſo fort gehen, eine Wiedergeburt der provençaliſchen Literatur kein leerer Traum ſeyn, und daß eine junge, eigenthümliche, volksthümliche Literatur die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnen werde. So weit gehen wir in unſerer Hoffnung nicht; Miſtral täuſcht ſich hier, wie ſich Klaus Groth täuſcht. Wie groß das Talent eines Miſtral oder Klaus Groth ſey, eine drei- und vierhundertjährige Geſchichte kann man nicht ungeſchehen machen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 20. 15. Mai 1859.

— Frugifero quercus sublimis in agro
Exuvias veteres populi sacraque gestans
Dona. —

Lucan.

Die tausendjährige Eiche im Elsaß.

Man sagt der Sommereiche nach, sie erreiche in drei bis vier Jahrhunderten ihre höchste Höhe, nahe an zweihundert Fuß, und dauere dann noch sechs bis sieben Jahrhunderte aus, so daß sie beim endlichen Absterben sich rühmen könnte, ein Jahrtausend an sich vorüberrauschen gesehen zu haben. Es gab eine Zeit, wo man sie mit einer Art heiligem Grauen betrachtete und wo man sich scheute die Axt an sie zu legen. Die Heidenbekehrer waren längst Staub und Asche und auch das longobardische Gesetz moderte in seinen pergamentenen Rollen, als man noch immer ehrfürchtig vor den ältesten Eichen stillstand, Gebete hersagte, Gelübde that, Opfer brachte oder auch mit dem Teufel Zwiesprache hielt, der, seit Bonifacius die heilige Eiche fällte, auf jedem alten Eichbaum sein Wesen trieb. Dem Teufel ein Kerzlein opfern, das war ein Brauch, welcher nicht erst aus unsern neuesten theologischen Wirren herzuleiten ist; er bestand schon vor manchmalt Jahrhundert und schützte damals nicht minder vor Viehsterben, Krankheit und Feuersnoth, wie er's noch heute thun soll. Das Kerzlein aber fand den Bösen, den abgesetzten Allvater Wodan, am sichersten auf einem mächtigen Eichenast. Cäsarius von Heisterbach selbst ist es, welcher versichert, daß ein riesengroßer Satan mit feurigen Augen auf einer Eiche sitzend von dem Pastor Michel von Bürig am Rhein deutlich wahrgenommen wurde, als dieser im Weinmonat des Jahres 1220 von Bürig nach Schlebuschrath wanderte und statt des Gebets die Waffe des Schwerts mit auf den Weg genommen hatte. Im Weinmonat sollen diese Erscheinungen überhaupt besonders häufig seyn, und man behauptet, daß sie noch heutzutage späten Nachtschwärmern sichtbar sind, auch wenn sie statt eines Schwertes nur einen leeren Beutel und einen etwas vollen Kopf mit heimbringen.

Die Eiche, von welcher wir reden wollen, war schwerlich von bessern Geistern bewohnt, als jene zwischen Bürig und Schlebuschrath, denn um die nämliche Zeit etwa, wo der Pastor Michel sich fast zu Tode ängstigte, zeigte jene andere Eiche schon mancherlei Brandspuren, wie sie wohl Bewohnern mit feurigen Augen, glühenden Hörnern, Schwänzen und Füßen zugeschrieben werden durften, und es gab an manchem Abend brennende Opferkerzlein in ihren Zweigen.

Zwei solcher Kerzen von besonders mächtiger Gestalt brannten am Johannisabend des Jahres 1220, wie eine alte Familiensage berichtet, auf dem untersten Ast dieser Eiche und der Abendwind ließ das erste Mondsviertel erst ganz hinter dem tiefer liegenden

Digitized by Google

Buchenwäldchen verſchwinden, ehe er die zwei Kerzen ausblies. Das war etwa um die zehnte Stunde; von da an wurde es im Eichenſchatten ſtockfinſter, wie hell auch drüben am Belchen, Feldberg und Roßbühl die Johannisfeuer in die warme Sommernacht hinaus leuchteten. Aber was die Familienſage berichtet, reicht nicht über die Zeit hinaus, während welcher die zwei mächtigen Kerzen auf dem untern Eichenaſte brannten. Während dieſer ganzen Zeit, zwei Stunden lang etwa, ſaßen die Stammeltern jener Familienſage im Schatten der alten Eiche neben einander im weichen Sommermooſe und waren der Meinung, die Kindheit ſey zwar ſchön und die erſte Jugend auch nicht zu verachten, aber ein Johannisabend, wenn man ſich eben von der Jugendfreiheit losgeſagt und wenn die Braut Spindel und Hausſchlüſſel gegen den ehelichen Goldring eingetauſcht habe, ein ſolcher Johannisabend inmitten ſchwärmender Johanniskäfer und weithin ſcheinender Mittſommerfeuer ſey doch das beſte, was das Leben zu bieten vermöge.

Es iſt möglich, daß die Braut blondes Haar, und zwar geflochtenes hatte, während der Bräutigam ſeine ſchwarzen Locken bis auf den Lederkragen ſeines Tuchwamſes hinabhängen ließ. So wenigſtens läßt die Sage errathen, indem ſie von dem Farbengegenſatz redet, den das Haar beider im Schmucke der friſchgrünen Eichenkränze gebildet habe, wobei das feine als dem Kienruß ähnlich bezeichnet wird. Gewiß iſt, daß er einen Gurt mit Hornſchnalle um die Hüften trug und in dieſem, gleich neben dem kurzen Schwerte, ein Büchlein aus Basler Eſelshaut mit einem ellenlangen Schreibſtifte daran. Das klingt freilich unglaublich, da man dem dreizehnten Jahrhundert nachrühmt, nur die Weiber, d. h. auch nur die Ausnahmen ihres Geſchlechts, hätten leſen und einige von ihnen ſogar ſchreiben können, die Ritter und Dichter dagegen weder das eine noch das andere. Aber obſchon der Bräutigam Minneſänger war und die Maneſſe'ſche Handſchrift nur noch drei Strophen ſeiner Dichtungen aufbewahrt hat, ſo verſchweigt die Sage doch, wer ſchließlich den Schreibſtift im Hauſe des Minneſängers zu führen verſtand, und ob nicht ſchon am Morgen nach der Johannisnacht die blonde Genoſſin des jungen Eheherrn das Heft in die Hand bekam. Nur daß ſie, nach altem Brauche, ihm Schafe und Immenſtöcke zugebracht hatte, erfahren wir, auch daß ſie darauf beſtand, vor dem Spindel- und Schlüſſelempfangen ein Licht aus- und wieder anzublaſen, um ihren ſittſamen Lebenswandel außer allen Zweifel zu ſetzen; nicht minder daß ſie ſich im voraus verſprechen ließ, die ausgende Magd ſolle keinen Unterſchied machen zwiſchen der Geburt eines Knaben und derjenigen eines Mädchens und in beiden Fällen nur einen Blumenſtrauß am Buſen tragen, nicht aber dem Knaben zu Ehren zwei; und ſchließlich, daß ſie ausmachte, kein rollender Mühlſtein ſolle über das, was ihnen in dieſer Hinſicht vom Himmel beſchieden ſey, befragt werden, als habe es wirklich etwas zu bedeuten, wenn er auf die rechte oder linke Seite falle. Wo es ihren Nachkommen verwehrt ſey, nach eigener Wahl zu „weiben oder zu mannen," dahin ſie nimmer zu bringen, hatte der Bräutigam ihr ſchon früher geloben müſſen. Im übrigen verlangte ſie zur Noth nicht mehr Sitzraum, als, nach dem alten Ausdrucke, erforderlich war für „eine Wiege mit einem Kinde und für einen dreiſtempligen Stuhl, um ein Maidli darauf zu ſetzen, welches das Kind wiege."

Dieſe Vereinbarungen ſcheinen dem Sagenerzähler wichtig genug, um ſich bei ihrem Anlaß über die Sitten und Satzungen zur Zeit Herzog Friedrichs von Oeſterreich zu verbreiten, und namentlich zu erwähnen, daß Biſchöfe und Aebte von ihren Unfreien Einzelne als Diener in ihr Obſequium und Servitium aufnahmen und ſie dann als Gegenſatz zu den Grundholden oder Unfreien mit dem Titel Miniſterialen auszeichneten, wodurch letztere nach und nach in Anſehen und Rechten ſtiegen, und z. B. das Zweikampfrecht, ſonſt ein ritterliches Privilegium, erwarben; daß dieſe Miniſterialen ſolcher Art Knappen und Ritter werden konnten und ſelbſt Aemter, wie das des Marſchalls, Kämmerers, Truchſeß und Mundſchenks, bekleideten, und zwar ebenfalls unter weltlichen Fürſten; daß ferner die Weiber und Töchter der Miniſterialen im Dienſte der Landesfürſtin ſtanden, und daß es üblich war, ſie dreimal im Jahre mit neuer Kleidung auszuſtatten, z. B. zu Neujahr mit Pelzwerk; daß übrigens noch ziemlich ſpät Fälle vorkamen, wo ſie vertauſcht, verſchenkt, verpfändet wurden. Er deutet ferner an, der Bräutigam unter der Eiche ſey der Sohn eines ſolchen Miniſterialen geweſen, und ſcheint dadurch rechtfertigen zu wollen, daß ſeine junge Genoſſin ihre und ihrer Kinder Zukunft nicht für ſo ganz über alle fremde Eingriffe hinaus geſichert habe halten können.

Beſorgniſſe dieſer Art mögen auch ſchon von einer andern Seite ihr nicht verdacht werden dürfen, in ſofern der Minneſängerſtand in einem feſten, ehelichen Verhältniß eigentlich ſeine Endſchaft erreicht haben ſollte, wenn anders das Erreichen des erſtrebten Preiſes als ſchließliche Beruhigung eines beredten Sehnens gelten darf. Es ſcheinen über die weiteren Schickſale dieſes Paars indeſſen nicht genügende Nachrichten aufzufinden geweſen zu ſeyn, weßhalb der Erzähler nur wenige Blicke über die Stunden unter der alten Eiche hinaus in die Zukunft thut. Bei ſeiner augenſcheinlichen Freude

Digitized by Google

an symbolischen Bezügen verweilt er mit unverhältnißmäßiger Muße bei der Beschreibung des Baumes selbst, welchen der Minnesänger an diesem seinem Hochzeitabend als eine Art Erb und Eigen in Besitz genommen und allen seinen Nachkommen bis auf die fernste Zeit in langer gereimter Sangweise überantwortet haben soll. Bei diesem Anlaß wird des alten Brauches gedacht, Besitzergreifungen durch besondere Merkzeichen auszudrücken, so z. B. bei Uebernahme eines Ackers durch Anzünden eines Feuers auf selbigem oder auch durch das Befahren oder das „Besitzen“ desselben mittelst eines Stuhls. Es scheint, daß der neue Eheherr die alte Eiche habe erklettern wollen, um eine Art Besitzergreifung in der letzteren wörtlichen Fassung vorzunehmen, daß er sich indessen auf vieles Zureden mit einem Feuerzeichen habe genügen lassen, welches letztere mittelst eines Garbenbundes aus dem nächst liegenden Haferfelde in „ziemlicher“ Höhe eingebrannt worden sey. An einer späteren Stelle wird die ganze Höhe des Baumes auf etliche und achtzig Basler Ellen angegeben, und wir erfahren, daß der Minnesänger und seine Genossin mit ausgespannten Armen knapp die Hälfte des Stammumfangs zu umspannen vermochten, wobei ausdrücklich hinzugefügt wird, keines von beiden sey durch übermäßige Beleibtheit zu jener Zeit bei dieser Messung behindert worden. Es heißt dann in Betreff der unteren Aeste, daß hundert Ritter in ihrer vollen Rüstung, in dem Mittagsschatten des Baumes stehend, Platz genug gehabt hätten, um einen Pokal von Mund zu Mund gehen zu lassen; daß ferner der Minnesänger diese weit nach allen Seiten sich dehnenden unteren Aeste zu zählen begonnen, aber auf den Widerspruch seiner Genossin dieses Geschäft nicht zu Ende gebracht habe, da sie der Meinung gewesen sey, das Zählen der Zweige und Aeste bringe das Wachsthum eines Baums in's Stocken. Dennoch wird als ungefähre Zahl der untersten, stärkeren Aeste erwähnt, daß mehr als ein halbes Schock derselben von der Dicke eines „Elephantenbeins“ gewesen sey.

Bei Gelegenheit des Pokals zeigt sich, daß ein solcher, und zwar ein „feinsilberner,“ während die Kerzen brannten, zwischen dem fröhlich im Moose lagernden Paar hin und her ging, und daß die Braut den „einschmeckigen“ Wein in einem irdenen Deckelkruge herbei geschafft hatte, ohne selbst übrigens zu einem herzhaften Zuge zu gelangen, da sie heute schon von bloßem Duft berauscht zu seyn behauptete. Der Wein mag denn auch die Ursache gewesen seyn, daß der Minnesänger kurz vor dem Kerzenverlöschen allerhand wunderbare Dinge in dem Baum zu sehen glaubte; die Krone der Eiche sey eine wirkliche goldglänzende, sagte er, und der ganze Baum, wie er zu ihm hinauf blicke, nehme das Ansehen einer großen Landkarte des Reiches an, jeder Ast ein Gebirgszug, jedes Zweiglein ein Fluß, jede Laubmasse ein Wald und jede Eichel eine Stadt oder Burg. Er starrte lange hinauf und konnte sich an der Pracht und Fülle des Reiches, wie sich's da grünend und krafttrotzend über ihm ausbreitete, nicht satt sehen. Zuletzt überkam ihn eine Rührung: so gut, sagte er, ruhe sich's nur auf heimischem Moose, und es würde ihm das Herz abstoßen, zu denken, irgend ein Nachkomme ihrer Beiden komme dereinst, in dem Schatten dieses Baums zu ruhen, und dürfe nicht das Gefühl dabei empfinden, auf heimathlichem Grunde die Glieder zu strecken. Gleich darauf sind die Kerzen im Abendwinde verlöscht und der Erzähler, welcher eben die weitfaltige, togaartige Kleidung der Braut des Minnesängers zu beschreiben anfing, bricht plötzlich beim Gürtel derselben ab und schließt diesen ersten Abschnitt seiner Stammbaumsage mit dem sorgfältig ausgemalten Miniaturbilde eines durchbohrten Herzens.

Es ist anzunehmen, daß die Familiensage nicht ganz frei von unfreiwilligen Lücken und willkürlichen Einschiebseln geblieben ist. Mindestens wird an keiner Stelle der Versuch gemacht, ein zusammenhängendes Geschlechtsregister aufzustellen. Einige Zeiten sind mit peinlicher Ausführlichkeit behandelt, andere dagegen verschwinden im Dunkel der Vergangenheit, und man hat an diesen Aufzeichnungen gleichsam nur einen Führer, der im düsteren Walde mit der Laterne bald einen Grashalm, bald einen Stein beleuchtet, die Finsterniß der ganzen übrigen Umgebung aber keinen Augenblick zu lichten versucht. Wo solche Sprünge von einem Zeitabschnitt zum andern gemacht werden sollen, versteckt der Erzähler seine mangelhaften Nachrichten unter allerhand geschichtlichen Weitschweifigkeiten, welche ihn bald auf die Patrimonialgrafschaft Pfirt, bald auf Etichonische Familienpolitik, bald auf das Absterben der Grafen von Werth, um's Jahr 1344, führen. Durch eine Erbtochter läßt er das Besitzthum der letzteren dann an die Grafen von Oettingen gelangen, deren Magerkeit nach seiner Versicherung in der ganzen Gegend sprichwörtlich geworden ist, ein empfindlicher Grund, meint er, um dessen willen die Grafen sich nicht gern dort aufhielten und ihr Besitzthum bei erstem Anlaß an den Bischof von Straßburg abtraten, einen Herrn von „ausnehmend abweichender Leibesbildung.“ Einen Theil des ganzen Landstrichs, welchen diese Sage im Auge zu haben scheint, läßt sie dann später, nämlich um's Jahr 1469, unter dem Habsburg-Tiroler Herzog Sigismund durch Verpfändung an Karl den Kühnen von

Digitized by Google

Burgund kommen, und ſtellt die Behauptung auf, auch unter der ſpäter in deſſen Beſitz gelangten Habsburger Hauptlinie ſey dieſes Land bei jeder Kaſſenebbe von neuem verpfändet und nach Erzherzog Leopolds Tod um's Jahr 1625 den Franzoſen „ſchmählich“ preisgegeben worden. Sechsundfünfzig Jahre ſpäter ſey kein Markſtahl im ganzen Lande mehr ohne franzöſiſche Farben geweſen. So weit in ſeinen geſchichtlichen Zuſätzen geziehen, wirft der Erzähler einen Rückblick auf die Hochzeitraſt des Minneſängers unter der deutſchen Sommereiche und erinnert mit einem Stoßſeufzer an die frommen Wünſche, welche damals der Bruſt deſſelben entſtiegen.

Inzwiſchen war die Eiche in guter Geſundheit weiter gediehen, unbekümmert um die Fehden und Kriegsſtürme, welche ſie umbrauſten und bald dieſer, bald jener Herrſchaft das Recht verſchafften, ſie als auf ihrem herrſchaftlichen Boden ſtehend zu betrachten. Sie war mit vererbt, verſpielt, verpfändet, verkriegt worden und hatte während dieſer irdiſchen Wechſelfälle aus ihrer Wolkenhöhe im Sommer nährende Eicheln, im Herbſte abgeſtorbenes Geäſte und im Winter und Frühling welkes Laub um ſich her geſtreut. Als im Jahr 1525 der Arzt Fernel mittelſt Umdrehungen eines Wagenrades den erſten Breitengrad zwiſchen Paris und Amiens maß und ihn auf etliche 57,000 Klafter beſtimmte, rückte die Zeit heran, wo ſich auch die geographiſche Lage der immer friſche Säfte treibenden Eiche auf dem fremd gewordenen Boden beſtimmen ließ, und man ermittelte, daß ſie juſt auf dem Schneidepunkte des 48ſten Breiten- und des 25ſten Längengrades zu ſuchen ſey.

Von den Nachkommen des fröhlichen Paars unter der Eiche vernehmen wir in numeriſchem Betracht nichts weiter als die Zahl dreiundſiebenzig, wobei es nicht deutlich verſtändlich iſt, ob ſich's um lauter erſte Sproſſen handelt, oder um Enkel und wohl gar um Enkelkinder. Jeder männliche Nachkomme habe, einer vererbten Familienſitte gemäß, einmal im Leben einen Stab von dem Baume geſchnitten, den das Stammelternpaar in der Johannisnacht des Jahres 1220 feierlich als Erb und Eigen in Beſitz nahm, und wer von den Nachkommen noch nahe genug wohnte, der habe es auch einzurichten gewußt, daß er den Ehering zuerſt im Schatten der alten Eiche mit Nachtthau benetzte. Was dieſe Nachkommen im übrigen trieben, wird nur in ganz vereinzelten Fällen erzählt und, wie es ſcheint, lediglich in ſofern der Eichenſtab dabei eine Rolle ſpielte.

Einer dieſer Enkel wurde im Hauenſtein'ſchen ehrbarer Stabhalter, trug eine graue Joppe, einen „braunrothen wollenen Bruſtfleck,“ der faſt bis an die Knie hinab reichte, und durfte ſich rühmen, ſiebzig Jahre ſein Amt bekleidet zu haben. Von einem andern heißt es, er ſey Prügelmeiſter unter dem „Langknechtkönig“ Frundsberg geweſen und habe weit und breit von ſeinen Hieben reden gemacht. Noch einer, welcher kirchlich ſtrengen Sinnes war, ließ ſich's nicht nehmen, bei Proceſſionen die Fahne des heiligen Fridolin umherzutragen, welche Fahne einen unglaublich ſchweren eichenen Stab hatte. Als Gerücht wird eines vierten erwähnt, der es bis zum Krummſtabe ſammt daran hangendem Schweißtuche gebracht habe, alſo bis zur Würde eines Abts. Zur Zeit des Bauernkriegs hingegen, als der Buntſchuh umhergetragen wurde, zeichneten ſich einige Eichenknittel ſo „fürnehmlich“ aus, daß der Erzähler die Vermuthung wagt, die Nachkommen des Minneſängers ſcheinen auch in jener Zeit eine feſte Hand gehabt zu haben; er führt einige Belobungen an, inſonderheit eine Seitens zweier Führer des hellen Haufens zu Baihingen, Namens Hans Wunderer und Mathern Fürbacher, wonach allerdings erſichtlich iſt, daß man gegen Klöſter und Pfarreien häufig mit dem bloßen Eichenknittel beſſere Erfolge gehabt habe, als mit den beſagesetzten Worten und Vorſtellungen. Auch ſey dieſelbe Beweisführung bei Räumung des Nonnenkloſters zu Pforzheim im Jahre 1553 und bei Austreibung der ſogenannten Pfaffenköchinnen ſehr im Schwung geweſen, und Markgraf Ernſt, welcher dieſen letzteren beſonders abhold geweſen ſey, habe ein paar mal nach der Quelle jener ausgezeichneten Knittel geforſcht. Daß der Prior Georg Locher eine ähnliche Aeußerung, wenn ſchon mehr im Sinne einer Verwünſchung, gethan habe, mag nicht unrichtig ſeyn, doch irrt der Erzähler in den Rechtstiteln, auf welche dieſer lebensluſtige Prior ſeine ſonderbare Stellung inmitten des Nonnenkloſters Sulzberg zurückführt. Er hatte für Geld, wie längſt geſchichtlich feſtgeſtellt iſt, dieſen Poſten in Rom ſelbſt ausgewirkt, lebte auf demſelben von 1479 bis 1521, erhielt jährlich von den Nonnen 29 fl. Geld, 12 Malter halb Weizen, halb Roggen, 12 Saum Wein nebſt freier Wohnung und hätte ohne die Dazwiſchenkunft des Landgrafen ohne Zweifel ſeine wohlerworbenen Rechte in gerader Linie vererbt. Dagegen haben wir keine Urſache, die Aufrichtigkeit der Familienſage zu beargwohnen, wenn ſie verſichert, ſo mancher Stab auch aus der alten Sommereiche geſchnitzt worden ſey, — einen Bettelſtab habe ſie, ſo weit die Aufzeichnungen reichen, nicht hergegeben, und es ſey durch nichts erwieſen, daß unter den vielen Bettelſtäben, welche das „Blumenthor“ paſſirten, je einer von der Hand eines der Minneſängernachkommen getragen worden ſey. Um dieſe etwas dunkle Stelle nicht mißzuverſtehen, wird es gut ſeyn, ſich daran zu erinnern, daß die Durlacher Bettler-

Digitized by Google

ordnung von Anno 1536 den Bettlern das Pfinz-, das Pillis- und das Basslerthor verbietet, dagegen ihnen das Blumenthor überweist, „wo ihnen der Thorwart Almosen geben solle, nachdem sie bresthaft seyen.“ Es mag dieser Gebrauch den Begriff des Blumenthors als Bezeichnung für die Straße des Bettelsacks verallgemeinert haben.

In Betreff der Sommereiche selbst wird beiläufig erwähnt, das von dem Minnesänger eingebrannte Erb- und Eigenzeichen habe im Jahr 1409 Anstoß zu erregen begonnen, indem man darin ein Brandmal des Bösen zu erkennen glaubte. Es sey ernstlich davon die Rede gewesen, den Baum zu fällen. Da er indessen ungewöhnlich starke Rinde gehabt habe, so sey die bereits begonnene Arbeit wieder eingestellt worden, wie man zwar behaupte, um einer darunter gelagerten säugenden Bache willen, nach seiner, des Erzählers, Ueberzeugung indessen lediglich auf Grund jener ungewöhnlich starken Rinde. Hier scheint die Sage den angeführten Grund auf die unwesentlichere Seite drücken zu lassen. Es wird wohl die Bache mit ihren zwanzig Jungen den Baum damals geschützt haben. Lange nach der vorchristlichen Zeit, wo bekanntlich der großen Nährmutter Hertha als Zeichen der Fruchtbarkeit das Bild des Ebers beigefellt wurde, erhielt sich der Glaube an die Heiligkeit dieses Thiers, und im Mittelalter noch war z. B. das Antonius-Schwein fast in allen Gemeinden gebräuchlich. Es wurde in einem Stalle neben der Kirche vom Küster gepflegt, suchte sich am Tage sein Futter im Dorfe, durfte weder vertrieben noch geschlagen werden und kam am Antoniustage oder am 23. December oder auch am Sylvestertage auf die Schlachtbank, um dann geröstet in der Kirche an die Armen vertheilt zu werden. Noch heutigen Tages wird in einigen Gegenden um die Neujahrszeit ein Schweinskopf statt der sonst üblichen Opfermünze neben dem Altare niedergelegt. Auch mag hier erwähnt werden, daß in dem fränkischen Gesetze der Diebstahl eines Opferschweins unter allen Diebstählen am härtesten bestraft wurde. Rechnen wir noch hinzu, daß schon nach Tacitus Versicherung das Bild eines Ebers von deutschen Volksstämmen als Schutz gegen Feinde getragen wurde, und erinnern wir an die zähe Dauer solcher Verehrungsweisen, so mag es begreiflich erscheinen, daß die Bache mit ihren zwanzig Frischlingen der Sommereiche eine bessere Beschützerin ward, als die ungewöhnlich starke Rinde.

Sey dem wie ihm wolle, die Eiche blieb stehen und spendete nach wie vor alljährlich ihre ernährende Eichelmast. Selbst als hundert Jahre später ein wahrsagender Landstreicher von einem unter der Eiche ruhenden großen Schatze redete und viele der Meinung waren, man möge sich das nicht zweimal gesagt seyn lassen, der Landstreicher habe im Schweinestall geschlafen und solchen Wahrsagern könne man glauben, — selbst da behielt die Ehrfurcht vor dem halbtausendjährigen Baum die Oberhand, und man begnügte sich die zunehmende Spukhaftigkeit seiner Erscheinung durch ein Madonnenbild zu bannen, das über das Brandzeichen genagelt wurde und dieses nun unschädlich machte. Einer der Nachkommen des Minnesängers, vermuthlich der Fahnenträger bei Prozessionen, setzte durch, daß über das Bild ein Regendächlein gebaut und unter den ersteren eine Straßburger Betglocke aufgehängt wurde, welche nun weitere fünfzehn Jahre lang an jedem Samstag Abend zu Ave Maria läutete und Beter aus der ganzen Nachbarschaft herbeizog.

Die Reformationsstürme machten diesem Naturgottesdienste ein jähes Ende, und mit dem Madonnenbilde zugleich kam die Straßburger Betglocke aus ihrer luftigen Eichenhöhe wieder auf die Erde herab, um unter die Kriegsbeute eines der hellen Haufen über den Rhein verschleppt zu werden. Der Chronist kommt bei dieser Gelegenheit abermals einem Familienglied auf die Spur, zu dessen Hochzeit, wie er behauptet, jene Glocke im Lehenshofe zu Oberhoffen geläutet habe. Er erwähnt dabei, die Braut habe den „fürnehmen“ Namen Mechtild getragen und sey eigentlich keine Freie gewesen, indem, laut Urkunde des edlen und festen Junkers Cuonradin Heggezer Vogt, zu Kaiserstuhl, ihre Eltern Michel Schlecker von Ehingen und Engela Bülin sich selbst und ihr Kind Anno 1507 dem Kloster St. Blasien zu eigen gaben, wogegen sie den Hof zu Oberhoffen als Lehngut empfingen. Die Befürchtung der Stammmutter, es könne einer ihrer Nachkommen in eine Gegend kommen, woselbst „das Mannen oder Weiben“ nicht frei sey, schien somit in Erfüllung gehen zu sollen, doch traf die Johanni-Empörung von 1524 so vortrefflich mit jener (wie er sich ausdrückt) „Liebeslöffelei“ zusammen, daß Jungfrau Mechtild Schlecker ohne Klostereinspruch ihren Kranz opfern konnte.

Von dieser Zeit an, glaubt die Sage Glauben annehmen zu dürfen, sey der neue Glaube in der Familie gesichert gewesen, und weit und breit habe man keine Neigung verspürt, wieder unter geistliche Hut zurück zu kehren. Weil aber dieser Uebertritt eines Stammgliedes für alle weiteren Nachkommen von der größten Wichtigkeit gewesen, so habe sich eine bildliche Darstellung jenes ersten protestantischen Brautpaars in der Familie erhalten, wie es am Tage seiner Freude und Festlichkeit ausgesehen habe, und wie es dann in einem saubern Miniaturbilde dem Blatte beigefügt ist. Der Bräutigam

Digitized by Google

trägt auf diesem Bilde einen blauen kurzen Ueberrock mit gelbem Futter, vorn weit offen; das Unterkleid (etwa die Stelle des Brustflecks kittelartig vertretend und durch einen Gürtel um die Hüften verengt) ist rothbraun, eben so die ganz kurzen Hosen. Unter diesen kommt das eigentliche, bis weit über's Knie hinauf sichtbare weiße eng anliegende Beinkleid zum Vorschein, das oberhalb der Wade mit rothen Kniebändern geschmückt ist. Die spitzen Schuhe sind schwarz, eben so das Riemenzeug, das Schwert, der niedrige Hut mit großer rother Feder. Statt der Knöpfe finden sich Bänder. Er trägt keinen Bart; um den Hals liegt eine weiße Krause, und auf dem Hute prangt eine goldene Bräutigamskrone. Eine ähnliche schmückt das braune Haar der Braut. In zwei langen Zöpfen hängt's hinten hinab, das Zopfband von hellster Scharlachfarbe. Im übrigen ist sie sehr einfach gekleidet. Das braune Leibchen, bis zum Halse hinauf geschlossen, hat lange Aermel, Ober- und Unterkleid sind grün, das etwas kürzere erstere mit rother Kante. Die Schürze ist schmal und weiß wie die Strümpfe, die nur wenig unter dem Unterkleide zu Gesicht kommen. Schwarze Schuhe, eine herabhängende braune Ledertasche, ein daneben baumelndes Messingbesteck und endlich der Schlüsselbund vollenden ihre Ausstattung. Um den Hals hat sie einen weißen Kragenstrich.

Dieses Conterfei mag, als eine Art Modebild aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, die deutsche Bauerntracht jener Zeit vergegenwärtigen und seine Beschreibung somit dadurch gerechtfertigt erscheinen.

(Schluß folgt.)

Vom Theater im Alterthum.

Eine Besprechung des Theaters bei den Alten, unter denen immer nur die kunstgebildeten Griechen und Römer verstanden werden können, ist für den Laien nur dann recht verständlich, wenn man ihm dabei den Vergleich mit der heutigen Schaubühne an die Hand gibt, wie wir deßhalb auch im Folgenden thun werden. Dabei tritt nun allerdings der Unterschied zwischen dem Damals und Jetzt, zwischen dem Alterthum und der Neuzeit auf das Schlagendste hervor. Denn es ist in der That von der alten Schaubühne nur der Begriff, der bloße Name übrig geblieben, alles übrige aber, Baulichkeiten, innere Organisation und Ausstattung, äußere Verwaltung u. s. w. wesentlich anders geworden, so daß man in der Bühne der Gegenwart die alte nicht mehr wiedererkennt und eben so wenig die heutige in der antiken schon vorgebildet und angedeutet findet.

Höchstens den historischen Ursprung haben beide mit einander gemein, der kein anderer als der religiöse war. Die Schaubühne der Alten entwickelte sich bekanntlich aus den fröhlichen Festgesängen, welche die Winzer nach beendigter Weinlese zu Ehren des Gottes Dionysos, d. h. des Bacchus, anstimmten, wie wir dieß weiter unten ausführlicher besprechen werden. Ganz ähnlich ging das Theater im Mittelalter, also indirekt auch dasjenige der Neuzeit, aus der kirchlichen Urliturgie hervor, in welcher die Geistlichen vom Altare aus der Gemeinde die Vorgänge der Geburts-, Lebens- und Leidensgeschichte des Erlösers in recitativischem Gesange vertrugen. Aus dieser sind dann später die religiösen Mysterien und Moralitäten entstanden, zu denen Anfangs ebenfalls noch die Begebenheiten der biblischen Geschichte, dann aber auch Vorfälle des alltäglichen Lebens den Stoff hergaben, und die man zuerst gleichfalls noch in der Kirche, und zwar auf einem besondern Gestell unter der Orgel und dem Sängerchor, nachher aber auf einem eigens erbauten Gerüst in der Nähe der Kirchen und Klöster, endlich aber auf offener Straße mit einem außerordentlich zahlreichen Personal vor dem massenhaft versammelten Volke aufführte. Im übrigen aber muß man, wie gesagt, von der heutigen Anschauung gänzlich abstrahiren, wenn man anders ein klares Bild vom Theater bei den Alten gewinnen will. Um nun eben ein solches möglich zu machen, werden wir im Folgenden überall, bei allen einzelnen Punkten, eine kurze Schilderung der heutigen Theaterverhältnisse voranschicken und mit Hülfe dieses Gegensatzes alsdann uns über die einzelnen Seiten der antiken Bühne ausführlicher verbreiten.

Wir suchen sofort festen Fuß zu gewinnen, indem wir zuerst eine Beschreibung der Baulichkeiten, der Lokalität, nach beiden Seiten hin liefern.

Die moderne Schaubühne ist, hauptsächlich aus

Digitized by Google

klimatischen Gründen, stets an ein bestimmtes Gebäude nicht bloß geknüpft, sondern immer auch in ein besonderes Gebäude eingeschlossen. Sucht man hiefür, abgesehen von unsern nordischen Witterungsverhältnissen, noch nach anderweitigen Ursachen, so liegen diese theils in der modernen Art der Kunstanschauung und des Kunstgenusses überhaupt, theils in der socialen und finanziellen Stellung des Theaters insbesondere. Wir Kinder der modernen Welt mit ihrer Richtung nach oben, mit ihrer Vertiefung nach innen bedürfen, wo es geistige oder künstlerische Erscheinungen zu sehen, wo es etwas Schönes oder sonst Bedeutsames zu hören, zu genießen gibt, der Abgeschiedenheit von der lauten und störenden Außenwelt, der ausschließlichen Richtung auf den dargebotenen Gegenstand, der Zurückgezogenheit und Sammlung auf uns selbst, auf unser Nachdenken und Empfinden, unser Sinnen und Träumen. Wir wollen überall nur der Sache angehören, die zur Verhandlung oder zur Darstellung kommt, wir wollen außer ihr von nichts wissen, von nichts hören, die Welt draußen soll im Augenblick für uns nicht vorhanden seyn, die Beziehungen zu unsern Angehörigen, die Sorge für unsere Privatinteressen müssen eine Weile verstummen. Einzig und allein das Objekt fesselt und beschäftigt uns, wir sind ganz Nachdenken, ganz Andacht, ganz Auge und Ohr. Dieses Bedürfniß innerlicher Vertiefung ist der letzte Grund, warum unsere Hörsäle, unsere Gerichtsstuben, unsere Kirchen, unsere Kunststätten und mithin auch unsere Theater geschlossene Gebäude sind. Zum ungestörten Genusse, zur rechten Andacht, zum unparteiischen Urtheilsspruche u. s. w. fordern wir durchaus Abgeschiedenheit von der umgebenden Außenwelt. Daß außerdem auch zur finanziellen Sicherheit und Uebersicht, zur Aufrechthaltung der Ordnung und Bequemlichkeit besondere Gebäude für unsere theatralischen Vorstellungen nöthig sind, leuchtet ohne besondern Nachweis ein.

Ein modernes Theatergebäude nun, nenne es sich Opernhaus, oder Schauspielhaus, oder Vorstadttheater, oder wie sonst noch, gehört stets — natürlich die kleinstädtische Architektur der Pferdeställe und Scheuern, der Wagenschuppen und Reitbahnen außer Acht gelassen — in die Kategorie des „Prachtbaus.“ Auf hohem Unterbau, der in seinen Souterrainräumen die Wohnung des Kastellans, die Gemächer für Kasse und Billetverkauf und die Gelasse für die Maschinerien zu enthalten pflegt, erhebt sich, stolz und stattlich, das eigentliche Theatergebäude, meist von länglich viereckiger, selten von quadratischer Gestalt mit heraustretenden Seitenflügeln. Reihen hoher Fenster laufen an den beiden Langseiten hinab, während die eine der beiden Schmalseiten als Hauptfaçade dekorirt und deßhalb auch auf die Straße oder, noch besser, auf den freien Platz vor dem Hause herausgekehrt ist. Hier nun führt eine imposante Freitreppe zu dem Haupteingange hinan, schlank aufstrebende Säulen fassen diesen zur Rechten und Linken ein und tragen zugleich das nur wenig schräge, vorspringende Dach, das hier, nach Art der griechischen Tempel, mit dem bekannten Giebeldreieck endigt. Aus dem Felde dieses Giebeldreiecks treten mythologische oder allegorische Reliefgruppen fast lebensgroß in erhabener Arbeit hervor, die größte Figur, gewöhnlich der bezügliche Gott oder die Göttin, in der hohen Mitte, zu beiden Seiten kleinere, entweder in sitzender oder liegender Stellung. Aehnliche Figuren, aber meist nur einzelne, sind auf den äußern Ecken des Dachfrieses angebracht; und endlich verkünden passende Inschriften oft in lateinischer Sprache, z. B. Apollini et Musis, oder auch bloße Embleme, z. B. die Leyer, mitunter in der Zusammenstellung mit andern musikalischen Instrumenten, an einer passenden Stelle der Vorderfaçade die hehre Kunstbestimmung des Gebäudes.

Glänzender und prunkvoller noch pflegt die innere Ausstattung des Hauses zu seyn. Seinem Zwecke gemäß zerfällt der ganze innere Raum in die beiden Theile: Bühne und Zuschauerraum; ersterer ein erhöhtes Brettergerüste, durch den Vorhang von den Zuschauern abgeschieden, letzterer ein langer, hufeisenförmiger Saal, mit numerirten Sitzplätzen am Boden und mehrere übereinander umlaufenden Logenreihen in der Höhe, beides für die Masse der Zuschauer; der kleine Raum für das Orchester, d. h. für die begleitende Musik, liegt in der Vertiefung unmittelbar unterhalb der erhöhten Bühne, da also, wo der schräg ansteigende Zuschauerraum beginnt. Zwischen diesen innern Räumlichkeiten endlich und der äußern Umfassungsmauer bleibt sodann noch der nöthige Platz für die Treppen und Corridore, welche zu den obern Logen führen, so wie für diejenigen Lokalitäten, deren das darstellende Personal bedarf, sobald es nicht auf der Bühne zu erscheinen hat, und endlich für Räume, wo die Lese- und Spielproben abgehalten werden, wo Coulissen und Theaterrequisiten untergebracht sind u. s. w. Daß es zudem als ein nothwendiges Erforderniß erachtet wird, eine solche Kunststätte möglichst prachtvoll im Innern auszustatten, die Zuschauersitze mit bequemen Polstern zu versehen, die freien Flächen mit Malereien, Skulpturen, Vergoldungen u. s. w. zu schmücken, endlich durch den ganzen glänzend dekorirten Raum die nöthige Helligkeit vermittelst vielflammiger Kronleuchter zu verbreiten, braucht bei der hohen Kunstsinnigkeit unserer Zeit und bei den hochgespannten Ansprüchen des kunstliebenden Publikums nicht erst besonders hervorgehoben zu werden.

Digitized by Google

Völlig abweichend hievon und durchaus eigenthümlich in ihrer Art war nun die Anlage der antiken Theater. Vor allem haben wir uns diese nicht wieder als geschlossene Gebäude innerhalb der städtischen Mauern und Straßen zu denken, sondern draußen in der freien Natur, in der offenen Landschaft lagen sie, und zwar am liebsten in einem Thalgrunde, dessen eine Seite zu einem Hügel schräg anstieg. Auf diese Weise hatte man sowohl die nöthige Einsamkeit und Stille, die wir hinter den festen Mauern eines besondern Theatergebäudes suchen, als auch das geeignete Terrain für die gesammte scenische Einrichtung gewonnen. Denn eben an diesen schräg in die Höhe laufenden Hügel lehnte sich der erste Haupttheil der Theaterlokalität an, nämlich der Zuschauerraum.

Wir haben uns diesen als Halbkreis vorzustellen, der aus der grünen Landschaft gleichsam herausgeschnitten und durch eine Umfassungsmauer von der Umgebung abgeschieden war. Innerhalb dieses Halbkreises nun liefen, in schräg ansteigender Erhöhung, die Sitzreihen für die Zuschauer als lauter concentrische Halbkreise hinan; die untersten, der Bühne zunächst liegenden, waren natürlich die kleinsten, die folgenden wurden immer weiter und weiter, bis endlich die letzten, welche an die äußere Umfassungsmauer stießen, die ganze Weite des Halbkreises umspannten. Diese concentrische Anlage machte es möglich, daß man von jedem Platze des Zuschauerraumes dasjenige bequem sehen konnte, was auf der Bühne und in der Orchestra vorging, und das allmählige Ansteigen der Sitzreihen von unten nach oben gewährte den Vortheil, daß die jedesmalige hintere Bank um eine volle Kopfhöhe über die vordere emporragte, wodurch gleichfalls die bequeme Ueberschau über die scenische Darstellung ermöglicht wurde.

Hinsichtlich der Rangordnung fand eine gewisse Verschiedenheit unter den einzelnen Sitzreihen statt, indem nämlich die untersten, der Bühne zunächst liegenden für die angesehensten Staatspersonen, für die Spitzen der Behörden, also für die Senatoren, Aedilen u. s. w. bestimmt waren; weiter hinauf folgten die Reihen für die gewöhnlichen Bürger und für die Jünglinge, und endlich die obersten waren den Fremdlingen und Gästen vorbehalten. Dem Materiale nach bestanden die Sitze entweder aus Holz oder aus Stein, beides bei der Wärme und Trockenheit jener südlichen Himmelsstriche ohne Bedenken. Die letzten Sitzreihen in der Höhe waren stets von einem Säulengange begrenzt, an den sich dann die äußere Umgebungsmauer anlehnte.

Endlich aber liefen durch die ganze Masse der Sitzreihen, deren meist dreißig bis vierzig über einander angebracht waren, von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte aus, den wir uns unten in der Orchestra zu denken haben, freie Treppengänge hinan, so daß dieser ganze Raum eben von jenem Mittelpunkte aus wie von lauter Strahlen, die nach allen Seiten hinliefen, durchschnitten erschien und die Sitzreihen selbst in lauter keilförmige, spitzgestreckte Dreiecke abgetheilt waren, die von der breiten Seite oben wieder in dem gemeinsamen Mittelpunkt in der Orchestra zusammen trafen. Durch diese freien Treppengänge zwischen den Sitzreihen war dafür gesorgt, daß die Zuschauer bequem zu ihren Plätzen gelangen und mit der nämlichen Leichtigkeit sie wieder verlassen konnten. Etwas unbequem mag dabei nur der enge Zugang unten an der Orchestra gewesen seyn, den sämmtliche Zuschauer zu passiren hatten, um ihre Plätze einzunehmen. Hier kann es unmöglich immer ohne Gedränge abgegangen seyn.

Fand nun bei diesem Zuschauerraume noch keine sehr erhebliche Verschiedenheit von unserer heutigen Theateranlage statt — denn auch wir lassen, besonders in den Tivoli- und Sommertheatern, die überhaupt mit der antiken Bühne die meiste Aehnlichkeit haben, die Sitzreihen für die Zuschauer in schräger Erhöhung von unten nach oben ansteigen — so tritt nun in dem zweiten Haupttheil der antiken Theaterlokalität, nämlich in der Orchestra, eine sehr wesentliche Abweichung von den gegenwärtigen Verhältnissen hervor. Ja im Grunde dürfen wir unser heutiges Orchester gar nicht in demselben Sinn als einen Haupttheil unserer Theaterlokale betrachten, wie es die Orchestra bei den Alten war. Denn das Orchester in unsern Opern- und Schauspielhäusern ist nur ein kleiner, ziemlich enger Raum unterhalb der Bühne, der zum Aufenthalt für die Musiker bei dramatischen Gesangvorstellungen, bei wirklichen Dramen hingegen nur zur Ausfüllung der leeren, müßigen Zwischenakte mit meist schlechter Unterhaltungsmusik dient. Ja diese letztere hat man in neuester Zeit — vor etwa vier bis fünf Jahren — als etwas so Gleichgültiges für den dramatischen Eindruck angesehen, daß man auf den absurden Gedanken verfallen ist, das Orchester mit der nichtssagenden Zwischenaktsmusik bei rein dramatischen Darstellungen, ganz und gar zu beseitigen und die peinlichen Lücken zwischen der Aktion mit nichts, auch nicht einmal mit wohlfeiler Unterhaltungsmusik auszufüllen. Für die Entscheidung dieser Streitfrage — über die sich der Verfasser ohnehin an einem andern Orte, und zwar zu Gunsten der mißliebigen Musik in den Zwischenakten, ausgesprochen hat — ist hier keine geeignete Stelle. Aber so viel ist doch aus dem ganzen Streite ersichtlich, wie gering man selbst höhern Ortes über die Nothwendigkeit des Orchesters in unsern Theatergebäuden

Digitized by Google

denkt und wie wenig Grund wir Moderne deßhalb haben, es auf gleiche Höhe der Dignität mit der Orchestra bei den Alten zu stellen. Zum Ueberfluß dürfen wir für unsere Behauptung auch noch den Umstand anführen, daß man zuweilen bei gern gesehenen Theaterstücken das Orchester wirklich geräumt hat, um die Parkettplätze vermehren zu können und auf diese Weise Raum für den massenhaften Andrang des schaulustigen Publikums zu gewinnen. Auch hierin liegt eben kein Beweis, daß wir besonders günstig von unserem Orchester denken.

Eine ganz andere Bewandtniß dagegen hatte es mit der Orchestra der Alten, die wirklich ein sehr wesentlicher Bestandtheil der antiken Bühne war. In ihr hatte bekanntlich der ganze Chor, ohne den sich die Alten ein wirkliches Drama, eine Tragödie und dergleichen gar nicht denken konnten, seinen stehenden Platz. Bei uns treten die Chöre, die übrigens nur noch in der Oper vorkommen, mit den Schauspielern und Sängern gemeinschaftlich auf der Bühne selbst auf; damals aber hielt sich der Chor in der Orchestra, die er keinen Augenblick verlassen durfte; hier allein, und niemals auf der Bühne selbst, führte er seine Tänze und Gesänge aus. Mit dem heutigen Orchester hatte die antike Orchestra nur den Ort, wo sie sich im Gesammtumfange der Theaterlokalität befand, gemein, nämlich die Stelle zwischen der Bühne und dem Zuschauerraum; sie lag aber nicht, wie unser Orchester, tiefer als die Bühne, sondern auf gleicher Fläche mit ihr. Auch machte ihre Bestimmung es nöthig, daß sie größer seyn mußte, als der heutige Orchesterraum, und durch ihre innere Construktion wich sie vollends von diesem ab.

In der Mitte der Orchestra befand sich nämlich die viereckige sogenannte Thymele, d. h. der Altar des Gottes Dionysos, und ein erhöhtes, ebenfalls viereckiges Holzgerüst mit einer Treppe, auf welchem der Chor verweilte, wenn er unbeschäftigt war; trat er jedoch in Aktion, so stieg er von der Thymele herab und führte in dem freien Raume um dieselbe seine Tänze und Gesänge aus. Eine besondere Figur kann der Chor in diesen ruhenden Augenblicken unmöglich gespielt haben, da es eine mißliche Aufgabe bleibt, stumm und theilnahmlos einer Handlung zuschauen zu müssen, in die man am liebsten selbstthätig eingreifen möchte. Und in diese Situation des Schweigens gefesselt, saß der Chor auf seiner Erhöhung vor den Augen der ganzen Zuschauermasse und genügte also wenig dem Anspruch auf handelndes, bewegtes Leben, das der Zuschauer überall und in jedem Moment auf der Bühne zu sehen verlangt. Oder sollte der Chor wirklich eine gewisse Theilnahme an den dramatischen Vorgängen auf der Bühne zu erkennen gegeben und diese durch belebtere Haltung und Gestikulation pantomimisch geäußert haben? Unwillkürlich kommt man auf diese Vermuthung, wenn man einerseits den ausgebildeten Schönheitssinn der Griechen in Anschlag bringt, der einen so todten, widerspruchsvollen Eindruck nicht geduldet haben würde, wie ihn stumme Figuren, die regungslos auf einer Erhöhung vor den Augen des ganzen Publikums dastzen, nothwendig gemacht haben müßten, und andererseits ist es ein zu natürliches Bedürfniß, bei erhebenden oder erschütternden Ereignissen ein menschliches Regen zu empfinden und diesem wenigstens in lebendiger Geberdensprache einigen Ausdruck zu leihen. Wäre auch wirklich in der altgriechischen Literatur nirgends von einer solchen stummen Theilnahme des Chors an der dramatischen Handlung die Rede, so würden wir uns doch sein Verhalten in den handlungslosen Momenten nicht anders vorstellen können, als mit mäßiger pantomimischer Betheiligung.

Daß übrigens der Chor in der Tragödie und die Orchestra in den antiken Theateranlagen ganz abgeschafft wurden, so war dieß ein Zeichen des Verfalls der Bühnenkunst in der spätrömischen Zeit. In Griechenland dagegen hat die Orchestra mit dem Chor ihren Platz und ihr Recht fortwährend behauptet, weil die Griechen zu gut wußten, wie eng beides mit dem Gesammtorganismus ihrer tragischen Dichtungen zusammenhing und wie tief begründet besonders der Chor in der religiösen Grundanschauung der Nation lag. Es setzt einen herabgekommenen Standpunkt und eine große Barbarei der öffentlichen Sitte voraus, daß die späteren Römer sich solch einen Gewaltstreich in den Bau des dramatischen Kunstwerks, in den traditionell geheiligten Apparat der scenischen Darstellung erlauben durften. Möge diese Wahrheit kein böses Omen für die gegenwärtigen Bühnenzustände seyn, in die man sich bereits ähnliche Eingriffe gestattet hat!

Unbedingt der wichtigste Bestandtheil des antiken Theaters war nun aber, wie es noch bei dem heutigen der Fall ist, die Bühne selbst. Hier ist es aber auch zugleich, wo der Unterschied des Alten und Neuen am überzeugendsten hervortritt, so sehr, daß die moderne Bühne im Vergleich mit der alten nicht mehr als eine bloße Fortbildung, sondern als eine totale Neugestaltung erscheint. Denn alle Theile der scenischen Aktion, Inhalt der Stücke, Kleidung der Schauspieler, lokale Umgebung und Dekoration, Technik des Coulissen- und Maschinenwesens, alles ist ein anderes geworden, selbst nicht das Einfachste und Nächstliegende, das körperliche Verhalten und die Sprachweise der Schauspieler, ist dasselbe

Digitized by Google

geblieben. Hier gilt es also, den Eindruck der modernen Bühne völlig zu vergessen, denn nur dann läßt sich ein annäherndes Bild der antiken gewinnen. Wir folgen, um kein Moment der scenischen Darstellung zu übergehen, dem historischen Entwicklungsgange, den dieselbe durchlaufen hat.

Es ist ein Beweis für die kindliche Genügsamkeit und Unbehülflichkeit der ältesten Kunst bei den Griechen, daß ihre früheste Bühne ein auf Rädern ruhender Karren war. Können wir heutzutage nicht anders, als über solch einen mechanischen Nothbehelf herzlich lachen, so dürfen wir doch auch nicht verkennen, daß diese Einrichtung einen doppelten Vortheil bot und den ersten Ansprüchen vollständig genügte. Indem man nämlich die Schaubühne auf Räder stellte, hatte man ihr einmal die nöthige Höhe gegeben, um das auf ihr Dargestellte den Zuschauern allgemein sichtbar zu machen; und sodann war man in den Stand gesetzt, die Bühne mit Leichtigkeit von einem Orte zum andern fortzuschaffen, einmal hier, einmal dort die dramatischen Vorstellungen zu veranstalten, wie denn die Schauspielkunst überall, auch noch im späteren Mittelalter, ihren Anfangscursus als Wanderbühne hat durchmachen müssen. Wir verwöhnte Kinder der Neuzeit blicken natürlich mit Bedauern und Verachtung auf solche kümmerliche Erstlingszustände und haben demgemäß auch den Ausdruck „Karren" zum Kunstterminus für solche Theater erhoben, von denen wir bei ihrer Jämmerlichkeit nicht anders als mit Schimpf und Spott zu sprechen belieben. Fast sämmtliche kleinstädtische Bühnen, die auch wohl im Geleit von Drehorgeln und Mordgeschichten auf Kirmessen und Jahrmärkten umherziehen, sind solche sprichwörtlich gewordene Thespiskarren (Thespis hieß bekanntlich der Erfinder der altgriechischen Räderbühne), die im Schmutz der Laster und aller erdenklichen Entbehrungen mühsam fortgeschleppt werden.

Bald aber sollte das altgriechische Wandertheater auf festere Füße zu stehen kommen und eine Grundlage erhalten, welche an Solidität unsern modernen Theatergebäuden nichts nachgab. Dieß war ein besonderes Bühnengebäude, ein ordentliches Theaterhaus, mit allen für die Darstellung nöthigen Vorkehrungen. Dasselbe streckte sich mit seiner langen Vorderseite gerade vor der Orchestra und dem halbkreisförmigen Zuschauerraum dahin und hatte an den beiden Enden zwei gegen die Zuschauer vorspringende Flügel, ohngefähr so, wie wir es bei fürstlichen Schlössern noch jetzt sehen. Der zwischen diesen beiden Flügeln und der Hintermauer leer bleibende Raum war nun eben die neue Bühne, die demnach mehr einem lang gestreckten Gange, einem Corridor, als einer Stube oder einem Saale glich, welche Gestalt die Bühne gegenwärtig meistentheils hat. In der Vorderwand des hintern Hauptgebäudes nun befanden sich auf ebener Erde fünf Thüren, aus denen die Schauspieler hervorzutreten und durch die sie wieder abzugehen hatten. Eben solche Thüren, vielleicht nicht ganz so viele, waren auch im zweiten und dritten Stockwerk angebracht und ganz oben lief an der innern Seite der Vordermauer ein Gang dahin. Dieser sowohl wie auch die obern Thüren dienten dazu, Personen in der Höhe, auf einem Berge u. s. w. erscheinen zu lassen. Von der weiteren Bedeutung dieser Vordermauer des Bühnengebäudes werden wir sogleich hören.

Nicht minder eigenthümlich, als diese Vorrichtung der Eingänge für die Schauspieler, war die Deforation der Coulissen, so weit man im Alterthum schon von solchen reden darf. Auch sie wichen von dem Mechanismus unserer heutigen Coulissen wesentlich ab, insofern sie nämlich bloß aus aufgehängten Teppichen oder aus beweglichen spanischen Wänden bestanden. Ein solch aufgehängter Teppich zierte vor allem die schon erwähnte Vorderseite des Bühnengebäudes, die fast regelmäßig mittelst der Dekorationsmalerei den Palast des Herrschers vorstellte, der in fast sämmtlichen Dramen des Alterthums eine stets wiederkehrende Lokalität und der Mittelpunkt der Handlung zu seyn pflegte. Die Mittelthür dieses Königspalastes hatte die eigenthümliche Bestimmung, dasjenige vor den Augen der Zuschauer sichtbar werden zu lassen, was im Innern des Hauses vorgegangen war. Hatte hier z. B. ein Verbrechen, etwa ein Mord stattgefunden, wie so oft in den antiken Tragödien, so wurde die erwähnte Mittelthür geöffnet, eine tischähnliche Platte in die Oeffnung gestellt und der vorzuzeigende Gegenstand, also in unserem Falle der Leichnam des Ermordeten, auf diese Tischplatte gelegt. An diese daliegende Leiche richtete dann der betheiligte Held oder der Chor des Stückes seine ergreifende Apostrophe, rief Angesichts derselben die Götter zu Zeugen und Rächern der Schandthat an, und die vor Rührung oder Abscheu feuchten Augen der Zuschauer waren während dieser ganzen Scene auf den fraglichen Gegenstand theilnehmend gerichtet. — Spanische Wände hingegen bildeten die Coulissen zu beiden Seiten der Bühne — Periacten nannte man sie — und dieselben bestanden gewöhnlich aus drei zu einer Coulisse verbundenen, aber in sich beweglichen Stücken, von denen jedesmal dasjenige in die Scene vorgekehrt wurde, welches zu dem Charakter des betreffenden Vorgangs paßte. Stehend war der Unterschied zwischen den Coulissen zur rechten und denen zur linken Seite. Jene bedeuteten nämlich regelmäßig die Heimath, diese die Fremde, und es war mithin den Schauspielern

Digitized by Google

unabänderlich vorgeschrieben, von welcher Seite der Scene sie zu erscheinen hatten; niemals durfte ein Fremder von rechts, niemals ein Einheimischer von links auftreten.

Einen Vorhang, dieses jetzt so nothwendige Requisit eines jeden Theaters, kannte die antike Bühne, wenigstens die griechische, nicht, so wenig als die früheren theatralischen Vorstellungen im Mittelalter, die Mysterien und Moralitäten, einen solchen kannten; er ist erst eine Erfindung der spätrömischen Zeit und, wie uns scheint, keine ganz unglückliche, da er, als die undurchdringliche Scheidewand zwischen den versammelten Zuschauern und der scenischen Action, jedenfalls die Spannung des Publikums erhöht und die Vorbereitungen für die scenische Darstellung ungesehen zu verrichten gestattet. Der Eindruck ist ohne Zweifel ein reinerer, künstlerischerer, wenn der scenische Apparat und die handelnden Darsteller mit einem mal fertig und gerüstet vor den Zuschauern erscheinen, als wenn diese, wie bei den Theatern im Mittelalter, die kleinliche und mühevolle Mechanik des allmähligen Zustandsetzens der einzelnen Akte und Auftritte mit ansehen müssen.

Auch von einem Dach wußte die antike Schaubühne nichts. Der ganze Zuschauerraum und die Orchestra lagen völlig unter freiem Himmel, und auch von dem eigentlichen Bühnengebäude hatten nur diejenigen Räume eine Ueberdachung, welche vor der Unguust und den zerstörenden Wirkungen des Regens geschützt werden mußten, also die Gelasse für Coulissen und Garderobe, die Ankleidezimmer, die Räumlichkeiten für die Lese- und Spielproben u. s. w. Im übrigen war, wie gesagt, die ganze Theateranlage ohne jegliche schützende Bedeckung. Die einschließenden Umfassungsmauern endlich, sowohl die den Zuschauerraum umgebende, als auch die Außenseite des eigentlichen Bühnengebäudes waren von vorspringenden Bogen belebt, die sich zwischen hervortretenden Halbsäulen dahinzogen. Ohne Zweifel waren auch die freibleibenden Flächen mit anderweitigem Bildwerk des Meißels geschmückt. — Dieß ist im wesentlichen die Lokalität des antiken Theaters, hauptsächlich des griechischen, womit erst die spätrömische Zeit unerhebliche Veränderungen und Zusätze vorgenommen hat.

Der geschichtliche Ursprung und der weitere Entwicklungsproceß des antiken Theaters — der zweite Punkt, auf den wir unsere Aufmerksamkeit zu richten haben — war, wie schon oben angedeutet wurde, wesentlich ein religiöser und ist diesem Charakter bis in die Zeiten des späteren Verfalls treu geblieben, wogegen die mittelalterliche und moderne Bühne sich bereits sehr früh von der ursprünglich biblischen Basis gelöst und auf die der profanen Geschichte und Alltagswelt gestellt hat.

Es war in Griechenland seit den ältesten Zeiten Sitte, alljährlich nach beendigter Weinlese, also während unserer Wintermonate, dem Gotte des Weins, dem Dionysos, fröhliche Dankfeste zu feiern, bei denen die Chöre der Winzer und Landleute bezügliche Gesänge ertönen ließen und passende Tänze aufführten — genau die nämlichen Aeußerungen, zu denen die dankbare Fröhlichkeit den Menschen allerorten anregt. Dabei lag es nahe, daß die Heiterkeit der Leute mitunter auch einen höheren, dithyrambischen Schwung nahm und sich in dem Scherze der Verkleidungen gefiel, mit denen die Winzer die sogenannten Satyrn, bekanntlich die Begleiter des Gottes Dionysos, darstellten. Der Dank für die glücklich vollbrachte Arbeit, die Ehre und die Vorzüge des Gottes, seine Thaten und Schicksale bildeten den stehenden Stoff dieser muntern Winzerchöre.

Nicht entfernt jedoch darf man bei diesen Chorgesängen und Tänzen an unsere heutige Musik, an den freien Schwung und Fluß des modernen Gesangs oder gar an den obscönen Augenkitzel unseres Ballets denken. Sowohl die durchgebildete Schönheit der heutigen Vokalmusik als auch die Verirrung zu unsern schlüpfrigen Balletsprüngen war den Griechen etwas durchaus Fremdes, ja Unmögliches. Wie vielmehr die Kunst der Griechen in allen ihren Zweigen vorherrschend Maß und Würde athmete, so waren auch diese Chorgesänge nichts weiter als momentane Empfindungsergüsse — lyrische Chorstrophen würde die Bezeichnung der Poetik seyn — die von den ungebildeten Landleuten rein nach natürlichem Gefühl und immer nur so vorgetragen wurden, wie die Griechen jeden lyrischen Text vortrugen, nämlich halb sprechend, halb singend. Der Gesang war noch nichts anderes, als ein etwas gehobener, tonvollerer Vortrag, eine Recitation des Textes, die auf den einzelnen Sylben länger und mit mehr Klang verweilte, als der bloß Sprechende es thut, mithin recitativischer Sprachgesang, nach einer bestimmten Melodie natürlich, aber noch ohne Harmonie, die den Griechen überhaupt noch nicht bekannt war; die Begleitung zur Melodie beschränkte sich vielmehr auf eine bloße Flöte. Mit diesen recitativähnlichen Chorgesängen waren die Tänze unmittelbar verknüpft, wie diese Verbindung überall bei natürlich empfindenden und sich äußernden Menschen angetroffen wird. Indem die Winzer in gehobener Feststimmung ihre Danklieder sangen, war zugleich ein belebterer Gang, eine sprechendere Gestikulation wie von selbst gegeben. Aber auch diese Körperbewegungen beschränkten sich auf ein bloßes Neigen und Wiegen des Körpers in sehr eng gezogenen

Digitized by Google

Grenzen und genau in dem maßvollen Rhythmus, worin die lyrischen Chöre gesungen wurden. Diese idyllischen Ergüsse schlichter Winzer und Landleute, diese unscheinbaren Spuren dilettantischer Kunstproduktion sind der erste Keim und Ausgangspunkt des griechischen Dramas, der mustergültig und weltgeschichtlich gewordenen antiken Tragödie.

Der erste Schritt nun von der Naivetät dieser Winzerchöre zur bewußten, kunstmäßigen Gestaltung des Dramas war der, daß aus der Masse des Chors ein Einzelner — vorläufig der Chorführer — heraustrat und durch eine episch erzählende Relation das erste leise Element von Bewegung in die monotone Gefühlslyrik der Chorgesänge brachte. Dieser Chorführer stellte nämlich entweder den Boten des Gottes vor, dessen Geschicke er erzählte, oder er trat als der Gott selbst auf, der vom Chore gepriesen und nach seinen Verdiensten gefeiert wurde. Das war in der That etwas anderes als bloßer Empfindungsgesang, das war schon ein erster Ansatz zu jenem vis-à-vis, zu jener Entgegenstellung von Personen, aus der sich das Princip des Dramas, nämlich Handlung und Kampf einseitig vertretener Rechte, entwickeln sollte, aus der sich die Möglichkeit einer Fortbildung der Tragödie zur selbstständigen Kunstform überhaupt erst ergeben konnte. Derselbe Thespis, den wir oben als Erfinder des Bühnenkarrens nannten und der neben technischem Geschick unverkennbar auch dramaturgisches Talent besaß — Thespis war es, der sich das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst erwarb, die erste Ueberleitung von den bloß lyrischen Chorstrophen zu dramatischen Vorversuchen vollzogen zu haben. Nach ihm trat, um die Zeit der Perserkriege (480 vor Chr.), ein gewisser Phrynichus auf und stellte — was nach dem Vorgange des Thespis etwas Leichtes war — dem Chorführer den ersten wirklichen Schauspieler gegenüber. Erst hiemit war der Dialog, das Gespräch zwischen zwei entgegengesetzten Charakteren und Standpunkten, in das Drama eingeführt und so der rechte Ton angeschlagen, welcher darin der durchgehende und stehende bleiben sollte; erst hiemit kam wirkliche Handlung, Fortschritt und Spannung in den dramatischen Hergang.

(Schluß folgt.)

Aus den Briefen Varnhagens von Ense an eine Freundin.

Berlin, 7. Juni 1846. — Was Sie mir von Herrn Carlyle sagen, ist mir sehr wichtig und erfreulich. Daß er gegen die Jesuiten schreiben wird, kommt sehr gelegen; und er wird es gewiß von hohem Standpunkt aus thun, wie es einem so edeln und reinen Geiste gemäß ist. Ich würde mich unendlich freuen, wenn er nach Deutschland käme, da ich dann hoffen könnte, ihn persönlich kennen zu lernen; denn daß ich England besuchte, darf ich nicht zu denken wagen, so lange ich keiner bessern Gesundheit genieße, als nun schon seit Jahren der Fall ist.

— Mrs. Grote kenne ich seit vorigem Jahre von Kissingen her, wo ich sie aber, weil sie meist von schweren Krankheitsleiden befallen war, kaum zwei- oder dreimal ordentlich gesprochen habe. Ausführlicher habe ich mit Herrn Grote dort verkehrt, indeß nicht geahndet, daß ich in ihm den Verfasser eines solchen Werkes zu verehren hätte, wie seine kürzlich erschienene History of Greece ist, welche bei uns wie in England mit Recht allgemein gepriesen wird. Ich kenne gar viele Engländer und Engländerinnen, und suche das Nationale von dem persönlich Eigenthümlichen wohl zu unterscheiden. Der sicherste Gewinn ist immer da vorhanden, wo beides das Menschliche am reinsten durchblicken läßt.

Die religiöse Aeußerlichkeit, welche in England so große Geltung hat, ist mir ungemein zuwider, und sie erscheint mir als eine wahre Geistesbeschränkung. Daß man bei uns etwas Aehnliches einzuführen, künstlich hervorzurufen beabsichtigt, kann ich nur für die größte Verkehrtheit erklären, fürchte aber nicht, daß sie gelingen könne. Indeß können auch die mißlingenden Versuche großes Unheil zurücklassen. Hier ist die Stimmung in diesem Betreff überaus gleichgültig und sorglos.

---

5. Oktober 1846. — Zu den schönsten Gaben, die ich von Ihnen empfange, rechne ich vor allen Ihren eigenen Brief, dessen Mittheilungen für mich den größten Reiz haben. Mit kurzen Worten, deren Wahrheit in ihnen selbst verbürgt ist, bezeichnen Sie

Digitized by Google

Personen und Verhältnisse, den Dr. Pusey sehr ich leibhaft vor mir, eben so, wie sich Gräfin von Hahn in England ausnimmt. Von Herrn Carlyle sprechen Sie so angenehm als einleuchtend. Ich freue mich ihn mit Ihnen in Verbindung zu wissen; Ihr freies deutsches Urtheil, von keinen englischen Befangenheiten getrübt, muß ihm in vielen Fällen erwünscht und nützlich seyn. Es wäre herrlich, wenn er sich mit Friedrich dem Großen ernstlich beschäftigte, wozu die neue Ausgabe der Werke desselben und die Schriften des Professors Preuß jetzt alle Erleichterung bieten; unter Carlyles genialer Auffassung würde ein ganz neues Bild des großen Königs entstehen, ein durchaus wahres und edles, denn Carlyles Wahrheitsliebe wird von der seltenen Begabung unterstützt, in allem vorzugsweise das Gute zu schauen, das versteckte Schöne hervorzuwenden, worin er mit Goethe'n gleichsinnig ist. Grüßen Sie, ich bitte, ihn und seine edle Gattin auf das herzlichste! Ob die Gräfin von Hahn schon in unsere Gegenden zurückgekehrt ist, habe ich nicht erfahren können. Der neueste Roman aus ihrer Feder „Sibylla" scheint wenig Glück zu machen; ihr Freund, Herr von Bystrem, hatte ihn als ihr größtes Meisterwerk angekündigt, aber die Leser finden es ihr schwächstes Buch, in welchem die Anstrengung bemerklich, dem nur Wiederholten den Schein der Neuheit zu geben. Talent und Geist wird man ihr indeß auch diesmal nicht absprechen können.

— Unsere Literatur ist nicht sehr ergiebig, es wird viel gearbeitet, gesammelt, neu herausgegeben, aber wenig geschaffen. Auch gibt das praktische Leben uns mehr zu thun, als in früherer Zeit; Staat, Kirche, Gewerb und Gesellschaft beschäftigen die ganze Nation, welche sonst diese Gegenstände denen Leuten überließ, deren Amtes sie waren. Wir gehen auf guten, aber neuen Bahnen, die noch sehr rauh sind und viele Fehltritte verursachen; und sollen wir wirklich zu einer freien und einheitlichen Nation werden, so müssen wir noch viel Mühsal und Mißgeschick durchmachen.

---

19. November 1846. — Unsere ganze Literatur ist in einer Art Verwilderung, die politische Unruhe hat alles aufgeregt und treibt alles in dieselbe Einseitigkeit der Tagesgeltung. Wie in der vornehmen Gesellschaft die Menschen, haben in der Lesewelt auch die Bücher nur von dem Reize, den sie der Unterhaltung gewähren, von dem Aergerniß und sogar von dem Schmutze, der an ihnen haftet, ihren augenblicklichen, schnell vergänglichen Werth. Dieß wird sich ändern, wenn die Literatur sich aus dem wüsten Treiben wieder reiner sondert, und hiezu ist nöthig, daß unser Staatswesen sich selbstständiger ausgebildet habe; bis jetzt ist es überall noch sehr verkümmert.

In Ihrem Streite mit dem verehrten Carlyle bin ich ganz auf Ihrer Seite, wenn ich übrigens recht verstehe, was gemeint ist. Allerdings ist das Schöpferische in allen Gebieten das Höchste, und das Ausübende steht unter ihm; indeß kann auch das Ausübende, auf dem höchsten Gipfel der Kunst, wieder schöpferisch werden und wirken, und der Unterschied hebt sich dann auf. Wir haben uns nur immer zu hüten und zu wehren, nicht das Mittelmäßige und Abgeleitete an die Stelle des Meisterhaften und Ursprünglichen treten zu lassen. Daß die schönen Künste geringer wären als die Wissenschaften, oder eine von jenen geringer als die andere, erkenne ich nicht an. Unserem trefflichen Carlyle wird es aber schwerlich eingehen wollen, die Tanzkunst auf dieselbe Höhe mit der Poesie zu stellen!

---

22. Januar 1847. — Den von Herrn Carlyle verheißenen Brief habe ich kürzlich empfangen, aber nicht einen langen, sondern ganz kurzen, der indeß seine neue Lehre des Schweigens mittheilt und preist; dieser Lehre kann ich sehr gut beistimmen, so wie seiner Geringschätzung der Büchermenge, ohne daß ich deßhalb einen Kalifphen Omar herbeirufen möchte. Ich habe ihm schon geantwortet und die Hoffnung ausgesprochen, daß wir bald wieder ein neues herrliches Werk aus seiner Feder erwarten dürften. —

— Der Winter scheint hier stiller verfließen zu wollen, als dieß sonst gewöhnlich ist. Die allgemeine Noth und Sorge macht auch auf die Klassen, wo sie nicht unmittelbar empfunden wird, einen tiefen Eindruck. Auch außer der drängenden Noth wirken noch andere Ursachen, die Menschen zu verstimmen und in Unruhe zu halten. Ich selber, von aller Betheiligung an öffentlichem Wirken zurückgezogen lebend, finde mich von der Bewegung mitergriffen und muß mehr als seit Jahren den Zustand der Staaten und der Gesellschaft in's Auge fassen. Ich halte dieß für ein Unglück, denn unerfreulicher kann nichts seyn, als Thätigkeit und Sorge in solchen Dingen, wo sich ein schaffendes Einwirken ohne ausdrücklichen äußeren Beruf als unmöglich erweist; denn auch der Standpunkt eines freien Redners in Schriften ist bei uns in würdiger Weise kaum zu behaupten. — Wir sehen mit Ungeduld den englischen und französischen Debatten entgegen; unsere Theilnahme ist sehr groß, es kommen auch unsere Anliegen dort zur Sprache, — jedoch nicht bei uns, nicht durch uns, — und so bleibt alles nur ein Schauspiel!

Digitized by Google

11. März 1847. — Ich höre und sehe so manches, was mich ahnden läßt, daß die Vorurtheile und Einseitigkeiten in England in viel höherem Maße bestehen und wirken, als ich bisher glauben wollte. Dieß in der Nähe zu beschauen und zu erfahren fühl' ich große Scheu, denn ich würde mit Feuer und Schwert darwider angehen müssen, und ohne allen Nutzen, wie ich wohl weiß. Kirchliche Pedanterie — denn Religion ist es nicht — und aristokratischer Dünkel, dieß Geschwisterpaar wirkt wie Mehlthau und Scirocco auf mich. —

— Unsere Verfassungssachen vertragen weder Begeisterung noch strenge Vernunftprüfung, sie bewegen sich in einem mittleren dämmerlichen Element, und es ist schwer zu sagen, ob es eine Dämmerung zum Tag oder zur Nacht ist. Auf das Benehmen der ersten Versammlung wird viel ankommen, niemand ist im Stande vorher zu wissen, wie das seyn wird. Darin scheint alle Welt übereinzustimmen, daß der Nation das Maß zu eng genommen worden und sie das ihr bestimmte Kleid nicht wird anziehen können, ohne daß die Nähte platzen. — In vier Wochen werden wir ja sehen!

---

13. Juni 1847. — Die Miß Goldsmith, an die Sie mich erinnern und der ich auf Herrn Asher's Anregung in das Museum nachging, um eine Aehnlichkeit von Rachel zu finden, hatte zwar diese Aehnlichkeit nicht, aber ein bedeutende, vielversprechende Physiognomie; was Sie Gutes von ihr schreiben, leuchtet mir in dieser Erinnerung sogleich ein. Daß die Stellung der Juden in England noch so unvortheilhafte Seiten hat, ist gewiß großentheils die Schuld des Landes, wo die gesetzliche Freiheit neben sich die schreiendsten Uebelstände duldet, welche nur durch veredelte Sitte abzuschaffen sind. Die Verbindung, welche durch letztere zwischen Juden und Christen zu Stande kommt, hat den Reiz einer wirklich freien, die von jeder Seite die Vorurtheile abgelegt hat. Diesen Reiz habe ich vielfach empfunden, da ich viel in jüdischen Häusern gelebt habe und noch stets eine große Vorliebe für solche hege. Mich störte dabei das ursprünglich Nationale keineswegs, auch in den roheren Formen nicht, die es öfters hatte, denn ich sah auch in diesem Bezeigen etwas anderes und Tieferes, als ihm selber bewußt seyn mochte. Ich wünsche, daß Ihre Erfahrungen hierin so angenehm seyn mögen, als die meinigen es geblieben sind. Uebrigens ist mir schon an den Hamburger Juden der Unterschied auffallend gewesen, den Sie zwischen den englischen und berlinischen setzen. Ueberall nehmen diese Volksgenossen den Charakter des Bodens und der Umgebung an, ohne im geringsten den Kern aufzugeben, durch den sie immer dasselbe Unwandelbare sind. Rachel, in deren Elternhause das eigentlich Jüdische fast ganz verschwunden und nur im großen Wohlthätigkeitstriebe noch sichtbar war, nannte mit Recht die Berliner Juden, um deren Bildung den Franzosen verständlich zu machen, les Juifs de Frédéric le Grand. —

Die Züge von Carlyle, welche Sie mir mittheilen, sind allerdings wunderlich. Da ich ihn persönlich nicht kenne, so verwirren mir solche Züge sein Bild mehr, als daß sie es feststellen. Doch sind mancherlei Widersprüche mir verständlich genug, besonders das Benehmen, welches sich zwischen den Gegensätzen von Aristokratie und Demokratie bewegen muß. Hier ist das Verkehrte geradezu in der Sache gegründet, der Einzelne kann sie nicht ändern und kann, je redlicher und tiefer sein Sinn ist, es um so weniger vermeiden, bald auf der einen, bald auf der andern Seite sich zu finden. Mit der Meinung ist es nicht gethan, es gilt mit einer Wirklichkeit umzugehen, in der Wahres und Falsches, Schönes und Häßliches zusammengewachsen ist, und das nun einmal lebt und lebendig wirkt.

Ich möchte schon längst den Regierungen rathen, sich um Kirche und Adel so wenig als möglich zu bekümmern. Sollte der Rath nicht auch dem Einzelmenschen zuträglich seyn? Sie, Verehrteste, scheinen mir mit beiden Dingen in Ihrer Nähe stark im Kampf; das ist brav und tapfer von Ihnen. Aber ich möchte Sie doch lieber aus dem Kampfe abrufen, der wenig verspricht und dessen gewünschter Ertrag sicherer auf andere Weise gewonnen wird. —

Die Lage der Deutschen in London scheint in vieler Art mißlich und peinlich. Sehr bedaure ich den armen Freiligrath, desgleichen Fräulein von Haza.

— Der Dichter Tieck ist sehr leidend; wenn Sie ihn im 74sten Jahre ganz gekrümmt von Gicht und bleich von langwierigem Husten sähen, würden Sie großes Bedauern für ihn fühlen. Man darf nichts mehr von ihm fordern, man muß ihm alles nachsehen. Er thut das ihm Liebste nicht, weil es ihn anstrengt und er die Kräfte nicht hat. Ich führe seine Vertheidigung nicht ohne Eigensucht; theilweise bin auch ich in seinem Falle. Es ist eine wunderliche Sache mit dem Altwerden. —

— Ueber unsere Ständesachen finden Sie das Nöthige in den Zeitungen. Ich habe von Anfang keine Freude daran gehabt. Die Ehrenhaftigkeit, die Gesinnung, den Muth, die Mäßigung und Gewandtheit der Abgeordneten erkenne ich höchlich an; aber was konnten sie thun auf dem engen Boden, den man ihnen zugemessen hatte? Sie haben mehr geleistet, als ich für

Digitized by Google

möglich hielt, allein der Ertrag ist gering. Alles ist auf die Zukunft hinausgestellt.

---

1. November 1847. — Das Benehmen Bettinas mißfällt mir sehr; dieß augenblickliche Gewinnenwollen ist zu absichtlich und plump, um nicht seinen Zweck zum Theil — bei Ihnen — zu verfehlen. Mich berührt ihr Thun und Lassen glücklicherweise in keiner Art, die mich irgend stören dürfte, außer in Betreff der wahren und ernsten Theilnahme, die ich für die geistvolle, aber durch ihren Geist nicht glückliche Frau empfinde; denn wenn sie ihre besten Freunde verkennt und beargwöhnt und nur verkehrtem Rathe folgt, so ist sie nur um so mehr zu bedauern. Ich wünsche nur, daß Sie, verehrtes Fräulein, keine schlimmen Erfahrungen mit ihr machen!

---

30. November 1847. — Bettina von Arnim wird Ihnen Ihre Bemühungen wenig danken; sie sieht vor allem auf den Erfolg, den vollen glänzenden Erfolg, der in der fraglichen Sache nun einmal nicht zu erlangen ist. Noch immer ist sie in ihren unseligen Magistratsproceß verstrickt, den die Zeitungen fälschlich als schon gelöst angeben. Sie ist mit einem stillen Abkommen nicht zufrieden; ihr Ehrgeiz will glänzenden Sieg und bietet alles auf, um diesen zu erlangen; sie schreibt an den König, sucht durch ihre Familie einzuwirken, will das Publikum gewinnen, lauter Dinge, welche meines Erachtens den Zweck, den sie sich vorsetzt, nicht erlangen werden.

Ich sehe es als eine Gnade des Himmels an, daß ich in dieser Zeit bei ihr in Ungnade bin und der Verlegenheit entgehe, so vielen Verkehrtheiten beistimmen zu sollen, oder sie vergeblich zu bestreiten. Die Beschlagnahme ihres neuesten Buches, das den Titel führt: „Ilius Pamphilius und die Ambrosia," häuft den schon vorhandenen Verdruß; indessen wird das Buch wohl wieder freigegeben werden, da der Inhalt, so weit ich ihn aus früherem Vorlesen kenne, harmlos ist.

— Sie verlangen, Theuerste, daß ich Ihnen etwas über Ihre Aufsätze in Zeitschriften sagen soll? Daß diese von hellem Verstande, guter Beobachtungsgabe, rechtschaffenem und freimüthigem Sinne erfüllt sind, wissen Sie selbst, denn dergleichen kann dem Bewußtseyn nicht entgehen. Was aber den Ton betrifft, so möchte ich Sie auffordern, der Schärfe bisweilen mehr Milde zur Begleitung zu geben, und nach Abweisen des Schlechten die Keime des Guten mit der warmen Neigung, die Sie dafür hegen, anerkennend aufzuzeigen. Dieß ist nicht nur literarisch gemeint, es hat auch, dünkt mich, in gesellschaftlichem, ja in bürgerlichem Betreff seine Geltung.

---

6. Januar 1848. — Im Allgemeinen darf ich wohl sagen, was Sie schon wissen, daß jeder sich wohl prüfen und seine Kräfte messen soll, wer nicht auf Ordnung und Gedeihen des eigenen Lebens sich beschränkt, sondern auch für andere wirken, in deren Leben wohlthuend eingreifen will. Gefühl und Begeisterung, wie edel und stark sie seyen, können hiezu nicht genügen; die mögen sich unterordnen und anschließen, wo schon anderweitig das Werk im Gange ist. Am bedenklichsten ist es, wo wir unsere Gefühle und Ansichten in Andern, die sie vielleicht haben sollten, aber nicht haben, geltend machen wollen, besonders wenn diese Andere in Macht und Ansehen stehen. Da zerschellt der gute Wille, ohne das Geringste zu erreichen, und zu dem Unheil, das wir nicht gehoben, kommt ein neues, das wir selbst erleiden. Was Sie traurig eben erlebt, will ich Ihnen nicht ausführlicher vorhalten; ich wiederhole es, Sie wissen schon alles, was ich zu sagen vermag. Dieß will ich doch noch hinzufügen. Mich dünkt, ein Mensch hilft dem andern am wirksamsten, wenn er zuerst alles thut, um sich selbst frei, selbstständig und geschickt zu machen, von festem Standpunkt aus dem Andern die Hand zu reichen. Auch kann das, was wir mit eigenen Kräften thun, ohne die fremden mißlich und meist vergeblich aufzubieten, unserem Herzen völlig genügen, selbst bei der größten Beschränkung, denn Sinn und Erfolg des Guten haben mit der Masse des Aufgewendeten keinen wesentlichen Zusammenhang. Ihre Weltersahrung ist groß genug, um zu wissen, daß man wie den Himmel nicht, so auch Menschen nicht stürmt. Lassen Sie sich von dem, was Sie Ihre so stark ausgeprägte Individualität nennen, nicht verlocken, das Ungewöhnliche und Außerordentliche zu willig zu unternehmen! Sie wird keine traurige Mitgabe auf dem Wege des Lebens seyn, sobald Sie dieselbe beherrschen, auf das Allernächste und Tägliche anwenden. Geben Sie ihr aber sorglos nach, so kommen Sie auf gefahrvolle Wege, wo Mißmuth und Unheil Ihnen begegnen. — Finden Sie mich als Prediger mit meinen Ermahnungen altklug, pedantisch und kalt? Letzteres wenigstens darf ich nicht zugeben.

— Bettina von Arnim hat neues Mißgeschick erfahren; sie wollte beim Könige für Mieroslawskis Schwester die Erlaubniß erbitten, den verurtheilten Bruder sprechen zu dürfen — was inzwischen durch Vergünstigung schon mehrmals geschehen war — der König aber wies ihr Gesuch nicht freundlich ab, und

Digitized by Google

die hierüber bestürzten Personen, welche früher die Vergünstigung gewährt, zogen nun auch diese zurück. Sie sehen, Bettina hat Unglück gleich Ihnen, und empfängt gleiche Warnung, den menschenfreundlichen Eifer nur mit strengem Maß und klarer Besonnenheit walten zu lassen.

Sie lieben Goethe'n nicht, — diese frevelhaften Worte habe ich von Ihnen gehört! Ich aber glaube, daß nichts Ihnen nöthiger und fruchtbarer wäre, als diesen Lehrer und Freund auf sich wirken zu lassen. Doch läßt sich darin kaum rathen, noch weniger vorschreiben, und das Schicksal ist härter, als der Kriegsdienst, es nimmt keine Stellvertreter an, sondern will jeden seine Kämpfe selber führen sehen. Mögen Ihnen keine zu herben Prüfungen auferlegt seyn! Das wünsch' ich Ihnen von Herzen!

Möchte doch bald auch für Freiligrath eine günstige Wendung eintreten! Er ist im Grunde der Seele gut und harmlos, und verdient das beste Loos. Vielleicht geht ihm aus dem Unfall selbst eine günstige Entwicklung hervor. Das würde auch Sie am besten beruhigen.

---

1. Februar 1848. — Zunächst tritt mir Ihr metaphysischer Zweifel entgegen, Ihre Frage nach dem letzten Zweck des Daseyns, die heutiges Tages mehr als sonst manches Gemüth beunruhigt und durchschauert, nicht nur Ihres und Carlyle's, sondern noch vieler andern mir bekannten Menschen von verschiedenster Geistesfähigkeit und Denkart. Glauben Sie nur ja nicht, daß religiöse oder gar kirchliche Gewöhnung ein Schutz gegen solche Anwandlungen sey; auch der frömmste, sich bestimmten Glaubensformen überlassende Sinn ist gegen sie nicht gesichert; Tauler, den man einen heiligen Mann nennen darf, hat auf dem Todbette die furchtbarste Seelenangst ausgestanden, Klopstock noch im siebzigsten Jahre den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele neu prüfen müssen, Jung-Stilling im Sterben seine früheren Vorstellungen wanken sehen. Diese Mitgift des Zweifels ist aller Religion gegeben, wie aller Wissenschaft, es drückt sich darin der Grundmangel des Endlichen in seinem Verhalten zum Unendlichen aus. Der Philosoph kann und muß in diese Tiefen hinabsteigen, und bewehrt wie er ist, kann er es ungefährdet. Aber nicht jeder Hang oder Drang zu solcher Forschung bekundet einen Beruf, und wer nicht berufen ist, der soll den Grübeleien sich nicht hingeben. Den Beruf erkennt man an der Zuversicht, dem Muthe, dem Erfolge. Für Andere — und zuletzt auch für den Philosophen — ist Ergebung nöthig, fromme, heitere Ergebung in ein unbekanntes Höheres. Die allgemeinste Aufgabe ist überhaupt das Handeln, das Erforschen, Prüfen, Ordnen des Nächsterreichbaren; hier überall das Gute zu lieben und zu schaffen, beruhigt Sinn und Herz. Dieß geschieht bei jeder Religion, dem Christen wie dem Heiden, dem Deisten wie — daß ich das arge Wort nur heraussage — dem Atheisten, insofern diese Bezeichnung noch einen Sinn hat, denn streng genommen gibt es keine solche Menschenart. Liebevolles, gütiges Wesen ist der beste Schutz, die sicherste Zuflucht; wir tragen dieß Heil in uns, wir brauchen es nicht von außen zu holen, es kommt nur darauf an, daß wir es pflegen, vermehren, erhöhen. — Dieß alles ist durchaus nichts Neues, aber das Beste, was ich Ihnen zu sagen weiß. — Mich dünkt, in Ihrer Seelenstimmung müßte Ihnen besonders wohlthun, was Rachel über diese Gegenstände häufig ausspricht; Sie sollten sich die Stellen sammeln, sie unter einander vergleichen und ordnen. Dann müßten auch Saint Martins Oeuvres posthumes — ich meine die kurzen Sätze seiner innern Erfahrungen, deren auch Rachel öfters gedenkt! — Ihnen willkommen seyn, und jeder andere Geistesguß, in welchem sich reine Menschlichkeit offenbart.

Ist es nicht sonderbar, daß ich in meinem letzten Briefe Sie fast warnte vor äußerer Thätigkeit, in diesem Sie dazu auffordere? Doch ist eigentlich kein Widerspruch hiebei. Die Thätigkeit, zu der ich Sie auffordere, bezieht sich auf die allernächsten Gegenstände, die, vor der ich Sie warnte, auf entlegene. Diesen Unterschied gehörig durchzuführen und zu beachten, gibt an sich schon alle Tage genug zu thun und zu kämpfen.

— Bettina von Arnim hat fortwährend Ungelegenheiten wegen ihres Buches. Sie spricht in demselben unter andern sehr verächtlich von Professor Ranke, der ihr unglücklicherweise eben jetzt den sprechenden Beleg liefert, wie charakterlos er ist, durch sein neuestes Buch über die preußische Geschichte. Dieses erregt allgemeines Mißfallen durch die Abschwächung und Verflachung, die er unsern schroffsten Persönlichkeiten und Ereignissen gibt, durch den Mangel alles politischen Blickes. Warnen Sie Herrn Carlyle, sich ja nicht an dieses Buch zu halten, wenn er jemals noch mit Friedrich dem Großen sich zu beschäftigen denkt. Er muß vielmehr die Bücher von Preuß zur Hand nehmen, wenn diese auch nicht so bequem zu lesen sind.

Digitized by Google

Literatur.

Triſtan und Iſolde. Von Richard Wagner. Leipzig, 1859.

(Schluß von Nr. 18.)

Wer ſich erinnert, auf welche Weiſe der Tod Triſtans in den alten Gedichten herbeigeführt wird, der muß ſich über das Abgeſchmackte der von dem neuen Autor beliebten Todesart nur um ſo mehr verwundern. Von dem ganzen ränkevollen Getriebe der Gegner Triſtans, das einen ſo treffliſchen Gegenſatz zu der rückſichtsloſen Leidenſchaft der Liebenden bildet, iſt hier nichts zu finden; nichts ſpürt man auch von dem Glanz des ritterlichen Lebens, in den Gottfrieds Gedicht gleichſam eingetaucht erſcheint. Man fragt ſich mit Erſtaunen, wie der Verfaſſer es angefangen habe, um einem ſo lebenvollen, farbenreichen Gedichte, in dem ſo viel Gewaltiges mit ſo viel Lieblichem ſich vereinigt, allen Reiz, alle Anmuth zu entziehen. Der rauſchende Strom der Poeſie iſt verſiegt, und nur ein Sumpf iſt übrig geblieben, von deſſen üblen Dünſten wir uns abwenden.

Aber wir ſind recht voreilig mit unſerem Urtheil. Wie beſchämt werden wir ſeyn, wenn vielleicht in Zukunft abermals der Verfaſſer den „in moderner Ueberlichkeit geiſtreich gewordenen Kritikern“ (S. 83) entgegentritt und ſich der Mühe unterzieht, all die Herrlichkeiten aufzuzeigen, die er in ſein Werk hineingedichtet hat und die wir mit blöden Augen nicht herausgefunden haben! Aber er wird alsdann hoffentlich nicht zu ſtreng mit uns in's Gericht gehen. Er wird ſich erinnern, daß das Große und Tiefſinnige auch ſeiner früheren Dichtungen von vielen nicht entdeckt wurde, ehe er ſich der Kurzſichtigen erbarmt und ſich herbeigelaſſen, ſeinen Freunden alle Erhabenheit und Bedeutſamkeit ſeiner Poeſie ſo nahe vor die Augen zu rücken, daß es geradezu unhöflich geweſen wäre, ſie nicht anerkennen zu wollen. Der vom Verfaſſer ſelbſt ausgegangenen authentiſchen Interpretation zufolge (S. 62) haben wir in der Senta des „fliegenden Holländers“ „das Weib überhaupt, aber das noch unverbandene, erſehnte, geahnte, unendlich weibliche Weib — ſagt er es mit Einem Worte heraus — das Weib der Zukunft“ zu verehren. Wir ſind ſo glücklich zu wiſſen, daß im „Tannhäuſer“ Wagners „Drang nach dem unbekannten Reinen, Keuſchen, Jungfräulichen“ ging, und daß er „auf die erſehnte Höhe des Reinen, Keuſchen durch die Kraft ſeines Verlangens ſich geſchwungen hatte“ (S. 108); wir wiſſen ferner, daß „von dieſer Höhe ſein verlangender Blick — das Weib gewahrte“ (S. 109), und wir dürfen ihm unſern Glauben nicht verſagen, wenn er (S. 112) „den Charakter und die Situation dieſes — (o. h. ſeines) — Lohengrin mit klarſter Ueberzeugung als den Typus des eigentlichen einzigen tragiſchen Stoffes, überhaupt der Tragik des Lebenselementes der modernen Gegenwart erkennt, wir müſſen es ihm glauben, wenn auch nur aus Mitleid; hat er doch ſelbſt (S. 119) oft heiße Thränen über das Schickſal Lohengrins und Elſas geweint. Ueber den geiſtigen Gehalt jener früheren Dichtungen iſt alſo ferner kein Zweifel mehr geſtattet. Aber zur Erkenntniß ſeiner neueſten Schöpfung hat uns der Verfaſſer noch nicht den Weg gewieſen, wir ſind hier auf unſer eigenes Erkenntnißvermögen beſchränkt und können nur beſcheidentlich vermuthen, daß Wagner in Triſtan und Iſolde das erreicht, was ihm, nachdem er im Lohengrin „das höchſte tragiſche Moment“ erfaßt hatte, ſeiner eigenen Erklärung (S. 112) nach, allein übrig blieb, nämlich „die volle Einheit von Geiſt und Sinnlichkeit.“

Begeben wir uns alſo, ſo lang wir nicht der erwünſchten höheren Erleuchtung gewürdigt ſind, jedes weiteren Urtheils über die ſymboliſche Bedeutſamkeit dieſer Dichtung, und werfen wir nur noch einen prüfenden Blick auf das ſprachliche Gewand, in das der Verfaſſer ſie gekleidet hat.

Dieſes Gewand mag manchem fremdartig und wenig kleidſam erſcheinen. Wem eine Stelle vor Augen kommt, etwa wie die folgende — wir ſchlagen das Buch auf's Gerathewohl auf — Seite 85:

> Der einſt ich treu't,
> Aus Treu' zu dir,
> Mit dir nach ihr
> Nun muß ich mich ſehnen!
> Glaub' meinem Wort,
> Du ſollſt ſie ſehen,
> Hier — und heut' —
> Den Troſt kann ich dir geben,
> Iſt ſie nur ſelbſt noch am Leben. —

wer ſo etwas ſieht, oder gar hört, der fragt vielleicht: was mögen das doch für Verſe ſeyn, die in kurz abgebrochenem Trab ſo ſchelmend und ſtolpernd mühſelig ſich fortſchleppen, bis endlich ein Reim ungeſchickt zwiſchen ſie purzelt? Wer aber ſo ungebührlich fragt, der weiß offenbar nicht, daß er dieſe Versbildung als das Ergebniß tiefgreifender Studien zu betrachten hat, daß ſie aus einem ſtrengen, dem Verfaſſer eigenthümlichen Syſtem hervorgegangen iſt.

Wagner verwirft nämlich auf das entſchiedenſte — und wer wollte ihm hierin nicht beiſtimmen? — den, wie er es bezeichnet, „bisherigen opernſprachlichen Ausdruck“ (S. 117). Nur der Stoff ſoll die ſprachliche Form beſtimmen.

Digitized by Google

„Höchste Deutlichkeit war in der Ausführung somit sein Hauptbestreben, und zwar eben nicht die oberflächliche Deutlichkeit, mit der sich uns ein leichter Gegenstand mittheilt, sondern die unendlich reiche und mannigfaltige, in der sich einzig ein umfassender, weithin beziehungsvoller Inhalt verständlich darstellt, was aber oberflächlich und an Inhaltlosés Gewöhnten allerdings oft geradewegs unklar vorkommen muß“ (S. 117 fg.). Vortreffliche Theorie, die wohl von jedem wahren Dichter bisher unbewußt befolgt worden! Wenn nur nicht, zum Unglück für Wagner, die Praxis, durch die er sie zu bewähren sucht, so gar erbärmlich hinterdrein hinkte! Im Tannhäuser und Lohengrin trifft man auf die allbekannte lyrische Phraseologie, die sein Menschengedenken in den schlechtesten Musenalmanachen und in den schüchternen Versuchen jugendlicher Poeten heimisch ist; eine Eigenthümlichkeit erhielt sie nur durch den Mangel an Geschick, den der Dichter in ihrer Handhabung spüren ließ, und durch den Flitter, mit dem er sie aufputzte, und der ihr ein altdeutsches Ansehen geben sollte. Und die Sprache des Tristan — nun, diejenigen, denen sie „allerdings oft geradewegs unklar vorkommt,“ werden sich wohl hüten, dieß auszusprechen, damit Wagner sie nicht für „oberflächlich und an Inhaltloses Gewöhnte“ halten möge.

Nachdem der Verfasser nun einmal die Reform des „oversprachlichen Ausdrucks“ begonnen hatte, wurde er, wie jeder Reformator, zu immer weiteren, ungeahnten Consequenzen geführt. Er vertiefte sich in das Studium der germanischen Urzeit; er hat wohl — das lassen uns seine Worte vermuthen — Jahre lang in dem alleininnigsten Verkehr mit den Wölsungen und Giukungen gestanden; schließlich gewöhnte er sich auch ihre Ausdrucksweise an, und so erwuchs dem modernen Verse in Wagner der unbarmherzigste Gegner. „Der phantastische Trug der Endreime“ konnte ihn (S. 164) „nicht mehr täuschen über die Abwesenheit alles lebendigen Knochengerüstes, das dieser Versskörper nur als willkürlich behnbares, hin und her zerfahrendes Schleimknorpelwerk noch in sich faßt.“ Nur in der Alliteration der Form, deren „der jugendlich schöne Siegfriedmensch,“ den Wagner (S. 164) gefunden, sich zu bedienen pflegte, in ihr allein sah er noch Hülfe, und in „Tristan und Isolde“ ist nun das „lebendige Knochengerüste“ zu schauen, das er mit ihrer Unterstützung zu Stande gebracht hat.

Wir zählen uns zu den eifrigsten Freunden der Alliteration. Wer mit altgermanischer Dichtung vertraut ist und dort ihre Wirkung erfahren hat, der wird sich wohl hüten, abschätzig von ihr zu reden; er wird aber auch wissen, daß sie unauflöslich verknüpft ist mit jener alten Sprache, die so mächtig einherschreitet, die mit so gewaltiger Wucht das Ohr trifft, und daß sie vornehmlich jenen Dichtungen angehört, in denen die ursprüngliche, von fremdem Einflusse noch unberührte, ungebrochene Kraft der germanischen Urzeit lebt und athmet. Sobald die Sprache andere, weichere Formen annahm, sobald die Dichtung sich der ganzen reichen Fülle des ritterlich höfischen Lebens bemächtigte, ward die Alliteration unmöglich. Wer könnte sich Parzival und Tristan oder Reinmers und Walthers Lieder in alliterirenden Versen denken? War nun schon die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts für die Alliteration untauglich, wie viel mehr noch ist es die des neunzehnten! Daß nichts destoweniger bei sorgsamer, geschickter Behandlung der Sprache auch jetzt noch der Alliteration eine entschiedene Wirkung abzugewinnen ist, das beweisen die Uebertragungen der altnordischen, angelsächsischen und niedersächsischen Dichtungen, in denen mit Recht jene mächtige Klangform nachgebildet ist, das beweisen einzelne gelungene Versuche lebender Dichter — wir erinnern an Simrocks „der Longobarden Auszug“ —; das kann sogar eine schon im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts entstandene, gar nicht verächtliche Dichtung beweisen: „der Held des Nordens“ von Fouqué. — Und warum sollte es auch nicht gelingen, in unserer gefügigen, bildsamen Sprache die Alliteration eben so gut wie die Assonanz, die Verse der Edhaslieder eben so gut wie Sestinen und Ghaselen nachzubilden? Wer wird aber deßhalb behaupten, der moderne Vers sey unbrauchbar für den Poeten, der nach der Darstellung des „Reinmenschlichen“ strebe, und dieser müsse daher zur Alliteration zurückkehren?

Wagner behauptet es, und zwar mit der Zuversicht, die so oft die Richtigkeit seiner Behauptungen ersetzen muß. Hätte er nur einem andern Poeten das Amt übertragen, diese Behauptung durch die That zu rechtfertigen. Wenn die Alliteration nur durch ihn wieder zum Leben erweckt werden kann, so muß man das Schicksal der Armen bedauern; sie wird dann wohl in ewigem Schlummer verharren müssen. — In seinen buntscheckigen, mit Reimen untermischten Versen verräth er nicht die geringste Einsicht in das Wesen der Alliteration, und wir fühlen uns nicht berufen, diese Lücke in seinen Kenntnissen auszufüllen. Liest man auf Seite 67:

> Nun banne das Bangen,
> Holder Tod,
> Sehnend verlangter
> Liebes-Tod!
> In deinen Armen,
> Dir geweiht,
> Urheilig Erwarmen,
> Von Erwachens Noth befreit,

so möchte man ihn unwillkürlich fragen, welches der vielen Monumente altgermanischer Poesie, mit denen er in dem langen Lauf seiner Studien Bekanntschaft gemacht, ihm das Muster für eine solche Behandlung der Alliteration dargeboten habe, die Edda, der Beowulf, der Heliand, das Hildebrandslied oder das Muspilli?

Doch möchte immerhin Wagners Alliteration jeder Regel spotten, wenn uns nur die dichterische Schönheit seiner Sprache zu ergreifen vermöchte. Aber diese Sprache — doch wir fühlen uns außer Stande, über ihre ungeheuerliche

Digitized by Google

Abgeſchmacktheit nach Würden zu reden. Man entſchließt ſich ſchwer, zu glauben, daß derjenige, der einen Gegenſtand mittelalterlicher Poeſie in einer ſolchen Sprache behandelt, jemals ein Gedicht des Mittelalters in der Urform ſorgfältig durchgeleſen hat. Hätte Wagner nicht ſo oft von der Tiefe und dem Umfang ſeiner Studien geredet, ſo würden wir die Vermuthung wagen, er habe die modernen Ueberſetzungen jener Gedichte recht eifrig zu Rath gezogen, ſich alle dort vorkommenden, alterthümlich gefärbten Redensarten und Wendungen recht fleißig gemerkt und aus dem,

Was ohne Wiſſ' und Wahn
Er dämmernd dort empfahn, *

ſich, ebenfalls „ohne Wiſſ'," eine ganz abſonderliche Sprache zuſammengeſtoppelt, die er nur mit dem abenteuerlichſten Schwulſt zu verbinden brauchte, um endlich jenes Phänomen „overſprachlichen Ausdrucks" zu erzeugen, das jetzt in Triſtan und Iſolde unſerem Staunen preisgegeben wird. Wir nehmen keinen Anſtand, zu erklären, daß wir den gewöhnlichen Ueberſetzungen Scribeſcher Opernterte den entſchiedenſten Vorzug geben vor dieſem ſich aufblähenden Unſinn. In den Momenten der Leidenſchaft reden die Geſchöpfe des Dichters eine Sprache, an deren Nachbildung ein Lohenſtein verzweifeln würde, und von der Redeweiſe, deren ſie ſich im einfachen Dialog bedienen, mag die folgende Stelle einen Begriff geben. Brangäne kommt zu Triſtan, ihm Botſchaft von Iſolde zu bringen; Triſtan ſpricht S. 8:

Von meiner Herrin? —
Ihr gehorſam
Was zu hören
Meldet höflich
Mir die traute Magd?

Wagner hat, ſeiner Mittheilung (S. 146) zufolge, ſchon ſeit Langem die Fähigkeit gewonnen, „in der Tonſprache frei nach ſeiner Unwillkür zu ſprechen." Wir wären begierig, von ihm zu erfahren, ob er zugleich dieſelbe Fähigkeit für die Wortſprache ſich gewonnen habe. Wenn die Menſchen der „neuen Welt," welcher Wagner nun ſchon ſeit geraumer Zeit „auf einer vollkommen neuen, mit unbewußter Nothwendigkeit von ihm eingeſchlagenen Bahn entgegenſchreitet" (S. 149), in der von ihm angegebenen Weiſe „frei nach ihrer Unwillkür" ſprechen werden, ſo haben wir ſie wenigſtens um ihre rhetoriſche Ausbildung nicht zu beneiden.

* Was dort in leiſcher Nacht
Dunkel verſchloſſen wacht',
Was ohne Wiſſ' und Wahn
Ich dämmernd dort empfah'n.
Triſtan und Iſolde. Zweiter Akt. S. 53.

Wir können von dem Autor nicht ſcheiden, ohne uns zu erinnern, daß er in der dramatiſchen Bearbeitung der Triſtanſage einen Vorgänger gehabt hat, und zwar keinen geringeren, als den theuern Meiſter, „den ſinnreichen und weitberühmten Hanſen Sachſen." Er hat, was er im Volksbuch fand, auf ſeine Weiſe in Dialog gebracht, treuherzig und ehrbar, ſchlecht und recht; es lieſt ſich gar nicht unangenehm. Nachdem wir dem Leſer aus der „traurigen Tragedia" des Herrn Wagner ſo viele elende Verſe vorſetzen mußten, iſt es nicht mehr als billig, daß wir ihm jetzt zur Stärkung und Ergötzung einige derbe nahrhafte Hans Sachſiſche Koſt auftiſchen. Wir wählen folgende Verſe.

„Herr Triſtrant trinckt, und gibt es Iſalden, die trincket auch, und Triſtrant ſpricht:

Was iſt das geweſt für ein Wein?
Wie ſpringt und tobt das Hertze mein,
Mein gemüth iſt in gantzer umbn,
Und ſetzt mir lenger hertter zu,
Ich bin mit ſchmertzen groß umbfangen
Samm hab ein Pfeil mein Hertz durchgangen.

Iſald ſpricht:

Es iſt mir warlich auch nicht recht,
Mein Hertz jammert und ſeufftzet ſchlecht,
Und all mein trefft thun ſich bewegen,
Ich wil ein weil zu rhu mich legen.
(Iſald gehet auß.)

Herr Triſtrant ſpricht:

Ich wil auch gehn in mein Gemach,
Bin gleich vor lieb und ſehnen ſchwach.
(Herr Triſtrant gehet ab.)

Der Liebhaber deutſcher Poeterei, der ſich durch dieſe Verſe zur Vergleichung des Triſtan von 1859 mit dem vom Anno Salutis 1553 angeregt fühlt, findet den letzteren im dritten Buch der Sehr herrlichen Schönen Tragedi, Comedi u. ſ. w. im andern Theil, unter dem Titel: „Tragedia. Mit XXIII Perſonen. Von der ſtrengen lieb Herr Triſtrant mit der ſchönen Königin Iſalden, und hat VII Actus." Der Ehrenholdt beſchleußt die Tragedia mit einer Schilderung der Liebe, citirt dabei Diogenes und Petrarcha, und ſagt dann:

Auß d'em ſo laß dich trewlich warnen,
O Menſch, vor ſolcher liebe garnen,
Und ſpar dein Lieb biß in die Eh;
Dann hab ein Lieb und keine meh.
Dieſelb lieb iſt mit Gott und Ehren,
Die Welt damit fruchtbar zu mehren,

mit welcher erbaulichen Ermahnung dieſe Betrachtung geſchloſſen ſey.

B——s.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Palmtag. — Pater Felix. — Kunſtausſtellung. — Theater.

δ Ich ſchreibe Ihnen am Palmſonntage — ein Trauer- und ein Siegesfeſt zugleich. Das Wetter paßt ganz zu dem Feſte: der Lenz kommt, aber er huſtet und hat Reif in den blonden Locken; ſchwarze Wolken fliegen grimmig durch den blitzenden Sonnenſchein und werfen Schnee und Hagel auf die Gärten und Squares und Villas, wo der Flieder trauert und die Bäume in ihren weißen Blüthenkronen frieren, daß es einen jammert. Und die Kirche hat die Altäre ſchwarz behängt, und doch wiegt jedermann frohe grüne Palmen in der Hand — man nennt ſie hier richtiger Zweige, rameaux; die Kutſcher ſchmücken ihre Pferde damit und die Waſſerträger ihre Fäſſer. Die Damen gehen zur Beichte und thun Buße und beſtellen die Toilette für Longchamps, und um den Contraſt zu vollenden, predigt Pater Felix in Notre-Dame über die Freiheit. Die ganze Faſtenzeit hindurch hat er alle Sonntage über die Freiheit gepredigt, und den Carneval ſolchergeſtalt auf der Kanzel fortgeſetzt. Voriges Jahr ſprach er vom Fortſchritt; die Kirche will den Fortſchritt, nur muß er nach Rom zu gerichtet ſeyn. Und die Freiheit wollen die liberalen Patres gleichfalls, aber nicht wie die Ideologen, die ſchon Napoleon I. haßte. Die Ideologen, unter dem Vorwande, uns zu befreien, wollen und unter das Joch der Republik beugen, oder des Parlamentarismus. Pater Felix verſteht zu reden; er gehört zu den erſten Pariſer Virtuoſen in dieſer Kunſt, die hier ſo weit getrieben wird; er hütet ſich wohl, von Notre-Dame de la Saleste zu reden, er kennt ſeine Pariſer und weiß, daß ihnen mit Wundern nicht gedient iſt. Er bekämpft den Unglauben mit ſehr behender Dialektik und ſcharfer Argumentation; man glaubt manchmal, der fromme Pater habe mit gehörigem Diſpens in den Hegel geguckt, am Ende wird aber auf dieſe Weiſe die Ideologie doch nur durch Ideologie bekämpft. Wir können jedenfalls dem noch jungen Pater Felix ein bedeutendes Talent nicht abſprechen; ſeine zahlreichen Zuhörer gehören zum Theil den höchſten Klaſſen der Geſellſchaft an, bei denen der berühmte Jeſuit die Herren Thiers, Guizot, Broglie u. ſ. w. erſetzen muß, die auf immer verſtummt ſind.

Aus Notre-Dame gehen wir in die Kunſtausſtellung. Es war eine Zeit, da fand ſie in den Galerien des Musée du Louvre ſtatt. Da wurde Leinwand über die daſelbſt befindlichen Gemälde geſpannt und an dieſe Leinwand wurden die Werke der neueren Künſtler gehängt, und da hätte man das Lamento hören ſollen, wie ſchade es ſey, daß die Raphaels und die Murillos und Rubens auf ein halbes Jahr verloren gingen, und daß die Schätze des Musée du Louvre, die ohnedieß ſchon von der Zeit gelitten hätten, durch rohe, ungeſchickte Arbeiter beſchädigt würden, und die Regierung ſey dafür verantwortlich, und der Miniſter müſſe deßhalb in Anklageſtand geſetzt werden, und es wäre die höchſte Zeit, ein beſonderes Lokal für die jährlichen Ausſtellungen zu bauen. Jetzt haben die Herren ein beſonderes Lokal, aber ſie ſind deßhalb um nichts zufriedener. Das Lokal heißt Palais de l'industrie; die Kunſt habe aber mit der Induſtrie nichts gemein, die Kunſt ſey ein Prieſterthum, eine Magiſtratur, was weiß ich alles. Sollte allenfalls dieſer oder jener unter den Serren dieſe Anſicht theilen, ſo heißen wir das Lokal „Palais des champs élysées“ und treten ein, nachdem wir freilich für's erſte unſere Zwanzig-Sousſtücke entrichtet, was dann wieder an die hellloſe Induſtrie erinnert. Dann muß man noch einen Katalog kaufen, der dreißig Sous koſtet, und ſo kommen wir immer tiefer hinein.

Dem offiziellen Katalog zufolge — offiziell ſteht groß gedruckt auf dem Umſchlage, um der Concurrenz das Handwerk zu legen. — Ich glaube am Ende dennoch, wir ſind im Induſtriepalaſt. Und am Ende will das größte Genie leben, und ohne Dünger wächſt keine Blume, und dem Katalog zufolge beläuft ſich die Anzahl der ausgeſtellten Gegenſtände auf ſchier 4000 (3991) und eben ſo viele ſind abgewieſen worden. In nicht ganz zwei Jahren 8000 Bilder, Statuen, Kupferſtiche, Lithographien; wo ſoll das alles hinaus, und wie leben alle dieſe Leute, von denen vielleicht keine fünfzig ihre Werke an den Mann bringen werden? Auf die Malerei kommen allein 3045 Nummern, auf die Skulptur 461, Kupferſtiche ſind 159 angegeben, Lithographien 95. — Bekannte Namen unter den Malern ſind Achenbach (Oswald) aus Düſſeldorf, ein Schüler des Andreas Achenbach; ferner Aligny mit elf Landſchaften, Amaury Duval mit fünf trefflichen Porträts (darunter befindet ſich das Bildniß des bekannten Alphonſe Karr; bleiches Geſicht, ſchwarzes Haar, finſterer Blick, eine unheimliche Erſcheinung); Anaſtaſi, trotz ſeines griechiſchen Namens ein Sohn Hutterias, der aber Deutſchland kennt; ſein Morgen am Tegernſee iſt indeß doch etwas pariſiſch; es iſt der See von Enghien im Großen. Jules André iſt längſt als einer der tüchtigen hieſigen Landſchaftsmaler bekannt. Unter ſeinen dießjährigen Bildern haben wir „die Ufer der Charente bei Puyreaux“ bemerkt; es ſtrotzt von einer üppigen, ſaftigen Vegetation; wäre nur etwas Poeſie darin! Poeſie iſt aber das Blümchen Wunderhold, das ſelten auf ſetten Wieſen wächſt. Antigna iſt ein Realiſt wie J. André, etwas verwegener als dieſer, aber frei von den Exzentricitäten des Citoyen Courbet — wir nennen ihn Citoyen,

Digitized by Google

denn die Republik hat ihn uns beſchert; wir ſind ihm jedenfalls dafür verbunden, daß er dem Bauer — auf dem Bilde — ſeine glatte feine Jacke ausgezogen und ſeine gewichſten Schuhe und ſein gefälteltes Hemd, und ihm den zerlumpten Kittel wieder gegeben und die leinenen Hoſen und die Holzſchuhe. Als das demokratiſche Element in das Kunſtgebiet eindrang, mußte die fade Eleganz, die geſchminkte Grazie mit ihren Toilettenkünſten weichen; nur iſt Courbet, wie Luthers betrunkener Bauer, über den Gaul hinausgefallen. Dieſes Jahr hat er nicht ausgeſtellt. — Weiter finden wir Bellange, in der Kunſtwelt längſt durch ſeine Scenen aus dem Kriegsleben bekannt; ſie ſehen ſich alle ſo ziemlich gleich, ſie mögen dem erſten Kaiſerreiche entlehnt ſeyn oder in den Laufgräben vor Sebaſtopol ſpielen. — Benouville — bei dieſem Namen ſenkt die Muſe das Haupt, nicht die Muſe, die auf dem Parnaſſus nach der Lyra des ſchönen Phöbus Apollo tangte, ſondern die Tochter Zions, die im Heiligthum kniet, und das Haupt mit myſtiſchen Roſen bekränzt, zum Pfalter der Prophezien ſingt. Benouvilles „Chriſten im Circus“ (1855 in der allgemeinen Ausſtellung) wirkten mächtig durch die einfachſten Mittel: da floß kein Blut, da zuckten keine Sterbende, da brüllten keine Tiger und Panther, keine ferae africanae; der Circus wimmelte von frohen Menſchen; die römiſchen Damen ſaßen da im vollen Putze und Cäſar thronte auf dem goldenen Seſſel und der Weihrauch wirbelte aus goldenen Schalen; alles ſchien zu einem freudigen Tanzfeſte vorbereitet, nur am Eingange des Circus ſah man die Chriſten, auch freudig, aber bleich, die Arena betreten, die ſie nicht mehr verlaſſen ſollten; eine Freude voller Angſt, ein Triumph voll Demuth. Die Vorkehrungen zu einer ſolchen Schlächterei ſind dramatiſch, die Schlächterei ſelbſt iſt ekelhaft. Ich ziehe dieſes Bild dem ſterbenden h. Franciscus deſſelben Meiſters vor. In den Sälen von 1859 finde ich eine Fortſetzung dieſes letzteren: die h. Clara empfängt den Leichnam des heiligen Franciscus in ihrem Kloſter; die Leiche ruht auf der Bahre und iſt mit Roſen beſtreut; die Züge haben die Schönheit des Todes, das höchſte, was der Künſtler erreichen kann. Die Heilige und ihre Kloſterſchweſtern ſind zarte, liebliche, dabei ernſte Geſtalten; es iſt eines jener Kunſtwerke, wo die Klage zum Wohllaut wird und der Schmerz zum Genuß. Die beiden letzteren Gemälde waren zur Ausſchmückung einer Kapelle des h. Franciscus beſtimmt. Wundern Sie ſich nicht, daß ich ſo lange dabei verweile, ſolche Ergüſſe eines wahren religiöſen Gefühls ſind hier zu Lande ſelten. In Benouville verliert die Kunſt einen der beſten Kirchenmaler der Neuzeit, d. h. er wäre es geworden; er ſtarb im vergangenen Februar vor ſeinem vierzigſten Jahre. Seine Jeanne d'Arc, die neben dem h. Franciscus hängt, ſcheint mir verfehlt; ich habe mir vergebens alle Mühe gegeben, mich damit zu befreunden. Das Hirtenmädchen iſt etwas maſſiv, ſie ſitzt zwiſchen Felſen und ſcheint auf ihre „Stimmen“ zu horchen und ſoll begeiſtert erſcheinen; ſie hat aber bloß das Fieber und ihre Begeiſterung iſt phyſiſch. Nicht ohne Rührung habe ich das Bildniß ſeiner Frau und ihrer zwei Kinder geſehen; es iſt nicht fertig. Die eine der beiden Zwillingstöchter iſt indeſſen geſtorben und der Vater iſt ihr bald nachgefolgt. Benouville hatte 1845 den großen Prix de Rome und zehn Jahr ſpäter das Ehrenkreuz erhalten. — Eugène Delacroix tritt mit nicht weniger als ſieben Bildern auf.

Mein Brief iſt bis zum Gründonnerſtag liegen geblieben, und wir haben einen wirklichen grünen Donnerſtag. Die Lilas ſind ſo dicht belaubt, daß ſie bei einem Windſtoße die Vorbeigehenden durchnäſſen; Wind und Regen haben uns ſeit vier Tagen und vier Nächten nicht verlaſſen. Dieſes möge Ihnen zum Troſte dienen, wenn Sie, wie zu vermuthen, eine eben ſo ſchöne Frühlingszeit erlebt haben. Auch die hundertjährigen Kaſtanien, die aus den Champs Elyſées auf den Börſenplatz verpflanzt worden, gedeihen und befinden ſich im vollkommenſten Wohlſeyn, ſo wie die Pflanzungen längs den Boulevards. Da ſtehen jetzt Alleen, wie Wälder ſo dicht, zum großen Herzeleid der Hausbeſitzer und der Boutiquiers. Man ſollte faſt meinen, es ſey darauf abgeſehen, die Bourgeoiſie zu ärgern. Rieſenbauten werden unternommen, alles verjüngt ſich, nur das Palais royal bleibt ſeinem Schickſal überlaſſen, und noch immer hat Paris kein paſſendes Opernetheater.

Es iſt aber Zeit in den Salon zurückzugehen, wo wir bei Eugène Delacroix ſtehen geblieben ſind.

Ehrlich geſtanden, ich ſcheue mich vor dem Mann, und darum habe ich unwillkürlich den Umweg genommen. Er iſt der Victor Hugo der Malerei: bei großem, doch einſeitigen Talente eine gemachte monotone Originalität. Es iſt immer derſelbe bunte Farbenteig, in den die Geſtalten wie mit dem Beſenſtiele hineingezeichnet ſind. Das Schrecklichſte dabei iſt, daß in dieſen Fratzen wirklich zu Zeiten die Flamme des Genius lodert. Unter den ſieben Werken, womit er uns dieſes Jahr beglückt hat, befanden ſich auch wieder Kirchenbilder: „Chriſtus beſteigt den Calvarienberg,“ eine Grablegung und ein h. Sebaſtian. Dieſe Gattung verträgt ſich am wenigſten mit ſeiner Manier; allein ſie trägt was ein. Der Clerus beſchäftigt viele Künſtler, darum liefern die Pariſer Maler jedes Jahr eine Maſſe religiöſer Bilder, und ich bin oft verſucht, dieſe Leute zu bewundern, eben weil kein einziges darunter etwas taugt. Es gehört eine ſeltene Willenskraft dazu, um ohne allen innern Drang ſolch große Compoſitionen zu vollenden. Die Waare findet Abſatz; man kann es immer wagen, einmal einen heiligen Sebaſtian oder eine Grablegung abzuconterfeien. Die Regierung, oder die Präfekten, oder die Biſchöfe in den Departements machen oft Beſtellungen. Das Porträt und das Heiligenbild haben ſchon viele Künſtler vom Hungertode gerettet. Gingen die Herrn nur zu Zeiten in die Kirche, wenn auch nur aus Spekulation, das Geſchäft würde ſich lohnen. — Auch dem Spanier Diaz iſt es gelungen, ſich eine eigene Manier zu ſchaffen; er läßt hübſche Mädchen, zierliche Frauengeſtalten wie durch einen Farbennebel erſcheinen; auf die Zeichnung

Digitized by Google

iſt dabei nicht viel Zeit verwendet; die Umriſſe weichen unter dem Beſchauen; doch ſind die Farben harmoniſch verſchmolzen und das Ganze macht einen angenehmen Effekt. Unter ſeinen dießjährigen Werken habe ich auch die Venus und den Cupido wieder erblickt, die auch auf andern Punkten des Salons ſpuken. Das Mittelalter iſt nun auch abgenutzt und man kehrt zur heidniſchen Mythologie zurück, die jetzt wieder hinlänglich veraltet iſt, um als neu zu erſcheinen. — Français gehört zu der romantiſchen Schule, doch ſind ſeine Linien correcter als bei Eugène Delacroix, und wenn er ſich einige Mühe gibt und den Pinſel nicht allzu keck auf der Leinwand herum tanzen läßt, ſo bringt er treffliche Landſchaften zuwege. Er hat Poeſie, was eben in der Malerei wie in jeder Kunſt die Hauptſache iſt. — Von dem alten Fiers gilt daſſelbe, was ich über Andrés geſagt habe; Fiers iſt jedenfalls ein tüchtiger Meiſter.

Unter der jüngeren Generation ſind Gerôme, Hamon und Hebert die hervorragendſten Erſcheinungen. Ich habe nur einige ihrer Leiſtungen im Vorübergehen angeſchaut. Dagegen verweilen wir einige Zeit bei der „goldenen Hochzeit“ von Knaus. Der junge Maler iſt ſeit dem „Morgen nach der Kirchweihe“ ſchnell berühmt geworden, und ſein Ruf iſt noch immer im Steigen; doch fürchte ich faſt, daß er in der „goldenen Hochzeit“ eine Höhe erreicht habe, die er nicht überſchreiten wird. Die Handlung ſpielt im Schatten einiger ſtämmigen breitäſtigen Buchen vor dem Dorfe; das Jubelpaar tanzt mit einander, wie vor fünfzig Jahren auf der erſten Hochzeit. Seitdem ſind dem alten Bauern die Haare ausgefallen, und was übrig bleibt, fließt in dünnen weißen Locken auf die Schultern herab; auch die Züge haben etwas gelitten, doch glüht noch immer Lebenskraft unter der verwitterten Haut. Der lange blaue Rock, der bis auf die Abſätze der hohen Stiefeln fällt, hat offenbar auch bei der erſten Hochzeit mitgetanzt, und iſt wahrſcheinlich ein Erbſtück in der Familie. Die ſtämmige Hausfrau mit dem runden, vollen, kaum angerunzelten Geſicht und der gedrungenen Geſtalt, und mit dem ſelbſtbewußten Blick erſcheint als die würdige Ehehälfte des Patriarchen. Stundenlang könnte man das Jubelpaar tanzen ſehen. Die Zuſchauer hat Knaus wieder auf das ſinnigſte gruppirt. Links vom alten Herrn ſitzt ſeine blühende Tochter und hat den Enkel auf dem Schooße; zur Rechten ſteht ein junges Paar von unvergleichlicher Schönheit. Das Mädchen hat die zarte, zierliche und regelmäßige Geſtalt der Städterin, und dabei iſt doch alles an ihr bäuriſch; der Ausdruck ihrer ſchwarzen Augen iſt von unwiderſtehlichem Reize. Jungen, die in die Hände tuten, ſpringen und ſchreien, füllen den übrigen Raum auf's glücklichſte aus. Im Hintergrunde ſitzt der Dorfſchulz und die Beigeordneten und rauchen ihre Pfeifen und ſchauen zu. Das iſt ein Feſt, das iſt ein Leben, das iſt eine Freude! Kein Menſch bleibt ruhig vor dem Bilde. Sie ſollten die Pariſer Damen hören: „comme c'est joli!“ und dann wieder: „comme c'est vrai!“ Dieß hat mich am meiſten frappirt. Da faßt der Künſtler die Bauernjungen aus dem Weſterwalde oder vom Rhein, und ſtellt ſie mit Haut und Haar, wie ſie ſind, mit den ſchäbigen Hoſen und dem wüſten Lockenkopfe und mit der Pelzmütze den Pariſern vor die Augen, und ſie können ſich nicht ſatt daran ſehen, und was ſie anzieht und feſſelt, iſt gerade, daß man die deutſchen Bauerngeſtalten ſo gelaſſen, wie ſie ſind. Wir können überhaupt allen Künſtlern, die ſich um den Beifall des hieſigen Publikums bewerben, den Rath nicht oft genug wiederholen: ahmt um Gottes willen Paris nicht nach; Paris macht das, was ihr ihm abguckt, doch immer beſſer, und es will deutſche Kunſt ſehen und keine Pariſer Paſticcien. Wie es heißt, hat Goupil das Bild unſeres genialen Landsmanns für 20,000 Franken gekauft.

Indem ich von deutſcher Kunſt ſpreche, fällt mir ein, daß ich im Rückſtande mit dem „Fauſt“ im Théâtre lyrique bin. Ich muß geſtehen, daß mir die franzöſiſchen Parodien des Fauſt zuwider ſind. Die Franzoſen verſtehen das Gedicht nicht; ſie kennen nur Gretchen, und in dieſes ſind ſie närriſch verliebt. Grethen iſt aber in dem Rieſengedichte bloß wie ein Buſch Rhododendren auf den Gipfeln der Alpen. Ich habe Gounods Fauſt nicht gehört; der Menestrel meint: „Wahrlich, ich ſage euch, die göttliche Melodie iſt aus Frankreichs Himmel verbannt. Wir haben es oft wiederholt, und die neue Oper Gounods beſtätigt unſere Behauptung neuerdings. Da haben wir einen ſehr geſchickten Symphoniſten, der ſeine ganze Kunſt, ſein ganzes Wiſſen in die Orcheſtrirung ſetzt, in einem Werke, wo das Geſangselement die Hauptſache ſeyn ſollte. Hie und da nur taucht die Melodie auf, entzückt Einen Augenblick, um wieder zu verſchwinden. Stets verſtümmelte Sätze, die anfangen, ohne zu endigen u. ſ. w.“ Sie ſehen, daß ich weislich gethan habe, zu Hauſe zu bleiben. Meyerbeers Pardon macht volle Häuſer, und der Erfolg bleibt ſich gleich.

Digitized by Google

Wien, April.

Der entbrannte Krieg. — Eine schmerzliche Betrachtung. — Mannhafte Stimmung. — Das Manifest vom Charfreitag. — Bernhard von Mayer. — Eine Zwiesprach an der Straßenecke. — Die Kundgebung im Prater. — Zwischenakt. — Gerüchte. — Ein französischer General †. — Was die Zeitungen nicht sagen wollen.

Der Strahl hat eingeschlagen, der Brand flackert lichterloh, natürlich ohne uns überrascht, geschweige denn erschreckt zu haben. Und dennoch ist es ein unheimlich bange Gefühl, das uns nach erquicklichem Schlafe beim Erwachen am hellen Lenzmorgen schwer auf das Herz fällt, wenn wir uns urplötzlich entsinnen, daß wir Krieg haben. Offenbar ist es nicht die, allerdings ohnehin nicht tröstliche Vorstellung vom Kriege allein, welche dieß mal uns beklemmt, sondern die Betrachtung, daß ein dunkles Verhängniß den Mann getrieben, Europa unter Waffen zu zwingen, welcher die Aufgabe erhalten hatte, den Abgrund der Revolution zu schließen, und die Mittel zu deren Lösung. Diese Aufgabe war in ihrem entscheidenden Anfange glücklich vollzogen. Die Franzosen, welche selber nicht mehr gewußt, was sie wollten, zwang eine Eisenfaust zu thun, was sie sollten. Beseitigt war mit der Republik die Wurzel, aus welcher ihr heilloser Wirrwarr sich folgerecht entwickelt hatte. An die Stelle der vielköpfigen Tyrannei mit ihren bedenklichen Wechseln war eine einköpfige Diktatur getreten, welche längere Dauer verhieß. Und der Imperator hatte nun eine Sendung, für die ein Menschenleben, besonders eines, das bereits über vierzig Jahre zählte, fürwahr nicht zu lang schien, so daß es nicht bloß überflüssig, sondern geradezu störend war, die Aufgaben aus eigener Anregung zu vermehren. Es galt, den leiblichen Wohlstand des Reiches herzustellen, zu fördern, zu sichern, nicht etwa durch Treibhausmittel, sondern in nachhaltiger Weise. Die künstliche Plusmacherei bei stets gesteigerten Ausgaben war nicht der rechte Weg, sondern der verkehrte, bergab, statt bergauf. Ferner galt es, die geistigen Bedürfnisse der gebildeten Klassen von ihren Auswüchsen zu säubern, ohne die berechtigten Schosse anzutasten. Aber auch hier wurde gehandelt, wie in Beziehung auf die Finanzen, und wie die Staatswirthschaft die Richtung zum Bankerott, schlug die Regierungsweise in ihrer plump tyrannischen Art den Weg zum Verderben ein, denn eine allmählige Heilung alter Uebel war durch solche Mittel unmöglich. Man begnügte sich damit, die Ausbrüche gewaltsam niederzuhalten. Natürlich mußte dabei die Gewaltsamkeit der Mittel sich immer mehr steigern von Stufe zu Stufe, bis endlich der Krieg kam, der uns Deutschen an Gut und Blut Schaden bringt, weil Ludwig Napoleon Bonaparte nicht begreifen wollte, daß er in einem großen Reiche die naturgemäße Entwicklung geordneter Zustände in der geistigen wie in der leiblichen Entwicklung herzustellen, die Vergangenheit mit der Zukunft versöhnend auszugleichen habe. Freilich ist es wahr, daß ein solches Werk durch zwei Hindernisse noch eigens erschwert wurde, durch die ererbten Idées Napoléoniennes und die, wie es scheint, ungerreißbaren Fäden der Verbindung aus früher Jugendzeit mit den finstern Mächten. Aber darin liegt eben für uns das unheimliche Gefühl, wovon ich oben sprach; wir müssen in den Krieg, ganz Deutschland wird in den Krieg müssen, Großbritannien wird schlagen und zahlen müssen, ganz Europa wird für mindestens ein Vierteljahrhundert in Brand gerathen, weil einer, welchem in unerhörter Weise die Zügel eines gewaltigen Reiches in die Hände gerieten, und der zu Hause nicht zu regieren versteht, der Welt den Fuß auf den Nacken setzen will, und weil, um es bildlich auszudrücken, der Alte vom Berge seine Assassinen nicht mehr freigibt und den Abfall unerbittlich mit dem Tode bestraft. Wir aber müssen für die Sünden der Franzosen abermals bluten. Kein Wunder, wenn uns die Versuchung nahe tritt, zu beklagen, daß die Grenadiere des Meuchelmordes am 14. Januar 1858 die Unrechten getroffen, oder wenn wir den Schatten Ludwig Philipps abermals zur Rede dafür stellen, daß er an jenem Oktobertage vor zweiundzwanzig Jahren nicht die Kugel zurück erstattete, welche sein Haus seit dem Ende des Prinzen von Enghien den Bonapartes schuldig geblieben ist.

Solche und ähnliche schmerzliche Betrachtungen über die frevelhaft muthwillige Ursache eines von unserer Seite makellos gerechten Krieges drücken das Herz, aber sie vermindern nicht den freudigen Muth, die mannhafte Zuversicht. Als am Charfreitag das Manifest des Kaisers erschien, wurde es mit einem wahren Auferstehungsjubel begrüßt. Als ich in der siebten Morgenstunde durch die Vorstädte St. Ulrich, Mariahilf, Laimgrube und Wieden ging, traf ich an jeder Straßenecke ein dichtes Gedränge, das unter lautem Zuruf die kernige Ansprache des ritterlichen Kaisers las, der so lange mit beispielloser Geduld alle Herausforderungen ungeahndet hatte hingehen lassen, um noch in der elften Stunde den Frieden für seine Völker zu erhalten, während diese selbst schon längst nach einer Kriegserklärung fechten. Ueber dieses allgemeine Verlangen nach einer Kriegserklärung habe ich in meinen früheren Briefen nicht geschwiegen. Die Wiener hatten schon, wie

Digitized by Google

die Berliner es hießen, „das Kriegsfieber,“ als Lord Cowley zu uns kam. Wenigſtens haben ſie in beſagtem Fieber nicht irre geredet, was andererſeits den nüchternen Gothaern „im Schatten kühler Denkungsart“ widerfahren iſt. Die Worte des Manifeſtes ſind dem Volke aus dem Herzen geſprochen. Als Verfaſſer dieſes weltgeſchichtlichen Schriftſtückes wird vom Gerücht der Miniſterialrath Ritter Bernhard von Mayer (aus Luzern) genannt. Der Kaiſer ſelbſt ſoll einige kleine Aenderungen an der Handſchrift vorgenommen haben, um den Ausdruck zu verſchärfen. Das Rundſchreiben des Grafen von Buol an die öſterreichiſchen Geſandtſchaften führt den Gedankengang des Manifeſtes, dem es ſich anſchließt, weiter aus. Auch dieſes Rundſchreiben iſt das Muſter einer Staatsſchrift, obſchon ſein Umfang nicht die ſchlagende Wirkung des ſchneidigen Manifeſtes üben konnte, das ein Meiſterſtück iſt, wie ſelbſt ein Genz kein vorzüglicheres geliefert. Ein Greis mit ſilberweißem Barte las es, durch Thränen lächelnd, drückte mir, dem Wildfremden, die Hand und ſagte zutraulich: „Wir beide ſind recht ungeſchickt zur Welt gekommen, ſcheint mir.“ — „Ja wohl,“ verſetzte ich, „und leider habe ich keinen Enkel meines Vaters für den Kaiſer.“ — „Auch ich habe keinen Buben,“ hob er wieder an, „aber meine Sali hat zwei, die Wetti einen, und die Schlankl ſollen ſich tummeln, groß zu werden.“ — „Der Kaiſer wird ſie ſchon noch brauchen können,“ meinte ich. — „Und ſoll ſie haben, wie ſie gewachſen ſind,“ fügte er freudig hinzu; „ſie werden ächte Huber werden, wenn ſie auch anders heißen.“

Die Praterfahrt am 1. Mai war eine unſterblich denkwürdige, nicht etwa wegen der Pracht der Kutſchen, Pferde und Livreen, die kaum den Waſſerſpiegel der gewöhnlichen Erwartung erreichte; auch nicht wegen der Menge von Menſchen und Fuhrwerken, denn von dieſen erſcheinen ja immer ſo viele, als irgend Platz finden. Aber der Kaiſer kam zu Pferde, nur von einem Adjutanten begleitet, und wurde mit faſt beiſpielloſem Jubel begrüßt. Eine ſo allgemeine und andauernde Kundgebung ächter Begeiſterung iſt ſelten noch erlebt worden. Seine Majeſtät ritt, leutſelig nach allen Seiten hin grüßend, bis zum Rondeau (am Ende des großen Baumganges) und zurück zum Kaiſergarten. Auch nicht einen Augenblick ſchwieg der herzerhebende Jubelruf. Seit der Rückkehr „des Siegers über die Herzen ſeiner Völker“ von der ungariſchen Rundreiſe im Jahre 1852 war ein ſolcher Ausbruch nicht mehr erlebt worden, und dießmal erhöhte ſich die Innigkeit durch den Ernſt der Zeit. Damals ſah man in zufriedener Zuverſicht den Segnungen des hergeſtellten Friedens entgegen, während jetzt der Phönix wieder einen Scheiterhaufen vor ſich hat, der uns bange machen müßte, wenn wir den Phönix und ſeine Art nicht kennten.

Der Zuſtand, in den wir jetzt eingetreten ſind, iſt wieder einer der bekannten langen Zwiſchenakte der Geſchichte, worin Gerüchte aller Art die geſpannte Erwartung hinzuhalten bemüht ſind. Die erregte Einbildungskraft brütet Enteneier aus. So wurde ſchon am 27. April ein mörderiſches Gefecht am Brückenkopf von Buffalora mit Mannhaftmachung der gefallenen Offiziere erzählt. Die Kaiſerlichen jedoch ſind erſt ein paar Tage ſpäter auf einem andern Punkt und ohne Gefecht in Feindesland gerückt. Die Piemonter haben ſich in feſte Stellungen zurückgezogen und erwarten den Zuzug der Rothhoſen. Gefallen iſt auf beiden Seiten noch niemand, als ein franzöſiſcher General (Bouat), den ein Schlagfluß gerührt. Ueber die Aufſtellung und Austheilung der Heere erfahren wir natürlich nichts; unſere Zeitungen ſind nicht berufen, dem Feind als Kundſchafter zu dienen. Sobald irgend etwas vor ſich gegangen, was zu erzählen iſt, wird es in amtlicher Weiſe bekannt gemacht werden, und wäre es (was Gott verhüte!) eine Niederlage der Unſern. Bis dahin nehmen wir alle Gerüchte nur mit vorſichtigem Mißtrauen auf, beſonders da die meiſten ohnehin aus Feindesland kommen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 21. 22. Mai 1859.

Frange miser calamos vigilataque proelia dele,
Qui facis in parva sublimia carmina cella,
Ut dignus venias hederis!

Juvenal.

Die Belagerung von Reutlingen. *

Von Hermann Kurz.

In der alten Stadt Reutlingen, mitten auf dem Schauplatze der früher erzählten Begebenheiten, die romantische Sage vom Lichtenstein kennen zu lernen, war ein Glücksfall für ein erregbares Knabenherz. Der Leser, dem ich in den Erinnerungsbildern aus meiner Jugend von jenen glücklichen Stunden erzählt habe, hört mir vielleicht noch einige Augenblicke zu, wenn ich ihm ferner berichte, was die nächste Folge jener Begeisterung gewesen ist.

Wollte ich sagen, die Lorbeeren des Lichtenstein haben mich nicht schlafen lassen, so würde ich mir Unrecht thun; denn mein Epos hat ja einen Helden, der über Raffs Naturgeschichte nur ein ganz klein wenig hinaus und höchstens so weit fortgeschritten ist, um Erd- und Himbeeren, diese „Blumenblumer," jenen „Fruchtlaubern," wie sie dazumal in Meißen wuchsen, vorderhand noch vorzuziehen. **

Dennoch aber ließen mir die Geister des in das Echazthal hereinragenden Felsenschlößchens keine Ruhe, sie spukten Tag und Nacht um mich, und der nächste Regensonntag, den ich vermuthlich im dunklen Gefühl gewählt hatte, daß solhanes Zauberwerk nicht von der Sonne beschienen werden dürfe, sah — mit ehrerbietigem Grauen vor mir selbst erzähle ich es — mein erstes Capitel eines historischen Romans entstehen.

Wer sich meiner früheren Erzählungen aus jener großen Epoche meines Lebens erinnert, wer also weiß, wie mir damals Kopf und Herz vor reichs- und vaterstädtischer Romantik zu springen drohten, der erräth den Titel des Romans von selbst; denn selbstverständlich hieß er: „Die Belagerung von Reutlingen."

Freilich ließ schon der Titel des Romans etwas zu wünschen übrig, nämlich was die Kritik eine präcisere Fassung nennt. Die Reutlinger haben ja zweimal das Vergnügen gehabt, 1247 und 1519. Das letztere Erlebniß, durch welches uns die Ehre zu Theil wurde, ein Blatt, und ein sehr romantisches, in der Geschichte des jungen Fürsten * zu füllen, der nicht bloß, wie er uns gedroht hatte, sein halbes, sondern sein ganzes

* Aus dem nächstens erscheinenden zweiten Bande der Erzählungen des Verfassers. Was wir hier geben, ist eine Fortsetzung der im vorigen Jahr mitgetheilten „Jugenderinnerungen," und schließt sich unmittelbar an Nr. 20. 1858 an.

** Vgl. Naturgeschichte für den öffentlichen und häuslichen Schulunterricht, nach Oken, von M. Joh. Gottl. Mauke, Meißen 1824.

* Herzog Ulrich von Württemberg.

Digitized by Google

Herzogthum an uns verschoß, hätte sich vielleicht nicht übel geeignet, in der objektiven Kunstform eines verunglückten Romans dargestellt zu werden, und würde in dieser Gattung dem Verfasser den Ruhm eines tüchtigen, wenn auch unbewußten Humoristen zugezogen haben. Ich aber war mehr für den Ruhm meiner Republik als für meinen eigenen besorgt; oder wenn ich je an diesen dachte, so mußte ich mich dreimal bedenken, Genosse des schwäbischen Bundes, Freund oder gar Helfershelfer des Truchseßen von Waldburg, ja, was sage ich, politischer Gegner eines Georg von Sturmfeder zu werden. Denn alle diese rauhen Nothwendigkeiten des Lebens wären mir, dem treuen Sohne meiner Stadt, durch das dunkle politische Schicksal des sechzehnten Jahrhunderts auferlegt gewesen. Da hätte man ja aus der Haut fahren mögen; und „fürsichtig," wie meine Mitbürger von 1519, nur so weit mit besserem Erfolg, indessen, wie ich denn doch zu meiner Rechtfertigung hinzufügen muß, noch etwas mehr vor der Klinge meines Ideals, denn vor den „Stucken und Schlangen" des Herzogs von Württemberg, zog ich mich aus dem sechzehnten Jahrhundert in das dreizehnte zurück, wo mir die concreten Verhältnisse günstiger schienen und jedenfalls eine concentrirtere Stellung zu nehmen gestatteten.

Dort ist nämlich, wie man im gemeinen Leben sagt, Alles ganz nahe bei einander. Der gegenstaufische Pfaffenkönig Heinrich Raspe, geborener Landgraf von Thüringen, belagert uns im ersten Bande, im zweiten schlagen wir ihn ab und behalten ihm seinen Sturmbock im Verfaße, über welchen „Torten" er sich in der Fortsetzung zu Tode grämt, worauf wir aus gedachtem feudalem Zahnstocher, in der bekannten kunstphilosophischen Construktionsweise und in der zweiten Hälfte des dritten und letzten Bandes, die Idee der „gothischen" Architektur entwickeln. Das geht Schlag auf Schlag bis zu den Hammerschlägen bei der Legung des Grundsteins unserer widdergetragenen Marienkirche. Den Grundstein meines Romans habe ich leider seitdem eingebüßt, oder den Eckstein wenigstens, da von einer strengeren Geschichtschreibung jetzt nachgewiesen ist, daß der hohe Gegner, der so lang unser Stolz gewesen, nicht in Person an unsere Mauern gepocht hat, sondern nur durch sein Aufgebot, wonach das Vergnügen von 1247 gegen die Ehre von 1519 etwas zusammenschrumpft. Damals aber war der Raspe noch unser unbestrittenes geschichtliches Eigenthum, das wir in unserer Juweelenkammer um so eifersüchtiger hüteten, weil ihm sein Sturmbock, trotz der besten Behandlung und treuesten Pflege, vor hundert Jahren * aus dieser Zeitlichkeit in die reine Abstraktion vorangegangen war.

Günstiger noch als die Zeit der Handlung war mir der Ort derselben; denn dieser lag ja in meiner allernächsten Nähe, oder vielmehr ich befand mich mitten darin. Auch die Nachbarschaft und Umgegend hatte ich mir einigermaßen zu eigen gemacht, und dennoch mußte mir gerade in dieser beneidenswerthesten Lage, die ein „historischer Romanschreiber" sich wünschen oder träumen kann, das wundersamste Abenteuer begegnen.

In meiner vermeintlich so festen Stellung nämlich fand ich mich, keines Ueberfalls gewärtig, mit Einem Schlag auf allen Punkten alarmirt.

Der Angreifer, der mir so unversehens über den Hals kam, war nicht der Pfaffenkönig, denn auf diesen mußte ich ja gefaßt seyn, sondern, zur Vermehrung meines Schreckens, eine durch und durch befreundete Gestalt. Es war, kurz gesagt, kein anderer Degen als der vorgenannte Georg von Sturmfeder, die freundliche Lichtgestalt, die mir höher als Otto von Trautwangen, näher als der Truchseß mit sammt dem ganzen Bunde, aber doch immer noch etwas ferner als meine Stadt und ihre Sache stand, und vor welcher ich daher in einer Mischung von ästhetischer Ehrfurcht und politischer Unzufriedenheit das sechzehnte Jahrhundert geräumt hatte. Dieser Held war mir unvermerkt auf meinem ganzen Rückzuge nachgerückt, trat mir nun überall mit gefiederter Waffe stürmend und verfolgend auf die Fersen, und drängte mich, trotz seiner den Bundesobersten gegebenen Versicherung, er sey in dieser Gegend nicht viel auf die Jagd gekommen, aus allen meinen Positionen zwischen Hohentübingen und der Alblinie hinaus.

Der Justinkt, der einen berühmten dicken Ritter bei Shrewsbury rettete und einen hocherhabenen Heros dreimal um die Mauern seiner Polis trieb, kam mir zu Hülfe; aber er wirkte so stark, daß ich allen Heimathpflichten und Heimathrechten treulos wurde, und von der Troja, die ich schirmen sollte, mich weit über Neckar und Donau hinaus, ja bis in den Bodensee hinein, jusque dans sage ich, versprengen ließ. Die Flucht ging, wie ich später lernte, zum Theil durch dieselben Gegenden, die dreißig Jahre zuvor einen noch größeren Rückzug gesehen hatten, nur daß der gefeierte Held desselben festen Grund behielt und im folgenden Jahre wieder zu kommen verstand.

Das hatte ich nun gleichfalls im Sinn, denn ich wollte bloß für einen Augenblick auf einem geschützten Punkte meine Kräfte sammeln, um alsdann plötzlich wie ein Gewitter zum Entsatze meiner hartbedrängten Ghibellinen zurückzueilen. Zu diesem Behuf ließ ich sofort aus den Wellen des Bodensees eine Insel steigen,

* Im großen Brand der Stadt Reutlingen.

Digitized by Google

auf welcher zween Ritter mit geschlossenem Visier zusammentrafen und unverzüglich haarscharf an einander geriethen.

Der eine dieser beiden Ritter war natürlich niemand anders als unser erb- und eigenthümlicher Blaubart Heinrich Raspe höchsteigenselbst, vorerst jedoch im Feierkleide der Romantik, im strengsten Incognito. Diesen Kunstgriff hatte ich meinem Vorbilde so glücklich abgelauscht, daß ich ihn nicht früh genug an den Mann bringen konnte. Auch der andere Ritter trug den romantischen Staatsfrack, Incognito geheißen, und zwar dieser mit dem besten Fug. Er war nämlich ein völlig unbekannter junger Gutdel aus den Bergen und Burgen unserer Nachbarschaft, die eine so reiche Auswahl von romantischen Namen bietet, daß ich nicht mehr sagen kann, ob er Otto von Sondel-, Trochtel- oder Holzelfingen, Kuno von Degerschlacht, oder etwa Guntram von Bronnweiler hieß. Auch weiß ich nicht mehr, ob ich es vielleicht gewissen kirchlich-politischen Erwägungen vorbehalten hatte, ob er schon jetzt oder erst später der hohenstaufisch-reichsstädtischen Sache angehören sollte; indessen vermuthe ich das Erstere. Ueber seine Haupt- und Schlußbestimmung war ich jedenfalls mit mir im Reinen.

Von diesen beiden Unbekannten nun führte sich der Größere gleich im ersten Auftreten als entschiedener Herodes und Nebukadnezar in die Geschichte ein, that auf der Insel zu Hause, als ob sie seine „güldene Aue“ wäre, und fuhr den andern mit der Frage an, was er hier zu schaffen habe. Dieser gab, wie billig, die unbillige Frage zurück, und da keiner dem andern seinen Paß vorzeigen wollte, so entwickelte sich alsbald ein lebhafter Dialog.

Ich gäbe etwas darum, wenn ich das Protokoll dieser Verhandlung noch besäße; denn da es, wie mir dünkt, eine ziemliche Zahl von Druckseiten, vielleicht einen halben Bogen, gegeben haben würde, so muß es doch wohl außer der Paßfrage noch etliche andere Staatsangelegenheiten des dreizehnten Jahrhunderts berührt haben, wohl gar ein und das andere in Hellbunkel gehüllte Staatsgeheimniß, dessen Enthüllung mir der auf Quellen, die wahre Hungerbrunnen sind, verwiesene Geschichtsforscher jetzt mit Gold aufwägen würde.

Daß ich jedoch mein „historisch-romantisches Tableau“ mit einem wie aus der Pistole geschossenen Wortwechsel eröffnete, mag wohl einem abermaligen unbewußten Drange zugeschrieben werden, der übrigens gar nicht zu verwerfen war; denn ich fühlte vermuthlich, daß der Dialog meine stärkste Seite sey. Meine schwächste war jedenfalls die „malerisch-romantische.“ Da ich den Bodensee und seine Umgebungen nie mit Augen gesehen hatte, so mußte ich die Farbenschachtel, der ich mein Landschaftsgemälde entnahm, sorgfältig, ja geizig zu Rathe halten. Doch fehlte es auch hier nicht an allem und jedem Effekt, indem das bewegte Element, in dessen Schooße mein Eiland ruhte, durch die wiederholte Erinnerung an „See,“ „Gestade“ und „Wellenschlag“ vergegenwärtigt und die Insel selbst mit einer Provision von Grün ausgestattet war, das immerhin zur Lämmer- oder wenigstens Gänseweide hingereicht haben würde.

Lebhaft, sage ich, war der Dialog, scharf war er, und das ist nicht zu verwundern. Das Jahrhundert, das so farbenhell begonnen, nähert sich ja bereits seiner dunkeln Mitte, das Reich hochdeutscher Herrlichkeit zerfällt, und immer eiserner klingt der Tritt der Zeit. Auch an dem seinen Musenhofe von Wartburg-Eisenach ist das Lied der Nachtigallen, die in Landgraf Hermanns Tagen das Herz erfreuten, den Muth erhöhten, längst verstummt; selbst das Heiligmilde, das dem Weltlichschönen folgte, hat nicht Raum gefunden in der argen harten Welt; rauhärige Schwäger, unartige Hausväter, unglückliche Königs- und Kaiserstöchter, sturm- und drangvolle Hohenstaufenenkel schreiten dort jetzt über den entweihten Boden hin, den Boden uralt südnördlicher Sprachvermählung, der noch zweimal im Laufe der Jahrhunderte die kräftigste Saat, die goldenste Blüthe des deutschen Geistes tragen soll. Jetzt aber ist vorerst ein habsüchtiger Pfaffengeist dort eingezogen, und der Minnesang hat sich scheu vor dem politischen Liede geflüchtet, das schon Herr Walther von der Vogelweide — eine fröhliche Urständ verleihe ihm Gott, in dem er nun seit etwa zwanzig Jahren ruht! — so spitz und schneidig zuzuschleifen wußte. Schärfer noch mag's bei einem Raspe stechen oder hauen, wenn er's nämlich mit seiner Stahlfeder schreibt; über die Lippen jedoch kommt ihm vermuthlich nur schlichte Prosa, und auch diese, wie der Name gibt, etwas gerapfelt. Indessen wer sie dereinst in die Junge des neunzehnten Jahrhunderts übertragen will, der wird den Mund wohl ziemlich voll nehmen müssen.

Ob ich nun bei meinem Geschäft Betrachtungen solcher Art angestellt habe, weiß ich nicht mehr zu sagen. Uebrigens stand mir ein Handbuch des Sprachschatzes zu Gebot, woraus ich den nöthigen Vorrath in Fülle schöpfen konnte, nämlich Schlenterts Friedrich mit der gebissenen Wange, bei welchem gleichfalls der Dialog die vorherrschende Seite ist. Wofern jedoch mein Raspe auch nur im Ulmer Bundeskriegsrath von 1519 beim Truchseß von Waldburg in die Schule gegangen seyn sollte, so lautete sein Deutsch für meine Zwecke schon grob genug.

Digitized by Google

Aber auch du, mein biederer kleiner Held, gewiß hattest du vom Heimathboden etliche der „starken Wurzeln deiner Kraft“ auf unſern Rückzug mitgenommen, Sprachwurzeln und Sprachformen, deren zum Theil weit über das Mittelalter hinaufreichende knorrige Eichenkraft eine Germaniſtenverſammlung entzücken und einen romaniſchen Theetiſch zur Verzweiflung bringen könnte. Aber eben aus letzterem Grunde wirſt du, der du ja, wenn auch nur in Gedanken, zur Einführung in die „elegante Welt“ beſtimmt warſt, gerade die verdienſtlichſten dieſer Wurzeln und Formen unterſchlagen haben. Als unreifer Gutedel magſt du inzwiſchen hinreichend herb geweſen ſeyn, zumal im heimlichen Bewußtſeyn deiner Prädeſtination, den Störer deines inſulariſchen Friedens dereinſt an geeigneterer Stelle vor deinem Siegerſchwerte weichen zu ſehen.

Von Worten und Reden aber muß es, beſonders wenn ſie nachgerade einen halben Bogen füllen, im natürlichen Laufe der Dinge zuletzt zu Handlungen und Thaten kommen. Allein bei dieſem Vorhaben ſtieß ich auf ein neues, großes Bedenken, und zwar ohne Zweifel auf ein gedoppeltes.

Einmal hatte ich nämlich, wie bereits angedeutet, meinem Helden eine hohe Beſtimmung zugedacht, nämlich ein entſcheidendes Einzelgefecht, an deſſen Schluß der Raſpe „die Naſe einſpannen“ und ſein Roß zum Heimritt nach der Hörſel ſatteln ſollte. Dieſer Zweikampf aber war keineswegs ſchon jetzt an der Zeit, er durfte vielmehr erſt zu Ende des zweiten, vielleicht zu Anfang des dritten Bandes ſtattfinden, und bei voller Parade, das heißt unter den Augen der Belagerer und Belagerten, wie auch in Gegenwart des Sturmbocks, der als Unparteiiſcher aſſiſtiren ſollte, ſofern ja der Reſt des Jahrhunderts von Parteiwuth zerriſſen war. In Berückſichtigung nun dieſes wichtigen Beſtallungsbriefes mußte ich meinen Helden vor jeder überflüſſigen Gefahr behüten und unverſehrt der guten Sache zu erhalten ſuchen. Einen nicht zu verachtenden Gegner aber, wie Heinrich Raſpe, zweimal in die Pfanne zu hauen, das verbot mir der angeborene Sinn für Gerechtigkeit.

Noch bedenklicher mußte mir die Entdeckung ſeyn, daß ich auf meiner Inſel nicht ſo ganz ſicher verſchanzt war, wie ich mir eingebildet hatte. Georg von Sturmfeder zwar ließ weit und breit nichts mehr von ſich blicken; dagegen hatte mich aus dem Zauberring, deſſen Geiſter ſich den Geiſtern des Lichtenſtein beigeſellt hatten, eine abermals befreundete und hochgeſchätzte Geſtalt begleitet, zu der ich mich am wenigſten ſolcher Tücke verſah. Der Seekönig Arinbiörn war es, der ſich's nicht nehmen laſſen wollte, an dem Ehrentanze theilzunehmen. Ein Recht hierauf war ihm auch in der That nicht abzuſprechen, da er ja den Holmgang, das heißt den Zweikampf auf einem Eilande, dieſe einzige hochromaniſch-normale Form des Duells, als ſein ausſchließliches, durch Erfindungspatent gefeites Eigenthum in Anſpruch nehmen konnte. Ohne nun ſeiner Degenhaftigkeit und ſeinem Hochgemüthe im mindeſten zu nahe treten zu wollen, erinnerte ich mich doch, daß ihm gar wunderbare Grillen und Mucken zu Kopfe ſteigen konnten, und war daher bald zu der Einſicht gelangt, daß dieſe Pauckerei um jeden Preis verhindert werden müſſe.

Ich wußte mich auch um ſo leichter in die unvermeidliche Nothwendigkeit zu fügen, als ſich mir zur Durchführung der gebotenen Vorſichtsmaßregel ein weiterer Apparat der Romantik darbot, welchen gleichfalls ſchon im erſten Capitel anzuwenden ich mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff.

Raſch ſomit, und unter immer ſtärkerer Spannung, eilt das Capitel ſeinem Schluſſe zu. Die beiden unbekannten Ritter ziehen vom Leder und wollen eben ihre Klingen kreuzen, als ein unerwarteter Umſtand dazwiſchen kommt, den der Verfaſſer im nächſten Capitel zu berichten verſpricht.

Schrieb's, machte den Strich darunter, las es durch, ſahe an, daß es außerordentlich gut war, ſetzte die Ueberſchrift über das zweite Capitel, warf einen großen Blick in's Weite, Blaue oder Graue, und ſchickte mich an, die Geſchichte im vollen Fluß und Zuge des Gelingens fortzuſetzen.

Als ich aber dazu ſchreiten wollte, das „unerwartete“ Ereigniß, das ich angekündigt hatte, zu Papier zu bringen, ſo mußte ich entdecken, daß ich nicht ſowohl der Verfaſſer meines Romans, als vielmehr der erſte Leſer deſſelben war, und daß ich als ſolcher mich jetzt in der gleichen Lage befand, die ich ſo manchmal kennen gelernt hatte, wenn ich, um einen über die Felſen hinabgeſtürzten Helden aus dem Abgrunde oder eine von einem Wütherich entführte Heldin aus dem Verließe ziehen zu helfen, die Thüre des Bücherverleihers geſtürmt hatte, und auf das Donnerwort, daß der rettende nächſte Band vorerſt noch ausgeliehen ſey, in wiſſenſchaftlicher Verzweiflung abgezogen war.

Keine Ahnung hatte ich, worin der Vorgang beſtehen könnte, durch welchen die blitzenden Flamberge meiner beiden Ritter ſo unerwartet aufgehalten werden ſollten. In dieſem Drang und dieſer Verwirrung bot ich, wie ich mir bezeugen darf, meinen ganzen Scharfſinn zur Unterſuchung einer Frage auf, deren entſcheidende Bedeutung mir erſt in dieſem Augenblicke klar vor die Seele trat. Wenn nur dieſer Punkt einmal ausgemittelt

Digitized by Google

war, so mußte sich zugleich ein Weg eröffnen, um dem einen oder dem andern der Kämpfer, die getrennt werden sollten, oder auch beiden zusammen die zu ihrem Fortkommen unentbehrlichen bewegenden Kräfte zuzuführen. Aber da begegneten mir unüberwindliche Schwierigkeiten.

Was nun zwar der Raspe am oder im Schwabenmeere zu suchen haben sollte, das konnte man zur Noth vermuthen. Dort hatte er ja den Südwind aus ziemlich unmittelbarer Hand: wenn er irgendwo eine günstige Gegend zu einer vermummten Zusammenkunft mit einem verkappten römischen Sendling und zur Einholung geheimer Instruktionen für seine deutsche Politik finden konnte, so war es dort, im sichern Bann der Konstanzer Fischgerechtsame. Nur hatte ich vor übergroßem Eifer vergessen, auf der Höhe des Sees oder in einem nahen Hafen ein Incognito von Hofhaltung, Gefolge oder auch nur einen einzelnen Reisigen zu rationiren, damit die pfaffenkönigliche Seeverschwörungsconferenz, falls es nöthig würde die Klingel zu ziehen, wenigstens über etwas Dienstpersonal verfügen könnte.

Noch lud zwar den bereits gerühmten Scharfsinn ein und das andere Mittel zur Ergreifung ein. Dem Wellenschlage, den ich mit so schönem Erfolge in Scene gesetzt, war ein Ruderschlag zu benachbart, als daß er mir hätte entgehen können. An diesen einige Hände hinzuschaffen und die Schöpfung zu einem oder zweien bemannten Nachen zu erweitern, auch das überstieg meine Kräfte nicht. Wer aber konnten die Ruderpaden seyn, als etwa Schiffer aus Konstanz, Meersburg oder Buchhorn, wackere, doch unbekannte Deutsche aus der römischen Reichsuneinigkeit germanischer Nation? Meine ganze Insel voll lauter unberechenbarer Charaktere, bedroht mit Verwicklungen, deren Folgen nicht abzusehen waren!

Bei solchen Aussichten zog ich vor, die guten Schiffer zu Hause zu lassen und meine beiden Ritter, die ja doch ohnehin in irgend einer Weise beritten seyn mußten, nachträglich jeden mit einem am Ufer liegenden Kahne zu versehen, den er freilich allein zu regieren hatte, so gut es eben ging. Dabei wagte ich vielleicht nicht einmal zu viel, wenn ich die landgräfliche Majestät mit jener republikanischen Einfachheit großer Consuln oder Präsidenten ausstattete, die sich selbst rasiren und eigenhändig ihre Stiefeln putzen. Auf der andern Seite war meinem jungen Degen in der Fouqué'schen Reitschule der Grundsatz eingeprägt worden, daß ein rechter Rittersmann sein Roß nicht anders als in Person besorgt und verpflegt. Ließ ich nun etwa noch einen unvermutheten Strahl vom Himmel fallen und einen furchtbaren Donnerschlag über die Insel hinrollen, so konnte, wenn nur der Raspe zuerst in seinen Nachen sprang, auch mein junges Heldenblut mit Ehren auf den Abzug denken.

Beseitigt schienen auch die stärksten Hindernisse, und schon wog ich die Feder in der Faust, um den unvorhergesehenen Schlag zu führen, als ein noch viel unerwarteterer Blitz mich selbst erleuchtete und mir zeigte, daß ich die allergrößte Klemme, in der ich mich befand, bis daher völlig übersehen hatte. Jetzt erst erkannte ich sie in ihrer ganzen Hoffnungslosigkeit. Was hatte denn meinen jungen Gutedel auf diese Insel hergebracht? Keine Folter der Welt hätte mir einen Aufschluß über diese Frage entreißen können, und doch dachte ich billig genug, um mir zu sagen, daß der Leser Anspruch auf ihre Lösung habe. Wohl war mir nicht gänzlich unbewußt, daß meine Landsleute in Stadt und Nachbarschaft häufig über den See in Handelsangelegenheiten schifften; aber ein Motiv dieser Art blieb einem Edeln aus der Sippe Derer von Degerschlacht oder Bronnweiler fremd. Auch hätte die Geschichte zur Noth einen Vertrag zwischen den schwäbisch-rheinischen Reichsstädten und der helvetischen Eidgenossenschaft dargeboten, einen gar nachdenklichen Vertrag, der die Städter verpflichtete, den Schweizern in deren Händeln gegen reelle Verköstigung zuzuziehen, während die Eidgenossen im umgekehrten Fall „bi Hause" bleiben durften; allein derselbe war mir ein Geheimniß, weil ich damals den Tschudi noch nicht gelesen hatte, und da dieser Vertrag erst 1385, drei Jahre vor Döffingen und eines vor Sempach, geschlossen worden ist, so hätte er 1247 für einen Schwaben in Wirklichkeit so wenig wie für einen Schweizer praktischen Werth gehabt. Daß endlich gar eine Reisebeschreibung die Phantasie des jungen Ritters, wie zuweilen die meinige, entzündet haben könnte, ließ sich in einem so dunkeln Jahrhundert vollends nicht vermuthen, und doch war diese Vermuthung die letzte Frage, die ich an das Schicksal stellen konnte.

Lassen wir denn an diesem verhängnißschweren Wendepunkte meinen historischen Roman mit Einem großen Schritt an's Ziel gelangen. Zween volle Bände, ehe der Raspe mit Zug und Recht von meiner Vaterstadt abziehen durfte, zog ich die Hand von ihm selbst, seinem Sturmbock und seinen Gegner ab, und meine beiden Ritter blieben verdammt, ihren Holmgang auf der Insel im Bodensee mit einander fortzusetzen bis auf glücklichere Zeiten oder aber bis zum jüngsten Tag.

Um mich, wenn es möglich wäre, von dieser schweren Schuld zu reinigen, habe ich hernachmals eine Wallfahrt durch ganz Oberschwaben gemacht, nicht auf gekochten Erbsen, wie unser alter katholischer Simplicissimus,

Digitized by Google

da er mit seinem Herzbruder wallen ging, aber doch zu Fuße, und auch nicht ohne Mühsal und manche Fährlichkeit. Um ein Haar wäre ich Angesichts der gastlich rauchenden Schornsteine von Buchau spurlos im Moor versunken, weil die biedern Landleute der Umgegend auf meine noch so deutlichen Erkundigungen unterlassen hatten mir zu sagen, daß ein Spaziergang am Federsee auch für den nüchternsten Magen unverdaulich sey. Buchstäbliche Wahrheit und doch zugleich sinnige Allegorie! Indessen wusch mir die Spuren dieses Mittagabenteuers ein endloser nächtlicher Regen im Argenthale wieder ab, und was etwa noch an meiner Fußbekleidung haften mochte, das blieb unter den entschlossenen Händen des grimmsten aller altdeutschen Hausknechte am Brunnen einer freundlichen Herberge unter Montforts Trümmern im Wassertroge zurück. Meergueufe zu Lande schon geworden, befuhr ich nun auch den Bodensee und überzeugte mich, daß mir die Uferstaaten in der That eine dritte Insel zu danken haben, über welche sie sich gütlich vergleichen mögen; denn weder in der schönen Meinau noch in ihrer berühmten Schwester habe ich meine eigene Schöpfung wieder finden können. Auf der Reichenau aber habe ich am Grabe eines dicken Mannes meine Buße verrichtet. Dort in der Kirche ruht ja von seinen Sünden und ihren Folgen der letzte Karolinger aus, der seitdem in einer vertraulichen Stunde, im tiefsten Incognito und unter dem nachdenklichsten Prügelregen auf seinen gleichfalls incognito anwesenden verantwortlichen Minister, am Busen eines jovial-sentimentalen Mönchs und humoristischen Zeitbuchführers von St. Gallen sein murrendes Herz ausgeschüttet hat. Mir blieb er bei jenem meinem Besuche stumm; aber was hätte er mir auch in der Hauptsache Neues sagen können? Daß und wie man ein römisches Reich zu Grunde zu richten vermag, das hatte ich nicht bloß an seinem Beispiel gelernt, sondern noch an einer Reihe anderer, die sich streng genommen wohl auf ein halbes Dutzend oder mehr berechnen lassen mögen: was ich aber ihm zu erzählen hatte, das war ihm ohne Zweifel noch fremd, nämlich daß man ganz nach denselben Kunstgesetzen auch ein romantisches Opus fertig machen kann.

Hätte ich sie noch, jene denkwürdigen Blätter, so würde ich ihnen jede Ehre erweisen, die ein seltenes Bruchstück irgend in Anspruch nehmen darf. Den besten und theuersten Buchbinder wollte ich nicht scheuen, um ihr Aeußeres zu einem Prachtwerke von monumentalem Charakter zu erheben, weil sie, wo nicht für diese schnöde Welt, so doch für mich eines ewigen Gedächtnisses würdig sind. Und auf den reich verzierten Vorderdeckel müßte er mir mit goldenen Lettern die stolze Inschrift setzen:

Tantae molis erat, Romanum condere —!

Vom Theater im Alterthum.

(Schluß.)

Die durchgreifendste und nachhaltigste Reform mit dem jungen Drama nahm Aeschylus, der berühmte tragische Dichter, vor, nicht lange nach den Perserkriegen, in denen er selbst zur Rettung seines Vaterlandes mitgeholfen. Er begnügte sich nicht mit vereinzelten Neuerungen, wie seine Vorgänger, sondern gestaltete — Dichter und Dramaturg in einer genialen Persönlichkeit — die Tragödie in jeder Beziehung um. Das stoffliche wie das scenische Element, die innere Bewegung und Triebkraft im Drama wie seine Aktion durch die Schauspieler, alles fand in Aeschylus einen gleich glücklichen Neuerer.

In scenischer Hinsicht machte er die Maschinen und Coulissen, die jetzt in den Anfängen nur erst mangelhaft seyn konnten, beweglicher und dem Charakter der dramatischen Vorgänge angemessener, die Kleidung der Schauspieler, ihren Vortrag und ihre Gestikulation naturgemäßer und sprechender, die Chorgesänge und Tänze würdevoller und künstlerischer. Auch war er es, der dem ersten, von Phrynichus eingeführten Schauspieler einen zweiten beigesellte und so die Lebendigkeit der Handlung steigerte.

Das bei weitem Wichtigste jedoch war die Eroberung, welche Aeschylus zu Gunsten des dramatischen Gestaltungsprocesses selbst machte, nämlich die Hinstellung der That, der Handlung als des Kerns und Mittelpunktes im Organismus des Drama. Das bisherige Drama war noch nicht wirkliches Drama,

Digitized by Google

ſondern nur Lyrik in Dialogenform geweſen; was von Handlung darin vorkam, wurde nur als epiſche Erzählung vorgetragen, war aber noch kein Geſchehen ſelbſt, das ſich aus Charakterconflikten aufbaut und ſich mit immer zunehmender Spannung zur Kataſtrophe fortreibt. Was geſchehen war oder geſchehen ſeyn ſollte, wurde nur als Bericht mitgetheilt und von den Zuſchauern angehört; aber es ereignete ſich nicht erſt auf der Bühne, es ging nicht erſt vor den Augen des Publikums vor ſich, man ſah die Handlung nicht erſt aus geheimem Anfange aufſteigen, ſich nicht in ihre einzelnen Momente aus einander ſetzen, ſich nicht zum Kampfe zuſammenraffen und dem gewiſſen Siege oder Untergange entgegen gehen. Das aber war es eben, was Aeſchylus dem noch mangelhaften Drama hinzufügte: ſtatt der bloß lyriſchen Gefühlsergüſſe wies er auf die That als den eigentlichen Hebel des Drama hin, ja warf die That ſelbſt in den Geſammtbau deſſelben hinein und vollzog ſomit den Schritt, der das Drama erſt wahrhaft zum Drama fortbildete. Jetzt wurde eine vorgefallene That nicht bloß erzählt, ſondern ſie ereignete ſich wirklich auf der Bühne, von ihr nahm der dramatiſche Verlauf ſeinen Ausgang, in ihr hatte er ſeine treibende Kraft, in ihr den Stoff, der die handelnden Helden als zwei feindliche Parteien einander gegenüber ſtellte, in ihr zugleich auch die Bedingung des endlichen Ausgangs, den Sieg der ſittlich vernünftigen Idee über eine ſubjektiv einſeitige Rechtsauffaſſung. Dieſe That alſo, als der Grundſtock des Drama, iſt die Errungenſchaft des Aeſchylus und er ſelbſt mithin der eigentliche Schöpfer und Vater der antiken Tragödie, ſo wie der Tragödie überhaupt.

Damit nun aber, daß Aeſchylus den Schwerpunkt des Dramas in die Handlung verlegt hatte, war auch ein ſehr namhafter Fortſchritt in ſtyliſtiſcher Beziehung, in Hinſicht auf Sprache und Diktion geſchehen. Das frühere Drama, deſſen Grundklang ein weſentlich lyriſcher war, mußte ſich als ſolches nothwendig auch in den weichen, muſikaliſchen Rhythmen, in der ſanften, menſchlich anſprechenden Ausdrucksweiſe der Lyrik dahin bewegen. Seitdem aber der feſte, harte Kern der That in's Centrum des dramatiſchen Kunſtwerks gerückt war, mußte auch der Ernſt, das Gewicht, das Pathos, welches die That dem bloßen Gefühl gegenüber in Anſpruch nimmt, ſich der dramatiſchen Diktion bemächtigen. Die ganze Wucht und Schwere der Charaktere, der ganze Schwung der Handlung mußte unvermeidlich auch in die ſprachliche Einkleidung übergehen. Und dieß um ſo mehr, als Aeſchylus die Stoffe zu ſeinen Tragödien ſammt und ſonders dem mythiſchen Sagenkreiſe der Vorzeit entnahm. Immer iſt es der uralte Streit der ſittlichen Principien, ſind es die Thaten der ewigen Götter, die Kämpfe und Verbrechen der Heroen, Stoffe der erhabenſten und gewaltigſten Art, welche ſich in ſeine Dramen ergießen. Solchen Inhalt aber nur einigermaßen würdig darzuſtellen, bedurfte es der ganzen Hoheit menſchlicher Anſchauungsweiſe, des ganzen Pathos des Gemüthes, der ganzen Macht der Sprache, des ganzen Volksklangs der Rhythmen und Maße. Und in dieſen maſſiven, granitenen Formen hat Aeſchylus ſeine tragiſchen Helden wirklich dargeſtellt, aus ſo mächtigem, hartem Geſtein hat er ſie gehauen. Die Aeſchyleiſche Diktion hat eine tragiſche Größe, ein Mark und Gewicht des Ausdrucks, wodurch ſie das klaſſiſche Vorbild für alle Folgezeit geworden iſt und auch künftig bleiben wird.

Nur im Vorübergehen brauchen wir noch darauf hinzuweiſen, daß Aeſchylus längere Stoffe, die ſich nicht in den engen Umfang eines einzelnen Dramas faſſen ließen, zu einem ganzen Cyklus von drei oder vier ſelbſtſtändigen Tragödien, den ſogenannten Trilogien, ausgedehnt hat, ein weiterer Beweis dafür, daß ſeine dichteriſche Natur erhabene, große Dimenſionen liebte, ſein Geiſt ſtets von gewaltigen, koloſſalen Stoffen erfüllt war. Eine Nachbildung dieſer Anlage beſitzen wir bekanntlich in Schillers „Wallenſtein," der ja auch in die drei Dramen des „Lagers," der „beiden Piccolomini" und des „Todes" zerfällt. Die beiden tragiſchen Nachfolger des Aeſchylus, Sophokles und Euripides, haben ſich dieſer ausgedehnten Formen nicht weiter bedient, wohl aber einige Verbeſſerungen im Drama angebracht, zu denen wir die edlere, menſchlichere Behandlung der mythiſchen Stoffe, die feinere und kunſtvollere Zeichnung der Charaktere zu rechnen haben, welche ſie auf den ſtrengen, großgehaltenen Freskoſtyl des Aeſchylus wohlthuend folgen ließen.

Dieß führt uns aber ſchließlich auch auf die Hervorhebung des Mangels, welcher, bei aller Erhabenheit der Aeſchyleiſchen Diktion und bei allen ſonſtigen Vorzügen dieſes Tragikers, ſeinen dramatiſchen Charakteren ſämmtlich anhaftet: wir meinen ihr typiſche Starrheit. In dieſer Beziehung kam die Handlung, welche Aeſchylus in das Drama einführte, noch nicht zu ihrem Rechte, wurde noch nicht ihrem Begriffe nach erfaßt. Denn darnach iſt ſie weſentlich Leben, Bewegung, Entwicklung aus einem Anfang zu einem Ziele hin, Entfaltung eines ſchlummernden Keimes zu der reichen Verzweigung und überſichtlichen Gliederung eines in ſich zurückkehrenden Ganzen. Für dieſe Dialektik des Gegenſtandes fehlte es Aeſchylus an ſpekulativem Bewußtſeyn. Es war ihm genug, die Handlung als eine fertige, als eine in ſich abgemachte Sache hinzuſtellen und ſie von

Digitized by Google

den darſtellenden Helden nach ihren einzelnen Momenten und Gegenſätzen durchführen zu laſſen. Jeder der auftretenden Charaktere vertrat eine beſtimmte Seite der Handlung, repräſentirte einen beſtimmten Geſichtspunkt, ein einſeitiges Princip, hielt an ſeinem bloß ſubjektiven Rechte feſt, jeder war nur der Anwalt ſeiner eigenen Sache, der Herold ſeiner Privat- oder Familienintereſſen. Während in dem vollendeten Drama ſich die Charaktere erſt zu bilden und zu entwickeln haben, während ſie erſt durch die Motive der ihnen Gegenüberſtehenden zu beſtimmten Schritten und Thaten getrieben werden, alſo erſt im Verlaufe des Ganzen zu dem Charakterbilde reifen, welches der Dichter in ihnen hat aufſtellen wollen — ſchon Sophokles, der unmittelbare Nachfolger des Aeſchylus, erkannte dieß und führte es in ſeinen eigenen Tragödien durch — während dem ſind die Helden der Aeſchyleiſchen Dramen von vornherein fertig; wie ſie ſich anfangs zeigen, ſo bleiben ſie das ganze Stück hindurch. Sie werden nicht erſt etwas, ſondern ſie ſind gleich Alles, ſobald ſie in die Scene treten; einer Umwandlung, eines Fortſchritts, einer Zunahme an Einſicht oder Charaktergröße ſind ſie nicht fähig. Der moderne Zuſchauer würde hier ſeine natürliche Neugierde, die intereſſante Spannung auf die Verwicklung und Löſung des Stücks ſchlecht befriedigt ſehen. Er ſähe nur Automaten in Menſchengeſtalt, todte, fertige Charaktermodelle vor ſich. Dieſe typiſche Starrheit iſt die Achillesferſe des Aeſchyleiſchen Dramas. Sophokles, wie geſagt, brach ſehr bald dieſe Feſſel, indem er die Charaktere ſich im Verlaufe der Handlung erſt bilden, die handelnden Perſonen ſich in ihrer Verſchiedenheit gegenüber ſtellen und bekämpfen, jeden ſeine eigene Sache führen und ſich ſein Schickſal ſelbſt bereiten ließ. Sophokles alſo erſt hob das Drama auf die Höhe ſeines wahren Begriffs und wurde ſo nicht bloß der vorzüglichſte Tragödiendichter Griechenlands und des Alterthums überhaupt, ſondern zugleich das Vorbild für den dramatiſchen Geſtaltungsproceß bei allen kunſtübenden Nationen der Folgezeit.

Neben dieſem Grundmangel des Aeſchyleiſchen Dramas müſſen wir nun aber auch den Gewinn ſtellen, der demſelben aus ſeiner dichteriſchen Großthat, nämlich aus der Hervorhebung der Handlung erwuchs. Das iſt die ganz veränderte Stellung und Bedeutung, welche der Chor von nun an im Drama einnahm. Schon die äußere Ausdehnung der Chorgeſänge war bei Aeſchylus dadurch beſchnitten worden, daß die Handlung, der Dialog einen weiteren Spielraum hat, als in den lyriſchen Anfangsdramen des Thespis und Phrynichus. Aber auch der geiſtige Gehalt der Chöre wurde von demſelben Augenblick ein anderer, wo die Handlung die That in den Schwerpunkt des Dramas rückte. Früher war der Chor mehr lyriſcher Empfindungsſänger, beſchaulicher, gemüthlicher Maler ſeiner eigenen Stimmungen geweſen; jetzt wurde er theilnehmender Zuſchauer und Richter bei den Handlungen der Helden, Repräſentant des ganzen Volkes, Verkündiger der allgemeinen Stimme, des öffentlichen Urtheils, des objektiven Gewiſſens. Wie die Thaten der handelnden Helden von der Geſammtheit der Nation aufgefaßt, wie ſie von den unbeſtechlichen Göttern gerichtet, wie von dem allwaltenden Schickſal anerkannt oder beſtraft werden würden, dieſe moraliſche Schätzung der Thaten war die neue Aufgabe, die neue Bedeutung des Chors, welche Aeſchylus ihm gab. Von den handelnden Perſonen vertrat, wie geſagt, jede nur ihre Grundſätze, hielt ſich einſeitig nur an die ſubjektive Auffaſſung des allgemeinen Rechts. Der Chor aber ſtand wie das erhabene Gottesauge darüber, durchſchaute klar Irrthümer und Halbheiten, ſprach darnach den Helden entweder Sieg oder Untergang, Segen oder Fluch zu und pries ſchließlich, wie Sophokles in den „Trachinierinnen" ſingt, „in all den Zeus und allein Zeus," d. h. die unverrückbare ſittliche Weltordnung, das ſich aus Verkennung und Verletzung immer wiederherſtellende Sittengeſetz.

In dem Bisherigen haben wir nur die Tragödie nach ihrem geſchichtlichen Urſprung und Entwicklungsproceß im Auge gehabt; es iſt uns noch übrig, auch der Entſtehung der Comödie, des Luſtſpiels, mit einigen Worten zu gedenken. Dieſelbe iſt durchaus die nämliche, wie die des tragiſchen Drama; aus den Dionyſosfeſten iſt das eine wie das andere hervorgegangen. Bei dem zügelloſen Feſtjubel mußten die Theilnehmenden und Zuſchauenden ſich's gefallen laſſen, daß ihnen die ausgelaſſenen Winzer und Landleute zuweilen Spottreden zuwarfen, ſich über auffallende oder verhaßte Perſönlichkeiten unter den Feſtgenoſſen luſtig machten, deren Sonderbarkeiten nachäfften und in's Lächerliche zogen; ganz das nämliche, was noch jetzt allerorten bei heiteren Volksaufläufen geſchieht, und zugleich der früheſte Anlaß und Anfang komiſcher Darſtellung, wie wir ſie in jedem unſerer modernen Luſtſpiele und Poſſen beobachten können. Später entnahm das Luſtſpiel ſeine Stoffe auch von den politiſchen Parteiungen im Staatsleben, von der allmählig eindringenden Zügelloſigkeit und Frivolität der Sitten, die in Folge des wankend gewordenen Glaubens an die Götter Platz gegriffen hatte. Nirgends fehlte es da an Haß und Spott, nirgends an Schwächen und Verkehrtheiten, die von der Bühne herab durchgehechelt und carrikirt wurden. Ariſtophanes iſt der große Meiſter, der den Verfall des

Digitized by Google

athenischen Lebens in unnachahmlichen Comödien mit scharf beißendem Spott dramatisch verherrlicht hat.

Die Inscenirung der Stücke, so wie die äußere Verwaltung der Bühne — der dritte und letzte Punkt unserer Besprechung — war im Alterthum Sache des Staates, eine Ehre der ganzen Nation, und zwar deßhalb, weil die theatralischen Aufführungen einen religiösen, festlichen Charakter hatten und jede religiöse Festfeier das ganze Volk zu begeisterter Theilnahme versammelte. Bei uns, wo das Schauspiel den Zusammenhang mit der Kirche längst verloren hat, um die lockere Verbindung mit dem bloßen Genuß, mit dem öffentlichen Vergnügen einzugehen, ist das Interesse für die Bühne auch nicht mehr Volksangelegenheit im antiken Sinn, der Theaterbesuch kein sittlicher Akt, keine Herzens- und Gewissenssache mehr, sondern nur noch ein Gegenstand des Beliebens, des Instinkts. Man geht in's Theater, wenn man eben Lust hat, wenn man sich angenehm unterhalten, einmal recht aus voller Seele lachen will. Bei den wenigsten waltet ein höherer Gesichtspunkt, treibt ein ideales, künstlerisches Verlangen; bei der Masse im Ganzen entscheidet der Zufall, das sinnliche Vergnügen. Und einen sittlichen Gewinn aus der Darstellung hinwegzunehmen, dazu ist theils die Menge nicht gebildet genug, theils fehlt es den Stücken selbst, zumal den vom Auslande entlehnten, an sittlichem Gehalt. Nur gereifte Geister fühlen sich, guten Stücken gegenüber, gehoben und geläutert, das Volk im Ganzen empfängt nur eine flüchtige Anregung und Rührung, die im nächsten Augenblicke wieder verfliegt. Ein gewisser Zusammenhang der theatralischen Aufführungen mit den kirchlichen Festen und dem öffentlichen Volksleben, der an und für sich nicht mehr besteht, wird nur äußerlich dadurch herbeigeführt, daß das Volk gerade an Sonn- und Festtagen, zur Belohnung für den Schweiß der Woche, sich berechtigt glaubt und besonders aufgelegt fühlt, nun auch einmal in's Theater zu gehen und sich einen tüchtigen Spaß zu machen. Rühr- und Schauerstücke, rauschende Musik und prachtvolle Ballete, welche die Verwaltung schon im Interesse der Kasse gern auf solche Abende verlegt, kommen diesem Verlangen auf das Bequemste entgegen.

Diese Zusammenhangslosigkeit zwischen der Schaubühne und dem Volksleben hat nun darauf geführt, die Verwaltung der Bühne entweder dem Staate selbst oder einem Privatgesellschafts-Comité zu übergeben, wodurch die betreffenden Theater allerdings den Vortheil finanzieller Sicherstellung und fester Grundsätze in der Leitung genießen, — jedoch nur die Theater in den Residenzen und in einzelnen wohlhabenden Städten erfreuen sich dieser Gunst — andererseits aber auch der Willkür und der Geschmacklosigkeit, der Gewinnsucht und dem Parteiinteresse Einzelner ausgesetzt sind. Am dürftigsten steht es um die kleinstädtischen Bühnen, die nur von Zeit zu Zeit, am liebsten während der unterhaltungsbedürftigen Wintermonate, von wandernden Schauspielertruppen eingenommen und benutzt werden. Hier ist alles Misère, Entbehrung, Hunger, Uebelstände, die, durch den bunten Theaterfitter nur mühsam verdeckt, neben der künstlichen Pracht nur um so bedauerlicher empfunden werden. Auch von einsichtsvoller Leitung, von künstlerischen Gesichtspunkten ist keine Rede; die Kunst ist zur Carrikatur herabgesunken.

Welch goldenes Loos war dagegen der antiken Bühne gefallen! Hier waren die Bühnenaufführungen ein Akt der religiösen Festfeier, ein Sammelpunkt der ganzen Nation, und der Staat trug väterlich Sorge für würdige Stücke und deren vollendete Darstellung. Der Staat stellte die Theaterlokalitäten her, übte das Censoramt über die eingereichten Dramen und bewerkstelligte ihre Inscenirung; aber die ausführenden Schauspieler waren Staatsbürger. Selbst der Eine, welchem die Einübung und Ausführung nebst allen Unkosten übertragen wurde, war nur ein Bürger aus der Mitte des Volkes. Auf das Einmüthigste wirkten hier Staat und Bürgerschaft zusammen, auf das Untrennbarste waren Kunst und Leben verknüpft. Die verwaltende Behörde oktroyirte dem Publikum nicht mißliebige Stücke gegen dessen Wunsch, sondern die Dramen behandelten stets Stoffe aus der allgemeinen Anschauung, aus der Sage und der Geschichte der Nation. Und die darstellende Kunst war noch nicht, wie gegenwärtig, an einen besondern, nicht eben geachteten Stand, an Schauspieler von Profession übergegangen; sondern das kunstsinnige und kunstgebildete Volk selbst hatte Aufopferung und Interesse genug, die festlichen Dramen aufführen zu helfen. Die Stoffe der Dramen wurzelten im Herzen des Volkes und ihre scenische Darstellung ging aus der freien Liebe desselben hervor; in der That ein goldener Boden für das Drama, aus dem denn auch nur Vollendetes und Segensreiches aufsprießen konnte, das einzige Beispiel eines wirklichen Nationaltheaters in der ganzen Geschichte der Schauspielkunst.

Die Inscenirung der Stücke selbst nun ging in folgender Weise vor sich. Beabsichtigte ein Dichter sein Stück zur Aufführung zu bringen, so mußte er es zuvor einem hochstehenden Staatsbeamten, dem die Kritik anvertraut war, zur Prüfung vorlegen. Natürlich kam dieß nicht so häufig vor als in unserem schreibseligen Zeitalter, wo selbst auf dem schwierigsten aller Gebiete, auf dem der poetischen Produktion, die Concurrenz massenhaft ist, indem die allgemeine Bildung auch

Digitized by Google

die Unberufensten zu falschen Versuchen verleitet. Im Alterthum dagegen war die dichterische Thätigkeit, die dramatische Behandlung der alten Mythen ein ungeschmälertes Vorrecht des Genies, das ihm niemand streitig machte; und getragen von der Erhabenheit der Stoffe, wie von dem übereinstimmenden Bewußtseyn der Nation, brachte der geniale Dichter nur vollendete, allen verständliche Werke hervor, die beim Volke einschlugen und mit allgemeiner Begeisterung begrüßt wurden. Solche Schöpfungen wurden denn auch selten zurückgewiesen; fast keinem einzigen Drama brauchte der bestellte Censor sein Placet zu versagen. Hatte nun das eingereichte Stück die Genehmigung erhalten, so wurde der Verfasser an einen der reichlich Bürger gewiesen und diesem die Aufführung mit allen Zurüstungen und Unkosten übertragen. Dieß war allerdings, selbst wenn man den feinen Kunstgeschmack der Griechen und die Bereitwilligkeit der Bürger für das Unternehmen in Rechnung bringt, kein leichtes Geschäft. Der Beaustragte hatte ja, wie wir wissen, nicht über Schauspieler von Fach zu verfügen, die eben nichts trieben als ihre Kunst, sondern nur über Bürger eines freien, kunstliebenden Staates, denen nun die schwierige Aufgabe des Auswendiglernens und Einübens zufiel, schwierig, weil diese Thätigkeit für sie eine ziemlich ungewohnte war. Unter diesen also suchte sich der Beaustragte die geeigneten Persönlichkeiten zu Schauspielern aus, sowohl für den Chor, als auch für den Hauptheldeu, beschaffte ihnen die nöthige Garderobe, studirte ihnen das Stück vollständig ein, sorgte für die passenden Coulissen und Maschinerien u. s. w. Alles, wie gesagt, auf seine Kosten und mit persönlicher Mühwaltung.

Zur Tragödie bedurfte es fünfzehn, zum Lustspiel vierundzwanzig Schauspieler, von denen jedoch die meisten im Chor verwendet wurden, da der selbstständig Handelnden, bei der sparsamen Oekonomie der antiken Tragödie, nur sehr wenige zu seyn brauchten. Die Hauptrolle übernahm nicht selten der Dichter selbst, ähnlich wie in neuerer Zeit noch Goethe in seiner „Iphigenie“ die Rolle des Orest in eigener Person agirte. Uebrigens wechselte die Verpflichtung, ein Stück in Scene zu setzen, unter den Bürgern Athens; alle aber ließen sich eine möglichst stattliche Herrichtung der Stücke gleich sehr am Herzen liegen. Die Garderobe besonders konnte schon deßhalb höchst vollständig und prachtvoll seyn, weil die Stoffe zu den Dramen einem beschränkten, ganz bestimmten Kreise von Gestalten entnommen waren, die Charaktere also und ihr Costüm sich fast in sämmtlichen Stücken so ziemlich wiederholten. Es sey uns erlaubt, über dieses Costüm, als den wesentlichsten und charakteristischsten Theil der alten Bühnendarstellung etwas Näheres zu sagen.

Im Allgemeinen muß festgehalten werden, daß die Kleidung durchaus reich und prächtig war. Weit und faltenreich waren Unter- und Obergewand, ja letzteres mitunter so lang, daß es beim Gehen robenähnlich nachschleppte; kostbare Säume saßen es am Rande ein und ein glänzender Gürtel hielt es um die Hüften zusammen. Die ganze übrige Ausstattung der Schauspieler aber wich von der heutigen sehr erheblich ab, wie dieß bei dem eigenthümlichen Charakter des alten Drama nicht anders möglich war. Sowohl die Gestalten, welche darin auftraten, als die ganze Anschauungsweise des Volkes, auf der jene Gestalten ruhten, forderte diese für uns befremdende scenische Behandlung. Wir erwähnten bereits, daß das griechische Drama lauter erhabene Stoffe, Stoffe des uralten, durch die Verehrung des Volks geheiligten Mythenkreises zum Inhalt gehabt habe, daß die handelnden Personen lauter Götter, Halbgötter und Heroen gewesen seyen. Solche Gestalten aber — uns ging es mit den Personen unseres christlichen Dogmas bekanntlich nicht besser — kann sich die menschliche Phantasie nicht anders vorstellen, der kindlich anschauende Mensch sich nicht anders vergegenwärtigen, als hinausgehoben über alle irdischen, uns geläufigen Verhältnisse, in großen Dimensionen, in mächtigen Körperformen, in einer Sprachweise sich ergehend, die man im alltäglichen Leben nicht hört, ja für die es uns in unserer natürlichen Umgebung an jedem vergleichenden Maßstabe fehlt.

Solche Gestalten auf der Bühne erscheinen zu lassen und sie nur einigermaßen würdig zu repräsentiren, bedurften die Schauspieler natürlich einer Erweiterung ihrer normalen Körpergröße, einer Beschränkung ihrer gewöhnlichen Bewegungen zu gemessener Würde, eines großen typischen Gesichtsausdrucks, einer Verstärkung ihres natürlichen Sprachorgans. Und dazu kam noch der weitere Umstand, daß auch der Umfang und die Freiheit des dachlosen Schauplatzes, der dem Schalle keine geschlossene Resonnanz darbot, die gleichen Rücksichten forderte. Die Schauspieler mußten so groß erscheinen und so laut sprechen, daß sie auch den Fernsitzenden noch als erhabene Gestalten erschienen und mit ihrer Deklamation vernehmbar blieben. Während die moderne Schauspielkunst ihre Stärke hauptsächlich im natürlichen Mienenspiel, in den fein gemessenen Bebungen und Nüancen des Sprachklanges, in der Gewalt oder Anmuth der Geberden findet, wirkte die antike Schauspielkunst vorherrschend durch künstlich erzeugte Größe und Feierlichkeit. Dadurch war ihr denn natürlich eine ganz eigenthümliche Costümirung vorgeschrieben. Statt der gewöhnlichen Schuhe bedienten sich die Schauspieler stelzenartig erhöhter Sohlen, des sogenannten Kothurns, der dann, beiläufig gesagt, für jede erhabene Charakter-

Digitized by Google

darstellung auf der Bühne sprüchwörtlich geworden ist, und dem entsprechend gab man dem Kopfe mitunter einen perrückenähnlichen Aufsatz. Die Arme mußten sich die künstliche Verlängerung nachgemachter Hände gefallen lassen, der Körper selbst wurde durch Polster ausgestopft, die Brust durch Wattirung gewölbt — tout comme chez nous. Das Gesicht aber — und das ist der erheblichste Unterschied und für uns jedenfalls das Befremdlichste an der alten Bühnenkunst — das Gesicht trug stets eine Maske mit allgemeinen, stehenden Charakterzügen, die für die einzelnen Götter und Heroen traditionell geworden waren; auch steigerte die Maske zugleich die Stärke des Stimmschalls, und genügte dieß noch nicht, so wurde durch einen Schalltrichter nachgeholfen, der sich an der Mundöffnung der Maske befand.

Unmöglich können wir, wenn uns dergleichen erzählt wird, das Bedenken unterdrücken, daß solch künstliche Zurüstungen die Spieler an der freien Körperbewegung gehindert und die ganze Darstellung der Stücke steif und leblos gemacht haben müssen. Aber vergessen wir nicht, daß wir uns vor der altgriechischen Bühne befinden, wo es nicht geschichtliche Helden oder alltägliche Leute, wie im modernen Drama, sondern nur Wesen höherer Art darzustellen galt, die an sich schon weit gravitätischer auftraten, weit pathetischer und würdevoller redeten, als gewöhnliche Menschenkinder. Aus dem nämlichen Grunde brauchten denn auch die Schauspieler nicht so schnell in ihren Bewegungen, nicht so eilfertig und zungengeläufig mit der Rede zu seyn, wie es im modernen Drama bei seiner Gewandtheit und Leichtigkeit der Fall ist. Außerdem verbot die einfache Handlung, die sich bekanntlich in sehr eng gezogenen Schranken des Ortes und der Zeit hielt, den Schauspielern, ihren Standort häufig zu wechseln — alles Umstände, welche es uns vollkommen begreiflich machen, daß keineswegs Steifheit und Schwerfälligkeit den reinen Kunsteindruck beeinträchtigten. Uns Modernen freilich mit ganz andern Ansprüchen an eine schöne Bühnendarstellung würde eine derartige Aktion in großartigem Maßstabe mit Maske und Kothurn und verlängerten Armen schwerlich zusagen. Für unser Gefühl würde der Eindruck steifer Feierlichkeit nicht zu tilgen seyn. Für den Griechen aber war dieß keineswegs der Fall.

Auch darein würden wir uns nur mit Mühe gefunden haben, daß auch die Frauenrollen von Männern gespielt wurden; aber nach griechischer Auffassung und Sitte war dem weiblichen Geschlechte der Zutritt zur Bühne ein für alle mal versagt. Wie das Weib noch nicht in seiner Ebenbürtigkeit mit dem Manne, noch nicht in seiner vollgültigen Berechtigung als sittliches Individuum, noch nicht in seiner ergänzenden Bedeutung dem Manne gegenüber anerkannt war, so auch noch nicht in seiner Stellung zu denjenigen Geistessphären, welche den Menschen überhaupt in seiner Würde oder Schönheit verherrlichen und zu veredelndem Genusse für jedermann vorhanden sind. Auch aus dem Tempel der Kunst blieb das Weib im Alterthum ausgeschlossen, und jene entbehrte somit aller der Vorzüge, welche gerade dem Weibe eigen sind und unter normalen socialen Verhältnissen überall auch in der Kunst eine berechtigte Stätte gefunden haben. Aber gerade für die weiblichen Reize, Zartheit, Anmuth, Grazie, Innigkeit u. s. w. hatte das ganze Alterthum noch wenig Empfänglichkeit, und zumal das antike Drama konnte bei seinem vorwiegend männlichen, strengen Charakter, bei der Ueberzahl männlicher Gestalten unter den Handelnden der weiblichen Beihülfe entbehren.

Dagegen waren die Maschinerien im antiken Drama bereits in hohem Grade künstlich und scheinen der heutigen, unläugbar sehr vollkommenen Bühnentechnik nicht viel nachgegeben zu haben. Schon damals verstand man es, die Geister der Unterwelt an das Tageslicht heraufsteigen und eben so ganze Schaaren von Göttern aus der Höhe herabkommen zu lassen. Auch Blitz und Donner, Sturm und Regen wurden schon täuschend nachgeahmt.

Es lag in der Leitung der dramatischen Aufführungen durch den Staat, es lag in der freien Theilnahme des ganzen Volks an den Nationalfesten, daß der Genuß dieser Bühnendarstellungen allen Staatsbürgern möglich gemacht war, und um so mehr, da der Eintrittspreis durchschnittlich sehr niedrig gestellt, ja den Aermeren sogar ganz erlassen wurde. Das etwa eintretende Deficit in der Einnahme zur Deckung der Unkosten übernahm der Staat selbst.

Aber gerade die festliche Veranlassung zu den dramatischen Vorstellungen, ihr inniger Zusammenhang mit der Dionysosfeier, die nur Einmal im Jahr begangen wurde, war nun auch der Grund, daß die Aufführungen gleichfalls nur Einmal — wie erwähnt, in den Wintermonaten — stattfanden. Wer daher als Dichter sein Stück zur Aufführung bringen, wer im Volk sich den Genuß, der Aufführung beizuwohnen, verschaffen wollte, mußte diese einzige Gelegenheit wahrnehmen. Daher waren denn meist mehrere Tage erforderlich, um alle die Stücke, welche von den verschiedenen Verfassern eingereicht waren, auf die Bühne zu bringen, und die Aufführung sämmtlicher Stücke füllte diese Tage vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Von Wiederholung der Stücke, von ihrer Aufnahme etwa in ein stehendes Repertoire war unter solchen Umständen keine

Digitized by Google

Rede. Jeder mußte froh seyn, wenn sein Stück überhaupt in Scene ging. Mit den aufgeführten Stücken aber begingen die Dichter unter sich einen förmlichen Wettkampf, über dessen Ausfall ein vom Volke gewähltes Comité zu entscheiden hatte. Der Sieger, welchem der Preis zugesprochen wurde, genoß Angesichts des ganzen Volks die Genugthuung, mit dem dem Apoll geweiheten Epheu feierlich bekränzt zu werden.

Wir sehen, die antike Bühne reichte dem Volke ihre Genüsse nur in kleinsten Dosen, mit äußerster Sparsamkeit. Sie hatte dadurch vor der modernen Praxis, wonach der Theaterbesuch zur Lebensordnung, zum stehenden Abendvergnügen geworden ist, das voraus, daß sie der Kunst von ihrer Hoheit nichts vergab, sondern sie nur als ein um so edleres Gut, als geweihtes Manna vom Himmel dem Volke zum Bewußtseyn brachte. Wer hat bei uns, wo die Kunst meist nur noch der Unterhaltung dient, vor ihr jene pietätsvolle Scheu, wer an ihre Gebilde noch den unbedingten Glauben, den die Alten ihr zollten? Wie sie dramatische Aufführungen nur in Verbindung mit der Religion, mit der dionysischen Festfreude kannten, so wirkten diese auch wieder rückwärts auf das Volk mit frommer, sittlicher Erhebung und Läuterung. Wir Moderne sind dem Drama, wie jedem vor uns tretenden Objekte gegenüber, zuerst immer Kritiker, wir sehen sogleich Fehler und machen Ausstellungen an dem Kunstwerk; um harmlos zu schauen und zu genießen, fehlt es uns an Hingabe und Unbefangenheit. Diese aber hatten die Alten. Die Stoffe ihrer Dramen waren geheiligte Volkstraditionen, waren Glaubensüberzeugung bei jedem Einzelnen, bildeten das Fundament ihrer Religion und Moral. Herz und Auge waren ganz bei der Sache, volles, freudiges Schauen, ohne kritischen Seitenblick, fesselte die versammelte Masse, und Rührung oder Erschütterung, die Aristoteles in seiner Poetik theoretisch als Wirkung von der Tragödie fordert, waren bei jeder Bühnendarstellung das praktische Resultat, der sittliche Gewinn des tragischen Genusses.

Die tausendjährige Eiche im Elsaß.

(Schluß.)

Die nicht unerhebliche Lücke, welche, von dieser Stelle an, die Aufzeichnungen unterbricht, erklärt ein Zusatz von fremder Hand als durch die Schuld des Organisten von Mundingen verschuldet, „welcherselbiger das preciöse Familiendokument am Samstag Nachmittag vor der Kirmeß des Jahres Domini 1699“ von seinem Ehrenplatze im offenen Conceptkasten des Pfarrhauses zu Mundingen unberufener Weise fortgenommen, unter seine Orgelnoten gemengt und solcherart wissentlich oder unwissentlich in sein Haus mit weg getragen habe. Daselbst „sey“ es bis zum Wonnemond des Jahres 1703 hinter dem blau glasirten Kachelofen des besagten Organisten gelegen, und zwar als Unterlage einer Oelkruke, welche zum Schmieren der Blasebalgkrampen benutzt worden. Als der Pfarrer zu Mundingen endlich das preciöse Dokument vermißt und in allen Winkeln gesucht, sey es in einem Zustande wieder zum Vorschein gekommen, welcher ein ganzes Jahrhundert in Unkenntlichkeit versetzt habe.

Nach dieser Erläuterung ergeht sich der Schreiber, wie es scheint ein Sohn des Mundinger Pfarrers, in allerlei Betrachtungen über den Werth der Zeit, über ihr rasches Dahineilen und über die Schmach, welche den böswilligen oder einfältigen Verwüster ihrer wenigen entzifferbaren Spuren mit Recht treffe. Mit einem Seitenblick auf die Verwüstung der Alexandrinischen Bibliothek lenkt der Schreiber zurück auf das Dokument, welches ihn zunächst beschäftigt, und von dem sich in seinem damaligen entsetzlichen Zustande mit den Worten des Jeremias Cap. 2, V. 22 sagen ließe: „Wenn du dich gleich mit Lauge wüschest und nähmest viele Seife dazu, so gleißte doch deine Untugend desto mehr vor mir.“

Hiernach erfahren wir, daß sich der Johannis-Vermählungsbrauch, die Pilgerfahrt nach der Sommereiche und das Steckenschneiden treulich erhalten haben, und daß der Klingelbeutel der Mundinger Kirche mit einem schweren, rothgeheizten Eichenstocke bewußten Ursprungs ausgestattet sey. Mehrgedachter barbarischer Organist, welchem das Sammeln obgelegen habe, sey

Digitized by Google

zwar in seinen späten Tagen zu wiederholten malen mit dem Antrage „supplicando“ eingekommen, den schweren Stock durch einen leichtern zu ersetzen. Der selige Pfarrer habe indessen als eine gerechte Züchtigung für die an der Familienchronik begangene schwere Unthat von sothanen Gesuchen niemals Kenntniß genommen.

Im gleichen habe er, der Sohn, selbst, des Namens Johann Konrad, als er bald nach seiner Vermählung mit seiner werthen Ehegenossin Anna Katharina die Würde eines Stadtvorstehers erhielt, den ihm als solchem zukommenden Stab von der seiner Familie vor fünf Jahrhunderten erb und eigen erworbenen Sommereiche geschnitzt, auch seinen kleinen Sohn Gottfried Konrad dem Schutze dieses alten Stammzeugen empfohlen und den Himmel gebeten, er möge alle, auch die patriotischen Wünsche und Gebete seiner liebergesegneten Vorfahren noch in nicht zu ferner Zeit in Erfüllung gehen lassen.

Hier enden die Auszüge, nach denen wir das Vorstehende in ungefähr übersichtlichen Zusammenhang gebracht haben. Das Dokument selbst, etwa ein Dutzend Seiten mit verwaschener Schrift, in groben schweinsledernen Deckeln, hatte ein Büchertrödler des Pont neuf feil. Als wir's im Vorübergehen durchblätterten, voll noch von den Eindrücken einer peinlichen Verhandlung im Palais de Justice, deren Zeuge wir gewesen waren (Elsässer Auswanderer und drei kaiserlich brasilianische Agenten standen vor Gericht), da entging uns der Sinn dieser Kritzeleien, und wir bebielten nur eben genügende Erinnerung daran, um acht Tage später in einer müssigen Minute durch unsere Neugier dahin zurückgeführt zu werden. Inzwischen hatte aber das Büchlein einen Käufer gefunden, der es zwar erst beim Wiedervorüberkommen hatte mitnehmen wollen, sich jedoch nicht davon trennen mochte, als wir ihm den doppelten Kaufpreis und auch noch darüber boten. Alles was wir erreichten, war die Erlaubniß, einen Auszug daraus zu machen, wie wir ihn mit geringen Zusätzen und Weglassungen auf den vorausgehenden Blättern gegeben haben.

Diese zerfetzte und verräucherte Reliquie, ohne Zweifel in den Stürmen der Revolution aus dem Schreibpulte eines Sohnes des ehrbaren Stadtvorstehers hinaus- und auf die Straße geweht, dann aber inmitten zerrissener Adelspatente, entwertheter Assignaten und durchschossener Emigrantenhypothekscheine ein paar Jahrzehnte lang herrenlos umhergewirbelt — dieses sonderbare Schriftstück war uns fast wieder aus dem Gedächtnisse gekommen, als unlängst der Zufall ein Blatt in unsere Hände führte, das unsern früheren Vermuthungen durch die Nennung zweier vergessener Vornamen eine bestimmtere Richtung gab. Diese Vornamen waren Gottfried Konrad, die nämlichen, auf welche der alte Stadtvorsteher den Segen seines liederreichen Stammvaters herabflehte.

Da bei näherem Vergleichen unserer Auszüge mit anderweitigen biographischen Ueberlieferungen die wesentlichsten Punkte zusammentreffen, so glauben wir auf der rechten Fährte zu seyn und ergänzen in diesem Sinne, was sich mit einiger Sicherheit nachtragen läßt. Zwei Dinge knüpfen hier, wie es scheint, unmittelbar an das alte Stammgut, die Sommereiche, an und an den liederreichen Stammvater, den Minnesänger aus der Zeit Herzog Friedrichs von Oesterreich. Wir finden abermals das Stabschneiden und wir finden weiter etwas, wovon sich bisher im Laufe der Jahrhunderte noch nichts vererbt zu haben schien — Gesang, liedergesegnete Lippen. In Folgendem stellen wir jene hieher gehörigen Ueberlieferungen in Reihenfolge.

Um's Jahr 1736, nur vier Tage nach dem traditionellen Johannistage, hat die Frau Stadtvorsteherin sich in ihre himmelblaue Gartenstube zurückgezogen, und zwei Stunden darauf ist der Herr Stadtvorsteher selbst an das Bett der Wöchnerin gerufen worden, um dem ersten Uebertaschungsschrei des kleinen Staubgeborenen seinen väterlichen Segen zu geben. Es ist ein sehr warmer Tag gewesen. Um acht Uhr Abends hat ein sanfter Regen begonnen, ganz so mild wie der am letzten Mitsommertage selbst gefallene, durch dessen Krystallscheier die Johannisfeuer vom fernen Gebirge gar lieblich herübergeleuchtet haben werden.

Am Schlusse der nämlichen Woche noch ist der Herr Stadtvorsteher mit dem kleinen Bürschlein auf dem Arm in den Garten hinausgegangen, hat ihm die Rosengebüsche zunächst der schmalen Lauch gezeigt, dahinter das Nußbaumwäldchen am Gerberbach, weiter entlegen und nur am blauen Wasserduft kenntlich, die sich schlängelnde Ill, und ganz fern am östlichen Horizont jenseits des Rheins die lange Gebirgskette, in deren ganzer Ausdehnung nur die deutsche Zunge vernommen wird. Was er dem Kinde vielleicht noch auf den südlichen Höhenzügen gern gezeigt hätte, die im Abendroth leuchtende Krone eines mächtigen, stundenweit entlegenen Eichhaums, das hat er sich für ein anderes mal versparen müssen, denn das Bürschlein hat plötzlich Heimweh nach der Mutter bekommen, und des Stadtvorstehers in's Freie spazierter Vaterstolz ist rasch in die Nöthigung umgeschlagen, sich des kleinen Schreihalses raschmöglichst in der Kinderstube zu entledigen.

Sechs Wochen darauf ist die Wöchnerin im schwarzen Taffetkleide mit sehr hoch toupirtem und gepudertem

Digitized by Google

Haare in die Kirche gegangen, und weil sie spitze, rothlakirte Absätze getragen hat, auf denen sich's kaum in gesunden Zeiten ganz sicher gehen ließ, so hat sich der Herr Stadtvorsteher im schwarz seidenen Staatsrocke, rother Atlasweste, blauen Sammtkniehosen, Zopfperrücke und dreikantigem Hute ganz in ihrer Nähe gehalten. Ein paar mal ist eine Handreichung nöthig gewesen. Meistens hat der Stadtvorsteher aber die linke Hand am vergoldeten Degenknopfe halten und in der rechten den eichenen Amtsstock tragen können, wie ihm dieß seit manchem Jahr die zusagendste Art, seine Hände zu beschäftigen, gewesen ist.

Acht Tage nach dem Kirchgange hat die Taufe stattgefunden. Die Wöchnerin ist wieder ganz in früherer rosiger Gesundheit erschienen und der Küster hat zu dem jungen Pfarrer in der Sakristei gesagt, als die Frau Anna Katharina ihren ersten Mann heirathete — denn sie war dazwischen Wittwe gewesen — habe sie kaum jugendlicher ausgesehen als heute neben dem ehrbaren Stadtvorsteher. Dann ist das Kind auf die Namen Gottfried Konrad getauft worden. Am Schluß der feierlichen Handlung hat eine zuschauende Alte dem Küster bedeutet, wenn das Kind blind werde, sey's kein Wunder; die Sonne habe ihm immer voll in die Augen geschienen und es sey eine Sünde, daß für das Südfenster links vom Altar der Vorhang nicht wieder angeschafft werde. Einen Batzen werfe sie noch heute zu diesem Zwecke in die Kirchenbüchse; sie sey nur ein armes Weib — und was sie sonst noch über ihr Schärflein hinzugefügt haben mag.

Nicht gar lange nach diesen Ereignissen in der Familie des Stadtvorstehers hat sich der letztere bei einem späten Hechtprellen in der Lauch erkältet, so zwar, daß er in die Hände des Stadtphysikus gerathen ist, der ihn seinerseits nach siebenwöchentlichem Purgiren und Blutschröpfen an den Todtengräber überantwortet hat. Vor seinem Sterben hat der Kranke noch Anstrengungen zum Sprechen gemacht, dann aber sich, wie es scheint, bei dem Gedanken beruhigt, daß seine Wittwe schon wisse, von welchen Ueberlieferungen er noch einmal zu reden wünschte, und daß ihr dieselben auch ohne nochmalige Erinnerung nicht aus dem Gedächtniß schwinden würden.

Als vierzehnjährigen Scholaren finden wir den heranwachsenden Täufling dann in Könderingen wieder; er ist schmal und schlank, und wenn er dem wohlbleibten Superintendenten gegenüber steht, erscheint er fast wie ein Rohr neben einer Melone. Aber diese Melone hat ein paar feurige Augen und trägt eine Lockenperrücke, deren Staub die ganze enge Studirstube erfüllt, so oft immer ein classischer Schnitzer des Scholaren den Meister aus seinem sokratischen Gleichmuthe aufschreckt und ihn verführt, mit dem gewaltigen Puderschmuckstück nach dem zu spät ausbiegenden Haupt des Straffälligen zu zielen.

Ein Jahr darauf drückt dieser dem wohlmeinenden Mann die Hand zum Abschied, um tiefer im Reiche selbst, im Schutze des steinernen Roland und des „trutzigen Löwen" zu ergründen, was es mit der Weisheit des Alterthums und der „diplomatischen Gelahrtheit der Neuzeit" für eine Bewandtniß habe.

Aber beim Flackerlichte der nächtlichen Studirlampe scheint nun das unheilverkündende Wort der alten Frau mit dem Batzen zur Wahrheit werden zu sollen. Von Monat zu Monat verdunkelt sich's mehr vor dem Auge des Studenten, von einem Jahr zum andern rückt das Buch näher an die Brille und die Brille näher auf die schreibende Hand, und als er noch einmal die heimathliche Lauch, den Gerberbach, die blaubuftige Ill, die Rosengebüsche, das Nußbaumwäldchen, vielleicht die ferne Sommereiche und die alternde Mutter mit Augen geschaut hat, da fällt der Vorhang über die junge Welt, die ihn lachend umgibt, und er steht im Dunkeln.

Nun folgt eine Zeit, in welcher Tasten und Lauschen den erloschenen Gesichtssinn zu ersetzen bemüht sind, wo die Einbildungskraft, durch keine Licht- und Farbeneindrücke von außen in ihrer Thätigkeit unterbrochen und zersplittert, die Dunkelkammern des Innern mit Bildern vielgestaltiger Art erfüllt; wo lange, einsame Stunden die Muße geben, einem Gedanken bis in seine verborgensten Schlupfwinkel nachzugraben, eine träumerische Laune in allen ihren Zaubergängen zu verfolgen, einem vorüberschlüpfenden Gleichniß, einer flüchtig auftauchenden Empfindung, einer Ideenverknüpfung luftigster und scheinbar ungreifbarster Art nachzustellen, bis sie sich zum Kern einer poetischen Frucht verdichten.

Da sitzt er unter den Rosengebüschen, die ihn mit Duft laben, und horcht dem Rauschen der schwatzenden Lauch und träumt vielleicht von der fernen Eiche, die ihm der Vater zeigen wollte. Denn eine Kunde davon muß zu ihm gedrungen seyn, fängt er doch an von einem Stabe zu reden, ohne welchen der Blinde hülflos sey wie ein Schiff ohne Steuer und Compaß, und läßt er sich doch weit fort führen, um selbst den rechten Stab zu schnitzen, der ihm künftig Führer seyn soll; und steht er doch eines Abends unter einer alten, alten Sommereiche — wir glauben gern, daß es die rechte ist — und tastet und tastet umher, bis er findet, was er sucht, und dann schneidet er den Stecken vom uralten Stamme herunter, den Stecken, ohne welchen kein Nachkomme des Minnesängers durch's Leben zu kommen scheint. Er

Digitized by Google

ſitzt, nun er den Stab gefunden hat, lange unter dem Baum, bis tief in die Nacht hinein, vielleicht in Gedanken an die zwei Kerzen, die einſt auf einem der mächtigen Aeſte zur Hochzeit ſeines Vorfahren geleuchtet haben; denn von ihm hat er freilich vernommen, und er glaubt ſich ſagen zu dürfen, daß der ſpäte Apfel, er ſelbſt, nicht gar weit vom Baume, dem er entſtammt, gefallen iſt. Aber klingt's auch in ihm, wie's in dem Vorfahren geklungen haben mag, er iſt nicht ſehend wie jener, er iſt blind — ein armer Hülfloſer, der eben den Stecken ſchnitt, mit dem er durch's Leben tappen wird. Und da wird der Sturm, der in ihm erwacht, zur weithin ſchallenden Wehklage:

Wo bin ich —? iſt die Welt vor mir verſchwunden?
Wie — oder hält der Abgrund mich gebunden? —
O Sonne! Warum ziehſt du deine Blicke
Von mir zurücke!

Wir wiſſen nicht, wie oft er zu dem Baume zurück gekehrt ſeyn mag, und wie viele male er die Sonne und den Mond um ihre holden Lichtſpenden angefleht hat. Aber von einer Sehenden hören wir, von einem ſchönen, deutſchen Mädchen, zu deren Wiegenfeſte die Taufglocke des Straßburger Münſters geläutet hatte und die ihre rehbraunen Augen nicht zu gut hielt, um die Führer des blinden Dichters zu werden. Als der Frühprediger des Münſters die Namen Gottfried Konrad und Margaretha Kleophe in's Kirchenbuch eingetragen und der Blinde, mit der Hand leiſe über ihre Geſichtszüge taſtend, ſich ihr Bild deutlich in die Seele geprägt hatte, da zerfloß die Wolke der Schwermuth, welche um ſeinen Geiſt zuſammen gezogen war, und er trat in ein neues Leben, beherzter als die meiſten Führungsbedürftigen und thatkräftiger als ſo viele, denen die Sonne nicht nur durch ihre freundliche Wärme das Daſeyn aufheitert.

Ob er der ſchwatzenden Lauch noch einſam lauſchte, oder ob ihm im Schatten der Roſengebüſche eine andere Stimme öfter und lieber in's Ohr klang? Auf ſeinem Dache hatte ein Storchpaar ſein Neſt gebaut. Es brachte dem Hauſe Segen, und wenn wir recht berichtet ſind, mußte im Laufe der Jahrzehnte das wiegende Korbbett zwölf mal friſch umflochten werden, nachdem es bereits einmal, d. h. als es noch nagelneu aus den Korbweiden gekommen war, ſeine Schuldigkeit gethan hatte. Worauf ſich's hin und her ſchaukelte, das waren zwei eichene Brettchen, wir wiſſen nicht von welchem Baum genommen; aber eichen waren ſie, keine andern durften dazu benutzt werden.

Mit der Zeit dann regte ſich in ihm das Bedürfniß, ſein Pfund noch beſſer, als ſchreibend und dichtend, zu verwerthen. Er gedachte der Lockenperrücke ſeines wohlbeleibten Mentors; er glaubte dieß und jenes beſſer lehren zu können, als es im Lande und vielleicht auch in der Hauptſtadt ſelbſt gelehrt wurde. Da die königliche Militärſchule in Paris Proteſtanten ausſchloß, ſo ſann er einen Plan aus, um dieſe Zurückſetzung ſeinen Glaubensgenoſſen leichter verſchmerzbar zu machen, und noch ehe das vierte Lebensjahrzehnt zurückgelegt war, ſtand er an der Spitze einer von nah und fern herbeigeſtrömten Zöglingsſchaar, lehrend, leitend, erziehend, er, der Blinde, und eine Menge trefflicher Bürger für eine beſſere Zukunft heran bildend.

Wir forſchten nach einem Eichenſtocke, nach den deutſchen Hieben, durch die ſich der Proſoß des Frundsberg hervorgethan. Aber es wurde in dem Hauſe dieſes ſpäten Nachkommen des Minneſängers nicht durch Prügel geſtraft, und ſo hatte die Sommereiche denn keine Knittel herzugeben, wie ſie dem Prior Locher ſo eigenthümlich ſchwerfällig erſchienen waren.

Dennoch mochte der alte Stammbaum, wenn auch in mehr geiſtiger Weiſe, in dem Hauſe mit dem niſtenden Storchpaare ſeinen Einfluß fortüben und Blick und Herz dahin gewendet halten, wo die Mutterſprache geredet wurde, einerſeits über den Rhein hinüber, andererſeits nach den ſtammverwandten Schweizer Bergen und Thälern. Ueber den Rhein ging manche Erholungswanderung, die ſchönſte und lohnendſte von allen jener Begrüßungszug nach dem Breisgau, wo der kaiſerliche Reformator Joſeph der Zweite eben den Freiburger Münſter beſtiegen und von ſeiner Höhe aus die fruchtbaren Lande hüben und drüben mit ſchmerzlich gemiſchten Empfindungen überſchaut hatte. Der blinde Dichter ſelbſt war an der Spitze dieſes begeiſterten Begrüßungszuges. Das war Anno 1777. Sechs Jahre ſpäter wanderte er bis in die Schweiz; die helvetiſche Geſellſchaft, damals noch das zuſammenhaltende Band zwiſchen deutſchen und ſchweizeriſchen ſtrebenden Geiſtern, hatte ihn zu ihrem Mitgliede ernannt. Er hielt die Eröffnungsrede. Die Zeiten waren düſter angethan, ihr dunkler Schatten fiel auf ſeine Worte, als er der allgemeinen Verſunkenheit mit herbſtem Ausdrucke gedachte. „Unter Europas verdorbener Söhnen," ſagte er, „und es hat bald keine andern mehr, iſt der Schweizer noch immer der mindeſt verdorbene. Er kann noch umherwandeln im groſſen Siechenhauſe, indeſſen die andern ſich kaum noch auf ihrem Lager aufrichten mögen." Und er ſprach, obſchon nicht ſehend, in ſo bittern Worten nicht wie der Blindgeborene von der Farbe. Hundert und zwanzig Schweizer waren als Zöglinge unter ſeiner Leitung aufgewachſen. Er konnte die allgemeinen Zuſtände der Zeit in ihrem Wechſel zum Guten oder Böſen, wie an einem Gradmeſſer, an dem jungen Nachwuchs beobachten, den jedes Jahr ſeiner Hut überantwortete.

Digitized by Google

Nach abermals sechs Jahren hatte sich das lange Siechthum der Zeit zu einer gewaltigen Krise aufgerafft. Die französische Revolution war in vollem Gange. Sie warf auch seinen von fleißigen Arbeitern gefüllten Bienenstand über den Haufen. Fort zog der ganze Schwarm. Als das Wetter sich zu lichten begann, hatte er nichts als die Seinigen gerettet, daneben ein Pädchen werthlos gewordener Assignate u. d. den Grabstein seines Vaters, des ehrbaren Stadtvorstehers, dessen Ruhestätte in Gefahr gewesen war, durchwühlt und entweiht zu werden. Zwischen dem geretteten Grabstein und den Rosengebüschen in seinem vereinsamten Garten am alten Eichenstecken auf und ab wandernd, sann er über Fabeln der Thierwelt nach, „in den Bestien," wie er an Lavater schrieb, „verträglichere Gesellen findend, als in den Menschen."

Aber das fröhliche Stammelternpaar unter der Sommereiche hatte, so scheint es, Frohsinn als unerschöpfliches Erbtheil allen seinen Nachkommen vermacht. Auch dieser blinde Sprößling ertrug's nicht lange, düstern Träumen nachzuhängen. Er richtete sich wie der Halm nach dem Winde von neuem in die Höhe, und als er zwischen so vielen Gebeugten das Haupt wieder hoch hielt, fand ihn bald ein suchendes Auge, das nach tüchtigen Kräften inmitten der allgemeinen Verwüstung ausschaute. Es galt die öffentlichen Lehranstalten in Frankreich herzustellen. Dem Blinden, dem Deutschen, dem Protestanten wurde die denkwürdige Auszeichnung zu Theil, Präsident der zur Leitung des öffentlichen Unterrichts eingesetzten Collegien zu werden. Der Mann mit dem kleinen Hute und dem grauen Rocke öffnete eines Tags die schmalen Lippen, um ihn bei einer feierlichen Gelegenheit einen der „verdienstvollsten Gelehrten seiner Zeit" zu nennen. Und der Elsaß verstand die gute Absicht dieser Huldigung.

So überschritt er, rastlos thätig und namentlich seinen Glaubensgenossen zu gesetzlicher Berechtigung verhelfend, die Altersstufe, wo nach dem Liede das Greisenalter beginnen soll: „siebzig Jahr — ein Greis, achtzig Jahr — schneeweiß." Seine goldene Jubelhochzeit hatte er noch in scheinbarer Gesundheit gefeiert und den ganzen Tag über sich nicht von dem Blumenstrauße getrennt, den ihm, mitten im kalten Februar, pflegende Liebe an die Brust gesteckt hatte. Aber die Gebrechlichkeit war am selben Tage, von niemandem beachtet, unter den Glückwünschenden gewesen, und als sich am Abend das Haus mit dem winterlichen Storchneste und dem blätterlosen Rosengebüsch im Garten von Gästen leerte, da stand die Krücke der Gebrechlichkeit vor dem Bette des Dichters und hielt Wache, daß er, einmal dem Siechenlager verfallen, sich nicht wieder von ihm erhebe.

Im Jahre des Tiroler Befreiungskampfes, in der nämlichen Frühlingsnacht, welche unsere Hausthüren mit weißen Kreuzen zeichnet und die Hexen durch den Schornstein auf den Blocksberg hinauslockt, in der milden Nacht des ersten Mai 1809 um die zweite Morgenstunde sanken die lange umschatteten Augen des Dichters völlig ein, um, wenn seine Hoffnung Wahrheit wurde, sich in einem andern Daseyn zu frischer Umschau dem Lichte wieder zu erschließen:

„— das längste Leben ist ein kurzer Schlummer;
Bald wird der Tod die kalte Rechte strecken,
Dich aufzuwecken."

Seitdem ist ein halbes Jahrhundert verstrichen. Vieles hat sich im Lauf der Zeiten geändert. Den Adler hat die Lilie verdrängt, die Lilie ist dem gallischen Hahn gewichen, und auch der hat wieder dem Adler Platz machen müssen. Ein Adler mit drohenden Fängen schwebte wieder im schwarzen kaiserlichen Zeitungsstempel über dem Blatte, von dem wir vorhin erwähnten, es habe uns durch die zwei Vornamen Gottfried Konrad auf die Spur desjenigen Dichters gebracht, dessen Geschichte unmittelbar an das alte Familienpergament anknüpft. Es ist kein anderer als Gottfried Konrad Pfeffel, unser deutscher Fabeldichter, der liedergesegnete Nachkomme des Minnesängers Pfeffel, von welchen die Manesse'sche Handschrift berichtet. Ein braver Landsmann des Dichters hat seiner Vaterstadt vor Kurzem das Steinbild des letztern zum Geschenk gemacht. Um es öffentlich aufstellen zu können, bedurfte man der zum Unterbau nöthigen Gelder, und um sie sammeln zu dürfen, hatte man die kaiserliche Genehmigung einzuholen. Die Ertheilung derselben enthielt jenes Blatt. Da aber das Gefühl für Zusammengehöriges und Unzusammengehöriges rege bleibt, ob auch die Landkarte ihre historischen Grenzen von Geschlecht auf Geschlecht vererben mag, so hielt diese Zusammenstellung der Namen Gottfried Konrad Pfeffel und Louis Napoleon unser grübelndes Denken eine Weile fest, — eben lange genug, um jene Familienchronik uns wieder in's Gedächtniß zu rufen und die Ergänzung dieser Chronik in der eben versuchten Weise uns nahe zu legen.

Was die Sommereiche betrifft, so unternehmen wir es nicht, nachzuweisen, wie viele jugendschlanke Brautpaare sich die ausgestreckten Hände reichen müssen, um den Riesenstamm jetzt zu umspannen. Eben so wenig versuchen wir festzustellen, wie viele Ritter jetzt, im Mittagsschatten unter dem Laubdache stehend, den Weinhumpen von Hand zu Hand gehen lassen können, ohne an einander zu stoßen. Bei den veränderten Zeiten

Digitized by Google

möchte kaum eine hinreichende Anzahl von Rittern zu diesem Versuche aufzutreiben seyn, was übrigens nicht zu Unglimpf der veränderten Zeiten gesagt seyn soll. Auch über die Ermittelungen, welche etwa die genaue Angabe der Längen- und Breitengrade herausfordern könnte, vermögen wir uns hier um so weniger auszulassen, als dieselben bis jetzt noch nicht mit Genauigkeit vorgenommen seyn dürften. Nicht verschweigen wollen wir indessen, daß ein wandernder Feldmesser jener Gegend gegen uns die Behauptung aussprach, genau auf dem bewußten Gradwinkel könne die vielgenannte Sommereiche ihren Platz schon deßhalb nicht haben, weil eben auf jenem Punkte ein ländliches Wirthshaus liege, allwo es vortreffliche deutsche Knödel, Sauerkraut und Bier gebe. An Sonn- und Feiertagen, setzte er hinzu, seyen die strammen Burschen und die langzöpfigen Dirnen dort in hellen Haufen beim deutschen Rutscher- und Schleifertanz anzutreffen; er selbst habe dort manchen Krug zerschlagen, und ob er einmal Sonntags im Rausche die Baßgeige oder die große Trommel durchgetreten habe, das stehe alles aufgeschrieben und lasse sich in der Mairie nachschlagen, wenn's jemanden um Gewißheit zu thun seyn sollte. Nach allem scheint uns übrigens auch dieser Fachkundige von zweifelhafter Beschaffenheit. Vielleicht ließe sich höchstens die Bemerkung daran knüpfen, daß die Ironie des Zufalls, nach dieser Lesart, sich darin gefallen zu haben schien, an die Stelle des alten, dem Zeitensturm vielleicht erlegenen Baumes ein humoristisches Bild deutscher Gemüthlichkeit zu setzen, die da unter allen Wandlungen ihr zähes Leben zu fristen versteht.

Noch eine andere Vermuthung, die gegen uns geäußert worden ist, wollen wir nicht verschweigen. Die Freude am Symbolisiren jedweder Erscheinung mag ihr zu Grunde liegen, eine Neigung, die mit den Jahren poetischen Gemüthern eigen zu werden pflegt. Danach wäre denn die tausendjährige Eiche nichts anderes als ein Sinnbild, unter welchem der schalkhafte Chronist die Unverwüstlichkeit deutschen Sinnes und deutschen Wesens vorsichtig und in unverfänglicher Art zu verstecken gesucht habe. Der Vertreter dieser symbolischen Auslegung, als ein fleißiger und unparteiischer Beobachter seiner Landsleute, glaubte freudig dabei behaupten zu können, daß in diesem Sinne die tausendjährige Eiche noch immer lebensfrisch und verheißungsvoll im Herzen des abgerissenen Landestheils aufrecht stehe, trotz allem fremden Flitter, mit welcher man ihr Wipfel und Zweige behängt habe.

Und hiemit sey jedem anheim gegeben, was er im eigenen Gemüthe darüber denken und wünschen mag, selbst zu ergründen.

Robert Waldmüller.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Longchamps. — Die Kunstausstellung. — Der Prado. — Monte Christo. — Fanfare.

ζ Die Longchampsfahrt, das große Fest des Luxus und der Hoffahrt, fällt mit dem Charfreitage zusammen, und das Schlimmste ist, daß es gar nicht mehr auffällt. Dabei hat der Pariser dennoch eine gewisse Andacht und ist, besonders der Adel, den kirchlichen Gebräuchen, mit wenigen Ausnahmen, treu geblieben. Von Aschermittwoch an bis Ostern wird keine Predigt versäumt. Es ist aber hiebei vorzüglich von den höheren Ständen die Rede. Für diese gehört die Fastenpredigt zu den socialen Pflichten; sie erheischt einen eigenen Anzug. Ein Handelshaus hat diesen Winter einen neuen Artikel angekündigt: „toilette de sermon.“ Es kommt bei einer solchen Toilette darauf an, die Heiligkeit des Ortes mit der Koketterie in Einklang zu bringen, dem lieben Gotte zu geben, was ihm gebührt, ohne dabei die Eitelkeit allzusehr zu beeinträchtigen. Zu Hause hüllt sich die Pariserin von Kopf bis zu Fuß in ihren Peignoir; geht sie zu Besuch oder auf die Promenade, so wird sie schon etwas freigebiger mit ihren Reizen, auf dem Balle wird die Freigebigkeit Verschwendung; je mehr Zuschauer, desto mehr gibt man zum besten; das ist sehr consequent, obgleich nicht erfreulich für den Ehegerrn. Die Vorträge der Kanzelredner werden in Gesellschaft besprochen, man nimmt Partei für und wider la Madeleine, Notre Dame de Lorette, St. Eustache oder St. Sulpice. Enthusiastische Bewunderer hat nur Pater Felix, dessen scharfe Argumentation und streng wissenschaftliche Form selbst die

Digitized by Google

Frauen begeistern. So kommt allmählig die Charwoche herbei. Sind die Tage der Kirchenfeier und Sammlung vorüber, so eilt man nach Hause, kleidet sich um und läßt anspannen, und fährt nach Longchamps, und zeigt der Welt seine neuen Kutschen und Pferde und die neuen Moden. Und wer keine Kutsche und Pferde hat, der nimmt einen Hauderer, oder geht zu Fuß; die wenigsten Haushaltungen bleiben daheim; es wird nicht gekocht, man ißt beim Traiteur. Die Restaurants füllen sich mit heitern Gästen. Bei schönem Wetter, wie dieses Jahr, geht man auf's Land, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß das große Trauerfest der Kirche zu Paris der lustigste Tag im Jahr ist.

Wir lassen die hohen Herrschaften und die niedern, den Flaker und die Staatskarosse, das Coupé und den Phaëton, den Coucou und die Citadine und die Tapissière, und wie sie alle heißen, die Equipagen zweiten, dritten und vierten Rangs, den nachdenklichen Bankier auf seinem Vollblutpferde und den lustigen Studenten auf seinem Klepper; wir lassen das wunderliche Durcheinander aller möglichen Nationalitäten, wobei sich die Engländerinnen durch die Excentricität ihres Putzes und die Phrynen durch ihren schamlosen Luxus bemerklich machen; wir lassen dieses bunte Gewirre, wie es wohl nirgends gefunden wird, wo sich die windbeutelnde Armseligkeit neben dem stolz herabblickenden Reichthum spreizt, nach jenem unvergänglichen Longchamps fahren, das schon längst nicht mehr ist, aber noch immer fortlebt in dem Munde des Volks, und fahren in dem bescheidensten und nützlichsten aller Fuhrwerke in den Industriepalast, der eigentlich gar kein Palast ist. Das Gebäude stellt weiter nichts vor als ein Waarenlager; es ist unter dem Einflusse des britischen Merkantilismus gebaut, der, wo er zu gebieten hat, alles Schöne vernichtet und statt des Großen nur Ungeheures schafft.

Ich hatte bei dem ersten Besuche einen glücklichen Griff gethan. Seitdem habe ich alle Säle durchstöbert, aber Benouville und Knaus behaupten noch immer den ersten Rang; jedoch stelle ich den Franzosen über unsern Landsmann. Der junge Heilige, dessen ernste Schönheit sich im Tode verklärt, die Nonnen, die sich mit ihren verweinten Gesichern und ihren transparenten Händen über ihn beugen, wie weiße Rosen sich im Winde über einem Grabe wiegen, die keuschen Klosterfrauen, die Angesichts der Welt sich nicht scheuen, ihre Liebe für ihren verstorbenen Seelsorger kund zu geben, eine Liebe, wie sie die Engel für einander empfinden, dort wo es keine Geschlechter mehr gibt, alles dieß rührt und bezaubert, und, füge ich hinzu, befremdet bei einem Pariser Künstler. Dagegen pulsirt ein frisches, gesundes Leben in „der goldenen Hochzeit.“ Wo aber hat Knaus den Weinkrug und die Gläser gelassen? Hat der treffliche junge Mann je am Rhein einer so trostlos nüchternen Hochzeit beigewohnt? Wir können ihm dieses Verläugnen seiner Nationalität um so weniger vergeihen, da uns seine betrunkenen Dorfmusikanten noch lebendig im Gedächtnisse stehen, so gut sie können; und ich bin noch immer mit mir nicht im Reinen, welchen von beiden ich vorziehe, die Bayerische oder das Waldhorn. Die große Medaille von 4000 Fr. ist Benouvilles Wittwe bestimmt; Knaus wird Ritter der Ehrenlegion, weniger kann man ihm nicht bieten.

Seinem anmuthigen Bilde gegenüber hängt Achenbachs „Molo von Neapel.“ Das Ding ist keck auf die Leinwand geworfen, nur etwas grau. Die Sonne geht eben auf, und der zarte Lichtschleier ist sehr geschickt behandelt, doch fällt das Bild nicht in's Auge, und aus diesem Grunde ist es wohl bis jetzt übersehen worden. Es ist Leben und Bewegung in den Gruppen, Eigenschaften, die wir nicht immer in den Leistungen der jenseitigen Künstler finden. So haben wir eine sonst schätzbare Ansicht von Calvi in Corsika bemerkt, von Jonas aus München. Das Meer ist starr wie die Mauern der Stadt; man glaubt eine Tafel von Lapislazuli zu sehen. Das gewissenhafte Vollenden führt leicht zur Trockenheit. Bei Eugène Delacroix verschwimmen die Umrisse ganz und gar; er ist in diesen Fehler verfallen aus Widerwillen gegen Davids gemalte Statuen.

Dabei fällt mir ein, daß wir die Statuen der heurigen Ausstellung noch nicht gesehen haben. Spazieren Sie gefälligst in den Garten; denn es ist ein Garten im Innern des Gebäudes, unter Glasdach. Er besteht aus Rasen und Blumenbeeten — corbeilles sagt man hier. Dazwischen sind die weißen marmornen Nymphen, Göttinnen u. s. w. vertheilt, was sich recht gut ausnimmt. Und ein Bach fließt durch den Garten aus einem Weiher und im Weiher schwimmen schwarze Schwäne herum. „Selten ist Frauentugend,“ sagt Juvenal, „und gleicht dem schwarzen Schwan.“ Eine der beiden Seltenheiten hätten wir da. Zufällig steht nicht weit davon die schöne Helena, und eine ebenfalls sehr problematische Tugend, „Sappho.“ Sie ist in drei Exemplaren vorhanden. Dramatisch im Ausdruck und vollendet in der Ausführung ist die von Clesinger. Der Kunstkritiker im Jouenal des Débats ist ein alter Herr, Namens Delécluze; er ist uns Deutschen nicht gut und war trostlos, als Verdi die Musik zu „Luise Miller“ schrieb: „es seyen der poetischen Stoffe unter dem schönen Himmel Italiens genug, man brauche nicht solche gräßliche Sujets unter Germaniens „bleiernem“ Himmel zu holen.“ Der Mann hat lange in Florenz gelebt und über den Dante geschrieben, und er gehört zu denen, welche verzweifeln wollten, als die Clotildenkirche im gothischen Baustyle aufgeführt wurde. Delécluze hat eine Glatze oder eine Perrücke und keine Zähne mehr, und so muß man Nachsicht mit ihm haben. Auch hat ihn eine Gruppe von Begas entzückt: Pan tröstet Psyche. Für mich ist Clesinger der genialste unter den französischen Bildhauern. Unter seinem Meißel wird der Marmor zu Fleisch; seine Sappho lebt, die Muskeln zucken fieberhaft, eine düstere Leidenschaft glüht in ihren Zügen, ohne deren Harmonie zu stören. In dieser Sappho nun findet Delécluze zu viel Ausdruck, eine zu heftige Pantomime. Es

Digitized by Google

iſt der alte Streit wegen des Laokoon. Mit dieſer Unbeweglichkeitstheorie würde die Skulptur bei den Franzoſen dahin kommen, wo ihre Poeſie im Anfange dieſes Jahrhunderts war.

Außerdem habe ich zwei Büſten von Cleſinger geſehen: eine Transteverina und eine Neapolitanerin aus dem Gebirge. Die Römerin hat robuſte Schultern; unter dem Drucke des Mieders hebt ſich der Buſen kühn empor; ein unmerklicher Ausdruck von Stolz fliegt über die prächtigen Geſichtsformen. Fein und zart blüht der Kopf der Neapolitanerin wie eine offene Roſe; unter dem faltigen Tuche ſchmiegen ſich die dicken Flechten an die Stirne, wie das friſche Laub an die Blume; der Mund iſt halb geöffnet und ein lockendes Lächeln ſpielt um die ſanft geſchwellten Lippen. Die Büſten ſtehen nicht weit von einander, und ich ging von dieſer zu jener, und von jener zu dieſer, und die ich zuletzt geſehen, ſchien mir ſtets die ſchönſte, und ich wußte nicht, für welche ich mich entſcheiden ſollte. Da half mir mein Begleiter, ein Franzoſe, aus der Verlegenheit: „Die Römerin würde ich heirathen, und die Tochter Parthenopes würde ich zur Maitreſſe nehmen.“ Wie geſagt, es war ein Franzoſe und dazu ein Pariſer, und ein junger Fant, der vor zwei Jahren noch im Prado tanzte. Haben Sie Nachſicht mit der etwas lockern Moral.

Daß ich's nicht vergeſſe, der Prado iſt dem Untergange geweiht; dieſer Tage wurde die letzte Volka darin getanzt; der berühmte Tanzſaal gehört zu den Opfern, über welche der Boulevard Sebaſtopol weiter zieht. Lugeto Veneres! Das Latein iſt hier am rechten Platze. Der Prado war der Sammelplatz der Studenten; hier tummelten ſich die Schönen aus dem Pays latin, nämlich rue de la Harpe, St. Jacques, des écoles und den auslaufenden Gäßchen. Der Prado beſtand aus zwei Sälen: im erſten ſtolzirte die Ariſtokratie, d. h. die Damen, die Schawl und Hut hatten, im zweiten ſprangen die Deae minorum gentium. Hier hielten ſich die Jünger des Hippocrates und Ariſtoteles auf. Der andere Saal war das Gebiet der Rechtsſchule. Die Studentinnen ſind jetzt nach der Cloſerie des Lilas geflüchtet. Man kann annehmen, daß heutzutage kein Rechtsmann in Frankreich, kein Arzt und kein Gelehrter lebt, der nicht im Prado ſeine erſten Sporen verdient hat. Der Ballſaal oder vielmehr die Ballſäle befanden ſich in einer Kirche, die ehemals den Barnabiten gehörte, deren Regel ſehr ſtreng war; ſie wurden 1792 daraus vertrieben. Sie lag in der Straße Barillerie, dem Juſtizpalaſte gegenüber, in der Cité. Die ganze eine Seite dieſer Straße wird niedergeriſſen.

Ich bin ſchon lange im Rückſtande mit Alexander Dumas I. Der große Romantiker — er mißt wohl ſechs Pariſer Fuß — iſt ſchon ſeit mehreren Wochen wieder hier. Sein Haar iſt weiß geworden und ſein Teint etwas dunkler. Er bringt eine ganze Ladung Notizen und Beſchreibungen mit. Man unternimmt jetzt literariſche Handelsreiſen und treibt das Ding in's Große. Gautier iſt bloß bis nach Petersburg gedrungen und hat einige niedliche Genrebildchen mitgebracht. Dumas überſchwemmt bereits mehrere Journale mit friſcher Waare. Unter ſeinen vielfachen Reiſeabenteuern hebe ich folgende Anekdote aus, die Sie hoffentlich intereſſiren wird.

An der Mündung des Phaſis, da wo Jaſon landete, um das goldene Vließ zu erobern, blieb Dumas acht Tage in einem ſchlechten Wirthshauſe; der Ort heißt Faby. Unter den Bedienten des Hauſes bemerkte er einen gewandten Burſchen, der zwar kein Wort Franzöſiſch verſtand, allein ſich recht gut verſtändlich zu machen wußte und auf den erſten Wink begriff, was man von ihm wollte. Er bezeugte dem franzöſiſchen Romanſchreiber beſondere Aufmerkſamkeit; wir wiſſen nicht, ob er deſſen Werke in einer Ueberſetzung in die Landesſprache geleſen. Bei ſeiner Abreiſe ließ ihn Dumas durch den Dolmetſcher fragen, ob er mit nach Europa gehen wolle? Der junge Circaſſier war ſogleich bereit, allein er hatte keinen Paß und mußte bleiben. „Ich komme nach,“ ſagte er zu Dumas; „ich weiß noch nicht auf welche Weiſe, allein ich komme beſtimmt.“ Dumas ließ ihm zwar kein Geld zurück, dazu kannte er ihn nicht genug, aber einige Empfehlungsſchreiben für den erſten franzöſiſchen Schiffskapitän, der ihm begegnen würde und der nach Conſtantinopel und Marſeille fuhr.

Geſtern ſaß Monte Chriſto beim Frühſtück mit einigen Freunden, da ſtürzte plötzlich der Circaſſier in's Zimmer. Ein Schiffskapitän hatte ihn unentgeltlich nach Conſtantinopel gebracht. Hier wurde er krank und fand Mittel ſich verpflegen zu laſſen, ohne einen Para in der Taſche zu haben. Nach einem ſiebzehntägigen Aufenthalt in der Hauptſtadt der Türkei wandte er ſich mit dem Empfehlungsſchreiben ſeines Herrn an die Messageries impériales, die ihn gleichfalls unentgeltlich nach Marſeille führten. Sein drittes Empfehlungsſchreiben verſchaffte ihm einen Platz auf der Eiſenbahn, auf welcher er glücklich geſtern oder vorgeſtern hier eintraf. Der arme Teufel hatte noch das Hemd und die Kleidungsſtücke, die er trug, als er Faby verließ. Dumas läßt ihm ein reiches circaſſiſches Coſtüm machen. Nächſtens wird man ihn in den Straßen von Paris ſehen. Einſtweilen lernt er franzöſiſch. Sein Name wird nicht angegeben. An Dumas Stelle würde ich ihn Jaſon nennen.

Die dramatiſchen Neuigkeiten ſind unbedeutend; die ergötzlichſte darunter heißt Fanfare und wird im Cirque aufgeführt. Fanfare iſt ein geborener Schauſpieler, und das Stück iſt ſpeciell für ihn geſchrieben worden. In dieſem Stück geht Fanfare unter die Soldaten, und zwar unter die Cavalerie. Ich weiß nicht genau, ob er engliſirt iſt. Ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen, daß Fanfare ein vierfüßiger Bühnenkünſtler iſt. Er bedeckt ſich mit Ruhm; mehrere Helden werden auf ihm todtgeſchoſſen; er erobert eine Fahne, ſchlägt die Feinde in die Flucht und tanzt, glaube ich, die Marſeillaiſe. Nach dem Frieden geräth der muthige Renner in die Hände eines Saltimbanque, von dem er zu gemeinen Kunſtſtücken gebraucht wird. Sein ehemaliger

Digitized by Google

Oberſt befreit ihn aus der ſchmachvollen Knechtſchaft und gibt ihm das Gnadenbrod; zum Lohne für die edle Gaſtfreundſchaft rettet Fanfare dem Sohne des Oberſten das Leben. Der vierfüßige Talma ſpielt mit vielem Feuer und zeigt in mehreren Scenen ein ſehr empfindſames Gemüth; zum Schluß wird er gerufen und macht nach Vorſchrift ſeine drei Reverenzen trotz einem Tanzmeiſter.

Berlin, Mai.

Das Abgeordnetenhaus. — Stimmung. — Sommertheater. — A. von Humboldt †.

Wer jetzt das nach den Unterbrechungen durch das Oſterfeſt wieder verſammelte Haus der Abgeordneten betrachtet, wird einen wunderlichen Eindruck von da zurücknehmen. Nicht allein die überraſchend ſchnelle Wendung, die die Ereigniſſe in Italien genommen haben und auf die man doch vorbereitet ſeyn mußte, iſt es, was die Gemüther von dem abzieht, was ſie beſonders hier beſchäftigen ſollte, es iſt auch die Entwöhnung von dem Kammertreiben, in wenigen Tagen gewonnen, die die Theilnahmloſigkeit hervorruft. Die allgemeinen Weltintereſſen und die beſondern, in die ſich die Abgeordneten bei ihrem kurzen Aufenthalte in der Heimath wieder hinein lebten, nehmen die Theilnahme an den Kammerverhandlungen in die Mitte und arbeiten ihnen entgegen. Wie geſagt, wir haben jetzt weniger ein aufmerkſames Auditorium, als einzelne Gruppen eifrig unter einander verhandelnder Politiker, und nicht um den kleinen Krieg parlamentariſcher Kräfte mit den Plänkeleien der Witzworte und der perſönlichen Bemerkungen handelt es ſich, ſondern um die große Kriegs- und Friedensfrage, die ganz Europa erſchüttert. Dazwiſchen tönt vergebens die Glocke des Präſidenten, denn eine neue telegraphiſche Depeſche, in dem Leſezimmer des Hauſes angeſchlagen, zündet immer auf's neue; die Kammer läßt ſich nicht ſtören; ſie macht Politik, oder vielmehr ſie macht ſie nicht, jedenfalls macht ſie ſolche ganz im Stillen und folgt darin der Praxis, die wir in Preußen angenommen haben, etwas verſchieden von ehemals. Dabei haben indeſſen in den letzten Tagen die Rüſtungen bedeutende Fortſchritte gemacht und wir zeigen uns finanziell und militäriſch bereiter, in die große Frage einzutreten, als man im Auslande glaubt, als man ſelbſt im Inlande für möglich gehalten hat. Die Stimmung der öffentlichen Meinung der großen Frage gegenüber läßt ſich ſchwer ſchildern, da ſie ſich in unzählige Schattirungen theilt und zerſplittert. Für wen Partei zu ergreifen iſt, darüber iſt wohl kein Zweifel, aber das wann gibt zu den verſchiedenſten Anſichten Gelegenheit. Man wartet auf den geeigneten Moment, natürlich bis er vorüber gegangen iſt, und die Zahl derer iſt nicht gering, die da meinen, er ſey ſchon verſtrichen.

Ein neuer Schrecken hat die verſchiedenſten Kreiſe ergriffen, der Schrecken der Börſe. Vielleicht greift der Fall der Papiere jetzt gewaltiger in die kleineren Privatvermögen ein, als die große finanzielle Kriſe, von der wir eben begannen uns zu erholen. Die Betheiligung an der öſterreichiſchen Nationalanleihe zählt ſchon hier nach Millionen, und das Sinken ſämmtlicher Curſe, die zweifelhaften Ausſichten auf einen möglicherweiſe lang dauernden Krieg greifen ein in jede Familie. Wie fühlbar das in der großen Stadt iſt, wo die Exiſtenz ſo Vieler von dem Luxus abhing, läßt ſich leicht ermeſſen. Auf Einen Luxus aber ſcheinen die Kriſen noch keinen Einfluß gehabt zu haben, auf den des Vergnügens. Die Theater ſind nicht leer geworden und man ſucht Zerſtreuung, ſelbſt wenn man nicht in der Stimmung iſt, ſie zu finden. Von der Stufe der Kunſtanſtalten freilich ſteigen die Theater ſofort zu der der Vergnügungsörter herab, und ſo ſind es beſonders die neu eröffneten Sommertheater, denen ſich die Theilnahme des Publikums zuwendet und die in ihrer Schauſtellung wetteifern, aus dieſer Theilnahme Vortheil zu ziehen.

Es iſt hier nicht der Raum, die Nachtheile in's Auge zu faſſen, die die Sommertheater der Kunſt, dem Geſchmack des Publikums, der Ausbildung der Schauſpieler in den letzten Jahren gebracht haben; das iſt ein allgemeiner Krebsſchaden der deutſchen Bühnen, und wir haben es hier nur mit Berlin zu thun. Uebrigens müſſen wir es ſchon für einen Fortſchritt anſehen, daß man aus den offenen Arenen mit ihren Bier- und Kaffeetiſchen zu den geſchloſſenen Bühnen zurückkehrt, die in ihrer leichteren Bauart nur den Vorzug der friſcheren Luftſtrömung vor den Wintertheatern voraus haben. Es iſt dieſer Fortſchritt nicht allein eine Aeußerlichkeit, die Geſchloſſenheit des Raumes hält die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers geſammelter und läßt an das Bild, das uns vorgeführt wird, wieder die Anſprüche machen, die wir im Theater, nicht im Reſtaurationslokal zu ſtellen gewohnt ſind. Unſere beiden großen Sommertheater, das der Friedrich-Wilhelmsſtadt und das neu reſtaurirte von Wallner, genügen in dieſer Beziehung vollkommen den Anforderungen, die die große Stadt zu ſtellen berechtigt iſt. Daß ſich auf beiden eine beſondere Richtung ausgebildet hat, iſt eben ſo

Digitized by Google

erfreulich, als vortheilhaft für die Concurrenz. Die Ausbildung der Specialität wird immer das Höchste im Genre erreichen, und die Vollendung einer, wenn gleich untergeordneten Kunstrichtung gewinnt ihre Berechtigung. Das Friedrich-Wilhelmsſtädtiſche Theater hat ſich ſeit mehreren Jahren die Vorführung einer Reihe mehr oder minder bedeutender Kunſtnotabilitäten in Gaſtſpielen zu ſeiner Aufgabe gemacht. So ſehr wir nun im Allgemeinen das reiſende Künſtlerthum, bei dem die Kunſtleiſtung zur Virtuoſität ausartet, mißbilligen müſſen, ſo können wir doch hier dankend anerkennen, daß uns namhafte Künſtler vorgeführt wurden, die die ausmärtige Kritik auf den Schild gehoben hatte, und die an einer hieſigen Bühne nicht dauernd zu feſſeln waren. Noch neuerdings hat dieſe Bühne ſich unſern Dank zu erwerben gewußt durch die Vorführung der engliſchen Geſellſchaft von Phelps. Eine genauere Charakteriſirung der Shakeſpeare-Darſtellung, wie ſie uns von den Landsleuten des großen Dichters geboten wurde, überſchritte den Raum dieſes Berichtes. Die Kritik, ſo wohl der Preſſe als des Publikums, hat ihr ihre Anerkennung nicht verſagen können, ſo ungewohnt ihr manches in der Darſtellungsweiſe erſchien. Neben manieriertem Pathos trat uns große Wahrheit entgegen, und wenn wir auch hie und da die Anmuth vermißten, müſſen wir doch Empfindung und Verſtändniß und ein großes Geſtaltungstalent, namentlich im Komiſchen, anerkennen. Auch die mise en scène war oft mit bewunderungswürdigem Geſchick ausgeführt und brachte mit kleinen Mitteln große Wirkung hervor. In dieſer Beziehung konnten die heimiſchen Regiſſeure manches lernen, während unſere deutſche Darſtellungsweiſe, Auffaſſung und Deklamation von der engliſchen abweichend bleiben muß. Selbſt die Traditionen, die ſich bei den Shakeſpeare-Charakteren in England zu feſtſtehenden Typen ausgebildet haben, werden wir ſchwerlich annehmen. Dahin rechnen wir beſonders die zum Poſſenhaften herabgezogenen komiſchen Figuren, die unſere Pietät für Shakeſpeare verletzen und die auf der andern Seite doch einen Aufſchluß über die humoriſtiſche Auffaſſung des Volks geben, in deſſen Schooß dieſe großartigſten Dichtungen der dramatiſchen Literatur geboren wurden. Wir haben uns in Deutſchland gewöhnt, die höchſte Stufe der Bildung für das Verſtändniß Shakeſpeares in Anſpruch zu nehmen, und doch, auf welcher Stufe ſtanden die Zeitgenoſſen, der größte Theil des Publikums, für die zunächſt dieſe Stücke geſchrieben wurden? In dieſer Rückſicht gewinnt die Auffaſſung der engliſchen Schauſpieler eine Berechtigung, und hier ſcheiden ſich deutſche und britiſche Darſtellungsweiſe. Für uns iſt Shakeſpeare der populärſte Dichter der Gebildeten, für England iſt er zugleich der des ganzen Volks. Wiederholen wir alſo noch einmal unſern Dank der Bühnenleitung, die uns dieſe Darſtellung kennen zu lernen Gelegenheit gegeben, die vielen vielleicht eine Curioſität geblieben iſt, einzelnen gewiß eine neue Seite in der Geſchichte der Shakeſpeareſchen Dramen erſchloſſen hat.

Im Gegenſatz zu dieſen Gaſtſpielvorführungen der Friedrich-Wilhelmsſtädtiſchen Bühne (wir erwähnen nur kurz, daß für die nächſte Zeit auch die Gſtmann erwartet wird, daß Dawſon und die Seebach bereits mehrere mal wiederkehrten) hat nun die Wallnerſche Bühne ganz beſonders die Berliner Poſſe auszubilden geſucht, eine Gattung, die nicht viel über ein Decennium alt iſt und ihre beſondere Berechtigung erworben hat. Wallner hat es verſtanden, den Schöpfer dieſer Gattung, Kaliſch, faſt ausſchließlich für ſeine Bühne zu gewinnen. Die Berliner Poſſe iſt eine eigenthümliche, dem Charakter unſerer nordiſchen Reſidenz entwachſene Gattung. Der Humor der Selbſtironie, die ſtets ſchlagfertig nichts verſchont, hat ſich hier zur Meiſterſchaft ausgebildet; es iſt eine Laune, die immer mit einem verdrießlichen Geſicht anfängt, das in ein lachendes umſchlägt. Kaliſch hat die dramatiſche Handlung ſeiner Poſſen faſt ohne Ausnahme franzöſiſchen oder Wiener Muſtern nachgebildet, aber das Gewand, das er dieſen fremden Stücken anzieht, iſt ſo ganz nach ſeinem eigenen Schnitt gefertigt, und dieſes Gewand wird ſo ſehr zur Hauptſache, daß das Entlehnte in den Hintergrund tritt. Seine Poſſe zeigt uns eine Reihe von Genrebildern, die oft ziemlich locker vom dramatiſchen Faden zuſammen gehalten werden. Dieſe Genrebilder führen uns meiſt auf das Feld des ernſten Volksdramas und ſprühen hier ihre übermüthig komiſchen Dialog- und Coupletpointen aus. Nicht die Situationen ſind komiſch, nur die Figuren, nicht die Empfindung, nur die Worte. Die Berliner Poſſe macht uns lachen, ohne uns heiter zu machen. Sie zeigt uns die Miſère des menſchlichen Lebens, und in dem Augenblick, wo wir ihr unſer Mitgefühl zuwenden wollen, wendet ſie ſich und kehrt uns die komiſche Seite zu, die uns überraſcht durch den Contraſt, die uns reizt, aber nicht erfreut. Für dieſe Gattung hat nun die Bühne ſehr anerkennenswerthe Talente vereint. Heimerding iſt der Berliner Komiker par excellence, faſt möchte ich ſagen der Typus ſeines Fachs. Die Frechheit ſeiner Selbſtironie iſt ſo unwiderſtehlich, dabei ſein Geſtaltungstalent ſo mannigfach, daß er immer wieder ſein Publikum hinreißt, mag er uns nun als alter geiziger Rentier, als Pantoffelheld in mittleren Jahren, oder als junger Berliner Stutzer aus der niedern Volksklaſſe entgegentreten. Heimerding iſt als Darſteller der Berliner Neſtroi, und wenn man erſt der Richtung, in der er excellirt, ihre Berechtigung zugeſprochen hat, kann man ſeinem Talente und der virtuoſen Ausbildung für die eine Specialität die vollſte Anerkennung nicht verſagen.

Indem ich dieſe Zeilen ſchließen will, trifft uns die erſchütternde Nachricht vom Tode des berühmteſten Mannes der civiliſirten Welt. In den Mauern Berlins endete ſein überreiches Leben, aber der Schlag trifft die geſammte wiſſenſchaftliche Welt aller Nationen. Und doch iſt das Wort „Unſterblichkeit“ bei Alexander von Humboldt ſo volle Wahrheit, daß der Tod hier nur die Fortſetzung des leiſen, ſchmerzloſen Schlafes iſt, in dem der faſt neunzig-

Digitized by Google

jährige Heros der Wiſſenſchaft verſchied. Die Leichenfeier wird angeordnet, aber man hat ſie nicht vorzubereiten, und die ſtille Gruft in Tegel wird den raſtloſen Wanderer auf den von ihm gebneten Wegen der Schöpfungsgeſchichte aufnehmen. Sein Ruhm, ſein Forſchen, die Frucht ſeines unermüdlichen Geiſtes gehören der Welt; uns iſt es geſtattet, der irdiſchen Hülle auf ihrem letzten Wege zu folgen, und mit treuer Erinnerung die Stätte zu hüten, die er ſich ſelbſt als Ruheort bereitete und ſchmückte.

Berlin, Mai.

Neue Parlamentshäuſer. — Kunſt und Wiſſenſchaft vor dem Miniſterium. — Die Judenfrage. — Schönlein. — Mellin †. — Schöning †. — Ein Preßproceß.

△ Haben Sie in unſerem Berliner Punch (ich meine den Kladderadatſch, der ſich in letzter Zeit über ſeine frühere Witzſphäre gehoben hat) den Petitionsberg geſehen, auf den unſere Deputirten athemlos zu klettern ſuchen? Nüchterne Wirklichkeit, kaum Metapher zu nennen. Wer, von Memel bis Trier, hoffte nicht, wenn er ſeine Unbilde klagte, Beſſerung und Heilung zu finden bei einer Regierung voll Wahrheit und Gerechtigkeit, bei einer Volksvertretung, welche der unverfälſchte Abdruck des Nationalwillens ſey? Mit dem beſten Willen beider, der Regierung und der Kammer, wie könnten ſie auch nur dem kleinſten Theile dieſer Klagen und Wünſche genügen, wo ſie erſt Licht und Ordnung zu ſchaffen haben in einem Revier, von Holzwegen — um die berühmte Metapher vom Stalle des Augias zu vermeiden — wo nur die Finanzpartie wohlbeſtellt geweſen? Zu den höchſt ernſten Fragen und Forderungen kamen noch Wünſche und Anmahnungen zur Förderung der Kunſt und der Wiſſenſchaft. Wer erwartete das in einer Kriſis, wo zu allem andern ein europäiſcher Krieg die ganze Aufmerkſamkeit beanſprucht, ja in dem Augenblick, wo ich ſchreibe, ſchon ausgebrochen iſt? Arme Kunſt und Wiſſenſchaft, zumal die germaniſche, wenn die beiden ſchwarzen Gewitter, die immer dunkler ſich thürmen, über unſern Häuptern zuſammen rollen! Beſeitigen wir das lieber ganz, um nicht Ausſicht und Hoffnung uns zu verderben. Kunſt und Wiſſenſchaft ſelbſt machen bei uns wenig Forderungen, ſie ſind geduldige Factoren des Gemeinwohls, erwarten, was der Staat ihnen ſchenken will; ganz anders als in Frankreich, wo auch die Kunſt ungeſtüm fordert, und in England, wo Regierung und Parlament es für eine Pflicht halten, freiwillig ihnen entgegen zu kommen. Bei uns agitiren für ſich nur die Schulmeiſter, weil der Hunger ſie treibt, ſonſt führen für beide nur einige großmüthige Gönner und Advokaten das Wort. Der Führer unſerer katholiſchen Partei in der Kammer fordert ein neues Parlamentshaus, wo jeder ſehen und hören könne, das würdig äſthetiſch innen und außen ſich präſentire, alſo nicht ſo flüchtig aus Holz, Papier und Goldſchaum, wie die meiſten, in der Noth gezimmert und geklebt, ſondern ein Bau, der für alle Zeit daure. Welcher Billige wird da nicht gern ſein Ja zurufen? und ich glaube, daß alle Parteien auch ſeinem Wunſche zunicken, daß die neuen Parlamentshäuſer nicht helleniſche Tempel, noch römiſche Coloſſeen und Kaiſerpaläſte werden, ſondern in germaniſchem Styl gebaut werden möchten. Daß wir auf dem Wege am Mittelalter nicht vorbei kommen, verſteht ſich von ſelbſt, hoffentlich ſind indeß alle Parteien des Liberalismus in dieſem Punkt nicht ſtutzig, und ob wir gothiſch, byzantiniſch, germaniſch oder angelſächſiſch bauen ſollen, das überlaſſen wir der Zukunft. Höchſtens möchte ein beſcheidener Einwand gegen die Renaiſſance ausgeſprochen werden. — Wenn Friede wird, dürfte der Reichenspergeriſche Wunſch unter den vielen Wünſchen der Art wohl am erſten in Erfüllung gehen.

Vincke forderte, daß das Vaterland die gelehrten und wiſſenſchaftlich verdienten Männer, welche das vorige Miniſterium nicht zu benutzen wußte oder nicht benutzen durfte, zur Ehre Preußens wieder gewinne. Streng genommen gehört es freilich nicht zur parlamentariſchen Verhandlung, das Miniſterium zu erinnern, wen es auf die Univerſitäten berufen ſolle; aber die freundliche Mahnung an Talente, welche nur durch Parteiwuth gewiſſermaßen aus dem Vaterlande exilirt waren, war angemeſſen und patriotiſch. Im engliſchen Parlamente wurden ſeiner Zeit öfters Anträge der Art an die Miniſter gerichtet, die uns mehr befremden würden. Wie vielen verhältnißmäßig ſehr unbedeutenden Schriftſtellern, Dichtern und Dichterinnen, bei denen die Noth, in die ſie geriethen, größer war als ihr Ruf, wurden mit Zuſtimmung des Parlaments Penſionen zuerkannt! In unſerer Wiege der Intelligenz würde man freilich verwundert ſeyn, wenn ein Redner in den Kammern darauf anträge. Vincke hat nur beſcheiden, daß man

Digitized by Google

verſchiedener Gelehrten, namentlich der Hiſtoriker, ſich erinnere. Die meiſten waren ſchon von andern Fürſten und Univerſitäten gewonnen und feſtgehalten worden.

Der neue Cultusminiſter that viel, unverhältnißmäßig, außerordentlich viel, und Herr von Bethmann-Hollweg iſt gegenwärtig der populärſte Mann in Berlin; aber wie konnte man von ihm fordern, daß er auch die Kunſtangelegenheiten regulären ſolle! Man weiß, daß vom ſeligen Kugler, als Miniſterialgeheimrath, ein Projekt in den Akten liegt, der mit jugendlich ſchöpferiſcher Kraft das geſammte Kunſtweſen in Preußen ſyſtematiſch organiſiren wollte. Das Schema war preußiſche Controle, Fleiſch und Blut aber republikaniſch ausgeführt. Der Staat ſollte ſeine mächtigen Flügel wärmend darüber halten, aber darunter ſehr Geburt, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit ihrem eigenen Schnabel zur Welt kommen. Der damalige Miniſter Ladenberg erſchrak. Er war ja ein Miniſter der reinen That. Nicht daß er wie ſeine fanatiſchen, geiſtig ängſtlichen und beengten Nachfolger darin Aufruhr gegen Thron, Kirche und alle Ordnung gewittert hätte, darüber dachte Ladenberg ſehr freiſinnig, aber die Kunſt ſelbſt berührte ihn wenig, und wenn ſie auch etwas zu beanſpruchen habe, ſo meinte er, und mit Recht, es ſtünden einem Cultusminiſter zu viele andere Glieder in der zerrütteten ſtaatlichen Geſellſchaft näher, als daß er ſich mit einer radikalen Organiſation der Kunſtangelegenheiten zu beſchäftigen hätte. Er verlangte nur einen mäßigen Vorſchlag, der alles in Ordnung halte. Auch das kam im Drang der Zeiten nicht zu Stande, und als Ladenberg dem Ungeſtüm einer andern Partei weichen mußte, kam die ganze Sache in Vergeſſenheit. Miniſter von Raumer war ein ehrenwerther Mann, der nur das Beſte und Rechte wollte, aber, von der Partei gänzlich umſtrickt und geleitet, keinen Schritt darüber gewagt hätte. Die Schulen beſchäftigten ihn ernſthaft, er wollte die gedrückte Lage der Lehrer, wenn möglich, beſſern, im übrigen ihre unterthänige Stellung unter der Kirche feſthalten, und fand keinen beſondern Anlaß, den Univerſitäten Profeſſoren zu gewinnen, welche, ſelbſt ſchöpferiſch, einen Geiſt in der Jugend anregen würden, der dem Geiſt ſeiner Partei zuwider war. Und wenn er es wirklich gewollt, denn er hatte ein ſtrenges Rechtsgefühl, wenn er es für Pflicht hielt, Lehrer zu berufen, die den Hochſchulen von Nutzen geweſen wären, ſo ward er vielfältig daran gehindert. Die einen erſchienen ihrer Ideen wegen der Orthodoxie gefährlich, den andern haftete irgendwie der Makel einer politiſchen Geſinnung in irgend einer Zeit an, und es unterblieb. Für die Kunſt und ihre äußere Geſtaltung war am allerwenigſten Zeit und Anlaß. Da hatten von jeher mächtige Gönner auf Lieblingsprincipien operirt, welche jede ſyſtematiſche Behandlung im beſten Falle erſchwerten. Es hätte ein beſonderer Feuereifer dazu gehört, alle dieſe Hinderniſſe zu beſeitigen, und der war am wenigſten bei einem Miniſterium zu ſuchen, wo es in Bezug auf die Kunſt etwa ausſah, wie wenn man aus der Puritaner dumpfen Predigtſtuben die Kunſtrichter für eine Ausſtellung katholiſcher Heiligenbilder hätte wählen wollen. Aber wie ſollte jetzt Herr von Bethmann-Hollweg, wenn er auch Kunſtfreund und Kenner ſeyn ſollte, was und unbekannt iſt, Zeit dazu finden? Es wäre ſogar vielleicht ein Verbrechen, es zu fordern.

Wie lange Wochen und Monate beſchäftigte, und nicht die Landtage allein, ſondern die ganze Geſellſchaft, die Judenfrage! Darf man ſich darüber wundern, wenn der alte Spuk faſt zur ſelben Zeit in den verſchiedenſten Theilen der gebildeten und nicht gebildeten Welt tobte? Wenn die Wallachen und Griechen in Galatz an der Donau und der Pöbel in Rom, nach geſchlachteten Chriſtenkindern in den Häuſern der Juden ſuchend, plünderten und mordeten, wenn die mauriſchen Chaſſeurs, trotz dem Commando franzöſiſcher Offiziere, die Judenwohnungen in Algier aus bloßem Uebermuth erbrechen und die armen Bewohner mißhandeln durften, was wundert man ſich, daß derſelbe Spuk auch in der Spreeſtadt ſich, nur in anderer Art, wiederholte? Daß es eine Widerſtrauung gegen den Strom der Zeit geweſen, darf uns doch eben ſo wenig wundern, wenn wir uns des Hepp-Heppgeſchreis vor dreißig und vierzig Jahren entſinnen. War das nicht eine Verfolgung, die von den Säulen des Herkules bis an Chinas Geſtade dröhnte? Und vieles geſchah gleichzeitig, ſo daß man nicht behaupten konnte, der eine ahme nur den andern nach. Die kurmärkiſche Reaktion hatte ſeine und weit verſchlungene Netze im Strome ausgeworfen, um alle, Ariſtokratie und Pöbel, um die Kinder der Welt und die Frommen zugleich in ihr Lager einzufangen. Sehr geſchickt lobten ſie die frommen Juden, welche am Glauben und den Geſetzen Abrahams und Jakobs treu und feſt hielten; nur vor den reformirten Juden, die keinen Gott glaubten, hatten ſie einen Abſcheu, und riefen ihr Apage vor den Atheiſten, den großmauligen, alles beſſer wiſſen wollenden jüdiſchen Schriftſtellern und Maulheiden, und vor den überaus eitlen, in den Theatern und Modebädern ſich überall eindringenden Beaus des Volks, ſo wie vor ihren in Sammt, Seide und Federn ſtrotzenden Damen, deren Geſchnatter und Hochmuth andere ruhige und beſcheidene Leute verſcheuche. Wer beſtreitet denn das? und wie vielen iſt das widerwärtig! aber wie gehört das zur Frage? Im übrigen waren die Juden in der parlamentariſchen Seſſion nur der Sündenbock, an welchem die überwundene Partei ihren Muth fühlen konnte. Man hielt es für eine kluge Operation, weil in den Maſſen der Widerwille noch nicht zu verliſchen iſt. Aber war es nur Demonſtration, nicht vielmehr innerſte Ueberzeugung, wenn die aufrichtigen und klarer blickenden Führer der Partei ſich bekennen und ſagen mußten, zu welchen Ueberzeugungen und in welche Holzwege und Sümpfe die Extravaganzen ihrer eigenen jüdiſchen Wortführer ſie geführt hatten! Ihre bekannten Advokaten haben freilich ſelbſt nichts verloren, weil ſie nichts zu verlieren hatten; hat aber nicht die Sache der Partei bei ihr ſelbſt und bei der Nation viel eingebüßt, indem jene als Mäckler um fremdes Gut mehr gefordert hatten, als die

Digitized by Google

beſonnenen Häupter der Ariſtokratie nach dem Bankerott von Achtundvierzig ſelbſt im Traum verlangten? Einſtweilen hat man über die Frage Halbpart geſpielt; den Juden wird das Richteramt u. ſ. w. einſtweilen abgeſprochen, die Kreisſtände aber, welche jüdiſche Rittergutsbeſitzer an ihren Tiſchen nicht ſitzen laſſen wollten, ſind mit Rüge auf ihr Recht und Nichtrecht verwieſen worden. Sollen auch die mit Gütern handelnden Juden Kreisſtände werden? Die Juden in Berlin aber werden eine neue, prachtvolle Synagoge erbauen, wohl zum Wahrzeichen, daß ſie an den Geſetzen Abrahams und Jakobs feſt halten.

Eine wiſſenſchaftliche Größe verläßt Berlin, Schönlein; nicht aus politiſcher Unzufriedenheit, denn, wenn auch vordem ein politiſcher Charakter, hatte er bei ſeiner Wiederberufung nach Preußen mit dieſem Fache nichts mehr zu ſchaffen gehabt. Nur weil es ihm an der Spree nicht mehr gefällt, zieht er ſich auf ſeinen von ihm erbauten Land- und Rebſitz bei Würzburg zurück. In Berlin unzufrieden zu ſeyn, mag man Urſache haben, wenn man ſich in Süddeutſchland behaglicher gefühlt hatte. Schönlein mag wohl als Leibmedicus des Königs bei deſſen Krankheitsfall mit andern Aerzten, oder gar mit den Hofparteien in Conflikt gerathen ſeyn, wie dazumal behauptet wurde, dieß konnte aber jetzt für ihn kein Grund mehr ſeyn, ſeine Praxis hier aufzugeben.

Unter den jüngſt Geſtorbenen in beiden Reſidenzen ſind der General von Schöning und der geheime Oberbaurath Mellin zu nennen. Letzterer war einer der thätigſten Förderer der preußiſchen Eiſenbahnen, als es noch der Förderung derſelben von Seiten des Staates bedurfte, und einer von denen, welche die Obrauſſicht über die Bauten mit Humanität und Eifer führten. Schöning iſt als militäriſcher Schriftſteller auch durch mehrere archivariſch hiſtoriſche Sammelſchriften vortheilhaft bekannt und hatte vom Könige wegen dieſer Verdienſte den eigenen Titel als Hiſtoriograph der preußiſchen Armee erhalten. — Man hat ſich in Berlin erinnert, daß in dieſem Jahre und Monat auch Iffland, nämlich vor hundert Jahren geboren iſt; das Theater und eine beſondere Schrift haben den Tag gefeiert. Wenn derartige Säcularfeiern Mode werden, wird ſich bald Anlaß zur Erinnerung an viele namhafte Männer finden.

Ein des Princips wegen nicht unintereſſanter Druckproceß, vom Theater angeregt, ſteht bevor. Theodor Mundts Gattin, die unter dem Namen Mühlbach vielgeleſene und beliebte Romanſchriftſtellerin, hatte in einem ihrer Romane aus Friedrichs des Großen Zeit eine Anekdote aufgenommen, welche ihm ſelbſt zur dramatiſchen Behandlung ſich zu eignen ſchien. Das Theaterſtück, welches er fertig gemacht, lag ſeit Jahren im Pulte eines Theaterdirektors, vermuthlich weil das Erſcheinen des großen Königs auf der Bühne dazumal verboten war. In dieſen Tagen erſchien auf der Bühne ein Theaterſtück mit anderem Namen, aber mit demſelben Inhalt, von einem als Schauſpieler und Theaterdichter bekannten Verfaſſer. Mundt klagt nun gegen den Bearbeiter und das betreffende Theater wegen Entwendung geiſtigen Eigenthums. Die Frage wäre an und für ſich ſehr zweifelhaft, wenigſtens in Deutſchland. In Frankreich hat allerdings der Verfaſſer eines Romans wenigſtens Anſpruch auf einen Theil des Ertrags des Stücks, das aus dem Romane gebildet worden iſt. Nach deutſcher Praxis aber war es bisher anders; das geiſtige Eigenthum des Schriftſtellers, welcher die Erzählung zu dramatiſiren verſtand, ward reſpektirt; es war ja eine Specifikation, eine eigene Autorſchaft. Bei dem berühmten Proceß über Auerbachs Dorf und Stadt und das Birch-Pfeifferſche Drama gleichen Namens haben die Gerichte ſo geſprochen. Die Verhältniſſe können aber ganz anders ſeyn. Der Theaterdichter kann die Novelle nur dialogiſirt, nichts dazu erfunden und nichts ſpecifizirt, ſondern nur abgeſchrieben haben. Dann würde die Frage auch nach deutſcher Praxis zweifelhaft werden. Im vorliegenden Falle ſcheint ſie es aber noch mehr, wenn wirklich ein von Frau Mühlbach ſelbſt dialogiſirtes Stück exiſtirt, und die Kläger behaupten, daß das zur Aufführung gebrachte Stück Scene um Scene mit jemand übereinſtimme. Neben der juriſtiſchen und literariſchen Frage iſt es ein Beleg, deſſen wir freilich kaum mehr bedurften, welche Bedeutung Friedrichs II. Erſcheinung auf dem Theater für das Volk und wie großes Verlangen es darnach hat. Möchten denn mit der kommenden Zeit wirkliche Dichter nicht nur Anekdoten, ſondern den großen König ſelbſt dramatiſch darzuſtellen wagen, und es ihnen gelingen!

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 22. 29. Mai 1859.

Libera per vacuum posui vestigia princeps,
Non aliena meo pressa pede.
Horati

Sebaſtian Münſter.

Eine Culturſtudie von W. H. Riehl.*

Sebaſtian Münſter, vor dreihundert Jahren ein berühmter und populärer Name, iſt jetzt faſt verſchollen; man kann heute ein ſehr gebildeter Mann ſeyn und braucht nicht zu wiſſen, wer Sebaſtian Münſter war. Ich habe ihn auch nicht um ſeiner perſönlichen Bedeutung willen zum Gegenſtande meines Vortrags gewählt und beabſichtige weder eine biographiſche Skizze noch eine bibliographiſche über den alten Baſeler Profeſſor; ich beſchwöre ihn aus dem Grabe, lediglich um ſein Hauptwerk, die „Kosmographey," zum Mittelpunkte einer „Culturſtudie" über deutſche Landes- und Volkskunde im ſechzehnten Jahrhundert zu nehmen.

Sebaſtian Münſter war zu Ingelheim am Rhein geboren im Jahr 1489; ſein Lebenslauf iſt der ganz glatte eines ächten Humaniſten und Profeſſors damaliger Zeit. Zuerſt Franziskaner, tritt er, von den Ideen der Reformation ergriffen, aus dem Orden und wendet ſich zum reformirten Bekenntniſſe. Im Jahr 1524 wird er Profeſſor der hebräiſchen Sprache, der Mathematik und Geographie in Heidelberg und folgt als ein durch ſeine Lehrgabe wie durch ſeine Schriften bereits berühmter Mann 1529 einem Rufe zur Univerſität Baſel, wo er 1552 an der Peſt geſtorben iſt.

Dieſer Mann von ſo wenig merkwürdigem Leben hat uns jedoch ein höchſt merkwürdiges Buch hinterlaſſen, ſeine Kosmographie, die „Beſchreibung der ganzen Welt." Gewiß haben viele von Ihnen den wuchtigen Folianten bereits irgendwo geſehen; denn er iſt noch immer, auch im Privatbeſitze, verbreitet, wie wenige Bücher ſeiner Zeit. Aber ſelten würdigt jemand mehr das dicke Buch mit den wunderlichen Holzſchnitten eines näheren Blickes; als ein Stück Hausrath erbt es ſich mit dem alten Merian von Geſchlecht zu Geſchlecht, ein Spielzeug der Kinder, denen man das viertelcentnerſchwere Bilderbuch zur Feſſelung von Leib und Seele auf's Bett legt, wenn ſie krank ſind und nicht ruhig unter der Decke bleiben wollen. Und doch hat dieſes Buch eine glänzende Geſchichte gehabt; faſt ein Jahrhundert ſuchte und fand in ihm den Hauptſchatz geographiſcher, ethnographiſcher, hiſtoriſcher und naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe; in vielen Auflagen ward es gedruckt und wieder gedruckt, lange nach dem Tode des Autors noch immer erweitert, vermehrt, aber nicht immer verbeſſert, geplündert, in's Lateiniſche, Italieniſche und Franzöſiſche überſetzt; ja der Geograph und Ethnograph muß es

* Vorgetragen in den Abendvorleſungen im chemiſchen Laboratorium zu München.

Digitized by Google

sogar ein bahnbrechendes Buch nennen, ein Buch, welches seiner Zeit neue Quellen zur Landes- und Volkskunde aufschloß, ein Werk, welches gleichzeitig mit Sebastian Franks genialem „Weltbuch" den nothwendigen Zusammenhang der Charakteristik und geistigen Statistik des Volkslebens mit der Geographie zuerst in deutscher Zunge zur Geltung brachte, mehr zwar ein Buch der Kenntnisse als der Erkenntniß, mehr der Gelehrsamkeit als der Wissenschaft, und dennoch eine naive Vorarbeit zur „Volkskunde als Wissenschaft" im modernen Sinne.

Schon der äußere Erfolg der „Kosmographie" ist ein Zeugniß für den Eifer, womit das Zeitalter der Reformation trotz seiner theologischen Kämpfe die Früchte der vorangegangenen Zeit der Entdeckungen zum Gemeingut zu machen suchte. Wir staunen, daß ein so umfangreiches und theures Werk so viele Auflagen erleben konnte. Nun hat man freilich die Auflagen in jener Zeit sehr klein gemacht; Münster selber sagt zum Lobe des Bücherdruckes, wenn jetzt auch zwanzig Exemplare eines Buches vernichtet würden, so sey darum doch das Buch noch nicht verloren, und von manchen werthvollen und immer geschätzten Schriften des sechzehnten Jahrhunderts ist es bekannt, daß sie gerade wegen der Kleinheit der Auflage so selten geworden sind. Dazu kam, daß die Verleger leicht drucken konnten, weil sie den Autoren wenig oder gar kein Honorar bezahlten. Obgleich man dem Thomas Murner vorwarf, daß er bloß des Geldes wegen geschrieben, so wollte doch schon Lessing diesen Vorwurf durch den Nachweis entkräften, daß ihn die Verleger vielmehr herzlich schlecht bezahlt hätten, und wenn wir sehen, wie Münster seine zahlreichen Mitarbeiter so forgsam mit dem verbindlichsten Danke und der Vertröstung auf ewigen Nachruhm ablohnt, so zeigt uns dieß schon an, daß man in solchen Dingen den klingenden Lohn überhaupt mehr noch als eine geschenkte Gabe zu fassen gewohnt war. Allein trotzdem ist die starke Verbreitung der Kosmographie nur zu erklären mit dem Bildungseifer der Zeit, wo selbst der zum Schuster bestimmte Sohn eines Schneiders, wie Hans Sachs, eine gründliche Gymnasiallehre durchmachte, und mit der Begeisterung für die geographischen Studien insbesondere. Die Kunde von der neuen Welt zeigte erst recht, wie dürftig auch die Kenntniß der alten sey; strebsame Geister, die kein neues Indien mehr entdecken konnten, entdeckten neue Länder in Deutschland. Der unbedingte Glaube des Mittelalters an die griechischen und römischen Geographen war durch Columbus gebrochen. Es galt eine von Grund aus neue Erdkunde zu schaffen, und der Ruf einer neuen Wissenschaft zündet allezeit bei allem Volke.

Münster bezeichnet hier sehr klar den Uebergang von der alten zur neuen Zeit schon darin, daß er das philologische Studium mit dem geographischen verband, von jenem zu diesem vorschritt. In den lateinisch geschriebenen Scholien zu Pomponius Mela und Solinus und in den neuen Tafeln zur Geographie des Ptolomäus erscheint Münster, der künftige Geograph, noch als Philologe, ja sein Nebenbuhler Sebastian Frank wirft es unserem Münster wie dem Pirckheimer, Beatus Rhenanus und Petrus Apianus geradezu als eitle Grübelei vor, daß sie die lateinischen Namen deutscher Stämme und Orte bei den antiken Schriftstellern feststellen und auf der modernen Landkarte zu bestimmen suchten. Nützlicher sey es, sich in der Gottseligkeit zu üben, als nach der Natur und Ursache aller Dinge zu fragen, zu forschen, warum das Meer ebbe und fluthe, warum die Donau gen Morgen und der Rhein gen Abend laufe, warum die kleine Laus sechs Füße und die Kuh, welche doch so viel größer sey, nur viere habe. Man sieht, Sebastian Frank, der kühne Neuerer, wird hier im radikalen Eifer viel unwissenschaftlicher als der vorsichtige Münster, der in den Ueberlieferungen humanistischer Gelehrsamkeit Schritt für Schritt zum Neuen überging.

Auch in der Kosmographie stellt Münster noch überall die Weisheit der Alten an die Spitze. Er gibt in den einleitenden Abschnitten breite Auszüge und Uebersetzungen aus dem Ptolomäus, er citirt die Alten, so oft er kann, und wo sie, wie bei Amerika und den arktischen Ländern, keine Thatsachen berichten, da deutet er wenigstens ihre prophetischen Stellen auf diese neue Welt. Allein er schwört nicht mehr auf das Evangelium der alten Geographen, er erweitert und berichtigt sie und tritt schon dadurch entschieden aus den Marken der mittelalterlichen Schulweisheit. Auf seinem Grabsteine im Dom zu Basel ist Münster „der deutsche Strabo" genannt, und er selbst sagt, er habe seine Kosmographie begonnen, „nachfolgend dem hochgelehrten Manne Straboni." Allein das ganze Werk beweist, daß trotz aller Verehrung und Nachfolge der dogmatische Glaube an die alten Geographen erschüttert war.

Dieß sind nun freilich Züge, die Münster mit vielen Zeitgenossen theilt. Neu war bei ihm der Gedanke, eine allgemeine Erdkunde in deutscher Sprache zu schreiben, gelehrt und doch zugleich allem Volke verständlich.

Das sechzehnte Jahrhundert schuf eine ganz neue Volksliteratur. Alle Wissenschaft sollte verdeutscht werden; neben den aristokratischen lateinschreibenden Historikern liefen zahlreiche Geschichtsbücher in der Volkssprache, meist unkritisch und kunstlos, aber kraftvoll und gemüthlich, treuherzige Chroniken, Lehr- und Lese-

Digitized by Google

bücher zugleich, wie man sie früher nicht gekannt. Paracelsus schrieb und lehrte deutsch über die Naturwissenschaften, mit der deutschen Bibel drangen die theologischen Streitschriften in deutscher Zunge zu allem Volk; so suchte denn auch Münster die Weltkunde zu verdeutschen. Er will, wie er selber sagt, den Gelehrten den Weg zeigen, wie man nach so viel deutschen Geschichtsbüchern nun auch deutsche Kosmographien abfassen könne, zugleich aber auch dem gemeinen Manne etwas „fürschreiben, sich darin mit Lesen zu erlustigen.“ Ueberall legt Münster besonderes Gewicht darauf, daß er deutsch geschrieben. Allein er freut sich nicht nur der deutschen Sprache, er freut sich deutscher Art in allen Stücken und ist stolz auf diese; treuherzige Vaterlandsliebe ist sein schönster und allewege vorleuchtender Charakterzug. Den größten Raum im Buche nimmt Deutschland ein, es ist für ihn der größte und beste Theil der Welt, und in den Schilderungen des deutschen Landes und Volkes hat er jedenfalls sein eigenstes und bestes gegeben. Er erkennt freilich, wie sehr auch hier das Wissen seiner Zeit noch Stückwerk sey, allein, fährt er fort, haben wir auch nur Bruchstücke, „so wollen wir dennoch das klein wenig und die Stück, die wir davon finden, nicht lassen verderben, sondern zusammenlesen und in Ehren halten; denn es trifft an die Ehr unsers Vaterlandes und unserer Vorfahren.“ Wo er von Deutschland spricht, geht ihm das Herz auf. Ueber die deutsche Landkarte setzt er die stolze Schrift: „Deutschland, von Gottes Gnaden ein Stuhl des römischen Reichs, eine Schul aller guten Künste und Handwerke, ein Ursprung vieler neuen Künst, eine Mutter vieler streitbaren Helden, hoher, weiser, gelehrter Leut, ein reiner Tempel wahrhaftiger Gottesfurcht und aller Tugend.“ Er hat noch das Vollgefühl von Deutschlands äußerer Macht, wie es denn der deutsche Gelehrte der Reformationszeit kaum anders haben konnte, der ja ringsum sah, wie trutzig deutsche Art auf den eigenen Beinen zu stehen begann, und selber dazu mithalf. Gerade das stete Heranstürmen so viel äußerer Feinde auf das Reich seit der alten Römer Tagen ist Münster ein Zeugniß, daß dieses Reich doch besonders viel werth seyn müsse. Er gedenkt dabei aber auch des Spruches: „Will Einer Streiche lösen, so fahe er mit den Deutschen Streit an.“ Er widerlegt in vortrefflicher Ausführung die damals schon spukende historische Ketzerei der Franzosen, daß Karl der Große ein Franzose gewesen und also das römische Reich bei den Franzosen begonnen habe, zeigt klar den Unterschied zwischen Franken und Franzosen und daß Karl vielmehr als ein deutscher König im heutigen Frankreich, nicht als ein Franzose in Deutschland geherrscht habe. Er zürnet sogar auf Tacitus, weil ihm derselbe das alte Deutschland zu rauh und öde darstellt, und setzt dagegen das sonnenhelle Bild deutscher Landesart, welches uns fast wie die lichten Landschaftsgründe bei Dürer und Holbein anmuthet. „Die Bühel bringen uns, was uns lieb ist, wir haben hübsche und lustige Wälder, Ueberfluß an Frucht, weinträgige Berg, groß und klein fließende Wasser, die das Erdreich begießen, lustige, wohlschmeckende und gesunde Brunnen, viel Quellen heißen Wassers, viel Salz- Gruben und Brunnen, mehr Erzgruben denn kein Land um uns gelegen; ich geschweig hie, wie zierlich das Deutschland mit großen und kleinen Städten, Märkten, Kastellen, Dörfern und Schlössern erbaut ist.“

Die größten Vorzüge des Charakters schaffen einem rechten Schriftsteller allezeit auch seine größten literarischen Vorzüge. So ward Münster durch seinen deutschen Sinn zu einer höchst fleißigen Schilderung des deutschen Volkes nach Stamm und Sitte, nach den Hauptsieten seines socialen Lebens geführt. Er war nicht der erste, der über diese Dinge schrieb, aber der erste, der fremde und eigene Beobachtung so vollständig zusammenfügte, ordnete, verglich und in ein Gesammtbild der Landes- und Volkskunde einrahmte. Wenn uns auch fast der ganze übrige Inhalt der Kosmographie jetzt als ein längst veraltetes Sammelwerk erscheint, so können wir doch wenigstens diese Kapitel nicht ohne Freude und Dank betrachten, denn sie sind der erste naive Versuch eines Deutschen, der geistigen Statistik des Volkslebens ihren Platz im Gesammtgebiet der historischen und geographischen Wissenschaften anzuweisen.

Dazu überraschen den Forscher manche merkwürdige Einzelzüge. In Sprichwörtern, Volkswitzen, in allerlei Sagen und Aberglauben sehen wir, wie damals das Volk sich selber aufgefaßt hat. Freilich fallen diese Schlaglichter sparsam und wollen gesucht seyn; die Kunst sie zu suchen und zu deuten ist aber auch eine der feinsten Aufgaben des Culturhistorikers. Oft urtheilt Münster selbst über derlei Dinge noch gerade so wegwerfend wie jetzt der gemeine Mann. Er schreibt z. B.: „Es weiß jedermann, was und welche Kleider und Speis' jetzt im deutschen Lande in Brauch sind, darum nicht von nöthen, etwas davon zu schreiben.“ Nicht was er uns absichtlich bietet, sondern was ihm zufällig mit unterschlüpft, ist oft das Beste. Wo er mit Vorsatz charakterisirt, da geschieht es meist in den allgemeinsten Zügen, die wenig oder nichts sagen. Die Kunst, durch Vergleichung und historische und statistische Grundlage solchen Schilderungen scharfe Umrisse und dauernden Werth zu geben, steht ihm noch fern. Es ist fast rührend, wie er hie und da nach einem statistischen

Digitized by Google

Ausdruck ringt; so mißt er noch die Erde nach Tagemärschen, wie Frank im „Weltbuch“ nach Roßläufen. Um uns einen Begriff von der Größe der Stadt Alexandria zu geben, sagt er, sie sey gleich anderthalb Nürnberg; die Volksmenge von Augsburg schätzt er nach der Zahl der in zwei Jahren daselbst Geborenen; andere schätzten sie nach der Zahl der jährlich geschlachteten Ochsen. Daneben überraschen uns dann wieder andere Versuche zur genaueren Zeichnung der Volksart auf's Höchste. So widmet z. B. Münster ein ganzes Capitel der Untersuchung über Stamm und Wortsinn der deutschen Ortsnamen. Das erinnert an die gleichzeitigen Studien Luthers und Aventins über Wurzel und Bedeutung unserer Personennamen, auch an die so zahlreich damals gesammelten Sprichwörter und Volkslieder; denn alles dieß sind erste kindliche Versuche, sich der deutschen Volksalterthümer zu bemächtigen, Weissagungen auf die germanistischen Arbeiten des neunzehnten Jahrhunderts.

Bei der Charakteristik der vier Stände des deutschen Volkes ist Münster über ein genaueres Bild des ersten Standes, der Geistlichen, hinweggeschlüpft. Er war ein kluger Mann, in politischen und religiösen Fragen eben so vorsichtig als in der nationalen unumwunden, und stellt es im Eingang als seinen ausdrücklichen Vorsatz hin, widerwärtige Streitfragen lieber zu umgehen, als nach irgend einer Seite anzustoßen. So erhebt er auch mit besonderem Lobe den Erasmus und Melanchthon, während er sich bei Luther auf trockene thatsächliche Notizen beschränkt. Seine Kosmographie konnte darum eben so gut in einer Klosterbibliothek sich einbürgern wie in einem protestantischen Hause, und diese Farblosigkeit hat gewiß nicht wenig zur allgemeinen Verbreitung des Buches in einer Zeit so leidenschaftlicher Gegensätze beigetragen. Um so auffallender erscheinen dann aber die schneidenden Worte, in welchen er den Verfall des deutschen Adels zeichnet und der bedrückten Bauern sich annimmt. Bei einem so vorsichtigen und conservativen Manne wie Münster, der bereits im reiferen Mannesalter die Greuel des Bauernkrieges aus nächster Nähe selbst mit angesehen hatte, ist dieß wohl ein bemerkenswerthes Zeugniß.

Der Ruhm Münsters, die Volkskunde zuerst wieder in neuerer Zeit mit der Landeskunde durchgreifend verbunden zu haben, hat in unsern Tagen durch den mit so großem Eifer wiedererweckten Sebastian Frank von Donauwörth einen mächtigen Nebenbuhler erhalten. Der als Socialist und Pantheist früher eben so hart verdammte, wie jetzt hoch erhobene Frank schrieb nämlich gleichzeitig mit Münster eine freilich in viel engerem Rahmen gehaltene Kosmographie unter dem Titel „Weltbuch“ und veröffentlichte dieselbe mehrere Jahre vor dem Werke Münsters. Beide Bücher stehen ganz unabhängig neben einander. Frank bezieht sich nur auf die oben erwähnten antiquarisch-geographischen Vorstudien Münsters; Münster gedenkt des Weltbuchs meines Wissens mit keiner Sylbe. Frank ist eine ohne Vergleich genialere und schöpferischere Natur als Münster, und die politischen und religiösen Ketzereien, welche man ihm vorwirft, sollen uns nicht abhalten, seinen Verdiensten um die Landes- und Volkskunde gerecht zu seyn. Franks Hauptwucht ruht in der Kunst allgemeiner Charakteristik; sein Conterfei der Geistlichkeit, des Adels, der Juden, des Pöbels ist jedes ein Meisterstück in seiner Art. Wenige Pinselstriche geben uns hier ein leibhaftes, wenn auch sehr tendenziöses Bild. Verhaßt nämlich waren ihm von Grund des Herzens die Pfaffen, die Ritter, die Juden und der Pöbel, und wenn Frank zornig wird und schimpft, dann wächst sein Styl zu Lessing'scher Genialität. Vortrefflich hat er auch die Charakterzüge einzelner deutschen Stämme (wenn schon meist aus fremden Quellen) zusammengestellt, und auch hier läßt er wenige ungerupft durch. Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben bekommen jeglicher eben so gut seinen Theil wie die Ritter, Pfaffen und Juden. Obgleich nun aber Frank solche allgemeine Charakteristik weiter und tiefer greift als Münster, die Volkskunde überhaupt breiter und selbstständiger behandelt, so ist ihm doch Münster in Fleiß und Treue des Einzelwerks und im Anschlagen neuer Stoffe gewiß überlegen. Beide ergänzen sich, beide haben gleichzeitig und neben einander den gleichen Fund gethan und mögen sich wohl theilen in den Ruhm dieses Fundes; daß sie aber von so verschiedenem Ausgang in demselben Ziele zusammentrafen, beweist, wie nothwendig dieses Ziel im ganzen Geiste des Jahrhunderts gelegt war.

Es ist äußerst verlockend, eine weitere Parallele zu ziehen zwischen Münster und Frank als Kosmographen. Jeder Zug birgt hier ein ganzes Charakterbild. Der gelehrte Baseler Professor nennt sein Werk „Kosmographie;“ Frank, der Volksmann, der stolze Literat, der übrigens nebenbei auch Pfarrer, Seifensieder und Buchdrucker gewesen, betitelt das seinige „Weltbuch.“ Die Kosmographie ist das dicke Sammelwerk eines Gelehrten unter vieler Mitarbeit, das Weltbuch die mäßig große Schrift eines schöpferischen Autors, in Einem Gusse geschrieben. Münster hat seinen Folianten weidlich mit hebräischen, griechischen und lateinischen Citaten gespickt; Frank citirt sparsam, aber wo er je einmal einen lateinischen Vers bringt, hat er ihn wenigstens mit deutschen Lettern drucken lassen; abgerechnet

Digitized by Google

die Jahreszahl des Titelblatts, ſteht kein einziger lateiniſcher Buchſtab im ganzen Weltbuch. Münſter gab ein Haus- und Handbuch, ein Nachſchlagebuch, Frank ein Leſebuch. Münſter lehrt, Frank predigt. Jener bringt neue Stoffe, dieſer neue Gedanken; nur im ungenirten Griff nach fremdem Gut ſind beide vollkommen einig. Münſter ſchreibt patriotiſch, treuherzig, gemüthlich, ein Herodot im Profeſſorenatlar, der uns im Großvaterſtuhl alle Wunder der Welt erzählt; Frank ſchreibt überall als ein Philoſoph und Kritiker, als ein Agitator, der Buße und Umkehr predigt, und ſelbſt in dieſem geographiſchen Buche iſt ſein Geiſt wie ein ſchneidender Nordwind, der über die ſchäumenden Wogen des Jahrhunderts dahin fegt. Münſter ſchreibt einen ziemlich guten Styl, weil Kraft und Friſche der jungen hochdeutſchen Proſa der ganzen Zeit eigen war; Frank ſchreibt, nächſt Luther, die beſte deutſche Proſa ſeines Jahrhunderts, nicht weil der gute Styl in der Zeit, ſondern vielmehr, weil er in ſeinem Geiſte ſaß. Münſter meidet jeden Anſtoß bei den Parteien, Frank ſucht ihn. Münſter ſpiegelt unbefangen den Geiſt des Volks, Frank will den Geiſt des Volks erziehen nach ſeinem eigenen. Er ſchilt das Publikum, oder, wie er ſagt, die Welt, indem er ſie belehrt. So wie aber das Publikum einmal merkt, daß man es belehren will, und gar mit Grobheit belehren, hört es auf unſere Bücher zu leſen. So iſt denn auch Frank wenig geleſen worden und bald verſchollen, während Münſter durch hundert Jahre ein vielgeleſener Autor blieb. Unſere Zeit dagegen, die an Münſters Stoffſchätzen wenig mehr lernen kann, hat Frank wieder an's Licht gezogen und in Haß und Begeiſterung hoch gewerthet. Denn der gelehrte Stoff veraltet und gerade der beſte neue Stoff wird am raſcheſten Gemeingut, d. h. trivial. Aber ein origineller Menſch wird nur einmal geboren und bleibt ewig jung, wie der eigene Gedanke in eigener Form.

Leſſing ſagt: „Ich bin nicht gelehrt, ich habe nie die Abſicht gehabt, gelehrt zu werden, ich möchte nicht gelehrt ſeyn, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wonach ich geſtrebt habe, iſt, im Fall der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können. Eben ſo möchte ich um vieles nicht reich ſeyn, wenn ich allen meinen Reichthum in baarem Gelde beſitzen und alle meine Ausgaben in klingender Münze vorzählen und nachzählen müßte. Baare Kaſſe iſt gut, aber ich mag ſie nicht mit mir unter einem Dache haben. Ich will ſie Wechslern anvertrauen und nur die Freiheit behalten, an dieſe meine Gläubiger und meine Schuldner zu verweiſen. — Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrſamkeit. Eigene Erfahrung iſt Weisheit. Das kleinſte Kapital von dieſer iſt mehr werth als Millionen von jener.“ So ſagt Leſſing, der doch wohl der gelehrteſte unter den Heroen unſerer neueren Nationalliteratur geweſen iſt, und zeichnet in dieſem Gegenſatze von Gelehrſamkeit und Erfahrung und Weisheit zugleich den Gegenſatz Münſters und Franks. Münſter hat ſeinen ganzen Reichthum in klingender Münze in der Kosmographie ausgelegt; Frank zeigt bloß, daß er ein gelehrtes Buch zu brauchen weiß zur Stütze ſeiner eigenen Erfahrung. Wer aber alles ſagt, was er weiß, wird niemals ein klaſſiſches Buch ſchreiben; Münſter hat darum mit Recht keinen Namen in der Literaturgeſchichte, während Frank in der Geſchichte der deutſchen Proſa nicht minder zählt wie in der Geſchichte der Wiſſenſchaft. Münſters Kosmographie iſt eine culturgeſchichtliche Quelle, doch mehr weil man an dem Buche Studien machen kann als aus dem Buche.

Franks neueſter Biograph, Hermann Biſchof, bedauert, daß Münſters Kosmographie etwas ſpäter als Franks Weltbuch erſchienen ſey; „denn mit welchem Erfolg hätte Frank dieſe ausgedehnten Quellen benützen können!“ Ich glaube kaum. Frank hat im Weltbuch mit dürftigen Quellen das Beſte gemacht, aber mit reicheren Quellen würde er ſchwerlich Beſſeres gemacht haben; denn die Kühnheit der Gedanken und der Nerv des Wortes ſind bei ihm das Beſte. Münſter und Frank perſonificiren zwei Grundcharaktere ihrer bewegten Zeit: hier der friedfertige, ſtill forſchende Humaniſt, dort der kriegsmuthige Umwälzer und Reformator; Münſter, der kein Waſſer trübt, und Frank, von dem Luther meint, er ſcheine ſich mehr vom Läſtern und Schänden zu nähren, denn vom Eſſen und Trinken. Beide ſchreiben ein deutſches Hausbuch der allgemeinen Weltkunde. Wären beider Vorzüge in Einem Geiſte vereinigt geweſen, ſo würde dieſer Kosmograph zu den größten Lehrmeiſtern unſeres Volkes zählen.

Ich nannte vorhin Münſters Kosmographie ein gelehrtes Sammelwerk, welches unter der Mitarbeit vieler entſtanden ſey. Münſter fand nämlich über zahlreiche Städte und Gaue Deutſchlands ſo wenig literariſches Material vor, daß er ſich nach neuen Quellen umthun mußte. Selber in jene Orte zu reiſen und Archive und Bibliotheken zu durchforſchen, war in ſelbiger Zeit ein ſchwierig, weitſchweifig und zweifelhaft Ding. Münſter arbeitete ohnedieß achtzehn Jahre lang an ſeinem Buch; hätte er dazu noch ganz Deutſchland auf Reiſen durchforſcht, ſo wäre er gar nicht zu Ende gekommen. Auch mochte ihn eine perſönliche Erfahrung von ſolchen Reiſen zurückſchrecken. Da er nämlich als Profeſſor dreier Lehrfächer in Heidelberg mit fünfundzwanzig Gulden Jahresgehalt angeſtellt, von dort eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Baſel unternahm, zog ihm die Univerſität

Digitized by Google

für die Dauer ſeiner Abweſenheit den Gehalt ein. Man begreift daher, daß er die Luſt an wiſſenſchaftlichen Reiſen verlor und in der Vorrede zur Kosmographie mit beſonderem Behagen die damals noch neue Wahrheit verkündet, wie bequem es ſey, ruhig in der Studirſtube zu bleiben und aus Büchern dennoch die ganze Welt kennen zu lernen. Allein die Bücher reichten ihm, wie geſagt, nicht aus. Er verfiel darum auf eine Auskunft, die ſeinem Werk für lange Zeit eigenthümlichen Werth verlieh. Wie nämlich Petrus Martyr von Angheira ſeine Dekaden über die transatlantiſchen Entdeckungsreiſen zuſammenbrachte, als wäre er ſelber mit dabei geweſen, indem er die Berichte der heimkehrenden Seefahrer aufgriff und dieſe, wie ſie eben waren, friſch aneinander reihete, ſo ließ Münſter ein Ausſchreiben ergehen an weltliche und geiſtliche Fürſten, Grafen und Herren, Rechtsgelehrte, Aerzte, Vögte, Richter, Stadtmagiſtrate und andere Leute mit der Bitte, ihm ihr Land, ihre Stadt zu beſchreiben. Viele Mittheilungen liefen ein, darunter manche vortreffliche; namentlich beeiferten ſich die Städte, durch einen Stadtſchreiber oder Pfarrer ihre hiſtoriſchen Herrlichkeiten, des Gemeinweſens Freiheiten und der Bürger Tüchtigkeit für die Kosmographie abſchildern zu laſſen. Es ſpricht der Eifer des damaligen Bürgerthums für den Glanz und die Ehre der Gemeinde gar freundlich aus dieſen zahlreichen Skizzen. Hundert Jahre ſpäter würde Münſter bei den gebrochenen deutſchen Städten ſchwerlich mehr ſolche Theilnahme gefunden haben. Viele feine Einzelzüge aus dem Volksleben ſind durch dieſes Verfahren in die Kosmographie gekommen und manche Notiz, die von da durch hundert andere Ortsbeſchreibungen als ein ewiges Erbſtück fortläuft, hat in jener Münſterſchen Correſpondenz wohl ihre erſte ſchriftliche Quelle.

In ähnlicher Weiſe brachte Münſter die zahlreichen Stadtproſpekte und Pläne zu ſeinem Werke zuſammen. Er ſchrieb an die Städte nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in England, Italien, Frankreich, Polen und Dänemark. Manche blieben jede Antwort ſchuldig, andere ſchickten nichts, weil ſich kein Maler in der ganzen Stadt fand, noch andere lieferten ihm Bilder, welche bewieſen, daß der Maler weder malen noch zeichnen konnte, viele aber ſandten auch ein gutes Blatt; namentlich rühmt Münſter die italieniſchen Städte, welche ihm die trefflichſten Anſichten zugeſchickt, von denen in der That einige noch jetzt als Studien für Künſtler dienen können.

Wenn wir nun bei der vorerzählten wiſſenſchaftlichen Reiſe Münſters von Heidelberg nach Baſel den deutſchen Gelehrten des ſechzehnten Jahrhunderts in ſeiner ganzen Demuth und Beſchränkung geſehen haben, ſo erblicken wir hier wieder denſelben Mann, wie er mit Erfolg halb Europa in Contribution ſetzt und gegen ein gutes Wort und die Verheißung ewigen Ruhmes Fürſten und Biſchöfe, Magiſtrate, Gelehrte und Künſtler zur Mitarbeit an ſeinem Werke bewegt, und der deutſche Profeſſor dieſer merkwürdigen Zeit erſcheint uns in ſeiner einſamen Studirſtube doch wieder in ſo ſtolzer Geſtalt, daß wir ihn darob beneiden könnten.

Was vor dreihundert Jahren vielleicht als der größte Vorzug unſerer Kosmographie erſchien, ihre Allwiſſerei, die jegliches Ding der Welt umfaßte und Geographie und Geſchichte, Volkskunde und Phyſik, die Kunde von allen Königreichen wie von allen Naturreichen zwar leidlich gut geordnet, aber doch ohne alles Syſtem neben einander abhandelte; der encyklopädiſche Charakter, der, wie geſagt, weiland wohl als des Buches größter Vorzug galt, erſcheint uns jetzt als deſſen größte Schwäche. Allein das ſechzehnte Jahrhundert war die Zeit der Sammelwerke. Dieſe begleiteten und ſtützten ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften in Italien bereits durch mehr als drei Jahrhunderte unſere Entwicklung und halfen mächtig zum vollen Bruch mit dem Mittelalter. So ruhen auch die größten Schätze der Geſchichtſchreibung aus Münſters Zeit nicht in ſelbſtſtändig durchgearbeiteten Büchern, ſondern in rieſigen Compilationen und Quellenſammlungen. Unſern zugeſpitzten Begriff des geiſtigen Eigenthums kannte man noch nicht. Keiner ſchrieb damals über hiſtoriſche Dinge, der nicht im Auge unſerer Zeit wie ein Zuſammenſtoppeler oder wie ein Dieb erſcheinen würde. Es galt zunächſt, die verſchloſſenen Wiſſensſchätze durch den Druck aufzuſchließen, es galt den Stoff zu verbreiten, nicht ihn im Feuer eigener Gedanken und Formen vorerſt zum perſönlichen Beſitz des Autors umzuſchmelzen. Erſt als der Heißhunger der Welt nach Wiſſensſtoffen und Büchern etwas geſättigt war, entwickelte ſich der moderne Begriff des Plagiats. Münſters Kosmographie war für ihre Zeit, was für unſere ein Converſationslexikon; dieſe Parallele erklärt ihre Verbreitung, ihren Einfluß und gibt das rechte mittlere Maß ihres Werthes.

Die Welt iſt inzwiſchen ſo unendlich größer geworden und doch beſitzt auch unſere Zeit einen „Kosmos.“ Er führt aber ſeinen Stammbaum nicht zurück auf Münſters Kosmographie, ſondern auf die ſpäteren Verſuche einer ſyſtematiſchen Conſtruktion der Erde und des Weltalls durch die großen Phyſiker und Aſtronomen. Die Welt iſt für Münſter weſentlich die Erde; nannte man doch Amerika ſogar damals eine neue Welt, ja Frank glaubt ſelbſt Britannien, weil es vom Meere ganz umfloſſen ſey, eine andere Welt nennen zu dürfen. Münſters Geographie iſt eben ſo gut ein

Digitized by Google

Magazin des Wissens wie des Aberglaubens und der Volksphantasie seiner Zeit. Er gibt noch die gelehrteste Untersuchung mit reichen Citaten aus alten und neuen Werken über die Existenz der Tritonen, der Seefrauen und Seemänner, er schreibt nicht bloß eine Naturgeschichte der Thiere, sondern auch der Unthiere, er faßt die ganze buntfarbige geographische und physikalische Mythenwelt des Alterthums und Mittelalters im getreuen Conterfei zusammen. Die abenteuerlichen Seefahrten des fünfzehnten Jahrhunderts stürzten freilich zuletzt dieses Jahrtausende alte Reich der Sage, aber zunächst spannten sie auch die Phantasie der Europäer auf's höchste, und niemals hat man vielleicht erregter und gemüthlicher gefabelt über die Wunder des Oceans und seiner fernen Reiche, als in dieser selben Zeit, wo die Art an die Wurzel des alten Mährchenbaums gelegt ward.

Das sechzehnte Jahrhundert konnte sich selbst die Landes- und Volkskunde nicht ohne einen religiösen Hintergrund denken, und wenn wir das Wort nur recht verstehen, so sollen wir es nicht minder. Denn die tiefste Idee der Geschichte: die Erkenntniß der gerechten und allmächtigen Hand Gottes in den Geschicken der Völker, ist auch die tiefste Idee der Volkskunde, und in ähnlich hohem Sinne schrieb der größte deutsche Geograph der Gegenwart, Karl Ritter, als sein Motto das Bibelwort: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündet seiner Hände Werk." Vor die Landkarten der Münsterschen Kosmographie ist (wenigstens in späteren Ausgaben) als Titelvignette das jüngste Gericht gestellt, wo vor dem Winke Gott Vaters Sonne und Mond erlöschen und dieselbe Erde in Trümmer bricht, deren Fülle und Pracht nachgehends in Bild und Schrift gezeichnet werden soll. Wahrlich, auch diese kleine Vignette zeigt den großen Hintergrund einer über die tiefsten Fragen des Menschendaseyns mächtig und düster bewogten Zeit, die den Erdkreis selbst in den nüchternen Linien der Landkarte nicht sehen mochte ohne den Gedanken, daß er einst vergehen solle wie ein Kleid und verwandelt werden wie ein Gewand. So beginnt denn auch Münster den Text seiner Kosmographie mit einem Hinweis auf die göttliche Offenbarung als den Ausgang aller Weltkunde, und beschließt sie wie eine Predigt unter Anrufung des dreieinigen Gottes mit einem Amen. In der Widmung des Buches an den König von Schweden stellt Münster das Walten Gottes in der Geschichte und die Erkenntniß der Eitelkeit irdischer Macht als den rechten Kern alles historischen Wissens dar, und zwar in einem Tone, der uns den frommen und ernsten Autor dem Fürsten gegenüber noch ganz in dem männlichen Selbstbewußtseyn eines Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts zeigt, in einer Männlichkeit, die so wohlthuend absticht gegen die Kriecherei und Heuchelei der nachfolgenden Rococo- und Zopfperiode. Nachdem Münster dem Könige die Eitelkeit aller irdischen Macht vorgehalten, schließt er: „Solches aber schreib' ich, nicht daß ich Ew. k. Majestät lehren wolle, die solches wohl weiß, sondern daß ich etwas Anzeigung gebe, was mich verursachet hat zu schreiben dieß Buch, das vor mir Keiner unterstanden hat in solcher Gestalt und in deutscher Zungen."

Nun darf man jedoch in diesen Dingen bei Münster nichts weiteres suchen als einen gemüthlichen Ausdruck der volksthümlichen Frömmigkeit seiner Zeit; er ist kein speculativer Theolog, kein Philosoph der Geschichte. Die Naturgesetze sind ihm nicht der Wille Gottes selber, sondern er nimmt noch einen besondern Willen Gottes neben diesen Naturgesetzen an, eine himmlische Kabinetsregierung neben der verfassungsmäßigen. Gott und die Welt, Gott und die Geschichte stehen in starrem Zwiespalt neben einander, und nicht umsonst ist der Fürst dieser Welt, der Teufel, so oft und vielgestaltig in der Kosmographie abgebildet, zumeist mit einem Blasbalg in der Hand, womit er den Menschen die bösen Gedanken in's Ohr bläst. In naivster Weise zeigt Münster seine Vermenschlichung der Macht Gottes namentlich bei dem Kapitel über Deutschlands Klima und Landesart. Er findet nämlich, wie ich schon oben erwähnt, daß die Alten, vorab Tacitus und Seneca de gubernatione mundi, Deutschlands Luft und Boden doch gar zu rauh, wüst und ungeschlacht darstellen, während ihm als einem Deutschen und obendrein als einem geborenen Pfälzer auch in diesem Punkte nichts über die Herrlichkeit seines Vaterlandes geht, und sucht nach Gründen, warum denn Deutschland, das jetzt so lieblich und fruchtbar, vor tausend und mehr Jahren so rauh und öde gewesen seyn könne. Zunächst bringt er das natürlichste Argument, nämlich: die Fruchtbarkeit sey im Lande gewesen sonst wie jetzt, die Menschen hätten sie nur nicht herausgezogen. „Hätte man damals das Erdreich gebaut wie jetzt, so hätte man auch Getreide und Wein gewonnen, und hätte man den Metallen nachgegraben, so hätte man sie auch gefunden." „Aber," fährt er dann fort, „es wäre auch möglich, daß das Erdreich durch Verrückung der Himmel zu einer Zeit etwas vermög, das es zur andern Zeit nicht vermag." Dieser merkwürdige Satz sieht fast aus wie ein prophetisches Wort, hindeutend auf jene Frage der modernen Physik, ob nicht durch die veränderte Neigung der Erdachse ein Umschlag in unsern Klimaten herbeigeführt werden könne.

Gegen solche natürliche Gründe stellt alsdann aber

Digitized by Google

Münſter im Geiſte ſeiner Zeit einen übernatürlichen. Gott hat, um die Kraft ſeines Wortes zu erweiſen und den Unbeſtand menſchlicher Dinge, weiland öde Länder, wie Deutſchland, fruchtbar gemacht, dagegen das ehedem ſo fette Egypten und Babylon wüſte und mager. Man ſieht, auch hier ſteht Münſter ganz im Gedankenkreiſe des Volkes. Wie uns die Volksſage von der „übergoſſenen Alp“ erzählt, die durch einen Zauber plötzlich eine Wüſte geworden, ſo ſoll Gott umgekehrt über Nacht das Silber in die deutſchen Berge gelegt haben, das zur Heidenzeit noch nicht darin geweſen, und jene Grundſtoffe in die Felder, die aus einer Wüſte ein Paradies aufkeimen ließen. Um ſeine perſönliche Kraft zu erweiſen, hat er ſein eigen Werk nachträglich umgearbeitet. Allerdings war es Gottes Fluch und Segen, der Egypten und Babylon verdorren und Deutſchland ſo luſtig ergrünen ließ, nämlich der Fluch, der auf der Faulheit, und der Segen, der auf dem Fleiße des Volkes ruht, und ſo verſumpft und vertrocknet auch das Land, wo das Volk verſumpft und vertrocknet.

Im ſchärfſten Gegenſatz faßt Frank in ſeinem Weltbuch das Walten Gottes in der Natur ganz pantheiſtiſch, und was wir, die wir ſelber nur ein Ausdruck Gottes ſind, täglich ſehen, Sonne und Luft und Land und Meer iſt ihm an ſich ſchon das größte Wunder; denn jedes Ding, das uns umgibt, iſt Gottes voll und voll ſeines Wortes. Frank citirt beſtändig Bibelſtellen und predigt ohn Unterlaß vom Leben in Gott, aber die Theologen werden wenig Freude an dieſer Predigt gefunden haben. Er ſchließt auch ſein Buch nicht mit einem Amen, ſondern indem er einer Reihe von Zügen über der Heiden Aberglauben und falſche Lehre aus Tertullian Züge von der Hochherzigkeit und Todesverachtung der Heiden gegenüber ſtellt. Auf dem Titel citirt er den Pſalmwers: „Kommet her und ſchauet die Werke des Herrn, der ſo wunderbarlich iſt über die Menſchenkinder.“ Die citirte Stelle heißt aber gar nicht ſo, ſondern: „Kommet her und ſchauet die Werke des Herrn, der auf Erden ſolches Zerſtören anrichtet.“

Das Zerſtören mochte nun zwar wohl, wie wir ſehen, einem conſervativen Kosmographen wie Münſter auf's Titelblatt paſſen, aber nicht einem radikalen wie Frank; darum bog dieſer die zweite Hälfte des Bibelſpruchs in's Gegentheil um; denn Frank nahm die guten Gedanken, wo er ſie fand, und ſetzte ſie zurecht, wie er ſie brauchte.

Sebaſtian Münſter hat nicht nur ſo große Liebe für ſein deutſches Vaterland, er hatte auch noch eine beſondere kleine Liebe für ſeinen Geburtsort Ingelheim. So oft er kann, erzählt er uns, daß dort Karl der Große und auch er, Sebaſtian Münſter, geboren ſey, in dem wohl gefreiten Ort, deſſen Einwohner, außer vom Getreide, weder den großen noch den kleinen Zehent zu geben brauchen. Münſters ganzes Werk iſt ja in Ziel und Anlage auf das nationale und örtliche Heimathbewußtſeyn gebaut; warum ſollte der Verfaſſer nicht auch von jenem Lokalpatriotismus erfüllt ſeyn, den er bei ſeiner Quellenſammlung ſo trefflich zu nützen wußte?

Vor längeren Jahren kam ich einmal nach Ingelheim und beſchaute die merkwürdige gothiſche Kirche. Ein alter Küſter führte mich herum und erzählte mir unter anderem, daß in Ingelheim Karl der Große und auch Sebaſtian Münſter geboren ſey, genau mit den Worten, wie ſie in der Kosmographie ſtehen. Der Alte beſaß das Buch und war darin zu Hauſe wie in der Bibel, und ſchier jedes Kind in Ingelheim weiß ſeit Urgroßvaterszeit, daß nächſt Karl dem Großen Sebaſtian Münſter, welcher die ganze Welt beſchrieben, der berühmteſte Mann von Ingelheim geweſen iſt. Münſter lebt in ſeinem Geburtsort nach dreihundert Jahren wirklich noch im Volksmund, und er hat es verdient durch ſeine treue Anhänglichkeit an Ingelheim, wo Karl der Große und auch er geboren iſt. Seine Kosmographie aber iſt immer noch hie und da in ſüddeutſchen Familien das Erbſtück eines Hausbuches, und der Altmeiſter deutſcher Landes- und Volkskunde ſollte in der That auch im Volke nicht ganz vergeſſen werden, und wäre es auch nur wegen des ehrlichen deutſchen Herzens, das wir ſo warm und ſtark ſchlagen fühlen unter dem dicken Panzer kosmographiſcher Gelehrſamkeit.

Digitized by Google

Aus den Briefen Varnhagens von Enſe an eine Freundin.

Berlin, 18. Februar 1848. — Es iſt mir ein wahrer Troſt, zu erſehen, daß Sie ſich etwas beruhigen, und in Thätigkeit und Vergnügen das Nächſte faſſen, was der Tag darbietet. Anderes bleibt uns in der That nicht übrig; wir mögen noch ſo ſehr in die Ferne greifen und rufen, ſie bleibt Ferne, bis wir etwa — was denn auch ein nächſtes Tagewerk wird — durch richtige Schritte ſie allmählig erreichen, vielleicht nur um zu ſehen, daß hinter ihr wieder eine Ferne liegt, die uns lockt und zieht. An dem allgemeinen Menſchengeſchicke können wir einmal nichts ändern, ihm unterliegt der Große wie der Kleine, und der Größte erſt recht. Ich leſe dieß zu tiefernſter Betrachtung in vollen Zügen aus den reichen Zeugniſſen heraus, die wir über das Alter Friedrichs des Großen und Voltaires haben, und bei denen wir uns des Mitleids nicht erwehren können, wenn auch die Thätigkeit und Haltung dieſer Männer bis zuletzt uns mit Bewunderung erfüllt. Dieß bringt mich auch auf die Briefe Wilhelms von Humboldt, von denen Sie mir ſagen, daß Herr Carlyle ſie nicht leiden kann. Ich verſtehe dieſe ſeine Abneigung vollkommen; auch mir iſt die Art von Ergebung, die in den Briefen herrſcht, unheimlich und greulich, und ich will neben dem Leben in Ideen ein heiteres, kräftiges Irdiſche, einen ſonnenhellen, thatenerfüllten Tag. Mir wurde beim Leſen der Briefe — ich hatte ſie vor dem Druck genau durchzuſehen — ganz matt und krank zu Muthe, dieſes Mönchiſche, Aſcetiſche wirkte abſchreckend auf mich; dieß hindert indeß nicht, daß ich den Geiſt, der mir dieß anthat, als einen außerordentlichen anerkenne, und die Fähigkeit, dieß alles ſo auszudrücken, nach Gebühr würdige. Sagen Sie dieß, ich bitte, Herrn Carlyle mit meinen beſten, verehrungsvollſten Empfehlungen!

Bettina von Arnim hat mir ihr neueſtes Buch geſchickt, — nicht gebracht, wie ſonſt, — obſchon daſſelbe hier von der Behörde wegen eines Formfehlers noch zurückgehalten wird. Der Inhalt ſcheint mir weniger anſprechend, als in den früheren Büchern, und kann insbeſondere für das Ausland wenig Reiz haben. Doch ſind einige ſcharfe Stellen darin, beſonders gegen ihren ehemaligen Freund Ranke, den ſie geradezu als einen Lump behandelt, dem ſie ihre Thüre verboten habe.

— Mich freut, daß Sie das Buch von Hillebrand kennen und ſchätzen; es iſt eine durchaus ernſte und geſinnungsvolle Arbeit, die keiner Partei huldigt, und deßwegen auch von der Kritik, die nur Parteiung kennt, minder günſtig behandelt worden iſt; allein der Werth des Buches iſt im Stillen ſo gut anerkannt und daſſelbe hat ſolchen Erfolg bei unſerer Leſewelt, daß, wie ich höre, ſchon eine zweite Auflage nöthig wird.

— Alles iſt hier von den Vorgängen in Italien erfüllt, mit Beſorgniß und Freude, aber mehr doch mit Freude, trotz aller Beſorgniß. Noch mehr in unſerer Nähe hat uns das Ereigniß in München überraſcht, ein furchtbares Beiſpiel der unwiderſtehlichen Volksmacht, ſobald die Umſtände ihr einen Augenblick Einigkeit gewähren; mich dünkt, das Königthum hat hier einen der ſtärkſten Schläge bekommen, die ihm ſeit vielen Jahren ertheilt worden ſind. Und wie deutſch-gutmüthig ſchrie das Volk unmittelbar darauf wieder dem Könige ſein Hoch! — Von Lola Montez iſt mir kurz vor ihrer Kataſtrophe noch ein Autograph zugekommen, engliſch mit gebildeter und kraftvoller Hand geſchrieben, ein Blatt, deſſen Werth durch das neueſte Ereigniß nur erhöht iſt, und das jetzt wohl gar nicht mehr zu haben wäre. So verbinden ſich Größtes und Kleinſtes, und was ich im Scherze ſage, meint mancher ganz im Ernſt, und ſchmeichelt ſich, die Vorſehung habe um ſeinetwillen die größten Anſtalten gemacht.

---

15. März 1848. — Ich ſehe mit antheilvoller Befriedigung, daß Sie ſich in Ihrem Verhältniſſe zur Welt etwas mehr beruhigen und faſſen, wenn auch Ihr Herz, wie Sie richtig bemerken, in ſeinem Weſen ſich nicht verändern kann. Das letztere wird auch nicht gefordert; die Welt verlangt es nicht, aber ſie kümmert ſich auch nicht um die Anſprüche, die an ſie gemacht werden. Man muß im Zwieſpalt weiter leben. Der größte Irrthum iſt es, daß wir hienieden ein beſtimmtes, uns perſönlich zugewieſenes Glück einzufordern hätten. Wir ſuchen es alle, aber wie ein unbekanntes Kleinod, als eine Gabe des Zufalls, der außerhalb der Berechnung liegt; bei dieſem Suchen aber arbeiten und wirken wir, und finden in dieſer Beſchäftigung einige Goldkörner der gediegenen Maſſe, die ſich als ſolche nicht darbietet. Fahren Sie daher nur immer fort zu wirken und zu helfen, ſo viel Sie können, aber mit Unterſcheidung und Maß! Die Sinnesweiſe der Menſchen werden Sie nicht verändern, Sie müſſen dieſelbe vielmehr berückſichtigen und aus und mit ihr das Gute hervorrufen, und gar nicht erſtaunen oder gar ablaſſen, wenn dieß

Digitized by Google

oft durchaus nicht gelingt, und meiſt nur in unſcheinbarſter Weiſe.

Während ich Ihnen ſchreibe, war Frau von Arnim über eine Stunde bei mir und hat mich grauſam geſtört. Sie that, als wäre ſie geſtern dageweſen, ſchalt mich über meine Kälte und las mir lange Briefe vor, die mich nichts angingen. Ich fühlte großes Bedauern; ſie lebt in großen Strebungen, die ſtets erfolglos bleiben, und ſie iſt durch und durch unglücklich im Innern, obſchon ſie dieß mit allen Mitteln ihres Geiſtes zu verbergen ſtrebt und eifrig das Gegentheil verſichert. Ich vermied, über Perſonen mit ihr zu ſprechen, und nannte daher Ihren Namen nicht; ſie war auch ganz von der Angelegenheit der hier verurtheilten Polen erfüllt.

Mehr noch als Bettina ſtört mich die Unruhe, die ſeit mehreren Tagen unter den hieſigen Einwohnern herrſcht und heute auf dem Gipfel zu ſeyn ſcheint. Das Volk iſt in Bewegung, die Truppen ſind ausgerückt, es hat ſchon blutige Zuſammenſtöße gegeben. Ich bin ſehr aufgeregt durch die lebhaften Erörterungen, die ſich unaufhörlich aufdrängen, die erſchütternden Nachrichten, die jeden Augenblick einlaufen; ich werde abgerufen, gefragt, man fordert mich zum Streiten heraus, und ich geneſe eben erſt von mehr als vierwöchentlicher Krankheit.

Am 16. März. — Ich konnte geſtern nicht weiter ſchreiben. Der Abend war ſehr unruhig. Die Truppen haben abermals mit den Volksmaſſen einen Strauß beſtanden, der viele Verwundete gab. Dieſe Vorgänge haben hier noch nicht die politiſche Farbe, welche ſich an andern Orten zeigt, aber weil ſie in der Hauptſtadt ſich ereignen, ſind ſie doch von Wichtigkeit. Im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland iſt die Aufregung ungeheuer und hat mit unwiderſtehlicher Kraft ſchon die größten Umgeſtaltungen erzwungen. Was noch geſchehen mag, iſt gar nicht vorauszuſehen, nur das iſt gewiß, daß jeder Mißgriff der Lenkenden ſich unmittelbar beſtraft und jedes Zaudern zur verhängnißvollen Entſcheidung wird. Sie ſind ganz rathlos, verwirrt und feige, die Regierungskunſt ſcheint verloren und muß erſt wieder gefunden werden. Der ſich klug dünkende, unredliche und daher erzdumme Louis Philipp und ſein nichtswürdiger Guizot waren ihre bewunderten Vorbilder; ſogar Metternich hatte dieſe Götzen angebetet! Die falſchen Götter ſind zerſchlagen, den wahren einzigen Gott, von dem ſie ſich abgewendet, obwohl ſie mit ſeinem und ſeines Sohnes Namen prahlten, können ſie in der Verwirrung nicht finden.

Umſturz aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe, der ſchon vorhanden iſt, die Verarmung, welche bevorſtehet wird, die Parteiwirren, die ſchon anfangen, können auch mich treffen und mir herbe Verlegenheiten bringen, aber mein eigenſtes Leben ſchwebt hoch über dieſen Bedingungen und ich freue mich jeden Tag, dieſe Wandlung der Dinge noch erlebt zu haben; ſie iſt eine große Genugthuung, die uns für dreißigjährigen Druck, Verkümmerung und Schmach endlich zukommt. Da ich unſerem Regierungsweſen durch viele Beziehungen nahe ſtand, ſo habe ich, beſonders während der letzten Jahre, über die Verkehrtheit der Anſichten, den Dünkel und die Fahrläſſigkeit der Obenſtehenden täglich meinen Aerger und Grimm gehabt und oft ausgeſprochen, was zu thun ſey, was man verſäume und wie es kommen werde; doch natürlich ohne allen Nutzen. Mich hat bei unſern Sachen wie bei den franzöſiſchen nichts überraſcht als Tag und Stunde; die konnte niemand wiſſen. Der äußerſte Kampf wäre auch ohne die Dummheit und den Eigenſinn der Verblendeten, welche der Himmel in der Zuſammenſetzung ſeiner Dramen immer als wirkſame Triebfedern mitgebraucht, in der That vermieden worden; jetzt bildet dieſer Kampf die eigentliche Kraft und Glut der fortſchreitenden Bewegung. Ich habe den Kampf am 18. und in der Nacht zum 19. mit angeſehen; das Einzelne war mir nicht neu, aber das Ganze kann ich mit nichts Erlebtem vergleichen. Der Heldenmuth, die Ausdauer, die Todesverachtung, welche die Kämpfer gezeigt, übertreffen alles, was ich in meinen Kriegszeiten geſehen. Unſere Gegend war durch Barrikaden abgeſchloſſen, ſie wurden vertheidigt und behauptet bis zum hellen Morgen. Kanonen, Reiterei, Fußvolk, alles war im Streit, die Geſchütz- und Gewehrſalven hörten nicht auf, dazu das Gepraſſel der von den Dächern geſchleuderten Steine, das Geſchrei der Kämpfer! Vor meinen Fenſtern erlag eine Schaar Fußvolk dem Steinhagel. Das Haus wurde durchſucht nach Waffen, übrigens nichts genommen. Mit dem Auszug der Truppen aus der Stadt und den freigebigſten Bewilligungen abſeiten des Königs endigte die Sache, die zur wirklichen Revolution überging und eine neue Zeit anhob. In dieſer geht es nun vorwärts, auflöſend und geſtaltend, in großem Drang und Gewirre, voraus aber die Ordnung hoffentlich bald erſtehen wird. Der König iſt aufrichtig in der neuen Richtung, er hat die Nacht vom 18. zum 19. wie ein Gottesurtheil angenommen und ſich in das ſonſt Verhaßte willig gefügt. Das Volk hat ein richtiges Gefühl hierin und hat noch ein Herz für den König. — Die Hauptſache für uns iſt, daß das preußiſche Parlament und dann das deutſche bald zu Stande kommt; daran wird aus allen Kräften gearbeitet.

1. April 1848. — Vor allem ſag' ich Ihnen, daß ich gutes Muthes bin und getroſt in die Zukunft blicke, was auch immer perſönlich mir begegnen möge. Der

Digitized by Google

Freilich muß alles im Sturme täglich erneuerter Ueberraſchungen geſchehen, und das macht alles mißlich. Indeß wir ſind einmal mitten drin und wir müſſen hindurch! Die Welt wird übrigens nicht untergehen.

---

16. Mai 1848. — Ihr letzter Brief mahnt mich, an den Ereigniſſen der Zeit thätigen Antheil zu nehmen; Sie haben überall, ſagen Sie, meinen Namen geſucht und nirgends gefunden. Die Mahnung traf mich in einer Zeit, wo ich auf's neue von Unwohlſeyn peinlichſter Art heimgeſucht, mir ſelbſt als augenſcheinlicher Beweis erſcheinen mußte, wie unfähig ich bin Ihrer ſo wohlgemeinten Erwartung zu entſprechen.

— Ich war bei den Urwahlen thätig, aber mit großer Anſtrengung überwand ich die Mühſale, und war nachher krank. Ich hörte, daß in einigen Wahlbezirken viele Stimmen mich zum Abgeordneten nach Frankfurt wollten, allein da ich nicht zugegen war, keine Reden halten konnte, ſo fiel die Sache wieder, und ich hätte mit gutem Gewiſſen die Sache nicht annehmen können. Ganz vor kurzem verſucht' ich zum erſtenmal einen Volksredner im Freien mitanzuhören; eine halbe Stunde hielt ich die enge heiße Luft im dichten Menſchengedränge aus, mußte dann durch die Abendkühle heimkehren, und bekam ein Flußfieber, von dem ich heute noch nicht ganz wieder frei bin. Sie ſehen, ich kann keine öffentliche Rolle mehr durchführen, es iſt zu ſpät! Ja, wenn vor zwanzig Jahren dieſe Zeitumſtände mich gerufen hätten! Ich bin ſo unbeſcheiden zu glauben, daß ich etwas Tüchtiges zu leiſten im Stande geweſen wäre; ja, noch mehr, ich ſehe unter allen heute Thätigen keinen, dem ich in meiner eigenen Schätzung mich nachſtellen müßte, im Gegentheil, ich ſehe mich ſehr vielen an Muth und Einſicht voraus; aber was hilft's? Das Schickſal hat es anders mit mir gemeint, und ich füge mich ſeinem Spruche; ja ich bin ihm innigſt dankbar, daß es mir noch vergönnt hat, dieß alles wenigſtens noch zu erleben, als That und Wirklichkeit zu ſehen, was ich als Wunſch und Hoffnung ſo viele Jahre in mir gehegt. — Meine Geſinnung und meine Geiſteskräfte dürfen Sie unbedenklich überall gegenwärtig und mitthätig glauben, wo nur irgend für die Sache des Volks und der Freiheit gearbeitet wird, und dieſe Theilnahme iſt auch keineswegs unwirkſam, denn ich ſtehe in vielfacher Verbindung, mündlicher und ſchriftlicher, und ich habe die Freude, manches Saatkorn aufgehen zu ſehen, das ich ausgeſtreut. Dieſe Thätigkeit und dieſe Freude möcht' ich um keinen Preis entbehren. Uebrigens war ich nie ſo frei von perſönlichem Ehrgeiz als eben jetzt; ich fühle, welch ein Glück es iſt, in der Sache ſelber zu leben, anſtatt in ihrem Schimmer; Namen und Ruhm werden da gleichgültig.

Meine Zuverſicht und Hoffnung ſind unerſchüttert, ich ſehe ferne herrliche Zielpunkte, auf die mit allem Vertrauen hinzuſtreben iſt, die gewiß einſt erreicht werden. Dabei weiß ich ſehr wohl, daß gerade jetzt eine große Verwirrung herrſcht, die noch immer zunimmt, und die uns den größten Gefahren zuführt; ich ſehe furchtbare Wetter im Innern und nicht geringere von außen, ich weiß, daß der Untergang dicht neben dem Siege lauert, aber darauf muß es gewagt ſeyn. Wie theuer der Sieg ſeyn wird, welche Opfer ihm fallen müſſen, wie viel Blut noch fließen muß, das hängt nicht ſowohl von der Bewegung ab, als von dem Widerſtande, den ſie findet. Die Feinde haben dieſe Bedingungen in der Hand, ſie beſtimmen, welche Mittel nöthig ſind, das Feld zu behaupten. Wenn ich gewiſſen Zeichen glauben darf, ſo fürcht' ich, es wird arg werden, und es ſoll uns nicht beſſer gehen als andern Völkern. Noch wollen die Deutſchen aufrichtig ihre Könige und Fürſten, noch wollen ſie den Adel freundlich in die neuen Einrichtungen aufnehmen, noch haſſen ſie Blutvurtheile und Gütereinziehung; aber — zum Frieden gehören zwei, wenn Ein Theil den Krieg fortſetzt, ſo iſt auch der andere dazu genöthigt. Das weiß ich, ſolche Greuel, wie die franzöſiſche Revolution hat durchmachen müſſen, die möchte ich nicht erleben! Der Freiheit aber werd' ich ſie nie zur Schuld rechnen.

— In unſerer ſchleswig-holſteiniſchen Sache iſt die Meinung in England, wie ich höre, ſehr gegen uns; ganz mit Unrecht, denn unſer Krieg gegen Dänemark iſt ein durchaus gerechter. Wäre Bunſen in England mehr geachtet, ſo würde ſeine Denkſchrift beſſern Eindruck machen. Das Thatſächliche haben andere vor ihm ſehr klar vorgetragen.

— Von Fräulein Lewald werden Sie längſt Nachricht haben; ſie hat Ihren Brief richtig erhalten. Von Paris kam ſie allzu früh zurück, und verſäumte die dortigen Annehmlichkeiten großentheils, das Unangenehme dagegen fand ſie hier nur unangenehmer wieder; denn auch im Revolutioniren ſind die Franzoſen uns an Geſchicklichkeit und Grazie voraus. Ich ſehe Fräulein Lewald wenig, ſie liebt es, einen engern Kreis um ſich her zu haben, und die eigentlich geſelligen Verhältniſſe ſind überhaupt ſehr geſtört. — Bettina von Arnim iſt auch wieder hier, beſuchte mich gleich nach der Wiederkehr und ſeitdem öfters, und iſt ſo freundſchaftlich und vertraulich als je. Mit der Revolution iſt ſie vollkommen einverſtanden, und Freundin der Polen und Franzoſen.

Digitized by Google

23. Mai 1848. — Gestern ist unsere Nationalversammlung eröffnet worden, nicht ohne begleitende Verdrießlichkeiten und Mißempfindung. Die Regierung hat den Landtag berufen und steht ihm gleich anfangs mißtrauisch und zurückhaltend gegenüber; es werden starke Reibungen nicht ausbleiben. Doch vermag noch niemand über den Geist dieser Versammlung zu urtheilen, sie kennt sich selber noch nicht. — Im Allgemeinen sind unsere Sachen sehr verworren und trübe; nicht wenige große Parteien stehen einander gegenüber, sondern hundert kleinliche Meinungsarten, und es ist kaum abzusehen, wie aus dieser Uneinigkeit die erwünschte Einheit entstehen soll. Unsere Minister haben durch ihr zweimonatliches Nichtsthun unsern Sachen einen unberechenbaren Schaden gebracht, und ihre letzte That, der ungeschickte lügenhafte Antrag zur Rückrufung des Prinzen von Preußen, ist ein wahrer Erisapfel, den sie unter die ganze Bevölkerung gerufen haben. Dem Prinzen selbst muß die Sache, wie man sie gestellt hat, tief mißfallen.

— Unser verkehrtes Benehmen in Posen, unsere wie Verrath aussehende Unentschlossenheit, dann plötzlich erwachte Grausamkeit gegen die fast unbewehrten Polen — die auch im Kampfe zehnmal mehr erlitten als verübt haben, wiewohl die eifrigst verbreitete Verläumdung das Gegentheil sagt — hat die unglückliche Folge gehabt, daß die Slaven nun allgemein das Vertrauen zu den Deutschen verlieren, sich von uns abwenden und die dargebotene Hand zurückstoßen.

Die furchtbare Zerrüttung des österreichischen Kaiserstaates erschüttert die Grundvesten Deutschlands, und Preußens insbesondere; wir fühlen es jeden Augenblick, daß uns eine wichtige Anlehnung jetzt fehlt. Wie ich die Dinge sehe, so scheinen mir nun große Stürme unvermeidlich, auch wenn kein auswärtiger Krieg entsteht, um so mehr, wenn dieser eintritt. Noch ist es möglich, daß das König- und Fürstenthum in Deutschland gerettet, sogar neu befestigt werde, aber nicht ohne ihre sorgsame Mithülfe; thun sie das Unverständige, Falsche, Kleinliche — wie es an vielen Orten leider den Anschein hat — so gehen sie zu Grunde! Und das deutsche Volksthum ist dabei in größerer Gefahr, als vielleicht je von ihm bestanden worden; zur Zeit Napoleons war sie meines Erachtens nicht größer.

Für mich ist es allerdings eine harte Aufgabe, mit aller Einsicht und Erfahrung eines reifen Alters und vieljährigen Eifers bei allen diesen Geschichten nur zusehen zu können; daß ich aber doch nicht ganz müßig bin und redlich einwirke, wo es möglich ist, habe ich in meinem vorigen Brief Ihnen auseinander gesetzt. Ich sehe, wie ernst es mir um die Sache zu thun ist, da mir so gar nichts daran liegt, ob mein Name dabei vorkomme.

Geselliger Verkehr in früherer Art findet man jetzt hier wenig, und ich besonders habe mich zurückgezogen, weil dort im Ganzen große Verstimmung herrscht und ich das nutzlose Streiten gegen Albernheiten hasse. Die Alten sind unverbesserlich, sie müssen verbraucht werden, wie sie sind; an die Jugend muß man sich halten, da ist offener Sinn und frische Kraft und die ganze Bürgschaft freier Zukunft.

Die literarische Thätigkeit, sofern sie nicht auf das öffentliche Leben sich geworfen, liegt ganz darnieder, doch wohl nicht lange; im Herbst wird sich das Bedürfniß wieder lebhafter zeigen.

---

25. Juni 1848. Sonntag Nachmittags. — Sagen Sie Herrn Carlyle meinen innigsten Dank für dieses neue, werthe, hochwillkommene Geschenk. In seinem größeren Bildnisse spricht allerdings der geistige Charakter sich weit schärfer und erkennbarer aus, als in dem kleineren Bilde, welches ich indeß auch nicht missen möchte. Mir ist es ein wahrer Genuß, diese edlen, kräftigen Züge wiederholt anzuschauen; ihr Grundausdruck ist Ehrlichkeit, dann kommt Scharfsinn, endlich Humor, reich vorhanden seh' ich auch Muth und Thatkraft, wenn schon das zerstreute Schicksal, wie Rahel sagt, vielleicht bis jetzt versäumt hat, beide von ihm entschieden zu fordern. Geht es doch vielen Menschen immerfort so, auch mir eben jetzt wieder, und sich dadurch nicht irren zu lassen, ist am Ende doch auch ein Beweis von Tüchtigkeit, mit dem man zufrieden seyn kann. Carlyle hält wenig vom Parlament und sonstigen Versammlungen der Art? Ich aber bin überzeugt, hätte das Geschick ihm frühzeitig dort eine Rolle angewiesen, er würde daraus eine höchst bedeutende gemacht haben. Daß er Schriftsteller geworden, ist jedenfalls vorzuziehen.

— Fräulein Lewald ist Ihnen für Ihre wohlwollende Fürsorge um so mehr verpflichtet, als dieß Aufspannen günstiger englischer Segel für ihre literarische Fahrt gerade in einer Zeit geschieht, wo die deutschen eingezogen sind und wohl noch längere Zeit es bleiben. Kein neues Buch erscheint bei uns, kein Buchhändler will neuen Verlag übernehmen, die ganze Literatur stockt, nur Zeitungen und Flugblätter werden gelesen. Ein Roman, der noch dazu Geschichtliches und Politisches enthält, liegt fertig in dem Pulte von Fräulein Lewald, muß aber auf bessere Zeit warten, die schon wiederkommen wird. Ich hoffe es auch für mich; denn wie starke Lebensreize der Staat, das Volksleben, Verfassungs- und Freiheitskämpfe seyn mögen, das nur

Digitized by Google

angefüllte Leben, ohne die höheren Geistesarbeiten und die Anmuth der Kunstbildung würde doch nur kärglich befriedigen. Nach einiger Zeit wird sich bald genug ausweisen, daß die Deutschen ein Volk sind, welches lesen und schreiben kann.

— Wissen Sie etwas von einem neuen Wochenblatt, le Spectateur de Londres, das am 1. Juli erscheinen soll? Bei Hrn. Schulze, 13 Goland Str. Oxford Str. Ein Herr Le Duy hat mich zur Mitarbeit aufgefordert. Ist es etwa die neue Guizot-Metternich'sche Zeitschrift, von der man gesprochen hat? Ich kann in keinem Falle dazu Beiträge geben. Meine Zeit ist beschränkt und ich habe der Aufgaben schon zu viele.

Ich widme so viel ich kann meine Kräfte unseren öffentlichen Angelegenheiten, doch freilich leider ohne persönliches Auftreten, welches mein Gesundheitszustand nun einmal nicht erlaubt. Will eine gute Stunde mich bisweilen täuschen und mir einreden, ich könnte doch ein Amt oder die Pflichten eines Abgeordneten erfüllen, so kommt die böse gleich hinterher und ich erfahre täglich, daß es nicht geht. Warum ist auch der Umschwung der Dinge so spät gekommen? Und doch bin ich ihm dankbar, daß er mich noch als Zeugen gewollt hat! — Uebrigens gehört jetzt meine Entschlossenheit und Zuversicht dazu, um der Gegenwart und nächsten Zukunft fest in's Auge zu sehen. Denn unsere Angelegenheiten gehen sehr schlecht und werden noch lange schlecht gehen. Alle unsere Fragen sind verwickelt und ungeschickte Hände verwirren sie noch mehr. Die Mehrheit der Deutschen wünscht constitutionelle Monarchie, doch hat auch die Republik ihre Anhänger. Bei uns in Preußen ist überall Lahmheit und Unzulänglichkeit, Einsicht und Klarheit findet sich auf keiner Seite; der Hof kann sich in die neue Wendung nicht gewöhnen, er folgt ohne Plan und Kraft den alten Neigungen, die Minister haben drei Monate mit kleinlichen Versuchen vergeudet, waren zaghaft und ängstlich für das Gute, dreist nur im Verkehrten; jetzt hat der Hof, dem zu Liebe sie so waren, sie fallen lassen und die neuen werden nicht besser, wohl gar etwas schlechter seyn. Vielleicht ermannt sich die Nationalversammlung, die bisher aus übel verstandener Schonung und Rücksicht nichts Tüchtiges zu Stande gebracht; vielleicht! Die nöthige Kraft und Gesinnung ist reichlich vorhanden, aber wenn sie nicht in den Abgeordneten, nicht in den Ministern, nicht im Hof ist, so kann sie nur unter gewaltigen Erschütterungen zur That kommen. Dabei droht uns der Russenkrieg, den wir nicht zu fürchten brauchten, hätten wir seit drei Monaten nicht alles, was zu thun war, versäumt. Jetzt können wir ihn nicht führen ohne französische Bundesgenossenschaft, die immer bedenklich bleibt und in neue Verwicklungen führt. Bringt eine Krieg nicht alles zu rascher Entscheidung, so können für Deutschland noch ganze Zeiten hingehen, ehe wir auf einen festen Boden und zu ruhiger Ordnung gelangen. Unsere Bildungsarbeit ist nicht von der Art, daß man von ihr fordern könnte, nur friedliche Erscheinungen darzubieten, im Gegentheil, unsere Zustände sind kriegerisch; man darf sich daher nicht wundern, wenn es Aufläufe, heftige Reden, Schwankungen gibt, diese sind unvermeidlich. Glauben Sie aber nur ja nicht den Gerüchten, als ob Berlin dadurch unsicher wäre; das ist nicht der Fall, vielmehr ist es zu verwundern, daß so wenig Verletzungen der Personen und des Eigenthums geschehen; alles hat immer nur politischen Zweck, so auch der Angriff auf das Zeughaus, wo die Behörden sich ganz erbärmlich zeigten. Die Katzenmusiken, die jetzt ganz aufgehört haben, waren ein ganz unschuldiges Vergnügen. — Am wenigsten ist die Stockung des Verkehrs und der Mangel an Geld eine Folge der Unruhen; die Ursache ist eine allgemeine, die Noth ist die Folge der heillosen Wirthschaft, die 33 Jahre geherrscht und nun ihren Gehalt zu Tage legt. Unser Leben muß auf einen ganz andern Fuß eingerichtet werden, große Ersparnisse sind nöthig; sie treffen auch mich und ich grolle darüber nicht. Ueberhaupt kann nichts, was mich persönlich treffen mag, je mich bedauern lassen, daß diese Wendung eingetreten ist. Sie wird auch im Verlaufe der Zeit, lange nach mir, mit den Gütern der Freiheit alle Güter des Wohlstandes und des höheren Gedeihens reichlich wiederbringen. Darüber heg' ich keinen Zweifel.

Die armen Polen und die armen Tschechen! In Betreff der letzteren stimmt wohl Moritz Hartmann nicht mit mir überein. Gar viele Deutsche sind leider in ihrer Deutschheit schon anmaßlich und ungerecht, ja überheben sich gegen die Slaven und sprechen ihnen das Recht der Freiheit und Selbstständigkeit in däuelsvoller Verblendung ab. Und wie steht es denn mit den Deutschen? sind wir unserer Dinge schon so gewiß? Werden wir zu den Kläglichkeiten einer langen Vergangenheit nicht noch neue der Gegenwart häufen? Ich halte dieß Verkennen der Rechte anderer Nationen für eine große Verderbniß in der unsern, angenommen aus Nachahmungssucht fremder! In Prag außerdem war es nicht die Sache der Deutschen, die über die Tschechen siegte, es war die der Militärgewalt, welche das Bürgerthum niederschlug.

---

8. August 1848. — Ihre guten Wünsche wegen meiner öffentlichen Theilnahme an politischen Geschäften

Digitized by Google

haben ungeachtet meines guten Willens jetzt noch weniger Aussicht auf Erfüllung als früher, und wäre ich in der Paulskirche oder Singakademie, so würden Sie selbst mich nur um so eiliger herausrufen, da die Luft an beiden Orten noch heißer und schwerer ist, als auf meinem Zimmer. An den großen Verhandlungen betheiligt zu seyn, wäre allerdings eine persönliche Genugthuung für mich, indeß bild' ich mir nicht ein, daß daraus ein besonderer Vortheil für die Sache entstehen könnte; ich würde nur die Seite verstärken, die jetzt völlig zurücksteht, und durch Eine Stimme mehr nichts gewönne; gesagt wird alles, was ich zu sagen hätte, aber es dringt nicht durch. Ich würde als Gegenwärtiger den Aerger und Unwillen, den ich jetzt als Draußenstehender empfinde, nur verzehnfacht fühlen, bei nicht größerem Nutzen.

Unsere Angelegenheiten verwirren sich immer mehr. Ich sehe darin die Folge der aus früheren Verhältnissen auf uns vererbten Schäden, die noch immer reichlich an das Licht kommen und ihre Heilung fordern, welche jetzt ohne gewaltige Mittel nicht zu gewähren ist; aber ich sehe darin auch die Anlage zu größerer Entwicklung, als wir sie im ersten Ausbruche der neuen Erscheinungen sehen und meinen konnten. Wir fassen diese Gegenstände meist zu klein und vereinzelt, wir möchten gutmüthig als Zweck annehmen, was nur ein Mittel ist, um Größeres zu bewirken. Ein paar Kampftage, und der alte Druck abgethan, die neue Freiheit eingeführt, das wäre eine gar einfache und hübsche Abmachung! Doch die Geschichte rechnet so nicht, die stellt ihre Anlagen auf weite Ferne hinaus. Wir möchten gern constitutionelles Fürstenthum, und die Mehrheit würde damit sehr befriedigt seyn. Aber wenn die Geschichte dazu den Kopf schüttelt, wenn sie die Herzen der Pharaonen verstockt, die Völker mit Blindheit schlägt, die unedeln Leidenschaften aufwühlt und die edeln überschüttet, — was dann? Wir müssen weiter, wenn auch mit Seufzen und Bedauern. Der Einzelne hat in diesen Stürmen keinen Halt, als den sittlichen; Wahrheit und Gerechtigkeit sind immer an der Tagesordnung, mit bester Einsicht die nächste Pflicht üben, das gilt zu jeder Stunde. Aber leicht und süß ist es freilich nicht, diese Rolle folgerecht durchzuführen! — Ich bin wahrlich nicht müssig in dieser Zeit, es ist aber nicht nöthig, daß es in größerem Kreise gewußt werde. Bei der Masse des Verkehrten, des Halben und Schwachen, des völlig Unsinnigen, ist leider wenig auszurichten. — In Preußen geht alles jetzt aus dem Zufall des Tages, kein leitender Gedanke, keine kräftige Führung ist wahrzunehmen. Wir häufen Fehler auf Fehler, verwirren uns in stets neuen Widersprüchen. Weiß der Himmel, wie wir uns da heraus finden werden! — Jetzt ist Bunsen hier; der wird, falls er um Rath gefragt wird, wahrhaftig die Klarheit nicht fördern, sondern nur das Dunkel mehren! — Nach den ersten frischen Kämpfen erfüllen Ränke und Schelmereien und gemeiner Ehrgeiz den öffentlichen Tummelplatz. Kommt es wieder zu wahrem Kampfe, so verschwindet das Gesindel, und Muth und Tüchtigkeit treten wieder auf.

Ein vorwitziger Offizier hatte hier durch eine Flugschrift die verhaßte preußische Großsprecherei auf den Gipfel getrieben, die preußischen Truppen in den Himmel erhoben, alle andern geschmäht, und besonders die österreichischen. Dieser prahlerische Ausfall schadet uns unendlich. Zu unserer Beschämung erfechten eben jetzt die Oesterreicher einen bedeutenden Sieg, und wir führen einen albernen Krieg gegen Dänemark, albern in seiner Führungsart, wenn schon gerecht im Ursprunge. Mich dauern die Oesterreicher, die Preußen, am meisten aber die armen Italiener, die es schwer büßen, ihre Sache einem Könige anvertraut zu haben. — Ich will vor allem Gerechtigkeit, für alle Völker und Menschen. Daß wir nach der Revolution und trotz der Revolution noch Unterdrücker der Polen, Tschechen und Italiener sind, und es seyn wollen, ist eine Schuld, die wir durch eigenes Unheil büßen werden. Die Stimmen in Frankfurt, welche Deutschland frei und groß wollen auf Kosten anderer Völker, sind undeutsche, verwerfliche; sie ahnen den früheren Franzosen das nach, was uns an ihnen durchaus verhaßt war.

— Bettina von Arnim ist wieder hier und hat mich gestern besucht. Sie nimmt großen Antheil an den öffentlichen Dingen, jedoch nur ideal, nicht sachlich. Frau von Dudevant scheint minder enthaltsam geblieben zu seyn, und sogar mit gerichtlicher Verwicklung bedroht zu werden. Von Bettina ist der zweite Theil des Ilius Pamphilius erschienen und enthält vortreffliche Sachen. Von andern Erscheinungen nenn' ich nur Rankes dritten Band preußischer Geschichten.

Digitized by Google

Aus meiner Pilgertasche.

Heinrich Clauren, die Abendzeitung, Arthur Schopenhauer.

In der wonnigen Zeit zwischen dem Wiener Congreß und dem von Aachen, der ein tüchtiges Heftpflaster auf die der Vorzeit geschlagenen Wunden zu legen berufen war, und dem um sich fressenden Krebs eines neuen Geistes in Deutschland eine feste Schranke setzen sollte, lebte man in Dresden so harmlos und gemüthlich wie im Paradies und die Poesie huldigte dem Spruch: „Politisch Lied, ein garstig Lied.“ Alle damaligen Matadore der Dresdener Poesie bliesen concertirend in Ein Horn, in die erst 1817 neu erstandene Abendzeitung, vermehrten nebenbei die Almanachsüberschwemmung mit Prosa und Versen, beherrschten den Geschmack der königlichen Residenz durch allerlei Kritik in Schrift und Rede und machten sich auch im größten Theil von Deutschland bei allen geltend, denen die Romantik noch nicht in Kopf und Magen gefahren war und Schiller noch nicht für einen überwundenen Standpunkt galt. Wer entsänne sich nicht aus jener Periode der gefeierten Namen eines F. Kind, Gustav Schilling, F. Laun, F. Kuhn, Arthur von Nordstern, Rich. Roos, K. Borromäus von Miltitz, Th. Hell, A. Gehe, und jenes ungeheuer gelehrten Böttigers, der mit seinen blumenreichen Commentaren und Kritiken alle befreundeten Schriftsteller und Künstler für die Ewigkeit von ein paar Jahren einbalsamirte und schon bei lebendigem Leibe so narkotisch einräucherte, als hätte er sie prophetisch gegen die künftige Cholera schützen wollen. Nur Tiedge hielt sich in einer achtunggebietenden Isolirtheit. Das poesie- und kunstreiche Fräulein im italienischen Dörfchen verendete fast vor Sehnsucht und jammerte Tag und Nacht auf ihrer Harfe in den schmerzlichsten Wehen, bis es ihr endlich gelang, in einigen Journalen von ihren poesiereichen Kunstkritiken glücklich entbunden zu werden. Kräftigeren Geistes und höherem Schwunges als alle jene Poeten war Maria von Weber, aber zugleich war er auch diplomatischen Geistes, bedurfte der Mithülfe der Presse für seine reformatorische Aufgabe, die deutsche Kunst gegen das herkömmliche italienische und italienisirende Wesen aufrecht zu halten; er fügte sich daher äußerlich dem lokalen Geiste der Zeit und schloß sich jenem literarischen Concerte an, bald als Ripienbald als obligate Stimme.

Indessen lebten damals zwei Männer in Dresden, die, obgleich sehr verschiedenen Geistes und Charakters und Wissens, jenem Poetenbunde mancherlei Verdruß und Kummer verursachten, die Harmonie des Concertes mitunter sehr gestörten, sich ihm niemals förmlich anschlossen, aber dabei dessen Inseparables äußerlich spielten: der junge Dr. Arthur Schopenhauer und der schon ziemlich herangereifte königl. preußische Diplomat C. Heun, genannt H. Clauren; jener noch nicht berühmt, aber schon gefürchtet, dieser nicht eben zärtlich geliebt, als Rival im Stillen mehr und mehr beneidet, öffentlich aber um so zärtlicher gehätschelt.

Als Sohn der hochgeachteten Johanna Schopenhauer, völlig unabhängig durch ein hübsches Vermögen und schon früh in philosophisches Studium vertieft, hatte Arthur schon vor seiner Ankunft in Dresden sehr reiche Bekanntschaft mit dem geselligen Leben in verschiedenen Gegenden Deutschlands gemacht, ohne seinen Eigenthümlichkeiten im mindesten zu entsagen, noch in die Schwächen anderer sich geduldig zu fügen. In dieser Hinsicht war er unverkennbar ein wenig l'enfant gâté, von offenherzigster Ehrlichkeit, gerade heraus, herb und derb, bei allen wissenschaftlichen und literarischen Fragen ungemein entschieden und fest, Freund wie Feind gegenüber jedes Ding bei seinem rechten Namen nennend, dem Witze sehr hold, oft ein wahrhaft humoristischer Grobian, wobei nicht selten der Blondkopf mit den blaugrauen funkelnden Augen, der langen Wangenfalte auf jeder Seite der Nase, der etwas gellenden Stimme und den kurzen, heftigen Gesticulationen mit den Händen ein gar grimmiges Aussehen gewann. Mit seinen Büchern und Studien lebte er fast gänzlich isolirt und ziemlich einförmig, suchte keine Freundschaft, schloß sich auch niemanden besonders an, sah sich aber bei seinen weiten und raschen Spaziergängen gern begleitet, unterhielt sich dabei sehr lebhaft über einzelne literarische Vorkommenheiten, wissenschaftliche Gegenstände, hervorragende Geister, besonders gern über Drama und Theater. Wer ihn liebenswürdig, anziehend, belehrend haben wollte, der mußte mit ihm allein spazieren gehen. Mir wurde dieser Genuß oft zu Theil und dieser Umstand erwarb mir sein Wohlwollen, womit er mich jetzt noch erfreut. So galt er allgemein für einen Sonderling und war es auch gewissermaßen wirklich. Obschon entschiedener Gegner jenes Abendzeitungs-, Almanachs- und Liederkranzwesens, der sämmtlichen Theilnehmer daran, die er nur die literarische Clique nannte, besonders aber Böttigers, den er laut als den gestiefelten Kater verhöhnte, fand er sich doch sehr häufig an den öffentlichen Orten ein, wo diese

Digitized by Google

Männer gewöhnlich sich vergnügten. In der Regel entspann sich alsdann bald ein Kampf, wobei er mit seinem unverblümten Geradeheraus sehr den Unangenehmen spielte, mit den beißendsten Sarkasmen den Kaffee versalzte, seinem kritischen Humor ungenirt den Zügel schießen ließ, die ärgsten Brocken von Shakespeare und Goethe den Leuten in's Gesicht warf und dabei immer mit übereinander geschlagenen Beinen an ihrem Whisttische saß, daß sie Bock über Bock schossen. Daher erschien er ihnen stets als ein Wauwau, alle fürchteten ihn, ohne daß einer jemals gewagt hätte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Zum Glück blieb er über solche Dinge beim Reden stehen und bewahrte seine Tinte für anderes; Journalgeträtsche war nicht seine Sache, erschien ihm als zu kleinlich und verächtlich.

Ganz anderer Natur erschien H. Clauren, behaglich auf seiner diplomatischen Sinecure thronend: ein ziemlich kleiner, halbrunder, sehr auswärts gehender, beweglicher, redseliger, die römerartige Nase immer hoch in der Luft tragender, die in Gold gefaßte Brille häufig auf die Stirn emporschiebender, mit den großen hervorstehenden, etwas blöden Augen Einen anstarrender, gegen Alle zuvorkommender, freundlicher Mann, sehr galant gegen das schöne Geschlecht, ein Matador bei Tafeln und Soireen, liberal mit den Liberalen, loyal mit den Loyalen, stets glatt und heiter und comme il faut für jede Art von Gesellschaft, kurz eines jener glücklichen Wesen, die von niemand eigentlich geliebt noch gehaßt werden, denen niemand etwas Schlimmes nachsagen kann. Ohne jemals um ernstere Studien sich bekümmert zu haben, noch zu bekümmern, hatte er einen ziemlichen Schatz von allerlei Kenntnissen gesammelt und sich eine eigene Lebensphilosophie zusammen gezimmert, und er nahm in allem die Welt und die Menschen, wie sie sind, und wußte dieses Wie stets zu seinem Vortheil auszubeuten. Niemand hat wohl ein Recht, diese Philosophie ihm zum Vorwurf zu machen. Jeder sehe, wie er's treibe!

H. Clauren hatte mit seinen Erzählungen bereits die Menge der Leser für sich gewonnen und mit seinen Dramen Glück gemacht, ja in beiden Gebieten vielen andern Poeten bereits den Rang abgelaufen und sich zum Liebling aller derer emporgeschwungen, welche von ihrer Lektüre weder Erleuchtung des Geistes noch Erhebung der Seele beanspruchen, nur Zeitvertreib und eine erheiternde Aufregung der Phantasie und der Sinne verlangen. Aus Instinkt oder aus kluger Betrachtung der Welt leuchtete ihm ein, daß der Idealismus seit dem Eintritt der Deutschen in ein praktisch nationales Wirken und Streben keine fruchtbare Blüthe mehr treiben könne, die Romantik mit ihrem Heraufbeschwören der Vergangenheit und ihrer ausdrücklichen Ausländerei dem Geist der Zeit widerstreite, dem mächtig erwachten Drang nach Vorwärts Hemmschuhe anzulegen drohe, den Herzen der Menge fremd geblieben sey. Er sah, wie es einer zwar geistreichen und humoristischen, aber doch stets nur negirenden Kritik täglich mehr gelang, die Wirkung unseres Classischen auf die Menge zu schwächen, zu neutralisiren. Er erkannte, daß in einer solchen Periode der Umgestaltung und des Uebergangs, zudem der systematischen Niederhaltung alles dessen, was den durch die gewaltigen Ereignisse der jüngst verflossenen Jahre aus dem alten Geleise herausgedrängten Volksgeist weiter vorwärts zu treiben irgend geeignet war, nothwendigerweise eine momentane Lücke für die allgemeine Leselust und Unterhaltung entstanden war. Diese Lücke auszufüllen, appellirte er an die allergewöhnlichsten menschlichen Leidenschaften und an die Phantasie der Sinnlichkeit, sit venia verbo, im leichten, heitern, geschwätzigen Style der Theegesellschaften, der Kaffeevisiten, der Schoppenstunden und der höheren Wachtstuben. Dafür besaß er denn auch unverkennbar ein hervorragendes Talent. So entstanden jene Romane, Erzählungen und Dramen der schmunzelnd lasciven Sentimentalität und Abenteuerlichkeit, der inhaltsleeren, aber prunkenden Charaktere und einer schillernden Parodie von psychologischen Anschauungen und Weltbetrachtungen, welche sich so angenehm wie Zuckerwasser hinab schlürften, den Magen und den Kopf in keiner Weise beschwerten, in den Alten alle süßen Erinnerungen ihrer Vergangenheit weckten, die Jugend mit träumerischer Lüsternheit kitzelten, Allen eine Welt vor Augen stellten, in welcher es sich vortrefflich leben ließ, ohne sich um Politik und Vaterland und Menschenwohl bekümmern zu müssen, ein wahres Schlaraffenleben des besitzgelaunten Materialismus.

Diese Produkte Claurens begannen damals in den Salons wie bei den Rätherinnen, auf den größeren Hoftheatern wie auf den armseligsten Wanderbühnen täglich mehr Furore zu machen. Sie trugen auch in der That nicht wenig dazu bei, jene Poesien der Dresdener täglich mehr in Schatten zu stellen, deren Verlag prekärer zu machen. Hierin lag der Grund der oft kaum verhehlbaren Mißstimmung gegen Clauren, welche sich oft über seine pompösen Soireen, wobei jene Arbeiten vor der Veröffentlichung vorgelesen und der Kritik der Freunde unterbreitet wurden, nachträglich am beißendsten kund gab.

Jene ehrenwerthen Freunde von Dresden thaten sehr unrecht, aus Eifersucht sich selbst das Leben zu verbittern und mitunter gegen Clauren die Heuchler zu spielen. Clauren wurde auf dem Zenith seines Ruhmes

Digitized by Google

vom Schicksal ereilt und voll grimmigen Hohnes mit allen seinen Werken zu Grabe getragen; und wer lebt heute noch von allen jenen Dresdenern? Nur allein Fr. Kind einzig durch seinen „Freischütz," durch den Genius Marias von Weber gehoben und getragen. Aber der damalige Sonderling Arthur Schopenhauer freut sich heute noch seines Lebens unter den Lebendigen, schmückt sein graues Haupt mit Lorbeeren und wird wohl auch nach seinem Tode noch fortleben.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Abzug der Wiener Freiwilligen. — Die letzigen Strohwittwen. — Das letzte Aufgebot für das weibliche Geschlecht. — Lehrbuben und Strawanzer. — Zudrang der Jugend zur Fahne. — Ein eigenthümlicher Selbstmord. — Muthwille der Angeworbenen. — Theuerung. — Mangel an Scheidemünze. — Ein unerhörter Unglücksfall. — Erzherzog Johann †. Seine letzten Tage. Rückblick auf kleinere Begegnisse seiner Laufbahn. Seine letzte Liebe und seine Heirath. Eine Anekdote. Des Erzherzogs letzter Trost.

Am Freitag (6. Mai) ist der erste Zug von Wiener Freiwilligen auf der Südbahn abgegangen. Das neue Oesterreich ist nicht abergläubisch und fürchtet sich nicht mehr vor dem einst so verrufenen Wochentage. Am Charfreitag und am Freitag darauf sind die wichtigsten Schriftstücke unserer Tage bekannt gegeben worden, die Aufforderung an Sardinien, sich auf den Friedensfuß zurückzustellen, und des Kaisers Ansprache an seine Völker. Der Aberglaube nimmt überall zu, wo die ächte und rechte Frömmigkeit in Abnahme kommt, gleichwie er vor der Sonne des Glaubens weichen muß. — Der Abschied der Freiwilligen war ein rührendes Schauspiel. Tausende von Menschen gaben ihnen das Geleit zum Bahnhofe, darunter viele weinende Mütter und noch mehr weinende Schönheiten. Ein großer Theil der weiblichen Bevölkerung ist, ohne je verheirathet gewesen zu seyn, zu Strohwittwen geworden. Ich weiß eine Wäscherei, deren Bottichrunde von zwölf Wäschermädchen am Tage des Abzuges der Freiwilligen keiner Lauge bedurfte, so häufig rannen ihre Zähren in das Wasser. Um jedoch der Wahrheit die Ehre zu lassen, darf ich nicht verschweigen, daß der Vorschlag einer dieser derben Nixen, sich an das letzte Aufgebot zu halten, buchaus keine Entrüstung hervorrief. Ein gutes Zeichen für die Abreisenden, denn nach dem alten Sprichwort bedeutet Unglück im Spiele Glück in der Liebe, und wenn der Krieg kein Glücksspiel ist, so gehört das Lotto zu den vier Species.

Die Werbung hat die Werkstätten leer gemacht. Eine große Anzahl von Lehrbuben ist der Trommel nachgelaufen. Viele behaupten zwar, das sey nur darum geschehen, weil die Handwerker ihre Lehrlinge gar so übermäßig schlecht halten. Das ist eine Verleumdung, — wohlverstanden: eine Verleumdung der Lehrbuben, nicht der Meister. Die Jugend folgt gerade nur dem natürlichen Zuge des Herzens, was sie auch dann nicht unterlassen würde, wenn man nicht sie minder gut hielte als das liebe Vieh. Darum jedoch bleibt nicht weniger gewiß, daß die Zukunft des Handwerkes in Wien mit einer Rücksichtslosigkeit behandelt wird, welche in allem Ernste beklagen läßt, daß die Vereine zum Schutze der „unmündigen Brüder Castellis" ihr Augenmerk nur auf Pferde, Rinder und Schweine richten, ohne sich der unmündigen Brüder aller Leute anzunehmen. Doch jetzt bedürfen wir solchen Beistandes nicht mehr für die Handwerker auf dem Haim; Noth lehrt nicht nur beten, sondern auch einsehen, und man wird die Lehrlinge fortan besser halten, um sie zu erhalten. Abgesehen von diesen befinden sich unter den Freiwilligen viele Söhne unserer Vorstädte, die in Friedenszeiten sich selbst und ihren Umgebungen nur gar zu häufig lästig werden, weil sie ihrem angeborenen Berufe zu folgen keine Gelegenheit haben. Wenn solche Lanzknechtnaturen nicht dem Triebe nachgeben dürfen, der sie im Kriege zu den allervorzüglichsten Soldaten macht, so werfen sie sich mit aller ihnen angeborenen Kraft auf die wilde Seite, bilden sich in der Liederlichkeit zu Meistern aus und werden, was man Strawanzer, Wiener Früchtei oder auch Kappelbuben heißt. Der Mensch, welcher seiner ursprünglichen Bestimmung nicht folgen kann, wird immerdar unglücklich, wenn er auch nicht allemal der Gesellschaft zur Last fällt.

Der Zudrang zu der Werbung war ein so übermäßiger, daß die Beordneten sich ihm kaum gewachsen fühlten. Aus allen Ständen strömte die Jugend herbei. Man hatte eine so reiche Auswahl, daß man wählerisch wurde. Unter andern fanden schöner Leute Kinder keine Aufnahme, wenn sie nicht die elterliche oder vormundschaftliche Bewilligung beibrachten. Von einem fünfzehnjährigen Schüler, der sich erhenkte, wird gesagt, die Ursache des Selbstmordes sey die verlagte Erlaubniß zum Auszuge gewesen; ein Widerspiel jenes armen Schluckers, der aus Furcht, erschossen

Digitized by Google

zu werden, vor der Schlacht sich selber erschoß. Die Zahl der aus dem zuletzt angeführten Grunde Zurückgewiesenen ist im Verhältniß nur gering; selbst die zärtlichsten Mütter theilen ja den allgemeinen Aufschwung und lassen sich nicht von jenem unsterblichen: „Mit dem Schilde oder auf dem Schilde," der spartanischen Mutter beschämen, wenn sie sich auch nicht so „lakonisch" auszudrücken wissen. Viele junge Leute von feiner Erziehung haben sich zum Banner Wiens gestellt, ohne ihrer gewohnten Bequemlichkeit und ihren oft glänzenden Auslichten Rechnung zu tragen. Eine sehr bedeutende Anzahl jedoch besteht aus Gutedeln, für die es ein gefundenes Freslein ist, daß gerade jetzt ein Krieg ausgebrochen, der ihnen zu einer ehrenvollen Bestimmung verhilft. Was wir von ihnen (unter Umständen!) zu erwarten gehabt hätten, haben sie zu guter Letzt noch gezeigt. Ihr Muthwille artete theilweise in Uebermuth aus. Am Salzgries, wo es immerdar viele Juden in langen Kaftans gibt, veranstaltete ein Häuflein von Freiwilligen eine förmliche Hetze, so daß die Söhne Israel sich in das siebzehnte Jahrhundert zurückversetzt fühlten, in die Zeit, wo ihre Ahnherrn auf offener Straße zu Wien nicht selten durchgeprügelt wurden. Im Judenkaffehaus wurde auch eine „freiwillige" Sammlung angestellt, die so reichlich ausfiel, als die Briefstaschen eben vermochten, — nicht mehr, nicht minder. Ich wiederhole die Thatsachen, wie sie das Gerücht erzählt. Wenn sie zufällig übertrieben seyn sollten, so zeigt die Darstellung doch, wessen man sich von dem Völklein versieht, dessen militärische Erziehung zu beginnen hat. Und sie wird glänzende Ergebnisse liefern, diese Erziehung. Jeder, der als Strawanzer ausgezogen, wird — insofern er überhaupt wiederkommt — als ein ehrenfest straffer Kerl heimkehren. Vielleicht hat unser Herrgott deßhalb den Krieg geschickt, weil es allerwärts einen solchen Ueberfluß an derlei Gewächs gibt, das von Zeit zu Zeit mit Gewalt zurecht gemacht werden muß. Einen zu langen Frieden kann die Menschheit nicht vertragen.

Es versteht sich von selbst, daß wir jetzt schon anfangen die Last des Krieges stark zu verspüren. Wenn auch nicht Schlachtvieh und Brodfrucht aus unsern Gauen dem Feinde verkauft werden, wie es nach der Allgemeinen Zeitung bei euch draußen von gesinnungslosen Spekulanten geschieht, so nimmt die Theurung doch wieder bedenklich zu. Unsere kaum hergestellte Valuta hat ihr zartes Leben ausgehaucht, wie zu erwarten stand. Das Silber steht auf ungefähr 40 vom Hundert. An Kleingeld herrscht empfindlicher Mangel. Die armseligen Silberseschser (zehn Kreuzer Oest. W.) verschlupfen sich in alle Mauslöcher. Sogar das Kupfergeld wird selten. Die Kleingewerbe und die Marktleute wollen nicht wechseln, sondern lassen lieber die Kundschaft weiter gehen. Doch wird dieser Jammer guten Muthes ertragen, weil wir — wie der Oest. Volksfreund ganz richtig bemerkt — dießmal ein sauberes Gewissen haben. Im Jahr 1848 war das nicht der Fall. Damals mußte sich fast ohne Ausnahme männiglich sagen, daß er geholfen, das Ungethüm, welches ihm über den Kopf gewachsen, wenigstens in seiner zarten Kindheit zu hätscheln. Diesmal ist's umgekehrt. Der gerechte Krieg, den wir führen, ist ausgesprochenermaßen gegen den gewaltsamen Umsturz aller Dinge gerichtet, und wie auch unter mancherlei Glückswechseln die eisernen Würfel fallen mögen, eines bleibt endlich gewiß: der Sieg des guten Geistes über den bösen.

Zum Schlusse will ich heute ausnahmsweise noch eine kleine Tagesbegebenheit berichten, die trotz der großen und ernsten Auftregung nicht unbemerkt vorüber gegangen ist. Vor einiger Zeit besuchte eine Frau mit ihrem kleinen Buben das Wasserglacis, wo sie — der Musik zuhörend und mit Bekannten plaudernd — das Kind auf dem Wasen sich selbst überließ. Es gibt dort immer viele Kinder, die zusammen spielen und scherzen. Als die Frau sich zur Heimkehr anschickte, war der Kleine verschwunden. Alles Suchen und Rufen blieb vergeblich. War er vielleicht allein heimgelaufen? Nein, zu Hause fand er sich nicht. Die schwer beängstigte Mutter eilte zur Polizei. Diese ordnete sofort eine Fahndung an. Man setzte voraus, daß der Bube sich verlaufen, denn gestohlen werden heutzutage die Kinder nicht mehr; die Leute haben genug und zuviel an denen, welche der Storch gebracht, und wer etwa ein fremdes begehrt, braucht sich nur in's Findelhaus zu bemühen. Er hat dort die Wahl und bekommt noch Kostgeld dazu. Die Fahndung blieb vergeblich, bis ein Zufall die Entdeckung vermittelte. Am Garten der Curanstalt auf dem Wasserglacis befunden (oder vielmehr befanden) sich eingegrabene Wasserkübel, dem Boden gleich mit schweren Deckeln verwahrt, auf denen noch dazu Blumengeschirre standen. Unter einem solchen Deckel fand sich im Wasser des Kindes Leiche. Muthmaßlich mag der Kleine den Deckel gelüpft haben und hineingerutscht seyn, worauf besagter Deckel wieder zuschnappte. Das alles muß das Werk eines Augenblicks gewesen seyn, da es von der zahlreichen Umgebung unbemerkt blieb. Die Botliche sind seitdem verschüttet worden.

Der Tod hat in diesen Tagen das deutsche Vaterland um zwei volksthümliche Männer ärmer gemacht, die übrigens außer ihrer Volksthümlichkeit und der Zeit des Sterbens keine Vergleichungen ihrer sehr verschiedenen Lebenspfade zulassen, wiewohl es ihnen an gegenseitigen Berührungspunkten keineswegs gefehlt hat. Der eine war in Berlin der „Nadeyky der Naturwissenschaft," der andere in Oesterreich Erzherzog Johann, welcher seit einem Jahrzehnt seine — durch die Ereignisse von 1848 unterbrochene — Thätigkeit nützlichen Wirkens in der Steiermark wieder aufgenommen hatte, um ihr bis zu seinem Ende rüstig getreu zu bleiben. Frischen Geistes und regsamen Körpers, wie er mit seinen 77 Jahren immer noch war, ist er keiner Altersschwäche unmittelbar erlegen, sondern einer hitzigen Krankheit, die er sich zugezogen, weil er dem morsch gewordenen Körper etwas zugemuthet, was dieser sonst ungestraft zu ertragen gewohnt gewesen. Der Erzherzog hatte nämlich eine Reise gemacht und sich achtlos

Digitized by Google

den Unbilden der Witterung ausgesetzt. Obschon er nicht eben erfreuliche Wirkungen davon verspürte, ging er doch zum Bahnhofe, um seinen Vetter von Toscana zu empfangen, der bekanntlich nach Wien gereist ist, um dort abzuwarten, bis österreichische Bayonnette die süßen Früchte aufgespießt und befestigt, welche das zu Florenz so hartnäckig behauptete Josephinische Zopfthum gereift hat. In seiner stillen Beschaulichkeit zu Schönbrunn möge der flüchtige Fürst darüber fleißig nachdenken, wohin es führt, wenn die Nachgiebigkeit auf dem Throne sich verleiten läßt, mit den finstern Mächten des Umsturzes zu gefallsüchteln. Möge er dann — glücklicher als ein Ludwig XVI. und ein Ludwig Philipp — in sein „Dresden am Arno" zurückkehren, genesen von seinen Irrthümern, die zwar menschlich schön, aber darum nicht minder Fehler waren.

Um jedoch vom steirischen Erzherzog weiter zu reden, so ist der von seiner Erkältung leider nicht irdisch mehr genesen. Das „Mailüfterl," welches ihn am kalten Regentage auf dem Bahnhofe angeweht, hat ihm eine Lungenlähmung zugezogen, welche seinem edeln Leben rasch das letzte Ziel steckte. Die Trauerkunde schlug an das erschrockte Ohr als schlimme Ueberraschung. Von der kurzen Krankheit hatte außerhalb Graz niemand vernommen, und selbst zu Graz erfuhren die meisten Leute durch die Todesnachricht erst etwas von der betrübenden Ursache. Die Bestürzung war allgemein; man vergaß den Krieg für Augenblicke, um dem theuern Dahingeschiedenen im Herzen ein Todtenopfer zu bringen. Die Steiermark hatte einen der Ihrigen verloren, Ihren „Erzherzog," wie ihn schlechtweg seit Jahrzehnten jeder Mund im ganzen Kronlande nannte. Wenn für die Welt außerhalb der steirischen Alpen der Erzherzog Johann als tapferer Soldat, der er in seiner Jugend gewesen, und als erforener Reichsverweser, welcher in thatkräftig eingreifender Weise wirklich zu werden ihm in seinen alten Tagen nicht völlig gelang, für eine geschichtlich abgethane Größe galt, in der grünen Steiermark war er lebendig geblieben, lebendig durch seine segensreichen Schöpfungen, worunter das berühmte Joanneum und die landwirthschaftliche Gesellschaft besonders hervorragen, lebendig durch seine Erscheinung in der Tracht des Alpenjägers. Der grüne Hut mit dem Gamsbart und den Schildhahnfedern, die graue Joppe mit den grünen Verzierungen, die schwarzledernen Kniehosen, die grünen Wadenstrümpfe, der Kugelstutzen machen den Erzherzog unsterblich im Gedächtniß des Bergvolkes. Unvergessen sey dabei der Stachelstecken, „ein Jagdspieß stark und lang, woran er über breite Waldströme kühn sich schwang," wie Uhlands Schenk von Limburg.

Vom Leben und Treiben des Erzherzogs in der Steiermark habe ich im Jahr 1848 den Lesern dieser Blätter einiges erzählt, das zu jener Zeit noch von vielen andern Zeitungen und Zeitschriften entlehnt wurde, so daß es eine allgemeine Verbreitung auch dort fand, wo das Morgenblatt weniger bekannt ist. Ich werde hier nicht wiederholen, was ich damals schrieb, doch muß ich auf einen Punkt zurückkommen, welchen zu jener Zeit seltsamerweise die Zeitungen wegließen. Es handelt sich hier um die Berichtigung eines albernen Mährchens über die Heirath des Erzherzogs mit der schönen Tochter des Postmeisters von Aussee in Steiermark, welches dazumal als Lieblingsente des Tages durch alle Gewässer schwamm und gegenwärtig wiederum (sogar in österreichischen Blättern) auftaucht.

Besagte Fabel lautete im wesentlichen dahin, der Erzherzog sey auf eilfertiger Reise durch Tirol zu einem Postmeister gekommen, der unglücksseligerweise auch nicht einen einzigen Knecht im Augenblicke zur Verfügung gehabt habe. Um den Vater aus der Verlegenheit zu retten, habe die Tochter des Postmeisters sich als Postillon gekleidet und den Erzherzog gefahren. Daher die Bekanntschaft, die Liebe und das Uebrige. — So die Fabel. Die Geschichte selbst hat sich ganz anders gefügt und zugetragen. Nanni Plochl, die jetzige Frau Gräfin von Brandhof, ist keine Tirolerin, sondern ein Kind der Steiermark. Ihr Vater, der Postmeister zu Aussee, war schon lange vor dem Jahr 1826 ein guter Bekannter des Erzherzogs, der sehr häufig in seinem Hause vorsprach und die Kinder desselben von ihrer zartesten Jugend an kannte. Nanni war als Kind des Erzherzogs Liebling; als Jungfrau wurde sie seine Liebe. Die Vermählung wurde heimlich vollzogen; es wird um das Jahr 1826 herum gewesen seyn, eher früher wie später. Nanni hatte gleich einer Philippine Welser aus ihrer Liebe den Muth geschöpft, Jahre lang vor den Augen der Welt für etwas anderes zu gelten als für die rechtmäßige Gattin ihres fürstlichen Freundes. Aber sie war ihm vollgültig angetraut; man nennt zwar eine nicht ebenbürtige Verbindung eine Ehe „zur linken Hand," doch das bezieht sich nur auf die fürstliche Ebenbürtigkeit der Sprößlinge; die Trauung selbst wird zur rechten Hand vollzogen, und das Sakrament ist für den Fürsten genau so heilig wie für jeden andern Christenmenschen. Nach dem Tode des Kaisers Franz wurde die Verbindung des Erzherzogs Johann förmlich anerkannt. Kaiser Ferdinand verlieh der Gemahlin seines Oheims den Titel einer Freifrau von Brandhof. Der jetzige Kaiser erhob sie in den gräflichen Stand. Ihr Sohn ist erst nach der öffentlichen Anerkennung der Ehe geboren, führt den Titel eines Grafen von Meran und steht gegenwärtig im Begriff, gegen die Franzosen und Sarden sich die Rittersporen zu verdienen. Er ist Rittmeister bei den Dragonern. Der verklärte Geist des Vaters wird wohl an dem tapfern Sohne seine Freude haben, ungetrübt von der Sorge um das einzige Kind, wie sie das irdische Vaterherz schwer genug empfunden haben würde. Das Mutterherz freilich wird schwere Tage durchleben gleich so vielen tausenden von Mutterherzen, welchen der Name Napoleon geworden, was er ihren Müttern und Großmüttern gewesen.

Die Geschichte der Liebe und Heirath des Erzherzogs kenne ich aus der allerbesten Quelle. In den Jahren 1827 und 1828 war ich ein häufiger Gast im Plochlschen Hause.

Digitized by Google

Ferner stand ich auf vertrautem Fuße mit dem damaligen Admonter Hofrichter Stahry, dem Vertrauensmann, welcher in aller Stille die schöne Nanni aus dem väterlichen Hause geholt und zum Traualtar geleitet hatte. Die meisten Aufschlüsse vertraulicher Art hat mir zu jener Zeit Nannis eigene Schwester gegeben.

Mit dem Erzherzog selbst habe ich nur zweimal in meinem Leben näher verkehrt; einmal zu Vordernberg bei dem Besuche, den ich in diesen Blättern vor Jahren beschrieben, und dann 1828 zu Wien, wo ich ihn um eine Kadettenstelle bei seinen Dragonern ersuchte. Er fragte mich, wie ein junger Mensch „von so glücklicher Begabung," — die er mir zuzutrauen freundlich genug war — auf den tollen Einfall gerathen sey, im Dienste auf Bauerndörfern in Mähren und Böhmen zu versauern? — „Ha!" sagte ich, „wir bekommen ja Krieg mit den Russen. Raufen will ich, und entweder mein Leben lassen oder in ein paar Jahren Oberst werden." — Der Erzherzog legte mir die Hand auf die Schulter und ließ sich vernehmen: „Wir wollen einen Vertrag miteinander machen. Wenn's Krieg gibt, so kommen Sie zu mir. Ich mache Sie auf der Stelle zum Kadetten. Die erste Offiziersstelle, welche dann frei wird, gehört Ihnen. Nicht nur das, ich schenke Ihnen auch noch ein Pferd und das Geld zu Ihrer Ausrüstung."

Er hatte gut reden. Bevor ein Krieg ausbrach, waren zwanzig Jahre verstrichen und mir die Raufsucht längst vergangen. Ich bin eben zu einer ungeschickten Zeit geboren worden, zwanzig Jahre zu spät oder zwanzig Jahre zu früh.

Der Erzherzog Johann hat sich zu derselben Zeit schlafen gelegt, in welcher der neue Sturm begonnen, welcher an Furchtbarkeit und Dauer jenem nichts nachgeben wird, den er in seinen grünen Jahren ritterlich bestanden hat. Und nicht einmal den Trost mit hinüberzunehmen war ihm vergönnt, das gesammte deutsche Reich im Kriege vereint gegen den Erbfeind zu erblicken. Doch die Vorbereitungen dazu hat er noch gesehen und den Ruf der Nation vernommen, welcher das Zögern und Zaudern der Berliner Kabinetspolitik nicht gar zu lange mehr dulden wird. Und beim Schlafengehen hat der Erzherzog sich selber sagen dürfen, daß er seit mehr denn vierzig Jahr rechtschaffen dazu geholfen, in der gesammten Nation das deutsche Bewußtseyn zu wecken, vor dessen gebieterischen Anforderungen jene Kabinetspolitik nächstens zusammenstürzen wird wie ein Kartenhaus.

Berlin, Mai.

Verdorbener Frühling. — Ein Sonntagsvergnügen. — Humboldt †. — Die neueste Birch-Pfeifferiade.

((Maientage! — Duftend Grün, das Flockengewimmel farbigen Blüthenschnees deckt Baum und Strauch, frisches Werden und neues Leben grüßt und lacht, wohin das Auge blickt, der Frühling stellt seine Wunder und Mysterien an die Schaufenster, und viele unsichtbare Jungen plaudern in rhythmischen und melodischen Tönen die geheimnißvollen Mährchen aus der Werkstätte der Natur aus. Aber so verlockend diese Zauberklänge seyn mögen, die Menschen sind träge und schläfrig, unlustig und verstimmt; sie mögen den Mährchen nicht lauschen. Mit finstern, griesgrämischen Gesichtern schlendern sie durch die Alleen, Anlagen und Haine, oder verstecken sich gar wohl, grollenden Unmuths voll, in ihren Wohnungen. Alle fühlen sich mehr oder minder niedergedrückt und bewegt. Mit unheimlichem Druck lastet es auf den Gemüthern und sorgenschwer furchen sich die Stirnen. Seit Monaten hat die Ungewißheit, ob es den Bemühungen der Diplomatie gelingen werde, den Frieden zu erhalten, welchen das frivole Spiel in Frage gestellt, das man an der Seine mit der Heiligkeit des Rechts und der Verträge getrieben, lähmend auf alle Verhältnisse des bürgerlichen Verkehrs- und Geschäftslebens zurückgewirkt; viele Millionen sind seit der berufenen Neujahrstour in den Tuilerien in Staatspapieren und Effekten verloren worden, Verluste, welche weniger die professionellen Hazardspieler der Börse und Coulisse, als die soliden Rentiers und Privaten treffen, welche das eigene und das Vermögen der Familie in Fonds angelegt haben. Endlich ist die Appellation an die ultima ratio der Herrscher zu einer Thatsache geworden, und auf diese Kunde hin machen nicht allein die Course abermals rückgängige Bewegungen, steigt nicht allein abermals die Entwerthung der Papiere, auch weitere sehr störende, sehr unheilvolle Consequenzen des Ereignisses treten in die Erscheinung. Die angeordnete Kriegsbereitschaft der Corps, welche als Contingente zur Bundesarmee gehören, entzieht den Geschäften eine Menge der rüstigsten Kräfte, auf deren Schultern gerade der hauptsächlichste Theil der Arbeit ruhte, und das in einem Momente, wo die Ungunst der Conjunkturen den Einsatz aller Mittel und das Anbieten verdoppelter Anstrengungen gebieterisch erheischte. Es sind Fälle vorgekommen, wo ganze

Digitized by Google

Comptoirs bis auf die Lehrlinge verödeten, wo der Principal, der Buchhalter, der Kassier, die Gehülfen zu den Reserven eingezogen wurden; natürlich daß unter solchen Umständen das Geschäft geschlossen werden muß. Den empfindlichsten Rückschlag ferner auf die industriellen und commerciellen Kreise — und man braucht nicht Nationalökonom vom Fach zu seyn, um zu wissen, was dieser Faktor für die gesammte Gesellschaft bedeutet — hat der unterbrochene schlechte Ausfall der Leipziger Frühjahrsmesse ausgeübt. Für den hiesigen Platz ist diese Messe eine Lebensfrage von entscheidender Wichtigkeit. Die Fabrikanten, Großhändler, Kaufleute datiren ihre Zahlungen und Wechsel nach dieser Messe; aus dem Erlös dieser Messe sollen und müssen die Mittel zur Ordnung der Verbindlichkeiten beschafft werden. Die dießmalige Messe sah wohl Waarenlager und Verkäufer, aber es fehlten die Käufer und die Kauflust. Die Folge ist, daß eine Menge von Fabriken, namentlich diejenigen, welche in Luxusgegenständen arbeiten, die Arbeiter haufenweise entlassen und ihren Betrieb theils auf ein Minimum reducirt, theils gänzlich eingestellt haben, daß überdieß verschiedene Firmen ihre Insolvenz bereits haben anmelden müssen, und was ärger ist, daß noch ungleich zahlreichere Fallissements für die nächste Zukunft mit unvermeidlicher Gewißheit zu erwarten sind. Zu dem allen kommt die tiefe Verstimmung, deren sich ernste und denkende Männer Angesichts der noch unklaren und abwartenden Haltung nicht entschlagen können; es seye hiemit bloß die Thatsache constatirt, daß der Nachdruck und die Entschiedenheit, mit welcher die Organe der conservativen Partei, die Berliner Revue und die Neue Preußische Zeitung, für den österreichischen Standpunkt plaidiren, der in der concreten Frage unläugbar auch der preußische und der deutsche ist, in denjenigen Bevölkerungsschichten, die einem selbstständigen und ernsten Nachdenken zugänglich sind, sich einer weitaus größeren Zustimmung erfreut, als die vertrauensselige, gegen die Gefahren der Zukunft blinde Friedens- und Neutralitätspolitik, für welche die Blätter des ministeriellen Liberalismus, ihr Tagespensum unter endlos wiederholten Variationen abpulend, in die Schranken treten. Gleichwohl glauben und erwarten wir mit Gewißheit, daß im großen Völkerkampf, der bevorsteht, Preußen mit seinen deutschen Bundesgenossen den Ausschlag geben wird wie Anno 1813 — 1814.

Klagen über trübe und trostlose Zeitläufe verwandeln diese nicht in erfreuliche und erquickliche, gewiß nicht. Auch mögen im Süden von Deutschland, wohin sich doch vorzugsweise unsere Mittheilungen richten, ganz analoge Zustände nicht weniger störend in den ruhigen und geordneten Gang der socialen Entwicklung eingreifen; ja vielleicht daß die dortigen industriellen und commerciellen Kreise der Sturz des großen Wiener Bankhauses Arnstein und Eskeles, den die muthwillig heraufbeschworenen Kriegswirren veranlaßt, noch direkter und unmittelbarer berührt; aber uns deucht, man thut nichts überflüssiges, wenn man die Verhältnisse, wie sich dieselben gestaltet haben, feststellt, und zwar nicht allein in der Absicht und zu dem Behufe, um einen aphoristischen Beitrag zur Schilderung der momentanen Lage zu liefern; es scheint uns nicht undienlich, deutsche Leser auf den Zusammenhang und pragmatischen Causalnexus dieser Verhältnisse, auf ihre Entstehungsgründe hinzuweisen. Die Schale mit Nepenthes gehört zwar nur der Mythologie der antiken Welt an, aber die Erfahrung zeigt, daß auch wir Modernen nur zu leicht und zu sehr geneigt sind, mit dem Lethetrank Erinnerungen aus dem Gedächtniß schwinden zu lassen, die mit starrer Atrocität im Bewußtseyn festgehalten werden sollten.

Uebrigens kann heute bei uns wieder die Beobachtung gemacht werden, die schon oft wahrgenommen worden ist, daß nämlich gerade diejenigen Stände und Klassen, welche von einem Uebel am nächsten und meisten betroffen werden, sich am ehesten und leichtesten in die Unvermeidlichkeit des Uebels schicken. Sonder Zweifel leiden die arbeitenden Schichten am drückendsten unter dem Einfluß der politischen Constellationen. Die kleinen Gewerbtreibenden und Handwerker sehen sich bei dem Großhändler und Fabrikanten den Kredit abgeschnitten, dessen sie zur Fortführung ihres Geschäfts unumgänglich bedürfen, während andererseits die Abnehmer und Kunden theils ihre Bedürfnisse einschränken, theils prolongirte Fristen für die Bezahlung des früher Entnommenen begehren; von den Maschinenbauern, Fabrikarbeitern u. s. w. ist eine Masse durch die Reduction oder die völlige Einstellung des Geschäftsbetriebs, in dem sie bisher das tägliche Brod erarbeiteten, um ihre Existenz gekommen, und ein gleiches gilt von Comptoirdienern und Faktoren, von Handwerksgesellen, von Modisten, Näthe-rinnen u. s. w. Dennoch macht sich in diesen untern Gesellschaftskreisen eine weniger gedrückte und finstere Stimmung bemerkbar, als bei der höheren Bourgeoisie, und man findet dort weit mehr Neigung, in heiterer Lust und ungebundener Geselligkeit die Vergnügungen zu genießen, zu welchen die Frühlingspracht draußen in den Anlagen und Anstalten vor den Thoren der Stadt verführerisch einladet. Man braucht nur etwa an einem Sonntag Nachmittag diejenigen Orte und Lokale aufzusuchen, welche Sammelpunkte der bezeichneten Bevölkerungsschichten sind, um die Bestätigung der Behauptung zu erhalten. Eine solche magnetische Anziehungskraft übt z. B. der Kreuzberg, ein wirklich hübscher Punkt in der an landschaftlichen Schönheiten bettelarmen Umgebung Berlins. Das Beckhier freilich, das dort während des Maimonats ausgeschenkt wird, mag wohl zu der starken Frequenz mehr beitragen, als die stattlichen Parkanlagen und der hübsche Blick, den man von der Anhöhe aus auf die Stadt hat. Der weite Weg muß und nicht verdrießen; wem die Tour zu beschwerlich ist, dem steht ja eine Droschke oder der Omnibus zur Verfügung. Auch an der speslich Brandenburger Naturplage, an dem märkischen Sommerschnee, dem in Säulen aufwirbelnden, Augen und Lungen belästigenden Sandstaube hitte ich nicht Anstoß zu nehmen; man würde sich die Stimmung verderben, und eine verdorbene Stimmung paßte durchaus nicht zu dem ausgelassenen

Digitized by Google

Frohſinn, mit dem die Tauſende von Männern, Frauen, Mädchen, Kindern auf dem Kreuzberge dem feuchten Naß in Maſſen zuſprechen, die alsbald ihre Wirkung äußern. Die Männer renommiren, die Weiber kokettiren nach allen Seiten, und die Kinder machen, anſtellig und gelehrig, an den Erwachſenen ihre Studien in beiden ſo unerläßlichen Geſellſchaftseigenſchaften des richtigen Berliners. Von jenem Tiſche her ertönt ein lauter Wortwechſel der erhitzten Gemüther, in dieſer Gruppe kommt es ſogar zu einer ſchallenden Handgreiflichkeit; aber folgen wir dem Beiſpiel des Schutzmanns, der dort aufgeſtellt oder vielmehr gegen den Baum gelehnt, über den Stoffgehalt des Bockbiers meditiren mag, das er, wie das hoch geröthete Geſicht und die gewählte Stellung verräth, in reichlicher Quantität genoſſen hat; ſehen und hören wir gleich dem weiſen Wächter der öffentlichen Sittlichkeit und Sicherheit, der doch ſeine Leute und deren zweckmäßigſte Behandlung aus langer Praxis kennen muß, nichts von den kleinen Zwiſten. Keine Sorge, ein neues Seidel wird die Getrennten ſchon wieder nähern und mit einander verſöhnen.

Dieſe Berichte knüpfen nicht gerne an thatſächliche Ereigniſſe aus der laufenden Tageschronik an. Wie wäre es jedoch möglich, im Mai eine Berliner Correſpondenz zu ſchreiben, ohne des Dahinſcheidens Humboldts mit Worten der Pietät gedacht zu haben? Ich fürchte, das Ereigniß fiel in eine Zeit, die wenig geſtimmt war, daſſelbe mit der aufrichtig und herzlich entgegen kommenden Bewegung, mit der weihevollen und ernſten Sammlung aufzunehmen, die unter andern Umſtänden unzweifelhaft vorhanden geweſen wäre. Damit ſoll keineswegs geſagt ſeyn, als wäre die Leichenfeier keine großartige geweſen, als hätte die Preſſe, bis herab auf die kleinſten Blätter, es verabſäumt, ihrerſeits die Erequien mit Nekrologen und biographiſchen Abriſſen zu begleiten; allein es iſt ſchwerlich ein Irrthum, wenn der Leichenfeier des berühmten Geiſtesfürſten vorwiegend der Charakter eines kalten, offiziellen Schaugepränges beigelegt wird. Auf mich wenigſtens machte jene ungefähr den nämlichen ernüchternden Eindruck, wie die Bülletins der Aerzte über den Verlauf der Krankheit des großen Mannes. Die Bülletins berichteten von der zunehmenden Schwäche „Sr. Excellenz des Wirk.-Geh.-R. Herrn von Humboldt.“ Auch aus der eilfertigen Haſt, mit welcher die Blätter ihre Feuilletons dem Todten widmeten, klang etwas wie der Wunſch durch, die Sache möglichſt ſchnell abgethan und hinter ſich zu haben, weil doch einmal Takt und Anſtand ihre Erledigung geboten; unter den betreffenden Artikeln, die mir zu Geſicht gekommen, wüßte ich keinen zu nennen, der auch nur einigermaßen annähernd der Würde der behandelten Materie entſprochen hätte.

Singula de nobis anni praecdantur euntes! ſchreibt Horaz an ſeinen Villicus. Die claſſiſche Schulreminiscenz fällt mir bei, indem ich mich anſchicke, über die jüngſte Geburt der fruchtbaren Dramenmutter Birch-Pfeiffer ein Wort zu ſagen, über das fünfaktige Volksſtück „der Leiermann und ſein Pflegekind,“ welches jüngſthin auf Wallners Theater das Licht der Welt erblickt hat. Wie vor ein paar Luſtren jeder junge Schriftſteller bemüht war, ſich ſeine Sporen an Wolfgang Menzel zu verdienen, ſo iſt es ſeit einigen Jahren Sitte geworden, die kritiſche Bravour an Frau Birch zu bethätigen. Ich theile die Anſchauung durchaus nicht, aus der jene abfälligen und verwerfenden Urtheile über die genannte Schriftſtellerin entſpringen; ihre Produktion dürfte im Großen und Ganzen von der nämlichen Seite her in Schutz zu nehmen ſeyn, wie die Dramen der Iffland und Kotzebue. Dieſes Zugeſtändniß ſey, damit wir in unſerem Urtheil über den Leiermann nicht Mißdeutungen ausgeſetzt ſind, ausdrücklich vorausgeſchickt. Das jüngſte Kind der dramatiſchen Muſe der ſchreibfertigen Dichterin kann ſeinen Urſprung nicht verläugnen; es beſitzt eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit ſeinen Geſchwiſtern, mit dem Lorle, der Waiſe, der Grille. Allein die Conſtitution des Spätgeborenen leidet an einer entſchiedenen Körperſchwäche; das verhängnißvolle fuimus Troes! ſcheint bereits auf die Verfaſſerin in Anwendung zu bringen zu ſeyn: ſie hat ſich im Verlaufe der Zeiten mehr oder minder ausgeſchrieben. Der Erfolg der bisherigen Aufführungen iſt ein ſo problematiſcher geweſen, daß er wohl einer gänzlichen Niederlage gleich kommt.

Newyork, April.

Frühling. — Franzöſiſches Theater. — Ein ſalbiemabler Prediger. — Klopfgeiſter. — Sicilien und Key.

Obgleich man im Allgemeinen behauptet, daß der Frühling in Newyork unter allen Jahreszeiten diejenige ſey, welche am wenigſten von den Reizen darbiete, die ihm etwa in Deutſchland eigen ſind, ſo muß man doch einräumen, daß der gegenwärtige Frühling eine glänzende Ausnahme von der Regel macht. Die Vegetation iſt faſt ſo entwickelt, als ſie erſt einen Monat ſpäter zu ſeyn pflegt, und der gegenwärtige Frühling, obgleich ſchon der ſiebente,

Digitized by Google

den ich hier erlebe, ist der erste, in dem ich einige Arten von Bäumen schon zu Ende des März mit jungem Laub bedeckt sah. Inzwischen üben die letzten Früchte der Wintersaison ebenfalls noch ihre Anziehung, und lassen sich unter dem heitern Himmel und in der milden Frühlingstemperatur mit um so größerem Behagen genießen.

Seit kurzem hat Newyork neben seinen vielen schlechten und mittelmäßigen Bühnen auch ein französisches Theater, welches solchen Zuspruch findet, daß die kleine Bühne auf Broadway trotz der verhältnißmäßig hohen Preise jeden Abend gedrängt voll ist, und der größte Theil des Parkets ein für allemal von Abonnenten eingenommen wird. Die Truppe ist ziemlich gut, wenn auch nicht ersten Ranges, und nach dem unnatürlichen Pathos der hiesigen Schauspieler im Trauerspiel, ihrer derben Ungeschliffenheit im Lustspiel, wirkt die französische Grazie, Ungezwungenheit und Natürlichkeit wahrhaft erfrischend und wohlthuend. Uebrigens würde man sich sehr täuschen, wenn man erwartete, hier die Elite des Newyorker Publikums zu finden. Trotzdem in allen fashionablen Schulen Französisch gelehrt wird, geht doch die Unfähigkeit der Amerikaner in dieser Hinsicht so weit, daß nur sehr wenige im Stande sind, ein französisches Conversationsstück zu verstehen, und ein Amerikaner, der selbst ein geläufiges und elegantes Französisch spricht, als eine Art Wunder gelten kann, das mir bis jetzt überhaupt noch nicht vorgekommen ist. Das französische Theater ist daher das eigentliche Fremdentheater, wie ein einziger Blick auf die ausländischen, größtentheils südlichen Physiognomien zeigt, und zwar scheinen die Spanier, welche sich von Cuba in Massen hier einfinden, besonders auf den ersten Plätzen zahlreicher vertreten zu seyn als die Franzosen, welche letztere überhaupt in dem hiesigen Leben eine höchst passive Rolle spielen. Die meisten unter ihnen gehören dem mittleren Bürgerstand an, und da sie bei ihrer Unfähigkeit, sich in fremde Nationalitäten hineinzuleben, sich im Ganzen hier unglücklich fühlen und immer mehr rückwärts nach Frankreich als in die Welt vor ihnen blicken, so weit dieselbe nicht mit der Erwerbsfrage zusammenhängt, ist es kein Wunder, daß sie kein hervorragenderes Element der Bevölkerung ausmachen, zumal da höhere Intelligenz und Bildung unter ihnen nur sehr vereinzelt, wenn überhaupt, ihre Repräsentanten finden.

Wie es häufig geschieht, daß man dasjenige zuletzt kennen lernt, was einem am nächsten liegt, hörte ich vor kurzem zum erstenmal einen Vortrag des berühmten Henry Ward Beecher, des Bruders der Mrs. Harriet Beecher Stowe, und eines der größten Celebritäten Newyorks, oder vielmehr Brooklyns, wo er an einer der fashionabelsten Kirchen als Prediger angestellt ist und allsonntäglich die Schaar seiner Verwunderer und Verehrer um sich versammelt. Der Ruf macht aus Beecher einen der größten Redner des Landes, allein trotzdem konnte ich in ihm nicht mehr als eine jener Größen finden, welche unter unbefangener kritischer Beleuchtung ihren Nimbus verlieren und zu ausgemachten Mittelmäßigkeiten zusammenschrumpfen. Beecher ist kein Mann, der seine Zeit und Umgebung beherrscht und reformirt, wie seine Verehrer behaupten, sondern er wird vielmehr von denselben getragen, weil er sich ihnen accomodirt, Zugeständnisse macht und sich wohl hütet, ihnen allzu schroff entgegen zu treten. Er weiß, daß sein Einfluß und seine Erfolge von der Masse abhängen, und setzt deßhalb alle möglichen Hebel in Bewegung, um den Beifall des vielköpfigen Ungeheuers zu erringen. Er weiß, daß unfruchtbarer Glaubenseifer oder unpraktische Orthodoxie bald langweilig werden und nicht die Springfedern sind, durch welche man heutzutage auf die Masse wirkt; er gibt deßhalb mehr Moral und Lebensregeln, und bemüht sich die Religion mit den Ansprüchen des gesunden Menschenverstandes in Einklang zu bringen, was ihm auch scheinbar gelingt, da er nicht bis zu jenen Tiefen hinabsteigt, wo man auf die unausgleichbaren Widersprüche zwischen beiden stößt. Beecher kennt die Denkfaulheit des großen Troffes, er weiß, daß derselbe nichts mehr haßt, als wenn man ihn durch eine neue unbequeme Wahrheit unangenehm angepackt und zu lästigem Nachdenken gezwungen zu werden. Es ist deßhalb auch durchaus nicht zu verwundern, daß Beecher so recht eigentlich der Mann des großen Haufens ist, besonders da er es versteht, ihm die Religion amüsant zu machen, indem er seine Predigten und Vorträge mit Anekdoten und Witzen würzt, welche, obgleich oft von ziemlich wohlfeiler Sorte, niemals verfehlen, schallendes Gelächter zu erregen. Er besitzt große Gewandtheit in der Handhabung der Sprache; allein zum großen Redner fehlen ihm Ungesuchtheit und Einfachheit. Seine Sucht nach Beifall verleitet ihn zu Effekthascherein, wie sie nur auf der Bühne greller zu finden sind. Vom gewöhnlichen Conversationston geht er zum brüllenden Pathos, und von diesem wieder zu jenem über, ohne daß der Gegenstand eine solche Steigerung im mindesten motivirte. Wenn man ganz ruhig von einer Tasse Kaffee spricht, weßhalb über ein Stück Kuchen dazu in Ekstase geratben? Beecherd Erscheinung hat durchaus nichts Edles, Einnehmendes; es drückt sich darin neben etwas Sinnlichkeit mehr materielle Klugheit als höhere Intelligenz aus. Seine Schmiegsamkeit, den Neigungen und Vorurtheilen der Masse gegenüber, zeigte sich besonderd zur Zeit des „religiösen Erwachens.“ Obgleich selbst viel zu aufgeklärt, um nicht den Unfug als solchen zu betrachten, ließ er sich nicht nur herbei, selbst Betversammlungen zu halten, sondern sogar gegen Theodor Parker zu predigen, welcher, sehr verschieden von ihm, jenes Unwesen, unbekümmert um die damals herrschende Stimmung, offen und entschieden in seiner ganzen Unwahrheit beleuchtet und verurtheilt hatte. Man kann nicht leugnen, daß Beecherd Verfahren ausnehmend praktisch ist und ihm selbst die ersprießlichsten

Digitized by Google

Früchte trägt; ganz gemüthlich betreibt er gemäßigte Reform und wird dabei ein reicher Mann. Eine Bank mit vier bis fünf Plätzen kostet so viel als in Deutschland eine elegante Wohnung, und jede seiner Vorlesungen, die er im Winter fast jede Woche hält, trägt ihm hundert Dollars ein. Uebrigens muß man einräumen, daß Beecher sich hinsichtlich der Sklavereifrage wenigstens keine Zugeständnisse zu Schulden kommen läßt, und in dieser Richtung manches Gute wirkt; allein auf der andern Seite springt es auch in die Augen, daß in einem freien Staat und einer entschieden abolitionistischen Gemeinde nicht viel Heroismus und Selbstverleugnung dazu gehört, um ein guter Abolitionist zu seyn.

Die Klopfgeisterei fängt an sich in Schichten bemerkbar zu machen, in die sie früher nicht hinabzusteigen pflegte. Der Inhaber einer Kellerwirthschaft in der Nähe von Broadway ist vor kurzem auf den gescheidten Einfall gekommen, die Zahl seiner Besucher dadurch zu vervielfältigen, daß er ihnen zu dem Glas Bier oder Branntwein, das sie bei ihm nehmen, noch das Vergnügen in den Kauf gibt, jeden Abend ihre Hüte auf dem Fußboden scheinbar ohne irgend welche Berührung tanzen zu sehen. Die Spekulation ist vortrefflich gelungen, und außer den zahlreichen Besuchern der Schenke strömen auch Gläubige aus den höheren Ständen herbei, welche sich durch eine freiwillige Gabe von der allzu demokratischen Schenke lokkaufen. Eine Inschrift an den hellerleuchteten Fenstern verkündet den Vorübergehenden die Wunder, welche sich im Innern zutragen. Wir gehen einige Stufen hinunter und treten in das Schenkzimmer, dessen Fußboden dick mit Sägspänen bedeckt ist, worauf fünf bis sechs Hüte stehen. Der Inhaber der Schenke sitzt davor und spielt das Accordion, und bald sieht man, wie einige der Hüte nach dem Takt der Musik in eine hüpfende Bewegung gerathen, ohne jedoch ihre Stelle zu verlassen oder sich über den Fußboden zu erheben. Wenn dieß geschehen ist, wird ein anderes Wunder vollbracht. Eine Violine wird in einen Kasten gelegt, der Deckel zugemacht, und das Instrument beantwortet dann an dasselbe gerichtete Fragen durch ein Klingen, als wenn die Saiten mit dem Finger berührt würden, nach Art der Klopfgeister, so daß dreimaliges Klingen „ja," einmaliges „nein" bedeutet. Jeder der nicht im voraus entschlossen ist, auf Geisterwesen zu stoßen, findet bald heraus, daß die Hüte durch kleine Löcher in dem augenscheinlich sehr dünnen Fußboden, welche die Sägspäne natürlich verdecken, wahrscheinlich mit Drähten oder langen Nadeln von dem unter dem Zimmer befindlichen Keller aus in Bewegung gesetzt werden. Dort befindet sich auch der unterirdische Gehülfe, welcher die Saiten der Violine berührt — natürlich einer andern als derjenigen, welche vor den Augen der Besucher in den Kasten gelegt wird. Der auffallend laute Ton, in dem die Fragen gestellt werden, um sie dem Erdgeist verständlich zu machen, bestätigt die Richtigkeit dieser Erklärung. Trotzdem habe ich schon Gläubige gefunden, die ernsthaft aufgebracht waren, wenn man sie durch eine so prosaische Enthüllung aus ihrer Wunderwelt herausreißen wollte.

Der Proceß gegen Daniel Sickles, wegen der Ermordung Key's hat in Washington seinen Anfang genommen und wird allgemein mit mehr Neugier als Spannung verfolgt, denn niemand zweifelt an der Freisprechung Sickles, und es handelt sich nur noch darum, wie viel Skandal dabei möglicherweise an's Tageslicht kommen wird. So entschieden spricht sich die öffentliche Meinung zu Gunsten des Angeklagten aus, daß es drei Tage erforderte, bis ein Geschworenengericht zusammen gebracht werden konnte, und über hundert der dazu Aufgerufenen für dieses Amt untauglich gefunden wurden, weil sie nach ihrer eigenen Aussage im voraus so entschieden für ihn gestimmt waren, daß sie sich nicht mehr fähig fühlten, ein unparteiisches Urtheil abzugeben. So viel Sympathie für einen Mann, der meuchlings einen Unbewaffneten überfällt und auf ihn nicht etwa Einen Schuß, sondern Schuß auf Schuß abfeuert, und damit fortfährt, wenn der andere schon zum Tode getroffen am Boden liegt, zeigt einen sehr niedrigen Stand der Civilisation, Menschlichkeit und des Gerechtigkeitsgefühls an. Es spricht sich darin die ganze Rohheit, Ruchlosigkeit und Brutalität einer sklavenhaltenden Bevölkerung aus, ja sie ist so recht eigentlich das Produkt einer solchen. Da wo fortwährend alle Menschenrechte, alle Gesetze der Menschlichkeit und Billigkeit in den Staub getreten werden, und statt ihrer eine Zügellosigkeit, Willkür und Gewaltthätigkeit herrscht, welche in jedem civilisirten Staat eine reine Unmöglichkeit wäre, ist es sehr erklärlich, daß die Gewohnheit der Gewalt über das Leben und die Handlungen von Sklaven und die Befugniß, Richter und Urtheilsvollstrecker in seiner eigenen Sache zu seyn, ähnliche Thaten der Selbsthülfe und Vergeltung gegen Freie und Gleichgestellte, folglich auch zur Toleranz gegen diejenigen führt, welche sich solcher Verbrechen schuldig machen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 23. 5. Juni 1859.

Digna gigantein haec sunt delubra trophaeis.
Ovid:

Eine feste Burg von Rietschel.

Als wir am 3. September 1857 in Weimar von der Enthüllung des Schiller-Goethe-Denkmals zurückkehrten, das war eine Pause, wie wenn man, auf freier Bergeshöhe angelangt, tief aufathmet, und erst nach ruhigem, gesättigtem Ueberblick wagt sich ein Wort auf die Lippe.

Welch ein Wort war es nun, das dort in jenem Garten unter den Freunden, die sich um Rietschel versammelt hatten, laut wurde? — Dank und Freude für das eben in seiner Vollendung zum erstenmal dem ewigen Licht der Sonne Preisgegebene erging sich nicht in Huldigungen und Ausrufungen über das Gewordene. Es ist das tiefste Zeugniß der Begeisterung für ein Kunstwerk und dessen Schöpfer, wenn der gewonnene feste Hochpunkt wieder zum Ansatzpunkt für neuen Aufschwung, das Gewordene wieder zur Aufforderung für Werdendes wird.

„Es gibt noch eine Aufgabe, die sich über das nun Vollbrachte hinaufgipfelt: es ist das Lutherdenkmal in Worms, das du ausführen mußt." So wurde dem Bildner Lessings, Schillers und Goethes zugerufen; und wie das Antlitz des Meisters bei diesen Worten aufblitzte, und wie er in bescheiden demüthiger Betroffenheit die hohe Aufgabe in die Seele nahm und zugleich wieder als überwältigend ablehnte — es war einer jener Momente, wo alles Reine und Große, das zeitlich getrennt in der Geschichte gewirkt, sich zusammenschließt, und wo das übervolle Herz sich sehnt, alles Leben fassen und in einem einzigen begeisterten Ausdruck herausgestalten zu können.

Der Meister selbst schien hinausgehoben über das Einzelne, das er vollbracht, und die Befreiung von der übermächtigen Seligkeit, wie von der Schwere und Leere, die zu gleicher Zeit nach der Einzelthat das Herz erfassen, ergibt sich am besten im Ausschauen nach dem noch zu Erreichenden und in der innern Spannung für dasselbe.

Was damals an jenem Septembertage in Weimar heißer Wunsch der Freunde und bangender und verlangender des Meisters war, ist jetzt Erfüllung geworden.

Es ist ein wunderbares Gesetz im Leben der Gesammtheiten wie im Leben der Einzelmenschen, daß die Aufgaben sich stellen, wenn deren Vollstrecker gegeben ist; beide bedingen einander und rufen einander hervor. Ernst Rietschel mußte die Ausführung des Reformationsdenkmals erhalten, und bewundernd sehen wir, wie er sie vollendete, während wir doch sagen müssen:

Digitized by Google

so allein mußte es seyn, und so mußte es von Rietschel seyn.

Schon beim ersten Ueberblick des in der Werkstatt des Meisters aufgestellten Modells (das nun in diesen Tagen nach Worms und Darmstadt wandert) drängt sich unwillkürlich Wort und Gedanke auf: Eine feste Burg!

Das spricht sich so von selbst, so in's Auge hinein, daß man sagen könnte, wie es in der Bibel (2. Buch Moses 20, 18.) wörtlich heißt: „Und alles Volk sah die Stimmen.“ Der Gedanke: eine feste Burg, eine Burg des Geistes, ist hier sichtbar geworden.

Je mehr man nun das Ganze und das Einzelne betrachtet, um so mehr ergibt sich, wie sich alles rhythmisch fest und nothwendig an einander anschließt und in sich abschließt. Es ist wie ein Gesang, den man von außen hört, und man kennt ihn und hält ihn, als wäre er aus der eigenen Seele geklungen. Ja es dünkt hier den Beschauer, als ob alles, was sich ihm darstellt, naturnothwendig so seyn mußte, gar nicht anders hätte gedacht werden können, nicht erst jetzt geworden, sondern von je gewesen, nicht geschaffen wäre, sondern sich aus sich selbst entwickelt hätte. Gibt es ein höheres Zeichen von der Erfüllung des künstlerischen Naturgesetzes, als wenn man (und es läßt sich das auch von einem plastischen Werke sagen) das Geschaffene so leicht auswendig lernt? Und hier wie bei jedem andern ächten Kunstwerke zeigt sich dessen normale Vollendung auch darin, daß sich das Grundmotiv desselben in kurzen epigrammatischen Worten zusammen fassen läßt, so reich gegliedert auch der Organismus ist.

Wie Rietschel eine ganze weltgeschichtliche Epoche gefaßt hat, bewegt sich der logisch-rhythmische Verlauf des Gesammtgedankens, wie die Artikulation des Einzelnen von selbst fort, nachdem einmal der große Accord angegeben ist. Es ist eine Freude, hier der Exeget seyn zu dürfen. Man hat nichts zu erklären, was hinein geheimnißt ist, man hat nur zu zeigen, wie das einfach Zutreffende auch das absolut Nothwendige ist, wie die höchsten Kunstanforderungen und das einfache Bewußtseyn in gleicher Weise mit einem und demselben zutreffenden Ausdrucke gedeckt sind. Wer die große Geisteesepoche geschichtlich kennt, dem wird sie neu veranschaulicht, und dem Nicht- oder Halbwissenden wird sie mit Einem Blick unaustilgbar in die Erinnerung gestellt.

Man sieht zuerst die Nachbildung des unter Mitberathung des Meisters ausgewählten Raumes in Worms. Der Platz, etwa 30 Fuß im Durchmesser, ist ein Viereck und hat einen Aufgang von 2 bis 3 Stufen. Die Vorderseite, der Aufgang zu dieser Hochebene ist offen, rechts und links und auf der Rückseite ist dieselbe von einem architektonisch gegliederten Mauerkranz eingefriedigt, der eine fortlaufende, etwa 6 Fuß hohe Zinnenreihe bildet und an dessen innern Seite alle Wappen der Städte, die sich in der Reformation hervorthaten, aufgehängt sind. Dieser Städtekranz wird auf seinen drei Seiten in der Mitte durch ein erhöhtes Postament unterbrochen. Hier sind durch sitzende, nach innen gewendete symbolische Frauengestalten diejenigen Städte bezeichnet, die in der Reformation vorzugsweise von Bedeutung waren: das protestirende Speyer, das siegende Augsburg und das trauernde Magdeburg. Die Zinnenmauer erhält dadurch zugleich und auf die einfachste Weise die unverkennbare symbolische Deutung, mit der sich, im Ueberblicke des Ganzen, Melodie und Gedanke: „Eine feste Burg,“ unwillkürlich in der Seele des Beschauers erweckt. Diese architektonische Bindung, so frei gefunden und doch so nothwendig sich darbietend, macht das ganze Denkmal zu einer Einheit eigenster Art.

Auf den vier Eckpostamenten der Zinnenmauer stehen vier Männer des Schwertes und des Wortes; sie bilden die vier Eckthürme zu Schutz und Trutz der neuen Geistesburg. Vorne links: Friedreich der Weise im Kurornat, mit dem erhobenen Reichsschwert, die Kaiserkrone zu seinen Füßen; rechts: Philipp von Hessen im ritterlichen Gewand, die Hände auf das Schwert stützend, den Blick zum Himmel erhoben; auf der Rückseite rechts Melanchthon, links Reuchlin, der Humanist und weltgewandte Gelehrte; die biblische Bildung und die klassische einend, hält er eine Rolle mit beiden Händen. Diese vier sind Schild und Schwert des neuen Geisteslebens, durch äußere Macht stützend und schützend, durch geistige Macht fördernd und belebend.

Wie die drei sitzenden Städtebilder niederer sind als die vier Eckstatuen, so ragt nun als Krone und Blüthe hervor die Kolossalstatue in der Mitte, Luther selbst. Sie ist 10½ Fuß rheinisch hoch und steht auf einem Postament von 17 Fuß Höhe.

Es geht nicht anders, wir müssen die Gestalt zuerst betrachten und dann erst den reichen Unterbau, auf dem sie ruht.

„Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit klaren, hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil es weder sicher noch gerathen ist, etwas wider sein Gewissen zu thun. Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.“ Diese Inschrift, die die Vorderseite trägt, ist in der Gestalt zur machtvollsten Anschauung gebracht. Das Wort ward Leben. Den Blick erhoben, auf dem linken vorgehaltenen Arme die geschlossene Bibel in mächtigem Format,

Digitized by Google

die rechte Hand geballt, feſt darauf drückend, als Ausdruck tiefinnerſter Ueberzeugung — ſo ſteht Luther da, und es iſt, als hörte man einen tiefen, vollen Bruſtton, der die ganze mannhafte Macht hingebender Ueberzeugung bekundet. Das Antlitz — Luther iſt in der vollen Kraft des Mannesalters gefaßt — ſpricht jene gedrungene, innere Spannung, aber auch jene Zuverſicht aus, die in der ſelbſtbewußten, im tiefſten Innern widerſpruchsloſen Klarheit und Reinheit des Wollens, in ſich gefeſtigt, furchtlos jeder Widerſacherei von außen ſich ſtellt und entgegen ſtemmt, im gläubigen und zugleich thatbereiten Vertrauen, daß der ewige Geiſt kein der ächten Wahrheit und innerſten Wahrhaftigkeit geweihtes Streben zu Grunde gehen laſſe, wenn auch der Einzelne, der ſolches vertritt, zum Opfer falle. Ein tiefer, aber durchaus mannhafter Schmerzenszug iſt zugleich dem Geſichtsausdruck eingeprägt; es iſt der einſame Kampf mit ſich ſelbſt, der ſeine Schmerzensſpuren zurücklägt, der Kampf um jenes Losringen von dem, was Gewohnheit und Erziehung gegeben und was in der Welt zu Recht oder vielmehr zu Gewalt beſteht. Es iſt aber auch zugleich der Schmerz um den Kampf mit der gegneriſchen Welt ſelbſt.

Was erſtrebt ſolch ein Held, der die Menſchen lehren will, nur dem Reinen zu folgen? Er will nicht herrſchen, nicht glänzen, nicht genießen; er will das, was er in ſich erkämpft und was ihn nun beſeligt, Allen theilhaftig werden laſſen; er will, daß jeder ſein eigen Heil erkenne und wahre, ſein Selbſt ſey und wiederum ſein Selbſt der ewigen Wahrheit hingebe. Und doch wird er angefeindet von denen, für die er kämpft und leidet, nicht minder als von denen, die im Beſitze, ſey es der Weltmacht oder der Erkenntniß ſind und die ihre Herrſchſucht damit beſchönigen, daß ſie immer und immer rufen: die Welt gehe unter, wenn die Wahrheit in immer weiteren Kreiſen und endlich Allen offenbar werde. Dieſer Schmerzenszug um das Martyrium iſt in dem Geſichtsausdrucke Luthers nur leiſe, aber beſtimmt ausgeprägt; im übrigen zeigt ſich in der ganzen Geſtalt (die die Phyſiognomie im weiteſten Sinne iſt) die heldenhafte Kampfesmacht. Wie ſich die Hand ballt und die Kraft in ſich zuſammendrängt, ſo iſt durch die ganze Figur dieſes energiſche Zuſammennehmen vom Geſichtsausdruck an durch die ganze Erſcheinung. Selbſt der Chorrock, der als unplaſtiſch und einförmig nur lange ſteife Falten zu geben ſchien, hat jetzt durch die geſchloſſene Bewegung eine eigenthümliche zuſammenſtimmende Charakteriſtik gegeben.

Alles iſt wie in jenem Kampf- und Siegeslied des neu erwachten Geiſtes — eine feſte Burg — in ganzen Noten gehalten, choralhaft, ohne figurirte Kleintheilung, ein Einſetzen des Lebens für das höchſte Geiſtesgut, ein Kampf, geheiligt in ſich und geheiligt in ſeinem Ziele.

Wenn man die beiden andern Entwürfe zur Lutherſtatue, die ebenfalls im Atelier ausgeſtellt ſind, mit der endgiltig feſtgeſtellten vergleicht, ſieht man erſt recht, wie überaus glücklich dieſe letztere iſt. Da iſt zuerſt Luther im Mönchsgewande. Die Faltenbrechung iſt durch die Unterbindung in der Hüfte äußerſt wirkſam in ihrer Mannigfaltigkeit, und die ganze Geſtalt iſt die rein kämpfende, leidenſchaftlich bewegte. Dagegen iſt das andere Modell, Luther im Chorrock, die Bibel in der Rechten, die Linke aufs Herz gedrückt, durchaus ruhig, aber eben in dieſer Ruhe einförmig.

Abgeſehen davon, daß Luther in der Mönchskutte nur ein Moment aus deſſen Leben und nicht der ganze Luther wäre, wie ihn das Denkmal heiſcht, und jener ruhige als der Kämpfer jenſeits der Action erſchiene, ſey nur darauf hingewieſen, wie eben aus dieſen beiden das dritte entſtand und nun Sturm und Sieg in ſich ſchließt.

Wenn wir das Vollendete vor uns ſehen, ſagen wir leicht: ſo mußte es ſeyn. Aber das unterſcheidet die Meiſterſchaft von dem bloßen dilettantiſchen Gelingen. Die bewußte Meiſterkraft behält aus allen Erwägungen und Verſuchen heraus — die nimmer unterbleiben können — noch jene Naivetät des erſten Antriebs und vermag genaueſtes ruhiges Bemeſſen der ideellen und techniſchen Erforderniſſe mit flammender Begeiſterung zu einen.

Es iſt hier der glücklichſte Moment für die plaſtiſche Kunſt fixirt, jener Moment, der die immanente ideale Vollkraft der That in ſich faßt und zur Erſcheinung kommen läßt, nicht zur äußerlich unruhigen, heftig geſtikulirenden, wo es bei der Statue immer an dem nothwendigen Gegenſatze fehlt; und es iſt wiederum nicht jener Moment, hinter dem die vollbrachte That liegt; es iſt vielmehr die gezeitigte, in ſich zuſammengeſchloſſene, gedrängte Kraft, die alle im Folgenden ſich auseinanderlegenden Entwicklungsſtufen von Kampf und Sieg in ſich hat; es iſt die organiſche Gebundenheit, die Alles lebendig und doch in Ruhe in ſich ſchließt. Und das iſt hier zu einer Schaubarkeit ſonder Gleichen herausgetreten.

Wenn man von den Heroen deutſcher Dichtkunſt ſagen kann, daß Rietſchel ſie ſo dargeſtellt, daß ſie nicht mehr anders gedacht oder vorgeſtellt werden können, ſo gilt das auch von dem eminenteſten Vertreter deutſch-religiöſen Geiſtes im eminenteſten Sinne. Die Kraft und der Beruf zu lehren eint ſich hier in höchſter Weiſe mit dem Mannesmuth wenn es gilt, zu wehren.

Digitized by Google

Wie Luther hier steht, ist er Zug für Zug die historisch gegebene Persönlichkeit, und das eben ist die bewundernswürdige Meisterschaft Rietschels, daß er diesen sogenannten Realismus, diese fromme Aufnahme des Gegebenen und die Vertiefung in dasselbe zur reinen Schönheit gestaltet, so daß Wirklichkeit und Wahrheit oder vielmehr Schönheit wiederum eins sind.

Wenn Goethe einmal sagt, daß es einen veredelnden Umgang gebe, in welchem jeder, ohne aus sich etwas anderes zu machen, eben nur das beste sey, was er seyn könne, so läßt sich, auf Rietschel angewendet, solches dahin erweitern, daß vor seinem Auge, unter seiner Hand, jede historische Gestalt (die Gewandung mit eingerechnet) das Schönste dessen wird, was sie seyn kann; sie wird nicht zu einem fremden Ideal, sondern das in ihr ruhende eingeschlossene Ideal tritt heraus, erlöst in harmonisch gestalteter Erscheinung.

An dieser kerndeutschen, biderben und doch so fein durchgeistigten Luthergestalt können wir zugleich die Personifikation der Wahrhaftigkeit ersehen, die, wie Luther selbst sagt, „ohne Wankel-Gemüthe“ dem innersten Rufe sittlicher Nöthigung sich hingibt, und „wenn die Welt voll Teufeln wär'.“ Und mit der Wahrhaftigkeit ist zugleich gegeben, daß die objektive Wahrheit zur subjektiven im reinsten Sinne wird.

Es ist eine große Thatsache der Reformation, daß sie, die höchste religiöse Durchdringung wieder auf die individuelle, nicht bloß äußerlich dogmatische Erfüllung zurückführend, der Individualität in ihrer lauteren Wahrhaftigkeit wieder jenen Antheil an der Religion errang, in dem diese erst zur lebendigen wird. Man kann nicht sagen unwillkürlich, sondern vielmehr historisch gesetzlich, tritt auch die Völkerindividualität wieder in ihr Recht ein, ohne die einmal überwundene Stufe der Nationalreligion wieder aufzurichten. Die Universalität und Uniformität, die das prophetische Judenthum hoffte und das römische Christenthum anstrebte, ist nicht als solche, sondern nur insofern in die Welt eingesetzt, als sich in der Kulturwelt eine allgemeine religiöse Substanz fixirte; aber in der lebendig freien Bethätigung tritt die Individuation, die Charakterbesonderheit historisch und ethnologisch wieder ein; so im Einzelnen, so in Völkerschaften. Wenn die Reformation die Nationalsprache wieder in die Religion einführte, statt der keiner lebendigen Nationalität angehörigen Lateinischen, so gewinnt eben damit das ganze religiöse Denken und Empfinden eine Besonderheit individuellen Volksgeistes, der sich in der Sprache vor allen kundgibt. Die Gegensätzlichkeit und Ausschließlichkeit, die die Nationalitäten der alten Welt bezeichnete, wollte sich im Mittelalter zu einer idealen Universalität gestalten. Das neue Bewußtseyn der Nationalität ist kein ausschließliches mehr, wie im Alterthum, kein zur Universalität strebendes, wie im Mittelalter, vielmehr besteht es, in sich gehalten, in einem friedlichen Nebeneinander der individuellen Volksgeister. Der Begriff der Gemeinde tritt auch hier im weitesten Sinne zwischen den Völkerschaften ein; er schließt die Individuen in sich und hebt sie nicht unterschiedslos auf.

Die Reformatoren der andern Nationalitäten tragen das Gepräge ihrer Völkerindividualität, wie Luther das deutsche im eminentesten Sinne. Er machte die Bibel deutsch, und so spricht sie fortan zu jedem Volke in seiner eigenen Sprache. Der Inhalt ist der allgemeine, die Sprachform (und in ihr liegt ein groß Stück geistiger Individualität) ist die national besondere; sie schafft geistig physiognomische Besonderheiten, wie sie nur bestimmten Völkern eigen seyn können.

Die Figuren, die das Piedestal zeigt, gaben zu diesen Andeutungen die Veranlassung. Indem sich der Gedanke der Reformation in andern Völkern erhob, theils vollbracht, theils gehemmt wurde, ist er, wenn auch, allgemein betrachtet, ein und derselbe, doch zugleich ein national besonderer.

Das Piedestal der Lutherstatue hat am untern Granitsockel vier Echpostamente. Hier sind in sitzender Figur die vier Vorreformatoren abgebildet, die aus vier Kulturvölkern jener Zeit hervorgingen: der Böhme Huß, der Italiener Savonarola, der Franzose Petrus Waldus, der Engländer Wiklef. Alle vier sind vom Bildner in ihrer historisch nationalen und persönlichen Individualität gehalten: Huß, schwärmerisch versunken in Anschauung des Leidens Christi, vorbedeutsam einem ähnlichen Leidenstode hingegeben; Savonarola als Bußprediger in heftiger Erregung, mit gehobenem Arm; Petrus Waldus als Bußprediger in Holzsandalen mit Mantel und Wanderstab, den Finger auf eine Stelle der im Schooß liegenden offenen Bibel gehalten; Wiklef in sich versunken, in der Bibel forschend.

Bei aller concreten historischen Fassung können diese Vier gleichsam auch als die Temperamente und Gemüthsverfassungen erscheinen, wie sie sich, vereinzelt und in eine einzige Individualität eingeschlossen, momentan in Wesen und Ausbreitung der Reformation kund gaben. Ohne damit die Charaktereinheit zu verlieren, zeigt doch jeder Mensch je nach der Lage und Veranlassung die Mannigfaltigkeit des Lebens; und wie Luther die Vorarbeit seiner Vorgänger in sich einte, so erscheinen sie hier auch, im weitesten Sinne genommen, als die Aeußerungsweise seiner selbst, denn die große Individualität hat den ganzen Inhalt des Lebens historisch und psychologisch in sich.

Digitized by Google

Noch eine weitere Betrachtung drängt sich hier im Zusammenhalt Luthers mit diesen vier Vorreformatoren auf. Mit Luther und der Reformation tritt auch in sofern ein neues Moment in die Geschichte, als sich thatsächlich erweist, wie der Geist bereits dermaßen Siegeskraft gewonnen hat, daß der Gegenkampf gegen historisch Verhärtetes nicht mehr nothwendig zum Martyrium, zum tragischen Untergang führt. Luther ist dessen Zeuge. Und wenn noch immer und immer Träger und Verkündiger des lebendigen höchsten Bewußtseyns dem Elend und der Verfolgung preisgegeben sind, so hat sich doch als unumstößliches Weltgesetz das festgestellt, daß der Geist nur durch den Geist und nicht durch äußere brutale Gewalt zu bekämpfen und zu widerlegen sey.

Das Postament ist in drei Abtheilungen getheilt. In der untern Abtheilung, die in Bronce ausgeführt werden soll, befinden sich Basreliefs; links: der Anschlag der Thesen; vorne: der Reichstag zu Worms; rechts: die Bibelübersetzung und das Abendmahl in beiderlei Gestalt; rückwärts: die Predigt und die Priesterehe.

In die oberste Abtheilung, zunächst unter die Statue, kommen die Inschrifttafeln: vorne die angeführten Worte, die zur Auffassung der Statue das Motiv gegeben, an die andern Seiten ebenfalls bezeichnende Aussprüche von Luther. Das Wort ist hier nicht äußerer Nothbehelf, es ist vielmehr integrirender Theil der Darstellung, denn Alles, was sich hier zeigt, ist der Kampf um das lebendige Wort und mit ihm. Hier ist tönend Erz im besten Sinne.

Zwischen die Inschrifttafeln und die Reliefs sollen acht Porträts in Medaillonform kommen, je an einer Seite zwei. Hier sollen diejenigen Männer ihre Stelle finden, die nach den vier Vorreformatoren an dem Werke der Reformation sich hervorragend betheiligten. Noch ist die Wahl derselben nicht streng festgestellt. Ulrich von Hutten, Zwingli, Calvin, Johann der Beständige, Friedrich der Großmüthige, Bugenhagen, Justus Jonas, Cruciger werden hier ihren Platz finden.

Dresden im April 1839.

Noch werden am untern Granitsockel acht Broncewappen der sechs Fürsten und zwei Städte angebracht, die die Augsburgische Confession unterschrieben haben.

Ueberschaut man nun noch einmal das Ganze, so fühlt man sich durch den Gedanken erhoben, daß hier ein historisches Denkmal sonder Gleichen vor Augen steht. Dieses Denkmal faßt nicht nur eine der größten historischen Epochen in sich, es ist zugleich auch ein epochemachender Triumph deutschen Geistes und deutscher Künstlerkraft. Da ist Alles so nothwendig und in sich harmonisirt, daß daran nicht gerüttelt und gerückt werden kann. Wir müssen die Kraft und Hoheit des Künstlers bewundern, der innerhalb der Grenzen seiner Kunst, und doch nicht in Wiederholung eines Gegebenen, sondern in freier Gestaltung eine vielverzweigte Culturepoche plastisch einheitlich fixirt hat. Ein ganzes Zeitalter, und nicht bloß ein einziger Held steht plastisch vor uns, und wenn die moderne Kunst in allen Gebieten nach einer Massenbeherrschung ringt, so hat Rietschel gerade da, wo es am schwierigsten schien, das Problem gelöst. Es ist eine symphonische Bindung sonder Gleichen in diesem Werke: die einzelnen Gestalten sind nicht stumme Nebenfiguren, oder verhalten sich attributär zu derjenigen, die die Dominante hat, es ist ein voller Chor, von der erhabensten Gemeinde angestimmt.

Möge Rietschel, dem es in so hoher Weise gelungen ist, die Fortbildner deutscher Geistesmacht, Lessing, Schiller und Goethe, für alle Zeiten typisch zu gestalten, nun auch die Kraft bleiben, diese unvergleichliche Fassung des Reformationszeitalters in ungeschwächter Rüstigkeit zu vollenden. Nicht nur die Protestanten in und außer Deutschland, sondern alle, die Theil haben an der lebendig fortzeugenden Freiheit des Geistes, werden dieses Werk für alle Zeiten preisen und dessen Bildner hochhalten.

B. A.

Digitized by Google

Hinter dem Dom.

Der Dom von N. iſt das ſchönſte gothiſche Bauwerk unſerer Provinz. Eben weil er an Umfang hinter manchem gefeierteren Nebenbuhler zurückſteht, hat ſeine Anlage die Kräfte ſeiner Zeit nicht überboten, und ſteht er ausgeführt da, harmoniſch in allen Theilen, wie aus Einem Guſſe, während jene Rieſengeburten einer ſcharfſinnigen Gipfelung der Phantaſie, ein halbes Jahrtauſend lang vergeblich ihrer Vollendung harrend, Fragmente geblieben und Ruinen geworden ſind, ehe ſie ein Ganzes werden durften. Heute freilich iſt auch er der Nachhülfe bedürftig; denn beiden Thürmen über dem Hauptportale an der freien Weſt- und Wetterſeite, dieſem herrlichen Portale ſelber unter ſeiner ungeheuren Laſt droht der Einſturz; es zerbröckeln die fein durchbrochenen Spitzen und Thürmchen, die kunſtvollen Zierrathen, die wunderlichen Schnörkel und Bilder, Schöpfungen eines halb derben, halb ſpitzfindigen, frommen Humors, für deſſen Verſtändniß unſern Tagen häufig der Schlüſſel gebricht; aus den Maſſen der bemoosten, ſchwarzgrauen Strebepfeiler und Bogen löst ſich Stein um Stein. Die ältere romaniſche Kirche gegenüber auf dem lindenbeſchatteten Platze, die ſchon verwitterte, als er kaum in vollem Leben ſtand, jetzt im Wechſel der Zeiten zu einem jugendfriſchen Anſehen und nie beſeſſenen Glanze wieder hergeſtellt, hat den Alternden aus ſeiner Oberherrlichkeit verdrängt, und ſeine Freunde und Bewunderer harren bis jetzt vergebens auch für ihn auf eine ſchützende, rettende Hand.

Unter der morſchen Hülle iſt der ehrwürdige Innenbau ganz und heil geblieben, wie ein ſchöner, geſunder Menſchenleib unter einem zerfallenden Gewande. Gleich verbundenen Stämmen ſtreben die ſchlanken Pfeiler gen Himmel und wölben ſich in einander zu einem ſchützenden Wald; zackſpitzig, wie aus Stein geklöppelt, zieht ſich ſtatt des Vorhangs in halber Höhe die Wand, welche das Heilige von dem Allerheiligſten ſcheidet; dämmerig fällt das Licht durch die farbenglühenden Bilder der Scheiben, die gewaltige Orgel ertönt in gebührendem Raume und nach den rechtmäßigen Geſetzen des Schalles. Und ſo ſtehen wir vor dieſem Zeugniß einer unwiderruflich entſchwundenen Cultur, ja faſt möchten wir ſagen Naturepoche, mit dem Schauer des Staunens, wie vor einem unausſprechlichen Weſen, und fragen uns beſchämt, was wir in unſern Tagen ihm gleich Würdiges und gleich Dauerndes zur Seite zu ſtellen haben?

Der Standpunkt für unſer Bauwerk iſt wie der der Mehrzahl ſeines Gleichen richtig und glücklich ausgewählt, auf einer Höhe Stadt und Gegend überragend. Aber wie die Mehrzahl ſeines Gleichen umringen, ja umhocken auch ihn, nach drei Seiten einen freien Anblick und Ueberblick hindernd, einſt geiſtliche, jetzt, nach der Säculariſation des Domſtifts, bürgerliche Anſiedlungen groß und klein wie Neſter, die unter dem Schatten eines ehrwürdigen Baumes Schutz geſucht. Der Wind fängt ſich in der Klemme dieſer Gebäude, langſam verdunſtet die Feuchtigkeit im ewigen Schatten der ſchmalen Fahrſtraße, und nur von der Rückſeite der nach der Niederſtadt ſich abſenkenden Höfe und Gärten erquickt ein wärmender Sonnenſtrahl die Bewohner und verkündigt ihnen, daß noch ein höherer Bau ihnen Licht und Gnade ſpendet, wenn der Dom, von Menſchenhänden errichtet, im Laufe der Zeiten zerbröckelt, oder ſich nächtig zwiſchen den Menſchen und die belebenden Himmelsluft drängt.

In einer dieſer Curien, in ſo enger, düſterer Umgebung ſuchen wir an einem Spätnachmittage der Woche vor dem Oſterfeſte, das in dieſem Jahre weit in den Frühling hinein und in eine knoſpende Natur fiel, die beiden Menſchen, deren Verhältniß uns beſchäftigen ſoll. Ein Mann, längſt noch kein Greis, aber früh gealtert, das auf dem ſtark und edel gebauten Kopfe kurz geſchorene Haar reichlich mit weißen Fäden gemiſcht, die noch immer ſchönen, regelmäßigen Züge bleich, ernſt und tief gefurcht, die einſt kräftige Geſtalt nur mit Anſtrengung, ja wie im Trotz in die Höhe gerichtet, erhob ſich vom Schreibtiſche, als die einbrechende Dämmerung ſeine Arbeit hinderte, und ging in das hintere Zimmer, deſſen freie Lage den Blick weit über die Stadt und Ebene bis zu den begrenzenden Höhenzügen ſchweifen ließ. Zu ſeinen Füßen ſenkte ein Gärtchen ſich ab, zwar nur in der Breite des Hauſes, aber rings von ähnlichen freien Plätzen umgeben, ein wohlthätiger Ruhepunkt für den durch das Gedränge von Mauern und Steinmaſſen beängſteten Sinn.

Er öffnete das Fenſter. Ein Duft von Veilchen und Goldlack, ein weicher Sommerhauch drangen zu ihm herauf, aber ein tiefer, erquickender Athemzug endete in einen Seufzer, als er in dieſem Augenblicke eine jugendliche Geſtalt den Gang heraufkommen ſah, an deſſen einhegenden Spalieren die roſigen Blüthen der Pfirſich- und Mandelbäume knoſpeten. Auch in

Digitized by Google

ihren Zügen, in der geneigten Haltung, der langſam träumeriſchen Bewegung war ein frühreifer Ernſt zu leſen; ſie ſchritt an den erſten Frühlingsſproſſen vorüber, ohne eine Spur ſchweſterlicher Jugendfreude zu zeigen, ohne ſich zu bücken, um eine Blume zu brechen, oder einer Pflanze eine liebende Sorgfalt zuzuwenden. In ſich gekehrt wandelte ſie mechaniſch den Laubgang auf und nieder und bemerkte den in trübem Sinnen auf ſie gerichteten Blick ihres Beobachters nicht, ehe derſelbe das Zimmer verließ und ſie im Garten erreichend ſagte: „Du ſiehſt blaß aus, Marieeſther.“

„Ich bin wohl, Vater,“ unterbrach ihn das junge Mädchen haſtig. — „Aber immer allein und niemals fröhlich. Dieſe Einſamkeit taugt dir nicht, mein Kind.“ — „Ich bin lieber allein als unter Menſchen.“ — „Traurig, daß dem ſo iſt, Marieeſther. Natur und Jugend, auch die Vernunft wollen es anders. Einſt warſt du heiter wie andere Kinder, und auch jetzt flieſſt du nicht die Menſchen, du meideſt nur —“ — „Vater!“ fiel Marieeſther mit einer flehenden Geberde ein.

Raſche Schritte vom Hauſe her machten dem Geſpräche ein Ende. Die Tochter ſchlug den Weg nach dem entgegengeſetzten Ende des Gärtchens ein, während der Vater dem Ankommenden entgegen ging. Ein junger Mann war lebhaft eingetreten, der, ſeinen Wirth mit herzlichem Händedruck begrüßend, ſich in ſichtbarer Aufregung des Wortes bemächtigte.

„Es iſt unerhört, Herr Severin!“ rief er. „Ich komme von der Reiſe und höre es erſt in dieſer Minute. Sie dürfen es nicht dulden, müſſen öffentlich dagegen auftreten, müſſen klagbar werden.“ — „Auftreten gegen was? klagbar gegen wen?“ fragte Severin gelaſſen.

„Sie wiſſen es noch nicht? haben es noch nicht gehört? Dieſer Domprediger, dieſer Fanatiker, nein, dieſer Unverſchämte, dieſer Narr —“ — „Laſſen wir den Mann!“ entgegnete Severin gezwungen lächelnd. — „Mit nichten, laſſen wir ihn nicht, — er hat für Sie gebetet, Severin!“

„Gebetet? und was weiter, junger Freund?“ — „Und was weiter? Ich ſage Ihnen ja: er hat für Sie gebetet, laut, öffentlich, vor der ganzen Gemeinde, auf ſeinen Knieen.“ — „Ein Gebet kann ich mir ja wohl gefallen laſſen; was hätte der Mann denn beſſeres für mich thun können, lieber Urban?“ — „Er hat Ihren Namen genannt wie den eines Heiden, eines Ketzers.“

„Ein Gebet iſt ja keine Injurie, ſo viel ich weiß.“ — „Hier iſt es eine Injurie, mehr als eine Injurie; es iſt Hohn und Schimpf. Sie ſind es Ihrem Namen, ſind es Ihrer Tochter ſchuldig —“ — „Meiner Tochter bin ich ſchuldig, das Aergerniß meines Namens nicht durch einen neuen Eclat aufzufriſchen. Aber nicht ſo laut, lieber Urban!“ ſagte Severin mit einem ängſtlichen Blick auf Marieeſther, die von ihnen abgewendet in einer Laube Platz genommen hatte.

Der junge Mann verſtand dieſen Blick. — „Laſſen Sie uns einen Spaziergang machen,“ verſetzte er; „die Sonne iſt im Sinken, wir dürfen keine Zeit verlieren.“ — „Ich danke Ihnen,“ entgegnete der andere ablehnend, „ich habe Verſammlung heute Abend.“

„Werden Sie wie andere Jahre während des Feſtes einen Spaziergang mit Ihren Freunden machen, Herr Severin?“ fragte Urban nach einer Pauſe. — „Nein,“ antwortete Severin kurz. — „Warum nicht? Ich hätte mich mit meiner Familie anſchließen mögen. Aber ſpäter doch?“ — „Niemals wieder.“ — „Wollen Sie laß und kleinlaut werden, Severin, jetzt, wo Sie auftreten und Trotz mit Trotz entgegnen ſollten?“

„Wollen Sie keck und herausfordernd werden, Urban, jetzt, wo Sie unſerer Sache ferner ſtehen denn je?“ — „Näher, mein Freund, ſehr nahe; ſie ſoll meine eigene werden.“ — „Ruhig, lieber Urban! Ich weiß, Sie meinen es gut, aber Ihr Eifer führt Sie zu weit.“ — „Nein, nein, dreimal nein!“

„Mäßigen Sie ſich, junger Mann, wir ſind nicht ohne Zeugen. Ueberhaupt, — ich hätte es ſchon längſt thun ſollen — mißverſtehen Sie mich nicht, Urban — aber ich bitte Sie, meiden Sie mein Haus, zeigen Sie ſich nicht ſo häufig in meiner Geſellſchaft wie bisher.“ — „Was wollen Sie damit ſagen, Herr Severin?“ — „Daß Sie Argwohn, Mißtrauen erregen, daß Sie ſich Schaden bringen, junger Freund.“

„Schämen Sie ſich nicht in meiner Seele einer ſo feigen Zumuthung?“ — „Schicket euch in die Zeit, denn es iſt eine böſe Zeit,“ verſetzte Severin mit ernſter Ruhe. „Sie haben einen guten bürgerlichen Namen in dieſer Stadt, ſind Sohn und Bruder, ſind Beamter —“ — „Und Ihr Freund, Severin.“ — „Ich weiß es und danke es Ihnen. Aber Sie theilen nicht meine Ueberzeugungen, haben ſie nicht zu vertreten und dürfen ihren Conſequenzen nicht zum Opfer fallen, junger Mann.“

„Sie haben den Pakt mit mir eingegangen,“ verſetzte dieſer, „daß gewiſſe innerliche Punkte unter uns nicht berührt werden ſollen. Wir haben beide die Religion rechtſchaffener Männer. Was dahinter liegt, iſt Herzensſache, die jeder nur mit ſich ſelber abzumachen hat.“ — „Eben deßwegen, lieber Freund. Es iſt perſönliche Theilnahme, die Sie an mich bindet, Mitleiden vielleicht, und — wie ſoll ich es ſagen? — Deuten Sie es nicht übel, Urban, aber ein gewiſſer Reiz, ein Kitzel, welchen das Verbotene, Verpönte auf junge, freiſtrebende

Digitized by Google

Gemüther auszuüben pflegt —“ — „Es iſt Achtung vor Ihrem Charakter, Herr Severin,“ entgegnete Urban jetzt völlig ruhig und ſehr ernſt, „langgewohnte Freundſchaft, und, Sie wiſſen es, noch ein Anderes, das mich unverbrüchlich an Ihr Schickſal bindet.“

„So ſey es denn um dieſes Andern willen, daß Sie Ihre Stellung, Ihre Zukunft wahren, lieber Urban. Es muß ſich erſt manches lichten, ehe der Moment einer Entſcheidung gekommen iſt. Bleiben Sie uns bis dahin treu, aber fern, ſo werden wir zu rechter Stunde des Freundes nicht entbehren dürfen. Sie haben, laſſen Sie mich bekennen, zu Ihrem Glück, innerlich eine gewiſſe Grenze nicht überſchritten; drängen Sie nicht äußerlich über eine ſolche hinaus; wir würden beide dafür büßen müſſen. Ich ſehe ſchon ſo manchen Unglücklichen, der wie mit einem Makel behaftet, von der Welt gemieden wird, weil er mir angehangen. Meine Tochter, mein einziges Kind —“ — „Nein, nein,“ unterbrach Urban dieſes ſchmerzliche Bekenntniß, „ich kann Ihrem Rathe nicht folgen, theurer Mann. Genüth und Ehre ſagen Nein. Ich werde Ihnen angehören mit offenem Viſier. Drängt die feige, ſchnell erſchlaffte Zeit uns dahin, unſere Ueberzeugungen zu verſchleiern, den Muth der Freundſchaft, die Freiheit perſönlicher Treue ſoll und darf ſie uns nicht rauben.“

Severin wendete ſich in tiefer Bewegung von dem jungen Manne ab und ging mit haſtigen Schritten den Laubgang entlang, während jener ſich langſam dem Hauſe zukehrte, in welchem er Marieeſther vor einer Weile verſchwinden geſehen. Sie ſtand dicht am Fenſter und las beim letzten, ſchwachen Dämmerlicht; ſie hatte ſein Kommen nicht bemerkt, erſt als er dicht an ihrer Seite ſtand, ſchrack ſie heftig zuſammen und ſuchte mit ſcheuer Eile das kleine Buch zu verbergen, das ſie in Anſpruch genommen.

„Warum, Marieeſther?“ fragte Urban, dem keine ihrer Bewegungen entgangen war. „Die Nachfolge Chriſti iſt kein Buch, deſſen Sie ſich vor irgend einem Menſchen zu ſchämen hätten.“ — „Außer vor Einem,“ murmelte Marieeſther mit einem bittern Lächeln, ſetzte aber ſchnell bereuend hinzu: „Nein, nein, nicht dieſes Wort, aber es würde ihm ein Vorwurf ſeyn, es würde ihn betrüben.“ — „Sie irren, Marieeſther. Zeigen Sie Ihrem Vater unverholen, was Sie bedürfen, zeigen Sie ihm, daß ſeine Nähe, ſein Schickſal dieſes Bedürfniß nicht ſtören —“

Ein ſchmerzlicher Blick des jungen Mädchens, ein zweifelndes Schütteln ihres Hauptes ließen ihn den Satz nicht vollenden. Er ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er ablenkend: „Meine Schweſtern ſind betrübt, Sie nur noch ſo ſelten zu ſehen. Warum ziehen Sie ſich auch von uns zurück, gehen immer allein, da ſo Viele Sie lieben? Ich weiß, die Meinen haben nicht Ihre Bildung, ſind dem Geiſte nach nicht Ihres Gleichen, aber ſie meinen es herzlich und ich, Marieeſther —“

Sie ſtand noch immer unbeweglich, das Geſicht gegen die Scheiben gedrückt. Er ergriff ihre Hand. — „Liebe Marieeſther,“ fügte er leiſe und innig hinzu, hielt aber betroffen inne, als er fühlte, daß ſie heftig zuſammenbebte. Seine Blicke folgten den ihren, die auf eine dicht unter dem Fenſter vorüberſchreitende Geſtalt gerichtet waren, und die Ader auf ſeiner Stirne ſchwoll, als er den jungen Geiſtlichen erkannte, der im ſchwarzen Talar dicht neben dem Hauſe die kleine Pforte des Kreuzganges öffnete und denſelben entlang auf die Sakriſteikapelle zuſchritt. Urban ſchwieg, bis er ihren Blicken entſchwunden war, dann fragte er mit mühſam unterdrückter Bewegung: „Kennen Sie dieſen Mann, Marieeſther?“

„Nein, nein!“ erwiederte ſie heftig; „aber laſſen Sie mich, Urban, um des Heilands willen nichts weiter jetzt! Ich bitte Sie, ich flehe Sie an, laſſen Sie mich allein!“

Er unterdrückte das Bekenntniß wie die Aufklärung, welche auf ſeinen Lippen ſchwebten, und verließ Zimmer und Haus, in ſchweigendem Ungeſtüm an dem eben aus dem Garten zurückkehrenden Vater vorüberſtreifend.

Severin ſah ihm betroffen nach und trat zu ſeiner Tochter, welche, das Geſicht mit beiden Händen verhüllend, auf den Stuhl am Fenſter geſunken war. — „Du biſt bewegt, liebe Tochter,“ mit dieſen Worten weckte er ſie nach kurzem innerlichen Kampfe zwiſchen Reden und Schweigen aus ihrer Verſunkenheit. „Urban ging von dir in lebhafter Aufregung, es iſt zu einer Entſcheidung zwiſchen euch gekommen und du haſt ihn von dir gewieſen, Marieeſther?“

Er machte eine Pauſe, vergeblich eine Antwort erwartend, dann fuhr er fort: „Du wirſt dieſe Ueberzeugung eines Tags bereuen, mein Kind. Ein Mann von reicher Bildung und ſeltener Herzenswärme, begütert und wohlberufen bietet dir ſeinen Schutz. Der armen, vereinſamten, aber, ja, allem zum Trotz durch Liebe verwöhnten Tochter eines geächteten Vaters bietet er einen ehrenvollen Wirkungskreis, Wohlſtand, Freiheit und beglückende Pflichten; ſchon die Dankbarkeit hätte für ihn ſprechen ſollen, die Achtung, welche du ihm nicht verſagen darfſt; oder wüßteſt du —“ — „Nein, nein,“ ſagte Marieeſther gepreßt. „Er iſt gut und tüchtig, ich weiß es, aber —“ — „Aber — er iſt — deines Vaters Freund,“ fiel Severin ein mit ſchneidendem Ton und wendete ſich nach der Thür.

Digitized by Google

Ein banger Laut entrang sich der Brust der Unglücklichen; sie stand einen Augenblick wie gelähmt, flog dann dem Vater nach und warf sich überwältigt in seine Arme. — „Vergib mir, Vater,“ schluchzte sie, „ich will mich bedenken; morgen — morgen!“

Der Vater hielt sie eine Weile schweigend in seinen Armen, schüttelte dann wehmüthig den Kopf und verließ das Zimmer. Sie folgte ihm über die Schwelle und blickte ihm nach, wie er die Treppe nach dem obern Stockwerk hinan stieg, in welchem die Versammlung stattfinden sollte. Sie schien unschlüssig, ob sie ihm folgen sollte, that einen Schritt, hielt wieder inne, ging von neuem. Die Hausthür öffnete sich und die ersten Theilnehmer traten ein, andere folgten, fremde, gleichgültige Gesichter, laute, aufgeregte Stimmen. Das junge Mädchen kehrte um, zog die Zimmerthür hinter sich zu und wankte leise auf ihren Platz am Fenster zurück; sie drückte ihr heißes Gesicht gegen die Scheiben und blickte hinüber nach dem Dom.

Der Kreuzgang zwischen der Sakristeikapelle und der Curie Severins umschließt den kleinen vormaligen Friedhof der Bischöfe und Aebte. Die alten Ulmen, welche im Sommer dieses einsame Plätzchen überschatten, standen noch unbelaubt, aber der immergrüne Epheu rankte sich an dem grauen Gemäuer hinauf und eine frühlingsfrische Rasendecke breitete sich zwischen den verfallenen Monumenten, von einem schmalen Streifen des Abendroths übergoldet. Die Kirchenlampen wurden angezündet zum letzten abendlichen Gottesdienste in der Passion. Ein Fenster nach dem andern erhellte sich und warf durch die gemalten Scheiben ein zauberhaftes Licht auf die Pfeiler und Bilder, die Gewinde und Schnörkel des wunderbaren Baus, der in dieser doppelten Beleuchtung von außen und innen, in dem Contraste nächtiger Schatten und purpurvioletten Glanzes gleichsam lebendig geworden und wie beseelt dem jungen Mädchen gegenüber stand.

Und nun ertönte die Orgel, Gesang und die Stimme des Predigers am Altare drangen in liturgischem Wechsel an ihr Ohr. Sie öffnete das Fenster; durch ihre Seele zog es wie ein Heimweh.

Jahre waren vergangen, seit sie in einem Gotteshause gebetet, die Feierstunden entbehrt, die ihre Kindheit durchgeistigt hatten, nicht in einem Dome wie dieser, in einer schmucklosen Dorfkirche unter einfachen Landleuten, an der Seite der frommen Mutter, und ihrem Platze gegenüber der Vater mit der kräftigen apostolischen Gestalt, mit dem kräftigen apostolischen Worte, das, für diese Räume zu groß und voll, doch so ergreifend auch auf die beschränkten Zuhörer wirkte. Aber der Mann wurde jenem friedlichen Schauplatze entrückt und in dieser Stadt hier berauscht, gewaltsam in die Höhe getrieben inmitten einer Gemeinde, die sich in Schaaren immer dichter und dichter um den kühnen Redner sammelte, der, von dem Stachel der Zeit gespornt, die Schleusen heimlicher Forschung öffnete, Schritt für Schritt vorwärts drängte, lange drückende Fesseln von sich warf, Schranke um Schranke niederriß und endlich der äußern Gewalt einen äußern Bruch entgegensetzte.

Das junge Mädchen vermochte nur bebend diesen Erinnerungen zu folgen; die Bilder drängten sich schwarz in schwarz. Sie sah den Vater angeklagt, gemieden, verhöhnt, verfolgt, sah die Mutter sich in Thränen verzehren, sah sich selber ihrem Sarge folgend, wie er unter dem Getümmel der Menge, von der Obrigkeit überwacht, von Friedhof zu Friedhof gewiesen, endlich in einem Winkel zwischen Mördern und Selbstmördern die letzte Ruhe fand. Marieesther schauderte.

„Zwischen Nesseln und Disteln verblühen meine Rosen,“ murmelte sie, als sie, sie wußte kaum, wie sie dahin gekommen, in der kleinen Pforte des Kreuzganges stand, die der Prediger vorhin offen gelassen. Eine unwiderstehliche Sehnsucht hatte sie getrieben; sie dachte, ihr müßte wohl werden, wenn sie nur einen Blick wieder in das Paradies ihrer Kindheit werfen dürfte. Schritt für Schritt schlich sie vorwärts an dem kleinen, öden Bischofshofe vorüber, zögernd, stille stehend, wieder einen Schritt. Sie hörte des Predigers Stimme, deutlich, jedes Wort verständlich. Das war nicht ihres Vaters ruhig fortgleitende, fortwirkende Weise, schmucklos, aber vielgestaltig eines aus dem andern entwickelnd, die Zweifel dem Gedanken und den Gedanken dem Zweifel folgen lassend. Das waren glühende Bilder, Sätze, gleich Flammen in die Seelen schlagend, bald von Zorne dröhnend, bald erbebend in leisem Flehen. „Christus oder Barnabas!“ schallte es in ihr Ohr wie Posaunenklang, als sie schwankend gleich einer Verbrecherin in die halb geöffnete Thür trat und sich zitternd an die feuchte Steinwand klammerte, um nicht zu Boden zu sinken.

Da, wo die beiden Kapellen des Kirchenkreuzes das Mittelschiff von dem hohen Chore scheiden, ihrem Platze gegenüber, stand die Kanzel. Sie sah die dunkle Gestalt des Predigers schattenartig lebhaft sich hin und her bewegen, sich beugen und neigen; sie wagte sich über die Schwelle einen Schritt und noch einen hinunter in das düstere, einsame Seitenschiff. Im Mittelraume saß Kopf bei Kopf die Versammlung, die dem neuen, eifrigen, streng fordernden Redner

Digitized by Google

zuſtrömte, wie ſie vor kurzem ihrem frei löſenden Vater zugeſtrömt. Die Lampen zwiſchen den ſchlanken Pfeilern, die ein bleiches Dämmerlicht über die dunkel verhüllten Geſtalten warfen, die feierlichen Klänge des Bußchorals, alles das machte einen überwältigenden Eindruck auf das junge Mädchen, das ganz allein im Schatten am erſten Pfeiler lehnte und von eiſigen Schauern geſchüttelt ihre Knie wanken fühlte.

Und nun ſtieg der Prediger von der Kanzel hernieder und trat an den Altarplatz dicht vor dem Chor, ihr ſo nahe, daß ſie die Geſtalt, die Züge ſelber wieder zu erkennen vermochte, die ſie ſchon oft von ihrem Platze am Fenſter auf dem Gange über den Biſchofshof beobachtet hatte. Die hohen Altarkerzen wehten ein blendendes Licht auf das goldhelle, geſcheitelt und lockig über das ſchwarze Gewand niederwallende Haar; die ſchlanke hohe Geſtalt, die feinen, jugendlichen Züge, das große, hellblaue Auge, die von frühem Eifer gebleichten, aber jetzt ſcharf gerötheten Wangen — ſo hatten die Bilder des Evangeliſten Johannes ſich in faſt typiſchem Ausdrucke ihrer Vorſtellung eingeprägt.

Noch tönte die Orgel und die letzte Strophe des Bußliedes, als der Prieſter ſich auf ſeine Knie niederwarf und eine Weile in ſtummem Gebete vor dem Altare verharrte. Durch die Gemeinde rauſchte eine unruhige Bewegung; eine neugierige Spannung feſſelte alle Blicke, man erhob ſich von den Sitzen, man flüſterte und wechſelte verſtohlene Zeichen. Die gottesdienſtliche Zerknirſchung ſchien plötzlich verlöſcht; offenbar wurde eine Scene erwartet.

Eine unheimliche Ahnung durchbebte Marieeſthers Bruſt, ſie hätte fliegen mögen, aber ihre Füße wurzelten im Boden, ein Krampf feſſelte ihre Glieder. Und nun ſchwieg die Orgel, nun erhob der Prieſter, noch immer auf ſeinen Knieen, die Stimme zu einem Gebet für alle noch nicht berufenen und für alle abtrünnigen, verlorenen Seelen.

„Ewiger, erbarme dich,“ ſo flehte er am Schluß, „an dem Tage, wo du verrathen warſt, Allerbarmer, erbarme dich auch über die, ſo dich verrathen, ſo im Angeſichte deines Hauſes, in dieſer Stunde ſelber deine Gnade verhöhnen. Erbarme dich über die verirrte Heerde und über ihren ungetreuen Hirten — Zacharias Severin!“

Bei dieſem Namen entrang ſich ein dumpfer Schrei der Bruſt der unglücklichen Tochter; es zuckte durch ihre Glieder wie ein electriſcher Schlag, wie von einem Dämon gejagt ſtürzte ſie aus der Kirche. Aber kaum, daß ſie die Schwelle überſchritten hatte, ſo brachen ihre Füße zuſammen und ſie ſank halb beſinnungslos auf einen Stein des Biſchofshofes nieder. Ihre Bruſt drohte zu zerſpringen, ſie hörte das Schlagen ihres Herzens, der kalte Schweiß eines zum Tode Geängſteten tropfte von ihrer Stirn, ein dumpfes Schluchzen drängte ſich aus ihrer Bruſt.

Thränen löſten endlich ihre Bangigkeit; ſie weinte bitterlich, halb ohne Bewußtſeyn, wie ein Kind, das auf einſamen, winterlichen Wegen irre gegangen iſt und ſeinen Pfad nicht wieder finden kann. Die Lichter der Kirche waren nach und nach verlöſcht, ohne daß ſie es bemerkte, nur aus dem Fenſter der Sakriſteikapelle fiel noch ein heller Schein durch die Wölbungen des Kreuzganges und auf das verfallene Monument, hinter welchem Marieeſther in leiſem convulſiviſchem Schluchzen am Boden lag. Rings umher ſonſt kein Laut, kein Schritt, alles grabesſtill.

„Wer weint hier?“ fragte jetzt plötzlich eine Stimme an ihrer Seite. Dieſe Worte gaben ihr auf einmal ihre Beſinnung wieder. Es war dieſelbe Stimme, welche eben alle guten und alle böſen Geiſter in ihr wach gerufen hatte, ohne daß ſie in dem chaotiſchen Kampfe ihre Forderungen zu unterſcheiden vermochte.

„Wer weint hier?“ fragte der Domprediger Johannes Bertram noch einmal, und hinter dem hohen Steine die regungsloſe Geſtalt gewahr werdend, beugte er ſich über ſie und forſchte theilnehmend: „Sind Sie krank? leiden Sie?“

Er hatte ihren Leib umfaßt und leiſe in die Höhe gerichtet. Der Strahl des Vollmonds, in dieſem Augenblick über dem Giebel der begrenzenden Curie hervorbrechend, fiel auf ein ſchönes, ihm völlig unbekanntes Mädchenangeſicht, doch nur mit einem einzigen Strahl, denn durch eine jähe Bewegung riß ſich Marieeſther aus ſeinen Armen, und als er ihr eilig folgend die Kreuzgangspforte erreichte, ſah er ſie in dem nachbarlichen Hauſe des Abtrünnigen verſchwinden, für deſſen Begnadigung er vor wenigen Minuten gebetet hatte.

Marieeſther ſchloß die Thür, als ob ſie ſich vor einem Verfolger zu ſchützen hätte. Im Flur ſtand ſie ſtill. Von oben drang noch immer die ruhige, feſte Stimme des Vaters. Sollte ſie zu ihm flüchten, bei ihm Beſchwichtigung ſuchen? Sie lauſchte am Fuße der Treppe, es entging ihr keines ſeiner klangvoll deutlichen Worte. „Natur und Geiſt“ ſchwirrte es um ihr Ohr, wie dort drüben „Sünde und Gnade“ ſie umſchwirrt hatte. Zögernd wendete ſie ſich um und ging in ihr eigenes Zimmer zurück.

Nach und nach kehrte ihre Beſonnenheit wieder, aber ſie mußte ſich zuſammenraffen, um ihrem Vater das aufregende Erlebniß zu verbergen. Hatte ſie ſich doch ſeit Jahren an eine innerliche Heimlichkeit gewöhnt, und dieſes Verhüllen, dieſes allmählige Entfremden

Digitized by Google

unwillkürlich und unüberwindlich, ja ſchonend und wohlmeinend, wie es war, als die bitterſte Pein ihrer peinvollen Gegenwart empfunden, als die Pein des Undanks gegen ihren Vater und Lehrer, gegen den milden Führer ihrer Kindheit, ihren geduldigen, nie gekränkten Freund. Sie ging mit haſtigen Schritten im dunkeln Zimmer auf und nieder, bis ſie die Verſammlung über ihr ſich trennen hörte; dann zündete ſie eilig Licht an, nahm ihre Arbeit zur Hand und ſetzte ſich an den Tiſch, mit erzwungener Ruhe und niedergeſchlagenen Augen ihren Vater erwartend.

Als er zu ihr trat, lagerte auch auf ſeiner Stirn eine Wolke. Er hatte geſprochen, wie er jetzt immer ſprach, weil er nicht mehr ſchweigen durfte, weil er nicht inne halten durfte in einer Bahn, auf welcher er den äußerſten Schritt nicht geſcheut, während die Genoſſen, die ihn raſtlos vorwärts gedrängt, weit über ſein urſprüngliches Ziel hinaus, täglich um ihn ſchwanden und nur jene treu verblieben, welche ihn niemals verſtanden, oder falſch verſtanden hatten. Die Fackel, die beſtimmt war, dem mühſam im Schachte des Gedankens Grabenden zu leuchten, war in die Hände der Krämer gefallen und drohte in unheilvollem Brande ihre Buden zu verzehren — oder zu verlöſchen.

Und zu dieſer innerlichen wie äußerlichen Iſolirung, zu dem Unbehagen einer zweideutigen, widerſpruchs- und vorwurfsvollen, ſprüngigen und brüchigen Exiſtenz nun noch das quälende Bild ſeines einzigen Kindes in dem Kampfe einer zweifachen Treue und Treuloſigkeit; das nagende Eingeſtändniß, der Schutzbedürftigen den ſichern Boden der Heimath und ihren Frieden entzogen zu haben, die Erinnerung an eine vielgeliebte Frau, die in gleichem Zwieſpalte ehrfürchtiger und zärtlicher Gewohnheiten unterlegen war — wie gern wollen wir es glauben, daß die ſtarke natürliche Kraft dieſes Mannes nur noch im Trotze aufrecht blieb.

Er hatte den Grundſatz der freien Wahrheit auf das Panier geſchrieben, unter welchem er den Guten wie den Böſen Widerſtand zu leiſten glaubte, und ſich daher gewiſſenhaft enthalten, ſeine Tochter, wie einſt ihre Mutter, an ſeine Conſequenzen zu feſſeln. Sie waren niemals öffentlich aus dem Heiligthum getreten, hatten, ſeitdem er ſich mit ſeinen Anhängern von demſelben losgeriſſen, keiner ſeiner Verſammlungen und Ceremonien beigewohnt, ſich nicht einem Verbande eingereiht, dem er — und das war der Punkt, wo ſein Irrthum zur Unwahrheit wurde — die Bezeichnung eines religiös gemeindlichen retten wollte, da er doch kaum die Elemente eines lehrenden in ſich trug und nach dem Bildungsgrade ſeiner Hörer in ſich tragen konnte. Ungeachtet dieſer Freiheit waren aber Weib und Kind thatſächlich in ſein Verhängniß und in eine doppelte Halbheit hinübergeriſſen worden; da ſie den Vater nicht laſſen, nicht öffentlich verläugnen mochten, hatten ſie ihre ehrfürchtigen Gewohnheiten aufgeben und deren durch Entbehren geſteigertes Bedürfniß in die Stille des Herzens zuſammendrängen müſſen.

Alles das las der Vater heute Abend von neuem, und heute deutlicher denn je in ſeiner Tochter fieberhaft leuchtenden Augen, fühlte es in dem Drucke ihrer kalten, zitternden Hand; er ſah ſie der Ruhe bedürftig und entließ ſie nach kurzem Beieinanderſeyn.

Aber Marieſther fand dieſe Ruhe in ihrer Kammer nicht, und es würden uns die Worte fehlen, um den Zuſtand des armen Kindes zu ſchildern in jener Nacht, wo wir den bitterſten Schmerz des Heiligen, den Schmerz um Verrath und Untreue mitleidend und reuevoll zu feiern gewohnt ſind. Auch in ihr war es ein Kampf um die Treue, ein Schwanken zwiſchen Liebe und Abſcheu, dem ſich, wenn auch in ſeiner vollen Bedeutung noch nicht hervortretend, ein neuer Stachel angeſetzt. Der Perſon des Vaters hatte ſich zum erſtenmal eine perſönliche Macht gegenübergeſtellt, menſchlich, wie prieſterlich anziehend und abſtoßend zu gleicher Zeit.

Sie dachte am andern Tage nicht daran, daß ſie dem Vater in einer hochwichtigen Angelegenheit eine Entſchließung ſchuldig ſey, und auch der Vater war ferne davon, dieſe Entſcheidung zu fordern, ſo ſichtlich waren die Spuren dieſer leidvollen Nacht ihrem Weſen aufgedrückt. Er beſchränkte ſich darauf, ſeine Mahnung zu freier geſelliger Erholung zu erneuern. Aber es war Charfreitag und Marieſther heute weniger denn je in der Stimmung, mit Menſchen in Berührung zu kommen. Erſt am Spätnachmittage entſchloß ſie ſich, und nicht zur Erholung, zu einem einſamen Gang.

Nach der Art mehrerer mittelalterlicher Plätze dieſer Gegend ziehen ſich auch bei uns die Gottesäcker längs der Ringmauern gleich einem ſchmalen Gürtel rund um die Stadt. Als die unmittelbare Einſiedigung der Kirchen, die eigentlichen Kirchhöfe, dem räumlichen Bedürfniſſe nicht mehr genügten, hatte man die nächſte freie Umgebung gewählt, um die Todten in der Nähe der Lebenden und in deren tägliches Treiben hineinragend zu beherbergen. Der weiter greifende Sinn der Neueren hat ſich an dieſe ernſte Nachbarſchaft gewöhnt, ihre mahnende Bedeutung hat ſich aber abgeſtumpft, der Weiheplatz hat mit der Einſamkeit einen Theil ſeines Adels eingebüßt; es iſt ein ſorgfältig gepflegter Garten, in welchem ein jeder ſein beſonderes Plätzchen hegt und ſchmückt, ihn als nächſten Verbindungsweg zwiſchen den Thoren und Vorſtädten benutzt und auf dieſe Weiſe, dem Menſchenleben entſprechend, buchſtäblich

Digitized by Google

an Gräber streift, wenn er Erholung und Freiheit sucht.

Aber im Laufe der Zeit haben auch diese Räume nicht mehr für das letzte Erdenbedürfniß zugereicht, und so finden wir jenseits der Vorstädte, mangelhaft oder gar nicht eingehegt, als Bleichplätze, zu andern wirthschaftlichen Zwecken, ja den Heerden zur Weide dienend, schmucklos, die Friedhöfe der Armen eines jeden Kirchspiels, kleine, zerstreute Parzellen, den umgebenden Gärten und Feldern eine unheimlich empfundene Nachbarschaft.

Und nach dem ärmsten und elendesten dieser grünen Winkel, keinem bestimmten Gemeindeverbande angehörig, Heimathlose, Obdachlose, Verbrecher und Selbstmörder, alle die bedeckend, denen keine liebende Sorge, kein Gewohnheitsrecht die letzte Stätte bereitet und schmückt, dahin lenkte jetzt Marieesther ihren Schritt zu dem Grabe ihrer unvergeßlichen Mutter. Die Natur war liebreicher als die Menschen gegen die Gräber der Vergessenen gewesen. Ein zartgrüner Rasenteppich, mit Anemonen und Veilchen durchwebt, breitete sich über die eingesunkenen Hügel, Flieder und wilde Rosen, freiwillig dem Boden entsprossen, prangten im ersten frischen Laub, Drossel und Nachtigall sangen und bauten in Zaun und Busch. Marieesther begegnete am Eingange einem Trupp armer Hospitaliten in ihrer gleichförmigen, sauber unscheinbaren Tracht, wie sie einen Mitbruder zur Ruhe getragen und jetzt mit dem Todtengräber lachend und plaudernd zurückkehrten, von keinem Leidtragenden, keinem Seelsorger gefolgt.

„So verschwindet ein Leben ohne Spur, ohne letzten Liebesblick, ohne gläubigen Scheidegruß, so schwindet alles und findet ein jeder am Ende die ewige Ruhe," murmelte Marieesther, als sie zwischen Gestrüpp und Unkraut dem schmalen Fußpfade folgte bis in den äußersten Winkel, welcher die Gattin des Renegaten aufgenommen hatte. Die Sonne war im Verscheiden, als sie an dem vergitterten, mit dichtem Epheu überrankten Grabe anlangte, ihre letzten Strahlen vergoldeten die Lettern des schwarzen Eisenkreuzes. Das junge Mädchen setzte sich auf die Bank, die sie sich neben dem Grabe hatte errichten lassen; sie lehnte den Kopf an das Kreuz und schloß die Augen in unaussprechlichem Ruhebedürfniß.

An diesen verlassenen, geniedenen Platz war sie in den zwei Jahren seit der Mutter Tode schon oft geflüchtet, oft mit dem kümmerlichen Troste: „Wie lange noch, und alles ist still wie bei ihr!" in ihr friedloses Vaterhaus zurückgekehrt. Heute aber sollte sie nicht zu diesem zeitweisen Abschlusse gelangen, denn kaum daß sie einige Minuten geruht, als ein auf dem weichen Rasboden kaum hörbarer Schritt sie aus ihrer Versunkenheit aufscheuchte. Mit einem Schrei der Angst fuhr sie in die Höhe, denn im priesterlichen Ornat, von der Bestattung des Armen auf einem Umwege zurückkehrend, stand der junge Dompredniger ihr gegenüber, dessen Gebet noch immer in ihrem Ohre widerhallte wie ein Wort der Vernichtung.

Auch er schien betroffen und schwankend, indem er die bleichen Züge wieder erkannte, die ihm gestern ein flüchtiger Mondstrahl gezeigt. Als aber Marieesther an ihm vorüber scheu entfliehen wollte, trat er ihr in den Weg und sagte mit Ernst: „Bleiben Sie. Es ist kein Zufall, der mich zum zweiten mal auf einem Grabe mit Ihnen zusammenführt."

Von allen Empfindungen, welche bei dieser unerwarteten Begegnung Marieesthers Brust durchzuckten, war es der Stolz, das Erbtheil ihres Vaters, der ihr die Fassung gab, ruhig und aufrecht zu bleiben. — „Das ist meiner Mutter Grab," sprach sie leise, aber entschieden, indem sie mit der Hand auf den Namen des Kreuzes: „Maria Severin," deutete.

Bertram neigte wie im Verständniß den Kopf und sagte: „Ein unglückliches Kind suchte Versöhnung und Frieden an heiliger Stätte, heute hier und gestern dort." — „Und fand Haß und Hohn," murmelte Marieesther. — „Sie lästern!" rief der Prediger mit flammendem Blick. — „Er ist mein Vater und ich war im Dom," erwiederte sie. — „Und welches Wunder soll einen Irrgehenden zurückführen als das der Liebe im Gebet?" fragte Bertram. — „Das Wunder der Liebe, ja der Liebe," flüsterte Marieesther, „aber das Gebet glich einem Fluch!"

„Noch einmal: Sie lästern, unglückliches Kind! Die Liebe, die Sie meinen, hat nur Macht über das Herz, nicht über den Geist. Die da unten schläft, vermochte sie den Geliebten vom Abfall zurückzuhalten? Auch Sie lieben ihn und Ihre Liebe —" — „Soll ihn trösten und heilen, wenn die Welt ihn verwundet und schmäht," fiel Marieesther ein. — „Und warum zittern Sie denn und zagen? Die helfende Liebe macht stark und beherzt, warum suchen Sie Kraft in dem Heiligthum, dem er den Rücken gewendet? Weil die menschliche Liebe ein Rohr ist, wenn die Gnade sie nicht stützt und trägt."

Marieesther war auf die Bank zurückgesunken. Die Gegenrede versagte ihr; sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, ihr ganzes Wesen war in Aufruhr. Der junge Prediger stand ihr gegenüber, an das Kreuz gelehnt. Es war wie eine Stimme aus dem Grabe, oder aus einem höheren Reiche, die mit durchbohrenden Worten

Digitized by Google

in ihre Seele drang. Der Abend war völlig hereingebrochen, der Mond ſtand voll am Himmel; kein Hauch, kein Laut ringsum, nur die Nachtigall ſchlug im Buſch und miſchte die Lockungen der Erde mit der ernſten Himmelsmahnung. .

In dieſem Zwieſpalt der Seele und der Sinne erhob ſie ſich endlich und wendete ſich ſtumm dem Ausgang zu. Der Prediger folgte dicht hinter ihr auf dem ſchmalen Pfade. Auch er ſchwieg jetzt. Als ſie aber die verwilderte Hecke erreichten, welche den Friedhof von der Fahrſtraße trennt, faßte er ihre Hand und fragte mit bittendem Drängen: „Werden wir uns wieder begegnen im Hauſe der Gnade?“ — „Werden Sie wieder für den Verirrten beten?“ erwiederte Marieſther raſch.“ — „Im Geiſte, mit Ihnen,“ antwortete er nach kurzem Beſinnen. — „Nicht laut, nicht öffentlich?“ — „Paſſion und Buße ſind vorüber, wir feiern Auferſtehung, nein.“ — Er ſah das freudige Aufblitzen in Marieſthers Auge, er drang von neuem in ſie, dem Zuge der Gnade in ihrem Herzen zu folgen, und als er ſah, daß ihr Schwanken unüberwindlich war, ſagte er endlich: „Thun Sie es im Verborgenen, bis Sie den Muth des Bekennens gefunden haben. Gott iſt ſtärker als Menſchenbande; Sie werden es eines Tages erfahren. Bis dahin ſuchen Sie ihn unbemerkt. Ein Schritt aus Ihrem Hauſe und Sie ſind an der Pforte des Kreuzgangs. Ich allein gehe dieſen Weg. Ein vergitterter Beichtſtuhl dicht an der Thür entzieht Sie jedem Auge außer dem meinen. Ich aber werde Sie ſehen und Ihre Nähe ſpüren. Marieſther, ich erwarte Sie.“

(Schluß folgt.)

Aus den Briefen Varnhagens von Enſe an eine Freundin.

Berlin, 5. December 1848. — Wie ſieht es in den öffentlichen Sachen aus, in denen, die mich am nächſten angehen? Darüber könnte man alles Perſönliche vergeſſen, wenn dieß nicht auch die Kräfte lähmte, die für jenes mitthätig ſeyn möchten. Glauben Sie nicht, daß ich im geringſten muthlos oder bedenklich ſey, daß ich irgend eine Hoffnung aufgegeben, irgend eine Enttäuſchung erfahren habe, ganz im Gegentheil, ich habe alles vorausgeſehen, es iſt das Erwartete eingetreten, und noch lange nicht alles. Ich blicke darüber hinaus, wie über eine unvermeidliche Zwiſchenerſcheinung, eine düſtere Hagelwolke, jenſeits deren ſchon wieder breiter Sonnenſchein glänzt. Aber der Augenblick, wo ſie über uns hängt, iſt dunkel und kalt, und man zieht ſich vor den Schloſſen zurück; dazu kommt der wirkliche Winter mit ſeinen immer lebensfeindlichen Einflüſſen; wäre es in grünem Sommerleben, ſo wär' es doch viel leichter zu beſtehen oder zu überdauern. Unſere Geſchichte iſt, wie Rahel dieß ausdrückte, um eine ſcharfe Ecke gegangen, ſie hat eine ſtarke Schwenkung gemacht und die bisherige Richtung iſt uns ſchon faſt aus dem Geſicht. Seit vier Monaten bereitete ſich dieß alles vor, man ſah es ſtufenweiſe kommen. Zu verhindern war es nicht, weil hundert Sehende nicht tauſende von Blinden plötzlich ſehend machen konnten, ſo wenig wie tauſend Sehende jetzt zehn Blinden das Geſicht geben können. Ich ſehe in dem, was in Wien, in Berlin, in ganz Deutſchland vorgegangen, die Nemeſis für unſern Dünkel, unſere Eigenſucht; wir wollen ein freies Volk ſeyn, meinten aber, die Polen, Tſchechen, Italiener, Illyrier brauchten das nicht zu ſeyn und könnten immerhin uns dienſtbar bleiben. Unſere Uneinigkeit und Hoffahrt gab den Höfen und der Ariſtokratie neue Zuverſicht, die Furcht vor Frankreich ſchwand in derſelben Zeit, ſchon ſeit dem Juni; wie ſollte man nicht verſuchen, die noch übrige Macht anzuwenden, um die verlorene wieder zu gewinnen? Auch iſt es nicht die Wendung ſelbſt, die mich erſchreckt, als vielmehr die Lüge, der Verrath, die tauſend Argliſten und Ränke, von denen jene begleitet iſt. Ich weiß, daß dergleichen unfehlbare Folgen nach ſich zieht, eine neue Nemeſis! Und mir iſt es kein Troſt, beim Anblick eines Mordes zu wiſſen, daß ich auch die Hinrichtung des Mörders mit anſehen ſoll. Ich wünſche beides nicht. Doch wer kann die Rathſchlüſſe des Geſchickes meiſtern? Sie wollen, daß ganze Geſtaltungen untergehen, und dieſe ſelbſt müſſen die Werkzeuge ſeyn.

Der Belagerungsſtand, in dem wir leben, hat übrigens wenig auf ſich; die Truppen wünſchte das Volk ſchon lange zurück, ſie ſind nicht feindlich und das

Digitized by Google

Geſicht der Stadt iſt ungefähr daſſelbe wie vorher. Die frühere Anarchie, von der ſo viel Lärm gemacht worden, war nicht mehr, als man in England bei jeder Parlamentswahl gewohnt iſt; ſie diente nur zum Vorwand, und eine Lüge, bei der tauſende von Menſchen ihr Intereſſe haben, findet leicht tauſendfachen Widerhall. Die Anarchie war aber und iſt fortwährend in der Regierung; ſie iſt es, welche die größten Brüche macht und die Ruhe ſtört. Das widerrechtliche Verfahren gegen die Nationalverſammlung hat das ganze Land in den unſeligſten Zwieſpalt geworfen, aus dem noch lange Zeit Unheil über Unheil emporſteigen wird. Mit einer conſtituirenden Verſammlung darf man nicht thun, was mit einer conſtituirten geſetzlich — durch die vorhandene Conſtitution — erlaubt und ſogar nothwendig ſeyn mag. Auf ſolche Weiſe kann die Macht jedem Geſunden und Freien einreden wollen, er ſey krank und unfrei, ihn in's Bette und in Gewahrſam bringen, um ihn zu heilen und zu ſchützen. Auch fallen die Vorwände ſchon weg, und man zeigt klar, daß man die ganze Verſammlung nicht will. Was zunächſt erfolgen wird, darüber hat man nur Vermuthungen. Ich aber ſehe große Erſchütterungen und tief greifende Wirkungen voraus. Die Strömung der Dinge iſt zu gewaltig und allgemein, als daß ſie ſich durch kleinen Menſchenwillen, der ſich auf einzelne Punkte beſchränkt, nachträglich umändern ließe. Selbſt die Rieſenkraft Bonapartes hat die franzöſiſche Revolution nur fortſetzen, nicht ſchließen können, das ſehen wir jetzt.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen ſo viel Politiſches ſchreibe, die ganze Atmoſphäre, in der wir leben, iſt davon erfüllt; Wiſſenſchaft und Kunſt, von denen wir ſonſt ein großes Weſen machten, liegen darnieder und ihre Pfleger, die deutſchen Gelehrten und Künſtler, haben ſich in den letzten Zeiten — mit wenigen Ausnahmen — als eine tief verächtliche Klaſſe gezeigt; auch die Geſellſchaft iſt wie aufgelöst.

— Ich muß nochmals auf die Staatsſachen zurückkommen. Die Staatszeitung bringt heute Abend die Auflöſung der Nationalverſammlung und eine vom Könige und den Miniſtern ausgehende Verfaſſung. Der Inhalt würde übergenügend im März geweſen ſeyn und könnte noch heute zufrieden ſtellen. Allein die Form verdirbt alles. Sie iſt in der That ein Bruch, und die Gründe, welche man zu dem Verfahren angibt, können auch jedes andere rechtfertigen. Wenn die aufgelöste Verſammlung eine zerrüttete genannt wird, eine nicht mehr zu brauchende, wer hat ſie denn dazu gemacht? „Les constitutions octroyées arrivent trop tard pour faire fortune,“ ſchrieb mir der alte Graf Schlabrendorf ſchon vor 43 Jahren. Ich vergleiche dieſes Werk mit der Charte Ludwigs des Achtzehnten.

---

9. März 1849. — Ich hab' mein fünfundſechzigſtes Jahr angetreten, und ſehe dem Frühling entgegen. Bei dem zunehmenden Tageslichte machen mir nur meine Augen größere Sorge. Schon lange muß ich mein Leſen und Schreiben einſchränken. „Mit den Jahren ſteigern ſich die Prüfungen,“ ſagt Goethe, und Rahel ſagt daſſelbe mit dem Zuſatz: „und die Exiſtenzen;“ mit dieſem laſſ' ich mir es wohl gefallen.

Zu den ſchärfſten Prüfungen, die ich erlebe, gehören unſere politiſchen Zuſtände. Sie machen mich keinen Augenblick irre, ſie geben meiner Einſicht, meinem Zutrauen reiche Nahrung, ſie können mir keinen der Eindrücke des vorigen Jahres auslöſchen oder verleiden, aber ſie ſind an ſich widerwärtig und heillos, die ſchlechteſten Uebergänge zu ferneren Entwicklungen. Die Eigenſucht und Lüge, der Verrath und die Frechheit zeigen ſich in ganzer Macht, ſie haben ihren herrlichſten Moment. Aber die Volks- und Freiheitsſache hat ſchon zu tiefe Wurzeln getrieben, um davon ernſtlich gefährdet zu ſeyn; im Gegentheil, ſie wächst und gedeiht immer fort, die Feinde ſelbſt müſſen dieß anerkennen, indem ſie den Schein annehmen, als hätten auch ſie dieſes Gedeihen zum Zweck. Das Mißlingen des Einzelnen, das Nichtabſchließen des Begonnenen deutet auf ein Gelingen in größeren Verhältniſſen, auf eine tiefere und allgemeinere Geſtaltung, wobei freilich derjenige nicht ſeine Rechnung findet, der, mit kleinem Gewinn befriedigt, dieſen nur raſch einzuſtreichen und zu genießen wünſcht. Ich hätte dieſen wohl auch gern gehabt, bin aber auch gleich einverſtanden, daß er fürerſt nicht ausgezahlt, ſondern wieder auf Zins ausgethan wird. So kann ich denn auch die Hoffnung nicht theilen, daß unſere oktroyirte Verfaſſung zu feſtem Abſchluſſe und ſicherem Gedeihen kommen werde; der urſprüngliche Mangel in ihr wuchert fort, und wird immer auf's neue ſtörend hervortreten. Dieſe Sachen ſind gründlich verſchoben und verwirrt, und werden ihre Löſung nur finden durch Ereigniſſe, die keine preußiſchen, ſondern allgemeine ſeyn werden. Mittlerweile reifen die Menſchen und werden die Aufgaben klarer. Die Deutſchen als Nation ſind für jetzt noch in trauriger Lage, jedoch wird andern Nationen eben ſo arg mitgeſpielt, verhältnißmäßig am meiſten den Franzoſen, die doch ſeit fünfzig Jahren in allen großen Fragen die gewichtigſte Stimme haben. Die ganze Bewegung iſt ein Krieg, und der iſt nicht verloren, ſo lange man ihn noch fortſetzt.

Unſere Kammerverhandlungen erwecken mir wenig

Digitized by Google

Antheil; hier iſt der Kampf auf einem Boden zu führen, auf dem ich nicht ſtehen möchte. Daß die Linke nicht die Mehrheit hat, ſcheint mir ein Vortheil; ſo verkehrt hat ſich alles geſtellt, daß die Leitung der Dinge nur eine Verlegenheit iſt, und dieſe haben jetzt die Miniſter, die übrigens keine Staatsmänner ſind. Auch ihre Gehülfen ſind keine geiſtige Macht, Binde hat ſeine Rolle längſt ausgeſpielt, und iſt nur noch ein Klopffechter. In Frankfurt am Main ſteht es nicht beſſer, Gagern vermag nichts mehr, und bald wird die Oktroyirung, die eben in Kremſier erſchienen, auch dort ankommen. Auch in Mecklenburg iſt man ihrer gewärtig. Wohl bekomm's!

Die Geſelligkeit iſt hier ganz zerſtört, beſonders in den obern Klaſſen, denen bei der ſcharfen politiſchen Reibung der Firniß, den man als Bildung gelten ließ, ſchmählich abfällt, und die nun in merkwürdiger Rohheit daſtehen, recht im Gegenſatze des untern Volkes, das mit Erfolg in Sitte und Ehrhaftigkeit emporſtrebt. In den höhern Kreiſen herrſcht eine Wuth und Erbitterung, ein Grimm der Leidenſchaft, wie man den Nordländern nicht zutrauen ſollte; Haß, Verleumdung und Lüge werden täglich in begünſtigten Schandblättern maſſenweiſe ausgegoſſen. Freunde von mir werden täglich hart mißhandelt. Doch mehr als dieſe bedaure ich andere, die an Geſinnungsloſigkeit leiden; an ſolchen, die ich bisher für die beſten hielt, erleb' ich das.

— Carlyle hat mir ein Wort über Goethes Briefe an Frau von Stein geſchrieben, in welchem ich den kundigen Goethefreund nicht wieder erkenne. Er ſcheint ein unreines Verhältniß vorauszuſetzen, und es war das reinſte, edelſte. Von den Frauen ſollte er beſſer denken, und von den Männern auch, vor allem aber die Ziererei und Gleißnerei verachten, welche nach altem Herkommen die Tugend und Ehre in etwas ſetzt, das dabei ganz zufällig und unwichtig iſt; die Evangelien könnten darüber hinreichend belehren, wenn nicht die achtzehnhundert Jahre alte Weisheit eben ſo wirkungslos wäre, wie die allerjüngſte.

— Lamartines Raphael und Confidences gefallen mir ſehr wenig, noch weniger der Ausgang ſeiner politiſchen Rolle, deren Anfang ſo glänzend ausſah. Louis Blanc, um deſſen Bekanntſchaft ich Sie beneide, benutzt hoffentlich ſein Exil, um über die Ereigniſſe, die er erlebt, zu ſchreiben; die Memoiren von Cauſſidière geben ſchon gute Aufſchlüſſe; es zeigt ſich in dieſen Vorgängen eine Art Naturgang, er iſt derſelbe in Paris, in Berlin, Wien und Frankfurt; gemeinſam, wie jene, werden auch die nächſten Vorgänge ſeyn; die jetzigen Gewalten werden fallen wie die früheren; dann iſt es möglich, daß Dauerndes ſich feſtſetze.

6. Mai 1849. — Wenn ich Carlyle ziemlich zu verſtehen glaube, ſeine reichen Gaben mit ſeinen Eigenheiten als zuſammengehörig erkenne, ſo bleibt mir dagegen in ſeiner Gattin manches räthſelhaft, und mich ſoll verlangen, ob die Folge darüber noch Aufſchluß geben wird. Auch über Mrs. Buller und deren Pflegetochter, Mrs. Auſtin, und andere engliſche Damen ſagen Sie bezeichnende Worte, und man meint aus ſolchen Andeutungen die Keime zu Romandichtungen nehmen zu müſſen, die freilich nicht geſchrieben werden, aber der Einbildungskraft vorſchweben und dieſe mit angenehmer Thätigkeit beſchäftigen. Im Ganzen glaube ich, daß den Frauen in England noch zu wenig Geiſtesfreiheit errungen iſt, daß ihnen noch zu viel Dienſtbarkeit auferlegt iſt, ſogar von der Kirche her, die das Gegentheil thun ſollte, und daß daher der Uebelſtand kommt, daß die freien leicht zu frei erſcheinen und aus dem richtigen Verhältniß zu ihren Schweſtern fallen. Doch bringen Sie, ich bitte, meine gewagte Vermuthung um's Himmels willen nicht bei Carlyle zur Sprache, daraus würde ein Heer von Mißverſtändniſſen entſtehen, die zu erörtern und durchzukämpfen ich weder Luſt noch Fähigkeit habe.

Streiten aber will ich mit Ihnen ſelbſt, indeß nur mündlich, ſobald ich Sie wieder ſehe, über einen Ausdruck, den Sie gebrauchen, um zu ſagen, daß Sie bei fremdem Leid nicht ruhig und kalt genug ſeyen: Sie meinen, ich werde ſehr „die Goethianerin" in Ihnen vermiſſen! Das ſollen Sie einſt feierlich zurücknehmen, ſolchen Frevel laß' ich nicht ohne Ahndung. Für jetzt ſage ich nur, lernen Sie Goethe beſſer kennen und ſtimmen Sie nicht leichtfertig in die ſchnöden Urtheile der Welt ein, die ſich des läſtigen Uebergewichts der Größe dadurch zu entledigen meint, daß es ihr die gewöhnlichen Gefühle und Gaben, die jeder Geringe haben will, aber in der Regel doch nicht hat, abzuſprechen ſucht. Sprechen Sie den Leuten das niemals nach, daß Goethe ſelbſtſüchtig und kalt, daß Rouſſeau eitel, daß Voltaire nur Witz und Genie und nicht die edelſte, frömmſte Menſchenliebe gehabt habe. Sie, mit Ihrer ſtets bereiten Theilnahme und Hülfsthätigkeit, mit Ihrem Vergeſſen Ihrer ſelbſt, wo es gilt andere zu ſtützen und zu erfreuen, Sie ſind gerade die ächte Goethianerin und verkennen nur den Namen, zu dem Sie gehören.

Mit den eigenen Verſpältniſſen, Trieben, Anſprüchen und Neigungen ringt der Menſch ſein ganzes Leben hindurch; man ſtellt daran zurecht, ändert und verſucht, ſo lange noch Stoff vorhanden iſt; wenn er endlich ausgeht, kommt Ruhe und Ergebung oft noch bei Lebenszeiten. Dieß Geſchick iſt ein gemeinſames für

Digitized by Google

Alle, und das besondere Geschick, ob es bei diesem Ringen dem Einzelnen schlecht oder gut geht, ist nur ein untergeordnetes, das freilich dem Einzelnen nicht gleichgültig seyn kann. Aber ich habe gesehen, daß da, wo für den Menschen im voraus alles glücklich eingerichtet war, er immer in der behaglichen Mitte, nie an der ängstlichen Grenze seines Daseyns zu stehen hatte, daß da gewöhnlich die innere Ausstattung fehlte, in der doch allein der höhere Werth liegt, daß alle Fülle diesen Mangel nicht ersetzte, und daß sie, wie der Maler Tischbein vom Esel sagte, die Ananas doch nur als Distel verzehrten. Die Menschen sind ein heilloses Geschlecht! Sie können Unglück ertragen, aber nicht Glück. Wie wenig noch Geist und Vernunft in ihnen vorherrschen, wie sehr noch das Thierische in ihnen überwiegt, sieht man an allen unsern gesellschaftlichen Zuständen, an allen politischen Kämpfen und dem unaufhörlichen Morden und Zerstören. Vor achtzehnhundert Jahren Christus in der Welt, und noch nicht weiter ist sie, als wir es sehen! Da wundert man sich über die Langmuth Gottes, der nicht auf's neue, wie er schon mehrmals gethan, das ganze Gesindel vertilgt! — Sie sehen, die neuesten Ereignisse in unserem Volks- und Staatswesen geben mir eine bittere Stimmung. Der wenige Verstand in den Leitern, der Mangel an Einsicht empört mich bei weitem nicht so, als die Uebermenge von Unredlichkeit, Bosheit und Verrath, Eigensucht und Dünkel, zu denen unsere bisherigen Gesellschaftsverhältnisse die ergiebigsten Pflanzschulen seyn mußten und immerfort seyn werden, bis sie von Grund aus verwandelt sind. Mit einigem guten Willen war Deutschland auf guten und sicheren Fuß zu bringen, die Nation einem Zustande hohen Gedeihens entgegen zu führen; jetzt ist alles in Frage gestellt und neue unabsehbare Kämpfe stehen in Aussicht. Französische Truppen in Italien, russische in Oesterreich, preußische in Sachsen oder sonst wo bringen nur neue Verwicklungen, keinen Abschluß, auch dann nicht, wenn dieser scheinbar auf kurze Zeit durch rohe Waffengewalt erreicht wird. Auch die Truppen selbst werden nach und nach andere, und sind es zum Theil schon.

8. Juli 1849. — Daß Sie und Mrs. Carlyle hieher kommen wollen, ist vortrefflich. Nur bin ich in Betreff der Mrs. Carlyle etwas ängstlich, denn Berlin ist im Herbste wie ausgebrannt und muß erst neue Lebenssprossen treiben, und die Geselligkeit, die das sonst that, ist ganz zerstört, aller Glanz und Schimmer gewichen. Wir sind in einem traurigen Zustande, den die Lügen und Hoffnungen, mit denen man ihn verhüllen oder beleben will, nicht besser machen. Die Revolution ist von der Haut zurückgedrängt, auf die innern Theile geworfen, und wühlt da nur um so schlimmer, wird auch schon wieder auf die Haut kommen, denn die Krankheit ist eine vieljährig und tief eingewurzelte, die Heilung wird sehr lange dauern. Dieß abgerechnet, daß Mrs. Carlyle unsere Stadt nicht wie eine glänzende Hauptstadt, sondern wie ein stilles Dorf sehen würde, könnte sie doch manche Annehmlichkeit finden; die kleine Gesellschaft erhält sich unter Sturm und Wetter noch ziemlich gut, und in Betreff des Englischen sieht es überaus gut hier, alle Welt hier spricht es, — nur ich leider nicht, wie Sie wissen.

— Ich kann mich nicht entschließen, Berlin zu verlassen, während hier alles in Spannung ist, und die große Krisis in tägliche kleine sich vertheilt. Ich kann von dem eingeschlagenen Wege nichts Gutes hoffen, und von diesem Wege auf bessere seh' ich keine leichten Uebergänge. Nachdem es einmal zum Bürgerkriege gekommen, der so leicht hätte vermieden werden können! wird es noch lange dabei bleiben, wenn auch die eine Seite scheinbar völlig im Siege ist. Das ist kein Sieg, was nicht den Zustand, nicht die Gesinnungen ändert und beruhigt. Und davon sind wir weit entfernt. Ich bin keineswegs muthlos, ich habe dieselben Hoffnungen wie früher, nur daß die Zeitabschnitte, in denen sie sich erfüllen können, sich jetzt als größere darstellen, was mir persönlich wenig verschlägt, da auch die kürzern schon über meine wahrscheinliche Lebensdauer hinauslagen. Die Tageserscheinungen freilich lassen mich nicht gleichgültig, der scheußliche Krieg, die Verfolgungen, die Rachsucht, der frevelnde Uebermuth, der Geist der Lüge und des Verraths, der sich in so großer Gestalt vor Augen stellt. Wie die Sachen jetzt stehen, kann ich mich leichter trösten, als im vorigen Jahre, daß ich kein Mitthätiger zu seyn vermag, sondern nur Zuschauer bleiben muß.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Jellacic †. Einige Bemerkungen über ſein Leben und ſeine Thaten. — Des Kaiſers Reitpferde und die Hofgendarmen nach Italien.

Schon wieder hat der Tod eine Unſterblichkeit beſtegelt und zu den Akten gelegt in einer Zeit, worin ſich die neue Rennbahn zu kriegeriſchem Ruhme öffnet. Jellacic iſt geſtorben, der romantiſche Held aus den Tagen der Wiedergeburt Oeſterreichs. Mir iſt zu Muth, als wäre mir ein theurer Freund begraben worden, obſchon ich den Banus niemals anders geſehen als von weitem und nie ein Wort mit ihm geſprochen habe. Deſto mehr habe ich ſeinerzeit von ihm geſprochen, mündlich wie ſchriftlich, und mit einer Hartnäckigkeit ſeine Sache geführt, welche ſich endlich durch ſeine Siege, zu denen ich doch auch gar nichts beigetragen, glänzend belohnt fand. Es iſt eben ein eigenes Ding um die Neigung des Herzens. Allen den Helden von 1848 und 1849 gehörte meine Verehrung, meine Bewunderung: dem Vater Radetzky, der altrömiſchen Größe eines Alfred Windiſchgrätz, der ſtürmiſchen Tapferkeit eines Haynau, der bureaukratiſch ſteifen Unerſchütterlichkeit eines Welden und allen andern, deren Namen und Eigenthümlichkeiten aufzuzählen hier zu weit führen würde. Für Jellacic aber öffnete ſich mein Herz und ſchloß ihn ein wie einen Jugendfreund bewährten Schlages von jener Stunde an, als er — der Ritter jener hohen Frau, die am Hofe des guten Kaiſers Ferdinand „der einzige Mann“ war (wie Mirabeau einſt von Marie Antoinette ſagte) — der ſiegreichen Revolution den Fehdehandſchuh hinwarf und ſie in die Schranken des Gottesgerichtes forderte. Meine Seele jubelte, als ihn nicht einmal die Aechtung irre machte, welche der ſchwache Ferdinand über ihn verhängte. Mit tiefer Betrübniß erfüllt mich jetzt, daß er noch den letzten Schmerz erleben mußte, die glorreichen Drommeten zu vernehmen, ohne ihrem Rufe folgen zu dürfen. Warum iſt er, wenn er doch einmal nicht leben ſollte, nicht lieber vor einigen Monaten ſchlafen gegangen?

Der Banus von Kroatien, Feldzeugmeiſter Graf Joſeph Jellacic von Buzim, war noch nicht alt. Seine Wiege empfing ihn am 16. Oktober 1801 zu Peterwardein. Sein Vater war der (als Feldmarſchalllieutenant verſtorbene) Freiherr Franz Jellacic von Buzim, deſſen Name in den Kriegen der Altnapoleoniſchen Zeit vielfach genannt worden iſt. Das Stammſchloß ſeines altadeligen Geſchlechts liegt im gegenwärtig türkiſchen Theile des Kroatenlandes als ein Trümmerhaufe. Joſeph war der erſte Graf ſeines Hauſes, und erſt vor wenigen Jahren hat ihm der Kaiſer die Krone mit den neun Perlen auf den Schild geſetzt. Er hinterläßt aus ſeiner, vor etwa ſieben Jahren geſchloſſenen Ehe keinen Sohn, doch war er, ſo viel ich weiß, nicht der letzte Jellacic. Seine ſoldatiſche Laufbahn begann er im Jahr 1819 als Lieutenant im tiefſten Frieden bei den Dragonern, nachdem er eine zehnjährige Erziehung in der Thereſianiſchen Ritterakademie erhalten, welche Erziehung glänzende Früchte und auch liebliche Blüthen getragen hat. Letztere ſind in einer Gedichtſammlung aufbewahrt, die er in ſeinen letzten Lebensjahren veröffentlichte. Manche dieſer Dichtungen verdienen unvergeſſen zu bleiben; wenn ſie jedoch auf die Nachwelt kommen, ſo geſchieht es im Schleppptau des unſterblichen Namens und nicht umgekehrt, wie es — um ein naheliegendes Beiſpiel anzuführen — mit Zedlitz der Fall ſeyn wird. Die kriegeriſche Laufbahn Joſephs von Jellacic begann elf Jahre ſpäter als die ſoldatiſche mit einem kleinen Vorſpiel durch Scharmützel an der Grenze des Ogulliner Grenzregiments. Nach einer darauf gefolgten mehrjährigen Dienſtzeit in Italien kehrte Jellacic als Hauptmann zur Militärgrenze zurück und nahm 1835 an dem Gefechte von Klabuſch Theil. Zwei Jahre darauf kam er als Oberſtwachtmeiſter nach Dalmatien, wo er einige bemerkenswerthe Denkſchriften über Montenegro verfaßte. Als Oberſt des erſten Banalregiments finden wir ihn bereits 1842. Unter den vielen Scharmützeln aus jener Zeit iſt die glänzendſte Erinnerung das Treffen von Beriskits gegen die Bosniaken im Jahr 1845. Vor dem Jahre 1848 war Jellacic veranlaßt worden, den Dienſt aufzugeben. Der Anlaß wird folgendermaßen erzählt: Sein Regiment rückte zur Parade aus, um irgend einem hohen Herrn ſich vorzuſtellen. Es war bei ſehr ſchlechtem Wetter. Der geehrte Gaſt ließ übermäßig auf ſich warten, und da die Zeit dem Oberſten gar zu lang wurde, erklärte er, daß er ſeine Leute um nichts und wieder nichts krank zu machen für überflüſſig halte. Somit führte er ſein Volk zur Kaſerne zurück. Darüber gab's Verdruß und Jellacic hängte ſeinen Säbel an den Nagel, langte ihn jedoch ohne Zögern wieder herab, als die Gefahr auftauchte. Daß er's zu guter Stunde gethan, hat der Erfolg erwieſen. Ohne Jellacic wären die Kroaten vielleicht nicht im Stande geweſen, ſich vom magyariſchen Einfluſſe loszumachen. Er hat mit ſeiner tapfern Schaar bewirkt, daß die Ungarn nicht den Rebellen in Wien die Oberhand verſchaffen konnten (31. Oktober 1848). Nicht minder hat er ſich entſcheidende Verdienſte durch ſeinen ungariſchen Feldzug im Jahr 1849 erworben.

Um das, was Joſeph Jellacic für Kaiſer und Vaterland geleiſtet, zu beurtheilen, müßt ihr euch ſchon die Mühe geben, euch die Geſchichte der zwei verhängnißvollen

Digitized by Google

Jahre mit allen ihren Einzelnheiten in's Gedächtniß zurückzurufen. Zur Auffrischung der Erinnerung sey die Geschichte jener Zeit von Hermann Meynert empfohlen, ein fleißig zusammengestelltes und anziehend geschriebenes Buch, nicht weitschweifig und doch genugsam ausführlich.

Der äußeren Erscheinung nach war Jellacic eine stattliche Kriegergestalt, hoch gewachsen, starknochig und wohlbeleibt. Das Gesicht trug einen freisamen Soldatenausdruck heiteren Gepräges. Das Wahrzeichen der Erscheinung war eine ungeheure Glatze. Der Soldatenwitz sagte davon: „Die Sterne des Banus ist so groß, daß sie hinten beim Czako hinausschaut.“ Seine Gemüthsart war die eines achten und rechten Soldaten, sorglos in jeder Beziehung, welche sich nicht unmittelbar dem Berufe anschloß. Wonach er am wenigsten fragte, war das Geld. Er warf es, wie auch dem Vater Radetzky nachgerühmt wird, zum Fenster hinaus. Erst nach seiner Vermählung ließ er dieser Sorglosigkeit nicht mehr die Zügel schießen; was er für sich selber nicht gethan hätte, versuchte er für Weib und Kind. Ob der Versuch von großem Erfolg gewesen, weiß ich nicht. Als Jellacic im Winter 1850—1851 zu Wien verweilte, wohnte er im römischen Kaiser und machte dort in ziemlich kurzer Zeit Schulden auf den alten Kaiser hin, welche der junge bezahlte, dessen Gast er war. Er hielt im römischen Kaiser offene Tafel. Die aufgelaufene Zeche soll über 70,000 fl. C.M. betragen haben.

Am 21. Mai, dem fünfzigsten Jahrestage der Schlacht von Aspern, ist Jellacic zu Agram gestorben. Gott verleihe ihm eine fröhliche Urständ, und aber Tage, welche Asperns würdig sind! Die Gelegenheit dazu werden wir wohl bald erleben. Der Kaiser steht auf dem Sprunge, nach Wälschland zu gehen. Neulich sind seine Reitpferde nebst der Feldhofdienerschaft abgereist. Heute (21. Mai) sah ich Hofgendarmerie mit klingendem Spiele zum Südbahnhofe ziehen.

Paris, Mai.

Ary Scheffer. — Alfred de Musset. — Mois de Marie. — Theater.

Eben komme ich vom boulevard des Italiens, Nr. 26, wo die meisten Bilder von Ary Scheffer ausgestellt sind; unter den fehlenden befinden sich leider zwei der besten: „der tröstende Heiland“ und „der siegreiche Heiland.“ Vielleicht treffen sie noch ein. Bis jetzt sind 99 Nummern da, worunter zwei Büsten und die Statuen zum Grabe der Mutter des Künstlers, der sich mit Glück auch in der Sculptur versucht hat. Diese 99 Nummern sind in die Säle vertheilt und, so viel es sich thun ließ, chronologisch geordnet.

Im ersten Saale zieht sofort das Bildniß A. Scheffers, von ihm selbst, unsere Blicke auf sich. Es ist 1838 gemalt; damals stand der Mann in seiner vollen Kraft, und dennoch haben die gut gezeichneten Züge eine krankliche Weichheit. Das Charakteristische seines Talents leuchtet uns besonders aus seinem tiefen, seelenvollen blauen Auge entgegen, das nicht glänzt und zart gefärbt ist, wie der Himmel ganz in der Frühe, wenn die Sterne erblassen und die Sonne noch nicht scheint. Die meisten hier befindlichen Werke sind aus seiner ersten Epoche. Der junge Holländer (die beiden Scheffer, Ary und Henri, wurden in Dordrecht geboren) hatte nichts Eiligeres zu thun, als die damaligen Helden des Tages zu studiren. Sein Pinsel ist elegant und kokett. Da sehen wir die Wittwe des Soldaten, Fischer- oder Schiffersfamilien am Meeresstrand während des Sturmes; dasselbe Motiv kommt mehrmals vor. Die Soldatenwittwe würde ein Keepsake zieren; die Fischermädchen sehen aus wie die Fräulein im Faubourg St. Germain. Heutzutage haben die Töchter der Matrosen geflickte Jacken und Hände, die die Sonne broncirt hat. Und dann haben wir die Sultaninnen, und Bozzaris, der sich mit seinen Truppen in die Luft sprengt. Das waren die schönen Zeiten des Philhellenismus; damals sang man Lieder der Griechen; man führte die Schatten des Leonidas und des Miltiades im Triumphe durch Hellas, wo sie von ihren Enkeln angestaunt wurden, die nichts von ihnen wußten. Auch Beranger ist da, mit seinem fleischlichen Gesicht und seinem sinnlich lüsternen Auge, und der lange Lafayette mit seinem langen Stocke und seiner kurzsichtigen Politik, und Franklin mit der wohlgenährten Placidität seiner lächelnden Selbstzufriedenheit. Was hatte Scheffers schüchterne Muse mit blutigen Säbeln, mit Leichen und Kanonen zu schaffen? Und im Grunde müssen solche Parteimänner damals dem jungen strebenden Künstler gleichgültig gewesen seyn, aber man muß hier zu Lande einer Partei angehören, aus Ton oder aus Interesse.

Ich erschrack ordentlich, als ich das erste Gretchen erblickte; sie läßt keinesweges die folgenden ahnen: eine schlanke Pariser Puppe im rothen Gewande; sie steht vor Martha, die ihr das Geschmeide zeigt; eine verkrafte Kupferphysiognie, die der Künstler recht con amore vollendet hat. Im zweiten Saale ist Gretchen zweimal da: Gretchen

Digitized by Google

am Spinnrade hat schon einen Widerschein der Goetheschen; die Gestalt ist voller, die Physiognomie fängt an deutlicher zu reden; die Augen werden lebendig, scheinen mir aber nicht im Einklange mit einander. Auch ist der Typus noch immer schwankend und erinnert an die Gesichtsumrisse der Pariserin. Im Gretchen, die aus der Kirche kommt, ist die Metamorphose vollendet, 1838; der erste Versuch fällt in's Jahr 1830. In der Zwischenzeit, 1832, erschien: „Gretchen in der Kirche;“ allein auch die holde Jungfrau, die sich vollständig aus der Knospe losgemacht, und nichts ausländisches mehr hat, die ganz deutsch ist in Tracht und Haltung, im Lächeln der unbefangenen Unschuld, im Blick und in der Blumencarnation des reizenden Ovals, auch diese befriedigte den Künstler noch nicht. Gretchen am Brunnen wurde fertig 1838. Welch eine Energie des Willens und welche Liebe zu dieser Adoptivtochter seines Herzens gehörte dazu, um während 28 Jahren nach einer Vollkommenheit zu ringen, die ein Minderbegabter schon nach dem zweiten Versuche erreicht zu haben sich schmeicheln konnte! Als ich so vor der hohen Figur stand, die, vielleicht etwas stark, jedoch schlank und fein gebaut, die schönsten Umrisse zeigt, und während die weißen, bis zur Schulter entblößten Arme auf dem überlaufenden Kruge ruhen, der besorgte Blick in die Ferne hinausschaut und ein herber Zug um den unaussprechlich süßen Mund und ängstigt, da dachte ich so in mir selbst: „Warum war es unserem Dichter nicht vergönnt, die Liebe seiner Jugend und sein schönstes Kunstgebilde also vertherrlicht zu sehen!“

Man kann nicht lange unter den Schefferschen Gestalten wandeln, ohne weich zu werden; sie wirken wie die klagenden Töne der Aeolsharfe, wie das Schwirren des Windes durch die Trauerweide, zumal seine religiösen Bilder, z. B. die Entzückung der Magdalena. Jesus sprach zu ihr: Maria! Ein paradiesisches Entzücken strahlt aus den wundervollen Augen, vielleicht den schönsten, die je unter dem Pinsel des Maiers geleuchtet haben. Die nach der rechten Schulter zu verschränkten Hände lassen die zarten Verhältnisse der Vorderarme bewundern. Allein das Bild ist wie aus Mondschein und Lilienduft gewebt, gespenstig weiß: es ist, als habe man selbst eine Vision. Die Figuren unserer Künstlers treten überhaupt nicht genug hervor, sie sind flach wie Kartenbilder; hier nun ist die Farbe dergestalt verdünnt, daß der Körper schattenartig auf der Leinwand schwebt. Diese Vergeistigung wird bis zum Widernatürlichen potenzirt in einem Gemälde, das viele als ein Wunderwerk anstaunen: „Augustinus und Monika.“ Als der Tag näher rückte, wo sie aus diesem Leben scheiden sollte,“ sagt Augustinus in seinen Bekenntnissen, „saßen wir an einem Fenster im Hafen von Ostia, und unterhielten uns mit unsäglicher Milde.“ Monika ist nicht sowohl dem Tode nahe, als bereits gestorben und wieder aus dem Grabe erstanden. Beide Werke sind aus dem Jahr 1853 und tragen die Spuren des Uebels, das den Geist des Künstlers zuweilen mit Todesahnungen durchschauerte, wie auch „Ruth und Naëmi.“ Die liebliche biblische Idylle hat sein in düstere ascetische Anschauungen verirrtes Talent wieder auf die rechte Bahn geführt.

Der dritte Saal zeigt uns den Genius des Künstlers in der vollen Blüthe seiner Anmuth und Liebe. Hier sind: Francesca di Rimini, die beiden Mignons. Auf dem untern Theile des Rahmens sind die betreffenden Stellen aus Goethe zu lesen: „Kennst du das Land“ — und: „Laß mich scheinen, bis ich werde,“ und zwar in deutscher Sprache. — Ferner: die heiligen Frauen, Jakob und Rachel, eine Mater dolorosa; die drei Weisen aus Morgenland, drei Prachtköpfe, die nur in dem engen Rahmen ersticken; eine sogenannte Adoration u. s. w., lauter tüchtige, durchaus gesunde Bilder, wo die Vorzüge des Farbendichters sich im schönsten Lichte zeigen. Aber dann kommt eine mächtige Tafel, die als das Meisterwerk Scheffers und als eine Perle der modernen Pariser Schule ausposaunt wird, und die mir in der Auffassung, in der Grundidee verfehlt scheint. „Les douleurs de la terre,“ so wird es im Catalog bezeichnet, welcher hinzufügt: „Die Leiden der Erde steigen gen Himmel auf und werden zu Seligkeiten.“ Der Commentar war nicht überflüssig und ist kaum hinreichend, um den Gedanken des Künstlers zu erläutern. Die schönsten Frauenköpfe, die in den übrigen Scheffer'schen Darstellungen zerstreut sind, erscheinen hier wie zu einer Anthologie vereinigt und steigen in einer pyramidenförmigen Gruppe auf; während die untern in das irdische Dunkel gehüllt sind, fällt auf die obern ein mystisches Licht, ein Widerschein von jenseits. Dergleichen Vorstellungen dürfen nie die Metapher, das Redebild überschreiten; sie eröffnen dem Geiste einen unendlichen Raum, der hier in die engen Grenzen eines Gemäldes zusammengedrängt wird. Auch findet in dergleichen Colleetivdarstellungen das Interesse keinen Anhaltspunkt und zersplittert sich nach allen Seiten; endlich streift das Bild an die Allegorie, und die Allegorie ist die Poesie derjenigen, die — keine bessere haben. Ary Scheffer hat daran keinen Mangel, im Gegentheil, nur ist sie einförmig; sie reizt zuletzt die Nerven, wie die zu lange anhaltenden Töne der Harmonica. Wie hätte J. Paul sich an den Schefferschen Frauen ergötzt! Wie oft dachte ich beim Beschauen an Liane mit ihren Mondregentropfen, und an Beata und an die große roseurothe Aurora am Morgen des Lebens!

Ich war erschöpft und konnte mich doch nicht los machen. Ich wanderte da gleichsam durch das ganze Leben eines großen Künstlers. Doch wird es Zeit abzubrechen. Ich durfte, glaube ich, so lange bei einem Maler verweilen, dessen Art und Weise acht deutsch ist und der Goethe illustrirt hat, und auch Bürgers Lenore, in zwei Bildern: „O Mutter, hin ist hin,“ und: „Hurrah, die Todten reiten schnell.“

Als endlich der Abend kam und die zahlreichen Besucher sich allmählig entfernten und ich zuletzt auch scheiden mußte, da dachte ich wieder an Jean Paul und an das

Digitized by Google

Ausläuten der sieben letzten Worte am Schlusse der unsichtbaren Loge und an den Abschied, den der wackere, heutzutage vielleicht etwas vernachlässigte Mann vom Leser nimmt: „Sobald ich die sieben Worte geschrieben, gehen ich und der Leser auseinander.“ Mir war, als nähme ich Abschied vom Künstler und als stürbe er erst jetzt für mich, denn in ein paar Tagen werden seine Werke wieder verschwunden seyn.

Am Schlusse sey mir vergönnt, auf die Wichtigkeit der ästhetischen Bildung des Künstlers hinzuweisen. Von 1822 bis 1830 war Scheffer ein guter, aber gewöhnlicher Maler, ohne Individualität; erst als die Sonne der Poesie seinen Geist befruchtete, trieb er die schönen Blüthen, welche die Welt bewundert.

Dieß führt uns auf einen Pariser Dichter — französische gibt es nicht — den, seitdem Lamartine und Victor Hugo allmählig sich im Hintergrunde verlieren, die jüngere Generation auf den Thron gehoben hat, zwar nur auf einen papierenen Thron, der aber hier zu Lande denselben Stürmen und Wechselfällen ausgesetzt ist wie der andere. Auf Père la Chaise ist Alfred de Musset von seiner Familie ein steinerner errichtet worden, in Gestalt eines mächtig hohen und breiten Buches: drei, zehn Fuß hohe Steintafeln stoßen in einem stumpfen Winkel an einander und auf der linken stehen das Jahr der Geburt und die Titel der Werke aus der ersten Periode, auf der rechten das Todesjahr und die Titel der Gedichte aus der zweiten Periode; sie beginnt mit Rolla. Auf der mittleren Tafel thront oben die Büste des Dichters aus carrarischem Marmor; schöne Züge, in ein Barteuller und langes Haupthaar eingerahmt; Feinheit, Distinction, aber Härte und Stolz: so war der Mann im Leben, so sind seine Werke.

Wie Rigault, der bekannte Redakteur des Journal des Débats, fiel Musset als ein Opfer der Muse; doch glücklicher als jener überschätzte Scribent, hinterläßt er Werke, die dauern werden, so lange wie die Sprache, in der sie gedichtet sind. An Mannigfaltigkeit des Talents hat er entschieden den Vorrang vor den beiden oben genannten Matadoren. Auch ist bei ihm keine Spur von romantischem Unsinn, von religiös empfindsamem Nebeln und Schwebeln und humanitärlichen Verrücktheiten wie in la chûte d'un Ange. Wie Heine hat sich Musset zuletzt bekehrt, im Grunde aber blieb er stets ein Voltairianer. So erklärt sich's, warum, mit aller Grazie, mit den wohlklingendsten Versen, die seit Racine geschrieben worden, und den hinreißendsten Ergüssen der Leidenschaft, seine Muse doch, zumal bei Frauen, keine rechte Herzenssympathie geweckt hat. Ich kannte ihn persönlich. Er hielt viel auf Goethe und machte mir eines Tags den Vorschlag, meine Ansichten über dessen vollständiges Wirken nach allen Richtungen hin zu Papier zu bringen, und überließ mir, das Honorar selbst festzusetzen, ein Vorschlag, den ich flüglich ablehnte. Er liebte deutsche Poesie und Musik. Unter allen Tänzen zog er den Walzer vor, den er mehrmals befingt:

Belle nymphe allemande aux brodequins dorés;
O muse de la Valse! o fleur de poésie! u. s. w.

An einer andern Stelle heißt es:

Je voudrais seulement qu'une duchesse en France
Sut valser aussi bien qu'un ouvrier allemand.

Er bedauerte sehr, daß er unsere Sprache nicht verstand: „Wann wird unsere Universität einsehen, daß die deutsche Sprache heutzutage eben so nöthig ist wie das leidige Latein!“ Auch sagt er irgendwo:

Que n'eusse-je pas fait, pour savoir le patois
Que le savetier Sachs mit en gloire autrefois!

Sie gestatten mir wohl, diese französischen Verse zu citiren, die eine lebhafte Sympathie für deutsche Kunst und Sprache ausdrücken. Und nicht ohne Absicht habe ich beide — Scheffer und Musset — hier neben einander gestellt. Außerdem hat letzterer neuerdings die öffentliche Aufmerksamkeit sehr lebhaft beschäftigt. Musset stand mit einer berühmten Dame, deren Romane noch sehr gelesen werden, in einem zärtlichen Verhältniß. Es kam zwischen ihnen zum Bruche, und nicht dem Dichter gibt man die Schuld. Durch rastlose, ich möchte sagen rasende Geistesthätigkeit suchte er sich zu zerstreuen und arbeitete oft sechsunddreißig Stunden hinter einander, was ich aus seinem eigenen Munde habe, und um sich von der völligen Erschöpfung zu erholen, die auf die unsinnige Anstrengung folgte, nahm er zuletzt seine Zuflucht zu Spirituosen; aber er war deßhalb kein gemeiner Trunkenbold. Nach Mussets Tod schrieb sie einen Roman: „Elle et lui;“ der Bruder, Paul de Musset, hat kürzlich als Replik „Lui et Elle“ erscheinen lassen. Wir wollen und nicht in den Streit mischen, auch ist zu einer vollständigen Charakteristik seiner Werke hier der Platz nicht. Rolla ist ein furchtbar schönes Gedicht; sanft und duftig, wie die Blüthen im Frühjahr vom Baum fallen, so fallen die Strophen auf das Grab der Malibran. Mussets dramatische Arbeiten machen noch immer volle Häuser. Hier will man's noch nicht laut aussprechen, allein es liegt am Tage, daß Musset, von dem das Théâtre français nichts wissen wollte, den es für „unmöglich“ erklärte, nach Molière der genialste Lustspieldichter der Franzosen ist und einen Wendepunkt in der Entwicklung des Pariser Lustspiels bezeichnet.

Der Mai ist der schönste Monat, wenn er überhaupt schön ist, wie dieses Jahr. Er bringt die ersten Rosen und die ersten Nachtigallen; die Natur hüllt sich noch wie verschämt in die zarten grünen Schleier. Daher ist er der Maria geweiht, diesem Sinnbilde der ewigen Frühlings-Schöne und der reinen Liebe. Das nicht sehr reine Paris hat wahrscheinlich deßhalb eine so inbrünstige Veneration für sie. Jede Kirche hat ihre Chapelle de la Vierge, ein wahres Boudoir mit einer reizenden Madonna und schönen Engeln, die anbetend und liebend vor ihr knieen und alles blinkt und flimmert und glitzert von allerlei Putz- und Bildwerk, und duftet von Rosen, aber nur von weißen — die rothe ist das Bild sündhafter Flammen — und von blühenden

Digitized by Google

Orangenbäumen, ein wahrer Frühlingshain, wo ſtatt Nachtigallen holde Jungfrauen Liebesgeſänge ſeufzen. Eines nur will mir nicht recht einleuchten: wie konnte man dem Orangenbaum den Zutritt in dieſe keuſche Kapelle geſtatten, da bekanntlich die Bräute, nicht die Himmelsbräute, einen Kranz von Orangeblüthen im Haare haben?

Jeden Abend wird eine ſehr weltliche, ſehr beſuchte, und ich möchte faſt ſagen eine ſehr kokette Andacht gehalten, die man Mois de Marie heißt. Dieſe Andacht hat ihre eigene Literatur, ihre eigene Poeſie und ihre eigene Muſik; damit werden gute Geſchäfte gemacht und die Induſtriellen, die ſich mit dieſem Handel befaſſen, halten gegenwärtig ihre Ernte, wie die Conditoren um Neujahr.

Die Matconcerte ziehen Abends eine ſolche Menge von Zuhörern in die Kirchen, daß ſie den Theatern Eintrag thun; mit dieſen Feierlichkeiten ſchließt die muſikaliſche Saiſon. La Madeleine und Notre Dame de Lorette machen ſich hinſichtlich des Mois de Marie den Rang ſtreitig. Man wirbt Virtuoſen und Virtuoſinnen an, wie für die Opernbühnen, das Auditorium beſteht großentheils aus holden Frauengeſtalten, die im Frühlingskoſtüm, einen friſchen Blumenſtrauß in der Hand, ſich gar anmuthig ausnehmen; nicht minder reizend ſind die heiligen Frauen, ich hätte faſt geſagt Damen, in den Seitenkapellen, auf Glas oder in Oel gemalt, roſige Märtyrerinnen, die huldvoll lächeln. Dazu paſſen die Geſangſtücke, die zuweilen etwas Opernhaftes haben, und wo es an Trillern und Läufen nicht fehlt. Der Vortrag iſt im Ganzen etwas ſüßlicht, bonbonartig, girrend und ſchmachtend, doch hört man auch recht erhebende Muſik. Mehrere der beſten neuen Componiſten haben für den Mois de Marie geſchrieben, unter andern auch Adam, der luſtige Poſtillon von Longjumeau, den man da wohl nicht vermuthet hätte und der uns zum Schluſſe in's Theater führt, und zwar in das Théâtre lyrique, wo der gute Mann nicht die beſten Geſchäfte gemacht hat. Wieder hat hier die deutſche Kunſt einen großen Triumph gefeiert.

Die „Entführung aus dem Serail“ und „Abuhaſſan“ — das letztere Stück iſt von Weber — ſind dieſer Tage mit Enthuſiasmus im genannten Theater aufgenommen worden. Die Journale beſtätigen heute dieſen Doppeltriumph der germaniſchen Muſe. Die „Entführung“ wurde bereits 1829 von einer deutſchen Truppe hier gegeben; aber Haitzinger und die Schröder-Devrient traten nicht darin auf und ſo ging die Oper unbemerkt vorüber. Auch waren die Pariſer damals noch nicht im Stande, „Mozart'ſche Muſik zu verſtehen; das hat ſich heutzutage ſehr geändert, wie die Urtheile der Journale hinlänglich beweiſen. „Die Partitur der Entführung ſteht nicht mit Figaros Hochzeit, Don Juan und der Zauberflöte auf Einer Linie,“ ſagt die Pariſer Gazette musicale. „Man findet da keine jener göttlichen Melodien, welche alle Muſiker auswendig wiſſen, aber bei jedem Takte läßt ſich der große Künſtler erkennen und mehreres kommt dem beſten nahe, was Mozart ſeitdem geſchaffen, namentlich Osmins beide Buffo-Arien, und beſonders die zweite, welche der alte Diener ſingt, nachdem er alle Vorkehrungen getroffen, um die beiden Flüchtlinge zu ertappen. Es iſt unmöglich, mehr Feuer, mehr Verve zu haben und Osmins boshafte Freude auf eine komiſchere Weiſe zu ſchildern; dann das Duett zwiſchen Osmin und Belmonte, eines jener Stücke, worin Mozart kein Muſter gehabt und keinen Nachahmer gefunden. Das Duett zwiſchen Osmin und Pedrillo iſt jenem noch überlegen, und ich kenne nichts in dieſer Art, das damit zu vergleichen wäre; das Publikum hat dieſes allerliebſte Stück Da Capo verlangt, und, was ſelten der Fall iſt, es wurde das zweite mal noch lebhafter beklatſcht als das erſte mal. Ueber Abuhaſſan — bekanntlich der erſte dramatiſche Verſuch C. M. von Webers — heißt es: „Man findet darin im Keime die meiſten Eigenſchaften, die ſpäter ſeinen Ruhm begründet haben: originelle Melodie, Eleganz des Styls, Kühnheit der Modulationen, leichte und lebhaft gefärbte Inſtrumentirung, den Inſtinkt neuer Effekte.“

Auch Hans von Bulow hat, wie daſſelbe Blatt ſagt, alle Sympathien der Pariſer muſikaliſchen Welt mit ſich genommen. Der eminente Pianiſt hat ſich überzeugen können, daß Paris die große Muſik liebt und verſteht, daß das hieſige Publikum in die erſten Schönheiten eines Bach und eines Beethoven eingeweiht iſt.

Und ſo ſchlingen Poeſie, Malerei und Muſik um beide Nationen ein dreifaches Band, das allen äußern Stürmen widerſtehen wird.

Digitized by Google

London, Mai.

(Durch Zufall verspätet.)

Osterfreude. — Crossbuns. — Die italienische Saison in Drurylane.

Der arme Cockney — der reiche kann sich natürlich jeder Zeit einen Feiertag machen — der arme Cockney, das heißt der Londoner Arbeiter und kleine Shopkeeper, hat im Jahr zwei große Festperioden: Merry Christmastime und die Osterzeit. Die erstere muß er des ungastlichen Wetters halben zwischen den vier Wänden, zu Hause, im Theater oder im Ginpalaste zubringen, allein während der Osterwoche sucht er sich sein Vergnügen, wenn es nur irgend geht, im Freien. Es ist merkwürdig, welche Sehnsucht der Londoner nach der grünen Natur empfindet. In ein endloses Steinlabyrinth eingekerkert, sehnt er sich nach ihr, wie der Gefangene nach der Freiheit. Gelingt ihm die Reise aus der Stadt — und es ist eine Reise, — und hat er die schwarzen Mauern und den Steinkohlenrauch glücklich hinter sich, so ist er vor Freude wie toll, hüpft und springt, hält Wettrennen zu Fuß und zu Esel, kurz entschädigt sich nach Kräften für die lange Haft, und sucht sich in wenigen Stunden so viel Bewegung zu verschaffen, wie ein gewöhnlicher Mensch in eben so viel Wochen. Leider sind die Osterhoffnungen dieses Jahr zu Wasser geworden. Charfreitag war noch erträglich, trotz des schneidenden Ostwinds, aber am Ostersonntag und Montag regnete es so entsetzlich, daß die Cockneys, obgleich sie sich vor dem Regen nicht leicht fürchten, auf die seit Monaten vorbereiteten Landpartien zu verzichten hatten. Das kam natürlich den Theatern trefflich zu statten, die am zweiten Feiertag alle gedrängt voll waren, und auch für die Bier- und Schnapswirthe war der Regen ein wahrer Goldregen. Uebrigens muß ich hier bemerken, daß die Leute sich trotz der großen Versuchung im Durchschnitt musterhaft mäßig zeigten, und daß auf den Straßen kaum ein Betrunkener zu sehen war. Es läßt sich nicht läugnen, das Laster der Völlerei ist hier in rascher Abnahme begriffen. Wer Zweifel hegen sollte, den verweise ich auf die amtliche Polizeistatistik, der gemäß sich die Zahl der wegen Trunkenheit verhafteten Personen in den letzten Jahren beträchtlich vermindert hat. Ich beschränke mich für jetzt darauf, die Thatsache hervorzuheben; bei einer andern Gelegenheit werde ich sie zu erklären suchen.

Am Charfreitag ist man in England kleine runde Kuchen, denen das Zeichen des Kreuzes eingeschnitten ist. Ueber den Ursprung dieses Gerichtes geben die Anschlagzettel eines Pastetenbäckers in meiner Nachbarschaft folgenden Aufschluß: „Am Charfreitag, im Jahre des Herrn 1361, ließ Thomas Rocliffe, ein Mönch, welcher dem Refectorium des Klosters von St. Albans in Herrfordshire vorstand, eine Menge von süßen gewürzten Küchlein machen, und jedem Armen, der sich in besagtem Kloster melde, ein solches Küchlein nebst dem herkömmlichen Teller voll guter Suppe verabreichen. Dieß gefiel den armen Leuten, und fand auch sonst so großen Anklang, daß es bald ganz allgemein ward, am Charfreitag derartige Küchlein zu verfertigen, denen man zum Andenken an die Kreuzigung das Zeichen des Kreuzes aufzudrücken pflegte. Nirgends aber vermochte man das Gericht so gut zu machen, wie in dem Kloster von St. Albans, dessen Mönche das Originalrezept des Bruders Rocliffe Jahrhunderte lang als Geheimniß bewahrten. In einer alten Chronik von St. Albans findet sich in lateinischer Sprache das Rezept, und dasselbe ist von einem Gelehrten (!) extra für den Eigenthümer dieses Ladens übersetzt worden." Ich habe die Kreuzküchlein (Crossbuns) des Verfassers dieser Anzeige versucht, und muß gestehen, sie haben mir keine sondeliche Achtung für die Kochtalente des Bruders Rocliffe eingeflößt.

Am Ostermontag wurde die „italienische Operasaison" in Drurylane eröffnet. Smith hat dem „alten Drury" einen ganz vornehmen Anstrich gegeben, nicht bloß äußerlich, sondern auch im Innern. Die Logen sind geschmackvoll, zum Theil prächtig verziert, und das Parterre läßt nichts zu wünschen übrig. Nur in den höchsten Regionen haben keine Reformen stattgefunden. Die oberste Gallerie gehört noch immer dem König Mob, der sich auf gepolsterten Bänken nicht recht heimisch fühlen würde. Aber auch dort hat sich der aristokratische Geist schon etwas fühlbar gemacht, und zwar in der Abschaffung des Lebensmittelhandels, der hier zu einer so klassischen Blüthe gelangt war. Kein von der irischen Sonne gebräuntes und von dem Londoner Rauch geschwärztes Orangenmädchen darf seine Waare mehr feilbieten, was beiläufig für die sashionabeln Logeninhaber sehr gut ist, die sonst in beständiger Gefahr eines Bombardements wären. Kein Aufwärter aus dem benachbarten Bierhaus darf den Leuten jetzt in den Zwischenakten auf die Zehen treten und das Trommelfell durch den gellenden Ruf erschüttern: Any Porter, any Ale? Ladies and Gentlemen! — Genug, die bewundernswürdigste Ordnung ist der früheren Unordnung gefolgt, und von dem niedrigen Preise abgesehen, ist Old Drury nun genau eben so „respektabel," wie Coventgarden. Ob Smith unter dem aristokratischen Regime seine Rechnung so gut findet, wie weiland unter dem demokratischen, das weiß ich freilich nicht. Bisher ist ihm der Versuch nach Wunsch gelungen, allein wir dürfen nicht vergessen,

Digitized by Google

daß die gegenwärtige ernſte Zeit derartigen Unternehmungen nicht eben günſtig iſt. Für den Moment, das läßt ſich nicht läugnen, hat Smith ſeinen Concurrenten Gye aus dem Felde geſchlagen. Letzterer, deſſen Truppe von Anfang an ziemlich lückenhaft war, hat durch den Tod der Frau Boſio einen unerſetzlichen Verluſt erlitten.

Den 16. Mai. — Die Gemüther beſchäftigen ſich natürlich faſt ausſchließlich mit den Ereigniſſen auf dem Continent. Aber obgleich ſich die ſchlimmſten Befürchtungen zum Theil verwirklicht haben, und obgleich kaum jemand daran zweifelt, daß auch England binnen Kurzem in den Kriegsſtrudel wird hineingeriſſen werden, ſo iſt die Stimmung doch lange nicht ſo düſter und gedrückt, als vor dem Beginn des blutigen Dramas. Und darüber können wir uns nicht wundern; iſt doch die ſchlimmſte Gewißheit ſtets minder qualvoll, als die Ungewißheit, die uns außer den wirklich drohenden Gefahren immer noch eingebildete vorführt.

Im Jahr 1851 wurde hier bekanntlich ein Geſetz erlaſſen, deſſen Zweck es war, die „Lodginghäuſer“ einer geſundheitspolizeilichen Aufſicht zu unterwerfen. Die betreffende Akte wirkte auf das Heilſamſte und ermächtigte die Behörden zur Schließung ungähliger Peſthöhlen. Laut einem amtlichen Bericht, der dieſer Tage veröffentlicht ward, ſind ſämmtliche Logirhäuſer im eigentlichen Sinn des Worts (und bloß auf ſolche iſt das Geſetz anwendbar) jetzt den Regulationen gemäß eingerichtet; aber leider gibt es eine Menge von Privathäuſern, die mit Bewohnern überfüllt ſind, und in denen dieſelben Gräuel ſtatthaben, die ehemals den „Lodginghäuſern“ anklebten. So heißt es in dem Bericht u. a.: „In dem Hauſe, 4 Johnſtreet, Bethnal Green fanden wir in einem kleinen Hinterzimmer drei Männer, eine Frau, einen Knaben und drei Mädchen über vierzehn Jahre (lauter Miether). In dem Hauſe Nr. 5 fanden wir, gleichfalls in einem kleinen Hinterſtübchen einen Mann, eine Frau, und drei Knaben und drei Mädchen über vierzehn Jahre. In der nämlichen Straße wurden wir noch häufig durch ähnliche Entdeckungen peinlich überraſcht. Die Häuſer waren ohne Ausnahme ſchlecht gelüftet, höchſt ſchmutzig, und in den Zimmern und ſogar auf den Treppen wimmelte es von Ungeziefer.“ Die Berichterſtatter ſprechen die Hoffnung aus, das Miniſterium werde dem Parlament ungeſäumt eine Bill vorlegen, welche die Lodginghausakte auch auf Privathäuſer ausdehne. Möge die Hoffnung ſich recht bald erfüllen. Eine ſolche Maßregel würde das „geſellſchaftliche Uebel“ zwar nicht bei der Wurzel anpacken, aber ſie würde ohne Zweifel Tauſende und aber Tauſende, die ſonſt verloren wären, vor körperlichem und moraliſchem Verderben bewahren. Wie wichtig die Wohnungsfrage iſt, erhellt aus dem Werke eines engliſchen Arztes (Greenhaw), der aus ſtatiſtiſchen Tabellen überzeugend nachgewieſen hat, daß die meiſten Krankheiten durch den Mangel an guter Luft in Häuſern, Werkſtätten, Fabriken, Kaſernen u. ſ. f. erzeugt werden.

Berlin, Mai.

Humboldts Leichenbegängniß. — Schluß des Landtags.

Ueber das Leichenbegängniß Alexanders von Humboldt haben die Zeitungen berichtet. Es war eine ernſte, würdige Feier, getragen und durchweht von der Bedeutung des Mannes, dem ſie galt. Durch die Straßen ſchritt der Zug mit allem Glanz, den die Betheiligung des Hofs verlieh, und doch überſah man denſelben vor dem gewichtigeren Eindruck, den die allgemeine Betheiligung hervorrief. Aus den Fenſtern der Straße, in der Humboldt lange Jahre gewohnt, wallten die Trauerfahnen herab; die Sängerchöre der Schulen empfingen den vorüberſchreitenden Zug mit Chorälen; die dichte Menge ließ ihn in feierlicher Stille an ſich vorüberſchreiten; Damen in Trauerkleidern grüßten aus den Fenſtern nieder. So nahm der Dom die unabſehbare Kette der Leidtragenden auf; unter Palmen wurde der Sarg niedergelaſſen, die tief ergreifende Rede des Hofpredigers Hoffmann war wie ein Abſchiedsgruß, an den ſich der Choral, vom Domchor geſungen, wie ein Klang mit einer andern Welt anſchloß. Die Töne verrauſchten über den Fächern der Palmen, die im Glanz der Kerzen zitterten. Berlin, der Hof, die Geiſtreinwelt, die Repräſentanten beider Häuſer, die Studentenſchaft, ja die ganze Bevölkerung hatte dem großen Todten die letzte Huldigung erwieſen, und dem kleineren Kreiſe ſeiner Verwandten blieb es überlaſſen, den Gang zur Ruheſtätte in dem heimiſchen Tegel in aller Stille zu begehen. — Von mehreren Seiten habe ich es ausſprechen hören, der Tod des berühmten Mannes, ſeine Leichenfeier haben nicht ſo tiefen Eindruck hervorgerufen, nicht ſo nachthaltig die Gemüther

Digitized by Google

beſchäftigt, als man hätte erwarten ſollen. Man wollte das den Erregungen durch die Zeitereigniſſe zuſchreiben, aber dem iſt nicht ſo. Die Leichenfeier war mehr die Huldigung, die man einem Lebenden, einem Unſterblichen darbrachte, als einem Geſchiedenen. Das war die Empfindung, die unbewußt alle ergriffen hatte. Der Tod war hier kein Moment in dem Leben, das, wie vielleicht nie eines vorher, ausgenutzt war. Humboldt war unſterblich in unſerem Andenken und in dem der Geſchichte der Wiſſenſchaft, als er noch lebend unter uns wandelte, und doch hatte er ſich nicht überlebt. Sein Tod war ſo wenig ein Scheiden als ein Beginn ſeines Ruhmes. Wie ſein Geiſt ſich ohne Kampf von der irdiſchen Hülle gelöſt hatte, ſo, ohne Abſchnitt durch ſeinen Heimgang, wächſt die Frucht ſeines Geiſtes fort durch die ganze civiliſirte Welt. Das iſt's, was die Leichenfeier zu einer Huldigung machte, inmitten ſeiner Laufbahn, nicht an das Ziel derſelben geſtellt. Das ſchwächte nicht ihre Bedeutung, aber es nahm ihr den Eindruck der Trauer um einen Verlorenen. Für den Kreis derer, die ihm näher ſtanden, und der Kreis iſt groß, iſt es anders. Ich ſpreche nicht von der Familie, die mit zärtlichſter Liebe an ihm hing, nicht vom Hofe, deſſen faſt täglicher Gaſt er war, nicht von dem Kreiſe der Gelehrten, dem er niemals fehlte; ich ſpreche von den Jüngern der Wiſſenſchaft, denen er ſtets mit Rath, Unterſtützung, Empfehlung bereitwillig entgegen kam, von der Armuth, die nie umſonſt bittend bei ihm erſchien. Da iſt er unerſetzlich, da läßt ſein Tod eine Lücke, in die niemand für ihn eintreten kann.

Es lag eine eigenthümliche Harmonie auch über den äußern Verhältniſſen des greiſen Gelehrten. Er ſtarb weder arm noch reich. Ueberfluß genug, um mitzutheilen, und doch nie mehr, als zum einfachſten Leben ausreichte; heimiſch in allen Kreiſen, entzog er ſich doch niemals der kleinen Heimath ſeines Studirzimmers. Er hatte Zeit für alle Welt, ohne doch jemals etwas von ſeiner Zeit zu verlieren. Es hat wohl nie jemand mit dem geiſtigen Schatze, den die göttliche Gnade ihm verliehen, ſo haushzuhalten gewußt als Humboldt. Ein faſt neunzigjähriges Leben voll ungeſchwächter geiſtiger Friſche und Thätigkeit, von dem wenige Stunden dem Schlaf, mehr der anregenden Unterhaltung und Mittheilung, und die meiſten dem raſtloſen Streben und Forſchen gewidmet waren. So war ſein Studirzimmer die Stätte, der er am meiſten gehörte, und es iſt ein ſinniges Andenken, daß und dieſes Studirzimmer in einem vortrefflichen Bilde erhalten iſt. Vor einigen Jahren ſtand er in Gefahr, dieſe Stätte, die die Gewohnheit ihm lieb gemacht hatte, zu verlieren. Das Haus, in dem er zur Miethe wohnte, ſollte verkauft werden. Ein Freund kaufte es, um dem Gelehrten die ungeſtörte Benutzung bis zu dem Tage, wo er derſelben nicht mehr bedürfen würde, zu ſichern. Der Tag iſt gekommen.

Wir betrachten es als einen glücklichen Zufall, daß die Vertreter des Landes noch verſammelt waren, um ſich dem Leichenzuge des großen Landsmannes anzuſchließen und ſo gewiſſermaßen die Theilnahme des ganzen Volkes zu repräſentiren. Wenige Tage darauf war der Schluß der Sitzungen. Er war ein denkwürdiger, auch über die Grenzen Preußens hinaus. Die preußiſchen Vertreter, denen man im Auslande vielfach ſchon zum Vorwurf gemacht hatte, daß ſie zu den drohenden politiſchen Ereigniſſen ſchwiegen, thaten ihre Anſichten durch die Reden der Coryphäen jeder Partei kund, und ſie thaten es in ſeltener Uebereinſtimmung von den verſchiedenen Standpunkten aus, von denen ſie ausgingen. Wir müſſen es der Beſprechung der politiſchen Blätter überlaſſen, über die Tragweite dieſer Reden ihr Urtheil abzugeben. Man wollte die Wärme der Empfindung vermiſſen und der diplomatiſchen Ueberlegung zu viel Raum gegeben ſehen. Die Theilnahmloſigkeit an den Verhandlungen der Kammern, die ich in meinem letzten Berichte gezeichnet, verwandelte ſich in die höchſte Spannung in den letzten Sitzungen. Der Schlußeindruck ſtellt dem Wiederzuſammentritt ein günſtiges Prognoſtikon. Was dazwiſchen liegt, das vermag freilich das ſcharfſinnigſte Auge nicht vorherzuſehen. Mögen gütige Sterne durch das politiſche Dunkel auf die Geſchicke Preußens blicken, die zugleich die Geſchicke Deutſchlands ſind! Wir fühlen uns einig in uns und einig im Sinne mit Deutſchland, wie ſich auch die Meinungsäußerungen ſchattiren mögen. Wir wiſſen, wo der Feind ſteht, und ſind bereit ihm zu begegnen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 24. 12. Juni 1859.

Istine vultus Alsatiae meae.
Hi sunt oculi!
Jac. Balde

Eine Eisenbahnfahrt durch Elsaß und Lothringen.

(Von einem Schweizer.)

Ihr Berichterstatter machte während den letzten Tagen des Aprils einen kurzen Ausflug nach dem östlichen Frankreich. Es war gerade zu jener Zeit, wo der Osterhase dem bangen Europa die Kriegsgewißheit zum Geschenk gemacht. Das zu spät nur erfolgte Ultimatum Oesterreichs hatte die Thüren des Janustempels plötzlich weit aufgerissen und die Diplomaten, welche „vorläufige nutzlose Punctationen eventueller Friedenscongresse ventilirten," unversehens an die Luft gesetzt. Vielleicht interessirt Sie und Ihre Leser die Mittheilung der flüchtigen Reiseeindrücke, welche das in nun endlich eingestandenen Kriegszustand versetzte westliche Kaiserreich in einem „neutralen" Eisenbahntouristen hervorrief.

Die große Neuigkeit hatte ich schon von Hause mitgebracht. Es war bei mir zu Hause wieder an der Zeit, da jedermann unzufrieden war, wenn die Zeitungsredaktionen nicht mindestens jeden Vormittag und jeden Nachmittag ein Extrablättchen an ihre Abonnenten versandten; und brachte der Zeitungsträger das „Bülletin" in ein öffentliches Lokal, so verstand sich von selbst, daß der erste beste, der sich dessen bemächtigt hatte, auf den Tisch stand und die „neuesten telegraphischen Nachrichten" mit möglichst vernehmlicher Stimme den sämmtlichen Anwesenden zum besten gab.

Als ich in Basel zum „französischen Bahnhof" fuhr, hörte ich Leute, die sich über die Gasse zuriefen: „Ist die dreitägige Frist verflossen?" — „Sind die Oesterreicher hinüber?" — „Hat es schon einen Zusammenstoß gegeben?" Wie groß mußte erst die Aufregung unter dem Volke seyn, welches in wenigen Tagen selbst ein kriegführendes seyn würde!

Im Waggon, welcher zwischen Basel und Straßburg rollte, saßen wir unser sechs oder sieben Personen einander gegenüber. Einer schien dem andern mittelst eines verstohlenen Seitenblicks Herz und Nieren prüfen zu wollen; einer nach dem andern hüllte sich schweigend und mißtrauisch in seinen Paletot, dieser, um sich in seine Ecke zurücklehnen und ein Schläfchen zu machen, jener, um im neuesten Roman der George Sand die Enthüllungen über „elle et lui" zu lesen, der dritte, um nach den vorüberfliegenden Kirchthürmen, lombardischen Pappeln und Wärterhäuschen zu schauen. Es war als ob die Eisenbahn für jeden von uns, der ein unbedachtes Wörtchen fallen ließe, direkt in Lambessa oder Cayenne ausmünden würde.

„Absain" riefen die Zugführer; „Rixain" scholl es bald darauf. Mit Hülfe meines indicateur des chemins de fer brachte ich heraus, daß wir die Stationen

Digitized by Google

„Habsheim“ und „Illzheim“ hinter uns hatten. Daß die alte während Jahrhunderten der Eidgenossenschaft in Freud und Leid zugewandte Stadt Mülhausen heute „Mulhouse“ heißt, war mir freilich nicht mehr neu. Um so fleißiger mußte ich meinen Indicateur befragen, als die Zugführer „Bolewilé“ „Merxain“ und „Erlisain“ riefen, da ich sonst schwerlich darauf gekommen wäre, daß damit Bollweiler, Merzheim und Herrlisheim gemeint sey. Und dennoch, wenn ich den Gesprächen der in „Absain“ oder „Erlisain“ ein- und aussteigenden lauschte, so war es keineswegs französisch, was sie unter einander sprachen, sondern fast ohne Ausnahme deutsch, freilich ein Judendeutsch, gegen welches unser „Schwizerdütsch“ noch ziemlich hannoveranisch klingt.

Bis wir die ersten Stationen hinter uns hatten, ließ sich vom Fenster des Eisenbahnwagens aus blutwenig Kriegerisches bemerken. In Bartenheim und Sierentz schienen die Worte des Moniteur: „Frankreich rüstet nicht,“ eine Wahrheit zu seyn. Selbst bei der Grenzstation St. Louis waren einige Gensdarmen mit den bekannten Kanonenstiefeln, Lederhosen, blauen, gelbausgeschlagenen Uniformfräcken und kolossalen en bataille aufgesetzten Fregattenhüten die einzigen Repräsentanten der bewaffneten Macht gewesen; auch die Paßförmlichkeiten waren keineswegs verschärft worden, und hätte nicht übergroßer Pflichteifer einen Gabeloux veranlaßt in einem Schächtelchen, in welchem ich einige Zuxapetrefakten mit mir führte, nach Orsinigranaten zu suchen, so müßte ich das Zeugniß ablegen, daß die Grenzen Frankreichs im beginnenden Kriegszustand mit weniger Umständen zu passiren gewesen seyen, als ein paar Monate früher, da noch das „cordialste Einverständniß“ zwischen allen Großmächten herrschte. Zu beiden Seiten der Bahn lagen die grünen Saatfelder, die goldgelben Rapsfelder des flachen Elsasses im tiefsten Frieden.

Jenseits Mülhausen änderte sich die Scene. Bei jeder Station vermehrte sich das Gedränge der bekannten krapprothen Hosen, lauter Beurlaubte, die über Nacht den Befehl erhalten hatten, sich in kürzester Frist zu ihren Regimentern zu begeben. Bald waren die Wagen dritter Klasse mit Soldaten überfüllt. Nicht lange so wurden auch die noch unbesetzten Plätze in den „Compartiments“ der höheren Wagenklassen in Anspruch genommen, was ihrem Berichterstatter die Ehre verschaffte, von Benwihr bis Schlettstadt eine rothe Hose zum Nachbarn und eine dito zum Gegenüber zu haben. Der eine war Wachtmeister, der andere Corporal; einer wie der andere gehörten zum blauäugigen, blondhaarigen germanischen Stamme. Unter sich sprachen sie ihr elsässer Deutsch, sonst aber mit ziemlicher Fertigkeit französisch. Beide trugen an einem blauen Bande die englische Krimmedaille auf der Brust, das Bildniß der Königin Victoria. Der Sergeant war überdieß noch mit dem türkischen Ehrenzeichen geschmückt, einem kupfernen Stern mit silbernen Strahlen, der von einer halbmondförmigen Agraffe getragen an einem breiten dunkelrothen Bande baumelt.

Die beiden Soldaten brachten einiges Leben in unsere stumme Reisegesellschaft. Sie machten trotz ihren Ehrenzeichen und Narben (der Wachtmeister hatte ein Zeichen an der Wange, welches eher als nicht von einem Bayonnetstich herzurühren schien) kein Hehl daraus, daß ihnen der Krieg ziemlich unerwünscht komme, jedoch nicht etwa aus alten anererbten Sympathien für Oesterreich, sondern weil beide seit dem Krimkrieg sich verheirathet hatten. Hatte es ja ihr tapferer Führer, der Herzog von Malakoff auch gethan; exempla trahunt. Sie waren im Gegentheil — ihrer blauen Augen und ihres Judendeutsches ungeachtet — sehr gute Franzosen, die keinen Augenblick am Sieg der Napoleonischen Adler zweifelten. Nur würde wohl mancher nicht wieder heimkehren, der jetzt dem Rufe zu den Waffen folgen müsse, und das wäre etwas hart, wenn man eine junge Frau zu Hause habe. Die Bursche hatten den Krieg in der Nähe gesehen und machten sich keine Illusionen.

„Guéspolsain!“ — Eine Flasche vom besten Riesling, der am Ostsuße der Vogesen wächst, dem, der ohne Indicateur herausbringt, daß dieß „Geispoldsheim“ bedeuten soll! Noch eine Viertelstunde, und wir rollten durch den Tunnel, den sich der Schienenweg durch die Straßburger Schanzen gewühlt hat.

„Zum rothen Haus“ ist gewiß ein urdeutscher Wirthsschild. Jetzt ist das rothe Haus zu einer „maison rouge“ geworden. Dieser Uebertragung zum Trotz spricht in der maison rouge alles deutsch vom Herrn Gastgeber Caspari, dessen Urahn wohl ein ehrlicher Kasper gewesen seyn mag, bis zum Stiefelwichser hinunter, und Herrn Casparis Töchterchen hat eben so goldfarbige Haare und eben so kornblumenblaue Augen, als irgend eine deutsche Maid. Dagegen sind Weinkarte und Speisezettel rein französisch und auch die Rechnung, die — im Vorbeigehen gesagt — ziemlich billig gestellt wird, trägt einen französischen „Kopf.“

Beim Bummeln durch die Straßen Straßburgs bestätigte sich mir wieder eine früher gemachte Beobachtung: Alles was mit einer Mütze, einer Blouse oder einer Jacke angethan ist, spricht deutsch, wer einen Cylinder und einen Paletot trägt, französisch. Die Mägde am Brunnen sprechen deutsch, die Damen mit

Digitized by Google

Crinolinen franzöſiſch. Wie die Zahl der Mützen und Blouſen jene der Cylinderhüte und Fräcke überſteigt, um eben ſo vieles zahlreicher ſind unter der Geſammtbevölkerung die deutſchen Elemente; aber der franzöſiſche Stamm iſt hier der herrſchende, der deutſche der dienende. Und dieſes deutſche zur Unterordnung unter eine fremde Nationalität verurtheilte Volk ſträubt ſich nicht etwa, gleich dem Magyaren, dem Polen, dem Italiener, grollend gegen das ſich gewaltſam aufdrängende fremde Weſen, ſondern beugt und unterwirft ſich, als verſtände ſich's von ſelbſt. Und bringt's Einer aus dem Volke ſo weit, die Blouſe mit dem Paletot vertauſchen zu können, ſo legt er mit jener auch ſeine deutſche Sprache bei Seite und radebrecht lieber ſein ſchauerliches Straßburger Franzöſiſch.

Begleiten Sie mich einen Augenblick nach einem der eleganten Kaffeehäuſer auf dem Theaterplatz. Hier iſt Alles im Pariſer Styl eingerichtet. Die Kellner tragen weiße Küchenſchürzen, die Säle ſind mit reichen Vergoldungen und großen Spiegeln ausgeſchmückt, Divans, mit rothem Sammt ausgeſchlagen, ziehen ſich den Wänden entlang. Laſſen wir uns lieber draußen an einem der weißen Marmortiſchchen nieder; da ſehen wir, was kommt und geht, und können zugleich den Platz, der den Straßburgern Abends als Corſo dient — ſie nennen ihn „le Broglie“ — überſchauen.

Straßburg hat zu allen Zeiten eine ſtarke Garniſon; doch iſt das Gewimmel und Gedränge der Uniformen heute noch bedeutender und auffälliger als ſonſt. An den kleinen Tiſchen ringś um uns bilden die Offiziere die Mehrzahl der Gäſte; die Civiliſten verlieren ſich beinahe unter all dieſen rothen Hoſen und Epauletten. Es herrſcht eine außergewöhnliche Bewegung und Aufregung. Jeden Augenblick begrüßen ſich etliche und ſchütteln ſich die Hände, als hätten ſie ſich in den Laufgräben von Sebaſtopol zum letzten mal geſehen. Wir dürfen daraus ſchließen, daß die Garniſon vermehrt worden iſt, oder daß von den hier geſtandenen Regimentern einige abgelöſt und durch andere erſetzt worden. Zur Ehre der franzöſiſchen Armee müſſen wir conſtatiren, daß alle dieſe Offiziere ſich durchaus nicht als Renommiſten und Säbelſchlepper geben, ſondern trotz der Aufregung des in nächſter Ausſicht ſtehenden Krieges ſowohl unter ſich als gegen Fremde ſich eines artigen, höflichen Betragens befleißen. Wir lauſchen auf die Geſpräche. Es wird nicht Politik getrieben, es iſt meiſt das Geplauder von Kameraden oder alten ſich wieder findenden Bekannten. Alles franzöſiſch, kein einziges deutſches Wort! — Wir haben unſere demitasse ausgetrunken. Wenn Sie ſich meiner Führung anvertrauen mögen, ſo gehen wir ein paar Straßen weiter.

Es iſt nicht das Theater, wohin ich Sie führen will. Der Zettel belehrt uns, daß heute die Thaten irgend eines edlen und verkannten Seeräubers auf den Brettern verherrlicht werden, verſteht ſich in der Sprache der Süe und A. Dumas. Ich glaube, weder Sie noch ich ſind beſondere Freunde des franzöſiſchen Melodrams. Wir wenden uns nach der andern Seite, wir biegen um einige Ecken, wir kommen am Münſter vorbei, um deſſen Thürmchen, Pfeiler und Bogen der Abendwind ſeltſam rauſcht und flüſtert, wir gelangen in eine Gaſſe, wo die Gasflammen nur in weiten Zwiſchenräumen aufflackern. Halt! — Wir ſind vor einem weiten, aber nur ſpärlich beleuchteten Thorbogen angelangt, aus welchem uns ein anheimelnder Malzgeruch entgegen duftet. Es iſt ein Brauhaus, eine Brasſerie nach Straßburger Sprachgebrauch. Die die Inſchrift des Schildes lautet, ob „zur Blume,“ „zur Glocke,“ „zur Himmelspforte,“ wir vermögen es nicht zu unterſcheiden; thut auch nichts zur Sache — treten wir ein.

Da ſiehts noch urgermaniſch aus. Keine Spur von Spiegeln, von Vergoldungen, von rothem Sammt und weißen Marmortiſchen, ſondern im Gegentheil braun angeraucht Wände, hölzerne Bänke, bito Tiſche, über welche der braune Gerſtenſaft dahinfließt, der aus hohen Schoppengläſern überſchäumt; urgermaniſch iſt die undurchſichtige Atmoſphäre, durch welche fort und fort dicke Tabakswolken zur Decke empor ſteigen; nicht minder deutſch erſcheint und das Honoratiorenſtübchen im Hintergrund, wo ſtatt der rußigen Kalkwände und der hölzernen Bänke der Luxus geflochtener Strohſtühle, einer grün und gelben Papiertapete und ſogar einiger Lithographien in ſchwarzen Rahmen, den Uebergang Napoleons über den St. Bernhard und die perſonificirten vier Welttheile darſtellend, ſich geltend macht. Begeben wir uns dorthin, um durch die offene Thüre das Treiben draußen einen Augenblick zu beobachten.

Da iſt's nicht, wie in den Kaffeehäuſern der „place du Broglie;“ da wird lauter Straßburger Deutſch von der Leber weg geſprochen. Wie jenſeits des Rheins, am Neckar und an der Iſar das Brauhaus, ſo iſt in Straßburg nicht etwa das Café, ſondern die „Brasſerie“ der Erholungsort des eigentlichen Volkes. Der Handwerker, der kleine Krämer, der Comptoiriſt ſitzen da gemüthlich beiſammen und kannegießern hinter'm Schoppen Bier. Auf Straßburger Deutſch läßt ſich manches ſagen, was franzöſiſch auszuſprechen gefährlich wäre.

Die drei, die in jenem Winkel ſitzen, ſind jedoch keine Elſäßer; man ſieht es ihnen an der Form ihrer Mützen und an dem Schnitt ihrer Bärte an, daß ſie über die Kehler Brücke hergegangen kamen. Sie ſind,

Digitized by Google

allem Anſehen nach nicht mehr beim erſten Glas, ſonſt würden ſie nicht ſo herausfordernd Beckers Rheinlied ſingen.

Das Straßburger Bier ſcheint mir nicht ſo gut als ſein Ruf; auch will hier keine ächte urgermaniſche Gemüthlichkeit in uns aufkommen, ohne welche ſelbſt der beſte Münchner Bock nicht ſchmeckt. Laſſen wir es bei dem einen Glaſe bewenden.

Straßburg iſt in eiſenbahnlicher Beziehung eine „Kopfſtation.“ Die Locomotive hat nur einen Ein- und Ausgang durch die Stadtwälle und die gleichen Schienen tragen eine Strecke weit den Wagenzug, der vom alten Baſel herkommt, und jenen, der nach dem modernen Babel, will ſagen nach Paris, rollt. Bald jedoch ſchwenkt die Pariſer Linie in elegantem Bogen weſtwärts, um in gerader Richtung gegen die Mauer der Vogeſen anzurennen. Eine kleine Stunde, und Ihr Berichterſtatter, der dießmal mit dem Poſtzuge fuhr, befand ſich in Savern und ſuchte mit den Blicken nach dem Schloß, wo die ſchöne Gräfin wohnte, die einen ſo treuen, frommen Knecht hatte. Auf jenem Hügel links muß es geweſen ſeyn, wo noch jetzt eine ſchöne ausgedehnte und maleriſche Ruine ragt. Unterdeſſen wurden die Wagenlaternen angezündet, da von hier an die Eiſenbahn mittelſt ſechs ziemlich bedeutendern Tunnel den Gebirgsdamm der Vogeſen durchbricht.

Selbſt auf den Touriſten, der im Eiſenbahnwagen ſitzt, übt das Geſchwiſterkind des Jura und Schwarzwaldes einen beſondern poetiſchen Reiz aus. Schon die rothe Erde, die überall zu Tage tritt, wo der grüne Raſenmantel des Gebirgs einen Riß bekommen, hat etwas Romantiſches. Dann die engen, heimlichen Thäler, die ſich in Schlangenwindungen zwiſchen den verſchiedenen Ketten hindurchwinden, die herrlichen Burgen, die von hohen Felſen herunter ſchauen, die klaren Bäche, die ſchönen Buchenwälder, der gelbe Ginſter und das röthliche Heidekraut, die aus jeder Steinritze üppig hervorwachſen! Die Eſſen, die wir dort rauchen ſehen, gehörten wohl zu den Hammerwerken des eiferſüchtigen Grafen, und jenem ſchattigen Fußpfad folgte ohne Zweifel der fromme Fridolin auf ſeinem verhängnißvollen Gang.

Sechsmal bohrte ſich unſer vielgliederiger Dampfwurm in die Eingeweide des Berges hinein und ſechsmal führte er uns aus der tiefen Finſterniß wieder an's roſige Licht. Es war nicht viel mehr als eine halbe Stunde verfloſſen, ſeit wir Savern verlaſſen hatten. „Sarburg“ oder vielmehr „Sarrebourg!“ Die Wagenlaternen wurden ausgelöſcht, die Vogeſen lagen hinter uns, die rothe Erde hörte auf und vor uns breitete ſich die weite lothringiſche Ebene aus.

Lothringen war einſt ein deutſches Land. Heute bildet — mindeſtens auf der Eiſenbahnlinie — das Gebirge die Sprachgrenze. Die letzte Station, deren Namen mindeſtens noch deutſche Reminiscenzen weckt, iſt das weſtlich von Sarburg liegende Heming; „Emain,“ rufen die Eiſenbahnconducteure. Aber die Marktweiber, die hier einſteigen, die Urlauber, die auch hier ſich zu den Wagen drängen, ſprechen nicht mehr deutſch, ſondern einen mir unverſtändlichen franzöſiſchen Volksdialekt.

Nicht lange, ſo ſah ich die Thürme der Kathedrale von Lüneville zu meiner Rechten heranwackeln. Seit Straßburg ſaß ein alter Herr mit dünnem ſchlehweißem Haar in einer der Ecken unſerer Wagenabtheilung; er ſah ſehr ſchlau aus ſeinen kleinen grauen Augen heraus und trug Bandſchleifen von verſchiedenen Farben in ſeinen Knopflöchern. Ein Phyſiognomiker hätte ihn unbedenklich unter die Rubrik „Diplomaten“ claſſificirt. Plötzlich fiel mir ein, ob es nicht vielleicht im Reiche der Möglichkeit läge, daß der alte ſchlaue Herr vor achtundfünfzig Jahren am Frieden von Lüneville mitgeholfen habe als junger Attaché oder debütirender Legationsſekretär, daß ſeine Feder mitgekritzelt habe an den Urkunden, die damals Frankreich in den Beſitz des linken Rheinufers ſetzten, Mailand und Mantua der ciſalpiniſchen Republik einverleibten und Oeſterreich mit der alten Dogenſtadt bedachten. Ich ſagte zu mir: „Was müßte wohl, wenn dem ſo wäre, beim Anblick jener Thürme in dieſer alten Diplomatenſtadt vorgehen? Wie oft ſchon ſeither ſind ſie zerriſſen worden, jene Pergamente, die für Jahrhunderte geſchrieben ſchienen? Und ſteht nicht heute wieder alles in Frage, was damals für die Ewigkeit geſchichtet werden ſollte? Müſſen nicht die ehernen Würfel des Krieges erſt noch einmal über die Schlachtfelder rollen, ehe nur wieder ein neuer Lüneviller Friede zu Stande kommen kann? „Vanitas vanitatum,“ ſollten die Diplomaten zur Deviſe auserwählen. — Weiß nicht, ob der alte Herr Aehnliches dachte. Er lächelte ſatiriſch auf den Stockzähnen, nahm eine Priſe, legte ſich dann in ſeinen Winkel zurück und ſchloß die Augen. — „Sonnez,“ befahl der Stationschef. Die Glocke klang, die Locomotive pfiff; ein Ruck, und wieder glitt unſer Poſtzug ſchnell wie ein Pfeil über die Schienen.

Der Bahnhof von Nancy ſoll genau an jener Stelle ſtehen, wo vor vierhundert Jahren der Sumpf war, in welchem Karl der Kühne von Burgund nach verlorener Schlacht elendiglich ſtecken blieb und von einem ungeſchlachten Schweizer Hellebardier erſchlagen wurde. Der Sumpf iſt ausgetrocknet. Auf Roſt und Pfählen ruhen die weiten Hallen, in denen jetzt zu jeder

Digitized by Google

Stunde des Tages ein haſtiges Durcheinander anlangender und abgehender Reiſenden ſich drängt. Wer weiß, ob der burgundiſche Herzog nicht auf demſelben Fleck den hochmüthigen Geiſt aushauchte, wo jetzt das „buffet“ ſich befindet und jene elegante „dame du comptoir“ Schinkenbrod und Orangen verkauft! Es ſoll da herum eine Tafel mit Inſchrift dem Andenken Karls gewidmet ſeyn; ich habe ſie nicht entdecken können.

Als ich im Omnibus ſaß, der mich zum Gaſthof führen ſollte, dachte ich darüber nach, wie lange wohl das ſchweizeriſche Kriegsheer unterwegs ſeyn mußte, bis es — gerade im rechten Augenblick — zum Entſatz der hart bedrängten Stadt anlangte. Es waren gewiß nicht viel weniger Wochen, als man jetzt Stunden zu dieſer Reiſe bedarf, und dennoch kam Hans Waldmann mit ſeiner Heeresſchaar nicht zu ſpät, was man heutzutag nicht jedem General nachſagen kann, dem doch Eiſenſchienen und Dampf zu Gebote ſtehen.

Um mein altes Gleichniß wieder hervorzuholen, wonach die Städte als potenzirte Häuſer zu betrachten ſind, ſo möchte ich Nancy mit einem geräumigen Hauſe vergleichen, welches von einem älteren, ehrbaren, wohlhabenden Ehepaar ohne Kinder bewohnt wird: Alles hell, Alles reinlich, Alles aufgeräumt, aber ſehr ſtill und ſehr öde. Wie in einem ſolchen Hauſe manche Kammer unbewohnt bleibt und Jahr aus, Jahr ein kaum von einem menſchlichen Fuße betreten wird, ſo ſehen wir auch in Nancy faſt ein Drittheil der Kaufläden geſchloſſen und an gar vielen Hausthüren iſt der verhängnißvolle Zettel angenagelt, auf dem geſchrieben ſteht: „maison à louer, oder „maison à vendre.“ In den breiten, hellen, nach der Schnur gezogenen Straßen gehen in gewöhnlichen Zeiten wenig Leute und der ſchöne Platz, welcher den Namen des Polenkönigs Stanislaus führt, gleicht dem Prunkſaal einer Herrſchaft, die ſeit Jahren keine Geſellſchaften mehr gibt.

Wie mußte ich mich wundern, es heute ſo ganz anders zu finden, als ſonſt! Wo man ſonſt höchſtens etwa einen geiſtlichen Herrn traf, der ſein Brevier unter dem Arm feierlich bedächtigen Schrittes dahin wandelte, oder eine Nonne in ſchwarzem Gewand und weißer Beguine, die eine in Reih' und Glied marſchirende Schaar Mädchen aus einer Armenſchule oder einem Waiſenhaus ſpazieren führte, da wimmelte es heute von lauter rothbehoſten Soldaten, lauter Urlaubern, die der Telegraph plötzlich unter die Waffen gerufen hatte. Das war ein Durcheinander, faſt ärger, als in Wallenſteins Lager. In bunten Schaaren zogen ſie einher, Dragoner und Füſiliere, Huſaren und Grenadiere; dazwiſchen gingen Jäger von Vincennes, blau, grau und grün, Artilleriſten mit den weithin leuchtenden Scharlachaufſchlägen auf den dunkelblauen Uniformen; ſogar Matroſen mit kurz geſchnittenen Jacken, weit ausgelegtem Hemdkragen und niedern Wachstuchhüten. Zumeiſt fielen jedoch die katzenfreundlichen Zuaven in die Augen, mit ihren Turbanen, bloßen wettergebräunten Hälſen, rothen Pumphoſen und lebernen Ueberſtrümpfen. Selbſt über die Gaſſe gingen ſie nicht anders als im behenden Laufſchritt; ein eigener wilder Humor leuchtet aus ihren blitzenden Augen, aus ihren lederfarbigen magern Geſichtern, der zu ſagen ſchien: „Kommt nicht zu nahe, denn ich beiß' und kratz.“

In auffallender Nonchalance zog dieſe Soldateska zu allen Thoren herein, mit aufgeknöpften Uniformen, mit loſen Halsbinden, ihre wenigen Siebenſachen oft in ein buntes Schnupftuch gebunden. Dem trug ein junger Bruder den Tornifter, jenen begleiteten Vater und Mutter mit bekümmerten Mienen, der dritte führte ſein Schätzchen mit rothvervveinten Augen am Arm. Jubelnd und ſingend kamen die einen, andere angetrunken, einigen ſah ich ſogar Thränen über die Wangen rollen, da ſie vom Mütterlein Abſchied nahmen; es wird freilich für manchen der letzte Abſchied geweſen ſeyn, und mehr als einer wird an den Ufern des Po und Ticino jener Stunde der Trennung gedenken. Durch dieſes noch ungeordnete Gedränge marſchirte dann etwa von Zeit zu Zeit unter Trommelſchall eine aufziehende Wache oder ritt in weißen Mänteln und glitzernden Stahlhelmen eine Küraſſierpatrouille. Das ſtille ehrbare kinderloſe Ehepaar hatte ganz unverſehens ſein geräumiges reinliches Haus mit lärmender Einquartierung angefüllt bekommen.

Eine Lieblingsbeſchäftigung Ihres Berichterſtatters, wenn er eine fremde Stadt beſucht, iſt das Entziffern der Inſchriften, welche über den Kaufläden und Werkſtätten ſtehen. Wer ſich in Nancy dieſem Zeitvertreib hingibt, wird bemerken, daß dort gar manche Handelsfirma, nicht wenige Schneider, Schuſter, Schmiede, ſelbſt Zahnärzte und Notarien deutſche Namen führen. Geht aber einer hinein zu dieſen Herrn Meier oder Hoffmann oder Weber und will ſein Anliegen in deutſcher Sprache anbringen, ſo wird mindeſtens neunmal unter zehn der kopfſchüttelnde Beſcheid erfolgen: „Je ne comprends pas.“ Wie die deutſche Sprache, ſo müſſen auch die deutſchen Sympathien in der Hauptſtadt Lothringens längſt ausgeſtorben ſeyn. Ich zweifle daran, daß unter den ungelehrten Bewohnern der Stadt einer zu finden wäre, der es wüßte, daß Lothringen einſt zum deutſchen Reiche gehörte. Deſto lebhafter haftet im Andenken des Volkes der Polenkönig Stanislaus. Das waren die guten alten Zeiten für Nancy, als der alte Leczinski dort reſidirte und regierte. Es war damals,

Digitized by Google

da die ſchönen, geraden, breiten Straßen gebaut wurden; damals entſtand die place Stanislas mit ihrem Stadthaus, ihrem erzbiſchöflichen Palaſt und ihrem Theater, dem Stolz jedes ächten Nanziger Kindes; damals war Nancy keine Provinzialſtadt, ſondern die Reſidenz ſeines Fürſten und hatte ſeine Hofhaltung und ſeine Hoffeſte; damals waren ſeine Häuſer bewohnt und ſeine Straßen belebt. Kein Wunder, daß mit ſehnſüchtiger Wehmuth an jene goldene Zeit „du bon roi Stanislas“ zurückgedacht wird.

Aber auch an die alten Herzoge erinnerte ſich der Eckenſteher noch, der mir den Weg zu einem am andern Ende der Stadt wohnenden Bekannten zeigen mußte. Er ließ nicht nach, bis ich ihm geſtattete, mir ihre Särge zu zeigen, die in der an unſerem Wege ſtehenden „chapelle ronde“ aufgeſtellt ſind. Ein tieferer Politiker, als Ihr Berichterſtatter, würde vielleicht an dieſes Phänomen ſpecifiſch lothringiſchen Patriotismus Betrachtungen knüpfen über die Möglichkeit der Sprengung des ſtarren eiſernen Reifes, der um Frankreichs fünfundachtzig Departements geſchmiedet iſt, über das Wiederkehren ſelbſtſtändigeren Lebens und eigenthümlicher Entwicklung ſeiner Provinzen. Ich begnüge mich zu conſtatiren, daß mein Eckenſteher nichts weniger als Napoleoniſt war, aber auch nicht den leiſeſten Zweifel darüber hegte, daß die Oeſterreicher in kurzer Friſt aus Italien hinausgeworfen werden würden.

Die „Pépinière“ iſt eine weite flache Wieſe nächſt der Stadt, die mit Bäumen bepflanzt, mit Ruhebänken verſehen und mit Blumenbeeten geſchmückt in einen grünen, ſchattenreichen öffentlichen Garten umgewandelt wurde. Da hörte das Soldatengewimmel auf, da fand ich das alte ſtille Nancy wieder.

Durch jene Allee ſchreitet ein violetter Domherr und betet leiſe murmelnd ſein Brevier; auf der Bank dort ſonnt ſich ein alter Herr mit dem rothen Band im Knopfloch, das er ſchwerlich von Napoleon III. oder Louis Philipp erhalten hat. Ein paar elegant gekleidete Kinder ſpielen hier unter Aufſicht einer Wärterin auf dem Raſen. Eine Dame in weiter Crinoline rauſcht am Arm eines Herrn mit buttergelben Glacéhandſchuhen an uns vorbei. Das iſt alles, ſonſt nichts als Wieſengrün, junges Buchen-, Kaſtanien- und Platanenlaub, fröhlicher Amſelſchlag. Wer weiß, ob nicht in mondhellen Mitternächten der letzte Polenkönig mit ſeinem Hofſtaat lautloſen Schrittes durch dieſe ſtillen Baumgänge wandelt.

Von Nancy fährt man auf der Eiſenbahn in zwei Stunden nach Metz. Zur Rechten der Bahn fließt die Moſel zwiſchen ſchiffigen Ufern. Im Hintergrund erheben ſich flache waldloſe Hügel, meiſt mit Reben bepflanzt. Es iſt eine freundliche, fruchtbare, aber keineswegs maleriſche Landſchaft, durch die wir dahin eilen. Nur bei Ars-ſur-Moſelle iſt ein Punkt, der den Landſchaftsmaler feſſeln könnte; dort ſieht man nämlich die Ueberreſte eines alttrömiſchen Aquäducts. Ein Dutzend eleganter, in den ſchönſten Verhältniſſen erbaute Bogen tritt ganz nahe zur Bahn heran; jenſeits des Fluſſes ſieht man Bruchſtücke der Fortſetzung; neben dieſer ſchönen Ruine ſtehen etliche Bauernhäuſer, die ohne Zweifel aus den Steinen des römiſchen Bauwerks errichtet wurden; das anſehnlichſte derſelben iſt ein Wirthshaus, ein neuer Beleg dafür, daß das Schickſal, welches hier aus den Trümmern einer Waſſerleitung ein Weinhaus erbauen ließ, auch ſeine humoriſtiſche Ader hat, und keineswegs der Pedant iſt, den manche Schulmeiſter aus ihm machen wollen. In meinem Reiſehandbuch ſteht, dieſer Aquäduct habe der römiſchen Mettis das nöthige Waſſer zu ihren Naumachien zugeführt.

Die Eiſenbahn durchbricht in Metz den innern Ring der Feſtungswälle nicht. Man fährt im Omnibus zu den Thoren hinein und merkt bald an den engen, gewundenen Gaſſen und den hohen Häuſern, daß man ſich keineswegs wie in Nancy in einer Stadt befindet, die ihren Glanz und ihre Größe dem Zeitalter Ludwigs XV. verdankt. „Hôtel de l'Europe“ heißt der beſte Gaſthof, während in andern franzöſiſchen Provinzialſtädten der Reiſende, der der Scylla des „hôtel de France“ ausweichen will, nothwendig in die Charybdis des „hôtel de Paris“ geräth. Alſo ſchon auf dem Wirthshausſchild mehr Kosmopolitismus, als anderwärts!

„Une chambre, s'il vous plait!“ — „Sie ſprechen doch wohl deutſch?“ erwiedert der Kellner im reinſten Pfälziſch. Nachdem wir unſer Gabelfrühſtück zu uns genommen und mit einer Flaſche vortrefflichen blaßroſafarbenen Landweins hinuntergeſpült hatten, ſtand Jean, der Vormittags in rother Jacke die Stiefeln wichſt, Nachmittags jedoch im kaffeebraunen Livreerocke das Amt eines Cicerone verwaltet, im Galacoſtüm bereit, uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. „Und wohin willſt du uns nun eigentlich führen?“ — „Au palais de justice, à l'esplanade, à la caserne du génie, au cimetière, à la cathédrale, au marché couvert, à la bibliothèque, à l'arsenal, au champ de foire et au nouveau séminaire,“ erwiederte Jean in Einem Athem. — „Den Juſtizpalaſt, die Caſerne, den Kirchhof, den bedeckten Markt und das Seminar wollen wir dir ſchenken, mein Freund. Champ de foire und l'esplanade ſind ſich in allen franzöſiſchen Städten gleich: auf jenem eine Anzahl von Bretter-

Digitized by Google

buden, wo ein- oder zweimal des Jahrs Meßspektakel aller Art sich producirt, auf dieser ein paar Reihen Platanen, ein paar Kieswege und ein paar Dutzend Stühle, die von alten Weibern um zwei Sous die Stunde vermiethet und bei schönem Wetter zu gewissen Tagesstunden von den Löwen und Löwinnen der Stadt mit Beschlag belegt werden. Führe uns also nach der Kathedrale und dem Arsenal, wenn letzteres während diesen Kriegsläuften von Fremden besehen werden darf.

In den engen Gassen begegneten uns lange Wagenreihen, die von Trainsoldaten geführt wurden; sie enthielten Vollkugeln, Haubitzgranaten, Bomben. Zuweilen rollte auch langsam ein Karren mit starker Militäresorte vorbei; es seyen Cartouschen, meinte Jean. Man sah, der Krieg war nun ausgebrochen und Frankreich hatte nicht mehr nöthig, bei Nacht im Verstohlenen zu rüsten. — „Voilà la cathédrale!“

Was mag wohl der deutsche Dom denken, wenn französische Proßwagen an ihm vorbeirollen und französische Domherrn in seinem Chor die Vesper singen? Sollte er sich nicht zuweilen schütteln vor innerlichem Unmuth und Ingrimm? Ich glaube es leider nicht. Er wird wohl ein eben so guter Franzose geworden seyn, als der Straßburger Münster, und wie dieser illuminiren, wenn in Paris etwa ein Thronfolger aus der Taufe gehoben wird. Sie schenken mir deßhalb wohl die Beschreibung seines lustigen, fast 400 Fuß hohen Thurms, seiner schlanken Pfeiler, seiner hohen Spitzbogen und der prächtigen, vom Straßburger Anton Busch verfertigten Glasmosaik seiner Fenster.

„Maitenant à l'arsenal?“ Ohne unsern Führer würde es uns schwer fallen, durch die verschlungenen Gassen, die in allen denkbaren stumpfen und spitzen Winkeln sich durchkreuzen, den rechten Weg zu finden. Endlich stehen wir vor einem offenen Thorweg. „Parlez au concierge,“ ruft uns, bieweil wir passiren, die schildernde Wache zu und weist auf das neben dem Thorweg stehende Pförtnerhaus. Der Thürschließer zieht höflich die Mütze; er geht uns in einen ausgedehnten Hofraum voran und wir befinden uns im Innern einer der größten Waffenkammern des französischen Kaiserreichs.

Der erste Gegenstand, der uns in die Augen fällt, ist eine Riesenkanone, die mitten im Hofraum unter einem besondern Schuppen steht. Sie stammt aus jenen Zeiten, wo man bei Hoffesten ganze gebratene Ochsen auf die Tafel trug, und Pasteten, die einer Zwergenfamilie zur Wohnung dienten. Eine Inschrift sagt uns, daß dieser Koloß eine Siegesbeute ist und einst auf Ehrenbreitenstein gestanden. Nicht weit davon ist eine lange Reihe nagelneuer glitzernder Mörser aufgestellt, die noch auf ihre Lafettirung warten. Ein paar Schritte weiter ist eine Anzahl Arbeiter emsig beschäftigt, Lafletten und Propwagen in ihre Bestandtheile zu zerlegen und mit Stroh zu umwinden. „Ça va à Marseille,“ belehrt uns unser Führer.

Wir treten in's Erdgeschoß. Hier wird über einer Reihe von Kohlenfeuern Blei geschmolzen. Wir sehen vor unsern Augen hunderte und tausende glitzernder Spitzkugeln, die einer großen Eichel ähnlich sehen, entstehen. In benachbarten Räumen sind in fast unübersehbaren Haufen eiserne Vollkugeln aufgeschichtet. „Sehen Sie, meine Herren, diese zwölfpfündigen und achtpfündigen Federbälle haben alle die Reise nach der Krimm gemacht und sind unversehrt wieder in ihr altes Logis zurückgekehrt.“

„Jetzt geht's in den ersten Stock hinauf; hier ist der große Waffensaal, das Prunkgemach des Arsenals. Wir müssen Filzpantoffeln über unsere Stiefeln anziehen, bevor wir ihn betreten dürfen. Zu vielen Tausenden stehen hier zierlich geordnet die vervollkommneten Handfeuerwaffen unserer Zeit; gleich Holzscheiten übereinander geschichtet, liegen hier die schweren Pallasche der Cürassiere, dort die leichteren Säbel der Husaren und die Weidmesser der Schützen. Von den Decken hängen Kronleuchter, aus lauter Pistolen zusammengesetzt, an der Wand ein von einem Strahlenkranz umgebenes kolossales Ehrenkreuz, dessen einzelne Bestandtheile lauter Bajonette sind — eine eigentliche Kokketterie des Todschlags im Großen.

Zu guter Letzt wird uns eine Mustersammlung von eroberten Waffen gezeigt: hier eine spanische Muskete, da eine holländische; ein österreichisches Commißgewehr neben einem preußischen; der Pallasch eines hannoverschen Dragoners zwischen dem Seitengewehr eines Bergschotten und dem Yatagan eines Beduinen. Mit neu geweckter Nationalbewußtseyn kehrt der friedfertige Speereihändler aus dem Zeughaus von Metz in seinen Laden zurück, und ziehen morgen die Regimenter an seiner Thüre vorbei in den erst noch so sehr gefürchteten Krieg, so ruft er ihnen begeistert nach: „Vive la gloire! vive l'empereur!“

„Und die neuen gezogenen Kanonen, wo stecken denn die?“ — „Sie haben Alles gesehen, was zu sehen ist,“ sagt der Pförtner ausweichend und weist nach dem Eingangsthor. Nur noch ein paar Augenblicke, bis die mit Patronenpapier hoch beladenen Wagen uns den Ausgang nicht mehr versperren.

Von neuem ging's nun kreuz und quer, bergauf bergunter, durch Gassen und Gäßchen; wir folgten unserem Jean im guten Glauben, er führe uns nach

Digitized by Google

dem Gasthof zurück. „L'esplanade!“ rief er plötzlich mit triumphirender Miene.

Wirklich nicht so übel! Diese Bäume geben doch Schatten; unter diesen Laubgewölben läßt sich ganz gemüthlich spazieren und auf jenen Lehnstühlen aus geflochtenem Eisendraht gegen Bezahlung von fünfzehn Centimes Sitzgeld mit großem Behagen eine Cigarre rauchen. Zudem eine recht hübsche Aussicht der mäandrisch sich windenden Mosel entlang; zur Rechten ein breit sich hinziehender Hügelrücken mit freundlichen Dörfern zwischen Weinbergen, und Saatfeldern, zur Linken eine weite, grüne Ebene, von einem dünnen Nebelflor halb verschleiert.

„Was sehen wir wohl dort in der Ferne im Osten durch den Nebel schimmern? Sind's nicht weiße Zeltreihen? Sind's nicht Pickelhauben, die dort in der Sonne glitzern? Und was bedeutet das dumpfe Brausen, das unser Ohr erreicht? Ist's nicht Pferdegestampf und das Rollen schwerer Geschütze?“

„Sie träumen, mein Bester! Der Besuch des Arsenals hat Ihre Einbildungskraft erhitzt. Das Weiße am Fluß, was Sie für Zelte hielten, ist eine Wäsche, die dort hängt; was dort so glitzert, sind keine preußischen Pickelhauben, sondern die Hütchen der Telegraphenstangen, und das dumpfe Brausen, das Sie für eine Cavalleriecharge gehalten haben, ist der Bahnzug, der eben dort herangerollt kommt.“ — Er mahnt uns, daß es an der Zeit ist, den Heimweg anzutreten.

Hinter dem Dom.

(Schluß.)

Marieesther riß sich von dem Prediger los und eilte nach der Stadt wie ein gejagtes Reh. Ein Rausch, ein Fieber durchglühten sie; den ganzen andern Tag wandelte sie wie im Traum, der Schritt war hastig, jede Bewegung ein Zittern. Und am Ostermorgen saß sie in dem dunkeln geschnitzten Stuhle hinter dem Pfeiler und lauschte der Predigt der Auferstehung, die nur für sie gepredigt, zu ihrer Erweckung, zu ihrer Erhebung von begeisterten Lippen zu strömen schien. Der Name des Abtrünnigen wurde nicht genannt; sie wußte, daß Bertram sie nicht sehen konnte, und dennoch fühlte sie seinen Blick, die dichten Gitter durchdringend, den ihrigen suchend, und als er auf dem Wege nach der Sakristeikapelle an ihrem Verstecke vorüber schritt, begegnete sie seinem Auge und schlug erröthend das ihre zu Boden.

Unbemerkt stand sie wieder vor der Thür ihres Hauses. Der Vater war noch nicht aus der Versammlung zurückgekehrt, ein anderer aber trat ihr auf der Schwelle entgegen, Helmuth Urban, sein Freund. Er fragte nicht, woher sie komme, aber sie las in seinen verstörten Zügen, daß ihre heimliche Feier einen Zeugen gehabt. Er setzte sich in das Fenster und erwartete des Vaters Rückkunft, ohne ein Wort mit der Tochter zu wechseln.

Am andern Tage hielt Marieesther einen Brief in ihrer Hand, den sie zitternd erbrach und las. Mit schlagendem Herzen eilte sie in der Dämmerung aus ihrem Hause und legte die Antwort hinter das Grabmonument des Bischofshofes, auf welchem ihr Daseyn eine entscheidende Wendung genommen hatte.

Und so war denn ein Verhältniß eingeleitet, das, Göttliches und Menschliches, irdische und überirdische Hoffnungen in einander ziehend, für das junge, einsame, nach Hingebung und Aufschwung schmachtende Kind alle Reize des Heimlichen und Gefährlichen, ja des Wunderbaren verband und sich ihres ganzen Wesens bemächtigte. Die Mahnungen des priesterlichen Lehrers, nach und nach halb und halb in die Sprache menschlicher Liebe hinüberklingend, häuften sich; die demüthig dankbaren, widerständig stolzen, dann wieder zaghaften, immer aber von Bewegung zitternden Antworten der Schülerin folgten ihnen und die regelmäßige Erbauung im vergitterten Beichtstuhle brachte die Kämpfe der Woche zu einem sabbathlichen Abschluß.

Wochen waren auf diese Weise vergangen. Der Vater, nach innen wie außen viel beschäftigt und die einsame Muße seiner Tochter selten unterbrechend, bemerkte mit steigender Unruhe eine Veränderung, deren nächste Anlässe er nicht zu beobachten und nicht zu ergründen vermochte. Marieesthers schwärmerische Gemüthsanlage bei ihrem Verhältnisse zu ihm selber wie zu der Welt schien aber ihm ein ausreichender Grund für ihre sich täglich steigernde Reizbarkeit und fieberhafte

Digitized by Google

Erregung. Ihre Formen verloren an elastischer Rundung und Fülle, die schlanke Gestalt schien noch höher gewachsen, die matte Blässe der Wangen wechselte mit einem plötzlichen, scharf umgrenzten Roth, die großen Augen strahlten von innerlichem Feuer, das ganze Wesen durchleuchtete ein seelischer Glanz, der den Reiz ihrer Schönheit erhöhte, aber mit Recht für ihre Gesundheit Sorge tragen ließ. Auch ihre Stimmung wechselte in raschen, unberechbaren Uebergängen. Empfand der Vater in diesem Augenblick mit Schmerz eine scheue Entfremdung, ein schroffes Ablehnen, so sah er im nächsten in leidenschaftlicher Zärtlichkeit, ja wie in reuevoller Zerknirschung seine Hände mit Küssen und Thränen bedeckt, und das geliebte Kind sich in dienstbarem Eifer für sein Wohlbefinden überbieten.

Für den Rath eines Arztes gebrach jeder Anhalt, da Marieesther versicherte, sich niemals wohler befunden zu haben; indessen täuschte der Vater sich nicht darüber, daß ein Wechsel der Lebensweise, der räumlichen Umgebung mindestens, unerläßlich sey, um ein Verzehren von innen zu hindern.

Außer dieser schwersten Sorge noch von mancher andern bedrückt, welche sein sich immer widerwärtiger gestaltendes Berufsleben mit sich brachte, war er an einem Nachmittage ausgegangen, um im Freien Beruhigung zu suchen, als er am Markte Helmuth Urban aus seinem Elternhause treten sah. Der junge Mann hatte in den letzten Wochen zwar die alte Curie, nicht aber den Umgang seines Freundes, sobald sich außer dem Hause die Gelegenheit bot, gemieden, weniger gemieden, als, wie wir wissen, Severin lieb war. Dieser bog daher auch heute, einer Begegnung ausweichend, in eine Seitengasse ein, hatte aber das Thor noch nicht erreicht, als der andere an seiner Seite stand und, ihm offen und herzlich die Hand reichend, um die Erlaubniß bat, ihn begleiten zu dürfen. Severin schützte Geschäfte vor und machte Miene umzukehren, der junge Mann aber versetzte mit heiterem Ton: „Wozu diese Ausflüchte, werther Freund? Weiß ich doch, daß Sie nur zur Erholung ausgegangen sind.“

„Und wozu diese Herausforderung, Urban?“ entgegnete Severin ernst. „Weiß ich doch, daß eine Verwarnung Ihres Chefs Sie vorsichtiger in Ihrem Umgange machen sollte.“ — „Wissen Sie so viel,“ fiel Urban lachend ein, „müssen Sie freilich noch mehr, müssen Alles wissen, Verehrtester; wissen, daß ich keinen Appell- und Disciplinarhof, keinen Chef mehr zu berücksichtigen habe, der mich um meines Umgangs willen verwarnen dürfte, daß ich meinen Abschied genommen und ein freier Mann geworden bin.“

Severin stand wie vom Blitz getroffen, eine tödtliche Blässe überzog sein Gesicht. „Um meinetwillen, wieder um meinetwillen!“ murmelte er nach einer Pause. — „Wünschen Sie mir Glück,“ unterbrach ihn Urban mit herzlichem Ton und Blick, „ja wünschen Sie mir Glück, daß ein letztes kleines Körnchen des Verdrusses die Schale sinken lassen und eine lange drängende Entscheidung zum Abschluß gebracht. Mein seliger Vater willigte nur ungern in meinen Studienplan; ein plötzlicher Tod hätte mich schon vor Jahren an die Spitze eines Geschäftes führen sollen, das des Blickes und der fördernden Hand eines Mannes bedürftig wurde, da seine Verzweigung meiner im übrigen so tüchtigen Mutter zu künstlich geworden war. Ich mochte damals nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Jetzt, wo die letzte Prüfung zurückgelegt, ein Einblick in den leidigen Mechanismus gewonnen ist, scheidet sich's leichter und ehrenvoller. Ich bereue die verwendete Zeit nicht als eine vergeudete; sie wird mir bei jedem gemeinbürgerlichen Amte von Nutzen seyn und ich hoffe den Tag zu erleben, wo sie mir und andern noch größere Früchte tragen soll. Eine Kunst, die man beurtheilen will, muß man betrieben haben. Für den Augenblick jedoch denke ich ausschließend und mit Leib und Seele Kaufmann, Fabrikant und mein eigener Herr zu seyn.“

Severin drückte bewegt die Hand seines jungen Freundes, der in noch wärmerer Stimmung fortfuhr: „Die Sache ist also abgemacht, werther Freund. Wir legen gegen einander Sie den Beamten, ich den Prediger zu den Akten, die wir nicht berühren. Sie sehen mich zufrieden und leichten Herzens, meine Mutter weint vor Freude, die Schwestern jubeln, und wenn es meinem braven Vater gegönnt ist, in sein uraltertümliches Haus am alten Markte zurückzublicken, wird sein Segen meinem Entschlusse nicht fehlen.“

Sie hatten während dieser Reden den Weg aus dem Thore und durch die Felder eingeschlagen, welche die Stadt in weiter Ausdehnung bis zu den begrenzenden Höhenzügen umgeben. Von dem Kamme dieser Hügelkette öffnet sich der Blick in das Gebirge, dessen Ausläufer sie ist, und dessen Spitzen, heute noch mit Schnee gekrönt, sie überragten. Hier und dort erhebt sich ein einzelner Berg aus dieser von Ost nach West im Halbrund sich hinziehenden, natürlichen Vormauer, und nach dem höchsten, dem am freiesten stehenden und reichbewaldetsten dieser Kegel richteten die Freunde ihre Schritte. Ein ländliches Gehöft an seinem Fuße, nach seiner ehemaligen Bestimmung noch der Jägerhof genannt, sollte als Ruhepunkt dienen, ehe der Berg bestiegen ward. So schlug es der junge Fabrikherr vor und sein ernster Begleiter willigte ein.

„Ja, Urban,“ sagte dieser nach einer langen

Digitized by Google

Pauſe, da er ſchweigend neben ſeinem mittheilſamen Freunde hergegangen war, während die Seele ſich in der freien Bewegung zu heiterer Eröffnung zu löſen ſchien, „ja, ich preiſe Sie glücklich, zu einem ſo unzweideutigen Abſchluß und mit Ihrem Streben in eine hoffnungsvolle Bahn gelangt zu ſeyn. Daß ich Ihrem Beiſpiele folgen, mich aus einer Lage reißen dürfte, die ſich von Tage zu Tage unleidlicher geſtaltet! Die ehemaligen Genoſſen halten nur aus Trotz nicht Stand, aber Widerſtand; die Launen fallen ab und die Neueintretenden erregen mir Ekel. Geſchiedene Ehebrecher, weil ſie in der alten Kirche keinen Geiſtlichen finden, der ein neues Bündniß einſegnen mag —“ — „Ein Blumennarr, deſſen Jungen der Domprediger nicht „Geranium“ taufen will —“ fiel Urban lachend ein.

„Ja, es wäre zum Lachen, wenn es nicht ſo herzbrechend traurig wäre,“ fuhr Severin fort. „Und dennoch, mit den Narren und Schurken ließe ſich noch fertig werden. Ein jeder Neuerer, der auf die Guten rechnete, hat noch immer den Troß in den Kauf nehmen müſſen, mancher ſeine Sache durch ihn zu Grunde richten ſehen. Aber das, was Tag und Nacht die Seele zerfrißt, der Jammer, Urban —“ — „Unglücklicher Freund!“ ſagte dieſer, ehrliche Thränen im Auge, indem er Severins Hand faßte und lange in der ſeinen hielt.

Als jener ſich endlich gefaßt, fuhr er mit großem Ernſte fort: „Aber ein Weib ſterben ſehen, welchem ſeine Treue das Herz bricht, ein einziges Kind vor ſeinen Augen verſchmachten ſehen, in jedem ſeiner Blicke zu leſen: „Warum haſt du mir das gethan?“ — junger Mann, junger Mann, hüten Sie ſich vor dem Lichte, das den Starken blendet und dem Schwachen das Herz verſengt!“

Ein tiefes Schweigen folgte dieſem Bekenntniſſe, dem erſten und einzigen, das der ſtolze Mann ſich bis heute geſtattet hatte. Urban unterbrach daſſelbe zuerſt. „Sie müſſen dieſem Zuſtande ein Ende machen, mein Freund,“ ſagte er, „müſſen eine Stellung aufgeben, die ſich nicht mehr mit der Würde der Zuverſicht behaupten läßt.“

„Eigenhändig meinen Bau zerſtören, mein Eigenſtes verläugnen?“ — „Ihr Eigenſtes retten und einen Irrthum eingeſtehen, ehe er Sie zur Verzweiflung bringt.“ — „Zum zweiten mal ein — Renegat?“ — „Nein, — ein redlicher Mann.“ — „Und wohin mich wenden, was beginnen, alt, arm, verpflichtet für — Aber ja, ja, Sie haben recht; ich fühlte es längſt, und es muß, es wird geſchehen!“

Damit brach er vom Gegenſtande ab, den Urban nicht weiter zu verfolgen wagte. Sie waren an dem Jägerhofe angekommen und hatten ſich auf einer Bank vor dem Hauſe niedergelaſſen. Eine freundliche Wirthin, Urban aus früheren dienſtlichen Verhältniſſen zu ſeiner Familie wohlbekannt, wartete ihnen auf; die ländlich einfache, aber ſtädtiſch ſaubere Umgebung gewährte den behaglichſten Eindruck, während der Blick, meilenweit über eine fruchtbare, in Frühlingsfriſche prangende, mit Städten und Kirchſpielen beſäete Ebene ſchweifend, ſich von den Hügeln zu den Kuppen des Gebirges und von dieſen zu dem wolkenloſ heitern Himmel erhob und ein erquickender Waldhauch den Athem erleichterte und die Bruſt frei machte.

„Man kann dieſe Gegend nicht ſchön nennen,“ ſagte Urban; „es fehlt ihr ein größeres Waſſer, der Hügelrücken iſt keineswegs maleriſch geſchnitten, dennoch wird man nicht überdrüſſig, in ihr zu weilen. Es liegt etwas Geſundes, dem Menſchen Zuträgliches in dieſen Umgebungen, und das Bewußtſeyn, daß jenſeits dieſer Begrenzung eine großartigere Region ſich öffnet und uns gelegentliche Erhebung bietet, übt den Reiz des Verhüllten, nur in Weiheſtunden zu Erreichenden. Ich freue mich, daß hier meine Heimath iſt, hier meine Werkſtätte ſeyn ſoll, und mir wird immer wohl, wenn ich mich dieſen Gebieten nähere.“

„Ja, die Natur heilt alle Wunden,“ verſetzte Severin, „ſogar die, welche wir uns ſelber geſchlagen. Ich dachte eben darüber nach,“ fügte er nach einer Pauſe hinzu, „wie heilſam ein ſolcher Aufenthalt meiner Tochter ſeyn würde. Wenn ich den Sommer hindurch in dieſem Hauſe mit ihr leben, mindeſtens ſie hier unterbringen könnte, bis meine Sache entſchieden iſt, vielleicht daß alles mit ihr und zwiſchen uns noch einmal wieder gut würde.“

Urban ergriff dieſen Plan mit Lebhaftigkeit und unterſtützte ihn als leicht ausführbar. „Der Raum genügt für den Sommer,“ ſagte er. „Sie gehen Morgens Ihren ſtädtiſchen Angelegenheiten nach, und kehren Sie zurück, bleibt Ihnen noch immer hinreichende Muße für wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen.“

Und ohne etwaige bedenkliche Einwände des Freundes abzuwarten, knüpfte er die Unterhandlungen mit der Wirthin an. Zwei freundliche Giebelſtübchen wurden in Augenſchein genommen, zulänglich erachtet und ſchnell gemiethet. In friſch belebter Stimmung, ohne heute den Berg beſtiegen zu haben, traten die beiden Männer den Heimweg an, um Marieeſther mit ihrem anmuthigen Vorſchlage zu überraſchen.

Marieeſther hatte an dieſem Tage einen Brief ihres geiſtlichen Freundes erhalten, geleſen und wieder geleſen, der ihre unruhigen Zweifel auf das Aeußerſte ſteigerte. Unbefriedigt durch ihre zaghaft heimliche

Digitized by Google

Genoſſenſchaft, drang er auf eine unzweideutige Entſcheidung, eine offene Kundgebung ihrer geiſtlichen Heimkehr. Mit menſchlichen und prieſterlichen Liebesworten beſchwor er ſie, ihr Heil höher zu achten als ein natürliches Band, ſich entſchloſſen von einem Vater zu trennen, der ſie der unveräußerlichſten Erden- und Himmelsgüter beraubt, und ſich unter den Schutz ſeiner eigenen, Bertrams, Familie zu ſtellen, die ihre Arme ausgebreitet halte, um ſie als Kind, als ein verlorenes, wiedergefundenes Lamm der Heerde aufzunehmen. Er drängte auf eine mündliche Unterredung, um ſie deſto wirkſamer überzeugen zu können.

Das Verlangen dieſes Wiederſehens, die Hoffnung, durch lebendige Gegenrede Aufſchub, Vermittlung ſtatt eines unheilvollen, unheilbaren Bruches zu erwirken, Sehnſucht, Zweifel, Furcht rangen in des jungen Mädchens Seele, als ihr der Vater mit ſeinem heitern Vorſchlage entgegen trat. Sie ſah die Gelegenheit, des Freundes, wie ihr eigenes Verlangen in unverfänglicher Weiſe zu befriedigen, durch das glücklichſte Zuſammentreffen geboten, hörte im Augenblick nichts anderes als die Forderung der Leidenſchaft, willigte ohne Zögern ein, und ſo finden wir ſie ſchon in den nächſten Tagen der ernſten Nachbarſchaft des Domes entrückt und in das freundliche, weitſchauende Giebelſtübchen des Jägerhofes übergeſiedelt.

Ihre nächſte Empfindung war ein ihr längſt fremd gewordenes Behagen. Sie ſchweifte im Freien, zeigte ſich ihrem Vater gegenüber dankbar, mittheilſam und mit gerötheten Wangen. Als aber der Sonntag kam, ſie das Läuten der nachbarlichen Kirchſpiele, das der mächtigen Domglocke ſelber in ihre Einſamkeit dringen hörte und es ohne Aufſehen nicht wagen durfte dieſem Rufe zu folgen, da begann der Zwieſpalt von Neuem, und als ein Brief des Freundes ihre Entfernung wie eine Flucht, ihr Fehlen im Gotteshauſe als einen neuen Abfall mit Schmerz und Vorwurf bezeichnete, da ward ſie banger und rathloſer denn je.

Die nächſte Woche verfloß in täglicher, ſtündlicher Erwartung des Freundes. Sie ging in den Wald, in der Hoffnung, ihm zu begegnen; ſie eilte in das Haus zurück, in welchem er ſie während deſſen aufgeſucht haben konnte. Bertram kam nicht. Hatte er ihr eine Prüfungszeit aufgelegt? Er ſchrieb auch nicht wieder; hatte er ſich verzweifelnd von der Zweifelnden abgewendet?

Am Pfingſtmorgen war Marieeſther mit der Sonne aufgeſtanden, hatte ſich in fieberhafter Haſt angekleidet und irrte aus dem Zimmer in's Freie und aus dem Freien in's Zimmer. Durfte ſie den verhängnißvollen Weg einſchlagen, auf die Gefahr hin, von dem Vater vermißt und entdeckt zu werden, den eine ſpätere Stunde in die Verſammlung rief? Sie fühlte ſich unwiderruflich angelangt an dem Scheidepunkte zwiſchen Natur und Gott, ſagte der Freund, zwiſchen dem Vater und dem Geliebten, ſagte ihr hochklopfendes Herz, und ſie ſtand im Begriff, dem Zuge des letzteren zu folgen, hatte ſchon eine Strecke auf dem Weg zur Stadt zurückgelegt, als der Vater ſie auf dem Gange überholte.

„Recht ſo, mein Kind!“ rief er mit ſichtlicher Freude. „Dieſe erquickende Morgenluft iſt eine heilſame Arznei, ein ſtiller Frühgang in der Natur die erhebendſte Pfingſtfeier.“

Marieeſther erröthete und ſchwieg. Mit niedergeſchlagenen Augen ſchritt ſie an des Vaters Seite, ohne den Muth zu dem ſchweren Bekenntniſſe zu finden, das ihr Herz belaſtete. So waren ſie eine Weile gegangen, als der Vater plötzlich vor ihr ſtehen blieb, ihre Hand ergriff und mit ungewöhnlich bewegter Stimme die Frage an ſie richtete: „Würdeſt du gern und zufrieden in ſo ländlicher Abgeſchiedenheit leben? würdeſt du den Vater in ihr wieder finden lernen, Marieeſther?“

Ihr überraſchtes Auge begegnete dem ſeinen. Es ſtand voll Thränen. Am Sarge der Mutter hatte er nicht geweint und heute weinte er. Ohne über die Bedeutung ſeiner Worte klar zu ſeyn, beugte ſich Marieeſther, überwältigt von dieſem Zeichen ſeiner trauernden Liebe, zu ihm nieder und preßte ſeine Hand an ihre Lippen und an ihr Herz. Vom leiſen Morgenwinde getragen, drang in dieſem Augenblick der Ruf der Domglocke zu ihr herüber; der Vater riß ſich los und ſetzte mit haſtigen Schritten den Stadtweg fort.

Die Tochter blickte ihm nach, bis er hinter einer Biegung verſchwunden war; ſie folgte ihm nicht, aber heimkehren, ruhen konnte ſie auch nicht; unwillkürlich lenkte ſie ſeitab in eine ſchattige, bisher noch nicht von ihr betretene Schlucht. Sie ging mit heftigen Schritten ohne Acht auf Zeit und Gegend.

Die Schlucht, ſich allmählig zu einem Thale verbreitend, umzieht im Halbkreiſe den Berg, an deſſen Fuße der Jägerhof liegt, und mündet jenſeits in eine zweite ſchmälere Ebene, vom Gebirge begrenzt, von einem rauſchenden Waldwaſſer durchſtrömt. Sie ſah ſich unerwartet am Ausgange dieſes Thales, als ſie, ſie wußte nicht, wie lange ſie gegangen, wieder durch Pfingſtgeläute aus ihren Gedanken geweckt wurde, freilich nicht das der gewaltigen Domglocke, aus deren Nähe ſie ſich Schritt um Schritt entfernte, nur der Glocke eines beſcheidenen, ländlichen Gotteshauſes, auf einer kleinen Erhöhung ihr gegenüber ſtehend. Unſchlüſſig blickte Marieeſther um ſich; ſie befand ſich am Eingang eines Dorfes, zwiſchen

Digitized by Google

dessen saubern Hütten und Häusern einzelne umfangreiche Gebäude mit in die Lüfte ragenden Schornsteinen bedeutende gewerbliche Anlagen bekundeten. Vor allen Thüren prangten die pfingstlichen Maien, in den umgebenden kleinen Gärten dufteten Narcissen und Flieder, die Bewohner gingen still und gelassen dem Gotteshause zu. Marieesther folgte ihnen; die Sonne brannte heiß, sie verlangte nach Kühle und sehnte sich auszuruhen, leiblich wie geistlich.

Sie trat in die Kirche, nicht mit Zittern und Zagen wie am Passionsabend in den Dom; dem natürlichsten Zuge folgend, mischte sie sich unter die einfachen Festgenossen wie unter ihres Gleichen. Ihr war, als ob sie selbst unter den Augen des Vaters diesem Zuge nicht widerstanden haben würde, als ob sie ihm denselben bekennen dürfte ohne Furcht, ihn zu kränken. Auch die Kirche war mit Maien geschmückt, von Blumen durchduftet. Die Rede des alten Predigers, nicht in kühnen Gedankenfolgerungen wie der Vater, nicht in strengen, weltüberwindenden Forderungen wie der Freund, leitete verständlich für die schlichten Hörer das Jenseitige in das Diesseitige herüber, knüpfte die stille Feierstunde wie das mühselige Getreibe aller Tage und das Walten des göttlichen Geistes an das stille Walten der Natur. Ein unbeschreibliches kindliches Wohlbefinden senkte sich in Marieesthers Brust, die Spannung der Seele und der Nerven löste sich in sanften Thränen, ihre harmlose Vergangenheit lebte vor ihren Blicken auf, die Mutter saß an ihrer Seite und mit ihr demüthig zu des Vaters Füßen. Zweifel und Zwiespalt schienen aus ihrem Dasein gewichen, und als nach der Predigt die Gemeinde sich trennte, der eine Theil still die Kirche verließ, der andere sich zum Genuß des Liebesmahls vor dem Altare versammelte, da stand Marieesther unter den letzteren wie eine dazu Gehörige, sie wußte kaum, wie sie hingekommen. Nur ein einziges mal an der Grenze der Kindheit hatte sie an dem frommen Genusse Theil genommen, Jahre lang sich nach ihm gesehnt; heute war es ihr, als ob sie wieder einen Abschluß mit demselben feiern, einen Bund besiegeln dürfte, der alle natürlichen und göttlichen Neigungen und Pflichten in sich vereinigte. Wie dieß vor sich gehen, welche Opfer es fordern müsse, sie wußte es nicht, sie fühlte sich an einer höheren Hand, deren Leitung sie folgte, und fuhr daher wie aus einem Traume empor, als sie sich plötzlich von bekannten Stimmen angeredet hörte, von befreundeten Gestalten umringt sah.

„Sie hier, Marieesther, liebe Marieesther!“ riefen aus Einem Munde Helmuth Urban und seine Schwestern, die aus der gutsherrlichen Kapelle an den Altarplatz traten, um an der frommen Feier Theil zu nehmen. — „Wo bin ich denn?“ fragte sie halb betäubt. — „Unter Ihren Freunden,“ antwortete Helmuth herzlich, „unter Ihren treuen, aufrichtigen Freunden, Marieesther.“

Es wurde ihr klar, daß sie unbewußt auf die Urban'sche Besitzung gekommen war, auf welcher die Familie die Sommermonate zu verleben pflegte. Erröthend wollte sie aus der Reihe der Communicanten treten und sich leise entfernen, aber der junge Mann trat ihr in den Weg mit der Bitte: „Folgen Sie dem Zuge Ihres Herzens, liebe Marieesther,“ und seine alte Mutter faßte sie entschlossen bei der Hand und führte sie in die Reihe zurück.

Und so war denn Marieesther ihrer natürlichen religiösen Gemeinschaft zurückgegeben in weit anderer Weise und mit ganz andern Genossen, als sie vor wenigen Stunden gewähnt; sie wußte kaum, wie ihr geschehen, aber ein unaussprechliches Heimgefühl erquickte ihre Brust.

Die Ceremonie war beendet; sie ging mit den Freunden durch das Dorf und erzählte, gegen ihre Weise mittheilsam, wie sie absichtslos auf einem Spaziergange in ihre Mitte und zu der Befriedigung ihres heimlichsten Bedürfnisses gelangt sey; auch konnte sie die Verwunderung nicht zurückhalten, die offenen Freunde ihres Vaters im Dienste des Ehrwürdigsten gefunden zu haben. Helmuth schwieg, ein Lächeln auf der Lippe zu dieser Frage, seine Mutter aber erwiederte: „Gottesfurcht und Menschenliebe vertragen sich mit einander, mein gutes Kind.“

Marieesther, die ihren Vater nicht vor Abend zurück erwartete, konnte es nicht ablehnen, der Mittagsgast der treumeinenden Menschen zu seyn, die sie mit allen Zeichen schonender Rücksicht und aufrichtiger Freude umgaben. Sie sah sich zum ersten male seit Jahren in einen glücklichen Familienkreis versetzt, den die Gesellschaft des Predigers und einiger nachbarlichen Freunde durch einen heitern, herzlichen Ton belebte; sie erkannte in dieser fast neuen Welt, wie wenig sie bis dahin auf die Dinge außer sich Acht gegeben, und wie außerhalb der Kämpfe des Geistes noch ein Tummelplatz menschlicher Kräfte vorhanden sey, auf welchem das Leben sich einfach und friedlich zwischen Arbeit, Erholung und Feier genießen lasse. Ein lieblicher Traum schien sie zu umfangen und keine Furcht des Erwachens schlich sich in ihre Brust.

Am Nachmittage führte ein Spaziergang die Gesellschaft durch die weitläufigen Zier- und Nutzgärten des Gutes zu dem Pfingstanger der Bauern und Arbeiter in der Maienlaube. Die religiöse Feier des Morgens

Digitized by Google

hielt die Familie ab, an der Luſtbarkeit Theil zu nehmen, doch verſprach man und freute ſich darauf, ſich am andern Tage deſto unbefangener die Erholung der Arbeitsgenoſſen zu theilen.

Marieeſther benutzte einen unbemerkten Augenblick, um ſich ohne Lebewohl aus der Geſellſchaft zu entfernen, hatte aber den Ausgang des Dorfes noch nicht erreicht, als Helmuth an ihrer Seite ſtand und ſie um die Erlaubniß bat, ſie auf dem nächſten Wege nach Hauſe zu geleiten. Das Verlangen einer ernſten Unterredung war in ſeinen Blicken zu leſen. Marieeſther fühlte ſich befangen und wäre gern ausgewichen, Urban aber kam jedem Einwande mit der Erklärung zuvor: „Ich wollte von Ihrem Vater mit Ihnen ſprechen, Marieeſther.“

Sie athmete erleichtert auf und blickte ihm dankbar und fragend in's Geſicht. Er begann: „Eine Fügung, die wir verehren müſſen, hat es gewollt, daß der Abſchluß, zu welchem Sie heute halb unwillkürlich gelangt ſind, Marieeſther, mit einem wichtigen Entſchluſſe Ihres Vaters zuſammenfällt. Er wird ſeine Stellung aufgeben und ſich in das Privatleben zurückziehen.“ — „Gott ſey gelobt!“ rief Marieeſther mit hervorbrechenden Thränen. — „Ja, Marieeſther, er wußte, daß es Sie glücklich machen würde, und die Liebe zu Ihnen hat den Ausſchlag gegeben, nicht gegen ſeine Ueberzeugung, aber gegen Conſequenzen, die man häufig Ehre nennt, und gegen die Unſicherheit der äußern Exiſtenz. Achten Sie es aber nicht gering, Einen von ſeiner Kraft innehalten zu ſehen auf einer abſchüſſigen Bahn, in welche die Leidenſchaft ihn getrieben, und wie er Ihre Freiheit ehren wird auf einem Gebiete, auf welchem keiner einer Lüge oder einer Halbheit Raum geben darf, ohne mit ſeinem beſten Theile zu Grunde zu gehen, ſo lohnen Sie durch Ihre Liebe das Opfer, das er Ihnen und ſeiner eigenſten Natur zu bringen im Begriffe ſteht. Das wollte ich Ihnen ſagen, Marieeſther, obgleich es Ihnen vielleicht überflüſſig ſcheinen wird, von einem Dritten die Richtung angegeben zu ſehen, welche Ihr Herz nicht verfehlt haben würde, und wollte Sie überdieß bitten, die Hand eines aufrichtigen Freundes nicht zu verſchmähen in dem immerhin ſchweren Kampfe mit dem Außenleben. Bis ſeine Gaben eine würdige Verwendung, bis er einen ſtillen, geſicherten Wirkungskreis gefunden haben wird, bewegen Sie Ihren Vater in den Umgebungen zu leben, die Sie heute kennen gelernt. Ein freundlich im Garten gelegenes Haus ſteht zu ſeiner Aufnahme bereit; eine angenehme Natur, Einſamkeit, Freiheit, die Achtung, und ſobald ihn darnach verlangt, der Umgang erprobter Freunde werden ihm dienen, ſich zurecht zu finden, wenn er für den Augenblick den Pfad verloren haben ſollte.“

Mit warm eindringlichen Worten hatte der junge Mann geſprochen und Marieeſther manches zwiſchen ſeinen Worten ergänzt, was er ſchonend zurückgehalten. Jetzt ſtanden ſie vor dem Jägerhofe, ſie reichte ihm in dankbarer Bewegung die Hand, er wendete ſich eilig von ihr und ging den Weg zurück, den ſie mit einander gekommen.

Der Vater war noch nicht heimgekehrt. Sie ſtieg hinauf in ihr Zimmer, ſetzte ſich an das Fenſter und blickte in die verſcheidende Sonne, bemüht, die Eindrücke in ſich aufzuklären, die eine große Epoche in ihrem Leben bezeichneten. Sie fühlte ſich muthiger, kräftiger als ſeit Jahren, da eine ſtetig nach innen wühlende Betrachtung ihr die beſten Lebensſäfte verkümmert hatte; der natürliche Entſchluß war nicht mehr einer Wahl anheim gegeben.

Der Klang einer Stimme unten im Hauſe ſchreckte ſie aus ihrem Sinnen auf; ſie hörte den Namen ihres Vaters aus Johannes Bertrams Munde. Noch hatte die Wirthin den Beſcheid der Abweſenheit nicht vollendet, als Marieeſther auf der Treppe ſichtbar wurde und der Domprediger ihr ſchweigend in ihr Zimmer folgte.

So war denn der erſehnte, der gefürchtete Augenblick des Zuſammenſeyns gekommen in einer Stunde, wo Marieeſther nach den Wandlungen, welche lange vorbereitet und doch plötzlich ihr inneres wie äußeres Leben genommen, an eine beglückende Einigung auch mit dem Freunde zu hoffen wagen durfte. Ein Blick aber jetzt in dieſe ernſt verſchloſſenen Züge, und ein eiſiger Schauer durchbebte ihr Herz. Sein Auge war ſtreng und durchdringend auf ſie gerichtet, während das ihre am Boden wurzelte; ſein Schweigen beklemmte ihre Bruſt.

„Sie fragten nach meinem Vater,“ ſtammelte ſie endlich mit kaum hörbarer Stimme. — „Ich bin gekommen, um in ſeiner Gegenwart Ihre Entſcheidung zu fordern,“ antwortete er. „Sie haben mein Flehen überhört, Marieeſther, Sie waren nicht im Dom.“ — „Ich war im Gotteshauſe, wenn auch nicht unter Ihren Augen,“ fiel ſie ein und erzählte mit haſtigen Worten und freudebelebten, geröthcten Wangen, was ſie an dieſem Morgen erlebt.

Der Schatten auf Bertrams Stirn verſchwand während dieſer Mittheilung wie Nebel vor dem Sonnenlicht; er hatte ihre beiden Hände gefaßt und ſah ſie an mit triumphirendem Blicke. „Die Gnade hat entſchieden!“ rief er voll höchſter Empfindung. „Du rangſt mit dem Tode, aber die Liebe, die ſtärker iſt als der Tod, hat dich lebendig gemacht. Du biſt die Unſere,

Digitized by Google

Marieesther, nun nur noch ein Wort, und du bist die Meine! Ich liebe dich, ich darf dich lieben! Ein offenes Bekenntniß, und der frommste Vater legt dich als Weib in seines Sohnes Arm."

„Und mein Vater, Johannes?" fragte Marieesther, sich seiner Umarmung entziehend und langsam zu ihm hinaufblickend. — „Dein Vater, Marieesther? Hast du noch einen Vater, nach dem, was du heute gethan?" — „Ich habe ihn wiedergefunden, Johannes."

Er zog seine Hand aus der ihren, unwillkürlich vielleicht. Sie kam einer Einrede zuvor, indem sie hastig fortfuhr: „Hören Sie mich, ehe Sie ein Urtheil sprechen, mein Freund. Mein Vater ist entschlossen, seine Stellung aufzugeben." — „Weil sie unhaltbar geworden," fiel Bertram ein. — „Um sich in die Stille zurückzuziehen." — „Auch zu der Wahrheit zurückzukehren, Marieesther?"

„Lassen wir ihm Zeit und vertrauen ihm. Er sucht die Wahrheit und bekennt einen Irrthum. Auch ich war im Irrthum bis heute. Gott hat mich ihm gegeben, er ist mein Vater! Laß ihn den deinen werden, Johannes!" bat sie sanft, indem sie seine Hand an ihre Lippen zog.

„Meinen Vater, Marieesther? Weißt du was es sagen will, einen Vater? Welche Gemeinschaft wäre zwischen diesem Manne und mir?" — „Die Gemeinschaft meiner Liebe, Johannes." — „Du träumst, Marieesther. Du willst dich täuschen, dich und mich. Hier gibt es keine Gemeinschaft, keine Vermittlung. Er oder ich, und hier, hier gilt das Gebot, das dem Weibe Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen heißt!" — „Sage das nicht, Geliebter, versuche mich nicht, hilf mir thun, was Gott will! Ich bin sein einziges Kind; er liebt mich, niemand als mich; um meinetwillen thut er den Schritt, der immer ein Opfer bleibt. Und ich sollte ihm fehlen, jetzt, wo er einsam ist, wo seine Feinde triumphiren, seine Freunde ihn schmähen werden? Ich sollte nicht an sein Lager eilen dürfen, wenn er krank, nicht an sein Herz, wenn es von Zweifel und Verzweiflung zerrissen ist? Wenn ich es dürfte, ich könnte es nicht. Aber ich darf nicht, Gott will es nicht, und du willst es auch nicht. Sage mir, Johannes, daß du es nicht willst!"

Die tiefe Bewegung, mit welcher sie gesprochen, ihre angstvoll bebende Stimme, ihr schüchterner und doch strahlender Blick waren nicht ohne Eindruck auf den jungen Mann geblieben. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, sein Gesicht war tödtlich bleich. — „Ich habe dich ausreden lassen, Marieesther," erwiederte er nach einer langen Pause, „nun höre auch mich. Mein Leben von Urväter Zeiten ist eingewiegt in dem Heiligthume dessen, den Zacharias Severin verleugnet hat. Mein Vater ist ein Diener in diesem Heiligthume, wie ich selber es bin. Er, wie ich, hat die Verantwortung für seinen Wandel, für seine Lebensgenossen nicht nur vor Gott, nicht nur vor seinem Gewissen, sondern auch vor der Gemeinde, die uns vertraut und folgt. Er konnte die Tochter des Abtrünnigen an sein Herz nehmen als eine Waise, konnte sie hegen und bergen wie ein eigenes Kind; aber kann er ihres Vaters Bruder seyn, und sein Sohn, kann er ihm Sohn seyn, Marieesther? Noch einmal, weißt du, was es heißt, Einen Vater nennen? Wenn ich bete, darf er mit mir beten? wo ich wirke, darf er mit mir wirken? Das Land, nach dem ich steure, wird es seine Heimath seyn? Ein Vater gebietet, darf ich diesem Vater gehorchen? Darfst du es, Marieesther, wenn du mein Weib bist? Die Kinder, die Gott uns an das Herz legt, darf er sie unterweisen und führen? Nimmermehr! Fehlte ihm das, was vor der Welt Ansehen gibt, wäre er ein Tagelöhner, ein Bettler, ja, wäre er ein Verbrecher und Sünder, wir könnten dennoch ein Leben führen. Nur zwischen Religionen gibt es keine Vermittlung. Die sie für möglich halten, haben keine Religion. Nun wähle, Marieesther, zwischen denen, die glauben, und dem, der den Unglauben zu einer Religion erheben wollte."

„Ich habe gewählt," sagte Marieesther nach einer langen Pause, sich von ihm abwendend und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend. Als sie aufblickte, war Johannes Bertram verschwunden.

Lange saß sie in dumpfer Betäubung. Es war Nacht geworden. Sie hörte den Schritt ihres Vaters vor der Thür, erhob sich und eilte ihm entgegen. Sie wollte sich in seine Arme werfen, aber ihre Knie schwankten und sie stürzte zu seinen Füßen nieder. — „Ich will wieder dein Kind seyn," rief sie athemlos, „ich will dich lieben und ehren, Vater! Aber laß uns von hier gehen! Versprich es mir, Vater, fort von diesen Menschen, fort aus Europa! Drüben, wo uns niemand kennt, wollen wir ein neues Leben beginnen!"

Wir dürften hier schließen, da wir das Schicksal dieser Menschen nach unheilvollem, zum Aeußersten drängenden Kampfe durch die Macht des Gemüthes sich dem natürlichen Mittelpunkte wieder zurichten sehen; doch erzählen wir gern, wie auch nach anderer Seite hin ihr Leben noch einen harmonischen Abschluß gefunden hat.

Severins Verlangen war im Grunde mit dem

Digitized by Google

seiner Tochter übereinstimmend. Ohne die Rücksicht für diese würde er mit seiner Stellung ohne Zögern auch den Schauplatz eines irrthümlichen Strebens aufgegeben haben, und die Bedenken, welche ihn um ihretwillen zagen ließen, suchte sie mit leidenschaftlichem Drängen und Ueberreden zu zerstreuen.

Indessen dauerte es eine Weile, ehe er seine Verbindlichkeiten und Verpflichtungen zu lösen vermochte, und der Herbst war hereingebrochen, ehe er sich als freier Mann, aber als ein Anfänger in jeglichem praktischen Betrachte ansehen durfte. Während der rauhen Jahreszeit wagte er die Beschwerden einer Seereise und ersten Einrichtung seiner Tochter nicht zuzumuthen. Der winterliche Aufenthalt in dem einsamen Jägerhofe wurde unwirthlich, die Rückkehr nach der Stadt mußte er um seiner eigenen und mehr noch um seiner Tochter Beziehungen willen scheuen, die Uebersiedlung nach einem entlegeneren Orte für kurze Zeit um seiner äußerlichen Beschränkung willen vermeiden, und so sah er sich denn dahin gedrängt, endlich das wiederholt angebotene Asyl auf Urbans Besitzung für die wenigen Monate anzunehmen, die er noch in Europa zu verbringen gedachte.

Urban hatte den Auswanderungsplan seiner Freunde mit großer Betrübniß vernommen und lange vergeblich bekämpft. Er sah und zeigte die Hindernisse, die des Mannes warteten, der nur mit den Gedanken zu arbeiten gewohnt war, in einer Welt, die wir die neue nennen und welche die Reste ursprünglicher Rohheit mit den Ergebnissen einer auf die Spitze getriebenen Cultur nur durch äußere Arbeit in eine zähe Verbindung bringt. Auch täuschte sich Severin über diese Hindernisse nicht, und je näher er sie in Betracht zog, desto mehr entmuthigte ihn Marieesthers drängende Unruhe. Indessen durfte er nicht müssig seyn, um für seine persönlichsten Zwecke eine Reihe nutz- und erfolgles vergeudeter Jahre wieder einzubringen und sich für die Zukunft eine wenn auch immer unfruchtbar scheinende Werkstätte vorzubereiten. Aber indem er früh gefaßte Plane wieder aufnahm, Unterbrochenes weiter spann, in der Zeit Gereiftes vom Baume der Erkenntniß schüttelte und es für den Markt des Lebens anordnete, schien er in das Element zurückgekehrt, aus welchem er sich zu seinem Unheil drängen lassen, und lebte er sich still und behaglich in seine neue Umgebung ein, halb vergessend und halb zu vergessen wünschend, daß es nur ein kurz vorübergehender Zustand war, der ihm dieses Ausruhen gönnte.

Auf der andern Seite mußte aber auch Marieesther diese Pause als eine wohlthätige empfinden. Was sie sich selber nicht eingestehen mochte, die Täuschung und Entsagung jenes Abends war eine Krisis der Phantasie weit mehr als des Herzens; das gelöste Verhältniß hatte noch keine wirkliche Gestalt in ihrem Leben gewonnen, und die Wunde, die es geschlagen und die unter ihrem früheren schweren Himmel hätte tödlich werden können, mußte in einer angemessenen, heitern Gegenwart vernarben, ja heilen, früher, als sie selber es vermuthet. Ein ländliches Stilleben, eine förderliche Arbeit, deren Zeugin und Theilnehmerin sie wurde, der Umgang glücklicher Menschen weckten den Muth und die Lust der Jugend, die sie bis heute entbehrt. Sie lernte um sich blicken, und im Innersten ausgesöhnt, seitdem sie ohne Scheu vor dem Vater und einem neugierig höhnenden Publikum ihren natürlichen religiösen Bedürfnissen genügen durfte, sah sie den Winter zu Ende gehen. Ja, als die Erde wieder Auferstehung feierte, da war es der Schmerz um eine andere Heimath als die, nach der sie vor einem Jahre sich gesehnt, der ihr die Thränen in das Auge trieb.

Das Reisegeräth war gepackt, der Tag der Abfahrt nahe, Urban seit Wochen in Geschäften seines Hauses ferne. Es wurde jetzt jährig, daß Marieesther ihn von sich gewiesen. Nicht Einmal seit jenem Tage hatte ein Wort aus seinem Munde sie an seine Neigung erinnert, fast jede Stunde aber ihr eine Bethätigung seiner Freundschaft gebracht. Sollte sie für immer von ihm gehen ohne Dank, ohne Lebewohl?

Bittere Thränen fielen unter diesen Vorstellungen in Marieesthers Schooß, als sie am Abend ihrem Vater gegenüber saß, dem in den letzten schweren Stunden keine Arbeit mehr gelingen wollte. Die Thür wurde hastig geöffnet und Helmuth, von der Reise heimkehrend, trat bei ihnen ein.

„Sie blicken düster, mein Freund," sagte er, ihre Stimmung bemerkend, „und Sie weinen, Marieesther?" — „Wir sollen ja Abschied nehmen," schluchzte sie leise, ihm die Hand entgegen reichend.

Ein Siegeslächeln flog über des jungen Mannes Gesicht. — „Abschied?" rief er mit erhöhter Heiterkeit, die den innerlichsten Ernst nur scheinbar verhüllte, „Abschied, meine Freunde? Nein, so schnell werdet Ihr den Helmuth nicht los. Keine Widerrede, ich bitte euch: meine Einrichtungen sind getroffen, ich geleite euch hinüber, ich bleibe drüben, bis — bis —" Seine Stimme stockte.

„Urban!" rief Severin auf's Tiefste erschüttert, „nimmermehr!" — „Laßt mir meinen Willen!" fiel Urban ein. „Wenn Ihr mich heute am Ufer von euch wieset, ich würde euch morgen auf dem Schiffe entgegen kommen. Könnt ihr mir's wehren, daß ich euch lieb

Digitized by Google

habe? Ihr wollt nicht bleiben, gut, so folge ich euch und trage meine alte Welt zu euch hinüber, wenn ihr die neue nicht in meiner Heimath finden könnt."

„Marieesther, bleiben wir?" fragte Severin nach einer Pause. Sie warf sich an seine Brust und flüsterte: „Wir bleiben." Der Vater legte sie an des Freundes Herz und entfernte sich leise, um seiner Bewegung Herr zu werden, Helmuth aber sagte, indem er sie in seine Arme drückte: „Ich wußte es ja, daß du mich eines Tages wieder lieben würdest."

Aus meiner Pilgertasche.

Friedrich List in Leipzig.

Die vom Sturm der Julirevolution aufgeregten Wogen waren längst wieder beschwichtigt, unsere Staatspolizeiverfügungen von 1832 im ungestörtesten Gange; die Börsengeschäfte florirten, der Geldmarkt wurde mehr und mehr der Lieblingscorso der civilisirten Welt, die Pariser Kammern galten für deren dirigirenden Barometer; die prächtigen Verhandlungen mehrerer deutscher Kammern hatten sich zu wahren Nationalfesten erhoben, beschäftigten alle Geister und Gemüther mit glänzenden Theorien, bunten Träumen und glückseligen Aussichten. H. Heine mit seinen Liedern und Reisebildern und reichbegabten Genossen des jungen Deutschlands hatte der gesammten Vergangenheit der Literatur und Kritik ein glänzendes Schach geboten und die Zeitung für die elegante Welt führte unter H. Laube Krieg gegen die Altgläubigen. Die von F. List mühsam entworfene und durchgesetzte erste größere deutsche Eisenbahn von Leipzig nach Dresden rückte ihrer Vollendung entgegen und F. List selbst lebte in Leipzig. Manche Kernleipziger betrachteten ihn neidischen Blickes als einen Nabob. Andere verurtheilten ihn als einen Windbeutel, aus dessen Reden und Thun nichts klar werde, als die Lust, Geld zu erbeuten. Wieder andere wichen ihm ängstlich aus als einem eingefleischten Demagogen und Rumorer. Einer nannte ihn kurzweg einen flachen schwäbischen Schwätzer, hinter dessen Wortschwall nichts Reelles zu finden wäre. Nur wenige erkannten seinen wahren Werth.

F. Lists Nationalismus in der consequenten und scharfsinnigen Durchführung seines Systems der Staatswirthschaft konnte naturgemäß von der Masse nicht gewürdigt werden, gelangte nicht einmal zu deren näherer Kenntniß. Aber die Kunde, daß er eine Anregung zu dem gegenwärtigen Zollvereine gegeben, hatte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, sein patriotischer und lichtvoller Freimuth bei den Kammerverhandlungen hatte ihn bei der Nation unter die geachtetsten Lieblinge erhoben und seine noch nicht aufgehobene Verbannung aus Württemberg ihm die Weihe des Märtyrerthums in den Augen des Volks verliehen. Die von Zeit zu Zeit über den Ocean herüber kommenden, mitunter freilich sehr übertriebenen und mystischen Nachrichten von seiner lebendigen Theilnahme an den großartigsten Unternehmungen in Nordamerika und von Erwerbung eines kolossalen Vermögens hatten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn immer von neuem aufgefrischt. Und jetzt lieferte er plötzlich, wieder selbst in Deutschland, glänzende Beweise von dem wandellosen Streben seines Geistes für die materielle wie für die geistige Erhebung des Vaterlandes auf dem Wege freierer Entwickelung und systematischen Fortschrittes. Seine Grundzüge eines deutschen Eisenbahnnetzes verwirklichten sich glücklich durch die erste Linie von Leipzig nach Dresden; seine Verbindung mit Rotteck und Welcker rief das Staatslexikon ins Leben, und in Leipzig selbst wirkte er vielfach anregend auf den Buchhandel und gründete mit Otto Wigand und J. J. Weber das Nationalmagazin.

Natürlich besuchte ich meinen berühmten Landsmann, und H. Laube war so freundlich, mich einzuführen. Einen rednerischen Docenten und von oben herab blickenden Gelehrten hatte ich mir zu finden eingebildet. Ich fand einen stattlich korpulenten Mann, massenhaft im Fleisch, fein in den Knochen, mit einem mehr aus der Kugel als aus dem Ovale geschnittenen Kopf und hoher freier Stirn, dessen prächtige Augen von Geistesleben blitzten, in der Aufregung Feuer sprühten, gewöhnlich offen und fest auf dem Andern hafteten, Unfähigkeit zur Verstellung unverkennbar aussprachen, Vertrauen erweckten und dieses durch die unbefangenste Freundlichkeit steigerten. Herzlich war sein Willkommen, warm sein Händedruck, und wunderbar anziehend wirkte es auf mein Gemüth, daß er kein Jota von seinem

Digitized by Google

kernschwäbischen Idiom in der Fremde vergessen hatte und so unbefangen fortschwäbelte, daß ich selbst mehr und mehr in meinen Karlsruher Dialekt zurückfiel, den ich seit fast 20 Jahren nur einmal wieder in Wien, und zwar sehr verfeinert, von unserem Gesandtschaftsrath Bougino gehört hatte. Es ist unstreitig eine der wonnigsten Empfindungen, nach langer Zeit die heimathlichen Laute aus dem Munde eines Gebildeten wieder einmal zu hören, und man wird ein anderer, seliger Mensch, wenn man sich, unwillkürlich in die Zeiten seiner Jugend versetzt, in seiner eigentlichen Muttersprache wieder bewegt.

Nach einigen Minuten der oberflächlichsten Unterhaltung ergriff er plötzlich seinen Hut mit den Worten: „Ja so! — Meine Herren, nichts für ungut, ich muß zur Conferenz des Eisenbahnvereins und die Herren vom Comité pflegen sehr pünktlich zu erscheinen.“ Hastig ergriff er ein Päckchen Papiere und öffnete die Thür mit einem Winke, voranzugehen. Vor der Hausthür gingen unsere Wege nach verschiedenen Richtungen. Mit einem kurzen: „Auf Wiedersehen!“ nahm er Abschied, drehte sich aber nach einigen Schritten um und rief mir nach: „Lieber Landsmann, kommen Sie doch heute zu einer Tasse Kaffee und einer Cigarre!“ und ging wieder seines Weges, ohne meine Antwort abzuwarten. Offenbar war sein Geist schon mitten in den Conferenzverhandlungen, und wer weiß womit sonst noch beschäftigt.

Beim Nachmittagsbesuch fand ich ihn ermattet und mißmuthig auf das Sopha hingestreckt. Ich nöthigte ihn zu seiner sichtbaren Zufriedenheit, in dieser bequemen Lage zu bleiben. Abgespannt war er durch die Debatten der lebhaften Conferenz, wobei, wie er sich äußerte, neben viel Ehrenhaftigkeit, Geist und Wissen der betheiligten Männer, die bekannte altdeutsche Philisterhaftigkeit immer noch von Zeit zu Zeit sich Bahn brechе und der Partikularismus jedem allgemeindeutschen großen Gedanken hindernd sich in den Weg stelle. Mißmuthig hatten ihn Briefe aus Stuttgart gestimmt, worin die Erlaubniß zur Rückkehr nach Württemberg noch immer in Frage gestellt blieb. Durch den Nebel seines Trübsinns tastete er nur mit einzelnen abgebrochenen Einfällen umher. Irrwischen gleich stammten und blitzten zuweilen Sarcasmen seines innersten Oppositionsgeistes gegen das Bestehende in allen Richtungen, seines unvertilgbaren Grolls gegen die Allmacht des Bureaukratismus hervor. Wie feurig er sich auch von seinen Agitationsströmungen oft hinreißen ließ, so wußte er doch allen Dingen stets die praktische Seite abzugewinnen und diese klar vor Augen zu stellen. Dennoch übermannte ihn in solchen Erörterungen nicht selten der niemals völlig zu verscheuchende Kobold der Phantastik, welche allem seinem Thun und Lassen eine so eigenthümliche, oft sehr anziehende Färbung verlieh, aber freilich auch oft den Augen der Oberflächlichen ihn nur als Ideologen erscheinen ließ. Einen deklamirenden Doktrinär schalten ihn einige, weil er die einmal in seinem Geist festgewurzelte und ausgebildete Lehre von den Schutzzöllen unverrückbar festhielt und vertheidigte und zur Geltung in Deutschland zu bringen suchte. Indessen dürften doch auch die lichtvollsten Gegner jenes Schutzzollsystems nicht in Abrede stellen können, daß überall, wo eine umfassende Industrie, ein Verkehr im Großen und Allgemeinen erst geschaffen werden sollen, für den Anfang nicht wohl ohne Schutzzölle an das Ziel zu gelangen ist, obschon vielleicht später davon abzusehen zum Fortschritt führen mag.

Die kurze aphoristische Unterhaltung hatte mich bereits sattsam belehrt, daß die ausdrucksvolle und offene Physiognomie nicht täuschte, daß sie in der That eine Unfähigkeit der Verstellung und den gesundesten Freimuth verkündete. Ebenso anschaulich verrieth sein ganzes Benehmen den vorherrschenden Hang zu einer gewissen Ungezwungenheit in Betreff der Umgangsformen, zum unbefangenen Sichgehenlassen, zur Vermeidung alles Ceremoniösen. Solchen Leuten gegenüber thut man unfehlbar am besten, wenn man sich mit ihnen auf gleichen Fuß stellt und gleicher Behaglichkeit sich überläßt.

Beim Erscheinen der Zofe mit Kaffee und Cigarren sprang er unvermuthet behende vom Sopha auf, winkte mir zuzugreifen und that es selbst mit einer mir zuvorkommenden Hast. Sobald ein Schluck hinunter war und seine Cigarre brannte, blies er ein paar Wolken stürmisch in die Luft empor und begann mit großen Schritten einen Spaziergang durch das Zimmer. Ich folgte ihm, stumm wie er. Sichtbar beschäftigte ihn ein Gedanke, über den er mit sich selbst noch nicht ganz einig war; er suchte eine Brücke, über welche er am leichtesten und natürlichsten zu seinem Zwecke gelangen könnte. Er hatte sie gefunden. Plötzlich blieb er stehen und begann:

„Apropos, Sie haben die Redaction der Blätter für literarische Unterhaltung abgelehnt. Ihre Gründe dafür billige ich vollständig. Indessen —“

Nun entspann er ein socratisches Fragespiel, ein Examen rigorosum über meine literarischen Tendenzen und augenblickliche Beschäftigung in Leipzig. Am Ende platzte er mit der Hauptsache heraus:

„In Geschäften bin ich kein Deutscher mehr, sondern ein Yankee. Ihr deutschen Herren spekulirt nur en detail, auf Bogenhonorar und dergleichen; meine Spekulation geht nur aufs Allgemeine, aufs Große

Digitized by Google

Dabei können wir bequem Hand in Hand gehen. Nach deutscher Ansicht rentirt sich mein Nationalmagazin, meiner Ansicht entspricht der Erfolg nicht. Mit einem Zollvereinsblatte geht es hoffentlich besser. Die Gedanken an dieses durchkreuzen sich fortwährend mit den weiteren Eisenbahnplänen, mit Arbeiten für das Staatslexikon, mit Correspondenzen um das Mein und Dein in Nordamerika, mit der Idee von einer Nationalbuchhandlung, wodurch die Wissenschaften mehr und mehr populairisirt und durch das Volk verbreitet, die Schriftsteller reicher belohnt werden sollen. Das alles gährt und kocht in mir wie im Bauch eines Vulkans, und es ist oft zum wirbelig werden. Dazu kommt nach allen Seiten der Kampf gegen Schlendrian, Dummheit, Philisterhaftigkeit, krämerhafte Kleingeisterei und schauderhaften Undank. Das halte der Teufel in die Länge aus. Die Sorge für das Nationalmagazin wird mir dabei zur Höllenqual, mitunter ganz unmöglich. Befreien Sie mich davon, Sie haben das Zeug und jetzt Zeit dazu; treiben Sie's unter meinem Namen fort."

Es war heraus, er athmete leichter, wir wurden einig darüber. Es dauerte nicht lange: Brockhaus kaufte bald das Nationalmagazin und verschmolz es mit ähnlichen Unternehmungen.

List war angenehm aufgeregt, heiter, jovial, humoristisch geworden und schleuderte nach allen Seiten Witze, Satiren, Sarkasmen; er wurde der angenehmste Gesellschafter. Eine Rückkehr zu seiner Idee von einer Nationalbuchhandlung stürzte ihn plötzlich wieder in das ewige Gewoge und Gedränge seiner inneren Gedanken- und Planwelt zurück. Die gewöhnliche Hast und Unruhe bemächtigte sich seiner. Alle meine Einwände gegen die Wahrscheinlichkeit des Gelingens schienen nur seinen phantastischen Glauben zu bestärken, anzufeuern, seine Hoffnung zu steigern; der Praktiker schwang sich im kühnsten Fluge zu den Höhen idealistischer Ansichten und funkelnder Nationalträume empor, schlug mit kurzen, fulminanten Sätzen um sich und nannte solche Zweifel endlich geradezu Zopfthum und Hasenfüßerei. Dieser an sich selbst so schöne Plan war offenbar eine seiner Lieblingsideen. Jahrelang trug er sie überallhin mit sich herum und hatte immer eine Menge von Personen zu deren Verwirklichung im Kopfe. Sie liegt mit ihm und so mancher andern schönen Idee in dem Grabe, an dem jeder Deutsche, welcher Ansicht und wessen Glaubens er seyn möge, den Hut abnehmen und andächtig sprechen soll: Hier ruht ein Biedermann, ein wackerer deutscher Kämpe!

Der Ruhm dieses Mannes bedarf, um dauernd zu bleiben, keines Denkmals von anderer Hand, er selbst hat sich unvergängliche Denkmale gebaut; sein Name wird stets mit Dank von der deutschen Nation genannt werden, so oft der Zollverein, die Eisenbahn, das Staatslexikon zur Sprache kommen, so oft die zauberischen Gedanken und Gefühle von deutscher Nationalität, Größe und Einheit in eines Deutschen Kopf erwachen, in eines Deutschen Herz erbeben.

Literatur.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Dr. M. Lazarus und Dr. H. Steinthal. Band 1. Heft 1. (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1859.)

Eine neue Wissenschaft und eine neue Zeitschrift für dieselbe, das ist eine Erscheinung, wie sie nur unserer Zeit möglich, aber auch zugleich nothwendig. Die Theilung der Arbeit und der rasche, Alles verknüpfende Verkehr, die Vertiefung in das Einzelne, der mikroskopische Blick und eine umfassende Weltübersicht, die Ermittelung der Thatsachen und Erscheinungen des bewegten Lebens in der Natur und im Haushalte der Menschen, und zugleich ein Heraushören des sie bedingenden stetigen Gesetzes — Alles das sind Merkmale unserer Zeit, wie sie so scharf charakterisirt zu keiner andern sich darbieten, und vor Allem ist es die deutsche Wissenschaft, die Schule und Leben, d. h. die umfassende Begriffsbestimmung und die rechte Erkenntniß der Einzelheiten zu einigen sucht. — Wenn die Philosophie das Wesen des Menschen und den Umkreis seiner Erkenntnisse und Bildungen in geschlossenen Systemen umschrieb, so bleibt noch die Aufgabe, das Wesen der Menschen zu erforschen und geistvoll darzustellen, wie sich die allgemeine Menschennatur in bestimmten Volksindividualitäten ausgeprägt hat.

Hier stellt sich nun sofort Wesen und Aufgabe der Völkerpsychologie dar, nämlich „diejenigen Gesetze des

Digitized by Google

menſchlichen Geiſtes zu entdecken, welche zur Anwendung kommen, wo immer Viele als eine Einheit zuſammen leben und wirken.“ Dieſe Aufgabe, wie ſie das Seyn und Leben einer Gemeinſamkeit zum Objekt hat, bedarf auch zu ihrer Erörterung und Feſtſtellung einer Gemeinſamkeit. Es kann nur eine Gemeinſamkeit, wenn man ſo ſagen kann, ein Volk von Gelehrten ſeyn, das dieſes Problem zu bewältigen unternehmen darf, und es liegt daher ganz im Weſen dieſer neu zu gründenden Wiſſenſchaft, daß nicht ein einzelner in einſamer Studirſtube ſie ausbaue, ſondern daß „ein lebendiges pſychologiſches Parlament“ dafür eröffnet werde.

Das Weſen des Menſchen kann ein Einzelner für ſich nach ſeiner ganzen Tiefe und Weite ergründen und erkennen, das Weſen der Menſchen aber nicht. Es gibt Gebiete, wo die Mitberathung Vieler ein anderes und höheres Reſultat erzielt, als der höchſtbegabte Einzelne zu finden und zu geſtalten vermag. Darum iſt es eine Nothwendigkeit, daß zu Begründung und zum Ausbau der neuen Wiſſenſchaft der Völkerpſychologie eine Zeitſchrift begründet wurde, in der ſich Alle ausſprechen, um zuletzt gemeinſam das Reſultat zu finden, oder vielmehr die einzeln ausgemeißelten Bauſteine zu einem Pantheon ſonder Gleichen zuſammen zu fügen.

Die Einleitung in dem vor kurzem erſchienenen erſten Hefte der Völkerpſychologie gibt einen klaren und wahrhaft bewundernswerthen Einblick in die bezeichnete Wiſſenſchaft vom pſychologiſchen, anthropologiſchen und geſchichtlichen Standpunkte. Nachdem ſodann Begriff, Methode und Möglichkeit der Völkerpſychologie dargelegt ſind, werden die weſentlichen Momente derſelben als Wiſſenſchaft beleuchtet.

Die fubtilſten Fragen: was iſt ein Volk? welches iſt die Definition des Begriffes Volk? welches iſt das Weſen und welches ſind die Elemente des Volksgeiſtes? wie verhalten ſich hier Sprache, Religion, Volksdichtung, Schriftbildung, Staatenbildung, Sitte und Brauch und Geſetzgebung? wie wirkt die Beſchäftigung auf den Volksgeiſt? welches ſind die Bedingungen vom Verblühen und Abſterben eines Volksgeiſtes? u. ſ. w. — alle dieſe und noch viele andere höchſt bedeutſame Fragen ſind mit einer Sicherheit und Klarheit in den Kreis der Erörterung gezogen, ja ganze, weit auszuführende Unterſuchungen und Reſultate umfaſſende Betrachtnahmen ſind hier oft in kurze Schlagworte und kleine Zwiſchenſätze und Hinweiſe zuſammengedrängt, daß es der Arbeit vieler Jahre und vieler Menſchen bedürfen wird, um das hier Angedeutete auszuführen oder vielmehr das entſprechende Material dafür zu Tage zu fördern.

Es ſind hier zahlloſe Wünſchelruthen an Bergadern und Quellen angelegt, deren Ergründung und Faſſung der beſten Arbeit der Beſten aller Wiſſenſchaften würdig iſt, und es iſt nur zu wünſchen, daß ſich zu den beiden Herausgebern, die ſich ſo glücklich zuſammen gefunden, indem der eine ſeine Meiſterſchaft im Gebiete der Pſychologie, der andere in dem der Sprachwiſſenſchaft hinlänglich bewährt hat, und die von keinem Programme eines Schulſyſtems befangen ſind, ſich noch viele andere finden mögen, um zum Ausbau einer Wiſſenſchaft zu helfen, die eines der erhabenſten Ziele des Menſchengeiſtes überhaupt und des deutſchen insbeſondere iſt.

B. A.

Correſpondenz-Nachrichten.

Tirol, Mai.

Krieg. — Hirtenbrief des Biſchofs von Brixen. — Auswanderung. — Wiſſenſchaftliches.

„Krieg iſt! jetzt habt's ihrs! Das hat der Komet bedeutet, der ſo feurig die Ruthe über den Gipfel des Hochmundi ſtreckte. Merkt es euch, wenn wir Alte etwas ſagen, es iſt nicht alles Lariſari!“ So reden die Greiſe im Oberinnthal, während der Unterländer den Kopf ſchüttelt und im Stillen dem grauen Mathäs abbittet, der ſchon zu Weihnachten von den rothen Oſtern ſprach. Da tritt der Bote in die rauchige Stube und erzählt hausgroße Lügen, daß die Leute das Maul weit aufſperren und ſie doch nicht zu ſchlucken vermögen: ſo viele Franzoſen kommen, daß der Kaiſer zu wenig Blei hat, um ſie alle zu erſchießen, und wenn auch die Soldaten lauter Tiroler Schützen wären, wo keine Kugel fehl geht. — „Iſt alles erlogen!“ ſchreit der Schulmeiſter hinter dem Tiſch. „Da hab' ich die Zeitung, ſoll ich etwa vorleſen?“ — „Ja ja!“ erſchallt es aus allen Kehlen. Der Wirth ſtellt eine „Halbi“ neben ihn, damit er die heiſere Gurgel befeuchte, und er beginnt wie weiland Aeneas auf dem hohen Pfühle. Das Reſultat eines ſolchen Vortrages iſt immer neuer Streit, und am Ende ruft ein alter Schütz: „Nichts gewiſſes weiß man nicht.“ Dann iſt wieder die Frage, was die Tiroler thun ſollen, wenn der Feind an das Thor klopfe; da fallen dann freilich oft Reden, bei denen ein Büreaumenſch nicht bloß die Hände, ſondern auch die Füße über

Digitized by Google

dem Kopf zuſammen ſchlüge. Es läßt ſich nicht leugnen, was männiglich bekannt iſt und von allen Wänden widerhallt: die Regierung hat in den letzten zehn Jahren durch verſchiedene Maßregeln manche Sympathien verſcherzt. Wir wollen ſie hier nicht aufzählen, weil nicht Zeit dazu iſt; zudem hat der Tiroler ſtets ſeine Berge vertheidigt und wird auch dießmal die grünweiße Schützenfahne flattern laſſen, „wenn der Garibaldi, der Lump, und der Bonapart, der um kein Haar beſſer iſt," einbrechen. Zudem hat der Statthalter, deſſen edler Sinn allgemeine Verehrung erworben, die Sache in die Hand genommen und Männer zu Rathe gezogen, die, voll treuer Anhänglichkeit an die Dynaſtie und Tirol, ihm gewiß alles mittheilen, was in den ſchweren Zeitläuften dem Lande noth thut. Auch der Biſchof von Brixen hat einen Hirtenbrief erlaſſen, der die Lage der Dinge ſcharf kennzeichnet und beſonders durch eine Stelle Eindruck machte: „Legt ab jeden Groll und jede Zwietracht. Verſchließet eure Ohren gegen alle Anfeindereien und hütet euch vor jeder ungeſetzlichen Handlung. Wer in dieſem Zeitpunkte durch alte Erinnerungen Unzufriedenheit erwecken will, der begeht einen ſchnöden Verrath am Vaterlande, und wer die Hand gegen ſeinen Bruder erheben will, dem ſoll ſie in der Luft erſtarren. Ja wir wollen nicht bloß nicht grollen und zürnen, ſondern zu jedem Opfer bereit ſeyn, um der Sache des Rechtes zum Siege zu verhelfen. Der Kampf, der gegenwärtig entbrannt iſt, iſt jedes Opfer werth, denn es ſtehen die höchſten Güter der Menſchheit auf dem Spiele. Unſere braven Landeskinder vergießen auf den Schlachtfeldern ihr Blut und bringen ihr Leben freudig zum Opfer; darum geziemt es ſich wahrlich nicht, ſie auf dieſem Opfergange allein zu laſſen, ſondern daß wir uns mit Gut und Blut an ſie anſchließen. Nur mit großen Opfern werden große Erfolge erkauft und das Morgenroth einer beſſern Zukunft wird uns nur dann aufgehen, wenn wir in der Nacht der Trübſal erprobt worden ſind. Wollen aber unſere Feinde ſiegen würden, dann erwartet uns ein Zuſtand der Knechtung und der Barbarei, daß das Leben ſelbſt ſeinen Werth verlieren würde. Wahrlich Grund genug, kein Opfer zu ſcheuen. Unſer allergnädigſter Kaiſer vertraut auf den Beiſtand Gottes, auf die Tapferkeit und Hingebung ſeines Heeres und auf die Treue und Opferwilligkeit der Völker. Gott hilft ihm, das Heer wird ſeine Pflicht thun; möge auch die Treue und Opferwilligkeit bei ſeinen Völkern in Freud und Leid und in allen Prüfungen der dunkeln Zukunft ſich bewähren. Ja dieſe Treue wird nicht wanken im Lande der Treue, in Tirol und dem ihm brüderlich verbundenen Vorarlberg."

Einſtweilen haben ſich die Studenten der Univerſität Innsbruck zu einer Compagnie vereinigt und wollen, ſobald die rothe Feder Garibaldis an einem Grenzjoche ſichtbar wird, zum Schutz der Heimath in das Feld ziehen. Es ſind wackere Jünglinge; die Studenten Tirols waren überhaupt ſtets bereit, mit Trommeln und Pfeifen gegen den Feind zu marſchiren. So fochten ſie 1809 am Pomperbach, beſondere Ehre gewannen jedoch ihre drei Compagnien 1848 bei Primolano, Pontededdeco und Lodron. Uebrigens glaubt hier niemand, daß die fränkiſchen Horden je an unſere Felſenthore klopfen; noch ſteht unſere Armee unbeſiegt im Feld, und wenn es gilt, werden alle deutſchen Männer Schulter an Schulter, Schwert an Schwert die Gefahr vom Heimathboden abhalten. Unſere Grenzpäſſe gegen Süden und Südweſten ſind bereits hinlänglich gedeckt; die Straße des Ibro beherrſcht Rocca d'Anfo, die Stellung von Rivoli und das Defilé von Incanale liegt unter den Kanonen des Monte-Baſtello; auch die Veroneſer Klauſe iſt geſperrt. Der Tonal wurde in den letzten Jahren durch ein Blockhaus befeſtigt, die Cantine des Stelvio, wo 1848 heiß gekämpft wurde, beſetzt eine Schaar Kaiſerjäger, mehr als hinlänglich, die dreifache Anzahl Gefindels aus Veltlin und Val Camonica über den Berg hinabzuwerfen. Vorarlberg wird durch die Neutralität der Schweiz gedeckt, und ſollte dieſe der Mann des 2. Decembers, welcher nichts achtet, brechen, ſo mögen ſich ſeine Schaaren am Arbezzen- und Ariberg blutige Köpfe holen. Wichtig iſt die Stellung am Fern vor Naſereit. Hier vereinigen ſich all die verſchiedenen Wege, welche in früheren Jahrhunderten durch Blockhäuſer und Forts gedeckt, hiſtoriſche Berühmtheit erlangten, jedoch kaum zu halten ſind, weil man einen durch den andern umgehen kann und die Vertheidigung jedes einzelnen die Kraft im Ganzen zu ſehr zerſplittern würde. Von einer Befeſtigung der Scharnitz ſprach man ſchon vor einigen Jahren; die alten caſemattirten Werke wurden 1805 von Ney geſprengt. Uebrigens hat „gut Ding gut Weil'." Dieſe Päſſe kämen erſt in Betracht, wenn der Feind ſchon die Linien der Iller und des Lechs, ſo wie den Schwarzwald durchbrochen hätte; bis aber das geſchieht, wird noch viel Waſſer den Rhein und Inn hinab fließen. Unſere Eiſenbahn leiſtet bei Truppentransporten bereits weſentliche Dienſte, das Publikum hat jedoch gar mancherlei Wünſche, ſowohl in Bezug der Fahrpreiſe, als auch der Zeitlänge, die man von Innsbruck bis Kufſtein braucht. Da wir jedoch in einem Proviſorium ſtecken, wollen wir vom Eintritt definitiver Zuſtände das beſſere hoffen. Am ſchwerſten drückt auf unſere Provinz, welche ihre Bedürfniſſe aus Ländern bezieht, wo nur klingende Münze gilt, das Steigen des Agio. In Folge deſſen iſt der Werth der Banknoten faſt um ein Drittel geſunken, und die Preiſe für die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe ſtiegen. Darunter leidet am meiſten der Beamte, Handwerker und Bauer des Oberinnthals, welcher auf ſeinem Acker weniger erzeugt, als er braucht. Dieſes iſt zum Theil eine Folge der Uebervölkerung, während im Unterinnthale faſt zu wenig Arbeitskräfte für den Ackerbau vorhanden ſind und daher bei üppiger Koſt und großem Lohne Knecht und Magd beſſer gedeihen als der Gutsbeſitzer. Es wanderten auch heuer wieder aus dem Oberland 120 Leute nach Braſilien, mit ihnen 38 Stubaier, meiſtens Schmiede, welche durch den Krieg brodlos geworden. Leider lauten die Nachrichten aus Braſilien ſehr ſchlecht; anſtatt daß man den Einwanderern

Digitized by Google

die versprochenen Felder gegeben hätte, verwendet man sie zum Straßenbau und preßt sie auf jede Weise. Trotzdem würde auch heuer eine noch größere Anzahl als die oben genannte über das Meer gezogen seyn, wenn die Armen das Reisegeld bis Hamburg aufgebracht hätten.

Inter arma silent Musae! Damit müssen Sie entschuldigen, wenn ich von Wissenschaft und Kunst, Gegenständen, die für Ihr Blatt am wichtigsten sind, zuletzt rede. Mit dem Theater will ich Sie ganz verschonen, um so mehr, da es vor kurzem geschlossen wurde. Nur einer außerordentlichen Aufführung der Oper „Friedrich mit der leeren Tasche, von M. Nagiller“ sey gedacht, weil sie einen außerordentlichen Erfolg hatte und als Kunstwerk alle Beachtung verdient. Sie sollte zur Feier der Industrieausstellung über die Bretter gehen, diese wurde jedoch zum großen Verdrusse der Oekonomen, welche bereits den ganzen Winter hindurch Vieh gemästet hatten, des Krieges wegen verschoben. Dem Componisten ist es gelungen, trotz Bonaparte und Cavour, durch seine Melodien Kenner und Nichtkenner am 17. Mai zu erfreuen. Nagiller aus Münster im Unterinnthal hat sich als Componist durch verschiedene Opern bereits einen Namen von gutem Klang erworben; auch zur Rauffaa von Widemann, welche in Coburg aufgeführt wurde, hat er die Noten geschrieben.

Neben die bereits vorhandenen Lehrstühle an unserer Hochschule wurde ein neuer für deutsche Sprache und Literatur gestellt und mit D. Ignaz Zingerle besetzt. Dieser war zuerst am hiesigen Gymnasium angestellt und wurde dann zum provisorischen Bibliothekar ernannt, welches Amt er jetzt niederlegt. Er hat zwar viele Werke auf den Büchermarkt geworfen, darunter ist aber keines, welches durch Originalität oder wissenschaftliche Tiefe gewonnener Resultate imponirte, sey es nun auf dem Gebiete der Grammatik, Aesthetik oder Literaturgeschichte. Ein großes Verdienst hat er sich jedoch durch die Sammlung tirolischer Sagen und Mährchen erworben; er theilt es in erster Linie mit Alpenburg, Hammerle, Moser und Vochun. Seine Gedichte wollen wir nicht erwähnen, weil der Sänger die Leier selbst an den Nagel gehängt hat.

Unser historischer Verein, der unter der Leitung des trefflichen Zicker stehen wird, harrt noch immer der langersehnten höheren Bestätigung. Desgleichen hat sich noch niemand gefunden, die vom Ausschusse des Museums gestellte Frage: „über die Entwicklung des Ständewesens in Tirol,“ zu lösen, obwohl der Statthalter dafür einen Preis von 25 Dukaten bestimmt hat. Den Geognosten dürfte vielleicht eine Knochenhöhle im Kaisergebirg, bis jetzt die einzige im Land bekannte, interessiren, welche Dr. Pichler, von dem das Museum unlängst „Beiträge zur Geognosie Tirols“ veröffentlicht hat, auffand. Sie verliert sich in einer Wand am Sparchenbach und enthält die Gebeine von Bären und Wiederkäuern.

Im Museum ist gegenwärtig eine Broncestatue der Terpsichore von Malknecht aufgestellt. Der Künstler lebt in Paris und hat sich in seiner Richtung bereits völlig französirt; sein Werk, ausgezeichnet durch Technik und Naturwahrheit, ist von größter Wirkung, wenn ihm auch die Reinheit des griechischen Kunstideals mangelt.

Zum Schlusse möchte ich noch zwei Todten ein Blatt der Erinnerung auf das Grab werfen. Der Bildhauer Pendl von Meran ist den Kunstfreunden durch einen Aufsatz von Eggers bekannt; er starb als hochbetagter Greis; A. Flir verschied in den besten Jahren zu Rom. Er hat als öffentlicher Lehrer Großes gewirkt, seine Reden in der Paulskirche zu Frankfurt, welche die Allgemeine Zeitung mittheilte, erwarben ihm den Beifall jedes deutschen Mannes, die gedruckten Werke wurden seiner Zeit in den besten deutschen Blättern besprochen. Es liegt noch vieles im Manuscript vor, und man wünscht allgemein, daß diese Reste des edlen Mannes, der nicht, wie mancher andere, das Büchermachen als lucratives Geschäft, bei dem es auf das Wie gar nicht ankommt, betrieb, dem Drucke übergeben werden. Wie man vernimmt, arbeitet ein Freund des Vollendeten an einer Biographie desselben. Möge sein Bild dem Andenken des Landes, für das er so viel gewirkt, erhalten bleiben!

München, Mai.

Das Wittelsbacher Museum.

Ein Gang durch das Wittelsbacher Museum in München ist ein Gang durch die Culturgeschichte von sechs Jahrhunderten. Es ist dieses Museum in der That ein in dieser Art und Ausdehnung einziges Institut, einzig in Deutschland, ja in der Welt. Der Eindruck ist schon jetzt überwältigend; wie viel mehr muß er das werden, wenn die durch Größe und Bedeutung in Staunen setzende und noch in steter Wachsthum begriffene Sammlung in dem bereits begonnenen großartigen Gebäude, das König Max eigens und allein für dieselbe in der Maximiliansstraße

Digitized by Google

erbaut, und damit in Räumen untergebracht ſeyn wird, die in Architektur und Ornamentik jedesmal das Jahrhundert, aus dem die Gegenſtände ſind, repräſentiren ſollen. Aber ſchon jetzt hat Herr von Aretin, der Vorſtand dieſer reichen Sammlung, welcher durch eiſerne Beharrlichkeit und einen Feuereifer in der Acquiſition, dem bei der Anlegung ſolcher Sammlungen allein Großes gelingen kann, ſich die größten Verdienſte um dieſelbe erworben hat und erwirbt, chronologiſche Ordnung in das Chaos gebracht, indem immer alle Gegenſtände aus derſelben Zeit in denſelben Zimmern vereinigt ſind.

Wir machen zuerſt auf romaniſche Ornamentſtücke, eine Reihe Thiere darſtellend, aufmerkſam, wenn ſie auch klein und nur im Abguß vorhanden ſind, der überhaupt in ſehr erwünſchter Weiſe zur Vervollſtändigung benutzt iſt, weil ſie in ihrer grotesken Art an jene abenteuerlichen Thierfiguren-Streifen auf den älteſten korinthiſchen Vaſen gemahnen. Doch iſt im Ganzen in romaniſchem Styl nur wenig vorhanden, um ſo mehr aus allen Perioden der Gothik. Hier erfüllt uns mit ſteigender Bewunderung die meiſterhafte Handwerkstechnik jener grundtüchtigen Bürger der Städte des Mittelalters, wie denn ſelbſt Schloſſerarbeiten da ſind von einer an Helleniſches Formgefühl erinnernden, aber durch und durch originell germaniſchen Ornamentik. Daneben Siegel und Siegeladrücke, die in ſolcher Verbindung erſt in ihrer ganzen cultur- und kunſthiſtoriſchen Bedeutung erſcheinen, Gold- und Silberarbeiten mit und ohne Vergoldung, die uns mit Bedauern erfüllen, wenn wir an unſere Zeit denken, die im Sinne für ſtyliſtiſche Schönheit mit jenem an Motiven vergleichsweiſe armen Mittelalter gar nicht verglichen werden kann. Denn was hilft uns der Reichthum der Motive, wenn ſie nicht künſtleriſch bewältigt, nicht hervorgegangen ſind aus dem richtigen Gefühl deſſen, was die Natur, der Zweck und das Material des Gegenſtandes einerſeits, die dem Geiſt der Zeit entſprechende Erſcheinungsweiſe der Schönheit andererſeits fordern?

Die Gegenſtände der Sculptur, die vielen Altartafeln machen zwar auf mich zunächſt mehr einen beengenden Eindruck, nicht den befreienden der griechiſchen und einer Raphaeliſchen Kunſt. Man fühlt es, ſie ſind empfunden und geſchaffen in einem Glauben, der nicht unmittelbar an ſeinen Schöpfer ſich zu wenden vermochte, der die Schranken zwiſchen ſich und ſeinem Gott und Erlöſer noch nicht wieder, wie es durch die Myſtik und die Erneuerung des religiöſen Geiſtes überhaupt am Ausgang des Mittelalters und im erſten Jahrhundert der neueren Zeit geſchah, durchbrochen hatte. Aber es iſt ein ſtarker Glaube; die vielleicht hie und da geradezu ſtumpf erſcheinende, aber feſte und blinde Ergebung derer, die nicht ſehen und doch glauben, iſt in den gefalteten Händen, den geſenkten Köpfen, den halb geſchloſſenen Augen ausgedrückt. Und hie und da erhebt ſich dieſe mittelalterliche Kunſt mit ihrer wunderbaren Verbindung eines oft mehr als naiven Naturalismus und der überſchwänglichſten Innigkeit des Gefühls und religiöſen Glaubens, ſo daß die Form den Inhalt lange nicht faßt, aber auch nicht im Stande iſt, das Höhere ahnen zu laſſen, ohne daß ſie, was ſie noch oft genug thut, zur Symbolik ihre Zuflucht nimmt, zu einer Höhe, zu der wir ſtaunend hinauf blicken, und zwar nicht blos in den Geſichtern, in denen ſie bekanntlich, charakteriſtiſch genug im geraden Gegenſatz zur Antike am früheſten der Vollendung ſich näherte. Ich habe da, abgeſehen von den unſchätzbaren zwei Gebetbüchern, voll von Miniaturen Hans Memlings, beſonders ein mit Tempera gemaltes Altarbild aus dem vierzehnten Jahrhundert im Auge, deſſen Mittelbild eine kniende Madonna zur Seite des gekreuzigten Erlöſers zeigt. Farbe, Formgebung, Faltenwurf gehören zum Schönſten, was die Kunſt je hervorgebracht hat. Man hat hier nicht nöthig, irgend welchen hiſtoriſchen Enthuſiasmus zu Hülfe zu rufen, mit welchem es ſo oft gelingt, hinter rohen und eckigen Formen den feinen Kunſtſinn der werdenden Meiſterſchaft, in bizarren und barocken, oder auch kindlichen Linien geniale Phantaſie, in einem ſtumpfſinnigen Ausdruck oder Mangel an allem Ausdruck der Köpfe kindliche Naivetät und Frömmigkeit zu erblicken. Nein, dieſes Antlitz, dieſe Geſtalt kann die ſtrengſte Prüfung des Kritikers ertragen und er wird mit dem Ausſpruch endigen: das iſt ein erhabenes, hochgeiſtiges und von der ſinnigſten und reinſten Frömmigkeit durchleuchtetes, vom tiefſten und edelſten Mitleid verklärtes Weib.

Doch genug! Wir gehen weiter, muſtern im Vorübergehen die Waffen und Harniſche aus den verſchiedenen Jahrhunderten, die auf das kunſtreichſte geſchnitzten Schränke, Stühle, Truhen, auch die äußerſt merkwürdige Holzdecke eines Zimmers, und kommen in die Galerie der ſpäteſten Gothik, wo uns der phantaſtiſche, unorganiſche Schwung der Gewändерfalten und die verſchnörkelte Gothik den Verfall dieſer verräth und den Beginn einer neuen Kunſtperiode andeutet.

So gehen wir denn die Treppe hinauf in das obere Stockwerk, um, wie unten das Mittelalter, durch eine lange Reihe Zimmer die Renaiſſance von ihren Anfängen bis in das achtzehnte Jahrhundert zu verfolgen. Prachtvolle Gobelins bedecken hier die Wände; * theils italieniſches, theils einheimiſches bayeriſches Fabrikat ſtrahlen ſie großentheils in einer Pracht der Farben, als wären ſie noch nicht ſo viele Jahre alt, als ſie zum Theil Jahrhunderte zählen. Beſonders in die Augen fällt hier ein Gobelin mit der allegoriſchen Darſtellung eines homo, Philipp den Schönen vorſtellend, von der Luxuria gehalten, während die Juſtitia mit dem Schwert in der Hand auf ihn losgeht, dieſer aber die Miſericordia in die Arme fällt, andere Perſonen als mehr oder minder betheiligte Zuſchauer, alle mit porträtartigen Zügen, alſo wohl Perſonen des Hofes, dabei ſtehen. Es iſt das vielleicht eines der ſchönſten Gobelins

* Und doch konnte erſt der dritte Theil der ſchon acquirirten aufgehängt werden.

Digitized by Google

in der Welt, ſo prächtig ſind die Farben, ſo bedeutend und ausdrucksvoll die Geſichter, ſo richtig die Zeichnung. Wir gehen gleich noch eine Galerie entlang mit Gobelins nach Raphaels und ſeiner Schüler Zeichnungen. Das Regiment des Mars, der Krieg, des Mercurs, die Künſte des Friedens, des Saturn, der Ackerbau u. ſ. w. ſind hier vorgeſtellt, eingefaßt von Darſtellungen theils aus der heidniſchen Mythologie, theils aus der heiligen Geſchichte in der merkwürdigen Zuſammenſtellung jener Zeit. Hier athmet alles den reinen Geiſt der Kunſt, des freien Humanismus, der Ueppigkeit und Prachtliebe, der von Schönheit geſättigten Luſt und Sinnlichkeit jener Tage der Wiedergeburt des Alterthums und der Kunſt in Italien. Und das ſind eben die Eigenſchaften, die auch in den Zimmern, welche wir jetzt durchſchreiten, überall ſich verrathen. Wir bewundern dieſe kunſtvoll geſchnitzten Schränke, mit Schildpatt belegt und eingelegt, zum Theil mit Elfenbein und Perlmutter, wo jener phantaſtiſche, aber geniale Bauſtyl berechtigt erſcheint, weil er in einem Material und an Gegenſtänden auftritt, die ſtyliſtiſche Conſequenz nicht verlangen. Wir erſtaunen über den unendlichen Fleiß, mit dem Piſtolenkoiben in eingelegter, figurenreicher Arbeit verziert ſind. Dann fällt uns eine Bettſtelle in die Augen, wo die Vorhänge, von Seide und mit Seide geſtickt, geſtern erſt aus der Fabrik gekommen ſcheinen. Wir ſtreifen mit einem Blick die kunſtreichen coloſſalen Standuhren, zwei gewaltige Globen, einen Erd- und Himmelsglobus, ſo wie ein aus Meſſing gearbeitetes großes Planetarium des Kurfürſten Max Emanuel, betrachten eine zahlreiche, zum Theil auch durch die porträtirten Menſchen ſehr intereſſante Sammlung kleiner Medaillons, wie welche ſchon in den früheren Sälen uns — in Oel gemalt — aufgefallen waren, und gelangen endlich in das letzte Zimmer, wo beſonders aus Glas nachgebildete Architektur, hauptſächlich auch Gartenarchitektur, unſere Augen feſſelt. Es iſt das wundervolle venetianiſche Arbeit. Dieſe Dinge gemahnen unwillkürlich in der unmöglichen und doch im Styl der Zeit gedachten Art und Weiſe an jene Pompejaniſchen Architekturwandmalereien; ſie gemahnen aber auch an jene elenden Gartenkünſte und Spielereien, in welche dieſe Architektur und dieſe Zeit, die alles ethiſchen Inhalts entledigt worden war, verlaufen iſt. Da treten vor unſere Augen jene franzöſirten Cavaliere und die Damen mit weit entblößtem Buſen, Schönpflästerchen auf der Haut, laſcive Darſtellungen auf dem Fächer, in ihren ungeheuren Reifröcken. Wie gewaltig war doch der Luxus jener Tage, nicht im Bürgerſtande zwar, der noch weit mehr die altväterliche Einfalt bewahrt hatte, aber an den Höfen! Was wir hier ſehen, ſind nur Ueberbleibſel, zufällige Ueberbleibſel, zum Theil aus Rumpelkammern hervorgezogen. Es gilt, auch der Klaue den Löwen zu erkennen.

Wahrlich aus dieſem letzten Zimmer ſcheiden wir nicht mit gehobenem Gefühl wie aus denen des Mittelalters und der guten Renaiſſance. Es war die ſchlechteſte Zeit in Deutſchland, als jener maßloſe, durchaus den Franzoſen nachgeäffte Luxus an den zahlloſen kleinen deutſchen Höfen getrieben wurde, als der Ton der guten Geſellſchaft die höchſte Feinheit erreicht hatte, die Courtoiſie und Galanterie gegen die Damen in's Extrem ausgebildet war, darunter aber vielfach die ſchnödeſte Rohheit und gemeinſte Laſcivität im geheimen Umgang mit denſelben Damen ſich barg und die gute Geſellſchaft eine Satire auf wahre ſittliche Güte und humane Bildung, die Feinheit im Ton des Umgangs nur zu oft eine Maske der Rudität des Geiſtes und Herzens geworden war. Sie that noth jene Erhebung des deutſchen Geiſtes gegen die franzöſiſche Corruption.

Aber es eröffnet ſich in dieſen Räumen für den Hiſtoriker ein unermeßliches Feld. Bis in die feinſten Beziehungen hinein führen uns namentlich auch jene geſammelten Albumblätter. Gleichſam verkörpert tritt uns der Geiſt der Jahrhunderte in dieſen Räumen entgegen. Es iſt ſorian unmöglich, Geſchichte zu ſchreiben, ohne das eindringendſte Studium dieſer Bildwerke, Schmuckgegenſtände, Möbeln, Waffen. Aber auch die Poeſie, der hiſtoriſche Roman zumal findet hier die reichſte Anregung und Belehrung. Mit Einem Wort, gegenüber dieſer Culturgeſchichte, die nicht in Bildern, nein in Wirklichkeit gleichſam vor unſere Augen tritt, eröffnen ſich uns die weiteſten Perſpektiven für die Fortbildung des menſchlichen, des modernen Geiſtes. Auch hier wie in ſo vielen andern Disciplinen hat ja die Wiſſenſchaft ihre unendliche Arbeit erſt begonnen.

a.

Vom Mittelrhein, Mai.

Eine alte und eine neue Feſtung.

Gen Weſten wanderte ich in dieſen Tagen, in der Richtung, der gegenwärtig aller Deutſchen Blicke zugewendet ſind. Die blauen Berge der Vogeſen ſtanden in der Ferne vor mir und um mich her war alles frühlingsgrün und ſonnenhell und hoffnungsreich. Aber juſt da drüben über jenen blauen Bergen ſchwebte eine ſchwarze Wolke.

Digitized by Google

Sie kam mir vor wie ein dunkler Klecks, der uns den ganzen Lenz verderben will. Werden Blitze aus der Wolke fahren, wird sie Blut oder nur Dinte regnen? Ehe sich diese Frage entscheidet, wollte ich mir eines jener Bollwerke betrachten, die in den Friedensjahren aufgerichtet worden sind, weil selbst dem reinsten Himmel nicht zu trauen ist, da von Westen her oft plötzlich die Wetterstürme kommen. Die neue Festung Germersheim war das Ziel meiner kurzen Frühlingswanderung. Obwohl Festungen jetzt zu den interessantesten Gegenständen gehören, zog mich eigentlich doch mehr ein Freund dahin, der mir seit einiger Zeit hinter jenen Mauern und Wällen wie verschwunden war. Der freundliche Leser erwarte darum nicht, daß er in mir einen fortificationskundigen Mann begleiten werde, von dem er etwas über Festungsbau und dessen ältere und neuere Systeme lernen könnte. Ich verstehe von dem Caponière-system, nach welchem Germersheim gebaut ist, gerade so viel wie von dem andern, das heißt so viel wie nichts. Ich werde schon darum und auch noch andern Gründen auch keine Geheimnisse verrathen.

Das flache Land von Baden gegen den Rhein hin ist nach bäuerlichen Begriffen sehr schön, nach touristischen erstaunlich langweilig. Es gehört die ganze Macht des Frühlings dazu, um eine Wanderung durch dasselbe erträglich zu machen, auch wenn sie nur wenige Stunden dauert. Ganz abgesehen von strategischen Interessen, hätte ich eine Eisenbahn von Bruchsal nach Germersheim mit Freuden begrüßt. In Ermanglung derselben ging ich eben zu Fuß, und ehe ich zu der erstrebten neuen Festung kam, stieß ich auf eine alte, vielmehr auf den schwachen, kaum noch sichtbaren Schatten derselben. Philippsburg ist der Ort, den ich meine, ein langweiliges Landstädtchen in langweiliger Gegend, die selbst der Rhein mit seinen flachen Ufern nicht heben und beleben kann. Nur der Dom von Speyer, welcher aus mäßiger Entfernung über den Strom herüber schaut, vermag ihr einiges Relief zu geben.

An dieses Philippsburg knüpfen sich für uns Deutsche recht widerwärtige Erinnerungen. Udenheim hieß es im Mittelalter und war nur ein Dorf mit einer Burg, zum Gebiet des Bischofs von Speyer gehörig. Kaiser Ludwig IV. erklärte es für frei und gestattete 1338 dem Bischof, es zur Stadt zu erheben und zu befestigen. Natürlich, der Fürstbischof von Speyer mußte doch auch eine Festung haben, besonders wegen seiner ewigen Händel mit der Stadt Speyer und den Pfalzgrafen. Wie später Bruchsal, so war das Schloß zu Udenheim vorzugsweise bischöfliche Residenz, und Bischof Philipp Christoph von Sötern ließ endlich zwischen 1615 und 1623 die Stadt in eine förmliche Festung verwandeln und taufte sie nach seinem Namen um. Sie sollte so recht der Zankapfel und der Unstern der ganzen Gegend werden. Der undeutsche Bischof, zugleich Kurfürst von Trier, suchte sie dem Könige von Frankreich in die Hände zu spielen, ja, nachdem Schweden und Spanier sich abwechselnd derselben bemächtigt hatten, verkaufte er sie förmlich den Franzosen. Der kaiserliche Oberst Bamberger nahm sie zwar 1635 durch List, hieb die französische Besatzung nieder, mußte sie jedoch schon 1644 den Franzosen unter Enghien und Turenne wieder einräumen, und im westphälischen Frieden überließ man sogar, zur Schmach des deutschen Namens, diese auf dem rechten Rheinufer gelegene Festung geradezu den Franzosen. Erst 1676 eroberten sie die Deutschen wieder, doch konnte der tapfere Graf Starhemberg sie nicht halten, als Montclar und Duras sie belagerten, und der Dauphin zog am 31. Oktober 1688 in dieselbe ein. Zwar gewannen Prinz Eugen, Marschall Marlborough und Markgraf Ludwig von Baden 1704 die Festung wieder und sie wurde nun durch sieben Bastionen verstärkt, aber dreißig Jahre später konnte Marschall Wanzenau, trotz der tapferstен Gegenwehr, sie wieder nicht mehr halten und mußte sie nach furchtbarer Beschießung durch Marschall Alsfeld den Franzosen überlassen. Der Wiener Friede brachte sie 1737 wieder an's deutsche Reich zurück, aber 1799 beschossen sie die Franzosen vom 6. bis 12. September nicht weniger als 136 Stunden lang. Dennoch hielt sie der Rheingraf von Salm bis zum Waffenstillstand am 20. September 1800. Am 10. Oktober aber begannen die Franzosen sie zu schleifen und gänzlich auszubrechen. Die deutschen Bewohner der Gegend mußten selbst das Zerstörungswerk vollführen und am 6. Mai 1801 war alles so verschwunden, daß man seitdem nur noch einige Spuren der ausgefüllten Gräben erkennt. Mitten im Städtchen aber steht ein Monument zum Andenken an die letzte Beschießung, mit aufgefundenen Stückkugeln verziert.

Das war das Schicksal einer deutschen Grenzfestung in nicht vollen zwei Jahrhunderten. — Voll von den Gedanken daran, wanderte ich weiter dem etwas über eine Stunde entfernten Germersheim zu.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 25. 19. Juni 1859.

One who possessed Beauty without Vanity, Strength without Insolence, Courage without Ferocity, and all the Virtues of Man without his Vices.

Byron.
Epitaph of his Dog Boatswain

Treue.

Anekdote.

Mein Freund — ſo erzählte unſer Freund von dem ſeinigen, und was er ſpricht, kann ich verbürgen, nicht bloß weil es aus dem Archiv kommt; dieſem ſteht er nämlich vor in ſeinem Canton — mein Freund war am Fuß des ehrwürdigen Stephanthurms geboren. Wo ſeine Wiege ſtand, verlebte er auch die Jünglingsjahre, erreichte er das Mannesalter. Er war Wiener vom Scheitel bis zu den Zehen, Wiener durch und durch, aber im beſten Sinne. Jetzt fing ſein Haar an ſich den grauen Tönen ſeines bemoosten Doms zu nähern. Vom Haus in's Büreau — er war kurz nach der Univerſität in den Staatsdienſt getreten — vom Büreau nach Haus, in's Kaffeehaus, in den Prater: da geht die Zeit ſehr „pomadig." Der Mann hatte ſich jedoch in ſeinen Mußeſtunden frühe auch antiquariſchen Studien ergeben, und da ſchwinden die Tage, die Jahre. Ein Steckenpferd läuft ſchneller als Pegaſus und Lokomotive.

Bei den wiſſenſchaftlichen Forſchungen des Raths kamen ihm die Muſeen der Burg zu gut, ſo wie ſeine Bekanntſchaft mit den Vorſtehern dieſer wahrhaft kaiſerlichen Anſtalten mit ihren vortrefflichen und in des Worts höchſter Bedeutung gaſtfreundlichen Cuſtoden, bei denen ſchon mancher eine geiſtige Heimath gefunden. Es fehlte unſerem Archäologen nichts mehr zum gründlichen deutſchen Gelehrten, nicht einmal die Zerſtreutheit, von der man gar manchen Zug zu rühmen wußte, wenn die Freunde noch ſpät nach des Tages Laſt zuſammen ſaßen bei der „Halben," auch nicht eine gewiſſe Originalität der Figur und des Anzugs, am wenigſten aber die Gutmüthigkeit; denn er hätte, kindlich und großmüthig zugleich, wie man zu ſagen pflegt, nicht ein Wäſſerlein trüben können; endlich auch nicht die Bequemlichkeit, das Gehenlaſſen, leibliches Geſchwiſterkind der Unordnung, die ihrerſeits wieder mit der Zerſtreutheit verwandt iſt.

Wenn euch an Sommerabenden ein Mann begegnet iſt, eher klein als groß, eher dick als dünn, in einem langen grauen Rock mit unbändigen Taſchen, aus denen wohl gar eine verrätheriſche Pfeifenſpitze vorlugt; ein grauer Rock von einer Tinte, die eben wieder mit der des Stephanthurms und der ſanfteren der kurzgeſchnittenen Haare ſtimmt, welche in die noch hellere des Huts übergeht; ein nicht minder etwas abgebleichtes, rundes, jedoch geiſtreiches Geſicht von den feinſten Linien; ein Buch unter dem Arm, den nachdrücklichen Stock in der Fauſt, die rechte Schulter kaum merklich emporgezogen, geradeaus marſchirend wie

Digitized by Google

nach der Schnur, bald plötzlich die Schritte anhaltend, bald eben so schnell, ohne alle äußere Logik, verdoppelnd, und in letzterem Falle regelmäßig verschiedene Prisen hastig schnupfend aus einer nicht eben kleinen Schildkrötedose, die nur selten den weißen kurzen Fingern in den Abgrund besagter Taschen entgleitet; mit den dunkelbraunen Augen ebenfalls geradeaus blickend, nicht rechts, nicht links: begegnet euch ein solcher Mann, so dürft ihr vermuthen, daß es der Rath vom Stephansplatze ist.

Die letzten Zweifel müssen aber schwinden, wenn neben dieser grau in grau schattirten Gestalt, wie gebannt au sie, ein blondgelocktes Wesen erscheint, nämlich ein semmelfarbener, löwenartiger Hund, mit zottiger Mähne, mit einem Bau der riesigen Glieder, einem Gang, die fast etwas Menschliches haben, einem melancholischen Gesichte, Augen besonders, die dich mit einer Gutmüthigkeit und dabei mit einem tiefen Ernste anschauen, der etwas Prüfendes, ja fast Richtendes hat. Man könnte sich vor dem Hunde fürchten, wenn er nicht gerade gar so viel Vertrauen einflößte. Er gemahnt einen zuweilen wie ein verzauberter Mensch. Sieh ihm nur nach, er trampelt genau daher wie ein Philosoph. Hat er sich den gelehrten Tritt erst durch den Umgang angewöhnt? Oder stoßen wir auf eines jener Geheimnisse der Seelenwanderung?

Ist es der Dämon des Antiquars, aus einem alten Hexenbuche heraufbeschworen? Nein, viel eher ein verhüllter Schutzgeist. Leo heißt ihn sein Herr, und er konnte auch gar nicht anders heißen. Wie ein Löwe bewacht er denselben, aber auch wie eine treue Kindsmagd das ihr anvertraute Kleine hütet und hegt. Der Rath darf getrost, wie er auch niemals zu thun verfehlt, seinen Schirm, sein geblümtes Kattuntuch, Perspektiv, Stock oder Dose liegen lassen; der Hund trägt ihm alles Vergessene oder Verlorene pünktlich nach. Ich wollte niemand rathen, den Rath auch nur geringschätzig anzusehen; der Leo versteht darin keinen Spaß. Man sieht den einen nie ohne den andern; darum kennen auch die Wiener den Rath vom Stephansthurm an dem absonderlichen Hund, der beinahe gemahnt wie eines der grotesken Steingebilde des Doms selbst hoch oben aus freier Luft oder tief unten von einem Grabmale, das sich belebt hat, um dem Sohne der Stephanskirche zu folgen, das wandelnde Symbol der Treue.

Eine Wiegengabe war der häusliche Löwe allerdings, ein Vermächtniß, eine Art von Fideicommiß. Er stammte von einem Hunde von seltener, vielleicht jetzt nahezu ausgestorbener Race, welchen der Vater unseres Gelehrten schon in seiner Jugend von weiten Reisen, auf welche ihn nicht immer glückliche industrielle Unternehmungen getrieben, heimgebracht hatte, hoch vom Norden glaube ich, aus Norwegen oder gar aus Finland. Stamm und Name des Thiers sollten nie erlöschen in der Familie. Es bestand, wenn ich nicht irre, selbst eine Stiftung zu Gunsten des jedesmaligen Leo. Der Ahnherr soll, nach einer Familientradition, seinen Principal in der Ferne aus Lebensgefahr gerettet, und dessen Dankbarkeit ihn nicht nur für alle Zeiten in sein Herz und Haus, sondern auch in sein Wappen aufgenommen haben. Wenigstens führte unser Rath einen Hund im Siegel, das er, fein in Krystall gestochen, wenn er es nicht verlegt hatte, an seiner Uhrkette trug.

Es hatten sich im alten grauen Hause an der Stephanskirche, in welchem sich Joseph, eben unser Gelehrter, beim Verkaufe zwei Stuben vorbehalten, die ihm nicht gekündigt werden konnten, und aus denen man ihn nur als Leiche tragen sollte, bereits mehrere Generationen jenes friedlichen Löwengeschlechts abgelöst, und als dasselbe nichts mehr zu bewachen hatte, kein Silberzeug, keine Juwelen, keine Vorrathskammern, kein Linnen, keine Fässer, außer dem des Diogenes, nicht einmal Familienporträts, nur Akten, keine andern Schränke, als die der Bibliothek — als dasselbe sonst gar nichts weiter zu bewachen hatte, bewachte es den Knaben, den letzten Nachkommen mit einziger, ausschließender Treue; aber diesem sollte auch kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden. Man sagt, der alte Herr habe ein Gelübde gethan wegen des Leo, und auch der Sohn ihm schwören müssen, den Hund nie von sich zu lassen, keine Stunde, nie ohne einen Sprößling der Löwenfamilie zu bleiben und keinen derselben je untergehen zu lassen. Es war fast mehr als Dank, oder vielmehr dieser knüpfte in seiner Steigerung den Fatalismus daran. Sie wollten zuletzt behaupten, das Bestehen der vordem auf dem Stephansplatze eingebürgerten Familie, die Wohlfahrt, ja die Erhaltung des Raths selbst hänge mit dem Daseyn des geheimnißvollen Hundes zusammen.

Es wurde jenem nicht schwer, den Wunsch seines Vaters zu erfüllen. Konnte er sich doch selbst nicht ohne den Leo denken. Diese Gestalt des Hundes mit dem blondbärtigen Philosophenkopfe stand schon an der Wiege des Raths und begleitete ihn in einem seiner Nachkommen, der in des Raths erster Jugend zur Welt gekommen war, durch das Leben, d. h. auf das Bureau, an die Schwelle der Museen, zu Kaffee und Bier, im Prater vor die Wurstelbude und den Marionettenkasten, wo sie die Teufelsmühle am Wiener Berg spielen, und in außerordentlichen Fällen auf die Brigittenau an die mächtige Donau, die Silberschlange, welche sich durch

Digitized by Google

maigrüne Auen dem Orient entgegen ringelt, häufiger auf die Bastei, den in den jüngsten Tagen von Neuerung und Baulust bedrohten Gürtel der Kaiserstadt mit historischem Bildwerk, wo man die Stickerei ihres Mantels, die Vorstädte, hingebreitet sieht, und auf dem wunderblauen Gebirge die Klöster, die Kirchen, die Kapellen alle funkeln von Gold und Abendroth wie Kleinodien, als Weihgeschenke hingestellt auf Altäre mit Purpurdecken.

Alle, die da wandeln, die ganze bunte Bevölkerung des deutschen Paris, mehr noch des deutschen Neapels, die rosigen Kinder wie die Großmütter, die Fürstin mit dem betreßten Jäger hinter sich, wie die Alpendirne mit ihrem Korbe voll Sträußen, die klirrenden, blinkenden Soldaten aller Waffen, die noch heute auftreten wie in Wallensteins Lager, die Mönche von allen Farben und Orden, der Kapuziner wie der Armenier, der Türke in seinem blumigen Kaftan und Scharlachfeß, wie die Nonne in ihrem schwarzen Schleier, der Magyare und der venetianische Nobile wie der polnische Jude — dieser ganze Maskenball, zu welchem so viele reiche und so verschiedene Provinzen die Charakteranzüge schicken, alle betrachten die semmelfarbene phantastische Figur des Hundes, wie er mit antiker Ruhe dem Herrn im grauen Rocke so stolz voranschreitet, beide just nicht modisch angethan.

Weder Leo noch der Herr Rath merkten etwas davon. Je mehr sie sich dem nun geöffneten rothen Thurmthore näherten, das eine so glänzende Rolle spielt in der Geschichte des Kaiserstaats, desto weniger befremdet zeigten sich die Blicke, bis zuletzt auf dem Stephansplatze, unmittelbar bei dem Festen von Kirche, unter dem noch glühend überhauchten Thurmgipfel, dessen letztes Flammen, wenn über alles sich schon längst die Schatten breiten, oft an Alpenglühen mahnt, die Nachbarn ganz vertraut thaten, weniger mit dem Herrn als mit dem nordischen Löwen, der friedsam und wohlwollend zwar, allein in gelassener Würde sich mit niemand einließ, weder mit den Krämern hier, noch mit der vornehmen Welt dort auf der Promenade. Gleich den alten Rittern, welchen Minnen und Dienen eins war, adelte er das Dienen — er hatte das Genie des Dienens, die Treue.

Man muß gestehen, für eine mystische Persönlichkeit, wie diese Dogge war, machte sie sich denn doch immer sehr reell nützlich. Mit den Angewöhnungen und Grundsätzen, die sich bei unserem Archäologen in einem mehr abstrakten künstlichen Leben eingenistet hatten, zwischen Büreau und Bibliotheksstunden, zwischen Aktenstaub und vergelbten Pergamenten, vertrug es sich nicht, speciell für sich Diener oder Dienerin anzustellen. Er wußte tausenderlei dagegen einzuwenden. Das Vernünftigste davon war unstreitig die Bemerkung, daß man um so unabhängiger sey, je weniger man Bedürfnisse habe. Der Traum seines Daseyns war eine höhere Freiheit für sein Selbst, was ihn nicht hinderte, der stete Sklave seiner Gewohnheiten, Confusionen, Zerstreutheiten, ja seiner Weichmüthigkeit zu seyn. Vielleicht hätte auch niemand die in dieser Junggesellenwirthschaft eingeschlichene Verwirrung bewältigen und seine Wunderlichkeiten aushalten können.

Er wollte nicht leiden, daß man nur ein Stäubchen wegnehme, ein Blättchen verrücke auf seinem Sekretär, behauptete nicht den leisesten Zug, die mindeste Feuchtigkeit zu ertragen, hätte sich am liebsten unter eine Glasglocke gesetzt, schon um sich vor Lärm zu schützen. Er forderte die unverbrüchlichste Stille; das mindeste Geräusch, jeder Laut, der mit der Gegenwart einer zweiten Person in der Wohnung verbunden war, störte ihn in der Arbeit wie in der Ruhe, regte seine Nerven auf. Außer sich besonders brachte ihn das Zuschlagen wie das Offenlassen, das bloße Anlehnen der Thüre, von welchem er keinen Dienstboten kuriren konnte. Leo dagegen, wenn er herein wollte, kratze, bevor er den Drücker öffnete, statt höflichen Anklopfens, ganz bescheiden mit seinen weichen Pfoten an der Thüre, was sogar etwas angenehm Gespenstisches hatte, und mit seltsamem Geschick wußte er sie hinter sich ganz sachte wieder zuzumachen. Hauptsächlich verletzte seinen Brodherrn die kreischende Stimme und mehr noch die Behemenz, das rasche Ausfahren der Bewegungen bei der untergeordneten Klasse; am meisten aber ärgerte ihn das Unlogische, das er ihr vorwarf, das Unlogische in ihren Urtheilen und Handlungen. Ueber die Logik, welche er diesen Leuten aufdringen wollte, kam er mit Allen auseinander. Bei dem Hunde war das ganz anders; der Hund war weit consequenter. Er sollte seinem Herrn nur zu bald einen zermalmenden Beweis von Logik geben.

Somit blieb dem Rathe nichts übrig, als mit der Besorgung seiner Stuben und den dahin einschlagenden Dingen den Hausmeister und die Hausmeisterin zu betrauen, denen er zu diesem Zwecke bestimmte Stunden anweisen konnte, jenen ächten Wiener Figuren, welche für Wien das sind, was der Portier und seine Frau für Paris. Außerdem half Leo aus, der sich mit der ihn charakterisirenden Stoa besser als Einer in alles schickte. Wir haben schon vorhin seiner Dienstleistungen gedacht. Wenn er auch nicht kehrte und Stiefeln putzte, so war er doch sonst zu allerlei zu gebrauchen. Er machte den Lakaien, den Kammerdiener, ja den Commissionär, denn er besorgte wirklich verschiedene Ausgänge. Man konnte ihm manches auftragen, bis in's Unglaubliche.

Digitized by Google

Leo durfte wohl seinem Gebieter sich nothwendig und angenehm machen, weil er demselben viel zu erstatten hatte, mehr als in seinen Kräften lag. Der Rath hatte seinem Hunde gleichsam ein wichtiges Opfer gebracht. Nicht nur daß Hagestolze überhaupt leicht einsam bleiben, wenn sie sich an eine Creatur gewöhnen, welche Lücken der Häuslichkeit allmählig ausfüllt und zuletzt ein gewisses Surrogat für das Familienleben bietet. Unser Archäolog hatte noch in einem ganz besondern Falle eine Neigung bezwungen, die Macht in seinem Leben gewinnen wollte.

Es war vor Jahren. In dem Hause eines seiner verheiratheten Collegen befand sich eine jüngere Bekannte der Frau als Gast, die einzige Tochter des Hofgärtners auf einem der kaiserlichen Lustschlösser, welche die geistigen Genüsse der Hauptstadt kennen lernen und sich in einigen Geschicklichkeiten vervollkommnen wollte; ein anziehendes Frauenzimmer, noch nicht tief in den Zwanzigen, groß, schlank, und von einer Bildung, die vielleicht über ihre Verhältnisse hinausging. Sie war schelmisch, aber für die Dichtkunst schwärmte sie und zeigte sich sehr wißbegierig, was unserem Gelehrten neben ihrem blühenden Teint und ihrem Grübchen in der Wange am meisten gefiel. Wenn er ihr zu tief in die kornblauen Augen schaute, verfant er in seine Zerstreutheit, jedoch in eine neue Art von Zerstreutheit. Für ihn war das Mädchen, wie wenn durch angelehnte Laden in einen dumpfen Bibliothekſaal ein Sonnenstrahl fällt, in welchem die Staubatome tanzen, oder wenn einem zwischen seinen Winterfenstern aus einer Zwiebel, die er gelegt hat, über Nacht eine reizende Hyazinthe aufblüht. Er sah Fräulein Mathilde fast immer unter einem Orangenbäumchen sitzen, das ihr Papa einmal der Freundin geschickt hatte und das sich jetzt aus einem artig geformten Thonkübel über deren Fauteuil beim Arbeitstische am Fenster wölbte, mit Blüthen und Früchten zugleich. Er konnte sich Fräulein Mathilde gar nicht anders denken als unter dem Orangenbäumchen sitzend im weißen Kleide, über den schönsten hellbraunen Haaren die vorbedeutenden Blüthen gleichsam schon als Brautkranz, eine schwebende Zukunft. Noch heute, wo immer ihn ihr süßer Zauberduft trifft und wo ihm die Orange leuchtet, bringt er sie mit seinem kurzen Herzensfrühling in Verbindung, führt es ihn in jene Tage zurück. Uns alle grüßt die Frucht der Hesperiden wie ein Symbol ungestillter Sehnsucht nach dem Süden, nach der Wiege aller Cultur und Schönheit. Für ihn ist der Goldapfel noch dazu eine ganze Liebe, seine erste und letzte Liebe. Nie und nirgend läßt ihn dieß Sinnbild ungerührt.

Die collegialische Familie, die Frau Räthin an der Spitze, gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß seine Bewerbung ein geneigtes Gehör bei den Eltern finden dürfte, und vornehmlich die Mama sich einen studirten Eidam wünsche; daß ferner eine nicht unbeträchtliche Mitgift gleich in Aussicht stehe, neben einem beneidenswerthen Sommersitz während der Ferien. Es war nichts in dem Benehmen des Mädchens, was diesen Andeutungen widersprach. Sie sah so freundlich von ihrer Stickerei zu ihm auf, horchte so aufmerksam, wenn er sprach, ließ sich gern belehren, faßte alles lebendig. Anfangs brachte er ihr bloß Bücher, bald las er ihr selbst daraus vor, hielt zuletzt sogar einige freie Vorträge und sah ihre Notizen durch, welche sie darüber aus dem Gedächtniß niederschrieb und nach vielem Sträuben ihm vorlegte, bei welcher Gelegenheit er die zierliche, klare Schrift dieser weißen Hand bewunderte. Vielleicht dachte er in der Stille, daß sie einen vortrefflichen Sekretär abgäbe.

Nach kurzem bezog die collegialische Familie eines jener im Sommer von dem Philister überschwemmten Dörfer um Wien, welche eigentlich Städte sind und sich auch, im Kleinen nicht unähnlich den Riesendörfern Londons, im weiteren Ringe wiederum als Vorstädte an die Vorstädte hängen, durch nichts von der Residenz selbst zu unterscheiden, als durch niedrigere Häuser in Straßen, in denen man kein grünes Blatt entdeckt, wenn schon der Wiener sich naiv einbildet, für die lange Saison vom Mai bis zum November dort das Landleben zu genießen, „Natur zu kneipen.“ Der Rath, wie die Mehrzahl der Familienväter, die nicht mit den weiblichen Mitgliedern ganz hinauszuziehen können, sondern nur über den Sonntag, benutzte fleißig den Omnibus, um seine Abende und sogar einige Morgenstunden bei seinen Freunden zuzubringen. Auch das bewußte Orangenbäumchen hatte nicht zurückbleiben dürfen. Man saß nun unter seinem wachsenden Schatten im dürftigen Gemüsegärtchen oder spazierte durch die nächsten Wiesen und Aecker. Natürlich präsentirte jetzt, wo die Etikette in Stadt Wien zurückgeblieben war, der Rath seinen Leo, der ihn stets begleitete. Als ihm Fräulein Mathilde zum erstenmal erblickte, schlug sie die Hände zusammen und rief: „Wie kann man so häßlich seyn, wenn man auch nur ein Hund ist!“ — Unser Gelehrter fühlte sich unwillkürlich von diesem Urtheile verletzt, als ob es seine eigene Person beträfe, und blieb den ganzen Abend etwas verstimmt, empfahl sich auch früher als sonst.

Das nächste mal erzählte er der jungen Dame, welche Bewandtniß es mit dem blonden Hunde habe, und die Geschichte der Leo überhaupt. Fräulein Mathilde schien ein wenig zerstreut bei dem umständlichen

Digitized by Google

Berichte und lauschte nicht mit der gewohnten Salbung. Der Rath wurde heute noch einsylbiger und zog sich noch früher mit seinem Leo zurück, der hier durchaus kein Glück zu machen schien. Es war die erste Wolke an diesem büreaukratischen Orangenhimmel. Unser Freund, als er nach einer um einen oder zwei Tage längeren Pause als sonst nach dem Aranjuez zurückkehrte, fand sich etwas spöttisch von seiner Garten- und Herzenskönigin empfangen. Leo seinerseits wurde nicht bloß ignorirt, sondern mit merklicher Geringschätzung behandelt. Er schaute das Fräulein ordentlich großmüthig an, gleichsam verzeihend. In seinem Blicke, welchen er dann aus einiger Ferne auf sie richtete, lag eine Bitte, was dem Rath nicht entging, auf Mathilde jedoch keinen Eindruck machte. Man trennte sich noch kühler als neulich und ohne dem Gaste, welcher heute nicht einmal den Omnibus abwartete, wie sonst in corpore, Alt und Jung, das Geleite zu geben.

In seinen zartesten Empfindungen gekränkt, wanderte unser Faust mit seinem Pudel allein und unverstanden durch die dämmernden Fluren. Er wurde irre an dem sonst so angenehmen Frauenzimmer, an sich selbst, an seinem Leo. Trauernd betrachtete er die neben ihm herttottende Gestalt, welche im wachsenden Dunkel wirklich die Formen eines Geisterthiers annahm. Joseph fühlte sich so eins mit seinem Hunde, daß die Verschmähung desselben eine für ihn selbst war. Das Loos beider ließ sich nicht scheiden. „Wenn sie wirklich Neigung für mich hegt," argumentirt der Rath, „muß, was mir werth ist, es auch ihr seyn. Wenn sie mir schon hier eigensinnig entgegentritt, was steht mir künftig bevor?" Er kann nicht umhin, den Beweis ihrer Liebe, das ganze Schicksal dieser Liebe in die Aufnahme des Hundes zu setzen. Zudem, wie durfte er Treue erwarten, wo er dieselbe, sie gegen das arme Thier, gegen ihr Sinnbild selbst verletzend, seinem Vater im Grabe bricht?

In diese Lebensfrage mischt sich auch eine des Princips, und der Rath gibt lieber alles auf als seine Grundsätze. Was ist der Mann ohne Grundsätze? Wäre es, schon der Consequenzen wegen, nicht Schwäche, sich so von dem weiblichen Einflusse beherrschen zu lassen, zum Knechte der Frauenlaune zu machen? Nein, so unlogisch ist der Rath nicht. Er setzt nicht nur das Herz, er setzt auch den Kopf darauf, daß sein Hund nicht abgewiesen werde. So schnell ist der Sturm eingekehrt in der friedlichen Studierstube auf dem Domplatze. Wenn das schon der bloße Gedanke an ein Weib thut, wie viel mehr ihre Gegenwart!

Am folgenden Sonntag sucht die Frau Räthin Gelegenheit, ihren Herrn Collegen auf die Seite zu nehmen. Sie bringt ihm gelinde die Abneigung Mathildens gegen den Hund bei. Sie beklage sich über die Atmosphäre, die er verbreite; er beleidige ihren Schönheitssinn. Sie liebe überhaupt die Nähe der Thiere nicht, aus einem Uebermaß von Reinlichkeit, was ja eine preiswürdige Eigenschaft bei einer Hausfrau sey. Der College verbeugt sich, zuckt die Achseln, weicht mit einem Scherze aus, so daß die Frau Räthin nicht weiß, wie sie daran ist. Er läßt bis zu einem erneuten Besuche zum erstenmal eine ganze Woche verstreichen. Niemand thut dergleichen, als habe man ihn vermißt. Fräulein Mathilde grüßt ihn nicht wie sonst mit einem anmuthigen Nicken ihres Lockenkopfs, sie verneigt sich wie beim Tanzmeister und scheint die Anwesenheit des Hundes nicht zu beachten. Erst als er sich ihr langsam und feierlich fast nähert, rümpft sie ihr sonst so hübsches Näschen, daß in dem Hausfreunde alles zu kochen beginnt. Man sieht es dem Leo an, wie es ihm wohl thäte, wenn sie ihm nur einmal die weiße Hand auf seinen Kopf legte, ihm die Mähne striche, nur ein einziges mal. Sie aber bleibt unerbittlich.

Der Hund, wie um einen letzten äußersten Versuch zu wagen, einen verzweifelten Versuch, läßt sich zu ihren Füßen nieder am Orangenbäumchen, gleichsam um sein Amt bei ihr auszutreten, das ein Erbamt ist. Joseph wendet keinen Blick von diesem Bilde, das sich ihm nur darstellt, wie um zu zeigen, wie glücklich er seyn könnte; er athmet kaum. Da, bei einer Bewegung des Widerwillens, des Ekels, den Fräulein Mathilde zu verbergen sich nicht herabläßt, gleitet der Saum ihres schneeigen, lange herabwallenden Gewandes, das sie umgibt wie das Rad eines weißen Pfaus, noch tiefer herab, so daß es den zottigen Leib des Hundes berührt. Mit flammendem Gesichte, roth bis über die Stirne, springt sie auf mit einem Schmähworte, das sie vielleicht schon im Flügelkleide daheim von den Gärtnerburschen gelernt hat, ruft die Köchin zu Hülfe, welche am Ziehbrunnen schöpft, greift, da diese noch bei ihrem Eimer zögert, nach dem am Feldstuhle lehnenden Stock des Gelehrten, dem Bambus des Gelehrten, und verjagt eigenhändig das Haus- und Wappenthier, das sich nicht zur Flucht treiben läßt durch die Schläge, welche auf seinen Rücken fallen, sondern mit stolzer, verachtender Ruhe davon geht, aus dem Gärtchen, aus dem Hofe, durch die äußere Gitterthüre auf die Straße. Leo hat zum erstenmal das Bambusrohr seines Herrn empfunden.

Fräulein Mathilde sitzt bereits wieder unter ihrem Orangenbäumchen mit ausgebreitetem Pfauenrade und stickt emsig mit brennendem Gesicht, ohne aufzusehen. Der Rath, welcher bei dem ersten kühnen Griff an

Digitized by Google

ſeinen Bambus mit einem Satze aufgefahren iſt von ſeinem Gartenſtuhle, als habe ihn ſelbſt ſchon ein Schlag berührt, ſteht betrachtend vor dem Frauenzimmer, eiskalt vor Wuth, und fragt ſich, wie dieſe anmuthigen Züge ſich ſo plötzlich verwandeln und entſtellen konnten. Er drechſelt eine Phraſe, um ſein Staunen ironiſch auszudrücken. Statt, wie er noch immer hofft, ſich zu entſchuldigen, verbietet ihm das Fräulein ganz rund, jemals wieder in Begleitung „der Beſtie“ vor ihr zu erſcheinen. Stumm nimmt er ſeinen Hut, hebt den zur Erde gefallenen Bambus auf, verneigt ſich tief und eilt, ohne daß die ihm nachſtürzende collegialiſche Familie, welche die Scene nicht verhindern konnte, ihn zurückzuhalten vermag, davon, ſeinem Leo nach, der am Thore harrt.

(Schluß folgt.)

Monotheismus und Polytheismus.

Ob die mannigfachen Geſchlechter der Menſchen von Einem Paar abſtammen oder nicht, ob die verſchieden tönenden Sprachen der Völker aus Einer Urſprache hervorgingen, darüber iſt in allen Zeitaltern viel unter den Forſchern geſtritten worden. Man kann die gleiche Frage in Hinſicht der Religionen erheben — ob dieſelben nämlich auf Eine Urreligion zurückzuführen — und es wird dieß, wenn vom geſchichtlichen Standpunkte, noch viel ſchwieriger zu entſcheiden ſeyn. Denn zumal die polytheiſtiſchen Religionen der alten Völker, wie wir ſie aus den uns vorliegenden Quellen kennen lernen, haben alle bereits viele Stadien und Veränderungen durchſchritten, wir finden ſie nicht mehr in ihren urſprünglichen Anfängen, ſondern volksthümlich, auch unter dem Einfluſſe der Lokalität, ausgebildet, und meiſt nur einzelne und dunkle Angaben führen den unſichern Weg zu ihren älteſten, erſten Ideen zurück. Wären letztere demnach auch überall ähnlich, oder identiſch geweſen, es bliebe ſchwer dieß zu ermitteln, weil jene Religionen in dem Zuſtande, in welchem wir ſie wirklich vor uns ſehen, ſich von einander in Charakter und Färbung ſehr auffallend unterſcheiden, wie dieß bereits in einem früheren, anſprechenden Aufſatze dieſer Blätter ſich herausgeſtellt hat. (ſ. Nr. 43. 44, 1858.)

Will man es mit der unterſcheidenden Bezeichnung nicht gar zu genau nehmen, ſo könnte man ſagen, die Religion der alten Egypter ſey die ſymboliſche, die der Inder die myſtiſche, die der Perſer die des ſittlichen Kampfes, die griechiſche die des Schönheitsſinnes geweſen, obſchon beſonders das Symboliſche mehr oder minder ihnen allen gemeinſam war.

Der Cultus der Egypter hing nahe zuſammen mit der Natur ihres Landes, mit den Segen bringenden Ueberſchwemmungen des Fluſſes. In Oſiris, dem Bewahrer des Nilſchlüſſels, und ſeiner Gattin und Schweſter Iſis, welche um den Getödteten und Zerſtückelten trauert, iſt die Zu- und Abnahme dieſes Segens, der Wechſel der milden und der durch ihre Gluth Alles verheerenden Jahreszeit ſymboliſirt, wie im Typhon, dem Bruder und Mörder des guten Gottes, eben die jenem Himmelsſtriche eigenen, verderblichen Gewalten der glühenden Sonne. Der Stier Apis war wieder ein Symbol des Oſiris. In der Anbetung dieſer Götter, in den ihnen geweiheten Myſterien, in den Thiermasken, mit welchen ſie, auch wohl Prieſter derſelben dargeſtellt werden, und in mannigfachen ſonſtigen Schilderungen tritt überall das ſymboliſche Element dieſer Religion hervor.

Symboliſch ſind gleichfalls die vielgliedrigen Geſtalten der indiſchen Götter, Allmacht, reiche Fruchtſpendung u. dgl. bezeichnend, aber eben deßhalb höchſt widrig in künſtleriſcher Beziehung. Die myſtiſche Natur dieſer Religion deutet ſich in dem geheimnißvollen Weſen ihrer Götter an, in dem Charakter indiſcher Religionsphiloſophie, wie dieſelbe über die Eigenſchaften der Gottheit und deren Beziehungen zur erſcheinenden Welt Aufſchluß zu gewinnen ſucht, beſonders aber in der Art der Anbetung, als deren höchſte Potenzirung das gänzliche Aufgehen in dem innerlichen Anſchauen des höchſten Weſens betrachtet wurde. Der Fromme bemüht ſich hier, zu einer ſolchen geiſtigen Abſtraction zu gelangen, ſich in möglichſter Selbſtvergeſſenheit ſo tief in das Erfaſſen der Gottheit zu verſenken, um mit derſelben gleichſam Eins zu werden, daß das immer weiter getriebene Concentriren des Gedankens dieſen zuletzt gleichſam in einen mathematiſchen Punkt zuſammen

Digitized by Google

zieht und in Gedankenlosigkeit umschlagen läßt. Ein sprechendes Denkmal solcher Mystik sind jene räthselhaften Felsenarbeiten des alten Indiens, wo ein Gebirge, dem äußern Anblicke nichts verrathend, ganze Tempel, Priesterwohnungen und eine Welt riesenhafter Sculpturen in seinem Innern als ein heiliges, religiöses Geheimniß birgt. Das sanfte Wesen des Inders, wie es sich in lieblichen Dichtungen ausspricht, machte ihn zur religiösen Beschaulichkeit und Passivität besonders geneigt.

Hohe und reine Gedanken finden wir bei dem Perser. Seiner dualistischen Auffassung theilte sich die Welt in Gutes und Schlimmes. Er wußte nicht beides auf eine gemeinsame Ursache zurückzuführen. Aber er glaubte fest, daß Ormuzd, der gute Gott, mit seinen Geistern einst über Ahriman, den schlechten, und dessen Dews siegen werde. An dieser Siegesfreude im voraus sich zu betheiligen, an diesem Geisteskriege Theil zu nehmen, stand er stets kampfgerüstet da, Ahriman zu schlagen. Darauf richtete sich die volle Energie seiner Bestrebungen hin, seine schärfsten Waffen waren: Reinheit der Gedanken, Unsträflichkeit des Wortes und der That.

Dem vorherrschend innerlichen Wesen dieser Religionen, welche auf Geschmack und Aesthetik des Cultus die allerwenigste Rücksicht nehmen, steht die Religion der alten Griechen als der Ausdruck unvergleichlichen Schönheitssinnes gegenüber. Das Gefallen an menschlicher Schönheit hängt mit der Liebe nahe zusammen, diese aber selbst wieder mit moralischer Achtung. Wo beide Geschlechter einander in dem Gefühle gegenüber stehen, daß Liebe hier ihre Wahl zu treffen, ihren Bund zu schließen hat, da wird, je vergeistigter dieses Gefühl ist, um so inniger das Entzücken an der Schönheit seine Gewalt üben und den Künstler zu den edelsten Werken begeistern. Denn man kann wohl sagen, daß die Schönheit des andern Geschlechtes die erste Schule dieses Sinnes sey, und daß erst aus diesem der für die Wohlgestalt des eigenen Geschlechtes hervorgehe und sich künstlerisch entwickle. Wo demnach das Weib dem Manne so unfrei, in so tiefer, sklavischer Erniedrigung gegenüber steht wie in orientalischen Ländern — in Persien mußte sie an denselben, wie an eine Gottheit, ein Gebet richten — wo der Mann nicht gewohnt ist, in dem Weibe die Menschlichkeit zu achten, seinen wilden und wüsten Sinnen die veredelnde Fessel der Liebe anzulegen, und es nicht der Zeit und Mühe werth hält, in Anschauungen zu verweilen, da wird jener höhere Sinn für Schönheit nie geboren, um selbst wieder die Kunst zu zeugen. Allerdings war unter den orientalischen Völkern bei den alten Hebräern diese Möglichkeit gegeben; ihre Gesetze und Anschauungen haben die Emancipation des Weibes, im ederem Sinne des Ausdrucks, begründet. Sie nennen die liebenswürdige Gattin die Krone des Mannes, und Liebe, wie der Sinn für menschliche Schönheit übten dort die volle Macht. Aber ihre Religion verbot jedes Bild der Gottheit und gestattete nur Einen Tempel; so konnte jenen Gefühlen nur in der Dichtkunst Rechnung getragen werden, aber eine Plastik konnte sich bei ihnen nicht entwickeln, noch viel weniger, unter dem Einflusse des Monotheismus, eine Götterlehre mit anmuthigen Gestalten.

Bei den Griechen jedoch trafen alle die geforderten Bedingungen glücklich zusammen. Zwar nahm bei denselben das Weib noch keineswegs die Stellung ein, die ihm die spätere Civilisation allgemein eröffnet hat, doch immer eine andere, als in jenen Ländern des östlichen Asiens. Die Freiheit und Achtung, welche das weibliche Geschlecht namentlich bei den Spartanern genoß, mußte auch in dem übrigen Griechenland Eindruck machen. So konnte die unter jenem Himmelsstriche natürliche Schönheit des Weibes, von dem Hauche eines gewissen Maßes von Selbstgefühl gehoben und verklärt, den ästhetischen Schönheitssinn der Künstler wecken und nähren und in einer Reihe der reizendsten Gebilde der Dichtkunst, Malerei und Plastik ihn schöpferisch hervortreten lassen.

So entstand die griechische Mythologie unter dem Einflusse der geschmackvollen und reichen Phantasie und Erfindungsgabe, die überhaupt diesem herrlichen Volke eigen war. Denn es ist zwar in Frage gestellt worden, ob die griechische Religion einheimischen, oder ausländischen Ursprungs gewesen. Der Grieche Herodot selbst, der durch seine Wahrheitsliebe ehrwürdige „Vater der Geschichte“ leitet gar manches aus Egypten und dem Oriente ab. Aber man wird sich der Ueberzeugung nicht entziehen, daß, woher auch immer die ersten Ideen gekommen, sie unter griechischer künstlerischer Hand in Gestalt und Färbung vollkommen umgewandelt worden. Der leuchtende Kreis griechischer Götterbilder verhält sich zu jenen ersten Keimen aus egyptischem oder phönicischem Boden meist so, wie man dem das Auge fesselnden Strauße geschmackvoll gewählter Blumen das schwarze Saatkorn und den Boden nicht ansieht, aus dem sie entsprossen. Dürfen wir uns ja doch nur, um gewissermaßen bei dem Bilde zu bleiben, an die alten Gottheiten Gäa und Kronos (Saturn) erinnern. Gäa, die Erde, gebar den Saturn, den Gott der Saaten (des Ackerbaues), oder Kronos. Von ihm stammte Zeus (Jupiter). Kronos hatte die Gewohnheit, oder Politik, weil er fürchtete, von einem seiner Kinder entthront zu werden, alle nach ihrer Geburt zu

Digitized by Google

verzehren. Aber Gäa gab dem gefräßigen Vater einen eingewickelten Stein zu verſchlingen, und Zeus war gerettet. Mag nun Kronos oder Saturn die Zeit bedeuten, die alles, was ſie gebiert, wieder verſchlingt, oder mag Kronos, der karthagiſche Saturn (auch von der Veſta, dem Feuer ſtammend), der phöniciſche Feuergott Moloch ſeyn, dem Kinder als Opfer in ſeine glühenden Arme unter der betäubenden Schalle einer gräßlichen Muſik gelegt werden — Zeus und Kronos, oder Moloch! der Inbegriff aller Erhabenheit und Majeſtät, welche griechiſche Mythe und Kunſt auf das Haupt des von ihr ſo genannten Vaters der Götter und Menſchen zu ſammeln verſtand, gegenüber dem Bilde des vom Throne geſtoßenen, dummen und widrigen Götzen! wobei zugleich an der faſt komiſchen Wendung des Mythos die gute Laune und der attiſche Witz des glücklichen Volkes ihren Antheil haben, wie wir dergleichen ſpäter bei Lucian in ſo reichem Maße dargeboten finden.

Alle dieſe, in ihrem Weſen und ihren Mitteln ſo verſchiedenen Religionen hatten in zwei Punkten Aehnlichkeit mit einander. Die allmählige Entwicklung führte eine jede zu einer immer weiteren Vielgötterei; aber der, wenn auch halb vergeſſene, verdunkelte Ausgangspunkt einer jeden war der der Gotteseinheit. Die philoſophiſche Frage, ob es ſich überall und vom Anbeginn der Welt mit der Religion überhaupt ſo verhielt, iſt hier nicht unſere Abſicht zu erörtern; wir ſprechen nicht von etwa untergegangenen Religionen, ſondern nur von uns bekannt gebliebenen, unter welchen die von uns angeführten die erſte Stelle behaupten. Sie waren wie ein ſich ſtets erweiternder Strom, deſſen erſte Quelle karg fließt, ſie bewegten ſich zwiſchen einer nahebei oder ganz monotheiſtiſchen Vergangenheit und einer polytheiſtiſchen Zukunft. Am deutlichſten ſtellt ſich dieß in der griechiſchen Mythe vor Augen. Auf zwei Gottheiten, Kronos und Rhea, folgten die zwölf Götter des Olymp. Während des Waltens dieſer Hauptgottheiten wurde aber der Kreis der aus ihnen Hervorgegangenen, der Halbgötter und Heroen, der in den drei von ihnen regierten Reichen alles belebenden Untergottheiten ſo groß, daß der Grieche zuletzt in Verlegenheit gerieth, er könnte bei feierlicher Anrufung Eine der Gottheiten vergeſſen und ſo Unheil über ſich und ſein Haus gebracht haben. Eben ſo ſchufen in Perſien die beiden Brüder und Hauptgottheiten, Ormuzd und Ahriman, erſt aus ſich den weiten Kreis der Amſchaſpands und Dews, der guten und böſen Geiſter. Aehnlich verhält es ſich mit den Volksgottheiten der Egypter und Inder.

Aber über den Göttern des Olymp ſchwebte bei den Griechen die einige, uralte Macht, der Zeus ſelbſt ſich beugen muß. Vergebens iſt ſein Wehklagen, daß er ſeine Lieblinge nicht retten kann, jene höchſte Gewalt und Ordnung hat es anders beſchloſſen: es iſt das Geſchick, die Moira, das Fatum. Die Götter konnten zwar tödten, aber nicht das Leben erhalten. Das Volk indeß wandte ſich an dieſe, die ihm menſchlich nahe ſtanden, und vergaß, wovon Homer noch Kunde gab, was über den angebeteten Göttern war. Ihm brachte es keine Opfer, weihete es keine Tempel. Kein Künſtler wagte es, das alte unbehindert waltende Geſchick in einem Bilde darzuſtellen. *

Eben ſo iſt bei den Egyptern die Mythe bedeutſam, die ein höheres Weſen als die vom Volke verehrten Geſchwiſter Iſis und Oſiris ahnen läßt; es iſt die verſchleierte Gottheit zu Sais, Neith, oder auch anders genannt, die von ſich in der Tempelinſchrift ausſagt: „Ich bin, was geweſen iſt und ſeyn wird, meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gehoben.“ Der Monotheismus des indiſchen Urbegriffes iſt bekannt: es iſt Tad, ein nicht weiter zu bezeichnendes Das, das Ein, das Weſen, welches ſpäter mit Brahma identificirt wurde. Eben ſo geht dem perſiſchen Dualismus ein monotheiſtiſcher Gedanke voran: die ewige Zeit, oder das unerſchaffene All. So thut wohl ein neuerer Forſcher, dem die perſiſche Wiſſenſchaft ſo viel verdankt, unrecht, Zervanakerene für einen ſpäteren Eindringling zu halten. Die Analogie jener andern Religionen forderte vielmehr gleichfalls auf, die Mythe, wie ſie ſich gibt, feſtzuhalten, daß nämlich Ormuzd und Ahriman aus dem Schooße des genannten Urweſens erſt hervorgingen. Zervanakerene hatte, gleichwie auch Brahma in jener erſten, reinen Auffaſſung, keine Tempel, wie man ſie jeder neuen Gottheit willig weihte. Der Volksglaube hält ſchwer den rein geiſtigen, überſinnlichen Gedanken feſt und bleibt lieber bei greiflichen, ſinnlichen Vorſtellungen ſtehen, wie ſie der Polytheismus reichlich darbot. Auch in der phöniciſchen Religionsform, wie in der anderer kanaanitiſcher Völkerſchaften, finden ſich Spuren des Monotheismus. Moloch heißt der König, Baal der Herr, als höchſte, vielleicht einmal einzige Gottheit.

Findet nun zwiſchen dieſen, theilweiſe in den dunkelſten Hintergrund zurückgetretenen, monotheiſtiſchen Elementen der verſchiedenen alten Religionen ein Zuſammenhang ſtatt? ſtehen ſie in irgend einer Beziehung

* Die Vorſtellung der Mören oder Parcen gehört einer ſpäteren Mythe an, in welcher die der alten Ananke und eigentlichen Moira ſchon abgeſchwächt iſt.

Digitized by Google

zu dem von Chaldäa ausgegangenen Monotheismus? Ist bei dem griechischen Gotte der Zeit an die „ewige Zeit“ der Perser zu denken, oder an die babylonische Redeweise Daniels von dem „Gotte alter Tage?“ Finden sich in Brahma und seiner Gattin Sarasvati Anklänge an Abraham und Sara? Ist Kronos in der That identisch mit dem Kinder verschlingenden carthagischen Saturn, dem phönicischen Moloch? Erinnert die egyptische Inschrift an den ewigen Gott der Hebräer? das höchste „Es,“ das „Wesen“ der Inder an Den, welcher bei Moses spricht: „ich bin, der ich bin?“ Diese Fragen geben vielen Stoff zu denken, indeß ist hier nicht der Ort, ihre immer unsichere Erledigung zu versuchen. Wohl aber können wir uns fragen: in welcher Art entsprechen jene Lehren und Mythologien mehr oder weniger dem eigentlichen und wahren Begriffe, den wir mit Religion verbinden? Kaum darf in dieser Beziehung von Moloch oder Baal die Rede seyn. Hier hatte sich die Menschlichkeit am tiefsten erniedrigt, indem sie, in dem dürftigsten und elendesten Egoismus, von unheimlichen Gewalten des Aberglaubens und düstern Leidenschaften aufgeregt, sich auf Anbetung des bösen und des sinnlichen Princips beschränkte; denn Moloch ist der König des Verderbens, und auf Baal, Herr, oder auch Mann, hat schon Luther das deutsche Buhle zurückgeführt.

Aber auch in dem egyptischen Thierdienste, bei welchem man, wie der hebräische Prophet sagt, Menschen schlachtete und Kälber anbetete, liegt die tiefste Verkennung der menschlichen Würde. Daß ein Rind in einem Tempel verehrt, von einer Priesterschaar bedient wurde, daß eine Anzahl anderer Thiere gleichfalls geheiligt war, daß, wenn in einem Hause das Unglück geschah, daß eine Katze starb, alle Bewohner desselben wehklagten und Trauerceremonien begingen, daß, wer eine solche absichtlich, oder einen Habicht oder Ibis selbst unabsichtlich tödtete, die Todesstrafe erleiden mußte — dieß alles kann die hohe Meinung, welche die Bauten der alten Egypter uns einflößen, andererseits nur auf das Aeußerste herabstimmen. Ein drückendes Kastenwesen kam dazu, welches den Sohn zwang, gerade wieder nur das zu werden, was der Vater gewesen, und die alleinige Möglichkeit der Intelligenz den Priestern zuwies, welche aber, weil Wissenschaft nur durch Wetteifer und die Theilnahme eines großen Kreises gefördert wird, auf sich allein beschränkt, zuletzt in die äußerste Unwissenheit versanken.

Die Heilighaltung der Thiere bildet nicht einzig, aber charakterisirt schon genugsam die Schattenseiten auch des persischen und indischen Cultus. Sie war in Egypten eine geistlose Ausgeburt der Symbolik, in Persien eines feineren Fetischdienstes, der sich allem zuwandte, was man als Schöpfung des Ormuzd betrachtete, in Indien ging sie mit dem Glauben an eine Seelenwanderung zusammen, welche die Hingeschiedenen zur Läuterung durch thierische Leiber führte. Tausend Streiche waren in Persien darauf gesetzt, daß jemand einen Hund schlug. Gliederweise Zerstückelung erlitt, wer für eine Händin, die mit ihren Jungen sich einfand, nicht sorgte. Die Gebete der Inder tragen, wie ein französischer Forscher vor kurzem ausführlich dargethan, das Gepräge eines bloßen Naturdienstes. Sie drehen sich außerdem meist um die alleräußerlichsten Bedürfnisse des täglichen Lebens und erheben sich selten für Augenblicke zu einem höheren Schwung, der den persischen allerdings nicht fehlt. Das indische Kastenwesen, von der Religion und einem sich selbst anbetenden Hochmuthe der Priester geheiligt, hat sich in einer Consequenz entwickelt, die jeder menschlichen Selbstbestimmung spottet und die Menschen zum willigen Tragen der unwürdigsten und jammervollsten Fesseln entgeistigt hat. Gleichfalls als ein Fortschritt dieser ganz gefühllosen religiösen Tyrannei erscheinen nach einer andern Seite hin die gräßlichen Wittwenverbrennungen, deren die ältesten heiligen Bücher der Inder noch nicht erwähnen. Nur in dem Gouvernement Bengalen wurden noch in den Jahren 1815 — 23 5425 Wittwen verbrannt, durchschnittlich also in jedem der acht Jahre 678 unglückliche Wesen einem furchtbaren Aberglauben geopfert. Welche Perspektive mußte dieß der Ehe geben!

Mitten unter diesen sich gestaltenden und umformenden Religionen trat mit Abraham, dem Stammvater der Hebräer, der chaldäische Glaube an Einen Gott auf. Chaldäa wird von den klassischen Schriftstellern als das Land der ältesten Weisheit gerühmt; von hier gingen die Wissenschaften und Künste aus. Die chaldäische Gelehrtenkaste scheint sich verhältnißmäßig am längsten auf der Höhe ihres Berufs erhalten zu haben. Auch in diesem Lande gewann der Polytheismus immer mehr Raum, aber, wie das Beispiel Abrahams zeigt, war zu jener Zeit der Monotheismus noch nicht ganz verdrängt. Die ehrwürdigen, so überaus wahrheitsliebenden Geschichtsquellen der Hebräer sagen von dem edlen Patriarchen mit keinem Wort, daß er den Monotheismus durch eigene Philosophie erfunden, oder ihn als eigene Offenbarung empfangen habe. Sie betrachten ihn als ein unvordenkliches Eigenthum der Menschheit, schreiben aber dem Abraham das Verdienst zu, dem wahren Gotte vertraut, einen unsträflichen Wandel vor seinen Augen geführt, dasselbe den Nachkommen eingeprägt zu haben und so ein Segen aller Völker geworden zu seyn. Auch die Lehre Mosis gibt diesen einigen

Digitized by Google

Grundgedanken nicht als erste Offenbarung, sie setzt ihn schon als Erbe der Väter voraus, prägt ihn nur tiefer ein, umgibt ihn mit schützenden Gesetzen und entwickelt die aus dieser Prämisse sich ergebenden dogmatischen und moralischen Folgerungen. Diesem Monotheismus nun, der auch die Basis des Christenthums bildet, stellen wir die Religion der alten Griechen gegenüber, als die edelste Gestaltung des Heidenthums. Denn jene andern Religionen, die sich in Asien und Afrika ausgebreitet, führten bei aller Vortrefflichkeit vieler ihrer Lehren, wie wir uns überzeugten, zu sittlichen Consequenzen, die einen Vergleich mit der intelligenten Lehre und Sitte des Abrahamitischen Hauses nicht zulassen.

Die griechische Götterlehre entstand aus Personificationen der Naturerscheinungen und Kräfte, wie der Gott des Meeres, Poseidon (Neptun), der Donnerer Zeus, oder menschlicher Eigenschaften, Neigungen und selbst Leidenschaften, die hier potencirt erscheinen, wie Pallas, Aphrodite, Ares (Mars), oder selbst von Vorstellungen und Philosophemen, wie der Gott der Unterwelt, Hades (d. i. der Unsichtbare, Pluto). Ihnen gab der Grieche die herrlichste und ausdrucksvollste Menschengestalt nach etwas übermenschlichem Maße. Zu den sinnreich gewählten Attributen, welche die Gottheiten noch genauer unterschieden und auf den ersten Blick als das, was sie seyn sollten, erkennen ließen, gehörte auch die sprechende Charakteristik beigegebener Thiere. Wir sehen bei Zeus, dem Gotte des Himmels und der Luft, den Adler, welcher den Blitz hält, bei der Göttin der Weisheit die Eule, Tauben bei der Göttin der Liebe, und das schäumende Roß mit fliegenden Mähnen bei dem Gotte des schäumend wilden Meeres. Die gedankenvollsten Andeutungen und die lieblichsten Bilder bieten sich in der Zeichnung und Gruppirung dieser schön ersonnenen Götterwelt dar. Betrachten wir dieselbe von dem Standpunkte der Aesthetik, der Poesie und bildenden Künste, so sehen wir diese hier in der reichsten Entfaltung; es ist das sinnvoll Schöne, dessen Offenbarung gleichsam gegeben ist. Betrachten wir dieß Alles aber von dem Standpunkte der Religion, so kann uns nicht mehr die Frage der Schönheit, sondern die der Wahrheit allein leiten.

Die Entstehung der Göttergestalten aus Personificationen erzeugte eine Vielgötterei, die keine Grenzen hatte. Wohl fast einen jeden andern Polytheismus übertraf der griechische an Breite und Fruchtbarkeit, wie sie sich zumal in der letzten, vorchristlichen Zeit vor Augen stellt. Er veranschaulichte, aber vereinzelte und emancipirte auch eine jede besondere Natur- und Geistesерscheinung und zersplitterte so die Idee einer Weltregierung, oder hob sie ganz auf. Was half es, sich die höchsten Götter geneigt zu machen, wenn man irgendwo eine einzelne Gottheit, vielleicht nur unwissend, beleidigte? Odysseus muß endlos umherirren, obschon Pallas, die herrliche Tochter des Zeus, ihn geleitet. Es liegt etwas äußerst Anziehendes in der reichen Phantasie, welche die Landschaft belebte, jeder Quelle ihre Nymphe gab, welche die heilige Stille unsichtbar bewachte, jedem Baume seine Dryade, die in dem leisen Rauschen seiner Zweige geheimnißvoll, wie stehend, zum bessern Gefühle des Alles zerstörenden Menschen sprach. Aber es wurde auch vieles, namentlich in der letzten Zeit, in dieses endlose Reich der Personificationen aufgenommen, was nicht gut und auch nicht mehr schön war. Denn auch schon die alten, erhaben gedachten Bewohner des Olymp brachten, dessen müssen wir uns bewußt werden, noch lange nicht die Idee der Gottheit zum genügenden Ausdrucke. Der Dichter, welcher in den „Göttern Griechenlands" die Freudigkeit des griechischen Lebens und das über alles Geschmackvolle damaliger Symbolik sehr schön, wenn auch in etwas überschwenglicher Begeisterung geschildert, läßt doch auch eine andere Seite zu ihrem Rechte kommen, wenn der Freund des Polykrates sagt: „Mir graunt vor der Götter Neide." Denn in der That, dieselben hatten reichlich menschliche Schwächen und menschliche Leidenschaften. Ihre Miene war erhaben und göttlich, aber ihr Thun oft selbst der Menschen unwürdig; sie raubten, verführten, waren unkeusch, übten Tücke, List und Rache, und bei allem mythologischen Reize, in welchen sich die angenehme Erzählung kleidet, blieben auch nach griechischem moralischem Gefühl jene Ausschreitungen höchstens ein Vorrecht der olympischen Machthaber; aber kein Staat würde Vorgänge straflos gelassen haben, wie sie in jener Götterwelt vorkamen. Den griechischen Göttern lag also das Wesen der Heiligkeit fern, sie waren nur halb geistig gedacht, denn sie hatten sinnliche, wenn auch feinere Bedürfnisse, sie waren nicht seit Ewigkeit, sondern in der Zeit geboren, nicht allmächtig, denn ihrer waren viele, deren Gewalt und Herrschaft getheilt war. Am wenigsten wird man bei ihnen jene erhabene, schrankenlos ewige Liebe suchen, wie wir uns die Liebe des Weltenschöpfers, des ewigen Vaters der Menschen denken. Die Unvollkommenheit seiner Götter wurde daher allmählig auch dem Griechen selbst klar, ja sie waren ihm in der letzten Zeit geradezu lächerlich geworden. Seinem Witze entging das Komische nicht, nachdem er an dem Erhabenen dieser Phantasiegebilde sich gesättigt.

Nur der chaldäische Monotheismus brachte der Menschheit die Idee Gottes im wahren Sinne des

Digitized by Google

Worts, der die Eigenschaften höchster Vollkommenheit in sich vereinigte. Man hat sich zwar die Miene gegeben, als dürfe man von dem „Jehova" der Hebräer eben so sprechen, wie etwa vom griechischen Zeus; man hat von einem „Nationalgotte" der Hebräer geredet, wie andere Völker ihre örtlichen Gottheiten hatten. Aber die Urheber dieser täuschenden Gelehrsamkeit haben von den Büchern des alten Volkes nur gehört, aber sich nie selbst mit ihrem erhebenden Inhalte bekannt gemacht. Der für sich selbst sprechende Begriff eines einzigen Gottes ist in denselben niemals in jener Weise wieder aufgehoben. „Jehova" bezeichnet den absolut Seyenden, der von sich sagt: Ich bin, der ich bin, das einzig unvergleichliche und unwandelbare Wesen. Daß er Himmel und Erde und alle ihre Heere geschaffen, folglich sich nicht auf Ein Volk beschränkt und mit einem kleinen Ländchen begnügt, ist das erste Wort des hebräischen Buches der Schöpfung. Auch Abraham bezeichnet ihn als Schöpfer des Himmels und der Erde, als Richter der ganzen Erde, zu welchem der Patriarch für fremde Heiden betet. Er ist es, der Abraham erkoren, auf daß durch ihn dereinst gesegnet werden alle Völker der Erde. Moses prägt von neuem den Gedanken ein, daß dieß der Eine Gott sey, der auch die fremden Heiden liebe und ihnen Brod und Kleidung gebe, und sich nur von dem Thun derjenigen kanaanitischen Völker, als einem Abscheu, wegwende, die ihre Kinder im Feuer ihren Göttern verbrennen. Moses, die Propheten und heiligen Sänger der Hebräer preisen ihn in unvergleichlichen Worten als den alleinig wahren Gott, als höchste Macht, Güte und Gerechtigkeit, waltend von Ewigkeit zu Ewigkeit, der spricht, und es wird, gebeut, und es stehet da, den unsichtbaren, Alles schauenden Gott der Geister in allem Fleische, vor dem keine Ferne schützt, keine Nacht verbirgt, der die Menschen leitet wie ein Vater seine Kinder, nicht will, daß der Sünder sterbe, sondern ihm langmüthig gern vergibt und auch das Gebet des Heiden erhöret. Ja, nach allen Seiten hin kam im Bereiche dieses Monotheismus die Idee der Gottheit zu ihrer vollen, würdigen Entfaltung.

Was aber ein ganz besonderes Criterium der Religion bildet, das sind die moralischen Consequenzen der Gottesidee, der sittliche Einfluß, den dieselbe auf den einzelnen Menschen, auf die Familie und die bürgerliche Gesellschaft ausübt, die sittlich rechtlichen Grundsätze, mit welchen sie das Staatswesen durchdringt. Hier lassen sich kurz die Gegensätze bezeichnen: Der Grieche war der Schöpfer seiner Götter; er schuf sie schön, aber nach menschlichem Bilde und mit menschlichen Schwächen. Der chaldäische Monotheist fühlte sich als Geschöpf seines Gottes, welcher den Menschen gut und nach göttlichem Bilde schuf, mit göttlicher Kraft beseelte. Dort wußte man nicht recht, wessen man sich zu den öfter neidischen, leicht beleidigten Göttern zu versehen habe, hier setzte ein vollkommenes Vertrauen zu dem die Menschen liebenden Gotte das Gemüth mit sich selbst in's Gleichgewicht. Aus dem Gedanken, daß Gott den Menschen nach Seinem Bilde geschaffen, geht folgerecht bei Moses der hervor, daß dem Menschen gegeben sey, über alles Uebrige zu herrschen (womit der Naturdienst und der widrige Thiercultus beseitigt war), aber auch die Aufforderung: „Sey heilig, wie Gott es ist." Der Aufblick zur göttlichen Liebe führte zur Pflicht, sie zu erwiedern und nachzuahmen. Moses prägt wiederholt den Israeliten ein, den Einigen Gott zu lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele und den Mitmenschen, namentlich auch den heidnischen Fremdling zu lieben wie sich selbst, und darum von Haß und Hader auch dem Feinde gegenüber frei zu bleiben. Christus stellt dieselben Grundsätze an die Spitze der religiösen Moral. Die Tyrannei der Götter machte auch die Menschen zu Tyrannen. Der Mann ward der Tyrann seines Hauses, der Bürger übte die drückendste Tyrannei gegen den neu angezogenen Fremden.

Das monotheistische Staatswesen tritt zuerst bei Moses mit dem merkwürdigen Grundsatze auf, daß Fremde, also weder Volks- noch Glaubensgenossen, mit den Einheimischen gleiche Rechte haben sollten. Der edle Freiheitssinn der Griechen blieb egoistisch, er hielt das Weib in eng gebundenen, erniedrigend mißtrauischen Schranken, die Dienenden in einer grausamen Sklaverei. Der Gedanke, daß vor dem Einen Gotte alle Menschen gleich sind, löste diese unwürdigen Fesseln, er schuf das innige Band der christlichen, wie der alten israelitischen Familie, das den Dienenden mit umfaßte und ihm persönlich schützende Rechte gab. Das Weib wurde durch das emancipirende Gefühl, zur „Gefährtin," nicht zur Sklavin, des Mannes geschaffen zu seyn, durch das Bewußtseyn sittlicher Freiheit und Verantwortlichkeit besser bewacht, als durch die berechnetsten Maßnahmen heidnischen Mißtrauens.

Ist es wahr, daß in den Mysterien reinere Lehren mitgetheilt wurden, so wie daß Männer, wie Sokrates und Plato — wogegen indeß gerechte Bedenken erhoben worden — sich eines Monotheismus entschieden bewußt waren, so liegt es doch am Tage, daß dieß auf das Verhalten des Volkes, auf die Gestaltung des Familien- und Staatswesens keinen Einfluß gewann, am wenigsten jenen sittlichen, wie wir ihn oben geschildert. Plato empfiehlt in seiner Republik eine Gemeinschaft-

Digitized by Google

lichkeit der Weiber und läßt, dem noch einseitiger wie in Sparta verfolgten Staatszwecke gegenüber, die Würde der Ehe und Familie zu keiner Geltung kommen. Immer werden wir mit Begeisterung des unnachahmlich Schönen und des Großen gedenken, das die Griechen vollbracht. Aber ihre Moral hatte keine genügende religiöse Basis und blieb deßhalb, bei aller Herrlichkeit vieler ihrer Lehren, doch einseitig. Und die volle Macht, alle Lebensverhältnisse sittlich veredelnd zu durchdringen, bewährte nur der von den alten Hebräern vom Untergange gerettete, von dem Christenthum weit verbreitete, aber noch in drei Weltheilen gegen das Heidenthum kämpfende, von Chaldäa ausgegangene Monotheismus.

Aus den Briefen Varnhagens von Ense an eine Freundin.

Berlin, 8. Januar 1850. — Wie es um unsere öffentlichen Angelegenheiten steht, wissen Sie durch die Zeitungen. Daß ein Engländer von diesen Sachen nichts weiß, sich nicht die Mühe geben mag, Näheres zu erfahren, wundert mich nicht; sind doch die meisten Deutschen selbst darüber völlig im Unklaren; wenn sie auch das Thatsächliche hinreichend kennen, so sind sie doch der Bedeutung unkundig, und lassen sich immerfort durch Blendwerke täuschen. So jetzt auf's neue durch die Wahlen zu dem sogenannten Erfurter Parlament. Es gibt noch immer Thoren, die etwas von dieser Verkehrtheit, von dieser Vorspiegelung hoffen. Doch die Mehrheit des Volks ist schon zu aufgeklärt und betheiligt sich dabei nicht. Daß die neue Bundescommission in Frankfurt am Main nur eine schlimmere Wiederkehr des verhaßten Bundestages ist, wird auch so ziemlich eingesehen. Die Reaktion ist in vollem Gange, bald wird sie auch das Vereinsrecht und die Preßfreiheit unterdrücken. Allein ihr Sieg ist dennoch nur ein scheinbarer; die Revolution macht ganz andere Fortschritte, und jedes Gelingen der Reaktion beflügelt jene nur. Die Folgezeit wird es schon darthun. Unsere preußische Verfassung — ein trauriges Flickwerk — ist so gut wie fertig; allein man glaubt, der König werde sie noch anders wollen, und unsere Zustände noch nicht zum Abschlusse kommen. Alles das ist Nahrung, kräftige Nahrung für die Revolution.

---

4. Februar 1850. — Was Sie mir von Carlyle schreiben, ist sehr merkwürdig. Aus einer seiner Aeußerungen spricht ein unbefriedigter tiefer Ehrgeiz, den ich ihm nicht zugetraut hätte, und der mir wenig begründet erscheint, ich müßte mich denn gänzlich irren und es auch in England möglich seyn, daß Beruf und Talent zum Staatswirken davon dennoch ausgeschlossen blieben. Die Sklaverei zu vertheidigen, war nur in Einem Augenblicke, als sie zuerst eingeführt wurde, zulässig, als die Menschlichkeit dem Eigennutz begreiflich machte, es sey vortheilhafter, die Kriegsgefangenen zu knechten, als zu tödten.

Das Urtheil von Heinzen über den Roman von Fanny Lewald geht aus Gesichtspunkten hervor, die nicht die meinen sind. Die Poesie darf nehmen, was und woher es ihr beliebt, wenn sie nur sich selber das Erspriessliche wählt. Ich lasse in Staats- und Volkssachen, wenn die Dinge auf einen gewissen Punkt gekommen sind, die Berechtigung des rücksichtslosen Terrorismus gelten, allein auf das Gebiet des Menschlichen, der Dichtung, der Geselligkeit darf er nicht überspringen. — Daß unsere deutschen Flüchtlinge so gern mit einer Rohheit renommiren, die als Kraft gelten soll, ist eine Untugend, die sehr tief liegt, und dem Einzelnen weniger zur Schuld wird. Die Franzosen sind darin ganz anders, wovon aber auch der Einzelne weniger das Verdienst hat. — Ich beneide Sie wegen der Bekanntschaft mit Louis Blanc. Sagen Sie ihm, daß in Berlin jemand lebt, der seine „Pages d'histoire“ mit höchstem Genuß und reinster Zustimmung liest, der in trüber Zeit aus ihnen Erheiterung und Vertrauen schöpft. Die Macht der Rechtschaffenheit, der Eifer der Wahrheit sprechen aus jeder Zeile. Wir fühlen alles mit, was in Frankreich vorgeht; im Wesentlichen sind unsere Zustände mit den dortigen gleich, wie groß auch die Verschiedenheit in den Nebendingen seyn mag. — Durch die Annahme der Verfassung abseiten des Königs (der octroyirten revidirten Verfassung) ist in Preußen so gut wie nichts geschehen, nichts ist befestigt, beruhigt, alles schwebt wie vorher in Parteiung, in künftigen Kämpfen. Die Volkspartei fühlt sich von dieser Verfassung gar nicht berührt, sie beharrt in ihrer Stellung

Digitized by Google

des Troyes, des Wartens. Niemand glaubt, daß es mit dem Minimum zugestandener Freiheit im geringsten ernst gemeint sey, im Gegentheil widersprechen große und kleine Thatsachen täglich den guten, oder meist doch nur halbguten Worten. Das ist ein ängstlicher Zustand, und alle Parteien sehen voll Besorgniß in eine dunkle Wolke, die uns verbirgt, was nächst bevorsteht. Ein Krieg gegen Frankreich wäre das unglücklichste Ereigniß, — und das vergeblichste Aushülfsmittel! Für die Franzosen ist mir nicht bange.

---

10. März 1850. — Mit der großen Welt und ihren Beziehungen habe ich nichts mehr zu thun, ich kann nicht, und will nicht. Diese große Welt hat das bischen Maske abgelegt, unter der sie noch etwas Reiz hatte, und zeigt ein scheußliches Gesicht; die größte Rohheit und Gemeinheit hat dort ihr offenes Lager aufgeschlagen, und Gräfinnen und Ministerfrauen zeigen sich nicht edler und feiner als Marketenderinnen. Daß auf diesem schlechten Boden wieder etwas Gutes wachse, oder der Schein des Guten wieder bis zur Täuschung sich verdichte, kann ich nicht abwarten, und begehr' es nicht. — Von der Literatur habe ich auch keine Freude; nur Verdruß und Last, mehr als man denkt. Mich dürstet nach neuen edeln Büchern, nach Schriftstellern, die ich bewundern könnte; statt deren habe ich nur solche, denen ich forthelfen soll, und deren Bücher mir mißfallen. Ein neues Buch von Moritz Hartmann muß ich doch rühmen; es heißt „der Krieg um den Wald," eine böhmische Geschichte voll örtlicher Färbung, ächt poetisch und parteilos wohlgesinnt. Die beste Freude jedoch kommt mir aus England, zwei neue Bände von Grote's meisterhafter History of Greece, ein Werk, das mich erfrischt, verjüngt, tröstet. Hier muß man Athen erkennen lernen, die Herrlichkeit der griechischen Demokratie, — wenn schon mit Sklaven; dieß war damals in der Ordnung, und minder hart, als im vorigen Jahrhundert unser Soldatenwesen. Ich wünschte, daß Carlyle diese Abschnitte läse, aber schon in den früheren Bänden müßte er anfangen, von Perikles, und im achten Bande besonders das über Sokrates; es ist höchst anziehend und lehrreich, und der Gegenstand so noch nie behandelt worden.

— Unsere Zustände trüben sich mehr und mehr. Mit aller Heeres- und Geldmacht sind die Regierungen doch nur verlegen, schwach und furchtsam, und unfähig etwas hervorzubringen; sie leben vom Tage, unter Schrecken und Angst, die sie durch Uebermuth und Jubel betäuben möchten. Von Erfurt erwartet kein vernünftiger Mensch etwas, außer neue Zwangsanstalten, zu denen Erfurt nicht nöthig wäre. Die Haltung der Demokratie ist dagegen vortrefflich, sie stärkt und veredelt sich mit jedem Tage, und ist der bei weitem gesündeste Theil der Nation, die wahren Aristen, die es unfehlbar auch zur Kratie bringen. So weit ist es gekommen, daß alte Preußen mit Gleichgültigkeit, ja mit Vergnügen die Einsprache Oesterreichs sehen!

---

12. April 1850. — Mit großem Antheil und Vergnügen habe ich Hartmanns „Krieg um den Wald" gelesen und das Buch nun in Umlauf gebracht; es ist viel Frische darin, Nationales und Oertliches, und wenn auch hinwieder die Ausführung dem Plane nicht völlig zu entsprechen scheint, so ist das Ganze doch eine edle Dichtung, wie der schwächliche K. nie eine liefern wird, der mit naseweisem Hohne darüber abzusprechen sich erlaubt. Dieses Mittelgut in Deutschland, diese kernlosen Phrasenbälge, in der Politik Gagern-Gothaer Troß und constitutionelles Knechtvolk, sind ein Unkraut unserer Literatur wie unserer öffentlichen Zustände. Was ich über diese sonst urtheile, lesen Sie in dem Brief an Milnes.

---

26. April. 1850. — Als Geheimniß möcht' ich fürerst noch bewahrt wissen, was ich Ihnen über Carlyle vertrauen will. Sein zweites Pamphlet, über die Gefängnisse, mißfällt mir ganz und gar; wie ist er so hart geworden, so unmenschlich! In dem ersten war er schon streng, aber die Strenge schien noch aus der Menschenliebe hervorzugehen; das zweite ist nur rauh und hart, und doppelt hart dadurch, daß er sein Ansehen, seinen Humor dazu hergibt, um den Menschen die Härte zu predigen. Als ob man das nöthig hätte, als ob nicht immer das Gegentheil dringend nöthig wäre, um die Wildheit und Grausamkeit des Menschenthieres zu mäßigen. Ich bin sehr irr' an Carlyle geworden und fürchte, er ist es selber an sich geworden. So lange hat er geschwiegen, und nimmt nun zur Unzeit das Wort, und redet, was nicht taugt und nicht nützt, denn Fruchtbares und Heilendes weiß er doch eben so wenig über die Noth der Zeit zu sagen, als es andere bisher gewußt haben. Sogar seine Schreibart will zu der neuen Tonart nicht passen; wo nicht Wärme des Gefühls, wo nicht innige Menschenliebe waltet, da ist der Humor nicht am Platz, da wird, was sonst Grazie des Ausdrucks war, zu hartem Stein. Mir thut es ungemein leid, den edlen und hohen Geist sich so verirren zu sehen, so leid, daß ich in der That mein Mißgefühl noch als Geheimniß bewahren will, und ich bitte Sie dringend darum, weder ihm noch andern etwas davon zu verrathen. Vielleicht findet er sich noch zurecht und geht dann wieder auf dem guten Wege

Digitized by Google

muthig vorwärts; an dem Manne von solcher Begabung darf man nicht so schnell verzweifeln. Ich denke, er wird unter seinen Landsleuten genug Gegner finden, die ihm das Erforderliche sagen. Mir ist ordentlich lieb, daß ich nicht in dem Fall bin ihm schreiben zu müssen.

Wie viele, sonst bedeutende, aber im Grunde doch nur schwache Menschen sind irr geworden an den Ereignissen, sind von ihnen überfüllt, erdrückt! Daran erkennt man, daß sie nie die Wahrheit der Dinge recht gesehen oder gefühlt, daß sie sich ein Bild davon gemacht, das sich zur Wirklichkeit verhält wie der Götze zur Gottheit, und wenn ihnen der Götze zerschlagen wird, so meinen sie, es gebe keinen Gott mehr. Die armen Schwächlinge! Die Zeitgestalt geht über sie hinweg und zertritt sie trotz ihres Wehgeschreis! Sie fürchten für die Bildung, sie verkünden neue Barbarei; sie selber sind Barbaren, ihre Bildung alter Plunder! — Eine Frau beschämt jetzt viele Männer, eine edle Frau von hellem Geist und warmem Herzen, die unsere Zeit klar versteht, die Ereignisse in ihrem wahren Sinn erfaßt. Ich rede von der Gräfin d'Agoult; lesen Sie, sobald Sie können, ihr neuestes, vortreffliches Buch: „Histoire de la révolution de 1848 par Daniel Stern."

— Von Sternbergs bevorstehender Heirath hab' ich Ihnen schon geschrieben; er ist von Erfurt zurück und das Geschrei hat sich ein wenig gelegt, aber den Betheiligten selbst scheint bisweilen etwas seltsam zu Muth, indem die Sache vorschreitet. Im Kleinen wie im Großen — man hat Bedenken, Angst und thut es doch. So jetzt in Erfurt: den Regierungen ist schwül und lange, daß man ihr Werk annimmt, sie finden sich verstrickt und stricken doch weiter, bis sie doch endlich alles zerreißen werden. Denn es ist undenkbar, daß sie ein deutsches Parlament mit so vielen noch übrig gebliebenen Resten von Freiheit schließlich anerkennen und bestehen lassen.

---

2. Juni 1850. — Die Carlyle'schen Flugschriften enthalten gewiß viel Geist und Wahrheit, auch sind die neuesten weniger hart als die zweite; aber im Ganzen kann ich weder ihre Richtung gut heißen, noch ihre Art billigen. Der Verfasser ist augenscheinlich irre geworden an den Zuständen der Welt und möchte umkehren in frühere, die nicht mehr da sind, und die doch ebenfalls nicht ganz gute gewesen seyn können, weil sie solche, wie die gegenwärtigen, hervorgebracht haben. Wenn wir den herabgerollten Stein nur wieder auf den alten Fleck hinauf bringen, wo er sich nicht halten kann, so hilft uns das nichts, wie es dem Sisyphos nichts hilft. Der Staatsmann sowohl als der Philosoph muß die Dinge anders ansehen; beiden liefert jeder Zustand der Welt immer genug Positives, um nie den Muth zu verlieren. In der schlimmsten Bedrängniß muß man am meisten vorwärts streben; das Schiffsvolk des Columbus, das ihn zum Umkehren zwingen wollte, wäre sicher dabei untergegangen, die Beharrlichkeit des Führers rettete dasselbe. Ich will unter keinen Umständen es mit jenem Schiffsvolk halten, immer mit dem Columbus. An Carlyles tiefer Gesinnung, an seiner unzerstörbaren Menschenliebe, an seinem redlichen Eifer für die Wahrheit kann ich nicht zweifeln; nur glaube ich, daß sein Blick durch Befangenheit getrübt ist und daß er sein Stillschweigen, auf das er so stolz war, im ungünstigsten Augenblick gebrochen hat. Dieß alles jedoch bleibe unter uns; wenn er mir schreiben sollte, werde ich sehen, was ich ihm sagen kann; ich möchte nicht durch Widerspruch, den er leicht mißverstehen könnte, noch mehr irre machen; er gehört zu den Männern, die sich am leichtesten zurecht finden, wenn man sie sich selbst überläßt. Sagen Sie ihm einstweilen nur meinen herzlichsten Dank für die freundliche Zusendung.

Die Zeitschriften von Dickens und Lewes sind erfreuliche Erscheinungen; sie bringen viel Gutes und unsere Nationalzeitung hat sich aus dem Leader mit ehrenvoller Erwähnung der Quelle schon einiges angeeignet. Ich staune über den Fleiß des Herrn Lewes und was er alles zugleich betreibt; eine solche Wochenschrift, einen Roman und ein Leben Goethes! Und kurz vorher die theatralischen Arbeiten! Aus Ihren letzten Aeußerungen erkenne ich mit wahrer Theilnahme, daß seine Häuslichkeit nicht so schlimm steht, als frühere Angaben vermuthen ließen. Ich wünsche, daß es ihm gut gehe, und besonders auch, daß seine Zeitschrift glücke.

Was Sie von unsern deutschen Landsleuten und zum Theil auch von den französischen Flüchtlingen erzählen, ist freilich nicht immer zu deren Lob, und man möchte es für die Personen selbst wie für die von ihnen vertretene Sache oft anders wünschen; indessen mit dem Unglück darf man nicht rechten wie mit dem, der im Sieg und Vortheil ist, und zum Theil ist ja auch das Unglück eben deßhalb da, daß es den Menschen läutere und stärke. Sie erzählen übrigens die kleinen Auftritte und Vorgänge so anmuthig und mit so gutem Willen, daß den Geschilderten daraus kein Schaden, sondern nur erhöhter Antheil erwächst. Bleiben Sie den Bedrängten ferner die hülfreiche Landsmännin; die Saat, die Sie ausstreuen, wird sicher gedeihen.

---

8. Juli 1850. — Hamburg wiederzusehen, lag mir seit Jahren im Sinne; ich war seit dem großen

Digitized by Google

Brande nicht dort gewesen, und hatte eine wahre Sehnsucht, das Bild des Vergangenen mit dem des Gegenwärtigen durch den Augenschein auszugleichen. Die Stadt hat unendlich gewonnen an Schönheit, Pracht, an zweckmäßigen, gedeihlichen Einrichtungen, aber mir war in den neuen breiten Straßen doch nicht recht heimisch, und ich freute mich der alten krummen und engen, die vom Feuer verschont geblieben und noch der Ausdruck der alten Zeit sind. Meine Erinnerungen gehen sehr weit zurück, so weit, daß alte Leute mir gewisse Thatsachen abstritten, die über ihre Lebenszeit hinaus zurücklagen, nicht aber über die meine, und für die ich freilich keine Zeugen mehr aufrufen konnte. Erst wenn ich das Jahr 1794 als den Anfang meiner Hamburgischen Erinnerungen nannte, senkte der Widerspruch mit Staunen und Ehrerbietung den Degen.

— Ich konnte während des kurzen Ausflugs unseres politischen Jammers und Wustes ziemlich vergessen; hier fiel er mir sogleich mit vollem Gewicht wieder auf die Brust. Die Preßverordnungen, die Polizeiquälereien, die Verwirrungen unserer Rechtspflege, das Stocken der Erfurter Sache, endlich der Friedensschluß mit Dänemark — das alles liefert mehr Stoff, als der Tag verarbeiten kann. Besonders erregt der dänische Frieden Unwillen und Beschämung, die altgesinnten Preußen selber sind außer sich über dieses Bekenntniß, daß Preußen den zweijährigen Krieg ohne Recht und Zweck geführt habe, und gleichsam wie einen Irrthum aufgebe, den man endlich eingesehen. In der That muß man fragen: warum hat Preußen den Krieg angefangen? Die Beweggründe, die man angab, sind augenscheinlich nur Vorwände gewesen, und für diese ist alles Blut vergossen worden, das nun Rechenschaft fordert. Eine schmachvolle Geschichte, und deren Ende noch nicht zu ersehen ist! — Die Sachen im Großen und Ganzen gehen unverändert ihrer weiteren Entwicklung zu; alles fördert sie auf ihrem Wege, die Handlungen der Gewalthaber arbeiten am eifrigsten in dieser Richtung, die zum unfehlbaren Verderben führt. Wenn ich irgend einen Fürsten sähe, der gerecht und wohlwollend und ungeirrt von blinder Leidenschaft nur das Beste seines Landes anstrebte, treu zu seinem Volke stünde und mit ihm vereint das Licht der neuen Zeit anerkennte und pflegte, dann wollte ich glauben, daß der Strom der Revolution stocken, in heilsame Bewässerungskanäle übergehen könnte; aber wo sähe man dergleichen jetzt? gibt es irgend einen Punkt, wo solches Zutrauen sich befestigen könnte? Also, die Wogen stürmen weiter!

— Auf Carlyles verworrene und eigensinnige politische Vorstellungen kann ich mich nicht einlassen; mag er sehen, wie er zurecht kommt! Daß er kein Staatsmann ist, beweist er durch diese Schriften sonnenklar; er hat keinen Ueberblick, sieht nur Einzelnes, und das Einzelne sieht man nur richtig, wenn man es auch im Ganzen sieht. Seine Einwendungen gegen Parlamente, Nationalversammlungen, Kammern ꝛc. sind von der Art, daß sie gegen alle menschlichen Einrichtungen zu gebrauchen sind; daß jene Gebilde Rothbehelfe, von den Irrthümern und Mängeln, die allem Menschlichen anhaften, nicht freie Hülfsmittel sind, hebt ihren Nutzen, ihre Unentbehrlichkeit nicht auf. Mit gleichem Rechte kann man die Wissenschaft, die Kunst, die Kirche, den ganzen Staatsplunder angreifen, ja das Christenthum selbst, und ihm beweisen, daß es gar nicht leistet, was es leisten soll. Will er deßwegen alles genannte abschaffen? Er sage, was an deren Stelle treten soll, und wenn dieß taugt und einschlägt, dann wollen wir ihn loben. Das leere Lobziehen gegen die Formen der Freiheitssache und das Recht des Volkes mögen ihm die Aristokraten und Despoten danken, denen dergleichen gefällt, obschon ich weit entfernt bin anzunehmen, daß er deren Beifall wolle. Daß er in England selbst so viele Gegner findet, acht' ich für ein gutes Zeichen. Wenn mich nicht alles trügt, gehen in England jetzt große Veränderungen der Denkart vor, die künftig schwer in's Gewicht fallen werden.

---

3. November 1850. — Ich habe nun die Carlyleschen Tagschriften sämmtlich empfangen und möchte mit ihm gerade über diese am wenigsten mich besprechen, da wir unsere Ansichten schwerlich vereinigen könnten, allein sehr gern über viele andere Gegenstände, die uns nicht entzweien würden; sein Geist ist einmal ein ursprünglicher und seine Gesinnung muß ich für ächt und gut halten, auch wenn ich sie gegenwärtig durch trübe Vorstellungen verirrt glaube. Grüßen Sie ihn, ich bitte, in diesem Sinne bestens von mir, und sagen Sie ihm meinen verbindlichsten Dank.

Wir haben hier den Besuch des Herrn Milnes gehabt und uns seiner sehr gefreut; er scheint um vieles ernsthafter geworden, ohne daß die Quelle seines Humors und heitern Lachens versiegt wäre. Er hat einen weiten Gesichtskreis, doch immer den Standpunkt eines Engländers, und man kann freilich nicht verlangen, daß er einen andern habe. Fast jeden Tag war er bei mir, fast jeden Abend bei Fräulein Solmer, wo er sich sehr zu gefallen schien. Er besuchte auch den Hof, und war daselbst sehr wohl aufgenommen, obgleich er vor einigen Jahren in einem Aufsatz über Preußen den König etwas hart berührt hatte. Freilich haben seitdem viele

Digitized by Google

härtere Berührungen stattgefunden, die denn auch weniger vergessen sind.

— Mit der Gesellschaft sieht es gegenwärtig betrübt aus, und der Winter läßt sich traurig an. Zwar der Prunk der großen Welt wird nicht fehlen, aber auch er dürfte diesmal aus mancherlei Gründen geringer und noch trostloser seyn als gewöhnlich. Wir sind durch die politischen Ereignisse sehr aufgeregt und beunruhigt, sie treffen jetzt auf's empfindlichste diejenigen, die bisher nur gewöhnt waren zu schlagen. Die Leute wissen nicht mehr aus noch ein, und ihre Verwirrung wäre ergötzlich anzuschauen, hätten sie nicht das Steuer des Schiffes in Händen, auf dem wir andern alle mitfahren. Ich rufe zwar noch nicht, wie einige Altpreußen mit bitterem Schmerze thun: Finis Borussiae! Doch steht es schlimm genug mit uns, und die Wege, die uns wieder zu besserem Stand führen können, sind arg verschüttet; dabei ist es noch die Frage, ob man nur die Lust habe, sie zu gehen. Für meinen Standpunkt, in meiner Ansicht, ordnet sich alles richtig zu großen allgemeinen Zwecken, vor denen das Mißliebige, Traurige als geringfügig hinschwindet. Meine Zuversicht und mein guter Muth sind unerschüttert. Doch wäre es für uns schwache Menschen unverzeihliche Hoffahrt, immer so hohen sichern Standpunkt, ganz dicht bei der Vorsehung, behaupten zu wollen; es geziemt uns, bisweilen unsere Schwäche zu zeigen, ganz in der Einzelheit des Tages zu leben, und deren Gutes und Schlimmes lachend und weinend mitzunehmen. Da haben wir denn eben jetzt gar vieles hier, was sehr zum Weinen ist. Und überdieß den November, der unter allen Monaten der trübste, der leblosteste zu seyn pflegt!

— Die Herren Prutz und Wolfsohn kündigen eine Zeitschrift: „Deutsches Museum," an, von der sich viel hoffen läßt; die Unternehmer wollen jedoch keine Frauenbeiträge; so mögen sie sich in Acht nehmen, daß ihnen die Musen nicht gram werden!

Ich habe die Half-sisters von Miß Jewsbury gelesen, mit geringer Befriedigung. Die englische Sinnesart ist gar zu eng, fordert immerfort die größten Rücksichten; wer nicht diese Fesseln zerreißt, dem kann freie Dichtung nicht gelingen. Aufgedrungene Ziererei und Heuchelei ersticken die innere Wahrheit. Die Längen und Weitläufigkeiten sind nicht auszuhalten. Eine kleine Miß kann gegen diese Uebelstände nicht aufkommen; da müssen wenigstens Lords und Peeresses in den Kampf treten!

Wenn Sie Herrn Lewes sehen, so sagen Sie ihm doch, daß ich seinen Leader die vortrefflichste Zeitschrift finde, reichhaltig, geistvoll, kühn und frisch. Wohl möcht' ich wissen, wer in Nr. 30, S. 707 und 708 den Aufsatz: financial and parliamentary reform, geschrieben hat; er zeigt den größten, seltensten politischen Blick, und sein Inhalt kann nicht genug beherzigt werden.

Meine Nichte Ludmilla entdeckt bisweilen im Morgenblatte Schilderungen aus England, die sie mir als von bekannter Hand herrührend bezeichnet, und die ich auf diese Empfehlung dann gern nachlese. Die Gebrechen des englischen Lebens und Treibens kommen hier oft hell zu Tag, ohne daß die Vorzüge mißkannt werden. Für uns Deutsche sind die englischen Einflüsse sehr zweifelhafter Natur, im Allgemeinen gewiß die französischen heilsamer; doch wir haben kaum noch die Wahl, wir werden uns zunächst wohl russischen bequemen müssen. Zum Glück haben alle heutigen Erscheinungen und Gebilde keine lange Dauer; ein Sturmwind, und alles ist fort, als wäre es nie dagewesen.

Sie sind besorgt für Mecklenburg? Jeder Deutsche kann es für sein Land seyn, groß oder klein. Die besondere Freiheit aber darf nicht befehlen, sie ist ein Abzug von dem Streben zur allgemeinen; in diesem Betracht muß nicht nur Ihr Mecklenburg, sondern auch Kurhessen und Schleswig-Holstein fallen, damit es heiße, wie Uhland singt: „Euch wird nicht anders angerichtet, als wie uns Allen."

---

27. Februar 1851. — Ihre Schilderung gewisser englischer Zustände und Kreise trägt ein unverkennbares Gepräge der Wahrheit und trifft ganz mit den Bildern zusammen, die ich mir auch anderswoher seit langer Zeit aufgelesen. Die Vorurtheile, die Beschränktheit, welche dort herrschen, sind um so lästiger und empörender, als sie durch die Uebermacht äußerer Vortheile, in denen die Engländer so groß und mächtig sind, gleichsam getragen und beschützt werden. Das Ansehen und der Reichthum der Nation dient ihnen, und wenn unsere Dummheiten auf kleinem Nachen dahin rudern, so fahren die englischen auf stolzen Linienschiffen. Immerhin, wenn ich nur nicht mitfahren muß! Ich sehe, daß selbst die ausgezeichnetsten, die freiesten und kühnsten Geister sich diesen Vorurtheilen fügen, sie schonen und beachten müssen; das war doch in Frankreich selbst unter dem strengsten Despotismus nicht der Fall. Die ganze englische Literatur leidet an diesem Uebel. Ich habe kürzlich „Zoe" von Miß Jewsbury gelesen, ein Buch gewiß geistigen Inhalts, die Verfasserin hat freie Gedanken, aber ist schüchtern im Ausdruck derselben und lenkt vorsichtig in das alte

Digitized by Google

Geleise ein. Die Pruderie verläugnet sich sogar in geschichtlichen Werken nicht.

20. Mai 1851. — Hier ist es still und leer. Zum 31. wird die Stadt sich füllen, aber das Gedränge wird ohne Volksfreude seyn. Die Demokratie sieht mit Wohlgefallen, daß ein Demokratenkönig verherrlicht wird und alle andern Könige in Schatten stellt, aber das bleibt in der Stille. Uebrigens kann es keine größere Ironie geben, als daß die heutige Staatsgewalt Friedrich dem Großen ein Denkmal errichtet.

11. Januar 1852. — Ich glaube wirklich, daß Dresden jetzt vor Berlin große Vorzüge hat, die Ansprüche sind geringer, die Darbietungen größer. Berlin ist ein künstliches Gebäude, jede Störung ist hier empfindlicher, gefahrvoller, und wenn in dem Räderwerk einiges stockt, so leidet gleich das Ganze; schwinden die wesentlichen Annehmlichkeiten, die sich hier mit der Zeit heraufgebildet, so kommt man leicht auf die Frage, warum man hier wohnt, in dieser theuren Wüste, warum nicht lieber anderswo, inmitten schönerer Natur, freundlicherer Umstände? Diese Frage hat sich mir in den letzten Jahren schon mehrmals aufgeworfen, und nur meine tiefe Anhänglichkeit an die Stätte so vieljähriger theurer Erinnerungen läßt mich sie jedesmal eifrig abweisen. Hoffnung, daß solche Zustände, wie sie mir früher lieb und werth waren, sich herstellen könnten, hege ich nicht, wenigstens für die nächste Zeit nicht. Die Gehässigkeit des Parteiwesens hat sich zu tief eingenistet, und auf dem betretenen Wege kann sie nur zunehmen, so wie das Mißvergnügen und Unbehagen, da auf keiner Seite, auch auf der herrschenden nicht, ein rechtes Gedeihen zu spüren ist. Ich mache für mich zwar keine persönlichen Ansprüche, ich bin mit dem Umgang, den ich mir gewahrt, ganz zufrieden, aber den Einfluß der Luft, in der ich lebe, kann ich doch nicht abweisen, und so bringt die allgemeine Stimmung in mein stilles Zimmer mit ein; ich athme sie, wenn ich lese, wenn ich schreibe, sogar wenn ich krank zu Bett liege. Nur große, jetzt nicht zu gewärtigende Veränderungen können diesen Zustand bessern, und ich werde diesen Wechsel nicht erleben.

Correspondenz-Nachrichten.

Newyork, Mai.

Ausgang des Sickles'schen Processes. — Gefängniß, Arbeitshaus, Irrenhaus auf Blackwell's Island. — Anniversaries.

Der Sickles'sche Proceß hat, wie jedermann voraus sah, mit der gänzlichen Freisprechung des Angeklagten geendigt. Die Verkündigung des „Nichtschuldig" gab in dem Gerichtssaal das Signal zu einem grenzenlosen Ausbruch des Enthusiasmus und der Freude. Die Geschworenen drängten sich heran, um Sickles und seinen Vertheidigern die Hand zu drücken und ihm zu sagen, daß sie an seiner Stelle eben so gehandelt haben würden; am Abend wurden ihnen Serenaden gebracht, und ein Fremder hätte, wenn er diese Freudenbezeugungen gesehen, eher glauben müssen, das Volk in Washington feiere etwa die Anwesenheit irgend eines der größten und edelsten Männer, eines Beglückers und Wohlthäters der Nation, als die Freisprechung eines erwiesenen Mörders, welcher, wenn Vergehen gleich dem, um dessen willen er Key den Tod gab, wirklich auf diese Weise bestraft zu werden verdienten, schon längst dasselbe Schicksal hundertfältig auf sich herabbeschworen hätte. Durch diese Freisprechung Angesichts unleugbarer Beweise ist die Moral aufgestellt, daß ein Mann aus einer gewissen Sphäre der Gesellschaft — besonders wenn er so glücklich ist, Mitglied des Congresses zu seyn — ungestraft ein Verbrechen begehen kann, welches einem armen Teufel den Hals kosten oder ihn mindestens auf Lebenszeit in's Zuchthaus bringen würde, und wenn er über den Liebhaber seiner Frau eigenmächtig die Todesstrafe verhängt und auch selbst sogleich den Scharfrichter spielt, dieß nicht nur eine vollkommen gerechtfertigte, sondern sogar lobenswerthe und ehrenvolle Handlung ist, wogegen ein Sklave, wenn ihm seine Frau vor seinen Augen und gegen ihren eigenen Willen von einem ausschweifenden Herrn entrissen wird, das Leben verwirkt hat, sobald er nur den geringsten Widerstand leistet oder gar Rache zu nehmen wagt. Einige Tage ließ Sickles sich den Weihrauch gefallen, der ihm in Washington gestreut wurde, und kehrte dann nach Newyork zurück,

Digitized by Google

nachdem er zuvor noch mehrere seiner Freunde auf den Platz geführt, wo Key getödtet wurde, und ihnen daselbst alle einzelnen Umstände des blutigen Dramas erklärt und veranschaulicht, wobei er ganz unverholen bekannte, daß er Key mit Absicht und Vorbedacht erschossen habe.

Eine schlagende Illustration der Strenge und Gewissenhaftigkeit, mit der man an dem schönen republikanischen Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz festhält, liefert als Gegenstück der Sickles'schen Freisprechung der Proceß eines in Newyork lebenden Chinesen, Appo Quimbo, welcher hier gerade zu derselben Zeit zur Verhandlung kam, als Sickles vor den Geschworenen zu Washington stand. Dieser arme Schelm, welcher sich bis dahin noch keiner Gesetzesübertretung schuldig gemacht hatte, war — der Himmel weiß wie — dazu gekommen, eine Irländerin zu heirathen, welche unter andern guten Eigenschaften auch die besaß, dem Trunk übermäßig ergeben zu seyn. Es war deßhalb schon wiederholt zwischen ihnen zu Mißhelligkeiten gekommen, und als er vor einigen Monaten nach Hause kam und seine Frau fast bis zur Besinnungslosigkeit betrunken antraf, machte er seinem Zorn in Schlägen Luft. Eine Nachbarin legte sich in's Mittel und der dadurch bis zur Raserei aufgebrachte Chinese verletzte ihr in blinder Wuth einen Dolchstich, an dem sie bald darauf starb. Der ganze Hergang, so wie die Aussagen der Zeugen lassen keinen Zweifel, daß die That nur das Werk eines leidenschaftlichen Augenblicks war, und daß Appo Quimbo nicht den mindesten Haß gegen die Frau hegte; der strengste Richter hätte ihn deßhalb höchstens des Todtschlags schuldig finden können, allein ein Chinese steht hier in der Meinung der Masse nicht besser, vielmehr noch etwas schlechter als ein Neger, und da solch ein armer Schelm natürlich weder einflußreiche Freunde noch Geld hat, um Richter und Geschworene zu bestechen, zeigte der ganze Gerichtshof sich so eilig, die Angelegenheit zu Ende zu bringen, daß der ganze Proceß nur acht Stunden dauerte, die Geschworenen einstimmig ihr Schuldig aussprachen, das arme Opfer zum Tode verurtheilt wurde und nur die Begnadigung des Gouverneurs ihn noch vom Galgen retten kann. — In welchem Maßstab hier Verbrechen begangen werden und man darüber aburtheilt, kann man daraus ersehen, daß an demselben Tage noch sechs andere Personen ihr Urtheil empfingen, welche Alle entweder des Mords oder Todtschlags angeklagt waren und zu kürzerer oder längerer bis lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt wurden.

Bei einem solchen Zustand der Dinge, durch welchen der Beobachter gewaltsam auf die Nachtseiten menschlicher Zustände hingewiesen wird, liegt die Veranlassung nahe, die nothwendigen Uebel näher kennen zu lernen, welche durch jene bedingt werden, und die Gefängnisse, welche man sonst gern ignorirt, drängen sich hier so unabweislich in den Vordergrund, daß man nicht umhin kann, sie in den Schilderungen hiesigen Lebens gelegentlich zu berühren. Einen Besuch, den ich schon vor mehreren Jahren im Staatsgefängniß zu Sing-Sing machte, habe ich schon damals in diesen Blättern beschrieben. Meine letzte Excursion galt dem Countygefängniß auf Blackwell's Island, einer großen Insel im East River, zwischen Newyork und Long Island, woselbst sich ebenfalls das Arbeitshaus, eine Irrenanstalt und ein Armenhaus befinden. Das Gefängniß wird als eine Art Besserungsanstalt betrachtet, und jüngere Uebelthäter, so wie solche, die sich nur leichter Vergehen schuldig gemacht haben, werden gewöhnlich hierher geschickt, während die älteren abgehärteten Verbrecher zum Staatsgefängniß verurtheilt werden. — Im obern Theil von Newyork, wo die Stadt eigentlich erst im Werden begriffen ist, verlegt man eine sandige, größtentheils noch unangebaute Straße, bis man an den East River gelangt. Hier nimmt einen ein großes Ruderboot auf, das von sieben stämmigen Männern in Bewegung gesetzt wird, und nach zehn Minuten befindet man sich auf der Insel, die im frischen Grün und dem Sonnenschein eines schönen Maitages strahlend, mit geschmackvollen Anlagen versehen und mit der reizenden Aussicht auf die Ufer von Newyork und Long Island, auf den ersten Blick den Eindruck eines wohlgepflegten Gartens macht. Bald gelangt man jedoch an die großen massiven Gebäude, theilweise mit eisernen Stangen an den engen schießschartenartigen Fenstern versehen, über deren Bestimmung man unmöglich im Unklaren bleiben kann. Hie und da begegnet einem auch eine Abtheilung Gefangener, welche von einem Wächter, der vorangeht, und von einem andern, der folgt, zur Arbeit geführt werden. Uebrigens trifft man auch viele Gefangene, welche einzeln und nur an der gleichmäßigen Gefängnißtracht kenntlich, am Wege und in den Anlagen arbeiten, da die abgesonderte Lage der Insel, welche nur durch die erwähnte Fähre mit dem Land in Verbindung steht, die strenge ängstliche Ueberwachung überflüssig macht, welche in einem nach allen Seiten zugänglichen Gefängniß nöthig ist. Diese verhältnißmäßig größere Sicherheit hatte jedoch in früheren Jahren zu solcher Sorglosigkeit geführt, daß im Laufe eines Jahrs nicht weniger als zweihundert Gefangene ihre Flucht bewerkstelligten. In den letzten sieben Monaten ist hingegen, trotz der anscheinend so geringen Aufsicht, nicht ein einziger entkommen. — Die schweren Verbrecher sind in einem Steinbruch beschäftigt, wo die Steine für ein im Bau begriffenes, zu einem Hospital bestimmtes Gebäude gebrochen und gehauen werden; andere helfen bei dem Bau oder arbeiten in der Schmiede; jedoch erstreckt die Arbeit sich nicht etwa, wie in Sing-Sing, über die Bedürfnisse der Anstalt hinaus, und an den langsamen, gemächlichen Bewegungen der meisten kann man abnehmen, daß sie nicht gerade mit übermäßiger Strenge zur Arbeit angehalten werden. Ich bemerkte unter andern einen vergnügt ausſehenden Gesellen, welcher vor dem Hause des Warden oder Superintendenten des Gefängnisses ein Faß mit einer Langsamkeit und Behäbigkeit anpinselte, mit der nur ein Mensch arbeiten kann, der weiß, daß er nichts für seine Arbeit erhält und ohnehin seine Zeit nicht besser verwenden kann. Ich ging weiter, sah andere Theile der Insel und der Anstalt, und als ich

Digitized by Google

nach Verlauf von faſt einer Stunde wieder auf dieſen Platz zurück kam, fand ich denſelben Geſellen mit ſeinem Anſtrichsbeſenſel vor dem nämlichen Faß, ohne daß man bemerken konnte, daß dieſes ſeiner Vollendung viel näher gerückt wäre. — Das Gefängniß iſt, wie alle derartigen Anſtalten hier zu Lande, in Zellen abgetheilt und wird überaus ſauber gehalten. Das Haus des Warden, von einem großen Garten mit Treibhaus, Fiſchteich und geſchmackvollen Anlagen umgeben, hat das Anſehen einer Villa und gewährt eine prachtvolle Ausſicht auf die gegenüber liegenden Ufer. Dergleichen Poſten gehören hier zu den Sinecuren, welche von den zeitweiligen Machthabern nur ſpeciellen Günſtlingen verliehen werden; denn man weiß, daß jeder, der die Sache nur einigermaßen anzugreifen verſteht, hier binnen nur bis fünf Jahren unfehlbar ein reicher Mann wird, und der, welcher dabei mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit verfahren und ſich nur auf ſeinen, obwohl ſehr beträchtlichen Gehalt beſchränken wollte — ein Fall, der ſich übrigens ſeit Menſchengedenken hier nicht ereignet haben ſoll — als ein Dummkopf bemitleidet werden würde. „Wer das Kreuz hat, der ſegnet ſich," iſt hier der Wahlſpruch, wenn irgendwo in der Welt. — Statt gewöhnlicher Dienſtboten findet man im Hauſe des Warden eine Bevölkerung von Gefangenen. In der Küche waren ein paar ſchwarze Köche geſchäftig, ein Gefangener, der übrigens die Gefängnißuniform mit der weißen Schärpe und Jacke eines Aufwärters vertauſcht hatte, wartete ſehr gewandt bei Tiſche auf, andere arbeiteten im Garten und mehrere weibliche Gefangene, welche außer der gemeinſchaftlichen Tracht an ihrem kurz geſchnittenen Haar kenntlich ſind, waren im Waſchen und Scheuern begriffen.

So viel ein Mann, der von ächter warmer Menſchenliebe durchdrungen iſt, in einer Stellung, wie die des Warden, auch leiſten könnte, muß dieſelbe doch auch ihre großen Schattenſeiten darbieten; der beſtändige, faſt ausſchließliche Anblick der armen Opfer unſerer ſocialen Zuſtände, von denen jeder Einzelne ſeinen Ruin mehr oder weniger der Geſellſchaft im Ganzen zuzuſchreiben hat, muß auf den, welcher das Gefühl und das Verſtändniß für dieſe Seiten des Daſeyns mitbringt, unendlich niederdrückend und freudetödtend wirken. Die Maſſe der hier Angeſtellten ſcheint jedoch durch Gleichgültigkeit, Gedankenloſigkeit und Gewöhnung gegen ſolchen Einfluß geſchützt zu ſeyn, und läßt ſich wahrſcheinlich durch keine philoſophiſche Betrachtung in ihrer Ruhe ſtören.

Auf einer andern Seite der Inſel und unter der Aufſicht eines andern Warden befindet ſich das Armenhaus in zwei großen hohen Gebäuden, welche an tauſend Menſchen einſchließen. Hier wimmelt es von einer bunten Bevölkerung von Männern, Weibern und Kindern; die Mehrzahl beſteht jedoch aus alten Leuten, welche, zu ſchwach und hinfällig zur Arbeit, von den Schiffbrüchen der Vergangenheit ausruhen. Die Spuren der Verworfenheit, des Laſters und des Elends treten bei den meiſten viel auffälliger und abſchreckender hervor als unter den Gefangenen, da die letzteren ſich größtentheils noch im Anfang ihrer Laufbahn befinden, während jene ſchon den Stempel der Leiden, der Verirrungen und Entbehrungen eines langen Lebens tragen. Wenn man alle dieſe Ruinen der Menſchheit betrachtet und ſich alle die Schrecken vergegenwärtigt, welche ſie zu dem gemacht, als wie ſie jetzt vor uns ſtehen, ſo muß man das Aſyl, welches ſie hier, in einer anmuthigen Gegend und gegen eigentlichen Mangel geſchützt, genießen, als eine große Wohlthat, eine Art Verſöhnung mit der Vergangenheit betrachten, wodurch viele gewiß während ihrer letzten Tage größerer Ruhe und Behaglichkeit theilhaftig werden, als vielleicht je zuvor. Unter einem großen ziegelartigen Dach, welches bei der Hitze Schutz gegen die Sonne und bei ſchlechtem Wetter gegen den Regen gewährt, ſaß eine große Schaar alter Männer beiſammen, welche ihre Thonpfeifen rauchten und dabei ſo vergnügt ſchwatzten, daß man hätte glauben können, die glücklichſten Sterblichen vor ſich zu haben.

Am nördlichen Ende der Inſel befindet ſich die Irrenanſtalt in drei großen, mit ſchönen Gartenanlagen umgebenen Gebäuden, in deren einem ſich die Männer, in einem andern die Frauen und im dritten die Raſenden befinden, und die zuſammen ebenfalls über tauſend Bewohner haben. Ich ſah nur die Frauenabtheilung, da für die Männer keine Zeit übrig blieb und bei den Raſenden ein für allemal keine Beſucher außer den nächſten Angehörigen zugelaſſen werden. Dieſe Anſtalt iſt ausſchließlich zur Aufnahme unbemittelter Patienten beſtimmt, die alle darin umſonſt verpflegt werden und allem Anſchein nach der beſten Behandlung genießen. Die Räume ſind überaus freundlich und wohlgehalten. Faſt jede Bewohnerin hat ein artiges, behagliches Schlafzimmer für ſich, und nur im oberſten Stockwerk gibt es für den Fall beſonderen Zudrangs allgemeine Schlafſäle. Im erſten Stockwerk befindet ſich außerdem ein hübſches geräumiges Wohnzimmer, in dem mehrere Frauen zuſammen ſaßen und flickten, während andere umhergingen und eine auf dem Fußboden ausgeſtreckt in tiefem Schlaf zu liegen ſchien. Eine breiterte ſich, mir die Honneurs zu machen, und erklärte mir einige an der Wand hängende Kupferſtiche, welche nach ihrer Meinung Scenen aus der älteren engliſchen Geſchichte darſtellten, obgleich faſt unter allen die Namen der Königin Victoria und des Prinzen Albert zu leſen waren. Eine Franzöſin, welche ſehr erfreut ſchien, als ich ſie franzöſiſch anredete, klagte ſehr, daß ſie hier gleich einer Sklavin ſitzen und ſticken müſſe, während ſie doch täglich einen Dollar für ihren Aufenthalt bezahle, und gab mir den Rath, mich ja nicht bereden zu laſſen, hier zu bleiben. Die größte Curioſität iſt jedoch eine alte Frau, die ſich Mrs. Pierce nennt und die Frau des Expräſidenten Pierce zu ſeyn behauptet. Ihr Zimmer ſah beſonders freundlich und wohlgehalten aus; ſie hatte weder das erdfarbige Ausſehen noch den ſtieren Blick, welchen ich bei den übrigen ohne Ausnahme fand, und geberdete ſich bis auf den einen Punkt ganz verſtändig und ruhig. Die verſchiedenen

Digitized by Google

Präſidenten der vereinigten Staaten, welche auf einem Blatt vereinigt an der Wand hingen, zeigte ſie mir als die Mitglieder ihrer Familie, und eine Katze, welche ſie mit bunten Bändern aufgeputzt hatte und zärtlich zu lieben ſchien, ſtellte ſie als ihren Stiefſohn vor, den ſie nächſtens zu verheirathen gedachte. Ferner hingen zwei große Bilder im Zimmer, die ſie ſelbſt mit blauer Baumwolle auf grobes weißes Baumwollenzeug geſtickt hatte, und welche, zwar grob in der Ausführung, doch ziemliche Richtigkeit und Beſtimmtheit der Zeichnung zeigten. Man ſah darauf das „Weiße Haus“ und davor einen großen Baum, welcher den Freiheitsbaum vorſtellen ſollte, auf dem die Congreßmitglieder in der Geſtalt von Vögeln umherhüpften. Den Rand bildeten Laubgewinde, aus welchen ebenfalls von allen Seiten Vögel auf den Freiheitsbaum und von dieſem auf das weiße Haus zuflogen. Der Einbruch des Abends verhinderte mich, auch noch das Arbeitshaus zu beſuchen, welches ſich in der Nähe der Armenhäuſer befindet. Faſt einen ganzen Tag hatte ich auf der Inſel zugebracht, und ich freute mich im Grunde, einen Ort zu verlaſſen, auf dem unter mehreren tauſend Bewohnern ſich kaum einige hundert befinden, welche in jeder Hinſicht als ſelbſtſtändige, vollkommen verantwortliche und zurechnungsfähige Menſchen betrachtet werden können.

Die „Anniverſaries“ aller Aſſociationen zu guten und ſchlechten Zwecken, welche regelmäßig in der zweiten Woche des Mai ſtattfinden, ſind vorüber, und haben wie gewöhnlich zu einigen wenigen guten Reden und ſehr viel ungewaſchenem Zeug Veranlaſſung gegeben. Vor allen that ſich im Schlechten, Nichtswürdigen wieder die American Tract Society hervor, dieſer Verein, in welchem die größten Heuchler, Augenverdreher, Schleicher und Dunkelmänner im ganzen Lande fraternifiren, um ihre albernen, abgeſchmackten, volksverdummenden Tractätchen in Umlauf zu bringen. Ich erwähnte voriges Jahr, daß dieſe edle Geſellſchaft nach Tartüffes Anleitung mit dem Himmel ein Accomodement getroffen hatte, indem ſie beſchloß, zwar nach wie vor die kleineren Fehler und Sünden der Menſchen und ſelbſt unſchuldige Vergnügungen zu verdammen, ſich jedoch jeder Mißbilligung der Sklaverei klüglich zu enthalten, um den chriſtlichen Gönnern im Süden ja keinen Anſtoß zu geben, damit dieſelben nicht etwa der Geſellſchaft ihre Beiträge, die Früchte der Sklavenarbeit, entziehen möchten. Dieſes Verfahren hatte im ganzen Norden die gebührende Beleuchtung gefunden, und die, welche noch einen Reſt von Vertrauen in die Ehrlichkeit dieſer Religioniſten von Profeſſion hegten, ſahen mit Spannung den dießjährigen Verhandlungen entgegen. In der That erhoben ſich ein paar beſſer geſinnte Männer, um zu beantragen, die Geſellſchaft möchte ihre Verdammung des kürzlich im äußerſten Süden wieder eröffneten afrikaniſchen Sklavenhandels ausſprechen, der durch das Geſetz zwar als Capitalverbrechen erklärt iſt, von allen betreffenden Behörden aber geduldet und im Stillen geſchützt und befördert wird, und Preiſe auf die beſten Tractate ausſetzen, welche im Lauf des Jahres zu dieſem Zweck geſchrieben würden; allein der bloße Verſuch des Erſten unter den Gegnern des Sklavenhandels, ſich für ſeinen Antrag Gehör zu verſchaffen, gab das Signal zu einem ſo tumultuariſchen Ausbruch der Wuth unter der ganzen ehrwürdigen, gottbegnadeten Verſammlung, daß man hätte glauben ſollen, ſich in einer iriſchen Schenke zu befinden, wo eben ein Zwiſt ausgebrochen iſt, und es im nächſten Augenblick zu Hieben und Meſſerſtichen kommen muß. In der That ſchien wenig daran zu fehlen, daß ſich die frommen Herrn in die Haare fielen; Schreien, Toben, Stampfen und Ziſchen erſtickte jeden Verſuch der Antiſklaverei-männer, und erſt nach langem Sträuben wurde ihnen auf das Verlangen der Zuhörer geſtattet, ihre Anträge vorzubringen. Sogleich waren jedoch auch die würdigen Häupter der Geſellſchaft bei der Hand, um ſich in Lobreden auf den wohlthätigen Einfluß der Sklaverei im Süden zu ergehen und der Geſellſchaft überhaupt ein für allemal das Recht abzuſprechen, dem Comité irgend welche Inſtruktionen zu ertheilen. Schließlich wurden die vorjährigen Beſchlüſſe mit großer Majorität auch wieder für das laufende Jahr angenommen, ſo daß die frommen Chriſten im Süden von dieſer Seite wenigſtens keine unſanfte Berührung zu fürchten haben. Im Grunde kann man ſich dieſes Reſultats nur freuen, denn wie viel ſich mit Tractaten gegen den Sklavenhandel ausrichten läßt, ſpringt in die Augen, wogegen dergleichen erbauliche Auftritte weſentlich dazu beitragen, das Treiben der orthodoxen Partei glänzend zu illuſtriren und ihre Beſtrebungen in den verdienten Mißkredit zu bringen.

Digitized by Google

Vom Mittelrhein, Mai.

(Schluß.)

Eine alte und eine neue Feſtung.

Hinter dem Dorfe Rheinsheim taucht alsbald das erſte Vorwerk auf. Es iſt der Brückenkopf auf dem rechten Rheinufer, das größte der Außenwerke, aber für das Laienauge nichts weniger als imponirend, ſo ſtark und feſt es auch ſeyn, ſo viele Leute es auch hinter ſeinen Mauern mit ihren Schießſcharten bergen mag. So eine moderne Feſtung iſt eben ein Werk ohne alle Poeſie; alles flach, alles ſtumpf, alles gedrückt. Selbſt wenn man an das Ufer des Rheins hinangetreten iſt, ſieht man von dem ganzen Germersheim faſt noch nichts. Mauern und Wälle verſtecken ſich hinter Pappeln und anderes Baumwerk, hochragende Thürme gibt es dahinter nicht. Wenn man an die alten hochgelegenen Burgen und Feſten mit ihren ragenden Warten und Zinnen denkt, ſo möcht' es einem faſt leid thun, daß das Pulver erfunden iſt, das die Krieger zwingt, ſich in den Boden einzuwühlen, um ſich wirkſam gegen den Feind zu vertheidigen. Wahrlich, das alte Städtchen Germersheim, wie es Merian inmitten des ſiebzehnten Jahrhunderts gezeichnet hat, bietet mit ſeinen Thürmen ein wahrhaft maleriſches Bild, gegen welches das jetzige nicht entfernt aufzukommen vermag. Militäriſche Augen ſehen das natürlich anders an als die meinen, und die Kavaliers da unten in den tiefen Feſtungsgräben, die ſtumpfen thurmartigen Bauten der Vorwerke mit ihren raſenbedeckten Häuptern und alle die Kaſematten, Traverſen und dergleichen haben mehr Werth und Reiz für ſie, als alle ragenden Thürme, die ich mir wünſche, um den Anblick maleriſcher zu machen.

Ich hatte mir gedacht, mein Freund werde mich ſo recht herumführen, mir alles zeigen und erklären können, aber das war eine arge Täuſchung. Er wußte und kannte ſelbſt nicht viel mehr, als was jeder ſieht, der die Augen offen hat. Wollte ich auf gehabtem Weg den Wall hinauf, ſo ſagte er: „Halt! das iſt verboten;“ wünſchte ich eine Kaſematte zu ſehen, ſo hieß es: „Das iſt verboten,“ und an den Forts mit der einſamen Schildwacht auf dem hohen Wall gingen wir vorüber, wie an verwünſchten Schlöſſern, die kein Menſch betreten darf. Das iſt nicht etwa bloß jetzt, ſondern immer ſo. So mußte ich mich denn begnügen mit dem, was ſich dem Auge nicht entziehen kann, und betrachtete mir wenigſtens die ſtattlichen Gebäude über der Erde. Drei große fortifizirte Kaſernen, zwei Thore, ein Zeughaus und ein Lazareth — voilà tout! Alle dieſe Gebäude ſind ziemlich einfach und ernſt gehalten, haben Rund- oder Flachbogen und einige Belebung durch die zwei Farben der weißen Ziegelſteine und der rothen Hauſteine und Quader an den hervortretenden Gliedern, Geſimſen, Friesen, Riſaliten und Liſenen. Die beiden Thore ſind etwas reicher ausgeſtattet, aber dabei doch höchſt einfach. Das Ludwigsthor gegen Norden hat außer ſeinem ſchweren Rundbogenfriese und dem normaniſchen Zickzack ſogar zwei Statuen von Zieblanb, geharniſchte Rittergeſtalten, deren eine den König Ludwig, die andere den Oberſt von Schmauß, den Erbauer der Feſtung, vorſtellen ſoll. Das Weißenburger Thor, gegen Oſten dem Rhein zugekehrt, iſt nach außen ſogar mit einer Mauerkrone geziert und trägt über dem Bogen die bayeriſchen Löwen als Wappenhalter, ein gutes Relief von demſelben Bildhauer.

Die Stadt ſelbſt beſteht aus zwei weſentlich verſchiedenen Theilen. Der eine iſt alt, eng und winkelig und hat wenigen ſtädtiſche Häuſer als dörfliche Hütten, die beſonders beim Eintritt durch das Ludwigsthor durch faſt komiſchen Eindruck überraſchen, da ſie ihre höfiſchen Geheimniſſe in naivſter Weiſe zur Schau ſtellen. Der neu erbaute Stadttheil hat natürlich ſchnurgerade Straßen und hübſche Häuſer, kurz er iſt juſt ſo, wie eben moderne Städte zu ſeyn pflegen, und paßt zu den Uniformen, außer welchen wenig anderes zu ſehen iſt.

Und die Umgebung? die Gegend? — Nun die iſt ſo, wie ſie die flachen Ufer des Mittelrheins zu bieten pflegen, das heißt ziemlich einförmig. Der arm- und inſelreiche Strom gibt allerdings Leben, freilich nur landſchaftliches mit wenig Staffage, denn das merkantile Leben reicht ja nur bis Mannheim und Ludwigshafen herauf, weiter oben iſt die herrliche Waſſerſtraße todt und nur höchſt ſelten zieht ein Schiff oder ein Floß von Schwarzwaldholz vorüber. In den Wellen ſpiegeln ſich nur die Weiden und Pappeln und ein paar Forts, die dicht am Ufer oder auf Eilanden liegen. Einige badiſche Dörfer lugen mit ihren Kirchthürmen herüber. Von Weſten drängt ſich dunkelgrüner Föhrenwald faſt bis auf Schußweite zur Stadt heran, nach Süden und Norden aber dehnen ſich die fruchtbaren Gebreite mit ihren ſtattlichen Dörfern hin. Ueber die ganze Gegend ſchauen hüben die Berge der Haardt, drüben die des unteren Schwarzwaldes herein und geben den hübſchen blauen Rahmen ab. Zudem gewähren die alten Hochufer des Rheins einige Abwechslung. Ein Theil der nächſten Umgebung der Stadt iſt ſogar parkartig angelegt und der Wall iſt bekränzt mit weißen und blauen Syringen. In einige Vorwerke, die mit ihren noch ungeſchwärzten Mauern am Saume eines breiten Wieſengrundes liegen, würden wie Luſtſchlöſſer erſcheinen, ſähe man nicht ſtatt der Fenſter nur die Reihen ſchmaler Scharten

Digitized by Google

und dazwischen einige größere Luken, aus deren dunkler Tiefe uns die unheimlichen Mündungen der Kanonen finster angähnen.

Sie sehen, daß dieses Germersheim so gar unschön nicht ist, noch liegt. Dennoch gilt es für den Schrecken der bayerischen Offiziere und Soldaten, zumal ihm von alter Zeit her der Ruf anklebt, es sey das größte Fiebernest. Meinen Anschauungen und Erkundigungen zufolge kann es aber in jüngerer Zeit in dieser wie in jeder andern Beziehung mit Maria Stuart sagen: „Ich bin besser als mein Ruf.“ Ich habe Offiziere und deren Frauen gesprochen, die mit wahrhaft ungeheuerlichen Vorstellungen gekommen waren und alles ganz anders, das heißt schöner und besser gefunden haben. Ein München, Augsburg, Nürnberg oder Würzburg ist Germersheim freilich nicht, und außer dem größeren Verkehr liegt es auch, aber wer nicht gar ungenügsam ist, kann sich schon darin gebulden.

Jedenfalls hat man in alter Zeit anders von diesem Ort gedacht als jetzt, da selbst Kaiser gern ihren Aufenthalt im Schloß zu Germersheim genommen haben. Jenes Schloß mag schon unter den Saliern, vielleicht schon unter Otto dem Großen auf den Trümmern des römischen Kastells Vicus Julii erbaut worden seyn; gewiß ist, daß es zu Barbarossas Zeit bestand und daß Rudolph von Habsburg oft und gern in demselben verweilte. Ja im Schloß zu Germersheim hat er am 15. Juli 1291 seine Heldenseele ausgehaucht, oder doch, wie die Sage will, von hier aus den Grabesritt nach Speyer gethan. Leider ist von diesem Schlosse auch nicht eine Spur mehr übrig. Die Gasse, an deren Ende es lag, führt noch den Namen Schloßgasse, aber selbst die Erhöhung, auf der die Burg stand, ist abgetragen worden und ein paar ärmliche Häuschen haben sich auf dem abgeflachten Boden erhoben.

Ueberhaupt ist nichts mehr aus alter Zeit vorhanden. Selbst die eine der beiden Kirchen ist ein Werk der späteren, völlig herabgekommenen Gothik. Dafür haben eben wiederum die Söhne der „großen Nation,“ die Söldlinge des „allerchristlichsten Königs“ gesorgt. Aus dem Kampfe zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen, ja selbst aus dem dreißigjährigen Kriege ist Germersheim, trotz aller Drangsale, ziemlich unversehrt hervorgegangen, aber in dem Reunionskriege, den Frankreich ebenso widerrechtlich begonnen, wie es heute mit Oesterreich anbindet, haben Rochefort und Vaubrun seine Mauern und Thürme geschleift (1674) und Turennes Truppen darauf das ganze Städtchen in Asche gelegt, das ganze Oberamt Germersheim in eine rauchende Brandstätte verwandelt und seine Bewohner zu Bettlern gemacht.

Dieses Oberamt Germersheim, als Allodium der Herzogin Elisabeth von Orleans, der Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, mußte bekanntlich den Anlaß zu dem Orleanischen Mordbrennerkriege geben, in welchem die ganze Pfalz in Flammen aufging und zur Wüste gemacht wurde. Germersheim wurde damals verschont und im Frieden von Rysswick der Pfalz wieder zurückgegeben, doch schon 1715 abermals, als zum Elsaß gehörig, von den Franzosen besetzt und befestigt. Indeß erhielt Kurpfalz es wieder und besaß es bis zur französischen Revolution.

Mit französischen Entschädigungsgeldern hat König Ludwig von Bayern die neue Festung erbaut und am 18. Oktober 1834 den Grundstein dazu gelegt. Einzelne der zuletzt erbauten Vorwerke sind noch nicht einmal zehn Jahre alt. Zwölf solcher größeren und kleineren Forts auf beiden Rheinufern umgeben die Festung wie ein Gürtel. König Ludwig hat sie nach bayerischen Fürsten und Generalen genannt, und wir begegnen hier den Namen Friedrich (der Siegreiche), Wrede, Deroy, Hertling, Vincenti, Wienburg, Sibein, Treuberg, Seidewitz und Zandt. Auch die Spitzen und Fronten der Festung selbst, sowie die Kasernen, haben ihre Namen. Reuß, Dietz, Lamotte, Schmauß, Beckers und Prinz Karl, sowie Stengel, Sexstel und Theobald haben hier ihr Ehrengedächtniß erhalten.

So steht nun diese neue Festung als vorderste „Wacht am Rhein,“ und wer weiß, ob sie nicht bald ihre Stärke wird erproben müssen. Der Geist der Besatzung sowie der Bürgerschaft ist mir während meines Aufenthalts als der vortrefflichste erschienen. Da ist alles gut bayerisch, aber dabei ächt großdeutsch. Als ich schied, konnte ich nur wünschen, daß es allenthalben so wäre. Der jungfräulichen Festung aber rief ich zu: Gott schütze dich gegen die frechen Gelüste der Welschen!

Digitized by Google

Wien, 5. Juni.

Die Strategen der Kaffeehäuser. — Abreise des Kaisers. — Erfüllte Weissagung des Cardinals Rauscher. — Gute Zuversicht. — Haltung der Theater. — Berla's „Freiheitskampf in Tirol." — Eine blonde Postrana. — Räder aus Dresden.

Aus kleinen Dingen sollen wir die Lehren und Verhaltungsregeln für große Begebenheiten schöpfen, denn die kleinen Zustände spinnen sich alltäglich fort, während die großen nur ausnahmsweise vorkommen und auch dann nicht in ununterbrochener Reihe an uns herantreten. Das ist eine heilsame Vorschrift, aber sie wird selten befolgt. Der gegenwärtige Augenblick bezeugt es. Wir stehen seit gestern am Vorabend einer großen Schlacht, wie es scheint, die möglicherweise schon in diesem Augenblicke blitzt und donnert. Jetzt also wäre es an der Zeit, mit dem gefaßten Muthe des Soldaten dem Laufe der Dinge entgegen zu sehen; statt dessen haben wir gestern angefangen mit verstörten Mienen wie sinnlos umherzurennen und zu jammern wie alte Weiber, wenn's im Rauchfang brennt. Von diesem „Wir" will ich übrigens meine Person für dießmal ausdrücklich ausgenommen haben. Ich maße mir nicht an, die Zusammenziehung unseres rechten Flügels am linken Ufer des Mincio mit dem Maßstabe der bleichen Furcht zu messen oder sie überhaupt zu beurtheilen, denn ich habe die oben erwähnte Schule nicht ohne Nutzen durchlaufen. Für den vorliegenden Fall habe ich insbesondere ein lehrreiches Beispiel zur Hand, das zu erläutern die nachfolgende Abschweifung dienen möge. Seit mehreren Jahren ist zu Wien das edle Schachspiel wieder sehr in Schwung gekommen, und es geschieht mir oft, daß ich im Café Daum einer Partie zusehe, bei welcher Gelegenheit ich stets in meinen Gedanken sowohl mit den Weißen als mit den Schwarzen spiele, natürlich ohne ein Wort dazu zu reden. Ich suche die Gedanken eines jeden der Spielenden, seine eigenen Plane, seine Anschauungen über die Absichten des Gegners zu errathen und zu beurtheilen. Nun bin ich freilich kein Spieler ersten Ranges; dazu fehlt mir jene Begabung, welche ich als strategische bezeichnen möchte. Ich bin auf dem Schachbrett ein Freischärler, der einen Parteigängerkrieg zu führen versteht. Aber jedenfalls kenne ich mich aus, so gut wie jeder andere, wenn ich zuschaue. Bei alledem geschieht es mir gar häufig, daß meine Voraussetzungen in schülerhafter Weise irre gehen, indem ich einen Meisterzug für thöricht halte oder eine verderbliche Wendung für die Bürgschaft des Sieges nehme. Vom Kriege dagegen verstehe ich nichts, und wenn es mir auch gegeben wäre, das ganze Feld zu überblicken und alle Stellungen zu kennen, so würde ich nicht im Stande seyn, die verschiedenen Züge zu beurtheilen. Dazu kommt, daß eine solche Kenntniß uns allen nicht zu Gebote steht, wodurch wir vollends zu eingebildeten Thoren werden, wenn wir uns anmaßen wollen, ein Urtheil über die strategischen Bewegungen der beiden Heere zu fällen. Das aber geschieht alle Tage. Gleichwie wir den „Gambitzug" von Montebello im ersten Augenblick für eine Schlappe nahmen, halten wir, oder besser gesagt, halten unsere Kaffeehaus-Strategen die gegenwärtige Aufstellung unseres tapferen Heeres für eine schlimme Wendung, obschon nichts dadurch entschieden ist, als daß der Hauptstoß, welcher sich anfangs gegen die Polinie zu richten schien, nun seinen Keil gegen den Mincio wendet. Damit ist noch nichts entschieden, sondern nur der Schauplatz der kommenden Entscheidung verlegt. Wie aber diese ausfallen wird, steht in Gottes Hand, desselben Gottes, auf den wir im Bewußtseyn unseres guten Rechtes mit gereifter Zuversicht und verlassen.

Der Kaiser befindet sich bereits in Verona. Sein Abschied von Wien hat ohne gemachtes Schaugepränge stattgefunden, einfach und herzlich. Am Sonntag vor acht Tagen verließ er Wien. Auf seinem Wege fand er viel des Volkes, das ihm ein begeistertes Lebewohl zurief. Man hatte den Tag, geschweige denn die Stunde der Abreise nicht vorher bekannt gegeben, aber es war, als hätten die Spatzen von den Dächern das Geheimniß ausgeplaudert. Der Südbahnhof wimmelte von Menschen, wie der Weg dorthin. An einer Stelle des Weges fand sich in einem sechsspännigen Hofwagen der Kronprinz; er winkte mit den zarten Händchen noch einen Abschiedsgruß. Der Erzherzog Rudolph ist noch kein Jahr alt; wie schnell ist doch in Erfüllung gegangen, was der Cardinal Fürsterzbischof bei der Taufe des kaiserlichen Kindes am 23. August des vorigen Jahres weissagte! Wohlverstanden: der bezeichnende Zug lag nicht darin, daß der Cardinal die aufsteigenden Wetterwolken sah und erkannte, sondern daß er bei der Taufhandlung darauf hinwies. Der Krieg war schon damals nach den Verhandlungen der Pariser Conferenz vorauszusehen, und ich gehöre zu denen, welche in jenen Tagen das Recht erworben haben, das heute zu sagen.

Die Verdüsterung der Stimmung, wovon oben die Rede war, kann allen bisher gemachten Erfahrungen nach nur eine vorübergehende seyn. Selbst eine verlorene Schlacht

Digitized by Google

würde die Zuversicht nur für Augenblicke zu erschüttern vermögen, sie aber nicht zum Wanken bringen, geschweige denn über den Haufen werfen. Sie steht auf Felsengrund. In diesem Stücke haben wir unendlich viel, ja so zu sagen alles vor den Parisern voraus. Wir können einen Puff aushalten, sie nicht. Wenn Ludwig Bonaparte nur einmal stolpert und fällt, kollert ihm die Krone vom Haupte und bleibt er selber liegen. Der Imperator braucht ganz einfach nicht zu siegen, um zu verlieren und verloren zu seyn. Der Erfolg selbst, wenn er sich eines solchen — was Gott verhüte — jemals erfreuen sollte, wäre nur eine leidige Galgenfrist. Seinen Einzug in Mailand würde eine Kriegserklärung des deutschen Bundes begrüßen. Wenigstens ist ganz Wien von dieser Ueberzeugung durchdrungen, was auch die Gothaischen Kaiserfabrikanten dagegen aufbringen mögen.

Von der gehobenen und begeisterten Stimmung der Kaiserstadt geben unter anderem auch die Theater zum Theile Zeugniß. Nicht etwa das Burgtheater. Die Hofbühne thut sehr kalt und vornehm, muthmaßlich auf höheren Befehl. Anders läßt sich's nicht erklären, daß man dort nichts zu sehen und zu hören bekommt, was auch nur im entferntesten an die gegenwärtigen Umstände mahnte. Und das ist die Haltung einer Bühne, auf welcher vor fünf Jahren bei des Kaisers Hochzeitsfeier der herrliche Prolog von Halm gesprochen wurde, worin es von einem andern, dazumal in Aussicht stehenden Kriege (dem Sinne nach ungefähr) hieß: „Und fiel der Blitz und ist der Brand entglommen, dann, Kaiser, ruf' dein Volk, und es wird kommen.“ Das Volk ist richtig auch gekommen und kommt noch allerweil, doch nicht ohne sich zu verwundern, daß die Stätte stumm bleibt, von wo die erfüllte Vorherverkündung ausgegangen. In der Vorstadt draußen am Strande der Wien haben sie sich besser um die Zeit bekümmert. Schnell war ein Tirolerstück bei der Hand, dem jetzt ein zweites im offenen Sommertheater (der sogenannten Arena) folgt. Da sehen wir — mit Schick und Glück verarbeitet — den Sandwirth Hofer, den Wildschützen Speckbacher, den Kapuziner Haspinger mit dem langen rothen Barte, das gesammte Volk in passend gewählten Vertretern aller Lebensalter und beider Geschlechter sammt etwelchen Franzosen auftreten und — nebenbei gesagt — allesammt viel Pulver verknallen. Das „G'spiel“ ist von einem Namens Versa recht gelungen zusammengestellt — ein rohes Gerüst, mit Sackleinwand überzogen, mit Gyps beworfen, wie man eine Siegesgöttin für eine Ehrenpforte bei Empfangsfeierlichkeiten formt. Solche Arbeit sieht genau wie ein Standbild aus, wenn sie auch nicht lange hält. Sie braucht aber auch nicht mehr zu halten, sobald sie ihren Dienst gethan. Zu Wien nennt man derlei Bildhauerwerk „faschirt,“ welcher Ausdruck sich aus dem Französischen herleitet, aber nicht etwa von cacher, sondern von gâcher. — Auch das andere Vorstadttheater im Lerchenfeld stimmt das Lied der Zeit an. Das dritte (in der Jägerzeil) dagegen zieht die Vornehmigkeit des Burgtheaters vor, obschon es keine höfischen Rücksichten zu beobachten hat. Dafür wird dort aber auch vor halbleeren Bänken gespielt. Die Gäste, welche es vorführt, wollen in diesem Frühling nicht ziehen. Eine Reihe von Gastrollen, welche Fräulein Genee aus Berlin dort begonnen, wurde schnell wieder abgebrochen. Der Wiener Witz taufte die Künstlerin: blonde Pastrana. Die Bezeichnung war allerdings etwas übertrieben, hatte aber doch manches für sich und fand darum Anklang. Jetzt gastirt im Carltheater ein Komiker aus Dresden, Herr Räder; ich glaube, daß er behagen kann, wenn man sich einmal an ihn gewöhnt hat; doch bezweifle ich, daß er an diesen heißen Juni-Abenden diejenigen herbeiziehen wird, welche sich an seine Art gewöhnen sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 26. 26. Juni 1859.

Ein Unstern böser Art muß haben hier geleuchtet,
Ein giftigreicher Thau hat durch und durch befeuchtet
Dich, liebstes Vaterland! Bist du nun so verachtet,
Erbettelst Recht und Schutz vom Glück und fremder Macht? —
Die Plätze durch und durch sind feindlich stark besetzet,
Die Fürsten unter sich verwirret und verhetzet!

Justus Georg Schottel.
† 1676.

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurtz.

1.

Das Reich, der Kreis und der Directorialstaat.

Deutschland, vom dreißigjährigen Kriege her auf den Tod entkräftet, forderte höchstens noch durch die Prätension seines Namens, als römisches Reich nämlich, die Abgunst anderer europäischer Staaten heraus. Das eigenmächtige Amt, die weiland begangenen Sünden dieser mißlungenen Weltmonarchie an den Enkeln zu rächen, hatte Frankreich übernommen, das, nachdem es für sich selbst vergebens nach dem Titel und der Sache gestrebt, seitdem Alles aufbot, um den römischen Namen mitsammt der deutschen Nation zu vernichten, bis ihm in unserem Jahrhundert endlich der ersehnte Beruf zufiel, dem letzten Schatten des Titels den Garaus zu machen und zugleich durch sein eigenes Beispiel, für immer hoffentlich, den Beweis zu liefern, daß die heutige Lebensordnung der Welt kein Weltreich mehr erträgt.

Die staats- und völkerrechtlichen Ausschweifungen Ludwigs XIV. haben in der Geschichtschreibung einen Stempel davon getragen, der keiner Nachhülfe mehr bedarf; und heute, wo neuen Leidenschaften die rechte Bahn der Mäßigung und Entschiedenheit zu wünschen ist, wäre es doppelt überflüssig, gegen längst verfaulte Missethäter des siebzehnten Jahrhunderts sich noch einmal ereifern zu wollen. Auch liegt keine sachstrenge Behandlung der politischen Geschichte jener Zeit in unserem Plane, der vielmehr dahin geht, die Heerstraße des Geschichtschreibers, wenn der Ausdruck erlaubt ist, auf Fußpfaden zu begleiten, und zumeist aus einigen gleichzeitigen Quellen, ohne Zuthat der Erfindung, Fleisch und Blut, oder doch Schatten und Umrisse der Wirklichkeit zu gewinnen.

Das krumme Fenster von Trianon braucht keine absolute historische Wahrheit zu seyn. Alleinherrschaft und Uebermacht nach innen müssen den Inhaber eines größeren Staates naturgesetzlich nach außen drängen, und mit demselben Rechte, mit dem man sagt, Richelieu und Mazarin haben die königliche Gewalt in Frankreich geschaffen, um über Europa zu gebieten, kann man sagen, Ludwig XIV. sey, als er die ganze Staatskraft Frankreichs in seiner Hand vereinigte, genöthigt gewesen, ihre Wucht gegen das Ausland zu kehren. Und allerdings waren in Deutschland Zustände und Gesinnungen einladend genug hiezu, sowohl im Ganzen als im Reichskreise, dessen Schicksale uns vornehmlich beschäftigen.

Digitized by Google

Unter allen Kriegs- und Friedensproceduren jenes im Felde und am grünen Tische unablässig fortgesetzten „hochmüthigen, unnöthigen und wahnsinnigen französischen Monarchen-Krieges," wie ihn der zeitgenössische Verfasser des Simplicissimus heißt, standen sich in gleich hartnäckigem Kampfe Kaiser und Reich, Katholiken und Protestanten, Stände und Stände, vor allen aber Kurfürsten und Fürsten gegenüber, und zumal die Feindschaft der zuletzt aufgeführten beiden Parteien war so eingewurzelt und eingefleischt, daß man sie kaum minder als Frankreich und Oesterreich selbst für gegenseitige Erbfeinde erklären konnte. Um uns zu veranschaulichen, wie der diplomatische Vertilgungskrieg dieser feindlichen Brüder auf die großen politischen Operationen gewirkt hat, denen er meistentheils zum Spielbrett dienen mußte, und wie überhaupt die Verhandlungen von Seiten des Reichs geführt wurden, versetzen wir uns an den seit 1662 nach und nach ständig gewordenen Reichstag, und wählen zur Eröffnung der Handlung die nächste Zeit nach dem Abschlusse des Nymweger Friedens, worin sich der gefährliche Nachbar eine neue Brücke zu neuen Raubgriffen gebaut hatte, die endlich in dem Einbruche von 1688 ihren Gipfel erreichten. Ein Ueberblick des Jahrzehnts, das dieser That voran ging, macht uns die fortschreitende Nichtachtung der Verträge erklärlich, während er andererseits zugleich unsere Verwunderung erregt über die Furchtsamkeit, die gegen einen solchen Staatskörper zehn Jahre brauchte, um die letzte Maske abzuwerfen.

Wir befinden uns zu Regensburg, im Jahr des Herrn 1679. Die Lage der Dinge erfordert ein dem Kaiser zu unterbreitendes Reichsgutachten, mit dessen Formulirung nach Inhalt, Styl und Titulaturen wir die drei Collegien der Kurfürsten, Fürsten und Reichsstädte, oder, wie sie sich nennen, „des heiligen römischen Reichs Kurfürsten und Stände, anwesende Räthe, Botschaften und Gesandte," beschäftigt finden.

Allein die veraltete Reichskanzleiformel „Kur-Fürsten und Stände" war dem Kurfürstencollegium schon längst hochbedenklich erschienen, da seine Fürstlichkeit darin gewissermaßen unterschlagen schien und es zu den Fürsten, von so manchen Vorgängen her, sich gar wohl versehen konnte, daß sie eine so präjudicirliche Lücke, vornehmlich gegen seine drei höchsten Häupter, je nach deren Herkunft, bestens auszubeuten befliſſen seyn würden. Kurmainz als Reichstagsdirectorium setzte daher jetzt in das Reichsgutachten den Ausdruck „Kurfürsten, Fürsten und Stände," wofür nicht mit Unrecht angeführt werden konnte, daß auch diese Formel sich in älteren Schriften finde. Das Fürstencollegium jedoch, gewitzigt durch die täglichen schreienden Uebergriffe der Kurfürsten, denen es nur allzu oft schon unterlegen war, konnte unmöglich mit Ruhe zusehen, wie von den beiden Formeln, die bis daher neben einander in gleicher Geltung gestanden waren, die eine einseitig eliminirt werden wollte; denn wenn die Kurfürsten einmal den Reichsstyl eigenmächtig ändern durften, so war auch in andern Stücken jeder Willkür von ihrer Seite, als wozu sie ohnedieß geneigt, Thür und Thor geöffnet. Wie nun vollends der kurmainzische Gesandte den fürstlichen auf ihre Vorstellung die schroffe Antwort gab, es sey wohlbedächtlich also von dem kurfürstlichen Collegio angeordnet worden, so begehrten die fürstlichen etliche Tage Zeit, um sich zu belehren, wie weit die Berufung der kurfürstlichen auf das Herkommen gegründet sey. Aber in den Rosen dieses scheinbar billigen und nachgiebigen Vorschlags nistete eine Schlange, die dem Scharfsinn der kurfürstlichen Diplomaten nicht entging; denn wenn sie die Sache als erwägungsbedürftig anerkannten, so hatten sie ja eben damit eingeräumt, daß ihr Verfahren nicht über allen und jeden Zweifel erhaben sey.

Nach dem Grundsatze: „principiis obstandum," der in den innern Angelegenheiten des Reichs von allen Seiten, besonders aber von dem Kurfürstencollegium, stets mit Erfolg angewendet worden ist, ging dieses Siebengestirn jetzt energisch vor. (Man verzeihe die Kühnheit des Beinamens; der dreißigjährige Krieg hatte einen Achten geschaffen, und schon stand der Aufgang des Neunten bevor, zu dem wir seiner Zeit das Auge aufheben werden.) Mit Uebergehung des Fürstencollegiums brachte es seine Vorlage an die Reichsstädte, welche mit Begierde die Gelegenheit ergriffen, ihr durch die Fürstenbank verdunkeltes Licht wieder einmal leuchten zu lassen, und als die Fürsten nun gleichfalls mit Nachdruck auftraten, drohte es den Reichstag „aufstoßen zu lassen" und das Votum decisivum der Städte ohne Abstimmung der Fürstenbank anzuerkennen. Diese Drohung konnte nicht ernstlich gemeint seyn. Unterdessen blieben die Rathgänge eingestellt.

Drei Vierteljahre hatte die völlige Unthätigkeit des Reichstags gedauert, da fand der neue Kurfürst von Mainz, ein Freiherr von Ingelheim, daß ein Vermittlungsversuch seiner Directorialstellung ein günstiges Präjudiz erwecken würde, und er verstand sich um so bereitwilliger hiezu, da Kurbayern und Kurbrandenburg nachgerade verlauten ließen, die Kurfürstlichen seyen zu weit gegangen. Es war auch hohe Zeit, denn wenig fehlte, daß die beiden Parteien, wie früher in gleichen Fällen, in Fragen von Legitimationsüberreichungsformalitäten, Auffahrten, Besuchen und Gegenbesuchen geschehen, sich an auswärtige Kronen und Republiken

Digitized by Google

um Gehör gewendet hätten. Inzwischen hatte der in Regensburg residirende französische Gesandte diese Reichstagsferien zu seines Königs Zufriedenheit genützt.

Kaiser Leopold jedoch, der bis dahin, um nicht eines der beiden Collegien oder gar beide vor den Kopf zu stoßen, geschwiegen hatte, erkannte bei der Nachricht von der bevorstehenden Beilegung des Streits auf einmal, daß es seiner Stellung angemessener seyn würde, nunmehr die Sache in die eigene Hand zu nehmen. Es erfolgte daher plötzlich ein kaiserliches Commissionsdekret, des Inhalts, „daß Ihro Kayf. Maj. die Worte Chur-Fürsten, Fürsten und Stände pro synonymis und ganz gleicher Wirkung hielten, einfolglich deren promiscuirlicher Gebrauch weder dem einen noch dem andern Theil nachtheilig fallen werden."

Wenn aber eine parteilose Nachwelt in jenem verhängnißvollen Streite noch ein Wort mitreden darf, so ist zu erinnern, daß der Ausdruck der Reichskanzlei in seiner ganz alten, ganz ächten Gestalt vielmehr „Churund Fürsten" gelautet hat, wonach man, in Anbetracht, daß das Abhandenkommen der die fürstliche Würde der Reichswähler so deutlich wahrenden Copula eine rechtliche Folgerung zwar keineswegs gestattet, aber doch zu gestatten scheinen könnte, in letzter Instanz, wiewohl widerstrebenden Herzens, dem Kurfürstencollegio wider die Fürstenbank beispflichten muß. Widerstrebenden Herzens, sagen wir in Erwägung, daß jenes Collegium es bereits so weit gebracht hatte, den Fürsten das persönliche Erscheinen am Reichstag unmöglich zu machen, wegen der Prädecenzfrage nämlich, indem die kurfürstlichen Diplomaten, die Principalgesandten wenigstens, den Vortritt vor ihnen prätendirten.

Gegenstand der dreivierteljährigen Tagesordnung war gewesen: Vollzug des Nymweger Friedens von Seiten des Reichs, Abführung der Kriegsvölker, Ordnung der Durchmärsche, und endlich, der stehende Artikel, Revision der Reichsverfassung. Mittlerweile hatte auch Frankreich den Frieden zu vollziehen begonnen, in der Art nämlich, wie alle Friedensschlüsse von dem Mächtigen vollzogen werden, mit Auslegung halbwegs auslegbarer Paragraphen, woran man sich genügen ließ, wenn nicht etwa die Umstände das offenherzige Bekenntniß erforderten, daß man sich an Vertrag, Eid und Ehrenwort nicht gebunden fühle. Diese Auslegung des Rechtsbuchstabens hatten die bekannten Reunionskammern übernommen. Der Punkt der Abführung der „Völker" war merkwürdigerweise trotz und während des parlamentarischen Stillstandes vollständig erledigt worden. So gerne die Truppen da liegen geblieben wären, wo sie etwas zu verzehren fanden, und so gerne namentlich der Kaiser einige Regimenter in Süddeutschland zurückgelassen hätte, so waren die Durchmärsche doch längst vor Beendigung des Regensburger Titelstreites, ob zwar nicht ohne Drangsale für Schwaben und Franken, zu Ende geführt.

Man verdankte dieß den Anstrengungen einzelner Reichsstände, noch mehr aber der verbindlichen Erklärung Frankreichs, daß, wie die kaiserliche Majestät in andern Stücken einen Vorzug habe, also auch dieselbe die Ehre haben müsse, mit der Friedensvollziehung den Anfang zu machen; ein schmeichelhaftes Wort von einem Hofe, der sonst in der Anerkennung dieses Vorzugs etwas zurückhaltend war. Die französischen Documente jener Zeit statuiren zwar „Kaiser" und „Reich," aber das Epitheton „römisch," das noch den ersten Franzosenkaiser, selbst ehe er Vater eines Königs von Rom geworden war, nicht schlafen ließ, dieses Epitheton kommt im gleichen Schritte mit der schwindenden Hoffnung Ludwigs, die Aufnahme unter die Reichsstände zu erzwingen und alsdann die nächste Kaiserwahl auf sich zu lenken, immer sparsamer vor, und ist zuletzt, wenigstens in den uns zu Gesicht gekommenen Urkunden, sorgfältig weggelassen. Gegen diese Formverletzung finden wir Seitens der Kur-, Fürsten und Stände keinen Protest. Was Wunder? hatte doch diese unter sich so eifersüchtige Reichsvertretung in französischen Schreiben, von Generalen nicht bloß, sondern auch von Gesandten, schon mehr als einmal die Anrede Messieurs, zum Unterschied von den französischen Messeigneurs, hinnehmen müssen! Wenn Solches über die Reichsstände mit den Kurfürsten an der Spitze erging, so durften die Kreisstände in christlicher Demuth nicht zurückbleiben. Als im Jahr 1674 Turenne aus dem Lager von Sinsheim den schwäbischen Kreis mit der Anrede Messieurs zur Neutralität aufforderte, erhielt er dafür im Antwortschreiben den Titel: „Durchleuchtiger hochgeborner Fürst, gnädiger Herr!" und nur die Unterschrift hatte einige Schwierigkeit gemacht, sofern die meisten fürstlichen Mitglieder „Ew. Gnaden unterthänige und gehorsame" sagen wollten, zuletzt aber den andern nachgeben mußten, welche mit Unterstützung eines eben anwesenden kaiserlichen Commissärs den weniger besagenden Ausdruck durchsetzten: „Ew. fürstlichen Gnaden dienstgefliissene auch unterdienstwilligste." Der Versuch mit Messieurs war auch bei den Generalstaaten von Holland gemacht worden, aber diese republikanischen Stände hatten den Franzosen den Titel Seigneurs abzunöthigen gewußt.

Nun denn, die Rathgänge waren wieder eröffnet. Auf der Tagesordnung stand ein Reichsgutachten über

Digitized by Google

die französische Friedensvollziehung und ein schon oft wiederholter Hülferuf von des Heiligen Römischen Reichs Stadt Straßburg wegen immer engerer Umstrickung. Es wurde auch wirklich der einmüthige Beschluß gefaßt, der Nymwegische Friede sey auf den Münsterschen gegründet, daher die französischen Ansprüche auf die angeblich zum Elsaß und den drei Bisthümern gehörigen Theile und Lehen in sich zerfallen. Freilich hatte schon zu Münster der kaiserliche Gesandte von den das Elsaß betreffenden Artikeln vorausgesagt, der Stärkere werde sie jederzeit auslegen. Die Erklärung, mit Einschluß der Beschwerden der Betroffenen, ging an den König ab. Seine „monarchische Majestät" — so drückt ein Zeitgenossen sich aus — gab nach drei Monaten die Antwort, man habe ihm ja schon in den frühern Friedensschlüssen ganz Elsaß abgetreten und diese Abtretung sey zu Nymwegen lediglich bestätigt worden; im Bewußtseyn seiner aufrichtigen Gesinnungen wolle er hoffen, man werde Jenen Schweigen auferlegen, deren maßlose Invectiven und Intriguen nur dahin führen würden, den Frieden wieder zu stören, dessen durch seine Anstrengungen und seine Nachgiebigkeit Europa sich erfreue. Der Reichstag beschloß hierauf eine Bitte an den Kaiser, seine Gesandten, die das letzte Friedensinstrument unterzeichnet, zur Rechenschaft zu ziehen. Die beiden vormaligen Gesandten reichten — unter Bezeugung ihres herzlichen Beileids an den kaiserlichen Beauftragten, der ihnen mit der Aufforderung zugleich die Nachricht ertheilt hatte, daß er am Rheuma leide — Verantwortungsschreiben ein, deren Ausführlichkeit und Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Jeder, der fünf Sinnen hatte, konnte sich aus diesen stattlichen Beweisführungen überzeugen, daß Mr. Colbert de Croissy seinen König nichts als faule Fische habe vorbringen lassen.

Es war nun zwar seit der Wiedereröffnung der Sitzungen bis zu diesem Augenblick mehr als ein Jahr verschwunden, aber man hatte doch wenigstens so viel gewonnen, daß man wußte, wer im Rechte sey. Der Reichstag beschloß daher, auf Grund des von den Gesandten gelieferten so schätzbaren Materials eine Widerlegung der königlichen Antwort und fernere nachdrückliche Instanz zu machen. Auch wurde dem Beschlusse die Genehmigung des Kaisers zu Theil, der zugleich das Verfassungswerk in Erinnerung brachte, mit dem Beifügen, daß nicht bloß die Reichsverfassung, sondern auch die Reichskriegsverfassung einer Revision bedürftig sey, und daß eine solche, mit alsbaldigen Werbungen verbunden, die bündigste Antwort wäre, die man dem allerchristlichsten Könige geben könnte. Indessen beschränkte sich der Reichstag zunächst auf die Ausfertigung des Widerlegungsschreibens, worin concludent, wie die Begründung eines euklidischen Satzes auf die vorhergehenden, das Verhältniß des letzten Friedensvertrags zu seinen Vorgängern dargethan wurde. Eine Denkschrift von solchem Gewicht durfte nicht übereilt werden; vielleicht ist auch ein seiner diplomatischer Stich darin zu erkennen, daß man den Großkönig, der sich zu seiner Antwort an den Reichstag drei Monate Zeit genommen hatte, vier Monate auf die Rückantwort warten ließ. Was die Form derselben betrifft, so war es die einer nachdrücklichen, aber decent gehaltenen Appellation von dem übel unterrichteten König an den besser zu unterrichtenden.

Während man sich in Paris besann, was man wider die mathematischen Wahrheiten der Reichsconclusionsreplik vorbringen solle, begann der Kaiser die Kriegsbereitschaft ernstlich zu betreiben, indem er dem Reichstage die Aeußerung zugehen ließ, es sey ein Gebot der Noth, daß die Kreise und Stände ohne Rücksicht auf einen Reichsschluß waffnen, und zu gleicher Zeit außerhalb des Reichstages sich mit den Einzelnen hierüber zu verständigen suchte. Gerade diese Umgehung des Reichstags hatte jedoch den Erfolg, daß schon ein Vierteljahr nach Abgang der Replik ein Reichsbeschluß zu Stande kam, wonach eine Reichsarmee von 40,000 Mann zum stündlichen Aufbruch und 20,000 in Reserve aufgebracht werden sollten. Um die Maßregel bei Frankreich zu rechtfertigen, bedurfte es keines Vorwandes, denn die Türken boten Anlaß genug dazu. Gleichwohl hatte sich der französische Gesandte in Regensburg viele Mühe gegeben, den Beschluß zu hintertreiben, dießmal aber vergebens.

Nun hatte freilich die Aufstellung dieses Heeres schon auf dem Papier ihre Hindernisse, geschweige in der Wirklichkeit. Eine Menge Stände hatten für ihre Matricularanschläge vom Kaiser und Reich Moderationen erlangt, die jetzt keine volle Präsenz gestatteten. Man stritt daher auf allen Kreistagen unter sich, ob nach dem moderirten oder nach dem unmoderirten Matricularfuße gerüstet werden solle. Auch wiederholte der schwäbische Kreis seine alte Klage, er sey in der Matrikel überlegt, das heißt zu hoch angelegt; doch siegte hier der unmoderirte Fuß. Vor allem aber trug jeder Kreis und Stand Bedenken, im Rüsten der erste zu seyn, weil er nicht nur vorher sehen konnte, daß die andern, wenn einmal eine Macht auf den Beinen war, sich weniger angreifen würden, sondern auch der gerechten Besorgniß leben mußte, seinen Eifer dereinst, von den andern im Stich gelassen, bei Frankreich zu büßen. Der Kaiser versuchte zwar in einzelnen Kreisen Werbungen zu veranstalten, welches eigenmächtige Fürnehmen aber submissest

Digitized by Google

verbeten wurde. Da man obendrein im schwäbischen Kreise kaiserlicherseits die Unvorsichtigkeit begangen hatte, für die geworbene Mannschaft Quartiere zu verlangen, und die noch größere, zu erklären, daß ja durch die Einquartierung Geld unter die Leute komme, so baten die kreisausschreibenden Fürsten den Kaiser, die Wohlthat seinen Erb- und vorderösterreichischen Landen zuzuwenden.

Kaum jedoch war der so eben erwähnte Reichsschluß zur Kunde des Königs gekommen, so antwortete er dem Reichstage auf dessen Replik, der Friede, sein unablässiges Augenmerk, würde wohl am besten durch einen Congreß kaiserlicher und königlicher Bevollmächtigter, wofür ein im Reich, doch nicht zu weit vom Rhein gelegener Ort zu wählen wäre, aufrecht erhalten werden, und gerne sey er bereit, seinen Reunionskammern zu befehlen, daß sie sich über die Dauer dieser gütlichen Besprechungen jedes weiteren Schrittes zu enthalten haben. Das Reich ergriff dieses Anerbieten mit beiden Händen und fügte nur die Bedingung bei, daß der Sistirung des Reunionswerks die Restitution der durch dasselbe aus ihrem Besitz Verdrängten zur Seite gehen müsse. Diese Bedingung fand keinen Anklang; doch einigte man sich über den Ort des Congresses und wählte Frankfurt dazu.

Der Frankfurter Congreß hat über ein Jahr gedauert, ohne eigentlich jemals recht zu Stande zu kommen. Die französischen Abgesandten beeilten sich zwar nicht sehr, ihren Reunionskammern die Ferien zu verschaffen, die, wie sich jetzt zeigte, nach dem Wortlaute des königlichen Schreibens erst mit dem förmlichen Anfang der Congreßverhandlungen beginnen sollten; doch fanden sie sich endlich in Frankfurt ein. Nun aber gab es unübersteigliche Formschwierigkeiten. Die Franzosen hatten die Neuerung aufgebracht, in den Verhandlungen mit dem Reiche statt der bisher üblichen lateinischen Sprache sich der französischen zu bedienen, welcher nunmehr die deutsche entgegengesetzt wurde. Diese löbliche Manuteneng aber verursachte nicht geringere Sprachgegensätze im germanistischen Lager selbst. Ferner bestand der Kaiser darauf, seine Gesandte allein mit den Franzosen handeln zu lassen, wogegen das Reich erwiederte, man sehe am Nymweger Frieden, wie es gehe, wenn die Kaiserlichen ausschließlich paciſciren. Man verglich sich endlich dahin, die kaiserliche Gesandtschaft solle nichts ohne Verabschiedung mit der am Sitz des Congresses permanenten Reichsdeputation vornehmen. Als aber diese zu ihrer Conferenz zusammentreten wollte, erhob sich zwischen den kurfürstlichen und fürstlichen Gesandten ein hartnäckiger Streit über das Ceremoniell in der Anordnung der Sitze.

Mit dieser Sitzfrage verhielt sich's so. Früher waren die sogenannten Latera nebst Quersitz im Gebrauch gewesen, das heißt, man hatte sich der Tafel bedient, so daß an jeder der beiden Langseiten oben kur- und weiterhin, in gleicher Reihe, fürstliche Vertreter, in der Quere sodann die Reichsstädte saßen. Das kurmainzische Direktorium aber kam in Frankfurt mit einem quadratförmigen Tische angerückt, an welchem die Kurfürstlichen eine Seite allein, also mit mehrerer und höchst nachdenklicher Standesdistinction, behauptet haben würden, wenn die fürstlichen solches hätten zugeben können. Da dieß unmöglich war, so konnten die Reichsdeputirten nicht mit den kaiserlichen Gesandten, folglich diese auch nicht mit den französischen verhandeln. Die Franzosen führten die bittersten Beschwerden, daß sie in dem theuren Frankfurt spazieren gehen müßten. Indessen setzten die Kammern zu Metz, Breisach und Besanz (für Mömpelgard) ihre Arbeit unverdrossen fort, und ihre Sentenzen wurden so alert und adrett vollstreckt, daß der König nicht über seine Diener zu klagen hatte.

Der Herzog Administrator von Württemberg, wegen der reunirten Grafschaft Mömpelgard nahe betheiligt, wurde durch den Stillstand des Congresses schmerzlich berührt. Zu all seinen Sorgen um diese Grafschaft machte ihm der von Land und Leuten vertriebene Regent derselben, sein Vetter, der nichts zum Unterhalt hatte, noch vielen Verdruß. Dieser war ein wunderlicher Herr, der seinen Sohn arabisch lernen ließ und ihm den Koran statt der Bibel in die Hände gab, daher man auch genöthigt war, den Prinzen mit Gewalt wegzunehmen und im Collegio illustri zu Tübingen unterzubringen. Der Herzog nun wandte sich an den Kaiser und bat ihn, das in Frankfurt entstandene Emergens auf eine oder die andere für alle Theile billige Weise beizulegen. Auch gab er zu gleicher Zeit unter der Hand in Frankfurt bei den Fürstlichen seine unmaßgeblichen Gedanken dahin ab, ob man nicht „die Stühle und Sessel dergestalt zu setzen behaupten möchte, daß es mehr einer rundlichen und cirkelmäßigen als Quadratform gleichete."

Die Weisheit des Kaisers fand noch ein tauglicheres Mittel, der Discrepanz ein Ende zu machen, nämlich „wenn dern zu mehrernanntem Congreß benahmbster Chur-Fürsten und Stände Subdelegirte daselbst nur als abgeordnete Räthe ohne formblichen Character erscheinen und zusammentreten thäten."

Nur als der Kaiser den 8. Oktober 1681 dieses Schreiben von Odenburg nach Stuttgart erließ, war in Frankfurt am 27. September so eben die Nachricht eingelaufen, daß Straßburg in den Händen des

Digitized by Google

Königs von Frankreich ſey. Die Schuld mußte der ſchwäbiſche Kreis haben, weil er ſich nach dem Nymweger Frieden geweigert hatte, das bischen Mannſchaft auf den Beinen zu behalten, das doch nicht hingereicht haben würde, den Schlüſſel Deutſchlands zu retten. Hatte doch der Kaiſer auch Freiburg den Franzoſen gelaſſen!

Da das Reichsoberhaupt übrigens für dießmal im Frankfurter Siftkriege ſich auf eine gleichfalls unmaßgebliche Aeußerung beſchränkt hatte, ſo dauerte derſelbe noch bis in den März des folgenden Jahres fort. Dann erfolgte ein Vergleich, und der Kaiſer war mit der Deputation ſo zufrieden, daß er die Unterhandlungen nicht, wie beantragt wurde, nach Regensburg gebracht, ſondern in Frankfurt fortgeſetzt wiſſen wollte. Auf dem Reichstage war nämlich eine ſtarke Partei für Frieden um jeden Preis und Annahme der franzöſiſchen Bedingungen, und an der Spitze dieſer Partei ſtand Braunbenburg. Freilich war der große Kurfürſt im Kampf mit Schweden und Franzoſen vom Kaiſer ſchmählich verlaſſen und mehr als verlaſſen worden, daher er auch nicht unterließ, die Vorwürfe des Kaiſers mit bittern Enthüllungen zu erwidern.

Der Friede zwiſchen den beiden eiferſüchtigen Reichscollegien war von kürzeſter Dauer, denn unmittelbar nach Beilegung der Tiſchfehde entbrannte wieder einmal ein Excellenzenſtreit. Die Excellenz war ein alter, ſchon in Weſtphalen gewachſener Eriſapfel. Dort war der Botſchafter von Venedig nach italieniſcher Art als Eccellenza auf den Congreß gekommen; Bayern, die neue Kur, in Erinnerung, daß ſchon auf dem Tridentiner Concil der bayeriſche Geſandte jener Republik den Vorrang ſtreitig gemacht, hatte ſofort die gleiche Titulatur in Anſpruch genommen, Kurbrandenburg nach dieſem Vorbild ebenfalls, und ſämmtliche Kur- und Fürſten hintendrein, oder vielmehr die Fürſten erſt dann, als ihre Bemühungen, die Kurfürſtlichen nicht zu dem Titel gelangen zu laſſen, geſcheitert waren. Damals hatte Kaiſer Ferdinand III. nach Münſter geſchrieben, die Excellenz ſey kein deutſcher Titel und nicht einmal ein deutſches Wort, man ſolle es bei dem alten Herkommen verbleiben laſſen, „indem es ſonſt mit dergleichen neu ankommenden welſchen Prädicaten kein Ende haben werde, auch dem Kaiſer und dem Römiſchen Reich es disreputirlich ſey, ſich nach fremden Nationen zu richten.“ Er war aber nicht durchgedrungen, und freilich führte er ja ſelbſt einen welſchen Titel für ſich und das Reich. Der Streit war unter ſeinem Nachfolger Leopold immer von Zeit zu Zeit wieder ausgebrochen, und ſo kam er auch jetzt zum Vorſchein. Allein die Fürſtlichen ſelbſt waren in der Sache nichts weniger als einig, und die Inſtruktion, die der Herzog von Württemberg ſeinem Geſandten gab, den Excellenztitel im Fürſtenrathe mit Ausſchluß der übrigen Fürſtlichkeiten nur den hohen Erzſtiftern, erzherzoglichen und herzoglichen, wie auch gleichſtehenden alten Häuſern und kreisausſchreibenden Fürſten (alſo Seinesgleichen) allein zuzugeſtehen, dieſe Inſtruktion war, beſonders bei den verjährten Präcedenzſtreitigkeiten Württembergs mit Baden und Heſſen, nicht eben angethan, die Fürſtenbank zu einem mauerfeſten Zuſammenſchließen zu bewegen.

Nehmen wir noch die weiteren, immer wieder emergirenden Fragen hinzu, wer auf einem rothen oder grünen, wer auf einem einfachen, wer auf einem mit einem Kiſſen belegten Seſſel ſitzen dürfe, in welcher Gegend des Zimmers die fürſtlichen, in welcher die kurfürſtlichen Geſandten zu empfangen ſeyen, und vergeſſen wir nicht, daß daneben von den beliebten Mittel der mangelnden Inſtruktionen ſehr fleißiger Gebrauch gemacht wurde, ſo haben wir ein Jahrzehnt unſerer parlamentariſchen Reichsgeſchichte zwar entfernt noch nicht erſchöpft, aber doch in ſeinen Hauptzügen dargeſtellt.

Es braucht wohl nicht geſagt zu werden, wie deutlich aus dieſen Rangſtreitigkeiten die Schachzüge der beiden europäiſch-politiſchen Parteien hervorblicken, welche, wenn der Gegner die Mehrheit zu bekommen droht, den Gang der Geſchäfte kreuzen. Daß der Kaiſer dabei ſtets der angeklagte Theil, der König ſtets der unſchuldige iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Die Urtheile der Geſchichte über diejenigen, die ſich zu Spielfiguren und Drahtpuppen jener Operationen hergaben, ſind heute im Munde aller Welt. So wahnſinnig aber ihr Treiben uns erſcheinen muß, ſo ſchändliche Intriguen künſtlicher Perſönlichkeiten dabei mitgewirkt haben, ſo iſt es dennoch bis zu einem gewiſſen Grade aus dem Drang der Verhältniſſe abzuleiten. Den andern wegzudrücken und ſich ſelbſt in ſeinen Beſitz zu ſetzen, war immer allgemeiner Menſchenbrauch, aber die Art war in Deutſchland eine beſondere. Hier hatte ſich der Geiſt der alten Rechtsſymbolik länger erhalten als anderswo, ſo daß hinter jeder Rangfrage eine Rechts- und Machtfrage verborgen war. Wer in jener einen Schritt zurückwich, ja wer nur ſtehen blieb und nicht vorwärts zu kommen ſuchte, der befand ſich bereits auf geneigter Ebene, deren letzter Fußbreit in's Nichts oder in's Ausland führte. Auf dieſe Weiſe ſind durch kleine Symbolveränderungen, durch kleine Rechtsverſchiebungen allmählig freie Leute zu unfreien, und hinwieder bedingte Stellungen zu unbedingten geworden, und hieraus erklärt ſich jenes Schieben nach oben, jenes Drücken nach unten, das in Deutſchland ein ſo eigenthümliches Schauſpiel bietet

Digitized by Google

und jeden Rangwetteifer anderer Nationen weit übertrifft.

Als nun das Ausland ſich dieſen Formenkrieg zu Nutze machte, da fand es unſere verſammelten Väter, weil keiner ohne Vernichtung dem andern nachgeben konnte, auf ihren curuliſchen Stühlen ſo unbeweglich, nur nicht ſo ruhmvoll ſitzend, wie jene römiſchen Senatoren beim Einbruch der Gallier.

(Schluß des Abſchnitts folgt.)

Treue.

(Schluß.)

Der Rath iſt nicht wieder zurückgekehrt zu dem Orangenbäumchen. Es koſtete ihm zwar manchen Kampf. Oft, indem er, wie vormals, am Abend über die Baſtei wandelte, wenn er bei Maria Stiegen, dem holdſeligen Thurmpfeil, der zu Füßen der Stephansſpitze ſich reckt, gleich einem Söhnlein, das neben ſeinem Papa ſpazieren geht, gegen das Schottenthor kam — wie magnetiſch faſt zog es ihn da, die Schritte über das Glacis zu lenken, dem wohlbekannten Dorfe zu. „Gott wird mich doch nicht ſo ſtrafen, daß ich unlogiſch werde,“ ſagte ſich der alte Knabe. Er ſah an dem dramatiſchen Vorgang deutlich, daß er des Mädchens Neigung nicht beſaß. Er meinte, ſie wolle es ihm zu verſtehen geben, daß ſeine Werbung ſie beläſtige, wolle ihn in ſeinem Hunde abweiſen. „Nein, Zudringlichkeit iſt niemals meine Sache geweſen,“ ſprach er laut in ſeiner Stube zu ſich ſelbſt; „wegwerfen darf man ſich nicht,“ während ſie vielleicht unter dem Orangenbäumchen dachte: „Bin ich nicht einmal ſo viel werth als ein Hund?“ — „Ich hätte ja doch keinen Segen,“ tröſtete ſich Joſeph, „wenn ich meinem Vater zuwider handelte.“ — So kam es, daß der Rath ſeinem Leo das Opfer brachte.

Er hat es ihn nie entgelten laſſen. „Wer weiß auch,“ überredete er ſich, „ob nicht, indem ich wähne, daß mich der Hund etwas koſtet, er mir ſchon Gewinn gebracht hat? An dieſem ſo trügeriſch ſanften Weſen hat ſich unvermuthet ein Aufwallen des Zorns entſchleiert, welches das Unglück meiner ganzen Zukunft machen müßte.“ — Ob er ehrlich genug war, ſich dabei ſeiner eigenen aufgeregten Nerven zu entſinnen? „Und wenn nur nicht ein noch ſchlimmerer, ein wirklicher Charaktermakel dahinter lauert, ein neidiſcher Zug, ein verhärteter Egoismus! Ihrer eigenen Heimath entwachſen, denkt ſie wahrſcheinlich nur darauf, ſich zu verheirathen, um immer in der Kaiſerſtadt leben zu können. Auch dieſe Reinlichkeitsextreme, dieſe fixe Idee, dieſe Thierquälerei der deutſchen Hausfrauen — wie würde ſie mir das Leben ſauer machen!“ — Er ſchaute mit mütterlicher Zärtlichkeit in ſeinem grauen Studirzimmer umher, auf die Bücherſchränke voll Spinnenweben, auf den Schreibtiſch, wo jedes Staubatom heilig war. Er wollte für ſich allein das Recht haben, pedantiſch zu ſeyn. Nur ſelten ſtieg ihm ein leiſer Zweifel auf, ob dieſe ſonſt ſo liebenswürdige Perſon ſeine Liebe etwa bloß auf die Probe ſtellen wollte, wie er die ihrige. Er war nicht eitel genug zu glauben, daß ſie auf den Hund eiferſüchtig ſey.

Er hat es ihn nie entgelten laſſen. Im Gegentheil, wie auch in der Freundſchaft gerade die Hingabe ein Band iſt, feſter noch für den, welcher das Opfer darbringt, als für den, der es empfängt, ſchien er das Thier immer werther zu halten. Es war ihm von jetzt an erſt recht an das Herz gewachſen. Oft hätte man dabei denken mögen, der Erbhund ſelbſt ſpüre einen Trieb, die Pflicht, wenn man ſo ſagen dürfte, ſeinen Herrn, der nicht minder treu war als er ſelbſt, zu entſchädigen. Seine wunderſamen Inſtinkte bildeten ſich immer mehr aus in dieſem nahen menſchlichen, wenn ich mich ſo ausdrücken könnte, brüderlichen Verkehr. Leo wich faſt nicht mehr von dem Rath, außer wenn dieſer

Digitized by Google

ihn verſchickte. Die Dogge verſtand nicht nur jedes ſeiner Worte, ſie las in ſeinen Augen. Bei Tage theilte Joſeph jeden Biſſen mit ihr, bei Nacht ruhte ſie auf ihrem Polſter zu Füßen der Bettſtelle des Meiſters und bewachte gleichſam ſeine Träume. Bald konnte man mit Recht ſagen, es ſey ein gelehrter Hund.

Wie ein alter Egyptier lebte der Antiquar mit und in dem Thiere, trieb gleichſam einen Kultus mit demſelben, wie es zu ihrer Zeit jene Mumien gethan, die er in ihren Särgen täglich erforſchte. Denn mit verjüngtem Eifer, ja mit Leidenſchaft lag er wieder den Studien ob. Er fand eine Erholung im erneuten Genuß ſeiner Lieblingsneigungen, die er ſich während der Brautſchau im Hauſe des Collegen hatte verſagen müſſen. Dabei war ihm zu ſeinen Arbeiten ſelbſt die Pfeife und faſt mehr noch die Priſe unentbehrlich, daher ſein Verbrauch an Schnupftabak zum unauslöſchlichen Leid der Frau Hausmeiſterin, die ſein Weißzeug beſorgte, ein ſehr beträchtlicher. Nachdem er längſt in allen Tabakshandlungen von Wien der Stadt umhergeſchnupft hatte, fand er endlich die einzige befriedigende Sorte in einem kleinen Laden der Leopoldsſtadt, unfern der Brücke, und demnach nicht allzuweit vom Domplatze. Der Eigenthümer der Tabaksbude, vor deren Thüre rechts und links von den Stufen purpurner Oleander in Blüthe ſtand, ein langer, hagerer Mann mit einer koloſſalen Naſe, die eigentlich ſein eigener Kunde und zugleich Aushängeſchild in Einer Perſon war, in einem großblumigen Schlafrock von Kattun, der dem Kaftan eines Türken glich, bediente den neuen Kunden auf das Befliſſenſte, und die Frau des Krämers, die ächte geſprächige Wienerin mit ihrer geſchmeidigen Fülle, ihrem üppigen, nur leicht geſchlungenen Haar, ihrem lächelnden Perlenmund und noch lächelnderen Augen im runden Geſichte, mit ihren blendenden Schultern und Armen, ihren eben ſo ſchneigen Füßchen, welche, wie Gott ſie geſchaffen, in geſtickten Pantoffeln ſteckten, ſagte: „Schauen's, was haben Ew. Gnaden aber gar für einen merkwürdigen Hund!“ — Sie fragt nach ſeinem Namen, ſieht ihm in die treuen Augen und ſtreichelt ihn mit ihrer weichen Hand, die noch weißer iſt als die der Hofgärtnerstochter. „Alſo Leo heißt er? Er ſchaut auch perfekt aus wie ein Löwe, Ew. Gnaden.“ — Der Rath verſicherte ihr, dankbar für die Anerkennung ſeines Lieblings, ſie werde wohl noch nähere Bekanntſchaft mit dem Löwen machen.

Nach einigen Tagen kommt das Thier richtig wieder in den Laden mit dem blühenden Oleander und der weißen Prinzipalin, läuft auch ſtracks auf dieſe zu, vorbei an dem Gatten im Wiener Kaftan. Sie ruft den Hund ſogleich beim Namen, ſtreichelt ihn mit ihrer weichen Hand, fragt nach ſeinem Herrn. Leo iſt nicht verwöhnt durch weibliche Liebkoſung. „Ja, was haſt du denn da?“ fährt ſie fort. — Sie zieht ihm aus der Schnauze die Schildkrötendoſe mit goldenem Reif, die ſie neulich in der Hand des Raths bemerkt hat, eigentlich aber nur die Doppelgängerin derſelben, denn er beſitzt deren zwei gleiche für den Gebrauch. „Schau, ſchau!“ — Sie öffnet die Doſe, es liegen ein paar Kreuzer darin, genau ſo viel Kreuzer, als der Tabak koſtet. Der Antiquar pflegt ſich nämlich den Tabak durch ſeinen Leo holen zu laſſen. Das Weibchen nimmt die Kreuzer heraus und füllt die Doſe mit Tabak, ſteckt ſie dem Commiſſionär wieder in die Schnauze und ruft ihm auch noch ſchalkhaft ein Compliment an den Herrn Rath nach. — „Schau, ſchau!“ ſagte ſie, dem Hunde mit der gelben Mähne nachblickend. Noch viele Leute ſahen ihm nach auf der Straße und bald kannte ihn die halbe Leopoldsſtadt, den Hund des Raths mit der Doſe im Maul, wie ihn drüben jenſeits der Brücke und des rothen Thurmthors Wien die Stadt kannte; denn ſeitdem lehrte Leo regelmäßig in die Bude zurück, der Tabakskrämer ſammt Liebſte waren ihm gute Freunde, ihr Haus und Laden faſt wie eine Heimath.

Je mehr ſich der Archäolog in ſeine Forſchungen vertiefte, je mehr er die Hülfsquellen der Kaiſerſtadt ausbeutete, je fleißiger er einſprach bei ſeinen Collegen, wohlverſtanden, nicht bei denen im Bureau, ſondern bei denen in der Burg und deren Muſeen, deſto härter mußte ihn die unerwartete Nachricht einer veränderten Beſtimmung treffen — ſeiner Verſetzung nach Linz, mit einiger Verbeſſerung zwar, und mit der Ausſicht, in der Provinz wohlfeiler zu vegetiren. Es war ein Blitz aus heitern olympiſchen Höhen. Der Rath konnte ſich gar kein Leben denken außer in ſeinem Wien. „Es gibt halt nur Ein Wien!“ wiederholte er ſtündlich. Es war auch ſelbſt mechaniſch nicht leicht für einen ſolchen Junggeſellen, in vorgerückten Jahren ſich ſo ſpät noch flott zu machen. Zudem machte ihm die Vermuthung einer hinter der verhängten Maßregel lauernden Kabale zu ſchaffen. Der vierfüßige Dienſtmann ſchien den Kummer ſeines Gebieters zu verſtehen und war niedergeſchlagen mit ihm. Der Rath hätte ja ganz Wien miſſen wollen, wenn ihm nur ſeine eigene Stube, ſein Domplatz, ſein Stephansthurm geblieben wären. Wie oft ſchaute er nach dieſem zurück, als der Wagen, neben welchem Leo herlief, mit dem Rath und ſeiner Bücherkiſte bepackt, davon rumpelte!

Es ging freilich auch wieder in eine ſchöne Donauſtadt. Der Rath konnte nicht umhin, als er nach zwei ſtarken Tagereiſen wie gerädert in Linz anlangte,

Digitized by Google

dessen reizende Lage an dem durch Bergportale sich windenden Strom zu bewundern, ihren freundlichen Straßen und ihren allerliebsten Mädchen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In seiner sonst sehr artigen Wohnung bei der Dreifaltigkeitssäule wurde es ihm in den fremden kleinen, wenn auch sehr hübschen Zimmerchen angst und bang, ihm und seinem Leo. Daß er, wenn auch nicht das Vaterhaus, den Domplatz, den Stephansthurm, doch den Erbhund mitgebracht, war Josephs einziger, letzter Trost. Sie nahmen sogleich Besitz von der Vorstadt Ulfar, von dem Schweizer Kaffeehaus, von dem Schloßberg. „Plätzen Sie nur ein wenig da hin," entgegnet ein gemüthlicher Handwerker, den der Rath nach der Aussicht bei der Schießstätte fragt, weil ihm jeder Soldat, an den er sich gewendet, „nichts Deutsch!" geantwortet hat. Die dringendsten Einrichtungen sind getroffen, aber mit hundertfältigen Confusionen, die meist nur in Leos Ordnungssinn, um nicht zu sagen Logik, die Lösung finden. Zuerst wird natürlich die Kiste ausgepackt, welche jetzt die ganze Bibliothek des Raths bildet, wobei Leo ebenfalls getreulich hilft, indem er in seiner immerfertigen Schnauze die Folianten schleppt.

Sobald als möglich eilt sein Gebieter in die Kunst- und Buchhandlung, erkundigt sich auch daselbst nach einem empfehlungswerthen Tabaksladen. „Gleich da unten am Wasser!" — Allein es ist nicht die rechte Sorte; es ist halt nicht der Laden in der Leopoldsstadt mit den Oleanderbüschen. Es gibt halt nur Ein Wien! Erst über der Brücke in einer Bude nahe bei der kaiserlichen Tabakfabrik, dem stolz thronenden Tabakspalast, entdeckt unser Archäolog, nicht die gewünschte Sorte, aber doch eine mögliche Sorte, die er sofort dem Kaufmann umständlich bezeichnet, sich den Preis bemerken und fast beschwören läßt, daß man, wenn er die Dose schicke, sie immer genau mit der nämlichen Qualität fülle. Der Herr Rath ist fast stolz auf die Geschäftsthätigkeit und Fähigkeit, die er heute entwickelt hat. Diese Selbstzufriedenheit ist aber auch die einzige, die er für jetzt erringt, denn „die Halbe" schmeckt ihm so wenig wie die Prise, wie die Pfeife, trotz dem Palaste am Wasser. Es gibt halt nur Ein Wien! Fast hätte er gesagt: es ist auch nicht die rechte Donau. Selbst Leo mußte es empfinden. Sein Herr zeigte sich zum erstenmal auch gegen ihn übel aufgelegt. Er pfiff, schrie, drohte. „Wo treibst du dich denn heut' umher?" schalt der Rath, als er endlich den Hund in der Tiefe eines langen Ganges auf einem mit den werthvollsten Gegenständen des kleinen Inventariums gefüllten Koffer fand, den man da, obschon derselbe einige gerettete Familienpreziosen bewahrte, unvorsichtiger Weise in einen Winkel hingestellt oder wohl gar vergessen hatte. „Willst du denn in Linz ein Tagdieb werden?"

Mit einer Feinheit, welche oberflächliche Beobachter vielleicht der Thierseele nicht zutrauen möchten, fühlte diese die schlimme Laune des Gebieters heraus. Der allzutreue Wächter hielt sich mit — Takt, wollte ich es fast nennen — etwas ferne während der folgenden Tage, und unser Rath, der diese Trauer für Trotz hielt, konnte sich nicht entschließen zu einem versöhnenden, oder richtiger zu einem tröstenden Blicke. Unter solchen Umständen nahm er jetzt in der Zerstreuung Prise auf Prise, als wäre es eine Arznei gegen das Heimweh, so daß sich sein kleiner Vorrath geschwind erschöpfte. Erst als er Tabak brauchte und nun, sich denselben holen zu lassen, Leo herbei winkte, zeigte dieser wieder seine alte Art. Rührend waren an ihm die Merkmale von Vergnügen darüber, daß sein Herr seiner Dienstleistung bedürfe. Der Rath gibt dem Hunde die eine der Zwillingsdosen und schickt ihn wie gewöhnlich damit fort.

Er hat ein paar Briefe nach Wien zu schreiben, die sich durchaus nicht länger aufschieben lassen. In seiner von der Aufregung über den Ortswechsel noch gesteigerten Zerstreutheit, merkt er gar nicht, daß der Hund nicht zurückkommt. Noch bevor die Briefe vollendet werden können, ruft ihn die Büreauſtunde. Kaum findet er sich da frei, so dampft schon die Schüssel auf der Wirthshaustafel im Lamm, zu der er sich wenigstens für die ersten Wochen bekennt. Einige ebenfalls anwesende Collegen bereden ihn, sie in den Schweizer-Café zu begleiten; sie lassen ihn nicht mehr los, bringen ihn nur auf das Büreau zurück, um ihn Abends in einen Biergarten zu schleppen, wo die Bande, d. h. die Regimentsmusik spielt. Der Residenzler soll alle ihre Freuden kennen lernen; er kommt kaum zu sich selbst. Seit seiner Universitätszeit hat er nicht mehr in einem solchen Strudel gelebt.

Erst als er Nachts heimkehrt, in seine lackirten, kleinen, bunten zwei Stübchen tritt, erst als er die letzte Prise nimmt aus der Schildkrötendose mit goldenem Reif, fällt es ihm ein, daß ja sein Hund nicht da ist. Im ersten Unmuthe macht er sich weiß, daß er den Tabak mehr vermisse als den Hund; er gesteht sich aber dann doch, er wolle gern den Tabak entbehren, wenn er nur seinen Zorn auslassen könnte am unbotmäßigen Hunde. Die Welt kehrt sich um; wer hätte das von dem Leo gedacht! Er klingelte der reizenden jungen Linzerin, die ihn vor der Hand bediente, und gegen welche seine Grundsätze noch nicht recht aufkommen konnten, nämlich die gegen specielle Bedienung. Es wäre auch gar zu unlogisch gewesen, sich einer so

Digitized by Google

niedlichen Sorgfalt zu entziehen. In Wien hätte er es vielleicht noch vermocht, hier nicht. Einmal ſo ganz aus ſich herausgetreten, läßt man die Zügel unaufhaltſam ſchießen. Das roſige Kind, auf deſſen Geſicht die Kerze, welche ſie in der Hand hielt, ihre Reflexe warf, ſo daß man das Bild für eines von Gerhard Dow in der Galerie des Belvedere hätte halten mögen, wußte auch nichts von dem Leo, wünſchte aber dem Rath eine ſo ſüße „geruhſame Nacht,“ daß er nicht umhin konnte, dieſer Weiſung zu folgen, und ſich durch das nie erhörte Ausbleiben der Dogge nicht in ſeinem Schlummer ſtören zu laſſen, was ihm um ſo leichter wurde, da nach dem unſtäten Treiben des Tags die Augen vor Ermüdung von ſelbſt zufielen.

Um ſo widriger berührt es ihn beim Erwachen, daß der Hund noch nicht da iſt. Auch die Linzerin, die mit ihren kurzen Hemdärmeln, ihrem blüthenweißen Schürzlein das blanke Kaffeezeug hereinträgt, weiß abermals nichts von ihm. „Nicht einmal an einen Hund darf man ſich ungeſtraft hängen!“ ſpricht der Rath. „Nein, jetzt glaub' ich an keine Treue mehr!“ — Deßwegen nimmt er aber keine Priſe mehr oder weniger. Weil er Schuupſtabat haben muß, mehr aber noch weil er ſich nach ſeinem Deſerteur erkundigen will, wandert er ſo flink, als ſein hiſtoriſcher Schritt zuläßt, flinker, als er je gegangen, über die Brücke in den Laden der Vorſtadt Ufar. Es ſind heute zwei junge ſchmale Burſche da, mit lockigem Scheitel und hellfarbigen Cravaten, nicht der ſtarke Mann von neulich in der Jacke, mit dem grauen Haar, in welchem ein Kamm ſteckt, und mit den goldenen Ohrringlein. Jene wiſſen von nichts, haben auch keinen Hund geſehen, er müßte nur in ihrer Abweſenheit da geweſen ſeyn. Der Principal aber, von dem einen „Herr Dode,“ von dem andern „Herr Vetter“ titulirt, iſt in Geſchäften verreist, nach Paſſau; in zehn Tagen ungefähr kommt er wieder, „wenn Ew. Gnaden da nachfragen wollen.“

Der Rath hat ſich ſchon verſpätet, er eilt auf das Büreau. Bei Tiſch erwarten ihn ſchon wieder die Collegen, mit denen ſich auch einige Offiziere verſchworen haben, um für den ganzen Tag Beſchlag auf ihn zu legen. Es hilft kein Sträuben; ſie verdräſſen ihn förmlich mit ihrer Gaſtfreundſchaft, und am Ende iſt es ihm recht, um der Spannung wegen Leos zu entfliehen. Man beabſichtigt eine kleine Waſſerfahrt die Donau hinab, um dem Wiener Herrn einen der gerühmteſten Punkte der Umgegend zu zeigen, wo man „gebackene Händl“ ſpeist. Für den Abend haben ſich böhmiſche Sänger in einem Bierparadies auf dem Schloßberg angekündigt bei Illumination von bunten Lampen. „Dieſes Linz iſt ein Schlaraffenland!“ — Es iſt nahe daran, den Rath ſelbſt zu demoraliſiren, nachdem es ſchon deſſen vierbeinigen Famulus in das Sittenverderbniß mit hineingeriſſen. Daß Letzteres der Fall ſeyn möge, wünſcht ſein Herr jetzt ſelbſt; denn ihn fängt an eine ernſtliche Sorge zu beſchleichen, obſchon es Momente gab, wo er vorgezogen hätte, daß Leo verunglückt, als daß er treulos wäre; mindeſtens wäre das Princip gerettet und mit dem Hunde nicht der Glaube verloren geweſen, nicht die Treue in ihrem Sinnbilde.

Aber er iſt gewiß ſchon zur Stunde daheim! Er wird vielleicht ſeinen Herrn am Landungsplatze empfangen, oder auf dem Schloßberge aufſpüren, ſicher doch ihm ſchon entgegenkommen an der Dreifaltigkeitsſäule. Am Landungsplatze, auf dem Schloßberg, an der Dreifaltigkeitsſäule kein Leo! Die Linzerin unter der Hausthüre ſchüttelt das Köpfchen und in ihren kindlichen Zügen ſpiegelt ſich Theilnahme. Sie iſt bereits von ſich aus in der ganzen Nachbarſchaft umhergeſprungen, von Haus zu Haus, um den Vermißten auszukundſchaften. Wie öde war es dem Rath in den fremden Zimmern, wo niemand ihn erwartete, niemand ihn begleitete! Wie er ſo da ſaß im Dämmern, im Gegentheil er ſelbſt in der Folter des Harrens, fing er an ſich auch noch mit Vorwürfen zu peinigen, daß er in der letzten Zeit ſo wenig auf den Liebling geachtet, ihn wohl gar verjagt habe durch ſeine Härte. Linz iſt an allem Schuld; in Wien wäre das nicht geſchehen, in Wien wäre er nicht in dieſe üble Stimmung gerathen, in Wien hätte ſich auch Leo nicht davon treiben laſſen.

Da klopft es, zwar nur ganz fein, aber Joſeph fuhr dennoch zuſammen. Das „Dienbl“ trat ein mit dem Lichte in der Hand und dem „glückſeligen Abend“ auf der Kirſchenlippe, wie ein Engelein mit der Weihnachtkerze, hellen Schein um ſich verbreitend in der Finſterniß. „Ew. Gnaden müſſen ſich halt gedulden,“ ſagte ſie lind, und ihre Stimme hatte etwas Beſchwichtigendes für die erregten Nerven. Sie verhieß alles aufzubieten, ihm ſeinen zottigen gelben Hund wieder zu bringen; ſie wollte jedermann Auftrag geben. Dieß beruhigt ihn etwas für die Nacht, im Verein mit ſeinem eigenen Vorſatze, Anzeigen in die Lokalblätter einrücken, die Polizei benachrichtigen zu laſſen, ſeine neuen Collegen und ſelbſt jene Offiziere um Beiſtand anzurufen.

Indeſſen erwacht er noch vor Morgengrauen. Noch immer kein Leo! Wenn das Thier beim Baden ertrunken wäre, wenn die Donau ihn in ihrer Strömung fortgeriſſen hätte, fort, nach Wien, nach ſeinem heimathlichen Wien zurück? Pflegte doch Leo auch ſonſt oft, was man als Erbtheil ſeiner nordiſchen Abſtammung betrachten

Digitized by Google

konnte, ſich in das kälteſte Waſſer zu ſtürzen und in mancher Winternacht voll Eiszapfen an den langen Haaren heimzukehren. Unzählige mal öffnet der Rath das Fenſter, um auf die Gaſſe, die Thüre, um auf die Stiege zu ſehen. Seine Gehörnerven ſind mit der feinſten Spannung auf dieſe Thüre gerichtet, ob ſich nicht an ihr das Nahen des Hundes vernehmen laſſe, das wohlbekannte Geräuſch, das er durch jedes andere hindurch, durch alle Stimmen des in einer Stadt erwachenden Tages hindurch gehört hätte, früher mit der Seele als mit dem Ohr. Ueber den zum Aufſinden des Thiers erforderlichen Anſtalten vergeht der Tag. Es bricht wieder die Nacht, wieder der Morgen an — kein Leo! Wer hat ſie nicht ſchon erleiden müſſen, dieſe lang ausgeſponnene Qual, dieſe Agonie des Wartens! Noch ein Tag vergeht und noch einer, ohne daß man etwas entdeckt. Das „Diendl“ iſt freiwillig in der halben Stadt herumgeſprungen, hat jedermann den großen gelben Hund mit der Mähne ausführlich beſchrieben, und doch nichts erfahren. Sie weiß nicht mehr, was ſie zu dem Herrn Rath ſagen ſoll; das Thier iſt wie unter dem Boden verſchwunden. Eine Meinung macht ſich vorzugsweiſe geltend: fremde Schiffer hätten ſich des Hundes bemächtigt und ihn mit fortgenommen. Andere Leute vermuthen, daß man ihn für die Menagerie auf dem Markte gefangen und den wilden Thieren vorgeworfen.

Der Rath muß ſich zuletzt mit dieſen Gedanken vertraut machen. Seinen einzigen Troſt findet er darin, daß der Leo ihm nicht untreu geworden iſt, daß man ihn mit Gewalt von ſeinem Herrn geriſſen hat. Er ſitzt am Abend des vierten Tags mit ſeinem Gram in der fremden Stube im Sorgenſtuhl am Fenſter mit aufgeſtemmtem Arm, das Geſicht in der Hand, um nur nichts mehr von dieſen Wänden, dieſer Stadt zu ſehen. Und doch hätte er es vielleicht zu Wien in den alten Umgebungen, auf dem Dompfaff, noch weniger ertragen. Er fühlt ſich ſo allein in der Welt. Es iſt ſchon ſpät, die Linzerin hat ihm bereits das Licht hingeſtellt auf den Tiſch vor dem Sopha und das Bett im Alcoven abgedeckt.

Was iſt das? Vorgebeugt, ohne Athem, lauſcht er, ſein ganzes Weſen iſt Ohr. Ja, es iſt das bekannte Kratzen an der Thüre! Es iſt der Leo, das fehlt ſich nicht! Joſeph reißt die Thüre auf — es iſt der Hund mit der Doſe im Maul! Welche Freude beim Anblick des Hundes in das arme alte Menſchenherz hinein blitzte, es iſt nicht zu ſagen. Aber in was für einem Zuſtande erſcheint das Thier! Voll Staub und Schmutz, gänzlich erſchöpft. Im Augenblick, wo es ſeinen Herrn gewahrt, bricht es auf der Schwelle zuſammen und verſcheidet. Dem Rathe fällt mit Schrecken jetzt erſt ein, daß er ja hier zu Linz den Hund nicht mit in die Tabaksbude der Vorſtadt Ufar genommen hat. Das Thier war nach Wien gelaufen, die zwei ſtarken Tagreiſen hin und her, Tag und Nacht, ohne Raſt, nach Wien zu dem gewohnten Kaufmann, und hatte dort in dem Laden in der Leopoldsſtadt den Tabak geholt; zwei Tagreiſen hin und her, Tag und Nacht, ohne Raſt. Sterbend, als Sieger, ein Held der Treue, erſt am Ziele ſinkt er hin, erſt nachdem er ſeinen Herrn noch einmal geſchaut, Auge in Auge: mit dem Tode beſiegelt Leo ſeinen Gehorſam.

Vermuthlich bot ſich unſerem Gelehrten in der Folge durch einen günſtigen Zwiſchenfall doch wieder Gelegenheit, ſeine Zurückverſetzung in die Vaterſtadt zu erlangen. Man erzählt wenigſtens, daß die Wiener den Rath nicht mehr kannten, ſeit der Hund mit der Löwenmähne nicht mehr vor ihm herſchritt, weder im Augarten noch auf der Baſtei. Den Prater beſuchte er nicht wieder ſo allein im Menſchengewühl. Auch ſchritt das graue Männlein ſo gebeugt einher; er ſchien kleiner und ſehr zuſammengegangen, um mich eines volksthümlichen Ausdrucks zu bedienen, viel dünner und noch bleicher als ſonſt, und ſeine Haare waren nicht mehr grau, ſondern ſchimmerten jetzt ſilbern. Neuere, tiefere Furchen des Denkens und des Grams hatten ſich auf dem farbloſen Antlitz gegraben, das ſich dem Abendrothe entgegen wandte. Wenn er ſo ſtarr vor ſich hin ſah, ſprachen die Leute, welche ihn bemerkten: „Der wird noch ein Narr!“ Vielleicht nahm ihn auch ſeitdem eine jener finſtern Buchten auf, in welche die Meerwogen der Hauptſtadt ſo manchen an den Klippen Geſtrandeten ſchleudern. Vielleicht lebt er noch dort in einem der Irrenhäuſer Wiens. Er iſt vergeſſen, wie ein halb eingeſunkener Grabſtein. Mit ihm erliſcht das Wappen mit dem Hunde auf dem Petſchaft von Cryſtall. Es mögen nur einzelne noch, betagte Perſonen, ſich an die Tradition von dem Stammhunde der Familie bei der Stephanskirche erinnern, den ſein Herr nicht von ſich laſſen durfte. Glücklich mag der Rath allerdings nicht mehr geweſen ſeyn, ſeit er den Leo verloren.

E. N.

Digitized by Google

Ludwigs von Beethoven Leben und Schaffen.

Unter der letztjährigen Weihnachtsliteratur, zwischen all den bunten Jugendschriften und Goldschnittslyrikern, befand sich ein Werk, das sich durch sein anscheinbares Aeußere so wie durch den Ernst seines Titels von all den bildergeschmückten Tändeleien für Kinder merklich abhob: Ludwigs von Beethoven Leben und Schaffen. Von A. B. Marx (Berlin, 1859).

Es ist in der musikalischen Welt traditionell geworden, Haydn, Mozart und Beethoven als das Dreigestirn zu nennen, welches die deutsche Tonkunst zum Zenith ihres Glanzes hinangeführt hat. Auf diese drei Meister ist die deutsche Nation vor Allen stolz, gerade von diesen dreien möchte sie am wenigsten einen preisgeben, auf diese beruft sie sich vornehmlich, wenn es die musikalische Ueberlegenheit dem Auslande gegenüber zu vertheidigen gilt; die Compositionen dieser drei machen den Stolz aller öffentlichen Musikbestrebungen, den Höhepunkt aller Privatleistungen in der Musik aus. Trotz dieser scheinbaren Gleichstellung aber, welcher Beethoven im Verhältniß zu den beiden andern genießt, läßt sich doch nicht verkennen, daß er sich noch nicht der gleichen Bekanntschaft, des gleichen Verständnisses in der Musikwelt erfreut, wie jene. Zwar werden seine Sonaten, Trios und Quartette in Privatkreisen mit Vorliebe gespielt, die Beethoven'sche Symphonie ist der Glanzpunkt jedes Concertabends, jedes Musikfestes; ja selbst in die Mittelschichten der Gesellschaft dringt hier und dort — Dank den Bemühungen Liebigs in Berlin — die Vorliebe für die großen Tonwerke dieses Meisters. Im Grunde aber sind es doch immer nur die Tüchtigsten, welche sich mit ihm befreunden, und unter diesen *verstehen* ihn — offen gesagt — nur wenige; und was öffentlich von ihm zur Aufführung kommt, findet Theilnahme und Anklang mehr dem Namen „Beethoven" zu Liebe, als weil man die Compositionen selbst richtig zu schätzen wüßte. Es ist mehr die stumpfe Andacht des Zuhörens und Staunens, ähnlich wie in der Kirche, mehr die unklare Ahnung, die überlieferte Phrase von der Tiefe und Hoheit dieses Genius, als der bewußt eindringende Blick in die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten seiner Schöpfungen. Weßhalb aber gerade Beethovens Werke sich dem Verständniß verschließen und wodurch Haydn'sche und Mozart'sche Musik der populären Empfindung besonders zugänglich sind, dieß auseinanderzusetzen ist hier nicht der Ort. Kurz, die Thatsache steht fest, daß Beethoven der am wenigsten gekannte unter den drei Wiener Meistern ist.

Diesem Mangel abzuhelfen, Beethoven in die gleiche Deutlichkeit hinaufzurücken, in welcher seine beiden Genossen der deutschen Musikwelt vor Augen stehen, vor allem das warme Interesse für ihn, das denkende Verständniß für seine Compositionen zu wecken — das eben ist die Aufgabe des Marx'schen Werks, eine Aufgabe, die, wie wir hinzuzufügen uns beeilen, der Verfasser auf's Glücklichste gelöst hat.

Niemand war vielleicht hiezu geschickter, als gerade Marx. Theoretisch und praktisch gebildeter Musiker und akademischer Musiklehrer, ein scharfsinniger, schlagfertiger Kritiker, ein gewandter, humoristischer Erzähler, besitzt er ganz die Mittel, uns den großen Genius nach allen Richtungen hin zu erschließen, die menschliche wie die künstlerische Seite, sein Leben wie seine Werke in's rechte Licht zu stellen, eben so anziehend zu erzählen, wie anschaulich zu malen und tief zu begründen. Wir wüßten keinen musikalischen Schriftsteller der Gegenwart, bei dem sich diese Vorzüge so vereinigt fänden, als bei Marx. Eine Wanderung durch das Buch wird sie uns bestätigen.

Gleich im Plan, in der Gesammtanlage verräth der Verfasser einen sehr glücklichen Takt. Er hat es verschmäht, Beethovens Leben so scharf in Zeitabschnitte zu theilen, wie frühere Kritiker, z. B. Fetis, Direktor des Conservatoriums in Brüssel, und Ulibicheff, russischer Staatsmann und musikalischer Dilettant. Ersterer scheidet Beethovens Kunstschaffen in zwei Systeme oder Methoden: die allgemein recipirte und die nur ihm eigene; der andere nimmt drei Perioden in Beethovens Thätigkeit an: die Haydn-Mozart'sche, die halb musikalische, halb geistige, und die Periode der Vervollkommeneit. Schärfer noch theilt Lenz, ein deutscher Kritiker, die Reihe der Beethoven'schen Werke in drei Stationen. Die Werke von 1—20 bewegen sich in den traditionellen Formen der Vorgänger; die Werke von 21—100 bekunden das revolutionäre Auftreten gegen Tradition und Realität; die Werke über hundert athmen die aus dem Kampfe hervorgegangene produktive Freiheit. Weit näher kommt Liszt der Wahrheit, wenn er zwei Stufen in Beethovens Entwicklung unterscheidet, ohne sie scharf nach Zahlen zu sondern: einmal die Herrschaft der überkommenen Form, und sodann die Herrschaft des die Form umgestaltenden und umschaffenden Gedankens. Marx dagegen verwirft jeden Schematismus und hält sich einfach an Beethovens Lebenslauf, den er nach einzelnen hervorragenden Werken in drei „Büchern"

Digitized by Google

abhandelt. Das erſte Buch umfaßt den Zeitraum von 1770 bis 1804, d. h. bis zur zweiten (D-dur) Symphonie, das zweite Buch den Abſchnitt von 1804 bis 1818, bis zur erſten Meſſe, und das dritte die letzte Zeit bis 1826. Um nun aber dem Leſer die Ueberſicht über den geſammten Stoff zu erleichtern, ſondert er ihn zu kurzen Abſchnitten, zu kleinen Genrebildern, und gibt dieſen, nach dem jedesmaligen Inhalt, charakteriſtiſche Ueberſchriften. Da heißt es zu Anfang: „Jugend.“ „Lehrjahre.“ „In die Welt.“ „Die Vorgänger“ u. ſ. w.; dann im weiteren Verlauf: „Heldenweihe.“ „Die sinfonia eroica und die Heldenweihe.“ „Die Zukunft vor dem Richterſtuhl der Vergangenheit“ u. ſ. w.; noch weiter: „Mit friſchen Segeln.“ „Hohe Flut.“ „Trübe Zeit.“ „Das Hochamt.“ „Die letzte Symphonie.“ „Die letzten Werke.“ „Der Ausgang.“ In dem Anhange endlich gibt der Verfaſſer „Einige Bemerkungen über Studium und Vortrag der Beethovenſchen Klavierwerke,“ das „Verzeichniß der Werke“ und „Beilagen“ autographiſcher Natur, Proben von Beethovens Schreib- und Notenſchrift.

Dieſer Anordnung gegenüber wird die Frage geſtattet ſeyn, ob der Verfaſſer, im Intereſſe der ſyſtematiſchen Ordnung und Deutlichkeit, nicht beſſer gethan hätte, den ganzen Stoff, ſtatt in kleine Miniaturbilder, in große Maſſen zu ſcheiden und etwa Beethoven als Menſchen, ſodann als Künſtler und endlich ſeine Werke geſondert zu betrachten. Jedenfalls würde ihm daraus der Vortheil der Gruppirung erwachſen ſeyn; er würde alles Zuſammengehörige auch wirklich zuſammengeſtellt und ſich nicht von dem Zufall bloß gelegentlicher Erwähnung abhängig gemacht haben; alle Einzelnheiten im Leben, alle Züge zum Künſtlerbilde Beethovens würden dem Leſer in geſchloſſener Darſtellung entgegengetreten ſeyn. Jetzt aber ſteht das Zuſammengehörige an den verſchiedenſten Stellen zerſtreut. Den Nachweis des Fortſchritts, welchen Beethoven über ſeine Vorgänger hinaus gethan, die Aeußerungen ſeiner Genialität, ſeine Art und Weiſe zu componiren, die Polemik gegen irrende Kritiker und Ausleger, ſeine Briefe und ſonſtige Perſonalien, dieß alles muß man jetzt überallher zuſammenleſen und ſich ſelbſt zum Totalbilde „geſtalten, will man eine Anſchauung der einzelnen Seiten des Meiſters gewinnen. Aber einen ſehr erheblichen Vortheil zog Marx aus ſeiner Anlage. Indem er nämlich das Leben Beethovens ſelbſt zum Faden ſeiner Darſtellung nahm, gab er dem Leſer ein Bild dieſes Lebensverlaufes, einen Ueberblick über die Entſtehung der Werke nach ihrer wirklichen Reihefolge. Dieſem Geſammtbild ſind dann die perſönlichen Mittheilungen, die einzelnen Vorfälle und Ereigniſſe aus Beethovens Leben jedesmal an der Stelle eingefügt, wohin ſie in der Wirklichkeit gehören. Nur mußte mit dieſem jedenfalls richtigen Verfahren die ſyſtematiſche Methode in Verbindung geſetzt werden, ſo daß allgemeine und zuſammenfaſſende Betrachtungen, große Geſichtspunkte und Reſultate an einem Ort erſchöpfend zuſammengeſtellt wurden. So forderte es wenigſtens das Geſetz künſtleriſcher Behandlung. Indem aber Marx dieß verſchmäht hat, iſt er genöthigt geweſen, allgemeine Betrachtungen, äſthetiſche Unterſuchungen, hiſtoriſche Nachweiſe, umfaſſende Charakteriſtiken u. ſ. w. zerſtreut und fragmentariſch zu geben, einmal hier, einmal dort ein Stück davon einzuſchalten. Wiederholungen waren hiebei unvermeidlich, und zu mehreren malen bekommt es der Leſer zu hören, daß Beethoven lediglich aus ſich heraus, auf inneren Antrieb, nicht nach äußeren Rückſichten und Erfolgen geſchaffen habe, daß er nur treu gegen ſich ſelbſt und ſeinen Genius geweſen ſey, und ähnliches. Es hätte genügt, dieſes Bekenntniß, ſo wie manchen andern Ausſpruch einmal mit Entſchiedenheit hinzuſtellen. Jetzt verſichert es uns der redſelige Verfaſſer bis zum Ueberdruß, als ſetzte er ſelbſt Mißtrauen in die Thatſache und ſeine einfache Ausſage.

Jedoch iſt dieſe Ausſtellung im Großen und Ganzen zu geringfügig, um gegen das Werk im Allgemeinen einzunehmen. Vielmehr bietet es des Tiefſinnigen und Originellen ſo viel, verbreitet ſich ſo anregend über ſchwierige und ſchwebende Fragen der Muſik, iſt ſo durch und durch geiſtvoll geſchrieben, von ſo warmer Bewunderung für den Meiſter diktirt, daß es von unberechenbarem Einfluß auf die richtige Würdigung Beethovens und ſeiner Tonwerke werden kann und kleinliche Bedenken neben dieſen Vorzügen völlig verſchwinden. Zum erſtenmal — ſo ſcheint uns — iſt hier der ſchwer verſtändliche Beethoven bis auf wenige Punkte richtig aufgefaßt, zum erſtenmal gegen niederige Verkleinerungen, wie gegen überſchwängliche Erhebungen unparteiiſch dargeſtellt, zum erſtenmal eine Analyſe ſeiner Schöpfungen gegeben, die, wenn auch nicht in allen Fällen unangreifbar, doch jedenfalls aus dem redlichen Streben nach Wahrheit, aus hingebender Verſenkung in den geiſtigen und pſychologiſchen Inhalt der Werke, aus verſtändnißvoller, ſympathetiſcher Reproduktion hervorgegangen iſt. Dieſe genaue, auf langjähriger Forſchung ruhende Kenntniß der Werke, dieſe geheime Verwandtſchaft der beiden Geiſter, des producirenden Componiſten und des analyſirenden Darſtellers — das gerade iſt die wahrhaft einzige und unnachahmliche Seite an dem Marxſchen Werke, diejenige, wodurch es ſich am Sicherſten Hochachtung erwerben, am Unzweifelhafteſten Siege erringen wird.

Digitized by Google

Wie selten der Verein solcher Vorzüge angetroffen wird, mag das Werk über Händel von Chrysander beweisen, soweit nach dem erschienenen ersten Theile ein Schluß erlaubt ist. Chrysander, ohne lebendige Anschauung der großen Gesammtpersönlichkeit Händels, erschöpft sich fast in lauter kleinen und kleinlichen Untersuchungen über Aeußerlichkeiten, Feststellung einzelner Data in Händels Leben, nichtssagender Varianten in seinen Werken u. s. w. Ein geschlossenes, monumentales Bild von seinem Helden, eine groß gezeichnete Schilderung seiner erhabenen Tondichtungen gibt er nicht; dazu fehlt es ihm an der eigenen Weite des Blicks, an der Hoheit des Pathos, vor allem an der sympathetischen Verwandtschaft mit dem Genius seines Helden. Gerade entgegengesetzt der Biograph Beethovens. Nichtssagendes und Kleinliches ist für ihn gar nicht vorhanden; dergleichen wird entweder ganz übergangen oder in flüchtigen Anmerkungen beigebracht. Er gibt nur Wesentliches und Bedeutsames, stellt dieß überall auf ein hohes Postament und legt hierhinein die ganze Schwere, den ganzen Schwung seiner geistvollen Darstellung. Es geht durch das Buch etwas von Beethovens Geist, der immer nur in mächtiger Fraktur schrieb, Aeußerlichkeiten und Kleinlichkeiten aber überhaupt nicht kannte. Ein äußerer Vorzug des Werkes vor dem Chrysanderschen ist u. a. auch der, daß Marx die Besprechung der Tonwerke durch häufige, in den Text gedruckte Notenbeispiele erläutert, wogegen Chrysander auf dieses sehr dankenswerthe Hülfsmittel zum Verständniß Verzicht gethan hat.

Was nun zunächst das Marxsche Werk dem Leser so werth macht, ist das biographische Talent des Verfassers, sein Geschick, einfach und anziehend zu erzählen. So sind die ersten Lebensjahre des Knaben im elterlichen Hause — der Vater war Sänger an der kurfürstlichen Kapelle in Bonn, wo Beethoven bekanntlich 1770 geboren wurde — sein Umherschleichen in den Kirchen, der bei ihm allmählig ausdämmernde Musiksinn höchst schlicht und sachgemäß erzählt. Wahrhaft kindlich und naiv ist die Stelle, wo der Knabe dem Vater bei seinen Singübungen am Klavier zugehört hat. „War Ruhe im Haus, und er übte sich am Klavier im Gesange, so blieb der nun vierjährige Ludwig gewiß nicht fern; kein Spiel und kein Spielgesell hielt ihn dann ab, er mußte zum Vater. Da drängte er sich, so nahe es ging, an seine Seite, lauschte still und bewegungslos und ernst dem Gesang, der ihn entzückte, und bat, so oft der Vater schließen wollte, so dringlich und unwiderstehlich, nur noch ein klein wenig zu singen. Dann nahm der Vater sein Kind auf den Schooß und sang wieder „schmeichelnd hold," faßte die kleine Hand in seine und ließ ihn die Melodie, die er sang, mitspielen. Das war dem Kind eine Lust ohne Gleichen; es war nicht vom Klavier wegzubringen, und bald gelang es ihm, die Melodie selbst zusammen zu finden. Fünf Jahre war er alt, da beschloß der Vater, ihm förmlichen Unterricht auf Klavier und Geige zu geben."

Nun führt uns der Verfasser in diesen ersten Unterricht des Knaben bei dem jähzornigen Vater ein, dem bald andere Lehrmeister, wie Pfeiffer, van der Eden, Neefe u. a. folgten; letzterer machte ihn zuerst mit der Composition und Sebastian Bachs „wohltemperirtem Klavier" bekannt. Dabei erfahren wir, daß die systematische Lehrmethode, die in damaliger Zeit gewiß auch sehr trocken seyn mochte, dem Knaben äußerst zuwider war, freie Ergüsse in Tönen aber schon damals seine Leidenschaft ausmachten, wie er denn schon früh Fertigkeit im freien Phantasiren über ein gegebenes Thema, und zwar in Variationenform, erlangt hatte. Wie sodann der Knabe weiter fortschritt — schon als junger Mensch hatte er es, durch Protektion des Grafen Waldstein, zu einer zweiten Organistenstelle gebracht — der spaßhafte Vorgang in der Kirche, wo er den taktfesten Sänger Haller durch sein Spiel aus dem Sattel warf, seine Fertigkeit im Klavierspiel, die ihn bereits mit 15 Jahren nach Virtuosenart Alles vom Blatt spielen ließ — Alles das mag der Leser an Ort und Stelle selbst einsehen. Sehr wichtig für Beethovens ganzes Leben sollte der edle, erhebende Verkehr mit der Familie der Hofräthin Breuning in Bonn werden. In diesem Hause trat ihm zum erstenmal eine freie, schön menschliche Existenz, gebildeter Lebensgenuß entgegen, während Beethoven bisher nur den Druck einer beschränkten Häuslichkeit und kümmerlichen Erwerbs empfunden hatte. In diesem Hause wurde er mit dem damals hochgefeierten Klopstock bekannt, den er selbst höchst treffend charakterisirt, hier entspann sich seine erste Liebe zu der schönen blonden Kölnerin Jeanette d'Honrath, mit diesem Hause blieb er auch noch in späteren Jahren in freundschaftlichem Austausch und hat in den warmen, liebeathmenden Klängen manches späteren Werkes den herzlichen Beziehungen zu dieser Familie ein dauerndes Denkmal gesetzt. Unterbrochen wurde dieser ganze Aufenthalt in der Baterstadt nur einmal durch eine Reise nach Wien im Winter 1786—87, wo Beethoven vor Mozart spielte und dieser prophetisch auf die künftige Größe des jungen Künstlers hinwies. Der werde, meinte Mozart, der Welt noch etwas zu hören geben.

Dauernd aber wurde Beethovens Aufenthalt in Wien vom Jahr 1792 an, wo er sich als 21jähriger Jüngling zu Haydn in die Lehre begab — wie voraus zu sehen war, nicht eben zu seiner Zufriedenheit. Haydn war der kindliche, heitere, redselige Lehrer, wie ihn ein

Digitized by Google

geiſtesverwandter Schüler ſich nur wünſchen kann. Beethoven aber ließ ſchon damals den ernſten, ſtraffen, verſchloſſenen Charakter ſpüren, der in ſeinem ſpäteren Leben und ſeinen Werken eine noch feſtere Geſtalt bekommen ſollte. Jenes Gemiſch von argwöhniſcher Feinſterkeit und warm ſtrömender Liebe, von heftigen Aufwallungen und edlem, freimüthigem Selbſtgefühl, von ſtörrigem Eigenſinn und einem durch und durch guten, kindlichen Gemüth bildete ſchon damals den Grundzug ſeines Weſens. Schüler und Lehrer fühlten, wie wenig ſie für einander paßten, und gingen nicht im beſten Einvernehmen auseinander. Beethoven begab ſich zu dem Contrapunktiſten Albrechtsberger und hat hier die gewiſſenhafteſten Studien im Contrapunkt, der Imitation, der Fuge u. ſ. w. gemacht. Sein ſpäterer Lehrer Salieri unterwies ihn in der Behandlung der Singſtimme und in der dramatiſchen Muſik. Im Baron van Swietenſchen Hauſe, mit dem auch Mozart befreundet war, machte Beethoven die erſte Bekanntſchaft Sebaſtian Bachs und Händels, deren Werke hier manchmal bis in die Nacht hinein geſpielt wurden. Im Hauſe des Fürſten Lichnowsky wurden ſeine erſten Streichquartette, wie überhaupt ſeine früheſten Inſtrumentalwerke zur Aufführung gebracht, wobei der Componiſt nicht ſelten die ganze Klavierpartie aus einer einzigen Inſtrumentalſtimme vollſtändig und meiſterhaft zu Ende führte. In dieſem Kreiſe wurde Beethoven mit dem einflußreichen Adel Wiens bekannt, hier faßte er die glühende Liebe für Julia Guicciardi, deren überſchwängliche Ergüſſe uns Marx mittheilt, von hier aus nahm er als Tondichter ſeinen Lauf in die Welt. Einzelnheiten, die an dem einen oder andern Orte vorfielen, z. B. der Wettkampf im freien Phantaſiren mit dem oberflächlichen preußiſchen Kapellmeiſter Himmel — das Ereigniß fand bei einer Reiſe Beethovens nach Berlin ſtatt — ſo wie mit dem akademiſch geſchulten Wölfl in Wien, nicht minder mit dem glatten Berliner Steibelt, wobei Beethovens originelles und mächtiges Spiel die verdiente Bewunderung erntete und bei den Einſichtsvollen den Sieg davon trug — davon möge der Leſer in dem Werke ſelbſt ausführlich Kenntniß nehmen. Eben ſo verſagen wir es uns, über das weitere Leben Beethovens und ſeine Schickſale, über ſeine häusliche Exiſtenz, ſeine tägliche Zeiteintheilung, die allmählige Abnahme ſeines Gehörs, die natürlich Störungen beim Klavierſpiel und der Orcheſterdirektion mit ſich führte, uns eines Weiteren zu verbreiten. Es genügt, auf das Detail hingewieſen und zur erſchöpfenden Lektüre des Werks ſelbſt angeregt zu haben.

Und dieſe wird für den Leſer um ſo feſſelnder ſeyn, die Darſtellung ihm um ſo lebensvoller entgegen treten, weil der Verfaſſer nirgends eine bloße Aufreihung des biographiſchen Materials, der Lebensereigniſſe und Verhältniſſe des Componiſten gibt, ſondern dieſen Stoff von Anfang an mit dem ſpeciell muſikaliſchen verflochten hat, überall neben den Menſchen zugleich den Künſtler ſtellt, aus dem einfachen Lebensverlaufe den muſikaliſchen Genius mit ſeinem Ringen und Schaffen hervorwachſen läßt. Dieſe eigentlich muſikaliſche Partie des Buchs, die Kunſtproduktion Beethovens, das allmählige Entſtehen ſeiner Tonwerke und vornehmlich die Analyſe derſelben, endlich ſeine Stellung zu den Vorgängern halten wir für die bedeutendſte des Werks. Hier fühlt ſich der Verfaſſer auf bekanntem Boden, redet aus eigener Erfahrung und Anſchauung, erſchließt an ſeinem Helden ganz neue Geſichtspunkte und formulirt ſeine Unterſuchungen zu einem eben ſo gerechten als wahren Geſammturtheil.

Meiſterhaft iſt ſogleich die kurze Schilderung, welche Marx von den Vorgängern Beethovens gibt. — Händel konnte, als wahrhaftiger, unabhängiger Proteſtant, ſich mit der Oper nach italieniſchem Zuſchnitt nicht befreunden und ſtand von ihr ab, um ihre Entwicklung dem ſpäteren Gluck zu überlaſſen. Statt deſſen wurde Händel der Mann des Volks, von natürlicher, kerngeſunder Empfindung, von einer Macht des Ausdrucks in ſeinen Oratorien, die ihres Gleichen in der Geſchichte der Muſik nicht wieder gehabt hat, und für die es nicht gleichgültig geweſen iſt, daß Händel unter dem Hauche britiſcher Freiheit lebte. Händels Muſik fußt immer auf dem Worte, er iſt weſentlich Vokalcomponiſt. In dem Worte bleibt nichts zurück, was nicht ſeinen Ausdruck fände; in ihm ſelbſt und ſeinen Werken bleibt kein Geheimniß, es tritt alles in die Töne heraus zu plaſtiſcher, maſſiver Form; er iſt keck und gewaltig in der Zeichnung, wie Rubens und Michel Angelo. Dagegen iſt Beethovens Reich die räthſelvolle, über ſich hinauswieſende, unbefriedigte Inſtrumentalwelt, ſelten nur gelingt ihm die einſchlagende Macht und Unfehlbarkeit des Wortes.

Neben dem weltoffenen, ſtolzen Händel ſteht der von Perſon und amtlicher Stellung anſpruchsloſe Sebaſtian Bach. Aber ſeine Größe ruhte im Innern, aus kirchlich gläubigem Tiefſinn ſind ſeine Motetten und Paſſionen gequollen. Niemand hat, wie er, das Bibelwort zu Tönen verkörpert, niemand es ſo in ſeiner innerlichen Tiefe heraustreten laſſen, wie Bach in den Recitativen der Matthäus-Paſſion, niemand den gewaltigen Gang der Stimmen mit ſo reicher Figuration und contrapunktiſcher Verſchlingung umſponnen. Dieſe Ausſchließlichkeit auf ſeinem gläubig kirchlichen Standpunkte, dieſe Macht der muſikaliſchen Geſtaltung

Digitized by Google

aus den Tiefen der Seele machte ihn zugleich zum größten Orgelspieler seiner und vielleicht aller Zeiten. Beethoven hat von Bach, wie schon erwähnt, nur wenig gekannt, nur geringen Einfluß von ihm erfahren. Der gemeinsame Verbindungspunkt zwischen beiden aber ist die tiefe Innerlichkeit, nur geschieden nach den beiden entgegengesetzten Richtungen. Bei Beethoven trat sie in rein menschlicher, seelenvoller Weise zu Tage, bei Bach lenkte sie nach unten in die Geheimnisse des gläubigen Herzens, der anbetenden Frömmigkeit; Beethovens Schöpfungen athmen tiefe Naturkraft, Bachs geistliche Musiken hohe Glaubensoffenbarung. Aus dieser übereinstimmenden Basis erklärt sich denn auch, daß beide, rein musikalisch betrachtet, den Reichthum organischer Modulationsentfaltung und die schrankenlos freie Stimmenführung mit einander gemein haben.

Haydn repräsentirt überall die heitere Lebensfreude, das Glück kindlich naiver Weltanschauung, sowohl in seinen zahlreichen Instrumentalwerken, als auch in seinen beiden Oratorien. In der „Schöpfung" entsteht die Welt vor seinem innern Auge, von der wüsten Leere des Chaos an bis zur Vollendung des ersten Menschenpaares. In den „Jahreszeiten" breitet sich sodann diese Daseynsfreude durch alle Wechsel des Jahres und des Naturlebens in tausend glücklichen Geschöpfen aus. Dieser durchgehende Gleichklang macht seine Werke einförmig, alle haben den nämlichen Inhalt, seine Kirchencompositionen sind unkirchlich. Aber sein unsterbliches Verdienst ist die Feststellung der Instrumentalmusik zu ihren modernen Formen, so daß er mit Recht ihr Schöpfer genannt wird, so wie die Kunst der Instrumentation, d. h. der Verwendung der Instrumente je nach der charakteristischen Klangfarbe eines jeden einzelnen.

(Fortsetzung folgt.)

Bauernwitz.

Wenn der Prinz-Regent und der Franz Joseph
Meine beiden Vettern wären,
Ich wüßt' für Beide den besten Treff
Und wollte sie kurz belehren:

Einen Schmiedknecht ließ ich, so fest er könnt',
Mit Reif und Band von Eisen
Zum Doppeladler den Prinz-Regent
Und den Kaiser zusammenschweißen.

Der Eine müßt' Feuer nach Russenland,
Der Andre nach Frankreich speien,
Ob all des Hochmuths Stank und Brand
Nicht bleiben ließ' sein Dräuen,

Ob nicht nach deutscher Pfeif' am End'
Man Alle könnt' tanzen lehren —
Wenn der Franz Joseph und der Prinz-Regent
Meine beiden Vettern wären.

Und welcher am längsten Feuer spie',
Der müßte den Andern erben.
Ein Reich und ein Erbgut muß man nie
Vertheilen und verderben.

J. G. Fischer.

Digitized by Google

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

A. v. Humboldt. — Sein Verhältniß zum Hof. — Die Stimmung. — Dirichlet, Jerrmann †. — Johanna Wagner.

Alexander von Humboldt iſt geſtorben. Wenn ein neunzigjähriger Greis nach mehrfachen, wenn auch leichten Schlaganfällen endlich auf dem Krankenlager, nach dem natürlichſten Krankheitslaufe, an Schwäche ausgeleibt hat, kann das nicht eigentlichen Schrecken oder tiefe Beſtürzung hervorrufen, weder in den großen, noch in den kleinen Kreiſen, denen er angehörte. Es war nur etwas geſchehen, worauf man jeden Tag nach dem natürlichen Laufe der Dinge gefaßt ſeyn mußte. Man konnte ſich vielmehr nur darüber wundern, daß er ſo lange gelebt, ſo wunderbar kräftig in der Wiſſenſchaft gewirkt, und ſo geiſtig friſch in allen Lebensproceſſen mitfühlend und mitthätig geweſen. War nicht das ſchon wie ein Wunder, daß der Achtzigjährige ſeinen Kosmos denken, concipiren und ſchreiben konnte, und zu dieſem Schreiben die Zeit der Nacht abſtehlen mußte, während der Tag, außer der Lectüre, den zahlloſen Freunden und eigenen Geſchäften, der Correſpondenz, der Mildthätigkeit und Förderung junger Talente, dem Hofe gehört hatte, der ihm nichts erließ? Es iſt bekannt, welche Anſtrengung die Ausführung des Werkes ihn gekoſtet, das ſein Leben krönt. * Wie viele haben ſelbſt erfahren, welche Zeit ſeine Correſpondenz ihm täglich gekoſtet haben muß! denn bis zu einem gewiſſen Augenblicke war er ſo freundlich, jeden Brief zu beantworten. Wie viele hunderte ſchriftlicher Anfragen voll Verwunderung oder voll Bitten ihn Jahr für Jahr beſchäftigten, bis er ſelbſt bitten mußte, ihn in Ruhe zu laſſen, weil es die menſchlichen Kräfte überſteige; wie vielen Armen in jeder Beziehung er geholfen, wie viele Künſtler, junge Gelehrte, Techniker er mit Rath und That unterſtützt hat, alles dieß iſt ziemlich allgemein bekannt, aber Eines, ſein Verhältniß zum Hofe, blieb vielen im Unklaren. In früheren Jahren wurde es ihm verargt, daß er, der geiſtig freieſte Mann, ſich dieſen Feſſeln freiwillig unterworfen habe, zumal weltbekannt war, daß ſeine politiſche Richtung mit jedem Jahre von der am Hofe ſich weiter entfernte. Was ſollte er dort, hieß es zu den Zeiten Friedrichs Wilhelm III., und was erſt gar unter Friedrich Wilhelm IV., als die Reaction ſich in immer gedrängteren Gliedern um den Thron zuſammen ſchloß? Schon unter dem erſteren Monarchen war an dem damaligen Hofe kein geeigneter Platz für einen Monarchen der Wiſſenſchaft. Dieſe wurde, wenn auch immerhin geachtet, doch nicht beſonders geliebt; man behandelte ſie mit einer gewiſſen Scheu, weil zu viel wiſſen in irdiſchen Dingen dem Staate und der Kirche einmal doch Schaden bringen könne! Wie aber paßte der große Gelehrte unter die neue Regierung, unter, wie man ſagte, lauter Junkern und Muckern, und zu dem nicht abgeleugneten Princip von der Zurückſchraubung der Wiſſenſchaft, und einem Könige, der von Geiſt und warmem Willen für alles Gute ſprudelte, aber alle Dinge in Kunſt, Wiſſenſchaft, Staat und Leben mit ſeiner Phantaſie eigenthümlich ergriff? Dieſe Phantaſie und Humboldts Kritik konnten nur in wenigen Punkten ſich berühren, in den meiſten andern mußten ſie divergiren, und die Herzensgüte und adelige Bildung beider konnten nur laviren, um einen Zuſammenſtoß zu vermeiden. Was ſollte Humboldt, ein Monarch, anerkannt in beiden Welttheilen, der neue Entdecker (illustrador) Amerikas, wie dieſer Welttheil ſelbſt ihn genannt hat, als Kammerherr von Berlin nach Potsdam und von Potsdam nach Berlin ſtiegen, zu jeder Stunde, wenn er commandirt ward, in unterthäniger Erwartung! Man entgegnete auf ſolche Rügen, daß der König, der den vollen Werth des großen Mannes erkannte, auch wohl gewußt, wie man ſeine Würde und ſein Alter zu ſchätzen habe. Aber konnte der König immer alles wiſſen? und wenn er es wußte, konnte er alles ändern, was das Hofceremoniell einmal mit ſich bringt? Ludwig Tieck, den der König ſchätzte und liebte, war, von der Gicht geplagt, unfähig eine Meile zu ſtehen, und dennoch, welche Mühe koſtete es zu bewirken, daß Tieck immer ein Lehnſtuhl bereit gehalten wurde! Und konnte er auch ſitzen bleiben, wenn der König im lebhaften Geſpräche aufſprang und hin und her ging? Humboldt war noch kräftig und als Hofmann gewohnt zu ſtehen, lange zu ſtehen; er ſtand dazu förmlich im Amt, er war in Uniform; was bedurfte es da noch Rückſichten, wie für den von der Krankheit verkrümmten Dichter? Aber angeſehene Fremde, welche den Hof beſuchten, ſahen oft mit innerem Schmerz, man kann ſagen mit Entrüſtung, Humboldt als einen Einſamen lange Stunden, oft halbe Nächte, in den feierlich bemeſſenen Circeln des Hofes ſich bewegen, wo keiner war, der ihn verſtand, würdigte, mit ihm ſprechen konnte, wie der Gleiche mit einem Gleichen, vielleicht Einer nur ausgenommen, ſein Herr und König, der aber unter den von ihm geladenen Herren und Fürſten doch am wenigſten berufen ſchien, dieſe zu vergeſſen und ſeinen Diener und Beamten zur Unterhaltung beſonders zu ſich zu rufen. Er ſtand, wenn auch nicht buchſtäblich im Winkel, aber oft wie in einer unermeßlichen Leere. Man reſpectirte ihn ohne Zweifel, alle wußten, welch großer, bedeutender Mann er ſey; aber was ſollte der Staatsmann, Geſandte, Militär, Fürſt, Grande von da und dort, oder

* Sicherem Vernehmen nach wird der fünfte Band, hauptſächlich das Regiſter enthaltend, demſelben einen ganz beſondern Werth geben.

Digitized by Google

die schöne, vornehme und geistreiche Dame sich angeregt fühlen, Gespräche mit ihm anzuknüpfen? Was sollten sie ihm bieten? Gemeinplätze? Die besseren hielten ihn und sich vielleicht zu gut, um mit ihm die Zeit tödten zu wollen. Fühlten nicht gerade die Westen, wie sehr sie unter ihm standen? Hätte es also nicht für Hohn gelten können, durch höfliche Redestöckeln ihn „encouragiren“ zu wollen? Deßhalb sah man ihn wohl sonst unbedeutende Personen, wie die jungen Informatoren der damals kleineren Prinzen, an sich ziehen, um sie durch die Unterhaltung über irgend einen Seitenzweig seines unermeßlichen Wissens zu ehren, unter den Leeren, Blasirten oder Gleichgültigen sich zu erholen. — Ungerechtfertigt ist aber die Vorstellung, er sey eigentlich nur als eine Rarität am Hofe betrachtet, geschätzt und behütet worden, oder wie ein Stein, der in der Ferne funkelt, während in der nächsten Nähe nichts als seine Flächen und Ecken und seine natürliche dunkle Farbe bemerkbar sind. Noch weniger paßt für die Denkungsart des Königs und Humboldts, daß jener diesen etwa wie Friedrich Wilhelm I. seinen Hofgelehrten Gündling angesehen habe. Man erröthet bei dem Gedanken, und er kann nur im Kopfe sehr entfernter und von Parteieifer verblendeter Beobachter aufgestiegen seyn. Der König behandelte ihn mit der zartesten Rücksicht, und legte ihm in der Regel nur solche Gegenstände vor, die ihn interessiren konnten. Wenn ihm einmal eine barocke Frage vorgelegt ward, die ihn verletzte, so war dieß meistens Impuls der Laune; zum Beispiel als die Manie des Tischklopfens umging, soll es Humboldt wirklich verwundet haben, wenn man ernsthaft Fragen deßhalb an ihn richtete, und er Erzählungen darüber mit anhören, oder gar selbst die Kette um den Tisch bilden helfen sollte. Das verletzte aber Humboldt nicht als Mensch oder Charakter, sondern als Mann der Wissenschaft, deren Repräsentant er war, und es war der Schmerz darüber, daß solcher Unsinn, wie er selbst sagte, überhaupt von vernünftigen Menschen geglaubt, oder nur darüber gestritten werden könne, gleichviel ob von einem Kaiser oder einem Dorfschulmeister.

Im Uebrigen blieb er unangetastet in seiner Freiheit. In kirchlichen wie in politischen Fragen äußerte er seine Meinung gegen Jedermann, und ohne eine andere Rücksicht als die der Bildung des Hofmanns und des guten Tones des überhaupt gebildeten Mannes. Er hatte das Privilegium, ein Frondeur und Unzufriedener zu seyn, denn „er hat keinen Einfluß,“ sagte man. Einige fürchteten ihn dennoch: seine Ansicht konnte in gewissen Augenblicken doch Eindruck machen. Man erinnert sich, daß, als Humboldt bei der feierlichen Einweihung der neuen Petrikirche mit dem Hofe erschienen war, Präsident von Gerlach ihm sarkastisch zurief: „Auch Excellenz in einer Kirche zu sehen?“ worauf Humboldt erwiederte: „Man will doch auch Carrière machen!“ — Ein junger Gelehrter, der in seiner Wissenschaft bereits einen Namen hatte, ward aus Berlin fortgewiesen, weil er früher Demokrat gewesen. Umsonst versuchte Humboldt, der ihn persönlich achtete und liebte, für ihn zu wirken. Als dieß unmöglich war, äußerte er in wirklicher Entrüstung gegen viele Personen, denen es unglaublich schien: „Was wundern Sie sich? Wenn ich nicht diesen Rock anhätte und nicht in Sr. Majestät des Königs Hause lebte, würde Herr von Hinkeldey auch mich längst aus Berlins Thoren gebracht haben.“ In diesem Fall gelang es ihm nicht, weiß man aber, wie viele Personen er heimlich gerettet, wie vielen er geholfen hat? Ein Gerücht geht um, daß er auch dabei thätig gewesen, als Kinkel wenigstens von dem Erschießen gerettet ward. Weiß man, ob nicht manche noch verderblichere Maßregeln in den unglücklichen zehn Jahren beseitigt, wenigstens aufgeschoben wurden, weil man sich vor Humboldt schämte? Es blieb in petto bis der Weise die Augen geschlossen hätte, was doch so nahe bevorstand. Aber abgesehen von aller Politik, wie oft wußte er zu guter Stunde das Herz seines Königs zu erwecken und auf große und schöne Handlungen der Humanität und Mildthätigkeit zu weisen! Dem einst berühmten geistreichen Professor Herz, einer Berühmtheit aus den Zeiten der Schlegel, Schleiermacher u. s. w., welcher im Alter in eine bedrängte Lage gerathen war, verschaffte er vom Könige eine ansehnliche Pension. Dieß nur Ein Beispiel unter vielen.

Es ward den großen Manne von zu eifrigen Parteimännern verargt, daß er, ein Liberaler im schönsten und vollkommensten Sinne, als Höfling an solchem Hofe gelebt habe. Dieß hätte ihm aber doch nur dann zum Tadel werden können, wenn er mit gebeugtem Rücken gestanden und Worte mit der Zunge gesprochen hätte, wo Herz und Geist anderöhin gerichtet waren; und das hat niemand auch nur anzudeuten gewagt. Uebrigens waren jene Ankläger längst beseitigt, die gegenwärtige Generation kannte und würdigte in ihm, außer seinen mehr als europäischen Verdiensten, neben dem liebenswürdigsten und humansten auch den geradesten Ehrenmann und Patrioten. Er war ein Bürger der ganzen Welt; aber man erinnere sich, daß er auch bei den Wahltagen in der Stadt Berlin selten als Urwähler fehlte. Er achtete, weil zu jener Zeit sonst so viele Freigesinnte sich aus Furcht vor oder aus Mißmuth über die Polizeiherrschaft zurückzogen, es doppelt als Bürgerpflicht, persönlich zu erscheinen und seine Stimme abzugeben, er ein hoher Achtziger! Bei den Begräbnissen ausgezeichneter Menschen fehlte er nie. Wenn er seine Stelle als Hofmann und Kammerherr nicht verlassen wollte, um hier für die Sache der Menschheit und einzelne gute und treffliche Menschen zu wirken, was er konnte, so ist das ein übergenügender Grund, oder eine Entschuldigung, wenn es deren bedürfte; aber auch ohne dieß, wer durfte es ihm verargen, wenn es ihm nun eigenes Bedürfniß gewesen wäre? Er hatte in beiden Hemisphären, in den Salons von Paris, in den Clubs der ersten französischen Revolution und in der Augusteischen Glanzperiode Weimars zwischen Goethe, Schiller und seinem Bruder Wilhelm gelebt; wie sollte der Weltmann, der im Umgang mit den ersten Geistern aller Nationen, mit Staatsmännern

Digitized by Google

und Fürsten, auf den Höhen der Menschheit und in deren Lichte gelebt, sich in die dumpfe Studirstube eines deutschen Schulmanns alter Zeit verschließen? Er forderte Gesellschaft in einem Maße, wie es noch jetzt in deutschen Städten sich nicht herstellen läßt, und hoffte, daß am Hofe wenigstens mehr ausgezeichnete Menschen sich zusammen finden dürften, als in jenen beschränkten und dumpfen Räumen. Daß es nicht gerade so wurde, wie er gedacht, war nicht seine Schuld, und daß er endlich doch am liebsten in traulichem Zusammensein mit Männern der Wissenschaft, meistens von ihm geliebter Jünger, lebte, im Schlafrock das unbehagliche Hofkleid abwerfend, ist etwas, was wir mehr vermuthen, denn als Thatsache auszusprechen wagen.

Uebrigens sind dem edlen Todten nicht nur Ehren in Fülle, sondern wenn ihm in seinem Hofdienst Unrecht gethan worden, ist ihm schon bei seinen Lebzeiten volle Genugthuung geleistet worden. Der edle Prinz von Preußen hat, sobald er die Vertretung der Regierungsmacht übernahm, bei allen Gelegenheiten öffentlich gezeigt, daß er ihn nicht als königlich preußischen Kammerherrn und Geheimen Rath, sondern als eine europäische Größe anerkenne und ehre. Was soll ich noch sagen, wie sein Leichenbegängniß gefeiert wurde, wie der Landtag, die geographische Gesellschaft bei passender Gelegenheit zu seiner Ehre sich erhoben haben, den Todten salutirend? Es ist alles das nur der Anfang einer Reihe von Trauerfestlichkeiten, die, durch die Cordilleren und den Himalaya rauschend, bis zu uns zurückschallen werden, wenn wir glaubten, es sey nun alles schon abgethan. Sie werden um so intensiver und nachdrücklicher wirken, wenn man der frommen Angriffe gedenkt, der katholischen und protestantischen Bullen, welche den Weisen kurz vor seinem Tode auf den Scheiterhaufen stoßen wollten; ein Stück von dem Häuschen Holz, welches die sancta simplicitas auf Hußens Feuerbett warf!

Trotz dem allen herrscht dennoch eine allgemeine Trauer, eine Art Niedergeschlagenheit, die sich auch Entfernterer bemächtigt, welche ihn kaum im Leben gekannt haben. Die Wissenschaft wird fortschreiten ohne ihn, ein Universalgenius ist der bürgerlichen Gesellschaft nur nicht durchaus nothwendig, und wenn auch, wird wohl einer, so weit er der Zeit noth thut, wieder aufstehen, auch wohl eben solche humane, mildthätige, wohlwollende, geistig freie und freimüthige Gelehrte und vielleicht gar Hofmänner. Aber er war in der großen geistigen Republik der einzig anerkannte Fürst, man appellirte an ihn, hoffte auf ihn, und wenn auch nicht, so fühlte man doch eine Art Beruhigung, daß Einer unter und über uns sey, der vieles, wenn nicht alles, mildern, bessern und schlichten oder doch trösten könne. Und diese patriarchalische Gewalt, diese Autorität in der Wissenschaft, in der Kunst, im geselligen Leben, in der Politik ist ins Grab gesunken, ohne irgend einen Nachfolger zu hinterlassen.

Einige wollen ihn glücklich preisen, daß er vor einem Kriege hingegangen, welcher, verderblicher als der dreißigjährige, die Saaten, vielleicht auch die Wurzeln der Civilisation, der Cultur, der Wissenschaft und Kunst auszurotten drohe. Man vergleicht seinen Tod mit dem Schillers, welchem ja ein zehnjähriger Krieg folgte, der neben vielem auch die ideale Saat des Dichters zertrat. Ich glaube noch nicht an diesen dreißigjährigen Krieg und weiß auch nicht, ob Humboldt noch das Wetterleuchten oder die schwüle und windlose Luft von dem Gewitter empfunden und gefürchtet hat? Näher war dem Menschenfreunde wohl der Schmerz, daß im eigenen Lager der Intelligenz und Cultur die krasse Barbarei noch feste Wachtposten hielt, und selbst dem frischen Geiste in der preußischen Legislatur nicht weichen wollte. Die Judenfrage in beiden Kammern muß Humboldt empfindlicher getroffen haben, als jede mögliche Zurücksetzung seiner Person. Nicht das Resultat, sondern die Behandlung der Frage mag ihm ein wehmüthiges Lächeln noch auf dem Sterbebette erpreßt haben. Rief er denn z. B. nach der Rede des Senft von Pilsach im Herrenhause nicht bei sich: „Wozu alles Studium, wozu Lernen, Wissen, wozu die Historie, wozu aller Geist in der Geschichte der Menschheit, wenn ein pommerscher Junker in der vornehmsten Versammlung des preußischen Staates, nicht solche Lehren aussprechen konnte — das stand ihm frei — aber wie konnten die andern neben ihm nicht auflachen, oder nicht ausEntrüstung fortgehen?“ Wir müssen wenigstens nach solchen Proben der Gesinnung und Beredsamkeit demüthig werden, und nicht zu viel vom Rechte der Intelligenz sprechen.

So lange verweilte ich bei Stimmungen und Nachrichten über Alexander von Humboldt, vielleicht um nichts über das melden zu dürfen, was sonst die Herzen bewegt und die Wangen bleich macht. Daß zehn Jahre nach 1848 und 1849 ein ähnlicher panischer Schrecken die Menschheit wieder athemlos und besinnungslos hin und her stürzen und taumeln machen konnte! Wieder zwei Parteien, doch nicht so polarisch getrennt, wie damals; es gibt achtbare Personen, die früher absolut nur ja oder nein forderten, während sie jetzt bekennen, zweifelhaft zu seyn und nicht von ganzem Herzen für die eine oder andere Sache eintreten zu können. Familienstreite und Fehden wie 1848 finden daher nicht statt, desto mehr Unglück, Bankerotte, vernichtete Projekte, zertörte Saaten in jeder Beziehung. Was sonst erfreute, interessirte, kann es das noch jetzt? Es muß z. B. eine eigene Ueberwindung kosten, alltäglich die viele Spalten langen Theaterrecensionen zu schreiben; wenigstens werden nur die Schaufpieler und ihre Angehörigen sie wirklich mit Ernst durchlesen. Es wird alles anders und vielleicht besser werden, als wir erwarteten, es werden auch eben so viele wieder reich werden, als die jetzt in einer Nacht arm geworden, aber was hilft das denen, die heute, gestern und morgen stürzen und gestürzt sind? Ein Drittel der Zeitungsbeilagen sind wieder Concursproclamate! Auch jetzt wieder Beispiele, wie 1848, von Gemüthsverwirrungen und plötzlichen Todesfällen! — Man hat die fünfzigjährige Erinnerung der Städteordnung noch

Digitized by Google

zu rechter Zeit feiern können, während die Erbauung des künftigen Rathhauses wohl, wie so vieles, noch weit in die Zukunft hinausgeschoben bleibt, nur daß hie und da die Noth der Arbeiter absolut einige Bauten fortzusetzen zwang, auch wenn kein Geld dazu da war.

Unter den namhaften Todten ist zu erwähnen der berühmte Mathematiker Professor Dirichlet-Lejeune. Seine Frau, eine Schwester Felix Mendelssohns, war ihm schon mehrere Wochen in Göttingen vorangegangen. Wenn die Wiedergeburt unseres Staatlichen Lebens früher eingetreten wäre, würde Dirichlet, ich will nicht sagen, noch heute leben, aber er würde nicht von hier fortgezogen seyn, um sich in der Fremde sein Grab zu suchen. Nur der Mißmuth oder die Hoffnungslosigkeit über die Reactionsherrschaft trieb den berühmten Lehrer aus Berlin fort, wo so viele Bande ihn und seine Frau festhielten. — Vom königlichen Theater starb ein Mitglied, Jerrmann, als Künstler von keiner besondern Bedeutung mehr, der aber als Schriftsteller durch manche glückliche Genrebilder und in seiner Jugend als — französischer Schauspieler bekannt geworden war. Ein Caprice des jungen Mannes, als Deutscher im théâtre français in Paris, coute qui coute, auftreten zu wollen, und in Talmas Rollen! In seinem Buche erzählt er, welche unsägliche Mühe es ihm gekostet, die französische Sprache so zu sprechen und zu betonen, daß man ihn als Franzosen gelten lasse, und gar als französischen Schauspieler! Und welche Mühe außerdem, um es dahin zu bringen, daß er wirklich in jenem berühmten Tempel der Kunst auftreten durfte! Weit leichter war es, beklatscht und von der französischen Kritik gelobt zu werden; das wird mit Geld und nach festen Preisen abgethan. Aber was war das Resultat dieser Monate langen Arbeit, dieser Folterqualen und Kasteiungen, daß die Claque an einem oder ein paar Abenden ihm so applaudirte, daß ihre übrige Publikum auch etwas elektrisirt ward, oder daß die Zeitungen in aller Welt einige Tage von dem Mirakel sprachen, ein junger deutscher Schauspieler habe mit Glück als Acteur in Paris aufzutreten gewagt, und sogar besser gespielt und bessern Succeß gehabt, als mancher französische Schauspieler? Damit war es aber aus. Es war ja nur ein Kunststück gewesen! Und um des gelungenen Kunststücks wegen vielleicht ein halbes Leben verdorben! Er soll selbst den Irrthum seiner Jugend später bereut und gebadet haben. Möge dieß andere lehren, ihm nicht nachzuahmen; das geht viele an, auch die nicht französische Schauspieler werden wollen.

Neben den Todten etwas von Lebendigen. Johanna Wagner ist wirklich verheirathet; die stille Trauung zog eine ungewöhnliche Anzahl Neugieriger und wahrhaft Theilnehmender in die Kirche, auch solche, die nicht für das Theater schwärmen. Sie war im größeren Publikum geliebt und geachtet. Den Brautschmuck zu beschreiben, dazu sind wir noch nicht genug englisch geworden, obgleich bei Ankunft der Prinzessin (Victoria) Friedrich Wilhelm eine Zeitung es wagte, die Kleider der Damen von oben bis unten zu vorträtiren. Fort damit! Die Tempel der Mode sind noch nicht geschlossen, auch ist hier noch kein Verein zur Verjagung der Crinoline geschlossen. Vorgestern verlautete, Gerson habe eine Bestellung von Stoffen aus Paris und Lyon zurückgenommen im Betrag der Kleinigkeit von dreimalhunderttausend Thalern. Es kommt auf Nullen nicht an. Man glaubte es, gestern aber fand man seinen Laden noch so glänzend und voll von Besuchern, als stände nicht ein europäischer Krieg, sondern eine Reihe von Bällen und Hoffesten in Aussicht.

Wien, Juni.

Eindruck der Nachrichten vom Kriegsschauplatze. — Mehr Mißmuth als Kleinmuth. — Vorwürfe gegen Gyulai. — Wiener Witze. — Muthgeschrei gegen Mailand. — Des Rothbarts ewige Frage. — Einige Muthmaßungen. — Preußens Aktien. — Metternich †. — Die kleinen Enten haben Ruhe.

Die Schlacht von Magenta war eher ein Sieg der Kaiserlichen als eine Niederlage, aber sie sind doch zurückgedrängt worden, — allerdings von einer Uebermacht, deren Zahlenverhältniß zu 120,000 gegen 75,000 angegeben wird, und nach einer heroischen Gegenwehr, aber doch zurückgedrängt. Der Feind hat den Erfolg theuer erkauft, vielleicht zu theuer im Verhältniß zu dem, was er damit an greifbarem Vortheil erfochten, — aber es war immerhin ein Erfolg. Das läßt sich nicht leugnen. Vernünftige Leute denken auch nicht daran, dieß in Abrede zu stellen, und noch weniger fällt es irgendwem hier ein, auch die weniger Vernünftigen nicht ausgenommen, deßhalb zu verzagen. Ich bemerke weniger Kleinmuth als Ingrimm. Zum Kleinmuth ist auch kein Grund vorhanden. Die zurückgedrängten Tapfern haben dem Feinde noch schwereren Schaden zugefügt, als er ihnen. In runder Zahl hat nach Pariser nichtamtlichen Angaben der Franzose 15,000 Mann eingebüßt. Ludwig Napoleon gestand im Telegramm an seine Gemahlin selber zwei Drittel davon ein. Den Kaiserlichen fehlen 5000 Mann. Wenn je der Spruch: „oedo invictus," einen Sinn gehabt, so gilt er von den Kämpfen bei dem Schiffahrtscanal des Ticino. Auch ist es eine

Digitized by Google

alte Erfahrung, daß die Oeſterreicher im Anbeginn eines jeden Krieges erſt Lehrgeld bezahlen müſſen, bevor ſie etwas ausrichten. Sie müſſen jedesmal wie Peter der Große ſagen: „Unſer Bruder Karl lehrt uns ſiegen.“ Je weniger indeſſen der Kleinmuth uns anfechten darf, um ſo ſtärker macht ſich der Mißmuth geltend. Derſelbe richtet ſich zuvörderſt, wie der Blitz die Baumwipfel immer zuerſt trifft, gegen den Feldherrn. Man verargt ihm, daß gegen ſeinen rechten Flügel überraſchend der Stoß erfolgte, den er — wie man glaubt — auf dem linken erwartete. Man rechnet ihm zum Fehler an, daß der Feind beſſer durch Kundſchafter bedient war als er, ohne zu bedenken, daß die ländliche Bevölkerung ein Heer von freiwilligen Spionen gegen uns bildete. Eine Ausgeburt dieſes Mißmuths gegen den Führer ſind die zahlloſen Witzworte, die im Schwange gehen. Als in den letzten Tagen die Papiere an der Börſe ſtiegen, wurde als Grund angegeben: „Weil die Armee reducirt wird.“ Ein anderer Wiener Witz knüpft an die bevorſtehende Ausgabe neuer Fünfer (Banknoten) die Erklärung: „Weil die Vierer (Führer) nichts taugen.“ Ein Dutzend anderer Späſſe gleichen Schlages habe ich theils wirklich vergeſſen, theils will ich ſie vergeſſen. Das Pröbchen genügt zu zeigen, daß Wien ſeinen Humor nicht verloren hat, — und das iſt eine Hauptſache. Der nächſte Gegenſtand des Ingrimms iſt Mailand. Viele meinen, wenn ſie zu befehlen gehabt hätten, ſo wäre den heimtückiſchen Wälſchen mit einem Roßpeitſchen aufgewartet worden, und zwar nicht etwa mit dem ſüßen Schnaps, welcher hierlandes dieſen ruſſiſchen Namen führt, ſondern mit der Brandfackel von Moskau. Hat deßhalb der ritterliche Kaiſer den Mailändern die gnädigen Worte geſagt: „Tutto è dimenticato“ (alles iſt vergeſſen), als er mit ſeiner jungen Gemahlin für einen ganzen Winter zum Beſuche kam; hat er darum ſeinen leutſeligen Bruder mit dem Stabe Süß zu ihnen geſchickt; hat deßhalb der Erzherzog Gnade und Geld verſchwendet; ſind darum den Lombarden die umfangreichſten Begünſtigungen vor den Oeſterreichern der deutſchen, der ſlaviſchen, der magyariſchen und aller ſonſtigen Zungen zu Theil geworden, damit ſie, und zwar nicht durch den Pöbel von Mailand, ſondern durch den Gemeinderath den Sohn des Carlo Alberto zum König ausrufen, nachdem ſie, als der Donner von Magenta kaum verklungen, eine Meuterei angefangen? — Da Graf Gyulai in ſeinem Erlaß verkündet hatte, er werde offenen Aufruhr mit Feuer und Schwert beſtrafen, ſo erwartete man in Wien, daß er, wie er gedroht, Mailand an allen vier Ecken mit Feuer anſtecken werde, und es wird ihm verargt, daß er dieſe barbariſche Handlung unterlaſſen hat. Ich ſage unverblümt „barbariſch,“ weil es nicht geſchehen; wäre Mailand aufgeflackert, würde ich ein anderes beſſeres Wort dafür wiſſen. Jedenfalls hat ſich die alte Lehre auf's neue beſtätigt: mit den ſchutzlosen Signori und ihren Spießbrüdern, dem Proletariat von Mailand, iſt kein Abkommen zu treffen, wenn man ſie nicht unter der Hundspeitſche hält. Das hat ſchon der Rothbart gewußt, der im Untersberg ſeinen langen Schlaf hält und nunlich wieder einmal ſeine alte Frage gethan haben ſoll: „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ Freilich fliegen ſie noch, wenigſtens an der Seite, die ſich Nachts der große Bär betrachtet. In Wien wird das ſchmerzlich genug empfunden, denn wenn es auch wäre mit der Herrlichkeit des krächzenden Schwarmes, ſo hätten wir ja den ganzen Krieg von allem Anfang nicht erlebt, das Lehrgeld von Magenta unbezahlt gelaſſen und nicht das ſchauerliche Blutvergießen zu erwarten, das jetzt am Mincio in nächſter Ausſicht ſteht, um von den männermordenden Schlachten zu ſchweigen, welche alles Zeichen nach am Rhein, an der Weichſel, an der untern Donau, auf dem dalmatiſchen „Schwarzwald“ und am Balkan ſich vorbereiten. Allerdings reden ſie in Berlin und London von neuen Vermittlungen zwiſchen den zwei Gegnern, deren einer bereits ein Stück des Landes beſetzt hält, das er eingeſtandener maßen erobern will, wenn auch, wie er betheuert, nicht für ſich ſelber, während der andere mit ungebeugtem Muth und ungeſchwächter Kraft daſteht, vor Begierde brennend, die Scharten von Montebello, Palestro, Robichetto und Magenta auszuwetzen, entſchloſſen, nicht nur keinen Fußbreit ſeines Landes ſich ſtehlen zu laſſen, ſondern auch den Handel mit dem böſen Geiſte des Umſturzes dießmal gründlich zu erledigen. Da gibt es keinen Boden für Diplomaten. In Wien iſt alle Welt von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Kaiſer ſelbſt den Oberbefehl über das ſchlagende Heer übernehmen wird, berathen von Heß und des Schwertes Schärfe in die Reſſeln werfend. Die betreffenden Angaben, wiewohl nur Gerüchte, lauten nicht unwahrſcheinlich, wenn auch die Form, welche ſie hie und da annehmen, nicht immer die wahre Geſtaltung der Dinge widerſpiegeln dürfte. Eine ähnliche Bewandtniß mag es mit den Gerüchten über die Stellung Preußens haben, die ich hier nicht anzuführen brauche; um die Stimmung in dieſer Beziehung zu kennzeichnen wird zu ſagen genügen: Vertrauen auf Preußen ſtark ausgeboten, wenig gefragt, ſteigende Richtung, doch noch nicht über 75 Procent. Die ſteigende Richtung hat zwei Gründe, erſtens die Schwenkung, welche Preußen gegen den deutſchen Bund hin macht, der ihm den Rücken zu wenden droht, zweitens der Sturz des Cabinets Derby, welcher eine Schranke zwiſchen Berlin und London zieht.

So eben vernehme ich, daß Fürſt Metternich geſtern (11. Juni) die müden Augen geſchloſſen. Er zählte 86 Lebensjahre. Seine Geiſtesfriſche hatte er ſich bis zur Todesſtunde bewahrt. Noch in den letzten Wochen ſeines Lebens fand er den Anlaß, das in glänzender Weiſe zu bethätigen. Der Kaiſer beſuchte ihn vor der Abreiſe nach Italien und hatte eine Unterredung von zwei oder drei Stunden mit ihm. Der alte Herr war in der letzten Zeit ſehr hartörig geworden; wenn er unbelauſcht jemand anhören wollte, ließ er die Gemächer rings um ſein Empfangzimmer abſperren, weil der, welcher mit ihm ſprach, eine Müllersſtimme annehmen mußte. Es läßt ſich alſo denken, daß der vom Drange der wichtigſten Welthändel überhäufte Kaiſer ſich

Digitized by Google

nicht der stundenlangen Anstrengung unterworfen haben würde, wenn es ihn in der Unterredung um andere als die allernächsten und dringlichsten Gegenstände gehandelt hätte. Der Fürst Metternich hat einen beneidenswerthen Lebensabend in körperlicher Rüstigkeit genossen. Undank und Mißdeutung, die ihn früher, wenn nicht gekränkt, so doch nicht eben angenehm berührt hatten, waren zur Anerkennung geworden, oft widerwillig genug, aber um desto ehrenvoller. Und noch bevor er starb, war es ihm vergönnt, den Beginn des Entscheidungskampfes zu sehen, welcher bestimmt ist, den bösen Geist zu bannen, den unter das Siegel Salomonis zu legen er selber vierzig Jahre hindurch mit wechselndem Erfolge sich bemüht hat. Für die Ruhe seines Gemüthes ist er zu gelegener Zeit gestorben; er war schon zu alt, um den endlichen Sieg der guten Sache zu erleben, dem auch im besten Falle eine Reihe von schmerzlichen und nicht gar kurz bemessenen Prüfungen vorangehen wird, bis das angefaulte Geschlecht auf der Wanderung durch die Wüste wieder hart und frisch genug geworden, um die Grenzmarken des gelobten Landes zu betreten.

Metternichs Hinscheiden ist wohl die einzige aller Tagesbegebenheiten, welche gegenwärtig im Stande ist, sich inmitten der weiterschütternden Ereignisse einigermaßen geltend zu machen. Alle andern gehen unbeachtet vorüber. Mordthaten aus Eifersucht, Selbstmorde eigenthümlicher Art, verwegene Einbrüche und stattliche Gerichtsverhandlungen, von deren jeder und jedem noch vor kurzem die Kreuzerblätter acht Tage hindurch gelebt haben würden, sehen sich mit drei Zeilen abgethan und trotz ihrer bündigen Fassung kaum gelesen. Man gönnt ihnen Ruhe wie den schwarzen Duckenten, die bei Luzern auf dem See herumschwimmen, und wie den Tauben zu Venedig auf dem Marcusplatz.

Paris, Juni.

Der Krieg. — Politische Poesie. — Vergnügungsorte. — Theater.

Ich hatte mir fest vorgenommen, die Wirren der Zeit mit keiner Sylbe zu berühren, allein sie reißen mich mit sich fort. Ich kann dem Kriege nicht aus dem Wege gehen; er folgt mir auf jedem Schritt und Tritt: er hat die Ladenfenster der Musikalien-, Bilder- und Buchhändler über und über behängt mit Siegesgesängen, mit Märschen, mit Carrikaturen, mit Holzschnitten, mit Journalen, mit Schriften u. s. w.; er trompetet durch die ernsten Revuen, er rührt die Trommel in einer Unzahl von illustrirten Journalen, welche der Illustration française viel Aerger und viel Schaden verursachen. Der Krieg hat sich des Salons bemächtigt und des Cafés; er hat die Passagen blokirt, er beherrscht die Straßen, die Plätze, die Boulevards. Ich hatte mich gestern in's Gehölz von Boulogne geflüchtet; ich hielt mich für sicher unter einer Akazie, die ihre mächtigen Aeste weit hinaus streckte und mich bei jedem Windstoße in einen weißen Blüthenregen einhüllte; aber es half nichts. Ich blickte auf den See hinaus, da waren zwei Schwäne, die sich im Wasser balgten, und ganze Heerden von Enten schwammen und quakten, daß es mir eiskalt über den Rücken lief; es war ein schlimmes Omen, und richtig, es kam ein Ausrufer und bot mir Paris-journal an, oder irgend ein anderes neues Produkt der Tagespresse, die gute Geschäfte macht. Der Artikel Zuave wird sehr gesucht und über die Privatcorrespondenzen aus Piemont vergißt man selbst das Feuilleton, und Rocambooles Heldenthaten in der Patrie werden durch die Heldenthaten bei Montebello in den Hintergrund gedrängt. Die Turiner Journale sind sehr ungehalten über ihre Kollegen, welche die meisten bedeutenderen Pariser Journale an Ort und Stelle geschickt haben und denen manch arger Schnitzer nachgewiesen wird. So hatte unter andern einer dieser Herren die Bevölkerung von Vercelli auf 3000 Seelen geschätzt; ein anderer hielt das Wort sosserito für einen Vornamen des Grafen Cavour. Das Merkwürdigste aber bei der Sache ist, daß solche Rügen hier durchaus nicht berücksichtigt werden; man sagt: „Il s'est trompé, après?“ Was liegt am Ende daran, ob Cavour sich Socrito nennt, oder Antonio, oder Don Pasquale, und was die Bevölkerung von „Vercelli“ betrifft, wie die Franzosen schreiben, so wird die Angabe des Pariser Correspondenten keinem einzigen Einwohner auch nur ein Haar krümmen, und für den Erfolg des Feldzugs ist es einerlei, ob die Stadt 3000 oder 30,000 Einwohner hat. Was läßt sich dagegen einwenden?

Komme ich Abends aufs Kaffeehaus, so heißt es: „Was bringen Sie Neues? Sie haben die deutschen Blätter gelesen?“ In der That erhalten wir selbst noch die österreichische Zeitung, die Wiener Presse und den Wanderer. Ich verschange mich hinter meine unbewaffnete Neutralität und trete den Rückzug an. Auf der Straße höre ich rufen: „Voilà ce qui vient de paraître,“ folgt sodann eine summarische Beschreibung der letzten Kriegsereignisse; das Blatt, das den ausführlichen Bericht darüber enthält, ist mit einem Holzschnitt geziert und kostet Einen Sou. Ein solches Blatt heißt bekanntlich vorzugsweise eine Ente, und zwar deßwegen, weil früher der Ausrufer von einem Clarinettisten begleitet war, dessen Instrument gleich einer Ente quakte; die Franzosen haben daraus das Hauptwort coune gemacht. Am

Digitized by Google

andern Morgen bringt mir die Concierge den Moniteur und bittet mich, ihr die neueste Depesche vorzulesen, ehe sie das Blatt der Frau Gräfin bringe. Der Vater der Frau Concierge hat gedient; General Bonaparte war leider eifersüchtig auf sein ausgezeichnetes Talent, darum ist der Mann, der Vater nämlich, nicht avancirt und hat es bloß bis zum Unteroffizier gebracht. Aber weiß, wäre Bonaparte nicht gewesen, er wäre vielleicht Kaiser geworden. „Daß die Oesterreicher weiße Uniformen haben, das weiß ich," sagte sie mir heute morgen; „auch pudern sie sich und sehen aus wie sonst die Mersland." Merians, Schellfische, nannte oder nennt man noch die Coiffeurs; der Name schreibt sich von den Zeiten her, wo man das Haar puderte. „Schöne Leute, mein Vater hat einen ungarischen Grenadier erschossen, der war zehn Fuß hoch. Schade, daß so schöne Soldaten Lichter fressen." Das hatte die Frau im Charivari gelesen und sie ließ es sich nicht ausreden. Ich dachte wie die Franzosen in Bezug auf die Bevölkerung von Vercelli: „Was liegt daran, ob meine Portière meint, die Croaten fressen Unschlitt?"

Zwei französische Dichter haben bereits den italienischen Feldzug besungen, der eine in Prosa, Georges Sand. Ich habe einen unüberwindlichen Abscheu vor poetischer Prosa und werde demnach „la guerre" von der berühmten Frau schwerlich lesen. Méry verspricht jede Woche ein kleines Heft in Versen zu liefern unter dem Titel: „Napoléon en Italie." Der Dichter hat früher, gemeinschaftlich mit Barthélémy, das epische Gedicht geschrieben: „Napoléon en Egypte." Der Symmetrie halber ist wahrscheinlich die Bezeichnung „der Dritte" beim neuesten Gedicht weggeblieben. Die Verse sind schwach, schlicht überreilt, der Patriotismus gemäßigt; charakteristisch ist folgende Stelle:

L'aigle n'a pas repris son essor souverain
Pour s'agrandir un peu sur l'Escaut on le Rhin.
Il est passé le temps de ces conquêtes vaines.

Was man aber endlich will, darüber bleibt uns der Dichter die Aufklärung schuldig. Er sagt bloß, „man müsse ein Scythe, ein Sarmate seyn, man müsse von einer Schneelocke und einem kalten Diplomaten geboren seyn," um zu vergessen, daß Italien all sein Blut hingegeben, um uns zu sittigen u. s. w." Das Heft schließt mit dem Wunsche, dieser Krieg möge der letzte seyn: nach dem Frieden werde man den Tempel des Janus schließen und die Schlüssel in den Iber werfen. Für's Erste, meine ich, müßte man die Schlüssel finden. — G. Sand erinnert mich an die beiden Romane, deren ich in meinem letzten Berichte erwähnte: „Elle et Lui" und „Lui et Elle;" ein Spaßvogel meinte, es sollte heißen: „Eux brouillés." Oeufs brouillés sind bekanntlich gerührte Eier.

Am 3. Juni. Der Himmelfahrtstag gehört zu den Feiertagen, die vom Concordat beibehalten sind und streng im Wirthshause gefeiert werden. An diesem Tage beginnen die Ausflüge auf's Land, die man zu den angenehmsten Belustigungen rechnen muß, welche das Pariser Leben darbietet. Die Umgegend hat sich in demselben Maße verschönert wie die Hauptstadt, und Ville d'Avray und Enghien sind allerliebste Orte. Enghien, man spricht „Anguen," hat einen Pariser Schweizersee und Pariser Schweizerhäuschen, chalets, und eine üppige Vegetation. Jedes Haus hat den Garten und den Hof voll Blumen, die schönsten, die ich je gesehen, den Blumenflor auf den Kirchhöfen ausgenommen. Am See, der eine Stunde im Umfange hat, liegt St. Gratien, der Landsitz der Prinzessin Mathilde. Ehemals wurde das Schloß von dem berühmten französischen General Marschall Catinat bewohnt, dem Helden von Staffarda. Ludwig XIV. sagte von ihm: „Das ist der einzige Mann an meinem Hofe, der nie etwas von mir haben will." Prinzessin Mathilde hatte ich gestern Gelegenheit bei der Einweihung des neuen und niedlichen gothischen Kirchleins in St. Gratien zu sehen. Ihre k. Hoheit erfreut sich eines bedeutenden Wohlseyns und trug zu dem Bau ebenfalls ein Bedeutendes bei. Bataille und ein anderer Opernsänger trugen mehrere Stücke vor. Ergötzlich war der Eindruck, den diese Künstler auf die Bauern machten, die in ihrem Leben nie dergleichen gehört hatten. Auch wurden Kanonen oder Böller gelöst und die Nationalgarde war ausgerückt; man sprach von nichts anderem als von Montebello, und in einer Anrede des Maires wurde gleichfalls an die Thaten Catinats in Piemont erinnert, was dann natürlich zu Anspielungen auf die jüngsten Ereignisse Anlaß gab; es war glücklicherweise in der Kirche, sonst hätte man applaudirt und den Herrn Maire gerufen. Der Maire gehört zu den wenigen Beamten, die man stets bei ihrem Titel anredet; er theilt dieses Vorrecht mit den Präfekten, den Pfarrern und den Oberköchen, die stets „Chef" titulirt werden, nämlich chef de Cuisine.

Enghien ist erst 1822 aufgekommen. Ludwig XVIII. war krank, er litt an Gichtschmerzen. Er war in der Revolution gesund und den Tuilerien gezogen, hatte aber Würden und Güter verloren; diese hatte er wieder gefunden, dagegen die Gesundheit verloren. Die Aerzte riethen Bäder, und nach langem Ueberlegen und nach langem Suchen fand sich, daß Enghien, vier Stunden von hier, eine sehr kräftige Schwefelwasserquelle besitzt. Ludwig XVIII. brauchte die Kur in Enghien, er starb ein paar Jahre nachher, allein der Ort kam in Aufnahme und ist besonders wegen der Nähe der Hauptstadt einer der angenehmsten und bequemsten Badeorte in der Welt. Morgens badet man, Abends speist man in Paris und besucht die Theater. Sonntags ist Ball im Park von Enghien; die Nordbahn führt dicht am Orte vorbei.

Eine Viertelstunde von aller steilen Anhöhe liegt der berühmte Ort Montmorency. Der Herr von Montmorency nennt sich le premier baron de la chrétienté. Im Jahr 1551 wurde der Connetable Anne de Montmorency zum Herzog und Pair von Frankreich erhoben; sein Enkel Heinrich II., Marschall von Frankreich, wurde auf Richelieus Befehl zu Toulouse enthauptet, und zwar verdientermaßen, wie alle, die der gewaltige Cardinal auf diese Weise aus dem Wege geräumt hat. Richelieu, den man des Blutdurstes beschuldigt, hat durch seine Festigkeit den Bürgerkrieg verhütet, der unter seinem schwachen Nachfolger ausbrach. Heinrich II. starb, ohne direkte Erben zu

Digitized by Google

hinterlaſſen; ſeine Schweſter vermachte ſeine ſämmtlichen Beſitzungen dem Hans Bourbon-Condé; die Wittwe ging in's Kloſter. Auf dieſe Weiſe erloſch die jüngere Linie; die ältere hat ſich bis auf unſere Zeiten erhalten. Dieſer Tage vermählte ſich ein Fräulein Montmorency-Luxemburg mit einem Freiherrn von Hunoſtein.

In Enghien wie in den meiſten Badeorten laufen Stadt- und Landleben neben einander her, was zuweilen wunderliche Contraſte herbeiführt. Hier fährt eine Miſtkarre auf's Feld, dort blitzen die Räder eines Phaëton in der Sonne. Ein Gandin — ſonſt nannte man die Herren „Löwen“ oder „Dandys“ — flattert in ſeinem Schmetterlingsanzuge vorüber; farbige Weſte, farbiges Foulard à la Collin um den Hals geknüpft; alles übrige weiß oder von heller Farbe; dazu weiße Schuhe und ein Panama-Strohhut mit ſchwarzem Bande auf den parfümirten Locken. Der Herr duftet wie eine wandelnde Blume und eilt in den Park, um ſeine Manatella beim Schlagen der Nachtigallen zu rauchen. Auf dem Marktplatze ſpielen die Bauernburſche au bouchon. Es iſt Sonntag, ſie haben die Blouſe mit jener charakteriſtiſchen Jacke vertauſcht, welche zu kurz für einen Rock und zu lang für ein Wamms iſt; Hoffahrt und Geiz neben einander. Die Bauern in der Umgegend von Paris ſind vielleicht die reichſten, ſicher aber die knauſerigſten, die man finden kann. Nach jeder Partie zanken ſich die Burſche, und die Beluſtigung ſchließt in der Regel mit einer Balgerei um einen Sou. Eine Bauerfrau geht gravitätiſch nach der Kirche, mit geſteifter Haube und den wollenen Rock dicht unter den Schultern befeſtigt; ſo groteske Taillen wie dieſe habe ich nirgends geſehen. Die jüngeren ledigen Mädchen emancipiren ſich; an Sonntagen tragen ſie im Sommer durchweg weiße Kleider, ein ſchwarz ſeidenes Soubrettenſchürzchen und das allerliebſte Häubchen, das die Pariſer Damen ſelbſt tragen und das unter dem Namen bonnet à la paysanne bekannt iſt. Sie tanzen alle Tänze, Polka, Mazurka, Redowa, und walzen ſogar. In der Jugend ſind ſie hübſch, keck, und handfeſt laſſen ſie nicht mit ſich ſpaßen, und haben ſich bei den Pariſer jungen Herren in Reſpekt geſetzt. Nur die äußerſte Noth bringt ſie dahin, in der Stadt zu dienen, wo ſie ſich in der Regel beſſer halten als die armen Geſchöpfe, welche aus entfernteren Provinzen dahin wandern, und leichtgläubig und unerfahren ein Opfer der Verführung werden.

Auch in Montmorency greift Paris mehr und mehr um ſich; der Pavillon oder die Villa verreibt allmählig das Bauernhaus. Wer kennt nicht die Ermitage, welche Frau von Epinay für J. J. Rouſſeau bauen und einrichten ließ im Walde von Montmorency? Die Straßen des Städtchens ſind bis in den Wald gedrungen; die Bäume haben den unausbleiblichen Cafés, Reſtaurants und Hotels garnis weichen müſſen, und in der Ermitage, wo Rouſſeau die neue Heloiſe ſchrieb, wird Tabak geraucht und Billard geſpielt. Im Garten oder in einem Winkel des Hauſes habe ich eine gypſene Statuette Rouſſeaus geſehen neben der Statuette Voltaires. Dieſer hat ſeinen Gegner definitiv beſiegt; die deklamatoriſche Rhetorik Rouſſeaus findet wenig Leſer mehr. Der ſentimentale Roman, der bisher noch durch die Sand vertreten wurde, hat abgeblüht. A. Dumas und ſeine Nachfolger beherrſchen dieſes Gebiet, und Eugéne Sue hat in Paul Feval und Ponſon du Terrail geſchickte Nachahmer gefunden. Die Sentimentalität hat Rouſſeau mit ſeiner neuen Heloiſe eingeführt, ein erotiſches Gewächs, für das der Boden hier nicht günſtig iſt. Auch das Schloß der Herzoge von Montmorency-Luxemburg iſt in Hotels garnis und Privatwohnungen verwandelt. Der nächſte Ort bei Paris und der beſuchteſte iſt Asnières, den wir nächſtens mit einander beſehen werden.

In den Theatern wird gegenwärtig ein Trauerſpiel gegeben, das alle Jahre wiederkehrt und den Titel führt: „Der Theaterdirektor und der Sommer.“ Der Sommer ſpielt die Rolle des Wütherichs und ſein Schlachtopfer iſt der Direktor, der zuweilen auf dem Platze bleibt. In der komiſchen Oper übt „le pardon de Ploërmel“ nach wie vor ſeine Anziehungskraft. Eine Parodie wird im Theater des Palaisroyal gegeben. Meyerbeer ſoll ſie ſehr luſtig gefunden haben. Ein Handelshaus in einer mittäglichen Provinzialſtadt kündigt in vollem Ernſte an, Dinorahs Ziege ſey in ſeinen Beſitz gekommen und man habe aus dem Fell Haudſchuhe machen laſſen, das Paar zu 3 Fr. Madame Cabel (Dinorah) nimmt den 15. dieſes Urlaub; ſie hat ein glänzendes Engagement für die Saiſon; eine Demoiſelle Monroſe wird die Rolle übernehmen. Frau Borghi-Mamo verläßt die große Oper und wird durch eine andere Italienerin erſetzt, eine Signora Veſtali, die aus Amerika kommt. Das iſt die verkehrte Welt; ſonſt ließen die Yankees ihre Primedonne aus Paris kommen. Ehe ſie nach dem Lande ſegelte, wo die Dollars blühen, ſang die Signora in der Scala zu Mailand; ſie ſoll eine ſchöne Altſtimme beſitzen. Unter den Namen Concert impérial hat ſich das ehemalige Concert Muſard, dann Concert de Paris in einem Kioſk in der Nähe des Cryſtallpalaſtes niedergelaſſen, unter der Leitung des H. Muſard Sohn.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 27. 3. Juli 1859.

Mit dem Ernst und der Energie, die die Natur in ihn gelegt, mit der Innigkeit und Glut seines inmitten des Weltgetümmels einsamen und in ewige Stille hineinsinnenden Gemüths vertiefte sich Beethoven in jeden der Momente, die ihm zu Kunstaufgaben wurden, versenkte sich ganz in ihn und konnte gar nichts aussprechen, als nur dies Eine, was ihn eben ganz erfüllte. Er hatte dann, er wußte, er wollte nichts Anderes als das Eine, und nichts neben dem, was dieses Eine forderte und enthielt.

A. B. Marx

Ludwigs von Beethoven Leben und Schaffen.

(Fortsetzung.)

Mozart, das größte musikalische Genie, hatte von Natur die dem Laien unbegreifliche Gabe einer unerschöpflich sprudelnden, überströmenden Produktionskraft; ruhelos floß sein inwendiges Schaffen selbst unter äußerem Gespräch oder Geräusch. Hierin liegt seine Größe, seine Einzigkeit; im Leben dagegen und seiner Geistesbildung nach war er ein Kind. Bei dieser verhängnißvollen Naturkraft war es nicht Verdienst oder Vorsatz, wenn er in allen Gattungen der Musik schöpferisch, in der Oper sogar hoch bedeutsam gewesen ist. Aber eben so sehr geht es mit dieser Universalität Hand in Hand, daß er nirgends das Tiefste gegeben hat; Klarheit, Feinheit, Grazie, rein musikalische Schönheit und Idealität sind seine Vorzüge, innerliche Vertiefung ist nicht seine Stärke. Auf diesem Standpunkte der schönen Form und des Wohlklanges stehen er und Haydn. All ihre Werke sind heitere Freuden- und Liebesspiele. Beethoven sollte sich an beide anschließen, von ihren Formen, wenigstens Anfangs, Gebrauch machen, aber bald über sie hinausgehen, sie mit neuem Geist erfüllen und erweitern. Es ist Illusion, zu behaupten, Beethoven habe die Form zerbrochen oder von sich geworfen; er hat sie nur ausgedehnt und zu größeren Dimensionen umgeschmolzen, zu idealeren Zwecken verwandt, also vollendet, was seine beiden Vorgänger entworfen und angebahnt hatten.

Gluck endlich, der große Begründer und Reformator der modernen Oper, ist ganz ohne Einfluß auf Beethoven geblieben, wenigstens findet sich von solchem nirgends eine Spur. Von Cherubini und Mehül weiß man nur, daß Beethoven ihre Opern mit Achtsamkeit angehört hat, aber ohne dabei eine Miene zu verziehen. Auch der äußere Eindruck scheint sich bei ihm ganz in's Innere geschlagen zu haben, oder es war hier überhaupt kein Eindruck vorhanden.

Nicht minder klar und treffend ist die nähere Auseinandersetzung, in welchen Stücken Beethoven über seine Vorgänger, besonders über Haydn und Mozart, hinausgegangen ist. Nachdem er Anfangs in ihren Maßen sich bewegt hatte, faßte er nicht etwa den Vorsatz des Eigensinns oder der Anmaßung, sie zu überbieten. Nein, sein Genius selbst ging allmählig weiter; je mehr er producirte, desto selbstständiger zeigte er sich, es war in ihm ein anderer Geist als in jenen, ein höheres Streben, das sich nothwendig auch freiere, ausdrucksvollere Formen schaffen mußte. Beethoven ist nur seinem innern Zuge, seiner kunstgeschichtlichen Mission treu gewesen, wenn er seine Vordermänner überflügelt

Digitized by Google

und seiner Kunst idealere Gebiete erobert hat. Seine frühesten Versuche in der Klaviercomposition waren, wie gesagt, Variationen, und auch in seiner späteren Production kehrt diese Form häufig wieder. Immer aber sind es mehr Formstudien als freie Schöpfungen, mehr Tonspiele, als Darstellungen einer Empfindung oder Idee, deshalb auch häufig bloß aus äußeren Motiven, nicht aus künstlerischem Antriebe oder innerer Hingabe entsprungen. Manche darunter sind leicht und ansprechend, andere erkünstelt schwer und „widerhaarig" und gegen die „Klaviermeister," wie Beethoven die Virtuosen nannte, mit kampflustiger Absichtlichkeit gerichtet. Aehnliches gilt auch von den Sonaten der ersten Zeit. Auch sie stehen noch auf rein formalem Boden und sind leicht und — so weit man bei Beethoven davon reden darf — oberflächlich, selten nur von genialen Blitzen durchleuchtet. Alle diese Erstlingswerke aber waren Beethoven wesentlich als Durchgangsstationen der eigenen Entwicklung; denn ohne Formstudien ist noch niemand ein großer Künstler geworden. Man überwindet einen Standpunkt nur, wenn man ihn zuvor eingenommen und vollständig beherrscht hat. Um für einen neuen Inhalt neue Formen zu finden, muß man sich erst in den alten bewegt und sie als unzureichend kennen gelernt haben. So auch Beethoven.

Bei dieser Gelegenheit der Formfrage ist es — um dieß hier beiläufig zu erwähnen — daß Marx sich ausführlich über die verschiedenen Formen der musikalischen Composition verbreitet. Der Verfasser wird uns zugeben, daß diese ganze Partie, genau genommen, nicht in das Werk gehört. Denn einmal wird der biographische Fortschritt der Erzählung unterbrochen und sodann in das Werk, das doch eine Charakteristik Beethovens und seiner Tondichtungen geben soll, ein ganz fremdes Element eingeführt. Statt der Mittheilungen über den Meister stoßen wir mit einem mal auf ein Stück Theorie, auf einen Abschnitt der Compositionslehre. Wir verkennen die Absicht des Verfassers keineswegs, dem Leser hier eine Handhabe zum Verständniß späterer Partien des Werks zu geben. Der Leser muß die musikalischen Formen kennen, um zu verstehen, welcher Beethoven sich bedient hat, was man unter Motiv, Gang, Satz, Periode, Thema u. s. w., was man unter Kanon, Fuge, unter Rondo- und Sonatenform sich zu denken habe. Aber der Verfasser wird eben so gut fühlen, daß diese ganze Auseinandersetzung nur ein herbeigezogener Apparat zur Verständigung über gewisse Begriffe der musikalischen Theorie ist, kein Beitrag zur Biographie oder Charakteristik des Helden. Eine solche wissenschaftliche Episode aber durfte nicht in den fortlaufenden Fluß der Darstellung aufgenommen, sondern nur als Anmerkung oder Anhang, gleichsam seitwärts, beigebracht werden. Die Sache selbst ist vortrefflich und indirekt auch nothwendig; aber der Ort ist unstatthaft, welchen der Verfasser ihr angewiesen.

Haydn und Mozart sind — um Marx's Entwicklung hier in der Kürze wiederzugeben — in der Form noch wesentlich naiv, die Form ist ihnen noch Alles, ganz erfüllt von heiterem oder ernstem Inhalt, bloßes Gefäß des Tonspiels oder der Empfindung. Zugleich beschränkt sich ihre Form auf mäßige Dimensionen. Das Thema pflegt kurz zu seyn, erfährt noch keine wesentliche Umgestaltung und Erweiterung, wird nur verziert und mit Figuren wiederholt; ein Gedanke, mit lebendiger Ausweitung in die Breite oder Tiefe, schlummert noch nicht darin. Ferner ist die durchgehende Anlage in den Compositionen beider die Sonatenform mit den drei Sätzen des Allegro, Andante und Finale. Aber diese Sätze stehen noch in keinem innern Zusammenhange, der eine weist nicht auf den andern hin, der folgende entwickelt sich nicht mit innerer Nothwendigkeit aus dem vorhergehenden. Man kann die Sätze der einzelnen Sonaten und Symphonien auch verwechseln, ohne die Einheit des Ganzen zu stören, denn diese Einheit ist eben nur eine äußere, musikalische, noch keine psychologische oder ideale, noch keine im Gedanken des Künstlers begründete. Dazu kommt nun, in Beziehung auf die Instrumentalwerke, die mäßige Kenntniß und Technik in der Behandlung des Orchesters, welche Haydn und Mozart auch nur eine beschränkte Anwendung der Instrumente gestattete. Allerdings finden sich in Haydns Symphonien sinnige, reizende Instrumentalwirkungen, aber es bleibt bei dieser sinnlichen Seite, der Ideengehalt ist noch äußerst gering oder gar nicht vorhanden. Es sind eben Werke, Spiele für das Orchester, bei denen sich der Componist noch nichts besonderes gedacht hat, noch nicht Tondichtungen aus der Idee des Orchesters heraus. Mozarts Symphonien sind im Ganzen belebter, leidenschaftlicher als die Haydn'schen; aber auch ihm ist die Symphonie noch ein bloßes Spiel, die Empfindung bleibt von Anfang bis zu Ende auf gleichem Niveau, ein Drang in die Höhe oder Tiefe findet noch nicht statt. Auch bei Mozart vermißt man noch die Hoheit, die Mystik des Gedankens.

Ganz anders Beethoven. Er ist, wenn man von den frühesten Werken absieht, über den Standpunkt des Tonspiels, der bloßen Gefühlssprache bereits hinaus; er verbindet mit seinen Schöpfungen bestimmte Vorstellungen, legt seinen Tönen bestimmte Gedanken unter, arbeitet Ideen in seine Werke hinein, ja läßt sie geradezu aus einer großen Idee hervorgehen, die sich sodann in den einzelnen Theilen nach ihren verschiedenen

Digitized by Google

Momenten zum Ausdruck bringt. Mit Einem Wort: Beethoven hebt die Muſik von dem Boden idylliſcher Behaglichkeit in den freien Aether des Bewußtſeyns, der Idee hinauf. Beethoven plaudert und tändelt nicht mehr harmlos, wie ſeine Vorgänger — eine Kindersymphonie wäre für ihn eine Unmöglichkeit geweſen — ſondern er ſpricht menſchlich und verſtändig, „er redet gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten, die ſich darob entſetzten.“ Dieſer Ernſt des Inhalts durchdringt denn auch umſchmelzend die bisher kindlichen Formen und weitet ſie zu großen, pathetiſchen Dimenſionen aus. Die Beethoven'ſchen Themata ſind länger als die Haydn'ſchen und Mozart'ſchen, und dadurch bedeutſamer, inhaltvoller, eben weil der Meiſter mehr und bedeutenderes zu ſagen hat. Und daß ſie überwiegend auf dem Dreiklange baſiren, beweist nur, mit welch bewußtem Stolze, mit welcher unumwundenen Klarheit der Tondichter in ihnen zu uns ſpricht. Auch umfangreicher ſind Beethovens Melodien, greifen weiter in die hohen Tonlagen hinauf und in die tiefen hinunter, kommen niemals in der anfänglichen Geſtalt, ſondern immer verändert und verwandelt wieder. Der Proceß innerer Entwicklung hält ſie flüſſig, es wird im Verlaufe der Geſtaltung etwas aus ihnen, ſie weiten ſich an Inhalt und Umfang. Der gleiche Zuwachs zeigt ſich in der Modulation, in der Beherrſchung des harmoniſchen Tonmaterials. Beethovens Modulation iſt reich, immer wechſelnd, in die entlegenſten Tongebiete ausweichend, immer neue Verbindungen eingehend. Neben die urſprüngliche Melodie treten noch andere, jede Stimme, jedes Inſtrument führt ſeine eigene Sprache, vertritt eine ſelbſtſtändige Rolle; Beethovens Muſik iſt polyphon dramatiſch. Endlich hat ſich auch die traditionelle Sonatenform von drei Sätzen, durch Hinzutritt des Scherzo und Trio, zu vier Sätzen erweitert, und der Rhythmus, dieſer unverbrüchliche Dolmetſcher des energiſch beſtimmenden Willens, ſchlägt kraftvoller, mächtiger drein und löst ſich nicht ſelten in ſcheinbar gewaltſame Zerriſſenheit auf, um ſich bald wieder zu ſtärkerer Energie zuſammenzufaſſen. — Dieſe ganze Auseinanderſetzung, die wir hier nur in den Grundzügen entwerfen konnten, iſt ein Meiſterſtück und zeugt ebenſoſehr von der tiefen Sachkenntniß des Verfaſſers als von der Gabe klarſter, überzeugendſter Darſtellung. Gleich trefflich iſt die Charakteriſtik der muſikaliſchen Darſtellungsmittel, der inſtrumentalen Zuſammenſtellungen, die der Verfaſſer bei Gelegenheit der einzelnen Werke und ihrer Aufführung gibt, die Charakteriſtik des Pianoforte, des Streichquartetts, des Klavierconcerts, des Orcheſters, nicht minder dasjenige, was über die Stellung des Componiſten zur Oper geſagt wird, die entweder dramatiſch, oder vorherrſchend muſikaliſch ſeyn kann, und noch bis auf den heutigen Tag der richtigen Verſchmelzung beider Elemente wartet.

Am wenigſten iſt es uns geſtattet, von der Analyſe der einzelnen Tonwerke, die der Verfaſſer faſt ohne Ausnahme beſpricht, ein gedrängtes Reſumé zu geben. Gerade hier müſſen wir auf die eigene Lektüre verweiſen und können nur die Verſicherung ausſprechen, daß das Studium reichlich lohnen wird. Der Marxſche Commentar erfaßt überall das Weſentliche und Charakteriſtiſche der Compoſitionen und bringt ſie ſowohl in dieſer ihrer Eigenthümlichkeit als auch in ihrer Stellung zur Geſammtmaſſe der Werke zu voller Geltung. Sowohl den organiſchen Bau der Sätze in ihrer thematiſchen und harmoniſchen Gliederung läßt er vor uns entſtehen, als er auf der andern Seite in die pſychologiſche Malerei der innern Vorgänge mit tiefpoetiſchem Verſtändniß eingeht. In dieſer Beziehung ſind die Paraphraſen zu den Sonaten und Symphonien unvergleichlich, weil der Interpret dem Künſtler wirklich nachdichtet, die innern Schwingungen, welche die Compoſition durchbeben, in warme, wahrhaft dichteriſche Sprache umſetzt. Einige Beiſpiele dieſer Art werden unſere Ausſage beſtätigen. Von der G dur-Sonate (Op. 14.) heißt es: „Sie iſt ein reines Bild der Zärtlichkeit und Anmuth, leicht und naiv hingezeichnet, wie von der Hand eines genialen jungen Mädchens. So leicht bewegt tritt das erſte Thema daher, wie eine Bitte, die ſich flüchtig heranſchmeichelt, gewiß, daß man ihr nicht widerſtehen könne. Und das ſüße Kind tritt mit ſo ſprechender Rede (zweiter Satz der Hauptpartie) heran, daß man aus irgend einer der artigſten Scenen, wie Paeſiello ſie in Roſſinis Zeit geſchrieben haben könnte, die Worte ſelber zu vernehmen meint. Das ſpricht ſo offen, wie ein heiter geöffnetes zärtliches Auge, führt ſich ſo leicht und natürlich fort zum Ausdruck leichten, faſt wünſchloſen Daſeyns (Seitenſatz), und ruht ſo ſorglos (im Schlußſatze), daß ſelbſt ein flüchtig vorüberziehender Wolkenſchatten nur einen neuen Reiz dem lieblichen Daſeyn zuſügen kann. — Den zweiten Satz (Andante, Thema mit Variationen) möchte man l'étude nennen, das Arbeitskabinet eines jungen Mädchens. Gearbeitet wird, mit ganz ernſthafter Miene. Nun, die Arbeit und der Ernſt, ſie ſind nur eine andere Geſtalt des artigen Lebensſpiels, wenn die Stirn ſich auch einmal bei irgend einer Verwirrung des Fadens kräuſelt und der Blick ſchärfer hinſpannt. Um ſo heiterer tanzt, fein und ausgelaſſen zugleich, das Scherzo-Finale dahin.“

Eben ſo tiefſinnig iſt die Charakteriſtik der berühmten Cismoll-Sonate (Op. 27. Nr. 2.), dieſes Klage-

Digitized by Google

liebe der Resignation nach der unglücklichen Liebe zu Julia Guicciardi. Marx sagt darüber: „So singt er denn zu den müde über die Saiten schleichenden Fingern das leise leise Lied entsagender Liebe; es ist ein Abschied von aller Hoffnung der dürstenden Seele, dem sich das Wort versagt, dem der bange Hauch aus weher Brust kaum eine Weise leihen kann, dem der Puls des Rhythmus kaum erweckt, stockt, und sich dehnt, wie der lange Scheideblick des Entsagenden. Dabei schleicht gespensterleise schwebenden Schrittes das Leben in Tiefen hinab, in denen kein Labial für diese Schmerzen sich findet. Und so edel, so still und unberührt von jedem aufwühlenden Sturm der Leidenschaft fließt dieses Klagelied hin! Kein Kampf gegen irdische Gewalt trübt diese Seele, die nicht wollen kann, was Tugend nicht erlaubt. So irrt das Lied, stets sich selber treu und gleich, aus dem heißen Cismoll in das trosthelle Edur, das sich sogleich zu Moll trüben muß. Da drängt sich dieser Lebensschritt, dessen Gedanken der Baß zeichnet, drohend heran, daß fast die übervolle Brust zerspringt. Und im schmerzlich siedenden Fismoll setzt der Gesang von neuem ein; ewig der eine Gedanke, wechsellos, unabgewendeten Auges, blickt er in das Auge des Leidenden, und die Tiefe gibt nur das Echo dieser Klage zurück — und alles Verlangen, wie hoch und wie weit es flehend ausschaue, sinkt zurück in die Klage und erstirbt in der Tiefe, die das Lebewohl! wie Grabesstimme wiedertönt."

Ausführlicher natürlich sind die Ouvertüren und Symphonien besprochen und in ihrem Grundcharakter, über den man bei Beethoven niemals zweifelhaft seyn kann, dargelegt. Die Coriolan-Ouvertüre versinnlicht den Zorn des trotzigen Aristokraten, der sich der Volksempörung allein entgegenstemmt. Die erste Symphonie (Cdur) nennt Marx frisch und lebensmuthig, die zweite (Ddur) heldenhaft und siegesfreudig; in der berühmten Cmoll weist er im ersten Satze „das Anklopfen des Schicksals" nach und läßt uns im Finale den Jubel des Sieges, den der energische Geist über die Gewalt des Schicksals davon trägt, auf das Ergreifendste mitempfinden. Die Bdur-Symphonie charakterisirt er als „das Emporringen aus tiefem Sturz zu neuem, freudigthätigem Leben," in der Fdur sprudelt „reinste, brausende, übermüthige Lust." Bei der letzten Symphonie, der neunten, ist der Nachweis von überwältigender Wirkung, wie Beethoven sich in der instrumentalen Produktion auf die Dauer nicht befriedigt gefühlt habe und zu dem bewußten, geistesklaren Menschenworte gedrängt worden sey. Dieses Ringen des Genius nach diesem Ziel, dieser quälende Zwang zu sprechenderem Ausdruck, als die geheimnißvolle Orchestermasse sie bietet, ist hinreißend geschildert. Der erste Satz der Symphonie liefert ein düsteres Riesenbild, einen Titanenkampf, aber voll Trauer, eben weil der Componist es noch einmal mit der so lange geführten Heeresmasse des Orchesters versucht und dieser Versuch sich vergeblich erweist. Der zweite Satz ist ein zauberhaftes Geisterspiel. Alle die Gestalten der Instrumente schweben mit ihrer eigenthümlichen Klangfarbe und Wirkung noch einmal vorüber, bringen dem Meister die Erinnerung an all die Gebilde, die er mit ihrer Hülfe geschaffen, an all die Wonnen und Schauer, die er mit ihnen durchlebt hat, zurück. Aber das Alles ist vorüber und kommt niemals wieder. Im dritten Satze, Adagio, nimmt der Componist allen Ernstes einen wehmuthsvollen Abschied von der treuen Schaar der Instrumente, die ihm fortan nicht mehr dienen können. Statt des vierten Satzes, mit dem nach Beethovenscher Anlage die Symphonie schließen müßte, tritt nun eben das gesuchte Wort, das Dichterwort, nämlich die Schillersche Hymne „An die Freude" ein, Anfangs die Melodie von den Bässen leise angestimmt, nach und nach auch von den übrigen Instrumenten ergriffen, dann erst von einer einzelnen Singstimme und endlich vom ganzen Chor mit jubelndem Entzücken ausgeführt: „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium" u. s. w.

Beethoven hat also nicht aus bloßem Belieben neben seinen Instrumentalwerken auch Gesangstücke componirt, sondern diesen Fortschritt als psychischen Proceß, als inneren Kampf mit all seiner nagenden Pein durchgemacht. Dieser im Wesen der Tonkunst liegende Fortschritt vom instrumentalen Ton zum bewußten Worte, der sich historisch immer nur in den breiten Zeiträumen der Geschichte in bequemer Langsamkeit vollzogen hat — er fiel hier in die enge Behausung Einer Künstlerbrust, in die Spanne eines flüchtigen Menschenlebens und preßte sich hier in die Qual eines innern Aktes, einer energischen That zusammen. Andere Componisten haben mit mäßigem Behagen über Orchester und Singstimmen gleichmäßig verfügt, einmal Instrumentalwerke geliefert, dann für Chorgesang geschrieben; beides lag ja als fertiges Material zu beliebigem Gebrauche vor ihnen. Beethoven dagegen, fast sein ganzes Leben in der Instrumentalsphäre thätig, ist von innen heraus zu dem Worte gedrängt worden, hat es seiner Kunst in heißem Kampfe abringen, sich dieses Gebiet erst erobern müssen. Einen Hinweis nur haben wir bei unserem Verfasser ungern vermißt, der sich bei der Behandlung der Gesangmusik durch Beethoven leicht hätte einfügen lassen: daß nämlich Beethoven sich zum Worte nur erst ganz im Allgemeinen hindurchgerungen hat, ohne es zugleich schon gesangmäßig zu gestalten. Auch in dieser Beziehung

Digitized by Google

noch immer Instrumentalcomponist, blieb ihm die bequeme Stimmlage, das Umbiegen der Töne in den der Singstimme natürlichen Schmelz und Seelenathem versagt und diese Aufgabe mithin der späteren Entwicklung der Gesangmusik, besonders Franz Schubert, vorbehalten.

Von den Gesangwerken Beethovens werden die kleineren, z. B. Adelaide, die Lieder von Gellert, die schottischen Lieder u. a. zwar kurz, aber treffend besprochen, ausführlicher hingegen die größeren, Christus am Oelberg, die große Messe und die Oper Fidelio. Von Christus am Oelberg gesteht Marx ganz offen, daß es theatralische Musik voller Phrasen sey. Bei der großen Messe deutet er Beethovens Stellung zur religiösen Musik und indirekt auch zur Religion an. Beethoven war von Geburt Katholik, aber in Wahrheit gab's für ihn keine Kirche, keine Confession. Das Christenthum war ihm nicht das historisch gewordene, menschlich bedingte in der Form der Kirche, ihres Dogmas und Ceremoniels; es fiel ihm, wie so vielen großen Männern, mit dem Begriffe der Humanität, des rein Menschlichen zusammen, wofür Christenthum und Kirche nur pädagogische Erziehungsmittel sind. Nicht der Christ war ihm der höchste Begriff, sondern der Mensch. Wir sollen volle, wahrhaftige Menschen werden, abhängig nur von dem Einen, das Alles umfaßt, dem alle Wesen ihr Daseyn verdanken — dieß war sein Bekenntniß, seine Religion. Der Charakter seiner geistlichen Musik war daher nicht der traditionell kirchliche, worin Sebastian Bach so groß ist, sondern der rein menschliche oder musikalische. Wie sich in dem freien Genius das kirchlich formulirte Dogma reflektirt, wie sich der rein menschlichen Empfindung die Beziehungen zur Gottheit, zu Christus, die Gemüthsprocesse des Glaubens, der Buße, der Anbetung u. s. w. darstellen, so hat Beethoven sie in seinen Messen niedergelegt. Die zweite Messe (solennis, in Ddur) hat er selbst sein größtes und gelungenstes Werk genannt — sie ist nämlich für vollen Chor, vier Solostimmen, großes Orchester und ganze Orgel gesetzt — und sich während der Composition selbst, nach Schindlers Versicherung, in einer wahren Entrücktheit von der Erde befunden. Er hat sich in diesem Werke nicht an das Wort, nicht an den liturgischen Ritus gebunden, sondern den religiösen Inhalt lediglich aus seiner schöpferischen Phantasie musikalisch wiedergeboren: die Messe ist nicht kirchlich, sondern künstlerisch, genial.

Besonders interessant für den Laien sind Marx's Mittheilungen über die Oper Fidelio, mit der Beethoven seiner Jugendfreundin Leonore von Breuning aus Bonn, spätere Doktorin Wegeler in Koblenz, ein dankbares Andenken für alle Zeit gestiftet hat. Die Oper gehört zu derjenigen Gattung von Stücken, die man nach der dramaturgischen Terminologie der Bühne „Rettungsstücke" nennt. Dichterisch betrachtet, ist der Gegenstand kein eigentliches Drama mit innerer Entwicklung und Katastrophe, sondern ein Situationsbild von mehreren Figuren, die weniger handeln, als darstellen; die Lösung tritt von außen, durch das plötzliche Erscheinen des Gouverneurs, herein. Der einzige dramatische Charakter ist Leonore, ein ächt deutsches Weib, das sich in der Idee, den gefangenen Gatten zu retten, zu wahrhaft heroischer Größe empor schwingt; die übrigen Gestalten sind nur die füllende und belebende Staffage um diesen Mittelpunkt. Die Oper und besonders die Ouvertüre haben vielfache Wandlungen erfahren. Die erste Ouvertüre (in Cdur) schildert das eheliche Glück vor dem späteren Leiden und steht mit der Oper selbst im innigsten Zusammenhange. Von den Freunden aber für zu kurz und unbedeutend erachtet, wurde sie von Beethoven zurückgelegt und ist später als Ouverture caractéristique (Op. 138) herausgegeben worden. Beethoven schrieb eine zweite, dann eine dritte Ouvertüre, endlich 1814 die vierte (in Edur), dieselbe, welche jetzt bei Aufführung der Oper allgemein gebräuchlich ist. Aber auch sie weiß von keinem Herzenszusammenhange mehr mit dem liebenden Heldenweibe Leonore hat keinen Nachklang mehr von der theuren Jugendfreundin des Meisters; geistreich, funkelnd, hastig, ist sie, wenn auch musikalisch schön, doch für den Inhalt der wenig dramatischen, bürgerlichen Oper ungeeignet. Die Oper selbst hatte früher drei Akte und enthielt manche Nummern, die später weggefallen sind. Nach der Marcellinenarie und dem Duett: „Jetzt, Schätzchen, jetzt sind wir allein," folgte ein Terzett mit Rokko: „Ein Mann ist bald genommen, bald nimmt man sich ein Weib," und nun erst kam das canonische Quartett: „Mir ist so wunderbar;" mit dem Terzett: „Gut, Söhnchen, gut," schloß der erste Akt. Ungünstigerweise fand die Aufführung der Oper beim Einmarsch der Franzosen in Wien (1805) statt, die Oper fiel durch und wurde vom Componisten zurückgezogen. Beethoven nahm vielfache Kürzungen vor, ließ ganze Arien aus und reducirte die bisherigen drei Akte auf zwei. In dieser neuen Gestalt wurde die Oper 1806 noch zwei mal gegeben und, da sie immer noch nicht durchschlagen wollte, abermals bei Seite gelegt. 1814 endlich machte Treitschke im Libretto die nöthigen Aenderungen, Beethoven schrieb die vierte Ouvertüre, fügte das Melodrama zu Anfang des zweiten Aktes und einige andere Sätze neu hinzu, änderte auch in den Finales manches u. s. w. In dieser letzten Redaktion wurde

Digitized by Google

dann die Oper mit großem Beifall gegeben und ist seitdem über alle Bühnen gewandert; zumal die Partie der Leonore wurde eine Glanzrolle aller ersten Sängerinnen, der Schröder-Devrient, der Schechner, der Milder-Hauptmann, der Malibran-Garcia u. s. w., denen sich in neuester Zeit Frau Förster in Berlin durch glückliche Betonung des weiblichen Elementes würdig angeschlossen hat. Prüft man die Musik auf ihren dramatischen Gehalt, so ist das große Recitativ und die Arie Leonores zwar als Musikstück meisterhaft, aber nicht dramatisch; das wird die Musik erst vom Finale des ersten Aktes an. Der Gefangenenchor ist wunderbar schön.

Absichtlich haben wir bei dieser Aufzählung der einzelnen Werke die dritte Symphonie, die eroica, und die sechste, die Pastoral, übergangen, um sie für eine selbstständige Besprechung aufzusparen, zu der das Marxsche Werk Veranlassung gibt. Marx knüpft nämlich an diese beiden Symphonien seine Ansicht über die Programm-Musik, die der Leser mit um so größerem Danke aufnehmen wird, als der Gegenstand eine von den brennenden Fragen der musikalischen Gegenwart ausmacht und eine erschöpfende Erörterung, unseres Wissens, noch nirgends gefunden hat.

Es ist unverkennbar, daß Beethovens Musik stellenweise von der Art ist, daß die moderne Programm-Musik sich auf ihn als frühesten und gewichtigsten Gewährsmann stützen konnte. Man versteht nämlich — beiläufig gesagt — unter Programm-Musik diejenige, welche mit bloß instrumentalen Mitteln Vorgänge des Seelenlebens oder auch wirkliche Vorgänge in Natur und Menschenwelt darzustellen sucht, und weil sie dieß nicht in hinlänglich klarer Weise vermag, zum erläuternden Worte, dem sogenannten Programm, greift, das sie als Ueberschrift den betreffenden Musikstücken beifügt. Berlioz's und Liszt's „symphonische Dichtungen" sind dafür die hervorragendsten Beispiele aus neuester Zeit.

„Schon als Knabe von 12—15 Jahren," erzählt Marx, „ergötzte Beethoven sich und die Zuhörer mit Versuchen, den Charakter und die Weise bekannter Persönlichkeiten in seinen Phantasien (am Klavier) zu zeichnen; im Knabenspiel meldete sich schon jener Drang, Bestimmtes in der Musik zu offenbaren, die Kunst der Töne über das Spiel mit Anregungen in die Sphäre helleren Bewußtseyns hinaufzuheben." In Bezug auf die Werke selbst hat Beethoven ausdrücklich erklärt, daß er sich bei manchen einen bestimmten Gegenstand vorgestellt habe; vielen seiner Sonaten spricht er selbst eine poetische Idee zu; an der Fmoll-Sonate (Op. 2) weist Marx eine Folge von Seelenstimmungen in psychologischer Entwicklung nach, und dasselbe in vielen späteren, z. B. in der Cismoll, in der Sonate les adieux, l'absence et le retour sogar die Zweiheit der Personen. Am ausgedehntesten und schlagendsten aber wird der dichterische Inhalt an den beiden genannten Symphonien entwickelt, an der Eroica und Pastoral. Nach Marx's Auffassung stellt der erste Satz der Eroica den Heldengang, das Bild der Schlacht dar, mit den Genrebildern der jauchzenden Feldmusik, der heranziehenden Heereshaufen, der geschlossenen Schlachtordnung; auch das Zwischengetön räthselhafter Stimmen läßt sich vernehmen, wie sie in jedes große Leben sich einschleichen. Der zweite Satz, Marcia funèbre, versinnlicht den stillen Gang über das Todtenfeld, ist ein Klagelied um die Gefallenen; der dritte zeichnet den friedlichen Heimmarsch des Heeres zur Festfreude. Für die einzelnen Sätze der Pastoral-Symphonie hat Beethoven selbst das Programm in folgender Weise aufgestellt: 1) Angenehme Empfindungen, welche bei der Ankunft auf dem Lande im Menschen erwachen. 2) Scene am Bach. 3) Lustiges Beisammensеyn der Landleute. 4) Donner und Sturm. 5) Wohlthätige, mit Dank an die Gottheit verbundene Gefühle nach dem Sturm." Diesen Ueberschriften hat er die Bemerkung beigefügt: „Mehr Ausdruck der Empfindung, als Malerei."

Auf Grund dieser Thatsachen nun unternimmt Marx eine Vertheidigung und — wenn man bei ihm von einer solchen reden darf — eine philosophische Begründung der Programm-Musik. Aber weder diese Beweisführung befriedigt, noch sind die Grenzen festgestellt, bis wohin die Musik in der Darstellung eines objektiven Inhalts gehen dürfe. Uns scheint, als seу der Verfasser sich über diesen Gegenstand nicht hinlänglich klar geworden, denn was er sagt, ist nicht frei von innern Widersprüchen. Einmal nämlich behauptet er, im Grundwesen des Geistes, in der Vernunft liege das Bildungsgesetz für das musikalische Schaffen; und daneben stellt er die Behauptung: „Der Künstler ist frei," „er allein weiß, was seine Kunst vermag," „dem musikschaffenden Geiste ist nirgendwo eine Grenze gesetzt," womit das Wort von Liszt übereinstimmt: „Dans le domaine du beau le génie seul fait autorité."

Auf der einen Seite räumt er ein, die Musik könne nicht concreten Stoff, nicht Namen, Jahreszahlen, nicht den eigentlichen Inhalt der Begebenheit darstellen; und doch sieht er andererseits in der Eroica wirkliche Handlung bis in's Detail der Nebenumstände versinnlicht, ja seine ganze Auffassung von der geschichtlichen Entwicklung der Musik spitzt sich zu dieser Höhe der sinnlichen Veranschaulichung zu. Anfangs nämlich ist die Musik

Digitized by Google

ein bloßes Ton- oder Formenspiel, dann nimmt sie Gefühle und Stimmungen zum Inhalt, und endlich tritt sie in die Sphäre des helleren, bestimmteren Bewußtseyns, der Mensch selbst wird Objekt der Tonkunst. Die beiden ersten Epochen reichen bis Haydn und Mozart einschließlich, in das dritte Stadium hat Beethoven die Musik eingeführt. Die Eroica-Symphonie schließt, im Princip wenigstens, die Musikentwicklung ab, hierüber hinaus ist kein Fortschritt möglich, ein Aufschwung zu einer neuen Idee ist nach Beethoven nicht gemacht worden. Die frühere Musik war wesentlich subjektiv und lyrisch, Beethovens Musik ist objektiv und dramatisch, und das eben ist ihre immanente, ewige Aufgabe. Damit ist aber, wie Marx sich an einer andern Stelle verwahrt, nicht behauptet, daß die Musik anschauliche Realität versinnlichen soll, wobei es vor Allem auf Deutlichkeit ankomme. Tonmalerei hält er mit Recht nur für eine Spielerei in Tönen auf der naiven Erstlingsstufe der Musik, eine Spielerei, über die auch Beethoven gelacht hat, wo sie ihm, wie z. B. in Haydns Oratorien, entgegen trat. Der Componist soll vielmehr das Leben, die Realität nach der in ihm waltenden Idee, also ideal, darstellen. Die Programmüberschriften der einzelnen Tonstücke sind nach Marx nur Fingerzeige oder Versprechungen; die Musik hat das jedesmalige Versprechen erst durch positiven Inhalt durch ihren bestimmten Charakter zu erfüllen.

(Schluß folgt.)

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

(Fortsetzung.)

Im Kreis und Kreistag gibt sich ein treues Miniaturbild des Reichs und Reichstags zu erkennen.

Der schwäbische Kreis umfaßte bekanntlich, mit einigen Ausnahmen, das, was jetzt Baden, Württemberg, Preußen und Bayern an schwäbischen Bestandtheilen inne haben. An der Stelle dieser vier Souveränetäten erblicken wir deren etwa neunundneunzig: die geistlichen Fürstenthümer Konstanz (südliche Großmacht), Augsburg, Kempten und Ellwangen; dann das Herzogthum Württemberg (nördliche Großmacht), obere und untere Markgrafschaft Baden, beide Donaufürstenthümer mit dem Fürstenthum Oettingen und der im Uebergang zum gleichen Rang begriffenen Grafschaft Fürstenberg; ferner die zahllosen Gebiete der Prälaten-, der Grafen- und Herrenbank, und endlich die gleichfalls zahlreichen römischen Republiken von Augsburg bis zu Bopfingen herab. Ausgeschlossen waren die angrenzenden vorderösterreichischen Lande, einige zu den Nachbarkreisen geschlagenen größeren und kleineren Parzellen, und die fünf Kantone der schwäbischen Reichsritterschaft, die, theilweise durch Lehnspflicht an die Landesherrn gefesselt, andererseits einen besondern Kreis neben dem Kreise und mit den beiden andern Ritterkreisen zusammen einen eigenen, nicht unter dem Reiche, sondern unmittelbar unter dem Kaiser stehenden Reichsstand bildeten. Die österreichischen Vorlande, mit Ausnahme des Breisgaus (in dessen Hauptstadt aber derzeit das Lilienbanner wehte) und Vorarlbergs, schlangen sich, gutentheils enclavirt, in einer Weise, die man auf dem Schwarzwalde „speckdurchwachsenes Fleisch“ zu nennen pflegt, durch den Süden unseres Kreises hin.

Die beiden kreisausschreibenden Fürsten waren der Bischof von Konstanz und der Herzog von Württemberg in coordinirter Rangstellung mit geistlichem „Prä.“ Ihre gemeinsamen Ausschreiben begannen: „Von Gottes Gnaden Wir“ vor einer Verbindungsflammer, auf welche zweizeilig die Namen des Bischofs in erster und des Herzogs in zweiter Linie folgten. Die Anrede, die ihnen der Kaiser in seinen Reskripten gab: „Ehrwürdiger und Hochgeborner, lieber Vetter, Fürst und Andächtiger,“ bewegte sich, wie man sieht, in einem Kreise, in welchem der Herzog das Centrum, der Bischof aber die Peripherie behauptete, und „Ew. Andacht und Liebden,“ so lautete die Titulatur im Text. Dieses „Prä“ ging, theils formell, theils auch sehr materiell beschaffen, durch die gesammte Reichsrangordnung hindurch, und gab sich selbst an der Spitze noch einigermaßen kund, nur daß jene beiden „Schwerter“ in Subordinations- und Coordinations-, in Concordanz- und Concordatsversuchen niemals recht zum Ziel gekommen sind, das denn

Digitized by Google

freilich auch den sämmtlichen Betheiligten nicht eher winken dürfte, als bis einmal die schwierige Aufgabe gelöst seyn wird, die weltliche Faust zwar von den geistlichen, dafür aber auch die geistlichen Finger von allen weltlichen Angelegenheiten völlig fern zu halten.

Auch die beiden Kreisschwerter concordirten nicht so ganz, wie es zu wünschen gewesen wäre. Württemberg führte das Direktorium und die Kanzlei ausschließlich, welche Würde ihm von Konstanz, im Hinblick darauf, daß sie im benachbarten Frankenkreise dem Bischof von Bamberg zugefallen war, sehr sauer und bei jeder Gelegenheit streitig gemacht wurde. Der Bischof beanspruchte immer und immer wieder wenigstens das „Condirektorium," aber man hütete sich wohl, es ihm zuzugestehen, denn sonst würde er bald im alleinigen Besitze des Oberdirectorii gewesen seyn. Eben so benützte Baden jeden günstig scheinenden Umstand, um, im eigenen Namen oder ein andermal als Grafschaft Eberstein (gleichwie Württemberg am Reichstag ein Teckisches Votum geltend machte), gegen dieses Direktorium Protest einzulegen, und nachdem Württemberg gar noch von den „Hochgeborenen" zu den „Durchlauchtigen" aufzusteigen wußte, ließ Baden kein Mittel unversucht, wodurch es entweder nachkommen oder den Nachbar wieder zu den Hochgeborenheiten hätte herunterziehen können. Auch bemühte es sich mehrfältig, das Bankausschreibamt (Fürstenbankdirektorium), das Württemberg neben dem Kreisdirektorium führte, an sich zu reißen oder, württembergisch gesprochen, zu „erschleichen."

Da man es im Kreise wie im Reiche vermied, zu viele Aemter in Einer Hand zu vereinigen, so war die Kreisgeneralität an Baden übertragen, wogegen hinwieder meist ein württembergischer Prinz eine der Oberstenstellen erhielt. Dafür wurde aber sodann das württembergische Contingent zum badischen Regimente geschlagen und unter einen badischen Prinz-Obersten gestellt, wobei zuweilen Monturfragen emergirten, sofern z. B. Baden mit Recht verlangen konnte, daß das Regiment die Farbe des Obersten, hellgrau mit rothen Aufschlägen, tragen solle, Württemberg aber seinestheils mit gelben Ausstaffirungen zuvorgekommen war. Dießmal drang Württemberg durch, weil seine Mannschaft die Mehrheit des Regiments ausmachte; ja, es behielt noch den Vorzug, denn die Württemberger führten (1685) neben der Picke ihres Mitcombattanten das moderne Bajonnet, was denn freilich wieder dem Regimente ein etwas ungleiches Aussehen gab. So blieb das Kreisgebäude sorgfältig nach allen Seiten durch Widerlagen und Gegensprießen geschützt, daß gewiß nirgends ein Uebergewicht befürchtet werden durfte.

Zum Sitz des Kreistags war eine Reichsstadt, gewöhnlich Ulm, erkoren. Württemberg hatte ein und das andere mal, nicht ohne Erfolg, Versuche gemacht, denselben nach Stuttgart zu ziehen, war aber jedesmal sofort von Konstanz mit dem väterlichen Rath versehen worden, doch ja dem Mißtrauen keinen Vorwand zu geben, worauf regelmäßig ein empfindlich-ablehnendes Schreiben von Stuttgart nach Konstanz und von da eine zufrieden-begütigende Rückantwort nach Stuttgart gelangen war.

Kaiserliche Commissarien, die sich fleißig am Kreistage einfanden, um über Römermonate, Türken- oder Franzosenhülfe und festere Verbindung der Kreise (als Surrogat der mangelhaften Reichsverfassung) zu verhandeln, spielten zwischen den Parteien eine Rolle, die der des französischen Gesandten zu Regensburg nicht ganz unähnlich war. Auch konnte sich ein solcher Commissarius mitunter beigehen lassen, unsere Kreisstände zusammenberufen zu wollen, welche Anmaßung jedoch gebührendem Widerstande zu begegnen nicht ermangelte.

Den kaiserlichen Ansinnen gegenüber herrschte manchmal auf dem Kreistage ziemliche Einigkeit. Man klagte, daß die recht gern eingegangene Kreisallianz mit Bayern und Franken insgeheim mit weiter zielenden Allianzen verneßelt werde, und wenn auch ein Theil hiemit einverstanden war, so schloß er sich doch der Klage an, daß der Kaiser, wenn die Folgen hervorbrechen, das ausgesetzte Schwaben im Stich zu lassen pflege. Am bittersten klagte man über die Behandlung unserer braven Truppen, und zwar das eine mal nur der protestantische Theil, das andere mal der ganze Kreis. Auf dem Kreistage von 1685 sagten der württembergische und constanzische Gesandte dem kaiserlichen Commissarius „trucken genug" unter die Augen, man habe im letzten ungarischen Feldzuge unser Contingent bloß durch die Winterquartiere bis auf den vierten Theil heruntergebracht, man habe diese Völker beinahe vorsätzlich zu ruiniren gesucht, habe sie einen vergeblichen Marsch von hundert Meilen in die schlechtesten Quartiere und dann wieder zurück in eben so schlechte Gegenden des Zipser Landes thun lassen, „daß sie darüber crepiren müssen," und in den Quartieren habe man die Kranken aus den Häusern geworfen, daß sie auf der Straße erfroren seyen.

Aus dem Confessionsstreit, der im Kreise wie im Reiche zwei Corpora einander gegenüber stellt, heben wir hier nur die Kalenderdifferenz hervor. Wir müssen sie berühren, weil sie weiterhin in der jeweiligen Form der Zeitangaben von selbst zu Tage tritt.

Bekanntlich hat die neuere protestantische Geschichtschreibung, auch wo sie der Gegenpartei vielleicht nicht immer ganz gerecht gewesen ist, unsere Vorfahren in

Digitized by Google

der Kalenderfrage faſt unbedingt preisgegeben. Auch iſt nicht abzuleugnen, daß die Katholiken ſeit dem „15." Oktober 1582 eine reformirte Zeitrechnung beſaßen, während die Proteſtanten noch immer im alten Schlendrian verharrten, und daß der Kaiſer zu wiederholten malen die Angelegenheit für ein „bloßes Polizeiweſen" erklärt hatte. Allein durch dieſe Erklärung war dem Kalender die kirchliche Seite, die in der Beſtimmung der Feſte lag, nicht genommen, und Gregor XIII. hatte nicht als Aſtronom, ſondern als Papſt die Kalenderverbeſſerung, die er obendrein ausdrücklich eine Ergänzung des tridentiniſchen Kirchenwerkes nannte, eingeführt. In dieſer Form konnten die Proteſtanten, wenn ſie nicht ihr Princip aufgeben wollten, den neuen Kalender nicht annehmen, und die Katholiken geſtanden keine andere zu. Wenn dieſe ein proteſtantiſches Gebiet in ihre Gewalt bekamen, ſo pflanzten ſie tumultuariſch, als erſte Bekehrungsmaßregel, den gregorianiſchen Kalender auf. Daß in Chicanen ſolcher Art die beiden Parteien einander etwas ſchuldig geblieben ſeyen, wird niemand mehr behaupten wollen; wenn gleichwohl die katholiſche Rechnung ſich höher beläuft, ſo rührt dieß daher, daß in den ſpäteren Zeiten mehr Land und Leute katholiſch gemacht worden ſind, als umgekehrt. Dieſe plötzlichen Zeitumwälzungen aber richteten nicht bloß im Kirchenweſen, ſondern auch im Rechtsgang, in Handel und Wandel, in Geſchäftsverträgen, Wechſelfriſten u. dgl., zum Nachtheil der unterdrückten Partei, unerträgliche Verwirrung an. Dergleichen Vorfälle brachten immer wieder den julianiſchen Kalender bei ſeinen lauer werdenden Anhängern zu Ehren, ſo daß ſie fortfuhren, ihre zehn Tage — nicht hinter den Ereigniſſen, aber hinter der wahren Zeit zurückzubleiben. Als vollends der ſtarke Auguſt ſich bekehrt hatte, trat Kurbrandenburg, das ſchon mit Kurſachſen auf dem Wege zu einem Kalenderproviſorium geweſen war, mißtrauiſch zurück, die ganze proteſtantiſche Chriſtenheit ſchöpfte neuen Verdacht gegen den „neuen Styl," und die beiden Kalender würden wohl noch lange Zeit mit einander im Kriege gelegen haben, wenn ſie nicht einen neutralen Ausgleichungspunkt auf dem Boden der Wiſſenſchaft gefunden hätten. Denn als die Proteſtanten mit dem Antritt des neuen Jahrhunderts nach dem 18. Februar den 1. März 1700 ſchrieben, waren ſie zum Weigel-Hamberger-Mayer-Sturmianiſchen Kalender übergegangen, und nicht zum Gregorianiſchen.

Die Zeit, in der wir uns befinden, hatte, genau genommen, ſechs Formen für ihre Data. Die beiden erſten ergaben ſich, wenn eine oder die andere Partei bei ſich zu Hauſe in unabhängiger Stellung, oder auch wenn ſie als herrſchende ausſchließlich ihren eigenen Kalender gebrauchte, die beiden andern, wenn die eine Partei das Datum der Gegenpartei in diplomatiſcher Abfchrift wiedergab und zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen ihr eigenes in Klammern beifügte, die beiden letzteren, wenn man paritätiſch oder paciſcirend beiſammen war. In dieſem Fall wurde das Doppeldatum beliebt, das die bekannte Schreibart der gebrochenen Zahlen trägt. Hier trat nun abermals der Gegenſatz ein, daß, wer die Concipirung in der Hand hatte und nicht aus beſondern Gründen dem andern Theile die Ehre der Präcedenz gönnte, den eigenen Kalender obenan ſetzte und den der Gegenpartei unter den Strich. Wo alſo das Minus oben ſteht, da ſind die Proteſtanten, wo das Plus, die Katholiken die überlegene Partei. Die erſtere Schreibart gleicht ganz dem natürlichen Bruche, die letztere hat ein arithmetiſch monſtröſes Ausſehen.

Da wir uns zur Pflicht gemacht haben, eben ſo proteſtantiſch correct (wenn auch aſtronomiſch incorrect) als geſchichtlich getreu uns auszudrücken, ſo werden wir zwiſchen vier der angegebenen Formen abzuwechſeln haben, deren jede das jedesmalige Verhältniß der Parteien ſymboliſch bezeichnet.

Im Allgemeinen — wenn nämlich nicht ſtreng darauf geſehen wird, ob die Linien ſich überall decken — fiel die kirchliche Scheidung unſeres Kreiſes mit der politiſchen und geographiſchen zuſammen. Die ſüdliche und katholiſche Hälfte war zugleich vorherrſchend kaiſerlich. „Keine Glaubensſpaltung, keine Reichszerſplitterung, ein einiges Deutſchland!" ſo hieß der Wahlſpruch dieſer Partei. Wie aber die in der Welt gangbaren Münzen eine Schrift- und eine Kopfſeite haben, ſo konnte man mündlich, beſonders aus dem Munde mancher oberſchwäbiſchen Grafen, welche kaiſerliche Civil- und Militärſtellen oder auch kirchliche Aemter inne hatten, eine Auslegung der Parole vernehmen, welche mehr oder minder nachdenklich lautet, und zwar in der ſchroffſten Sprache ſo: Bekehrung, wo nicht geiſtliche ſo doch weltliche, oder Ausrottung der Ketzer, Niederhaltung, noch lieber Beſeitigung der Fürſten, ſo wie überhaupt aller reichs- und landſtändiſchen Selbſtſtändigkeiten, dieſer unter ſich uneinigen und doch wieder zuſammenhaltenden Hinderniſſe einer kräftigen Reichsgewalt, Zermalmung der Turko-Franken und Franko-Türken in Oſt und Weſt, und, im Hintergrunde, Wiederaufrichtung und Ausbreitung der römiſchen Monarchie in Deutſchland, Europa und den umliegenden Welttheilen, kurz, die alte Herrlichkeit, wie ſie unter „allen großen Tyrannen und Kaiſern" geweſen. So dachte zwar nicht die ganze Partei; ſie zählte vielmehr ſehr abweichende Schattirungen, kirchliche, auch ächt

Digitized by Google

constitutionell gemäßigte; wo aber die kaiserliche Politik Luft und Raum gewann, da trat sogleich die extreme Fraction — auch diese zum Theil mit Vorbehalten, jedoch mit stillen — an das Licht.

Die Schriftseite der andern Partei, die seit einem Menschenalter aus dem langen Kriege mit dem Kaiser unbesiegt hervorgegangen war, läßt sich nicht mit so klaren Worten benennen, und auch der Sinn der Worte ist ein schwankender, ein wechselnder. Reichsverfassungsmäßig (wenn nur eine so unvollkommene Constitution einen vollkommeneren Constitutionalismus möglich gemacht hätte!) — particularistisch im guten und im schlimmen Sinn, je nachdem Recht, Noth oder der den Menschen anklebende Eigennutz geboten — in des Kaisers auswärtigen Händeln bald, besonders wider den Türken, „gutkaiserlich," aber auch vielfach mit dem „Danke von Haus Oesterreich" bekannt, bald, besonders gegen Frankreich, unsicher, neutral, zu Zeiten auch mehr als halb französisch. Der Taufname Ludwig begann seit 1660, wie einst der Name Gustav oder Adolph, in den deutschen Fürstenhäusern einzureißen, und auf der politischen Devise war ja gar schon vorübergehend der Name des „Rheinbundes" gestanden; eine Erscheinung, die nicht zu beschönigen ist. Aber auch auf dem Gewissen des Kaisers lagen auswärtige Beziehungen, und nicht bloß mit dem Papst. Er hatte auch schon mit Ludwig Tractaten gepflogen, und nicht bloß zum Schein. Sie hatten uns die Freundschaft Hollands und die Anhänglichkeit Kurbrandenburgs gekostet; denn was der Kaiser verlor, das verlor er auch dem Reiche, und nur was er gewann, gewann er für sich allein. Wenn aber ein Reich an Haupt und Gliedern krank ist, so wird, in wie weit die Regel nicht ihre besondern Ausnahmen erleidet, die Schuldhaftigkeit der Einzelnen nach dem Maß der Macht und Stellung anzuschreiben seyn.

In diesen, man wußte nicht, ob Todes- oder Geburtswehen eines Reiches, das zwischen seinem Kaiser und dessen fremden Befreundungen oder Befeindungen als ɪ in der Luft schwebte, sah mancher protestantische, vielleicht auch mancher katholische Patriot auf die wachsende Macht Brandenburgs, deren Schöpfer, gleichwie einst Heinrich der Löwe, das römische Kaiserreich durch ein unverfälscht deutsches Königthum ersetzen zu können Hoffnung machte. Unangeschlagen jedoch, daß dieses Unternehmen nur um den Preis eines Bürgerkrieges, dessen Seitenstück wir kaum hinter uns hatten, und eines Friedens, dessen Vorbild uns die Zwecklosigkeit eines solchen Krieges für ewige Zeiten hätte verbürgen sollen, anzugreifen war, hatte der große Friedrich Wilhelm auf die Frage, ob man in ihm das Schwert Deutschlands erblicken dürfe, thatsächliche Antworten bedenklicher Art gegeben. Er hatte schon in den fünfziger Jahren, allerdings mit gutem Grund, an auswärtigen Händeln (den nordischen) theilgenommen, aber als reichsfremde Großmacht, und nicht in der zuverlässigsten Weise. Auch hatte er damals das Mittel nicht verschmäht, seine Armee eine „Reichsarmee" zu nennen und unter diesem Namen in den Nachbarlanden Contributionen einzutreiben. Aehnliches hatten wohl andere gethan, aber Minder mächtige, die mehr nur Aergerniß geben konnten als Grund zur Furcht. Seit dem Nymweger Frieden war er vollends ganz des Reiches müde geworden, und hatte zu Regensburg erklärt, er sage sich von allen Verbindlichkeiten gegen dasselbe los, weil es ihn verlassen habe und der verlassene Lehnsmann dem Lehnsherrn keine Treue schuldig sey. Diese leider nicht unberechtigte Erklärung hatte nichts destoweniger großes „Aufsehen" gemacht. Dann konnte man auch dem Freund der Landesrechte und der Gewissensfreiheit nicht zumuthen, seinen Mann in ihm zu sehen. Der Staat, den er gegründet, war nach dem äußern Bestand, wie nach den innern Formen aus dem Reich hinausgewachsen, und wenn, was eben zu dieser Zeit im Werke war, das Testament des Kurfürsten umgestoßen wurde, so erhielt sich in seiner Schöpfung ein halbdeutsches Königreich, dem schon jetzt nur noch der Name fehlte.

Obgleich es unter den Katholiken nicht an Franzosenfreunden, unter den Protestanten nicht an kaiserlich Gesinnten fehlte, und obgleich die Nordhälfte des Kreises nicht ausnahmslos protestantisch war, so gilt doch das so eben Gesagte vorzugsweise von diesem Theile Schwabens und dem darin präponderirenden Direktorialstaate, dem streng protestantischen Herzogthum Württemberg. Hier hatte man zwischen dem katholischen Kaiser und dem allerchristlichsten König keinen confessionellen Unterschied zu machen, aber desto mehr drängten sich politische Verhaltungsgründe auf. Man kannte den Kaiser als ein eigennütziges Oberhaupt, das vermittelst einer im vorhergegangenen Jahrhundert erschlichenen Anwartschaft jeden Augenblick das Land in die Tasche zu stecken drohte, und die furchtbaren Folgen der Nördlinger Schlacht lebten noch in frischem Andenken fort. Da hatte man den König weit näher auf dem Halse als den Kaiser, daher das in ganz Südwestdeutschland angezeigte Streben nach Neutralität an der Spitze dieser vorliegenden, bloßgestellten Kreise am stärksten war. Nicht bloß etwaige Neigung des Hofes und Herrschaft französischer Sitte drängten dahin, sondern die ausgesprochene, dringende Forderung der mächtigen Landesvertretung war es, die der Regierung

Digitized by Google

beſtändig anlag, mit Frankreich gute Nachbarſchaft zu halten.

Das Land war wieder einmal „Vormundſchaftsſtaat“ geworden. Es ſtand, wie bereits angedeutet, unter einem Herzog Adminiſtrator, d. h. unter einem Prinzregenten, aber nicht unter dieſem allein. Als auf dem Ulmer Kreistage von 1674 der Tod des Herzogs Eberhards (III.) gemeldet wurde, da „konnte ſich der meiſte Theil des Weinens nicht enthalten.“ Die Geſchichtſchreibung hat bekanntlich dieſen Fürſten nicht ſehr hoch geſtellt, aber immerhin mochte er in den ſechzig Jahren ſeines drangvollen Lebens manche Erfahrung geſammelt haben, die ihm ſagte, was in dieſer ſublunariſchen Welt dazu gehöre, ein Land zu regieren und einen Kreis zu dirigiren. Noch trauriger ſah es drei Jahre nachher aus, als ſein jugendlicher Nachfolger gleichfalls ſtarb und einen neunmonatlichen Erben (Eberhard Ludwig) hinterließ, deſſen präſumptiver Vormund ſelbſt noch nicht ganz mündig war.

In der ſchwierigſten Lage des Kreiſes und Landes erhob ſich ſofort ein Streit um die Führung der Adminiſtration. Nach dem Rechtsbuchſtaben hätte ein Vormund des Vormundes die Regierung übernehmen und bei deſſen eingetretener Volljährigkeit an denſelben abgeben ſollen. Als ſolcher meldete ſich auch der Oheim des Vormunds und Großoheim des „fürſtlichen Pupillen,“ Herzog Friedrich, Eberhards Bruder, von welchem gerühmt wurde, daß er ſchon bei einem Einkommen von nur viertauſend Gulden den vernünftigen Grundſatz gehabt habe, die Ausgaben nach den Einnahmen zu richten und ſtets noch etwas zurückzulegen. Zu noch größerem Ruhme wurde ihm nachgeſagt, daß er 1637 in Wien, als Bittſteller für ſeinen flüchtigen Bruder, den regierenden Herzog Eberhard, trotz des Argwohns, den derſelbe wegen dieſer unberufenen Reiſe gegen ihn gefaßt, das kaiſerliche Anerbieten, ihm um den Preis des Religionswechſels das Herzogthum zu übertragen, abgelehnt habe. Da er ferner einſt in einer der Schlachten des dreißigjährigen Krieges, und das hinter dem fliehenden Feinde her, ein Pferd todtgeritten hatte, ſo mochte bei aller Bedächtigkeit ſein Jugendfeuer auch im zweiundſechzigſten Jahre noch nicht ganz verflogen ſeyn; kurz, die überwiegende Meinung des Landes hätte die Adminiſtration nicht bloß für jetzt, ſondern auch auf längere Zeit in ſeiner Hand lieber geſehen, als in der des jungen Friedrich Carl. Der Kaiſer aber, der nur wenn er ganz beſondere Gründe hatte, vom ſtrengen Rechtsbuchſtaben abging, und der, wo nicht mit ſeinem eigenen ſterblichen Blicke, ſo doch durch das allwiſſende Auge ſeiner hochwürdigen Herrn Patres von der Geſellſchaft Jeſu vorherſehen mochte, daß der wackere alte Herr nur noch fünf Jährchen zu leben habe († 1682), der Kaiſer ließ die Friſt, die dem jüngeren Prätendenten an ſeinem Alter fehlte, über den durch den Streit hervorgerufenen Reichshofrathsverhandlungen verſtreichen, ſo daß die Entſcheidung, die endlich zu Gunſten des letzteren erfolgte, zu gleicher Zeit rechtlich überflüſſig geworden war.

Der junge Herzog Adminiſtrator hatte indeſſen kein ſehr beneidenswerthes Ziel des Ehrgeizes erreicht, als er zu Stuttgart das ſogenannte Känzelein am Herrenhauſe betrat, um von der auf dem Markte verſammelten Bürgerſchaft die Huldigung einzunehmen. Daß er der Herzogin Wittwe, der ſpäter dem Lande ſo lieb gewordenen Magdalena Sibylla, unter dem Titel einer „Mit-Ober-Vormunderin,“ einen Antheil an der Würde überlaſſen mußte, war bloße Courtoiſieſache ohne politiſche Bedeutung; aber eine andere Gewalt ſtand neben, ja über ihm, ein Senat, der ihm bei jeder Handlung die Hände band.

Seit dem unheimlichen Julius Friedrich, der ſich auf ſeinen Münzen mit der Reichsſturmfahne als Sieger von Epheſus und Mitylene abbilden ließ und ſeinem Mündel Eberhard das Herzogthum zu entreißen trachtete, war ein Adminiſtrator ein im voraus angefeindeter Gegenſtand des Verdachts geworden. Die Verfaſſung ſelbſt bekämpfte dieſes doch zugleich als nothwendig anerkannte Uebel. Schon Eberhard im Bart hatte eine förmliche Regentſchaft hinterlaſſen, die damals faſt ganz aus der Landſchaft hervorgegangen war. Nach Chriſtophs Tode erſcheint ein aus der Quinteſſenz des adeligen und gelehrten Beamtenſtandes gebildetes, mit Führung der Vormundſchaft betrautes Geheimerathscollegium, das nach wechſelnden Schickſalen durch das Teſtament Eberhards III. zur verfaſſungsmäßig ſtändigen Behörde wurde. Miniſterium unter dem regierenden Herzog, dieſem und der Landſchaft zugleich verantwortlich, ſollte es nach des Fürſten Tode von ſelbſt als Vormundſchaftsbehörde bis zum Antritt des Adminiſtrators fortregieren, in gewiſſen Fällen auch ohne Adminiſtrator, nur unter der ziemlich entfernten Oberaufſicht einiger verwandten Höfe, die Alleinregierung haben. Dieſe „Geheimben Regiments-Räthe und Mitvormundere“ waren der Senat, der den „Ober-Vormunder“ allgewaltig umgab. Er durfte, laut ausdrücklicher Verpflichtung, „ohne derſelben Vorwiſſen und Einwilligung nichts vornehmen noch reſolviren, dieſelbe auch weder ſampt noch ſonders removiren oder ſuspendiren,“ und wurde eine Stelle im Collegium erledigt, ſo hatte dieſes bei der Wiederbeſetzung ein bindendes Wort mitzureden. Es fehlte nur, daß er, wie ein ſpäterer Adminiſtrator (Carl Rudolph), das

Digitized by Google

Versprechen gab, stets nach der Stimmenmehrheit des Geheimenraths zu regieren.

Bei so hoher Stellung dieses Collegiums war es denn kein Wunder, daß der im Geheimenrathspräsidenten allmählig aufgehende Landhofmeister, Christoph von Manteuffel, der zu Wien gegen Herzog Friedrich Carl gearbeitet hatte, in den hiedurch veranlaßten Dissidien dem angehenden Administrator als erster „Co-Administrator" (Mitobervormünder) die Stirne bot.

Dagegen, sieht man, war die Stellung des Administrators so beschaffen, daß sie fast nur eine finanzielle Lockung ausüben konnte; und das war auch der Hauptgrund, warum die Agnaten des Hauses, nachdem ihnen das Eberhardinische Testament so starke Riegel vorgeschoben hatte, sich jeweils noch um diese Dornenkrone stritten. Dieselben waren, besonders aus Eberhards beiden fruchtbaren Ehen, in großer Anzahl vorhanden. Da die Kammergefälle für die Bedürfnisse des Hofes und Landes nicht ausreichten und die „Beiträge" der Landschaft, die man fast immer bittweise erpressen mußte, etwas genau bemessen flossen, so konnte man mit den Apanagen für so viele nicht freigebig seyn; in Folge der „blutpressenden Kriegespressuren" wurden sie nicht einmal immer regelmäßig ausbezahlt, und so hatte man fort und fort auf Versorgungen für nachgeborene Prinzen und Prinzessinnen zu denken.

Für diese Prinzen war es darum doch wieder ein Glück, daß der Krieg in der Welt kein Ende nahm. Um ein Beispiel von den Fahrten und Abenteuern solcher jüngeren Söhne hoher Häuser zu geben, werden wir an einer andern Stelle die Lebensgeschichte des Prinzen Ulrich einflechten, der bei fast allen „Kronen," Republiken und Factionen, nur bei dem Kaiser nicht, gedient, zweimal die Religion gewechselt, für und gegen Frankreich gestritten und seinen Brüdern Eberhard und Friederich nicht wenige Ungelegenheiten bereitet hat. Wir sind ihm diese Aufmerksamkeit auch noch aus andern Gründen schuldig, und zwar einfach schon darum, weil wir mit der Zeit die persönliche Bekanntschaft seiner Prinzessin Tochter machen werden.

Eberhards Söhne wurden bei dem leitenden Gedanken des Hauses und dessen wieder correcter werdendem Ausdrucke näher festgehalten, als es mit dem spanischen General Udalrigo in jenen wirren Zeiten möglich gewesen war. Die jüngeren Prinzen dienten theils dem Reiche, theils dem Kaiser. Friedrich Carl hatte das Commando einer ihm von cher oncle Ulric in seiner Kindheit „verehrten" französischen Freicompagnie längst mit der in jeder Hinsicht loyalen Kreisoberstenstelle vertauscht und unter den Fahnen des Kaisers, im Elsaß, hatte ihn die Nachricht vom Tode seines ältesten Bruders nach Wien zu eilen gemahnt.

Auch jetzt aber, als Administrator, sah er sich zeitig von häuslichen Sorgen bedrängt, die ihn auf die Vermehrung seiner Einkünfte zu sinnen nöthigten, und zwar schon im Junggesellenstande. Der Administrationsproceß hatte ihn nämlich in dem theuren Wien alles in allem 17,000 Gulden gekostet. Mit dieser Position wagte er, noch ehe er sich im Vormundschaftscollegium zurechtgefunden hatte, vor „gemeine Prälaten und Landschaft" hinzutreten. Dieselben waren jedoch dem Schuldenmachen gar nicht hold und hielten es für unbillig, mit einer solchen Privatangelegenheit behelligt zu werden. Hatten doch in dem bei jenem Streit erforderten Juristenbedenken der berühmte Lauterbach und dessen Lieblingsschüler Johann Jacob Gurtz, das „Rechtsorakel seiner Zeit," den Ausspruch gethan, daß die Vormundschaft dem jungen Herzog Friedrich Carl „nuglich" und solchemnach das Recht ihm günstig sey. Zog er aber den Nutzen, so mochte er auch die Unkosten leiden und nach und nach abzutragen suchen. Oheim Friedrich, der gute Haushälter, hätte so viel zurückgelegt gehabt, um blank auszahlen zu können; ihm wäre es, zumal er durch eine Jugenderinnerung ähnlicher Art gewitzigt war, sicher nicht in den Sinn gekommen, der Landschaft mit dieser Wiener Salbe beschwerlich zu fallen. Nun aber brachte Friedrich Carl vollends noch eine kaiserliche Resolution zum Vorschein, und der zweite oder dritte Landtag mußte sich fügen. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig: gefiel es einem Herzog nicht, wenn die Landschaft an den Kaiser ging, so kam dieser das Umgekehrte auch nicht angenehm. Hiedurch war nun „der Grund zu einem beständigen Widerwillen gegen einander gelegt."

Als der junge Administrator bald darauf sich vermählte, mußte er zuvor einen Verzicht leisten, „dessen Inhalt bedenklich ist." Oeffentlich und feierlich mußte er „den allmächtigen Gott und Schöpfer aller Creaturen, Gott den Sohn und Gott den heiligen Geist, als bei diesem Agnitions- und respectivè Renunciationsactu persönlich zugegen, zu Gezeugen anrufen," daß er die in Eberhards III. Testament, wie auch in den früheren Satzungen und brüderlichen Vergleichen verordneten Landesgrundfesten, die Untheilbarkeit des Landes und das Erstgeburtsrecht des Hauses, bei Versorgung der nachgeborenen Prinzen mit Apanagen und Deputaten, „fürstlich und festiglich, fleiß und unverbrüchlich halten, auch nicht dawider seyn, noch des jetztlebenden Landprinzen Herrn Herzog Eberhard Ludwigs, seines freundlichen lieben Vettern Liebden oder dero fürstliche ehliche Mannserben oder ihre Erbserben dar-

Digitized by Google

über weder in noch außer Recht irren, dringen, zwingen noch treiben wolle.“ Erſt nach Ablegung dieſes Eides, der im folgenden Jahre auch ſeinen jüngeren Brüdern auferlegt wurde, durfte er zur Vermählung ſchreiten. Die Heimführung ſodann „geſchahe mit wenig Feierlichkeiten.“ Frau Magdalena Sibylla nebſt den Hofcavalieren empfing die Neuvermählten auf den Untertürkheimer Wieſen, und der Einzug wurde auf dem nächſten Weg durch den Thiergarten unter brennenden Fackeln gehalten, wobei drei „Burger-Compagnieen“ paradirten und nachmals auf dem (alten) Schloßplatze drei Salven gaben. Um acht Uhr war die Tafel ſchon zu Ende und Jedermann in den Zimmern; den andern Tag „hielte“ der Hofprediger eine Bewillkommungspredigt. Alles das hat übrigens nicht verhindert, daß Friedrich Carls älteſter Sohn Carl Alexander nachher auf natürlichem und rechtlichem Wege zur Erbfolge kam. Aus dem Munde ſeiner „Frau Muter“ Eleonora Juliana von Brandenburg-Onolzbach (Ansbach) mag er wohl manches von dem kühlen Hofe und der kargen Landſchaft, noch ehe er dieſe ſelbſt kennen lernte, vernommen haben.

Er war noch nicht geboren, als der Herzog Adminiſtrator ſchon Miene machte, in die kaiſerlichen Dienſte zu treten. Da er bei jeder Gelegenheit verlauten ließ, die bisherige Militärverfaſſung tauge nichts und nur der Miles perpetuus ſey das richtige Syſtem, ſo mußte man, auch abgeſehen von den Unzuträglichkeiten einer fliegenden Feldadminiſtration, die Beſorgniß hegen, die Durchſetzung dieſes ſtehenden Heeres dürfte ihm in der vereinten Eigenſchaft des kaiſerlichen Generals und Landesregenten nicht ſehr ſchwierig ſeyn. Man machte ihm Vorſtellungen; er erwiederte jedoch, die Adminiſtration hindere ihn an ſeiner „Fortun;“ ihre Jahre ſeyen gezählt, und wenn ſie erlöſche, ſo gehe ſein davon „genießendes“ Deputat zu Ende; er würde dann ſehr unglücklich ſeyn, wenn er mit den Seinigen nicht mehr ſo gut leben könnte, als ihm durch die Annahme der angebotenen hohen Charge möglich würde. Nun glaubten zwar viele, er ſuche bloß unter einem Vorwand von Seiten der Landſchaft eine „Ergötzung“ zu erlangen, aber man fürchtete auch wieder, daß er nach dem Scheitern dieſer Abſicht nur deſto ernſtlicher ſich um eine Kriegsſtelle bemühen könnte. Nach längeren Deliberationen zwiſchen dem engeren und größeren Landſchaftsausſchuſſe und auf Zureden der Mitobervormünderin, ſowie der Geheimenräthe entſchloß ſich der Ausſchuß endlich zu einem Geſchenk von 50,000 Gulden, zahlbar nach geendigter Adminiſtration in Jahresraten von 20,000 und 15,000 Gulden; im erſten Jahr erhielt auch des Herzogs Gemahlin 1500 Gulden, aber ohne Präjudiz und Conſequenz, auch vorbehaltlich der Genehmhaltung des künftigen Landesfürſten, und unter der Bedingung, während der Vormundſchaft in und bei dem Land zu bleiben und ſich ermeldter hohen Charge zu begeben.*

Nun ſtellten ſich aber bald noch weitere junge Prinzen ein, und das Kammergut wollte nicht einmal für die Quartalgehalte der Hofbedienten reichen. Freilich meinten die Geheimenräthe auch, man brauche nicht jeden reiſenden Franzoſen, der ſich bei Hofe zeige, zur Tafel zu ziehen; ja ſie fürchteten, ſolche Franzoſenfütterung könnte zuletzt ſelbſt in Wien ſchief angeſehen werden.** Der Directorialgeſandte am Kreistage hatte ohnehin ſchon von kaiſerlichen Commiſſarien manch bitteres Wort über die franzöſiſche Geſandtſchaft in Stuttgart hinnehmen müſſen; der König erwies nämlich dieſem Hofe die „Bienveillance,“ einen „Envoyé“ daſelbſt zu halten.

In dieſen Geldverlegenheiten griff der Adminiſtrator zu einem damals ſchon ſehr gebräuchlichen Auskunftsmittel. Er ſchloß mit dem Herzog von Braunſchweig-Lüneburg, welcher der Subſidiengelder gleichfalls ſehr bedürftig war, und mit den Landgrafen von Heſſen einen gemeinſamen Vertrag, wodurch man ſich gegen die Republik Venedig zu Stellung von 8000 Mann verpflichtete. Auf ſeinen Part kamen 3000 Mann in zwei Regimentern, in deren Oberſtenſtellen Vetter Carl Rudolph von Neuſtatt, Oheim Friedrichs Sohn, und der kleine Carl Alexander, dieſer vorerſt bloß „genieſſend,“ ſich theilten. Sein Kreisſecretarius Backmeiſter jedoch, den er nach Wien geſandt hatte, ſchrieb ihm von dort, der Reichsvicekanzler Graf von Königseck und der Hofkanzler von Strattmann haben ſich verlauten laſſen, der Kaiſer ſey über die hohen Pactanten ſehr unzufrieden, daß ſie ihm die beſte Mannſchaft aus dem Reiche bringen. Nichtsdeſtoweniger ward er jetzt für die Generalſtaaten ein neues Regiment, zwölf Compagnien zu Pferd. Die Verwicklungen dieſes Schrittes, mit welchem wir bereits mitten im Jahre 1688 ſtehen, werden ſich ſofort ergeben.

So bietet uns denn auch der Vorſtaat unſeres Kreiſes ein Bild, das ſich den Reichsverhältniſſen, wie ſie zwiſchen Kaiſer, Kurfürſten und Fürſten beſtanden,

---

* Die ganze Verhandlung ſammt den dabei gebrauchten Ausdrücken iſt buchſtäblich aus Sattler, XI, 113, 114, 122, genommen. Dieſer ſtreng ergebene Geſchichtſchreiber ſchrieb bekanntlich unter den Auſpicien und der Cenſur von Friedrich Carls berühmtem Enkel Herzog Carl, der ſomit die Abſicht gehabt zu haben ſcheint, jene Thatſachen der Nachwelt nicht vorzuenthalten.

** Spittler, v. S. w. G., II, 369.

Digitized by Google

ungezwungen vergleichen läßt; denn das Geheimeraths-collegium hatte in diesem kleineren Maßstabe eine dem Kurfürstencollegium sehr ähnliche Stellung, und wie dieses mit der Fürstenbank, so war jenes mit der Landschaft häufig gegen oben einig, aber eben so sehr in die verderbliche, gemeinschaftlich verschuldete Entfremdung der Balleien und Landstände hineingerissen.

Bis jetzt indessen hatte der Herzog Administrator noch das Vertrauen des Volks. Mit Stolz erzählte man sich, daß er in Straßburg vor dem König in Gegenwart vieler Dues und Prinzen von Geblüt den Hut zuerst aufgesetzt habe. Messeigneurs wollten dieß rügen, wurden aber von ihrem Herrn erinnert, zwischen einem deutschen Reichsfürsten und einem französischen Großen sey ein Unterschied. Ja, Se. Majestät dachte so huldreich, ihm aus freien Stücken die durch Reunion bedrohte Grafschaft Mömpelgard anzubieten, natürlich unter der billigen Bedingung, daß der Herzog ihm dafür huldige und Besatzung in das Mömpelgarder Schloß aufnehme. Denn Ludwig hatte nicht bloß merovingische, sondern auch andere Geschichten studirt oder studiren lassen, und kannte daher ganz gewiß die Anekdote vom Herrn von Krenkingen, dem alten Semperfrei, der vor dem Kaiser die Zipfelmütze nicht abzog und für diesen Freimuth ein Lehen geschenkt bekam — jenen Zug von Magnanimität meinen wir, über den manche Wortführer der heute noch ziemlich verbreiteten hohenstaufischen Partei regelmäßig Rührungsthränen zu vergießen pflegen. Der junge Herzog aber lehnte damals die Gnade ab und that dem Kaiser und Reiche schleunigst Meldung davon. Später freilich änderten sich die Dinge.

Auch das wurde ihm hoch angerechnet, daß er erst ganz kürzlich den französischen Gesandten, den windigen Sieur de Juvigny, der seine Hauskapelle zu einem geistlichen und weltlichen Jurisdictionsbezirk für sämmtliche im Herzogthum lebende Katholiken zu erweitern versuchte, und ebenso schon früher dessen übermüthigen Vorgänger Bourgenville mit einer Energie, die jedem protestantischen Herzen wohl that, in die gebührenden Schranken zurückgewiesen hatte. Die Gründung des Stuttgarter Gymnasiums, das auf dem Thürstein den Namen des Administrators, im Grundstein den Namen des Pupillen voranstehen hat, und bei dessen Eröffnung man für das Fach der Poesie Ovids Tristia zu Grunde legte, wurde als ein Segen des Landes begrüßt. Und ganz hatte er den Geschmack dieses Landes wie der Zeit überhaupt getroffen, als er auf einen Kometstern, der den halben Himmel einnahm, eine Münze mit der Inschrift prägen ließ:

Der Stern droht böse Sachen.
Trau nur! Gott wird's wohl machen.

Aus meiner Pilgertasche.

Eine halbe Stunde bei Fürst Hardenberg.

Aus bloßer Neugierde, den Fürsten Hardenberg Auge in Auge zu sehen, hatte ich mir ein gewichtiges Empfehlungsschreiben an ihn errungen und das Glück, solches ihm selbst überreichen zu können. Er schien seine gute Stunde zu haben, er empfing mich ungemein leutselig, ja freundlich. Das Empfehlungsschreiben schien ihn noch mehr zu gewinnen; er las es sehr aufmerksam und sprach seine Gefühle darüber in einzelnen abgebrochenen Worten laut vor sich hin.

„Schön, schön! — Mein Freund ist noch immer der Alte, knurrig oder schnurrig. — Sie scheinen bei ihm einen starken Stein im Brett zu haben. — Ei, ei! auch ein wenig Publicist? — Nun, die Publicisterei der Belletristen hat gewöhnlich eine ziemlich poetische Färbung."

Den Brief auf den Tisch legend, betrachtete er mich eigentlich jetzt erst mit eigenthümlichem, ich möchte sagen polizeiartig forschendem Blick und sprach hastiger: „Apropos, sind Sie Verfasser der Geschichte der spanischen Cortez in Posselts Annalen?" — „Um Verzeihung, Durchlaucht, nur Uebersetzer." — „Hm, das läuft oft auf Eins hinaus. Sind Sie im Spanischen sehr bewandert?" — „Jetzt mehr als damals." — „Sie haben auch etwas Russisches von Karamsin übersetzt?" — „Leider ja!" — „Warum leider?"

„Weil diese Uebersetzung mir selbst jetzt mißfällt und ich damals eben so wenig vom Russischen verstand als jetzt." — „Ha, ha! dann sieht es freilich damit

Digitized by Google

bedenklich aus. Sie befassen sich auch mit dem Englischen und Italienischen?" — „Ja, Durchlaucht." — „Sie haben in Wien viel für das Theater geliefert?" „Ja, multa, non multum." — „Hm, das ist entweder ehrlich über Gebühr, oder sehr eitel." — „Nur einfach die Wahrheit: von allen jenen Dramen wird keines ein paar Jahre lang am Leben bleiben, manches die Grenzen von Oesterreich gar nicht überschreiten."

„Freilich mögen Sie Recht haben, wenn alle Ihre Dramen gleich Ihrem Ugolino nur so mit der Zimmermannsart zugestutzt sind. Indessen muß man es vom Theater herab nicht so genau nehmen, denn unmöglich läßt sich das allgemeine Bedürfniß nur allein mit Classischem befriedigen. Uebrigens werden solche auf frappante, haarsträubende Situationen, schroffe Gegensätze der Charaktere und mit ihren Ausgängen auf die göttliche Gerechtigkeit basirten Dramen immer für die paar Stunden befriedigen, wenn sie so ungeschminkt und unbefangen wahr und lebendig, auch nach außen so glänzend, wie auf Ihrem Theater an der Wien dargestellt werden. Die Darstellung solcher Thränen- und Schauderstücke bedingt einen eigenen Styl im Einzelnen wie im Ensemble, dessen man nicht überall Meister wird und dem sich in der Regel gerade die tiefsidenkenden Künstler am wenigsten fügen können. Das ist aber als ein Glück zu betrachten, denn sonst würde solches Eintagfliegenwerk bald alles wahrhaft Schöne von der Bühne verdrängen, weil die Menschen im Allgemeinen sich überall so ziemlich gleich bleiben, dem momentanen Eindruck mehr sich hingeben, als dem Prüfen und Denken." — „Darin besteht das unverwüstliche Hauptglück für die Theater und die Mehrzahl der dramatischen Schriftsteller."

„Suchen Sie vielleicht eine Anstellung?" — „Durchlaucht, in Preußen nicht, hier in Wien würde mir dergleichen vielleicht willkommen seyn." — „Ha, ha! Trotz aller Ihrer Sprachkunde und historischen Studien scheinen Sie für Diplomatie wenig Neigung und Beruf zu haben, sonst würde Ihre Antwort nicht so bestimmt ausgefallen seyn."

„Durchlaucht — ich glaubte —" — „Keine Entschuldigung! Danken Sie Gott für das Glück, noch gerade heraus sagen zu können, was Sie denken und fühlen. — Apropos, was haben Sie denn jetzt unter der Feder?" — „Eigentlich nichts; denn ich habe dieser Tage ein Werkchen fertig gemacht und darnach ruhe ich stets einige Zeit aus." — „Darf man fragen, wie dieses Werkchen heißt?"

„Die Magie der Worte." — „Alle Wetter! Ein mysteriöser Titel! Wie kamen Sie darauf?"

„Vor einiger Zeit fiel mir eine französische Broschüre unter diesem Titel in die Hand. Die Vorrede sagte mir, daß ich es mit einem eingefleischten Absolutisten und Bourbonisten zu thun hatte." — „Sie sind also nicht Absolutist?" — „Nicht ganz." — „Wer es nicht ganz ist, ist es gar nicht. Doch, wenn ich bitten darf, weiter."

„Der Franzose entwickelt in einem merkwürdigen Mischmasch von edler blühender Sprache und bombastiger Phrasenmacherei, von gesunder Philosophie und blendender Sophistik, alle Künste des Liberalismus und Radikalismus, um durch Aufstellung von äußerst dehnbaren und hundertfältig auslegbaren Schlagworten ohne irgend einen bestimmten Begriff, wie Freiheit, Gleichheit, Menschenrechte ꝛc., die Phantasie der nichtdenkenden Menge zu reizen, Leidenschaften zu entflammen, Fanatismus zu erregen, Revolutionen hervorzurufen, wobei am Ende niemand zu kurz kommt, als die magisch Bethörten selbst. — Dieser Gedanke gefiel mir und erschien einer gründlicheren Durchführung werth. Allein in Betreff seiner Wahrheit und Wirksamkeit bildet er nur ein Bruchstück, einen ersten Theil: ihm fehlt offenbar der zweite Theil, der Gegensatz, die Magie der Worte, womit der Absolutismus eben so freigebig ist und eben so vielfach magisch zu blenden trachtet, mit Worten eben so dehnbar, eben so mannigfacher Auslegung fähig, eben so wenig auf bestimmte Begriffe basirt, wie z. B. Loyalität, von Gottes Gnaden, historisches und göttliches Recht ꝛc. Zu Bildung eines Ganzen schrieb ich diesen zweiten Theil dazu, und zwar mit gleich unumwundener Aufrichtigkeit und Wärme."

„Aufrichtigkeit ist in allen Dingen gut und Wärme gewährt zuweilen wesentliche Vortheile, allein bei solchen Fragen und Erörterungen erscheint es fast unvermeidlich, daß die Wärme in sehr verschiedenem Grade sich offenbart und der Wahrheit dadurch unwillkürlich Abbruch geschieht. Der Absolutist wird, ohne es zu wissen noch zu wollen, bei Behandlung der gegentheiligen magischen Worte hin und wieder von dem Standpunkte der Objectivität auf den der Subjectivität hinüber gegängelt werden, und dem Liberalen wird ohne Zweifel dasselbe begegnen."

„Ich glaube dabei stets objectiv geblieben zu seyn." — „Der Glauben macht den Glaubenden selig, aber andere wollen Ueberzeugung und urtheilen hienach. Ist das Werkchen schon im Buchhandel?" — „Nein, ich habe die Handschrift noch in der Tasche, um erst mit einem Verleger zu unterhandeln."

„Darf man einen flüchtigen Blick hinein wagen?" — „Zu Befehl!"

Mit einem unbeschreiblichen Lächeln huldreicher Hoheit und feinsten Spottes ergriff er das Manuscript,

Digitized by Google

spazierte auf und ab, durchstöberte eine Seite vorne, erfaßte dann wieder eine vom zweiten Theile, nickte Beifall vor sich hin, lächelte wieder sehr zweideutig, scandirte: „incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim," sehr scharf, las wieder einige Zeilen, drehte sich plötzlich lachend auf dem Absatz um, deutete mit einem Finger mit komisch schulmeisterlichem Ernst auf eine Stelle in der Schrift und pererirte: „Nil humani a me alienum, zu deutsch: Hier ist uns etwas Menschliches passirt! Ha, ha! das magische Wort Despotismus gehört doch wohl in die zweite Abtheilung und hier erscheint es in der ersten."

„Um Verzeihung, Durchlaucht, der Absolutismus spricht niemals von Despotismus, er substituirt stets andere wohlklingende Worte, an welchen ja sein Dictionnaire monarchique reich genug ist, wogegen der Radikalismus dieses Wort sehr häufig im Mund hat und es stets auf seine Sturmfahnen schreibt."

„Sie mögen Recht haben, in seinen Augen sind wir Monarchisten sammt und sonders nur Priester und Jünger des Despotismus, und alles was wir thun und lassen, hat stets den widerlichen Hautgout dieses abscheulichen Priesterthums. Aber noch Eins, nicht zum Verbotenen allein treibt der menschliche Hang, sondern auch et nitimur in foetidum — zum Garstigen. Ja, ja, gerathen wir ins Polemisiren und Dialektisiren, und gehen uns dabei zuweilen die guten Gründe aus, so suchen wir uns unwillkürlich mit Schimpfen auf die Gegner selbst aus der Affaire zu ziehen. Das ist nicht hübsch und schadet dem Eindruck, also — einige wohlthuende Striche, und — nichts für ungut."

Das Manuscript mit einem sehr verbindlichen Knix zurückgebend, fuhr er fort: „Da Sie lediglich mir zur Ehre diesen Besuch gemacht haben, so will ich der Empfehlung meines Freundes wenigstens durch einen guten Rath zu entsprechen suchen. Unter die Dinge, welche unserem vortrefflichen Könige gewiß Freude machen, gehört Ihre Magie der Worte. Uebersenden Sie ihm solche zur Ansicht, wie es sich von selbst versteht, ohne meiner Person und meines Rathes dabei zu erwähnen, und — ohne den zweiten Theil, den Sie allenfalls in späterer Zeit mit Allerhöchster Genehmigung vorzulegen unterthänigst wagen werden et caetera. Sie haben mich doch verstanden? Man muß einem Könige nie zuviel auf einmal zumuthen. — Kann ich Ihnen später irgend gefällig seyn, so lassen Sie es mich wissen, und kommen Sie einmal nach Berlin, so machen Sie mir das Vergnügen, sich bei mir sehen zu lassen; also — au revoir!"

Ich befolgte des freundlichen Fürsten Rath. Einige Wochen später übergab mir der preußische Gesandte ein sehr gnädiges Dankschreiben und ein reiches Souvenir von Sr. Majestät. Als ich 1824 nach Berlin kam und die fürstliche Protektion mir wohl hätte förderlich seyn können, war Fürst Hardenberg nicht mehr. Die Herausgabe der „Magie der Worte" unterblieb damals, weil die K. K. Censur zu Wien mit ihrem „admittitur für den Druck im Auslande" mich geärgert hatte und Graf Sedlnitzky sein kategorisches „Es bleibt dabei!" mit einem Grund mir zu erklären nicht der Mühe werth fand. Viel später erschien von Herrn von Alvensleben eine Bearbeitung des französischen Originals, ohne Beigabe des zweiten Theiles.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Der Salon. — Der Tempel der Melpomene. — Eine Sitzung der Académie française. — Die Champs élysées. — Concert Musard. — Humboldt in Paris.

ζ Die Götter Griechenlands, die schon längst in den Ateliers complottirten, haben dieses Jahr im Salon entschieden die Offensive ergriffen. — Mein Bericht fängt an wie ein Armeebülletin; man liest den ganzen Tag nichts anderes. Diese Demonstration wird hoffentlich ohne weitere Folgen bleiben; was hat die moderne Kunst mit diesen verrosteten Symbolen gemein, in denen sich Anschauungen versinnlichen, die uns fremd geworden? Was ist selbst der Jupiter des Phidias mit seinem Adler und seinen Feuerzacken, was ist der sechzig Fuß hohe Koloß gegen den unermessenen Himmel, zumal wenn die Mitternacht ihr silberblitzendes Sternenheer aufgestellt und das Gewitter seine Batterien losfrachen läßt? Und wie jämmerlich schrumpft der unendliche Ocean zusammen in dem alten

Digitized by Google

Opernstatisten, der in der dritten Position auf einem ehernen Wagen über die Wogen fährt und die Winde mit einer Hrugabel bändigt?

Venus hat den Anfang gemacht. Ein schönes Weib ist als solches stets willkommen, nur nicht als Göttin. Im Salon kommt sie drei oder vier mal vor, am Putztische, im Bade, mit und ohne Amor. Dabei ist weiter nichts merkwürdig, als daß sie überhaupt da ist. Amor tritt auch für sich allein auf in einem Bilde von Hamon; der Schalk klopft an eine Mansardenthüre; Bogen und Köcher hat er neben sich gestellt. In einer Carrikatur von Nadar steht dafür ein Regenschirm: es könnte regnen und der nubeinackte Gott würde naß werden und sich die Flügel verderben. Wenn die Heiden mit aller Gewalt einen Cupido haben wollen, so sollten sie ihm wenigstens eine Patronntasche voll Spitzkugeln umhängen und ihm einen Tiroler Stutzen in die Hand geben. Jetzt fehlt nur noch Leda mit dem Schwan. Ich habe mir nie erklären können, wie man den bekannten Kupferstich selbst im Boudoir sehr honetter Damen antrifft. Vor der Pasiphae würden sie zurückschaudern. Die eine ist so abscheulich wie die andere; dergleichen gehört in das geheime Museum von Neapel.

In der Sculptur hat sich die griechische Mythe erhalten, sie ist hier unentbehrlich. Die christliche Kunst hat die sündhafte Blöße verhüllt und läßt nur das Antlitz frei, wo der Gedanke auf der Stirne thront und das Lächeln der Liebe den Mund umspielt, diese lebendige Rose, und das Auge, das durch das Strahlenband des Lichtes den Menschen mit dem Himmel verbinden. Das Nackte aber ist das eigentliche Gebiet der Sculptur, und ihr Ideal ist und bleibt Venus. Das Ideal der modernen Pariser Schule ist aber nicht die Venus von Milo, nicht einmal die medizäische, sondern die Venus des Herrn Pradier. Ueber das Hübsche streben die heutigen Franzosen selten hinaus. Ich kenne bloß Cavelliers Penelope, die leider in der Sammlung des Herzogs De Luynes in seinem Schlosse von Chevreuse verschwunden ist, und Millets Ariadne, die höher hinaus wollen. Paris selbst, das riesige Paris, ist weiter nichts als hübsch — wohl gemerkt, wo es nicht häßlich ist. Das kommt wohl daher, daß die Frauen ebenfalls nur hübsch sind. Wo man hinsieht im Garten des Salons, erblickt man liebliche marmorne Frauengestalten, fein gebaut, zierlich gegliedert, in anmuthigen Stellungen; da stecken sie zwischen den Hortensien und Azaleen und lächeln über die Rosengebüsche hin und haben auch poetische Namen: Omphale, deren habe ich fünfe gezählt; Sappho, es sind drei vorhanden; drei Bacchantinnen, darunter eine moderne; so steht's im Katalog. Die Statüen heißen ferner: Diana, Psyche, Egeria, Pandora, Hebe, Nyssia. Die Egeria könnte Psyche heißen, die Nyssia würde sich eben so gut als Hebe ausnehmen. Dann habe ich eine Chloris gesehen und eine goldhaarige Venus, eine Andromeda, eine Penelope; dazu kommt eine Schaar von Nymphen, Banen, Faunen, Apollo, Bacchus, Hercules, Mercurius. Dieser letztere ist von Cavelier, eine treffliche Studie nach der Antike, für das neue Louvre bestimmt. Cavelier ist unstreitig der bedeutendste unter den lebenden französischen Bildhauern. Zu guter Letzt haben wir noch ein junges Mädchen, das Liebesgötter auf einer Wage wägt; ein schwerer Stoff für so leichte Waare! Sie ist von Lequesne. Der Mann ist nicht etwa ein „gaufelnder" Jüngling, er muß schon in den vierzigen seyn, denn 1844 erhielt er bereits den sogenannten grand prix de Rome, und hat zwei Medaillen erster Klasse davon getragen, und ist Ritter der Ehrenlegion obendrein, und ein jedenfalls achtbares Talent wird an solches Zeug vergeudet! Dahin hat Pradiers Schule geführt. Auch hätten Sie das Zeitergeschrei hören sollen, als damals Cavaliers Penelope die große Ehrenmedaille erhielt. Es ist Zeit, daß die Franzosen nach Florenz wandern, der alte Buonarotti wird ihnen schon die Liebesgötter aus den Köpfen treiben.

Es geht den Franzosen mit der Antike, wie früher mit der Tragödie. Das Abgedroschene wird immer wieder von neuem gedroschen. Athen und ganz Griechenland zusammen haben nicht so viele Gottheiten ersten, zweiten und dritten Ranges in die Welt gesetzt wie Paris. Zu Versailles habe ich in den grands appartements den Olymp dreimal gesehen; Ludwig XIV. kommt mehrmals vor als Jupiter; der große Alexander gab sich doch nur für dessen Sohn aus. Die Statuen wimmeln in und am Schlosse bis hoch hinauf und stehen in langen Reihen unter den hundertjährigen Eichen und Buchen des Parks: man könnte damit ein vollständiges System der griechischen Fabellehre construiren. Und seitdem geht die Fabrik der Unsterblichen mit kurzen Unterbrechungen fort, und ich weiß wahrlich nicht, wo man am Ende damit hin will, wenn man nicht allenfalls dem Beispiel des Prinzen Napoleon folgt und griechische Tempel bauen läßt.

In der Ausstellung habe ich ein hypothre-amphiprostyle — ich schreibe das Wort nicht aus, es folgen noch sechs Sylben — gesehen: zu Deutsch, einen Tempel mit offener Cella, d. h. ohne Dach, und mit freistehenden Säulen an beiden Façaden; auf dem Giebelfelde der Hauptfaçade habe ich Minerva, Apollo Musagetes, Bacchus, Homer und Orpheus erkannt; auf dem Posticum hat Ingres die Geburt der Musen gemalt, die Metopen, die durch Halbsäulen abgetheilt werden, stellen dar: Iphigenie auf Aulis, Achilles und Priamus, Andromache und Pyrrhus, Phädra und Hippolyt, Oedip und Antigone, und mitten in der Cella thront Melpomene, und die Melpomene ist die Rachel, Rachel, die ich habe auf den Boulevards singen hören und die jetzt unter die Götter ist aufgenommen worden. Ja, Rachel Felix ist eine Göttin geworden — ich weiß nicht, ob die ganze Familie Theil hat an der Apotheose und mit ihr in den Götterstand erhoben ist. Es fragt sich nur, ob das israelitische Consistorium nicht dagegen protestiren wird, da das mosaische Gesetz die Abgötterei verbietet. Um Melpomene herum gruppiren sich Aeschylus, Sophokles und Euripides. Damit wär's genug gewesen. Dazu kommen aber noch Menander,

Digitized by Google

Philemon und Ariſtophanes, weil ſich die Melpomene mit mehr oder weniger Glück auch im Luſtſpiele verſuchte.

Die Geburt der Muſen bot mancherlei Schwierigkeiten dar, und konnte zu ſchlechten Späßen Anlaß geben. Der Maler hat ſie glücklich überwunden. Mnemoſyne, die ſchöne Titanide, ruht auf den waldumkränzten Höhen des zweigegipfelten Berges; ſie iſt zum neunzehnmal entbunden worden, in Folge der neun Küſſe des Zeus. Acht Muſenkinder ſind bereits zu Bette gebracht; nur das neunte iſt noch zu ſehen. Ich habe nicht erkennen können, ob es die Rachel ſeyn ſoll. Vom hohen Olymp herab ſchaut Vater Zeus dem langen Wochenbette zu und ſcheint wohlgefällig zu ſchmunzeln.

Es iſt ein charmanter Dudeztempel, die Säulchen ſind zart und gebrechlich und weiß, wie vom Conditor candirt. Die Basreliefs hat die feine Meißelſpitze emſig ausgekauet und polirt. Das Ganze veranſchaulicht ſo ziemlich die Tragödie, wie Racine ſie dem Verſailler Geſchmack angepaßt und wie ſie die Schauſpieler in der Hofſtracht aufführten. Achilles hatte ein habit français, eine Perrücke und einen Federhut, und Iphigenie wurde im Reifrocke zum Opfertod geführt. Darüber lacht man heutzutage; aber das Coſtüm paßte zur Poeſie. Als Talma das griechiſche und römiſche Coſtüm einführte, war es um die Tragödie geſchehen; ohne die Subvention, die ſie von der Regierung erhält, wäre ſie längſt gänzlich verſchwunden.

Es wäre ſchön von Seiten des Prinzen Napoleon, wenn er nach dieſem Modell — wozu Hittorf den Bauriß entworfen — in einem ſeiner Gärten im vergrößerten Maßſtabe den Tempel der Melpomene-Rachel aufführen ließe, und jährlich während der Feſte des Bacchus dem Gotte einen Bock ſchlachtete, im Monate Poſtdaon auf dem Lande, im Monate Elaphebolion in der Stadt, und einen Preis für die beſte Tragödie ausſetzte. Wielleicht kommt ein neuer Sophokles oder Euripides, der das „Bocksgedicht“ wieder von den Todten erweckt.

Wir begeben uns jetzt in einen andern Muſentempel, der an der Seine liegt, dem Louvre gegenüber; man erkennt ihn an vier ſteinernen Löwen, die in gravitätiſcher Ruhe Waſſer in ein großes Baſſin ſpeien. Es iſt eine alte Sitte, über die Académie française zu ſpotten, und unter den vierzig Mitgliedern, aus denen ſie beſteht, iſt kaum ein einziges, das ſich nicht einige Epigramme hätte zu Schulden kommen laſſen gegen die vierzig Unſterblichen, zu einer Zeit, wo es nicht dazu gehörte. So hat man geſagt, an den vier Löwen erkenne man, daß die Heroen der Académie française nichts hervorbrächten als das helle Waſſer. Dieſer Muſentempel iſt ſehr ſtaubig und verfallen, und die Muſenprieſter ebenfalls bedeutend beſchädigt. Blonde und braune Locken ſind da eine Seltenheit; die meiſten Häupter hat der Winter des Lebens beſchneit. Perrücken, Brillen und Glatzen ſchmücken die geiſtreichſten Köpfe. Man fühlt ſich allerdings etwas enttäuſcht, wenn man die Sänger der Liebe und Schönheit in der Nähe betrachtet. Sehen Sie, da iſt Lamartine, der Geliebte Elvirens; Sie entſinnen ſich noch des Gedichtes: „chant d'amour;“ es iſt ſchön wie die beſten Verſe Racines, ſchön wie Raphael, und der Sänger, der es gedichtet, lebt in unſerer Phantaſie wie ein Gott in ewiger Jugend. Da ſteht er: einſtens ſchlank, iſt er jetzt hager; die ſchmächtige Geſtalt wankt auf den hohen Reiherbeinen; das Auge iſt matt, wie es immer war; eine dünne Lage weißer Haare deckt kümmerlich die hohe Stirn. Kräftiger iſt Guizot; die gedrungene Geſtalt, der maſſive Knochenbau ſeines Kopfes zeugen von großer Energie; puritaniſche Strenge verleiht den ſtraff geſpannten Zügen einen Ausdruck von Härte. Weicher und angenehmer iſt Villemains Phyſiognomie, obgleich der Mann Anſprüche hat auf Häßlichkeit. Er iſt der letzte Römer; mit ihm ſtirbt eine Generation von franzöſiſchen Proſaiſten aus, wie ſie nicht wiederkehren. Die Tagespreſſe läßt dieſe aufgeſuchte Eleganz, dieſe Vollendung der Form nicht mehr zu: „Treibend ſchwingt ſie die Geißel, und raſch hin fliegt die Feder.“ Couſin ſcheint ſich verjüngt zu haben; im Gegenſatze zu dem, was gewöhnlich geſchieht, war Couſin als Jüngling ein ernſter Philoſoph; der alte Mann iſt galant geworden und ſtöbert in den zärtlichen Boudoirgeheimniſſen der Herzogin von Longueville und anderer Damen derſelben Kategorie.

Dieſer Tage iſt in der Geſchichte der honorablen Geſellſchaft ein Wendepunkt eingetreten: ſie hat einen Romanſchreiber aufgenommen. Was ſich nicht alles in der Welt ereignet! Ehemals mußte man windeſtens ein paar Tragödien vorzeigen können, bevor man berechtigt war, ſich als Candidat zu melden; ein Lehrgedicht in vier Geſängen wurde jedenfalls früh oder ſpät mit den akademiſchen Palmen gekrönt, und jetzt ſetzt ſich ein Romanſchreiber unter die Unſterblichen. Jules Sandeau heißt der Glückliche; er ſchrieb Mariana, Fernand, Mlle. de la Seiglière, letztere ein Drama. Sein Vorgänger war Briſaut, der unter dem erſten Kaiſerreiche ein Trauerſpiel geſchrieben, Ninus II., das einigen Erfolg hatte. Nach ſpäteren mißlungenen Verſuchen hüllte er ſich in tiefes Schweigen, und wäre er nicht neulich geſtorben, kein Menſch hätte gewußt, daß er noch am Leben geweſen. Sein literariſcher Nachlaß kann höchſtens einige Salons intereſſiren, in denen er ſein halbes Leben zubrachte. „Abends die Herzoginnen, und Morgens die Literatur,“ ſagt Viſet in ſeiner Antwort auf den Vortrag des „Recipiendärs.“ Dieſe akademiſchen Vorträge haben heutzutage nichts „Akademiſches“ mehr; es ſind geiſtreiche Unterhaltungen; die Cauſerie hat auch hier überhand genommen. Viſet ſagt über den heutigen franzöſiſchen Roman viel Treffendes. Nie hat dieſe Gattung eine ſo glänzende Rolle in der Literatur geſpielt; allein, wie Viſet ſehr richtig bemerkt, der Roman hat nicht allein an Bedeutung, an Talent zugenommen, er hat auch Fortſchritte anderer Art gemacht. „Die mindeſt keuſchen Schilderungen der früheren Romanſchreiber ſind faſt unſchuldig geworden, denn ſie verletzen bloß die Schamhaftigkeit, während heutzutage der Lüderlichkeit ſich cyniſche und vergiftete Ausfälle gegen alles, was auf dieſer Welt heilig

Digitized by Google

iſt, beigeſellt haben." Balzac und E. Sue ſind ſicherlich eminentere Geiſter als der ſanfte, weiche Verfaſſer von Mariana u. ſ. w., allein ſeine Muſe iſt keuſch, ſeine Abſichten ſind rein. Mariana iſt eine äſthetiſch gebildete Dame, die ſo viel Romane geleſen, daß ſie ſich an ihrem häuslichen Herde nicht mehr geduldet kann. Sie läßt ſich entführen und ihr Verführer läßt ſie ſitzen. Enttäuſcht, durch Reue und Eiferſucht geſtraft, kehrt ſie ſterbend in das Haus ihres Gatten zurück. „Mein Glück war hier," ſagt ſie auf dem Todtenbett. Dieſer Roman iſt ſehr zu empfehlen heutzutage, wo ſo viele begabte Frauen ſich durch den Zauber der künſtleriſchen Phantaſie hinreißen laſſen, die poetiſche Welt nicht mehr von der wirklichen zu trennen wiſſen und von dem gewöhnlichen Leben fordern, was es nicht leiſten kann. „Welche Schranken können wir dem Umſichgreifen des Romans entgegenſetzen?" ſagt Vitet am Schluſſe. „Es gibt nur Eine, das gute Beiſpiel. Statt ihn zu bekämpfen, müſſen wir ihn heben. Er bedroht die Literatur und beherrſcht ſie bereits; ſuchen wir ihn der Literatur zu unterwerfen, auf daß er ſich ihrem Geiſte und ihrer Disciplin füge. Damit ſey nicht geſagt, daß man ihn putzen und ſchminken, mit Flittergold behängen und mit Rhetorik bekleiden müſſe. Im Gegentheil, vereinfachen wir ſein Coſtüm und ſeine Sprache; unterwerfen wir ihn den unabänderlichen Geſetzen des Geſchmacks. Die Form ſey gut und der Fond geſund; das Publikum, glauben Sie mir, wird und den Vorzug geben und ſich zu unſerer Partei halten." Die Lehre iſt gut, die Warnung heilſam, nur kommt ſie etwas ſpät. Die Herren von der Akademie kommen dem Sieger zu Hülfe; das Publikum hat längſt die Frage entſchieden.

Stimmen wir den Ton herab: paulo minora canamus, laſſen wir dieſe dumpfe Papierpoeſie hinter verſchloſſenen Thüren gegen die lebendige, duftende und ſtrahlende Poeſie in Gottes freier Natur. Gewitter kommen und gehen; ſie wettern uns eine Zeitlang um die Ohren und waſchen und die Köpfe oder wenigſtens die Hüte, und wenn die Ungethüme fort ſind, dann riecht es nach Blumenduft und nach friſchem Laube, leider nur in den Squares und Gärten der Cités und Villas. Die freie Natur iſt weit von hier; auf viele Meilen iſt ſie umgittert und in Mauern gezwängt. Vom Tuileriengarten hat man uns nicht viel übrig gelaſſen, und das Wenige iſt verlaſſen und verödet. Unterdeſſen verwandeln ſich die Champs Elyées in einen großen reigenden Garten; der Baumwuchs iſt unvergleichlich, die austerlefenſten Bäume werden von allen Seiten und völlig ausgewachſen herbeigeführt und gepflanzt und gedeihen trefflich. Hier iſt das neue concert Musard, concert impérial genannt, wie ich neulich berichtet, mitten in einem improviſirten Park. Das Orcheſter iſt in einem funkelneuen, höchſt eleganten Kiosk aufgeſtellt; leider iſt die Muſik alt. Eine hundertmal gehörte Ouverture, dann Muſards Quadrillen, dann eine Cavatine aus Norma, Sömnambula, Hernani ꝛc., worin das unvermeidliche engliſche Horn die Singſtimme übernimmt; dann eine Polka und zu guter Letzt ein Walzer oder ein Bolero. Damit ſchließt der erſte Theil und im zweiten wiederholt ſich daſſelbe, nur natürlich mit andern Muſikſtücken. Die Geſetze gegen den Nachdruck ſind dieſen Unternehmungen ſehr hinderlich. Senſt bemächtigten ſich ihre Orcheſter ohne weiteres der neuen Opernmelodien und ließen ſie zu Tanzweiſen u. dgl. verarbeiten und hatten Jahr aus Jahr ein ein neues Repertoire. Mehrere Proceſſe, die gegen ſie anhängig gemacht wurden und die ſie verloren, haben die Herren von dieſer Freibeuterei abgeſchreckt. Als Ziel der Abendpromenade hat das concert impérial einigen Zuſpruch und wird ſich hoffentlich die Saiſon durch halten.

In meinem Berichte über den Salon habe ich vergeſſen einer Künſtlerin Namens Henriette Brown zu erwähnen, der man ein artiges, tief gefühltes Bild, les soeurs de charité, verdankt. Zwei barmherzige Schweſtern ſind um ein krankes Kind beſchäftigt. Es befindet ſich unter den Gemälden, welche verloost werden. Henriette Brown gehört zu den hier ſehr zahlreichen Damen in der großen Welt, welche ſich theilweiſe mit großem Erfolge in der Kunſt verſuchen. Ihr eigentlicher Name iſt Frau von Saur.

Benouville's hinterlaſſene Werke ſind zu guten Preiſen abgegangen; die Wittwe hat aus dem Verkaufe derſelben 20,000 Franken erlöst. — In einem Album habe ich dieſer Tage folgende Zeilen von der Hand Alex. Dumas d. j. geleſen: „Die Ehe iſt eine ſo ſchwer wiegende Feſſel, daß man zu zweien daran tragen muß, und zuweilen zu dreien." — Dieſe Woche finden in dieſem Sommer die zwei letzten Vorſtellungen der „Wallfahrt von Ploërmel" ſtatt. Frau Cabel ruft ein Engagement nach London, wo ſie die Dinorah ſingen wird. Künftigen Herbſt wird Meyerbeers Oper ſofort wieder aufgenommen werden.

Der Bildhauer Dumont iſt mit Fertigung der Statue Humboldts für das Verſailler Muſeum beauftragt worden; man verdankt demſelben Künſtler die Bildſäulen Franz I. und Ludwig Philipps, die ſich ebenfalls in dieſem Muſeum befinden. Humboldt war hier ſo bekannt wie in Deutſchland, bekannter als ſelbſt die meiſten franzöſiſchen Gelehrten, Arago allenfalls ausgenommen. In der Regel kennt unſer berühmter Landsmann ſeine Demitaſſe im Café Foy im Palais royal, das ſich nicht wenig darauf einbildete. Die Garçons kannten und bedienten ihn mit beſonderer Aufmerkſamkeit, und ſo oft er nach einer längeren Abweſenheit wieder erſchien, ſetzten ſie mich davon in Kenntniß. In Paris hält es ſchwer, zu einer ſolchen Popularität zu gelangen. Eine Zeitlang traf ich Abends mit Auber, dem Componiſten, in einem Café nahe beim Conservatoire de musique zuſammen; man ſchien ſeine Gegenwart nicht im mindeſten zu beachten. In demſelben Café Foy war einer meiner Bekannten zehn Jahre lang wie zu Hauſe; es verging ſelten ein Tag, wo er nicht wenigſtens eine halbe Stunde in dem düſtern, alterthümlichen und ſchweigſamen Saale zugebracht hätte. Nach Verlauf von zehn Jahren erkundigte ſich endlich die Comptoirdame dann nach ihm und fragte, ob er nicht der Fürſt Kaunitz ſey. Er

Digitized by Google

war ein schlichter Literat und ich habe ihm nie die Anekdote erzählt; es sind zeitbare Menschen, die Literaten, sie meinen alle Welt müsse sie kennen.

Dieser Tage ist die Frau eines berühmten Generals aus den Zeiten der ersten französischen Revolution gestorben, Madame Hoche. Ihr Mann, Lazarus Hoche, war in Montreuil bei Versailles * geboren, von armen Eltern. Um der Noth zu entgehen, ließ er sich im fünfzehnten Jahre anwerben; er war 1761 geboren, also im Jahr 1775. In seinem 29sten Jahr hatte er es erst bis zum Sergeanten gebracht, und wäre wohl hier stehen geblieben ohne die bald darauf erfolgende Staatsumwälzung. Von da an machte er eine eben so rasche als glänzende Carrière: 1792 ward er zum Lieutenant befördert, vier Wochen später zum General und bald darauf erhielt er das Oberkommando der Rhein- und Moselarmee. Seine Siege, sein mit jedem Tage wachsender Ruhm erregten die argwöhnische Eifersucht des Nationalconvents. Einer jener Despoten, welche Frankreich im Namen der Freiheit tyrannisirten, St. Just, ließ ihn verhaften und nach Paris abführen. Der 9. Thermidor öffnete seinen Kerker und führte St. Just auf's Schaffot. Hierauf kommandirte Hoche eine Expedition nach Irland, die mißlang, schlug am 16. Fructidor das ihm angebotene Kriegsportefeuille aus, übernahm neuerdings ein Oberkommando und starb 1797 zu Wetzlar in Folge einer Vergiftung, deren Urheber nie ermittelt worden. In Versailles ist ihm eine Statue auf dem nach ihm benannten Platze errichtet worden. Seine Wittwe, welche in ihrem 82. Jahre gestorben, hinterläßt eine Tochter, die an den Grafen des Roys vermählt ist.

* Es gibt ein Montreuil bei Paris, mit dem Beinamen aux pêches. Die Einwohner verlorgen die Hauptstadt mit Pfirsichen.

Berlin, Juni.

Veränderte Festgebräuche. — Geminderte Reiselust. — Militärische Schauspiele. — Der Proceß der Kirchenpatronen.

(Der Sonnabend vor dem Pfingstfest, oder wie man in früheren Jahren sagte, die Pfingstvigilie, war von Alters her ein hoher Festtag in den kurbrandenburgischen Marken. In Dörfern und Städten schleppten die jungen Burschen Maien zusammen, d. h. Birkenzweige und Birkengebüsche. Alle Wohnungen wurden mit Maien geschmückt, von allen Thürmen wehten die grünen Büsche, alle Zinnen kränzten sich grün. Auf dem Altar wie in den Fenstern der Kirchen standen Maien in Wassergefäßen und die Wände verschwanden unter Kränzen. An allen Gewässern hatten die Mädchen Kalmus geschnitten; sie kehrten die Fußböden ganz rein und bestreuten diese dann zierlich mit weißem Sand und geschnittenem Kalmus. Dazu rauchten die Backöfen um die Wette, denn überall wurde der dicke Pfingstkuchen gebacken. Festjubel und Pfingstduft in der ganzen guten alten Mark Brandenburg. Mit Sonnenuntergang aber wurde das Fest eingeläutet und hierauf fingen die Kirchenglocken an zu „beiern," d. h. man schlug mit dem Klöppel abwechselnd die eine und dann die andere Glocke in rhythmischer Folge und mit allen möglichen Abwechslungen, wie sie die Phantasie der Dorfjugend nur zu erfinden vermochte; den jungen Burschen blieb das „Beiern" überlassen, sie vergnügten sich die ganze Nacht damit. Durch die Stille der Mai- oder Juninacht tönte dann das Gebeiern von allen umliegenden Dörfern herüber und reizte zu immer erneutem Wetteifer. Es ist heute nicht mehr viel übrig von der alten brandenburgischen Pfingstfeier; das „Beiern" hat die Polizei verboten und dem jungen Volk die Lust genommen, weil ja zuweilen Unfug dabei getrieben wurde. Weißen Sand und würzigen Kalmus streut man nicht mehr auf die Fußböden; man ist, in den Städten wenigstens, zu vornehm dazu geworden. Hie und da kauft man noch eine Maie auf dem Markte und den Kuchen liefert der Conditor, das ist alles. Das ist das alte Lied von der dahinschwindenden Originalität und Ursprünglichkeit in Sitte und Lebensweise, von dem Absterben der volksthümlichen Romantik und der volksthümlichen Poesie, welche die Vorfahren entzückte und von ihnen hoch in Ehren gehalten wurde; wir sind viel zu nüchtern und aufgeklärt und modern geworden, um Ueberlieferungen und der Väter Sitte noch zu achten. Was ist dem Ohre, das an den gellenden Pfiff der Lokomotive gewöhnt worden, das lustige Schmettern des Postborns vom Berge her? was sind und sollen uns noch Pfingsten und Maien und das Beiern? Für uns hat das „liebliche Fest," wenn es gekommen, nur die Bedeutung zweier Feiertage, die als solche nicht allen willkommen sind. Tausende wissen nicht, womit sie sich über die gähnende Langeweile zweier müßigen Tage hinweghelfen sollen, und andere Tausende zürnen ob der Ansprüche, welche die unvermeidlichen Vergnügungen an die Börse machen. Und diese Vergnügungen selbst! Da laufen sie auf die Kegelbahn oder an das Billard, verbringen den Nachmittag am Spieltisch und lassen sich Abends in Begleitung der Freundin aus dem demi monde auf einem

Digitized by Google

Sommertheater eine Comödie vorſpielen, gegen welche die Antitheraqualervereine berechtigt und befugt wären energiſchen Proteſt zu erheben. Dann wird in einem öffentlichen Garten zu Nacht geſpeiſt und dem Leibe der modernen Welt, dem bayeriſchen Bier ſo lange zugeſprochen, bis man ſich zum Aufbruch anſchickt, um daheim den Pfingſtgenuß zu verſchlafen.

Daß übrigens die politiſchen Conjunkturen auf die Schlaffigkeit des heurigen Pfingſtfeſtes ihren Einfluß nicht verfehlt haben, ſoll durchaus nicht in Abrede geſtellt werden. Wo gäbe es auch eine Beziehung oder ein Verhältniß, das von dieſem Niederſchlage verſchont bliebe? Die Reiſeluſt zum Beiſpiel, welche in dem letzten Jahrzehnt nach und nach faſt alle Stände ergriffen hatte und die und da ſchon zu einer wirklichen Reiſewuth ausgeartet war, hat in dieſem Jahre wiederum merklich nachgelaſſen. Es ging ſchon im vorigen Sommer nicht mehr jenes gewaltige Reiſetreiben durch Deutſchland, wie noch im Jahre 1857, ſicher mit in Folge der großen Geldkriſis im Herbſt jenes Jahres; heuer iſt die Reiſeluſt noch um vieles gemindert aus leicht erklärlichen Urſachen. Manche Klaſſen von Lieferanten empfinden es als eine große Wohlthat, daß ſo viele Familien, die ſonſt zu reiſen pflegten, in dieſem Sommer hier bleiben. Auch die Sommerwohnungsluſt, von der ich neulich ſchrieb und die ſonſt ſo viele Familien trieb, ihr bequemes „home“ zu verlaſſen und ſich auf einem Dorfe in der Nähe der Hauptſtadt ſo unbequem als möglich zu behelfen, erſcheint ſehr gemindert. Wenigſtens ſind ſelbſt in den beſuchteſten Sommerwohnungsdörfern noch jetzt Wohnungen zu ſehr mäßigen Preiſen zu bekommen. Sonſt hatten die Orte um Berlin durch die ſich dort ſammelnden Sommergäſte ihren eigenen Charakter. Charlottenburg beſuchten vorzugsweiſe Offiziersfamilien, Schöneberg Kaufleute und Beamte, Tempelhof Künſtler und Schauſpieler, Stralau Segelbootswüthige und andere Süßwaſſerpiraten, Lichtenberg junge, eroberungsſüchtige Wittwen, Pichelsberg eine mehr gemiſchte Geſellſchaft, die Hafenhaide und den Kreuzberg der Bürger- und kleine Beamtenſtand.

Sonſt zeigte in der verfloſſenen Woche die Hauptſtadt einen vorwiegend militäriſchen Charakter. Täglich durchzogen größere Truppenmaſſen die Straßen, zu Uebungen ausrückend oder ſtaubbedeckt und in Schweiß gebadet davon zurückkehrend. Beſondere Aufmerkſamkeit erregten die langen Reihen der Geſchütze, vortrefflich beſpannt und geführt. Ihren Gipfelpunkt erreichten dieſe militäriſchen Veranſtaltungen am Pfingſtſonnabend, an welchem Tage der Prinz Regent die alljährlich übliche große Frühjahrsparade über die in Berlin und in der nächſten Umgebung concentrirte Truppenmacht abnahm, ein Schauſpiel, welches unzählige Menſchenmaſſen anzulocken pflegt. Lediglich auf dieſe große Parade war die erhöhte Thätigkeit in den militäriſchen Kreiſen zurückzuführen und nicht, wie ſanguiniſche Gemüther, an das gleichzeitig verbreitete Gerücht von dem bevorſtehenden Rücktritt des Miniſters des Auswärtigen, Freiherrn von Schleinitz, anknüpfend, vermeinten, auf einen etwaigen Ausmarſch des Gardecorps nach dem Rhein. Der bürgerliche Verkehr war dagegen ſehr ſchwach und matt, obgleich, wie bemerkt, die Stadt in dieſer Saiſon viele ihrer wohlhabenderen Bewohner, die ſonſt in die Bäder oder auf das Land zu reiſen pflegten, in ihren Mauern behalten hat.

Entſinne ich mich recht, ſo machte bereits ein früherer Brief auf den bemerkenswerthen Unterſchied aufmerkſam, der ſich in dem Grade und Umfange des öffentlichen Intereſſes an Vorgängen zeigt, welche etwa Paris, und an andern, welche die hieſige Hauptſtadt zur Schaubühne haben. Wie waren Aller Blicke nach der Seine gerichtet und wie füllten ſich die Spalten aller Blätter, als im verwichenen Herbſt der Graf Montalembert, eines Preßvergehens von dem imperialiſtiſchen Gouvernement angeklagt, vor den Schranken ſtand und von den beiden berühmteſten Advokaten der legitimiſtiſchen Partei vertheidigt wurde! Wir haben hier in der unmittelbaren Vergangenheit einen ganz analogen Fall gehabt, den Proceß der Kirchenpatrone, aber wie ſehr ſteht die Aufmerkſamkeit und Theilnahme an dieſem Proceſſe dem Intereſſe nach, welches von Publikum und Preſſe dem Proceſſe des einſtigen Pairs von Frankreich zugewendet wurde! Jedenfalls war das Schauſpiel ein merkwürdiges, das am 9. Juni in Berlins Gerichtsgebäude am Molkenmarkt vorging. Dort an einem Orte, in welchem ſonſt Unterſuchungen gegen Mörder, Diebe und Betrüger an der Tagesordnung ſind, erſchienen auf der Angeklagtenbank fünf Edelleute des Herzogthums Magdeburg, an ihrer Spitze der Träger eines hohen erblichen Hofamts, zugleich der Abkömmling eines uralten Dynaſtengeſchlechts, neben dieſem Herrn vier andere Edelleute von bekanntem und gutem Namen, als treue Unterthanen des Königs vielfach erprobt, zum Theil ihm auch als oberſtem Kriegsherrn verpflichtet, außerdem in obrigkeitlicher Stellung nach Maßgabe ihres Beſitzes und der darauf laſtenden Pflichten ihm dienend. Dieſe Männer waren wegen eines Proteſtes, den ſie gegen Aeußerungen des Cultusminiſters vor dem Landtage erhoben hatten, und zu dem ſie ſich als Kirchenpatrone des Herzogthums Magdeburg verbunden erachtet, von der Oberſtaatsanwaltſchaft angeklagt, den Regenten beleidigt, den öffentlichen Frieden gefährdet, die Anordnungen der Obrigkeit dem Haſſe und der Verachtung ausgeſetzt und den Miniſter von Bethmann-Hollweg beleidigt zu haben. Der Gerichtshof hat die Angeklagten von allen Beſchuldigungen bis auf die letzte freigeſprochen; der Beleidigung des Miniſters fand der Gerichtshof die Angeklagten allerdings ſchuldig. Es iſt kein günſtiges Zeugniß, beſtätigt vielmehr meine früheren Urtheile über die hieſige Preſſe, wenn die große Mehrzahl der Blätter die betreffende Verhandlung möglichſt kurz und obenhin abfertigt, wenn faſt alle Berichte in ihrer Form und Haltung eine überraſchende Gleichartigkeit und Uebereinſtimmung zeigen, wenn ſie auf das Ausführlichſte die ganze Rede des anklagenden Oberſtaatsanwalts wiedergeben,

Digitized by Google

die Vertheidigungsrede dagegen, welche der Justizrath Wagener für die Kirchenpatrone gehalten, mit parteiischem Stillschweigen übergehen, obwohl der letztere Vortrag doch ein oratorisches Meisterstück war, das seinen tiefen Eindruck auf das Richtercollegium wie auf das Auditorium nicht verfehlte.

Genf, Juni.

Meteorologischer und politischer Frühling. — Die Deutschen in Genf und der Schweiz überhaupt. — Die dreihundertjährige Jubelfeier der Genfer Akademie.

So lange es empfindsame Reiseude gibt, wird sich auch der Name des Genfer Sees eines zauberischen Klangs erfreuen, und in Deutschland z. B. sind wir gewohnt, uns unter einem lemanischen Lenz einen rheinischen Frühling in dritter Potenz vorzustellen; eine Illusion wie tausend andere, die vor der Erfahrung in ihr Nichts zerrinnt. Wie seit einer Reihe von Jahren, so auch heuer sind wir hier am Genfer See um die schönsten Monate betrogen worden. Der März war freilich um so lieblicher; er schien eine captatio benevolentiae für die kommenden Monate seyn, ihre Unbilden gewissermaßen im voraus entschuldigen zu wollen. Oder hat vielleicht der Frühling die Genfer Sitte des dreimonatlichen payer d'avance angenommen? Auch möglich, denn sicher ist, daß auf den herrlichen warmen März ein regen- und nebelreicher April und ein zum Theil wenigstens über die Maßen kühler Mai folgte, der mit unliebsamen Wasserspenden auch nicht allzusparsam umging. Die Franzosen, welche den Alpenübergang mitmachten, werden von der letzten Aprilwoche und dem „wunderschönen Monat Mai“ des Jahres 1859 zu erzählen wissen. Wenn es im Thal in Strömen regnete, so fielen am Mont Cenis und in den savoyischen Alpen überhaupt ungeheure Schneemassen, die sich dann bald wieder in Wasser verwandelten, welches die Bergbäche und Ströme anschwellte und den Marsch der Napoleonischen Heerschaaren äußerst beschwerlich machte. Fromme Leute können sagen, daß der Himmel den Mächtigen dieser Welt noch eine letzte Warnung zuschickte. Sie ist nicht gehört worden, das Schicksal geht seinen Lauf und das Verhängniß muß sich vollenden.

So wären wir also denn noch bei diesem großen Thema angelangt, dessen Besprechung zwar außer den Zwecken dieser Blätter liegt, dem sich aber niemand mehr entziehen kann, der noch ein Herz für die Macht und Größe des Vaterlandes und für die Ehre und Zukunft der deutschen Nation hat. Freilich gibt es noch Egoisten des Geistes, die sich zurückziehen möchten in die tiefsten Schachte ihrer Wissenschaften, unbekümmert um das gewaltige Ringen der Gegenwart; aber ein Archimedesschicksal könnte sie erwarten. Und Legion ist noch die Zahl jener Egoisten der Materie, die einst der jugendliche Held mit Leier und Schwert, dessen Lieder wieder durch alle deutsche Gauen erschallen sollten, mit Zornesworten geißelte; aber ihre schönen Tage könnten zu Ende gehen! Freilich läßt sich schon heute, wo der Kanonendonner von Magenta kaum verhallt ist, wieder das süße Girren der Friedenstaube hören. Aber können so groß begonnene Ereignisse so bald und vielleicht so klein enden? Kann jetzt das erreicht werden, was die deutsche Nation von der Entscheidung dieser Ereignisse erwartet?

Wohl noch niemals haben die Deutschen im Ausland mit solcher fieberhaften Spannung der Entwicklung der Dinge im Vaterlande entgegen geharrt, als während der letzten Monate, wo wir den drohenden Sturm gegen unser mächtigstes Bundesglied, das einzige fast, das den deutschen Namen im Auslande gefürchtet machte, heranziehen sahen. Wir haben mit Stolz die Entwicklung des deutschen Nationalberufsinns seit dem Jahre 1848 beobachtet, eine Entwicklung, die so oft gehemmt und so langsam sie auch vor sich ging, doch auch vom Ausland nicht unbemerkt blieb. Wir haben gesehen, wie das deutsche Geistesleben, die Literatur und die Presse, mehr und mehr in nationale Bahnen einlenkte. Wir haben beobachtet, wie die deutsche Kritik auch auf politischem Gebiete ihre volle Unabhängigkeit bewahrte, während die Presse der freiesten Länder, die Presse Englands und der Schweiz, so oft vor dem neu aufgehenden Stern an der Seine sich beugte. Wir haben gehofft, daß diese Entwicklung ihre Früchte tragen und in der Stunde der Prüfung und Gefahr sich bewähren werde. Noch haben wir keinen Grund, unsere Hoffnungen herabzustimmen.

Das Erwachen des Nationalgefühls erscheint als der bedeutsamste Zug in der heutigen Geschichte unseres Volks. Hat man früher den Deutschen mit Recht den Vorwurf gemacht, daß sie, ohne Bewußtsein der politischen Würde ihres Vaterlandes, im Auslande nur allzugeneigt seyen, die Anschauungen ihrer neuen Umgebung anzunehmen, sich fremden Meinungen und Sitten zu bequemen, so ist dagegen seit 1848 mit noch größerem Rechte vielfach hervorgehoben, daß die deutsche Emigration von Jahr zu Jahr mehr nationales Selbstgefühl und Vaterlandsliebe in die Fremde mitbringt. Auch in Genf, wo bei einer Anhäufung von

Digitized by Google

mindeſtens 7000 bis 8000 Deutſchen das vaterländiſche Element ſchon eine Bedeutung hat, haben wir dieſe Beobachtung gemacht, und wir möchten dieß um ſo mehr hervorheben, als eine kürzlich von Genf von einem Deutſchen, der freilich durch ſeine gegenwärtige Stellung ſeine Anſprüche auf dieſe Nationalität freiwillig aufgegeben hat, ausgegangene Flugſchrift Leute, die weniger mit den Verhältniſſen bekannt ſind, zu einer gegentheiligen Annahme veranlaſſen könnte. Die Vogt'ſche Schrift hat bereits eine ſo derbe Abfertigung in der deutſchen Preſſe, namentlich in der ſchneidenden Kritik der „deutſchen Blätter" gefunden, daß es unnöthig iſt, darauf zurückzukommen; eben ſo iſt das beſte Schickſal, welches die Stimme eines andern verkommenen „Parlamentlers" in Zürich erwarten kann, das, daß ſie eine vox clamantis in deserto bleibt. Um ſo mehr muß es befriedigen, daß die nationale Ehre der einſtigen Frankfurter Linken durch das offene und mannhafte Wort J. Venedey's in der „Zeitung für Norddeutſchland" gerettet worden iſt. Eine Erfahrung haben in der gegenwärtigen Kriſe wohl alle im Ausland lebenden Deutſche machen können, die Erfahrung nämlich, daß ſie um ſo höher in der Achtung der andern Nationen, namentlich auch der Schweizer, ſteigen, je offener ſie zur nationalen Sache ſich bekennen, d. h. im vorliegenden Falle, je entſchiedener ſie die Rechte des einen zunächſt bedrohten und angegriffenen Bundesgliedes vertheidigen. Wenn der Berner „Bund" gegenwärtig dem Genfer „Reichsregenten" offenbar ſchmeichelt, ja ihm ſogar, was er früher nie gethan, politiſchen Verſtand zuſchreibt, ſo dürfte das unſerer Behauptung keineswegs widerſprechen. Wir ſind vielmehr überzeugt, daß das Berner Blatt im Grund über die unglückliche Broſchüre gerade ſo denkt, wie die meiſten deutſchen Zeitungen.

So ſehr nun aber auch gegenwärtig das politiſch-nationale Element bei unſerem Volke im Vordergrunde ſteht, ſo wird man es uns doch nicht verargen, wenn wir ſelbſt unter der gewaltigen Aufregung des Momentes einen Augenblick mit Befriedigung bei einem Ereigniß verweilen, das, ſo wenig es in einem Zuſammenhang mit den nächſten Fragen und Anliegen dieſer unſerer Gegenwart ſteht, doch ein glänzendes Zeugniß ablegt von der fortſchreitenden Entwicklung des Menſchengeiſtes auf jenem Gebiet, auf welchem gerade die deutſche Nation ihre größten Kämpfe kämpfte und ihre glorreichſten Siege feierte, auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft, der freiek Forſchung und der humanen Bildung. Es iſt die dreihundertjährige Jubelfeier der Genfer Akademie, von der wir zu ſprechen haben, die ſchon als eine der erſten proteſtantiſchen Hochſchulen unſere volle Aufmerkſamkeit verdient. Wurden doch auch hier, wenn auch auf fremdem Boden und in fremder Zunge, Richtungen verfolgt, welche der modernen Geſchichte des deutſchen Geiſtes ihren charakteriſtiſchen Stempel aufgedrückt, wie ſie auch in Deutſchland ihre höchſten Ziele erreicht haben.

Die Geſchichte der Genfer Akademie iſt in gewiſſem Sinne die Geſchichte der kulturhiſtoriſchen Bedeutung Genfs. Sie ſteht mit dieſer in innigſtem Zuſammenhang, wird von ihr bedingt, und bedingt ſie ihrerſeits wieder. Ein kurzer Rückblick ſey uns geſtattet.

Die ganze Geſetzgebung Calvins, die ſtrenge Regelung nicht nur des öffentlichen, ſondern auch des häuslichen Lebens der Republik, zeigte deutlich, was er unter ſeinem „chriſtlichen Lacedämon" verſtanden wiſſen wollte. So groß aber auch der Rigorismus des Reformators war, ſo war doch andererſeits der Strom der Zeit zu mächtig, und Calvin ſelbſt war dem Geiſt ſeines Jahrhunderts, welches zuerſt eine abrechnende Kritik mit der Tradition begann und in Oppoſition zu den geſammten Anſchauungen des Mittelalters trat, nicht ſo fremd, daß er nicht dieſer humaniſtiſch kritiſchen Zeitrichtung hätte eine Conceſſion machen ſollen, und dieſe war die Errichtung der Akademie. Am 5. Juni 1559 fand in der Kathedrale von St. Peter der feierliche Gründungsakt ſtatt, welchem außer Calvin, den Syndics Aubert, Porral, Bernard und Bartholomy und dem neuen Rector Theodor Beza eine große Anzahl von Geiſtlichen, Gelehrten, 600 Schüler und eine außerordentliche Volksmenge beiwohnten. Obgleich die Akademie urſprünglich weſentlich für theologiſche Studien beſtimmt war, machte ſich doch auch bald die philologiſch humaniſtiſche Richtung geltend, und Namen wie Beza, Calvin ſelbſt, dann Caſaubon, Scaliger und andere verbreiteten bald den Ruf der Gelehrſamkeit der neuen Anſtalt, die nicht ſelten neben Leuten genannt wurde. Dennoch blieb für längere Zeit die Theologie die vorzügend gepflegte Wiſſenſchaft, wie die Akademie denn auch, wie überhaupt das ganze öffentliche Leben Genfs, fortwährend unter direkten geiſtlichen Einfluß ſtand. In Genf war es, wo eine große Anzahl junger Geiſtlichen gebildet wurden, die in den proteſtantiſchen Bewegungen Frankreichs eine hervorragende Rolle geſpielt haben. Calvin ſelbſt konnte noch ſchreiben: „Es iſt unglaublich, zu ſehen, mit welchem Ungeſtüm und welchem Eifer meine jungen Leute ſich der Verbreitung des Evangeliums widmen. Sie verlangen den Dienſt der Kirche unter dem Kreuz, wie man anderwärts um reiche Pfründen beim Papſt ſollicitirt. Sie belagern meine Thür, um ein Stück Land zu bebauen zu erhalten. Niemals hatte ein Souverän ſo eifrige Höflinge wie die meinigen. Sie ſtreiten ſich um die Stellen, wie wenn das Reich Jeſu Chriſti ganz friedlich in Frankreich eingeführt wäre. Ich ſuche ſie oft zurückzuhalten. Ich zeige ihnen das fürchterliche Edict, welches die Zerſtörung einer jeden Wohnung, in welcher Gottesdienſt gehalten wurde, anbefiehlt. Ich theile ihnen mit, daß in mehr als zwanzig Städten die Gläubigen von der wüthenden Bevölkerung niedergemetzelt wurden, daß man noch größere Grauſamkeiten erwarten kann; nichts vermag ſie abzuhalten." Und in der That war der Weg, den die jungen proteſtantiſchen Miſſionäre gingen, ein gefährlicher; ſelten

Digitized by Google

kehrte einer nach Genf zurück. Im Anfang des folgenden Jahrhunderts hatte die „Escalade“ (1602) den Ruhm der tapfern kleinen Republik von neuem verbreitet. Aus dem proteſtantiſchen Europa, namentlich aus Deutſchland, kamen eine Menge junger Leute, beſonders aus dem Adelſtande, um auf der Genfer Akademie ihre Bildung zu vollenden. Schon damals genoßen die Genfer Geiſtlichen des Rufs ausgezeichneter Pädagogen; viele wurden als Prinzenerzieher an ausländiſche Höfe berufen, wo ſie nicht ſelten auch einen bedeutenden politiſchen Einfluß ſich errangen. Eine ganze Reihe heſſiſcher Prinzen wurde in Genf erzogen. Prinz Moritz, der nachmalige Landgraf, ſchenkte nach der Escalade der Stadt Genf 10,000 Reichsthaler, um ein neues Bollwerk gegen das katholiſche Savoyen zu erbauen. So entſtand die Bastion de Hesse, die kürzlich den Verſchönerungen der Stadt zum Opfer fallen mußte. *

Während im ſechzehnten Jahrhundert die Theologie mit der ganzen Jugendkriſche und Thatkraft, welche durch die Reformation in ſie hinüber getragen war, die wiſſenſchaftliche Richtung wie aller proteſtantiſchen Hochſchulen, ſo auch der Genfer Akademie beſtimmt hatte, war es im ſiebzehnten Jahrhundert die kritiſche Philoſophie, die ihre Rechte geltend zu machen begann, ſeitdem Carteſius der Spekulation neue Bahnen eröffnet hatte. Die wiſſenſchaftliche Revolution vollzog ſich allmählig auch in den meiſten akademiſchen Hörſälen, und Genf braucht mit Recht den Ruhm, mit zu den erſten Hochſchulen zu zählen, wo die junge Philoſophie einen geiſtvollen und eifrigen Vertreter fand. Jean Robert Chouet, den die akademiſchen Annalen als einen der hervorragendſten Lehrer überhaupt nennen, wurde 1642 in Genf geboren, war alſo ein um wenige Jahre älterer Zeitgenoſſe Leibnizens. Unter Wiß in Genf und de Rodon in Nimes gebildet, erhielt er ſchon mit 22 Jahren einen philoſophiſchen Lehrſtuhl in Saumur. ** Fünf Jahre ſpäter ſehen wir ihn nach Genf zurückkehren, gefolgt von den meiſten ſeiner Schüler und Zuhörer, die ſich von ihrem geiſtvollen Lehrer nicht trennen wollten. Chouet war der erſte, der den Grund zum Studium der reinen Philoſophie an der Akademie zu Genf legte. „Ein ächter Forſchergeiſt huldigt keiner Partei; die Wahrheit iſt der Zweck ſeiner Unterſuchungen und der Gegenſtand ſeiner Wünſche. Seitdem Chouet den Carteſianismus kannte, fühlte er bald deſſen Ueberlegenheit über die Philoſophie des Ariſtoteles; er entledigte ſich dieſes ſcholaſtiſchen Plunders, der häufig beſchränkten Geiſtern um ſo theurer iſt, je pomphafter abſurd er ſich darſtellt. Chouet huldigte der Philoſophie des Carteſius und hatte den Ruhm, ſie an der Hochſchule in Genf einzuführen, wie er ſie kurz vorher in Saumur eingeführt hatte. Die Vorurtheile flohen vor ſeiner Beredſamkeit, und er proſeribirte den Irrthum mit ſenem Erfolg, den die Wahrheit immer haben ſollte.“ So urtheilt Senebier in ſeiner „Histoire littéraire“ von dem eigentlichen Begründer ſpeculativ philoſophiſcher Studien in Genf. Unter den Schülern Chouets befanden ſich Bayle und Jean Alphonſe Turrettini, den die Genfer Specialgeſchichte als einen der eifrigſten Verfechter der Gewiſſensfreiheit und der freien Forſchung nennt, wie er als Kirchenhiſtoriker ſeiner Zeit eine Autorität war.

Wie reich ſich das geiſtige Leben beſonders der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in der literariſchen Geſchichte Genfs widerſpiegelte, iſt bekannt genug, eben ſo der Antheil, den die Akademie ſelbſt daran nahm. In der Naturgeſchichte, Geologie, Phyſik und Medicin glänzten Namen wie Huber, Bonnet, Trembley, de Luc, de Sauſſure, Tronchin, Odier, Vieſſeux und Pictet. Noch wären als Repräſentanten des geiſtigen Lebens, welches in jener Periode den Ruhm der kleinen Republik über die ganze civiliſirte Welt verbreitete, die Necker, Baulacre, Abauzit, Rouſſeau und viele andere zu nennen, obwohl dieſelben der Akademie ſelbſt nicht angehörten. Die an der Hochſchule vertretene philoſophiſche Richtung charakteriſirt ſich dadurch, daß ſie das kirchliche Dogma unangetaſtet ließ; Rouſſeaus, namentlich aber Voltaires Kämpfe * mit manchen der oben genannten Gelehrten ſind bekannt. Erſt in der allerneueſten Zeit war es der Genfer Akademie vorbehalten, einen modernen Voltairianer, einen materialiſtiſchen Nihiliſten in ihren Reihen zu zählen. Die ſpeculative Philoſophie hat damit in Genf freilich nichts gewonnen.

* Die Augsburger Allg. Zeitung hat früher einmal (wenn ich nicht irre im Jahrgang 1856) einen intereſſanten Aufſatz aus Kaſſel über das Studiren heſſiſcher Prinzen in Genf gebracht.

** Er hatte dort in einer äußerſt intereſſanten Disputation alle ſeine größtentheils weit älteren Gegner beſiegt.

* Unſere Auszüge aus den Gaberelſchen Vorleſungen über dieſen Gegenſtand, die unter dem Titel: „Voltaire am Genfer See“ in dieſen Blättern (December 1857) erſchienen, enthalten einige nähere Mittheilungen.

Der Einſender.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 28. 10. Juli 1859.

O cunning enemy, that, to catch a saint,
With saints dost bait thy hook! — This virtuous maid
Subdues me quite! — Ever till now.
When men were fond, I smiled, and wonder'd how.
Shakespeare.

Eine Gouvernante.

Erzählung.

Am Abend eines trüben Decembertages, dessen gleichförmig bezogener Schnee- und Nebelhimmel der weiß verhüllten Erde keinen Sonnenstrahl gegönnt hatte, hielt, von einem Seitenwege einbiegend, ein Schlitten vor einem Wirthshause, das an der großen Straße, mitten im Felde gelegen, vor Eröffnung einer bedeutenden mitteldeutschen Eisenbahn häufig den Frachtfuhrleuten als Ort, wo sie die Pferde fütterten, und der Post als kurzer Haltepunkt diente, um einen oder den andern harrenden Passagier der Umgegend aufzunehmen.

Auch heute fragte einer der beiden im Schlitten sitzenden Männer den ihm bekannten unter die Thür tretenden Wirth mit ängstlicher Hast, ob der Postwagen schon vorüber sey, und als dieser die Frage verneinte, da der starke Schneefall ihn aufgehalten haben werde, fügte er sichtlich erleichtert hinzu: „Gottlob! so erwarte ich ihn hier," und sprang heraus.

Sein ältlicher Begleiter folgte ihm mit größerer Ruhe, bestellte sich einen erwärmenden Abendtrunk und sagte in das Gastzimmer tretend: „Ich erreiche mein Nachtquartier noch immer zeitig genug, wenn ich hier ein Viertelstündchen verziehe. Doch wiederhole ich meinen Rath, lieber Sohn; begleiten Sie mich und übernachten in W. — Der Hohlweg nach dem Thale wird verweht seyn, und wer weiß, wie lange Sie hier noch auf den Postwagen warten müssen. Begleiten Sie mich und fahren morgen in aller Gemächlichkeit nach Rosenhain."

Der Wirth, nachdem er vergeblich ein Nachtquartier in seinem Hause anempfohlen, stimmte nicht minder warnend in jenen Rath ein. Der junge Mann aber entgegnete: „Nein, nein. Es zieht mich mit Gewalt zu den Kindern zurück. Wie leicht kann ihnen ein Unglück zugestoßen seyn!" — „Wir haben sie heute Morgen gesund und frisch verlassen," wendete der ältere Reisende ein, „Sie werden sie, so Gott will, morgen eben so wieder finden. Sie sind ein Thor, Edmund, sich so eigenwillig zu quälen."

„Sie mögen recht haben, lieber Vater, aber meine Stimmung ist unüberwindlich. Die Unruhe treibt mich aus dem Hause und wieder in dasselbe zurück; ich sehne mich nach den Kindern, wenn ich von ihnen bin, und habe ich sie um mich, weiß ich nichts mit ihnen anzufangen. Sie langweilen sich, ich ärgere mich — ich bin ein unglücklicher Mann!"

„Es war ein harter Schlag, der Sie getroffen, Edmund. Wer könnte das besser erkennen als ich, dem er die einzige Tochter, das einzige Kind geraubt? Es

Digitized by Google

iſt ſchwer genug, im Umſehen entbehren zu müſſen, wofür man ein Vierteljahrhundert geſorgt und geſchafft. Aber, ſagen Sie ſelber, was ſollte aus der Welt werden, wenn alle Menſchen ſich anſtellen wollten wie Sie, Wolfram, und, Gott ſey's geklagt! meine Frau? Der Tod gehört in das Leben und muß durch das Leben überwunden werden. Man hilft ſich wie man kann, dieſer auf dieſe, jener auf jene Weiſe. Der eine betet, der andere arbeitet, ein biechen Leichtſinn thut das Seine, und ſo kommt ſchließlich alles wieder in das alte Geleiſe. Aber es iſt im Grunde auch nicht das eine Unglück, das Sie dermaßen ſtachelt, lieber Freund; das Glück hat Sie nur verwöhnt, und ſo ſchmachten Sie beim leiſeſten Mangel. Sie ſind ein Gefühlsmenſch, Edmund, und ich ſehe es kommen, daß Sie das Schickſal aller dieſer Naturen theilen werden."

„Und was wäre das für ein Schickſal, lieber Vater?" — „Aus einem Extrem in das andere zu fallen und ſich jählings nicht minder gründlich zu tröſten, als Sie jetzt leidenſchaftlich in Klage und Jammer verharren. Sie werden ſich bei der erſten beſten Gelegenheit in die erſte Beſte verlieben, um nur das unruhige Herz wieder an den Mann, will ſagen an die Frau zu bringen."

„Pfui!" rief der junge Mann, ſich unwillig abwendend. — „Nicht ſo verächtlich, mein Beſter, gegen den natürlichen Lauf der Welt! Ich kenne meine Menſchen. Denken Sie an unſern alten Freund Simon. —" — „Den Geheimerath?" — „Denſelben. Auch er liebte ſeine Frau über Alles, wie er ſagte, und als ſie ihm plötzlich genommen wurde, wollte er ſich ſelber im Tode nicht von ihr trennen, war nur mit Gewalt von ihrer Leiche und ſpäter nicht von ihrem Grabe zu bringen. Sogar mir fing es an für ſein Hirn und Leben bange zu werden. Die Freunde veranlaßten daher eine entfernte Freundin und Verwandte der ſeligen Geheimeräthin, in ſein Haus zu treten, während ſie ihn mit Mühe und Noth zu einer Reiſe nach Italien beredeten. „Wenn er nur nicht katholiſch wird," dachte ich; „ſolchen Gemüthern iſt alles zuzutrauen." Die Couſine kommt an, — Frauenzimmer, wenn ſie die erſte Grenze der Jugend paſſirt ſind, haben eine erſchreckliche Paſſion, die helfenden Engel zu ſpielen — und am andern Morgen ſoll mein Geheimerath fort. In der Abenddämmerung wandelt er mit ſeiner kleinen Schaar und ihrer neuen Hirtin nach dem Kirchhofe, zum letzten Abſchiede von dem Hügel der Verblichenen. Sie fallen auf ihre Knie unter Schluchzen und Beten; er, ganz in Extaſe, beſchwört den himmliſchen Geiſt ſeiner Doris, die theure Verwandte während ihrer Mutterrolle zu umſchweben, und ſchließt endlich die rührende Scene nach einſtündiger Aufregung und achtwöchentlicher Wittwertrauer als Bräutigam der lieben Couſine, die er bei ſeiner Rückkehr aus Italien als ſeine Gattin heimführt, um mit ihr ein juſt eben ſo liebeſeliges Leben zu führen wie mit der erſten. Hätte er das Unglück, auch ſie zu verlieren, ſo ſtehe ich dafür ein, daß die dritte nicht lange auf ſich warten laſſen würde."

„Und welche Parallele wollen Sie zwiſchem dem beweglichen Herzenszuſtande Ihres Geheimeraths und meinem feſten und treuen Schmerze ziehen?" fragte Edmund gereizt. — „Keine, die Sie kränken ſoll, lieber Sohn," antwortete der Schwiegervater äußerſt gelaſſen. „Sie haben ſich allerdings nicht in acht Wochen wie mein Geheimerath, ja in faſt zwei Jahren nicht über ihren Verluſt zu tröſten gewußt, aber — Sie ſehnen ſich darnach, es zu thun, wenn Sie es ſich auch nicht eingeſtehen mögen, und es wird Ihnen eheſten Tages gelingen. Auch bin ich weit davon entfernt, Sie deßhalb zu tadeln, lieber Freund; im Gegentheil, niemand wird Ihnen aufrichtiger gratuliren als ich, ſobald Ihre Wahl nur einigermaßen verſtändig und zweckentſprechend ausfällt. Anders freilich meine Frau. Ich zweifle, daß ſie ſich jemals daran gewöhnen wird, eine Fremde an der Stelle ihrer Tochter zu wiſſen, und ich blicke mit Entſetzen in die Zeit, wo ihr dieſes Schickſal unfehlbar bevorſteht. Sie kennen ja mein häusliches Kreuz, lieber Wolfram. Kein größeres Martyrium für einen Mann als eine hyſteriſche Frau! Ihr Lebenlang hat ſie geweint, ſich und andere gequält ohne Grund; endlich trifft ſie ein Schlag, und der härteſte in der That; aber wie macht ſie nun auch von dem Vorrechte des Unglücks Gebrauch! Mir bleibt keine Wahl, als ſie gewähren zu laſſen und jeden ihrer Einfälle zu befriedigen. Nicht allein, daß es meine Art nicht iſt, in eines Menſchen Neigungen einzugreifen, hier binden mir noch die dringendſten Rückſichten die Hände. Ich danke ihr alles, was ich habe und bin. Ohne dieſe Heirath ſäße ich wohl noch als armer Buchhalter in irgend einem unbekannten Comptoir, heute weiß man nicht nur auf dem Continent, was die Firma Eſchenbach zu bedeuten hat. Darum bitte ich Sie noch einmal, Wolfram, überlaſſen Sie ihr die Kinder, welche Sie auf dem Lande bei Ihrer projektirten ökonomiſchen Thätigkeit doch nicht ihren Anſprüchen gemäß erziehen können. Sie hat ſich einmal in den Kopf geſetzt, die Kleinen um ſich zu haben. Und wie viel freierer Raum wird Ihnen zu einer neuen Wahl gelaſſen ſeyn, lieber Sohn, wenn Sie nicht zuerſt und zumeiſt auf eine Stiefmutter Rückſicht nehmen müſſen, eine Stiefmutter, — man weiß, was das ſagen will."

„Beruhigen Sie ſich," erwiederte Edmund Wolfram kalt, „ich werde meinen Kindern keine Stiefmutter

Digitized by Google

geben, und, verzeihen Sie, lieber Vater, aber ich begreife nicht, wie Sie nach dieser Schilderung der armen Mutter mir zumuthen, oder selber wünschen können, Ihre Enkel der ausschließlichen Leitung einer Frau anvertraut zu sehen, welche ihre Stimmungen so wenig zu beherrschen weiß."

„Ich würde Ihren Einwand nicht tadeln, lieber Freund," antwortete der Bankier, „wären meine Enkel andere, als sie sind, oder eines Tages seyn werden, die einzigen Erben des Hauses Eschenbach, müßten sie zu einem strengen, arbeitsvollen Leben erzogen werden. Bei ihrem Reichthum schadet eine launenhafte Erziehung nichts."

„Dennoch wünschte ich ihnen eine andere zu geben." — „Melanie hat keine andere gehabt und hat Sie so glücklich gemacht, als sie es selber gewesen ist." — „Ist aber früh gestorben," murmelte Wolfram halb unwillkürlich. — „Sie würde es auch geblieben seyn, vorausgesetzt, daß die Verhältnisse sich nicht änderten, unter denen sie es wurde."

„Ich hoffe das auch, lieber Vater, ja, ich hoffe, daß sie es unter allen Verhältnissen geblieben wäre, und ich wünsche, daß ihre Kinder es unter allen Verhältnissen werden mögen. Darum, lassen Sie mich es rund heraus sagen, darum kann ich sie nicht von mir geben. Die arme Mutter dauert mich im Grunde der Seele. Ich werde ihr meine Kleinen regelmäßig einen Theil des Jahres zuführen, werde sie gewöhnen, die Eltern ihrer verklärten Mutter mit Verehrung und Dankbarkeit im Herzen zu tragen, der Erste aber in ihrer Liebe und Führung, der erste Freund will und muß ich selber ihnen bleiben."

„Und sind Sie so sicher, der Mann zu seyn, der sie unter allen Umständen zu glücklichen Menschen bilden könnte, Edmund?" — „Ich werde mir Mühe geben, dieser Mann zu werden." — „Sind Sie etwa der Mann, der selber unter allen Umständen glücklich seyn würde? Und kann man andern geben, was man selber nicht hat, Kraft, Muth und Ausdauer quand même — da wir doch nun einmal so aufrichtig gegen einander geworden sind?"

Edmund schwieg mit niedergeschlagenen Augen. Sein Schwiegervater fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Und abgesehen von allem, würden Sie im besten Falle diese Aufgabe allein zu bewältigen im Stande seyn? Ich habe wohl Frauen gekannt, die ihren Kindern allenfalls den Vater zu ersetzen vermochten; meine eigene Mutter war eine so tüchtige, strenge, unerschrockene Frau, welche uns Jungen ohne Schwanken in das Leben hinausgetrieben hat; daß aber ein Vater die Mutter zu ersetzen vermocht, ist mir noch niemals vorgekommen, und würde selbst Ihrer gefühlvollen Natur ein wenig sauer fallen, lieber Freund."

„Ich habe längst gefühlt, daß meine Unerfahrenheit und die ausschließlich körperliche Pflege gemietheter Wärterinnen für die Kinder auf die Dauer nicht ausreichen können, und darauf gesonnen, eine gebildete Erzieherin in mein Haus zu nehmen." — „Und ist eine Erzieherin etwa weniger eine gemiethete Wärterin als eine Muhme oder Kinderfrau, und verdient sie größeres Vertrauen als diese?" — „Doch wohl, je nach dem Grade ihres Charakters und ihrer Bildung, ein umfassenderes als das zu Miethlingen aus einer niedereren Gesellschaftsschichte." — „Die aber au fond nichts geringeres sind und bleiben werden als jene. Wer mir dient um Lohn und Brod, ist mein Domestik und rechnet wie alle Domestiken auf seinen Vortheil statt auf meinen. Sie werden bald genug zu dieser Erfahrung gelangen, wenn Sie nicht meinem Rathe folgen und mir die Kinder überlassen wollen."

„Nimmermehr!" rief der junge Mann leidenschaftlich, „ich kann es nicht, weiß Gott, Vater, ich kann es nicht!" — „So lassen wir die Sache vor der Hand. Kommt Zeit, kommt Rath. Wollte Gott, daß ich nur erst den Sturm mit meiner Frau bei dieser Nachricht überstanden hätte, vollends gar, wenn Sie den Plan mit der Gouvernante ausführen sollten. — Aber wie lange die Post ausbleibt! Ich muß weiter, wenn ich nicht ein paar Stunden Nachtruhe vor Abgang des Morgenzuges in W. einbüßen soll. Sie bleiben also dabei, nicht mit mir zu fahren?" — „Ja, lieber Vater." — „Nun, wie Sie wollen. Nur noch ein Wort über unser heutiges Geschäft. Bringen Sie es zum Abschluß, so bald Sie können, es ist vortheilhaft. Schon bei Lebzeiten unserer guten Melanie habe ich vorausgesehen, daß die Villeggiatur in Rosenhain Ihnen auf die Dauer nicht genügen könne. Man wird der Lauben und Wasserkünste, der Treib- und Vogelhäuser schließlich müde und sehnt sich nach solideren Genüssen; Arbeit aber ist der solideste. Da Sie nicht Kaufmann seyn wollen, und, wie ich glaube, allerdings auch nicht seyn können, rentirt die Landwirthschaft heutigen Tages besser als jedes andere Geschäft, selbst wenn Sie von Anfang einiges Lehrgeld zahlen müßten. Versuchen Sie es damit. Der freilich flüchtige Einblick in die Bewirthschaftung des Gutes hat meine Erwartungen übertroffen; die vorläufigen Punktationen sind günstig. Schließen Sie den Kauf ab, sobald Sie Ihre Gelder flüssig machen können. Sie glauben sich auf Ihren Bruder verlassen zu dürfen?"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Wolfram unwillig. „Mein Bruder hat mein elterliches Erbtheil

Digitized by Google

bisher in seinen Anlagen zu hohem Ertrage für mich und vielleicht für sich selber verwaltet; er wird aber nicht einen Augenblick anstehen, es mir auszuzahlen und mir erforderlichenfalls aus eigenen Mitteln auszuhelfen. Wie kommen Sie zu diesem Zweifel, lieber Vater?"

„Es ist niemals leicht, ein bedeutendes Kapital aus einem Geschäft zu ziehen, und übrigens bin ich, wie Sie wissen, kein Freund weit verzweigter Fabrikunternehmungen und Spekulationen auf die Arbeitskraft anderer. Die Börse ist sicherer — für den Klugen, versteht sich — und hab' ich, ist besser als hätt' ich. Suchen Sie also das Kapital so bald als möglich von Ihrem Bruder loszueisen und es im Ankauf von Blankenburg sicher zu stellen. Auch meiner Frau wird dieser ritterschaftliche Erwerb ein süßer Bissen nach der bittern Pille der Gouvernante seyn; die Aristokratie war von jeher ihre schwache Seite."

Mit diesen Worten begab sich der Konsul zu seinem Schlitten, hüllte sich vorsichtig in Fußsack und Pelz, reichte seinem begleitenden Schwiegersohne noch einmal die Hand und fuhr von dannen. Edmund blickte eine Weile träumerisch über die unbegrenzte, winterliche Landschaft. — „Kahl und kalt wie mein Leben!" murmelte er in sich hinein, horchte dann nach der Richtung, von welcher der Postwagen erwartet wurde, da aber alles still blieb, ging er in das Gastzimmer zurück und setzte sich in trüben Gedanken an seinen vorigen Platz.

„Wie Liebe und Glück doch alle Gebrechen decken!" sagte er zu sich selbst. „Heute zum ersten mal empfand ich einen Widerwillen, ja fast ein Grauen vor dem herzlosen Egoismus dieses Mannes, den ich mich an Melanies Seite gewöhnt hatte so unbedenklich zu ehren. Mit welcher Rücksichtslosigkeit sprach er von den Schwächen der ihm am nächsten stehenden Menschen, selber von denen einer Frau, welcher er, nach seinen eigenen Worten, alles verdankt, was er an sich selber schätzt! Freilich mag es nicht leicht seyn, die Reizbarkeit der guten Mutter jederzeit geduldig zu ertragen, aber es ist ja auch der herbste Verlust, welcher sie bis zu diesem Grade gesteigert. Und dieser unberechenbaren Frau, diesem Manne, an welchem alles Berechnung ist, sollte ich mein höchstes, meine Kinder anvertrauen? Nimmermehr! Gestern vielleicht hätte ich mich noch dazu bewegen lassen, heute nicht!"

Und müssen wir es erklärlich finden, daß der junge Mann, wie er in guten Tagen das Gute ohne Prüfung gesehen, jetzt in seiner leidvollen Stimmung die Selbstsucht im Leiden der einen, im Handeln des andern, die er bisher mit der Geliebten kindlichem Auge betrachtet, höchstens als harmlose Schwächen belächelt hatte, plötzlich erkannte als das, was sie waren, so blieb diese traurige Hellsicht nicht die einzige ihm hinter Wolken aufgegangene Erfahrung. Zwei Punkte außer ihr standen deutlich vor seinen Blicken: er mußte Arbeit suchen, sich zu ermannen, und eine weibliche Hand, seine Kinder zu leiten. Diese letztere Betrachtung führte ihn dann wieder zu dem Gegenstande zurück, über welchen sein Schwiegervater so unumwunden abgeurtheilt hatte.

„Sollte denn," fragte er sich, „im großen Kreise der Frauen, die in heutiger Zeit selbst in den besten Ständen darauf angewiesen sind, sich selbstständig durch das Leben zu bringen, wirklich so selten eine uneigennützig hingebende Seele zu finden seyn, welche, indem sie selber der bequemen Stützen und Handhaben des Familienschutzes entbehrt, Kraft und Liebe genug besäße, um im fremden Hause wie im eigenen zu walten? Sollte es wirklich nur Miethlinge geben?"

Er ging in Gedanken die mancherlei Gestalten durch, welche ihm in bekannten Kreisen als Erzieherinnen, Gesellschafterinnen, Lehrerinnen, Haushälterinnen begegnet waren, aber er mußte sich gestehen, daß er von keiner eine deutliche Vorstellung behalten hatte, weil er gleichgültig und achtlos an einer Reihe von Geschöpfen vorüber gestreift war, unter denen er jetzt das Behagen seines Hauses und das Gedeihen seiner Kinder zu suchen hatte, und er kam zu dem für seine bisherige Moralität wenig erfreulichen Schlusse, daß unser Wohlbefinden, wenn es mitunter auch die Schwächen und Gebrechen anderer verschleiert, uns dagegen selten gütiger und mitfühlender gegen Unglückliche macht, sondern gleichgültig und selbstlos nur für uns selber besorgt. „Diese Armen," dachte er, „denen wir so vieles anvertrauen, von denen wir alles annehmen, Jugend, Umgang, Selbstständigkeit und Freiheit bis auf den letzten eigenen Moment, Bildung, welche häufig die unsrige überragt, jede Lebensfreude, jede Lebenskraft — nicht einmal eine Heimath bereiten wir ihnen zum Ersatz; als Fremde wandeln sie unter uns, um bei der ersten besten Laune, bei der geringsten Entbehrlichkeit entlassen zu werden. Zwar unsere Stellung dem Hausgesinde gegenüber ist noch eine fremdere, rücksichtslosere; wir lohnen es so gering und bürden ihm auf, so viel wir können; wir wissen kaum seine Heimath, fragen nicht nach seiner Familie, seinem Schicksal, ändern beliebig seinen Namen; wir lassen es in Kellerräumen arbeiten und unter Zinkdächern schlafen; wir kümmern uns nicht um seine Freuden und Leiden, erkrankt es in unserem Dienst, schicken wir es in das Hospital und finden es schließlich in der Regel, wenn nicht in der

Digitized by Google

Ordnung, daß es mehr seinen Vortheil als den unsern vor Augen hat. Kann ich mich selber denn von solcher Theorie und Praxis frei sprechen? Aber dennoch haben die Dienstboten manches vor jenen armen Geschöpfen voraus, denen wir das Wichtigste anvertrauen: Gewöhnung von Jugend auf, einen geringeren Bildungsgrad, mancherlei Freiheit außerhalb des Dienstes, Freiheit bei allen ihren Erholungen, eine große Genossenschaft, und am Ende meist die Aussicht auf eine Heirath mit ihres Gleichen, während jene, häufig unvorbereitet auf das Schicksal der Abhängigkeit, neben uns, für uns, aber nicht mit uns leben, unbeachtet wie die andern, freudlos, zukunftslos obendrein, gleich einsamen Sklaven."

Ein Peitschenknall und der Schall eines Posthorns unterbrachen diese Betrachtung. Wolfram sprang auf, hüllte sich in seinen Pelz und eilte nach dem Thor, vor welchem der Postwagen eben vorgefahren war. Auch der ihm bekannte Conducteur warnte des voraussichtlich übeln Weges halber vor der Mitfahrt, Edmund aber erwiederte: „Gleichviel! Ich muß zur Nacht in meinem Hause seyn."

2.

Während des Einsteigens sah er beim schwachen Schimmer von des Wirths Laterne als einzige Reisegesellschaft ein Frauenzimmer, dicht verhüllt und verschleiert und tief in die entgegengesetzte Ecke gedrückt. Er setzte sich in die vordere, der Platz zwischen ihnen wie die gegenüber liegenden blieben frei, und schnell rollte der Wagen davon. Edmund versank in seine vorigen Grübeleien, die Reisende rührte sich nicht, nur daß er ein und das andere mal ein leises Zittern wie von Frost zu bemerken glaubte. Beide wechselten kein Wort.

Eine Weile ging die Fahrt gleichmäßig, wenn auch beschwerlich und langsam auf der ebenen Landstraße voran, sobald aber dieselbe sich thalwärts absenkte, mehrten sich die Hindernisse; hohe Schneemassen thürmten sich auf, Postillon und Schirrmeister mußten absteigen, um die Pferde zu führen und anzutreiben.

Eine Stunde mochte auf diese Weise vergangen seyn, Wind und Schneefall hatten sich allmählig gelegt, die halbgefüllte Mondscheibe sich durch die Wolken gekämpft, als der Wagen plötzlich stille hielt. Vergeblich suchte der Postillon mit Fluchen und Peitschenhieben sein Gespann durch eine Schneemauer zu treiben, die sich quer über die Straße gelagert hatte und den Hohlweg bis zu den Rändern ausfüllte. Wolfram öffnete den Schlag und erkannte beim Aussteigen, daß da vor der Hand an kein Weiterkommen zu denken sey.

„Eine üble Aussicht," sagte er zum Conducteur; „ich werde mich kurz entschließen und zu Fuße nach Rosenhain gehen. Ein günstiger Zufall hat uns just wenige Schritte von dem Punkte festsitzen lassen, an welchem der Weg nach meinem Hause auf die Landstraße mündet. In einem Stündchen kann ich drüben seyn und die Gemeinde zum Aushäuseln aufbieten, während der Postillon zu gleicher Aufforderung nach der entgegengesetzten Seite reiten mag."

Der Conducteur stimmte diesem Plane um so lebhafter bei, als er im immer heller durchdringenden Mondlichte erkannte, daß der auf der Hochebene fortführende, mit Bäumen bepflanzte Weg nach Rosenhain nicht allzu beschwerlich zurückzulegen seyn werde, da der Wind den Schnee von dieser Seite dem Thaleinschnitte zugeweht hatte. Wolfram wendete sich daher nach dem Wagen zurück, um seinen Pelz herauszuholen, und hörte in diesem Augenblick die Fremde, welche ruhig in ihrer Ecke sitzen geblieben war, und ihn nicht bemerkte, die Worte vor sich hinmurmeln: „Welch ein trauriges Vorspiel!"

Die Vorstellung einer einsamen Frau, von allen verlassen, bei kalter, nächtlicher Weile auf offener Landstraße, erregte Wolframs Theilnahme; einige Schritte zurücktretend fragte er daher den Conducteur, ob ihm die Dame bekannt sey? „Nein," antwortete dieser, „sie hat schon die ganze Tagfahrt mitgemacht und ist noch bis zur nächsten Station eingeschrieben. Die arme Person dauert mich."

Schnell entschlossen kehrte Wolfram zum Wagen zurück und machte in freundlicher Weise der Fremden den Vorschlag, einem stundenlangen, einsamen Aufenthalt auf der Landstraße einen kurzen, wenn auch unbequemen Fußweg und ein Nachtlager in seinem Landhause vorzuziehen, einen Vorschlag, welchen der Conducteur mit treuherzigen Ermunterungen unterstützte.

„Ich nehme Ihr gütiges Anerbieten mit Dank und Vertrauen an, mein Herr," sagte die Fremde, sich rasch erhebend, mit wohlklingender Stimme, und nachdem sie mit dem Conducteur noch etliche umsichtige Verabredungen hinsichtlich ihres Gepäcks getroffen, wie auch sich nach dem Abgang der nach Norden führenden Eisenbahnzüge von der nächsten Station aus erkundigt hatte, folgte sie ihrem gastlichen Geleiter und ging einige Minuten schweigend an seiner Seite. Sie hatte ihren Schleier nicht gelüftet und Wolfram keine Vermuthung über das Alter und Aeußere des Gastes gewinnen können, welchen er auf etwas abenteuerliche Weise in sein Haus einzuführen im Begriffe stand; doch unterschied er unter der winterlichen Umhüllung eine große, kräftige Gestalt, und der sonore, angenehme Klang

Digitized by Google

der Stimme, wie die Elasticität des Ganges und der Bewegungen ließ wohl auf Jugendlichkeit schließen. Sie war die Erste, das Wort zu ergreifen.

„Das Schicksal," begann sie, „hat mich auf das Vertrauen zu guten Menschen angewiesen; aber indem ich es in diesem Augenblick in Anspruch nehme, lerne ich früher, als ich dachte, die Wagnisse eines Unternehmens kennen, dem ich mit so viel heiterem Muth entgegen ging. Ich bin eine Schweizerin, mein Herr, und auf dem Wege nach Moskau."

„Eine Dame, allein, in diese Ferne, bei dieser Jahreszeit!" erwiederte Wolfram mitleidig. — „Ich theile das Schicksal vieler Landsmänninnen, die unter Fremden eine Stellung suchen. Eine Verwandte in Rußland hat mir dort den Platz einer Erzieherin in Aussicht gestellt."

„Einer Erzieherin?" wiederholte Wolfram, betroffen stehen bleibend und sonderbar überrascht von diesem Zusammentreffen mit dem Ideengange, dem er sich heute Abend überlassen hatte. Halb unwillkürlich setzte er hinzu: „Einer Erzieherin? Aber warum in dieser Ferne?"

„Der Entschluß war nicht leicht," antwortete die Fremde; „indessen der Augenblick drängte und mir blieb wenig Wahl. In meiner Heimath findet sich ein derartiges Unterkommen selten; in England schreckte mich die abhängige, wenig ehrenvolle Stellung der Erzieherinnen, in Frankreich hinderte mich mein protestantisches Bekenntniß und in Deutschland meine deutsche Muttersprache, da man hier zu Lande gewöhnlich Ausländerinnen wählt, um seine Kinder in fremden Zungen fertig zu machen."

„Und billigen Sie diese Richtung der Erziehung?" fragte Wolfram, den die ruhige, bestimmte Ausdrucksweise seiner Begleiterin, so wie der Gegenstand der Unterhaltung lebhaft zu interessiren begann. Die Schweizerin erwiederte: „Mein seliger Vater, welcher Prediger war und sich vielfach mit Fragen der Erziehung beschäftigt, auch meine eigene, und zwar von vorn herein zum Zweck der Erziehung als meiner einstigen Bestimmung, ausschließlich geleitet hat, pflegte über diese Methode streng zu urtheilen. Oberflächlich, dem Klange nach von Frauen an Frauen mitgetheilt, als Gedächtniß, nicht als Denkübung angesehen, hielt er die Sprache nicht für ein geeignetes Bildungsmittel, hielt sie für nutzlos, daher überflüssig, die Eitelkeit nährend und wichtigere Kenntnisse hindernd."

„Und mich dünkt, er hatte nicht Unrecht mit dieser Ansicht," fiel Wolfram ein. — „Auch mir scheint es so," sagte die Fremde, „und ich danke es ihm, daß er mich ernsthaft in den Geist, in die innere Natur fremder Sprachen eingeführt hat, statt seine Sorgfalt auf äußere Gewandtheit zu richten, wenn gleich der Mangel an dieser meinem Fortkommen in der Nähe der Heimath hinderlich ist. So ließ ich denn meine Blicke auf das ferne Rußland lenken, in welchem eine einzige noch lebende Verwandte mir die ehrenvolle Stellung der Erzieherinnen rühmte, und Gott wolle geben, daß ich mich nicht geirrt, wenn ich in zweifelhafter Lage das schwierigste Theil als das richtige erwählt habe."

Angeregt durch ihres Geleiters theilnehmendes Eingehen, gab die Fremde hierauf einem natürlich offenen Mittheilungssinne nach und erzählte einfach und anschaulich von ihrem bisherigen Leben im ländlichen Pfarrhause als einziges Kind unter des Vaters bildender Hand, bis die Mutter nach der Geburt eines Spätlingskindes von ihr genommen, und ihr, da sie kaum in die Mädchenjahre getreten, ein weitläufiger, selbstständiger Wirkungskreis als Haushälterin und Pflegerin angewiesen wurde. Der Tod hatte auch diese Bande kurz nach einander gelöst, und so war sie denn früh darauf hingewiesen, unter Fremden einen Platz zu suchen. „Er wird nicht leicht meinen Wünschen entsprechend zu finden seyn," setzte sie hinzu. „Erziehung und Schicksal haben einen natürlich starken Selbstständigkeitssinn in mir ausgebildet, welcher in meiner Lage selten gebilligt wird. Mein höchster Wunsch wäre, an verwaisten Kindern Mutterstelle vertreten zu dürfen."

Wolfram stutzte von neuem, ohne daß die Fremde es bemerkte; er machte einen Einwand, um sie zu einer näheren Erläuterung zu nöthigen, und sie that es gern. — „Mutter und Erzieherin," sagte sie unter anderem, „wenn letztere nicht ausschließlich Lehrerin seyn soll, und auch dann noch bis zu einem gewissen Grade, haben den Kindern gegenüber im Grunde ein und dasselbe Amt, in welchem sie sich gegenseitig nur ablösen. Wie selten ist es nun aber, daß zwei Menschen ganz aus Einem Gusse gefunden werden, und wie schädlich ist es für die der Erziehung unentbehrliche Autorität, wenn sie sich widersprechen! Die Ansicht der Mutter wird natürlich den Ausschlag geben. Nun scheint es mir aber unerträglich, bis in das Kleinste hinab nicht nur einer Meinung, einem wohlgeprüften Grundsatze, sondern häufig einer Stimmung, einer Laune unterwürfig zu seyn, die Früchte ernsten, anhaltenden Bemühens in einem Augenblicke zerstört zu sehen. Im Allgemeinen wird freilich jedes Werk nach einem einheitlichen Plane ausgeführt werden müssen, die Erziehung nach der Richtung der Familie, des Vaters insbesondere; im Einzelnen möchte ich freie Hand haben und lieber in der bescheidensten Stellung die zweite, als in der glänzendsten die dritte Person meiner Aufgabe gegenüber stehen."

Digitized by Google

In diesem Sinne äußerte die Schweizerin noch Mehreres. Sie sprach klar, einfach, bestimmt, in gebildeter Ausdrucksweise und mit einem vollen, etwas tief klingenden Organ. Wolfram hörte ihr mit immer wachsender Theilnahme zu und regte sie zu immer weiteren Ausführungen an. Der Gegenstand wie die Rednerin interessirten ihn je mehr und mehr, und der nächtliche winterliche Weg war im Umsehen zurückgelegt. Die Fremde bekundete in der Rührigkeit, mit welcher sie nach einer langen, unbequemen Reise in lebhaftem Gespräch an seiner Seite ging, auch jene körperlichen Kräfte, die zum Gelingen jedes Unternehmens, und des ihrigen zumal so unerläßlich sind. Denn nichts Gedeihlicheres für ein Haus und die, welche darin gebildet werden sollen, als eine gesunde, frische Natur an der Stelle, von welcher aus es geleitet wird. Wolfram war heute schon zu dieser Ueberzeugung gekommen, als er sich seine Kinder unter dem Schutze seiner nervösen Schwiegermutter vorstellte. Jetzt schien ihm bei flüchtigster Bekanntschaft durch eine überraschende Fügung das gerade Widerspiel dieser Frau entgegen getreten, und eine unbestimmte Vorstellung dämmerte in ihm auf: „Das wäre die Rechte, welche du suchst und brauchst!“

Das selbst in seiner kahlen, winterlichen Umgebung noch freundliche Landhaus lag, abseits vom Dorfe und mitten im Garten, hell erleuchtet vor den Wanderern, und sein Besitzer war im Begriffe die Klingel zu ziehen, als die Schweizerin plötzlich mit den Worten stehen blieb: „Ich bin Ihrer freundlichen Einladung gefolgt, mein Herr, ohne zu bedenken, daß das Erscheinen eines so späten, völlig fremden Gastes Ihrer Frau Gemahlin eine störende Ueberraschung seyn könnte. Jetzt möchte ich Sie lieber bitten, mir den Weg nach dem Wirthshause im Dorfe anzudeuten.“ — „Treten Sie ohne das Bedenken einer Störung ein, mein Fräulein. Sie kommen in ein mutterloses Haus,“ erwiederte Wolfram.

Die Thüre wurde geöffnet, ehe die Fremde, ein wenig stutzend, eine schickliche Erwiederung gefunden hatte, und so sah sie sich plötzlich von einer zahlreichen Dienerschaft mit neugierig verwunderten Blicken angeschaut. Der Hausherr, nachdem er einem Diener den Auftrag gegeben, dem Schulzen des Dorfs von dem Unfall des Postwagens auf der Landstraße Anzeige zu machen, und die Wirthschafterin angewiesen hatte, ein Zimmer zur Nachtruhe für seinen Gast bereit zu halten, öffnete die Thür eines eleganten Wohnzimmers, aus welchem zwei Kinder von etwa fünf und vier Jahren ihm entgegen sprangen. Er küßte sie herzlich wie nach langer Abwesenheit, sein Auge war von Thränen gefeuchtet.

„Was hast du uns mitgebracht, Papa?“ war die erste und einstimmige Frage der Kleinen. — „Ich habe euch nichts mitbringen können, liebe Kinder,“ antwortete der Vater fast beschämt; „morgen sollt ihr haben, was ich euch versprochen.“ — „Du hast mir aber das Pferd heute versprochen,“ versetzte der Knabe trotzig. — „Ich wollte aber die neue Puppe heute mit in's Bett nehmen,“ klagte das Mädchen weinerlich.

Der Vater stand halb verzagt und auf eine Nothlüge sinnend seinen verwöhnten kleinen Tyrannen gegenüber, als die Fremde ihm zu Hülfe kam. — „Der Vater hat euch auch etwas mitgebracht, Kinder,“ sagte sie lächelnd, „einen Gast aus fernem Land, den er aus dem Schnee hervorgezogen.“ — „Bist du der Gast aus fernem Land?“ fragten Max und Bertha ungläubig. — „Ich bin der Gast, Kinder, seht mich an, gefall' ich euch?“ — „Du gefällst mir,“ rief Max, rasch entschlossen und laut. — „Du gefällst mir!“ wiederholte leise ein Echo im Herzen des Vaters.

Die Fremde hatte Hut und Mantel abgelegt und Vater wie Kinder betrachteten sie mit aufmerksamem Interesse. Wie ersterer schon auf dem Wege bemerkt, war sie eine große, kräftige, aber ebenmäßige Gestalt, der stark gebaute Kopf einfach mit vollen dunkeln Flechten gekrönt. Die Züge des schön geformten Ovals mochten nicht eben fein zu nennen seyn, stimmten aber zu einander und erweckten Vertrauen; der starke Rücken der Nase bekundete Entschlossenheit, während eine angenehme Correspondenz zwischen den großen braunen Augen und dem vollen, etwas breiten Munde dem Gesichte den ansprechendsten harmonischen Ausdruck gab. Ein seelenkundiges Auge hätte wohl wahrnehmen können, daß die Fremde bei ihren zweiundzwanzig Jahren schon manches erfahren und gelitten hatte, auch der fest am Halse schließende Anzug bezeugte noch die Trauer um ihre Verwaisung; der Grundton ihrer Erscheinung aber war eine Sicherheit und bewußte Heiterkeit, wie sie sich zu dem erwählten Berufe am besten schicken.

„Kann ich auch mit dir spielen?“ fragte die kleine Bertha zweifelhaft. — „O ja,“ antwortete sie, „ich spiele gar gern mit artigen Kindern.“ — „Wie soll ich dich denn aber rufen?“ fuhr die Kleine fort. — „Rufe mich Cornelie,“ erwiederte sie und setzte, gegen ihren Wirth gewendet, lächelnd hinzu: „Mein guter Vater hat mir seinen Römern zu Liebe diesen ein wenig anspruchsvollen Namen gegeben, der zu meinem schlichten Bürgernamen nicht sonderlich stimmen mag. Cornelie Wille heißt die arme Reisende, Herr Wolfram, der Sie so freundlich Schutz und Obdach gewährt haben.“

Er verneigte sich nach dieser Einführung artig gegen sie und ermahnte die Kinder, die sich neugierig

Digitized by Google

betrachtend um die fremde Erſcheinung drängten, Tante Cornelie in Ruhe zu laſſen.

„Eine Tante biſt du, Cornelie? weiter nichts?“ ſagte der vorlaute Max. „Ich dachte ſchon, du wäreſt unſere neue Mutter.“ — „Warum dachteſt du das, mein Kind?“ fragte die Schweizerin völlig unbefangen. — „Nun, weil die Muhme, wenn Papa fortgeht, immer ſagt, er ſuche uns eine neue Mutter.“

Unwillkürlich erröthend wendete ſich Wolfram zur Seite, und da das Abendeſſen eben aufgetragen war, lud er ſeinen Gaſt zum Platznehmen ein.

Man ſetzte ſich und Cornelie ſah mit Erſtaunen, wie wählteriſch und näſchig verwöhnt die Kleinen waren. Ohne Scheu verlangten ſie die widerſtrebendſten Gerichte, und was ſie forderten, wurde ihnen reichlich vorgelegt, gekoſtet, nach Belieben liegen gelaſſen, oder gegen etwas anderes vertauſcht. Der Vater gewahrte die Verwunderung in den offenen Zügen ſeines Gaſtes, und ſcheute ſich nicht einzugeſtehen, daß er allerdings dieſes ſpäte Wachbleiben und reichliche Abendeſſen den Kindern nicht für zuträglich halte, ſich aber noch nicht habe entſchließen können, dem Verlangen derſelben entgegen zu treten und den Abend in trauriger Einſamkeit hinzubringen.

„Der Geiſt heilſamer Zucht und Ordnung iſt mit dem Glück aus dieſem mutterloſen Hauſe gewichen,“ ſetzte er hinzu. Die einſtige Erzieherin geſtattete ſich keine Entgegnung, ſie erprobte aber ihr Talent ſchon jetzt, indem ſie durch anſprechende Unterhaltung, wie durch einen gewiſſen entſchiedenen und doch nicht ſtrengen Ton die verwöhnten Kleinen von ihren ſchädlichen Forderungen abzulenken verſtand. Die neue Erſcheinung verwandelte ſich ihnen in der erſten Viertelſtunde zu einer Art von Autorität, ſie erzählte von ihren kleinen Bübli und Mädli daheim, die Abends artig ihre Milchſuppe äßen und mit der Sonne ſchlafen gingen, um friſch und fröhlich mit der Sonne wieder aufſtehen zu können.

„Ich will auch Milchſuppe eſſen,“ ſagte Bertha. — „Und ich will jetzt gleich zu Bette gehen,“ rief Max; „aber die Cornelie ſoll mich ausziehen und mir erzählen von ihrem Daheim, bis ich eingeſchlafen bin.“

Ein freundliches Lächeln der Fremden bat um die Erlaubniß des Vaters für dieſen Dienſt, eine Erlaubniß, die nicht minder lächelnd gegeben ward, und ſo trat Cornelie, an jeder Hand eines der Kinder, in die Schlafſtube, in welcher das kleinſte, deſſen Geburt ſeiner Mutter das Leben gekoſtet hatte, ſchon ſchlafend in ſeinem Bettchen lag. Unter den verwunderten Blicken der alten Kinderfrau, landesüblich „Muhme“ geheißen, kleidete ſie ihre neuen kleinen Freunde aus und ſagte dann: „Nun wollen wir beten, Kinder.“ — „Beten? Du wollteſt ja erzählen von daheim,“ ſchmollte Bertha. — „Was iſt beten?“ fragte Max. — „An deinen Vater im Himmel denken, mein Kind.“ — „Meine Mama iſt allein im Himmel, Cornelie, mein Vater ſitzt in der Stube und trinkt Wein.“

Ehe die Schweizerin noch ihre belehrende Entgegnung vollendet hatte, wurde ſie durch ein plötzliches Aufhuſten des kleinſten Mädchens unterbrochen, ſo daß ſie die Wärterin beunruhigt fragte: „Huſtet das Kind öfter in dieſer Weiſe? — „Es hat ſchon öfter gehuſtet,“ erwiederte die Alte gelaſſen, „aber heute Abend ſcheint es etwas ſchlimmer.“

Cornelie ſtand auf und beugte ſich über das Bett. Ein eigenthümlich pfeifender Ton drang in ihr Ohr; ſie ergriff die Lampe und leuchtete in des Kindes Geſicht; die ſcharf gerötheten Wangen, die trockene Fiebergluth der kleinen Hände ließen ihr keinen Zweifel. „Hier iſt Gefahr!“ ſagte ſie. „Schnell einen Arzt!“ — „Warum nicht gar!“ brummte die Muhme. „Laſſen Sie uns um Gotteswillen den Herrn nicht erſchrecken, der ohnehin den ganzen Tag nicht aus der Angſt heraus kommt.“

Aber der Vater war, an der Thür lauſchend, Zeuge der anfänglich ſo anmuthigen, dann ſo bedenklichen Scene geweſen; raſch entſchloſſen eilte er ſelber, den Arzt aus der Stadt herbeizuholen.

Als er nach Verlauf einer Stunde etwa mit demſelben in ſein Haus zurückkehrte, fand er die Fremde an dem Bette des kranken Kindes bemüht, durch Aufſchläge und Einflößen warmer Getränke eine heilſame Transpiration zu erzeugen. Der Arzt ſaß eine Weile ſchweigend, Athem und Herzſchlag prüfend, während des Vaters Auge mit ängſtlicher Spannung an ſeinen Lippen hing.

„Die Gefahr iſt durch die vorbeugenden Mittel wohl beſeitigt,“ ſagte er endlich; „fahren Sie mit denſelben fort, bis der Athem völlig frei iſt, ſeyen Sie aber in Zukunft doppelt vorſichtig, denn derlei Zufälle repetiren gern.“

Dankende Thränen im Auge drückte Wolfram Cornelien die Hand und ging darauf mit dem Arzte in das Nebenzimmer, in welchem dieſer noch eine Stunde verweilte, von Zeit zu Zeit in die Kinderſtube zurückkehrte, die Kranke und ihre Pflegerin aufmerkſam betrachtete und endlich mit der nochmaligen Verſicherung glücklich abgewandter Gefahr ſich entfernte.

Bewegt ging Wolfram zu dem Kinde zurück, um die Nacht an ſeinem Bette zu durchwachen, Cornelie bat ihn aber ſo dringend, ſich ruhig niederzulegen, verſprach ſo zuverſichtlich, kein Auge von ſeinem Lieblinge zu verwenden, und erklärte mit ſo friſcher Heiterkeit, von der Reiſe nicht entmüdet zu ſeyn, daß er ſich endlich fügen

Digitized by Google

mußte und mit den Worten: „Ein guter Engel hat Sie in mein Haus geführt,“ ſich nach ſeinem Zimmer begab. Aber er ſchloß kein Auge in dieſer Nacht, die Gefahr geiſtiger und ſelbſt körperlicher Verwahrloſung für ſeine Kinder, bei aller Verhätſchelung, ſtand in den grellſten Farben vor ſeinem Blick; mehr als einmal ſprang er von ſeinem Lager in die Höhe, lauſchte er an der Thür, die nach der Kinderſtube führte, und wenn er die hülfreiche Fremde dann unermüdet ſtill und umſichtig walten ſah, ſo wiederholte er ſich mit immer feſterer Ueberzeugung: „Das iſt die Rechte, die du ſuchſt und brauchſt!“ und gab ſich willig der Vorſtellung hin, daß eine höhere Hand ſie in der Stunde der Gefahr ihm zugeführt.

Als er am andern Morgen in das Wohnzimmer trat, fand er die Fremde, ſchon zur Abreiſe gekleidet, ſeiner harrend. Ein Schreck, ein Schmerz, ein raſcher Entſchluß durchzuckten gleichzeitig ſeine Bruſt. Cornelie reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ihre Kleine ſchläft; wenn ſie erwacht, wird ſie Ihnen geſund entgegen lächeln. Mit dieſer Beruhigung und dem herzlichſten Danke ſcheide ich aus Ihrem Hauſe, Herr Wolfram; der Bote wartet, der mich nach der Stadt geleiten ſoll.“

Nur um Zeit zu gewinnen, ſeiner Bewegung Herr zu werden, machte Wolfram ſie darauf aufmerkſam, daß der Bahnzug erſt um die Mittagsſtunde nach Norden abgehe, und bat ſie, ſeinen Wagen zur Fahrt nach der Stadt anzunehmen. Sie durfte nicht widerſprechen, legte Hut und Mantel wieder ab, ſetzte ſich in eine Fenſterniſche und blickte ſchweigend über die winterliche Gegend, während Edmund mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder ging.

Endlich trat er auf ſie zu, ergriff ihre Hand und ſprach: „Wir ſind uns unter ſeltſamen Umſtänden zugeführt worden, Fräulein Wille, Sie mir im Augenblick des dringendſten Bedürfniſſes. Darf ich mir eine Frage erlauben, wie ſie bei ſo kurzer Bekanntſchaft wohl nur unter dieſen Umſtänden geſtattet ſeyn mag?“ — „Ich wüßte keine, die ich nicht gern und unbefangen beantworten könnte,“ erwiederte Cornelie lächelnd. — „Iſt es ein feſt gegebenes Verſprechen, ein bindendes Verhältniß, eine glückverheißende Ausſicht, welche Sie in die Ferne ziehen, liebes Fräulein?“ — „Nichts von alle dem, Herr Wolfram, nur einfach die Hoffnung, in dieſer Ferne leichter als anderwärts den geeigneten Platz für meine Wirkſamkeit zu finden.“ — „Und könnten Sie dieſe Hoffnung nicht dem Wohlbefinden, dem Glück einer Familie opfern, deren tiefer Mangel Ihnen nicht entgangen ſeyn kann? Könnten Sie ſich nicht entſchließen, die Leitung meines Hauſes, meiner mutterloſen Kinder in die Hand zu nehmen?“

Cornelie blickte ſichtlich überraſcht, wie in ſchweigender Prüfung zu ihm auf; er wiederholte ſeine Bitte noch dringender, ſie auf ihren ausgeſprochenen Wunſch zurückführend, an verwaiſten Kindern Mutterſtelle vertreten zu dürfen. — „Mein Schickſal wird immer dem Zufall anheim gegeben, meine Entſcheidung immer ein Wagniß ſeyn,“ ſagte Cornelia nach langem, nachdenklichem Schweigen; „Ihnen aber, Herr Wolfram, iſt die umſichtigſte Wahl und Prüfung nicht nur geſtattet, ſondern geboten, und Sie kennen mich ſo wenig.“

„Ihnen zu begegnen in dieſer Stimmung, nach dieſer Erfahrung, wäre kein Fingerzeig? Sie zu ſehen, wie ich Sie ſah, wie ich Sie ſehe, wäre kein Erkennen? Vertrauen Sie mir, wie ich Ihnen vertraue, und uns wird beiden geholfen ſeyn.“ So ſprach Wolfram mit großer Wärme, als aber Cornelie noch immer ſchweigend, mit gefaltenen Händen, in ernſtem Bedenken verharrte, ſetzte er traurig hinzu: „Sie zögern, Sie ſchweigen, Sie wollen es nicht wagen?“ — „Ich will es gern,“ antwortete Cornelie ruhig und feſt, in ſeine freudig dargebotene Hand einſchlagend, „ich will es mit Gott; laſſen Sie es uns mit einander verſuchen.“

(Fortſetzung folgt.)

Ludwigs von Beethoven Leben und Schaffen.

(Schluß.)

Ich erlaube mir, über dieſen Gegenſtand etwas abweichender Anſicht zu ſeyn und dieſelbe hier in der Kürze vorzutragen. — Zunächſt ſcheint mir die Marx'ſche Periodiſirung der Muſikgeſchichte nicht ſtichhaltig. Man muß die tiefſinnige Entwicklung geleſen haben, welche Viſcher in der „Aeſthetik“ über den innern Fortſchritt der Künſte durch einander gibt; man muß die Nothwendigkeit begriffen haben, womit die bildenden Künſte

Digitized by Google

den schaffenden Menschengeist aus der objektiven Außenwelt und ihrer Nachahmung in sich selbst, in sein eigenes Reproduciren dieser Welt, und zwar zuerst in die unmittelbarste Thätigkeit seines Innern, in das Gefühl, die Stimmung hineintreiben, um zu erkennen, daß Gefühle und Stimmungen den eigentlichen und ausschließlichen Inhalt der Musik ausmachen. So lange es Musik in der Welt gibt, ist sie aus keinem andern Grunde hervorgegangen, als aus dem Herzen, und hat nichts anderes aussprechen und im Zuhörer wecken wollen, als die Sprache dieses Herzens, d. h. eben Empfindungen. Der Fortschritt, den sie im Laufe der Jahrhunderte gemacht hat, kann nur in dem Zwiefachen bestanden haben: einmal, daß sie ihres arithmetisch begründeten Tonmaterials, dieser bloßen Form, immer mehr Herr zu werden und von dieser technischen Seite zu wirklichem Empfindungsinhalt vorzudringen suchte, andererseits, daß sie diesen Empfindungsgehalt immer deutlicher und sprechender ausdrücken lernte. Der erstere Proceß, der des formellen Experimentirens, reicht, in Deutschland wenigstens, bis auf Händel und Sebastian Bach. Denn vor ihnen ist alle Musik ein arithmetisches Exempel, ein Bauen in Formen mit noch sehr dürftigem, kaum wahrnehmbarem Inhalt, ein Versuch, die Form dem Gefühlsinhalt anschmiegend umzulegen. Den zweiten Schritt, nämlich die Empfindung zu vertiefen und immer erkennbarer im musikalischen Ausdruck hervortreten zu lassen, hat — darin stimmen wir Marx vollkommen bei — hauptsächlich Beethoven vollzogen; nach dem Haydn-Mozartschen Formspiel und schönen Wohlklange ist Beethovens Musik zuerst dramatisch, objektiv und menschlich geworden.

Nun ist es aber dem Gefühl wesentlich, das äußere Objekt, durch das es erregt wird oder an das es sich anlehnt, während seines ganzen Verlaufs bei sich zu behalten, in sich zu tragen, sich den liebenswürdigen oder furchtbaren Gegenstand immer wieder zu vergegenwärtigen und an dieser innerlichen Vorstellung sich fortzuspinnen und fortzunähern. Durch diese innere Beziehung zwischen dem Gefühl und dem dasselbe erregenden Objekte wächst zugleich die Deutlichkeit des Gefühls für sich und den Beobachter; seine Aeußerung wird verständlicher und motivirter, wenn der Fühlende seine Empfindung mit einem äußern Gegenstande in Verbindung bringt, auf einen äußern Vorgang, wie auf den stillschweigenden Hintergrund der ganzen Seelenbewegung hindeutet. Auf diesem Zuge des Gefühls nun, sich mit einem äußern Objekt in Beziehung zu setzen und hiedurch an Deutlichkeit zu gewinnen, beruht gerade die Brauchbarkeit des Gefühls, die Möglichkeit seiner Verkörperung für die Kunstdarstellung. Eben weil es dieser letzteren auf plastische Anschaulichkeit ankommt, muß sie an der Empfindung diejenige Seite ergreifen, von welcher sie sich zu concreter Anschaulichkeit formuliren läßt — und das ist eben der in der Empfindung selbst ruhende äußere Gegenstand, der von ihr als Anhaltspunkt herangezogene Vorgang in der realen Welt. An dieses äußere Objekt hat denn auch die Musik angeknüpft, um Gefühle faßlicher und überzeugender zu verkörpern. Statt der reinen Empfindung, die, als etwas rein Innerliches, Verschwebendes, auch künstlerisch ungreifbar seyn würde, hält sie sich an den äußern Gegenstand, welcher der Empfindung zum Stützpunkt, zum Leiter dient, und gibt durch dessen annähernde Darstellung der Empfindung selbst einen sprechenderen Ausdruck.

Hierauf basirt im letzten Grunde die Tendenz, so wie die Berechtigung der Programm-Musik; und ihre Uebertreibung besteht nur darin, daß sie einmal nicht mehr die Empfindung selbst, sondern den äußern Gegenstand, losgelöst von der Empfindung, darzustellen trachtet; sodann darin, daß sie die Veranschaulichung dieses Gegenstandes bis zu plastischer Handgreiflichkeit, bis zu klarer Vorstellungsfähigkeit für das Bewußtseyn hinauftreiben will und so die Schranken der Tonkunst selbst überspringt, sie auf ein ihr unmögliches Gebiet hinüberdrängt. Denn einen andern Inhalt kann auch die Programm-Musik für sich nicht in Anspruch nehmen, als Empfindungen; was sie noch weiter anstrebt, kann nur der bestimmte, möglichst sprechende Inhalt dieser Empfindungen seyn, das bestimmte Ziel, welches als geheimer Zug die Empfindung beflügelt. Aeußere Objekte, Naturphänomene, ländliche Scenen, historische Thatsachen in sichtbarer Deutlichkeit vermag weder sie noch die Tonkunst überhaupt darzustellen; sie hört auf, schöne Kunst zu seyn und sinkt zum gemeinen Kunststück herab, wenn sie solche objektive Gegenstände wie eine Copistin bloß abschreibt. Diese unkünstlerische Ueberspannung der Musik zu Zwecken außerhalb ihrer Grenzen ist der wunde Fleck der modernen Programm-Musik, besonders der Berlioz-Liszt'schen symphonischen Dichtungen.

Eine nähere Untersuchung dieses Gegenstandes macht es sogar möglich, den Punkt zu zeigen, bis zu welchem die Musik in der nachahmenden Darstellung äußerer Objekte vorschreiten darf. Es liegt nämlich in der Musik ein Moment, wodurch sie sich der Darstellung der Wirklichkeit und besonders zeitlicher Vorgänge, hörbarer Naturlaute u. s. w. schon von selbst annähert; das ist ihr eigener zeitlicher Verlauf, ihr eigener Apparat von Klängen und Tönen, wodurch sie mit äußern Objekten und Processen in eine gewisse Analogie tritt. Naturstimmen z. B. kann sie schon an und für sich durch ihre Töne nachahmen und hat in kritikloser

Digitized by Google

Naivetät häufig von dieser Licenz Gebrauch gemacht, am liebenswürdigsten in J. Haydn. Aehnlich steht ihr die Nachahmung wirklicher Processe in der Natur- und Menschenwelt dadurch zu Gebote, daß sie die Bewegung, in welcher der objektive Proceß verläuft, durch ihren eigenen Zeitverlauf, durch eine bestimmte Tonfolge versinnlichet. Den Fortschritt aus der Enge in die Weite, aus der Tiefe in die Höhe, aus der Stille zum lauten Jubel oder Schrecken und umgekehrt hat die Musik unläugbar die Fähigkeit, auch auf ihrem Gebiete zu malen. Aus dem gleichen Grunde darf sie sich auch an innere Vorgänge, an Processe des Geistes- und Seelenlebens wagen, da auch sie schließlich auf räumliche Verhältnisse, auf Ortveränderung zurückkommen oder wir sie uns wenigstens in dieser sinnlichen Fassung vorstellen: das Suchen und Fliehen, Schwiederfinden und Vereinseyn, das Nachlassen und Hinsinken, das Sicherheben und Entgegenstemmen, das Alleinseyn und die Mehrheit von Personen, das Zusammenwirken von Massen — alles dieß sind Vorgänge oder Zustände, die auf dem Begriffe des Raums und der Raumveränderung beruhen. Diese aber realisiren sich in der Musik so gut wie in der Wirklichkeit und können deßhalb von jener annähernd in derselben Weise dargestellt werden, wie sie in der Wirklichkeit sich zutragen. Dabei ist ein weiterer Anhalt der Musik für die Darstellung äußerer und psychischer Vorgänge die Stimmenmodulation, die wir beim Ausdrud der einzelnen Empfindungen beobachten und deren typischer Gleichklang ebenfalls auf bestimmten Raumverhältnissen, nämlich auf arithmetisch genauen Tonintervallen beruht: das Aufsteigen bei Fragen, bei der Freude, das Sinken bei Ermattung, bei Verzweiflung, das monotone Hinschleichen bei der Trauer u. s. w. Durch diese akustische Wahrnehmung muß die Musik sich noch mehr bestärkt finden, Seelenprocesse in ihrer Weise zu versinnlichen, da sie nur den in der Sprachmelodie hörbaren Tonfall künstlerisch zu formiren hat, um wenigstens den Grundcharakter der Empfindung zu treffen.

Wir überzeugen uns: bei schärferer Untersuchung kommen alle objektiven Vorgänge, alle Seelenregungen auf Raumverhältnisse, auf bestimmte Tondistanzen zurück und können eben deßhalb von der Musik nachahmend dargestellt werden; aber immer nur so weit, als sie durch räumliche und rhythmische Bewegung der Bewegung der Musik ein Analogon bieten, also immer nur annähernd, nicht congruent zusammentreffend, nicht mathematisch überzeugend, nicht zweifellos und untrüglich. Für das Detail der Vorgänge fehlt der Musik jedes Analogon und hört deßhalb ihre Nachahmungsfähigkeit auf. Der vollen Bestimmtheit des concreten Objekts, der irrthumslosen Klarheit des geistigen Wortes gegenüber bleibt die Musik immer nur Symbolik.

Hiemit wäre also der Musik und der Programm-Musik insbesondere die Grenzlinie vorgezeichnet, bis wohin sie der realen Wirklichkeit nachgehen kann, und zugleich die Unhaltbarkeit der Marx'schen Behauptung dargethan, daß dem Kunstschaffen die volle Freiheit zu Gebot stehe. Der Künstler ist keineswegs absolut frei, sondern nur innerhalb der Schranken, welche seiner Kunst wie jeder vernünftigen Thätigkeit gesetzt sind. Nicht bloß der Künstler weiß — wenigstens soll er es wissen — was seine Kunst vermag, sondern das wissen auch noch andere Leute, unter ihnen auch die von Marx so gering geschätzten Kunstphilosophen, die sich's zum Lebensberuf gemacht haben, über ihre Wissenschaft nachzudenken und die Dinge auf ihre letzten Principien zurückzuführen. Die Künstler dürfen nicht willkürlich drauflos produciren, wie und was ihnen beliebt, und die Kunstphilosophen haben nicht bloß das müßig staunende Hinterdreinsehen, sich um jeden Preis Alles gefallen zu lassen, was den Künstlern in den Kopf kommt. Dürfte diese absolute Willkür in der künstlerischen Production Platz greifen, so wäre die Richard Wagner'sche Schule und die ganze neufranzösische Musik, für die selbst Marx nicht in allen Punkten eintreten mag, mit ihren schreienden Gewaltthätigkeiten die nächste Consequenz dieser neuen Aesthetik, und der absolute Wahnsinn in Tönen wäre die letzte Grenze, obwohl dann von Grenze überhaupt keine Rede mehr seyn würde. Dann wäre es aus mit Musik und Kunst, dann hätten selbst die größten Meister sich vergeblich dem angeborenen Gesetz der Schönheit bequemt und die größten Denker umsonst diesem Gesetze nachgeforscht. Aber nein, dem ist glücklicherweise nicht also: sondern das künstlerische Hervorbringen ruht so gut auf Vernunftgesetzen, das Genie hat seinen letzten Halt und Maßstab so gut in der vernünftigen Organisation des Menschengeistes als das spekulative Denken, welches auch die frei geschaffenen Kunsterzeugnisse auf diesen ihren Vernunftgehalt prüft. Dieselbe geistige Gesetzmäßigkeit, welche den Philosophen beim Denken leitet, muß auch den Künstler bei seinem genialen Schaffen beherrschen und seine fertigen Schöpfungen als Maß und Ordnung durchdringen. Gerade dieses Gesetz ist der einzige Coincidenzpunkt zwischen dem philosophischen Erkennen und dem künstlerischen Produciren. Diesem liefert es die Norm, wie weit es in seiner Freiheit gehen dürfe, jenem das Criterium, an dem es die Schönheit und Wahrheit des Kunstwerks mißt. Gesetz und Vernunft sind die höchsten Tribunale, denen sich alles lebendige Seyn, alles freie Hervorbringen des Menschen zu stellen

Digitized by Google

hat; dieser obersten Instanz wird auch das Genie sich beugen.

Ein zweiter Punkt, worin wir dem Biographen Beethovens nicht beipflichten können, ist die ästhetische Schätzung der späteren Werke desselben. Marx hält diese, eben weil es die letzten sind, denen der ganze Erfahrungsschatz der vorangegangenen Produktion, der ganze Segen einer ununterbrochenen Uebung, die ganze Reife der Entwicklung zu gute kam, auch für die reifsten und vollendetsten, oder, wie man sie so gern nennt, für die tiefsten. Wir geben zu, daß die Entwicklung gerade bei Beethoven, der unaufhörlich weiter gestrebt und sich jeder Aufgabe mit ganzer Treue hingegeben hat, eine durchaus fertige gewesen ist, wie Marx selbst diesen unaufhaltsamen Fortschritt von Werk zu Werk nachweist. Dennoch vermögen wir uns nicht zu überzeugen, daß die zunehmende Taubheit des Meisters ohne jeglichen Einfluß auf sein künstlerisches Schaffen gewesen seyn soll, wie Marx annimmt, wenn er das organische Leiden gar nicht in Rechnung bringt, sondern sogar den gegentheiligen Nachweis versucht, daß trotz des fehlenden Gehörs kein Abbruch an Kunstwerth in den späteren Schöpfungen zu spüren sey. Allerdings mag der energische Wille Beethovens lange genug mit Erfolg gegen das Uebel angekämpft haben und davon in den ersten Werken aus der Zeit der beginnenden Taubheit nichts zu spüren seyn. Allmählig aber müssen die schlimmen Folgen, wie für seine Stimmung, so auch für seine Produktion sich eingestellt haben. Es gibt freilich schlagende Beispiele, daß selbst in dem kranken Körper eine gesunde Seele wohnen könne, wie ja Schiller gerade seine vollendetsten Dramen einem anhaltenden Siechthum abgerungen hat. Bei Beethoven aber betraf das Leiden dasjenige Organ, auf dessen vollen Besitz gerade der Tonkünstler gestellt ist, weniger, weil er muß hören können, was er schafft, weil er nur an dem Ohre die Controle über den Wohlklang seiner Schöpfungen besitzt — der rechte Tondichter hört aber inwendig, ohne irgend einen äußern Ton — sondern weil das Ohr die Vermittlung mit der Außenwelt nach ihrer geistigsten Seite, nämlich nach der Seite des Wortes, des Gedanken und Gesinnung offenbarenden Wortes herstellt, dessen Verlust den Leidenden in sich selbst zurück schleudert und über sein ganzes Innere den düstern Flor der Vereinsamung, des mißtrauischen Aufhorchens, des gehässigen Argwohns breitet.

Je nachweislicher diese Folgen bei Beethoven eingetreten sind, desto weniger können wir auch seine Stimmung für eine der Kunstproduktion förderliche, seine geistige Organisation für eine durchaus gesunde halten. Und diese Störung, meinen wir, tritt in den letzten Werken sichtbar genug hervor. Wohl sind auch sie originell und genial, wie Alles, was Beethoven geschrieben hat; es ist in ihnen dieselbe Hoheit des Pathos, die nämliche Weihe der Stimmung, dieselbe Meisterschaft der Stimmenführung und Instrumentation, wie in seinen besten Werken. Aber die Stimmenführung ist nicht mehr klar, sondern verworren und verwickelt, die Erfindung nicht mehr frisch und unmittelbar, die Anlage nicht mehr einfach großartig und übersichtlich. Die ganze Musik aus dieser letzten Zeit ist mehr combinatorisch gemacht, mehr gekünstelt, technisch schwieriger für die Ausübenden und unfaßbarer für die Zuhörer. Der Meister hat nicht mehr die frühere Kraft, seine hochgestellten Aufgaben zu bewältigen, er läßt sich, besonders in den contrapunktischen Formen, zu despotischer Willkür fortreißen; kurz, der freie, gesunde Schwung, die klare, reine Schönheit der besten Werke ist in ihnen nicht mehr zu finden: sie sind ungeheuer, wüst, betäubend. Leuchten auch noch Blitze des Genius, Spuren der alten Kraft durch die Verwirrung, im Ganzen sind es nur noch freudlose Manifeste eines „unglücklichen, durch und durch verstimmten Geistes, eines kranken Mannes," nicht mehr Muster der Kunst, nicht mehr Fingerzeige für ihre künftige Entwicklung, am wenigsten Offenbarungen einer unergründlichen Tiefe. Wir gehen nicht so weit als Ulibischeff, der Beethoven in seiner letzten Periode für völlig verkommen hält und die betreffenden Werke für lauter Gewaltstreiche gegen Kunst und Gehör. Aber eine Abnahme an Einfachheit und Schönheit vermögen wir bei dem gestörten Gemüthszustande des Meisters, der unausbleiblich auf seine Erzeugnisse einfließen mußte, nicht wegzuleugnen.

Höchst glücklich dagegen ist der Verfasser in seiner Polemik gegen den eben erwähnten Ulibischeff, gegen den er durch das ganze Werk hindurch bei hundert Veranlassungen sich genöthigt sieht zu Felde zu ziehen. Ulibischeff, ein russischer Staatsmann und unleugbar ein fein gebildeter, geistreicher Mann, ist jedoch in der Kunst nur naschender Dilettant, der in ihr nichts als Genuß sucht, speciell in der Musik nur Formenspiel erblickt und Mozarts klare Glätte und Grazie für das non plus ultra der Tonkunst hält. Auf diesem Standpunkte fehlt ihm für Beethoven alle Verständniß, und nur abenteuerliche Einfälle kommen zu Tage, wenn er sich nach bloßem Hören im Concert und Salon zu seinen Kritiker und Interpreten aufwirft. Beethoven verstanden, seine Werke, besonders die Partituren, studirt hat er nicht, nicht einmal in der Theorie der Harmonielehre ist er zu Hause. Alles, was er über ihn sagt, ist subjektiver Einfall, geistreiches Aperçu, ohne jegliche

Digitized by Google

Sachkenntniß und Gründlichkeit. Unzählig sind die Fälle, wo Marx ihn ad absurdum führt, und zwar mit so glücklicher Taktik und so drastischem Humor, daß diese Ausfälle gegen den unberufenen Eindringling dem Leser zum größten Ergötzen dienen.

Zum Schluß unserer Empfehlung noch ein Wort über die stylistische Seite des Marx'schen Buchs. Zwar versteht sich stylistische Gewandtheit bei einem so namhaften Autor wie Marx von selbst und bedürfte nicht der Erwähnung. Wer aber die früheren Schriften des Verfassers kennt, besonders seine „Musik des neunzehnten Jahrhunderts," wird zugeben, daß sie styllos oder doch in einem von aller gangbaren Diktion abweichenden Style geschrieben sind. Gedehnter, schwerfälliger Satzbau, gewaltsame, unerhört neue Ausdrücke, Auslassung der unentbehrlichsten Interpunktion machen seinen Styl zu einem ganz absonderlichen und die Lektüre wie das Verständniß seiner Werke äußerst schwierig. Gerade in dieser Beziehung ist das Buch über Beethoven ein außerordentlicher Fortschritt. Marx ist — so zu sagen — erst hier Mensch geworden, hat hier erst deutsch schreiben, verständlich reden gelernt, gewiß nicht ohne sauern Kampf mit seinem alten Adam. Denn seine frühere Stillosigkeit war nicht etwa Caprice, Originalitätssucht, sondern Natur, innerstes Wesen, er konnte nicht anders: sein schneller, versatiler Geist, seine glühende Begeisterung für den Gegenstand verführten ihn arglos zu dieser sprungweisen, athemlosen, gehäuften Diktion. Im „Beethoven" aber schreibt er ein lesbares Deutsch, baut kürzere Perioden, wählt gangbare Ausdrücke, setzt vor allen Dingen Zeichen, wo sie zum Verständniß erforderlich sind. In dieser Beziehung ist — so barock es klingen mag — das Buch über „Beethoven" seine namhafteste Leistung. Während seine früheren Werke eine Unmöglichkeit für weitere Leserkreise waren, hat er jetzt ein Werk geliefert, das auch dem Laien zugänglich ist und sich fähig erweisen wird, das musikalische Interesse selbst in die großen Schichten der Nation hinabzutragen. Doch täuschen wir uns und den Leser nicht: alle Schrullen — wir müssen es offen aussprechen — hat der Verfasser noch nicht abgelegt und noch immer nimmt man an einzelnen Ausdrücken gerechten Anstoß. Wir wollen von vornherein dem Staunen vorbeugen, indem wir eine Auswahl derselben anführen. So schreibt Marx statt „Klärchens" (im Egmont) „Klarens," statt dergeblichen „vergebenen." Mindestens als ungewöhnlich müssen Ausdrücke bezeichnet werden wie: „Bezweifler," „die Kaumbeweglichkeit," „das Gewerkele," „fiegerisch" für sieghaft oder siegreich, „gleichtrittig," „viertrittig" und ähnliche. Wahre Faustschläge aber in's Angesicht des deutschen Sprachidioms sind Unerhörtheiten wie folgende: „gefangballt," „plastizirem," „unzubändigend" (nicht zu bezähmen), „die Herrenschaft" statt Herrschaft, „die bunte Abentheure des Mittelalters" (der bunte, abenteuerartige Charakter des Mittelalters) u. s. w. Im Ganzen aber treten diese Seltsamkeiten so sparsam auf, daß sie den höchst befriedigenden Totaleindruck nicht zu stören vermögen.

Und so möge denn das geistvolle, anregende, in vielem Betracht einzige Werk, in das der Verfasser ein ganzes Stück Leben hineingearbeitet hat, einen recht breiten Lauf in das Volk nehmen und den größten Tonkünstler der Neuzeit vielen Herzen bekannt und theuer machen!

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

2.

Der Einbruch.

Der erste Akt der französisch-deutschen Kriege des siebzehnten Jahrhunderts — die Beschützung der in Frankreich selbst bekämpften und unterdrückten Religionsfreiheit gegen den gleich kirchlichen, gleich absolutistischen Kaiser — hatte längst ausgespielt. Zwar mußte die „aufrichtige Sympathie" für die „evangelische Freiheit" auch jetzt noch bei einem und dem andern Anlasse herhalten; aber das Motiv war abgenützt, und das politische Knochengerüst des französischen Gedankens trat nachgerade nackt hervor. Immer tiefer in das Herz des Reiches sich einzubohren und zugleich dem seit den Siegen über die spanische und englische Flotte zum Oberherrn der Meere, wie es schien, emporsteigenden Holland den Todesstoß zu versetzen, das waren die

Digitized by Google

beiden Ziele, die nach Spaniens Züchtigung vor den Augen des Machthabers von Versailles lagen. Um die niederländische Republik in ihrer innern Schwäche recht sicher fassen zu können, suchte er den Kaiser „breit zu schlagen," mit List oder mit Gewalt. Die erstere versagte denn doch, und an der heldenmüthigen Volkskraft der orangegelb gewordenen Republikaner zerbrach der gallische Stoß. Mit dieser Voreiligkeit hatte er nur den Oranier auf den Schild gehoben, seine eigenen Isolirungskünste vereitelt und Europa zu den Waffen aufgescheucht. Durch den Friedensschluß von Nymwegen gestand Ludwig den Fehler ein, und warf sich jetzt, wühlend und lauernd, zielend und springend, ganz auf Deutschland, um hier den Marinearbeiten von Rochefort erst das rechte continentale Gewicht zu geben, und von hier aus der niederländischen See-, Handels- und Freiheitsmacht * auf den Nacken zu treten.

Die zehn Jahre, die er brauchte, um den Hauptsprung vorzubereiten, sind in wenigen Zügen vollends abgerollt.

Nachdem der Kaiser 1683, ohne großen Dank zu sagen, die Deutschen und Polen seine Hauptstadt Wien vor den Türken hatte retten lassen, welche bereits insgeheim mit Frankreich über die Theilung Deutschlands übereingekommen waren, ** wendete er die siegreichen Waffen gegen den östlichen Reichsfeind und schloß mit dem westlichen im folgenden Jahre einen zwanzigjährigen Waffenstillstand, für dessen Dauer diesem das Reich alles bisher Geraubte überließ, nicht ohne Murren etlicher „Malcontenten," die in einer Flugschrift der Friedenspartei den Namen Segest in's Antlitz zu schleudern sich erdreisteten. Solches Behaltendürfen hatte unter anderem das sonderbare Rechtsverhältniß zur Folge, daß der Herzog Administrator von Württemberg, wegen Mömpelgards, persönlicher Vasall des Franzosenkönigs wurde. Als Familienhaupt glaubte er es seinem Hause schuldig zu seyn, zur Erhaltung der von Kaiser und Reich verlassenen Grafschaft diese Huldigung zu präsiren, welche nicht nur eine für einen deutschen Reichsfürsten sehr schiefe Stellung, sondern auch, da der eigentliche Herr von Mömpelgard, der muhamedanisch gesinnte Herzog Georg, in seiner Felonie gegen die französische Oberlehnsherrschaft verharrte, sonstige Verdrießlichkeiten und üble Nachreden mit sich führte.

Allein dieses Armistitium erwies sich als eine „arme Stütze," wenn man die im Zeitgeschmack gehaltene Parodie borgen darf, deren der bekannte Johann Philipp Datt, damals noch Stadtschreiber zu Eßlingen, in seiner handschriftlichen Relation über das „schwehre französische Quartier" sich bedient. Die Aufhebung des Edikts von Nantes vollendete jenen Druck nach innen, der, wie schon gesagt, sich mit Naturnothwendigkeit nach außen entladen muß. Der Tod des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, Vaters der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, königs-deutschen Angedenkens, bot (1685) dem Angreifer einen neuen Rechtsvorwand, freilich keinen ungewöhnlichen, denn grundlose Erbschaftsansprüche waren allerorten im Schwang.

Wilhelm von Oranien, der den neuen Perserkönig am tiefsten durchschaute, brachte 1686 die Augsburger Allianz „zur Aufrechthaltung des Waffenstillstandes von 1684" zu Stande, ohne, als damaliger Statthalter von Holland, an dieser Defensivcombination öffentlichen Antheil zu nehmen. Ludwig XIV. zeigte sich sehr aufgebracht über dieselbe, wartete aber noch zwei Jahre, bis der Oranier als Revolutionskönig von England im eigenen neuen Hause alle Hände voll zu thun hatte, während der Kaiser die Heldenkraft Deutschlands gegen die Türken verwendete; dann brach er los.

„Ganz ohnversehener und ohnwissender Weiß" — „mit wirklicher Contravention der westphälisch- und nymwegisch- so theuer erworbenen Friedensschlüsse, wie auch des vor vier Jahren erst auf zwei Decennien erlängerten Stillstands" — „unter vielen ertichteten in einem zu Paris ausgesprengten Kriegsmanifest enthaltenen Scheingründen" — „frid- und aydbrüchig" — (lauter Ausrufe der empörten Mitwelt) — gingen die königlichen Truppen, l'Armée d'Allemagne genannt, unter dem Dauphin und Marschall Duras um unsern zwanzigsten September 1688 über den Rhein. Für sie war es der dreißigste.

Freilich hatten sie sich nicht eben ganz unsichtbarer Weise vorher auf dem linken Ufer gesammelt, hatten

* Zeitungsartikel und Carrikaturen hatten das Hauptbollwerk der Kriegserklärung von 1672 abgegeben.

** Es ist bekannt, daß bei Mohacz 4000 Franzosen unter den Türken fochten, und daß vier französische Schlauköpfe, die dem Großvezier zum Hauptangriff auf den linken Flügel geratben hatten, um Max Emanuel von Bayern als Friedenspfand zu fangen, nach der Schlacht in seinem Zelte stranguliert gefunden wurden. Unglücklicherweise konnte das Reich wegen jenes Sieges nicht einmal die schuldige Gratulation an den Kaiser gelangen lassen, weil die Rathgänge ruhten. Das Kurfürstencollegium lag dazumal mit dem kaiserlichen „Concommissario," Grafen von Windischgrätz, in einem Rangstreite, und die Reichsgeschäfte standen wieder ein Jahr lang still. — Wer übrigens aus Zerstreuung im obigen Texte statt Holland „England," statt Spanien „Rußland," und vielleicht an einer andern Stelle nochmals „Rußland" lesen sollte, der wird es doch kaum glauben wollen, daß diese Geschichten bald zweihundert Jahre alt geworden sind.

Digitized by Google

die Brücke zum Rheinübergang bei ihrer neuen Festung Fort Louis offen und gemächlich vor aller Welt Augen gebaut und obendrein der von dem berühmten kaiserlichen Feldherrn, Markgraf Ludwig, während seines ungarischen Siegerlaufes hinterlassenen Regierung das freundnachbarliche Ansinnen gestellt, ihnen die paar Hufen Landes, worauf die Brücke oberhalb von Rastatt fallen würde, gefällig zu überlassen, so daß schon im August der schwäbische Kreis einsichtig genug gewesen war, seine Truppen aus Ungarn beorngenermaßen „in gegenwärtigem Frangenti“ abzurufen.

Das Kriegsmanifest, mit dem Datum des 24. (14.) Septembers, folgte dem Einfall auf dem Fuße nach. Seine „Scheingründe, deren Nichtigkeit der ganzen ehrbaren Welt nur allzu wohl bekannt,“ waren übrigens (nach Sattler) bloß drei: die pfälzische Erbangelegenheit, die kurkölnische Wahl (die Ludwig, bei dem endlichen „eidgenössischen Aufschauen“ der deutschen Fürsten, vergebens seinem lieben getreuen Wilhelm von Fürstenberg zuzuwenden suchte), und vor allem die bedrohte Lage Frankreichs, wenn die kaiserlichen Waffen den Sultan vollends zum Frieden gezwungen haben würden. Der letztere Grund, die Furcht vor unserem „hohen Welt-Monarchen,“ wie Leopold in einem kaiserlich gesinnten Zeitflugblättchen heißt, ging Hand in Hand mit dem aufrichtigen Geständniß der französischen Gesandten, daß der König nun einmal durchaus keine Festung am Rhein ertragen könne.

Die erst durch den Nymweger Frieden dem Reiche zugefallene Festung Philipsburg * konnte bei sehr ungleichen Streitkräften dem „ganz ungewohnlichen, grausahmen“ Bombardement, das Vauban leitete, auf die Länge nicht widerstehen. Vielleicht hätte sie sich doch gehalten, wenn sie aus der fürstbischöflich speierschen Umgebung auch nur mit etwas Mannschaft, „bloß zur Arbeit, wann es auch zum Fechten nicht hätte seyn mögen,“ verstärkt worden wäre. Hier aber war man von den Zeiten französischer Besatzung her eingeschüchtert, und der kaiserliche Befehlshaber, Graf Starhemberg, Bruder des Helden von Wien, vermochte weder durch große Geldanerbietungen noch durch Drohungen etwas zu erlangen. Kaum können sich die damaligen politischen Verhältnisse Deutschlands, nach außen und innen, schärfer spiegeln als in diesem Einzelbilde. Der König führt nur mit dem Kaiser Krieg, nicht mit dem Reiche, aber er greift eine Reichsfestung an, weil sie eine kaiserliche Besatzung hat; nun wird das Reich belagert, aber das Territorium, worin das Reich gelegen, ist neutral. Freilich war eben auch jene zu Regensburg beschlossene Reichsarmee von 40,000 Mann eine Papiergeburt geblieben. Indessen wird die französische Macht von den zuverlässigeren Quellen nicht höher als zu 12—15,000 Mann angegeben.

Die Besatzung mußte, nachdem sie eine gute Anzahl Franzosen vor den Wällen schlafen gelegt hatte, am 20. Oktober capituliren. Sie erhielt den freien Abzug mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel, brennenden Lunten und Kugeln im Mund. Ihr Marsch ging nach Ulm, wo sie nachher von Nutzen war. Eine handschriftliche Chronik jener Tage nahm aus einer Flugschrift die Sage auf, daß bei der Uebergabe Philipsburgs Verrath im Spiel gewesen sey; aber der Chronist hat nachher an den Rand geschrieben: „Dieses soll eine große Unwahrheit seyn.“ Das war es auch.

Schon während der Belagerung breiteten die Franzosen ihre Truppen, um sie zahlreicher erscheinen zu lassen, nach allen Seiten gewaltig aus. Zu dieser Machtverstärkung mußte besonders auch der Schrecken dienen, und das nicht bloß der blinde. In alten und neuen Kriegen haben germanische wie romanische Völker „wüst gehaust;“ aber der Romane hat sich jederzeit, und ganz besonders in der Zeit Ludwigs XIV., von dem Germanen durch die eigenthümliche Art unterschieden, mit allem Organischen auf mechanisch technischem Wege fertig zu werden. So hat er, zu seinem eigenen größten Unglück zwar, vermittelst einer geschickten Technik sich seine Centralisation zurecht mechanisirt, und die gleiche Technik hat er, damals wie auch später oft, beide Augen gegen alles Lebendige fest zudrückend, zu einem System unmangelhafter Kriegführung ausgebildet. Rauchende Städte und Dörfer, gemarterte, verstümmelte, geschändete Leichname und verödete Landschaften zeugten bei ihm nicht bloß von der mittelalterlichen Rohheit, die durch den dreißigjährigen Krieg in die verwilderte Welt zurückgekommen war, sondern sie hatten, systematisch von oben angeordnet, den Zweck, den Ueberzogenen jeden Widerstand als „bellagenswerthe Selbstvernichtung“ auszureden. Hiemit verband sich der weitere Zweck, dem Feinde den Aufenthalt in den verheerten Rheinmarken, ja selbst den Durchzug, unmöglich zu machen, eine Maßregel also, die, wenn auch der Steppe abgeborgt, sich dennoch als technisch perfecte „Sicherung der Grenze“ empfahl. Der romanische Genius, der für die Thatsache des Wegnehmens den Begriff der Wiedervereinigung entdeckte, hat es ja immer verstanden, seine Technik, je mehr sie in das Fleisch einschnitt, mit den elegantesten und humansten Benennungen zu umgeben. Fiel er auch, wie eben unser Ludwig, manchmal ein

* Die Wechselschicksale dieser Festung sind in Josef Baders Badenia, Jahrgang 1858, 2. Heft, S. 236 ff., anziehend erzählt.

Digitized by Google

wenig aus der Rolle, im Ganzen waren seine mechanischen Instrumente immer zierlich geformt und wohl polirt.

Wir glauben uns jedoch nicht zu irren, wenn wir gerade dem unheimlichen Hohne, der in dem Mißverhältniß zwischen dem lebendig scheinenden Buchstaben und dem tödtenden Geiste liegt, einen großen Theil des unauslöschlichen Eindrucks zuschreiben, der sich von jenen Franzosenkriegen her bei uns in von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzter Ueberlieferung erhalten hat. Man hat bei uns selbst, in den Städten, keine genügende Vorstellung davon. Eher wird man in unserem Landvolke den Glauben an den Teufel ausrotten können als den Franzosenhaß, und sollte es je wieder zu einem Kriege der beiden Länder kommen, so werden, glauben wir, Gespenster aus den Gräbern erstehen, die den gelassenen Muth, wie er dem hergebrachten, geordneten Kampfe wünschenswerth erscheint, weit über sein Ziel hinausreißen, den „Monarchenkrieg“ in einen Volkskrieg verwandeln und Wirkungen herbeiführen werden, die keine Gewalt mehr zügeln, kein Verstand berechnen kann.

Zwar gehören die blutgetränkten, brandgeschwärzten Haupterinnerungen des „Orleans'schen“ Krieges, als Folgen der Flucht aus Schwaben, erst dem Jahre 1689 an; aber das System der strategischen Mordbrennerei, das auch ein Turenne mit seiner gefeierten Menschengröße zu vereinigen wußte, stand seit 1674 in gutem, wiederholt aufgefrischtem Angedenken, und der Name jenes Labroche, der 1677 den Lohn seiner Thaten gefunden, füllte die Stelle des jetzt noch unbekannten Namens Melac mit dem gleichen Klange aus. Auch war der Brandgeruch das Erste, was die Gäste, zum Zeichen, daß sie die Alten seyen, sofort jetzt vor sich hergehen ließen.

Seit dem 6. Oktober nämlich brachte die Reichspost den Landen, Städten und Ortschaften unseres Kreises Requisitionsschreiben, beginnend: „Jacques de la Grange, Conseiller du Roy en ses Conseils, Intendant de Justice, Police et Finances en Alsace et Brisgau et de l'Armée d'Allemagne,“ worin „aux officiers, baillifs, magistrats, prévosts et habitans de .....“ größere oder kleinere, ihren Umständen angemessene oder unangemessene Contributionen auferlegt waren, die sie unfehlbar binnen acht Tagen in's Lager an den Kriegsschatzmeister abliefern sollten. „A faute d'y satisfaire ils y seront contraints par toutes sortes de voyes militaires et brusles. Fait au camp devant Philisbourg.“ Die Formulare kamen allerdings aus dem Lager, aber das Datum war zu Lausen ausgefüllt worden, nachdem die Franzosen dort am 6. sich der Neckarbrücke bemächtigt hatten.

Um diese Zeit hätte man gern in Stuttgart noch verheimlicht, daß über den Directorialstaat bereits und zuerst der Versuch der Einschüchterung ergangen war, ein merkwürdig eingekleideter Versuch.

Schon in den ersten Oktobertagen war hier, nicht durch die Post, sondern durch den Envoyé Juvigny, die Ordre von Lagrange übergeben worden, in acht Tagen nebst einem schönen Vorrath von Fourrage die Summe von 300,000 Livres abzuliefern, auf welche man Württemberg taxirt habe, mit dem Beisatz: „In Anbetracht der von gedachtem Lande dem Prinzen von Oranien, dem Waffenstillstand zuwider, geleisteten Hülfe.“

Wunderbar, und diesen casus belli hatte das Kriegsmanifest nicht einmal benützt. Allein der König führte ja eigentlich keinen Krieg mit Württemberg, so wenig oder noch weniger als mit dem Reiche. Die sehr entfernte Theilnahme des Landes und Kreises an der „Augsburger Allianz“ beruhte einfach auf dem seit Jahren stets erneuerten Bündniß mit dem bayerischen und fränkischen Kreise, und jene Allianz selbst war der Form nach nichts anderes als eine Reichskreisverbindung, an welcher von Auswärtigen bloß Spanien wegen des burgundischen Kreises und Schweden für seine deutschen Lande Theil nahmen. Vielleicht nicht gleich unantastbar, falls nämlich das Geschäft „beharrt“ wurde, konnte man die Werbung für die vereinigten Niederlande nennen, und der Gesandte hatte auch alsbald im Namen des Königs Vorstellungen dagegen gemacht. Der Herzog Administrator hatte dieselben anfangs in ähnlicher Weise wie Juvignys confessionelle Anmaßungen behandeln zu können gemeint; da aber die Franzosen unter der Zeit dem Rheine immer näher gerückt waren, so hatten sich zuletzt Landschaft und Geheimerathscollegium in die Sache gemischt und den Herzog vermocht, die sechs Compagnien, denn mehr hatte er noch nicht beisammen, vorläufig da zu behalten. Das war auch die Meinung des Gesandten, der auf der einen Seite den Herzog versicherte, daß die Einstellung der Werbung dem König zu Gefallen und dem Land zu Gutem gereichen würde, auf der andern Seite aber darnach trachtete, diese sechs Reitercompagnien auf eine oder die andere Art dem König in die Hände zu spielen.

Und für die Aufbringung dieser Mannschaft sollte das Land inzwischen 8000 Säcke Haber, 4000 Wagen Heu, 50,000 Büschel Stroh und 150,000 Gulden Geldstrafe leiden. O heiliges Armistitium! So schrieb Lagrange, und so interpretirte Juvigny.

Digitized by Google

Carbonari.

Sie wachſen, wo die Lava brennt,
Die im Veſuv gegohren,
Neapel hat ſie und Sorrent
Und Portici geboren.

So brennend wie des Bodens Glut,
Dem wuchernd ſie entflammen,
So brennend kocht's in ihrem Blut
Von tief verſchloſſnen Flammen.

Es zuckt um ihrer Blicke Nacht
Ein heiß Erkennungszeichen,
Das ihre Dolche glühen macht
Und duldet kein Erweichen:

Der Haß iſt's auf der Stirnen Thron,
Der darf gebiet'riſch fodern,
Und die Parole: „Kein Pardon!“
Erhält die Rache lodern.

„Res publica,“ ſo heißt ihr Hauch,
Die Häupter wegzublaſen,
Die nach tyranniſchem Gebrauch
Zu ſchalten ſich vermaßen.

Und wie ſie blitzgleich durchzieh'n
Die Staatenatmoſphäre,
Man weiß es in den Tuilerie'n
Und am Tyrrhener Meere.

Doch ſiebenfältig trifft der Tod,
Wer ihren Bund verrathen,
Wer erſt mit ihnen aß ſein Brod,
Und dann — mit Potentaten.

Und ſäß' er auf dem Kaiſerthron,
Der Thron beginnt zu wanken,
Wohin er flieht, da ſind ſie ſchon
Mit ihren Mordgedanken.

Und wie ein elend Blatt im Wind
Am Abgrund muß er ſchweben,
Ihn jagt der Rache Hausgeſind,
Um zwiſchen Tod und Leben.

Er findet oben keinen Halt
Am Arme der Gekrönten,
Und unten droht die Schreckgeſtalt
Der ewig Unverſöhnten.

Die oben, die vergeſſen's nicht,
Daß er ſich eingeſtohlen,
Und unten wird ein Volksgericht
Ihn tief herunter holen.

Schon näher, näher Tag und Nacht
Die Geiſtertritte hallen,
Kein Riegel hilft und keine Wacht,
Denn fallen muß er, fallen.

Sie haben einen Treubruch nie
In ihrem Bund vergeben,
Und wer nicht ſterben will durch ſie,
Der muß mit ihnen leben.

J. G. Fiſcher.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

Eine Wandelung der Zeit. — Verdrießliches Geſchick der Frl. Goßmann. — Renz. — Ein Wiener Wortſpiel. — Die Veränderung im Oberbefehl und die preußiſche Erklärung als Factoren der hieſigen Stimmung. — Auslegungen. — Eine gemüthliche Erwartung in Paris. — Das geringere Uebel eine Lüge Wahl.

Es iſt nicht der Leute eigene Wahl, wenn ſie jahrein jahraus ſich mit nichts anderem als mit den kleinen Elendigkeiten des alltäglichen Daſeyns beſchäftigen, ihr Herz ausſchließlich an jämmerlichen Quark hängen, ihre Einbildungskraft mit albernem Klatſch und Tratſch anfüllen. Sobald ſich etwas größeres darbietet, das ſich freilich auch der beſchränkteren Einſicht mit Gewalt aufdrängen muß, ſteht ſich jener bürgerliche Mikrokosmos, den man mit Unrecht als kleinſtädtiſch bezeichnet, ſofort in die Ecke gewieſen, als wäre er nie vorhanden geweſen. In gewöhnlichen Zeiten ſind die Bewohner großer Städte in demſelben Grade Fraubaſen und Kaffeeſchweſtern wie die Spießbürger von Krähwinkel, nur mit dem Unterſchiede, daß es in London mehr Stoff zum Klatſchen gibt als zu Kirchheim u. T. Der Geiſt bleibt nichtsdeſtoweniger derſelbe. Wie jammervoll waren wir z. B. zu Wien in den letzten Jahren mit der öffentlichen Theilnahme wieder herunter gekommen! Schon begannen die Bretter, welche die Welt bedeuten ſollen, wie vor zwei Jahrzehnten, zu unſerer Welt zu werden. Inmitten der gewaltigen Wandlungen, denen das Jahrhundert ſichtlich genug entgegen ging, verdrehte eine Pepita tauſende von Köpfen, wurde eine ungezogene Donna Crinolina Piſtolina Cigareta zum Gegenſtande allgemeinſter Theilnahme, beiläufig bemerkt: zum Unglück für ſie ſelbſt, denn ſo wenig Frl. Goßmann die thörichte Vergötterung verdiente, eben ſo wenig verdient ſie die theilnahmloſe Mißachtung, die gegenwärtig auf ihr laſtet. Dieſe Stellung iſt wohl auch nur ein Uebergang zu etwas beſſerem, beſonders wenn, wie zu hoffen ſteht, die urſprünglich kernkräftige Künſtlernatur durch ihr Stehen auf dem Götzenaltärchen nicht ganz und gar zu Grunde gerichtet worden. Aus der Gleichgültigkeit wird ſich allmählig eine ruhige Würdigung und wohlverdiente Anerkennung entwickeln, nicht erſt in friedlichen Tagen, denn bis dieſe erſcheinen, hätte die jugendliche Künſtlerin alle mögliche Muße, das Alter einer Dejazet zu erreichen, ſondern ſobald wir uns einmal an den Kriegszuſtand gewöhnt haben werden, der uns jetzt nicht minder ausſchließlich in Anſpruch nimmt als vor kurzem noch die kleinlichen Beigaben des Alltagslebens und unter dieſen vor allem das Theater.

Bei dem Schlagworte „Theater“ iſt übrigens als bemerkenswerth zu erwähnen, daß zu derſelben Friſt, wo Schauſpiel und Oper für das nackte Leben „fechten,“ der Kunſtreiter Renz doppelte Vorſtellungen gibt. Er hatte ſich nämlich außer ſeinem gewöhnlichen Circus vor der Mariahilfer Linie einen zeltartig luftigen Filialcircus erbaut, um wenigſtens nicht ganz beſchäftigungslos bei den vorausſzuſehenden Kriegsläufen zu „überſommern.“ Jetzt findet ſich nun, daß er, um der Nachfrage zu genügen, an jedem Abend ſowohl im Sommercircus zu Fünfhaus als in ſeiner Leopoldſtädter Rennbahn gleichzeitig Vorſtellungen geben kann und ſeine Kräfte an Roß und Weib und Mann, ſtatt ſie, wie er gemeint, zu vermindern, erhöhen muß. An den Namen Renz knüpft ſich ein Wortſpiel. Um es zu verſtehen, iſt zum voraus zu ſagen, daß längere Zeit hindurch ein Vorgänger in ſeinem Fache, Namens Guerra, hier ſehr beliebt war. Als nun im vergangenen Faſching zu Mailand eine Stelle der Opernnorma, worin der Chor „guerra, guerra“ ſingt, zu mißliebigen Kundgebungen Anlaß gegeben, ſagten die Wiener: „Jetzt muß die Stelle heißen: Renz, Renz!“ (nämlich: rennt's!)

Wenn ich die Aufgabe hätte, an dieſer Stelle ausführlich und gründlich zu berichten, was im Laufe der vergangenen Woche Wien gedacht und geſprochen, ſo müßte ich damit anfangen, mit großem Fleiße die Zeitungen auszuſchreiben und eine Reihe von Gerüchten aufzuzählen, deren jedes nach höchſtens vierundzwanzig Stunden entweder widerlegt oder vergeſſen, in jedem Fall aber maustodt war. Ich begnüge mich indeſſen, von dem Eindruck zu reden, welchen zwei große Thatſachen hervorgerufen: die Veränderung im Oberbefehl auf dem Kriegsſchauplatz und die jüngſte Erklärung des Berliner Cabinets in der Preußiſchen Zeitung. Beide werden auch bei euch eingeſchlagen haben, oder Adam Rieſes Rechenbuch iſt ein Hirngeſpinnſt. — Graf Gyulai (ſprich: Djulai, wie's geſchrieben ſteht) hat den Oberbefehl niedergelegt, Graf Schlick, der tapfere Einaug, iſt an ſeine Stelle als Führer der „II. Armee“ getreten. Die Leitung des Ganzen behält ſich der Kriegsherr ſelber vor, an deſſen Seite Heß ſteht. Die Ernennung des Haudegens Schlick deutet auf die Abſicht, den Spieß nächſtens umzukehren, bevor der Feind ſeine Stellungen zwiſchen dem Oglio und dem Mincio mit ſeiner vollen Macht bezogen. Jedenfalls halten wir uns für überzeugt, daß die Pariſer nicht übel genaſführt werden, indem man ihnen einzureden verſucht, die Oeſterreicher würden ganz gemüthlich zuſchauen, wie Franzoſen und Sarden ſich anſchicken, Peschiera, Verona, Mantua und Venedig zu berennen. Im Lager unſerer verbündeten Feinde bildet ſich wohl auch niemand ein, was den Pariſern vorgeſchwindelt wird, oder werden ſoll; denn ich denke nicht, daß der

Digitized by Google

gute Wille ihrer Leichtgläubigkeit ſich dazu hergeben kann, die Vertheidigung des Viereckes im Stillhalten eines Heeres zu ſuchen, das ſeine Löwenklauen bei Montebello, Palestro, Robichetto, Magenta und Malegnago gezeigt hat.

Einen nicht minder tiefen Eindruck als die neue Geſtaltung im Oberbefehl hat die oben erwähnte Erklärung aus Berlin gemacht. Sie gilt hier unbedingt für eine Kriegserklärung an Frankreich. Allerdings werden dem Hinwerfen des Handſchuhs, welcher in der erhobenen Hand ſchwungbereit ſchwebt, noch einige Förmlichkeiten vorangehen müſſen, aber ſie gelten bei uns eben nur für diplomatiſche Höflichkeiten ohne wirkliche Bedeutung. Das Ultimatum aus Berlin wird kaum weniger verlangen können als die Räumung der Lombardei; es dürfte ſogar, da es ſich im Namen einer europäiſchen Großmacht ſtellen muß, etwas mehr verlangen, nämlich den Widerruf der Beſitznahme-Erklärung verſchiedener fremder Gegenden außerhalb Oeſterreichs von Seiten des Königs Victor Emanuel. Dieſe Forderungen, von denen ſich nichts abdingen läßt, werden begreiflicherweiſe nicht bewilligt werden. Wenn der Franzos und der Sarde auch wollten, ſie könnten nicht. Sie haben ſich zu weit eingelaſſen, um eher die Lombardei zu räumen, als bis ſie mit Gewalt hinausgeworfen werden. Und ſo werden wir denn zwiſchen Johannis und Jacobi auch am Rhein den Geſchützdonner vernehmen, ſchweren Herzens zwar, aber getröſtet durch die Vorſtellung, daß ein ſolches Loſchlagen zu rechter Zeit euch die Ausſicht auf die herbe Schule von 1806 bis 1813 erſpart, indem es von zwei unvermeidlichen Uebeln das geringere wählt. — Ich habe hiemit die Stimmung des Tages geſchildert, welche im Verhältniß zu den Umſtänden eine heitere in demſelben Sinne zu nennen iſt, in welchem man etwa von einer hellen Nacht oder einem milden Wintertage ſpricht. Möge keine böſe Wolke argliſtiger Heimtücke dieſe Heiterkeit trüben, kein eiſiger Windeshauch dieſe Milde unvermuthet in Strenge verkehren!

Leipzig, Juni.

Veränderte Phyſiognomie der Stadt. — Die neuen Anlagen und das neue Muſeum. — Theater. — Klagen über die ſchlechte Zeit. — Novitäten des Buchhandels.

Wer jetzt nach ungefähr zweijähriger Abweſenheit wieder in Leipzig eintrifft, wird nicht wenig erſtaunt ſeyn über die Veränderungen, welche während einer verhältnißmäßig ſo kurzen Zeit vorgegangen ſind. Nicht bloß die Vergrößerung der Einwohnerzahl iſt ſo bedeutend, daß alle nächſten Dörfer in der Runde mit in Beſchlag genommen werden, und dieſe ſchon jetzt als Vorwerke, als äußere Theile der Stadt gelten können; auch im Innern hat letztere eine weſentlich andere Geſtalt gewonnen, indem der ſogenannte alte Stadtgraben nun endlich vollſtändig ausgefüllt iſt und die über die früheren Feſtungswerke hinführenden Promenaden zwiſchen dem Grimmaiſchen und Peteristhore nach dem Plane des Berliners Lennè ganz neu eingerichtet ſind. Es war dieß eine Einrichtung, die viel Geld in Anſpruch nahm, und der Stadtrath, an deſſen Spitze der verdiente Bürgermeiſter Otto Koch ſteht, gerieth mit den ſparſameren, materieller geſinnten Stadtverordneten darüber in ernſtliche Streitigkeiten; die Verlegung und Umformung der Anlagen erſchien aber durch den Bau des neuen Muſeums gerechtfertigt, welches an ſeiner Stelle auf dem Auguſtusplatze den Ausgang der früheren Promenaden nach dieſer Seite hin geradezu verſperrt haben würde, ſo wie denn auch die dadurch mit veranlaßte Parcellirung und Verkleinerung des gleich einer Sandwüſte inmitten der Stadt ſich lang hinſtreckenden Roßplatzes als eine nothwendige Conceſſion an den Schönheitsſinn der Einwohner betrachtet werden mußte. Uebrigens haben ſich nun auch, da jetzt das Werk fertig iſt, die aufgeregten Stimmen wieder beruhigt, und jeder geſteht zu, daß die neuen Anlagen ihres genialen Schöpfers durchaus würdig ſeyen und beträchtlich zur Verſchönerung unſerer Stadt beitragen. Mit kleinen Mitteln iſt darin Großes geleiſtet worden, und wenn nur erſt alle die jungen Anpflanzungen mehr Schatten geben, ſo werden die Leipziger dieſe reizenden Laubgänge und blumigen Anhöhen um keinen Preis wieder verlieren wollen.

Begleiten Sie mich nun durch dieſelben zur Hauptſehenswürdigkeit hier am Orte, zum neuen Muſeum, und erlauben Sie mir Ihnen darüber noch einige nähere Mittheilungen zu machen. Der letzte Wille des Ende 1853 in Paris verſtorbenen Conſuls Heinrich Adolf Schlatter war dahin gegangen, daß ſeine anſehnliche und werthvolle Gemäldegalerie ſeiner Geburtsſtadt Leipzig vermacht und mit dem ſchon früher vom hieſigen Kunſtverein begründeten ſtädtiſchen Muſeum vereinigt werden ſollte, jedoch unter der Bedingung, für die Sammlung binnen fünf Jahren ein angemeſſenes Lokal zu beſchaffen, wofür das gleichfalls der Stadt Leipzig überlaſſene Schlatterſche Hausgrundſtück auf der Peterisſtraße theilweiſe die Mittel hergeben würde. Ein ſtattliches Muſeum iſt nun vollendet und bildet eine

Digitized by Google

neue Zierde des ſo ſchönen und an prächtigen Gebäuden reichen Auguſtusplatzes. In dem zur Einſendung von Planen ausgeſchriebenen Concurs erhielt der Münchner Profeſſor Ludwig Lange den Preis, und ihm ward daher die Ausführung des Baues übertragen, dem man durchgängig das Lob zweckmäßiger Anordnung und geſchmackvoller Eleganz ertheilen muß. Als Muſter galt wohl das neue Muſeum zu Dresden; denn wenn auch deſſen Dimenſionen noch größer ſind, ſo ähnelt das unſrige in ſeinen innern Theilen ihm doch auffallend, während das Oberlicht nach dem Urtheile von Kennern hier noch beſſer angebracht iſt als dort. Die Decoration der Räume läßt nichts zu wünſchen übrig. Vorherrſchend ſind die Farben Grau in Gold und jenes Roth, welches jetzt allgemein für die Wände einer Gemäldegalerie in Gebrauch genommen wird, während ſchlank aufſtrebende Säulen, reichgeſchmückte Decken und anmuthige Wandgemälde die monumentale Schönheit des Baues erhöhen. Auf die darin angeſammelten Kunſtſchätze darf der Leipziger in Wahrheit ſtolz ſeyn, und namentlich birgt die Schlatterſche Stiftung ächte Perlen, wiewohl es vom Standpunkt unſerer Nationalität immerhin beklagenswerth bleibt, daß darin die franzöſiſchen, niederländiſchen und ſpaniſchen Malerſchulen ſo ſtark bevorzugt worden ſind. Wir nennen unter den vorzüglichſten Stücken der Galerie Paul Delaroches weltberühmten „Napoleon zu Fontainebleau," vier prächtige, mit unnachahmlichem Zauber übergoſſene Landſchaften des großen Idealiſten Calame, Seeſtücke von Gudin, dem Marinemaler par excellence, Viehſtücke von dem in dieſer Gattung wohl unübertrefflichen Verboeckhoven, hiſtoriſche Gemälde des vor kurzem, wie es heißt, als Opfer eines Jaguars in Mexico geſtorbenen Biard, ferner die in bekannter eigenthümlicher Manier gehaltenen Bilder von Papety, und endlich das unſagbar liebliche, eben aus dem Schlaf erwachte „Mädchen im Bett" von Destouches, welches lange noch nicht von ſo vielen bewundert worden iſt, als es verdiente. Eine Anekdote erzählt, Schlatter habe daſſelbe nicht unter den übrigen Sachen in der Galerie, ſondern apart im Schlafgemach gegenüber ſeinem Bette hängen gehabt, damit es ihm jeden Morgen beim erſten Aufſchlag der Augen gleich gute Laune mache, und wir geſtehen, daß wir einen ſolchen exquiſiten Genuß eben ſo erklärlich, als beneidenswerth finden. Auch Sie würden uns Recht geben, wenn Sie das hübſche Kind ſo züchtig verhüllt, und doch in ſo unbeſchreiblich reizender Lage auf ihren Kiſſen ſähen, wie es ſich die Wangen „roth geſchlafen" hat und nun mit einem Blicke erwacht, der in ſeinem Glanz die Wonne nächtlicher Träume widerſpiegelt. Aus dem älteren Stamme des „ſtädtiſchen Muſeums" erwähnen wir in aller Kürze nur die poetiſch empfundenen Landſchaften von Schirmer, Scheuren, H. Heinlein und Robert Kummer, W. Heines berühmte „Verbrecher in der Kirche," Georg Ritters köſtliche „Verlobungsſcene in der Normandie," Karl Sohns etwas proſaiſche und froſtige „Donna Diana," „die falſchen Spieler" von Ludwig Knaus, de Looſes „Kindertanz," der die tauſend Thaler, welche man dafür bezahlt hat, freilich nicht ganz werth geweſen iſt u. a. m.

Von der Malerei finden wir leicht einen Uebergang auf die Schweſterkünſte Muſik und Theater, aber in dieſen Gebieten herrſchte während des verfloſſenen Monats bei uns die eigenthümliche Ruhe, welche dem Schluſſe der Winterſaiſon zu folgen und die Meſſe über anzuhalten pflegt. Große Concerte gab es gar nicht, das Theater dagegen ſtand unter dem Einfluß des Geſchmacks der fremden Gäſte, die, wenn ſie des Tages Laſt und Mühe getragen haben, ſich gern mit dem begnügen, was auf der Oberfläche des Bühnenlebens mit wohlfeilem Glanze reizt und lockt. Dramen in höherem Styl treten demnach zur Meſſenzeit ſtets in den Hintergrund, während leichte Luſtſpiele und Poſſen oder reich ausgeſtattete Opern die Herrſchaft führen. Die letzte größere Neuigkeit unſeres Theaters war der Brachvogelſche „Mondecaus," ein Stück, welches trefflich dazu geeignet iſt, die überſchwenglichen Verehrer des „Narciß" wieder zur Beſinnung zu bringen und ſie aufs neue davon zu überzeugen, daß nicht alles Gold iſt, was glänzt. Der kecke, blendende Styl in jener früheren Tragödie imponirte für den Augenblick, das kann nicht beſtritten werden; nun aber in einer Wiederholung, und da er bereits zur Manier geworden ſcheint, erkennt jeder ſeine Hohlheit und fühlt ſich von dem darin herrſchenden Raffinement abgeſtoßen. Brachvogels Stärke beruht einzig in der Phraſe, ethiſchen Inhalt und Charakter hat er nicht, und die Seelen aller ſeiner Perſonen, auch in dem neuen Stücke, ſind „ſchwarz und leer," wie das vielgenannte Bildniß des Miniſters Silhouet im „Narciß." Der „Mondecaus" hat deßhalb, wie zu erwarten war, hier gar keine Sympathien erregt, wenn gleich unſer jetzt ſehr tüchtiges Bühnenperſonal ſich alle Mühe damit gab. Die Titelrolle ſpielte Alexander Köckert, ein reiches, der höchſten Beachtung werthes Talent, das ſeine Bedeutſamkeit vor Allem in den tragiſchen Affekten offenbart, indem es die Leidenſchaft nicht „in Fetzen zerreißt" und ſich mitten im Wirbelwind derſelben ſicher aufrecht erhält.

Doch genug von dem Theater friedlicher Künſte, das jetzt von dem Kriegstheater allenthalben in Schatten geſtellt wird und froh ſeyn muß, wenn die Sonne des Lebens ihm nur nicht ganz entzogen bleibt. „Die Zeit iſt aus den Fugen," und wer weiß, wann ſie einmal wieder in's rechte Geleiſe kommt! Wir hier in Leipzig, an einem Hauptorte des Handels, wiſſen davon zu erzählen, beſonders ſeitdem wir die mit Bangen erwartete Oſtermeſſe nunmehr im Rücken haben. Die gegenwärtige Stockung des Verkehrs iſt bisher vielleicht noch nirgends ſo ſchwer empfunden worden, als bei uns während der eben verfloſſenen Meſſe, die nur die allerwenigſten von den auf ſie geſetzten Hoffnungen erfüllt hat, und die ihr Daſeyn ſo kläglich und ſchläfrig dahin ſchleppte, daß ihr ſchon in der erſten Woche der Athem auszugehen ſchien. Die Einkäufer fehlten, und nun ſtanden die Schaaren der Verkäufer voll Langeweile und mit leeren Händen da und wußten nicht, was ſie beginnen

Digitized by Google

sollten. Es ist uns von einem der Festhaltenden die Versicherung gegeben worden, daß er zu der Zeit, bis zu welcher sonst seine Einnahme auf 700 Thaler gestiegen sey, dießmal nicht mehr und nicht weniger als 10 Thaler Gewinn gehabt habe, und von diesem einen Beispiel aus mache man nun einen Schluß auf das Ganze. — Die Buchhändlermesse war natürlich auch eine schlechte und niemals blieben so viele Saldi ungedeckt, als heuer. Die Lust an der Lektüre neuer Bücher ist dem Publikum geschwunden, seit das Lesen der politischen Journale alle Zeit wegnimmt und Schlachtbulletins, so wie Börsencurse die Laune verderben. Daher darf es nicht Wunder nehmen, daß Novitäten des Buchhandels, welche sonst nicht verfehlt haben würden das größte Aufsehen zu erregen, jetzt unverdienterweise ohne die ihnen gebührende Beachtung bleiben. Wir wenigstens dürfen behaupten, daß wir einigen in den letzten Tagen hier erschienenen hervorragenden Schöpfungen der Poesie unser Interesse auch unter den obwaltenden Verhältnissen in weitestem Umfange gewidmet haben. Berthold Auerbachs „Wahrspruch“ hat uns von Anfang bis Ende lebhaft angezogen, und wohl darf man nach der Lektüre desselben sagen, man habe einen ethischen und ästhetischen Genuß gehabt. Wie einfach und schlicht, und doch wie inhaltreich und dichterisch schön ist die Sprache in diesem Drama, wodurch der Schwarzwälder Dorfgeschichtenerzähler seine Begabung für die Bühne unzweifelhaft dargethan hat! Wie ächt tragisch erdacht, durchempfunden und gestaltet ist der Stoff des Stückes! Wie sind alle die Personen, die darin erscheinen, mit ihrem Lieben und Leiden, ihren Tugenden und Sünden Kinder unserer Zeit, unsere Mitmenschen, denen wir geistig nahe stehen, auch wenn äußerlich eine tiefe Kluft uns von ihnen trennt! Wie sicher gehandhabt, wie markig und kraftvoll einestheils, und wie zart und fein gefühlt anderntheils ist die Charakteristik aller Figuren! — Dieses letztere Lob beanspruchen auch Freytags „Salier,“ die jedem, der den früheren Entwicklungsgang des Dichters kannte, neben so modernen Gestalten, wie „die Valentine,“ „Graf Waldemar“ u. s. w. zuerst wohl befremdlich scheinen konnten, die aber, das muß man gestehen, durchaus von antikem Hauche übergossen sind. Der etwas heiklige politische Stoff ist mit höchstem Adel der Gesinnung behandelt, und überall tritt ein männlich gereifter, ernster Geist in den Vordergrund, der das Stück zu einer durchaus gediegenen, würdigen Gedankenschöpfung macht, deren Vorzüge freilich besser beim wiederholten Lesen, als in der flüchtigen Erscheinung auf der Bühne genossen werden können. Der theatralische Erfolg der „Salier“ steht überhaupt noch in Zweifel, denn man kennt die Gleichgültigkeit des Publikums gegen Stoffe aus dem Alterthum, und wer wollte schlechtweg in Abrede ziehen, daß es hiebei von einem richtigen Instinkte geleitet wird?

Genf, Juni.

(Schluß.)

Die dreihundertjährige Jubelfeier der Genfer Akademie. — Rückblick auf die Geschichte derselben.

Wir schließen unsern kurzen Rückblick mit einer Stelle aus einem das Jubelfest der Akademie einleitenden Aufsatz des „Journal de Genève.“ „Unglücklicherweise paralysirten,“ heißt es dort, „die Katastrophen am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts fünfundzwanzig Jahre lang die Arbeiten der Freunde des Gedankens und der Wissenschaft. Aber die Genfer Professoren nahmen niemals diese officielle Unthätigkeit über sich. Sie wollten auf dem Continent die Arbeiten der englischen Schriftsteller bekannt machen, und die Bibliothèque Britannique zeigte der Welt, daß die Genfer Schule die Barrièren der Continentalsperre, wie die geistigen Fesseln der Militärherrschaft zu überflügen wußte. Die Restauration von 1814 gab uns unsere nationale Existenz zurück, und seitdem hat sich das wissenschaftliche und literarische Leben von neuem ruhmvoll an unserer Akademie manifestirt. Die Pictet, de Candolle, Rossi, Favre-Bertrand, Vaucher, Sismondi, Töpffer, Bellot, Dumont — wir nennen nur die, welche der Tod uns entrissen — umgaben unser Land mit allgemeinem Ruhm und allgemeiner Sympathie. Die Arbeiten dieser Männer, die geehrt sind im Gerichtssaal, die einen Ehrenplatz einnehmen in den Bibliotheken der Gelehrten und sich auszeichnen durch herrliche Entdeckungen, werden für die geistige Geschichte Genfs eine ewig denkwürdige Phase bilden. Sie leiten uns hinüber zu diesen Festtagen von 1859, wo unsere akademische Jugend diese ruhmreichen Erinnerungen feiert.“

Es war am 4. Juni, Sonnabends, gegen Abend, als die Deputationen der verschiedenen schweizerischen Hochschulen und Akademien auf festlich beflaggtem Dampfboot in den Hafen von Genf einfuhren. Die Genfer Studirenden hatten sich nach „Bereinen,“ die etwa die deutschen

Digitized by Google

Corps und Landsmannſchaften vertreten, geordnet, auf der Rouſſeauinſel verſammelt, wo ein ſtark und gut beſetztes Orcheſter deutſche Studentenlieder aufſpielte. Es machte uns einen ſeltſam bewegenden Eindruck, die alten bekannten Weiſen hier über die blauen Wellen des Leman hinſchwellen zu hören, während das Dampfboot langſam heranſchaukelte. Unter Kanonendonner und dem Willkommrufen der Commilitonen landeten endlich die Gäſte. Tauſende von neugierigen Zuſchauern, Genfern und Fremden aus allen Welttheilen, hielten die Kais beſetzt. Die zahlloſen bunten Mützen, und nun gar die obligaten „Koller und Kanonen," die, der deutſchen Sitte nachahmend, wenigſtens in einigen Exemplaren vertreten waren, mochten den meiſten eine durchaus neue Erſcheinung ſeyn. Am folgenden (Sonntag) Morgen fand der Feſtgottesdienſt in der Hauptkirche zu St. Peter, in denſelben Räumen ſtatt, wo vor dreihundert Jahren der Gründungsact der Akademie vor ſich ging. Profeſſor Oltramare hielt die Feſtpredigt. Nachmittags folgte eine Spazierfahrt auf dem See nach Genthod, wohin Pictet de la Rive das geſammte Corpus academicum und alle auswärtigen Gäſte in ſein Landhaus, das einſt von Charles Bonnet bewohnt wurde, eingeladen hatte. Erſt ſpät Abends kehrten die Akademiker auf dem ſchön erleuchteten Dampfboot „Aigle" nach Genf zurück. Wieder herrſchte laute Fröhlichkeit am Bord, Böller donnerten in die Nacht hinaus und wieder tönten deutſche Burſchenlieder — die franzöſiſchen Studenten haben bekanntlich keine Lieder — über die ſtillen Wogen des Sees. An den Kais wogten wieder zahlloſe Menſchenmaſſen auf und ab; aber die Aufmerkſamkeit war nicht allein auf das heranbrauſende Schiff und die erleuchteten zahlloſen Gondeln im Hafen gerichtet. Ein dumpfes Gemurmel lief durch die Menge, Gruppen ſtanden um die Gaslaternen, man las ſich kleine gedruckte Zettel vor: es war die erſte Nachricht von der blutigen Schlacht von Magenta, im erſten Augenblick hier in Genf als ein Sieg der Franco-Sarden, durch welchen die öſterreichiſche Armee vernichtet ſey, dargeſtellt. Savoyarden und Italiener ließen Victor Emanuel, die Franzoſen Napoleon leben, Betrunkene lachten und tobten in wüſtem Geſchrei, Genfer Gamins ſpreizten ſich, als ob ſie die Sieger von Magenta wären. Aber der nächtliche Hexenchor wurde übertönt durch die deutſchen Lieder der ſchweizeriſchen Studenten dort auf dem Schiffe.

Der Vormittag des Montags war zum eigentlichen Hauptact des Jubelfeſts feſtgeſetzt. Die Akademie, ihre Ehrengäſte und eine große Anzahl fremder und einheimiſcher Zuhörer verſammelten ſich um neun Uhr im Saal des großen Raths im Stadthaus. Der zeitige Rector, Profeſſor Plantamour, eröffnete die Verſammlung mit einer paſſenden Anſprache und empfing dann die Glückwünſche der Deputationen der verſchiedenen ſchweizeriſchen Akademien. Es ſprachen: Prof. Merian für die Univerſität Baſel, Lebert für die Univerſität Zürich, Prof. Eherbuliez für das Polytechnicum daſelbſt, Prof. Duſour für die Akademie zu Lauſanne, Prof. Prince für Neuenburg, Paquet für Freiburg, Kohler für das Collegium zu Pruntrut. Prof. Eherbuliez ſprach ſich, „obwohl kein Teutone, ſondern vielmehr Welſcher, Gallier oder Allobroger," doch ſehr entſchieden gegen jede Centraliſation auch des höheren Unterrichts aus. Er pries die Schweiz glücklich, daß ſie, dem Beiſpiel Deutſchlands folgend, durch den Fortbeſtand ihrer cantonalen Akademien dafür ſorge, das Licht und die Bildung überallhin zu verbreiten. Auf die geiſtigen und ſittlichen Zuſtände Frankreichs ließ der Redner einige grelle Streiflichter fallen. Prof. Amiel von der Genfer Akademie gab einen geiſtvollen Abriß der Geſchichte derſelben. Prof. Humbert hatte einen Vortrag über eine der größten Zierden der Genfer Hochſchule, über den Alpenforſcher de Sauſſure, verſprochen; leider wurde Humbert, in welchem wir auch einen gründlichen Kenner deutſcher Literatur hochſchätzen, durch Krankheit daran verhindert. Um den bedauerlichen Ausfall einigermaßen zu erſetzen, verlas Gaberel die Gedächtnißrede auf Sauſſure, welche gelegentlich des Todes deſſelben im Jahr 1799 in der Vénérable Compagnie des pasteurs gehalten wurde. Als eine intereſſante Feſtgabe ſey hier noch ein typographiſch genauer Abdruck des „Ordre du Collège de Genève" vom Jahr 1559 genannt, welche von der Fickſchen Druckerei, die ſich im Beſitz der alten Eſtienneſchen Typen befindet, beſorgt wurde.

Der Reſt der Feſttage war ausſchließlich den geſelligen Freuden gewidmet, wobei deutſche Studentenſitte als Richtſchnur für die Anordnung diente. Ein vom „Zofinger Verein" ausgehender Commerß und ein dem Rector Prof. Plantamour gebrachter Fackelzug ſchloß am Dienſtag Abends die dreihundertjährige Jubelfeier der Akademie. Eine eigens für das Feſt geprägte Denkmünze trägt die Inſchrift: „Academiae Genevensis a Theodoro Beza, primo Rectore, dedicatae tria post saecula gratis animis memoriam celebraverunt Alumni, non. Jun. M. D. CCCLIX."

Digitized by Google

Newyork, Juni.

Der Sklavenhandel. — Amerikahaß.

Als vor zwei Jahren das höchste Gericht der Vereinigten Staaten seine berühmte, bis dahin unerhörte Entscheidung gab, nach welcher die Neger kein Recht haben, welches die Weißen zu achten verpflichtet wären, als darauf der edle Präsident als der gehorsame Diener und Anhänger der Sklavokratie durch alle Mittel des Betrugs und der Gewalt dem widerstrebenden Volk von Kansas die Sklaverei aufzuzwingen sich bestrebte, gab es Voraussichtige, welche schon damals die Wiedereinführung des afrikanischen Sklavenhandels als den Culminationspunkt in der Kette von Schändlichkeiten und Verbrechen prophezeihten, durch welche die herrschende Partei sich bereits ein bleibendes Monument der Schande bei Mit- und Nachwelt errichtet hat. Damals wurden diese Weiterblickenden selbst von vielen Gegnern des gegenwärtigen Systems als Visionäre, Fanatiker, Unglücksprophesten und schwarze Vögel verlacht. Man berief sich auf die Unmöglichkeit, eine derartige Maßregel durch den Congreß zu bringen, weil die Abgeordneten aller freien Staaten — gleichviel ob Demokraten oder Republikaner — und selbst die Sklavenhalter aus den mittleren Staaten Maryland, Virginien, Kentucky und Teneſſee ohne Ausnahme dagegen stimmen würden. Auf die Bewilligung des Congresses hat man es jedoch hier im Lande des Lynchgesetzes und der Selbsthülfe auch gar nicht ankommen lassen, und während in einigen südlichen Staaten in den gesetzgebenden Versammlungen noch die Frage diskutirt wird, ob die Wiedereinführung des afrikanischen Sklavenhandels überhaupt zulässig und wünschenswerth sey, wird er daselbst von unternehmenden Subjekten allen Gesetzen zum Trotz unter den Augen der Behörden so offen und ungescheut betrieben als an der Sklavenküste von Afrika. Seit der gesetzlichen Aufhebung des afrikanischen Sklavenhandels wurde der südliche Sklavenmarkt ausschließlich von den reichen Sklavenhaltern der mittleren Staaten versorgt, welche Sklaven eigens für diesen Zweck aufziehen. Da jedoch bei der steigenden Zucker-, Reis- und Baumwollenproduktion das Verlangen nach Arbeitskräften mit jedem Jahr zunimmt, ohne daß auf der andern Seite eine verhältnißmäßige Vermehrung der Sklavenbevölkerung stattfände, so sind die Sklaven während der letzten Jahre dermaßen im Preis gestiegen, daß ein kräftiger Neger durchschnittlich mit wenigstens tausend und oft mit elfe bis zwölfhundert Dollars bezahlt wird, und es ist deßhalb sehr erklärlich, daß die frommen Virginischen und Marylander Sklavenzüchter vor moralischem Entsetzen über die Möglichkeit aufschreien, daß ihnen heidnische Barbaren in's Handwerk pfuschen und dadurch den Preis ihres menschlichen Eigenthums vielleicht um drei Viertheile verringern könnten. Unter diesen Verhältnissen ist das Halten von Sklaven ein Privilegium der Begüterten und daher der Minorität geworden.

Wie aber der Nordländer überhaupt nach Besitz, so strebt der Südländer vor allen Dingen nach Sklavenbesitz, der in seinen Augen allein Ansehen, Einfluß und Respektabilität verleiht und den angesehenen Mann von dem „armen weißen Gesindel“ (poor white trash) unterscheidet. Die Möglichkeit, Neger für drei- bis vierhundert Dollars zu kaufen, ist daher hinreichend, um die Mehrzahl der Südländer bis zur Tollheit zu entzünden und sie in der Verfolgung dieses Zwecks allen Gesetzen und Strafen trotzen zu lassen. Vor einigen Monaten lief die Yacht „Wanderer“ mit einer Ladung von mehr als dreihundert Negern im Hafen von Savannah (Georgia) ein, welche alle während der Nacht ausgeschifft und sogleich in's Innere des Landes vertheilt wurden, natürlich mit Wissen und Bewilligung der Behörden; denn es springt in die Augen, daß dreihundert Neger aus Afrika nicht etwa gleich einem Kästchen Juwelen eingeschmuggelt werden können, und daß diese ganze Ladung nur bewerkstelligt werden konnte, wenn alle Lokalbeamten sowohl wie die Offizianten der Vereinigten Staaten sich zu einem förmlichen Complot verbunden hatten. Trotzdem ließ sich nicht verhindern, daß bald Gerüchte in's große Publikum drangen, die Presse des ganzen Landes sich des Vorgangs bemächtigte und derselbe allgemein bekannt wurde. Wohl oder übel mußte man wenigstens den Schein der Gesetze so weit wahren, daß man nominell Nachforschungen anstellte, wobei man sich jedoch wohl hütete, die unleugbaren Beweise in den eingeführten Negern selbst zu finden. Einige wenige, welche irgend ein ehrlicher, dienstfertiger Beamter aller Unterlassungsmaßregeln ungeachtet in den Händen eines Sklavenhändlers gefunden und verhaftet hatte, wurden sogar unter einem nichtigen Vorwand freigelassen und dem erwähnten Individuum wieder übergeben. Nicht so leicht ließ sich jedoch die Yacht beseitigen, welche durch ihre Einrichtung unleugbar den Zweck bewies, zu dem sie benutzt worden war. Dieselbe wurde in der That auch öffentlich verkauft, allein auch bei dieser Gelegenheit sprach sich die Stimmung wieder auf's entschiedenste zu Gunsten des Sklavenhandels aus. Charles Lamar, welcher allgemein als der Eigenthümer und Ausrüster der Yacht bezeichnet wurde und bereits mehrfach Sklavenhandel nach Cuba getrieben hat, erschien nämlich als Käufer, und sogleich zogen sich alle andern Kauflustigen zurück, so daß er das Fahrzeug für etwa den zehnten Theil seines Werthes wieder erstand. Ein einziger wagte gegen ihn zu bieten — wie man behauptete, aus persönlicher Feindschaft — und trieb dadurch die Kaufsumme um eine

Digitized by Google

Kleinigkeit in die Höhe, worüber Lamar in solche Wuth gerieth, daß er seinen Concurrenten mit einem Schlage zu Boden warf, ohne daß irgend einer der zahlreichen Anwesenden dazwischen getreten wäre. Noch rücksichtsvoller ging man mit dem Capitän des Sklavenschiffes, Namens Corrie um. Die Geschworenen konnten — obgleich Sklavenhandel nach dem Buchstaben des Gesetzes für Seeräuberei gilt und als solche mit dem Tode bestraft wird — sich nicht entschließen, einen so exemplarischen Mitbürger, der doch sichtlich nur das Wohl des Staates im Auge gehabt hatte, auch nur in Anklagestand zu versetzen, und gaben demgemäß ihre Erklärung ab. Hinterdrein sahen sie jedoch ein, daß sie ihrem Schützling im Grunde keinen Dienst geleistet hatten, weil er in Südcarolina, wo er zuerst verhaftet worden war, ebenfalls vor Gericht gestellt werden konnte, so lang in Georgia nicht wenigstens dem Buchstaben des Gesetzes Genüge geschehen war. Sie trugen deßhalb darauf an, ihren Beschluß noch einmal erwägen zu dürfen, und brachten dießmal auch richtig eine Anklage zu Stande, auf welche ein Scheinproceß mit schließlicher Freisprechung folgen wird. Capitän Townsend von dem Sklavenschiff „Echo," welcher, wie ich früher mittheilte, auf frischer That ertappt wurde, mußte von Boston, wo man keine so zarten Rücksichten beobachtet haben würde, nach Charleston ausgeliefert werden, weil er nach seiner Verhaftung dort zuerst an's Land gebracht worden war. Dieß Herüberziehen der Sache vor einen südlichen Gerichtshof, der inzwischen schon die Mannschaft der „Echo" freigesprochen hatte, war an sich schon eine Garantie für die Straflosigkeit des Capitäns, welcher in diesen Tagen denn auch wirklich nichtschuldig erklärt wurde. Angesichts sprechender handgreiflicher Beweise möchte das zwar befremdlich erscheinen, allein im ganzen Süden gibt es wohl kaum Einen Richter, der nicht erfinderisch und schamlos genug wäre, um in solchen Fällen nicht immer noch eine rettende Hinterthüre zu entdecken. Der gewissenhafte Richter — Marvin heißt der Würdige — vor dem die Sache anhängig war, machte nämlich die Entdeckung, daß die vollständig beglaubigten Papiere nicht hinreichend feststellten, daß das Schiff in der That das Eigenthum eines amerikanischen Bürgers gewesen sey, und wies darauf hin die ganze Anklage zurück.

Solche Freisprechungen beweisen unumstößlich, daß die Gesetze gegen den Sklavenhandel im Süden unter den bestehenden Verhältnissen niemals zur Anwendung kommen werden. Bereits hat sich eine Gesellschaft gebildet, deren Mitglieder zur „Ermuthigung" des schönen Handels Preise für aus Afrika eingeführte Neger bieten, und in Texas konnte man vor wenig Tagen lesen, daß eine Schiffsladung derselben wohlfeil zu verkaufen sey.

Faßt man die Gesammtzustände in's Auge, wie sie sich im gegenwärtigen Moment darbieten, die hoffnungslose Versunkenheit und Verderbtheit des ganzen Südens, die Bestechlichkeit, den Egoismus und die Unrechtlichkeit, von welcher fast alle Classen der Gesellschaft mehr oder weniger inficirt sind, die täglich sich mehrenden Verbrechen und die religiöse Heuchelei, vertreten durch viele Tausende von Priestern aller Sekten, welche von dem Trieb der Selbsterhaltung geleitet, aus allen Kräften dazu beitragen, Licht, Kenntniß und Humanität, kurz alle jene Elemente abzusperren, welche ihrem Einfluß ein Ende machen würde, so sähe man in Wahrheit kaum, wie ein besserer Zustand ohne irgend eine Krisis, einen gewaltsamen Umsturz herbeigeführt werden sollte, wenn sich nicht in den letzten Jahren der wahre Kern des Volks im ganzen Norden selbst entschieden gegen die herrschenden Uebel aufgelehnt und den Kampf dagegen bereits begonnen hätte. Diese gesunden Elemente sind unleugbar und unverkennbar, und nur blinder, einseitiger Amerikahaß kann es unternehmen, dieselben wegdisputiren zu wollen.

Ich muß bei dieser Gelegenheit einmal wieder auf jenen wüthenden, bittern Amerikahaß zurückkommen, da derselbe schon mehrfach in den Spalten deutscher Journale zum Vorschein gekommen ist und diesen ganzen Welttheil nicht viel besser als eine große Mordhöhle darzustellen sich bestrebt hat, in den meisten Fällen jedoch weniger durch die berührten Zustände, so unerfreulich sie immer seyn mögen, als durch persönliches Mißgeschick hervorgerufen ist. Alle Nachsilben werden zusammengestellt und bilden ein düsteres Bild, ohne daß der Maler, welcher die böse Absicht hegt, eine treue Schilderung zu geben, sich selbst bewußt wird, daß Verstimmung und Unmuth über getäuschte Hoffnungen ihn verhinderten, die Lichtseiten wahrzunehmen. Es ist eine Thatsache, welche die Erfahrungen fast jeden Tages bestätigen, daß die Fähigkeit, sich in einen fremden Weltheil vollständig hineinzuleben und sich seine Sprache bis zur vollkommenen Fertigkeit anzueignen, in vorgerücktem Alter immer mehr schwindet. So mancher geistreiche, gebildete Mann, welcher in Deutschland eine ehrenvolle und angesehene Stellung einnahm, wird gegen seine eigene Neigung, vielleicht durch politische Stürme oder andere ungünstige Verhältnisse in reiferem Alter hierher verschlagen und genöthigt, sich in ganz neue Bahnen zu werfen. Sein Geist besitzt nicht mehr jugendliche Elasticität genug, um sich mit den neuen Verhältnissen zu assimiliren, mit der Vergangenheit abzuschließen und sich von neuem eine Stellung zu erringen. Weder materiell noch geistig findet er hier etwas, das ihn nur annäherungsweise für alles entschädigen könnte, was er zurücklassen; in seiner Verstimmung legt er unwillkürlich dem Land und dem Volk zur Last, was er in sich selbst suchen sollte, und geräth dabei in wahrhaft komische Extreme.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 29. 17. Juli 1859.

— Wo irgend des Reiches Zaun
Ein Ritzchen spaltet, siehe, da steht der Wolf.
Und wetzt den Zahn, indeß im Innern
Lämmer, unschuldige Lämmer zittern.
Er wetzt den Zahn nach Beute. Die Beute macht
Ihn ruhmvoll, glücklich.

Herder
nach Jakob Balde.

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

3.

Die Bürger von Heilbronn.

Nach der Besetzung des Laufener Passes wandten sich die Franzosen zunächst gegen Heilbronn.

Diese wehrhafte Reichsstadt, Vormauer von Schwaben und Franken zugleich, war vor ihren alten Mauern und Gräben mit Festungswällen im neueren Styl versehen und jenseits des Neckars durch ein Vorwerk geschützt. Außerdem hatte sie eine Bürgerschaft, die wir sofort handeln sehen werden.

Bei Betrachtung der beiden Großmächte unseres Kreises drängt sich unwillkürlich die Frage nach der dritten auf, die man die öffentliche Meinung, das Bürgerthum, kurzweg das Volk zu nennen pflegt. Auch sie ist in dem Stücke vertreten, und zwar greift sie gleich im ersten Auftritt scharf in die Handlung ein, ganz so wie sie auch im letzten wieder auf den Schauplatz tritt. In der Mitte aber ist sie nur leidend zugegen und verhält sich beinahe völlig stumm; ja, wir vernehmen ihre Stimme, so weit das Reden die Bedeutung des Handelns hat, bloß durch das Stopfsal obrigkeitlicher Mandate hindurch, jener berühmten Mandate des Jahrhunderts, die eine so vollständige Kinder- und Christenlehre für ein unerzogenes Volk enthalten, so manch gewichtiges Wort gegen den Kleiderluxus und die französische Tracht aussprechen, für dießmal aber fast ausschließlich wider die „bösen, frechen Zungen" gerichtet sind. Wir werden eines derselben und aus ihm alle zusammen kennen lernen.

Ein „WohlEdel, gestreng, hochgelehrt, ehrenvestfürsichtig- und wohlweißer Burgermeister und Rhat der Statt Haylbronn" hatte sich bei Zeiten im „wirtenbergischen Distrikt," d. h. bei Wirtenberg und den unter Wirtenbergs Schirm oder „Prestige" stehenden Theilen des Kreises, umgethan, woselbst die Reichsstädte wiederum unter sich in „gut-altstädtischem Vertrauen" die Köpfe zusammensteckten und einander ihre „unmaßgeblichen Gedanken" mündlich oder schriftlich in die Ohren raunten. „Und stehen wir inter spem et metum," hatte er am 25. September nach Eßlingen geschrieben: „Der Allerhöchste woll unß bei diesen ahnscheinend höchstgefährlichen Kriegßzeitten beystehen, in dessen allgewaltigen Machtschutz wir unß iederzeit trewlichst empfehlen." Hand in Hand mit dieser christergebenen Gesinnung war der Rathsbeschluß gegangen, den in der Stadt befindlichen kaiserlichen Werbern eine Zeit lang das Werben niederzulegen.

Digitized by Google

Nun kam aus Stuttgart ein Schreiben von dem früheren Heilbronner Syndikus, nunmehrigen Geheimerath und Mitvormünder, Herrn von Rühle, welcher mittheilte, Heilbronn stehe in großer Gefahr, daher er rathe, den Kreis um etwas Reiterei zu bitten. Er scheint somit der Ansicht gewesen zu seyn, daß die Stadt, sich und dem Kreis zum Heile, Widerstand leisten könne. Der Kreis bewilligte zwar nur Pulver, Blei und Lunten; indessen errichtete man aus unverheiratheten Bürgern, Burschen und Bauern Compagnien, denen man Musketen aus dem Zeughause gab. Dann schrieb man noch einmal um Mannschaft an Wirtenberg und Konstanz, gebot allen Rathsgliedern und der Bürgerschaft, „einheimisch“ zu bleiben, und ordnete einen Buß- und Bettag an.

Jetzt zeigen sich die ersten Franzosen einzeln am Neckarsulmer Thor und fordern die Stadt in General Montclars Namen auf, französische Besatzung einzunehmen, „sonst werde man nicht aufs freundlichste mit ihr verfahren.“ Der Rath beschließt, „verzügliche“ Antworten zu geben und Montclars Schreiben abzuwarten. Dieses trifft am Tage von Laufen ein, stellt bloß 400 Reiter in Aussicht, und verspricht alles Liebe und Gute. Der Rath bittet um Bedenkzeit. Die Franzosen wiederholen ihre Aufforderungen, mit der Bemerkung: „Speier und andere Städte haben sich ja auch ergeben müssen.“ Der Rathsfreund Herr von Rühle Sohn kommt vom Neckarsulmer Thor zurück und berichtet, die Franzosen stoßen schreckliche Drohungen aus. Der Rath ist einig, „es nicht aufs alleräußerste kommen zu lassen,“ hält jedoch für gut, sich vorerst mit den Bürgern zu verständigen.

Die Bürger waren nämlich ganz anderer Meinung. Da wir für die Heilbronner Vorgänge nur die eine Quelle haben und eine bessere nicht wünschen können, so nehmen wir die Ehrentafel, welche die Nachwelt jenen Bürgern schuldet, aus Jägers vielleicht mehr bekannter als nach Verdienst gelesener Geschichte der Stadt Heilbronn.

„Immer noch unterhandelt der Rath mit den Bürgern, die Franzosen gegen bestimmte Bedingungen in die Stadt zu lassen, während die Bürger glauben, man könnte es auf Gewalt ankommen lassen. Während dieser Verhandlungen mußten die Franzosen vor dem Thor die stürmische Nacht auf den 7. Oktober unter freiem Himmel zubringen. Kaum graut der Tag, so kommen abermals Abgeordnete der Franzosen an das Thor, werden aber von den Bürgern auf den Mauern verhöhnt mit dem Bedeuten, sie sollen sich zurückziehen, wenn sie nicht feuriger Antwort gewärtig seyn wollen. Darauf kommen Mittags um 12 Uhr Dragoner vor das Neckarsulmer Thor, hauen es auf und geben Feuer auf die versammelte Bürgerschaft. Diese bleibt dagegen den Franzosen auch nichts schuldig, und feuert wacker auf sie.

„Man zieht die Sturmglocke an, die Franzosen werden von der wüthenden Bürgerschaft zurückgetrieben, die Thore aufs Neue verrammelt. Während die Franzosen sich an der Stadtmauer hin nach Sontheim zurückziehen, schießt man von den Wällen mit Stücken und Doppelhaken tüchtig unter sie. Die Verwirrung in der Stadt nimmt mit jedem Augenblicke zu, kein einziger Kriegsverständiger ist auf dem Platz, der die Schritte der zur verzweifeltsten Gegenwehr entschlossenen Bürgerschaft leiten könnte. Der Rath will am Fleiner Thor eine weiße Fahne aufstecken, die Bürger reißen sie herab.

„So wird es Abends 4 Uhr, und Montclar, der von der Uneinigkeit in der Stadt Kunde erhalten hatte, schickt abermals von Sontheim aus einen Abgeordneten und läßt der Stadt die Wahl zwischen seines Königs Gnade und dem ernstlichsten Verfahren gegen sie. Der Rath stellt zwar der Bürgerschaft vor, man habe nirgends her eine Hülfe zu erwarten; es fehle an Lebensmitteln, auch sey niemand da, der die Vertheidigung der Stadt leiten könnte, und das feindliche Geschütz stehe schon in der Nähe. Allein die Erinnerung an das Schicksal Neckargartachs und Frankenbachs (französische Mordbrennerei von 1675) ist noch zu neu, und statt aller Antwort erbrechen die Bürger das Zeughaus und die Getreidegewölbe; sie meinen dort genug Waffen und Vorräthe gefunden zu haben, um sich vertheidigen zu können, und sprechen von nichts als von Treue gegen den Kaiser, auch wie es noch Zeit genug wäre sich zu ergeben, wenn man sich einmal nicht mehr wehren könne.

„Allein der Rath schickt ohne Wissen der Bürger seine Verordneten des andern Morgens in das französische Lager und vereinigt sich mit Montclar über gewisse Bedingungen, unter denen die französische Besatzung eingenommen werden könnte. An einer von der Bürgerschaft am wenigsten beachteten Seite der Stadt wird im Stillen ein Thörlein geöffnet, und die Franzosen ziehen ein.

„Nur der großen Bestürzung der Bürger über diese unvermuthete Erscheinung ist es zuzuschreiben, daß nicht ein mörderisches Blutbad beginnt. Daß sich Montclar darauf gefaßt gehalten, beweist er dadurch, daß er statt 400 Mann 1300 Reiter in die Stadt führt. Schon dieß läßt ahnen, wie wenig die Franzosen werden gesonnen seyn, sich an Bedingungen zu halten. Noch mehr zeigt sich dieß, als Montclar die Wachen an den

Digitized by Google

Thoren, auf dem Rathhaus und auf dem Hafenmarkt besetzen läßt, und den 8. Oktober allen Bürgern bei schwerer Strafe befiehlt, ihre Gewehre in das Zeughaus abzuliefern. Nachdem dieß geschehen ist, verläßt Montclar die Stadt und rühmt sich zu Neuenstadt gegen den Herzog von Wirtenberg, daß er mit so wenig Volk sich eines so glücklichen Erfolges nicht versehen hätte."

Der Herzog von Wirtenberg, von welchem hier die Rede ist, war ohne Zweifel Prinz Friedrich August, des gescheiterten Administrators Friedrich ältester Sohn. Die beiden jüngeren Prinzen der Neustädter Linie befanden sich auswärts. Ferdinand Wilhelm segelte so eben mit 7000 Dänen England zu, um die dortige Revolution machen zu helfen und dann unter Wilhelm III. und Mylord Marlborough in Irland zu fechten. Carl Rudolph aber lag, vor Negroponi von einem Granatensplitter am Auge verwundet und von einer Musketenkugel in die Brust getroffen, auf Leben und Tod. Er mußte die Kugel, nachdem er wieder aufgekommen war, bis an sein Ende nebst einem bleiernen Posten in der Lunge tragen. Aber er besaß auch ein Vorbild der Ausdauer und des Muthes in seinem Bruder, der einst vor Neuhäusel eine Janitscharenkugel in den Kopf, ja bis auf's Hirn bekommen und vierzehn Tage darauf schon wieder eine Sturmcolonne angeführt hatte, in Ofen sodann bei einem zurückgeschlagenen Sturme zu hitzig in die Festung eingedrungen und um ein Haar darin geblieben war. Von dem Aeltesten schweigt die Geschichte, und in Heilbronn hatte weder der Kreis noch Wirtenberg noch die Obrigkeit dafür gesorgt, daß ein Kriegsverständiger auf dem Platze war.

Undankbar, wie die Politik immer gewesen ist, begann das neue Regiment mit der Absetzung eines wohlbelen Rathes, der doch die Occupatoren so trefflich berathen hatte. Nach einer so erschütternden Unthat kann das Umackern der bereits eingebauten Aecker, zu Verhütung der nächstjährigen Ernte, wohl kaum noch einen Eindruck machen.

Der Bote mit der Nachricht von der Uebergabe Heilbronns scheint drei Tage nach „Philisbourg" gebraucht zu haben, denn vom 21. (11.) Oktober ist der Brief datirt, den der französische Marschall nunmehr an die kreisausschreibenden Fürsten schrieb oder vielmehr tänzelte. Der königliche Trompeter aber, der dieses Schreiben brachte, muß ein Flügelroß gehabt haben, da er schon am 12. in seiner schwarzen Allongeperrücke zu Stuttgart eingeritten kam. „A Messieurs Messieurs les Princes de l'Empire, Directeurs et Chefs du Cercle de Suabe," so lautete die Aufschrift; der Inhalt aber entfaltete die tadelloseste Courtoisie. Mit jener lächelnden Urbanität, worin sich die höheren Kreise unserer Nachbarschaft von jeher ausgezeichnet haben, * legte der Ober- und Unterfeldherr den Herrn Reichsfürsten die Bitte an das Herz, ihre Untergebenen ernstlich zu avertiren, daß sie den „Mandemens" des Herrn de la Grange prompt nachkommen und zugleich Abgeordnete in's Lager schicken, „pour regler et convenir des autres contributions, qui s'imposeront à l'avenir." (Dem offenbar zu billig taxirten Wirtenberg war mittlerweile bereits eine Nachforderung von 150,000 Livres zugegangen.) Im Unterlassungsfalle (car s'ils n'y satisfaisoient pas regulièrement) mußte er, den Befehlen des Königs und Dauphins gemäß, einen beträchtlichen Truppenkörper in das Land gehen lassen, um die Contributionspflichtigen zum Zahlen anzuhalten.

„Avant donc d'y faire aucune Course, je suis bien aise de Vous donner cet avis, et de rendre ce Service à ces Provinces et à Vous, Messieurs, qui en estes les Chefs et Directeurs, afin de ne Vous pas surprendre et de Vous mettre en estat d'envoyer ici traiter à l'amiable avec le dit Sieur Intendant de sa Majesté. Je Vous supplie de croire, que je suis plus veritablement, que personne, Messieurs, Votre très-humble et très-obeysant Serviteur,

Le Duc de Duras."

---

* „Asseyez-vous, Mr. de Raumer," sagte General Cavaignac mit bezaubernder Freundlichkeit, da er als Präsident der Republik, die Cigarre im Munde, den berühmten Historiker als deutschen Reichsgesandten empfing.

Digitized by Google

Der Plan in Wielands Oberon.

Es war ein glücklicher Gedanke Löbells, die bedeutende, freilich im Grunde schon von Goethe hinreichend gekennzeichnete Stellung, welche Wieland im Bildungsgange des deutschen Volkes einnimmt, eingehend zu entwickeln, und der allgemeinen überweisen, aus eingefogenen Vorurtheilen genährten Mißachtung desselben das Bild der so ausgebreiteten als förderſamen Wirkung des Dichters entgegen zu ſtellen, der durch gefällige Gewandtheit der Darſtellung, anmuthige Feinheit der Auffaſſung und ſeine ganze, einem mäßigen, anſtändigen Genuſſe zugewandte weltmänniſche Richtung zuerſt den Blick von Deutſchlands höheren Ständen der heimiſchen Dichtung nachhaltig gewann, wenn dieſe freilich auch zunächſt nur durch das Undeutſche, durch das, was Wieland aus der Fremde ſich angeborgt hatte, zu einer gnädigen Berückſichtigung ſich veranlaßt ſahen. Durch eine Reihe mehr oder weniger ausgeführter Erörterungen über Wielands wichtigere Schriften hat Löbell den Werth ſeiner Arbeit weſentlich erhöht, wenn man auch freilich nicht überall dem Urtheil geradezu beiſtimmen kann, er häufig die Sache mehr berührt als gründlich darlegt, und man über einzelnes ſich vergebens nach ausreichender Belehrung umſieht. Genug, die Aufmerkſamkeit iſt wieder einmal lebhafter Wieland zugewendet und eine vorurtheilsfreiere, auf wirkliche nähere Bekanntſchaft gegründete Betrachtung ſeines Werthes und ſeiner Wirkſamkeit angebahnt. Je unſichtiger ſich die Beurtheilung im ganzen bewegt, um ſo unangenehmer fällt es auf, daß gerade dem mit Recht beliebteſten, noch heute im Volke lebenden Werke des guten Alten Unrecht geſchieht, und zwar in einem Punkte, worauf Wieland ſich ſehr viel zu Gute that, und der bei jedem Dichtwerke zu den wichtigſten gehört, in Bezug auf den Plan. Bei der großen Verbreitung der Löbellſchen „Entwicklung der deutſchen Poeſie von Klopſtocks erſtem Auftreten bis zu Goethes Tod," und bei dem Gewichte, welches man auf die Urtheile eines ſo feinſinnigen Kenners unſerer Literatur zu legen gewohnt iſt, erſcheint es als eine Pflicht der Gerechtigkeit gegen den vor faſt fünfzig Jahren hingeſchiedenen Dichter, den hier erhobenen Vorwurf als einen unbegründeten, aus Mißverſtändniß des Gedichtes hervorgegangenen nachzuweiſen. Wie wenige haben Zeit und Luſt, ſolchen Urtheilen mit ſtrenger Prüfung nachzugehen, und ſo ſchleppen ſich derartige Mißverſtändniſſe wie vollberechtigte Wahrheiten fort, der reinen Würdigung der edelſten Erzeugniſſe unſerer Dichtung zum entſchiedenſten Abbruch. Freilich iſt der richtige Geſichtspunkt von mir ſchon vor mehreren Jahren in meinen den Gegenſtand erſchöpfend behandelten „Erläuterungen zu Wielands Oberon" (1855, Jena) angedeutet worden; aber wie Löbell dieſe den weiteſten Kreiſen gewidmete Arbeit, die ihm über manches hätte Auskunft geben können, ganz überſehen zu haben ſcheint, ſo möchte ſie auch andern entgangen ſeyn und leicht die Anſicht Eingang finden, zur Vertheidigung der Einheit des Wieland'ſchen „Oberon" laſſe ſich nichts Stichhaltiges vorbringen. Die Sache liegt aber ganz anders; der von Löbell nicht zuerſt geäußerte, ſondern durch Wieland ſelbſt veranlaßte, von Gruber aber ausgeführte Vorwurf beruht auf leicht nachweislichem Verſehen. Und ſo wagen wir denn dieſen Verſuch, eingedenk der Goethe'ſchen Mahnung, daß, wo der Irrthum wiederholt vorgebracht wird, die Wahrheit nimmer ermüden dürfe, ſich entſchieden daneben zu ſtellen.

Daß Wieland mit großem Geſchmack das Ungeheuerliche und Ungeſchlachte des ihm als Quelle in Treſſans Auszügen vorliegenden Romans Huon de Bourdeaux beſeitigt, die ſich endlos häufenden und verwickelnden Abenteuer verkürzt und vereinfacht und den Stoff zugleich gereinigt und vergeiſtigt, bemerkt Löbell mit Recht; allein das Verdienſt, welches Wieland ſich in dieſer Beziehung erworben, und die von Löbell übergegangenen höchſt bedeutenden Zuthaten ergeben ſich erſt aus einer in's einzelnſte gehenden Vergleichung, wie ich ſie am angeführten Orte verſucht. Sie erſt vernichtet das herrſchende Vorurtheil, als habe er die Grundzüge zu allem ſo ziemlich in ſeiner Quelle vorgefunden. Nur einer weſentlichen Eindichtung, die er von anderer Seite genommen, gedenkt man, weil Wieland ſelbſt darauf hingedeutet. Sein Oberon, bemerkt er ſelbſt, habe nichts mit dem des alten Ritterromans gemein; der ſeinige ſey mit dem, welcher in Chaucers Merchant's Tale und Shakeſpeares Mid-Summer-Nights Dream als ein Feen- oder Elfenkönig erſcheine, eine und eben dieſelbe Perſon, und die Art, wie er die Geſchichte des Zwiſtes zwiſchen Oberon und Titania eingewebt, ſcheine ihm die eigenthümlichſte Schönheit des Plans und der Compoſition ſeines Gedichts.

Daß Wieland nicht Chaucers Erzählung unmittelbar benutzt, ſondern deren Bearbeitung von Pope, habe ich erwieſen und zugleich auf die Veredlung hingedeutet,

Digitized by Google

welche diese Geschichte durch Wieland erfahren. Besonders ist hervorzuheben, daß bei Pope Titania die Trugkunst allen Frauen als Erbtheil zukommen läßt, während sie bei Wieland nur, hingerissen von jähem Widerspruch und Aerger über Oberons Anklage, die Entlarvung der schuldigen Rosette zu nichte macht; diese selbst aber ist bei Wieland viel weniger schuldig dargestellt, da sie längere Zeit ihrem Eheherrn musterhaft treu bleibt, und erst durch die tolle Eifersucht des Erblindeten gegen ihn eingenommen wird, wo dann die sie beschleichende böse Lust den Sieg davon trägt. Daß zwischen Shakespeares und Wielands Oberon ein bedeutender Unterschied stattfinde, hebt Löbell mit Recht hervor. Schon Gervinus hat die Shakespeareschen Elfen als bloße Naturseelen ohne die höheren menschlichen Geistesfähigkeiten bezeichnet, sie als Herrscher im Reiche nicht der Vernunft und Sitte, sondern der sinnlichen Vorstellungen und der Reize der Einbildung dargestellt. Sie finden ihr Glück nur im Sinnengenusse, lieben nur heitere Lust und Freude; jedes Gefühl für das Wahre und Gute mangelt ihnen, und wenn Oberon sich auch gutmüthig zeigt, so beruht dieser Zug bei ihm doch nur auf dem Hange, überall Fröhlichkeit zu schauen. Dagegen liebt Wielands Oberon das Gute und Reine, und ist nur solchen freundlich zugewandt, welche diesem ergeben sind; selbst seine Trennung von Titanien geht nicht aus böser Laune, sondern aus sittlicher Entrüstung hervor.

Wenn Wieland sagt, sein Oberon sey von dem des Ritterromans verschieden und mit dem Shakespeareschen dieselbe Person, so denkt er dabei an die dem Ritterromane zu Grunde liegende Vorstellung, wonach Oberon aus der Verbindung des Julius Cäsar mit der Fee Gloriande hervorgegangen und durch einen Fluch in einen Zwerg verwandelt worden. Wieland macht ihn nämlich zu einem schönen Jüngling, der nur während der unglücklichen Trennung von Titania als Knabe „in lieblicher Verkleidung" sich zeigt. Wielands Aeußerung ist auch durchaus nicht mißzuverstehen; denn seiner Darstellung des Oberon setzt er ausdrücklich an der angeführten Stelle die des französischen Romans entgegen, worin er „eine seltsame Art von Spuck, ein Mittelding von Mensch und Kobold, der Sohn des Julius Cäsar und einer Fee, und durch eine sonderbare Bezauberung in einen Zwerg verwandelt ist." Von seinen Elfen sagt Wieland in einer Note, er habe sie zu einer Art von edlen, mächtigen und den Menschen gewogenen Sylphen erhoben," und so mochten ihm auch diese luftartigen Wesen bei Shakespeare erscheinen, den Wieland noch keineswegs in ungetrübtem Licht anschauen konnte. Vieles Aeußere hat er von Shakespeares Elfen hergenommen. Wenn Löbell aber weiter sagt, bei Wieland höre man den schweren Tritt des zu diesem Zweck in Bewegung gesetzten, über Geister und Menschen gebietenden Schicksals, der Charakter des Geisterfürsten sey ganz verzeichnet, so müssen wir dieß für den entschiedensten Irrthum erklären. Wie greift denn Oberon in das Schicksal Hüons ein, als dadurch, daß er ihm die Ausführung des von Kaiser Karl gegebenen abenteuerlichen Auftrags möglich macht, und ihm, da er von Jugend auf ihm geneigt gewesen, in der Liebe der reizenden Sultanstochter das höchste Glück bereitet? Als aber Hüon des Oberon Gebot in leidenschaftlicher Lust verletzt hatte, da muß dieser sich von ihm abwenden und ihn ganz seinem Schicksal überlassen; erst als er die härteste Probe der Treue bestanden, kann Oberon, dessen Wiedervereinigung mit Titania eben dadurch auf ungeahnte Weise herbeigeführt worden, wieder seine ganze Huld dem so glänzend bestandenen, von seiner Schuld gesühnten Liebeshelden wieder zuwenden. Das gräßliche Unglück verfolgt Hüon in Folge seiner Schuld und gibt ihm Gelegenheit, seine Treue glänzend zu erproben.

Zu dem Hauptvorwurfe, den man dem Plan des „Oberon" gemacht, hat Wieland selbst Veranlassung gegeben durch die unbedachte Aeußerung im Vorwort: „Ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeugen seiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania, gründete, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Antheil an ihren Schicksalen zu nehmen." Wieland schrieb dieses Vorwort sechzehn Jahre nach der Dichtung selbst, an welcher er freilich noch zuletzt im Einzelnen vielfach gebessert hatte; daß ihm aber der Plan des Ganzen längst nicht mehr deutlich vorschwebte, ist durchaus nicht zu verwundern. Man hat sich mehrfach scharf mißbilligend darüber geäußert, wenn eine sorgfältige Forschung Goethes eigene Angaben über seine Gedichte als irrig zurückweisen mußte, als ob es unmöglich denkbar wäre, der Dichter habe seine eigenen Werke in solcher Weise verkannt, mag man sich darüber auch immer verwundern, obgleich die Sache im Grunde gar nicht so wunderlich ist, wenn dem Dichter die betreffenden Werke längst fremd geworden; aber wo der klare Augenschein redet, bedarf es keiner weitern Begründung. Ganz so verhält es sich mit jener Behauptung Wielands, der innige Antheil, den Oberon an den Schicksalen Hüons und Rezias nehme, beruhe auf seiner Hoffnung, die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden werde seine Wiedervereinigung mit Titania herbei führen: sie steht mit dem Gedichte selbst im offenbarsten Widerspruch. Gleich bei Oberons erstem

Digitized by Google

Erscheinen ruft dieser dem von Scherasmin fortgerissenen Hüon zu, er möge nicht vor ihm, vor seinem eigenen Glücke fliehen, und als er ihn zum Stehen gebracht, verkündet er ihm, wie er ihn von seiner Kindheit an geliebt und ihm so viel Gutes bestimmt habe, wie er es noch an keinem Sterblichen gethan (II, 40).

Dein Herz ist rein, dein Wandel ohne Krümme,
Wo Pflicht und Ehre ruft, fragst du nicht Fleisch und Blut,
Hast Glauben an dich selbst, hast in der Prüfung Muth.
So kann mein Schutz dir niemals fehlen.

Das Werk, welches Hüon trotz der scheinbaren Unmöglichkeit des Gelingens „mit Glauben und mit Muth“ unternommen hat, will er ihm jetzt durch seine übernatürliche Hülfe vollenden helfen. Man sieht deutlich, nur die edle Ritterlichkeit Hüons hat Oberon diesem geneigt gemacht; von einer Aussicht, daß dieser durch seine in der Noth bewährte Liebestreu die Wiedervereinigung mit Titania verwirkliche, ist nicht die allergeringste Ahnung; ja eine solche Berechnung müßte den Charakter Oberons und seine gnädige Hülfe in unsern Augen sehr herabsetzen. Bei seiner Hüon zugewandten innigen Liebe liegt ihm ja nichts ferner als der Wunsch, diesen in schrecklichste Noth gebracht zu sehen, welche doch die nothwendige Voraussetzung der Erfüllung der Versöhnung mit Titania ist. Er gibt ihm sein Wunderhorn und entläßt ihn mit dem Wunsche, Hüons Herz möge sich nie durch Schwäche entehren, wie es leider meist das Schicksal der Menschen sey, die „aus weichem Thon geformt und für die Zukunft blind“ seyen; ja seine besorgte Liebe, die ihn gern siegreich alle lockenden Gefahren überwinden sehen möchte, verrathen zwei „helle Perlen,“ die „aus seinem liebevollen azurnen Augenpaar rollen.“

Wenn Oberon den geliebten Hüon auch mit dem Besitze Rezias zu beglücken denkt und beide sich voraus im Traume schauen läßt, so liegt ihm jede Absicht fern, hiedurch zur Erfüllung seines eigenen Wunsches zu gelangen. Gerade die im Traum entzündete Liebe soll dem Hüon sein Wagstück erleichtern. Noch im Augenblick, als Rezia ihre Liebe zu Hüon verrathen, mahnt Oberon sie, wohl zu bedenken, was sie verliere, wenn sie Hüon folge, und als er das herzverbundene Paar entläßt, dem er die Mahnung einschärft, sich, bis der Papst ihren Bund gesegnet, nur als Bruder und Schwester zu betrachten, fühlt er sich von sorglichster Angst bewegt, daß sie das Gebot, welches die Sittlichkeit vorschreibt, nicht halten möchten, wodurch er genöthigt seyn würde, sich „auf ewig“ von ihnen zu trennen. Wie wäre es möglich, daß Oberon bei diesem Gedanken tiefen Kummer empfände, hoffte er, Hüon werde sich durch Uebertreten des Gebots in die ärgste Noth stürzen, aber in dieser seine Treue heldenhaft beweisen und dadurch seine eigene Trennung von Titania aufheben! Hat er von jeher Oberon in liebevollem Herzen gehegt, so hat Rezia besonders durch ihre warme, alle Hindernisse besiegende, allem andern unbedenklich entsagende Liebe seine ganze Neigung gewonnen. Als das Liebespaar Oberons Gebot übertreten, tauscht dieser, „umhüllt von finsterem Grimm,“ an ihnen vorbei; der Schutzgeist, „unerbittlich in seinem Strafgericht,“ raubt ihnen die Pfänder seiner Huld; er sieht sie mit den Fluthen ringen, er weint um sie, aber wendet sich und flieht, ja sie würden untergehen, schützte sie nicht der wunderbare Ring, den Hüon dem Riesen Angulaffer abgenommen. Oberon ist weit entfernt, sich zu freuen des Mißgeschicks, das er doch als nothwendige Voraussetzung der Erfüllung seines Wunsches hätte freudig begrüßen müssen, wenn er zumeist, um zu dieser zu gelangen, so innigen Antheil an ihnen genommen hätte. Gerade nach dem Falle Hüons, wo er „auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeugen seiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania Hoffnungen gründen soll,“ wie jene späte Aeußerung Wielands besagt, hat sich Oberon ganz von ihm abgewandt. Freilich geht die äußerste Noth, in welcher der verzweiflungsvoll ihn anflehende Hüon sich befindet, ihm zum Herzen, da dessen Treue und seine Entsagung ihn milder gestimmt haben; aber noch darf und kann er ihm nicht hülfreich zur Seite stehen; das einzige, was er für ihn thun kann, worin er dem Zuge des Schicksals folgt, dessen Gang ihm selbst verborgen, besteht darin, daß er ihn in die Nähe Rezias bringen läßt; wie das Schicksal sich weiter gestalten werde, weiß er nicht, am wenigsten kann er ahnen, daß gerade hier die Treue beider die schärfste Anfechtung erleiden und sich herrlich bewähren, ja seine Wiedervereinigung mit Titania sich dadurch erfüllen werde. Erst als das liebende Paar in dringendster Noth den schimpflichsten Tod der Untreue heldenmüthig vorgezogen, hat es seine Schuld gesühnt und dadurch Oberons Hülfe sich wieder gewonnen; erst in diesem schwierigsten Augenblick kann auch den Oberon die Ahnung der Wiederherstellung seines eigenen Glücks ergreifen, was der Dichter aber nicht ausgeführt hat. Als schon der Holzstoß angezündet ist, als das liebende Paar, den drohenden Feuertod im Auge, sich durch das wonnige Gefühl beseligt findet, daß treue Liebe sie hieher geführt, deren Bewahrung ihnen höher als das Leben gilt, da darf Oberon — denn die Schuld ist gesühnt — wieder die alte Wunderkraft an ihnen bewähren; das Feuer erlischt, die Stricke fallen ab, das Horn hängt wieder an Hüons

Digitized by Google

Hafte, der sich damit der Mohren entledigt, der bekannte Schwanenwagen senkt sich nieder und führt sie zu Oberons Schlosse, wo dieser jetzt mit Titania wieder vereinigt ist. Davon, daß Hüon und Amanda die von Oberon auf sie gesetzte Hoffnung bewährt haben, ist keine Rede und konnte nicht seyn; Oberon und Titania kränzen sie nur als „treues Paar;“ „zum edlen Siegeslohne“ empfangen sie „aus ihrer Freunde Hand den wohl verdienten Kranz.“

Könnte noch irgend ein Zweifel obwalten, daß jede Ahnung, in Hüon und Amanda werde sich jene als unmöglich gedachte Treue bewähren, dem Oberon bis zuletzt fern liege, so würde dieser durch den Gegensatz Titanias gehoben. Wenn Oberon an seiner Wiedervereinigung mit Titania verzweifelt, so wird diese dagegen, als sie das treue Paar auf der Insel beobachtet, von der frohen Ahnung ergriffen, diese möchten wohl die „probefesten Seelen“ seyn, die Oberons Schwur begehre, an die sie selbst früher nicht hatte glauben können, und sie nimmt sich in dem Augenblick, wo Oberon sich ganz von ihnen abgekehrt hat, des edlen jungen Weibes an. Als das Schicksal so grausam Amanda von Hüon zu trennen beschlossen hat, wird sie vor Schrecken blaß, „alle Rosen fallen von ihren Wangen ab;“ doch beeilt sie sich, den jungen Hüonett zu retten, und daß sie wirklich auf eine Wiedervereinigung mit Oberon durch das seltene Paar hofft, deutet der Auftrag bestimmt genug an, womit sie die drei Elfen entläßt, denen sie Amandas reizenden Knaben anvertraut. Alle Tage sollen sie auf die Rosenknospen schauen, welche sie ihnen aus ihrem Kranze gibt; wenn sie diese alle zu Lilien werden sehen, so wird sie mit Oberon versöhnt und wieder neu verbunden seyn. Das Wiederfinden des Ringes, der sie einst mit Oberon vereinigt, ist ihr eine frohe Bestätigung des Glaubens, daß ihr Schicksal bald sich vollenden werde. Und so kann sie denn der unglücklichen Amanda im Traume Muth zusprechen und ihr die Versicherung geben, daß ihre beiderseitige Treue das erfüllen werde, was Oberon einst geschworen, daß sie ihre Pein enden und Oberons Verbindung mit ihr, so wie ihr eigenes Glück neu begründen werde. Dieser Gegensatz zwischen dem ganz hoffnungslosen Oberon und seiner einer frohen Ahnung und dem festen Vertrauen auf die Macht treuer Liebe leichter zugänglichen Gattin, der so fein erdacht als glücklich benutzt ist, muß auch den letzten Zweifel zerstreuen, ob Oberon irgend eine Hoffnung darauf gesetzt, Hüon solle der Vermittler seines eigenen Glückes werden.

Haben wir hiernach Wielands eigene spätere Behauptung in ihrer Unhaltbarkeit erkannt, so wird es uns noch leichter seyn, Grubers und Löbells Bedenken zu beseitigen; denn diese beruhen ganz und gar auf der Annahme, Oberon habe in Hüon denjenigen geahnt, welcher jene Probe äußerster Treue bestehen werde. Gruber meint nämlich einen starken Widerspruch darin zu entdecken, daß dasjenige, was Oberon als Bedingung seiner Wiedervereinigung mit Titania ausgesprochen, etwas ganz anderes sey, als was Oberon von Hüon und Amanda fordere; die Bedingung, von welcher das endliche Glück beider Paare abhängig gemacht werde, sey plötzlich eine andere geworden. Wir haben aber erkannt, und es ist erstaunlich, wie man dieß übersehen konnte, daß Oberon, als er bei Hüon und Amanda auf Entsagung bis zur Einsegnung ihres Bundes durch den Papst dringt, an seine eigene Verbindung mit Titania gar nicht denkt, daß diese ihm durchaus fern liegt, wonach also von keinem Widerspruch die Rede seyn kann. Oberon kennt nicht die Wege des Schicksals, die Zukunft ist ihm verschlossen, an der Wiedervereinigung mit Titania hat er längst verzweifelt, er hofft, daß Hüon und Amanda die Probe der Entsagung bestehen werden, wenn er auch bange Zweifel nicht unterdrücken kann; aber der Gedanke, durch sie sein eigenes Glück wieder zu gewinnen, liegt ihm fern. Ganz in demselben Irrthum wie Gruber ist Löbell befangen. Oberon habe geschworen, Titania nirgends mehr zu begegnen, bis ein getreues Paar, vom Schicksal selbst erkoren, der Ungetreuen (Rosettens) Schuld durch seine Unschuld büße, das, auch wenn das Wasser ihnen bis an die Kehlen steige, der ersten Liebe getreu bleibe, „entschlossen, eh den Tod in Flammen zu erwählen, als ungetreu zu seyn, selbst einem Thron zu Lieb.“ Titania könne die Hoffnung gar nicht fassen, daß dieß je in Erfüllung gehen werde; Oberon dagegen hoffe, er hoffe Lösung des Bannes von Hüons und Rezias Liebe, welche er selbst angefacht, deren wunderbare Stärke und Innigkeit unverbrüchliche Treue zur Folge haben würde. Aerger kann man den Plan des Gedichts nicht verkennen. Offenbar knüpft Oberon die Wiedervereinigung mit Titania an eine Bedingung, deren Erfüllung ihm unmöglich scheint; der Grimm über die Lust, welche Titania an des alten Gangolfs Ueberlistung durch die pfiffige Rosette empfindet, entreißt ihm diesen Schwur in dem Augenblick, wo sein Vertrauen auf Titanias sein Glück begründende unerschütterliche Liebe geschwunden.

Nichts kann des raschen Worts, das er in seinem Grimme
Gesprochen, hätt' er gleich es selber nun bereint,
Nichts kann ihn seines Schwurs entbinden,
Bevor, nach dem Beding, der ganz unmöglich scheint,
Zwei Liebende, wie er's verlangt, sich finden.

Digitized by Google

Oberon und Titania verzweifeln in gleicher Weise an der Erfüllung dieser Bedingung, und Wieland kannte den Charakter beider Geschlechter zu wohl, als daß er die erste Ahnung der Möglichkeit einer solchen das eigene Glück begründenden Liebestreue dem Oberon eher als der Titania hätte zuschreiben sollen. Von letzterer führt er auch wirklich aus, wie sie allmälig den „Schmeicheleien der Hoffnung wieder Raum gibt," wie das Unmögliche ihr im Morgentraum sich zeigt, und der Anblick dieses Paares sie zweifeln läßt, ob sie nicht die probefesten Seelen seyen, die Oberons Schwur verlangt habe (VIII. 64—68). Ueber Oberon selbst findet sich nicht die geringste Andeutung solcher Art, wie es jedenfalls geschehen müßte, wenn er irgend eine Hoffnung zu schöpfen begänne; ja der ganze Verlauf zeigt unwidersprechlich, daß er den Glauben an eine solche wechselseitige Liebestreue gar nicht zu fassen vermag, daß seine Hüon und später auch Amanda zugewandte Neigung nicht in der geringsten Verbindung mit seinem eigenen Unglück und dessen möglicher Beseitigung steht. Somit kann also von einer Vertauschung zweier Bedingungen gar nicht die Rede seyn, ja eine Bedingung wird Hüon und Amanda gar nicht gestellt. Oberon fordert sie nur auf, sich rein von Schuld zu halten, der so nahe liegenden Versuchung zu widerstehen, weil er sonst seinen Schutz ihnen nicht weiter zuwenden könne, da er nur Schuldlosen beizustehen vermag. Wenn er hiebei sagt, er müßte sich dann „auf ewig" von ihnen trennen, woran Gruber Anstoß nimmt, so erklärt sich das einfach daher, daß er gar nicht an die Möglichkeit einer den stärksten Versuchungen und Drohungen Widerstand leistenden Liebestreue denken kann, welche allein solche Schuld zu sühnen und ihnen seine Gunst wiederzugewinnen vermöge. Löbell glaubt aber gar den Grund entdeckt zu haben, welcher den Dichter zu einer solchen Vertauschung veranlaßt. „Eine Treue, wie Oberon sie bei jenem Schwure verlangte, ließ sich nicht bewähren ohne schwere Prüfungen, deren Herbeiführung nicht von Hüon abhing. Eine solche Forderung war also gar nicht zu stellen; es muß eine andere eintreten, und die, welche der Geisterfürst ausspricht, steht mit der, von welcher er die Lösung des Bannes erwartet, nur dann in Verbindung, wenn sie nicht beobachtet wird. Man möchte ihn daher fast beschuldigen, er habe dieß Gebot in der boshaften Absicht gestellt, daß ihm die höchst wahrscheinliche Uebertretung Anlaß zur Strafe, und die Strafe den Anlaß zu der Prüfung geben möge, deren er bedarf."

Das heißt doch das Gedicht geradezu auf den Kopf stellen, das Offenbare wegleugnen und eine durch nichts als das gerade Gegentheil angedeutete Beziehung hineinlegen, einen klar vorliegenden Plan zu einem verworrenen machen — und das bei Wieland, der so durchsichtig componirt, der seine Pläne so sorgfältig bedenkt. Ist denn etwa die Trauer, welche Oberon bei dem Gedanken an eine Schwäche Hüons empfindet, keine wahre? können wir ihm den Wunsch ernstlich zuschreiben, Hüon möge sein Gebot übertreten, um in Noth zu gerathen und durch Bewährung wunderbarer Treue ihm Titania wiederzugewinnen? Müßte dann nicht Oberon entschieden eingreifen, um die Noth zu steigern, müßte er nicht die Entwicklung zu beschleunigen suchen? Gerade von allem demjenigen, was wir bei Löbells Annahme erwarten müßten, findet sich das gerade Gegentheil. Ja der Plan wäre dann völlig verfehlt; Oberons Wiedervereinigung mit Titania bildete dann den eigentlichen Gegenstand des Gedichtes, während dieselbe jetzt nur als Einschlag höchst glücklich eingewoben ist. Freilich sollte demnach auch das Gedicht eigentlich Hüon und Rezia, nicht Oberon heißen; zu der Wahl des letzteren Titels bestimmte den Dichter wohl nur der ganz äußere Grund, daß Hüon ein in Deutschland fast ganz unerhörter Name war, wogegen der besonders aus Shakespeares Sommernachtstraum bekannte Oberon ihm viele Leser zuzuführen versprach. Auch findet sich in der Vision des Dichters gleich am Anfange des Gedichts keine Hindeutung auf einen solchen Plan Oberons; freilich weicht diese mehrfach von der späteren Darstellung ab, aber wäre Löbells Annahme stichhaltig, so müßte Wieland, nachdem er jenen Anfang gedichtet, noch den Plan völlig umgestaltet haben, während diese Aenderung jetzt nur die Ausführung im Einzelnen betrifft. Oberon rächt hier die Schuld, aber doch empfindet er in der höchsten Noth Mitleiden mit dem Paare, das nur aus Liebe sich vergangen.

Lassen wir jene offenbaren Mißverständnisse zur Seite, so ergibt sich uns im „Oberon" der treffendste Plan, so daß wir Wieland entschieden beistimmen müssen, wenn er sich darauf etwas zu gute thun zu dürfen meinte. Karl der Große meint den Hüon durch den Auftrag, den er ihm gibt, zu Grunde zu richten; dieser aber gelangt mit Oberons Hülfe, die sein ritterlicher Muth und edler Glaube ihm verschafft, nicht allein zur Erfüllung der abenteuerlichen Forderungen des Kaisers, sondern auch zum Besitze der wunderreizenden Sultanstochter. Aber im Rausche der Leidenschaft vergeht er sich, wodurch er Oberons Schutz verliert; doch in der dringendsten Noth bewährt er, wie auch die so hart geprüfte Gattin, die Allgewalt treuer Liebe, welche allen Versuchungen und Schrecknissen muthig gefaßt entgegentritt und den schmählichsten Tod dem Treubruch vorzieht. Auch Oberon gelangt hiedurch ganz unter-

Digitized by Google

wartet zur Wiedervereinigung mit Titania und zur Einsicht des Unrechts, welches er dem weiblichen Geschlechte gethan, als er jeden Glauben an dessen Treue verloren. Vortrefflich ist es vom Dichter erfunden, daß der Schwur, den er in seinem Grimme gethan, sich mit Titania nicht eher wieder zu begegnen, bis ein treues Paar lieber den Tod erleiden und dem ihm sich darbietenden Thron entsagen als von seiner unerschütterlich feststehenden Treue wanken werde, auf wunderbare Weise vom Schicksal aufgegriffen und jene Bedingung wörtlich erfüllt wird, und daß gerade Oberon, der gar keine Ahnung einer solchen Möglichkeit hat, durch den Schutz, welchen er Hüon zu Theil werden läßt, die Ausführung des Schicksals unbewußt vermittelt. So wird denn Oberon zu einem wahren Hohenliede auf die Macht treuer Liebe, „die keines Sturmwinds Stoß erschüttert, die keine Probe mildern, kein Reiz betäuben kann.“ Auch in Titania selbst bewährt sich die wahre hergliche Liebe, welche Oberon freilich in seinem Widerwillen wider den von ihr ihm gespielten Streich verkennt, der nur die Folge eigensinniger Laune war; ihre tiefe Sehnsucht nach der Wiedervereinigung, ihr Schmerz um den Verlust von Oberons Liebe, ihre qualvolle Reue bezeichnen sie unverkennbar. Der eigentliche Inhalt des Gedichts ist freilich Hüons abenteuerliche Fahrt, der sich als Muster wahrer Ritterlichkeit darstellt; aber die bedeutsamste in dieser Rittergeschichte sich hervorhebende Handlung bildet die wunderbare Liebe und Treue Hüons und Rezias, und muß man auch zugestehen, daß die höchste Einheit des Dichtwerkes dadurch schwindet, daß diese Hauptthandlung sich erst im weiteren Verlaufe des Gedichts anspinnt, so bedenke man dagegen, daß das romantische, im Kreise des Abenteuerlichen spielende Epos seine eigenen Gesetze hat, daß in ihm die bedeutungsvolle Handlung allmählig aus dem Abenteuerlichen wie eine sich entfaltende Knospe herauswächst, daß es nicht an den geraden Weg stetigen Fortschritts gebunden ist, sondern mit größerer Willkür alles ergreift, was die Einbildungskraft anmuthig unterhält, daher es uns nicht gleich in den eigentlichen Anfangspunkt einer einzigen sich abrundenden Handlung zu versetzen braucht; die unsern Hauptantheil erregende Handlung findet sich auf dem anmuthigen Wege, den uns die Einbildungskraft führt, und entwickelt sich zu unserer Freude auf dem liebgewonnenen Boden zur herrlichsten Blumenpracht.

Wenn Eckermann berichtet, auch Goethe sey der Meinung gewesen, das Fundament des Wielandschen Oberon sey schwach, und der Plan vor der Ausführung nicht gehörig gegründet worden, so ist auf diese augenblickliche Aeußerung, die wohl auf nicht ganz deutlicher Erinnerung Goethes beruhte, um so weniger zu geben, als bei Eckermanns Aufzeichnungen nicht weniges aus nicht ganz genauer Auffassung hervorgegangen ist. Manches offenbar Irrige in bekannten Thatsachen hätte Eckermann wohl aus seinen „Mittheilungen“ ganz weglassen sollen, die überhaupt fast nirgends authentische Genauigkeit für sich in Anspruch nehmen dürfen. Was Goethe nach Eckermann in dieser Beziehung hervorgehoben haben soll, ergibt sich gerade nicht als gegründeter Vorwurf. Daß zur Herbeischaffung der Barthaare und Backenzähne ein Geist benutzt werde, sey gar nicht wohl erfunden, vernehmen wir, besonders weil der Held sich dabei ganz unthätig verhalte. Aber Wieland bewährt hier gerade seinen feinen Geschmack. In dem französischen Romane schlägt eine unsichtbare Hand dem Sultan den Kopf ab, und eine Stimme fordert ihn auf, die vier dicken Backzähne und eine Handvoll Haare aus dem Barte dem Oberon zu bringen. Wieland wollte die Kindesliebe Rezias schonen; sie, die von Hüons Seite nicht weichen kann, darf nicht Zeugin seyn, daß man die Backzähne ihres Vaters als Pfand dem Kaiser Karl mitnimmt; insgeheim müssen diese dem Hüon gebracht werden, der seinen Heldenmuth sonst sattsam bekundet hat. In gleicher Weise erledigt sich ein anderer Vorwurf, den man Wieland gemacht hat, ganz zu seinen Gunsten. Löbell meint, Scherasmin trage die lüsterne Geschichte von Gangolf und Rosette, welche die Trennung Oberons und Titanias veranlaßt, sehr zur Unzeit vor, da er die Verlobten vor unkeuschen Gedanken warnen wolle; aber Scherasmin will mit seinem Mährchen nicht warnen, sondern unterhalten und zerstreuen (VI, 34), und wenn er hiezu eine lüsterne Geschichte wählt, welche die Sinnlichkeit des in Gefahr schwebenden Paares zu wecken geeignet ist, so entspricht dieß ganz dem Charakter des guten Alten, der in seinen Mitteln nichts weniger als fein und wählerisch ist, und so auch nicht bedenkt, wie wenig Rezias jungfräulicher Schamhaftigkeit eine solche Erzählung gemäß sey. Die gelegentliche Einwebung dieser Geschichte erfolgt höchst treffend gerade vor dem Falle des liebenden Paares, wo ein kurzer Ruhepunkt der Handlung wohl angebracht ist, während sie später den weiteren Verlauf ungehörig unterbrechen würde. Wenn Hüon dadurch zu der Bemerkung bewogen wird, bedürfe Titanias Wiedervereinigung mit Oberon nur eines Paares getreu verliebter Seelen, so könne diese nicht lange mehr ausbleiben, und vor Proben ihrer Liebestreue fürchteten sie sich nicht, so liegt ihm die Ahnung, daß sie zur Herstellung jener bestimmt seyen, ganz fern, er spricht damit nur das tiefe Gefühl ihrer unendlichen Liebe zu einander aus. Noch ein anderer Tadel Löbells dürfte

Digitized by Google

sich zu Wielands Gunsten auflösen. Wieland, meint er, hätte sich etwas von Tassos Begeisterung für die Sache des Christenthums aneignen sollen, die allein Hüons Uebernahme seiner Sendung zu dem mohamedanischen Herrscher begreiflich machen könne, was die bloße Ritterehre nicht vermöge. Aber abgesehen davon, daß dem Hüon der Tod drohte, wenn er dem Auftrage Karls sich entziehen wollte, so ist es gerade die Ahnung seiner ritterlich starken Seele, daß dieser auf seinen Tod zielende Auftrag ihm dennoch nicht den Untergang bringen werde, der Glaube an sein Schicksal, der ihn ermuthigt, wie dieß auch Wieland andeutet, wenn er Hüon sagen läßt, er wisse nicht, ob Verzweiflung, Ahnung oder Trotz ihn so tollkühn gemacht. Und von einer Förderung der Sache des Christenthums handelt es sich ja hier nicht im geringsten, nur von einer Rachelaune Karls. Dann aber hätte Löbell auch bemerken sollen, daß gerade dadurch, daß die Ritterthaten Hüons in einer keineswegs die Begeisterung wachrufenden Weise geschildert werden, sich hiebei vielmehr eine gewisse, fast aufschneiderische Uebertreibung verräth, wie sie dem Mährchen wohl ansteht — und wie wäre auch bei dem Auftrage Karls eine wirkliche Begeisterung möglich? — daß gerade dadurch die schönen, die reinsten menschlichen Gefühle so lebhaft entfaltenden, den eigentlichen Schwerpunkt des Ganzen bildenden Darstellungen von Hüons und Rezias Liebesglück und herrlich sich bewährender Treue um so hinreißender und mächtiger hervortreten.

Doch auf diesen und manche andere Punkte, in welchen sich Wielands feiner Takt verräth, wollen wir hier nicht näher eingehen, es ist dieß von uns bereits in der angeführten Schrift in ausreichender Weise geschehen; es genüge, an einem auffallenden Beispiel gezeigt zu haben, wie weit wir im Allgemeinen noch von einem wahren Verständnisse unserer schönsten Dichtwerke entfernt sind, und wie es hier eines vorurtheilslosen Führers gar sehr bedarf. Wenn ein Mann wie Löbell den Plan eines scheinbar so einfachen Werkes wie der „Oberon“ ganz verkehrte und dem Dichter, wie der Dichtung das entschiedenste Unrecht that, was dürfen wir da von dem gewöhnlichen raschen, meist nur der stofflichen Unterhaltung dienenden Lesen erwarten! Mögen diese Zeilen zu wiederholtem Genusse des köstlichen „Oberon,“ worin eine Fülle dichterischen Lebens und unvergänglicher, das Herz ergreifender Schönheit sprudelt, manchen freundlichst einladen!

H. Düntzer.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

3.

Cornelie blieb, und ein frischer, rüstiger Geist zog mit ihr in dem mutterlosen Hause ein. Sie legte ihren Traueranzug ab, kleidete sich in lebhafte Farben und wurde schon durch ihre Erscheinung, mit den raschen Bewegungen, dem hellen, aufmunternden Klange der Stimme, eine heitere Anregung für die schlaffe, flügellahme kleine Welt. Die Langeweile verschwand, indem die Spiele sich in Beschäftigungen und Anfänge des Lernens verwandelten, eine geregelte, kräftigende Körperpflege die kleinen Geister erstarken machte; und wurde den Regungen der Freiheit auch niemals zwecklos oder aus Laune entgegen getreten, so sah man eine schädliche Neigung doch niemals aus Bequemlichkeit geduldet und jeder Willkür von vornherein gesteuert.

Die Zucht des Hausgesindes begann Cornelie mit einer stricten Vertheilung der Arbeit. Ein jeder erhielt sein abgegrenztes Feld, auf dem er allein verantwortlich war; das nothwendige Ineinandergreifen ordnete und überwachte sie selbst; die bisher unvermeidlichen Zänkereien, Klätschereien, wechselseitiges Entschuldigen und Aufeinanderschieben konnten vor ihrer scharfen, aber redlichen Entschiedenheit nicht bestehen. Ein unerschrockener Kampf von wenigen Wochen, und ein jeder empfand, wie viel er gewonnen, seitdem die rechte Person in die klaffende Lücke eingetreten war. Am tiefsten und wohlthätigsten aber empfand der Hausherr die allseitige Zufriedenheit am heimischen Herd und die ernste, verständige Theilnahme eines Gebildeten an seinem inneren wie äußeren Lebenslose. Er gewöhnte sich gar bald, alle seine Interessen mit Cornelien zu berathen, ganz

Digitized by Google

besonders aber den ländlichen Beruf, welchen er sich zu geben gedachte, und zu dessen Ergreifen sie ihn auf das Lebhafteste ermunterte, nach allen Seiten hin mit der praktischen Wirthin in Betracht zu ziehen. Die zärtliche Melanie war seine Geliebte gewesen, die kräftige Cornelie wurde seine Freundin; ja es konnte fast scheinen, als würde sie ihm selbst, wie den Kindern und Dienern, zu einer ersehnten Autorität. Zwischen den Erinnerungen an ein wolkenloses Glück und an einen vernichtenden Schmerz leitete sie ihn unmerklich auf den Standpunkt der Ergebung und Ueberwindung; Hoffnung und Lebenslust regten sich bei ihrem Einflusse auf seinen Geist und Willen, und das Bild der vielbeweinten Frau erblaßte unter einer sanften Regung, der er noch keinen Namen geben mochte.

Diesem aufgeheiterten, häuslichen Geiste gelang es denn auch, mancher von außen andringenden Verstimmungen Herr zu werden, welche den reizbaren Mann wenige Wochen früher zur heftigsten Ungeduld hingerissen haben würden. Zunächst die postägigen Klagen und Vorwürfe seiner Schwiegermutter. Wolfram hatte sich bemüht, die Persönlichkeit der Schweizerin und seinen häuslichen Gewinn durch dieselbe den Großeltern seiner Kinder in das hellste Licht zu setzen; um so verdrießlicher waren ihm nun Mißtrauen, Widerwille und kleinliche Verdächtigungen, ihm von der Seite entgegen gebracht, von welcher er am ersten eine Befestigung in diesem schwierigen Verhältniß hätte erwarten sollen. War doch dieses Verhältniß der Welt gegenüber schon so mancherlei Anfechtungen ausgesetzt. Die junge, hübsche, gänzlich unbefannte, unempfohlene Erzieherin ohne alle Präliminarien, ja gleichsam von der Straße aufgerafft in dem Hause des wenig älteren, reichen Wittwers, nach dem so manches Frauenauge einladend blicken mochte; ihr gründlicher Einfluß in diesem Hause, die achtungsvolle, man könnte sagen unterwürfige Stellung des Herrn der Dienerin gegenüber — wie hätte das alles ohne grelle Mißdeutungen bleiben können? Cornelie verhielt sich diesen Mißdeutungen gegenüber mit einer ruhigen, selbstbewußten Würde; sie war auf dieselben vorbereitet gewesen und hatte sie im voraus als eine der widerwärtigen Bedingungen eines Verhältnisses hingenommen, das ihr auf der andern Seite so viel innerliche Befriedigung gewährte. „Wenn das Schicksal eine Frau auf eigenen Füßen durch das Leben treibt," sagte sie sich, „muß sie an der Stelle gewappnet seyn, an welcher sie im natürlichen Zusammenleben nicht zart und reizbar genug erscheinen darf."

Anders freilich, weniger frei oder resignirt war Wolfram. Mochten ihm derlei Aergernisse nun in der Form von geselligen Neckereien oder von Klatschereien zu Ohren kommen, so brauste er zornig auf über die Unbill, welche den reinsten Absichten entgegen tritt. Indessen besserte es die üble Sache natürlich nicht, wenn er nach und nach fast allen äußern Umgang vermied und sich in die Stille seines Hauses zurückzog, welches die gewissenhafte Cornelie nur in Begleitung der Kinder verließ, und welches ihm je mehr und mehr wieder eine so anmuthige Heimath wurde, daß er nur noch mit Widerstreben daran zu denken vermochte, sie nebst dem gewohnten Farniente gegen eine geräuschvolle, alle Kräfte in Anspruch nehmende und ihm in seiner gegenwärtigen Stimmung überflüssig scheinende Thätigkeit zu vertauschen.

Es entsprach daher nur seinen heimlichen Wünschen, daß der Güterkauf, zu welchem sein Schwiegervater unablässig drängte, sich verzögerte. Der Verkäufer hatte seine Forderungen plötzlich gesteigert, sobald er sah, daß es dem Käufer nicht leicht wurde, die Gelder flüssig zu machen, welche jener zu größeren Spekulationen in Händen zu haben wünschte. Wolfram dagegen mochte seinen Bruder nicht drängen, da dieser ihm die unvermeidlichen Verlegenheiten und Nachtheile beim plötzlichen Herausziehen eines bedeutenden Kapitals aus seinem Geschäft hinlänglich bewiesen hatte. Ein gutes Theil Opposition gegen die immer rücksichtsloseren Eschenbachschen Warnungen und Beargwöhnungen gesellte sich zu dieser brüderlichen Gefälligkeit und angeborenen Sorglosigkeit, und so geschah es, daß beim Beginn des Frühlings die wichtige Unterhandlung nicht weiter gediehen war als zu der Zeit, in welcher wir unsere Erzählung begonnen haben.

Es war an einem sonnig warmen Märztage, als Wolfram mit den Kindern und deren Erzieherin zum ersten mal auf der Terrasse vor seinem Hause saß und die lauen Frühlingslüfte athmete, die so erregend bis in den Grund der Seele dringen. Vielleicht unter diesen atmosphärischen Einflüssen hatte Wolfram heute wieder etwas von jener unruhigen Reizbarkeit empfunden, die ihm das Unglück zurückgelassen, und auch Cornelie sich den Tag über innerlich bewegter gezeigt als sonst. Forschend ruhte eben sein Blick auf ihrem edlen, bedeutenden Gesicht, dem der ungewohnt wehmüthige Hauch einen besondern Reiz verlieh, als der Postbote aus der Stadt mit seiner Sendung anlangte und auch Cornelien ein Brief übergeben ward. Wolfram sah, wie sie denselben mit Befremden betrachtete und während des Lesens erblaßte, ihn darauf hastig zu sich steckte und schweigend, aber mit leise zitternder Hand ihre Arbeit wieder aufnahm.

Diese Bewegung in einem sonst so ruhigen, sich selbst besitzenden Gemüthe hätte eine argwöhnischere

Digitized by Google

Natur wohl ſtutzig machen können, zumal man ſich von allen Seiten bemühte, den einfachen Urſprung und reinen Lebenslauf Corneliens, über welche er kein anderes Zeugniß beſaß als ihr eigenes, in Zweifel zu ziehen und zu verdächtigen; aber abgeſehen davon, daß ein derartiger Argwohn nicht in Wolframs gütigem und gern an das Gute glaubendem Weſen lag, ſo würde ſein Vertrauen, ja ſeine Verehrung für Cornelien ſelbſt unmittelbareren Anklagen widerſtanden haben, und er zweifelte nicht, daß dieſer Brief wieder einer von den giftigen Pfeilen ſey, welche von unbekannter Hand ſchon mehr als einmal auch an ihn abgeſendet worden waren, um ein ihm ſo werth und theuer gewordenes Band zu zerſtören. Als er nun aber gar auf dem zu Boden gefallenen Couvert die Hand ſeiner Schwiegermutter erkannte, da ſprang er empört in die Höhe und ging mit haſtigen Schritten im Garten auf und ab.

„Soll dieſe edle Seele," rief er aus, „ſoll ſie ein Opfer kleinlicher Bosheit werden, weil ſie die Wohlthäterin meines Hauſes, weil ſie mir ſelber ſo werth und theuer geworden iſt, als ſie es verdient? Alle Kräfte ihrer reichen Natur widmet ſie meinem Glück, und was kann ich ihr bieten für das Opfer ſelbſt des höchſten Gutes, für das Opfer ihres Rufs?"

Er ging eine Weile in ſich gekehrt, ſichtlich mit einem lebhaften Entſchluſſe kämpfend, dann fuhr er leiſe mit ſich ſelber redend fort: „Und was hält mich ab, ſie innig und unauflöslich an mein Haus und meine Perſon zu feſſeln? Bin ich nicht frei und unabhängig? Hat irgend ein Menſch ein Recht, einen Anſpruch, über das Schickſal meiner Kinder zu verfügen, außer mir? Welche Frau wäre geeigneter zu dem ſchweren Amte einer Stiefmutter, als dieſe klar und feſt immer auf den edelſten Zweck gerichtete Seele? Würde Melanie ſelber ſie nicht mit vertrauender Freude an der Stelle ſehen, die ſie ſo früh verlaſſen mußte? Ja würde ſie es nicht natürlich finden, daß ich dieſem Mädchen die Liebe des Mannes entgegenbrächte, wie ſie die Liebe des Jünglings ſo völlig in Anſpruch genommen hat?"

Mit raſch klopfendem Herzen ging er nach der Terraſſe zurück, auf welcher ſeine Kinder noch ſpielten; er drückte ſie in heftiger Bewegung an ſein Herz und folgte Cornelien, die vor wenigen Minuten in das Haus getreten war. Da er ſie im Saale nicht fand, blickte er, wie an jenem erſten Abend, durch die halbgeöffnete Thür in das Schlafzimmer, in welchem die kleinen, weißen Bettchen ſeiner Kinder um das der Gouvernante wie um ein mütterliches Neſt gereiht ſtanden. Er beobachtete Cornelien, wie ſie, gegen ihre Gewohnheit, unbeſchäftigt am Fenſter ſaß und eine Thräne in ihrem Auge zerdrückte. Melanie hatte oft geweint bei den geringſten freud- und leidvollen Anläſſen; aber es war die erſte Thräne, welche er in Corneliens Auge bemerkte, und ſie drang ihm in's Herz. Raſch auf ſie zu tretend, faßte er ihre Hand und fragte: „Warum weinen Sie, Cornelie?"

Sie erröthete unwillkürlich über dem innigen Ausdruck ſeiner Worte und Blicke, wie vor der vertraulichen Benennung, welche er ſich zum erſten mal geſtattete, doch antwortete ſie, ihre Bewegung niederkämpfend, ruhig: „Es iſt heute ein Jahr, daß mein Vater ſtarb, Herr Wolfram; wollen Sie der Vereinſamten dieſen traurigen Rückblick nicht verargen." — „Daß Sie ſich einſam fühlen, Cornelie," rief er, „daß Sie nicht unter denen eine Heimath gefunden, denen Sie den verlorenen häuslichen Frieden ſo reichlich wiedergegeben haben! —"

Sie unterbrach ihn mit einem Wort aufrichtigen Dankes für die beglückende Stellung, welche er ihr in ſeinem Hauſe bereitet, er ließ ſie aber nicht zu Ende reden: „Sie wollen mich nicht verſtehen," ſagte er, ihre Hand an ſein Herz drückend; „theure Cornelie, fühlen Sie denn nicht —"

„Halten Sie ein!" unterbrach ſie ihn, indem ſie ihre Hand aus der ſeinen zog und ſich haſtig von ihrem Platze erhob. „Sprechen Sie nicht unbedacht ein Wort, das uns für immer trennen müßte!" — „Ich hoffte, daß es uns unauflöslich vereinigen ſollte," ſagte Edmund innig.

Das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, ſchüttelte ſie heftig den Kopf. Wolfram fuhr fort: „Sie ſind meinen Kindern eine Mutter geworden, Cornelie, wollen Sie nicht auch —" — „Nein, nein!" rief ſie mit einer abwehrenden Bewegung, indem ſie raſch das Zimmer verließ.

Wolfram trat an das Fenſter und ſah ſie mit großen Schritten in den noch laubloſen Alleen auf und nieder gehen; die letzten Sonnenſtrahlen überglänzten die hohe, kräftige Geſtalt. Zum erſten mal fand er ſie ſchön und begehrenswerth, was ihm vor wenigen Minuten nur vernünftig löbliche Abſicht geſchienen, plötzlich wurde es zum Wunſch, zum Verlangen.

„Wie adelig ſicher die Haltung, wie elaſtiſch alle Bewegungen!" ſagte er entzückt zu ſich ſelbſt. „Sollte dienen ihr Loos ſeyn, da ſie zum Gebieten, zum Anordnen geboren ſcheint? Und wie ergreifend dieſer Ausdruck von Kampf und Schmerz in den ſonſt ſo ruhigen Zügen! Aber woher dieſer Kampf und Schmerz? Hat ſie nicht ihre beſten Fähigkeiten mir dienſtbar gemacht, ſprach ihr ganzes Weſen nicht von einer vertrauenden Neigung? Warum ſtößt ſie mich nun von ſich und entzieht mir ihr Herz?"

Digitized by Google

Während dessen ging Cornelie in heftiger Bewegung im Garten auf und ab. — „Und warum," so fragte sie sich, „warum soll ich das Glück von mir weisen, nach dem mein Herz seit der ersten Begegnung sich sehnt? Hieß es ihm im voraus und für alle Zeit entsagen, wenn ich, hellsehend über die Bedingungen meiner Lage, die Gefühle in strenger Zucht zu halten gelobte, welche eine andere Frau nicht nur beseligen, sondern auch ehren und zieren?" Sie fühlte ihr Herz stärker klopfen, ihre Gedanken sich verwirren; sie setzte sich auf eine Gartenbank, und indem sie die Hand mächtig gegen die Brust stemmte, suchte sie die unruhigen Wünsche zu bannen und dem besonnenen Urtheil, zu dem sie geboren und erzogen war, wieder Raum zu schaffen. Sie hörte von neuem die warnenden Worte des trefflichen Mannes, der vor einem Jahre an diesem Tage von ihr gegangen war. „Es gehört ein hoher Grad gegenseitiger Bildung dazu, um in ungleichartigen Verhältnissen in eine nahe Verbindung zu treten," hatte er gesagt. — „Oder von Liebe, die alles ausgleicht," flüsterte das begehrliche Herz dazwischen. Mühsam drängte sie die abschweifenden Gefühle zu den Begriffen ihres Vaters zurück. „Ein hoher Grad gegenseitiger Bildung —" aber dieser Mann, verwöhnt im Glück, ungewöhnt an Widerstand, aufgewachsen, lebend bis heute unter Menschen, die nur sich selber lieben, nur ihr Urtheil schätzen, würde er die Bildung, das heißt die innerliche Freiheit haben, um dem Gegensatze äußerer Verhältnisse, den Vorwürfen seiner Familie, dem Spott und Tadel seiner Lebensgenossen Trotz zu bieten — und dennoch glücklich zu seyn? War sein Geist stark und muthig genug, um unter diesen Widersprüchen die Stimme des Herzens zur Geltung kommen zu lassen? Die Stimme des Herzens? Wußte sein Herz denn etwas von den Forderungen seines Verstandes, vielleicht seines Gewissens? Liebte er sie? war sie liebenswürdig? Ist eine Frau liebenswürdig, die unter strenger Zucht gelernt hat ihre Neigungen gewissen Grundsätzen und den natürlichen Beruf freiwilliger Unterordnung einer künstlichen dienstbaren Selbstständigkeit aufzuopfern? Könnte diese Frau, wie die Mutter seiner Kinder, wie seine Freundin im Unglück, auch sein Weib seyn, das Weib seines Herzens?"

Sie schüttelte den Kopf unter einer schmerzlichen Erkenntniß; die Wünsche sprachen laut und begehrlich dazwischen, aber die Ueberzeugung siegte und sie brachte diesen innerlichen Zwiespalt zum Abschluß, indem sie das Gelöbniß gegen sich selber erneuerte: niemals ihren Blick zu einem Manne zu erheben, den sie durch ihre zugleich abhängige und selbstständige Stellung, wie durch ihre Armuth und Schutzlosigkeit in einen Conflikt mit sich selber, oder mit seinen Umgebungen und Verhältnissen bringen mußte.

Hatte sie aber alle Wünsche auf diese Weise im Keime abgeschnitten, konnte, durfte sie nach solchem Geständnisse in dem Hause, in dem Pflichtenkreise verweilen, die ihr so theuer geworden waren? Fühlte sie sich ihrer eigenen Empfindungen so Herr und mächtig, daß sie es durfte? Und der seinen? Ein schmerzliches Lächeln umspielte von neuem ihren Mund. „Kein Mann," wiederholte sie sich, „kein Mann liebt eine Frau, die ihrer Empfindungen so Herr und mächtig ist, wie ich es seyn soll und seyn werde."

Sie trat mit großer Ruhe in das Haus zurück und sagte, dem harrenden Edmund mit freundlichem Lächeln die Hand reichend: „Wir bleiben Freunde, nicht wahr? und ich darf Ihrem Hause dienen?" — „Sie sollen über mich und mein Haus gebieten, Cornelie," unterbrach er sie feurig, „Sie müssen —" — „Kein Wort weiter!" sagte sie ernst. „Kein Wort weiter, wenn ich weisen soll, wo ich glücklich bin!"

Sie ging darauf zu ihren Beschäftigungen zurück und suchte so viel als möglich das Alleinseyn mit ihm und seine unruhig fragenden Blicke zu vermeiden. Aber blieb auf diese Weise ihr häusliches Verhältniß in seiner äußeren Gestalt unverändert, so war der Ton traulichen Zusammenlebens zwischen ihnen von diesem Tage an doch erheblich gestört. Edmund war zum ersten mal im Leben auf einen Widerstand gestoßen, den er zu brechen verlangte, und dessen ernstlicher Erschütterung zu gleicher Zeit nicht nur Cornelens Zurückhaltung, sondern, gestehen wir es immerhin, eine heimlich ängstliche Scheu der Welt, und vor allem seiner Familie gegenüber, sich widersetzte. War er in ihrer Nähe, sah er ihr schönes, sicheres Walten, so fühlte er sich innig zu ihr hingezogen und sagte sich dann wohl, ihre Stimmung durchschauend: „Ich werde ihr Vertrauen gewinnen, es ist nur ihr Zartgefühl, das sie zurück hält. Was scheeren mich die Vorurtheile herzloser Menschen, wo mein Glück und das meiner Kinder auf dem Spiele steht?"

Aber Cornelie suchte seit jenem Abend das Alleinseyn mit ihm zu vermeiden, und war er außer ihren Augen, so trat dann gewöhnlich eine nüchternere, ja oft eine gereizte Stimmung ein, in welcher er sich eingestand: „Du hast mehr als deine Pflicht gethan, indem du ihr deine Hand geboten; verschmäht sie dieselbe, so ist es ein Zeichen, daß sie dich nicht liebt, und genügt ihr ihre gegenwärtige Stellung, so kann ich mir dieselbe um so eher gefallen lassen, als die Meinigen sich allmählig an dieselbe gewöhnen werden, sobald sie sehen,

Digitized by Google

daß eine nähere Beziehung zwischen uns nicht zu gewärtigen ist."

Cornelie erkannte nur zu gut diese Schwankungen eines schwachen Herzens; sie fühlte, wie richtig sie gehandelt habe, und wiederholte sich immer von neuem: „Wer einsam aus einer strengen Lebensschule gegangen, taugt nicht mehr zum Genossen eines Glücklichen." Aber mit Bangigkeit sah sie auch ein, daß ihres Weilens unter diesem Dache schwerlich lange mehr seyn werde.

Unter diesen veränderten Stimmungen wurde bei Wolfram das frühere landwirthschaftliche Projekt wieder angeregt, und um seinen immer bedenklicher drängenden Schwiegervater, dem er in einem so wichtigen Punkte kränkend entgegen zu treten halb und halb im Begriffe stand, nach einer andern Seite hin zu Willen zu seyn, wendete er sich an seinen Bruder mit der entschiedenen Forderung, ihm das elterliche Erbtheil binnen einer gewissen Frist auszuzahlen. Mehr als er sich und andern eingestehen mochte, beunruhigte es ihn aber, länger als zwei Wochen keine Antwort auf seine wiederholten Forderungen zu erhalten; seine Gedanken wurden durch diese Spannung von dem Verhältnisse zu Cornelien abgezogen, und eines Tages entschloß er sich schnell, selber eine Reise nach seiner norddeutschen Heimathstadt anzutreten und sich von dem Stande der verdächtigten brüderlichen Angelegenheiten zu überzeugen, sich während dieses Entschlusses von neuem Glück wünschend, sein Haus, das er früher niemals auch nur auf Stunden ohne Zagen verlassen mochte, gegenwärtig unter einer so treuen Statthalterin geborgen zu wissen.

In dieser Stimmung trat er am Vorabend der Reise wärmer und herzlicher als seit Wochen in das Wohnzimmer. Die Kinder waren schon zur Ruhe gegangen und Cornelie allein. Er sprach mit Lebhaftigkeit von seinen Planen, wie er den Gütererwerb in kürzester Zeit zum Abschluß zu bringen und dann so bald als möglich in sein neues Reich überzusiedeln gedenke, wie er für sie Alle ein frisches, fröhliches Gedeihen durch diese Veränderung erwarte, am meisten aber für seine Kinder.

„Ihr Zustand ist zwar ein weit anderer geworden unter Ihren Händen, Cornelie," sagte er. „Mit Schaudern blicke ich in die Zeit zurück, wo ich, von gespenstischen Sorgen verzehrt, und doch ohne Fürsorge, sie schlaff im Wohlleben verkümmern sah; jede Laune, jedes flüchtigste Begehren ihnen an den Augen abgelauscht, sie in Spitzen und Seide gelangweilt, durch Näschereien und Schmeicheleien verweichlicht fast schon in der Wiege, das Spielwerk in Haufen bei Seite geworfen, noch ehe es zertrümmert war! Wie gesagt, dieser klägliche Zustand hat, Gottlob und Ihnen Dank, Cornelie, ein Ende. Sie verstehen es, die kleinen Seelen immer an- und niemals aufzuregen; die Kinder sind beschäftigt und heiter, mäßig und gesund, sie fühlen den Segen der Zucht. Aber die fröhlichste Kinderwelt denke ich mir doch nur auf dem Lande, das heißt nicht in wohlgepflegten Garten- und Parkwegen, wo jeder Fußtritt schnell ausgeglichen, jede Blume, jeder Grashalm überwacht, jeder Thau- und Regentropfen, jeder Windhauch und Sonnenstrahl ängstlich gemieden werden; nein, in freier, ländlicher Natur, unter den arbeitenden Menschen und Thieren eines Hofes, wo sie spielend sich tummeln, Muskeln und Nerven sich stählen, die in qualvoller Verhätschelung erblaßten Wangen sich färben werden. Aber dieses frohe Zukunftsbild, was wäre es ohne Sie, Cornelie? ohne Ihr Eingreifen bei jeder organisirenden Thätigkeit, bei jeder Verwaltung und Ueberwachung? Sprechen Sie es aus, daß Sie meine innigsten Wünsche nicht länger zurückweisen wollen, daß Sie —"

Ein heftiges Schellen an der Hausthür unterbrach diesen lebhaften Erguß; in unwillkürlichem Schrecken sprang Edmund auf und verließ das Zimmer. Als er nach wenigen Minuten zurückkehrte, war er todtenbleich und entstellt, zitternd taumelte er auf einen Stuhl und mit dem verzweifelnden Rufe: „Verloren!" reichte er der Freundin den eben erhaltenen Brief mit der Nachricht von dem vollständigen Fallissement der altbewährten väterlichen Firma, von dem Ruin seiner eigenen Verhältnisse und der schmählichen Flucht des einzigen Bruders.

Cornelie blickte eine Weile in schweigender Bewegung auf den fassungslosen Mann, dessen bebende Hand sie in der ihrigen hielt. „Ihr unglücklicher Bruder!" sagte sie endlich leise. — Er drückte ihre Hand, seine Thränen flossen. „Meines Vaters Haus zerstört, vernichtet!" schluchzte er; „sein redlicher Name der Name eines Betrügers!"

„Ihr Bruder gilt als ein Mann von ungewöhnlicher Regsamkeit," sagte Cornelie. „Er wird sich unter neuen Umgebungen zu erheben, will's Gott seine Ehre wieder herzustellen wissen. Ihnen aber muß es eine Genugthuung seyn, mit den Fremden als ein Opfer, sey es des Unglücks, sey es des Irrthums dazustehen, und, wie nicht häufig in ähnlichen Fällen, die Ihnen nahe Stehenden von dem Vorwurfe groben Familieneigennutzes befreit zu sehen." — „Aber ein Bettler, ein Bettler!" stöhnte er.

Cornelie sah ihn verwundert an; er fuhr leidenschaftlich fort: „Schlimmer, trostloser als ein Bettler!

Digitized by Google

Gestürzt von jeder Lebenshöhe, vernichtet die letzte Hoffnung, abhängig von diesen herzlosen Großeltern meiner Kinder, gezwungen, sie ihnen zu überlassen, mein Anrecht an sie aufzugeben, niemand, niemand mehr mein zu nennen auf der weiten Welt!"

„Ich verstehe Sie nicht," erwiederte Cornelie mit kühlem Ton, „ich begreife nicht, wie ein äußerlicher, wenn auch noch so bedeutender Verlust Sie innerlich von irgend einem Menschen abhängig machen, oder wie er irgend ein näheres Verhältniß im entferntesten ändern kann."

„Soll ich meine Kinder entbehren und darben sehen," rief er, „da sie an Fülle und Wohlleben gewöhnt, da sie als ihrer Mutter Kinder dazu berechtigt sind?" — „Sie werden sich auch an Beschränkung und Einfachheit mit fröhlichem Herzen und zu ihrem wahrsten Wohlbefinden gewöhnen lernen," sagte Cornelie ernst, „und sie sind nicht nur verpflichtet, sondern berechtigt, ihres Vaters Schicksal zu theilen und zu tragen. Was darüber hinaus ihnen zufällt, ist ein Ueberfluß."

„Und werden die Großeltern sie diesem Schicksal überlassen?" — „Es sind Ihre Kinder, Wolfram." — „Und welches ist dieses Schicksal, welches kann es seyn als Armuth, oder Abhängigkeit —" — „Oder Arbeit."

„Ich bin im neunundzwanzigsten Jahr, Cornelie; ich habe mein Leben bis heute verschleudert; wie weit würde ich zurückgehen müssen, ehe mir eine Arbeit gelänge?" — „Noth und Liebe geben Kraft, mein Freund. Sie haben früher Oekonomie studirt; versuchen Sie es jetzt praktisch mit einer landwirthschaftlichen Thätigkeit nach kleinerem Maßstabe als dem bisher gehegten. Werden Sie Pächter, statt Herr. Bliebe Ihnen auch nichts von Ihrem übrigen Vermögen, der Verkauf von Rosenhain allein würde hinreichend Ihre erste Einrichtung decken. Sie werden ein neues Leben beginnen, ein neues Glück kennen lernen, das Glück anstrengender, aber lohnender Arbeit."

„O, daß Sie wahr sprächen, Cornelie, daß ich stark und geschickt wäre, wie Sie mich wollen, wie Sie selber es sind! Aber ich werde an dieser Aufgabe scheitern —" — „Auch wenn ein treues Herz sie mit Ihnen theilt?" unterbrach ihn Cornelie sanft.

„Cornelie!" rief Edmund, ihre Hand an seine Augen drückend, wie um ein Schambewußtseyn zu verbergen, „Cornelie, warum berühren Sie diese schmerzlichste Wunde? Auch Sie muß ich ja verlieren, auch Sie! Die Kinder des armen Wolfram können keine Erzieherin haben wie Cornelie Wille."

„Aber Cornelie Wille als Mutter," sagte sie mit leiser Stimme, indem sie ihm ruhig und zuversichtlich in das Auge blickte. — „Großmüthiges Herz!" rief er entzückt, „du könntest, du wolltest —" — „Dem Manne eine treue Gehülfin werden," antwortete sie herzlich, „den das Schicksal zu meines Gleichen macht, und der —" — „Der? O, sprich es aus, Cornelie," unterbrach er sie, der —" — „Der mir vom ersten Augenblick an theuer gewesen," sagte sie ruhig. — „O du großmüthiges Herz!" wiederholte Edmund, indem er sie inbrünstig an sich zog, „du großmüthiges Herz, das den Bettler zum König macht im Augenblicke, da er verzweifelnd in den Abgrund stürzen wollte!"

Sie saßen noch lange bei einander, träumend und bauend aus dem Unglück in's Glück. Edmund hatte Verlust und Noth, Entbehrung und Anstrengung fast vergessen im Gefühl seines ungeheuren Gewinns. Er sehnte sich nach der Wonne, arbeiten zu dürfen für den eigenen Herd, und als er Cornelien zum Abschied in seine Arme zog, nannte er sie zum ersten mal seine Braut.

Beide schlossen kein Auge in dieser Nacht, beiden durchkreuzten wunderliche Bilder von Glück und Unglück, von Furcht und Hoffnung Kopf und Herz.

„Hat mein Gefühl sich auch nicht übereilt?" fragte sich Cornelie, indem sie unentschlossen auf dem Rande ihres Bettes saß. „Hat es nicht dreist die Vorschrift meines Lebens übersprungen? Wird dieser Mann sich an eine strenge Aufgabe gewöhnen? wird er darin erstarken lernen? Würde eine heitere, leichte Gefährtin ihn nicht glücklicher gemacht haben als eine ernste Gehülfin wie ich? Männer wie er, Männer überhaupt, lieben zarte, schmiegsame, willenlose Frauen. Wie hat er Melanien geliebt und beweint! In den Tagen der Drangsal schätzen sie wohl die stärkere Freundin, suchen und ergreifen eine stützende Hand, dann aber wenden sie sich widerwillig ab von den Schwielen, welche Noth und Arbeit derselben aufgedrückt."

Sie versank eine Weile in tiefes Sinnen. — „Ja, er ist schwach," sagte sie endlich leise, „schwach und verwöhnt wie ein Kind, aber — ich liebe ihn!"

Ihrer eigensten Art gemäß suchte sie die aufsteigenden Zweifel zu bannen und sich in das Nächstliegende zu versenken. Ein Punkt vor allen drängte zur Erwägung. Sie konnte als Wolframs Braut nicht unter seinem Dache weilen. Wäre sie für sich allein auch wohl entschlossen und resignirt genug gewesen, es mit dem Urtheil der Welt aufzunehmen, Wolframs einstige Gattin, die Mutter seiner Kinder hatte ihren Ruf zu schonen. Aber wohin sollte sie sich wenden? Sie besaß keine Heimath, kein Elternhaus, von dessen Schwelle aus Vater oder Mutter sie behüten und sorgend einem Manne übergeben konnten; sie war eine Waise, eine Fremde. Und hätte sich auch in ihrem Vaterlande vielleicht ein befreundetes

Digitized by Google

Haus als Asyl bis zum Eintritt in das eigene gefunden, hätte sie das in Wolframs gegenwärtiger Lage beträchtliche Opfer einer weiten Reise nicht ansehen wollen, wer überwachte während dieser unvermeidlichen Verzögerung sein Haus, seine Kinder? wer — so fragte das starke Mädchen sich mit zitterndem Herzen — wer überwachte ihn selber in seinem Schwanken und Zagen? wer hielt ihn fest mit Rath und That?

Wie schicklich und angemessen wäre es für sie gewesen, mit den Kindern bis zu dem möglichst beschleunigten Zeitpunkte ihrer Verbindung im Hause der Großeltern verweilen und unter deren Schutze in ihres Gatten nothwendig bescheidene Einrichtung eintreten zu dürfen! Aber ließ sich eine solche Bereitwilligkeit von dem eigennützig berechnenden Vater, von der eigensinnig hochmüthigen Mutter voraussetzen? Mußte sie nicht eben von dieser Seite der kränkendsten Hindernisse gewärtig seyn? Hatte der Brief, welchen sie neulich von der Frau des Consuls erhalten, sie nicht hinlänglich von dem Widerwillen der Familie gegen sie überzeugt, noch ehe jene eine Ahnung von der Natur ihres gegenwärtigen Verhältnisses hatte, und als sie den Sohn noch als einen Unabhängigen, Gleichgestellten zu betrachten und zu achten gewohnt war? Die arme Cornelie kam zu keinem Abschluß.

Aber auch Wolfram verbrachte die Nacht in nicht geringerer Aufregung. Cornelie war sein und er fühlte das Glück wie den Werth des Besitzes einer solchen Frau, er fühlte, was es hieß: sein Vertrauen felsenfest auf einen Menschen gründen zu können. Aber war es dennoch nicht übereilt, an den Aufbau einer neuen Familie zu denken in dem Augenblick, da man alle Stützen und Handhaben auf dem Wege durch das Leben verloren hat? Wäre es nicht vernünftiger, sicherer gewesen, so schwer es ihm fallen mochte, die Kinder so lange unter den Schutz der Großeltern zu stellen, bis es ihm selber gelungen seyn würde, sich eine unabhängige Existenz zu gründen, anstatt die Menschen, von welchen im äußersten Falle sein und der Seinen Schicksal abhing, auf das Tiefste zu reizen und zu erbittern? Wie sollte er nur den Muth haben, ihnen gegenüber mit dem Bekenntniß seines neu eingegangenen Verhältnisses hervorzutreten? Sah er schon mit Entsetzen den kränkendsten Vorwürfen über die vernachlässigte Ueberwachung seines Vermögens nach so dringenden Warnungen entgegen, wie würden sie der Forderung begegnen, ihre Enkel seinen dürftigen Verhältnissen entsprechend erzogen zu sehen, wie seinem Wunsche, dem Wunsche eines Bettlers, ein armes Mädchen, ein Mädchen in dienstbaren Verhältnissen, nach ihrer Auffassung, an die Stelle treten zu lassen, welche ihre schöne, reiche, gefeierte, einzige Tochter inne gehabt? Und doch durfte er mit diesem Bekenntnisse nicht zögern; denn auch er fühlte deutlich, daß Cornelie nicht als Braut unter dem Dache walten dürfe, unter welchem sie als Untergebene gewaltet und als Frau und Mutter wieder walten sollte. Welch schwierige, welch fast unübersteigliche Uebergänge thürmten sich vor seinen Augen auf der steilen, rauhen Straße durch Entbehrung und Arbeit zur Freiheit, und wie verstohlen lockte den Verwöhnten — freilich gegen seinen Willen, gegen seinen Glauben — der bequeme, schlendernde Gang auf dem Pfade der Gewohnheit!

Aber diese zaghaften Einwände schwanden augenblicklich, sobald er am andern Morgen seiner Braut in die ernsten, klaren, heute zum ersten mal ein wenig umflorten Augen sah. In ihrer Nähe überkam ihn eine unwillkürliche Ermuthigung und er fühlte, daß mit einer solchen Gefährtin alle Schwierigkeiten des Lebens leicht zu überwinden seyn müßten. Wie vorauszusehen, trafen im Laufe dieses Tages Briefe vom Consul ein, die den erlittenen Unfall ohne Ueberraschung, wenn auch nicht ohne Erbitterung besprachen und Wolfram mit den Kindern zu einem schleunigen Besuche in der Hauptstadt aufforderten. Der Gouvernante geschah keine Erwähnung. Unter andern Verhältnissen würde Wolfram ihre Begleitung selbstverständlich gefunden haben, heute schreckte er vor dieser ersten Einführung zurück. Cornelie, die seine Stimmung bemerkte, kam ihm zu Hülfe, indem sie ihn aufforderte, ohne Rücksicht auf sie mit den Kindern zu reisen, ja diese den Großeltern auf deren Verlangen zu überlassen, bis seine eigene neue Lebenseinrichtung festgestellt seyn würde, dagegen aber gleich von vornherein mit dem vollen Bekenntnisse seiner Absichten hervorzutreten.

„In diesem unglückseligen Augenblicke?“ stammelte er. — „Eben in diesem, der eine Entscheidung unumgänglich macht,“ erwiederte Cornelie; „denn was anderes als die Wahrheit wollen Sie den Ihrigen entgegen halten, wenn sie das volle Schutzrecht über die Enkel derselben in Anspruch nehmen?“

Wolfram schwieg mit niedergeschlagenen Augen; Cornelie kürzte die peinliche Scene ab, indem sie, die erforderlichen Reiseanordnungen für die Kinder vorschützend, alle ferneren Erwägungen auf ihre brieflichen Mittheilungen verschob, und so trennten sie sich heute in weit beklommenerer Stimmung, als am Abend zuvor.

Den nächsten Morgen war Cornelie allein, ihr Herz schwer und der Geist umschleiert, wie im Leben noch nie. Ihrem Gefühle nach über die erste Mädchenjugend hinaus, ja vielleicht niemals einer solchen heitern,

Digitized by Google

unbefangenen Jugend angehörig, liebte sie zum ersten mal einen Mann, sah sich als seine Verlobte, mit dem höchste Ahnte, dessen eine Frau gewürdigt werden kann, mit dem Amte einer Mutter, betraut. Wie hätte diese Aufgabe selbst unter den schwierigsten Aeußerlichkeiten ihrem eigensten Wesen entsprochen, wie hätte sie sich derselben werth und gewachsen gefühlt, wenn sie an ihr Werk hätte gehen dürfen im Glauben nicht nur an das Herz, nicht nur an den guten, sondern auch an den starken Willen des geliebten Mannes! Mit Ungeduld erwartete sie seinen verheißenen Brief; zwei, drei Tage wartete sie vergeblich. Die Erkenntniß des Nothwendigen reifte während dieser bangen Einsamkeit in ihrem Sinn. Wohin sie auch sich wendet, als Braut oder als Erzieherin, sie mußte unmittelbar nach seiner Heimkehr das Haus verlassen. Sie ordnete und packte daher ihre Sachen, brachte die im Hauswesen eingeleiteten Geschäfte, so wie das ihr anvertraute Rechnungswesen zum Abschluß und erschien sich auf diese Weise wie eine für immer Scheidende, ja, so wenig wehmüthig apprehensive Stimmungen in ihrer Gemüthsart lagen, in manchen Momenten wie eine Sterbende.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Winterblüthen von Justinus Kerner. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag, 1859.

Es sind 21 Jahre, seitdem Strauß seine vielbesprochene Charakteristik Kerners geschrieben, an welcher uns das Interessanteste ist, zu sehen, wie die beiden entgegengesetzten Seiten des schwäbischen Provincial- und des menschlichen Geistes überhaupt, die mystisch-poetische Romantik und der kritisch-spekulative Rationalismus, einander nicht nur freundlich die Hand reichen, sondern in der tiefsten Wurzel mit einander verwachsen sind. Den jungen Philosophen zog es zu dem alten Geisterseher hin, weil auch sein Streben nur aus dem Verlangen hervorging, hinter der Oberfläche der Erscheinung den rechten geistigen Begriff zu finden, das Wesen aller Dinge zu begreifen. Allerdings ist das Verhältniß ebenso ein abstoßendes wie ein anziehendes, und es könnte scheinen, als habe in jener Charakteristik der junge Kritiker die so lange fest gehaltene Hand seines älteren Freundes ganz fahren lassen wollen. Der bekannte Meister psychologischer Dialektik kommt in seiner Zergliederung auf einem Punkte an, wo seine Kategorien nicht mehr hinreichen, das Objekt, das er sich gegenüber gestellt hat, den Mann in seiner lebendigen Totalität zu umfassen. Der Gang, den Strauß nahm, war der, daß er seinen Flug in's Jenseits zum Diesseits zurückbog, das Unendliche im Endlichen zu erkennen und diesem einzubilden versuchte. Dieser Weg, meint er, sey aber Kernern abgeschnitten. Indem dieser als Romantiker der Aufklärung von vorne herein den Abschied gegeben habe, während von der andern Seite das Jenseits, das ihm früher, so lange es noch ein geahntes und unbestimmtes war, Gegenstand eines positiven Glaubens und Interesses gewesen sey, seinen Kredit bei ihm verloren habe, nachdem es seinen Inhalt näher ausgeleigt, so sey nun nichts übrig geblieben als eine sich selbst aufhebende Ironie, ein wechselseitiges Verspotten der beiden sich gegenüberstehenden Seiten, ein eigentlicher Münchhausen, der sich am eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen wolle; der Dichter sey am Ende.

So sehr aber die Virtuosität von Strauß in dieser phänomenologischen Construktion des Selbstbewußtseyns bestand, so war er doch auch jeder Zeit von allem bloß äußerlichen Formalismus zu weit entfernt, um nicht im vollsten Maße zuzugeben, daß die Persönlichkeit über die einzelnen Formen des Selbstbewußtseyns doch weit übergreife, daß die verschiedenen Richtungen, die sich theoretisch nicht zusammenbringen lassen, in ihr eine lebendige Vereinigung und Ausgleichung finden können. „Wo der Dichter aufhört," sagt er, „ist darum der Mensch noch lange nicht zu Grunde gegangen; er kann vielmehr, den Dichter in sich aufzehrend, sich zu höheren und freieren Lebensstufen erheben. Das von dem Menschenstreiben und dem Treiben der Geister gleicherweise ohne Befriedigung zurückgekehrte Herz fällt darum, menschlich genommen, nicht in's Bodenlose: es kehrt in sich selbst, seine eigene Wärme und Liebe zurück, und kann sich hier eine Glückseligkeit bauen, die um so reiner ist, weil sie auf vernünftige Resignation sich gründet."

Wo die psychologische Analyse zu Ende geht, hätte Strauß kürzer sagen können, da hat der Mensch noch nicht aufgehört; und wenn dieser nicht, warum dann der Dichter? Das Gegenstreben der beiden geistigen Faktoren, ihr Hin- und Widerspiel hebt den Menschen nicht auf, wenn er nur ihrer Meister bleibt und in seiner Persönlichkeit den Mittelpunkt findet, in welchen sie sich zurücknehmen lassen, wie

Digitized by Google

er ſie aus ſich hat hervorgehen laſſen. Noch weniger aber wird dieſes Schweben über den Richtungen und Stimmungen des Geiſtes, dem ſich keiner ganz hingibt, ſondern ſie in heiterem Wechſel aus ſich entläßt und in ſich zurücknimmt, dem Dichter Eintrag thun; vielmehr, ſollten wir denken, iſt es gerade das Verhältniß, aus welchem wir das Hervorgehen des poetiſchen Produkts uns am beſten zu erklären wiſſen. Ließe die Ironie die beiden entgegengeſetzten Standpunkte ſich wechſelſeitig aufgehren, ſo daß nichts übrig bliebe als das leere, haltungsloſe Subjekt, ſo wäre es allerdings in gleicher Weiſe mit dem Menſchen aus wie mit dem Dichter; und dieſe Erfahrung haben wir ja auch ſchon gemacht. Etwas ganz anderes aber iſt es mit dem Ironiker, der ſich die ſittliche Baſis gefunden und vernünftiger Lebensverhältniſſe zu bewahren weiß, der, wie es Strauß bei Kerner ſchildert, in ſeiner Thätigkeit und Tüchtigkeit als Arzt, Menſchenfreund und Familienvater, in der Selbſtgewißheit eigenen Geiſtes-, Gemüths- und Lebensreichthums, auf einem ſo concreten Boden ſeines ganzen Daſeyns ſteht, daß er eine hinreichend feſte Unterlage hat, von welcher aus er mit beiden, mit dem verſtändigen Bewußtſeyn und dem geiſterglaubigen ſpielen, abwechſelnd bald ſeine Gegner, bald auch ſich ſelbſt verſpotten kann. In die Poeſie können allerdings dieſe concreten Lebensverhältniſſe nicht ſo unmittelbar eintreten, aber auch für ſie werden ſie doch den Boden abgeben, aus welchem ihre Gebilde herauswachſen können. Die Selbſtgewißheit des eigenen Geiſtes-, Gemüths- und Lebensreichthums iſt es, welche eben ſo den Dichter wie den Philoſophen, welche den wahren Menſchen überhaupt ausmacht.

Auf dieſem „höheren und freieren Standpunkt“ alſo, in dieſer Selbſtgewißheit des eigenen Geiſtes werden die „beiden Ludwigsburger“ fortan zuſammen treffen und einander die Hand reichen können, wenn auch der eine den andern „begriffen“ zu haben glaubt oder, was ganz daſſelbe, ihn nicht weiter zu begreifen vermag. Wenn der eine Mythen ſchafft und der andere vertilgt, ſo liegt ihre Thätigkeit weder in objektiver noch in ſubjektiver Hinſicht ſo weit auseinander, als es auf den erſten Anblick ſcheinen könnte. Der berühmte Mythenvertilger iſt ſo zugleich auch der erſte, der wahrhaft an ſie geglaubt hat, der Geiſtes- und Gemüthsreichthum genug hatte, um ſie nicht für willkürliche, abſichtliche Erfindungen zu halten, ſondern ſie nach ihrer äſthetiſch-religiöſen Wahrheit zu begreifen. Indem er ſie vertilgte, hat er ſie zugleich erſt geſchaffen, d. h. ſie nach ihrer wirklichen Bedeutung zur Anerkennung gebracht. Die Seherin war in der That eine weiſe Frau, wenn ſie ſeinen Glauben rühmte und das Eigenthümliche deſſelben darin fand, daß er nie zum Unglauben werden könne. Der geiſt- und gemüthvolle, der philoſophiſch und poetiſch gebildete Menſch iſt und wird in Wahrheit nie ungläubig, welche Richtung auch ſein theoretiſches Denken nehmen mag. Eben ſo wird aber auch von der andern Seite der Mythenbildner nie aus der Freiheit des Geiſtes herausfallen, der ſeine Mythen, indem er ſie ſchafft, zugleich auch wieder aufhebt, indem er ihnen ebenfalls nur einen relativen Werth zuerkennt und „die Sache nicht in trübſeligem Ernſt oder mit ſaher Sentimentalität behandelt, daß er von den Geiſtern zerknirſcht und demüthigt herumkröche, ſondern gelegentlich Comödie mit ihnen ſpielt und ſie mit nicht viel mehr Reſpekt traktirt als andere Leute ihre Hausthiere.“

Warum aber greifen wir überhaupt auf das zurück, was Strauß vor mehr als zwanzig Jahren über Kerner geſagt hat? Nicht der in der Kraft des Mannesalters ſtehende, ſondern der Greis Kerner, nicht die geiſtigen Erzeugniſſe ſeiner früheren Zeit, ſondern die ſeines Alters, die „Winterblüthen“ ſind es, die uns hier zunächſt angehen. Ja, aber je bedeutender der Mann, um ſo mehr werden wir uns auch aufgefordert fühlen, ſeine Gedichte nicht anders als im Zuſammenhang mit dem Autor zu betrachten. Bei einer ſo eigenthümlichen, beſondern Perſönlichkeit, wie die Kerners, liegt dieß doppelt nahe. Die Continuität der Perſönlichkeit, der rein menſchlichen wie der poetiſchen, herzuſtellen war alſo unſere nächſte Aufgabe. Darum haben wir angeknüpft an das Bedeutendſte, was früher zu ſeiner Charakteriſtik beigebracht worden, und können nun fragen: wie verhält ſich das Einſt zum Jetzt, der Mann zum Greis, der Dichter der Winterblüthen zu dem Verfaſſer der Reiſeſchatten, der Seherin, der früheren Gedichte?

Wenn Strauß vor zwanzig Jahren ſchon meinte, Kerner ſey zum Abſchluß gekommen, der Dichter ſey zu Ende, ſo wollte er damit natürlich nicht ſagen, daß man von ihm nicht noch manche einzelne duftige Blüthe, ja ſelbſt noch einen ganzen vollen Strauß hoffen dürfe; aber einen neuen philoſophiſch-poetiſchen Standpunkt, meinte er, werde er nicht mehr gewinnen, etwas von eigenthümlicher, epochemachender Bedeutung werde er nicht mehr produciren. Eine ſolche Behauptung könnte gewagt und anmaßend erſcheinen; ſie iſt aber im Grunde nichts als eine einfache Binſenwahrheit. Jeder Menſch hat einen Höhepunkt, über den er abſolut nicht hinaus kommt; nicht leicht findet einer mehr als eine einzige große Aufgabe, in die er ſich mit aller Luſt und Energie ſeines Geiſtes hinein legen kann. Mit der gleichen Kraft und Reife bringt er doch nicht zum zweiten mal etwas ſo ganz Originales mehr hervor. Wer hat dieß in höherem Grade erfahren als Strauß? In jedem ſeiner folgenden Werke hat ſich die frühere Klarheit und Schärfe ſeines Geiſtes bekundet; aber alle ſind nichts als Mühe und Arbeit geweſen gegen ſeinen erſten großen Wurf. So war es für Kerner unſtreitig die Geiſterwelt, an welcher ſich ſeine Produktivität erſchöpfte, die das eigenthümlichſte und originalſte Thema ſeines ganzen Lebens war. Was er vor oder nachher mit größerer Kraft und Klarheit hervorgebracht haben mag, es tritt doch als untergeordnet zurück gegen dieſes größte Problem ſeines geiſtigen Lebens. In der That hat er ſeitdem auch wenig mehr producirt, und das Urtheil über ihn blieb unverändert auf demſelben Punkte ſtehen, wie es ſich vor zwanzig Jahren gebildet

Digitized by Google

hatte, bis er uns mit seinem „letzten Blüthenstrauß“ überraschte.

Hatte man Kerners bisher vorherrschend gedacht als des liebenswürdigen, geistreichen Mannes, der in einem schönen Familienkreis mit origineller Gemüthlichkeit waltete und die schwäbische Gastlichkeit in hingebendster und zartester Weise repräsentirte, so wurde man jetzt wieder erinnert, daß auch der Dichter noch keineswegs verschollen sey, daß er sich nicht auf die Erzeugnisse seiner Jugend zu berufen brauche, sondern daß ihm die Kraft der Lenden auch jetzt noch nicht fehle. Wir haben diesen Nachtrieb mit Freuden begrüßt und ohne Zweifel ist er aller Orten mit gleicher Pietät aufgenommen worden. Aber — man darf dieß wohl sagen — diese letzten Blüthen gingen auf an einem Tage, an welchem ein schlimmer Mehlthau auf allen Blumen lag; es war ein dies infaustus, der nichts unbehagt und unterrupft blühen ließ. Nichts konnte man unbefangen geben und nehmen; die Reflexion und Tendenz mischte sich in Alles und wurde gefunden, wo sie auch gar nicht war. Kerner selbst hat für das Erkältende jener Maifröste, welche die zartesten Keime der Poesie verschrumpfen machten, das lebendigste Gefühl, wenn er in seinen Winterblüthen gegen „Gewisse“ erklären zu müssen glaubt, daß die Harfe, die er in den Sturm getragen, nur Liebe, „alte Liebe“ sang.

Die Politik trieb in mir schwache Triebe,
Gedeiht nicht der poetischen Natur,
Schuldigt hab ich einzig nur der Liebe.
War schuldvoll ich — verklagt bei Gott mich nur.

Ja, was man gewöhnlich Politik heißt, gedeiht nicht in poetischer Natur, am wenigsten in einer Natur, wie die Kerners, der mit dem Idealen und Poetischen, das in jedem Standpunkt liegt, enthusiastisch sympathisirt, der aber auch die Verkehrtheiten und Extravaganzen alle ironisch gegen einander spielen läßt, ohne einen andern Standpunkt festzuhalten als den der Selbstgewißheit des eigenen Geistes und Gemüths. Das eben angeführte Gedicht selbst gibt dafür einen neuen und deutlichen Beweis, indem es von allen in dieser neuen Sammlung am meisten reflectirt, gemacht und erzwungen erscheint.

Um so ungebrochener ist nun das Licht, in welchem sich diese Winterblüthen sonnen, so frostig auch ihr Name klingt. Es wäre ein fades Compliment und ein übel angebrachtes Lob, wenn man sagen wollte, Kerner habe hier seine höchste Reife erzeicht. An Kraft und Originalität der Phantasie können die Produkte des hohen Alters denen der Jugend und männlichen Kraft nicht gleich kommen; aber das wird man behaupten dürfen, daß er hier die Versöhnung, jenen höheren, harmonischen Standpunkt errungen hat, welchen Strauß nicht mehr für möglich hielt.

Uhlands und Kerners poetische Eigenthümlichkeit glaubte Strauß so unterscheiden zu können: Uhlands Gabe sey es, sich in bestimmte menschliche Zustände hinein, Kerners, sich über sie hinaus zu empfinden. Deßwegen treibe es Kerner nicht nur aus dem Menschenleben in die Natur, aus der Ebene in die Berge und Wälder, sondern überhaupt aus der irdischen Freude in die höhere Heimath, aus dem Leben in den Tod hinüber. Da er aber im Jenseits nichts anderes finde als die ganze Lumperei und Erbärmlichkeit des Diesseits, der er zu entfliehen gehofft habe, so bleibe ihm nichts als ein Gefühl des abstrakten Schmerzes, des Ueberdrusses am Daseyn, ja ein Gefühl des Gestorbenseyns selbst. — Die Charakteristik der Kerner'schen Muse kann man einseitig finden, sofern der Humor, die Ironie dem sich über die Wirklichkeit hinaus empfindenden Streben doch immer wieder ein heilsames realistisches Gegengewicht halten. Geben wir aber zu, daß das Sehnen nach dem Jenseits, aus der irdischen Fremde in die höhere Heimath, wirklich die unterscheidende Eigenthümlichkeit seiner Poesie ist, so findet dasselbe eben in diesen neuesten Gedichten ein concretes Objekt, eine vernünftige Vermittlung und Befriedigung.

Für das Interessanteste und Bedeutendste an den Winterblüthen halten wir nämlich weder die erzählenden, noch die humoristischen, noch die verschiedenen Gelegenheitsgedichte, obgleich sie uns für die noch immer vorhandene vielseitige Empfänglichkeit und geistige Rüstigkeit des alten, halb blinden Dichters, die an sich schon alle Anerkennung verdient, Zeugniß geben. Das Interessanteste sind und vielmehr die rein lyrischen Produkte, welche die innerste Stimmung des Dichters ausdrücken. Den Kern der Sammlung bilden der Cyclus: „An Sie, als Sie noch lebte,“ und der andere: „An Sie nach ihrem Tode,“ an welche sich eine Anzahl ähnlich empfundener anschließen. Hier finden wir ganz denselben Inhalt wie in den früheren Gedichten von Kerner; aber die Empfindung ist eine unendlich berechtigtere und versöhntere. Wie ließe sich eine Situation für den Dichter denken, welche ihm eine natürlichere Basis für seine Sehnsucht nach dem Jenseits darböte, als wenn er eine fünfzigjährige Lebensgefährtin dort wieder zu finden hofft, wenn er selbst am Rande des Grabes und die Welt seinen erblindeten Augen wie eine schwarze Wand gegenüber steht? Da ist kein Schmerz, kein finsteres Wühlen und Bohren als erkünstelt und unberechtigt abzuweisen; selbst wenn der Dichter sich selbst schon gestorben fühlt, wenn er sich mit dem vom Scheintode Auferwachten vergleicht, der vergebens aus dem Grabe strebe, wie er aus einem Herzen voll Nacht, so können wir uns auch in dieses Gefühl mit ihm recht wohl hinein empfinden. Konnte man früher einen Mißton, einen Widerspruch darin finden, wenn er, der heitere, geistreiche Mann, der sich ein so warmes Nest in diesem Jammerthale zu bauen gewußt hatte, Schmerz und Sehnen als das bezeichnete, was ihn allein zu Liedern anrege, während Befriedigung ihn stumm mache, so wird sich jetzt niemand daran stoßen können, wenn er den Schmerz die einzige Quelle seiner Lieder nennt, durch die er allein noch den leisen, matten Schlag seines Herzens fühle, wenn er mit seinem Gram nicht unter die Menschen will, sondern wie eine geblendete Nachtigall in der alten, dunkeln Kammer bleiben möchte.

Digitized by Google

Dieß ist der Grundton der Winterblüthen, den wir für einen wahrhaft poetischen halten; und aus dieser Grundstimmung geht eine reiche Zahl von Gedichten hervor, eben so voll in der Empfindung, wie abgerundet in der Form. Wie einfach rührend ist z. B. das Gedicht: „Die grauen Haare!" Wir enthalten uns nur darum, mehrere auszuheben und hier zur Begründung unseres Urtheils einzuführen, weil ein bedeutender Theil derselben schon früher in diesen Blättern veröffentlicht worden ist. Statt uns an das Einzelne zu halten, fahren wir daher lieber fort, die Elemente dieser Dichtungen im Ganzen weiter zu verfolgen.

So düster vielfach die Empfindungen und Vorstellungen des Dichters sind, so geht er doch keineswegs unter in einer krankhaften Sentimentalität des Schmerzes. Dem Todesahnen und Sehnen hält ein warmes und kräftiges Lebensgefühl das Gegengewicht. Welches Feuer spricht sich aus in den Gedichten „an Sie, als sie noch lebte!" Des Weibes Liebesklage z. B. (S. 62) ist voll überschwenglichen Gefühls. Liebe Frauen steht der Dichter, wenn auch die Augen blind sind, durch's Herz. Die Nacht wäre ihm noch finsterer, die Welt noch kälter, langweiliger, trüber ohne Frauen. Wenn er das Gedicht, welchem die letzten Worte entlehnt sind, mit den Strophen schließt:

> Preis jeder Stunde, wo gegeben
> Gott dieser Welt ein weiblich Kind
> Zu lichtem, warmem Frauenleben,
> Und wenn es noch so viele sind!

so finden wir uns fast an Lenaus Don Juan erinnert, der, wo er eine liebenswürdige Matrone oder ein reigend heranblühendes Kind erblickt, mit seinem Schicksal hadern möchte, daß er nicht ihr Zeitgenosse geworden. Natürlich ist die Intention eine ganz verschiedene; bei Lenau ist es das ungestüme Verlangen, welches mit dem Schwert die Pforten des Paradieses einhauen möchte, die ihn von dem begehrten Gegenstande trennen; bei Kerner ist es das Bedürfniß der linden, kosenden Frauenhand, die ihm das Leben licht und warm machen soll; aber die das ganze Geschlecht umfassende Allgemeinheit der Begeisterung ist dieselbe.

Bei aller Resignation hat also der greise Dichter immer noch ein schönes und warmes Interesse am Leben. Daß er auf einem höheren und freieren, auf einem ächt poetischen Standpunkt steht, bewreist er uns insbesondere dadurch, daß seine Vorstellungen und Hoffnungen auf Fortdauer seines Geistes, die er wiederholt ausspricht, nirgends jene dogmatisch verfestigte und beschränkte Form haben, wie sie uns bei andern oft so störend entgegen tritt, daß überall der Dichter, der Naturphilosoph überwiegt. S. 155 stellt er das Buch der Bücher dem Buch der Natur gegenüber; in diesem könne er nicht finden, daß der Tod nur ein Verwesen der irdischen Hülle sey, darum wolle er an jenem gläubig festhalten, um nicht verlassen zu seyn in seinem Wahn. Der religiöse Glaube ist hier ein schöner, ächt menschlicher, in poetischer Form ausgesprochen. Natur und Offenbarung sind zwar getrennt und auseinander gehalten, aber keineswegs in tendenziöser Weise. So sagt er:

> Natur hat dich gerissen
> Aus meinen Armen fort,
> Warum? — wird diese wissen,
> Hier hat der Mensch kein Wort.

Nicht der Geisterseher, sondern der Seher der Natur und des Geistes ist es, welcher das Entstehen des menschlichen Geistes mit dem verfliegenden Geist des Weines, des Champagners vergleicht und sich keine Grillen machen will, wohin der Geist entsteugt, wenn der Pfropf sich einst der irdischen Hülle entreißt; werde er doch nicht verkommen, sondern schaffend aufgenommen in dem Kelche der Natur.

Die hier ausgedrückte Anschauung wird man wohl nicht anders denn als pantheistische Resignation bezeichnen können. Noch deutlicher spricht sich dieselbe aus S. 85, wo es heißt:

> — — Wo sind die Myriaden,
> Die waren seit die Erde steht?
> Hat sie ein Gott zu sich geladen?
> Hat eine Windsbraut sie verweht?
>
> Ich kann nicht fordern noch ein Leben,
> Ein Paradies noch nach dem Tod.
> Was hab' ich dieser Welt gegeben?
> Nichts — gegen das, was sie mir bot.
>
> Ich kann nur stehn in stummer Wehmuth,
> Und wenn mein Geist vom Leib sich trennt,
> Erwarten nur in tiefer Demuth,
> Ob Gott ihn noch als Geist erkennt.

Ist es nicht zum verwundern, daß der Mann, der vor zwanzig Jahren mit den Revenants sprach, es jetzt in tiefer Demuth Gott anheimstellen will, ob er seinen Geist noch als Geist erkennen werde? Was wird wohl Strauß zu dieser Wandlung des Kernerschen Seelsbewußtseins sagen? Wir unsererseits halten diese Resignation nicht für den einzig berechtigten poetischen Standpunkt; bei manchem neueren Dichter macht er sich in unangenehmer Weise breit; wie er sich aber hier ausspricht, muß man ihn gewiß als eine gesunde und schöne Anschauung anerkennen.

Nicht duft- und farblos also sind nach unserem Urtheil diese Winterblüthen; sie haben Triebe und Schosse, so kräftig und frisch, wie sie oft der Sommer und Herbst nicht brachte. Wie der Dichter unter dem Schnee des Alters noch eine so warm glühende Empfindung birgt, so wird er auch bei seinen Lesern durch diesen Schwanengesang die alte Liebe wieder neu anfachen. Wir wünschen ihm mit Freuden Glück zu dem warmen Sonnenschein, der ihm leuchtet und ihn erwärmt in seiner finsteren Nacht. Wenn die Wellen seines heißen, ruhelosen Herzens einmal ganz stille stehen werden, er ging nicht klanglos zum Orcus hinab.

Digitized by Google

Correſpondenz-Nachrichten.

Newyork, Juni.

(Schluß.)

Der Amerikafreſſer. — Ausſtellung amerikaniſcher Maler. — Ausſtellung der deutſchen Künſtler. — Morphys Schachſpiel.

Ich habe einen Freund, verſtändig und geiſtreich bis auf den genannten Punkt, der ſeine amerikafreſſeriſchen Artikel, durch welche er die deutſche Journaliſtik bereicherte, in einem der deutſchſten Winkel Newyorks anfertigte, und deſſen ganze Kenntniß hieſiger Zuſtände aus Büchern, Zeitungen und der Beobachtung des Straßenlebens geſchöpft war. Niemals hatte er die Gelegenheit geſucht, mit dem Geſellſchaftsleben bekannt zu werden; dieß war ihm zu langweilig, wie er ſagte, und hätte ihn außerdem auch in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich das Engliſche geläufig anzueignen, was er nicht der Mühe werth hielt. Eben ſo wenig ließ er ſich herbei, etwa berühmte Redner zu hören, öffentliche Verſammlungen oder Anſtalten zu wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen oder gemeinnützigen Zwecken zu beſuchen, oder überhaupt irgend eine Phaſe ſweifell amerikaniſcher Zuſtände aus eigener Anſchauung kennen zu lernen; alles das konnte man nach ihm eben ſo gut aus Büchern und Zeitungen ſchöpfen. Jahrelang lebte er in einer engen luftloſen Straße im untern Theil der Stadt, in einem ausſchließlich deutſchen Hotel, in welchem gewöhnlich die bemitteltern Einwanderer einzukehren pflegen. Da er ein guter Geſellſchafter iſt und ſtets einen unerſchöpflichen Schatz an unterhaltenden und ergötzlichen Geſchichten vorräthig hatte, verſammelte ſich gewöhnlich die Mehrzahl der Gäſte um ihn, und die Neuangekommenen prieſen ſich glücklich, einen Mann zu treffen, der ihnen durch ſeine Erfahrung und ſeine Kenntniß des Landes, wie ſie glaubten, ſo weſentlich nützen konnte. Allabendlich wurden die Licht- und Schattenſeiten amerikaniſcher Zuſtände erörtert und gegen einander abgewogen, und mein Freund machte ſich dann ein Vergnügen daraus, aus allen Gift-, Mord-, Raub-, Schwindel- und Beſtechungsfällen, allen Eiſenbahnunfällen und Dampfbooterpiſſionen, welche ſich vielleicht im Lauf eines Jahres ereignen, ein ſolches Schauer- und Schreckensbild zuſammenzuſtellen, daß den armen Leuten Hören und Sehen verging. An jeder Straßenecke lauerte ein Rowdy; jeder, der etwas dicht an ihnen vorbeiſtreifte, war wenigſtens ein Taſchendieb. Sie konnten keine Kleinigkeit kaufen, ohne betrogen und übervortheilt zu werden, und wagten ſie ſich einer Eiſenbahn anzuvertrauen, ſo war jetzt gegen eins zu wetten, daß ſie, wenn auch allenfalls mit dem Leben, ſo doch nicht ohne den Verluſt einiger Gliedmaßen davon kommen, oder doch mindeſtens ihr Gepäck verlieren würden, ganz davon zu ſchweigen, daß man ihnen das doppelte Fahrgeld abnahm. Erlaubte ſich einer etwa den mindeſten Zweifel, ſo ergriff er eine Zeitung und las ihnen daraus die Berichte über alle Unglücksfälle und Verbrechen vor, welche innerhalb einiger Tage in allen Vereinigten Staaten, von Maine bis Neworleans, von der Küſte des atlantiſchen Meeres bis Californien vorgefallen waren, ſo daß die Leute ſich kaum mehr aus dem Hauſe trauten, und es als eine beſondere Gunſt des Himmels anſahen, nicht auf ihren erſten Spaziergängen durch Newyork ermordet oder beraubt worden zu ſeyn. So groß war ſein Talent in der maleriſchen Darſtellung aller dieſer Schreckniſſe, daß mehr als einmal Menſchen, die, mit allen Mitteln ausgerüſtet, ſich eine wünſchenswerthe Exiſtenz zu gründen, hier anlangten, von einem ſolchen paniſchen Schrecken ergriffen wurden, daß ſie, ohne nur irgend einen Verſuch zu wagen, ſich lieber von Neuem den Koſten und Widerwärtigkeiten der Seereiſe unterzogen und mit dem nächſten Dampfſchiff nach Deutſchland zurückkehrten und ſich glücklich prieſen, von Amerika nicht mehr als das deutſche Hotel unten in der Stadt, die Newyorker Staatszeitung und den wohlmeinenden Warner kennen gelernt zu haben, der ſie durch ſeinen Rath vor ſo viel Unheil bewahrte.

Die jährliche Ausſtellung der Bilder amerikaniſcher Künſtler in den Sälen der Academy of design iſt ſeit einigen Wochen wieder geöffnet und erfreut ſich, wie immer, zahlreichen Beſuchs. Der Catalog zeigt über achthundert Nummern, eine überraſchend hohe Zahl im Vergleich zu früheren Jahren und jedenfalls ein Beweis der wachſenden Kunſtliebe; jedoch möchte es beſſer ſeyn, wenn man bei der Aufnahme mit etwas größerer Strenge verfahren würde. Wie ich höre, nimmt nämlich der Vorſtand ohne Auswahl alles auf, was von Berufenen und Unberufenen eingeſandt wird, weiſt nichts zurück, ſo ſchlecht es auch ſeyn mag, und die unvermeidliche Folge iſt, daß ſich neben einigen Ausgezeichneten und recht viel Gutem und Leidlichem die ſchauerlichſten Beweiſe von Talentloſigkeit, Unnatur und ſchlechtem Geſchmack in allen möglichen Nüancen breit machen. Wunderſchöne Landſchaften voll Duft und Friſche, darunter eine von Durand, ein wahres Prachtwerk und eines der beſten Bilder der Ausſtellung, und dann wieder unnatürliche Sonnenuntergänge voll affektirter Effekte, grünſpangrüne Bäume unter veilchenblauem Himmel, oder eine vollkommen ſpaßhafte ſogenannte Winterlandſchaft, eine Produktion mit einem ſafrangelben Himmel, der den Hintergrund von ein paar Bäumen bildet, die mit einer dicken weißlichen Maſſe bedeckt ſind, welche man unbedingt für Pfannkuchenteig halten würde, wenn der Namen: Winter-

Digitized by Google

landschaft einen nicht auf die Vermuthung führen würde, daß damit wohl Schnee gemeint seyn solle. Im Genre zeigt sich, sowohl der Zahl als den Leistungen nach, ein entschiedener Fortschritt gegen frühere Jahre. Das Glanzstück dieser Art und nebst der erwähnten Landschaft von Durand das Glanzstück der Ausstellung ist „Plantation life“ von Johnson, auf welchem einer der wenigen heitern Momente vorgeführt wird, welche das Sklavenleben auf den Pflanzungen bietet. Den Mittelpunkt bildet ein Mann, der den Banjo spielt, neben ihm ein Knabe, welcher andächtig und mit sichtbarem Behagen lauscht, während er in der einen Hand nachlässig einen Bindfaden hält, an dessen Ende das Bruchstück eines kleinen zweirädrigen Karrens, wahrscheinlich seines einzigen Spielzeuges, befestigt ist. Weiter im Vordergrund kniet eine Frau, von einer ganzen Schaar Kinder umgeben, von denen sie eben eines nach dem Takt der Musik tanzen läßt. Ganz nach vorn auf der linken Seite und von den übrigen gesondert, steht ein schönes junges Mädchen von heller Farbe in Unterhaltung mit einem jungen Mann, welcher dem Beschauer den Rücken zuwendet, so daß man außer dem wolligen Haar nur einen kleinen Theil des Profils sieht; den Gegenstand der Unterhaltung erräth man jedoch leicht aus dem verlegenen und doch so vergnügten Lächeln, mit dem sie auf das Gemüse niedersieht, das sie eben zerpflückt. Auf der andern Seite schleicht, durch die Musik und die Töne der Fröhlichkeit herbeigelockt, von einer Sklavin gefolgt, eine junge Dame, wahrscheinlich „Old Master's“ Tochter herbei, um an dem Vergnügen wenigstens im Stillen theilzunehmen. Alle Nüancen sind vertreten, von dem tiefen Schwarz des Vollblutnegers bis zu jener schönen hellbräunlichen Farbe, welche sich nur um eine Schattirung von der Farbe des Spaniers und Italieners unterscheidet, und sehr glücklich hat der Künstler die Eigenthümlichkeiten der schwarzen Race in ihren verschiedenen Abstufungen wiedergegeben, ohne dabei in jene Uebertreibungen zu verfallen, wie etwa die übermäßig platten Nasen, die wurstartigen Lippen, die zurückliegenden Stirnen oder den ganzen thierartigen Ausdruck, durch welchen oberflächliche oder vom Farbenvorurtheil angesteckte Maler oft nur eine Carricatur des schwarzen Typus geben. Den Hintergrund bildet das „Quarter,“ das Sklavenquartier, welches mit seinen rohen, unangestrichenen, halb zerfressenen Balken, seinen schadhaften Lehmwänden und zerbrochenen Fensterscheiben ein treues Bild der Nachlässigkeit und Verwahrlosung liefert, die den charakteristischen Zug des ganzen sklavenhaltenden Südens bilden. Ganz hinten auf der einen Seite ragt auch ein Theil des herrschaftlichen Hauses hervor, stattlich und wohlgehalten, aber öde und schweigsam, während es in dem Sklavenquartier von Leben wimmelt; denn auch aus den Dachfenstern strecken Weiber und Kinder die Köpfe, ein Hahn steht auf dem Rande des Dachs und kräht lustig in die Luft hinein, und ein Kätzchen schlüpft eben verstohlen in eine Lucke.

Ein Markt bei Lampenlicht erinnert lebhaft an die anziehenden holländischen Darstellungen dieser Art. Doctor Kane, in der Cajüte der Advance während der langen Polarnacht, zieht durch den Gegenstand an, zeigt indessen in der Ausführung bedeutende Mängel; die beiden Gefährten des Doctors, welche halb erfroren in ihren Cojen liegen, sind nämlich in einer Verkleinerung dargestellt, die nur durch eine große Entfernung gerechtfertigt wäre, welche aber in der engen Cajüte unmöglich ist. — Porträts sind wie immer in übermäßiger Anzahl vorhanden, und zeigen ebenfalls die auffallendsten Contraste zwischen Vortrefflichkeit und Stümperhaftigkeit. Neben wirklichen lebenden Menschen, die einen auf der Leinwand scheinen anreden zu wollen, ganze Schaaren von Holz- und Wachspuppen nach der neuesten Mode, von denen viele sichtlich im Leben nicht viel mehr als umherwandelnde Kleiderstöcke sind, und in der Umwandlung in gemalte Kleiderstöcke nur noch anspruchsvoller und abgeschmackter erscheinen. Lächerlich genug, sieht man diese lebensgroßen Modebilder häufig in einer Wolkenumgebung, wie die alten Maler sie wohl ihren Heiligen gaben, gleichsam bei lebendigem Leibe verhimmeln, gar nicht von den anatomischen Unmöglichkeiten zu reden, durch welche diese modernen Heiligen sich entschieden als Nichtbewohner dieser Erde kundgeben, wie zum Beispiel ein Kind, welches der Maler in sitzender Stellung, gerade dem Beschauer zugewendet, darzustellen beabsichtigte, dabei aber gänzlich vergaß, irgend welche Andeutung der verkürzten Kniee zu geben, so daß man nichts als einen Rumpf auf ein paar Füßen vor sich zu haben glaubt.

Nicht so zahlreich, aber um so ausgewählter ist die permanente Ausstellung der International Art Institution, in welcher man die Werke ausländischer, größtentheils deutscher Künstler findet, die von den Professoren der Akademien zu Berlin, Düsseldorf, Dresden und München veranstaltet ist und der hier Herr Auffermann als Direktor vorsteht. Die Sammlung zählt bis jetzt 117 Nummern, darunter eine ausgezeichnete, in Deutschland gewiß wohlbekannte Ueberschwemmungsscene von Meyer aus Bremen, noch mehrere andere wohlgelungene Genrebilder, so wie schöne Landschaften von Oswald Achenbach, Scheins, Scheuren, August Becker, Lange und andere. Ich zweifle nicht, daß das Unternehmen Anklang finden wird, und schon liest man unter manchem Bilde: Sold.

Als eines Kunstwerks erwähne ich noch des Schachspiels, welches Paul Morphy bei seiner Rückkehr nach Amerika von dem Newyorker Schachclub überreicht wurde, und zuvor in dem Verkaufslokal von Tiffany, wo es verfertigt wurde, ausgestellt war. Die Figuren sind Statuetten von gediegenem Gold und Silber auf Piedestalen von Carneol; sie haben eine Höhe von 2½ bis 4 Zoll und sind bis in die geringsten Details von seltener Schönheit und Vollendung. In den beiden Heeren hat der Künstler den Kampf der ersten christlichen Herrscher gegen die Barbarenhorden des Nordens dargestellt. Die Schwarzen oder Goldenen bilden das Heer des christlichen Kaisers, und die weißen oder silbernen Figuren stellen die wilden Nordländer

Digitized by Google

vor. Die Thürme ſind ſchöne Elephanten und tragen jeder einen Thurm, auf dem ein Adler ſeine Schwingen ausbreitet. Der Werth der Figuren beträgt faſt 1500 Dollars, wovon 800 auf das bloße Material kommen. Das Schachbrett iſt von Roſenholz und die Felder ſind von Ebenholz und Perlmutter, mit ſilbernen Emblemen und andern Verzierungen in eingelegter Arbeit geſchmückt. Das ganze Werk findet wohl kaum ſeines Gleichen und läßt ſelbſt das berühmte Schachſpiel im Beſitz der Königin von England hinſichtlich der Größe der Figuren hinter ſich zurück. Bei der feierlichen Ueberreichung brachte einer der Redner die großartige patriotiſche Dummheit vor, daß Franklin, Morſe und Morphy die drei größten Männer des Zeitalters ſeyen, und ſprach ſeinen Stolz und ſeine Befriedigung darüber aus, daß alle drei Amerika angehörten.

Paris, Juli.

Theater. — Roſſini. — Die heutigen Sänger. — Deutſche Kunſt.

Einer der beſten Schauſpieler des Variétéstheater, Lafont, hat vom Staatsminiſter Fould das Privilegium eines neuen dramatiſchen Unternehmens erhalten, das ſich benennt: „Theater des kaiſerlichen Prinzen.“ Das iſt ein ſicheres Mittel, den jungen Herrn populär zu machen, denn die Theatermaule überſteigt hier allen Begriff. Es iſt das höchſte Vergnügen, das ſich der Pariſer denken kann: Ball und Promenade und Concert ſind nichts dagegen. Ich kenne Familien, in der jedes Mitglied arbeitet, wie dieß hier häufig vorkommt, und das Seinige erſpart, um gemeinſchaftlich an gewiſſen Feſttagen, wie am Mardi gras, die große Oper zu beſuchen. Dieſe Klaſſe iſt feſt überzeugt, daß dergleichen in der Welt nicht exiſtirt, und bedauert die Fremden, daß ſie die weite Reiſe nach Paris machen müſſen, um dieſe Herrlichkeiten zu ſehen. Ich kenne Berlin nicht, aber ich weiß aus ſicherer Quelle, daß im königlichen Hoftheater der Prophet mit noch größerer Pracht gegeben wurde als in der Académie de musique, die jetzt wieder Opéra impérial ſich betitelt. Lafont ſoll ſeine Conceſſion ſchon wieder verkauft haben. Man ſpricht von dem Unternehmen als von etwas Grandioſem, etwas noch nie Dageweſenem; es wird aber erſt im Laufe des nächſten Jahres zu Stande kommen — wenn es überhaupt zu Stande kommt. — Es heißt, das Engagement Rogers werde dieſes Jahr nicht erneuert werden; wenn dem ſo iſt, ſo können wir dem lieblichen Geſangskünſtler nur Glück dazu wünſchen. Er bedarf der Ruhe; die Stimme iſt nicht angegriffen, aber erſchlafft. Roger hat höchſt Unrecht gehabt, die komiſche Oper zu verlaſſen; hier war er an ſeinem Platze und unbedingt der größte Sänger, den Paris in dieſem Fache gehabt. Er kann ſein Organ noch lange erhalten, wenn er die großen Rollen, die eine übermäßige Anſtrengung erheiſchen, bei Seite legt und ſich auf G. Brown und überhaupt auf die Tenorpartien in den neuern komiſchen Opern beſchränkt. Auch die treffliche Borghi-Mamo verläßt uns; ſelbſt Paris kann das Geld nicht mehr erſchwingen, um den Anforderungen der Bühnenſänger zu genügen. Was glauben Sie wohl, was ihr die Direktion der Académie impériale de musique geboten? 7000 Franken monatlich, d. h. 84,000 Fr. jährlich. Die berühmte Prima Donna hat das Anerbieten nicht angenommen. An ihrer Stelle iſt eine Frau Beſtvali engagirt; ſie wird Ende Juli in Romeo und Julie debütiren; dieſe mittelmäßige Oper wird gegenwärtig neu einſtudirt. Ihre folgende Rollen werden die Fides im Propheten und dergleichen ſeyn, kurz das Repertoire der Viardot, Tedesco, Alboni und Borghi-Mamo.

Die 32 erſten Vorſtellungen der Wallfahrt nach Ploërmel haben 195,200 Franken, alſo durchſchnittlich 6500 die Vorſtellung eingetragen. Dafür kann man ſchon Ziegen dreſſiren laſſen. Die Ziege heißt Bellah, und ich weiß nicht, warum ſie nicht auf dem Zettel ſteht; es gehen wohl eben ſo viele Neugierige in dieſe Vorſtellungen, um Bellah über die Felſen ſpringen zu ſehen, als um die Arien des Maeſtro zu hören. In dieſer Saiſon wird die neue Oper Meyerbeers in London geſpielt; die Miolan-Carvalho ſingt die Dinorah im Pellegrinaggio de Ploermel.

Die Bouffes parisiens haben ihre Villa bezogen; ſie ſpielen jetzt in ihrem kleinen Saale in den Champs Elyſées, dem Cirque gegenüber. Dieſes kleine Theater hat großes Glück, der Zulauf nimmt täglich zu. Nächſten Winter erreicht Orphée aux enfers die 400ſte Vorſtellung; dahin hat es Robert kaum in 30 Jahren gebracht. Offenbach hat die Wiener Volkspoſſe nach Paris verpflanzt; er iſt der Pariſer Wenzel Müller, und in ſeiner Art das erſte muſikaliſche Genie ſeiner Zeit. Seine Muſik iſt ſtets geiſt- und melodiereich, ſelbſt im Burlesken, voll Schwung und unerſchöpflicher Laune. Das neueſte Stück der Bouffes parisiens heißt: „Un mari à la porte.“ Hier iſt in wenig Worten die Fabel. Beim Huiſſier Martel iſt Ball; die junge Hausfrau zieht ſich mit ihrer Freundin Roſita in ein Nebenzimmer zurück, um auszuruhen und um zu ſoupiren. Als ſie einen Schrank öffnen, kommt ein junger Herr zum Vorſchein, der ſich Floreſtan Dueroquet nennt und von einem eiferſüchtigen Ehemann verfolgt wird. Floreſtan hat ſich über die Dächer davon gemacht und iſt durch einen Schornſtein gerade in das Schlafzimmer der Madame Suzanna Martel hinunter gegleitet. Beide Damen intereſſiren ſich für den jungen Menſchen und ſchlagen ihm vor, ihn während des Tanzens durch die Salons

Digitized by Google

zu führen; als aber der junge Herr erfährt, wo er sich befindet, weigert er sich, von der Stelle zu gehen, indem der Huissier Vollmacht hat, ihn wegen Schulden zu verhaften. Beide Damen sowpiren mit Florestan, während der zürnende Eheherr vergebend an der Thüre klopft. Das Stück endet damit, daß Florestan um Rosstad-Hand anhält und sie erhält, was allerdings eine Heirath à la vapeur ist. Die Partitur ist eine der besten, die Offenbach geschrieben; am meisten hat das Quartett angesprochen, wo die Stimme des unglücklichen Ehemanns vor der Thüre mit den bekannten Worten einfällt: „Georges Dandin, tu l'as voulu.“

In der großen Oper soll jetzt Semiramide von Rossini gegeben werden. Méry besorgt die Uebersetzung in's Französische. Der Dichter hat den Maestro ersucht, ihn mit seinem Rathe zu unterstützen; dazu ist der Maestro zu träge; ihm liegt zu wenig an seinem Ruhme und dem Erfolge seiner Werke; wenigstens will er dafür gelten. Hinter dieser Indifferenz verbirgt sich sein Aerger über Meyerbeers Erfolge. Als Rossini nach langer Abwesenheit es endlich über sich gewinnen konnte, nach Paris zurückzukehren, bestürmte ihn die damalige Direktion der großen Oper, ihr eine neue Partitur zu schreiben, und machte sich dagegen verbindlich, alle seine früheren Compositionen aufführen zu lassen. Sie engagirte deßhalb Benedetti, der sie lange in Italien gesungen hatte, auf ein Jahr. Rossini blieb taub gegen alle Bitten und Beschwörungen der Direktion, und Benedetti bezog ein ganzes Jahr hindurch monatlich 2000 Fr., ohne auch nur als Zuschauer in der Oper erschienen zu seyn. Die Echtheit der Thatsache kann ich verbürgen; ich habe sie aus dem Munde Benedetti's, der früher, unter dem Namen Octave, Duprez doublirte. Wenn demnach gegenwärtig die Direktion damit umgeht, eine Oper Rossinis auf die Bühne zu bringen, so läßt sich erwarten, daß Rossini ihr ein neues Werk — versprochen; versprechen und halten sind bekanntlich zweierlei. Sonst ist nichts neues auf diesem Theater zu erwähnen, als eine Cantate von Méry auf den neuen Sieg in Italien. Neu ist sie eben auch nicht, sondern bloß eine Variante der ersten.

Ich sprach oben von den enormen Forderungen der Sänger. Von Paris aus hat sich das Uebel in den Provinzen verbreitet. Sie haben weniger zu thun als früher und verlangen das Doppelte. Vor zwanzig Jahren gab ein Theater, oder an Orten, wo deren mehrere sind, das sogenannte große Theater, in der Provinz monatlich 26 Vorstellungen, und damals kannte man den sogenannten ténor léger, oder zweiten Tenor, noch nicht. Ein Sänger mußte das Repertoire beider Bühnen vollkommen inne haben, und demnach dreißig bis vierzig Partien singen können; seine Garderobe nahm mehrere Zimmer in seiner Wohnung ein. Heutzutage sind beide Repertoires getrennt: das der großen Oper hat höchstens zehn Rollen, das der komischen fünfzehn bis achtzehn. Vor zwanzig Jahren sang ein Tenor im Durchschnitte vierundzwanzigmal, heutzutage tritt er bloß achtmal im Monat auf; vor zwanzig Jahr hatte er monatlich 1000 Fr., und heutzutage fordern die Herrn 30, auch 36,000 Fr. im Jahr, mehr als der Präfekt, als der Bischof und als der commandirende Divisionsgeneral, wenn dieser nicht Senator ist. Diese erorbitanten Ansprüche haben den alljährlichen Ruin der meisten Provinzialtheater zur Folge. Und wer sind diese Herrn, die solche Ansprüche machen? Sie gehören meist den Volksklassen an; es sind Weber, Hufschmiede, Gerber, Zimmerleute, die noch vor Kurzem kaum zu leben hatten und zehn Stunden des Tags arbeiten mußten, und jetzt in vierzehn Tagen mehr verdienen als früher im ganzen Jahre.

An allem Uebel sind die städtischen Subventionen schuld. Von dem Augenblicke an, wo die Unternehmer auf die Municipalkasse zählen konnten, haben die Tenors ihre Forderungen gesteigert. Rouen, Toulouse, Marseille, Bordeaux und Straßburg ausgenommen, würden am vernünftigsten sämmtliche Opernbühnen in den Departements geschlossen; die Eisenbahnen setzen die Einwohner der Provincialstädte in fortwährende Verbindung mit der Hauptstadt, wo sie die besten Künstler ihrer Zeit hören können, während sie sich zu Hause mit den mittelmäßigen begnügen müssen. Bemerken wir hier im Vorbeigehen, daß nach den neuesten Berichten des dramatischen Künstlervereins derselbe gegenwärtig im Besitze eines Kapitals von 926,807 Franken sich befindet. In einem Zeitraume von neunzehn Jahren hat der Verein 308,839 Fr. für Pensionen und Unterstützungen verausgabt.

Während neue Kriegsgewitter am politischen Horizonte aufsteigen, kommt hier deutsches Wissen und deutsche Kunst mehr und mehr in Aufnahme. Unserem großen Humboldt wird ein Monument errichtet, unsere Künstler und Gelehrte erhalten Orden oder Verdienstmedaillen. Es wird kaum ein Concert gegeben, wo nicht Werke deutscher Meister aufgeführt werden. Kommt man Sonntags in die Kirche, so kann man versichert seyn, eine Messe, oder doch ein Credo oder ein Ave von Mozart oder Haydn zu hören. In Niort findet Anfangs Juli das Musikfest des großen „Westvereins“ statt, der nicht weniger als sechs Departements umfaßt. Das Fest besteht aus zwei Concerten; im Programm derselben sind folgende Werke deutscher Künstler angeführt: Elias von Mendelssohn, zweiter Theil; Symphonie in D von Haydn; Ouvertüre der Euryanthe von Weber; Finale aus Fidelio von Beethoven.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 30. 24. Juli 1859.

Though those that are betray'd
Do feel the treason sharply, yet the traitor
Stands in worse case of woe.

Shakespeare.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

4.

In der Dämmerstunde des dritten Tages rollte ein Wagen in den Hof. Cornelie fuhr zitternd in die Höhe. Sie erwartete Wolfram, aber es war der Consul Eschenbach, der ihr gemeldet ward. Nur sein Name statt des ersehnten, nur ein Blick auf diese rundlich behäbige Gestalt, auf diese von keinem feinen Bedenken behelligten Züge, und Cornelie wußte, daß ihr Schicksal entschieden war. Es blieb nur übrig, es mit Selbstachtung zu bergen und zu tragen, und der Ausdruck dieses Vorsatzes, die sichere würdige Haltung der armen Gouvernante waren es, welche dem reichen Herrn unwillkürlich imponirten.

„Prinzessin oder Kammerkätzchen," dachte er nach der ersten Begrüßung; „ich kann dem Edmund seinen Gusto nicht übel nehmen."

Mit der Unbefangenheit des Herrn im eigenen Hause lehnte Herr Eschenbach darauf die ihm angebotenen Erfrischungen ab, bestellte sich dagegen Quartier zur Nacht, da er Morgens vor seiner Abreise noch einen Blick über das gesammte Etablissement zum Zweck der bevorstehenden Veräußerung zu werfen beabsichtigte, und behaglich auf einem Lehnstuhl Cornelien gegenüber Platz nehmend, die mit erzwungener Ruhe bei ihrer Handarbeit auf dem Sopha saß, leitete er die Unterredung ohne Weiteres ein.

„Geschäftsleute meines Schlags haben keine Zeit auf Umwegen zu verlieren. Obendrein bin ich von Natur kein Freund von Präliminarien; lassen Sie mich also direkt auf mein Ziel, das heißt auf den Zweck meines Besuches zusteuern, mein Fräulein."

„Ich bitte darum," erwiederte Cornelie gelassen. — „So kann ich denn mit der Versicherung beginnen, daß alles, was ich von Ihnen gehört, und was — ohne Schmeichelei — Ihre Erscheinung in diesem Augenblick bestätigt, in Verbindung mit der treffenden Replik, welche Sie meiner Frau auf ihre, Gott sey es geklagt, ziemlich alberne Epistel gegeben haben, mich für Sie einnehmen, mein Fräulein. Ich schätze Präcision auch an Frauen von meiner Mutter her, die ein Muster derselben war, und negativ gestachelt durch deren exaktes Gegenstück, meine Frau, die mich seit fünfundzwanzig Jahren mit ihren Widersprüchen nicht zur Ruhe kommen läßt. Ja, ich läugne Ihnen nicht, hätte ich meine Frau von dem unglückseligen Eigensinn abzubringen vermocht, unsere Enkel selber zu erziehen, und hätten meines Schwiegersohns Verhältnisse nicht durch seine

Digitized by Google

Vernachlässigung einen so kläglichen Ausgang genommen, ich für meine Person würde die Stellung, welche Ihnen Wolfram auf gut Glück anvertraut hat, wirklich für ein gutes Glück gehalten und schließlich eine andere, intimere wohl begreiflich gefunden haben."

Cornelie blickte ohne Erwiederung vor sich nieder, als Herr Eschenbach hier eine Pause machte, um auf das einleitende Compliment ein weniger annuthendes Kapitel folgen zu lassen. Ihre Lippen waren fest geschlossen, ihre Wangen sehr bleich. Zum erstenmal in ihrem einfachen Lebensgange sah sie sich einem Praktiker jener Weisheit gegenüber, auf deren Zusammenstoß mit ihrem eigenen Gewissen in Gesinnung und That sie von ihrem Vater vorbereitet worden war.

Herr Eschenbach fuhr fort: „Seit jenem Umschlag in Wolframs Lage aber werden Sie selber einsehen, mein Fräulein, daß auch sein Verhältniß zu Ihnen sich verändern mußte. Die Kinder, welche er nicht einmal nothdürftig mehr erhalten kann, fallen meiner Fürsorge anheim."

„Herr Wolfram hatte andere Vorsätze für die Zukunft," unterbrach ihn Cornelie. — „Thorheit, Unsinn diese Vorsätze, die Sie doch nicht für ernsthaft, mindestens nicht für dauerhaft gehalten haben werden, liebes Kind? Mein Wolfram ein Arbeiter, ein Spekulant! Mein Wolfram der Erhalter und Versorger einer Familie! Dazu muß man heutzutage aus einem andern Holze gedrechselt seyn. Ich wäre allenfalls der Mann dazu gewesen, Fräulein, und doch steht es dahin, wie weit ich es bei aller Anstrengung gebracht haben würde, wenn ich nicht von Hause aus eine reiche Partie gemacht hätte. Aber eine gefühlvolle Wetterfahne wie Edmund! — Runzeln Sie nicht die Stirn, Fräulein, wenn ich das Kind beim rechten Namen nenne; eines Tages werden Sie mir beistimmen und mir für meine heutige Aufrichtigkeit danken. Es ist schon schwer für einen vernünftigen Mann, neben einer schwächlichen Frau zu bestehen; aber eine Frau, die weiß, was sie will, neben einem charakterlosen Mann —"

„Ich bitte Sie, Herr Consul," unterbrach ihn Cornelie, „in der Mittheilung fortzufahren, welche Sie mir zu machen hatten." — „Recht so, mein Fräulein," versetzte Herr Eschenbach mit einem beifälligen Lächeln; „nur in Geschäften keine Umschweife und das Nächstliegende jederzeit zunächst! Was ich also zu sagen habe, ist das: Wolfram gibt seinen selbstständigen Haushalt auf und ich placire ihn in meinem Haus und Geschäft. Kann ich mir von seinen Leistungen auch just nichts besonderes versprechen — das Kind muß einen Namen haben. Er ist der Wittwer meiner einzigen Tochter, der Vater meiner einzigen Enkel und Erben. Heiße er denn mein Associé, so wird er wenig von seinen bisherigen Lebensgewohnheiten vermissen und sich am Ende doch an eine gewisse Routine gewöhnen lernen, die ihm in Zukunft zum Vortheil gereichen kann. Die Kinder müssen der Erziehung meiner Frau überlassen werden, das heißt ihrer Nichterziehung, ihrer zärtlichen, oder quälerischen Laune. Nimmermehr aber würde sie einer Person wie Sie, Fräulein, will sagen einer wirklichen Erzieherin, einen Platz an ihrer Seite gestatten, oder würden Sie selber sich auf einem solchen Platze wohlbefinden. Nichts widersteht der Mehrzahl der Frauen so sehr, als sich Achtung abnöthigen zu lassen, und vollends von solchen, die sie für ihres Gleichen, oder gar für Untergebene halten. Sie ertragen nur Dienstboten, die sich von ihnen quälen lassen und unter dem Schimmer der Schmeichelei ihre Tyrannen werden. Auch abgesehen von den intimeren Beziehungen zwischen Ihnen und meinem Schwiegersohne, sind Sie für eine derartige Stellung zu gut, Fräulein Wille, und Sie begreifen —"

„Daß ich sie aufgeben muß," fiel Cornelie ein, mit einer Kälte, welche Herrn Eschenbach mit der aufrichtigsten Bewunderung erfüllte. Er reichte der Gouvernante über den Tisch die Hand mit den Worten: „Sie haben einen männlichen Charakter, Fräulein Wille; seit meiner Mutter Tode bin ich keiner Ihres Gleichen begegnet. Es müßte eine Lust seyn, mit Ihnen hauszuhalten, wogegen Wolframs schwächliches Wesen an einer Kraft zerschellt seyn würde, welche ihm nur zu bald als Härte erschienen wäre. Für mich, Fräulein Wille, für Männer meinen Schlags wären Sie geschaffen. Aber indem Sie rasch entschlossen sich in das Unvermeidliche fügen und für sich selber das Richtige ergreifen, haben Sie auf die angenehmste Weise mir einen verdrießlichen Auftrag erleichtert und wahrlich keinen Undankbaren verpflichtet. Es versteht sich von selbst, daß ich für die Mittel Sorge tragen werde, die Ihnen, sey es eine eigene bescheidene Existenz in Ihrem Vaterlande begründen, sey es Ihre Stellung unter Fremden erleichtern, und ich hoffe, daß wir auch über diesen delikaten Punkt zu einem gütlich raschen Abschluß gelangen werden."

Cornelie hatte schon beim Beginn dieses Satzes den großmüthigen Bewunderer ihrer Lebensweisheit unterbrechen wollen, aber ihre Brust war wie von einer eisernen Faust zusammengeschnürt. Zornesgluth wechselte mit einer tödtlichen Blässe auf ihrem Gesicht, sie stemmte die Hand gegen das Herz, und so vermochte sie es endlich, eine Erwiederung hervorzubringen, mit einer Ruhe, welche der Menschenkenner ihr gegenüber weit entfernt war für die Ruhe einer verzweifelnden Seele zu halten.

Digitized by Google

„Verſchieben wir dieſe Erörterungen auf eine gelegenere Stunde,“ ſagte ſie; „heute nur noch eine einzige Frage.“ — „Nach Ihren Wünſchen, mein Fräulein,“ erwiederte Herr Eſchenbach. — „Sie ſprachen vorhin von einem Auftrag, mein Herr: iſt es Herr Wolfram, der Sie mit dieſer Darlegung mir gegenüber beauftragt hat?“

„Wenn Sie das Wort auf die Spitze ſtellen wollen, beauftragt geradezu nicht.“ — „Oder dazu berechtigt?“ — „Allerdings.“ — „Und es ſind ſeine eigenen, freien Entſchließungen, die Sie mir eben mitgetheilt haben?“ — „Seine freien Entſchließungen? nein, die ſind es gewißlich nicht. Er unterwirft ſich einer erkannten Nothwendigkeit ſo gut wie Sie, mein Fräulein, wenn auch mit etwas kindiſcherem Widerſtreben und Geſichterſchneiden als Sie.“ — „So danke ich Ihnen, mein Herr,“ ſagte Cornelie, indem ſie ruhig das Zimmer verließ.

Der Conſul Eſchenbach rieb ſich vergnügt die Hände. — „Spürte ich doch wahrlich ein wenig Herzklopfen vor dieſem Commiſſorium,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, nachdem er ſich in ſeine Schlafſtube begeben hatte. „Aber, gottlob! endlich einmal ein Frauenzimmer ohne Nerven! Ich hätte kaum geglaubt, bei dieſem Metier ſo wenig Verſchrobenheit und ſo viel ruhige Vernunft zu finden, vollends gar, da eine Heirath im Spiele war. Faſt thut es mir leid, die Kinder ihren Händen entziehen zu müſſen; ſie hätte etwas Richtiges aus ihnen machen können. Nun ſoll mich nur verlangen, welche Forderungen ſie als Schadloshaltung ſtellen wird. Es war ein feiner Zug von ihr, dieſelben zu verſchieben, bis ſie ruhig berechnet haben würde. Dieſe Schweizerin hätte an der Börſe ſpekuliren können!“

Des andern Tages hatte der rüſtige Herr Eſchenbach in aller Frühe ſchon Hof und Gärten, Vogel- und Treibhäuſer inſpicirt und taxirt, als er in das Wohnzimmer trat und im Stillen erſtaunt war, die Gouvernante und Haushälterin nicht an ihrem Platze zu finden. Er beſtellte das Bereithalten ſeines Fuhrwerks, ſetzte ſich an den Frühſtückstiſch und gab dem Diener den Auftrag, Fräulein Wille zum Abſchiede zu ſich einzuladen. Es dauerte eine Weile, ehe der Diener in ſichtbarer Verwirrung zurück kam. Er hatte des Fräuleins Zimmer leer, ihr Bett unberührt, von ihr ſelber in Haus und Garten keine Spur gefunden. Der vernünftige Geſchäftsmann war einen Augenblick wie vom Donner gerührt. „Sollte ſie —?“ fragte er ſich entſetzt; „aber nein, eine ſo verſtändige Perſon und aus geiſtlichem Blute, nein, nein!“

Er ging in ihr Zimmer, durchſuchte jeden Winkel im Garten und Haus, forſchte nach ihren Sachen. Ein großer Koffer ſtand gepackt in ihrem Zimmer, nur ihre Reiſetaſche fehlte nach der Ausſage der Leute. Auf dem Schreibtiſche fand man in einem verſiegelten Päckchen unter Herrn Eſchenbachs Adreſſe den Schlüſſel des Sekretärs und in dieſem alle anvertrauten Gelder und Haushaltungsbücher in einer ſo überſichtlichen Ordnung, daß Herr Eſchenbach zu einer faſt wehmüthigen Bewunderung hingeriſſen wurde; im übrigen aber keine Zeile von ihrer Hand, keine Andeutung oder Spur ihres Verbleibens. Er fuhr nach dem Eiſenbahnhofe, nach dem Poſt- und Polizeibüreau der nächſten Stadt, er ſpürte nach allen Seiten; die Gouvernante blieb verſchwunden und der Conſul reiſte in der That am Abend mit noch ſtärker klopfendem Herzen nach der Reſidenz zurück, als er dieſelbe geſtern Morgen verlaſſen hatte.

Aber ſeine bänglichſten Erwartungen wurden überboten von der Weiſe, mit welcher ſein gefühlvoller Schwiegerſohn ſeinen Sendungsbericht aufnahm. Gewiß war es Edmund nicht leicht geworden, einem, wie er ſich ſelber kaum verhehlte, ehrloſen Beſchluſſe zuzuſtimmen und ſeine eine Frau aufzugeben, deren Gunſt ihn beglückt und die ihr Schickſal ſeiner Herzhaftigkeit anvertraut hatte. Es gehörten alle Seufzer und Thränen, alle Herausbeſchwörungen einer geliebten Todten von Seiten der Mutter, alle tief einſchneidenden Vernunftgründe von Seiten des Vaters, es gehörte manche heimliche Lockung eines an ſorgloſes Behagen gewöhnten Lebens dazu, um ihn zu überreden, daß die Pflicht gegen ſeine Kinder älter und ernſter ſey als jede andere, und daß er kein Recht habe, körperliche und geiſtige Entbehrungen über dieſelben zu verhängen, wo er die anſtändigſte Erziehung, obendrein unter ſeinen eigenen Augen, nur mit dem Opfer eines thörichten Wunſches, einer nichtsſagenden, weil unausführbaren Verbindlichkeit zu erkaufen brauchte. Ja, erſt nach ſchwerem Kampfe hatte er in den Vorſchlag des Vaters gewilligt, Cornelien ſelbſt auf das Unvermeidliche vorzubereiten; er perſönlich hätte auch im Brief nicht die Kraft dazu gehabt. Erſt wenn er etwas ruhiger geworden, wenn er nach des Vaters Heimkehr erfahren haben würde, wie ſie ſeine Treuloſigkeit aufgenommen, wollte er ihr ſchriftlich ſeinen Zuſtand darzuſtellen ſuchen.

Ja, er hatte eingewilligt, aber in dieſem unglückſeligen Moment auch ſeine Ruhe eingebüßt. Mehr als einmal ſtand er im Begriff, dem Vater nachzueilen und ſeine ehrloſe Schwäche zu widerrufen; in der Nacht, welche zwiſchen des Conſuls Abreiſe und ſeiner Heimkehr lag, ſchloß er kein Auge, berührte kein Bett. Er wiederholte ſich alles, was die Freunde ihm vernünftig vorgehalten, was ſein eigenes zaghaftes Herz ihnen nachgeſprochen. Ja, er ſagte ſich mehr, er wagte es,

Digitized by Google

innere Gründe den äußern unterzuſchieben, Cornelien anzuklagen, um ſich ſelber zu entſchuldigen.

„Ihr Stolz iſt ſtärker als ihre Liebe,“ hieß es da. „Als ich im Glück war, wies ſie mich von ſich, erſt im Unglück kam ſie mir entgegen; ſie kann nicht für, nicht in einem Menſchen leben, kann vieles geben, vieles ſeyn, aber nicht demüthig empfangen. Das löbtet die Liebenswürdigkeit der Frau und die Liebe des Mannes. Wie kindlich ſchmiegſam, wie weiblich zärtlich war Melanie, und wie hat ſie mich beglückt! Cornelie iſt als Erzieherin unſchätzbar, als Gattin würde ſie einem Manne drückend geworden ſeyn.“

Alles das ſagte ſich der Mann, und mit alle dem konnte er nicht unrecht haben, ſein Gewiſſen aber brachte er damit nicht zur Ruhe; es drängte immer ungeſtümer, und als am Abend der Vater mit der Nachricht von Corneliens Verſchwinden zurückkehrte, brach ein Orkan in ihm los, mit einer Gewalt, wie ſie nur ſelten Naturen gleich der ſeinen, oder gewiß nur ein einziges mal in ihrem Leben erfahren.

„Sie iſt todt und ich bin ihr Mörder!“ rief er verzweifelnd im erſten Augenblick. — „Nicht doch, lieber Freund,“ ſagte der Conſul, „auf dieſer Tour pflegt man keine Reiſetaſche mitzunehmen. Nur eine kleine Geduld und wir werden ihre Spur gefunden haben und unſere Unterhandlungen wieder aufnehmen können.“ — „Unſere Unterhandlungen!“ fuhr Edmund auf; „Ihre Beleidigungen, wollen Sie ſagen. Was haben Sie ihr geſagt, ihr geboten?“ — „Beruhigen Sie ſich doch!“ erwiederte Herr Eſchenbach mit einem ängſtlichen Blick auf ſeine Frau, die Zeugin dieſer Scene war und deren Züge eine Nervencataſtrophe verkündeten. „Beruhigen Sie ſich doch. Zum Anbieten ſind wir gar nicht mit einander gekommen, und geſagt habe ich nichts, als was wir mit einander verabredet haben.“ — „Mein Gott, welche Scene um eine — —“ ſchluchzte Frau Eſchenbach unter krampfhaften Zuckungen.

Das unterdrückte Wort brachte die Wuth des jungen Mannes zum vollſten Ausbruch. „Um ein Herz,“ ſchrie er auf, „deſſen Größe und Reinheit Sie nicht begreifen, ein Herz, das ich ſchmöde mit Füßen getreten habe und das Sie wie mich verachten muß — verachten den Treuloſen, Muthloſen, Ehrloſen, der feige vor einem Schickſal zurück bebte, zu deſſen Trägerin ſie ſich großmüthig erboten und das ſie mit ſtarker Seele getragen haben würde! Und von ſolch einer Seele verachtet zu ſeyn! Ja, ſie lebt, ſie lebt! Um einen Nichtswürdigen ſtirbt eine Cornelie nicht! Aber ſie ſoll ſich getäuſcht haben, ſie ſoll erfahren, daß, wenn ich ihrer Achtung nicht würdig war, ich ihrer Liebe würdig zu werden vermochte. Unſer Uebereinkommen gilt nicht, Herr Eſchenbach. Ich verlaſſe noch in dieſer Stunde ein Haus, unter deſſen Dache das edelſte Weſen nicht geduldet, unter deſſen Einfluſſe ein ſchwacher Menſch zu einem ehrloſen geſtempelt wurde.“

„Nach Ihrem Belieben, mein Beſter,“ erwiederte Herr Eſchenbach äußerſt ruhig. „Von ewiger Dauer wird ja unſer Lebewohl nicht ſeyn, da Sie Ihre Kinder nicht die Sünden ihres mütterlichen Hauſes entgelten laſſen und ihnen, wie dieſem Ihre Gegenwart entziehen werden.“ — „Die Kinder werden mit ihrem Vater gehen und bleiben, wo ihr Vater bleibt.“ — „Ich denke doch, daß der Großvater in dieſer Angelegenheit ein Wort mitzureden haben wird.“ — „Keineswegs. Die Kinder ſind mein und ſollen mein Schickſal theilen. Sey dieſes Schickſal, welches es wolle, Eines werden ſie lernen, was ihnen in Ihrem Hauſe nicht gelehrt werden konnte: ſie ſollen ihren Vater achten lernen.“

Und ohne ſich an die Ohnmacht ſeiner Schwiegermutter, ohne ſich weiter an die Einwände und Drohungen ſeines Schwiegervaters zu kehren, verließ Edmund Wolfram mit ſeinen Kindern noch am ſelbigen Abend das elterliche Haus, übernachtete im erſten, beſten Gaſthof und kehrte am nächſten Tage nach Roſenhain zurück, aber nicht ohne vorher alle erdenklichen Schritte gethan zu haben, um eine Spur ſeiner Verſchwundenen aufzufinden. Er ſchrieb an ihre Freunde in der Schweiz, an die Verwandte nach Rußland, nach beiden Seiten hin Einlagen an Cornelien beifügend. Wir wollen das Schlußwort einer dieſer Einlagen folgen laſſen, da es den Zuſtand der Aufregung kennzeichnet, in welchem der Arme ſich befand. „Kehren Sie zurück, Cornelie,“ ſo ſchrieb er, „oder nein, geſtatten Sie mir, zu Ihnen zurückzukehren. Aber löſchen Sie das Brandmal der Schande, das ich ſelber meiner Stirne aufgedrückt. Ich kann nicht leben, wenn Sie mich verachten.“

5.

Der Erzähler dieſes Familienconflicts hat die doppelt erfreuliche, weil ſo ſeltene Gelegenheit, zu berichten, daß jene leidenſchaftliche Aufregung ſeines Helden nicht wie gewöhnlich verwehte, nach Stunden, Tagen oder Wochen, ohne eine Spur zu hinterlaſſen, ſondern daß ſie, wie die gewaltſamen Kuren des Leibes, die Natur zur Selbſthülfe aufreizend, wirklich die Kriſis für ein neues Leben wurde. Wäre es uns nicht verſagt, dem Gange dieſer Wandlung Schritt für Schritt zu folgen, wir würden freilich manchen Rückfall, manche unlautere Quelle zu vermerken haben, aus welcher der verſiegende Wille neue Kräfte ſog. Nicht die Liebe zu Cornelien allein, nicht der Schmerz über ihren Verluſt, die Scham, von

Digitized by Google

der einzigen Frau, vielleicht dem einzigen Menſchen, der ihm bis heute Hochachtung abgenöthigt, geringgeſchätzt zu werden, und das Verlangen, eines Tages mit würdigem Stolze unter ihre Augen treten zu können, nicht bloß der Reiz des Guten und Tüchtigen an ſich mögen der Sporn ſeiner angeſtrengten, ſelbſtüberwindenden Thätigkeit geworden ſeyn. Widerwille, Widerſpruch gegen den Geiſt des Eſchenbachſchen Hauſes, der ihn, wie er meinte, in dieſe Tiefe der Selbſterniedrigung geſtürzt, waren nicht minder ein raſtlos ägender Stachel. Der Quell jedweden Heroismus iſt ja ſelten ein ungetrübt reiner; in unmerklich geſchiedenen Strömungen treiben Liebe und Haß den Helden auf ſeiner Bahn. Und einen Helden dürfen wir den Mann wohl nennen; denn wer dahin gelangt, über die erſte Jugend hinaus, ohne den Zwang äußerſter Nothwendigkeit mit ſeiner natürlichen Anlage, ſeiner geſammten bisherigen Exiſtenz, mit Wohlleben und bequemen Gewohnheiten zu brechen, der iſt ein Ueberwinder, deſſen Beiſpiel uns ermuthigen kann.

Edmund Wolfram führte die Entſchließungen aus, deren Keim Cornelie gelegt und die er in Zorn und Verzweiflung gegen ſeine Schwiegereltern ausgeſprochen. Er verſchmähte jede Unterſtützung und hielt ſeine Kinder feſt in ſeiner Nähe. Mit ſeinem Landhauſe entäußerte er ſich alles Ueberflüſſigen, ja alles Entbehrlichen in ſeiner Umgebung, übernahm in entfernter Gegend eine kleine Pachtung und vertauſchte dieſelbe gegen eine größere, als nach Beendigung des Concurſes über das brüderliche Vermögen ein beſcheidener Theil ſeines Erbes für ihn übrig blieb und er Geſchmack an der Arbeit und Kraft für dieſelbe in ſich gewachſen fühlte. Die ländliche Thätigkeit, weil der Natur am angemeſſenſten, übt ja vor allen andern einen Einfluß, dem ſich auch dieſer Mann von Tag zu Tage weniger zu entziehen vermochte. Die Langeweile ſchwand vor der körperlichen Ermüdung, die ſelbſtvernichtende Grübelei vor praktiſchen Berechnungen und Ausführungen, die Süßigkeit des Nichtsthuns vor der Freude an Erfolg und Lohn, und wie Hände und Wangen ſich bräunten, die ſchmächtige Geſtalt an Kraft und Breite zunahm, ſo wurde er im Laufe der Jahre zu einem ſich ſelbſt beſitzenden, ſich ſelbſt achtenden und dieſe Achtung unter allen Verhältniſſen von andern fordernden Manne.

Von Cornelien hatte er niemals wieder etwas gehört; die Antworten auf ſeine wiederholten Anfragen in Rußland und der Schweiz ſagten ihm, daß ſie ſich nach keiner dieſer Gegenden gewendet. Bei einer Reiſe in ihre Heimath, welche er noch im nämlichen Sommer unternahm, zeigten ihm ihre Freunde unverholen die letzten Briefe von ihrer Hand, überraſchender Weiſe aus der Reſidenz und von demſelben Tage datirt, an welchem er ſelber dort ihre Spur ſo eifrig verfolgt hatte. Nach einer einfachen Erwähnung, daß ihre Stellung im Wolframſchen Hauſe unhaltbar geworden, ſagte ſie, ſie habe ihre früheren nordiſchen Plane aufgegeben, da ſie anderweitig ein zuſagendes Unterkommen zu finden hoffe. Nichts Näheres, jede fernere Nachforſchung vergeblich: Cornelie war verſchwunden, oder wollte es ſeyn, mindeſtens für ihn. Mit dieſem niederſchlagenden Reſultate, aber aus dem Munde nahe und fernſtehender Heimathgenoſſen, mit der Beſtätigung alles Guten und Schätzenswerthen, das er in ihrer Natur geahnt und erkannt, kehrte er zurück und ging an ſeine neue Aufgabe mit dem Vornehmen, durch verdoppelte Liebe, durch wahre, ernſte, fördernde Liebe ſeine Kinder für den Verluſt einer Mutter wie Cornelie zu entſchädigen.

Die Kinder erhielten keine neue Erzieherin; Schulmeiſter und Prediger des Dorfes unterrichteten, eine derbe, ehrliche Bäuerin pflegte, des Vaters Auge überwachte ſie. Im übrigen nahmen ſie den nur in gekünſtelten Verhältniſſen bedenklichen Lauf geſunder Naturen, ſich frei aus ihrem Weſen heraus zu entwickeln. Aber wie möchten wir das Entſetzen der armen Großmutter und ihrer Joſen beſchreiben, als nach Jahresfriſt — denn bis dahin hatte der Vater allen Verlockungen und Drohungen der reichen Großeltern widerſtanden — während eines kurzen Beſuches in dem vornehmen Hauſe die rohe Entwicklung und bäueriſche Verwilderung ihrer Enkel und Erben vor ihre Augen traten! War es zu glauben, daß dieſe gebräunten, abgehärteten, tobenden, kletternden, unerſchrockenen Pächterskinder Sproſſen der zarten Melanie und des weichherzigen Edmund ſeyen, von der Wiege an in Spitzen und Seide gehüllt, vor jedem Lufthauche, vor jeder unſanften Berührung geſchützt!

Der Conſul hatte während dieſes Beſuches manche ſchwere Stunde mit ſeiner Gemahlin zu beſtehen, ja ſelbſt der Vorwurf, auf welchen er am wenigſten gezählt, wurde ihm nicht erſpart. Wäre nicht, ſo hieß es, einer ſolchen Entartung gegenüber der Einfluß jeder gebildeten Erzieherin, ja ſelbſt der einer Stiefmutter eine Wohlthat geweſen? Und war der unglückſelige Großvater nicht als der Urheber alles gegenwärtigen Unheils anzuſehen, indem er auf unverantwortlich ſchonungsloſe, Allen verderbliche Weiſe das Verhältniß zu einer Perſon gelöst, die ſich als eine tüchtige Natur gezeigt, ja nach dem uneigennützigen Aufgeben eines ihr wünſchenswerthen Verhältniſſes als ſchätzbarer Charakter bewährt hatte? Dieſen, wie ähnlichen Klagen und Anklagen konnte der arme Herr Eſchenbach nur

Digitized by Google

sein gewohntes ehemännisches Ergebungssystem gegenüberstellen; die Kinder aber verweilten nicht lange genug, als daß bei diesem, oder bei späteren Besuchen eine verhätschelnde Reaktion in ihrer Erziehung hätte eintreten können, und etwaige kleine störende Anhängsel, welche sie aus der Residenz auf den Pachthof hinübertrugen, verlöschte gar bald die ausgleichende, anziehende Macht der Natur. Die Geschöpfe einer überreifen Cultur verkümmern wohl zu Zeiten, wenn ihnen ein äußerer Wechsel aufgenöthigt wird, in Anstalten, Schulen, Gemeinschaften aller Art, in welchen nur ein Zustand der Unnatur den andern ablöst, während sie in ländlicher Freiheit, wenn diese auch noch so sehr ihren Gewohnheiten widerstrebt, sich jederzeit ausheilen werden. Wie viel mehr nun aber fallen wir in das Natürliche zurück, wenn dasselbe unser Lebensprincip gewesen, oder geworden ist! Der junge Gardist sehnt sich aus seiner palastartigen Kaserne, von der Wache vor dem Königsschlosse, aus den Verlockungen der Hauptstadt und den Tausenden von Kameraden zurück unter das Strohdach seiner väterlichen Hütte; mit Jubel vertauscht er den Tressenrock mit dem Leinenkittel, trabt pfeifend und singend, wenn auch als Knecht, hinter dem heimischen Ochsengespann, während er seufzend im Parademarsch auf und niederschwenkte. Und wehe der Zukunft eines Volkes, wenn dem eines Tages nicht mehr so seyn sollte!

Die Kinder verschmerzten bei Milch und Brod gar bald die Eschenbach'schen Leckerbissen und vergaßen die Gliederpuppen und Bleisoldaten der Residenz zwischen den Kälbern und Füllen des väterlichen Hofes; ihre unglückliche Großmutter aber fühlte eine seltsame Operation in ihrer Seele vor sich gehen, seitdem sie zum ersten mal im Leben auf einen wirklichen Widerstand gestoßen war. Frauen, man weiß es, sind noch schlechtere Meß- als Rechenkünstler; sie sehen das Große klein, in dem Sterne ein Licht, und umgekehrt. Diese Eigenschaft aber, die so liebenswürdig ist, wenn sie sich, wie bei Kindern, mit einem heitern, phantasievollen Sinne paart, wird zum Dorn des häuslichen Lebens in einem grämlich reizbaren Gemüth, das aus dem Staubkorn eine Alp, aus der Mücke einen Elephanten macht.

Auch unsere Matrone hatte durch diesen optimistischen Mangel lebenslang sich wie andere gequält und selbst der schwerste Schicksalsschlag sie nur zeitweise von demselben zu heilen vermocht. Wenige Wochen nach dem Tode des einzigen Kindes, und sie trieb sich und richtete sich momentan empor an denselben Kleinigkeiten wie bisher. Das Unglück verändert die Natur eines schwächlichen Menschen nur selten, sobald es nicht Noth und aufstachelnden Mangel in sich schließt. Diese Noth aber, diesen Mangel kannte die reiche Dame jetzt kennen; sie hatte einen Wunsch, ein Verlangen, ein an sich gewiß gerechtfertigtes Verlangen, und es scheiterte an dem Willen eines Menschen, eines armen, gedemüthigten Mannes, der ihr bis dahin als ein Schwächling erschienen. Daß Wolfram ihr hartnäckig die Kinder verweigerte, welche er nur mit Mühe und Anstrengung, indem er sie in eine völlig ungewohnte Lebensweise versetzte, erhalten konnte, das brachte seine Schwiegermutter anfänglich zur Verzweiflung und an den Rand des Grabes, wie sie selbst wenigstens meinte, dann aber zum Nachdenken und schließlich zu einer gerechteren Würdigung der Menschen und Dinge.

Auch dieser Proceß ging natürlich nur langsam und nicht ohne Rückfälle von statten, wie der der äußerlichen und innerlichen Erhebung Wolframs. Es verflossen Jahre über demselben, und lange nachher, als ihr der Vater ihrer Enkel im Stillen eine gewisse Hochachtung abgenöthigt, konnte sie sich noch nicht entschließen, ihm die Hand zur Versöhnung unter einer andern als der alten Bedingung des Ueberlassens der Kinder zu bieten. Sie sah ihn nie, sie schrieb ihm nie, der Ton in ihres Mannes Briefen aber begann sich nach und nach aus einem rein geschäftlichen in einen herzlicheren umzuwandeln, in welchem Wolfram den mütterlichen Einfluß nicht verkennen konnte, und so war er eines Tags auch nicht allzusehr erstaunt, den Consul mit zutraulicher Begrüßung und freudestrahlendem Angesicht zum ersten mal wieder in sein Haus treten zu sehen.

Edmund Wolfram lebte damals als Pächter einer nicht unbedeutenden Domäne in einer nördlichen Provinz in einfachen, aber gemächlichen Verhältnissen. Er stand in der Mitte der Dreißiger, und jetzt in seiner kräftigsten Entwicklung erkannte man erst, daß und welch ein schöner Mann er war. Schon seit Jahr und Tag beschäftigte ihn die Erziehung seiner Kinder von neuem, wenn auch in anderer Weise, als da wir seine erste Bekanntschaft gemacht; denn er durfte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der ländliche Unterricht seinen Kindern nicht länger genügen konnte.

Zwar ging sein gegenwärtiger Pachtcontract in Kürze zu Ende, aber jedes neue derartige Unternehmen nöthige ihn zu einem Leben ferne den Bildungsanstalten einer Stadt, und so zunächst zur Trennung von seinem Lieblinge, fast schon seinem Gehülfen, dem zwölfjährigen Sohn. Auch die Erziehung der ältesten Tochter bedurfte einer feineren weiblichen Leitung als der der alten Christiane. Sollte er nun auch dieses Kind von sich geben, es dem Wagniß einer ihm so sehr widerstrebenden Pensionserziehung anvertrauen, selber gänzlich

Digitized by Google

vereinſamen? Oder ſollte er von neuem die Unterſtützung einer Frau für ſeine Häuslichkeit ſuchen? Ein ländlich thätiges Leben verträgt ſich wenig mit der Ehelosigkeit, und ſo war denn wohl manchmal der Gedanke, der Wunſch, die Sehnſucht ſelbſt nach einer Wiederverheirathung in ihm aufgetaucht, immer aber wieder geſchwunden vor der Erinnerung an Cornelie, wie vor einem mahnenden, ja wie vor einem anklagenden Schatten.

Auch heute wieder ſtand dieſes Bild lebhaft vor ſeiner Seele; aber, ſonderbar, wie er ſo ſeinem Lebensgange nachſann von dem Augenblicke der tiefſten Niederlage an, die Reihe von Reſultaten hindurch, welche er im Grunde dem nachwirkenden Einfluſſe dieſes vortrefflichen Mädchens dankte, er konnte heute, und heute nicht zum erſten mal in ſeinem Hauſe und Herzen nicht den richtigen Platz finden, an den er ſie hätte ſtellen mögen. Ueberall erſchien ſie ihm zu groß und unbeweglich, überall ſtand er ihr im Wege, er hätte ihr ausweichen, ihr von dem Seinigen abtreten müſſen, wenn ſie nicht gedrückt und beeinträchtigt hätte erſcheinen ſollen.

In dieſer Betrachtung, welche faſt den Charakter einer ſinnlichen Anſchauung angenommen und eine ſeit Jahren entwöhnte Unruhe in ihm angefacht hatte, wurde er durch den Eintritt des Conſuls und durch deſſen mittheilſame Heiterkeit unterbrochen. Wolfram war längſt über die grollende Stimmung gegen ſeine Schwiegereltern hinweg; ſeitdem er mit ſich ſelber leidlich zufrieden ſeyn konnte, war mit der Reue und unfruchtbaren Selbſtanklage auch die Anklage Anderer aus ihm gewichen. Er hatte ſich erhoben und entſchuldigte ſich nicht mehr vor ſich ſelbſt, indem er ſeine Schwächen mit Andern theilte; nichts konnte ihm daher willkommener ſeyn als eine redliche Ausſöhnung mit den Menſchen, die ſeinen Kindern am nächſten ſtanden. Und ſo wurde denn die freundlich gebotene Hand mit offener Dankbarkeit angenommen, ihr Druck herzlich erwiedert, und es dauerte nicht lange, ſo war der alte Herr über den Grund ſeines Kommens, wie ſeiner heitern Laune im vollſten Zuge.

„Schon ſeit Jahren," ſagte er, „habe ich eine allmählige Aenderung in der Gemüthsart meiner Frau wahrgenommen. Ich gebe ſonſt nicht viel auf die Beobachtung und Menſchenkenntniß von Paſtoren, nota bene von proteſtantiſchen und ſogenannten frommen, aber unſer Probſt hatte nicht unrecht mit ſeiner Behauptung, der Verluſt des einzigen Kindes ſange erſt ſpät an heilſam in ihrer Seele zu operiren. Daß dieſe heilſame Neuerung indeſſen ſich bis auf ihr Verhalten gegen ihren Ehegatten ausgedehnt hätte, kann ich leider nicht ſagen; im Gegentheil, der Widerſpruch wurde täglich heftiger, und die zwei Monate, die ſie jetzt von mir weg iſt, habe ich mich, daß ich es nicht leugne, gefühlt wie im Himmel. Es gibt nun einmal Elemente, die ſich unter allen Umſtänden nicht zu einem Teige verkneten laſſen, und Geſchäfte und Gefühle bleiben Pole. Wie ſeltſam ſich nun aber die Dinge im Leben fügen müſſen: ein Geſchäft, das ich Jahrelang für eines der wenigen in meiner Praxis mißglücken hielt, iſt dazu beſtimmt, der Gefühlsſtimmung meiner Frau zu ſtatten zu kommen und mir Früchte zu tragen, wo ich ſie am wenigſten erwartet hatte."

„Um ein Kapital zu retten, das ich zur Ausbeutung eines bergmänniſchen Unternehmens in Süddeutſchland hergegeben, war ich genöthigt, ein anſehnliches Rittergut aus der Concursmaſſe eines verarmten adeligen Spekulanten zu übernehmen. Ich ließ die verſehlte Spekulation fallen und erneuerte den Contract des früheren Pächters mit einigem Vortheil für mich, ohne die Beſitzung, welche angenehm in einem Thalwinkel liegen ſoll, jemals mit Augen geſehen zu haben. Nun fiel aber der Akt dieſes Erwerbs in eine Zeit, in welcher meine Frau juſt von der hyſteriſchen Grille beſeſſen war, daß ein Schlagfluß meine rüſtige Perſon bedrohe, und daß eine Erbſchaftsregulirung ſie, meine Frau nämlich, in unvermeidliche Conflikte mit ihrem Erzfeind, mit Ihnen, Edmund, bringen müſſe. Jeder Nachtheil, ja ein Verluſt ſelber war ihr lieber als dieſe Colliſion. Ein Glied der Ritterſchaft zu werden ſchmeckte nebenbei auch nicht bitter, und ſo war ſie denn gar wohl damit zufrieden, das Gut auf ihren Namen eintragen zu laſſen, um es eines Tages, wenn ſie Wittib wäre, als Theil ihres eingebrachten Vermögens in Anſpruch nehmen zu können."

„Die allſommerlichen Badereiſen ließen es nun aber auch ihrerſeits nicht zu einer Inſpektion des neuen Ritterſitzes kommen, bis ſie mir dieſes Frühjahr unerwartet erklärte, ſtatt aller bisher unfruchtbaren Kuren die reine Landluft von Hochberg genießen zu wollen. Wenige Tage, und ſie iſt auf dem Wege. Wie könnte ich aber Ihnen, lieber Freund, meine Verwunderung beſchreiben, als ich nach zweimonatlichem Schweigen, das mich zum Glück nicht geängſtigt hat — denn Naturen wie die ihre, wenn die ſtill ſind, geht es ihnen wohl — einen Brief von ihr erhalte, der mich die Wahrheit des Pfingſtwunders nicht bezweifeln läßt; denn meine Frau ſpricht darin ſo ruhig und vernünftig, als hätte der heilige Geiſt über ihr geſchwebt. Zum erſten mal keine Klagen, keine Vorwürfe, im Gegentheil eine Art von Bedauern."

„Hören Sie ſelbſt: „Meine ſchwächliche Natur,"

Digitized by Google

so schreibt sie, „paßte nicht für deinen thatkräftigen Sinn und für das geschäftsmäßige Treiben deines Hauses. Wir haben uns gegenseitig unsere Tage verbittert. Laß uns nun den Abend in Ruhe verbringen, denn Ruhe, Ruhe thut mir noth, schon diesseits, wenn ich sie dermaleinst anderwärts finden soll.“ Sie erklärte mir nun in aller Güte, ja als einen Beweis von Liebe, ihren Vorsatz, nicht zu mir nach der Stadt zurückkehren, sondern ihr Leben in wohlthuender ländlicher Stille beschließen zu wollen. Sie rechnet auf unser freundliches Einvernehmen, auf meine häufige Einkehr in ihrem stillen Reich, auf die endliche Schlichtung aller bisherigen unglückseligen Zerwürfnisse. Mit Einem Wort, die Sache hat nicht im entferntesten einen grillenhaften Anstrich, und ich möchte nur wissen, wer eigentlich der deus ex machina dieses wohlthätigen Familienarrangements ist. Aus sich selber kann meine arme Henriette allenfalls einen guten Einfall haben, nimmermehr aber einen richtigen Entschluß fassen, oder gar zur Ausführung bringen. Auch macht sie einige geheimnißvolle Andeutungen über eine unerwartete Begegnung, ein wichtiges Zusammentreffen, und spricht mit einer Art von Begeisterung von einer jungen Pflegerin, oder Gesellschafterin, die sie auf die Dauer an sich zu fesseln wünscht. Nun, ich denke diese ganze neue Welt bei meinem projektirten Herbstbesuche kennen zu lernen, denn ich sehe es kommen, daß wir zärtlichen Ehegatten von diesem Sommer an auf das bänglichste nach einander verlangen und auf hundert Meilen Distanz mit einander leben werden wie im Paradiese.“

Der alte Herr machte eine Pause, während welcher er sich vergnügt die Hände rieb, sein Schwiegersohn aber schweigend eine Entschließung in Betracht zog, die er begreifen und ehren konnte, wenn er auch ihre innere Nöthigung tief beklagen mußte.

Die plötzliche Frage: „Sagen Sie, Wolfram, haben Sie niemals wieder etwas von Cornelie Wille gehört?“ schreckte ihn aus seinem Sinnen auf. — „Niemals,“ antwortete er mit erzwungener Ruhe.

„Ich werde mir Mühe geben, ihrem Aufenthalte auf die Spur zu kommen,“ fuhr Herr Eschenbach fort, „bei meinen Verbindungen kann es mir nicht schwer fallen. Ich brauche jetzt eine tüchtige und präsentable Person an der Spitze meines Haushalts, und ich bin in meinem Leben keiner begegnet, die so ganz und gar für mich gepaßt hätte wie sie. Bei ihrer versöhnlichen Stimmung wird meine Frau in dieser Wahl nur ein Wiedergutmachen, einen Akt der Sühne erblicken, von Ihnen aber, Wolfram, werde ich keinen Widerspruch zu gewärtigen haben. Es muß Ihnen ja lange klar geworden seyn, daß eine Natur wie die der Wille Ihren gemüthlichen Ansprüchen schon damals, wie viel mehr jetzt unbequem fallen mußte, für meine geschäftlichen dagegen wäre sie unübertrefflich.“

„Und sind Sie so gewiß, Fräulein Wille diesen Ansprüchen geneigt zu finden?“ fragte Wolfram, mit Mühe den neu aufquellenden Groll gegen seinen Schwiegervater niederkämpfend.

„Wenn sie nicht verheirathet ist, was sehr unwahrscheinlich, warum sollte sie nicht, lieber Freund? An die Spitze eines Hauses wie das Eschenbachsche gestellt zu werden, ist ein Schicksal, das einem Mädchen in dienstbaren Verhältnissen wahrlich nicht alle Tage geboten wird. Die romantische Anwandlung, in welcher sie damals aus Ihrem Hause floh, wird sich in den so und so viel Jahren hinlänglich abgekühlt haben, oder — wenn sie es in dem Lichte betrachten sollte — sie wird es doch wenigstens nicht übel nehmen, daß ihr die Früchte ihrer großmüthigen Stimmung jetzt überreif in den Schooß fallen.“

Wolfram verfolgte den peinlichen Gegenstand für den Augenblick nicht weiter, ehe er sich aber von seinem Schwiegervater trennte, sagte er mit gepreßter Stimme: „Sollte es Ihnen in der That gelingen, lieber Vater, Corneliens Spur aufzufinden, so bitte ich Sie herzlich, ja ich fordere es von Ihnen als ein Zeichen Ihrer erneuten gütigen Gesinnung, mich davon zu benachrichtigen, ehe Sie irgend welche Schritte nach Ihrem Plane unternehmen.“

„Ich verspreche es Ihnen,“ antwortete Eschenbach, „doch will ich Ihnen die Thorheit nicht zutrauen, mir zu Ihrem eigenen Unglück in die Quere kommen zu wollen. Abgethane Verhältnisse muß man niemals erneuern, am wenigsten in Herzenssachen, in denen jedes Lebensstadium andere Bedürfnisse zum Vorschein bringt. Die Ehe gleicht diese Uebergänge nothdürftig aus, die Menschen verwachsen allmählig mit einander; dennoch aber, glauben Sie mir, dennoch würde kein Mann in reifen Jahren seine Jugendgeliebte zum zweitenmal wählen, so hoch und werth er sie als seine Gattin halten möge.“

So wenig im Allgemeinen Wolfram mit seinem Schwiegervater übereinstimmen mochte, diese letzte Bemerkung beschäftigte ihn und hielt ihn wach bis tief in die Nacht hinein. Nach seiner eigenen Erfahrung konnte er ihr nicht widersprechen; das Bild, das er sich von einer künftigen Gattin entwarf, glich weder Melanie noch Cornelien; von beiden trug es wohl einige ähnelnde Züge, eben deßwegen aber war leiblich wie geistig der Grundton ein abweichender, kräftiger hier, zarter dort. Und so kam der Mann, indem er die versprochene Mittheilung erwartete, und

Digitized by Google

sich unwillkürlich einem entscheidenden Wendepunkte nahe fühlte, nicht aus einem verwirrenden Kreislaufe von Gedanken und Empfindungen heraus. Er wünschte, er suchte den innigsten Anschluß, aber er konnte ihn nicht erreichen, ohne Eine wiedergefunden zu haben, die ihm, hätte er sie gefunden, denselben nicht gewährt haben würde.

In dieser Stimmung traf ihn unerwartet ein Brief unter dem Poststempel des schwiegermütterlichen Rittersitzes in Süddeutschland. Eine fremde Hand lud ihn mit den Worten der kranken Matrone dringend zu wichtiger Besprechung an deren Krankenbette ein. Wolfram zögerte um so weniger, diesem schleunigen Rufe zu folgen, da er seinen Schwiegervater auf einer Reise in England unerreichbar fern wußte. Seine jüngste Tochter unter der Obhut der bewährten Pfarrerfamilie zurücklassend, trat er mit den beiden andern Kindern noch am selbigen Abend die Fahrt nach dem entfernten Gute an.

Sie reisten die Nacht hindurch; ihr Coupé blieb unbesetzt; die Kinder schliefen bald genug ein und ruhig fort bis in den Tag, Edmund aber vermochte nicht zu ruhen. So sollte er denn nach Jahren die Frau wiedersehen, vielleicht auf ihrem Sterbebette wiedersehen, aus deren Hand er das volle Glück seiner Jugend empfangen, die ihm lange gleichsam als Mutter nahe gestanden, dann ihm gehässig und eine Fremde geworden war. Wie sollte er jetzt ihr gegenüber treten, was durfte sie fordern? was durfte er versprechen, oder verweigern? Er zog ihren Brief hervor und überlas ihn noch einmal beim Schein der Wagenlampe. Es war ein kurzer, dringlicher, fast feierlicher Aufruf, wie ihn Kranke erlassen, denen noch eine irdische Sorge vor dem letzten Gange die Seele belastet. Aber wessen war die Hand, welche diese Worte niedergeschrieben? Wer war der geheime deus ex machina ihrer Entschlüsse, wie sein Schwiegervater ihn genannt? Wolfram betrachtete die Züge, welche ihm fremd und doch wieder bekannt schienen: klar, sauber, deutlich, gleichmäßig, und doch so fein, daß die weibliche Hand nicht verkannt werden konnte. Es erinnerte ihn an Cornelien, daß man sich nicht einer, alle charakteristische Eigenthümlichkeit verlöschenden Stahlfeder bedient hatte; auch in einzelnen Zügen glaubte er die seiner Freundin wieder zu erkennen, aber sie waren schmiegsamer, kindlicher, so vielleicht, wie Cornelie geschrieben haben würde, ehe ihr Vater starb, als sie noch eine Heimath und sich noch nicht entschlossen hatte, den Kampf mit dem Leben ohne stützende Hand aufzunehmen. Diese Vorstellung führte ihn denn wieder recht lebhaft zu dem Schicksal des vortrefflichen Mädchens und in die Zweifel über ihre Gegenwart zurück, und er vermochte während der ganzen Reise nicht die wehmüthigste Stimmung zu bannen.

(Schluß folgt.)

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

4.

Land und Leute im Franzosenschrecken.

„L'appetit vient en mangeant," weiß der Franzose. In Deutschland meint man von alten Zeiten her: „Der Franzos nimmt, was er haben kann; kriegt er nichts, so gibt er sich auch zufrieden." Es war nun bei uns die Frage, was man dem Monseigneur Nous Jacques de la Grange geben, und was man dem Notre Serviteur le Duc de Duras antworten solle.

Die schleunigste Lösung der Frage, sollte man denken, findet sich da, wo das Schreiben des feindlichen Generals, mit gebührend berichtigter Adresse, die eigentlichen „Messieurs" zu suchen hat, „der Fürsten und Stände des Schwäbischen Crayses zu gegenwärtigem Crayß-Convent verordnete Räthe, Botschafter und Gesandte" nämlich, in der Reichs- und dermaligen Kreistagsstadt Ulm. Mit fliegender Feder also, erwartet man, werden wir unsern Kreistagsbericht auf den gerippten Bogen mit dem verschnörkelten Wasserzeichen werfen. Wir nicht beßgleichen, und zwar selbst bei dem besten Willen nicht. Warum? Es ist noch gar niemand da. Die Oberschwaben, erfährt man, halten mit den Vorderösterreichern und der Ritterschaft zu Riedlingen eine Conferenz und begehren nichts zu zahlen. „Eher den

Digitized by Google

Landsturm als einen Heller!“ Ulm, das 50,000 Livres geben soll, besinnt sich noch. Die Untern, die dem Feind am nächsten liegen, werden sich im Kommen nicht übereilen, und die Wirtenbergischen werden wohl die letzten seyn. Sie behaupten zwar das Directorium mit altgewohnter Zähigkeit, aber ein „Schleckhäfelein“ ist es ihnen nicht, denn sie wissen, wie „intricat“ die Kreisgeschäfte sind, „mit was vor schlauen, scharfsinnigen, stachelichten Leuthen von den Crayß-Ständen wideriger Religion, sonderheitlich Costanz, man zu thun, mit was Discretion und Kaltsinnigkeit, auch jederweilen mit etwas Rigor man denenselben begegnen müese.“

Aber auch wir gedenken uns nicht durch ein „Hannibal ante portas“ überstürzen oder gar von der Ungeduld des Lesers zu unzeitgemäßen Concessionen hinreißen zu lassen. Eingeweiht in den Plan des Feindes und den Gang der Dinge, wissen wir auf das bestimmteste, daß noch ganze anderthalb Monate des Harrens auf die Dinge, die da kommen sollen, uns bevorstehen, vom 12. Oktober an gerechnet, an welchem Tage der französische Trompeter in Stuttgart eingeritten ist, bis zum 26. November, an welchem der feindliche Aufbruch von Heilbronn gegen Marbach und Hohenasberg endlich erfolgen wird, daß wir also Zeit vollauf haben, sämmtliche Kräfte des Kreises zu erforschen und aufzubieten, um, nachdem Heilbronn doch nun einmal verloren, wenigstens zu retten, was noch gerettet werden kann, oder äußersten Falles Land und Leute mit Ehren untergehen zu sehen. Es handelt sich ja nicht um politische Erwägungen loyaler oder zweideutiger Natur, wie etwa ob man zwischen dem, freilich nur gar zu fremden Kaiser und seinem Gegner neutral bleiben solle, auch nicht einmal um die Frage, ob Widerstand möglich oder nicht. Kein Hannibal, kein geordneter Feind, eine Räuber- und Mordbrennerbande lagert an den Grenzen, und Ergebung ist da so verzweifelt wie Gegenwehr. Die Nachkommen des altalemannischen Heerbanns befinden sich in der gleichen Lage wie einst Gallien, wenn es vor diesen Barbaren zitterte.

Leider haben wir unsere derzeitigen „Völker“ nicht vollständig bei einander. Unsere Kreistruppen hat der Kaiser nach Ungarn abgeführt — Leute, nicht wie die Teufel, nein, wie junge Götter oder noch etwas mehr. Suevis nec Deos immortales pares esse, hat der kaiserliche Kreisgesandte bei ihrem ersten Abmarsch von Ulm gesagt, und der wirtenbergische Reichstagsabgeordnete hat damals aus Regensburg geschrieben, von allen Durchpassirten haben die Schwaben den obersten Ruhm behalten. Auch ist Nachricht da, daß sie bei der Einnahme von griechisch Weissenburg neulich die Ersten mit dem rückziehenden Feind in das Castell eingedrungen sind. Der Kaiser hat sie zwar auf den jüngsten Nothruf herauszugeben versprochen, und ein Kaiserwort will gehalten seyn, aber nur nicht immer gleich auf der Stelle. Nach den Diensten, die sie ihm jetzt in sechs Feldzügen geleistet, wird er sich schwer von ihnen trennen können. Indessen getrost, diese Hülfsvölker sind zwei Regimenter zu Fuß mit 4000 und zwei zu Pferd mit schwerlich 2000, aus ganz Schwaben höchstens 6000 Mann. Dem Kaiser Geld und Truppen an den Kopf zu werfen, das wäre wider den Respekt. Er klagt zwar täglich bitter über die Sparsamkeit des Kreises, doch auch über das Gegentheil hat er schon den Kopf geschüttelt.

An Wehrkraft fehlt es sonach im Kreise keineswegs, aber nirgends mehr besteht eine Organisation als allein in Wirtenberg, und auch hier nur noch ein Schatten davon. Man hat die bewährte alte Landmiliz, Landausschuß oder Landauswahl genannt, zerfallen lassen, und erklärt sie deßhalb jetzt für unzulänglich, während die andern Kreisstände schon längst gar nichts mehr von ihr wissen wollen und nur auf den geworbenen Soldaten etwas halten, letzteres jedoch fast mehr in Gedanken als in Wirklichkeit.

Der wirtenbergische Landausschuß — seine Stärke ist dermalen nicht zu ermitteln — bildet ein Corps Musketiere und Reiter, wozu noch ein paar hundert Geworbene kommen. Vor dem dreißigjährigen Kriege war er 12,000 Mann stark, in zwei Regimentern „ob“ und zweien „unter der Staig.“ * Jetzt beträgt er, das active Corps nämlich, keinenfalls die Hälfte mehr, aber er konnte schon längst und kann noch jetzt vervollständigt werden. Kriege, wie der dreißigjährige, greifen tief in Wohlstandsverhältnisse und vielleicht noch tiefer in Verfassungsgrundlagen ein, die Bevölkerung jedoch, Heimgekehrte, Eingewanderte und Nachgeborene zusammen genommen, stellt sich schon in der nächsten Generation wohl so ziemlich wieder her. Die vierzig Jahre seit 1648, wenn auch nicht Friedensjahre im frohen Sinn des Worts, werden ohne Zweifel die alte Rolle aus den zwanziger Jahren wieder anwendbar gemacht haben, wonach die „Mannschaft,“ d. h. männliche Bevölkerung, ohne Knaben, Greise und Gebrechliche, 66,839, und die Auswahl, wie schon gesagt, 12,000 zählte. ** Wir dürfen also gegen die 12—15,000

* Die „Weinstaige“ bei Stuttgart,“ die Altwirtenberg halbirte.

** Spittler v. S. v. G. I, 30 ff., wo zugleich nachgewiesen ist, daß die Bevölkerung von Altwirtenberg, die um das Jahr 1780 auf eine halbe Million gestiegen war, in der Friedenszeit vor 1630 kaum 300,000 Seelen betragen haben kann.

Digitized by Google

Franzosen, selbst wenn sie völlig freie Hand haben sollten, bloß für Wirtenberg immerhin einen allgemeinen Landsturm von etwa 60,000 Mann in Anschlag nehmen.

Leider gehen von der Blüthe dieses Aufgebots die 3000 ab, die man im Frühjahr, bei schon gefährlichen Läufen, vertragsmäßig den Venetianern schicken mußte; wenn auch nicht alle, so werden sie doch großentheils im Lande geworben seyn. Francesco Morosini wird sie zu schätzen wissen; vierzehn fürstliche Personen haben zu Blaubeuren der Musterung und dem Abmarsch angewohnt und die Schönheit dieser beiden Regimenter bewundert. Dafür befindet sich in der activen und nicht activen Auswahl gewiß mancher, der auf solche Weise bei fremden Kronen oder Republiken den Krieg erlernt, und jetzt, wenn man nur Vertrauen zu ihm hat, als Offizier ein halbes Regiment aufwägen kann. Die Einübung und Führung wird ihm nicht gar sauer fallen, denn er hat es mit keinen Leuten zu thun, die bloß den Dreschflegel kennen. Die Landesordnung schreibt ja dem ganzen Volke vor, „Wehr und Harnisch zu haben, und solche sauber zu halten, um damit gerüst, jederzeit, so der Mann erfordert würde, auszuziehen;“ und kein junger Bürger kann heirathen, der nicht wenigstens seinen Spieß am Nagel hat.

Die sechs Reitercompagnien, die der Administrator für den Oranier geworben, sind auch noch da; sie können als fliegendes Corps überall dem Kern des Landsturms zur Seite seyn. Die Festungen und Berghäuser sodann, in welchem Zustand sie auch seyn mögen, die ummauerten Städte, die vom Mittelalter her befestigten Dorfkirchhöfe bieten dem Volkskrieg Stützpunkte dar, die manch siegreichem Volke kaum in solchem Maße zu Gebote standen. Und die Weiber mit ihren Siedpfannen haben wir noch gar nicht in Rechnung genommen.

Ein Volk in solcher Verfassung muß nicht wehrlos, wie eine Heerde Schafe, einer Tartarenpolitik und Indianerkriegführung entgegensehen. Auch haben die kaiserlichen Herren Kreiscommissarien, die, je nachdem es die Stunde mit sich bringt, bald durch die kleine, bald durch die große Brille sehen, den Directorialgesandten schon bei dieser und jener Gelegenheit bemerkt, „daß Wirtenberg für sich selbst gefaßt und mächtig genug wär', von seinen alleinigen wohlgeübten Landvolkern eine ansehnliche Armee in's Feld zu stellen.“

Es kommt also nur noch auf die Gesinnungen an. In Ulm ist darüber nichts zu erfahren; man hört nur halbe Worte. „Administration, damit ist alles gesagt — Mißtrauen zwischen Herrschaft und Unterthanen, zwar allerorten nichts Seltenes — bei Wirtenberg aber, in's Innerste der Landesverfassung eingreifend — daher unschicklich, weitläuf davon zu reden — und uns geht's nichts an!“

Da sich von den Kreisconventsherren immer noch keiner sehen läßt, so bestellen wir bei der Reichspost ein Pferd und reiten über die Alb zurück. Bis Geislingen herab lauter Ulmer „Biet!“ Die Stadt besitzt ja ein kleines Herzogthum; die wird doch noch Haar auf den Zähnen haben! Der Postillon lächelt verschmitzt in sich hinein und meint, ja, wenn der Kaiser nicht ermangle, ein Regiment zu schicken oder zwei, so werde ein Hochedler Rath sich gleichfalls „unermangelnd“ finden lassen; es sey merkwürdig, wie das „den Glauben stärke.“

An der Poststation Ebersbach versuchen wir, während die Pferde gewechselt werden, mit dem Postmeister zu „kannegießern,“ und fragen, ob es wahr sey, was wir unterwegs gehört haben, daß der Herr Administrator sich an die Spitze seines Landvolks stellen wolle. Er antwortet nur durch eine Gebärde, scheint kein Mann von vielen Worten zu seyn. Nachdem er die Achseln gezuckt hat, schaut er wild und spöttisch in die Richtung hin, wo Stuttgart liegt. Natürlich: wir erinnern uns, daß Wirtenberg und Taxis nicht auf dem besten Pustuß stehen. Aber der Groll liegt wohl tiefer. „Circulirt viel französisch Geld am Nesenbach!“ stößt er durch die Zähne hervor und verschwindet. Dem wär' es, dünkt uns, lieber, selbst zu reiten, als für Andere satteln zu lassen. Der Mann hat etwas, das in der Erinnerung haften bleibt; vielleicht daß wir ihm, wenn auch erst nach Jahren, wieder einmal flüchtig begegnen werden.

Der neue Postillon verdolmetscht uns im Weiterreiten die hingeworfenen Brocken seines Herrn. Von Administrator und Landsturm weiß er nichts Gewisses, die einen sagen dieß, die andern das; aber „daß halb Stuttgart von den Franzosen bestochen ist, wenigstens die ganze Regierung, und was drum und dran hängt, das leidet keinen Zweifel.“ Der Teufel soll die Verleumdung holen! Wir haben einen leiblichen Vetter darunter, der sich „Pro-Kanzler, Geheimer Regiments-Rath und Mit-Vormunder“ schreibt. Zwar sind wir mit ihm gespannt. Mitglied des Antihexereivereins, können wir's ihm nicht verzeihen, daß er als Syndikus seiner Vaterstadt Reutlingen den malleus maleficarum, voll sagen, den Staatsanwalt im großen Hexenprocesse gemacht hat. Ob jene Hexen ganz ohne Verschuldung waren, das lassen wir hier „an seinen Orth gestellt;“ gegen die Procedur jedoch, trotz ihrer milderen Formen, protestiren wir, und dürfen darum dem gelehrten Herrn nicht unter die Augen kommen. Er hat

Digitized by Google

seitdem, wie sein College, Herr von Rühle, das reichsstädtische Brod mit dem fürstlichen vertauscht, das ihm „allweg“ besser zu schmecken scheint. Bürgen aber können wir für ihn, daß er kein französisch Geld genommen hat. Also, was bei dem einen Verleumdung ist, muß bei den andern eben darum auch nicht Wahrheit seyn. Schöne Aussichten indessen für eine Landesdefension! Der Postillon meint, man solle nur den Kaiser machen lassen, der werde schon sein „Dessein“ haben. Freilich, die Post ist gut kaiserlich. Und doch trägt sie die französischen Brandbriefe durch das Land.

In Oberesslingen, wo die wirtenbergische Zollstätte gegen die Reichsstadt Esslingen liegt, finden wir den Weg durch einen Hochzeitzug gesperrt. Guter Gott, wie mag man freien und hochzeiten in solcher Zeit! Kriegerisch übrigens fürwahr nehmen sich dabei die Schüsse, die Trommeln und Pfeifen aus. Diese Hochzeitmusik, seltsam vorbedeutend für ein junges Paar, schreibt sich vom Herzog Ludwig her, der einst in einer Kriegsgefahr verordnete, die Leute sollen sich fleißig im Schießen üben und selbst bei Hochzeiten Kriegsinstrumente statt des Saitenspiels gebrauchen, um stets zur Vertheidigung des Landes gefaßt zu seyn.

Wir werfen dem Postillon die Zügel zu und gehen die Viertelstunde nach Esslingen am Neckar hinab, um unser „Dessein“ noch einmal zu überlegen, denn auch wir haben eins. Wir müssen da hinein. Wie getrauen wir uns aber, bei so kritischer Zeit in die wohlverwahrte Stadt zu kommen? Der Zufall ist unser Freund. Eben, Samstag Abends 5 Uhr, läuten die Glocken zusammen, und die Bewohner der langen Vorstadt strömen durch das Wolfsthor in die Stadt. Wir werfen einen kurzen Blick auf die beiden naturwidrigen Hohenstaufenlöwen, die in der That, wie so manch vermeintlicher Ghibelline, verzweifelt wölfisch aussehen, und strömen unbemerkt im Gedränge mit hinein.

In die Kirche gehen wir nicht, denn wir sind incognito hier, wohnhaft „unwissend wo,“ vielleicht, falls man uns auf der Folter befragen wollte, bei einem entfernten Rathsverwandten, bei dem wir jedoch die nächsten sechs Wochen für unser Vorhaben besser aufgehoben zu seyn hoffen dürften, als bei dem „fürnehmen“ Herrn Vetter in Stuttgart selbst.

5.

Reichsstädtische Regierung und Politik.

Nachdem wir volle Zeit und Muße gehabt, uns in unsern Esslinger Quartieren häuslich einzurichten, läutet es wieder aus der Kirche, und nunmehr nehmen wir, nach gebührender Begrüßung, in „gutstädtischem“ Vertrauen, wie auch unter dem Siegel persönlicher „Confidance“ die ersten Neuigkeiten in Empfang.

Unsere Freunde kommen aus der Dionysiuskirche. Ein „Edler Rath“ hat nämlich schon seit Anfang des Monats „wöchentliche Betstunden“ angeordnet, das heißt Betstunden, welche die ganze Woche hindurch täglich abwechselnd Abends fünf Uhr oder Morgens sieben Uhr vor Rathgehen abgehalten werden. Heute aber ist noch ein Uebriges geschehen. Der Herr Stadtpfarrer Dr. Wild hat gepredigt, es ist nicht zu sagen in welch „nachdenklichen Expressionen.“ Die Predigt war zu lang, als daß man sie hätte behalten können, aber der Hauptinhalt hat sich selbst dem kürzesten Ohr und Gedächtniß eingeprägt, obgleich und vielleicht auch eben weil der zu Grunde liegende Text eine weltliche Postille war.

Die Geistlichkeit, in ihrer dermalen noch nicht ganz abhängigen Stellung, kann zu Zeiten, aus spirituellen oder temporalen Gründen, die Strafruthe wider die weltliche Gewalt erstaunlich schwingen; in Fällen aber, wie der gegenwärtige, hält sie mit seltenen Ausnahmen treulich zu der von Gott eingesetzten Obrigkeit.

Der Fall nun ist dieser. Eine „liebe Burgerschaft,“ oder vielmehr, besser gesagt, „einige liederliche Burger“ haben „unter andern evomirten Lästerungen wider des gesammten Magistrats in diesen so schnellen Läufen wohlverantwortlich- und wohlvorsorgliche vigilance, Handlungen, decreta, Befehl und Anstalten“ folgende Reden auszustoßen sich nicht entblödet: „sie lassen die Thor nicht aufmachen und eröffnen, der Burgermeister habe keine Macht hierzu; kommen die Franzosen vor die Stadt, solle man sich mannhaft wehren; es seye die Stadt ein Ort, der sich noch gar wohl wider 5—6000 Mann halten könne. Sintemal aber nicht bloß dieses und noch anderes mehr, sondern auch „überall von jetzigen vormundschaftsstaatlichen Regierungsstand des Landes Wirtenberg, auch großen Herrn und Dero vornehmen Bedienten, dergleichen unverantwortliche Reden und so unverständig- als unvorsichtige Discurs öffentlich und ohne Scheu geführt werden wollen, welche die ganze Stadt und einen Jeden in particulari in unersetzlichen Schaden und äußersten Ruin verderblich einstürzen könnten: als hat man zu Abstellung solch übelen Nachredens, Schändens, Schmähens, Censurirens, Skeptisirens, und was dergleichen Unanständigkeiten mehr seyn, durch Herrn Johann Philipp Datten, Stadtschreibern, ein nachdrucklich und scharfes Mandat oder Decret begreifsen oder concipiren lassen,“ das morgenden Sonntag auf „beeden Canzlen“ der „gesambten Gemein“ publicirt werden soll. Anheute aber hat man

Digitized by Google

durch Herrn Dr. Wilden, allwelcher Eines Edlen Raths „Intention“ morgen in einer noch längeren Predigt und mit noch nachdrücklicheren Expressionen „weiters“ ausführen wird, einen Herz und Kirchenbesuch erweckenden Vorschmack geben wollen.“

Unter allen Verwandtschaftshimmeln ist doch keiner, darin so gut wie in dem der „Canzlei-Verwandtschaft“ zu leben wäre. Da liegt es nun schon vor uns, noch ehe die volle „Burgerschaft“ es genossen hat, das ganze Decret, wie es leibt und lebt, in seiner acht Folioseiten langen Länge, ja im Concept, und mit kleinen Modifikationen gespickt, aus welchen die discussiones in senatu deutlich heraus zu hören sind. Es ist eine Variation des so eben präcisirten Themas, die uns unter anderem durch ein „Inseratur“ belehrt, daß die vom Herrn Stadtschreiber sofort mit gebührender Beachtung wiederholt angewendeten Ausdrücke „Censuriren, Stoptifiren, und was dergleichen Unanständigkeiten mehr seyn,“ in dem hohen Munde eines der städtischen Häupter heimisch sind. Die Mühe einer kleinen Blumenlese werden wir uns nicht ersparen dürfen.

„Die wenigen so unverständig- als undankbaren Burger, Lästerer, Durchziehen und Anzäpfer, die weder von E. E. Raths patriotischer guter Meinung mit Verstand zu urtheilen, noch auch dem gemeinen Wesen, auf den äußersten Nothfall, mit ihren obliegenden Schuldigkeiten gebürlich beizuhalten vermögen, werden erinnert, daß E. E. Rath nur dem bald einbrechenden höchsten und gerechten Richter aller Welt, wie auch der Römisch Kayserlichen Majestät und dem gesamten H. R. Reich verantwortlich ist, einfolglich Stab und Regiment von Gott und Rechts wegen führt. Zu einer ehrliebenden Burgerschaft aber und den darunter befindlichen ehrlichen und tapferen Gemüthern hält E. E. R. sich ganz vergewissert, daß sie an dergleichen, einer wohllöblichen Obrigkeit unerfindlich beimessenden widrigen Inlagen von selbsten kein Belieben tragen, sondern zu Gemüth ziehen werden, daß dieses liebe und uhralte Stadtwesen einzig und allein, zuvörderst vermittelst göttlichen Gnadenbeistandes, dann aber durch patriotisches Zusammenhalten, als den Hauptgrund, wodurch Obrigkeit und Burger fest und unbekränkt zusammen bestehen, unter Freund und Feind bei Staat, Stand und Reichsunmittelbarkeit sich erhalten könne, mithin aus einem zwischen Haupt und Gliedern pflanzenden Mißtrauen anderst nichts als eine hochschädliche Zerrüttung und viel andere gefährliche Folgereien entstehen. Die vielen Guten werden sonach zu Fortsetzung bisherigen Gehorsams und Treue unter Versicherung sowohl göttlichen Segens als obrigkeitlicher Affektation aufgemuntert und angefrischt, die wenigen Bösen zu schuldigem Respekt und mehrerer Bescheidenheit, auch gehor- und tugendsamer Folgeleistung angewiesen, wie auch alles Ernsts und Nachdrucks verwarnt, solch unverantwortlichen Censurirens ꝛc. sich allerdings und auf einmal zu bemüßigen, hingegen aber vielmehr ein Jeder dahin christsorgfältigst zu trachten, wie er von allen den Zorn Gottes noch mehr erweckenden Sünden — darunter das Majestäten- und Obrigkeitslästern gewißlich eine von denen vornehmsten und erschröcklichsten ist — gänzlich abstehen, die Predigten und Betstunden fleißiger besuchen und in Zeiten — ehe des großen Gottes Verhängnus gegen uns den rothtriefenden Blut- oder gar den traurig schwarzen Todtenfahnen ausstecken dörfte — reiflich bedenken möge, was zu seinem zeitlichen und ewigen Frieden diene.“ — Folgen die Strafandrohungen: Stadtverweisung, Burgerrechtsaufkündigung, Leibesstrafe; dann eine Aufforderung, die Calumnianten, Manns- oder Weibspersonen, bei dem regierenden Herrn Burgermeister gleichbalden anzuzeigen, und zuletzt ein Verbot, „sich ohne Erlaubniß derselben zu Privatcommissionen in ferne und entlegene Orth gebrauchen zu lassen.“

Wir machen uns wohl kaum einer Erfindung schuldig, wenn wir in einem kleinen Nachtrage, der auf einem Extrablättchen sich anschließt, einen mehr oder weniger mittelbaren weiblichen Beirath erkennen. E. E. R. hat nämlich in seiner Besorgniß für Seelenheil und Reichsstandschaft die Sorge für den Leib vergessen, und scheint erst am Schluß auf diese kleine Lücke aufmerksam gemacht worden zu seyn. Adjungatur ergo: „Schließlich versichert sich E. E. R., weilen in diesen Zeiten ein Aufschlag sowohl in denen lieben Früchten als andern Victualien besorglich erfolgen dörfte, daß ein jeder Burger und Zugewandter dieser Stadt sich in Zeiten mit einer behörigen Provision — nach Beschaffenheit seiner Haushaltung und Oekonomie — versehen, die sämmtliche Metzger und Becken aber dahin sorgfältigst trachten werden, damit an Fleisch und Brod bei erheischendem Nothfall kein Mangel erscheinen möge.“

Mit der Bescheidenheit, die unter Umständen und in Bewandtnissen, wie gegenwärtige, dem wißbegierigen Gaste wohlanständig ist, drücken wir unsere Verwunderung, wie nicht weniger unser Bedauern aus, mit der deutschen Sprache nicht so vertraut zu seyn, als zu wünschen wäre, sofern wir — zugegeben auch, daß ein „tapferes Gemüth“ eben ein „Biedergemüth“ bezeichnen will — absolut nicht oder unvorgreiflich nicht absolut verstehen können, warum diejenigen, die sich gegen den Feind wehren wollen, „liederliche Burger,“ die andern aber, die hienach zur Entwaffnung geneigt scheinen, „ehrliebende Gemüther“ heißen. Mit Nachdruck werden wir jedoch belehrt, daß von Entwaffnung keine Rede

Digitized by Google

iſt. Schon ſeit Mitte des vergangenen Monats ſind die Wachen unter den Thoren verdoppelt, die Schlüſſel über Nacht in guter Verwahrung, die Lexinnen * beſichtigt und freilich ſehr ſchadhaft erfunden, Gewehre und Geſchütze gereinigt, die Samenfrüchte beeilt und die übrigen Vorräthe in die Stadt gebracht. Schon am 20. September, zufällig an dem Tage, an welchem die Franzoſen ihren Weg über den Rhein zu finden wußten, hat man beſchloſſen, den „Kiesrucken“ an der Bleiche weg- und dem Neckar einen Lauf zu machen, zwo Rothbrücken zu ſchlagen und die Wehren und Schlagbäume zu repariren. Auch die abgängig gewordene ledige Feldcompagnie iſt wieder aufgerichtet worden, und auf die Notifikation des wirtenbergiſchen Vogts zu Canſtatt, daß er „befelcht“ ſey, keinen Franzoſen über die Neckarbrücken ſeines Amts zu laſſen, hat man erwiedert, von Seiten der Stadt werde es ebenmäßig gehalten werden.

In's Loch alſo die liederlichen anzäpfenden Cenſurirer! Die Stadt wird ſich wehren. Das doch auch wieder nicht. „Bei dem vormundſchaftlichen Regierungsſtaat des Schirmlands Wirtenberg —“ — Genug von dieſem Lieb! — „kann die arme, gute, unſchuldige Stadt auf dieſem Welttheatro keine Figur machen, und muß allein dahin ſorgfältig ſeyn, wie auch mitten in dieſen Frangentien die Reichsimmedietät behauptet, die ſchuldige Pflicht und Devotion gegen Kaiſer und Reich beobachtet, gemeine Stadt und dero hoſpitalitiſche Flecken aber mit guter Präcaution und Vorſichtigkeit des beneficii quietis in armis ruhig genießen möchten.“

Friedensbereitſchaft alſo, wenn ein Feind es erlaubt, deſſen Brandbriefe durch Schwaben und Franken fliegen, der bereits Speier, Worms, Heilbronn und andere Stände dieß- und jenſeits Rheins aus dem fieberhaften Zwiſchenzuſtande dieſer bewaffneten Waffenruhe erlöst hat!

Freilich iſt es ein Schweben zwiſchen Hoffnung und Furcht, das gibt man ſeufzend zu. Einen Augenblick war das Gerücht verbreitet, daß etliche tauſend ſchwediſche und andere Auxiliarvölker ſchon von Nördlingen her im Anzug ſeyen, aber es erwies ſich als falſch. Welch eine Nacht ſodann, als letzten Sonntag, den ſiebten, die Frau Adminiſtratorin hochfürſtliche Durchlaucht ſammt dero drei Prinzen, worunter der vierjährige Oberſt Carl Alexander, ſich in hoher Perſon nach Nürnberg erhob, um die Fortſchritte der Franzoſen von Laufen nicht abwarten zu müſſen, Mitternachts mit Fackeln und Windlichtern unangeſagt vor dem Pfiensauthor anlangte, und zu allem Schrecken noch der Herr von Göllnitz, der in der Suite war, ohne ſich zu erkennen zu geben, einige franzöſiſche Worte ſprach! Die ganze Stadt gerieth in den äußerſten Allarm, und hat ſothanes Panique nicht wenig zu denen liederlichen Redensarten beigetragen, die E. E. Rath der Burgerſchaft vorweiſen muß.

Unerfreuliche Neuigkeiten! Die Stadt wird alſo zahlen? und was beträgt die Brandcontribution? — Unſer Gewährsmann entſchuldigt ſich mit Nichtwiſſen; aber wir glauben ein Fältchen am Auge zucken zu ſehen. Sonderbar, das Biertelstönnchen, das leere nämlich, das gefüllt ſeyn will, iſt doch heute Morgen ſchon in Ulm geweſen. Sollte Lagrange eine Stadt wie Eßlingen vergeſſen haben? Kaum zu denken! Oder hat uns das Fältchen auf die rechte Spur geführt? Staatsgeheimniß nach außen? Wir werden ſehen. Staatsgeheimniß nach innen? Vide das Mandat. Sollte das vielleicht die böſen Mäuler nicht bloß nachträglich, ſondern auch vorgreiflich und vorſorglich zu ſtopfen dienen, ſollte es etwa der Vorläufer einer Kriegsſteuer ſeyn? Bei Gott iſt viel möglich, und bei einem Edlen, Wohlweiſen, Fürſichtigen Rath noch mehr. Iſt dieſe Vermuthung begründet, dann dürfte unmaßgeblich dem „bald einbrechenden Zorn Gottes“ ein kleiner praktiſcher Nebenzweck beigemeſſen und die Verſion des teufelsfranzöſiſchen „bruslez“ in einen chriſtdeutſchen Brandpfeil mit „Blut- und Todtenfahnen“ als Meiſterſtück eines Complerus von Politik, Religion und Finanz geprieſen werden. Herr Dr. Wild mag ſich morgen zuſammennehmen, wenn er mit ſeiner Kanzelberedtſamkeit die Erbauungskunſt der „Canzlei Eßlingen“ noch überbieten will.

Die unerfreulichen Neuigkeiten ſind übrigens obendrein für den Augenblick noch etwas unbefriedigend. Indeſſen nur Geduld. Man hat ſich, wie wir zum Schluß der heutigen Mittheilungen vernehmen, mit der Directorial- und Schirmsregierung, mit den benachbarten Reichs- und wirtenbergiſchen Städten in fleißige Correſpondenz geſetzt. Da kann es an fernerer Aufklärung nimmer fehlen. Wir ſitzen ja hier, ſo zu ſagen, mitten im ganzen Spinnengewebe des ſogenannten „wirtenbergiſchen Viertels.“ Wenn die Ahnung uns nicht trügt, ſo können wir vielleicht morgen ſchon ein Tagebuch beginnen, können vielleicht das Wichtigſte, je nachdem der Stoff es geſtattet oder verlangt, in zwangloſen Tagesberichten geben.

* Die alten Bollwerke. Pfaff, Geſchichte von Eßlingen. S. 141.

Digitized by Google

Aus meiner Pilgertasche.

Die Königin von Sachsen, Ritter Peter von Winter und Joseph Weigl.

Die Geschichte der deutschen Oper bietet uns drei merkwürdige Beispiele von reich begabten Tonsetzern, deren jedem nur Eine Composition in so hohem Grade gelang, daß sie nicht nur zu ihrer Zeit den allgemeinsten Beifall errang, sondern, alle Wechsel und Stürme der Zeiten überlebend, auch jetzt noch zuweilen Anerkennung findet und Genuß gewährt. Diese drei Opern sind: die Posse „der Dorfbarbier“ von Schenk, die sentimental philosophirende Oper „das unterbrochene Opferfest“ von Winter, beide noch aus dem vorigen Jahrhundert und aus der Zeit, nachdem der deutsche Genius durch Hiller und Dittersdorf siegreich sich Bahn gebrochen und in Mozart endlich seinen höchsten und unvergänglichen Repräsentanten gefunden hatte; endlich die psychologisch-sentimentale „Schweizerfamilie“ von J. Weigl, aus der Zeit, wo Boieldieu, Dalairac, Mehul, Cherubini ꝛc. des deutschen Repertoires sich mehr und mehr bemächtigten, Spontini seinen glänzenden Sieg in Paris erfochten hatte und Beethovens an wundersamen Schönheiten so reicher Fidelio mit einem kühlen succès d'estime sich begnügen mußte.* Jahrzehnte hindurch gehörten Adam, Myrrha, Elvira, Murney, Masseru und Emmeline zu den beliebtesten Gast- und Antrittsrollen auf allen deutschen Bühnen. Darin liegt vielleicht eines der Hauptgeheimnisse der nachhaltigen Dauer dieser Werke.

Den genialen Tonsetzer des Dorfbarbiers, der an ächtem Humor und Drolligkeit unübertroffen erscheint, wie sehr auch manche Feinschmecker darüber die Nase rümpfen mögen, der nur in Dittersdorf einen ebenbürtigen Zeitgenossen hatte und in einzelnen Werken von W. Müller einen würdigen Nachfolger fand, habe ich persönlich nicht zu sehen bekommen, da er lange vor meinem ersten Ausflug nach Wien gestorben war.

Joseph Weigl war in der edelsten musikalischen Schule erzogen; ungemein reich an naturwüchsigen, einfachen, herzgewinnenden, bisweilen sehr charakteristischen Melodien; in der Harmonie und in Verwendung der Instrumente so natürlich, klar, mitunter ergreifend und die Melodie wahrhaft hebend, daß in diesem Betrachte seine Partituren für junge Tonsetzer stets fruchtbare Studien bleiben, um so mehr in Zeiten, welche sich oft über Gebühr zur Ueberschwänglichkeit in solchen Dingen verleitet sehen, die Originalität im Quantitativen und Abnormen erstreben, die Harmonie als Zweck, nicht als Mittel betrachten und behandeln. Er componirte eine Anzahl heiterer und komischer Opern für die italienische und deutsche Bühne, welche sämmtlich momentanes Glück machten, aber ihn selbst nicht überlebten. Seine Zeit und Kräfte vergeudete er jedoch an Ballelcompositionen, die zum Besten in dieser Gattung gehören. Nachhaltig hat er nur durch seine Schweizerfamilie gewirkt, welche Epoche machte, lange Zeit in allen deutschen Gauen einer der entschiedensten Lieblinge blieb und auch jetzt noch mit einer sattsam begabten Emmeline ihre Wirkung nicht verfehlt. Was er nachher noch componirte, ist kaum der Erwähnung werth. Daneben galt er mit Recht für einen ausgezeichneten Orchesterführer, worüber auch Weber, Rossini ꝛc. aufrichtigst anerkennend sich aussprachen. Dagegen erwarb er sich als artistischer Direktor der k. k. Hofoper in der That nicht sehr glänzende Lorbeere, gewiß nicht als ob ihm dazu Talent, Willen und Erfahrung gemangelt hätten, sondern wahrscheinlich, weil er sich beim bureaukratisch combinirten Räderwerk jener Anstalt allzuoft von Nebenrücksichten leiten ließ, manchen Einflüssen und Leidenschaften sich nicht entwinden konnte.

Die äußere Erscheinung des corpulenten Mannes mit dem festen Tritte, den derben Zügen und dem offenen, stolzen Auge ließ eher einen stattlichen Bürgermeister als einen Künstler vermuthen. Ueber Kunst und Theater sprach er nicht gern ausführlich erörternd, meistens kurz, etwas diktatorisch, selten ohne einen Anflug von Witz und Sarkasmus. In der gewöhnlichen Conversation war er, je nach der Laune und Umgebung, bald jovial, bisweilen bis zum Ausgelassenen,

* Nicht selten hört man Vorwürfe gegen Wiens Geschmack in der Musik, weil ihm zuerst die Oper Fidelio oder Leonore, wie sie damals hieß, nicht gefallen. Ich halte diese Vorwürfe für ungerecht, weil damals gerade in Wien der edelste Geschmack in der Musik herrschte, und weil in solchen Dingen immer und überall äußere Umstände und Zufälle mächtig einwirken. Einmal war die Oper Leonore zuvor von den besten italienischen Künstlern mit einer tüchtigen Musik von Ferd. Paer gegeben worden, und das Buch derselben um kein Haar minder gut als das von Treitschke; zweitens hatte Frau Milder zwar eine himmlische Stimme und manches sonstige, was eine Emmeline zur Geltung bringen konnte, aber ihr mangelte durchaus jene Gewandtheit, Innerlichkeit und Wärme, welche allein dramatisch beleben und dramatisch wirken können. — Am Mangel dieser Eigenschaften ist manche deutsche Oper gestorben.

A. d. V.

Digitized by Google

bald bureaukratisch kalt und gemessen, bald diplomatisch zurückhaltend und fein, im Streit von Ansichten kurz angebunden, scharf, nicht selten höhnend und beißend, oft bis zur Grobheit plump und schroff. Er gefiel sich im Commandiren, offen oder unter der Hand, und ruhte behäbig auf seinen Lorbeeren. Von der gesammten collegialischen Umgebung äußerte er stets nur einen gewissen Respekt vor Ignaz von Seyfrieds überlegener Wissenschaftlichkeit, auf alle übrigen sah er herab. Die Journalistik verachtete er im Innersten, benützte sie aber, wo und wie es in seinen Kram paßte, zahlte nicht geradezu für solche Dienste, wußte aber durch mancherlei Hülfsmittel seiner Stellung dafür zu entschädigen. Die Kapellmeister Gyrowetz und Umlauf wußten viel Erbauliches von ihm zu erzählen, F. A. Kanne traute ihm nicht über den Weg, Salieri nannte ihn einen schlauen Glückspilz, der junge Franz Schubert trank bei jeder Gelegenheit lachend auf seine Gesundheit, aber Graf Ferdinand Palffy sagte einmal: „Hat man dem Tonsetzer seinen Lorbeerkranz aufgesetzt, so sollte man dem Operndirektor auch Prügel geben!“ Duport und Barbaja lachten darüber und dieser meinte: „Ma, che farne? é gran pazzo e gran maestro.“ — Alle dergleichen Urtheile muß man dahingestellt seyn lassen, in der Regel sagen sie nicht mehr, als daß die Ansichten der Menschen sehr verschieden sind und häufig ein in der Laune hingeworfenes Wort als ein Urtheil betrachtet wird. Ich fand ihn stets offen und gerade heraus, wo nicht von Dienstverhältnissen die Rede gewesen, was bei einer so complicirten Hoftheatermaschine am Ende doch wohl nur Vorsicht und Klugheit genannt werden kann.

Interessanter und umgänglicher erschien jedenfalls Peter von Winter, obgleich er schwach genug war, seine Ritterschaft bei jeder Gelegenheit vor Augen zu stellen und seine Berühmtheit hervorleuchten zu lassen. Er imponirte schon durch seine ungewöhnliche Größe, zu der man emporschauen mußte. Der Gang dieser kolossalen, massiven, etwas ungeschlachten Gestalt verrieth auch noch in alten Tagen einen hohen Grad von Selbstbewußtseyn und Entschiedenheit; die gigantische Nase und der offene, feste Blick der großen Augen erregten unwillkürlich Aufmerksamkeit, schon bevor er den Mund geöffnet hatte, der mit seinem prallen Bau eine an Vorsicht mahnende Derbheit offenbarte, in seinen scharfen Winkeln und umlaufenden Falten mit Klugheit gepaarte Energie ahnen ließ. Sein erster Gruß verrieth sogleich den Mann von Welt, Erfahrung und Menschenkenntniß, ob er mit dem Tone gewinnender Herzlichkeit und Jovialität herauspolterte und die mächtige Hand zum Drucke hinreckte, oder kalt und höflich sich selbst präsentirte, oder glatt und höfisch seine Aufwartung machte, ob er scharwenzelnd und zuckersüß eintrat, um einen Literaten oder Claqueur für sich zu gewinnen, oder pompös und hoch aufgerichtet, um einen Widersacher durch die Magie seines Ruhmes zu bekehren oder mit freimüthigster Ungebundenheit ihn zu bestrafpredigen und von künftigen Angriffen zurückzuschrecken.

Wahrhaft possierlich erschien er oft, wenn er im Galakleid den Hofton anstimmte, der nicht mehr gehörig flüssig werden wollte, und den gewaltigen, allmählig etwas unbehülflich gewordenen Körper in zierliche Haltung, Stellung und Bewegung zu bringen trachtete, dabei jeden Augenblick mechanisch nach der Dose griff und sich dann plötzlich verzweiflungsvoll erinnerte, daß das Schnupfen in solcher Situation sich nicht schicke.

In einer so verzweifelten Lage sah ich ihn 1817 nach einem Hofconcerte im Garten zu Pillnitz mit der Königin von Sachsen. Diese herzlichst gutmüthige und heitere Dame pflegte mit jedem Mannheimer Kinde in etikettefreien Stunden auf gut landsmännisch sehr ungezwungen zu conversiren und oft sogar jovial in den „Mannemer“ Ton einzustimmen. Winter begann nachgerade vor Schnupflust und Angst ganz perplex zu werden: hundertmal hatte er den Griff nach der Dose versucht und immer wieder die Hand zurückgezogen; er konnte es beinahe nicht mehr aushalten und schnitt gar komische Gesichter. Endlich platzte die Königin lachend heraus: „Na, Peter, wenn es denn seyn muß, so drehe Er sich um und schnupfe Er, damit ich es nicht sehe!“ — „Majestät — ich bitte unterthänigst —“ — „Keine Verstellung! Drehe Er sich um, schnupfe Er, ich befehle es.“ *

So muß es einer armen Seele seyn, welche zweifelnd, ob sie in den Himmel eintreten dürfe, den heiligen Petrus sehr freundlich und das Himmelsthor geöffnet findet. Mit einem tiefsten Bücking der Glückseligkeit fuhr Winter nach der Dose, wollte sich rasch umdrehen, besann sich aber, daß man einer Königin nicht die Rückseite zeigen dürfe, wendete sich halb rechts und that sich mit unbeschreiblicher Wollust aus seiner großen Dose wiederholt etwas zu gut. Das laute Lachen der Königin schreckte ihn von seinem Hochgenusse auf, eben so hastig, wie er sie herausgeholt, steckte er die Dose wieder ein, schob sich in Positur herum und verbeugte sich tiefst

* Das „Er“ aus dem Munde dieser Königin hatte mit dem Er der früheren Zeit nichts gemein, sondern erschien bei ihr nur in Momenten besonderer Traulichkeit und gegen Leute, welche sie besonders lieb hatte, auf die unbefangenste und herzgewinnendste Weise.

A. d. V.

Digitized by Google

mit verlegenem Gesicht, woraus indessen eine gewisse Behaglichkeit hervorblitzte.

„Wie ist es aber möglich, daß ein vernünftiger und so geistreicher Mann sich von einem solchen Bedürfniß so sehr beherrschen lassen kann?“ — „Majestät, das kommt so nach und nach, man weiß selbst nicht wie — die anstrengenden Proben und Studien, die Arbeiten viele Nächte hindurch, das Ermatten der Nerven. Endlich hat sich meine Natur so sehr daran gewöhnt, daß ich sogar im Schlafe schnupfen muß. Am Bett steht eine Dose, fast so groß wie eine Hutschachtel, beim Schlafengehen binde ich mir eine Serviette um den Hals, breite sie flach über die Brust aus, und wenn ich Morgens erwache, liegt gewiß eine große Portion Tabak darauf und die Dose ist halb geleert.“

„Wohl bekomm's! — Aber wir sind von unserem Gespräche abgekommen: was ist wohl die Ursache, daß so viele schöne deutsche Stimmen niemals zu voller Ausbildung gelangen und gar oft vor der Zeit zu Grunde gehen?“ — „Majestät, außer mancherlei Zufällen und individuellen Schwächen, liegen wohl zwei Hauptgründe offen da. Einmal herrscht bei der deutschen Oper die Unsitte, daß die Mehrzahl der jungen stimmbegabten Leute nicht singen lernen und alsdann erst auf das Theater gehen, sondern daß sie sogleich auf das Theater sich drängen und hier erst singen lernen wollen und sollen. Ja, prosit die Mahlzeit! auf dem Theater lernt sich mancherlei, aber das Singen gewiß nicht, und so versingen die armen Narren ihre Stimmen, ehe sie sich umsehen, und maltraitiren alsdann die Tonseher und die Ohren der Zuhörer oder kommen in die Rumpelkammer. Ein zweiter Grund liegt darin, daß nur sehr wenige deutsche Gesangslehrer ihrem Berufe gewachsen sind oder ihre Pflicht treu üben, daß viele dieser Herren den Musikunterricht mit der Stimmbildung und Gesangslehre verwechseln, daher taktfeste Notenfresser und Musiker, aber keine Sänger heranbilden können, und dadurch oft die besten Stimmen auf die Schlachtbank liefern.“

„Vollkommen klar ist mir das nicht.“ — „Die menschlichen Stimmen theilen sich nach ihrem Umfang und nach ihrer Qualität bei dem männlichen wie bei dem weiblichen Geschlechte je in drei Hauptgruppen: dort in Baß, Bariton und Tenor, hier in Discant, Mezzo Sopran und Contrealt. Aber innerhalb aller dieser Gruppen sind die einzelnen Stimmorgane und die Stimmen selbst unendlich verschieden und in der That rein individueller Natur. Das wollen nun viele Lehrer nicht begreifen noch beachten, sie gehen von der allgemeinen Theorie der Stimmritze aus, greifen daher für jeden ihnen in die Hand kommenden Bariton und für jeden Mezzosopran nach irgend einer für solche Stimmen versertigten Singschule und dressiren nach dieser Schablone. Aber was einem Organe zuträglich ist, kann für hundert andere gefährlich und geradezu verderblich seyn; diese Schablonenwirthschaft richtet denn auch in der That unzählige Stimmen zu Grunde.

„Nun glaube ich es zu verstehen. Es ist mir lieb, und unser Mieckſch soll sich das wohl merken.“ — „Majestät, Mieckſch ist einer der gründlichsten und gebildetsten Gesanglehrer Deutschlands, und wo er schaltet und waltet, wird gewiß Tüchtiges zum Vorschein kommen.“ — „Herzlich freut es mich, solches aus dem Mund eines Peter von Winter zu hören. Aber dort sehe ich den Grafen Pückler mit unsern Sängerinnen wandeln; ich will noch ein wenig mit den Damen plaudern. „Signori, a rivederci!“ Mit einem leichten heitern Knix entfernte sie sich.

„Gott sey Dank!“ brummte Winter vor sich hin, schöpfte wieder reichlich Trost und Stärkung aus seiner Dose und sagte dann plötzlich, wie zu neuem Leben erwachend: „Aber wahr muß es seyn, sie ist ein Mordweib, eine Königin comme il faut, mit der ist gut Kirschen essen.“

Winter war kein Genie, seine Compositionen enthielten nichts von jenem Ursprünglichen und wie vom Himmel Herabgeströmten, was gleich elektrischen Funken blitzt und zündet, Epoche macht, Nachahmer unwiderstehlich anzieht, die gesammte kritische Welt in Aufregung bringt, gegen manches Hergebrachte verstößt, seine Licenzen und neuen Funde in die alten Regelbücher als Zusatzartikel einschaltet, und unbekümmert um frühere Autoritäten, den Tondichter selbst als eine neue Autorität auf den Thron erhebt. Winter war ein sehr edles Talent, bereichert durch die Studien der edelsten Muster Italiens, Frankreichs und Deutschlands, durch ungemeine Beherrschung der Technik, genaueste Kenntniß aller Instrumente und besonders der Natur aller Arten von Menschenstimmen; gehoben durch eine umfassende ästhetische Bildung, seinen Geschmack und einen nicht alltäglichen Takt für alles auf der Bühne Zulässige, Schickliche, Wirksame und ein oft sehr glückliches Streben, den formell glatten, runden, graziösen und warmen Melodien zugleich Charakter zu verleihen, das concertartig Ansprechende zum poetisch Dramatischen zu erheben, ohne jemals dem Sänger Widernatürliches zuzumuthen, noch dem Orchester eine ungebührliche Oberherrschaft einzuräumen, oder in Schroffem, Barockem und Ueberschwänglichem sich zu gefallen.

Mit solchen Gaben ausgerüstet, errang er mit seinen zahlreichen Compositionen für die Bühne und für den Salon in Italien, Frankreich, England und Deutschland allgemeinen Beifall und machte sich einen bedeutenden Namen

Digitized by Google

Alle haben noch jetzt ohne Zweifel einen gewiſſen Werth für das Studium junger Tonſetzer, während nur eine einzige Oper, ſein „unterbrochenes Opferfeſt,“ unter günſtigen Umſtänden heutzutage noch anſprechen kann, aber jedenfalls auf das Repertoire einer guten Bühne gehört, ſofern dieſe Anſpruch darauf macht, der deutſchen Kunſt Rechnung zu tragen.

Trotz ſeines ſcharfen Verſtandes und ſeiner Geiſtesbildung litt indeſſen Winter an einer faſt allgemein menſchlichen Schwäche, welche ihm bis an's Grab anklebte, vielleicht den einzigen Kummer ſeines Lebens bildete, und ſehr oft den geiſtreichen Mann zu unerquicklichen Verſuchen und bedauerlichen Aeußerungen verleitete, die bei allen Schwachköpfen ſeinem Ruf Eintrag thun, ſeinen wirklichen Werth oft verkennen laſſen mußten. Schon in der Jugend konnte er nicht zur klaren Kenntniß ſeiner ſelbſt gelangen, überſchätzte ſein Talent und ſeinen Beruf und gerieth dadurch in eine ſchiefe Stellung zu ſeinen Zeitgenoſſen. Er eiferſüchtelte mit allen muſikaliſchen Größen ſeiner Zeit, nicht nur mit denen, welchen er allenfalls gewachſen ſeyn konnte, wie mit Salieri, Cimarosa, Paeſiello, Jomelli, Guglielmi, Mehul, Cherubini, Boieldieu, Dalairac, Weigl ꝛc., ſondern vorzugsweiſe mit jenen ihm unerreichbaren Größen, welche der Muſik neue Bahnen vorzeichneten, und was ihnen auch an wahren Größen folgen möge, ſtets unter den Erlauchteſten einen hohen Rang behaupten werden, mit Gluck und mit Mozart, namentlich mit letzterem, weil er an eine eigentliche Populariſirung des erſteren niemals recht glaubte. Von dieſem Geiſte der Eiferſucht beſeelt, wollte er der Zauberflöte ein Paroli biegen, und ſo entſtand jene erfolgloſe Oper: „die Ruinen von Babylon,“ wozu Gallus den zweiten Akt componirt hatte. Den Schmerz über jenes Mißlingen behielt er Zeitlebens im Herzen, und ihm verdanken wir alle jene Kritiken vertrauter Stunden, welche oft mit vielem Scharfſinn erörterten, was allenfalls an Mozart zu tadeln und zu verbeſſern ſeyn könnte. Darüber ließ er ſich oft mit Freunden ſehr breit und ſelten ohne einige Bitterkeit aus. Gegen Spontini und die Beſtalin wußte er ſtets ſeine Oper „Amor und Pſyche“ und ſeine Paradeopern für die Bühne von London ſehr emphatiſch in Rechnung zu bringen. Ueber Spohr, Lindpaintner, Reiſſiger, Lachner, Danzi ꝛc. äußerte er ſich ziemlich gleichgültig, oft ſogar ſehr anerkennend; ſie erſchienen ihm ja nur als dii minorum gentium. Seine alten Tage trübte neuer Eiferſuchtskummer gegen die beiden Meteore Roſſini und Weber. Es war abwechſelnd poſſierlich und rührend anzuſehen, mit welchem Feuereifer der greiſe Kämpe ſeine ganze Rüſtung putzte und polirte, wie wonnige Siegesträume aus ſeinen Augen blitzten und um ſeine Mundwinkel zuckten, als er mit ſeiner Clara Metzger und dem Maometto II. auszog zu dem Kampfe in Mailand auf der Scala gegen Roſſini. Armer Winter! Vor einem Fiasco ſchützten deine bella fattura, Clara Metzger und der mächtige Galli, aber der matte succès d'estime wirkt eben ſo niederſchlagend. Vorſichtiger wappnete er ſich gegen Weber; ein Buch, noch wirkſamer als der Freiſchütz, erſtrebte er und meinte behaglich: „Habe ich nur ein ſolches Buch, mit der Muſik wollen wir es ſchon machen!“ Vielfach bemühte er ſich um ein ſolches Buch, oft unter den glänzendſten Verſprechungen. Ob er eines nach Wunſch erhalten hat, erfuhr ich nicht mehr; aber gewiß zu ſeinem Glücke kam es damit nicht mehr zur Compoſition, denn unmöglich hätte der ehrwürdige Alte mit einem halben Hundert italieniſcher Partituren um ſich her, mit abgeſtumpfter Phantaſie, nur noch auf Verſtand, Wiſſen und Erfahrung geſtützt, etwas hervorbringen können, was mit dem naturwüchſigen, lebensfriſchen, Herz und Geiſt gleich warm ergreifenden Freiſchütz nur von ferne einen Vergleich würde ausgehalten haben. Die Vorſehung war ihm gnädig, ſie ließ ihn ſterben, ohne ihn den dritten bittern Kelch einer Niederlage koſten zu laſſen und den ſchönen Ruhm eines langen, fruchtbaren Künſtlerlebens noch vor dem Ende zu verkümmern. Er hat dem deutſchen Namen vielfach Ehre gemacht, er hat das Opferfeſt geſchrieben und vortreffliche Sängerinnen gebildet; das ſind ihm genug der ehrenden Denkmale für alle Zeiten.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

Der unverzeihliche Kleinmuth. — Café Daum. — Erinnerung an Kolschitzky. — Mahnung an 1683. — Im Paradeisgärtlein. — Im Volksgarten. — Verlässige Angaben über die Schlacht am Mincio. — Ein Wort der Ermuthigung. — Deutschland ist in seinem Lager. — Zur Wiener Geographie. — Vom Nutzen schneller Benachrichtigung. — Ein kriegsgerichtliches Urtheil.

Wenn die Erfahrung anderer Leute an den Menschen verloren geht, so hat das unser Herrgott vermuthlich deßhalb so eingerichtet, weil sonst die Menschheit gar zu klug und vor lauter Gescheidheit am Ende wieder blödsinnig würde. Vielleicht hat er auch sonst seine guten Gründe, der Empfänglichkeit für die Lehren der Vergangenheit engere Schranken zu setzen, aber schwerlich entsprechen wir seinen Absichten, wenn sogar die eigensten Erfahrungen unbenutzt von uns bleiben. Und just das trägt sich eben jetzt zu. Wir benehmen uns gegenwärtig so ungeschickt und unverständig, als wären wir noch die verwöhnten Schooßkinder einer Friedenszeit von 33 Jahren, die uns mit wahrer Großmutterzärtlichkeit in Baumwolle gewickelt, unter eine Glasglocke gesetzt hatte, wo uns Sturm, Wolkenbruch und Erdbeben überraschten. Kein Wunder, wenn wir damals verzagten. (Ich sage aus lauter Bescheidenheit „wir.") Kein Wunder, wenn wir nebst manchem anderem auch die Kronländer italienischer Zunge verloren gaben. Ein solcher Kleinmuth war, wenn sonst auch nichts, wenigstens zu erklären. Unerklärlich aber ist es, wie wir, die vor so wenigen Jahren eine lehrreiche Schule der Erfahrung durchlaufen, uns um kein Haar vernünftiger benehmen als die Zöglinge des dreiundvierzigjährigen Friedens. Es war freilich ein harter Schlag, womit uns gestern die Hiobspost aus Villafranca betäubend traf. Ich bekenne frank und frei, daß zur Stunde, als unser Laufbursche mit dem Telegramm der O. C. (Oesterreichischen Correspondenz) anlangte, mir Herz und Hals zu enge wurden. Doch das war nur ein Augenblick. Eine Stunde darauf habe ich meine Mahlzeit mit der gewohnten Eßlust verzehrt, und wenn mir am späten Abend der Nachttrunk nicht gedörig munden wollte, so war dieß nicht die Schuld der verlorenen Schlacht zwischen dem Mincio und der Chiese, sondern es geschah aus Verdruß über den feigen Kleinmuth, der sich überall wie ein Alp auf die Herzen gelegt hatte. Diese niedergeschlagene Stimmung fand ich aller Orten vor, als ich nach Tische einen Rundgang antrat, den ich bis zum späten Abend fortsetzte, da ich begreiflicherweise nicht in der Laune war, daheim am Schreibtische zu bleiben. Mein erster Gang war zu Daum (in's Kaffeehaus). Es mochte etwa fünf Uhr seyn. Vor der Thüre und im ersten Saale („Wallenstein's Lager" genannt) wimmelte es wie gewöhnlich von Offizieren. Die machten wenigstens keine trübseligen, sondern zornige Mienen. Ihre Augen blitzten, ihre Wangen flammten, von der Stirne leuchtete die Zuversicht künftiger Siege. In den andern Räumen dagegen gab es nur bleiche Wangen und gesenkte Wimpern, und wenn ein Wort zu vernehmen war, klang es nicht nach mannhafter Gesinnung. Das „schwarze Wasser der Weisheit" wurde mit so kläglicher Miene geschlürft, als wäre es schnöde Cichorienbrühe, und doch ist Daum ein ehrenwerther Nachfolger des wackern Kolschitzky, und wer bei ihm Kaffee trinkt, sollte billigerweise des Jahres 1683 gedenken, wo Wien und das gesammte Abendland doch aus ganz andern Gefahren errettet wurden, als des Corsen Neffe sie jemals über uns herauf zu beschwören vermöchte, selbst wenn der Sieg seinen Adlern in Italien treu bleiben sollte, woran zu zweifeln sehr gute Gründe vorliegen, und selbst wenn Oesterreich von Preußen im Stiche gelassen würde, was nicht wohl möglich ist, erstens weil der Preuße im Bundesgenossen sich selber zu vertheidigen hat, zweitens weil er, wenn er sich von Oesterreich, Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover und den kleineren Bundesverwandten absondern wollte, sich für alle Zukunft aus Deutschland ausschließen würde.

Im Paradeisgärtlein machten es die Leute wie bei Daum, sie saßen da, als hätten die Zuaven sie schon beim Kragen, selbst jene stattlich aufgeputzten Schönheiten nicht ausgenommen, welche einen sehr bedeutenden Theil der Besatzung des Paradeisgärtleins bilden, wo sie die weltbürgerliche Gastfreundschaft jenes Fräuleins üben, das sich des Herrn Schwertlein annahm, „als er in Napel fremd umherspazierte." — Es litt mich nicht lange auf dem sonst so gemüthlichen Plätzchen; ich begab mich hinab in die Tiefen des Volksgartens, wo beim Theseustempel und bei den Goldfischweihern die Kinderwelt ihren Blocksberg hält. Da war's noch am erträglichsten. Die Kindswärterinnen saßen zwar trübselig genug da, aber das hatte keine Beziehung zur höheren Politik, sondern rührte noch von der bittern Enttäuschung her, die sie erfahren, als sie inne wurden, daß der Kaiser die saubersten Burschen seines Reichs nicht bloß zum Vergnügen der dienenden Klasse in weiße Waffenröcke kleidet. Die Kinder jedoch tummelten sich in gewohnter Vergnüglichkeit umher, ließen ihre Kautschukbälle fliegen, warfen ihre Fangreifen und spielten Versteckens, als wäre nirgends etwas besonderes vorgefallen. Diese halbe Stunde im Volksgarten bot die einzige Abwechslung in der Stimmung, welche den ganzen Abend hindurch sich treffen ließ; hätte ich mich nicht über den bleichen Jammer geärgert, ich wäre vor Langeweile krank geworden inmitten dieser kleingläubigen Philisterhaftigkeit.

Digitized by Google

Heute werden die ausführlicheren Nachrichten über die zwei blutigen Tage vom 23. und 24. d. wohl eintreffen. So viel sich bis jetzt beurtheilen läßt, waren sie der Anfang einer Reihe von Gefechten, die sich muthmaßlich in kurzen Zwischenräumen aneinanderschließen werden. Am ersten Tage, wo die Kaiserlichen an vier Punkten über den Mincio vorgingen, scheint es nur zu Vorpostengefechten gekommen zu seyn. Wir erfuhren nichts davon, doch hieß es: „die Kaiserin schwimme in Thränen," mithin mußte sie am Donnerstag schon Nachricht über die begonnene Angriffsbewegung erhalten haben. Freitag Abends meldeten Privattelegramme, daß Morgens eine Schlacht begonnen habe, und daß der sich entfernende Geschützdonner auf ein Vordringen der Unseren schließen lasse. Das war ganz richtig. Im Anbrginn wurden die Feinde zurückgedrängt. Um zehn Uhr Vormittags stießen die Hauptmassen auf einander. Auf dem rechten Flügel behauptete Graf Schlick vier Stunden lang die genommenen Stellungen, auf dem linken gewann Graf Wimpffen an Boden gegen die Chiese hin. Nachmittags um drei Uhr wurde die Mittelstellung der Kaiserlichen zu Solferino durch einen Hauptangriff der Franzosen mit überlegenen Kräften nach mehrstündigem Kampfe genommen, und eben so Cavriano. (Ich setze voraus, daß ihr eine Landkarte vor Augen habt; die ist jetzt unentbehrlich wie das liebe Brod.) Diese Sprengung der Mittelstellung durch die Franzosen nöthigte die Oesterreicher zum Rückzug gegen und theilweise über den Mincio, obwohl die Piemontesier auf des Feindes äußerstem linken Flügel zurückgeschlagen wurden. Der Rückzug der Kaiserlichen war offenbar keine Flucht; am Abend des 24. hielten sie noch Goito, Volta, Mozzambano und Pozzolengo besetzt. Das Hauptquartier war von Valeggio, am linken Ufer des Mincio, ein paar Stunden weiter gegen Verona hin, nach Villafranca verlegt worden, wo es ein paar Tage früher schon gewesen. Wir haben, wie es nach diesen vorläufigen Angaben scheint, zwar sehr bedeutende Verluste erlitten und eine Schlacht verloren, aber von einer förmlichen Niederlage wird keine Rede seyn dürfen, — den Moniteur natürlich verbuchstabiren, der bekanntlich seine eigene Sprache für sich schreibt, die aber in's Richtige zu übersetzen alle Welt bereits geternt hat. Jedenfalls liegt kein Grund zum feigen Verzweifeln vor. Der wäre nicht einmal vorhanden, wenn wir wirklich eine Niederlage erlitten hätten. Dafür bürgt die Erfahrung. Denkt an das Jahr 48, denkt an den ersten Napoleon zurück, — der, obwohl einer der ersten Feldherrn aller Jahrhunderte, sein Leipzig und sein Waterloo fand. Kaiser Franz, dem er so viele Kronländer geraubt und eine Tochter abgewonnen, überlebte, in seinen Besitz hergestellt, des neuen Cäsar schnell verflogene Herrlichkeit um viele Jahre. Der Neffe aber ist weder ein Cäsar noch ein Augustus, und Oesterreich ist nicht nur innerlich stärker, als es vor einem halben Jahrhundert war, sondern besitzt auch Bundesgenossen, welche sich einerseits nicht zum zweitenmal über Basel nach Tilsit auf's Eis führen lassen, andererseits nichts vom Berufe in sich verspüren, eine dritte Auflage des Rheinbundes zu veranstalten, nachdem ihnen die erste Ausgabe unter Ludwig XIV. und die zweite unter Napoleon I. Blut, Ehre und Geld genug gekostet. Wie Grillparzer zu Radetzky sagte: „Oesterreich ist in Deinem Lager," läßt sich jetzt zum Kaiser Franz Joseph sprechen: „Deutschland ist in Deinem Lager!" Die Zweifel, welche man in dieser Beziehung gegen Preußen, — niemals aber gegen „Deutschland" — aufwerfen hört, zerrinnen in nichts, da Preußen nicht sowohl den Bundesgenossen zu vertheidigen, sondern (es läßt sich nicht oft und eindringlich genug wiederholen) sich der eigenen Haut zu wehren hat, genau wie John Bull, was auch, um mit Punch zu reden, „Louis Napoleon" Palmerston und „Victor Emanuel" Russell dazu sagen mögen.

Unter dem Deutschland im Lager verstehe ich das ganze, unter dem weiter oben angeführten jenes der Geographie des Wiener Sprachgebrauches, wonach dem Inbegriffe von Deutschland die Gebiete der zwei Großmächte des Bundes abgezogen werden, was ich zur Vermeidung von Mißverständnissen ausdrücklich beifüge. Die Hiobspost von der verlorenen Schlacht ist und diesmal mit lobenswerther Schnelligkeit zugekommen. Die ausführlicheren Berichte werden hoffentlich auch nicht dem hinkenden Boten mitgegeben werden. Raschheit und Offenheit sind jetzt zwei Hauptersordernisse bei allen Gelegenheiten, wo es sich um Ereignisse vom Welttheater handelt, und namentlich wird in unsern Tagen der blitzschnellen Telegramme die strengste Wahrheitsliebe derjenigen Regierung zu empfehlen seyn, welche etwas darauf hält, daß man ihre Versicherungen als glaubwürdig annehme. Die französische ist offenbar in Nachtheil dadurch gerathen, daß ihre Schreibstuben für Lügenfabriken gelten. Die Wahrhaftigkeit der österreichischen steht, Gott sey Dank! schon längst über jeden Zweifel erhaben; aber manchmal wurde bisher eine gar zu zögernde Bedachtsamkeit im Vorrrage besagter Wahrheit bei Anlässen bemerkt, wo Eile dringend geboten schien. Die ersten Nachrichten über Montebello, Palestro und Magenta kamen der Welt über Paris zu, zum Theil mit Verbrämungen, welchen den Vortheil des ersten Eindrucks zu gönnen nicht gerathen schien. Jedenfalls aber wird der dadurch angerichtete Schaden als ein noch ganz billiges Lehrgeld anzuschlagen seyn, wenn und die Erfahrung dauernd gewitzigt hat, und zwar um so mehr, je deutlicher sich herausstellt, welch heillose Windbeutel der Franzos und sein Gefell gewesen, als sie das und jenes sagten. Zur Geschwindigkeit im Melden fehlt uns jetzt nur noch eine umfassendere Vollständigkeit auch außerhalb des Kriegsschauplatzes, natürlich diplomatische Geheimnisse ausgenommen. Wenn wir überzeugt wären, daß alle wichtigen Vorfälle hierortes ohne Ausnahme gemeldet würden, so hätten die mündlich umhergeschleppten und dann durch fremde Zeitungen hereingebrachten zahllosen Gerüchte kein Feld der Wirksamkeit mehr. Wenn wir aber, wie es nächstens geschehen wird, vielleicht sogar heute Morgen bereits geschehen ist, in auswärtigen Blättern lesen sollten,

Digitized by Google

daß ſechs italieniſche Soldaten, welche ihre Kameraden zum Treubruch verleiten wollten, im Kaſernenhofe kriegsrechtlich erſchoſſen wurden; wenn wir ferner Gründe haben ſollten, wie es wirklich der Fall iſt, die Thatſache für richtig zu halten, ſo werden wir beklagen dürfen, daß nicht öffentlich davon die Rede war; denn das Gerücht wird zweifelsohne auswärts aus dem vereinzelten Verſuche einiger Hochverräther eine große Meuterei machen, und etwas weniger unbeſcheidene Lügner werden das Körnlein Wahrheit zum Geleitbrief für eine ganze Ladung ihres Fabrikats machen, indem ſie dieſelbe damit galvaniſch vergolden.

Berlin, Juli.

Stimmung. — Der Wollmarkt. — Friederike Goßmann.

Es wird ſchwer ſeyn, einen Brief aus Berlin zu ſchreiben, der dießmal nicht das Thema berührte, das alle Gemüther erfüllt, alle andern Intereſſen übertönt — die politiſche Lage und Stimmung. Berlin hat ein kriegeriſches, wenigſtens ein militäriſches Anſehen gewonnen; überall Bewegung in dieſer Richtung. Offiziere, die ihr Avancement freudig begrüßen, eingekleidete Landwehrmänner, die ſich in der ungewohnten Uniform zurechtzufinden ſuchen, Abtheilungen von Soldaten, die von ihren Exerzierübungen zurückkehren in ganz beſonderem Gefühl ihrer Wichtigkeit, wozu ſie das geſteigerte Intereſſe berechtigt, mit dem jeder Vorübergehende ſie betrachtet. Doch iſt die Lage und Stimmung ſo eigenthümlich als möglich. Noch weiß niemand das Ziel dieſer kriegeriſchen Rüſtung (wenigſtens nicht im Augenblick, in dem ich ſchreibe); jede Partei, jede Sympathie und Antipathie hat freies Feld zu ihren Berechnungen und Hoffnungen. Dabei kommt kein Enthuſiasmus auf und die bequeme Friedenspartei, die den Krieg vermeiden will à tout prix, und kurzſichtig nur das nächſte Intereſſe und den nächſten Tag in's Auge faßt, gewinnt breites Feld. Jedenfalls iſt man, und zwar der auch weiter ſehende Kreis der Bevölkerung, gegen die Rüſtung, wenn ihr nicht ſofort eine energiſche Handlung folgen ſollte. Wir müſſen dieſes Schwanken über die Abſichten, die ſo ernſte Vorbereitungen nöthig machen, Vorbereitungen, die vor einigen Monaten mit Jubel begrüßt worden wären, ſehr beklagen, und können uns nicht damit beruhigen, daß ſie nur als diplomatiſche Klugheit geſchildert werden. Alle Parteien ruft ſie gegen einander, die ſich zu einem beſtimmten Ziele, jede in ihrer Weiſe, vereinigt hätten. Das ganze Volk unter Waffen, nur um den diplomatiſchen Noten einen Nachdruck zu geben, das iſt ein Opfer vom Volk verlangt, für deſſen Reſultat es ſich nicht begeiſtern kann, um ſo weniger, als die Diplomatie überhaupt bei uns in geringem Anſehen ſteht, und niemand einſieht, wie die Federn jetzt noch ausgleichen können, nachdem der Conflikt ſo furchtbar blutig begonnen hat. Portia konnte mit einem Wortſpiel den Rechtsſtreit löſen, ſo lange Shylock ſein Meſſer nur wetzte; hätte er es gezückt und getaucht in das Blut des „königlichen Kaufmanns," würde die That für das Wort eingetreten ſeyn. — Aber wir wollen nicht politiſiren, wir könnten leicht bitter werden und haben keine Worte mehr, die genugſam die Erbitterung ausdrücken, die man gegen den lügneriſchen Despoten, Polizeiherrſcher und zugleich Genoſſen der Revolution hegen muß, der alle ſchlechten Richtungen der Menſchheit zu eigenen, ſelbſtiſch einen Zwecken ausbeutet. Wenn man es aufgeben würde, diplomatiſch klug ſeyn zu wollen, würde man keinen Zweifel mehr haben über das Ziel, das das gerüſtete Deutſchland ſich zu ſetzen hat.

In dieſe Zeit, gedrückt und verkümmert durch die Stockungen in allen Zweigen der Induſtrie, fiel nun der Wollmarkt, der in früheren Jahren eine Reihe komiſcher Genrebilder zeigte, die dießmal ſehr verſtimmt erſchienen. Das ſchon ſommerlich leer gewordene Berlin empfängt in den Tagen des Wollmarktes eine Menge von provinziell ländlichen Geſtalten, die die öffentlichen Vergnügungsörter überfluthen. Vor einer Reihe von Jahren trugen dieſe Gäſte noch einen entſchiedenen Typus. Die einzige Reſe des ganzen Jahres führte hier die ländliche Induſtrie zuſammen, gebräunte Geſichter, kräftige Geſtalten in Kleidern, die eine Muſterkarte der Moden aus den letzten zehn Jahren zeigten. Die Berliner hatten recht ihre Freude daran, abgeſehen daß alle Läden ſchon ſich auf dieſe Käufer freuten, die einen Theil ihrer reichen Einnahme hier zurückließen. Das iſt nun anders geworden. Die Eiſenbahnen führen die ländlichen Beſitzer aus der Provinz öfter nach Berlin, die Moden ſind ausgeglichen, das ſpecifiſch Provinzielle iſt mehr und mehr verwiſcht. Dazu hat die Zahl der Durchreiſenden und Fremden ſehr zugenommen, auch für den Sommer, und man bemerkt die „Wollhabenden," wie der Berliner Witz die Herren nannte, in der Menge weniger. Kurz, der Wollmarkt hat ſein Charakteriſtiſches, das Uebergewicht des provinziellen Typus in der Reſidenz für einige Tage, zum großen Theil verloren. Nichtsdeſtoweniger iſt dieſes Treiben bemerkbar genug und Verkaufsläden, Sommertheater, Gartenvergnügungen rechnen auf die Gäſte des Wollmarktes. Dießmal haben ſie ſich getäuſcht, wenn ſie auf große Einnahmen zählten. Der Preis der Wollen ſank durch die Mobilmachungsordre, die einen großen Schrecken

Digitized by Google

in der induſtriellen Welt hervorrief, plötzlich ſehr bedeutend; die Käufer benutzten dieſen Schrecken, der die Verkäufer zur Uebereilung trieb, die geringere Ausbeute zwang zu geringeren Ausgaben, zu ſchnellerer Abreiſe — es war eine ſichtliche Verſtimmung unter der ſonſt ſo heiteren Geſellſchaft bemerkbar. Dieſer Rückſchlag iſt bedeutender, als man denkt, die Concurſe, Ausverkäufe, namentlich der kleinen, auf Luxus baſirten Geſchäfte, häuft ſich, ſelbſt die Erſparung an Lebensmitteln wird fühlbar und vermehrt den Druck, den die politiſche Schwüle ausübt.

An den Wollmarkt ſchließen ſich alljährlich die Wettrennen an. Dieſes Vergnügen will nun einmal nicht populär werden und concentrirt ſich auf den geſchloſſenen Kreis von Theilnehmern, denen ſich nur einzelne Neugierige anſchließen. Dieſe Theilnehmer ſind nun ſelbſt nicht populär, und das tritt in dieſem Jahre noch ſchroffer hervor, wo man ſich gewöhnt hat, die Oppoſition gegen das zeitige Miniſterium, die Proteſtſchmiederein der Patrone und Kreisſtände, das Junkerthum und die Freunde der Rennbahn zu identificiren. Wie würden dieſe kleinen und kleinlichen Antipathien in der ſcharfen Luft eines geſunden Krieges verſchwinden!

Daß in dieſer Zeit der Abſpannung, der Einſchränkung und durch die Politik erfüllten Theilnahme eine Erſcheinung auf dem Gebiete der Kunſt das Intereſſe auf ſich zu lenken, zu erweitern und feſtzuhalten gewußt hat, ſpricht jedenfalls für ihre Anziehungskraft. Wir meinen das Gaſtſpiel von Friederike Goßmann auf dem Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater. Die junge Dame hatte in der Preſſe viel von ſich reden laſſen, und erſchien zum erſten mal in Berlin. Wir wußten, wie ſie in Hamburg der Gegenſtand der extravagantеſten Huldigungen geweſen war, wie ſie in Wien am Burgtheater, gleich nach dem Rücktritt der gefeierten Louiſe Neumann, in deren Fach Furore gemacht hatte. Ja es hatten eine Menge kleiner Anekdoten von ihrer Naivität die Runde durch die Zeitungen gemacht, und die Geſchichte, wie ſie in Wien Mehl und Eier verkaufte, um einer verarmten Familie aufzuhelfen, wie ſie ritt, Cigarren rauchte u. ſ. w., hatten auf ihre Perſönlichkeit aufmerkſam gemacht. Nun liebt es aber Berlin nicht den Enthuſiasmus anderer Städte, namentlich Wiens, fortzuſetzen. Man will bei uns die Berühmtheiten erfinden und ſeine Begeiſterung ſelbſt ſchaffen. Die erſten Gaſtrollen der jungen Künſtlerin ſahen leere Bänke, wozu die Hitze in dem Wintertheater auch weſentlich beitrug. Wenn es nun auch an allen Zeichen der Anerkennung nicht fehlte, war Fräulein Goßmann doch, verſtimmt über die geringe Zahl der Bewunderer, im Begriff ihr Gaſtſpiel abzubrechen, als die kühleren Tage eintraten, den Beſuch des Theaters erträglicher machten und das Haus füllten. Seitdem ſind alle Räume beſetzt, ja überfüllt, das Orcheſter ausgeräumt, der Beifall ſteigend. Und doch ſind es kleine, ſeit Jahren abgeſpielte Stücke, ohne äußeren Reiz, ohne das Intereſſe der Neuheit, die in dem leeren Berlin, in dieſer ungünſtigſten Zeit ein großes Publikum verſammeln, und es wiederholt ſich, was uns aus Hamburg und Wien gemeldet wurde. Trotz alledem können wir der Künſtlerin keine hohe Stufe der Künſtlerſchaft zuſprechen, kein weites Geſtaltungsvermögen, keine Genialität der Auffaſſung, nicht einmal Schönheit der Erſcheinung und der Mittel, wie wir erſteres bei Louiſe Neumann, letzteres bei Charlotte von Hagn in gleichem Rollenfache zu bewundern hatten. Wir haben hier eine niedliche Erſcheinung, ein dünnes Stimmchen ohne große Modulation, ein glückliches Naturell, ſprudelnden Humor, den mehr ein richtiger Takt als hervorragende Anmuth von der Grenze der Uebertreibung zurückhält. Friederike Goßmann iſt eine Specialität, und daß ſie ganz ſelbſtſtändig, ohne Anlehnen an irgend ein Vorbild ſich ausgebildet hat, das iſt die Erklärung ihrer Anziehungskraft. Sie gibt, ſie ſpielt ſich ſelbſt und ſprüht allen Muthwillen vor dem Publikum aus, der gerade ihr kleines Köpfchen durchzieht. Eines hat ſie in der Umgebung des Burgtheaters, in der Laubeſchen Schule gelernt — das feſte Anlegen eines Grundtons und das Vorbereiten und Ausarbeiten der kleinen Effekte. Im übrigen iſt ſie Naturaliſtin, ſie folgt dem Inſtinkt mehr als der Ueberlegung, dem Einfall des Momentes mehr als dem vorbereitenden Studium. Sie ſucht ſich mit ihrer Rolle und die Rolle mit ihrer Perſönlichkeit zu identificiren. Deßhalb erſcheinen uns auch die längſt ſtereotyp gewordenen Paradepferde aller naiven Liebhaberinnen ſeit zwanzig Jahren unter ihrer Behandlung neu. Dabei ſtattet ſie ihre Rollen mit einer ſolchen Fülle von kleinen reizenden Pointen aus, die ſich ſo ſchnell folgen, daß die nächſte uns nicht Zeit läßt, über die letzte nachzudenken. Dadurch nimmt ſie dem Zuſchauer die Möglichkeit der Kritik und macht den Kritiker zum Zuſchauer, der im Eifer, nichts zu überſehen, die Fähigkeit verliert, Einzelnes zu genau zu betrachten. Haben wir einmal das kleine Genre zugegeben, ſo haben wir es hier mit einer Vollendung zu thun. Vielleicht liegt hierin auch die Erklärung des nicht plötzlichen Erfolges. Die Künſtlerin mußte erſt ihr Genre feſtſtellen, an daſſelbe gewöhnen, um die Würdigung ihrer ganzen Virtuoſität zu empfangen. Bei alle dem haben wir doch unſere Bedenken ſowohl für die Kunſt als für die Künſtlerin. Für ein vorübergehendes Gaſtſpiel iſt das vortrefflich, aber wie ſtellt ſich die Goßmann in dem Rahmen eines Kunſtinſtituts, wie das, dem ſie angehört? „Das Burgtheater geht an der Goßmann zu Grunde,“ ſagte uns vor einem Jahre ein geiſtvoller Freund jener Bühne, und wenn die Künſtlerin fortfährt, das Intereſſe des Publikums auf dieſe kleinen, geiſtloſen, zum Theil verſchrobenen Stücke vorzugsweiſe hinzulenken, ſo iſt die Befürchtung nicht unbegründet. Stücke, die wir uns freuten begraben zu ſehen, dieſe Einfalten vom Lande, Pariſer Taugenichtſe, mag man ſie nun Letorières, Richelieu oder wie immer taufen, werden aus der Vergeſſenheit hervorgezogen und nehmen einen breiten Raum auf dem Repertoire ein, das dem klaſſiſchen Drama gehört. Hat doch die Grille durch die Goßmann in Wien einen dauernden Erfolg gehabt, wie noch niemals ein Stück vorher, und wenn wir auch zu denen gehören, die der

Digitized by Google

Birch-Pfeiffer volle Anerkennung für ihr Genre zollen, so können wir dem hervorragenden Erfolge dieser Stücke doch keinen günstigen Einfluß auf die Geschmacksbildung des Publikums zusprechen. Wenn es also der Goßmann nicht gelingt, sich aus ihrer Specialität zur Durchführung bedeutenderer Aufgaben, wie das Burgtheater sie von seinen Mitgliedern fordern muß, herauszuarbeiten, wird sie entweder, wenn ihre Anziehungskraft ausreicht, den Geschmack des Publikums verflachen, oder sie muß befürchten, daß man ihrer überdrüssig wird. Wir hoffen auf ihr Talent, und zu dieser Hoffnung berechtigt uns die reizende Durchführung der Marianne in den Goethe'schen Geschwistern, die wir in Wien von ihr sahen und leider in Berlin noch nicht Gelegenheit hatten zu bewundern. Vielleicht führt ihr Gastspiel an unserer Königsbühne, das für den September abgeschlossen ist, und die Künstlerin in neuen Rollen vor, die unsere Befürchtungen noch mehr vernichten. Wir sehen diesem Gastspiel mit Freuden entgegen, so weit man sich auf einen Kunstgenuß freuen kann, von dem uns noch verhängnißvolle Monate trennen.

Halle, Juli.

Das Händelfest.

Das war ein heftiger Kampf, welchen in den jüngst vergangenen Tagen die Liebe zur Kunst mit der alle Gemüther beherrschenden Politik zu bestehen hatte. Bellona mußte dreimal den Musen weichen, und als nun einmal die Würfel gefallen waren, wendeten sich die Gemüther erleichtert und erhoben der neuen Quelle des Interesses zu. Auch hatte diese Theilnahme neben den weltgeschichtlichen Ereignissen gewiß ihre vollste Berechtigung: sie galt unserem großen Landsmann Händel, diesem Helden und König durch die Beherrschung jeglichen Stoffes, dem sich sein Genius zugewendet.

Das Herannahen des hundertjährigen Todestages Friedrich Georg Händels hatte in seinen Verehrern den lebhaften Wunsch hervorgerufen, ihm in dankbarer Anerkennung dessen, was er uns hinterlassen, noch ein anderes Monument zu gründen, als er selbst schon durch seine Compositionen gethan. Derselben Gesammtausgabe sollte veranstaltet, in unserem Halle, der Geburtsstadt des Meisters, ein Conservatorium gestiftet werden. Die Aufgabe der Sammlung der Händelschen Werke liegt in den besten Händen, da sie Gervinus übernommen hat, dessen Sachkenntniß und Verehrung des Meisters ein herrliches Vermächtniß für kommende Generationen in Aussicht stellen.

Innerhalb Deutschlands und bei der stammverwandten Nation, die sich Händel zu eigen gemacht hat, wie wir uns ihren Shakespeare, erscholl der Ruf nach Unterstützung. Indessen zur Gründung eines Conservatoriums flossen die Mittel zu knapp, und hätten wir dasselbe auf eigene Kräfte bauend unternehmen wollen, so würde wohl die Zahl jener unglücklichen Erscheinungen, der todtgeborenen Projekte noch um eines vermehrt worden seyn. So griff das Comité denn zu dem andern bereitliegenden Plane eines Monuments. England, unser Königspaar, mehrere fürstliche Häupter boten hülfreiche Hand, manche Städte der Provinz sandten ihre Beiträge. Aus Rücksicht für unser Spree-Athen wollen wir jedoch den Kunstsinn der Städte nicht nach der Größe der Gaben klassificiren. Auf die uneigennützigste Weise erbot sich der Bildhauer Heidel in Berlin zur Anfertigung des Denkmals, das wir schon an Händels hundertjährigem Todestage in unsern Mauern hätten sehen können, wenn nicht Krankheit den Künstler an so schneller Vollendung gehindert hätte. Ganz ohne Feier ging indessen jener Gedenktag nicht zu Ende. Robert Franz, der hochgeschätzt seit vielen Jahren unserer Singakademie mit Ernst und Treue vorsteht und dessen edle Geschmacksrichtung ihre bildende Gewalt mehr und mehr über alle Mitglieder ausübt, hatte verschiedene Sätze aus Händels Werken einstudirt, ein kurz bezeichnender Lebensabriß des Gefeierten wurde vorgetragen und auf diese Weise im kleinen, nicht aus Neugier oder Mode gebildeten Kreise des Tages herglich gedacht.

Wenn in unserem Halle etwas unternommen wurde, mag es wohl vorgekommen seyn, daß es am rechten Schick der Einrichtung fehlte, und „wieder einmal blamirt" mag dann und wann das leichtfertige Urtheil gelautet haben. „Wo sollen die verräucherten Hallenser auch die Eleganz hernehmen?" Aus unserer Bauart freilich nicht, und von der umgebenden Natur ist es auch nur einem kleinen Theile vergönnt, den Schönheitssinn zu wecken. Indessen wird alles in Halle Erstrebte durch eine so wahrhaftige Solidität der Gesinnung charakterisirt, daß jene Beschuldigungen ihre Erheblichkeit verlieren, selbst wenn dieselben, was übrigens bei dem Händelfeste nicht zugestanden wird, hin und wieder begründet seyn sollten.

Mit großem Eifer studirte nun die Akademie an verschiedenen Händelschen Werken. Ein tüchtiger Lehrer, hingebende Schüler, eine edle Sache, — wie hätte das Ziel nicht erreicht werden sollen! Der Samson war für den Tag der Enthüllung, den ersten Juli, ausgewählt; — da überschritten die Oesterreicher den Ticino, und wie die Dissonanzen der Politik nun absolute Herrschaft zu gewinnen drohten, so verschüchterten sie auch den Sinn für die Händelfeier. Zwar ging die patriarchalische Verfassung der Akademie ihren ungestörten Gang, aber über das Ob und Ob nicht der Festlichkeit gab es bedrohliche Debatten. Der Eindruck des nicht Zeitgemäßen wurde indessen von der Majorität des Comités als unhaltbar zurückgewiesen. Wer für alle Zeiten lebt wie Händel, dessen Andenken zu feiern ist keine Zeit eine ungeeignete, und Schweres zu überwinden

Digitized by Google

bedarf es gewiß mehr denn je einer gehobenen Seele. So schlug denn Händel den Louis Napoleon und alles wandte sich mit ganzem Herzen den Vorbereitungen des Festes zu.

Wie vor zwei Jahren unter Mitwirkung der Frau Goldschmidt-Lind der Messias so schön zur Aufführung gebracht worden war, so hatten auch jetzt die Damen Wagner-Jachmann und Köster und die Herren Tichatscheck und Sabbath ihre Hülfe freundlich zugesagt. Der Morgen des ersten Juli brach heiter an und versprach, daß Seitens des Himmels die Feierlichkeit nicht gestört werden sollte. Auf unserem Marktplatze, einem der schönsten in Deutschland, stand das weiß verhüllte Monument; von den Thürmen der Stadt erschallte in der Frühe der Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott." Die berühmten Gäste wurden Seitens der Akademie mit Blumengaben und einem Ständchen begrüßt. „Empfangt den Mai mit Blumen," von Franz, war der Willkomm, den der Componist mit seinen Schülern und Schülerinnen den Damen bot. Der Marktplatz füllte sich. Leider vermißte man den grünen Laubschmuck der Häuser, für den der Tag so geeignet schien. War dieß ein Zeichen, daß der Meister noch nicht populär geworden, und nur in einzelnen Gemüthern eingedrungen ist? Oder hielten die Zeitverhältnisse den Halleschen Erfindungsgeist so gefangen, daß diesem König im Reiche der Kunst, der nun für immer unter uns weilen sollte, nicht mit den Symbolen der Freude gehuldigt wurde, mit denen sonst die durch ihre Städte ziehenden Monarchen empfangen werden?

Wie dem auch sey, es herrschte eine freudige Bewegung unter der Fülle der Schaulustigen auf dem Marktplatze. An allen Fenstern drängte sich Kopf an Kopf, die Dachluken hatten durch Sonnenschirme eine bunte Decoration erhalten, selbst auf den Hausgiebeln nahmen Wagehälse einige unbestrittene Plätze ein. Um halb neun Uhr sammelten sich Behörden und Corporationen in wohlgeordneten Reihen um das Monument, die Studenten im Festzuge mit wehenden Fahnen, die Liedertafeln mit ihren friedlichen Bannern, die Gewerke, welche bei Herstellung des Monumentes thätig gewesen, die Lehrer, die Mitglieder der Universität, die Spitzen der Militär- und Civilbehörden, die Geistlichen und endlich das Comité, den hochverdienten Heidel in der Mitte. Nachdem der Oberbürgermeister v. Voß eine der Feier entsprechende Rede gehalten, fiel die Hülle unter allgemeinem Jubel und den Klängen des Siegesmarsches aus Judas Maccabäus: „Seht, er kommt mit Preis gekrönt." Als die imposirende Gestalt nun frei und siegreich auf dem Marmorpostamente stand, von der Sonne bestrahlt, über ihr das blaue Himmelszelt und die jetzt feierlich schweigende Menge zu Füßen — es war ein Moment, der mit freudigem Schauer die Herzen durchbebte, und vielleicht in manches Gemüth den Samen zu einem dem Treuen herrlichen Lohn bietenden Cultus legte. Die ganze Versammlung stimmte das Lied an: „Nun danket Alle Gott," und ein Hoch auf den Meister schloß die Enthüllungsfeier. Händel steht aufgerichtet, der Kirche zugewendet, wie ein Held durch die Macht des Genius. Eine Hand in die Seite gestemmt, stützt er sich mit der andern, eine Notenrolle haltenden, auf ein antikes Pult, auf welchem der Messias aufgeschlagen liegt. Der Einband dieses Heftes ist mit der heiligen Cäcilie verziert, deren Antlitz die Züge der Frau Jenny Goldschmidt trägt. Auf den drei Fußseiten des Pultes finden wir den königlichen Psalmensänger, dann den Orpheus, die englischen Wappenthiere bändigend, und einen Lorbeerkranz.

Ich schweige über die vortreffliche Technik der Statue. Unser an Sehenswürdigkeiten armes Halle hat für Fremde einen neuen Anziehungspunkt gewonnen. An der Porträtähnlichkeit darf nicht gezweifelt werden, da der Meister sie nicht allein von der Händelstatue in der Westminsterabtei geholt, sondern auch mit Liebe und großem Verständniß in den Geist seines Helden eingedrungen ist. Diese Züge müssen dem Originale geglichen haben, sagt man sich unwillkürlich, und traut der Versicherung jener alten Arbeitsfrau, die da meinte: „Ja, der Herre sieht sich sehre ähnlich, es haben's Leute gesagt, die ihn sehre gut gekennt haben." Auf der Vorderseite des Marmorblockes steht mit goldenen Lettern: „Händel;" auf der Rückseite: „Errichtet von seinen Verehrern in England und Deutschland." Auf jeder der Nebenseiten ruht ein Lorbeerkranz.

Um elf Uhr fand in der mit Lilien, Myrthen- und Tannenbäumen sehr lieblich geschmückten Marktkirche die Aufführung des Samson statt. Draußen auf dem Markte stand nun die eherne Gestalt des Meisters, das Antlitz der Kirche zugewendet, auf deren Orgel er seine ersten Studien gemacht und in welcher jetzt die mächtigen Chöre seiner Schöpfung erklangen. Es hätte sich keine tadelnde Stimme gegen die Ausführung erheben können, sie wurde wie von einem Geiste getragen, und wir mußten mit Jubel empfinden: Heute ist Händel wirklich bei uns eingezogen, unser unsterblicher Landsmann! Am Abend gewährte die Illumination des Standbildes noch einen überraschenden Anblick. Aus Halles engen, dunkeln Straßen auf den Marktplatz tretend, sehen wir die gewaltige Gestalt inmitten eines Lichtmeeres ragen; über ihr der nächtige Himmel, unter ihr die dunkle Menschenmasse, sammelt sich alles Licht nur um sie, scheint sie frei, und wahrhaft himmlischen Mächten gebietend, lebensvoll immer weiter zu schreiten.

Und so war denn der Tag zu Ende, der wie eine Insel des Friedens aus den bedrängenden Wogen der Zeitverhältnisse hervorragt, ähnlich wie Händels Bildniß aus den zudringlichen Bukettreihen der Marktstage. Wollte doch der Himmel, daß jene zu beschwichtigen wären, wie diese zu verändern seyn werden! So steht denn Händel fest in Halle für alle Zeiten. Die beiden Brunnenlöwen ihm gegenüber und der große Roland an der Ecke des rothen Thurmes sind seine Hüter. Halle wird seinen edeln Mitbürger ehren in Abbild und Werken, so lange nicht Turkos und Zuaven in seinen Mauern hausen.

M. G.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 31. 31. Juli 1859.

— Mores tibi nosse volenti
Sufficit una domus.
Juvenal:

Die Macht der Sitte.

Von Adolf Helfferich.

1.

Was ist Sitte?

Als ob das eine Frage wäre! höre ich ausrufen. Und doch ist es eine Frage, und zwar keineswegs eine leicht zu lösende; ja, ich behaupte, sie ist überhaupt noch nicht gelöst worden, es müßte denn seyn, daß Umschreibungen den Werth von Lösungen haben.

Sehen wir näher zu, wie es sich damit verhält. Jedermann spricht von der Sitte wie von etwas, was sich von selbst versteht und darum auch keiner Erklärung bedarf; durch Gewohnheit und Herkommen setzen sich eigenthümliche Gebräuche bei einem Volke fest und das heißt man Volkssitte. Aber warum gefallen denn die Menschen sich in dergleichen Eigenheiten? Sollten diese nicht mehr als ein Spiel mit Zufälligkeiten und Aeußerlichkeiten, ohne alle tiefere Beziehung zu unserer persönlichen Willensfreiheit seyn? Fast sollte man es meinen, wenn man gar oft gewahr wird, wie leichten Kaufs manche Völker sich ihrer Sitten entledigen, einen durch Jahrhunderte geheiligten Besitz mit der wohlfeilen Waare fremder Erfindung vertauschend. Indessen geht es mit den ernstesten Errungenschaften des Menschengeistes gerade eben so: Sprache, Recht, Religion, Kunst, Wissenschaft haben nicht selten die Bedeutung bloßer Handelsartikel, und doch behauptet darum noch niemand, die Art und Weise ihrer Entwickelung sey gleichgültig und zufällig für ein Volk, Abwerfen und Annehmen Sache des Beliebens.

Warum sollte es sich mit der Sitte nicht gerade eben so verhalten? Warum sollte es nur für sie keinen Anknüpfungspunkt an den Kern eines nationalen Bewußtseyns geben? Riehl hat ganz Recht, wenn er die Sitte ein natürliches, organisches Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwicklungen nennt, wobei jedoch ein jugendlich naives Zeitalter vorwiegend noch die rechte Unbefangenheit und den natürlichen Instinkt besitzt, um jene allgemeinsten und sittlichsten Sitten schaffen zu können, die für die häusliche und gesellschaftliche Lebenspraxis auf Jahrhunderte den Grund legen. Zu untersuchen bleibt auch dabei noch, was Völker und Zeitalter, wenn sie Sitten schaffen, damit bezwecken, welchen Werth die Sitte für die menschliche Persönlichkeit überhaupt hat. Gewöhnlich erkennt die Wissenschaft wie das Leben der Sitte keinen in sich abgegrenzten Wirkungskreis zu, und erblickt das Sittliche

Digitized by Google

an der Sitte darin, daß es der natürlichen Sinnesart und Weise des Volks gemäß, folglich hergebracht und eingewohnt iſt. Will man ſich bei der etwas unbeſtimmten Faſſung begnügen, ſo fallen in den Bereich der Sitte alle die Thätigkeiten, welche im geſellſchaftlichen Zuſammenleben der Menſchen eine zugleich innere und äußere Einheit unter den Individuen herſtellen, die Denk- und Handlungsweiſe jedes Einzelnen beherrſchen, indem ſie das gemeinſame Erzeugniß Aller ſind. In dem Sinne kann ein neues Geſetz der Sitte eben ſo gut widerſprechen als ein neuer Glaube und eine fremde Sprache. Auf einen gewiſſen Grad hat es damit auch ſeine volle Richtigkeit, und insbeſondere hat man bei der *geſchichtlichen* Auffaſſung des Rechts darauf ein großes Gewicht gelegt; nur bleibt es nach wie vor etwas Mißliches, wenn der Sitte neben ihrer allgemeinen Geltung nicht zugleich ein beſonderer Wirkungskreis, ein eigenthümlicher Inhalt zuerkannt wird, weil alsdann die berechtigten Grenzen ihrer Wirkſamkeit nicht angegeben werden können. Sehe ich recht, ſo findet bei allen höheren Lebensäußerungen, die eine Gemeinſchaft unter den Menſchen herſtellen, eine *Stufenfolge* ſtatt, in der auch die Sitte ihre natürliche und beſtimmte Stelle einnimmt, ohne gleichwohl gewaltſam daran gebunden zu ſeyn. Das Nächſte und Nothwendigſte, was Gemeinſchaft erzeugt, iſt die *Sprache*, weil gemeinſames Zuſammenleben durch die Möglichkeit gegenſeitiger Verſtändigung bedingt wird. Für einen möglichſt weiten Begriff der Sprache als eines geiſtigen Bindemittels ſpricht ſchon der Umſtand, daß die Thiergattungen, denen in höherem Maaße der Trieb der Geſelligkeit innewohnt, dem Gebrauch ihrer Stimme ganz ähnliche Wirkungen verdanken, die der Menſch durch ſein Sprachorgan hervorbringt, ſo wenig ſicher wir auch von allen Kunſtgriffen und dem ganzen Umfang des thieriſchen Mittheilungsvermögens unterrichtet ſind. Nur darüber kann kein Zweifel ſeyn, daß die Thiere die verſchiedenen Luftſchwingungen, die ſie vermittelſt ihrer Organe hervorzubringen im Stande ſind, genau in derſelben Abſicht gebrauchen, welche den Menſchen zum Sprechen veranlaßt. * So gehört es zu den ſchwerlich jemals durch die Wiſſenſchaft zu löſenden Geheimniſſen der Natur, daß Thiere, die gar keine Stimmmittel beſitzen, wie z. B. die Inſekten, auf anderem Wege Töne hervorbringen, durch die ſie ſich auf einen gewiſſen Grad unter einander verſtändigen.

In Phädon läßt Platon den Sokrates ſagen, er ſey nicht wenig überraſcht geweſen, als er gefunden, wie wenig Anaxagoras mit dem *geiſtigen* Princip, auf das er zuerſt unter den Hellenen zur Erklärung der Welt ſich berief, anzufangen wiſſe; und Ariſtoteles geht der Frage noch tiefer auf den Grund, indem er den *maſchinenmäßigen* Gebrauch tadelte, den Anaxagoras von der Vernunft machte: dem ähnlich bedient ſich jetzt noch die Natur- und Seelenlehre des vieldeutigen Wortes „Inſtinkt," das ſie jedesmal da herangezieht, wo ihr das Verſtändniß eigenthümlicher Lebenserſcheinungen fehlt. Nicht darauf kommt es an, was die Natur, ſondern *wie* ſie es thut, und gerade über die Art und Weiſe ihrer zweckmäßigen Wirkſamkeit wird gar ſo oft mit einer nichtsſagenden Redewendung hin-

* *Lock*töne und ihre Zwecke ſind ſehr weit im Thierreiche verbreitet; nicht bloß Säugethiere und Vögel äußern ſie, auch die Fröſche, die Heuſchrecken, Grillen und mehrere andere Inſekten können Locktöne hervorbringen. Weiter abwärts im Thierreiche kommen Stimmen und Stimmorgane nicht mehr vor: alle Spinnen, Krebſe, Schnecken, Muſcheln, Radiaten und Polypen ſind ſtumm, obgleich ſie, ſonderbar genug, nicht alle taub zu ſeyn ſcheinen; wenigſtens hat man bei Krebſen und Schnecken Organe gefunden, welche die weſentlichſten Eigenſchaften von Gehörswerkzeugen beſitzen (H. Burmeiſter, geologiſche Bilder. Bd. I. S. 275). Von einer Wittwe in St. Gallen weiß man, daß ſie einen Staar beſaß, der das als Tiſchgebet täglich vernommene Vater Unſer ganz deutlich und vollſtändig herzuſagen verſtand; daher es nicht befremden kann, wenn der treffliche Fr. v. Tſchudi (Das Thierleben der Alpenwelt. Vierte Auflage. S. 108) einen Häher auf einem Baume ſitzen ſah, der wie ein Ziegenböcklein meckerte, wie ein Schaf und dann wie ein Lamm blöckte und zuletzt wie ein Schäfer pfiff, der die Heerde zur Tränke ruft. Schon ehe die roſigen Morgenwölkchen das Nahen der Sonne verkünden, ja oft ehe noch im Oſten ein lichter Hauch ihre Geburtsſtätte anzeigt, beginnt von einer alten hohen Tanne ein leiſes Kollern, dann folgen einige ſchnalzende, klappende Töne, die immer ſchneller hervorſprudeln, dann der Hauptſchlag und endlich ein langer Faden wetzender Ziſchtöne. Der Auerhahn ſalzt. Nicht lange treibt er ſein Weſen allein. Etliche Rohrſänger im nahen Ried haben ſchon von Mitternacht an ihre Weiſen geübt und werden um ſo eifriger, als die Sonne jetzt naht. Da erwacht die Amſel, ſchüttelt den Thau von ihrem ſchwarzglänzenden Gefieder, wetzt den Schnabel am Zweige und hüpft höher hinauf am Ahornbaum. Sie wundert ſich faſt, daß der Tag ſchon der Dämmerung Herr wird und der Wald noch fortſchläft. Zweimal, dreimal ruft ſie über die Bäume, hinüber an die andere Bergwand und hinunter in's Thal, über deſſen Bachader ein paar dünne Nebelſtreifen ſich hingelegt haben. Einmal im Zuge beginnt der geſammte Sängerchor ſein Loblied, jenes weithin ſchallende Zwiegeſpräch, von dem wir Menſchenkinder ſo wenig verſtehen.

Digitized by Google

weggegangen. Es müssen die Thiere eben so zahlreiche als eigenthümliche Mittel gegenseitiger Verständigung besitzen, und weil dieß der Fall, steht die menschliche Sprache lange nicht so weit ab von den geselligen Trieben der Thierwelt, als die Gelehrsamkeit zur Wahrung ihrer eigenen Würde annehmen möchte. Die Idee der Sprache verliert dabei so wenig, daß sie umgekehrt einen desto breiteren Boden gewinnt, je mehr man sie im Besitze ihrer Naturbasis belässt. Ist es doch ausgemacht, daß die gesammte Lautlehre, soll sie nicht zu einer bloßen Zufälligkeit herabsinken, nicht nur nach allgemeinen physiologischen und anatomischen Gesichtspunkten beurtheilt, sondern offenbar auch mit Rücksicht auf bestimmte thierische Stimmmittel erwogen seyn will.

Wie es sich aber auch damit verhalten mag, eine beliebige Offenbarung der Sitte bleibt ohne eine vorangehende spruchgenossenschaftliche Vereinigung undenkbar. Der Einzelne mag wohl für sich und aus sich eigenthümliche Gewohnheiten annehmen, und ein anderer kann sie ihm nachmachen, ohne daß beide nur auch eine Sylbe mit einander zu wechseln im Stande wären; nur entsteht auf dem Wege noch immer keine Sitte, so wenig gewisse Eigenheiten eines Hundes, oder das Nachahmungstalent eines Affen diesen Namen verdient. Gerade darin spricht sich das Unsittliche gewisser Sitten so schreiend aus, daß sie durch bloße Nachäfferei, d. h. durch affenmäßiges Nachahmen, so wie es Einer dem Andern abjagt, zu einem Gemeinbesitz wurden, der genau denselben Werth für ein Culturvolk hat, wie der rothe Frack eines Engländers für den Kafferhäuptling. Es ist dieß, dessen bin ich gewiß, eine der schwächsten Seiten unseres neueren Culturlebens — das Versessenseyn auf den bloßen Schein und die daher stammende Gleichgültigkeit gegen die persönliche, auf den Grund unseres sittlichen Bewußtseyns zurücklaufende Bedeutung der Ideen. Nur das Neue hat noch einen Reiz und keineswegs das Bedeutende; die Leute sehen wohl auf die Falten, aber nicht auf das, was diese bedecken, und so ist es gekommen, daß die Wenigsten noch an die Macht der Sitte glauben, die Meisten dagegen sich von dem spielenden Modewechsel tyrannisiren lassen. Aber was soll es auch mit den Klagen über die Abnahme der alten guten Sitten und Gebräuche, und mit dem Predigen gegen den Despotismus der Mode, wenn man sich die Mühe verdrießen läßt, *der Sache auf den Grund zu sehen*, weil es weit bequemer ist, sich an die Schale zu halten!

Man gelangt dazu noch immer nicht, wenn man Sprache und Sitte auseinander hält; nicht weniger unerläßlich erscheint es, die durch das Recht begründete Genossenschaft auszuscheiden und der Sitte vorangehen zu lassen. So oft sich auch, namentlich in ihrem Ursprunge, Recht und Sitte berühren und durchkreuzen mögen — ihrem eigentlichen Wesen nach haben sie nichts mit einander gemein, wie ja auch Rechtsverhältnisse sich zwar nur auf der Grundlage der Sprachgemeinschaft bilden, ohne daß deßhalb Recht und Sprache aus einer und derselben Quelle entspringen. Haben sich einmal auf *natürlichem* Wege durch Ausscheidung von dem Gattungsbegriff der Menschheit gesellschaftliche Gruppen gebildet, die durch Abstammung und wegen der Aehnlichkeit ihrer Leibesbeschaffenheit zusammen gehören, so wird jede derselben ihr vernünftiges Thun und Dichten darauf richten, sich eine Sprache und in ihr ein künstliches Mittel für den Lebensverkehr zu schaffen. Die Sprachgenossenschaft ist somit ein freies Erzeugniß des Menschengeistes in seiner nächsten Beziehung zu der durch Abstammung veranlaßten Zusammengehörigkeit; so wie nun aber die natürliche Gemeinschaft sich in Folge einer Menge äußerer Umstände fortwährend verschiebt, bald enger, bald weiter wird, genau eben so verrücken und vertheilen sich nach Maßgabe der natürlichen Einigung die Sprachgenossenschaften, das eine mal durch Aneignung, das andere mal durch Absonderung.

Ueber die natürliche Einheit des Menschengeschlechts bemerkt ein neuerer Schriftsteller * gewiß richtig: „Wie viele Hauptformen innerhalb des Menschengeschlechts auch angenommen werden mögen, wenn man sie als verschiedene Arten betrachtet und ihre Anzahl sehr beträchtlich kleiner setzt als die der Völker der Erde, so wird man immer genöthigt seyn, in Rücksicht der Völker, die man den angenommenen Arten unterordnet, entweder eine relativ bedeutende Veränderlichkeit des Typus durch äußere und innere Einflüsse zuzugeben, da jedes Volk seine besondere Eigenthümlichkeiten hat, oder eine Mischung der Arten zu behaupten. Im ersten Falle hat man der Macht jener Einflüsse durch die Aufstellung von Arten, die doch nur scheinbar unveränderlich sind, eine feste Grenze gezogen, deren Bestimmung eine rein willkürliche ist und sich nirgends durch Thatsachen als in der Natur begründet nachweisen läßt; im andern Falle dagegen, in welchem alle Veränderungen auf Mischung allein zurückgeführt werden sollen, fügt man zu der großen Unwahrscheinlichkeit, die schon in der Behauptung selbst liegt, daß fast alle Völker der Erde durch und durch gemischte Bastardracen darstellen, noch die zweite, daß diese sämmtlichen Mischlingstypen ohne Auffrischung des Bluts aus den Stämmen, aus denen

* Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig. 1859. S. 255.

Digitized by Google

sie entsprungen seyn sollen, nicht nur für sich allein lebenskräftig fortbestehen, sondern auch ihre eigenen Typen ohne Rückkehr zu denen der Stammeltern selbstständig forterhalten, wodurch die vorher angenommenen Artunterschiede wieder aufgehoben werden."

Ist damit die Arteinheit des Menschengeschlechts zwar nicht bewiesen, aber doch wahrscheinlich gemacht, so gilt etwas ganz ähnliches von der Sprache: das Volk, welchem seine Sprache verloren gegangen ist, hat durch Mischung mit einem andern zugleich auch als Volk fortzuexistiren aufgehört, und die Betrachtung der physischen Typen vermöchte uns eben so wenig als die Linguistik eine Kunde von seiner Existenz zu geben, wenn ihr nicht specielle historische Zeugnisse zur Seite ständen. Die Grenze, welche die Natur, und diejenige, welche die Vernunft in der Sprache zieht, können darum nicht unwandelbar heißen; mit den natürlichen Typen wechseln die Sprachgebiete, weil die Sprache ihrer Idee nach dasselbe allgemeine Verständigungsmittel für geistige Wesen ist, welches die Abstammung für die Einheit der Typen. Das Recht dagegen bezieht sich bereits nicht mehr auf eine unbestimmte Gesammtheit, sondern hat zum Zwecke, die Familieneinheit innerhalb der natürlichen und sprachlichen Gemeinschaft abzugrenzen. Nach Abstammung und Sprache verhalten sich alle Individuen derselben Einheit vollkommen gleich zu einander, es kommt aber nur das Individuum in Betracht und keineswegs die Familie. Umgekehrt verhält sich das Recht zu dem Individuum ganz gleichgültig, daher es verkehrt ist, von einem Rechtsindividuum zu sprechen. Der persönliche Träger eines Rechts schwebt in der Luft, wird zu einem Ding der Unmöglichkeit, sobald man ihn von der Familienverbindung loslöst; hinterher freilich, wenn die Rechtsgenossenschaft, ihrer lebendigen Idee untreu, atomistisch auseinander gefallen ist und nur noch äußerlich zusammengehalten wird, schützt oder bestraft das Gesetz in der Regel allein das Individuum und kümmert sich um die Familie weiter nicht, als das Fortbestehen der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt es erheischt. Für das wahre Wesen des Rechts ist damit eben so wenig etwas bewiesen, als in Betreff der Sprache durch die Erfahrung, daß einzelne Sprachgenossenschaften ohne Scheu die widersprechendsten Sprachformen und Wortbildungen sich von andern Sprachen aneignen und in Folge dessen ihren eigenen Sprachschatz verwirren und auflösen. Eine Pflanze gedeiht und wächst dadurch nicht, daß man sie ganz und gar mit Erde überschüttet. Seinem Begriff nach ist das Recht da, um auf Grund geordneter Familienverhältnisse gesetzlich zu bestimmen, ob und in wie weit jemand über Dinge und Personen verfügen darf. Ein derartiges Verfügungsrecht erleidet eine Einschränkung nach Maßgabe der Bedingungen, unter welchen der natürlich geschlossene Familienverein als eine Einheit vernünftiger und freier Wesen besteht und gedeiht. Das gesellschaftliche Grundaxiom der Hellenen, daß die Familie früher sey als der Einzelne, hatte keinen andern Sinn: rechtlich zugreifen darf und kann der Einzelne gerade so weit, als der Zweck der Familie reicht. Individuen, die weiter nichts sind als Individuen, würden, selbst wenn sie alle diejenigen Bestandtheile enthielten, aus denen die Familie zusammengesetzt ist, es niemals zu einer dauernden Rechtsordnung außerhalb und unabhängig von der wirklichen Familieneinheit bringen. Möglich, daß sie sich auf einen gewissen Grad unter einander vertrügen: ein fester und dauernder Rechtsstand käme schon deßhalb nicht zu Stande, weil die sich Vertragenden sterbliche Geschöpfe sind und mit dem Tode jedes Einzelnen sich die Rechtsstellung aller andern wesentlich änderte. Die Familie ist zwar nicht im physischen Sinne unsterblich, wohl aber der Idee nach unvergänglich: soll das Recht, wie dieß in seinem Begriffe liegt, einen allgemeinen und nothwendigen Charakter annehmen, so kann es sich unmöglich außerhalb der Familie entwickelu. Dieß ist so wahr, daß es weder überhaupt ein Rechtsverhältniß gibt, dessen Ursprung sich nicht, wenn auch nur keimartig, innerhalb des die Familie umschreibenden Kreises nachweisen ließe, noch ein Gesetz, das seinem Zwecke vollkommen entspräche, ohne — man gestatte mir den etwas ungewöhnlichen Ausdruck! — einen ausgeprägten Familienzug an sich zu tragen.

Es beruht darauf der wichtige Satz, daß jedes Recht, so weit es eben Recht ist, gesetzlich erzwungen werden kann. Ohne die Möglichkeit eines Zwanges bleibt das Recht wirkungslos, das Gesetz ein todter Buchstabe, entsprechend der durch das Familienoberhaupt unter den Familienangehörigen gehandhabten Zucht, die sich zwar in häufigen Fällen durch Beispiel, Ermahnung, Warnung wirksam erweist, aber ohne das Recht auf Züchtigung weder Bestand noch Erfolg hätte. In der einen wie in der andern Beziehung verfährt die Sitte grundverschieden: weder hat sie ihren Entstehungsgrund in der Familie, noch verträgt sie sich mit Zwang und Gewalt. Mehr oder weniger auffallende Eigenheiten mögen wohl in dieser und in jener Familie aufkommen und sich fortpflanzen — Sitten werden nimmermehr daraus. Diese entstehen vielmehr ohne Unterschied auf der Grenzscheide der gesellschaftlich verbundenen Familienvereine, da wo diese sich nicht rechtlich berühren, so zu sagen auf einem neutralen Boden, der jedoch allseitig an eine gegliederte Rechtsgenossenschaft sich anlehnt. Engstens mit dem Rechte

Digitized by Google

verschwistert ist die Sitte gleichwohl ein selbstständiges Erzeugniß der persönlichen Freiheit, so selbstständig als das Recht in seiner Beziehung zur Sprache. Nicht unpassend kann man diese persönliche Offenbarung der menschlichen Willensfreiheit ein Merkzeichen für die geselligen Beziehungen der Menschen untereinander, die sprachlich mittheilungsfähig und rechtlich gebunden sind, nennen, und weil die Geselligkeit schlechterdings keinen Zwang duldet, so hat die Sitte nichts Bindendes, gleich dem Recht, sondern bloß etwas Verbindendes. Was die Sprache geeint, das Recht gesellschaftlich gebunden hat, das entfaltet sich mittelst der Sitte zu freiwilliger Geselligkeit. Dergleichen äußere Erkennungszeichen braucht weder die genossenschaftliche Familie, noch auch das die einzelnen Familien bindende Zwangsrecht; dagegen, um nicht bloß als Mensch mit Menschen zu verkehren, vielmehr um das Band der Sprache und die Fessel des Gesetzes gleichsam mit Rosen zu umwinden, bedarf es solcher freien Beziehungen, wie die Sitte sie herstellt.

Unläugbar ist die Sitte ein Spiel, aber ein ernstes, wogegen sie in der Mode zur bloßen Spielerei entartet. Mehr oder weniger tragen alle Spiele einen geselligen Charakter, so zwar, daß selbst da, wo der Mensch für sich und mit sich allein spielt, seine Phantasie es mit einem oder mehreren Genossen seiner geselligen Freude zu thun haben wähnt. Wenn das Mädchen mit der Puppe spielt, so geschieht es, weil es sich eine lebende Person darunter vorstellt, und der Knabe, der in Ermangelung von Spielgefährten mit sich selbst spielt, theilt symbolisch sein eigenes Ich in mehrere Iche, die er bis zur ausgesprochenen Gegnerschaft von einander unterscheidet. Wo das Spiel aufhört gesellig zu seyn, da ist es nicht mehr Spiel, sondern entweder eine niederere, oder eine höhere Thätigkeit, thierischer Trieb nach zerstreuender Bewegung, oder eine ernste Geistesthat. Was dagegen beim Spiele unzertrennlich verbunden gedacht werden muß, das ist die theoretische Vorstellung einerseits und das praktische Interesse andererseits, und darin liegt die Bedeutung des Spiels für die Erziehung, die Nothwendigkeit, die Kinder zum rechten Spielen anzuleiten. Jeglichem Spiele liegt eine willkürlich erfonnene Combination schematischer Vorstellungen zu Grunde, die symbolisch dargestellt werden, um eine Saite unserer Gemüthswelt anzuschlagen, dem Begehrungsvermögen Befriedigung zu verschaffen. Gerade weil das Spiel noch einen ganz andern Zweck hat, als die Einbildungskraft zu beleben und zu erheitern; weil es mit den Gefühlen, Affekten und Leidenschaften, die in jedem Gemüthe schlummern, innig verknüpft ist, überall vermittelst symbolisirter Vorstellungen ein praktisches Genüge sucht — darum ist es ganz und gar nicht gleichgültig, wie gespielt wird. Dem scheinbar so unschuldigen Wie geht ein sehr ernstes Warum zur Seite. Am nächsten liegt es dem durch Freiheit geadelten Triebe, einen symbolischen Ausdruck für die unmittelbaren Gefühlserregungen der Freude und der Trauer zu suchen, wie es sich durch den schwächeren Freiheitsgehalt des weiblichen Wesens, dessen vorherrschende Passivität, rechtfertigt, daß bei Mädchenspielen die Gefühlsseite entschieden vorherrscht. Es ist die Gemüthserregung in ihrer Unmittelbarkeit und in ihrer Abhängigkeit von dem Gegenständlichen, die als anmuthige Bewegung und heiteres Thun zur Erscheinung kommt. Alles Eigenthümliche, was Mädchenspiele an sich tragen, läßt sich der weiblichen Natur gemäß auf einen Gefühlsausdruck zurückführen. Beim Knaben ist das anders. Mit einem kräftigeren Willensvermögen begabt, bleibt er beim Spiele nicht in den Gefühlserregungen befangen; diese bilden vielmehr für ihn nur die Folie, auf welcher der affektvoll gesteigerte Wille sich den Anwandlungen des Muthes und der Furcht überläßt. Muth zu zeigen und Furcht zu erwecken, ist die Hauptabsicht des Knabenspiels, und während das Mädchen sich eines zarten, zurückhaltenden, wohl auch scheuen Gefühlsausdrucks befleißt, hat der spielende Knabe etwas Stürmisches, Vorlautes, Ungeschlachtes. Der Muth galt ja schon bei den Alten für die Tugend des Kriegers, und kriegerisch, im guten sowohl als im schlimmen Sinne, ist das Spiel des Knaben. Sich zu zanken und zu raufen, heißt bei den meisten Knaben spielen.

Mit dem Pathos des Gefühls und des Affekts ist jedoch die praktische Seite des symbolisirenden Spieltriebs noch lange nicht erschöpft: ihren vollen und reinsten Ausdruck gewinnt die Willensfreiheit erst in der Leidenschaft, deren mancherlei Aeußerungen darum auch die Triebfedern zum Spielen, zumeist bei Erwachsenen, aber auch schon bei Kindern, herleihen. Von dem Leidenschaftlichen am Spiele gilt es recht eigentlich, daß, was ein Haken werden will, sich zeitig krümmt; so gewiß ist es, daß ein scharfer Beobachter aus der Vorliebe der Mädchen oder der Knaben einen in den meisten Fällen zutreffenden Schluß machen kann auf solche Leidenschaften, denen das Gemüth im Alter der Reife unterworfen seyn wird. Grund genug, warum die Erziehung nie zu früh ihr Augenmerk auf die Liebhabereien beim Spielen der Kinder richten kann, um rechtzeitig den Ausschreitungen der werdenden Leidenschaften vorzubeugen und letzteren überhaupt eine nach Umständen ermäßigende oder anregende Pflege angedeihen zu lassen. Diejenige Weise leidenschaftlichen

Digitized by Google

Begehrens, die als einseitige Aneignung zur Geltung kommt, ich meine der höhere Trieb nach Besitz, Herrschaft und Auszeichnung, übt als praktische Triebfeder eine wahrhaft bezaubernde Gewalt schon auf jugendliche Gemüther, und damit zugleich auf die Eigenthümlichkeiten der in diesem Alter vorzugsweise beliebten Spielarten; wie denn die nämlichen Leidenschaften, in die Sprache des Rechts übersetzt, als Anspruch auf Eigenthum, persönliche Unterordnung und Ehre, endlich nicht minder unter den Grundsätzen der Tugendlehre als Wohlthätigkeit, Barmherzigkeit und Redlichkeit in den Vordergrund treten. Zwar ist auch das zartere Mädchenherz keineswegs unzugänglich für derlei Antriebe, und es geschieht wohl, daß Mädchen gern des Gewinnstes und ehrenvoller Auszeichnung wegen spielen; aber weiter als zu schüchternen Anwandlungen bringt es ihre wenig entwickelte Willenskraft nur ausnahmsweise, wogegen Knaben bei ihren Spielen sich schon recht wacker auf diesem leidenschaftlichen Boden tummeln. Wie oft ersieht ein Seelenkundiger den angehenden Geizhals, Despoten und Ehrsüchtling in dem scheinbar so harmlos spielenden Knaben! Zumal das Verlangen zu herrschen, von den Spielgenossen geehrt und ausgezeichnet zu werden, ist der kräftig organisirten Knabenseele, selbst bei der Zerstreuung, geradezu Bedürfniß, und hier besonders spielt die Leidenschaft ihr, und zwar nicht immer harmloses Spiel mit den Spielern.

Umgekehrt entspricht es der weiblichen Natur, daß die Selbstentäußerung und freiwillige Dahingabe des Gemüths, daß die ihr Genüge nicht in sich selbst, sondern in Andern suchende Liebe, bald in schüchternen Anwandlungen, bald in höchst drastischen Aufwallungen, den eigentlichen Grundton des Mädchenspiels ausmacht. So wenig die Liebe dem Gemüthsleben des Knaben fremd bleibt, so selten bestimmt sie die heitere Lust seiner Spiele; denn die Vorausnahme geschlechtlicher Beziehungen in dem Wechselverkehr der männlichen und weiblichen Jugend kann meist nur der Form und nicht dem Inhalt nach Spiel heißen. Um so mehr liebt es der Knabe, mit Seinesgleichen dem Wechselspiel der Freundschaft, zu deren Wesen Gegenseitigkeit des Empfangens und Gewährens gehört, sich zu überlassen, und es ist in der That nicht gering anzuschlagen, wenn in der Umhüllung freundschaftlichen Spieles die Perle der Treue großwächst.

Was der Naturmensch an Sitten hervorbringt, ist entweder halb kindliche, halb kindische Spielerei, oder sinnlose Nachäfferei. Einer unserer geistreichsten Naturforscher, der zweimal und auf längere Zeit Brasilien bereist hat, schildert namentlich auch von dieser Seite das Treiben der dortigen Negersklaven ganz vortrefflich. Ein besonders hervorragender Zug im Naturell der Schwarzen, bemerkt derselbe, ist die Sucht, jede Arbeit unter bestimmten Formen, die ihm bequem und lieb sind, zu verrichten, d. h. während der Arbeit wo möglich sich zu erlustigen, sey es durch Gesang, oder durch Tanz, oder irgend ein anderes Spielwerk. Geht es aber während der Arbeit selbst nicht, so muß wenigstens ein solches Spiel auf die Arbeit folgen, und der Sklave, welcher von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang im Felde gearbeitet hat, tanzt und singt in der Regel noch des Abends mit seinen Genossen eine Stunde um das Feuer, welches er nie versäumt zu seinem Vergnügen oder in der kalten Zeit auch zur Erwärmung vor seiner Hütte anzulegen. Man lernt dabei das Drollige, Aeffische der Negernatur so recht kennen, wundert sich über den Ernst, womit sie die gleichgültigsten Dinge behandeln, sieht die tausenderlei Grimassen, welche sie, ohne alle Absicht, bloß unmittelbar während der Rede schneiden, und ist besonders von der auffallenden Rücksicht überrascht, mit welcher jeder den andern zu behandeln pflegt. Es fällt einem Sklaven nie ein, seinen Leidensgenossen anders als „Herr“ zu nennen. Zu den unterhaltendsten Gegenständen aber gehört die Beobachtung der Schwarzen, wenn sie sich selbst überlassen sind und ungestört ihres Weges gehen, etwa eine Last auf dem Kopfe tragend — die häufigste Situation, in der man ihnen begegnet. Der Neger ist auch dann nie allein, er hat immer einen Gesellschafter, sein eigenes Ich, mit dem er sich fortwährend unterhält oder zu schaffen macht, wobei die Conversation laut und ohne alle Rücksicht auf die Umgebung geführt wird. In solchen Momenten ist der Schwarze, und besonders der Sklave, so recht in seinem Element; er läßt seiner Natur völlig freien Lauf und amusirt sich, obwohl er unter der Last keucht und der Schweiß ihm triefend den Rücken herunter läuft, auf's beste. Gewöhnlich sind erlebte oder noch bevorstehende Situationen Inhalt ihrer Selbstgespräche; der Junge tändelt oder schmollt mit seiner Geliebten, der Alte spricht von oder mit dem Herrn, lobt ihn, beklagt sich, bittet um eine Gnade, und jeder singt seine Rede nach einer und derselben eintönigen Melodie her, wobei er mit dem Stock, den er in der Hand hat, an der Last auf seinem Kopfe den Takt schlägt, oder ein Blechinstrument wie eine Brause mit Schrotkörnern schüttelt, daß es den Takt klappert. Ist die Last schwer, so läuft er im Trabe, klappert und klopft unaufhörlich und singt unter Stoßseufzern, die eben so rhythmisch wie der Gesang in die Melodie hineingreifen. Leichtere Lasten werden in der Regel langsamer getragen; der Kerl geht in gravitätischem Schritt, spricht laut mit ungemeiner Schnelligkeit

Digitized by Google

in hohen, meiſt kreiſchenden Tönen; dann ſteht er einen Moment ſtill, geſticulirt mit der Hand und ruft einem entgegenkommenden Leidensgenoſſen einen Gruß zu, der eben ſo laut und eben ſo gravitätiſch erwiedert wird. Da der Kopf unbeweglich ſtill gehalten werden muß, ſo begleitet nur das Mienenſpiel die Bewegungen; die Augen blinken, der Mund verzerrt ſich unter ſchnalzenden Tönen und der Affe blickt überall durch, wohin man ſeine Blicke auf den ſonderbaren Schauſpieler richtet, den man vor ſich zu ſehen glaubt.

Es iſt ſo recht die Art des Naturmenſchen und des Kindes, während der Arbeit zu ſpielen, wogegen der erwachſene Culturmenſch mit ſeinen Phantaſien an ſich hält, ſo lange er ernſthaft beſchäftigt iſt, und erſt nach gethaner Arbeit auf die eine oder die andere Weiſe ſeinem Spieltrieb Folge leiſtet. Aus dem Umſtand, daß die braſilianiſchen Negerſklaven ſich durch die nämlichen Spielereien die Zeit verkürzen, darf jedoch keineswegs gefolgert werden, daß dergleichen Angewöhnungen den Werth und die Bedeutung wahrhafter Sitten haben. Auch die Kinderſpiele vererben ſich leicht durch mehrere Generationen, und gleichwohl fehlt ihnen das Merkmal, das die Sitte in den Bereich perſönlicher Willensäußerungen empor hebt — ich meine die dauernde Beziehung auf das geſellige Zuſammenſeyn der Menſchen. Das Spiel bleibt etwas Zufälliges, und wenn es Jahrhunderte lang fortbeſteht; ſo raſch als es ein Band um die Perſonen ſchlingt, ſo raſch löſt ſich dieſes wieder, daher kann man zwar das Spiel aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannen, aber nimmermehr die Sitte. Das Quäkerthum, ſo gern es auch möchte, konnte nicht dahin gelangen, und ſo würde es auch dem Communismus nicht beſſer ergehen, ſelbſt wenn er ſeinen abenteuerlichen Geſellſchaftsbegriff einmal ſo feſt begründet hätte, daß er befehlsweiſe die Sitte auszurotten im Stande wäre. Gemein hat die Sitte mit dem Spiel das allgemeine Thun; der entſcheidende Unterſchied zwiſchen beiden beſteht aber darin, daß was der Menſch ſpielend thut, mehr nicht als eine Befriedigung, beziehungsweiſe Zerſtreuung oder Unterhaltung ſeines eigenen Ichs bezweckt, wogegen die Sitte, ſo gewiß ſie gleich jeder andern perſönlichen Lebensäußerung des menſchlichen Selbſtbewußtſeyns vom einzelnen Ich ausgeht, doch unter allen Umſtänden kein egoiſtiſches Thun, ſondern gemeinſame That Aller und für Alle iſt. Die Sitte wurzelt in der Idee der Genoſſenſchaft, deren geſelligen Beziehungen ſie einen angemeſſenen ſinnlichen Ausdruck zu geben ſucht. In wie weit der Einzelne an der Entwicklung der Sitten bildet und ſchafft, thut er es nur als Organ der Geſammtheit, während die geiſtreichſten Spiele ſtets Erfindungen Einzelner und für Einzelne bleiben. Spiele werden für geſellige Zwecke erfunden und gemacht, Sitten erzeugen ſich aus dem Schooße der Geſellſchaft und werden durch ſie als gemeinſchaftliche That fortgepflanzt. Es mag wohl vorkommen, daß Modeſpiele beziehungsweiſe einen günſtigen oder ungünſtigen Einfluß auf die Moralität der Menſchen üben, je nachdem ſie die Leidenſchaften überreizen oder nur beleben; an ſich haben ſie keinen ſittlichen Gehalt und können keinen haben, weil ſie nicht aus der Tiefe der menſchlichen Perſönlichkeit ſtammen, ſondern nur deren äußere Schale berühren. Wohl aber iſt das Modiſche überhaupt eben nur die in's Spielende verſchlechterte Sitte und mehr oder weniger ſtets Kinderei.

Unſere Sprache, deren Gebrauch ſinnig zwiſchen Thun und Handeln unterſcheidet, indem ſie letzterem allein freie Vernunftthätigkeit zuerkennt, führt von ſelbſt auf den Gedanken, den Sinn der Sitte in einem Handeln zu ſuchen, ähnlich dem ſprachlichen und rechtlichen Verhalten der Menſchen unter einander. Man wird dagegen einwenden, die Volkstracht, die Einer anhat, ſey doch kein Handeln, ſondern ein ruhendes Gegenſtändliches, von dem ſich ſchwer abſehen laſſe, wie es für eine Bethätigung der Willensfreiheit ausgegeben werden könne. Der Einwand wäre begründet, wenn ſich bei der geſelligen Unterhaltung, oder auch während einer Predigt oder parlamentariſchen Rede der Zuhörende dem Sprechenden gegenüber bloß leidend verhielte; deßgleichen wenn ein Recht darum nicht vorhanden wäre, weil derjenige, dem es zuſteht, keine Veranlaſſung hat, davon Gebrauch zu machen; allein hier wie dort befindet ſich das perſönliche Handeln lediglich im Zuſtand der Ruhe, und ein ruhendes Handeln iſt eben ſo wenig ein Widerſinn als in der Phyſik eine ruhende Kraft. Nicht um ſeine Glieder einzuhüllen, kleidet ſich der Menſch, ſondern damit er einmal gekleidet — der Akt des Kleidens iſt bloßes Thun — im Verkehr mit ſeinen Volksgenoſſen ſich fortwährend als einen der Ihrigen zu erkennen gebe. Weil und indem jemand im Zuſammenleben eine beſtimmte Tracht trägt, handelt er. Das nämliche gilt von allem Stofflichen, das die Sitte in ihre bildende Hand nimmt; jedermann fügt ſich der allgemeinen Regel, um damit ſeine Abſicht kund zu thun, einem beſtimmten geſellſchaftlichen Kreiſe anzugehören. Darauf, daß es nicht immer und überall mit Wiſſen und Willen geſchieht, kommt es nicht an; der Wille iſt auch dann noch unmittelbar betheiligt, wenn der in Uebereinſtimmung mit der Sitte Handelnde inſtinktmäßig der Macht der Gewohnheit folgt.

Erzwungen kann die Sitte weder von dem Einzelnen noch von der Geſammtheit werden, wenigſtens

Digitized by Google

nicht außerhalb der Familie und der ihr eigenen Zucht. Auch zum Sprechen soll und kann vom sprachgenossenschaftlichen Gesichtspunkt aus niemand gezwungen werden, und dennoch bleibt niemand stumm, es wäre denn, daß er ein Unrecht verheimlichen möchte. Einem Sprachgenossen wird der Wilde selten oder nie eine Antwort schuldig bleiben. Schon aus Achtung vor seiner eigenen Persönlichkeit entzieht sich der Culturmensch eben so wenig als der Naturmensch den Vorschriften der Sitte, deren Macht keineswegs im Vergleich zum Rechte darunter leidet, daß sie nur verbindet und nicht auch bindet. Umgekehrt wirkt die Möglichkeit, ungestraft sich der Sitte zu entbinden, nur als ein um so kräftigerer Antrieb, ihr sanftes Joch sich freiwillig auf den Nacken zu legen. Jeder thut nun, was er nicht lassen kann; es ist für ihn Genuß, seine genossenschaftlichen Abzeichen vor aller Welt sehen zu lassen, wie der Soldat mit Neigung seine Uniform und die Nummer des Regiments zeigt. Wie hoch oder wie niedrig man die Erscheinungsformen der Sitte auch anschlagen mag, das freie Schöpfungsvermögen, dem sie entstammen, bildet eine der fruchtbarsten Quellen der menschlichen Gesittung, und man muß es in der That einen glücklichen Griff unserer Sprache nennen, daß sie den gemeinsamen Bildungszustand, in dessen Besitz ein Volksthum sich gesetzt hat, von der Sitte ableitet.

In Wahrheit sind die Sitten eines Volkes der sicherste Gradmesser für seine theoretische Bildung und seine praktische Freiheit. Wo sich nur erst armselige und lockere Ansätze zu freiwilligen Gesellschaftsformen zeigen, da muß das gesammte persönliche Bewußtseyn einer Genossenschaft als unreif und schwach angenommen werden. Weder kann die Sprache zu einem anmuthigen Formenreichthum, noch das Recht zu bindenden, von dem Belieben des Einzelnen unabhängigen Gesetzen sich entwickelt haben; der gesellschaftliche Zustand schwankt zwischen dem Individualismus und der allgemeinen Lebensordnung hin und her, einestheils fortwährend mit Auflösung bedroht, andertheils ohne die Möglichkeit, die Freiheit des Einzelnen durch die Freiheit Aller zu schützen. Die Sitte ist die sicherste Brustwehr der Freiheit, und daraus allein schon erklärt es sich, warum Nationen, deren Rechtsleben der persönlichen Freiheit den meisten Vorschub leistet, um so unverbrüchlicher an dem Herkommen ihrer Sitten festhalten. Die durch das Gesetz gebotene Einschränkung des Willens, weil sie erzwungen werden kann, hat überall den Beigeschmack des Gewaltsamen und artet schon darum leicht in Despotismus aus, weil das Recht, Gesetze zu geben, des damit verbundenen Zwanges wegen, selten mit den natürlichen Voraussetzungen der Rechtsgenossenschaft übereinstimmt. Von der Sitte weiß jeder, daß sie unerzwingbar, so zu sagen freier Ausdruck der öffentlichen Meinung und damit zugleich die That jedes, auch des geringsten Mitgenossen ist. Dadurch allein schon rechtfertigt sich der uns Fremden fast unleidlich vorkommende Druck der englischen „Fashion." Bei einer Nation, sagte ich anderswo,* deren Freiheit auf breitester Grundlage ruht, ist es ganz und gar nicht gleichgültig, daß dem individuellen Freiheitsbewußtseyn durch die herkömmliche Sitte genügende Schranken gesetzt sind. Es erwächst daraus der wesentliche Gewinn, daß die Polizei in demselben Maße weniger die Fuchtel zu schwingen braucht, in welchem die Sitte Zucht und folglich Ordnung aufrecht hält. Je fester die Sitte begründet ist, desto weniger bedarf es gesetzlicher Einschränkungen, daher ein Volk gar zu leicht mit seiner Sitte auch seine Freiheit aufgibt.

* Engländer und Franzosen. Zweite Ausgabe. S. 59.

Eine Gouvernante.

(Schluß.)

6.

Es war an einem milden Augustnachmittage, als Wolfram in der dem Gute nächstgelegenen Stadt anlangte. Ihm wie den Kindern schien eine körperliche Bewegung nach der langen Eisenbahnfahrt wohlthätig; so ließ er sich denn die Richtung des kaum eine Stunde fernen Hochberg bezeichnen und machte sich unter trüben Vorstellungen auf den Weg. Aber diese Vorstellungen wichen allmählig vor dem anmuthigen Landschaftsbilde,

Digitized by Google

das sich während der Wanderung vor ihm entwickelte. Er ging auf der sanften Uebererhöhung eines kleinen Nebenthals, dessen munter plätschendes Flüßchen in raschem Gefäll dem Hauptstrome zueilte. Weite Wiesenflächen, üppig selber nach dem zweiten Schnitt, prangend im spätsommerlichen, blauröthlichen Blüthenschmucke des Thymian und der Scabiose, mit Obstbäumen bepflanzt, die, vielfach gestützt, dennoch unter der Last der schon golden gefärbten Früchte zu brechen drohten, zogen sich längs der Ränder des kleinen Gebiets, deren südlicher mit Reben bebaut, der nördliche, auf welchem unsere Ankömmlinge sich bewegten, ein herrlicher Buchenwald war.

Edmund genoß diesen lieblichen und segensreichen Anblick mit dem doppelten Interesse eines Freundes und eines Dieners der Natur. Die Schönheit entzückte ihn wie sonst in seinen unthätig beschaulichen Tagen, aber er empfand es zu gleicher Zeit, wie viel freudiger der Bebauer dieses ergiebigen Landes schaffen müsse als der des Heidebodens seiner Provinz.

Unter diesen Betrachtungen war er dem Schloßgarten nahe gekommen und im Begriffe durch eine offenstehende Gitterthür hineinzutreten, als er, aufmerksam gemacht von einem freudigen Ausruf seiner Kinder, sich einige Schritte seitab nach einem Vorsprunge wendete, der eine köstlich freie und mannigfaltige Aussicht gewährte. Zur Linken das Schloß mit seinen sich nach dem Thale absenkenden Gärten, ein stattliches Gebäude, den Glanz früherer Besitzer bekundend; weiterhin auf demselben Ufer das Dorf; gegenüber aber, nur vom Flüßchen getrennt, eine Gruppe von Baulichkeiten, deren Bestimmung sich nicht alsbald deutlich erkennen ließ. Doch zeigte bei näherer Betrachtung das schöne gothische Portal einer schwärzlichen kleinen Kirche, so wie das alterthümliche Ansehen und die Anordnung der weitläufigen umgebenden Gebäude, daß man eines der besterhaltenen säculirten Klöster, zu irgend einem philanthropischen, oder industriellen Zweck neu eingerichtet, vor sich habe; und selbst über diesen Zweck konnte der Mann nicht lange im Zweifel bleiben, denn nunmehr Kinderstimmen lenkten seine Blicke nach einem freien, grünen Plane, auf welchem eine Mädchenschaar in verschiedenem kindlichen Alter und in heitersfarbiger, übereinstimmender Kleidung sich mit Tanz und Spiel ergötzte.

Wolfram gönnte seinen Kindern die Freude, eine Weile von oben herab dem festlichen Gewimmel der Waisen zuzuschauen; betrachtete er selber doch mit Vergnügen die zweckmäßig geordnete und doch zwanglose Einrichtung der festlichen Unterhaltung und Bewirthung. Man hatte eine Laubenreihe von Pfahlwerk und grünen Gewinden errichtet, in welcher die einfachen Erfrischungen aufgestapelt waren, und diese Krüge, diese Körbe mit Früchten und Broden auf den weißgedeckten, blumengeschmückten Tafeln trugen nicht wenig zu dem einladenden Anblick der heitern, im bläulichen Abendduft schwimmenden Landschaft mit der muntern Staffage ihrer Kindergruppen bei.

Das Läuten einer Glocke gab das Zeichen zum Beginn der Collation, und wie auf einen Zauberschlag flogen die Kinder von ihren verschiedenen Spiel- und Lagerplätzen den Lauben zu, wo ihnen von Lehrerinnen und Dienerinnen ihr abgemessenes Theil an Speise und Trank gereicht wurde. Das war ein Jauchzen, ein Freudespringen unter der kleinen Welt! ein Beweis, daß, bei den Kleinen wie bei den Großen, die Bewirthung die Basis einer jeden Geselligkeit seyn und bleiben wird.

In der Laube, welche dem Beobachtungsplatze der Reisenden am nächsten gelegen war, hatte eine Gruppe der kleinsten Mädchen Posto gefaßt und wurde durch die Hand eines Frauenzimmers bedient, von dessen geschickten, man möchte sagen liebreichen Bewegungen Wolfram kaum ein Auge verwenden mochte. Ihr weißes Kleid schimmerte zwischen den dunkelbunten Anzügen; die schlanke, biegsame Gestalt ragte über den kleinen, gedrungenen der Kinder auf das anmuthigste hervor. Kaum aber daß alle Becher aus den Krügen gefüllt, alle Brode und Früchte vertheilt waren, so wendete sich die junge Lehrerin der Kinder — denn daß sie jung war, daran zweifelte Wolfram nicht, obgleich er ihre Züge nicht im Entferntesten zu unterscheiden vermochte — mit rasch wiederholtem Kopfnicken, wie zum Abschiede gegen die Kleinen, die sie von allen Seiten umringten, ihr in den Weg traten, die Hände darreichten und sie gar nicht von sich lassen zu wollen schienen, so daß sie sich endlich mit Gewalt losreißen mußte, und in raschem Laufe, wie eine weiße Taube, gefolgt von der kleinen flatternden, kreischenden Schaar, dem mittleren, für die größeren Mädchen bestimmten Laubenplatze zu eilte. Obgleich diese Partie schon tiefer im Abenddunkel lag, konnte Wolfram doch deutlich eine überragende Frauengestalt aus dem bunten Knäuel hervor treten sehen, vor welcher die Dahereilende sich mit kindlichem Handkuß verbeugte, und von der sie darauf herzlich umarmt und entlassen wurde.

Es war eine Thorheit, ein Phantom, aber angeregt durch die gesammte Anordnung der Scene vor seinen Augen, mahnte es Wolfram wie eine unbestimmte, unfaßbare Erinnerung. Er heftete seine Blicke gespannt auf die ernste, ruhige Gestalt, ohne jedoch mehr als einen schattenartigen Umriß von ihr zu gewinnen, und

Digitized by Google

er hatte einige Minuten die weiße flatternde Taube ganz außer Acht gelassen, als er dieselbe, nachdem sie schon die Brücke des Flüßchens überschritten, den schmalen gewundenen Pfad der Uferhöhe hinan und just dem Platze zusteigen sah, auf welchem er stand. Jetzt aber, wo er die angenehme jugendliche Gestalt ganz in der Nähe betrachten konnte, mußte er sich sagen, daß er durch keine einladendere Erscheinung zuerst auf dem Grund und Boden der Seinigen hätte begrüßt werden können.

Auf dem Vorsprunge angekommen stand sie still, einem eben beginnenden, vom Thale heraufdringenden Chorgesange lauschend; die Kinder, im Halbkreise der Höhe zugewendet, auf welcher die weiße Gestalt ihrer Freundin, von den letzten Strahlen der Abendsonne beglänzt, ihnen gegenüber stand, sangen ein kurzes Abendlied, dessen Schlußstrophe sie von oben herab mit einer glockenhellen, seelenbewegten Stimme wiederholte. „Himmelsruh, Himmelsruh!“ verhallte es leise zitternd im Thal und in Edmund Wolframs Herzen.

Auch die Waisen unten hatten regungslos zugehört, jetzt aber, nachdem die Sängerin geendet, erschallten ihre jubelnden Stimmen herauf, schwenkten sie ihre Tücher und Schürzen, warfen Kränze und Sträußer in die Luft und waren nur mit Mühe in die Ordnung des Heimzuges zu fügen. Das junge Mädchen dagegen wendete sich eilend dem Schloßgarten zu, und stand schon vor der Thür, als sie sich von der kleinen Bertha zutraulich bei der Hand gefaßt und von derselben hinter den Bäumen vortretenden Vater ehrerbietig begrüßt sah. Sie stutzte einen Augenblick, sagte aber dann mit freundlichem Lächeln: „Herr Wolfram, nicht wahr?“ und als er sich bejahend verbeugte, fügte sie hinzu: „O, nun Sie so schnell gekommen sind, wird Ihre Kranke auch genesen. Gewiß, nur die Sehnsucht nach Ihnen und den Kindern hat sie so elend gemacht. Seit Absang des Briefes hatte sie alle Ruhe verloren.“ — „Habe ich Ihnen diesen Brief zu danken?“ fragte Wolfram, die Sprecherin aufmerksam betrachtend. — „Da ich immer um Ihre Frau Mutter bin,“ antwortete sie leicht erröthend, „habe ich ihr auch wohl hin und wieder als Schreiberin dienen müssen.“

„Und darf ich fragen, durch welche glückliche Fügung meiner armen Mutter die Wohlthat der liebenswürdigsten Pflege und Gesellschaft zu Theil geworden ist?“ — „Der Wunsch unserer Vorsteherin hat mich in die Nähe der Kranken gewiesen, so lange dieselbe meiner Dienste zu bedürfen glaubt.“ — „Welcher Vorsteherin?“ fragte Wolfram, in eigenthümlicher Weise befangen. — „Der Vorsteherin dieser Waisenanstalt, deren Stiftungsfest wir heute begangen haben, der besten, herrlichsten Frau, die auch Ihrer Kranken schnell eine Freundin geworden ist; nur daß zu vieles auf ihr ruht, um sich ausschließlich einer einzigen Liebespflicht hinzugeben.“

Wolfram unterbrach die Sprecherin durch eine rasche Bewegung; die Frage nach dem Namen der Vorsteherin schwebte auf seinen Lippen, aber, seltsam, er vermochte nicht sie auszusprechen, und so ließ er, nicht allzu geschickt, eine andere an ihre Stelle treten, nur um seine Verlegenheit nicht bemerklich zu machen.

„Und Sie selber,“ fragte er stockend, „Sie sind Lehrerin an der Anstalt?“ — „Nicht doch,“ antwortete sie lächelnd, „kaum daß ich hoffen darf, es eines Tages zu werden. Ein wenig singen und nähen, das ist alles, was ich jetzt mit den Kindern treibe, und wenn ich so sehe, wie unsere Mutter bis in's Kleinste jeden Einzelnen kennt und versorgt und doch dabei immer das Große und Ganze im Auge hält, da fühle ich recht deutlich, daß ich für einen so weiten Kreis nicht geboren bin und schwerlich jemals über den Dienst des Einzelnen hinaus kommen werde.“

Sie hielt inne, mit einem gar lieblich wehmüthigen Ausdruck vor sich niederblickend, nach einer Weile aber schien sie sich zu besinnen, daß sie noch eine Antwort schuldig sey und fuhr fort: „Ich bin die Tochter des früheren Besitzers, Martina von Hochdorf, eine Waise, wie die Kleinen dort unten, deren Mutter einst meine Erzieherin war, und nach dem Tode meines Vaters auch mir, ja mir vor allen, eine Mutter geworden ist.“

Wieder war Wolfram im Begriff, nach dem Namen dieser mütterlichen Versorgerin zu fragen, als das junge Mädchen sich ihm rasch empfahl, um die Kranke auf seine Ankunft vorzubereiten, und begleitet von den Kindern, die sich nicht von ihrer Seite verdrängen ließen, den nächsten Weg nach dem Schlosse einschlug. Er folgte ihr langsamer durch die dichten, fast nächtigen Alleen des Gartens. Eine untrügliche Ahnung sagte ihm, daß die lange Gesuchte jetzt gefunden sey. Warum war ihm aber auf einmal so beklommen? warum hemmte er den Schritt, den er wenige Minuten zuvor in heimlicher Sehnsucht beschleunigt hatte?

Er langte vor dem Schlosse an; der stattliche Bau lag im tiefen Dunkel, nur in den wirthschaftlichen Nebenhäusern brannte Licht und ein matter Lampenschimmer, aus einem untern Gartenzimmer dringend, zeigte ihm den Weg zu denen, welche er suchte.

Die Thür nach der Terrasse stand geöffnet, denn der Abend war mild und die letzten Sommerdüfte der Reseden und Levkojen durchwürzten die Luft. Wolfram stand eine Weile regungslos vor dem rührendsten Bilde.

Digitized by Google

Sein Knabe kniete vor dem Ruhebett der matten, bleichen Frau, an deren Bruſt Berthas heller Kopf ſich ſchmiegte. Aus den Zügen der Großmutter wie der Enkelin trat ihm das Bild der vielgeliebten, vielbeweinten Frau und der Tage ſeines Glücks und ſeiner Jugend entgegen, und neben dieſer Gruppe, ſtühend, lindernd, lächelnd unter Thränen, bewegte ſich die ſanfte Geſtalt der Waiſe wie ein Engel der Tröſtung und der dienenden Liebe.

Kindlich beobachtete ſie jeden Zug der Kranken, kam leiſe und geräuſchlos dem kleinſten Bedürfniß zuvor, hier der Schüchternheit, dort der Aufregung zu Hülfe. Wolfram fühlte ſich wie gebannt; dieſes herzliche Weſen, kaum erblickt, ſchien ihm ein lange vertrautes, im Innerſten durchſchautes; es ſtand inmitten der beiden Frauen, deren Erinnerung unverlöſchlich in ihm lebte. Arm, eine Waiſe, demüthig einem abhängigen Schickſal gegenüber geſtellt, wie Cornelie, aber ſingend und ſpielend mit den Kindern als ein Kind; innig und ſchmiegſam wie Melanie, aber ernſten Pflichten mit ſelbſtüberwindender Kraft gehorchend und dienend: ſo erſchien ihm Martina, und ſo war Martina.

Sie bemerkte ihn endlich und winkte ihn an die Seite der Kranken, die bei ſeinem Anblick in einen Thränenſtrom ausbrach. Tief bewegt und ſchweigend drückte er ihre Hand an ſein Herz, und als er nach einer Weile ausblickte, war Martina mit den Kindern verſchwunden. — „Wo iſt ſie?“ flüſterte die Kranke unruhig. Er wendete ſich, um die gewohnte Pflegerin herbeizurufen, aber die Mutter hielt ihn zurück. — „Bleiben Sie, Edmund,“ ſagte ſie. „Sie fühlte es, daß ich Sie allein ſprechen mußte, darum hat ſie ſich entfernt. Aber mir fehlt etwas, wenn ich ſie nicht um mich habe, ich lerne an dieſem Kinde, was lieben iſt.“ — „Melanie!“ ſagte Wolfram leiſe, ihre Hand drückend. — „Ja, es iſt meiner Melanie zärtliches Herz, Edmund, und doch ſo viel anders. Wie ſoll ich nur ſagen? Melanie liebte ihre Eltern, ihren Mann, ihre Kinder, ihr war nur wohl, wo ihre Lieben waren, und gewiſſe Verluſte würden ihr Herz gebrochen haben. Martina liebt überall und immer, wo ein Weſen der Liebe bedarf. Eine Waiſe — und ſie iſt einer Fremden Kind geworden, geſchwiſterlos — und die armen Pflegliige werden ihre Schweſtern. Was hat ſie von mir, der Unbekannten, Kranken, Ruheloſen; aber nur ein Wort Cor —“

Frau Eſchenbach ſtockte, Edmund faßte ihre Hand und ſagte ſanft, aber feſt: „Sprechen Sie den Namen aus: weſſen Wink, liebe Mutter?“ — Sie ſaß eine Weile ſinnend und zagend, dann begann ſie nicht ohne Kampf: „Ich habe Sie zu mir beſchieden, Edmund, um Ihnen einen ſchweren Irrthum einzugeſtehen und, ſo weit es noch möglich, ein ſchweres Unrecht wieder gut zu machen. Die Vorſteherin dieſer Anſtalt, die Erzieherin dieſes liebenswürdigen Mädchens, jetzt ihre Verſorgerin, ihre Mutter, meine aufopfernde Pflegerin, als ich gebrochen an Leib und Seele hier ankam, meine großmüthige Freundin, es iſt —“ — „Cornelie Wille,“ fiel Wolfram ein. — „Sie wußten es, Edmund, und Sie —“ — „Ich ahne es erſt ſeit dieſer Stunde.“ — „So werde ich Ihnen nichts weiter zu ſagen haben, lieber Sohn. Noch iſt es Zeit zu Aller Glück und ich ſterbe freudig, wenn ich Melanies Kinder unter den Augen dieſer ſeltenen Frau geborgen weiß. Daß Bertha hier eine zweite Martina würde! Auch dieſes herrliche Kind, arm und ohne Schutz in der Welt als den einer ſelbſt armen und ſchutzloſen Frau, erhält auf dieſe Weiſe eine Heimath und ein Vaterhaus. Ich habe meine Angelegenheiten geordnet, lieber Edmund; dieſe Beſitzung gehört Ihnen für Ihre Lebenszeit und fällt erſt nach Ihrem Tode an Melanies Kinder. Die gegenwärtige Verwaltung geht zu Ende, Sie können ſchon jetzt in die Bewirthſchaftung eintreten. Die Kinder bleiben in Ihrer und meiner Nähe, ſo lange ich lebe, die nahe Stadt bietet den beſten Unterricht für Ihren Sohn. Eine höhere Hand hat alles ſo herrlich zuſammenſtimmend gefügt. Selbſt Cornelie braucht als Ihre Frau den Wirkungskreis nicht aus den Augen zu verlieren, in dem ſie ſo Bedeutendes leiſtet, denn ihre Fähigkeiten reichen weiter, als die der Mehrzahl der Frauen, und ſie würde die widerſtrebendſten Pflichten zu vereinigen wiſſen.“

Frau Eſchenbach hielt inne, die lange lebhafte Rede hatte ſie erſchöpft. — „Morgen mehr,“ flüſterte ſie. — „Nur noch Eine Frage,“ ſagte Wolfram zögernd. „Weiß Cornelie um mein Hierſeyn, liebe Mutter?“ — „Sie hat mir den Muth, Sie einzuladen, eingeflößt.“ — „Und um Ihre Plane?“ — „Hinſichtlich des Gutes ſtammen ſie von ihr, der leiſeſten Berührung ihrer Vergangenheit aber, wie jeder daran geknüpften Folgerung für die Zukunft iſt ſie unſichtig ausgewichen.“ — „Und Martina?“ — „Weiß nichts; Cornelie forderte dieſes Geheimniß. Daß eine kranke Frau nach ihren Enkelkindern und deren Vater verlangt, iſt alles, was ſie denkt.“

Verſuchen wir es nicht, die widerſprechenden Gefühle des armen Mannes in dieſer ſchlafloſen Nacht zu ſchildern. Was er Jahre lang als den unüberwindlichſten Verluſt beklagt, als ein begehrenswerthes Glück, als die Bedingungen inneren Friedens erſehnt, das ward ihm jetzt dargeboten, nicht nur als ein Gewinn-

Digitized by Google

sondern als eine Pflicht, und er zögerte, die Hand auszustrecken, um es zu ergreifen.

Vor Sonnenaufgang war er schon wieder im Garten. Körperliche Bewegung sollte seine innere Aufregung beschwichtigen. Noch waren die Laden des Gartenzimmers geschlossen, aber kaum daß die Sonne in die Höhe stieg, so sah er auch Martina leise öffnend heraustreten und sich von ihr wie einen alten Bekannten begrüßt. Er betrachtete sie mit so viel Aufmerksamkeit, als seine Befangenheit zuließ. Die blassen Züge, wie die bläuliche Färbung der Lider zeugten von einer, und gewiß nicht von der ersten unruhigen Nacht am Lager der Kranken; auch erschien sie ihm im hellen, scharfen Morgenlichte allerdings nicht so schön als gestern im verklärenden Abendroth; ihr fehlte Melanies frisch blühender Schmelz, wie Corneliens Formenreinheit, aber über der ganzen Erscheinung lag ein wohlthätiger Hauch gebreitet, erwärmend, nicht blendend, gleich einem verschleierten Sonnenhimmel.

Mittheilend ging sie eine Strecke an seiner Seite; von dem Zustande der Kranken lenkte er sie gar leicht auf ihr Verhältniß zu Cornelien, von der sie mit der wärmsten Dankbarkeit und Bewunderung sprach.

„Ich danke ihr alles," sagte sie. „Eine Fremde übernahm sie Erziehung und Pflege des kränklich verwahrlosten Kindes. Meine Mutter war todt, mein armer Vater durch Kümmernisse aller Art an Körper und Stimmung, wie in seinen äußerlichen Verhältnissen zerstört. Lange hatte er sich vergebens um die helfende Hand bemüht, welche endlich auf ein einfaches Zeitungsanerbieten hin eine Unbekannte ihm bot. Tausend andere würden vor der schweren Aufgabe geflohen seyn; sie suchte rastlos und unerschrocken die Verwirrung nach allen Seiten hin auszugleichen, und sicher wäre es ihr gelungen, hätte nicht schon nach wenigen Monaten der Tod meines armen Vaters ihrem Streben ein Ende gemacht. Die Stelle einer Vorsteherin an diesem Waisenhause war damals unbesetzt, die Mutter bewarb sich bei der Regierung um dieselbe und erhielt sie. Auch hier lag durch frühere Vernachlässigung manches im Argen; aber wie war sie hier am rechten Ort, zu säubern, einzurichten, die eingerissenen Mißstände durch neue fördernde Einrichtungen zu verdrängen, ruhig und gleichmäßig, aber unermüdet, Schritt für Schritt! Und nicht genug mit der Sorgenlast für hundert Waisen, die sie auf ihre Schultern genommen, belud sie sich noch mit der für das arme, elternlose Kind, dessen Bildung sie kaum begonnen und das, ohne Schutz und Schirm auf der Welt als sie allein, mütterliche Liebe und Wohlthat an ihrem Herzen fand."

Thränen erstickten des guten Kindes Stimme, sie reichte ihrem Begleiter die Hand und ging rasch nach dem Hause zurück. Wolfram aber, erwärmt und belebt von dieser Schilderung, in welcher er Cornelien ganz und groß wiedergefunden hatte, wie er sie verlassen, wendete sich entschlossen der Gegend des Klosters zu. Es lag vor ihm in lautloser Morgenstille und weißem Morgenduft, ernst und ehrwürdig, nur Thürme und Giebel von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtet. Ohne umzublicken, stieg er hastig die Terrassen nieder, die nach dem Flusse führen. Der Steg eines Schleusenthors dient als nächstes Verbindungsmittel zwischen den beiden Dominien des Schlosses und Klosters, und über diesen Steg sah er jetzt, da er auf der untersten Terrasse stand, Cornelien hohe ernste Gestalt langsam, und ohne daß sie ihn bemerkte, auf sich zu schreiten. Seine Füße wurzelten im Boden, seine Blicke hafteten auf der unerwarteten Erscheinung.

Die Jahre der Trennung und Anstrengung hatten deutliche Spuren auf ihren Zügen zurückgelassen; sie schienen schärfer, abgegrenzter, Augen und Mund größer geworden; die ernste, wenn gleich nicht düstere Farbe des Kleides dämpfte das erhöhte Colorit. Als Edmund sie kennen lernte, war sie ein Mädchen in frischer, kräftiger Jugend; in diesem Augenblicke kam sie ihm vor weder wie eine Jungfrau, noch wie eine Frau, nicht wie eine Nonne noch wie eine Mutter, zwischen welche beide ihr Beruf sie stellte. Dieser Beruf hatte ihr ein eigenes Gepräge gegeben und sie zu einem Einzelwesen gestempelt.

Diese Beobachtungen durchblitzten Wolframs Sinn in den wenigen Minuten, als sie gedankenvoll, ohne aufzublicken, aber mehrmals inne haltend, die Stufen zu ihm in die Höhe stieg. Er wußte nicht, sollte er fliehen, sollte er zu ihren Füßen niederstürzen; ein Verlangen verdrängte das andere — und da stand sie schon ihm gegenüber, erblassend, erbebend einen Augenblick, aber doch die Erste sich zu fassen und mit dargebotener Hand und herzlichem Lächeln auf ihn zuzutreten.

„Ich erwartete Sie heute, aber nicht so früh," sagte sie. — „Cornelie!" rief Edmund sich über ihre Hände beugend, „Sie hier zu finden, die ich so lange gesucht, so schmerzlich entbehrt!" — „Und mich wiederzufinden," fiel sie ein, „wiederzufinden an der Stelle, für welche die Natur mich recht eigentlich bestimmt, ich wußte, daß es Sie freuen würde."

Er war im Begriffe ihr zu sagen, daß er eine andere Stelle für sie offen gehalten, auf welcher er ihr wie sein Glück zu gründen gehofft; sie ließ ihn aber nicht zu Worte kommen. „Mein Tagewerk," begann sie von neuem, „gestattet mir nur diese frühe Morgen-

Digitized by Google

ſtunde, nach Ihrer Kranken und nach Martina zu ſehen. — Sie kennen Martina?“ fragte ſie darauf plötzlich, und als er nicht ohne Verlegenheit ſeinen Kopf neigte, fuhr ſie fort mit innigem Ton: „Mein Leben iſt reich durch meinen Beruf, aber ſchön iſt es nur durch dieſes Kind; — ich bin ſehr glücklich, lieber Wolfram.“

Sie hatte ihn neben ſich auf eine Gartenbank genöthigt und ihr ruhig ſicheres Weſen bald ſeine Befangenheit verſcheucht. Er vergaß, daß ein tödtlicher Bruch, eine vieljährige Trennung zwiſchen ihrem letzten Beieinanderſeyn und heute lag; ihm war, als träfe er, von einer weiten Reiſe heimkehrend, einen Freund, der treulich aus der Ferne mit ihm fortgelebt; denn ſo ſorgfältig ſie gewiſſen Erinnerungen auswich, ſo konnte es ihm doch nicht entgehen, daß ſie ſchon vor der Bekanntſchaft mit ſeiner Schwiegermutter, vielleicht durch Vermittlung ihrer Schweizer Freunde, ſeinem Entwicklungsgange keine Fremde und Theilnahmloſe geblieben ſey. Aber ſo unbefangen wußte ſie ihre gegenſeitigen Mittheilungen zu halten, daß, als ſie ſich endlich von ihm trennte, um ihren Schloßbeſuch abzumachen, Edmund erſt jetzt zu ſeinem Erſtaunen inne ward, wie das ihnen Nächſtliegende, ihr vergangenes und künftiges Verhältniß nicht mit einer Sylbe erwähnt worden war.

Und ſo lebte er Tage und Wochen in ihrer Nähe, ſah ſie jeden Morgen, jeden Abend, allein, im Krankenzimmer, unter ihren Waiſen, oder in Martinas Geſellſchaft; nimmer aber kam die wichtige Frage zum Ausſpruch, über welche ſeiner Schwiegermutter ängſtlich forſchender Blick, wie ſein eigenes Gewiſſen eine Entſcheidung forderte. Cornelie war wieder ſeine Freundin geworden, wie vor Jahren; die Gegenſtände, über welche ſie mit einander beſprechend wie berathend verkehrten, hatten ſich erweitert und vermehrt; ſo oft er aber ihrer ſpäteren innigeren Beziehungen erwähnen, oder gar eine Folgerung für die Zukunft daran knüpfen wollte, lenkte ſie unmerklich in eine andere Bahn, oder brach auch wohl geradezu und entſchieden ab, indem ſie ſagte: „Laſſen wir das, mein Freund! Aus dem Schachte der Erinnerung ſollen wir nur das Dauernde zu Tage fördern. Für Täuſchung und Irrthum ſey und bleibe er ein Grab.“

„Aber wenn Täuſchung und Irrthum die Hebel redlichen Strebens und Gelingens geworden ſind, Cornelie?“ wendete Wolfram ein. — „Wollen wir die ſchönen Sommerfrüchte dankbar genießen und mit andern theilen, aber die Stürme des Frühlings vergeſſen, die ſie gezeitigt haben,“ erwiederte Cornelie.

Und während dieſer Wiederbelebung eines ſchönen Freundſchaftsverhältniſſes ſah Edmund Wolfram die jugendliche Martina in anmuthigſt wechſelnder Erſcheinung neben ſich als Pflegerin ſeiner Mutter, als Geſpielin ſeiner Tochter, als Geſanglehrerin der armen Waiſen, ſelber als eine demüthig dankbare Waiſe, immer geduldig, hingebend, dienſtbereit und kindlich fröhlich. Und nun zu denken, daß dieſes Mädchen, in deſſen Nähe er ein ſo unſägliches Behagen empfand, eines Tages unter ſeinem Dache, als Tochter ſeiner Gattin und in kindlichem Verhältniß zu ihm ſelber leben ſollte — er hätte dieſe Entſcheidung in eine Ewigkeit verzögern mögen.

Indeſſen der Zeitpunkt ſeiner Abreiſe rückte heran; er mußte ſeine Beziehungen in der alten Heimath auflöſen, ſeinen Hausſtand in die neue überſiedeln, und das durfte er nicht, ohne vorher ſeine Stellung zu Cornelien aufgeklärt zu haben. Seine Schwiegermutter hatte ſich in den kräftigenden Spätſommertagen während ſeiner Anweſenheit merklich erholt, der Gedanke, bald ihren heißeſten Wunſch in Erfüllung gehen und ihrer Tochter Kinder dauernd in ihrer Nähe zu ſehen, richtete ſie auf; ſie begann wieder zu hoffen und ſich ihres Daſeyns zu freuen.

Am Nachmittage vor Edmunds Abreiſe ſaßen alle, welche die Matrone jetzt liebte, auf einem ſonnigen Gartenplatze um ſie verſammelt; auch Cornelie hatte ſich für einige Stunden aus ihrem Kloſter frei gemacht. Man war in der Kirche geweſen, um der Trauung einer Magd des Hofes mit einem Bauernſohne beizuwohnen, und ließ jetzt den hochzeitlichen Zug mit Muſik und heiterem Gelächter an ſich vorüber dem Wirthshauſe zuſchwenken, in welchem die Gutsherrin Schmauß und Tanz ausrichten ließ. Grüße und freundliche Worte wurden gewechſelt, der eigenthümliche Brautſtaat bewundert, und als der Zug längſt aus den Augen war, ſprach man noch immer von alten und neuen Bräuchen, vom ſchönſten Tag, die hohe Zeit ſeines Lebens zu feiern.

Die kleine Bertha war während dieſer Scenen und Geſpräche ſichtlich aufgeregt worden, zur allgemeinen Beluſtigung; nur Cornelie runzelte ein wenig die Stirn. Malte das Mädchen aus, wie ſie ihr eigenes Hochzeitfeſt eines Tages begangen haben wollte, und nach Kinderart einen plötzlichen Einfall nicht leichthin fallen laſſend, fragte ſie, ſich raſch zu ihrer Nachbarin wendend: „Möchteſt du denn nicht auch einmal Hochzeit feiern, Tante Cornelie?“

Der Vater blickte verlegen vor ſich nieder, Cornelie aber antwortete ruhig lächelnd: „Wenn mich der liebe Gott wieder jung machen wollte, warum denn nicht

Digitized by Google

Kind?“ — „Wieder jung, Cornelie?“ fiel Frau Eſchenbach ein. „Sie ſind kaum dreißig und im beſten Alter für die Ehe.“

„In allen Fällen ein wenig ſpät, dreißig Jahre,“ verſetzte Cornelie entſchieden. „Ich aber bin noch älter, als meine Jahre und vielleicht ſelbſt meine Züge beſagen. Mit dem Tage, wo ich das Vaterhaus verließ, habe ich auch die Jugend hinter mir gelaſſen, denn jeder Beruf außerhalb der eigenen Familie verſcheucht die Jugend und mit ihr die eigentliche Beſtimmung der Frau.“

„Sie irren, Cornelie,“ unterbrach ſie Frau Eſchenbach; „die Sorgen und Mühen des Familienlebens untergraben die Jugend einer Frau —“ — „Höchſtens äußerlich,“ fiel Cornelie ein. „Im Innern, dürfte man ſagen, beharrt eine Frau in dem Zuſtande, in welchem ſie in die Ehe getreten iſt. Heirathet ſie jung und unbefangen, wird ſie jung und unbefangen in ihrem Herzen bleiben; verbindet ſie ſich in dem Alter der Reſignation, — und ſchon das vierundzwanzigſte Jahr iſt für die Mehrzahl der Frauen ein ſolches, — wird ihr ſelten ein rückhaltloſer Anſchluß gelingen, und das um ſo weniger, wenn eine einſeitige Willensthätigkeit ſich dem Walten der Wünſche und des Verlangens, das iſt dem Walten der Jugend entgegen geſtellt hat.“

Cornelie ſchien dieſe Worte nicht ohne Abſicht und Bedeutung geſprochen zu haben. Sie erhob ſich nach denſelben raſch und entfernte ſich an Martinas Arm. Kaum hatte Wolfram noch Zeit, ihr zuzuflüſtern, daß er ſie heute Abend noch ſehen und ſprechen müſſe. Auch ihn duldete es nicht lange mehr in der Nähe ſeiner Schwiegermutter, er empfahl ſich bald, da er vor Tagesanbruch ſeine Reiſe anzutreten gedachte.

Gedankenvoll ſtieg er die Terraſſen hinab. Auf der Bank, wo er Cornelien am erſten Tage wieder gefunden, ſaß Martina, die ſanften Augen leidvoll geſenkt. Er ging auf ſie zu und ſah ſie lebhaft erröthen. Sein Herz bebte zuſammen, doch faßte er ſich, ſetzte ſich neben ſie und ergriff ihre Hand. — „Laſſen Sie mich Ihnen hier Lebewohl ſagen, liebe Martina,“ ſagte er herzlich. „Ich gehe in dieſer Nacht.“ Eine Thräne ſchwamm in ihrem Auge. Er fuhr bewegter fort: „Um in kurzem zurückzukehren und hier für immer ein neues Leben zu beginnen. Liebe Martina, ein noch innigeres Band wird, ſo Gott will, uns dann Alle umſchlingen. Können, werden Sie ein Herz zu mir haben, mein liebes Kind?“

Sie blickte zu ihm auf mit einem unausſprechlichen Ausdruck, ihr Kopf ſenkte ſich leiſe an ſeine Bruſt, aber ſchon im nächſten Augenblicke hatte ſie ſich von ihm losgeriſſen und ſah er ſie wie auf Flügeln den Abhang nach dem Kloſter hernieder eilen. In heftigſter Erregung ſchritt er wohl eine Stunde das Thal entlang. Welches wonnevolle, welches martervolle Mißverſtehen, welche Seligkeit und Vernichtung in einem Augenblick!

Spät am Abend klopfte er an Corneliens Thür. Sie ſchien ihn zu erwarten; in ihrem Auge glänzte ein verſüngendes Feuer, auf ihrer Wange ein freudiges Roth. Bleich, aber ruhig ſetzte er ſich an ihre Seite und ſagte, ihre Hand ergreifend: „Sie ſind mir ausgewichen, Cornelie, da Sie mich doch verſtehen mußten. Aber ehe ich gehe, ſoll es klar werden zwiſchen Ihnen und mir. Laſſen wir Vergangenes unberührt; ich bin nicht mehr der glückliche Mann, der Ihnen ein heiteres, müheloſes Daſeyn zu bieten hatte; auch nicht der unglückliche, deſſen Loos Sie großmüthig tragen wollten, aber alles, was ich bin, bin ich geworden durch Sie, und was ich Ihnen biete, iſt eine ernſte Freundſchaft und ein gemeinſames Streben in Vertrauen und Arbeit, in Freude und Leid. Das Schickſal meiner Kinder wie mein eigenes, Cornelie, ich lege es mit alter, mit neuer Zuverſicht in Ihre Hand.“

„Und ich gelobe Ihnen,“ antwortete Cornelie feierlich, „daß ich dieſes Schickſal hegen und tragen werde mit der Treue einer Mutter. Es iſt mein theuerſter Wunſch, der in dieſem Augenblick in Erfüllung geht.“

Sie erhob ſich nach dieſen Worten und ging nach der Thür. Er ſtand unbeweglich, das Geſicht in ſeine Hände vergraben. Da ſpürte er eine Regung, ein leiſes Nahen; er ließ die Hände fallen, Cornelie ſtand vor ihm, die ſanft weinende Martina an ihrer Hand. Mit ſtiller Bewegung legte die Mutter das Kind ihrer Wahl an des geliebten Mannes Herz.

„Was iſt das, Cornelie? Was bedeutet das?“ ſtammelte er. — „Es iſt die Liebe; es bedeutet das Glück,“ ſagte Cornelie.

Digitized by Google

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

6.

Fortgesetzter Schrecken.

Eßlingen. Sonntag, den 14. October 1688. Echo, der wilde Widerhall, wie unser Grimmelshäuser, dieser verborgene Proteus, in seinem abenteuerlichen Simplicissimo singt, erbebte annoch vor den Donnerschlägen des Mandats und der Begleitungspredigten, da kam Botschaft, daß ein Fremder vor dem Thore halte und Einlaß begehre. Sobald der Gottesdienst vollends zu Ende war, befahl der Herr Amtsbürgermeister, ihn einzulassen, und ließ ohne Aufenthalt eine Sitzung des geheimen Collegii anfagen, zu welcher neben den drei Herrn Burgermeistern und sonstigen Geheimen, nebst Rathsconsulenten und Stadtschreibern, um nichts verborgen und teetè zu handeln, die zwei obersten und vornehmsten Membra des kleinen Raths adjungirt und beigezogen wurden; denn weilen man wegen eingefallenen Herbstes nicht jederzeit nach Erheischung dieser unglückseligen Conjuncturen mit Klein- und Großem Rath alles consultiren kann, als hat man in letztmals an verwichenem Dienstag versammelter beider Räthe gepflogener Deliberation und Präconsultation, ernebst besagter Erweiterung, das Meiste derer Herrn Geheimen bekannter Vigilance zu überlassen, daneben aber auch der Römisch Kaiserlichen Majestät durch ein allerunterthänigstes Schreiben in tiefester Submission vorzustellen beschlossen, daß man in Ermanglung einheimischer Manutenenz und auswärtiger Beschirmung, zumal von Wirtenberg als gnädigstem Schutzhaus man sich der geringsten Hilfe nicht zu getrösten, einer andringenden größeren Gewalt unwidertreiblich werde weichen müssen.

Der Fremde ritt betrübten Aufsehens in die Stadt, und sein Pferd, das beide Ohren hängen ließ, schien so deprimirt zu seyn wie der Reiter selbst. Dieser war der Stadtschreiber und Rathsconsulent von Schwäbischen Gmünd, mit Creditiv und Schreiben seiner Herren an allhiesigen Magistrat versehen. Wenn Gmünd, die katholische Reichsstadt, an die man zu schreiben unterlassen hat, einen eigens accreditirten Gesandten schickt und dabei nicht einmal unsern heiligen Sonntag respectirt, so muß sie wohl ein hartes Anliegen haben; aber die Noth lehrt nicht bloß beten, wie das Sprichwort sagt, sondern wohl noch etwas mehr.

Dessen ungeachtet ist das Creditiv, vom 23. October neuen Styls datirend, in den Ausdrücken ein wenig kaltsinnig gefaßt. Dero Fürsichtig und Weisheit von Eßlingen werden mit dienstnachbarlicher Ersuchung angegangen, dem in gewissen Angelegenheiten abzuordnen höchstnöthig erachteten Consulenten nicht allein völligen Glauben zuzustellen, sondern auch in seinem Anbringen großgünstig zu willfahren, so in Anderem zu demeriren man sich eifrigst befleißen werde.

Jedoch der Abgesandte ließ sich in seiner mündlichen Eröffnung weiter heraus, und schien es darauf abgesehen zu haben, daß seine Worte zu Herzen gehen sollten. In das erweiterte Collegium der Herren Geheimen eingeführt, gab er demselben leidmüthig zu vernehmen, welchermaßen der königliche Intendant Lagrange an seine Stadt 4000 Livres bedrohlich erfordern lasse, mit Bitte, daß Herrn Burgermeister und Rath einer löblichen Stadt Eßlingen in unverrucktem städtischem Vertrauen seinen Herren von Gmünd hierinfalls mit gutem Rath an Hand zu gehen belieben wollten. Er versäumte dabei nicht, den französischen Brandbrief vom Philisbourger 16. October, „praesent. 22. Oct. horn 7. vespert.“ vorzulegen.

Nach erstattetem Vortrag hat man ihn zu einer stattlichen Recreation invitirt, damit die Herrn Geheimen sich unterweilen der Antwort bedenken könnten. Darauf hat man den Herrn Gemündischen Stadtschreibern mit einem Recreditiv und versprochener Notification des weiteren Erfolgs, indem die Stadt Eßlingen sich in diesen gefährlichen Läufen so wenig als Gmünd rathen könne, gegen Mittag wieder abgefertiget. — „Was Ew. Fürsicht und Weisheit in dero wichtigen Angelegenheit an uns in unverrucktem städtischem Vertrauen zu avisiren belieben wollen, und wohin, nächst erstattendem schuldigem Dank vor die in uns so gütigst setzende Confidance, unser Sentiment abziehe, geliebe Ew. Fürsicht und Weisheit bei Ruckbringern dieses, dero Herrn Consulenten und Stadtschreibern, mit mehrerem umständlich zu vernehmen, mit beständigster Versicherung, daß gleichwie wir in diesem so beschwerlichen Frangenti unsere Consilia beigetragen, also wir zu Cultivirung guter Nachbarschaft weitere Correspondenz zu pflegen nicht ermangeln werden, die wir — inseratur: nächst eiferigem Anwunsch, daß die Güte Gottes alle diesem Crayß androhende Gefahr abwenden wolle —

Digitized by Google

unter treuer Erlassung in göttliche Obhut verharren" ꝛc. So lautet das Recreditiv, in welchem, ohne das zu rechter Zeit noch eingeschobene Insérat, beinahe vergessen worden wäre, den Katholischen zu insinuiren, daß die Evangelischen auch Christen seyen.

Aber Schimpf und Schande über die Reichspost, daß, nach diesem actenmäßigen Ausweis, das Seitenstück zu der Requisition, die man in Gmünd schon am 12. Abends sieben Uhr erhalten hatte, in Eßlingen am 14. gegen Mittag noch nicht eingelaufen ist!

Sonntag Abend. Es scheint denn doch nun etwas gekommen zu seyn, vielleicht zur süßen Nachkost. Wir vernehmen indeß bloß dieß, daß man den Herrn Rathsconsulenten Dr. Gisbert Nageln noch diesen Abend nach Stuttgart zum Herrn Geheimen Regimentsrath von Rühle abgeschickt hat, um demselben von den hervorthuenden Emergentien Part zu geben und sich zu informiren, ob diese angesonnene Contributionen ein Werk vom ganzen Kreis oder ob nur ein Stand vor dem andern gemeint sey, um damit man nicht mit den Franzosen sich in präjudicirliche Sonderttractaten einlassen, nachgehends aber auch noch zu des Kreises Concurrenz gezogen und also mit doppelter Kreide unschuldig angeschrieben werden möchte.

Warum aber erst heute Abend? Daß ein Trompeter von Monseigneur dem Dauphin zu Stuttgart angekommen, ist doch ein seit vorgestern schon verlautbartes Spargiment. Freilich hat man von daher über so mancherlei bereits früher erschollenes Gemurmel der flüchtigen Fama niemals rechte Gewißheit erlangen können; aber nun einmal ein Trompeter dort erschienen ist, dürfte sich von den Novitäten das Wenigste mehr hinter dem Berge verhalten lassen. Hier scheint gleichwohl die offentherzige Zutraulichkeit derer von Gmünd den Muth ein wenig angefeuert zu haben. Aber wie wird es drüben seyn? Herr von Rühle ist ein sehr acuter, in derlei intricaten Dingen ganz insonders geschickter Kopf. Er besorgt im Geheimenrath die Kreis- und Schirmsangelegenheiten, die man ihm fast gänzlich einräumt, und handelt auf den Kreistagen oftmals nach Instructionen, die man ihn sich selbst ertheilen läßt. Zu Augsburg Anno 86 hat er, zum großen Vergnügen der sämmtlichen Betheiligten, einen Aufsatz verfertigt, der in einem Garten angenommen und unterschrieben wurde und durch welchen Wirtenberg der großen Augsburger Allianz bei-, zugleich aber, wenn wir recht deutsch verstehen, doch auch wiederum nicht bei-, sondern bloß in die erneuerte Kreisallianz mit Bayern und Franken eingetreten ist. *

* Vgl. Sattler, XI, 147 f.

Mittwoch, den 16. Oktober. Wichtige Neuigkeiten! Herr Dr. Nagel ist noch in der gleichen Nacht zurückgekommen und hat gestern früh in der Pfisterei Relation abgelegt. Herr von Rühle hat sich in aller Probität heraus- und als guter Freund und Nachbar erfinden lassen wollen, so daß man Gottlob endlich weiß, wie man dran ist. Er hat dem Eßlingischen Abgeordneten vertraulich eröffnet, es belaufe sich die an Wirtenberg erforderte Contribution bereits über 300,000 Gulden, und sey kaum ein Anfang, auch noch kein Ende an diesem Wesen zu ersehen. Er und seine Herrn Collegä, mit welchen er sich gleichbald wegen der Schirmsstadt Eßlingen beredet habe, wissen fast nicht, was sie in dieser beschwerlichen Sache eintrathen sollen. Er hat auch dem Herrn Consulenten von freien Stücken intimirt, erst vor zween Tagen habe ein königlicher Trompeter an beede Herrn Kreisausschreibende Fürsten ein Schreiben gebracht, worin noch böse, böse Futura stehen; es scheine aber nicht, daß, ob es wohl eine calamitas communis, man auch eine causam communem bei dem Kreis machen werde. Müsse also ein Jeder sich selbsten vor der androhenden Gefahr mit möglichster Präcaution sorgfältigst prospiciren und sicher stellen, denn dermalen sey bei dem Kreis weder Rath noch Hilfe. Unsere Kreisvölker seyen den 10. hujus noch weit in Ungarn gestanden, vor Ausgang dieses Jahrs könne kein Mann von ihnen heraufkommen, oder, wenn es gleich geschehe, seyen es abgemattete Völker. Es seye zwar vermuthlich, daß die Kaiserliche Majestät zu Sublevation dieses getrenen Kreises etliche Regimenter schicken werde; weilen man aber den Krieg zugleich in Ungarn wider den Türken continuiren wolle, seye wenig Volk gegen eine solche Macht nicht zulänglich. Eßlingen komme noch tolerabel weg, und sey in ein und dem andern Stuck vor dem Land Wirtenberg glückselig. So sey auch eine große Ungleichheit unter den Ständen selbst; denn die dem Unglück nächstgesessene werden wohl in einen sauren Apfel beißen müssen, aber die ob der Steig werden sich mit denen andern, welche gute Wäll und Mauern haben und sich darauf verlassen, um den Schaden Josephs wenig annehmen.

Auf diese Relation haben Herrn Burgermeister und Geheime sammt beeden Herrn Adjunctis nicht unterlassen, gleich vom frühen Morgen an bis Nachmittag 2 Uhr im Spital zu consultiren. Es ist keine Kleinigkeit, solch wichtigen und langen Sitzungen, bis weit über die Mittagszeit hinaus, anzuwohnen, und die undankbaren Bürger sollten doch ein Einsehen haben, wenn sie Augenzeugen sind, wie eine wohllöbliche Obrigkeit sich aus ihren Wohnungen in die Pfisterei, von der Pfisterei in's Hofspital, und vom Spital auf's Rathhaus

Digitized by Google

bemüht, um mit Hintansetzung der täglichen und nächtlichen Ruhe, wie auch der so hochnöthigen Leibesnahrung, das Wohl der Stadt zu bedenken. Und welch reifliche Deliberation erfordert es, um judiciren zu können, wer noch gute Wäll und Mauern habe, wenn Wirtenberg keine haben will, Heilbronn die seinen nicht mehr brauchen kann und Eßlingen nicht soll? Conclusum igitur iterum atque iterum: Ohne gemeiner Stadt äußersten Ruin könne man sich der französischen Zumuthungen in totum nicht entbrechen.

Aber auch das Nachgeben hat seine Gefahr, und leichtlich mag man aus der Charybdis in die Scylla, oder, dafern so offenbarlich zu reden verstattet seyn dürfte, aus der französischen Tribulation in die kaiserliche Ungnade oder doch wenigstens in sonstige von Reichs oder Kreises wegen besorgliche ein und andere Belastung fallen, daher auch im Nachgeben äußerste Prācaution anzuwenden für gut befunden worden; auf welchen Schlag und Inhalt man zuförderst an die löblichen Städte Ulm, Reutlingen, Gmünd und Nördlingen, mit Einschluß der königlichen Brandcontributionsordre, Schreiben abzulassen beschlossen, die auch am heutigen Tag durch eigen zu lieb abgefertigte Postillionen, auch laufende Boten abgegangen sind. Wobei jedoch einerseits als nachdenklich zu erachten, daß die Copia des Brandbriefs nur an Ulm, Reutlingen und Nördlingen, in „wohlhergebrachtem städtischem Vertrauen“ und unter beigefügter Anfrage, ob man dorten auch dergleichen Postulata erhalten habe und wessen man gesonnen sey, eingeschlossen, an Gmünd aber ein besonderes Schreiben vom „$^{26}/_{16}$.“ Oktober erlassen worden ist, worin versprochenermaßen und in „städtischem gutem Vertrauen“ Nachricht ertheilt wird, daß „gestrigen Tags“ — also am fünfzehnten — von Monsieur de la Grange an Eßlingen eine gleiche Ordre, wie an Gmünd, auf 10,000 Livres, ergangen sey, und daß man darauf — also gleichfalls am 15. — den Rathsconsulenten an das Kreisdirektorium abgeordnet habe; andererseits will es uns fast noch memorabler bedünken, daß die Verhandlung mit dem Herrn von Rühle in dem Schreiben an Gmünd nicht ganz verhalten, in den andern drei gemeinschaftlichen Schreiben aber mit keinem Wort berührt ist, während man hinwiederum nach Gmünd bloß zu verstehen gibt, es werde wohl ein jeder Stand „ihm selbst vigiliren und der Gefahr sich zu entziehen trachten müssen,“ gegen die drei andern Städte aber sich weiter dahin heraus läßt, Eßlingen könne sich der Zumuthungen, ut supra, nicht entbrechen, sondern werde vielmehr, „nach dem Exempel verschiedener benachbarter hochfürstlichen Häuser, vorsichtig dahin bedacht seyn müssen, wie man sich vermittelst gütlich pflegender Tractaten, so weit es nur immer zu bringen, mit möglichster Prācaution, auf alle sich etwan ereignenden Fälle, prospiciren möge.“

Weilen aber von diesen Städten so bald keine Antwort zu gewarten und die Franzosen wenig Umstände machen, so hat man heute eine vollkommene Versammlung eines klein- und großen Rathes, also einen Stenerrath, einberufen, darin die einstimmige Resolution ausgefallen ist, daß der lieben Burgerschaft eine halbe Extraordinaristeuer, innerhalb acht Tagen zu erlegen, auf den Regimentsstuben durch ein bewegliches Decretum angekündet, unterdessen aber eine Deputation an die hohe königliche Generalität in's Lager abgeschickt werden solle. Das Decret ist auch gleichbald von des Herrn Stadtschreibers stets bereitfertiger Hand beweglich genug verfaßt worden, maßen es fürstellt, daß das von dem französischen Intendanten auferlegte überschwere Beitragsquantum von 5000 Gulden, neben andern von Reichs und Kreises wegen unumgänglich obliegenden Praestandis aus dem gemeinen, durch so lang fürgewährte Türkenzüg ganz entkräfteten Aerario kundbarermaßen nicht bestritten werden könne, daher E. E. N. sich zu einer ehrliebenden Burgerschaft unzweifelig versehe, ein jeder patriotisch gesinnter Burger werde sich ohne weitläufige Vorstellung zu Abwendung der vor Augen schwebenden und täglich wachsenden Gefahr von selbsten möglich angreifen, gleichwie widrigenfalls einem E. R. niemand werde verdenken können, wenn sowohl wider die Saumselige, als zu möglichster Eintreibung der bishero unverantwortlich aufgeschwollenen Erstantien und dadurch verhoffender Erleichterung der willig und gehorsamen Burgerschaft, die schon öfters bei klein und großem Rath beschlossene harte Executionsmittel ohne Ansehung einiger Person ergriffen werden müssen.

Wunderwerklich ist es aber doch zu sehen, wie eine Jeder, die neben den Blut- und Todtenfahnen auch den Steuerbeutel zu geschickt zu schwingen weiß, dennoch in einem Punkte straucheln konnte, indem Herr Johann Philipp Datt die zu Eingang des Decreti gesetzten Worte: „In Abgang selbsteigener zulänglicher Defensionskräfte,“ weßhalb E. E. N. der Requisition stattgeben müssen, im Hinblick auf das durch die Heilbronner Begebenheiten wieder frisch in Erinnerung gebrachte Zeughaus streichen und durch die Worte: „Nach dem Exempel benachbarter mächtiger Fürsten und anderer Reichsstädte“ ersetzen mußte. Von diesem Zeughaus hoffen wir, geliebt es Gott, noch ein Mehreres in Erfahrung zu bringen.

Aber, was Gott verhüte, nahebei könnte es uns ankommen, ehrengedachten Herrn Stadtschreibern einer gröblichen Pflichtvergessenheit zu beschuldigen, wenn wir

Digitized by Google

aus der nach Auseinandergehen beider Räthe gepflogenen Verhandlung derer Herrn Geheimen ersehen, daß das unlängst an Römisch Kaiserliche Majestät zu erlassen beschlossene Schreiben unbegreiflicherweise immer noch nicht begriffen oder entworfen ist, so daß Herr Amtsburgermeister Georg Friedrich Wallißer hievon Anlaß genommen, sich heute in dieses Schreibens Unterbleibung solenniter ad protocollum et acta zu verwahren. Allein gewarnt und gewitzigt, wie wir jetzt sind, sagen wir uns, daß Präcautionen nach allen Seiten hin, um weder dem Kaiser noch dem König Aergerniß zu geben, gerechtfertigt und geboten sind, daß aber die unterweilen sicherste Präcaution, in der Minorität, ja gar in der Minimität zu protestiren, fast nur einem regierenden Haupte wohlanständig ist.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, 13. Juli.

Bestürzung. — Mißstimmung. — Niedergeschlagene Muthmaßungen. — Strohhalm der Hoffnung. — Dreistes Wühlerthum. — Standrecht. — Restitutio in integrum für die Luftfahrer. — Der grobe Wirth. — Biermannia. — Von zwei Uebeln das kleinere. — Die Planke des Schiffbrüchigen. — Deinhardstein †. — Linke Maßematten.

An verschiedenen öffentlichen Orten, welche ich gestern Abend besuchte, herrschte eine Aufregung wie nach der Schlacht von Solferino, aber keine Niedergeschlagenheit wie damals. Man zeigte sich nicht sowohl bestürzt als überrascht. Die Mißstimmung, welche sich theilweise sehr stark aussprach, galt dem Preußen und rührte von dem Gerüchte her, der Prinz Regent weigere sich, als Bundesfeldherr die Führerschaft der deutschen Zuzüge mit Inbegriff des österreichischen, die ihm angetragen worden, anzunehmen. Er begehre, hieß es, dieselben als Hülfsvölker zu befehligen mit unbedingter Vollmacht über Krieg und Frieden, ohne jede Verantwortlichkeit für die Zukunft. In den meisten Kreisen wurde das Gerücht für bare Münze genommen und rief in manchen eine unbeschreibliche Entrüstung hervor, die ohnehin schon vorbereitet gewesen, da man seit 24 Stunden zu wissen glaubte, daß von Berlin der feige Rath kommen sollte, die Lombardei als verloren aufzugeben. Ueber die Zusammenkunft von Villafranca wußte man noch nichts näheres; niemand zweifelte, daß sie angekündigtermaßen stattgefunden, und man hielt sich für überzeugt, daß der Kaiser keinen Beruf verspürt haben dürfte, sich für den Bundesgenossen zu opfern, welcher — nachdem er die getreuen deutschen Brüder so lange am Handeln gehindert, da es noch Zeit zum Handeln gewesen wäre, und nachdem er endlich sein Aufgebot „als europäische Großmacht“ in Bewegung gesetzt (ausschließlich nur solche) — sich jetzt bereit zeigt, den Frieden auf Unkosten Oesterreichs zu erkaufen. Man betrachtet — ich muß das harte Wort aussprechen — den deutschen Bund als gesprengt. Wohlverstanden: ich berichte über Ansichten im Publikum, enthalte mich jeder eigenen Muthmaßung und verschweige einstweilen, was ich selber dazu denke. Meine Nerven sind bei allem Phlegma, das mir innewohnt, nicht stark genug, um nur die Vorstellung einer solchen Möglichkeit gelassen zu ertragen; einstweilen suche ich sie mir durch die Hoffnung vom Leibe zu halten, daß die Sache nicht so schlimm aussallen werde, als wir sie uns vorstellen. Vielleicht ist's nur ein Strohhalm, wonach ich hasche. Jedenfalls klammere ich mich fest daran.

Unter den vielen Beweggründen, welche das von Preußen im Stiche gelassene Oesterreich dringend ermahnen könnten, sich um die Epigonen eines Haugwitz nicht weiter zu bekümmern, spielt die Rücksicht auf die mit großem Eifer betriebenen Zettelungen des Wühlerthums fürwahr keine untergeordnete Rolle. Mit welcher Dreistigkeit sich dieselben hervorwagen, beweist schon der Erlaß des Erzherzogs Albrecht, welcher das Standrecht gegen alle verhängt, die sich unterfangen, seine ihm untergebenen Truppen zum Abfall verleiten zu wollen. Der Erlaß gilt nicht bloß für Ungarn, sondern für jeden Ort, wo sich Bestandtheile der „III. Armee“ finden, also auch für Wien. Das ist nachträglich noch besonders verkündigt worden. Am Sonntag sah ich, über die Bastei lustwandelnd, einen anständig gekleideten Mann von etwa dreißig Jahren in bürgerlicher Tracht geschlossen zum Stabsstockhause beim Neuthor bringen. Finster und trutzig ging er zwischen der Bedeckung einher. Das nachdrängende Volk wurde von der Nachhut zurückgewiesen. Der Auftritt hatte etwas überaus unheimliches, wie sich die schwarzgelbe Pforte öffnete und hinter dem Gefangenen wieder schloß, nachdem er mit dem Unteroffizier eingetreten. Die Mannschaft der Bedeckung setzte sich auf die Bänke vor dem Hause, die Gaffer verliefen sich. Unbefangen zogen die Lustwandler auf der Bastei vorüber, des Sommerabends sich freuend, der erfrischend

Digitized by Google

nahte. Ich hatte in der nächsten Viertelstunde den Auftritt vergessen, doch kam er mir gestern Abend in's Gedächtniß zurück, als ich erzählen hörte, im Laufe des Tages sey ein Civilist durch Pulver und Blei hingerichtet worden, vielleicht derselbe, den ich gesehen. Gott sey seiner armen Seele gnädig! Hienieden ist seine Schuld gesühnt. Wir aber ersehen aus dem Vorgange, daß wir nicht abermals zu fürchten haben, aus ungeziger Milde Unheil erwachsen zu sehen, wie es in den Tagen der gemüthlichen Empfindsamkeit sich so riesengroß entwickelte. Sparen zu unrechter Zeit ist die schlimmste Verschwendung, das gilt, wie vom Gelde, auch vom Blut.

17. Juli.

Die Züge auf der Südbahn verkehren von heute an in der alten Weise, halten an den planmäßig festgesetzten Orten zu den anberaumten Stunden, haben außer den zwei ersten Wagenklassen auch wiederum die dritte und müssen unbedingt alle Welt befördern, die sich zu solchem Behufe auf den Bahnhöfen einstellt. Man könnte sagen, wenn die klassische Mythologie heutzutage noch von gutem Geschmack wäre, Mars habe dem Vulcan seinen in Beschlag genommenen Dampf wiederum zurückgestellt. Moderner dürfte der Ausdruck lauten, die Südbahn sey mit ihren Anhängseln des Belagerungszustandes entlassen. Nach Herzenslust kann man von heute an wieder nach Hetzendorf zum „groben Wirth" fahren, der noch ein berühmterer Flegel ist als seiner Zeit der „Damische" in München, oder der Wirth zu Ebnet bei Freiburg i. Br. gewesen. Die Biermannen besetzen wiederum das strategische Viereck der Bierkeller von Liesing mit dem wohlversorgten festen Lager, wo es in der gesicherten Stellung nie an Mundvorrath fehlt, wenn auch der Schießbedarf etwa abgehen sollte, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil man seiner nicht bedarf. Wer kommt, ist willkommen. Die Biermannen machen noch weniger Schwierigkeiten als die Yankees, jedem Einwanderer das Gambrinische Bürgerrecht zuzuerkennen. Der Zug geht weiter nach Brunn und Mödling, um die Gäste für die Brühl abzusetzen, nach Gumpoldskirchen, nach Baden, nach Vöslau, um hernach Abends zu verschiedenen Stunden das gesammte Volk wieder aufzuklauben und heimzuschleppen, das sich auf den Bahnhöfen angehäuft, ohne Besorgniß, daß es die Weisung vernehmen könne: „Kein Platz mehr!" Fürwahr, diese Herstellung in den vorigen Stand war allein schon das Opfer werth, dem Erben Karl Alberts für einige Jahre das Strafamt über die hochmüthigen Stadtjunker von Mailand zu überlassen, welches Opfer nebenbei auch noch den Nachtheil abwendete, jene Nessuskrone des Gothaischen Kaiserthums vom 1. April 1849 auf das Haupt des Regenten von Preußen sich drücken zu sehen. Besser die Lombardei ausgeliehen, als Deutschland verloren.

Man merkt es den Leuten gar nicht an, daß der Friede von Villafranca schwer wie Alpdrücken auf ihrer Seele lastet, oder — um es volksthümlicher auszudrücken — ihnen im Magen liegt. Nichtsdestoweniger ist sicher, daß der Friedensschluß alle Schichten der Gesellschaft mit dem unheimlichsten Grausen erfüllt hat. Selbst der schlichte Bürgersmann sagt sich und seinem Nachbar, daß „etwas dahinter stecke," wenn ein Ludwig Napoleon plötzlich seine Sendung als Orkinis Testamentsvollstrecker über Bord werfe, den Grafen Cavour beseitige und Kossuth sammt Spießgesellen wieder zum Käfig zurück schicke. Mit dem „etwas" wird natürlich nichts unverfängliches gemeint. Gegen Preußen herrscht allgemein eine unbeschreibliche Wuth, welche des Kaisers Manifest (gestern erschienen) fürwahr nicht gedämpft hat. Wenn ich vor einigen Tagen noch mit einem leisen Vorbehalt von Hoffnung zu sagen, hatte, daß der deutsche Bund gesprengt sey, so muß ich heute leider den Vorbehalt zurücknehmen. Die Erklärung in der Preußischen Zeitung vom 11. Juli hat den Scheidebrief geschrieben, der Armeebefehl des Kaisers von Oesterreich aus Verona ihn bestätigt. Für ein deutsches Herz gibt es jetzt keine andere Hoffnung mehr, als daß Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover sammt den kleinen Herren es nicht zum Rheinbunde Nr. 3 kommen lassen, um fertig zu machen, was unter Ludwig XIV. und Napoleon I. begonnen worden. Ein schmaler Rest des reichsten Schatzes ist diese Erwartung, die Planke des Schiffbrüchigen. Noch zwischen dem blutigen Johannistag und dem 8. Juli, vielleicht sogar bis zum 11. Juli Morgens wäre es möglich gewesen, die Wiedererwerbung des Elsasses als Kern der Weltfrage aufzuwerfen; seit dem 11. Juli müssen wir zufrieden seyn, wenn wir uns nur so ordnen, daß eine leidlich feste Stellung für die Zukunft Deutschlands übrig bleibt, das, statt durch seine festgegliederte Einigkeit von der Adria bis zur Nordsee die Lage zu beherrschen, durch die Berliner Ränke und Schwänke auf die bescheidene Rolle eines geographischen Begriffs zurückgeführt wurde. Ich bin äußerst gespannt auf die bevorstehenden Entwicklungen, ohne mich aber auf die nächsten sechs oder sieben Jahre zu freuen, in denen wir die Folgen der bittern Enttäuschung verspüren werden, von denen das kaiserliche Manifest redet.

In diesen Tagen der Aufregung beim Actschluß ist Deinhardtstein gestorben. Er hat erst durch seinen Tod wieder an sein Leben erinnert, das in Bezug auf die Außenwelt seit einem Jahrzehnt abgeschlossen dalag. Der Verfasser des „Hans Sachs" hatte zwar versucht, durch einige dramatische Arbeiten ohne Nennung seines Namens wiederum auf der Bühne Fuß zu fassen, es jedoch zu keinem auch nur kleinen Erfolg gebracht. Der Geist war unwiederbringlich verflogen. In seiner grünen Zeit hatte ich ihn gekannt, und ich glaube auch in diesen Blättern davon gesprochen zu haben; in den letzten Jahren bin ich nur zufällig mit ihm zusammengetroffen, unglücklicherweise jedoch immer nach Tische an Tagen, wo er sich eingebildet hatte, den Wein noch so gut vertragen zu können wie zwanzig Jahre früher. Als Dichter hat er manches geleistet, das eine bleibende Stelle verdient; doch rechne ich nicht den Hans Sachs darunter, obschon gerade dieses

Digitized by Google

Stück seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat. Er war nicht der einzige, welchem dergleichen mit einem Siefelfinde der Muse widerfahren ist.

In den besagten Lärm des Actschlusses ist auch die Entdeckung eines großartigen Falls von Unterschleif gerathen, dessen Opfer abermals die Bank, und zwar mit 130,000 Gulden geworden. Dießmal war der Uebelthäter ein Controlor, der seinen Vorrath von Banknoten für die von Zeit zu Zeit untersuchenden Verordneten dadurch in scheinbarer Ordnung hielt, daß er auf Päckchen von weißem Papier je eine Note gebunden hatte. So pflegte er bei der Untersuchung die Päckchen von Tausendern, Hundertern und Fünfzigern vorzulegen, und da niemand daran dachte, auch nur ein einziges solches Päckchen in die Hand zu nehmen und den Zipfel der obersten Banknote aufzuheben, so blieb der Unterschleif Jahre lang unentdeckt, bis endlich der Tag kam, der in derlei „linken Maſſematten“ niemals ausbleibt.

Paris, Juli.

Die Tuilerien. — Aeltere königliche Residenzen. — Die Königin Hortense.

Der Hof ist in Saint Cloud und die Tricolore ist von dem Tuilerienschlosse verschwunden. Wenn der Kaiser zugegen ist, wird sie aufgehißt, wie die Flagge am Admiralschiff; sie dient zugleich den Parisern als Windfahne; in der letztern Zeit blies der Wind stark aus Norden.

Die Kaiserin kommt mehrmals die Woche hieher, um den Vorsitz im Ministerrathe zu führen; sie fährt vierspännig wie der Kaiser und mit derselben Eskorte; die Wache tritt in's Gewehr, die Trommel wird gerührt; die Huissiers und Kammerherrn empfangen die junge schöne Frau, welche sehr gut repräsentirt. Ein Hauptgeschäft für sie ist das Unterzeichnen der Dekrete; es liegen deren mitunter fünfhundert vor, wovon fast die Hälfte das Kriegsministerium betreffen. Fünfhundert Unterschriften in einer Sitzung! Welche Geduld gehört dazu! Und sie sind alle mit derselben Sorgfalt geschrieben. Die Schriftzüge sind kühn geschwungen und haben, wie die Kaiserin, eine stolze Haltung; doch fehlt auch die charakteristische Weiche der weiblichen Handschrift nicht.

In Abwesenheit des Hofes geht das Publikum im Hofgarten spazieren, nämlich in dem Theile des Tuilerien-gartens, den sich der Kaiser vorbehalten. Zur Zeit Heinrichs IV. war der Garten durch eine Straße vom Schlosse getrennt; unter der Restauration führte der Weg, der das Quai mit der Rivolistraße in Verbindung setzt, dicht am Schlosse selbst hin. Ludwig Philipp, den eine siegreiche Insurrektion in die königliche Residenz führte, mußte eine ähnliche Insurrektion befürchten, die dann auch nicht ausblieb. Er hatte aus Vorsicht einen Theil des Gartens für sich in Anspruch genommen und einen Graben darum gezogen, den er mit Lilaſtauden verdeckte; es war ein ganzer Wald. Napoleon III. hat aus dem Hofgarten eine Bastei gemacht, mit Rosen, Lorbeeren und einer Blumenlese aus den schönsten Statuen des Gartens geschmückt; zugleich aber hat er einen mächtigen Wall aufwerfen lassen, den ein breiter Graben von der zehn Fuß hohen Ringmauer scheidet. Wenn ich solche, dem Anscheine nach, geringfügige Dinge erwähne, so habe ich meine Gründe; in ihnen offenbart sich der Charakter und die Politik beider Souveraine.

Das Tuilerienschloß hat etwas Grauenhaftes, gleich von seiner Entstehung an: mala avis. Es wurde von der schrecklichen Katharina von Medici angefangen, und ein Königsmord gab die Veranlassung dazu. Ein Graf Montgomery stieß beim Turnier mit dem Schaft seiner zersplitterten Lanze in das Visier Heinrichs II. Nach herkömmlicher Sitte mußte er den Schaft wegwerfen. Der Marschall von Vieilleville erzählt den Mord sehr umständlich. Da die Wundärzte den Splitter nicht finden konnten, so ließ man vielen zum Tode Verurtheilten den Kopf abschlagen, um — vergebens — Versuche anzustellen, indem man Lanzen daran abstieß. Die Königin wußte, was sie von Montgomerys Ungeschicklichkeit zu halten hatte; sie ließ ihn später hinrichten.

Heinrich II. starb in dem Residenzschloß des Tournelles; Katharina ließ es niederreißen; das Dekret ist vom 28. Januar 1564 und von Karl IX. unterzeichnet. Die Könige von Frankreich hatten hier gewohnt, seitdem Karl VII. das Hotel St. Paul verlassen. Beide Schlösser sind spurlos verschwunden; sie lagen in der Gegend der heutigen Place royale, zwischen der Straße St. Antoine und der Seine. Sie werden häufig in Romanen und historischen Werken genannt, und einige Details darüber dürften um so eher Interesse haben, da die gewöhnlichen Reise- und Handbücher, und selbst die französischen Guides darüber schweigen. Und dann tritt uns hier eine Gestalt entgegen, welche Poesie und Geschichte entstellt, und über welche die jüngsten Forschungen ein überraschendes Licht verbreitet haben. Und diese Gestalt nennt sich Isabeau von Bayern.

Digitized by Google

Sie schreib sich Isabel; nach der damaligen Aussprache hieß das Isabeau.

Bis Karl V. wohnten das Königthum und die Magistratur in Frieden unter einem Dache zusammen, im Justizpalaste. Der Louvre war der eigentliche Sitz der Feudalmacht der Könige. Hier, im großen Thurme (la grosse tour) mußten ihnen jährlich die Vasallen der Krone huldigen. Karl V. ließ das Louvre ausbessern und zugleich ein Lustschloß bauen in der Nähe der Bastille und der Kirche St. Paul, unter der Benennung: Hôtel solennel des grands Guttements. Für die Kunstgeschichte im Mittelalter ist das Verschwinden dieses Hotels ein großer Verlust. Der Beschreibung nach, die uns ältere Schriftsteller hinterlassen, fand man da das Reichste und Schönste, was die damalige Industrie, Goldschmiedekunst u. s. w. lieferten; wir kommen weiter unten darauf zurück. Das Schloß enthielt eine Menge Zimmer, Galerien, Kapellen, Säle; darunter wird besonders „der Saal Karls des Großen" erwähnt, 100 Fuß lang, 36 Fuß breit, mit vergoldetem Getäfel; alle Fenster im Hotel hatten Glasmalereien, mit dem Schlosse war, nach damaliger Sitte, eine Menagerie verbunden, ein Obst- und Weingarten; daher die heute noch vorkommenden Straßen: Lion, Cerisale, Beautreillis.

Hier wohnten Karl VI. und Isabeau von Bayern; es ist eine klägliche Geschichte. Ich habe sie gesehen, diese verruchte Isabeau — im Bilde, selbstverständlich; es befindet sich im Musée du Louvre unter den alten Malereien von unbekannten Meistern. Das üppige Weib, das sich in Schillers Jungfrau von Orleans so unweiblich geberdet, steht da vor uns als eine ehr- und tugendsame Jungfrau, und ich zweifle sehr, ob das handfeste und resolute Bauernmädchen so still bescheiden drein sah; sie trägt ein purpurrothes, mit Pelz verbrämtes Kleid und einen eigenen Kopfputz, der wie ein großes Netz von Gold, Perlen und Edelsteinen das schöne blonde Haar umschlingt. Außer ihr wurden noch zwei andere Prinzessinnen dem Könige Karl VI. vorgeschlagen; sein Vater hatte ihm ausdrücklich auf dem Sterbebette geboten, sich aus Deutschland ein Weib zu holen. Ein Maler — er wird nicht genannt — wurde nach Lothringen, Oesterreich und Bayern abgesendet, um da drei Fräulein abzuconterfeien. Als der Künstler mit den drei Bildnissen nach Frankreich zurückgekehrt war, entschied sich der König auf den ersten Blick für die Bayerin. „Kaum konnte er schlafen," sagt Froissard, „so sehr hungerte ihn nach dem Augenblicke, wo er die sehen sollte, die später sein Weib wurde." *

Die gräßliche Geschichte fängt an wie eine Idylle oder eine Legende. Zwischen beiden Höfen, dem französischen und bayerischen, wurde die Uebereinkunft getroffen, daß beide junge Leute sich bei einer schicklichen Veranlassung sehen sollten. Man wählte dazu die Wallfahrt nach der Johanniskirche in Amiens. Es war damit ein Jahrmarkt verbunden und die Ausstellung einer kostbaren Reliquie, des Haupts des h. Johannes des Täufers. Eine Verwandte Isabeaus, Margarethe von Bayern, Herzogin von Hennegau — die Franzosen sagen Hainaut — begleitete und unterwies sie, denn sie sprach kein Wort Französisch. Drei Tage nach diesem Zusammentreffen wurde die Trauung in der Kathedrale von Amiens vollzogen; es war der 17. Juli 1385. Obgleich sie bereits mehrmals die Hauptstadt besucht hatte, so hielt sie ihren feierlichen Einzug erst vier Jahre später. Die Beschreibung der Lustbarkeiten, die bei dieser festlichen Veranlassung statt fanden, ist sehr ergötzlich und nicht minder belehrend.

Karls Leidenschaft war das Aufstackern einer leicht entzündlichen Sinnlichkeit. In demselben Jahr 1389 läßt er seine junge Frau in Paris sitzen; sie war in gesegneten Umständen. Er durchreiste den Süden; den Vorwand gaben das Schisma von Avignon und die Gewaltthätigkeiten des Herzogs von Berry in Languedoc. Was aber den jungen Fürsten dahin lockte, war der Genuß. Im Mittelalter galten Provence und Languedoc für das Land der Lust, Karl tangte von Stadt zu Stadt, von einer Geliebten zur andern, und als er aus Armidens Zaubergärten trat, da packte ihn das Rachegespenst, die strafende Furie, die wir Epilepsie nennen; sie brach die Sehnen seines physischen und geistigen Lebens. Als ein Wahnsinniger kehrte er in die Prunkgemächer von St. Paul zurück; aus einem der schönsten Männer seiner Zeit war eine Jammergestalt geworden. Isabeau wendete sich mit Entsetzen von ihm ab, ihr Lebensglück war vernichtet. Seine Abwesenheit hatte nur ein halbes Jahr gedauert, vom 24. Oktober 1389 bis zum 12. März 1390. In der Zwischenzeit hatte er der Königin einen einzigen Boten gesendet; bekanntlich gab es damals noch keine Briefposten.

Zwei Jahre später, als er in der Provinz Le Mans auf einem Kriegszuge Nachts durch einen Wald ritt, hatte er eine Erscheinung; von da an bis zu seinem Ende blieb seine Krankheit unheilbar; die kurzen lichten Momente waren wie Blitze, welche die Schrecknisse der Finsterniß um ihn erleuchteten. Und von diesem Zeitpunkte an ist das Leben Isabeaus ein Kampf, und alles, was sie thut, ist nur ein Mittel zur Abwehr ihrer Feinde; sie hat nie angegriffen, aber sie hat sich herzhaft gewehrt.

Ihr Verhältniß zu ihrem Schwager, dem Herzog von Orleans, hat man verdächtigt; Beweise liegen nicht vor. Der Herzog war ihr treuer Freund und ihre einzig Stütze; ihre Feinde mordeten ihn. Der König, der das Bewußtseyn seiner Schuld gegen Isabeau behalten, haßte sie eben deßwegen. Er wollte sie nicht sehen; drang sie dennoch bis zu ihm, so überhäufte er sie mit Schmähungen und mißhandelte sie. Eine andere nahm ihre Stelle im Bette des Gemahls ein, die hinlänglich bekannte Odette. Narrheit und Zügellosigkeit herrschten am Hofe des verrückten Monarchen. Er selbst hatte, seltsam genug, seinen Hofnarren, die Königin hatte ihre Hofnärrin. Die Damen ersannen

* A peine pouvait le roi dormir, pour faim de voir celle qui puis fut sa femme.

Digitized by Google

die unſinnigſten Trachten; die Herren kleideten ſich als Weiber, ihre Röcke waren mit goldenen Zierraten und Narrenſchellen bedeckt. An den verſchiedenen Stücken eines Koſtüms Karls VI. zählte man nicht weniger denn 1400 kleine goldene Schwalben, die goldene Becken im Schnabel trugen. Die Sittenloſigkeit, die am Hofe herrſchte, war grauſenerregend. Wenn das unglückliche und lebenskräftige Weib der Verführung unterlag, ſo war ſie eben nicht beſſer, aber auch nicht ſchlechter als ihre Umgebung.

Es ließe ſich über die „Verleumdungen der Geſchichte“ ein mächtiges Buch ſchreiben; zu den Opfern derſelben gehört auch Marie Antoinette, die nun auch gerechtfertigt daſteht.

Der Graf Ponthieu, der Dauphin, ſpäter Karl VII., ließ ſeine Mutter in Tours einſperren, um ſie zu berauben. Sie hatte in verſchiedenen Klöſtern Gelder deponirt; ſchon der Bruder des Grafen Ponthieu, Jean d'Aquitaine, hatte ſich verſchiedene Summen, die ſeiner Mutter gehörten, zugeeignet. Das hat der geiehrte Ballet de Viriville bewieſen. Der Herzog von Burgund befreite ſie aus der Gefangenſchaft; um dem Dauphin zu entgehen, warf ſie ſich den Engländern in die Arme. „Die Geſchichte darf ſich nicht durch den thörichten Wahn des Zornes hinreißen laſſen,“ ſagt derſelbe Hiſtoriker: „Manche Schilderung ſtellt uns Iſabelle von Bayern unter den Zügen einer unnatürlichen Mutter dar, mit einer nicht allein verruchten, ſondern tiefen, ränkevollen und blutdürſtigen Politik. In Bezug auf eine ſolche Geſtalt finden dergleichen Farben nur im Romane ihre Anwendung. Iſabeau rächte ſich an ihrem Sohne und verſorgte zugleich ihre Tochter Katharine, welche Heinrich V. von England heirathete.“

Iſabeau, die Rabenmutter, liebte ihre Kinder auf's zärtlichſte; ſo lange ſie klein waren, verlor ſie dieſelben nie aus den Augen; waren ſie krank, ſo that ſie nichts als weinen und beten. Sie war freigebig und mildthätig; ſie beſchenkte junge Brautpaare, arme Studenten, die ihr Diplom nicht bezahlen konnten, Heimathloſe u. ſ. w.

Nach Heinrichs V. und Karls VI. Tod fand ſich Iſabelle verlaſſen, ohne Macht, der Willkür eines übermüthigen Verbündeten preisgegeben, der ſich ihrer Schlöſſer und ihrer ſämmtlichen Beſitzungen bemächtigt hatte; ſie hielt ſich im Hotel St. Paul verborgen und hatte gegen Mangel und Geldnoth zu kämpfen. Als Heinrich VI. — er war damals neun Jahr alt — ſeinen Einzug in Paris hielt, ſtand Iſabeau am Fenſter des Hotels St. Paul; der junge König grüßte ſie, die Königin, ſeine Großmutter, verneigte ſich demüthigſt, drehte ſich dann um und weinte bitterlich. Und wieder weinte ſie, als ſie erfuhr, daß Karl VII. mit dem Herzoge von Burgund den Vertrag von Arras unterzeichnet: Frankreich war vom Joche der Engländer befreit. Einem glaubwürdigen Gewährsmann zufolge — Jacques Doublet, Geſchichte der Abtei St. Denis — ſtarb Iſabeau vor Freude über dieſes Ereigniß.

Vier ihrer Diener führen die Leiche aus Notre Dame, nach dem Gottesdienſte, in einem Kahne nach St. Denis; ſie wurde in der Kirche beigeſetzt, die ſie durch ihre Geſchenke bereichert, neben Karl VI. Herzog Bedford ließ ihr ein Grabmal von ſchwarzem Marmor ſetzen, das ſie in liegender Stellung darſtellt; es hat ſich in den Krypten der Abtei St. Denis erhalten.

Ich glaube nicht, daß ich zu lange bei dieſer allbekannten hiſtoriſchen Figur verweilt. Meine Abſicht war keineswegs, eine Tugendheldin aus ihr zu machen, aber ſie kann mit größerem Rechte als Marie Stuart ſagen: „Ich war beſſer als mein Ruf.“ Schließlich muß ich ſie noch von einer ganz neuen Seite zeigen. Iſabeau, die Bayerin, ſtiftete zu Paris das Reich der Mode, das alle andern überdauert hat. Ihr Luxus in Putz und Kleidung war ſprichwörtlich geworden; ſie erfand die Truſſeaux und Hénins und andere Hauben, gegen die noch hundert Jahre nach ihrem Tode von der Kanzel herab gedonnert wurde. In ihren Möbeln zeigte ſich dieſelbe Prunkſucht; ihr Tafelſervice, ihre Geſchirre waren von Silber, Email, meiſtens aber von Gold. Bei Tiſch hatte ſie ihr Cadenas; es beſtand aus dem Nef, dem Hanap oder Humpen, dem Trinkglas, alles von Gold und mit ſilbernen Deckeln. Das Couvert wurde damals als eine fürſtliche Prärogative angeſehen; es ſollte vor Vergiftung ſchützen.

Die Königin hatte eine Hofnärrin, wie ſchon bemerkt worden; ſie hieß Jehannette und deren Tochter Jehannine; ferner einen Hofnarren Wilhelm Fouel; dazu kam noch eine Sarazenin, eine Zwergin und eine Menge Thiere. Ihr Wohnzimmer war eine wahre Vogelhecke, es wimmelte von Hunden und Affen, die ihr auf ihren Reiſen folgten; eine Zeitlang hatte ſie ſogar einen Leoparden um ſich; Pferde liebte ſie leidenſchaftlich, und ſie ſoll zuerſt einen auf Federn ruhenden Wagen gehabt haben.

In der Geſchichte Iſabeaus fehlt nichts zu einem großartigen und ſpannenden hiſtoriſchen Drama; ihre Liebe ſelbſt zum Herzoge von Orleans, die einzige Schuld, die auf ihr laſtet, würde hinreichen, um das Intereſſe zu begründen. Karl VII. haßte das Hotel Saint Paul aus leicht begreiflichen Gründen; es bezog das gegenüber liegende, durch die Straße St. Antoine von jenem getrennte Hôtel des Tournelles, wo die engliſchen Könige von Frankreich gehauſt hatten und Lord Bedford. Es beſtand aus mehreren Hauptgebäuden, zwölf Galerien, zwei Parks, ſieben Gärten. Das Hotel wurde 1564 niedergeriſſen. In demſelben Jahre wurden die Fundamente des Tuilerienſchloſſes in Angriff genommen. Dbg.

Digitized by Google

Hamburg, Juli.

Stimmung. — Schifffahrt. — Südliche Veränderungen.

Seit dem Ausbruche des Kriegs zwischen Oesterreich und den Franco-Sarden befindet sich unsere Handelsrepublik in keiner beneidenswerthen Lage. Die schmerzhaften Wunden, welche die Krisis unserem Wohlstande geschlagen hat, sind noch nicht vernarbt, wir empfinden noch immer die Nachwehen dieser gewaltigen Erschütterung, und nun lohen jenseits der Alpen die Feuersäulen eines Weltbrandes empor, der eine völlig unberechenbare Ausdehnung annehmen, ja vielleicht alles zur Zeit noch Bestehende in Frage stellen kann. Ist der Krieg zu jeder Zeit ein Schreckenswort für Alles, was Handel und Wandel treibt, so ist es der gegenwärtige Kampf, welchen die wiedererstandene Dynastie Napoleon mit dem Hause Habsburg begonnen hat, in noch erhöhterem Grade, weil man gerade in unserer Stadt und in unserer ganzen Umgebung der entsetzlichen Bedrängnisse noch sehr wohl eingedenk ist, die mit der welterobernden Politik des ersten Napoleon über die Länder an der Weser und Niederelbe hereinbrachen. Können ähnliche Zeiten nicht wiederkehren? Hat sich nicht im Leben des dritten Napoleon vieles, mutatis mutandis, wiederholt, was die Welt aus dem Leben und den Thaten des kriegerischen Oheims sich erzählt? Fragen dieser Art liegen nahe und erklären die alle Schichten unseres Volkes durchziehende Abneigung gegen einen Weltkrieg. Eine zweite Auflage der Napoleonischen Weltherrschaft mit ihren unausbleiblichen Folgen wünscht bei uns gewiß niemand, eben so wenig aber begreift man hier die Nothwendigkeit einer Betheiligung an dem Kampfe, der augenblicklich die Gefilde der Lombardei vom Tessin bis an den Mincio mit Blut überströmt.

Wir wollen in diesen Blättern nicht Politik treiben, anführen aber müssen wir doch, weil es die Physiognomie unserer Bevölkerung kennzeichnet, daß sich bei uns gar keine Sympathien für den unseligen Kampf kundgeben, der seit wenigen Wochen Tausende hinweggerafft hat. Der Kampf Oesterreichs um den Besitz der Lombardei ist hier unpopulär, obwohl man einsieht, daß Oesterreich das historische Recht für sich hat. Weßhalb dieß so ist, ja so seyn muß, bedarf wohl kaum einer weiteren Darlegung. Die politische Presse hat längst das Ihrige gethan, um die Welt in Bezug auf die Stimmung des Volks im Norden aufzuklären. Weil man nun aber eben so gestimmt ist und auch nicht wohl anders gestimmt seyn kann, erträgt man die Hemmketten, welche die kriegerischen Ereignisse dem Handel anlegen, mit unverholenem Unmuth. Der Gedanke schon ängstigt Tausende, es könne ein Weltkrieg ausbrechen, ohne daß England auf Deutschlands Seite stände. Die bloße Neutralität dieses meerbeherrschenden Staates wäre für Deutschland, am meisten aber für dessen Seehandel treibende Bevölkerung ein unermeßliches Unglück. Haben wir doch — Dank der mangelhaften Einrichtung des deutschen Bundes und des Systems, das diese Schöpfung der Diplomatie gegründet und bis dahin mit bewundernswürdiger Zähigkeit aufrecht zu erhalten gewußt hat — keine Flotte, um auch nur ein einziges Handelsschiff gegen feindliche Kreuzer schützen zu können. Die Bewohner des Binnenlandes haben schwerlich eine Vorstellung von dem ungeheuren Eindruck, welchen die Kunde von Englands beabsichtigter neutraler Haltung in unserer Gegend gemacht, falls Deutschland sich an dem Kriege betheiligen und die Waffen gegen Frankreich kehren sollte. Befässe der ganze Süden unseres Vaterlandes keine Festungen oder wäre er entblößt von waffenfähigen Männern, dann würde er die Regungen unserer Küstenanwohner sehr wohl zu würdigen wissen. Die Wahrheit des Wortes, das freilich trostlos genug klingt: ein Volk ohne Kriegsmarine ist ein machtloses Volk, selbst wenn es über viele hunderttausend Bajonette verfügt, begreift hier jedes Kind.

Unter so düstern Aussichten liegt natürlich der große Verkehr sehr darnieder und die Spekulation hat sich in ganz bescheidene Grenzen zurückgezogen. Weil niemand auch nur dem nächsten Tage traut, hütet sich jeder vor Unternehmungen, deren Gelingen von den Verhältnissen allein abhängt. Diese allgemeine Stockung im großen Weltverkehr influirt wieder auf die Schifffahrt, die seit langen Jahren nicht so geringfügig war, wie in den ersten sechs Monaten des laufenden Jahrs. Während in dem Quinquennium von 1854 bis 1858 vom ersten Januar bis zum letzten Juni durchschnittlich 243 Seeschiffe von transatlantischen Plätzen ankamen, eine Zahl, die sich, wohl großentheils in Folge der Handelskrisis, voriges Jahr auf 219 verringerte, liefen in demselben Zeitraume heuer deren nur 179 in unserem Hafen ein. Die Zahl der Seeschiffe aus europäischen Häfen stieg in dieser Zeit auf 1784 beladene, die bei uns einliefen, was ein Mehr von fünf über die Durchschnittszahl der letzten fünf Jahren ergibt. Man darf jedoch nicht vergessen, daß unter dieser Zahl eine sehr große Menge Dampfschiffe figurieren, und daß allein die Zahl der mit Steinkohlen befrachteten Schiffe 667 Betrug. Ebenfalls geringer als früher war die Zahl der von hier nach andern Häfen abgegangenen Schiffe. Sie betrug für Segelschiffe, welche nach transatlantischen Plätzen bestimmt waren, 198 gegen 212 im Durchschnitt während der letzten fünf Jahre, und für nach

Digitized by Google

europäischen Häfen bestimmte doch sie sich auf nur 1007, während von 1854 bis 1858 deren durchschnittlich 1074 in demselben Zeitraume von hier abgegangen.

Nach dem entsetzlichen Unglück der „Austria“ im September vorigen Jahres fürchteten sehr viele, das in so schönem Gedeihen begriffene Unternehmen der „Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft“ werde unter dem Eindruck dieser Katastrophe empfindlich leiden. Glücklicherweise ist dieß bis jetzt nicht der Fall gewesen. Man hat im Allgemeinen doch wohl eingesehen, daß das beklagenswerthe Ereigniß, wenn auch durch strafbaren Leichtsinn veranlaßt, das Unternehmen selbst nicht als ein in sich krankes charakterisire. Die Direktion desselben hat inzwischen nichts unterlassen, um das Vertrauen des reisenden Publikums in noch höherem Grade als vor dem Unfalle sich zu gewinnen, und daß ihr dieß gelungen seyn muß, dafür sprechen die Ergebnisse, welche im gegenwärtigen Jahre die Fahrten der Gesellschaft geliefert haben. Da es wichtig ist für Alle, welche mit der nordamerikanischen Union in Verbindung stehen, dieses Ergebniß kennen zu lernen, nehmen wir hier davon Notiz. Die Thatsachen sprechen für sich selbst und bedürfen mithin keiner besondern Anpreisung. Die längste Dauer einer Reise von hier nach Newyork mit einem dieser Oceandampfer währte siebzehn Tage und vierzehn Stunden, die kürzeste dreizehn Tage und eine Stunde, während zur am längsten dauernden Fahrt von Newyork nach Hamburg nur sechzehn Tage und fünf Stunden, zur kürzesten nur elf Tage und sechs Stunden erforderlich waren. Dieses Resultat widerlegt am besten die Anklagen, welche namentlich amerikanischerseits gegen unsere Dampfschifffahrtslinie erhoben wurden. Die hiesigen Postdampfschiffe nach den Staaten der Union wurden von Passagieren immer gesuchter, und in gleichem Maße stieg die Fracht, welche man denselben anvertraute. Jedes von hier abgehende Dampfboot hatte immer hunderte von Passagieren an Bord, außerdem eine sehr starke Brief- und Packetpost und eine Güterladung von zwischen 800 und 1300 Tons, im Werth von zwei bis drei Millionen Mark Banco. Am ersten Juli hatten sich die Güter dergestalt angehäuft, daß eine bedeutende Quantität auf dem an diesem Tage nach Newyork abgehenden Dampfschiffe nicht untergebracht werden konnte. Auch die Zahl der Passagiere, größtentheils Auswanderer, war eine übergroße, und mehrere derselben mußten zurückbleiben. Dieß hat nun die Direktion veranlaßt, in diesem Monate noch ein drittes Dampfschiff der Gesellschaft in Fahrt zu setzen, so daß innerhalb siebzehn Tagen drei große Oceandampfer von hier nach Newyork abgehen werden, nämlich am 15. Juli, am 23. Juli und am 1. August.

Die Physiognomie unserer Stadt hat sich in den letzten Monaten wesentlich verändert. Wir sind im Innern derselben um zwei freie Plätze reicher geworden durch das Abbrechen der verunzierenden häßlichen Wachen auf dem Großneumarkt und dem Gänsemarkt. Lassen auch die Häuserfronten dieser beiden geräumigen Marktplätze noch viel zu wünschen übrig, so sind die Plätze selbst doch entschieden freundlicher geworden durch die Entfernung der beiden Wachen, die bis vor Kurzem zu Arrestlokalen benutzt wurden. Ueber den Großneumarkt hat man sogar einen mit Lindenbäumen bepflanzten Fußweg gelegt, der sich besser ausnehmen würde, hätte man ihn verbreitert. Nur die Neupflasterung des ganzen großen Platzes gehört noch, wie auch die des nicht viel besser beschaffenen Gänsemarktes zu den frommen Wünschen. Es ist ferner Aussicht vorhanden, daß vor Eintritt der schlechten Jahreszeit das Schiff der neu erbauten, in rein gothischem Style aufgeführten Nicolaikirche unter Dach kommen wird. Bereits wird der Dachstuhl aufgerichtet und ist wohl schon über die Hälfte fertig. Gegen Nordwest hat die innere Stadt durch die Eröffnung des Holstenthores einen neuen, sehr hübschen Eingang erhalten, durch welchen die Vorstadt St. Pauli, die in den letzten Jahren bedeutende Dimensionen angenommen hat und in das nahe Dorf Eimsbüttel gleichsam hineingewachsen ist, dem Mittelpunkt des Verkehrs beträchtlich näher gerückt wurde. Treten erst wieder ruhigere und bessere Zeiten ein, so dürften in der Nähe dieses neuen Thores Häuser in Menge entstehen, da man immer mehr das Bedürfniß fühlt, sich aus der dunstigen und geräuschvollen Geschäftsatmosphäre der innern Stadt, die eines Tages wie die City von London nur den Comptoiren gehören wird, in die freiere und gesündere Luft der gärtenumhegten Vorstädte mit ihrer Anhängsein zurückzuziehen. Endlich hat die Stadt an der Hafenseite durch das stattliche Gebäude des Seemannshauses auf dem Hornwerke eine Verschönerung erhalten, die ihre großartige Ansicht vom Strome aus bedeutend erhöht. Das Seemannshaus wird, ist es erst völlig beendigt und auch im Innern eingerichtet, sowohl Logirhaus für Seeleute seyn, als solchen, die nach langen Strapatzen die letzten Lebenstage in Ruhe genießen wollen, zum freundlichen Asyl dienen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 32. 7. Auguſt 1859.

Contigeris nostros, Caesar, si forte libellos,
Terrarum dominum pone supercilium.
Consuevere jocos vestri quoque ferre triumphi;
Materiam dictis nec pudet esse ducem.
Martialis.

Am Vorabende der Kaiſerconferenz zu Villafranca.

Die Zeiten der Sibylliniſchen Geheimniſſe ſind vorüber. Wir wiſſen ſo ziemlich Alles, was auf unſerem Planeten vorfällt, oder können es doch wiſſen, wenn wir uns ein klein wenig gedulden. Entweder die papierene Großmacht in London, die Times, öffnet ihre Geldbörſe, beſticht die Lauſcher und verräth der erſtaunten Welt, was unter ſieben Siegeln für Zeit und Ewigkeit an die Kette des Verſchweigens gelegt ſchien, oder ein politiſcher Umſchwung bringt verſtäubte Selbſtbekenntniſſe an's Licht, blättert die Alkovenplaudereien ruſſiſcher Katharinen vor uns auf, ſchleudert als revues rétrospectives die politiſchen Küchenzettel eines Louis Philippe auf's Straßenpflaſter, macht den Kammerdiener Conſtant zum Asmodée, der uns in jede Geheimkammer des erſten Napoleon hineinblicken läßt und jedes Dach abhebt, wo immer unſere Neugier durch's Schlüſſelloch nur halb zu befriedigen iſt.

Eine andere Art Einblick von oben hat die Luftſchifffahrt in Schwung gebracht. Der Hofluftſchiffer des kaiſerlichen Neffen erhebt ſich über Verona, und von ſeinem erhöhten Standpunkt aus ſtudirt er jeden Riß in den Feſtungsmauern, die Phyſiognomie jeder Schildwache, deren Mienen nach Verrath oder Ueberläufergelüſten ausſehen, die Haltung des Feſtungscommandanten und die Anzahl ſeiner Ordensſterne; und wenn der Mann mit ſeinen luſtigen Studien zu dem Erfinder der gezogenen Kanone und der Cayenner Erholungsanſtalt in's Lagerzelt tritt, weiß dieſer ganz genau, ob er Flatterminen oder Beſtechungsminen ſpielen laſſen ſoll.

Noch eine andere Art Verrath an Geheimniſſen aller Art üben die Hellſehenden. Der Oheim wußte ſchon von dieſem unheimlichen Spuck. Er entfernte Mesmer aus Paris, da ihm der Gedanke unerträglich war, die wichtigſte Perſon im Staate könnte etwa künftig durch Mesmers Somnambule für alle Welt durchſichtig werden wie das Glas in ſeinem Taſchenperſpektiv. Bekanntlich hat der Neffe den ohnlängſt in Paris angeſtaunten Hellſeher, um deſſen Heimathsatteſte ſich Amerika, Italien und Polen ſtreiten, mit der nämlichen Vorſicht aus ſeiner Reſidenz verbannt, und man ſagt, jeder Nagelabſchnitt, jedes abgeſtutzte Haarlöckchen, jedes abgelegte Kleidungsſtück werde im Hofe der Tuilerien ganz mit der nämlichen Sorgfalt vor des Kaiſers Augen verbrannt, wie etwa im Hof des Wiener Finanzminiſteriums eine Million getilgter Banknoten verbrannt zu werden pflegt, ſobald ſie durch eine neue papierene Million abgelöst wurde.

Dennoch ſcheint ſich, wenn auch nicht die jetzige

Digitized by Google

berühmte Locke auf der Stirn des Kaisers, so doch in früherer Zeit hin und wieder ein Haarbüschel von seinem Haupte dem Flammentode entzogen und in Hände verirrt zu haben, die in Ahnung kommender Tage festhielten und aufbewahrten, was für den Augenblick freilich kaum werthvoller schien als ein Löckchen von dem Haupte Tribulets, Brusquets oder Gundlings, närrischen Andenkens. Und so kommt es denn, daß über die Nacht, welche dem letzten Friedensschlusse voran ging, folgende eigenthümliche Mittheilungen zu uns gelangen, die wir, ohne ihre Glaubwürdigkeit zu verbürgen, doch der Veröffentlichung nicht vorenthalten zu dürfen glauben. Wir geben den Brief, wie er in sauberer Frauenschrift uns vorliegt, und enthalten uns, aus schuldiger Artigkeit gegen die unbekannte Schreiberin, aller Hinzufügungen, auch selbst da, wo dieselben in einem Frage- oder Ausrufungszeichen bestehen würden.

* * *

Mein Herr,

Sie haben ohnlängst durch Mittheilung einer alten Scharteke aus meiner Heimath — „die tausendjährige Eiche im Elsaß“ * — an das feste Band erinnert, welches unser abgerissenes Gebiet mit dem großen deutschen Vaterland verknüpft. Auf diese Ihre Theilnahme für unsere nur zum kleinen Theil französirte Bevölkerung gestützt, erlaube ich mir, Ihnen einige Aufzeichnungen zu senden, die ich auf keinem andern Wege in die Welt hinaus zu schicken weiß. Machen Sie damit, was Ihnen recht dünkt.

Es handelt sich, wie Sie bei weiterem Durchlesen sehen werden, um die Aussagen einer Hellsehenden, meiner Schwester nämlich. Möglich, daß Sie zu den Ungläubigen in Sachen des Somnambulismus gehören. Das würde mich nicht verhindern, meine Mittheilungen ganz so zu machen, als redete ich zu einem Eingeweihten, da ich nicht die Gelehrsamkeit besitze, welche eine andere Behandlung dieses unerklärten Kapitels unserer menschlichen Beschaffenheit erheischen würde.

Dieser Brief trägt den Poststempel Saverne, zu Deutsch Elsaß-Zabern. Von meinem Fenster aus sehe ich das alte rothe Sandsteinschloß, welches der Fürst Egon von Fürstenberg um's Jahr 1666 erbaut haben soll und das der berüchtigte Cardinal Louis de Rohan bis zur ersten französischen Revolution bewohnte. Sie wissen, er war in die Halsbandgeschichte verflochten und wurde verbannt. Wenn meines Nachbars Linde entblättert ist, sehe ich auch die Spitzsäule auf dem Schloßplatze, um derentwillen der erste Consul unserem damaligen Bürgermeister das Compliment machte, in seinem Bezirke habe ein militärisch disponirter Kopf mehr als irgendwo anders Lust marschiren zu lassen. Es sind nämlich auf dieser zweihundertjährigen Säule in deutschen Meilen die Entfernungen von hundert Städten zu lesen. Man sagt sogar, die verführerische Säule sey an mehr als einem deutschen Feldzuge Napoleons Schuld. Sie hat übrigens im Grunde mit dem Zweck meines Briefs wenig zu schaffen, wenn es Sie nicht etwa als erster Anstoß zu der Krankheit meiner Schwester interessiren sollte, daß wir als Kinder diese Säule zu umklettern pflegten, wobei meine Schwester einmal herunter gefallen ist. Die Folge war eine große nervöse Reizbarkeit, die sich im Lauf der Jahre und vielleicht durch unrichtige Behandlung zum Somnambulismus ausgebildet hat. Sie ist frei von religiöser Schwärmerei, dagegen hat die Verehrung meines Vaters für den großen Napoleon sich auf sie übertragen, und wenn der jetzige Kaiser etwas schöner von Gesicht wäre, würde meine Schwester ohne Zweifel für diesen die schwärmerischsten Empfindungen hegen, da der Name Napoleon nun einmal einen eigenthümlichen Zauber über sie übt.

Der Zufall hat es gefügt, daß durch eine Haarlocke des jetzigen Kaisers ein sogenannter Rapport zwischen ihr und ihm hergestellt ist, von dem außer ihr selbst nur wir im Hause Kenntniß haben, und der uns zuweilen die abenteuerlichsten Dinge offenbart. Diese Haarlocke stammt aus Straßburg.

Am Nachmittage des 30. Oktober 1836 wurde mein Vater, damals Wundarzt in einem benachbarten Dorfe, in die Kaserne Nro. — die Nummer ist mir entfallen — gerufen. Ein Freund und College war dort mit dem Verbinden eines Leichtblessirten beschäftigt. Er hatte meinen Vater vorbei gehen sehen und rief ihn zum Zeitvertreib herein. Der Blessirte war ein Corporal, dem bei dem eben mißlungenen Versuche Louis Napoleons, Straßburg zu erobern, ein Bajonnetstich durch die Hand gegangen war. Eine dunkle Haarlocke lag auf dem Verbandtische. Der Neffe des Kaisers hatte kurz zuvor die Pflege des nämlichen Arztes empfangen. Auch hier war nur eine unbedeutende Verwundung zu verbinden gewesen, der Riß einer Vogelkralle am Vorderkopf — man sprach von einem Adler, den der Neffe Napoleons habe fliegen lassen wollen, später von einem Geier, dann sogar von einer Krähe — ich habe nichts Bestimmtes erfahren, — genug, das Haar hatte entfernt werden müssen, und so war eine Locke des jetzigen Franzosenkaisers von seinem Haupt geschnitten worden. Mein Vater hatte nicht sobald herausgebracht, wem das Haar gehörte, als er die Locke auf die Seite brachte

* s. Nr. 20—21 dieser Blätter.

Digitized by Google

und mit dieser Napoleonischen Reliquie nach seinem Dorfe hinaus zu kommen suchte. Kein Mensch gab sich die Mühe, ihm seinen Raub streitig zu machen. Seitdem ist sie unter Glas in unserem Hause aufbewahrt worden. Bei unserem Umzug nach Zabern oder Saverne — wie Sie wollen — Schiller zieht in seinem „Gang nach dem Eisenhammer" den französischen Namen vor — bei jenem Umzug nahm meine Schwester sich der, bereits unter den Stroh- und Lumpenrumpel gerathenen Locke an. Und nun zeigt sich's, daß jenes Lied Wessenbergs mit seinem „Verräther sind die Haare" nicht nur in Bezug auf das Verrathen des nahenden Alters durch das Ergrauen Recht hat. Es gibt für meine Schwester, nach der Seite des Tuilerienhauswesens hin, in der That kein Geheimniß, sobald ihr die bewußte Locke — verzeihen Sie — auf die Herzgrube gelegt wird.

Aber es ist Ihnen vielleicht gleichgültig, wie die Locke zu uns kam. Für diesen Fall streichen Sie, was Ihnen überflüssig dünkt. Ich werde überhaupt aus dem Hundertsten in's Tausendste kommen; machen Sie sich darauf gefaßt und bessern Sie nach, wo meine Feder zu redselig wird. Immerhin muß ich Ihnen noch sagen, daß die Kraft der Locke zur Zeit des Vollmonds Null ist, daß daher Pausen eintreten, die häufig in völliges Vergessen dieses abfonderlichen Zeitverderbs ausarten, bis dann bestimmte Daten oder das Ansteckende einer allgemein gespannten Neugier uns wieder an das alte Frag- und Antwortspiel erinnern und uns veranlassen, es von neuem vorzunehmen. Ich habe mir zu diesem Ende eine Tabelle gemacht, welche über meinem Nähtisch hängt und etwa folgendermaßen eingerichtet ist:

Tage, welche Napoleon I. zu erinnerungsreichen Tagen machte, und welche demzufolge auch Napoleon III. zu irgend einer Denkwürdigkeit benutzen wird:

21. Mai 1809, Napoleon I. verliert die Schlacht von Aspern.

6. 7. Juli 1809, Napoleon I. gewinnt die Schlacht von Wagram.

2. Dec. 1805, Napoleon I. gewinnt die Schlacht von Austerlitz

u. s. w. Sobald sich etwas Bedeutendes ereignet, fülle ich die gegenüberstehende Rubrik aus und bekomme somit eine höchst pikante Unterhaltungslektüre. Wie Sie wissen, sind wir im Elsaß auf nichts schlimmer zu sprechen, als auf die sogenannte Rheinbundsakte, da sie die Auflösung des deutschen Reichs vollendete. Am 12. Juli 1806, sagt meine Tabelle, wurde diese Akte vollzogen. Ich glaubte somit die kurze Zeit vor der Mondfülle dießmal benutzen zu müssen, da sich voraussehen ließ, daß irgend ein bedeutendes Ereigniß den 12. Juli zu illustriren bestimmt seyn würde. Die darauf folgenden Daten trafen, wie mir meine Tabelle sagte, mit den schlimmen Tagen zusammen, welche des ersten Kaisers Untergang besiegelten: am 15. Juli 1815 bestieg er den Bellerophon und hob den Fuß für alle Zeit vom französischen Boden. Es wird, wie Sie wissen, angenommen, daß der Neffe von diesen Tagen schlimmen Andenkens seinen dereinstigen Untergang erwartet, und eine an solch einem verhängnißvollen Datum ihm angebotene Schlacht würde er, wie es heißt, nicht annehmen oder doch verlieren. Ohne Zweifel wird er auch in diesem Jahre den 15. Juli womöglich zwischen den vier Wänden des Schlosses von St. Cloud zuzubringen suchen.

Meine Aufzeichnungen beginnen am 10. Juli, am Vorabend der Zusammenkunft beider Kaiser. Die Form, in welcher ich sie Ihnen gebe, ist die nahezu unveränderte Abschrift der Ausfagen meiner Schwester. Zur Vereinfachung lasse ich die Zwischenfragen weg, durch welche ich, während meine Schwester im Hellsehen das in der Ferne Geschaute und Vernommene vor sich hin spricht, gewisse Undeutlichkeiten zu verdeutlichen bemüht bin.

Es ist nach der Schloßuhr 7 Minuten nach 7 Uhr Abends. Meine Schwester sitzt im Lehnstuhl am offenen Gartenfenster, die Augen weit offen, die Pupillen starr und ganz nach oben gewendet. Sie ist völlig geistesabwesend, so weit ihre nächste Umgebung in Betracht kommt, und merkt es nicht, daß ihre rechte Hand auf der flacheligen Unterlage eines Rosenzweigs ruht, der halb in's Fenster herein reicht. Es ist tagesHell genug im Zimmer, daß ich, am nächsten Fenster ihr gegenüber sitzend, die folgenden Ausfagen bis ganz zu Ende niederschreiben kann.

Die Somnambule spricht: „Napoleon geht in einem altmodisch angelegten Garten auf und ab. Ich sehe blühende Granatbäume. Die Orangen- und Citronenbäume haben abgeblüht, hängen aber noch voll reifer Früchte; die grünen Früchte sind meistens abgefallen. Alles sieht sehr welk aus, und die steinernen Wasserbecken in der Mitte des Gartens sind ohne Wasser. An einem der Becken steht ein sehr dicker Myrthenbaum. So oft Napoleon in seine Nähe kommt, wirft er einen Blick nach einem Zweige desselben. Ich kann nicht erkennen, was an dem Zweige hängt. Er selbst trägt eine Binde von weißer Leinwand um den Kopf, die er zuweilen durch einen hinter dem Myrthenbaum stehenden Kammerdiener mit einer frisch angefeuchteten vertauschen läßt. Ich sehe nicht, woher das Wasser genommen wird. Sein übriger Anzug besteht aus Rock, Hemd und Hose aus weiß gebleichter Seide. Er hat

Digitized by Google

gelbliche Kniefiefeln an, die aber vom allerdünnſten Leder gearbeitet ſcheinen, wenn nicht aus einem leichteren Stoffe. Sein Geſicht iſt geſchwollen, die Augen verſchwinden faſt ganz; er hat ſehr viel Aehnlichkeit mit dem convexen Spiegelzerrbilde eines mäßig regelmäßigen Geſichts, vor allem wegen der unverhältnißmäßig großen Naſe."

„In einiger Entfernung von dem Rundtheile, wo er ſich ergeht, ſtehen an fünf Oeffnungen des hohen, mit der Scheere zu einer Art grüner Mauer zuſammengeſtutzten Heckenzauns fünf Garden. Jeder hält einen geſpannten Revolver in der rechten Hand und blickt in der vom Kaiſer abgewandten Richtung des Ganges, an deſſen Oeffnung der Poſten ſteht. Wo die Hecke niedrig gehalten iſt, öffnet ſich eine weite Ausſicht, jetzt durch die dem Untergang nahe Sonne in blendenden Goldſtaub gehüllt. Auf der gegenüberliegenden Seite ſieht ein ſteinernes Gartenluſthaus, das mit Rebengewinden und bunt blühenden Kletterpflanzen umſponnen iſt, deren Namen mir fremd ſind. Das Haus bildet nur einen einzigen Raum. Ich ſehe ein eiſernes Bettgeſtell unter einem purpurnen Baldachin. Ein Mosquitonetz, auf ſechs vergoldeten Stangen zeltartig ausgeſpannt, wölbt ſich zwiſchen Baldachin und Bettgeſtell. Auf einem Seitentiſch liegen Landkarten, Kalender und Bücher. Ganz vorn an der Thüre iſt eine klaviaturartige Vorrichtung, deren Zweck ich nicht begreife. Ich höre zuweilen einen Ton von dieſer Seite her. Eine ſilberne Handſpritze, die mir für den Gebrauch des Blumenbeſprengens viel zu klein ſcheint, liegt auf dem Waſchtiſche, den ein eiſernes Geſtell nach dem Muſter antiker Opferaltare bildet."

Hier wurde ich im Niederſchreiben durch die Magd geſtört und mußte etwa fünf Minuten lang meine ununterbrochen fortredende Schweſter allein laſſen. Nach den bei meiner Rückkehr noch eine Weile hin und her gehenden Antworten zu urtheilen, hatte der König von Sardinien in Begleitung des von Toscana herüber gekommenen Prinzen Napoleon eine kurze Audienz gehabt, welche eben zu Ende ging. Meine Schweſter ſtieß die letzten Worte des Kaiſers: „Ich werde erwägen und dann beſchließen," mit großer Heftigkeit heraus und bewegte die linke Hand, als mache ſie ein Zeichen, daß die beiden Beſucher entlaſſen ſeyen.

Ich ſchalte hier ein, daß die Somnambule die Reden anderer Perſonen nur mit großer Anſtrengung, häufig gar nicht wiederzugeben vermag, wogegen die Ausſprüche des ehemaligen Beſitzers der abgeſchnittenen Haarlocke ihr mit vollkommener Leichtigkeit vom Munde fließen, und daß, wenn Napoleon nicht etwa die Gewohnheit hat, im Alleinſeyn laut zu reden, ſeine Gedanken ihr faſt eben ſo deutlich zu Ohren klingen müſſen, wie ſein Wort ſelbſt. Folgendes iſt wiederum unter ihrem Dictat zu Papier gekommen.

„Jetzt iſt er an die Claviatur getreten und ich ſehe, um was ſich's handelt. So oft ein Ton anklingt — die Taſten bewegen ſich jetzt nicht — zeigt ſich oberhalb der Claviatur auf einer ſchrägen Fläche, etwa wo man ſonſt die Noten abläſe, ein Buchſtabe oder öfter noch ein ganzes Wort, das im nächſten Augenblick wieder verſchwindet. Ich wäre nicht im Stande, ſo raſch mit dem Ableſen zu folgen. Der Kaiſer lieſt halblaut, was der Buchſtabentelegraph ihm aus St. Cloud meldet."

Hier müſſen wir bedeutende Kürzungen vornehmen, da wir das Geplauder weder in ſeiner ganzen Vertraulichkeit noch in ſeiner häufig ermüdenden Weitſchweifigkeit wiedergeben mögen. Es ſcheint als habe die weibliche Telegraphiſtin in St. Cloud gewiſſe Stunden, während welcher die ganze Linie ihr allein zur Verfügung ſteht, und wo an beiden Enden das leicht erlernbare Spiel eines Buchſtabentelegraphen die Vermittlung der Beamten unnöthig macht.

Wir erfahren, daß die Hitze in St. Cloud 26 Grad Reaumür im Schatten ſey, und daß oben auf der Laterne des Diogenes, dem höchſten Punkt des Parks, eine Temperatur herrſche, ausreichend um Straußeneier zu ſieden. Gegenfrage des Telegraphen: was man auf der Laterne zu ſchaffen gehabt habe? die Antwort: man habe drei Stunden lang mit dem Fernrohr nach den Preußen ausgeſehen. Hierüber Gang in's Freie nach dem Myrthenbaum, neue feuchte Kopfumſchläge, bei welcher Gelegenheit ſich's ausweist, daß das regelmäßige Stillſtehen vor dem unterſten Zweige deſſelben einem dort hängenden Campagne-Thermometer des erſten Napoleon gilt. Demnächſt Meldung mittelſt der Claviatur: hier habe man 33 Grad im Schatten und die Schlacht bei Solferino ſey bei 29 Grad Hitze geliefert worden. Uebrigens ſey Blücher nicht mehr im Sattel. Morgen werde man dem preußiſchen Heere in Villafranca ſelbſt ſein Pulver naß machen.

Dann folgt von St. Cloud ein Bulletin über ein Schildkrötenpaar, welches die Hitze benutzt zu haben ſcheint, um jungen Nachwuchs in die Welt zu ſetzen; ſodann die weitere Meldung: Loulou habe heute Mademoiſelle de la M. gekratzt und hernach ſich ſo herausgelogen, daß man ihm nicht habe bös ſeyn dürfen, und die Rückantwort, man ſolle Loulou nur gewähren laſſen, er werde Eines und das Andere dereinſt auf dem Throne üben müſſen.

Folgen Klagen aus St. Cloud über die parfümirte Atmoſphäre des vortragenden Miniſters, bei dieſer

Digitized by Google

Siriushitze völlig unerträglich. Ob nicht ein Vorwand zu finden sey, um ihn in Gnaden zu entlassen? Auf das zurücktelegraphirte „Nein“ dann Anfrage wegen gewisser Amazonen, von denen das Lager in Italien noch immer nicht gesäubert seyn soll, eine Erkundigung, welche aber erfolglos blieb. Beschwerden über die anmaßende Haltung der Frau eines neu creirten Marschalls, der den Tag von Magenta entschieden zu haben behaupte. Es sey eine Parallele im Umlauf zwischen den Großthaten des 1808 geborenen Marschalls und denen des eben so alten Kaisers: der Putsch in Straßburg und Boulogne auf dieser Seite, die Campagne in Afrika und die Erstürmung des Malakoff auf der andern.

Hier folgt eine längere Pause im Telegraphiren. „Der Kaiser sieht auf und geht im Freien auf und ab. Er redet vor sich hin.“

Als er wieder vor den Telegraphen niedersitzt, wünscht die Correspondentin zu wissen, ob es politisch sey, Standbilder öffentlich aufzustellen, wie dasjenige des Generals Hoche zwischen Versailles und St. Cloud. Sie habe neulich die Inschrift zum ersten mal gelesen, und finde es bedenklich, das Jugendalter solcher Helden der ersten Republik so stark zu betonen, wie es hier in der Inschrift geschehe: „Soldat à 16 ans, général en chef à 25, mort à 29, pacificateur de la Vendée.“ Es habe ihr selbst das Denkmal mehr, als ihr lieb sey, zu denken gegeben.

Während diesem wird durch den Adjutanten des Kaisers die Nachricht gebracht, im Lager der Piemontesen herrsche große Verstimmung über die bevorstehende Kaiserconferenz, Graf Cavour sage jedem, der es hören wolle, er werde abtreten, da man im Begriff stehe, Italien zu verrathen; der König von Sardinien sey mit der Times in der Hand zum Marschall Vaillant gerittten und habe ihm den Artikel über das Gemetzel in Perugia gezeigt. Der Kaiser läßt nach Verabschiedung des Adjutanten die feuchte Kopfbinde erneuern, steckt eine Cigarre an und durchläuft mit den Augen das Programm des morgenden Tages: ein gegen Rußland und Sardinien ungeschwächtes Oesterreich, Sardinien unbeschützt bis nach Alessandria und Genua und dadurch in fortwährender Abhängigkeit von dem guten Willen seines Protectors, die Geistlichkeit versöhnt durch die présidence honoraire des französischen Gefangenen im Vatican, ein italienischer Staatenbund unter französischer Dictatur nach dem Muster des ehemaligen Rheinbundes, Isolirung Preußens, Verabredungen für den Fall ꝛc. Er setzt sich von neuem an die Claviatur und das Geplauder hebt wieder an.

Die Schreiberin hat sich die Ereignisse, welche in der französischen Geschichte mit einer auf 9 endenden Jahreszahl zusammenfallen, aus einem neueren Geschichtswerke übersichtlich ordnen lassen, und ist erschreckt, daß die Kaiserin Josephine in einem solchen Jahre — 1809 — verstoßen wurde, noch dazu nach einem Friedensschlusse mit Oesterreich, noch überdieß um einer Erzherzogin willen. Sie äußert sich sehr scharf über diese Gewaltthat des großen Vorfahren und erkundigt sich beiläufig nach dem Alter der Tochter des jetzigen Kaisers und nach dem seiner etwaigen Schwestern. Dann hält sie ein Vorrücken bis Wien überhaupt für bedenklich; im selben Jahre 1809 solle ja das Attentat des Naumburger Pastorensohns in Wien vorgefallen seyn. — Apropos, ob das Elenncollet bei der Hitze nicht zu drücken sey? Antwort: seit dem Zusammengehen mit Victor Emanuel habe sich das Collet als überflüssig erwiesen. Von morgen an trete es wieder in Dienst; man könne nicht wissen ꝛc. — Abermals von St. Cloud: Josephine sey ein unschuldiges Opfer gewesen; die österreichische Verwandtschaft habe keinen Segen gebracht. Lady B., die der Schreiberin neulich im Hirschpark aufgewartet habe, sey mit der Bemerkung geschieden: John Bull sehe alles lieber, als Oesterreich und Frankreich Arm in Arm. Antwort: man möge den Staatsdienst jetzt wieder zum Telegraphiren kommen lassen. Uebrigens könne ein französischer Kaiser in Europa thun was er wolle, wenn er es nur so geschwind fertig bringe, daß John Bull nicht Zeit finde, sich zu besinnen.

„Der Kaiser,“ heißt es im Dictat weiter, „geht wieder in's Freie. Ein Mann mit zwei silbernen Epauletten wartet ihm auf. Er wird vor die Claviatur verwiesen und bringt, dort sitzend, die eingehenden Dienstmeldungen zu Papier. So oft ein Blatt beschrieben ist, legte er's in's offene Fenster, wo es der Kaiser beim Auf- und Abgehen findet, durchliest und mit Randbemerkungen versieht. Ich lese am Rande eines Preßberichts von Vicomte de la Guerronière die Bleistiftnotiz: „Die Correspondance Havas soll hervorheben, daß Oesterreich von seinen unzuverlässigen deutschen Verbündeten schmählich im Stich gelassen wurde. Von nun an überhaupt Oesterreichs Ritterlichkeit oft möglichst betont und Preußens Haltung als niemanden begreiflich getadelt.“ An einer andern Stelle heißt es: „Das Univers ist zu verwarnen, sobald sich Anlaß findet: es compromittirt uns durch seinen Beifall.“ Noch an einer andern Stelle: „Mehr Lob für Rußland; wir dürfen es noch nicht aufgeben.“ Es kommen nun Berichte aus dem Ministerium des Auswärtigen, worauf aber keine Antwort erfolgt. Auf eine direkte Anfrage Walewskis über die Situation wird der Bescheid gegeben: à demain. Eine Weile wird der Staatsdienst

Digitized by Google

dann unterbrochen. Ein sogenannter Coulissier meldet die Abendcourse:

Crédit foncier 600 Fr.
Crédit mobilier 850 Fr.
Englische Consols 95⅝, 3% 94¼⅝.

Hier werde ich abermals abgerufen. Meine Schwester redet fort, aber nach meiner Rückkehr hat der Coulissier seine Weisungen schon erhalten, und ich bedauere Ihnen nicht sagen zu können, ob diese letzteren etwa in Aufträgen zur Benutzung der noch anhaltenden Baisse bestanden. Sie ist jetzt vollauf beschäftigt, den possierlichen Anzug eines kleinen Italieners zu beschreiben, welcher so eben zu dem Kaiser geführt worden ist. Es ist ein Knabe von fünf bis sechs Jahren, der trotz der Hitze drei verschiedenfarbige Wollenhemden über einander trägt. Der Kaiser weist ihn zurück; Beppo solle kommen. Beppo, erhält er zur Antwort, sey erkrankt. Die Begleiterin des Kleinen, eine alte Bäuerin mit weißem Kopftuche, versichert, Rafaelo stehe dem Beppo nicht nach. Sie streift seinen Aermel auf und zeigt einen kleinen Arm, der an vielen Stellen roth ist von Stichen oder Bissen. Der Kaiser ist befriedigt. Rafaelo wird in das Gartenhaus gebracht und bleibt fünf Minuten lang in den Decken des Bettes liegen, während welcher Zeit er große Unruhe zeigt; dann trägt ihn der Kammerdiener hinaus und die Alte macht sich mit dem Knaben von dannen. Nach einer Weile erscheint sie von neuem; er hat wieder drei Wollenhemden an, aber die Farben sind andere. Der Kammerdiener überzeugt sich hievon mit Gewissenhaftigkeit. Dann kommt der Knabe wieder unter die Decken, wo er dießmal minder unruhig liegt. Nachdem er zum zweitenmal entfernt worden ist, bringt man ihn zum drittenmal unter die Decken. Dießmal verhält er sich völlig ruhig. Der Kaiser hat während dieser Zeit mit einem Zirkel die Größenverhältnisse zweier Länderstriche auf einer Wandkarte verglichen; es scheint einerseits Savoyen, andererseits das deutsche linke Rheinufer; dann vergleicht er auf gleiche Weise die Größe der Lombardei mit derjenigen des preußischen Schlesiens. Nachdem er geschellt hat, kommt ein zweiter Kammerdiener mit einem silbernen Speisebrett, auf welchem Getränk, eingemachte Fische und kalte Pasteten neben einander Platz haben. Während der Kaiser auf und ab geht, nimmt er bald dieses, bald jenes von dem Speisebrett und verzehrt es, indem er zwischen dem Essen und Trinken einige Seiten des Souper de Beaucaire von Napoleon dem Ersten liest. Er ist eben fertig, als der Privattelegraph wieder klingelt und von der Schreiberin aus St. Cloud ein „gute Nacht!" mit dem Zusatze einläuft, das italienische Recept gegen gewisse Quälgeister bewähre sich vortrefflich. Der Kammerdiener mit dem Speisebrett zieht sich zurück; der andere trägt Rafaelo von dannen und kehrt dann mit der Meldung zurück: „Sire, il n'y a plus de puces" ....

Wir brechen hier ab, obschon die Dictate der Somnambule sich auch noch über die beiden folgenden Tage, d. h. über die Conferenz der beiden Kaiser verbreiten, und zwar in einer Weise, die fast zu Vieles entschleiert. Schon Seneca erinnert daran, daß es recht sey, „wenn Eleusis etwas für sich behalte." Und so dürfen wir denn mit dem Trostsprüchlein des Mephisto schließen:

„Was könnte da zum Unheil sich vereinen,
Zur Finsterniß — wo solche Sterne scheinen!"

R. W.

Ueber den objektiven und subjektiven Charakter des Schönen.

Von Adolf Zeising.

Wie schwer es nicht bloß auf praktischem, sondern auch auf wissenschaftlichem Gebiete ist, die rechte Mitte innezuhalten und nicht aus einer extremen oder einseitigen Auffassung in eine andere, ihr entgegengesetzte zu fallen, zeigt auch der jüngste Entwicklungsgang der Aesthetik. Nach der vulgären Ansicht ist das Schöne etwas in hohem Grade vom subjektiven Standpunkte dessen, der es anschaut, Abhängiges, denn man betrachtet es als eine Geschmacksache und räumt ein, daß sich über Geschmackssachen nicht streiten lasse, daß man nichts Objektives, allgemein Gültiges darüber feststellen könne.

Gegen diesen absoluten Subjektivismus ist nun zwar die Aesthetik, als die Wissenschaft des Schönen,

Digitized by Google

von vornherein in die Schranken getreten; denn schon dadurch, daß sie eine wissenschaftliche Bestimmung des Schönen für möglich hält, sagt sie sich von jenem los und sucht dem Schönen gegenständliche und allgemein gültige Seiten abzugewinnen. Trotzdem hat sie dem subjektiven Moment desselben immer noch in sehr vorherrschendem Maße Rechnung getragen und sich bis in die neueste Zeit hinein darauf beschränkt, das Schöne vorzugsweise in idealistischem Sinne zu bestimmen. Dieß gilt mehr oder weniger von allen neueren Systemen der Aesthetik, insbesondere auch von denen, die aus der Hegelschen Schule hervorgegangen sind. Erkannte man auch, daß das Schöne auf einer Uebereinstimmung des Realen und Idealen beruhe, so beschäftigte man sich doch fast nur mit der Ergründung und Feststellung dessen, was das Schöne innerhalb unseres Gedankens, also der Idee nach ist; und stellte man hiebei auch im Allgemeinen die Forderung, daß die realen Erscheinungen, wenn sie auf das Prädikat der Schönheit Anspruch haben sollten, dieser Idee entsprechen müßten, so ließ man sich doch auf eine Erörterung der Frage, durch welche objektiven Eigenschaften denn nun die einzelnen realen Erscheinungen dieser Bedingung zu genügen vermöchten, im Ganzen nur sehr nothdürftig ein; ja man ging im Gefühl der Unzulänglichkeit dessen, was man in dieser Hinsicht leistete, so weit, zu behaupten, daß der Kern der objektiven Qualitäten, durch welche die realen Dinge ihre Uebereinstimmung mit der Idee des Schönen erreichen, ein nicht zu enträthselndes, unenthüllbares Mysterium sey, welches die producirende Phantasie des Künstlers, der das Schöne schaffe, und die reproducirende Phantasie des Beschauers, der das Schöne genieße, unmittelbar aus sich heraus löse, welches aber in keinem bestimmten Gesetz, in keinem allgemein gültigen Kanon ausgesprochen werden könne.

Blickt man dieser Behauptung auf den Grund, so erkennt man leicht, daß mit ihr eigentlich der Zweck, welchen die Aesthetik verfolgt, nämlich das Bestreben, das Schöne seiner Abhängigkeit von subjektiver Willkür zu entreißen und auf feste Normen zurückzuführen, wieder aufgegeben wird, und daß sich mithin die Wissenschaft des Schönen in dem Augenblicke, wo sie sich setzt, selbst wieder aufhebt. Die Erkenntniß dieses Widerspruchs und die Ueberzeugung, daß sich die Aesthetik, wenn sie überhaupt bestehen wolle, hiebei nicht beruhigen dürfe, war der erste und mächtigste Impuls, der mich zu den in meinen „Aesthetischen Forschungen“ niedergelegten Untersuchungen veranlaßte, und darum galt es mir bei denselben als die Hauptaufgabe, das Schöne mehr, als es bisher geschehen, nach Art der naturwissenschaftlichen Auffassungsweise, also hauptsächlich von Seiten seines objektiven, realistischen Bestandes zu betrachten, oder — wie ich mich in der Vorrede zu meinem Werke wörtlich ausgedrückt habe — „den in räumlichen und zeitlichen Verhältnissen, in stofflichen und formellen Bedingungen wurzelnden Ursachen nachzuspüren, aus denen die verschiedenartigen ästhetischen Wirkungen der realen Erscheinungen hervorgehen.“

Bei der vorherrschend realistischen Richtung unserer Zeit hat sich denn auch das von mir eingeschlagene Verfahren fast allgemeiner Zustimmung zu erfreuen gehabt; ja es läßt sich nicht verkennen, daß seitdem in der wissenschaftlichen Erörterung ästhetischer Probleme ein entschiedener Umschwung zu Gunsten einer möglichst objektiven Bestimmung des Schönen eingetreten ist. Selbstverständlich habe ich am wenigsten Ursache, hiegegen einen Einspruch zu erheben, vielmehr kann es mir nur zur Genugthuung gereichen, wenn sich immer mehr die Ueberzeugung geltend macht, daß sich die Aesthetik nur dann sichere und befriedigende Erfolge versprechen dürfe, wenn sie ihr Augenmerk möglichst scharf auf die schönen Objekte als solche richtet und sich vorzugsweise mit der Ergründung ihrer realen Eigenschaften beschäftigt.

Gleichwohl scheint es mir nicht überflüssig zu seyn, sogleich von vornherein vor einer einseitigen und selbstgenügsamen Verfangung in dieser Betrachtungsweise zu warnen, denn schon lassen sich von verschiedenen Seiten Stimmen hören, welche der Ansicht huldigen, als sey das Schöne etwas rein Objektives, als sey es in dem realistischen Bestande des Objekts, welches wir schön nennen, schon ganz und vollständig enthalten, und als sey daher, um es in seinem innersten Wesen zu packen und zu verstehen, eine Rücksichtnahme auf die Beziehungen, in denen es zu den dasselbe producirenden oder reproducirenden Subjekten steht, ganz und gar nicht nothwendig.

Daß diese Ansicht nicht die meinige ist, selbst wenn ich vielleicht zu ihrer Entstehung den ersten Anstoß gegeben haben sollte, unterliegt für den, welcher meine „Forschungen“ kennt, keiner Frage; denn ich habe mich in denselben ausdrücklich dahin erklärt, daß zur Existenz des Schönen auch die Thätigkeit eines Subjekts nothwendig sey, und mithin das Wesen des Schönen nur in und mit der Ergründung der zwischen den schönen Objekten und den sie reflektirenden Subjekten bestehenden Wechselbeziehungen erfaßt werden könne. Je mehr ich selbst meine Aufmerksamkeit auf die objektiven Bedingungen des Schönen richten wollte, um so nöthiger schien es mir, auch die Existenz subjektiver Bedingungen anzuerkennen, und demzufolge habe gerade

Digitized by Google

ich diese subjektiven Bedingungen schärfer hervorgehoben, als es bisher von den ihres Subjektivismus sich nicht bewußten subjektivistischen Aesthetikern geschehen war. Meine Absicht hiebei war, mich von vornherein gegen den Vorwurf eines einseitigen oder ausschweifenden Realismus sicher zu stellen; hierüber aber ist es mir begegnet, umgekehrt bei denen anzustoßen, welche vorzugsweise durch die realistische Behandlung angezogen wurden, und mir von diesen den Vorwurf zuzuziehen, ich sey doch in meinen Bestimmungen des Schönen noch nicht objektiv genug verfahren; es reiche nicht aus, daß man das Schöne ebensosehr in seinen objektiven wie in seinen vermeintlichen subjektiven Bedingungen zu erforschen suche, sondern man müsse es für etwas von subjektiven Bedingungen völlig Unabhängiges erklären, man müsse auch den letzten Rest einer subjektivistischen Auffassung ein für alle mal beseitigen.

Auf diese Weise hat sich meiner Ansicht eine noch darüber hinausgehende Ansicht gegenüber gestellt, und es drängt sich nun die Frage auf, welche von beiden die richtigere ist. Die Lösung dieser Frage ist unstreitig nicht nur in theoretischer, sondern auch in praktischer Beziehung von weitgreifendster Bedeutung, denn es stehen damit nicht wenige der wichtigsten Einzelfragen, z. B. ob und in wie weit die Kunst lehrbar sey oder nicht, ob im Reiche des Schönen eine absolute Herrschaft des Gesetzes gelte oder ob daneben dem Genius eine mehr oder minder freie Handhabung und Weiterbildung des Gesetzes gestattet sey, ob dem Formalismus oder Substantialismus, dem Styl oder dem Naturalismus der Vorrang gebühre u. s. w. im engsten und innigsten Zusammenhange; und daher scheint es mir nicht unangemessen zu seyn, diese Frage einer möglichst unbefangenen und allseitigen Prüfung zu unterwerfen.

Die beiden Ansichten, welche dabei zur Erwägung kommen, sind also folgende. Die eine derselben sucht geltend zu machen, was einmal schön sey, sey dieß lediglich durch und an und für sich selbst; die Existenz eines damit in Wechselbeziehung stehenden, den Gegenstand als schön setzenden oder erfassenden Subjekts sey dazu durchaus nicht nöthig; die andere dagegen beschränkt sich darauf, zu behaupten, der Gegenstand, welchen wir schön nennen, besitze an und für sich selbst nur die verschiedenen Eigenschaften oder Bedingungen, welche es möglich machten, ihn als schön zu denken; so lange aber diese verschiedenen Eigenschaften noch nicht von irgend einem damit in Beziehung tretenden Subjekt unter dem Begriff des Schönen zusammengefaßt seyen, sey der Gegenstand noch nicht wirklich etwas Schönes; er sey mithin immer nur schön *innerhalb* dieser Beziehung zu einem es denkenden oder schauenden Subjekt, niemals *außerhalb* derselben — gerade wie die verschiedenen Aetherschwingungen, welche wir gelb, roth, blau u. s. w. nennen, nicht an und für sich selbst gelb, roth oder blau seyen, sondern dieß erst in Contact mit unserem Auge, mit unserer subjektiven Auffassung derselben werden. Die zweite dieser Ansichten ist diejenige, zu welcher ich mich selbst bekenne, und die Darlegung der Gründe, welche mich hiezu bestimmen, wird daher den eigentlichen Inhalt der folgenden Entwicklung zu bilden haben.

Wenn behauptet wird, daß das Schöne als Objekt immer nur in Folge einer lebendigen Wechselbeziehung des Objekts auf ein Subjekt existire, so kann hiebei das Subjekt in doppeltem Sinne aufgefaßt werden, nämlich einerseits als *producirendes* oder *schaffendes* Subjekt, andererseits als *reproducirendes* oder *auffassendes* Subjekt. Faßt man es in der ersten dieser beiden Bedeutungen, so hat die obige Behauptung den Sinn, jedes schöne Objekt müsse, insofern es schön sey, das Produkt eines Hervorbringenden und als solches das Erzeugniß eines ihm präexistirenden und es aus sich erzeugenden Subjektes seyn. Nimmt man es hingegen in der zweiten jener Bedeutungen, so ist mit der aufgestellten Behauptung gemeint, ein schönes Objekt falle erst dann unter die Kategorie des Schönen, wenn die einzelnen realen Bedingungen und Eigenschaften, auf denen die ihm innewohnende Möglichkeit, als schön zu erscheinen, beruht, in irgend einem es reflektirenden Subjekt in den einheitlichen Begriff des Schönen zusammengefaßt und wieder in einem ähnlichen ideellen Zusammenhange gedacht werden, in welchem sie vor ihrer objektiven, realen Existenz innerhalb des das Schöne producirenden Subjekts bestanden haben. Wird nun gefragt, in welcher dieser beiden Bedeutungen die in Frage stehende Behauptung aufrecht zu halten ist, so muß ich meinerseits darauf antworten: in *beiden*, und zwar darum, weil ich der Ansicht bin, daß etwas, was aus dem Geiste geboren ist, nicht eher zur Vollendung seines Daseyns gelangt, als bis es im Geiste auch wiedergeboren ist.

Um dieß näher zu begründen, haben wir zunächst nachzuweisen, daß das Schöne wirklich aus dem Geiste geboren ist, d. h. wir haben das subjektive Moment des Schönen zuerst insofern aufzuzeigen, daß wir zu erhärten suchen, es setze die Existenz eines schönen Objekts stets die Existenz eines sich zu ihm als Hervorbringendes verhaltenden Subjektes voraus.

Sämmtliche schöne Objekte zerfallen für uns ihrem Ursprunge nach in zwei große Hauptmassen: sie erscheinen uns einestheils als *Naturprodukte*, andererseits als *Kunsterzeugnisse*. Daß die Kunsterzeugnisse sämmtlich

Digitized by Google

einer ſubjektiven Thätigkeit ihr Daſeyn verdanken und inſofern in ihrer objektiven Exiſtenz durch die Exiſtenz von Subjekten bedingt ſind, unterliegt von vornherein keinem Zweifel; denn wir wiſſen es aus äußerer und innerer Erfahrung, daß jedes Kunſtwerk, ehe es zu einem äußerlich wahrnehmbaren Objekt geworden iſt, vorher als Phantaſiebild, Gedanke oder Idee in irgend einem Subjekte, d. h. in einem es zunächſt nur vorſtellenden oder denkenden Geiſte exiſtirt hat, und daß es nur in Folge einer lebendigen, thätigen Einwirkung dieſes Subjekts auf objektive Erſcheinungen zu einem Kunſtwerke von objektivem, realem Charakter geworden iſt.

In Betreff der Naturprodukte iſt dieß nicht ſo unmittelbar gewiß. Wir wiſſen von dieſen zwar, daß ſie da ſind, wie ſie beſchaffen ſind, wie ſie wirken u. ſ. w.; ja wir können ſie auch wohl in der Art und Weiſe, wie ſie ſich nach und nach entwickeln, rückwärts wie vorwärts mehr oder minder weit verfolgen und die Reihenfolge der Zuſtände bezeichnen, welche ſie innerhalb gewiſſer Grenzen nach und nach durchzumachen haben, vielleicht auch in ihrem Entwicklungsgange gewiſſe Geſetze und Normen entdecken; aber von ihrer erſten Entſtehung, von ihrem eigentlichen Urſprunge wiſſen wir — wenigſtens auf dem Wege der Erfahrung — eben ſo wenig etwas, wie von ihrem letzten Zweck und Ziel, und darum läßt ſich die Frage, ob die Naturerſcheinungen überhaupt nur die Produkte blind wirkender Naturkräfte und ſchlechthin bewußtloſer Stoffe, oder die Erzeugniſſe eines denkenden Geiſtes, die Nachbildungen präexiſtirender Ideen ſind, in empiriſcher Weiſe nicht unmittelbar entſcheiden.

Bekanntlich iſt es der Materialismus, der ſich zur erſten, der Idealismus, der ſich zur zweiten dieſer Anſichten bekennt. Hat der erſtere Recht, ſo kann natürlich auch rückſichtlich derjenigen Naturerſcheinungen, welche ſich uns als ſchön darſtellen, nicht von einem ſubjektiven Urſprunge die Rede ſeyn; in dieſem Fall müßte rückſichtlich *ihrer* allerdings angenommen werden, daß ſie nicht nur von Seiten ihres materiellen Beſtandes und der damit verbundenen phyſikaliſchen Kräfte, ſondern auch von Seiten ihrer Geſtalt und der darin ſich offenbarenden Einheit und Harmonie, ſchlechthin objektiven, realen Charakters ſeyen; es würde zugegeben werden müſſen, daß ſie, *was* ſie ſind und *wie* ſie es ſind, ſchlechterdings nur *durch* und *für* ſich ſelbſt, d. h. lediglich in Folge des bewußt- und planloſen Durcheinanderwogens bewußt- und willenloſer Stoffe und Kräfte ſind.

Die Unhaltbarkeit der materialiſtiſchen Anſchauung im *Allgemeinen* nachzuweiſen, liegt außerhalb der Grenzen der uns hier beſchäftigenden Frage; daß ſie aber für eine Erfaſſung und Erklärung des *Schönen* unbrauchbar iſt, werden wir nicht vermeiden können uns hier zum Bewußtſeyn zu bringen. So verſchieden auch die Anſichten über das Schöne ſeyn mögen, ſo iſt man doch darüber einig, daß Einheit, Ordnung, Geſetzmäßigkeit inmitten der Mannigfaltigkeit, Zwangloſigkeit und Freiheit unerläßliche Grundbedingungen des Schönen ſind. Fragen wir nun, wie kommen die Naturerſcheinungen zu denjenigen Eigenſchaften, um deren willen wir ſie als ſchön anerkennen, ſo wiſſen wir vom materialiſtiſchen Standpunkte ſchlechterdings nichts anderes als Urſache zu nennen als den blinden, bewußt- und willenloſen Zufall, alſo gerade eine Macht, die doch ſonſt das Princip der Disharmonie, Verwirrung und Geſetzloſigkeit zu ſeyn pflegt, die man ſich alſo unmöglich als Erklärungsgrund deſſen, was erklärt werden ſoll, zu denken vermag. Der Materialismus weiß nur von einzelnen, verſchiedenen Stoffen, nur von einzelnen, verſchiedenen Kräften. Er bemerkt nun zwar, daß dieſe Stoffe und Kräfte, ſobald ſie ſich einander begegnen, ſtets nach beſtimmten Normen auf einander wirken, und daß gewiſſen Vorausſetzungen ſtets gewiſſe Folgen entſprechen, und in ſo weit erkennt auch er nicht nur eine gewiſſe Geſetzmäßigkeit, ſondern eine abſolute Nothwendigkeit an. *Warum* aber die einzelnen Kräfte gerade ſo und nicht anders auf einander wirken, *warum* ſie ſich auf irgend einem Punkte und in irgend einem Momente zufolge der ihnen ein für allemal inhärirenden Natur und in Folge einer urſprünglichen Anordnung und eines erſten Impulſes gerade ſo und nicht anders begegnen, gerade ſo und nicht anders modificiren müſſen — dieſe Frage betrachten die Materialiſten, weil ſie unter den experimentell zu unterſuchenden Stoffen und Kräften nichts entdecken, woraus ſich dieſelbe beantworten ließe, nicht bloß als eine außer dem Kreiſe der empiriſchen Naturwiſſenſchaft liegende, ſondern auch als eine gar nicht aufzuwerfende, von vorn herein abſurde; ja ſie gehen ſo weit, aus dem Umſtande, daß ſie eine über den verſchiedenen Einzelkräften und Einzelſubſtanzen ſchwebende, dieſelben als leitendes Princip durchdringende Univerſalkraft und Univerſalſubſtanz nicht materiell nachzuweiſen vermögen, auf die Nichtexiſtenz einer ſolchen Kraft und Subſtanz zu ſchließen und an ihrer Stelle den blinden Zufall als die der Durcheinanderbewegung der verſchiedenen Kräfte und Stoffe zum Grunde liegende Naturmacht zu proklamiren.

Daß eine ſolche Anſicht für die Erklärung des Schönen auch nicht den mindeſten Anhalt bietet, leuchtet unmittelbar ein. Da nämlich diejenige Macht, welche

Digitized by Google

nach ihr das dominirende Princip iſt, mit dem Weſen des Schönen in direktem Widerſpruch ſteht, alſo zur Erklärung deſſelben unbrauchbar iſt, ſo bliebe nur übrig, irgend eine von den einzelnen Naturkräften und phyſikaliſchen Subſtanzen als den Urgrund des Schönen anzuſehen. Unter dieſen iſt aber nicht eine einzige, die ſich hiezu qualificirte. Weder die Schwerkraft, noch die Tangentialkraft, weder die Attraktion, noch die Repulſion, weder der Sauerſtoff, noch der Stickſtoff u. ſ. w. laſſen ſich, iſolirt für ſich, als die allgemeinen Bedingungen der ſchönen Naturerſcheinungen bezeichnen, vielmehr wirken bei jedem Schönen ſtets gar viele und mannigfaltige Elemente zuſammen, und was wir ſchön nennen, iſt niemals bloß das eine oder das andere dieſer, ſondern ſtets ein ſo oder ſo aus ihnen hervorgegangenes Produkt. Sagen wir z. B. vom Golde, es ſey ſchön, ſo meinen wir in dieſem Falle keineswegs bloß dieſen einfachen Stoff an und für ſich ſelbſt, ſondern vielmehr einen Complex von Eigenſchaften, die dieſer Stoff in ſeiner Wechſelbeziehung mit andern Erſcheinungen, z. B. mit dem Lichte, mit der Wärme u. ſ. w., beſitzt. Unterwirft man einen ſolchen Complex einer rein chemiſchen und phyſikaliſchen Analyſe, ſo zerfällt derſelbe in eine Anzahl einzelner Beſtandtheile und Agentien, die an und für ſich betrachtet weder ſchön noch häßlich ſind, alſo mit dem, was das Weſen des Schönen ausmacht, noch gar nichts zu thun haben.

Unter dem, was der Materialiſt als die einfachen Grundbedingungen des Seyns betrachtet, findet ſich mithin das Schöne als ſolches nicht. Auch er kann es daher nur in gewiſſen Combinationen und Miſchungen dieſer einfachen Grundbedingungen erblicken, und thut er dieß, ſo bleibt ihm als Erklärung des erſten Urſprungs dieſer Combinationen nichts als der Rekurs zum blinden Zufall übrig, was aber in der That keine Erklärung, vielmehr eine abſolute Verzichtleiſtung auf dieſelbe iſt. Allerdings iſt der Zufall eine Quelle, aus der zuweilen auch etwas Schönes hervorgeht; aber da er eben ſo oft und öfter die Quelle des Unſchönen und Häßlichen iſt, ja da es im Begriff und Weſen des Zufalls liegt, daß er ſich gegen alles, folglich auch gegen das Schöne und Häßliche, vollkommen gleichgültig verhält, ſo iſt durch die Ableitung vom Zufall der ſpecifiſche Charakter des Schönen in keiner Weiſe zu erklären. Den Zufall als die erſte Urſache des Schönen anzuſehen, iſt aber um ſo unſinniger, als die meiſten der ſchönen Erſcheinungen mehr oder minder deutlich erkennen laſſen, daß ſie ſich nach gewiſſen Geſetzen und Normen bilden und trotz des mehr oder minder freien Spielraums, der ihnen daneben geſtattet iſt, ſich von beſtimmten allgemeinen Typen niemals zu weit entfernen dürfen, wenn nicht die Abweichung vom Geſetz zugleich als Aufhebung der Schönheit erſcheinen ſoll. Wer den ſchlechthin bewußt- und willenlos geſtaltenden Zufall für das eigentliche Schönheitsprincip erklären wollte, müßte conſequenterweiſe in den Mißgeburten und Entartungen die ſchönſten, in den geſetzmäßigen Bildungen dagegen die mindeſt ſchönen oder häßlichen Erſcheinungen erblicken, weil in jenen wirklich der Zufall, in dieſen hingegen der Gegenſatz des Zufalls, das Geſetz, dominirt.

Mit der materialiſtiſchen Anſchauung iſt alſo in Betreff des Schönen ſchlechterdings nichts anzufangen; denn der Materialiſt muß entweder die Exiſtenz des Schönen ganz und gar leugnen, oder er muß einräumen, daß dieſelbe mit ſeinen Principien in Widerſpruch ſteht. Gibt man alſo die Exiſtenz des Schönen zu und will man es nicht als etwas mit dem Princip der Dinge in Widerſpruch Stehendes anſehen, ſo muß man nothwendig einen idealiſtiſchen Urſprung deſſelben annehmen, und ſobald man dieß thut, kann man nicht umhin, ihm auch eine ſubjektive Exiſtenz zuzuſchreiben, weil dasjenige, was wir mit dem Namen „Idee" bezeichnen, ſchlechterdings nicht ohne ein Subjekt, in welchem dieſe Idee exiſtirt, gedacht werden kann.

Allerdings hat es in älterer und neuerer Zeit Philoſophen gegeben, welche ſich rein objektiv exiſtirende Ideen zu denken verſucht haben, indem man darunter die Principien und Prototypen der realen Dinge vor ihrer Verwirklichung als bewußt- und willenlos ſich entwickelnde Potenzen verſtanden wiſſen wollte. Dieſe Vorſtellungsweiſe iſt jedoch eine ſehr unklare und unhaltbare. Soll nicht das, was wir „Idee" nennen, unmittelbar mit dem zuſammenfallen, was wir ſonſt Naturtrieb, Gattungskeim u. dgl. zu nennen pflegen, ſo muß man es ſich nothwendig als ein rein gedankliches, geiſtiges Vorbild der natürlichen Erſcheinungen, mithin als einen Gedanken denken, der die Kraft in ſich trägt, ſich zu verwirklichen, aus dem geiſtigen Daſeyn in's ſinnliche Daſeyn überzutreten. Iſt nun aber ein Gedanke, welcher doch, objektiv betrachtet, etwas Gedachtes iſt, denkbar ohne ein Denkendes, welches ihn denkt, ohne ein Subjekt, von welchem er als Objekt ausgeht? Gibt es ein Geſprochenes ohne einen Sprechenden? ein Geſchriebenes ohne ein Schreibendes? Läßt ſich überhaupt der Begriff eines Objekts faſſen, ohne den Begriff eines Subjekts? — Es iſt unmöglich, denn dieſe beiden Begriffe ſind eigentlich nur die nothwendig zuſammengehörigen, ſich gegenſeitig ergänzenden Hälften eines und deſſelben Begriffs, nur der active und paſſive Pol einer und derſelben Bewegung. Wer daher einen

Digitized by Google

von beiden ohne den andern, wer namentlich ein Objekt allein für ſich, ohne ein Subjekt, einen Gedanken ohne ein Denkendes denken zu können glaubt, täuſcht ſich ſelbſt und läßt ſich zu dieſer Selbſttäuſchung gerade dadurch verführen, daß beide urſprünglich nothwendig zuſammen gehören, alſo urſprünglich nur Ein und Daſſelbe ſind, d. h. daß der Inbegriff alles Seyns, deſſen objektive Exiſtenz ſich nicht auf ein außer ihm liegendes Subjekt zurückführen läßt, nothwendig als ein ſich ſelbſt denkendes und ſich ſelbſt objektivirendes Subjekt, mithin als ein in ſich reflektirendes, zugleich Subjekt und Objekt ſeyendes, folglich in ſeiner Objektivität ſeine Subjektivität mit enthaltendes Weſen gedacht werden muß.

In gewiſſem Sinne laſſen ſich nun auch die einzelnen Ideen, ſofern man darunter die gedanklichen Vorbilder der verſchiedenen realen Dinge verſteht, als ſich ſelbſt denkende Gedanken betrachten. Aber gerade, wenn man ſie ſo denkt, faßt man ſie keineswegs als reine Objekte, ſondern eben ſo ſehr auch als Subjekte. Sie ſind Objekte nur unſerem und ihrem eigenen Denken gegenüber, aber Subjekte, ſofern ſie ſich ſelbſt zu Objekten ihrer Thätigkeit zu machen und hiedurch ſich zu verwirklichen vermögen. Nehmen wir z. B. an, der in dem Samenkorn einer Pflanze ſchlummernde Keim trage die Idee der daraus hervorgehenden Pflanze als das Princip ihrer realen Erſcheinung in ſich, oder ſey mit dieſer Idee identiſch, ſo iſt dieſer Keim und die in ihm liegende oder mit ihm identiſche Idee freilich mir, dem ihn anſchauenden oder denkenden Subjekte, gegenüber etwas Objektives, denn er bildet ja eben das Objekt meiner Anſchauung oder meines Denkens. Ziehe ich aber in Betracht, daß ſich jener Keim, wenn er das Objekt meiner Anſchauung werden ſoll, auch ſelbſt irgendwie bethätigen, irgendwie auf mich wirken muß, ſo kann ich ihn ſchon in dieſer Beziehung nicht als ein ſchlechthin paſſives Objekt, ſondern muß ihn zugleich als ein irgendwie ſelbſtthätiges Subjekt, als ein Agens, welches einen Reiz auf mich ausübt, anſehen. Noch weit mehr aber bin ich genöthigt, den Keim in dieſem Sinne aufzufaſſen, wenn ich bei ihm an diejenige Thätigkeit denke, durch welche er nach und nach die in ihm liegende Idee in ein Reales verwandelt, d. h. die mit ihm in Beziehung tretenden, urſprünglich außer ihm liegenden Subſtanzen ſich dergeſtalt aſſimilirt und nach ſich geſtaltet, daß ſie nicht mehr als dasjenige erſcheinen, was ſie vorher waren, z. B. als Erde, Waſſer u. ſ. w., ſondern nun zuſammengenommen das Nachbild des im Keim ruhenden Urbildes, nämlich eine wirkliche, reale Pflanze bilden. Denn da der Proceß, durch welchen dieſe Realiſation zu Stande kommt, aus einer Maſſe von Einzelacten beſteht und dieſe Einzelacte ſämmtlich auf ein und daſſelbe Agens als ihr Princip zurückdeuten, ſo kann ich dieſes Agens, welches eben der Keim oder die in ihm ſich bethätigende Idee iſt, im Gegenſatz zu den einzelnen Kräften, die es ſeinem Weſen gemäß dirigirt, und zu den Stoffen, die es ſo, wie es ihm angemeſſen iſt, combinirt und geſtaltet, ſchlechterdings nicht mehr als ein bloßes Objekt betrachten, ſondern muß darin vielmehr eben ſowohl wie in dem Schauſpieler, der ſich mit Hülfe der ihm dazu nöthig erſcheinenden Verkleidungsmittel, Mienen und Gebärden aus Seydelmann in Mephiſtopheles, aus Devrient in Prinz Hamlet verwandelt und hiedurch die in ihm ruhenden Ideen gewiſſer Perſönlichkeiten zur wirklichen Erſcheinung bringt, ein ſelbſtthätiges, planmäßig handelndes Subjekt erblicken, nur mit dem Unterſchiede, daß der Keim der Pflanze die Kräfte und Stoffe, die er ſich aneignet und ſeiner Idee gemäß geſtaltet, weit enger und inniger mit ſich vereinigt, als der Schauſpieler ſein Coſtüm und Gebärdenſpiel, ja daß er die Objekte, welche er ſich aſſimilirt, dergeſtalt in ſein ſubjektives Weſen aufhebt und umgekehrt ſein ganzes Weſen dergeſtalt in dieſe Objekte verſenkt, daß Subjekt und Objekt als unmittelbar Eins erſcheinen — was dann zu der irrthümlichen Anſicht verleiten kann, als ſey in dem Objekt, weil das Subjekt in ihm latent geworden, ſcheinbar unter der Maske verſchwunden iſt, gar kein Subjekt mehr vorhanden, und als könne man ſich dasjenige, was man als die Idee, als das geſtaltende Princip der einzelnen Erſcheinungen betrachtet, als etwas rein Objektives denken.

Man kann hiegegen vielleicht einwenden, der Ausdruck „Subjekt“ werde hier von mir in einem weiteren Sinne gebraucht, als üblich und ſtatthaft ſey. Als Subjekt dürfe nicht jedes beliebige, ſondern nur dasjenige Agens angeſehen werden, welches mit Bewußtſeyn thätig ſey, es ſey mithin auf die Ideen, ſofern darunter die geſtaltenden Principien natürlicher Erſcheinungen verſtanden würden, nicht anwendbar. Hiegegen iſt aber Zweierlei zu erinnern. Einerſeits nämlich iſt die urſprünglichſte und gemeingültigſte Bedeutung des Wortes „Subjekt“ keineswegs eine ſo enge, wie in dieſem Einwurfe behauptet wird; denn in der Grammatik und Logik, der Heimath dieſes Ausdrucks, wird unter dem „Subjekt“ Alles verſtanden, was als Träger eines Prädikats, als Hervorbringendes einem Hervorgebrachten gegenüber gedacht wird, folglich ihm ganz derſelbe Sinn beigelegt, in welchem wir es oben genommen haben. Andererſeits ſind wir ſchlechterdings durch nichts berechtigt, von irgend einer Thätigkeit, die wir bemerken, zu behaupten, daß ſie ohne alles Bewußtſeyn ſtattfinde; denn aus dem Umſtande, daß wir an irgend einem

Digitized by Google

Dinge ein Bewußtseyn nicht direkt wahrzunehmen und nachzuweisen vermögen, folgt zwar, daß wir die Existenz eines solchen zu behaupten nicht berechtigt sind, keineswegs aber, daß wir ein Recht haben, die Nichtexistenz desselben zu behaupten. Hätten wir dieses Recht, so dürfte streng genommen jedes Individuum nur sich selbst als bewußt anerkennen, jedes andere hingegen für bewußtlos erklären. Jedes Ich weiß ja direkt und unmittelbar nur von sich selbst, daß es mit einem Bewußtseyn begabt ist. Zu der Ueberzeugung, daß auch andere Wesen ein Bewußtseyn haben, gelangt es immer nur dadurch, daß es von sich auf Anderes schließt, daß es aus dem Umstande, daß es irgend ein anderes Wesen unter ähnlichen Umständen ähnlich wie sich selbst handeln sieht, die Folgerung zieht, dasselbe müsse auch in seinem unwahrnehmbaren, innersten Wesen ähnlich wie es selbst beschaffen seyn. Ist dieser Schluß falsch, dann beruht unser ganzes menschliches Leben und Weben auf einem Selbstbetrug, auf einer Illusion; ist er aber richtig, dann muß er auch so weit ausgedehnt werden dürfen, als wir in den Bethätigungen der Dinge ein dem unsrigen analoges Verhalten zu erkennen vermögen. Wo aber sind die Dinge, die in der Art und Weise, wie sie sich bethätigen, mit unserer eigenen Bethätigungsweise nicht noch irgend etwas Analoges besäßen? — Wir wissen solche Dinge nicht zu nennen, weil es solche seyn müßten, die uns in aller und jeder Beziehung schlechthin unverständlich, absolut unbegreiflich, ja gar nicht wahrnehmbar sind; denn schon dadurch, daß Dinge mit unsern Sinnen in Beziehung treten, daß wir irgend welche für uns erfaßbare Eigenschaften an ihnen entdecken, finden wir sie in irgend welcher Beziehung mit uns verwandt; wir verstehen etwas von ihnen, wir wissen uns mit ihnen in gewissem Betracht zu verständigen.

Liegt daher irgend etwas Phantastisches darin, oder ist es nicht vielmehr etwas geradezu Unvermeidliches, daß wir annehmen, es müsse die gleichartige Bethätigung auch aus einem gemeinsamen Grunde stammen? es seyen die ähnlichen Wirkungen durch ähnliche Ursachen bedingt? — Und wenn wir nun als den Urgrund, woraus alle unsere Handlungen hervorgehen, immer ein mehr oder minder klares, oder mehr oder minder dunkles Bewußtseyn erkennen, müssen wir dann nicht vermuthen, daß auch die Bethätigungen aller übrigen Dinge einem ähnlichen Grund entspringen? Und müssen dann nicht auch die Gestaltungsprincipien der natürlichen Erscheinungen, die sogenannten Ideen oder Gattungstypen der Naturerzeugnisse als irgendwie mit Bewußtseyn begabte Wesen, folglich als Subjekte, auch im engeren Sinne des Worts, betrachtet werden?

Freilich bestehen zwischen dem Bewußtseyn eines Thiers, einer Pflanze, eines Krystalls, und dem Bewußtseyn des Menschen sehr beträchtliche Unterschiede; aber gleichwohl zeigt sich in der Stufenleiter der natürlichen Dinge nirgends eine Kluft, die nicht durch Uebergangsstufen vermittelt wäre und uns berechtigte, irgendwo eine feste Grenze zwischen bewußten und bewußtlosen Wesen zu ziehen. Es liegt aber in diesen Gradunterschieden um so weniger ein Grund gegen den universellen Charakter des Bewußtseyns, als auch das menschliche Bewußtseyn, sogar das eines und desselben Individuums, der verschiedensten Abstufungen bezüglich seiner Kraft und Klarheit fähig ist, indem es sich nicht bloß aus scheinbar bewußtlosen Zuständen entwickelt, sondern sich auch im Zustande der Begeisterung wieder bis zur Bewußtlosigkeit steigern kann, aber in allen diesen verschiedenen Gradationen und Modifikationen zuletzt doch immer wieder von sich selbst als Ein und Dasselbe, d. h. als ein bald mit dunklerem, bald mit klarerem Bewußtseyn sich bethätigendes Wesen erkannt wird. Kann man aber nicht umhin, die scheinbar völlig bewußtlose Zelle des Ei's, aus welchem sich der Mensch mit seinem, das ganze All umspannenden Bewußtseyn entwickelt, bereits als Träger eines zwar schlummernden und unentwickelten, aber im Princip doch schon vorhandenen Bewußtseyns zu betrachten: warum sollen wir dasselbe nicht auch von den Zellen der Pflanzen und Thiere, ja in gewissem Sinne auch von den Atomen, aus denen sich die Stoffe zusammensetzen, annehmen, da es doch feststeht, daß der Mensch nicht etwas von diesen Wesen und Stoffen absolut Verschiedenes, sondern nur etwas in seiner Entwicklungsfähigkeit weit über sie Hinausgehendes ist, daß er mithin in ihnen die Vorbedingungen und Unterlagen seiner körperlichen und geistigen Existenz hat, durch sie genährt und gekräftigt, belebt und belehrt, in dem Wachsthum seines Leibes wie in der Entwicklung seines Bewußtseyns gefördert wird? Es ist Thatsache, daß der Mensch zu einem denkenden, selbstbewußten Wesen nur wird, indem er mit seinen Sinnen und Organen an den Brüsten der Natur liegt. Von dem Augenblicke an, wo ihm dieser Nahrungsquell versagt ist, verkümmert und verkommt er nicht bloß körperlich, sondern auch geistig. Der Materialismus zieht hieraus den Schluß, der Geist, das Bewußtseyn sey nur ein Produkt oder nur eine Bethätigungsweise der Materie, obschon er die Materie selbst als etwas schlechthin Geist- und Bewußtloses betrachtet. Ich meinerseits gestehe, daß ich diesen Schluß schlechterdings nicht zu begreifen vermag, daß es mir als ein Ding der Unmöglichkeit erscheint, daß etwas absolut Bewußtloses etwas Bewußtes aus sich produciren

Digitized by Google

soll. Nach meinem Dafürhalten kann aus der Thatsache, daß unter Vermittlung der Pflanzen- und Thierzellen aus den anorganischen Stoffen und Kräften nach und nach das Bewußtseyn, wie es im Menschen existirt, hervorgeht, nur geschlossen werden, daß die Elemente und Principien dieses Bewußtseyns in potenzialer, latenter, unentwickelter Form schon in den untersten, scheinbar völlig bewußtlosen Erscheinungsformen des Seyns enthalten seyn müssen, und daß gerade die unentwickelten Momente es sind, welche die Entwicklung, die Bewegung veranlassen, daß also das eigentliche und ursprüngliche Agens in jedem Dinge, mithin auch in den Naturprodukten, der erste Keim des in ihm schlummernden Bewußtseyns, nicht bloß ein Objekt, sondern auch ein Subjekt ist.

Gilt dieß von den natürlichen Erscheinungen überhaupt, gleichviel ob sie schön oder nicht schön sind, so gilt es natürlich in noch höherem Maße von den schönen Erscheinungen. Denn da die Schönheit derselben gerade darauf beruht, daß sie sich als mehr oder minder vollkommene Verwirklichungen der den Erscheinungen zum Grunde liegenden Ideen oder Gestaltungsprincipien darstellen, so sind wir zu der Annahme genöthigt, daß in ihnen das subjektive Agens von vorn herein als ein besonders kräftiges, als ein das Ziel der Entwicklung von Anbeginn mit besonderer Klarheit schauendes und mit besonderer Energie erstrebendes thätig gewesen seyn müsse; wir können also nicht umhin, in den schönen Erscheinungen das subjektive Element als besonders mächtig und thatkräftig zu betrachten, das treibende, gestaltende Agens in ihnen gleichsam als eine Art Dichter- und Künstlernatur anzusehen, während man sich unter den Agentien nichtschöner Erscheinungen anderweitige Producenten, die mehr im Dienste anderer, als um der Entfaltung ihres Selbst willen thätig sind, vorstellen mag.

Nach dieser Anschauungsweise sind also die schönen Naturprodukte ebenfalls als eine Art Kunstwerke zu betrachten und von den eigentlichen Kunsterzeugnissen nur in sofern verschieden, daß der Künstler nicht außer ihnen herumgeht, sondern in ihnen selber steckt, ganz in ihnen aufgeht, aber sie eben dadurch auch ganz zu einem Ebenbilde seiner selbst macht und sie auf diese Weise gleichsam zu lebendigen, beseelten Personen umwandelt, die als geistesverwandte Wesen mit uns sprechen und uns nöthigen, ihnen in erhöhtem Grade unsere Sympathie und Mitempfindung zu schenken. In seinem innersten Seyn und Wesen deutet mithin das schöne Naturprodukt ebensowohl auf einen Künstler, folglich auf die Thätigkeit eines Subjekts zurück, wie das schöne Kunstprodukt, selbst dann, wenn wir dabei nur an das treibende Gestaltungsprincip, an die specifische Idee, an den Art- und Gattungstypus der einzelnen Naturerscheinungen denken; um wie viel mehr also dann, wenn wir uns von dieser Betrachtungsweise zu derjenigen erheben, welche sämmtliche Erscheinungen, mithin auch alles Schöne, in ihrem letzten und tiefsten Ursprunge aus einem einzigen, allgemeinen Urquell, aus einer Ur- und Universalidee ableitet, indem sie sich durch den Zusammenhang und die Harmonie, in welcher die einzelnen Dinge mit einander stehen, zu der Annahme genöthigt sieht, daß, wie die einzelnen Exemplare irgend einer Art oder Gattung in einem ihnen gemeinsamen Art- oder Gattungstypus wurzeln, eben so auch die verschiedenen Art- und Gattungstypen wegen der Gleichartigkeit, die sie trotz ihrer Verschiedenheit sämmtlich unter einander zeigen, in einem sie umfassenden Universaltypus, in einem sie alle denkenden Urgedanken wurzeln müssen. Auch die Existenz eines solchen Urgedankens nämlich läßt sich schlechterdings nicht ohne ein Subjekt, welches ihn denkt, mithin nicht rein objektiv denken, sondern setzt nothwendig die Existenz eines selbstdenkenden, bewußten Wesens, einer Persönlichkeit voraus.

Dieß kann selbst von den Anhängern des Pantheismus und Atheismus nicht geleugnet werden. Wie sehr sie auch danach ringen, die Uridee, die allem Daseyenden zu Grunde liegt, als etwas Unpersönliches, als eine bloße Sache, als ein bloßes Gedankenobjekt hinzustellen, so müssen sie doch wenigstens zugeben, daß dieses Gedankenobjekt als solches nicht existiren könnte, wenn nicht wenigstens der Mensch oder irgend ein anderes Einzelwesen vorhanden wäre, welches es denkt; sie erkennen also hiemit doch seine Abhängigkeit von einem Subjekt an, bringen es wenigstens mit der menschlichen Subjektivität in eine nothwendige Beziehung. Selbst dann also, wenn diese Ansicht die richtige wäre, würde damit allem, was in diesem Gedankenobjekt, in dieser Universalidee wurzeln soll, folglich auch dem Schönen, ein subjektives Moment zugeschrieben werden.

Diese Ansicht ist aber eine durchaus unhaltbare. Allerdings wissen wir von jener Idee, welche uns als die Uridee aller Einzelideen gilt, zunächst nur dadurch, daß wir selbst sie denken; sie ist also insofern wirklich das Gedankenobjekt des menschlichen Denkens. Gehen wir aber daran, uns von dem Umfang und Inhalt dieser Idee einen klaren und festen Begriff zu bilden, so gewinnen wir sofort die Ueberzeugung, daß wir zu ihr nur durch ein Hinausstreben unseres Denkens über die Grenzen unseres Bewußtseyns gelangen, daß wir sie zwar zu denken, aber nicht aus zudenken vermögen.

Digitized by Google

Wir ſehen ein; daß wir ſie denken müſſen, weil ſie in allem, was überhaupt gedacht werden kann, als dasjenige, was alles Denkbare umfaßt und durchdringt, nothwendig, wenn auch nur theilweiſe, mitgedacht werden muß, weil jeder Theil gerade durch ſeine Unvollkommenheit an das Ganze und deſſen Vollkommenheit erinnert; aber wir erkennen zugleich, daß wir ſie niemals in ihrem vollen Umfange und nach ihrem vollen Inhalt zu denken vermögen, weil unſer endliches Bewußtſeyn von dem unendlichen Gebiete deſſelben nur ein verſchwindend kleines, winziges Bruchſtück umfaßt. Der Begriff, daß dieſe Idee eine transſcendentale, über unſer Bewußtſeyn weit hinausragende iſt, gehört alſo weſentlich zur Eigenthümlichkeit derſelben mit hinzu; wir ſind uns, indem wir ſie denken, bewußt, daß es nicht eigentlich unſer endliches, beſchränktes Ich iſt, welches ſie denkt, ſondern daß ſie von einem, uns mit durchdringenden, aber weit über uns erhabenen Ich in uns, gleichſam wie in einem ſeiner Denkorgane, gedacht wird; es nöthigt alſo dieſe Idee ſelbſt zu der Annahme, daß das Subjekt, in welchem ſie wurzelt, nicht der Menſch oder irgend ein anderes endliches Weſen ſeyn kann, ſondern nothwendig ein Subjekt ſeyn muß, welches als ſolches ganz eben ſo unendlich und unbeſchränkt iſt, wie dieſe Idee als Gedankenobjekt ſelbſt. In und mit der Exiſtenz jener transſcendentalen, unendlichen Idee iſt alſo auch die Exiſtenz eines transſcendentalen, unendlichen Subjekts gegeben. Weil aber nicht zwei unendliche Weſen außer und neben einander exiſtiren können, ſo folgt, daß das unendliche Subjekt und das unendliche Objekt nur der Form nach verſchieden, im Weſen aber identiſch ſeyn müſſen, und daß das Weſen, welches dieſe beiden Formen des Seyns in ſich vereinigt, nur als ſchlechthin unbedingtes und unbeſchränktes Selbſtbewußtſeyn, d. h. als Gott gedacht werden kann.

Auf dieſe Weiſe werden wir unwiderſtehlich dazu gedrängt, den Inbegriff aller Erſcheinungen zuletzt auf ein einziges, abſolutes, in ſich ſelbſt wurzelndes und in ſich ſelbſt vollendetes Princip zurückzuführen, d. h. in Gott den Denker der allen Ideen zum Grunde liegenden Uridee, den Schöpfer aller Dinge zu denken, folglich in ihm auch den Urheber alles Schönen, gleichſam den Baumeiſter und Componiſten des Makrokosmos, den Bildner und Beleber der Mikrokosmen, den Maler und Dramaturgen der Weltgeſchichte, kurz den Poeten und Künſtler aller ſchönen Erſcheinungen, den ſubjektiven Autor aller ſchönen Objekte zu erkennen.

(Schluß folgt.)

Bilder aus der Geſchichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

7.

Neugſtliches Harren der Creatur.

Sonntag, den 21. October. Da man in Erfahrung gebracht, wie die Herren Deputati einiger löblichen Rittercantone bei der franzöſiſchen Generalität mit leeren Händen nicht admittirt werden wollen, und daß aus Heilbronn eine ſtarke franzöſiſche Truppe, unwiſſend wohin, zur Execution ausmarſchirt ſey, wie auch daß die Franzoſen die Einrede der durch die Poſt zu ſpät belieferten Ordre gar nicht attendiren, ſondern den Verzug pro contumacia achten, ſo hat man mit der längſt beſchloſſenen Abſendung der Deputation nicht länger ſäumen wollen, ſondern dieſelbe noch dieſen Abend, gleichwohl ohne das angeſetzte Quantum, nur mit Briefen an Herrn Marſchall de Duras und Herrn Baron de Montclar, Lieutenant Général des Armées du Roy, eilfertigſt in das Lager vor Philippsburg abgeordnet. Die Schreiben enthalten alle nur erſinnliche Motive, um entweder eine gänzliche Remiſſion, oder doch eine ergiebige Ringerung der Contribution zu bewirken, zu welchem Ende man ſich auch auf den vor zwei Jahren am Reichstag erlangten Matricularnachlaß berufen und das dieſerhalb ergangene kaiſerliche Commiſſionsdecret, wonach Eßlingen ſtatt 220 Gulden nur noch 90 zahlen darf, durch Herrn Licentiat Honold in die franzöſiſche Sprache überſetzt beigeſchloſſen hat. Ein Gleiches bezweckt die den Herrn Abgeordneten mitgegebene, im geheimen Collegio abgefaßte Inſtruction. Gott gebe, was ſie ausrichten werden!

Digitized by Google

Nachſchrift. Etliche von den Herren, ſo der Deputation eine Strecke weit das Geleit gegeben, ſind wieder heimgekommen mit der Nachricht, man habe gleichbald zwiſchen hier und Stuttgart die Zeitung vernommen, daß Philippsburg ſeit geſtern über ſey. Solches iſt kein gutes Omen. Die Herrn Deputati haben unterdeſſen ihre Reiſe fortgeſetzt, werden wohl zu Schwieberdingen die Nachtherberge nehmen.

Montag, den 22. October. Auf die an etliche löbliche Städte erlaſſene Schreiben hat ſich zuvörderſt Canzlei Reutlingen vernehmen laſſen, bei noch fürwährenden Keltergeſchäften und in Abweſenheit etlicher Rathsfreund de wie auch des Herrn Syndici könne dermalen nicht wohl eine Reſpons ertheilt werden, aber der Herr Syndicus werde von Stuttgart, wohin er verſchickt ſey, nach Eßlingen kommen. Iſt auch bereits geſchehen, und hat der Herr Dr. Johann Georg Mohr vom Herrn von Rühle den ſchon bekannten Troſt mitgebracht, iſt ſodann nach gepflogener mündlicher Conſultation gleich wieder vertritten. Gmünd hat ebenfalls geantwortet und ſich für die erzeigte nachbarliche Sinceration, wie für Alles, ſo ihrem Conſulenten Liebes erwieſen worden, dienſtlich bedankt, mit Meldung, daß eheſter Tagen ein Expreſſer nach Stuttgart gehen und per Eßlingen zurückkommen werde. „Dieſer Enden ſtehet alles in altem forchtſamem Stand, alſo Neues nichts zu berichten wiſſen.“ Ulm hat gar kein Reſponſum gegeben. Dieſes lautet nachdenklich, und können wir uns kaum entbrechen, der ſchalkiſchen Mienen und Gebärden, ſo wir an unſerem Ulmer Poſtillon wahrgenommen, zu gedenken.

Nun kommt aber zuheut und zuletzt die Antwort löblicher Stadt Nördlingen, die ihre Reſolution in dieſen Formalien ertheilt: „Können aber dermalen voraus, als ein unmittelbarer Stand des Reichs, nicht ſehen, wie wir uns ohne große Verantwortung in einige gütliche Handlung und Tractaten einlaſſen ſollten, ſondern werden annoch alles der Zeit und dem lieben Gott heimbſtellen, deſſen allgewaltigem Schutz Ew. F. und W. hiemit heilwärtig empfehlend.“

Der Schlag möchte Einen rühren! Dieſe wollen's mit der Renitenz verſuchen! Hieraus möchte wohl eine hochſchädliche Itio in partes herfürgehen, denn wenn nicht alles zuſammenhält, ſo iſt nicht abzuſehen, zu welchen Implicationen die Sache führen muß.

So eben kommen auch noch neue Schreiben von Gmünd und Reutlingen, welchen man inzwiſchen den Vorfall mit den ritterſchaftlichen Deputationen mitgetheilt hat. Gmünd hat in Stuttgart nichts als ein kahles Recepiſſe herausgeſchlagen, „dahinſtellende, wie neben andern Reichs- und Kreismitgliedern uns aus dieſem Labyrintho, worin ſich niemand finden kann füglich ausbalſtern möchten;“ und da zu gleicher Zeit aus Schwäbiſchen Hall die Nachricht eingelaufen, daß eine kleine Abtheilung Franzoſen in die daſige Landwehr eingefallen, jedoch, nachdem ſie den Landthurm etliche Tage beſetzt gehalten, über Neuenſtein auf Heilbronn zurückgegangen ſey, ſo ſieht ſich Gmünd „in gleichmäßiger Gefahr, executirt zu werden, und zwar ex beneficio ordinis,“ das heißt, mit der Rechtswohlthat, als ſelbſtſtändiger Stand für ſich allein zu ſtehen und zu fallen. Reutlingen ſchickt durch ſeine Canzlei ein Recepiſſe und vertröſtet auf nächſtkünftige Antwort; denn dieſe löbliche Stadt macht ihre Angelegenheiten am liebſten mündlich ab.

Mittwoch den 24. October. Herr Conſulent Dr. Nagel und Herr Stadthauptmann Seefels, die man geſtern wegen der mit ſchwerer Artigleri von Philippsburg ausgezogenen und anher marſchirenden kaiſerlichen Guarniſon nach Stuttgart geſchickt, um zu invigiliren, daß gemeine Stadt mit Vorſpann und Nachtlager verſchont und übertragen werden möchte, haben heute bei Herrn Burgermeiſter und Geheimen ihre Relation abgelegt. Daß die Philippsburger, noch 1050 Köpfe und 150 Bleſſirte ſtark, ihre Route durch das Land nehmen, hat ſeine Richtigkeit, aber nicht weniger iſt beglaubte Nachricht da, daß 300 Franzoſen unter Marquis de Villars mit ihnen kommen, unwiſſend zu was Intention und Abſicht. Man beſorgt in Stuttgart, dieſe Franzoſen könnten dem zwölfjährigen Landprinzen zu ſeiner Retirade den Paß abſchneiden, daher man denſelben nunmehr ſalviren und ad interim nach Regensburg in Sicherheit bringen will. Zu dieſen Nouvellen kommt, daß die Franzoſen, weil ſie mit der alten Contributionserlage nicht erſättigt ſind, noch weit härtere Poſtulata an Wirtenberg haben ergehen laſſen. In dem Land iſt man wegen dieſer neuen Exactionen und beſonders wegen der franzöſiſchen Convoye ſehr beſtürzt, und ſagt Herr von Rühle, an welchen ſich die beede Herren adreſſirt, daß bei ſolch leidigen Conjuncturen das Land Wirtenberg anders nichts als beneficium ordinis habe.

Bei ſolcher Bewandtſame hat man Herrn Hauptmann Seefelſen zu recognosciren ausgeſchickt, wohin der Marſch gehe, und hat ihm Herrn Johann Friedrich Ferbern beigegeben, mit dieſer Inſtruction, daß der Eine bei den Völkern bleiben, der Andere aber gleichbald wieder zurückreiten und referiren ſolle. Herr Ferber iſt ein Schwager zum Herrn Stadtſchreiber, aus dem Durlachiſchen bürtig und ſeit bald ſieben Jahren zu Eßlingen bürgerlich, hat gleichwie ſein Herr Schwager in Straßburg ſtudirt, auch im vorigen franzöſiſchen

Digitized by Google

Krieg acht Jahre lang Kriegskanzleidienste gethan, und ist daher, zumal er gut mit der französischen Sprache fortkommt, in alle Sättel gerecht, so daß er es bei seiner Dienstbereitwilligkeit, sich für das gemeine Wesen zu Commissionen brauchen zu lassen, nach einer siebenjährigen bis anjetzt vergeblich geschienenen Dienstsollicitirung und Exspectanz dießmal doch zu etwas bringen dürfte.

Donnerstag, den 25. October. Herr Ferber läßt sich wohl an. Er ist gestern bis auf Knittlingen, also nahe an das Rheinthal kommen, in der Nacht aber ganz allein zurückgeritten, und hat heut referirt, daß die kaiserliche Guarnison zwar im Marsch nach der Stadt herauf begriffen, die französische Convoye aber nunmehr wieder zurückgegangen sey, daher die von derselben Anmarsch geschöpfte Furcht und Apprehension sich wieder in etwas gelegt.

Freitag, den 26. October. Auch Herr Regimentsrath von Rühle advertirt heut den Herrn Amtsburgermeister Wallißer, daß die Franzosen heute früh zu Knittlingen wieder zurück und auf Heilbronn gangen seyen, also daß wir der gestrigen Sorgen in soweit befreit. „Etwaß Trost!" hat Herr Georg Friedrich Wallißer auf den Rücken des Billets geschrieben — NB. Dasselbe ist diesen Nachmittag durch einen Ulmischen Herrn Deputirten, der sich gleichfalls in Stuttgart Raths erholen wollen, auf dem Ruckweg übergeben worden. Was aber selbiger mündlich mit Herrn Amtsburgermeister verhandelt haben dürfte, ist uns dieses Orts unbekannt.

Montag, den 29. October. Nachdem man sich entsonnen, daß zu den Vicivitäten, mit welchen vertrauliche Correspondenz zu pflegen, auch die Kreisverwandte und an der Alb gelegene, jedoch Kurbaiern unterthänige Herrschaft Wiesensteig gehört, so hat man auch dem Herrn bairischen Obervogt Christoph Balthasar von Cammerlohr daselbst zu schreiben beschlossen. Herr von Cammerlohr hat nun auf das erstmalige Schreiben keine Antwort gegeben, welches zwar ein wenig seltsam lauten wollte, da man aber nichts destoweniger sich zu einem zweiten Aviso herbeigelassen, so ist heute ein Ruckschreiben vom 7. November Styli novi eingelaufen, worin Herr von Cammerlohr zuvörderst, unter Erstattung schönen Dankes für die gegebenen Nachrichten, meldet, daß er den Boten um sein Botenlohn befriediget habe, und zur Entschuldigung des neulichen Nichtantwortens anführt, daß ihm die Zeit damals zu kurz worden sey. Aus München (woher er inzwischen Erlaubniß zur Correspondenz erhalten haben dürfte) habe er dermalen, schreibt er, wenig Particularia zu avisiren, außer daß auf den 26. nach Landshut ein bairischer Kreistag ausgeschrieben worden, um zu deliberiren, wie man sich in gute Posiur setzen möge; „dan es will schier so viel verlauten, daß, weullen der bayrische Cravs durch die continuirliche Werbungen wider den Türkhen an Manschaft und Geldmitteln starth erschöpfet und man von Seiten des schwäbischen Crayses die darhero offerirte Allianz nit annemmen wollen, daß Ihr Churfürstliche Durchlaucht sich in diesen Troublen neutral, welches doch für kheine Gewißheit zu halten, bleiben darften." Den 18, schreibt er weiter, werde die kurbairische Prinzessin nacher Florenz abreisen und die Vermählung zu München mit einem neuburgischen Prinzen vorgehen. Der Lech sey de facto stark mit dem bairischen Landvolk besetzt; man höre aber nicht, daß sie sich moviren und anders als defensive halten werden. Gott gebe, wünscht er, daß man nur nicht öfters mit so schweren Contributionen heimgesucht werde und Mannheim noch einen guten Widerstand thue, damit der vertröstete Succurs noch a tempo ankommen möge. In einem Postscript endlich gibt Herr von Cammerlohr noch Anweisung, wie, „wan denenselben nit beschwerlich, die angefangene guete Correspondenz mit mir noch länger zu prosequiren," solches auch, statt durch eigene Boten, durch die Ordinariposten zwei mal in der Woche geschehen könne.

Nicht unbillig scheint der bairische Kreis ein wenig empfindlich zu seyn. Gut wäre es freilich, wenn die Kreisallianzen auf längere Zeit könnten geschlossen werden; denn ihre Erneuerung macht immer großen Aufenthalt, und selbst wenn eine zu Stande kommt, so ist sie gemeiniglich noch nicht eng genug.

Samstag, den 3. November. Heute hat die aus dem Lager zurückgekommene Deputation in Senatu referirt. Die Nachricht von der Uebergabe Philippsburgs haben sie in ihrem Nachtquartier zu Schwiebердingen, am 22. Morgens, sodann mit noch mehr Gewißheit vom Herrn Postmeister zu Enzweihingen, am sichersten aber zu Durlach den 23. von einem Regierungsmitgliede, das auf beschehene Notification ihrer Ankunft selbst zu ihnen gleichbald in das Wirthshaus gefahren, bestätigen hören, mit Anfügen, daß der vor der Festung umgekommenen Franzosen wenigst 5000 gerechnet werden, darunter sehr viel vornehme Offiziers und Ingenieurs, weßhalben die französische Generalität, als welche sich die Eroberung gar leicht eingebildet, sehr übel zu sprechen sey. Im Lager wimmelt es übrigens von Deputationen. Wirtenberg hat schon in den ersten Octobertagen eine solche an den Dauphin und Baden-Durlach, nachdem Ihre Durchlaucht der Herr Markgraf dem Dauphin selbsten in Person aufgewartet, gar einen eigenen Hofrath, Mr. Artopäus, an den königl-

Digitized by Google

lichen Hof in Paris geschickt. Es ist aber alles fruchtlos, und werden auf Gedultbitten ohne weiters die Fackeln präsentirt. Sucht man um Dilation an, so wird zuvörderst auf Parition mit Erlegung etwa einer Terz gedrungen, nach welcher man erst von einer weitern Prolongation reden darf. Sonsten ist die Eßlinger Deputation, nachdem sie vom 23. bis zum 26. in Graben, Oberhausen, Speier, Schwetzingen, Heidelberg und Neckarau vergebens herumgezogen, an letzterem Orte von Herrn Marschall de Duras zur Abendtafel geladen und in seinem Quartier über Nacht behalten, auch am 27. zu Heidenheim von Herrn General Montclar wohl aufgenommen worden, der sie ebenmäßig bei der Tafel über Mittag behalten und durch seine Offiziers mit dem Trunk wohl zusprechen lassen. Nachdem sie aber mit Schreiben von Duras und Montclar, so voll guter Contestationen gewesen, letzten Sonntag sich zu Lagrange nach Philippsburg verfügt, haben weder solche Schreiben noch all ihre nur erfinnlich angewendete Remonstrationen so gar nichts verfangen, daß er sie im Arrest behalten wollen und mit dem Grandprofosen gedroht, sie auch nur unter der Versicherung dimittirt, daß das Geld gleich nach Straßburg geliefert und die Parition bei dem Gouverneur zu Heilbronn uneinstellig docirt werden soll. Unter währendem Discurs hat er sie nach der Zahl der Häuser und Feuerstätten in Eßlingen gefragt, mit Ermelden, die Stadt sey viel zu gering taxirt, wie denn alle diejenige, mit welchen er zu Heidelberg und Heilbronn, auch Speier geredet, sich nicht genug verwundern können, daß Heilbronn neben den kostbaren Quartieren, die alle Tage auf tausend Thaler kommen, 10,000 fl., Hall 15,000, und Eßlingen nur 5000 zahlen solle, und hat endlich zuletzt gesagt: „Assurement vous serez bruslez.“ Das heißt wohl freilich: die Fackeln präsentiren.

Montag, den 5. November. Wegen einiger über die Reise nach Philippsburg von einigen bekannten Lästerzungen ergangener Censuren hat Herr Amtsbürgermeister auf Veranlassung der Herrn Geheimen heute wieder einmal den klein- und großen Rath versammelt und das Pro wie das Contra sorgfältigst vorgestellt, insonderheit aber zu Gemüth geführt, daß das Haus Wirtenberg heute den letzten Rest an seiner Contribution erlege und Reutlingen ebenmäßig sein Quotum abgestattet habe; nun wolle freilich von einem mächtigen Succurs geredet werden, da dann eine Uebereilung in Lieferung des Geldes übel ausgelegt werden möchte; aber von dem Succurs sey alles noch ungewiß, der Ausgang zweifelhaft, und die Gefahr, wenn man, wo das Wetter hinaus? zuwarten wolle, vor Augen, zumal die Franzosen den hinterbliebenen Rückstand auch in Jahr und Tag noch an die Säumigen zu suchen Gelegenheit haben. Worüber bei klein- und großem Rath der einmüthige Beschluß dahin ausgefallen, daß ein Deputationsmitglied (das sich gleichwohl der Commission gern entzogen hätte) die inzwischen aus allen Winkeln zusammengescharrten 5000 Gulden noch diesen Morgen mit der Stuttgarter Landkutsche nach Straßburg führen solle.

Unterdessen vernimmt man aus Regensburg, daß der wirtenbergische Landtag, Herr Herzog Eberhard Ludwig, den 30. October daselbst angekommen und in tutum gebracht worden ist, wofern man nämlich ein in Aengsten schwebendes Reich einen Hafen der Sicherheit nennen darf. Der Kaiser hat zwar den Reichsständen guten Muth machen lassen und sich des Reichs mit Ernst anzunehmen versprochen, indem er hoffe, diesen Friedensbruch mit Gottes Hilfe eben so glücklich wie den morgenländischen zu überwinden. Denn er habe sich auf seiner Flucht aus Wien wegen des türkischen Ueberfalls des göttlichen Beistandes fest getröstet und sey auch dessen theilhaftig worden, werde sich dessen auch wider Frankreich versichert halten, zumalen er zutheuerst zu seinem Schaden mit der ottomanischen Pforte Frieden zu schließen und alsdann eine beträchtliche Macht in das Reich zu schicken entschlossen sey. Es will aber dieses Versprechen für einen Kanzleitrost, gleich wie ein unlängst an den Reichstag wegen unnöthiger Altercationen und Geschäftshemmungen ergangenes drohendes Commissionsdecret für ein fulgur ex pelvi gehalten werden.

Es hat auch der Kaiser, wie man erfährt, an das hochfürstliche Haus Wirtenberg auf dessen Nothschrei ein Mehreres nicht geschrieben, als daß er mit keiner beträchtlichen Hilfe dermal aufkommen könne, aber bei einigen in Verfassung stehenden Kur- und Fürsten die Nothdurft so vorgestellt habe, daß er nicht zweifle, es werde durch dieselben mittelst Zusammenführung ihrer Truppen ungesäumter Rath geschafft und der Gewalt zurückgetrieben werden.

Da nun auch in der That und Wahrheit hierauf einige der protestirenden Stände sich zusammen gethan und ein und andere Mesures genommen haben sollen, so hat der allerchristlichste König gleichbald durch seinen Regensburger Gesandten, Louis Verjus, Comte de Crecy, die Arglist gebraucht, das am Reichstag leider schon genugsam vorhandene Mißtrauen vermehren und vorgeben zu lassen, als ob die Evangelischen einen der katholischen Religion sehr nachtheiligen Anschlag mit einander gemacht hätten. Diese Arglist scheint auch wirklich in die Gemüther der geistlichen Fürsten einen Eindruck zu machen. Jedoch glücklicher Weise hat zur

Digitized by Google

gleichen Zeit der holländiſche Geſandte zu Regensburg dem Reichstag entdeckt, mit welchen Ränken der König den Kaiſer zu hinterführen geſucht habe, indem er dieſem, vor dem Angriff auf Kaiſer und Reich, eine Allianz wider die Generalſtaaten, mit dem Ausdruck, dieſes Ketzerneſt ausrotten zu helfen, anerboten, der Kaiſer aber die Abſicht errathen und das franzöſiſche Schreiben der niederländiſchen Republik unter Verſicherung ſeiner Huld mitgetheilt habe.

Gleichwohl haben ſich die Reichsſtände zu Regensburg, wegen der mehr und mehr eindringenden Feindesgefahr, und weil Kurbayern mehrerer Neigung gegen den Feind als das Reich verdächtig iſt, noch keine Berathſchlagung, geſchweige einen Reichsſchluß vorzunehmen unterſtanden, ſo daß der franzöſiſche Geſandte zu Regensburg in dieſer Stunde noch ſo ſicher ſitzt, wie die Envoyés zu Stuttgart und München. Ja, dieſer Comte de Creecy hat ſich nicht entblödet, verſchiedenen vornehmen Perſonen auf die Frage, was denn der unſchuldige Landprinz von Wirtenberg und deſſen Frau Mutter, wie auch der Markgraf von Durlach verbrochen, zur Antwort zu geben, er ſey ein homme de paix und die vorgebrachten Klagen les effets de guerre; aber die unverſchuldeten Stände ſollten nur den Kaiſer ernſtlich erinnern, des Königs Willen in Allem zu befolgen, alsdann würde ſolchen Bedrängniſſen leicht abzuhelfen ſeyn.

Allein auch von dem königlichen Geſandten in des Kaiſers eigener Reſidenz Wien, vom Marquis de Luſſignan, verlautet noch nicht, daß er ſeine Reiſe nach dem Rhein angetreten habe, und ſcheint es ſonach in dieſen vermeintlich ſo reißenden Läufen allerſeits nachdenklich langſam zuzugehen.

Nur im benachbarten Frankenkreiſe beginnen die Franzoſen ſchnellere Schritte zu machen. Schon die in die Halliſche Landwehr eingefallene Abtheilung hat im Amt Crailsheim und im Wirzburgiſchen die Executionsprocedur mit Sengen und Brennen vorgenommen, wobei es für löbliche Stadt Hall unfehlbar nicht beſſer abgegangen wäre, da man nicht mit hohem Betheuren conteſtiren können, daß an dieſe Stadt eine Contributionsordre noch gar nicht einmal ergangen ſey, worauf ſich die Franzoſen für dießmal mit Vivres und Fourrage, auch rotunder Erklärung der Partition begnügt und ſich wieder delogirt, denen aber bald eine Deputation der Stadt nachgefolgt, um zu Philippsburg bei Mr. Lagrange ſich um ihr angeſetztes Quantum zu erkundigen, das man doch mit großer Commiſeration hierorts ſchon weiß. Nunmehr iſt aber, wie man hört, ein größeres Corpo in den fränkiſchen Kreis gegangen, und von unſerer nordöſtlichen Kreisgrenze laufen betrübte Novellen ein, welche melden, daß ſich Nacht für Nacht am Himmel Röthen erzeigen, gleich einer feurigen Schlange unſern Kreis durch Franken hin immer weiter im Bogen umzingelnd, ſo daß bei aller Verzüglichkeit die Dinge je länger je ſorglicher werden wollen.

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der Friede. — Die Hitze.

Der Friede kam in einer Freude hier an, lachend wie der lombardiſche Himmel und ſtolz wie die Göttin des Sieges. Die gefangenen Oeſterreicher werden in Frankreich verwöhnt, und ich vermuthe, daß ſie ſich ſchwer an die Freiheit wieder gewöhnen werden. Ein Transport iſt iſt hier durchgekommen, doch bekamen wir nichts davon zu ſehen. Hätte man die Leute die Boulevards entlang geführt, man hätte ihnen die Taſchen vollgeſtopft mit Tabak und Cigarren. Das Lob der Oeſterreicher iſt in aller Munde; wie oft habe ich nicht im Café Aeußerungen gehört wie folgende: „Brave Kerls, die Oeſterreicher! Sie ſchlagen ſich ſo gut wie wir. Ein Glück für uns, daß wir die gezogenen Kanonen haben.“ — „Und,“ fiel ein anderer ein, „daß die Oeſterreicher nicht unſern Entrain haben. Mit einiger Kühnheit konnte bei Magenta das feindliche Centrum ſich nach Rechts und Links verlängern und uns umzingeln, dann war's um unſern Sieg gethan“ u. ſ. w. Die franzöſiſchen Offiziere behandeln die Gefangenen mit derſelben Humanität wie ihre eigenen Soldaten, und man weiß, wie dieſe gehalten ſind. Der Lieutenant ſpielt Billard

Digitized by Google

mit seinen Sergeanten, und dieß ist um so eher zulässig, da der Sergeant noch Jahr und Tag vielleicht höher im Range steht, als der Lieutenant, mit dem er heute spielt. Das Resumé aller Gespräche über Oesterreich ist: „Ihre Armee ist der unsrigen vollkommen ebenbürtig und es sind de bons b-g-s.“

Die dem Frieden abhold sind, haben eben auf den Krieg spekulirt. Der Artikel „Marschall,“ General“ ist bedeutend gesunken; Mac Mahon selbst ist um 50 Proc. gesunken, im Absatze nämlich. Zu Tausenden sind St. Jean d'Angely, Niel, Paraguay d'Hilliers vorräthig, sie werden jetzt verschleudert. Eine Menge kleiner Blätter machten mit den Heldenthaten der französischen Armee in Italien gute Geschäfte. Paris-journal, la guerre, bulletin de la guerre, la grande nation fingen eben an, ihre Kosten zu decken, und es ist den Leuten nicht zu verdenken, wenn sie sich nicht besonders freuen, daß der Friede sie ruinirt. Und es mag auch wohl schon wieder eine siegreiche Schlacht im voraus vom Holzschneider „geliefert“ worden seyn, die jetzt mit Protest zurück geht oder zur Verfügung des Senders gestellt wird. Die illustrirten Blätter sind stets bei der Hand; haben die Franzosen einen Sieg in Cochinchina erfochten, so ist drei Tage nachher die Abbildung der Schlacht in einem derselben zu sehen. Womit füllen die politischen Blätter jetzt ihre Spalten? Bisher hatte ein jedes einen Correspondenten bei der Armee, Pays und Constitutionnel brachten oft drei, vier Berichte von den verschiedenen Schlachtfeldern der Lombardei, dazu kamen noch die Auszüge aus den Provinzialblättern; man hatte Tag für Tag eine Anthologie von Großthaten zu gewärtigen, die jetzt ausbleibt. Die schönen Tage des Troupiers sind nun zu Ende; er wird mit Lorbeeren gekrönt — und nach Hause geschickt. Die Chronique und die Faits divers treten jetzt wieder in ihre alte Stelle ein; fast sämmtliche Chroniqueurs waren abgedankt worden. Der Leser muß sich jetzt wieder mit Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, Diebstählen und Gräueithaten die Zeit vertreiben.

Zu den Mißvergnügten gehören ferner die Leute, die stets mißvergnügt sind; sie schrien, als der Krieg ausbrach, sie schreien jetzt, wo er zu Ende ist. Hören Sie folgendes, nach der Natur photographirtes Gespräch: Ein alter Offizier (beim Traiteur nach dem Waffenstillstand). „Gut, es mag seyn; zwar hätte ein zweites Solferino nichts schaden können. — Garçon. Wozu? hat's nicht Leute genug gekostet? — Offizier. Das versteht ihr Pekins nicht. Der Soldat will avanciren; es muß geräumt werden. Auch haben wir noch nicht Frieden. Jedenfalls muß er fort. — Garçon. Wer, Kapitän? — Offizier. Er, der Oesterreicher, er muß fort aus Italien, er muß das Quadrilatère räumen. — Garçon. Ein großes Land, das Quadrilatère? — Ein Gast. Ein famoses Land; hätten wir's, wir wären Herrn der Welt. — Offizier. Er muß fort; ich thu's nicht anders.“ — Die Friedensdepesche kommt. Der Kapitän stampft mit dem Stelzfuße: „Er weiß zu siegen, aber nicht seinen Sieg zu benutzen; ein zweiter Hannibal!“

Was ist ein „Pekin,“ wird vielleicht mancher Leser fragen? Statt einer direkten Antwort, möge hier eine Anekdote stehen. Talleyrand hatte einen General der Garde — aus dem Kaiserreiche Nr. 1 — zu Tische geladen. Der General kam zu spät und sagte, den Degen in ungebuldiger Hast abschnallend: „Mon prince, entschuldigen Sie gefälligst; ich bin so lange ausgeblieben, weil mich unterwegs ein Pekin aufgehalt, der mich nicht loslassen wollte.“ — Talleyrand war ein Edelmann vom ancien régime und hielt auf Etikette. Der Ausdruck mißfiel ihm: „Was verstehen Sie unter Pekin, General?“ — „Das ist ein Soldatenausdruck; wir nennen Pekin, alles was nicht zum Militär gehört.“ — „Sonderbar,“ erwiederte der Diplomat mit sarkastischem Lächeln, „nous appelons civil, tout ce qui n'est pas militaire.“

Den 20. Juli. Ihr Correspondent ist wieder zu haben; vom 6. bis 20. hat er an einem bedeutenden Sonnenstich gelitten. Unter den unzähligen Symptomen meiner Affektion hebe ich nur die frappantesten aus: „Beim Anblicke eines Dintenfasses packte mich Entsetzen am Haare, wie Schubart sagt; berührte ich zufällig eine Schreibfeder, so gab mir's einen Stoß, als hätte mich ein Zitteraal getroffen. Während der sechs Tage, wo die Temperatur — eigentlich kann man's nicht so nennen, denn von irgend einem Temperamente war nicht das mindeste zu verspüren — wo das Thermometer zwischen 34 und 39 Grad schwankte, däuchte mir, als ginge die Sonne, statt im Osten, im Zenith auf. Es trat zuletzt ein mutatus habitus corporis ein, und ich dachte mit Grausen daran, daß ich nicht weit von dem Hause des Doctor Blanche wohne, wo man diese und andere Sonnenstiche heilt. Endlich, nach einem halben Dutzend Gewitter und einem sündfluthartigen Regen — heute ist das Steinpflaster wieder so trocken wie der Sand der Wüste Sahara — kam ich im Café zur Besinnung, Angesichts des Kriegsgottes Mars — im Chasivari. Es war aber nicht der gewaltige homerische Krieger, der mit einem einzigen Schrei die Welt erschütterte, sondern ein Ares außer Diensten, mit schlottertigem Spindelbeinen, wie sie hier in dem Garten des Invalidenhotels herumspazieren. Ihm gegenüber steht Monsieur Prudhomme, das eingefleischte Philisterthum; er liest ein Journal; der Titel ist nicht lesbar; nach den Dimensionen des Formats zu urtheilen, ist es der Constitutionnel. „Vor meiner Abreise wollte ich mich bei Ihnen beurlauben.“ — „Gehabt Euch wohl,“ lautet die Antwort, „und möchte ich Euch nie wieder sehen, selbst nicht in den Fasten.“ Das französische Sprichwort sagt: „er kommt wie Mars en carême,“ weil die Fasten stets in den Monat März fallen. Das Mißvergnügen des Charivari hängt mit dem Unmuthe des Säcle zusammen; doch müssen wir hier an den Grenzen einer brennenden Frage stehen bleiben; es ist ohne dieß noch heiß genug, obgleich wir gestern weiter nichts als 31 lumpige Grad hatten.

Digitized by Google

Da mir das politische Gebiet untersagt ist, muß ich mich darauf beschränken, auf die Antwort — im Moniteur — hinzuweisen, die der Kaiser Napoleon auf die Ansprache der Deputationen des Senats und der Deputirtenkammer ertheilte. Man wollte ihn geradezu die Rolle eines politischen Donquixote spielen lassen. In St. Cloud spricht der Kaiser frisch von der Leber weg. Er hat das revolutionäre Treiben Cavours durchschaut, der nichts Geringeres im Schilde führen soll, als Präsident der italienischen Republik zu werden. Man hält ein zweites 1848 in Petto; alles andere ist Spiel und Blendwerk. — Da gerathe ich schon wieder in die Politik. Ich muß aber doch noch hinzufügen, daß Napoleon mit Garibaldi sehr unzufrieden war: „Zehntausend Franzosen unter dem ersten besten meiner Generale hätten mehr gelistet.“ Und dann fällt uns auf, daß gestern die österreichische Zeitung eines Complotts gegen das Leben Napoleons III. erwähnte, das man in Italien entdeckt, daß desselben kein einziges französisches Blatt heute gedenkt, und daß das Gerücht nicht von oben herab widerlegt wird.

Ich kann Ihnen nur, was die hiesige Stimmung Deutschland gegenüber anbelangt, wiederholen, daß sie nach wie vor freundschaftlichst und vom Rhein keine Rede ist. Größere Dinge aber sind im Werke. Ich erinnere Sie blos an das Lied in Karl VI., von Halevy: „Jamais en France l'Anglais ne régnera.“

Berlin, Juli.

Die Bahnhöfe und die Militärzüge. — Nichts und Etwas getrennt. — Folgen der Mobilmachung. — Die Strategen. — Der Wollmarkt und das Pferderennen. — Fr. Geßmann.

Die Bahnhöfe boten in der jüngsten Vergangenheit mannigfache und interessante Bilder, indem fast täglich Züge mit Soldaten, Reservisten und Landwehrmännern, die in Folge der Mobilmachung zur Fahne einbeordert waren, ankamen oder abgingen. Kaleidoskopisch bewegte sich das Treiben; stets dieselben Elemente, aber immer wechselnde Gestaltungen von Moment zu Moment. Da haben wir z. B. heute ein Bataillon Landwehrmänner, das zur Einkleidung nach seinem Bestimmungsort abgeht. Bunte Gruppen wogen auf dem schattenlosen Vorplatz des Bahnhofs durcheinander. Die Reihen der kräftigen Männer sind vermischt mit den Frauen und Kindern, die von den Gatten, Vätern, Brüdern den letzten Abschied nehmen wollen; Fräcke und Uniformen und Kittel und Blousen tauchen einträchtig neben einander auf. Man hört Gelächter, lautes Plaudern, auch Gesang. Begrüßungen von Kameraden, die sich seit langem nicht gesehen, finden statt. Genremaler können sich kein reicheres Erntefeld wünschen. Wie verschieden nach Rang und Stand die Leute sind, verschieden nach Charakter und Wesen, nach ihrer Kleidung, nach ihrer Haltung und äußern Erscheinung! Wir haben Muße und können über die eigenthümliche Organisation unserer Wehrverfassung nachdenken. Aus allen Ständen und von allen Seiten sind sie herbeigeeilt zu der großen Musterestensaison, Haus und Hof, Arbeit und Geschäft, oder auch Genuß und Vergnügen, Besitz und Ehrenämter verlassend; überall hin dringt dieser Ruf, und bald werden wir die Wehrmänner eintreffen sehen, welche selbst über den Ocean zurück aus Nordamerika zu ihren Fahnen eilen. Dem Ruf muß gehorsamt werden, sofort und unbedingt. Und sie würden es auch für eine Schande halten, wenn sie ein Bedenken trügen, denn das Preußenvolk ist ein kriegerisches Volk. Schwer mag es freilich manchem fallen, zumal den reichen und verwöhnten Glücklichen, welche ihre Willen mit den blühenden Rosenhecken und den süßduftenden Linden verlassen und einem Rosengarten entgegen marschiren sollen, dessen Purpur tiefer und dunkler blüht als alle Rosen der Welt; schwer auch mag es dem jungen Gatten seyn, von dem Weibe zu scheiden, mit dem er erst vor einigen Wochen vereint ward, schwerer noch dem greisen Mütterchen, deren heiße Thränen doch nicht hindern können, daß für den einzigen, letzten Sohn, den ihr das Schicksal gelassen, nunmehr die Trennungsstunde schlägt; gewiß, schwer und bitter mag es fallen, aber sie sind Alle gekommen und niemand fehlt. Sie wissen, daß zu dieser Pflicht Alle gleich verpflichtet sind und daß sie von ihr nicht entbunden werden können. Man erzählt sich in der Stadt einen Vorgang, der in dieser Hinsicht bezeichnend ist, obschon ich die Garantie nicht übernehmen kann, ob derselbe sich wirklich ganz so zugetragen hat, wie er erzählt wird. Eine ältliche, arme Landfrau aus einem entlegenen märkischen Dorfe erscheint in dem Palais des Prinz Regenten und bittet, „den gnädigen Herrn sprechen zu dürfen.“ Bei dem großen Andrange von Personen, welche an dem Tage bereits um eine Audienz bei dem Staatsoberhaupte nachgesucht haben, weisen die Adjutanten die Bittstellerin ab, sie auf den nächsten Tag bescheidend. Die Frau geht hinaus, stellt sich aber vor das Fenster des Zimmers, in welchem der Prinz zu arbeiten pflegt, und ist bemüht, die Aufmerksamkeit des Fürsten durch hülfeflehende Bewegungen zu erregen. Ihr Vorhaben gelingt. Sie wird

Digitized by Google

bemerkt und auf Befehl des Prinzen sofort vorgelassen. Mit der herablassenden Leutseligkeit, welche dem edlen Herrn eigen und die ihm die Herzen Aller in hohem Grade gewonnen, hört er die schlichte Bauerfrau an. Sie sey Wittwe und habe ein einziges Kind, einen Sohn, der jetzt einberufen worden. Fünf Tage sey sie auf eigenen Füßen nach Berlin gewandert, um den gnädigen Herrn zu bitten, er möge ihrer Armuth und ihrem Alter den Ernährer und die Stütze belassen. Freundliche Worte werden ihr zur Antwort, aber ihre Bitte, erklärt der Prinz, könne er nicht erfüllen. Auch er habe nur einen einzigen Sohn, soll der hohe Herr, huldvoll auf die Anschauungen und den Ideenkreis der Frau aus dem Volke eingehend, geäußert haben, und doch müsse derselbe mit in das Feld. Man sagt, die Frau habe den Prinzen lebhaft unterbrochen: „Das wäre eine ganz andere Sache. Der Sohn des gnädigen Herrn hätte ja Nichts gelernt, während ihr Sohn das Drechslerhandwerk erlernt hätte."

Sie sind Alle da, die Wehrmänner des Bataillons, dessen Abfahrt wir ansehen wollen. Man braucht sich nicht auf das Geisterklopfen zu verstehen, nicht einmal ein großer Menschenkenner zu seyn, um auf den Gesichtern der Leute wie in einem offenen Buche zu lesen. Alle Gattungen haben ihre Contingente gestellt und alle Typen sind vertreten, die Verbissenen und Zugeknöpften, die Eleganten, die Verwegenen, die Apathischen, vor allem die Komiker, auf deren vorgeschobener Unterlippe beständig ein schlechter Witz wie auf offener Tafel zu liegen scheint. Was Liebe und Sorglichkeit mit auf den Weg gegeben, führt ein jeder mit sich. Hier sieht man Reisekiste und Reisetaschen, dort nur einfache Bündel, deren gesammte Fahrnisse nur ein Taschentuch umschließt. Nur Ein Diogenes besindet sich unter den Bündelträgern; man hat dem Aermsten nichts mitgeben. Seine Habe, eine kurze Pfeife, guckt aus der linken Rocktasche hervor; kein Gepäck, aber „o Herr, den Kopf kann ich nicht lassen." Das Begrüßen und Händeschütteln und Abschiednehmen will kein Ende finden, die Flasche spielt ihre Rolle und besiegelt alte und neue Freundschaften. Auf einer der Treppenstufen, die zum Perron führen, sitzt ein Invalide mit der Medaille aus den Freiheitskriegen auf der Brust. Der Mann schaut in das Treiben und schüttelt lächelnd den weißen Kopf, als wollte er sagen: „Das wird sich ändern. Kommt nur erst in das Feld. Kenne Das!" Auch weinende Frauen machen vorwurfsvolle Gesichter; sie können es ihren Männern kaum verzeihen, daß diese den Freunden und den Freuden des Alkoholuepenthes so gemüthlich und froh zusprechen, als begrüßten sie diese Stunde als den Beginn ihrer Freiheit. Inzwischen wächst das Drängen und gestaltet sich zu einem Chaos, das der Beobachtung spottet. Da werden Kommandoworte der Offiziere laut, das „Fertig!" des Zugführers erschallt und schrill schneidet die Pfeife der Lokomotive durch die Schwüle der Luft. Der Zug setzt sich in Bewegung; Hurrah und Hüteschwenken, und die Truppe ist den Augen entschwunden.

Es begreift sich, daß bei der Wehrverpflichtung jedes preußischen Mannes, die bis zum zurückgelegten 38. Lebensjahre dauert, eine Mobilmachung bei uns ungleich tiefer in das öffentliche und Privatleben einschneidet, als wenn die nämliche Maßregel in einem andern Staate angeordnet wird, wo diejenigen, welche nach geleisteter Militärpflicht zu dem bürgerlichen Geschäftsverkehr zurückgekehrt sind, keine weitere Verpflichtung zum Kriegsdienste haben. Nicht gering ist die Anzahl solcher Familien, welche dadurch, daß ihnen in dem Hausvater der Ernährer genommen wird, in Bedrängniß und Noth gerathen. Nun bestehen zwar gesetzliche Bestimmungen, nach welchen die Communalbehörden und Kreisverbände für die zurückbleibenden Angehörigen hülfsbedürftiger Reservisten und Landwehrmänner Sorge zu tragen haben; allein es liegt auf der Hand, daß bei der Menge derjenigen, welche sich in der Kategorie befinden, die Unterstützung immer nur eine sehr relative und geringe seyn kann. Die Privatwohlthätigkeit ist daher bestrebt, noch ein Uebriges zu thun. Unter dem Protectorat der Königin ist hier zum Behufe ein Hauptverein zusammengetreten und zahlreiche Zweigvereine und Filiale, Provinzial- und Lokalvereine haben sich demselben bereits angeschlossen. Man veranstaltet außer den Geldsammlungen Corsofahrten, Concerte, theatralische Aufführungen u. d. m., um durch die auf diese Weise erlangten Beträge liquide Fonds rasch zu gewinnen. Die Unternehmungen haben trotz der ungünstigen Zeitläufe und der allgemeinen finanziellen Bedrängniß einen glücklichen Fortgang.

In dem gesellschaftlichen Verkehr äußern sich die Folgen der kriegerischen Verhältnisse in dem massigen Auftauchen einer eigenthümlichen Menschenspecies, die wir die Berliner Strategen nennen wollen. Bei ihrem angeborenen und zur zweiten Natur gewordenen Kritikismus können sich die Spreebewohner unmöglich die Kritik der Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze entgehen lassen. Wohin man sich wendet, im Theater, in Concertsälen, Bibliotheken, Gesellschaften und Spaziergängen, im Kaffee- und Bierhause, an allen öffentlichen Lokalen trifft man diese weisen Helden, welche nach dem Vorbilde der Tanten, Basen und Gevatterinnen in den Wochen- und Kinderstuben die vorliegenden Fälle zunächst mit einer convulsivischen Kinnbackenberedtsamkeit im Allgemeinen besprechen, alsdann eine Ueberfülle von warnenden Beispielen, Präcedenzfällen und Analoga vorbringen, und schließlich, sichere Auguren und Haruspices, mit kategorischer Bestimmtheit den Verlauf und Ausgang vorhersagen. Zumal an den öffentlichen Orten strömen unsere Strategen zusammen und belehren das Publikum, welches sich dort des Vormittags oder des Abends zu seiner Erfrischung einstellt, auf das Gründlichste gratis durch militärische Vorträge. Es ist eine unendliche Qual, ein solches collegium publicum der privatdocirenden Strategen anhören zu müssen. Sie kennen den Kriegsschauplatz ganz genau, in der Rocktasche steckt eine Karte, die sie nicht selten vor sich auf den Tisch hinbreiten; sie wollen die intimsten Bekanntschaften im großen Generalstabe haben, die Lektüre der Conversationslexica und der illustrirten

Digitized by Google

Zeitungen, auch wohl die Lektüre einer Militärzeitung hat ſie anhaltend und dauernd beſchäftigt, die Guten haben ſelbſt den nächtlichen Schlaf der Lektüre zum Opfer gebracht, Menſchenblut fließt über ihre Lippen wie Waſſer, in deſto gewaltigeren Strömen, je länger ſie hinter dem Beefſteak und dem Bierſeidel ſitzen. Mit der Führung der Armee ſind ſie natürlich äußerſt unzufrieden, und die Feldzeugmeiſter und Marſchälle, die Feldmarſchall-Lieutenants und Diviſionsgenerale ſind gegen ſie wahre Stümper und Kinder. Wären ſie Präſidenten eines Kriegsgerichts, Gnulai mindeſtens wäre längſt erſchoſſen worden. Den Friedensgerüchten zeigen ſie ſich durchaus abhold; das Ende des Krieges würde ja ihrer Bierbankbedeutung ein jähes Ende machen. Das Meer von ſadem Geſchwätz, mit dem man tagaus tagein von dieſen Weſen beheliigt wird, ſchreit in der That zum Himmel. Nur gut, daß, wie Shakeſpeare ſagt, Wort' ohne Sinn nicht zum Himmel dringt. Mehr aber noch als das gewöhnliche Publikum haben die Zeitungsredaktionen von dem Geſchlecht der Strategen zu leiden. Ihr Ehrgeiz treibt ſie, daß nicht allein ihre mündlichen Expectorationen an den Mann gebracht werden, ſie wollen auch ihre ſchriftſtelleriſche Befähigung nicht unter den Scheffel geſtellt wiſſen. Wie Balrich ſein Univerſalſalz, oder ein zweiter Humbug den Apfelwein als Linderungsmittel für alle Leiden und Sorgen ausſchreit, ſo maltraitiren die Strategen das Redaktionsperſonal mit ihren ſtiliſtiſchen Sünden, von deren tiefſinnigem Blödſinn ſie ſteif und feſt behaupten, wenn der Neid der berufsmäßigen Publiciſten nicht der genialen Schmerzensgeburt das Imprimatur verweigern würde, müßten die italieniſchen Angelegenheiten eine völlig andere Wendung bekommen. Insanire juvat!

Zwei Ereigniſſe, die alljährlich in den Juni der Berliner fallen, pflegen ein letzter Erſatz für die monotone Oede der mit Rieſenſchritten herannahenden ſauren Gurkenzeit zu ſeyn, der Wollmarkt und das Pferderennen. Der dießjährige Wollmarkt machte freilich viele Erwartungen ſchmählich zu Schanden; der Alexanderplatz, wo derſelbe abgehalten wird, zeigte keineswegs die Mannigfaltigkeit und das rege Wimmelntreiben ſonſtiger Märkte. Die Preiſe waren äußerſt gedrückt; die Verkäufe machten ſich langſam und in verhältnißmäßig geringer Zahl. Wolken lagerten auf den finſtern Stirnen der Gutsbeſitzer, die von dem Ertrag dieſes Marktes ihre Quartalzinſen zu zahlen haben, Wolken auf den Geſichtern der Reſtaurateurs und Kellnerbeſitzer, deren Kabinette leer ſtanden, und zum Ueberfluß Wolken am Horizont. Dagegen entfaltete ſich der Reichthum und der Ehrgeiz der Roſſe und ihrer Reiter auf dem Felde von Tempelhof in altem Glanze. Von weit und breit waren die modernen Centauren, die Sportsmänner, Fürſten und Grafen aus alten Häuſern, in Menge herbeigeeilt, und die Hahn, Henkel, Lehndorf vermehrten durch neue Siege ihre alten Triumphe. Sonſt war in dem verfloſſenen Monat die Goßmann und ihr Gaſtſpiel die Parole des Tags. Der Wiener Wildfang erfreute ſich des durchſchlagendſten Erfolgs. „Kleines Teufelchen," läßt der Kladderadatſch den Baron von Stradelwitz an den Baron von Prudelwitz ſchreiben, „kleines Teufelchen die Goßmann! Strudelköpfchen, Kreuz- und Querköpfchen, eleabenhaft muntere Erſcheinung, luſtig wie junges Füchslein im Sonnenſchein, wild wie Steppenfohlen, Naturburſche, Satansmädel, macht alte Knaben zu Jünglingen und junge Greiſe wieder zu Männern. Bin ganz vergaſſt in dieß Satanellchen, werfe jeden Abend Bouquets für zwanzig Groſchen. Vergeſſe bei Vorſtellung jammerhafte Gegenwart. En effet, außer dieſem Kobolchen nichts für höheres Amuſement."

Man kennt das ſtolze freche Wort des römiſchen Conſuls, mit welchem derſelbe die Anklage wegen Ueberſchreitung der Amtsbefugniſſe und Verletzung der verfaſſungsmäßigen Rechte zurückwies: „Wir haben über dem Lärm der Waffen die Stimme des Geſetzes nicht vernehmen können." Es iſt zu befürchten, daß etwas ähnliches von der Aufnahme dieſes Briefs gelten würde, wollte derſelbe in ſeiner Fortſetzung noch der literariſchen Novitäten aus den jüngſten Wochen gedenken. Ganz andere als die literariſchen und geiſtigen Intereſſen ſtehen als die dominirenden in dem Centrum der unmittelbaren Gegenwart; der Continent hallt wider von dem Geräuſch der Waffen; das frivole Spiel, welches man an der Seine mit der Heiligkeit des Rechts und der Verträge getrieben hat und zu treiben fortfährt, hat mit zwingender Gewalt zu der brutalen Appellation an die ultima ratio der Könige genöthigt. Leicht begreiflich, daß die politiſche Aſtronomie zur Zeit das allgemeine und ausſchließliche Studium iſt, daß nach dem Horizonte aller Blicke und Gläſer gerichtet ſind.

Hamburg, Juli.

(Schluß.)

Kriegsrüſtung. — Literatur. — Theater. — Witterung.

Mit der Ordnung unſerer innern Verhältniſſe ſind wir ſelber noch immer nicht zu Stande gekommen. Es geht uns damit wie dem deutſchen Bunde, wenn er zum Wohle Geſammtdeutſchlands einen durchgreifenden Entſchluß faſſen ſoll. Es wird proponirt, geprüft, gemäckelt, verworfen und wieder verworfen, und faſt jede neue Propoſition, die

Digitized by Google

man an die Stelle der verworfenen ſetzt, iſt noch reicher an Mängeln als die eben beſeitigte. Dadurch haben ſich denn faſt unleidliche Zuſtände herausgebildet, und die beiden regierenden Faktoren unſeres Freiſtaates, Senat und Bürgerſchaft, ſtehen ſich in ihren Anſichten ſo ſchroff gegenüber, daß es zuletzt doch zu einem eclatanten Bruche kommen muß, wenn die Form ſich nicht finden läßt, mittelſt welcher man ſich einigen und vertragen kann. Augenblicklich hört man wenig von der Verfaſſungsangelegenheit ſprechen, was wohl mit den großen politiſchen Wirren zuſammenhängt, die man auch hier mit Bangen beobachtet. Inzwiſchen haben wir pflichtſchuldigſt gerüſtet, ohne doch eine Kriegsmacht in's Feld ſchicken zu können; es ſind hunderttauſende verausgabt worden, um die Mobilmachung zu ermöglichen, ſehr viele junge Leute haben widerſtrebend den Soldatenrock angezogen, und führen ein friedliches Lagerleben hinter Bergedorf, wo man eine Anzahl hübſcher Zelte mit rothen Zacken am obern Saum auf ſandigem Geeſtland aufgeſchlagen hat. Kurz, wir ſehen, wie der Krieg ſich anläßt, ſo lange man ihn in bedächtiger Ruhe unter Blechmuſik und Gläſerklang vorbereitet. Gebe Gott, daß wir ihn nicht im Ernſt kennen lernen! Er würde uns ſicherlich wenig gefallen.

Alles, was im Frieden gedeiht, liegt gegenwärtig mehr oder weniger darnieder. Nicht allein im großen commerciellen Verkehr macht ſich dieſer ſchwere Druck der Zeit fühlbar, es leidet vorzugsweiſe, und vielleicht mehr noch, als die Menge glaubt, die Welt des Geiſtes darunter. Literatur und Kunſt, dieſe Pfleglinge des Friedens, berufen, geſittete Nationen zu erheitern und neue Bildungsſtoffe ihnen zuzuführen, werden jetzt in trauriger Weiſe vernachläſſigt. Alle neun Muſen möchten ſich bei einem Verpflegungscommiſſär in Koſt geben, um nicht Hungers zu ſterben. Hat alſo irgend ein Stand Urſache, die Wiederkehr friedlicher Zeiten zu wünſchen, ſo iſt es der Künſtler- und Schriftſtellerſtand. Bloß die politiſchen Zeitungen floriren, es fühlt ſich aber nicht jeder, der eine feine Feder führt, berufen, Politik zu treiben, und gerade die Nichtberufenen müſſen dann grafen gehen auf diſtelvoller Weide. Obwohl unſere Stadt Literatur und Kunſt niemals verhätſchelt hat, gibt es doch genug geſcheite Menſchen bei uns, welche einſehen, daß ſich ohne beider Vorhandenſeyn nicht wohl leben läßt, und daher gab es hier einige Blätter, die es ſich ſtets angelegen ſeyn ließen, Literatur und Kunſt das Wort zu reden. Ein paar dieſer Blätter ſind neuerdings ganz eingegangen, was wir aufrichtig bedauern, und am meiſten zu deren Einſchlafen haben gewiß die kriegeriſchen Zeitläufe beigetragen. Dagegen hebt ſich die politiſche periodiſche Preſſe, in ſofern ſie freiſinnigen Tendenzen huldigt, immer mehr. Den bedeutendſten Aufſchwung ſcheint das urſprünglich nur für die Stadt und deren nächſte Umgebung beſtimmte Lokalblatt „die Reform“ nehmen zu wollen. Dieſes Blatt ſchüttelt den bloßen Straßenſtaub mehr und mehr ab und erwächſt nach zehnjährigem Beſtehen nach und nach zur großen Zeitung. Der unternehmende Beſitzer deſſelben hat neuerdings ſehr tüchtige literariſche und publiciſtiſche Kräfte angeworben, und es läßt ſich wohl mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß, da es weder an Mitteln noch an gutem Willen fehlt, „die Reform“ alsbald eine recht einflußreiche Stellung unter den größeren Zeitungen Norddeutſchlands einnehmen wird.

Die Direktion des Stadttheaters hat neuerdings einen gewagten Verſuch gemacht, der indeß vielleicht gerade der Neuheit wegen in auffallender Weiſe gelingt. Sie hat nämlich neben der hieſigen Bühne auch noch das Stadttheater in dem benachbarten Altona übernommen und ſpielt nun mit einer und derſelben Truppe auf beiden Bühnen, eben ſo wohl Opern, wie Schauſpiele und Ballete gebend. Bis jetzt ſollen die Vorſtellungen im Altonaer Stadttheater ſehr beſucht geweſen ſeyn. Hier mangelt es häufig an Zuſchauern; Zuhörer bei Opern, die überhaupt vorzugsweiſe gegeben werden, finden ſich in größerer Anzahl ein. Die Direktion gibt ſich große Mühe, immer für einige gut ziehende Gäſte Sorge zu tragen, und bei der Richtung, welche nun einmal der Geſchmack des Publikums ſchon ſeit langen Jahren genommen hat, läßt ſich die Schauluſt immer befriedigen, wenn ein paar Sänger oder Sängerinnen mit Applaus auftreten, oder das Corps de Ballet von einer ſchnellfüßigen Signora zu ſchwungvollen Tänzen mit maleriſchen Tableaux angeführt wird. Der Beſuch des Stadttheaters iſt daher in Berückſichtigung der Zeitverhältniſſe immer noch erträglich, nur vermißt man hier wie in den großen Hotels die Menge der Fremden, die ſonſt in großer Anzahl während des Sommers bei uns eine kurze Station hatten. Im gegenwärtigen Sommer ſcheint eben das Reiſen nur Wenigen Vergnügen zu gewähren, mithin hört man „Klagen, nichts als Klagen,“ und die kriegführenden Mächte werden überall der ſchärfſten Kritik unterworfen.

Zum drittenmal hat uns der Himmel mit einem warmen, nur freilich nach unſerem Dafürhalten, gar zu trockenen Sommer beſchenkt. Wir kennen unſer eigenes Klima nicht mehr, das ſeiner ſchlimmen Launen wegen verrufen iſt. Heller, blauer Himmel, Sonnenſchein und Sonnenbrand ohn' Unterlaß viele, viele Wochen lang, das klingt für uns wie ein Mährchen aus Scheherazade's orientaliſchem Schatz, und ſähen wir nicht die greifbare Wirklichkeit täglich vor uns, ſo hielten wir ſolch wunderbares Sommerwetter wohl für Traum. Aber die Hitze, die Hitze! Nebel und Regen ſetzen unſerer Bevölkerung lange nicht ſo zu, wie dieſe Wüſtengluth, die, meiſtentheils bei ſcharfen Oſtwinden, im Schatten auf + 20° bis 25° R. ſteigt und einen Staub erzeugt, der kaum zu ertragen iſt. Schon jetzt ſtehen viele Bäume völlig blätterlos da, die Weiden brennen aus, Blüthen und Sträucher verdorren. Das iſt unangenehm und kein erfreulicher Anblick, zum Glück aber verſpricht dieſes warme Frühlings- und Sommerwetter eine Ernte, die kaum geſegneter gedacht werden kann. Der Roggen beſonders iſt ſchwer von Aehren und wird — für

Digitized by Google

unsere Gegend auffallend früh — bereits geschnitten. Auch Weizen und Raps sollen trefflich gedeihen, so daß also Aussichten auf leidlich gute Zeiten vorhanden sind. Geraten auch, wie es bis jetzt den Anschein hat, die Kartoffeln, so haben wir zum Herbst hoffentlich billigere Preise zu erwarten.

Frankfurt a. M., Juli.

Enttäuschung. — Der Bürgerverein. — Das Haus auf dem Feldberg.

Wir schmachten schon seit mehreren Wochen unter einer tropischen Hitze und noch will sich keine Aussicht auf einen wohlthuenden Regen zeigen. Alles steht vortrefflich und fällt mit Freude das Herz, und doch sind die Fluren wie ausgetrocknet und das Laub fällt welk von den Bäumen wie im Herbst. Der Natur entspricht die Stimmung unseres Gemüths. Vor wenigen Wochen noch welch ein frühlingsartiger Aufschwung in unsern Herzen! Wie hoffte da jeder Deutsche, unser Volk würde auferstehen, wie Ein Mann, den Angriff dessen zurückzuweisen, der so freventlich den Frieden und die Ruhe gestört, deren unsere geistigen wie materiellen Interessen so sehr bedürfen. Und jetzt! Zagen und Zögern überall. Alles zu spät! Und so vieler Heldenmuth, so viele Tapferkeit, so viele Ströme Bluts ohne befriedigendes Resultat! Kein Wunder, daß unsere lebendigen Hoffnungen verdorren, wie das versengte Laub am Baume.

Inter arma silent Musae, ist ein alter, auch jetzt noch sich bewährender Spruch. Die Schwüle dieser Sommertage, mehr noch der Ernst der Zeiten hat lähmend auf den Theaterbesuch gewirkt. So manches treffliche, was uns geboten wurde, fand leere Häuser. Die noble Erscheinung, das fein durchdachte Spiel der Frau Auguste v. Bärndorf fand nur von einem sparsam besuchten Hause seine Würdigung und schien auch die Künstlerin zu einer schnelleren Abreise zu stimmen. Auch das Eingehen zweier beliebten literarischen Zeitungen, des „Frankfurter Museums“ und des „Reichsadlers“ scheint der vorliegenden politischen Stimmung zugeschrieben werden zu müssen.

Desto lebhafter geht es in den Kreisen zu, wo politische Fragen discutirt werden. Und hier müssen wir vor allen des hiesigen, in dem verhängnißvollen Jahre 1848 entstandenen Bürgervereins erwähnen, der für unsere Stadt zu den bedeutendsten Errungenschaften jenes Jahres zählt. Hier begegnen sich alle Stände, alle Religionen. Hier verschwindet alles Abstruse, alle Einseitigkeit, aller philisterhafte Stolz, der dem Frankfurter von seiner ehemaligen reichsstädtischen Verfassung noch anklebte, um einer unbefangenen Mittheilung, einer üblichen Lebendigkeit Platz zu machen. Vor allen andern Offizieren unserer Garnison scheinen sich die preußischen hier zu gefallen, während den österreichischen und bayerischen Militärs mehr das Colleg „zum Braunfels“ als Versammlungsort dient.

Am 26. Juni fand endlich der erste Schritt zur Realisirung eines lang gehegten Projekts statt. Es wurde nämlich auf dem Feldberge, dem höchsten Gipfel des Taunus, der Grundstein zur Errichtung eines Feldbergbaues feierlich gelegt. — Schon in den Jahren 1827 und 28 hatte unser Dr. Med. A. Clemens, als damaliger Vorsteher des hier gegründeten physikalischen Vereins, vorgeschlagen, zum Schutze der von diesem Verein ausgehenden meteorologischen Beobachtungen auf diesem Berge ein einfaches, massives Gebäude, ähnlich dem Brockenhause, aufzuführen. Nur der damals regierende Landgraf zu Hessen-Homburg, Friedrich Joseph, nahm sich des Projekts theilnehmend an. Sonst blieb überall das vermuthete Interesse und die gehofften Geldmittel aus. Endlich im Jahr 1842 brachte ein Aufsatz von Herrn Friedrich Cuninghaus aus Usingen in einem der gelesensten hiesigen Blätter, der als ein eifriger Verehrer der Taunusgegenden auf dem Feldberg zu größerer Fernsicht eine Warte zu bauen empfahl, dem obengenannten Arzte seinen Lieblingsgedanken wieder an die Seele. Er veröffentlichte mehrere Aufsätze in hiesigen Zeitungen, über die Nothwendigkeit statt der projektirten Warte auf dem Feldberg ein einfaches massives Wirthschaftsgebäude zu errichten. Jetzt leuchtete der Vorschlag ein. Gleichgesinnte aus der Nähe und Ferne, besonders der geschätzte Turnlehrer Friedrich August Ravenstein schlossen sich ihm an, und so konnte derselbe am 5. Februar 1842 die im Lokale des Frankfurter Journals versammelten Taunusfreunde mit einer zu diesem Zwecke ermunternden Rede eröffnen. Es ward ein provisorisches Comité gebildet, das von der Ansicht ausging, das ganze Unternehmen dem hiesigen „geographischen Vereine“ zuzuweisen, der allmählich Gelder zu diesem Zwecke sammelte, und, wie gesagt, am 26. Juli d. J. feierlich den Grundstein dazu legte. So möge denn von diesem hohen Standpunkte aus das Auge unserer Kinder und Kindeskinder auf die beglückten Fluren eines einigen Deutschlands niederblicken!

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 33. 14. August 1859.

La raison humaine est une teinture infuse environ de pareil poids à toutes nos opinions et mœurs, de quelle forme qu'elles soient, infinie en matière, infinie en diversité.

Montaigne.

Die Macht der Sitte.

Von Adolf Helfferich.

II.

Die Arten der Sitte.

Ob man den früher aufgestellten Begriff der Sitte gelten läßt, oder nicht, einen Eintheilungsgrund für die mannigfaltigen Lebensäußerungen des sittebildenden Geistes muß es geben, will man nicht vorweg auf jede Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erklärung verzichten. Geht man im Geiste die bunten Bildungen durch, mittelst derer ein Uebersinnliches in einem Sinnlichen „versittlicht" werden soll, so fühlt man sich betroffen von der Fülle des Stofflichen und außer Stande, dieses Allerlei zweckmäßig zu gruppiren. Von dem Federbusch des indianischen Häuptlings bis zu dem Schwanke Lichtenbergs, auf die Frage des Blinden: wie es bei ihm gehe, habe der Lahme geantwortet: „recht gut, wie Sie sehen," ist es denn doch ein gewaltiger Schritt, und gleichwohl wird man nicht umhin können, beides auf Rechnung der Sitte zu setzen. Es ist die Sitte, die jenen farbigen Kopfschmuck und diese conventionellen Redensarten schafft, und wenn die Papageienfedern in einen Pariser Castorhut, die abgegriffenen Redeweisen eines modernen Gesellschaftszimmers in die derben Naturlaute eines Buschhottentotten sich verwandeln sollten, so stammen sie immer noch aus einem und demselben Bedürfniß der persönlichen Menschenseele.

Von deren Beziehungen zu dem Aeußern oder Sinnlichen wird man daher auch die verschiedenen Arten der Sitte abhängig zu machen, man wird zu untersuchen haben, ob die einzelne Sitte der Person näher oder ferner steht, mit andern Worten: ob sie unmittelbar die Person und mittelbar die Gesellschaft, oder letztere unmittelbar und die Person bloß mittelbar betrifft. Es ist etwas anderes, wenn jemand seinen Leib schmückt, etwas anderes, wenn er bei einem Rechtsgeschäft eine symbolische Handlung vollzieht, ohne daß darum die bezüglichen Sitten aufhörten, Erzeugniß nicht des Einzelnen, sondern des genossenschaftlichen Geistes zu seyn. Selbst was an der Sitte der Willkür der Einzelnen überlassen bleibt, wie es bei der Mode der Fall ist, hängt irgendwie mit dem bereits vorhandenen, überkommenen Sittenmaterial zusammen und ist darum niemals etwas ganz und gar Neues. Unter der Voraussetzung, die allein geeignet ist der Sitte ihren idealen, d. h. persönlichen und culturgeschichtlichen Gehalt zu wahren, zieht der sittliche

Digitized by Google

Geiſt einen Kreis nach dem andern um die Perſon in ihrem Verkehr mit der Geſellſchaft, ſo zwar, daß alle geſellſchaftlichen Functionen und Intereſſen auf einem gewiſſen Grad an der Sitte Theil nehmen, in ihr Gewand ſich kleiden.

Was im Sinne der Sitte der Perſönlichkeit am nächſten liegt, iſt die Tracht. Vielfach bedingt durch die natürlichen Medien, in denen der Menſch lebt, richtet ſich die menſchliche Kleidung im Stofflichen nach der Temperatur der Himmelsſtriche, und ſofern ſie den Körper einzuhüllen bezweckt, ſind ihr auch Rückſichten der eigentlichen Sittlichkeit nicht fremd; die Form der Bekleidung aber, wodurch dieſe erſt zur Tracht wird, muß als freie Zuthat der Sitte angeſehen werden. Tracht iſt die Kleidung, ſofern ſie an dem bekleideten Individuum beſchaut ſeyn will. Schon darum ſpielt außer der Form auch die Farbe eine ſo große Rolle bei den Volkstrachten, und man kann ohne Anſtand behaupten, daß zum Theil in der Vorliebe für beſtimmte Farben, zum Theil und in noch höherem Grade aber in der Auswahl und Verwendung mehrerer Farben ſich bereits der Schönheitsſinn zu regen beginnt. Nicht minder erheblich zeigt ſich die mehr oder weniger ſymmetriſche Vertheilung der bekleidenden Gegenſtände nach den einzelnen Körpertheilen, bei der immer ſchon einiges Gefühl für die Zeichnung bemerklich wird. Mit Sicherheit kann man nun darauf rechnen, daß die Tracht genau in demſelben Verhältniß ſittlicher wird, in welchem ihr eine ſorgſame Pflege des Körpers, der Schmuck der Reinlichkeit vorangeht. Der Naturmenſch bekleidet ſeinen Leib, um die Unſauberkeit deſſelben zu verbergen, die natürliche Unſchönheit äußerlich zu verhüllen, wie man eine ſchmutzige Wandfläche mit Bildern zu verdecken ſucht. Je unſauberer die Haut, deſto ſchreiender iſt in der Regel der ihr umgehängte Schmuck, wogegen die perſönliche Macht der Sitte den Standpunkt eitler Spielerei erſt da überwindet, wo die ſchmückende Tracht umgekehrt die körperliche Reinheit hervorzuheben bezweckt. Wenn irgend bei einem Volke das religiöſe Bewußtſeyn ſich bis zu einem eigenen Prieſterſtande entwickelt, wird dieſer darauf aus ſeyn, durch ſtrenge Satzungen der Reinigkeit ſich von der gemeinen Menge abzuſondern und eine dazu paſſende Standestracht zu wählen. Wie ſtreng die indiſchen Bramahnen, die perſiſchen Magier und ganz beſonders die egyptiſchen Prieſter auf Reinigkeit hielten, weiß man, und ein ſcharfſinniger Gelehrter hat unter anderem auch dieſen Umſtand dazu benutzt, den egyptiſchen Urſprung des Pythagoräismus glaubwürdig zu machen. Reine weiße Kleider, und zwar linnene, nicht wollene, trug Pythagoras ſelber ſowohl wie ſeine Schüler; wollene Gewänder waren verboten, wahrſcheinlich aus Furcht vor beigemiſchter Wolle von gefallenen Thieren. Auf weißen linnenen Decken, und nicht auf wollenen, wie es ſonſt griechiſche Sitte war, wurde geſchlafen. Tägliche Luſtrationen und Waſchungen waren geſetzlich, Quell- und Seewaſſer die vorgeſchriebenen Luſtrationsmittel. *

Faſt noch merkwürdiger iſt es, daß der culturgeſchichtliche Fortſchritt der Tracht vom Kopfe abwärts nach dem Fuße führt, indem der Kopfputz, abgeſehen natürlich von den durch die Luftwärme und deren Wechſel gebotenen Umhüllungen, am früheſten, eine ſorgfältige Fußbekleidung am ſpäteſten auftritt. Nicht nach den Leiſtungen der Schneider, ſondern der Schuſter hat man den innern Werth unſerer Kleidermoden zu beurtheilen, und ich finde es durchaus ſachgemäß, daß, während der männliche Kopf mehr und mehr von allen unnützen Zuthaten erlöst und nur das Haar, mit Einſchluß des Bartwuchſes, gepflegt wird, der Mann die meiſte Sorgfalt auf eine geſchmackvolle Fußbekleidung verwendet. Neben den Schuſtern haben die Gamaſchenſchneider eine große Zukunft. Lange, noch dazu durch die Beinkleider verdeckte Stiefelſchafte ſind geradezu widerſinnig, oder nutzbar allein für ſolche, die viel und aufhaltend in Goſſen oder tiefem Sande gehen. Glaube man nur nicht, der Fortgang vom Höheren zum Niedern ſey ein zufälliges Modeſpiel, es ſey bloße Liebhaberei, daß die Germanen ſchon frühzeitig dem Schuhwerk ſogar eine ſociale Bedeutung zuerkannten. Der Bräutigam brachte der Braut ſeinen eigenen Schuh: ſo bald ſie ihn an den Fuß gelegt hatte, wurde ſie als ſeiner Gewalt unterworfen betrachtet. Später kam dann die Sitte auf, der Braut ein Paar neue Schuhe darzubringen, auf deren Beſchaffung auch jetzt noch in Deutſchland ſelbſt arme Brautleute ein ganz beſonderes Gewicht legen. Während des Mittelalters war es in Spanien der Kebſin eines Geiſtlichen verwehrt, andere als rindslederne Schuhe zu tragen; auch erlangte daſelbſt die Braut dadurch, daß der Bräutigam ihr ſeine Fußbekleidung darbot, das Recht, höheres, ſomit ſtiefelähnliches Fußzeug zu tragen, wie denn in Portugal die verheiratheten Frauen in wirklichen Mannsſtiefeln einhergehen. ** Iſt doch die vergleichende Anatomie, nachdem alle Verſuche, ein feſtes Merkmal aufzufinden, wodurch der Menſch ſich charakteriſtiſch von den Thieren unterſcheidet, geſcheitert ſind,

* Ed. Röth, Geſchichte unſerer abendländiſchen Philoſophie. Bd. II. S. 498.

** A. Helfferich, Entſtehung und Entwicklung des Weſtgothen-Rechts. S. 292.

Digitized by Google

dahin gelangt, in der Form des Fußes, welche den aufrechten Gang bedingt, die auffallendste körperliche Eigenthümlichkeit des Menschen zu entdecken. Das menschliche Bein muß darum abweichender seyn vom thierischen Bein, als irgend ein anderer Theil des menschlichen Körpers von dem entsprechenden der nächstähnlichen Thiere. Womit die spätere soldatische Dressur beginnt: das gerade Ausschreiten mit gestrecktem Knie und die genau senkrechte Stellung des Oberschenkels gegen den Unterschenkel, das ist der Charakterzug der menschlichen Gestalt. In Beziehung auf das Bein stehen Frosch und Elephant dem Menschen am nächsten — vielleicht eine Andeutung der Mutter Natur, daß der gesittete Mensch, wie immer auch die Bildung seines Beins beschaffen seyn mag, sich am meisten vor den beiden extremsten Gehweisen, dem Frosch- und dem Elephantengang, zu hüten hat. Wer aus Erfahrung weiß, wie sehr der Morgenländer eine in die Augen fallende Fußtracht sich angelegen seyn läßt, der kann nicht ohne tiefe Beschämung verstohlene Blicke auf das namenlose Schuhzeug vieler unserer westeuropäischen Großstädterinnen werfen. Gar zu häufig kommt es einem vor, den englischen Offiziersfrack eines Indianerhäuptlings vor Augen zu haben, wenn man christlich geschulten Frauenzimmern begegnet, die einen kostbaren Hut nach dem neuesten Pariser Geschmack auf dem Kopfe haben, und je weiter der Blick abwärts gleitet, desto armseliger sich ausnehmen, bis die ganze Figur in plumpem, zerrissenem und schmutzigem Schuhzeug endet. Desinit in atrum piscem. Indessen leidet die hie und da überaus kostbare orientalische Fußbekleidung meist an dem sehr fühlbaren Mangel, daß die Form dem Stoffe auch dann nicht entspricht, wenn die Pantoffeln den niedlichsten Füßchen eher zur Behausung, als zur Bekleidung dienen. Umgekehrt erinnert es ein wenig an die gewaltsame Verstümmelung des chinesischen Frauenfußes, wenn der berühmteste Damenschuster Berlins einer Kundin, die sich bei ihm beklagte, daß ihr jüngstes Paar Schuhe platzte, wie sie nur Einmal darin über die Straße ging, die abfertigende Antwort gab: er arbeite nur für solche Damen, die ausfahren, nicht aber ausgehen.

Zeitlebens zum Sitzenbleiben, wie die Chinesinnen, werden sich nichts desto weniger unsere europäischen Frauen schwerlich verurtheilen lassen, nicht einmal um den Preis des kleinsten und zierlichsten Fußes auf dem Continent. Schon weil sie das Tanzen nicht lassen können, artet bei uns Schnürleib und Fußverkrüppelung nicht so leicht in eine allgemeine und schreiende Unsitte aus, während die Crinoline doch nur eine unerhörte Lächerlichkeit und von keinem nachtheiligen Einfluß auf die Körperbildung ist, man müßte denn die allerdings nicht geringe Gefahr des leichteren Verbrennens dazu rechnen. Um wie viel sittsamer kleidet nicht der gewöhnliche Schmuck bei sachgemäßer Verwendung! und wie wenig weiß sich der für das Schöne kaum empfängliche Sinn in den seiner Natur nach so einfachen Satz zu finden, daß der eigentlich sogenannte Schmuck weiter nichts ist als eine besondere Art der Bekleidung! Nicht genug, daß übermäßige Behängung mit Schmucksachen dem Körper eben so wenig zur Zierde gereicht als verbauschende Ueberladung mit Kleidungsstücken, richtig verwerthet muß der Schmuck in harmonischer Uebereinstimmung mit der Tracht stehen, und je gleichmäßiger, innerlich verwandter beide unter sich sind, desto heiterer ist die Wirkung, desto gesunder die Sitte. Schmücken will im Grunde die Sitte mit allem, was sie zur Anschauung bringt, auch dann noch, wenn sie, wie es beim kirchlichen Cultus der Fall ist, sich um die erhabensten Ideen rankt. Insofern kann alles, was die Sitte erzeugt, eine Bekleidung oder Tracht heißen, so verschieden auch das Leibliche geartet seyn mag, dem die anschauliche Einkleidung zugedacht ist; daher selbst die sinnbildliche Redeweise, so weit sie in den Bereich der Sitte fällt, als kosmetische Einkleidung des Gedankens angesehen werden kann.

Auf der Identität von Schmuck und Tracht beruht die über unsern ganzen Erdball verbreitete, von hoch-, ja höchstgebildeten Völkern nicht ganz aufgegebene Sitte des Tättowirens, das man eine künstliche Farbenbekleidung der Haut nennen könnte. Noch bei den hochcivilisirten Egyptern war es nicht bloß Sitte, sich die Augenbrauen und Wimpern mit Antimonium zu schwärzen und zu verlängern, die schönen Egypterinnen bemalten sich auch Handflächen, Nägel und Fußsohlen mit zierlichen Arabesken. Wie man sich auch den Zusammenhang zwischen egyptischer und griechischer Kunst denken mag, ausgemacht ist unter allen Umständen, daß beide die mit der Sitte des Hautbemalens eng zusammenhängende Polychromie, d. h. Bemalung von Gebäuden und Bildsäulen, mit einander gemein hatten, mit dem allerdings nicht unwesentlichen Unterschied, daß die Hellenen sich wie durch eine organischere Verwendung der Profile, so auch durch einen mäßigeren Gebrauch der Farbe vor ihren Lehrmeistern auszeichneten. Den Beigeschmack des Halbwilden hat die Bemalung der Zähne, die bei einigen Völkerschaften vom fortwährenden Betelkauen herrührt, jedenfalls aber noch keinen Anspruch auf den Namen einer schmuckhaften Sitte deßhalb gewinnt, weil die Schwarz- oder Rothzähne verächtlich von der natürlichen Farbe europäischer Zähne urtheilen: nur Hunde hätten weiße Zähne.

Digitized by Google

Weit verbreitet iſt der eben dahin gehörige Brauch, die Geſichtsverzerrungen durch eingefügte Stoffmaſſen noch abſtoßender zu machen, wie z. B. die durchbohrten Ohren und Lippen der Botokuden große Holzſcheiben umſchließen, Neuholländer und Papuas ihre herabhängende Naſe mit Zierrathen verunſtalten. Künſtliche Deformitäten des Schädels waren von jeher unter den Indianerſtämmen Amerikas beliebt. Im Norden haben die glattköpfigen Stämme am Columbiafluß, oder die kegelköpfigen Natchez am untern Miſſiſippi, im Süden die ſeitlich zuſammengedrückten, nach oben und hinten aufgebundenen Schädel bei den Peruanern der Hochebenen aus dem Huankaſtamme, oder die nach entgegengeſetzter Richtung verdrückten, am Hinterkopf ſenkrecht abfallenden Küſtenbewohner der Chiachas die Aufmerkſamkeit der Reiſenden erweckt *, um ſo mehr, als ähnliche Entſtellungen ſich bei den Mumien und auf den Bildwerken der alten Mexicaner nachweiſen laſſen.

Ob es je gelingen wird, an den Trachten ein formelles Geſetz herauszufinden, muß der Kunſtlehre zur Entſcheidung überlaſſen bleiben; der erſte derartige Verſuch eines geiſtreichen Architekten ** befriedigt vorläufig in manchen, wenn auch nicht in allen Beziehungen. Der Grundgedanke iſt der, daß ſich ihrem allgemeinen Charakter nach drei Klaſſen von ſchmückenden Gegenſtänden unterſcheiden laſſen: 1) der Behang; 2) der Ring; 3) der Richtungsſchmuck.

Es hat etwas für ſich, daß Alles, womit die Tracht den Menſchenleib behängt, ſich derjenigen formellen Eigenſchaft der Erſcheinung anſchließt, welche wir Symmetrie nennen. Die Naſen- und Ohrgehänge ſollen als freiſchwebende ſchwere Körper bei jeder Bewegung durch eine Reihe von Schwingungen hindurch wieder auf den Moment der Ruhe und des Gleichgewichts vorbereiten, welcher der Bewegung folgen wird. Zugleich bewirkt dieſer Schmuck im Augenblick der Ruhe durch den Contraſt der durch ihn gebildeten Scheitellinien mit den Wellenlinien der organiſchen Formen, daß letztere in ihrer lebenvollen Anmuth wirkſamer hervortreten. Man denke an das künſtleriſche Wohlgefallen, welches wohlgefaltete Waſſerträgerinnen erwecken; und wie vortrefflich verſtanden Griechen und Römer ſich der einzelnen Kleidungsſtücke als Behangsgegenſtände für die organiſchen Bewegungen der Geſtalt zu bedienen! In demſelben Sinn wollen auch die Kopfhaare und ſelbſt die Nägel behandelt oder betrachtet ſeyn, die ſchon als organiſche Erzeugniſſe unſerer Leiblichkeit mit der Eigenthümlichkeit behaftet ſind, daß ſie keine integrirenden Beſtandtheile des Körpers, vielmehr ausgeſtoßene Abfallprodukte bilden, deren Wurzeln in die Haut eingeſenkt und darum uns angehörig ſind, wogegen die Gewächſe ſelbſt ſo gut als dem Gegenſtändlichen außer uns beigezählt werden können. Zur Hälfte belebt, zur Hälfte unbelebt, indem das Belebte das Unbelebte fortwährend durch Abſchieben ausſcheidet, eignen ſich die Haare mehr als irgend ein Stoffliches, durch die ſchmückende Hand der Sitte beſeelt zu werden, und ſo ungewöhnlich es auch klingt, ſo wahr iſt es, daß der ſittliche Geiſt eines Volkes ſich früher nicht aus den Naturbanden befreit, als eine höhere Pflege des Haarwuchſes ſich bemerklich macht. Beiſpielshalber will ich bloß an den Haarſchmuck der aſſyriſchen Reliefſiguren und an den Bartſchnitt der ägineliſchen Kämpfer erinnert haben.

Der Ringſchmuck, ſtets in peripheriſcher oder peripheriſch-radialer Anordnung, iſt vorzugsweiſe proportionaliſch, d. h. er dient dazu, die Proportionsverhältniſſe des Wuchſes hervorzuheben und Mängel deſſelben zu verbeſſern. Der einfache Blätterkranz zeigt ſchon das ganze Geſetz dieſer Schmuckweiſe: eine peripheriſche Umzirklung des Hauptes in eurythmiſcher Reihung der Stoffelemente. Um ſo ſchreiender iſt die Unſitte, die natürlichen Körperproportionen geradezu zu vernichten durch einen allem Ebenmaße Hohn ſprechenden babyloniſchen Kopfaufſatz, der genau auf daſſelbe hinauslänft mit jenen Balletzwergen, die zum Entzücken der Kinderwelt ungeheuerliche Köpfe zur Schau tragen. Immerhin daß das edelſte Glied des Menſchen, das Haupt, einer Auszeichnung ganz beſonders werth iſt: ein Kopfſchmuck, der den übrigen Körper erdrückt, ſtreitet gleich ſehr gegen Natur und Sitte. Sind Halsring und Leibgürtel beſonders dazu angethan, den ſchwellenden Buſen und die ſchwellenden Hüften des Weibes ſcharf abzuzeichnen und der natürlichen Geſtaltgliederung eine annähernd architektoniſche Profilirung zu verleihen, ſo eignen Finger-, Arm- und Fußringe ſich am beſten, dem ſehnigen Bewegungsſyſtem des Mannes zu einem energiſchen Ausdruck zu verhelfen und als Folge davon den plaſtiſchen Ausdruck ſtark zu betonen.

Vom Richtungsſchmuck ſagt unſer Gewährsmann, er beziehe ſich ausſchließlich auf den Gegenſatz des Vorne und des Hinten, und ſey vorzugsweiſe für die Profilanſicht berechnet. Stirne, Schulter, Bruſt erhalten durch feſte Schmuckſachen eine vorherrſchende Richtung nach vorn, oder dienen wenigſtens dazu, die vordere Hälfte gegen die hintere abzugrenzen; umgekehrt

* Burmeiſter, Geſchichte der Schöpfung. 6te Aufl. S. 513.

** G. Semper, über die formelle Geſetzmäßigkeit des Schmuckes und deſſen Bedeutung als Kunſtſymbol. Zürich, 1856.

Digitized by Google

tragen flatternde Zierrathen, wie Bänder, Schnüre, Troddeln, Zöpfe, dazu bei, ein gewiſſes Gleichgewicht beider Hälften herzuſtellen. Ihrem ganzen Bau nach, zumal wegen der ſtärkeren Wölbung ihres Vorder- und Hinterleibes, muß die Frau es ſich angelegen ſeyn laſſen, vermittelſt der Tracht dieſes Gegenſätzliche ihrer Erſcheinung harmoniſch zu vermitteln, ein an die Regelmäßigkeit der Pflanze erinnerndes Gleichgewicht herzuſtellen; ſehr verſchieden von dem Manne, bei dem das Hauptgewicht auf die Stirnſeite und damit auf die Ausſicht in die Zukunft fällt.

Hat es mit dem Behang-, Ring- und Richtungsſchmuck ſeine Richtigkeit, ſo müßte der Gebrauch der dabei in Frage kommenden Zierrathen für den äſthetiſchen Werth einer Tracht um ſo ausgiebiger ſeyn, je zweckmäßiger alle drei in einander greifen, und in dieſer Beziehung ſtehen wir Neueren allerdings ſehr weit hinter den Griechen zurück.

Es iſt in den Lebensäußerungen der menſchlichen Perſönlichkeit überhaupt begründet, daß die Sitte ihren ſinnigen Bildungstrieb von der Bekleidung des Leibes auf Haus und Hausgeräthe ausdehnt. Iſt doch das Haus, ſammt allem, was es an Friedens- und Kriegswerkzeugen enthält, eigentlich nur ein erweiterter Leib zur Beherbergung des Familiengeiſtes. So gewiß der Menſch bei Einrichtung und Ausſtattung ſeiner Wohnung ſich von Rückſichten äußerer Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit beſtimmen läßt, ſo tritt darum die Sitte noch keineswegs in den Dienſt alltäglicher Nützlichkeit, was allerdings vorherrſchend das Beſtreben unſeres induſtriellen Zeitalters, der Tod jeder künſtleriſchen Lebensauffaſſung iſt. Unſere Baumeiſter haben ganz Recht, wenn ſie über den Ungeſchmack der nicht ſelten über Nacht ſteinreich gewordenen Alltäglichkeit klagen, die tadelloſe Prachtgebäude um ſchweres Geld aufführen läßt und nicht einmal ſo viel Kunſtſinn beſitzt, als erforderlich iſt, um die innere Einrichtung mit den architektoniſchen Stylgeſetzen der Behauſung in eine ſachgemäße Beziehung zu bringen. Es iſt nichts Ungewöhnliches, daß die keuſchſten Linien des Spitzbogenſtyls den geſchmackloſeſten Trödel ſteifleinener Bequemlichkeit umkleiden.

Wie ganz anders das beſcheidenſte Häuschen im aufgegrabenen Pompeji, wo jedes, auch das geringfügigſte Hausgeräthe denſelben Stempel mit der Geſammtanlage des Wohngebäudes trägt, für dieſes ausdrücklich angefertigt zu ſeyn ſcheint! Selbſt Horden Wilder beſchämen in mehr als Einer Hinſicht unſere induſtrielle, an den Geldſack verkaufte Sitte; denn was ſie an Kriegs-, Jagd- und Hausgeräthen verfertigen, iſt in der Regel nicht allein höchſt ſorgfältig und zweckmäßig gearbeitet, ſondern zugleich nach einem ſinnigen Formgeſetz und einem einheitlichen Formgedanken. Mit einer Scheu, die vor dem Heiligen kaum größer ſeyn könnte, bleibt die lebende Generation darin den Sitten der Vorfahren treu, jedoch mit ſtets offenem Kopfe für das Beſſere und Brauchbare des Inhalts, und auch der Form, ſo weit ſie von dem Stoffe abhängt. Steine, Knochen, Gräten müſſen den Metallen weichen, indem je nach den geognoſtiſchen Verhältniſſen der Gegend meiſt Eiſen, zuweilen aber auch Kupfer verarbeitet und ganz zuletzt ſelbſt Silber und Gold zu Schmuckſachen verwendet werden.

Am ſchicklichſten läßt ſich die Familienhütte eintheilen nach der Raumbegrenzung, ob ſie ein oder mehrere Gelaſſe enthält. Es begreift ſich leicht, daß es einen merklichen Fortſchritt der Sitte bezeichnet, wenn ein Stamm den Hausthieren von der eigentlichen Wohnung abgeſonderte Räumlichkeiten zur Beherbergung anweiſt, oder gar noch einen weſentlichen Schritt weiter geht und das geſonderte Familienhaus mit Rückſicht auf die Lebensbedürfniſſe und die Bequemlichkeit der einzelnen Hausgenoſſen ſondert. In dieſer Beziehung ſteht der Indianer ohne alle Widerrede über dem Irländer, der überhaupt den im Hauſe waltenden Segen der Sitte mit Füßen tritt und in Folge der Mißachtung eines der heiligſten und koſtbarſten Bande, welche die Menſchen geſellſchaftlich verknüpfen, weit mehr verkommen und ſittlich tiefer gefallen iſt, als durch die Mißhandlung von Seiten ſeiner Bezwinger.

Die Geräthſchaften, welche im Hauſe für den Gebrauch der Familie aufbewahrt werden, laſſen ſich in verſchiedene Claſſen bringen, je nachdem ſie zum Kriege, zur Jagd, zur Feldbeſtellung, oder für den eigentlichen Hausgebrauch beſtimmt ſind; letztere mit dem ferneren Kennzeichen, daß die einen dem Bedürfniß, die andern dem Vergnügen dienen. Wie weit der heutige Culturmenſch den Kreis ſeiner ſogenannten Bedürfnißgeräthe, im Vergleich mit dem Naturmenſchen, ausgedehnt hat, das weiß niemand beſſer als der nächſte beſte Crösus unter den Emporkömmlingen. Was ſoll man aber erſt zu der Luxusfahrniß ſeines Empfangszimmers ſagen! Um zum bloßen Geſpräch niederſitzen, eine Taſſe Thee, ein Glas Zuckerwaſſer einnehmen, eine Whiſtpartie ſpielen, die Langeweile mit dem Anhören einer Sonate und dem Beſchauen theurer Kunſtgegenſtände vertreiben zu können — welche Aufſtapelung zum Theil wunderſamſter Geräthſchaften iſt dazu erforderlich, deſſen zu geſchweigen, was die Keller- und Kücheneinrichtung allein zur Befriedigung des Gaumens und des Magens koſtet! Zwiſchen der Keule, mit der ein Wilder den Feind erſchlägt, der unbefugterweiſe ſeinen Jagdgrund

Digitized by Google

betritt, und der Miniébüchse, deren sich ein europäischer Kaffernhäuptling zur Unterstützung seiner Civilisationsgedanken bedient, findet gleichfalls ein gewaltiger Abstand statt, und in den Eichenwäldern Compiègnes sehen die Jagdliebhaber etwas anders aus, als in dem Rohrdickicht Oftindiens.

Trotz alledem sind die bisher genannten Bildungen der Sitte ein Gegenständliches, dessen sich der Einzelne Schmuckes und zugleich Nutzens halber bedient. Es verhält sich damit, wie auf dem Boden des Rechtes mit dem Eigenthum, das seiner Natur nach durchaus etwas Gegenständliches ist. So wie nun aber schon bei der Schenkung, und in noch höherem Grade bei dem Vertrag ein rechtliches Thun oder Handeln an die Stelle des gegenständlichen Habens tritt, so löst die von der Sitte in der Behausung untergebrachte Familie ihr Gegenständliches ebenfalls in ein Thun auf, weßhalb alle fortanigen Bildungen der Sitte nur als gethan ihre Bedeutung haben. Schon diejenigen Sitten und Gebräuche, welche die Errichtung einer Familie mittelst der ehelichen Verbindung eines Mannes und einer Frau begleiten, sind wesentlich handelnde Beziehungen, thätige Symbolisirungen, deren sittlicher Kern sehr verschieden beurtheilt seyn will, je nachdem die natürliche, die bürgerliche, die religiöse Bedeutung der Ehe vorschlägt.

Unterscheiden lassen sich mehr oder weniger bei allen Völkern drei Momente dieses Handelns: Brautwerbung, Hochzeit und Beginn des Hausstandes, der mit dem Einzug der Neuvermählten in die Behausung des Gatten eintritt. Sogar wilde Völkerschaften, die kaum mehr als ein natürliches Verhältniß zweier Menschen in der Ehe erblicken und höchstens noch deren bürgerliche Bedeutung einigermaßen anerkennen, vertheilen so zu sagen die Akte des hochzeitlichen Dramas nach den drei genannten Handlungen. Es ist auch eine Brautwerbung, wenn schon eine sehr klägliche, daß im Negerlande Dahomy die Braut ihrem Zukünftigen, der um sie zu werben kommt, einen Schnaps reicht und damit ausspricht, sie wolle ihm angehören. Bei den Kaffern besteht der für die Braut an deren Verwandte zu erlegende Kaufpreis gewöhnlich in zehn Rindern, die aber erst abgeliefert werden, nachdem die weiblichen Anverwandten des Bräutigams die genaueste Beaugenscheinigung der Braut an allen Körpertheilen vorgenommen und sich überzeugt haben, daß die Waare preiswürdig, weil tadellos. Die eheliche Verbindung selbst, oder die Hochzeit, gilt als vollzogen, sobald die Braut von der Milch der für sie bezahlten Kühe getrunken hat. Ihre Verwandten dagegen bedienen sich derselben Milch früher nicht, als bis die Frau das erste Kind zur Welt gebracht hat; ist der glückliche Zeitpunkt gekommen, geben jene den Eltern ihres Schwiegersohns gleichfalls einige Stücke Vieh und der neue Hausvater beschenkt die Geschwister seiner Mutter geworbenen Gattin. Man sieht, die Sitte behandelt das Schließen der Ehe als ein Zeitgeschäft auf Bedingungen.

So kümmerlich aber auch ein derartiges, durch die Sitte geknüpftes Band seyn mag, so ist daßelbe doch weit jener sittenlosen Willkür vorzuziehen, die in Negerstaaten die Häuptlingschaft in weiblicher Linie vererben läßt und es der Prinzessin gestattet, ihren Gemahl ganz nach Belieben zu wählen und für den Fall, daß er ihr nicht ansteht, als Sklaven zu verkaufen. Bei den Malaien übt die Sitte bereits eine höhere organisirende Macht über die Familienverbindung, indem die Ehe anders geschlossen wird, je nachdem Braut und Bräutigam gleichen Rangs, oder die Braut vornehmer, oder endlich das eheliche Verhältniß bloßes Concubinat ist. Der Holländer auf Java wird durch die Landessitte gezwungen, selbst seine Wirthschafterin ihren Eltern abzukaufen. In China sind die Eltern allein befugt Werbung und Verlobung ihrer Kinder gegenseitig in's Reine zu bringen; gleichwohl steht es dem Bräutigam frei, wenn er zum ersten mal die Sänfte öffnet, in der ihm die Braut gebracht wird, dieselbe wieder zu schließen und sich um den Preis des Brautschillings loszukaufen. Unter den sechs Gründen, die in Tibet dem Manne die Züchtigung der Frau gesetzlich gestatten, befindet sich auch der, wenn sie zu häufig unter der Hausthür oder am Fenster steht.

Es bedarf nicht einmal der Erwähnung, daß eine endlose Aufzählung von Einzelheiten erforderlich wäre, um nur auch eine annähernde Vorstellung jener Fortbildungen zu geben, womit die Sitte unter verschiedenen Himmelsstrichen und in dem langen Lauf der Jahrhunderte den Akt der Gründung eines Hausstandes umrankt hat; nur die Thatsache soll nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß, wie schon unter der Herrschaft des jüdischen, so auch des christlichen Monotheismus verhältnißmäßig bei der Schließung der Ehe sich die meisten heidnischen Gebräuche, wenn schon zum Theil versteckt und in abgeschwächter Gestalt, erhalten haben. Es erklärt sich dieß ganz natürlich daher, daß die Ehe, weil sie gleichmäßig der Natur, dem bürgerlichen Leben und der Religion angehört, mit ihren Wurzeln am tiefsten in den geschichtlichen Urgrund eines jeden Volkes eingesenkt ist und deßhalb von ihrer Vergangenheit am schwersten loskommen kann. Nur dagegen wird man ernstliche Einsprache zu erheben haben, wenn eine schwachmüthige Mode die sinnige Symbolik altväterischer Sitten in nichtssagende Unsibarkeiten

Digitized by Google

verzerrt, wobei sich jeder einzeln nach Maßgabe seines Appetits und seines Temperaments vergnügt. Die rothe Erde Westphalens ist nahezu noch der einzige Boden, wo die deutschen Hochzeitgebräuche sich in ihrer Ursprünglichkeit erhalten haben.

Die Frucht der Ehe ist die Geburt, mit der sich die Sitte viel, und zwar meist nach Maßgabe der vorangegangenen Eheschließung, zu schaffen macht. Vom größten Belang sind zwei Handlungen: einmal die Anerkennung des neugebornen Kindes von Seiten des Vaters, und dann das Namengeben. Die trotz der darin liegenden unmenschlichen Grausamkeit weit verbreitete Sitte, das Kind auszusetzen, kam einer indirekten Verleugnung desselben, der Ausstoßung aus der Familiengemeinschaft gleich; bei andern Völkern, zu denen die meisten indo-germanischer Abstammung gehören, erfolgte die wirkliche Anerkennung erst in dem Augenblick, da der Vater den Säugling gleichsam von dem Mutterschooße weg aufhob und damit in den Familienschooß hineinlegte. Jetzt erst, nachdem der anfängliche Weltbürger die Anerkennung eines Familienmitglieds erlangt hatte, konnte man dazu schreiten, ihn durch einen Namen von den übrigen Familienangehörigen zu unterscheiden. Das eine sittliche Thun bedingt das andere, oder vielmehr Aufheben und Namengeben sind weiter nichts als Kehrseiten einer und derselben Sitte.

Aus sprachlichen Gründen hat man sich neuerdings viel und erfolgreich mit der Natur und Ableitung der Namen beschäftigt. Auch bei diesem nichts weniger als unerheblichen Geschäft ging die deutsche Sprachwissenschaft voran; es will mich jedoch bedünken, daß außer dem allgemeinen Begriff des Namens noch manches zu sagen und aufzuklären wäre. Man könnte sich sogar zu der gewagten Behauptung versucht fühlen, in dem Gebrauch, den ein Volk von den Namen macht, stelle es sich selbst ein Zeugniß aus darüber, wie es über die Eigenthümlichkeit seines Wesens urtheilt. Die Chinesen z. B. können schwerlich besser charakterisirt werden, als sie es selbst durch die Verwerthung der bei ihnen gebräuchlichen Namen thun. Seit der Zeit, als der Sage zufolge die „hundert Familien“ an den mittleren Hoang-ho herabstiegen und das Land bevölkerten, haben sich in China dieselben Familiennamen erhalten, oder es hat sich wenigstens ihre Zahl nicht vermehrt. Man denke, wie 400 Millionen Köpfe mit einigen Hundert Familiennamen auskommen sollen! Die „Müller“ und die „Schulze“ würden daselbst zu den ganz besonders seltenen Namen gehören; es hat darum auch nichts Störendes, daß, so oft ein Obermandarin Namens „Schulze“ als Statthalter in eine Provinz kommt, alle Schulze seines Distriktes sich einen andern Namen beizulegen und ihre ehrliche Haut etwa in Müller zu verwandeln gezwungen werden, damit vorläufig der hohe Herr der einzige Schulze im Lande bleibe. Unter so bewandten Umständen bedeutet der Name nicht mehr als die Cocarde, die jemand an die Mütze heftet. Die mechanische Aeußerlichkeit wird jedoch bei den Eigennamen noch viel weiter und so sehr auf die Spitze getrieben, daß der Name die innere Beziehung zu der Person dessen, der ihn trägt, völlig einbüßt. Seinen Familien- oder richtiger Geschlechtsnamen bringt das Kind auf die Welt mit, allerdings auf die Gefahr hin, ihn gelegentlich gegen einen andern vertauschen zu müssen; nach der Geburt legt der Vater ihm einen Milchnamen bei, für den es später einen Schul- und Buchnamen, und nach Erlangung eines gelehrten Grades einen Rangnamen erhält. Mit dem Eintritt der Mannbarkeit erhält jeder seinen Titelnamen, der sein Eigenname auf Lebenszeit bleibt, bis ihm nach dem Tode von seinen Nachkommen ein Ehrenname beigelegt wird.

(Schluß folgt.)

Somnambulismus in Rom.

In Rom gibt es ein Theater, auf welchem so ziemlich Alles zur Schau kommt, was der menschliche Geist ersinnt und was die Schaulust der Menge anzieht. Unter diesem bunten Gemisch, das mit jeder Stagione in neuen Farben schillert, findet sich Gutes und Schlechtes dicht neben einander. Die Fumagalli, eine der begabtesten Schauspielerinnen Italiens, hat dieser Bühne lange Zeit zur Zierde gereicht, und es war uns noch vergönnt, die letzten Strahlen dieses untergehenden Gestirns eben dort zu bewundern. Für den Impresario

Digitized by Google

dieses nämlichen Theaters arbeitete Rossini seine Cenerentola (Aschenbrödel) und ließ sich die contractlich ausbedungene zehntägige Stubenhaft gefallen, während welcher Gefangenschaft der sonst nicht selten träge Musenliebling in Einem Athemzuge die ganze Oper schrieb. Auch Alfieris Kothurn stelzt über diese bunt gedielte Bretterwelt, vor ihm und in seinem Gefolge die französische Farce, wie sie sich der Italiener für seine Lachbedürfnisse zubereitet hat. Dazwischen schießen Magiker jeden Kalibers aus Donnerbüchsen und Revolvers Spielkarten, Blumenregen, goldene Uhren, lebendige Weißfische, Tauben, und was sonst immer der Witz der Boscos und der Philadelphias noch ihren Jüngern zu ersinnen überließ, wobei nicht ohne Interesse ist zu beobachten, wie die eigentliche Crême dieser Tausendkünstler, obschon italienischen Ursprungs, doch nicht eben in Italien zu finden ist, vielmehr in unsern nordischen Hauptstädten ihre Lorbeeren pflückt.

Neben dieser buntscheckigen Auswahl von Erbaulichem und Belustigendem treibt auch der Somnambulismus auf dem Teatro della Valle (so heißt das behagliche Allerweltstheater) sein geheimnißvolles Wesen oder Unwesen. Ihm wollen wir hier ein paar flüchtige Aufzeichnungen widmen.

Man weiß, daß die weibliche Natur vorwiegend jenen Zuständen von Traumwachen, Hellsehen und Nachtwandeln ausgesetzt ist. So bleibt denn auch auf der Bühne dem weiblichen Geschlechte der unbestrittene Vortritt in allen Schaustellungen dieser Art, wie es sich ehemals auf dem mystischen Dreifuße seine orakelnde Wunderstellung erobert hatte.

Die erste Somnambule, welche wir in Rom sahen, war ein junges Mädchen von etwa dreizehn Jahren, die Cecina, und derjenige, welcher sie der Schaulust vorführte, war ihr Vater oder gab sich dafür aus. In ihrem Rosafleide, frische Orangeblüthen im schwarzen Lockenhaar, halb erst in Gestalt und Mienen dem Kindesalter entwachsen, erweckte sie bald genug die Theilnahme der Versammlung. Man hätte ihr gern das traurige Geschäft erspart, das mit ihrem krankhaften Zustande getrieben werden sollte, aber die Neugierde überwog doch bald, und so gestattete man dem Papa Cecino zu zeigen, wie weit ihr Hellsehen reichte.

Für diejenigen unserer Leserinnen, welche die Erscheinungen dieser Art nur aus den Zeitungen kennen, und welche somit vielleicht die Erwartung hegen, wir kommen am Schlusse dieser Skizze zu dem üblichen Kapitel der Enthüllungen, für diese Vielgewarnten sey hier im voraus bemerkt, daß wir diese wohlfeile Art des Besserwissens hier nicht auszubeuten gedenken, und dieß um so weniger, als ohnehin schon eine recht zahlreiche Phalanx von hochachtbaren Leuten in dieser Richtung ihre Kräfte übt. Was sie vorbringen, ist zwar häufig der Art, daß ein Irrthum für den andern geboten wird, und daß es den Anschein hat, als erhöben sie ihre warnende Stimme in dem sichern Bewußtseyn, auch ihrerseits mit Leichtgläubigen zu thun zu haben. Aber wenn sie meistens das Kind mit dem Bade ausschütten, so taugt doch auch wieder in so vielen Fällen weder das Bad noch das Kind etwas, und es befassen sich so viele unreine Hände mit dem Somnambulismus, es wird so häufig auf die Wunderneigung der Menge spekulirt, daß man im Allgemeinen den Eifer jener Herrn gern gelten läßt, obschon er der Wissenschaft den Weg nicht gerade erleichtert. Auf einen ziemlich allgemein verbreiteten Irrthum möchten wir indessen, ehe wir weiter gehen, aufmerksam machen, denjenigen nämlich, daß man in diesen Fällen meistens mit Leuten zu thun zu haben glaubt, welche gar nicht somnambul sind. Nun schraubt man aber dadurch das, was die Hellsehenden leisten, zu einer solchen Höhe von unerklärbarer Wunderfertigkeit hinauf, daß man ihnen weit mehr Bedeutung gibt, als sich's gebührt. Die zunehmende Macht der magnetischen Heilkuren ist zum Theil Schuld daran. Sehr reizbare Interessen werden durch sie beeinträchtigt, beeinträchtigt zum Theil von Charlatanen; was Wunder, daß diese letzteren starke Anfeindungen gegen die ganze Sache hervorrufen, und daß man in seiner Gereiztheit den Vorhang, welcher das Nachtleben der Seele verhüllt, um jeden Preis für alle Zeiten festhalten möchte. So gibt es denn noch heute eine große Menge nicht ungebildeter Leute, welche von schreibenden Aerzten so gründlich gegen Somnambulismus, Magnetismus und Verwandtes in den Harnisch gebracht sind, daß sie allenthalben wie Don Quixote gegen Verzauberungen sich wehren, und denen man noch zur Stunde aus streng wissenschaftlichen Werken erst nachweisen muß, daß Somnambulismus an sich etwas weit Verbreitetes, längst nicht mehr Bestrittenes ist, und daß diese Thatsache selbst von solchen Gegnern nicht in Frage gestellt wird, welche sich den Schein geben, als lasse sich mit vorgeblichen Hellsehenden besser auf die Taschen der Menge spekuliren, als mit wirklichem Somnambulismus.

Nichts ist unrichtiger. Wer die Scheu überwunden hat, für Geld oder aus andern wissenschaftlichen Gründen mit einem leidenden Wesen dieser Art vor die Oeffentlichkeit zu treten, der hat wahrlich unter den vielen sensitiven, nervösen, hysterischen Mädchen und Weibern des Volks Auswahl genug, um sich Hellsehende heranzubilden, und er wäre ein Thor, wenn er, was die Natur ihm fertig in die Hand gibt, nicht lieber

Digitized by Google

ausnützte, als daß er das, was nur die größte Kunst nachzuahmen vermag, auf diesem Wege mühsam dem Publikum vorführte. Eben so gut könnte er einen Automaten construiren, um nicht einen lebendigen Menschen reden oder sich bewegen zu lassen.

Um übrigens nicht zu lange abzuschweifen, sey hier aus dem Werke eines der entschiedensten Gegner somnambulen Wundertreibens, aus dem Buche „vom gesunden und kranken Menschen“ des Professor Bock in Leipzig über den Somnambulismus selbst folgendes hergesetzt: „Der schlafsähnliche Zustand beim Somnambulismus tritt entweder ganz oder von selbst, bei Tag oder bei Nacht (besonders gern bei Vollmond) ein, oder er kann auch künstlich durch Streichen und Manipuliren (Magnetisiren) hervorgerufen werden. Das durch sogenannte animalisch-magnetische Einwirkung künstlich hervorgerufene Schlafwachen (das Hellsehen, die Clairvoyance) unterscheidet sich vom natürlichen dadurch, daß bei letzterem mehr die Bewegungsthätigkeit, bei ersterem die geistige Thätigkeit ungewöhnlich erweckt ist. Um nun aber in diesen Schlaf von selbst zu verfallen oder von andern hineinversetzt zu werden, dazu gehört ohne Zweifel ein krankhafter, zur Zeit freilich noch unerforschter Zustand desjenigen Organs, durch welches ebensowohl der Schlaf, wie auch die menschliche Thätigkeit vermittelt wird ꝛc.“

Soweit, was die Existenz des Hellsehens betrifft, gegen die man, wunderbar genug, noch immer protestiren hört, und nun können wir in das Theater della Valle zurückkehren. Die Cecina saß also in ihrem Rosakleide mitten auf der leeren Bühne des sehr geräumigen Theaters. Um den Gebrauch der Augen ihr sichtlicher zu entziehen, zog Signor Cecino ein weißes Taschentuch aus der Tasche und schlang es dem Töchterchen um Augen und Schläfe. Dann begab er sich unter die Zuschauer, bald in's Parterre, bald in die Logenreihen und ließ sich Gegenstände aller Art zeigen. Auf seine Frage, was er sehe, gab die kleine Somnambule alsbald die entsprechenden Antworten, und ebenso las sie z. B. die Inschrift einiger im zweiten Rang ihrem Vater vorgezeigten Münzen und Medaillen mit Sicherheit ab, obschon eine derselben eine amerikanische, die andere eine altgriechische war, und selbst bei nicht verbundenen Augen ein Lesen in dieser Entfernung nicht möglich gewesen wäre. Ihr Magnetiseur wußte übrigens dem Dinge wenig Abwechslung zu geben, und da ihre Antworten immer ungeduldiger und gereizter zu werden begannen, er aber noch nicht ablassen wollte, so machte die Menge dem unerquicklichen Schauspiel ein Ende. Es geschah dieß in dem deutlichen Gefühl, daß hier ein krankhafter Zustand in gefährlicher Weise über die Gebühr zu Experimenten ausgebeutet werde. Niemand glaubte an eine Täuschung und es lag auch aus den vorhin angeführten Gründen schwerlich eine vor.

Später sahen wir auf der nämlichen Bühne etwas ähnliches, aber besser Durchdachtes; auch zog die Erscheinung der Somnambulen selbst lebhafter an. Sie hatte, wie jene andere, schwarzes Haar, aber ihre Züge waren regelmäßiger und ihr blasses Gesicht nahm die Theilnahme schon durch das schmerzlich Träumerische gefangen, welches vor allem Auge und Augbraunen umsponnen hielt. Ihr Wuchs war schmächtig. Sie mochte etwa neunzehn Jahre zählen.

Als sie auf dem Divan im Mittelpunkt der Bühne saß, in weißen Atlas gekleidet, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, die Augen offen, hatte man erst Zeit, sich über das Eigenthümliche ihres Zustandes Rechenschaft zu geben. Sah sie etwas? Aller Wahrscheinlichkeit nach lag es wie ein Flor um ihre Augen; so in's Leere wenigstens schien sie zu blicken. Die Richtung des Kopfes war meistens die nämliche, etwas in die Höhe gehoben, und so auch ruhte ihr Blick gegenstandlos auf dem Mittelpunkte des ersten Ranges, wo die Logen zufällig am dünnsten besetzt waren. Ihr Mienenspiel war wenig belebt; zuweilen ging ein Lächeln um Mund und Wangen; häufiger fühlte man ihr nach, daß sie auf die von dem Magnetiseur an sie gerichteten Fragen wider Willen antwortete, und daß jede längere Pause sich mit weitab liegenden Traumbildern anfüllte, aus denen sie nur gezwungen zu den ihr abverlangten Antworten zurückkehrte. Einmal weigerte sie sich entschieden, weiter Rede zu stehen. „Ho detto di no! Ich habe Nein gesagt!“ Und damit versuchte sie der über sie geübten fremden Macht ein Ende zu machen. Aber ihre Kraft reichte nicht aus. Ein paar bestimmtere und befehlendere Fragen, und sie stand wieder Rede wie vorhin.

Und worüber mußte sie Auskunft geben? Ueber Dinge freilich der absonderlichsten Art. Die Damen im ersten Range waren meistens Fremde; bei ihnen durften die den Römerinnen so verhaßten parfümirten Taschentücher vorausgesetzt werden. In der That fand sich eine hübsche Anzahl, und kaum hatte der Magnetiseur seine Nase in eins derselben hineingesteckt, so hörte man aus dem Munde der Somnambulen, daß es nach Patschuli, nach Eau de mille fleurs, nach Moschus, Orangenblüthen, Rosenessenz, oder wonach sonst immer dufte, eine Art Allwissenheit, welche freilich durch Vorlegen der Augenbinde nichts an Ueberraschung hätte gewinnen können. Uebrigens stand ihr nicht immer sofort die rechte Bezeichnung zu Gebot.

Digitized by Google

Sie ſuchte, ſtockte, ſuchte wieder, nannte aber zuletzt, wenn ſie erſt wirklich zur Antwort gelangte, allemal das Rechte.

Eben ſo mußte ſie Gedanken errathen. Der Magnetiſeur ging in allen Theilen des Theaters umher und verlangte auch von uns ſelbſt — alſo, falls man ſonſt lauter Verſchworene vorausſetzen wollte, in unſerem Falle wenigſtens auch von Nichteingeweihten — derartige Gedankenaufgaben. Wir erinnern uns, daß unter anderem eine Dame ihre ſchriftlich geſtellte Gedankenaufgabe dahin formulirte, die Somnambule ſolle an die Rampe der betreffenden Loge kommen und ein für ſie bereit liegendes Bouquet abholen. Ein alter Engländer von minder galanter Erfindungsgabe verlangte, ſie ſolle an den Tiſch gehen und ihren Namen niederſchreiben. Ein Italiener wünſchte die Trovatella zu hören. Alle dieſe und noch viele andern Begehren wurden erfüllt; die Trovatella begleitete ſie ſogar mit lebhaften Geberdenſpiele, als ſey ſie ihrem Traumleben entrückt worden. Während dieſer ganzen Zeit wich der Magnetiſeur nicht von ſeinem Platze neben dem eben Befragten und ſtand häufig mehr als 80 bis 100 Schritte von der Somnambulen entfernt. Die Gewandtheit der letzteren bot indeſſen erſt dann das intereſſanteſte Schauſpiel, als ſie in künſtleriſch vollendeten Stellungen antike Statuen dem Publikum vorführte. Wie ſie das bewerkſtelligte, war an ſich von großem Reize. Ihr weißes Atlaskleid machte natürlich getreue Nachahmungen ſelbſt ſolcher Figuren unmöglich, die gleich der Niobe in reichlicher Gewandung ſtecken. Dennoch faßte ſie die Bewegung der Statue allemal mit ſo großem Verſtändniſſe auf, daß noch unter der hindernden Umhüllung die beabſichtigte Idee vollkommen zum Durchſcheinen kam. So ſahen wir die ruhende Ariadne, die niedergekauerte Venus, Canovas Hebe und manches andere, allemal durch irgend einen Zuſchauer aus einer vom Magnetiſeur umhergereichten Contourenſammlung ausgewählt und nur dieſem mit der Hand als das dargeſtellt gewünſchte bezeichnet.

Genug, es gab für ſie keine unlösbare Aufgabe unter den ihr abverlangten, und als ſie ſchließlich von ihrem Magnetiſeur abgeführt wurde, begleitete ſie, von ihr nicht bemerkt, lebhaftes Beifallklatſchen. Nach kurzer Zeit kam ſie auf dringenden Hervorruf noch einmal aus der Couliſſe. Jetzt ſah ſie blühend aus. Sie ging ungeführt. Mit einer gewiſſen Befangenheit verbeugte ſie ſich und es miſchte ſich in ihre dankenden Verneigungen diejenige ſelbſtbefriedigte Coketterie, welche vor einem Beifall ſpendenden Hauſe ſo ſehr natürlich erſcheint. Nichts Aehnliches hatte ſich vorhin an ihr wahrnehmen laſſen.

Wir brauchen nach den mannigfachen Beweiſen für die Exiſtenz des Somnambulismus wohl kaum hinzuzufügen, daß, zumal da dieſer „Zuſtand zur Zeit noch unerforſcht iſt," auch hier aller Wahrſcheinlichkeit nach weder Betrug noch Zauberei vorlag. Man ſagt häufig, auch Taſchenſpielerkünſte ſeyen in den meiſten Fällen nicht zu begreifen und doch beruhen ſie nur auf verſteckten Handgriffen. Dieß zugegeben, ſo bliebe nachzuweiſen, warum eben Taſchenſpieler Aufgaben dieſer Art nicht längſt auch löſten, warum eben ſie Somnambule zu ſolchen Zwecken auf die Bühne bringen, ſtatt ſich den Ruhm ſolchen Allſinns ſelbſt zuzuſchreiben? Es muß doch wohl etwas mehr als bloße Fingerfertigkeit ſeyn.

Wir wollen übrigens nicht ſchließen, ohne zu bedauern, daß ſolche Experimente auf der Bühne gemacht werden. Ohne Zweifel hat es etwas Widerwärtiges, ein junges unſchuldiges Geſchöpf unter dem allmächtigen Willen eines Menſchen zu ſehen, welcher ſich ein Geſchäft daraus macht, ſie wie ein Jahrmarktwunder für Geld zu zeigen. Daß dergleichen dennoch vorkommt, hat zum Theil ſeinen Grund darin, daß die Männer der Wiſſenſchaft ſich das Wort gegeben zu haben ſcheinen, ihre Loupen und ihre Sehröhren möglichſt weit von dieſem Gebiete nach Naturgeheimniſſen umherwandern zu laſſen, um ja nicht in den Verdacht zu kommen, ſie beſaſſen ſich mit Magnetismus in dem hieher gehörigen Sinne. Dadurch und durch die Haltung der meiſten Aerzte iſt es allein zu erklären, daß über dieſes Kapitel noch immer die verworrenſten Begriffe im Umlaufe ſind, eine Verworrenheit, die dem Wundertreiben natürlich gerade recht iſt. So ſtehen denn auch diejenigen Männer, welche, inmitten vieler Ueberſpannter und ungezählter Betrüger, die ehrliche Heilkraft des Magnetismus auf empiriſchem Wege volksthümlich machen möchten, noch immer mit Charlatanen in Einer Reihe, und wer eben wenig Recepte zu verſchreiben hat, beſchäftigt ſich damit, über die ganze Sache noch mehr abſprechende Meinungen in Umlauf zu bringen. Wie es den Zahnärzten ging und zum Theil noch geht, obſchon Amerika endlich eine zahnärztliche Fakultät in Aufnahme gebracht hat, ſo gerade geht es jenen rationellen Magnetiſeuren. Zahnbrecher, Zahnausreißer — hieß es mit einem wegwerfenden Achſelzucken, und Alles ſchien geſagt. Heute weiß man, daß eine Menge Zahnleiden durch weitab liegende Organe verſchuldet werden, und eine der erſten Capacitäten Berlins bringt darauf, daß die Zahnärzte mediciniſchen Prüfungen unterworfen werden ſollen. Die Magnetiſeure ſind noch nicht bis zu dieſer Anerkennung ihrer Wichtigkeit gelangt. Ihr Stadium in der Meinung der Aerzte iſt

Digitized by Google

noch dasjenige der weiland Zahnbrecher, ein Gewerbe, das man in Einem Athem mit dem Scharfrichter zu nennen liebte. Und so bleibt dieses ganze Gebiet denn für's Erste noch eine Wildniß, und die wenigen Blumen und Früchte, die hin und wieder eine unbefangene Hand darauf zu pflücken wagt, tragen ihr manchen Dornenstich und manche Schramme ein. Im Schutze dieser Wildniß wirthschaftet aber die Charlatanerie ungestört weiter.

Ueber den objektiven und subjektiven Charakter des Schönen.

(Schluß.)

Indem wir uns dieser Auffassung schlechterdings nicht entziehen können, weil eine Erscheinung eben dadurch und nur dadurch schön ist, daß sie uns durch ihre Einwirkung auf uns unmittelbar an diesen ihren göttlichen Ursprung erinnert, daß sie auf irgend eine Weise die Idee der Gottheit und der göttlichen Vollkommenheit in uns zur Präsenz bringt, so ist hiemit erwiesen, daß das Schöne nie etwas bloß Objektives, sondern immer zugleich etwas Subjektives ist, wenigstens insofern, daß es als Produkt ein dasselbe producirendes Subjekt voraussetzt und sich selbst nur als lebendigen Ausdruck und als ein besonders treues Abbild dieses Subjektes darstellt. Hiemit ist aber der subjektive Charakter des Schönen noch nicht erschöpft, vielmehr haftet demselben auch insofern ein subjektives Moment an, als es, um wirklich das zu leisten, was das Schöne als solches zu leisten hat, nothwendig eine Beziehung des schönen Objekts zu dem es reproducirenden Subjekt voraussetzt.

Daß dem wirklich so ist, scheint mir zunächst und vor Allem schon daraus zu folgen, daß wir mit dem Worte „schön" nicht unmittelbar gewisse Gegenstände selbst, sondern nur einen denselben abstrahirten Begriff bezeichnen. Wie wir gewisse Dinge unter dem Begriff „Thier," andere unter dem Begriff „Pflanze" zusammenfassen, eben so subsumiren wir gewisse Erscheinungen mit Beziehung auf gewisse Eigenschaften, welche dieselben besitzen, unter dem Begriff „schön." Das Schöne in seiner Allgemeinheit verhält sich also zu den einzelnen schönen Erscheinungen genau eben so, wie das Thier überhaupt zu den einzelnen Thieren, wie der abstrakte Begriff der Pflanze zu den concreten Pflanzenindividuen.

Wie verhält es sich nun aber mit der Existenz des „Thieres überhaupt?" Existirt dasselbe objektiv außer uns, oder subjektiv in uns? — Außer uns existiren nur die einzelnen Thiere. Unter diesen ist aber keines, welches genau wie das andere wäre. Sie zerfallen in eine Menge sehr verschiedener Classen, Ordnungen, Gattungen und Arten, und selbst unter den zu einer und derselben Art gehörigen ist jedes von jedem andern in irgend einer Weise verschieden. Vermöge dieser Verschiedenheit stehen sie offenbar mit dem Begriff des Thieres, mit dem „Thier überhaupt" im Widerstreit; denn sofern ich sie unter diesem Begriff zusammenfasse, denke ich sie sämmtlich als gleich, d. h. ich nehme nicht darauf, wodurch sie sich von einander unterscheiden, sondern nur darauf, worin sie einander gleich sind, Rücksicht, ich werfe Fisch und Frosch, Vogel und Säugethier in eine und dieselbe Kategorie. Wo existirt nun aber diese Kategorie? Wo existirt das Thier aller Thiere, welches genau dem Begriff des Thieres entspräche, d. h. welches schlechterdings keine andere, keine specielleren Eigenschaften besäße, als diejenigen, worin sämmtliche Thiere trotz ihrer Verschiedenheit einander gleich sind? — Unter den einzelnen, realen Thieren findet sich dasselbe offenbar nicht. Unter ihnen existirt nicht einmal ein Säugethier, das bloß Säugethier, nicht einmal ein Hund, der bloß Hund, nicht einmal ein Pudel, der bloß Pudel wäre, sondern was hier existirt, sind immer nur Einzelthiere, nur Individuen. Nur Caro, nur Bello, nur Cartouche u. s. w. besitzen eine reale, objektive Existenz. Dagegen das Thier irgend einer Art oder Gattung, besonders aber das Universalthier, das Thier überhaupt existirt als solches nur innerhalb des alle Einzelnthiere in sich zum Begriff zusammenfassenden Subjekts; es hat mithin in seiner Allgemeinheit keine objektive, sondern nur eine subjektive Existenz; wenigstens kann ihm eine objektive Existenz nur insofern zugeschrieben werden, als auch

Digitized by Google

das Subjekt, in welchem es als Begriff existirt, eine objektive Existenz besitzt, d. h. entweder von sich selbst oder einem andern Subjekt als Objekt erfaßt wird.

Gerade so wie mit dem „Thier überhaupt" verhält es sich nun aber auch mit dem „Schönen überhaupt." Auch dieses ist als solches nur ein allgemeiner Begriff, unter dem wir eine Masse sehr verschiedener Eigenschaften und Erscheinungen, sofern sie uns trotz dieser Verschiedenheit als gleich erscheinen, subsumiren. Unter allen einzelnen dieser Erscheinungen ist keine, welche diesem Begriffe genau und vollständig entspräche, von welcher man sagen könnte, sie sey das Schöne schlechthin, sie besitze lediglich und allein nur diejenigen Eigenschaften, worin sich sämmtliche schönen Erscheinungen einander gleich sind. Auch das Schöne also existirt in seiner Allgemeinheit nicht als ein Reales, Objektives außer mir, sondern als ein Begriffliches, Subjektives in mir. Außer mir existiren nur die verschiedenen einzelnen Erscheinungen, von denen ich diesen allgemeinen Begriff abstrahirt habe, nur die Combinationen von Eigenschaften, welche durch ihren Gesammteindruck auf meine Subjektivität mich bestimmt haben, sie wegen gewisser Uebereinstimmungen, die sie trotz ihrer Verschiedenheit besitzen, sämmtlich unter dem Gesammtbegriff des Schönen zusammenzufassen.

Man wird vielleicht hiegegen einwenden, was hier gesagt sey, gelte zwar von dem Schönen in abstracto, aber nicht von dem Schönen in concreto, zwar vom Begriff, aber nicht von der Erscheinung des Schönen. Der Begriff des Schönen sey aber nicht das Schöne selbst, sondern nur ein leerer Schemen und Schatten desselben. Zur wirklichen Existenz des Schönen gehöre gerade sein Objektivwerden, sein Außersichseyn, als eine wesentliche und nothwendige Bedingung hinzu. Man nenne immer nur die einzelne Erscheinung, z. B. dieses Gemälde, jenes Gedicht u. s. w. schön, niemals aber den abstrakten Begriff des Schönen, eben so wenig wie uns der Begriff des Thieres als Thier gelte.

Hierin liegt etwas Wahres, jedoch ist es nicht in seinem ganzen Umfange wahr. Allerdings ist dasjenige, was wir wirklich ein Schönes nennen, stets eine reale Erscheinung, stets ein Objekt; trotzdem fällt es nicht mit dem Objekt unterschiedslos zusammen, denn es ist niemals das ganze Objekt, sondern immer nur etwas am Objekt, immer nur ein Complex gewisser Eigenschaften, die mit dem anschauenden Subjekt in unmittelbare Beziehung treten. An jedem uns schön erscheinenden Objekt befindet sich, wie ich bereits in meinen „Aesthetischen Forschungen" bemerkt habe, hinter dem, was wir eigentlich schön nennen, etwas Nicht-Schönes, etwas, was gar nicht mit in Betracht kommen darf, wenn wir das Objekt wirklich schön finden sollen, z. B. an einem schönen Gebäude Kalk, Lehm, Mörtel u. dgl., an einem schönen Gemälde ein Stück Leinwand, eine Holzplatte, an einem schönen Musikstück die Vibrationen von Darmsaiten u. s. w. Sobald wir an diese mit dem schönen Objekt in innigster und nothwendigster Verbindung stehenden Realien erinnert werden, z. B. wenn man uns, wie Signor Benedict in „Viel Lärm um Nichts" inmitten der von der „divina musica" ausgehenden Verzückung fragt, ob es nicht seltsam sey, daß Schafdärme die Seele aus eines Menschen Leibe ziehen können, dann ist es mit der Schönheit des Objekts — wenigstens mit der lebendigen Wirksamkeit desselben — zu Ende. In der That ist es also niemals das Objekt in seiner Totalität, welchem das Prädikat der Schönheit zukommt, niemals das Ding an sich in seinem ganzen Umfange, sondern immer nur eine Vereinigung von Bethätigungen und Wirkungen, durch welche das Ding mit den übrigen Dingen in Wechselwirkung steht, und durch welche es auch das es anschauende Subjekt so zu afficiren vermag, daß dasselbe in ihm etwas seinem subjektiven Begriff des Schönen Entsprechendes zu sehen glaubt. Geht man also der Sache auf den Grund, so ist das außer uns befindliche Ding in seiner eigentlichen Realität nicht das Schöne selbst, sondern nur das Substrat, nur der substantielle Träger des Schönen; denn als das eigentliche Reale an ihm erweist sich uns immer zuletzt der an und für sich unschöne Stoff, die nicht an sich, sondern immer nur durch ihre Eigenschaften schöne Materie. Das Schöne selbst hingegen ist am Objekt stets nur dasjenige, wodurch es dem Schönheitsbegriff des Subjekts entspricht, welches dem Subjekt ein Zeugniß dafür ist, daß dasjenige, was als Begriff des Schönen in ihm lebt, auch außer ihm, an den Objekten und Einzelerscheinungen existirt, und zwar dadurch existirt, daß zwischen den Objekten und Subjekten ein inniger Zusammenhang, eine lebendige Wechselwirkung, die Möglichkeit einer unmittelbaren Vereinigung in der zwischen dem subjektiven Begriff und dem objektiven Ding an sich in der Mitte liegenden Anschauung besteht.

Fragen wir also nach dieser Erwägung noch einmal: „wo existirt eigentlich das Schöne?" so müssen wir antworten: weder in dem rein subjektiven Begriff, noch in dem rein objektiven Ding an sich, sondern vielmehr in der Begriff und Ding in sich zusammenfassenden Anschauung, welche objektiver ist als der Begriff, weil sie den Begriff versinnlicht, und subjektiver ist als das Ding an sich, weil sie das Ding an sich

Digitized by Google

idealisirt. Ist dem aber so, dann ist hiemit auch erwiesen, daß das Schöne weder ein rein Objektives, noch ein rein Subjektives, sondern vielmehr ein durch die lebendige Wechselbeziehung der Objekte und Subjekte Bedingtes ist.

Sich dieses Verhältniß des Schönen zum Objekt einerseits und zum Subjekt andererseits von vornherein in's Klare zu bringen, ist für die wissenschaftliche Bestimmung des Schönen von entscheidender Wichtigkeit. Betrachtet man nämlich das Schöne, wie es von Vielen geschehen, als etwas rein Subjektives, sagt man z. B. „schön ist, was mir gefällt" — nun, dann ist eben Alles schön; was ein Subjekt — gleichviel welches? — schön findet; dann hat die Venus der Hottentotten gerade denselben Anspruch auf Schönheit wie die der Hellenen, und die Dudelsackmelodie der Pifferari ist ganz eben so schön wie Mozarts Don Juan. Faßt man aber das Schöne als ein Objektives, so setzt man sich völlig außer Stand, die Wirkungen des Schönen auf das Subjekt zu erklären. Läge das Schöne lediglich in dem, was das Ding an und für sich ist, nicht in dem, wodurch es zu andern Dingen, also auch zu den Subjekten in Beziehung tritt, so wäre es eben nur für sich, nicht für ein Anderes, nicht für uns vorhanden; wir würden in diesem Fall nie und nimmer dazu gekommen seyn, Dinge als schön zu erkennen. Schon die Erkenntniß, daß es etwas Schönes außer uns gibt, wäre uns also versagt; es versteht sich also von selbst, daß wir unter solcher Voraussetzung noch weit weniger zur Erkenntniß dessen, was das Schöne ist, gelangen könnten. Aber wollte man auch die Behauptung, daß das Schöne etwas rein Objektives sey, nicht in so strengem Sinne nehmen, sondern nur so viel darunter verstehen, daß das Schöne in den Objekten und deren Bethätigungen bereits für und fertig, in seiner Totalität und Vollendung vorhanden sey, und daß die Subjekte, auf welche sie wirken, an seinem Erscheinen und Wirklichwerden gar keinen Antheil haben, so würde man auch mit dieser Ansicht noch nicht auskommen und sehr viele und wesentliche Eigenthümlichkeiten des Schönen nicht zu erklären vermögen. Wäre dem nämlich so, wäre in der That das Schöne in oder an dem Objekt fertig und vollendet, mithin in seiner Existenz und Wirkung von den Subjekten schlechthin unabhängig, dann bliebe es ein schlechthin unlösbares Räthsel, daß es nicht auf jedes Subjekt eine und dieselbe Wirkung ausübt, dann müßte das Schöne in jeder Wechselbeziehung, die zwischen einem Objekt und beliebigen Subjekten möglich ist, zur vollständigen Wirkung und Selbstoffenbarung gelangen, es müßte z. B. die Sixtinische Madonna dem ersten besten Idioten oder Cretin eben so schön erscheinen als dem ausgebildetsten Kenner, ja die Rose müßte für den Stein, der vielleicht neben ihr ruht, nicht minder schön seyn, als für das menschliche Auge. So ist es aber thatsächlich nicht. Dem Stein, so wie jedem Dinge gegenüber, mit welchem die Rose in einer rein physikalischen oder chemischen, schlechthin sinn- und bewußtlosen Wechselbeziehung steht, fällt die Rose überhaupt gar nicht unter einen ästhetischen Gesichtspunkt, und daher muß angenommen werden, daß der Inbegriff dessen an ihr, weßhalb sie eigentlich als etwas Schönes angesehen wird, d. h. die von ihr ausgehende Wirkung, nicht bloß durch das Objekt, von welchem die Wirkung ausgeht, sondern auch durch das Subjekt, in welchem sie zum Abschluß gelangt, bedingt ist.

Man wird hiegegen vielleicht einwenden, nicht die Existenz des Schönen selbst, sondern nur die Erkenntniß und Auffassung des Schönen sey durch das Subjekt bedingt. Die Sixtinische Madonna z. B. sey, an und für sich selbst gedacht, dem Idioten gegenüber ganz eben so schön, wie dem Kenner gegenüber; ja sie sey an Tagen, wo die Gallerie geschlossen sey, in der Nacht, wo kein Auge sie sehen könne, nicht um ein Haarbreit weniger schön, als vor einer Anzahl der enthusiastischsten Bewunderer. Hieran ist natürlich so viel wahr, daß dieses Gemälde alle rein objektiven Bedingungen, welche zu seiner Schönheit beitragen, unter allen Beziehungen ganz in derselben Weise besitzt, d. h. daß es an den und den Punkten seiner Oberfläche in der Einsamkeit ebenso wie vor dem Auge des Kenners aus den und den Mischungen der und der Farbenstoffe besteht, und dieses ist eben das, was wir von vornherein als die Objektivität des Schönen anerkannt haben, und was niemanden einfallen kann leugnen zu wollen. Meint man aber, hiemit sey nun auch die Schönheit schon wirklich und vollständig vorhanden, so gibt man sich offenbar einer Selbsttäuschung hin. Gesetzt, es wäre jenes Gemälde nie einem menschlichen Auge zu Gesicht, nie einem empfindenden und denkenden Wesen — also auch Raphael, auch Gott nicht — zum Bewußtseyn gekommen, so wäre zwar — nach materialistischen Begriffen — die rein substanzielle und formale Existenz desselben, gerade so wie dieselbe ist, noch möglich; aber jede ästhetische Bedeutung desselben, jede Subsumtion desselben unter die Kategorie der Schönheit fiele doch unter solchen Voraussetzungen von vornherein als schlechthin unmöglich weg, so sehr, daß auch ein Streit darüber, ob es unter solchen Voraussetzungen schön sey oder nicht, gar nicht hätte entstehen können. Wenn man also trotzdem das Ansichschönseyn des genannten Gemäldes behauptet, so vergißt man, daß man schon,

Digitized by Google

indem man dieß thut, nothwendig dasselbe zu sich selbst, zu seiner eigenen, irgend einmal durch dasselbe afficirten Subjektivität oder auch zur Objektivität eines andern, z. B. eines darüber sprechenden Kunsthistorikers oder des Künstlers selbst, in Beziehung denkt, daß man mithin, streng genommen, nicht dem Objekt als solchem, nicht dem Objekt in ewiger, absoluter Abgeschiedenheit von allen Subjekten, sondern vielmehr der irgendwie vom Objekt genommenen *Anschauung* das Prädikat der Schönheit beilegt.

Die *realen Bedingungen* zum Schönseyn besitzt also das genannte Kunstwerk, wie jedes schöne Objekt, auch in der Einsamkeit, in der Nacht. Aber durch diese ist es noch nicht der *That* nach, sondern nur der *Möglichkeit* nach schön. Seine Schönheit ist daher nur eine *potenziale*, keine *actuelle*, nur eine *embryonische*, keine *entbundene*, nur eine *latente*, keine zu *wirklichem* Daseyn *gelangte*. Das Daseyn, das Erscheinen, das Offenbarwerden gehört aber zur Schönheit wesentlich mit hinzu. Eben so wenig wie der im Stahl schlummernde Funke vor der ihn hervorlockenden Berührung des Stahls mit dem Stein ein wirklicher Funken ist, kann das in den Objekten ruhende Schöne vor der es weckenden Wechselbeziehung mit einem Subjekt ein *wirklich* Schönes genannt werden.

Das *wirklich* Schöne ist also nicht etwas in oder an dem Objekt ruhig *Verharrendes*, sondern ein lebendiger Proceß, an welchem außer dem Objekt stets auch ein Subjekt theilnimmt. Wenn es uns anders erscheint, so beruht dieß bloß auf einer repulsiven Kraft unserer Sinnen- und Gehirnthätigkeit, welche man in der Physiologie das *Gesetz der excentrischen Erscheinung* genannt hat. Wie wir das Bild auf der Netzhaut des Auges und das vergeistigte Abbild desselben im Gehirn weder im Gehirn noch im Auge empfinden, sondern es über die Grenzen unserer geistigen und leiblichen Subjektivität hinaus in den äußeren Raum verlegen und unmittelbar auf die äußeren Objekte übertragen, gerade so machen wir es auch mit den Bildern und Anschauungen, welche wir schön nennen. Statt in ihnen, was sie wirklich sind, nur Produkte äußerer und innerer, objektiver und subjektiver Bewegungen zu sehen, gestalten wir sie uns zu rein objektiven Erscheinungen um und legen auch *das* mit in ihre Objektivität hinein, was nicht die That des Angeschauten, sondern des Anschauenden ist. Zufolge dieser Objektivirung der eben so sehr durch das Subjekt wie durch das Objekt bedingten Anschauung betrachten wir denn z. B. eine vor unsern Augen befindliche Rose unmittelbar selbst als das Schöne, obschon sie in der That an und für sich nur eine so und so zusammengesetzte, so und so geformte Combination von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff u. s. w. ist und zu einem Schönen erst dadurch wird, daß irgend ein anschauendes Subjekt in diesem ihrem objektiven Bestande etwas erkennt, was sich unter den allgemeinen, im Subjekt existirenden Begriff des Schönen, unter das Schöne *überhaupt* subsumiren läßt.

Daß dem wirklich so ist, daß wir unter dem, was wir schön nennen, nicht etwas rein Objektives, sondern etwas durch unsere Subjektivität Mitbedingtes verstehen, lehrt uns eine nur einigermaßen unbefangene Selbstbeobachtung. Fragen wir nämlich nach dem eigentlichen Impuls, welcher uns dazu bestimmt, irgend einen Gegenstand schön zu nennen, so werden wir finden, daß derselbe stets in einem gewissen Zustande unseres Gemüths liegt, der seinerseits wieder durch ein auf unser Gemüth einwirkendes Objekt herbeigeführt ist. Dieser innere, subjektive Zustand, welcher stets in einem erhöhten Wohlgefühl besteht, ist also eigentlich dasjenige, was zunächst den Begriff des Schönen in uns erweckt und zur Präsenz bringt. Nur um dieses in uns selbst existirenden Wohlgefühls willen legen wir dem Gegenstande, dessen Einwirkung auf uns wir dieses Wohlgefühl verdanken, das Prädikat der Schönheit bei. Genau genommen beziehen wir also dieses Prädikat niemals unmittelbar und allein auf das Objekt, sondern auf das Produkt der zwischen dem Objekt als erregendem Faktor und dem Subjekt als erregtem Faktor bestehenden Wechselwirkung. Hiebei verlegen wir allerdings die primitiven Ursachen und Bedingungen der Erregung in das Objekt, und zwar mit Recht. Dagegen die endliche Vollziehung, der eigentliche ästhetische Abschluß derselben, d. h. die Concentration der verschiedenen erregenden Elemente zu einer Einheit, die Verwandlung derselben in einen bestimmten subjektiven Gemüthszustand und die Zusammenfassung jener objektiven Elemente und dieses subjektiven Zustandes zu einer in sich einigen Anschauung — *das* ist die That des Subjekts; und diese subjektive Mitbethätigung darf von der Aesthetik um so weniger unbeachtet gelassen werden, als sie den objektiven Elementen des Schönen gegenüber keineswegs rein *receptiver* und *reconstruirender* Natur ist, sondern in gewissem Grade auch einen *modificirenden* und *selbstständig gestaltenden* Einfluß auf dieselben ausübt, woher es denn kommt, daß sich ein und dasselbe Objekt in jedem Subjekt mehr oder minder eigenthümlich abspiegelt, und daß Jeder sein ästhetisches Urtheil über dasselbe nicht nach dem Objekt als solchem, sondern nach der seiner Subjektivität entsprechenden Anschauung bestimmt.

Digitized by Google

Daß dieſer theils ſubjektive, theils objektive Charakter des Schönen die Aufgabe der Aeſthetik zu einer beſonders ſchwierigen macht, iſt nicht zu leugnen; aber dieß darf den Aeſthetiker nicht verführen, ſie ſich dadurch leichter machen zu wollen, daß er entweder die objektive oder die ſubjektive Seite des Schönen in Abrede ſtellt. Statt ſich auf dieſe Weiſe die Löſung des Problems zu erleichtern, würde er ſich dieſelbe im Gegentheil auf das Höchſte erſchweren, ja unmöglich machen. Dieß iſt denn auch der Standpunkt, von dem ich bei meinen „Aeſthetiſchen Forſchungen“ ausgegangen bin. „Wo etwas Schönes zum Daſeyn gelangt“ — ſage ich daſelbſt — „ſtellt es ſich ſtets als das Produkt zweier einander entgegengeſetzten, aber mit einander in Wechſelbeziehung ſtehenden Faktoren dar, nämlich einerſeits eines ſchauenden, empfindenden Subjekts, welches als ſolches der idealen Welt angehört, andererſeits eines geſchauten, empfundenen Objekts, das als ſolches in der realen Welt wurzelt; ja genau genommen iſt das Schöne eben nichts anderes als die zwiſchen Subjekt und Objekt, zwiſchen Idealem und Realem hin- und herwogende lebendige Strömung, in welcher die Differenz beider dergeſtalt überwunden wird, daß dieſelben inmitten ihres gegenſätzlichen Verhältniſſes als Eins und in dieſer Einheit als Inbegriff des Idealen und Realen und — in höchſter Potenz gedacht — als das unbedingte, mangelloſe Seyn empfunden werden.“

Nur wenn man von vornherein dieſen Standpunkt einnimmt, iſt man im Stande, der Erſcheinung und dem Begriff, den objektiven und den ſubjektiven Bedingungen des Schönen gleich gerecht zu werden und zugleich die zwiſchen beiden beſtehende Beziehung und Analogie nachzuweiſen. Das Schöne bedarf daher von der einen Seite einer naturwiſſenſchaftlich-mathematiſchen, von der andern Seite einer pſychologiſch-logiſchen Betrachtung, und damit dieſe beiden Anſchauungen zu einer einzigen vereinigt werden, muß ſich drittens eine metaphyſiſche und kunſthiſtoriſche Betrachtung hinzugeſellen — eine metaphyſiſche, um die Congruenz des Objektiven und Subjektiven am Schönen überhaupt, an der Idee des Schönen nachzuweiſen, eine kunſthiſtoriſche, um zu zeigen, wie ſich dieſe allgemeine ideale Congruenz in der Entwicklung der Kunſtthätigkeit in immer neuen Formen offenbart.

Wäre das Schöne etwas rein Objektives, ſo hätte nimmermehr eine Kunſt entſtehen können, wenigſtens keine idealiſtiſche, ſondern nur eine ſchlechthin realiſtiſche, nur eine ſklaviſche, gedankenloſe Nachahmung der Natur. Nur weil der Menſch erkennt, daß in der einzelnen Naturerſcheinung, welche er ſchön nennt, neben dem Schönen auch Unſchönes exiſtirt, und daß das Schöne in ihr nicht das Schöne in ſeinem ganzen Umfange, nicht etwas der in ihm lebenden Idee des Schönen Commenſurables iſt, alſo weil er die Unzulänglichkeit des natürlichen Objekts der ihn durchdringenden Idee des Schönen gegenüber erkennt, fühlt er ſich getrieben, ſelbſt etwas zu ſchaffen, was dieſe Idee des Schönen noch klarer und vollkommener als die Naturprodukte zur Erſcheinung bringt. Natürlich vermag auch die Kunſt dieſes hohe Ziel niemals vollſtändig in einem einzelnen Kunſtwerke, ſondern nur im unendlichen Verlauf ihrer Entwicklung zu erreichen. Jedes einzelne Objekt, welches wir ſchön nennen, möge es durch die Natur oder durch die Kunſt geſchaffen ſeyn, deutet alſo in der beſtimmten Art und Weiſe, wie es ſchön iſt, über ſich ſelbſt hinaus, es kann nur in lebendiger Wechſelbeziehung mit einem es producirenden und einem es reproducirenden Subjekt zu wirklicher, effektiver Exiſtenz gelangen und nur als Erzeugniß eines im Schönen ſich ſelbſt objektivirenden und in dem das Schöne genießenden Subjekt ſich ſelbſt wiederfindenden Subjekts begriffen werden — gerade wie auch die Welt, der Inbegriff alles Schönen, nur als die Schöpfung eines in ihr ſich objektivirenden, ſelbſt aber als Subjekt exiſtirenden und im Bewußtſeyn der Einzelweſen ſich wieder erfaſſenden Schöpfers zu begreifen iſt.

Daß man trotz den hier entwickelten Verhältniſſen leicht geneigt iſt, das Schöne als ein rein Objektives zu betrachten, hat außer den ſchon angeführten Gründen noch darin ſeinen Grund, daß man, wenn vom Schönen überhaupt die Rede iſt, dabei in der Regel zunächſt an ſolche ſchöne Erſcheinungen denkt, bei welchen gerade der objektive Charakter des Schönen beſonders ſtark hervortritt, dagegen auf diejenigen, bei denen ſich die Mitbethätigung des Subjekts deutlicher erkennen läßt, keine Rückſicht nimmt. In der Regel nämlich hat man dabei nur die unmittelbar oder rein ſchönen, nicht auch die komiſchen und tragiſchen Erſcheinungen im Sinne; man denkt dabei wohl an Apoll und Venus, nicht aber an Silen oder Laocoon. Dieß iſt aber offenbar eine zu enge und einſeitige Auffaſſung des Schönen, denn Kunſt und Kunſtwiſſenſchaft ſind zu allen Zeiten darüber einig geweſen, daß das Komiſche und Tragiſche ganz eben ſo viel Anſpruch haben, für etwas Schönes zu gelten, wie das rein Schöne, welches im engeren Sinne auch wohl das Schöne kurzhin genannt wird. Will man alſo das Schöne in ſeinem ganzen Umfange erfaſſen und einen ſolchen Begriff deſſelben gewinnen, daß ſich alle möglichen Modifikationen und Manifeſtationen aus demſelben ableiten laſſen, ſo muß man den Begriff deſſelben ſo beſtimmen, daß auch das Komiſche

Digitized by Google

und Tragiſche mit umſchloſſen wird. Dieſer Anforderung läßt ſich aber nur genügen, wenn man auch der ſubjektiven Seite des Schönen von vornherein Rechnung trägt, weil dieſe im Komiſchen und Tragiſchen weit ſtärker, als beim rein Schönen, hervortritt, ja weil die Unterſchiede zwiſchen dieſen drei Hauptmodifikationen des Schönen lediglich auf dem verſchiedenen Verhältniß beruhen, welches zwiſchen Objekt und Subjekt innerhalb der im Schönen ſie vereinigenden Wechſelbeziehung ſtattfinden kann.

Um mich hierüber klar zu machen, kann ich nicht umhin, wenigſtens ganz in der Kürze meine Anſicht theils über den Begriff des Schönen überhaupt, theils über die Grundunterſchiede des rein Schönen, Komiſchen und Tragiſchen hier anzudeuten.

Trotz der Unvollkommenheit, die wir theils an uns ſelbſt, theils an den einzelnen Erſcheinungen außer uns wahrnehmen, tragen wir in uns die Idee eines abſolut Vollkommenen, und indem wir annehmen, daß dieſe Idee kein bloßes Hirngeſpinnſt iſt, ſondern daß ihr ein wirklich exiſtirendes Weſen entſpricht, nennen wir dieſes Weſen Gott. Dieſe Idee, welche mit der Idee des unbedingten, allumfaſſenden, ſchlechthin mangelloſen Seyns identiſch iſt, welche mithin alle Ideen in ſich begreift und daher auch mit Einem Worte „die Idee“ ſchlechthin genannt werden kann, iſt uns der allgemeine Maßſtab, nach welchem wir alles Einzelne meſſen und beurtheilen, das Ideal, nach welchem wir alles Reale würdigen und ſchätzen.

Natürlich gibt es nichts Einzelnes, welches dieſer Idee in allen Beziehungen entſpräche, ja ſich nur entfernt mit ihr vergleichen ließe; wohl aber kann ein Einzelnes ihr in irgend einer beſondern Beziehung bald mehr bald minder zu entſprechen ſcheinen und demgemäß in höherem oder niederem Grade die Fähigkeit beſitzen, uns durch ſeine Beſchaffenheit von der Vorſtellung der ihm anhaftenden Unvollkommenheit frei zu machen und zur Idee einer wenigſtens relativen Vollkommenheit zu erheben. Ein Einzelnes, das in dieſer Weiſe auf uns wirkt, gilt uns zwar nicht als das Vollkommene, wohl aber als ein Vollkommenes, nicht als die Idee in ihrer Totalität, wohl aber als eine beſondere Exemplifikation der Idee, nicht als das hoch über allem Einzelnen ſchwebende Ideal ſchlechthin, wohl aber als ein demſelben irgendwie analoges Ideales.

Ein Einzelnes kann nun aber überhaupt nur in drei verſchiedenen Grundbeziehungen betrachtet werden, nämlich: 1) in Beziehung auf ſich ſelbſt, d. h. nach dem, was es an und für ſich ſelbſt iſt; 2) in Beziehung auf ein ihm gegenüberſtehendes Anderes, d. h. nach dem, was es als Objekt für ein mit ihm in Wechſelwirkung ſtehendes Subjekt iſt; 3) in Beziehung auf das es ſelbſt wie alles Andere umfaſſende und in ſich ſchließende abſolut Vollkommene, alſo nach dem, was es für Gott, für das der abſoluten Idee entſprechende Weſen iſt. — Eine vierte Beziehung, die nicht in einer von dieſen dreien mit enthalten wäre, iſt undenkbar.

Nach dieſen drei Grundbeziehungen unterſcheiden wir nun auch drei Hauptarten des relativ Vollkommenen, oder, was daſſelbe iſt, drei Hauptmodifikationen der auf das Einzelne angewandten Idee.

Finden wir nämlich die Idee, die ein Einzelnes in uns erweckt, dadurch mit der Idee des Vollkommenen im Einklange, daß wir ſie, wie dieſe, mit ſich ſelbſt im Einklange finden, in ihr ſelbſt ſchlechterdings keinen Widerſpruch entdecken, ſo nennen wir ſie wahr. Finden wir hingegen die Idee, die ein Einzelnes in uns hervorruft, darum mit der Idee des Vollkommenen im Einklange, daß wir ſie, wie dieſe, mit uns ſelbſt, d. h. mit unſerer Subjektivität im Einklange finden, alſo zwiſchen der Idee des Objekts und unſerer eigenſten, innerſten Natur keinen Widerſpruch entdecken, ſo nennen wir ſie ſchön. Finden wir aber endlich die Idee, die ein Einzelnes in uns wach ruft, darum mit der Idee des Vollkommenen in Uebereinſtimmung, daß wir ſie in unmittelbarer Beziehung zu dieſer Idee, als eine in dieſer Idee, wie der Theil im Ganzen, aufgehende und inſofern mit ihr im Einklang befindliche Idee erkennen, ſo nennen wir ſie gut.

Im erſten dieſer drei Fälle wird die vom Einzelnen ausgehende Idee als in ſich verharrende Idee, d. h. als Begriff gedacht. Im zweiten Fall hingegen denkt man ſie ſich als eine zwiſchen Objekt und Subjekt hin und herſtrömende Idee, d. h. als Anſchauung. Im dritten Fall endlich faßt man ſie als eine vom Einzelnen zum Abſoluten aufſtrebende Idee, d. h. als Tendenz oder Zweck.

Man kann daher auch ſagen: das Wahre iſt die Idee als Begriff; das Schöne iſt die Idee als Anſchauung; das Gute iſt die Idee als Tendenz oder Zweck; oder auch mit Rückſicht auf die pſychiſchen Vermögen und Bethätigungen: das Wahre iſt die Idee als Objekt der das Objekt als Objekt betrachtenden Erkenntniß und Wiſſenſchaft; das Schöne iſt die Idee als Objekt der das Objekt dem Subjekt aſſimilirenden Empfindung und Kunſt; das Gute iſt die Idee als Objekt der das Objekt dem Abſoluten opfernden Willenskraft und Tugend.

In Beziehung auf das Wahre und Gute kann ich

Digitized by Google

dieſe Beſtimmungen hier nicht weiter verfolgen. Was aber das Schöne betrifft, ſo wird man auf der Stelle erkennen, daß die hier von ihm gegebene Beſtimmung und die dadurch erreichte Unterſcheidung deſſelben vom Wahren und Guten nur zu gewinnen war, indem von vorn herein die zwiſchen den Objekten und Subjekten beſtehende Wechſelbeziehung als die charakteriſtiſche Grundbedingung deſſelben gefaßt wurde.

Die Nothwendigkeit dieſer Auffaſſung zeigt ſich noch deutlicher, wenn man daran geht, das Schöne nicht bloß in ſeiner Allgemeinheit, ſondern auch in ſeinen beſondern Modifikationen zu beſtimmen, namentlich wenn es gilt, die Unterſchiede des rein Schönen, Komiſchen und Tragiſchen feſtzuſtellen. Faßt man nämlich das Schöne als etwas rein Objektives, ſagt man z. B. ſchön ſey dasjenige Objekt, was in ſich ſelbſt ein Abbild des abſolut Vollkommenen iſt, oder was durch ſeine objektive Beſchaffenheit unmittelbar mit der abſoluten Idee, als Reales mit dem höchſten Ideal übereinſtimmt, ſo läßt ſich von dieſer Beſtimmung aus ſchlechterdings nicht zum Komiſchen oder Tragiſchen gelangen, weil ſich das komiſche und tragiſche Objekt an und für ſich ſelbſt keineswegs mit der abſoluten Idee in Uebereinſtimmung, ſondern vielmehr in einem totalen oder wenigſtens partiellen Widerſpruch befindet. Daher haben die Hegelianer, welche das „Schöne überhaupt“ in dieſem Sinne zu faſſen verſuchten, zum Komiſchen und Tragiſchen nur durch Wiederaufhebung ihres urſprünglichen Schönheitsbegriffs gelangen können und ſind genöthigt geweſen, die Inconſequenz und Taſchenſpielerei dieſes Verfahrens mit dem philoſophiſchen Bettlermantel, den man als „dialektiſches Umſchlagen der Begriffe“ bezeichnet hat, zu bemänteln.

Faßt man hingegen den Begriff des Schönen der hier entwickelten Anſicht gemäß, d. h. ſagt man: „Schön iſt dasjenige Objekt, welches in ſeiner Wechſelbeziehung mit einem Subjekt in dieſem eine von der Idee der Vollkommenheit durchdrungene Empfindung erweckt,“ ſo entſpricht dieſe Beſtimmung eben ſo wohl dem Komiſchen und Tragiſchen wie dem rein Schönen, weil durch dieſelbe vom ſchönen Objekt nicht eine unmittelbare, an ihm ſelbſt haftende Congruenz mit der Idee der Vollkommenheit, ſondern nur eine ſolche Beſchaffenheit verlangt wird, welche im Stande iſt, dieſe Idee im Subjekt zur Präſenz zu bringen, und zwar nicht in Form eines Begriffs oder Zwecks, ſondern in Form einer zur Anſchauung ſich objektivirenden Empfindung. Dieſer Bedingung kann aber ein Objekt nicht bloß dadurch genügen, daß es an und für ſich ſelbſt Eigenſchaften beſitzt, welche den Eigenſchaften des uns vorſchwebenden Ideals conform ſind, ſondern umgekehrt auch dadurch, daß es ſich vermöge ſeiner Eigenſchaften mit dieſem Ideal in irgend einem Widerſpruch oder Conflikt befindet, weil es ein allgemeines Geſetz iſt, daß diametrale Gegenſätze einander fordern und hervorrufen, daß z. B. die Erſcheinung der Finſterniß die Idee des Lichtes, die Erſcheinung der Kälte die Idee der Wärme, die Erſcheinung der Ruhe die Idee der Bewegung in uns hervorruft.

Demgemäß müſſen ſich unter den verſchiedenen Objekten, die wir ſchön nennen, je nachdem ſie die Idee der Vollkommenheit auf die eine oder die andere Weiſe erwecken, verſchiedene Arten unterſcheiden laſſen, welche zwar ſämmtlich darin einander gleich ſind, daß ſie die Idee der Vollkommenheit nur in Folge einer zwiſchen Objekt und Subjekt beſtehenden Wechſelbeziehung zur Präſenz bringen, aber darin von einander abweichen, daß die aufblitzende Idee der Vollkommenheit bald mehr objektiven, bald mehr ſubjektiven Urſprungs zu ſeyn ſcheint, oder auch dazu nöthigt, ſie in dem über Objekt und Subjekt ſchwebenden Abſoluten, dem unbedingt Vollkommenen zu ſuchen.

Die Zahl der Modifikationen und Nüancen, welche hiebei möglich ſind, iſt natürlich eine unendliche; gleichwohl laſſen ſie ſich den eben angedeuteten Gegenſätzen gemäß auf drei Haupt- und Grundmodifikationen zurückführen, und dieſes ſind eben keine andern, als diejenigen, welche wir mit den Namen des rein Schönen, des Komiſchen und des Tragiſchen bezeichnen.

Iſt nämlich das Objekt von ſolcher Beſchaffenheit, daß wir es um der ihm ſelbſt anhaftenden Eigenſchaften willen, z. B. wegen ſeiner außerordentlichen Größe, wegen ſeiner geſetzmäßig und harmoniſch gegliederten Form, oder wegen ſeines unſern Sinnen zuſagenden Reizes, mit dem Bilde, welches wir uns vom Vollkommenen machen, in unmittelbarem Einklange finden, ſo fällt es in das Gebiet des rein Schönen oder des Schönen im engern Sinne.

Iſt hingegen das Objekt von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß wir es an und für ſich mit der Idee der Vollkommenheit in Widerſpruch finden, aber gerade hiedurch beſonders lebhaft an die in uns lebende, durch jenen Widerſpruch nicht gefährdete, ſondern vielmehr gehobene Idee der Vollkommenheit als unſeres ſubjektiven Eigenthums erinnert werden, übt alſo das Objekt eine ſolche Wirkung auf uns aus, daß wir ſeinen objektiven, ſich in ſich ſelbſt vernichtenden Widerſprüchen gegenüber unſer eigenes Ich, unſere Subjektivität als den unantaſtbaren Inhaber und Schützer der höchſten Idee empfinden: dann fällt es in die Kategorie des Komiſchen oder Lächerlichen.

Digitized by Google

Iſt aber endlich das Objekt von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß es zwar einerſeits als ein Abbild der höchſten Vollkommenheit gelten könnte, andererſeits aber gerade in Folge dieſer relativen Vollkommenheit mit dem abſolut Vollkommenen durch Selbſtüberhebung in Conflikt geräth und, in dieſem Conflikt untergehend, uns die Nichtigkeit aller bloß objektiven, wie auch unſerer ſubjektiven Vollkommenheit, zugleich aber auch die unbeſiegbare Macht und Herrlichkeit der abſoluten Vollkommenheit, die unerſchütterliche Herrſchaft der göttlichen Weltordnung zur Anſchauung bringt: dann fällt dieſes Objekt in die Kategorie des Tragiſchen.

Das rein Schöne erweckt daher in uns die Empfindung des objektiven Wohlgefallens, des Beifalls, der Anerkennung, wobei wir uns mit unſerer Subjektivität ganz und gar in das Objekt verſenken. Das Komiſche hingegen reizt uns zum Gefühl der ſubjektiven Luſt, der göttlichen Heiterkeit, bei der wir die Scheinexiſtenz des an ſich widerſpruchsvollen Objekts ganz und gar in unſer Subjekt auflöſen und es hier zerplatzen laſſen. Das Tragiſche endlich verſenkt uns einerſeits in das Gefühl eines zugleich objektiv und ſubjektiv empfundenen Schmerzes, d. h. in die Empfindung ſympathetiſcher Traurigkeit, die wir mit Einem Worte als Pathos bezeichnen; andererſeits aber erhebt es uns zugleich zum Gefühl der höchſten Beſeligung und Bewunderung, zu dem nach tiefſter Erſchütterung doppelt erquickenden Seelenfrieden eines in Gott ſich mit der Welt und ſich ſelbſt verſöhnenden Herzens; es verſetzt uns alſo in eine Empfindung, bei welcher ſich nicht nur Objekt und Subjekt auf das Innigſte mit einander vereinigen, ſondern auch mitſammen in dem über Objekt und Subjekt ſchwebenden Abſoluten aufgehen.

In allen drei Fällen beruht alſo das Schöne nicht bloß auf dem Objekt als ſolchem, noch auch bloß auf dem Subjekt als ſolchem, ſondern auf einer lebendigen Wechſelbeziehung, gleichſam auf einer elektriſchen Strömung zwiſchen ihnen. Hierin ſind ſie einander gleich; verſchieden aber ſind ſie von einander dadurch, daß in jeder der drei Manifeſtationen die Strömung in einer andern Richtung vor ſich geht und ſich in einem andern Endpunkte entladet. Beim rein Schönen iſt die vorherrſchende Strömung eine vom Subjekt auf das Objekt gerichtete, und die Entladung erfolgt daher im Objekt. Beim Komiſchen hingegen iſt die Strömung vom Objekt auf das Subjekt die vorherſchende, und die Entladung erfolgt daher im Subjekt. Beim Tragiſchen endlich drängen beide Strömungen gegen einander, treiben ſich dadurch gegenſeitig in die Richtung nach oben und entladen ſich ſchließlich im Abſoluten.

Daß dieſe Proceſſe gerade in der einen oder der andern Weiſe erfolgen, beruht natürlich vorzugsweiſe auf objektiven Bedingungen, d. h. auf der Beſchaffenheit der Objekte ſelbſt, und dieſe Bedingungen in ihrer Realität zu erkennen, muß nach meiner Anſicht allerdings die Hauptaufgabe der Aeſthetik bilden. Daneben aber ſpielen auch die ſubjektiven Bedingungen, d. h. die individuellen, theils phyſiſchen, theils phyſiſchen Eigenthümlichkeiten der mit den Objekten in Beziehung tretenden Subjekte eine nicht unbedeutende Rolle, und der Aeſthetiker darf auch ſie nicht vernachläſſigen, wenn er die Coefficienten und die Effekte des Schönen in ihrem innerſten Weſen verſtehen und insbeſondere die auseinander gehenden Geſchmacksrichtungen verſchiedener Nationen und verſchiedener Zeitalter nicht bloß begreifen, ſondern auch mit allſeitiger Gerechtigkeit kunſthiſtoriſch würdigen will.

Correſpondenz-Nachrichten.

Wien, Auguſt.

Die naſſen Waſchlappen. — Entrüſtung. — Das neue k. preuß. Mißverſtändniß. — Rabuliſtiſche Verdrehung des Thatbeſtandes. — Weltgeſchichte in Scribes Manier. — Das Senfſamenkorn. — Wiener Kalender. — Züge patriotiſcher Wohlthätigkeit. — Das Sängerfeſt im Augarten. — Forti †. — Adolf Bäuerle.

Vermuthlich war es nur die afrikaniſche Hitze, welche in der dritten Juliwoche die Leute dergeſtalt entmuthigt hatte, daß ſie nicht bloß während der heißeſten, ſondern auch noch nach den erfriſchenden Wettern und Regenſchauern der letzten Tage mit nichts ſo gut zu vergleichen waren als mit naſſen Waſchlappen, die, eben gebraucht, ſchlapp

Digitized by Google

im Winkel liegen. Selbſt die Entrüſtung, welche ſonſt doch ſogar Verſe macht, war nicht im Stande, die träge Maſſe in Fluß zu erhalten, und doch war und iſt die Entrüſtung groß, gleichwie die innerliche Erregung der Gemüther in verſchiedenen — gewiß nicht allzu eng gezogenen — Kreiſen keine geringe. — Die Entrüſtung bezieht ſich auf die neueſte Auflage des berühmten königl. preußiſchen Mißverſtändniſſes, welches dießmal ganz andere Verhältniſſe angenommen hat, als ſie zur nachträglichen Erläuterung der Spitzkugeln von Bronnzell nöthig waren. Wir werden mit einer Berliner Staubwolke überſchüttet, um zu erfahren, daß von Berlin aus die berüchtigten ſieben Punkte des apokryphen Vermittlungsvorſchlags weder angeregt noch genehmigt worden ſeyen; zugleich aber legt in den langen Noten der. Freiherr von Schleinitz das Bekenntniß ab: Preußen ſey als europäiſche Großmacht durchaus nicht gewillt geweſen, für die Aufrechthaltung des europäiſchen Beſitzſtandes das Schwert zu ziehen, und habe als Mitglied des deutſchen Bundes keinerlei Verpflichtung anerkannt, ſich um Oeſterreichs Loos zu kümmern, ſo lange der Feind nicht die Grenze des Bundesgebietes in beſter Form überſchritten, d. h. bevor es zu ſpät geworden; denn ein Angriff auf das Bundesgebiet hätte nicht eher erfolgen können, als bis Venedig in Brand geſchoſſen, eine Heeresmacht über Fiume nach Ungarn geſchoben, die Donaufürſtenthümer ſammt Bosnien in Aufruhr gebracht und in Ungarn der böſe Geiſt entfeſſelt worden. Es war alſo kein Mißkennen der Lage, wenn der Kaiſer, nachdem er den Frieden von Villafranca gutgeheißen, in ſeinem Manifeſt ſagte, daß er von den Bundesgenoſſen im Stiche gelaſſen worden und daß der Feind ihm beſſere Bedingungen geboten als der Freund. Wenn aber die Berliner behaupten, der Kaiſer ſey — durch die ſieben Punkte überrumpelt — zu vorſeiligem Friedensſchluſſe verleitet worden, ſo heißt das Weltgeſchichte machen wie Scribe in ſeinem Luſtſpiel „ein Glas Waſſer,“ und dieſe demüthige Unterſtellung erregt hier die größte Erbitterung. — Was aber die innerliche Erregung betrifft, ſo knüpft ſie ſich an die Bewegung, welche ſich ſo offenkundig in „Deutſchland“ vorbereitet. (Unter Deutſchland verſteht man hier alles Bundesgebiet außerhalb Oeſterreichs und Preußens; in früheren Jahren ſagte man „das Reich,“ wobei Preußen inbegriffen war.) Die Zettelungen, welche zu Eiſenach ihren erſten öffentlichen Ausdruck gefunden, werden ihrer Bedeutung nach als Zeichen eines nahenden Sturmes nicht unterſchätzt, beſonders ſeit verlautet, daß die maßgebenden Kreiſe Berlins dem Selbſtherrſcher der Franzoſen das Kunſtſtück abgelauſcht haben ſollen, ſich mit der Umſturzpartei zu verbrüdern, ohne daß man beiderſeits ſeine letzten Trümpfe ſehen ließe. Ein ſolcher Vorgang iſt wohl hinlänglich geeignet, Parteileidenſchaften zu erwecken, und ſo fehlt es nicht an Einflüſterungen: Oeſterreich müſſe ebenfalls den Kunſtgriff ſich aneignen, um in Deutſchland Boden zu gewinnen. Darin liegt das Senfkamenkörnlein, deſſen Keimen und üppiges Emporſchießen wir demnächſt wohl erleben dürfen; da aber bei der müden Windſtille des heutigen Tages der zu erwartende Verlauf der Dinge noch in das Gebiet der Muthmaßungen gehört, ſo iſt an dieſer Stelle vor der Hand davon zu ſchweigen. Vor Ablauf des kürzeſten Vierteljahrs wird, denke ich, mehr davon bekannt werden; jetzt haben wir Jakobi, eine der Zwiſchenausziehzeiten der Vorſtädte von Wien, womit dieſes kürzeſte Vierteljahr beginnt. Hierlandes theilt ſich nämlich das Jahr in zwei ungleiche Hälften, deren eine ſieben, die andere ſechs Monate zählt, und wie die erſte Halbſcheide der vorderen Abtheilung aus vier Monaten (von Michaelis bis Lichtmeß) beſteht, ſo muß der Schluß von Jakobi an ſich mit deren zwei begnügen.

Bei aller Mattigkeit der geiſtigen und leiblichen Regungen ſchläft jedoch die patriotiſche Wohlthätigkeit nicht ein. Sie regt und bewegt ſich in unerſchöpflicher Lebendigkeit. Die langen Verzeichniſſe von Gaben, Leiſtungen, Veranſtaltungen weiſen es aus. Ich will nur zwei Züge erzählen, die zu meiner perſönlichen Kenntniß unmittelbar gelangt ſind. Der katholiſche Geſellenverein hat in ſeiner Sparbüchſe eine beſondere Abtheilung, welche zur Beſtreitung der Koſten eines Sommerionntagsvergnügens auf dem Kahlenberg beſtimmt iſt. (Im vergangenen Jahre habe ich von der Geſellenfahrt erzählt.) Dießmal haben die Geſellen den zuſammen gekommenen Betrag von hundert Gulden an die Verwundeten abgegeben und auf den Ausflug verzichtet. — Ein Wiener Bürger, welcher ein Haus in Baden beſitzt, hat dießmal ſtatt der Sommerpartien eine bedeutende Anzahl von Verwundeten eingenommen, die er auf ſeine Koſten verpflegt. Das ſind nur zwei Tropfen aus einem Meere von Perlen.

Einen reichlichen Ertrag für unſere Braven hat auch das große Sängerfeſt am 21. Juli im Augarten ergeben, und in dieſer Beziehung war es in der That kein verunglücktes Unternehmen zu nennen, wohl aber in jeder andern. Die verſchiedenen Sängereine hatten ſich zu dem Unternehmen verbunden, und dazu den herrlichen Augarten zum Tummelplatze des Vergnügens auserkoren, womit alle Grundbedingungen des Gelingens gegeben waren, wenn nicht eine ſchwer begreifliche Gedankenloſigkeit der Anordnung, eine ſchildbürgerliche Unbeholfenheit der Ausführung den Erfolg mit aller Gewalt „viribus unitis“ todtgeſchlagen hätten. Schon der Anfang war geeignet, die maßleidigſte Verſtimmung zu erzeugen. Für den zu erwartenden ungeheuren Zudrang waren nur zwei Eingänge hergerichtet, und zwar ſo, daß vom zweiten an der andern Seite das Publikum nichts erfuhr, mithin thatſächlich nur eine einzige Kaſſe mit einem ſchmalen Durchlaß beſtand. Die Leute erdrückten ſich ſchier an der Kaſſe, und wenn auch einige Ausſchußmitglieder dem bedrängten Kaſſier dadurch zu Hülfe kamen, daß ſie ſich mit Eintrittskarten am Eiſengitter aufſtellten und durch die Stäbe hindurch Karten verkauften, ſo war damit wohl dem Kaſſier, nicht aber den Beſuchern geholfen, weil dieſe nichtsdeſtoweniger ſich durch den crinolinenmörderiſchen einzigen Einlaß bei der Kaſſe

Digitized by Google

hindurchzwängen mußten. Drinnen war für Sitze just so gesorgt, als hätte man erwartet, daß an Stühlen und Bänken das Wunder der fünf Brode sich wiederholen werde. Die Sänger nahmen ihre Aufstellung so, daß sie die freie Aussicht im Rücken hatten statt der grünen Wand, wohin sie aus akustischer Rücksicht schon gehört hätten. Und als endlich nach Eintritt der Dunkelheit die angekündigte Beleuchtung mit dem elektrischen Lichte sich entflammte, geschah dieß im Angesichte der Zuschauer, so daß diese geblendet sich von den Sängern abwenden mußten. Alle diese Abderitenstreiche verdarben den Genuß, und niemand wird sich wundern dürfen, wenn man sich nachträglich durch allerlei Spott zu entschädigen suchte. Die armen Singvögel wurden noch acht Tage lang erbarmungslos gerupft. Man rieth ihnen, künftighin ihren ordnenden Ausschuß aus den Nachtigallen zu wählen, die wüßten, wie man Concerte im Augarten einzurichten habe. Selbst die zwei Wirthe blieben nicht verschont, welche die Restauration übernommen hatten. Der Großherzog von Toscana, hieß es, habe gesagt, seine Restauration möchte er ihnen nicht überlassen. Man spricht von einer beabsichtigten Wiederholung des Festes; möge die neue verbesserte Auflage ein weniger mißliebiges Widerspiel der einst so berühmten „Augarten-Nachtigallenzungen-Ohrenschmäuse“ werden.

In diesen Tagen ist der (ehemalige) Sänger Forti, 69 Jahre alt, gestorben, ein berühmter Don Juan auf der Bühne, ein bekannter Don Juan im gemeinen Leben. Aus seiner früheren Zeit habe ich in diesen Blättern mancherlei schon erzählt. Von seinem Alter ist wenig zu berichten; er war eben alt und kränklich, und — wie man sagt — in den letzten Jahren erblindet; doch soll er in Folge eines Lotteriegewinnstes ein besseres Auskommen besessen haben, als der schmale Ruhegehalt ihm gewährt haben würde.

Ein Vorfall von weitgreifender ärtlicher Bedeutung ist das kürzlich eingetretene Ende der „Wiener Theaterzeitung.“ Nicht um ihrer selbst willen; sie wurde so zu sagen gar nicht mehr gelesen. Ihr Einfluß, einst so überwiegend, war = 0. Aber ihr Herausgeber, Adolf Bäuerle, ist ein public character von Wien, und es hat ungehenres Aufsehen gemacht, daß er eines Tages plötzlich sich nicht finden ließ. Einige Tage später wurde von Frankfurt aus berichtet, daß er dort in Begleitung seiner Frau verweile. Ich zweifle nicht, daß er früher oder später nach Wien zurückkehren wird, aber die Theaterzeitung wird schwerlich mehr ihr Daseyn wieder aufnehmen, das seit eilf Jahren nur noch ein galvanisirtes Scheinleben war. Bäuerle, ein Siebziger den Jahren nach, ist ein grüner Greis; Gott schenke ihm ein noch langes gesundes Leben. Er ist der letzte Mohikaner der Wiener Gemüthlichkeit mit allen ihren großen Vorzügen und allen ihren kleinen Fehlern. Sein Wohlwollen für alle Menschen hat sich vor allem stets glänzend bewährt. Wenn man die Summen berechnen könnte, welche er durch seine Vermittlung allein den Nothleidenden aller Art verschafft hat, so würden sich sieben Zahlstellen füllen, und zwar nicht bloß mit Einern. Als Schriftsteller hat er vor langen Jahren durch Theaterstücke für die Leopoldstädter Bühne große Erfolge errungen, wie in seinem Greifenalter noch kürzlich durch den Roman Therese Krones, der zwar in Sprache und Vortrag manches zu wünschen übrig ließ, aber um seines Inhalts willen als ein Stück Alterien einen bleibenden Werth behauptet. Aehnliches gilt theilweise auch von andern neueren Darstellungen aus seiner Feder, die nur um des gar zu schlaudrigen Vortrags willen nicht mehr packen wollen. Die Zerrüttung seines Vermögens, welche ihm gegenwärtig eine Luftveränderung nöthig machte, rührt nicht von einer verschwenderischen Gebahrung in des Wortes gewöhnlichem Sinne her; er hätte zu der Zeit, als die Theaterzeitung den Platz allein mehr als zwanzig Jahre lang allein beherrschte, wie ein großer Herr leben dürfen (was er kaum gethan hat), und dennoch mußte er ein Vermögen von wenigstens 200,000 Gulden besitzen, wenn er in Geldangelegenheiten nicht sorglos wie ein Kind gewesen und dadurch dem verzehrenden Wucher in die Hände gefallen wäre. Ein Beispiel mag das erhärten. In der letzten noch guten Zeit der Theaterzeitung unternahmen es wohlwollende Freunde, Bäuerle aus der Unordnung zu retten, indem sie ihn förmlich sequestrirten. Die Sache nahm den besten Fortgang und Bäuerle schien geborgen; er schien es darum nur, statt es zu seyn, weil er leichtfertigerweise einen kleinen Posten von 8000 Gulden verschwiegen hatte, um ihn im Stillen zu tilgen. Dieser Posten führte ihn in die Netze des Wuchers zurück, und als darüber für die Theaterzeitung jene Tage kamen, von denen es da heißt: „sie gefallen mir nicht,“ war der Schuldner ein verlorener Mann. Es schien ein Wunder, wie er sich mit seiner fadenscheinig gewordenen Theaterzeitung während der letzten Jahre über Wasser halten konnte. Damit ist's nun vorbei. Im übrigen zweifle ich nicht, daß die Freunde dafür sorgen werden, den alten Herrn nicht im Elend verkommen zu lassen; vom Tilgen der Schulden aber dürfte kaum die Rede mehr seyn. Ihr Betrag stellt ein Vermögen vor. Da aber zweifelsohne die Gläubiger nach einiger Ueberlegung einsehen müssen, daß es thörichter Aberglaube, wie eitle Verschwendung von Zeit und Kosten wäre, von strengen Maßregeln auch nur den geringsten Erfolg zu erwarten, so werden sie wohl eine Kohle zur Hand nehmen, um den Betrag ihrer Forderungen in den Rauchfang zu schreiben.

Digitized by Google

Paris, Juli.

Die Tuilerien. — Katharina von Medicis. — Marie Anteinette.

(I. Nr. 31.)

Als im vierzehnten Jahrhundert ein obscurer Bourgeois Namens Desessart sich sein Hôtel de tuileries baute, ahnte ihm wohl nicht, daß er den Grund legte zu der einstigen Residenz der Könige seines Vaterlandes. Die souveräne Macht ist an dieses Palladium der Monarchie gebunden, das seinen Namen von einer Hütte entlehnt hat.

Ein anderes Hotel, das ebenfalls hier lag, nur näher nach der Seine zu, gehörte der Familie des Jean Tiercelin, im Jahre 1527 maître d'hôtel des damaligen Dauphin.

Diese Besitzungen nebst den dazu gehörigen Gärten und Ländereien kaufte Katharina von Medicis und ließ den Bau des Schlosses im Mai 1564 in Angriff nehmen.

Der mittlere Pavillon und die beiden Flügel standen, da tauchte plötzlich wie ein drohendes Gespenst eine Prophezeiung vor der vom Blute der Hugenotten triefenden Königin auf. Ein Astrolog weissagte, „sie werde bei Saint-Germain sterben.“ Großes Unglück oder große Verbrechen machen abergläubisch; die Glocke von St. Germain l'Auxerrois hatte das Zeichen zu dem Blutbade der Bartholomäusnacht gegeben. — Von dem Augenblicke an flieht Katharina von Medicis vor dem entheiligten Heiligen; sie wagt nicht mehr nach ihrem Lieblingsschlosse St. Germain en Laye zu fahren; die Tuilerien liegen im Kirchsprengel der Kirche St. Germain l'Auxerrois; sie läßt den prachtvollen Bau — damals war er prachtvoll und großartig — unvollendet und rettet sich in das Hotel Soissons, und zwar in dem Schreckensjahr 1572, im Jahre der Bluthochzeit.

Das Hotel Soissons hieß nunmehr Hôtel de la reine. Sie verschwendete ungeheure Summen an diesen neuen Wohnsitz (mit dem Louvre besaß sie deren viere). Im Hotel Soissons waren Wohnungen für sechs Hofhaltungen. Die Architektur erinnerte zum Theil an den Palast Farnese in Caprarola; in einem Winkel der weitläufigen Gärten ließ sie eine Kapelle bauen, die für das splendideste Gotteshaus der Hauptstadt galt. Aber Ruhe fand sie nicht in den Prunkgemächern ihrer neuen Residenz. Noch heute ist an der Fruchthalle, welche an der Stelle des Hotel Soissons erbaut worden, ein hundert Fuß hoher schlanker Thurm sichtbar; hier hatte sie eine Sternwarte herrichten lassen, wo sie sich zur Nachtzeit mit ihren Astrologen berieth.

Der Prophezeiung entging sie nicht und die letzte Oelung empfing sie aus den Händen des Bischofs Saint Germain von Nazareth, in partibus infidelium. Das erste und letzte Fest, das Katharina in dem neuen Palaste der Tuilerien gab, fand vier Tage vor der Bartholomäusnacht statt. Merken Sie sich gefälligst das Datum.

In einem großen Gallasaale war zur Rechten der Zuschauer das Paradies zu sehen, zur Linken die Hölle; zwischen beiden ein kleiner Fluß, den Styx vorstellend; Charon fuhr darauf in seiner Barke hin und her. An das Paradies der Champs elysées stießen blühende Gärten, darüber wölbte sich der blaue Himmel; man hatte denselben mittelst eines großen Rades hergerichtet, an dem die zwölf Zeichen des Thierkreises gemalt waren, und das fortwährend in Bewegung war. Von den Dimensionen des Rades kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß durch die Rotation zugleich die Gärten nebst zwölf darin befindlichen Nymphen in Schwung gesetzt wurden. Ein ähnliches Rad trieben die höllischen Geister. Mit Schellen und Klappern versehen, machte es bei der Umwälzung ein betäubendes Gerassel. Der Eingang zum Paradiese wurde durch Karl IX. und seine zwei Brüder vertheidigt. Da erscheint plötzlich, völlig gerüstet in blitzendem Harnisch, mit Helm und Schild und Lanze, ein Trupp fahrender Ritter — man hatte dazu protestantische Edelleute ausersehen — les seigneurs de la religion, nach dem damaligen Sprachgebrauche, die sich gutwillig zu dem gräulichen Spuk hergaben. Unter Anführung des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé stürmten sie gegen die Pforten des Paradieses an, wurden aber zurückgeschlagen, von Teufeln ergriffen und in die Hölle geschleppt. Als sämmtliche Ritter ihr Theil hatten, stiegen Mercur und Cupido, auf einem großen Hahn sitzend, vom Himmel herab. Der berühmte Sänger Lerol stellte den Mercur vor; er näherte sich zuerst der Königin, und nachdem er ihr eine Arie vorgesungen, hielt er eine Ansprache an Karl IX. und seine Brüder, und fuhr dann nebst seinem Begleiter auf demselben Hahn wieder in den Himmel. Ich habe vergebens nach der Arie und nach der Rede des Mercurius geforscht. Sodann erhoben sich der König und seine Brüder von ihren Sitzen, schritten durch das Paradies in die elysäischen Felder, aus denen sie die zwölf Nymphen holten, und diese beschlossen das Henkerfest durch ein Ballet. — Drei Tage nachher gab die Glocke von St. Germain l'Auxerrois das Zeichen zum Gemetzel. So hatte Katharina die Freude doppelt, und genoß den gottseligen Trost, die Ketzer lebendig in der Hölle zu sehen.

Indessen lebte sie noch siebzehn Jahre, im Glanze der souveränen Macht, und starb ruhig — nach außen wenigstens — in ihrem vergoldeten Paradebette, mit Strauß-

Digitized by Google

federn und goldbrokatner Decke auf seidenem Pfühl, im Schatten der Lilien, dieser Symbole der Reinheit und Unschuld — und Marie Antoinette starb auf dem Schaffot. Heinrich IV. ließ den Bau der Tuilerien wieder aufnehmen; aber erst unter Ludwig XIII. gelangte er zur Vollendung. Darum ist das Ganze ein Durcheinander von verschiedenen Baustilen und Säulenordnungen. Die Eckpavillons, de Marsan und de Flore, sind massive Gebäude mit schweren kannelirten corinthischen Halbpfeilern, während am mittleren Pavillon dorische und jonische Säulen mager und dürftig in drei Stockwerken aufsteigen. Die ägineticschen Statuen in den Nischen sind Carrikaturen, die man sehr bewundert. Napoleon III., der die Sache versteht, war mehrmals im Begriff, die Tuilerien niederreißen zu lassen, und sich da ein Residenzschloß zu bauen. Seine nächste Umgebung hat ihm davon abgerathen. Die Tuilerien haben ein historisches Interesse, und so zu sagen ein monarchisches. Die Zerstörung des Schlosses, wo Ludwig XVI. wohnte, würde für einen Sieg der Revolution gelten.

Was ließe sich bei einer Façade von beinahe 1000 Pariser Fuß nicht machen, wenn das Ganze nach Einer Grundidee ausgeführt würde! Diese Grundidee war allerdings in den Rissen Philiberts de l'Orme vorhanden; aber seine Nachfolger du Cerceau und le Vau, unter Ludwig XIV., haben sie vernichtet. Der treffliche Guilhermy sagt in seinem Guide archéologique de Paris: „Nach dem ursprünglichen Plane wäre aus dem Schlosse ein Gebäude von seltener Eleganz geworden; die Façade nach dem Garten zu war voll Leben und durchaus original in der Auffassung. Den Mittelpunkte bildete ein Dom oder eine Rotunde mit einem großartigen Portale. Im Innern dieses Prachtbaues stieg eine Wendeltreppe auf, die von gleichzeitigen Schriftstellern als ein Wunder der Baukunst gerühmt wird. An der Stelle derselben wölbt sich heute der Marschallssaal, der durchaus nichts wunderbares hat. Die schöne Rotunde Philiberts de l'Orme wurde in die plumpe viereckantige Steinmasse verwandelt, die man Pavillon de l'horloge nennt."

Ludwig XIV. ließ das Werk des genialen Baumeisters verstümmeln und gab die Verschönerungen an, die an dem Schlosse begangen wurden, und er gilt noch immer für ein wahres Baugenie und für einen eben so intelligenten als freigebigen Mäcen! Was wäre aus Versailles geworden, wenn es einem Levau in die Hände fiel? So gibt es noch immer Leute, welche Perraults Colonnade am Louvre anstaunen; es ist eine Theaterdecoration, die mit dem Gebäude nicht im geringsten im Zusammenhang steht; der große König zog Perraults Projekt dem Meisterwerke Berninis vor. Da sich seit undenklichen Jahren die Hand- und Reisebücher abschreiben, so glaubte ich diese Berichtigungen hier einschalten zu müssen.

Es ist Zeit, daß wir zur unglücklichen Marie Antoinette kommen, welche die Gebrüder Goncourt Angesichts Frankreichs und der ganzen civilisirten Welt auf die glänzendste Weise rehabilitirt haben. Ein Glück wäre es freilich für Marie Antoinette und für Frankreich gewesen, wäre sofort nach Choiseul's Sturze ihre Vermählung mit dem Dauphin rückgängig gemacht worden. Marie Antoinette war das Unterpfand eines gestürzten politischen Systems; hier lag die Quelle alles Unheils. Dazu kamen die Vorzüge der jungen Dauphine. Die Nation rief begeistert, wo sie vorüberkam: „Quelle jolie dauphine nous avons!" Und als sie nach Versailles kam, gerieth der Hof in Schrecken. „Sie bezauberte Ludwig XV. Die Jungfrau verjüngte seine Seele; sein Auge ruhte wohlgefällig auf dieser flatternden Robe von Gaze, in welcher sie der Atalante in den Gärten von Marly glich. In ihrer Nähe athmete er eine reinere Luft, gleichsam die Frische eines schönen Morgens nach einem nächtlichen Gewitter." * Die Dauphine mußte den Hof beherrschen, eben weil sie es konnte; sie mußte siegen oder unterliegen. Die Dubarry ließ alle Ränke des Weibes, alle Intriguen des Hofes spielen. Durch sie erfuhr Ludwig XV., daß seine Schwiegertochter sich mißfällig über ihre Anwesenheit geäußert, und dann war noch die Schwester des Königs, Madame Adelaide, auf sie eifersüchtig, und die Gräfin von Provence — Gemahlin des nachmaligen Ludwigs XVIII. und Frau von Marsan, und die Oberhofmeisterin, die Marquise von Noailles ꝛc., haßten sie aus mancherlei Gründen, die wir nicht anführen können.

Am Tage nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. liest man im Register des Tempels: „Marie Antoinette verlangt für sich einen vollständigen Traueranzug, das Gesuch wird bewilligt: die Republik erweist sich großmüthig!" Den 3. October 1793 steigt Billaud-Varennes auf die Rednerbühne: „Die Frau Capet ist noch nicht bestraft; es ist Zeit, daß der Convent das Schwert des Gesetzes auf dieses schuldige Haupt fallen lasse." — Am 17. Oktober beginnt das Verhör. Wir bemerken darin die verfängliche Frage: „Glaubt Ihr, daß die Könige für das Glück der Völker nothwendig seyen." — Antwort: „Ein einzelnes Individuum kann eine solche Frage nicht entscheiden." Im zweiten Verhöre erklärte der unerschrockene Bailly: alle im Anklageakt vorgebrachten Thatsachen seyen falsch. Seine Unerschrockenheit mußte er später mit dem Leben bezahlen. Unter anderem wurde auch die Königin beschuldigt, sie habe den Herzog von Orleans ermorden wollen; man habe zwei Pistolen bei ihr gefunden. Ueber den eigentlichen Sinn und die Gründe ihrer Verdammung gibt uns Hebert in seinem Père Duchêne Aufschluß. „Gesetzt sie sey unschuldig, ist sie nicht Königin gewesen? Dieses Verbrechen reicht hin, sie um den Kopf kürzer zu machen. Was ist ein König, eine Königin?"

Am Tage der Hinrichtung erscheint Samson um sieben Uhr Morgens. — „Ihr kommt früh," sprach die Königin;

* Mémoires secrets sur les malheurs de la Reine Marie Antoinette. Par Marie d'Aussonne. Paris 1826.

Digitized by Google

„könnt Ihr nicht ein wenig warten?“ — „Nicht möglich, Madame, ich habe Befehl.“ Die Königin war bereit; sie hatte mit eigenen Händen ihr Haar abgeschnitten. Welch ein Stoff für ein Gemälde! — Sie trank eine Tasse Chokolade aus einem Kaffeehause in der Nähe der Conciergerie. Um elf Uhr wird sie zwischen einer doppelten Reihe von Gendarmen in die Greffe geführt; man bindet ihr die Hände auf den Rücken. — Es schlägt elf Uhr; ein dumpfer Lärm läuft durch die Menge, ein Offizier kommandirt, das Gitter der Conciergerie öffnet sich, die Königin erscheint; sie ist weiß gekleidet, sie steigt auf den Karren, der konstitutionelle Priester Girard setzt sich neben sie, er ist bürgerlich gekleidet. Samson steht hinter ihr, den Hut in der Hand. Auch sein Knecht hat den Hut in der Hand, die Königin trägt einen weißen Bettmantel. — Sie ist bleich, die Wimpern sind starr und unbeweglich, der Kopf ist aufrecht, gleichgültig irren ihre Blicke über die Nationalgarden hin, die das Spalier bilden, über die Personen an den Fenstern, über die dreifarbigen Fahnen, über die Inschriften an den Häusern.

Vor St. Roch hält der Karren einige Augenblicke; das Volk brüllt und stößt gräßliche Schmähungen gegen die Königin aus; sie bleibt heiter und hört alles an in majestätischer Ruhe. Auf dem Schaffot warf sie einen Blick nach den Tuilerien und wurde bleicher, als sie bis dahin gewesen.

„Es lebe die Republik!“ schreit das Volk. Samson hält das Haupt der Königin empor. Am Fuß der Guillotine taucht der Gendarm Mingault sein Schnupftuch in ihr Blut. — Abends macht der Todtengräber der Kirche la Madeleine seine Rechnung: Wittwe Capet: für den Sarg 6 Livres; für das Grab und die Arbeiter 25.

Manche, die der Königin wohl wollen, meinen, man leiste ihr einen schlechten Dienst, wenn man alles leugne, was ihr zum Vorwurf gemacht werde; man müsse die Schwachheit ihres Geschlechts berücksichtigen; auch wenn sie zuweilen dem Zuge des Herzens nachgegeben, habe sie noch immer Ansprüche auf die Achtung und das Mitleid der Nachwelt. Von einer solchen Rechtfertigung wollen die Verfasser ihrer neuesten Biographie nichts wissen. Wir schließen unsern Artikel mit folgender Stelle ihres Plaidoyers, in welcher sich die Ansicht der jüngeren Generation aussprecht, welche an dem Morde der schönsten und unglücklichsten aller Königinnen von Frankreich in keiner Weise sich betheiligt hat. „Nein, Marie Antoinette bedarf keiner Entschuldigung, sie ist rein geblieben. Der Jugend, der weiblichen Schwachheit ist hinlänglich Rechnung getragen in folgendem Ausspruche des Fürsten de Ligne: „Die angebliche Galanterie der Königin war nie etwas anderes als ein inniges Gefühl der Freundschaft für eine oder zwei Personen, und der Wunsch allen zu gefallen, eine Koketterie, die man dem Weibe und der Königin wohl nachsehen kann (une coquetterie de femme, de reine, pour plaire à tout le monde).“

Berlin, Juli.

Zur architektonischen Physiognomie der Stadt. — Aus vergangenen Tagen.

((Nach altem Gemeinsatz machen Kleider Leute. Was für den Menschen das Costüm, das ist für eine Stadt ihre Architektur. Wie die Kleidung die äußere Erscheinung des Menschen, so bestimmt die Bauart die äußere Physiognomie einer Stadt. Der Umtausch eines alten abgetragenen Gewandes mit einem neuen und modischen verändert den Besitzer bis zur Unkenntlichkeit; das Einreißen alter Quartiere und Häuser, der Umbau der Straßen, die Anlage neuer Plätze verleiht einer Stadt ein Gepräge, welches von dem früheren wundersam absticht. Aber nicht allein der Toilettenwechsel, den eine Stadt mit sich vornimmt, gewährt der Betrachtung charakteristische Anhaltspunkte; auch von der gewöhnlichen Alltagstracht gilt das nämliche. Es ist durchaus nicht erforderlich, daß etwa, wie in dem Paris des zweiten Empires, kein Stein ruhig auf dem andern bleibt, um die Anregung zu Betrachtungen über die architektonische Physiognomie einer Stadt zu erhalten; derartige Betrachtungen lassen sich eben sowohl anstellen, wenn die Metamorphose als eine langsame und unmerkliche vorschreitet, ja selbst, und dann vielleicht noch mehr und besser, wenn die Bewohner dem gallischen Neuerungstriebe entschieden abhold sind, wenn Neubauten innerhalb ihrer Ringmauern fast gar nicht vorkommen und der ursprüngliche Charakter des Orts, wie derselbe sich in seiner Architektur ausgeprägt hat, mit Sorgfalt festgehalten wird. Man nehme eine der alten belgischen Städte, Brügge z. B., oder man durchwandere Orte wie Nürnberg und Danzig; wie verschieden ist ein solches Städtebild von den Eindrücken, die man bei dem Besuche einer modernen Stadt, von Karlsruhe z. B., empfängt!

Digitized by Google

Berlin iſt in architektoniſcher Hinſicht die richtige Hauptſtadt des preußiſchen Staats; das Stadtbild Berlin iſt zugleich das Bild der Monarchie Preußen. Zeit und Mühe genug hat es den Herrſchern aus dem Hauſe Hohenzollern gekoſtet, aus der Markgrafſchaft Brandenburg den preußiſchen Staat zuſammenzuzimmern und zuſammenzumauern. Die Hohenzollern ſind rechte Zimmerleute und Maurer in der Weltgeſchichte geweſen, und meiſt haben ſie es auch verſtanden, fleißige Geſellen zu finden und tüchtige Handlanger und gewitzte Lehrjungen. Leicht iſt es unſern Kurfürſten und Königen nicht gemacht worden, ſich ehrlich neben den größeren Nachbarn durchzubringen, und darum haben ſie auch oft eine derbe, bisweilen ſelbſt harte Art gehabt im Verkehr. Das that denn wohl dem wehe, den's gerade traf, aber es half auch endlich zu einem Ziele, wenn gleich nicht zu dem letzten Ziele. Das Erbe des großen Kurfürſten iſt noch immer nicht ein ganz fertiger Staat; es iſt im Laufe der Zeiten abwechſelnd rüſtig und angeſtrengt an der Vollendung des Baus gearbeitet worden, während freilich in andern Perioden die Arbeiten ganz ruhten, aber beendigt iſt der Bau darum doch noch nicht. Was von dem preußiſchen Staate gilt, das gilt auch von Berlin. Die preußiſche Hauptſtadt iſt auch nicht in Einem Tage gebaut und manchen blutigen Schweißtropfen hat es gekoſtet, bevor es nur ſo aus dem Gröbſten heraus fertig wurde. Wie der Ausbau des Staates während mancher Perioden langſamer fortſchritt und läſſiger, ſo auch der Ausbau der Hauptſtadt; wie andere Perioden dagegen die kräftigſten Anſtrengungen ſahen, um das nur in ſeinen Umriſſen fertige Gebäude der Monarchie einzurichten und wohnlich herzuſtellen, wie einzelne Hohenzollernfürſten ſich in dieſer Hinſicht die ruhmwürdigſten Verdienſte erworben haben, ſo läßt ſich auch von dem Anwachſen und Ausbau Berlins ganz das nämliche nachweiſen. Zwei Epochen und zwei Fürſten ſind es vornämlich, denen die Spreeſtadt nach dieſer Seite hin beſonders dankbar zu ſeyn hat, dem Könige Friedrich Wilhelm I. und ſeinem Nachfolger, dem großen Friedrich. Während der Vater die Erweiterung und Verſchönerung von Berlin ſelbſt mit der zähen Unermüdlichkeit betrieb, welche dieſem Herrſcher eigen war, richtet der Sohn mehr das Augenmerk und die Thätigkeit auf die Umgebung der Hauptſtadt, auf Potsdam, Sansſouci u. ſ. w.

Der ſchönſte Theil Berlins, die Friedrichsſtadt, iſt durch Friedrich Wilhelm I. angelegt worden, und auch die meiſten Paläſte, die wir heute in jenem Viertel antreffen, ſind ſchon damals entſtanden. Der König wollte neue Häuſer, und zwar große und ſtattliche Häuſer, und die Herrn vom Hofe beeilten ſich, dem Wunſche ihres Gebieters entgegen zu kommen. Gab es doch eine Zeit, wo dem Könige eine in Angriff genommene Bauſtelle mehr Freude bereitete, als das gelungene Einſangen von einem halben Dutzend Leibgardiſten. So baute u. a. der Graf Truchſeß-Waldburg das ſchöne Palais am Wilhelmsplatz, in welchem ſpäter der Johanniterorden ſeinen Sitz hatte und das jetzt dem Prinzen Karl gehört; der Graf von der Schulenburg baute das Palais in der Wilhelmsſtraße, welches jetzt ein Eigenthum des Fürſten Radziwill iſt, der Staatsminiſter von Happe das jetzige Kriegsminiſterium, der reiche holländiſche Baron von Vernezobre das hübſche Palais in der Wilhelmsſtraße, das ſpäter die Schweſter Friedrichs des Großen, die Aebtiſſin Amalie von Quedlinburg kaufte, und in dem ſich alsdann die Louiſenſtiftung befand, bis es, durch Schinkel reſtaurirt, in den Beſitz des Prinzen Albrecht überging. Aber mit ſolchen freiwilligen Prachtbauten ſeiner Miniſter und Generale ſich zu begnügen, war der König weit entfernt; kurz und bündig befahl er hunderten von Beamten, Kaufleuten, Handwerkern den Bau eines Hauſes. Kein Wunder, wenn in raſcher Folge die geradlinigen Straßen entſtanden, welche jetzt die große Friedrichsſtraße ſchneiden, die Kochſtraße, die Zimmer-, Schützen-, Krauſen-, Mohren-, Tauben-, Kronen- und Kanonierſtraße. Nicht ſelten kam der königliche Baubefehl den Leuten ſtörend genug, auch wenn ſie einiges Vermögen hatten und der König ihnen etwas Material zum Bau ſchenkte. Das pflegte der hohe Herr faſt immer zu thun, und zuweilen gab er Alles bis auf das Glas und das Blei zu den Fenſtern; dadurch wurde in vielen Fällen die Härte gemildert, die in dem Befehle lag. Am ſchlimmſten aber fuhren die Beamten, welche keine Mittel hatten und gar nicht in der Lage waren, ſich zu weigern; manche derſelben wurden durch einen ſolchen Hausbau vollſtändig ruinirt. Hören wir, wie es u. A. dem Geheimerath von Rüſtler erging; man irrt nicht, wenn man von dem einzelnen Fall Schlüſſe auf das Allgemeine macht.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 34. 21. August 1859.

— L'hymen et ses liens
Sont les plus grands ou des maux ou des biens.
Voltaire.

Ein paar Stunden in der Kaffeemühle.

Nachtskizze.

„Man könnte die Hypochondrie," so hat ein berühmter Arzt gesagt, „die Eitelkeit des Befindens nennen." Die Baronin Rockstroh theilte diese Ansicht des berühmten Arztes und kämpfte mit allen Mitteln, welche die Lüneburger Heide bietet, gegen ihres Gatten Hypochondrie. Eitelkeit des Befindens! Seit sie das Wort aufgefunden hatte, führte sie es täglich im Munde, und jeder Schnupfen, den die rauhe Luft der Lüneburger Heide ihrem Gemahl zuzog, wurde in der geräumigen Klasse der Eitelkeiten des Befindens untergebracht, wenn auch nicht immer zu beschleunigter Genesung. Daß doch der König Salomo dieser Eitelkeit noch nicht gedacht hat! Die Menschheit ist doch im Verfall begriffen. Zur Zeit, als der königliche Sänger vor der Bundeslade tanzte, wußte man noch nichts von der Hypochondrie, sonst hätte er sie beim Aufzählen der irdischen Eitelkeiten nicht vergessen.

In dieser Weise etwa pflegte die redselige Baronin zu raisonniren, und sie und der schielende Physikus aus Lüneburg waren der Meinung, man dürfe das Uebel des Barons nicht mit den Fingerspitzen anfassen. Tüchtig in's Gewissen reden müsse man ihm, nichts gelten lassen, alles schlankweg verneinen. So ein alter Herr werde doch nicht seinen Willen durchsetzen wollen, wenn es ihm zu seiner und anderer Plage einfalle, im Schutze seiner grauen Haare noch eitel zu werden.

Die Kur führte indessen zu keiner Besserung. Das Uebel des alten Herrn lag nicht in der Milz, wenigstens nicht allein; es steckte hauptsächlich im Herzen. Er hatte außer vielen Thorheiten, wie sie jeder Mensch begeht, eine Kapitalthorheit begangen, und die richtete ihn allmählig zu Grunde. Diese Thorheit machte ihn vor der Zeit — denn er zählte kaum sechzig Jahre — zum alten Manne und sie ward später zu seinem Sargnagel. Vierzig Jahre lang war der Baron Rockstroh der kräftigste, frischest aussehende, frohmüthigste Edelmann im Bereich der Lüneburger Heide gewesen; kinderlos zwar, obschon glücklich verheirathet, aber doch das Muster eines Menschen, der sich mit dem Leben in's richtige Gleichgewicht zu setzen wußte. Da starb ihm seine erste Gattin. Nachdem er sie lange betrauert hatte, rückte für ihn die Zeit heran, wo Thorheiten nicht mehr wie Schmetterlinge kommen und gehen, sondern, wie in alten Häusern der Schwamm, wenn einmal nicht mehr ungeschehen zu machen, als bleibender Krankheitsstoff sich entwickeln und zum endlichen Untergang führen. In dieser bedenklichen Zeit beging der Baron Rockstroh die Thorheit, d. h. die Kapitalthorheit,

Digitized by Google

um seine zweite Frau, die Schwester seiner ersten, zu freien, abgewiesen seine Werbung zu erneuern, und schließlich die Widerstrebende gleichsam zu erbetteln, wo sie sich denn endlich mit aufgeworfener Lippe entschloß, Baronin Rockstroh zu werden.

Bündnisse dieser Art pflegte ein weiser Mann, dessen Name hier nichts zur Sache thut, mit dem Spottnamen Janus-Ehen zu bezeichnen, indem der eine Theil immer von der Vergangenheit zehren zu können denke und rückwärts schaue, während der andere mit allen Hoffnungen und Wünschen in der Zukunft weile, eine centrifugale Richtung, welche solch einem Paare das Ansehen zweier Leute gebe, die aus Versehen in entgegengesetzter Weise Arm in Arm gerathen seyen.

Die Folge dieses Bündnisses war denn auch, daß beiden in der Ehe nicht wohl ward. Die Baronin redete sich ein, aus Mitleiden nachgegeben und sich geopfert zu haben. War dieß auch nicht der Fall und bestimmte sie im Gegentheil der Widerwille gegen längeres vergebliches Ausschauen nach Freiern, so betrachtete sie sich doch als eine Iphigenia auf Aulis und grollte der jungfräulichen Göttin des Waldes, daß sie nicht im entscheidenden Augenblicke die stellvertretende Hindin untergeschoben habe, statt wirklich ihr Hinopfern vollziehen zu lassen. Unglücklicherweise war sie zu weit über die eigene Blüthezeit hinaus gerückt, um durch jugendliche Ehrfurcht vor dem bejahrteren Lebensgefährten dem neuen Verhältnisse eine versöhnliche Seite abzugewinnen. Sie sah in jenem Gefährten und seinem Alter nur einen verhäßlichenden Spiegel, der ihr selbst vorgehalten wurde, und es vergiftete ihr Gemüth, das Zerbröckeln ihrer eigenen Erscheinung im Anblick des Alternden im voraus durchkosten zu müssen, ohne des Lebens Freuden geschmeckt zu haben.

In dieser stockenden Entwicklungsweise überwucherte das Unkraut bald die besseren Keime. Mit geringen geistigen Gaben ausgestattet, vermochte sie sich nicht zu einer Höhe aufzuschwingen, von welcher aus, wenn auch nur auf Augenblicke, die eigene Stellung, Haltung und Schuld sich in hinreichender Ferne zeigt, um vorurtheilsfrei überblickt zu werden. So blieb sie sich denn selbst ein unnahbares Orakel und sah nur, was um sie her verkehrt war, und verkehrt ist in einem Hauswesen, wie im Schachspiel, alles, wenn auch nur Eine Figur am unrechten Platze steht. Und hier standen beide Hauptfiguren am unrechten Platze.

So kam es denn endlich dahin, daß der Baron die Kaffeemühle bauen mußte, welche ihn sammt der Baronin zu Staub zerreiben sollte. Mit dieser Kaffeemühle aber hatte es folgende Bewandtniß.

Bekanntlich gibt's in Steppen und Heiden meistens Wassermangel. Mögen sie, wie die Gelehrten behaupten, Meeresgrund gewesen seyn oder nicht, ihre Trockenlegung ist zum größten Theil so gründlich gewesen, daß man Meilen weit wandern kann, ohne Wasser genug zu finden, um eine Hand damit zu füllen. Hie und da unterbrechen zwar sumpfige Stellen die sandige Oede, doch läßt sich das dort stockende Wasser bei dem ebenen Charakter des Bodens nicht in dauernden Fluß bringen. Außer Kiefern und Birken, magerem Hafer, wucherndem Heidekraut und spindeldürren Schafen, die der Volksmund Heidschnucken nennt, außer vereinzelten Oasen mit kleinen Bauerngütern und dürftigen Edelhöfen sieht man in der Lüneburger Heide daher wenig anderes Leben als das, was ein oder zwei mal am Tage in der Gestalt des Eisenbahnzugs vorüber saust und den Wüstenstaub auf lange Strecken wolkenartig in die Höhe wirbelt.

Zur Zeit der Baronin Rockstroh leuchte aber noch die Personenpost, und zwar nur zweimal wöchentlich, über den unabsehbaren Steindamm dahin. Die übrige Zeit pflegte nicht viel anderes in Sicht zu bringen als etwa einen Reisewagen mit bestäubtem Leberdach, schlafendem Kutscher, schlafenden Reisenden, schläfrigen Gäulen, oder einen müde dahin schleichenden Handwerksburschen, der seine sandgeblendeten Augen mit dem zerfetzten Taschentuche schützte und seine durstigen Lippen häufig an die leere Wanderflasche setzte, um die trockene Kehle mit der Täuschung eines letzten Tropfens zu benetzen.

Der Rockstroh'sche Edelhof lag übrigens noch eine halbe Stunde von der Straße seitab, und selbst diese eintönige Landschaftsstaffage verlor deßhalb den Reiz der Nähe, es sey denn, daß solch ein fahrender Zunftschüler den Seitenweg nach dem Edelhofe nicht scheute, um jenem traurigen Nebenerwerbe nachzugehen, der im Handwerker-Rothwelsch für erlaubtes „Fechten" gilt.

Mit einem dieser Fechter steht die Geschichte der Kaffeemühle in genauem Zusammenhang, und zwar mit einem Schneider. Er hatte in Paris keine Nadel finden können, die ihm zusagte, und war deßhalb als Gänschen wieder über den Rhein gekommen; aber Eines hatte er gesehen und damit machte sich seine Wanderschaft nach seiner Meinung bezahlt: den artesischen Brunnen, welcher einen Theil von Paris mit Wasser speist. Er erzählte Allen davon, auch der Baronin Rockstroh, die sich zwar das Ansehen gab, als lasse sich von Handwerksburschen nichts Gescheidtes lernen, dabei aber doch jeden derselben die dargereichte Suppe mit zahllosen Reiseauskünften bezahlen ließ. Einige trugen ihre Schuld in Schnurren ab, andere in wirren Beschreibungen wirr empfangener Eindrücke, noch andere in anständigen

Digitized by Google

Darlegungen, welche eben wegen der gründlichen Ausführlichkeit erst recht chaotische Bruchtheile in dem Hirne der Baronin zurückließen.

Als der Schneider seinen Ranzen wieder auf die schmalen Schultern geschnallt, sein Taschentuch unter der Kappe um den Kopf gehängt und Glück und Segen gewünscht hatte, war in der Baronin der artesische Brunnen in vollem Arbeiten begriffen und ergoß bereits seine eingebildeten Wassermassen über die ganze Lüneburger Heide. Der Schneider, trotzdem er in Paris keine zur Arbeit taugliche Nadel hatte finden können — unzähligen Pariserinnen begegnet dasselbe — hatte Pfiffigkeit genug im Schädel gehabt, um die einzige Ausbeute seiner Pariser Wanderschaft mit einiger Gründlichkeit zu machen, wenn diese Gründlichkeit ihn auch nicht vor Mißverständnissen schützte. Er hatte von der sogenannten chinesischen Seilbohrmethode gehört, von Sandstein- und Thonmergellagern, von Juraformation, von Belidor, Cassini und Ramazzini, und die Baronin war nahe daran gewesen, ihn durch eine Bestellung im Edelhofe zu fesseln, wo sich dann unter seinen kundigen Augen die erste Bohrung hätte versuchen lassen. Aber nach ihrer Gewohnheit hatte sie sich gleich Anfangs den Anschein gegeben, als berichte ihr der Schneider von Kleidern, aus denen sie selbst herausgewachsen war, als wisse sie schon Alles, und als möge er sich nur nicht einbilden, daß man im Sand der Lüneburger Heide nicht mit dem Gange der Erfindungswissenschaft Schritt halte. So arbeitete denn, als er fort war, zwar ein artesischer Brunnen in dem Kopfe der Baronin, aber im Grunde hatte er die unschöne Gestalt einer Kaffeemühle, und zwar derselben, auf welche der Schneider hingezeigt hatte, um die bohrende Thätigkeit zu versinnlichen, welche dem verborgenen Wasser erst auf die Spur kommen will.

Meistens hängen zwei Dinge mit den chronischen Leiden unklarer Vorstellungen zusammen: Eitelkeit und allzu lebhafte Phantasie; die eine, welche nicht fragen, nicht Unkenntniß verrathen mag, die andere, welche nur die Spitze eines Schmetterlingsrüssels zu sehen braucht, um sich sofort darnach in ein fertiges Bild hinein zu lügen. Beide Eigenschaften besaß die Baronin in hohem Grade, und da bei ihr noch fliegende Hast hinzu kam, Geringschätzung des Wissens anderer oder wenigstens des Wissens ihres Gemahls, Gereiztheit in den Fällen von Widerspruch und Belehrung, mangelhafte Grundbildung, Vielwisserei und hundert andere Dinge, welche jenes chronische Leiden unheilbar machen, so hatte der Baron seine Noth, sich gegen die artesische Kaffeemühle der Baronin zu vertheidigen.

Dergleichen Versuche halfen übrigens selten genug, es müßte denn ein neu einkehrender Handwerksbursche einen andern Einfall im Edelhofe hinterlassen und die Gedanken der Baronin in anderer Richtung in Bewegung setzen.

Aber so viel der Baron von seinem Grübelstübchen auch nach solch einem Helfer ausſehen mochte, acht Tage lang kam kein Wanderbursche in Sicht, und als am neunten ein fechtender Buchbinder aus Buxtehude einsprach, erwiesen sich dessen Reiseerlebnisse als so durchaus dem Bereiche von Kleister und Pappe angehörend, daß die Baronin ihn schon nach dem dritten Suppenlöffel mit Fragen verschonte.

So ward denn jeder weitere Widerstand aufgegeben und die verhängnißvolle Kaffeemühle in Angriff genommen. Die Baronin und der schielende Physikus aus Lüneburg waren darüber einig, daß nur hypochondrische Grille, d. h. Eitelkeit des Befindens, hinter dem Widerstande des alten Barons zu suchen sey. Er wehre sich gegen Zerstreuungen; da müsse man ihm denn zeigen, daß er auch wider seinen Willen kurirt werden solle. Bei solch einem Unternehmen bekomme er alle Hände voll zu thun, und das sey für Eitelkeit des Befindens eben die beste Arzenei. Es fehlte wenig, so hätten die beiden Verschworenen sich in den Kopf gesetzt, der Baron selbst müsse den Riesenbohrer drehen. Aber die Heilgymnastik war noch keine Wissenschaft geworden und man spannte einstweilen nur die beiden Wagenpferde des Barons zum Drehen ein.

Diese Geschichte erzählte, um die eilfte Nachtstunde etwa, ein kleiner buckeliger junger Mann, welcher auf einem Rohrstühlchen saß, oben auf der Platte eines langen Eichentisches. Einige Dutzend fröhlicher Gäste hätten an dem Tische hinreichenden Platz gehabt, um die Ellbogen in die Seiten zu stemmen, ohne doch den Nächstsitzenden Seitenstechen zu verursachen. Aber so zahlreich war es mit der Zuhörerschaft des kleinen Buckeligen nicht bestellt. Nur das eine Ende des Tisches hatte ein weißes Tuch und dazu leidliche Oelbeleuchtung aus einer herabhängenden Blechampel; auf dem Tuche lagen die Reste eines Festschmauses einfacher Art, Schinkenschwarte, Häringsköpfe und Käserinden; zwischen den Zinntellern aber standen große Gläser, welche der kleine Mann auf dem Stühlchen aus einem vor ihm dampfenden Eimer von Zeit zu Zeit mit stark duftendem Punsche füllte. Und diesen Gläsern gegenüber saßen etwa sechs bis acht Männer und Weiber, junge und alte, bald trinkend, bald sich über die Erzählungsweise und mehr noch über die verkrüppelte Erscheinung des kleinen Mannes belustigend. Einer unter ihnen, wohl

Digitized by Google

an die neunzig Jahre alt, mit einer weißen Baumwollmütze auf dem kahlen Kopfe, theilte seine Aufmerksamkeit zwischen mühsamem Zuhören und fleißigem Seitwärtsblicken in der Richtung zweier kreisender Mühlsteine, deren ebenmäßiges Geschäft von Zeit zu Zeit neues Kornaufschütten nöthig machte. Er hatte ein gutes altes Gesicht, unzählige Runzeln und Krähenfüße um Augen, Stirn und Kinn, und sein zahnloser Mund lächelte unablässig, wie es wohl in solchen Jahren einzutreten pflegt, denen die köstliche Gabe des lebendigen Mienenspiels bereits abhanden gekommen ist.

Hinter dem Stühlchen des Erzählers, am andern Tischende, saßen im Dunkeln zwei junge Leute neben einander, zu deren Ehren heute der Punsch dampfte, das weiße Tischtuch und die blanken Zinnteller ihr festliches Ansehen sehen ließen und die pokulirenden Gäste die Schlafstunde versäumten. Sie waren nicht aus der Heide, diese Gäste, und hatten noch bis zum Morgen im offenen Schlitten zu fahren, ehe sie wieder unter ihre Strohdächer und hinter ihre Ziegelwände gelangen mochten. Aber wo sie saßen, war es traulich warm, wie stark der Wind auch oben um die Mühlenflügel sauste, und dann galt es vor dem Aufbruch noch den Jungvermählten, wie üblich, einen Hochzeitschabernack zu spielen, die Bettdecken zusammen zu nähen, Häckfel oder kurz geschnittenes Pferdehaar auf's Brautlager zu streuen, ein Kätzchen unter die Kissen zu verstecken, die Stubenthüre auszuhängen, die Schlösser zu verdrehen, im Kamin zu rumoren, mit Wasserspritzen sich in den Hinterhalt zu legen, und was alles sonst der Volkswitz seit manchem Jahrhundert ersonnen hat, um der Brautnacht ihren nordischen Hexenspuk nicht verkümmern zu lassen. An diese Vorbereitungen hatte man schon während des Schmauses gehen wollen, aber so oft einer fortzuschleichen versuchte, erwischte ihn das spähende Auge des kleinen Buckligen, und da hieß es dann in der ganzen Runde: niedersitzen! denn die Heimlichkeit gilt bei diesen Späßen als nothwendige Vorbedingung, und wenn die Gäste genau bewacht werden, haben sie keine kleine Mühe, zu ihrem Ziele zu gelangen.

Seit das Trinken begonnen hatte, war die Sache noch schwieriger geworden; denn nun ward der Bucklige gedrängt, er solle auf seiner Fidel ein paar Hochzeitstücklein zum Besten geben, und dazu mußte man ihn auf den Tisch setzen. Dann rühmte der alte Mühlenvater, der Klas mit dem Henkel stecke so voll von Geschichten, daß man schier nicht begreifen könne, wo in dem kleinen Kerl Platz dafür zu finden sey. Und nun er in's Erzählen hineingekommen war, warf er so viel Persönliches in seine Geschichten hinein — Nebenbezüge, die wir hier wegen ihrer nur den Nächstbetroffenen verständlichen Deutung unterdrücken — daß der Auslegungen, Zurückweisungen und Abwehren kein Ende war und alle Anwesenden fortwährend in Athem erhalten wurden. Nur das Paar im dunkeln Winkel am andern Tischende blieb verschont, und klang ja eine Stichelei zu ihnen hinüber, so nahmen sie sich schon in Acht, nicht länger als nöthig Rede zu stehen. Weder Jochen in seiner blaugrünen Müllerjacke, noch Gesa im zeisiggrünen Wollenrock mit fuchsrothem Kattuumieder kamen aus ihrem Versteck hervor, und ihre neuen geschnitzten Stühle mit ihren Namen darauf, einer Blume daneben und der Zahl des Hochzeitjahrs darunter, blieben leer zwischen den Stühlen der trinkenden Gäste.

Der Alte aber warf zwischen Zuhören, Lächeln und Kornaufschütten häufig einen Blick in's Dunkel zu seiner blonden Enkelin hinüber, machte ihr auch wohl ein bedeutsames Zeichen in der Richtung der Thüre, als wolle er ihr zu verstehen geben, daß es nun des Zischelns und Rothwerdens genug sey, und daß seine neue „Freundschaft" — denn die sämmtlichen Gäste waren Verwandte des Bräutigams und dem alten Müller erst seit heute bekannt — bei längerem Warten ihr schon den Schabernack nicht schenken würde.

Klas mit dem Henkel, dessen kluges blaues Auge wie vertrunschen in den Käfich des verkrüppelten Körpers gebannt schien, war der Einzige, welcher das Geberdenspiel des Alten bemerkte, ohne sich indessen dadurch in seiner Erzählung stören zu lassen. Er mochte zwischen zwanzig und dreißig Jahren zu ziemlich mitten inne stehen, war ein Pathe des Wolfenbüttler Bibliothekdieners, wußte schon in seinem siebenten Jahre das ganze geschriebene Bücherverzeichniß der Bibliothek rück- und vorwärts auswendig herzusagen, hatte seitdem einige sechs bis sieben tausend Bände durchgestöbert und steckte voll von einer Menge Wissenswürdigkeiten, die sein Erzählertalent entwickelt, im übrigen ihm aber keinerlei Nutzen gebracht hatten. Unter griechischem Himmel wäre wahrscheinlich ein zweiter Aesop aus ihm geworden. Unter dem grauen Wolkendach der Lüneburger Heide aber gab es zu wenig fröhliche Muhestunden im Freien, als daß er sich eine aufmerksame Zuhörerschaft hätte heranbilden können, und da er in Spinnstuben sein Heil versuchte, zeigte sich's, daß ihm der Flachsstaub zu rasch die schwache Luftröhre anfüllte, wogegen im Kruge der Tabaksqualm ihm schon nach wenigen Minuten die Augen unter Wasser und die Zunge auf's Trockene setzte. Somit hatte er zur Musik seine Zuflucht genommen. Aber eine große Geige ließ sich nicht füglich unter das zwergenhafte Kinn einklemmen, die kleinen Marktgeigen dagegen verdrossen ihn durch ihre schreienden

Digitized by Google

Töne, und da seine Begabung überhaupt sich nach jener andern Seite hin bereits mächtig entwickelt hatte, so brachte er's als Geiger nicht über eine dürftige Fertigkeit hinaus. Dieß war der Buckline auf dem Rohrstühlchen, Klas mit dem Henkel, wie er in der Lüneburger Heide hieß, als Gegensatz zu dem schlanken, geradgewachsenen Klas, dem Dorfgeiger aus Soltau, welcher seit dem Auftreten des Wolfenbüttler Geigers nicht mehr einfach Klas, sondern Klas ohne Henkel genannt wurde und für sein Leben gern für seine mächtig große Geige den witzigen Kopf des kleinen Namensvetters eingetauscht haben würde.

Es bleibt uns noch hinzuzufügen, daß die Gäste in der Windmühle unter andern aus einem Torfhändler von der Harburger Seite, einem Federviehhändler aus der nämlichen Gegend, sammt Weibern und erwachsenen Kindern bestanden, daß der ebenfalls anwesende Stiefvater des Bräutigams bürgerlicher Lohgerber in Celle war, und daß sich einem weitern, seitab sitzenden Zuhörer, welcher zufällig in diese Festlichkeit hinein geschneit schien, nicht füglich ansehen ließ, in welchem Bezug er zu dem Ganzen stehen mochte.

Inzwischen war die Erzählung, die wir vorhin unterbrochen, etwa in folgender Weise fortgegangen, wobei wir wiederum beseitigen, was zu allgemeinerem Verständnisse näherer Ausführungen bedürfen würde.

„Die Baronin Rockstroh und der schielende Physikus kamen demnach überein, daß die Kaffeemühle gebaut und das Apfelschimmelpaar des hypochondrischen Barons zum Drehen der Mühle verwendet werden solle. Nachdem der letztere lange Zeit sich diesem Vorhaben widersetzt hatte, mußte er nachgeben. Es könne, sagte die Baronin, lediglich Eitelkeit des Befindens genannt werden, wenn sich ein Einzelner aus engherzigen Rücksichten einem Werke von solcher Tragweite und Nützlichkeit entgegen stemme. Die Heide brauche vor allem Wasser. Ein glücklicher Bohrversuch nur, und aus der Oede werde ein grünes Paradies. Wer anderö als der Rockstroh'sche Edelhof weit und breit in der Lage sey, ein solches Werk in Schwung zu bringen? wo die Mittel dazu, wo der seine Kopf, wo der nachhaltige Wille? An einem grünen Donnerstage leuchte denn zum ersten mal das Schimmelpaar um den aus Hannover verschriebenen Riesenbohrer in eintönigem Rundgange, und als um die Zeit der Martinsgänse der Abdecker aus Peine mit seinem Bretterkarren herüber kam, um den ersten lahm gewordenen dieser beiden Leidensgefährten abzuholen, da war bereits ein stattlicher Sandberg über den Spargelbeeten des Barons im Anwachsen begriffen; es hatte sich Drängwasser in Menge gefunden, freilich nur ein neues Hinderniß, da sich's um das Auffinden einer Wasserader von eigener, kräftiger Strömung handelte, und des Barons hypochondrischer Zustand war in ein erkennbares Leberleiden umgeschlagen — ein vielversprechendes Symptom, wie der Physikus versicherte, indem sich nun der Feind sehen und fassen lassen werde.

„Er wurde im folgenden Jahre noch sichtbarer, dieser Feind, indem die Augen des Barons gelb überliefen und seine Reizbarkeit zu einer Höhe stieg, daß die Baronin auf Mittel dachte, sich gegen die plötzlichen Ausbrüche ihres Gemahls sicher zu stellen. Das Jahr darauf brachte auch dieses Auskunftsmittel. Der Baron wurde unter Vormundschaft gestellt und verfiel bald darauf in wirklichen Tiefsinn. Als nach weiteren drei Jahren die Kaffeemühle endlich inmitten einer Hügelkette aufgebohrten Sands für alle Zeit still stand, war Tags zuvor der verschuldete Edelhof im öffentlichen Aufstreich verkauft worden, und die Baronin fuhr in einem gemieteten Einspänner von dannen; ein hinter dem Wagen schaukelnder Seehundskoffer enthielt alles, was ihr geblieben war, Rockstroh'sche Familienpapiere, die Schlüssel zur herrschaftlichen Gruft, Zeichnungen und Entwürfe der Kaffeemühle, ein ächtes Spitzenkleid, drei Hemden und einen schwarz lakirten Strohhut. Bei der Familiengruft ließ sie anhalten und verweilte eine Viertelstunde vor dem Grabe des Barons, worauf sein Name mit weißer Kreide zu lesen stand. Sie weinte bitterlich über das Unrecht, das ihr geschehen sey; sie klagte den Himmel mit großer Heftigkeit an, daß er hochherzige, menschenbeglückende Unternehmungen im Stiche lasse, um engherzigen, selbstsüchtigen Werken die Krone des Erfolgs aufzudrücken; sie warf sich vor, zu wenig an sich selbst, zu viel an die Heilung ihres Gemahls gedacht und sich in diesem Bemühen geradezu geopfert zu haben; sie dachte an die Hypochondrie und beklagte, daß nicht alle Welt in diesem Augenblick Zeuge seyn könne, wie sehr diese weit verbreitete Eitelkeit des Befindens verheerende Wirkungen um sich streue, und sie nahm sich vor, mit dem Himmel nicht eher Frieden zu schließen, bis er ihr ein entschiedenes Zeichen seiner Gunst gegeben habe, einstweilen aber sich denen zuzugesellen, welche auch ohne ihn fertig werden zu können erklärten.

„Dieß ist die Entstehungsgeschichte der in der Lüneburger Heide weit und breit berüchtigten artesischen Kaffeemühle. Der Edelhof wechselte seit jener Zeit häufig seine Besitzer. Es ruhte, so schien's, kein rechter Segen darauf. In der Kaffeemühle gar, obschon sie während der Bohrversuche zu einem sehr wohnlichen Umfange angewachsen war, wollte sich niemand niederlassen. Ein Franzose, hieß es, sey darin erschlagen und verscharrt worden; man habe, behaupteten andere,

Digitized by Google

einen Schneider aus Paris darin ausgekocht und dann ohne ein Loth Fett auf den Gliedern an's Ende der Welt laufen laſſen. Der Baron Rockſtroh reite in der erſten Mainacht rücklings auf einem ſeiner Apfelſchimmel um die verwunſchene Kaffeemühle herum und ziehe den andern Schimmel dabei hinter ſich im Kreiſe. Noch andere betheuerten, die Baronin in ihrem Spitzenkleide und der ſchielende Phyſikus ſäßen manchmal Nachts mit einem ungeheuern Seſtrohr oben auf dem Firſt der Kaffeemühle und guckten immer kothrecht hinab, als wollten ſie die unterirdiſche Waſſerader ſuchen. Die meiſten glaubten indeſſen, es liege irgendwo ein Schatz vergraben, der noch aus der Heidenzeit ſtamme; dem habe man nachgeſtellt und das Waſſer ſey nur der Vorwand geweſen; ſolcher Schatz bringe aber, ſo lange er nicht gehoben ſey, Unglück über diejenigen, welche ihm nachforſchten. Und ſo hielt ſich denn ein jeder von dem verrufenen Hauſe fern. Daß wir jetzt," fuhr der kleine Buckelige mit verſchmitztem Lächeln fort, „ſo ruhig und guter Dinge hier in der Kaffeemühle ſitzen, beweiſt —"

Er hatte noch nicht ausgeſprochen, als die etwas hyſteriſche Frau des Federviehhändlers zum Aufbruch mahnte und die Gattin des Torfſtechers ebenfalls an die große Entlegenheit ihres Hauſes erinnerte. Es ſey zwar recht hübſch, ſagte der Lohgerber etwas gereizt, daß der kleine Herr ſo voll Schnurren ſtecke, aber wenn er ſich mit ihnen ſeinen Spaß erlaube, ſo möge er ſich geſagt ſeyn laſſen, daß unter Männern manches hingehe, was für Weiber nicht unter allen Umſtänden tauge. Er, der Lohgerber, wiſſe ohnehin aus Erfahrung, daß Schreck und Aengſte von der nachtheiligſten Wirkung ſeyen, und erſt vor drei Wochen habe der Celler Bürgermeiſter ein paar nagelneue Stiefeln in der erſten Woche durchgegangen, wobei ſich herausgeſtellt, daß die Kuh, aus welcher das Stiefelleder geſchnitten worden, in Folge eines heftigen Schrecks beim Milchgeben ſich verfangen und zu Tode gekeucht habe, was wiederum beweiſe, daß ein Schreck ſogar dem Leder ſeine Tüchtigkeit entziehe, wie viel mehr, ſetzte er hinzu, den Menſchen ihre Friſche und Spannkraft. Hierauf erhob ſich der Federviehhändler von neuem und ſagte, indem er einen Blick in den noch halb vollen Punſcheimer warf, es könnte ſcheinen, als fürchte ſich hier irgend wer vor Geſpenſtern; dem ſey nicht ſo, und deßhalb ſtimme er gegen den ſofortigen Aufbruch, wobei ohnehin ein weſentliches Geſchäft der Hochzeitgäſte — er zwinkerte in der Richtung des im Dunkeln plaudernden Paars — unerledigt bleiben würde. Was ſeine Frau betreffe, ſo habe ſie bei der letzten Hinrichtung in Stade drei volle Stunden im Sonnenbrande mit einer Jugendfreundin, die an einen Seiler in Stade verheirathet ſey, oben in der Dachrinne ſitzend, die Zeit ſich nicht lang werden laſſen, und ſey nach Hauſe gekommen, ohne die Kapaunen gekauft zu haben, um deretwillen ſie eigentlich nach Stade gereist ſey. Er glaube daher, ſo lange des Herrn Braut-Großvaters Punſch noch vorhalte, ſolle ſich das Weibervolk ſchon die Zeit nicht verdrießen laſſen. Der Torfhändler, deſſen Junge ſchon etwas ungefügig war; begnügte ſich mit Kopfnicken zuzuſtimmen, und ſeine beiden Töchter, die zum beabſichtigten Schabernak ſeit langem Nadel und Faden in Bereitſchaft hielten und ohnehin dem Grauſeligen nicht abhold waren, meinten, durch den Schnee gehe es ohnehin raſch genug heim und morgen könne man ausſchlafen, zumal das Leſekränzchen in dieſer Woche ausfalle. Der abſeits Sitzende ſprach ſchließlich die Hoffnung aus, jeder werde gern hören wollen, wie die verrufene Kaffeemühle endlich wieder zu Ehren gekommen ſey, und nach neuem Gläſerfüllen und aufmerkſamen Rundblicken fuhr Klas mit dem Henkel in ſeiner Erzählung fort:

„Die Mühle mochte einige zwanzig Jahre leer geſtanden haben, als ſich endlich ein Paar fand, das es mit dem Spuck aufnehmen zu wollen erklärte. Beide waren im Rockſtroh'ſchen Hauſe als Dienende geweſen, damals in den beſten Jahren, er der Kutſcher des Barons, ſie die Kammerjungfer der Baronin. Bei der Abgelegenheit des Edelhofs und dem ewigen Einerlei, von welchem ſeine Bewohner zehrten, hatten dieſe letzteren nach und nach ſämmtlich eine gewiſſe Aehnlichkeit angenommen, und namentlich ging das eigenthümliche Verhältniß, welches zwiſchen dem Baron und der Baronin beſtanden, allmählig für die ſteten Zeugen deſſelben in eine Art Allgemeinbild der Ehe über, ſo daß ſich niemand im Rockſtroh'ſchen Edelhofe mehr einfallen ließ, die Möglichkeit einer andern Art ehelichen Bezuges zu denken. Es war dieſes Muſter des Gattenlebens kein eben erbauliches und dem Eheſtand zur Empfehlung dienendes. Man hatte zwar von keiner Seite Leidenſchaften des Herzens zu bekämpfen; es geſchah nichts Unziemliches; man war ſtreng in den Regeln des Geſetzlichen und fühlte keinerlei Verſuchung, ſie zu übertreten. Aber es gähnte die Langeweile über dieſem Bunde, und bei Kleinem nergelte man ſich in Kummer und Ungeduld hinein, bis der Senſenmann ſein „Ei, ſo wollt' ich doch!" ſprach und der Baron in die Grube fuhr."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Macht der Sitte.

(Fortſetzung.)

Kann man ſich noch darüber wundern, daß bei einem Volke, das ein ſo leeres und nichtiges Spiel mit den Namen treibt, ſogar die innerſte Falte des Herzens blutlos und erdfahl ausſieht? Wie weit überhaupt mechaniſches Regieren und gewaltthätiges Centraliſiren eine Nation herunterbringen könne, zeigt ſchon ein Blick in die Lebensordnungen der Chineſen, die für ein geſund ſchlagendes Europäerherz auf die Dauer geradezu unausſtehlich werden müſſen. Der nichtsſagendſte Mechanismus, grenzenloſe Veräußerlichung aller geiſtigen und ſittlichen Kräfte iſt der Hauptzug im chineſiſchen Charakter, und wofern nicht der Grund, ſo doch ein untrügliches Kennzeichen ihrer moraliſchen Verworfenheit. Der in ſeinen Anforderungen an die Denk- und Gefühlsweiſe weniger gebildeter Erdenmenſchen keineswegs überſpannte nordamerikaniſche Weltgänger Bayard Taylor * urtheilt nach einem längeren Aufenthalt in China über ſeine Bewohner: „Das Einzige, worin der Geſchmack der Chineſen es zu einer gewiſſen Vollkommenheit bringt, iſt das Wohlgefallen am Ungeheuerlichen. Dieſe geiſtige Eigenthümlichkeit ſchließt eine verwandte moraliſche in ſich. Es iſt meine feſte Ueberzeugung, daß in ſittlicher Beziehung die Chineſen das geſunkenſte Volk der Erde ſind. Laſter, die man anderswo kaum dem Namen nach kennt, ſind dort ganz gewöhnlich und werden mit den gleichgültigſten Augen angeſehen. So iſt der Obergrund beſtellt, und unter demſelben befinden ſich Tiefen auf Tiefen von ſo abſtoßender und ſchreckhafter Verworfenheit, daß ſich das Weſen derſelben nicht einmal andeuten läßt. Es gibt einige dunkle Schatten in der menſchlichen Natur, vor denen man aus angeborener Scheu ſich ferne hält; aber immerhin erfuhr ich noch genug, um von einem gewaltigen Widerwillen gegen die chineſiſche Race erfüllt zu werden. Ihre Berührung iſt Befleckung.“

Wie es ſich damit auch verhalten mag, ſo viel iſt gewiß, daß die gänzliche Abweſenheit von Achtung und Anhänglichkeit für den Namen aus keiner andern Quelle fließen kann, als aus der bedenklichen Gleichgültigkeit gegen den koſtbarſten Beſitz des Menſchen, ſeine Perſönlichkeit, die in dem Namen ſich auf das Nachdrücklichſte offenbart. Ich betrachte es darum auch als ein beklagenswerthes Unrecht, daß man die Juden in manchen Ländern zwang, zu ihren altteſtamentlichen Namen einheimiſche Familiennamen, die meiſtens der Thierwelt entnommen wurden, hinzuzufügen. Das Bewußtſeyn, einem Volke unmittelbar anzugehören, hängt großentheils von der Wurzel des Namens ab, den Einer führt, und es iſt ſchon verdächtig, daß die Neger, wenn ſie mit Europäern in Berührung kommen, nur allzu geneigt ſind, ihren Kindern europäiſche, alſo für ſie unverſtändliche Namen beizulegen. So einfach, als manche ſich denken, iſt die Entſtehungsart der Namen nicht, und ſprachlich hat man ſich wohl zu hüten, hinter denſelben weiter nichts als einen ſolchen Sinn zu ſuchen, der ſich unmittelbar heraushorchen läßt. Es ſteht feſt, daß viele deutſche Ortsnamen ſlaviſchen Urſprungs und der deutſchen Ausſprache nur angepaßt ſind, wobei es nicht ſelten zu geſchehen pflegte, daß die Sprechenden die Aehnlichkeit des Lautes dazu benützten, durch weitere Verſchiebungen und Umwandelungen auch einen deutſchen Wortſinn hineinzulegen; und wiederum wird man ſich dabei zu beruhigen haben, daß ächt deutſche Namen urſprünglich einen ganz andern Sinn hatten, als ſie jetzt für unſer Ohr zu haben ſcheinen.

Eines Namens bedürfen Knaben und Mädchen hauptſächlich auch im Kreiſe ihrer Geſpielen. Das an ſeinen Namen ſich von andern unterſcheidende Kind überläßt ſich mit Seinesgleichen der Luſt des Spielens, nicht mehr bloß kraft des natürlichen Triebes nach Bewegung und Zerſtreuung, ſondern durch die Macht ſeines zu keimen beginnenden perſönlichen Bewußtſeyns, das dem Drange zur Symboliſirung eines Sittlichen nicht widerſtehen kann. So zahllos auch die Kinderſpiele uns zu ſeyn dünken, ſo erweiſen ſie, näher betrachtet, ſich doch nur als Abwandlungen einer verhältnißmäßig geringen Anzahl Schemata, die in allen möglichen Tonarten ſich abſpielen laſſen und in der Hauptſache darauf hinauslaufen, daß die Knaben die Vorſtellung kriegeriſcher Mannhaftigkeit, die Mädchen den Beruf des Weibes als Mutter zur Darſtellung bringen. Mit dem Eintritt der Mannbarkeit ſchließt ſich die Spielzeit der Kindheit, die überall glücklich iſt, wo nicht materielle Noth oder übertriebener Schulunterricht die heiteren Gewinde einer werdenden und darum ſpielenden Sitte zerreißen.

Den Erwachſenen beigezählt zu werden und auf die Schwelle eines eigenen Hausſtandes zu treten, iſt ohne Widerrede einer der wichtigſten Abſchnitte des

* A visit to India, China, and Japan, in the year 1853. p. 354.

Digitized by Google

menschlichen Lebens, jedenfalls der ahnungsvollste und hoffnungsreichste, und es konnte nicht fehlen, daß kaum ein Volk den Zeitpunkt vorübergehen läßt, ohne ihm die höhere Weihe der Sitte zu verleihen. Am nächsten liegt es, die körperliche Veränderung, die mit dem Kinde vor sich geht, sinnbildlich zu veranschaulichen: der angehende Jüngling erlegt ein Wild; der Vater zerschmettert auf seinem Kopfe den Schädel eines Raubvogels, oder steckt man ihm gar die Hände in mit schrecklichen Ameisen gefüllte Handschuhe, und er muß eine geraume Zeit sich foltern lassen, ohne seinen Schmerz durch das Zucken eines Muskels zu verrathen. Räthselhaft klingt es, daß die australischen Wilden, trotzdem daß sie auf einer der niedrigsten Stufen menschlicher Bildung stehen, die auf- und absteigenden Perioden der Entwicklung des menschlichen Individuums mit ungewöhnlicher Genauigkeit abgrenzen und durch die Sitte kennzeichnen, so zwar, daß ihre ganze Lebensweise sich darnach richtet und ordnet, indem der Mann seine dem vierzigsten Jahre sich nähernde Frau einem Jüngeren überläßt und dafür ein Mädchen sich beilegt. Es ist vorgekommen, daß ein australisches Mädchen, die fern von den Ihrigen in einem christlichen Hause erzogen worden war, sich auf und davon machte und zu ihren Stammgenossen in den Busch eilte, sobald der Zeitpunkt ihrer Reife eintrat. Zugleich liefern dieselben ungeschlachten Völkerschaften den sprechendsten Beweis, wie im Handumdrehen die Sitte zur Unsitte werden kann; denn etwas anderes als eine solche ist es nicht, wenn bei der Wehrbarmachung dem Knaben ein Vorderzahn ausgeschlagen, dem maunbaren Mädchen ein oder zwei Gliedmaßen des kleinen Fingers der linken Hand abgenommen werden.

Nachdem unter Verhältnissen auch der Uebergang vom Mannes- zum Greisenalter von der Sitte nicht unbeachtet geblieben, der Hauptsache nach aber dem Rechts- und Staatsleben zur Berücksichtigung anheim gegeben worden ist, beschließt ein letzter feierlicher Akt die auf- und absteigende Stufenleiter menschlichen Daseyns. Die Todtenbestattung wird ziemlich von allen Erdenbewohnern ernst genommen, und selbst da, wo die dabei üblichen Bräuche für unser Gefühl etwas Verletzendes haben, schimmert durch die äußere Verzerrung die erhabene Idee der Unsterblichkeit hindurch. Von den Vorstellungen, die sich die einzelnen Völkergruppen von ihr machen, hängt es ab, wie der menschliche Leichnam behandelt wird, um sicher, wenn auch vielleicht erst nach Jahrtausenden, zu verwesen. Es ist schwer zu sagen, ob es die christliche Sinnesart tiefer kränkt, wenn die heutigen Gebern oder Feueranbeter, Nachkommen der alten Parsen, ihre Todten auf Gerüsten der Sonne und den Raubvögeln preisgeben, oder wenn die alten Egypter in übel angebrachter Zärtlichkeit ihre Mumien im Speisezimmer aufstellten; so viel aber ist gewiß, daß in dem einen Falle eben so gut als in dem andern der Gedanke an die Fortdauer der Seele für die Sitte maßgebend ist. Es will mich sogar bedünken, daß der schreckliche Cannibalismus unnatürlicher Kinder, ihre betagten Eltern zu schlachten und aufzuzehren, einem ganz andern, viel edleren Gefühle entstammt, als der Gier nach Menschenfleisch. Soll die Menschenseele einmal zur Wanderung bestimmt seyn, so ist es erträglicher, sie wandert vom Vater in den Leib des Sohnes, als in den Körper eines gemeinen Thieres.

Wie dem aber auch seyn mag — für die Sitte selbst fällt das Hauptgewicht viel weniger auf die ihre symbolisirende Thätigkeit bestimmenden Motive, als vielmehr auf die daraus hervorgehenden Bildungen selbst. So handelt es sich auch bei der Todtenbestattung mehr darum, wie von den Hinterlassenen die Leiche als solche behandelt, beziehungsweise geehrt wird, als was sie sich dabei vorstellen. Will man daher diese verschiedenartigen Bestattungsgebräuche unter einen allgemeinen Gesichtspunkt bringen, so bleibt kaum etwas anderes übrig, als sie nach den Elementen zu sondern, die den Auflösungsproceß vermitteln. Bei den einen ist es die Luft, bei den andern das Feuer, oder die Erde, woraus sich Luftbestattung, Todtenverbrennung, Vererdigung ergeben. Das Wasser allein dient bloß ausnahmsweise solchem Zwecke, was offenbar mit der fließenden Natur dieses Elementes zusammenhängt, das bei den Hinterbliebenen, statt einer beruhigenden, nur die spannende Vorstellung zurücklassen würde, wo der Todte wohl geblieben, was aus ihm geworden sey? Auf Beruhigung aber ist es hauptsächlich bei der Bestattung abgesehen, und die kann nur dadurch herbeigeführt werden, daß der Trauernde weiß, wohin, nach welchem Raumpunkte er sein äußeres und inneres Auge zu richten hat, um dem Bestatteten zu begegnen. Die Gewißheit gibt unter allen Umständen Beruhigung, was in erhöhtem Grade von der Sitte gilt, deren sänftigende und wohlthuende Macht für jedes Bewußtseyn in der Sicherheit eines herkömmlichen und eingelebten Besitzes liegt. Am unmittelbarsten, so scheint es, geschieht eben diesem Gefühle Genüge durch die Aufstellung der Leichname auf Gerüsten und meist zugleich an erhabenen Orten, wo sie bequem und von allen Seiten gesehen werden können; und in der That findet sich diese Sitte des Bestattens über alle Erdtheile verbreitet, übrigens aber, wenn man von den Feueranbetern absieht, nur bei Völkerschaften von wenig entwickeltem Selbstbewußtseyn

Digitized by Google

und an Oertlichkeiten, welche der atmosphärischen Zersetzung zum Theil wenigstens ihre unangenehmen Wirkungen benehmen.

Die Todtenverbrennung trägt entschieden einen heroischen Zug, und so unbedingt die Moral auch die indische Wittwenverbrennung und noch mehr den Brauch der alten Scythen verdammen muß, bei der Todesfeier des verstorbenen Königs den gesammten Hofstaat nebst Knechten und Pferden zu erwürgen, so sind dergleichen Menschenopfer im Grunde doch nur ein entstelltes Abbild der Treue, die in Kriegerstaaten es den Genossen eines Häuptlings zur unverbrüchlichen Pflicht machen, denselben im Kampfgewühle nicht zu überleben. Ist es doch dieselbe, nur freilich unendlich geklärtere Gemüthsstimmung, welche die Asche des von den Flammen verzehrten Todten sammelt und in einer Urne aufbewahrt. Von hier aus hat sich denn bei Griechen und Römern die Leichenbestattung zu einer sinnvollen Reihenfolge gedankenreicher Handlungen entwickelt, gleichsam zu einer von Akt zu Akt fortschreitenden Tragödie, deren Gegenstand der Schmerz und die Versöhnung des Todes bildet, so daß, ähnlich wie beim wirklichen Trauerspiele, der Verlauf in demselben Verhältniß an Befriedigung gewinnt, in welchem das in sich zerrissene Schmerzgefühl sich in gesänftigte Trauer auflöst. Vieles von der antiken Todtenfeier ist auf die christliche Sitte der Beerdigung übergegangen, jedoch so, daß die germanischen Völker, zunächst im Gegensatz zu den romanischen, den Gebräuchen ihrer heidnischen Vorfahren nicht entsagen mochten. Es ist gar nicht zu glauben, welch biegsame Zähigkeit der Sitte innewohnt, und will die neuerdings in Deutschland zu Ehren gekommene Culturgeschichte den an sie zu stellenden Anforderungen nur halbwegs genügen, so hat sie vor allem die Fäden aufzusuchen, mittelst deren die christliche Cultur mit der vorchristlichen verknüpft ist. Hätten wir doch viele Culturhistoriker, die dasselbe leisteten, was der allzu früh vollendete Rettberg als Kirchenhistoriker war!

Wäre die folternde Vorstellung und nichts weniger als bloß eingebildete Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens nicht, so müßte man dem Einsenken des Leichnams in den kühlen und friedlichen Schooß der Mutter Erde unbedingt den Vorzug geben vor allen andern Weisen der Bestattung. Was ist natürlicher, als daß derjenige, der einer frommen Sage zufolge aus einem Erdenklosse gebildet wurde, in dem Schoosse der Erde selbst wieder zur Erde wird! Der leibliche Tod verliert das sinnlich Schreckhafte, das in seiner Vorstellung liegt, durch das Bild friedlichen Ausruhens in den Armen unserer gemeinsamen Mutter, als Zwillingsbruder des Schlafes, der ohne ein künftiges Erwachen gar nicht gedacht werden kann. Um so mehr muß man es bedauern, daß die meisten christlichen Völker der schönen Sitte der Beerdigung gar nicht, oder nur unvollkommen ihre tiefere und ideellere Bedeutung abzugewinnen vermochten. Unter den Romanen hat sich zum Theil in unzweckmäßiger Weise der Gebrauch der römischen Columbarien, gleichsam vornehme Eingangshallen zu dem gemeinen Gottesacker, erhalten, zum Theil kam es zu einer prunkenden Ueberladung des eigentlichen Grabes durch meist unschöne und zugleich anspruchsvolle Denkmäler, die kein ruhiges, in sich gesammeltes Gefühl, wie es kein Ort dringender erheischt als der Gottesacker, aufkommen lassen. Man denke an den Pariser Père la Chaise! Den Germanen kam ihre schon in der Heidenzeit mächtige Liebe zu Wald und Feld, ihre heilige Scheu vor dem geheimnißvollen Rauschen und dem einsamen Dunkel der Eichen zu statten, um die christlich gewordene Beerdigung mit den in jedem Frühjahr neuerwachenden Reizen der Pflanzenwelt zu umkleiden. Man nehme den Kirchhof in Granada, der trotz seiner unvergleichlich herrlichen Lage, vorne die Alhambra und hinten die Schneekuppen der Sierra Nevada, öde und unordentlich daliegt, und halte ihn mit dem protestantischen, in deutschem Geiste gepflegten Gottesacker in Lissabon zusammen, bepflanzt mit himmelanstrebenden Cypressen und den schönsten Blumen einer südlichen Vegetation! Auch Frankfurt gereicht sein trefflich gelegener Kirchhof mit den zitternden Birken und der in Deutschland seltenen Ceder zu vorzüglicher Zierde, der es nichts benommen haben würde, wenn die meisten der vorhandenen Monumente weggeblieben wären. In der Sorge für die Gräber seiner Lieben ehrt der Mensch sich selbst, und Blumen sind der schönste Schmuck, weil sie selbst fortwährend gepflegt seyn wollen.

So folgt die Sitte als treue Begleiterin dem Menschen durch sein ganzes Leben, mit liebevoller und kunstfertiger Hand die Abschnitte bezeichnend, die für den Einzelnen, als Angehörigen einer Familie, und in demselben Umfang für diese selbst eine höhere Bedeutung haben. Was die Sitte auch thun mag, immer liegt etwas Weihendes darin. Hier sowohl, im engern Familienkreise, als da wo die Familien sich gesellschaftlich zu einer höheren Einheit verbinden, bedarf es eines vermittelnden Organs allgemeiner Verständigung, und ein solches ist die Sprache. Als gesellige Bindemittel für die genossenschaftlich gesammelten Menschengruppen greift die Sprache auf das Gebiet der Sitte hinüber, ohne gleichwohl mit ihr zusammenzufallen. Es ist derselbe vernünftige Trieb nach Persönlichkeit, der bei der Erzeugung der Sitte und der Sprache sich thätig

Digitized by Google

zeigt; aber das unmittelbare Bedürfniß, aus dem beide hervorgehen, die Sphäre, die jede für sich ausfüllt, sind, trotz aller Verwandtschaft, denn doch wesentlich verschieden. Ihrem Begriffe nach zugleich allgemeiner und doch dem Menschen näher als die Sitte, muß die Sprache es sich gefallen lassen, in gewissem Betracht bald als Stoff, bald als Werkzeug der Sitte zu dienen. Ersteres kommt bei der vorliegenden Untersuchung allein in Frage, und man muß gestehen, daß die Bildungen, welche die Sitte mit der Sprache und für deren Gebrauch vornimmt, zu dem Erheblichsten und Bedeutungsvollsten gehören, was die Sitte überhaupt schafft.

Vorweg muß man darauf verzichten, die Sprache nur von der Laut- und Wortsprache zu verstehen. Der letzteren voran, oder auch Hand in Hand mit ihr geht die Zeichensprache, die im geselligen Zusammensein der Menschen ein außerordentlich wirksames Mittel der Verständigung bildet. Die Zeichensprache gleicht einem wahren Calleidoscop, das man kaum merklich zu drehen braucht, um eine ganz neue Welt von Formen- und Farbencombinationen entstehen zu lassen; die Möglichkeit einer Vervielfältigung der Sprachzeichen läßt sich annähernd schätzen, wenn man überdenkt, wie viele Zusammenstellungen der wenigen Arme des früheren Telegraphen zu Stande kommen können, um die Buchstabenschrift zu ersetzen, oder vollends, wie zahllose Mittel es gibt, um in Chiffern zu schreiben. Und was läßt sich nicht allein durch Blumen bildlich ausdrücken, wenn Döring über die Bedeutungen der Rose ein ganzes Buch zusammenschreiben konnte! * Bloße Naturzeichen, wie ein Fluß, ein Baum, sind etwas rein Conventionelles: sie können eine Grenzscheide bedeuten; werden in den Baum bestimmte Zeichen geschnitten, wie es die alten Deutschen thaten, so fordert die Sitte von jedem, daß er dieses ihr Werk anerkenne und berücksichtige. Schon ein Strohwisch macht Anspruch darauf. Die Cocarde, das Wirthshausschild, der Livréekragen, das Wappen sind Raumzeichen, um anzudeuten, was man hinter einem Gegenstand oder einer Person zu suchen hat; unausgesprochen und ungeschrieben ist das Zeichen jedem verständlich. Weniger bekannt dagegen dürfte die Erzählung seyn, wie die Wirthe dazu kamen, das Stern-Fünfeck (Pentagramm, Drudenfuß) als Einladung zur Einkehr für durstige Kehlen auszuhängen.

Dieses noch von Kepler behandelte und später ganz außer Acht gelassene Polygon, das erst Poinsot in der neuesten Zeit wieder aufgenommen und für die Geometrie fruchtbar befunden hat, wurde der Sage zufolge von einem auf der Reise erkrankten Pythagoräer mit sterbender Hand auf eine Tafel gezeichnet, um seinem menschenfreundlichen Wirthe die verdiente Belohnung durch einen vielleicht einmal einkehrenden Anhänger der Schule zu sichern; was denn wirklich auch eintraf, als später ein anderer Pythagoräer zufällig an dem Hause vorüberging und zu seiner Verwunderung die Tafel mit der ihm wohlbekannten geometrischen Figur ausgestellt fand.

Dergleichen Zeichen haben im menschlichen Verkehr denselben Werth, wie die Gegenstände der Tracht für die Person als solche; andere können mit gleicher Bequemlichkeit dazu benutzt werden, um in Folge eines Thuns oder Handelns etwas Bestimmtes damit auszudrücken. Darin besteht die Telegraphie im weitesten Sinne des Wortes, wozu das Winken mit dem Schnupftuch, oder die Umstellung der Blumentöpfe gegenüber dem Fenster einer schönen Nachbarin eben so gut gehört, als die wunderbaren Wirkungen des elektrischen Telegraphen. An dem englischen Hause wird von dem, der Einlaß begehrt, nicht einfach geklopft oder geklingelt; je nach dem Rang, den er in der Gesellschaft einnimmt, und je nach dem Geschäft, das er abzumachen hat, klingelt oder klopft der Einzulassende ein-, zwei-, auch dreimal, der Gentleman klopft und klingelt zugleich.

Ein telegraphisches Thun oder Sprechen können namentlich auch alle die Bewegungen und Geberden heißen, die im Verkehr der Menschen dazu dienen, den Gesinnungen der Achtung und des Wohlwollens unter Begegnenden einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Es ist dieß die Begrüßung, beim Kommen oder Gehen, wozu dann in nahem Abstand eine Menge anderer Zeichen gehört, in deren richtiger, gleichmäßiger und feiner Anwendung dasjenige besteht, was man gesellschaftliche Haltung oder Anstand nennt. An sich läßt es sich gleichermaßen rechtfertigen, wenn zwei durch Handschlag, oder durch Berührung der beiderseitigen Nasenspitzen sich begrüßen; für die Idee, d. h. den innern Gehalt der Sitte liegt dagegen in solchen scheinbaren Aeußerlichkeiten ein großes Gewicht. Unter Männern drückt der Handschlag kräftiges Zusammenhalten derjenigen Körpertheile aus, die dem Willen den meisten Nachdruck verleihen; die Nasenspitze dagegen bedeutet im Grunde gar nichts, und darum auch die Sitte, daß zwei Nasenspitzen sich berühren, eben so wenig. Ist es doch eine ausgemachte Thatsache, daß ein weit ausgesponnenes Verkehrsceremoniel mit Sicherheit auf einen Zustand politischer Unfreiheit schließen läßt, in

* Unter dem Titel: „Die Königin der Blumen“ (1835). Reiche Notizen über die Rose finden sich bei Volz, Beiträge zur Culturgeschichte (1832), und bei Wüstemann, Unterhaltungen aus der alten Welt für Garten- und Blumenfreunde (1834).

Digitized by Google

den hinterasiatischen Despotenstaaten ebensowohl als am Versailler Hofe unter Ludwig XIV., und jetzt wieder in den Tuilerien trotz der Napoleonischen Uniformen. Selbst an deutschen Höfen kann man in dieser Beziehung auffallende Erfahrungen machen, wie es denn sehr zu Gunsten der Habsburger spricht, daß sie, nach Verdrängung des spanischen Hofceremoniels, sich von jeher eines halb bürgerlichen Hausstandes befleißigten. Der Despotismus legt es überall nur auf den Schein an, er sucht durch die nichtssagende Aeußerlichkeit der Form zu blenden, damit die Leute sich nicht veranlaßt finden, dem faulen Inhalt auf den Grund zu sehen.

Der Sitte fällt auch diejenige Zeichen- und Geberdensprache anheim, womit mehr oder weniger jeder die Rede begleitet. Das lateinische dicere (sprechen) ist daß griechische δεικνυναι (zeigen). Der Nachdruck, den das gesprochene Wort durch die Geberdung erhält, ist weit verbreiteter und durchgreifender, als die meisten sich träumen lassen. Kann es doch als ausgemacht gelten, daß das Kind, während es auf eine Anrede horcht, nie den Mund beschaut, sondern die Augen und die Mienen, denn diese sind Allen, wenigstens auf einen gewissen Grad, verständlich. Ein weit herumgekommener deutscher Reisender versichert, die rohesten Naturmenschen, mit denen er in ihrer eigenen Sprache keine Sylbe zu wechseln vermocht, hätten ihn am besten verstanden, wenn er sie deutsch angeredet.

Ist das nicht eine wunderbare Macht des lebendigen Wortes, das so Großes allein vermag im Bunde mit der Hieroglyphenschrift des telegraphischen Muskelspiels! Gewiß, der Klang der Stimme und die Aussprache können Eigenschaften seyn, die hauptsächlich den Ruhm eines Redners begründen; sicherlich aber übt das Geberdenspiel, nur weit öfter unbewußt, die nämliche Gewalt über die Gemüther. Unerachtet ihrer Gemeinverständlichkeit wechselt die Geberdensprache in den Hauptzügen ihren Charakter nach den Völkern und Zeiten, was am deutlichsten einleuchten würde, wenn wir eine umfassende Geschichte der dramatischen Kunst besäßen. Selbst die einfachsten, Bejahung und Verneinung ausdrückenden Geberden sind keineswegs bei allen Völkern dieselben, Neigen und Schütteln des Kopfes; vielmehr war schon bei den Alten die Sitte aufgekommen, durch Zurückwerfen des Kopfes zu verneinen. Um sie vollkommen zu verstehen, muß man sich in die Geberdensprache erst hineingelebt haben, was von jeder besondern Abzweigung der Sitte gilt, deren nationale Eigenthümlichkeit für den Fremden anfangs etwas Auffallendes, weil Unverständliches hat. Und das kann gar nicht anders seyn, da die Sitte Erzeugniß irgend eines Gemeingeistes, keineswegs willkürliche Erfindung oder conventionelle Verabredung ist, so daß Einer den Sinn einer Geberde recht wohl verstehen kann, ohne die sittliche, weil persönliche Macht derselben unmittelbar an sich zu verspüren.

Wie scharf selbst der natürliche Verstand im Auffinden des mit beliebigen Zeichen zu verbindenden Sinnes ist, zeigt das Beispiel von Taubstummen, deren jeder eine eigene Zeichensprache für seinen besondern Gebrauch bildet und gleichwohl von dem nächsten besten Taubstummen, mit dem er gelegentlich zusammentrifft, verstanden wird. So außerordentlich entwickelt ist bei diesen Unglücklichen das Vermögen, Analogien zu bilden und zu deuten. So gut man daher von einer Wortsprache sagen kann, sie sey schöner oder häßlicher als eine andere, ganz mit demselben Rechte findet der Ausdruck seine Anwendung auf die Geberdensprachen der Taubstummen, unter denen im Einzelnen derselbe Abstand sich erkennen läßt, der etwa zwischen dem Hottentottischen und der Pariser Salonsprache für unser Gehör sich bemerklich macht. Nur ist es hier der Wohllaut, in welchen die Vorstellungen sich kleiden, dort die Angemessenheit des sichtbaren Zeichens, was gefällt. Darauf allein hat man zu achten, daß der verhältnißmäßig größere Universalismus der Zeichensprache kein wirklicher Vorzug heißen kann, weil die leichtere Verständlichkeit eine nothwendige Folge ihrer Unvollkommenheit ist; bloß die gewöhnlichen Vorstellungen und Begriffe lassen sich vermittelst der Geberdung ausdrücken, während die Wortsprache den ganzen Reichthum des entwickeltsten Geistes und Gemüthes zu umfassen vermag.

So vorbereitet ergreift die Sitte Besitz von der eigentlichen Sprache oder Rede, von der sie einen integrirenden, obschon von dieser Seite her weniger beachteten Bestandtheil ausmacht. Wortschatz, Wortbeugung und Wortstellung, kunstgerecht ausgedrückt: Etymologie, Grammatik, Syntax sind ihrer Entstehungsweise und ihrem begrifflichen Werthe nach in allen Sprachen dieselben, so verschieden geartet die sinnlichen Elemente seyn mögen, in welche das Uebersinnliche oder Begriffliche sich kleidet. Der Artikel bleibt Artikel, mag er, wie im Deutschen, dem Nennwort vorangestellt, oder, wie im Dänischen, hinten angehängt werden. So schwer es auch halten mag, sich den etymologischen, grammatischen und syntaktischen Bau einer Sprache zu eigen zu machen, so läßt sich doch jedesmal selbst das verwickeltste Material auf allgemeine Sprachgesetze zurückführen. Nicht in derselben Lage befindet sich der Forscher einer Reihe Sprachbildungen gegenüber, die neben dem gesetzlichen Sprachschatze herlaufen und scheinbar in lauter Anomalien und Regelwidrigkeiten sich bewegen. Wie soll es Einer angreifen, um aus den

Digitized by Google

Gesetzen der deutschen Sprache herauszulesen, daß der Satz: „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm," den Sinn ausdrückt, der Mensch schlage seiner Art nach? Oder wie will ich durch eigenes Nachdenken dahin gelangen, unter der Bezeichnung: „der mit den sieben Federeinschnitten" einen hervorragenden Indianerhäuptling zu verstehen? Die Metaphern oder bildlichen Ausdrücke erzeugt allein der durch die Sitte befruchtete nationale Sprachgeist, in Uebereinstimmung mit der Einbildungskraft und den Umgebungen des betreffenden Volkes. Hier bietet sich der Sitte ein weites Feld dar, und je weicher, ursprünglicher der Stoff der Sprache, desto leichter und mannigfaltiger geht der Umgestaltungsproceß vor sich, in dem Maaße, daß ein europäisches Ohr, das zum ersten mal der Rede eines weitfahrenen Wilden lauscht, von einer Ueberraschung in die andere stürzt. Nicht etwa, daß dergleichen Metaphern durchgängig für uns unverständlich wären: gar oft liegt das Sinnbildliche der Rede unserem Verstande nahe genug, um sie leicht errathen zu lassen und die Einbildungskraft angenehm zu beschäftigen; immerhin aber paßt vieles davon nicht in unserem gewöhnlichen Ideenkreis und erfordert mindestens längeres Nachsinnen, um ungefähr begriffen zu werden.

In noch höherem Maaß gilt dieß von der zum Sprüchwort entwickelten Metapher, einer Versinnbildlichung nicht mehr der Vorstellung, sondern des Gedankens. Auch von dem sprüchwörtlichen Sprachschatz gilt die eben gemachte Bemerkung, daß, da nun einmal die Vernunft bei allen Menschen dieselbe und überdieß bei der Mehrzahl der Culturſprachen ihre Verwandtschaft geschichtlich nachweisbar ist, gewisse sprüchwörtliche Redeweisen so ziemlich als Gemeinbesitz unseres Geschlechts angesehen werden können, oder doch ihrer geringen, meist nur die Form betreffenden Abweichungen wegen sich dem Verständniß eines jeden mit derselben Leichtigkeit nahe legen, womit ein Taubstummer die naturalistisch gebildete Zeichensprache eines andern sofort versteht. Dessen ungeachtet bleibt gerade in den ausdrucksvollsten und ansprechendsten Sprüchwörtern ein gewisses Etwas zurück, das als Zuthat der Sitte gerade nur auf diesem und keinem andern Boden erwachsen konnte, dem Dufte der Blume vergleichbar, der außer dem allgemeinen Wohlgeruch durch ein unaussprechliches Aroma unser Geruchsvermögen reizt. Es wäre, meines Erachtens, keine der undankbarsten Aufgaben, eine Geschichte und Statistik des Sprüchworts zu schreiben; erst dann würden Sprachwissenschaft und Culturgeschichte sich in der Lage befinden, den Einfluß der sprüchwörtlichen Rede auf die Denk- und selbst Handlungsweise der einzelnen Völker richtig zu bemessen. Daß unter den Morgenländern das Sprüchwort, sowohl was Zahl als Art betrifft, anders ausfiel als im Abendland, ist zwar eine ausgemachte Sache; allein wie grundwesentlich weichen hierin die einzelnen orientalischen und eben so die einzelnen abendländischen Völker von einander ab! So viele Sprüchwörter wir Deutsche z. B. mit den Franzosen gemein haben, so abweichend, innerlich abgewendet ist der beiderseitige Grundstock.

Es ist recht eigentlich die geistige Arbeit unserer Hauptstädte, als Mittelpunkte der modernen Civilisation, die Sprachsitte in der angegebenen Richtung zu bereichern. Ein guter Schriftsteller bereichert unter Umständen Sprachschatz und Sprachbildung, auch wenn er in dem abgelegensten Winkel der Welt seine Feder ansetzt; dagegen geht das Meiste, was eine lebende Sprache an metaphorischen und sprüchwörtlichen Redeweisen hervorbringt, von andern, beziehungsweise tieferen Regionen aus, in deren mündlichem Verkehr sich das Neue erst eingebürgert haben muß, bevor die gebildete Schriftsprache davon Gebrauch macht. Wie in so vielen andern, so steht auch in diesem Punkte Paris einzig da — ein wahres Sprachbabel, hinter dessen Leistungen die französische Akademie und ihr Wörterbuch wie Schnecken sich nachschleppen. Die in Paris schon seit Jahren erscheinende, in Deutschland aber kaum dem Namen nach bekannte „Revue Anecdotique" enthielt unlängst mehrere Hefte hindurch und alphabetisch geordnet eine ziemlich vollständige Blumenlese solcher sprachlichen Wechselbälge, wozu selbstredend das Studenten- und Grisettenviertel weitaus das zahlreichste Contingent stellte. Die Ausdrücke, die sammt ihrer Erklärung einen mäßigen Band füllen, sind zum Theil vollständig in die Umgangssprache übergegangen, fast ausnahmslos aber ein wahrer Nothanker des Pariser Feuilletons geworden, aus dem sich, zuerst bescheiden, dann aber immer rücksichtsloser, die Romansprache bereichert. Der französische Gassenroman, der demnächst den Bürgersteg ganz allein für sich beanspruchen dürfte, kann bereits nicht mehr, will er sich und seine Sache nicht freiwillig aufgeben, auf dieses, offen gestanden, nichts weniger als ehrenvolle Reizmittel verzichten, das allein schon eine gewisse Zugkraft übt, auch wenn die Dichtung an sich über den Bildungsgrad der „Hefe" nicht hinausreicht. Aus der Masse des metaphorischen Jargons greife ich auf gut Glück einige Ausdrücke heraus: prendre un billet de parterre: tomber. Pavé: éloge maladroit. Un pince sans rire: un humoriste. Godan: blague. (Das englische God dam.) Manger la grenouille: dilapider les fonds dont on est le simple dépositaire. Hussard à quatre roues: soldat du train. Laver: vendre.

Digitized by Google

Kinserlick: Autrichien. Dieſes „Kaiſerlich“ hat während des jüngſten Feldzugs in Italien viele Synonymen erhalten.

So weit meine perſönlichen Erfahrungen reichen, kommt Berlin mit ſeiner Sprachbereicherung unmittelbar hinter Paris. Einen fortwährenden Antrieb zu der darauf bezüglichen produktiven Thätigkeit der Sitte enthält ſchon der eigenthümliche Miſchproceß, vermöge deſſen die Bevölkerungsmaſſe der preußiſchen Hauptſtadt ſich unabläſſig ergänzt und erneuert. Einer unſerer feinſten Beobachter, * der ſich während der zwanziger Jahre längere Zeit in Berlin aufhielt, urtheilt, gewiß ſehr richtig, darüber: „An allem in Berlin ſieht man, daß die Stadt ein Parvenü iſt; man arbeitet ſich immer in die Höhe und ſtrengt ſich an, auf der Höhe zu bleiben, überall aber ſieht die alte Kleinheit noch hindurch. Wien und Hamburg, Dresden und Hannover, Frankfurt und Leipzig haben ein feſtes ſtädtiſches Gepräge: es war lange ſchon, wie es jetzt iſt. In Berlin iſt alles noch zuſammengewürfelt; bis in das Innere der Haus- und Familieneinrichtungen geht dieſe Nichtübereinſtimmung; jeder macht ſich ſeine eigene Art. Gewiß zwei Drittel der Beamten, der Gelehrten und wohl auch der größeren Kaufleute und Handwerker ſind aus den Provinzen gekommen, denen Altpreußen neu iſt. Der geborene Berliner und Märker wird unter den vielen Ankömmlingen ſich ſelbſt fremd und wieder neu. Auch in der Maſſe der Bevölkerung muß eine große Umwälzung vorgegangen ſeyn durch das ganz veränderte Saldatenweſen, welches früher einen Pöbel im Pöbel erzeugte. Und dennoch kann man auch wieder den durchdringenden Einfluß des alten Berlinismus auf die Hinzugekommenen jedes Standes bemerken. Ein Streben nach geiſtigem Spiel, nach Witz und Schärfe, nach einer Art franzöſiſchem Esprit bemeiſtert ſich eines jeden, der ſich hier länger aufgehalten hat. Einem geſchickten Ausforſcher möchten wohl nicht leicht Geheimniſſe, ſey es des öffentlichen Lebens oder der perſönlichen Verhältniſſe, unbekannt bleiben; jeder läßt gerne merken, daß er etwas weiß, und gibt ihm, was er weiß, Gelegenheit zu einem brillanten Einfall, ſo muß es heraus, mag es auch ſeyn was es will. Dieſer Offenheit liegt aber auch noch ein Beſſeres zum Grunde: eine gewiſſe bürgerliche Gradheit; vornehm glatt, oder vornehm verſchloſſen verſteht man ſo wenig zu ſeyn, wie verſteift und hochmüthig. Erinnert man ſich der Geſchichte der preußiſchen Monarchie und der entgegengeſetzten Charaktere ihrer Fürſten, ſo findet man viele der aufeinander folgenden Gegenſätze in dem heutigen Berlin neben einander.“

In dem ſeitdem verfloſſenen längeren Zeitraum hat ſich zwar manches geändert, namentlich iſt die Berliner Bevölkerung homogener geworden und aſſimilirt ſich den in ſie von außen Eintretenden leichter und vollſtändiger. So gewaltſam jedoch, wie der in das Pariſer Leben eingetauchte Provinzbewohner ſeine bisherigen Gewohnheiten und Anſchauungen ablegen muß, um angenehm mit ſeinen neuen Mitbürgern zu verkehren, geht das „Berliniſiren“ keineswegs von ſtatten, und es bleibt ſomit noch genug Provinzielles zurück, um in dem Berliner Prägeſtock das urſprüngliche Metall zu erhalten. Es gibt in Berlin wirklich Provinzialcolonien in nicht geringer Anzahl, und die es nicht bloß dem Namen, ſondern der That nach ſind. Am zahlreichſten und ausgeprägteſten ſind die Rheinprovinzen vertreten. Daß der Sprachſchatz nicht leer dabei ausgeht, ließe ſich vorweg vermuthen, auch ohne daß das Berliner Deutſch, ein Seitenſtück zum Berliner Blau, weit und breit eines nichts weniger als beneidenswerthen Rufes genöße. Nicht das meine ich, daß ſelbſt ſo berühmte Reitergenerale wie der „alte“ Blücher und „Vater“ Wrangel mit dem Dativ und Accuſativ auf äußerſt geſpanntem Fuße leben; man findet in Berlin wirklich eine ſyſtematiſche und fortlaufende Sprachbereicherung, die ihre Werkſtätte nicht in den Geſellſchaftszimmern der vornehmen Welt, ſondern in den untern Regionen des Arbeiterlebens aufgeſchlagen hat. Ueberhaupt, wie ganz anders geht der Handwerker mit der Sprache um als der Bauer! Seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn mit der ererbten Scholle zuſammengewachſen, verhält ſich der Bauernſtand in der Sitte conſervativ, von einem unerſchütterlichen Erhaltungstrieb, der, ohne daß ich damit einem ſolchen Conſervatismus irgend zu nahe treten will, lebhaft genug an die Ackerbau treibenden Chineſen erinnert, von denen der treffliche Gützlaff * ſcharfſinnig bemerkt: alle Völkerwanderungen und Tartarenüberfälle hätten ihnen nichts anzuhaben vermocht; der Pflug ging ſeinen ruhigen Gang und die Hand, die ihn führte, erhob ſich gegen keine neue Gewaltherrſchaft.

* Friedrich Perthes Leben. Vierte Auflage. Bd. III. S. 289.

* Geſchichte des chineſiſchen Reichs. Herausgegeben von Neumann (1847).

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

8.

Schrecken und kein Ende.

Donnerstag, den 8. November. Lob und Preis sey gesagt, daß dieser Schreckenstag ohne Gefahr vorbei gegangen! Schon vorgestern ließ Herr Vogt zu Canstatt, Ernst Spoun, durch eigenen Postillon vermelden, daß auf gestern, laut sicherer Nachricht, tausend Reiter von Heilbronn ausmarschiren werden, um Marbach, Canstatt und Eßlingen zu besetzen; wie er sich dabei zu verhalten, darüber erwarte er fürstliche Resolution, habe aber inzwischen die Sache der benachbarten Reichsstadt zu communiciren nicht ermangeln wollen. Die Herrn Geheimen schickten hierauf noch spät Abends einen Abgeordneten nach Stuttgart, um im Vertrauen zu vernehmen, was man denn bei dieser unglückseligen Begegniß für Consilia bei dem Staat selbst ergreifen, oder Eßlingen, als einer getreuen Schutzstadt, an die Hand werde stellen können; dem zwar die Herrn geheimen Secretarien geantwortet, es möchte dieser Marsch etwan wohl andere Orte als Eßlingen treffen, Herr von Rühle aber sich von dem wirtenbergischen Pfleger zu Heilbronn für gewiß avisirt erklärt hat, daß die Franzosen die um Heilbronn und heraufwärts gelegenen wirtenbergischen Städte mit Reiterei besetzen, ferner ein Regiment gegen Frauenalb und auf Offenburg, um selbige Stadt zu occupiren, schicken wollen.

Heute früh nun vor Tag berichtet Herr Vogt zu Canstatt abermals, er habe in der ersten Nachmittagsstunde ganz sichere Nachricht erhalten, daß sich am Abend wenigst hundert Mann französischen Fußvolks auf dem Kirchhof zu Stammheim bei Ludwigsburg gesetzt haben und ein annoch verborgenes Dessein weiter herauf zu gehen formiren; er habe auf allen Fall veranstaltet, „daß man sich dessen durch heimlichen Nachwandel erkundigen thue.“ Ihr Verlangen an die Leute sey auf Essen und Trinken gerichtet, mit dem Zuspruch, sie sollten nur zufrieden seyn, es werde ihnen nichts geschehen. Worauf Herr Amtsburgermeister veranstaltet, daß die Wachten unter allen Hauptthoren verstärkt und mit Oberoffizieren aus dem großen Rath versehen, die Thore angehenkt und keines unerlaubt eröffnet, die Wehren und Schlagbäume verschlossen gehalten, durch den Marstaller aber, nämlich den Hospitalstallmeister, gegen Canstatt oder Stuttgart, sollte er auch gar dahin reiten müssen, fleißigst recognoscirt und citissime berichtet werden solle, wo diese Völker, welche nicht allein bleiben werden, ihren Marsch hinrichten. Diese Verfügungen hat Herr Burgermeister auf den Rücken der Canstatter Notification geschrieben und mit großen Buchstaben darunter gesetzt: „Gott unser Schutz! T. Wallister.“

Gegen acht Uhr Morgens kommt wieder Notification von Canstatt, daß die mehrbemeldte französische Compagnie, fünfzig bis sechzig Mann stark, bereits bis auf Untertürkheim marschirt und daselbst unter dem Rathhaus stehe, und könne man, wohin sie ihr Absehen haben möchten, von ihnen Knechte penetriren. Gleich darauf kommt von dem, wie alle der Stadt unterthänige Orte, dem Spital gehörigen Mettingen der Schultheiß gelaufen, berichtet, daß sie sich dem Dorfe nähern, und verlangt Befehl, wie man sich dießfalls zu verhalten. Und obwohl man neben Herrn Hauptmann Seefelsen, auch wiederum Herrn Johann Friedrich Ferbern zu ihnen hinabgeschickt, welcher auch erkundigt, daß ihr Commandant ein Capitän vom Regiment de Jeuquières, mit Namen Campagnol oder Champagnol, so zu Heilbronn bei Herrn Philipp Orthen im Quartier liege, und daß ein auf Befehl des dortigen Magistrats mitgerittener Postillon ihr Führer sey, oj sind sie doch, ehe man kaum zu Pferd gesessen schien, fünfundvierzig Granatiers und zween Knechte stark, in schnellem Marsch vor das Mettinger Thor kommen. Daselbst commandirt Herrn Altburgermeister, oder, mit mehrerer Politesse zu reden, der ältere Herr Burgermeister Weickersreuter, dem sie eröffnet, sie haben von dem Gouverneur zu Heilbronn Ordre empfangen, die Stadt, als eine Reichs- und neutrale Stadt, und das darinnen liegende Chateau, auf welches, daß es dort oben liege, sie mit Fingern gezeigt, zu besichtigen, auch zu erkundigen, was darin für eine Guarnison liege.

Billig möchte man hier fragen, ob der alte Sebastian Münster oder welcher andere Cosmographus die Franzosen verleitet habe, einen, wie ihnen ja vor Augen, von einem Hügellaum nach der Stadt herablaufenden ummauerten leeren Platz, so oben auf der einen Seite in der Mauerecke ein schlechtes Häuslein und auf der andern außerhalb der Mauer die Rudera

Digitized by Google

eines alten Thurms enthält, für ein Chateau anzusehen? Herr Burgermeister Weickersreuter remonstrirte, die Stadt sey zwar eine Reichsstadt, aber von keiner Consideration, denn es sey ein ganz offener Ort und kein haltbarer Platz oder Passage; wenn der commandirende Offizier gleichwohl seine Ordre zu inhäriren gedenke, so wolle man ihn allein in die Stadt, seine unterhabende Mannschaft aber wieder auf Mettingen hinunter führen. Worauf Herr Burgermeister sich zu den Herrn Geheimen auf das Steuerhaus, um zu referiren, verfügte, und das Commando Herrn Georg Friederich Hauffen, des kleinen Raths Mitglied und geheimen Collegii Adjuncten, übergab. Herr Hauff redete nun mit dem Champagnol unter dem Thor weiter, und da derselbe immerzu Ordre vorschützte, auf Eßlingen zu gehen, so verlangte er etwas Schriftliches zu sehen. Derselbe konnte aber nichts vorweisen als seine Schreibtafel, worin viel ritterschaftliche Oerter am untern Neckar, die er unterwegs aufgeschrieben haben mochte, gestanden. Herr Hauff begehrte die Schreibtafel von ihm, und als er solche genau inspicirt und Eßlingen nicht darauf gefunden, sagte er, die Orte seyen keine Reichsstädte, sondern adelige Schlösser. Der Offizier fragte, ob denn nicht ein Amtmann auf dem Schloß wohne, worauf man zur Antwort gab, es sey kein Amtmann da, auch sey der Ort, den man zu Eßlingen die Burg nenne, kein Schloß, sondern nur ein Platz, wo man bei vorfallenden Feuersnöthen ein Zeichen mit Lösung eines Stücks gebe. Darauf er ganz unwillig worden und gesagt, der versuchte Postillon von Heilbronn habe ihn so weit um und bis daher geführt; er sehe nunmehr wohl, daß ein Irrthum geschehen und er nicht an das rechte Ort kommen seyn müsse.

Obwohl man nun diesem Champagnol zu wiederholten malen zu verstehen gegeben, daß man ihn auf Verlangen ohne einiges Bedenken in die Stadt herein lassen wolle, so hat er es doch nicht verlangt, sondern ist, ehe Herr Burgermeister Weickersreuter noch ausreferirt hatte, gegen Mettingen hinunter von der Stadt abmarschirt, hat auch nur dieses begehrt, daß man seinen Leuten ein Stück Brod und einen Trunk Wein, ihm selbst aber, zu besserer Anrichtung seines Marsches, eine gute Landkarte von dem Wirtenberger Land hinabschicken wolle. Welches man auch gleichbald bewerkstelliget, dem Offizier einen Hammelschlegel und junge Hühner, den Gemeinen aber, welche Alle Flinten getragen und allem Ansehen nach in ihren Patrontaschen Granaten gehabt, Brod und Wein geben lassen. Verschiedene Herrn und Burger aber, welche zu ihnen nach Mettingen gangen und der französischen Sprache kundig gewesen, haben nachgehends erzählt, daß, als man dem Champagnol die Landcharte gebracht, er nur darüber hinausgesehen und gesagt, er könne die Orte nicht finden; daher sie anders nichts schließen können, als daß diese Franzosen entweder nur recognosciren wollen, oder ein anderes derzeit noch verborgenes Dessein gehabt haben müssen.

Jedoch mitten in diesem Allarm — o Schrecken über Schrecken! — bringt der auf Heilbronn, um Parition wegen der Contributionsgelder zu supplicziren, abgeschickte Postillon ganz ungeheure neue Postulata zurück, indem die zu Lieferung von Fourrage gar nicht eingerichtete Stadt kraft Ordre von Lagrange, kait au camp devant Manhem, der Heilbronner Guarnison für den Winter 30,000 Rationen Fourrage liefern soll. Und soll die Ration bestehen aus fünfzehn Pfund Heu in zweien Bünden, fünf Pfund Waizen- oder Dinkelstroh und drei Picotins oder Meßlen Haber, so zwei Drittel des Pariser Boisseau machen, „le dit boisseau de la grandeur de dix pouces de haut sur huit pouces en quarré par dedans tous sens.“ Dieser Pariser Scheffel will schier noch über den Kalender gehen.

Weil man nun, unangesehen, wo nehmen und nicht stehlen, sich in dieses französische Gewicht und Maß nicht richten können, so hat man Abends, als eben der Champagnol mit seinen Leuten von Mettingen wieder abmarschirt, Herrn Johann Friedrich Ferbern nach Weil zu Herrn Klosterhofmeister Peter Bering abgefertigt, um wegen der Fourragelieferung eine mehrere Explication zu begehren, auch von dem Champagnolischen Begegniß Part zu geben. Besagtes Weiler Kloster ist ein nur eine halbe Stunde entlegenes, abgegangenes weiland Dominicanerinnenkloster, wirtenbergischer Herrschaft zugehörig, und nur noch aus einem Haus und etlichen Scheuren und Ställen bestehend, welche der Hofmeister bewohnt, der, als gewesener fürstlicher Commissarius bei der königlichen Armee, dienliche Auskunft und Erläuterung durfte geben können.

Freitag, den 9. November. Herr Ferber referirt bei klein und großem Rath, welchen Herr Amtsburgermeister wegen der neuen Contribution versammeln lassen, es wisse Herr Hofmeister wegen des Maß und Gewichts keine gründliche Nachricht zu geben, maßen er seiner Zeit den Haber sackweise habe liefern müssen, wobei der französische Proviantcommissär allemal vier Säcke vom Hundert für sich als Accidens und Profit genommen habe. Das Heu betreffend, so habe er sich gerühmt, er habe die wirtenbergischen Bauern ihre Wägen sein spitzig, hoch, ohne Bauch, für das Gesicht oder den Schein laden und kleine Wägen nehmen lassen, auch die Fuhrleute informirt, beim Abladen und Darmessen das Heu fein lustig und lux zu legen,

Digitized by Google

womit er als damaliger Commissarius im Lager vor Philippsburg viel erspart habe; welches zwar sein jetziger Nachfolger in Heilbronn auch prakticiren wollen; es sey aber der Vortheil entweder von Deutschen verrathen oder von den Franzosen selbst vermerkt worden, und seyen alle von dem Bauersmann gebrauchte Vortheilhaftigkeiten auf einmal abgeschnitten, indem Haber, Heu und Stroh jetzt mehrentheils dargewogen werden müssen. Wegen des Picotin und Boisseau werde man bei der fürstlichen Rentkammer zu Stuttgart eine genaue Resolution haben können.

Ueber die französische Partie aber habe sich Herr Peter Bering nicht genug verwundern können, und glaube er einmal nicht, daß sie von Heilbronn aus commandirt gewesen seyen, weil sie sich mit der geringsten Ordre nicht legimitiren können, sondern halte er mehr dafür, daß es Deserteurs gewesen seyn müssen, oder Kundschafter um annahenden deutschen Succurs, oder eine Mauspartie, um einen Schrecken einzujagen und etwan aus einem oder anderem Ort Geld zu exprakticiren. Sonsten sey wohl zu vermuthen, daß die Franzosen ihr Absehen haben, die Stadt zu besetzen, aber nicht mit fünfzig Mann, sondern vielleicht durch einen Obristen mit vier, fünfhundert Pferden, welcher eine Finte spielen, den Marsch durch die Stadt begehren und dafelbst bleiben dürfte. Einer so kleinen Partie aber hätte man ohne vorgewiesene Ordre kein gut Wort nicht geben, sondern ihnen schlechterdings nur die Thüre weisen sollen. Es sey nicht der Brauch, daß ein Offizier mit Mannschaft ohne schriftliche Ordre auscommandirt werde. Auch sey die Guarnison in Heilbronn nicht stark genug zum Ausschicken, indem vorgestrigen Mittwoch Nachts oder gestern Frühe das ganze Regiment de Villeroy nach Offenburg aufgebrochen sey. Er selbst, Herr Hofmeister, hätte es als wirtenbergischer Commissarius, wenn er nicht krank gewesen wäre, durch das Land führen sollen, zu dessen Beglaubigung er Herrn Ferbern den aus dem Geheimenrathscollegio von den Herrn von Bülow und Menzingen unterschriebenen fürstlichen Befelch vorgewiesen.

Endlich erinnerte Herr Hofmeister, daß ja nichts Importantes ohne Vorwissen oder vielmehr Angeben des königlichen Residenten zu Stuttgart, Mr. de Juvigny, von denen Generals und Commandanten vorgenommen werde; wessentwegen man nur einen Courier zu ihm hätte schicken sollen, welches er, Bering, zwar unmaßgeblich und Verständigeren zu besserem Nachdenken überlassend, doch wohlmeinend annoch rathen wolle, maßen hochwohlgedachter Herr Envoyé es gar wohl und gnädig auf- und annehmen würde, wenn man jemand zu ihm deputiren, alles referiren und sich geneigten hohen Raths, wie man sich nämlich künftig solchenfalls zu verhalten, unterdienstgehorsamlich befragen und erholen wollte. Auf solche Weise, versichere er, Herr Hofmeister, daß Wohllöblicher Magistrat oft hochernannten Mr. Juvigny en particulier obligiren würde, weil er sein eigen Interesse, Autorität und Vollmacht, die er in dieser Revier habe, zu mainteniren suche, und dannenher entweder an den General selbst oder wenigst an den Commandanten in Heilbronn schreiben werde, daß dergleichen Desordres nimmer vorgehen möchten.

So gut nun diese des Herrn Klosterhofmeisters Consilia angeschienen, so haben doch etliche seiner Gedanken Herrn Burgermeister und Geheime ellichermaßen verdrossen, welche auch gleichbald bei Klein und großem Rath den Schluß zuwegebracht, daß durch eine Deputation mit Wirtenberg wegen eines so liedertlichen französischen Trüppleins, welches man unverwehrt durch das Land auf und ab streifen lassen, communicirt, und wessen man sich in dergleichen Fällen künftig zu versehen, angefragt, zumal aber nach Herrn Hofmeisters Anleitung die vorgeloffene Desordre an Herrn Envoyé Juvigny glimpflich gebracht, auch derselbe um hochgiltige Intercession wegen des Fourragelasts ersucht werden solle.

Wenn es nun aber gestattet seyn dürfte, alte Historien anzuziehen, so will uns das, was Herr Hofmeister gegen Herrn Ferbern von commissarischer Führung eines französischen Regiments auf Offenburg Seitens Wirtenberg verlauten lassen, nicht uneben an Herrn Herzogen Ludolfen von Schwaben und Konraden von Franken, höchsterlauchten Angedenkens, gemahnen, welche den Ungarn bei deren Invasion in das Reich ebenmäßig Führer stellten und mitgaben. Sie wollten zwar einwenden, daß sie diese Führer gleichsam als Neutralitätscommissarien, und bloß zu dem Ende abgeordnet hätten, damit dero Freunde von feindlichem Ueberzug verschonet blieben; allein dieses Vorgeben hat bei des schwäbischen Herzogs Herrn Vater, Kaiser Otten, so gar nichts verfangen, daß gedachte Mesure beede junge Herren vielmehr ihre Herzogthümer gekostet hat.

Digitized by Google

Literatur.

Gedichte von Otto Roquette. Des Liederbuches zweite, durchaus veränderte und vermehrte Auflage. J. G. Cottascher Verlag. 1859.

Roquette iſt ſeiner ganzen poetiſchen Anlage nach weſentlich Lyriker, wenn es ihm auch wie ſo vielen Sängern ergangen iſt, die meinen, ihre Nachtigallenzeit ſey mit dem Johannisfeiertag ihrer erſten Liederſammlung zu Ende, und fortan ſchicke es ſich für ſie nur noch, im höheren Chor zu ſingen. Das reizende naturſymboliſche Idyll, durch welches er ſich zuvörderſt eine bleibende Stelle in der Gunſt des poetiſchen Publikums erworben, iſt ein rein lyriſches Produkt, und alle die folgenden ſogenannten epiſchen Gedichte reichen an dieſes erſte nicht hinan, weil ſie von der allgemein herrſchenden falſchen Vorausſetzung ausgehen, aus einer hiſtoriſchen Erzählung mit eingeſtreuten lyriſchen Intermezzos laſſe ſich ein Gedicht, ein Epos machen. Welche Form er auch ſeinen Poeſien geben mag, den Stoff ſollte Roquette nach unſerer Anſicht ſtets auf dem lyriſchen Gebiet ſuchen; denn er iſt nicht bloß Lyriker, ſondern ſeine Lyrik iſt auch von einer ganz ſpecifiſchen Sorte. Sein Idealismus iſt mehr weiblicher als männlicher Art; es ſind die ſchnell verſchwindenden jugendlichen Ideale, die ihn bewegen, mehr ein unbeſtimmter Drang, eine unendliche Sehnſucht, als ein concretes, bleibend erfülltes Pathos. Er iſt daher vorzugsweiſe ein Sänger der Jugend, und mit ganz richtigem Gefühl hat er vor ſieben Jahren ſein Liederbuch der Jugend gewidmet:

> Die in der Lebensurne bunte Loſe
> Mit Jugendübermuth ihr lachend greift;
> Euch, denen glühend noch die Purpurroſe
> Im duft'gen Kranz die blühnden Locken ſtreift;
> Euch, die ihr noch in ſel'gen Wahns Gekoſe
> Jedwede Blüthe ſetzt zur Frucht gereift,
> Euch, die ihr ſelbſt noch ringt, will ich ſie bringen
> Die Lieder, denn nur ihr verſteht zu ſingen.

In allen jenen Gedichten zeigt er ſich uns als der fröhliche, wanderluſtige Burſche, der nichts anderes weiß und will als „durch Feld und Wald zu ſtreifen, ſein Liedchen wegzupfeifen.“ Machen dieſe Gedichte auf einen tiefen, beſtimmten Inhalt nirgends Anſpruch, ſo ziehen ſie und dagegen an durch Friſche und Unbefangenheit. Das einzige, was dieſe Unbefangenheit ſtörte, war die damals mehr noch als jetzt im Schwang gehende falſche Volksthümlichkeitstendenz, welche in dieſer neuen Auflage, offenbar zu ihrem Vortheil, ſehr gemäßigt und beſchnitten iſt. In der Unmittelbarkeit der Form, die, wenn ihr der Inhalt nicht vollkommen entſpricht, leicht abgeſchmackt wird, in einem unſerer Empfindungs- und Vorſtellungsweiſe möglichſt fern liegenden Reſtrain liegt offenbar das Geheimniß der volksmäßigen Einfachheit nicht.

Bei aller Friſche und Unbefangenheit ging aber durch jene erſten Lieder doch auch ſchon ein anderer, ein ſcheinbar entgegengeſetzter Ton hindurch. Den jugendlichen Träumern mit ihrer Luſt und Heiterkeit liegt doch bereits das Gefühl zu Grunde, daß es mit ihnen ſchnell zu Ende gehen werde, daß ihre Herrlichkeit nicht anders ſey als wie des Grafes Blume, die am Morgen blühet und am Abend ſchon verwelket iſt. Auch die energiſche Phantaſie, welche in dem Genuß der Gegenwart aufgeht und jede trübe Ahnung ferne zu halten ſucht, kann ſich doch dieſer elegiſchen Reflexion nicht ganz entſchlagen. Der Sänger der Jugend und der Luſt iſt daher unter dem duftigen Kranz der Purpurroſen, der ſeine blühenden Locken ſtreift, bereits auch der Weiſe, der erkannt hat, daß unter der Sonne Alles eitel iſt; er iſt eine doppelte Perſon, zehn Jahre jünger und älter zugleich. So iſt auch Roquette in ſeinen erſten Liedern, in denen er ſo ganz unbefangen aufzugehen ſcheint, doch zugleich über dieſelben, über die in ihnen ausgeſprochene Weltanſchauung weit hinaus.

> Wir nahmen Traum für Leben, nahmen Blüthen
> Für Frucht, in goldner Unbefangenheit;
> Es brachte, da die Blüthen welk verglühten,
> Entſagung uns das erſte bittre Leid.
> Wir lahn in ungemeſſnen Schmerzens Wüthen
> Den Lindrungsbecher nicht, der ſchon bereit,
> Und fühlten ſpät erſt nach vertauſchtem Toben
> Den Troſteshimmel über uns gewoben.

Es iſt dieß die allgemeinſte Form des poetiſchen Gefühls, in welcher viele Tauſende deſſelben allein und ausſchließlich bewußt werden. „So willſt du treulos von mir fliehen?“ und „weit in nebelgrauer Ferner liegt mir das entſchwundne Glück,“ ſind die ſchon ſo unzählige mal wiederholten Worte, in welchen es ſeinen claſſiſchen Ausdruck gefunden hat. Dieſe Strophen ſind es, durch welche ſich Schiller ohne Zweifel mehr Verehrer gewonnen hat als durch alle ſeine übrigen unſterblichen Werke, eben weil ſie ſo ganz in dem Empfindungskreiſe ſich bewegen, deſſen jedes einigermaßen poetiſch erregbare Gemüth ſich mächtig fühlt. Ein nothwendiger Umſchlag dieſes von der Reflexion bereits ſo tief angetroffenen jugendlich ſchwärmeriſchen, ſentimentalen Idealismus war es, ihn vollends als „ſüße, blöde Jugendfeigheit“ zu erkennen und zu ironiſiren. Auch dieſer abſolute Untergang der Poeſie in der witzigen Proſa des Lebens konnte ſich ſo außerordentlich weit ausbreiten, weil das ideale Bewußtſeyn bei den meiſten gerade dieſen Gang zu nehmen pflegt. Von dieſem Uebergang aus der ſüßen in die ſaure Gährung, in welcher ſonſt die meiſten Dichter

Digitized by Google

des jugendlich ſentimentalen Ideals verfallen, hat ſich Roquette bewahrt, ſey es weil ſein poetiſcher Inſtinkt zu ſtark und geſund, oder weil der dialektiſche Trieb in ihm nicht ſtark genug ausgebildet iſt. Die zerronnenen Ideale bringen ihn nicht zur Verzweiflung, er ſteht in der Welt kein wiederkäuendes Ungeheuer und will nicht mit einem Gott grollen; er kennt vielmehr einen Linderungsbecher, er fühlt einen Troſtesbimmel, wenn auch erſt ſpät nach verrauſchtem Toben, nach ungemeſſenem Schmerzenswüthen, doch keineswegs zu ſpät. Iſt auch die dialectiſche Vermittlung nicht recht klar, wie der Dichter nicht irre werden ſoll an ſeinem poetiſchen Beruf und an der Poeſie überhaupt, nachdem ihm die Jugendideale zu Träumen und Schäumen geworden ſind, ohne daß er weſentlich neue und andere gewonnen hat, iſt es auch nicht zu einer tieferen Durchdringung von Ideal und Wirklichkeit gekommen, ſo liegt doch Harmonie und Verſöhnung ſchon darin, daß beide neben einander exiſtiren, ohne daß eines dem andern in's Angeſicht ſchlägt, ohne daß es zu jenem Conflikt zwiſchen phantaſtiſcher Ueberſchwenglichkeit und nibiliſtiſcher Oede kommt, an welchem ſonſt ſo oft Poeſie und Poeten zu Grunde gehen. Was man philoſophiſche Schärfe und Tiefe in der Poeſie heißt, ein hohes ethiſch hiſtoriſches Pathos werden wir alſo bei Roquette nicht zu ſuchen haben; er iſt aber darum nur um ſo mehr eine angenehme und wohlthuende Erſcheinung, ein wohl berechtigtes Ferment in der Poeſie der Gegenwart. Sein Standpunkt iſt der des jugendlichen Idealismus mit ſentimental elegiſchem Anſtrich, ein Standpunkt, der einem großen Theil des poeſiebedürftigen Publikums beſonders erfreulich und wohlthätig entgegen kommt. So ſtellte er ſich uns in der erſten Auflage des Liederbuchs dar; es fragt ſich nun, ob er in der zweiten ein anderer geworden.

Daß die poetiſche Anſchauung im Ganzen eine andere ſeyn werde, ließ ſich nicht erwarten. Der Verfaſſer ſelbſt bezeichnet in ſeiner Widmung zur zweiten Auflage das Verhältniß dieſer zur erſten ſo, daß was er in liederreicher Zeit gereimt, geſungen und gedichtet, hier im neuen Kleid vor dem Leſer erſcheine, gemuſtert und geſichtet. Eine Auswahl und formelle Correktur alſo, welche er, den Fortſchritt in dieſer Hinſicht ſogleich hier bekundend, näher ſo motivirt:

> Die Jugend ſteht, von Luſt berückt,
> Allein des Lebens günſt'ge Looſe,
> Und was ſie ſingt, ſcheint ihr geglückt,
> Das Wahre wie das Inhaltloſe.
>
> Entbehren mag ſie kein Gefühl,
> Für das ſie eine Form gefunden,
> Ihr Drängen nach dem ſchönen Ziel,
> Sie möcht' es aller Welt bekunden.
>
> Doch wenn das Leben, wenn die Welt
> Enttäuſchung tehrt den jungen Dichter,
> Läßt gern er fallen, was da fällt,
> Und macht ſich ſelbſt zu ſeinem Richter.
>
> So werf' ich Blatt um Blätter fort,
> Von Thorheit einſt im Spiel geboren.
> Vergeſſen wird ein Jugendwort,
> Das längſt geblüht und längſt verloren.
>
> Und ſo nur ſparſam flecht' ich ein
> Dem Buch der neuen Ernte Spenden;
> Sie mögen euch willkommner ſeyn,
> Als da ich gab mit vollen Händen.

Es iſt dieß im Grund dieſelbe Erkenntniß, die er ſchon in der erſten Widmung ausgeſprochen hat, nur daß ſie hier ernſter und aufrichtiger gemeint iſt. Das erſte nun, was der Dichter, der über ſich ſelbſt zu Gericht ſitzt, wegwirft als ein von der Thorheit im Spiel geborenes, ſind, wie ſchon geſagt, jene volksthümlichen Spielereien und eine Reihe von Gelegenheitsgedichten, deren Gegenſtand allerdings zu unbedeutend, die zu jugendlich inhaltlos waren, als daß ſie auf längere Erhaltung hätten Anſpruch machen können. Es iſt ein wirklicher Gewinn, daß die „Lieder vom Schwarzathal“ und der Cyclus „Kätzchen“ ausgefallen ſind. Für „das Fräulein und der Schuſter“ und dem ähnliches iſt es ebenfalls kein Schade. Im übrigen war es für den Autor ſicherlich keine leichte Aufgabe, ohne eine principielle Richtſchnur, bloß nach individuellem Geſchmack den Spreu vom Weizen zu ſcheiden. Es kann kaum anders ſeyn, als daß man manches wegwirft, das eben ſo viel Recht zu leben hätte als ein anderes, das man ſorgſam erhält, und umgekehrt, daß man für preiswürdig anſieht, was man leichter vermiſte. Wenn die Jugend nicht gern ein Gefühl entbehrt, für das ſie eine Form gefunden, ſo bewahrt das reifere Alter oft eine Vorliebe für das, was ihm in der Jugend lieb geworden. Im Ganzen aber iſt der Dichter nur zu loben, wenn er mehr die Strenge als die Schonung walten ließ. Seine Gedichte gehen im Weſentlichen alle aus derſelben Anſchauung und Stimmung hervor, die wir im Vorhergehenden näher geſchildert haben, und ſeine poetiſche Anlage iſt eine zu unmittelbare, als daß ihm für den Ausdruck dieſes Gefühls eine ſo reiche Auswahl glänzender, von allen Seiten ſich heranbrängenden Situationen und Bilder zu Gebot ſtünde, wie z. B. Geibel, ſo daß die Beſchränkung auf das formell Vollendetſte nur einen günſtigen Eindruck machen kann. Wir finden denn in der That auch vieles, was eben ſo wahr empfunden als fein und gebildet ausgedrückt iſt und uns vielfach an die ſchönſten Poeſien Geibels erinnert, welchem Roquette überhaupt nach unſerem Dafürhalten am nächſten ſteht.

Wir haben bisher unſer Augenmerk hauptſächlich nur auf das gerichtet, was in dieſer zweiten Auflage hinweggekommen; ſie iſt aber nicht bloß verändert, ſondern auch vermehrt: es iſt viel Neues hinzugekommen. Das urſprüngliche Liederbuch beſtand aus einem erſten und zweiten Theil, mit einer Anzahl „Balladen und Schwänke als Zwiſchenſpiel.“ Zwiſchen dem erſten und zweiten Theil war in ſtofflicher Hinſicht keine ſchärfere Unterſcheidungslinie gezogen. Anders iſt es bei der zweiten Auflage, die in drei

Digitized by Google

Hälften zerfällt („Jugendlieder“ und „Herbstlese“), deren Titel schon anzeigt, daß sich in ihnen eine entgegengesetzte Anschauungs- und Empfindungsweise ausdrücken wird. Es könnte auffallend scheinen, daß ein Dichter wie Roquette schon an eine Herbstlese, an ein Sammeln der letzten poetischen Früchte denken sollte. So ist es aber auch nicht gemeint:

Nicht den Herbst des Lebens sing' ich,
Jenen letzten im Gemüth.
Nur was innen abgeblüht,
Was gereift, gewachsen, bring' ich.
Früchte fallen, Stürme wüthen,
Neuer Lenz hat neue Blüthen.

Der Herbst ist also vielmehr ein neuer Frühling, die anbrechende Periode größerer Reife und Vollendung; die Früchte sind nicht die vereinzelten Ueberbleibsel auf dem sich entlaubenden Baum, sondern die Erstlinge eines neuen Saftstriebs. Worin aber besteht diese jetzt gewonnene Reife, von der wir die gezeitigten Früchte zu erwarten haben? Wir finden in der „Herbstlese“ Gedichte, die wir schon von dem Liederbuch her kennen, die also der Zeit nach ohne Zweifel zu den Jugendliedern gehörten. Eine zeitliche Trennung ist es aber nicht, durch welche die beiden Theile von einander geschieden werden; eben so wenig ist es ein neu gewonnener poetischer Standpunkt, welcher den Unterschied markirte, sondern die beiden Elemente der Roquette'schen Poesie, die früher mehr unmittelbar und unbewußt neben- und ineinander waren, treten jetzt mit schärferer Reflexion auch in äußerlicher Trennung auseinander. Als diese beiden Elemente haben wir früher angegeben: jugendlichen Idealismus und ziegliche Sentimentalität. Schon bei seinen ersten Liedern durchdrang den Dichter ein gewisses herbstliches Gefühl; mitten unter dem Jubel und der Lust beschlich ihn die Ahnung der Vergänglichkeit, während des Genusses dachte er schon an die Resignation. Dieß sprach sich nicht nur in den Gedichten aus, welche jetzt unter der Herbstlese sich finden: „Alte Sehnsucht, junges Hoffen. Will die Flamme wieder lodern? Stehst du die Spitzen der Alpen erglänzen?“ sondern in vielen andern; es war ein durch alle hindurchklingender Ton. Mit den fortschreitenden Jahren und der wachsenden Erfahrung hat sich die dialektische Sonderung deutlicher und schärfer vollzogen und wir haben nun auf der einen Seite Jugend und Ideal, auf der andern Herbst und Resignation.

Dem tiefsten Weh ward ich vertraut,
Der bittersten der Schmerzensgaben;
Gestürzt ist, was ich aufgebaut,
Und eine Welt liegt mir begraben.

Oder:

Fest gezogen sind die Grenzen,
Nur ein Seufzer folget sacht
Den zerrissnen Jugendkränzen
Stromhinab in's Reich der Nacht.

Es kehrt beständig dieselbe Idee wieder, meist auch in ganz ähnlicher Form. Es ist eine wohlberechtigte Idee und der Ausdruck ein ganz gebildeter; aber doch möchten wir wünschen, daß der Dichter sich diesem Gefühl, als ob Alles entschwunden sey und nichts mehr bleibe, nicht gar zu sehr hingebe. Die „Poesie des Schmerzes“ mag wohl „dulden, wenn ein Wahn zerschlug, was sie verehrt, vergöttert,“ sie „soll „es sich bekennen, wenn sie ein Trug zu Boden warf, zerschmettert.“

Nur halte wach die eine Kraft,
Die Hoheit deiner Seele,
Daß aus dem Strom der Leidenschaft
Sie nicht den Weg verfehle.
Empfängst du so von Schicksals Hand
Des Schmerzes Feuertaufe,
Dann bist du selbst dir erst bekannt,
Gestählt zum Siegeslaufe.

Bleibt dieser Stolz der Selbstgewißheit nicht bloß oratorische Phrase, macht der Dichter damit wirklich Ernst, so wird er über den Schmerz hinweg zu wahrer Reife und Versöhnung gelangen; an die Stelle der zerronnenen Jugendideale werden die höheren, ewigen treten und jene selbst werden in geläuterter Gestalt ihm wiederkehren, denn jedes Ideal ist ewig, nur daß es aus der zeitlichen, unvollkommenen Form immer mehr zur absoluten erhoben werden muß. Der Idealismus Roquettes ist ein schöner und reiner; die Gefühle, die er ausspricht, werden gewiß bei vielen innigen Widerklang finden; aber sein Pathos ist mehr ein weibliches, und es wäre zu wünschen, daß es durch des Schmerzes Feuertaufe eine kräftigere männliche Stählung bekäme.

In diesem Gegensatz der jugendlichen Lust und der herbstlichen Resignation liegt also, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, die Eigenthümlichkeit der Roquette'schen Poesie. Dieser Gegensatz ist kein äußerlicher, zeitlicher, sondern ein von Anfang an vorhandener, in der Natur der Sache selbst gegründeter. Von charakteristischem Interesse sind daher vor allem die Gedichte, in welchen die eine oder die andere Seite besonders prägnant hervortritt.

Welch frohen Lebensmuth spricht z. B. das schöne Gedicht „Sprühregen und Märzenstaub“ aus:

Sprühregen und Märzenstaub
Fallen herab auf das grüne Laub,
Auf das Laub und die Blümlein bunt,
Und sie bleiben frisch und sie bleiben gesund,
Denn es stirbt sich nicht so gleich.

Trag' du in der Jugendzeit
Immer getrost dein junges Leid.
Und meinst du, daß dir das Herze bricht?
Kurze Leiden die tödten nicht,
Denn es stirbt sich nicht so gleich.

Was bedürfen wir aber weiter Zeugniß? Die ganze erste Abtheilung, alle die „Jugendlieder“ geben aus diesem

Digitized by Google

Ton. Wundern könnten wir uns bloß, wie ſolcher Frühling und ſolcher Herbſt ſo nahe bei einander liegen können; nach allem bisher Geſagten aber können wir uns darüber nicht mehr wundern, ſondern müſſen es ganz natürlich und nothwendig finden.

Was das Bändchen ſonſt noch enthält, hat für die Charakteriſtik des Dichters weniger Bedeutung. Balladen und Schwänke nannte es die erſte Auflage; in der zweiten heißt es Geſtalten und Bilder. Letztere Bezeichnung iſt die modernere. Eigentliche Balladen ſind nicht mehr ganz nach der Mode, und es iſt dieß kein Fehler. Was man aber jetzt Geſtalten oder Bilder heißt, iſt ein ſchlechter Erſatz für die alte Bürger'ſche oder Uhland'ſche Ballade. Sie führen dieſen Namen wie lucus a non lucendo; denn es ſind eben Geſchichten, die es zu keiner poetiſchen Geſtalt bringen, die uns kein rechtes Bild gewähren. Statt das Weſen der Poeſie darin zu finden, daß ſie die Subſtanz der Dinge, daß ſie alſo in der Geſchichte namentlich die treibenden pſychologiſchen Momente zu erfaſſen weiß, ſetzt man es rein äußerlich entweder in die Einfachheit des chronikenartigen Stils oder umgekehrt in die dramatiſch ſpannende und mit aller Pracht der poetiſchen Mittel geſchmückte Darſtellung, ſo daß das Intereſſe eigentlich nicht mehr in der dichteriſchen Behandlung, ſondern in dem Stoff an ſich liegt. So iſt es auch mit Roquettes Philippo Lippi und Petrus von Viena. Er folgt hier ganz der herrſchenden Manier, und das gerechteſte Urtheil, das wir darüber abgeben zu können glauben, iſt dieſes: die meiſten unter den anerkannteſten neueren Dichtern hätten es eben ſo gemacht.

Correſpondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Auguſt.

Der Frieden. — Die Tiroler Schützen.

Ueber den Frieden und die Urſachen, welche ihn herbeigeführt, mögen die politiſchen Zeitungen ſich ergehen; daß die alte Krone der Lombarden, an welcher zum Theil die größten Erinnerungen deutſcher Geſchichte haften, verloren ging und dabei nichts an Ehre gewonnen wurde, darüber wird die Zukunft richten. Die unmittelbaren Wirkungen berühren zunächſt Tirol; Tirol iſt jedoch für Preußen ungefähr, was Schleswig-Holſtein für Oeſterreich — o du liebes, einiges Deutſchland, was geht's auch dich an, wenn das eine oder das andere zu Schaden kommt! Doch ich will jeden Ausbruch des Zorns und des Schmerzes unterdrücken und nur von Thatſächlichem reden. Unſere Schützen kehren von der Grenze zurück; die Einflüſſe des Klimas haben ihnen gewaltig zugeſetzt und mancher bringt den Keim der Krankheit in ſeine Berge heim. Sie ſind froh, daß die Sache ein Ende genommen, denn jeder war überzeugt, daß nicht viel Ehre zu holen ſey, da ſich überall dieſelbe Verwirrung kund gab, welche uns von der Seſſia an den Mincio verſetzte. Die Schützen — es ſind deren 7500 Mann in fünfzig Compagnien ausgerückt.— fanden keine Gelegenheit, ſich mit dem Feinde zu meſſen; ſie würden mit ihren veralteten Rundkugelſtutzen gegenüber dem Spitzblei der Franco'arden einen ſchweren Stand gehabt haben. Die Angaben der Zeitungen über Gefechte an der Grenze, wo unſere Schützen unmittelbar mitwirkten, ſind ganz irrig, oder ſehr zu beſchränken. Bei Caſſaro waren die Förſter in zweiter Linie und nur Einer kam zum Schuß, ohne ſich wegen der weiten Entfernung für das Treffen zu verbürgen. Am Monte Macao wurde der zweite Zug der Inſbrucker Compagnie Nachts von Patrouillen alarmirt; man verſchoß im Dunkeln ſehr viel Pulver ohne den mindeſten Erfolg; am Wormſer Joch waren die Schützen leider ebenfalls im Hintergrunde und konnten nicht wirkſam eingreifen. Im Pinſchgau commandirte General Graf Hhnyn, gelangte jedoch zu keiner Popularität, ja er mußte ſich's ſogar gefallen laſſen, als er Laas verſchanzen wollte, anſtatt auf das Joch vorzugehen, wo freilich kein Platz zu einem regelmäßigen Gefechte war, von den Bauern eine etwas unartige Vorleſung über Strategie im Gebirgskriege zu hören. Allgemein iſt die Klage der zurückgekehrten Schützen über ſchlechte Verpflegung und unerſchwingliche Preiſe der Lebensmittel, ſo daß die armen Leute, deren Mägen freilich, an ſette Schmalzkoſt gewohnt, für ein Stückchen Fleiſch von einigen Loth zu weit waren, faſt hungern mußten. So koſtete die Halbe Bier in Lodrone 22 Kreuzer, ein kleines Stückchen Käſe 14 kr., ein Ei 4½ kr. Dabei waren die Viktualien ſehr ſchlecht; manche ſuchten Brennneſſeln, ſotten dieſe und genoſſen ſie als Spinat zum Commisbrod. Ueber die Plage des Ungeziefers in Italien zu reden, iſt unnöthig; arg muß es geweſen ſeyn, weil es ſelbſt dieſen Aelplern, die gewiß nicht verzärtelt ſind, durch die Schwarte ging. „Na," ſagte ein bärtiger Zillerthaler, „wenn's ſchon uns ſo

Digitized by Google

geht, wie können es da die wälschen Diendln aushalten!" Am besten befand sich noch die Studentencompagnie zu Riva; sie hatte daher auch keine Kranken.

Insbruck ist gegenwärtig ein großes Spital; noch immer kommen Verwundete an und werden theils in Kasernen, theils in Klöstern untergebracht. Der Kaiser hat den Tirolern gedankt für die Liebe und Sorgfalt, mit der sie die armen Kranken und Verwundeten aufnahmen. Und mit Recht! Wären sie auf die ihnen vom Staat gebührende Spitalspflege angewiesen gewesen, so hätten wohl viele zu Grunde gehen müssen. Da war Mangel an allem, an Betten, Wäsche, Kost und Labung. Die Frauen verdienten gewiß, daß ihnen für ihre Aufopferung ein neuer Schiller das schönste Lied sänge, so edel sorgten sie und nahmen unmittelbar an der Krankenpflege Theil, und dieß ohne Unterschied von reich oder arm, vornehm oder gering. Auch aus Bayern kamen namhafte Beiträge. In eine komisch unangenehme Lage gerieth ein Münchner, der einen Pack Cigarren gesammelt hatte und sie nach Insbruck liefern wollte. Zu Kufstein an der Grenze wurde er angehalten und sollte seine milde Gabe verzollen. Es mußte erst um freien Einlaß telegraphirt werden, und zwar nach Insbruck? — nein, nach Wien! Das liegt doch nicht sehr weit vom viel gescholtenen französischen Centralisiren.

Gegenwärtig nimmt unser Ständewesen die öffentliche Discussion sehr in Anspruch, da Vertrauensmänner einberufen wurden, um darüber zu berathen. Man erwartet keine gründlichen Reformen, so nöthig diese auch scheinen; kaum zu glauben ist es aber, daß unter diesen Vertrauensmännern einige die Ausschließung der Protestanten vom Grundbesitz in Tirol festgehalten wissen wollen. Indessen trösten wir uns; so lange Mecklenburg seines Kliefoths und Hessen seines Villmars sich rühmt, darf man uns nicht ausschließlich das Prädikat der „dummen" Tiroler geben.

Bei den Lebenden ist wenig Lust, wenden wir uns lieber zu den Todten, und da erfreut es und mittheilen zu können, daß einem tüchtigen Manne, dem Professor Flir in seiner Heimath Landeck ein sehr zweckmäßiges Denkmal gestiftet wird. Man sammelt gegenwärtig Beiträge zu zwei großen Glasgemälden, von denen das eine das Bildniß des Verstorbenen im vollen Ornat nach Flatz darstellt, das andere die bekannte Legende von der Einsetzung der Landecker Kirche. Nach den Cartons zu urtheilen, wird dieses Denkmal eine ausgezeichnete Zierde des Gotteshauses zu Landeck seyn, welches seiner Bauart nach zu den interessantesten Tirols gehört und einen sehr schönen gothischen Altar von Michael Stolz besitzt. — Nachträglich noch ein Curiosum, bei dem es sich nicht um einen berühmten Todten oder Lebendigen, sondern um einen Hofrath zur Charakterisirung unserer Preßzustände handelt. Dieser Mann leitete, trotzdem daß er ein geborener Italiener ist, eine Zeitlang als Intendant unsere Bühne. Eine der ersten Maßregeln zur Hebung derselben war, daß er den hiesigen Blättchen das freie Wort der Kritik benahm. Dieser Herr Hofrath ist nun Vorstand des Sanitätscomité und scheint dieses in der nämlichen Weise aufzufassen, wie das Theater. Es circulirt nämlich bei den Redaktionen eine von ihm unterzeichnete „Einladung," über die Pflege der Verwundeten nichts mehr zu drucken, ohne daß es ihm vorher zur Einsicht vorgelegt wurde. Das Wort „Einladung" ist übrigens nur eine Höflichkeitsformel, denn dieser Erlaß wurde vorher der Polizei intimirt, welche dessen Ausführung zu überwachen hat.

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Aus vergangenen Tagen. — Das Kapitel der Berliner Redensarten.

Es war im Jahr 1732, als der Geh. Rath Karl Gottlob von Rüßler, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, der einige Jahre zuvor in preußische Dienste getreten war, im Kammergericht saß und auf Hoffnung diente, d. h. keinen Gehalt bekam, sondern warten mußte, bis einer der besoldeten Räthe starb, in dessen Gehalt er dann einrückte, wenn nicht etwa ein anderer eingeschoben wurde, wie das dem Geh. Rath Rüßler wirklich passirte, weil ihm der König wegen des Häuserbaues grollte, — also im Jahr 1732 bekam Herr von Rüßler Befehl, auf einer bestimmten Stelle in der Friedrichsstraße ein Haus zu bauen. Mit schwerem Herzen begab sich der Aermste nach dem Orte, um den Bauplatz in Augenschein zu nehmen; aber wie erschrack er! Der Bauplatz war ein Fischteich, ein veritabler Fischteich. Vergebens bat der Rath um die Rücknahme des Befehls, vergebens war die Erklärung, daß er kein Geld besitze, sondern bereits sein Vermögen im königlichen Dienste zugesetzt habe. Der Oberst von Dirschau, der die Bauangelegenheiten unter sich hatte, schrieb ihm: „Sie müssen bauen, denn der König will es. Haben Sie kein Geld, so weiß doch Se. Majestät, daß Sie einen reichen Schwiegervater, den Kanzler von Ludwig, in Halle haben. Se. Majestät meint, daß Sie sich das Geld zum Haubau von dem Schwiegervater leihen sollen." Die Antwort war für

Digitized by Google

Rüstler ein neuer Donnerschlag. Der Kanzler von Ludwig war sehr geizig, und würde ihn, wenn er ihm mit einem solchen Ansinnen gekommen wäre, unfehlbar als Verschwender enterbt haben. In seiner Angst wandte sich der Rath an die Königin, der er bei der hannoverschen Erbschaft gute Dienste geleistet hatte; diese schickte auch ihren Kammerherrn von Morion an den Obersten von Dirschau, jedoch ohne Erfolg. Eine Fürbitte bei dem Gemahl selbst einzulegen, wagte Ihre Majestät nicht; das wäre der ärgste Verstoß wider das Hausregiment des Gemahls gewesen. Ein allerunterthänigstes Immediatgesuch an den König, zu dem sich der Geängstigte endlich entschloß, erhielt schon einen Tag nach der Absendung die Antwort: „Seine königl. Majestät von Preußen, unser allergnädigster Herr, ertheilen dem Geh. Rath von Rüstler auf dessen allerunterthänigste Vorstellung von gestern zur Resolution, daß derselbe sonder raisonniren auf der ihm angewiesenen Stelle auf der Friedrichsstadt ein Haus zu bauen oder aber Sr. königl. Majestät allerhöchste Ungnade zu gewärtigen habe. Potsdam, 1. Februar 1733. Friedrich Wilhelm." Man sieht, die Resolution erfolgte schnell genug; der König hatte überhaupt die gute Gewohnheit, die Leute nicht lange in Ungewißheit über seine Intentionen zu lassen. Was sollte der Rath thun? Uebel oder wohl, er mußte bauen. Zunächst wurden die Fische gefangen und der Teich abgelassen; es sollen, wie es in den Akten heißt, „starke Karpfen" dabei gewesen seyn, wir zweifeln aber, ob sie dem Bauherrn geschmeckt haben. Es war ein abscheulicher und theurer Bau; der Rost allein kostete 4000 Thaler, eine Summe, welche damals etwas ganz anderes bedeutete, als sie heute besagt.

In ähnlicher Weise sind viele Häuser in der Friedrichsstadt entstanden. Jetzt sieht man es den schmucken Gebäuden freilich nicht an, daß einst „starke Karpfen" gefangen wurden, wo sie stehen. Mit harten Mitteln hat jener wirkliche Bürgerkönig Friedrich Wilhelm I. seinen Staat und seine Hauptstadt zusammengearbeitet. Es gab vermuthlich noch viele Leute, denen ihre Häuser auf der Friedrichsstadt noch theurer zu stehen kamen, als dem Geh. Rath von Rüstler; es ist eben nur ein Haus in der Friedrichsstraße, von dem wir berichtet haben, und die Prachtstraße zählt ein paar hundert Häuser. Es ist eine Summe von Willkür und Härte einerseits, so wie von Kummer und Noth andererseits, die da zusammen kam. Und dennoch wird jetzt keiner den gewaltthätigen König darob tadeln; man kann höchstens wünschen, daß er mit minder harten Mitteln zum Ziele gekommen wäre. Zu vergessen ist übrigens auch nicht, daß in jener Zeit manches nicht ganz so hart war, wie es jetzt außieht. Jetzt ist solche Härte und Willkür Gott sey Dank unmöglich in Preußen, um sie aber für die Nachwelt unmöglich zu machen, darum mußte sie damals angewendet werden. Völker werden erzogen wie Menschen, und beiden ist eine harte Zucht oft ein großes Glück.

Die Bauperiode Friedrichs des Großen fällt nach dem siebenjährigen Kriege, in die letzten Jahre seiner Regierung. Es ist das Schicksal der Könige, oft hintergangen und betrogen zu werden; auch Friedrich II. war dieses Schicksal nicht erspart worden. Voltaire war nicht der einzige, der das Vertrauen mit schwarzem Undank vergolten hatte. Die Erfahrungen, die er gesammelt, hatten den alten König überaus mißtrauisch gemacht, ein Mißtrauen, das sich namentlich gegen seine Baurätbe und speciell gegen den Baumeister Manger richtete. Das Sprichwort: „wenn Könige bauen, gewinnen die Völker," läßt sich in der Praxis auch wohl dahin ausdehnen, daß wenn Könige bauen, deren Baumeister eben nicht arm werden, und daß gleichzeitig mit den Palästen angenehme Wohnhäuser für die Architekten entstehen. Der Argwohn des Königs gegen Manger rührte hauptsächlich daher, weil er einst bei einem Morgenspaziergange einigen Wagen mit Bausteinen begegnet war, von denen der König fest glaubte, Manger habe sie von dem Abladerplatz des königl. Baucontroirs in Potsdam für sich fortführen lassen. Die Untersuchung, mit welcher Friedrich seinen „lieben und getreuen" Kriegsrath Richter beauftragte, hatte jedoch nichts Gravirendes für Manger ergeben, ein Resultat, das den König mit dem tiefsten Groll erfüllte. Bald sollte sich Gelegenheit finden, dem letzteren freien Lauf zu lassen. Es sollten hinter den Colonnaden des neuen Palais in Potsdam sechs Treibmauern von 750 Fuß Länge und 28 Fuß Höhe gebaut werden; Manger machte einen Anschlag, der sich auf 21,000 Thaler belief, während der König in einem Anschlag, den er selbst entworfen, nur 8000 Thaler herausgerechnet hatte. Unglücklicherweise traf der König noch an dem nämlichen Tage mit dem Baumeister Seidel zusammen; diesem befahl er, Mangers Plan zu revidiren. In der Bauphrache heißt revidiren herabsetzen, und so revidirte Seidel auch so gewissenhaft, daß 7000 Thaler wegfielen. Freilich hatte er auch die Höhe und Dicke der Mauern heruntergewidrt, ein Umstand, den der König nicht weiter prüfte. Er befahl, Manger zu arretiren; eine Commission erhielt den Auftrag, des Gefangenen ganze Dienstzeit und insbesondere zu untersuchen, „ob derselbe keine Bausteine gestohlen habe." Der Magistrat in Potsdam wurde angewiesen, in jedem einzelnen Bürgerhause amtlich nachfragen zu lassen, ob nicht jemand etwas „in Ansehung des Stehlens und Betrügens von Mangern" anzeigen könne, und bei der Parole wurde dem sämmtlichen Militär die Frage vorgelegt, ob niemand wisse, was Manger gestohlen. Aber das alles ergab nichts, denn der Angeklagte war wirklich unschuldig. Je weniger jedoch die Untersuchung herausstellte, desto erzürnter wurde der König. Bei der Leidenschaftlichkeit, mit welcher gegen Manger vorgegangen wurde, fürchtete alles eine Wiederholung des Vorgangs mit den Kammergerichtsräthen beim Müller Arnold'schen Proceß, und die Krankheit des dem Tode nahen Königs trug nicht wenig dazu bei, solche Befürchtungen sehr wahrscheinlich zu machen. Vollends alles schien auf dem Spiele zu stehen, als bei dem Könige ein anonymes Schreiben einlief, welches behauptete, daß alle Untersuchungen nichts helfen

Digitized by Google

würden, weil keineswegs Manger allein, sondern alle Baumeister, Lieferanten, die Finanz- und Kabinetsräthe, welche die Oberaufsicht über das Baucomptoir führten, kurz alle sammt und sonders mitgestohlen hätten und eine Krähe der andern die Augen nicht aushacken würde. Der Brief fließ dem Faße den Boden aus. Er wurde der Untersuchungscommission mit dem Befehle überschickt, auch diese Beschuldigung in den Kreis ihrer Nachforschungen zu ziehen, und nun begann eine allerdings unerhörte Procedur. Alle Häuser, die Manger gebaut hatte, wurden vermessen, die Zahl der Steine berechnet, der Kalk überschlagen, kurz bis in das kleinste Detail nachgeforscht, um irgend einen Unterschleif herauszubringen, und auf diese Weise hätte es allerdings nicht fehlen können, Beweise für die Schuld Mangers aufzufinden. Der Tod des Königs machte jedoch der ganzen Untersuchung ein sofortiges Ende; schon zwölf Stunden nach demselben erhielt Manger auf Befehl des neuen Königs seine Freiheit wieder.

In neuester Zeit hat Friedrich Wilhelm der Vierte viel für den Ausbau und die Verschönerung Berlins gethan; die Beschäftigung mit der Architektur gehörte in seinen gesunden Tagen zu den liebsten Erholungsstudien des Königs. Aber auch hier wieder kann der von uns angedeutete Grundgedanken nachgewiesen werden, wie nämlich die Bauten der preußischen Herrscher in ihrer Hauptstadt in einem gewissen Zusammenhang mit ihrer Politik stehen, und daß in der Architektur Berlins die preußische Politik ihren entsprechenden Ausdruck findet. Die Regierung Friedrich Wilhelms IV. wird durch eine besondere Hinneigung zu den kirchlichen und religiösen Interessen gekennzeichnet; eine einseitige und ausschließliche kirchliche Richtung hatte unter diesem geistvollen Fürsten eine Herrschaft und einen Einfluß erlangt, der mit den alten Traditionen der Monarchie und mit dem Bewußtseyn des Volkes wenig im Einklang stand. Auch die Bauten des Königs sind wesentlich Kirchenbauten, und zwar ist durch diese neuen Kirchen ein Element in die übrige Architektur der Hauptstadt gekommen, das als ein durchaus fremder Tropfen in ihrem Blute erscheint.

Ich blicke auf den Bogen, auf dem ich gelegentlich Notizen zu machen pflege, um den Stoff bei der Hand zu haben, wenn eine Correspondenz geschrieben werden soll, und finde das kurze, aber vieldeutende Wort „Berliner Redensarten.“ Spree-Athen hat in dem Artikel schon seit alten Zeiten besonders viel geleistet, und es wäre ein ganz dankenswerthes Unternehmen, wenn einmal jemand, der das Zeug dazu hätte, sich die Mühe geben wollte, die verbreitetsten Berliner Redensarten zusammenzustellen und mit historischen Anmerkungen über ihre Entstehung zu begleiten. Das wäre sicher ein interessanter Beitrag zur Geschichte oder Naturgeschichte des spezifischen Berlinerthums. Einige solcher Redensarten haben nachweisbar Menschenalter überdauert, z. B. jenes berufene Wort: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht,“ mit dem der General von der Schulenburg der Hauptstadt den Verlust der Schlacht bei Jena anzeigte. Die Redensart ist allerdings keine Originalerfindung des Generals, sie war schon vor jener unglücklichen Schlacht vielfach in Berlin im Schwange, und für den Geist, in welchem das achtzehnte Jahrhundert überhaupt das Wesen des Bürgerthums auffaßte, gibt es kaum etwas Bezeichnenderes als dieses: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Andere Berliner Redensarten, z. B. „bange machen gilt nicht,“ „so schießen die Preußen nicht,“ „na denn nicht, lieber Mann,“ „dabraus (eine Contraction für: aus diesen Dingen) da muß man sich nichts machen,“ „wat ick mir dafür kofe!“ (was ich mir dafür kaufe) scheinen durch das Theater aufgebracht zu seyn, aber sie scheinen es nur. Thatsächlich sind die meisten erst aus dem Volksleben auf die Bühne gekommen; sie wurden den gebildeteren und bemitteltern Ständen durch die Bühne bekannt und von diesen denn so lange scherzweise gebraucht, bis sie das Heimathsrecht unbestritten erworben. Jedes Jahr bringt neue Erzeugnisse der Art zum Vorschein; die beiden letztgenannten Redensarten z. B. sind Errungenschaften, die erst aus dem jüngsten Winter datiren. Charakteristisch ist bei der großen Mehrzahl das Ausgehen auf die Negation, der Schluß mit dem Wörtchen nicht. Eine Sammlung, wie wir sie als wünschenswerth bezeichnet, müßte ferner auch der „ausgegangenen und verklungenen“ Redensarten gedenken, jener Lieblingsphrasen, welche heute antiquirt sind, die darum aber nicht minder oft bei den Vorfahren im Gebrauche waren, als etwa bei den Nachkommen das „wat ick mit dafür kofe.“

Da wir diesmal und schon erlaubt haben, Geschichten aus vergangenen Tagen zu erzählen, so wird es den Tenor des Berichts nicht alteriren, wenn ich zum Schluß die Geschichte einer solchen veralteten Berliner Redensart hinzufüge. Am Ende des vorigen und Anfang des laufenden Jahrhunderts war die beliebteste Berliner Redensart: „Dazu hat Buchholz kein Geld nicht.“ Man wollte damit sagen, daß eine Ausgabe, die an sich ganz nützlich und auch nothwendig seyn mochte, aus Mangel an Mitteln verschoben werden müsse. Der Ursprung der Redensart war ein sehr vornehmer; sie schrieb sich von Friedrich dem Großen her. So unbesorgt und leicht der König in seinen Jugendjahren das Geld mit vollen Händen zum großen Aerger des haushälterischen Vaters ausgestreut, in seinen letzten Regierungsjahren dachte der alte Herr anders über den Gegenstand; er rechnete trotz einem Harpagon, und wenn man sich u. a. in die Akten der „Kaffeebrennereien“ vertieft, bekommt man einen Begriff davon, in welchem Grade der König das System des Sparens und Geldmachens ausgebildet wissen wollte. Einige Jahre nach der Beendigung des siebenjährigen Kriegs reichte das Ministerium bei dem Könige einen Bauanschlag ein; die Kurfürstenbrücke müsse nothwendig reparirt werden und es möge zu dem Behufe eine Summe von 1982 Thlr. 17 Gr. 3 Pf. auf die Hofstaatskasse angewiesen werden. Der Antrag kam aus dem Kabinet mit dem einfachen Vermerk von des Königs eigener Hand zurück: „Dazu hat Buchholz kein Geld nicht.“ Die Minister begriffen, daß das wohl ein Nein bedeuten solle, da

Digitized by Google

ſie aber den Zuſtand der Brücke für zu gefährlich hielten, reichten ſie eine zweite Eingabe ein, die mit dem nämlichen, am Rande gemachten Vermerk an ſie zurückging. Wer war übrigens der Buchholz, auf den der König ſich berief, um ungeachtet der Dringlichkeit des Bedürfniſſes kein Geld hergeben zu dürfen? Die Miniſter wußten es wohl. Dieſer Mann hieß Auguſt Buchholz, hatte eine ſtattliche Figur von 5 Fuß 10 Zoll, war eben deßhalb, als er gerade zur Univerſität Halle abgehen wollte, von den Werbern Friedrichs Wilhelm I. aufgegriffen und in das Regiment geſteckt worden, welches Friedrich der Große noch als Kronprinz bekam. In dieſem Regiment hatte der weiland studiosus theologiae 25 Jahre untadelhaft als Soldat, Korporal und Feldwebel gedient, als eine tückiſche Kugel ihn bei Mollwitz zum ferneren Dienſt untauglich machte. Der König, der ſeine Rechtſchaffenheit und Treue genau kannte, ernannte den Invaliden zu ſeinem Hoffaatskontmeiſter und in der Folge zum Treſorier. Dieſer Ehrenmann alſo war gemeint, wenn Friedrich ſchrieb und die Berliner ihm nachſprachen: „Dazu hat Buchholz kein Geld nicht!“

Newyork, Juli.

Witterung. — Das Broadway.

Wenn auch der gute treffende Ausdruck „wetterwendiſch“ ſchon vor undenklichen Zeiten von Deutſchen in Deutſchland in Aufnahme gebracht wurde, ſo wäre er — obgleich die engliſche Sprache bis jetzt keine wörtliche Ueberſetzung deſſelben beſitzt — hier noch ungleich treffender und bezeichnender; denn was ſind die ſtufenweiſen, ich möchte ſagen ordnungsgemäßen Veränderungen des Wetters in Deutſchland gegen nordamerikaniſche Wetterwendiſchkeit? Nicht etwa folgen nur Regen und Sonnenſchein, Sturm und Windſtille auf einander faſt ohne Uebergänge, nein, die Jahreszeiten ſelbſt erſcheinen häufig wie auf den Kopf geſtellt und mit einander verwechſelt. Auf den ausnahmsweiſe ſchönen, frühzeitigen Frühling iſt ein kalter, regneriſcher Sommer gefolgt, wie er in der Nähe der Nord- und Oſtſee häufig vorkommt, und der verfloſſene Monat hat nur einige wenige warme Sommertage gebracht, die gewöhnlich mit Gewittern endigten, die die Atmoſphäre ſogleich wieder abkühlten. Dieß möchte indeſſen noch hingehen; aber als am 4. Juni nach großer Schwüle ebenfalls ein Gewitter erfolgt war, ſank die Temperatur während der Nacht im größten Theil des Staates Newyork, in manchen Theilen von Ohio, Pennſylvanien, Michigan und Neuengland bis unter den Gefrierpunkt, und am Morgen des 5. fand man die Felder überfroren und Waſſer, das in Gefäßen der Luft ausgeſetzt geweſen, mit einer dicken Eisrinde bedeckt. Anfangs liefen die verzweiflungsvollſten Berichte ein, und die Farmer hielten alle ihre Hoffnungen auf eine reiche Ernte für vernichtet. Jedoch ſtellt ſich jetzt heraus, daß der Schaden nicht ſo groß war, da die meiſten Getreidefelder ſchon weit genug vorgeſchritten waren, um einem ſolchen Stoß Widerſtand zu leiſten, während diejenigen, welche am meiſten gelitten haben, zum Theil von Neuem beſäet werden können.

Newyork hat unter ſolchen Umſtänden begreiflich noch nichts von ſeinem gewöhnlichen halbtropiſchen Sommerzuſchnitt angenommen. Die Herren gehen noch in Tuchkleidern, die Detailkaufleute ſetzen die Preiſe der leichten Sommerſtoffe ſchon jetzt verzweiflungsvoll herab, wie ſonſt erſt am Ende der Saiſon, und einſtweilen iſt Broadway noch der Schauplatz, auf welchem viele der Faſhionables, der Reichen, Vergnügensſüchtigen und Reiſeluſtigen auf und nieder wogen, die ſonſt um dieſe Zeit ſchon den Sommeraufenthalten, den Bädern und andern entfernteren Punkten zuzuſtrömen pflegen. Seit dem erſten Mai, dem allgemeinen Umziehtage, hat Broadway wieder eine jener Umwandlungen erlebt, durch die er alle paar Jahre gewiſſermaßen in veränderter Geſtalt erſcheint. Der allgemeine Strom, das Drängen von dem untern Theil der Stadt nach dem obern macht ſich nirgends auffallender bemerkbar. Noch vor zehn Jahren befanden ſich die eleganten Magazine, Theater, Conditoreien, Concertſäle und dergleichen in der Nähe des Parks bei City Hall, bis etwa zwölf Straßen oberhalb deſſelben; nach und nach wurden ſie immer weiter hinauf verlegt, und jetzt, ſeit der letzten erwähnten Völkerwanderung, fängt der eigentlich glänzende Theil erſt etwas unterhalb derjenigen Straßen an, welche früher ſeine äußerſte Grenze bildeten, und erſtreckt ſich gegenwärtig bis hinauf zum Union Square, wo die Academy of Music einſtweilen den Schlußſtein bildet. In dieſer Region tragen ausſchließlich die Damen ihre Toiletten zur Schau und ergehen ſich die Flaneurs, welche Broadway nur der Unterhaltung und Zerſtreuung halber beſuchen, während der untere Theil gegenwärtig von den Waarenlagern der großen Kaufleute, den Banken, den Lokalen der Expreß-, Dampfſchiffs- und Eiſenbahncompagnien und andern derartigen Etabliſſemens eingenommen wird, mit denen die bloß Vergnügen ſuchende Welt direkt nichts zu ſchaffen hat.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. 28. August 1859.

Durch den Glauben wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao; und erwählte viel lieber, mit seinem Volk Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergetzung der Sünde zu haben.

Hebr. 11, 24. 25.

Corsika.

Sie blickt dich an wie ein Coloß
Uralter Felsenknochen,
Wild ist die Flur wie ihr Genoß,
Die Küsten jäh zerbrochen,
Rauh ihre Wolle, hart ihr Brod,
Und leicht ist hier allein der Tod.

Im Innern ihrer Berge fließt
Ein altes Glühn und Gähren,
Das in Granitkrystalle schießt
Und Eisen muß gebären.
So brennend heißen Unterbau
Bedeckt das weite Inselgrau.

Wie Glut und Fels so heiß und hart
Ist hier der Mensch geboren;
Er will nur seyn wie seine Art,
Und hat sie nie verloren,
Trieb nie der fremden Mode Spott,
Denn seine Scholle ist sein Gott.

Was sie gebiert, wie sie's erschafft,
Der Corse hält's in Ehren,
Kein Bessres blüht für seine Kraft,
Noch für des Weibs Begehren,
Wild wachsen Myrt' und Asphodyll,
Wenn sie die Haare kränzen will. —

Vergessen seyn vom Glück wie du,
Ein zähes Volk von Waisen,
Das schnürt das Innre fester zu
Und macht die Brust zu Eisen;
Das zeugt den Sinn, so starr und ächt,
Der lebt und stirbt für sein Geschlecht.

'S ist eine Gunst, gehetzt zu seyn
Von euch Erobrern draußen,
Da greift man in sich selbst hinein
Und kehrt den Haß nach außen,
Der forterbt bis zum letzten Mann,
Den Haß, den Niemand beugen kann.

Palästestolze Genua,
Das wüßtest du zu sagen,
Dein Doria und Spinola,
Sie mochten's nicht erjagen,
Und aufrecht blieb der Corse stehn,
Wie ein Jahrtausend ihn gesehn.

Digitized by Google

Denn in der Lieder schwülem Laut
Die Mutter singt dem Kinde,
Es singt dem Bräutigam die Braut
Zum Liebesangebinde
Den Todeshaß der Fremdenhand,
Die Todeslust für's Vaterland.

Das nimmt in's Herzblut seinen Lauf,
Die Männer fortzureißen,
So steh'n dem Volk die Helden auf,
So werden seine Weisen;
Und hoch vor allen steht mir da
Ein Heldenpaar aus Corsika.

Ich wünscht' euch oft, ihr starken Zwei,
Zu Einem Mann gegossen,
Wie in ein Götterkonterfei
Das Höchste kommt geflossen;
Doch glücklich, daß auch unvereint
Ihr als Gewalt'ge noch erscheint:

Sampiero's Geist, du Felsenschloß,
Fast schrecklich zu betrachten,
Du Sparterseele, rauh und groß,
Ein Römerheld in Schlachten! —
Doch weg mit Rom und Griechenland!
Du warst ein Held auf eigne Hand.

Der nie zur Ruh' gelegt sein Haupt,
Daß Corsika sie erbe,
Und nicht sein Weib zu gut geglaubt,
Daß für sein Volk sie sterbe,
Der Nichts als an sein Volk gedacht —
Du wärst ein Held auch ohne Schlacht.

Und Paoli, du Lichtgestalt
Des Führers ohne Fehle,
Der im Prophetenglanze strahlt
Wie eine Mosesseele!
Vom Danke so gesegnet lebt
Nur, wer wie du sein Volk erhebt.

Du lehrtest schlicht es und gesund
Sich aus sich selbst regieren,
Wie den gesunden Gartengrund
Die eig'nen Früchte zieren.
Die Völker sahen staunend an,
Was du „am dürren Holz" gethan.

Daß du zu brechen nicht vermocht
Die gräßliche Vendette,
Das hängt als rother Höllendocht
An all der Zwingherrn Kette,
Die euer hartes Paradies,
Wie es gesollt, nicht wachsen ließ.

Hat doch der eig'ne Bonapart,
Das stolze Wetterleuchten,
Was du gepflanzt so treu und zart,
Verachtet zu befeuchten.
Das war kein echter Inselsohn,
Dem gab ein Andrer seinen Lohn;

Der trieb der fremden Mode Spott,
Sie hob und warf ihn nieder,
Dem war die Heimath nie ein Gott,
Ihm singt sie keine Lieder;
Doch göttergleich steht vor ihr da,
Wer lebt und stirbt für Corsika.

J. G. Fischer.

Die Macht der Sitte.

(Schluß.)

Wäre die verschleißende und austrocknende Kasernenluft nicht, so würde, trotz der Schulmeister und Prediger, zumal das Spracherbe unserer Bauern unangetastet, wie in Geldsäcken verwahrt, sich erhalten. Der Bauer wacht mit rührender Treue über dem ererbten Sprüchwörterschatze und besonders aufgeweckte Köpfe verhalten sich zu denselben schöpferisch nur in der eigenthümlichen Verwerthung und wohl auch Verschmelzung der ihnen geläufigen Sprüchwörter. Der Handwerker, je tiefer er eingetaucht ist in das großstädtische Leben, um so weniger kennt er eine derartige Pietät; vielmehr verspürt er einen unwiderstehlichen Kitzel, unter

Digitized by Google

Seinesgleichen durch auffallende Ausdrücke und Wendungen sich bemerklich zu machen. Nur in äußerst seltenen Fällen geistig frei genug, um einen neuen Sprachgedanken lebendig zu machen, wirft er sich ausschließlich auf seltsame Metaphern, die sehr selten zu sprüchwörtlichen Redensarten fortwachsen. Daher geschieht es, daß zwischen dem hauptstädtischen Jargon und dem eigentlichen Volksdialekt die anfänglich kaum bemerkbare Kluft sich immer mehr erweitert; so lange sie gesprochen werden, erfahren beide gleichmäßig eine innere Fortbildung; allein es ist denn doch etwas ganz anderes, ob der unruhige, oft ungesunde Sprachgeist örtlich zusammengedrängter Bevölkerungsmassen sprungweise nach auffallenden Wunderlichkeiten hascht, oder ob die über ein offenes Land zerstreuten Bauerschaften aus angeborener Zähigkeit langsam, aber stetig ihre Sprache weiter entwickeln. Hier herrscht die Regel, dort die Ausnahme. Der gediegene Sprachforscher C. F. Becker hatte wohl Recht, daß nur der Geist des Volks der eigentliche, der bildende Sprachgeist ist, und daß nur was aus ihm hervorgeht, sich auch in der Sprache in einer organisch gesunden Form darstellt. Der Satz bedarf jedoch der nicht unwesentlichen Einschränkung, daß unsere heutigen Großstädte sich eigenmächtig von dem wirklichen Volke abzusondern angefangen haben und der Sprachsitte kaum noch einen nennenswerthen Vorschub leisten. Was sie zu Tage fördern, ist meist ungesund, und schon darum ist die Frage nicht gleichgültig: ob ohne bedenkliche Beeinträchtigung des Nationalgeistes die moderne Großstädterei, im Bunde mit dem übermäßig gesteigerten Fabrikwesen, so fortgehen kann.

Was aber von dem Sprachschatze gilt, das gilt gleichermaßen von der Aussprache. Ihre Wandelungen gehören entschieden der Sitte an, sofern sie vom ursprünglichen, meistentheils durch natürliche Umstände bedingten Typus abweichen. Man sagt wohl, die Sprache eines Landes werde am besten in der Hauptstadt gesprochen. Von Paris und London kann man dieß zugeben, aber doch nur weil in den Hauptstädten Frankreichs und Englands, wie überhaupt in den meisten, wo nicht allen Hauptstädten, die meisten und ausgezeichnetsten Gebildeten beisammen leben. Es ist sonach die Elite des Volkes und keineswegs die hauptstädtische Sonderbevölkerung, welche der Sprache ihren reinsten Ausdruck verleiht. Allein neben und unabhängig von der Sprache dieser Gebildeten redet die Masse der Städter ihre Sprache, von der sich nicht behaupten läßt, daß sie den Höhepunkt nationaler Sprachbildung bezeichne. Ganz im Gegentheil! In den mächtig angeschwollenen Verkehrsadern verzerrt sich die mundartliche Aussprache zu einem Kauderwelsch, das, nahe genug anstreifend an die Verbrecher-, Herumstreicher- und Gaunersprache, gar keinen Vergleich aushalten kann mit den ländlichen Mundarten. Diese folgen so zu sagen mit der Regelrichtigkeit eines Naturgesetzes auch hierin dem sie von Anfang bestimmenden Sprachtrieb und lassen sich ohne Noth aneignen; die großstädtische Aussprache dagegen ist voller Willkürlichkeiten und Ungereimtheiten, ein Mischmasch absonderlicher Lautverdrehungen und witziger Verrenkungen. Was man auch sagen mag: hier ist weit mehr Unsitte als Sitte, und würden die Bauerschaften mit ihrem unverwüstlichen Erhaltungstrieb der großstädtischen Zersplitterung und Vergeudung nicht ein wohlthätiges Gegengewicht halten, so müßte unsere Sprache bald genug in eine höchst mißliche Lage gerathen.

Ist es nicht zum verwundern, daß die mittelalterlichen Dichter der schwäbischen oder Hohenstaufenschen Periode heutigen Tages von Schwaben und Allemannen mit der größten Leichtigkeit gelesen werden können, und zwar so gelesen, daß die Dichter, wenn sie aus ihrem Grabe erständen, in der Aussprache zwar einige für ihr Ohr ungewöhnliche Eigenheiten, aber im Ganzen doch ihre Heimathslaute zu vernehmen glaubten? Unterzöge sich ein Norddeutscher demselben Versuche, so möchte es unsern wackern Vorfahren ergehen, wie es mir vor Jahren in einer Vorlesung des Professors Ozanam an der Pariser Sorbonne ging, als er eine Stelle aus dem „armen Heinrich" vortrug — ich verstand keine Sylbe. Ohne sich den mehrfach laut gewordenen Klagen anzuschließen, daß die Lutherische Bibelübersetzung die schwäbische Mundart zu Gunsten der Meißner verdrängt habe, läßt sich darüber streiten, ob die Aussprache des Hochdeutschen dabei gewann, daß sie ihren Abschluß in Ländern fand, wo das Niederdeutsche vom Volke gesprochen wird. Das deutsche Volk steht dadurch einzig in der Geschichte da, daß seine Schriftsprache nirgends Volkssprache ist; denn da wo das schriftmäßigste oder reinste Deutsch gesprochen wird, redet das Volk Niederdeutsch oder Platt, und so sehr unser Nationalstolz sich dagegen sträuben mag, so richtig ist es, daß unsere Schriftsprache bloße Kunstsprache und schlechterdings nicht Volkssprache ist. Entweder sucht der sogenannte Gebildete seine Aussprache des Hochdeutschen der in seiner Gegend üblichen Mundart anzupassen, wie in Süddeutschland, oder es bilden sich zwei Sprachen, zwischen denen es keine Vermittlung gibt, wie das Hochdeutsche und Plattdeutsche im Norden unseres Vaterlandes. Möglich daß eben dieser Umstand der Verbreitung der Geistescultur auch in den unteren Schichten zu statten kam: gewiß ist, daß die

Digitized by Google

politische Machtstellung unseres großen Vaterlandes schwer darunter zu leiden hat. Auch das verdient Beachtung, daß in Berlin, der „Metropole der Intelligenz," und das so bereitwillig auf den Namen horcht, beim Lichte besehen weder Hochdeutsch noch Niederdeutsch gesprochen wird, vielmehr eine wunderliche Mischung aus beiden, in der man unschwer das „richtige Berlinisch" erkennt. Ob früher oder später in der Hülse ein gesunder Kern sich ansetzen wird, ist eine Frage, die selbst dem Scharfsinn eines Falstaff zu schaffen machen möchte.

Der Bund, den die Sitte mit der Sprache schließt, geht von da aus weiter auf diejenige persönbildende Thätigkeit über, die Recht heißt. Ich gehöre nicht zu denen, die das Recht, wenigstens in seinem Ursprung, für gleichbedeutend mit Sitte halten, so treffend es auch ist, was die berühmtesten Vertreter der historischen Rechtsschule behaupten, daß das Recht einem Volke eben so eigenthümlich sey, wie seine Sprache, Sitte und Verfassung. Jede Idee hat einen eigenthümlichen Lebensgrund, darum auch die Idee des Rechts. Dessen ungeachtet bringt es das Wesen der Sitte mit sich, daß sie sich wie an allen Offenbarungen der Persönlichkeit, so auch an den Rechtsgebilden emporrankt und das zu Stande bringt, was man die Poesie des Rechts genannt hat. Unser heutiges Recht enthält von dergleichen poetischen Einkleidungen kaum noch einige dürftige Spuren: die Eidesleistung, die noch überdieß dem religiösen Gebiete anheim fällt, und dann ein paar symbolische Handlungen, wie die Uebergabe der Schlüssel von einem Gewölbe, das dem Erwerber zugänglich gemacht werden soll. In den Partikularrechten mancher Städte und Bezirke erhielten sich Trümmerstücke der bei der altgermanischen Auffassung üblichen Gebräuche. Um so reicher und frischer ist die Symbolik der noch jugendlichen Rechtsordnungen; gleichen doch die Völker genau den Individuen, die in jungen Jahren gar zu gern ihr Thun und Treiben mit phantasievollen Arabesken bekleiden. Das nicht am wenigsten Merkwürdige ist dabei, daß die jedem Volke eigenthümliche Rechtsanschauung zugleich in den Rechtssymbolen einen entsprechenden Ausdruck erhält, und gerade diese Einheit und Folgerichtigkeit haben die früheren Entwicklungsperioden vor den verwachsenen, aus allen Ecken und Enden zusammengesuchten Zuständen der späteren voraus. So weicht die römische Rechtssymbolik von der germanischen bedeutend ab, indem für den Römer das rechtliche Zugreifen, für den Germanen der öffentlich gewährleistete Schutz des Besitzes die Hauptsache ist. Hand und Speer, gleichsam die nachdrücklichsten Angriffsorgane, ziehen sich durch alle römischen Rechtsgeschäfte und die gesammte Rechtssprache hindurch: wer Recht haben will, muß es nehmen und behaupten, und während der Speer (hasta) immer mehr seine Spitze verlor und die friedliche Gestalt eines Stabes (festuca) annahm, erhielt er sich immer noch in den Händen des Bräutigams (hasta caelibaris), der mittelst desselben der Braut das Haar abschnitt, nicht scheitelte, wie man gemeint hat. *

Ein gelehrter Jurist ** aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts hat den römischen Rechtssymbolen nachgeforscht und eine erkleckliche Anzahl derselben zusammengelesen. Der Kopf gilt als Träger der Rechtsfähigkeit; was die ganze Person ergreift, wird daher symbolisch durch Berühren des Kopfes ausgedrückt. Bei der Freilassung erhielt der Sklav einen Schlag auf das Haupt mit der Ruthe (virga), später einen Backenstreich durch den Lictor. Die Stirn ist Sitz der Scham, daher die Braut sich verhüllt und der Verleumder auf sie das Mal eingebraunt bekommt. Nur freilich muß die Hand dem Kopfe in allen möglichen Wendungen zu Hülfe kommen, nicht allein daß bei Einweihung des Tempels der die Handlung vollziehende Priester die Pfosten des Gebäudes ergreift, bei der Devotion die Erde, beim Eide der Altar erfaßt wird; ein Eigenthums- und Herrscherrecht entsteht nur durch Handanlegen, wogegen für den bloßen Besitz (possidere) der Zustand des Sitzens (sedere) genügt. Zu die herrschende Hand aber gehört der Speer, der als Scepter und Heroldsstab zwar die Form, jedoch nicht den Anspruch wechselt. Die Fasces mit den Beilen und das Schwert in den Händen des judex quaestionis hängen damit zusammen. Ein Hut kam auf den Kopf des zum Verkauf ausgebotenen Sklaven; war er über's Meer gebracht, so strich der Verkäufer seine Füße mit Gyps an. Vielleicht klingt die Vorstellung unseres „unter den Hut oder die Haube Bringens" hindurch, womit es wenigstens nicht im Widerspruch stände, daß der Hut zugleich als Zeichen der erlangten, oder wiedererlangten Freiheit diente. Die Uebergabe der Schlüssel an die Ehefrau bedeutet die Abtretung, die Rückforderung derselben die Entziehung ihres häuslichen Regiments. Das Tragen einer leeren Schüssel soll bei der Haussuchung nach gestohlenen Sachen das Suchen ausdrücken; um den Suchenden zu verhindern, die Sache heimlich mit einzubringen, darf er mit nichts bekleidet seyn, als einem Schurzfell. Das Abbrechen ein Zweiges gilt als Besitzstörung zum Zweck der Unterbrechung der Usucapion, das Werfen eines Steines als Zeichen der Einsprache gegen Neubauten.

* Roßbach, über die römische Ehe. S. 289 ff.

** Everard Otto de jurisprudentia symbolica. 1730.

Digitized by Google

Der bei den Römern alle Rechtsverhältnisse beherrschende einseitige Eigenthumsbegriff macht, daß auch ihre Rechtssymbole meist ein einseitiges Thun ausdrücken. Das Umgekehrte fand bei den Germanen statt, deren Rechtsanschauung in dem Vertrag, also einem zweiseitigen Verhältniß gipfelt. Wer Ackerland übergab, symbolisirte seinen Rechtswillen durch Darreichen, Auswerfen von Erde und Gras, Halmen, kleinen Steinen, oder Schüttung von Erde in den Rockschoß des andern; der Erwerber seinerseits kündigte das Besitzergreifen damit an, daß er auf den Acker einen Stuhl stellte, einen Wagen fuhr, ein Feuer auf ihm anzündete. Der Hausbesitz wurde angetreten in dem Augenblick, da man mit der rechten Hand den Thürpfosten, Thürring oder Thürangel faßte, in die Thüre ging, seinen rechten Fuß auf die Thürschwelle setzte. Umgekehrt deutete das Hauen eines Spans von dem Thürpfosten die gerichtliche Uebergabe eines Hauses an. Die Belehnung geschah in der Form einer Einkleidung (Investitur), wozu, wie sich von selbst versteht, Kleidungsstücke, Hut, Mütze, Mantel, Handschuh erforderlich waren. Uebrigens dürfte selten ein Rechtsgeschäft vorgenommen worden seyn, bei dem der Handschlag nicht zur Bekräftigung diente, so verschieden war die deutsche Hand von der römischen. In derselben Richtung und zu verwandten Zwecken geschah noch vieles andere: die in der Treue wurzelnde Heiligkeit der Verträge, und was mit dem Schutze in Verbindung steht, den der Mächtige dem minder Mächtigen oder Hülfsbedürftigen angedeihen läßt, erhielt eine Reihe symbolischer Einkleidungen, deren feierlichste und bedeutsamste darin bestund, daß freie Männer, die sich mit einander auf Tod und Leben verbinden wollten, ihr Blut auf der heiligen Erde in einander fließen ließen. Gewiß eine erhabene Sitte und die den Charakter des Volkes, dem sie entsprungen, ehrt.

Es ließe sich die Frage aufwerfen: ob das Verschwinden der Rechtssymbolik aus Recht und Gesetz als Fortschritt zu begrüßen, oder als Verlust zu beklagen ist? Der billig Urtheilende wird dem modernen Juristen einräumen müssen, daß es für den ohnedieß verwickelten Gang der Rechtsgeschäfte in unserer Zeit eben keine Förderung wäre, wenn man die verschiedenen Arten rechtlichen Thuns noch zum Ueberfluß mit einer Menge symbolischer Beigaben überladen wollte. Niemand dürfte scheeler dazu sehen als die Advokaten. Sind denn aber die Gesetze der Advokaten, und nicht vielmehr die Advokaten der Gesetze wegen da? Jedermann begreift, daß das Kriegswesen in jeder Beziehung dabei gewinnen mußte, seitdem die „Kriegsherren" angefangen haben, die Soldatentracht, d. h. die Uniform, nicht länger als Augenweide und kostspieligen Putz anzusehen, den Soldaten vielmehr so zu kleiden, wie es seinem Berufe am besten entspricht. Zumal im Kriege kann und darf die Uniform nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel seyn, den Zweck des Krieges, oder den Sieg, zu erleichtern. Heißt das aber, was von der Armee gilt, müsse auch von der Volkstracht bejaht werden? Nimmermehr! Zugegeben, daß die schweren Stoffe mancher Weiberröcke während der Hundstage nichts weniger als ein bequemes Kleidungsstück sind und von Seiten der Brauchbarkeit den Vergleich mit einem leichten Kattunkleide nicht auszuhalten vermögen; wer wird aber deßhalb der Abschaffung der Volkstrachten blindlings das Wort reden? Es müßte denn seyn, die Lebensaufgabe des Menschengeschlechts bestände in seinen Augen darin, die Individuen möglichst in Fabriken und Kasernen unterzubringen. Die kleinen Unbequemlichkeiten, welche mit der Erhaltung hergebrachter Sitten hin und wieder verknüpft sind, werden mehr als reichlich aufgewogen durch den sittlichen Gewinn, ich meine die Charaktertüchtigkeit, welche das treue Festhalten am Hergebrachten auf die eine oder die andere Weise, mittelbar oder unmittelbar mit sich bringt.

Aehnlich dürfte es sich mit der Rechtssymbolik verhalten. Ich schweige von den Unzukömmlichkeiten, was sage ich? empörenden Rohheiten, die bei der gerichtlichen Eidabnahme gar nicht selten vorkommen, von jenem Richter, der sich des Eidstabes bediente, um seinen Rücken damit zu kratzen; wohl aber möchte ich den Mann von Herz und geschichtlichem Sinn kennen, der in dem blutlosen Formalismus und geisttödtenden Mechanismus des heutigen Rechtsverkehrs nur Licht und nicht zugleich sehr dunkle Schatten erblickte. Die Ursachen des Unrechts oder rechtswidrigen Handelns liegen freilich tiefer als in dem Mangel symbolischer Einkleidung der Rechtsgeschäfte; damit ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß die Leute vor Gesetzübertretungen sich weit mehr hüten würden, wenn das Gesetz für sie mehr als ein todter Buchstabe, das Recht durch die Sitte anschaulich und bedeutsam gemacht wäre. Es gibt keinen schlechteren Ableiter für den gesetzwidrigen Willen als die Furcht vor der Strafe. Wahrlich, die endlose Aktenschreiberei ist ein schlechter Ersatz für die verschwundenen Rechtssymbole, in Deutschland mehr als anderswo darum, weil die altgermanische Rechtssymbolik im Grunde nichts anderes seyn wollte, als ein Widerspiehn oder eine sinnbildliche Veranschaulichung des Grundsatzes der Oeffentlichkeit, welcher die Rechtsordnung unserer Vorfahren bis in ihre unscheinbarsten Verästelungen durchdringt. Die durch die Einführung des römischen Rechts auf so lange verdrängte

Digitized by Google

Oeffentlichkeit hat weder eine sichere Gewähr für ihren Bestand, noch die davon erwartete Kraft zur Stärkung des gesetzlichen Sinnes, wenn der angebetete Schreibereigötze unangefochten fortbesteht und der Rechtsverkehr im Geiste des alten Germanenthums den persönlichen Bedürfnissen unserer Natur nicht wieder näher gerückt würde. Ob überhaupt bei der Sitte ein Wendepunkt zum Bessern so bald zu erwarten steht? oder ob die Aufklärerei mit ihren Verwüstungen fortfahren darf, bis nichts Sinnenfälliges und Greifbares mehr übrig ist?

Mit einigermaßen haltbaren Vermuthungen ließe sich eine Antwort wagen allein im Zusammenhang mit der letzten und höchsten Erscheinungsweise der Sitte, dem religiösen Cultus nämlich als einer Symbolisirung der Idee des Göttlichen. Vom Cultus gilt recht eigentlich, was der Dichter als das heilige Thun der Erzengel bezeichnet:

> Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
> Befestiget mit dauernden Gedanken!

Wie man es nennen will: die heilige Symbolik, oder die Symbolik des Heiligen beschließt die mannigfaltigen Gewinde, die aus der zarten Hand der Sitte Blume um Blume hervorgehen. Was kann es auch Erhabeneres geben, als die Beziehungen unserer sittlichen Natur zu Gott sinnbildlich darzustellen und dem Gottesdienste das schickliche Gewand der Sitte anzulegen! So unläugbar die religiösen Ideen die Gestaltung des Cultus bedingen und modificiren, so sehr hat man darauf zu achten, daß umgekehrt die Form des Cultus auf den Inhalt der Religion oder das Dogma zurückwirkt, daher die Sitte ihren culturgeschichtlichen Beruf selbst in Betreff der höchsten Angelegenheiten des Menschengeschlechts auf's Glänzendste bethätigt. Man denke an diejenigen christlichen Sekten, zumal in Nordamerika, die sich ohne eigentlichen Zusammenhang mit der Geschichte der christlichen Kirche und unter der Leitung halbgebildeter, aber innerlich um so erregterer Führer ihren Gottesdienst geschaffen haben. Um von den Quäckern und Methodisten nicht zu reden, so gehören hieher zunächst die Mormonen und die Shaker, welche letztere bekanntlich dem tausendjährigen Reiche entgegentanzen und in Busch und Löher geistreiche Beschreiber gefunden. Am ausführlichsten schildert Busch * die Tunker; nur ist ihm entgangen, daß das sogenannte pennsylvanische Deutsch, das sich unter ihnen noch immer, wenn auch nicht ohne von Jahr zu Jahr steigende Einbuße, erhalten hat, weiter nichts ist als ein verschlechtertes Schwäbisch. Was soll man aber dazu sagen, daß während die Tunker in der Nähe von Dayton ihre Hauptversammlung hielten, das herbeigeströmte Gesindel (die Rotte der Loafer), nachdem es reichlich mit Speise und Trank erquickt worden war, seinen Dank damit abstattete, daß es den Höhepunkt der gottesdienstlichen Handlung durch einen unerhörten Scandal verunglimpfte. Einige johlten und krächzten in die Thüren herein; andere sangen draußen mit aller Anstrengung ihrer Kehlen den Gassenhauer:

> I come from Salem City
> With my washbowl on my knee.

Noch andere schossen mit Pistolen an den Fenstern, wo die Frauen saßen, und wieder andere umkreisten truppweise das Haus, indem sie das Geschrei von wilden Putern nachahmten.

Erwägt man, daß die Geschichte des christlichen Cultus allein schon ganze Bände füllt, so bedarf es in der That keines näheren Eingehens auf den der religiösen Sitte zu Gebot stehenden Bilderreichthum. Mag der Wilde in bachantischem Taumel das Fest seines Gottes feiern; mag der Chinese den im Innern des Tempels verpflegten heiligen Schweinen die Aufwartung machen, oder der hellenische Götterglaube in den Panathenäen die ganze Pracht und Herrlichkeit seines Cultus entfalten, es ist derselbe personbildende Trieb, der seine unabweisbaren Ansprüche zur Geltung bringt und im christlichen Sacrament das Tiefste und Innerlichste des menschlichen Selbstbewußtseyns so zu sagen herauskehrt. Die Nothwendigkeit des Gottesdienstes bestreiten, heißt die unveräußerlichen und unverjährbaren Rechte der Persönlichkeit leugnen. Wo das Göttliche, dem der Gläubige huldigt, als ein sinnlich Gegenständliches vorgestellt wird, da beschäftigt die religiöse Sitte sich in erster Linie mit der Gestalt des Gottes, wie denn der der Sitte überhaupt eigene geschichtliche Sinn sich mit besonderer Vorliebe in der Verehrung zu erkennen gibt, die der kindliche Glaube gerade den ältesten und unschönsten Götterbildern zu Theil werden läßt. Je länger der Gott angebetet wurde, desto weiter reicht seine Macht. Die durch eben diese Macht gewährleistete Hülfe ist es, mit der die nächste auf die gegenständlich gemachte Gottesidee sich beziehende gottesdienstliche Handlung, das Gebet, es zu thun hat. Ohne Gebet keine Religion, was sich durch den Befund aller auf unserem Erdball einheimisch gewesenen, oder noch einheimischen Religionen beweisen läßt. Wer zu seinem Gotte betet, bittet um dessen Hülfsleistung, folglich Macht. Wie der Inhalt des Gebetes von dem täglichen Brode an die ganze Stufenleiter menschlicher

* Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi. Bd. I. S. 151 ff.

Digitized by Google

Bedürfnisse bis zur Vergebung der geheimsten Herzenssünde umfaßt, so erträgt die gottesdienstliche Form oder Weise des Betens zahllose Abänderungen, wobei das Händefalten und Kniebeugen jedoch, als der entsprechendste Ausdruck der Unterwürfigkeit und Ergebung in den Willen Gottes, selten fehlt.

Betend hofft der Mensch die hülfreiche Hand seines höchsten Wesens zu erfassen; sein Gewissen sagt ihm indeß, daß er ohne Gegenleistung keine Aussicht, weil keinen Anspruch darauf hat. Durch das Opfer will er sich der Erhörung seines Gebetes würdig machen; soll Gott für ihn einstehen, so muß er sich ganz an Gott dahin geben. So gedacht schließt die Opferidee die verschiedenartigsten gottesdienstlichen Handlungen in sich, indem das Gegenständliche, was geopfert wird, von jedem Besitze, über den der Opfernde verfügt, genommen werden kann. Opferungsfähig ist der Segen des Ackers ebensowohl als das leibliche Leben, ein mit den Lippen hergesagter Spruch nicht weniger als der aus dem Allerheiligsten unseres Willens stammende Entschluß, alle sündhaften Gesinnungen und Neigungen zu ertödten. Je innerlicher, desto besser, denn das Entsagen, das selbst im Darbringen des werthlosesten Sachbesitzes vorausgesetzt wird, ist dann um so ernster gemeint. Die meisten gottesdienstlichen Handlungen sind ein Ausfluß der Opferidee, die ihren schwunghaftesten und großartigsten Ausdruck im christlichen Sacrament gefunden hat. Ohne Sacrament kein Christenthum. Der Protestantismus kann wohl die Annahme des katholischen Meßopfers verweigern, was er aber nicht kann, das ist das Verdrängen oder Hinausschaffen der Opferidee aus seinen eigenen Sacramenten. Die kirchliche Gemeinschaft, die es unternähme, stände nicht mehr auf dem geschichtlichen Boden des Christenthums: ihre Sacramente wären inhaltlose Schalen.

Auch an der religiösen Sitte bestätigt es sich, daß ihr geschichtlicher Verlauf nicht ohne Gefahr unterbrochen werden kann. Wohl soll das Alte neu werden, aber das Neue nicht aufhören, alt zu seyn. Eine Ausgleichung der Gegensätze in dem angegebenen Sinne erscheint für den Cultus der christlichen Bekenntnisse als dringend geboten. Keine Sitte ohne Leben, kein Leben ohne Geschichte. Die geschichtliche Seite von dem Fortschritt der Menschheit im Ganzen und ihres Rückschritts im Besondern hängt auf's Innigste mit der Entwicklung und den Entwicklungsstufen der Sitte zusammen. Wir wünschen einem deutschen Gelehrten Befähigung und Muth genug, um nach dem obigen Schema eine Sittengeschichte zu schreiben.

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

(S. Nr. 34.)

9.

Audienzen in Stuttgart.

Sonntag, den 11. November. Herr Ferber hat es bereits zum Deputationsadjuncten gebracht, und dürfte es wohl noch weiter bringen. Unterdessen ist der gestrige Tag für ihn ein Ehrentag gewesen, an dem er noch lang zehren kann, gestalt er bei dem französischen Envoyé die Hauptperson abgegeben hat.

Inwörderst aber hat die aus Herrn Burgermeister Weickersreuter und einem der Herrn Geheimen bestehende Deputation, nachdem sie in der Kutsche auf Stuttgart gefahren, bei hochfürstlicher Schirmsregierung eine Audienz verlangt und erhalten, zu welcher Herr Ferber nicht zugezogen wurde. Es waren hiezu wirtenbergischer Seits zwei Mitglieder des unter dem Geheimenrath stehenden nächstobersten Collegii, des Oberraths, benanntlich Herr Dr. Dämon und Herr Dr. Textor, deputirt. Der Empfang geschah durch einen Herrn Secretarium, welcher die Deputation hinaufgeführt und unterwegs von denen eingelaufenen Avisen, auch wie die Franzosen bereits verschiedene untere Orte im Land besetzt hätten, Part gegeben. Nach beschehener Beneventirung aber und beederseits abgelegten Curialien nahm Herr Dr. Dämon das Wort und that den Vortrag dahin, daß sie instruirt wären zu vernehmen, worinnen das Anbringen bestehen werde.

Hierauf haben, heute erstatteter Relation zufolge, die Herrn Deputati kürzlich proponirt, wasmaßen der französische Intendant der Stadt anfangs 5000 Gulden angesetzt, die man auch, nach vergeblicher Sollicitirung

Digitized by Google

im Lager, nach Straßburg erlegt habe, in Hoffnung einer Erleichterung und guten Trosts, statt deren aber der Intendant anjetzt eine ganz unerschwingliche Fourragelieferung verlange, welche Drangsal der Stadt um so beschwerlicher falle, als vorgestrigen Tags ein französischer Hauptmann mit ungefähr fünfzig Mann durch das ganze Land Wirtenberg heraufgerückt und, da er doch ohne Ordre gewesen, an keinem Ort in dem Land, wo er durchpassirt, aufgehalten worden sey. Es sey dieß aber gar bedenklich, und könne man sich darein nicht richten. Herr Vogt zu Canstatt habe unlängst schriftliche Notification gethan, daß er gnädigsten Befehl erhalten, keinen Franzosen über seine Brücken zu lassen; in welcher Consideration man zu Eßlingen Bedenken gehabt, eine Brücke über den Neckar zu schlagen, aus Besorge, es möchte der Stadt übel interpretirt werden, wenn sie die Leute in das Wirtenbergische abweisen wollte; denn, außer großer Noth, eine Handvoll Volks einzulassen, wäre ihr nicht bloß bei kaiserlicher Majestät unverantwortlich, sondern auch dem hohen Schirmhaus höchst gefährlich, weil dadurch die benachbarten Orte in Contribution gesetzt würden. Ueber dieses alles habe man die weitere Beschwerung, daß verschiedene wirtenbergische Amtleute den Unterthanen des Landes anbefohlen haben sollen, ihre in die Stadt Eßlingen geflüchtete Güter wieder hinwegzunehmen, weilen der Stadt ein großes Bad solle übergethan worden seyn.

Auf diese Proposition haben beede Herrn Oberräthe die Deputatos ersucht, sich nur ein wenig zu patientiren; sie wollten referiren. In einer Viertelstunde darauf sind sie wieder kommen und hat Herr Dr. Dämon vorgetragen, die Herrn sollten den Verzug nicht übel nehmen, denn das Geheimeraths-collegium habe sich dissolvirt, so daß niemand weiter als Herr von Bülow (der Präsident) zu sprechen gewesen sey, welcher nomine berührten Collegii so viel zu vernehmen gegeben: wegen der Fourragelieferung werde nichts zu machen seyn, denn die Franzosen nehmen keine Remonstration an; indessen würde nicht ab dem Weg seyn, wenn man nur einen Theil der Contribution erlegen, mit dem Rest aber trainiren wollte, da vielleicht sich etwan was anderes ereignen, die Franzosen hinwegziehen oder ein Succurs anlangen möchte. Die fünfzig Franzosen betreffend, könne man nunmehr in dem Land nicht anders, als wann viel oder wenig ankommen, dieselben unter sich, oder sich, kreuzweis oder den langen Weg frei durchpassiren lassen. Man werde es auch Eßlingen im geringsten nicht verdenken, wenn es über den Neckar eine Brücke schlage oder sich auf andere Weise prospicire; denn es stehe einem jeden Ort nunmehr frei, wie es sich defendiren wolle. Wegen der Vögte und Amtleute habe man sich sehr alterirt, denn es sey ihnen von fürstlicher Canzlei aus nichts dergleichen befohlen worden, und müsse es ein Geschwätz der Leute seyn, die etwa eine Execution über die Stadt besorgen; sollte es sich aber anders verhalten, so solle man die betreffenden Amtleute nennen, damit sie zu gebührender Strafe können gezogen werden. Man betheure von Seiten des Geheimenraths, daß man mit der Stadt in diesem elenden Stand begehre sincer und aufrichtig zu handeln, und alle benöthigte Communication thun wolle. Welcher Versicherung auch Herr Dr. Dämon beigefügt, man habe bereits ein Picotin in dem Land machen lassen, wolle auch einem Schreiner aufgeben, ein gleiches Maß anzufertigen, und die Resolution, welche dermalen verlegt, auf Eßlingen nachschicken.

Hiemit war die wirtenbergische Audienz zu Ende, welche sich bis Mittags zwölf Uhr verweilt. Herr Ferber hatte unter der Zeit Herrn Vogt zu Stuttgart Namens der Deputation wegen des erwähnten Geschreis zur Rede stellen müssen, der sich aber sehr übel gehub, daß man dergleichen von ihm vermuthen wolle, indem er von dem Marsch der fünfzig Franzosen nichts gehört, auch seinen Amtsuntergebenen nicht befohlen, ihre gestehnte Güter aus der Stadt zu führen.

Nachdem nun Herr Ferber dieses referirt, schickte die Deputation den Marschaller an'e Hauptstätter Thor zu dem französischen, in einem stattlichen Losament allda residirenden Envoyé Monsieur Juvigny, um die Zeit zur Audienz zu erfragen, der aber durch denselben zurückfagen ließ, daß er den ganzen Tag werde anzutreffen seyn, man möge kommen, wann man wolle.

Also hat die französische Audienz gleichbald ihren Anfang genommen. Und war der Empfang so höflich wie möglich, indem die Deputation von des Herrn Envoyé sechs oder sieben Bedienten, als von Herrn Secretario, Hofmeistern, Pater Beichtvatern, einem Pagen und zween Laquaien hinauf und durch drei Antichambres bis zu des Herrn Envoyé Gemach geführt worden, unter dessen Thüre sich hierauf Herr Envoyé präsentirt, in Annäherung der Herren drei Schritte heraus und entgegen gegangen, auch annoch herauswärts sowohl als wieder in seinem Zimmer sich sehr freundlich gegen sie erzeigt.

Herr Ferber legte nunmehr, gehabter mündlicher Instruction gemäß, mit gebührender Reverenz, ein kurzes Compliment * gegen den Herrn Envoyé ab, darin er seine „Generosité" und sonderbarliche Gütigkeit,

* Welches wir in beliebter Kürze zu concisiren dienlich erachtet, maßen es in originali drei Folioseiten umfaßt.

Digitized by Google

Gravirte in ihren Gravaminibus und Desideriis anzuhören, herausstrich, der Stadt Anliegen beweglich vorstellte und seine Clemenz um so mehrers demüthigst implorirte, da, wie täglich und stündlich verlaute, die königliche terribel große Armee avanciren und Herr General de Montclar mit 20,000 Mann gegen Ulm rücken wolle, mithin beförglich auch einige Mannschaft in Eßlingen en passant lassen möchte. Worauf der Herr Abgesandte seine Curialien ebenmäßig ablegte, der Ehre, die die Stadt ihm durch gegenwärtige Herrn Deputirte anthun wollen, und die er auch, wie aus seinen Mienen, Reden und Gebärden zu vermerken gewesen, für eine rechte Ehre auf- und angenommen, sich höflich und freundlich bedankte, alle Gewogenheit, auch mögliche Hülfe versprach und löbliche Stadt derer zu versichern hieß.

Was nun aber rem ipsam, und zwar den ersten Punkten, nämlich die angesetzt gewesene 10,000 Livres betraf, so fragte er mit Exclamation und großer Verwunderung: „Was! die reiche Stadt nur so viel?“ Das sey gar zu wenig! Er habe von 20,000 Livres gehört. Die Stadt sey wohl durchgekommen, solle selbst betrachten und andere geringere Städte dagegen halten, die mehr geben müssen. Er wollte es den Herrn zuvor, ehe sie einige Relaxation zu sollicitiren in's Lager gangen, wenn sie ihn gefragt hätten, gesagt haben, daß von der Forderung, sonderlich was an Geld angesetzt sey, nichts abginge. Als ihm darauf die Herren regerirt, die Stadt habe sich gleichwohl über Kraft angegriffen und sey es mit ihrem Reichthum nicht weit her, hat er sich's doch nicht wollen ausreden lassen oder glauben machen, daß die Stadt arm sey, das habe er nie gehört.

Den zweiten Punkten, nämlich die Fourrage anlangend, hat ihm Herr Ferber proponirt, daß die Stadt keinen sonderlichen Wieswachs, keinen Ackerbau und dergleichen, sondern nur den jetzt zwar auch schlechten Weinhandel habe. Darauf er geantwortet, die Stadt habe ja gute Dorfschaften und große Flecken, welches, da diese Flecken nicht der Stadt, sondern dem Spital, der Spital aber freilich hinwiederum respective der Stadt zugehörig, eine große Confusion verursachte, also daß er sich's auf drei, vier, fünfmaliges Anfragen nicht recht beibringen und berichten lassen wollte, zumalen Herr Burgermeister Weickersreuter, als erster Principalpeputatus, vor seinen Augen Herrn Ferbern instruirte, was er ihm zu antworten habe. Endlich verlangte er die Fourrageordre zu sehen, und sprach, das sey eine Anzeigung, daß Eßlingen keine Guarnison bekommen solle; wenn aber die Stadt die Guarnison lieber habe, so wolle er sie der Fourrage erledigen.

Unterdessen betrachtete er die Ordre und den Namen des Receveurs zu Heilbronn, an welchen die Lieferung zu machen, Sieur de Sombreville, so aber eigentlich Sombreuil heißen soll, wies ihn seinem Secretario Mr. Nonnon, der darauf auch jemalen dazwischen zu reden anfing, und gab um etwas eine Verwunderungsanzeige mit den Mienen an den Tag.

Herr Ferber antwortete gleichbald, daß die Stadt keine Guarnison verlange, sey auch nicht ihre Meinung drauf, sondern, weil, wie oberwähnt, das Geschrei erschollen, daß Mr. de Montclar mit einer Macht auf Ulm ginge, so besorge sie, er möchte leichtlich ihr wie andern davon überlassen. Worauf Herr Envoyé sich auf'm Fuß umdrehte und lachend, so zu sagen, contradicirte, mit Ermelden, daß, weil Monseigneur le Dauphin und Mr. Marschall Duras wieder nach Haus, anjetzo Mr. de Montclar alle Truppen von Straßburg bis Mannheim en chef commandire, der auch in etlichen Tagen zu Heilbronn ankommen und sich wegen der Fourrage billig finden lassen werde, wenn man nur schaffe und liefere, was man könne, damit er den guten Willen sehe. Er, Zwigny, hoffe immer noch, Ulm werde sich von selbsten bequemen, seine Schuldigkeit abzutragen, sonst werde man schon Wege finden, diese Stadt dazu anzuhalten; womit er zugleich insinuiren wollen, daß der Montclar deßwegen nicht herauskommen werde, mit Erwähnung, daß der Obriste Mr. Marquis de Feuquières mit seinem ganzen Granatierregiment von Heilbronn nach Franken aufgebrochen sey, und daß es von da auf Schwaben gehen solle, um Dillingen extremement zu exequiren, daher Mannschaft genug dort vorhanden sey, von Dillingen auf Ulm zu kommen.

Auf weiteres Ansuchen, der Stadt mit einem Interessionsschreiben an den Lagrange an die Hand zu gehen, hat er lang tergiversirt, erst ganz, dann halb versprochen, aber doch endlich wieder zurückgezogen, besser nachgedacht und von sich scheinen lassen, daß er mit dem Intendanten vielleicht nicht so gern umgehen möge, denn er nicht viel seiner gedacht, sondern zuletzt sich anerboten, wenn man ihm zuvor melde, daß man etwas Fourrage beisammen habe und eine Lieferung thun wolle, an den Montclar selbst in guten und verständigen terminis zu schreiben. Wenn dieser etwas nachlasse, müsse der Lagrange wohl nachgeben. Es sey eben unmöglich, daß man eines jeden Orts wahre Beschaffenheit in Ansetzung der Contributionen wissen könne.

Nach diesem rückte Herr Ferber mit der andern Hauptsache heraus, nämlich, es habe löbliche Stadt Eßlingen durch seine Wenigkeit Herrn Abgesandtens Excellenz, damit Selbige nicht etwan einen falschen Vorbericht erhalten und allerhand ungnädige Gedanken

Digitized by Google

fassen möchte, gebürend advisiren und unterthänigst anbringen lassen wollen, wasmaßen und welchergestalt die Geschichte mit dem Champagnol, die er nunmehr in umständlicher Enarration erzählte, sich verlaufen. Obwohl man nun Seitens löblicher Stadt Ihro königlichen Majestät, als einem benachbarten großmächtigsten Potentaten, alles was immer möglich, in aller Unterthänigkeit prästiren werde, — in Reflexion dessen man auch dieser zwar nur geringen und ganz nicht legitimirten Partie alle gute Wort, Begegnung und Tractament gegeben, dem Capitän für seine Person die Ehre anthun wollen, ihn in die Stadt zu invitiren, auch ihm durch zween Herren zu Mettingen aufwarten, Essen, Trinken und anderes geben und ihm zusprechen, ja sogar noch seiner Truppe eine Wegzehrung von Wein, Brod und Würsten auf den Rückmarsch fourniren lassen, — und obwohl man dieses alles, den Capitän zu verklagen, weil er irr gangen, nicht vorbringen, sondern nur etwanigen ferneren Ungelegenheiten vorzubeugen bitten wolle, so wolle man Ihro Excellenz eifrigst ersuchen, daß Selbige gnädig geruhen möchten, an die Generalität zu schreiben, damit dergleichen nimmer vorgehen und die Stadt unverschuldeterweise in einige Ungnade bei Ihro königlichen Majestät fallen möchte.

Darauf ließ Herr Envoyé des Capitäns und seines Regiments Namen durch seinen Secretarium notiren, und versprach dieserhalb an den Montclar zu schreiben, mit fernerer Promission, daß kein Offizier mehr ohne schriftliche Ordre kommen werde. Dieser, als zum Regiment de Feuquières gehörig, werde auf Dillingen voranzugehen commandirt gewesen seyn und den Weg verfehlt haben. Zuletzt sagte er noch, wenn je Mr. de Montclar, wider sein, des Juvigny Wissen, einen Marsch am Neckar heraufwärts nehmen sollte, wollte er ihn disponiren, daß das Eßlinger Territorium nicht berührt werden möchte. Man solle nur den Montclar gewinnen und eine gute Lieferung thun, daß man nicht mit leeren Händen komme, dann werde man es überall zu genießen haben. Womit er der Deputation abermals freundlich den Abschied, und zwar durch die drei Antichambres und bis zur Stiegen in Person, von der Stiegen aber bis zur Hausthür durch obig gemeldete seine Bediente gegeben.

Also sind die Audienzen zu Stuttgart abgelaufen, und ist man mit hoher Schirmsregierung schlecht, mit Herrn Ferbern aber gar wohl zufrieden. Was aber die Herrn Deputati sonsten noch mündlich von Novellen heimgebracht, ist vor allem die unfavorable Nachricht, daß des Herrn Herzogs Administratoris hochfürstliche Durchlaucht sich am letzten Donnerstag, als dem Tag, an welchem der Lärm von wegen des Champagnols durch das Wirtenberger Land erschollen, von Stuttgart nacher Hohentwiel abjentiret habe, um diese famöse Jungfrau in guten Defensionsstand zu setzen; und glaubt man aber nicht, daß Se. Durchlaucht so bald wieder kommen dürfte. Freilich, wenn die Herrn geheimen Pupillenräthe ein Trüpplein von 45 Franzosen durch das Land unter sich, ober sich, kreuzweis und den langen Weg frei passiren lassen, so will es einem solchen Herrn in alle Wege fast derefpectirlich seyn, in dero Residenz zu bleiben. Auch möchte es immerhin an dem seyn, nach der Twieler Festung zu sehen, weilen wenigstens gerüchtweise verlauten will, daß die Franzosen auch von Freiburg Executionstruppen herausschicken wollen, so daß vielleicht dem obern Theil des Kreises durch diese hochfürstliche Ortsveränderung jetzt geholfen wäre, nachdem in Wirtenberg selbst zu Rettung Lands und Leute niemand mehr Hand anlegen zu wollen scheint.

Ein paar Stunden in der Kaffeemühle.

(Fortsetzung.)

„Man sollte glauben, dieses traurige Beispiel habe abschreckend gewirkt und wärmere Herzen nur um so achtsamer auf die Hut ihrer innern Flamme gemacht, deren Verlöschen nun einmal doch durch kein Feuer von außen wieder ungeschehen zu machen ist. Aber sey es, daß beschränkte Köpfe überhaupt über den thierischen Nachahmungstrieb nicht hinaus können, sey es, daß mangelnde Auswahl an Vergleichen einseitig bis zur Blindheit macht, sey es daß überhaupt jede Verkehrtheit den Fluch der Ansteckung in sich trägt; genug, das

Digitized by Google

Dienerpaar sah sich so sehr als Pflichterbe der Eigenschaften seiner nachkommenlosen Herrschaft an, daß es sich während der zwanzig folgenden ledigen Jahre recht eigentlich zur Aufgabe zu stellen schien, bei dem endlichen Bündnißschließen auf denjenigen Punkt vollständiger Abkühlung angelangt zu seyn, welchen das herrschaftliche Ehepaar so unverkennbar erreicht hatte. Um kurz zu seyn, aus Scheu vor den Launen des Glücks, vor den möglicherweise unbequemen Folgen einer frühen Verbindung, vor den Leidenschaften endlich, deren Flammen erst mit den Jahren sich unter die schützende Asche verkriechen, aus Scheu vor allen möglichen Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, warteten sie ihre vollen zwanzig Jahre, geizend, sammelnd, alternd und einen Zahn nach dem andern verlierend, bis sie, jedes zu einem gewissen Wohlstande gelangt, sich schließlich in dem miethfreien Quartier der verrufenen Kaffeemühle zusammen niederließen. Am Abend ihres Hochzeittags rechneten sie ihre Ersparnisse gegen einander, und da die Kammerjungfer um einige Thaler dem Vermögen ihres Gemahls vorausgekommen war, so erhielt sie gleich darauf bei der Frage, ob Nachts in kaltem oder warmem Raume geschlafen werden solle, das eheliche Uebergewicht. Er hatte für Heizung gestimmt, sie dawider, und da sie während eines sehr scharfen Winters heiratheten, so heißt es, in demselbigen Winter noch seyen beide, man wisse nicht ob von innerem oder äußerem Wärmemangel, in ihren Betten erfroren."

Der kleine Erzähler ließ bei diesen Worten sein kluges blaues Auge wiederum die Runde machen, und schien sich dabei an dem unbehaglichen Zustande zu ergötzen, der sich auf den meisten Gesichtern, vor allem auf denjenigen der hagern Frau des schwerzüngigen Torfhändlers ausdrückte. Im selben Augenblick bemerkte er indessen, daß ihre beiden Stieftöchter mit Nadel und Faden auf und davon gegangen waren. So rasch seine ungelenken Gliedmaßen es ihm gestatteten, wendete er sich auf seinem Stühlchen um, und es gelang ihm, ihrer in der entscheidenden Minute ansichtig zu werden, da sie eben über eine Lage Kornsäcke in der Richtung der Brautkammer zu entkommen suchten. Der Ruf: Niederstzen! fand bald seinen Widerhall von allen Seiten, und für dießmal war der Schabernak noch vereitelt. Beide etwas stumpfnasige Brünetten nahmen ihre Plätze wieder ein, mit sichtbarem Unwillen den kleinen Wächter auf dem Tische scheltend, daß er nicht zur rechten Zeit ein Auge zuzudrücken wisse, und hoch und heilig betheuernd, sie setzten ihren Willen doch noch durch, und sollte es auch darüber Morgen werden.

Der Federviehhändler parodirte ihren Eifer mit einigen Späßen, welche sich eher sagen als niederschreiben lassen, und sprach die Hoffnung aus, der kleine Herr auf dem Stühlchen werde noch nicht mit seinem Geschichtenvorrath am Rande seyn, eine Befürchtung, deren bloße Möglichkeit den Mühlenwater lächeln machte. Der erstere setzte dann noch hinzu, es komme ihm fast vor, als versteckten sich allerhand Nutzanwendungen in den abgeschmackten Dingen, die man hier zu hören bekomme, und es solle ihm recht seyn, wenn sich noch mehr fände, was gewisse Leute sich hinter's Ohr schreiben könnten. Er that nach dieser Eröffnung einen herzhaften Trunk aus dem vor ihm dampfenden Glase.

Klas mit dem Henkel verwahrte sich mit einer vieldeutigen Handbewegung, daß er auf irgend welche näher liegende Persönlichkeiten anspiele, wobei er indessen daran erinnern wollte, daß es mit gewissen, aus dem Leben genommenen Begebenheiten ähnlich wie mit gemalten Porträts gehe, deren Augen jeder Zuschauer auf sich selbst besonders gerichtet glaube, während doch der verschiedene Standpunkt dieser Zuschauer beweise, daß hier eine persönliche Täuschung vorliege und der Blick eigentlich auf niemanden gerichtet sey. Es gebe, fügte er hinzu, beim Hören oder Lesen von Erlebnissen und Erfahrungssätzen in jedem ein immer waches Mißtrauen gegen die satirischen Absichten des Schriftstellers oder Erzählers, daher denn die meisten Autoren in ihren schließlichen Selbstlebensbeschreibungen zu der Ehrenversicherung genöthigt seyen, daß sie in ihren Büchern Gebilde ihres Geistes niedergelegt haben und nicht Zerrbilder ihrer Freunde oder Feinde. Dieses Mißtrauen gehe übrigens mit der Neigung Hand in Hand, die gefürchteten persönlichen Deutungen möglichst rasch auf andere anwendbar zu finden, um sich solcher Art durch Schadenfreude an der Bloßstellung anderer für die ausgestandene Angst vor näher liegenden Bezügen zu entschädigen. Es sey dieses Doppelverhältniß ein Grund, warum die wenigsten Geschichten, welche menschliche Verkehrtheiten geißeln, nachhaltig bessernd wirken. Anfangs befinde sich der größere Theil der Hörer ihnen gegenüber in einem Zustande der empfindlichen Abwehr, dann aber gehe dieser Zustand in die verblendende Sucht über, das Treffende auf andere anzuwenden, statt auf sich selbst, und so komme es denn, daß man die meisten Bücher dieser Art mit der Ueberzeugung zuklappe, das müsse dieser oder jener seyn, auf den sey es wie gemünzt, statt daß man vor allem selber aus der Lectüre Belehrung zu schöpfen gesucht hätte.

Die Frau des Federviehhändlers benutzte die hier eintretende Pause, um den Wunsch auszusprechen, ihr

Digitized by Google

Mann, der nur zu gern fremde Splitter für Balken anſehe, möge noch recht oft Gelegenheit haben, ähnliche Zurechtweiſungen zu hören, wogegen des Torfhändlers hagere Gattin betheuerte, was der kleine Herr ſage, klinge ihr gerade ſo unverſtändlich wie die lateiniſchen Etiketten auf den Apothekerbüchſen, und ſie wünſche, er möge mit ſeinem Punſch und mit ſeinen Geſchichten recht bald zu Ende ſeyn. Der Lohgerber ſeinerſeits warf die fachkundige Bemerkung ein, daß ſtarke Winterkälte für Kuhleder von den übelſten Wirkungen ſey, und daß auf der Leipziger Ledermeſſe noch ohnlängſt das Fell einer Tiroler Kuh, welche durch eine Lawine verſchüttet worden und umgekommen ſey, für den halben Preis vergebens ausgeboten worden. Er wollte noch andere Beiſpiele anführen, die ſich dem Erfrieren des Kutſchers und der Kammerjungfer an die Seite ſtellen ließen; der abſeits Sitzende erinnerte aber daran, daß es wünſchenswerth ſeyn müſſe, von den weiteren Bewohnern der verrufenen Kaffeemühle zu hören, und da auch die beiden Brünetten, in der Hoffnung, ſicherer entſchlüpfen zu können, für Wiederaufnahme der Erzählung ſtimmten, ſo fuhr der kleine Buckelige in folgender Weiſe fort:

„Nach dem Tode der beiden Erfrorenen wollte begreiflicherweiſe niemand das Wagniß unternehmen, die Kaffeemühle zu bewohnen. Sie ſtand wohl zehn bis fünfzehn Jahre leer, und der Regen im Sommer, der Schnee im Winter waren ihre einzige Einquartierung. Als die Eiſenklammern und Charniere der Thüren und Laden verroſtet und die letzteren ſelbſt halb verrottet waren, erbarmte ſich ihrer ein Knecht des Scharfrichters aus Welle und verheizte ſie in einer kalten Decembernacht, während welcher zum Entſetzen der ganzen Nachbarſchaft ein heftiges Gewitter ſich über der Heide entlud und dem Johanneskirchthurm zu Lehrte die Spitze knickte. Seitdem galt es für noch bedenklicher, ſich mit dem verrufenen Gebäude einzulaſſen, und das herabfallende Holz blieb nicht minder verſchont wie das Eiſen ſelbſt, das ſich nach und nach im Holze lockerte und jedem Vorübergehenden ſich gewiſſermaßen zu beliebigem Mitnehmen feil bot.“

„Endlich zeigte ſich's indeſſen doch, daß Meinungen und Ueberzeugungen nur auf eine gewiſſe Entfernung hin ihre Kraft behalten, und daß wer aus andern Ländern und andern Verhältniſſen kommt, ſchon hinlänglich mit eigenem Ballaſt dieſer Art beladen iſt, um noch nachſichtig für ſolche Vorurtheile zu ſeyn, die ihm die Fremde auf die Achſeln laden möchte. Es geht damit faſt wie mit Landeskrankheiten, für welche neu Eingewanderte auch keine Empfänglichkeit mitbringen, und die ihnen erſt verderblich werden, wenn ihre klimatiſche Heimiſchwerdung vollendet iſt.

So ſiedelte ſich denn in einer ſchönen Mainacht ein junges, weither gewandertes Paar in dem verödeten Orte an, und als man nach längerer Zeit die beiden Fremdlinge darin nothdürftig eingerichtet und nur von der Beſorgniß erfüllt fand, man werde ſie wieder daraus vertreiben, ſo beeilte man ſich, ſie hierüber zu beruhigen, und gab ihnen noch, was ihnen an Lebensbedürfniſſen fehlte, um ihr Weiterziehen zu verhüten. Daß ihr neuer Aufenthalt ein verrufener ſey, verſchwieg man ihnen nicht. Jede derartige Warnung beantworteten ſie indeſſen mit ungläubigem Achſelzucken und wünſchten nur, die Verrufenheit des Orts möge ſie vor der Neugier der Menſchen ſchützen, ein Wunſch, den ſie ſo oft wiederholten, bis die wenigen Umwohner zuletzt die eigene Neugier völlig zum Schweigen verurtheilten und weder nach Namen noch Herkunft der fremden Anſiedler forſchten. Dennoch konnte es ihnen nicht entgehen, daß die letzteren aus Verhältniſſen bevorzugter Art in dieſen Zufluchtsort romantiſcher Einſamkeit geflüchtet ſeyn mochten. Der junge Mann, ſtattlich von Wuchs und edel von Haltung, verrieth in jeder ſeiner Bewegungen, daß er weder den Spaten noch den Karſt je in der Hand gehabt hatte. Er mochte drei- bis vierundzwanzig Jahre zählen, wenn ſchon ein tiefer Ernſt von Zeit zu Zeit ſeine Stirn wie ein Wolkenſchatten umzog und ihm dann das Anſehen eines an bittern Erfahrungen faſt doppelt ſo alten Mannes gab. Seine Begleiterin ſchien kaum den Mädchenjahren entwachſen. Sie war von vorzüglicher, frembartiger Schönheit und die weichen Rundungen ihrer Augenlider, ihres fein gezeichneten Kinns, ihrer jugendlich zarten Wangen ließen ſie als an der Wegſcheide zwiſchen Mädchenhaftigkeit und Jungfrauenreizen ſtehend erkennen. Man hatte in dieſer Gegend nie ſo lange ſchwarze Augenwimpern geſehen, und es gab Leute, welche nicht glauben wollten, daß die Fülle dieſer ſeidenartigen Vorhänge ihr nicht das Sehen erſchweren ſollten. Was ſich an Gartenanlagen im Umkreiſe der Kaffeemühle jetzt noch findet, verdankt dieſem jungen Paare ſein Entſtehen. Es wurden die ſinnreichſten Einrichtungen gemacht, um keinen Tropfen Regenwaſſers verloren gehen zu laſſen und die aufgefangenen Vorräthe den niedriger gelegenen Gartentheilen zuzuführen. Im Laufe weniger Monate waren die blendenden Sandhügel grün überwachſen und ſelbſt der immer durſtige Epheu kletterte an allen vier Wänden des alten Baus empor und nickte in die Fenſter hinein, als wolle er ſeinen Dank für ſo viele gedeihliche Pflege bis auf den Schooß ſeiner Pflegerin ſelbſt tragen. Bänke, aus rohem Holze gezimmert, Raſen- und Mooßitze, in ſolcher Weiſe vertheilt, daß ihre Lage den günſtigſten Geſichtskreis, oft

Digitized by Google

mit wohlbedachtesten Einschränkungen, umfaßte; gezähmte Vögel, welche frei umherflogen und früh wie spät ihre Lieder erschallen ließen; ein paar Ziegen, ein Lamm, ein großer, wachsamer Hund — das war die lebendige und leblose Staffage dieses verzauberten Bildes, das der ganzen Gegend einen freundlichen Reiz gab und ihre Bewohner lehrte, wie viel die rechte Hand selbst aus der dürren Heide zu machen verstehe.“

„Da indessen das Geheimniß, welches die Vergangenheit der Anfiedler damals verschleierte, seitdem gelüftet worden ist, so mag hier zu besserem Verständniß nachgeholt werden, was in dieser Beziehung sich als erwiesen herausgestellt hat.“

„In einer niederrheinischen Stadt hielt sich denn ein junger Edelmann auf, welcher, mit seinem Vater zerfallen, in einer verzweiflungsvollen Stunde den Entschluß gefaßt hatte, sich für den ostindischen Militärdienst in holländischen Sold zu begeben. Bei der großen Sterblichkeit im indisch-holländischen Heere gehörte kein gewöhnlicher Opfermuth dazu, um diesem ruhmlosen Dienste sich zu widmen. Auch bestand das Offizierscorps in der That fast nur aus Männern, welche auf irgend welche Weise mit ihren Lebenshoffnungen gebrochen hatten, und denen, vor die sieben militärischen Feuerschlünde gestellt, das Commando: „Setzt ab!“ trauriger gelungen hätte, als dasjenige: „Gebt Feuer!“

„Der gute oder schlimme Stern des jungen Edelmanns wollte, daß derselbe in der entscheidenden Stunde auf eine andere, wenn auch nicht minder abschüssige Bahn geleitet wurde. In dem Gasthofe, wo er weilte, lernte er am Tage vor der beabsichtigten Abreise eine Portugiesin kennen, welche wenige Stunden zuvor als trauernde Wittwe aus Brasilien nach Europa zurückgekehrt war. Sie besaß noch die ganze Fülle jener sonst so rasch verblühenden Reize, welche die Töchter des Südens, gleichsam als Ersatz für die Flüchtigkeit dieser Reize, vorübergehend auszuzeichnen pflegt, und der Umstand, daß drei fast herangewachsene Töchter sie von Brasilien nach Europa begleitet hatten, machte das Räthsel ihrer eigenen Jugendlichkeit fast noch anziehender. Ein feiner Beobachter hätte vielleicht in ihrer sorgfältig gewählten, wiewohl nur schmückenden, nicht herausfordernden Kleidungsweise ein Mittel entdeckt, welches mit großem Glücke den Zweck erreichte, zwischen Verbergen und Errathenlassen aus Wenigem Vieles zu machen. Auch ihre große Lebendigkeit hatte etwas fast Beklemmendes, wenn schon keiner sich dessen bewußt wurde, so lange ihr sprechendes Auge unmittelbare Macht über ihn übte. Nur dem Unbetheiligten kam der Gedanke, daß hier ein unablässig geschürtes Feuer brenne, das rascher verflackern dürfte, als sich's den Schein geben wollte.“

„Der junge Edelmann, im Begriffe mit seinem Jugendleben abzuschließen, auf jedes Abenteuer gefaßt, dem Guten wie dem Bösen gleichgültig in's Auge sehend, fühlte sehr bald die sympathische Wirkung eines Wesens, das, gleich ihm, im Begriffe stand ein neues Daseyn zu beginnen, und dem ein harter Schlag sein bisheriges Lebensgerüste grausam zertrümmert hatte. Die drängende Nähe seiner Abreise machte Eröffnungen von einer und der andern Seite unbedenklicher, unverhüllter. Es schienen Anknüpfungspunkte in Menge vorhanden. Seine Lossagung von allen verwandtschaftlichen Beziehungen, die nicht erst der Besprechung bedürfende Augenfälligkeit seiner Mittellosigkeit, hervorgerufen durch den Trotz gegen väterliche Bevormundung, der wagende Muth, der in seinem kriegerischen Entschlusse lag, alles drückte ihm den Stempel des Ungewöhnlichen, Ausnahmsweisen, die gewöhnlichen Verfellungsübergänge Verschmähenden auf. Die Portugiesin ihrerseits, mit den Schätzen ihres Gatten heimgekehrt, an jener bedenklichen Grenze stehend, über welche hinaus schon alles die Farbe der ehrbaren Mütterlichkeit trägt, noch im vollen Bewußtseyn ihrer Reize und dabei von dem Gefühle des Alleinstehens eben so bedrückt und beängstigt, wie aufgeregt; die junge Wittwe, von der rasch zur Entwicklung drängenden Schönheit einer Tochter noch mehr auf den Werth der Minute hingewiesen, glaubte eine wunderbare Schicksalsfügung in dem Zusammentreffen mit dem jungen Edelmann zu erblicken, und besiegte bald die letzte Zurückhaltung, um ihn zum Aufgeben seiner Reise zu bewegen.“

„So gab denn der Edelmann sein Offizierspatent zurück und griff im jugendlichen Taumel nach der feinen Hand, welche den alten Ehering um feinetwillen vom Finger streifte. Bis dahin waren die drei Töchter der Wittwe nicht zum Vorschein gekommen. Nach und nach bot sich dem Verlobten Gelegenheit auch ihrer ansichtig zu werden; zuerst der allerjüngsten, welche noch Kind war und die Züge der Mutter in anziehender Verjüngung zur Schau trug. Der Verlobte der Wittwe sah sich das Kind lange und nachdenkend an und die letztere eilte, den unerwünschten Vergleich abzukürzen, indem sie die zweitälteste Tochter hervorholte. Diese glich dem verstorbenen Vater und beschäftigte nur auf flüchtige Minuten das Auge des jungen Edelmanns. Er fragte jetzt nach der ältesten Tochter. Sie war unwohl, durfte nicht aus dem Zimmer, würde, meinte die Wittwe, am besten nach Portugal gesendet werden, um dort in ihr zusagender Luft ihre Erziehung zu vollenden.“

Digitized by Google

„Von diesem Tage an vermied die Mutter von ihr zu reden, und als der Edelmann sie später einmal aus der Ferne sah, trug sie einen Schleier, welcher Gesicht, Nacken und Brust bis zur Unkenntlichkeit verhüllte. Sie schien indessen dem Kindesalter entwachsen."

„Nach mehreren Monaten und nach Vorbereitungen aller Art rückte die Hochzeit heran. Der junge Verlobte hatte die widerstreitendsten Gefühle in sich austoben lassen. Obschon seine Braut ihm in Jahren voraus war, so durfte er sich doch an ihrer Seite im freundlichen Abglanze einer mit Geistes- und Schönheitsgaben so bevorzugten Erscheinung ein Glück versprechen, wie er es noch vor wenigen Monaten nie zu hoffen gewagt haben würde. Dennoch beunruhigte ihn die geheimnißvolle Schönheit einer ihm im Alter so nahe stehenden Tochter, welche mit jedem Tage der bereits argwöhnischen Mutter gefährlicher und seiner eigenen Ruhe verderblicher werden mußte. Seine Einbildungskraft, durch die Verschleierung der jungen Portugiesin nur noch freier dem launenhaften Spiele eigener Erfindungen überlassen, erhitzte sich in dem Maaße, wie die Stunde näher rückte, welche ihn in den Besitz eines großen Geschenks des Himmels setzen, zugleich ihm aber eine gewichtige Entsagung auferlegen sollte."

„Er schwankte lange, ob er fliehen und allen bereits erworbenen Glücksansprüchen entsagen solle. Endlich wußte er seine Braut dahin zu stimmen, daß eine Woche vor der Einsegnung ihres Bundes der Schleier der ältesten Tochter falle und seine Stellung zu ihr eine klare, dem bloßen Bereiche unbestimmter Vorstellungen entrückt werde. Ein wirkliches Unwohlseyn der bis dahin nur krank Geheißenen vereitelte indessen des Edelmanns Wünsche und die entscheidende Stunde kam herbei, ohne daß der verhüllende Schleier gelüftet worden wäre."

„Die Trauung sollte in der portugiesischen Gesandtschaftskapelle vollzogen werden. Ein Vorwand zum Aufschub, welchen der Edelmann geltend zu machen suchte, erwies sich als nicht stichhaltig. Unter der eigenthümlichen Macht jenes sprechenden Auges fügte sich der Verlobte in's Unvermeidliche, als bloße Hirngespinnste bekämpfend, was ihn mit bösen Ahnungen erfüllte, und die Zauber verspottend, mit denen ihn der Schleier und die hinter ihm verborgenen Züge unablässig neckten." — —

In diesem Augenblick rief der Mühlenvater: „Niedersitzen!" ein Ruf, welcher sogleich von allen Seiten wiederholt wurde. Die jüngere der beiden Brünetten versuchte demungeachtet zu entschlüpfen, was ihr jedoch nicht gelang, und so wurden denn beide wieder in den Lichtkreis der Blechampel zurückgebracht.

Die hagere Torfhändlerin nahm dann aus stiefmütterlicher Empfindlichkeit Veranlassung, sich gegen die Moral der vorgetragenen Geschichte auszusprechen. Sie handle von Dingen, die nicht für die Ohren junger Mädchen taugten, und was insbesondere ihre beiden anwesenden Töchter betreffe, so seyen dieselben an so musterhaften Beispielen heranbildet worden — sie blickte nach ihrem schwerzüngigen Gemahl hinüber und dann auf sich selbst zurück — daß sie bedauern würde, wenn man ihnen nicht gestatten wollte, sich bei anstößigen Stellen zu entfernen. Beiden Mädchen sey noch vor ganz kurzem allemal bei den Worten Liebe, Ehe und ähnlichen der Jugend füglich nicht lösbaren Räthseln das Blut in die Wangen gestiegen, und wenn die im Lesekränzchen gepflogene Lectüre von Stücken wie Don Carlos, Iphigenie und ähnlichen stark in's Detail malenden Theaterpiecen sie bereits in mancher Beziehung um ihre Kindlichkeit gebracht, so wünsche sie, die Mutter, doch nicht, daß ihr Geist mehr als nöthig mit leidenschaftlichem Romanzündstoff gefüllt werde. Sie schloß mit einem Bilde aus dem Leben, indem sie auf das unterirdische Fortglühen solchen Feuers die Entstehung der großen Torfmoore zurückzuführen versuchte; dann aber bei eintretender Schwierigkeit in der Durchführung dieses Bildes brach sie plötzlich ab und glaubte bereits „nur zu viel gesagt zu haben."

Die Federviehhändlerin ihrerseits wollte sich nicht über den Kern der Sache aussprechen. Noch wisse man nicht, wie die Verwicklung sich löse. Es sey jedenfalls bedenklich, ein Trauerspiel im vierten Akte im Stich zu lassen. Sie wenigstens habe sich nach einem Theaterabend nie ruhig zu Bett legen können, wenn sie nicht bis ganz zu Ende im Hause ausgehalten und Zeuge gewesen, daß dem letzten Böswicht sein Recht wurde — ein Zusatz, welcher den Federviehhändler wieder zu einigen Hieben veranlaßte, indem er den Satz aufstellte, daß bei Exekutionen das Weibervolk immer am längsten ausdauere.

Die Frau des Lohgerbers, welche sehr leise sprach und sich von Seiten ihres Gatten unablässiger zarter Aufmerksamkeiten erfreute, hatte nur das Eine an der Sache auszusetzen, daß keine Namen genannt würden, zu welchem Einwande der Lohgerber bedeutungsvoll die Augen zusammenkniff, indem er merken ließ, seine Frau habe eine Leidenschaft, neue Taufnamen zu sammeln, und es gäbe Umstände, wo ihr diese Auswahl bereits trefflich zu Statten gekommen sey. Er fing dann an zu husten und sagte, ihm sey etwas in die Luftröhre gekommen, worauf der schwerzüngige Torfhändler einen herzhaften Trunk aus seinem Glase that und den andern bedeutete, ein besseres Mittel gegen dergleichen

Digitized by Google

gebe es nicht. Die Lohgerberin that aber, als habe sie mehr Zartheit Seitens ihres Gemahls erwartet und setzte in ihrer leisen Weise hinzu, sie bedaure überhaupt gesprochen zu haben.

Da sich auch die Brünetten in die Unterhaltung mischen zu wollen schienen, so erinnerte der abseits Sitzende an die Gefahr, daß dem Erzähler bei so langer Unterbrechung der Faden seiner sehr spannenden Geschichte aus den Händen entwische, und der kleine Mann auf dem Tische hob denn nach einigem Räuspern und um sich blickend von neuem an:

„Der junge Edelmann, dessen Taufname kein anderer war als der des kriegerischen Prinzen von Savoyen, nämlich Eugen, sollte eben der schönen Wittwe Parabuela di Coimbra die Hand zu unlösbarem Bündnisse reichen, als die letztere ihn in ein Seitenkabinet führte, woselbst Melila, die älteste Tochter, ihrem neuen Vater vorgestellt werden sollte. Das Herz Eugens pochte hörbar, als er die Schwelle dieses kleinen Gemachs überschritt. Das Mädchen stand im unscheinbarsten Anzuge am Fenster. Ihr volles schwarzes Haar war unter ein entstellendes Netz von grauem Zwirn gezwängt. Sie wendete sich erst um, nachdem die Mutter sie zwei mal angerufen hatte, und blickte aus verweinten Augen den fremden Mann mit so klagendem Ausdruck an, daß Eugen bis in den Grund seines Herzens erschüttert wurde. „Tritt heran, Melila," sagte die Mutter, „und küsse deinem Vater die Hand. Geschwind!" Das Mädchen zögerte und Eugen, welchem seine Stellung schon peinlich zu werden begann, ging auf sie zu, um ihre Stirn zu küssen. „Dieß ist mehr als genug," sagte Parabuela, indem ihre Wangen sich röther färbten. „Bereite dich zur Abreise, Kind. Deine Begleiterin wird dich um die siebente Abendstunde abholen. Morgen früh verläßt das Schiff den Hafen. Auf Wiedersehen in Portugal! Die Madonna und alle Heiligen mögen dich geleiten!"

„Melila warf sich bei diesen Worten zu den Füßen der Mutter und brach in heftiges Schluchzen aus, so zwar, daß Eugen nicht länger stummer Zeuge dieses Auftritts zu bleiben vermochte. Er bat das Mädchen aufzustehen, und da sie fortfuhr zu knien und zu schluchzen, hob er sie auf ihre Füße. Bei dieser Bewegung verschob sich das Haarnetz und die Fülle des üppigsten Haars quoll ihr in langen Wellen um Wangen, Hals und Schultern herab. Parabuela, hochroth vor Aufregung, bat Eugen, sie mit ihrer Tochter allein zu lassen, und als dieser, in seiner jetzigen Verantwortlichkeit, nicht zugeben zu können erklärte, daß eine so unerwartete Verwicklung sich ohne sein Wissen und Zuthun löse, entgegnete ihm die Mutter Melilas, der letzte Wille ihres verstorbenen Gemahls habe, in Folge eines Gelübdes, die älteste Tochter dem Kloster geweiht, und sie hoffe, diese Erklärung werde genügen, um seine Einmischung in diese Angelegenheit als ungerechtfertigt erscheinen zu lassen."

„Es würde zu weit führen, den Meinungsaustausch über diesen Gegenstand hier in seiner gereizten Ausführlichkeit wiederzugeben. Es genüge hinzuzufügen, daß die Unverträglichkeit beider streitenden Charaktere noch vor dem Abschluß ihres Bundes in so greller Weise an's Licht trat, daß nur die Sitte unseres Jahrhunderts, die Massen nicht im täglichen Dienste um sich zu haben, ein sofortiges tragisches Ende verhinderte. Eugen, dessen trotziger Jugendmuth nicht einmal den väterlichen Zügel ertragen hatte, schäumte bei dem immer klarer zu Tage tretenden Gedanken, daß Parabuela ihn mit listigem Vorbedacht in ein Verhältniß hineingezogen habe, dessen Natürlichkeit ihr selbst schon, bei einiger Rücksicht auf ihre ihm altersverwandte Tochter, mehr als zweifelhaft erschienen seyn mußte. Das Hinausschieben der Entschleierung, die grausame Strenge gegen ein so schönes, glückberechtigtes Wesen, ihre eigene bis zur Unschönheit aus der Verstellung hervorgebrochene Heftigkeit, die Zurückhaltung vor, die übermüthige Sicherheit nach dem Schließen des Bundes — alles empörte seine Selbstachtung und er kam sich wie ein plötzlich der Kette Verfallener vor. Dennoch war diese Kette nur dann eine wirkliche Fessel, wenn er sie als solche ansah. Noch, meinte er, binde ihn nur eine Form, welcher die innere Weihe fehle. Genug, von seinem Freiheitstrotze erfüllt, heftig erregt von der Leidenschaft für das geheimnißvolle Opfer jenes unseligen Bundes, voll von ritterlichen Gedanken, abenteuerlichen Neigungen, jugendlichen Glückesträumen, — beschloß er, noch in der nämlichen Nacht Melila zu entführen."

„Was weiter wurde, bedarf nur der Andeutung in losen Umrissen. Als die Flüchtlinge den Ort bezogen, welcher uns selbst jetzt beherbergt, waren sie bereits Monate lang ihrer Verfolgerin mühsam ausgewichen. Ihre Nachstellungen schienen nicht bis in diese wüste Gegend zu reichen; es war die Spur, so hofften Eugen und Melila, vom Heidesande verweht worden, und nur die Furcht, sich zu verrathen, hielt sie noch ab, dem Bunde ihrer Herzen eine allgemein gültigere Form geben zu lassen. So kam der Herbst heran. Als die Blumen im Garten verdorrten und selbst der grüne Epheu bereits sich dunkler und dunkler färbte, und als die Heidelerche den krächzenden Nebelkrähen wich, da stimmte die Furcht vor dem nahenden Winter die Fröhlichkeit herab, mit welcher während der ruhigen

Digitized by Google

Sommertage die Bewohner der schattigen Bohnenlaube und des luftigen Bretterhaus die düstern Seiten des Lebens zu vergessen gesucht hatten. Die Tage wurden kürzer, die Sonne hielt es immer weniger der Mühe werth, die röthliche Heide mit ihrem Strahle heimzusuchen; die letzten Zugvögel flogen nach dem Süden. In dieser trüben Zeit, welche schon in den Unbilden der Natur ihre täglich schärfer treffende Geißel mit sich führte, hörte man einmal Nachts Hülferufe die Luft durchschneiden, und die wenigen Heidebewohner, welche nahe genug wohnten, um diese Rufe zu hören, warfen sich noch stundenlang schlaflos in ihren Federbetten umher, überzeugt, der wilde Jäger habe einem verspäteten Wandersmann das Genick gebrochen. Am nächsten Morgen jedoch fand man die Flüchtlinge in dem Mühlenbau erdolcht, und auf der Schwelle der Hinterthür lag, im Verbluten begriffen, ein fremdartiges, in Männertracht gekleidetes Frauenzimmer, dem, so schien es, beim Entfliehen nach vollbrachter That ein Degen rücklings den Todesstoß gegeben hatte."

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Desbordes Valmore. — Chiromantie.

Frau Desbordes Valmore ist dieser Tage gestorben. Sie gehörte jener Generation von Dichterfrauen an, welche die romantische Bewegung in Frankreich hervorgerufen, und die sich meistens nach Lamartine gebildet; wahre Heliotropen, verfolgten sie mit Entzücken den Apoll des neuen Parnasses auf seiner Laufbahn. Lamartines Genius schreitet — in den Meditationen — gleichmäßig voran, ohne Stoß und ohne Unterbrechung, mit der Ruhe, welche das Bewußtseyn der Kraft gibt, bis ihn der Hochmuth aus seiner Höhe herabgestürzt. In „la chûte d'un ange" gibt uns der Dichter seine eigene Geschichte. Die humanitarischen Gedichte sind verzweifelte Himmelsstürmungen: er ringt hier nach dem Unerreichbaren, und nur so läßt sich seine frevelnde Aeußerung erklären: Poesie sey Kinderspiel. Mit dem Glauben war sein Genius geflohen.

Diese Dichterinnen sind Frau Emile Girardin, Frau Tastu, Frau D. Valmore und einige andere. Das umfassendste Talent hatte die Girardin; sie schrieb Tragödien, Lustspiele, Romane, vermischte Gedichte, Feuilletons. Letzteres war eigentlich ihr Element; geistreiches Geplauder über die Tagesereignisse, elegante Spöttereien, allerliebste Médisance, Feinheit in der Auffassung und Gewandtheit in der Form, verschafften diesen flüchtigen Skizzen aus dem Pariser Leben einigen Ruf. Sie sind „Vicomte de Launay" unterzeichnet. Lady Tartuffe wird sich auf dem Repertoire des Théâtre français erhalten; das Trauerspiel Judith war eigens für die Rachel geschrieben und ist mit dieser verschwunden. Die Tastu verbindet Anmuth und weiblichen Zartsinn mit einer männlichen Correktheit der Form. Louise Collet, die in den letzten Jahren mehrmals den Preis der Dichtkunst in der Académie française davon getragen, nähert sich mehr der Hugo'schen Manier, die bei ihr zuweilen in Dekorationsmalerei ausartet. In der Elegie kann sich keine mit der Desbordes Valmore messen. Die Liebesklänge dieser Pariser Sappho haben oft einen unwiderstehlichen Zauber. „Auch ich habe eine Aeolsharfe, auch ich vernehme Töne, die, wo ich auch seyn mag, und was mir Herz oder Kopf beschäftigen mag, plötzlich in den Tiefen meiner Brust widerhallen; ich höre eine Stimme, die zu mir spricht bei Tag und bei Nacht — eine geheimnißvolle Harfe, eine göttliche Stimme." Diese Stelle ist aus der Vorrede zu einer Sammlung ihrer Gedichte: „les Pleurs" entlehnt; die geheimnißvolle Harfe ist ihre Harfe, die göttliche Stimme ist ihre Stimme, und die Vorrede ist von Al. Dumas, der eben kein Enthusiast ist, und dem Elegien nicht eben besonders zusagen. In ihren Elegien, Idyllen und Romanzen athmet ein eben so wahres als tiefes Gefühl; die Liebe ist bei ihr eben so verschämt als glühend. Ein junges Mädchen sagt zu ihrer Mutter, indem sie von Daphnis spricht: „Je ne pourrais jamais te dire que je l'aime," und die Mutter antwortet: „Eh bien, je te permets de le dire à Daphnis." Dergleichen naive Züge kommen häufig vor. Aber besonders wenn Eifersucht oder Schmerz der Trennung ihr in's Herz schneiden, dann strömen aus der Wunde wahrhaft „göttliche Stimmen," wie Dumas sagt. Als ich Kunde von ihrem Tode erhielt,

Digitized by Google

fiel mir eine Strophe von ihr ein, wo ſie von ihrem einſtigen Hinſcheiden ſpricht. Das Gedicht iſt an ihren Freund gerichtet:

Je ne veux pas revivre où l'on dit que l'on aime,
Si l'on t'y donne un bien qui ne sera plus moi,
Et si Dieu m'y destine un autre ange que toi.

Auch die Freuden und Beſorgniſſe des Familienlebens ſchildert ſie mit lebhaften Farben; ihre „aux petits enfants“ überſchriebenen Stücke ſind allerliebſt. Später widmete ſie ihr Talent der Erziehung; ihre Mährchen in Proſa und Verſen, und andere Kinderſchriften, wie: „die Engel der Familie,“ „jeunes têtes et jeunes coeurs,“ befinden ſich in den Händen einer jeden gebildeten Mutter (in Frankreich).

Der erſte Band Elegien erſchien 1818; in langen Zwiſchenräumen gab ſie verſchiedene Gedichtſammlungen heraus. Die merkwürdige Frau wurde 1787 zu Douai geboren und war anfangs Schauſpielerin; ſie ſang auf dem Theater der komiſchen Oper zu Paris. Allein ihr Hang zur Dichtkunſt verleidete ihr das Theater, dem ſie entſagte, um ſich ausſchließlich der Schriftſtellerei zu widmen. Hätte ſie zwanzig Jahre ſpäter die Bretter betreten, ſie würde die Schriftſtellerei der Bühne geopfert haben. Die Literatur, zumal die poetiſche, iſt heutzutage eine Wüſte Saharah, in der man Jahrelang umher irren kann, ohne eine Oaſe zu finden; die Oper aber iſt das Eldorado, für die Sänger nämlich und für die Sängerinnen. Ein ſogenannter leichter Tenor, der die erſten Sujets, um mich der Couliſſenſprache zu bedienen, doubliri, dünkt ſich mit 12,000 Fr. des Jahres ſehr arm; dafür ſingt er kaum viermal im Monat. Ich kannte einen ſolchen ténor léger, dem man in der Provinz 20,000 Fr. anbot und der ſie ausſchlug. Die Baß- und Baritonſtimmen ſind etwas billiger zu haben. Im hieſigen Conſervatoire werden ſie nicht in's Penſionat aufgenommen, wo man ausſchließlich Tenorſtimmen haben will. Wer in ſeinem zwanzigſten Jahre einen reinen, gut geſchulten und ſympathiſchen Tenor beſitzt, kann in zehn Jahren Millionär werden. Gueymard, wo ich nicht irre, ein ehemaliger Schneidergeſelle, und ſeine Frau, die geweſene Mlle. Lauters, beziehen in der nächſten Saiſon in der großen Oper zuſammen 140,000 Fr. für eilf Monate; die Borghi-Mamo verlangte 9000 Fr. monatlich, welche die große Oper nicht geben wollte; ſie erhält ſie in der italieniſchen. Um dieſe monſtröſen Gehalte zu erſchwingen, müſſen die Theaterdirektoren in allem übrigen die größte Sparſamkeit einführen. Die Künſtler des Orcheſters ſind jämmerlich bezahlt. Ein Bratſchiſt hat nicht ganz 1000 Fr. des Jahrs; und dennoch bewerben ſich zuweilen vierzig, fünfzig Concurrenten um eine ſolche Stelle. Ein gleiches Mißverhältniß beſteht zwiſchen den Operncomponiſten und den Meiſtern, welche Inſtrumentalmuſik componiren. Man kann die ſchönſten Symphonien, Meſſen und Oratorien ſchreiben, und dabei verhungern, während eine einzige Oper, die durchſchlägt, ihren Mann bereichert. Sie haben wohl — faſt hätte ich's vergeſſen — von dem Unglück gehört, das Roger betroffen; den Troſt hat er dabei, daß er jedenfalls dem Theater entſagen mußte, da ſeine Stimme gänzlich zerſtört iſt.

Seit einiger Zeit beſchäftigt man ſich hier mit einer Wiſſenſchaft, die durch den Gegenſtand ſelbſt ſowohl als durch ihre Neuheit beſonders anſpricht. Mir wenigſtens war bisher die Chiromantie völlig unbekannt; ich wußte bloß, daß alte Zigeunerinnen nach den Linien, welche das Innere der Hand durchkreuzen, wahrſagen. Mit geſpannter Neugier nahm ich daher das jüngſt unter dem Titel: „Die Geheimniſſe der Hand“ erſchienene Werk des H. Desbarolles zur Hand. Ich fand darin gar ſeltſame Dinge, an die es mir ſchwer wird zu glauben. Vielleicht liegt die Schuld an mir; die Leſer mögen ſelbſt urtheilen.

Für's erſte müſſen wir bemerken, daß bereits d'Arpentigny die Hände in drei Klaſſen getheilt hat: in ſpitze (lang geſtreckte), in viereckige und in ſpatelförmige (spatulées, deren Finger oben breiter ſind als unten) mit und ohne Knoten. Leute mit ſpitzen, geſtreckten Fingern ſind sanguiniſch, haben Phantaſie, ſind impreſſionabel, mit Einem Wort, ſie ſind Künſtler; viereckige Finger deuten auf Vorwalten des Verſtandes, die ſpatelförmigen auf phyſiſche Thätigkeit. Die Knoten haben ihrerſeits ihre beſondere Bedeutung, je nachdem ſie ſich am erſten oder zweiten Gelenke befanden. Durch den Daumen werden dieſe verſchiedenen Fähigkeiten geleitet; der Daumen iſt der Vertreter, das Werkzeug des geiſtigen Vermögens. Nur der Menſch iſt damit verſehen; der Daumen des Affen iſt ungelenk, das Thier vermag ihn kaum mit den Fingern in Verbindung zu bringen. Das erſte Gelenk des Daumens entſpricht dem Willen, das zweite dem Verſtande.

D'Arpentigny führt die Thatſachen an, die ſich durch die Beobachtung ihm offenbart haben; die Erklärung derſelben bleibt er uns ſchuldig. Hier nun tritt Desbarolles mit ſeinem Syſtem auf, das ſich auf die Kabbala gründet und auf die drei Welten, die materielle, die moraliſche und die göttliche. Dieſer Trias entſprechen die drei Körper, aus denen der Menſch beſteht, der materielle, der ſideraliſche (ätherale) Körper und die Seele, und dieſem wiederum entſprechen die ſpatelförmigen, die viereckigen und die koniſchen Hände.

Die Finger ſind gleichſam wie Spitzen gegen das Sternenlicht gerichtet, das ſie anziehen und abſtoßen. Sind ſie ſpitz, ſo fungiren ſie wie Blitzableiter; ſie ziehen das Sternenlicht in großer Menge an und führen es mit ſchnellſter Bewegung dem Mens zu (der Intelligenz). Daher deuten dieſe Finger auf Kunſtſinn, Phantaſie, poetiſche Begabung. Bei viereckigen Fingern geht das Einſaugen des Sideralichts minder raſch vor ſich; die Vernunft hat Zeit einzuſchreiten. Bei ſpatelförmigen Fingern hat die Materie das Uebergewicht über die Intelligenz. An jedem Finger vertritt das erſte Gelenk die Intelligenz, die göttliche Welt; das zweite Gelenk entſpricht der Cauſalität, der Vernunft: das dritte der Materie. Iſt das Nagelgelenk

Digitized by Google

ſtark entwickelt, ſo zeigt es einen feſten Willen an, der, wenn dabei das zweite Gelenk kurz iſt, zu Eigenſinn ausartet. — Eine weiche Hand, deren ſchwammigtes Gewebe das Siderallicht hemmt, deutet auf Trägheit. Die harte Hand, die das Sternenlicht raſch fortpflanzt, verkündet Thätigkeit. Es gibt intelligente und dumme Hände, complicirte, mit leicht beweglichen Fingern, und *elementare* Hände mit dicken und ſtarren Fingern; aber an allen, an welche Art von Arbeit ſie auch gewöhnt ſeyn mögen, erkennt man die Buchſtaben des Alphabets, das wir ſo eben angedeutet und deren Zuſammenſtellung uns in den Stand ſetzt, aus der Bildung der Hand die Fähigkeiten und den Charakter des Menſchen zu erkennen. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß ihm ſeine Fähigkeiten und ſein Charakter keineswegs durch die Bildung der Hand gegeben werden, ſondern umgekehrt, durch jene wird die Form der Hand beſtimmt. Bekanntlich iſt es Lavatern gelungen, die Geheimniſſe des innern Menſchen in den Geſichtszügen zu entziffern; Galls Schädellehre iſt oft beſtritten worden und hat ſich bis jetzt erhalten; auf gleiche Weiſe enthüllen Desbarolles und d'Arpentigny die Myſterien der Hand. Hier mögen einige Beiſpiele ſtehen. — Der philoſophiſche Knoten — am erſten Gelenke — deutet, bei ſpitzen Fingern, auf den Kampf zwiſchen Inſpiration und Zweifel: Sinn für Kunſt. Bei viereckigen Fingern zeigt er das Gleichgewicht zwiſchen ſämmtlichen Fähigkeiten an: Liebe zur Wahrheit und Unabhängigkeit, bei ſpatelförmigen Fingern Realismus, nach dem Syſtem des d'Arpentigny, der bloß die *äußere* Oberfläche der Hand inſpicirt (Chirognomie).

Die Erforſchung der inneren Fläche, gleichfalls mit Hülfe der Kabbala, heißt Chiromancie. — Die innere Fläche der Hand bietet vier Hauptlinien dar, die ſo ziemlich ein lateiniſches M bilden. Der erſte Strich dieſes M umſchreibt die Baſis der Finger; ſie heißt die *Linie des Herzens* und drückt das Gefühl aus. Verlängert ſie ſich bis auf die Wurzel des Zeigefingers, ſo bildet ſie „den Ring des Salomo." Die mit ihr faſt parallel laufende Linie, welche die Hand quer durchſchneidet, iſt die *Kopflinie*; ſie ſtellt die Vernunft dar. Die dritte Linie, welche in der Regel denſelben Ausgangspunkt hat wie die Kopflinie und die Wurzel des Daumens umſchreibt, iſt die *Lebenslinie*. Die vierte Linie, welche den Buchſtaben vervollſtändigt, geht vom Fauſtgelenke aus und zieht ſich gegen den Mittelfinger; ſie iſt die *Schickſallinie*. Außer dieſen vier Hauptlinien iſt die Hand von mehreren Nebenlinien durchzogen, die nur eine ſecundäre Bedeutung haben.

Wir haben oben von dem Aſtrallichte geſprochen; Desbarolles ſchreibt es den Einflüſſen der ſieben Planeten zu, die mehr oder weniger im Augenblicke der Empfängniß auf den Menſchen wirken. Das konnte angehen, als es nur ſieben Planeten gab, aber ſeitdem hat mein Freund Goldſchmidt in ſeinem Materatelier in der Straße de l'ancienne comédie für ſich allein ſchon ein Dutzend entdeckt. Dieſe ſieben Planeten haben in der Hand des Menſchen jeder einen Wahlſatz (siège d'election): Jupiter, im oder am Zeigefinger, Saturn am Mittelfinger, Sol am Ringfinger, Merkur am kleinen oder Ohrfinger, nämlich an den kleinen Erhöhungen (Monticules), die ſich an der Wurzel beſagter Finger erheben; Venus hat den Daumen erkoren. — An dieſe Einflüſſe knüpfen ſich Eigenſchaften, deren Conner mit den influirenden Sternen mir durchaus dunkel geblieben iſt. Die Frauen, welche Luna beherrſcht, werden leicht untreu aus Schwäche; man erkennt ſie daran, daß die erſte Phalanx — von unten — des Daumens kurz iſt.

Wir können dem Verfaſſer in dieſem Gewirre von Erhöhungen und Linien um ſo weniger folgen, da wir nirgends einen logiſchen Zuſammenhang herausfinden, und ſchließen dieſen Bericht mit einer Lamartine betreffenden Anekdote. Als der berühmte Mann ſeine Hand Desbarolles hinreichte, fand dieſer kein einziges Zeichen, das ſein eminentes Dichtertalent angedeutet hätte. Der Chiromantiker erſchrack und es ſtiegen ihm Zweifel über die Aechtheit ſeiner Wiſſenſchaft auf. „Beruhigen Sie ſich," erwiederte Lamartine; „ich erſtaune über die Richtigkeit Ihrer Anſichten. Ich habe Verſe gemacht, weil es mir Bedürfniß war; dieß *war aber nie mein eigentlicher Beruf*, all mein Dichten und Trachten war auf Politik, auf Verwaltung u. ſ. w. gerichtet." — Dieſe Umwandlung ſchreibe ich dem Jahr 1848 zu, wo Lamartine ſich ſchon als Präſidenten der Republik dachte und er fürchten mußte, daß man ihn als Poeten für Geſchäfte und Adminiſtration untauglich finden würde. Auch V. Hugo verleugnete damals ſeinen Dichterruhm und bat die Nationalverſammlung um Nachſicht: „Er ſey ein Kind geweſen!"

Schließlich bemerke ich, daß Desbarolles behauptet, die Hand Lamartines habe ſich *umgeſtaltet*.

Mir wird von alle dem ſo dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Digitized by Google

Berlin, August.

Witterung. — Tolle Gerüchte. — Zwei Strömungen der deutschen Begeisterung.

△ Die afrikanische Hitze dieses Sommers wird in ganz Deutschland dieselbe gewesen seyn. Wo auch in den Gebirgen die Bäume und Wälder schon im Juni das dunkle Spätsommerkleid anzogen, mag man sich vorstellen, wie die Natur unserer Sandsteppen in grauen und gelben Puder sich einhüllt. Ausgebrannter Rasen, welkendes, früh fallendes Laub an allen Bäumen, unsere schönen Gärten ein Irrgarten der Trauer, dazu ein Staub, den der Wind bis zu den Wolken wirbelte, und die Atmosphäre, die ihn fest zu halten schien, dem Dunst des Samum ähnlich. Ein Glück, daß die politischen Verhältnisse so viel Bauten, die sonst zu Stande gekommen wären, ruhen ließen; es wäre vor Staub nicht auszuhalten gewesen. Ein größeres Glück, daß kein ernsthafterer Krankheitszustand sich herausgestellt hat, als entzündete Augen und sporadische Cholerafälle. Unser ehemaliges Wassersprengen half wenig, unsere neue kostbare Wasserkunst thut nicht viel mehr; jenes war nur eine Almosenspende, dieses ist nur ein Akt contraktlicher Nothwendigkeit; so wird kein Tropfen mehr gespritzt, als man sonst Lust hatte und jetzt muß. Unserer Mark fehlt es sonst nicht an Wasser, die kleineren und größeren Flüsse versiegen selten, unsere großen Seen sind noch nicht ausgetrocknet, und wir hatten vordem Windmühlen, die auf allen Hügeln standen, und haben jetzt Dampfmaschinen. Wie kommt es nun, daß man diese Wasserfülle nicht besser zu nützen wußte, um die Dürre unseres Bodens zu überwinden? Dießmal that es die Natur wieder in ihrer eigenthümlich compensirenden Art: sie schüttete solche Gewitter auf die heiße Stadt, daß man in wenigen Minuten durch eingelne Straßen im Kahn fahren konnte, und ihre Blitze an andern Orten dicht hinter einander schmetterten und vernichteten. In der Nähe von Treptow an der Spree, sonst verrufen, weil hier die meisten Badenden, selbstruhende Spazierfahrer und — Selbstmörder in den Wellen ihr Grab fanden, wirbelte ein wahrer Hexensabbat auf Thiere, Menschen und die Vegetation nieder. Die Gewitter hatten, von der Flußkrümmung festgehalten, in wenigen Secunden eine Reihe der höchsten Kiefernbäume zerhackt, gespalten, bis auf die Wurzeln geknickt; sie legten Bresschen in das kleine Bierhaus, seit Jahrzehnten aus seiner düstern Monotonie zu einem Vergnügungsort der Sonntagsspaziergänger verwandelt, und tödteten wirklich einen Hund, während sie sich genügen ließen, vier Menschen zu verletzen. Die Verwirrung, versichern alle, die zugegen gewesen, war unbeschreiblich; gegen fünfzig Anwesende glaubten an den Untergang der Welt. Ehedem wäre es in die Chronike der Stadt geschrieben worden, und man hätte es als ein Portentum und Omen für die Zukunft angesehen. Wer außerhalb Berlin die Lokalität sich ansehen will, findet sie in Gutzkows Ritter vom Geist abgeschildert, wie denn in diesem Roman sich manche Situationen des Berlins von gestern, unter veränderten Umständen, vorfinden. Der moralisch Schritt um Schritt dem Untergange entgegensinkende Advokat und Lebemann Schluck wankt hier zum erstenmal dem Selbstmord entgegen. Er war nicht der erste; wirkliche Vorbilder gingen ihm hier schon voraus. Könnte man doch meinen, eine spukhafte Scheu vor dem Ort sey uralt, denn unsere vaterländischen Antiquare haben hier einen Göhentempel und einen Opferdampf unserer wendischen Vorfahren und Heiden gewittert.

Ein oder ein paar mal hat man künstliche Regenströme in den Staub und die Hitze, auf den gewesenen Rasen, und wo möglich in die Gebüsche und Bäume des Thiergartens spritzen und gießen lassen. Wözu? Nicht um den Naturfreunden und Spaziergängern Erholung und Erfrischung zu verschaffen, sondern um noch mehr Staub zu erzeugen. Ob man denn nicht müde wird, unserer norddeutschen Natur süddeutsche Lustigkeit und Vergnügungspartien einzumpfen! Wir können weder einen italienischen, noch auch nur einen Kölnischen Carneval in Berlin hervorbringen; warum will man absolut den Wiener Prater aus unserem sandigen Boden stampfen! Man hat es so oft versucht und eben so oft nur bewiesen, daß man Pflanzen ohne Wurzeln in die Erde grub. Was hat man dießmal nicht alles mögliche versucht, um ein Volksfest anständiger Leute in's Leben zu rufen! Der anständige Rock und das anständige Eintrittsgeld haben es so wenig gethan, als die anständigen Puppenspiele, Jongleurs und Glücksbuden, und noch weniger die hohe Polizei, welche in eigener Person Wache stand, damit man sich recht anständig und innerlich vergnügen solle. Freilich, es war ein wohlthätiges und sogar ein patriotisches Zweckessen — zum Besten der armen Familien der einberufenen Landwehrmänner. War darum weniger Staub, weniger verlorene Zeit, weniger Langeweile? Und hätten sich die eingegangenen paar tausend Thaler zu diesem guten Zwecke nicht auf leichtere, bequemere Weise ermitteln lassen? Die Sache war ernsthaft genug, daß man, wenn überhaupt ein Vergnügen, ein ernsthafteres als ein Durcheinander der Toiletten und der Räder und Wagen in Sonnenbrand und Staubwirbeln dafür hätte wählen und herstellen sollen.

Uns war damals sehr ernst zu Muthe; es hätte manchen eiskalt überlaufen können beim Gedanken, was uns bevorstand, beim Gedanken an das Schreckbild der Verwüstung und Zerstörung, welches vor vielen auf dem Boden stieg. Ihr Correspondent mit vielen hier glaubte zwar nicht daran; gleichviel, es stand doch eine Feuerruthe am Himmel, daß die Geister und Gemüther zu ernster Betrachtung und zum

Digitized by Google

Denken nach innen und außen gemahnt waren. Da schickte sich Gaukelspiel und Tändeln sehr schlecht; aber die afrikanische Hitze muß ihre eigenthümliche Kraft, die Weihe des Aberglaubens, geübt haben. Nie kamen so unsinnige Gerüchte im Publikum auf. Publikum wage ich kaum zu sagen; diese dämonischen, kobold artigen Erfindungen kamen aus weit tieferen Schichten, wie Pilze über Nacht, um beim ersten Sonnenstrahl wieder zu verschwinden. Sie sind, wiederhole ich, so unsinnig, daß sie im Augenblick, wo sie gesprochen wurden, wieder platzen und in ihr Nichts vergehen mußten; aber man fragt sich, wer hatte die Phantasie, derartiges nur zu denken, geschweige denn zu verbreiten? Keiner Partei, wie extravagant ihre Mitglieder auch seyen, traue ich zu, Dinge der Art und zu einem bestimmten Zwecke in die Luft geschnellt zu haben; ich glaube daher, daß es nur Knallerbsen der Dummheit oder des Muthwillens waren, um Verständige auf's Glatteis zu führen; aber beachtenswerth ist es leider immerhin als ein Zeichen, welche unklare Strömungen in den Köpfen des Pöbels spucken können. Wiedererzählen und drucken läßt es sich nicht, aber verständige Leute haben doch an verständige Leute wirklich mit Dinte und Feder geschrieben, daß das und das in den Straßen geschwirrt habe. Nur andeutend erwähne ich der kolossalen Fabel vom vergifteten Abendmahl, wo ein Widerspruch und ein Unsinn den andern nächstfolgenden widerlegt. Das begreift schon ein Idiot, wie ist es daher möglich, daß dennoch einige Tage lang Jeder in Berlin die Fabel wußte und sie dem andern erzählte? Einen der verschworenen Geistlichen schlägt das Gewissen und er verräth dem edlen Prinzen das Geheimniß. Der Prinz geht doch zum Abendmahl, aber in der Kirche fordert er von dem administrirenden Geistlichen, daß er vor ihm trinke. Der Geistliche trinkt und stürzt auf der Stelle maustodt zu Boden. Der Prinz aber, um dem Sinnlosen auch den Stempel des Albernen aufzudrücken, verschwört sich selbst hierauf, und zwar mit den Gardeoffizieren, um — sich zum König ausrufen zu lassen! Wie gesagt, das ist nur das jam satis, aber durchaus nicht alles, denn eben so unsinnige Verschwörer und Verschwörinnen wollen Todte lebendig machen u. s. w. Der politische Wind hat diese Dunstbilder längst fortgefegt, aber vergebens sucht man nach dem wehenden Strohhalm, dessen Schatten so abscheuliche Bilder an die Wand geworfen haben könnte, und man findet nichts als den plötzlichen Schlagfluß, welcher den Prediger Bräunlich, einen trefflichen Mann, am Altare selbst tödtlich getroffen (allerdings ein allgemein ergreifendes tragisches Ereigniß), vielleicht auch die Leichenrede des Hofpredigers Hoffmann bei Alexander von Humboldts Begräbniß (über die viele sich so sehr entrüstet fühlen wollten, obgleich andere es sehr natürlich fanden, daß ein streng orthodoxer Geistlicher den seligen Weisen nicht für einen orthodoxen Christen erklären konnte. Wenn die Angehörigen das wollten, weßhalb hatten sie nicht einen andern Prediger anderer Farbe gewählt?), oder endlich die gross feierliche Protestation der fünf bis acht Magdeburgischen Patrone gegen die Toleranz zu Gunsten der freien Gemeinden, die denn auch allerdings ein Portentum, und ein recht lächerliches war.

Ueber die heutige innere und äußere Aufregung möchte ich lieber schweigen, als die große Glocke läuten; nicht weil ich derselben mich schäme, sondern weil Gefühle, die uns ernst stimmen und in unserem Herzen einen feierlichen und schönen Klang haben, andern deutschen Brüdern jetzt anderß klingen könnten. Es thut mir leid, daß es so ist, und ändern kann ich es nicht, ohne der Wahrheit Unrecht zu thun. Es quillt und sprudelt, ohne Beihülfe von Agitatoren. Unsere Theater benächtigen sich plötzlich der geschichtlichen Bilder unserer älteren und jüngeren Vergangenheit; Fürsten, Krieger und Staatsmänner, bis jetzt hermetisch gebannt, springen auf die Bretter, Friedrich II. und die Jesuiten, alle Anekdoten seines reichen Lebens, Schill, der Marschall Vorwärts, und wer und was wird noch erscheinen! Das sind freilich nur Produkte des Impulses, das Bedürfniß der allgemeinen Stimmung, und es ist vielleicht zu bedauern, weil die Fabrik der Dichtung im voraus gute Stoffe verschneidet; aber wer kann dem gewaltigen Willen widerstreben, und wo finden sich zu jeder Zeit gewaltige Dichter! Die Strömung der vaterländischen Begeisterung in Deutschland hatte sich in zwei Richtungen getheilt; das war zu bedauern, und hoffentlich werden sie sich, und nach Einem Ziele, wieder zurecht und zusammen finden. Auch vordem werden sie indeß manche Lebensbewegungen in unserem Volke anerkennen: wie die dreißig Millionen, zu denen die Regierung aufrief, in wenigen Wochen unterzeichnet waren, und so viel mehr, daß die Unterzeichnungen verkürzt werden mußten; wie bereitwillig alle Stände und Provinzen zum Opfer sich zeigten; wie die Landwehr ohne Säumen zusammentrat, obgleich die Entfernung so vieler Familienväter, Ernährer ihrer Angehörigen, der Mitglieder geschlossener Verbindungen in der Industrie, im Ackerbau höchst drückend war; wie sofort Hülfsvereine sich bildeten, um den bedrängten Familien Hülfe zu schaffen. Es war wieder ein Abglanz des patriotischen Feuers vom Jahr 1813, wozu ich rechne, daß in gewisser Beziehung auch die Parteien verstummten und, wie damals in jenem denkwürdigen Jahr, auch die Geister, „die verneinen," „ja," riefen. Unser Witzblatt, der Kladderadatsch, hat sogar mit ritterlicher Würdigkeit eine Reihe von Wochen lang für Vaterland und Wahrheit gekämpft, und nicht selten gielend in's Schwarze getroffen.

Wiederholt sprechen wir die Hoffnung aus, daß die gestern getrennten Meinungen und Ansichten über das Heil des Gemeinvaterlandes wieder in Einer Strömung nach Einem und demselben Ziele sich finden werden; das aber darf und muß ich ausdrücken: die Meinungen, Ansichten und Gefühle in jener Angelegenheit waren diesmal unter meinen Landsleuten sehr ernsthaft. Es war auch in Berlin keine Koketterie mit einer frivol oder geistreich hingeworfenen Tagesmeinung. Man wußte was man wollte, was

Digitized by Google

es galt, und ſogar mit dem Bewußtſeyn, was auf dem Spiele ſtand. Dieſer Ernſt iſt noch jetzt da, und man leugnet ſich keineswegs ab, daß es ſich um eine Frage handelt über Seyn oder Nichtſeyn. Der ſchwankende Zuſtand iſt zu unerträglich, aufſaugend und die beſten Kräfte opfernd und erſchöpfend, als daß man ſich nicht auch auf das Nichtſeyn gefaßt halten ſollte. Was unſern Muth ſtärkt, iſt die ſeit 1813 nicht dageweſene Einigung Aller, der Regierung, des Regenten und des Volks, vielleicht mit einziger Ausnahme der Einen Partei, welche zwar das „mit Gott für König und Vaterland“ ſeltſamerweiſe noch jetzt dick im Schilde führt, im Weſen aber nur an das eigene Haus und Hof und deren alte Gerechtſame denkt. Es war vor dem Jahr 1813 eben ſo; um letztere zu retten, waren viele derſelben bereit, alles andere vor dem fremden Machthaber hinzuwerfen. Der Opfermuth Aller, der auch ſie mitriß, trat erſt mit jenem Jahre ein.

Newyork, Juli.

(Schluß.)

Broadway. — Die Newyork Tribune. — Sklavenweſen.

Man ſpricht von dem fabelhaft ſchnellen Anwachſen einiger Städte im Weſten, wie Buffalo, Cincinnati, Chicago und St. Louis, allein keine kann ſich in dieſer Hinſicht mit Broadway meſſen. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts breitete ſich ein Weizenfeld an der Stelle aus, wo gegenwärtig die Pauliskirche, etwa ein Fünftel des Weges von der Batterie, dem Südende von Broadway, bis zum Union Square, ſteht. Auf Broadway, welcher damals Heere Straat hieß, wie in allen andern Straßen, befand ſich der Rinnſtein in der Mitte und nur wenige derſelben waren gepflaſtert. Im Jahr 1791 war erſt die Nachbarſchaft der Batterie dicht mit Häuſern bebaut, welche nach damaligen Begriffen für ſtattlich und elegant galten und das vorzugsweiſe noble Quartier bildeten. Zu jener Zeit beſtand die Bevölkerung von Newyork größtentheils aus holländiſchen Anſiedlern, und wenn Mynheer am Abend mit Myfrouw auf der Treppe ſeines Hauſes bei der Batterie ſaß, ſeinen Thee trank und dazu ſeine Thonpfeife rauchte, ſo konnte er ſich wohl wieder nach Amſterdam in ſein väterliches Haus zurückverſetzt glauben. Nach 1791 jedoch mußten ſolche Träume ein Ende nehmen. Der Strom der Auswanderer aller europäiſchen Nationen brach herein, und fünfzig Jahre ſpäter gehörten Mynheer und Myfrouw nur noch der Vergangenheit an. Ihre Nachkommen, die ſogenannten Knickerbocker, verſchwinden faſt unter der Maſſe der Engländer, Irländer, Schotten, Deutſchen und Yankees, welche auf Newyork gleich Lawinen hereinbrachen, und auf die alten Felder, Gärten und Sümpfe Häuſer, Magazine, Hotels, Theater und Kirchen bauten, bis im Jahr 1848 Broadway ſchon an einige der Hauptſtraßen von Paris und London erinnerte. Seitdem hat er ſich abermals vollſtändig umgeſtaltet; die Gebäude, welche man damals noch für ſchön und ſtattlich hielt, ſind zum großen Theil ſchon wieder verſchwunden, und mit fabelhafter Geſchwindigkeit ſteigt ein Marmorpalaſt nach dem andern auf.

Der Broadway von 1859 vereinigt in ſich ſo viele verſchiedene Elemente, daß wenn man Vergleiche anſtellen wollte, man ihn faſt zu jeder Stunde mit einem andern Theil irgend einer europäiſchen Hauptſtadt vergleichen müßte. Schon früh um fünf Uhr erſcheinen Karren und andere Fuhrwerke, welche Vorräthe vom Lande zu Markt bringen. Schaaren von Menſchen, Pferden und Wagen kommen auf den Fähren von Brooklyn, Hoboken, Williamsburg, Staten Island und Jerſey City, und ſtrömen durch die Querſtraßen nach Broadway. Die Laden ſind noch geſchloſſen; nur hie und da raſſelt ein einzelner Omnibus wie verdroſſen über das Pflaſter, und kaum ſcheinen Kutſcher und Pferde den Schlaf abgeſchüttelt zu haben. Vor den Hotels halten einige Wagen und entladen die Fremden, welche auf Eiſenbahnen und Dampfſchiffen ſo eben aus allen Weltgegenden angelangt ſind. Zu dieſer Stunde trägt Broadway noch ein höchſt ſolides Anſehen; das Treiben und Getümmel des Tages bereitet ſich erſt vor. Je weiter der Morgen vorrückt, um ſo belebter und geräuſchvoller wird es. Die Fähren bringen tauſende von Menſchen, die in Newyork ihren Geſchäften nachgehen, und die Trottoirs füllen ſich mit Fußgängern. Die Zeitungsſjungen kommen und rufen die Blätter aus, welche ſie noch feucht von der Preſſe bringen. Bettler, die auf der Bruſt einen Zettel tragen mit der Inſchrift: „I am blind,“ oder mit irgend einem andern Gebrechen behaftet ſind, nehmen ihre Poſten ein. Chineſen, an Farbe und Geſichtsbildung, doch nicht an der Kleidung und dem charakteriſtiſchen Zopf kenntlich, welche der nivellirenden europäiſchen Civiliſation haben weichen müſſen, kommen mit den Cigarren, die ſie unten am Park feilbieten. Commis und Ladendiener erſcheinen und rufen die Omnibus an, die jetzt reihenweiſe über Broadway eilen. Franzöſiſche und deutſche ſogenannte Importers, welche europäiſche Waaren einführen, Bremer Kaufleute, Spekulanten aus Nord, Süd, Oſt und Weſt, Bankiers, Auctionäre, Mackler, Millionäre und Schwindler, alles findet ſich hier zuſammen und rollt für

Digitized by Google

sechs Cents nach Wall Street, Broad Street und den andern Hauptpunkten des Geschäftslebens hin. Von den Markwagen ist nichts mehr zu sehen; um diese Zeit ist Broadway ganz Geschäftsstraße, und der Duft der Früchte und Gemüse hat dem der Cigarren Platz gemacht. In den Laden wird es lebendig, während draußen das Gewühl mit jedem Augenblick zunimmt. Haufen von Reisenden, Müßiggängern und Herumtreibern sammeln sich vor den Thüren der Hotels und machen die Straße durch Tabakkauen unsicher. Es ist jetzt etwa neun Uhr. Leute, deren Beschäftigung erst später anfängt, Journalisten, welche bis gegen Morgen in den Redaktionsbüreaux gearbeitet haben und deßhalb spät aufstehen, erscheinen und bilden die Arrièregarde der eigentlichen Geschäftswelt. Nach und nach folgen Advokaten, Aerzte, Literaten, Geistliche, Schauspieler und andere Künstler, Bummler, Spieler und politische Rowdies. Bald zeigen sich auch Damen in den glänzendsten Toiletten, deren Zahl sich bei schönem Wetter mit jedem Augenblick vermehrt, je später es wird. Diese vielen geputzten Damen bilden einen der hervorstechendsten Züge von Broadway, und sie bestehen aus den verschiedenartigsten Elementen. Da sind Damen, welche ihre Einkäufe besorgen oder die Luft genießen wollen, andere, die einem anständigen Erwerb nachgehen; doch noch größer ist, wie man sagt, die Zahl der Abenteurerinnen, welche keine besonders strenge Analyse vertragen können. Da trifft man ferner vereinzelt stehende Frauen, weibliche Bummler und Müßiggängerinnen, welche durch die Anregung, die Broadway bietet, durch das Geräusch, die verschiedenartigen Gesichter und den Anblick der zur Schau gestellten Gegenstände die Leere ihres Innern auszufüllen und Abwechselung in die Monotonie ihres zwecklosen Lebens zu bringen suchen, und nach und nach dermaßen davon gefesselt werden, daß sie nicht mehr ohne Broadway leben können und selbst gewissermaßen ein Theil davon werden. Es gibt Frauengesichter, welche man ein ganzes Menschenalter hindurch auf Broadway trifft, und der Fremde, der ihnen vielleicht im Anfang dieses Jahrhunderts begegnete, als sie noch frisch und rosig waren, mag sie heute runzlig und verwittert wiederfinden. Etwa um die Mitte des Tages sieht der obere Theil von Broadway mehr einer Promenade als einer Geschäftsstraße ähnlich; mit jeder Stunde wächst das Gedränge und wird gegen Abend noch durch den Schwarm der Kaufleute vermehrt, welche nach beendigten Geschäften nach Hause zurückkehren und jetzt der obern Stadt zuströmen, wie sie am Morgen früh nach unten eilten.

Nach Sonnenuntergang, wenn dieses Treiben vorüber ist, tritt Broadway in eine andere Phase seines vielgestaltigen Daseyns. Die Herrschaft des Vergnügens fängt an. Man strömt den Theatern, Concerten, Schaustellungen und andern Vergnügungsorten zu, und wenn es von zehn Uhr an auch nach und nach stiller wird, so nimmt Broadway doch erst um Mitternacht, wenn die Theater geschlossen sind, die Conditoreien leer werden und alle, die irgend auf Solidität Anspruch machen, nach Hause eilen, einen entschieden nächtlichen Charakter an, ohne jedoch von Besuchern leer zu werden. Männer von verdächtigem Aussehen und noch verdächtigere Frauen kommen aus den Querstraßen und versammeln sich an den Ecken; die Straßenreinigungsmaschine fährt die Straße hinunter und erregt eine ungeheure Staubwolke. Die Polizeiofficianten und Nachtwächter sind auf ihrem Posten und einige verspätete Wanderer zeigen sich auf ihrem Heimweg. Gelegentlich ertönt ein Hülfsruf, das Pfeifen eines Polizeibeamten oder irgend ein anderes unheimliches Geräusch. Auf kurze Zeit wird es still, allein noch gibt es auf Broadway keine Ruhe. Eine Bande betrunkener Matrosen oder politischer Rowdies kommt aus einer Querstraße und erschüttert die Luft mit ihrem wilden Gebrüll, oder die Feuerglocke ertönt, die Spritzen werden mit furchtbarem Lärm durch die Straße gezogen und die ganze Bande der Nachtschwärmer schließt sich dem Zug an, der gleich einem wilden Heer dahin tobt. So wird es zwei bis drei Uhr und noch ist Broadway nicht ganz menschenleer. Einzelne Trunkenbolde taumeln über das Pflaster; barfüßige Frauen und Kinder und noch verdächtigere Gestalten schleichen umher, bis endlich nach drei Uhr eine kurze Stille eintritt. In einer schönen mondhellen Nacht bietet alsdann die menschenleere Straße mit allen ihren schlafenden Palästen, über denen die Thürme von St. Paul, von Trinity Church und weiter oben von Grace Church hervorragen, einen eigenthümlich schönen Anblick, bis nach etwa zwei Stunden der Ruhe der Wirbel von neuem seinen täglichen Kreislauf beginnt.

Außerdem besitzt Broadway auch noch seine Mysterien, die nur dem Eingeweihten bekannt sind. Dazu gehören die Spielhäuser, welche gesetzlich zwar streng verboten sind, aber darum nicht minder florieren. An Luxus stehen diese Etablissements wohl kaum dem berühmten Crockford nach. Eine Reihe von Salons, wie sie einem königlichen Palast Ehre machen würden, empfängt den Besucher. Reiche Teppiche, kostbare Sammtmöbeln, schwere seidene Vorhänge, strahlende Kronleuchter, deren Licht in den großen Spiegeln vielfältig zurückgeworfen wird, wetteifern in Geschmack und Reichthum und alle Arten von Erfrischungen werden den Gästen umsonst gereicht. Das Hauptspiel ist Faro, außerdem werden auch noch einige andere Hazardspiele gespielt. Angeblich um Betrug unmöglich zu machen, zieht der Bankier die Karten aus einem silbernen Kasten ab, doch wird behauptet, daß sich in diesem eine höchst sinnreiche Maschinerie befinde, welche ihn nichts destoweniger in Stand setze, „de corriger la fortune," so viel er für nöthig hält. Die Banquiers gehören allen Nationen an; amerikanische, französische, deutsche und englische Glücksritter verfolgen hier ihre Spekulationen und besolden außerdem eine bedeutende Zahl von professionirten Spielern, welche für einen bestimmten Gehalt die Opfer zu rupfen haben. Diese bestehen fast ausschließlich aus Fremden, vor allem aus Südländern, der „südlichen Ritterschaft," die es, wie in allen andern Lastern, so auch in der Spielsucht mit jeder Nation, selbst mit

Digitized by Google

Spaniern und Südamerikanern aufnehmen, und hier den Ertrag der Arbeit ihrer Sklaven mit vollen Händen wegwerfen. Sind die Fremden ausgebeutet, so geben die Spieler sich ganz ihrer Leidenschaft hin und spielen unter einander — natürlich ehrlich, wobei sie sich oft gegenseitig ruiniren. Wird ein Bankier auf diese Weise zu Grunde gerichtet, so engagirt er sich bei einem andern als Spieler, bis das Glück ihn wieder so weit begünstigt, daß er auf eigene Rechnung Bank halten kann.

Die untern Classen finden ihre Spielsäle in verhältnißmäßigem Zuschnitt in der Bowery, wo der niedrigste Einsatz, welcher auf Broadway ein Dollar ist, zwei Schillinge beträgt. Es versteht sich von selbst, daß die Polizei mit allen diesen Anstalten wohl bekannt ist, und in der That gehören sie zu den hauptsächlichsten Einnahmquellen der Beamten, mit welchen die Unternehmer sich für schweres Geld abzufinden haben, um stillschweigend geduldet zu werden. Die Newyorker Polizei steht jedoch im Rufe, nicht einmal diejenige Ehrlichkeit zu besitzen, welche selbst Räuber unter sich zu beobachten pflegen, und so kommt es wohl vor, daß sie sich auf einmal darauf besinnt, daß einer oder der andere Spielhausunternehmer über alle Gebühr reich geworden ist, allen Verträgen zum Trotz dennoch eine sogenannte „descent“ bei ihm macht und ihn zwingt, seine Zuflucht zu ausnahmsweisen Geldopfern zu nehmen, um nur wieder aus der Klemme zu kommen. Um im Fall einer derartigen Ueberraschung den Bankier wie die Spieler vor Verlust zu schützen, kommt auf dem grünen Tisch niemals Geld zum Vorschein, sondern nur Marken, die der Besucher kauft und die ihm beim Fortgehen mit Geld ausgewechselt werden.

Die New York Tribune, das einflußreichste und verbreitetste Journal in den Vereinigten Staaten und zugleich das beste, aufgeklärteste und am meisten dem Fortschritt huldigende, feierte vor kurzem den achtzehnten Jahrestag ihres Bestehens. Bei dieser Gelegenheit gab sie ihren Lesern eine Uebersicht ihres Gedeihens von dem Tage ihres ersten Erscheinens an, welche auch für das Ausland von Interesse seyn muß, da sie einen Begriff von dem raschen Wachsthum und der Verbreitung amerikanischer politischer Blätter verschafft. Wir lernen daraus, daß die Tribune am 10. April 1841 zuerst in einer Auflage von 5000 Exemplaren erschien, deren gedruckte Oberfläche 1302 Quadratzoll betrug; die Ausgaben beliefen sich während der ersten Woche auf 525 Dollars, die Einnahme auf 92 Dollars. Die Subscriptionsliste enthielt damals etwa tausend Namen, welche einige persönliche und politische Freunde von Horace Greeley, dem Redakteur und Herausgeber zusammengebracht hatten. Gegenwärtig erscheint die Tribune in 211,000 Exemplaren mit einer Oberfläche von 2988 Quadratzoll oder acht großen Folioseiten, zu sechs Spalten die Seite. Der durchschnittliche Verbrauch an Papier beträgt wöchentlich 44,000 Pfund oder zwanzig Karrenlasten. Die wöchentlichen Ausgaben sind von 525 auf 7800 Dollars gestiegen; 180 Personen sind fortdauernd beschäftigt, wobei Zeitungsträger und Karrenführer nicht mitgerechnet sind. 44,000 Dollars Honorar werden jährlich an Mitarbeiter, Correspondenten und Berichterstatter und 62,000 Dollars dem Druckpersonal bezahlt. — Gegenwärtig ist Horace Greeley auf der Ueberlandreise nach Californien begriffen und gibt seine Erlebnisse in der Tribune in sehr interessanten und unterhaltenden Briefen zum besten. Sehr ergötzlich schildert er das allmählige Verschwinden der gewohnten und in einem civilisirten Lande für unentbehrlich gehaltenen Bequemlichkeiten je weiter er nach Westen kommt. Nachdem er in Chicago zuletzt Chocolade und die Morgenblätter auf dem Frühstückstisch gefunden hat, verschwinden in Kansas nach und nach erst Zimmerklingeln und Bäder, Barbiere, Beefsteaks, Kartoffeln, Eier, dann Stiefelputzer, Brücken, Stühle und Holzhäuser, an deren Stelle auf den Stationen Zelte treten. Endlich gehören selbst hölzerne Bänke zu den Gütern, deren Werth man erst schätzen lernt, wenn man sie entbehren muß, und statt ihrer werden Säcke und Kisten als Sitze benutzt. Die Reisenden schreiben ihre Briefe im Wagen, der ihnen während der Nacht auch als Schlafzimmer dienen muß. Am Horizont ziehen sich Gewitterwolken zusammen und mit besorgten Blicken betrachten sie einige bedenkliche Löcher in dem Leinendach des Wagens.

Vor Kurzem hielten die Sklavenhalter von Maryland eine Convention, um sich über die Mittel zu berathen, durch welche der unaufhaltsam um sich greifenden Antisklavereibewegung ein Damm gesetzt werden könne. Da sie jedoch bei einer vorläufigen Zusammenkunft gefunden hatten, daß sie es mit den weißen Gegnern der Sklaverei, wozu die Mehrzahl der nichtsklavenhaltenden Einwohner von Maryland gehört, nicht aufnehmen konnten, gaben sie diesen Standpunkt ganz auf und richteten, wie gewöhnlich bei derartigen Veranlassungen, ihren Zorn einzig gegen die freien Neger, deren Zahl im Staat Maryland auf 80,000, gerade so hoch als die der Sklaven angeschlagen wird. Man erwartete nichts anderes als einen Beschluß, bei der gesetzgebenden Versammlung den Antrag zu stellen, daß den freien Negern die Wahl zwischen Auswanderung und Sklaverei gestellt werde, wie kürzlich in Arkansas geschehen ist, allein das Ergebniß war ein ganz anderes. Zwar beantragten einige Heißsporne wirklich derartige Maßregeln, allein eine große Majorität erklärte sich mit der größten Entschiedenheit dagegen, weil nach dem eigenen Ausspruch des Präsidenten der Convention durch die Verbannung der freien Neger nahe an fünfzig Procent der zum Gedeihen der Bevölkerung nothwendigen Arbeitskräfte verloren gehen würden, so weit diese aus Farbigen bestehen; daß daraus die größten Verlegenheiten und Widerwärtigkeiten für die Mehrzahl der Landwirthe und anderer Producenten erwachsen und Viele dadurch gänzlich in ihrem Erwerb gehemmt und zu Grunde gerichtet werden würden. Fünfzig Procent der Arbeitskräfte! Folglich arbeitet der freie Neger eben so viel als der Sklave. Welche schlagendere Widerlegung der tagtäglich von Sklavenhaltern und andern Vertheidigern der peculiar institution wieder-

Digitized by Google

holten Behauptung, daß die Neger zu träge seyen, um anders als gezwungen zu arbeiten, kann es geben, als dieses Zugeständniß aus dem Munde eines Mannes, der, selbst Sklavenhalter, von andern Sklavenhaltern zum Präsidenten einer Convention zur Wahrung ihrer Interessen erwählt worden war!

Genf, August.

Fremdenverkehr. — Zur kleinen Chronik. — Die Ristori.

Als ich Ihnen meinen letzten Brief schrieb, feierten wir an den friedlichen Ufern des Leman das dreihundertjährige Jubelfest der Genfer Akademie, während auf der andern Seite der Alpen, unserer letzten, aber mächtigen Vormauer nach Süden, die Kanonen von Magenta brüllten. Seitdem hat das tapfere österreichische Heer noch einmal geblutet, und der Frieden von Villafranca hat mehr noch als seiner Zeit der Beginn des Kriegs alle politischen Kreise in Bewegung gebracht. Dieser letztere rief laute Befürchtungen hervor in aller Welt, aber der Deus-ex-machina-Frieden die stille, schleichende Sorge. Auch für die Schweiz birgt der gegenwärtige Friedenszustand Anlaß zu mancherlei Besorgnissen; die Südgrenze nach Savoyen zu scheint gegenwärtig schwerer bedroht, als durch den Krieg selbst. Die Agitation in Savoyen für eine Abtrennung des alten Stammlandes des sardinischen Königshauses von Piemont, und Anschluß, oder, wie der modern völkerrechtliche Ausdruck lautet, Annexion an Frankreich lastet, trotzdem der Pariser Charivari, ohne Zweifel mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, seinen Spott darüber gegossen hat, wie ein Alp auf den schweizerischen Patrioten.

Doch die Geschäftswelt erfreut sich der momentanen Ruhe. Die Geschäfte „ziehen wieder an," wenn auch langsam, und auch der Fremdenverkehr, der bekanntlich in der Schweiz unter rein geschäftlichem Gesichtspunkt betrachtet wird, hat gegenwärtig unter einigermaßen günstigeren Verhältnissen, als der Vorsommer erwarten ließ, begonnen. Freilich hat der Rest der eigentlichen Reisesaison, die in günstigen Jahren am Genfer See bis Ende Oktober dauert, noch viel nachzuholen, wenn er den Ausfall in den Vorsommermonaten decken soll.

Genf hat nun einmal vorzugsweise unter allen Schweizer Städten das Vorrecht, nach jeder großen politischen Erschütterung Europas diejenigen Größen, welche in derselben zu Fall gekommen sind, bei sich einkehren zu sehen. Die lemanische Luft muß etwas Letheartiges an sich haben, worin man getäuschte Hoffnungen und den Schmerz über verfehlte ehrgeizige Pläne leichter erträgt. So sahen wir denn nach dem Frieden von Villafranca hier in Genf den Exagitator Kossuth, den Exminister Cavour, den Exgeneral Klapka und andere Exberühmtheiten mehr. Kossuth hat sich nach Morner zurückgezogen, einem savoyischen Dorfe am südlichen Abhange des Salève, zwei kleine Stunden von hier, und wegen seiner frischen Bergluft im Sommer und seiner geschützten Lage im Winter ein vielbesuchter Lieblingsaufenthalt der Genfer wie der Fremden, wo er mit seiner Familie, wie es heißt, längere Zeit zu bleiben beabsichtigt. Der Exminister Cavour, der sich bekanntermaßen im vorigen Jahre hier eine große Ovation hatte bereiten lassen, hielt sich dießmal ganz verborgen. Ich glaube, er ist nach Chamouny gezogen, wo er in der reizenden Alpenwildniß, „fern von Madrid," einige Zeit über den Undank der Welt nachdenken wird. Auch der Prinz Napoleon — der so halb und halb auch unter die Rubrik der „Er" zu zählen seyn dürfte — war hier nach glücklich überstandenen italienischen Irrfahrten. An Genf mögen sich süße Erinnerungen für den galanten Prinzen knüpfen. Als er vor einem Jahr hier war, begleitete ihn eine schöne Pariserin bei seinen nächtlichen Luftfahrten über die blaue, stille, verschwiegene lemanische Fluth. Heute ist er der Gemahl der Tochter eines Königs und einer Erzherzogin, und der Schwiegervater tauschte für die Tochter eine Provinz ein. Moderner Handel und Wandel!

Noch wollen wir in unserer kleinen Chronik eines berühmten Gastes aus der Künstlerwelt erwähnen, der Frau Ristori nämlich, die mit ihrer italienischen Truppe in den ersten Tagen dieses Monats vier Vorstellungen auf unserem Theater gab. Ihre Medea besonders, in dem von Legouvé gedichteten, von Montanelli in's Italienische übersetzten Trauerspiel, hat hier ihren großen Eindruck auf das Publikum nicht verfehlt. Die folgenden Stücke, in welchen die große Künstlerin auftrat, waren „Judith," biblisch patriotische Tragödie, eigens für die Ristori verfaßt von Giacometti, die „Maria Stuart" unseres Schiller in der Uebersetzung von Andr. Maffei, und „Phädra."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 36. 4. September 1859.

Da trunten schwillt die Flut des Lebens,
Die Freiheit und das Glück sind droben;
Als Täfte lagern sie auf bunten
Heilsamen Alpenkräutern sich:
Sie laben, da du klemmst, auch dich.
v. Feuchtersleben.

Auf und an dem Brenner.

I.

Wohl die meisten Leser, die mich im vorigen Sommer auf meinen Bergfahrten begleiteten, dürften es jetzt vorziehen, im Kaffeehause sitzend bei schwarzem Kaffee und Cigarren aus einem Zeitungsblatt zu politisiren und alle Schlachten zwischen Oesterreichern und Franzosen noch einmal mit der Faust auf dem Tisch durchzuschlagen. Der eine oder der andere hält es aber vielleicht doch nicht im Dunst und Qualm aus, während draußen die liebe Sonne scheint. Ein kleines armes Mädchen in der Tracht irgend eines Seitenthales tritt vor ihn und fragt mit schüchternem Blicke, ob er keine Almrosen kaufe? Es schlägt das Tuch vom Weidenkorbe zurück: da liegen sie in der Reihe, Strauß an Strauß, purpurn und harzduftig, ein Zirbelzweig in die Mitte gebunden, an dem blau bereift ein prächtiger Zapfen hängt. Folge mir, Freund! nimm Bergstock und Steigeisen; in der Idylle des Alpenlebens werden die alten deutschen Kaiser vor dich hintreten, wie sie erzgepanzert und stahlgerüstet über die alte Straße des Brenners gegen die stolzen Lombarden ziehen; dann kommt der Anderl und seine Passeyer, auf der Brust den rothen Latz, im Loden, den breiten Hut aufgekräumt; darunter glüht das Auge voll Kampflust, denn es gilt den Franzosen, den Kirchenräubern und Schändern, die dem Teufel zu schlecht sind, sonst hätte er sie lang geholt. Und dann überschaust du mit Einem Blick vom Felsenvorsprung die enge Schlucht, welche Nord und Süd verknüpft, dorthin die Sill, hieher den Eisak entsendend, und dann politisiren wir auch wieder ein bischen; ist ja hier die Stelle, wo 1848 die Wälschen den Grenzpfahl zwischen Deutschland und Italien stecken wollten, und auch jetzt hatten sie es im Sinn, wie das in französischen und sardinischen Blättern zu lesen war.

Viele Jahre mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt, hatte ich mir dießmal vorgenommen, das Wippthal und seine Seitenzweige zu erforschen. Ich mußte daher nicht bloß Pfade betreten, welche der Tourist gewöhnlichen Schlages geht, sondern auch Jochübergänge suchen, auf denen der Hirt seine Schafe zur Alm treibt, bisweilen auch dort klettern, wo der Wildbach in rauher Runse mein einziger Gefährte war und nur selten ein verwegener Schütz mit dem Eisenrohr der Gemse nachschlich. So erschloß mir die Gebirgswelt ihren heimlichsten Reiz, und das Volk, welchem ich im rauhen Kittel, mit dem Hammer in der Faust, als

Digitized by Google

ein Steinklauber galt, der eben auch wie ein Senner oder Bergheuer ſein Stücklein Brod im Schweiße des Antlitzes aß, betrachtete mich als ſeinesgleichen, vor dem er weder mit Alpenthümlichkeit kokettirte, noch auch mit Reden hinter dem Zaune hielt, wie vor Pickelhaube und Frack; denn leider hat die Angeberei ihre Spinnenfäden auch über dieſe Berge gelegt; freilich ohne viel Erfolg. Der Bauer iſt ſchlau und rückhältig; wer ihn fangen will, muß früh aufſtehen, ſonſt iſt es zu ſpät; höchſtens im Rauſch verredet er ſich vor ſolchen, die keinen Lodenkittel tragen. Uebrigens droht deßwegen noch keine Revolution, wenn ein Bauer im Wirthshaus dem Namen des Landesfürſten ein Epitheton anhängt, welches keineswegs ein ornans iſt. Der Kaiſer Franz wußte das gut; als man ihm denuncirte, daß die Bauern ſehr übel ſprächen, lachte er und rief: „Laßt ſie ſchimpfen, ſie zahlen doch!“ Die Leute ſetzen der Liſt Liſt entgegen und merken gleich jene Selbſtgefälligkeit, die im Bewußtſeyn ſogenannter höherer Bildung auf ſie herabſehen will. Wer die Menſchen auch in anderer Herren Länder kennen gelernt, wird ſie deßwegen nicht für ſchlecht halten, wenn er auch für die Gemälde des Berliner Gemſenjägers, welcher für die Feuilletons Geßnerſche Schäfer in Honigfarben pinſelt, keinen Geſchmack hat. Friſch und derb ſinnlich mit all den Verirrungen derber Sinnlichkeit, die man nach Belieben in einem alten ſchweinsledernen Caſuiſten aufgezählt leſen kann, iſt der Aelpler, dabei vergißt er keineswegs ſein Ich, und es hat ihn weder die Kirche, deren Satzungen er auf das ſtrengſte erfüllt, wenn ſie ſich ihm auch nicht immer verinnerlicht haben, gebändigt, noch auch das Landgericht, wo er durch Rechthaberei und Proceßſucht nicht ſelten die Schreiber ermüdet. Da iſt freilich nichts drolliger als ein Touriſt auf der Alm. Voll überſchwänglichen Naturdufels birſcht er auf ſchöne Sennerinnen, iſt von jeder Grobheit entzückt, die man ihm abſichtlich anthut, freut ſich, wenn er vom Gaisbuben gebutzt wird, der ſeinen Bauern mit „Ihr“ anredet, und läßt ſich die Ziegen, die zum Tränken kommen, als Gemſen vorſtellen. Geſchah es mir doch einmal im Achenthal, daß mich ein ſolcher Herr ſehr ernſtlich über meine Unkenntniß der Naturgeſchichte zurecht wies, weil ich ihm bedeutete, die prachtvolle Gemſe am Brunnen ſey nur die beſcheidene Gais der Scholaſtica. Und erſt die Jagdabenteuer und das Jahr Neun! „Den hab' ich angelogen, daß er blau iſt!“ ruft lachend ein Hirt, wenn der Fremde das Notizenbüchlein hervorzieht, nachdem er eine zeitlang ſprachlos, offenen Maules und Auges dageſtanden. Uebrigens iſt bei dieſen Lügen keinerlei Bosheit; ſo ein Burſch freut ſich wie ein Kind ſeiner Pfiffigkeit gegenüber dem g'ſtudirten Herrn. Auch nicht Gewinnſucht veranlaßt ihn zu ſolcher Schelmerei, wie etwa in der Schweiz ſich jeder Kuhbube drapirt, um dem harmloſen Wanderer einige Groſchen abzulocken, was Guſtav Raſch ſo draſtiſch den biedern Eidgenoſſen zum Verdruß dargeſtellt hat. Nur im Zillerthal beginnt leider dieſer Unfug, aber auch nur an der Hauptſtraße: die Nachfrage der Touriſten erzeugt eben die Waare. Uebrigens ſteckt im Volk noch ein feſter Kern gediegener Mannhaftigkeit, den das laue Waſſer der Kaffeehauscivilisation nicht ſo bald ſchmelzen wird; freilich iſt es nicht aller Orten gleich, wie der Leſer im Verlauf der Wanderung noch merken wird.

Das Wippthal iſt wohl, als ſich die Centralalpen emporhoben, und jener titaniſche Seismos im Fauſt, die gewaltigen Schultern an die Kalkdecke ſtemmend, dieſe gegen Nord und Süd zu Gebirgen, deren Kette dort dem Inn gleich läuft, aufrichtete, durch Spaltung entſtanden. Erweitert wurde es von den Waſſern, deren Wirkung langſam, oft dem Auge kaum merkbar in endloſen Jahresreihen ſich ſummirt und größeres ſchafft als der erſte ſtürmiſche Aufbruch. Natur und Geſchichte gleichen ſich hierin; das kurzſichtige Auge des gemeinen Hauſens ſieht nur die langen Heerſäulen, die Kanonen, den Purpur auf Fürſtenſchultern und Jakobinerſchädeln; es theilt die Epochen nach dem Eintritt vulkaniſcher Zerſtörungen; aber der Forſcher weiß, daß dieſe bedingt ſind vom Waſſertropfen, der langſam Schichten auflöst und umwandelt, ſo daß plötzlich Thäler ſich ſenken und Berge ſteigen; er weiß, daß in der Geſchichte eine ununterbrochene Strömung alles verbindet; er weiß, daß alle Ereigniſſe, ſeyen ſie ſcheinbar noch ſo unvermittelt und plötzlich, die Wirkung der ſtillen Thätigkeit von Jahrhunderten ſind; er weiß, daß nach dem tiefſinnigen Worte Heraklits, alles fließt, obgleich viele glauben, es bewege ſich nichts, weil ſie ſich nicht bewegen möchten, bis dann eine Exploſion jene in die Luft ſchleudert, welche nichts lernen wollten, und die Werke des Tages zerſtörend, die Keime neuer Entwicklung in den Kreislauf des Lebens ſtreut. Marc Aurel, der Philoſoph auf dem Thron, verſtand dieſes ſehr wohl und ſprach es, wenn gleich im pantheiſtiſchen Style aus: „Alles entſteht durch Verwandlung, und die Natur liebt nichts ſo ſehr als das Vorhandene umzuſchaffen und neues ähnlicher Art zu erzeugen. Jedes Einzelweſen iſt gewiſſermaßen der Same eines zukünftigen, und es wäre eine große Beſchränktheit, nur das als ein Samenkorn anzuſehen, was in die Erde oder den Mutterſchooß geworfen wird. Die Welt iſt ein einiges lebendiges Weſen und eine Weltſeele. In dieſes Weltbewußtſeyn wird alles reſorbirt, ſo wie aus ihm alles hervorgeht; ſo jedoch, daß

Digitized by Google

von den Einzelnwesen eines des andern Miturſache iſt und auch ſonſt die innigſte Verknüpfung unter ihnen ſtattfindet."

Wie das Wippthal ſenkrecht auf das Innthal ſtößt, ſtellen ſich zu ihm Querthäler und erzeugen, bald ſchluchtenartig verengert, bald erweitert, eine große Abwechslung des Terrains voll landſchaftlichen Reizes und großartiger Erhabenheit. Eben ſo reich ſind die Geſtalten der Thier- und Pflanzenwelt. Der Wanderer, welcher ſtarke Lungen und Kraft in den Knieen hat wie ein homeriſcher Held, kann wochenlang herumſteigen, und jeder Tag ſchafft ihm neuen Genuß. Kehrt er zur Hauptſtraße zurück, ſo nimmt ihn gern ein Stellwagen auf, bis er an allen Gliedern gerädert den Rumpelkaſten verflucht und wieder zum Bergſtock greifend in ein Seitenthal entflieht. Auch ich hatte dießmal gegen meine Gewohnheit einen ſolchen Karren beſtiegen. Eingepfercht zwiſchen zwei Bauern, deren jeder aus einer kleinen Pfeife einen ſo ſchauerlichen Knaſter ſchmauchte, daß uns ſelbſt die zudringlichen Bremſen verſchonten, ſprang ich, ſo oft es bergan ging, heraus, um friſche Luft zu ſchöpfen. Mein Leiden war aber noch nicht zu Ende; auf dem Schönberg geſellte ſich ein dritter dazu, der einen ſchweren Pack ſtinkender Bockshäute unter den Sitz ſchob. Ich bewunderte die Geruchsnerven dieſer Männer, konnte es jedoch ſelbſt nicht mehr aushalten und trottete lieber trotz der tropiſchen Sonnengluth und des dichten Staubes zu Fuß nach Steinach.

Kehren wir wieder beim Wilden ein, der Wein iſt nicht ſchlechter geworden, ſeit über dem Thore ein großer Schild prangt, den extra ein Lakirer zu Innsbruck verfertigen mußte. Ehe wir uns aber zum Wein ſetzen, den der rothnaſige dicke Wirth ſelbſt am liebſten trinkt, und uns von den fürchterlichen Schneeſtürmen des letzten Winters, den ungeheuren Lawinen und all den Dingen, welche für die Chronik des Dorfes wichtig ſind, erzählen laſſen, gehen wir zum Bezirksrichter Lindner. Er wird uns mit feuchtem Aug und väterlichem Wohlgefallen einige Bilder zeigen, den Nachlaß ſeines trefflichen Sohnes, der eine reiche Blüthe erwarten ließ, wenn ihn nicht ein früher Tod hingerafft hätte. Es ſind keine Kunſtwerke in Zeichnung und Farbe, aber es ſpricht eine rührende Einfalt daraus. Eine ruhige Abendlandſchaft des Südens, durch die Mitte des Bildes eine Veranda, in welcher Maria ſitzt, häuslich mit der Nadel beſchäftigt; im Vordergrund Jeſus und Joſeph. Der Knabe kniet vor zwei Holzbalken, die ſich zufällig in Kreuzesform übereinander gelegt; nebenan in einem Körbchen die Marterwerkzeuge, Nägel, Zange und Hammer; auf ſeinem ſchönen Geſichte dämmert Ernſt und Wehmuth, als bedächt' er ahnenden Geiſtes, was ihm die Symbolik des Zufalls andeutet. Joſeph ruht von der ſchweren Arbeit, ſeine Hände, welche ein Buch mit den Weiſſagungen der Väter halten, ſind in den Schooß geſunken, er betrachtet ſinnig den Knaben, durch ſeine Seele zittert ein Schauer der Zukunft. Es iſt ein allerliebſtes religiöſes Genrebild.

Die Luft weht kühl durch die Schluchten des Brenners und höher ſteigen oſtwärts am Penteltſtein die Schatten. Noch bleibt Zeit zu einem Ausflug in's Seitenthal von Triers. Der Bach rauſcht uns entgegen, geſchwätzig plaudert er von der Herrlichkeit des Gletſchers, den er vor kurzem verließ, von blauen Grotten mit zackigen Eiskryſtallen, von Gemſen und Murmelthieren, vom Jochadler, der über der Spitze des Tribulaun noch im Sonnenglanz ſchwebt, wenn die Thäler ſchon Dämmerung einhüllt, von Speik und Edelweiß; auf den Wellen entführt er muthwillig einen Almroſenſtock, wie ein Junggeſell mit dem Strauße prunkt, den er ſeinem Mädel vom Mieder geraubt; die rothen Dolden trieſen von der kalten Fluth, er aber ſchleppt ſie fort, bis die Berge verſchwinden und einförmig die Ebene ſich dehnt, dann ſpült er ſie an's Ufer, wo ſie im lauen Sand verwelken. Wenn der Schnee ſchmilzt oder ein Hochwetter Regen ergießt, dann ſchwillt er an und wälzt wilden Trotzes Felsblöcke übereinander, wie ein Knabe mit Kügelchen ſpielt; jetzt aber ſchmiegt er ſich um ihre Kanten und beſpritzt freundlich den kleinen Garten von Thymian, Lotus und Steinnelken, die dem Frevler vertrauend ſich auf den Moospolſtern ihres Scheitels angeſiedelt. Rechts und links ſäumen ihn Wieſen, das friſche Grün durchwirkt von wilden Veilchen, röthlichem Klee, Glockenblumen, Sternblüth, Habichtskraut und Windling, hie und da guckt auch ein kleines Vergißmeinnicht hervor; dazwiſchen laufen Goldkäfer, ſummen bunte Fliegen, und zornig brummt eine Hummel, ſchwerfällig bemüht, ſich zwiſchen den Halmen des Zittergraſes emporzuſchwingen. Darüber flattern die Blumen der Luft, der kleine Bläuling, der Goldfalter, der Apollo, ein Schmetterling, welcher das erſehnte Ziel manches Entomologen iſt; die Schwingen ſind glasheil oder ein wenig weiß beſtäubt und tragen ſchöne rothe Augenflecke. Hier ſetzt ſich der Kaiſermantel mit den weißen Perlſtreifen auf braunem Grunde an einen dicken Diſtelkopf, dort wiegt der Schwalbenſchwanz ſeine zierlichen Bänder über dem blühenden Hollunder. Das iſt der Plan von Plimigol, wo Wolfram von Eſchenbach Ritter und Frauen zu Abenteuer und Mailuſt vereint; es iſt das Paradeisgärtlein für den Sammler, der mit dem Netz Kerfen

Digitized by Google

nachjagt oder mit eiserner Schaufel ſeltene Pflanzen entwurzelt; mög' er dieſem Revier ſtets fern bleiben, der trockene Geſelle! Wie lang ſoll ſie aber dauern, dieſe holde Pracht des Vorſommers? Tick, tick, tick! Dort unter der Eiche ſitzt ein Bauer, er pfeift ein Lied und dengelt die Senſe, der ſie fallen müſſen, dieſe ſtolzen Blumenhäupter, und auch die beſcheiden am Boden hinkriechen, verſchont er nicht. Da liegen ſie trocken im langen Schwad auf dem Boden, der ſie erzeugte, und hauchen noch Düfte aus in der Mittagſonne, bis ein Ochs kommt und ſie gemüthlich verſpeist. Eine Elegie wegen einiger Blumen? — Was ſollen die Blumen voraus haben? Geht es doch den ſchönſten Lenzträumen der Jugend auch nicht beſſer. „Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod!“ ſingt ein altes Volkslied. Gut, wenn dieſer Schnitter der Tod iſt, ehe den Reiz des Lebens der Reif täglicher Gemeinheit verſengt, wenn das Schiff in Blitzeslohe aufflammt, welches die Segel geſchwellt von kühner Hoffnung hinauswiſſ in die Unendlichkeit der Zukunft, ehe es auf dem flachen Sandboden einer Pfütze ſtrandet. Et cetera! ruft lachend Mephiſto. Weg mit derlei ſentimentalen Abendgedanken, die längſt mit Hölty begraben ſind! „Es lebe das Leben, iſt wohlgethan!“

Rechts am Abhang erhebt ſich ein kleiner Hügel, gekrönt von einer Lärchengruppe; gewaltige Steinblöcke dazwiſchen bieten einen bequemen Sitz. Es ſind die letzten Zeugen einer andern Zeit, wo noch der Gletſcher die Moräne bis hieher vorſchob und vielleicht auf dieſen Steintrümmern der Eisranunkel blühte. Dieſe Blumen, die jetzt die Felder ſchmücken, ſind ein jüngeres Geſchlecht, die ältere Schöpfung hat ſich zurückgezogen auf die einſamen Höhen, wo ſie ruhig und heiter auf das Gebiet niederblickt, das ſie einſt beherrſchte. Und ein noch älteres Geſchlecht, deſſen Daſeyn kein Chronologe berechnet, hat ſeine Spuren hinterlaſſen in dem ſchwarzen Schieferlager auf dem Joche uns gegenüber. Ihre Reſte ſind uns in dem kohligen Mulm erhalten, der als Nößlacher Erde gegraben und vom Aerar zum Färben des Tabaks verwendet wird. Als dieſe Pflanzen grünten und blühten, leuchtete eine tropiſche Sonne über Tirol, kein Berg ragte empor, ſondern flache Geſtade, umhüllt von warmen Dünſten, zogen ſich am Meeresbeden hin. „Ja, die Welt iſt alt!“ meinte ein Senner und erzählte vom Nörglein, einem Zwerge mit grauem Bart und Haar, den man von Zeit zu Zeit auf dem Joche ſitzen ſieht. „Dreimal denkt mir's,“ ſagte er zu einem Jäger, „daß wo jetzt der Inn fließt, Wald und See und dann wieder Stadt und Feld iſt!“ — Jener fragte: „Wird's dir denn nicht zu lang? Verleidet dir denn das Leben nicht?“ Der Alte lächelte: „Leben thut man immer gern; wirſt es auch merken, wenn du einmal ein Grauſchimmel biſt!“ So enthält die Sage des Volks eine Kosmologie, die gleichſam träumend ahnte, was die Wiſſenſchaft erſt nach langer Unterſuchung erforſchen ſollte.

Der Wanderer laſſe es ſich nicht gereuen, von der Landſtraße ein Viertelſtündchen in's Trinſerthal abzuweichen, unſer Plätzchen unter den Lärchenbäumen links am Bache wird ihn durch eine prachtvolle Fernſicht belohnen. Das Eigenthümliche des Panoramas liegt in den gewaltigen Felscouliſſen zu beiden Seiten, während den Hintergrund große Gletſcher abſchließen. Die Mannigfaltigkeit der Formen entſteht durch die Verſchiedenheit der Geſteine: die prallen Kalkwände ſchmückt kaum ein ſchmales Grasband, indeß der Schwarzfels, welcher ihnen zur Unterlage dient, üppige Wälder und Almen nährt. Rechts erhebt ſich über all die Eiskuppeln der Habicht, dem an Schönheit kaum ein Berg zu vergleichen ſeyn dürfte. Die Bauern halten ihn für den dritthöchſten des Landes; trigonometriſche Meſſungen (10,328 Fuß) beſtätigen dieß nicht, doch läßt ihn die freie Stellung und die Form höher erſcheinen als andere Berge, welche, in lang gedehnten Gräthen anſteigend, dieſes Vorzugs entbehren. Die Ausſicht übertrifft wohl viele der berühmteſten Punkte; bis zur fernen Etſch öffnet ſich alles Land. Von Oſchnitz, wo man jedoch in der Kneipe ſchlechte Unterkunft findet, iſt er leicht zu erſteigen. Die erſten Damen, welche ſeinen Gipfel erreichten, waren die Gräfinnen Sarntheim. Wer einen Führer ſucht, wähle Waltls Anderl, einen wetterfeſten Schützen, der ſelbſt einmal am neunten Jänner den Gipfel erſtieg und nach Gemſen auslugte. Die Beſteigung hin und her iſt leicht in einem Tage zu machen und koſtet nicht viel, da der Führer leicht mit drei Guldenſtücklein zufrieden iſt. Die Bewohner des Thales genießen im Allgemeinen keinen guten Ruf; man nennt ſie ſchlampig in der Wirthſchaft, durch Branntweinſuff herabgekommen und liederlich. Es mag viele Ausnahmen geben, man hört jedoch das Urtheil ſo oft, als daß es ganz grundlos ſeyn könnte. Früher war es anders; bei den Nachbarn galt der Spruch: „Wer eine reiche und brave Braut will, hol' ſie aus dem Oſchnitz!“ Die Urſache der Verwilderung konnte ich nicht erfahren, oder man wollte ſie nicht ſagen. Hülfe iſt in der Schule und bei verſtändigen Geiſtlichen zu ſuchen, welche nicht bloß das Austreiben des Teufels und Beſchwören angeblich Beſeſſener für den höchſten Beruf des Prieſters halten. Was die Schule anbelangt, ſo kann man freilich von einem Lehrer, der, um nicht zu verhungern, Sommers als Geishirt herumſtrolcht, wie etwa im Sellrain, keineswegs viel erwarten. Doch das iſt nicht

Digitized by Google

überall der Fall. Manche Gemeinden, namentlich im Unterinnthal, lassen es sich angelegen seyn, dem Lehrer eine menschenwürdige Stellung zu schaffen. — Das erste Dorf, nicht gar weit von uns, heißt Tries; nach einem heftigen Brande kaum aufgebaut, wurde es im März von einer schrecklichen Lawine bedroht. Gerade den Triefern sagen die Nachbarn manches nach, insbesondere bei der Feuersbrunst von Steinach hätten sie sich in einer Weise benommen, die ich nicht schildern mag, weil ich Tries noch einmal besuchen will. Ich füge dafür ein Geschichtlein aus der grauen Vorzeit, wie es mir ein Bauer erzählte, bei.

„Die Trieser sind stets ein wüstes Volk gewesen, jetzt nicht minder als in alten Tagen. Einst spielten ihre Buben Hängens, was eigentlich alle verdienten; einer zog den andern am Baume auf und ließ ihn so lange zappeln, bis er für die Ewigkeit fertig war. Als nun Sonntags darauf der Vater des Getödteten den unglücklichen Mörder in der Kirche erblickte, entbrannte sein Herz von wahnsinniger Zorn, er vergaß der Heiligkeit der Stätte und stürzte auf ihn los. Dem wollte nun auch sein Vater helfen, und so zogen sie den Buben jeder bei einem Fuße hin und her, bis er unter schrecklichem Geheul entzwei gerissen war. Dann entstand in der Kirche ein solches Schlagen und Raufen, daß von allen Bänken Blut floß und der Teufel hellauf durchs Fenster lachte. Der Bischof that die Gemeinde ob des ungeheuren Frevels in Bann, und erst nach Jahren wurde in der neugeweihten Kirche wieder Messe gelesen.“ Die Geschichte mag wohl in die Kategorie der sieben Schwaben gehören; überhaupt sind in Tirol die Nachbarn nicht faul, sich gegenseitig zu beflecken. So sagen die Insbrucker von den Hallern, sie hätten am Himmelfahrtstag, als ihnen der hölzerne Christus vom Altar gefallen und zerbrochen war, diesen in einem Salzkübel emporgezogen, wofür die ehrsamen Bürger von Hall spottweise noch jetzt Hallerkübel genannt werden. Die Haller haben jedoch den Insbruckern heimgezahlt. Es sey einmal lang Winter gewesen, und die Insbrucker hätten sich nach dem Gesang der Lenzvögel gesehnt. Da weder Lerche noch Schwalbe den Mund aufthaten, hätten sie einen Karpfen in einen Vogelbauer gesteckt und gewartet, ob er nicht Frühlingsnoten anstimme. Da begann er nach Luft zu schnappen, und alles schrie und klatschte: „Jetzt fängt er an, jetzt fängt er an!“ Er war aber indeß krepirt. Deßwegen heißen die Insbrucker Karpfensinger. Da schon die Nacht anbricht, so erzählen wir dem Leser ein andermal Proben aus der tirolischen Trutznachtigall und kehren jetzt zum Wilden zurück.

II.

Hinter Steinach verengt sich das Thal; kaum windet sich die Straße neben der schäumenden Sill hin, so nahe rücken graue Schieferfelsen, welche Mauerpfeffer, feinblättriges Fingerkraut und die Ranken von Erdbeeren und Waldreben schmücken. Bei Stafflach stehen wir am Eingang des Thales von St. Jodok. Hinter diesem anmuthigen Dörflein gabelt sich das Thal noch einmal: links Schmirn, rechts Falls, beide ähnlich an Schönheit der Landschaft und Bevölkerung, welche eben so brav und wacker ist, wie die von Navis. Der Pfad steigt allmählig steiler an; tief unten der Wildbach, rechts ein Hang von mürbem Schiefer, der bei längerem Regen abschlüpft und nicht selten den Weg zerstört. Bald erweitert sich Schmirn: im Hintergrund die gewohnte Gletscherscenerie, beiderseits Wälder und Wiesen. Das Wirthshaus ist ziemlich mittelmäßig, und doch wäre hier ein Platz für ein erträgliches Geschäft. Durch Schmirn führt nämlich ein bequemer Weg in's Dux- und Zillerthal, der häufig von Touristen betreten wird. Wir sind zwar durchaus nicht für die modernen Raubburgen der Schweiz und am Rhein; wer von einem Joch kommt, sucht nicht den Comfort eines Hotels, der Hunger würzt die einfache Speise und die Ermüdung läßt gern elastische Federmatratzen vergessen. Aber in diesen abgelegenen Thälern sehen die Wirthinnen bisweilen aus, als wären sie zuerst in Koth getunkt und dann in schmierigem Thran gebacken, daß einem alle Lust zu Essen, Trinken und Schlafen vergeht. Da sind die herrlichsten Thäler, die es kühn mit den gepriesenen Landschaften der Schweiz aufnehmen können; hätten nur die Leute mehr Spekulationsgeist und sorgten für bescheidene Unterkunft. Bekannten gewährt der Curat von Schmirn, ein würdiger Greis, Kost und Quartier; abgeschlossen in einen engen Erdwinkel, freut er sich, etwas von der Welt draußen zu hören; wenn wir aber in's Dux wollen, dürfen wir ihn nicht aufsuchen, sonst hält er uns lange beim Wein zurück oder trägt gar der Köchin auf, ein Huhn zu braten, damit es auf dem Berg an Zehrung nicht fehle. Noch in alten Tagen faßte ihn Sehnsucht nach der Meereskönigin Venedig, von der er so viel gelesen; er will den Stab ergreifen und sich auf den Weg machen. Ihm verdankt die Wallfahrt zur kalten Herberg, deren Kirchlein wir dort zwischen den Föhren sehen, den Aufschwung. Er bat mich einmal in liebenswürdiger Einfalt, doch ja diese Stelle auf meiner Karte zu bezeichnen, der lieben Gottesmutter zu Ehren, weil sie mich bisher auf mancher gefährlichen Wanderung gesund und stark erhalten. Ich gab ihm

Digitized by Google

gerührt die Hand und habe den Platz auf der Karte eingetragen.

Durch Wälder und Wiesen an netten Häusern vorbei, in welche hie und da erschreckt ein rothbackiges Kind läuft und nach der Mutter schreit, gelangt man zu einer engen Schlucht. Nur Senner oder Schütz besucht sie, bisweilen auch ein Krystallgräber, der nach Quarz und Adular späht; ich beschloß hier den Uebergang in's Duxer zu wählen, weil sich interessante Ausbeute hoffen ließ. Ich wurde nicht getäuscht und genoß überdieß, als ich an den Tarnthaler Köseln vorbeischritt, einen umfassenden Ueberblick auf die Eiswelt der Zillerthaler Gletscher. Auch hier liegt in einer Mulde einer jener dunkelgrünen tiefen Seen, die, von Eiswassern genährt, ohne lebendes Wesen so unheimlichen Zauber üben, daß man sich nicht wundert, wenn an ihrem Rande manch düstere Sage spielt. Der Botaniker pflückt hier die seltensten Moose und neben dem tiefrothen oder weißem Eisranunkel die Gletschernelke zwischen ganzen Beeten von blauem Speik, dessen Harzduft die Lüfte weithin entführen. Klettert man abwärts, so gelangt man in eine Senkung, an deren Lehne Schutt und Wiesen wechseln. Die Rinne ist mit Schnee ausgefüllt; man sey aber hier und in andern Fällen sehr vorsichtig, denn ist's auch bequemer dort zu gehen als auf dem Gerölle, so hat sich doch der Bach darunter einen gewölbten Tunnel gegraben, der Fuß bricht ein und du stürzest mit der trügerischen Brücke auf kantige Steinblöcke, um vielleicht die Reise gar nicht mehr oder ächzend und stöhnend mit gebrochenen Gliedern auf einer Tragbahre von Tannenästen fortzusetzen. Eine Gefahr anderer Art droht von den Hörnern der Stiere. Die Burschen sind auf der fetten Almweide übermüthig geworden und stürzen vorzüglich auf bunte Farben los. Da mußte schon mancher, wie Hektor um Troja, um einen Heustadel laufen oder als unfreiwillige Vedette auf einem Baumast kauern, bis ihn der Senner spöttisch lächelnd erlöste. Man thut daher am besten, Kleider in Schnitt und Farbe wie die der Hirten zu tragen. Uebrigens greift das wilde Thier selbst seine Pfleger an, und nicht jeder thut es dem Herkules nach:

Jetzo des gelblichen Löwen getrocknete Hülle bemerkend,
Stürzt auf Herakles der Stier, der seiner geblieben nicht achtlos,
Ihm in die Seite zu bohren das Haupt und die wuchtig Stirne.
Doch ihn packt der Held mit gewaltiger Hand in dem Anlauf,
Rasch an dem Horn linkwärts, und bog ihm den Nacken zur Erde,
Schwer wie er war, und stieß ihn zurück nach hinten noch einmal,
Hart mit der Schulter ihn drängend, und lange gedehnt aus den Sehnen
Hob an dem oberen Arm der Muskel sich stramm in die Höhe.

(Theokrit.)

Tschudi erzählt es von einem Schweizer Senner; die nämliche Geschichte ist übrigens in einem viel älteren Buche auch aus dem Zillerthal ausführlich beschrieben.

Lanersbach, den Hauptort von Dux, erreicht man leicht vor Sonnenuntergang. So manches Jahr ist verflossen, daß ich zum letzten mal hier gewesen; mein Kamerad aus jenen Tagen ist geistlich worden; da sind die Duxer stolz darauf, daß sie es einmal zu einem hochwürdigen Herrn gebracht, was bis jetzt im Thale unerhört war. Der alte Duxerwirth ist auch todt, an dem der Kaiser Franz eine solche Freude hatte, wenn er beim Defiliren vor der Hofburg die Knie bis zur Brust empor zog, das grüne Hütlein schwang und statt „Front!“ kommandirt: „Mit dem A^sch an die Bäume!“ Auch den Kaiser Ferdinand hatten die Duxer hüten, als er 1848 von Wien flüchtete. Man erzählt ein köstliches Geschichtchen. Eine solche Schildwache stand vor der Thür und hatte wohlgemuth die Flasche in der Hand, als der Monarch heraustrat. „Se du,“ schrie er ihn an, „wenn du der Kaiser bist, muß ich präsentiren, aber die Flasche mußt du mir derweil halten!“ Der Kaiser nahm herzlich lachend die Flasche und jener that seine militärische Schuldigkeit. Jetzt ist dem Duxer Hauptmann der Sohn gefolgt, seine Schwester bedient die Gäste; ein Mädchen von hübschen, freundlichen Zügen, jedoch bei sonst wohlproportionirten Gliedern von solcher Größe, daß sie ohne weiteres der heilige Christoph zur Braut erkoren hätte. Das Gasthaus entspricht bescheidener Anforderung, und für Leckermäuler herbergt der nahe Bach schöne Forellen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein paar Stunden in der Kaffeemühle.

(Schluß.)

Der Erzähler ſtand bei dieſen Worten von ſeinem Rohrſtuhle auf und warf einen Blick in's Dunkel hinter ſich. Er beſchattete ſeine Augen mit der Hand, wie um beſſer zu ſehen, ſeufzte dann und blieb eine Weile, die Hand am Kinn, in Gedanken ſtehen. Die Umherſitzenden waren noch ſo ſehr von dem jähen Ende der traurigen Geſchichte ergriffen, daß keiner die Stille unterbrach und der Mühlenalte mit neuem Kornaufſchütten zuerſt das peinlich lange Schweigen löſte.

Der ſeitab Sitzende benutzte dieſe Unterbrechung zu einigen Fragen an den Erzähler. „Es kommt,“ ſagte er, „bei Begebenheiten, welche innerlich wahr erſcheinen, nicht darauf an, ob ſie wirklich dem Leben nacherzählt ſind, eben ſo wenig, wie ein der Aufbewahrung würdiger Gedanke dadurch gewinnt oder verliert, ob der Beweis geführt werden kann, daß er noch nie ausgeſprochen worden, oder aber, daß ihn bereits vor Jahrtauſenden ein weiſer Chaldäer aus den Sternen herab geleſen. Ich frage daher nicht, ob die zum Theil aus den unzugänglichſten Quellen des Geheimlebens geſchöpften Einzelnheiten der eben vernommenen Erzählung etwa durch ein Tagebuch Melilas zu Ihrer Kenntniß gelangt ſind, oder ob Zeugen vor Gericht das verwirrte Gewebe dieſes Romans entwirren halfen, oder gar, ob Einzelnes oder das Ganze in Ihrem Geiſte allein ſeinen Urſprung hat, wo es denn auch zuletzt immer auf Erfahrenes, Erlebtes oder Vernommenes, mithin auf Thatſächliches, wenn auch in anderer Geſtalt, zurückzuführen wäre. Dagegen darf ich mir vielleicht eine Frage nach Ihren eigenen Schickſalen erlauben und zugleich den Wunſch ausſprechen, daß Sie ein, wie es ſcheint, ſo ergiebiges Talent zu allgemeiner Nutzung bringen möchten, was unter unſerem Himmelsſtrich nicht füglich anders geſchehen kann, als wenn Sie zu der Erfindung Gutenbergs ihre Zuflucht nehmen.“

Der kleine Mann mit dem Henkel hatte ſein kluges blaues Auge mit Aufmerkſamkeit auf den Sprechenden gerichtet. Bei der letzten Wendung der Anrede ſchüttelte er den Kopf. „Ich ſtecke ſo voll Geſchichten,“ ſagte er, „daß ich, einmal in's Schreiben oder Dictiren gerathen, nicht eher aufhören würde, bis ich mir das Lebenslicht auserzählt hätte. Zu meinem Glücke ſetzt der Mangel an müßigen Leuten meiner Leidenſchaft in der Weiſe, wie ich's jetzt treibe, allemal raſch ſeine Dämpfer auf. Ich wäre nicht über's zweite Jahrzehnt hinaus gekommen, hätte ich den Poſten des Scheherezade beziehen können. Findet dagegen einer oder der andere an meinen Geſchichten Intereſſe genug, um ſie in paſſend zugeſtutzter Form weiteren Kreiſen zugänglich zu machen, ſo habe ich nichts dagegen. Auch Sokrates hat keine eigene Zeile der Nachwelt hinterlaſſen, und ſein Gedächtniß lebt dennoch fort. Im Vertrauen geſagt, wundere ich mich zuweilen, wenn ich einmal in Bücher und Zeitungen, oder wohl in den Theaterzettel gucke, wie viele meiner Einfälle bereits landläufig ſind und wie groß die Armuth ſeyn muß, daß man nach ſo wohlfeiler Koſt greift.“

Er hielt einen Augenblick inne, um dem Angeredeten Zeit zu laſſen, zu Gunſten derartig wohlfeiler Koſt einige ſchmeichelhafte Gegenbemerkungen zu machen, und ſetzte dann hinzu: „Was die vorhin erzählte Geſchichte betrifft, ſo ſtimme ich Ihnen bei, daß ſie durch nähere Nachweiſe nichts gewonnen hätte, und daß es z. B. eine müſſige Eitelkeit meinerſeits geweſen wäre, wenn ich, ſtatt mit dem Jupitersblitze zu ſchließen, mich ſelbſt als eine, durch den Tod der jungen Melila verfrüht und verkümmert an's Tageslicht gekommene Frucht dieſes Bündniſſes hätte einführen wollen. Sie verſtehen mich ohne Zweifel. Das weſentlichſte Element eines Erzählers iſt die raſch das Nahe mit dem Fernen verknüpfende Erfindungsgabe. Auch jene meine Perſönlichkeit betreffende Hindeutung wollen Sie daher in derſelben ſchillernden Unbeſtimmtheit betrachten, wie Sie dieß bereits ohne meine Aufforderung mit der Geſchichte ſelbſt gethan haben.“

Es ſpielte bei dieſen Worten ein feines Lächeln um ſeine Lippen, welches beſtimmt ſchien, den Angeredeten über den Werth dieſes Nachtrags in noch größere Ungewißheit zu verſetzen. Dann fuhr er, nach einem nochmaligen augenbeſchatteten Blick in's Dunkle, mit etwas ſinkender Laune fort: „Um Sie übrigens nicht in Ihren Vermuthungen über mich zu ſehr in die Irre zu führen, will ich in die wenigen Zuſätze, welche die Geſchichte der Kaffeemühle noch nöthig macht, perſönliche Andeutungen einſtreuen, welche Ihnen verſtändlich ſeyn werden.“

„Es iſt mir leid,“ begann er, zu den übrigen gewendet, „daß die Geſchichte der arteſiſchen Kaffeemühle keine faßlichere iſt, und daß ſie im Grunde wenig für

Digitized by Google

den heutigen Abend taugt. Es hat jedoch bereits einer unserer größten Denker die Lehre ausgesprochen, man könne einen so bedeutsamen Lebensabschnitt, wie der Eintritt in die Ehe ist, nicht ernst genug auffassen, und der Brauch, in ausgelassener Lustigkeit über diese wichtige Grenze hinüber zu taumeln, sey eben so frevelhaft wie die lärmend schwelgerische Einweihung eines neuen Hauses. Und so sey es freilich noch am besten, man lasse der guten Laune am sogenannten Polterabende ihr freies Spiel, wie es in manchen Gegenden geschehe, damit der Uebermuth sich dann austoben könne und die Weihe des Festabends selbst nicht mehr mit rohen Späßen heimgesucht werde."

„Was nun die erzählten Geschichten betrifft," fuhr der Bucklige fort, „so stehen sie wenigstens mit der Bedeutung dieses Abends in so fern nicht in Widerspruch, als sie sämmtlich auf die Wechselbezüge von Mann und Weib zurückzuführen sind, und wenn sie wenig Belustigendes und vielleicht kaum mehr Unterhaltendes geboten haben mögen, so enthalten sie dafür möglicherweise einige Goldkörner der Belehrung, aus denen jeder, wie er es versteht, mehr oder minder großen Nutzen ziehen mag."

„Inzwischen bleibt noch nachzutragen, wie die verrufene Kaffeemühle endlich zu ihrer gegenwärtigen behaglichen Einrichtung gelangte, und wie der scheinbar über sie verhängt gewesene Fluch sich nach und nach in Segen verkehrte. Und hier hat sich, wie man zu glauben versucht ist, der alte Erfahrungssatz bewährt, daß die Zwecklosigkeit nur in's Zweckmäßige verwandelt zu werden braucht, um sofort allen bösen Geistern Thor und Thür zu verrammeln, fast so erfolgsgewiß, als sey ein Hufeisen auf die Schwelle genagelt, um Hexen und Dämonen abzuhalten. Die Baronin Rockstroh hatte nach dem Heilmittel, das die dürre Heide wieder jung und grün machen sollte, in der Erde gesucht. Der alte Mann dort, mit der weißen Baumwollmütze auf dem Kopfe, kam auf den entgegengesetzten Gedanken. Er suchte das Heil in der Luft, machte aus der in den Sand bohrenden Kaffeemühle eine fröhlich im Winde kreisende Flügelkornmühle, und nun hat sich beim lustigen Mühlengeklapper ein hübsches Stück Wüste ringsumher allmählig an ein besseres Aussehen gewöhnt, und wenn auch nur ein verhältnißmäßig kleiner Fleck dadurch bewohnbar und behaglich geworden ist, so hat der ehrliche, seine Grenzen kennende Erwerb sich doch nicht nehmen lassen, zu beweisen, daß er immer noch gegen weltbeglückende Projektenmacherei im Vortheil ist."

„Ganz aufgegeben hatte aber der böse Spuk sein Wesen dennoch nicht. Nach einer ansehnlichen Reihe glücklicher Jahre versuchte er noch einmal die Wirthschaft auf den Sand zu setzen, und das fing er auf gar besondere Weise an. Worauf es bei dem Stande des ganzen Mühlenbetriebs am meisten ankam, das war, ein paar tüchtige Arme zu finden, die auch noch nach des Mühlenvaters Tode die Mühlenhaube nach dem Winde drehen, die Flügelsegel beim Sturm einreffen, die Steine schärfen und das Mehl richtig abmessen würden, denn der Mühlenvater hatte Sohn und Schwiegertochter früh verloren, ehe er noch in die Heide kam, und die kleine Gesa war doch nur ein Mädchen und konnte, wenn er starb, nicht selbst Müller werden. Nun aber kam der alte Spuk der Kaffeemühle wieder zum Vorschein und suchte in dieser hochwichtigen Sache dem Alten ein Bein zu stellen. Es ging nämlich ein Mensch in der Mühle ein und aus, der nicht zum Müllerhandwerk taugte. Alles was er konnte, saß ihm im Kopfe. Er hätte, in des Mühlenvaters Platz gerückt, beim ersten Sturme die Flügel sich in Brand rennen lassen. Sollte er mit den Armen zusassen, so konnte man sicher seyn, daß er's zur verkehrten Stunde that, denn Arme und Beine gehorchten ihm nicht viel besser, als die versprengten Perser dem Xerxes gehorchten, nachdem ihn die Griechen von seinem goldenen Stuhl herabgeworfen hatten."

„Diesem Menschen schlich einmal, als er spät Abends im Herbstnebel aus der Mühle heimhinkte, eine unsichtbare Gestalt über die Heide nach, die ihm in's Ohr raunte, er solle die Gesa mit seinen Künsten, die alle ihm im Kopfe steckten, bestricken, bis ihr kein anderer Mann mehr gefallen würde. Die Gesa war auf Meilen weit die schönste blonde Dirne, und wenn das auch in der Heide nicht so viel sagen will, wie z. B. in einer modernen Riesenhauptstadt oder in einem chinesischen Dorfe mit seinen zwei- oder dreimalhundert-tausend Einwohnern, so war sie für den einsam im Nebel Heimkehrenden doch von nicht minderem Reize, als wäre sie die Frau Holle selbst gewesen, und er kam bis zum Sterben liebeskrank nach seinem Hause. Das war ihm schon öfter auf diesem Heimwege begegnet, aber bis dahin hatte er keinen Rath gewußt; denn weil alle Kraft ihm nur im Kopfe steckte, hätte die Gesa sich's nicht so leicht einfallen lassen, ihm Gehör zu geben. Jetzt, da ihn die unsichtbare Heidestimme auf die rechte Fährte geführt hatte, versuchte er durch Hervorkehren alles Geistes, über den er nur verfügte, in ihr ein Bedürfniß nach geistiger Nahrung zu erwecken, wie es keiner außer ihm selbst so leicht zu befriedigen im Stande seyn würde. Wenn er Abends, am Herde sitzend, von Himmel und Erde, von Bergen und Meeren, von Thieren und Völkern wie ein lebendig gewordenes Buch geredet und den Mühlenvater in starres Erstaunen

Digitized by Google

gesetzt hatte, bis die Gesa sich die Stirne festhielt und nichts Neues mehr hineinlassen zu können versicherte, und er hinkte dann über die Heide heim, da war es ihm, als rufe ihm die unsichtbare Stimme nach: „So recht, so recht! sie wird kein ander Mannsbild mehr nögen, und wenn sie dich nicht nimmt, so taugt wenigstens kein anderer mehr für sie!“ Und blieb er dann einmal Abends aus und schnurrte nichts als der Kater unter dem Strohschemel der Gesa und gähnte der Mühlenvater, als müsse heute zu Bette gegangen werden, ehe noch der Thran in der Lampe aufgezehrt sey, da hieß es, todtöde sey's doch in der Heide und keine Woche halte man's in dieser gottvergessenen Wüste aus, und die Gesa streckte und reckte vor reiner Langeweile die weißen Arme einmal über's andere in die Luft und gähnte, daß ihr das Wasser über die Wangen herablief.“

„An solchen Abenden saß der Mensch, dessen ganze Kunst im Kopfe steckte, in seiner Kammer daheim und hörte die unsichtbare Stimme, und war seiner Sache sehr gewiß, und redete sich sogar ein, wenn er's so mit andern treibe, könne er weiß Gott welche Prinzessin noch in Liebe zu ihm berücken. Aber weil er nicht stark von Gesundheit war und sehr erregbar, so fiel er nach nicht gar langer Zeit in eine Krankheit, die ihn drei volle Monate von der Mühle entfernt hielt. Und während dessen ging seine Saat auf; aber freilich nicht, wie er's gedacht hatte.“

„Ein Müllerknappe war durch die Heide gezogen, und weil die sonderbare Form der ehemaligen Kaffeemühle ihm auffiel, hatte er den Seitenweg sich nicht verdrießen lassen, um in der Mühle seinen Reisepfennig einzufordern. Aber der Mühlenvater hielt den Knappen beim Kragen. Solcher Besuch komme nicht alle Tage, und wenn man einmal hinterm Busche sitze, freue man sich über jedes Zwitschern. Genug, der Knappe blieb, legte mit Hand an, wurde dem Alten unentbehrlich und schien der Gesa bald an den langen Winterabenden vollauf so unterhaltend wie der andere, dem alle Kraft im Kopfe saß, wenn schon der Knappe gestern und heute und alle Tage nur von den drei Mühlen zu erzählen wußte, in denen er gearbeitet hatte, und wie die eine in der Minute bei starkem Winde drei mal umlaufe, die andere zwei ein halb, die letzte nur zwei mal, während die Kaffeemühle sich fast volle fünf mal drehe.“

„Sie waren einander schon hübsch nahe gekommen, und der Mühlvater drückte ein Auge zu — oft sogar beide — wenn der Knappe neben der Gesa auf der Bank saß und beide auf der langen Bank just nur einen und denselben Fleck zum Sitzen tauglich fanden. Da hinkte eines Abends der Krankgewesene wieder in die Mühle. Er merkte nur zu bald, wie die Sachen standen, und wenn er sich nicht mit aller Gewalt gesagt hätte, jetzt dürfe er um keinen Preis wieder erkranken, so wäre ihm ein tödlicher Rückfall wohl so gewiß gewesen, wie dem Seiltänzer der dermaleinstige Genickbruch. Es ward ihm nicht schwer, sein früher über die andern geltend gemachtes Uebergewicht auch dem neu Hinzugekommenen empfindlich werden zu lassen. Er brachte in wenigen Abenden zwischen seinem Witz und der dürftigen Mahlgelehrsamkeit des Knappen eine so gähnende Kluft zu Tage, daß Gesa in ihrer Verlegenheit sich von letzterem entfernte und sich das Ansehen gab, als habe sie nur in ihrer Argtosigkeit ein so gutes Auge auf ihn geworfen gehabt. So gewann der Mensch, der von Bergen und Meeren, Ländern und Völkern, Krieg und Frieden zu unterhalten wußte, allgemach wieder den verlorenen Einfluß, und der Knappe schickte sich an, vier neue Mühlenflügel aufzusuchen.“

„Wirkliches Behagen war indessen nicht mit dem Genesenen in die Kaffeemühle zurückgekehrt. Keiner von allen Betheiligten wußte genau, an wem die Schuld lag. Dennoch war's jedem zu Muthe, als sey irgend etwas verkehrt im Hause, und die längste Zeit habe man fröhliche Gesichter zu machen Ursache gehabt. Zum Glück war der Mensch, dessen ganze Kraft im Kopf steckte, einer, der hin und wieder nachdenkliche Stimmungen hatte. In solchen kämpften zwar allerlei Unholde in seiner Brust, vor allem Selbstmordgedanken; aber nach dem Austoben solcher Gewitter pflegte es in ihm merkwürdig klar zu werden, und er hatte dann ein so scharfes Auge für aller Welt Thorheiten, daß er sogar im Stande war, seine eigenen in ihrer ganzen Größe zu überblicken.“

„In einer solchen Stunde fragte er sich, worauf im Leben seine eigentliche Befriedigung beruhen müsse, und er gab sich eine Antwort, die weitab lag von Liebesgedanken an die schöne Mühlenerbin. Von diesem Augenblick an hat er sich mit Lesen, mit Geigen und mit Erzählen zu trösten gesucht und hat das Seinige gethan, damit der Müllerknappe seinen Wanderstecken auf dem Herd der Kaffeemühle verbrenne, auf daß ein tüchtiger Bursche nicht einem kräftigen Mädchen verleidet werde, weil ihm zufälligerweise ein leidlich gleiches Maaß von Kopf- und andern Kräften von der Natur beschieden war, und nicht ein trauriger Ueberschuß der einen auf Kosten der andern, und daß schließlich der alte Spuck nicht Recht behalte, der so gern die kleine Welt in der ehemaligen Kaffeemühle wieder auf den Kopf gestellt hätte.“

Der kleine Bucklige hielt einen Augenblick inne,

Digitized by Google

wandte sich dann wie vorhin nach der Seite, wo der Knappe und die blonde Gesa im Dunkeln gesessen hatten, und da er nach langem Hinblicken sich vergewissert glauben durfte, daß ihr Platz leer und die Zeit vorüber war, wo es den Schabernackſüchtigen auf die Finger zu passen galt, so kehrte er den leeren Punschseimer mit bedeutsamem Lächeln um und setzte im Redestyl der Indianer hinzu: Er habe gesprochen.

Wenn die Zuhörer auch nicht alle Einzelnheiten und Anspielungen des kleinen Erzählers verstanden haben mochten, das Umkehren des Punscheimers war ihnen auf der Stelle ein verständliches Zeichen zum Aufbruch. Einer und der andere versuchten noch einen Wink wegen des jungen Ehepaars fallen zu lassen, und wie man sich seine Gastprivilegien schön pfiffig habe wegschwatzen lassen; aber keiner getraute sich, von einem wirklich noch ausführbaren Schabernack zu reden, zumal der Jochen und die Gesa in der That nicht mehr erreichbar seyn mochten.

So klingelten denn kurze Zeit darauf die Schellen der Schlitten vor der Thür der eingeschneiten Kaffeemühle, und in warme Haidschnuckenfelle gehüllt, glitten die Hochzeitgäste im funkelnden Sternenlicht über die meilenweite Schneewüste von dannen. Als der letzte Schlitten fortklingelte, war nur noch das Kleeblatt in der Kaffeemühle zurückgeblieben, das junge, im Dunkeln entschlüpfte Paar und der neunzigjährige Mühlenvater. In diesem letzten Schlitten hatte Klas mit dem Henkel neben einem fremden Gaste Platz gefunden, welcher während der Erzählungen sich meistens seitab von den Verwandtschaftsgästen gehalten hatte. Das schützende Bärenfell des Schlittens reichte dem kleinen Buckligen fast bis an die Augen hinauf; höher aber ließ er's nicht kommen, denn nachdem der Schlitten schon in Bewegung war, haftete sein seitwärts gewendeter Blick noch lange an den verschwindenden Formen der einsamen Heidemühle und an dem grüßenden Lichte, das aus Gesas Kammer herüber winkte. Ein paar mal, wenn das ungeduldige Pferd zu rasch austrabte, griff die kleine Hand des rückwärts Starrenden in die Zügel, und der Fahrende mäßigte gern die Geschwindigkeit der nächtlichen Reise, um die wehmüthige Augenweide des Andern zu verlängern. Als sich endlich aber ein Föhren- und Birkenkamp hindernd zwischen die Mühle und den von dannen gleitenden Schlitten schob, da vergrub der Mensch, dessen ganze Kunst im Kopfe steckte und dem in nachdenklichen Stimmungen so böse Unholde die kleine Brust durchtobten, Aug und Stirn völlig unter den zottigen Pelz, und er brummte nur ein paar unverständliche Dankesworte, als der Schlitten ihn an der Thür seiner Wohnung absetzte und sein Begleiter im Weiterfahren für alles äußerlich dem kleinen Heide-Aesop Versagte ihm hundert- und tausendfachen innern Ersatz wünschte.

Und hiemit schließt, was der fremde Mühlengast, um eine schlaflose Nacht nicht eine verlorene seyn zu lassen, nach seiner Heimkehr noch unter dem frischen Eindruck des Geschauten und Vernommenen aufgezeichnet.

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

10.

Die Schutzpatronin von Eßlingen.

Der wahrhaftigste Irrstern kann keinen größeren Schweif hinterlassen, denn der Kometenlauf des Champagnol mit seinen 45 Mann. Herr von Cammerlohr zu Wiesensteig, den man noch am Tag des Besuchs durch Eigenen benachrichtigt, schreibt zurück, es sey das Geschrei erschollen, daß der zu Eßlingen angekommenen Völker 4000 gewesen, um von dar weiters nach Ulm zu gehen. Die unerschwingliche Fourragesorderung des Intendanten, schreibt Herr von Cammerlohr weiter, habe er mißliebig vernommen, hoffe aber, seine hoch- und vielgeehrte Herren werden durch dero bekannte Dexterität einen namhaften Nachlaß erhalten. Aus München wisse er nichts Neues, als daß neben Herrn Grafen von Caunitz auch der Madame la Dauphine Stallmeister in unbekannter Verrichtung angekommen sey, und aus dem Oberlande habe er von sicherer Hand, daß daselbst wegen des Commandanten zu Freiburg die Forcht je länger je größer werde.

Digitized by Google

Gleichermaßen reſcribirt Gmünd, man ſey von dem hochfürſtlich wirtenbergiſchen Rittmeiſter Herrn von Wöllwarth, ſo mit ſeiner Compagnie allda vorbei und zurück marſchirt, für gewiß benachrichtet worden, als wäre Eßlingen von denen franzöſiſchen Truppen nicht allein berennet, ſondern ſogar auch wirklich beſetzet worden, und wolle man übrigens unverborgen laſſen, daß man vom Lagrange neue, ſehr ſchwere Poſtulata erhalten, weil Gmünd von andern höher belegten Reichsſtädten ganz ungültig ihnen gleich zu ſeyn angegeben worden, da doch der Unterſchied kreiskundig ſey.

Aber, Poſtulata hin, Poſtulata her, heureca, hier kommt ja unverſehens eine der ſechs Reitercompagnien des Herrn Adminiſtratoris auf's Tapet, nach welchen wir uns längſt in der Stille umgeſehen. Was haben aber dieſe Dranier im obern Remsthal zu ſchaffen, daß ſie dort aufwärts und wieder zurückgegangen ſind? Haben ſie das fürſtliche Stift Ellwangen beſchützen wollen und ſind nicht angenommen worden? Oder haben ſie in Franken löſchen wollen und haben das Feuer zu groß befunden? Wir gedenken ſcharf auf ſie zu inviſiliren, damit ſie uns gewißlich nicht entgehen, falls ſie an irgend welchen Orten oder Enden wieder zum Vorſchein kommen ſollten.

Da nun aber dieſe Schutzengel für jetzt unwiſſend wo marſchiren und in der Nähe nicht zu haben ſind, auch von Stuttgart endlich ein franzöſiſch Picotin oder Haberneß herübergeſchickt worden iſt, und ſich die 30,000 Rationes nicht länger wollen aufhalten laſſen, ſo wird es hohe Zeit, auf andere Protection bedacht zu ſeyn, zumal ſich der Fourrageeinkauf täglich ſchwieriger anläßt. Denn weil Wirtenberg mit einer abermaligen Contribution, 50,000 Reichsthalern und 100,000 Rationen, beglückt worden, ſo ſind die Fruchtkäſten in der Nachbarſchaft leer, und hat man Herrn Handelsmann Johann Seitzen, des großen Raths, in das Land hinunter geſchickt, um aus den bei Heilbronn gelegenen Flecken die Fourrage zu erhandeln, von welchem aber bewegliche und faſt verzweifelte Schreiben einlaufen. So ſind auch die nach Straßburg gelieferten 5000 Gulden ſchier auf 6000 kommen, indem der Treſorier Le Bas von jedem Livre einen Sol Nachſchuß in ſeinen Sack prätendirt und Herr Jſac Commerell, Marchand Banquier très-renommé à Strasbourg, unerachtet bei dem Stillſtand der Negotien mit Wechſeln nichts zu machen, beim Umwechſeln der baaren Sorten für jeden Gulden einen Aufwechſel von 4 Kreuzern angerechnet hat.

Zwar fehlt es der Stadt nicht an allem und jedem Schutz, wie aus einem Briefe von Herrn Envoyé's Secretair Mr. Nonnon zu erſehen, welcher Einem Edlen Rathe ſchreibt, ſein Herr habe bei Mr. de Monticlar ſehr obligeant für die Stadt intercedirt und verſprochen, daß ſie gleich bald mit dem Liefern anfangen werde; auch er, Secretarius, habe ſowohl an des Generals Secretarium, Mr. Rondin, als auch an den Herrn de Sombreuil ſehr favorabel geſchrieben und dieſen erſucht, die Wägen unverweilt abladen zu laſſen, damit die Leute gleich wieder fortfahren und mit fernerer Lieferung continuiren mögen. „Ainsi, Messieurs, je vous conjure de n'y pas manquer et de faire en sorte de ne vous pas faire trouver menteurs." * Welcher Bemühung und Höflichkeit wegen man Herrn Secretario an Gold zehn Gulden dreißig Kreuzer verehrt.

Um aber nichts zu verabſäumen, und weil man nicht genug, geſchweige zu viel protegirt ſeyn kann, ſo hat der vielbemühte Herr Ferber ausgekundſchaftet, daß die Prinzeſſin Marianne von Wirtenberg für die katholiſche Reichsſtadt Weil die Stadt ein Interceſſionsſchreiben an den königlichen Intendanten abgelaſſen, und hat man beſchloſſen, Ihro Durchlaucht um dergleichen Liebesdienſt für Eßlingen anzugehen.

---

* Wenn wir uns die kleine Hererei erlauben dürfen, aus dem ſiebzehnten Jahrhundert einen Spruch in's neunzehnte zu thun, ſo ſchwebt uns Lord Byron vor, wie er ſich in Verlegenheit befindet, ob er durch Ueberſetzung des griechiſchen „Zoë mu sas agapo" die Gentlemen, oder durch Unterlaſſung derſelben die Ladies vor den Kopf ſtoßen ſolle. Zwar befinden wir uns nicht ganz im nämlichen Falle, denn durch Verdolmetſchung eines franzöſiſchen Brockens würden wir es billig bei beiden Theilen gleich ſehr verſchütten. Wir haben aber die Rechte und Anſprüche eines Dritten zu berückſichtigen. Der anerkennungsbedürftige Geiſt des um ſein Stadtweſen ſo hochmeritirten Herrn Johann Friedrich Ferber iſt es, der uns in dieſem Augenblicke mißtrauiſch über die Schulter blickt, ob wir uns etwa beigehen laſſen könnten, die Blättchen aus ſeiner Bürgerkrone zu verſchleudern. Nein, ſchlafloſer Geiſt, das ſey ferne von uns! Herr Ferber hat nämlich von den meiſten franzöſiſchen Schriftſtücken, die zu den Akten gekommen ſind, oft neben der officiellen Verdeutſchung, ſey es aus Geſchäftseifer oder auf Veranlaſſung der nach allen Seiten umſichtigen Obrigkeit, eine eigene gefertigt und beigefügt, ſo zwar, daß, wo eine ſolche fehlt, man ſie meiſt eher für verloren als unterblieben erachten darf. So liegt denn auch eine Ferber'ſche Verſion des Nonnon'ſchen Briefes vor, aus welcher wir wenigſtens die obige Stelle auszuheben und verpflichtet fühlen:

„Alſo will ich Euch Herren **verwarnet** und **bedrohet** haben, daß Ihr daran nit fehlen ſollet, und ſolchergeſtalten zu machen, daß man Euch nit als Lügner finde."

Digitized by Google

Wer aber die Prinzessin Marianne sey, das stehet im Lebensbuch Ulrichs von Wirtenberg geschrieben, welches wir zu solchem Behuf aufschlagen müssen. Es ist dieses nicht der Herzog Ulrich, der vom schwäbischen Bund seines Lands verdrungen worden, sondern Herzog Eberhards III. und des verunglückten Administrators Friedrich jüngster Bruder. Dieser Prinz mußte nach dem Nördlinger Unglückstag mit seinen Brüdern auf Straßburg fliehen, und fand auch bei der Rückkehr aus dem Elend daheim nicht den verlangten Unterhalt; denn sein regierender Bruder war so arm, daß er in der ersten Zeit seiner Restitution bei gemeinen Prälaten und Landschaft zu Gast wohnen und noch 1648, wenn schwedische Tauf- oder Hochzeitladungen kamen, die Ehrengeschenke beitragsweise von der Landschaft erbitten, ja sogar seine zur Synode zusammengetretenen Generalsuperattendenten, weil er sie nicht selbst speisen konnte, dem engeren landschaftlichen Ausschuß, der allezeit einen Brocken übrig hatte, zur Tafel schicken mußte; daher Prinz Ulrich, der nicht immer bei seiner Frau Mutter zu Kirchheim unter Teck bleiben konnte, als Capitän in venetianische Dienste und, weil es ihm allda nicht gefallen wollte, als Rittmeister in bayerische trat.

Hier hatte er das Glück, bei Jankowitz den berühmten Jean de Werth zweimal herauszuhauen, wurde zum Major, dann zum Obristen und nach der Schlacht bei Allersheim, zumal er nicht mit dem General de Werth den Kurfürsten verlassen wollte, um in den kaiserlichen Dienst überzutreten, zum Generalmajor befördert. In solcher Qualität verrichtete er unter Truckmüllern große Bravourthaten, bis er einstens bei einer Streifpartie im Straubinger Wald gleich wie Prinz Absalon zwischen den Bäumen behängen blieb und von den Schweden gefangen ward, in deren Hauptquartier er gerade zur rechten Stunde ankam, um bei General Wrangeln für seinen Bruder Eberhard Gevatter zu stehen. Der Kurfürst löste ihn mit 1200 Reichsthalern, aber da ward's Friede, der ihn brodlos machte, weil er nur vor dem Feind zu brauchen war.

Mehr der Kriegs- als Staatskunst verständig, ging er nunmehr unter die spanischen Fahnen und zog mit den damaligen Rebellen Condé, Longueville und Turenne, deren ersteren er befreien half, wider Frankreich in's Feld, was dem regierenden Haus und dem Land, wie so manchen ähnliche Dienstwechsel dergleichen apanagirter Prinzen, sehr übel vermerkt wurde. Prinz Ulrich, dem es in Einem hinging, wurde bei Haus Spanien und der Fronde katholisch, und kam hierauf als spanischer General nach Regensburg zur Königswahl, so daß die wirtenbergischen Räthe unter dem Beifall der ganzen Fürstenbank in der Wahlcapitulation des fürstlichen Erstgeburtsrechts zu gedenken beantragten, wie es denn überhaupt nicht gern gesehen wurde, wenn die hochfürstlichen Herren Agnaten zu Wien, Regensburg oder Münster in Favor des Hauses oder Landes intercediren wollten.

Einige Jahre darnach quittirte Prinz Ulrich aus wichtigen Ursachen den spanischen Dienst, in welchem er sich vornehmlich vor Paris, dann bei Eroberung von Rocroy, bei der Belagerung von Arras und der Entsetzung von Valenciennes ausgezeichnet hatte; und begab sich nach Wien, in Hoffnung, daß ihm der Kaiser eine Bestallung geben werde. Obwohl aber solche Hoffnung von einem Erzherzog und selbst auch vom Mainzer Kurfürsten unterbaut wurde, so entschuldigte sich doch der kaiserliche Hof, „daß er mit einer genugsamen Anzahl von Generals versehen wär." Nun hatte er kein ander Mittel mehr übrig, als seinen Degen der Krone Frankreich anzuerbieten, die ihm eine Generallieutenantsstelle und zugleich die Erlaubniß verlieh, vier Regimenter in Deutschland anzuwerben. Kaum aber hatte er solche auf den Beinen, so fing diese Krone mit Spanien die pyrenäischen Friedenstactaten an und dankte die deutschen Bären ab. Der Prinz bekam also seine Entlassung mit einer Pension von 2000 Reichsthalern und einer Freicompagnie, welche er aber seines regierenden Bruders fünfjährigem zweiten Prinzen, Herzog Friedrich Carln, nunmehrigem Administratori, verehrte, und sich, wie zu Anfang seiner Laufbahn, wieder um venetianische Dienste bewarb.

Diese adriatische Republik war nun zwar mit der ottomanischen Pforte in Krieg verwickelt, stund aber auch im Begriff mit derselben Frieden zu machen. Dagegen brach nun 1664 der neue Krieg zwischen dem Kaiser und diesem Erbfeind aus; zu Regensburg wurde behutsam und doch zuletzt nach Vieler Meinung übereilt, die Türkenhülfe beschlossen, und Prinz Ulrich durfte allda, Dank seines regierenden Bruders Fürsprache, der durch das Durchleuchtigkeitsprädicat damals angefrischt worden war, dem Kaiser zur Reichsarmee zu verhelfen, als Reichsgeneral der Cavallerie in den Stegreif treten. Aber auch diese Freude währte nicht lang, denn unserem bedächtigen Weltmonarchen, dem neben dem Reich auch noch die damalige rheinische Allianz mit sehr vielen Franzosen zu Hülfe kam, war die Ehre und die Freundschaft zu groß. Er wartete nur, bis sein General „Geld, Geld, Geld!" bei St. Gotthard, wo auch Wirtenbergs schwarzgelbe Standarte von Reichs- und Rheinbundswegen mit Ehren wehte, den Türken auf's Haupt geschlagen hatte, dann bewilligte er dem Feind aus angestammter Großmuth den erbetenen Frieden. Der exactivirte Reichsgeneral kam nach Stuttgart

Digitized by Google

zurück und suchte, weil er nicht müssig gehen wollte, theils am dänischen, theils wieder am kaiserlichen Hof einen neuen Dienst. Beide Bemühungen blieben aber vergeblich, und der Ruhm seiner Tapferkeit verschaffte ihm nur in Kopenhagen den Elephantenorden mit einer Pension von 1200 Reichsthalern und in Wien einen jährlichen Gnadengehalt von 4000 Gulden, wozu ihm der Kaiser noch die sonderbarliche Huld erwies und 1000 Reichsthaler zur Bestreitung seiner Heimreise verehrte.

Wenig fehlt jedoch, daß wir uns in puncto fidei einer fast französischen Lauheit (wiewohl sie sich rechtgläubig nennen) bezüchtigen müssen, indem wir anzuführen vergessen haben, daß er zur Zeit seines Austritts aus den spanischen Diensten, in Gegenwart des ganzen fürstlichen Hauses und Hofes, wie auch etlicher Canzleiverwandten zu Stuttgart in den Schoß der alleingerechtmachenden Kirche zurückgetreten war. Diese Aussöhnung erleichterte ihm den nothgedrungenen Entschluß, den Rest seiner Tage in der Heimath hinzubringen, bis er Anno 71 die zeitlichen Tribulationen der Dienst- und Glaubenswechsel, auch der unfreiwilligen Quiescenz, mit der wahren Ruhe der ewigen Hütten verwechselte. Daß er jedoch bei den himmlischen Heerschaaren eine hohe Charge überkommen, ist Niemanden glaublich, indem man bis an sein Ende mit seiner Conduite unzufrieden gewesen. Zu Tübingen, wo man nichts von auswärtigen Universitäten wissen will, sagten sie, man habe es eben seine ganze Lebenszeit hindurch gespürt, daß es ihm in Genf und Straßburg an hinlänglicher Auferziehung gemangelt. Zu Stuttgart aber war man der Meinung, sein Naturell habe dieselbe außer Acht gelassen. In Summa, welcher Art dieser Herr gewesen, geht am deutlichsten aus den Briefen des seligen Stuttgarter Hofpredigers Johann Valentin Andreä hervor, der doch gar wohl wußte, wie vor großen Herrn aufzuspielen, und über ihn an Herzog August von Braunschweig nach und nach ein ganzes Vocabularium schrieb, worin der Ausdruck „ingenium prope belluinum, omnibus sordens“ noch der gelindesten einer ist.

Mit seiner zweiten Gemahlin Isabella von Arenberg, verwittibten von Hochstraaten, welche er in seiner katholischen Zeit geheirathet, hatte er eine Tochter Maria Anna Ignatia erzeugt, lebte aber mit ihr in stetem Mißvergnügen, und weil er sich meistens am wirtenbergischen Hof aufhielt, so begab sie sich nach Paris, wo sie bis an ihr Ende mit ihrer Tochter verblieb. Da man aber bei Haus Wirtenberg darauf hält, daß Deputate im Land verzehrt werden, von welchem sie aufgebracht worden, so mußte die Prinzessin, wollte sie nach ihrer Frau Mutter Hintritt ihren Unterhalt haben, zu ihren Anverwandten nach Stuttgart kommen, wo sie, wie bei sothanen Bewandtnissen leicht zu erachten, Vieles, was ihr Aufstoßen verursacht, auf dem Brod essen müssen. Dazu weilt sie seit Anno 52 in diesem irdischen Jammerthal, ist mithin nothfolglich jetzt 36 Jahre alt, und hat wenig Hoffnung mehr, sich zu verändern, daher sie hinter ihren goldenen Mauern diejenigen sorgfältig zählen mag, die ihr einige Attention erzeigen. Dieses hat auch ein allerseits circumspecter Rath wohl erwogen und es niemals an der gebüreuden Reverenz fehlen lassen, wenn Ihro Durchlaucht sich in Eßlingen aufhielt und im Kaisersheimer Hof beim Herrn Pater — zu welchem auch täglich einer von des Envoyé Laquayen kommt, um in Andacht zu erforschen, was in der Stadt und sonst passirt — ihren Gottesdienst verrichtete. So kann man denn, daß Alles in der Welt sein Gutes habe, selbst von diesen Pflegehöfen der schwäbischen Klöster sagen, die den Reichsstädten wie Factoreien fremder Mächte auf dem Hals liegen und, absonderlich wenn bei dem Hof eine Kapelle ist, allen nur erdenklichen Verdruß machen.

Da nun Ihro Durchlaucht sich bereit erklärt, ihre Pariser Connaissancen in Favor der Stadt anzuwenden, auch dem Abgeordneten ihren getreuesten Laquayen mitzugeben, so hat sich Herr Ferber Montag den 19. November auf den Weg gemacht. Wie er in's Schloß kam, saßen Ihro Durchlaucht schon über Tafel, aber der alerte Herr Ferber disponirte den Laquayen, daß er ihn der Prinzessin Schreiben an Lagrange ohne ihr Vorwissen sub sigillo volante lesen und eilends abcopiren ließ. Herr Ferber wollte nur noch warten, bis der Laquay gegessen, um alsdann mit ihm fortzureiten. Die Prinzessin ließ ihn jedoch rufen und sagte ihm, es sey ihr leid, daß Eßlingen so spät gekommen und daß sie Andere zuvor recommandirt, deßwegen nicht den guten Effect guarantiren könne; auch Gmünd sey noch zuvorgekommen (wovon in den Gmünder Schreiben nichts zu lesen), allein Eßlingen solle den Vorzug haben, und sie werde die dem Laquayen für Gmünd gegebene Recommandation zurückhalten lassen, bis Eßlingen expedirt. Endlich fragte sie ernstlich, ob Monsieur l'Envoyé von der Sache wisse, und hat, ihm ja nichts davon zu sagen.

Alles dieses meldete der unermüdliche Herr Ferber noch von Stuttgart aus, so daß noch am gleichen Abend Ihro Durchlaucht Handbrieflein vertirt und bei den Herrn Geheimen verlesen werden konnte, welches mit großem Aufmerken geschah, weil wegen der Religion doch nicht ganz zu trauen war. Das Schreiben war aber wirklich in unverfänglichen und sehr gütigen

Digitized by Google

terminis abgefaßt, und lautete, da wir die Schreibart nicht zu verantworten haben, alſo:

„Monsieur! Je n'ay point encore appris, Monsieur, si vous avez eû la bonté de proteger la petite Ville de Weilerstadt, comme je Vous en ay supplié, et sy pourtant je recommence à Vous demander une nouvelle grace pour celle d'Esslingen, le Respect, le Zel et la fidelité que j'ay toujours conservée pour sa Majesté, me laisse espérer que les prieres que je Vous ai faites en faveur de ces sentiments ne Vous deplairons point, et que Vous aurez peut estre assée de bonté pour les accorder. Le Nombre de Villes et des Gens dont j'ay reçeu plaisir et amitié en ces pays icy est si petit q'ayant resolu de ne m'employer que pour ceux la, je peus vous asseurer, Monsieur, que je ne Vous importuneray souvent. De plus la Ville d'Essling estoit mon Sejour ordinaire lorsque je pouvois obtenir icy aux grandes festes la permission de faire les exercises de nostre Religion. Cette raison me la rend fort cher et m'oblige à m'interesser pour Elle autant que je puis“ etc. „Je Vous supplie, Monsieur, qu'Elle s'aperçoive que mes prieres ne Vous sont pas desagreable et qu'Elle puisse obtenir de Vous la Modificatiou des fourages à quoy Vous l'avez taxée, que je Vous demande pour Elle, comme une marque que Vous conservée pour moy en desa du Rhin les mémes bontés que Vous avez eu en dela“ etc.

Da die Eilfertigkeit der Reiſe eine Ueberſetzung beizufügen nicht geſtattet hat, was Herr Ferber gewiß ſchmerzlich empfunden, ſo wollen wir, in Anbetracht der ſtrengen Zunftgeſetze, Herrn Licentiaten Honolden in's Handwerk zu pfuſchen unterlaſſen. Wenn übrigens das Briefſein der Prinzeſſin Marianne im Schloß bekannt würde, ſo dürfte es ihr nicht gut bekommen; vielleicht weiß man aber dort ſchon, daß Ihro Durchlaucht Birnen ein wenig ſauer ſind. Freilich, obwohl das Land Wirtenberg keineswegs an Schäfern Mangel leidet, ſo geht es eben in dieſer ſublumariſchen Welt viel anders zu, als in der Aſtrée des Herrn d'Urfé.

Was aber Herr Ferber zu Heilbronn verrichtet, dürfte kürzlich zu referiren ſeyn. Das Unwichtigſte nicht, was ihm aufſtieß, war unſer alter Freund Champagnol, der eben auf dem Markt Wacht hielt, ihn von ſelbſt anredete, und nachdem er ihm von ſeiner obhabenden Commiſſion einige Apertur gegeben, zu Montclars Quartier führte. Es ergab ſich bei dieſer Gelegenheit, daß die Franzoſen Eßlingen benebſt ſeinem Chateau zum fränkiſchen Kreis gerechnet hatten, und daß dieſer gute Capitän, der ſeine 45 Mann mit heiler Haut zurückgebracht hatte, gleichfam der Columbus von Schwaben geworden war, wofern nämlich Herr Envoyé Juvigny ſich hierin den Rang ſtreitig machen ließ. Bei dem Montclar war nicht vorzukommen, weil aber der Prinzeſſin Laquay mit allen ſeinen Bedienten ſehr wohl bekannt geweſen, ſo wurden die Schreiben der Stadt wohl befördert. Der glückliche Herr Ferber war gleich anfangs mit dem Laquayen zu dem Herrn Intendanten Lagrange gegangen, welcher bei der ihm verſtatteten Audienz von ſeinem Seſſel aufſtand, der Prinzeſſin Schreiben von ihm empfing und ihm auf Nachmittag ſeine Expedition verſprach.

Der Receveur de Sombreuil war nicht zu ſprechen, weil er eben damals die Offiziers ausbezahlte, was für ihn um ſo importanter war, als einem Schatzmeiſter bei der Ausgabe wie bei der Einnahme vom Livre ein Sol in der Taſche verbleibt. Aber Herr von Rühle Sohn, bei welchem er einquartiert, nahm Herrn Ferbern auf eine Seiten, forſchte ihn aus, conteſtirte, daß ſechs Dublonen, die Herr Ferber angegeben, für einen ſolchen Commiſſarium viel zu wenig, und erbot ſich bei dem de Sombreuil das ganze Fourragecontingent auf 600 Gulden, im Werth von 9000 Rationen, zu veraccordiren und gleichwohl eine Quittanz für 30,000 Rationen zu bekommen, was Herrn Ferbern ſo wohl eingeleuchtet, daß er sub spe rati mit Herrn von Rühle die Sache richtig gemacht; worauf aber Ein Edler Rath nicht eingegangen, weil Herr von Rühle eines extravaganten Humors und gemeiner Stadt niemalen geneigt geweſen, auch dieſen Vortheil lieber dem Land Wirtenberg zuſchanzen würde, die Heilbronner überhaupt eine Zeit her gegen Eßlingen ſich ſehr verdächtig aufgeführt und nie aufrichtig mit der Sprache herausgegangen, daher zwar die minderen Vota, daß man die Hände nomine publico in ein ſo zweifelhaftes Weſen nicht einſchlagen ſolle, in Hinſicht auf den augenſcheinlichen Vortheil nicht durchdrangen, die Majora aber aus verſchiedenen Hinderniſſen auch nicht zur Durchführung kamen. Eine liebe Burgerſchaft mag hieraus erſehen, daß Ein Edler Rath Alles thut, was menſchenmöglich iſt.

Nach der Verrichtung bei Herrn von Rühle ſtieß Herr Ferber auf Herrn General Montclar, welcher ihm mit einer großen Suite aus der Meſſe entgegen kam und in des Lagrange Quartier ging. Wie nun Herr Ferber unter deſſen Leuten durchdrang, durfte er unter der eröffnet gebliebenen Thüre ſtehen bleiben und wurde ſowohl von Montclar als von Lagrange in einer Weiſe

Digitized by Google

tractirt, welche Männiglichs Verwunderung erregte. Noch beſſer erging es ihm bei Herrn Secretario Rondin, welcher etliche Herren unter dem Prätext obhabender vieler Geſchäfte abwies, Herrn Ferbern aber in ſein Cabinet kommen ließ und, nach beſeitigtem fränkiſchem Mißverſtändniß, ausfragte, wie man zu Eßlingen lebe, ob man noch keinen Succurs habe und ob man nichts von dem Commandanten Feuquières, welcher in Franken gegangen, gehört, auch wieder an Herrn Envoyé Juvigny zu ſchreiben verſprach.

Nach dieſer Relation, welche Herr Ferber Freitags den 23. November erſtattete, waren die Herrn Geheimen inſonderheitlich curios, zu vernehmen, worin der eigentliche Inhalt des vom Herrn Intendanten an die Prinzeſſin Marianne zurückerlaſſenen Schreibens beſtunde, und haben annoch ſelbigen Abend den ſtundlich reiſigen Herrn Ferbern auf Stuttgart verſchickt und bei dero Laquayen um eine Copiam mit Verſpruch einer Verehrung anſuchen laſſen. Es hat aber die Prinzeſſin kein Bedenken gehabt, ihm, Herrn Ferbern, das Schreiben ſelbſt in originali ad fideles zuzuſtellen, welches auch geſtern im Collegio der Herrn Geheimen verleſen worden, und beſtund der ganze Inhalt in Nachfolgendem:

„A Heilebronn, le premier Decembre 1688.

Madame! J'ai receu la lettre que Vostre Altesse m'a fait l'honneur de m'escrire le 28. du Mois passé. Je ferais tout ce qu'il me sera possible en Vostre Consideration pour la ville d'Esselinguen. Ce m'est une Chose fort avantageuse que cette Occassion, puisqu'elle me donne lieu d'asseurer Vostre Altesse de mes trèshumbles services. Je ne crois pas pouvoir aller à Stoutgardt, qui est trop esloigné de la frontiaire. J'en aurois eu bien de la joye, et de vous asseurer que je suis avec tout le Respect possible, Madame, Vostre très humble et très obs.

De la Grange."

Worauf heute Sonntag den 25. November Herr Ferber abermals auf Stuttgart geſchickt wurde, Herrn Envoyé und Ihro Durchlaucht der Prinzeſſin Mariannä unterthänigſten Dank zu erſtatten, auch dem Laquayen für ſeine Bemühungen 14 Gulden zu verehren.

Welches Alles wir getreulich referiren wollen, einestheils weil es in den von Herrn Johann Philipp Datten geführten Acten eine wichtige Stelle einnimmt, und anderntheils, weil daraus lehrreich zu erſehen, wie eine Stadt, die vor Zeiten von Kaiſern, Königen und Herzogen vergeblich belagert worden, in Folge politiſcher Conjuncturen ſich bemüßigt ſah, bei einer nahezu heimathloſen Prinzeſſin und dero Laquayen wider die Seladons mit den Brandfackeln Hülfe zu ſuchen.

11.

Der Kreistag.

„Geld wie Heu," ſagt eine ſprichwörtliche Redensart. Aber Herr Fourragecommiſſarius Johann Seitz, des großen Raths, hat gegentheils in Erfahrung gebracht, daß das Heu ſo koſtbar iſt wie das Geld, indem es überall aufgeſchlagen hat. Und doch ſoll er continuirlich liefern, damit Lagrange bei guter Diſpoſition erhalten werde, etwas für die Stadt zu thun. Dazu fehlt es ihm aber beſtändig an Geld, und er kann nicht begreifen, wo der Fehler ſitzt, daß ſeine großgünſtigen Herren kein Geld ſchicken. Die Franken zahlen beſſer und kaufen ihm die „Fuderaſche" vor der Naſe weg; denn freilich haust der Franzos erbärmlich bei ihnen und treibt die Gefangenen zu Zweien an den Händen zuſammengekoppelt und im bloßen Hemd daher. Die fränkiſchen Commiſſarii haben ihm hundert Reichsthaler geboten, wenn er ihnen ſeine erkauften Vorräthe überlaſſen wolle, und die Verkäufer wollen den Kauf aufheben, weil ſie kein Geld ſehen. Herr Ferber hat ſich viel zu lang in Heilbronn verweilt, den er doch um Gotteswillen gebeten, heimzureiten und die Noth zu klagen. Wenn er nicht in dem Revier um Heilbronn ſo gut bekannt wäre, ſo wäre ſchon Alles hinter ſich gegangen. Die Zeit wird ihm aber immer länger, und kommt ihm auch der Eßlinger Markt herbei, daher er droht, wenn ihm ſeine Herren nicht cito Geld verſchaffen, ſo gehe er nacher Haus und laſſe ſeine beſten Waaren hinwegführen, da er nicht der Execution erwarten wolle. Man warte ohnehin da drunten herum ſchon lang darauf, wie es Eßlingen ergehen werde, und wollte Jedermann gern einäugig ſeyn, wenn nur Eßlingen blind würde. „Gott helfe uns vor Schaden, dann die Gönner ſeynd ſchon da."

Auf dieſes hat man ihm endlich den Stadtjinſer mit 450 Gulden hinuntergeſchickt, worunter aber mehrentheils franzöſiſche Thaler und Ducaten, die den Bauern nicht anſtändig ſind. Mit ſo wenig Geld iſt Herrn Seitzen ſo viel geholfen als nichts, und wird ihm, ſo wahr als Gott der Herr im Himmel lebt, all ſein Accord zu Waſſer werden, indem ihm jetzt auch die wirtenbergiſchen „Comiſari" ſeine Käufe auslöſen wollen. Das gute Vertrauen, das ſeine Herren zu ſeiner „Perſhon" tragen, hat er aus ihren Schreiben mit Liebe erſehen; wenn aber nur auch einer von den Herren da wäre, und ſein Elend und die Noth und

Digitized by Google

Gefahr des lieben Vaterlandes ſehen könnte! Mit der Fourrage, die man ihm zwiſchenhinein von Eßlingen direct geſchickt, iſt es gar nichts geweſen, und haben die Franzoſen weder Heu noch Haber annehmen wollen, ſo übel war das Heu gebunden, der Haber naß und ſchier angewachſen, dazu der Form nicht gemäß, ſo daß er ſich's eine Verehrung koſten laſſen müſſen, um die Franzoſen nur zur Annahme zu bewegen. Die Fuhren ſo weit herunter zu ſchicken, da freilich der Fuhrlohn bei den Spitalbauern wohlfeiler kommt, findet er gar übel gethan, denn dieſelben haben ſich unterwegs ganz verzehrt, und mußte er aller Orten Bürge für ſie werden, ſo daß er froh iſt, daß er ſie nur wieder mit Reputation aus dem Land gebracht. Er bittet ſeine hochgebietenden Herrn, ihm nur wenigſtens 1000 Gulden „corant" Geld zu ſchicken; wenn ſie aber mit der Sache umgehen, bis er um ſeine „Fuorajchi" kommt, darnach dürfen ſie doppelt und dreifach Geld rüſten. Den Katholiſchen, meldet er unter andern Novitäten, ſchenken die Franzoſen nichts, dahero dürfe ſich der Pater in Eßlingen nur auch darzu ſchicken, und denke er, der Pfleger im Konſtanzer Hof werde auch nicht vergeſſen werden.

Warum läßt man ein ſolch patriotiſch Gemüth in ſolcher Noth und Klemme alſo kläglich ſtecken? Herr Amtsburgermeiſter hat auf den Rücken des Briefs, der die Abſendung des Stadtzinſers verurſacht, geſchrieben, es werden nicht 50 Gulden zugegen ſeyn. Dieſes wäre freilich ein ehhafter Grund, maßen ex nihilo nihil fit. Es hat aber Herr Georg Friederich Wallißer weiter beigefügt: „Und wollt ich lieber ſehen, daß man darmit zuwarte, ſondertich bis Herr Dr. Nagel referirt." Zuletzt alsdann hat er noch ferner darunter geſchrieben: „Es haben aber, me absente, indeme ich Artzneyen gebraucht, die Majora gegeben, daß man Herrn Seitzen 5—600 Gulden alſobald überſchicken ſolle. Unde summimus, iſt noch unbekannt."

Nun hat es doch noch zu 400 Gulden über die 50 gereicht. Aber warum wollte der Herr Amtsburgermeiſter trainiren, und unde terrarum verweilt der Herr Rathsconſulent, auf deſſen Relation gewartet werden will?

Die Antwort auf letztere Frage findet ſich in einem Schreiben der Stadt Gmünd vom 25., mithin 15. November. Daſſelbe meldet zwar von der Prinzeſſin Maria Anna Ignatia nichts, will aber bei den Herren von Eßlingen „aus ohnverruckhtem Stättiſchem gueten Vertrawen vnd vertrawliche nachricht erſuechung thuen, obe bey dieſen Conjuncturen dieſelbe den izo fürwehrenden Crayß-Conuent zue Ulm wircklich beſchickhet oder zue beſuechen gewillet, vmb vnſer reglement ein- und andernfalls darnach faſſen zue könden."

Acht Wochen alſo, nachdem der Feind über den Rhein gegangen, und vier Wochen, ſeitdem er den Kreis angegriffen, ſind in's Meer der Ewigkeit dahingefloſſen, bis ein Kreistag zu Stande kam. Da hätten wir noch lang zu Ulm warten können. Indeſſen iſt jetzt zu begreifen, warum Herr Seitz Zeit und Weile hat, von einer Desperation in die andere zu fallen: denn wenn auf dieſem Convent, will nicht ſagen eine Defenſion beſchloſſen, aber doch vielleicht etwa ein Succurs lautbar wird, ſo könnte es gemeiner Stadt übel ausgelegt werden, mit dem Contribuiren ungeſperrt und gleichſam libens lubens vorgegangen zu ſeyn.

Sonntag den 25. November. Herr Dr. Gisbert Nagel iſt zurück und hat referirt. Was aber der Inhalt ſeiner Relation, iſt für heute ohne einen Zauberſpiegel nicht zu erkunden, und müſſen wir mit deſſen Hilfe eine annoch ganz geheime Quelle * befragen, aus welcher uns mehr nicht zu ſchöpfen verſtattet iſt, als was folgt.

Der Herzog Adminiſtrator hat von Hohentwiel aus, wo viele Stände ſeinen Rath begehrten, geantwortet, daß er ſich eines jeden Standes und Nachbarn gebrauchende Vorſicht und Anſtalten nicht mißfallen ließe. Weil man ſich hingegen weder vom Kaiſerlichen Hof, an den man dreimal vergebens geſchrieben, noch von andern Reichsſtänden einer mit Nachdruck ſteuernden Hilfe bei dem ſo offenen Herzogthum getröſten können, und die Execution ſchon auf dem Hals habe, ſo habe er ſich zu möglichſter Präſtation der verlangten Contributionen verſtehen müſſen. Wofern man aber von namhaften Ständen etwas mehrere Beſchützung als von dem gemeinen Landmann zu gewarten hätte, und ſich ſicherlich zeigen würde, daß man ſich vertraulich gegen einander vernehmen wollte, ſo würde er ſowohl aus nachbarlicher Freundſchaft als auch tragenden Kreisausſchreibamts halber alles, was zu möglichſter Rettung diene, mit zu erwägen und beizutragen nicht ermangeln.

Der Herzog eröffnete nebenbei ſeine Zweifel, ob nicht von den Franzoſen den Kreistruppen der Eintritt in den Kreis dürfte geſperrt werden, oder, wenn ſie auch hereinkämen, ob und wie ſie noch verpflegt werden könnten, wenn der Feind das beſte an Geld und Fourrage habe, endlich, da man ihnen ſchon einen ganzen Monat ſchuldig, ob ihnen ohne Geld nicht Bayern den Durchmarſch ſchwierig machen würde. Iſt alſo hiemit der Kreis, während ſich einzelne Stände gern in Poſtur

* Sattler, XI, 164 f.

Digitized by Google

gesetzt hätten, von Kaiser und Reich, ja sogar von seinem eigenen Directorio ohne sichere Vertröstung gelassen.

Nun ist zwar zu guter Letzt noch vorgestern, den 23., ein kaiserlicher Commissarius zu Ulm angekommen, mit Botschaft, daß die Kreistruppen nebst fränkund bairischen Auxiliarvölkern und acht kaiserlichen Regimentern im Anmarsch seyen, jedoch unter fernerem Ermelden, es sey zu besorgen, daß, wenn die Schwaben ankämen, der ohnehin den Meister spielende Feind den Kreis zwingen dürfte, ihm solche zu überlassen, daher des Kaisers Meinung sey, dieselben unter dem Namen der kaiserlichen Völker laufen und Dero Majestät den Eid ablegen zu lassen, doch daß sie dem Kreis verbleiben und von diesem verpflegt würden.

Solches hat weder Wirtenberg noch andern Ständen einleuchten wollen, zumal man auf nähere Erkundigung vernahm, daß diese vertrösteten kaiserlichen Regimenter noch im weiten Felde stehen, und daß für jetzt bloß die aus Ungarn kommenden, schon im August auher berufenen 3000 Schwaben anrücken, wobei erst noch abzuwarten, ob und wann die Baiern und Franken sich nähern dürften.

Bei diesen Aussichten hat sich der Herzog Administrator von Hohentwiel auf München und Regensburg erhoben, um den Beistand zu betreiben.

Montag den 26. November. Heute erlangen wir von dem Kreisschluß noch ein wenig mehrere Wissenschaft. Diese verdanken wir Mr. Nonnon, des Herrn Envoyé Secretair, welcher heute von Stuttgart herüberkam und wissen wollte, was Herr Dr. Nagel auf dem Kreistag zu Ulm ausgerichtet, und was man daselbst geschlossen, welches alles er mit der Ingenuität, so einer gentreusen Nation eigen, neben den andern eingelaufenen Avisen schriftlich zu haben verlangte. Ohne diesen Besuch wäre in actis altissimum silentium. So aber ersehen wir, daß man ihm cante geantwortet, es habe zwar die kaiserliche Majestät begehrt, daß der Kreis seine Truppen und Regimenter Ihrer Majestät überlassen sollte, weil aber wenig Stände zu Ulm angelangt, habe man keinen andern Schluß gefaßt, als daß die Kreisvölker, die zwar sehr abgemattet, bis auf ein allgemeines Conclusum inzwischen nach der Donau marschiren sollen. Von Nouvellen wisse man anders nichts, als daß von des Kurfürsten in Sachsen Anzug mit 20,000 Mann stark geredet werde; welchem er Glauben beigemessen, obwohl die Sache, sonderlich die Anzahl betreffend, weit anders beschaffen ist.

Gleichwie man nun unlängst, da ein einzelner französischer Reiter mit einem unrichtig adressirten Schreiben die Stadt in großen Allarm gesetzt, Alexander Hölderlin, Barbierer, zu ihm ins Wirthshaus gehen heißen, um gleichsam nur für sich selbst zu recognosciren und sein Anbringen zu erforschen, so haben die Herrn Geheimen heute Herrn Ferbern zu diesem Secretario in den schwarzen Adler geschickt, um ihm aufzuwarten und zuzusprechen, worauf Herr Ferber referirt, Mr. Nonnon sey unter andern nachdenklichen Discursen soweit herausgegangen, daß er gesagt, so lang es mit dem englischen Wesen keinen Ausbruch nehme, der einen Krieg abgäbe, so werde auch im Reich keiner werden, sondern was Frankreich indessen werde thun, seyen nur Mouvements. Seiner Majestät Truppen werden niemand feindlich halten, indem sie keinen Krieg wider das Reich führen, was am besten daran zu entnehmen, daß ja sein König noch alle seine Ambassadeurs an allen deutschen Höfen habe.

Es hat auch Herr Ferber einen guten Paß von ihm erhalten, um mit baarem Geld nach Heilbronn zu gehen und endlich einen Accord mit Mr. de Sombreuil zu schließen; denn Herr Seitz meldet, die Franzosen wollen seine im Land erkaufte Fourrage jetzt nicht mehr annehmen und verlangen, man solle sie nicht den Wirtenbergern und Franken wegkaufen, sondern von der Stadt hinunter schicken. Ist also nöthig, diese verwirrte Sache anderweitig zu richten. Was aber Herr Seitz von etlichen „Negenmentern“ schreibt, die herauf detachirt werden sollen, um vielleicht, wie er meint, einen Gruß im Ulmischen abzulegen, muß ein Irrthum seyn, denn Mr. Nonnon, der das besser wissen muß, hätte ja solchenfalls den ehrlichen Herrn Ferber in April geschickt.

Nachmittags. Schade, daß er nicht länger verweilen wollen, da er dann seinem Herrn Envoyé ein volleres Schätzkästlein mit Avisen und Nouvellen zurückgebracht hätte, zumal den Franzosen sehr am Herzen gelegen, etwas über ihren Mr. de Fenquières zu vernehmen. Der Kreistag hat noch weitere gute Sequenzien gehabt, gestalt hora 3 pomeridiana so eben von Ulm, das nun auch gottlob Mittel und Wege zur Communication gefunden zu haben scheint, ein Schreiben mit großem Insiegel vom Jahr des Herrn 1474 angekommen ist, „den Edlen, Vösten, Ehrnvösten, Ehrsamen und Weysen, Burgermeister und Rhat der Statt Eßlingen, Unsern geEhrten Herren und guten Freunden, Unser freündtlich willig Dienst voran“ erbietend. Das Verlangen, Derofelben jederweil der französischen excursionum halber nach Beschaffenheit der Sache durch Eigenen Nachricht zu ertheilen, sey durch Herrn Dr. Gisebertum Nageln der Stadt Ulmischen Deputation bei jüngst verwichenem Kreistag nicht unklar zu verstehen gegeben worden, und habe man,

Digitized by Google

in Anbetracht, daß gegenwärtige böse und gefährliche Zeiten eine vertrauliche Correspondenz zwischen denen einerlei Gefahr unterworfenen Commembris in allweg höchlich erfordern, nicht ermangeln sollen, was von der Franzosen Streif diesseits eingelaufen, in gutem reichsstädtischem Vertrauen zu communiciren, in welcher unzweifenlichen Confidenz allerseits göttlicher Gnadenbewahrung ꝛc. fleißig befehlend.

Beigelegt ist eine Copia Schreibens vom Stadtschreiber zu Dinkelsbühl, des Inhalts, daß er am 16. im Lager zu Herrieden vom Herrn General Marquis de Fenquières für seine Herren einen leidentlichen Accord (unbekannten Betrags) erhalten habe, daß aber zugleich vom Lagrange neue Erogationen angekommen seyen, aus welchen man sich so wenig als Ellwangen, Gmünd, Hall, die auch wieder in Contribution gesetzt, werde ausholsten können, und werde eben ein Petitum dem andern folgen, bis Alles total ruinirt sey. Ferner liegt ein Extract Schreibens aus Nördlingen vom 21. bei, welches unverhalten läßt, daß Mr. de Fenquières von der Altmühl über Weißenburg, welches am 20. auch contribuirt, ins Ries herein auf die Nördlingischen Dorfschaften losgehe. Wird also Nördlingen auch nicht länger Bedenken getragen haben, sich in die anfangs so sehr verabscheute „gülliche Handlung und Tractaten“ einzulassen. Hiemit scheint sich der Feind von Franken auf Schwaben werfen zu wollen. Wohin wird der Marsch von Nördlingen aus gehen?

Das Wichtigste aber, das wir bis zuletzt aufgespart, ist aus dem Dinkelsbühler Schreiben dieses, daß nicht nur der General dem Stadtschreiber seinen Herren zu entrichten befohlen, alle Orte, die Auxiliarvölker, ja auch ihrer eigenen Mannschaft nur einen Mann einnehmen, werden sogleich verbrannt, sondern daß der Stadtschreiber wegen der Oranier etliche Stunden lang bei den Franzosen so viel als gefänglich angenommen und viermal vom General unter Androhung aller militärischer Execution beiseits scharf examinirt worden, ob er nicht von dem wirtenbergischen Regiment, so zu Heidenheim im Quartier gelegen und von da aufgebrochen, Wissenschaft habe? wie stark dasselbe? wann es aufgebrochen? ob es nach Holland gehörig? und ob es sich mit Bayreuth conjungiren wolle? Herr Stadtschreiber hat diese Fragen durchgehends mit der Unwissenheit beantwortet, fügt aber hinzu, daß im gleichen Moment drei Compagnien dieser Mannschaft, zwar ohne sein Wissen, nur drei Stunden von ihm und den Franzosen gegangen seyen.

Von Gmünd auf Heidenheim, von Heidenheim auf Dinkelsbühl, wo will das hinaus? Lautet etwa die Ordre dieses Regiments dahin, unsichtbar, neben den Franzosen her, die noch nicht genug elucidirten antiken Fortificationslinien der berühmten Peutingerschen Tafel zu investigiren?

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, August.

Umschlag der Witterung. — Ein Vortheil für die Theater. — Nestroys Wiederkehr. — Etwas von der Doppelstellung eines beliebten Künstlers als Director. — Geburtstag des Kaisers. — Die Erwartungen. — Ministerkrisis. — Zopf wider Zopf.

Der plötzliche Umschlag der Witterung erinnert an manchen Katzenjammer, welcher hie und da schon einem politischen Rausche gefolgt. Obschon höchlich zufrieden, vom Drucke der übermäßigen Hitze erlöst zu seyn, fühlen wir uns nichtsdestoweniger unbehaglich in der naßkalten Luft. Für die Theater kommt indessen der Umschwung wie bestellt. Ihre verödeten Räume füllen sich auf's neue, wie in der besten Zeit ihrer Blüthe. Ihre Räume werden zu eng. Gut ist's, daß die Bühne in der Burg ihre Staubferien mit dem 15. August beschlossen hat, um eine Zahl der Flüchtlinge vor dem Regen und der allzu stark aufgetragenen Erfrischung unter schützendem Obdach zu bergen. Spaßmacher sagen, das Regenwetter habe gerade nur auf Nestroys Rückkehr gewartet, um ihm einen Triumph zu bereiten, zu welchem sein erstes Wiederauftreten wurde. Er zeigte sich in einer seiner älteren Rollen von schlagend kräftiger Komik, als Schnoferl im Mädchen aus der Vorstadt. Das Haus war gefüllt, wie sonst kaum bei einem neuen Stücke zwischen dem Aschermittwoch und dem Sonntag Palmarum, die Theilnahme lebendig, wie bei einem

Digitized by Google

neuen Stücke, das entschieden durchgreift. Im Zusammenspiel des Komikers und seiner Zuhörerschaft schien eine nachdrückliche Einsprache gegen die Unterstellung zu liegen, daß Nestroy sich mit dem Ablauf seines Pachtvertrags im nächsten Jahre von der Bühne zurückziehen werde wie von den Geschäften. Wer solche Erfolge erobert, legt sich noch nicht auf die Bärenhaut; das begreift, wer auch nur oberflächlich die Naturgeschichte des Mimen kennt, für den es ja nur eine Vergangenheit gibt, so lange er noch ein Endchen Zukunft vor sich hat. Wie sich diese Zukunft für Nestroy gestalten wird, weiß ich zwar nicht, aber ich glaube mit Vorliebe an das Gerücht, er werde sich ein eigenes Theater bauen. Nachdem er die Süßigkeit des Herrschens gekostet, wird er sich kaum mehr einer andern Herrschaft unterzuordnen die Neigung verspüren. Auch verdient er zu befehlen, weil er es versteht, wie wir gesehen haben und noch sehen. Niemals hat die sonst so gewöhnliche Künstlereitelkeit dem Direktor Rath ertheilen dürfen; im Gegentheil, der Direktor hat stets den Meister gezeigt und sich selber verwendet, ohne die mitwirkenden Kräfte in ihrer Wirksamkeit zu hindern. Ich will übrigens nicht in Abrede stellen, daß mancher Bühnenkünstler, der gegenwärtig seine besten Collegen in die Luft zu sprengen unermüdlich arbeitet, aus ihrem Widersacher sich in einen Gönner verwandeln würde, wenn ihre Lorbeeren goldene Früchte für ihn trieben.

Der Geburtstag des Kaisers (18. August) hat manches nicht gebracht, was das Gerücht als bevorstehend verkündete. Die Veränderungen in den höchsten Staatsämtern sind nicht erfolgt und scheinen auch nicht mehr in Aussicht zu stehen, obschon kaum daran zu zweifeln seyn wird, daß der Rücktritt des Freiherrn v. Bach im Werke war. Vielleicht ist er sogar noch im Werke, obschon eine bevorstehende Ausgleichung der obwaltenden Meinungsverschiedenheiten an Aussichten gewonnen haben muß. Worin eigentlich die Zwistigkeiten bestanden, ist zu sagen wohl niemand weniger in der Lage als ich. Ich kümmere mich grundsätzlich nur um den Gang der Begebenheiten, insofern er offen zu Tage liegt, und stehe mit niemand in Verkehr, der auch nur mittelbare Eingebungen erhält. Bei alledem glaube ich gut unterrichtet zu seyn, wenn ich entschieden die umlaufende Angabe für eine Sage halte, der Freiherr v. Bach habe dem Kaiser vorgeschlagen, eine jener Verfassungen zu geben, welche man mit richtigem Gefühl durch das Fremdwort „Constitution“ bezeichnet. Die Unglaubwürdigkeit liegt schon deßhalb auf der Hand, weil seit Jahren im Ministerium des Innern daran gearbeitet wird, auf dem geschichtlichen Boden naturwüchsige Verfassungen der Kronländer zu schaffen, wozu die Vorarbeiten, wie ich früher schon gemeldet, Doctor Hermann Megnert durch eine aus den Urkunden geschöpfte Zusammenstellung aller ständischen Verfassungen der Kronländer geliefert hat. Alle Zeichen sprechen dafür, daß Freiherr v. Bach die darauf gegründeten Vorschläge dem Kaiser bereits vorgelegt haben mag, wogegen kein Anzeichen vorliegt, daß andere Anstände dagegen obwalten, als in Bezug auf die Form in ihren Einzelnheiten und im allgemeinen der Widerstand einer Bureaukratie, die, auferzogen in der Josephinischen Erblehre, sich vom Begriffe der Staatsallmacht nicht loszureißen vermag. Diese Herrn halten keinen Staat für möglich außer dem Polizeistaat, und ihre Stellung wird um so haltbarer, je fester die Mehrheit ihrer Gegner sich ebenfalls in den Begriff der Staatsallmacht verrannt hat; der Zopf dieser Constitutionellen ist anders geflochten und gewickelt, aber immerhin derselbe Zopf und um kein Haar besser. Der Fehler liegt nicht in der Form, sondern im Grundbegriff, aber dieser Grundbegriff hat große Massen in's Gefecht zu führen, deren verschiedene Banner häufig genug sich vereinigen, wo es die gemeinsame Sache gilt. Wir sehen das in dem theils erbitterten, theils verbissenen Kampfe von beiden Seiten gegen das Concordat, durch welches die größte aller bestehenden Körperschaften, die Kirche, den Boden für eine Autonomie gewonnen hat, wie er noch der Gemeinde und so vielen andern Gliedern des großen Ganzen mangelt. — Ich maße mir übrigens nicht an, errathen zu wollen, wie weit die Berücksichtigung geht, welche Freiherr v. Bach der Bureaukratie oder ihren zopfverwandten Gegenüber widmen zu müssen glaubt, sondern schließe nur ganz einfach aus den vorliegenden Umständen, daß die Rücksicht gegen letzteres nicht wohl bis zu dem Antrage auf eine sogenannte Constitution gegangen seyn kann, mithin die allenfallsigen Meinungsverschiedenheiten in den höchsten Kreisen anderswo zu suchen seyn werden, als wohin das Gerücht sie weist.

Braunschweig, August.

Das Erinnerungsfest des ersten August. — Alterthümer.

Unser Land und unser Fürstenhaus haben in diesen Tagen ein doppeltes Erinnerungsfest begangen. Am 1. August waren es fünfzig Jahre, daß sich Herzog Friedrich Wilhelm mit seiner Heldenschaar auf dem weltberühmten Zuge von Böhmen zur Weser bei dem nahen Dorfe Oelper siegreich durch die Feinde schlug; und an demselben Tage

Digitized by Google

waren es hundert Jahre, daß ein anderer Held des Welfenstammes, Herzog Ferdinand, bei Minden einen glorreichen Sieg über die Franzosen erfocht. Obwohl bedeutend schwächer an Streitkräften als die Gegner, und obwohl vielfach durch die bunte Zusammensetzung seines Heeres behindert, das aus Preußen, Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen, Gothaern, Bückeburgern und außerdem aus einer Abtheilung Engländern, unter einem widersprenstigen Anführer, bestand, wußte der tapfere und vielgewandte Mitkämpfer des alten Fritz dennoch den Sieg an seine Fahnen zu fesseln. Die Franzosen, welche unter Contades und Broglio schon einen großen Theil des nordwestlichen Deutschlands in der Gewalt hatten, verloren 444 Offiziere, 6642 Gemeine, 36 Geschütze, 7 Fahnen und 16 Standarten, während die Verbündeten nur 2460 Mann und 151 Offiziere einbüßten. Bedeutend waren die Folgen eines solchen Siegs: der Feind sah sich bis an den Rhein zurückgeworfen; Minden fiel schon am folgenden Tage in die Hände der Sieger, Kassel am 14. August, Ziegenhain am 23. August, Marburg am 10. September und Münster am 25. November. Wohl hatten wir also Veranlassung, einer solchen Heldenthat der Väter festlich zu gedenken. Auch sind die Braunschweiger an Theilnahme und an Beiträgen für das auf dem Schlachtfelde errichtete und am 1. August enthüllte Denkmal mit dem Brustbilde des siegreichen Herzogs nicht zurückgeblieben. Im übrigen aber wurden die fernen Vorgänge durch die näher liegenden Ereignisse etwas zurückgedrängt. Das glänzende Gefecht bei Oelper, wenn auch von minderer Bedeutung als der Sieg vor hundert Jahren, war doch noch zu sehr im Gedächtniß der Lebenden, als daß es nicht eine weit eifrigere und lebendigere Theilnahme wachgerufen haben sollte. Da war kaum ein Name an der neu errichteten Gedächtnißsäule, der nicht noch Söhne und Töchter, Freunde und Freundinnen an die tapfern Träger derselben erinnert hätte; ja eine ziemliche Reihe der berühmten Heldenschaar ist noch rüstig am Leben und pflegt vom regierenden Herzog von Zeit zu Zeit festlich bewirthet zu werden.

Die Feierlichkeiten, welche man zur Begehung des fünfzigjährigen Erinnerungsfestes am 1. und 2. August veranstaltet hatte, waren sehr mannigfaltig. Bekränzungen, Erleuchtungen, Gedächtnißreden, kirchliche Feierlichkeiten, Prunkzüge und dergleichen fehlten nicht. Die ganze Stadt hatte sich gleichsam festlich dazu angethan; da waren wenige Häuser und Straßen, die nicht durch irgend einen Blumenschmuck oder ein Laubgewinde oder ein Fähnlein ihre Freude an den Tag gelegt hätten. War auch nicht Alles geschmackvoll, so sah man doch den guten Willen; und was einige zu wenig gethan hatten, das hatte der fürsichtige Herr Bürgermeister durch eine kolossale Ueberfülle gründlich auszugleichen gewußt, so daß dem Schmucke seiner Wohnung von allen denen die Palme zuerkannt wurde, denen es weniger auf sinnige Einfachheit und Anmuth, als auf Reichlichkeit und Handgreiflichkeit ankommt.

Der Fackelzug der Bürgerschaft am Abend des 1. August war überaus zahlreich; er erforderte fast eine Stunde, um sich auf dem weiten Schloßhofe zu sammeln. Von da zog man, nach jubelnder Begrüßung des Herzogs, nach dem Denkmale der Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, das gewissermaßen den Mittelpunkt oder doch einen der Hauptschauplätze der gesammten Festlichkeiten bildete. Es befindet sich auf einem geräumigen Grasplatze des Stadtwalles und besteht in einem Obelisk, den man, wie es scheint, in besonderem Hinblick auf die Jubiläumstage, neu, und zwar bläulich oder gräulich, angestrichen und mit reichem Goldschmuck versehen hatte. Von der mit Fähnlein gezierten Spitze waren nach allen Seiten hin weit reichende Laubgewinde bis zur Fläche gezogen, und ringsum standen reich geschmückte Pfähle, welche mit zierlicher Blumenschrift an das Jahr 1809 u. s. w. erinnerten. Abends war das Denkmal und der Platz umher durch Pechtöpfe erleuchtet. In dieser flammenden Umgebung nahm sich die Säule nicht übel aus. Man sah nicht den gräulichen Anstrich, nicht die geschmacklose Goldverzierung, nicht die wunderlich verschrobenen Inschriften; man stand nur mit warmen Herzen in der lauen Nacht und gedachte bei den Feuerzeichen der Vergangenheit und der Zukunft. Die Inschriften rühren übrigens von dem vor einigen Jahren verstorbenen O.A. Rath von Strombeck zu Wolfenbüttel her. Eine davon lautet: Seinen für Deutschland gefallenen Fürsten ihr Vaterland, und macht den vorübergehenden Tertianern und Secundanern nicht wenig Kopfbrechens. — Glücklicher war man bei der Einwerfung der Inschrift für das Lessingsdenkmal. Zwar hatte die Schulsucherei, wie man hört, schon lange eine lateinische Inschrift in Petto, allein Karl Schiller, dessen unermüdlichem Eifer das Zustandekommen des Denkbildes zu danken ist, widersetzte sich mit Recht und glücklicherweise auch mit Erfolg. Er schrieb einfach zu dem gegenüberstehenden Namen: „Dem großen Denker und Dichter das deutsche Vaterland.“ Jedermann wird zugeben müssen, daß eine bessere, eine kürzere und bündigere Inschrift nicht wohl möglich war. Sie steht zu dem Bildnisse und zu dem Manne, dessen Andenken geehrt wurde, im schönsten Einklang; sie ist vollendet, unübertrefflich, wie das Denkmal, das Rietschels Meisterhand geschaffen. Oder hätte man sich begnügen können mit den Worten: dem großen Denker und Dichter das Vaterland? Warum war ein Zusatz noch nöthig?

Karl Schiller hat sich kürzlich ein neues Verdienst um unsere Stadt erworben, indem er einen Wegweiser durch ihre Kunstschätze und Alterthümer veröffentlicht hat. Diese werden dadurch dem großen Publikum bekannter und verständlicher werden; und hoffentlich trägt auch das Büchelchen dazu bei, daß der Erhaltung vieler Alterthümer unserer Stadt, namentlich der Kirchen, künftig eine größere Aufmerksamkeit gewidmet werde, als dieß bisher der Fall gewesen ist. Braunschweig ist ungewöhnlich reich an alten Bauten, Inschriften, Denksteinen, namentlich auch an Leichensteinen und an sonstigen Ueberbleibseln des Mittelalters,

Digitized by Google

von denen viele mehr Sorgfalt verdienten, als man ihnen bis jetzt angedeihen ließ. Manches wird in Kürze völlig verwittert seyn, wenn man sich seiner nicht bald erbarmt. Das städtische Gewissen möchte sich vielleicht dabei beruhigen, daß man das Rathhaus, das Gewandhaus, und einiges Andere im letzten Jahrzehnt mit Fleiß und Geschick hergestellt hat; allein es bleibt noch gar viel zu thun übrig, wenn man dem allergerechtesten Tadel vorbeugen will.

In erfreulicher Weise hat man sich der alten Wandmalereien, welche vor einer Reihe von Jahren unter der Touche des hohen Chors der Domkirche entdeckt wurden, angenommen. Maler Brandes hat dieselben mit großer Sorgsamkeit und, wie es scheint, mit glücklichem Geschick gereinigt, ausgebessert und ergänzt, und ist gegenwärtig damit beschäftigt, das linke Schiff, das früher unbemalt geblieben ist, in entsprechender Weise auszuschmücken. Die alten Fresken verdienen sowohl wegen ihrer Größe als wegen ihres hohen Alters eine besondere Aufmerksamkeit, da sie dem dreizehnten Jahrhundert angehören.

Von sonstigen Kunstleistungen ist wenig zu berichten. Mehrere Maler leben auswärts, A. Teichs z. B. in Dresden. Knolle, der treffliche Kupferstecher, und Howald, der treffliche Erzgießer, sind fleißig, wie stets. Letzterer meißelt und feilt an dem Pferdegespann, das die Zinne des herzoglichen Schlosses schmücken soll. Die Baukunst versucht sich eben an einer Kaserne und an einem neuen Theater, das man sonderbarerweise vor das Thor verlegt hat, statt dahin zu streben, der Mitte der Stadt eine Zierde in ihm zu gewinnen. Fast scheint es, als habe man von vornherein davon abgesehen, eine bauliche Zierde zu schaffen; bis jetzt wenigstens will es Vielen bedünken, als werde für die bedeutende Summe von mehr als 400,000 Thalern, welche darauf verwendet werden sollen, kein anmuthiger Kunsttempel, sondern nur ein schwerfälliges Steingebäude zu Tage kommen. Indessen muß man die Vollendung abwarten. Vielleicht läßt der Reiz und die Zweckmäßigkeit des Innern über vieles Aeußere hinwegsehen; vielleicht geben Giebel und Dach dem Ganzen noch ein besseres Ansehen, als die verunglückte Kaserne darbietet.

Uebrigens steht man, daß es an Geldmitteln nicht fehlt, wenn es sich darum handelt, die Hauptstadt des Landes noch mit einer Reihe von Bauten zu versehen, ehe sie aufhört, Hauptstadt zu seyn; man darf also auch hoffen, daß nicht gelnauiert werden wird, wo sich's um Erhaltung alter Kunstschätze und ehrwürdiger Denkmäler handelt.

Von literarischen Erzeugnissen neuester Zeit nenne ich nur Griepenkerls vieraktiges Schauspiel: „Auf der hohen Rast," das wohl nächstens auch im Druck erscheinen wird. Es ist hier, wie auf andern Bühnen, mit großem Beifall gegeben worden; doch fehlt es auch nicht an Tadlern, dessen Berechtigung ich dahin gestellt seyn lasse, da ich der Aufführung nicht beiwohnen konnte. Karl Köchy, der vormalige Leiter unseres Theaters, hat noch keine anderweite feste Verwendung gefunden. Er soll seit Jahren mit einer größern epischen Dichtung beschäftigt seyn, deren baldige Vollendung von seinen Freunden mehr gewünscht als erwartet wird.

Genf, August.

(Schluß.)

Eine Montblancbesteigung. — Höhe.

Die Zeit ist nun gekommen, wo die Ausflüge in's Hochgebirge den größten Genuß bieten, und bereits hören wir von großen Caravanen, die alltäglich von hier nach Chamouny abgehen. Das Reiseziel scheint uns in der That anziehender und würdiger als die frischen Leichenfelder von Magenta und Solferino, die auch bereits die frivole Neugier der Pariser und Engländer reizen. Auch von einigen Montblancbesteigungen wurde uns berichtet. Ein artiger Zufall wollte, daß der erste Gast des neu errichteten Hotel de Saussure in Chamouny auch ein Naturforscher war, und zwar ein deutscher, Dr. Pitschner aus Berlin, der wissenschaftliche Untersuchungen mit neuen physikalischen und meteorologischen Instrumenten auf dem Montblanc anzustellen beabsichtigte. Von einer andern Besteigung des Bergriesen, die dadurch, daß sie von einer noch selten untersuchten Seite, von St. Gervais her, unternommen wurde, an Interesse gewinnt, liegt uns eine ausführlichere Beschreibung vor.

Die beiden Reisenden, welche das kühne Unternehmen bestanden, sind die Herren Chomel und Grozet aus Genf, von welchen der erstere bereits die im vorigen Sommer von elf Herren aus Genf veranstaltete Montblancexpedition mitmachte. Die Reisenden begaben sich am 17. Juli bei schönem Wetter von Genf nach Bad St. Gervais, welches bereits in einer Höhe von 1939 Fuß über dem Meere liegt. Ohne Zeitverlust machten sie sich

Digitized by Google

an die Arbeit und langten am ſpäten Abend deſſelben Tages, von drei Führern und vier Laſtträgern begleitet, in ihrem erſten Nachtlager, dem ſogenannten Pavillon de Bellevue, an. In der Frühe des folgenden Tages ſetzten ſie ihre Wanderung in der Richtung der Aiguille du Goûté fort. Die Geſellſchaft war heiter und guter Dinge, als ſie in dem Augenblick, wo ſie den furchtbaren Felsgrath betrat, durch einen bedauerlichen Vorfall in ihrer Fröhlichkeit geſtört wurde. Ein kleiner Hund, der dem einen der Führer, Octenier, gehörte, und welcher ſchon einmal eine Montblancbeſteigung mitgemacht hatte, glitt auf einer Eiswand aus und ſtürzte in den bodenloſen Abgrund. Das Schickſal des armen Thiers ermahnte die Reiſenden zu noch größerer Vorſicht, und ſo erreichten ſie, langſam fortſchreitend, durch ein Seil mit einander verbunden, ihr zweites Nachtquartier, eine Art Hütte, welche die Führer hier, 12,000 Fuß über dem Meer, angelegt haben. Sie brachten dort nur wenige Stunden zu. Ein heftiger Luftzug, der ſich plötzlich erhob, ließ ſie hinſichtlich des Endergebniſſes ihrer Reiſe ernſte Befürchtungen hegen. Doch ſetzten ſie trotz der vom „Dôme“ herüberpfeifenden Windſtöße um 1 Uhr Morgens ihre Reiſe fort, in derſelben Weiſe wie geſtern durch einen langen Strick mit einander verbunden. Das Wetter war wieder ſchön geworden und der Mond ſtrahlte in ſeinem herrlichſten Glanze. Als ſie um den „Dôme“ herumkamen, um das ſogenannte Grand-Plateau zu erreichen, trat plötzlich die Sonne am Horizont hervor und goß ihre roſigen Strahlen über das bläulich bleiche Mondlicht, das noch auf den Schnee- und Eisfeldern und Felszacken lag. Gegen eine halbe Stunde dauerte dieſes über alle Beſchreibung erhabene Schauſpiel des Sonnenaufgangs und der Frühbeleuchtung. Sie gelangten dann zum „Corridor,“ der von Jahr zu Jahr unzugänglicher wird. Der „Corridor“ iſt die eigentliche Klippe, welche alle Montblancbeſteiger mit den größten Gefahren bedroht. Hier iſt die größte Vorſicht nöthig; nur ausgezeichnete Führer, wie die unſerer Reiſenden, vermögen durch ihre genaue Ortskenntniß die Schreckniſſe dieſes wilden Felſenchaos mit ſeinen Schlünden und Eisſpalten zu beſtehen.

Hinter dem „Corridor“ zeigt ſich ein kleines Thal in der Richtung der rothen Felſen (Roches rouges), durch welches man ohne Schwierigkeit zu dem berühmten mur de la Côte gelangt. Hierauf ſtellt ſich das letzte Reiſeziel entgegen, der höchſte Punkt in unſerem Erdtheil: la Calotte du Montblanc, die zu ihrer Erſteigung noch die Anſtrengung zweier mühſeliger Stunden verlangt. Der Mangel an Luft erſchwert hier die Körperbewegung außerordentlich; es ſtellen ſich Herzklopfen und Anwandlungen von Schlaf und Ohnmacht ein, welchen nur ſchwer zu widerſtehen iſt. Doch nur noch wenige Schritte, und die Reiſenden ſind zur Stelle. Der eine Führer iſt ihnen ſchon vorausgeeilt und träufert zur Ermuthigung der andern die Ballade „Un cavalier seul etc.“ Die Reiſenden raffen ſich auf vom Schnee, wo ſie in gänzlicher Erſchöpfung hingeſunken waren, und erreichen im Lauf die äußerſte Spitze des Bergrieſen. Großartig und überwältigend wirkt der erſte Anblick dieſer weiten Gebirgs- und Länderſtrecken, die ſich in unbegrenzter Ferne verlieren. Ein Schwindel ergreift die Schauenden, und ein plötzliches unbehagliches Gefühl im Magen erinnert ſie daran, daß ſie, wenn noch ſo hoch erhaben über den Wohnungen der Menſchen und ihrem kleinen irdiſchen Treiben, doch noch Sterbliche ſind. Ein Becher ſchäumenden Champagners muß dem gebrechlichen „Gefäß des Geiſtes“ wieder aufhelfen.

Hier ſchließt die von Herrn Chomel in der „Revue de Genève“ mitgetheilte Skizze; er wagt es nicht, die Wunder der Ausſicht, die ſich auf dem Montblancgipfel auftuht, zu ſchildern. Nach dreiviertelſtündigem Aufenthalt, wobei ſich eine empfindliche Kälte fühlbar machte, traten ſie den Rückweg an, wozu ſie dreizehn Stunden brauchten. In St. Gervais erwartete ſie ein kleines Feſt, wie es hier und in Chamouny von den Ortseinwohnern und den Fremden den Montblancbeſteigern gegeben zu werden pflegt. Beſonderes Lob wird von unſern Reiſenden den Führern Cuidet, Octenier und Fr. Gerſaur geſpendet.

Wir haben ſchon erwähnt, daß Chomel der im vorigen Jahr von Genf aus unternommenen großen Montblancexpedition mit beiwohnte. Einer der Theilnehmer, Polizeiſecretär J. C. Ducommun, hat dieſelbe in einer (bei H. Georg in Genf) ſchon in zweiter Auflage erſchienenen Broſchüre beſchrieben. Das Werkchen iſt der neueſte Beitrag zu der Literatur der Montblancbeſteigungen, welche ſeit Saulacre die „Entdeckung“ von Chamouny durch die Engländer Pococke und Wyndham in der anziehend heitern Weiſe dieſes Genfer Gelehrten, deſſen Gedächtniß unlängſt durch eine Geſammtausgabe ſeiner Werke wieder aufgefriſcht worden, beſchrieb, ſchon zu maſſenhaftem Umfang angewachſen iſt. Die Ducommunſche Schrift zeichnet ſich durch eine ausführliche Beſchreibung der Oertlichkeiten, ſo wie durch genaue Angaben über die Montblancflora aus. Vier beigegebene Federzeichnungen veranſchaulichen nicht ohne Humor die Mühſeligkeiten, welche die Reiſenden zu ertragen hatten.

Wenn ich hier abbreche und einen Bericht über die hieſige, ſeit dem 1. dieſes Monats eröffnete Kunſtausſtellung für ſpäter verſpare, ſo muß ich bitten, mich mit der gegenwärtigen, wahrhaft tropiſchen Hitze zu entſchuldigen. Sie werden zugeben, daß bei 34 Grad Hitze im Schatten es ſo zu ſagen unmöglich iſt, lange Briefe zu ſchreiben.

W. L.

Digitized by Google

Hamburg, August.

Die neue Verfassung. — Brand des Stadthauses. — Die Cholera. — Der Frieden.

Nach zehnjährigem Berathen, Ringen und Kämpfen ist unser Freistaat, den viele große Staaten um eine Menge Güter, die ihnen abgehen, beneiden, endlich dahin gelangt, sich selbst eine Verfassung anzubahnen, welche den Bedürfnissen der Zeit entspricht und eine vernünftige bürgerliche Freiheit gewährleisten zu wollen scheint. Es hat unsägliche Mühe gekostet, die einander schroff gegenüber stehenden Parteien, welche dem hartnäckig widerstrebenden Senate immer auf's neue seinen Widerstand erleichterten, dahin zu bringen, daß sie sich wenigstens für einige Zeit murrend vertrugen. Selbst in der zwölften Stunde noch, nämlich ein paar Tage vor dem wichtigen elften August, der über die nächste Zukunft unseres Gemeinwesens entscheiden sollte, hatte es den Anschein, als wären die seit Anfang dieses Jahrs auf ein und dasselbe Ziel gerichteten Bestrebungen aller vergeblich gewesen. Die Partei der Radikalen, die bei uns, wie überall, nur das nach ihrem Dafürhalten Vollkommene will, bot jedes Mittel auf, um die mühsam erzielte Einigung zwischen Senat und der Majorität der bürgerlichen Collegien in der so ewig lange verzettelten Verfassungsangelegenheit wieder zu Nichte zu machen. Daß diese Machinationen, wie wir meinen zum Glück des Ganzen, erfolglos blieben, hat unsere Stadt nur der leidenschaftlichen Heftigkeit derer zu verdanken, die sich an die Spitze der Opposition stellten.

Der eilfte August wird in Hamburgs Geschichte fortan ein wichtiger Tag bleiben. In dem denkwürdigen Rath- und Bürgerconvente, welcher an diesem Tage abgehalten wurde, beschloß die Erbgesessene Bürgerschaft mit großer Stimmenmehrheit, die neuesten, aus vierzehn Punkten bestehenden Senatspropositionen, nachdem dieselben bereits die Billigung des Sechzigercollegiums erhalten hatten, anzunehmen. Durch diesen Beschluß ist nun thatsächlich die alte Verfassung, welche Hamburg nach längeren Zwistigkeiten zwischen Rath und Bürgern im Jahr 1712 durch eine kaiserliche Commission gewissermaßen octroyirt ward, für immer abgeschafft worden. Die neu beliebte Verfassung, die allerdings noch nicht fix und fertig ist, verwandelt Hamburg in einen constitutionellen Staat, in welchem der Senat der Bürgerschaft verantwortlich gemacht wird für seine Handlungen, wo eine aus Wahlen hervorgegangene Bürgerschaft öffentlich ihre Sitzungen hält, das Recht besitzt, aus eigener Macht Anträge zu stellen und sich, wo nöthig, selbst zusammenrufen zu dürfen. Vieles, was noch zu wünschen wäre, fehlt zur Zeit noch in dieser Verfassung, allein es ist die Möglichkeit vorhanden, das Fehlende, wenn man eben nur ernstlich will, sich nicht überstürzt, sich aber auch nicht einschüchtern läßt, auf dem Wege der Reform in nicht gar langer Zeit zu erreichen. Und daß man dahin streben wird, dafür bürgt uns der gesunde Sinn unserer Bevölkerung, die sich nicht gar zu schwer für das erreichbare und taugliche Praktische, selten dagegen für unpraktische Ideale, wenn man sie ihr auch in Brillantfeuer zu zeigen sich alle erdenkliche Mühe gibt, gewinnen läßt. Mit dem Resultate des letzten Rath- und Bürgerconvents ist daher die große Mehrheit aller Bürger Hamburgs zufrieden, diejenigen aber, welche gegenwärtig darüber grollen, daß ihre Ansicht nicht den Sieg davon trug, werden sich hoffentlich beruhigen, sobald sie sehen, daß man mit ruhig trabenden Pferden zuletzt doch weiter kommt, als mit ungestüm über Stock und Stein galoppirenden.

Durch einen unglücklichen Zufall oder, was vielleicht richtiger seyn dürfte, durch grobe Fahrlässigkeit wurde Anfangs dieses Monats eines der wenigen älteren Gebäude von stattlicher Bauart, welche der große Brand übrig gelassen hat, ebenfalls durch Feuer zum Theil zerstört. Aus einem Farbeladen, welcher vor mehreren Wochen des Nachts in Brand gerieth, ohne von den Flammen, die man zeitig entdeckte, völlig zerstört zu werden, hatte man eine Menge sehr feuergefährlicher Stoffe auf den Boden des Stadthauses in Verwahrung gebracht. Es wurde nämlich vermuthet, daß der Inhaber erwähnten Farbeladens um die Entstehung des Feuers in demselben wissen möge, weßhalb man ihn verhaftete und zur Untersuchung zog. Wenige Stunden nach Verwahrung der erwähnten Gegenstände, unter denen sich auch eine Quantität Phosphor befunden haben soll, brach mitten in der Nacht Feuer im Stadthause aus, welches innerhalb zwei Stunden den Dachstuhl fast gänzlich zerstörte, sehr viele alte Akten vernichtete und auch das obere Stockwerk des sehr umfangreichen Gebäudes unwohnlich machte. Mehr als das Feuer mag noch das in die Flammen geschüttete Wasser ruinirt haben, denn auch die höchst elegante Wohnung des ersten Polizeiherrn, welche sich im Stadthause befindet, bedarf einer gründlichen Restauration, um wieder in wohnlichen Stand gesetzt zu werden. Einige besonders stark mitgenommene Bureaus hat man in andere Lokalitäten verlegen müssen. Akten von Wichtigkeit sollen, wie behauptet wird, glücklicherweise nicht verbrannt seyn. Das Stadthaus ward im siebzehnten Jahrhundert von dem Minister König Karls XII. von Schweden, dem Baron von Görtz, erbaut und ging 1722 in den Besitz der Stadt über, die es von den Erben des Erbauers für eine bedeutende Summe käuflich an sich brachte. Seitdem residirte der kaiserliche Gesandte darin. Erst im Jahr 1806 erhielt es die Stadt wieder und konnte nun frei darüber verfügen. Man überwies es der Polizeibehörde, die seitdem alle ihre verschiedenen Büreaus darin vereinigte.

Digitized by Google

Ein in den Sommermonaten alljährlich wiederkehrendes Uebel iſt die Cholera. Dieſer unbequeme Gaſt ſtellt ſich regelmäßig um die Mitte Juni bei uns ein und hält ſich, je nach den Umſtänden, bald längere, bald kürzere Zeit hier auf. Die Hitze und Trockenheit des dießjährigen Sommers mit ſeinen austrocknenden, ſüdöſtlichen Winden, welche die Fluth- und Ebbebewegung der Elbe ſtark vermindern und dadurch einzelne Flaetze faſt in ſtehende Sümpfe verwandeln, trägt zum Gedeihen dieſer Epidemie bei. Leider fehlt es in einzelnen Quartieren der eng zuſammengebauten Stadt auch ſonſt an der ſo nöthigen Straßenreinlichkeit, die ſelbſt beim beſten Willen nicht immer in gewünſchter Weiſe zu erhalten iſt. Wer die hieſigen Gänge und mehr noch die Höfe, beſonders der Neuſtadt, kennt, der weiß, daß bei der Menge von Menſchen, die daſelbſt eng zuſammengeſchachtelt wohnen, die Zuführung geſunder Luft in ausreichender Menge kaum zu ermöglichen iſt. Man muß ſich deßhalb wundern, daß der Tod in ſolchen Quartieren nicht eine viel reichere Ernte hält, als es in Wirklichkeit geſchieht. Hin und wieder könnte allerdings mehr für Entfernung ſchreiender Uebelſtände Sorge getragen werden, namentlich dann, wenn die öffentliche Meinung auf dieſe wiederholt aufmerkſam macht. Im gegenwärtigen Sommer nun hauſt der unwillkommene Gaſt aus Innerafien ſchon gegen drittehalb Monate bei uns und hat eine bedeutende Anzahl Menſchen aus allen Altersklaſſen hingerafft. Vorkehrungen, um dem Umſichgreifen der Seuche zu ſteuern, trifft man bei uns ſchon lange Jahre nicht mehr. Ich kann nicht glauben, daß Verkehrsrückſichten allein zu dieſem paſſiven Verhalten Anlaß geben, ſondern ſchließe mich vielmehr der Anſicht an, daß die Aerzte zu der Ueberzeugung gekommen ſind, das einmal nicht abzuwendende Uebel verliere ſich eher, wenn man es ignorire, als wenn man durch Verordnungen und Verbote die Gemüther in Aufregung verſetze. Unzweckmäßig nur möchte es ſeyn, daß durch ſolches Schweigen dem Genuſſe vielen und leider auch gar zu oft unreifen Obſtes gerade bei den, niedern Klaſſen Vorſchub geleiſtet wird.

Mit dem ſo unerwartet abgeſchloſſenen Frieden von Villafranca iſt unſere Handelswelt ſehr zufrieden, obwohl gerade die Kaufleute einſehen, daß bei der Zweikaiſerunterredung das Recept zu einem Kitt, der alle Völker und alle Staaten in ewiger Einheit mit einander verbindet, nicht erfunden worden ſeyn dürfte. Vor der Hand begnügt man ſich mit dem einmal Gegebenen und wird die Zeit der Ruhe nach Kräften ausnutzen. Außer dem trägt man ſich aber auch mit patriotiſchen Hoffnungen. Die kaum dreimonatliche Dauer des ſo entſetzlich blutigen Krieges hat mehr als Eine gute Frucht getragen. Oeſterreich vor Allen wird nach den gemachten Erfahrungen zu der Erkenntniß kommen, daß ſich die Geſammtheit des deutſchen Volkes nicht zur Vertheidigung einer Sache enthuſiaſmiren läßt, die, mag man ſie rühmen, wie man will, doch keines Ruhmes werth iſt, und das nicht-öſterreichiſche Deutſchland ſteht hoffentlich nunmehr ein, daß es auf ſehr ſchwachen Füßen ſteht, ſo lange nicht innerhalb des längſt ſchon riſſig gewordenen Bundeskörpers gründliche Reformen vorgenommen werden. Wir müßten der Wahrheit in's Geſicht ſchlagen, wollten wir nicht ausſprechen, daß auch bei uns, ſobald die Rede auf dieſe nothwendig gewordenen Reformen kommt, die Blicke Aller ohne Ausnahme auf Preußen gerichtet ſind, und daß man nur von dem Vorgehen und Verhalten dieſes Staates für die Zukunft Geſammtdeutſchlands Heil erwartet. Wenn eine Anzahl Organe der Preſſe, namentlich Süddeutſchlands, gegen eine ſolche Auffaſſung der Verhältniſſe eifern, ſo ſchaden ſie nur der guten Sache, und ſtatt die ſo unerläßliche Einigkeit Deutſchlands fördern zu helfen, arbeiten ſie auf eine gänzliche Vernichtung derſelben hin. — Auf den Verkehr übt der Frieden bereits einen entſchieden guten Einfluß. Man ſpeculirt, man unternimmt wieder, und die in letzter Zeit zurückgehaltenen Kapitalien fangen an für Handel und Wandel nach und nach flüſſig zu werden. Auch der Fremdenbeſuch hat bedeutend zugenommen, und namentlich iſt der Durchzug Reiſender in die Bäder ſehr beträchtlich geworden. Wer irgend die Mittel dazu beſitzt, der will die Laſt los werden, die in der bangen Kriegsatmoſphäre drückend auf ihm lag, und flüchtet ſich nun ſo raſch wie möglich in Berg- und Wieſenthäler, an Waſſerfälle oder brandende Seeküſten. Sehr erfreut über die Wiederkehr des Friedens waren beſonders die Landleute, welche der früh eintretenden Ernte wegen kaum wußten, wo ſie Hände hernehmen ſollten, um den Segen des Bodens einzuheimſen. Dieſen nun kamen die Entlaſſungen der einberufenen Mannſchaften noch gerade zu gute, ſo daß wohl ſelten in einem Jahre die Ernte bei ununterbrochen günſtiger Witterung ſo ſchnell wie in dieſem Sommer verlaufen ſeyn dürfte. Ueber den Ausfall derſelben lauten die Berichte, wie immer, ſehr abweichend; doch wird ſich, ſtellt man die einzelnen Notizen darüber zuſammen, nicht beſtreiten laſſen, daß im Durchſchnitt das Jahr 1859 zu den ſegensreichen Erntejahren zu zählen iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 37. 11. September 1859.

Da war zu einem Tönen,
Gewerken alles, was sonst schirr
Nur ist ein mildes Dröhnen:
Die Waffe, die der Ritter schwang.
Das taube Erz gab milden Klang;
Vom Ihren in hellem Ton
Klang Zepter selbst und Krone.
Rückert.

Die Entſtehung des Hoſenbandordens.

Als eine der edelſten Geſtalten aus der ritterlichen Zeit des Mittelalters tritt uns König Eduard III. von England entgegen. Wir müſſen als Einleitung für das Nachfolgende einen Augenblick bei ihm ſelbſt verweilen. Ueberblickt man die Reihe der Könige Englands ſeit der Zeit der normänniſchen Eroberung, ſo darf man ihn vielleicht den größten unter ihnen nennen. Seine Regierung fällt in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und umfaßt ſo große Thaten und ſo große Ereigniſſe, daß ſie vorzugsweiſe als eine glanzvolle und bedeutende zu bezeichnen iſt. Nicht nur die innere Entwicklung des Landes, auch ſeine äußere Machtſtellung nahm einen gewaltigen Aufſchwung. Für die Blüthe des gewerblichen Lebens wurden noch ſpät nachwirkende Grundlagen bereitet. Die Künſte blühten, ein ritterlicher Geiſt ohne gleichen rührte ſich und fand die ruhmvollſten Bahnen. Der mächtige Kampf um die Krone Frankreichs mit dem Hauſe Valois wurde begonnen; er führte zwar nicht zu dem erſtrebten Ziele, erweiterte aber in jedem Falle die Macht des Landes weit hinaus über ihre bisherigen Grenzen. Vor Allem brachten er und die Kämpfe mit Schottland einen Kriegsruhm, wie ihn England früher nie, und ſpäter nicht wieder vor dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert erworben. Die Namen Crecy, Poitiers, Navarrete, Cluis, Halidownhill, Nevilecroth und andere bezeichnen die ruhmvollſten Land- und Seeſiege Englands bis zur neueren Geſchichte, und ſelbſt dieſe vermag ſie nicht zu überſtrahlen.

Und nun die Perſon Eduards ſelbſt. Mit der Glorie eines großen ritterlichen Königs tritt er uns ſelbſt aus dieſem glänzenden Bilde der ereignißreichen, ruhmvollen Zeit, mitten unter den mächtigen Geſtalten ſeiner Genoſſen und Vaſallen, entgegen. Seltene Eigenſchaften ſchmückten ihn; er war ſo ſchön, daß ſeine Zeitgenoſſen ſeinen Anblick nicht genug preiſen können;* ja die ihn ſahen, ſollen Nachts von ihm geträumt haben, ſo berichtet der Chroniſt.** Sein Standbild in Weſtminſter beſtätigt dieſe Zeugniſſe. Er war freundlich, liebreich gegen jedermann, mitleidig und freigebig. Er war hochgebildet für ſeine Zeit und ein vollendeter Staatsmann. Mit königlichem Stolz, aber mit weiſer Berechnung vollzog er in jugendlichem Alter nothgedrungen die Huldigung vor Philipp von Valois, und führte ſpäter

* Vultum habens Deo similem. Knighton, de eventibus Angliae.

** Walsingham.

Digitized by Google

die persönlichen Unterhandlungen mit dem römischen Kaiser beim Beginn seines Kampfes gegen Frankreich. Als Kaiser Ludwig von Bayern bei der Zusammenkunft in Coblenz ihn zum Vikar des Reiches ernannte und nun der übliche Fußkuß von ihm gefordert wurde, rief er stolz: „Ich selbst bin gesalbter und gekrönter König; ich schulde niemand in der Welt eine Huldigung." So wie er in den Kampfspielen des Friedens hervorragte und oft mit geschlossenem Visir glänzende Thaten verrichtete, die dann, wenn er nun das Visir öffnete, die Freude des Volks im weiten Kreise erweckten, so trat er auch im Kriege selbst, ja im Zweikampf gegen ritterliche Feinde mitten im Gewühl der Schlacht, mit glänzendem Muthe, so wie als besonnener, geübter Feldherr auf. Seine Kunstliebe bethätigte er in schönen Bauten, seine Prachtliebe in den glanzvollsten Festen, die England je gesehen. Seltenes Glück begleitete alle seine Unternehmungen und steigerte seine Zuversicht auf die kühn erstrebten Erfolge. Er, der dem Könige Philipp von Frankreich hatte huldigen müssen, sah später dessen Sohn, den König Johann, als Gefangenen in seinem Schlosse in London; nicht minder ward der Erbfeind seines Landes, der König von Schottland, David Bruce, sein Gefangener. Rührend und erhebend sind die Worte, die der Chronist Walsingham ihm nachruft. Selten noch ist einem Könige ein solches Zeugniß gefolgt.

Neben ihm, gleichsam um das erhabene Bild zu vollenden, steht sein großer Sohn Eduard, der schwarze Prinz, dessen Thaten den Ruhm des Vaters und des Vaterlandes erhöhten, dessen ganze Erscheinung fast wie eine glänzende Sage durch jenes Zeitalter geht.

Es war natürlich, daß solche Erscheinungen, solcher König neben solchem Sohne, die Welt mit ihrem Ruf erfüllten und auch die Poesie jener Zeit schon anregten, daß auch die spätere Zeit noch ihren Ruhm feierte, daß die Traditionen des englischen Volks lange noch davon erfüllt blieben, daß endlich Institutionen, deren Ursprung auf jene Zeit zurückzuführen ist, vorzugsweise mit der Verehrung umgeben sind, die jenem Volke durch alle seine Schichten eigenthümlich, einer der Hauptvorzüge seines Nationalcharakters ist.

Eine solche Institution ist der Hosenbandorden. Seine Stiftung durch Eduard III. bietet mannigfaches Interesse. Abgesehen davon, daß der Orden einer der ältesten und in der öffentlichen Meinung vielleicht der vornehmste unter den europäischen Ritterorden ist; daß, während die andern in der Regel durch die unbegrenzte Zahl der Verleihungen, damit also auch durch die Launen der Verleiher in Beziehung auf die Gründe der Verleihung in ihrer Würde und Geltung herabgesunken sind, jener Orden durch die Treue, mit welcher an der beschränkten, ursprünglich festgesetzten Zahl der Ritter festgehalten worden ist, in seiner besondern, man möchte sagen vornehmen Haltung sich bewahrt hat: so umgibt seine Stiftung selbst und die Veranlassung derselben auch ein so eigenthümliches Dunkel, daß nicht allein ernste geschichtliche Forschung sich vielfach daran versucht, sondern auch die Tradition durch Jahrhunderte fortbildend, ja verschönernd daran angeknüpft hat.

Es gibt vier verschiedene Versionen über die Veranlassung zur Stiftung des Ordens. Es sind folgende:

1) König Richard Löwenherz soll im Jahr 1191 bei der Belagerung von Acre, durch ihre lange Dauer veranlaßt, und inspirirt vom heiligen Georg, den Muth seiner Ritter durch ein Sinnbild haben anspornen wollen, und daher eine Zahl von 24 Rittern ausgewählt haben, unter welche er als Kennzeichen und Auszeichnung 24 blaue Lederbänder, zur Befestigung um das Knie, vertheilte. Die Geschichte nennt noch einzelne dieser Ritter, denen diese Auszeichnung zu Theil geworden. Bei seiner Rückkehr nach England soll sodann der König hieraus Veranlassung zur Stiftung des Ordens entnommen und Eduard III. denselben also nur erneuert haben.

2) In der Schlacht bei Crecy soll König Eduard III. sich eines blauen Bandes zur Bezeichnung seines Standpunktes — etwa durch weithin sichtbare Anheftung an eine Lanze u. s. w. — bedient haben. Der glorreiche Sieg soll ihn sodann bewogen haben, dieses Erkennungszeichen durch die Stiftung des Ordens zu verewigen. Daß außerdem auch die Schlacht bei Poitiers, bei welcher der König gar nicht anwesend war, als Schauplatz des Vorfalls genannt wird, zeigt schon, abgesehen von andern, später anzuführenden Gründen, wie unsicher diese historische Begründung ist.

3) Der König wollte die Tafelrunde des Königs Arthur wieder in's Leben rufen. Er setzte dieß in's Werk, indem er 1344 nach Windsor eine große Zahl von Rittern aus allen Ländern zusammenrief, dort in der That ein Fest der Tafelrunde mit ihnen feierlich beging und dasselbe später mehrmals wiederholte. Die Genossenschaft, welche sich hiedurch bildete, erhielt demnächst von dem Könige ein Erkennungs- oder Erinnerungszeichen, welches sich zu einem Ritterorden gestaltete.

4) Endlich soll der König, als bei einem Hoffeste einer jungen Dame das Strumpfband entfiel, dieses aufgenommen, und da die Höflinge darüber gespottet, denselben zugerufen haben: er werde es bald zu hohen

Digitized by Google

Ehren erheben. Bald darauf habe er aus dieser Veranlassung den Orden gestiftet.

Von diesen vier Versionen sind die ersten beiden unhaltbar. Für sie findet sich nicht die geringste geschichtliche Andeutung von irgend einigem Belang. Dagegen haben die beiden andern größere Beglaubigung.

Was zuerst die Zeit der Stiftung betrifft, so folgen mehrere Historiker der Angabe Froissarts, welcher das im Jahr 1344 zu Windsor gefeierte Fest der Tafelrunde zugleich als Veranlassung und als Zeitpunkt der Stiftung des Ordens angibt, während andere den St. Georgstag 1349 als Stiftungstag bezeichnen. — Es ist nun aber durch die neuesten gründlichen Forschungen von Nicolas als unzweifelhaft zu betrachten, daß der Orden vor dem Ende des Jahrs 1347 oder doch vor dem Anfang des Jahrs 1348 auch in seinen ersten Anfängen — als Dekoration mit dem bekannten Motto — noch nicht existirt hat, daß er vielmehr erst bei den am 24. Juni 1348 zu Windsor begonnenen Waffenfesten sich äußerlich als eine Institution kund gibt, aber jedenfalls am 6. August 1348 als solche fest bestand, weil an diesem Tage das Patent vom Könige erlassen wurde, durch welches er zu Ehren Gottes, der heiligen Jungfrau, des heiligen Georg und Eduards des Bekenners die bekannte Kapelle in Windsor stiftete. Es liegen die triftigsten Gründe dafür vor, daß hiemit die Stiftung der St. Georgs-Ordenskapelle in Windsor gemeint sey, obwohl eine ausdrückliche Bestimmung darüber in dem Patente nicht vorhanden ist.

Die Garderoberegister des Königs sind, wenige Lücken ausgenommen, ziemlich vollständig für die Jahre 1340 bis 1349 vorhanden. Die Kleidungen des Königs und sein Schmuck, auch häufig diejenigen der Königin und anderer Personen des Hofes, für besondere Festlichkeiten u. s. w. sind hier ziemlich genau angegeben. Für das Fest der Tafelrunde am 19. Januar 1344 wird die Kleidung des Königs und seines Gefolges angegeben; eben so für die Wiederholung des Festes im Jahr 1345. Hiebei ist des Garters (Order of the Garter) nirgends gedacht, wie doch später. Darüber, daß das Fest 1346 gefeiert worden, findet sich nirgends, weder hier noch sonst irgendwo, eine Notiz. Im Juli 1346 begann der König den Feldzug nach Frankreich, schlug erst bei seiner Landung bei la Hogue am 12. Juli 1346 den schwarzen Prinzen, der also vor diesem Tage nicht Mitglied eines Ritterordens werden konnte, wie er es doch sofort bei der Stiftung des Hosenbandordens wurde, zum Ritter, und kehrte erst am 12. Oktober 1347 nach England zurück. Nun erst, mit dem Schlusse dieses Jahres und mit dem Anfang des folgenden, beginnen in jenen Registern die Notizen über das Emblem des Garter an der Kleidung des Königs. Die Genauigkeit, mit welcher von nun an der Fertigung des Emblems mit dem bekannten Motto an den Kleidern des Königs und des Hofes in der Beschreibung der festlichen Ausstattungen und in den Rechnungen gedacht wird, verglichen mit derselben Genauigkeit, mit welcher für jene früheren Feste die Kleidung beschrieben ist, gibt eine sichere Gewähr dafür, daß bei diesen früheren Festen das Emblem und das Motto noch nicht im Gebrauch waren, also der Orden auch in diesen seinen äußeren Anfängen damals noch nicht bestand.

Am 9. April 1348 ward ein Turnier zu Eltham, am 23. April 1348 das St. Georgsfest zu Windsor, und am 24. Juni 1348 ein Turnier zu Windsor gefeiert. Erst jetzt zu diesen Festen wurden Kleider und blaue Bänder mit dem bekannten Motto, und zwar in der bestimmten, auf eine fixirte Genossenschaft hindeutenden Zahl gefertigt. *

Die Gründe nun, welche dafür sprechen, daß der um diese Zeit zwischen dem Juni und dem August 1348 in seinen ersten Anfängen als eine mit einem bestimmten Erkennungszeichen versehene Genossenschaft entstandene Orden in diesen Festen zunächst seinen Ursprung fand, sind folgende.

Eduard III. wollte die Tafelrunde des Königs Arthur, oder doch Feste wiederherstellen, die nach Zeit und Ort in ähnlicher Weise die Blüthe des ritterlichen Lebens darstellen sollten. Dafür liegen die bestimmtesten geschichtlichen Zeugnisse vor. Froissart erzählt: ** „In dieser Zeit (es ist das Jahr 1344 gemeint) wollte der König das große Schloß zu Windsor wiederherstellen, welches König Artus gegründet hat, und wo er zuerst die Tafelrunde begonnen und gefeiert hatte, von der so viele gute und tapfere Ritter ausgingen u. s. w. Und der König (Eduard) wollte eine Gesellschaft von Rittern stiften, er, seine Söhne und die Besten des Landes, an Zahl vierzig, und er wollte sie „Chevaliers du bleu Gertier“ nennen, und das Fest sollte von Jahr zu Jahr zu Windsor am St. Georgstage gefeiert werden. Um dieses Fest zu beginnen, versammelte der König aus allen Ländern Grafen, Barone und Ritter u. s. w.“

Froissart erzählt hierauf den Erlaß des Patents für dieses Fest, die nun erfolgende Stiftung des Ordens

* Z. B. folgende Notiz in den Rechnungen: Et ad faciendum unum lectum de Tafleta bluet, pro Rege cum garteriis continentibus istud dictatem (men) „hony soit q'mal y pense.“

** Cap. 213 Edition Buchon, Paris 1835.

Digitized by Google

und der dazu geweihten St. Georgskapelle zu Windsor, die Beiwohnung der Königin mit dreihundert Damen, die Feier des vierzehntägigen Festes, viele Namen der Theilnehmer u. s. w. *

Daß Froissart hier zwei geschichtliche Ereignisse, die sich der Zeit nach gefolgt sind, unrichtigerweise identificirt, das ist bereits oben dargethan. Das von Froissart erwähnte erste Fest fand am 19. Januar 1344, die Stiftung des Ordens aber 1348 statt.

Außer jener Erzählung des Zeitgenossen Froissart existiren für die Stiftung der Tafelrunde überhaupt folgende geschichtliche Zeugnisse.

Zuerst das Patent des Königs vom 1. Januar 1344, in welchem er seine Absicht kund gibt, zur Belebung des ritterlichen Geistes ** Waffenspiele und Turniere bei seinem Schlosse zu Windsor am 19. Januar 1344 zu feiern, dazu die Ritter aller Lande einladet und ihnen dazu freies Geleit zusichert. Ferner erzählt der Chronist Thomas Walsingham: *** „Im Jahr 1344 ließ der König nach dem Schlosse Windsor verschiedene Künstler zusammenrufen und ein Gebäude errichten, welches „die runde Tafel" genannt wurde; sie hatte zweihundert Fuß im Durchmesser u. s. w. Die Ausgaben dafür (wohl für die Feier des Festes selbst) waren wöchentlich hundert Pfund. Später wurden sie wegen der Kriegsausgaben auf zwanzig Pfund beschränkt. Zu derselben Zeit und hiedurch veranlaßt, ließ auch der König von Frankreich, Philipp von Valois, in seinem Lande eine „runde Tafel" erbauen, um dadurch seinerseits die Ritterschaft Deutschlands und Italiens an sich zu ziehen, damit sie nicht zur Tafel des Königs von England wallfahrten sollten."

Eben so berichtet der Chronist Cotton (handschriftlich); er nennt dreihundert Ritter als Theilnehmer der Tafelrunde; ferner die Chronik von St. Alban, welche auch das Fest das der „Tafelrunde" nennt und dessen jährliche Wiederholung bezeugt, und andere ähnliche Zeugnisse, welche die Stiftung des Festes nach dem Vorgange des Königs Arthur bekunden.

Die Sage hatte diesem König die ursprüngliche Erbauung des Schlosses Windsor zugeschrieben, und unter den mehreren Orten, wo er seine Tafelrunde gehalten, wird eben auch Windsor genannt. Nicht minder hatten bereits im zwölften Jahrhundert die Könige Stephan und Richard Löwenherz die Erneuerung dieser Tafelrunde versucht, und es fehlt nicht an Zeugnissen, daß auch die englische Ritterschaft früher bereits diesem Beispiel gefolgt, Ritter und Damen zur Tafelrunde vereinigt und damit ritterliche Spiele verbunden hatte. Wistaces Reimchronik „Brut d'Angleterre," wurde im zwölften Jahrhundert verfaßt; sie besang zuerst König Arthurs Leben und Thaten, besonders die Tafelrunde und die wunderbaren Thaten und Legenden ihrer Ritter. Diese französische Reimchronik war die Quelle aller Romane, Lieder und Chroniken des Mittelalters vom König Arthur und seiner Tafelrunde; sie mußte bald auch auf dem ursprünglichen Schauplatz der Thaten und Sagen, in England selbst, Verbreitung finden; Gottfried von Monmouth's Historia Britonum war vielleicht nur eine Version des Brut, * und so war es erklärlich, daß der ritterliche Geist vom zwölften Jahrhundert an in England zur Nachahmung entzündet wurde. Eduard III. folgte also nur der Anregung dieses Geistes, der in ihm selbst mit der vollen Kraft des thaten- und sagenreichen Zeitalters der Romantik lebte. Nicht allein für sich selbst also stiftete er eine solche Tafelrunde, sondern er bestätigte auch in mehreren Patenten vom 10. Februar 1344 und 18. Januar 1345 eine Genossenschaft von Rittern, die sich zu gleichem Zwecke in Lincolnshire gebildet hatte, indem er hier sagt: „recensitis gestis antiquorum," also mit deutlicher Hinweisung auf Arthurs Tafelrunde, und seine Vereinigungen selbst als zum Zweck der „tabula rotunda" bezeichnet.

Es läßt sich aus den vorhandenen Zeugnissen nicht mit Bestimmtheit darthun, welcher Art diese Feste waren. Daß sie hauptsächlich Waffenspielen und Turnieren galten, ist freilich aus den Patenten und den Erzählungen der Chronisten klar. Die Anwesenheit der Damen dabei würde auch dadurch genugsam erklärt. Allein es läßt sich kaum annehmen, daß die Nachahmung jener uralten Einrichtung, die ja die Quelle zahlloser Trouvères und Legenden gerade in jener Zeit geworden war, nur gewählt worden wäre, um Turniere zu feiern, die ja auch sonst, ohne die besondere Anknüpfung an die Tafelrunde, sowohl von Eduard als von seinen größeren Vasallen durch ganz England schon früher gefeiert worden waren. Daß ferner die große runde Tafel nur zum Speisen hergerichtet gewesen seyn

---

* Cap. 215.

** Ad recreationem et solatium hominum militarium, qui in armorum exercitio delectantur.

*** Historia Angliae, Lond. 1574. p. 154.

* Umgekehrt wird nicht ohne einigen Grund behauptet, daß der Brut d'Angleterre später als die Historia Britonum des Gottfried von Monmouth entstanden, also nur eine Version dieser letzteren sey. Das Alter der beiden Verfasser dürfte vielleicht dafür sprechen.

Digitized by Google

sollte,* läßt sich in jener sangreichen Zeit schwerlich annehmen. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß eben mit jenen Waffenspielen auch Lied und Rittersage an der Tafel verbunden war. Wir finden daher auch, daß in den oben erwähnten Garderoberegistern oft der Ausstattung zahlreicher Minstrels des Königs für diese Feste gedacht wird. Machte ja noch später ein französischer Ritter, der schöne Ingham oder Inghelram de Coucy, der in der Begleitung des gefangenen Königs Johann von Frankreich nach England gekommen war, als Kämpfer und Sänger so großes Glück, daß ihm eben darum König Eduard die Hand seiner ältesten Tochter Isabella gab. Und gerade aus den sangreichen Besitzungen Englands in Südfrankreich, aus Guienne u. s. w., waren nach Froissarts Zeugniß zahlreiche französische Ritter zu den Festen der Tafelrunde ihres Königs gekommen, und hatten gewiß zu diesen Festen die tensons, soular u. s. w. ihrer Troubadours mitgebracht. **

Es ist nun erklärbar, daß die Wiederholung solcher den vollen Geist der Romantik nach ihren beiden Seiten hin, Waffenruhm und Ehre, so wie Poesie, athmenden Festlichkeiten zu einer engeren Verbindung führen konnte, welcher eben dieser Geist dauernd sowohl durch die Erinnerung an ihren Ursprung, als durch ein bestimmtes Symbol eingeprägt werden sollte.

Bezeichnend sind in dieser Hinsicht jene oben erwähnten Patente zur Stiftung der Tafelrunde mit ihren Waffenspielen für die Ritterschaft von Lincolnshire. Der König erklärt, daß er durch die Bildung einer solchen ritterlichen Genossenschaft den ritterlichen Geist, die Stärke und den Schutz des Vaterlandes, den die lange Ruhe des Friedens so oft erschlaffe, wach erhalten wolle. Es soll daher eine bestimmte Zahl von Rittern ausgewählt werden, welche zu dem Feste der Turniere oder der Tafelrunde in jener Grafschaft zu einer bestimmten Zeit in jedem Jahre sich versammeln; Heinrich von Lancaster, Graf von Derby, soll lebenslänglich ihr Haupt seyn, nach seinem Tode aber soll künftig von ihnen ein neues Haupt gewählt werden. Hier war also entschieden eine Art geschlossener Genossenschaft für die angedeuteten Zwecke, deren Haupt wie öffentlich mit einem Amte bekleidet ward. Nicht unwahrscheinlich ist es daher, daß sich eine ähnliche Genossenschaft für die eigenen ähnlichen Feste des Königs selbst bildete, für welche dann sehr bald ein Symbol der engeren Verbindung entstand.

Dazu führte auch die Sitte, daß die Theilnehmer an Turnieren und Waffenspielen sich immer in zwei Parteien sonderten, die Herausfordernden und die Geforderten, daß die Zahl einer jeden Partei zwischen zwölf und zwanzig Rittern war, jede Partei ihr Haupt, gleiche Kleidung und gleichen Schmuck, und ein besonderes, alle Mitglieder auszeichnendes Symbol hatte, so daß sich daran sicher bald die Idee der Genossenschaft unter einem Haupte bilden konnte. Dieß findet sich auch hier bei den Festen Eduards bestätigt. Die Garderoberegister führen für einzelne Turniere die vom König gewissen Rittern verliehenen gleichmäßigen Kleidungen auf, und diese Ritter werden bezeichnet: „de recta Regis“ oder als „milites sui.“ Finden wir nun in den Urkunden, daß für den König zwölf blaue goldgewirkte Kniebänder mit dem Motto: „hony soyt q'mal y pense,“ die für seine zwölf Ritter bestimmt waren, für einzelne Turniere oder Feste der oben bezeichneten Art gefertigt wurden, daß eben so Eduard, Prinz von Wales, und seine Ritter erwähnt werden, so liegt gewiß der Schluß nahe, daß der Orden, welcher in jener Dekoration mit jenem Motto besteht, aus einer ritterlichen Verbindung hervorgegangen ist, die sich bei wiederholten, mit dem Namen der Tafelrunde ausdrücklich bezeichneten ritterlichen Festen des Königs nach der Sitte der Zeit gebildet hatte. Damit ist auch die fixirte Zahl der Ritter erläutert, die ja auch in Arthurs Tafelrunde ein Vorbild fand.

Nun könnte es allerdings als bezeichnend erscheinen, daß die Stiftung des Ordens bei der Heimkehr des Königs von seinem glorreichen Feldzuge in Frankreich erfolgte, und man könnte den Schluß, daß der Orden doch vorzugsweise der Belohnung großer Thaten in diesem Feldzuge gegolten habe, für gerechtfertigt halten. Allein in dieser Hinsicht ist es gerade auffallend, daß viele der ausgezeichnetsten Männer, welche in diesem Kriege oder sonst im Dienste des Königs sich hervorgethan hatten, nicht unter den ersten ursprünglichen Rittern des Ordens sich befinden, diesen vielmehr später erst erhalten haben; daß mehrere unter diesen ursprünglichen Rittern sich in sehr jugendlichem Alter (achtzehn, neunzehn Jahren u. s. w.)

---

* Chronik von St. Alban: „And at the same time when the Justis wer don, kyng Edward made a gret soper, in the wich he ordeyned first and began his Round Tabul etc.

** Matthew Paris berichtet von einer ritterlichen Verbindung von 1252 mit dem Zweck, „non ut in hastiludio illo, quod communiter et vulgariter Torneamentum dicitur, sed potius in illo ludo militari, qui Mensa Rotunda dicitur, vires suas attentarent.“ Hier ist also ein Unterschied der gewöhnlichen Turniere von den bei der Tafelrunde gefeierten Waffenspielen angedeutet.

Digitized by Google

befanden, so daß sie mehr als Genossen der Kampfspiele, denn als belohnte und ausgezeichnete Krieger oder Staatsmänner erscheinen; daß sich unter ihnen neun befinden, welche in den Garderoberegistern als Empfänger der Kleider für die Waffenspiele des Königs, also in dem oben angeführten Sinne: „de recta Regis," aufgeführt werden, und endlich sieben unter ihnen in der St. Georgstapelle in Windsor als Genossen des Königs, „the Sovereign's side," bezeichnet sind. — Die ersten Ritter des Ordens waren nämlich folgende:

1) Der König Eduard. 2) Eduard, Prinz von Wales. 3) Henry, Graf von Lancaster und Derby, Vetter des Königs. 4) Thomas Beauchamp, Graf von Warwick, zur Zeit der Verleihung dreißig Jahre alt. 5) John de Greilley, Capitow de Buche. Ueber seine Person und die Bedeutung seines Amtes herrschen Zweifel. 6) Lord Ralph Stafford, 48 Jahre alt. 7) William Montacute, zweiter Graf von Salisbury. Seiner wird weiter unten gedacht werden. Er war 19 Jahre alt. 8) Roger Mortimer, später Graf von March; er konnte nicht älter als 19 Jahre seyn. 9) Lord John L'Isle, 29 Jahre alt. 10) Bartholomew Burghersh, etwa 18 Jahre alt. 11) John Beauchamp, Bruder des ad 4 genannten; er war zwischen 30 und 34 Jahren alt. 12) Lord John Mohun, 27 Jahre alt. 13) Hugh Courtenay, 21 Jahre alt. 14) Thomas Holand, 27 Jahre alt. 15) Lord John Grey, etwa 50 Jahre alt. 16) Richard Fitz-Simon. 17) Miles Stapelton, 30 Jahre alt. 18) Thomas Wale, 44 Jahre alt. 19) Hug Wrotterley. 20) Nigel Loring. 21) John Chandos. 22) James Audley. 23) Otto Holand, Bruder des zu 14 genannten, 35 Jahre alt. 24) Henry Eam. 25) Lanchete Dabrichecourt. 26) Walter Caveley, 28 Jahre alt.

Sie waren allerdings fast alle, wenn nicht überhaupt alle, bei dem vorangegangenen Feldzuge gegen Frankreich, namentlich in der Schlacht bei Crecy, gegenwärtig. Außer ihnen aber waren es eben so noch andere hervorragende Männer und sogar Feldherrn, die dennoch unter jenen ersten Rittern sich nicht befanden. Sodann aber war um dieselbe Zeit der glorreiche Feldzug gegen die Schotten, in welchem in der Schlacht bei Nevilscroth der König von Schottland gefangen ward, geführt, und von denjenigen Feldherrn und Rittern, welche hier gefochten hatten, befand sich keiner unter den ersten Trägern des Ordens.

(Schluß folgt.)

Auf und an dem Brenner.

(Fortsetzung.)

III.

Tags darauf schlug ich den Weg nach Hinterdux ein, diesem Smaragd im Gletschereise. Es fließt hier eine warme Quelle, welche im Badhause aufgefangen zum Wohle kranker Bauern verwendet wird. Jetzt kommen hie und da auch Herrenleute, vielleicht mehr angezogen vom Reiz dieses wunderlieben Erdfleckes als von der Najade des Ortes oder dem zähen Ostraunfleisch, welches nicht selten die Tafel schmückt. Ich ging ohne Aufenthalt über das sehr betretene Kreuzjoch nach Schmirn zurück, bog jedoch, eh ich den Widum erreicht, in das Wildlahner Thal, welches an herabhängenden Gletschenfetzen vorbei quer nach Falls leitet. Der Abhang ist zu beiden Seiten stark geböscht und baumlos, so daß die Lawinen nirgends ein Widerhalt in ihrem Sturmesgange hemmt. Die Gegend hat wohl davon den Namen, denn Lahn heißt so viel als Lawine. Im Sommer sind diese Abhänge mit üppigen Alpkräutern bewachsen, welche sorgfältig gemäht und von den fleißigen Bauern in Bürden gebunden auf dem Rücken zu kleinen Stadeln geschleppt werden. Die Anzahl der Pflanzenarten, welche den Teppich dieser Wiesen zusammensetzen, ist verhältnißmäßig eben so gering, wie im Flachland, doch zeichnen sich diese Blumen durch Farbe und Duft vor ihren Schwestern in der Ebene aus. Im ersten Frühling öffnen sich die tiefblauen Kelche des Enzians; hie und da schaut noch einer aus Runsen, wo der Schnee später schmolz; am Rande des Bächleins prangen dicht gedrängt die Büsche einer zierlichen Saxifraga von gelbrother Farbe, während eine andere aus grauer Blattrosette schneeweiße

Digitized by Google

Blüthendolden treibt, jedoch am liebſten trockene Steinſpalten aufſucht. Die heilſame Arnica, deren Wirkung jedoch der Bauer kaum beachtet, blüht überall in Menge; dazwiſchen erheben ſich zahlreiche Aehren der Gattung Stendel mit den kleinen ſonderbaren Blüthen, denen ſich keine andere Form vergleicht. Am geſchätzteſten iſt der Brunell — Nigritella suaveolens — ſowohl wegen des Vanillegeruchs als wegen der tief purpurnen Farbe, ähnlich der des Edelgranaten. Man ſetzt ſich von Zeit zu Zeit gern nieder, dieſe Fülle zu überſchauen, vom Gletſcher weht ein erfriſchender Wind und kühlt das ſchweißige Antlitz. Wie Schanzen legen ſich Querriegel von Gneisblöcken, deren Kanten mehr oder minder gerundet ſind, durch das Thal; ſie bezeichnen die Grenze des allmähligen Rückzugs oder Stillſtands der Gletſcher. Ehe wir an die letzte Moräne derſelben gelangen, werfen wir einen flüchtigen Blick in die Spalte, welche der Bach vertieft hat. Sie iſt ſo eng, daß ein verwegener Springer leicht hinüberſetzen möchte, wenn er nicht mit den Trümmern des morſchen Randes, der keinen feſten Anſatz der Ferſe erträgt, in den Abgrund kollern würde. Steinbrech, Leimkraut, hie und da ein Strauß Alpenroſen wachſen an den ſchattigen Wänden; wer es wagt, kann weiter oben hineinklettern, und ein Stöcklein Edelraute, die der Tiroler für die edelſte Almpflanze hält, mit zitternder Hand aus der Spalte reißen. Dieſes Gewächs iſt unanſehnlich, nach Gattung und Ausſehen dem Wermuth verwandt: eine Wurzel mit grauſilzigen zerſchlitzten Blättchen treibt ſchlanke Stängel, oft 20—30, an denen gelblichweiße Blüthenköpfchen ährenförmig ſitzen; ſie verbreiten ein würziges Arom und bewahren es auch getrocknet. Beſonders am Himmelfahrtstage ſucht jeder Senner einen Stock, je größer deſto rühmlicher, und ſteckt ihn ſammt Wurzeln und Blättern auf den Hut. Die Leute ſind ſo erpicht darauf, daß mancher beim Klettern ſchon Leib und Leben gewagt und verloren hat. Oft laſſen ſich die Burſche an Seilen in den Abgrund, ziehen ſich mit einem Hacken an die Wand und holen ſo das ſeltene Kraut. „Traust du dich um eine Jochraute?“ lautet die Aufforderung an ſolche, deren Sicherheit im Klettern bezweifelt wird. Der Jägerude kann hören: „Steigſt wohl etwa nur dort hin, wo auch eine trächtige Kuh mit der dicken Wampe graſt oder ein altes Weiberl Wachholderbeeren klaubt.“ Das Waſſer des Baches iſt milchig und kalt; doch taugt es dort, wo es aus dem Eiſe hervorbricht, nicht zum Trinken, weil ihm der Gehalt an Kohlenſäure fehlt, welcher unſere Quellen ſo ſchmackhaft macht, und verurſacht leicht heftige Kolik, weßwegen es in der Bauernmedicin eine große Rolle ſpielt. Proſit! wer's vertragen kann.

Der Grat, welcher Falls und Schmirn ſcheidet, iſt im Verhältniß zu den nahen vergletſcherten Gipfeln niedrig und gewährt daher nur die Anſicht des gegenüber ſtehenden Bergwalles mit ſeinen tiefen Einriſſen. Er ſetzt das nordweſtliche Gehänge des Brenner Paſſes fort. Sein Kern beſteht aus einem ſchönen Gneis, den ein Mantel von Hornblende und grauem Schiefer abwechſelnd mit mächtigen Lagern eines glimmerreichen Kalkes von weißer und grauer Farbe umzieht. Man bricht und verarbeitet ihn auf mehreren Schleifmühlen als Marmor. Der Gneis iſt zertrümmert und fürchterlich zerklüftet. Die ſcharfkantigen Blöcke balanciren oft in der wunderlichſten Weiſe übereinander und haben meiſtens ſehr groteske Geſtalten, welche im Munde des Volkes eigene Benennungen veranlaßten. So ſehen wir dort einen rieſigen Kraxenträger gebückt ſeine Steinlaſt in's Pfitſch ſchleppen; ihm folgt mit dem Bündel ſein verſteinertes Weib. Daran knüpft ſich dann manche Sage, die ſchwerlich mit der altdeutſchen Mythologie, wie Alles wiſſen wollende Germaniſten herausklügeln, ſondern mit den Ortsverhältniſſen im engſten Zuſammenhang ſteht. Die auch dem gewöhnlichen Auge auffällige Zertrümmerung des Gebirges wird von den Naturforſchern verſchieden erklärt. Die einen, nach deren Anſicht die Centralalpen durch eine Spalte gewaltſam emporſtiegen, ſehen in dieſen Blöcken die Beſtätigung dieſes Vorganges; andere nehmen nicht das Chaos im Erdinnern zu Hülfe, ſondern meinen, es hätten die oft haarfeinen Spalten und Klüfte, welche das ein- und durchſickernde Waſſer dann auswuſch und erweiterte, völlig genügt, dieſe Wüſte auf den Jöchern zu ſchaffen. Das Klettern iſt hier ſehr gefährlich, denn bisweilen ſtört der leiſeſte Tritt das Gleichgewicht, die Steine klappen wie eine Falle zuſammen und zerquetſchen die Glieder des Unglücklichen; oder Moos verdeckt eine Spalte, er glitſcht aus und ſtürzt klaftertief in einen Riß, aus dem er ſich ſchwerlich mehr emporrafft. So erging es einem Schützen; auf ſeinen linken Fuß fiel ein Block und zerſchmetterte ihn bis an das Knie; vergebens ſuchte er ihn unter den fürchterlichſten Qualen herauszuziehen oder die Laſt wegzuwälzen, und ſchon wollte er Abends mit ſeinem Taſchenmeſſer die Sehnen durchſchneiden. „Da,“ ſo erzählte er, „hörte ich das Aveläuten von der kalten Herberg; ich verlobte mich inbrünſtig zur Mutter Gottes, und der Stein, an dem ich mich abgemattet, wich leicht.“ Er kroch auf den Händen zu einem Grat und winkte dort ſo lang, bis ihn die Hirten abholten.

Auf einem ſelten betretenen Pfade erreicht man unter groſſen Beſchwerden den Kamm. Erſchöpft wirft man ſich auf eine Steinplatte, man beachtet kaum die

Digitized by Google

Kette Schneehühner, die schnarrend empor flattern, und wendet endlich den Blick, der heute schon so viel Herrliches geschaut, gegen den Hintergrund des Pfitsch. Und diese Aussicht wird alle Mühe lohnen. Als hätt' es der größte Künstler gedacht, so schön sind die Berge gruppirt, so edel und schwungvoll die Linien. Es ist Gneis und Glimmerschiefer, der sie zusammensetzt; so weit nicht blendendes Eis alles umhüllt, sieht man die Tafeln desselben senkrecht aufgerichtet. Uns zu Füßen liegt eine breite Terrasse, die sich vor dem steilen Absturz des Grates meilenlang fast eben ausdehnt und auf der Fläche, die durch Rünste tief eingerissen ist, Almen und Wälder in reichem Wechsel trägt. Wer hier den ganzen Sommer wohnen könnte, das wäre ein beständiges Laubhüttenfest. Aber der Landmann, gedrückt von der Last des Tages, genießt wenig von dieser Herrlichkeit, nur selten entringt sich seiner Brust ein lautes Jauchzen. Das Steigen durch eine der Schluchten, wo alle Gesteine in regelmäßiger Aufeinanderfolge bloß gelegt sind, ist für den Mineralogen von höchstem Interesse. Schneeweißer Quarzschiefer wechselt mit feinblättrigem Glimmer und grünem Chlorit. Eingewachsen sind schwarzgrüne Garben Hornblende und faustgroße Granaten; bisweilen findet man Stücke seidenglänzenden Schiefers, durchstreut mit glatten Pyramiden von Magnetit. Pfitsch ist eine Fundgrube von Seltenheiten: Sphen, Adular, Apatit, Grossular, wasserheller Zirkon, Idokras und Nipidolith. Da gibt es Krystallgräber, die Monate in den Tobeln herumkriechen und Steine sprengen. Die gewonnenen Schätze tragen sie zum Verkauf durch ganz Deutschland, oder wenn ein Fremder vom Handwerk kommt, legen sie dieselben auch im Wirthshause zur Schau vor. Glaube aber ja nicht, diese naiven Alpensöhne zu überlisten; schon mancher Mineralog ging aus dem Thale und lachte sich in's Fäustchen, weil es ihm gelungen, den unwissenden Leuten die kostbarsten Dinge um geringes Geld abzuschwatzen. Hintennach erfährt er, daß er diese bei einem Händler in Berlin oder Bonn, welche sie in Bausch und Bogen beziehen, um die Hälfte des Preises hätte anschaffen können. Auch auf die Angabe der Fundorte darf man sich nicht verlassen; diese Krystallgräber sind alle mit einander in Verbindung; macht einer zufällig schlechte Ausbeute, so erhält er von dem andern oft aus weit entlegenen Orten Handstücke, die er dann, um der Nachfrage zu genügen und die Kunden zu erhalten, für Findlinge seiner Heimath ausgibt.

Die Runsen, welche in's Thal führen, sind auch die Bahn für schreckliche Lawinen. Vor einer derselben liegt die alte Kirche von Pfitsch, welche wegen der Gefahr verlassen werden mußte. Das Schiff wurde mehrmals fortgerissen, der Thurm, ein gothischer Bau mit durchbrochenem Maßwerk, widerstand stets dem Anprall der Schneemassen. Das letzte mal stürmte eine Lawine herab und hüllte ihn bis zum Schallloch ein, in welches eine losgerissene Föhre geschleudert wurde. — Der Weg von Falls nach Pfitsch ist auf dieser Seite der einzige, wo man den Brenner umgehen kann, den größten Theil des Jahres begräbt ihn aber Schnee und Eis, und ist er frei, so wird ihn schwerlich weder Zuave noch Turko besuchen. Gangbarer ist der Steig über das Schlüsseljoch, wo man von Vorderpfitsch in drei Stunden mitten in den Brennerpaß gelangt, jedoch noch das enge Defilé zwischen See und Bergwand zu überwinden hätte. Aus Hinterpfitsch führt ein Pfad nach Dornauberg in's Zillerthal, der jedoch selbst für leichte Truppen kaum zu passiren ist.

Müde von der Anstrengung des Weges, erschöpft und hungrig fragte ich nach dem Wirthshaus. Dieses war leicht zu finden, schwerer jedoch die Wirthin. Ich umschlich, wie der Fuchs den Taubenstall, das ganze Haus; da war nirgends Loch oder Lucke, wo man hätte hineinschlüpfen können. Es schien alles ausgestorben. Endlich bedeutet mir ein Mädchen, die Leute seyen auf dem Feld, Grummet zu mähen, dort, etwa eine Viertelstunde vom Haus weg. Ich band mein Schnupftuch auf den Bergstock und telegraphirte in der bezeichneten Richtung, nachdem ich der Mäher ansichtig geworden, mit lautem Geschrei. Langsamen Schrittes, das braune, runzlige Gesicht von einem rothen Tuch umwickelt, die blaue Schürze vorgebunden, auf der Achsel den Rechen, in der Hand den schweren Schöpfkrug kam endlich Rebecca dahergewatschelt. „Was ist des Herrn Begehr?" — „Essen, möglichst gut und viel, Wein und ein Bett." — „Letzteres ist da, mit der Kost steht's schlecht!" — „Gstraunfleisch oder G'felchtes?" — „Mehl, Milch und Butter, wenn Ihr einen Schmarrn wollt." — „Da laufen ja Hühner herum." — „Die müssen Hennen werden; wer sollte sie auch kochen?" — „Nun, Ihr!" — „Ich weiß mit solchen Vögeln nicht umzugehen, mag sie auch nicht metzgen." — „Das will ich alles selbst thun." — „Wenn Ihr's versteht, ist's was anderes. Ich gebe aber keines weg, vielleicht die Nachbarin dort."

Sie ließ mich stehen und ging in das Haus nebenan. Bald darauf erschien sie mit der Bäurin; diese hatte ein Huhn unter den Armen und maß mich mißtrauischen Auges, vielleicht weil meine Blouse von der heutigen Fahrt eben so viel Löcher hatte als ihre Jacke. „Zahlt Ihr das Hühnchen?" war die erste Frage. — „Alles, was Ihr verlangt." — „Ist Euch zehn Kreuzer nicht zu viel?" — Ich überreichte schweigend das Geld

Digitized by Google

und erhielt das Huhn. Beide ſchauten neugierig, was ich thun würde. Gelaſſen zog ich das Federmeſſer und ſtach das Thier nach allen Regeln der Kunſt ab. Dann ging es in die Küche. Die Wirthin machte Feuer, bald brodelte warmes Waſſer, das Huhn wurde gebrüht, abgefedert, ausgeweidet, gewaſchen, in Eier und Semmelbröſeln getunkt, und weil kein Schmalz vorhanden war, in Butter gebacken. So kam mir meine Kenntniß der Kochkunſt trefflich zu ſtatten; als Student hatte ich mir das Eſſen ſehr oft ſelbſt bereitet, Wildpret, Vögel, Fiſche, wie ich es eben erbeuten konnte. — „Schau," meinte die Wirthin, „jetzt weiß ich doch auch, wie man dieſe Vögel zurichtet!" Nun ließ ich noch ein paar Eier ſieden und ſetzte mich wohlgemuth auf die Holzbank in der Stube, köſtlicher ſchmauſend als Odyſſeus nach langer Fahrt bei Eumäos. Bald kehrten auch Knechte und Mägde vom Feld und freuten ſich des Mahles, das nicht lecker bereitet war: Erbſen, Bohnen, Gerſte zu einer Olla potrida verſotten, als Beigabe ſteinhartes ſchwarzes Haferbrod, aus dem die Spelzen hervorragten, daß es im Schlund kratzte, als ſchluckte man einen Igel. Die Leute dankten fröhlich Gott dem Herrn und ich konnte Betrachtungen anſtellen, wie wenig beſcheidene Genügſamkeit braucht, um ſatt zu werden.

Das Bett, welches mir zugewieſen wurde, war ſauber, wenn auch nicht fein, die Ueberdecke jedoch, wie es bei Bauern Brauch, ſo ſchwer, daß ich darunter erſtickt wäre, wie der Titan unter dem Aetna, hätt' ich ſie nicht über Bord geworfen. — Morgens beim Grau der Dämmerung wurde ich geweckt; ich dachte mir, die Wirthin habe den Kaffee bereitet, ſie meinte aber: „Weil Ihr ſo gut kochen könnt, ſo richtet den Kaffee auch ſelbſt zu; wer weiß, ob ich es recht machen würde." Das geſchah auch. Bei der Bezahlung der Zeche mußich der naiven Ehrlichkeit dieſer Wittwe gedenken. Als Schlafgeld verlangte ſie zwei Kreuzer, und weil ich zum Frühſtück nur anderthalb vertrocknete Semmeln gegeſſen, wollte ſie den halben Kreuzer in Abzug bringen. Ich ſchenkte das Stück Brod dem Kind nebenan, das es wie eine Delikateſſe verſchlang. Nun fragte ich, ob vielleicht jemand vorhanden ſey, der die zuſammengeſchleppten Mineralien in einem Korb tragen wolle? Ihre Tochter, ein halb ausgewachſenes Mädchen, erbot ſich dazu; der verlangte Lohn war ſo gering, daß ich gern noch ein paar Sechſerln zulegte. Ich habe die Steine nachträglich, Stück für Stück in Heu eingewickelt, erhalten.

IV.

Außerpfitſch iſt ſchön genug, um dem Wanderer die Tour zu empfehlen; wir wollen jedoch nicht immer landſchaftliches Grünzeug auftiſchen und werfen, ehe wir in das uralte Sterzing gelangen, einen Seitenblick auf jenes Blachfeld, über welches ein leichter Nebel hinwallt. Es iſt das Moos, berühmt durch den Sieg Hofers 1809, berühmter noch als Bannplatz, wo jungfräuliche Geiſter ihre Abſage der Liebe und Ehe ſchwer büßen. Nähert ſich in Tirol ein Mädchen den verhängnißvollen Dreißig, ſo heißt es: „Sie reiſt für das Sterzinger Moos!" Und was treiben denn dieſe weiß gekleideten Schäflein auf ſo ſchlechter Weide? Die Nachrichten lauten verſchieden; in freien Stunden ſingen ſie mit Froſch und Unke Chor, dann bringen ſie Flachsſamen zu Haufen, welche eine beſtimmte Höhe erreichen ſollen, eine Arbeit, ſo vergebens wie jene des Siſyphus oder der Danaiden, denn die glatten Körnlein rutſchen ſtets über einander ab, oder ſie müſſen Mücken Strümpfe ſtricken, von denen bis jetzt ſchwerlich ein Paar fertig wurde. Nebſibei leiden ſie aber auch die Qualen des Tantalus. Dort auf jenem himmelnahen Berggipfel, welcher durch die Thallucken heraus ſchaut, ſind die alten Junggeſellen verſammelt, die Kuß und Ehebett mieden, und müſſen die Wolken hin und her ſchieben, wie die Iris, wenn ſie das Thor des Olymps öffnet oder ſchließt. Das Moos war ehedem ein See, welcher, allmählig durch den Gebirgſchutt der Seitenthäler angefüllt, zum Sumpf wurde und nun als Pferdeweide dient.

Das Aeußere Sterzings zeigt nicht, wie ſchickſalsreich dieſe Stadt iſt. Hier beſiegten die Römer nach heftigen Kämpfen das Volk des Thales. Der Hofpoet Horaz ſingt:

„Drusus Genaunos, implacidum genus,
Brennosque veloces et arces
Alpibus impositas tremendis
Dejecit acer plus vice simplici."

Wir dürfen nicht zweifeln, daß hinter ſo viel Glanz nur ein kleines Kerzlein flackert, denn im Bulletinſchreiben haben es, wie Mommſen darlegt, die Römer der Spätzeit eben ſo weit gebracht, als die Franken des großen Kaiſerreichs. Lieſt man die Völkernamen des Horaz, ſo fragt man verwundert, wo denn die Leute in den engen Schluchten Koſt und Quartier hergenommen hätten, um zu Nationen heranzuwachſen. Der Brenner mit den flinken Bewohnern zählt jetzt 120 Feuerſtellen, noch weniger, wenn man das Seitenthal Benna und Padaun mit dem Bauernhof Hochgenäun abzieht. Was Druſus beſiegte, kann nur der Landſturm der nächſten Gauen geweſen ſeyn: des Wippthals mit ſeinen Zweigen. Welchen Stammes die Bewohner waren, mögen die Gelehrten ausfechten; die einen ſehen überall Kelten, die andern, den wackern

Steub an der Spitze, Etrusker; auf diese werden die sonderbaren Ortsnamen bezogen, die zu keiner Sprache passen und, wie Bergspitzen aus einer Ueberschwemmung, unerklärbar aus den verstummten Volkswogen, die stiegen und sanken, in unsere Tage herüber ragen. Man hört diese seltsamen Laute bis tief in's Unterland, und nicht viel Jahrhundert vergingen, seit Stubai in nächster Nähe Insbruck romanisch redete. Die Geräthe, welche allerorts im Lande gefunden wurden und die Schaukästen des Museums füllen, bringen auch kein Licht, sondern nur Stoff zu neuer Fehde: ob Kelten, Etrusker, oder Deutsche? Nur die Wälschen wußten aus alle dem ein greifbares Resultat zu gewinnen; die Trienter Gelehrten und Ideologen schmiedeten Waffen daraus, um zu beweisen, daß Tirol italienischer Boden sey und, durch die Barbaren den Rhäto-Etruskern entrissen, nach uraltem Anspruche eigentlich zu Italien gehöre; man wolle ihn jedoch fahren lassen und Gnade für Recht gewähren, diesen Boden nur bis zum Brenner beanspruchen. Im Jahr 1848 haben sich unsere Schützen für diese Huld mit ihren Stutzen zu Trient bedankt. Uebrigens wußten die Römer Sterzings Lage, welches den Weg über den Jaufen nach Meran und das Penserjoch in einen Knoten zusammen faßt, zu würdigen; sie vergrößerten die Stadt und weihten sie dem Schutze ihrer Götter; insbesondere wurden dem Mithras Altäre gebaut, deren Reste sich erhalten haben. Die Seitenthäler sind reich an Erzen; diese wurden zu Silbermünzen geprägt, daher Sterzings Name von Sesterzen. Der römischen Weltherrlichkeit machten die Gothen ein Ende; Gossensaß am Eingang der Schlucht des Eisak soll das etymologische Andenken ihrer Niederlassung seyn.

Es ist wohl in keiner Provinz Deutschlands, geschweige der österreichischen Monarchie, von so vielen und so viel Sagensammlerei getrieben worden als in Tirol, und man hat, was man dem Mund des Volkes entquetschte, wie Kraut und Rüben unbesehen in den großen Topf deutscher Mythologie geworfen; wer aber, wenn ich so sagen darf, ein naturforschendes Auge für die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Thalbewohner hat, muß, abgesehen von jeder Geschichte, deren Aufzeichnungen zwar dunkel, aber nicht so dunkel sind, jeden Schluß zu verbieten, die Beobachtung bestätigen, daß hier nicht bloß Verwandtes, sondern auch Entgegengesetztes in unmittelbarer Nähe gedieh. Weit entfernt den Sagensammlern ihr Verdienst zu bestreiten, möchte ich doch diesen Herrn rathen, ehe sie erklären und dem anderweit entdeckten unterordnen, doch ja ein bischen auf den Ursprung der Dinge zurückzugehen, und dabei nicht bloß Grimms Mythologie, sondern auch die römischen Alterthümer, Steubs Etrusker, die Schriften der Celtomanen und die Ausgrabungen zu berücksichtigen. Es würde dann freilich nicht jedes Jahr ein neues Buch zum Druck fertig, welches man allenfalls einem hohen Herrn dedicirt, die Wissenschaft hätte aber nicht bloß neuen Rohstoff gewonnen. Es geht mit dem poetischen Werth dieser Sagen auch nicht viel anders; manchmal gemahnt es uns, als träte man nach langer Wanderung über öden Gebirgsschutt an eine heimliche Quelle: dunkel und tief blickt sie dir entgegen, den Rand kränzen seltene Blumen und Moose; weit häufiger gehört jedoch der Appetitus spurius eines Liebhabers dazu, um jeden Brocken von der Tafel der Vorwelt, dem man gar nicht mehr ansieht, ob Fisch oder Fleisch, schmackhaft zu finden. Man verzeihe diesen Absprung von den Gothen zur deutschen Sage; er führt uns zur Kunst des Mittelalters.

Da war Sterzing ein Stapelplatz tirolischen Handels und der Mittelpunkt vieler Bergwerke; großer Reichthum häufte sich, adelige Geschlechter wählten hier den Ansitz, Fürsten kehrten ein und die Stände Tirols tagten mehr als einmal in seinen Mauern. Auch Kunst und Poesie warfen ihren Glanz auf die ehrwürdige Stadt; hier wirkte jener Maler Vincenz Raber, dem Benedikt Debs, der berühmte Notist und Bassist aus Ingolstadt, vor seinem Tode zu Botzen (1512) Handschriften mittelalterlicher Dramen schenkte. Er führte zu Sterzing 1496 und 1503 die große Passion auf, dann 1512 zu Botzen und vielleicht auch zu Fleims und Trient, wo man jetzt nur wälsch verstehen will. Es muß damals ein reges Leben in diesen Bergen geherrscht haben; kaum war der letzte Harfenton Oswalds von Wolkenstein verklungen, so erblühte die Knospe des Volksdramas am Inn, Eisak und der Etsch; zur Vollendung gedieh sie hier so wenig, als im übrigen Deutschland. Wer denkt hier nicht an unsere Dome, die auch als unfertige Wraks in die Gegenwart schauen, welche zwar ihren Kunstwerth würdigt, während der Geist, aus dem sie emporstiegen, verweht ist. Alle Versuche von Epigonen können die Erinnerung an ihn wachrufen, aber das Rad der Zeit wird nichts zurückbewegen. Jetzt ist Sterzing traurig und einsam, eine alte Jungfrau bei den alten Jungfrauen des Mooses; in den Markthallen kauft und verkauft niemand mehr und die lustigen Knappen sind längst zerstoben, nachdem sie das taube Erz zurückgelassen. Das ist so die Geschichte dieser mittelalterlichen Städtchen.

V.

Von Sterzing zum Brenner hat man rechts und links Tannenwälder; die Gegend, in welcher vorzüglich

Digitized by Google

Hafer gedeiht, zeigt einen ganz nordischen Charakter. Bald thut sich das Pfierschthal mit seinem Gletscherhintergrund und den prallen Kalkwänden des Tribulaun auf; den Besuch derselben verschieben wir aber auf ein andersmal, wo der Fuß weniger ermüdet und Muße genug ist, mit den Einwohnern, welche viel eigenthümliche Gebräuche haben, weitläufiger zu verkehren. Das Thal, obwohl sehr reich an Reiz, wird selten besucht. Die Hauserin des Geistlichen, der zugleich Wirth ist, sagte mir, seit zwei Jahren sey ich der einzige Fremde, der hier eingekehrt; ein Maler aus Sachsen hätte sich einmal acht Tage aufgehalten und die Eisberge abgezeichnet. Diese Freude an den Fernern sey den Bauern sehr spaßig vorgekommen; sie hätten ihm gern ein paar in seine Heimath mitgegeben und dafür die magerste Wiese eingetauscht. Zwischen Weißspitz und Tribulaun führt ein schlechter Steig neben einigen Jochseen vorbei in's Gschnitz, ein anderer aus Vorderpflersch nach Obernberg. Gehen wir weiter vorwärts, so erhebt sich rechts über dunkeln Föhren ein schlanker Wartthurm, umgeben von den Trümmern einer Burg. Hier nahm Räuberhand den Zoll von den Kaufleuten, welche auf den Markt zogen und den Geleitschein zu lösen vergessen hatten. Einige Schritte um den waldigen Vorsprung, und das Dorf Gossenfaß steigt vor uns empor. Die alterthümlichen Gebäude deuten auf Verhältnisse, die nicht mehr bestehen; fast über jeder Thüre sieht man Fäustl und Meißel abgebildet, darunter ein großes Stück Kupfererz, welches an der Luft verwitternd die Mauer mit grünen Striemen färbt. Das sind die Reste des berühmten Bergbaus von Gossenfaß. Wer wissen will, welche Erze brachen, mag hier mit einer Leiter hinaufsteigen und nachschauen; die Stollen sind verschüttet, die Schachte erfäuft und nur eine schöne gothische Kapelle zeugt vom Reichthum der Knappen, aber nicht von ihrer Frömmigkeit. Gerade wie zu Navis war ihr gieriges Auge zu weit für die gewonnenen Schätze. Umsonst warnte sie ein fremder Eremit, sie lachten sein und hämmerten. Da kam das Christfest. Wohl hatten sie die Messe versäumt, aber nicht das Wirthshaus; singend und jubelnd suchten sie die Stollen auf; am Eingang stand der Alte und warnte. Vergebens! Sie ergriffen Grubenlicht und Fäustel und schoben die Karren ins Geleise. Da krachte und donnerte es, über die Flanke des Berges schleuderte eine Lawine ungeheure Steintrümmer, und das reiche Bergwerk war verschüttet für immer. Als Zeichen des Uebermuthes findet man noch hie und da eisen silbernen Nagel, wie sie die Knappen statt der eisernen in die Schuhe schlugen. Zu Gossenfaß lebte auch ein kunstvoller Schmied, der Rittern und Reisigen die Harnische ausflickte und ihren Rossen das Eisen bloß auf den Huf legte, und es blieb fest, ohne daß er es annagelte. „Der kann's wie der Schmied von Gossenfaß!" sagt man noch, wenn einer recht gut mit Hammer und Zange umzugehen weiß. Scheffel scheint das in seinem Ekkehard aufgegriffen zu haben, denn er verlegt die Esse des mittelalterlichen Dädalus Wieland hieher.

Schon in der Hauptstraße von Gossenfaß beginnt der Anstieg des Brenners. Frisch und schäumend springt der Eisak dem Wanderer entgegen bald rechts, bald links vom Wege, welchen vorspringende Felsen der Schlucht oft zwingen über eine Brücke die Richtung zu ändern. Die Landschaft ist ziemlich einförmig, zu beiden Seiten hindern düstere Abhänge die Fernsicht, die und da taucht ein grotesker Schrofen, wie die Nornspitz, welche man der Aussicht wegen besteigen kann, aus den Tannen, durch die Furchen fließen kleine Wasseradern und suchen die größeren Bäche. Der Paß ist im grauen Schiefer eingeschnitten, und weil er der Richtung des Streichens der Schichten folgt, so hat man auf der einen Seite die ungeheuren Tafeln des Gesteins, welche vom Berggrat bis zur Paßtiefe stark geböscht niederfallen, auf der andern die Köpfe desselben, zu prallen Wänden aufgerichtet. Hat man die Höhe erreicht, so erweitert sich das Thal etwa auf 50 Schritte zu einer moosigen Fläche, die sich stundenlang ohne merkliche Hebung oder Senkung in die Länge zieht, so daß selbst das Wasser verlegen ist, ob es zum Inn oder zur Etsch abfließen soll. Dieß ist die berühmte Scheide zwischen Nord und Süd, lang genug, daß die Deutschen und die Wälschen, wenn quer in der Mitte der Schlagbaum gesetzt würde, beiderseits außer Kanonenschußweite feste Klausen zur Sperre anlegen könnten, die weder von dem einen noch dem andern Theile zu umgehen wären; denn bis zum Radstätter Thauern östlich und bis zur Finstermünz westwärts ist kein Weg für einen Soldaten, sey er auch noch so leicht gerüstet: über den Oetzthaler Ferner und das Halsel im Zillerthal wagt gewiß nie eine Truppe den Marsch. Vertheidigen Schützen den Brenner, so ist es unmöglich, den Paß zu durchbrechen, weil man nicht bloß das Thal, sondern auch eine Gebirgswand von der andern beschießen kann. Von Brixen bis Innsbruck — wo in der Welt ist ein Defilé, das solche strategische Wichtigkeit, solche Bedeutung für den Völkerverkehr hätte? Der Brenner verknüpft Deutschland und Italien, durch ihn wird die Tiefebene des Po zum Glacis Deutschlands, und deßwegen erhält Deutschland an den Eisenschienen der Brennerbahn ein kostbareres Geschenk, als wenn ihm die goldene Krone von Rom geboten würde, deren magischer Glanz die alten Kaiser durch diese Schluchten ins Verderben lockte. Geschenk? Nein! Es ist die

Digitized by Google

Nothwendigkeit, welche diese Bahn schafft und durch den Bau derselben beweist Oesterreich, daß es deutsch ist, denn diese Bahn läßt Wien, das Centrum der Monarchie seitwärts, und führt in das Centrum Deutschlands. Oesterreich beweist dadurch, daß es sich zu Deutschland rechnet; möge es sich in Deutschland nicht verrechnet haben! Begwingt auch geschichtliche Nothwendigkeit im Lauf der Zeiten jede Gefühlspolitik aus Haß oder Liebe, so kann letztere doch den stetigen Gang der Entwicklung hemmen, und Deutschland trägt noch gegenwärtig die Folgen davon, daß sich Oesterreich selbstgenügsam abschloß. Verstimmungen müssen schwinden, seyen sie alt oder neu; Deutschland und Oesterreich werden mächtig und groß in die Zukunft schauen, bis an dem letzten Tage der Dinge mit dem Naturleben dieser Erdepoche auch das Völkerleben in Nacht versinkt.

Durch die Eisenbahnen und als Knotenpunkt derselben wird Verona die Metropole Oberitaliens und für Deutschland ein ebenso wichtiger Waffenplatz, als es Straßburg wäre, wenn ob diesem auch ein Dietrich von Bern den leuchtenden Reichsschild mit dem Kaiseraar gehalten hätte. Die natürliche Gränze Deutschlands ist und bleibt Mincio und Po, wer vom Isonzo redet und allenfalls einem neuen Aquileja, welches daselbst zum Schutze Deutschlands gebaut werden soll, ward entweder durch das Alter zum Schwachkopf oder ist ein Landesverräther, den man im Sumpf ersticken, oder ein Narr, den man in ein kosmopolitisches Irrenhaus stecken soll. Schmach genug, daß die eiserne Krone der Lombarden, welche so viele deutsche Fürsten ruhmvoll getragen, in acht Wochen verloren ging, während Preußen diplomatische Maulaffen feil hielt; denn nur zu bald wird sich die bekannte Tigerkatze über den Rhein und Mincio strecken, trotz des faulen Friedens.

Die Bedeutung des Brenners als Handelsstraße zu besprechen, ist überflüssig; ein Blick auf die Karte zeigt, daß er die Mitte Deutschlands und Oberitaliens senkrecht verknüpft. Zugleich führt kein bequemerer Weg von Nord nach Süd; was die Steigung betrifft, so erhebt sie sich allmählig und ist nur auf kurzen Strecken steil, indem sie sich auf die Länge Insbruck — Brixen vertheilt. Insbruck hat 1800′ Meereshöhe, der Schönberg 3000′, Steinach 3200′, Gries 3620′, die Wasserscheide des Brenners 4375′, Gossensaß 3300′ Sterzing 2900′, Mauls 2700′, Brixen 1800′. Der Paß ist aber auch im Vergleich zu andern sehr niedrig. Der Mont Cenis liegt 6360′, der kleine Bernhard 7476′, der Simplon 6174′, der Gotthard 6390′, der Splügen 5890′, der Radstätter Tauern 4800′, der Stelvio 8663′ über dem Meer.

Der Brenner Paß ist ein Hochthal, durch welches einzelne Höhe zerstreut sind. Die Bewohner nähren sich von Viehzucht und Straßenbau, ein beschwerlicher und gefährlicher Erwerb. Denn die Höhe des Brenners fällt in eine Luftregion, wo die atmosphärischen Niederschläge am stärksten sind, und läßt zugleich dem Nord- und Südwind freie Gasse, so daß wohl nirgends so dichtes Schneegestöber die Luft verfinstert als hier. Dann klärt sich der Himmel, und der leiseste Peitschenknall erweckt Lawinen und verschüttet Roß und Mann. Vor einigen Jahren fuhr ein schwerer Frachtwagen durch, plötzlich krachte es, der Mann, welcher der Vorspann vorausschritt, sah sich um und hinter ihm lag ein ungeheurer Schneeberg. Es gelang, die Begrabenen lebendig herauszuschaufeln. Im nahen Venna ging ein Jäger auf der Spur der Schneehasen, sein Hündlein lief voran, da stürzte eine Lawine vom Abhang, riß es mit sich in die Tiefe und staute den Bach durch einen Schneewall, so daß jener in Eile drüber klettern mußte, um nicht zu ertrinken. Das sind die Schrecken der Alpenwelt. Jetzt grünt am Hang der Klee und blüht die Almrose, lichter Sonnenschein umfließt die Höhen, auf denen die Sense blitzt, helles Jauchzen tönt in die Luft, und der Pilger, welcher den flüchtigen Schritt nach dem Wunderland Italien lenkt, ahnt nichts vom starren Todesgrauen, das hier den größten Theil des Jahres herrscht. Auf dem Brenner gedeiht nur Hafer, der auch nicht jedesmal reift. Die Quelle, neben der sich ein Badhaus erhebt, war einst berühmter als jetzt. Sie soll eine höhere Temperatur gehabt haben, da man jedoch in ihrer Nähe einen Graben anlegte, floß kaltes Wasser zu und ein großer Theil der Heilkraft ging verloren, oder vielmehr der Glaube daran, der ja auch an andern berühmten Stätten mehr wirkt, als das Wasser und die Kunst sämmtlicher Söhne Aesculaps. Das Posthaus bietet gelegene Unterkunft und treffliche Forellen, bei denen man gern blauen Enzian und Jochveilchen vergißt. Eine Viertelstunde abwärts wird der Paß am engsten, weil sich die Sill, ehe sie ins Thal stürzt, zu einem See erweitert, der einst gewiß eine größere Ausdehnung besaß, bevor die benachbarten Gebirgsbäche ihren Schutt auf seinem Boden abluden. Jetzt ist er zum Theil versumpft. Die Felsen, welche aus ihm emporsteigen, die Straße mit den dunkeln Tannen, da und dort ein Häuslein, wie ein Invalid im grauen Wettermantel, der verdrossen auf einen Pfennig wartet, das dunkle Wasser: es ist ein düsteres, fast unheimliches Landschaftsbild, ganz geschaffen für italienische Räubersagen oder als Hintergrund für Hebbels Schauderballaden. Indeß ist die Sache nicht so arg; du magst ruhig fürbaß gehen und die finstere Stimmung, in welche dich die Scenerie versetzt, ohne

Digitized by Google

Angst genießen. Die Leute sind zwar wegen ihres losen Mauls berüchtigt, und werden dir vielleicht, wenn Gestalt und Kleid etwas Auffälliges zeigt, eine laute Glosse nachrufen; sonst geschieht dir auch nicht das mindeste. Ist man am See vorbei, so treten die Berge auseinander und das Thal fällt mit einer steilen Terrasse, an der sich rechts der Weg hinzieht, gegen den Paß Lueg, wo nur noch ein alterthümliches Kirchlein die ehemalige Zollstätte andeutet. Ein Fußpfad, der neben der Kill in die Felder ablenkt, erspart dem Müden ein Viertelstündchen. Am Ausgang der Brennerschlucht liegt das schmucke Dörflein Gries. Die Kirche besitzt Fresken von Arnold, einem akademischen Maler, der seiner Zeit, als man noch nichts vom Wehen des christlich-germanischen Geistes verspürte, gutes Ansehen genoß. Gries ist der beste Platz zur Nachtruhe, wenn man Tags darauf das Thal von Obernberg besuchen will.

(Schluß folgt.)

Ungedruckte Briefe von Herzog Karl August von Sachsen-Weimar an Herder.

Mitgetheilt von H. Düntzer.

Eine große Anzahl von Briefen zwischen dem Herzog und Herder, so wie von Handbillets des ersteren an Herder sind im „Weimarschen Herder-Album" S. 5—42 abgedruckt. Auch die hier mitgetheilten bieten manche anziehende Züge zum Bilde des trefflichen Fürsten, dessen Beziehung zu den bedeutenden Geistern, die er um sich zu versammeln wußte, ihm als Menschen und Fürsten zu höchster Ehre gereicht.

1.

Den 1. August 1786.

Hier schicke ich Ihnen die typos lectionis wieder. * Sehr bin ich überzeugt, daß Ihnen das Schulmeistern der Kleinen so gut wie das Lehren der Großen gerathen wird. Mich wird's immer sehr freuen, wenn Sie, Lieber, Ihren Geist auch mit der Pflanzung des Blumengärtchens beschäftigen, und sie eben so auszuputzen verhältnißmäßig sich bemühen, wie sie es an großen Pflanzungen gewohnt sind. Hierbei eine bequeme Münzsorte in Carlsbad. **

Carl August H. z. S.

Auch hier das Bild zurück; es sieht einem welschen improvisatore ähnlicher als Euer Hochwürdigkeit. ***

2.

Weimar, den 5. Mai 1797.

Den schwarzhaarigen August * wieder zu sehen, hat mich sehr gefreut. Avertiren Sie mich nur, wenn Sie wünschen, daß ich mich vor ihn verwenden soll, und alsdann welchermaßen.

Erzeigen Sie mir den Gefallen, gelegentlich den Schullehrern in der Stadt Weimar aufzugeben, ** die jungen Leute in den Classen zu ermahnen und dieses oft zu wiederholen, sich in dem Parke und an andern öffentlichen Orten bescheiden und sittsam aufzuführen; namentlich ist die Vermahnung von Secunda abwärts an nöthig. Das Zeug ist gewaltig übel gesittet, lärmt, beschmiert, beschädigt und läuft bei jeder Kleinigkeit zusammen. Die Schullehrer können diesem Unwesen wirklich am besten steuern, da die Polizei solchen Kindern nicht viel thun kann. Auf die folgenden Jahre hat so etwas gewiß Einfluß. Leben Sie wohl.

Carl August H. z. S.

3.

Weimar, den 17. December 1797.

Die fortgesetzte Aufmerksamkeit, welche Sie der Bildung meines ältesten Sohnes *** widmen, verbindet

---

* Ein von Herder herausgegebenes ABC-Buch.

** Der Herzog reiste an demselben Tage nach Carlsbad, wohin sich auch Herder bald darauf begab. Goethe befand sich bereits daselbst.

*** Der Herzog ließ zwei Jahre später von Trippel in Rom Herders Brustbild in Marmor verfertigen.

* Herders Sohn, der in Göttingen studirt hatte und eben die Bergakademie zu Freiberg bezog.

** Herder war Ephorus der Schulen, zu deren Verbesserung er außerordentlich thätig war.

*** Des am 3. Februar 1783 geborenen Erbprinzen.

Digitized by Google

mich zur lebhaftesten Dankbarkeit, deren Ausdrücke ich hier anzunehmen bitte. Ueber das fernere Detail des Unterrichts des jungen Menschen wird sich mündlich noch mancherlei einrichten lassen, wenn Sie mir gelegentlich einen dieser Tage zur Besprechung widmen können; jetzt wünsche ich aber vorläufig einen Punkt meiner neuerlichen Aeußerungen, den Sie in meinem Sinn nicht ganz verstanden zu haben scheinen, aufzuklären und auszulegen. Ich war und bin nicht der Meinung, Mouniers Institut für meinen Sohn zu benützen, sondern Mounier selbst als Privatlehrer. Den Mißverstand kann verursacht haben, daß ich vielleicht sagte, der Jüngling könne im Frühjahr, wenn das Wetter gut sey, nach Belvedere einigemal die Woche reiten und bei Mounier alsdann dorten Lection nehmen, so wie ich darauf rechnete, daß den Winter hindurch Mounier ihm entweder die Lectionen hier gäbe, oder ihm Sachen zur Ausarbeitung auftrüge, die er dann zu unbestimmten Zeiten durchsähe, welches wechselsweise, oder wie es die Umstände verlangten oder erlaubten, hier oder in Belvedere geschehen könnte, und daß der Jüngling durch diese Veranlassung zweierlei Uebungen zugleich treiben könnte, die der französischen Sprache und Dialektik und die des Reitens. Ich wüßte selbst nicht, was der Jüngling sonst bei Mounier lernen sollte, und das er nicht viel besser bei inländischen Lehrern profitiren könnte. Von allen Franzosen aber, die bei uns wohnen, ist Mounier der einzige, der seiner Sprache vollkommen mächtig ist, und sie wissenschaftlich besitzt; dabei hat er einen sehr klaren, energischen Vortrag. Mit den Engländern möchte ich den Kleinen nie gemein werden lassen und ihn dazu auch nicht aussetzen.

Indeß wäre es eine große Frage, ob nicht mit der Zeit es für den Jüngling nützlich seyn könnte, um ihn dreister und seiner selbst gewisser zu machen, ihm einige Lectionen, wie im Latein, der Literatur dieser Sprache, vielleicht im Französisch Vorlesen und dergleichen, mit ausgesuchten jungen Leuten, die von seinem Alter und Stärke in den Wissenschaften wären, weß Standes sie auch seyn möchten, bei irgend Jemanden nehmen zu lassen? Dieses überlasse ich Ihrer Beurtheilung; ferner noch, ob diese Idee, wenigstens in Ansehung des Latein und seiner Literatur, nicht durch Böttiger ausgeführt möchte werden? und ob es nicht vielleicht gut seyn könnte, die fernere Ausbildung meines Sohnes in der Latinität Böttigern anzuvertrauen?

Mouniern betreffend, müßte ich wohl mit diesem über das Mechanische meiner Absicht reden, nämlich welche Zeit er darauf verwenden könnte, und das wie? Ich dachte, er sollte nur erst einmal den Jüngling, und zwar im Anfang in meiner und meiner Frauen Gegenwart, prüfen, wie weit er im Französischen sey, dann aber ihm einige Themata, Uebersetzungen aus dem Latein ins Französische aufgeben, welche der junge Mensch mit Muße bei sich ausarbeiten müßte; wären diese gemacht, alsdann ginge sie Mounier wieder mit ihm durch und brächte bei der Correctur die Regeln bei. Diese Correctur und Revision, welche die Lectionen gleich mit einschließen, müssen Anfangs in Loco geschehen, dann, wenn die Witterung gut würde, abwechselnd hier oder im Belvedere, in beiden Fällen aber privatim, bis der Kleine so weit wäre, daß er seiner selbst sicher mit andern deutschen jungen Leuten unter Mouniers Vorsitz französische Lese- und Declamationsübungen halten könnte.

Ein anderer Punkt seiner Erziehung liegt mir noch schwer auf dem Herzen, dessen Erfüllung an unsere häusliche Einrichtung angeknüpft ist, und dessentwegen ich nothwendig einige Veränderungen in unserem Privatleben machen muß; nur kann ich noch mit mir selber über die mechanischen Einrichtungen zu diesem Behufe nicht recht einig werden. Dieser Punkt ist, den Jüngling mehr, zumal des Abends, in die Gesellschaft erwachsener Männer zu bringen und ihn der beständigen Kinderstubenluft nach und nach zu entziehen. Der Natur der Sache nach sollte diese Veränderung den mindesten Schwierigkeiten unterworfen seyn, leider aber sind Persönlichkeiten und Gewohnheiten im Wege, welche sie sehr schwer machen; indessen hoffe ich auch diesen Stein der Hindernisse wegzuwälzen. Verzeihen Sie diese langweilige Eröffnung, ich wollte aber, sie sollte den Weg zu unserer nächsten Unterhaltung bahnen. Leben Sie wohl.

Carl August H. z. S.

Gestern Abend habe ich einen sehr merkwürdigen eigenhändigen Brief vom jungen preußischen König bekommen, den ich Ihnen zeigen werde.

4.

März, 1798.

Es hat etwas lange gedauert, ehe ich beikommenden Aufsatz erhielt; während den Festtagen wollte ich Ihnen auch mit der bewußten Sache nicht beschwerlich fallen. Der Riedel'sche Aufsatz * sollte zur Grundlage dienen, um diejenige neue oder veränderte Bearbeitung des jungen Menschen, die man bei ihm für nöthig erachten könnte, mechanisch möglich zu machen. Ihre fernere Beurtheilung dieser Angelegenheit erbitt' ich mir und hoffe, daß Sie im Lauf dieser Woche mir ein paar

* Riedel war Erzieher des Erbprinzen.

Digitized by Google

Stunden Unterhaltung, zu denen ich auch am Ende Riedeln ziehen wollte, geben werden. Vale.

Carl August H. z. S.

* * *

Auch die beiden folgenden Handbillette wird man mit Vergnügen lesen.

5.

(1787?)

Ich danke für das Ueberschickte und werde heute noch das Nöthige wegen Danzen * besorgen. Goethe hat mir geschrieben. Gestern erhielt ich seinen Brief; meine Frau soll ihn Ihnen schicken. Leben Sie wohl und grüßen Frau und Kinder.

Carl August H. z. S.

6.

Es ist mir gestern Abend beim Nachschlagen Ihrer Bücher * beigefallen, daß der Fürst von Dessau die Schwefelabdrücke der Stoschischen Sammlung besitzt. Ich werde an ihn schreiben, damit er mir diejenigen Abdrücke der Steine, die im Winkelmann angezeigt stehen, zuschickt.

C. A.

* Es ist wohl Johann Traugott Leberecht Danz gemeint, der Sohn eines Gymnasiallehrers zu Weimar, der, durch frühen Umgang mit Herder angeregt, in diesem Jahr die Universität Jena bezog. Herder hatte ihm wahrscheinlich die Unterstützung des Herzogs zugewandt.

* Herder hatte wohl dem Herzog Werke über griechische Kunst geliehen.

Aus Dante.

Beide standen wir noch am Rand des Meeres,
Wie man so steht, die zukünftige Fahrt bedenkend,
Während der Sinn dem ruhenden Körper vorauseilt:

Da, als ginge der Mars bei des grauenden Tages
Dämmerung auf, tief über der See, und strahlte
Röthlichen Lichtes durch die steigenden Dünste,

Sah ich, als säh' ich es eben, über dem Meere
Ferne ein Licht, das heran kam, aber so eilig,
Daß die Bewegung mehr als stürmischer Flug war;

Und nur einen Moment den Blick zum Führer
Wendend, um ihn zu fragen, was es bedeute,
War es im Umsehn leuchtend und groß geworden.

Und zur Rechten und Linken sah ich etwas,
Das schneeweiß mir erschien, sich nun entfalten
Und allmählig dazwischen erneuten Lichtglanz. —

Keine Sylbe hatte der Meister geredet,
Doch als die schneeigen Schwingen näher kamen
Und ich den Schiffer erkannte, der sie lenkte,

Plötzlich rief er: „Knie, knie zu Boden!
Das ist ein Engel des Himmels! Falte die Hände;
Thu' das immer, wenn du ihnen begegnest!

„Siehst du, wie er, menschliche Hülfe verachtend,
Ohne Ruder und ohne Segel zu brauchen,
Nur mit den Flügeln zwischen den Küsten dahinfährt!

„Siehst du, wie er sie hoch zum Himmel ausspannt,
Wie er die Luft mit den ewigen Federn auffängt,
Die nie wachsen wie auf sterblichen Leibern!"

Und nun kam es heran zu uns gewendet,
Und so glänzend erschien der himmlische Vogel,
Daß der Glanz in der Nähe den Augen zu stark war.

Mit gesenktem Gesichte sah ich das Fahrzeug
Ueber die Fluth hingleitend den Strand erreichen,
Leicht, als wenn es die Wellen nicht durchfurchte.

Aber am Steuer war der leuchtende Fährmann,
Selig, als stünd' es ihm auf die Stirn geschrieben,
Und von mehr als hundert Geistern gesungen

Klang der Gesang, „da Israel aus Egypten zog."
Alle sangen sie ihn mit Einer Stimme,
Wie es geschrieben steht im Buch der Psalmen.

Und er machte des heiligen Kreuzes Zeichen,
Und sie sprangen hinab auf's Ufer sämmtlich,
Und er, wie er gekommen, kehrte rückwärts.

Aber das Volk stand da und blickte staunend
Rings sich um, wie einer, der ungewohnte
Dinge genau betrachtet, eh' er sie anfaßt. —

Und die Sonne sandte dem neuen Tage
Goldene Pfeile entgegen allerorten,
Und verscheuchte des Dunkels letzte Reste.

Digitized by Google

Da erblickten sie uns, die Stirn erhebend,
Riesen uns an und fragten: „Könntet vielleicht
Uns den Weg hinan zum Gebirge ihr zeigen?“

Und Virgil antwortete: „Ihr vermuthet
Fälschlich, daß uns die Gegend hier bekannt sey,
Wir sind Fremdlinge hier wie ihr; wir kamen

Nur um ein weniges früher, als ihr kamet,
Aber der Pfad war rauh, und war so mühsam,
Daß uns Steigen und Klimmen jetzt nur ein Spiel
däucht.“

Aber als jene den Hauch des Lebens gewahrten,
Und daß ich athmete und ein lebender Mensch sey,
Wurden sie bleich vor Staunen und vor Verwund'rung.

Und wie den Boten, der mit dem Oelzweig anlangt,
Alle das Volk umringt, um das Neue zu hören,
Und kein einziger vor dem Gedränge zurückscheut:

Hingen die Seelen alle an meinem Anblick,
Glücklich, als wäre die Sehnsucht ganz verschwunden,
Die zum Gebirge sie trieb, um schöner zu werden. —

Einen erblickt' ich da, der auf mich zukam,
Mich in die Arme zu schließen, und so liebreich,
Daß er auch mich, das Gleiche zu thun, bewegte.

Nichtige Schatten, dem Auge allein ergreifbar!
Dreimal kreuzt' ich im Rücken ihm die Hände,
Dreimal zog ich sie so auf die eigene Brust mir.

Und als ein Schauder da mir die Wangen entfärbte,
Lächelt' der Schatten und zog sie von mir, rückwärts,
Doch ich drängte mich vor, um ihm zu folgen.

Sanften Tones bat er mich innezuhalten;
Da erkannt' ich ihn, wer er war, und beschwor ihn,
Einen Moment nur zu stehn und mit mir zu reden.

Und er: „Wie ich dich damals liebte, als ich
Noch im Körper verweilte, lieb' ich dich jetzt noch.
Rede steh' ich dir nun: doch du, wohin gehst du?“

„O mein Casella,“ sagt' ich, „rückwärts kehr' ich
Lebend ins Leben zurück, das ist mein Weg jetzt,
Doch dich seh' ich so spät dieß Land erreichen?“

Berlin. August 1859.

Und er: „Was mir geschehn ist, war kein Unrecht,
Wenn auch er, der, wie ihm gefällt, uns herführt,
Mehr als einmal mich aufzunehmen verweigert.

„Doch der gerechteste Wille ist ihm Richtschnur,
Und drei Monate sind's, daß er nicht Einem,
Der es begehrte, hinüberzufahren verweigert.

„Also nahm er auch mich mit gnädiger Güte
An dem Gestade des Meers auf, das ich erreichte,
Da, wo die Wellen der Tiber salzig werden.

„Dorthin geht er auch jetzt mit vollen Flügeln,
Denn dort werden sie alle empfangen, die nicht
Ueber den höllischen Fluß zu fahren verdammt sind.“

Und ich: „Wenn kein neues Gesetz die Erinnrung
Und den Gesang dir nahm, mit dem du die Sehnsucht
Mir im Herzen gestillt so oft vor Zeiten,

„O dann tröste mir jetzt die Seele ein wenig,
Die, mit dem Körper vereint, in diesen Gründen
Traurig ist und beklommen.“ Da begann er:

„Die du im Geiste mit mir redest, o Liebe“ —
Sang mein eigenes Lied, so süß, daß jetzt noch
Tief im Innersten mir die Stimme nachklingt.

Und mein Meister, und ich, und alle die andern,
Die ihn begleiteten, schienen so befriedigt,
Als wenn nichts die Seele weiter berührte.

Horchend standen sie alle und festgezaubert
Durch den Gesang, da rief der ehrliche Alte:
„Was bedeutet denn das, saumselige Geister?

„Habt ihr alles vergessen, wie ihr dasteht?
Fort, das Gebirge hinan, um dort die Rinde
Abzuthun, die euch, Gott zu erblicken, verbietet!“

Und wie Tauben, die durch die gestreuten Körner
Alle vereinigt nur an das Fressen denken,
Ruhig und ohne zu girr'n und stolz sich zu brüsten,

Plötzlich, wenn etwas erscheint, das sie in Furcht setzt,
Alle die Speise verlassen, die sie lockte,
Weil nun größere Sorge sie davon treibt,

So erblickt' ich die Schaar jetzt vom Gesange
Ab sich wenden und zum Gebirge eilen,
Und wir schlugen dahin denselbigen Weg ein.

Herman Grimm.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, August.

Freiherr von Hübner und die Tagespresse.

Wenn ich meinen heutigen Brief mit den Worten beginnen wollte: „Die Preßzustände in Oesterreich haben einen neuen Umschwung erfahren," so würde ich damit allerdings der Wahrheit kein Schnippchen schlagen, nichts destoweniger jedoch in euch zwei unrichtige Vorstellungen erwecken, die sich grell gegenüber stünden wie Schwarz und Weiß. Darum schicke ich die Versicherung voraus, daß wir weder aus dem Schwarzen kommen, noch in's Weiße getreten sind. Wir haben nämlich bisher an einigen Unbequemlichkeiten gelitten, die ich nicht ableugnen mag, und wir finden dieselben theils schon gemildert, theils sehen sie einer Milderung entgegen, aber nicht in der Weise, wie manche es zu erwarten scheinen, mit denen ich für meine Person nicht ganz übereinstimme. Um es kurz zu sagen: ich halte es für nützlich und menschenfreundlich, der Verwaltungspolizei einige besondere Rechte des unmittelbaren Einflusses und der Warnung vor Verdrießlichkeiten auf die Tagespresse einzuräumen; aber die Ausübung derselben sollte sich niemals so weit erstrecken, daß sie zur förmlichen Censur und dadurch die Regierung dem Auslande und der öffentlichen Meinung gegenüber für die Ausſprüche dieser Presse in allen Einzelheiten verantwortlich würde. Dadurch werden der Regierung selbst nur Verlegenheiten bereitet, ohne daß ihr zum Ersatz irgend ein Vortheil daraus erwüchse, als höchstens etwa der, hie und da ein unbequemes Wort nicht anhören zu müssen. Dieser Vortheil ist aber ein sehr zweifelhafter; ist das unbequeme Wort ein wahres, so sollte man es achten; enthält es aber Unwahrheit, so wäre es am besten, die Berichtigung durch öffentliche Erörterung folgen zu lassen. Was nicht gedruckt werden darf, bleibt ja darum doch nicht ungesagt, wohl aber der Widerlegung unzugänglich; oft vergiftet es sich gleich einem Uebel, das durch gewaltsame Mittel von der Haut in den Leib zurückgetrieben worden. Damit wird noch nicht das Verlangen gestellt seyn, daß unbedingt alles in jeder beliebigen Form gedruckt werden dürfe; wohl aber jenes, daß die Aufsichtsbehörde, gestützt auf ihre eigenen Verhaltungsvorschriften, jedem bureaukratischen Drucke von Seiten anderer Verwaltungszweige entgegen bleibe. Und das scheint der Grund des Gedankens, welcher das neue Ministerium der Polizei schuf und diesem die Preßangelegenheiten ohne Ausnahme zuwies, so daß auch die amtlichen Blätter, welche bisher vom Ministerium des Innern abhingen, fortan in den Geschäftskreis der Polizei fallen.

Mit dem wichtigen Amte des Polizeiministers hat der Kaiser den Freiherrn Alexander von Hübner betraut. Derselbe wird am 1. September sein Ministerium übernehmen. Seine Ernennung war kaum durch die amtliche Wiener Zeitung bekannt gegeben worden, als Herr von Hübner die Redaktionen der meisten hiesigen Blätter zu sich in sein Absteigequartier (Hotel Munsch) berief. Vertreten waren: Presse, Ostdeutsche Post, Oesterr'ichische Zeitung, Oesterreichischer Volksfreund, Vorstadtzeitung, Fremdenblatt, Wanderer, Neueste Nachrichten und Fortschritt. Einige dieser neun Namen werden euch bekannt seyn, andere nicht. Die „Presse" ist die verbreitetste Zeitung Oesterreichs; während des Kriegs war die Zahl ihrer Abnehmer über 30,000 gestiegen. Die Ostdeutsche Post dürfte möglicherweise zuweilen Mittheilungen von jemand erhalten, welcher Verbindungen im Ministerium des Aeußern zu unterhalten scheint. Die Oesterreichische Zeitung steht in nahen Beziehungen zum Finanzministerium. Der Oesterreichische Volksfreund ist streng conservativ und ultramontan. Die Vorstadtzeitung ist das am meisten verbreitete Kreuzerblatt. Das Fremdenblatt enthält die meisten Stadtinserate und ist für den Platz, was Clauren einst für die Almanachsleserwelt und die Lehbibliotheken war. Der Wanderer spielt den Radicalen, so gut es gehen will. Die Neuesten Nachrichten und der Fortschritt sind noch ganz junge Blätter; das letztere trägt aber seit der Stunde seiner Geburt die entschiedene Färbung des Reformjudenthums. Es war ein seltener Anblick, eine solche Anzahl von Wiener Redakteurs beisammen zu sehen; doch mag kaum einer an diesen besondern Umstand gedacht haben, da sie alle auf die Eröffnungen gespannt waren, welchen sie entgegen fuhren, und wohl auch eine sehr erklärliche Neugier verspürten, in nächster Nähe den Mann zu erblicken und reden zu hören, dessen Name seit dem verhängnißvollen Neujahrstage eine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Der Ausdruck „Neugier" bezeichnet nicht ganz den Gedanken, welchen ich ausdrücken möchte. Mit Neugier betrachtet man Größen, die ihre Laufbahn hinter sich haben, aber nicht solche, die noch weit vom Ziele sind und deren nächste Zukunft uns selber sehr nahe genug berührt. Herr von Hübner ist ein Mann von etwa vierzig Jahren, schlank von Gestalt, fein von Zügen, mit etwas vorgestreckter Haltung des Kopfes, wie jemand, der zu hören bereit ist. Der Ausdruck des Gesichtes ist ein gewinnend wohlwollender, ohne jenes sterootypirte Lächeln, das namentlich Diplomaten so häufig für die wahre Scheidemünze des Verkehrs halten, und ohne jenen gemachten Ernst, welchen die bis an den Hals zugeknöpfte Bureaukratie so werth hält. Der Ausdruck ist

Digitized by Google

unbefangen natürlich und trägt bei allem Mangel an Starrheit dennoch einen so unverkennbaren Zug der sichersten Festigkeit, daß man darauf schwören möchte, *diese* ungezwungen gelassene Miene habe sich nicht verzogen, als Louis Napoleon dem Botschafter Oesterreichs die unheilschwangere Mundgranate an den Kopf schleuderte.

Von den neun obengenannten Redakteurs waren acht erschienen, als der Minister — etwa zehn Minuten nach dem Schlage der anberaumten Stunde — in das Gemach trat, begleitet von einem höheren Beamten der obersten Polizeibehörde, welcher so ziemlich alle hiesigen Vertreter der Literatur von Angesicht zu Angesicht zu kennen scheint. Er stellte einen nach dem andern vor, der Reihe nach, wie sich eben ganz zufällig der Kreis gebildet hatte. Seine Excellenz wechselte mit jedem einige Worte, wie es bei Vorstellungen üblich ist, und begann, nachdem auf solche Weise der Versammlung ein *gesellschaftliches* Gepräge aufgedrückt worden, eine Ansprache im allerleichtesten, natürlichsten Unterhaltungston, in schlichten Worten, ohne besondere Betonung einzelner Stellen, aber nichtsdestoweniger scharf eingehend und durchsichtig klar. Der Rede Sinn war, daß der Minister, kraft seines Amtes zur obersten Aufsicht über das Preßwesen berufen, für dasselbe zu thun bereit sey, was sich thun lasse, und daß er allenfallsige Beschwerden und Wünsche zu jeder Zeit mit Aufmerksamkeit anhören werde. Diese Aeußerungen waren nicht, was man erwartet hatte; man war in der Voraussetzung gekommen, nur zum Anhören berufen zu seyn und nicht zum Reden; zu einer Vorbereitung, geschweige denn zu einer gemeinsamen Berabredung hatte man keine Muße gehabt, da die Einladungen, erst am Tage zuvor Nachmittags ergangen, auf Morgens um zehn Uhr gelautet hatten. Niemand hatte die Vollmacht, für alle zu reden, doch eben darum konnte reden, wer wollte. Einer nahm das Wort, um sich im Allgemeinen zu bedanken und dann im besondren zu fragen, wie es fortan mit Besprechung der innern Angelegenheiten des Reiches gehalten werden solle. Herr von Hübner gab darauf zu verstehen, daß das Preßgesetz die Besprechung innerer Angelegenheiten nicht verwehre. Aus dieser Andeutung war zu entnehmen, daß seine Verwaltung für erlaubt erkläre, was nicht ausdrücklich verboten sey; und diese Auslegung fand eine fernere Stütze in der Aeußerung, daß *bestehende* Gesetze kein Gegenstand der Kritik werden dürften. Den Wortlaut weiß ich nicht mehr, obschon Herr von Hübner nicht viele Worte machte, sondern im Gegentheil sehr vieles in aller Kürze sagte, oft ohne daß er es zu sagen schien. Nicht nur ein Stenograph, sondern auch ein Photograph wäre nöthig gewesen, um dieses Widerspiel einer Parlamentsrede wiederzugeben. (Die Parlamentsreden nämlich muß man, wie ihr alle wißt, abkürzen, um sie allgemein verständlich zu machen.) Mit Frage und Antwort war jetzt das Eis gebrochen, und der Eigenthümer der „Presse," Herr August Zang, fing an zu sprechen. In seiner freimüthigen Weise und mit seinem entschieden gefärbten Vortrag begann er unsere Preßzustände zu schildern. Unsere Presse sey erst ein Jahrzehent alt, sagte er ungefähr, also viel jünger als die britische; nichtsdestoweniger walte noch in England eine starke Empfindlichkeit in den Personen gegen die Oeffentlichkeit; kein Wunder also, wenn dieß in Oesterreich in ungleich höherem Grade der Fall sey. Daher rühre der Druck von allen Seiten auf die Preßpolizei, die sich nicht anders zu helfen wisse als durch Hausmittel. Der Ausdruck „Hausmittel" setzte Herrn von Hübner in Erstaunen. Zang erklärte ihn dahin: Hausmittel nenne er die Weise, für einzeln vorgekommene Fälle immer wieder einzelne Verfügungen zu treffen, die nicht im Zusammenhange mit dem Ganzen stünden und Verwirrung statt der Ordnung brächten. Dann stellte er die Behauptung auf, wir besäßen alle Nachtheile der Censur, aber keinen ihrer Vortheile. Die Behörde sehe die Blätter durch, streiche hie und da etwas, das heraußuheben sey, — aber was *nicht* gestrichen worden, sey darum noch nicht sicher vor Verantwortung und Strafe.

Hier ist eine Zwischenbemerkung einzuschalten. Die Polizeipreßstelle hat immerdar Wohlwollen gegen die Presse bewiesen, und die rothen Striche waren ursprünglich gerade nur ein Beweis dieses Wohlwollens; sie stellten eine warnende Bedingung vor, welche da sprach: „Wenn du das herausnimmst, kannst du dein Blatt ausgeben; wo nicht, nicht." Nach und nach aber wurde die genannte Behörde durch den Druck besonderer Einflüsse und durch sonstige Umstände gezwungen, die Striche auch auf Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten in stets erhöhtem Maße außzudehnen, und hatte mehr und schwereren Verdruß von seltner Censur als die Redaktionen selbst, weil sie nicht immer traf, was mißliebig erschien. Diesem Uebelstande scheint jetzt abgeholfen zu werden; wenn etwas Gesetzwidriges im Blatte steht, so wird eben das Blatt kurzweg mit Beschlag belegt; steht etwas nur Unziemliches darin, so wird die Redaktion ganz allein zur Verantwortung gezogen, und der Beamte hat weiter keinen Verdruß davon. So wenigstens werden die Worte des Herrn von Hübner zu verstehen seyn: „Bedenken Sie wohl, daß mit dem Aufhören der Präventivmaßregeln die Strafbestimmungen in volle Geltung treten."

Der Minister nahm die Erzählungen des Herrn Zang als einen Bericht entgegen, der ihm vorgetragen wurde, und ertheilte keinen unmittelbaren Bescheid darauf. Schließlich jedoch ließ er sich die Gelegenheit nicht entgehen, in der höflichsten Form und sehr zart angedeutet, indem er zu allen sprach, einigen der Anwesenden einen scharfen Verweis über eine besondere Angelegenheit, und in dieser besondern Angelegenheit zugleich im Allgemeinen zu ertheilen. Ein großer Theil unserer Tagespresse war nämlich bisher tactlos genug gewesen (um es ganz milde zu bezeichnen), in der italienischen Frage mit der Umsturzpartei zu gehen, die einen offener, die andern mit mehr Vorsicht. Ich erwähne hier auch nebenbei, wie einige andere, die es nicht so meinen, sich wenigstens zu feig zeigten, frei, offen und unzweideutig der Lehre entgegen zu

Digitized by Google

treten, daß das souveräne Volk in Florenz, Modena, Parma und Bologna das Recht beſitze, ſeine Fürſten zu entthronen. Doch von dieſem war natürlich keine Rede. Entſchieden genug betonte Herr von Hübner den Umſtand, daß, abgeſehen von allem übrigen, Toscana und Modena unſeres Kaiſerhauſes rechtmäßiges Eigenthum ſind. Und wie er eben davon ſprach, trat juſt derjenige Redakteur ein, welcher ſich verſpätet, und der vor allen Grund hatte, ſich die bittere Lehre aus dem ſanften Kern herauszuſchälen. Zum Schluſſe ertheilte Herr von Hübner in der wohlwollendſten Weiſe den Rath, das ſchwierige Geſchäft der Aufſichtsbehörde nicht böswillig zu erſchweren. Er ließ ſich darüber nicht in nähere Erklärungen ein, aber die es zunächſt anging, werden ihn wohl verſtanden und dabei begriffen haben, daß gewiſſe kleine Redaktionskniffe, die noch aus der Zeit vor 1848 in der Ueberlieferung fortleben, fortan nirgends beſſer aufgehoben ſeyn dürften als in der Rumpelkammer.

Freundlich angehört und leutſelig beſchieden entfernten ſich die Redakteurs. Die Beſprechung hatte mehr als eine halbe Stunde gewährt. Dieſelbe war keine öffentliche Amtshandlung, aber bei der Stellung, welche der Freiherr von Hübner gegenwärtig einnimmt, abgeſehen von jener, die er bisher eingenommen hat, fernet bei der großen Bedeutung der Angelegenheit, welche dabei in's Spiel kam, iſt vorauszuſetzen, daß der Vorgang jedenfalls öffentlich zur Sprache kommen muß. Man könnte eher Kaffee unbemerkt brennen, als dergleichen nicht ausduften zu laſſen. Zudem iſt den Betheiligten nicht einmal mitteilbar, geſchweige denn unmittelbar Schweigen auferlegt worden, ſo wie auch kein Grund abzuſehen, weßhalb verſchwiegen bleiben ſollte, was dem Polizeiminiſter ſowohl um der Sache als auch um der Form willen zur höchſten Ehre, den andern aber nicht zur Schande gereicht. Und da die Sache einmal zur Sprache zu kommen hat, ſo wird es ſchier am geratheniten ſeyn, daß der Bericht von einem ausgehe, der keines Mittelsmannes bedurfte, um den Sachverhalt kennen zu lernen.

Berlin, Auguſt.

Der Stralauer Fiſchzug. — Handwerkerverein. — Broſchürenwuth. — Brachvogels Benoni. — Buntes Berlin.

(Für Berlin pflegte früher der Auguſt ein gar fröhlicher Monat zu ſeyn. Zwei Feſte fielen in den Monat, welche in der umfaſſendſten Bedeutung des Worts Volksfeſte waren und als ſolche unter der allgemeinſten Betheiligung begangen wurden: am 3. Auguſt wurde der Geburtstag des Königs Friedrich Wilhelm III. und am 24. Auguſt der Stralauer Fiſchzug gefeiert. Jetzt iſt der erſte Tag aus dem Feſtkalender natürlich geſtrichen, und auch das ehemals ſo glänzende Volksfeſt des Stralauer Fiſchzugs, auf dem wirklich alle Stände des Volks von den Prinzen des königl. Hauſes bis zum kleinſten Gewerbsmann vertreten waren, iſt ſeit den vierziger Jahren allmählig herabgeſunken, Schritt für Schritt, von Jahr zu Jahr tiefer, ſo daß es heute kaum noch von jemand beſucht wird, der einen anſtändigen Hut trägt. Das Ende des Sommers, das Hereinbrechen des Herbſtes ſollte an dem Tage gefeiert werden. Wenn man heute den Stralauer Fiſchzug mitmacht, kann es nur in der Abſicht geſchehen, das eigentliche Volksleben Berlins in ſeinen unterſten Schichten von ſeiner unangenehmen Seite kennen zu lernen. Die enfants perdus der Arbeiterviertel ſtrömen hinaus, um ſich in der zügelloſeſten Ungebundenheit und in unmäßiger Völlerei ein Vergnügen vorzutäuſchen. Der Ton, der dort herrſcht, iſt ſo durchaus niedrig, daß man froh ſeyn kann, wenn das Widerwärtige bloß gehört, nicht auch mit angeſehen werden muß. Verdorbene Kleider und zerſchlagene Glieder ſind für die Mehrzahl der Theilnehmer die unausbleibliche Folge; für Berlin ſelbſt pflegt das Auftreten der Cholera die nächſte Folge des Stralauer Fiſchzuges zu ſeyn. Leicht begreiflich! Das ſauerſte Bier, die abgeſtandenſten Fiſche, beſonders Aale, der ſchlechteſte Gurkenſalat, dazu die nachtheilige Luft in dem beſtaubten, überhitzten Menſchengewühl, der Tanz in niedrigen Stuben, das Lagern auf bloßer Erde und zum Schluß womöglich eine Heimkehr zu Waſſer — dieß Alles wirkt auf das Verderblichſte, iſt im Stande, die kräftigſten Naturen mit Einem Schlage krank zu machen. Gewiß, man kann ein abgeſagter Gegner aller polizeilichen Einmiſchung in die ſociale Entwicklung des Volkslebens ſeyn, man kann ſehr wohl für die Pflege und Erhaltung aller Reſte volksthümlicher Sitte ſtimmen, und doch den Wunſch äußern, daß dieſem Volksfeſte Seitens der Behörden ein Ende gemacht werden möchte.

Da wir einmal von den unſern Ständen des Volks ſprechen, ſo dürfte es am Orte ſeyn, des hieſigen Handwerkervereins zu gedenken, welcher ſich im Laufe des Sommers neu conſtituirt und einen bemerkenswerthen Aufſchwung genommen hat. Der Verein zählt gegen dreitauſend Mitglieder, und wenn ſeine Leitung in die geeigneten Hände übergeht, ſo läßt ſich ihm eine bedeutende Zukunft vorausſagen. Keine Frage, das Handwerk befindet

Digitized by Google

sich zur Zeit in einer übeln Lage. Das Kapital macht der Arbeit eine Concurrenz, deren Gefahr immer bedrohlicher steigt, die Association und Actienunternehmung erdrücken die Kräfte des Einzelnen, der isolirte Meister kann die Concurrenz der Fabriken und Magazine, welche Geld-, Maschinen- und Menschenkraft gleichzeitig ausbeuten, nicht aushalten. Die Werkstätten verschwinden und an ihre Stelle treten große Arbeiterkasernen; immer kleiner wird die Zahl der selbstständigen Handwerksmeister, immer geringer die Aussicht für den Gesellen, dereinst ein eigenes Geschäft und einen eigenen Herd begründen zu können. Das Sprüchwort, nach welchem das Handwerk einen goldenen Boden hat, gilt längst nicht mehr in unsern Tagen. An einem so großen Orte wie Berlin, wo von tausend und aber tausend Seiten Calcul und Spekulation tagaus tagein ihre Schlachtpläne entwerfen, wo das Kapital hastig jagt und ringt und keucht, um sich binnen kürzester Frist in der Hand des Eigners zu verdoppeln, wo alles hineingerissen ist in die Strömung der riesigen Rotation, welche durch die fieberhafte Thätigkeit, durch das nimmer ruhende, unheimliche rastlose Drängen und Treiben der modernen Aera nach Gold geboten ist, da muß neben den Segnungen der Entdeckungen, Verbesserungen und Erfindungen der technischen Industrie und der mercantilen Spekulation auch der Fluch in doppelter Schärfe offenbar werden, der jene begleitet, da müssen Opfer in dem großen Kampfe der Interessen fallen, der die eigentliche Aufgabe des neunzehnten Jahrhunderts bildet. Der Handwerkerstand vor Allen muß seine Contingente zu diesen Schlachten stellen, und da liegt es nahe, ist ganz natürlich, wenn ein Verein, der zur Wahrung der Interessen dieser Kreise zusammengetreten, als eine durchaus zeitgemäße Schöpfung Auklang und Zulauf findet. Unzweifelhaft würde der letztere noch beträchtlicher und die Wirksamkeit des Vereins eine erfolgreichere seyn, wenn Seitens des Vorstandes die praktischen Zwecke mehr betont würden, als dieß bisher der Fall gewesen ist. Der zeitige Vorstand besteht nämlich größtentheils aus Männern, die im Jahr 1848 unter der demokratischen Partei eine mehr oder minder hervorragende Rolle gespielt haben, und die Besorgniß ist nicht ohne Grund rege geworden, daß unter dieser Leitung der Verein seinen ursprünglichen Zwecken entfremdet werden und sich zu einem politischen Club gestalten könnte. Nicht allein die Gegenstände, mit denen man sich bisher in den öffentlichen Versammlungen vorzugsweise beschäftigt hat, rechtfertigen eine solche Annahme, sondern auch die Haltung der neuen Handwerkerzeitung „Vereint vorwärts!“ welche der Verein als sein eigenes Organ in's Leben gerufen, gestattet einen derartigen Schluß. Aufsätze über die deutsche Einheit, Skizzen aus dem Leben Ulrichs von Hutten u. d. m., gehören schwerlich in ein Blatt, das eine so bestimmt vorgezeichnete Aufgabe zu erfüllen hat. Es ist eine schöne Sache um die Popularisirung der allgemeinen Bildung, aber, deucht uns, jedes Ding an seiner Stelle. Der nächste und hauptsächlichste Zweck eines Vereins der praktischen Männer des Handwerks kann nicht Gelehrsamkeit seyn, und eben so wenig die leidige Politik; die Probleme und Fragen des socialen und wirthschaftlichen Lebens müssen in einem solchen Verein zur Besprechung gelangen. Hoffen wir, daß die Erkenntniß durchdringt und diejenigen Mitglieder, welche Vorträge über das Raubritterthum des fünfzehnten Jahrhunderts in der Kurmark, über den sittlichen Gehalt und die männlich freie Gesinnung in der Poesie eines Schiller, Schubart, Uhland u. d. m., wenn auch nicht ganz von der Tagesordnung der Versammlung verbannt, so doch als eine bloße Zugabe und Nebensache behandelt wissen wollen, daß diese Mitglieder bald die ton-angebenden in dem Vereine werden; hoffen wir, daß die Befürchtungen nicht bestätigt werden, nach welchen der Verein dazu bestimmt ist, als ein einflußreiches Werkzeug in den Händen der demokratischen Partei bei den nächsten Landtagswahlen für die Hauptstadt den Ausschlag zu geben.

Als der tapfere Arzt Dr. von Grodteck im Jahr 1848 oder 1849 promovirte, erfand er den furor democraticus. Wir wünschten einen ähnlichen prägnanten Ausdruck zur Hand zu haben, um die Broschürenwuth zu bezeichnen, von der hier in den letzten Wochen alle Welt ergriffen zu seyn schien. Wie gewisse Kinderkrankheiten in der Luft liegen und ansteckend sind, ähnlich verbreitet es sich auch mit der Krankheit der Broschürenfabrikation. Von allen Seiten tauchten wie Schilf im Sumpfe dergleichen Druckerzeugnisse auf; der literarische Turf war von ihnen überschwemmt wie von einer Sündfluth. Es handelte sich um eine Rechtfertigung der auswärtigen Politik unseres Ministeriums, zumal in der italienischen Frage. Wir gehören nicht zu denjenigen, welche für die Politik des Herrn von Schleinitz als für eine correcte einstehen können, und so bescheiden wir uns, es zu registriren, daß als die bedeutendste dieser von offiziösen Federn angefertigten Flugschriften die Broschüre „Preußen und der Frieden von Villafranca“ gilt, deren Autorschaft bald dem Professor Aegidi, bald dem Legationsrath Dr. Heyke zugeschrieben wird. Als Gegenstück sey die in Hamburg erschienene Broschüre „Hamlet in der Politik“ erwähnt, ein scharfes Memoire über das Ministerium Sigmaringen-Auerswald, welches die Anschauungen der conservativen Partei über die politischen Fragen des Tages enthält.

Kenner der Werke des Altmeisters von Weimar werden sich erinnern, bei welcher Gelegenheit Goethe die Bemerkung macht: „Wenn irgend ein guter Kopf die Aufmerksamkeit des Publikums durch ein verdienstliches Werk auf sich gezogen hat, so thut man das Möglichste, zu verhindern, daß er jemals dergleichen wieder hervorbringt.“ Goethe selbst hat es verstanden, die Klippe zu umschiffen. Als er den Clavigo schrieb, stand er in seiner schriftstellerischen Laufbahn an der bedenklichen Wendung, wo er nach einem glänzenden Erfolge entweder mit anmaßender Hast nach neuen Lorbeeren zu greifen oder auf dem gewonnenen Lorbeer träge auszuruhen Gefahr lief. Beide Gefahren vermied er; er machte weder aus dem gewonnenen

Digitized by Google

Ruhme ein Geschäft, noch hielt er seine Entwicklung für beendet. Indem er vorerst größeren Werken weislich ferne blieb, hielt er seine Kunstfertigkeit an Kleinigkeiten in Uebung und förderte die Entwicklung seines Geistes durch ernste Studien. Der Dichter des „Narziß“ befand sich, wenn das Große und das Kleine mit einander verglichen werden dürfen, nach jenem gelungenen Wurfe in einer ähnlichen Situation. Brachvogel hat sich denselben gegenüber anders verhalten, als Goethe. Aus dem gewonnenen Ruhme hat Brachvogel ein Geschäft gemacht; dem Narziß sind binnen kürzester Frist zwei andere Dramen gefolgt, und außerdem zwei Romane. Zum ersten September soll der neue dreibändige Roman „Benoni“ ausgegeben werden. Für das Drama, und zumal für die Tragödie, ist Brachvogel von Hause aus mehr und besser organisirt, als viele seiner heutigen Concurrenten; was seine Vorzüge nicht zur vollen Geltung kommen läßt, sie vielmehr schwer beeinträchtigt, ist die leidenschaftliche Unruhe und die fliegende Hast seiner Produktion, welcher das für eine jede Kunstschöpfung unerläßlich nothwendige Moment der ästhetischen Ruhe durchaus abgeht. Für den Roman qualifizirt er sich nicht, wie sein Erstlingsversuch bewiesen hat; durch das, was über den Inhalt des zweiten Versuchs verlautet, wird die Befürchtung verstärkt, daß nicht sowohl die Literaturgeschichte, als die Leihbibliothek den neuen Roman beachten wird.

Ich habe bei der Inhaltsangabe dieses Briefes eine Aufschrift „buntes Berlin“ gemacht, welche als eine stehende, mit Genehmigung der Redaktion, auch in künftigen Berichten beibehalten werden soll. Vereinzelte kurze Notizen aus dem hiesigen Gesellschaftsleben, welche für manchen Leser mehr oder weniger Interesse haben dürften, bei denen aber im längeren Zusammenhange zu verweilen Raumvergeudung wäre, sollen unter der Rubrik Erwähnung finden. — Herr von Manteuffel hat dieser Tage mit dem königl. sicilianischen Januarius-orden seine 32ste Ordensdekoration erhalten, so daß der Expremier nunmehr, mit Ausnahme der Orden von England und Schweden, die Ordenskreuze von sämmtlichen bedeutenderen europäischen Staaten besitzt. — Von Hermann Hersch, dem Verfasser der „Anna Liese,“ ist der königl. Bühne ein neues Lustspiel, „Kraft und Stoff,“ eingereicht worden, das seinen Vorwurf aus der bekannten Schrift von Büchner entnimmt. Wie soll wohl das große Publikum für einen derartigen Stoff begeistert werden, da es, Gott sey Dank, dem Büchner'schen Buche ziemlich fremd geblieben? — Die Friedrich-Wilhelmstadt füllt seit Wochen ihre Räume durch ein unaufgesetztes Vorführen eines neues Volksstücks von ihrem Komiker Weirauch, „die Maschinenbauer von Berlin.“ Das Stück ist eine geschickte Machwerk, entbehrt aber jedes höheren Werthes und dürfte auch nur von einem Berliner Publikum ertragen werden. — Bei Wallner wird endlos eine Novität, „ein Mucker,“ von O. Berg heruntergespielt, über die sich gleichfalls nichts Günstiges sagen läßt. In der Arbeit bekundet sich vielfach Unreife, und was ärger, geistige Rohheit. Alles ist in groben Zügen und in grellen Farben gemalt, dem Verfasser fehlt durchaus der sittliche Ernst, der erforderlich ist, um das soziale Laster der religiösen Heuchelei zu züchtigen. — Inzwischen ist ein frühzeitiger Herbst über uns hereingebrochen; Bäume, deren grüne Blattfarbe sich sonst länger zu erhalten pflegt, fangen bereits an sich zu entblättern. Aufmerksame Naturfreunde haben den frühzeitigeren Abzug mehrerer Zugvögel, wie des Pirols und der Uferschwalbe, beobachtet, wogegen bereits zu Anfang die Monats das Rothkehlchen auf seinen Streifzügen bemerkt worden ist, das in andern Jahren nicht vor Ende August einzutreffen pflegt. Alte Landleute und Waidmänner erwarten überdieß in diesem, sich mit „9“ endigenden Jahre, gleich den Jahren 1819, 1829, 1839 und 1849 einen strengen Winter.

Aus Holstein, August.

Ein Besuch in den Bierlanden.

Jedem Fremden, der zum erstenmal Hamburg besucht, müssen die seltsam gekleideten Frauen und Mädchen auffallen, die in beträchtlicher Anzahl, theils mit allerhand Grünwaaren, Früchten und dergleichen handelnd, die Straßen durchwandern, theils Blumensträuße bindend und verkaufend, an vorzugsweise frequenten und namentlich von Fremden viel betretenen Orten sich aufzuhalten pflegen. Die kurzen faltigen Röcke dieser meist etwas derben Schönen, ihre bald violetten, bald carmoisinrothen Strümpfe, das Busentuch mit dem blitzenden Silberschmuck, die steife schwarze Schleife im Nacken, deren Flügel weit abstehen, endlich der radartige Strohhut, der wie ein umgestülpter Korb junge und alte Köpfe bedeckt, und jedenfalls vortrefflichen Schutz gegen Sonne und Wind gewährt, machen sie zum Gegenstande der allgemeinsten Aufmerksamkeit. Es ist wahr, diese wunderliche Tracht hat einen romantischen Anstrich, schön aber ist sie nicht. Dennoch dürfte sie sich, wenn nicht Wunder geschehen, noch ungezählte Jahre völlig

Digitized by Google

unverändert erhalten, denn die Träger derselben gehören einem originellen Völkchen an, als dessen hervorragendste Eigenschaften das Festhalten an Altüberliefertem und eine große Schlauheit im Benutzen ihm günstiger Verhältnisse bezeichnet werden können. Die geborenen Hamburger, denen man einige Erfahrung in der Kunst, durch Handel und Wandel sich zu bereichern, schwerlich absprechen wird, sagen es frei heraus, daß die Vierländerinnen, die sich so seltsam costümiren, ihnen in dieser Kunst weit überlegen seyen.

Die Vierlande sind oberhalb Hamburgs gelegene Marschländereien, die von Elbe und Bille umflossen werden, von hohen Deichen gegen Sturmfluthen geschützt sind, und in vier besondere Landschaften oder Kirchspiele zerfallen, woher der Name stammt. Diese vier Landschaften, welche zusammen die Vierlande bilden, heißen: Curslack, Altengamm, Neuengamm und Kirchwärder, und haben eine Bevölkerung von etwas über 7000 Seelen.

Tracht und Sitten der Vierländer, so wie manches in der Einrichtung ihrer Wohnungen, geben der Vermuthung Raum, daß sie Nachkommen bereits im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung eingewanderter Colonisten aus Holland, Friesland und Flandern sind. Es ist historisch nachweisbar, daß Adolph I., Graf von Schaumburg, und der Erzbischof Friedrich von Hamburg im genannten Jahrhundert eine beträchtliche Menge der damaligen Einwohner der Elbgegenden nach Holstein und weiter bis an die baltischen Küstenländer vorschoben, um diese wenig bevölkerten Landstriche zu besetzen. In die so verlassenen Distrikte wurden später Ansiedler aus Friesland und Holland gerufen, die sich in den fetten Niederungen bald heimisch fühlen mochten, und weil sie sich fast gar nicht mit ihren angrenzenden Nachbarn vermischten, ihre Eigenthümlichkeiten Jahrhunderte lang rein erhielten. Selbst das Plattdeutsch der Vierlander bildet eine besondere dialektische Abart und ist nur aufmerksamen Hören leicht verständlich. Wer mit der plattdeutschen Sprache überhaupt nicht vertraut ist, möchte innerhalb der Vierlande in einige Verlegenheit gerathen, denn die Bewohner dieser Landschaften verstehen, insofern sie nicht mit der Außenwelt durch fortdauernden Verkehr in Berührung kommen, das Hochdeutsche nicht besonders gut, wenigstens fällt es ihnen schwer, sich im Hochdeutschen verständlich zu machen.

Die Vierlande, welche zum Amte Bergedorf gehören, stehen unter der Botmäßigkeit der Städte Hamburg und Lübeck, weßhalb sie auch „beiderstädtisches Gebiet“ genannt werden und als Wappen den halben Reichsadler und die Mauer mit anderthalb Thürmen führen. Die Stadt Bergedorf, die ehedem zum Herzogthume Lauenburg gehörte und die man jetzt wohl bisweilen scherzweise die Hauptstadt der Vierlande nennen hört, wurde im Jahr 1420 durch ein aus Lübecker und Hamburger Mannen bestehendes Heer erobert, und fiel durch den Pericberger Vertrag vom 24. August 1420 zusammt dem dazu gehörigen Lande an die beiden Hansestädte, denen sie seit jener Zeit auch verblieben ist.

Ein Besuch in diesem mit unglaublichem Fleiße bebauten und dadurch in einen wahren Zaubergarten verwandelten Landstriche gewährt vielfaches Vergnügen. Es könnte verwundern, daß selbst die zunächst Wohnenden die Vierlande so wenig, Fremde sie fast gar nicht kennen, erklärte sich diese Vernachlässigung derselben nicht durch die Anziehungskraft Hamburg näher gelegener und bequemer zugänglich gemachter Orte. Seit der Eröffnung der Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn im Jahr 1842 ist Bergedorf freilich schon in einer halben Stunde von Hamburg aus zu erreichen, das Betreten der Vierlande dagegen erfordert längere Zeit und lohnt sich erst dann, wenn man so recht in das Herz der wunderbar bebauten Landschaften tritt.

Curslack und Altengamm grenzen nördlich an die von Bergedorf nach Lauenburg führende Straße, die sich am Fuße sandiger, mit Wald bestandener Höhen fortzieht. Ein nicht sehr breiter, aber schiffbarer Arm der Elbe, die an der östlichen Grenze Altengamms jenes reiche Inselland bildet, das erst unterhalb Altonas, gegenüber von Nienstädten aufhört, und die vielfach getheilten Gewässer wieder in einen einzigen breiten Strom vereinigt, dringt hier unter dem Namen Dove-Elbe in's Land. Er scheidet die Landschaften Altengamm und Curslack von dem südlicheren, noch fruchtbareren Neuengamm, das wieder im Süden von der vielgekrümmten Gose-Elbe bespült wird. Die südlichste Landschaft Kirchwärder endlich findet ihre natürliche Grenze an dem hier bereits in beträchtlicher Breite und Tiefe vorüberziehenden Elbstrome, der erst weiter westlich zwischen Ochsenwärder und Moorwärder in die beiden großen Elbarme sich abzweigt, von denen der nördlich sich wendende als Norderelbe Hamburg berührt, nachdem er vorher sowohl die Gose- und Dove-Elbe, wie auch die Bille in sich aufgenommen hat, der südwärts strömende aber als Süderelbe Harburg zu einer Seehafenstadt macht.

Schon diese von so zahlreichen Wasserrinnen umfluthete Lage der Vierlande würde die Eindeichung derselben bedingen, auch wenn die Fluthwoge der Nordsee nicht so hoch heranfreichte. Gerade weil dieß aber der Fall ist, und weil Ebbe und Fluth die eigentlichen Segenspenderinnen des Landstrichs sind, mußten die Bewohner der Vierlande von jeher darauf bedacht seyn, sich gegen die nachtheiligen Wirkungen verheerender Sturmfluthen kräftig zu schützen. Diese künstlich erbauten und immer von Neuem wieder bedeutende Kosten erfordernden Erdumwallungen zerfallen in die höheren, breiteren und mächtigeren Außen- oder Elbdeiche und in die weniger starken, zwischen den einzelnen Landschaften und an den Ufern der oben genannten Elbarme sich fortziehenden Binnendeiche. Außer ihrer ursprünglichen Bestimmung, die sie als Fluth- und Ebbreicher zu erfüllen haben, sind sie auch die Träger der fahrbaren Verbindungswege, die selbst bei sehr hohem Wasserstande für leichtes und schweres Fuhrwerk zugänglich bleiben. Die Kronen der Binnendeiche sind auf beiden Seiten mit Linden, wilden Kastanien, Rüstern und Eschen bepflanzt, zwischen welche die betriebsamen Bewohner auch

Digitized by Google

Kirschen-, Wallnuß- und Fliederbäume eingestreut haben, um ja überall den möglichst größten Nutzen aus jedem Fuß Erde zu ziehen. Da man diese ziemlich dicht stehenden Bäume sorgfältig pflegt, so bilden sie auf allen Deichen herrliche kühle und angenehm schattige Laubhallen, ohne die Aussichten auf die hinter den Deichen liegenden Saatfelder, grünen Wiesen, bewegten Wasser, stille Weiher und die prachtvollen Obst- und Gemüsegärten zu verhindern, welche die glänzenden Wohnungen dieser unglaublich reichen Landbauerg umschließen.

Es mag hin und wieder wohl noch fruchtbarere Ländereien geben, wie etwa die eigentlichen Marschen zu beiden Seiten der Elbmündung, so praktisch und vielseitig benutzte aber findet man schwerlich irgendwo wieder. Es steckt eine Betriebsamkeit in dem Völkchen der Vierlander, die wahrhaft in Erstaunen setzt. Das Unbedeutendste verstehen sie in ihrem Interesse zu benutzen, um, was bei ihnen immer die Hauptsache ist, Geld daraus zu machen. Daß ihnen dieß immer gelingt, erklärt sich durch die Vortrefflichkeit der Artikel, welche sie zu Markte bringen, und durch die Appetitlichkeit in Ordnung und Auslegung derselben. Ein Korb Kartoffeln, Kohl, Spinat, Erbsen, Bohnen, Aprikosen, Johannisbeeren, Kirschen, Birnen, Aepfel oder anderer Gemüse und Früchte sieht bei einer Vierlanderin immer viel einladender aus, als bei andern Verkäufern der nämlichen Waaren. Das Maß ist möglicherweise — wenigstens behaupten es die böse Welt — nicht immer gar zu richtig, dafür ist das Gelieferte von untadeliger Qualität, und so kehren die Vierlanderinnen stets mit leeren Körben und vollen Taschen zurück in ihre idyllische Heimath, während manch anderer Marktbesucher nicht von gleichem Glücke begünstigt wird.

Ja, idyllisch ist die Heimath der Vierlande! Verstände ein moderner Poet noch Idyllen zu schreiben und hätte das Publikum noch Hunger nach solch unschuldiger Kost, er müßte sich niederlassen in diesen Rosenwäldchen, unter diesen Ackergeländen blühender Nelken, Levkoen, Narzissen, Reseden und Heliotropien. Ueber dem ganzen Ländchen liegt die Ruhe des glücklichsten Friedens. Man vernimmt, so wie man die endlosen Hecken erreicht hat, die fast alle Häuser umhegen, nirgends lärmenden Geräusch. Höchstens klingt eine Sense, deren Träger man aber nicht entdecken kann; da und dort fährt ein Wagen auf hohem Deichrande, den man, weil der Untergrund aus sandigem Aufschutt besteht, auch nicht rasseln hört. Und doch kribbelt und krabbelt es unter den zahllosen Obstbäumen, die nicht bloß in den Grasgärten reihenweise gepflanzt sind, sondern auch in den meisten Feldern stehen, wie in einem Ameisenhaufen. Auf der Erde zwischen den sorgfältig gepflegten Johannis-, Stachel- und Himbeerenbüschen, die ein beträchtliches Stück Land bedecken, sitzen oder hocken junge Mädchen und halberwachsene Kinder, emsig beschäftigt, die reifen Früchte in saubere flache Henkelkörbe zu sammeln, über ihnen, zwischen dichtem Laube kaum sichtbar, pflücken die Männer Kirschen von den mitten in die erwähnten fruchttragenden Büsche gepflanzten Bäumen. Wo aber zwischen Baum und Strauch noch ein Zipfelchen Erde frei geblieben ist, da hat man es benutzt zum Anbau von Zwiebeln oder irgend einem andern Gewächs, das zu gutem Gedeihen nicht gar zu viel Sonnenschein nöthig hat. Andere arbeiten in den Erdbeerfeldern, denn Gärten kann man diese Anpflanzungen, welche oft ganze Morgen Land bedecken, nicht mehr nennen. Noch andere schneiden Rosen, die gewöhnlich gleich am Eingange zu den Gartenländereien kleine Wäldchen bilden und die nur unter der Hand sehr geschickter Gärtner in solcher Vorzüglichkeit gedeihen können. Man kann die Vierlander ein Volk von Gärtnern nennen, obwohl die Kunst ihrer Gärtnerei sich nur auf den Anbau gewisser beliebter Zierpflanzen, namentlich aber auf den Gemüsebau beschränkt. Alle Arten von Erbsen und Bohnen, von der zartesten Perl- und Schneidebohne bis zur großen oder sogenannten Saubohne, werden in unglaublicher Menge von den Vierlandern gebaut. Dasselbe gilt von den Kohlarten, den Salaten und andern Gemüsen. Jede Handbreit Erde wird wenigstens zweifach, bisweilen wohl noch öfter benutzt. Wo man zu Anfang des Frühjahrs Radieschen zog, blüht später die hochrankende Bohne, oder was sich sonst für den schon einmal ausgebeuteten Boden eignen mag. Und außerdem stehen in all diesen Erdbeer-, Kohl-, Erbsen- und Gurkenfeldern die seltensten Kirschen-, Pflaumen-, Aepfel- und Birnbäume, die auch in den eigentlichen Getreide- und Kartoffelfeldern nur selten fehlen.

Unter den einträglichsten Erwerbzweigen steht der Erdbeerbau oben an. Die Cultur dieser aromatischen, feinschmeckenden Frucht nur anzusehen, ist für den Fremden interessant. Der Vierlander Erdbeerenbauer ist stolz auf seine Beschäftigung und öffnet gern seine, mit glänzender blauer oder grüner Oelfarbe angestrichene Gartenthür, um Wißbegierige in den wohl gepflegten Gemüse-, Blumen- und Obstgärten herumzuführen, die vorzugsweise seinen Reichthum ausmachen. Durch die ganzen Vierlande wird der Erdbeerbau getrieben, am gedeihlichsten entwickelt aber dürfte er besonders in den Landschaften Neuengamm und Kirchwärder seyn. Von den umfangreichen Erdbeerfeldern, die hier die reichren Landleute besitzen, kann man sich kaum einen Begriff machen. Einer derselben, der mir seine Fluren zeigte, erzählte mir lächelnd, daß er durchschnittlich im Jahre 40,000 bis 50,000 Pfund der schönsten Erdbeeren nach Hamburg liefere, was bei den Preisen, welche die Hamburger für beste Waare zu zahlen pflegen, eine Jahreseinnahme von gewiß 20,000 Mark Cour., d. h. von etwa 8000 Rthlr. pr. Courant abwerfen dürfte. Im Verhältniß zur Verwerthung der Erdbeeren steht gewöhnlich auch der Absatz anderer Fruchtsorten, ferner des Rosen- und Blumenverkaufs im Allgemeinen, der blieben Gemüsearten und aller möglichen Suppenkräuter. Nimmt man an, daß nebenbei die meisten größeren Vierlander Grundbesitzer auch noch Getreide, am meisten wohl Weizen bauen, daß sie geschickte Viehzüchter und wohl

Digitized by Google

erfahrene Fischer sind, und daß sie mit allem, was Erde und Wasser ihnen gewähren, einen höchst einträglichen Handel zu treiben verstehen, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen von dem Wohlstande, der im Ganzen und Großen allerwärts in den Vierlanden angetroffen wird. Unter den größeren Bauern gibt es mehr als einen Millionär. Ueberhaupt dürften die Vierlande zu den allerreichsten Landstrichen gehören, welche man auf deutschem Bundesgebiet antrifft.

Außer dem nutzbaren Gartenbau legen sich die Bewohner dieser gesegneten Landschaften auch mit Vorliebe noch auf die Mästung von Federvieh, die sie, wie alles, was sie angreifen, rationell und in großem Maßstabe betreiben. Künstliche Brütanstalten gibt es schon längst bei dem betriebsamen Völkchen. Junge Hühner, Enten und Gänse werden zu Tausenden gemästet und, haben sie die erforderliche Reife erhalten, sauber gerupft nach Hamburg gebracht, wo angesessene, meistens in Kellern wohnende Vierlander die weitere Zubereitung für die Küche und den Verkauf besorgen. Hamburgische Hausfrauen erhalten sonach jedes Huhn, jede Taube u. s. w. auf's schönste, gespickt, fix und fertig von dem Vierlander Zwischenhändler in die Küche geliefert, eine Einrichtung, die zwar sehr bequem, mitunter aber auch etwas kostspielig ist.

Entsprechend dem reichen Erwerb, dessen sich die Bewohner der Vierlande durch zweckmäßigste Ausnutzung des Bodens erfreuen, sind ihre Wohnungen eingerichtet. Im Allgemeinen herrscht in der Bauart der Häuser der niedersächsische Typus vor. Die Häuser sind lang gestreckt mit breiter, vielfensteriger Giebelseite, die gewöhnlich dem Deiche zugekehrt ist, dessen grüne Böschung sie fast berühren. Das Dach ist hoch, steil und mit Stroh gedeckt. An die friesische Abstammung dürfte die Liebhaberei gemahnen, Giebelbretter, Thüren und Fensterladen mit grell hellen Farben möglichst oft zu bestreichen, damit sie immer ganz frisch aussehen. Holländischen Ursprungs scheint eine überall sich kund gebende Vorliebe für niedlichen Aus- und Aufputz zu seyn, der zwar in die Augen fällt, dem guten Geschmack aber nicht immer gefallen kann. Gerade bei den reichsten Vierlander Wohnungen fand ich immer sehr schön gepflegte Blumengärten vor dem Hause mit einer Menge von Buchsbaum umfegter Beete in mancherlei Formen. Bald stellten diese Beete halbe Monde, bald Herzen, bald Sterne und dergleichen dar. Zwischendurch wenden sich schmale Pfade, mit dem schönsten röthlich gelben Kiessande bestreut. Die Blumen waren stets in Fülle und vorzüglicher Güte vorhanden, und höher aufsprossende Gewächse immer mit feinen Stäben von untadeliger Sauberkeit versehen. Alle diese Stäbe sind glänzend weiß gemalt und am obern Ende mit gedrechseltem Knopfe geziert, der je nach der Länge oder der besondern Liebhaberei des Hausherrn verschiedenartig gefarbt ist. Am häufigsten sieht man Stäbe mit hellgrünen, himmelblauen und hochrothen Knöpfen, hin und wieder funkelt wohl auch ein vergoldeter an hochragenden Centifolienbäumchen. Für vergoldete Knöpfe scheinen die Vierlander überhaupt sehr eingenommen zu seyn. Sie bringen deren an, wo es sich irgend thun läßt, doch immer so, daß sie recht in's Auge fallen. Selten sieht man an größeren Höfen eine Hausthür, die nicht einen schmalen geschnitzten Baldachin hätte. Auf diesem letzteren befinden sich immer drei ziemlich große vergoldete Knöpfe oder Kugeln. Auch an den Stacketen, welche die Gärten gegen die Straße zu einfassen, tragen in bestimmten Zwischenräumen höhere Stäbe die vergoldete Knopfzier. Fensterrahmen und Laden sind eben so wie die Stacketen entweder hellgrün oder himmelblau angemalt, leuchten mithin gar weit hinein in das grüne, saftige Land. Bei älteren Häusern ist dieser Anstrich weniger zu bemerken. Ueberhaupt weicht die Bauart der alten Wohnungen von der neueren vielfach ab. Jene nähert sich in jeder Hinsicht dem alten niedersächsischen Bauernhause, dessen Haupteingang eine scheunenthorartige Thür bildet, welche zugleich als Abzugskanal für den vom Herdfeuer erzeugten Rauch dient. Solche Häuser haben fast quadratische Fenster mit vielen kleinen Scheiben und Fensterläden, die beim Oeffnen abwärts fallen, so daß sie die Häuser wie eine hölzerne Brustwehr umgeben. Ueber der großen Eingangsthür, die im Innern auf eine sehr geräumige Diele führt, steht der Namenszug des Besitzers unter den unvermeidlichen goldenen Kugeln. Viele dieser alten Häuser sind außerdem noch mit Inschriften versehen, die gewöhnlich in gereimtem Spruche einen frommen Wunsch ausdrücken, z. B.:

„Herr Jesu, laß gesegnet seyn,
Die zu dieser Thür gehen aus und ein.“

Bei allem Reichthum, welcher in den Vierlanden aufgehäuft ist, hat, wie es scheint, der Luxus hier noch keinen rechten Eingang gefunden. Das Mobiliar ist solid, aber weder reich noch glänzend. Der holsteinische Hofbesitzer und der Marschbauer, die mit dem reichen Vierlander ungefähr auf gleicher Stufe bezüglich des materiellen Wohlbefindens stehen, sind in dieser Hinsicht mehr Weltmenschen und besitzen durchschnittlich wohl auch einen bedeutenderen Fond wirklicher Bildung. Ausnahmen von der Regel werden gewiß in den Vierlanden nicht fehlen, im Ganzen aber sind die Bewohner dieser Landschaften zu sehr Angerverzelte der Scholle, die sie ernährt, und legen weitaus das größte Gewicht auf die Anhäufung materieller Schätze. Diese bleiben ihnen um so leichter erhalten, weil sie immer nur unter einander heirathen. Jedenfalls gehört es zu den seltensten Vorkommnissen, wenn ein vierländisches Mädchen einen Auswärtigen ehelicht.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 38. 18. September 1859.

So klein ich bin, ist doch die Ehre mein,
Der Schatten dieses großen Manns zu seyn.
Beaumont und Fletcher.

Die goldene Hochzeit.

So lange der ehrwürdige Dom in unserer Stadt gestanden, und das ist Jahrhunderte länger als irgend ein heutigen Tages noch solides Gottes- oder Menschenhaus im Lande weit und breit, hatte er keine Feierlichkeit erlebt gleich der, welche in der Mittagsstunde dieses ersten Junius, an dessen Abend ich vorliegende Darstellung zu Papier bringe, in seinen Hallen begangen werden sollte.

Goldene Hochzeiten zwar waren nicht selten in der Gemeinde vorgekommen; denn die Luft streicht rein und heilsam vom Gebirge herüber, die Gegend ist fruchtbar, der Volksstamm wohlhabend und kräftig, — war es zumal in der guten alten Zeit, da man in seinen Genüssen mehr auf den Magen als auf den Kragen Rücksicht nahm, — daher es denn nichts Außerordentliches ist, einen oder den andern das Alter des Psalmisten erreichen, wohl gar um ein Jahrzehend übersteigen zu sehen. Möglicherweise kann es auch schon dagewesen seyn, daß ein derartiger Jubelbund vor dem Altare unseres Heiligthums für die Ewigkeit erneuert worden ist, wenn gleich der Herr Oberdomprediger und Probst, Dr. Renatus Henrici, nach gewissenhaftester Forschung in schriftlicher wie mündlicher Ueberlieferung keinen solchen Fall für seine Domchronik hat aufspüren können. Aber der hat hier und anderwärts so leicht gewißlich seines Gleichen nicht gefunden, daß die goldene Hochzeit und die grüne von demselben Diener Gottes, an demselben Altare eingesegnet worden sind; daß beide, der Jubelbräutigam und sein Seelenhirt, heute wie damals in dem nämlichen Amte standen, jener als zweiter, dieser als erster Geistliche am Dom; daß selber die Brautjungfer noch am Leben und in keiner anderweitigen Stellung als vor fünfzig Jahren, will sagen als Jungfrau und Wirthschaftsführerin ihres unbeweibten Herrn Bruders (des Probstes Dr. Renatus Henrici), und daß endlich sogar Schreiber dieses, nämlich meine Wenigkeit, Jedebäus Gutedel, als Domküster die hohen Altarkerzen anzünden und die erste Hochzeit seines Vorgesetzten wie die letzte in das Kirchenregister eintragen sollte.

Rechnet man zu all diesem noch das hohe Ansehen, in welchem die beiden Domfamilien Henrici und Borsdorf in der Gemeinde, ja bis zum Throne hinauf im ganzen Lande stehen; rechnet man dazu, daß das Amt am Dom seit Menschengedenken in diesen beiden Familien gleichsam erblich gewesen ist, indem schon der Vater und Großvater des Herrn Doctors — — Nota bene: ich werde, wohllautenden Wechsels halber

Digitized by Google

den Oberdomprediger Henrici bald den Herrn Probst, bald den Herrn Doctor tituliren, welche letztere Würde er seit beiläufig vierzig Jahren in Folge Ehrendiploms der Universität Wittenberg bekleidet, versteht sich die eines Doctors Theologiä, beileibe nicht Philosophiä, für welche letztere man wahrlich sich nicht der Gelehrsamkeit eines Henrici zu berühmen braucht. Sein Amtsbruder, der Jubelbräutigam, bleibt, seinem Standpunkte gemäß, in meiner Rede vor wie nach der Herr Magister —

Ich wollte also sagen, daß schon der Vater und Großvater des Herrn Probsteß desselbigen gegenwärtige Stellung am Dome inne gehabt, daß schon der Vater der Jubelbraut, weiland Magister David Adami, in dem zeitweiligen Amte ihres Ehegatten fungirt, und daß besagter Ehegatte hinwiederum dem alten Oberdomprediger und Probst Henrici, — Vater des sintemaligen, — als Substitut in seinem Dienste beigestanden, bis nach des ersteren Hinscheiden der letztere — —

Aber ich spüre, daß ich mich bei Aufzeichnung dieser geistlichen Erbfolge einigermaßen in's Unklare zu verwickeln im Begriffe bin, und ziehe daher zu deutlichem Verständniß vor, dieselbe einfach und sachgemäß nach der Stammtafel unseres ehrwürdigen Domchroniſten zu notiren, insoferne nämlich die gegenwärtige Darstellung mit ihr in Berührung steht. Demnach:

a) Oberdomprediger und Pröbſte am Dome zu *:

Dr. Renatus Henrici von 1760 bis 1805.

Dr. Renatus Henrici, des Obigen Sohn, von 1805 bis dato.

b) Domprediger und Magiſter am Dome zu *:

Magiſter David Adami von 1770 bis 1800.

Magiſter Renatus Henrici, nachheriger Oberdomprediger und Probst, von 1800 bis 1805.

Magiſter Chriſtian Borsdorf von 1805 bis dato.

Alle diese Umstände nunmehro in Betracht gezogen, wird die Behauptung nicht ungereimt erscheinen, daß das Greisengeschlecht in der alten Probstei am Dom — In Parenthesi: Erst unter dem jeweiligen Regimente ist sie in zwei getrennte Wohnungen abgetheilt, der innere Zusammenhang vermauert, eine besondere Eingangsthür für eine jede von der Straßenseite angebracht, wie auch der ursprünglich gemeinschaftliche Hof und der südlich vom Hause nach der Niederstadt sich absenkende Garten durch einen mannshohen Bretterzaun separirt worden. — Aber beiläufig: ich werde mich dieser Randbemerkungen und Parenthesensätze in Zukunft zu enthalten wissen, da sie, wie ich spüre, den Fluß meiner Rede wesentlich hindern. Bin ich nur erst über die unerläßliche Einleitung hinweg und bei meinem eigentlichen Text, so fühle ich im voraus, daß ein ganz anderer Zug aus meinem bewegten Herzen in meine Feder strömen wird.

Was ich also sagen wollte war, daß man das Greisengeschlecht in der grauen Probstei am Dom, inclusive des bescheidenen Anhängsels in der Küsterei, als leibhaftig mit dem Gotteshause verwachsen betrachtete, gleichsam wie den Epheu, der, im Laufe der Jahrhunderte zu einem Baume erstarkt und unlöslich in seine Fugen eingerankt, seinen Lebenssaft aus dem feuchten Gemäuer saugt, und daß daher das heutige Jubelfest nicht nur eine seltene, erfreuliche Familienfeier, sondern wie eine erbauliche und wunderbare Begebenheit zur Verherrlichung unseres Domes von Stadt und Pflege behandelt und getheilt ward. In sämmtlichen Corporationen bereiteten sich glückwünschende Sendungen, in allen Familien, groß wie klein, Gaben der Liebe und Hochachtung vor; die Kränze und Kronen, welche man hundertfältig zum Schmucke des Altarplatzes gewunden, hatten zwar eilig beseitigt werden müssen, indem der entrüstete Ausspruch des Herrn Probsteß sie als eine weltliche, ja heidnische Zierrath bezeichnete, so schon die ältesten Christen aus ihren Erbauungsstätten verbannt; aber sie waren, die Kränze und Kronen nämlich, in der Stille der Nacht, in sinniger Anordnung an der Probstei befestigt worden; der Herr Domrector hatte eine Festcantate gedichtet und der Herr Domcantor kunstvoll in Musik gesetzt, bei deren Ausführung sich bis zu den vornehmsten jungen Damen und Herrn betheiligten; durch alle Thore zogen die Herrn Amtsbrüder der Ephorie in feierlichem Ornate dem gemeinschaftlichen Sammelplatze in der Domaula zu; alle Schulen und Läden waren geschlossen, alle Leute trugen Sonntagsstaat, aus allen Thüren strömte der Duft festlicher Kuchen und Braten; denn da gab es wohl kaum eine Behausung, die nicht einen Gast aus der Umgegend beherbergte; vom frühen Morgen an wogte auf dem lindenschattigen Domplatze ein froh geschäftiges Treiben, und netto eine Stunde, bevor der Kirchenvoigt das große Portal auf der Westseite öffnete, stand vor demselbigen die Menschheit gleich einer Mauer, um im ersehnten Augenblicke einzudringen und die günstigsten Schau- und Hörplätze zu erreichen.

Von diesem Portale, das von Kennern als ein Musterstück fälschlich altdeutsch benannten Baustyls gepriesen wird, so wie von dem Dome im Allgemeinen muß befürwortet werden, daß der Zahn der Zeit lange vor dem heutigen Jubeltage bedenklich daran zu nagen begonnen. Seit Jahren war von einer gründlichen Renovation die Rede gewesen; an Mitteln bei dem

Digitized by Google

beträchtlichen Kirchengute fehlte es nicht; die städtischen Behörden, das geistliche Consistorium der Provinz hatten das Unternehmen wiederholentlich in Betracht gezogen, ein hoher Landtag sogar sich mit demselbigen beschäftigt; namhafte Künstler vom Baufach waren von der Regierung entsendet, Gutachten, Plane und Anschläge eingereicht worden, dennoch aber seit länger als einem Jahrzehend die wichtige Angelegenheit an dem Widerspruche und Widerstande des gewaltigen Henrici gescheitert, der, ich weiß mich nicht faßlicher auszudrücken, in seinem Gebiete ein Autokrator ist und den Dom gleichsam als ein seiner Treue anvertrautes Dominium betrachtet. Herstellung der Baufälligkeiten genehmigt, ja fordert, jedwede Neuerung verweigert er. Jedweder neue Stein sollte in die alte Fuge passen, jedweder Schnörkel und Zierrath genau nach dem alten Muster gemeißelt, kein Chorstuhl verrückt, nicht ein Nebenaltar beseitigt werden; keines der Privatkapellchen auf und unter den Emporen sollte fallen, nicht einer dieser vergitterten Betkäfige und Andachtslauben, die sich zwischen die vordere Tauf- und mittlere Predigtkirche gedrängt, beseitigt werden, um keinen Preis vor allem die kunstvoll gemeißelte Spitzenwand, die gleich einem Vorhange zwischen dem Heiligen und Allerheiligsten jene Mittelkirche von dem hohen Chore scheidet. „Zuthaten, nicht Zerstörungen!" sagte der Probst. „Geschichte!" eiferte er, wenn die Kunstjünger „Geschmad" geeifert. Man munkelte von gar ärgerlichen Auftritten zwischen diesen Kunstjüngern, wie den Behörden einerseits und dem Oberdomprediger Henrici andererseits; man wußte von eingreifenden Gewaltmaßregeln, die vielleicht keinem andern als diesem hochangesehenen Manne zu gute gehalten worden wären, man stritt hin und wider mit gar böswilliger Erbitterung, bis denn am Ende ein direktes Kabinetschreiben Sr. Majestät des Königs die ganze Angelegenheit vorläufig auf sich beruhen hieß.

Wir Niedrigstehenden erkennen in gewissen Stücken die Lage der Dinge schärfer als die Hochgestellten, vor deren Blicken man beschönigend hinter dem Berge hält. Mir, dem Küster, ist die allerhöchste Absicht, so wie die allgemeine Ansicht in der Sache keineswegs entgangen: es geschah aus Schonung für den alten Herrn. Wie lange konnte er es denn noch treiben in seinem Regiment? Der Bau erheischte Jahre; sollte man ihn mit Gewalt aus seinem und seiner Ahnen Jahrhunderte langen erhabenen Wirkungskreise in ein bescheidenes Interimskirchlein der Vorstadt verweisen, ihn gar aus der Probstei verjagen, in welcher seine wie seiner Väter Wiege gestanden, und welche, nach dem in der Stille von oben her angenommenen Plane, nebst aller übrigen anklebenden Umgebung der Erde gleich gemacht werden mußte, um dem Dome eine freie Anschau und Umschau zu gewähren? Wir Alten sollten abtreten von der Bühne, ehe das Neue in's Leben gerufen wurde. Aber wir treten ab weit später, als man voraus gesehen. In dem feuchtkalten, selten von einem Sonnenstrahle erquickten Dunstkreise des Domes stärkt uns eine wunderbarliche Lebensluft, die uns ein Geschlecht um das andere überdauern läßt. Die heimliche Erwartung, daß der Probst, nachdem er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert, sich freiwillig in den Ruhestand zurückziehen werde, ward zu Schanden; er hat sein Jubiläum schon vor Jahren gefeiert, aber der eiserne Alte dachte nicht daran, seinen Posten zu verlassen, bevor Gott ihn rief. Unermüdet forscht er vom Morgen zur Nacht in seiner Zelle; ungebeugt steht er jeden Sonntag auf der Kanzel; nicht auf eine Stunde liefert er, selber in die Hände seines Amtsbruders, des Magisters, die Schlüssel zu der Kleinodienkammer seines Heiligthums, und mancher Fremde mußte in den letzten Jahren, da die Eisenbahn einen lebhafteren Verkehr denn sonst in unserer Stadt hervorgerufen, der alte Herr aber haushälterischer mit seiner Zeit und Kraft für den täglichen Führerdienst geworden ist, und selbigen nur noch selten, als einen Akt gnädiger Herablassung hohen und gelehrten Häuptern zu Gute kommen läßt, mancher Fremde, sage ich, mußte vor der verschossenen Reliquienkapelle des Domes abziehen, ohne die kostbaren Meßgewänder, die künstlichen Altargefäße, die Heiligthümer aus alter Zeit und besonders die seltsame Rose von Jericho mit Augen gesehen zu haben, die ein Kreuzfahrer aus dem gelobten Lande zu uns gebracht haben soll und die in namhaften Reisehandbüchern als die größte Merkwürdigkeit unserer Domstadt gepriesen wird, wiewohl sie — ob es mit anderweitigen Curiositäten etwa anders bestellt ist? — wiewohl sie im Grunde nur als ein kleines, vertrocknetes braunes Möschen erscheint, an welchem noch nicht einmal ein Mensch die Probe gemacht, ob es, mit Wasser besprengt, wirklich zu einem frischen Gewächse in die Höhe schwillt, oder gar zu einer farbigen Blume erblüht.

Es wäre sicherlich nicht ohne Interesse, an dieser Stelle ein genaueres Verzeichniß aller Kostbarkeiten und Raritäten aus dem Kronschatze unseres erhabenen Seelenhirten zum besten zu geben. Aber ein undankbares und selber ein unredliches Geschäft würde solch eine Schilderung seyn, da jener gründliche Forscher dieselbige schon mit einem staunenswerthen Aufwande von Gelehrsamkeit in seiner Chronik niedergelegt hat, und dermaleinst aus dem Grabe seinen demüthigen Küster und Diener eines literarischen Diebstahls — Plagiats, wie die Männer der Wissenschaft es nennen, — bezüchtigen dürfte. Das sey ferne von mir! Ich habe es hier

Digitized by Google

nicht eigentlich mit dem Dome zu thun, nur mit seinen In- und Beisassen am heutigen Tage der Jubelfeier; ja ich sammle im Grunde bloß den Stoff zu einem erbaulichen Lebensbilde für eine geschicktere Hand, wenn eines Tages die meine in Staub zerfällt, und schildere sonder Kunst, wie sonder Zuthat noch Abschweifung, lediglich der Natur und Wirklichkeit getreu, die Umstände, welcher dieser Jubelfeier erst ihre wahre Bedeutung verliehen haben, wie sie mir in meiner Stellung einzig und allein zu Auge und Ohr gekommen sind, und dermaleinst nicht in der Henricischen Chronik nachgelesen werden können.

Demzufolge beginne ich denn, nach dem Beispiele gepriesener Historienschreiber, bei dem Allgemeinsten, will sagen bei Himmel und Wetter, die sich mit den jubilirenden Menschen gleichsam zu einer Festgenossenschaft verbündet hatten. Denn nachdem ein kühler, regnerischer Maimonat in der That weniger Wonne verbreitet hatte, als er, gemäß der guten, alten Bauernregel, Segen für Scheuer und Faß in Aussicht stellte, lagerte sich heute, am ersten Junius, der Himmel blau und wolkenlos über der frischsaftigen Erde, blickte die liebe Sonne wärmend und goldig auf uns nieder und hatte das Gebirge über Nacht all die grauen, dichten Nebelkappen abgeworfen, in welche es sich seit Wochen gehüllt. Deutlich, wie mit dem Griffel gezeichnet, begränzten seine Waldrücken und Felsspitzen den westlichen Horizont.

„Wie diese Heiterkeit gleich beim Erwachen das theure Hochzeitpaar erquicken wird!“ dachte ich bei mir selbst, nachdem ich mit gerührtem Herzen mein Morgengebet im ersten Dämmerungsschimmer gesungen hatte. Denn der Magister Borsdorf war so zu sagen ein Freund und Liebhaber der Natur. Sein erster Blick galt den Morgen- und sein letzter den Abendsternen; Wind und Wolken wußte er zu berechnen wie ein Schäfer oder Jägersmann, und so lange seine jetzt schwachwerdenden Füße ihn trugen, schweifte er mit Botanisirtrommel und Schmetterlingsscheere in Wald und Flur umher. Daheim aber wartete er des gesammelten Gewürms in Schachteln und Gläsern von einer Entwicklung zur andern, wartete des Bienenhauses in seinem Garten mit der Sorgfalt eines Familienvaters; seine Insektensammlung wird in ihrer Art von Kennern kaum als eine geringere Merkwürdigkeit unserer Stadt geschätzt als selber der Dom; sein Aurikelflor im Lenz und die Rosenpracht seines Gartens bis in den Herbst hinein finden selten auch in herrschaftlichen Anlagen ihres Gleichen; mit offenem Auge sucht, findet und unterscheidet er das kleinste Gebilde, mit gedeihlicher Hand pflanzt, pflegt, impft und fördert er den schwächsten Keim der Natur, und wer, wie ich in jüngeren Jahren, ihn auf einer sommerlichen Fußtour in das Gebirge begleitet hat, der darf sagen, daß er in Wahrheit zugleich die Wonne und die Belehrung eines Reisenden geschmeckt.

Wie aber der himmlische Vater seine Sinne und Gaben verschiedentlich ausgetheilt, das nahm man am deutlichsten wahr an des Magisters Nachbar und Amtsbruder, dem Herrn Oberdomprediger Henrici, dem er statt des leiblichen das geistige Auge und Ohr auf das Feinste geschärft und gestärkt. Seit seinen Universitätsjahren hat er unsere Stadt nicht wieder zu der kleinsten Reise oder Wanderung verlassen, und in der langen Zeit, daß keiner seiner Schritte meinen Blicken verborgen geblieben, habe ich ihn nur ein einziges mal zu seinem Vergnügen in's Freie spazieren sehen, in jenem Frühling, da er kaum in die Oberdomwürde aufgerückt war und die Pflegetochter und Mündel seines weiland Herrn Vaters, die liebliche Magdalena Adami, als arme Domwaise neben seiner Schwester Deborah unter seinem Dache und Schutze lebte.

In jener Zeit lag freilich die Zukunft weit anders, als sie sich nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse gestaltet, vor meinen hoffnungstrunkenen Blicken. Die vier Domkinder: der Probst, Renatus Henrici, und Magdalena Adami, der Magister Christian Borsdorf und Deborah Henrici versprachen zwei Paare zu werden statt Eines; die Erbfolge am Dome schien auf zwiefältigem Wege gesichert. So vor fünfzig Jahren. Und heute? Renatus Henrici und seine Schwester Deborah sind ledigen Standes und solchergestalt ohne Leibeserben, dem Christian Borsdorf und seiner Ehegattin, Magdalena Adami, sind von einer zahlreichen, ihnen voran geschiedenen Nachkommenschaft nur zwei Großkinder verblieben: von einem Sohne eine Tochter, Deborah Borsdorf, und von einer Tochter ein Sohn, Renatus Friedheim, beide als Augen- und Herzenstrost ihrer alten Tage unter ihrem Dache lebend; die Enkelin eine holdselige Jungfrau, just so alt als ihre Großmutter vor fünfzig Jahren, nämlich achtzehn; der Enkel als Substitut seines Großvaters, wie dieser vormalen bei dem alten Oberdomprediger Henrici. Und gesetzt den allergünstigsten Fall, daß eines Tages der königliche Patron unseres Domes keinen andern als den Friedheim zum Nachfolger seines gebrechlichen Großvaters und späterhin vielleicht zu einem noch höheren Posten am Dome befördern sollte, ein Fall, auf welchen bei seiner Jugend und dem geistlichen Zudrang zu seltenen fetten Stellen, ohne des mächtigen Probstes Verwendung, wenig zu bauen seyn dürfte, wiewohl der junge Mann mit seinem Erbherkommen schöne Vorzüge

Digitized by Google

eines Redners, Seelsorgers und Lehrers verbindet, — gesetzt diesen allergünstigsten Fall, so heißt er Friedheim, nicht Henrici, nicht einmal Borsdorf; die alten Namen, die alten Erinnerungen verlöschen am Heiligthum, alles wird anders — auch gut, will's Gott, besser vielleicht in manchen Stücken, aber anders, unergründlich anders, eine neue Welt! Und diese Vorstellung thut einem achtzigjährigen Herzen weh! Und endlich ich selber, Jebedäus Gutebel, der ich in der Jugend meine Freiheit aufgegeben und die Leibeigenschaft des Ehestandes auf mich geladen, nicht ohne zärtliche Neigung, es ist wahr, aber nebenbei doch in der heimlichen Hoffnung, dem Dome einen Erbküster zu erzielen, auch ich fahre in die Grube — —

Aber wohin gerathe ich? Es ist gar schwer für einen Historienschreiber, folgerichtig in der Ordnung zu verfahren, besonderheit wenn eine Idee, sozusagen eine Hauptidee, unablässig in seinem Hirne wühlt und brütet. Da bin ich schon wieder bei dem ewigen A und O meiner schlaflosen Nächte und sollte doch eigentlich bei jenem einzigen hoffnungsreichen Frühlingstage seyn, an dem ich vor fünfzig Jahren Renatus Henrici mit einem Strauße von Veilchen und Gänseblümchen aus dem Poetenstege hinter unserer Kuhwiese zurückkommen sah.

Diese plötzliche Jünglingsanwandlung war rasch verflogen, Renatus Henrici bald ein allzuberühmter Gelehrter, ein allzugewaltiger Redner, gleichsam ein protestantischer Kirchenvater geworden, um sich auf die Dauer eine weichmüthige Stimmung für die vergängliche Natur zu gestatten. Hatte er nicht Bücher und Handschriften? Hatte er nicht Amt und Regiment? Hatte er nicht seinen Don? Konnte er nicht, wiewohl er bei seiner kräftigen Leibesconstitution, bei seinem gesegneten Appetit und bis in das hohe Alter hinein ungestörten Kreislaufe aller körperlichen Funktionen derselbigen just nicht bedürftig war, konnte er nicht, sage ich, um Lunge und Zwerchfell eine dienliche Erschütterung zu gewähren, jeden Nachmittag in der Stunde, da das Sonnenlicht schwach und das Lampenlicht blendend wird, fünfunddreißig Minuten nach der Uhr in seinem Garten auf- und niederspazieren und dabei seinen Gedanken Audienz geben, ohne von einem bekannten Gesichte gestört, oder gar von einem bekannten Munde angeredet zu werden? Schützte ihn nicht der hohe Bretterzaun selbst vor den belästigenden Blicken der Nachbarsfamilie? und hatte ein anderer Mensch als seine Schwester Deborah die schuldige Rücksicht, in tiefem Schweigen zehn Schritte hinter ihm drein zu wandeln gleich einem Schatten? Was aber den Horizont, Wolken, Nebel, Sonne, Mond und Sterne betrifft, welche die hohen Bäume des Gartens verdeckt, kannte der große Gottesgelahrte nicht einen ferneren Himmel und eine weitere Unendlichkeit als jene, welche schwache, wenn auch mitunter fromme Menschenkinder hinter derlei Luftgebilden und leuchtenden Himmelskörpern träumen? „Alles Natürliche ist nur Schein und Widerschein," sagte Renatus Henrici, und Renatus Henrici, der alle seine Gedanken in das Seyn versenkte, hätte der nach dem Scheine fragen sollen? Nein, der Mann war zu groß, um nach dem Maße gewöhnlicher Menschen gemessen zu werden. Er wußte das auch, und darum wollte es mich schier ängstlich, als ein Zeichen nahender Altersschwäche bedünken, als ich ihn heute Morgen, da er aus seiner engen, dunkeln Schlafzelle in das des helleren Arbeitslichtes wegen nach der Gartenseite gelegene Studirzimmer trat, nicht wie sonst alsobald nach dem mächtigen, mit Büchern und Scripturen beladenen Pulte, sondern nach dem Fenster schreiten sah, durch welches die ersten Strahlen der Morgensonne fielen.

Ich sah ihn, sage ich, denn ich saß schon eine gute Weile in dem jederzeit offenen Vorgemach, auf dem sogenannten Küsterstuhle, seines Erwachens und der Befehle harrend, die er mir in aller Morgenfrühe entgegenzunehmen geboten. Keine seiner ungewohnten Bewegungen entging mir. Er öffnete ein Schöbchen, sog mit einem tiefem Athemzuge die würzigen Blumen- und Lavendeldüfte ein, die aus dem Nachbargarten herüberdrangen, und stand darauf wohl zehn Minuten lang regungslos sinnend und in den goldenen Morgenhimmel blickend, als ob er einen seltenen, zwiefältig zu entziffernden Palympsestos vor Augen hätte, dergleichen Pergamente er vor allen übrigen gebührentlich in Ehren hält.

Solchergestalt in sich versunken, wie ich ihn noch niemals gesehen, so oft ich seinen Eintritt in das Studirzimmer beobachtet, stand er noch am Fenster, als seine Schwester Deborah, das Domfräulein, wie sie in der ganzen Stadt heißt, nachdem sie, wie jeden Morgen, dreimal leise an die Thüre geklopft, das Kaffeegeschirr im Arm, in das Zimmer trat. Sie neigte zum Gruße schweigend das Haupt, ließ einen verwunderten Blick auf den Bruder am Fenster schweifen, schenkte eine Tasse ein, stellte den Rest, der, in langsamen Zügen geschlürft, den ganzen Vormittag ausfüllen sollte, auf der Spirituslampe warm und wollte sich leise, wie sie gekommen, wieder entfernen, als der Doktor, ohne seinen Platz zu verlassen, sich mit der bedeutenden Frage an sie wendete: „Träumst du zu Zeiten, Deborah?"

„Zu Zeiten, Renatus," antwortete das Fräulein mit großen, verwunderten Augen. — „Ich niemals,

Digitized by Google

Deborah, aber heute —" sagte er und blickte wieder hinaus in die Gegend.

Sie wollte sich zum zweiten mal entfernen und zum zweiten mal hielt seine Rede sie fest. — „Fünfzig Jahre, Deborah!" murmelte er, in alte Erinnerungen verloren. — „Fünfzig Jahre, Renatus!" murmelte das Fräulein, sich in langsamen Schritten seinem Platze nähernd.

„Mir ist, als wäre es gestern gewesen, Deborah." — „Mir ist es alle Tage seitdem wie gestern gewesen, Renatus." — „Die Sonne scheint hell wie damals, der Himmel ist blau und die Koppe unverhüllt." — „Der Flieder blüht heuer spät wie damals, da die Frührosen schon im Aufbrechen sind." — „Fünfzig Jahre, Deborah!" — „Fünfzig Jahre, Renatus!"

Es entstand eine Pause. Die beiden großen Gestalten standen regungslos neben einander, als wären sie von Stein. — „Deborah," hob endlich der Bruder wieder an, „die Zeit ist unmerklich gekommen und Ordnung nützt auch in geringfügigen Dingen. Deborah, morgen mache ich mein Testament." — „Ich mit dir, Renatus."

„Genau weiß ich es nicht, Deborah, aber — fünfzig Jahre! Es summirt sich zusammen — dreißig Tausend müssen es seyn." — „Fünfzig Jahre — es spinnt und webt sich zusammen, vierzig Gedecke und sechzig Stück Leinen sind es." — „Wir haben keine Kinder, Deborah." — Das Fräulein schlug die Augen zu Boden. — „Keine Verwandten." — Das Fräulein seufzte. „Sterbe ich vor dir, Deborah —" — „Gott verhüt' es, Renatus!" — „So genießest du bis an dein Ende, was ich verlasse." — „Oder du das meine." — „Aber unser Erbe?" — „Unser Erbe —" — „Ist der Dom!" — „Der Dom!"

„Du lieber Himmel," dachte ich in meinen Gedanken, „was soll der Dom mit Leinen und Drell? Und sogar, was soll der Dom mit den schönen Thalern des Probstes, er, der schon so viele unbenutzt in seinem Gotteskasten liegen hat?" Und mit dieser Vorstellung jagte der alte, immer neue Aufruhr mir plötzlich wieder durch Kopf und Herz.

In den ungezählten Lebensstunden, die ich harrend auf dem Küsterstuhle in stiller Betrachtung des gottseligen Fleißes dieses Mannes hingebracht und mich dabei in die Zellen der frommen und gelehrten Benedictiner zurückversetzt, die eines Tages in diesen Räumen gehaust, da hatte sich die Ueberzeugung in meinem Innern festgenistet, wenn gleich ich sie schwarz auf weiß nicht behaupten kann, die Ueberzeugung, daß das Geschlecht der Henrici von einem jener Mönche seinen Ursprung herleite, einem Bruder Henricus etwa, dem der große Doctor Luther mit dem Exempel der Ehelichkeit die Pforten des Klosters gesprengt. Und nun nagte es an meiner Seele schier wie ein Wurm, dieses gesegnete Exempel an einem Henrici zu Schanden werden und den letzten seines Namens der Grube entgegen fahren zu sehen gleichsam wieder als einen Mönch.

Ehe ich nun aber zu beschreiben versuche, was mich bei seinen Worten heute Morgen stärker als jemals bewegte, möge es mir, ohne Unbescheidenheit, vergönnt seyn, in die Schilderung meiner hohen Vorgesetzten ein Wörtchen über meine eigene Wenigkeit einzuschalten, insofern nämlich dieselbige mein Verhältniß zu jenen verehrten Personen betrifft.

Keine schreiendere Ungerechtigkeit und keine empörendere Zügellosigkeit der Presse als die Art und Weise, in welcher in spaßhaften Historien, albernen Mährlein und sogar in Versen das Amt meiner Brüder, der Kirchner und Küster, gleich einem Schmarotzerdienst, das Geschlecht in seiner Gesammtheit — denn Ausnahmen lasse ich wohl gelten — als eines von Schlemmern und Hansnarren verspottet wird, in seiner geistlichen Art etwa den Schneidern und Barbieren an die Seite zu stellen, die unter den bürgerlichen Handthierungen sammt und sonders wie Hasenfüße und windbeutelige Possenreißer tractirt werden, da ich doch manchen beherzten und gesetzten Mann unter den Leuten ihres Zeichens habe kennen lernen. Wahrlich, es ist keine Kunst von denen Herrn Historienschreibern, derlei abgedroschene Allotria immer von neuem aufzuwärmen, und ich gedenke eines Tags noch mit einer Schrift der Gegenwehr zur Rechtfertigung meiner Standesehre aufzutreten, einer Schrift, welche mich manche Stunde meines Lebens gekostet hat, und welche Ursprung und Zweck, Obliegenheiten und Rechte der Küsterei des Gründlichsten behandeln wird.

An dieser Stelle will ich nur Eines im Allgemeinen fragen. Ein Fürst hat viele Kammerherrn, ein Feldherr mehrere Adjutanten, soll ein Diener Gottes nicht einen einzigen Küster haben? Und ein Zweites im Besonderen: Würde ein Parasit und Faullenzer, ein Hansnarr, eine lächerliche Person nach der schriftstellerischen Schablone sich zu Männern gleich den Henrici und Borsdorf eines Verhältnisses rühmen dürfen wie ich mich des meinen?

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Entſtehung des Hoſenbandordens.

(Schluß.)

Hienach iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß der Orden ſeinen Urſprung nur in den Ritterfeſten der Tafelrunde und in den damit verbundenen Waffenſpielen gefunden hat; daß er zuerſt nur als eines der vielen Embleme erſcheint, durch welche die zu gemeinſchaftlichem Kampf bei dieſen Feſten und Spielen verbundenen Genoſſen ihren übereinſtimmenden Schmuck und ihr Erkennungszeichen erhielten; daß er alſo in dieſem Sinne urſprünglich nicht ein eigentlicher Ritterorden in der heutigen Bedeutung, alſo zur Belohnung ausgezeichneter Kriegs- oder Staatsdienſte war, vielmehr erſt ſpäter, aber, wie das Patent vom 6. Auguſt 1348 zeigt, ſehr bald dieſe Bedeutung erhielt.

Wie nun aber iſt die Form der Dekoration, das Kniebandund das Motto: „honny soit qui mal y pense“ entſtanden, beide ſo eigenthümlich und räthſelhaft? Offenbar hat dafür eine beſondere Veranlaſſung vorgelegen, da ſich kaum denken läßt, daß hiebei eine ganz unmotivirte Willkür in der Wahl obgewaltet habe, vielmehr eben der tiefere Sinn das Motto auf eine ſolche beſondere Veranlaſſung hindeutet.

Die Meinung, daß das Motto eine Zurückweiſung des Tadels gegen den König in Beziehung auf ſeinen Krieg gegen das Haus Valois um die Krone Frankreichs, und gegen die habe ſeyn ſollen, welche er zur Ausführung ſeiner Unternehmungen gewählt hatte, wird durch die Zeit der Entſtehung und zum Theil durch die erſte Wahl der Mitglieder des Ordens widerlegt. Erklärbar wäre es in jenem Sinne, wenn der Orden mit dem Motto vor dem Beginn des Krieges entſtanden wäre. Unhaltbar aber iſt dieſe Annahme, wenn es, wie gezeigt, gewiß iſt, daß der Orden erſt nach dem erſten ſo glorreichen Feldzuge entſtanden. Der Sieg hatte hier für das Recht des Königs bereits entſchieden; es wäre ſeiner nicht würdig geweſen, wenn er dieſes ſo beſiegelte Recht nun noch in ſolcher Art hätte ſchützen wollen. Sodann aber zeigt auch die Wahl jener erſten Mitglieder des Ordens, daß er ja nicht vorzugsweiſe die Organe des Königs bei ſeiner großen Unternehmung, und zwar jetzt nur als Belohnung für ihre Thaten, ſchmücken ſollte.

Wahrſcheinlicher iſt vielmehr die Erzählung, welche den Urſprung der Dekoration und des Motto in ein Ereigniß ſetzt, welches in Aufſehen erregender Weiſe den Ruf einer Dame des Hofes berührt hatte, und ſomit die ritterliche Galanterie des Königs und ſeiner Genoſſen zu einer Manifeſtation herausforderte. Dieß war jener Zeit vollkommen gemäß. Die Damen waren Theilnehmerinnen an jenen Feſten, die Ritter trugen ihre Farben, und, wie die Garderoberegiſter zeigen, auch umgekehrt die Damen die Farben der Ritter. Die Embleme für die ritterlichen Genoſſenſchaften wurden ſehr willkürlich, nach den Ereigniſſen des Tages und des Hoflebens, oft ausdrücklich mit dem Charakter der Galanterie gegen die Damen gewählt. Der König liebte aber das ſchöne Geſchlecht; mehrfache Zeugniſſe liegen dafür aus ſeinem Leben vor. Es fragt ſich alſo, welche geſchichtliche Begründung die Sage von dem Strumpfband der Dame des Hofes hat, welches der König gefunden?

Zuerſt iſt auf Froiſſart zurückzugehen. Seine Glaubwürdigkeit als Chroniſt jener Zeit iſt mehrfach geprieſen und mehrfach angegriffen worden; er iſt aber für viele, die nach ihm und bis in die neueſte Zeit aus ihm geſchöpft haben, eine reiche Quelle für die Beglaubigung geſchichtlicher Ereigniſſe und romantiſcher Abenteuer jener Zeit geweſen. Froiſſart iſt zu Valenciennes geboren; ſein Geburtsjahr wird verſchieden, 1333, 1335 oder 1337 angegeben; 1335 iſt das wahrſcheinliche. Er war alſo bald nach den großen Ereigniſſen jener Zeit, theils durch den Beſuch der Länder und Orte, wo ſie ſtattgefunden hatten, theils durch ſeinen Verkehr mit Zeitgenoſſen, ja, wie bezeugt iſt, mit den bedeutendſten Theilnehmern derſelben, oder auch während dieſer Ereigniſſe ſelbſt befähigt, aus mehr oder minder unmittelbarer Wahrnehmung zu berichten. Er war, wie geſagt, in Valenciennes geboren, und die Gemahlin Eduards III., die Königin Philippa, war eine Prinzeſſin von Hennegau. Der Anfang ſeiner Chronik rührt von Jean le Bel her, einem Canoniker des Stifts St. Lambert in Brüſſel, der bereits 1326 den Grafen Johann von Hennegau nach England begleitet hatte. Froiſſart vermehrte und berichtigte dieſen Anfang der Chronik und ſetzte ſie dann als eigenes Werk fort. Er hielt ſich lange in England auf. Froiſſart ſoll bereits vor 1350 nach England gekommen ſeyn, dort in ſteter Verbindung mit dem Hofe und den bedeutendſten Hof- und Staatsmännern geſtanden, alſo ihr und der königlichen Perſonen Leben und die Ereigniſſe des Tages aus unmittelbarer Anſchauung oder doch durch

Digitized by Google

die Berichte der Augenzeugen gekannt haben. Er überreichte den ersten Theil seines Werkes der Königin Philippa selbst. In der Vorrede berichtet er dieß, die Gnade der Königin für ihn und seinen Verkehr mit den bedeutendsten Männern. Gewiß liegt in dieser Stellung und in diesem Verhältnisse Froissarts eine nicht abzuleugnende Beglaubigung für das, was er erzählt. Mag es daher auch erwiesen seyn, daß er vielfache Irrthümer begangen, daß er Daten falsch anführt, Ereignisse verwechselt u. s. w., so bleibt er doch immer einer der gewichtigsten Zeugen für das Nähere der Ereignisse, die entweder geschichtlich sonst feststehen, oder für solche Details, welche eben nur in dem Munde der Zeitgenossen leben und zur Charakteristik der Zeit und der Personen werthvolle Beiträge liefern.

Geschichtlich vollständig beglaubigt ist nun die Thatsache, daß, als im Jahr 1342 ein großes schottisches Heer unter König David verheerend in England eingedrungen war und viele feste Plätze, zuletzt Durham mit Sturm erobert und verwüstet hatte, dasselbe auch die am Tweed an der äußersten Grenze von Northumberland in der Nähe von Norham und Berwick gelegene Veste Werk, welches dem Grafen von Salisbury verliehen worden war, angriff. Der Bruder des in Frankreich befindlichen William Montagu, Grafen von Salisbury, Eduard Montagu war mit der Gemahlin jenes William in der Veste, die von ihnen vertheidigt ward. Heftige Stürme fanden statt. Die Gräfin von Salisbury bewies männliche Kraft bei der Vertheidigung und entflammte den Muth ihrer Krieger; sie vertheilte ihr Geschmeide unter sie und verhieß die Hülfe König Eduards. Eduard Montagu ging daher Nachts durch das feindliche Lager und suchte die Hülfe des Königs, der damals mit seinem Heere in York stand. Auf die Kunde von seinem Anzug hoben die Schotten die Belagerung auf.

Froissart erzählt nun, nachdem auch er diese Thatsachen berichtet, folgendes: Am Mittag des Tages, an welchem die Schotten abgezogen waren, kam König Eduard. Er lagerte außerhalb der Veste Werk und wünschte die Dame zu sprechen, die er seit ihrer Hochzeit nicht gesehen hatte. Er ging also mit zehn oder zwölf Rittern in's Schloß, um die Gräfin von Salisbury zu begrüßen und die Spuren der Stürme zu betrachten. Die Gräfin öffnete selbst die Pforten und trat dem König so schön, in so edler Haltung und so reich geschmückt entgegen, daß jeder sie bewunderte. Sie neigte sich vor ihm, dankte ihm für seine Hülfe und führte ihn in das Schloß, um ihn dort zu bewirthen. Wie alle andern, konnte der König nicht aufhören sie zu betrachten; er war überzeugt, ein so edles, schönes und verführerisches Weib niemals gesehen zu haben. So zündete Venus in seinem Herzen durch Cupido, den Gott der Liebe, die Flamme der Liebe an, welche lange in ihm glühte; denn es schien ihm in der Welt kein Weib so zur Liebe geschaffen, wie sie. So traten sie Hand in Hand in das Schloß; sie leitete ihn in die Halle und sodann in sein schön geziertes Gemach. Und stets betrachtete der König die reizende Dame, so daß sie verschämt und bestürzt ward. Er lehnte sich an's Fenster und dachte an sie, während sie ging, die übrigen Ritter zu bewirthen und zu begrüßen, jeden nach seinem Stande, wie sie so wohl verstand. Sodann befahl sie, das Mahl anzuordnen. Als dieß geschehen war, trat sie zum König, dem sie, wie es im Original wörtlich heißt, sagte:

„Cher Sire, pourquoi pensez vous si fort? Tant penser n'affiert pas à vous, ce m'est avis, sauve votre grâce; ains dussiez faire fête et joie et bonne chère, quand vous avez enchassé vos ennemis, qui ne vous ont osé attendre, et dussiez les autres laisser penser du ramenant." Der König erwiederte: „Ha! chère dame, sachez que depuis que j'entrai céans, m'est un songe survenu, de quoi je ne me prenois pas garde; si m'y convient penser, et ne sais qu'avenir m'en pourra, mais je n'en puis mon coeur ôter."

Die Gräfin sagte hierauf: „Cher Sire, vous dussiez toujours faire bonne chère pour vos gens conforter, et laisser le penser et le muser. Dieu vous a bien aidé jusques à maintenant dans toutes vos besognes, et donné si grand grâce que vous êtes le plus donté et honoré prince des chrétiens; et si le roi d'Ecosse vous a fait dépit et dommage, vous le pourrez bien amender quand vous voudrez, ainsi que autrefois avez fait. Si laissez le muser et venez en la salle, s'il vous plait, de-lez vos chevaliers; tantôt sera prêt pour diner." Der König aber erwiederte: „Ha! ma chère dame, autre chose me touche et git en mon coeur que vous ne pensez; car certainement le doux maintien, le parfait sens, la grand' noblesse, la grâce et fine beauté que j'ai vue et trouvée en vous m'ont si surpris et entrepris, qu'il convient que je sois de vous aimé; car nul escondit ne m'en pourroit ôter."

Die edle Dame war hierüber sehr erschrocken und sagte: „Ha! très cher Sire, ne me veuillez moquer, essayer, ni tenter; je ne pourrois cuider ni penser que ce fut acertes que vous dites, ni que si noble, ni si gentil prince que vous êtes, dût quérir tour ni penser pour déshonorer moi et

Digitized by Google

mon mari, qui est si vaillant chevalier, et qui tant vous a servi que vous savez, et encore pour vous est emprisonné. Certes, vous seriez de tel cas peu prisé et amendé; certes telle pensée oncques ne me vient en coeur, ni jà n'y viendra, si Dieu plait, pour homme qui soit né; et si je le fesois, vous m'en devriez blâmer, non pas blâmer seulement, mais mon corps justifier et démembrer, pour donner l'exemple aux autres d'être loyales à leurs maris."

Die Gräfin verließ darauf den tief bewegten König und ordnete das Mahl im Saale an, zu dem sodann der König erschien und unter seinen Rittern bei der Dame Platz nahm. Er speiste wenig, denn anderes erfüllte ihn, an das er allein bei dem Mahle dachte; er betrachtete die Dame und ihre edle Haltung. Alle Ritter verwunderten sich darüber; sie hatten ihn nie so gesehen. Doch seitdem ward der König viel heiterer und freundlicher und gab viele schöne Feste, große Versammlungen von Rittern und Damen, alles wegen seiner Liebe zur Gräfin von Salisbury.

An jenem Tage aber blieb der König auf dem Schlosse, gedankenvoll und betrübt; denn er wußte nicht, was thun. Ehre und Rechtlichkeit verboten ihm, die Ehre einer so heroischen Frau, die Gattin eines so tapfern und treuen Ritters zu verletzen; aber die Liebe zog ihn noch stärker zu ihr hin. Am nächsten Morgen brach er mit seinem Heere zur Verfolgung der Schotten auf. Er nahm von der Gräfin mit folgenden Worten Abschied: „Ma chère dame, à Dieu vous recommande jusques à revenir; si vous prie que vous vous veuillez aviser et autrement être conseillée que vous ne m'avez dit." Sie aber antwortete: „Cher Sire, le Père glorieux vous veuille conduire et ôter de mauvaise et vilaine pensée et déshonorable, car je suis et serai toujours apareillée à vous servir à votre honneur et à la moye."

Später erzählt Froissart: „Ihr habt gesehen, wie der König von Liebe durchdrungen war für die edle Dame Alips (Alice) Gräfin von Salisbury, daß er sich nicht überwinden konnte, denn die Liebe erfüllte ihn Tag und Nacht so und vergegenwärtigte ihm die Schönheit der Dame so sehr, daß er sich nicht zu rathen wußte, und nicht beachtete, daß der Graf Salisbury sein treuester Rathgeber und bester Diener war. Um dieser Liebe willen und um die Dame wieder zu sehen, veranstaltete er ein großes Turnier in London und lud die Ritter und Damen dazu ein. Besonders befahl er auch dem Grafen Salisbury, seine Gattin mitzubringen. Der Graf gehorchte gern, denn er ahnte nichts Böses; sie selbst aber erschien sehr ungern, denn sie wußte, weßhalb sie kommen sollte, aber sie wagte nicht sich ihrem Gemahl zu entdecken."

Soweit Froissart. Seine Erzählung von der Liebe des Königs zur Gräfin Salisbury steht nun mit andern geschichtlichen Zeugnissen und mit der Tradition des englischen Volks über die Stiftung des Hosenbandordens in Verbindung.

Polydor Virgilius, Archidiakonus von Wells, erzählt in seiner Geschichte Englands (Lib. XIX.) *: „Der König setzte den Hosenbanderden ein u. s. w. Ueber die Ursache dieser Stiftung wird viel gestritten. Das Gerücht aber geht im Volke, daß der König einst das auf die Erde gefallene Strumpfband der Königin oder einer seiner Freundinnen von der Erde aufgehoben, und daß er dabei einigen der Ritter, die dieß gesehen und darüber gescherzt hätten, zugerufen habe, bald werde von ihnen diesem Bande die höchste Ehre erwiesen werden, und bald darauf habe er den Orden eingesetzt, und ihm den Namen gegeben, durch welchen bezeugt werden sollte, daß er gegen jene Ritter Wort gehalten u. s. w."

Ferner citirt Selden eine Stelle aus der Chronik: „les grandes Chroniques de Bretagne," wahrscheinlich von einem französischen Gesandten am Hofe Heinrichs VIII. von England herrührend. Es wird der Stiftung des Ordens gedacht und gesagt, das Motto: „honny soit qui mal y pense" rühre davon her, daß in Gegenwart des Königs ein Ritter das beim Tanz zur Erde gefallene blaue Strumpfband einer jungen Dame aufgenommen und dabei jene Worte ausgerufen habe. Diesen Vorfall also, der dem König selbst begegnet ist, oder der sich in seiner Gegenwart in Aufsehen erregender Weise ereignet hat, verknüpft die Tradition des englischen Volks mit jener Liebe des Königs zur Gräfin Salisbury, indem diese die Dame gewesen seyn soll, welche ihr Strumpfband verloren, und die Form der Ordensdekoration mit ihrem Motto soll in diesem Vorfall ihren Ursprung gefunden haben. Die meisten englischen Geschichtsforscher über den Orden widersprechen dem, sie sind aber alle außer Stande, eine andere irgend haltbare Ursache der Entstehung anzugeben.

Betrachtet man nämlich das Ungewöhnliche dieser Dekoration und das Motto und erwägt man die Sitte jener Zeit, so liegt hierin eine Art Beglaubigung für jene Annahme, obwohl es immer auffallend ist, daß Froissart, trotz seiner Vorliebe für die Erzählung galanter Abenteuer, gerade darüber schweigt. Das

* Anglicae Historiae libri viginti septem. Basil. 1555.

Digitized by Google

Mittelalter und vorzugsweise der ritterliche Geist in demselben liebte Sinnsprüche und Devisen als Kennzeichen der Denkart und der Zwecke des Trägers. Der Glanz der äußern Ausstattung beförderte diese Sitte, die Turniere und Waffenspiele forderten sie; denn die Devise war das Symbol, unter welchem der Ritter kämpfen, für dessen Reinheit und Würde er eintreten wollte. Auch Eduard III. liebte den Brauch. Von ihm rührt der Wahrspruch her, den noch jetzt das Wappen Englands führt: „Dieu et mon droit;“ er sollte seine Rechte auf die Krone Frankreichs, gegenüber dem Hause Valois, ausdrucksvoll bezeichnen; er nahm zahlreiche Devisen für verschiedene Feste an, die oft aus anscheinend ganz gleichgültiger Veranlassung gewählt wurden, und mehr erotischen als martialischen Charakters waren. So war es denn namentlich Sitte, eine Devise zu wählen, die auf ein zartes Verhältniß zu der Dame des Herzens, auf ihre Neigungen, auf ihre Schicksale hindeutete. Huldigung der Frauen und Achtung ihrer Würde galt als Schmuck ächter Ritterlichkeit. Dieses Gefühl aber wird durch das Motto: honny soit qui mal y pense, vorzugsweise ausgedrückt, wenn man damit den Sinn verbindet, welchen die Form der Dekoration, das Strumpfband, stillschweigend andeutet. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß ein Vorfall mit einer Dame bei Hofe, wie das Verlieren ihres Strumpfbandes vor den Augen der Versammlung und der Spott der Höflinge darüber und über die möglichen Beziehungen des Finders zu der Dame, das Zartgefühl der letzteren empfindlich verletzt hat, und daß der König die Ehre der Dame in glanzvoller Weise wahren, auch damit dem schönen Geschlechte selbst seine Huldigung darbringen wollte, indem er für den, freilich aus anderer Ursache entstandenen Orden die Dekoration mit dem Motto annahm. Ja es ist wahrscheinlich, daß er persönlich bei diesem Vorfall betheiligt gewesen ist und selbst die Worte ausgesprochen hat, deren drohend abwehrender Charakter nur in dem Munde des Königs selbst seine Bedeutung gewinnen konnte. Eine andere Erklärung ist geradezu undenkbar; zudem ist jene Tradition des englischen Volks eine immer beachtenswerthe Gewähr für die geschichtliche Begründung; sie war bereits zur Zeit Heinrichs VII. vorhanden. Es ist ja vorzugsweise der Charakter des englischen Volks, an seinen geschichtlichen Traditionen mit besonderer Treue festzuhalten.

Daß nun aber die Gräfin Salisbury, welche der König nach Froissarts Erzählung so leidenschaftlich geliebt, die Dame gewesen sey, mit welcher sich jener Vorfall ereignet, das ist nicht wohl anzunehmen. William Montacute oder Montagu, Graf von Salisbury, welcher sich in der ersten Hälfte der Regierung Eduards III. als Krieger und Staatsmann auszeichnete, war vermählt mit Katharina, Tochter des William Lord Grandison. Er starb im Januar 1344 in Folge von Wunden, welche er bei einem Turnier in Windsor erhalten hatte. Seine so eben erwähnte Gemahlin starb als Wittwe am 23. April 1349. Sie muß, wie das Alter ihrer Kinder zeigt, damals bereits in vorgerücktem Alter gewesen seyn. Wenn sie also auch bei den Festlichkeiten in den Jahren 1347 und 1348, welche zu der Stiftung des Ordens geführt haben, gegenwärtig gewesen seyn mag, so wird sie doch schwerlich bei ihrem damaligen Alter die Veranlassung zu einer Huldigung gegeben haben, die, wenn sie auch ihrem ganzen Geschlechte gelten sollte, doch zunächst nur der jugendlichen Schönheit gebracht seyn wird. Daß aber der Vorfall, der Zeit nach, der Stiftung des Ordens nahe liegen mußte, versteht sich von selbst. Dadurch widerlegt sich denn auch die Annahme, daß der Vorfall sich bald nach jener von Froissart erzählten Begegnung des Königs mit der Gräfin Salisbury im Jahr 1342 ereignet haben könne.

Es gibt dagegen eine andere Gräfin Salisbury, auf welche, der Zeit nach, die Erzählung sich beziehen könnte. Es war dieß die schöne Joane Plantagenet, bekannt unter dem Namen der fair Maid of Kent, Enkelin Eduards I., also Nichte Eduards III., Tochter von Edmund und Schwester und Erbin von John Grafen von Kent. Sie war zur Zeit der Feste, welche dem Orden die Entstehung gaben, etwa neunzehn Jahre alt und damals verheirathet an den ältesten Sohn und Nachfolger des oben genannten Salisbury, nämlich an den gleichnamigen William Montacute, Grafen von Salisbury, dessen oben unter den ersten Ordensrittern unter 7 gedacht ist. Ihre Ehe ward 1349 durch den Papst aufgelöst, weil Thomas Holand ältere und besser begründete Rechte auf ihre Hand behauptete. Sie heirathete hierauf diesen Thomas Holand (oben unter 14 unter den Ordensrittern) und nach dessen im Jahr 1360 erfolgten Tode, am 10. Oktober 1361, Eduard, Prinzen von Wales — den schwarzen Prinzen, — dem sie den späteren König Richard II. gebar. Sie also könnte der Gegenstand jener Huldigung gewesen seyn, zumal ihre durch ganz England gerühmte Schönheit dazu sehr leicht besondere Veranlassung gegeben haben mag. Der Umstand, daß von einer Liebe des Königs zu ihr nichts berichtet wird, würde einer solchen Annahme nicht entgegen stehen.

Digitized by Google

Auf und an dem Brenner.

(Fortsetzung.)

VI.

Wenn ich angeben sollte, warum gerade dieses Thal, so reizend es auch seyn möge, vorzüglich bei den Innbruckern beliebt ist, während Gegenden, die näher liegen und ihm gewiß an Schönheit gleichkommen, ja es selbst an Großartigkeit weit übertreffen, wie Gschnitz, vernachlässigt werden, so wüßte ich dafür in der That keine Ursache als die Selbstlinge im kleinen See. Gleich am Eingange stehen zwei Mühlen sehr malerisch vor der Enge, welche der Bach mit raschen Sprüngen durchrauscht. In den Alpen, wo den Blick entweder Linien im großen Schwunge oder bizarr gebrochen beherrschen und scharfe Lichtcontraste fesseln, übersieht man viel anmuthiges Detail, welches anderwärts gewiß den Pinsel herumziehender Maler oder den Silberstift bleichsüchtiger Ladies beschäftigen würde. Wer zählt all die netten Häuschen, aus braunem Holz gezimmert, mit dem zierlichen Söller, durch dessen Latten die Blutnelke guckt oder gelbe Kapuzinerkresse niederhängt! Mit der Gebirgsscenerie, der Architektur und schönen Staffage von Sennern, Rindern und Schafen ist jedoch leider der Baumschlag selten im Einklang. Die Laubwälder fehlen fast gänzlich und die Tannen werden, um Streu zu gewinnen, weil es an Stroh gebricht, gewöhnlich bis an den Gipfel entastet und arg verstümmelt. So auch hier; der unwillige Blick des Forstmanns wendet sich gern wieder zu den Wiesen, welche den Bach einsäumen. Bisweilen muß es sich dieser freilich gefallen lassen, in langen Biegungen hinzuschleichen; da deutet jedoch das Wollgras mit seinen schneeweißen Flocken, der gelbe Steinbrech und die rothe Blüthenähre des Weiderichs darauf hin, daß wir auf Moosboden wandeln, wo nur eingelegte Bretter und Fichtenbohlen unserem Schritte Halt geben. Hie und da muß er auch dulden, daß ein Wildbach, von einem Wolkenbruch geschwellt, sein Bett verschüttet und ihn zu Umwegen zwingt, bis er allmählig den gebäuften Schutt unterwascht und überströmend die Trümmer weiter wälzt. Diese Schutthalden begrüßen Botaniker und Mineralog freudiger als der Landmann; diesem verwüsten sie das Feld, jene ernten Pflanzen und Steine, die er von der höchsten Höhe herabgerissen und nun bequem vor ihren Füßen ausbreitet.

Obernberg vertieft sich im grauen Schiefer, auf diesem lagert im Hintergrunde der Tribulaun und gipfelt in einer Pyramide mit scharfen Kanten und glatten Wänden, fast wie ein Krystall. Er besteht aus weißem Marmor, der an reiner Farbe und feinem Korn den von Carrara weit übertrifft, nur daß er nicht in Blöcken, sondern in Tafeln bricht, welche bloß als Platten für Grabmäler und Mosaikböden taugen. Der Tribulaun spiegelt sich in zwei dunkeln Seen, welche dadurch entstanden, daß sich Moränen quer durch das Thal legten und den Abfluß der Gewässer hinderten. Am größeren steht eine Fischerhütte einsam und melancholisch, das Gehäng gegenüber bedeckt Gras und Almkraut, und weiterhin zieht bläulicher Rauch durch die Felsen, welche über einer Schutttrasse emporragen: ein Senner siedet Molken. Auf halbem Wege dahin erhebt sich ein öder Felsenkopf; wer will, kann sich dort das berühmte Edelweiß holen. Diese weißflaumige Sternblume kennt ja bereits jeder Berliner; nicht daß er sich selbst emporwagte, wo sie am Gletscher von schroffer Wand nickt, die Galanteriewaarenhändler zu München lassen sie von kecken Hirten sammeln, und da sie getrocknet Jahr und Tag die Farbe behält, wird sie einem Gemsbart als Sträußchen beigefügt, mit welchem dann der nächst beste Windbeutel in grauer, grün ausgeschlagener Joppe auf dem Pflaster einer großen Stadt prunkt. Das Dörflein liegt am Bach in der Thalsohle, aus welcher sich Gletscherwälle wie Hünengräber erheben; einer derselben trägt die Kirche.

Es war bald Mittag, ich verließ daher das Gebirg, an dessen Flanke ich den Weg zum See gesucht; ein Bauernbüblein von sechs bis sieben Jahren, das müssig herumschlenderte, übernahm es, meine Tasche mit Hammer und Steinen bis an's Wirthshaus zu schleppen. Als wir zur Thüre kamen, bot ich ihm einige Kreuzer als Lohn, er schüttelte aber den Kopf und meinte: „Du hast gewiß gute Cigarren, wie sie die Herrenleut' rauchen; schenke mir lieber eine solche.“ Da ich mir die reine Luft der Alpen nie durch Tabakqualm verderben will, konnte ich seinem Wunsche nicht entsprechen. Der Mißbrauch des Rauchens ist wohl nirgends so verbreitet, wie auf dem Lande in Tirol. Man sieht Knäblein, denen noch der Sauglappen gebührte, die Pfeife im Mund auf der Bank sitzen, ohne daß jemand gegen diesen Unfug eiferte. Ein Bauernweib im Oberinnthal gab mir auf meinen Tadel zur

Digitized by Google

Antwort: „Was soll das Geschrei! Raucht der Fratz, so frißt er weniger.“ Da nun alles die Pfeife führt, so ist es leicht begreiflich, daß keine Maßregel der Regierung verhaßter ist als die Erhöhung der Tabakpreise oder das Verbot des Anbaus. Im Jahr 1848 konnte man die Bauern des Oberlandes vorzüglich dadurch zum Ausrücken gegen die Wälschen bewegen, daß man ihnen den Anbau des Lauskrautes, dieser schlechtesten Sorte Tabaks, mit deren Abfuhr man anderwärts das Vieh vom Ungeziefer säubert, gestattete. Als die Gefahr vorüber war, wurde freilich diese Erlaubniß zurückgezogen.

Ich trat in das Wirthshaus. Aus dem Dunkel einer rauchigen Küche kam mir ein Wesen entgegen, starrend vor Schmutz und die Haare zerzaust, daß ich unwillkürlich an die Genossen des verlorenen Sohnes dachte. Da verging mir der Appetit für Suppe und Mehlspeise, und ich war herzlich froh, als ich von Fischen und Eiern hörte. Den einen konnte man die Haut abziehen, die andern aus der Schale essen. Indeß die Nacht sollte bestrafen, was ich Mittags durch Ekel gesündigt, wie der Leser bald hören wird. So verzehrte ich wohlgemuth mein Essen und dachte vorläufig nur an ein paar Stollen, die unweit der Kirche von einem uralten Bergbau übrig waren. Die Wirthin bemerkte auf meine Frage, sie wisse nichts von Knappenlöchern, aber der Student, der viel herumlaufe, könne es sagen, wenn er vom Geistlichen, welcher ihn Latein lehre, heimkomme. Bald guckte auch dieser durch die Thüre; ein Bürschlein von zehn Jahren in einem Kaputrock, dessen Länge und aufgebauschte Aermel an ein früheres Jahrhundert der Mode erinnerten, die Haare kurz geschoren, die Augen weit aufgerissen und vor Neugier glotzend, wie die der Fische, deren delikate Wänglein ich gerade loslöste. Er wurde für das Gymnasium zu Innsbruck vorbereitet, und aus den raschen Antworten auf die Kreuz- und Querfragen, welche ich ihm über Deutsch, Latein und Geographie vorlegte, merkte ich, „daß er einen offenen Kopf habe.“ Aus diesen Leuten rekrutirt sich großentheils der Clerus; sind die Eltern zu arm, um den Unterhalt und die Kosten des Studiums zu tragen, so geben sie in Innsbruck von Haus zu Haus, bis sie für alle sieben Wochentage Freitische erbeten haben. Jetzt, wo in Folge des Agios und verschiedener Mißverhältnisse die Preise der Lebensmittel sehr gestiegen sind, hält es freilich schwer, Kost zu erbitten, indessen hat sich der religiöse Verein des heiligen Vincentius der Sache angenommen und eine Küche eingerichtet, wo die Wohlthäter für geringe Einlage ihren Schützlingen das Essen bezahlen. Wir wollen der Wirksamkeit dieses Vereins nicht zu nahe treten, glauben aber, daß es früher, wo der Beamte und Bürger das Studentlein an seinem Tische mitfreien ließ, besser war; nicht etwa wegen der Kost, sondern insofern die Bauernbuben, welche ungehobelt genug aus der Landschule in die Stadt trotteten, Gelegenheit fanden, sich einigen geselligen Schliff anzueignen. Die Landgeistlichkeit braucht ihn freilich nicht sehr, würde aber manchmal doch nichts verlieren, wenn sie die Cultur etwas beleckt hätte. Aus dem Gesagten erklärt sich, warum der Clerus dem Volke nicht als Kaste gegenübersteht, sondern an seinen Interessen innigsten Antheil nimmt, ja ganz mit ihm verwachsen ist, und sich dort, wo der Bauer verletzt wird, zur entschiedensten Opposition an seine Seite stellt. Die Söhne der Beamten widmen sich meistens dem Kanzleidienste, obwohl die niedern Stellen oft weniger eintragen als der Lohn eines Bauern- oder Braunechtes, und deßwegen als Titel ohne Mittel keines hohen Respektes genießen.

Mein Bürschlein wußte über den Stollen ganz gut Bescheid, legte auch einige Handstücke vor, welche bewiesen, daß der Bergbau einst auf Kupfer und Silber umging. Es hatten sich hier ähnliche Sagen lokalisirt, wie zu Navis und Gossensaß. Da es mir die Mittheilung des Knaben ersparte, die Stollen zu untersuchen, so entschloß ich mich, ohne Aufenthalt über Joch in's Gschnitz zu steigen. Ein guter Fußsteig an der Grenze von Kalk und Schiefer verbindet beide Thäler; ich suchte ihn jedoch nicht auf, sondern ging tiefer gegen den Tribulaun. Auf der Seite von Obernberg war Grasboden, wo einzelne Felsen von weißem oder grauem Plattenkalk, oft reichlich mit Edelweiß geschmückt, standen. An den steilen Böschungen, die das Rindvieh nicht ersteigen kann, blühten verschiedene Gentianen. Die Pflanzengattung ist so wie die Steinbrecke in den Alpen durch zahlreiche Arten vertreten, von denen sich die kleineren durch das reine Dunkelblau der Krone auszeichnen und meist schon nach dem Schmelzen des Schnees erblühen. Die größeren wählen den Sommer zu voller Entfaltung und zählen dann unter die schönsten Alpenkräuter. Es sind Gentiana pannonica mit braunrother, purpurea mit weinrother, punctata mit gelber, rothgetupfter Krone, und lutea, welche schon Haller besingt:

Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enzlane
Weit über'n niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold in Strahlen umgebogen
Thürmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen
Bestrahlt der bunte Blitz vom feuchten Diamant.

Digitized by Google

Gerechtestes Gesetz, daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Die Wurzelstöcke dieser Pflanzen sind lang und von bitterem Saft erfüllt. Ich traf auch hier einen alten verwitterten Kerl, der das Graben derselben von der Gemeinde in Pacht genommen hatte, und in einer nahen Hütte oder besser gesagt einem ausgehöhlten Steinhaufen Schnaps brannte. Ich fragte, ob das Geschäft gut gehe? Er zwinkerte mit dem einzigen linken Auge wie Polyphem und zog schnalzend die buschigen Brauen zusammen: „Brennt auch keiner einen solchen! Das ist eine Medicin, die den Magen ausräumt, und hätt'st Kroten g'freß'n!“ Ich setzte mich zu ihm vor die Hütte und ließ mir ein Gläschen von dieser Universaltinktur, dafür halten es die Bauern, einschenken. „Früher war's freilich besser,“ fuhr er fort, „wo noch die Akzisler nicht überall herumschnufselten; jetzt muß man viel Steuer zahlen und wird noch dazu in jeder Weise sekirt. Deßwegen werden manche Kräuter und Beeren, die sonst einen heilsamen Trank lieferten, nicht mehr benützt.“ — Das ist die alte Klage, auch der Weinbauern Südtirols; manche werfen, um der finanziellen Belästigung zu entgehen, die Träbern lieber vor die Schweine, als daß sie dieselben zur Destillation benützen. Von den Südslaven, welche einst so viel Sligowicz brannten, erzählt man das gleiche. Die herrlichsten Zwetschgen verfaulen unter den Bäumen oder werden von den Schweinen gefressen, weil die Leute dem Finanzzwang entgehen wollen. Indeß mein Schnapsbrenner war guten Humors: „Ist's mit dem Enzeler nicht viel, so geh' ich auf den Tribulaun und richte den Schneehühnern Steinfallen auf; das trägt auch etwas.“ Mag seyn, es ist aber verboten, weil so ganze Bruten vernichtet werden. Indeß wo der Kläger fehlt, fehlt auch der Richter, und allzuscharf macht schartig.

Ich setzte meinen Weg trotz der Sonnengluth fort. Ueber dem Scheitel des Jochs, der kaum einen Büchsenschuß vor mir hinzog, wurden bisweilen Wolkenzacken sichtbar und ließen besorgen, daß vom Stubai, diesem Hexenkessel, wo so viel Hochwetter gebraut werden, Donner und Blitz drohe. Meine Ahnung hatte mich leider nicht betrogen. Kaum auf dem Grat angelangt, konnte ich noch einen Blick in's Thal werfen. Hinter mir Sonnenschein, vor mir unheimliche Wolken, aus denen sich bereits auf dem Habicht Regen oder Hagel in langen Strehnen ergoß. Ein eisiger Sturm riß aus den Schluchten graue Nebel empor; ich wandte mich und kauerte in eine Felsenluche, aus der ängstlich schreiend ein Schneefink entflog. Schnell war die Gegend in einen Wolkenocean versenkt, der Sturm orgelte um die Felsenzacken und die Blitze fuhren mir, von raschen Donnerschlägen accompagnirt, so nahe vor der Nase hin und her, daß ich fast eine Cigarre hätte anzünden mögen. Ein solches Hochgewitter ist allerdings großartig, indeß ist die Empfindung, mit der man mitten in der Donnerwolke an dieser Herrlichkeit theilnimmt, keine sehr behagliche, und ich bemerkte nicht ungern, daß der Nebel zerfloß und ein Stücklein blauen Himmels herablugte. Nun galt es einen Pfad durch die Schlucht zu suchen, über deren Platten Giesbäche in kleinen Cascaden niederrauschen. Mich an Grasbüscheln festhaltend erreichte ich eine kleine Senkung, die zwischen den engen Wänden wenigstens aufrecht zu stehen und von Block zu Block den Sprung gestattete. Tiefer unten setzte sich auch etwas an, was man Weg nennen konnte, endlich wurden die Steintrümmer kleiner und ich erreichte den Felsenvorsprung, welcher die Kapelle von St. Magdalena trägt.

Die Gegend ist wild und düster, felsig und zerrissen, kaum daß sich an der Wand eine Tanne mit den Wurzeln wie mit Steigeisen festgeklammert hat; wer möchte glauben, daß hier, wo nur verbannte Geister zu hausen scheinen, menschlicher Aufenthalt war? Freilich ist sie längst zerfallen, die Klausnerhütte neben dem Kirchlein, wo ein Ritter nach manchen Frevelthaten sich selbstquälerischer Buße unterzogen. Mein Auge sehnte sich weg von dieser öden Stätte nach frischem Grün; ich eilte daher rasch zu Thal. Unten angelangt, warf ich mich, um zu verschnaufen, in den Schatten einer Tanne. Ein vermoderter Baumstrunk nebenan war überkleidet von dem seidenen Rasen des Gabelmooses, dazwischen standen die Fruchtträger der Korallenflechte mit den rothen Käppchen, auf der Fläche, wo die Säge den Stamm getrennt, hatte eine Art drei rohe Kreuze eingehauen, damit etwa keine Hexe, wenn sie ermüdet von ihrem Unfug heimkehre, hier Rast nehme. Man sieht das sehr häufig in den Wäldern; dieses und das Wetterläuten ist der letzte Nachklang jener furchtbaren Hexenprocesse, die auch in Tirol für hunderte von Opfern die Scheiterhaufen thürmten. Ganz ist dieser Glaube auch beim jüngeren Geschlecht nicht vertilgt; elende Gewinnsucht, der kein Mittel zu schlecht ist, weiß ihn, um so manche Einnahmsquelle offen zu erhalten, stets von neuem aufzufrischen. Der Waldgrund war mit schönen gelben Schwämmen übersträut; es holt sie niemand, weil das Landvolk meint, sie seyen höchstens zum Schweinefutter gut genug. Man weiß manche Gabe der Natur nicht zu verwenden, obwohl für Tirol die Zeiten längst vorbei sind, wo das selbst erzeugte Getreide die Bevölkerung hinlänglich ernährte. Nur in den Städten wird dieses Schweinefutter, welches eine

Digitized by Google

nahrhafte Speise gewährt, zu Markt gebracht, eben so die Schnecken. Ein Brandenberger sah einmal Herren zu, welche sie verzehrten, und rief endlich: „Schau, jetzt weiß ich doch, warum der liebe Gott die Herrenleute geschaffen hat. Sie müssen uns Bauern das Ungeziefer vertilgen!“

An den Gletschern des Habicht war das letzte Sonnenroth verglommen, und ich erhob mich, um nach Gschnitz, das unsern vor mir lag, zu gehen. Bald war das Wirthshaus erfragt, dessen Aeußeres keinen sehr tröstlichen Anblick gewährte. Ich trat in die schmutzige Stube vor die Wirthin, neben der die von Obernberg noch ein Ideal gewesen wäre. Sehr mittelmäßiger Wein, ranzige Butter und wässerige Kartoffeln waren der Nachttisch; aber erst das Schlafen! Ich wurde in eine Stube geführt, deren schmutzbedeckter Boden solche Löcher hatte, daß ich mit dem Bergstock die Erde heraufwerfen konnte, die Hälfte der Fensterscheiben war als überflüssig nicht mehr ergänzt worden, die Betten waren ganz mit kleinen rothen Punkten stigmatisirt. Möge der Leser entschuldigen, daß ich den Unrath vor ihm ausframe; es ist nur deßwegen, daß er nicht glaube, es sey bei einer solchen Bergreise alles eitel Lust und Freude. Ermüdet warf ich mich auf das Lager, um beim ersten Sonnenstrahl diesem Stall voll Flöhen zu entrinnen. Es mochte gegen drei Uhr gehen, da klopfte es leise an's Fenster und ein dicker Kopf rückte herein. Ich faßte meinen Bergstock und war mit Einem Satz auf den Füßen. „Wer will herein?“ schrie ich. — Eine Pause. Ich eilte an's Fenster, der Sternenschein ließ einen massiven Bauernlümmel erkennen. „Ah so,“ sagte er, „ich habe geglaubt, es schlafen die Mädeln hier, und wollte Schnaps kaufen.“ Mir war ob diesem Rendezvous alle Schlaflust vergangen, ich stöberte die Dirnen aus dem Neste und zahlte die Zeche, von der ich nur sagen kann, daß sie im besten Wirthshaus der Stadt nicht höher gewesen wäre.

VII.

Der Morgen war noch nicht angebrochen, im Osten glänzte ein Lichtstreif und die Sterne begannen zu verblassen, während auf den Blumen des Feldes frischer Thau lag. Ich schritt wacker in den Hintergrund des Thales, welches, von steilen Bergen eingefaßt, sich stellenweise zu Almen erweiterte oder schluchtenartig zusammenzog. Zur linken Seite trug der Grat des Berges hoch über den Gletschern spitze Kappen von schön und eben geschichtetem Kalke, dem letzten Reste jener mächtigen Decke, welche einst die Kalkkette des Nordens mit der des Südens verband und in einer breiten Meeresbucht oder Enge, die sich wie der Kanal la Manche zwischen die Ost- und Westalpen legte, abgesetzt worden war. Den Bauern ist dieses eigenthümliche geognostische Verhältniß längst aufgefallen, und weil an der Grenze zwischen dem Schwarzstein oder Glimmerschiefer und dem Weißstein oder Kalk häufig Erzlager vorkommen, so hat die Sage diese Höhen mit Venedigermandeln und anderem Spuck in reichem Maße bevölkert. Dort schimmert die Goldkappe, hier die Weißspitz im Morgenroth, jetzt trifft der erste Strahl die Gletscherzacken und im Gegensatz der Farbe zeigt die Kluft nebenan dunkles Lasurblau wie Kupfervitriol, die zahllosen Wasserfälle senden Wölkchen wie Opferrauch empor, schon flattert die Jochamsel um die Zirbel, tausendtöniges Leben erwacht; ist doch jeder helle Sommermorgen auf diesen Höhen der Beginn eines Festtages.

Die ersten Alpen hätten wir erreicht, der Senner tritt unter die Thüre, wir werden ihn nicht in der Morgentoilette stören, die Quelle nebenan ladet ihn vergeblich ein, sich den Ruß vom Gesicht zu waschen, und das schmierige Hemd in das klare Naß zu tauchen, würde ihm Entsetzen erregen. Wittere etwa ja kein Mytholog hier einen altpersischen Quellencultus, der mit den stammverwandten Germanen westwärts zog und sich das lautere Wasser zu trüben scheut; hier handelt es sich um einen uralten Brauch: der Senner wechselt die Wäsche nie, das Hemd, welches er weiß wie blühenden Schlehdorn bei der Auffahrt trägt, bringt er wieder am Leibe zurück, und je mehr es von Schmutz starrt, desto rühmlicher für ihn. Napoleon hätte sich die Entdeckung des fünften Elementes in Polen ersparen können, auf einer Tiroler Alm blüht der Schmutz in üppigster Fülle. In Bayern wirthschaften Sennerinnen, und da sieht es allerwärts reinlicher aus, wenn auch gerade nicht so zierlich wie bei Claurens Mimili. Ob es in Tirol besser war, als noch Sennerinnen walteten, weiß ich nicht; ein Exemplar, welches ich zufällig in Thierfee traf, war, abgesehen vom Kropf, der wie ein Dudelsack am Halse hing, nicht sauberer als der nächste beste Senner, welcher sich wenigstens durch herrliche Manneskraft auszeichnet. Der Clerus hat es allmählig durchgesetzt, daß keine Sennerinnen mehr zur Alm ziehen; denn Burschе und Jäger kamen Nachts zu Besuch, und da sollen beim Schnaps Orgien gefeiert worden seyn, vor denen selbst der altheidnische Amor die Augen zugehalten hätte. Der Clerus ist überhaupt rigoroser geworden; während sich's in Väter Zeiten ein Sonntagsbue — so nannte man im Zillerthal den Priester — gar wohl herausnahm, bei lauten Trompetenfanfaren mit der Braut ein Tänzlein zu wagen, wird jetzt selbst die Musik manchmal als Teufelsköder betrachtet.

Digitized by Google

Dafür tritt freilich nur zu oft stummer Fraß und Völlerei an die Stelle. Alles nach Gestalt der Sachen; mir wenigstens scheint diese Strenge nicht überall zweckmäßig. In dieser Gemeinde, vorzüglich des Etschlandes, herrscht ein ernster, fast düsterer Geist, da hauen die Leute ohnedem nicht über die Schnur; in einer andern fließt regeres Blut; hier wäre Nachsicht und Aufsicht zu rathen, sonst reißen die schändlichen Winkeltänze ein, wo sich Bursche und Mädchen bei einer Zither heimlich versammeln; anderswo ist Rohheit und Verwilderung eingerissen, da taugt die geistliche Zuchtruthe und dem Uebermuth ein straffer Zaum.

Der Senner, welcher die paar Sechser für das Genossene eingestrichen, aber noch lieber einige Cigarren genommen hätte, zeigt gern den Pfad über das Trauljoch. Will jemand von Gschnitz in's Stubai gelangen, ohne auf die Landstraße zurückzukehren, so möchte ich ihn aufmerksam machen, das Pinnisjoch hinter dem Dorfe anzusteigen; der Weg ist wie über eine steile Treppe zwar beschwerlich, aber gefahrlos und nicht uninteressant; der Weg über Traul braucht einen festen Fuß und sichern Blick, führt aber in die Mitte der Gletscherwelt und eröffnet eine Pracht landschaftlicher Dekoration, von welcher der gemächliche Tourist, dessen Nachtstationen durch Hotels bezeichnet sind, nichts ahnt.

Das Trauljoch ist beiderseits gleich steil. Hat man die Thalsohle gegen Stubai erreicht, so öffnet sich links zwischen Felsenpfeilern eine Schlucht, welche hinten amphitheatralisch von einem Gletschermeer begrenzt ist, das Ausläufer in's Pfiserich, Ridnaun, Passeyr, Sellrain und Oetzthal sendet, aber freilich nicht, wie der Ocean, diese Thäler verbindet, sondern trennt. Nur selten wagt sich ein Schütz in diese Welt des Todes, oder ein Hirt, der hier mit kedem Wagen auf kürzestem Wege eine Schaar Böcke in's Etschland treibt, wo das Fleisch bei den Bauern sehr beliebt ist. Würde die Macht, welche diese Bergwüste hieher gesetzt, sie wieder aufheben, so könnte man leicht von Hinterstubai in fünf Stunden Passeyr erreichen, während man jetzt zwei Tage braucht. Dieser Gebirgsstock, um dessen Erforschung sich Michael Stotter, den leider das Schicksal zu früh im Kampf gegen jenen Feind hinnahm, welcher kürzlich die Grenze Tirols bedrohte, große Verdienste erworben hat, dieser Gebirgsstock verdient den Namen einer Centralmasse und besteht aus einer großen Mannigfaltigkeit von Gesteinen, aus denen Geognost und Mineralog für die Schränke seiner Sammlung Prachtstufen schlägt. Doch gibt es hier keinen Krystallgräber, der seinen Erwerb darauf gründen möchte, denn in diesen Bergen ist das Geschäft zu gefährlich; nur hie und da kommt ein Senner oder Jäger in's Museum zu Innsbruck und fragt, ob man ihm den „g'fpaßigen" Stein, den er am Joch gefunden, nicht abkaufen möge.

Einen Büchsenschuß vor dem Eingang dieses Gletscherthales liegt die einsame Schenke von Nanalt, ein hölzernes Häuslein, wo jene, die über den Gletscher wollen, übernachten. Schnaps, gedörrtes Bockfleisch und einige Eier, mehr verlange nicht, und es ist dem Hungrigen genug; willst du schlafen, so suche lieber das Heu als das Bett; ein Käferlein, das in den trockenen Blumen zurück blieb, zwickt dich nicht, wohl gibt es aber auf der Alm, wenn auch keine Sünd', wie das Schnadahüpfl sagt, doch viele Flöhe. Willst du gesunde Buben sehen mit rothen Wangen, die fast platzen wie Granatäpfel, so setze dich Mittags an den hölzernen Tisch in die Ecke. Da kommen sie heran mit dem reckenhaften Vater und verzehren Bohnen und Erbsen mit einem Behagen, daß dir selbst der Appetit wächst und auch der alte rußige Herrgott droben im Winkel, trotz Kreuz und Dornenkrone, lächeln möchte, weil seinen Kindern die Gottesgabe so gut schmeckt. Vor der Hütte rauscht der Bach, lange Gassen bezeichnen den Gang der Lawinen, auf dem Mahd liegen riesige Blöcke zerstreut, auf deren Scheitel die purpurne Jochprimel befundet, daß sie weite große Sprünge vom Gipfel zur Tiefe machten, am Fußpfad stehen nicht selten roth angestrichene Säulchen mit schaudervollen Bildern, welche darstellen, wie der Mensch ohnmächtig den Dämonen der Elemente unterliegt; aber das Völklein wächst und gedeiht, wie die Almrosen, und hier möchte man wohl das berühmte Lied von Rotker umkehren und singen: Media in morte in vita sumus! Wohnt sie hier vielleicht, die holde Zufriedenheit, welche wie Asträa das eiserne Zeitalter, die Goldsäle der Reichen flieht, oder hat der Dichter dennoch Recht:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual?

Von Nanalt führt der Weg fast eben durch das Thal, bald über grüne Wiesen, aus denen freundliche Kapellen und Bauernhäuser winken, bald durch Wald und Au, oder über Schutt- und Steingeröll, welches Muren und Bergbrüche ausstreuten. Das Gehänge ist beiderseits sehr steil und felsig, nicht selten träufeln Bäche nieder oder zerfließen, ehe sie den Boden erreicht, in lustiges Gewölk, welches dem Zug des Windes folgt. Bald erweitert sich das Thal, in welches links ein Seitenast mit einem starken Bergstrom mündet, und wir erreichen das Dörflein Neustift, wo den Müden ersehnte Labung erwartet. Zwei Kirchen stehen neben einander: die eine

Digitized by Google

Ruine, die andere ein Muſter von Ungeſchmack mit viereckigen Fenſtern, ein Werk jenes Verwüſters, von deſſen Thätigkeit wir ſchon zu Navis eine Probe bewunderten. Dahinter liegt das Wirthshaus des Salzburgers, trefflich eingerichtet und wohl verſorgt, wie man es in einem ſolchen Erdwinkel kaum erwarten darf. Da ruht ſich's behaglich hinter dem breiten, blank gebohnten Tiſch, auf dem der Braten duftet und der Wein perlt; auch der Wirth, ein Mann mit dem entſchiedenſten Ausdrucke choleriſcher Heftigkeit tritt ein, und betrachtet forſchend den Wanderer. Er iſt in der Stadt als „Joch“ bekannt, der nicht viel Federleſens macht und Püppchen männlichen und weiblichen Geſchlechts, welche zimperlich thun und alles benäſeln, am liebſten zur Thür hinauswürfe; wer ihn aber näher kennt, rühmt ſeine Rechtlichkeit; iſt er auch rauh und fährt ein „Sauſchwanz“ ſchneller aus ſeinem Mund als ein „guter Freund,“ ſo verſchlägt das bei den Bauern nichts, denn er hilft nachbarlich, wie er immer kann. Ich fand einen ſchlichten braven Mann mit einem tüchtigen Hausverſtand, der eben die Dinge nimmt, wie ſie ſind, und dem Stadtvolke deßwegen nicht grün iſt, weil es nur zu oft hinter äußerem Firlefanz innere Charakterloſigkeit verbirgt. Wir discurirten mit einander, da trug ein Bauer ein Säcklein her und warf ohne viel Umſtände die Stufen, welche es enthielt, auf den Tiſch: „Ich hab' geſehen, daß Ihr einen Hammer tragt, Ihr ſeyd gewiß ein Erzklauber, der die Sache verſteht; iſt in dieſen Steinen Gold oder nicht?“ Es war Schwefeleiſen. Ich wies dem Mann ſeinen Irrthum nach, er ſchüttelte den Kopf: „Hab' einen ganzen Haufen vom Joch herabgeſchleppt, jetzt iſt's nichts; ich meinte, jedes Stück ſey ſo viel werth als ein fettes Schaf.“

Die Sucht, durch Bergbau reich zu werden, verſtrickt in Tirol die Leute nur zu häufig, mancher hat Haus und Hof in die Stollen geſteckt, und wie ein Hazardſpieler von jedem Klinferl Erz auf's neue verlockt, den letzten Kreuzer aufgewendet, ſo daß er als Bettler endete. Tirol war einſt die hohe Schule des Bergbaus, in den entlegenſten Thälern liegen Schutthalden, die jetzt ausgekuttet werden; ſo reich waren die Ahnen, daß ſie nur die Blüthe des Bergſegens pflückten. Davon hat ſich überall die Kunde erhalten, Armuth treibt die Enkel an, immer und immer wieder den verſinkenden Spuren nachzuſchürfen, um zuletzt vor einem Haufen tauben Geſteins den Wechſel der irdiſchen Dinge zu beklagen. Wer die Verhältniſſe unſerer Bergwelt genauer kennt, weiß auch, daß hier nichts mehr zu gewinnen iſt, und lächelt darüber, daß ſich in Deutſchland ſogar eine Geſellſchaft bildete, um die bis jetzt nicht entdeckten und ausgebeuteten Schätze Tirols zu erſchließen, und dabei den Aktionären ein neues Eldorado verhieß. Möchten doch dieſe Leute erſt die Geſchichte des tiroliſchen Bergbaus von Sperges leſen, um ſich zu überzeugen, daß die Gnomen Tirols nicht erſt auf ſie gewartet haben, die edeln Erze zu ſpenden. Tirol entfaltete, geſchützt von ſeinen Bergen, im Mittelalter, wo der Handelsſtrom von Venedig nach Deutſchland über den Brenner floß, einen Reichthum des Culturlebens, von dem man nur ſelten noch kärglichen Trümmern in Wort und Bild begegnet. Selbſt im vorigen Jahrhundert ſah das Land noch beſſere Zeiten, und wenn man die Schilderungen jener glücklichen Tage lieſt, ſo weiß man auch, daß die Tiroler 1809 ſich nicht bloß aus religiöſen Gründen gegen die modernen Staatstheorien, welche Bayern zuerſt verwirklichen wollte, mit dem Stutzen erhoben.

Als das Ave Maria erklang, ſtellte die Kellnerin, einen glückſeligen Abend wünſchend, die Kerze auf den Tiſch. Sie erzählte mir noch von dem und jenem, von Kirchweih und Hochzeit, Scheibenſchießen und Raufen; der Kater Hans ſetzte ſich auf ihren Schooß und accompagnirte mit behaglichem Schnurren, bis die Thüre halb aufging und eine weibliche Stimme rief: „Das Bett für den Herrn iſt fertig!“ Ich folgte dieſer Einladung ſehr gern und eilte in die Stube, wo mich ein lang entbehrtes weiches Bett, mit weißem Linnen überzogen, aufnahm.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Berangers sämmtliche Werke. Deutsch von Ludwig Seeger. Zweite verbesserte und reich vermehrte Auflage. Stuttgart. 1859.

Eine Uebersetzung aus dem Französischen ist selbstverständlich keiner besondern Beachtung werth, wenn nicht der übersetzte Autor ein Mann von hervorragender Bedeutung ist oder der übersetzende Schriftsteller ein ausgezeichnetes Verdienst bei seiner Arbeit hat. Hier ist beides vereinigt: die vorliegende vollständige Uebersetzung Berangers ist ein neuer Beleg für die deutsche Uebersetzungskunst, die auch die unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten zu überwinden versteht, und der Uebersetzer weiß zugleich über das eigenthümliche Wesen seines Autors Aufschlüsse zu geben, die namentlich in politischer Hinsicht und für die gegenwärtigen Verhältnisse von größtem Interesse sind. Wir glauben daher nichts überflüssiges zu thun, wenn wir auf beide Seiten aufmerksam machen.

Diese neue Uebersetzung ist die zweite verbesserte und vermehrte Auflage von „Berangers Lieder, deutsch durch L. S. Rubens. 3 Bde. 1839—41. Bern.“ Der Uebersetzer sagte in der Vorbemerkung zu jener Verdeutschung: wenn durch die Einführung von Berangers Liedern in die deutsche Literatur auch kein neues, belebendes Ferment in dieselbe gebracht werden sollte, so sey es immerhin der Mühe werth, die Volubilität, den Formenreichthum und Wohlklang der deutschen Sprache an diesen bisher im Ganzen fast für unübersetzbar gehaltenen Liedern zu erproben. — Welch außerordentliche Schwierigkeiten diese französischen Chansons dem Uebersetzer darbieten, in formeller eben so wie in materieller Hinsicht, wird niemand verkennen, der ein Berangersches Lied gelesen hat mit seinen immer wiederkehrenden Refrains, welche für jede Strophe nicht bloß einmal, sondern zwei und drei mal denselben Reim bedingen. Dem Franzosen ergeben sich diese Reime unendlich leichter, wenn es auch nur unächte sind, weil in den Formen der Conjugation jedes Zeitwort mit dem andern zusammentrifft, während der Deutsche bei dieser Reimspielerei einem unnatürlichen Zwang unterworfen ist.

Diese formelle Schwierigkeit ist aber nicht die einzige und größte; noch höher wird eine andere materielle anzuschlagen seyn. Wir rühmen uns, in den Geist der Poesie eines jeden Volks einzudringen und die verschiedenartigsten Dichtungen so reproduciren zu können, daß man nicht bloß die äußere Aehnlichkeit, sondern das eigenthümliche Gepräge und den ganzen Ton eines jeden wieder zu erkennen vermöge. Als eines der schlagendsten und bekanntesten Beispiele hiefür pflegt man anzuführen, daß Engländer, welche der Aufführung eines Shakespeare'schen Stücks in Deutschland anwohnen, ohne ein Wort Deutsch zu verstehen, doch den ganzen Ton und Inhalt herausfinden, wie wenn es in ihrer Muttersprache gesprochen würde. Dieß kann sich aber natürlich nur so weit erstrecken, als der Inhalt ein ächt poetischer ist und sich daher auch poetisch assimiliren läßt. Je tiefer unsere eigene poetische Anlage, um so umfassender ist auch die ihr entsprechende Receptivität. Bei einer Menge französischer Gedichte, und bei denen Berangers insbesondere, ist dieß aber etwas ganz anderes. Allerdings fehlt es auch bei ihm nicht an Erzeugnissen einer einfach natürlichen Poesie, und diese wiederzugeben, kann für einen gebildeten deutschen Uebersetzer keine große Kunst seyn. Die meisten Beranger'schen Gedichte aber, die eigentlichen Chansons, sind nicht sowohl poetische Produkte, als Spiele des Witzes und Spottes, hervorgegangen aus verständiger Reflexion, aus politischer Berechnung; es liegt ihnen eine ganz specifische sociale Anschauung, das specifische Pariser Leben, die Pariser Sitte zu Grunde, und ihr Verdienst besteht hauptsächlich darin, diesem je ne sais quoi den zierlichsten und pikantesten Ausdruck zu geben. Es handelt sich also mehr um den guten Ton und seine feine Raillerie, als um eine wirklich poetische Auffassung.

Zu sagen nun, daß wir im Deutschen diesen Pariser Ton, diese französische Finesse doch nie ganz herausbringen, wäre ein längst breitgetretener Gemeinplatz; wir erlauben uns daher, bei allem Respekt vor der unleugbaren französischen Grazie, vielmehr zu behaupten, daß ihr großentheils doch eine sehr triviale und abgelebte Anschauung zu Grunde liegt, die wir in Deutschland nicht mehr goutiren können. Die französische Sitte und Weltanschauung ist, bei aller Beweglichkeit des unsteten Volks, im Ganzen doch viel stabiler als die deutsche. Ihre erotische Poesie hat seit mehr als hundert Jahren denselben Inhalt, und „des Trinkens Geist hat niemand auch je bedeutet.“ Solche Trink- und Liebeslieder mögen daher für Franzosen ganz gut seyn, und in ihrem französischen Gewand finden auch wir sie noch recht anständig; bei der besten Uebersetzung aber haben diese Litetten des modernen Beranger für und doch etwas ungemein Altmodisches; wir meinen oft den guten Hagedorn zu hören, der seiner Zeit diesen feineren Ton in unsere Poesie einführte, über den wir aber längst hinweggeschritten sind, während er in Frankreich immer noch den Namen eines Anacreon verdiente.

So liegt also für den Uebersetzer auch die Gefahr nahe, daß man ihm zur Last legt, was eigentlich nur seinen Autor angeht, daß man meint, es müsse an der Uebersetzung fehlen, wenn man etwas steif und nicht nach dem besten Geschmack findet. Es war demnach gewiß kein leichtfertiges Unternehmen, nach Art der neuesten Fabrikübersetzungen,

Digitized by Google

wenn sich Seeger entschloß, den ganzen Beranger zu übersetzen. Daß ihm nicht Alles in gleicher Weise gelungen, versteht sich von selbst; im Ganzen aber dürfen wir seine Uebersetzung als einen neuen Beweis für die Treue und Geschicklichkeit ansehen, mit welcher sich der Deutsche fremde Geistewerke anzueignen weiß. Wo seine Uebertragung nicht befriedigen will, liegt ohne Zweifel die Schuld vielfach an ihm selbst; oft aber werden wir sie auch in der Sache, d. h. in dem unserem Geschmack widerstrebenden Gegenstand, in dem Fremdartigen der französischen Poesie, in Beranger zu suchen haben. Mit so vieler Liebe auch Seeger seinen Dichter behandelt, so ist er selbst doch keineswegs blind für dessen Schwächen; er verkennt seine poetische Anlage nicht, leitet aber mit Recht einen Hauptheil seines Erfolgs von seiner so zu sagen schlauen Anbequemung und Rücksicht auf das Publikum ab. Wir kommen damit auf den zweiten Hauptpunkt zu sprechen, der für uns fast noch mehr Bedeutung hat, als die Gedichte und ihre Uebersetzung, nämlich auf die Charakteristik Berangers.

Ueber die Natur und den Umfang von Berangers poetischem Talent hat Seeger, wie schon gesagt, sehr richtig geurtheilt. Beranger ist aber nicht bloß als Dichter in's Auge zu fassen, sondern wesentlich auch als politische Persönlichkeit; seine Lieder und sein Leben bilden den intimsten Commentar zu den Hoffnungen und Wünschen, zu den socialen und politischen Stimmungen, welche Frankreich während dreier Jahrzehnte erfüllten. Der Dichter, welcher in seiner Gemüthlichkeit so viele Anklänge an Deutschland hat, ist ein Franzose par excellence, der ausgeprägteste Repräsentant des französischen Nationalgeistes. Um ihn und seine Lieder recht zu verstehen, ist es vor allem nöthig, sich die rechte Einsicht in den Geist dieser Nation, insbesondere in die Widersprüche zu verschaffen, welche durch ihre politische Anschauung hindurchgehen; und diese Einsicht gewinnen wir am besten eben aus einer genaueren Analyse Berangers und seiner Gesänge.

Das große Räthsel des französischen Geistes, das uns gegenwärtig ganz besonders beschäftigt, ist die merkwürdige Mischung von Freiheit und Despotismus, von Liberalismus und Napoleonismus. Es wird kaum einen Franzosen geben, in welchem sich diese Mischung interessanter darstellt, als in Beranger, von dem man sagen kann, daß er ihr zuerst zu einem allgemeinen Ausdruck verholfen. „Er war so zu sagen ein integrirender Theil der Popularität des ersten Kaisers," heißt es bei Seeger ganz richtig; „er hat aus Napoleon eine Volkslegende gemacht und die Begeisterung für die Größe des Kaiserreichs auch den Generationen mitgetheilt, die es nicht gekannt hatten." Wie läßt sich diese Begeisterung erklären bei einem Manne, den die französischen Republikaner sein Leben lang mit Recht als ihren Patriarchen ansahen?

Die bekannte Antwort, die jeder hierauf sogleich zur Hand hat, ist: die Gloire, der kriegerische Ruhm ist die große, die alles verschlingende Passion der Franzosen, ihre einzige wahre Religion. Daß dieß sehr wahr ist, wollen wir nicht in Abrede stellen; aber es ist eine zu allgemeine und oberflächliche Erklärung und reicht darum keineswegs zu, uns einen concreten Einblick zu verschaffen, wie diese Widersprüche in dem einzelnen Individuum zur Einheit des Bewußtseyns verbunden sind. Seeger hat dieß an Beranger auf eine nach unserer Ueberzeugung psychologisch scharfsichtige und gelungene Weise nachgewiesen; wir wollen das Wesentliche seiner Auseinandersetzung hier wiedergeben.

Er geht davon aus, daß Beranger von Natur nicht so sehr Parteimann war, als Mann der Opposition. Die Opposition war seine Kraft, an der er festhielt, die er liebte, wie ein Wilder seinen Bogen oder wie Achill seinen Speer und seinen Schild. Er hielt sich an die Revolution die Regierungsformen, in die sie sich kleiden mochte, waren für ihn nur von secundärer Wichtigkeit. Die Bourbonen bekämpfte er nicht so sehr im Namen der Freiheit, als im Namen der Nationalehre, mehr mit der Erinnerung an den Kaiser, als mit der Erinnerung an die Republik, an die er überhaupt nie große Lobreden verschwindet hat. Es war bei ihm, wie bei den Franzosen überhaupt, die alle, wenn man so sagen darf, eine große und eine kleine politische Meinung haben. Die große Meinung besteht in dem großen Ganzen von Ideen und Empfindungen, die sich auf die allgemeine Lage der Gesellschaft beziehen. Die kleine Meinung besteht in dem Vorzug, den wir der politischen Form geben, unter der wir diese Gesellschaft gerne sich entwickeln sehen möchten. Welches Berangers große Meinung war, darüber kann kein Zweifel seyn; schwerer aber ist die Frage zu beantworten, ob er auch eine kleine gehabt habe. Von Anfang bis zu Ende zeigt er zwei hartnäckige, zähe Instinkte: den Haß gegen die Bourbonen und die Bewunderung für Napoleon. Alle seine übrigen Antipathien sind frostig, alle seine übrigen Neigungen sind lau. War er nun wirklich Bonapartist?

Er war es und war es nicht. Seiner politischen Meinung nach war er kein Bonapartist, er war es aber aus Instinkt und System. Die Gegenwart kennt zwei Systeme, nach denen die aus der Revolution hervorgegangene Gesellschaft organisirt werden kann: es ist der demokratische Absolutismus und die Regierung des Liberalismus, die beschränkte Monarchie oder die Republik. Diese beiden Systeme scheinen reine Gegensätze zu seyn und sind doch gemeinsamen Ursprungs. Beide verwerfen gleicherweise die alte Autorität des göttlichen Rechts und die alte privilegirte und aristokratische Freiheit. Daher kommt es, daß man gewisse Leute, je nach dem Lauf der Ereignisse, nach einander bald dieses, bald jenes System ergreifen sieht, ohne daß sie glauben ihrer Ueberzeugung untreu geworden zu seyn. Zu diesen Leuten gehörte auch Beranger, den deßwegen drei von der Revolution ausgegangene Parteien als Einen der Ihrigen in Anspruch nahmen. Wenn er aber keine von ihnen abstieß, hat er nicht eine den übrigen vorgezogen? Hierauf ist zu erwiedern: Beranger hatte vorherrschend plebejische Instinkte, er liebte vor allem die

Digitized by Google

Gleichheit; er war aber zugleich vernünftig, gescheidt und liebte die Ordnung. Er mußte also die gesellschaftliche Organisation begreifen als eine vollständig nivellirte Gesellschaft unter dem Protektorat des demokratischen Staates. Die Freiheit liebte er ohne Zweifel, und hätte sie noch mehr geliebt, wenn er die Gleichheit weniger geliebt hätte. Er traute der Freiheit nicht, er betrachtete sie als einen Luxusgegenstand für die Glücklichen und Reichen, er fürchtete, eine Gesellschaft, sich selbst überlassen, könnte unter das Joch einer oligarchischen Regierung kommen, die, so demokratisch und ausgedehnt man sie sich auch denken möge, doch immer eine privilegirte Klasse bilden würde. Daher seine Lauheit gegen die beschränkte Monarchie, sein gemäßigter Eifer der Republik gegenüber. Beiden zog er das System der politischen Organisation vor, das der Kaiser so kräftig zur Anwendung gebracht hatte und das man die populäre Monarchie nennen könnte.

Allerdings mußte ihn an Napoleon der kaiserliche Titel genieren, wie die römischen Republikaner Cäsarn gern die Gewalt, aber nicht den Namen und das Diadem zugestanden hätten. Darum stimmte er auch für das lebenslängliche Consulat und gegen das Kaiserreich. Aber auch mit dem Titel sah er in Napoleon doch nur den Repräsentanten der bewaffneten Demokratie und suchte seine Person möglichst zu identificiren mit der Idee des Vaterlands; er machte aus ihm nicht eine kaiserliche Epopöe, sondern eine Volkssage. In den späteren Gedichten allerdings wird auch ihm Napoleon ein Halbgott, den er in den Olymp einführt; in seiner besten Zeit aber, welcher die eigentlichen Volksgesänge entstammt sind, stellt er ihn stets als den volksthümlichen Capitän dar, den er mit einem ganz demokratischen Generalstab umgibt. Es ist der Napoleon der Volksphantasie, der Kaiser des Volks, der Kaiser der Gleichheit. Nicht glänzende Marschälle bilden sein Gefolge, nicht die Könige und Kaiser, seine Alliirten; die obscursten Figuren seines Reichs und seiner Armee sind es, die sich um ihn her gruppiren: die arme Bäurin, die ihn in ihrer Hütte empfing am Vorabend seines letzten Sturzes, die ihn einen so tiefen Seufzer ausstoßen hörte, der alte Sergeant, der von langen Feldzügen zurückgekommen ist, der Bauer, der die verbotenen Farben aus ihren Schlupfwinkeln hervorzieht, um sie zu küssen, der Kriegsgefangene, der die Küste von St. Helena grüßt am Tage, wo der Kaiser den letzten Seufzer aushaucht. — So schmolz für Beranger die Demokratie und das Kaiserthum in seiner Phantasie und in seinem System zusammen, und wir müssen das Resultat, zu dem Seeger kommt, als ganz richtig anerkennen: liberal, je nach den Zeitumständen und Bedürfnissen der Opposition, Republikaner der Etikette nach — das ist der officielle, der äußere Beranger; Demokrat dem Instinkt und dem Wesen nach, Napoleonist seinem Systeme nach, das ist der wirkliche Beranger.

Welche Bedeutung diese Charakteristik Berangers gerade für die neueste Zeit hat, leuchtet ein. Beranger ist Franzose in ganz eminentem Sinn; die verschiedenen Seiten des französischen Wesens lassen sich an ihm in interessantester Weise beobachten. Nun gibt es aber für uns gegenwärtig keine wichtigere Frage, als die nach dem französischen Napoleonismus, nach dem Wurzeln, die er in dem Charakter der Nation hat, nach dem Umfang, in dem wir ihn noch immer in Frankreich voraussetzen dürfen. Trotz der acht Millionen Stimmen, die ihn auf den Thron erhoben, glaubten wir doch bis vor wenigen Monaten, und Napoleon III. als fast ganz isolirt in der Nation denken zu müssen. Der geringe Kriegsenthusiasmus, den die Franzosen zu Anfang dieses Jahrs an den Tag legten, bestärkte uns in der Annahme, daß selbst der kriegerische Lorbeer nicht mehr im Stande sey, sie in's Feuer zu bringen und mit der eisernen Gewalt des demokratischen Absolutismus auszusöhnen. Wir haben und getäuscht. So sonderbar uns der civilisatorische Beruf, die Freiheitsmission des neuen Kaisers dünken mag, die Franzosen glauben offenbar mehr und mehr daran; Napoleon III. steht, so viele Parteien er noch gegen sich haben mag, in der Meinung des ganzen Volkes bald so fest, als sein großer Oheim nur je gestanden ist. Was macht nun die Franzosen die gewaltthätige Weise vergessen, mit der er zur Macht gelangt ist und sich darin erhält? was läßt sie die Unterdrückung jeder freien Aeußerung, die Deportationen nach Lambessa und Cayenne übersehen? Der Ruhm, die nationale Ehre thut ohne Zweifel sehr vieles, aber doch nicht alles. Man würde den Franzosen wohl Unrecht thun, wenn man sie für so eitel und kindisch hielte, daß sie mit den klingenden Namen von ein paar gewonnenen Schlachten, von ein paar neu creirten Herzogen und Marschällen spielen und darüber allen Sinn für ihre wichtigeren und ernsteren Interessen verlieren könnten. Es ist ein allgemeiner und unwiderstehlicher Trieb, die Sympathien des Gefühls, die Neigungen der Phantasie mit seinen Ueberzeugungen, mit seinem System in Uebereinstimmung zu bringen, sich gleichsam vor sich selbst zu rechtfertigen. So wird es auch für die Franzosen eine unumgängliche Aufgabe seyn, ihre Bewunderung für den neuen Napoleon mit ihren alten Freiheitssympathien zu vereinigen. Sie thun es, indem sie ihn zunächst mit der Nation und ihrer Ehre, ihrem Ruhm identificiren. Indem es den übrigen Nationen sein Gesetz dictirt, ist Frankreich frei, es ist das freieste unter den Völkern. Aber auch die einzelnen Franzosen sind frei, sofern sie dem Dictator gegenüber alle gleich sind. Es ist nicht eine constitutionelle Organisation, welche die aristokratische Freiheit einzelner, durch Einfluß oder Talent hervorragender Häupter begünstigt, sondern die dem schrankenlosen Einzelnwillen gegenüber gleich freie und unfreie Gesammtmasse, welche in dem Instinkt, in dem unmittelbaren System der Franzosen liegt. Jeder kann deportirt, jeder kann aber auch Herzog und Marschall werden. Die Gleichheit überwiegt, sie ersetzt die Freiheit.

Es sind dieß allgemeine Bemerkungen, die man auch sonst schon in ähnlicher Weise gemacht hat. Wie aber diese verschiedenen geistigen Richtungen und Instinkte individuell

Digitized by Google

zuſammenfließen, wie ſie zu einem poetiſch begeiſterten Ausdruck gelangen, das können wir bei Beranger finden. Um die Franzoſen zu ſtudiren, muß man ſeine Gedichte, und was man ſonſt von ihm in dieſer Ueberſetzung ſeiner „ſämmtlichen Werke“ findet, leſen. Es iſt dieß ein ſehr nützliches, ein zeitgemäßes Studium, das wir hiemit allen gebildeten Leſern empfohlen haben wollen.

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

Der Sommer. — Wiechmann †. Dieterici †. Knoblauch †. Von Raumer †. — Jahrestag der Schlacht bei Groß-Beeren.

Der Sommer war minder mörderiſch, als man gefürchtet hatte, obgleich man in dieſem Häuſermeer zwiſchen den immer höher ſich thürmenden Mauern und beim Anprall der Sonne gegen die glühenden Pflaſterſteine furchtbar zu leiden hatte. Indeß halfen die jetzt drei bis vier Geſchoſſe hohen Wohnhäuſer vielleicht etwas, weil ſie auch längeren Schatten geben. Auch iſt es eine Art Erquickung, daß in den breiteren Straßen jetzt Bäume gepflanzt ſind, wenn gleich ihr Wachsthum noch nicht dem Wunſche gleich kommt. Dagegen hat die viel beſprochene und viel berühmte engliſche Waſſerkunſt und nach wie vor wenig geholfen. Möge man zufrieden ſeyn, daß ſie ſich ſelbſt, wie der Rechnungsbeſchluß ihres Verwaltungsraths jüngſt berichtet, aufgeholfen hat. Die Cholera hat ſich erſt beim Schluß des Sommers, und zur Zeit nur in andern nördlichen Städten gezeigt, hoffentlich mit milderem Charakter als in früheren Jahren. Die meiſten Todesfälle, die wir in den letzten Wochen zu bedauern hatten, fallen wohl nicht auf ihre Rechnung.

Der Bildhauer Wiechmann ſtarb in Jahren und Ehren, wie ein verdienter Mann, Bürger und Künſtler fortgehen mag, ohne daß die Kunſt einen unerſetzlichen Verluſt fühlt, weil jeder Sterbliche, auch in der Kunſt, ſeinen Platz endlich andern räumen muß. Ein trefflicher Bildhauer, der beſonders durch Grazie und Wahrheit in ſeinen Büſten berühmt und geliebt iſt, ohne die genialе Schöpferkraft eines Rauch oder Schadow zu beſitzen, wird er in den Blättern, die ſeiner Kunſt vorzugsweiſe gewidmet ſind, beſſer gewürdigt werden. Ein liebenswürdiger Mann, hatte er das große Glück eines Künſtlers, daß er nicht der Laune des Publikums, ſondern eigener Luſt und eigenem Willen nachhängen konnte. Er war ſehr reich. — Der Geheimerath, Profeſſor Dieterici, unſer ausgezeichneter Statiſtiker, war ebenfalls ein Siebziger. Seine Verdienſte um den Staat und als Univerſitätslehrer ſind anerkannt. Ein Mann der echten, von der religiöſen Reaktion verläſterten Humanität, bewährte er dieſe auch dadurch, daß er im hohen Alter milde, freundlich, thätig und friſch blieb. Keine Art des Fanatismus, der Zerriſſenheit oder auch nur des Unmuths hatte ihn angenagt, und ein Kämpfer der Freiheitskriege, deren immer ſeltener werdenden Ehrenorden er trug, war er noch in hohem Alter bei allen gemeinnützigen Unternehmungen bereit, welche das Reich des Geiſtes zu fördern ſuchen. So trat er noch faſt jedes Jahr als Vorleſender (an der Singakademie) in dem von Lichtenſtern und Fr. v. Raumer begründeten wiſſenſchaftlichen Verein auf, er, ein ergrauter Veteran. Auch als, unter den Einflüſſen der Reaktion, eine Art oppoſitionellen Vereins geſtiftet wurde zu Vorleſungen über ſogenannte theologiſch evangeliſch chriſtliche Wiſſenſchaft, von den Hohen und Höchſten beſchützt, weßhalb mancher Träger der Wiſſenſchaft von der Singakademie abtrat, um vor der Sonne der Gunſt reden und glänzen zu können, auch da blieb Dieterici ſeinem älteren Vereine treu, ja widmete ihm mit noch mehr Eifer ſeine Kräfte. — Möchten die jetzt jung und ſtrebend ſind, dieſelbe Klarheit des Geiſtes, dieſelbe Liebenswürdigkeit ſich bewahrt haben, wenn ein ähnliches Alter ihnen zu Theil wird!

Zwei jüngſt Geſtorbene ſtreifen an das politiſche Gebiet, ohne daß man ſie im ſtrengſten Sinn politiſche Charaktere nennen kann. Der geheime Oberfinanzrath und Stadtälteſte Knoblauch, ſo iſt ja wohl ſein Titel, wohl bekannter als ein wohlhabender und allgemein geliebter und geehrter Berliner Bürger, früher großer Fabrikbeſitzer, Kaufmann und bei allen wohlthätigen und gemeinſamen Unternehmungen betheiligt, ſtarb in voller Kraft der Sechziger im Bade bei Halle, und ſeine Leiche ward mit großer Feierlichkeit, und nicht allein von Stadtverordneten und Magiſtrat, am Thore empfangen und hier zum Gottesacker begleitet. Es ſind aber weder ſeine vielfachen Verdienſte um die Stadt, indem er Dank ſeiner unabhängigen Stellung ſeine Muße und Arbeitskraft den Mitbürgern faſt allein widmen konnte, noch ſeine ernſte Bildung und patriotiſche Geſinnung, — er lebte nur dem Kreiſe der um

Digitized by Google

Schleiermacher und deſſen Freunde ſich bewegenden Vaterlandsfreunde — was in letzter Zeit die Aufmerkſamkeit mehr auf ihn lenkte, ſondern ein Akt im öffentlichen Leben, indem man ſagen könnte, Knoblauch hatte unfreiwillig und unſchuldig die Revolution herbeigebracht. Längſt ſchon früher Deputirter der Stadt Berlin im Brandenburgiſchen Landtage war er auch zum Abgeordneten beim erſten Vereinigten Landtage gewählt worden. Er trat nicht unter den glänzenden Rednern auf, er wollte überhaupt nicht reden, als eine Aeußerung des Juſtizminiſters Uhden ihn trieb, mit Entrüſtung auf die Rednerbühne zu ſpringen und mit wenigen Worten und mit einem corpus delicti den Gegner und das Miniſterium, man konnte wohl ſagen, gerade niederzuſchmettern. Wer intereſſirt ſich noch für jene großen und kleinen Debatten, wer entſinnt ſich noch ihrer Details, wo das alles in einem mächtigeren Strom fortgeſpült iſt! aber man hat es immer als ein hiſtoriſches Factum aufbewahrt. Es galt eine finanzielle Frage. Das Miniſterium ſuchte mit aller möglichen Sophiſtik darzuthun, daß ein Papiergeld kein eigentliches Papiergeld geweſen, daß mithin formell das frühere Geſetz nicht übertreten worden. Da riß Knoblauch aus ſeinem Portemonnaie einen Fünfundzwanzigthaler Kaſſenſchein und zeigte ihn auf der Tribüne, die wohlbekannte Umſchrift des Scheins verleſend, und überließ jedem, zu entſcheiden, was der Staat da mit dürren Worten ſelbſt geſagt habe. Die Wärme ſeines Tones, die klare Einfachheit der Worte, das Zittern ſeines Arms, wie er den Schein herhielt, und ſein bekannter loyaler Sinn wirkten überraſchend. Man hatte keine Entgegnung, die Miniſter mußten ſeitwärts lenken und laviren, und man achtete den Akt als einen der ſchlagendſten Siege der Oppoſition. Knoblauch ſelbſt dachte nie an einen Vortheil, er wäre gern beſcheiden wieder hinter die Couliſſen zurück getreten, aber man zog den einfachen Mann hervor. Früher ſchon war er Mitglied bei der Verwaltung der Staatsſchuld geweſen. Als die Reaktion eintrat, wußte man ihn bei Seite zu ſchieben, und ein anderer Berliner Bürger, Kaufmann und Financier ward an ſeine Stelle ernannt, von dem man wenigſtens keinen Widerſpruch und keine Enthüllungen zu fürchten hatte.

Der vorige Cultusminiſter v. Raumer ſtarb plötzlich in Folge einer acuten Krankheit und noch in der Blüthe ſeiner männlichen Kraft. Von dem Kreiſe ſeiner zahlreichen Kinder, Familie und Freunde wird er tief betrauert werden, und alle, die ihm entfernt oder näher ſtanden, werden Gefühle der Theilnahme ihm nachſenden, denn er war ein redlicher Mann, der, was er gethan, nur aus voller Ueberzeugung und dem, was er für Pflicht hielt, gethan hat. Er war kein vom Ehrgeiz Geſtachelter, kein Beamter, der alles that und wollte, nur weil es den Höheren gefällig war; am wenigſten handelte er um weltlichen Vortheil, um ſeine Erſparniſſe in Werthpapieren oder Gütern ſchnell zu vermehren und zu ſicheren; ja er war nicht einmal Fanatiker, ſondern immer ein ſtrenger, man möchte ſagen puritaniſcher Diener ſeiner Pflicht. Aber ſein plötzlicher Tod hat etwas von ſymboliſcher Bedeutung. Von allen Trägern jenes Syſtems, welches wie ein Alp ein Decennium hindurch auf Preußen und Norddeutſchland gedrückt, iſt er allein mit dem Umſturz zuſammengeſunken, er, in einer Beziehung der Schuldvollſte, in anderer der Unſchuldigſte. Seine Schuld liegt klar vor in der That und deren Wirkungen. Hätte das Syſtem noch ein Jahrzehnd fortgedauert und geherrſcht, wie ſtände es mit unſern Schulen, mit der freien proteſtantiſchen Kirche? Wie ſtände es, kann man ſagen, überhaupt in dem alten Preußen? Der eine Theil wäre zu der Puritaner dumpfen Predigtſtuben oder zur römiſchen Kirche gedrängt worden, der andere, leider wahrſcheinlich der größere, zu den Heuchlern oder den Materialiſten, die keinen Geiſt Gottes über dem Waſſer mehr rauſchen hören wollen. Es war die höchſte Zeit, daß eine Steafruthe vom Himmel kam. — Der Unſchuldigſte unter ſeinen Collegen war aber Herr von Raumer; das können wir dieſmal den Leſern nur auf guten Glauben verſichern. Er war früher ein lebensluſtiger Jüngling, poetiſchen Regungen zugeneigt, ein Bekannter und ſogar Freund Heinrich Heines, aber das Todtenbett einer geliebten Braut wandelte ſeine ganze Sinnesart um. Die Verwandten, heißt es, nahmen ihm bei der Leiche der Geliebten das Gelübde ab, dem Raumer treu blieb. Er ſträubte ſich ſpäter die Miniſterſtelle anzunehmen; wieder Verwandte, ſeine eigenen, die Gebrüder v. Gerlach waren es, die ihn beſtimmten, das zu wagen, wozu er ſich nicht berufen, nicht für fähig hielt. Sie wollten, wo er ſchwanke, ihn mit ihrem Rath ſtützen, und dieſes Verſprechen werden denn die Gebrüder Gerlach auch redlich erfüllt haben. In keiner Angelegenheit hatte die Reaktion ſo conſequent, ſcharf, unerbittlich, als im Bereich des Cultusminiſteriums in das bisher Gültige eingeſchnitten. Aber in ſeiner Art durchaus ehrenhaft handelte Herr v. Raumer. Wo das Phantom kirchlicher Bußpflicht ihn nicht erſchütterte, übte er Gerechtigkeit. So wiſſen wir, daß als Herr Dunker zum Profeſſor der Geſchichte in Berlin vorgeſchlagen ward, Herr v. Raumer anerkannte, daß er unter den Candidaten einer der fähigſten war, und brachte ihn perſönlich in Vorſchlag; er mußte aber mit ſeinem Vorſchlage vor dem Willen eines weit Höheren zurücktreten.

In dieſem Monate ward zum ſechsundvierzigſten mal das Erinnerungsfeſt der Schlacht bei Groß-Beeren erneuert. Es hat eine Bedeutung für Deutſchland, für Preußen, insbeſondere aber für Berlin. Deßhalb war die Feier, das religiöſe Volksfeſt in dem vier Meilen von der Hauptſtadt entfernten Dorf des Namens zahlreicher als je beſucht. Was wäre vielleicht heute Berlin, wenn die Franzoſen 1813 geſiegt, unſere Armee geſchlagen und zerſtreut hätten, die Sieger ſtürmend, erobernd, mit der Brandfackel in unſere Reſidenz eingedrungen wären! Preußen ſelbſt wäre noch nicht verloren geweſen, denn dieſe Centralbedeutung hatte die Spreeſtadt, und trotz Friedrichs II. Erinnerung, doch nicht; es waren und ſind viele andere geſunde Glieder da, aber ein unerſetzlicher Verluſt für die ganze Sache

Digitized by Google

und eine andere, schiefe Stellung der ganzen Befreiungskriege wäre die Folge gewesen. Viel ernster mag doch mancher in diesem Jahre an den ernsten Tag, den die wenigsten der jetzt lebenden erlebt haben, zurückgedacht haben, da ähnliche Krisen seit vierzig und einigen Jahren uns nicht wieder so nahe kamen als gerade in der ersten Hälfte dieses Jahrs 1859. Bereits sind andere Generationen aufgewachsen, die jetzt an dem Volksfest und der Speisung der Invaliden Theil nehmen, und wie gering ist die Zahl dieser letzteren! Merkwürdig, wie rasch die Todesschel in den letztern Jahren gerade die Commilitonen dieser Schlacht gemäht hat! Man hat keine wissenschaftlich militärische Darstellung derselben, und es sind wahre Lücken und Dunkelheiten über einzelne Punkten geblieben; dem Generalstab gelang es aber nicht, mehr lebende Militärs aufzufinden, welche aus eigener Erfahrung darüber Kunde geben konnten.

In dem benachbarten Brandenburg fand eine Hinrichtung statt. Die Mordthat, die Art und Weise der Verübung haben so wenig als der Proceß für uns hier ein Interesse, wohl aber das Factum, daß, nach vierjährigem Zwischenraum, eine Hinrichtung doch vom Regenten sanctionirt und ausgeführt wurde. Man glaubte oder träumte, es werde anders kommen, aber der Zeitpunkt, wo es anders werden kann, ist wohl noch sehr entfernt, und wird auf sich warten lassen, bis der Genius der Menschheit zur moralischen Macht gediehen ist. Dann werden auch Schlachten wie bei Magenta und Solferino unmöglich seyn. Die Hinrichtung durch das Beil verrichtete wieder der Scharfrichter Klaibel aus Rheinsberg, ein jetzt berühmter Mann; dieser selbe Scharfrichter wird nämlich im Inlande und Auslande verschrieben und erbeten, damit er aus Gefälligkeit und für schweres Geld sich zum Köpfen eines armen Sünders verstehe. Im großen Deutschland sind die Männer selten geworden, welche sich zum Dienst für die Justiz hergeben wollen. Auch diese wenige werden bald sterben, und was dann? Wenigstens wird die alberne Furcht vor dem Fallbeil dann von selbst erstickt seyn.

Frankfurt a. M., August.

Straßenkämpfe. — A. Menzels Friedrich und Joseph. — Der 110te Jahrestag von Goethes Geburt.

Kaum hatte der plötzliche Friede zu Villafranca die Gemüther der guten Frankfurter Bürger beruhigt und alle kriegerischen Vorkehrungen für Ein-, Durchmarsch und Aufenthalt angekündigter Truppen verschwinden lassen, als wir uns eben so plötzlich in die Mitte kleiner Scharmützel versetzt sahen, die mehr ängstigten, als eigentliche Gefahr brachten, aber von dienstbeflissenen Zeitungsschreibern in auswärtigen Blättern höchst übertriebene Schilderungen erfuhren. Sie wurden auch an Ort und Stelle von dem phantasiereichen Frankfurter höchst bedeutend dargestellt, vergrößerten sich von einer Straße zur andern, und bald begnügte man sich nicht mehr mit einfachen Verwundungen, sondern entwarf von Erschossenen, Erstochenen und Niedergeschmetterten in bedeutender Anzahl die lebhaftesten Schilderungen und schlug jeden leisen Zweifel mit den Worten nieder: ich habe es selbst gesehen. Es ist wahrlich kein Wunder, wenn an einem Orte, wo so verschiedene Militärcontingente, wie hier, liegen, zuweilen solche Reibungen vorfallen, es ist vielmehr ein Wunder, daß es zu den Seltenheiten gehört. An Auftritte ähnlicher Art erinnern sich noch viele ältere Frankfurter aus der unheilvollen Franzosenzeit, wo die Stadt, obgleich unter einem Fürst Primas der rheinischen Conföderation stehend, mit französischer Einquartierung überladen, namentlich von einem weit blutigeren Kampfe zwischen dem 24sten und 42sten Infanterieregiment Zeuge war. Man hat so viel nach der Ursache solcher blutigen Zwistigkeiten geforscht, als ob sie nicht klar am Tage läge. Der unselige Riß sich bekämpfender politischer Ansichten ist aus den Spalten der öffentlichen Blätter in die Tabagien der Soldaten gedrungen, hat dort neben Bier und Cyder die empfänglichen Köpfe erhitzt, und so kam es zu Aufläufen, Säbelhieben und Bajonettstichen und Todtschlag.

Im direktesten Gegensatze zu diesen widerlichen, dem Vaterlandsfreund doppelt schmerzlichen Begebenheiten, erfreute uns ein im Städelschen Institute ausgestelltes großartiges Gemälde von Adolph Menzel, die Zusammenkunft Friedrichs des Großen mit Joseph II. zu Neisse vorstellend. Der König geht dem österreichischen Herrscher mit einer Miene liebender Vaterhuld entgegen, während sich in des jugendlichen Joseph Gesicht Achtung, Bewunderung, liebevolle Hingebung ausdrücken. Hinter Joseph erblickt man den greisen Laudon, und weiter zurück die Generale Lascy und Hadtek. Hinter Friedrich erscheint sein jugendlicher Thronfolger, ihm zunächst Prinz Heinrich, des Königs Bruder, und mehr im Hintergrund die Generale Tauenzien und Seydlitz. Daß man sich bei diesem lebensfrischen Gemälde der Worte des greisen Kaunitz

Digitized by Google

erinnern mußte: „Mögen sie einander noch so schön thun: nie wird Oesterreich sein Schlesien verschmerzen!“

Die Hitze hat bei und bis gegen Ende August gleichmäßig angehalten, und erst in den letzten Tagen des scheidenden Monats sind uns mehrere erfrischende Regengüsse zu Theil geworden, worauf es schon Morgens und Abends bedeutend kühler geworden ist. Trotz der großen Hitze blieb der Gesundheitszustand unserer Stadt ein höchst befriedigender. — Dieser Gesundheitszustand bringt mich auf eine Schrift, die vor kurzem in J. D. Sauerländers Verlag erschienen ist und deren erster Jahrgang 1857 den „Jahresbericht über die Verwaltung des Medicinalwesens, die Krankenanstalten und die öffentlichen Gesundheitsverhältnisse der freien Stadt Frankfurt“ zum Gegenstande hat. Obgleich von rein medicinischem Interesse, dürften doch einige Mittheilungen, wie die: „der Boden von Frankfurt a. M., seine Bildungsweise und Beschaffenheit und seine Einwirkung auf Wasser und Luft,“ von Dr. G. H. Otto Beiger, so wie „die Uebersicht über den Stand und die Bewegung der Bevölkerung von Frankfurt a. M. in den Jahren 1851—1857 „von Dr. H. Varrentrapp, sich einem größeren Publikum empfehlen. Anerkennung verdient, daß diese größere medicinische Schrift, unter Mitwirkung des Physikats von dem ärztlichen Verein herausgegeben, sich einigermaßen von dem Cliquenwesen und der Camaraderie entfernt, die hier im Allgemeinen herrscht und einem so oft störend entgegen tritt, und die den Wahlspruch angenommen zu haben scheint: „Nul n'aura de l'esprit hors nous et nos amis.“

Der 28. August, der 110te Jahrestag von Goethes Geburt, wurde bei festlich beleuchtetem Schauspielhause durch eine würdige Darstellung des „Götz von Berlichingen“ gefeiert, wo Lehfeld den markigen Ritter kraftvoll und würdig darstellte. An Goethes Monument vermißten wir die sonst mit Pietät ausgestellte volle Blumenausschmückung. Im Conversationsblatt desselben Tages erschienen zwei Aufsätze: „Zu Goethes Gedächtniß,“ von Dr. Clemens und Dr. Theodor Kreizenach.

Das Aufschlagen der Meßbuden und das vermehrte Leben und Wogen auf den Straßen verkündet uns das Nahen der Messe. Außer dem großen Reitercircus des allbekannten Renz „ist es von übrigen Sehenswürdigkeiten noch still. Aengstliche Gemüther versprechen sich nicht viel Ergiebiges vom Meßverkehr, da eine gewisse Scheu vor der Zukunft allen bedeutenden Unternehmungen störend entgegen tritt und alle einigermaßen entbehrlichen Ausgaben vermeidet, wie sie denn auch die Frequenz der uns nahe liegenden Bäder sichtlich beschränkt hat.

Leipzig, August.

Versammlung der Zukunftsmusiker. — Theater.

Die musikalischen Genüsse pflegen in dieser Stadt sehr ungleich vertheilt zu seyn, insofern im Winter Opern, Concerte, Soiréen für Kammermusik, Oratorien in den Kirchen ꝛc. sich in rascher Folge zusammendrängen, dagegen den Sommer über für gewöhnlich eine große Pause, ein tiefes Stillschweigen im Reiche der Töne eintritt. Dießmal war es wenigstens für eine kurze Zeit des heißen Sommers anders. Die „neue Zeitschrift für Musik,“ bekannt in künstlerischen Kreisen als Hauptorgan der um Richard Wagner, Franz Liszt u. a. sich schaarenden sogenannten „Zukunftspartei,“ wollte das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihres Bestehens feierlich durch ein mehrtägiges Musikfest, verbunden mit einer Tonkünstlerversammlung, begehen, und wirklich hielt die Versammlung im Bestreben, sich einmal in corpore zu zeigen, so gut zusammen, daß das Fest unter lebhafter Betheiligung der von nah und fern herbeiströmenden Gesinnungsgenossen, und ohne daß dieselben im mindesten von den kriegerischen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit sich in ihren friedlichen Genüssen stören ließen, von statten ging. Dr. Brendel, der Redakteur des genannten Journals, hatte nebst dem Verleger die Einladungen zum Feste unterzeichnet und sich dabei klugerweise an das gesammte kunstliebende Publikum gewendet. Das war aber im Grunde nur Maske; man wollte nicht das Publikum als Partei, man wollte die Partei als Publikum; man wünschte sich zu überzeugen, wer alles sich offen zu den Tendenzen der neuen Schule bekenne, wen man als Eingeweihten in die Mysterien des „Kunstwerks der Zukunft“ betrachten und in wie weit man sich etwaiger gemeinsamer Schritte wegen auf den Corporationsgeist der Gleichdenkenden verlassen dürfe. Zwei Musikaufführungen in der Thomaskirche, zu denen hunderte von Billets, und zwar so ziemlich ohne Rücksicht auf Rang und Stand vertheilt worden waren, bekundeten daher durchaus nicht den herrschenden Geist des Festes; recht zum Vorschein kam derselbe aber in den mündlichen Verhandlungen, die mit

Digitized by Google

Ausſchluß der Oeffentlichkeit ſtattfanden, bei dem feierlichen Zweckeſſen, wobei ſtürmiſche Huldigungen für die Koryphäen der Partei ſich nicht vermiſſen ließen, ſo wie endlich in verſchiedenen Matinéen und Soiréen für Kammermuſik, die nicht in dem aller Welt zugänglichen Theater, ſondern in den nur den Feſttheilnehmern geöffneten Sälen des Gewandhauſes und Schützenhauſes gehalten wurden. Wenn wir aber ſagten, daß die ganze Verſammlung eine von der Partei der ſogenannten Zukunftsmuſiker berufene geweſen ſey, braucht dieſer in ihr herrſchende Geiſt nicht erſt näher bezeichnet zu werden. Die Führer der jungen Schule, die ſich bei Gelegenheit der Zuſammenkunft ihrer Anhänger förmlich als „neudeutſche Schule“ der Muſik conſtituirt hat, mögen ſehr froh geweſen ſeyn über die zahlreiche Theilnahme von Fremden an dem Feſte, welche bewies, daß für die Partei ſchon mit ziemlichem Erfolg in den künſtleriſchen Kreiſen von ganz Deutſchland Propaganda gemacht worden iſt; ſie mögen ſich aber über die Stimmung im eigentlichen Publikum darum doch nicht einer Täuſchung hingeben. Die große Menge hat ſich um die in Leipzig tagenden Tonkünſtler ſehr wenig bekümmert und die ſonderbündleriſchen Tendenzen der jungen Schule haben durch das Feſt nicht einen Fuß breit Raum mehr als bisher im Bewußtſeyn und in der Gunſt des Volkes gewonnen. Die einzelnen Theile dieſes Feſtes, die einzelnen Nummern der verſchiedenen Concerte und alle die Virtuoſen, die ſich hören ließen, hier aufzuzählen, erlaſſen Sie mir wohl. Ich will nur noch mittheilen, daß Franz Liſzt in Perſon der Heros jener bewegten Tage war und trotz ſeines vorgerückten Alters durch den Zauber ſeines Umgangs und Geſprächs noch immer, wie vor Jahrzehnten, Siege erfocht und Herzen ſich eroberte. Mag man auch über ſeine Kunſt und ihre kokette Manier denken, wie man will — wir ſelber ſind auf muſikaliſchem Gebiete ſeine entſchiedenen Gegner — ſo viel muß man ihm laſſen, daß er ein geiſtvoller, bedeutender Menſch iſt. Für geiſtliche Compoſitionen freilich ſcheint er wenigſtens mir nicht geſchaffen, wenn er ſelber auch meint, er könne mit gleichem Glück auf allen Gebieten der Kunſt thätig ſeyn, und die unter anderem vorgeführte Meſſe machte einen um ſo geringeren, ungünſtigeren Eindruck auf mich, als ihr gleich am nächſten Tage Bachs „hohe Miſſa“ mit ihrer wahrhaft heiligen Muſik folgte, wogegen gehalten jene denn doch einen ganz profanen und weltlichen Anſtrich trägt. Auch die bekannten „ſymphoniſchen Dichtungen“ können in ihrer Totalität ein einfach und rein empfindendes Gemüth niemals befriedigen, und ihr Styl wird von den Freunden Liſzts nicht als der der ächten Kunſt nachzuweiſen ſeyn. Worin letzterer aber wirklich Großes leiſtet, das iſt die Liedercompoſition, für die er eine gewiſſe und ganz eigenthümliche und pikante Form erfunden hat, welche ich als muſikaliſches Melodrama bezeichnen möchte. Zu dieſer Gattung von Tonſtücken gehört auch ſein neueſtes, bei uns in Leipzig zum erſten mal öffentlich vorgetragenes Werk, ſeine melodramatiſche Begleitung zu Bürgers „Leonore,“ die er erſt vor kurzem ſpeciell für Marie Seebach geſchrieben hat. Sie enthält Stellen von der erſchütternſten Gewalt des Ausdrucks und gelangte hier durch die ſeelenvolle Declamation der Frau Franciska Ritter, geb. Wagner, einer Schweſter der Sängerin und Nichte des Componiſten, zur vollſten Geltung. Von neuen Produktionen des eben erwähnten Richard Wagner hörten wir die „Inſtrumentaleinleitung,“ d. h. ſo etwas wie Ouverture zur Oper „Triſtan und Iſolde,“ ein aller Friſche und alles dramatiſchen Lebens baares, unerquicklich ſentimentales Werk, dem wir nicht das mindeſte Behagen abgewinnen konnten.

Das Theater hat ſich nach der Meſſe, wie vorauszuſehen war, wieder ermannt. Wir ſahen neben andern Gäſten Marie Seebach, oder, wie ſie nach ihrer vor ungefähr zwei Monaten erfolgten Vermählung mit dem hannöverſchen Tenor ſich nennt, Frau Marie Seebach-Niemann. Das iſt ein weibliches Genie, wie es in gleicher Feinheit, Beweglichkeit und intenſiver Macht ſelten auf den Brettern erſcheint. Ihr Gretchen im „Fauſt,“ die Rolle, welcher ſie zumeiſt ihren Ruhm verdankt, gehört zu dem Schönſten, Innigſten und Zarteſten, was es auf der Bühne geben kann, ja man darf dieſe Geſtalt geradezu für einen Triumph, ein Ideal der Kunſt anſehen. Die Rolle ſchließt wahrhaft berauſchende Stellen in ſich und man weiß nicht, was mehr zu bewundern iſt, die reizende Naivetät ihres Spiels in den erſten Acten, oder die gewaltige tragiſche Kraft im letzten Theile des Dramas, dem vielleicht noch niemand in ſolchem Maße gerecht wurde. Welche Begabung die Künſtlerin aber auch für das Luſtſpiel hat, zeigte ſich bald darauf in ihrer „Anna Lieſe.“ Die überſprudelnde Heiterkeit, die glänzende Laune und friſche Keckheit ihrer Apothekerstochter war eben ſo unbeſchreiblich, wie die Tiefe und Wahrheit, die von allem Pathos und hochtrabenden Weſen freie Einfachheit und Naturlichkeit ihrer ernſteren Empfindungen. Das Vorleſen des Briefes von Leopold und die Scene mit Salberg ſind Meiſterwerke eines von Lebensfülle und Zugendluſt überſtrömenden neckiſchen Humors.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 39. 25. September 1859.

La voix de l'oiseau mâle ne devient pleine et soutenue, que quand il voit sa femelle s'occuper d'avance des soins maternels. Il s'empresse à les partager, il l'aide à construire le nid, jamais il ne chante avec plus de force et de continuité que quand il la voit travaillée des douleurs de la ponte, et ennuyée d'une longue et continuelle incubation. Non seulement il pourvoit à sa subsistance dans ce temps, mais il cherche à la rendre plus court, en redoublant ses accens amoureux.

Buffon.

Chronik eines Finkennestes.

Beobachtungen und Parallelen aus dem Leben der Thiere.

Mitte März. — Das ist eine Freude! Im Berggarten auf dem Apfelbaum, daran noch die Knospen geschlossen sind, nistet ein Finkenpaar. Es hat den Platz gut gewählt, für sich und für mich. In der Achsel zweier Zweige, die eine Gabel bilden, ist der Unterbau sicher und geschickt angebracht; noch ist er nichts als eine unförmliche Unterlage, aber der Bauplan ist streng und unwandelbar. Im niedern Thierleben gibt es keine Nester. Ließe sich nicht auch im Nesterbau die Stufenreihe der höheren Organisation verfolgen? Im Nestbau zeigt sich doch, daß es im Thierleben auch ein Denken und Mühen für Morgen gibt, daß da auch nicht immer, buchstäblich genommen, in den Tag hinein gelebt wird. Die Thiere haben nicht für Nahrung und Kleidung zu sorgen, aber die Wohnungsnoth ist auch ihnen nicht erspart. Freilich wissen sie nichts von der Barbarei der Menschen, die sich sittlich und religiös nennen und keine Familie bei sich einziehen lassen wollen, die nicht kinderlos ist. — Die Vögel bauen nur für die Nachkommenschaft und sie haben ihre Baustoffe aller Orten zu suchen und sorgfältig zu ordnen.

Das Vogelpaar hat viel Noth und Plage, bis es sein Heimwesen hergerichtet, aber es ist jung, fröhlich und in glückseliger Liebeszeit, jetzt noch auf der Hochzeitreise, bald da bald dort übernachtend.

Es mag viel Ueberlegens gekostet haben, wo man sich denn eigentlich ansiedeln wolle. Die Zerstreuung über alle Gegenden — um jede zu dichte Bevölkerung zu vermeiden — scheint in der Vogelwelt von selbst geordnet; aber auf welchen Baum man sich niederlasse, das hat gewiß manches Hin- und Herfliegen und manche Ueberlegung gekostet. Der Finkenhahn hat in männlicher Selbstherrlichkeit eigenmächtig die Entscheidung getroffen, und nicht etwa die Rücksicht auf befreundete Nachbarn, die man habe, hat zuletzt die Ansiedlung fest bestimmt — man hat das nicht nöthig, man ist sich selbst genug — das Wichtigste ist, daß man keine Feinde in der Nähe habe, die einem die Ruhe rauben, das Leben verbittern, ja sogar gefährden.

Unsere Finken lieben die Nähe der Menschen, oder eigentlich nicht sowohl die Nähe der Menschen, als eben weil in den Gärten bei den Menschenwohnungen die vierfüßigen und geflügelten Raubthiere nicht so daheim sind.

Auch im Thierreiche scheint die Baukunst eine männliche Kunst zu seyn. Meister Fink richtet und schlichtet Alles, die junge Frau trägt nur zu oder

Digitized by Google

heftet nur lose an, erſt der ſangreiche und kunſtfertige Schnabel des Bauherrn und Baumeiſters zugleich bringt alles in die gehörige Richte, und er erhält dafür manches einſylbige, aber wohl vieldeutige Lob von der liebenden Ehehälfte. Zwiſchen hinein hält er eine Ferienminute auf dem benachbarten Birnbaum und ſchmettert aus voller Kehle ſeinen luſtigen Saug, wie wenn er ſagen wollte: „Sieh, mein Liebchen, das ſtrengt mich gar nicht an und ich bin nie vergnügter, als wenn ich recht arbeite.“ Und er betrachtet ſich hüben und drüben, und er darf ſich ſagen, er ſieht ſchön aus, etwas bunt gekleidet, aber das lieben ja die Weiber.

Es geht nicht anders, der Wahrheit muß die Ehre gegeben werden: in der Vogelwelt muß man dem Männchen die Bezeichnung des ſchönen Geſchlechts zuerkennen, wie man ſchon in jedem Hühnerhof ſehen kann. Was aber noch wunderbarer iſt, auch an Zungenfertigkeit ſteht das Weibchen dem Männchen weit nach. Freilich theilt der Singvogel dieſen Vorzug mit den Fröſchen, wo auch das Männchen ſingen und die Donna nur knurren kann. Meiſter Fink hat nicht nur jetzt ſein Hochzeitkleid an, die Frau kann es ihm überhaupt an Farbenpracht nicht gleich thun; ſie iſt einfach aber geſchmackvoll, vorherrſchend in grau gekleidet und nur an den Flügeln zeigt ſich etwas weiß und grün.

1. April. Täuſcht das Auge oder iſt es wirklich ſo? Der Bau ſchreitet nicht vorwärts. Das junge Paar zeigt ſich, fliegt aber bald wieder fort und zwitſchert mit einander auf dem benachbarten Baume.

3. Richtig! Das Neſt iſt verlaſſen, und wer iſt Schuld? Der betrachtende Menſch. Das tiefſte Naturleben iſt unbelauſcht, muß es ſeyn, die Wurzel der Pflanze ruht im Dunkel und das Geheimleben der Thiere entzieht ſich dem forſchenden und betrachtenden fremden Auge. Alſo verſcheucht! Die Furchtſamkeit iſt auch eine Waffe, die Schutzwaffe der Schwachen, Wehrloſen.

Auch hier nun eine Ruine, eine verlaſſene zerſtörte Burg. Wer weiß, ob nicht bei dem Paare dort, das ſo heftig zwitſchert, die Frau dem Manne vorwirft, daß ſie nachgegeben, ſich hier anzubauen; ſie hat es ja vorher geſagt, daß es hier nicht geheuer iſt, und jetzt hat ſich's bewahrheitet; da iſt ein ſeltſames Geſchöpf gekommen, das ſich noch zwei Scheiben vor die Augen heftet und aus einem Stengel im Munde Rauch ausbläst; dem iſt nicht zu trauen, drum fort! ausgewandert! Schade, ſchade um die viele vergebliche Mühe! Der Mann bleibt indeß keine Antwort ſchuldig, und bei dem eigenen Mißmuth über eine mißlungene Arbeit ſind Vorwürfe juſt nicht das Angenehmſte. Meiſter Fink ſchüttelt den Kopf und ſagt mit ſichtlich erzwungener Ruhe: „Du hätteſt nicht nachgeben ſollen, wenn du es beſſer wußteſt, aber du haſt auch nichts gewußt, und eigentlich ſollteſt du dich ſchämen, du willſt eine rechtſchaffene Finkenmutter werden und biſt ſo furchtſam? Und ich ſchwöre darauf, das Ungeheuer hat uns gar nichts thun wollen. Ich kenne die Welt, ich weiß beſſer, was darin vorgeht.“ — „Ich Arme,“ klagt die Frau, „o ich Arme muß unſchuldig leiden! O weh, was für einen böſen Mann habe ich! Das hätte ich nie geglaubt! O wenn das meine Mutter wüßte!“

Schade, daß nur die Menſchenweibchen weinen können, Frau Fink möchte auch gern weinen, aber ſie bringt's nicht zuwege, und ſie trutzt, und der Gemahl gibt ihr die beſten Worte; von Vorwürfen iſt gar keine Rede mehr, und er iſt ſeelenfroh, daß ſie nur wieder gut iſt, und er ſagt endlich: „Du haſt Recht, ich bin etwas zu unüberlegt; aber jetzt folge mir, drüben über'm Strom, ſchau, dort im Walde, da iſt es viel fröhlicher und ich bringe dir den beſten friſchen Tannenſamen; der iſt viel beſſer und gewürziger als der Salatſamen aus den Gartenbeeten. Du gehſt doch mit?“ — „Ich folge dir über den Strom und in den wilden Wald, ich bin deine Frau und gehe überall mit hin, nur mache mir keine Vorwürfe mehr.“ — „Nein! Nein!“

Und fort fliegen ſie über den Bach und nach dem Bergwald, und das Menſchenkind hat das Nachſehen und es iſt vorbei mit dem wunderwitzigen Betrachten des Vogellebens.

15. April. Alles gleicht ſich aus in der Welt. Was einer wahrhaft und unabläſſig ſucht, findet er, und meiſt findet er's, wenn er es äußerlich und mit Willen kaum mehr ſuchte; das Wollen ſtand in der Seele unbewußt, lauſchend, und nun bietet ſich ihm das Gewünſchte dar.

Sieh da, juſt vor meinem Fenſter auf dem Apfelbaum, etwa zehn Schuh in gerader Linie von dem Fenſterſims, da iſt ein fertiges Vogelneſt, darin Buchfinken wohnen, und offenbar ein ſehr altes und wohl ſchon von vielen Geſchlechtern bewohntes; denn an der Außenſeite des Neſtes hat ſich das gleiche Moos angeſetzt wie an dem wohl zwei Fauſt dicken Aſte, daran es ſich lehnt, und dieſes Moos braucht ſehr lange zum Wachſen.

Ich habe immer gehört, daß die Singvögel immer neue Neſter bauen und bewohnen, es ſcheint alſo dieſe Regel doch nicht ſo allgemein zu ſeyn. Oder ſollte ich mich täuſchen und dieſes Moos nur ein ähnlich grauer Kitt ſeyn, den die Vögel mit ihrem Speichel bereiten? Ich kann es nicht unterſcheiden.

Es iſt bekannt, daß in der Regel der Finkenhahn immer voraus kommt und den Hausſtand weſentlich

Digitized by Google

fertig einrichtet, dann kommt das Weibchen nach, und unerklärt bleibt es immer, wie sie ihn findet, wie sie einander erkennen. Man hat auch beobachtet, daß oftmals Finken in der Nähe der Menschenwohnungen überwintern, auf Futter vertrauend. — Ich hoffe neue Beobachtungen zu machen. Mein Standort ist ein günstiger und bequemer.

16. Das Nest ist sehr weise angelegt. An dem untern nordöstlichen Ausläufer des Hauptastes ist ein nicht ganz faustdicker Zweig abgeknickt und die Rinde ein Stück weit abgelöst; da wo dieser Zweig mit dem Hauptast eine Achsel bildet, ist das Nest angebracht und gegen Westen, wo hier die Wetterseite ist, strebt ein breiter Ast etwas gebogen in die Höhe und deckt das Nest fast ganz vor Regen und allen Unbilden des Wetters.

In jungen Jahren kletterte man behend einen Baum hinauf und schaute in ein Vogelnest. Das geht jetzt nicht mehr, und ich wäre auch besorgt, die Vögel zu verscheuchen; sie sollen mir nur still halten zu allerlei Wahrnehmungen.

Der unvergeßliche, liebenswürdige rheinländische Hausfreund hat seine „Betrachtungen über ein Vogelnest" an ein leeres Nest angeknüpft, vielleicht kann ich, ihn fortsetzend, das allmählige Werden und Seyn, das darin sich aufthut, erkennen.

17. Es weht ein heftiger Wind und schüttelt den Baum, seine Zweige schwanken hin und her, auch der Ast, darauf das Nest ruht. Der Vogel sitzt ruhig im Neste, der Wind sträubt ihm sein Federchen, er liegt mit dem Kopfe nach Osten, woher der Wind kommt, und im Rücken deckt ihn der breite Ast. Der Vogel dreht nur manchmal den Kopf rechts und links, wie wenn er sagen wollte: „Das sicht mich nichts an, bin's gewöhnt auf schwankendem Aste ruhig und fröhlich zu seyn. Seht nur dort meinen Gemahl, wie er auf der höchsten Baumspitze in den Wind hinein pfeift, und der Zweig schwankt nur noch immer heftiger von seinem Sange; es bricht kein Zweig, worauf wir stehen oder bauen, das müssen wir besser wissen, wir haben's probirt. Wind und Wetter fürchten wir nie, nur schleichende Katzen und Wiesel und Marder und unversehens aus der Luft herabschießende Raubvögel."

Der Tag ist wieder hell und heiter geworden, ein ächter herbkräftiger Frühlingstag. Wenn ich nur in das Nest hineinsehen könnte! Es müssen schon Eier darin seyn, aber mein Standpunkt ist nur wenig erhöht über dem Neste. Dieses — jetzt ist eben das Weibchen fort — ist an den Rändern so übergebogen, daß kein Regen hineinfallen kann, und nur auf erhöhtem Standpunkt könnte ein Blick hineindringen. Ich muß mich begnügen, von diesem Hausstande so viel zu erkunden, als sich eben nach außen kund gibt.

Wenn ich den Vogel so ansehe, wie er daher fliegt, eine Weile vor dem Neste steht und dann hinein huscht, hat er im Ganzen betrachtet die Eiform, aus der er sich entwickelte.

18. Am frühen Morgen sitzt die Henne lange auf dem Neste, dann gegen Mittag ist das Nest oft stundenlang verlassen. Die Henne fliegt immer abwärts vom Baume und fliegt auch immer von unten herbei zum Neste; sie will wohl klugerweise durch Ab- und Zufliegen den Standort ihres Nestes verbergen.

Die Henne sitzt meist still im Neste und dreht nur manchmal den Kopf, bisweilen jedoch zwitschert sie und da antwortet der Hahn lustig vom Baume selbst oder von dem benachbarten; sie antwortet ihm oft lange nicht, dann schmettert er schneller drein: „Hörst du mich nicht? Sey nur nicht so verzagt! Deine Großmutter hat dasselbe durchmachen müssen wie du. Hörst du mir gar nicht zu? Gib doch Antwort, sey gut, nur ein einzig Wort; oder soll ich zu dir kommen?" — „Nein, nein, bleib nur, laß dir's wohl seyn, ich gönne dir's," so antwortet sie endlich mit halb unterdrückter schmerzlicher Stimme, und sie kann den Kopf nicht mehr halten, sie drückt ihn auf den Nestrand und — „Sey jetzt still und laß mich schlafen!" Der Hahn fliegt über den Baum weg, sie blinzelt ein wenig auf und schließt die müden Augen wieder und düselt so drein.

19. Die Henne ist wunderbar unruhig im Neste, verläßt es aber nur kurz, und wenn sie da ist, wendet sie sich unruhig hin und her, steht auf, bettet frisch mit Schnabel und Fuß, legt sich abermals nieder, und den Kopf auf den Nestrand gedrückt, stößt sie bisweilen Klagetöne aus, wobei sie erzittert und sich manchmal schüttelt. Ich meine zu beobachten, daß sich der brütende Vogel im Neste nach der Sonnenwende dreht; am Morgen liegt er unabänderlich stets mit dem Kopfe nach Osten und auch am Mittag habe ich jetzt schon mehrmals gesehen, daß er mit dem Kopfe sonnenwärts liegt, nur am Abend konnte ich es noch nicht fest beobachten.

23. Morgens regnerisch. Die Henne liegt ganz ruhig im Neste, hat meist den Kopf unter'm Flügel; sie schläft aber nicht, denn sie hebt den Kopf fast jede Minute, schaut sich um und verkriecht sich wieder in sich. Sie hört gar nicht darauf, wie der unverzagte Gatte trotz Sonnenlosigkeit überaus lustig ist und wohl gar den bewölkten Horizont als überaus günstig preist. Da gibt's besonders schmackhafte kleine Falter, die schmecken wie die ersten Spargel, und auch pikante Larven, die Henne hört nicht darauf, sie hat jetzt gar keinen Appetit.

Digitized by Google

Mittags bei stürmendem Regen liegt die Henne, sich nicht rührend und regend, mit dem Kopfe nach Westen gegen den schützenden Ast, der sie ganz vor dem Regen deckt. Mag's wettern und nässen wie es will, es läuft vieles ab, wenn man sich nichts daraus macht und ein warmes Herz hat, und warm muß jetzt der Vogel haben, denn er braucht ja dreißig Grad Wärme zum Brüten und der Thermometer zeigt nur eilf Grad. Der Hahn singt mitten im Regen immer lustig drein.

24. Morgens. Der Regen hat aufgehört, aber noch ist alles triefend naß. Der Apfelbaum ist mit röthlichen Knospen bedeckt, sie haben im Regen die Schuppenhüllen gesprengt, vielleicht sind jetzt auch schon im Neste die Küchlein ausgekrochen. Die Henne fliegt in der Frühe eine Weile aus, der Gemahl kann wohl festes Futter mit heimbringen, aber für den Morgenkaffee hat er kein Geschirr und es scheint, daß das an den Zweigen herunterfließende Wasser, das man doch so nahe hat, nicht mundet. Die Henne fliegt aus, wie immer abwärts; sie kommt heim, hat sich offenbar erfrischt auf ihrem Morgenflug. Wer weiß, ob sie nicht gar am Ufer des nahen Flusses ein Kaltwasserbad genommen hat? Sie sieht äußerst geweckt und stramm aus. Auf der Schwelle ihres Hauses, auf dem Aste ruft sie: Wittwit! und husch liegt sie im Neste und rührt sich nicht mehr.

25. Die Zweckmäßigkeitsklügler haben ihr Urbild in jenem Meisen, der die wunderbare Einrichtung der Natur pries, die in dem Katzenfell gerade da Löcher anbrachte, wo die Augen sind. So könnte man auch sagen: „Der Vogel hat's gut, daß er den Kopf leicht drehen kann, ohne die Körperlage zu ändern; das erleichtert ihm das Brüten und gibt ihm doch stets Bewegung in der Ruhe.“ Aber das ist ja im großen Ganzen wie im Einzelnen die Norm, daß die Harmonie alles Seyns nur die Folgerung, die auseinander gelegte Entwicklung der gesetzten Bedingung ist. In anderer Weise kommen wir sonst darauf, es wunderbar zu finden, daß der Vogel Federn und der Fisch Schuppen hat.

Mein Fink hat es nun doch bequem, die Speise läuft ihm wirklich in's Maul. Ich sehe, wie die Henne manche Ameise, manchen Baumkäfer, die den Ast hinauftriechen, vor dem Ende ihrer Laufbahn verschlingt; des Einen Tod des Andern Brod, sagt schon das Sprüchwort. Das Naturleben ist gar nicht so weichselig und zart, wie man in manchen Schulstuben einreden will.

26. Der Vogel ist jetzt beim Brüten ganz regungslos und sieht abgemattet und schläfrig aus. Es kommen auch andere Vögel auf den Baum, aber sie halten sich auf der Südseite desselben, und kommen sie auf den großen Ast, darauf das Nest ruht, so halten sie sich doch etwas entfernt.

So eben war ein Blutfink, sogenannter Gimpel, da; er ist ein naher Vetter unserer Buchfinken, es scheint aber kein besonders verwandtschaftliches Verhältniß zu bestehen. Man ist offenbar gespannt mit einander. Der Gimpel saß aufgebläht auf einem Zweige über dem Neste; es gab hin und her kein einziges freundliches Wort; im Gegentheil, die Buchfinkenhenne schaute starr auf zu dem eindringlichen Gaste, verwandte stumm und steif keinen Blick von ihm, bis er davon flog; erst jetzt wendete sie den Kopf und steckte ihn wieder unter den Flügel. Der närrische Vetter wird wohl in Zukunft seine ungebetenen Besuche unterlassen. Was geht ihn ein fremdes Hauswesen an? Er soll für sich sorgen, er hat genug für seine eigene Familie zu thun. Und wir wollen ja auch nichts von ihm.

Die Henne und der Hahn müssen doch oft nichts von einander wissen. So eben ist die Henne ausgeflogen, der Hahn kommt heim, setzt sich eine Weile auf das Nest, pfeift: Tücktück! offenbar grollend; es kommt niemand, er fliegt fort nach dem Bergwald zu, die Henne kommt erst nach einer Weile von der andern Seite.

28. Des Nest ist oft verlassen. Wenn schon Junge da sind, muß es ihnen manchmal schlimm ergehen. — Es hat keine Noth. Wenn die Menschenpflege nur immer so sicher wäre, wie die der Thiere. Die Thiere wissen genau, wie weit das Nest verhüllen darf; mit ihrer Schuld sind noch keine Jungen verkommen.

Ein prahlerisch bequemes Flickwort hat sich eben da angesetzt, wo eine Lücke in unserem Wissen ist. Wie groß thun viele mit dem Wort Instinkt, und was sagt, was erklärt das Wort eigentlich? Weiter nichts als: hier sind Erscheinungen, die wir nicht verstehen. Wir sehen die Pflanze sich entfalten, die Blüthen treiben am Baum, und da heißt es: das ist Naturgesetz. Wir sehen das Thier scheinbar frei walten und doch gebunden stets dasselbe verrichten, und wir nennen das Instinkt. Wir können da wie dort nur die Erscheinungen constatiren, das, was das Gesetz gibt, können wir nicht ergründen, nicht in uns, nicht in der umgebenden Welt. Wir sagen: im Thiere ist sein ganzes Thun und Lassen einzig und allein von der Körperbeschaffenheit bedingt; wir sehen das Typische seines Seyns, aber wir sehen auch, daß die ausgebildeten Thiere je nach Zeit und Umständen ihre Anordnungen treffen und Concessionen machen. Was ist denn das? Wir stehen immer wieder vor dem Geheimniß des Lebens, und es mag wohl seyn, daß auch die Barbarei gegen die Thiere, die durch Vereine gegen Thierquälerei nicht

Digitized by Google

grundmäßig beseitigt wird, erst dann den rechten Gegensatz in den Gemüthern gewinnt, wenn wir auch in den Thieren ein höheres Leben achten lernen, ohne uns dabei in Empfindsamkeiten zu verirren.

29. Der Hahn kommt immer stolz von oben herunter zum Neste in mehrfachen Absätzen, als stiege er auf einer Paradetreppe herab. Er frißt was aus dem Neste. Sind die Eier verkommen? Die Henne brütet oft lange nicht, es schleicht eine trächtige Katze um den Baum — es wäre jämmerlich, wenn wir mit einander nichts als das leere Nachsehen hätten!

30. Was pickt das Männchen heute wieder aus dem Neste? Es muß etwas da seyn. Was ist's?

1. Mai. Es sind Junge da! Zu spät habe ich den eigentlich richtigen Standpunkt entdeckt. Von der Dachkammer aus kann man gerade in's Nest hineinsehen. Es ist wie ein Blick in's Herz der Natur, aber es sieht noch chaotisch darin aus, ein nebelhaftes Grau, wie ein schwimmender Brei. Die weißlich graue Ausfütterung des Nestes mit Waldwolle und feinen dürren Gräsern, das fließt jetzt in Eins zusammen mit den grauflaumigen Küchlein; das Nest ist jetzt gemeinsame Bekleidung. Das Picken und Kauen des Hahns im Neste muß ein Athem der Eierschalen gewesen seyn.

Das Nest ist jetzt oft verlassen, dann ist aber die Sorge der Eltern nur um so emsiger. Ich kann nicht sehen, wie und wieviel sie äzen, die Alten stehen auf dem Rande und decken dabei das ganze Nest zu, und wenn sie fort sind, ist Alles Ein Flaumenbrei.

Die Henne pruset sich breit auf, wenn sie heimkommt und sich wieder auf's Nest setzt, und dann kraßt sie im Neste herum und schüttelt sich und die naßgewordenen Jungen, denn der Nebel fällt und ein ergiebiger Landregen macht sich ganz heimisch.

Die Knospen am Baum sind tiefroth und da und dort bricht schon eine auf, und dort im Neste sind auch, wenn man so sagen kann, aufgebrochene Knospen.

Der Hahn versorgt die Jungen sehr hausväterlich, wenn die Frau Mutter nicht da ist, und er sieht dabei äußerst stolz und selbstbewußt aus; sein Gefieder ist aber auch jetzt wunderbar schön: grünlich glänzend an Oberhaupt und Nacken, rothschimmernd an der Brust und die Flügel mit dem weißen Vorstoß prangend in allen Farben, dabei hat er etwas Straffes und Geschlossenes in seiner ganzen Haltung und sichere Gewandtheit in allen seinen Bewegungen.

Nach der Fütterung betrachtet er eine Weile ruhig mit sichtlichem Vaterbehagen die junge Brut. Er nickt mehrmals, wie wenn er sagen wollte: „Ja, ja, man kann sich von vielem in der Welt im voraus eine Vorstellung machen; aber ein Kind vor Augen, und nun gar eine ganze Brut — da weiß man doch erst, wie es Einem zu Muthe ist, wenn man's in Wirklichkeit erlebt. Das läßt sich nicht vordenken."

Wie der Hahn in drei Absätzen immer von oben herunter kommt mit vornehmer Herablassung, so verläßt er das Nest auch immer mit erhabenem Stolze, als wollte er sagen: „Flügelthüren auf!" In kräftigem Satze hüpft er zwei, drei mal aufwärts, pfeift sich eins, und dann Ade! Seyd ohne Sorge, ich komme bald wieder!

Warum hat der Buchfink den lateinischen Namen fringilla coelebs? Er ist doch ein sehr guter Hausvater, allerdings etwas stolz, und geht seinen eigenen Weg und hat, wie der Schiffscapitän auf dem Kriegsschiff, seine eigene Treppe, warum aber doch coelebs? Das kommt wohl daher, weil er zuerst unbeweibt auftritt und sich auch nichts daraus macht, einmal eine Wintersaison als Junggeselle bei uns zu verleben. Aber auch bei der Schwarzamsel ist das Männchen ein Standvogel und überwintert allein bei uns, während das Weibchen auswandert.

2. Mai. Nur drei Grad Wärme! Die Henne verläßt das Nest fast gar nicht, sie muß gut einheizen, und fliegt sie einmal auf, die Jungen erfrieren nicht so leicht, so wenig als die Knospen hier am Baum; die freie Natur macht ihre Geschöpfe wetterhart.

Abends. Der Hahn pfeift, die Henne antwortet nicht mehr vom Neste aus wie zur Eierzeit, sie fliegt aber doch bald fort und kommt schnell wieder.

3. Die Henne sitzt auf dem Neste, der Hahn kommt mit Futter; sie steht auf, sie füttern die Jungen, und sie hilft nach, wenn er Einem etwas ungeschickt den Bissen gegeben. Man sieht nichts als rothe Schnäbel sich aufsperren; ich glaube es sind fünf, ich kann es aber nicht genau sehen. Der Hahn bleibt noch eine Weile nach der Fütterung, er schüttelt den Kopf und will gewiß sagen: „Ja ja, es ist doch merkwürdig, es nimmt einen oft Wunder, wie man sich für sich allein fortbringt, wo man Nahrung findet; und jetzt, jetzt sind so viel hungrige Schnäbel da, und ich kann sie alle befriedigen. Ich bin aber auch fleißig, wenn ich eine Zeit lang bloß gebummelt habe; da sieht du, wie ich fleißig seyn kann, wenn's drauf ankommt." — „Ja wohl," nickt die Frau, „aber halt dich jetzt nicht auf und komm bald wieder." Jupjup! fliegt er davon.

4. Die Henne antwortet jetzt dem äußerst wohlgemuthen Gatten, wenn er vom Nachbarbaum herüber ruft, wieder manchmal vom Neste aus mit abgebrochenem Zwitschern. — Eben ist sie fort und schon wieder da. Sie füttert zwei zweimal, die andern kriegen nichts; dann fliegt sie wieder rasch fort und nimmt aus dem

Digitized by Google

Reſte etwas Weißes mit im Schnabel. Ihr Flug iſt jetzt viel behender als zur Brutzeit.

Hahn und Henne kommen eben mit einander, er nimmt indeß der Frau die Speiſe ab und theilt aus; das iſt Hausherrnrecht, und er ſcheint auch das Füttern beſſer zu verſtehen, oder ſie hat zuviel im Schnabel und kann die Portionen nicht austheilen. Der Hahn fliegt fort, die Henne bleibt da. Es ſcheint, ſie hat die Kleinen zu ſtrehlen und zu kämmen und ihnen das Bett beſſer zu machen, und nun breitet ſie ſich weit auseinander; ſie iſt doppelt ſo umfangreich als früher, und manchmal pickt ſie, ohne aufzuſtehen, hinab in die Tiefe des Neſtes.

5. Starker ſproſſenreifender warmer Regen. Das Neſt iſt lange leer, die luſtige Brut lernt bei Zeiten einen Puff vertragen. Man muß bekennen, der Hahn iſt jetzt überaus fleißig, er zeigt ſich als rechtſchaffener Nährvater. Ich habe nun auch die Ehre, manchmal auf meinem Beobachtungspoſten von ihm betrachtet zu werden; ich glaube, er ſieht mir's an, daß ich ihn lobe.

Die Henne ſitzt jetzt als ächte und gerechte Glucke auf dem Neſte. — Die Jungen ſind noch blind, ſie können weiter nichts als die Schnäbel ausſtrecken; ſie merken es aber ganz genau, wenn eines der Alten ankommt; iſt es auf dem Zweige — der Schwelle des Neſtes — ſo ſtrecken ſie die Schnäbel weit auf; fünf rothe Schnäbel öffnen ſich wie auf Einen Zug, wie Blumenkelche, wie die Dolden des rothen Fingerhuts. Noch immer ſieht man faſt nichts vom übrigen Körper. Sind die Alten fort, da iſt das ganze Innere des Neſtes ein einziger zitternder Puls in unbeſtimmtem Flaum. Kommt aber ein Fütterndes, hui! wie zeigt ſich da das Einzelleben! Ich kann nicht hören, ob die Jungen bereits eines Tones fähig ſind. Wir haben Inſtrumente zur Unterſtützung und Steigerung des Geſichtsſinnes, aber nichts ähnliches für den Gehörſinn.

Die Alten müſſen viel im Kropfe haben und heraufholen, denn ſie füttern mehrmals unmittelbar nach einander. — Dieſe Fütterungsepoche iſt für die menſchliche Betrachtung beſonders anmuthend, nicht nur weil ſich hier ein Abbild des Familienlebens, ſondern weil ſich überhaupt ein edlerer Zug des Thierlebens darbietet. Alles Edle beruht ſchließlich auf dem Unegoiſtiſchen. Wir ſehen das ganze Jahr das Thier für ſich allein leben, ſich nähren, ſich ſchützen; nur in dieſer kurzen Elternperiode zeigt ſich die Sorge für ein anderes, und zwar ſo anhaltend und ausſchließlich, ſo das eigene Seyn verſchlingend, daß die Betrachtung dieſer unermüdlichen Sorgfalt wie die Anſchauung eines rein ſchönen edeln Thuns erquickt.

6. Mai. Der Baum iſt aufgeblüht, es ſummt in ihm in beſtändigem Chor, die feinen Zweige ſchwanken von den ſchwärmenden Bienen, die von Secunde zu Secunde von Blüthe zu Blüthe fliegen. Kein Lüftchen regt ſich, die ganze Natur ſteht in ſtiller Pracht.

Jetzt am Morgen (es iſt ſechs Uhr) im duftigen Mai — duftig in der doppelten Bedeutung des Wortes, da noch ein feiner Nebel über dem Thale ſteht — laſſen die Finken das Neſt wohl eine Stunde lang allein. Dieſer lebentreibende Morgen mag auch die jungen Thierchen friſch beleben. Manchmal hebt ſich's im Neſte, als müßte es überquellen.

Der Hahn kommt, er fliegt vom friſchgeackerten Felde unten auf, füttert raſch und fliegt wieder abwärts; er bedarf für ſeine Brut wohl jetzt junger zarter Larven; die kaum Geborenen nähren ſich von Halbentwickelten. Bald kommt auch die Henne, und es geht raſch hin und her. Heute ſtrecken die Jungen ſchon die Hälſe über den Neſtrand heraus, und ein Küchlein — es hat nur ſpärlichen Flaum, die Flügel ſind ſo unbehülflich wie Fiſchfloſſen — hebt ſich in die Höhe und läßt ſich die Sonne lange in den Nacken ſcheinen. Ja, das iſt ein echter heller Maitag, wo man nichts genießen möchte als den erquickenden Sonnenſchein, aber auch der jungen Brut da genügt das nicht. Das wiſſen die Eltern, und es vergehen kaum ein paar Minuten, ohne daß eines der Eltern mit Speiſe kommt. Beſtimmte Mahlzeiten zu haben, iſt ja überhaupt ein Unterſcheidungszeichen des Menſchen vor den Thieren. Ich habe genau aufgemerkt, die Henne kam dreimal je nach 4 und 4½ Minuten und dazwiſchen regelmäßig der Hahn. Es wird jetzt nicht mehr gefungen und nicht mehr getänzelt, man hat genug zu thun, ſo viel hungrige Schnäbel zu ſtillen. — Um Mittag iſt die Henne fleißiger und eine geraume Zeit lang ganz allein beim Füttern. Der Herr Gemahl hält wohl Mittagsruhe.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus der Geſchichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

12.

Ein Ruheſtündchen.

Donnerſtag, den 29. November, in vigilia St. Andreae. Es iſt billig, daß wir einen Augenblick von dem politiſchen Jammergemälde ausruhen, worin wir ohne Verunkreuung des lehrreichen Spiegels, den es enthält, keinen Strich auslaſſen konnten, ſofern ja ſolches Bild mit Gottes Hülfe dem lieben Deutſchland zeigen ſoll, daß, wo nur Ratio angewendet würde, prima et ultima ratio, man gar wohl die Nationen ſparen könnte. Nun verlangt es uns jedoch, auf ein Stündlein mit etwas anderem, als mit den ewigen Deliberationen, Implorationen, Präſtationen und Lamentationen unſere Mißbegier zu ergötzen und unſer Gemüth zu erluſtigen.

Wohlauf, hier liegt der Ulmer Poſtreiter vom 15ten. Aber nur nichts Politiſches! Unſer Trachten iſt auf artige oder ſeltſame Materien gerichtet, dergleichen unter der Rubrik: „Sonderbare Geſchichte“ begriffen ſind. Ecce, ſchon haben wir eine Schnabelweide erjagt und beſteht ſelbige in folgendem:

„Auszug eines Schreibens von Venedig. Es hat ſich ein gewiſſer Mann, Friderico Gualdo genannt, 400 Jahr alt, abſentirt, welcher ſein von dem berühmten Meiſter Titian, ſo ſchon vor 130 Jahren geſtorben, verfertigtes Contrafait bei ſich getragen, woraus zu urtheilen, daß er das wahre Lebenselixir beſeſſen. Es ſind curieuſe Leute vorhanden, welchen daran gelegen iſt, die Wahrheit dieſer Sache eigentlich zu erkundigen, und uns Nachricht zu geben, ſolches der Welt kund zu thun.“

Was hat die Nürnberger wochentlich gedruckte Zeitung vom 18.? „Der bekannte Dr. Borri,“ meldet ſie von Rom, „wird aus ſeinem Gefängniß und Laboratorio in der Engelsburg zum öftern zu der Königin Chriſtina von Schweden berufen, und weil Ihro Maj. ſich ſehr wohl auf befindet, glaubet man, daß er derſelben das Aurum potabile bereite oder wenigſtens beim Laboriren auf dieſes Magiſterium mit Rath an die Hand gehe.“

Dieſes möchte ſich hören laſſen, wie denn auch der Reichsgraf von Trautmannsdorf, Eremit in der Einöde St. Michael, mit Hülfe der Panacee ein Alter von 147 Jahren erreicht haben ſoll. Dagegen wenn es hieße, daß der Dr. Borri für die Königin ein Aurum potabile zu bereiten erſtehe, ſo wäre ſolches als ein Lügenbericht zu erachten, geſtalt ja männiglich weiß, daß Ihre Majeſtät ſo arm iſt wie eine Kirchenmaus. Wofern aber auch die angebliche Metalltransmutation durchweg von Rechtswegen mit dem Reim geſtraft werden dürfte:

„Meide die Sophiſterei
Der bekannten
Laboranten,
Es iſt kein Gewinn dabei,
Dann ihr Thun iſt lauter Lügen,
Und beſtehet im Betrügen,
Deren End' iſt Bettelei,“

ſo würde doch die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern und bei immerwährender Geſundheit zu erhalten, falls man nämlich hierin den Verſicherungen Alexandri von Suchten und des Herrn Otto von Helbig, vielgereiſten und hochberühmten derzeit kurpfälziſchen Leibmedici, Glauben beimeſſen darf, für ſich allein ſchon hinreichend ſeyn, die Magnalia Dei et Naturae wunderherrlich und preiswürdig zu offenbaren.

Jedoch, bei Licht beſehen, was wäre uns mit ſolcher Kunſt geholfen? Iſt ja doch der Menſchen Leben überhaupt, wenn's hoch kommt, nichts denn Mühe und Arbeit, eine elende, unbeſtändige Pilgerfahrt, und mehr ein Tod als ein Leben zu nennen; wie viel mehr an dieſem Ort der Qual, der hiebevor der Stolz des Erdenrundes geweſen und jetzt nur noch ein allezeit geminderes Deutſchland zu heißen verdiente. Unſere Nachbarn ſpotten unſer laut und ſagen, die Deutſchen hätten vorhin der Welt Geſetze gegeben, jetzt aber ſeyen ſie nicht mehr wie die Menſchen, ſondern wie ein „tummes Vieh.“ Ja wohl, möchte man meinen, wie Kielhaſen oder Karnikel, die mit blinzelnden Augen zuwarten, bis ihnen der Geier ſeine Fänge in Kehle und Eingeweide ſchlägt. Wenn denn bei längerem Leben einem Deutſchen nichts anderes vorherzuſehen, als an dieſer ſo herzbrechenden wie ſchimpflichen Tragödie noch ferner Theil nehmen zu müſſen, ſo möchte ihm ja der Trank der Unſterblichkeit ſelbſt weit eher für eine Strafe, als Wohlthat zu halten ſeyn.

Weil aber, mit einem Autor zu reden, nicht luſtig, allezeit bloß Wein oder Waſſer allein, ſondern bald

Digitized by Google

Waſſer, bald Wein zu trinken luſtiger iſt, ſo wollen wir den Lapidem Philosophorum für jetzt liegen laſſen und einer andern Materie nachgehen. Wir nehmen ein Buch vom Brett, ein gepreßtes Pergament, gebunden und mit ſilbernen Schließen geziert, wie es einem Lieblingsbuch des leſenden Publici zukommt. Es iſt, was ſollte es auch anders ſeyn? der Simpliciſſimus in ſeinem wohl ausgeführten und mit Bedacht feſtgeſetzten Schriftbau, deſſen vortrefflichem Urheber, nun er im Grabe ruht, die Mißgunſt ſeinen Ruhm fürder nicht darnieder ſchlägt, und den auch die nachkommenden Zeiten ſicherlich nicht minder in Ehren halten werden. Wir ſchlagen, zu Hintertreibung unſeres Unmuths und Kummers, das vierte Capitel des dritten Buches auf, das von dem deutſchen Helden handelt, der die ganze Welt bezwingen und zwiſchen allen Völkern Frieden ſtiften ſoll; und ſind wir damit unſerem gefaßten Vorſatz nicht ungetreu geworden, weil berührtes Thema keine Politik in ſich hält, ſondern bloß eine anmuthige Phantaſei.

Der ſinnreiche Narr, der ſich der höchſte Jupiter zu ſeyn vermeint, und ſeinem Zuhörer ſeinen göttlichen Rathſchluß eröffnet, verheißt der Welt einen deutſchen Helden zu erwecken und in der Geburtsſtunde mit einem Wunderſchwert zu begaben, womit er alle Gottloſen ausrotten wird. Alſo wird er von einer Stadt zur andern ziehen, einer jeden ihr Theil Landes, um ſie her gelegen, im Frieden zu regieren übergeben, und von jeder Stadt in Deutſchland zween von den klugſten und gelehrteſten Männern zu ſich nehmen, aus denſelben ein Parlament machen, die Städte mit einander auf ewig vereinigen, die Leibeigenſchaften ſammt allen Zöllen, Acciſen, Zinſen, Gilten und Umgelten durch ganz Deutſchland aufheben und ſolche Anſtalten machen, daß man von keinem Frohnen, Wachen, Contribuiren (Amen, Gott gebe es!) Geld geben, Kriegen noch einiger Beſchwerung beim Volk mehr wiſſen, ſondern viel ſeliger als in den elyſiſchen Feldern leben wird. Die Fürſten und Herrn wird er in drei Theile ſcheiden und den einen und böſeſten mit der Schärfe des Schwerts gleich den Gemeinen ſtrafen. Was bleibt und ſein Vaterland liebet, die werden leben müſſen wie andere gemeine Leute, aber das Privatleben der Deutſchen wird alſodann viel vergnüglamer und glückſeliger ſeyn als jetzund das Leben und der Stand eines Königs, und das iſt der zweite Theil. Den dritten aber, die das Herrſchen nicht laſſen wollen, wird er durch Ungarn und Italia in die Moldau, Walachei, in Macedoniam, Thraciam, Gräciam, ja über den Helleſpont in Aſiam hinein führen, ihnen dieſelben Länder gewinnen, alle Kriegsgurgeln in ganz Deutſchland mitgeben und ſie alldort zu lauter Königen machen. Alsdann wird er Konſtantinopel in Einem Tag einnehmen und allen Türken, die ſich nicht bekehren oder gehorſamen werden, die Köpfe vor den * * legen. Daſelbſt wird er das römiſche Kaiſerthum wieder aufrichten und ſich wieder in Deutſchland begeben und mit ſeinen Parlamentsherren, die er die Vorſteher und Väter ſeines deutſchen Vaterlands nennen wird, eine Stadt mitten in Deutſchland bauen, die größte der Welt, deren Wälle ſich dem tiroliſchen Gebirg und ihre Waſſergräben der Breite des Meers bei Gibraltar vergleichen ſollen, ſamt einem Tempel und einer Kunſtkammer, in welche der Kaiſer von China, der König in Perſia, der Großmogul, der Tartarchan, der Prieſter Johann und der große Czar in der Moskau ihren Tribut bringen werden. Von den chriſtlichen Königen werden der in Engelland, Schweden und Dänemark, weil ſie deutſchen Geblüts und Herkommens, der in Hiſpania, Frankreich und Portugal aber, weil ſelbige Länder hiebevor den alten Deutſchen gehört, ihre Kronen, Königreiche und incorporirte Länder von der deutſchen Nation aus freien Stücken zu Lehen empfahen, und wird in der Welt ein ewiger, beſtändiger Friede ſeyn. Jupiter ſelbſt aber wird den Helikon mitten in die Grenzen der Deutſchen ſetzen und die Muſen von neuem darauf pflanzen, die griechiſche Sprache wird er verſchwören und nur noch deutſch reden, mit Einem Wort, ſich ſo gut deutſch erzeigen, daß er uns, wie vor dieſem den Römern, die Beherrſchung über die ganze Welt zukommen laſſen wird. Alsdann wird in Deutſchland das Goldmachen ſo gewiß und ſo gemein werden als das Hafnerhandwerk, alſo daß ſchier ein jeder Roßbub den Lapidem philosophicum mit ſich herumſchleppen wird.

Es hilft alſo nichts, man mag ſich wenden wohin man will, ſo kann man nirgends einhergehen, ohne den Fuß an das philoſophiſche Wunderding zu ſtoßen.

Nachdem jedoch der deutſche Held der Welt den Univerſalfrieden verſchafft, iſt noch ein Hinderniß vorhanden, welches er im folgenden Capitel aus dem Wege räumt. Damit nämlich nicht die unterſchiedlichen Religionen den Frieden hindern und die Pfaffen einen neuen Krieg anſpinnen können, wird der Held die geiſt- und weltlichen Vorſteher der geſammten Chriſtenheit mit einem ſehr beweglichen Sermon anredeu, alsdann die allergeiſtreichſten, gelehrteſten und frömmſten Theologos aus allen chriſtlichen Religionen in einer luſtigen und doch ſtillen Gegend zuſammenbringen und die rechte wahre chriſtliche Religion ſchriftlich verfaſſen laſſen. Der Teufel wird ſich zwar gewaltig hintern Ohren kratzen und allerlei Fünde und Diſte erdenken, ein que darein zu machen; der tapfere Held wird aber auch

Digitized by Google

nicht feiern und so lang dieses Concilium währet, in der ganzen Christenheit immerzu alle Glocken läuten lassen. Wenn er aber merken würde, daß sich ein oder der andere Theologus vom Satan blenden läßt, seine Opinion um seines Interesse willen zu behaupten, so wird er die ganze Congregation, wie in einem Conclave, mit Hunger quälen, und wenn sie noch nicht dran wollen, ein so hohes Werk zu befördern, so wird er ihnen Allen vom Henken predigen oder sein Schwert weisen, bis sie ad rem schreiten und die Welt nicht mehr mit ihren halsstarrigen falschen Meinungen foppen. Nach erlangter Einigkeit wird er ein Jubelfest anstellen und der ganzen Welt diese geläuterte Religion publiciren, und welcher alsdann darwider glaubt, den wird er mit Schwefel und Pech martyrisiren oder einen solchen Ketzer mit Buxbaum bestecken und dem Plutoni zum neuen Jahr schenken.

O Weh und Wunder! da wollten wir wohl lieber aus dem Handel bleiben. Eine Regula fidei, die man mittelst Dragonaden in die Gemüther einpflanzen müßte, dürfte den bestehenden Religionen wenig vorzuziehen seyn, und eine Concordienformel, die doch nichts weiter als die vorhandenen Widersprüche vertuschen und verzwicken könnte, wäre nicht viel besser als ein übertünchtes Grab. Mit solchem Flickwerk würde der Welt schwerlich weit geholfen werden, und scheint es sonach immer noch ein Leichteres, die Universalmedicin ausfindig zu machen, als eine Universalreligion. Der scharfsinnige Autor möge uns daher verzeihen, wenn wir es um desto mehr an einer andern Stelle mit ihm halten, wo er von dem „abgekühlten Religionseifer“ dieser Zeit spricht, „den man ohne einige Gefahr neben gedörrtes Schießpulver legen dürfte.“

Wofern aber der so erwünschte deutsche Held in seinen weltlichen Verrichtungen auch nur den hundertsten Theil dessen in's Werk setzen sollte, was ihm der Autor vorschreibt, so wäre es der Rede noch einmal werth und wollten wir uns für unsere Lebenszeit eine Zubuße von ein, zweihundert Jahren gern gefallen lassen. Weil jedoch dieser Held sich zur Zeit noch so wenig als der von den Philosophen schon so lang verheißene und verhoffte Elias Artista in der Welt verspüren läßt, so wäre unterdessen, in Andetracht, daß wir in vigilia Sancti Andreae stehen, wenigstens zu wünschen, das gesammte Mannsvolk möchte sich in kommender Nacht mit dem bedürftigen Theil der Weiberschaft im Gebet um einen Mann vereinigen.

Aber, potz Blut und Marter, was ergeht mit einmal für ein Lärm? Die ganze Stadt rottirt sich zusammen, die Herrn Geheimen rennen, als ob ihnen der Kopf brennte. Ist wieder ein Reiter mit einem Schreiben an den uckarischen Herrn Ritterausschuß angekommen, da doch der Canton Kocher seine Tagsatzungen zu Eßlingen hat? Oder steht gar der Champagnol mit seinen 45 Würgengeln wieder vorm Thor? Herr Ferber, geschwind, Herr Johann Friedrich Ferber, es gilt zu recognosciren! Ach, Herr Ferber ist ja verschickt, soll dem Sombreuil 400 Gulden bringen. Nein, da kommt er über den Markt herein gejagt, und von seines Rosses Gebiß fliegen Wolken Schaums, daß eine ganze Venus daraus könnte geboren werden. Sehen wir recht? Schon sprengt er wieder zum Mettinger Thor hinaus, der allgegenwärtige Herr Ferber. Wirds denn Ernst? ist Holland vollends ganz in Noth? Und horch, welchen Schall trägt der Südwestwind das Neckarthal herauf? Trommeln und Trompeten! Das heißt stark geblasen! wer also blasen kann, der muß französischen Wind in der Lunge haben.

Es kommt immer näher. Hie ist nicht mehr gut weilen, und doch müssen wir mit dabei seyn. Sohin, um in tuto zuschauen zu können, werfen wir die Perrücke und den breiten Rock der wider die Alamode predigenden und doch selbst so alamodischen Zeit hinweg und salviren uns in die Zukunft, indem wir, in Uebereinstimmung mit den Zuständen derselben, zu der Sprachform der unvollkommenen Vergangenheit zurückkehren, die in der Grammatik das Imperfect geheißen ist.

13.

Marchez, bougres, marchez!

Dießmal war es Ernst. Die Franzosen hatten sich sechs Wochen Zeit genommen, um Franken militärisch und Schwaben moralisch abzusuchen. Den ersteren Kreis, der unter dem Directorium eines Bischofs stand, hätte man für die weichere der beiden Austern halten sollen, die zum Anbohren einluden; aber es verhielt sich umgekehrt, und eine lange Reihe von Executionen war die Antwort auf die Saumseligkeit, womit die Franken anfangs zu Philippsburg und Heilbronn erschienen. Auch thätlicher Widerstand wurde geleistet. Der Markgraf von Bayreuth machte, wiewohl mit wenigem Volk, einen Ausfall aus Rottenburg an der Tauber, wobei eine Anzahl der Executoren „zu Schanden ging.“ Daher kam die Besorgniß der Franzosen, das wirtenbergische Regiment möchte sich mit dem Markgrafen vereinigen; denn ihr angeblich so mächtiges Streifcorps, das den Schrecken bis an den Regensburger Reichstag verbreitete, war eine Reitertruppe, über deren Zahl die schwankenden Angaben von 1500 nicht höher als bis zu 2500 gehen.

Digitized by Google

Von Rottenburg abgewiesen, wandten sie sich durch das Ansbachische Schwaben zu, brandschatzten Oettingen und Nördlingen, berührten bei Hochstädt und Dillingen die Donau, und gingen über Brenz in das Ulmische.

„Als nun ein Hochedler Magistrat in Ulm sahe, daß der Feind der Stadt je länger je näher auf den Nacken rückte, faßete er endlichen auf recht patriotisch die tapfere Resolution, diesen fremden Gästen dergestalten zu begegnen, daß dem Uebel bei Zeiten vorgebogen werden möchte.“ So sagt eine Flugschrift jener Tage; * wir kennen bereits den Talisman, der einen hochedlen Rath das einemal vom Correspondiren mit andern Städten abhielt und das anderemal sogar zum Handeln drängte. Es waren die Starhemberger, die, durch städtische Soldaten und durch Freiwillige aus Stadt und Land verstärkt, dem mit Feuer und Schwert bedrohten Ulmischen Flecken Langenau zu Hilfe eilten. Unterwegs nahmen sie einen Boten mit Contributionsschreiben für die Herren von Ulm in Arrest, und trieben hierauf am 28. November die Franzosen, die einen Anfall auf Langenau machten, nach einem vierstündigen Gefechte zurück, konnten jedoch aus Mangel an Cavallerie den Sieg nicht verfolgen. Der Feind rächte sich, indem er auf dem Marsche nach der Fils ein halbes Dutzend Ulmische Dörfer in Asche legte. Um die gleiche Zeit steckte eine andere französische Streifpartei, von Freiburg her, in der vorderösterreichischen Stadt Ehingen, nachdem diese ihre Thore geöffnet und die Brandschatzung erlegt hatte, das Rathhaus nebst einigen weiteren öffentlichen Gebäuden in Brand.

Sechs vollgeladene Geldwagen, seine bei Langenau mit Noth durchgebrachte fränkische Beute, führte der Marquis de Feuquières durch das Filsthal herab, als er den Marsch in's Wirtenbergische fortsetzte, um sich mit seinen ihm entgegengekommenen Freunden zu vereinigen. Da der diplomatische Kundschafter in Stuttgart durch keinerlei Schwierigkeiten verhindert war, die Verbindung offen zu erhalten, und da er, wie wir gesehen haben, sogar officiell zu recognosciren sich erlauben durfte, so war der französische Plan sehr leicht durchzuführen gewesen.

Am 26. November, in derselben Stunde, in der der französische Gesandtschaftssecretär dem guten Herrn Ferber einen Paß nach Heilbronn gab, waren die Franzosen von da gegen Marbach aufgebrochen und hatten, da man ihnen den Einlaß verweigern wollte, das Städtchen mit Gewalt genommen, so daß Ferber, als er vor demselben ankam, mit seinen 400 Gulden wieder umkehren mußte. Er ritt nach Stuttgart, wo er erfuhr, daß Juvigny am gleichen Tage den größten Theil seiner Equipage nach Straßburg gesendet habe.

Der in allen Wassern gewaschene Herr Ferber ging den folgenden Vormittag in den wirtenbergischen Kriegsrath, stellte sich, als ob er von seinen Herren abgeordnet wäre, und fragte an, wie sich Eßlingen bei Annäherung der Franzosen verhalten solle und wessen es sich zu Wirtenberg zu versehen habe. Anwesend waren der uns schon bekannte Herr Dr. Dämon und Herr Tobias Heller, Kriegs- und Kirchenrath, welchen letzteren wir späterhin zu einer schwülen Verrichtung begleiten werden. Erwaiger Verwunderung über zwei scheinbar so widersprechende Aemter zu begegnen, müssen wir bemerken, daß, wie kein stehendes Heer, so auch kein eigentliches Kriegsrathscollegium, vorhanden war, sondern, falls die Gelegenheit es erforderte, Mitglieder anderer Balleien zu militärischen Zwecken commissarisch deputirt wurden, wobei denn die Ecclesia militans, dem Charakter der Zeit gemäß, immerhin das passendste Contingent stellen mochte.

Die Stimmung des Kriegsraths war jedoch, wie zu erwarten, für dießmal nichts weniger als streitbar. „Wenn die Stadt Eßlingen,“ antworteten die Herren, „in solcher Postur und Verfassung ist, daß sie sich zu wehren getraut, mag sie solches auf ihre Gefahr thun, und können wir hierin Euch weder rathen noch wehren, unserseits aber müssen wir es gehen und Gott walten lassen, wie es geht. Darauf hielt es Ferber für gerathen, seine Gelder wieder an das Eßlinger Umgelderamt abzuliefern.

Von Marbach, das sie am 27. förmlich geplündert, rückten die Feinde auf Canstatt, dessen Vogt verdrießlich nach Eßlingen meldete, er sey „gnädigst beselcht, die anmaßende Franzosen auf vorzeigende Ordre willig einzulassen.“ Canstatt, gegen das man übrigens vor der Hand nichts im Schilde führte, löste sich mit 2000 Gulden „nebenst einer Verehrung vor jeden Offizier,“ worauf am 28. die umliegende Landschaft gebrandschatzt und am 29. mit anbrechendem Morgen der Marsch auf Eßlingen genommen wurde.

Hier traten Donnerstags früh in höchster Bestürzung noch einmal kleiner und großer Rath zu einer jetzt begreiflicherweise ziemlich überflüssigen Consultation

* „Der neu aufgewachte Mord-Brenner Labroche“ ꝛc., eine Beschreibung des französischen Streifzugs, mit einer brennenden Landkarte, sofern darauf die erequirten Ortschaften in Flammen stehend abgebildet sind. Ueber dem Titelquadrätchen ragt der personificirte Mordbrenner selbst in die Landschaft herein, mit gezogenem Degen und rauchender Lunte, das gleichfalls losgehende Gewehr über der Schulter, und im Gesicht die behaglichste Unbarmherzigkeit.

Digitized by Google

zusammen, bei welcher das bekannte Motiv „nach dem Exempel verschiedener mächtiger Kur-, Fürsten und Stände“ wieder eine Hauptrolle spielte. Doch befand man auch, daß man die „weitläufigen Mauern, Thüren und Thore“ vermittelst der Burgerschaft nicht nach Nothdurft verwahren könne, weil es an geschickten Constablern und Büchsenmeistern wie auch anderer Kriegszugehör fehle. Daher getröstete man sich, bei kaiserlicher Majestät und kaiserlichen Gnaden entschuldigt zu seyn, wenn man „illibata erga Caesarem et Imperium fide“ der Gewalt weiche, und beschloß „a potiori,“ den verlangten „Durchzug oder Einlaß“ gutwillig zu verstatten, zuvor jedoch eine Capitulation oder auch Ablaufung durch ein „Stück Geld“ zu versuchen.

Indessen hatte man längst vor diesem formellen Beschluß, schon in der Mitternacht zwischen Mittwoch und Donnerstag, Herrn Ferber mit den besten Unterwerfungsversicherungen dem Feinde entgegen geschickt. Er ritt zunächst nach Canstatt, wo er Morgens zwei Uhr von dem Vogt vernahm, nicht Montclar, sondern der Brigadegeneral Melac befinde sich hier, derselbe werde diesen Morgen ausrücken, aber nicht, wie man zu Eßlingen nach Juvigny's Vertröstung immer noch hoffte, bei Untertürkheim über die Neckarbrücke, sondern direkt auf Eßlingen losgehen, und unter seinen Soldaten sey insgemein die Rede davon, wie sie dort hausen wollen, besonders wenn man sich opponire. Ferber berichtete dieß schriftlich und mündlich durch den Marstaller, den er nach Eßlingen zurück schickte, und begab sich zu Melac, dem er um vier Uhr im Wirthshaus „aufwartete,“ um ihm sein „böses Vorhaben und Unheil“ auszureden, indem er betheuerte, Eßlingen werde sich nicht widersetzen, bitte vielmehr, die Submission mit guter Ordre genießen zu dürfen.

Da ihm Melac wenig Gehör gab, so ritt er, „ehe es recht Tag worden,“ „ganz allein“ nach Stuttgart zu „dickerwähntem“ Juvigny, brachte auch diesem die abgestandene Neuigkeit, daß Eßlingen keinen Widerstand leisten werde, und flehte ihn um seine Verwendung an. Der Gesandte, wenn ihm noch ein Gefühl für Schicklichkeit sagte, daß er als „homme de paix“ von dem Schauspiel der Invasion sich fern zu halten habe, mußte die treffliche Gelegenheit, mit Anstand auf den Platz gehen zu können, wo doch so manches abzureden war, als einen Fund begrüßen. Er setzte sich sogleich mit dem Bittsteller zu Pferde, ritt „in Einem Galopp“ nach Canstatt, und, da sie „Melacen“ dort nicht mehr trafen, an den in vollem Marsch und Anzug auf Eßlingen begriffenen Regimentern vorbei bis Untertürkheim, wo er dem Eßlinger „befahl,“ vollends voranzujagen und dem General seine Ankunft zu melden.

Der hatte inzwischen von der Stadt Besitz genommen und zwar, seinem sonst ganz geradeaus polternden Charakter zuwider, mit einer Lüge. Er versicherte nämlich die ihm zu Pferd entgegen eilende Deputation, daß seine Völker länger nicht als über Mittag, also nur auf dem Durchmarsch, in der Stadt subsistiren und darauf ihren Weg weiter fortsetzen sollen. Für den Anfang führte er nur „eine geringe Cavalerie“ herein und ließ die ganze Reiterei nebst dem Fußvolk vor dem Thore halten, nach und nach aber, während man die Quartiere zu reguliren suchte, auf den Markt marschiren. Es waren 1500 Reiter und 2800 Fußgänger, vier Regimenter, aber dreizehn Regimentern angehörig und von 565 Offizieren* commandirt. Diese sinnverwirrende Anzahl von Regimentern und Offizieren mag dem bekannten System der Scheingröße gedient haben; doch spricht die Menge der letzteren dafür, daß die Truppen auch in ihrem wirklichen Bestande (also bei mehr als 15 oder 28 Mann auf die Compagnie) viele Offiziere hatten, was dann freilich das beste Mittel war, mit so wenig Mannschaft im Felde etwas auszurichten.

Die ersten Conversationsworte, die der Deputation gegenüber aus dem Munde des furchtbaren Gastes gingen, enthielten eine militärische Kritik. Er sah im Heranreiten die umliegenden Berge an und sagte zu dem zweiten Rathsconsulenten, der mit entblößtem Haupt an seiner Linken ritt: „Vous estes fort mal décendus.“ Freilich, wenn man den Feind in der Länge und Breite des Landes frei heraufkommen ließ, so konnte die Stadt, die einst kaiserliche, gräfliche und herzogliche Belagerungen überstanden, von diesen Bergen leicht zusammengeschossen werden. Das reichsstädtische Bewußtseyn hat jedoch nicht unterlassen zu verzeichnen, daß er sich bei der Ankunft am Mettinger Thor über die Höhe und Stärke der Mauern gar sehr verwundert habe. Den Mauern war ihr Todesurtheil gesprochen.

Unter dem innern Thor, am Zollstüblein, das auch sein redlich Theil zur Entfremdung und Ohnmacht beigetragen, wartete eine neue Deputation, bestehend im zweiten Altbürgermeister, ersten Rathsconsulenten, Stadtschreiber Datt, der in diesem Augenblick die Vorarbeiten zu seinem Werke „De pace imperii publica“ schmerzlich

* 2 Brigadiers, 4 Colonels, 2 Majors de Place, 1 Aide-Major, 4 Commissaires, 2 Maistres de Camp (wohl Quartiermeister), 100 Capitaines de Cavalerie, 100 Capitaines d'Infanterie, 100 Lieutenants, 100 Sous-lieutenants, 50 Cornettes, 100 Capitaines d'Armes (dem Anscheine nach Exerciermeister).

Digitized by Google

unterbrochen fühlen mochte, und einem Licentiaten, der etwas französisch sprach. Dieser hielt folgende kurze Anrede an den General: „Monseigneur, nous recommandons la Ville à vos bonnes ordres.“ „Da er dann den Hut ein wenig entblößt, aber weiter nichts darauf geantwortet.“

Unterdessen stand die bürgerliche Thorwache noch unter dem Gewehr. Da ritt Melacs Bruder Larrard, den wir sonderbarerweise als „gewesenen Generalmajor“ betitelt finden, mit zorniger Miene und aufgehobenem Stock, als ob er auf sie zuschlagen wollte, an sie heran: „Marchez, bougres, marchez!“ Die Bürgersoldaten zogen eiligst ab und das Thor wurde sofort mit einer französischen Wache stark besetzt.

Jetzt kam Herr Ferber dahergejagt und richtete seine Aufträge aus. Auf Befehl des Raths conjungirte er sich unverweilt mit dem Licentiaten, der die französische Anrede gethan, zu einer Deputation, um den Gesandten, welcher etwas langsam nachgeritten kam, vor der Stadt zu empfangen, „höflich zu beneventiren, vor die hohe Offerta zu danken“ ꝛc. Gleich nach ihnen ritt Melac selbst hinaus, „und hat sich mit Mr. Juvigny vor dem Mettinger Thor fast eine ganze Stunde abbouchirt.“ Ueber diese berittene Mündlichkeit ist Herr Ferber später ein Licht aufgegangen, denn er bemerkt in seiner Relation, vermuthlich habe Juvigny die arme Stadt „Ihme mehr dis- als recommendirt, welches der Effekt gegeben.“

Als es den Herren endlich gefällig war, wurden sie nebst „dero Suite“ von den Deputirten in die Stadt zum goldenen Adler begleitet. Dort erschien nach Tisch eine größere Deputation aus den Geheimen, welche die beiden Herren nochmals „beneventirte,“ „complimentirte“ und „in einer kurzen, doch schönen Harangue“ um gnädige Behandlung bat. Was Melac hierauf antwortete, ist von Datt nicht aufgezeichnet, und Ferber gesteht, sich dessen nicht mehr zu entsinnen, mehr als zu viel jedoch, „wie er aus unserer lieben Stadt eine rechte Creutzschul gemacht und nichts anderst als das schwere Creutz-Abc drinnen „tractirt.“ Juvigny aber sagte: „Ich kann nichts mehr in der Sache thun. Ihr seyd aus meinen in viel *sicherere* und stärkere Hände gefallen.“ Diese hämische Antwort zeigt, daß ihm die armen Murmelthiere mit ihren Gesandtschaften, Curialien, Bitten und Klagen denn doch zu schaffen gemacht hatten.

Durch die Besetzung Eßlingens hatten die Franzosen, welche die wirtenbergische Hauptstadt vorerst noch so viel als möglich zu schonen gedachten, eine Art von Zwing-Stuttgart gewonnen, auf das sie sich nunmehr stützen konnten, um ihre Operationen in Wirtenberg fortzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die goldene Hochzeit.

(Fortsetzung.)

Das Verhältniß zu dem heutigen Jubilar und den liebwerthen Seinigen kann ich geradezu ein gemüthliches nennen. Gehöre ich nicht gleichsam zur Familie, bin ich um ein Haar etwas Geringeres als Hausfreund? werde ich nicht in allen Angelegenheiten zu Rathe gezogen? erhalte mein Theil von allen Freuden und Sorgen wie von allen guten Bissen des Haushalts? im November von der Schlachtschüssel, zu Weihnachten meinen Wecken, am grünen Donnerstage eine Scheibe Honig aus dem Bienenstocke et caetera?

Weit verschieden ist freilich der Standpunkt des Herrn Oberdompredigers und seiner Fräulein Schwester gegen meine Person; ich darf ihn nicht anders denn als einen erhabenen bezeichnen und nicht ein einziges mal in so und so viel Jahren bin ich vor das Angesicht dieses meines höchsten Oberhauptes mit einer andern Empfindung getreten als der, die mir noch heute in den hohen, grauen Hallen unseres Domes wie ein Schauer der Feierlichkeit vom Wirbel zur Zehe niederrieselt. Dessen ungeachtet habe ich mich just von diesem außerordentlichen Herrn der ehrenvollsten Beweise des Vertrauens und der Gewogenheit zu rühmen gehabt. Erst durch seine Verwendung ist die Küsterei zu der einträglichen Stellung gelangt, welche sie heute zu einem beneidenswerthen Posten macht; aus seinem eigenen Säckel hat er früher meine alte Mutter, als Wittwe des Küsters emeritus, meinen blinden Bruder, späterhin noch manchen aus meiner Frauen Sippschaft reichlich

Digitized by Google

unterſtützt, und das ohne vorhergegangene Bitte, oder gar derartig erhobenen Anſpruch. Renatus Henrici iſt großartig in Geldpunkte wie in jeglichem andern; ſonſt hätte ſein Vermögen auch weit die dreißig Tauſend überſteigen müſſen, deren er heute erwähnt. Denn, mit Ausnahme der Bücher, braucht er für ſeine eigene Perſon ſo wenig als ein Kloſterbruder, als einer, dem es mit dem Gelübde der Armuth Ernſt iſt, nämlich, er iſt reich ſchon von Mutterſeite, und die Oberdomſtelle trägt, ſchlecht gerechnet, an die zwei Tauſend das Jahr, die Tauf-, Leichen- und Communiongebühren gar nicht einbegriffen, welche der Probſt jederzeit in die Domkaſſe fließen läßt. Deſſelbigen gleichen hat Renatus Henrici alle meine Kleinen eigenhändig getauft, ſie in eigener Perſon zu ihrer letzten Ruheſtätte geleitet, wenn Gott der Herr ſie mir wieder nahm. Der Fall iſt nicht vorgekommen, daß ich mich erinnere, aber hätte ich Rath geſucht für meinen Geiſt, ich würde wie alle andern Gemeindeglieder mich an den Doctor gewendet haben; ſuchte ich Troſt für mein Gemüth, und es geſchah des Oefteren, ſo wendete ich mich an den Magiſter. Aber über jedwede Wohlthat muß ich meine ſtillſchweigende Theilnahme an allen Arbeiten und Handlungen des großen Mannes achten, das ſtolze Bewußtſeyn, niemals durch ein Zeichen der Verheimlichung, oder des Mißtrauens von ihm gekränkt worden zu ſeyn. Und wäre es mitten in der Nacht geweſen, ich durfte zu jeder Stunde bei ihm eintreten, meine Meldungen machen, oder im bequemen Küſterſtuhle des Vorgemachs den Augenblick ſeiner Muße für mein Anliegen erwarten. Das machte, ich gehörte zum Dom wie er ſelbſt; ich war ein Erbe von Väterſeite in meinem Amte, wie er in dem ſeinen. Wer mich beleidigte, hätte ihn beleidigt, ſo wie Einer, der etwa die Sakriſtei verunreinigt, oder den Klingelbeutel geſtohlen, das Heiligthum der Kirche ſelber angegriffen und geſchändet hätte. Und ſo kann ich denn dreiſt behaupten, daß, meine eigene liebe Ehefrau und meine lieben Kindlein nicht ausgenommen, ich mich, in geziemender Ehrfurcht ſey es ausgeſprochen, nie mit einem Menſchen wie mit dieſem ſolcherweiſe in Fleiſch und Blut verwachſen, gleichſam eines Weſens empfunden habe, wenn ſchon ich mich unter keinen Umſtänden unterfangen haben würde, meine Stimme zu einem Widerſpruche zu erheben, Rath, oder Zweifel aufkommen zu laſſen, auch wenn ich hin und wieder nicht Eines Sinnes mit dem hohen Herrn des Domes zu ſeyn vermochte.

Und als ich ihn nun jetzt an ſeinem Fenſter ſtehen und ungeblendet gleich dem Aar in die glänzende Morgenſonne blicken ſah, als ich ihn ſeines letzten Willens und des fühlloſen Erben von Stein erwähnen hörte, da ſtand von neuem, und deutlicher denn je, die Zukunft vor meiner jammervollen Seele, wo dieſer uralte, mächtige Stamm, im Schatten des Domes aufgewachſen, der Probſt, der Magiſter und ich ſelber verdorren, wo der erhabene Gotteſchrein des Domes eine neue Geſtalt annehmen, dieſe Wohnſtätten, Zeugen ſo vieler geiſtlichen Tugend und Weisheit, der Erde gleich werden ſollten. Und nicht ein Name übrig, der aus dem neuen Regiment in das alte zurück deutete, kein Faden, der das Künftige mit dem Vergangenen verband! Sey es um die Gutedel und um die Küſterei! — es kann auch andere Nebengewächſe geben; ſey es um die Magiſter und die Vorsdorf! — ſie waren ein neues Reis, nur durch Aehnlichkeit den alten Baume aufgepfropft; aber die Pröbſte, die Henrici, ſeine Wurzel und Krone, ſein eigentliches Lebensmark, auch ſie, auch ſie! Unwillkürlich faltete ich meine Hände und betete, ja ich betete um ein Wunder! Die heißen Tropfen ſtiegen in meine Augen und da ich ſie hinunterdrücken wollte, um nicht mit den Spuren unliebſamer Weichlichkeit vor meinem Herrn zu erſcheinen, zog ſich mir die Gurgel zuſammen, ich mußte ſchlucken und hüſteln und dieſes Geräuſch weckte den Doctor aus ſeiner Contemplation.

„Der Küſter!“ ſagte er, ſich beſinnend. — Das Wort war mir ein Befehl, ich trat in das Studirzimmer und unter die Augen des gewaltigen Mannes.

Wenn ich in den nahezu ſiebenzig Jahren, daß ich in unſerer Domſchule neben Renatus Henrici mensa decliniren gelernt, oder auf dem Domhofe Ball und Kreiſel mit ihm geſpielt, — wiewohl letzteres häufiger mit Chriſtian Vorsdorf geſchah, dem Dritten im Bunde der Domjungen, denn jener war allezeit mehr ein Schul- als Spielkamerad, — hätte ich, ſage ich, in den nahezu ſiebenzig Jahren Renatus Henrici heute zum erſtenmal wiedergeſehen, wahrlich auf den erſten Blick hätte ich ihn erkannt, denn er hatte ſich im Grunde wenig verändert und ſeine Züge prägten ſich unauslöſchlich dem menſchlichen Gedächtniſſe ein. Er war ſchon damals einen halben Kopf größer als alle andern Knaben; Fleiſch beſaß er wenig an ſeinem Körper, aber eine kräftige Muskulatur und eine ſteilrechte Haltung, welche die Laſt der Jahre nicht um eine Linie gekrümmt hat; ſeine mächtig geſchwungene Naſe gemahnte an den König der Lüfte, und der Herrſcherglanz in dem weitgeöffneten, dunkeln Auge, die hochgewölbte, über der Naſenwurzel dicht verwachſene Braue, die gemahnten ſogar an das Bildniß von Gott dem Vater im jüngſten Gericht drüben in unſerem Dome über dem Hauptaltare. Sein ſchwarzes Haar, nur mit wenigen hellen Fäden durchzogen, ſtrebte über der breiten, gewaltigen Stirn in die Höhe gleich einem Wald und ſetzte ſeinem

Digitized by Google

Längenmaße noch ein Beträchtliches zu; die gelbliche Farbe seiner Haut röthete auch im Kindesalter selten ein Tropfen und das Gebiß in seinem Munde stand dieses Tages noch unbenagt von dem Zahne der Zeit. Eine Fürsten- und Heldengestalt dieser Mann!

Und, wahrlich! wie ein Fürst und Held nimmt er sich auch aus drüben in der Bilderreihe der Pröbste zwischen den Spitzbögen des hohen Chors. Alle überragt er. Der schwarze Talar und die Bäffchen dünken einem nur zur Verhüllung über eine Ritterrüstung geworfen; die leiseste Bewegung, oder Berührung und Schwert wie Harnisch leuchten hervor. Und ein Held und Fürst, traun, das scheint er nicht nur, nein, das ist er, Renatus Henrici! Denn einer, der, seitdem er sich von dem Mutterbusen gelöst, in achtzig Jahren kein Zeichen von Schwachheit, Sehnsucht, Verlangen, oder, — ich weiß nicht wie ich das richtige Wort auffinden soll, — kundgethan, einer, der niemals sichtbarlich Freude noch Leid von einem andern empfangen, der niemals zeitliche Noth und Sorge getragen, niemals zagend an einem Krankenbette gesessen, ja nicht ein einziges mal selber auf einem Krankenbette gelegen; einer, der niemals eines andern Hand gedrückt und gesetzt hat: „sey mein Freund!" der niemals gegen einen andern gseufzt, geklagt, oder eine Thräne geweint, der von jeglichem Gottes- und Menschenwerk nur einen Andachtsstempel und die Geistesfrüchte der Vor- und Mitwelt in sich aufgenommen, — ist er nicht ein anderer als die beunruhigten Tausende rings um ihn her? ist er nicht geboren, über sie zu herrschen? ist er nicht ein Held und Ueberwinder? Er hätte auf einem Throne stehen sollen. Und wahrlich! wie auf einem Throne steht er auch, einsam, unerreichbar über der niedern Welt, sey es vor dem Pult in seiner Klause, sey es auf der Kanzel und beim Spenden der Sacramente am Altar, sey es am Rande des Grabes, wenn er das Vergängliche verschütten sieht und den Segen über das Unvergängliche herniederfleht.

„Küster, du schwärmst!" höre ich, ungläubig lächelnd, den Nachkommen sagen, dem diese Blätter in die Hände fallen werden. „Dein Held und Herr ist eine Geburt deiner Phantasie, erzeugt in den müssigen Stunden drüben im Küsterstuhle der alten Probstei. Hat Renatus Henrici denn nicht Vater und Mutter gehabt wie andere Erdensöhne? hat er nicht dieses Tages noch eine Schwester? hat er nicht den Magister, der sein Jugendfreund und dessen Ehegattin, die mit ihm unter Einem Dache erzogen ist, wie du sagst?"

Darauf antwortete ich also:

Ja, er hat einen Jugendfreund und eine Jugendfreundin gehabt, — aber still, davon später! — ja, er hat eine Mutter gehabt, aber sie verloren, ehe ein Kind diesen Verlust begreift, und einen Vater, aber ihn hinscheiden sehen als müden Greis; ja, er hat noch heute eine Schwester, die sein Ebenbild ist und gleichsam sein Widerhall: lang, hager, kühn von Nase und Auge, gelb von Farbe, gesund und ungebeugt wie er, einsam und karg von Worten wie er, spinnend, wenn er schreibt, nähend, wenn er liest, lebend für seine Ehre, wie er für des Domes Ehre, Geist von seinem Geist und Bein von seinem Bein; und dennoch, oder vielleicht eben darum ist Renatus Henrici das, was er ist, und was ich von ihm gesagt.

„Zebedäus!" sprach der Doctor, als ich in das Studirzimmer trat, und weil er nicht wie gewöhnlich vor seinem Pulte saß, sondern in Folge des Gespräches mit seiner Schwester, die Hände auf dem Rücken hin und wiederschritt, traf mich ein Strahl aus seinem Feuerauge: „Was hat Er, Zebedäus, hat Er geweint?"

„Ja, Hochwürden!" stammelte ich verwirrt ob einer Aufmerksamkeit, die weder mir, noch vielleicht einem andern je im Leben von ihm zu Theil geworden.

„Warum hat Er geweint, Zebedäus?" — „Hochwürden, dieser Tag, und was ich eben vernommen —" — „Daß ich mein Testament machen will? hat Er mich für unsterblich gehalten, Zebedäus?" — „Nicht darum, Hochwürden, ein jeder thut wohl, sein Haus zu bestellen." — „Und warum denn, Zebedäus?" — „Von wegen des Erben, Hochwürden." — „Mein Erbe ist der Dom."

Da kam eine überschwängliche Muthigkeit über mich, gewiß eine Wirkung meines inbrünstigen Gebetes zu Gott. „Aber der Dom ist von Stein," wagte ich mich heraus. „Er fühlt den Segen nicht, und er bedarf ihn nicht. Der Dank eines Erben thut dem Abgeschiedenen wohl."

Er runzelte die Stirn und beschleunigte seine Schritte. Eine Weile sprach er kein Wort, endlich aber sagte er mit einem weichmüthigen Klange, wie mir schien: „Er hat auch keine Kinder, Zebedäus."

„Ich bin nur ein geringer Mann, Hochwürden," versetzte ich, „ich heiße Gutedel, nicht Henrici. Meine Kinder starben eines nach dem andern bald nach der Geburt. Ihr Bild ist mir entschwunden, ein Wochenkind sieht aus wie das andere. Beschleicht mich zu Zeiten die Wehmuth, Hochwürden, so tröste ich mich mit denen, die nie einen Leibessegen besaßen." — „Nun sieht Er, Zebedäus," entgegnete der Doctor milde, „ich tröste mich mit denen, die ihn wieder verloren. Alles Fleisch ist wie Gras und verwelkt wie die Blumen des Feldes. Aber ein Bau gleich diesem predigt vielen Geschlechtern; noch in Trümmern wird er

Digitized by Google

dereinſt, wie ſelber die Tempel der Heidenwelt, an die Ewigkeit mahnen. Unſer Erbe, Alter, ſey der Dom!"

„Aber der Dom ohne die Geſchlechter, welche er groß gezogen, der Dom ohne einen Henrici!" wendete ich ein.

Ich meinte, einen ſchwachen Seufzer zu vernehmen, einen Seufzer aus dieſer Bruſt! Ein Geiſt alter Stunden ſchien aus einem Winkel hervorzuſchleichen und leiſe an ſeine Seele zu klopfen.

„Hochwürden!" ſetzte ich immer kühner werdend hinzu, „Jehovah hat dem frommen Patriarchen einen Samen erweckt, da er höher betagt war als Sie und ich." — Renatus Henrici lächelte, ja er lachte beinahe laut. „Er faſelt!" rief er gegen das Domfräulein gewendet, das ihrerſeits beiſtimmend mit dem Kopfe nickte, „er faſelt, Deborah!"

In mir aber war ein Eifer lebendig geworden, der mich Reſpekt, Gewohnheit, Schuldigkeit und alles um mich her vergeſſen ließ. — „Hochwürden!" ſagte ich begeiſtert, „Gott der Herr zeugt in dem Menſchen nicht nur durch das Blut, ſondern auch durch das Gemüth."

„Was will Er damit ſagen?" fragte der große Mann, der alles wußte, ſeine Augen verwundert auf mich Unwiſſenden gerichtet. — „Ich will damit ſagen, Hochwürden!" antwortete ich unerſchrocken, „ich will damit ſagen: es gibt auch Kinder durch Wahl, Namen, die man überträgt, Erben nicht nach Recht und Geſetz, aber nach der freien Neigung des Herzens. Und wenn einer gefunden würde, würdig der Nachkomme eines Henrici zu ſeyn, ſeinen Namen fortzupflanzen, ſich an ſeinem Beiſpiele emporzuranken, in ſeinem Geiſte in ſeinem Heiligthume weiter zu wirken, und der leiblich kinderloſe Greis wollte zu ihm ſagen: „Trage du meinen Namen, ſey du mein Sohn und Erbe!" ſo wäre es ſchier ſo gut, als wenn er ſeinem eigenen Stamme entſproſſen wäre, und der Dom ſähe einen Henrici neugeboren, wie der Abraham einen Iſrael!"

Der Doctor war während meiner Rede noch bleicher als gewöhnlich geworden, ſeine Augen bohrten förmlich in die meinigen. „Setzt Er nur einen Fall, oder ſpricht Er von einer Perſon?" fragte er ſcharf, aber ruhig. — „Ich ſpreche von einer Perſon," antwortete ich zuverſichtlich, und darauf nannte ich einen Namen, einen Namen — —

Ich kann einen heiligen Eid darauf ablegen, daß ich nie vor dieſer Stunde ſolchen Anſchlag gehegt, daß ich lediglich wie durch höhere Eingebung jene Rede gehalten, jenen Namen aufgerufen; und kaum daß er meinen Lippen entſchlüpft, ſo überfiel mich auch ein Zagen und Zittern, als ob ich auf meine Knie ſinken und um Vergebung für meine Dreiſtigkeit flehen müßte. Denn wenn gleich ich aus mancher Erfahrung das Eiſerartige in des Probſtes Gemüthe kannte, dieſe Wirkung hatte ich nicht vorausgeſehen. — „Schweige Er!" ſchrie er mit einer Donnerſtimme und der Strahl ſeiner Augen traf mich wie ein Blitz der Vernichtung. Seine Wangen waren aſchfarben geworden; Deborah ſtand wie eine Statua; der furchtbarſte Moment meines Lebens war da.

Nach wenigen Minuten hatte er ſich wieder geſammelt, ſetzte ſich auf den alten Lederſtuhl am Pult, blickte in die aufgeſchlagenen Scripturen und fragte darauf gelaſſen: „Er kommt wegen der Lieder, Zebedäus?" Ich neigte bejahend das Haupt, denn meine Zunge war wie gelähmt. — „Hat Er ſich beſonnen?" Ich ſchüttelte den Kopf. Er wendete ſich an das Fräulein: „Erinnerſt du dich der Lieder, die wir vor fünfzig Jahren bei der Trauung geſungen haben, Deborah?"

„Der Lieder — der Lieder, Renatus?" verſetzte das Fräulein, beſchämt über ihre Vergeßlichkeit; „des Textes wohl —"

„Ich weiß ihn. Die Schrift hat nur Einen für einen Diener im Amt. Er wird es auch heute ſeyn."

„Curioſer Text für die goldene Trauung!" mußte ich trotz meiner Verwirrung denken: — „wer heirathet thut gut, wer nicht heirathet, beſſer." Bei der grünen Hochzeit hatte ich das nämliche gedacht.

„Die Lieder, Deborah?" fragte der Probſt von neuem. — „Sie ſind mir entfallen, Renatus." — „Es iſt gut; ich weiß ſie zu finden, ſie ſind bei der Rede verzeichnet."

Damit öffnete er haſtig ein verborgenes Fach in ſeinem Pulte, zog ein verſiegeltes Couvert hervor und hielt es einen Augenblick zögernd zwiſchen ſeinen Fingern. Mir war, als ſähe ich einen ſeltſamen Schatten über ſeine Züge laufen, ehe er raſch und heftig das Siegel erbrach, einen kleinen, roſtigen Schlüſſel hervorzog und ihn in einen zweiten, heimlichen Kaſten ſteckte. Eine gebietende Handbewegung hieß uns das Zimmer verlaſſen; wir flohen.

„Die Thüre zu!" rief er mir nach. — Ich ſchloß ſie leiſe und beſchämt. In ſechzig Jahren hatte ein derartiges Zeichen des Mißtrauens mich nicht gekränkt. Das Fräulein ſchleuderte einen vernichtenden Blick auf mich herab, die Aehnlichkeit mit ihrem brüderlichen Herrn war mir noch niemals ſo aufgefallen. Sie ſchritt in ihr eigenes Zimmer, ich ſtand regungslos vor der geſchloſſenen Thür, rathlos, was aus mir werden ſollte. Ich kam mir vor wie Adam, den der Engel aus dem Paradieſe vertrieben. Drinnen hörte ich das Raſſeln und Klappern des Schlüſſels im Pultfach; dann des Probſtes heftige Schritte im Zimmer auf und ab; von

Digitized by Google

nenem Rütteln und Drehen, endlich den Ruf: „Jebeäus!“

Eilig und bebend trat ich ein. Der Probst stand in vergeblicher Bemühung vor dem Kasten, der, in fünfzig Jahren nicht geöffnet, verquollen und dessen Schloß verrostet war.

„Vermag Er's?“ fragte er ungeduldig. — „Ich will es versuchen, Hochwürden,“ stammelte ich, flog in des Fräuleins Gemach, erbat mir ein wenig Oel und Seife und kehrte mit beidem versehen, in Begleitung der Dame, die gewohnt war, ihrem Bruder jedwede Dienstleistung eigenhändig zu erweisen, in das Studirzimmer zurück. Meine Versuche währten eine Weile, ich mußte befürchten, den Bart abzubrechen und den aufgeregten Herrn noch mehr zu reizen. Seine Unruhe verwirrte mich sichtbarlich. — „Laß' Er's!“ rief er zu wiederholten malen, aber so oft ich inne hielt, erwachte seine Begierde von neuem und er befahl: „Fahr' Er fort!“

Endlich bewegte sich der Schlüssel, ich that einen tüchtigen Ruck, der Kasten scheb sich heraus und fiel auf die Platte des Pultes. Ein einziger rascher Blick offenbarte mir seinen Inhalt: am Boden vergelbte Papiere, die Hochzeitrede ohne Zweifel darunter, obenauf ein goldener Fingerreif, eine verblaßte rothe Busenschleife und ein kleines weibliches Porträt. Ich kannte es nur allzuwohl.

In diesem Augenblick drangen aus dem Nachbargarten die Töne einer feierlichen Morgenmusik zu uns herauf. Posaunen- und Menschenstimmen schallten: „Nun danket Alle Gott!“ Der Doctor winkte wie vorhin, aber sanfter mit der Hand, das Fräulein und ich verließen das Zimmer; dießmal schloß ich ohne Geheiß die Thür.

Ich trat an das Fenster des Vorgemachs, öffnete ein Schöbchen und blickte über die bretterne Scheidewand auf die Erholungsplätze der beiden Domfamilien. Ein gewaltiger Unterschied auch hier!

Zu meinen Füßen ein Streifen Land so wie ich mir etwa einen Urwald vorstellen würde. Nächtige Schatten, wild wuchernde Pflanzung zu beiden Seiten des einzigen geebneten, nur für Einen Menschen gangbaren Mittelweges zwischen den riesigen Nußbäumen, die sich am Ende um eine Laube erweiterten. Nie hat ein Mensch des heutigen Geschlechts in dieser Laube geruht; feuchtes Moos überzieht ihre steinernen Bänke und Tische, schmarotzender Teufelszwirn berankt das verfallene Pfahlwerk und bedeckt den Eingang gleich einem Vorhang. Nie wird der Rasen neben dem Nußbaumgange geschnitten, hin und wieder schießt eine Malve oder Königskerze zwischen den unverschnittenen, stockwerthohen Hecken von Buchs und Taxus empor, dunkler Epheu überrankt das Gemäuer, Dohlen, Spatzen und Fledermäuse, Käuzlein gar, nisten in seinen Ritzen und scheuchen die fröhlichen Singvögel hinüber in den blühenden Magistergarten, wo liebreiche Hände ihnen Körner und Brosamen streuen.

Und dieser Magistergarten dahingegen, wie emsig und sauber gepflegt! Zu beiden Seiten die Gemüsebeete mit Blumenstreifen eingefaßt, Narzissen und Goldlack duftend, bald vom Flore des Sommers und später des Herbstes abgelöst; das Haus gegen Mittag mit knospenden Reben, die schattigen Seitenmauern mit Beerensträuchen bezogen und die Laube am Schluß von blühendem Flieder und Geisblatt überrankt, nach der Gartenseite frei geöffnet, lustig und mit reinlichen Sitzplätzen gefüllt; die Bienen schwärmend aus ihrem Stocke, die Tauben flatternd ans ihrem Schlag, Meise und Goldammer zwitschernd in Baum und Zaun.

Die Musikanten hatten hinter der Laube Posto gefaßt, vom Hause her regte sich frohe Geschäftigkeit. Die Magd im Sonntagsstaat kam, mit dem Kaffeegeschirr klappernd, die Enkelin und selbst der junge, geistliche Enkel trugen blumengeschmückte Kuchenkörbe, und wie ich die kleine Deborah — denn so will ich sie zur Unterscheidung von dem großen Domfräulein nennen — so flink und zierlich daher schweben sah im weißen Kleide, das grüne Taffitschürzchen vorgebunden, einen frischen Maiblumenstrauch vor der Brust, so schlank und doch rund, so freudenhell, da war mir, als ob ich ihre Großmutter vor Augen hätte, deren Züge vorhin im alten Pult — aber Halt! — Das waren dieselben hellgelben Haarzöpfe, das eirunde Angesicht umrahmend, dasselbe Erdbeermündchen, dieselben sanften und doch klugen, goldbräunlichen Aurikelaugen, dasselbe gefällige Neigen und Biegen im Gehen und Thun. Hurtig breitete sie ein weißes Tuch über den Gartentisch, ordnete Kannen und Tassen und, nachdem alles bereit, legte sie mit einem herzlichen Blick ihre Hand in die ihres Vetters Renatus, der mich in diesem Moment gleicherweise lebhafter denn je an Gestalt wie Habitus des Großvaters in seiner Jugendzeit erinnerte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Natur und Frieden. Von Theobald Kerner. Frankfurt a. M. 1859.

Zu einer Besprechung des oben genannten Buches finden wir uns von verschiedenen Seiten veranlaßt. Die meisten werden auf dasselbe aufmerksam werden schon dadurch, daß der Verfasser der Sohn eines überall mit Liebe genannten Dichters ist. Es ist dieß ein äußerlicher Umstand, dem aber nicht bloß für die Neugierde des Publikums, sondern auch für den höheren Genuß und die vernünftige Beurtheilung die nächstliegende Bedeutung nicht abzusprechen ist. Von dem höchsten psychologischen Interesse ist es gewiß, zu sehen, wie die poetische Anlage und Weltanschauung des Sohnes sich zu der des Vaters verhält, in welchem Maße und in welcher Weise der Genius von dem einen auf den andern sich fortgererbt hat. Es ist aber keineswegs bloß diese äußerliche Beziehung, durch die wir uns näher angezogen fühlen. Die Composition des Buchs, diese Mischung von Poesie und Prosa, welche einander gegenseitig tragen und explicieren, ist eine ungewöhnliche und die Darstellung selbst ist nach Form und Inhalt derart, daß wir sie von den ordinären, ephemeren Erscheinungen wohl zu unterscheiden haben. Diese verschiedenen Momente werden sich am besten zusammenfassen und am deutlichsten zur Anschauung bringen lassen, wenn wir von einer Parallele zwischen dem alten und jungen Kerner, zwischen dem damaligen und dem gegenwärtigen Standpunkt der deutschen Poesie ausgehen.

Der junge Dichter singt:

Waldeinsamkeit, Waldeinsamkeit,
Daß ich dir ferne, wie thut mir's leid!
Mir ist, als ob mein bess'res Ich,
Als ob mein Schutzgeist von mir wich.
Oft in der Nacht hör' ich Gesang,
Wie einer fernen Glocke Klang,
Das ist das Heimweh wohl in mir,
Das mächtig mich hinzieht zu dir,
Von der ich ach so weit, so weit,
Du Zauberkind Waldeinsamkeit!

Woher diese Töne stammen, brauchen wir niemanden zu sagen. Wer hat nicht auch einmal von dem Vogel gelesen, der immer nur ein Liedchen im Käfig sang:

Waldeinsamkeit die mich erfreut!
Die mich erfreut Waldeinsamkeit!

Es ist die alte, die unsterbliche Romantik, die wir hier hören; es sind die Töne der ewigen Sehnsucht, die uns von dem Treiben der Menschen hinweg, zu der tröstenden und heilenden Natur, in die Einsamkeit des Waldes, in seine erquickenden Schatten hinaus locken. „Daß nur die Liebe zur Natur den wahren Frieden gibt," das ist das Thema des ganzen Buches.

Wie der Sohn, so ging bekanntlich auch einst der Vater von der Romantik aus. Damals war diese Richtung der Poesie einerseits eine allgemeinere, von der andern Seite hatte sie einen weit enger begrenzten, specifischeren Charakter. Merkwürdig ist nun aber, wie Vater und Sohn innerhalb der Romantik selbst sich ganz auf dieselbe Seite miteinander stellen. Wenn man die einzelnen Gedichte in „Natur und Frieden" mit denen aus Justinus Kerners im Jahr 1826 zum erstenmal erschienener Sammlung zusammen stellte, so würde man erstaunen, wie genau der Inhalt derselben miteinander übereinstimmt. Sehnsucht von den Menschen hinweg in die Natur, welche allein alle von jenen geschlagenen Wunden heilen kann, ist der gemeinschaftliche Grundton.

Bei Theobald Kerner heißt es:

S. 4. O Blumen, daß ich mußte scheiden
Und Menschenangen hab' vertraut!
Die sind so treu nicht wie die euern,
Die blicken flug nur und geschwind.
Ihr Blumen, die ich floh so weit,
O laßt bei euch, bei euch mich feiern
Mit Thränen meine Kinderzeit.

S. 86. Ach daß es so viele Leute,
Und so wenig Menschen gibt!
Daß man hassen lernt am meisten,
Was am meisten man geliebt!
. . . . . .
. . . ringsum das Menschentreiben,
Und doch Herzenseinsamkeit —
Ach wer menschlich fühlt auf Erden,
Hat auf Erden wenig Freud'!

S. 101. Viel lieber als ein dürres Kreuz
Ist mir im Wald das grüne Holz,
Natur allein ist mein Prophet,
In ihrem Dienste bin ich stolz.

S. 107. Im Herbste, ja im Herbste
Möcht' ich begraben seyn!
Wenn ringe die Pflanzen sterben,
Die Blumen sich entfärben,
Stürb' ich ja nicht allein.

Man vergleiche damit nur einige Stücke von Justinus und sage dann, ob sie einander nicht gleichen wie Zwillingsbrüder. Z. B.:

Digitized by Google

Wer machte dich so krank?

Daß du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?
Kein kühler Hauch aus Norden,
Und keine Sternennacht.

. . . . . .

Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden;
Der Mensch läßt mich nicht ruh'n.

Sehnsucht.

O könnt' ich einmal los
Von all dem Menschentreiben,
Natur, in deinem Schooß
Ein herzlich Kind verbleiben!

Mich rief ein Traum so schwer
Aus deinen Mutterarmen;
Seitdem kann nimmermehr
Das kranke Herz erwarmen.

— — —

Wie ist's mir weh und bange;
Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf im Herzen bleiben.
Mutter, o führ' mich schnell
Hin, wo keine Menschen treiben!

Waldleben.

Sey willkommen, Wandersmann,
In des Waldes Einsamkeit!
Was ein armes Herz erfreut,
Hier man einzig finden kann.

An der Quelle ruht das Reh,
Drossel übet freien Sang:
Waldesnacht mach' dir nicht bang:
Grün thut keinem Auge weh.

— — —

Armer, armer Wandersmann!
Weit', o weit' in Waldesnacht!
Draußen Mond und Sonne wacht,
Sieht dich Jeder fragend an.

Aber hier in Waldesschooß
Gehst du einsam mit dem Quell,
Siehet dich kein Auge hell,
Als der Thau auf Blum' und Moos.

Die Aehnlichkeit in Anschauung und Empfindung ist unverkennbar; darüber darf man aber die bedeutende Verschiedenheit nicht übersehen. Was zuerst die Form betrifft, so wird sich jedem aufdrängen, daß die Gedichte des alten Justinus weit mehr im Volks-, ja im eigentlichen Choralton gehalten sind; wir meinen da und dort, sie könnten aus dem Gesangbuch genommen seyn. Dieß hängt zunächst ohne Zweifel mit dem Wesen der damaligen Romantik zusammen, welche bestrebt war, der Poesie vor allem einen religiöseren Inhalt in einer innigeren, volksmäßig einfacheren Form zu geben. Darin ist aber bereits ein anderer und tieferer Grund involvirt; der Unterschied ist nicht bloß ein äußerlicher, sondern ein innerer, in einer ganz entgegengesetzten Anschauungsweise begründeter. Die alte Romantik sehnte sich nicht bloß nach der Natur, nach der Waldeinsamkeit, sondern weit über dieselbe hinaus, nach einem Jenseitigen, Namenlosen. Die neue Romantik ist eine bloß natürliche und diesseitige. Auch der junge Kerner zwar spricht die Todessehnsucht aus; aber sie ist bei ihm nur der Wunsch, eins zu werden mit der Mutter Natur, wie die Pflanzen, wie die Bäume in allen Fasern mit ihr verwachsen zu seyn; die Heimath des ewigen Morgenroths, welcher der Vater zupilgerte, ist seinen Augen verborgen; das Alphorn, das diesem so schmerzlich süß in's Herz hinein tönte, hört er nicht schallen. Die Vögel im Walde, die Blätter predigen ihm:

> Wozu der hochmuthsvolle Wahn,
> Die Priesterspekulatien
> Auf ein da capo Leben dort,
> Wo man für's Hier sich holt den Lohn?

Ist es nicht besser, sich den Lohn alsbald holen in der ewig reichen und gegenwärtigen Natur? Die Freuden, die sie darbietet, sind immer rein und schön. Wenn man sich auch darein ergibt, auf sein eigenes, individuelles Seyn zu verzichten, wenn man gute Miene zum bösen Spiel macht und es sich als ein Zusammenfließen, ein Zurückkehren in den mütterlichen Schooß, aus welchem Alles hervorgegangen ist, so freundlich als möglich vorstellt, so ist es doch immer eine schmerzliche Resignation.

> Was nützt alles Mühen, Streben?
> Ewig trifft doch ein der Fluch:
> „Du mußt sterben!“ Auch dem Besten
> Winkt als Preis ein Leichentuch.

Das ist etwas ganz anderes als das Gefühl des Schmerzens, des Ueberdrusses an allem Daseyn, das Gefühl des schon Gestorbenseyns, welches Justinus Kerner in seinen früheren Gedichten ausgesprochen hat. Wenn wir nun neuestens, in den „Winterblüthen,“ die überraschende Entdeckung gemacht haben, daß auch er jetzt auf demselben Standpunkt naturphilosophischer, pantheistischer Resignation zu stehen scheint, so haben wir ja das interessante Schauspiel, daß der Sohn da anfängt, wo der Vater aufgehört hat. Es fragt sich nur, ob dieß in poetischer Hinsicht ein Vortheil ist oder nicht.

Daß philosophische und poetische Intuition sich aufs

Digitized by Google

innigste berühren, haben wir noch nie verkannt. Dieß ist aber nicht so gemeint, als ob die klarere und consequentere Erkenntniß an sich den besseren Dichter machte. Im Grund macht sie nicht einmal den größeren Philosophen. Die Schüler Hegels z. B., die jungen Hegelinger, obgleich das System ihres Meisters ein weiter fortgeschrittenes und entwickeltes ist, können doch, Mann gegen Mann, dem alten transscendentalen Kant das Wasser nicht bieten. Die Tiefe und Energie, mit welcher man einen Standpunkt erfaßt, und wenn es auch ein untergeordneter wäre, sie allein ist es, die den Mann, den Philosophen und den Dichter macht. Die Durchsichtigkeit ist oft nicht sehr verschieden von Seichtheit und steht im umgekehrten Verhältniß zur Tiefe und Originalität. Wenden wir nun diese allgemeinen Sätze auf das Verhältniß der alten mystischen und der neuen rationalistischen Romantik an, so ist nicht zu läugnen, daß jener der Ariadnefaden fehlte, der sie aus allen ihren verschlungenen, metaphysisch-theologisch-historischen Irrgängen an das helle, klare Tageslicht hinaus geführt hätte, während diese nur die Gardinen aufzuziehen braucht, um der lieben Natur in friedlicher Umarmung am Busen zu liegen. Aber der nächste Weg ist nicht immer der beste; die holdesten Reize sind die am sorgfältigsten gehüteten und verborgenen; je offener die Thore, je leichter der Sieg, um so geringer sein Werth. Jene alten Romantiker trugen den modernen Pantheismus bereits in sich, im Grund ihres Herzens waren sie vollendete Freigeister, die mit dem Jenseits sich nur so weit einließen, als es ihnen convenirte und zu geistreichem Amusement diente. Aber dieser Naturalismus war ihnen doch noch nicht so klar bewußt, er war unter allerlei Brimborium versteckt; so oft sie den Gürtel gelöst und die letzte weltliche Hülle entfernt zu haben glaubten, das Unaussprechliche, nach dem sie ihre Hand ausstreckten, konnten die übersinnlich-sinnlichen Freier niemals ergreifen. Gerade in diesem rastlosen und doch niemals zum Ziele kommenden Bemühen aber liegt der Reiz dieser Poesie, ihr eigenthümlicher Schmelz, während die pantheistische Romantik nach unserem Urtheil viel zu bald am Ziel ist. Die Natur ist freilich friedlich genug, sie hält jedem Stand und läßt in sich hineinlegen, was ihm beliebt; aber ihr Friede ist nur ein scheinbarer und fauler. Theobald Kerner hätte nicht so bald Friede machen sollen. Es gibt so viel zu streiten und zu kämpfen, nicht nur mit Fleisch und Blut, sondern auch, er weiß es ja von Kindheit auf, mit den bösen Geistern unter dem Himmel. So lange nicht diese Feinde alle überwunden sind, gibt es auch in der Natur keinen wahren Frieden.

Im Bisherigen suchten wir das Verhältniß des alten Kerner zum jungen klar zu machen und glaubten dabei um so mehr gründlich zu Werke gehen zu dürfen, weil sich darin das der alten Poesie überhaupt zu einem großen Theil der jungen abspiegelt. Wir glauben demselben von einer andern Seite gleichfalls nahe kommen zu können, wenn wir noch einen Blick auf die Composition des unserer Beurtheilung vorliegenden Buches werfen. „Natur und Frieden“ ist eine Sammlung von poetischen Stücken, Mährchen, dorfgeschichtartigen Skizzen u. s. w., wie sie gegenwärtig häufig vorkommen. Vor den gewöhnlichen derartigen Erscheinungen aber, die meistens nur zu einem leichtsinnigen und willkürlichen Conglomerat zusammengewürfelt sind, zeichnet es sich dadurch aus, daß durch sämmtliche Stücke ein leicht zu verfolgender rother Faden hindurchgeht, daß sie von einem Princip, einer gemeinsamen Anschauung getragen werden. Der Gedanke, der sich in dem Mährchen eben so wie in dem Uebrigen deutlich genug ausspricht, ist der acht poetische und romantische: der fröhliche Kinderglaube muß siegen über den kalten Verstand; heraus aus den Fesseln der Etikette in die freie Natur! Da allein ist Genesung und Friede zu finden. Dieser Gedanke wird auch im Einzelnen immer in poetischer Weise versinnlicht; nur daß der alte Martin allzusehr philosophirt und man mehr den Doktor der Naturwissenschaften als den alten Steigfuß aus ihm herausbört. Naturmenschen sprechen nie von der Natur; es ist mit dieser wie mit der Unschuld: man fängt darüber zu reflectiren an, erst nachdem man sie verloren hat. Wenn wir aber im Einzelnen nichts Wesentliches auszusetzen haben, wenn die verschiedenen Stücke, jedes für sich genommen, einen angenehmen Eindruck auf uns machen, so können wir gegen das Ganze die Einwendung nicht zurückhalten, daß es zu leicht gearbeitet ist, daß der Verfasser, wie er mit seiner Weltanschauung zu einem verfrühten friedlichen Abschluß gerilt ist, so auch die Mühe sich verdrießen ließ, dieselbe in einer mehr einheitlichen und bedeutenden Form niederzulegen. Er hat sich von der bequemen Manier des Tages zu sehr fortreißen lassen, während er wohl der Mann gewesen wäre, tiefer zu bohren.

Wäre der Verfasser ein anderer, so würde es uns allerdings schwerlich einfallen, seine poetisch-romantischen Erstlinge mit den „Reiseschatten“ zusammenzubringen; da er aber seines Vaters Sohn ist, so wird man diese Vergleichung für weniger fern liegend ansehen. Zu jener Phantasus-Zeit verschmähten es die jungen Romantiker auch meistens, die widerstrebenden Elemente ihres erregten Gefühls zu bändigen und sie zur Einheit und Rundung der classischen Form zu gestalten. Es war dieß auch für sie ungleich schwerer als für die moderne Romantik, deren Pantheismus ein viel dünneres und leichter zu bewältigendes Princip ist. Bei aller Freiheit der Form aber sind die „Reiseschatten“ ein weit mehr einheitliches Werk; die verschiedenen Elemente sind mit einem ungleich größeren Aufwand von poetischer Kraft ineinander verarbeitet; namentlich ist das Sentimentale so trefflich temperirt durch die Phantastik des Humors. Hier möchten wir dem Sohn, der sich der Sentimentalität gar zu weit hingibt, insbesondere rathen, in die Fußstapfen des Vaters zu treten, von dem er das humoristische Element hauptsächlich geerbt zu haben scheint. Der Ritt auf dem Rinnstorch erinnerte uns an die herrliche Episode der Reiseschatten von dem fliegelustigen Todtengräber:

Digitized by Google

Siehst du den Reiher dort oben, Weib?
Blau wie der Himmel seine Flügel,
Licht und Luft ist der stolze Leib,
Ihm däucht die Erde ein Hügel.
Sieh' an! So bodenlos und ohne Zügel!

Möge der junge Dichter sein Federspiel in die Luft werfen, daß es dem väterlichen Reiher nach in die Höhe steige, „so bodenlos und ohne Zügel.“ Die Kraft der Schwingen wird ihm nicht fehlen. Per aspera ad astra.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Thüringen, Ende August.

Naturerscheinungen.

Auf den afrikanischen Sommer folgte am 9. August für den nördlichen Theil des Thüringer Waldes ein Unwetter, das, wie alte Frauen sagen, an den jüngsten Tag erinnerte, während alte Wetterkundige versicherten, seit Menschengedenken habe man in Thüringen nichts ähnliches erlebt. Letzteres ist eine Redensart, die man bei nicht gewöhnlichen Naturereignissen so gern braucht, weil man nicht in jedem Augenblick den rechten Maßstab und die Vergleichung mit denen früherer Jahre zur Hand hat; dieß mal aber liegen die corpora delicti noch vor Augen, und werden es noch lange Jahre. Nicht weil man noch mehrere Tage nachher in Gräben und Schluchten die Schlossen in der Größe von Hühnereiern, und zu Massen zusammengebacken fand, sondern weil die hergeschwemmten Steine, die Risse im Erdreich und die weit fortgespülte fruchtbare Scholle in vielen Jahren nicht zu verwinden seyn werden.

Zwischen der Ohre und der Gera (jene von Oberhof bis Gotha, diese vom Fuße des Schneekopfes bis Erfurt die nördliche Abdachung des Thüringer Gebirgs scharf durchschneidend), liegt ein geräumiges Hochplateau, welches die Touristen wenig besuchen und kennen. Die uralten steinernen Crucifixe, deren plumpe Form und große Zahl, und manche Namen aus der Vorzeit (manche mit Klängen, denen alle Sprachwurzeln fehlen, wie der Berg Evanotte, auf dessen Spitze eines jener ältesten Crucifixe nach den vier Winden blickt), deuten auf den Schauplatz der ersten Kämpfe zwischen Heidenthum und Christenthum. Unzweifelhaft war das ganze Plateau ein langer dichter Wald, der erst seit ein paar Jahrhunderten gelichtet worden. Man hat ihn aber so radikal gerodet, daß mit einem mal zu viel Licht und Wind über diese Hochebene strahlten. Die Quellen versiegten, die Brunnen sind sparsam, und der einzige größere Busch, der Lammbuch, gibt kaum das Brennholz für die Dorfschaften. Freilich hat das Resthuum der verlichteten Wälder und die Auflösung der zerriebenen Kalksteine und Thongeschiebe das Erdreich fruchtbar gemacht und die unten liegenden Steine, welche den Regen sammeln und festhalten, bewahren den Aeckern einige Feuchtigkeit, während sonst Sonnenbrand und Winde es fast in jedem Jahre austrocknen und die Ernte verderben würden; aber es kann ein Naturereigniß eintreten, welches die Cultur von Jahrhunderten in wenigen Minuten zerstört, wie es am 9. August dieses Jahres geschehen ist.

Am Inselberg sammelte sich, nach der beispiellosen Dürre, eine Gewitterwolke, die endlich an der Wetterscheide, der isolirten Wachsenburg, sich brechend, in zwei getrennten Massen, die eine nach Nordost, die andere nach Südwest fortrollte. Letztere breitete sich in den Nachmittagsstunden jenes Augusttages bis an die Gera aus. Die hohen Ufer dieses Flüßchens erheben sich in ziemlich steilen Felsbergen von 4 bis 500 Fuß über dem Wasserspiegel (1800 Fuß über dem Meere) auf die gedachte Hochebene, die von manchen Rissen durchschnitten, eine neue Wetterscheide bildet. Bricht sich die westliche Wolkenmasse auch an dieser Bergkante, so ist für das fruchtbare Gerathal keine Gefahr, die Wetter ziehen weiter südöstlich nach dem Göckelhahn, oder nordöstlich nach Erfurt und Weimar; aber wenn diese Bergkante eine Schanze oder ein Bollwerk gegen Unwetter ist, so ist sie auch eben so oft das Hinderniß, daß das Gerathal und die reichen Gärten und Aecker der alten Stadt Arnstadt nicht so reiche, fruchtbringende Regen erhalten, als ihr schwerer Boden bedarf. Schwankt aber die Wolkenmasse über jene Bergkante hinab, so werden sehr oft die Schleusen des Himmels im Thale geöffnet. Die Wetterkundigen betrachten daher mit besonderer Aufmerksamkeit, mit Besorgniß oder Hoffnung, wie die westlichen Strömungen sich auf der Altenburg (so heißt die Bergkante) stellen oder theilen werden. Zwei Monate lang theilten sich die dunkelsten und drohendsten Wolken schon im Augenblick des Ankommens nach rechts und links, der blaue Himmel auf jener Spitze verkündet immer wieder, daß die Trockenheit und Dürre noch länger dauern werde. Aber an diesem 9. August, Nachmittags gegen 4 Uhr verfing und verstrickte sich die erste schwarze Wolke an der

Digitized by Google

Altenburg, im selben Augenblick fielen die ersten Regentropfen, im nächsten goß es, im dritten waren Berg und Thal, Häuser und Bäume verschwunden, es war buchstäblich finstere Nacht, der Wolkenbruch mit Schlossen vermischt wüthete dreißig Minuten lang, und die wenigsten wußten wohl jetzt, was um sie her geschah, denn jeder dachte nur an sich und das Nächste, froh daß er selbst, und was um ihn, nicht mit unterging. Schon nach einer halben Stunde glänzte wieder der helle Himmel und die Sonne beleuchtete die Verwüstung. In den Gärten, um die prachtvollen alten Linden der Stadt standen tiefe Teiche, die abschüssigen Straßen waren noch reißende Waldbäche, die Gera, so eben noch ein stagnirender Wasserfaden, war ein rauschender gelbbrauner Schlamm, der über die Ufer schoß, zwei Brücken fortgerissen hatte und himmelhoch sprützend über die Wehre tobte. Daß sie Bäume und Aeste mit sich fortriß, konnte nicht wundern, da der gepeitschte Sturmregen die gesundesten Bäume in den sonst geschützten Gärten gespalten und zerrissen hatte. Der Hagel hatte in der Stadt natürlich fast in jedem Haus Fensterscheiben eingeschlagen, aber die Verwüstung in den Mistbeeten und Glashäusern der berühmten Kunstgärtner war unberechenbar. Und doch konnte man noch Gott danken, denn wenn der Platzregen und Wolkenbruch mehrere Stunden fortgetobt hätte, wie in einem benachbarten Dorfe, Dosdorf, würde die berühmte Gartencultur in Arnstadt, die mit ihren Sämereien bis Asien und Amerika handelt, wohl gänzlich vernichtet worden seyn. Regen und Schlossen fluteten von der ganzen Bergkante wie fortgesetzte Wasserfälle 500 Fuß hoch herab, und überschwemmten und zerrissen die Landstraße, welche am Fuße nach Ilmenau führt, die Bewohner einer von Felstheinen festgemauerten Wassermühle, eines colossalen Gebäudes, wußten nicht, ob sie in die höheren Geschosse oder gerade, muthig durch die Fluthen selbst, in die Berge hinaufsteigen sollten, weil das Wasser schon am Fundament zu spülen schien. Mannshoch war jene Chaussée an mehreren Stellen von großen Felsteinen überschüttet, so daß die Dorfschaften mehrere Tage requirirt werden mußten, um nur den Postwagen Raum zu machen. Ein besonders schrecklich großartiges Schauspiel aber war das Herabschießen der Wasserfluth durch die tiefen Rinnen der Bergwand, Kataraften, Lavaströmen ähnlich, Steine mit sich rollend, eine schleimige Masse, in eine Staubwolke gehüllt, mit kochendem Schaum bedeckt.

Was Sturm und Regen oben hervorgebracht, sehen wir noch täglich, was Schäfer darüber berichten, klingt fabelhaft. Ich war selbst kürzlich auf der unwirthlichen Höhe, als ein alter Schäfer mich auf eine unscheinbare Wolke aufmerksam machte; sie kauerte und krümmte sich über vorragendem Geklipp wie ein lauernder Feind, im nächsten Augenblick schoß sie wie aus der Erde, und eine ganze Armee deployirte sich nach allen Richtungen. Ich war natürlich in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßt, und froh, daß der Platzregen, der mich hinunter trieb, mir nicht noch eine Ladung Steine nachjagte. So ists immer; die Wolken, wenn sie einmal dieses Plateau erreicht, lagern sich darauf wie auf einem weiten bequemen Bette; nirgends findet man sich in einem Mittelgebirge so nahe, gewissermaßen zwischen und unter den Wolken, und ein ästhetischer Freund, der damals mich begleitete, rief wie entzückt aus: „Wie Macbeths Hexen!“ — Das ist Hexenspuk, der alljährlich vorkommt; die Schäfer und Bauern, darauf gefaßt, haben sich aus lockeren Feldsteinen kleine Höhlen oder wenigstens Wände aufgethürmt, um gegen die heftigsten Stürme sich zu schützen. Die Wüstenei der Höhe zu verschönern sind sie gerade nicht geeignet, auch helfen sie nicht auf die Dauer, am wenigsten bei einem Unwetter, wie am 9. August. Eine alte Frau, die, den Korb auf dem Rücken, nach einem der Dörfer oben den Weg zurückzulegen hatte, wurde vom heftigsten Unwetter erfaßt. Um sich zu retten, gibt sie den Inhalt des Korbes den Steinen preis, wirft ihn auf die Erde und kriecht, so weit es möglich, mit dem Obertheil des Körpers in den Korb. Das schützt sie allerdings, aber bald schießt etwas über ihren Leib, und ein zottiges Ungethüm drängt sich neben der in Todesangst liegenden Frau in denselben Behälter. Es war nur ein Schäferhund, der in richtigem Instinkt Hirten und Heerde verlassen hatte. Pferde, gepeitscht von Angst oder Schmerz, rissen mit dem vollen Erntewagen aus, und würden sich wahnsinnig in eine der Schluchten gestürzt haben, wenn der Wagen nicht umgefallen wäre. Ein Schäfer sah schon mit Schreck, wie seine Schafe sich in eine Schlucht drängten, wo sie in der nachströmenden Fluth ertrunken wären, wenn nicht der Schäferhund mit mehr Pflichtgefühl und Takt, als jener, im rechten Augenblick durchs Wasser stürzend, die Thiere wieder in die Höhe getrieben hätte. Ein anderer Schäfer sah, als der zerschmetternde Hagel herabprasselte, seine Heerde auf einen Punkt zusammenschießen. Wenn man so sagen darf, ein rundes Carré bildend, die Köpfe dicht an einander und zur Erde gedrängt, hielten sie mit ihrer Gebiß und ihren dicken Pelzen das Unwetter rodentstill aus. Solcher Naturbilder und seltsamen Rettungen erzählt man noch viele. Wie viele Elemente zu Spuck, zu Kobolds-Neckereien und Geisterserscheinungen in Zeitaltern, wo Glauben mehr als Mode war!

Wie die Dörfer und Aecker des Hochplateaus, von dem ich sprach, vom Sturm, Hagel und Wasser heimgesucht worden und wie Wind und Regen die fruchtbaren Felder wegspülte und wegfegte, daß auf weiten Strecken aller Humus verschwunden ist, darüber fehlen noch die abschätzenden Berichte. Mitten im Unwetter sahen die Schäfer ein gelbes Licht, es war die Wasserhose, welche hinunter wirbelnd das oben erwähnte Dorf Dosdorf verwüstete.

Digitized by Google

Aus dem bayerischen Voigtland, August.

Oesterreichische Kriegsgefangene. — Rückblick auf den Durchzug des k. k. ersten Armeecorps.

Der merkwürdigen Umgestaltung der Verkehrsrichtungen durch die Eisenbahnen, der oft fabelhaften Abkürzung von Zeit und Raum haben wir hier inmitten Deutschlands es zu verdanken, daß uns ein großer Theil lebendiger Illustrationen zu der Geschichte des letzten italienischen Kriegs vorgeführt wurde, von den Massen des siegesmuthig nach dem Süden ziehenden Clam'schen Corps bis zu den nach Frankreich zurückkehrenden einzelnen Turcos, Zuaven, Chasseurs d'Afrique, Linienſoldaten und Fremdenlegionären, und endlich bis zu den armen, verſtimmten und verſtümmelten öſterreichiſchen Gefangenen, die dieſer Tage den Abſchluß der vielen bunten Durchzüge billeten.

Wir wurden durch letztere unwillkürlich an jene friſchbewegten Mai- und Junitage zurückerinnert, als das ebenerwähnte erſte böhmiſche Armeecorps ſeinen Weg durch Sachſen und Bayern nach Italien nahm. Ueberall welch kriegsfreudige Stimmung, unter den luſtig ſingenden, jugendkräftigen Soldaten, wie unter den zahlreichen Schauluſtigen jedes Standes und Geſchlechts, die ſtets die Bahnhöfe anfüllten. Wie flatterten die Tücher die Wagenreihe entlang, wie ſtreckte ſich ſo manche Hand zum biedern Gruße aus dem Fenſter, die nun längſt erkaltet, wie rief ſo mancher Mund ſein Evviva! oder Eljen, der längſt für immer verſtummt iſt, wenn einer dieſer Rieſenzüge, den beflaggten Ajax, Theſeus oder einen andern gewaltigen Führer zur Heldenfahrt an der Spitze, herandampfte! Wie erſchallten ſo ernſt die ſchwermüthigen Abſchieds- und Kriegsgeſänge der Czechen und Ungarn, wie ſo anmuthig klangvoll die Lieder vom ſchönen Strande der Adria! Und darunter ertönte irgend ein deutſcher Refrain aus den Freiheitskriegen: „Franzoſen, die müſſen retiriren — —“ oder auch:

„So lang Franz Joſeph unſer Kaiſer iſt,
So lang verlaſſen wir unſer Oeſterreich nicht.“

Wie funkelten die blanken Geſchütze von den Wagen, den verderbenſprühenden Mund, der ſich bald zum tödtlichen Gruße öffnen ſollte, hier noch friedlich mit einem Maiblumenſtrauße geſchloſſen!

Es iſt eine Eigenthümlichkeit unſerer eiſernen, und doch ſo klugen Zeit, daß heutigen Tags ſelbſt mächtige Kriegsheere auf den eiſernen Schienen den blutigen Feldern zurollen, wo die eiſernen Würfel fallen, über Waſſer und Schluchten hinweg, wie mitten durch die Bergestiefe. Die öſterreichiſchen Durchzüge, über welche ſeiner Zeit ſo viel geſchrieben worden, hatten dabei ſo manches Charakteriſtiſche, ſo manche poetiſche Momente. War doch faſt mit jedem Tage ein anderes Volk, eine andere Zunge des großen Kaiſerreichs vertreten. Die Truppen machten durch ihr körperliches Ausſehen, wie durch die vortreffliche Ausrüſtung allenthalben den günſtigſten Eindruck. Man erkannte in jedem Einzelnen den fertigen, feldgeübten Soldaten. Namentlich gefielen die kräftigen, ſchlanken ungariſchen Grenadiere in ihrem theilweiſe nationalen Coſtüm. Sieh', da gleitet, einer langgedehnten Schlange gleich, der Zug durch eines unſerer laubumhüllten Dörfchen und plötzlich fliegen buſende Sträuße, aus Marum verum und rothen Nelken gewunden, mitten unter die Ungarſöhne hinein, die Wagenfenſter füllen ſich mit bärtigen Geſichtern, die den ſchmucken Spenderinnen mit den buntflatternden Kopftüchern in der fremden Sprache zurufen und zulächeln, aus der offenen Thüre eines dichtbeſetzten ehemaligen Gepäckwagens ſchallt Geigenklang, ein freundlich grinſendes Zigeunerkind nickt auf die deutſchen Mädchen herauf. Da verklingt ſchon die Weiſe der fernen Puſzta im Abendroth und, einem Traumbild gleich, verſchwindet der Zug hinter dem Hügel. Nun kommen die ſtattlichen Kaiſer- und Erzherzog Johann-Dragoner, lauter Polen, mit großen blonden Schnurrbärten, durchaus hohe, ritterliche Geſtalten. Sie freuen ſich, „auf die Franzoſen zu attaquiren.“ Freilich fällt es dort dem Voigtländer Bauernſohne, der am Wagenfenſter mit dem Gallier fraterniſirt, ſchwer, ſich verſtändlich zu machen, wie er ihm erzählen will, daß auch er zu ſeinem Heere einberufen ſey, allein es geht vielleicht doch, denn ſie ſchütteln ſich kräftig die Hände, und eine Maß guten Bieres beſiegelt den neuen Freundſchaftsbund. — „Prächtige Kerls“ in der That ſind auch die dunkelblauen, gelbverſchnürten Huſaren, von denen gleichfalls zwei Regimenter durchpaſſiren; Mann und Roß, beide finden ungetheilten Beifall. Hier geht der mündliche Verkehr ſchon leichter. Wie artig befeſtigen die ſtolzen Reiter die zugeworfenen Sträußchen auf dem Czako, wie necken ſie ſo gern die Mädchen, das ſchwarze Bärtchen drehend und mit den großräderigen Sporen klirrend. Während jener, bereits ſeit achtzehn Jahren im Reiterdienſt, in gutem Deutſch vom ungariſchen Unabhängigkeitskriege erzählt, den er als Czikos „unter Koſſuth“ mitgemacht, und dabei den Finger eines Zuhörers in die Narbe einer tiefen Schädelwunde legen läßt, die ihm vor Komorn ein Kaiſerhuſare geſchlagen, ſchaut ſein Nachbar — ein edelſchönes Magyarenantlitz mit großen dunkeln Augen — auf des Erzählers Schulter geſtützt und ein „feuriges Liedel“ pfeifend, träumeriſch über den Neugierigen hinweg in die weite Ferne. — Und dort aus dem Coupé blitzen die Gluthaugen einer braunen Tochter

Digitized by Google

lingarns hervor, welche, den grünen, schwarzgegitterten Shawl orientalisch über den Kopf gebreitet, graziös die Cigarre anſteckt, die ihr ein galanter alter Herr anbietet. Da ertönt der Pfiff der Maſchinen, die Pferde ſcheuen und trampeln, die Trompeten ſchmettern, und einer tollen Huſarenattaque gleich ſtürmt der Zug unter dem verhallenden Eiſen der braven Reiter donnernd und brauſend davon.

Der letzte Tag dieſer Durchzüge (8. Juni) füllte die Straßen der Stadt Münchberg noch mit lautem kriegeriſchen Treiben. Am Mittag traf ein Bataillon des Regiments Benedek (Czechen, Polen und Deutſche) in voller Feldausrüſtung, die Czakos mit grünen Reiſern geſchmückt, von Böhmen aus zu Fuß daſelbſt ein, um Abends mit der Eiſenbahn den übrigen Kameraden nachbefördert zu werden. Ermüdet von dem anſtrengenden Marſche ſuchten die Soldaten ſchweigend ihre Quartiere auf; hier aber wartete ihrer die beſte Aufnahme und Pflege, denn die Bürger ließen es ſich eifrig angelegen ſeyn, ihre Gäſte, von denen viele dem Tode oder wenigſtens einer traurigen Zukunft entgegen gingen, mit Speiſe und Trank auf das Reichlichſte zu erquicken, und als nun ſpäter die Hörner und Trommeln auf den Sammelplatz riefen, herrſchte bald allenthalben das fröhlichſte Leben. Den Signaliſten ſchien es nicht zu kümmern, daß ihm das Käppi etwas ſchief auf dem Ohre ſaß, als er mit vollen Backen ſein Inſtrument bearbeitete, um das ſummende Stimmengewirre rings um ihn zu übertönen; und ein Flügelmann, der ſein grünes Feldzeichen mit einer mächtigen blutrothen Bethanienroſe vertauſcht hatte, machte gewaltig Staat mit ſeiner neuen Heimzierde. Die Offiziere ſelbſt ergötzten ſich an dem entfeſſelten Humor ihrer Leute; machte ſich die Strenge des Dienſtes ja ohnehin bald genug wieder geltend. Unter einem anhaltenden, weithin durch die Gaſſen donnernden Hochrufe aus 1400 Soldatenkehlen wand ſich endlich die Bayonnettenſchlange den Berg hinab auf den Bahnhof hinüber. Hier gab es noch herzliche Abſchiedsſcenen; die Leute trennten ſich von ihren neugewonnenen Bekannten wie langjährige Freunde. Manche Thräne rollte namentlich über die Wangen der vielen Reſervemänner herab, denen hier wieder das Scheiden von Weib und Kind in's Gedächtniß kommen mochte. Eben als die einzelnen Compagnien mit dem Einſteigen in den bereitſtehenden Zug beſchäftigt waren, kam auf dem andern Geleiſe von Hof her ein Bataillon Ungarn (Erzherzog Rudolph) in den Bahnhof hereingefahren. Das war denn eine Freude über das unvermuthete Zuſammentreffen, ein Fragen und Zurufen, ſo lange jener Zug anhielt! Endlich konnte auch das Bataillon Benedek abfahren. Noch einmal ging ein Abſchiedsruf durch den rieſigen Zug, zwiſchen dem Birkengrün, womit man die Wagen geziert hatte, grüßten die wehenden Tücher der Soldaten gleich Fahnen heraus, und fort ging es, wie es das unerbittliche Schickſal wollte.

Ich bin überzeugt, daß dieſer Kriegszug des Clamſchen Corps von den Anwohnern der Bahnlinie, wie von den Truppen ſelbſt nicht leicht vergeſſen werden wird, vom Offizier, der vielleicht noch ein Bouket, das ihm von ſchönen Händen als Zeichen der Theilnahme zugeworfen wurde, zum Andenken aufbewahrt, bis zum armen Walachen herab, den in der Mittagshitze das friſche Waſſer labte, das ihm von einem mitleidigen alten Weibe zugetragen wurde, um „nach Kräften“ auch das Ihrige zu thun. Es war, wenigſtens in unſerm Oberlande, neben dem Unwillen über den ungerechter Weiſe heraufbeſchworenen Krieg namentlich auch das Mitleid mit den Opfern eines ſo muthwilligen Krieges, was dieſe allgemeine Sympathie hervorrief, keineswegs aber ein Ausfluß großdeutſcher oder gar ultramontaner Geſinnungen, wie man von mancher Seite es hinzuſtellen beliebte. Daß dieſe Auffaſſung eine durchaus irrige iſt, geht wohl am Beſten ſofort daraus hervor, daß die gefangenen Franzoſen auf ihrer Reiſe durch Deutſchland an vielen Orten, und ſo namentlich auch in unſerer Nachbarſtadt Hof, in derſelben humanen Geſinnung gaſtlich bewirthet und erquickt wurden, wie einige Wochen vorher ihre Feinde, die Oeſterreicher.

Leipzig, Auguſt.

(Schluß.)

H. Herſch's Luſtſpiel. — Montroſe. — Landleben. — Schillerjubiläum. — Literariſches.

Hermann Herſch's Luſtſpiel hat bekanntlich in der vergangenen Saiſon, wie man zu ſagen pflegt, überall den Vogel abgeſchoſſen. Es erlebte in Wien wie in Berlin die meiſten Aufführungen, und auch bei uns iſt es wohl ſchon ein Dutzend mal gegeben worden. In der That iſt es ein gutes Stück und wenn gleich nicht frei von Mängeln, doch ſo reich an Vorzügen, dramatiſchem Leben und friſcher Naturlichkeit, daß man den Beifall des Publikums ſich wohl erklären kann. Nur ſollte letzteres über das ganz angenehme und gefällige Werk nicht noch bedeutendere Bühnenerſcheinungen vernachläſſigen. Darüber hätte ſich z. B. Laube's neue Tragödie „Montroſe“ zu beklagen, die es nur erſt nach wochenlanger Pauſe mit Mühe zu einer Wiederholung gebracht hat und die doch an Werth deſſelben Dichters „Eſſex,“ der ſeiner Zeit ſo viel Beachtung fand, durchaus gleich ſteht. Zwar iſt in der Charakterzeichnung der

Digitized by Google

Laube'ſchen Helden im Ganzen wenig Mannigfaltigkeit und Struenſee hatte viel Aehnlichkeit mit Monaldeschi, Eſſer mit Struenſee, ſo wie nun Montroſe mit Eſſer. In der That iſt aber die Phyſiognomie dieſer Geſtalten intereſſant genug, um ſie immer wieder vor uns erſcheinen zu ſehen, und dann beſitzen auch die Dramen Laube's im Allgemeinen ſo viel lobenswerthe, effektvolle und originelle Seiten, daß ſie zu unſeren ſpeciellen Lieblingen aus neuerer Zeit gehören. Der Styl ſeiner letzten Tragödie iſt wieder der ſchon von früher bekannte würdige, gemeſſene und doch zugleich von ſchöner Leidenſchaft und warmem, jugendlichem Leben durchglüht.

Es war gut, daß das Theater in den vergangenen Monaten eine größere Thätigkeit entfaltete, ſonſt wäre unſer öffentliches Leben noch viel einförmiger geweſen. Leipzig gehört zu den Städten, wo es nur im Winter eine eigentliche Geſelligkeit und Mannigfaltigkeit künſtleriſcher Genüſſe gibt; im Sommer ſcheint es guter Ton, das heiße Pflaſter der innern Straßen möglichſt zu meiden und ſich auf irgend einen Landſitz zurückzuziehen, deſſen Stille man erſt, wenn die Tage wieder kühl werden, zu verlaſſen pflegt. Und wirklich ſind Leipzigs Umgebungen, ſonſt wenig berühmt, ja ihres kargen, ſteilen Ausſehens wegen ſogar öslich verſchrieen, wenigſtens nicht arm an anmuthig gelegenen, ſchattigen Dörfern, die den ſtädtiſchen Bewohnern in der heißen Jahreszeit eine ſehr erquickliche Sommerfriſche darbieten. Der Fremde weiß das freilich nicht, und wenn er auf dem Dampfwagen durch die vor den Thoren ſich meilenweit ausbreitenden, in der Sonnengluth gelb und kahl gewordenen Feldern dahinſauſt, muß er allerdings einen recht ſchlechten Begriff von unſerer Umgegend bekommen. Die Schönheiten der Natur um Leipzig ſind eben verſteckter und wollen geſucht ſeyn, doch wer ſie ſucht, der findet ſicherlich weiche, Kouwenig mit ſeinen ſchönen Villen, ſeinen hügeligen Anlagen und der romantiſchen Nähe eines prächtigen Tannenwaldes, Eutritzſch mit ſeinen ſaftig grünen Wieſen und Obſtgärten, Lindenau mit ſeinen Linden, Plagwitz mit dem maleriſchen Blick auf den Eiſterfluß, Schleußig mit ſeinem faſt pittoresken dunklen Gehölze, vor allen aber Gohlis, das claſſiſche, dichteriſch geweihte Gohlis mit ſeinen freundlichen weißen Häuſern, deren Schmuck und Zier die köſtliche Ausſicht in's Roſenthal iſt — das ſind ſämmtlich verſchwiegene Winkelchen, wo es ſich für den, der ſich dem ſtillen Reize der Natur voll hingibt, ſehr wohl leben läßt. Auch ich habe mich aus der langweiligen Stadt nach dem lieben Gohlis geflüchtet und lade alle Leſer ein, die Wahrheit meiner Behauptungen zu erproben, d. h. gleichfalls einmal in dieſem hübſchen Dörfchen ihre „Sommerfriſche“ abzuhalten; es wird ſie nicht gereuen. — Fremde gab es in früheren Jahren bei uns zwar immer in großer Zahl, wenn ſie gleich nicht lange verweilten und meiſt nur auf der Durchreiſe nach irgend einem faſhionablen Bade hier einen Tag der Ruhe verlebten. Doch dieſe für den aufmerkſamen Beobachter oft ſehr intereſſanten Geſtalten — ein richtiger Leipziger hat es nämlich ganz gewiß ſo weit gebracht, aus den 40,000 Einwohnern der Stadt ſogleich die einzelnen fremden Elemente herauszufinden — fehlen in dieſem Sommer faſt gänzlich, weil ja ſelbſt paſſionirten Reiſenden ſeit Eintritt der Kriegscalamität die Luſt zu weiteren Ausflügen vergangen iſt. Die Wirthe unſerer großen Hotels und Comtoirereien, ſo wie die Inhaber von Luxus- und Modegeſchäften machen deßhalb, wie man ſich denken kann, ſehr ernſte, verdrießliche Geſichter, die der Friede von Villafranca noch nicht hat erheitern können. Woran aber nun doch unſere meiſt mercantile Bevölkerung wie an dem letzten Rettungsanker feſthält, das iſt der Glaube an eine gute Michaelismeſſe, von der man ſich um ſo mehr verſpricht, als die verfloſſene Oſtermeſſe alle, ſelbſt die beſcheidenſten Erwartungen ſo ſchmählich getäuſcht hat.

Zu den Hoffnungen, die durch die, wie man ſich gern einreden möchte, veränderten Zeitumſtände auf's neue hervorgerufen worden ſind, gehört auch dieß, daß das Schillerjubiläum im November bei uns, d. h. alſo in einer Stadt, die für den großen Dichter eine Station auf ſeiner Lebenswanderung bildete, in würdiger und glänzender Weiſe begangen werden möge. Unſer Buchhandel wird es ſich beſonders angelegen ſeyn laſſen, das Feſt durch literariſche Gaben feierlich zu begehen, und eine derſelben, Johannes Scherrs Prachtwerk über „Schiller und ſeine Zeit,“ iſt bei Otto Wiegand bereits erſchienen. Das durch Subſcriptionen weit verbreitete Buch findet theilnehmende Leſer und anerkennende Beurtheiler. In der That zeichnet es ſich auch eben ſo wohl durch geſchickte Bewältigung des reichen Stoffe, wie durch Begeiſterung für den Gegenſtand und ſehr gute äußere Form aus. Viel Neues im Einzelnen fördert es nicht zu Tage, aber der Standpunkt des Verfaſſers im Allgemeinen iſt neu; es iſt nicht ſowohl der einfach biographiſche, auch nicht der äſthetiſch-kritiſche, ſondern der culturhiſtoriſche, von dem aus er nicht bloß die Perſon Schillers, ſondern die ganze Zeit, in der er lebte, in's Bereich ſeiner Betrachtung zieht. — Auf dem Gebiete der Lyrik ſammelte Heinrich Pröhle ſeine in vielen Zeitſchriften zerſtreuten Gedichte, von denen er wohl mit Recht behaupten konnte, daß nichts von dem Allen, was er bisher dem Publikum gebracht habe, ſo ſein eigen zu nennen ſey, wie dieſe kleinen, aus dem Innerſten geſchöpften Poeſien, welche uns ein ächtes Dichtergemüth in all ſeiner Wärme und Urſprünglichkeit erſchließen. — Ein gewiſſer Albert Czerwinski wird — denken Sie ſich — eine „Geſchichte der Tanzkunſt bei den civiliſirten Völkern“ erſcheinen laſſen und darin zum erſten mal den innern, weſentlichen Zuſammenhang des Tanzes mit dem Leben und der Culturſtufe einer Nation nachzuweiſen verſuchen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 40. 2. October 1859.

— Est hoc orbe potestas
Altera quam Caesar.
Lucan.

Du bist der Mann des Schicksals nicht.

Ein Meisterzug ist dir gelungen,
Du trafest Deutschland an das Herz,
Tiefschneidender als hätt' durchdrungen
Der Stoß es deines Siegerschwerts:
Der Schleier ward vom Fluch gerissen,
Daß dort kein Mann des Schicksals ist,
Und das nur übrigt uns zu wissen,
Daß du es, Cäsar, selbst nicht bist.

„Krieg! daß Italien sich gehöre,
Bis an der Adria Gestad!"
So riefst du, sonnend Frankreichs Ehre
In der noch unvollzognen That;
Und Sieg um Sieg hast du erfochten
Hart an des eignen Falles Rand,
Des Gegners Unglückssterne flochten
Wie Sonnen dir das Lorbeerband.

Was trafst du aus den Zauberkreisen?
Was ließst dein Werk du halb vollbracht?
Warst du vom Ziel, das du verheißen,
Bedrohter als vom Sturm der Schlacht?
Schrackst, als Lombardiens Bande brachen,
Du vor der eignen Retterhand?
Sahst in der Heimath du erwachen
Den Dämon, den du dort gebannt?

Dein Glanzbild darf sich denn zerblättern?
Etwas war stärker als dein Selbst?
Dieß Zugeständniß ruft den Göttern
Des Abgrunds, den du überwölbst.
Nicht wird man deinen Stillstand preisen
Als weiser Selbstbeherrschung Maß:
Du darfst nicht handeln wie die Weisen,
Du, der Gewalt zum Hort erlas!

Dein Haus konnt' nur der Glaube schirmen,
Daß unabänderlich dein Pfad,
Und gleich des Frühlings jachen Stürmen
Du mit dir reißt, was in ihn trat.
Jetzt bist du worden einer Jenen,
Auf deren Höh' du heimlich stiegst;
Jetzt wird sie nie die Wage söhnen,
In der du als ihr Bruder wiegst.

Digitized by Google

Dein Letztes thu: führ' deine Schaaren
Zum Rhein; versuche ob es glückt;
Vielleicht kein Schutzgeist wird uns wahren
Vor — Nein! noch sey dieß Wort erdrückt!

Doch was der Abgrund uns bereite,
Du bist's nicht, der die Frucht dann bricht;
Ein Stärkrer greift in deine Beute,
Du bist der Mann des Schicksals nicht!

Fr. Notter.

Die goldene Hochzeit.

(Schluß.)

So Hand in Hand flogen sie nunmehro dem Jubelpaare entgegen, das vom Hause her langsam auf die Laube zugeschritten kam. Der Choral war zu Ende; die Posaunen verstummten, die wohltönenden Männerstimmen der Liedertafel stimmten ohne Begleitung eine weltliche, aber nicht minder bewegliche Weise an. Und jetzt standen die Jungen den Alten gegenüber, beugten sich über ihre Hände, zogen sie an ihre Lippen, und die Alten drückten sie wechselseitig an ihre Herzen unter strömenden Thränen. Die Kluft von fünfzig Jahren schien ausgefüllt, ihre eigene Jugend wieder aufgewacht in dem lieblichen Paare.

Ich zog das Taschentuch, meine überlaufenden Augen zu trocknen, und wurde erst bei dieser Bewegung gewahr, daß das Domfräulein hinter mir gestanden und die rührende Scene so gut wie ich selber beobachtet hatte. Sie sah weiß aus wie eine Wand. Ich entfernte mich eilig, unter tiefer Verbeugung und mit der Frage im Herzen: „Ob der Bruder wohl auch und mit welchen Empfindungen auf das Bild im Magistergarten geschaut haben mag?"

Ich hatte in meinem Hause ein festliches Carmen, gebunden in Goldpapier, zur Feier dieses Tages bereit liegen. Die Ode, in welcher ich vor fünfzig Jahren die grüne Liebeshochzeit besungen, war mit wenigen Strichen schicklich für die goldene Jubelhochzeit umzuändern gewesen. Desselbigen gleichen harrten der Ueberreichung ein Paar Mundtassen von ähnlicher Façon wie die meines ersten Hochzeitsangebindes, nur daß an die Stelle der blühenden Rosen und Vergißmeinnicht ein goldenes Laubgewinde das Meißener Porzelan überrankte. Aber selber der Katzensprung nach der Küsterei währte zu lange für mein bewegtes Herz. Sonder Carmen noch Gabe stürzte ich hinüber in den Magistergarten. Die Musikanten hatten sich zurückgezogen, die Familie saß um den Frühstückstisch in der blühenden Laube; der Morgenthau glitzerte gleich Freudenthränen auf Blumen und Blatt, es duftete wie Weihrauch im ganzen Gehege. Meine Zähren rannen unaufhaltsam, meine Füße schwankten. Jetzt werden die gütigen Menschen meiner gewahr; die Alten erheben sich, schreiten mir entgegen; die Matrone faßt meine beiden Hände: „Alter, treuer Freund!" sagt sie gerührt. — Der Greis fällt an mein Herz: „Alter, braver Gutedel!" ruft er aus.

Wie soll ich es denn nur beschreiben, was noch in der Erinnerung meine Brust zum Zerspringen bewegt? Ja, wohl ist es groß, an seinem Oberherrn in stummer Ehrfurcht in die Höhe zu blicken; aber weinend seinen Vorgesetzten wie einen Bruder am Busen zu halten — diese, diese Wonne! Und ich, der ich fünfzig Jahre lang in erquickendster Abwechslung diese beiden Seligkeiten gekostet, wahrlich, wahrlich es hat nie einen Glücklicheren meines Amtes gegeben!

Und wie nun auch das jugendliche Enkelpaar mir entgegenflatterte, nicht nur geschwisterliche, — ich ahnete es ja längst! — nein, bräutliche Liebe in Wort und Blick, wie sie mich unter die Arme faßten, mich zum Kaffeetische zogen, mir einschenkten, mich bedienten, als wäre ich einer der Ihren, wie die holdselige Deborah mir die Wangen streichelte, und mir die braunen, knusperigen Randstückchen vom selbstgebackenen Rosinenkuchen zuschob, die ich so vorzugsweise liebe, wie sie dabei immer ihrem Renatus so seelenvergnügt in die blauen, treuen Augen blickte, dann wieder den Großeltern Hand und Lippen küßte und aus jedem an sich geringfügigen Worte deutlich herausklang: „Sind wir nicht die allerglücklichsten Kinder und hättet ihr Alten an eurem Ehrentage wohl größere Jubelfreude erleben können als durch uns?" — Da, da schwoll mir das Herz immer höher und weiter, und ich fühlte, daß ich meine leiblichen Kindlein, wenn Gott der Herr sie mir gnädig erhalten, nicht hätte zärtlicher darin bergen können als dieses gesegnete Liebespaar.

Digitized by Google

Nachdem wir uns hinlänglich an Speise und Trank gelabt, wurde die Stimmung gelassener, die Verlobung der Kinder, wie ihre Aussicht für die Zukunft weitläufig hin und wider besprochen. So erfuhr ich denn, daß der junge Hülfsprediger, Herr Renatus, im Laufe des gestrigen Tages von einem adeligen Kirchenpatrone, der sein Universitätsfreund gewesen, den Antrag einer Pfarrstelle in einer abgelegenen Provinz erhalten, und daß die Sicherheit eines heimathlichen Nestes, verbunden mit der Jubelstimmung der Vorfeier, dem Jüngling die Aussprache der langgehegten Herzenswünsche auf die Lippen gelegt. Die Stelle war bescheiden, indessen unter andern Umständen würde man sie als einen Segen für einen jungen Anfänger gepriesen haben. Aber hatte sein Großvater nicht den Plan, sich in Bälde in den Ruhestand zu begeben und die alte, heimliche Hoffnung, den Enkel in seinen Posten aufrücken zu sehen? Hieß es nicht den letzten wärmenden Sonnenstrahl aus dem Lebenstage des Greisenpaares verweisen, wenn sie die geliebten Kinder in weite Ferne, vielleicht auf Nimmerwiedersehen von sich scheiden ließen? Annehmen, oder ablehnen und in's Ungewisse hoffen? Die Frage war ein bitterer Tropfen im Freudenkelche!

Da dachte ich wehmüthig bei mir selber: „Daß ich nur auf eine einzige Stunde der Probst, Dr. Renatus Henrici wäre! Denn was kostete es mich dann mehr als ein Schreiben an meinen allergnädigsten Landesherrn, Hochwelcher sich mir, nämlich dem Probst, jederzeit huldreich, ja beinahe unterwürfig erzeigt wie ein Sohn und geistlicher Lehrling? Was, sage ich, kostete es mich mehr als eine Darstellung und Bitte zu Füßen des Thrones, und der Dienst am Dom hätte keinen andern Nachfolger als den würdigen Großsohn meines Freundes und Amtsbruders gehabt?"

Meine Gedanken hatten sich in der Stille mit denen des guten Magisters begegnet. „Ja, wenn Er zu einer Fürsprache zu bewegen wäre!" sagte er nach dem Nachbarhause deutend mit einem tiefen Seufzer. — Ich antwortete mit einem noch tieferen. Der Auftritt, dessen Zeuge ich in dieser Stunde gewesen, hatte mir jedwede Hoffnung benommen. Natürlich hütete ich mich, desselben gegen meine Freunde zu erwähnen.

„Wir haben kein Recht, lieber Christian, solch eine Bitte zu wagen," erwiederte die Matrone leise und mit traurigem Blick. — „Nein, wir haben kein Recht," wiederholte ihr Gatte und auch ich schüttelte den Kopf.

„Und warum hätten wir kein Recht, liebe Großeltern?" fiel der junge Herr Renatus mit Wärme ein. „Eine Bitte, eine Frage mindestens an den alten, strengen Mann zu wagen? Was könnte mich abhalten, noch in dieser Stunde vor ihn zu treten und zu sagen: „Sie waren der Freund meines Großvaters, der Bruder und Wohlthäter seiner Gattin —" -- „Um des Heilands willen nicht diese Erinnerung, Renatus!" riefen die beiden Alten wie aus Einem Munde. — „Nicht diese Erinnerung!" wiederholte auch ich.

Aber der feurige Jüngling ließ sich nicht irre machen. „Sie kennen mich," fuhr er lebhaft fort. „Sie haben meine selige Mutter und mich selber mit dem ersten gnadenreichen Sakramente in den Bund der Christenheit eingeführt, Ihnen zu Ehren trage ich den Namen Renatus; ich bin unter Ihren Augen aufgewachsen; Sie haben meinen Wandel beobachtet, meine Zeugnisse geprüft, Sie wissen, in welchem Sinne ich seit sechs Monaten meinem Großvater in seinem Dienste beigestanden, Gottes Wort von der Kanzel verkündet, die Pflichten christlicher Seelsorge in der Gemeinde geübt. Achten Sie mich für fähig und würdig an meines Großvaters Statt neben Ihnen dauernd das Amt an diesem hehren Gotteshause zu verwalten, mich an Ihrem Beispiele weiter zu bilden, mit meinen Kräften vor Gott und Menschen zu bestehen? Und wenn Sie mich dessen fähig und würdig achten, wollen Sie dieses Ihr Zeugniß und Anerkenntniß öffentlich nicht zurückhalten, daß ich auf dasselbe mein äußeres wie mein inneres Lebensloos zu gründen im Stande sey?"

Wir drei Alten saßen schweigend, mit niedergeschlagenen Blicken. Es ist so schwer, einem vertrauenden Menschen Muth und Glauben durch Zweifel abzukühlen. Nur die jugendliche Braut strahlte mit siegesfreudigem Auge und hochgerötheter Wange ihren Verlobten an, die Vergangenheit nicht ahnend, deren Mahnen unsere Gemüther bänglich bewegte.

„Und ich gehe mit dir, Renatus!" rief sie, ihm die Hand reichend. „Tritt du vor den alten Herrn, ich trete vor die alte Dame. „Fräulein Deborah," will ich sagen und recht demüthig ihre Hand küssen, „Sie haben mich niemals freundlich angeblickt, so oft Sie mir im Kirchstuhle gegenüber gesessen, haben mir niemals ein Wort gegönnt, kaum meinen Gruß erwidert, und doch sind Sie meine Pathin, doch trage ich Ihren Namen, der jeden Morgen und jeden Abend in unserem Gebete wiederklingt; und doch habe ich von Kind auf Sie lieben lernen wie meine Mutter im Himmel, und sehne mich nach Ihrem Segen zu dem Herzensbunde, den ich gestern mit meinem Renatus geschlossen. Denn ich liebe meinen Renatus, und weil ich so froh, so sehr froh und glücklich bin, scheinen mir alle Menschen näher, ja so nahe gerückt, daß ich sie an mein Herz drücken und sie eben so froh und glücklich machen möchte wie mich selbst. Aber meine Großmutter blickt traurig an dem Tage, mit welchem der liebe Gott so Wenige

Digitized by Google

begnadigt; ihr Auge sucht eines, das ihrer Jugend schwesterlich zugelächelt und jetzt ihr Begegnen vermeidet — warum? ich weiß es nicht; ihre Hand streckt sich nach einer, die sie mit Wohlthaten beladen und jetzt ihren Druck verweigert — warum? ich weiß es nicht. Fräulein Deborah, ziehen Sie den Stachel aus dem Herzen der alten Frau; blicken Sie freundlich zu ihr herüber; führen Sie heute die Aeltermutter zum Altare, wie Sie vor fünfzig Jahren die bräutliche Jungfrau geführt; kehren Sie ein in unser Haus, ein theurer, langersehnter, ein vielgesegneter Gast!"

„Geh', meine Tochter! Geht, meine Kinder!" rief die Matrone hastig und mit bebenden Lippen. „Geht gleich jetzt. Euer Herz ist warm und euer Vorhaben von Gott; er geleite euch!" — „Ja, geht, liebe Kinder," sagte gelassener der Greis, der nicht die Rührigkeit seiner Gattin in das Alter hinüber gerettet hatte. —„Ja, gehen Sie, Fräulein Deborah, Herr Renatus," sagte auch ich, „Gottes Wege sind wunderbar, auch die zu den Herzen der Menschen."

Frohen Muthes und Arm in Arm schwebte das Paar den Gartenweg entlang. Wir blickten ihnen nach, schweigend, mit gefalteten Händen. — „Und wir, Christian," sagte endlich die Matrone, „sollen wir sie allein gehen lassen? nicht ihnen folgen, heute, an diesem Tage, vielleicht in der letzten Stunde? danken, wenn ihnen gelang, was uns nimmer gelingen konnte? bitten, wenn sie vergeblich gebeten haben, noch einmal bitten um den Frieden dieses Erinnerungstages, um ein ruhiges Sterbebett?" — „Lenchen, liebes Lenchen," wendete der alte Mann bedenklich ein.

Aber sanft erröthend, gleich einer Braut, schlang sie ihre Arme um sein weißes Haupt, ihre Augen zitterten von Thränen, und sie gingen. Ich hinter ihnen drein Schritt für Schritt. In wenigen Minuten standen wir auf der Schwelle des Nachbarhauses.

„Zum ersten mal nach fünfzig Jahren!" flüsterte die Matrone, bleich wie ein Schatten. Auf der Treppe hörten wir die bewegte Stimme des Enkels aus dem Studirzimmer dringen. Die Magisterin hielt plötzlich inne. — „Acht vor dem Kinde," sagte sie nach kurzem Besinnen mit niedergeschlagenen Augen, „gehe du hinauf, Christian, zu Ihm; ich warte im Garten, bis Deborah von Ihr entlassen ist. Sie, lieber Freund, geben mir einen Wink zu rechter Zeit."

So stieg sie denn leise die Treppe wieder hinunter und in den Garten, ich sah vom Fenster sie in der großen nächtigen Laube des Hintergrundes verschwinden. Ihr Eheherr und ich warteten im Vorgemach, bis der junge Herr Renatus seine Ansprache geendet. Um mir Muth einzuflößen, schlug ich die große Postille auf, die auf dem Tische vor dem Küsterstuhle ihren Platz und mir manche lange Stunde des Harrens erbaulich im Leben verkürzt hat. Ich las das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes, das heiligste Kapitel, das, nach meinem Dafürhalten, die Hand eines Menschen niedergeschrieben, und eines starken, eifrigen Menschen, der erst aus dem Saulus ein Paulus geworden ist. Und mit den Worten des Schlusses: „die Liebe ist die größte unter ihnen," — den Gaben des Geistes nämlich — da war eine köstliche Freudigkeit in mein Herz gezogen, daß auch der starke, eifrige Mann dieses Hauses, dessen Glaube keiner Stunde von Damaskus bedurfte, noch vor der letzten eine solche Stunde, das Wunder erleben sollte, um welches ich heute schon einmal an dieser Stelle gefleht.

Aber kaum daß diese Freudigkeit in mir warm geworden, so übergoß mich von drinnen die ruhige, schneidende Erwiderung des Doctors wie eine kalte Traufe. Die Worte verstanden wir nicht, aber der Ton klang wie scharfes, kaltes „Nein." Und in dem nämlichen Augenblick stürzte auch Renatus, der Enkel, aus der Thür und wurde von innen der Riegel hastig vorgezogen.

„Alles vergeblich!" rief der junge Mann, mit verstörter Miene sich entfernend. — „Ich wußte es," flüsterte kleinlaut der Magister und wollte ihm folgen. Aber ich hielt ihn zurück.—„Das Fräulein!" bat ich, auf der Dame Zimmer deutend. Er schüttelte den Kopf, aber ich drängte ihn nach der Thür; er legte die Hand auf die Klinke, kehrte wiederum und sah mich ängstlich an. Ich öffnete beherzt und schob ihn gleichsam hinein. In diesem Augenblick sah ich das alte Fräulein ob der unerwarteten Erscheinung auf ihrer Schwelle versteinert gleich einer Salzsäule stehen. Die Thür fiel in die Angel und ich entfernte mich leise, der im Garten harrenden Matrone das Scheitern des kindlichen Angriffsplans mitzutheilen.

Auf der Treppe überholte mich die kleine Deborah, Thränenspuren in den Augen und das Köpfchen schüttelnd über das starre, unverständliche Menschenräthsel. Die ängstliche Frage, welche auf meinen Lippen schwebte, blieb mir jedoch im Munde stecken, denn ich hörte oben des Probstes Thüre gehen und seinen heftigen Schritt der Treppe nahen. In dieser Stimmung ihm zu begegnen, — ich fürchtete mich schier vor ihm, schlüpfte hinter die Thür, die nach dem Garten führt und lauschte und lugte durch die Angellücke, wohin er sich wenden werde.

Die kleine Deborah war überrascht auf dem Treppenabsatze stehen geblieben, des Mannes Aufregung aber so gewaltig, daß er sie nicht früher bemerkte, als bis er sie Auge in Auge sich gegenüber sah. Er fuhr

Digitized by Google

erſchreckt zuſammen. Sie, die er jeden Tag in ihrem Garten hätte beobachten können, der er jeden Sonntag auf dem Kirchgange begegnete, — es war, als ob eine Sinnentäuſchung ihn überfiele, als wären fünfzig Jahre verſchwunden und die Großmutter in ihrer Jugendſchöne ſtände vor ihn hingezaubert. Sie beugte ſich bis zur Erde vor der hohen Geſtalt, griff lebhaft nach ſeiner Hand und drückte ſie an ihre Lippen. Bei dieſer Bewegung löste ſich der Maiblumenſtrauß von ihrem Buſen und fiel in ſeine Hand; er riß ſich haſtig von ihr los und eilte in den Garten. Die kleine Deborah floh ſcheu wie ein Vogel der Hausthür zu.

In den Garten ging er, zu dieſer Stunde, — ich wußte nicht, was ich denken ſollte. Er hatte mich nicht bemerkt; ich ſchlüpfte aus meinem Verſtecke und hinter den hohen Taxushecken der Laube zu. Dabei blinzelte ich durch die Zweige nach dem alten Herrn. Er ging auf dem ſchmalen Pfade zwiſchen den uralten Nußbäumen, aber nicht im regelmäßigen Tempo ſeines Dämmerungsganges, nicht Tritt für Tritt, die Hände auf dem Rücken und die Augen am Boden. Er that etliche Schritte, hielt dann inne, ging wieder, fuhr mit der Hand nach der Stirn; ein Zug von Kampf, oder Krampf ſpielte um die ſchmalen, farbloſen Lippen, die tiefe Furche zwiſchen ſeinen Brauen glättete ſich und grub ſich tiefer in jähem Wechſel; es arbeitete etwas heimlich aber mächtig in ſeiner Bruſt. Noch einmal ſtand er ſtill, führte den kleinen Strauß an ſein Geſicht, blickte in die weißen Glockenkelche und ſog den balſamiſchen Duft in ſich hinein. Ein tiefer Seufzer wie der Erquickung machte ſich Luft; es war, als ob er zum erſtenmal Blumenduft ſpürte.

Bei einem unſerer letzten Spaziergänge hatte mir der Magiſter Borsdorf die gar ſinnige Legende erzählt, wie ein frommer Chriſtenapoſtel vergeblich mit der eindringlichſten Rede das im freien Felde um ihn verſammelte Heidenvolk von dem Wunder der dreieinigen Gottheit zu überzeugen geſucht. Verzweifelnd ſchier blickt er zu Boden, gewahrt ein beſcheidenes Kleeblatt, pflückt es, hält es in die Höhe und ruft: „Die ihr nicht glauben wollt, ſchaut! Wie dieſes kleine Blatt, ſo der große Gott: Drei und doch Eins!“ Und das Heidenvolk ſchaut, glaubt und ehrt noch heute das Kleeblatt als ſein heiligſtes Symbol. — Sonderbar! Dieſe Sage fiel mir im gegenwärtigen Augenblick ein. „Alles Vergängliche iſt Sinnbild des Unvergänglichen,“ hatte mein Freund, der Magiſter, geſagt, und ich dachte bei mir ſelbſt: „Der Duft, der ſich heimlich und lebend in den Buſen ſchleicht, ſollte er nicht ein Gleichniß der Liebe ſeyn? Sollte nicht Gott, der Herr, wie durch die Geſtalt eines Blattes, ſo durch den Weihrauch einer Blüthe ſeine ewigen Räthſel einer Menſchenſeele offenbaren können?“

Renatus Henrici hatte ſich wieder in Bewegung geſetzt, ich ſchlich neben ihm her bis zur Laube. „Sobald er ſich wendet,“ dachte ich, „gebe ich der Frau Magiſterin einen Wink.“ — Aber er wendet ſich nicht, er ſteht unſchlüſſig. Was hält ihn? Er hebt haſtig den Arm, — er zittert, — was treibt ihn? Er ſchlägt das Geſtrüpp zurück, das den Eingang überwuchert und tritt in das düſtere Laubgemach. Ein jäher Schrei entringt ſich ſeiner Bruſt: die Frau ſteht ihm gegenüber, die er in der Stille, ſey es der Liebe, ſey es des Haſſes und der Verachtung fünfzig Jahre gemieden gleich einer Verbrecherin.

„Renatus?“ ſtammelt ſie. Er beſinnt ſich, will entfliehen; ſie faßt ſeine Hand. — „Renatus, du kommſt zu mir, du ſuchſt mich hier? Hier an der Stätte des Verraths?“

„Ich ſuchte Sie nicht; ich kam aus Zufall dieſes Weges,“ verſetzte er herbe und wendete ihr den Rücken, um ſich zu entfernen. Aber ſie trat vor den Eingang der Laube, griff von neuem nach ſeiner Hand und ſprach: „Nicht aus Zufall! Dieſes Begegnen, fünfzig Jahre neben Ihnen, Wand an Wand, Thür an Thür, vergeblich erſehnt, erfleht, erſtrebt, nennen Sie es Fügung, Renatus, und gehen Sie heute nicht von mir wie in jener Stunde, wie ſeitdem ſo oft! Heute, wo das Grab mir näher iſt als damals der Altar, heute hören Sie mich und entfühnen mich!“

„Sie hören, Sie entfühnen? Sind Sie verklagt worden?“ fragte er kalt. — Sie neigte langſam und ſchweigend das Haupt bis auf die Bruſt. — „Niemals, niemals!“ rief er heftig.

„Ja, ich bin verklagt worden,“ erwiderte ſie mit jenem beweglichen Klange der Stimme, welchen das Alter ihr bis heute nicht geraubt; „ja ich bin es geworden, Renatus; nicht laut, nicht öffentlich, nicht mit Worten und Thaten, aber in Ihrem Herzen und Gedanken, aber in Schweigen und Meiden, aber durch Ihr einſames Leben, aber durch Ihre Großmuth, unerforſchlicher Mann!“

Sie machte eine Pauſe, vielleicht in der Hoffnung eines Wortes von ihm. Er ſchwieg, aber er blieb. „Renatus,“ fuhr ſie fort, noch leiſer, noch bebender als zuvor; „Renatus, einſt liebten Sie ein Kind, eine Waiſe —“ — „Laſſen wir, was lange vergangen iſt!“ unterbrach er ſie, „Sie und ich, wir würden es nicht mehr verſtehen.“

„Ja, wir verſtehen es noch, Renatus,“ ſagte die Matrone, „auch Sie — und ich? O, ich verſtehe es was fünfzig Jahre an meiner Seele gezehrt wie ein

Digitized by Google

Wurm und gleich einer glühenden Kohle auf meinem Haupte gebrannt. Hören Sie mich, daß ich Ihnen sage, heute, in der letzten Stunde, wie ich es verstand —"

Wieder machte sie eine Pause; er rührte sich nicht; sie hatte sich gesammelt und fuhr fort: „Sie liebten ein Kind, eine Waise, deren Bruder Sie gewesen, deren Vater und Wohlthäter Sie geworden waren, liebten sie uns dachten sie zu Ihrem Eigenthum zu machen für das Leben. Widerstandslos hatte sie ihr Wort verpfändet, ehe sie ahnte, was es bedeute. Und die Sie liebten, verrieth Sie. Hier, an dieser Stelle, vor welcher Ihr Fuß fünfzig Jahre lang scheu zurückgewichen, wurden Sie Zeuge eines zwiefältigen Treubruchs. Denn der Mann, dem sich ihr Herz zugewendet, war Ihr Freund, hatte der Freundin der Schuldigen, Ihrer Schwester, Renatus, seine Zukunft verlobt. Warum es geschehen, daß Zwei von einander strebten, die so Heiliges verbinden, Zwei zu einander, die das Heiligste scheiden sollte, Renatus, klagen Sie den Trieb an, der zugleich so stark und so schwach macht, der noch heute nach fünfzig Jahren des Glückes und der Pein des Greises wie der Greisin Herz regiert. Nicht daß sie sich liebten war ihre Schuld, daß sie dieser Liebe nicht Herr zu werden wußten, auch nicht einmal; aber daß sie kleinmüthig zögerten, zagten, täuschten, die zufällige Ueberraschung an die Stelle redlichen Bekennens treten ließen — und die beleidigten Verrathenen, sie schalten nicht, sie schwiegen; sie trennten nicht, sie verbanden; sie schmähten nicht, sie deckten zu; sie halfen, förderten, gaben mit reichlichen Händen, leiteten sie zum Altar, und an der Schwelle ihres Hauses schieden sie von ihnen — für immer. Seit dieser Zeit gehen sie ihres Weges einsam zu Zweien, unverstanden, unverstehend, gleichgültig gegen Menschenfreude und Menschenweh mißachten sie ein Geschlecht, dessen Nächste sie verrathen. Sie forschen, sie schaffen, sie spenden und üben strenge Tugend; ihr Haus ist ein Tempel und ein Tempel ihr Haus, aber niemals hat Gottes Liebe wieder zu ihnen geredet durch eines geliebten Menschen Mund. Und jene andern, jene treulosen Liebenden, ach, auch sie waren nicht glücklich; glauben Sie es mir, Renatus, sie waren es nicht! Trotz ihrer Liebe, trotz äußeren Gedeihens, trotz des Segens der Familie und des Hauses zernagte der Stachel des Gewissens den Frieden und die Fülle des Herzens. Ach, Renatus, wenn ich Sie und die Schwester, die Ihnen treu geblieben, im Schatten dieser Bäume auf- und niederwandeln sah, so stumm, so wechsellos, so ohne Regung, einen Tag wie alle um die nämliche Stunde diese fünfzig Jahre, da hätte ich mich aus meinem Fenster und zu Ihren Füßen stürzen und flehen mögen: „Schaue auf, schaue in mein Herz, erlöse dich selbst und dann auch mich, von der Pein des Undanks und des Frevels!" Wenn Sie die priesterliche Hand auf meine Kinder und Enkel legten im ersten Sakrament, wenn Sie mir das ewige Liebesmahl reichten am Tische des Herrn, da zitterte meine Hand, die Ihre zu fassen, und meine Seele schrie laut: „Vergib mir als Mensch, nachdem du mich als Priester losgesprochen!" Und selber in jenen schwersten, schmerzensreichsten Stunden, als Sie den letzten Segen über das Grab der Kinder spendeten, da flehte das Herz der Mutter: „Nimm sie als Sühne, mein Gott, und das Glück, das du uns geraubt, lege es denen zu, deren Leben wir arm gemacht!" Und heute, Renatus, wo dein Wort den Bund der Herzen, wie einst für das Leben, so für die Ewigkeit weihen, deine Hand zum letzten mal auf meinem Haupte ruhen soll, — denn einst, bald, in meinem Sarge, dann fühle ich's nicht mehr, — o lege sie heute auf mich, daß ich's fühle, mit einem erneuerten Herzen! Der uns erhalten wie durch ein Wunder, so nahe einander, so ferne einander, hat er uns erhalten zur ewigen Entfremdung? Reiße die Mauer nieder, die du um dich und zwischen uns gezogen! Sey wieder mein Bruder, liebe meine Kinder, Renatus, mache meine Sterbestunde froh!"

Sie schluchzte wie in Krämpfen, sie konnte nicht weiter; sie sank zu seinen Füßen und umflammerte seine Knie. — Und er? Ich hatte alles vergessen, ich war hervorgetreten und stand an seiner Seite, ich weinte laut; aber er sah und hörte mich nicht.

„Magdalene!" rief er und stürzte neben ihr nieder und schlug mit der geballten Faust gegen seine Brust. „Brich, brich, du starres Herz, das erst am Grabesrande zum Leben erwacht! Magdalene, Schwester, Geliebte! ich habe meines Herren Botschaft bis heute verkündet als ein unwürdiger Knecht!"

Er richtete sich auf, zog sie in die Höhe und nahm sie in seine Arme. Sie lag an seinem Herzen schweigend, lange. Ich schlich mich von dannen ungesehen, wie ich gekommen. Ehe ich die Gartenthür erreichte, sah ich das alte Fräulein und ihren Jugendfreund durch dieselbe treten Hand in Hand. Auch sie hatten geweint. Sie gingen in die Laube der Schuld und der Versöhnung; ich aber eilte in mein Haus und betete laut.

Vier Stunden waren vergangen seit dieser; der Doctor hatte mich nicht einmal angeredet, so oft er an dem Küsterstuhle vorüber gegangen. Er pflog lange Unterredung mit der Schwester.

„Heute, gleich heute! Wir haben Eile, Deborah," hörte ich ihn einmal sagen, als er aus ihrem Zimmer

Digitized by Google

trat. Er ſchrieb, er ſiegelte, ſchrieb von Neuem. Die Thür hatte er nicht wieder abgeſchloſſen, ich konnte ihn beobachten wie ſonſt. Er ſchien um fünfzig Jahre verjüngt, ging wie auf Federn mit leichten, elaſtiſchen Schritten. Auf ſeinen Wangen brannte ein Purpurfleckeu gleich der fremden Blüthe, die jählings nur in hundert Jahren einmal zum Aufbrechen kommt. Ein Brief, den er der Magd zur ſchleunigen Beſorgung übergab, trug die Aufſchrift: „An Seine Majeſtät den König.“ Ich wußte ſeinen Inhalt und meine Seele war froh. Aber auch das Fräulein war in Eile gerathen. Sie flog Treppe auf, Treppe ab, klapperte mit den Schlüſſeln, öffnete Kiſten und Truhen, ſchleppte mit der Magd um die Wette die ſchweren Bündel, die ſie im Vereine mit den Domarmen in fünfzig Jahren zuſammen geſponnen, ordnete ſie im großen Saale, der die beiden Predigerwohnungen je nachdem ſchied oder verband, und der ſeit dem Tage, da der alte Probſt, ihr Vater, das Verlöbniß der beiden Dompaare in demſelben gefeiert, nicht wieder zu einer Feſtlichkeit geöffnet worden war. Das gab eine Beſcheerung, daß man ſechs Bräute hätte ausſtatten können! Das war ein Leben in der alten, ſtillen Probſtei, als ob ein Sturmwind ſich plötzlich erhoben, aber einer, der die ſchweren Wolken verjagt, die Lüfte rein und die liebe Sonne frei macht!

Erſt eine Stunde vor der Trauung kam die alte Dame zur Ruhe, und bald darauf trat ſie aus ihrem Zimmer in dem koſtbaren Anzuge, den ſie ſich vor etlichen Jahren anfertigen laſſen, als Ihro Majeſtät die Königin unſerer Stadt einen Beſuch und dem Dome eine Beſichtigung verheißen. Ihro Majeſtät ſind bis dato nicht in unſeren Mauern eingekehrt, aber wie gut iſt es doch, daß der feſtliche Anzug fix und fertig lag! Der ſchwarze Seidenmoire floß in reichen Falten an der ſtattlichen Geſtalt herab, die ſeine Spitzenhaube prangte über dem dunkeln Haar, eine dicke goldene Kette hing vom Halſe bis zum Gürtel hinunter und an der linken Bruſt ſteckte das Ordenskreuz, das ihr von hoher Hand für ihre Tugenden und Wohlthaten, vornehmlich während der Kriegsdrangſale, zu Theil geworden. In ſolchem Staate erſchien ſie erſt recht als das Domfräulein, und wie ſie mit majeſtätiſchen Schritten an mir vorüber rauſchte, erhob und verbeugte ich mich in ſtummer Ehrerbietung; ſie aber nickte und lächelte mir zu, als ob ſie an ſich ſelber ein Gefallen fände. Zu meinem Leben hatte ich ſie nicht ſo guter Laune geſehen.

„Es iſt Zeit, Renatus,“ ſagte ſie, bei ihrem Bruder eintretend. — „Ich bin bereit, Deborah,“ antwortete er, ſich ohne Säumen von ſeinem Pulte erhebend. Sie half ihm den langen ſeidenen Talar anlegen, der ihm das Anſehen eines Biſchofs gab und den er nur ein einziges mal getragen, als er vor ſeinem königlichen Herrn jene denkwürdige Predigt hielt, von welcher Hochderſelbige öffentlich bekannt, „ſie habe ihn gemahnt gleich einer Prophetenſtimme;“ ſie heftete die feinen Bäffchen um ſeinen Hals und das hohe Ehrenkreuz an ſeine Bruſt, das er bis heute nicht in ſeinem Amte und ſelten außer demſelben getragen; denn Renatus Henrici wußte, daß ſeine Ehre vor Gott und Menſchen keines Ordensſchmucks bedurfte. Sie hatte ihm dieſe Hülfsleiſtungen gelaſſen und pünktlich jedweden Sonn- und Feſttag in fünfzig Jahren erwieſen, heute aber erwies ſie dieſelben anders, mit eilfertigen Händen und fliegenden Blicken, und wie ſie ſo ſchmuck und ſtrahlend vor ihm ſtand, da ſagte der Bruder lächelnd: „Du ſiehſt ja aus wie ein Prinzeſſin, Deborah!“ — „Ich bin auch froh und ſtolz wie eine Prinzeſſin, Renatus,“ erwiderte ſie.

Er ſagte nichts, aber er lächelte ſie an und — ja, ich kann darauf ſchwören, ich ſah es mit dieſen meinen leiblichen Augen, Renatus Henrici küßte ſeine Schweſter Deborah auf die Stirn! So eilig, als hätte ſie es verſäumt, rauſchte ſie nun die Treppe hinunter und hinüber in das Magiſterhaus. Der Probſt trat in das Vorgemach. Er ſagte auch jetzt kein Wort, als aber ſeine Augen im Vorüberſtreifen auf das dreizehnte Kapitel des Korintherbriefes fielen, das noch vom Morgen aufgeſchlagen lag, ſah er mich an mit einem Blick, — einem Blick, der mich in meinem letzten Stündlein noch beſeligen wird.

Er ſchritt voran, ich in gebührender Entfernung hinter ihm drein. Die dicht drängende Menge machte mit ehrerbietigem Neigen vor uns Platz wie vor einem König und ſeinem Hof. In der Sakriſtei ſenkte er ſeine Knie auf den Betſchemel wie allemal vor der Predigt oder einem feierlichen Akt. Aber er betete länger als ein Vaterunſer, und ich ſpürte es wohl, auch noch in anderer Weiſe als ſonſt. Das Geläut der großen Domglocke, Maria sanctissima, hob an; er richtete ſich in die Höhe und ſchritt, von mir gefolgt, zum Altar.

Im Mittelſchiff ſtand es Kopf an Kopf. Rings um den hohen Chor hatten die Würdenträger der Stadt Poſto gefaßt, die Behörden, das Officiercorps in ſchmucker Paradeuniform, ſogar — und das verzeichne ich als ein Dokument gar erbaulicher und beherzigenswerther Eintracht und Ehrerbietung vor unſerem Dom und den Dienern in ſeinem Amt, ſogar die Geiſtlichkeit der katholiſchen Confeſſion und der Rabbiner der Judengemeinde! Weißgekleidete Jungfrauen, Roſengewinde im Haar wie in der Hand, bildeten eine Kette den Mittelgang entlang. Aber Renatus Henrici ſchien von

Digitized by Google

aller dieſer Ehre und Herrlichkeit nichts gewahr zu werden; ſeine Augen blickten unverwendet nach oben, ſo als ob er einer himmliſchen Eingebung entgegen ſähe.

Und nun auf einmal öffnete ſich das große Portal, die erſten Klänge der Feſtcantate hoben an; feierlich langſam bewegte ſich der Hochzeitzug das Schiff entlang. Voran, in der Mitte und Alle überragend, das Domfräulein, Deborah Henrici, dem großen Glockenthurme auf unſerem Gotteshauſe vergleichbar in ihrer majeſtätiſchen Erhabenheit. Zu ihrer Rechten die bleiche, ſchmächtige, noch im Alter ſchöne Jubelbraut, im ſilberfarbigen Gewande, den goldenen Kranz über der ſchneeweißen Haube und dem nicht minder weißen, welligten Haar. Auf den linken Arm des Fräuleins geſtützt der Jubelgreis, mehr gebeugt von den Jahren als wir andern, ſeine Zeitgenoſſen, aber doch noch immer den roſigen Schimmer ſeiner Jugend auf den Wangen und den freundlichen Glanz in den blauen, ſchwimmenden Augen; der goldene Hochzeitſtrauß prangte am ſchwarzen Talar. Den Dreien folgte das bräutliche Enkelpaar, und hinter ihnen die lange Reihe der Mitglieder der hohen Eyhorie, je zwei und zwei.

Der Zug hatte ſich um den Altarplatz geordnet, das Orgelchor ſchwieg, das Jubelpaar ſtand dem prieſterlichen Freunde gegenüber, das Fräulein hinter ihnen, ihr Auge feſt und durchdringend auf das des Bruders gerichtet. Und nun hob Renatus Henrici, der Achtzigjährige, mit ruhiger aber mächtiger Jünglingsſtimme jene wunderbare Rede an, die man eines Tages nicht in ſeinen Sammlungen finden wird, weil ſie ohne Ausarbeitung frei aus ſeiner Seele ſtrömte und mit deren vollſtändigem Text ich meine Schilderung krönen würde, wenn ich mich des Gedächtniſſes meiner jungen Jahre rühmen dürfte und der Aufruhr in meinem Herzen nicht noch den Reſt deſſelben gefangen genommen hätte.

„Gib mir die Liebe, mein Gott!“ ſo betete er zum Eingang, und ich wußte nun ſchon, welche Glocke in ſeiner Seele zu läuten beginne; „gib mir die Liebe und lege deinen heiligen Geiſt auf meine Lippen! Denn, wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“

Darauf der Bibeltext. Nichts von Heirathen und Nichtheirathen, von Gut- und Beſſerthun, kein Wort von vor fünfzig Jahren; ein neuer Text, ein friſcher Spruch, ein Morgenſegen von heute! „Bis hierher und nicht weiter!“ ſo hieß es, wie im Hiob. „Hier ſollen ſich brechen deine ſtolzen Wellen!“ Und dieſen Wall und Damm, welchen der Schöpfer in die Wogen des Menſchenlebens geſetzt, den nannte er „das Herz.“ „Reißt dieſen Fels aus ſeinem Grunde,“ rief er aus, „und ihr habt die Fluth, die alles Göttliche überſchwemmt, und euch bleibt die Wüſte, auf welcher alle Pflanzung erſtirbt. Dann werdet ihr ſehen im Einzelnen und im Geſammten, wie das Verwandte auseinander ſtrebt, das, was ineinander wirken ſoll, die Gemeinſchaft ſtirbt, wie jede Ordnung ſich löſt, jede Kraft erlahmt, der Diener zum Herrſcher und Dränger wird, Zorn, Eifer, wilde Leidenſchaften ſchäumen und brauſen, Maß und Einheit erſtarren, oder untergehen im Chaos. Denn der Menſch, der ſich lieblos vereinzelt, der ſich ſtark dünkt und ſo ſchwach, frei und in Wahrheit ein Sklave iſt, der Menſch, und hätte er niemals erweislich eine Sünde begangen, er iſt ärger als ein Sünder und er lügt, wenn er ſpricht „er liebe Gott.“ Denn Chriſtus hat geſagt: „wer ſeinen Bruder nicht liebt, den er ſieht, wie will er Gott lieben, den er nicht ſieht?“ Und er entſühnt das ſündige Weib, indem Er ſpricht: „Du haſt viel geliebt, dir wird viel vergeben werden.“ Der Menſch, der ſich lieblos aus dem Zuſammenhange ſeiner Brüder löſt, der liebt nicht Gott, aber einen Götzen. Und dem Götzen baut er einen Tempel und der Götze iſt er ſelbſt. Das Buch ſeiner Offenbarung iſt ſtolze Vernünftelei und das Feld ſeiner Arbeit hat eine felſige Rinde und eine Decke von Aſche, in welcher der zarte Keim des Gemüths erſtirbt. Meine Brüder, die ihr hierher gekommen ſeyd, um mit uns den hohen Rathſchluß langmüthig erhaltender Barmherzigkeit zu einem heiligenden Zwecke, gleichſam als ein Wunder, zu verehren, meine Brüder, wäre Einer unter uns, welchen dieſe meine Rede trifft, der gleichgültig und ungeſellig ſeinen Mitmenſchen den Rücken kehrt, oder ſich eitel über ſeines Gleichen erhebt, der nach keinem Freunde verlangt und dem Feinde die Hand der Verſöhnung verweigert, ein ſolcher ahne in dieſer Stunde ſeine Zwietracht mit Gott und ſchlage an ſeine Bruſt und ſage: „Herr, ſey mir Sünder gnädig!“ Aber dann, dann, und wäre es in der letzten Stunde, dann öffne er ſeine Arme und wende ſein Antlitz nach den Hütten ſeiner Brüder.

Hier hielt er inne. Er hatte gethan nach ſeinen Worten: er hatte an ſeine Bruſt geſchlagen wie der Zöllner, dann ſeine Arme ausgebreitet, als ob er die verkannte, verſäumte Menſchheit darin aufnehmen wollte. Durch die ganze Gemeinde ging kein Athemzug. Nach einer langen Pauſe fuhr er fort, den Blick auf das Jubelpaar gerichtet. „Seht dahingegen jenen Andern, der liebend in der ewigen Ordnung verharrt. Unmerklich löſen ſich alle natürlichen und ewigen Räthſel vor ſeinem vertrauenden Blick; der tödtende Winterfroſt entweicht, ein milder Dunſtkreis breitet ſich über die ſchaffende Welt, durſtig ſaugt der Boden des Himmels Erquickungen in ſich; Schmerzen und Kämpfe werden

Digitized by Google

zum befruchtenden Thau, Pflanzungen erblühen, ſüße Düfte ſteigen in die Höhe, ſeine Stätte wird ein Garten, ſein Haus eine Heimath, Hand an Hand reiht ſich zur Kette, welche die vergangene mit der zukünftigen Ewigkeit verknüpft. Und ſo habt ihr euch geliebt, meine Freunde, ſo liebet euch weiter von Kind auf Kindeskind. Duldet euch, traget euch, helfet euch untereinander; bauet weiter an dem Walle, an welchem die ſtolzen Wogen ſich brechen ſollen, bis er hinauf in den Himmel ragt! Miſcht ein Staubkorn der Erde ſich unter den reinen Mörtel, ſcheidet es nicht aus, daß es einzeln, die Lüfte trübend, verfliege, nehmt es auf, ſchließt es ein; es bindet ſich dennoch zum Kitt, bildet ſich zur Schicht, auf welcher die Saaten der Zukunft treiben. Denn nur die Liebe bringt Frieden und Frucht und Fülle und Seligkeit. — Und dieſe Liebe, die trägt und duldet, die das Ungleiche ebnet und das Gleiche vereinet, die Liebe, die nicht eifert und ſich nicht bläht, an der die Wogen des Menſchenſtolzes ſich brechen, die Liebe, die ſtärker als der Tod und des Geſetzes Erfüllung iſt, dieſe Liebe bewähre ſich für und für auch an dieſem erhabenen Gotteshauſe. Sein Gewand wird neu werden, — ſey es gewirkt und gewebt in Eintracht zu des Meiſters Ehre! Junge Männer, — ſeyen ſie geſegnet im voraus, — werden das ewige Evangelium in ſeinen Räumen verkündigen, die heiligen Sakramente ſpenden nach uns, den Greiſen, bald, vielleicht morgen ſchon. Leite dann die Liebe ihre Zungen, öffne ihre Arme, regiere ihre Geiſter zu deſſen Herrlichkeit, der die Liebe ſchuf; das heißt, der ſie ausſtrömte aus ſich, einſtrömte in uns, daß wir Seine Kinder heißen ſollten."

Er ſchwieg, und die Tauſende, die ihm gelauſcht, ſchwiegen auch. Viele unter ihnen mochten ahnen, was dieſe Worte bedeuten ſollten. Vier aber, die Schweſter, der Jubelbräutigam, die Jubelbraut und ich, der Diener, wir wußten es, daß wir nicht nur eine Rede gehört voll tiefer Erbaulichkeit, nicht nur das Zeugniß einer ſpäten, letzten Erfahrung des Herzens, ſondern gleichſam eine öffentliche Beichte und Buße zur Sühne eines achtzigjährigen, verfehlten Lebens.

Aber noch einmal öffnete Renatus Henrici ſeinen Mund und ſprach: „Und wie ich dieſen Ehebund eingeſegnet vor fünfzig Jahren für das Leben und heute zum zweiten mal für die Ewigkeit nach der kurzen Brautnacht des Todes, und da ich nicht weiß, ob die Hand des Greiſes das Band wird prieſterlich knüpfen dürfen, das die Enkel verbinden ſoll, wie es die Ahnen verbunden, ſo tritt vor mich in dieſer Stunde, du junges Paar, daß ich den Segen über dein Verlöbniß ſpreche als ein Vater und Freund."

Tiefbewegt traten Renatus und Deborah, die Enkel, vor den Altar und ſenkten ihre Knie. Das Aelterpaar beugte ſich hinter ihnen. Renatus Henrici aber legte ſeine Hände auf beider Häupter und ſagte nichts weiter als:

„Liebet Euch, meine Kinder, ſo wird Gott Euch lieben."

Er hatte geendet und ſchritt uns voran in die Sakriſtei. Eines um das andere, die alte, wie die junge Braut, der alte, wie der junge Bräutigam, lagen ſie jetzt an dem Herzen des Bruders und der Schweſter. Als er aber den jungen Renatus in ſeinen Armen hielt, fragte er feierlich: „Willſt du fortan meinen ganzen Namen führen, willſt du mein Sohn und Erbe ſeyn, Renatus?"

Erſchüttert fiel der junge Mann zu ſeinen Füßen nieder; er aber hob ihn auf, legte des Jünglings Hand in die ſeiner Braut und wankte leiſe nach der Thür. „Hab' ich es recht gemacht, Jebedäus?" flüſterte er mir am Ausgange zu mit dem freundlichſten Lächeln, das ich je auf ſeiner Lippe wahr genommen; ich aber faltete meine Hände und betete: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben ihren Herrn in ſeinem ewigen Erbe geſchaut!"

Chronik eines Finkenneſtes.

Beobachtungen und Parallelen aus dem Leben der Thiere.

(Fortſetzung.)

7. Mai. Morgens ſieben Uhr. Der Hahn äzt jetzt wieder am Morgen ſehr reichlich, er ſcheint mehr Futter zutragen zu können als die Henne, es bekommt jedes Küchlein mehrmals etwas, oder er hilft auch nach beim ungeſchickten Schlingen. Heute, nachdem er gefüttert, lauerte er eine Weile; es war ein Wälzen im

Digitized by Google

Nest, daß man meinte, ein Junges müsse herausfallen, und husch! jetzt hab' ich's einmal deutlich gesehen, der Alte packte etwas auf und flog damit davon, es war wie eine vollständige weiße Eischale. Es läßt sich denken, daß wenn die Eierschalen im Nest verblieben, sie die jungen weichen Leiber schneiden und verwunden müßten.

Der Hahn scheint mehr Körnerfutter zu bringen, die Henne brachte jetzt eben (neun Uhr) einen stattlichen Regenwurm, sie hielt zuerst auf der Zweigschwelle an und nahm den Wurm geschickter in den Schnabel, hüben und drüben hingen die Enden herab und nun ließ sie nach einander jedes Junge je eine Portion von der großen Wurst abbeißen.

Die Alten scheinen unabhängig von einander das Futter zu holen, bald sind sie mit einander da, bald einzeln, sie fliegen stets nach verschiedenen Seiten ab; der Hahn tänzelt in der Regel ein bischen auf den Ast hinaus und fliegt erst dann davon, die Henne fliegt gleich vom Nestrand ab; sie betrachtet vorher die Jungen hüben und drüben, den Kopf hin und her wendend, dann fliegt sie mit einer zierlichen Wendung nie gradaus ab. Das Tempo der Fütterung ist heute viel beschleunigter als gestern. Viermal genau nach zwei Minuten und fünf bis zehn Sekunden ist die Henne wieder da, und sie kommt dreimal, bis der Hahn nur einmal, er scheint den Weg nicht um Bagatellen hin und her zu machen, er füttert lange, drückt immer am Kropfe und holt frische Körnchen herauf. Eben flog die Henne oben über'm Baum weg, die Jungen erkannten sie und streckten die Schnäbel auf, mußten sie aber leer wieder schließen. Eines der Jungen hebt sich wieder über die andern weg, es geht mühsam, aber es geht doch und es hebt die ungelenken, kaum bestaunten Flügel. Auch die Henne trägt jetzt eine weiße Masse fort nach der Fütterung.

Am Mittag versuchte sie es und blieb mit einem appetitlichen feinen Regenwurm im Schnabel auf der Zweigschwelle vor dem Neste stehen; nun mußten sich die Jungen weit vorbeugen. Das gab Leben, zitternd hin und her schwankende Hälse, aber die Jungen erreichten ihr Futter; sie haben schon gelernt, sich für ihres Leibes Nahrung auch ein klein wenig zu bemühen. Die Henne sah sehr befriedigt aus, stolz glänzend über diesen Fortschritt der Nachkommenschaft, und sie flog wieder mit einer zierlichen Wendung ab. Die Jungen spürten nun auch, was sie bereits können und sie liegen seitdem alle weiter heraus mit den Schnäbeln. Wie das Blatt an der Blüthe hier, einmal gedehnt, sich nicht mehr knospenhaft zusammenrollt, so ist es auch hier.

Es wird Nacht. Wo sind die Alten in der Nacht? Sind die Jungen in der Nacht unbehütet, unbedeckt? Das wunderwitzige Menschenkind möchte gern Alles erschauen, aber die scheuen Thiere fürchten das Menschenauge. Die Sage von König Salomo, der die Sprache aller Thiere verstand, hat in der christlichen Heroendichtung eine sinnige Erneuerung gefunden. Ein Einsiedler im Walde, den alles Gethier ohne Furcht umspielt, ist eine Rückdichtung des Paradieses und wie von Franz von Assisi erzählt wird, daß er dem reißenden Wolf seine Unarten wegpredigte, daß er die Nachtigall rief und sie kam, um mit ihm einen Wettgesang anzustimmen — es ist darin ein Zug der Sehnsucht in der Menschennatur ausgeprägt, daß die eigentliche Friedsamkeit der Seele, die Frömmigkeit, uns wieder zurückführe, ohne Widerstreit mit der Welt zu seyn und selbst mit den Thieren als ihr friedlicher Genosse zu leben.

8. Mai, früh. Die Henne sitzt jetzt nie mehr auf dem Rand des Nestes, wenn sie füttert, sondern auf der Zweigschwelle oberhalb desselben. Während sie in der Brutzeit so salopp aussah, erscheint sie jetzt äußerst schmuck und geschlossen und ihr Gefieder ist viel heller geworden, nicht mehr so eintönig grau, es hat sich vielmehr weiß aufgesetzt.

Die Jungen heben die Flügelchen und man sieht auch schon weiße Federchen an denselben, und eines aus der Sippe — es kann wohl der Erstausgeschlüpfte, der Majoratsherr seyn — hat schon so' viel Beweglichkeit, sich mit dem gelb geränderten Schnabel die Halskrause zu putzen und sich unter'm Flügel zu kratzen.

Und wieder ist Friede und Stille, nur ein Flaum schwimmt leise bewegt im Neste, die ganze Sippe schläft den Schlaf der Unschuld und der Verdauung durch fremde Speisung. Nein, sie fangen schon an, sich selber zu nähren, jetzt im hellen Sonnenschein strecken sich drei Schnäbel auf; es war wohl einer davon so glücklich, eine vorbeifliegende Mücke zu haschen.

Das Nest quillt wieder auf, die Sippe findet kaum mehr Platz, es ist ein unruhiges Drängen im Neste, als müßte die Völkerwanderung beginnen, und ein Sproß, es ist wohl der Majoratsherr, hebt sich auf den Rücken der Geschwister ganz in die Höhe. Beim Essen sind aber doch wieder Alle gleich, jedes nichts als Schnabel, und es ist deutlich, der Hahn holt nicht nur die Speise aus dem Kropf herauf und strengt sich dabei sehr an, er knappert und kaut auch noch die Speise in seinem dunkelgrauen Schnabel und dann trägt er wieder etwas Weißes davon. Alles hat einen immer noch schnelleren Rhythmus. Die Henne ist dreimal nach einander in einer Minute und vier bis sechs Sekunden wieder da. Sie sitzt heute wieder immer, zuerst wie verschnaufend auf der untern Zweigschwelle, und wenn

Digitized by Google

die Mahlzeit fertig ist, betrachtet sie immer die Sippschaft eine Weile, ob sonst nichts zu besorgen ist. — Was die Alten forttragen, ist nicht die Eierschale, es ist die Losung, das bringt das Füttern mit sich und Reinlichkeit ist in so kleinem Haußstande sehr nöthig.

Wie der Pendelschlag einer Uhr, geht heute das Füttern vor sich, und so rasch, es läßt sich gar nicht mehr messen. Der Hahn fliegt immer aufwärts, die Henne immer abwärts, und dabei gibt's manche Unebenheiten in der Ajung. Die Jungen zwitschern heute schon ganz vernehmlich und sie strecken die Schnäbel nicht mehr bloß auf in's Blaue hinein, sie wenden sie hin und her, auf und ab. Das ganze Wesen bittet, und wenn sie gefüttert sind, zwitschert noch eine Einzelstimme lange nach. Es mag die Klage eines Einzelnen seyn, das nicht genug oder vielleicht gar nichts bekommen hat. Es gehört allerdings viel dazu, zu wissen: du hast schon was bekommen. Aber wer weiß, welche Merkmale die Eltern haben, die ihnen die Uebung der Gerechtigkeit und Gleichheit in der Familie erleichtern?

Die Henne bringt eine Raupe im Schnabel, sitzt auf dem obern Zweige, betrachtet mich lange, und als ich mich nicht rühre und gar keine Lust zeige zum Mithalten, fliegt sie zu den Jungen und theilt aus, und ehe sie abfliegt, stellt sie sich jetzt noch einmal auf den Nestrand und betrachtet die ganze Brut still. Wie sie wiederkommt, gibt sie Einem eine ganze Raupe, die andern kriegen gar nichts; die junge Welt scheint schon erkleckliche Portionen vertragen zu können. Der Hahn muß Einem ein Körnchen ungeschickt in die Kehle gegeben haben, es würgt daran und wackelt hin und her, er langt mit seinem Schnabel nochmals hinab und bringts zurecht.

Die Henne gibt wieder Einem einen ganzen Wurm; es bringt ihn nicht fertig, sie nimmt ihn noch einmal heraus und gibt ihn geschickter, jetzt ist's gut. Die beiden Alten geben keinen Ton von sich weder beim Zu- noch beim Abfliegen, es ist stille, rastlose Emsigkeit. Wenn die Alten — was selten ist — einander beim Neste treffen, fliegen sie nie mit einander ab, immer eines nach dem andern und nach verschiedenen Seiten.

Nun habe ich auch einmal gesehen wie der Hahn Futter holt, er flog einmal abwärts, zuerst auf die Umschau, auf den Pfahl am Rosenstock, dann auf den frischbesäten Rasen, im Gehen immer aufpickend und dann auch im kurzen Satz auffliegend und wie eine Bachstelze im Stoßfluge eine Mücke haschend, und endlich schlüpfte er durch den Zaun. Er muß einen weiten Umweg gemacht haben, denn er kam von ganz anderer Seite von oben angeflogen, gab nur zweien etwas und flog aufwärts in die Krone des Baumes; hier paschte er eine Biene, das scheint Futter für ihn selber, er verschmaust sie behaglich, wetzt sich den Schnabel am Zweige ab, schmettert seinen vollen Schlag und fliegt ab.

Am Mittag nach kurzem Sonnenregen geht die Fütterung wieder unfaßlich schnell vor sich, als würde nur bereit gehaltener Vorrath geholt; ja, was ich sonst nie sah, Hahn und Henne rennen auf einander beim Ab- und Zufliegen, sie entschuldigen sich aber nicht weitläufig, es ist keine Zeit dazu, dieser kurze ergiebige Moment nach dem Sonnenregen duldet jetzt keinen Aufhalt. Auch der Hahn betrachtet mich jetzt oft mißtrauisch, und ich habe kein Mittel ihn zu beruhigen.

Der Majoratsherr scheint weit voraus; er hebt sich fast ganz aus dem Neste heraus und dehnt und streckt sich. Was soll das werden?

9. Mai früh 6 Uhr. Der Nebel steht im Thal, am obern Himmel ist es hell, der Baum ist ganz aufgeblüht, es sind nur noch wenige Knospen an ihm, die Blüthe ist fünfblätterig wie im Vogelnest auch fünf Junge, und immer fünf oder sechs Blüthen auf einem Büschel umkreisen die mittlere. Im Pflanzenleben ist weit mehr Ueberfluß als im Thierleben; nicht der hunderste Theil der Baumblüthen wird zur Frucht, und es scheint ein Gesetz zu seyn, daß die Früchte, die sich lange aufbewahren lassen, auch immer lange Zeit zu ihrer Blüthenentwicklung bedürfen und die Blüthe hat eine zähere Kraft. — So der Apfel, die Birne, im Gegensatz zur Kirsche, zur Pfirsiche und Pflaume. Es ist ein fröhliches Zusammenstimmen dieses Blühen am Baum und dieses Leben auf ihm.

Das Gesetz, der Hahn bringt das Futter von oben, die Henne von unten, hält sich, und was als Forttragen der Eierschale erschienen war, ist eben das, was der Elternliebe nicht zu schwer und nicht zu häßlich ist; der Export ist heute fast gleich mit dem Import. Die Reinlichkeit des Naturlebens gehört zu dessen größten Schönheiten. Wer die Natur beobachtet, braucht nichts auszuschmücken, die getreueste Schilderung ist die schönste. — Die Henne ist immer noch die emsigere im Füttern, sie kommt dreimal bis der Hahn einmal.

Es ist ein Quillen und Kochen im Neste, es ist unfaßlich, daß es nicht überläuft, und der Majoratsherr hebt sich wieder so keck hervor, er wird über's Nest hinausfallen, aber er findet sich doch wieder geschickt zurecht im Heimwesen bei den Geschwistern.

Wenn der Hahn gefüttert hat, spaziert er den Zweig hinauf, sorglos tänzelnd, oft kommt er aber nochmals zurück und besorgt den Export.

Digitized by Google

Es ist wie wenn das Nest größer geworden wäre, wenn die Jungen alle so bei einander liegen; sie liegen jetzt mit den Köpfen am Rande herum, nicht mehr auf einem Haufen, weil sie jetzt stets von außen gefüttert werden, und immer wird, wie es scheint, wechselsweise eines besonders genährt. Ein Junges legt das Flügelchen weit über den Nestrand hinaus; der Oberkörper ist noch fast ganz nackt, die Brust schon weiß befiedert; es ist als könnte das Junge den Flügel nicht mehr an ziehen, aber rasch hat es ihn wieder übergekappt. Die Henne gibt dem Flügelausbreitenden einen ganzen Wurm, der Hahn scheint seinen besondern Liebling zu haben; der am Aste, er ist wohl der Majoratsherr, bekommt am meisten.

Die fünf Geschwister sind schon muthig, eine große Hummel fliegt über das Nest weg, sie sperren allesammt die Schnäbel auf, sey es zur Abwehr, sey es zum Verschlingen; die Hummel setzt sich auf eine Blüthe, die Fünf arbeiten allesammt nach ihr hin, aber sie erreichen sie nicht. Der Majoratsherr ist bereits so gescheit, die Losung über's Nest fallen zu lassen.

(Mittags im Regen.) Es fallen die ersten Blüthenblätter vom Baume, auch in's Nest fallen einige, die Jungen schütteln sie ab. In der Fütterung ist eine längere Pause, die Jungen ducken still im Nest, wie eine gestaltenlose Masse, als wäre das Nest mit grünlich grauem Moos voll gestopft. Die Henne wagt sich an die Hausthüre, Futter suchend, und wie sie zum Nest fliegt, setzt sie zuerst auf dem Corneliuskirschenbaume ab, fliegt zu den Jungen und ist schnell fertig.

Als der Regen länger dauert, geht die Fütterung wieder gleichmäßig fort, nur können die Eltern das Klagen jetzt nicht lassen, besonders der Hahn pfeift noch lange auf dem Baum das im Regen bräuchliche: Es gießt! Es gießt! Wenn die Henne jetzt Futter bringt, hält sie regelmäßig eine Weile still auf der untern Zweigschwelle; wie auf einen Drahtzug strecken sich alle Hälse in die Höhe; sie bleibt ruhig und läßt sie sich abarbeiten, und wenn sie gefüttert hat, wirft sie nochmals einen ruhig bedächtigen Blick auf die Sippe. In der feuchten Abenddämmerung höre und sehe ich wie Hahn und Henne von zwei Nachbarbäumen mit einander reden. Tütüti! ruft er, und Tü! antwortet sie fortwährend und immer regelmäßig.

Es ist doch nur ein geringfügiges, wesentlich allbekanntes Stück Naturleben, das ich nun seit einigen Wochen beobachte, und doch muß ich bekennen, daß es oft sehr ermüdend ist, dieses auf dem Anstand Stehen, dieses Unterstützen der Sehkraft durch das Fernglas und dann wieder mit raschen Worten Aufzeichnen, Alles das ist wahrhaft anstrengend, und wie gering ist das Ergebniß! Wenn ich an die Forscher denke, die Monate lang, ja Jahre lang in den unbequemsten, entbehrungs- und gefahrvollsten Verhältnissen der Beobachtung des Naturwaltens sich hingaben, wie riesengroß erscheint da solche Kraft, und es gibt keinen Entgelt und keinen Ruhm, der nur entfernt der Mühsal gleich kommt; aber die Erkenntniß hat den höchsten Lohn in sich selber.

10. (Regenloser, sonnenloser Tag.) Im Neste recken und strecken sich die Jungen, dehnen ihre Flügel ganz aus; unbegreiflich, wie sie Platz haben. Das Füttern geht wieder unfäglich rasch und meist wird auch Rückfracht mitgenommen. Die Henne fliegt jetzt so eigenthümlich, wenn sie gefüttert hat, mit den Flügeln schlägelnd, über dem Neste, wie eine Bachstelze, wenn sie in der Luft eine Mücke hascht. Soll das wohl erster Flugunterricht seyn? Sie füttert stets nur eines oder zwei, und die andern sind bereits so klug, daß sie ganz ruhig sind, so artig, wie es nur die rigorosesten Bonne verlangen kann, sie machen das Maul nicht auf und warten ruhig. Das ist jetzt im Ruhen ein sichtbares fünffaches Pulsiren im Neste, es ist wie wenn Wellen stets auf- und abwogen oder eigentlich wie Sieben in einem Topfe, und wenn die Brut nicht ruhig liegt, da ist fortwährendes Putzen an sich, das Köpfchen dreht sich so gelenk, es scheint, daß die Wirbel noch viel biegsamer sind als beim ausgewachsenen Vogel, und es muß ein stillschweigendes Uebereinkommen seyn, daß immer nur Eines sich dehnt und reckt und putzt und aufsträubelt, die Andern ruhen während dessen, sie hätten Alle auf einmal unmöglich Platz zu solcher Turnerei. Ein Junges pickt schon vom Nestrand etwas auf, wie ein junges Huhn ein Körnchen vom Boden.

Hier beim Füttern sehen die beiden Alten viel glänzender, geschlossener und behender aus, als sie in der Ruhe ohne Action sind; da hat namentlich der Hahn etwas Verdrossenes, und während er in der Anspannung bei der Fütterung äußerst schlank und fein aussieht, hat er, auf dem Zweig ausruhend, zusammengekauert, etwas Klumpiges und so auch die Henne; hier aber vor dem Neste sind sie das Ideal ihrer selbst.

In der Fütterung steht noch immer Regenwurm und Larve und Larve und Regenwurm auf der Speisekarte, andere Delikatessen wird die junge Brut erst in der Freiheit und Selbstständigkeit kennen lernen. Der Hahn muß sein Futter tief im Kropfe haben, er besinnt sich stets, eh' er zum Neste kommt und ruft tiefkröpfig: Troikt! Die Henne ist immer still. Eben war eine Kohlmeise da, sie betrachtete sich eine Minute still das Nest, und als es sich darin regte, flog sie wie gescheucht davon.

Digitized by Google

Ich sehe auch heute zum ersten mal, daß die Geschwister einander picken; bis jetzt lebte jedes nur für sich und schien sich weder zu Leid noch zu Freud um das andere zu kümmern, sie hielten nur einander gegenseitig warm. Eines nach dem andern dehnt und hebt und reckt die Flügel immer mehr, sie können aber noch lange nicht flugreif seyn; die Schwanzfedern sind noch fast gar nicht entwickelt, und das ist doch wohl das Steuer beim Fliegen. — Wenn ich nur den ersten Ausflug nicht versäume!

11. Das ist jetzt die Zeit, in der die Vogelsteller gern die junge Brut holen. Das Bibelgebot, daß man die Jungen nicht mit der Mutter nehmen dürfe, wäre jetzt nicht mehr anwendbar. Die Henne füttert, wiederum auf dem Nestrand stehend; es wäre jetzt offenbar gefährlich, die unruhige und schon so weit flügge Brut sich herausbiegen zu lassen. Und wenn sie alle ruhen, ist dieses fünffache sichtbare Athmen, wie wenn sich das ganze Nest wiegte. Der wollige Flaum, der noch aus den eigentlichen Federn hervorragt, wird leise vom Winde bewegt.

Ich meine schon zu erkennen, welche Männchen und welche Weibchen sind; diese haben nur graue Federn nebst den weißen im Flügel und weiße Brustfedern, während die Männchen auch grünlich befiedert auf den Flügeln sind und gelbe Brustfedern haben. Das krabbelt aber so untereinander, daß ich nicht unterscheiden kann, wie viel zu jedem Geschlecht gehören. Wie sie sich putzen, fliegen mit den Blüthenblättern vom Baume die wolligen Haarfederchen von ihrem Leibe davon, und vielleicht tapeziren schon andere Vögel ihre Nester damit.

Unendlich behutsam und geschickt arbeitet sich ein Unterliegendes hervor. Anfangs rücken die andern nicht von der Stelle, geben nicht nach, ja sie scheinen unwillig, aber Behaarlichkeit siegt, und gelingt es einem hinauf zu kommen, dann ducken sich die andern still und lassen über ihre Rücken wegsteigen und gähnen nur bisweilen; überhaupt ist heute immer wiederkehrendes allgemeines Gähnen und Mauloffenhalten unter der Sippe; es mag von Langeweile oder verdorbenem Magen oder von beidem zusammen herrühren.

Jetzt haben sich zwei emporgehoben, schlagen zwanzig bis dreißig mal abwechselnd mit den Flügeln und dehnen sie dann wieder weit aus über den Nestrand und putzen einander. Die Flugfedern sind noch sehr stumpf, von den Schwanzfedern kaum geringe Anzeigen, es dauert wohl noch lange bis zum Ausflug. Und ich sehe es ganz genau und wiederholt: es putzen und recken und strecken sich stets nur zwei, die andern liegen während dessen ruhig geduckt; es muß stille gehalten werden, und jetzt stellt sich eines — das ist gewiß der Majoratsherr — mit dem einen Fuß auf den Nestrand und mit dem andern in das Nest und schlägt lang um sich.

Hundertmal meint man, jetzt müsse das und das herunterfallen, der Raum ist doch gar zu klein und die Bewegung zu keck, aber sie scheinen schon Alles sehr genau zu bemessen, sie haben's für ihr künftiges Leben ja so nöthig. Der obere Rand des Nestes bekommt in der That jetzt auch Lücken und wird auseinander gezerrt und erweitert; besonders gegen Osten scheint sich ein völliger Durchbruch bilden zu wollen.

Ich kann mir's nicht denken, daß die Jungen alle auf einmal ausfliegen werden. Der Majoratsherr scheint allen voraus, er sitzt viel oben, ganz frei, auf den Rücken seiner Geschwister. — Der Hahn ist heute etwas lässig in der Nährvaterpflicht, man bekommt mehr von ihm zu hören als zu beißen, die Mutter aber ist unermüdlich. Er ruft der Frau Gemahlin offenbar zu: „Laß doch! Sieh, wie sie gähnen, du überfütterst die Kinder," und sie sagt gewiß: „Das verstehe ich besser. Sie sollen genug haben, so lang sie wollen und so lang es ihnen schmeckt. Wie lang (sie wiederholt ohne Furcht vor Eintönigkeit stets dieselben Worte), wie lang hat man denn noch die Freude, sie dahcim an seinem Tisch zu haben? Wie lang wird das noch dauern? Wie bald werden sie auf und davon fliegen?" — „Meinetwegen, thu' was du willst," sagt der Mann ganz deutlich und fliegt davon in den nahen Bergwald und pfeift sein Leibstück mit dem Schnalzer und Triller daran aus allen Leibeskräften.

12. (Pancratius, hell, herb und erfrischend, Morgens 7 Uhr.) Auf dem Boden unterm Baum ist es ganz weiß von den abgefallenen Blüthen, an den Zweigen sind schon Blätter groß entfaltet. Im Nest ist fortwährendes Picken und an sich Herumputzen, als müßte der Schnabel den Federn wachsen helfen; sie putzen sich heute alle auf einmal und haben doch Platz. Endlich ruhen zwei hoch erhaben über dem ganzen Neste, die andern liegen geduckt darin und strecken nur die Köpfchen heraus. Gegen Mittag liegen sie wieder im Kreise herum, vier am Rande und eines in der Mitte, ganz wie die Büschel der Apfelblüthe gestellt sind. Alle sind aufgebläht und schauen still hinaus in die Welt.

Der Hahn pfeift heute viel und lustig schmetternd nach der Fütterung, und heute auf dem Baume, wo sein Heimwesen ist, sonst that er nur drüben im Wirthshaus auf dem Nachbarbaum so lustig; aber die junge Brut darf jetzt schon alles hören und darf auch sehen, was sie für einen fidelen Vater haben. Er ist der ewige Student, vielleicht heißt er auch darum coelebs.

Digitized by Google

Er ist indeß rücksichtsvoll genug; während die Henne füttert, ist er still, aber gleich darauf schmettert er wieder los. Sie klagt einmal leise, das Nest betrachtend, wie die wilde Brut alles zerreißt. Er tröstet sie: „Ich bin der Mann dazu, der wieder ein neues bauen kann, wenn wir eines brauchen; laß sie nur tollen, wie es ihnen behagt; das ist so in unserer Familie, wir sind die Uebermüthigsten.“

Das Singen des Vaters scheint die Jungen zu ermuntern, sie zwitschern schon ganz laut mit festem klaren Ton einfach: „Zit Zit!“ Die Schnäbel sehen grünlich grau und festbeinig aus, die Gelbschnäbligkeit ist vorüber. Wie sie dann am Mittag schlafen, stecken sie die Köpfe zusammen und lassen sich die Sonne auf den Buckel scheinen. Wenn's dann wieder an die Fütterung geht, halten sich alle ruhig auf der Stelle, drängen sich nicht ungeschlacht über einander weg wie sonst, sie strecken nur die Schnäbel auf, ohne sich zu rühren, sie ahnen gewiß, daß sie sonst herunterfielen. Das Nest ist sehr zerrammelt, aus dem Innern hängen die feinen dürren Gräser, mit dem es ausgefüttert ist, zerzaust über den Rand hinab.

(Abends kurz vor acht Uhr.) Ich habe nun doch noch ein Stück Nachtleben belauscht. Die Sonne war hinab, der Hahn schlug noch seinen vollen Schlag drüben im Wirthshaus zum Pflaumenbaum. Im Neste sah man nichts als eine Rundung, oben so hoch gewölbt wie unten, nichts Einzelnes mehr. Jetzt kam die Henne noch einmal, Schnäbel streckten sich auf und man sah das Rothe der Kehle, und nun hüpfte sie mehrmals auf dem Baume von Zweig zu Zweig; der Hahn schlug immer hell, sie flog zu ihm, und nun beide mit einander fort, dem Bergwalde zu. Ich habe über eine halbe Stunde unverrückt nach dem Baume gesehen, bis gar nichts Einzelnes mehr zu unterscheiden war. Es kam niemand mehr.

(Schluß folgt.)

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

14.

Die Uebergabe von Hohenasberg.

Schon am zweiten Tage nach dem Einzug der Franzosen in Eßlingen, wo sie alsbald mit Geräusch auf der Burg ernstliche Fortificationsarbeiten vorzunehmen Miene machten, am 1. December, erschien zu Stuttgart der Brigadier Marivault mit einem Schreiben des Obergenerals Montclar und dem Begehren an die Regierung, innerhalb zweistündiger Bedenkfrist die Festung Asberg „in des Königs Devotion zu liefern,“ widrigenfalls man den Ort par force angreifen und noch selbigen Tages tausend Pferde von Feuquières, die auf Discretion leben sollten, in die Residenz legen werde.

Hohenasberg war schon früher ein Gegenstand angelegentlicher, aber fruchtloser Berathungen zwischen dem damals noch anwesenden Administrator und seinen Räthen gewesen. * Schon bei Beginn der Belagerung vor Philippsburg hatte man sich geeinigt, daß Hohenasberg, Hohentübingen und die andern alten Berghäuser, das unbezwingliche Zwiel allein ausgenommen, „eine Attaque und Ernst auszustehen nicht capabel seyen.“ Auf die wiederholten mündlichen Berichte des Asberger Commandanten über den Zustand seiner Festung hatte man den Hofmarschall und Obersten von Eyb zur Besichtigung hinüber geschickt und aus seiner gleichlautenden „Relation“ erfahren, was man ohnedieß wissen mußte, nämlich daß die Werke verfallen und „ohne zimblichen Kosten und Zeit nicht wohl zu repariren“ wären. Da nun aber eine „schöne Artigerie“ droben stand, die man dem Feind „nicht gern wollte zu Theil werden lassen,“ so beschloß man, dieses Berghaus zu „demanteliren“ und das Geschütz an andere Orte zu bringen. Dieses „Absehen“ wurde jedoch, wie man nachträglich klagte, durch die „frühe“ Uebergabe Heilbronns verhindert, welcher doch der Verlust der wirtenbergischen Brücke bei Lauffen im Rücken dieser Reichsstadt vorangegangen war. Nach dieser Uebergabe, meinte man in den Geheimerathssitzungen, sehe man sich nicht mehr im Stande, das Geschütz mit Sicherheit

* Das hier und im Folgenden Zusammengestellte ist großentheils aus einer Quelle geschöpft, die wir am Schlusse als selbstredend aufführen werden.

Digitized by Google

zu transportiren, eine sonderbare Entschuldigung, da ja doch der Transport nicht abwärts zu den Franzosen, sondern aufwärts in die noch unbesetzten Landestheile hätte gehen müssen. Das wirkliche Motiv wird derjenige errathen, der sich zu Eßlingen in die nach Ost und West zugleich blickende Politik jener Tage hat einweihen lassen; man fürchtete wohl den Zorn des Königs zu erregen, wenn man eine Festung, auf die er vielleicht sein Auge geworfen hatte, irgend eines Werthgegenstandes beraubte. Die Nichtigkeit dieser Vermuthung erhellt aus folgendem.

Nach dem Fall Heilbrouns ließ der Administrator durch Herrn von Eyb und neben ihm durch den Haushofmeister, der gleichfalls (wie Peter Bering im Weiler Kloster) vormals vom Krieg „Profession gemacht," gewisse Capitulationspunkte aufsetzen und dem Commandanten von Asberg nebst dem dortigen Keller, weil der Commandant nicht französisch verstand, übergeben, mit der Ordre, auf diese Punkte hin, „wenn man den Ernst und Gewalt sehe," zu capituliren. In dieser Punctation war für das fürstliche Haus die spätere Wiederabtretung des sämmtlichen Festungsgeschützes vorbehalten, wonach man sich offenbar den Besitz desselben auf eine minder anstößige Weise als durch einfache Wegführung zu sichern suchte.

Bis dahin war der Administrator Hand in Hand mit den Vormundschaftsräthen gegangen. Am 8. November jedoch entfernte er sich von Stuttgart, wie wir bereits wissen, und verwies die Geheimenräthe durch Rescript an die Mitobervormünderin, auf die er bei Antritt seiner Administration so eifersüchtig gewesen war, daß er äußerst aufgebracht wurde, als der französische Sprachlehrer zu Tübingen sie in der Dedication eines Tractats, „le prudent Voyager," mit dem Titel „Coadministratrice" beehrte. Und kaum war er in Regensburg angekommen, so erließ er an den Commandanten von Hohenasberg eine Contreordre, des Inhalts, „so was Feindliches wider den Posten unternommen werden sollte, nichts zu unterlassen, was zu dessen möglichster Defension erfordert würde." Eine gleiche Ordre erging an den Commandanten der Festung Schorndorf, und das Geheimerathscollegium selbst erhielt, jedoch erst am 7. December, aus Regensburg ein Rescript, worin ihm der Administrator befahl, Hohenasberg, Schorndorf, und was sonst noch haltbare Plätze im Lande vorhanden seyen, zu behaupten. Dieses Umschlagen des Obervormunds, welches anzeigte, daß in Regensburg eine östlichere Gesinnung an ihm hervorgebrochen war, oder daß er sich seinen Räthen gegenüber jetzt freier fühlte, war für diese, nach der Einträchtigkeit, womit man Geld und Heu nach Heilbronn geliefert hatte, ein Donnerstreich.

Als nun die französische Aufforderung am 1. December eintraf, verhandelte das Vormundschaftscollegium noch einmal, was ja schon Anstands halber geschehen mußte und, wie wir gesehen haben, auch in Eßlingen niemals versäumt worden ist, das Pro und Contra in regelrechter Berathung. Pro Negativa stand des Administrators neue Ordre, die von Asberg und Schorndorf rapportirt worden war, und die man, wenn man ihr auch thatsächlich nicht eben in Ehrfurcht erstarb, als hochfürstliche Emanation wenigstens formell in Betracht nehmen mußte; ferner die Erwägung, daß, wenn die Franzosen den Posten haben, dem Land nicht bloß für jetzt große „Incommodität" daraus erwachsen, sondern auch, falls denn doch einmal Hülfe werden sollte, die künftigen Operationen verhindert werden würden. Pro Affirmativa redeten alle die „Raisons," die schon früher in Gegenwart des Administrators erwogen worden waren. Hiezu wurde aber noch weiter geltend gemacht, man werde in der Residenz vor der Zeit ruinirt, die fürstliche Frau Wittwe werde mit ihren Prinzessinnen selbst nicht mehr sicher seyn, und wenn die Einwohner lang genug gequält, der Status regiminis turbirt und alles auf's äußerste ausgesogen sey, werde man — „auch mit Consens des Herrn Administrators, der, in seiner Abwesenheit, die Sache doch auch nicht auf die Spitze zu setzen und die Extrema zu erleiden begehren möchte" — dennoch zuletzt den Posten übergeben; oder, wollte man sich auch so lang tormentiren lassen, bis die Franzosen die Festung von selbst angreifen, so sey der Ort ja doch nicht „tenibel," die Gegend werde durch die feindlichen Völker nur noch weiter ruinirt und die auf dem Posten in Besatzung liegende Landauswahl in den „Hazard" gesetzt, den die fränkische Besatzung zu Crailsheim erfahren.

Die Frage von der Haltbarkeit des Postens wurde jetzt an die Herzogin gebracht, die schon zu Beginn der Administration, obgleich sie nur den Mitgenuß des Titels hatte, dem Reichshofrathe den Vormundseid hatte schwören müssen und durch das von dem Administrator bei seinem Weggehen erlassene Rescript in eine noch peinlichere Stellung gebracht worden war.

Magdalena Sibylla, Tochter des Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt, 1673 mit dem wirtembergischen Erbprinzen Wilhelm Ludwig vermählt, 1674 Herzogin, 1677 Wittwe, Mutter des jetzt zwölfjährigen Herzogs Eberhard Ludwig und zweier Töchter von elf und dreizehn Jahren, war nach der Entfernung ihres Sohnes und seines Vormunds zurückgeblieben, um jenes Heldenthum des leidend handelnden Frauenmuthes zu

Digitized by Google

üben, womit sie nicht bloß dieß Einemal in die Landesgeschichte sich eingeschrieben hat. In ihrer fürstlichen Stellung konnte sie sich zwar geschützter fühlen, als eine andere Frau, die Aehnliches gewagt hätte; doch war ihr Verhalten nicht ohne Gefahr, zumal gerade die weibliche Übergewalt, die bei ihr sonst so zähe Geheimerath jetzt recht gerne gelten ließ, den Feind zu Einschüchterungsversuchen reizen mußte. Man wird wohl annehmen dürfen, daß neben der Regentenpflicht, die sie leicht hätte von den Schultern wälzen können, auch der Drang in ihr lebendig gewesen sey, ihrem Sohne das Seinige zu wahren und, wenn man so sagen darf, die „Reputation“ des Hauses vor Gott und der Welt, besonders aber, eben um dieses Sohnes willen, vor dem eigenen Volke zu retten; diese Beimischung wirft jedoch keinen Schatten auf sie, weil sie als Mutter handelte. Eine zweite Jeanne d'Arc ihrem Volke die Oriflamme im Sturm voranzutragen, dazu war sie nicht geschaffen, und noch weniger waren es die Verhältnisse. Ihr Beruf, den sie rein und treu erfüllte, war, mitzudulden, die Leute in der Angst und Noth, die sie mit ihnen theilte, durch ihr Ausharren aufzurichten und dem Feinde durch würdiges Entgegentreten oder bewegliche Bitte, je nachdem die Umstände es erheischten, so viel als möglich Einhalt zu thun. Daß die Regierungshandlungen, Handlungen fortgesetzter Nachgiebigkeit, durch ihren Namen gedeckt wurden, hat ihr nicht schaden können, da man wußte, wie es sich mit ihrer Machtvollkommenheit verhielt. Sie galt ihrer Zeit als das Ideal einer Landesmutter, Hausfrau und Christin, * und in diesem Sinn hat der Geschichtschreiber Sattler ihr Bild, das einzige weibliche in seiner langen Regentengalerie, seinem letzten Bande vorgesetzt. ** Es zeigt einen Kopf von entschieden bürgerlichem Aussehen; zu dem Herzogsmantel und der Perlenschnur auf der Brust bildet der vom Halse herabhängende Schmuck, eine Sanduhr mit Todtenkopf, einen Gegensatz, dem die Bezeichnung „geistreich,“ wie sie damals von geistlichen Liedern und ihren Dichtern gebraucht wurde, vollkommen entspricht. Wer noch altwirtenbergische Frauengesichter aus der Tiefe des vorigen Jahrhunderts gesehen hat, wird in diesem Bilde einen gewissen Familienzug erkennen, der zu erzählen scheint, daß die Unterthanin nen Magdalenen Sibyllens sich in das Wesen und den Gesichtsausdruck ihrer Herzogin bis zu einem Grade hineingelebt haben, der eine fortwirkende Aehnlichkeit zur Folge hatte. Nur Stirne und Augen haben nicht alle davongetragen.

Die Herzogin verlangte ein Gutachten von der Kriegsrathscommission. Aber auch dieser lag die fürstliche Residenz samt der durchlauchtigsten Wittwe zu sehr am Herzen, als daß sie nicht „inter duo mala“ das kleinere hätte wählen sollen. Kein Wunder, die Herren waren in der Hauptstadt angesessen und so mit ihr verwachsen, daß einer derselben, der Regierungs- und Kriegsrath Heiland, in jener Zeit, der es noch nicht einfiel, für die Straßen der Stadt fürstliche Namen zu borgen, Pathe einer Straße war. Ein Theil der jetzigen rothen Straße hieß damals, nach ihrem angesehensten Hausbesitzer, die „Heilandengasse,“ und da läßt sich wohl denken, daß der Volkswitz die Gelegenheit nicht versäumt haben wird, zu bemerken, es sey wunderlich, daß es so heillos hergehe, wo doch der Heiland in der Regierung sitze, oder auch, es sey kein Wunder, daß die Stuttgarter allein einen Heiland haben sollten, das Land aber nicht.

Der Kriegsrath beantragte, den Asberg zu opfern, die Residenz aber nicht bloß für den Augenblick, in jetzigem Frangenti, sondern durch einen förmlichen Artikel in der Capitulation für beständig zu salviren, darum beide Collegien einstimmig vorstellten, der Herr Administrator würde, wenn er zugegen, gewiß nicht souteniren, daß die fürstliche Frau Wittwe und ganze Regierung durch etlichtägigen Refus eines Postens, den man notorisch nicht behaupten könne, in so große Gefahr gesetzt werden sollten, und da zu gleicher Zeit das Anrücken der tausend Pferde bestätigt wurde, so gab die Herzogin ihre Einwilligung.

Der Commandant von Hohenasberg respectirte die Ordre nicht, sondern berief sich auf die Gegenordre des Administrators. Die Festung war also in einem Zustand, über den man streiten konnte, so daß die Entscheidung, wie immer in solchen Fällen, von persönlichen Eigenschaften abhing, oder der Commandant kannte seine Leute und wußte, daß er sich Ehrenhalber

---

* „Sie war auch nicht nur in der Feder mächtig, indem sie das sonst gerühmte Buch, die „Creuz-Presse“ genannt, aufgesetzt und unter dem Titel: „Das mit Jesu gecreuzigte Herz, oder andächtige Betrachtungen des bittern Leydens und Sterbens unsers Herrn und Heylands Jesu Christi, wie auch der sieben letzten Wort am Creuz, sammt angefügter Creuz-Presse der glaubigen Seelen,“ in den Druck gegeben, sondern auch eine gute Poetin, indem sie eine ziemliche Partie geistlicher, von ihrer eigenen Hand verfaßter Lieder, welche noch vorhanden sind, hinterlassen, und wovon viele in das obgenannte Buch und das sogenannte nun seltene Gebetbuch, das „Andachtsopfer“ genannt, eingetragen worden, welche von ihrer Gottesfurcht und Erfahrung in geistlichen Sachen zeugen.“ Sattler, XIII, 203.

** „Uebrigens hoffen sowohl der Verfasser als der Verleger entschuldigt zu seyn, diesem Theil das Bildnus eines Frauenzimmers voranzusenden ꝛc. Ihre Person rechtfertigt dieses Unternehmen“ ꝛc. Vorrede zum dreizehnten Theil.

Digitized by Google

sträuben dürfe, ohne es zum Aeußersten treiben zu müssen.

Als nun die Abgesandten unverrichteter Dinge zurückgeritten kamen, beeilte sich der Geheimerath, dem französischen Gesandten hievon noch spät Abends „Part" zu geben. Juvigny, der die Uebergabe der Festung sehr stark betrieb, hatte die Unschicklichkeit begangen, sich bei der ersten Aufforderung den Offizieren anzuschließen, die mit ihren Drohungen vor dem Vormundschaftscollegium erschienen; ja, er hatte dabei in der Geheimerathsstube den Vortritt gehabt, wodurch dann die Versicherung des Weiler Hofmeisters, daß er es sey, auf dessen Angeben Alles geschehe, bewahrheitet war. Jetzt ließ er durch den Geheimsecretär, der ihm die Weigerung des Commandanten meldete, der Herzogin und den Geheimeräthen sagen, so müsse bei solcher Bewandniß nicht allein Canstatt, sondern auch Stuttgart verbrannt werden, und wollte er der Erste seyn, der die Häuser anzündete.

Die Schreckenskunde von dieser diplomatischen Verrichtung ging sofort durch die Stadt oder vielmehr durch die Kanzleien. Noch um Mitternacht stürzten die Kriegsräthe zu der Herzogin und dem Geheimenrath und baten die Conservation der Residenzstadt, „von wannen ja der ganze Staat, die Rentkammer, Visitation und Landschaft dirigirt werde," allem andern vorzuziehen, auch an des Administrators nachträglicher völliger Genehmhaltung, als wozu er ja schon hiebevor inclinirt gewesen, nicht zu zweifeln. Andere Balleien ließen gleiche „Preces" herbeifließen, die Geheimenräthe ließen sich „endlich" erweichen, die Herzogin gab nach und die Ordre wurde wiederholt in ihrem Namen ausgefertigt. Der Gesandte hatte ihr zu verschiedenen malen Briefe vom König selbst vorgelegt, welche Betheurungen enthielten, daß sie nebst dem Landprinzen und der Residenz alle Securität genießen sollte. Für ihren Sohn zwar hatte sie diesen Schwüren nicht recht getraut.

Die Capitulationsurkunde wurde am Montag, „$^{19}/_{9}$" December zu Canstatt, wo Montclar lag, unterzeichnet. Mit dem Festungsgeschütze und der Festung selbst nahm man es ziemlich leicht. Der dritte der Uebergabspunkte, von den Wirtenbergern vorgeschlagen und von den Franzosen unbedingt angenommen, lautet: „En cas que les Généraux et le Commandant de sa Majesté très-chrétienne ne la voudrons plus garder, on remettra cette forteresse entre les mains de la maison régente de Wurtenberg, avec tous les Canons, armes et ammunition, selon l'Inventaire qu'en a esté fait le jour de la tradition." Besser sah man sich mit Stuttgart vor. Artikel 5, gleichfalls ohne Aenderung „accordé," lautet: „On déchargera et exemtera la Résidance et la ville de Stoutgard, avec tous ses corps et membres tant de la Cour et Chancellerie que de la Bourgeoisie, de tous logements, quartiers d'hyver et autres charges et exactions, sur quelque prétexte que ce puisse estre." — „Et on donnera assecurance sur les dits articles, qu'ils seront inviolablement gardés." — Gezeichnet französischerseits: Joseph de Pas.* Baron de Montclar. Von Seiten „de la Régence du Douché de Wurtenberg": „De Reischach. Heiland."

Auf dieses erfolgte die Uebergabe, und die Franzosen besetzten die Festung mit 200 Mann. Stuttgart schien gerettet, es wäre denn daß die Ehre des Königs und seines Oberfeldherrn so viel wie eine Bohne galt. Was indessen das Land bei der Quartierfreiheit Stuttgarts gewonnen, zeigte sich unmittelbar darauf, denn die tausend Reiter, die man der Residenz zugedacht hatte, wurden jetzt nach Canstatt logirt, von wo sie nicht eher wichen, als bis die Einwohner auf den Grund verderbt waren. Aber freilich, des Königs Leute mußten zu leben haben, und das mit um so mehr Recht, da sie ja nicht im Kriege begriffen waren.

* Hier wird man wohl ein Komma lesen müssen.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Erster Eindruck der Pariser Nachrichten vom 9. September. — Bestürzung und Mißtrauen. — Nähere Erwägung. — Trübe Aussichten für Deutschland. — Die Umgestaltungen im Innern. — Preßzustände. — Ein Rückblick. — Die Wiener Zeitung. — Bernhard von Mayer. — Stellung der Protestanten.

Seit dem Neujahrsgruße hat keine Nachricht aus Paris hier ein so allgemeines Erstaunen hervorgerufen, als der Moniteurartikel vom 9. September. — Das kurze Telegramm, welches noch an demselben Morgen, und das mit dem längeren Auszuge, welches Nachmittags eintraf, rief höchst eigenthümlicher Weise eine fast allgemeine Bestürzung hervor. Die meisten Leute, mit denen ich im Laufe des Tages und des Abends zu sprechen Gelegenheit hatte, legten mehr oder minder unumwunden das Bekenntniß ab, daß sie den Sinn der Worte nicht verständen, mithin die Tragweite nicht zu berechnen wüßten, wohl aber eine Falle vermutheten. Vor allem hoben sie den grellen Widerspruch hervor, welcher darin zu liegen scheine, daß zwei Großmächte wie Oesterreich und Frankreich sich zur Rolle von Vogelscheuchen verurtheilt haben sollten, indem sie dem kleinen Gernegroß in Turin und einer Handvoll Wühler in Florenz, Modena, Parma und Bologna gegenüber zum voraus denjenigen Mitteln förmlich entsagten, auf deren Vorhandenseyn ihr Einfluß wesentlich beruht. Wenn der Starke sagt, er werde in einem gegebenen Falle von seiner Stärke keinen Gebrauch machen, so hat er ja seine Kraft gelähmt. Diese Betrachtung drängte jene Vorstellungen in den Hintergrund, welche sich doch deutlich genug aus dem Schlusse der Mittheilung hätten ergeben müssen, und sich später in der That auch geltend gemacht haben. Der Franzosenkaiser bekennt in dem Artikel, welcher fast unbezweifelt von ihm selbst geschrieben wurde, mit ritterlichem Freimuth, daß er nach den zwei gewonnenen Hauptschlachten einem unbesiegten Gegner an der Etsch gegenüberstand, welcher mit gleicher Aussicht auf Erfolg wie er selber das Glück der Waffen auf's neue versuchen konnte, mithin sich nicht in der Lage befand, sich die Bedingungen des Friedens vorschreiben zu lassen, so daß dieser Frieden, als er zum Abschlusse gedieh, einen von jenen Verträgen vorstelle, die von beiden Seiten ohne Zwang und Nöthigung erfolgten, weßhalb die gegenseitigen Zugeständnisse durch gleichberechtigte und gleichverpflichtete Theilhaber zusammengelegt wurden. Die Folgerung, daß vom „vae victis“ hier keine Rede seyn dürfe, ergibt sich von selbst. Wenn nun Louis Napoleon zum Schlusse den Wälschen sagt, sie würden von einem Congreß nicht mehr erlangen, als ihnen zu Villafranca zugestanden worden, und wenn sie noch mehr mit Gewalt erzwingen wollten, von Frankreich keinen Beistand erhalten, von dem schürenden und hetzenden England aber sich im Stiche gelassen sehen, so heißt das deutlich genug gesagt: „Folgt meinem Rathe, laßt die Bedingungen von Villafranca zum Vollzuge gedeihen, oder setzt durch eigene Kraft euern Willen gegen Oesterreich durch.“ — Den raublüsternen Sardenkönig und die Rothen in Italien auf ihre eigene Macht dem starken Oesterreich gegenüber verweisen, ist gleichbedeutend mit: sie für verloren erklären. Und das sind sie sicher und gewiß, denn der Sohn Carlo Alberto's wird nichts eiligeres zu thun haben, als die Einverleibung der mittelitalienischen Gebiete auszusprechen und damit den casus belli herbeizuführen. Abgesehen von seiner eigenen Gemüthsart, befindet er sich am Drahte der Revolutionspartei, die ihn um jeden Preis als Sturmbock behalten und so lange verwenden will, als sie seiner noch bedarf. Der Tag, an welchem sie den „Herrn von Carignan“ nach London in's Hotel Mitwart, die weltberühmte Herberge für jeglichen Johann ohne Land, zu schicken gedenkt, ist noch nicht erschienen. „Ein neuer Krieg in Italien ist also das, was wir demnächst zu erwarten haben,“ lautet eine vielfach vernommene Schlußfolgerung, der zu widersprechen ich nicht unternehmen kann, so gerne ich's thäte. Das Herz wird mir dabei schwer, und zwar um so schwerer, als der Hinblick auf den neuen Aufwand an Blut und Geld, welchen der Krieg in Italien verursachen würde, dießmal nur Nebenbetrachtung bliebe. Der erste Stückschuß, welcher in Italien aus einem österreichischen Rohre aufblitzte und donnerte, würde ja alle die schlimmen Ahnungen bestätigen, welche der Frieden von Villafranca in uns aufsteigen ließ. Er würde den Beginn einer neuen Ordnung der Dinge bezeichnen, welche sich seit dem 12. Juli vorbereitet, und die bestimmt scheint, für lange Zeit, wenn auch ganz gewiß nicht für immerdar, Deutschlands Zersplitterung zu besiegeln und dasselbe, wie einst Metternich von Italien sagte, zu einem „geographischen Begriffe“ zu machen.

Doch ich lasse für heute die trübselige Betrachtung auf sich beruhen, und würde sogar von Herzen gern mit der kleinsten Scheidemünze des alltäglichen Lebens aufwarten, wenn derlei für den Augenblick zu haben wäre. Aber sie ist nicht zu haben. Die großen Weltshändel, und mehr noch die zum Durchbruch gelangenden Umgestaltungen im Innern nehmen alle Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch. Die Preßverhältnisse haben sich den Erwartungen gemäß verändert. Die thatsächlich wieder eingeführte Vorcensur ist abgestellt, das Preßgesetz hat seine volle Geltung zurückerhalten. Keine polizeiliche Verfügung greift in den Gang

Digitized by Google

der Besprechungen auf dem Wege vertraulicher Mittheilung an die Redaktionen ein. Neulich fand die Behörde Grund zu gerechter Beschwerde über die Haltung einiger Blätter, welche sich in Bezug auf Toscana und Modena gar zu ungebührlich sichtbar auf die Seite der Rothen zu schlagen schienen; die betreffende Zurechtweisung erfolgte öffentlich durch die Wiener Zeitung und nicht wie früher in geheimer Weise. Die Bank, die Creditanstalt und andere Körperschaften stehen einzig unter dem Schutze des Gesetzes, wie alle Welt; keine polizeiliche Watte umhüllt sie mehr. Wer sich am besten dabei befindet, sind die Beamten im Preßbureau selbst; sie haben von niemand mehr Weisungen anzunehmen, als von der ihnen unmittelbar vorgesetzten Behörde, und finden sich dadurch mancher Behelligung entrückt. Das vielfache Dreinreden von verschiedenen Standpunkten aus war ganz geeignet, ihnen das Leben zu verleiden, besonders dem würdigen Vorstande des Preßbureaus (bei der Polizeidirektion), Polizeirath Janota, der in seiner strengen Ehrenhaftigkeit oft in den Fall gekommen seyn soll, sich gegen Zumuthungen zu wehren, denen mancher andere an seiner Stelle aus Wohldienerei nachgegeben haben würde. Sein Wohlwollen und sein Rechtsgefühl waren eine mächtige Schutzwehr für die Tagespresse. Ich habe erst kürzlich von verläßlicher Seite ein paar Einzelheiten darüber vernommen, die mir klar werden ließen, daß wir eine Censur nach Stelnigky'schem Zuschnitt gehabt haben würden, wenn das Preßbureau selbst sich nicht dagegen gewehrt hätte. Der thatsächliche Zustand war deßhalb, aber nur deßhalb ein ganz erträglicher; indessen drängt sich bei der Erinnerung daran die Betrachtung auf, daß eine Veränderung in den Persönlichkeiten möglicher Weise ihn zum schlimmsten gewendet hätte. — Die Wiener Zeitung, wie die amtlichen Blätter überhaupt, welche bisher vom Ministerium des Innern abhingen, stehen gegenwärtig unter der Polizei. Bisher führte Ministerialrath Ritter Bernhard von Mayer (aus Luzern) die Oberleitung dieses wichtigen Zweiges der Verwaltung. Die Wiener Zeitung hat ihm vor allen viel zu verdanken, namentlich durch die Mühe, welche er sich unverdrossen gab, ihr ausgezeichnete Mitarbeiter von nah und fern zu verschaffen.

Ein weiterer Schritt in der neuen Gestaltung der Dinge ist die in Ungarn und dessen ehemaligen Nebenländern begonnene Feststellung der Verhältnisse der Protestanten. Sie haben in vollem Maße und noch über die Bestimmungen von 1791 hinaus ihre kirchliche Autonomie erhalten. Zweifelsohne wird ihnen dieselbe unverzüglich auch in den andern Kronländern zu Theil werden, — in demselben Geiste der Duldung, wenn auch unter andern Einzelnheiten der Form, wie sie sich aus den geschichtlich gegebenen Vorbedingungen herleiten. Demnach werden im katholischen Oesterreich die Protestanten sich besser stehen, als im paritätischen Preußen die Katholiken. Nächst den Betheiligten selbst ist niemand damit so zufrieden, als jene große Anzahl von Katholiken, die es mit dem Christenthum überhaupt ehrlich meint, und die, durch das Concordat vom bureaukratischen Zwange aus der Josephinischen Zeit erlöst, in der Autonomie der katholischen Bekenntnisse die segensreiche Förderung christlicher Gesinnung zu schätzen weiß. Zugleich ist jedoch nicht zu verschweigen, daß die kirchliche Form, wohinein die Zugeständnisse für die anerkannten Gemeinschaften des Augsburgischen und des Helvetischen Bekenntnisses gebannt sind, alle diejenigen unbefriedigt läßt, welche im Protestantismus nichts anderes erblicken, als ein wirksames Mittel, alles Christenthum der Auflösung entgegen zu führen. Für diese Partei ist die neue Errungenschaft freilich eine Niederlage.

Aus Gent, September.

Bevölkerung der Stadt. — Industrie. — Blumenzucht. — Neubauten. — Der Belfried.

Von jeher war Gent die ansehnlichste Stadt Belgiens. Es gab eine Zeit, wo Karl V. mit vollem Rechte zu Franz I. wortspielend sagen konnte: „Je mettrai tout votre Paris dans mon Gant (Gand).“ Zwar hat sich dieß längst geändert und Karl V. selbst hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, daß die flandrische Hauptstadt von ihrer Höhe herabgesunken ist und der stolze Beiname: „die Herren von Gent,“ in den ärgerlichen Spignamen „die Strickträger“ (stropdragers) umgewandelt worden; allein Gent ist doch noch immer ein hervorragender Ort und steht namentlich in gewerblicher Beziehung hoch über den meisten Städten des Landes, besonders über Brügge, seiner ehemaligen Nebenbuhlerin. Während Brügge in ruhiger Stille, man möchte fast sagen Trägheit seine Tage hinbringt, hämmert und rasselt in Gent das regste Fabrikleben; dort sieht man nur Kirchthürme ragen, nur Glockengeläute unterbricht den leisen Gang häuslichen Ringens und Treibens; hier sind die alten Riesen von Sankt Bavo und Sankt Jakob von Hunderten rauchender Fabrikschlöte umgeben, und selbst in ehemaligen Kapellen und Klöstern, selbst in den Mauern stolzer Herrensitze, ja selbst unter den Ueberbleibseln des Fürstenhofes, wo Karl V. geboren wurde,

Digitized by Google

und zwischen den Ruinen der Grafenburg, wo Karl der Kühne zu Gericht saß, braust und jagt die treibende Kraft des Dampfes.

An Einwohnerzahl ist Gent sich ziemlich gleich geblieben. Zwar werden der alten Stadt über 200,000 Bewohner zugeschrieben; die Zahl der „Weber allein" soll 40,000 betragen haben; um 1400, behauptet man, hätte Gent an 80,000 waffenfähige Männer aufbringen können. Allein es sind das Uebertreibungen, Behauptungen, wofür ganz und gar keine haltbaren Gründe beigebracht werden können. Abgesehen von dem sehr erheblichen Umstande, daß früher ganze Stadttheile des gegenwärtigen Gent, z. B. St. Peter, der eigentlichen Stadtgemeinde gar nicht angehörten, vielmehr selbstständig verwaltet wurden und mitunter sogar im Streit mit jener waren, abgesehen davon, sprechen auch alte Urkunden und Zeichnungen, namentlich eine Ansicht aus der Vogelschau vom Jahr 1534, dafür, daß Gent niemals eine stärkere Bevölkerung gehabt hat, als jetzt. Nach den letzten Berechnungen betrug aber die Einwohnerzahl noch keine 110,000.

Es erhellt daraus zugleich, daß Gent gegenwärtig hinsichtlich der Bevölkerung hinter Brüssel zurücksteht, namentlich wenn man der Hauptstadt die bedeutenden Vorstädte, von denen einige nahe an 20,000 Einwohner haben, hinzurechnet, denn Brüssel hat in den letzten zwanzig Jahren um mehr als 50,000 Seelen zugenommen; es zählt mit den Vorstädten gegen 250,000, ohne dieselben 163,000 Einwohner. Allein nichts desto weniger wird Gent in anderer Beziehung den Vorrang vor Brüssel behaupten. Sein Fabrikleben ist bei weitem bedeutender; als Blumenmarkt und Blumenzüchterin ist es weltberühmt, und als Hauptsitz der vlamisch niederländischen Nationalität hat es in den Geschicken des Landes vielleicht ein höheres Gewicht als die halb vlamische, halb wallsche, und dabei ganz französisch regierte Hauptstadt des Landes.

Der Hauptzweig des Genter Gewerbfleißes ist die Baumwollenindustrie. Man hat Gent nicht mit Unrecht das belgische Manchester genannt. Wie früher die Tuchweberei, so hat neuerdings die Baumwollenspinnerei und Baumwollenweberei bei weitem das Uebergewicht. Als ersten Kattundrucker nennt man einen Freiherrn Clemmen, der um 1796 starb; aber erst durch Lieven Bauwens, der um 1800 das Geheimniß der englischen Maschinenfabrikation „mit Lebensgefahr" nach Gent brachte und veröffentlichte, kam das Kattungeschäft zu dem Aufschwung, der es an die Spitze des Gewerbliebens gestellt hat. Die dankbaren Nachkommen haben neuerdings das Andenken des Mannes in der Benennung eines Platzes erneuert und geehrt.

In jüngster Zeit sind auch einige Flachs- und Hede-Spinnereien angelegt worden. Indessen scheint es damit noch nicht recht fort zu wollen, wie denn überhaupt die altberühmte flandrische Leinenindustrie in beklagenswerther Weise herabgekommen ist. Noch besteht wohl der alte „Freitagsmarkt," wo jeden Freitag die Weber der Stadt und des Landes ihr Linnen zum Verkauf bringen; auch sieht man am Thurme des „Collatiezolder's" noch das Eisengeländer, wo vordem die schlechten und betrügerischen Stücke zur Schande der Verfertiger ausgehängt wurden; allein der alte Glanz will nicht wiederkehren. Noch 1839 wurden in Ostflandern 120,349 Stück Leinen verkauft; 1841 war man schon auf 102,315 herabgesunken; zehn Jahre später wurden nur noch 59,797 Stück abgesetzt, 1854 nur 46,568. Der Genter Markt kam dabei mit 8428 Stück in Betracht, das kleinere Aelst mit 18,525.

In höchster Blüthe steht die Genter Blumenzucht. Abgesehen von dem sehr beachtenswerthen städtischen Pflanzengarten, der auf einem Grundstücke der alten Baudeloo-Abtei angelegt worden ist, zählt die Stadt über dreißig Blumen- und Pflanzenzüchtereien, die mit ihren Erzeugnissen Handel treiben, und daneben eine ganze Reihe von Privatgärten, welche der Blumenliebhaberei und Blumenveredlung gewidmet sind. Die jährlichen Ausstellungen und Preiskämpfe übertreffen daher auch alles, was man in dieser Hinsicht irgendwo sehen kann. Schon 1837 wurden 5273 Pflanzen zur Schau gestellt. Mitunter kommen sogar nur einzelne Gattungen zur Ausstellung. So sah man im vorigen Jahr eine Preisausstellung, wo nur Azaleen und Alpenrosen zur Mitbewerbung kamen, und doch war ein geräumiges Treibhaus von unten bis oben angefüllt.

Neben den jährlichen allgemeinen Ausstellungen gibt es auch kleinere; ja gewissermaßen findet jeden Sonntag Morgen eine Ausstellung statt, indem alsdann der Blumenmarkt am Lauter, dem vornehmsten Platze der Stadt, gehalten wird, und von Zeit zu Zeit unter öffentlicher Mitwirkung Preise für die besten Erzeugnisse ausgetheilt werden. Zu den ansehnlichsten Blumenliebhabern zählte der unlängst verstorbene Baron Heyndericx, der alljährlich eine Anzahl erster Preise davon trug. Seine Sammlungen von Amaryllis sind weit und breit berühmt. In jüngster Zeit that er sich auch durch Orchidenzucht hervor. Man erzählt, daß er auf dem Sterbebette nur noch den Wunsch hatte, das Aufblühen eines Cypripedium hirsutissimum, das nahe bevorstand, zu erleben. Aber der Wunsch ging nicht in Erfüllung, erst einige Stunden nach dem Hinscheiden des Pflegers brach die prachtvolle Wunderblume auf.

Unter den gewerblichen Unternehmungen im Felde der Blumenzucht zeichnen sich die von Van Houtte und Alexander, jetzt Ambrosius Verschaffelt aus. Der Garten des letzteren liegt in der Stadt, in der Nähe der sogenannten Coupure, eines Durchstichs, welcher die Lei mit dem Brügger Kanal verbindet. Er ist zwar nicht so umfangreich als der Van Houttesche, der allein für die 60 bis 80,000 Rosenstöcke, die er jährlich veredelt und absetzt, ein weites Feld verwendet; er ist aber reicher an Treibereien und exotischen Pflanzen, und thut sich besonders durch Azaleen- und Rhododendronzucht hervor. Der Van Houttesche Garten liegt außerhalb des Stadtgebiets, zu Gents-Brügge, und ist gegenwärtig ein Actienunternehmen, nebenbei eine öffentliche Anstalt, indem damit eine vom Staat unterstützte Gärtnereischule verbunden ist. Es finden nicht nur regelmäßige

Digitized by Google

Lehrgänge statt, sondern es werden auch zu gewissen Zeiten öffentliche Vorträge, verbunden mit praktischen Anweisungen, gehalten, um den Gartenbau in der Provinz zu fördern, und namentlich die Kenntnisse in Betreff des Bäumebeschneidens ꝛc. zu verbreiten. Von weit und breit kommen dazu die Gärtner herbei, indem sie außer dem Unterricht auch noch sonstige Begünstigungen finden. Die Gärtnereischule wird selbst von Deutschen häufig besucht. Von beiden Anstalten werden weit verbreitete Zeitschriften für Blumenkunde ꝛc. veröffentlicht. Van Houtte gibt eine reich illustrirte Flora sämmtlicher Treibhäuser Europas aus, Verschaffelt die Illustration horticole, die sich nicht minder auszeichnet. — Der Handel mit Blumen ist sehr bedeutend. Ganze Schiffsladungen gehen alljährlich nach Rußland; die Stempelgebühren, welche eine der Anstalten 1857 für ihre Preislisten zu zahlen hatte, betrugen nach einer öffentlichen Klage über 1600 Franken; der ganze Umsatz wird auf eine Million Franken veranschlagt.

Auch der übrige Handel Gents ist nicht unansehnlich. Sein Gewerbfleiß, die Eisenbahnen, die zahlreichen Kanäle und Flüsse, und eine zwiefache Verbindung mit dem Meere, über Ostende und Terneuzen, machen das erklärlich. Im Jahr 1858 wurde sein Hafen von 336 Schiffen besucht, davon 134 unter englischer, 44 unter belgischer, 41 unter hannoverscher, 32 unter mecklenburgischer, 24 unter französischer, 20 unter holländischer, 14 unter dänischer und 6 unter preußischer Flagge. Die Verbindung im Innern wird durch eine Menge von natürlichen und künstlichen Wasserarmen befördert. Das jetzige Gent liegt auf 26 Inseln, die durch 88 Brücken unter einander verbunden sind. Die Hauptinsel wird durch zwei Arme der Scheldt, den sogenannten Fleep und het Kreelepfje, so wie durch einen Bogen der Lei, die den linken Arm der Scheldt beim Justizpalaste aufnimmt und sich dann ihrerseits in den rechten Arm der Scheldt wirft, gebildet. Sie umfaßt das eigentliche alte Gent, und wird de Kuip, die Kufe, genannt. Zur Erleichterung des Verkehrs ist in den letzten Jahren eine Schienenverbindung zwischen dem Eisenbahnhofe und dem Hafen hergestellt worden. Auch hat man ein großes Lagerhaus gebaut, um die zollfreie Wiederausfuhr eingegangener Waaren zu ermöglichen. Die Kosten dieser Anlagen und der damit in Verbindung stehenden Kai- und Hafenbauten werden als sehr bedeutend bezeichnet. Um so mehr muß man erstaunen, daß die Stadt auch noch die Mittel zu den ansehnlichsten Bauwerken sonstiger Art gefunden hat und fortwährend findet. Sie hat ein Universitätsgebäude für 350,000 Gulden, ein Gerichtshaus für 1,600,000 Franken, eine Schaubühne für 1,300,000 Franken, ein Schlachthaus für 300,000 Franken, und eine Menge anderer geringerer Werke errichtet. Die Erweiterung und Verschönerung mehrerer Straßen, die Einrichtung von Schulgebäuden, die Erhaltung alter Denkmäler ꝛc. haben daneben sehr bedeutende Summen erfordert. Die 1855 vollendete Herstellung des alten Belfried hat allein über 180,000 Franken gekostet. Gegenwärtig wird auf dem Van Arteveldeplatze an einer neuen St. Annenkirche gearbeitet, wozu die Stadtkasse nicht weniger als 200,000 Franken beisteuert.

Fast alle diese Bauten sind durch den Baumeister L. Roelandt entworfen und geleitet worden. Man kann jedoch nicht sagen, daß überall wahre Meisterwerke zu Tage gekommen seyen. Das beste, was er geleistet, ist wohl das Schauspielhaus; wenigstens hat er dabei den gegebenen Raum auf's zweckmäßigste und im Ganzen auch geschmackvoll zu benutzen gewußt. Besonders treten die Einfahrt und die großen Säle zu seinem Lobe hervor. Das Universitätsgebäude dagegen ist ein schreiendes Zeugniß, daß sich der Baumeister nicht in die gegebenen Verhältnisse zu schicken gewußt. Ein riesiges Treppenhaus steht mit dem Innern, und eine mächtige Säulenreihe des Eingangs mit der Umgebung in gar keinem Einklange, da die dicht anstoßenden Gebäude, die Beschränktheit des Straßenraums ꝛc., eine gehörige Entfaltung solcher Massen nicht gestatteten. Beim Gerichtshause hat es dem Künstler nicht an Raum gefehlt, auch ist dem Pracht- oder Praelbau, wie ihn die Vlamingen nennen, eine gewisse Großartigkeit nicht abzusprechen; allein desto mehr ist hier vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit zu erinnern. Der ganze Bau, so muß es jedem Unbefangenen erscheinen, ist nur eines ungeheuern Saales wegen da; und dieser Saal — 240 Fuß lang, 72 Fuß breit, etwa eben so hoch, und rings von weiten Säulengängen umgeben — ist nicht etwa der Haupt-Sitzungs- und Verhandlungssaal, nicht der Ort des öffentlichen Gerichts, sondern das Wartezimmer, die Salle des pas perdus! Ringsum, zum Theil in den winzigsten, unzweckmäßigsten Räumen, liegen die übrigen Säle und Zimmer; die Vestiaires oder Ankleidekammern finden sich in der übelerdenklichsten Nachbarschaft und sind dabei so eng, daß sich die Herren beim An- und Ablegen ihrer Amtstrachten kaum umdrehen können.

Auch die St. Annenkirche im byzantinischen und die Spitze des Beifried in gothischem Styl, diese aus gegossenem Eisen hergestellt, haben manchen Tadel erfahren; besonders hat sich der englische Alterthumsforscher James Weale scharf darüber ausgelassen, indem er jene eine Monstrosität und diese a standing monition against bunglers nennt. Doch sind diese Ansechtungen etwas zu hart. Kann man auch den Lobsprüchen und Bewunderungsrufen belgischer Schriftsteller nicht beistimmen, so muß doch zugegeben werden, daß die Eisenspitze des Belfried nichts Störendes und Ungefälliges hat und jedenfalls eben so angemessen erscheint, als die früheren hölzernen Aufsätze, welche noch fortwährend ihre Lobredner finden. Der berühmte Freiheitsthurm ist kein Werk aus Einem Gusse, sondern die Schöpfung vieler Jahrhunderte. Nachdem 1176 eine Feuersbrunst den ältesten Bau verzehrt hatte, soll mit dem gegenwärtigen 1183 begonnen worden seyn. Man meint sogar noch den ursprünglichen Riß zu besitzen, der die Inschrift: Dboweerp van den Beelfroete trägt; doch ist dieß nicht ohne Bedenken. Wie dem auch sey, jeden-

Digitized by Google

falls kann nur die Grundlage des Thurmes ein so hohes Alter haben; der obere Theil, aus blauen Kalksteinen gebaut, muß jünger als das erste Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts seyn. Es folgt dieß, abgesehen vom Baustyle, aus dem vielerseits ganz übersehenen Umstande, daß ein Eckthürmchen der daneben stehenden sogenannten Schermers- oder Fechterschule großentheils in das Thurmgemäuer des Belfried hineinragt, während jenes Gebäude doch erst aus dem Jahre 1424 oder 1425 stammt, wo es von Simon van Affike neu aufgeführt wurde. Die Spitze des Thurmes, das sogenannte beijaerdtoreken, ist niemals in Stein ausgeführt worden und hat bei wiederholten Neubauten in den Jahren 1376, 1543, 1684 und 1771 mancherlei Wechseln unterlegen. Es war daher für den letzten Umbau kein regelbildender Halt gegeben; der Haupttheil des steinernen Thurmes und nebenbei die Zweckmäßigkeit mußten entscheiden, und da wird den Künstler kein allzugroßer Tadel treffen, wenn auch mehr anmuthige Leichtigkeit zu wünschen gewesen wäre.

Der Zugang zum Thurme wird durch allerlei Beschränkungen und durch wahrhaft unverschämte Trinkgelder erschwert, während man in andern Städten, z. B. in Brügge, zuvorkommende Bereitwilligkeit findet. In den untern Räumen befand sich vordem het geheim oder der vielverschlossene Behälter für die Freibriefe und sonstigen öffentlichen Urkunden der Stadt. Es war bei Todesstrafe verboten, Unberufenen Zulaß dazu zu gestatten. Noch 1539, am 28. August, wurde der Schöffe Lieven Vien „nach schrecklicher Peinigung zu Tode gebracht," weil er jemanden eingelassen hatte. Weiter oben hängen die Glocken, die Feuer- und Weckglocke, die drei Triumphglocken, die nur bei öffentlichen Festen und Feierlichkeiten geläutet werden, und zu oberst die zahlreichen Glocken und Glöcklein des Beijaerds oder Glockenspiels, das in seiner ganzen Fülle wieder hergestellt worden ist, und allviertelstündlich sein nicht allzu wohllautendes Gebimmel ertönen läßt. Auch die wekkering, die Ankündigung des Uhrschlags, haben sich die guten Genter nicht nehmen lassen. Wie hoch man dieselbe anschlug, mag daraus entnommen werden, daß diese seit 1839 stumm gewesene Einrichtung zum ersten mal wieder beim Jubelfeste der Thronbesteigung König Leopolds, 1836, gehört wurde. Daß der alte Drache, das Wahrzeichen Gents, als Windfahne nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst. Die oft geflickten Ueberbleibsel des riesigen Lindwurms wurden nochmals ausgebessert und neu vergoldet unter dem Gejauchze der ganzen Bevölkerung wieder aufgehißt, nachdem man ihn mehrmals zum Besten der Armen in der Nähe hatte besehen lassen. Der Rücken des geflügelten Ungeheuers ist offen; man braucht das zuweilen, um bei außerordentlichen Gelegenheiten in der schwindelnden Höhe von nahezu 400 Fuß Pechtöpfe flammen oder Fahnen flattern zu lassen u. s. w. Der Ursprung des fabelhaften Ungethüms ist noch immer in Dunkel gehüllt. Nur darüber sind die Gelehrten einig, daß es aus dem Orient stamme. Graf Balduin IX. von Flandern soll es nach der Eroberung Constantinopels, 1204, von der Sophienkirche haben abnehmen lassen und es seinen tapfersten Streitern als ein lohnendes Gedenkstück geschenkt haben. Ob es aber den Brüggern oder den Gentern zu Theil geworden, darüber streiten sich die Nachkommen. Die für Brügge Sprechenden nehmen dann an, daß die Genter 1382 bei der Eroberung und Plünderung Brügges auch den Drachen als Beutestück fortgeführt hätten. Doch hat dieß wenig Wahrscheinlichkeit.

Am Fuße des Belfrieds steht das Polizeigefängniß, der Mammeloker (Brustsauger), von einem Reliefbilde über der Thür so genannt, und nicht weit davon das großartige, theils in gothischem, theils im Renaissancestyl erbaute Stadthaus. Der gothische Theil soll nach deutschen Büchern um 1829 ausgebessert worden seyn. Zum Glück sind aber die Genter etwas hinter dem Eifer der Bücherschreiber zurückgeblieben; sonst hätte man höchst wahrscheinlich eine der zahlreichen Wiederherstellungen mehr zu beklagen, wodurch sich die Belgier seit einer Reihe von Jahren so sehr versündigt haben. Allem Anschein nach ist auch noch gar kein Grund zu einer umfassenden Restauration vorhanden. Sucht man nur dem verderblichen Eindringen des Regenwassers vorzubeugen, so kann das Rathhaus noch Jahrhunderte lang der kostspieligen Umformung entbehren, wodurch anderwärts ganz neue Außenseiten gegeben worden sind.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Paris, Auguſt.

(Durch Zufall verſpätet.)

Das Siegesfeſt.

Paris hat ſich einmal wieder angegriffen und einen jener Gallatage gehalten, die mit der Republik aufgekommen ſind. Louis Philipp war ein kluger und ſparſamer Herr; die Klugheit ſah aber bei ihm oft wie Furcht aus, und die Sparſamkeit wie Knauſerei, und jedenfalls waren beide Eigenſchaften gerade diejenigen, die ein Regent von Frankreich nicht haben ſoll. Unter Louis Philipps Regierung war das Programm der öffentlichen Feſtivitäten kurz beiſammen, zumal in den letzten Jahren; dem Puritaner Guizot waren ſie ohnedieß ein Gräuel. Der Hauptbeſtandtheil derſelben war die Revue der Garniſon und der Nationalgarde, wobei der Bürgerkönig der Bürgermilitz verſchwenderiſch die Hände drückte; das koſtete höchſtens ein paar Handſchuhe. Im Tuileriengarten wurde ein Concert gegeben, das ſtets mit der Marſeillaiſe begann, weil ſonſt die Zuhörer den revolutionären Marſch verlangt hätten; man wollte lieber zuvorkommen als nachgeben. In der Armee war er unterſagt, aber die Fürſorge war vergebens: ein anderer Marſch ſollte der Grabgeſang der Julimonarchie werden.

Die Republik griff tief in die vollen Truhen der Stadt Paris. An drei oder vier Orten wurde unter Marraſt's Verwaltung offene Tafel gehalten. Damals begannen jene feenhaften Illuminationen, wovon ſchwerlich bis dahin irgend ein Beiſpiel geweſen. So ſah ich bei Gelegenheit der Proclamirung der republikaniſchen Conſtitutionen die Champs-Elifées und das Marsfeld beleuchtet, und zwar mit einer ſolchen Profuſion, daß einen die Augen ſchmerzten. Aber auch hierin hat das Kaiſerthum die Republik beſiegt.

Das Militärfeſt des 14. begann ſchon Abends vorher. In der Stunde vor Mitternacht, wo gewöhnlich die Trottoirs leer werden, fingen ſie an ſich mit Neugierigen zu füllen. Ein Schauſpieler, der um zwei Uhr Morgens aus einer Generalprobe in einem der Boulevardstheater kam, hatte Mühe ſich durch die Menge zu drängen. Zwei Damen von meiner Bekanntſchaft richteten ſich um Mitternacht vor dem Paſſage Jouffroy auf dem Boulevard Montmartre ein; ſie hatten ſich eine Bank und eine Taſche mit Lebensmitteln nachtragen laſſen. So ſaßen ſie plaudernd, gähnend, ſchlummernd bis ſieben Uhr Morgens. Da erſchien die Nationalgarde, welche das Spalier bildete, und verdrängte die Harrenden von ihrem Poſten. Die Frauen proteſtirten; allein bei einem Conflikte zwiſchen dem Bajonette und dem Parafol mußte ſelbſterſtändlich der letztere den Kürzeren ziehen. Zu allem Unglück war während des Streites die Bank davon gegangen, und die Taſche mit dem Frühſtück war ihr gefolgt, und beide „ſah man niemals wieder!“ Unſere beiden Heldinnen ſtanden nun bis drei Uhr Nachmittags an demſelben Flecke. „Hungrig und durſtig und von Fieberfroſt geſchüttelt gingen wir nach Hauſe,“ ſchloß die junge ſchwächliche Dame ihren Bericht: „mais nous avons tout vu!“ Dieſes Beiſpiel mag als Thermometer des Enthuſiasmus hinreichen, der die Pariſer ergriffen hatte. Die Dame nahm mir's ſehr übel, daß ich ruhig bis an den hellen Morgen geſchlafen, und meinte, ich ſey im Herzen ein Ariſtokrat.

An der Spitze des Zuges ritt Napoleon III. auf ſeinem Schlachtroſſe, das den ganzen Feldzug unter ihm mitgemacht. Nur in der letzten Zeit war er ſo erſchöpft, daß ihm das Reiten unbequem wurde und er vorzog, in einer Kaleſche zu fahren. Er ſah noch mehr aus; der untere Theil des Geſichts etwas abgemagert, die Wangen nach den Augen zu geſchwollen, im Uebrigen, wie immer, ernſt und nachdenkend. So oft mir der merkwürdige Mann begegnet, fallen mir die Worte ein, die er als Präſident auf einer Reiſe durch die Provinzen ſprach: „Le pouvoir est un lourd fardeau.“ Der Jubel, womit er auf demſelben Boulevard begrüßt wurde, wo bei Anlaß des Staatsſtreichs die Soldaten ſo viel Unheil angerichtet, machte einen tiefen Eindruck auf ihn; es war, als wäre der letzte Groll geſchwunden, er blickte heiter und zufrieden lächelnd um ſich und hatte fortwährend den Hut in der Hand. Solche kleine Züge ſind charakteriſtiſch. Das Feſt hat die Nation ihrem Führer näher gebracht, daran iſt nicht zu zweifeln, und die napoleoniſche Dynaſtie befeſtigt. Napoleon III. hat ſich nach demſelben ſtark genug gefühlt, um alle politiſchen Vergehen und Verbrechen zu amneſtiren.

Dieſelbe ernſte Haltung fand ich bei den Soldaten; ſie war mir ſchon im Lager von Saint-Maur aufgefallen. Sie verrichteten dort ſchweigend ihre Arbeiten, oder ruhten unter den Zelten und überdachten die blutigen Scenen, denen ſie vor kurzem beigewohnt. Nicht ein Mann befand ſich unter den hundert tauſenden, der nicht zehnmal ſeine Rechnung mit dem Leben abgeſchloſſen. Die Bleſſirten, die unmittelbar nach dem Kaiſer kamen, freuten ſich des Zurufes und des Beifallklatſchens der Zuſchauer und der Lorbeer- und Blumenkränze, die man ihnen an die Bajonette heftete; aber über dieſe bronzirten Geſichter zuckte ein ſchmerzliches Lächeln. Wie habe ich den franzöſiſchen Soldaten ſo geſehen.

Ich muß leider bekennen, daß die Turcos am meiſten Erfolg gehabt haben. Ich denke mir, ſo müſſen die Soldaten Hannibals ausgeſehen haben; es ſind Numidier und Gätuler, zum Theil kohlſchwarz, mit Zügen, die eine

Digitized by Google

Verwandtſchaft mit der Negerrace verrathen. Ihre Uniform hält die Mitte zwiſchen dem morgenländiſchen und dem europäiſchen Coſtüm, die Offiziere ſind ſehr reich gekleidet. Die Turcos ſind dergeſtalt an Plündern gewöhnt, daß ſie oft Händel hier bekommen. Ich ſah einen ſolchen Sohn der Wüſte gierig die Hände nach einer prächtigen Melone ausſtrecken, die ihm der Händler reichte und womit der moderne Karthaginenſer zufrieden von dannen zog. Dem Händler, der ihm nachlief, rief er zu, die Zähne fletſchend: „matcha douro,“ „ich habe kein Geld.“ Der Geprellte wollte die Wache holen, die den Afrikaner ohne weiteres eingeſteckt haben würde; allein die Umſtehenden ſchoſſen eine Summe zuſammen, die den armen Mann hinlänglich entſchädigte. Ein anderer ließ ſich in einem Fiaker ein paar Stunden durch Paris kutſchiren, und da er nicht bezahlte, wurde er feſtgenommen und ſtand dieſer Tage vor Gericht. Hier brachte er zu ſeiner Vertheidigung vor, der Kutſcher habe ihn eingeladen — was die Kutſcher hier allerdings thun, weil die Bezahlung ſich von ſelbſt verſteht — und er habe „matcha douro.“ Der Fiaker wurde gleichfalls durch eine Colette entſchädigt. Die unbequemen Gäſte, die in ihrem Weſen etwas Wildes und Unheimliches haben, haben bereits ihren Rückmarſch ins Land der Panther und Wildſchweine angetreten. Wenn man ein Regiment von dieſen Ungethümen abrichten könnte, ſie würden noch größere Dienſte im Gemetzel der Schlacht leiſten, als ihre Landsleute, die Turcos.

Das Defilé währte von 9½ bis 3 Uhr und wurde, als erſt die Verwundeten mit ihren drei Aumonierd vorüber waren, monoton und ermüdend. Nur tauchte von Zeit zu Zeit eine Epiſode auf, die den ermattenden Enthuſiasmus wieder belebte; ſo erregte ein junger Offizier, der beide Arme in der Binde trug, allgemeine Theilnahme. Vor den zerſchoſſenen und zerfetzten Fahnen wurden die Hüte abgenommen. Bei ſolchen Gelegenheiten kann man ſich davon überzeugen, welch ein militäriſcher Sinn in dem franzöſiſchen Volke lebt. Kinder und Weiber trieben's noch toller als die Männer. Auch fehlte Monſieur Prudhomme nicht, und dießmal trug er eine Blouſe und eine Kappe. „La voilà!“ rief er, notre belle armée française!“ „Saluez ces nobles drapeaux, ces glorieuses bayonettes!“ u. ſ. w. Zuletzt fing alles an zu lachen. Als Bonapartiſt heißt eigentlich Prudhomme Monſieur Chauvin, und Charivari war kühn genug, am Tage nach dem Einzuge der italieniſchen Armee ein Geſpräch mit Monſieur Chauvin zu drucken. Die kleinen Chauvins machen ein Zeit mit ihren Schnupftüchern, Madame ſchreit unaufhörlich: vive l'empereur! und Monſieur Chauvin peroirt: „Mit ſolchen Truppen kann man die Welt erobern! England mag ſich vorſehen.“ Charivari: „Die Engländer ſind unſere Alliirte.“ — Chauvin: „Und die Allemands, hinter die kommen wir auch!“ — Charivari: „Was haben Euch die braves Allemands gethan?“ — Chauvin: „Sie ſind Allemands, das iſt genug“ u. ſ. w. Zuletzt erklärt Herr Chauvin, er habe ſich geweigert, einem Engländer ein Fenſter in ſeinem Hauſe zu vermiethen, der ihm 300 Pfund Sterling geboten, wobei Madame Chauvin bemerkt, ihr Mann habe 350 Pfund Sterling dafür haben wollen.

Zum größten Verdruſſe der Damen brach eine Gewitterwolke los, und der Regen hat viele ſchöne Roben und Hüte verdorben und viele rothe Wangen entfärbt. Der Kaiſer empfing nebſt der Generalität die volle Ladung und wurde ein paarmal durchgeweicht, wobei es dann an erheiternden Auftritten nicht fehlte. Um drei Uhr war das Siegesfeſt vorüber, wobei ich nicht ein einzigesmal die geringſte Spur von Uebermuth und Großhanſerei wahrgenommen. Immer wieder von neuem hörte ich die Oeſterreicher loben, und immer hörte ich von neuem ſagen, wenn ſie beſſer geführt worden wären, wer weiß wie ſich die Dinge geſtaltet hätten. Tags darauf wurde den Siegern ein Gaſtmahl gegeben; der Municipalrath hatte jedem Soldaten und Unteroffizier zwei Franken ausgeworfen, womit ſie ganz anſtändig traktirt werden konnten, da ſie das Ordinäre bereits vom Regiment erhielten. (Unter Ordinär verſteht man Suppe, Gemüſe und Fleiſch; dieß iſt die gewöhnliche Koſt des Soldaten und des Ouvriers, der dafür ſieben Sous bezahlt.) Das Bankett fing um zehn Uhr an und war um Mittag zu Ende, ſo daß die Truppen noch Zeit genug hatten, ſich das Feſt in der Hauptſtadt anzuſehen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 41. 9. October 1859.

»Auld Lang Syne« brings Scotland one and all,
Scotch plaids, Scotch swoods, the blue hills, and clear streams.
Byron.

Eine Reiſe in's ſchottiſche Hochland.

1. Von Edinburg bis Stirling.

Zwiſchen Edinburg und Stirling exiſtirt neben der Eiſenbahn- auch eine Dampfſchiffverbindung. Wer Eile hat, wählt wie gewöhnlich den Schienenweg, wer Muße hat und friſcher Luft und ſchöner Ufer ſich freuen will, macht es wie wir und ſchlägt die Waſſerſtraße ein. Gegen Mittag verließen wir Edinburg, um in Leith, dem bekannten Hafen von Edinburg, an Bord zu gehen. Eigentlich nicht in Leith, ſondern in Granton, einem etwas höher hinauf gelegenen Hafenplatz, der um ſeiner Waſſertiefe ſowohl wie um ſeiner beſſern Dämme und Anlegeplätze willen, dem ſchlecht in Stand gehaltenen Hafen von Leith ſiegreiche Concurrenz zu machen droht. Um nach Leith oder Granton oder Newhaven (einem dritten Hafenplatz, der zwiſchen den beiden andern liegt) zu gelangen, miethet man entweder ein Fuhrwerk, oder bedient ſich der Verbindungsbahn, die zwiſchen Edinburg und dieſen drei Plätzen läuft. Die Bahn iſt wenig über eine halbe deutſche Meile lang und gleicht einem Arm, der an ſeinem Endpunkt in drei einzelne Finger ausläuft: Ringfinger Leith, Mittelfinger Newhaven, Zeigefinger Granton.

Wir wählen dieſe Verbindungsbahn, um nach Granton zu gelangen, machen die Fahrt in etwa ſieben Minuten, und ohne viel Suchen und Fragen uns dem Menſchenſtrom überlaſſend, der aus den Bahnhofsgebäuden heraus in's Freie drängt, gerathen wir endlich an allerhand Quais und Baſſins, Werften und Hafendämmen vorbei, an den eigentlichen Granton-Pier (Molo), an dem der Rob Roy, der uns flußaufwärts tragen ſoll, bereit liegt und durch gelegentliches Piſchen und Pruſten — jeder hat ſeine Art — zu ſeiner Beſteigung einladet. Wir wiſſen, wie es gemeint iſt, ſteigen, vom Quai aus verſchiedene Treppen hinunter und wieder hinauf und machen es uns endlich auf dem Hinterdeck des Steamers mit Hülfe von Bänken und Feldſtühlen möglichſt bequem. Zu rechter Zeit. Kaum daß wir eine gute Rückenlehne gefunden und die Plaids über unſere weit vorgeſtreckten Füße gebreitet haben, ſo folgt der ſtillen ſchwarzen Rauchwolke des Schornſteins das bekannte Brauſen und Schnaufen, endlich das Raſſeln und Schaufeln, und von der Wand des Bollwerks in eleganter Wendung ſich loslöſend, trägt uns jetzt bei hellem Sonnenlicht der Steamer ſtromaufwärts.

Solche Fahrten flußauf- oder abwärts, haben in

Digitized by Google

den meiſten Fällen einen verwandten Charakter und die Bilder bleiben ſo ziemlich dieſelben, ob die Flußmündung, um die es ſich handelt, der Elbe oder der Oder, dem Merſey oder dem Forth angehört. Etwas freilich hat der Forth vor den ebengenannten voraus, die Fülle hiſtoriſch-romantiſcher Anknüpfungen nämlich, die mich beſtimmen würden, die ganze Fahrt mit einer Rheinfahrt zu vergleichen, wenn wir nicht in unſern heimathlichen Marken einen Fluß hätten, der dem Leſer das Charakteriſtiſche des Forth nach dieſer Seite hin noch deutlicher wiederzugeben vermag, ich meine die Havel. Jedes Land und jede Provinz hat ihre Männer, aber manchem Fleck Erde wollen die Götter beſonders wohl, und ihm die Rennbahn näher legend, die Gelegenheit zur Kraftentwicklung ihm beinahe aufzwingend, gönnen ſie dem bevorzugten Landestheil eine geſteigerte Bedeutung. Ein ſolcher Fleck Erde iſt das beinah inſelförmige Stück Land, um das die Havel ihr blaues Band zieht. Es iſt der geſunde Kern, daraus Preußen erwuchs, jenes Adler-Land, das die linke Schwinge in den Rhein und die rechte in den Niemen taucht. Wohl iſt es deutungsreich, daß genau inmitten dieſer Havelinſel jenes Fehrbellin liegt, auf deſſen Feldern die preußiſche Monarchie gegründet wurde. Und welch hiſtoriſcher Boden dieſe Inſel überhaupt! Entlang an den Ufern des Fluſſes, der ſie bildet, hatten (und haben noch) jene alten Familien ihre Sitze, die, von den Tagen der Quitzows an, mehr auf Charakter als auf Talent hielten und deren Zähigkeit und Selbſtgefühl wir, als die Typen unſeres eigenen Weſens, uns endlich gewöhnen ſollten mehr mit Reſpekt als mit Eiferſucht anzuſehen. Auf dieſer Havelinſel und jenem ſchmalen Streifen Land, der nach außen hin ſie umgürtet, liegen die Städte und Schlöſſer, darin der Stamm der Hohenzollern immer neue Zweige trieb; liegen die Städte, darin drei Reformatoren der Kunſt das Licht der Welt erblickten: Winckelmann, Schinkel und Schadow (von denen der eine eine Kaſernenſtadt in eine Stadt der Schönheit umwandelte); liegen die Herrenſitze, darin Zieten, Knefebeck und die Humboldts geboren wurden, Zieten, der liebenswürdigſte und volksthümlichſte aller Preußenhelden, und Knefebeck, der in winterlicher Einſamkeit den Gedanken ausbrütete, „die Macht Napoleons durch die Macht des Raums zu beſiegen.“

Mit dieſem Havelland, dem es, wie jeder Potsdam-Beſucher wiſſen wird, auch keineswegs an Schönheit und maleriſchem Reiz gebricht, möcht' ich die Ufer des Forth vergleichen, die jetzt, während wir im Steamer den Fluß hinauffuhren, mit Dörfern und Villen, Städten und Burgen, vor allem aber mit dem Klang berühmter Namen zu uns herübergrüßten. Freilich nicht alle dieſe Namen, die wie ein bekannter Ton unſer Ohr trafen, gehörten dieſem Flußufer als ihrem eigenſten Boden an, viele waren, zumal aus den nördlichen Grafſchaften her, an dieſe bevorzugtere Stelle nur verpflanzt; aber jedenfalls doch zog ein gutes Stück der Landesgeſchichte an uns vorüber, als wir, in lebhaftem Geſpräch mit einem jungen Schotten, der leuchtenden Auges um ſich ſah, die Namen Morton und Moray, Bruce und Stuart, Keith und Dundas, Abercrombie und Elgin vernahmen. Mehr denn fünf Jahrhunderte umfaßten dieſe Namen, von jenem Tage von Bannockburn an, wo der Name Bruce das Fundament zu ſeinem Ruhme legte, bis zu jenem Tage von Abukir, wo Sir Ralph Abercrombie ſiegte und fiel.

Die Ufer des Forth ſind bunt und belebt und namentlich zu Anfang der Fahrt, wo die weiten Entfernungen bis zum Ufer hin die Dörfer und Städte mehr gedrängt erſcheinen laſſen, als ſie in Wahrheit ſind, haben wir den Eindruck eines heiteren und ziemlich reichen Bildes. Dort aber, wo der Fluß ſich zu verengen beginnt und die weiten Diſtanzen ſichtbar werden, die zwiſchen den einzelnen Kirchthürmen liegen, erkennt man doch, daß man ſich an einer nördlichen Küſte befindet, die jedem Wind und Wetter preisgegeben, in allem, was ſie hervorbringt, nur einem Zwange nachgibt und den Menſchen mehr duldet und hinnimmt, als ihn gebiert.

Wir hatten unſere Plätze in der Nähe des Steuerruders längſt aufgegeben und ſchritten jetzt, nachdem wir bei Tiſch einige Bekanntſchaften angeknüpft hatten, auf dem Deck des Steamers in ziemlich lebhaften und oft wechſelndem Geſpräche auf und ab. Außer den hübſchen Ufern, nach denen wir von Zeit zu Zeit hinüber ſahen, nahm vor allem ein blinder Fiedler, der neben dem großen Schornſtein des Dampfſchiffes ſaß, und ein engliſches Ehepaar, deſſen nicht allzu angenehme Bekanntſchaft wir ſchon bei Tiſche gemacht hatten, unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Mir hatten noch keine Ahnung, daß Fiedler und Ehepaar bald in nähere, allerdings nicht freundſchaftliche Beziehungen treten würden.

Das engliſche Ehepaar beſtand aus einem grämlichen alten Herrn und einer jungen blaſſen Frau, die ſehr hübſch geweſen wäre, wenn nicht etwas Stechendes in ihrem Auge und die feſt zuſammengepreßten blaſſen Lippen allzudeutlich verrathen hätten, daß ſie nicht gewohnt war mit dem Scepter der Milde zu regieren. Ihr Gatte, wiewohl nicht ganz energielos im Ausdruck, ſchien dennoch, wie ſo viele Gatten vor und nach ihm, auf das Auskunftsmittel verfallen zu ſeyn, die Linie eigener Anſchauungen nur noch als Bekräfti-

Digitized by Google

gungs- und Unterstreichungslinie für die Ansichten seiner Frau zu verwenden. Die blasse Dame, die, wie man ihr lassen muß, das Ladyhafte mit vielem Geschick zur Schau stellte, hatte bei Tisch die Austernsauce „very bad“ gefunden, worauf ihr Gemahl mit einem „very bad, indeed“ geantwortet hatte; ja bei Gelegenheit der schlecht gekorkten Flasche Porter hatte er sich in seiner Huldigung noch weiter verstiegen und dem „shocking“ seiner Lady ein unumwundenes „shameful“ hinzugefügt. Die Schotten, alt und jung, aus denen die Tisch- und Reisegesellschaft fast ausschließlich bestand, hatten diesem krittligen Wesen des englischen Ehepaars nicht ohne Verdrießlichkeit zugehört, weil sie jenen Ton der Ueberhebung darin zu finden glaubten, den Engländer so gern anstimmen, wenn sie den Tweed im Rücken haben. Einiges Gemurmel war am untern Ende des Tisches bereits laut geworden, andere, die dem Ehepaar näher saßen, hatten durch Lächeln und Geflüster, zum Theil auch durch ein paar gälische, dem Engländer also unverständliche Worte ihrem Herzen Luft gemacht, als noch rechtzeitig die Tafel aufgehoben wurde und alles wieder treppauf stieg, um die Promenade oben auf Deck zu beginnen.

Der alte Fiedler saß noch immer an seinem Schornstein und sang Burns'sche Lieder, scheinbar unbekümmert um das, was um ihn herum vorging. Er hörte aber mit dem scharfen Ohr, das Blinden eigen ist, sehr wohl die für seine künstlerische Reputation höchst unschmeichelhaften Worte des alten Engländers, Worte, unter denen earsplitting (ohrzerreißend), scandalous und shameful noch durchaus nicht die schlimmsten waren. Er hörte auch, daß alle diese Worte nur der Baßwiderhall einer scharfen, wenn auch nur leisen Diskantstimme waren, und sein Schlacht- und Racheplan war gemacht. Vielleicht auch, daß einer der jungen Schotten die Hand im Spiele hatte. Wir waren just in gleicher Höhe mit dem Städtchen Alloa und ließen uns eben von Darnley erzählen, der hier die letzten Wochen, die seinem jähen Tode vorausgingen, zubrachte, als uns, die wir aufmerksam dem Vortrag folgten und über die Schiffswand hinaus sahen, ein herzliches Gekicher und bald auch ein lautes Lachen in die Nähe des Schornsteins rief, wo ein Dutzend Schotten um den blinden Fiedler herumstanden. Eben machte er seine letzten Striche über die alte Geige und wir bedauerten schon, zu spät gekommen zu seyn, als ein allseitiges „dacapo, dacapo! Go on, Bobby, let us have it once more!“ den Alten zu einem kurzen Präludium instigirte, dem nun rasch die Burns'schen Strophen folgten, die wir das erstemal überhört hatten. Er sang in recitativischer Weise:

Was kann ein jung Mädel, was soll ein jung Mädel,
Was kann ihr, was soll ihr ein ältlicher Mann?
Ich muß mich gedulden bei all seinen Gulden,
Womit er das Herz meiner Mutter gewann.

Das Ehepaar ging in diesem Augenblick dicht an dem Fiedler vorbei, und der Umstand, daß kein Wort, keine Bemerkung über die Lippen beider kam, sagte dem Alten deutlich, daß die Rache, die er genommen, nicht wirkungslos geblieben sey. Er hielt einen Augenblick inne, aber das „go on, Bobby“ der Umstehenden ließ ihm keine Wahl und rasch hinter einander fort folgten nun die drei übrigen Strophen:

Nichts hat er wie Sorgen vom Abend zum Morgen,
Er hustet, daß ich nicht schlafen kann;
Halbtaub seine Ohren, sein Blut wie gefroren,
Ach traurig die Nacht mit 'nem ältlichen Mann!

Er närgelt und brummelt, er quärgelt und mummelt,
Ich mach' ihm nichts recht und dann fährt er mich an,
Zu nichts ist er tüchtig, nur eifersüchtig
Ach ist er, weiß Gott, wie ein ältlicher Mann.

Meine Tanten und Pathen, all ha'n mir gerathen:
„Du mußt ihn mehr ärgern den alten Tropf.“
Bei meiner Seelen, todt will ich ihn quälen,
Und dann für den alten 'nen neuen Topf.

Der Beifall wiederholte sich jetzt, überhaupt hätte dem Alten nichts besseres passiren können, als die Ungnade des englischen Ehepaars. Alle Börsen wurden jetzt gezogen und in die Mütze des Blinden, in die bis dahin nur spärliche Penny's gefallen waren, fielen jetzt allerhand Silbermünzen. Das Ehepaar selbst hatte inzwischen längst seinen Rückzug angetreten, und während die Lady auf den Polsterbänken der Cajüte zu schlafen vorgab, zog sich der hochroth gewordene Eheherr hinter die Wandschirmfläche einer aufgeschlagenen Times-Nummer zurück. Vor ihnen stand Sodawasser.

Natürlich trieb man den Scherz nicht weiter, aber auch wenn man gewollt hätte, es hätte sich verboten. Wir waren den Forth, der vor zwei Stunden noch in voller Breite eines Hafs vor uns gelegen hatte, jetzt so hoch hinauf gefahren, daß das Schiff, wie ein Wagen in einer schmalen Straße, nur gerade noch lenken und umkehren konnte; der Meerbusen war zu einem Graben geworden. In einiger Entfernung ragte das schöne Stirling-Castle malerisch in die Luft; ein an unsern Rob Roy anlegendes, flaches Fährboot aber, darin Passagiere und Sachen rasch hineingeschafft wurden, ließ uns nicht Zeit zu müßiger Betrachtung vom Deck des Steamers aus. Wir nahmen vielmehr Platz auf den teppichbedeckten Ruderbänken des Boots und die flachen

Digitized by Google

Windungen des Forth noch eine Viertelſtunde weiter hinauf verfolgend, hielten wir endlich an einem Erlengebüſch, das unmittelbar vor der Stadt gelegen, noch einmal wie eine grüne Wand Stadt und Schloß unſern Blicken entzog.

2. Stirling-Caſtle.

Wir hielten alsbald vor dem von Menſchen und Wagen umlagerten Hotel Royal, und nachdem wir, Reiſeſack in Hand, eine Viertelſtunde lang geduldig gewartet und nur von Zeit zu Zeit unſere ergebene Anfrage can we have a double-bedded room wiederholt hatten, traf uns endlich ein gnädiges Kopfnicken Mr. Campbells und eine Zimmer-Nummer nennend, flog nunmehr einer der Kellner vor uns die breite, teppichbelegte Treppe hinauf, um oben angelangt mit einer auffordernden Handbewegung gegen uns, in einem der Corridore zu verſchwinden. Das große und ſaubere Zimmer, in das wir geführt wurden, lag nach hinten hinaus, was ein neuer Vorzug war, da die Front des Hauſes keine Ausſicht bietet, während die Hinterzimmer auf den alten, maleriſch gelegenen Stadttheil hinausblicken, der ſich am Abhang des Hügels hinauf und hinunter zieht.

Das ſchöne Wetter mahnte, keine Zeit zu verlieren und die Stunden bis Sonnenuntergang noch zu einem erſten Ausfluge zu benutzen. Unſer Gang führte uns zunächſt durch die Stadt. Stadt Stirling liegt theils am Fuße, theils am Oſtabhange jenes Felſenhügels, auf deſſen höchſter Spitze Schloß Stirling ragt. Die vom Hügel herabſteigenden Straßen und Gaſſen münden mehr oder minder ſenkrecht in die am Fuß des Hügels ſich hinziehende Highſtreet ein, die jetzt, ohne ſchön oder irgendwie bemerkenswerth zu ſeyn, doch die Hügelſtraßen an Ausdehnung und Wohnlichkeit übertrifft. Dieſe Highſtreet entſpricht mutatis mutandis der Princesſtreet von Edinburg, während das Gewirr der hügelanſteigenden Straßen und Gaſſen, in Erſcheinung, Lage und Fülle hiſtoriſcher Rückerinnerungen an die Altſtadt von Edinburg erinnert. Auch die Schloßhügel beider Städte ſind in Höhe, Formation und Umgebung nahe verwandt und ihre Linien unterſcheiden ſich nur in ſo weit, daß — um ein etwas kühnes, aber wie ich hoffe bezeichnendes Bild zu gebrauchen — das Edinburger Schloß einem liegenden, das Stirlinger aber einem ſitzenden Löwen gleicht. Beide erheben ſich plötzlich und unvermittelt aus der Ebene und blicken, dem Hochlande zugewandt, wie Wächter landeinwärts; die Rückenlinie des wie ſchlafend daliegenden Edinburger Hügels aber iſt eine allmählig anſteigende, während Stirling-Caſtle bereits, wie vor einem nahen Geräuſch, in die Höhe gefahren iſt und mit halbſenkrechter Rückenlinie erwartungsvoll daſitzt. Dieſer Rückenlinie entſprechend, ſind natürlich auch die Straßen, die ſich dieſelbe hinaufziehen: die Edinburger Straßen lang und allmählig ſich verlaufend, die Stirlinger Straßen kurz und ſteil.

Von unſerem Ausfluge durch die Stadt zurückkehrend, ſteigen wir jetzt durch ein Gewirr von Gaſſen, das endlich in eine breite, platzartige Straße ausläuft, den Hügel hinan und befinden uns alsbald angeſichts von Stirling-Caſtle auf einer mauerumkränzten Esplanade, die den Vorhof zum Schloſſe ſelber bildet. Wir verweilen hier einen Augenblick, weniger um über die Mauereinfaſſung hinweg nach rechts und links hin in die ſchöne, lachende Landſchaft hineinzublicken, als um den maleriſch coſtümirten Hochländern einen Blick zu gönnen, die vor und neben uns die ganze Scene beleben. Aus dem Schloßthor heraus treten einzelne und in Gruppen, theils um den Weg zur Stadt hin einzuſchlagen, theils um ſeitabwärts auf einem großen, zur Esplanade gehörigen Raſenplatz an dem Spiele Theil zu nehmen, das bereits ein Dutzend Mitſpieler zählt und in vollſtem Gange iſt. Die erſteren, die mit pathetiſchem Schritt die Hügelſtraße hinunter ſteigen, ſind in vollem Hochlandscoſtüm und die Interimsjacken von weißem Tuch, die ſie ſtatt der rothen Uniformen tragen, geben ihnen ein doppelt gefälliges Anſehen. Weniger ſorglich gekleidet ſind die Spieler auf dem Raſen; der Kilt iſt abgelegt und die proſaiſche Hoſe an ſeine Stelle getreten; eine Leinwandjacke erſetzt den Rock und nur der roth und weiß carrirte Mützenſtreifen gibt die Spielenden als Soldaten eines Hochlandsregiments zu erkennen. Wir treten näher, um dem Spiele zuzuſehen, das uns durch ſeine Neuheit überraſcht und von dem wir hören, daß es zu den nationalen Spielen des Landes gehört. Es iſt ein Spiel, das zwiſchen dem Diskuswerfen des Alten und dem Bocciaſpiel des neuen Roms die Mitte hält, richtiger ſich aus beiden zuſammenſetzt. Statt der Scheiben des einen und der Kugeln des andern Spiels nimmt man ſchwere Eiſenringe, die etwas größer und ſchwerer ſind als gewöhnliche Hufeiſen und deren Zahl von der Zahl der Mitſpielenden abhängt. Ein guter Spieler eröffnet den Reigen, tritt an eine beſtimmte Stelle und wirft den ſchweren Eiſenring ſo weit er kann ſeldeinwärts. Nun folgen die andern, wobei jeder dem zuerſt geworfenen Ringe ſo nah wie möglich zu kommen ſucht. Würde es ſich bloß um das Treffen dieſes Ringes handeln, ſo hätten wir das Bocciaſpiel in wenig veränderter Form, da aber der erſte Ring mit Aufwand von Kraft auf eine

Digitized by Google

weite Distanz hinaus geschleudert wird, so wird aus dem Geschicklichkeitsspiel zu gleicher Zeit ein Kraftspiel, in dem nur der siegt, der über beides verfügt. Das Spiel fesselte uns so, daß wir, selbst Angesichts von Stirling-Castle, ruhig am Rande des Rasenplatzes stehen blieben, Partei ergriffen für diesen und den und mit ungeschwächter Freude zusahen, wenn mal auf mal das blank geputzte Eisen durch die Luft flog und wie ein sich drehender Spiegel nach allen Seiten hin die Sonnenstrahlen ausstreute. Das Spiel fesselte uns, aber noch mehr erfreute uns die Stattlichkeit und die Heiterkeit der Leute, die hier ungezwungen, ohne Dressur und Ueberwachung, die Spiele ihres Landes spielten.

Wir sind sehr irre, wenn wir uns das englische Heerwesen als einen Mechanismus vorstellen, der den letzten Rest von Freiheit und Selbstständigkeit aus den Individuen streicht. Das ist durchaus nicht der Fall. Auch der englische Soldat bleibt immer noch ein Engländer und man hütet sich wohl, ihm von seinem Selbstgefühl mehr zu nehmen als nöthig ist. Armeen, die reich sind an verheiratheten Leuten, werden immer von selbst dahin geführt werden, das Individuum zu respectiren und in dem Manne das zu sehen was er ist einen Mann.

Wir traten nun durch das ziemlich unscheinbare Burgthor in Stirling-Castle hinein. Gleich zur Rechten war das Wachtlokal. Die Fenster standen offen, kein Posten vor'm Gewehr schritt auf und ab, nur ein Sergeant vom berühmten 93sten Regiment (die Sutherlands) saß mit übereinander geschlagenen Knieen auf einem Bänkchen, das zwischen dem Wachthaus und den Gewehren stand und blätterte in einem Buch. Als wir näher kamen, sah er auf. Es war ein so schöner Mann, daß wir, ohne uns Rechenschaft zu geben von dem was wir thaten, a tempo stehen blieben und mit nicht mißzuverstehenden Zeichen der Bewunderung zu ihm hinaufblickten. Er bemerkte es, stand auf, lächelte uns einen Gruß zu, der zu sagen schien: „Nur zu! mir sind solche Huldigungen nichts Neues“ und sah uns dann seinerseits freundlich und mit Theilnahme nach, bis wir weiter aufwärts hinter den verschiedenen Baulichkeiten des Schlosses verschwanden. Er hatte uns aller Wahrscheinlichkeit nach für Maler gehalten und seit lange daran gewöhnt, von Künstlern und Dilettanten erst bewundert und dann gemalt zu werden, hatte er uns andeuten wollen, daß er nöthigenfalls bereit sey, die Pflichten seines Amts mit denen eines Modells in Einklang zu bringen.

Stirling-Castle, in derselben Weise wie der Londoner Tower oder Schloß Edinburg, besteht aus einem bunt zusammengewürfelten Häuserhaufen, der allen möglichen Jahrhunderten und Baustylen angehört und dem nichts gemeinsam ist, als der Fels, darauf er steht, und die Wallmauer, die ihn umzieht. Palast, Kapelle und Parlamentsgebäude drängen sich hier auf engstem Raum zusammen, unterbrochen, halb und halb verbunden durch Kasernen, Waffen- und Munitionshäuser, von denen einzelne fünfhundert und andere nicht fünfzig Jahre zählen. Eine der Kasernen ist so gestellt, daß sie das ganze Areal des Felsens in fast zwei gleiche Theile theilt und einen langen überwölbten Gang passirend, der durch die ganze Tiefe dieses Hauses sich hinzieht, erreichen wir am entgegengesetzten Ende den weit vorgeschobensten Punkt des Wallrands, der nach drei Seiten hin eine entzückende Aussicht gestattet. Nur nach hinten zu verschließt uns der Kasernenbau, den wir so eben passirt haben, die Aussicht auf die Stadt. Das Bild, das sich von dieser Stelle aus vor dem Beschauer entrollt, ist ganz einzig in seiner Art und übertrifft an eigenthümlichem Zauber jenes Panorama noch, das uns ein Blick von Edinburg-Castle gewährt.

Worin dieß Plus an Reiz und Schönheit zu suchen, ist schwer zu sagen. Aber eine Vermuthung sey wenigstens gestattet. Das schöne Bild, das sich einem vom Edinburger Schlosse aus bietet, zersplittert unsere Empfindung, statt sie auf einen Punkt nach einer Richtung hin zu concentriren. Das Gefühl, um dessen Erweckung es sich beim Besuche solcher und ähnlicher Plätze handelt, ist das romantische, und selbst der größte Philister, der in Holyrood oder Edinburg-Castle eintritt, bringt ein gewisses Maaß von gutem Willen mit, sich auf fünf Minuten poetisch anregen, romantisch stimmen zu lassen. Er wird seinen Zweck erreichen, seinen kleinen Hausbedarf befriedigen und sich um die größere oder geringere Intensität dessen, was auf ihn wirkt, nicht lange sorgen und kümmern. Ein feinerer Sinn aber, der auf diesem Gebiet wie ein sensibler Elektrometer ein Plus oder Minus zu unterscheiden weiß, wird, wenn er auf der Halbmond-Batterie von Edinburg-Castle Posto faßt, zu keinem ungetheilten Genusse kommen. Das Bild, das sich vor seinem Auge entrollt, an malerischer Schönheit dem Bilde, das Stirling-Castle bietet, vielleicht überlegen, wird ihm gleichzeitig eine Fülle von Dingen zeigen, die den romantischen Traum wenn auch nicht roh und plump zerstören, aber doch immerhin unterbrechen. Sein Empfinden wird zu keiner Einheit kommen. Die Neustadt von Edinburg, die zu seinen Füßen liegt, die Säulen und Statuen, die zu ihm heraufblicken, die Omnibus, die Princes Street passiren, die Eisenbahnzüge, die landeinwärts, die Dampfboote, die stromaufwärts ziehen, alles das trägt einen fremd-modernen Klang in das alte Lied,

Digitized by Google

und selbst die Altstadt, die sich oft mehr in aller modernsten Schmuck als in die Patina classischer Traditionen kleidet, stimmt nicht völlig harmonisch in die alte Weise ein, die wir am liebsten in aller Reinheit und Simplicität vernehmen. Diesen Klang gewährt uns Stirling-Castle, zum wenigsten an jener Stelle seines Wallrands, über die wir uns jetzt hinaus lehnen und in die untergehende Sonne blicken, die wie ein feuriger aber strahlenloser Ball über den Bergen des Hochlands hängt. Vor uns, in Schläge aller Formen und Größen getheilt, dehnen sich bis zum Gebirge hin die Fruchtfelder der schönen Grafschaft Menteith; nichts unterbricht die stille romantische Sprache des Platzes, auf dem wir stehen, wohl aber ist es, als antworte ein Echo aus all den Feldern und Burgen her, die dieß jetzt wie verzaubert daliegende Schloß in weiten Kreisen umziehen.

Unmittelbar zu unserer Linken und Rechten steigen zwei kleinere Felsen neben dem eigentlichen Schloßfelsen auf, der eine der Lady's Rock, der andere der Mole Hill geheißen. Wie zwei Löwen-Junge sitzen sie neben dem Alten, der ernst in die Ferne sieht. Auf dem Lady's Rock saßen einst die Damen des schottischen Hofes wie auf der Höhe eines Amphitheaters und sahen den Turnieren und Ritterspielen zu, die am Fuß des Hügels aufgeführt wurden; der rechts gelegene Mole Hill aber sah oft die düstere Kehrseite jener heiteren Bilder. Mancher siegte nur beim Turnier und empfing, vom Lady'sfelsen her, den Kranz seiner Dame, um früher oder später als ein Opfer rach- und eifersüchtiger Majestät auf dem Mole Hill zu sterben. Der Mole Hill war der Hinrichtungsplatz.

Und wie oft entschieden sich die Geschicke des Landes auf diesen Feldern, die Stirling-Castle in kaum meilenweitem Kreise umziehen; vierzehn Schlachtfelder sind es, die man, den Wallrand umschreitend, wie einen dichtgeflochtenen Kranz um Stirling gelagert sieht. Nach Norden hin die Stirlinger Brücke und Sheriffmuir, nach Südosten hin Falkirk und Sauchieburn, vor allem aber im Süden jenes Feld von Bannockburn, das noch jetzt in Liedern klingt und jeden Einzelnen mit stolzer Freude füllt.

Es bedurfte eines Entschlusses, sich von dem Wallrand loszureißen, der wie ein Zaubergürtel dieses Schloß umzog. Noch ein Blick über die Felder fort bis in's Hochland hinein, dann kehrten wir auf den Schloßhof zurück, um den Anblick der Sehenswürdigkeiten nicht zu versäumen, die Stirling-Castle selber bietet.

Diese Sehenswürdigkeiten bestehen aus dem alten Palaste (einem ehemaligen Lieblingssitze der schottischen Könige), aus der Kapelle, die jetzt als Rüst- und Waffenkammer dient und aus dem sogenannten „Douglas-Zimmer." Das letztere befindet sich in der Nordwestecke des Schlosses und führt seinen Namen in Erinnerung an William Douglas, der hier von König Jakob II. ermordet wurde. Lord William Douglas, dessen Haus eben damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, hatte mit den Lords Roß und Crawford eine Art Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, dessen letzter Endzweck sich gegen den König richtete und mindestens die Macht und das Ansehen der Krone erschüttern sollte. König Jakob berief seinen übermüthigen Vasallen nach Schloß Stirling, versprach ihm Sicherheit und frei Geleit und suchte ihn, als er wirklich erschien, von dem geschlossenen Bündniß abzuziehen. Als Lord Douglas unerbittlich blieb, zog der König endlich den Dolch und stieß ihn mit den Worten nieder: „Wenn nichts helfen will, so helfe dieß." Das Zimmer, in dem dieser Mord (der damals ein ganz ungewöhnliches Aufsehen gemacht zu haben scheint) begangen wurde, zeigt nichts mehr, was an so blutige Vorgänge erinnern könnte. Die Einrichtung, besonders allerhand Schnitzwerk und die Holzbekleidung an Wand und Decke, hat zwar die mittelalterlichen Formen beibehalten, aber alles sah so blink und blank aus, daß man auf den ersten Blick die Nachbildung erkennen konnte. Auch wird sie nicht geläugnet. Ungefähr da, wo Douglas den ersten Dolchstich empfing, stand jetzt ein kleiner Mahagonyschreibtisch, an dem ein Bau- und Rechnungsführer seine Quittungen schrieb. Bis vor etwa sechzig Jahren war man in Zweifel darüber, ob das sogenannte Douglaszimmer denn auch wirklich Anspruch auf seinen Namen habe. Einige Geschichtskundige hatten sich nämlich immer geneigt gezeigt, den Schauplatz des Mordes an eine ganz andere Stelle des Castells zu verlegen. Seit 1794 aber ist der Streit zu Gunsten der alten Tradition geschlichtet. Als in jenem Jahre der Garten umgegraben wurde, der sich noch jetzt an den Fenstern des Douglas room entlang zieht, fand man acht Schritt von der Mauer entfernt ein Skelett, mit dessen Hülfe die Akten über diesen Gegenstand geschlossen wurden. Es heißt nämlich in alten schottischen Geschichtsbüchern ganz ausdrücklich, daß der Leichnam des Ermordeten aus dem Fenster geworfen und in einiger Entfernung von demselben von den Dienern des Königs verscharrt wurde. Es muß auffallen, daß in einer Zeit, in der die Dolche von jedermann so lose in der Scheide steckten, gerade dieser Mord ein so nachhaltiges Aufsehen hervorgerufen hat. Es scheint aber, daß man, ganz abgesehen von der Macht des Mannes, der diesem königlichen Zorn zum Opfer fiel, sich selbst in jenen Zeiten von der Hand der

Digitized by Google

Majestät anderer Dinge versah, zumal bei einer Begegnung, der die Zusicherung freien Geleits vorausgegangen war.

Die Welt verlor übrigens an diesem Douglas nicht viel, was folgender Vorfall bezeugen mag. Einige Jahre vor diesem seinem blutigen Ende hatte Lord Douglas einen gewissen Maclallan von Galloway gefangen genommen und ihn rechtswidrig eingekerkert. Jakob II., in Folge davon, sandte Sir Patrick Gray, einen Onkel Maclallans, an Lord Douglas ab und gab ihm ein Handschreiben mit, worin die Freilassung Maclallans gefordert wurde. Douglas empfing den Sir Patrick mit übertriebener Ehrfurcht, bat die Verhandlung bis nach der Mahlzeit aufzuschieben und führte seinen Gast zu Tisch. Nach aufgehobener Tafel überreichte Sir Patrick seinen Brief. Lord Douglas überflog den Inhalt, den er längst kannte, und sagte dann: „Wie schade, Sir Patrick, Ihr kommt einen Augenblick zu spät.“ Mit diesen Worten führte er seinen Gast an eins der Fenster und auf den Hof hinunter zeigend, wo Maclallan bereits enthauptet lag, fügte er hinzu: „Nehmt Euren Neffen mit heim, Sir Patrick, es thut mir leid, daß ihm der Kopf fehlt.“ Sir Patrick antwortete: „Wo der Kopf ist, mag auch sein Rumpf bleiben; aber gedenken sollt ihr dieser Stunde.“ So kam es auch. Sir Patrick, der im Nebenzimmer war, als König Jakob und der verwundete Lord Douglas mit einander rangen, sprang herzu und half dem Lord zu einem raschen Ende.

An der Südseite des Kastells, also dem Douglaszimmer gegenüber, befindet sich der ehemalige Palast, ein reich verzierter alter Bau aus der Zeit Jakobs V. Vom Lady's Felsen oder besser, hügelabwärts, vom Thal von Menteith aus gesehen, gewährt der alte Königsbau, um seiner hohen Fenster und reichen, massigen Ornamentik willen, einen prächtigen Anblick, tritt man aber kritisch nah an ihn heran, so halten seine in die Ferne gemachten Zusagen nicht Wort und man erkennt zum Theil als baaren Ungeschmack, was in die Ferne hin nicht ohne Wirkung war.

Der dritte Punkt von Interesse ist die ehemalige Royal Chapel, jetzt eine Waffenkammer. Mr. Wood, der Büchsenmacher, ein lebhafter kleiner Mann, der die untern Zimmer des Hauses bewohnt, führt uns mit großer Bereitwilligkeit treppauf.

Er ist bescheidener als nöthig wäre und versichert uns vorweg, daß es mit den Schätzen seines Zeughauses nicht viel auf sich habe. Wir sind gezwungen, ihm zu widersprechen, denn gleich das erste, was er uns zeigt, ist die ziemlich wohlerhaltene Kanzel dieser ehemaligen Kapelle, die zwar wie ein alter Schrank, dessen man sich schämt, in eine dunkle Ecke geschoben ist, aber sich sofort ihren Platz wieder erobert, sobald man vernimmt, daß John Knox auf ihr gepredigt und von ihr herabsteigend, vor Hof und Königin die Taufe des späteren Jakobs VI. vollzogen hat. Master Wood kann ersichtlich nicht recht begreifen, was uns an den wurmstichigen Kobelkasten fesselt und, wie es scheint, ein Freund der Ablenkungstheorie, holt er aus der nächsten Ecke eine Lochaber Axt herbei, die er jetzt mit den Worten auf den Boden stößt: there is something from Bannockburn. Diese Lochaber Aexte, deren im Ganzen 42 auf dem Felde von Bannockburn gefunden wurden, sind jetzt als Raritäten über alle Waffenkammern Europas verbreitet. Schottland selbst besitzt ihrer nur zwei, von denen die eine jetzt vor uns steht. Ich sah diese alte, berühmt gewordene Waffe hier zum erstenmal. Sie hat nichts von einer Axt, sondern entspricht genau den gradlinigen polnischen Sensen, von denen sie sich nur durch einen Haken unterscheidet, der in halber Höhe des Sensenrückens aus demselben hervorwächst. Es muß überraschen, daß es zweimal in der Geschichte, unter Verhältnissen, die sich innerlich eben so verwandt waren, als sie sich äußerlich fernstanden, dieser Sensenwaffe vorbehalten war, eine Art Sinnbild jenes Schreckens zu werden, den Muth und Vaterlandsliebe in die Reihen eines sonst siegreichen Feindes trugen.

Als Freund B. und ich ein paar Worte in diesem Sinne wechselten, horchte Master Wood auf und sagte dann lächelnd: „Ach, deutsch; hab' eine Frau von Deutschland, wird sich sehr freuen.“ Mit diesen Worten lief er bis zur Treppe und rief hinunter: Anne, please come upstairs, some gentlemen want to speak to you. Antwort schallte zurück und im nächsten Augenblick kam eine muntere Frau auf uns zu, blond, freundlich, gesprächig, aber freilich durchaus nicht angethan, den englischen Glauben zu widerlegen, daß die Einheit Deutschlands nur in einem Punkte vorhanden sey: in der Unschönheit seiner Bewohner. Sey dem wie ihm sey, die liebenswürdige Freundlichkeit der Frau läßt uns nicht Zeit zu dem freilich gerechtfertigten Wunsche, daß deutscher Frauenreiz jenseits des Tweed etwas glänzender repräsentirt seyn möchte und nachdem wir die Lochaber Axt wieder in die Ecke gestellt und an anderer Stelle den Fahnenstock des 42sten Regiments (die Seide wurde bei Waterloo bis auf die letzten Fetzen zerschossen) in aller Ehrlichkeit angestaunt haben, treten wir mit Master Wood an das große Mittelfenster der ehemaligen Kapelle, wo wir auf den schlanken Lafetten zweier indischen Kanonen Platz nehmend, nunmehr von Neuwied zu sprechen beginnen und zunächst der Frage begegnen, ob der Herzog von Nassau noch lebt. Wir geben die beruhigendste Auskunft und

Digitized by Google

erhalten zum Dank die Antwort, daß Master Wood ein gutes Haus sey und sie glücklich mache, daß aber die Deutschen doch die besten wären, weil sie heiter seyen und reden könnten. Wer weiß, wohin die Berührung so delikater Punkte noch geführt hätte, wenn nicht plötzlich eine Abtheilung Hochländer mit Sang und Klang in den vor uns gelegenen Schloßhof eingerückt wäre und den sonderbarsten Zapfenstreich zum Besten gegeben hätte, den ich all mein Lebtag gehört habe. Worauf drei Dudelsackpfeifer, dann Pauke, Trommel und Pickelflöte, so marschirten sie auf und während sich die Sutherlands und die Mac Gregors in ihren malerischen Costümen um die Spielenden herum gruppirten, drückten wir, von plötzlicher Unruhe erfaßt, Master Wood die Hand, versprachen Deutschland zu grüßen und eilten auf den Hof. Zu spät; die Musik schwieg. Als wir aber den Schloßhügel hinunter stiegen und nur dann und wann zurückblickten auf das Thurm- und Mauerwerk und zumal auf den malerisch daliegenden Palast, in dessen Fenstern das Abendroth verglomm, klang uns vom Schloßhof her noch ein zweites Lied nach und begleitete uns bergab. Die letzten Paukenschläge verhallten erst, als wir in die Straße am Fuß des Berges einbogen, unter deren Lichtern die beiden Gaslaternen des Royal Hotels als Sterne erster Größe brannten.

Chronik eines Finkennestes.

Beobachtungen und Parallelen aus dem Leben der Thiere.

(Schluß.)

13. Mai. Das ist ein harter Frühlingstag. — Pancraz hat seine richtige Kälte mitgebracht, es ist trübe und windig. Die Blüthenblätter wirbeln im Winde wie wirkliche Schneeflocken. — Wir haben um zehn Uhr früh nur drei Grad Wärme. Der Finkenhahn hat schon vor Tag vor vier Uhr früh seinen vollen Schlag und rasch nach einander laut werden lassen, und den ganzen Morgen klagt er immer, bevor er füttert. — Ich sehe heute den Finkenhahn an den Blüthen picken, auch die Kohlmeise ist oft da und pickt an den offenen Blüthen und die Blätter fallen ab.

Die jungen Finken sitzen ruhig aufgerichtet im Neste, sie haben alle die Köpfe nach Osten gewendet, denn der Wind mit Regen kommt von Westen. Die jungen Vögelchen zwitschern viel zusammen und huschen nahe an einander und halten sich warm. Die Fütterung geht aber ruhig fort und die Finkenhenne pfeift Tütütü, wenn sie fertig ist, und fliegt davon. — So eben war ein Goldammer zu Besuch da, er betrachtete sich nur eine Weile still von einem benachbarten Aste das fremde Hauswesen, pruſtete sich auf, schüttelte den Kopf und flog davon.

Es wäre vielleicht der Untersuchung werth, warum bestimmte Vögel mit dem Masculinum und andere mit dem Femininum bezeichnet werden, so: der Fink, der Storch, der Staar, der Kreuzschnabel, der Specht, der Kukuk, der Rabe; dagegen die Lerche, die Schwalbe, die Drossel, die Nachtigall, die Amsel, die Grasmücke, die Elster, die Gabelweihe, die Eule, die Gans, die Ente ꝛc. und dann das Neutrum das Huhn. Auch für die vergleichende Sprachwissenschaft müßte das Thema ergiebig seyn.

Die etwaige Annahme, daß das stimmbegabtere Geschlecht den Namen bestimmt, ist nicht durchführbar. Mir ist etwas aufgefallen, das ich zu fernerer Beobachtung geben möchte. Es gibt Vögel, die im Gesang nur ausathmen, und dann solche, die im Gesang aus- und einathmen. Sind etwa die einfach ausathmend Singenden männlich, die geschwätzig oder höflicher conversationell fortsetzenden weiblich bezeichnet?

Die Fütterung geht heute ungemein rasch und der Hahn, der von oben kommend, immer Zipp Zipp Zipp von den Zweigenstufen ruft, stellt sich heute auf die Unterseite des Nestes und füttert dort ein wahrscheinlich in seiner Entwicklung zurückgebliebenes Junges, das ruhig in der Tiefe des Nestes hockt, und nur den Kopf herausstreckt; auch die Henne zieht dasselbe vor. Die Portionen sind heute klein. Kommen, etwas in den Schnabel stecken, fortfliegen — das geht in einem Hui..

Der Hahn, wenn er fortfliegt, putzt sich den Schnabel an einem Zweige, und ich sehe, wie er sich oft mitten in die äußersten Blüthenkronen der Zweige setzt

Digitized by Google

und etwas aufpickt; das muß zur eigenen Nahrung seyn, denn er kehrt nie mit solcher Blüthenkost zurück ins Nest, sondern fliegt weiter.

Das war eben eine große Turnerei im Neste. Das vielgefütterte tiefhockende raffte sich auf und drängte die andern weg, und schlug mit den Flügeln um sich; da galt es fest zu halten, und mit den über den Nestrand hinab ausgebreiteten sich anklammernden Flügeln hielten sich die Bedrohten fest. Es lief alles gut ab. Diese Turnerei muß gut wirken, sie bildet die Behendigkeit des Vogels vollkommen aus, bevor er zum selbstständigen freien Fluge kommt. Auch hier gehts lang bis die Ausbildung fertig ist.

Während vier still zusammenhocken, steht eines eben auf und pfeift seinen einzigen Ton unaufhörlich fort, ganz ähnlich wie die Sperlinge pfeifen, es drückt sich dabei behaglich an den deckenden aufrechten Zweig, der auch das Schutzdach ist. Dieses Pfeifen ersetzt wohl, wie bei schreienden Kindern in der Wiege, die Bewegung.

Immer zerrauster wird das Nest; es ist wie eine Knospenhülle, die gesprengt wird und die Jungen sind jetzt noch festgebannt an den Kelch. Eben war die Mutter da, sie sagte etwas und fütterte gar nicht und flog wieder davon. Ein Waghals steht mit beiden Füßen auf dem Nestrande und hält sich zugleich mit dem angedrückten Hinterkörper fest. Wie oft sagt eine Mutter den tollenden Kindern: „Ihr reißt ja noch das Haus ein.“ Das geschieht hier in der That, aber dieses Haus war ja nur für die Jungen, für sich selber brauchen die Eltern keines.

Der Hahn sieht heute nach dem Füttern lange zu, wie die Jungen mit den Flügeln schlagen, er betrachtet wohl, wie lang es noch ist, bis sie mit auf die Reise gehen und ob die sogenannten Handschwingen bald reif sind. Das Nest ist so voll, es muß die Jungen bald hinauswerfen.

Bei aller fortgesetzten angespannten Aufmerksamkeit, die sich auf einen bestimmten Punkt fesselt, entsteht eine gewisse Leidenschaftlichkeit. Ich bin nicht mehr so ruhig im Beobachten, die Unruhe des Objekts geht auf mich über. Ich meine, ich stehe jeden Augenblick der Katastrophe gegenüber, die nur kurz seyn wird, und wobei es gilt, nach allen Seiten hin zu beobachten, und das Fernglas hat das Mißliche, daß es den einen Punkt wohl schärfer gibt, aber die Raschheit des Umblicks hindert.

Die Katastrophe wird kurz seyn und alle dramatis personae sollten dabei beobachtet werden. Wir stehen offenbar im fünften Akt, aber wohl noch nicht in der Schlußscene, auf die alles gespitzt ist. Die Entwicklung in der Natur und die Verwicklung im Kunstwerke ist lange und allmählig, sich behaglich ausführend, die Abwicklung, die Katastrophe, sey sie zum Tod oder zu einer neuen Lebensgestaltung, ist kurz, oft nur ein Moment. Die lange versuchten Schwingen einmal gehoben, und fort — du hast das leere Nachsehen. Wenn nur die Jungen sich nicht in der Nacht davon machen! Ich kann's nicht glauben, ausziehen, um gleich zu schlafen, das kann nicht seyn; essen und wieder essen, ist hier die Parole, und in der Nacht gibt's kein Futter für diese Thierchen. Birgt sich aber vielleicht die Schamhaftigkeit und Furchtsamkeit der freien Thiere in ihrem ersten ungelenken Weltflug in die schützende Nacht? Versuchen sie vielleicht einen Ausflug und kehren, bis sie vollends flugreif sind, wieder ins Nest zurück? Ich glaube nicht, daß sie einmal heraus wieder Platz genug haben würden. Alsbald nachdem ein Insekt aus der Puppe ausgekrochen ist, erscheint es so groß, daß es gar nicht mehr in die Puppe hineinversetzt werden kann. Es ist nicht nur die Bewegung, die es gedehnt, es ist hauptsächlich die starke Einathmung der Luft, die den Körperumfang erweitert, und wenn nun auch das Nest nicht als die Puppe dieser Thiere betrachtet werden kann, so ist doch so viel gewiß, daß sie durch einmal versuchten Ausflug viel zu groß wären, um wieder in dem elterlichen Hause Platz zu haben.

Es ist Nacht geworden, ich sehe nichts mehr, der Baum und seine Bewohner sind nichts als eine dunkle Erscheinung, deren man sich aus lichter Anschauung erinnert und das Leben des Baums und das Leben der Thiere und des Menschen, es ist alles nur ein Punkt im umfaßlichen All, darin sich's regt, unendlich in Raum und Zeit.

14. (Sechs Uhr früh.) Die seltsamen Betrachtungen, die mich gestern überkamen, und dazwischen die Unruhe, nicht einmal die volle Betrachtung eines kleinen Einzellebens im All fassen und verfolgen zu können, alles das gab eine schwere unruhige Nacht. Sieh da, da ist der Morgen, und die Welt steht in Sonnenglanz und Blüthenpracht und wonniger Athem durchdringt das Leben.

Da ist das Vogelnest. Was ist das? Es sind nur noch drei Junge da! Also sie sind doch am Morgen ausgeflogen, und du mit deinem irrlichtelirenden Sinnen und Grübeln hast wieder darüber die wirkliche Welt versäumt. Nun aber sollen mir die drei noch übrig gebliebenen Stand halten, ich will sie nicht aus den Augen lassen. Sie schauen seltsam drein und drehen immer die Köpfe; es sind zwei Geschwister fort in die Welt, wie ist's denn draußen? Wo sind sie? Wie kann man denn auf Einmal so fort seyn, gar nicht mehr da, und man war doch so lange bei einander, so eins,

Digitized by Google

und wie gar nicht mehr heimisch sieht das Nest aus; und wo bleiben die Eltern so lange und warum läßt sich keines sehen? Nein, die Jungen sind gar nicht empfindsam, wie allen Kindern ist ihnen ein Umzug ein Fest, da geht's ja recht schön durch einander, da ist ja einmal die ganze alte langweilige Ordnung aufgelöst, und was auf ewig festzustehen schien, hat auf Einmal lebendige Beine. Und nun gar die Vögelchen, die müssen's spüren, daß sie erlöst werden. „Das dumme kleine dürre Nest, das uns so lange gefangen hielt, komm, wir treten's und zerren's und zerfetzen's," so zwitschern die Jungen unter einander, und sie picken und reißen in der That unbarmherzig an dem Neste herum, wie wenn das Nest schuld wäre, daß es ihnen so unbehaglich und bang ist, und es doch nicht wagen mögen, auf eigene Faust sich davon zu machen.

Still! da kommt die Mutter jetzt zum erstenmal vom Bergwald herunter; der Hahn schlägt in der Ferne seinen hellen Schlag. Hei! wie zwitschern und heben und regen sich die Jungen im Neste. Die Mutter hat aber nichts zum Essen mitgebracht. Was ist das? Seyd ruhig! Ihr kommt bald ins gelobte Land, wo man im Umsehen sein Futter hat. Die Mutter sitzt lang still auf der untern Zweigschwelle. Was mag sie sagen oder vielmehr andeuten? Sie nickt nur mit dem Kopfe, pinkt mehrmals aufwärts ins Nest und jetzt, jetzt ist's — sie fliegt auf, ein Junges aus dem Neste ihr nach, — die Flügel tragen — jetzt noch eins, und fort geht's in den nahen Bergwald.

Den Beschauer überschauerte es, da er dieses sah. So ist es dir doch geworden, dieses Letzte mit anzusehen, und einsam liegt noch ein einziges Vögelchen im Neste. Ist's den beiden gejagt worden, oder haben sie's aus sich gewußt, daß sie fliegen können, und das einzige nicht?

Es dauert geraume Zeit, es kommt nicht Hahn nicht Henne, das Verlassene zu trösten, und wenn auch nicht zu holen, doch mindestens zu füttern. Sey ruhig; es ist Brauch auf dem Lande, daß die Eltern mit den erwachsenen Geschwistern ins Feld gehen und das kleine Kind daheim eingeschlossen lassen, dein klagendes Zirpen nutzt nichts; schlaf, da verbringst du am besten die Zeit, und mit der Zeit wirst du auch groß und machst es künftig mit deiner Sippschaft auch so. Das Nesthockchen ist auch klug, nachdem es genug gezirpt, schläft , ob aus Ueberlegung oder Ermüdung, es ist eins, wenn man nur Ruhe hat, und bei acht Grad Wärme, die wir heute haben, liegt sich's wohl gut im trockenen Neste, und alles ist still und glitzert im Morgenthau; es regt sich kein Blatt und keine Blüthe am Baum; oder doch, Blüthenblätter regen sich, aber nur zum Abfallen, wie von unsichtbarer Hand gepflückt. Sieh, am Baume, dessen Blüthen sich entblättern, sind auch noch Knospen, sie müssen warten, bis ihre Zeit kommt, es kann nicht alles auf Einmal blühen und fliegen.

Jetzt ist das Nesthockchen wieder aufgewacht und Kinder, die einsam aufwachen, schreien gern. Die Henne ruft, das Nesthockchen antwortet, sie kommt bald und füttert und verweilt noch ein wenig, sie erzählt wie es den Geschwistern draußen geht. Ja, ja, die wären froh, wenn sie noch daheim wären im warmen trockenen Neste, wie du; es ist draußen rauh und kalt und feucht. Die Tröstung hilft so lange die Mutter da ist, aber sobald sie fort ist — und sie bleibt jetzt oft lange aus — kann das einsame Junge die Klagen nicht zurückhalten und es streckt und dehnt sich und hebt die Flügel. Wenn sie wieder kommt, da wird sie sehen, daß ich genug gewachsen bin und auch fort kann, ich will's nicht besser haben als meine Geschwister und kann eben so viel aushalten als wie sie.

Da kommt der Hahn, er muß doch auch einmal nach dem jüngsten Sprößling sehen, er füttert ihn reichlich, spricht nicht viel: du mußt gehorchen, mußt warten. Er fliegt wieder rasch auf, jetzt ohne auf dem Baum zu tänzeln nach dem Bergwald; die meisterlose Jugend, die er dort zurückgelassen, darf nicht allein bleiben und die Mutter, die jetzt bei ihnen ist, kann sie nicht bemeistern; so ist's immer, ohne väterliche Autorität gibt's keine Disciplin.

So oft die Henne jetzt kommt und füttert, ruft sie vorher: bleib' nur ruhig, ich komm, ich komm bald. Das Junge tollt jetzt ganz allein im Neste herum, das ganze Haus gehört ihm, und es dreht sich vielmals im Kreise um seine eigene Axe, und dann ruht es in sich zusammengekauert, aufgeblasen, daß es das ganze Nest ausfüllt, wie vordem die Bruthenne. Und wieder kaut es seine Federn durch, hebt die Flügel und stellt sich mit beiden Füßen auf den Neststrand. Wird es allein fortfliegen? Nein, es setzt sich wieder ins Nest, und wie immer, wenn es nicht schläft oder sich putzt, zirpt es.

Außer dem einzigenmal läßt sich der Hahn beharrlich den ganzen Morgen nicht beim Neste sehen; er hat genug zu thun, die vier zu regieren, und er läßt die Henne gewähren, daß sie das Junge verzieht und ihm gewiß viel zu viel gute Worte gibt: wenn's wieder in meine Zucht kommt, soll's schon anders werden. Die Henne füttert aber doch ihr Jüngstes nur in sehr großen Pausen, bleibt dann noch immer eine gute Weile am Bett stehen; sie schüttelt aber den Kopf und fliegt fort. Es ist noch nicht Zeit, wer weiß, ob's überhaupt heute noch wird. Du hast keine Ruh mehr und willst auch

Digitized by Google

in die Welt hinaus? Du wirſt's bereuen, du kriegſt es nirgends mehr ſo gut als daheim.

Beim Abfliegen drückt die Henne ſich nun auch auf dem Baume umher in die abfallenden Blüthen, ſie muß da auch nur Futter für ſich finden, denn ſie kehrt nicht damit zurück; ſie darf ſich jetzt ſchon ſelber was zugute thun, ſie hat lange und ausſchließlich genug für andere geſorgt.

Jetzt um zehn Uhr ſcheint die Sonne voll und ganz in das Neſt, der Hahn pfeift anhaltend in der Ferne, das Junge drückt den Kopf unter die Flügel und läßt ſich von der Sonne beſcheinen und ſchläft. Es wachſen die Kinder am meiſten im Schlaf, und ſo ein Tag iſt für einen Vogel mehr als Ein Tag, und unſere Stundenuhr geht ſie gar nichts an. Das Junge wacht auf und reibt ſich den Kopf, daran noch der haarige Flaum hängt wie ſehr verkleinerte Eulenohren, am Geſimſe des Neſtes und wälzt ſich unruhig darin hin und her, ja legt ſich faſt ganz auf den Rücken, und ſeht, wie die Jüngſten wiſſen, daß man ihnen alles nachgibt und ſie verzieht! Die Henne kommt mit Futter, der verzogene Knirps ſteht nicht einmal auf bleibt ruhig liegen, dreht nur ein wenig den Kopf und läßt ſich füttern und von ordonnanzmäßigem Dankſagen iſt gar keine Rede. Das Neſtlochchen richtet ſich endlich auf, legt den Kopf in den Durchbruch des Neſtes, der nach Oſten gemacht wurde und ſpielt ſchon Mutter, es breitet ſich aus wie eine brütende Henne.

Ein Familienbeſuch ſtellt ſich ein. Der Goldammer muß ſeiner Gemahlin von dem kürzlichen Beſuche erzählt haben. So eben waren Mann und Frau da. Sie betrachteten ſich eine Weile den einſamen Knirps und flogen wieder davon. Sie ſind offenbar enttäuſcht, die Sache iſt gar nicht ſo merkwürdig als der Mann erzählte. „Ja, ſo ſind die Männer! Sie ſchmücken gern aus, wenn ſie von ihren Reiſen erzählen. Was iſt denn da Merkwürdiges? Ein zerfetztes Neſt und darin ein einziges graues Vögelchen, wie kann ſich das nur mit unſeren Goldkindern meſſen? Geh, du biſt ein Schwärmer und in fremden Häuſern iſt dir alles viel merkwürdiger als daheim.“ So predigt Frau von Goldammer ihrem verdutzten Gemahl, der allerdings geſtehen muß: „Da hat ſich ſeit meinem jüngſten Beſuch viel verändert, ich hätte eine ſolche unordentliche Hauswirthſchaft unſerer ſonſt braven Couſine nicht zugetraut.“ — „Du ſollteſt dich überhaupt um ſolche Kleinigkeiten gar nicht umſehen,“ fährt die Frau fort, die ſich ihren Triumph zu nutze macht. Eine Biene kommt ſehr bequem geflogen, der Goldammer fängt ſie auf, fliegt davon, die Frau ihm nach.

(Gegen 12 Uhr). Die jungen Finken werden heute in der weiten Welt ſchlimm begrüßt, es hagelt, aber ſie ſind ſchon im Elternhauſe abgehärtet worden, und jetzt nach dem Hagel iſt's um ſo ſchöner und erfriſchender. Die Henne kommt jetzt oft zu dem Jungen, ohne zu füttern; ſie muß nur zeigen, daß ſie da und das Einſame nicht verlaſſen iſt, ja, ſie fliegt mehrmals vom Bergwald über den Baum weg nach dem Garten jenſeits der Straße, ohne beim Neſte anzuhalten.

Und immer friſcher und ſonniger wird's und das einſame Vögelchen iſt voll Unruhe und Ungeduld im Neſt, dehnt und ſtreckt ſich und drückt den Kopf an den Neſtrand, als müßte es ihn durchbrechen. Was wagt es jetzt? Es ſteht auf dem Geſimſe und mit einem kecken Satz die Flügelchen hebend, ſpringt es auf den Zweig und klettert da immer weiter, es kann nicht mehr zurück und mag auch nicht; nein, es wiegt ſich auf dem äußerſten Zweig unter Blüthen und Blätter halb verſteckt, wohlig auf und nieder. Es putzt den Schnabel am Zweig. Alles was gelb iſt, muß herunter. Wir ſind reif! Ja, und jetzt fliegen wir auf den Zweig gegenüber, wir fliegen ſicher und halten feſt, und rückwärts können wir auch ſchon klettern, bis hinauf an den Hauptaſt. Die Mutter kommt. Zük! zük! Wir ſind da, nicht mehr im Neſte, dießmal nehmen wir noch Futter, aber dann muß es fort gehen in die weite Welt!

Lange ſitzt der jüngſte Sproß allein in ſich zuſammengekauert, er wagt ſich doch nicht allein weiter und das Herz mag ihm pochen. Jetzt iſt die Mutter wieder da: Pück! Pück! Auf! Komm! Sie ſetzt ſich nicht, ſie fliegt um das Junge herum, es hebt die Schwingen, ſie fliegt ihm voran und in ſchiefem Winkel wie ein raſcher Wurf geht's hinüber in Nachbars Garten auf den Zwergbirnenbaum, von da aber gleich wieder auf den höheren Apfelbaum. Da iſt der Hahn mit den andern Jungen und ſie fliegen gleich wieder auf, ich kann ſie nicht weiter verfolgen. Ade! das Neſt iſt leer und die herausgeriſſene Waldwolle und die dürren Grashalme bewegen ſich leiſe im Winde.

15. Mir fehlt etwas, ſeitdem ich nichts mehr zu beobachten habe, und doch bin ich beruhigt und wie befreit von einer Aufgabe. Ich habe doch Alles ziemlich genau geſehen, und ein Troſt iſt auch, daß wahrſcheinlich das Neſt dieſen Sommer noch einmal von einer zweiten Brut bewohnt wird. Es iſt leicht wieder hergeſtellt und es iſt noch früh im Jahr. Ich werde mich aber nicht ſo leicht wieder binden, immer auf der Lauer ſtehen zu müſſen, und zuletzt iſt das Ergebniß doch nur ein kleines und das neu beliebte Ketzerwort: ſentimental, macht am Ende noch gar aus Allem einen Schimpf. Was iſt aber ſentimental? Läßt ſich nicht

Digitized by Google

ſchließlich jedes theilnehmende Mitleben fremden Seyns ſo bezeichnen? Es iſt daher beliebt geworden, alsbald zu zeigen, wie ſouverän und erhaben man über Allem ſtehe, wie weit und groß man ſeinen Weltüberblick ausgedehnt habe und mit allem Einzelnen nur ein gönneriſches Spiel zum Zeitvertreib ausführe.

Die ironiſche Tinctur gibt eine eigenthümliche Großmännigkeit. Mag ſie ſuchen, wer da will, ich will lieber zum Schluß dieſer Beobachtungen, die mich oft am tiefſten bewegten, einige Bemerkungen anknüpfen.

Es ließe ſich ein Stück vergleichender Völkercharakteriſtik daran nachweiſen, wie die verſchiedenen Nationen die Vögel lieben oder grauſam gegen ſie verfahren.

Der Vogel erſcheint wie ein Mittelglied zwiſchen den Thieren auf dem feſten Lande und den Thieren im Waſſer. Weder dieſe noch jene erſcheinen ſo als die reinen Vertreter der Lebensluft, wie die Vögel in der Luft; ihre freie Bewegung wie vor allem ihr Geſang bietet daher dem Menſchengemüthe am meiſten.

Der deutſche Volksmund gibt dem Finkenruf vielerlei Sprachen, und ſchon im alten Volkslied heißt es:

> Fröhlich der Fink im Frühling ſingt:
> „Hui Dieb, Spitzbue!“
> Die Mucken er in's Grüne bringt
> Mit ſeinem „Meiterzeug reit herzu'e.“

Ich weiß nicht, ob die Bemerkung ſchon von andern gemacht wurde, mir trat ſie hier zum erſten mal beſtimmt entgegen und ich möchte ſie weiterer Erörterung anheimgeben: Der Zuſtand der Cultur gibt Individuation auch im Thierleben, in deſſen äußerer Erſcheinung. Das Haushuhn brütet ein Dutzend und mehr Junge aus und von verſchiedener Farbe (ganz abgeſehen von den zu Hausthieren gewordenen Säugethieren, die, wie das Pferd, die Kuh, die Ziege, die Katze und der Hund, Junge von überraſchender Farbe bringen), hier dieſe Finken ſind ſich immer gleich, ganz ohne individuelle Beſonderheit als der ſtändigen der Geſchlechter. Im wilden Leben herrſcht das Gattungsmäßige vor, und noch bei unſeren Hausthieren, die in Genoſſenſchaften leben wie das Schaf, iſt von Individualität der Erſcheinung wenig zu beachten. Liegt hierin nicht vielleicht ein Aufſchlußgebendes über manche Culturerſcheinung?

(Im Juni). Das Neſt wird jetzt ganz zerfetzt von Regen und Wind; ſo lang es bewohnt war, ſchützte es die Einwohner und dieſe hielten es feſt. Jetzt hat es keinen Halt mehr. Es ſcheint, daß das Neſt dieſes Jahr nicht mehr bewohnt wird, und ich möchte jetzt der allgemeinen Annahme beitreten, daß zu neuer Brut ſtets ein neues Neſt gebaut wird.

Der Fink iſt noch darum ein beſonders annutheuder Geſelle, weil er im Wald wie im Garten daheim iſt, draußen am waldigen Berghang und im ſtillen Wieſenthale, da iſt er zu jeder Tageszeit der Fink, der das Echo weckt und hüben und drüben antwortet unermüdlich ein Fink dem andern.

„Zierlich iſt des Vogels Tritt im Schnee,“ dieſes Wort Mörike's ſang ſich mir am heißen Mittag in der Waldſchlucht wie der ächte gute Kamerad, der uns als Volkslied auf ſtillen Wegen geleitet. Drunten rieſelte leiſe der Bach durch das Felſengewinde und wohlig ruhte ſich's aus an einer Mulde, drin ſich wie ausruhend ein beträchtlicher Waſſervorrath geſammelt hatte. Es müſſen andere Menſchen geweſen ſeyn, denen einſt da Nixen erſchienen, die ſich in ſtiller Waldeskühle badeten, aber ich ſah heute wie ſich die Vögel badeten, und das iſt gewiß nicht minder ſchön. Eine Schwarzamſel, ein Staarenpaar nahmen ſchnell ein Bad und machten ſich raſch wieder davon, aber mit wahrem Behagen machte ſich's ein Finkenpaar bequem. Wer weiß, ob's nicht meine Finken von daheim ſind? Sie ſehen mich an und thun ſehr vertraut mit mir. Nur darf ich mich nicht rühren. Das iſt ein Untertauchen, ein Zurückänzeln, ſich Aufſträußeln und mit einander Schäkern, und ſie können immer nicht genug kriegen; wie die Kinder ſpringen ſie immer noch einmal in das Fußbad, wenn ſie ſchon heraus ſind, ſie tauchen nur den Kopf ein, ſchlagen ein wenig mit den Flügeln, und dann ſchnell wieder zurück. Das iſt ein Biegen und Heben und Neigen der zierlichſten Art. Zierlich iſt des Vogels Tritt im Schnee! Mörike hat's zu verantworten, daß ich jetzt an Schnee denke, an den jetzt in den heißen Tagen kein Menſch glaubt.

15. Juli. Geſtern hat man drüben über'm Strom den Roggen abgemäht, der Sommer hat ſeine Höhe erreicht und neigt ſich abwärts, und geſtern hörte ich zum letzten male den vollen Schlag des Finken. Heute iſt's wie mit dem Meſſer abgeſchnitten.

(Im Auguſt.) Und ſo iſt's geblieben. Noch höre ich namentlich vor und nach einem Gewitter und auch ſonſt bisweilen in ruhigem Sonnenſchein den Ruf „Fink Fink,“ aber der volle Schlag iſt nicht mehr zu vernehmen. Das fröhliche Singen des Vogels hört auf, wenn der junge Hausſtand ſich verflattert hat. Der Vogel kennt die flügge gewordenen Jungen nicht mehr. Der Menſch erhält ſein poetiſches Lebensalter länger, er hat ein geiſtiges Verhältniß zu ſeinen Kindern und bleibt mit ihnen jung, er nimmt die ganze Welt in ſich auf, bewahrt ſich Sonnenſchein und friſchen

Digitized by Google

Waldesathem in der Seele und aus dem Innersten heraus schafft er sich eine neue Welt. Glückselig der, der sich Aug' und Sinn offen erhält für die Herrlichkeit der Welt um ihn und in ihm! Und ist's nur ein Kleines, im Kleinsten ist die ganze unerschöpfliche Fülle des Seyns. B. A.

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

15.

Melac und seine Gesellen.

Wenn man sechs Wochen lang einer Occupation entgegen sehen darf, der man sich zu unterwerfen entschlossen ist, so hat man eine dankenswerthe Zeit, die nöthigsten Vorbereitungen zu treffen, auf die zweckmäßigste und billigste Vertheilung der Quartierlasten zu sinnen, mit der Sprache des Feindes, wenn er eine fremde spricht, sich wenigstens für den Hausbrauch bekannt zu machen, und dergleichen mehr.

Nichts von dem Allem war in Eßlingen geschehen. Daher, als am 29. November der Franzosenlärm endlich zur Wahrheit wurde, so war — für diesen Tag freilich — die Zeit, wie Datt entschuldigend sagt, zu kurz. Man kam anfangs nicht einmal dazu, von Seiten der Stadt ordentliche Quartiercommissäre aufzustellen, und da sehr wenige der Herren französisch verstanden, so „ging Alles in einer unbeschreiblichen Consternation, Confusion und Unordnung her." Die Quartiere wurden nicht nach dem Vermögensfuße, sondern nach der Größe der Häuser über Hals und Kopf angesetzt; denn die französischen Offiziere beschworen die Herren, zu eilen, da man, wenn die Regimenter nicht zu einbrechender Nacht unter Dach gebracht seyen, vor Brand, Plünderung oder zum mindesten eigenmächtiger Bequartierung nicht sicher seyn würde. Sie gaben nebenbei den „getreuen" Rath, zu Abwendung aller besorglichen Exorbitantien die Reiterei und das unbändige Fußvolk nicht in die Stadt, wohin allein die Herrn Offiziers gehören, sondern in die Vorstädte zu legen. Dieser Rath wurde befolgt, obwohl die Früchte leicht vorherzusehen waren.

Die 565 Offiziere, von denen die untern Chargen in den Vorstädten zur Aufsicht unentbehrlich und wohl auch mit ihren Forderungen bescheidener gewesen wären, wurden sämmtlich in den „ersten" Theil der Stadt, nämlich in die eigentliche Stadt selbst, wo die Aristokratie wohnte, gelegt. Selbst die Herrn Geheimen, welche gesetzlich quartierfrei seyn sollten, erachteten es zeitgemäß, „dem gemeinen Wesen," wie das Mandat angedeutet hatte, „auf den äußersten Nothfall mit ihren obliegenden Schuldigkeiten gebürlich beizuhalten," und nahmen jeder einen höheren Offizier, während die Generale in den vornehmsten Gasthöfen untergebracht wurden. Nur der regierende Bürgermeister war frei, „welcher jedoch mehrers Leibsschwachheit halber als wegen tragenden Amts verschont geblieben." Die Krankheit war nicht erdichtet; denn das bemitleidenswerthe Staatsoberhaupt hat die Drangsal nur kurze Zeit überlebt und ist bald nach dem Abzug der Franzosen gestorben.

„Weil nun dieser größte und beste Theil der Stadt so erschröcklich viel Offiziers nicht alle beherbergen konnte," so drangen sie von selbst in die öffentlichen Gebäude, die alten Kirchen und Klöster, besonders auch in die fremden geistlichen und weltlichen Höfe ein, deren Pfleger sich nun gegen die Stadt auf die vertragsmäßige Quartierfreiheit beriefen. Dieß that besonders der Konstanzische Pfleger, der schon zu Anfang Oktobers im Philippsburger Lager als Katholik einen Sauvegardebrief für seinen Hof erbeten und deßhalb vom Rath den Vorwurf erhalten hatte, er habe hinterrücks der Stadt den Pelz zum Kirschner getragen. Jetzt lag er den Geheimen in den Ohren, verlangte den Platzmajor, der sich bei ihm einlogirt hatte, los zu seyn, drohte, seine Herren Domcapitularen werden den Hof an einen Mächtigeren veräußern, dergleichen nach solchen Höfen in Reichsstädten „begierig schnappen," und rief wiederholt: „O ihr Herrn, ihr Herrn, ihr wisset nicht, wie gut es ist, Konstanzisch zu seyn!" Mit Mühe beschwichtigte ihn der kranke Bürgermeister Mallißer, indem er ihm zu Gemüth führte, man sey ja selbst nicht Meister, könne ihm also nicht helfen, und ihn auf seine französische „Salvaguardie" verwies, durch die er sich jetzt schützen lassen solle.

Digitized by Google

Es blieb jedoch nicht bei der einmaligen Eigenmächtigkeit im Quartiernehmen, sondern die anspruchsvollen Gäste liefen, wenn ihnen ein Haus nicht beliebte, in das nächste beste andere, und da man eine Controle zu fertigen oder auch nur die Quartierbillete zu markiren oder zu stempeln unterlassen hatte, so wurden dieselben oft zwei, drei, viermal in einer Stunde geändert, ja sogar verschachert.

Eben so, nur in weit schlimmerem Maße, ging es in den Vorstädten zu, die von den alten Pfahlburgzeiten her den minder günstig situirten Theil der Bürgerschaft bildeten und in welchen man wohl die meisten der dem Rathe so mißliebigen „Censurirer und Skeptisirer“ zu suchen hatte. Diese unglücklichen Leute bekamen eine meisterlos verwilderte Soldatenbande aufgehalst, die sich willkürlich in die Häuser legte, und da die Franzosen während der Danaidenarbeit des Magistrats immer mehr Mannschaft hereinführten, von Stunde zu Stunde sich vermehrte, so daß bei den ärmsten und unvermöglichsten Bürgern die Einquartierung von Fünf auf Acht, von Acht auf Zehn und noch höher stieg. Ja, in der Vorstadt Pliensau, der man die ganze Cavallerie aufgeladen, hatte jede Haushaltung ihre zehn bis fünfzehn Reiter, welche die Pferde in der Hausflur, in der Werkstatt, auch im Keller einstellten, auch mitunter gar die Treppe hinauf unter Dach brachten.

Mitten in diesem Tumult kam die Nacht herau. Doch hoffte man sicher zu seyn, da Melac, unter der Erklärung zwar, daß er nach Gefallen mit der Stadt verfahren könne, versprochen hatte, scharfe Ordnung zu halten und „keine Insolenzien vordringen zu lassen.“ Die „Discretion,“ die man für dieses Versprechen verehren mußte, betrug 2100 Gulden für den General, 94 für seinen Bruder Farrard und 75 Ducaten à 3 fl. für Mr. d'Aremberg, Capitainlieutenant, wobei man noch, wie Datt wehmüthig beifügt, wegen der guten Sorten, die man bei Bürgern und Fremden hoch einwechseln und zum alten Werth ausgeben mußte, nach der Herren Umgelter Berechnung 335 Gulden Schaden hatte.

Als aber die Sonne des Andreastages aufging, waren zwei Drittheile der Stadt, darunter, wie begreiflich, sämmtliche Vorstädte rein ausgeplündert. Einzelne Bürger, zum Theil „wohl angesehene Leute,“ waren aufgehängt und erst, als sie „erschwarzten“ und zu ersticken begannen, wieder abgeschnitten worden. Viele Bürger „liefen Morgens in der Stadt herum, und hatten nichts mehr, als wie sie gingen und standen.“ Daher konnte, als man sich in der Kirche zusammenfand und Dr. Wild eine „sehr durchdringend und auf damalige Drangsalen eingerichtete“ Predigt hielt, unter der ganzen Gemeinde fast niemand sich des Weinens enthalten. („Wie wohlen,“ macht Datt bei dieser Gelegenheit bemerklich, „man sonsten von dem Feind in freiem Exercitio unsers Gottesdiensts niemalen behindert oder, wann von denen Herrn Officiern oder Gemeinen jemand in unsere Kirchen kommen, niemalen mit der geringsten Miene, Gebärden oder Tumult in der Andacht troubliret worden,“ „dahingegen,“ setzt er etwas schadenfroh hinzu, „sie der ihrer Religion zugethane Pater in dem Kaisersheimer Kirchlen wegen unterlassener Besuchung der Meß und anderer in währendem cultu divino bezeugter Inpietät eines offenbaren Atheismi beschuldigen müssen.“ Freilich, hatte doch Melac geschworen, für seinen König contre Jesus-Christ et tous les autres diables zu fechten.)

Gleich nach der Kirche ließen Bürgermeister und Geheime die Vorgänge der Nacht klagbar an den General gelangen. Melac erwiderte, diese Desordres seyen nicht von den Seinigen, sondern von den aus andern Regimentern detachirten Compagnieen, die ihre eigenen Officiere haben, begangen worden, und man habe einen großen Fehler „geschossen,“ daß man in die Vorstädte keine Officiere, um die gemeinen Knechte im Zaum zu halten, eingelegt; er werde übrigens gleich Nachmittags eine gute Ordre durch öffentlichen Trommelschlag in der ganzen Stadt publiciren lassen. Discretion hiefür: an Melac 3000 fl., Mr. d'Aremberg 75, dem Officier, der des Generals Geld in Empfang genommen, für die Kassirsbemühung 5 fl. 15 kr., und dem Tambour, der die Ordre umgeschlagen, 1 fl. 30 kr. Abgang, wie oben: 91 fl. 45 kr.

Indessen that die Salbe für den Augenblick einigen Dienst, wiewohl Datt unzufrieden erzählt, es sey keine andere Remedur verfügt worden, „als daß der General selbst in ein und das andere Bürgershaus gegangen, an diejenige, so vor andern excedirt, seine große und, wie die Franzosen selbst davor gehalten, zauberische Hunde,* davon die größte Hündin des Nachts in seinem Schlafbett gelegen, angehept, dieselbe niederreißen lassen und sie mit seinem Stock grimmig und bestialisch abgeprügelt; wie dann eine solche Wuth an ihm gewesen, daß, wenn er dieselbe außzustoßen keine Gelegenheit gehabt, er in einig bei sich in den Taschen gehabte harte Aepfel gebissen.“ Das Contersei dieser liebenswürdigen

* Pfaff, Geschichte Eßlingens, S. 856, entnimmt einem gedruckten Schreiben aus Speyer, vom 19. Mai 1689, den Bericht: „Dem Mordbrenner Melac ist einer von seinen bekannten Hunden, so mit dem Teufel beiessen sind und ihm alle verborgene Sachen (wie gesagt wird) entdecken, verrecket, den hat er unter Glockenklang begraben lassen.“

Digitized by Google

Persönlichkeit, so weit es nach den Akten gezeichnet werden kann, zu vollenden, fügen wir bei, was Datt an einer andern Stelle erzählt: „Ich erinnere mich auch bei dieser Gelegenheit, daß der General Melac einem allhiesigen Burger, der ihm beim Schreiben zugesehen" — er schrieb auf dem Steuerhause ein Verpflegungsreglement — „aus Zorn die Feder in den Backen gestoßen."

Bei alledem könnte es den Anschein gewinnen, als ob unter dieser abstoßenden Hülle wenigstens einige Gerechtigkeitsliebe und menschliche Theilnahme für die Unterdrückten verborgen gewesen wäre, gerade also Tugenden, die man unter den Sammthandschuhen der höheren und feineren Seigneurs nach dem Schlage des Duc de Duras vergebens sucht, von welchen aus ihrer unnahbaren Ambrawolke heraus den untergeordneten Werkzeugen Dinge zugelassen oder auch anbefohlen wurden, dergleichen die hochherzigen Conquistadoren Amerika's durch ihre Bluthunde vollziehen ließen. Aber der Schein verschwindet, wenn man weiterhin aus der Relation ersieht, daß solche Einschreitungen und Anordnungen bloße Anläufe waren, die, wenn sie eine „Verehrung" an Geld eingetragen hatten, auf sich beruhen blieben. So ging es gleich mit dem eben erwähnten Reglement. Dasselbe war nicht unbillig bemessen, und darum versuchte der Platzmajor de Louges — „ein sehr übermüthig und geldsüchtiger Mann, welcher allerhand praedandi vocabula ersonnen und der Stadt eine harte Peitsch gewesen" — die Abfassung durch „alle nur erfinnliche Suasoria" zu hintertreiben. Melac aber fuhr ihn hart an und bewies ihm, daß er an vier oder fünf Orten Quartiere habe. De Louges leugnete, worauf einige anwesende Bürger ihm ins Gesicht widersprachen, was ihn aber nur noch mehr erbitterte. Darauf schrieb Melac das Reglement und ließ es unter scharfen Strafandrohungen publiciren; „aber," sagt Datt, „die Stadt wäre wohl damit vergnügt gewesen, wenn man darob gehalten hätte." Selbst bei den ärgsten Excessen, z. B. bei der Erstechung eines jungen Bürgers, wurden, wenn er auch noch so polternd Gericht hielt, „keine oder nur Scheinremeduren, ohne Effekt, verfügt." In diesem Charakter kann die unbesangenste Untersuchung nichts anderes finden, als was Geschichte und Sage aus ihm gemacht haben: einen Oger gegen alle Welt, also gelegentlich auch gegen seine eigenen Leute.

Noch ist das Reglement vorhanden, das er mit eigener Hand auf dem Steuerhause schrieb — eine formidable Klaue, wie eines Wolfes oder großen Bullenbeißers. Eine Zeile, die einen Verstoß enthält, ist grob ausgestrichen, wahrscheinlich die Stelle, an der er durch den neugierigen Bürger gestört wurde. Die Unterschrift, hier wie in einigen gleichfalls erhaltenen Brandschreiben an die Umgegend, besteht aus wahren Schweselhölzern; dabei sind die drei ersten Buchstaben immer Initialen, MELac, in der Art, wie fromme Christen sonst den Namen Gottes schrieben.

Der geängstigte Magistrat hoffte in seinen Nöthen noch auf einen Stern, der ihm bisher von ferne geleuchtet hatte und jetzt näher rückte. Dieser Stern war der Obergeneral Monclar. Derselbe hatte, als im vergangenen Kriege 1675 der Kaiser eine bedeutende Anzahl gefangener Franzosen nach Eßlingen legte, sich unter diesen mitbefunden und war von daher der Stadt „wohlaffectionirt." Zu dieser guten Gesinnung, an die man glaubte, war aber noch eine, wie man meinte, sehr gewichtige Empfehlung hinzugekommen. Tief in den Akten versteckt findet sich ein Antwortschreiben von Monclar, worin er dem Rathe „tous les services possibles" zusichert, „pour vous marquer le cas que je fais de la recommendation de Mr. ***." Wenn es nicht der Augenschein gäbe, so würde schon die sonderbare Geheimthuerei es beweisen, daß das Schreiben nicht im Original, sondern in einer Abschrift vorliegt. Von der Supplik, durch welche diese Antwort veranlaßt wurde, ist kein Concept aufbewahrt worden, wohl aber von dem Danksagungsschreiben, womit man dieselbe erwiderte, und in diesem steht der Name des Empfehlenden zweimal, einmal offen, in der Masse des weitschweifigen Contextes sich verlierend, „Mons. le Comte de Crecy," zu Anfang des Schreibens aber, wo er am meisten auffallen konnte, sorgfältig durchstrichen und förmlich mit spanischen Reitern zugedeckt, gleichwohl noch leserlich durchschimmernd, „Mons. le Comte de Crecy, Plénipotentiaire du Roy à Ratisbonne." Wie nun die Stadt, die sich nach allen Nothhelfern und Nothhelferinnen der Welt umsah, an den französischen Reichstagsgesandten gekommen, wird in der Datt'schen Relation erst später bei einem unverfänglicheren Anlaß, nämlich bei des Grafen Durchreise, enthüllt. Er hielt sich einen deutschen Secretär, Monsieur Trischmann, dessen Eltern in Eßlingen ihr „dulce domicilium" (vermuthlich eine Pflegerstelle oder ähnliche Bedienstung an einem der katholischen Höfe) hatten, und dieses Fädelein hatte man — ganz stille und heimlich vor Kaiser und Reich — in Bewegung gesetzt, um den feindlichen Gesandten zu gewinnen und durch diesen den General noch mehr zu erwärmen.

Als nun Monclar am 3. December die Asberger Capitulation in Canstatt geschlossen, sandte man folgenden Tags eine unterthänige Deputation mit Zuziehung des unentbehrlichen Deputationsadjunkten Ferber

Digitized by Google

dorthin, um über die vorgefallenen Unordnungen zu klagen und weitere Quartiere abzubitten. Montclar antwortete bloß „er komme eben jetzt selbst hinein, wolle schon remediren.“ Juvigny war zugegen. Auch kam eine Deputation von Canstatter Bürgern, die vor Montclar einen Fußfall that. Juvigny, den dieser Vorzug verdrießen mochte, * erwischte seinen alten Bekannten Ferber, hieß ihn die Canstatter um ihr Begehren befragen und „mit Vertrösten wieder aufstehen lassen.“ Ferber ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, den Envoyé abermals hoch und theuer um Intercession für die arme Stadt zu bitten, als ob derselbe nicht am 29. November sein letztes Wort gesprochen hätte, und jagte gleich darauf „vor denen andern hochgeehrten Herrn Deputirten“ nach Hause, um seinen „großgünstig gebietenden Herren zu referiren,“ die ihn umgehend zurückschickten, um Montclar zu empfangen, in die Stadt zu begleiten und in sein Quartier zu führen. Der vom Schicksal begünstigte Herr Ferber traf im Hereinreiten mit des Generals Secretär Mr. Rondin, seinem Bekannten von Heilbronn her, zusammen, legte auch diesem alle Anliegen der Stadt an sein fühlendes Herz und erhielt so bündige Versprechungen, wie er sie in Heilbronn von ihm erhalten hatte.

Es war eine Art Militärcongreß, der am 4ten die feindlichen Anführer in Eßlingen vereinigte. Ihre Macht saß nunmehr im Kern der Nordhälfte des Kreises fest, so daß weitere Plane beschlossen werden konnten, besonders gegen die Festung Schorndorf, die einem heranbringenden Succurs zum Stützpunkte dienen konnte und den Franzosen vom dreißigjährigen Kriege her bekannt war, da sie sie, von Turenne den Kaiserlichen abgenommen, einige Jahre unter ähnlichen Verhältnissen wie Hohentwiel in Händen gehabt hatten. Melac übernahm die Expedition mit der Nebenaufgabe, die Orte, deren Widerstand Feuquières aus Mangel an Fußvolk nicht hatte brechen können, zu züchtigen. Noch am nämlichen Tage brach Montclar mit Feuquières und dem Brigadier Peyssonnel gegen Tübingen auf, wo letzterer das Commando übernehmen sollte, während Feuquières nach Heilbronn zurück und Montclar durch den Schwarzwald nach Pforzheim ging.

Bei dieser Gelegenheit ertheilte der Obergeneral den Eßlinger Deputirten unter Mr. Rondin's Vermittlung die gnädigste Audienz, und gab Befehle, die Alles aufathmen machten. Die Garnison sollte verringert werden, alle Geldererpressungen sollten bei Strafe der Cassation für die Offiziere und des Stranges für die Gemeinen unterbleiben, die Soldaten sollten um ihr Geld zehren wie in Frankreich, und mit der Fourrage endlich sollte es gar keine Noth mehr haben, indem die Stadt nicht bloß von der Besorgniß, die Lieferungen nach Heilbronn fortzusetzen, befreit wurde, sondern auch die, freilich, wie sich später zeigte, mißliche Vergünstigung erhielt, ein Verzeichniß wirtenbergischer und anderer Nachbarorte aufsetzen zu dürfen, aus welchen man die für die Besatzung nöthige Fourrage requiriren wollte. Zum Ueberfluß erhielt Melac noch eine mit der Miene der Autorität gegebene Ermahnung, gute Ordnung zu halten. Das „begehrte Faß rothen Wein,“ das man Montclar „präsentirt,“ und die 24 Ducaten, die man Mr. Rondin „verehrte,“ waren unter diesen Umständen gewiß wohl angelegt. Ferber mußte die beiden Herren bis Waldenbuch begleiten und wurde von Montclar unterwegs noch mehrmals versichert, wenn Melac wider die Ordre handle, so solle man nur zu ihm oder zu Rondin kommen, wo sie auch seyn möchten, und es werde alsbald geholfen werden. Man kann sich denken, wie Ferber auf dem Rückweg seinem Pferde die Sporen gegeben haben mag. Er setzt aber in seiner Relation hinzu, die Herren „haben ihre Parolen nicht anders als nach ihrer bösen Gewohnheit auf Französisch gehalten.“

(Fortsetzung folgt.)

* Wenn Juvigny etwa, was auch denkbar ist, den Namen Joseph de Pas (so zweimal bei Sattler, in einer Abschrift de Pont) führte und beim Unterzeichnen der Capitulation den Vortritt vor Montclar hatte, so würde das ein neues Licht auf die Stellung des Gesandten werfen.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, September.

Die Irrenheilanstalt bei Klingenmünster.

Daß ſich die Reichen und Glücklichen der Erde die ſchönſten Stellen ſuchen, um auf dieſelben ihre ſtolzen Häuſer und Paläſte zu bauen, iſt kein Wunder, ſondern ganz natürlich; daß man aber den ärmſten und unglücklichſten der Menſchen auch die lieblichſten Flecke auszuwählen und palaſtähnliche Wohnungen auf dieſe zu ſtellen ſucht, das iſt ein Wunder, aber eines von denen, welche die ächt humane weil chriſtliche Cultur verrichtet. Nichts iſt erfreulicher, als daß man in unſern Tagen ſo ſehr befliſſen iſt, für die armen Geiſteskranken ſolche Anſtalten herzuſtellen, die eben ſo ſehr durch geſunde und freundliche Lage, wie durch die Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung die Heilung zu fördern geeignet ſind. Was in Deutſchland in dieſer Beziehung ſeit einem Vierteljahrhundert geſchehen, iſt wahrhaft beſtaunens- und bewundernswerth und gibt ein gutes Zeugniß ab für die Kinder dieſer Zeit gegenüber denen, die in einſeitiger Befangenheit geneigt ſind, auch nicht ein gutes Haar an dieſer Zeit zu laſſen.

Wohl das neueſte Glied in der ſchönen Kette deutſcher Irrenheilanſtalten iſt die pfälziſche bei Klingenmünſter. — Ich war vor Jahren einmal in Frankenthal im dortigen Armenhauſe, in dem auch die Irren untergebracht waren. Bei allem Reſpekt vor der trefflichen Einrichtung und Verwaltung der bedeutenden, von mehr als ſechshundert Menſchen bevölkerten Anſtalt, überkam mich ein Grauen vor der Irrenabtheilung. In dieſen engen, zweckwidrigen Räumlichkeiten konnte von einer Heilung nur in den ſeltenſten Fällen die Rede ſeyn. Es war lediglich ein Bewahrungsort, und das Bedürfniß einer Heilanſtalt konnte nicht greller in die Augen ſpringen, als wenn man jenen betrachtete. Es iſt darum auch der Regierung nicht ſchwer geworden, den pfälziſchen Landrath von der Nothwendigkeit einer gründlichen Verbeſſerung zu überzeugen, und die Mittel zu ihrer Ausführung wurden mit der anerkennenswertheſten Liberalität gewährt, obgleich die nahe an eine Million hinreichende Summe als ein nicht kleines Opfer einer Provinz für einen einzigen Zweck betrachtet werden muß.

Beſonders glücklich war die Wahl der Oertlichkeit. An einer der geſundeſten und an Naturſchönheiten reichſten Stellen des ſchönen pfälziſchen Landes ſteht nun dieſe neueſte Irrenheilanſtalt, und ſchon um dieſer ſchönen Lage willen möchte ich den Leſer einladen, einen Gang mit mir dahin zu machen.

Der Theil des pfälziſchen Haardtgebirges von Dürkheim bis hinauf nach Edenkoben und Landau gehört in neuerer Zeit mit zu den bekannteren, zumal ſeit die Eiſenbahnen beſtehen und die Traubenkur ſo ſehr in Aufnahme gekommen iſt. Da oben aber, mehr der franzöſiſchen Grenze zu, iſt das Bergland noch ungleich weniger von den Touriſten betreten und abgetreten, obwohl es an landſchaftlichen Schönheiten nicht weniger reich, ja ſogar noch reicher iſt, als die untere Kette der Haardt. Schon die Berge haben charakteriſtiſchere Formen, die Wälder ſind dichter und friſcher und das weiter hinaus geſtreckte Vorhügelland ſchließt eine Unzahl wahrhaft idylliſcher Schönheiten in ſich. Da oben alſo, zwiſchen der Bundesfeſtung Landau und der zwar gut deutſchen, aber leider dennoch franzöſiſchen Grenzſtadt Weißenburg, etwa eine Stunde nordwärts von dem alten Städtchen Berggabern, dem römiſchen Tabernae montanae, finden wir den Marktflecken Klingenmünſter und in ſeiner unmittelbaren Nähe die neue Anſtalt, die wir ſuchen.

Die Eiſenbahn bringt den Eilenden derſelben ziemlich nahe, denn von Rohrbach, der erſten Station oberhalb Landau, iſt Klingenmünſter kaum zwei Stunden entfernt. Wer aber nicht zu Fuß den Thalgrund hinauf wandern will oder kann, findet dort nicht leicht eine Fahrgelegenheit. Kommt er von Landau her, ſo thut er beſſer, ſchon dort einen Wagen zu nehmen. Ja ſelbſt der Fußgänger kann von dort verſchiedene Wege einſchlagen, die ihn nur etwa eine Stunde Zeit mehr koſten, dafür aber auch an Fernſichten und ſonſtigen landſchaftlichen Schönheiten ungleich reicher ſind. Da ſind auf den Vorhügeln Punkte, die, ähnlich der ſogenannten Impfſinger Höhe in nächſter Nähe der Stadt, eine panoramatiſche Umſchau gewähren, die das Auge wahrhaft überraſcht und entzückt. Und je näher man den Bergen kommt, je mehr ſich die friſchen, grünen Gründe mit ihren Wieſen und Erlenbächen vertiefen, deſto mehr thun ſich die Reize des ganzen Geländes auf.

Digitized by Google

Von welcher Seite man aber diesem Klingenmünster sich nähert, ob von den Höhen her oder im Grunde des Klingbachthales, überraschend schön ist der Anblick immer und man darf es dem Dichter des Jungfriedel keineswegs verargen, man muß es vielmehr ganz natürlich finden, daß er von seiner schönen Heimath mit poetischer Liebe redet und von ihrem Lobe überströmt. In schönem grünem Grunde liegt der Ort, rechts und links von Reben- und Kastanienhügeln, im Westen aber von der ziemlich hohen Vogesenkette überragt, die ihren Fuß bis in die Gassen hineinstreckt. Vom Vorsprung eines höheren Berges schaut die ausgebrannte Ruine der uralten Burg Landeck mitten in den Flecken hinein, von Süden herüber eine weiße Kirche von der Höhe und von Norden her das umfangreiche Getrümmer der alten Maden- oder Maidelburg. Zwischen den beiden Ruinen auf mäßigem Hange dehnen sich die langen Gebäude des neuen Irrenhauses mit ihren hell schimmernden Mauern von weißgelbem Sandstein hin, und noch etwas näher dem Flecken hebt eine romanische Kapelle ihren alten wettergrauen Thurm aus einer malerischen Baumgruppe hervor, um den Contrast zwischen alt und neu noch schärfer zu betonen und das ganze reizende Landschaftsbild zu vollenden.

Es wäre eine würdige Stelle für ein Königsschloß, ja die neuen Gebäude würden an ein solches gemahnen, fehlten ihnen nicht Thürme oder sonstige höhere Gebäude zur Krönung. Und war denn nicht vor Zeiten hier ein Königssitz? Die Sage wenigstens, der es nicht an einem historischen Hintergrunde fehlt, macht die alte Burg Landeck zu einem Lieblingssitze des austrasischen Frankenkönigs Dagobert I., der heute noch rings in der Gegend in aller Leute Munde lebt. Ja bei dem nahen Dorfe Göcklingen soll Dagobert seiner Schwester ein prächtiges Schloß erbaut haben, dort soll er auch gestorben seyn und vorher das berühmte Testament gemacht haben, auf welches die Gemeinden der ganzen Gegend ihre Ansprüche an die großen Forste gründen, die er ihnen in dankbarer Erinnerung an ihre Treue und rettende Hülfe bei einer Meuterei seiner Großen geschenkt. Historisch sicher ist, daß er am Hange des Münstrer Schloßberges das Kloster Bildenfeld erbaute, das nach einem großen Brande im Jahr 840 etwas tiefer in das Thal verlegt wurde, wo seine Ringmauern an die der Häuser des Fleckens stießen. Die alten Gebäude sind indeß fast spurlos verschwunden.

Doch kommen wir endlich zur Irrenanstalt selbst. Vom Flecken aus ist sie in wenigen Minuten erreicht. Zwischen hübschen neuen Gartenanlagen führt ein kurzer Alleeweg von der neu angelegten Landstraße auf die kleine Colonnade des Mittelbaues, und die ganze nach Osten gekehrte Fronte dehnt sich in einer Länge von 600 Fuß vor uns hin. Das landschaftliche Auge möchte sich den Bau wohl etwas anders wünschen, denn so stattlich er auch ist, so fehlt ihm doch das Emporstrebende, das gerade hier von besonderer Wirkung wäre. Ich bin aber weit davon entfernt, damit einen Tadel aussprechen zu wollen, muß es vielmehr für völlig gerechtfertigt erklären, daß der Architekt vor allem den Zweck im Auge hatte und alles entfernt hielt, was zunächst nicht diesem diente und nur den Vorwurf gerechtfertigt hätte, man verschwende für äußeren Prunk das Geld, das nur der Abhülfe eines Nothstandes und der Wohlthätigkeit bestimmt war. So ist denn der Bau mit weiser Beschränkung in nobler Einfachheit gehalten und läßt nur das mittlere oder Direktorialgebäude mit seiner bescheidenen Colonnade etwas weiter hervortreten, während die langen Flügel auf beiden Seiten dreifelen wieder durch je zwei gegiebelte Risalite unterbrochen werden. Auch die 300 Fuß langen Seiten des oblongen Vierecks sind in ähnlicher Weise gegliedert. Schade, daß die projektirte Kapelle, die von der Westseite her die Anstalt überragen sollte und ihr ein gewisses Relief zumal für die Ferne gegeben haben würde, vorerst nicht zur Ausführung kommen soll.

Leider hatte ich das Mißgeschick, den Direktor der Anstalt, Herrn Dr. Dick, nicht zu treffen, danke aber doch der Freundlichkeit seiner Gattin einen Einblick in das ganze Haus, der mir die Einrichtung desselben nach allen Seiten hin als eine wahrhaft mustermäßige erscheinen ließ. Natürlich sind bei dem Bau und der Einrichtung dieses Hauses alle die Erfahrungen zu Rath gezogen worden, die man anderwärts seit Jahren auf dem Gebiete der Irrenheilkunde gemacht, und es läßt sich denken, daß man nur das Zweckmäßigste adoptirt hat. Dieß und die treffliche Leitung mag einstweilen eine Bürgschaft abgeben für die Erfolge der jungen, erst seit einem Jahre eröffneten Anstalt, in der 300 und noch mehr Kranke Aufnahme finden können, und die jetzt schon von nahezu zweihundert Personen bewohnt wird, die größtentheils von Frankenthal hieher gebracht worden sind.

Völlig außer meinem Zwecke liegt es, die im engeren Sinne des Wortes innere Seite auch nur zu berühren, zumal ich durch nichts dazu befähigt bin, ein Wort in der Sache mitzusprechen und mich nicht einmal auf eine Unterredung mit dem dirigirenden Arzte berufen könnte. Nur mit der äußeren Seite habe ich es hier zu thun, und diese hat den freundlichsten und erheberdsten Eindruck auf mich gemacht. Alle diese schönen lichten Räume, diese weiten Höfe, diese breiten Corridore, diese Gesellschaftssäle, Wohn-, Schlaf- und Waschzimmer, kurz alles bis auf die sogenannten Logen oder Zellen der Tobsüchtigen herab erregt das Wohlgefallen.

Rücksichtlich der Wohnung und der Kost sind die Kranken in vier Klassen getheilt. In der ersten zahlen Pfälzer jährlich nicht mehr als 450, in der zweiten 300 Gulden, 150 und 120 Gulden werden für Angehörige der beiden untern Klassen vergütet. Für diese äußerst mäßigen Beträge führen namentlich die der beiden ersten Klassen ein wahrhaft comfortables Leben, so weit der Heilzweck dieß zuläßt. Von dem anziehenden Speisezettel, den ich in der Küche las, will ich jetzt nicht reden, aber wie licht und schön sind diese Zimmer, zumal die auf der Front-

Digitized by Google

seite und den beiden Flügeln mit ihrer wahrhaft entzückenden Aussicht! Da gerade gegen Osten ruht der Blick auf einem nahen Hügelrücken, welchen Reben, Obst- und Kastanienbäume mit ihrem Grün überkleiden, rechts und links von demselben aber fliegt der Blick über das wellenförmige Gelände weit hinaus in die Ferne, dort bis nach Karlsruhe und den fernen Bergen bei Baden, hier der Vogesenkette entlang weit hinab in's schöne, reiche Pfälzerland. Der südliche Flügel mit der Frauenabtheilung gewährt zunächst die Aussicht auf Klingenmünster hinab, auf die nahe Ruine Landeck, den nahen Propsteihof mit der alten Kapelle und auf die rebenreichen Hügel und die grünen Berge in der Richtung nach Bergzabern hin. Den Fenstern des nördlichen Seitenflügels gegenüber steht die alte Madenburg und hinter ihr Neukastel. Zwischen beiden am Fuße liegt das Dorf Eschbach, Göcklingen aber und die Kapelle auf der kleinen Kalmit schauen über baumreiche Wiesengründe zu ihnen herüber. Unter den Fenstern aber in der Tiefe zwischen der Madenburg und dem Irrenhause selbst liegt im tiefen Thalgrunde, von Pappeln und Erlen beschattet, eine einsame Mühle, hinter der sich das Thal des Kaiserslaches öffnet, durch das eine neue Straße an dem nahen Trifels vorüber nach Annweiler zieht. Kurz, eine Fülle der schönsten Landschaftsbilder schaut schon zu jedem dieser Fenster herein, und draußen auf ihren Spaziergängen, die sich oft weit ausdehnen, haben die Bewohner des Hauses sie noch in reicherem Wechsel.

Es ist auch in diesen Blättern vor Jahren schon die Rede davon gewesen, wie schön das Bergland hinter der vorderen Kette der Vogesen von dem Rücken des einen oder des andern dieser Berge sich aufschließt. Die nahe Madenburg, vom Volke nur das Eschbacher Schloß genannt, gilt in dieser Beziehung als der schönste Punkt des Landes wegen ihrer Doppelaussicht in die Rheinebene hinaus und in das felsenreiche Gebirg hinein. Der Treitelsberg hinter dem Irrenhause hebt sein Haupt noch weit höher und bietet von seinem Scheitel aus ein Rundbild, das an Größe und Pracht von keinem andern nah und fern übertroffen wird.

Einen beschränkteren, aber recht anziehenden Blick in das romantische Bergland hinein bietet schon die Burg Landeck, die einen der nächsten Spaziergänge für die Bewohner der Irrenanstalt abgibt. Dort in dem alten Getrümmer mit seinem hohen massiven Bergfrid sehen wir durch die westlichen Fenster in ein von hohen Bergwalden eingeengtes Wiesenthal mit klarem Bach und einer Mühle. Den fernen Abschluß dieses Thales aber bildet der stattliche Kegel, auf und an dessen kolossalem Felsenhaupte einst die Burg Lindelbrunn ruhte. Dieses eine Bildchen schon mag ein Muster ähnlicher und größerer Bilder abgeben, wie sie hinter der vorderen Bergreihe dem Auge so häufig entgegen treten.

Doch genug der Beweise, daß man in der Pfalz den rechten Ort für die Irrenheilanstalt zu finden wußte, und daß wenigstens die äußeren Bedingungen für erwünschte Kurerfolge in vollem Maße vorhanden sind.

Aus Gent, September.

(Schluß.)

Van Eyck. — Restauration seiner „Anbetung des Lammes." — Denkmale und Künstler. — Die vlamische Bewegung. — Vereine für Geselligkeit und künstlerische Produktion. — Die Kunstausstellung. — Die Volksschule. — Das alte Kastell.

Auch mit der „Herstellung" von Gemälden scheint man hie und da etwas voreilig gewesen zu seyn und sich nicht immer auf das Unentbehrliche beschränkt zu haben. Selbst die berühmtesten Meisterwerke sind einer Behandlung unterworfen worden, die sicher nicht ohne Bedenken ist. So wird namentlich in diesem Augenblick an der „Anbetung des Lammes" von Jan van Eyck unter Umständen restaurirt, die für das unvergleichliche Kunstwerk zittern lassen. Die Kirchenfabrik von St. Bavo, wo sich das Bild befindet, hat nämlich die Ausbesserung einem gewissen Raphael Donselaer übertragen, einem Manne, der sich zwar mehrfach mit Bilderrestauration beschäftigt hat, der aber nach dem Urtheil von Sachverständigen durchaus nicht die nöthige Gewähr für ein Werk von solcher Bedeutung bieten soll. Und was noch besonders auffallen muß, die erwähnte Kirchenbehörde hat dabei rechtswidrig und im Widerstreit mit der Regierung gehandelt. Es besteht nämlich eine alte Verordnung, wonach an öffentlichen

Digitized by Google

Kunstwerken und Denkmälern ohne Zustimmung einer besonderen Commission keinerlei Veränderungen vorgenommen werden dürfen. Diese Commission, welche in Gent ihren Sitz hat und einsichtsvolle Techniker in ihrer Mitte zählt, hat aber nicht nur das Verfahren der Kirchenfabrik, die zuvor die beantragten Maßnahmen zur Erhaltung des Kunstwerks abgelehnt hatte, nicht gebilligt, sondern ausdrücklich das Einschreiten der Regierung dagegen veranlaßt. Es wurden auch wirklich von Seiten des Ministeriums mehrere hervorragende Künstler, darunter De Keyser und Nazez, beauftragt, den Gegenstand ausführlich zu prüfen; allein plötzlich — vermuthlich unter dem Einflusse der politischen Parteistreitereien — wurde der Anordnung Einhalt gethan und die Fabrik geht ungehindert fort.

Gent zählt die Gebrüder Van Eyck gewissermaßen zu seinen Stadtkindern und jedenfalls zu seinen berühmtesten Männern. Es ist nicht außer Zweifel, wo die ausgezeichneten Künstler geboren worden sind, allein schwerlich haben sie in Gent das Licht der Welt erblickt. Dagegen ist es sicher, daß sie lange Jahre daselbst gelebt und während dieser Zeit ihre berühmtesten Meisterwerke geschaffen haben. Sie sollen in einem Hause des Vogelmarkts, in der Nähe des Kauters, gewohnt haben; zum Andenken daran hat man vor Jahren zwei Medaillons an dem jetzigen Hause daselbst angebracht; doch scheint es nicht, als sey dadurch die Aufmerksamkeit der Menge sonderlich rege geworden, denn man kann noch heutzutage Hunderte nach dem Gebäude fragen, ohne daß es auch nur Einer zu bezeichnen weiß.

Bekannter ist der Platz geworden, wo die Wohnung des berühmten Ruwaerds von Flandern, Jakobs Van Artevelde, gestanden und wo jetzt das Haus Nr. 16 am Kalanderberg sich erhebt. Auch hier hat man Bildniß und Wappen des gewaltigen Mannes, der am 24. Juli 1345 ein Opfer der Volkswuth fiel, angebracht; daneben eine Inschrift, und zwar zur Schande der entarteten Enkel in französischer Sprache:

„Zwei mal hat man dich befleckt,
Zwei mal sich geschändet,
Einst von Lug und Trug bethört,
Aerger jetzt verblendet.
Fühlen sie nicht Scham noch Scheu,
Die dich so beschändet,
Rührt's selbst dich, alt Gebäu,
Sinkt in Staub vor Schmerz und Reu,
Daß der Frevel endet!"

Ueber ein eigentliches Denkmal des merkwürdigen Mannes, der „die flandrischen Gemeinden zur höchsten Blüthe erhob" und mit Fürsten und Königen wie ein gebietender Herr verhandelte, wird noch immer berathen. Die Genter haben sich von dem allgemeinen Denkmalschwindel, der vor einigen Jahren Belgien durchlief, nicht fortreißen lassen. Auch ihr berühmtester „Bürger," Kaiser Karl V., ist ohne Denkzeichen geblieben. Einst stand zwar seine in Holz geschnitzte Bildsäule auf dem Freitagsmarkte, mit dem Fußgestell gegen fünfzig Fuß hoch, um 1600 unter Albert und Isabella errichtet; allein der Freiheitsschwindel von 1792 zerstörte das Denkmal, und die Genter scheinen eben nicht betrübt darüber gewesen zu seyn. So stolz sie auf den mächtigen Mitbürger gewesen sind, sie haben es ihm doch nie ganz vergessen und vergeben können, daß er sie einst mit Stricken um den Hals um Vergebung flehen ließ; man meinte, es habe unter das Standbild gesetzt werden müssen: „Hier liggen begraven de vorregten en de welvaerd van Gent."

Wie es heißt, soll nächstens das Andenken der Gebrüder Van Eyck, oder wenigstens Huberts Van Eyck, durch eine Inschrift in St. Bavo wieder aufgefrischt werden. Jan, der Jüngere, liegt in Brügge begraben, wo er 1441 verschied und in der längst vernichteten St. Donatskirche beigesetzt wurde; Hubert dagegen und die Schwester Margarethe, die ebenfalls Künstlerin war, starben in Gent und fanden in St. Bavo, der damaligen St. Johanniskirche, ihre Ruhestätte. Eine vlamische, von dem Genter Jahrbuchschreiber Markus Van Vaernewyk aufbewahrte Inschrift hat den Todestag, der bekanntlich die Vollendung der Anbetung des Lammes unterbrach, überliefert, es ist der 18. September 1426. Diese Grabschrift eben ist's, die erneuert werden soll. Van Vaernewyk, dessen Jahrbücher 1568 zu Gent gedruckt worden sind, erzählt dabei, daß beim Umbau der Kirche das Grab des berühmten Malers nebst mehreren andern aufgewühlt wurde; „der Armknochen, an welchem die kunstreiche Hand gesessen, hat lange Zeit in Eisen geschlossen, auf dem Kirchhofe gehangen." Vaernewyk sah ihn noch; jetzt weiß niemand, wohin er gekommen.

Die Anbetung des Lammes ist durch den jüngeren Bruder Jan bis 1432 vollendet worden. Das Kunstwerk besteht aus mehreren Theilen, von denen bekanntlich sechs im Museum zu Berlin sich befinden; sie wurden um 1818 für 6000 Franken verkauft und gingen später durch die Hände eines englischen Bilderhändlers in den Besitz des Königs von Preußen über, der sie mit 410,000 Franken bezahlte. Die übrigen Stücke befinden sich noch in Gent. Zwei davon aber, Adam und Eva, sind der Beschauung ganz entzogen. Nachdem sie Jahrhunderte lang frei ausgegangen haben, ist es einigen frommen Seelen plötzlich eingefallen, daß die Nacktheit der Bilder unanständig sey. Man hat sie in die Sakristei gestellt, wo nur wenigen Auserwählten von der Dummheit Zutritt gegeben wird.

Nach den Gebrüdern Van Eyck hat Gent zwar noch manchen tüchtigen Maler gesehen, jedoch keinen von so hervorragenden Eigenschaften. Von den eigenen Stadtkindern ist besonders Gerhard Van der Meire, ein Schüler Van Eyck's, zu nennen; in St. Bavo zeigt man ein werthvolles Gemälde von ihm: Jesus am Kreuze zwischen den beiden Schächern. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert lebte Nikolaus Liemaecker, genannt Roose, von welchem St. Bavo und St. Nikolaus gute Schildereien besitzen. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wirkten Robert Van

Digitized by Google

Audenaerdt und Jan Van Volxum nicht unrühmlich, und um die Mitte deſſelben Jahrhunderts machte ſich Marissal als Lehrer und Stifter der noch jetzt beſtehenden Zeichenakademie verdient. — Höher ſtanden die Bildhauer und Bilderſchneider Lucas D'Heere, 1534—1584, und Lorenz Delvaux, 1695—1778, die beide geborene Genter waren. Auch der berühmte Du Quesnoy wirkte eine Zeitlang in Gent und fand hier ſein unrühmliches Ende. Er wurde 1654 auf dem Kornmarkt erdroſſelt und verbrannt wegen eines Verbrechens unnatürlicher Art und noch obendrein in der St. Bavokirche begangen, wo er eben das treffliche Denkmal eines Biſchofs vollendet hatte. — Ein berühmter Genter Baukünſtler war Franz Romain, Dominikanermönch, daher auch Frère Romain genannt. Sein Ruf ging ſo weit, daß ihn Ludwig XIV. nach Paris kommen ließ, um den Pont Royal zu bauen, den die franzöſiſchen Baumeiſter nicht zu Stande bringen konnten. Er ſtarb daſelbſt 1735 in einem Alter von 89 Jahren.

Auch an Dichtern und Gelehrten hat es der Stadt nicht gefehlt. Der Jahrbuchſchreiber Phil. Muskes (1200—1282), der Gottesgelehrte Heinr. Goethals, der Doctor solemnis der Pariſer Sorbonne (1217—1293), der Sprachkenner Daniel Heinſius (1582—1655), der Geſchichtſchreiber Van Baernewyk, der Dichter Jakob Van Zevecote (1591—1692) u. a. waren geborene Genter.

Daß in neuerer und neueſter Zeit Kunſt und Wiſſenſchaft in Gent die regſte Pflege hatten, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Unter der holländiſchen Regierung war die Stadt gewiſſermaßen der Mittelpunkt des neu erwachten und lebendig geförderten germaniſchen Geiſteslebens in Belgien, und auch neuerdings hat man nicht aufgehört, dem vlamiſchen Volksthume, der niederländiſchen Sprache und Kunſt und Sitte, eine erfolgreiche Aufmerkſamkeit zu widmen. Gent hat durch ſein ringendes und rühriges Geſchäftsleben die Theilnahme an Kunſt und Wiſſenſchaft nicht eingebüßt; ja, man kann ſagen, daß ſie vielmehr in mancher Beziehung erfolgreich Hand in Hand gehen, wenn auch freilich nicht überall deutſche Maßſtäbe angelegt werden dürfen.

Insbeſondere iſt Gent der Hauptſitz der „Vlamiſchen Bewegung," das heißt der niederdeutſchen Auflehnung gegen das Verdrängen der franzöſiſchen Sprache und des geſammten Walenthums geworden und geblieben. Man weiß, wie ſeit Jahrhunderten das Romanenthum in Belgien immer mehr Boden gewonnen hat. Früher die Lehnsherrlichkeit Frankreichs über Weſtflandern, dann die Nachfolge des burgundiſchen Herzogshauſes in die geſammten Landestheile, dann die Eroberungen und Einflüſſe der Zeiten Ludwigs XIV., dann die vieljährige Vereinigung der Niederlande mit Frankreich, das alles mußte mächtig dazu beitragen, dem franzöſiſchen Weſen trotz aller Zähigkeit des niederdeutſchen Volksſtammes Vorſchub zu leiſten. Unter der holländiſchen Regierung trat zwar ein Umſchwung in dieſer Beziehung ein; allein durch ein unglückliches Verhängniß fügte es ſich, daß auch dieſer Umſchwung durch Mißverſtändniſſe und Täuſchungen nur neue Fortſchritte des Franzöſiſchen zur Folge hatte. Man wußte dem ungebildeten Haufen das Holländiſche als eine „fremde" Sprache darzuſtellen, die der Ketzerei und Unterdrückung die Wege öffne; man brachte das Unglaubliche zu Stande, daß plattdeutſche Gemeinden gegen die Anwendung der Landesſprache Vorſtellungen erhoben; und als 1830 die Lostrennung von Holland durchgeſetzt wurde, durfte man es wagen, hinſichtlich des Vlamiſchen nur von Lokaldialekten zu reden, welche die allgemeine Anwendung des Franzöſiſchen um ſo dringender erheiſchten. So geſchah es, daß die ganze neue Staatseinrichtung Belgiens auf franzöſiſchem Fuß erfolgte und daß im Laufe der Zeit die fremde Sprache eine ſolche Ausdehnung erhielt, daß ſelbſt die entlegenſten Dorfgemeinden in ihrer Ortsverwaltung, durch Beiſpiel und Anmahnung von oben verleitet, ſchon davon Gebrauch machen.

Indeſſen konnte eine Gegenwirkung wider ſolche Unnatur nicht ausbleiben. Es waren die Zöglinge deutſcher Wiſſenſchaft, die Schüler und Freunde deutſcher Profeſſoren, namentlich Mone's, welche ſich gegen die allgemeine Verblendung auflehnten. Die Erſte aber, welche den Muth hatte, öffentlich zu reden, war eine Frau, eine dichtende Jungfrau, die jetzt in Dixmude als treffliche Hausmutter lebende Marie Doolaeghe. Sie richtete ſchon im März 1833 ihre begeiſterten Verſe an die Freunde der Mutterſprache, voran an den deutſchen Hofmann, als eerste zon, in onze dagen opgerezen, dann an die ſpäter ſo oft genannten Willems, Vervier, De Potter, Blommaert, Van Duyſe u. A.

> Geteisterd door den vloekbren Mars
> Ligt Zuid en Noord van een gespleten;
> Maer kunstmin voert de dichtren dwars
> Door schutgevnerte en vestingketen.

Im Jahre 1834 erſchien zu Gent der erſte Theil der Nederlandsche Letteroefeningen, unter „Mitwirkung" aller derjenigen, welche von da an als die Häupter und Helfer der vlamiſchen Bewegung betrachtet worden ſind. Die Verantwortlichkeit übernahm Philipp Blommaert, der noch jetzt zu Gent als hochgeachteter Gelehrter und Alterthumsforſcher lebt. Die eigentliche Seele der Bewegung wurde J. F. Willems, damals in Folge einer Art Strafverſetzung zu Eecloo lebend, ſpäter nach Gent verſetzt, wo er 1846, zu früh für die vlamiſche Sache, verſchied und auf dem Amanduſ-Berge, „dem Père-Lachaiſe Gents," eine vielbeſuchte Ruheſtätte fand. Er iſt es, der dem Streben der Vlaminger Einheit und Richtung gab, und der als Herausgeber des Vlamiſchen Muſeums und durch zahlreiche ſonſtige Arbeiten die Aufmerkſamkeit und Theilnahme der deutſchen Gelehrten für die Sache zu erhalten wußte. Noch iſt ein anderer Todter, der begabte Dichter Carl Ledeganck, zu nennen. Auch er lebte damals zu Eecloo, wo er das franzöſiſche Geſetzbuch in die Sprache ſeiner Landsleute überſetzte; auch er iſt zu Gent geſtorben, 1847, und ruht wie Willems auf dem Amanduſ-Hügel, unter der

Digitized by Google

Denkmalinschrift, welche ihm die Freunde setzten: Zyn stof rust hier; zyn naem leeft voort in Vlaemsche zongen. Von den sonstigen Theilnehmern nenne ich vorzugsweise die zu Gent lebenden Van Duyse, Rens, Vervier und C. P. Sarrure; der erste, ein äußerst fruchtbarer Poet, ist Archivar der Stadt und als solcher ein kundiger Rathgeber über die Vorzeit der Stadt; der letzte ist Professor an der Universität und einer der geistreichsten Männer Belgiens. Er ist im Besitze einer großen Münzsammlung, sowie zahlreicher altvlamischer Handschriften und Drucke, von denen er schon manches werthvolle Stück veröffentlicht hat.

Alle diese Männer sind zugleich Mitglieder eines 1836 gegründeten Vereins für Vlaemsche Taal- en Letterkunde mit dem Sinnspruche: „De Taal is gansch het Volk", der allwöchentliche Sitzungen hält, eine ansehnliche Bücher-sammlung besitzt, und durch Beförderung der Herausgabe alter und neuer Werke sich schon manches Verdienst erworben hat. Die Gesellschaft kann zugleich als der literarische Mittelpunkt der vlamischen Bewegung oder als der Mittelpunkt der vlamischen Literatur betrachtet werden, denn Alle, die sich irgend durch Schriftenthum hervorthun, werden gewöhnlich als „wirkende" oder „briefwechselnde" Mitglieder aufgenommen. Namentlich finden sich die Herren Dr. Schuellaert und Professor Heremans, zwei der eifrigsten und entschiedensten Flaminganten Gents, in ihren Reihen. Auch Sarrure, der Sohn, der sich jüngst durch eine standrische Literaturgeschichte hervorgethan hat und, wie der Vater, ein eifriger Münzsammler ist, zählt zu ihren Mitgliedern.

Man kann sich wundern, daß bei dem Eifer so zahlreicher und ausgezeichneter Männer und bei der großen Anzahl von ähnlichen Vereinen im Lande die vlamische Bewegung nicht mehr Fortschritte gemacht hat. Das erklärt sich aber daher, daß die literarisch verbundenen Männer in ihren politischen Grundsätzen sehr weit auseinandergehen und sich großen Theils gar nicht um das öffentliche Staatsleben bekümmern. Die vlamische Bewegung ist lange Zeit fast nichts als ein literarisches und antiquarisches Streben gewesen; wenigstens ist es bis jetzt noch nicht gelungen, ihr eine volksthümliche, wahrhaft nationale Bedeutung zu geben, der sich die kleinlichen Partei- und Vereinsinteressen unterzuordnen haben. Erst in neuester Zeit ist es klarer dargethan und ans Herz gelegt worden, daß es sich um Wahrung der lebendigen Stammeseigenthümlichkeit handelt, daß die Sprache wieder im amtlichen Leben zu Ehren gebracht werden muß, und daß dieß nur auf politischem Felde, namentlich durch Theilnahme an den Wahlkämpfen, errungen werden kann. Einige Erscheinungen der jüngsten Monate, namentlich zu Brüssel und Antwerpen, lassen hoffen, daß in dieser Hinsicht bald das Richtige erkannt werden wird. Und dann werden auch die Genter, die Urvlaminger und Urflaminganten, nicht länger lässig bleiben. Bis jetzt aber hat Gent unter den Hunderten von Vereinen aller Art nicht einen einzigen, der eine Einwirkung auf die Wahlen zum Besten der vlamischen Sache zum Ziele hätte; unter dem vollen Dutzend von französischen und vlamischen Zeitungen und Zeitschriften ist nicht eine einzige, die vorzugsweise für die vlamische Wahlfrage wirken dürfte. Alle haben zunächst Parteirücksichten oder persönliche oder gewerbliche Ziele im Auge. Selbst der Beurzen-Courant, eins der besten und unabhängigsten vlamischen Blätter der Stadt und des Landes, ist in den Zeiten der Wahlen erst klerikal, ehe er vlamisch ist. Andere Blätter, wie namentlich die Gazette van Gent, die nebenbei die älteste Zeitung Belgiens ist, da sie schon seit 1667 erscheint, benehmen sich völlig gleichgültig oder wenigstens unparteiisch, und treten weder für noch gegen auf. Die französisch redigirten Blätter sagen vollends gar nichts zu Gunsten der vlamischen Frage; wie sehr sich das klerikale Bien publique und das liberale Journal de Gand anfeinden und von einander unterscheiden, in dem einen Stücke gehen sie völlig gleichen Schritts.

Zu den ältesten Vereinen der Stadt gehören die Rederyker- oder Schauspielgenossenschaften, das heißt Gesellschaften, die von Zeit zu Zeit öffentliche Bühnendarstellungen geben und Wettstreite mit ähnlichen Vereinen ausschreiben oder veranlassen. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert war ganz Flandern von solchen Genossenschaften überdeckt; selbst geringfügige Dörfer hatten ihre „Rhetorik" oder Rederykkamer. In den Städten gab es mehrere. Gent hatte einst sieben Schauspielvereine, von denen einer, die Fontänisten, noch gegenwärtig besteht und 1846 sein vierhundertjähriges Jubiläum feierte; ein anderer, Maria ter eeren, der schon 1478 einen besondern Altar in der Jakobskirche hatte, besteht ebenfalls noch, jedoch nur als geistliche Brüderschaft. Indessen ist dabei zu bemerken, daß bei den Fontänisten kurze Unterbrechungen stattgefunden haben. Gegenwärtig macht besonders die Gesellschaft Broedermin en Taelyver (Bruderliebe und Spracheifer) von sich reden. Zur Feier der letzten allgemeinen Kirmeß und des Nationalpreisschießens am 11. und 12. Juli hatte man ein Wettspiel im Vaudeville ausgeschrieben, wozu sieben Vereine sich einfanden und wobei eine Brügger Gesellschaft den ersten, eine Antwerpener, die Scheldezonen, den zweiten Preis davon trugen.

Auch an sonstigen Vereinen zur Förderung der Künste und Wissenschaften, der Geselligkeit und des Vergnügens hat es in Gent niemals gefehlt. Die Stadt zählt gegenwärtig außer der öffentlichen Zeichenakademie drei Kunstvereine, die sich gegenseitig ergänzen, und eine große Anzahl von Musik-, Gesang- und sonstigen Genossenschaften.

Die städtische Zeichenakademie, die in den Wintermonaten durchschnittlich über 600 Zöglinge zählt, ist aus einer Privatunternehmung des Malers Carl Marissal hervorgegangen. Dieser begann 1748 damit, einer Anzahl junger Leute Unterricht in seinem Hause zu ertheilen, und wußte bald die Theilnahme der Stadtbehörde für seinen Plan, eine bleibende Kunstanstalt zu bilden, zu gewinnen. Die anfänglichen Kosten wurden durch Unterzeichnung

Digitized by Google

gedeckt: 1752 räumte man ihm einen Saal des Stadthauses ein; 1754 nahm sich der Statthalter, Carl von Lothringen, der Sache an, und von da an hat die Anstalt unter allen Wechseln und Umwälzungen nicht aufgehört, die segensreichsten Wirkungen auf Kunst und Industrie zu äußern. — Um den Befähigtern die Mittel zur Fortbildung zu gewähren, wurde im October 1840 unter der Leitung des Malers Felix Devigne die Kunstgenootschap gegründet, wozu die 1808 gestiftete Société royale des beaux arts et de la littérature jährliche Unterstützungen bezahlt. Ein dritter Verein ist 1833 entstanden und hatte die Aufmunterung und Unterstützung der einheimischen Künstler zum Gegenstande. Er hat sich mit der ältern Gesellschaft verständigt, und es wird nunmehr hauptsächlich durch Preisaustheilungen und durch die von drei zu drei Jahren stattfindenden allgemeinen Kunstausstellungen gewirkt, wobei die leitende Gesellschaft unter dem Namen: Société pour l'encouragement des Beaux-Arts dans la ville de Gand — comme délégnée à cette fin par l'autorité communale et l'Académie, auftritt.

Schon 1792 wurde durch Carl Van Hulthem, einen der Akademiedirektoren, zu Gent die erste Kunstausstellung, in Verbindung mit einem Wettstreite, veranstaltet. Antwerpen hatte noch früher eine Ausstellung, nämlich 1788; aber erst 1810 wurde dort der erste Preiskampf veranlaßt. Brüssel bekam 1811 einen Kunst- und Ausstellungsverein. Seit 1814 wechselten die drei Städte mit ihren jährlichen Ausstellungen, und dasselbe findet noch gegenwärtig statt; 1857 hatte Brüssel, 1858 Antwerpen die Ausstellung, und am 10. Juli 1859 ist sie zu Gent, in der alten Kirche der Predigerherren, eröffnet worden.

Die Brüsseler Ausstellungen sind natürlich die bedeutendsten, schon um deßwillen, weil sich die Staatsbehörde dabei betheiligt, während in Gent und Antwerpen nur Lokalmittel zu Gebote stehen. Allein auch der Genter und Antwerpener Salon, wie die französisch schreibenden Kritiker sich auszudrücken pflegen, ist immerhin ansehnlich genug. Der dießjährige Catalog ist noch nicht vollständig, umfaßt aber schon über 600 Nummern von etwa 370 Ausstellern. Die Mehrzahl gehört natürlich Belgien an. Etwa 60 Namen sind Deutsche, und über 50 davon der Stadt Düsseldorf zugeschrieben. In Belgien und Holland zieht, wie in Frankreich, die Kunst besonders den Hauptstädten zu, Brüssel mit den Vorstädten ist durch nahe an 100 Aussteller vertreten; von Antwerpen kamen nur die Hälfte, von Gent nur einige und dreißig. Haag lieferte 23 Namen, das übrige Holland gegen 40, davon Amsterdam etwa 20. Von Paris kamen Sendungen von 30 Künstlern, worunter auch manche Belgier; das übrige Frankreich ist kaum mit ein paar Nummern vertreten. Aus St. Petersburg ist Einer erschienen; eben so aus der Schweiz.

Der Gesammteindruck der Ausstellung ist gerade kein fesselnder, befriedigender, aber doch immerhin ein wohlthuender. An großen hervorragenden Werken, namentlich an Geschichtsbildern, fehlt es so gut wie gänzlich; auch hat kaum Einer der berühmteren Künstler Belgiens und des Auslandes es der Mühe werth gefunden, zu erscheinen. Von Gallait, Wiehre, Leys, Madou, de Keyser, Thomas, Jacobs und zahlreichen andern, die alle im Laufe des Jahres Bilder vollendet haben, sieht man keine Spur. Von Deutschen fehlen selbst diejenigen Namen, die 1857 auf der Brüsseler Ausstellung glänzten, als Achenbach, Hildebrandt, Richter, Begas, Kreyschmer, Böser, Böttcher, Meyerheym u. a. Frankreich hat ebenfalls nichts Hervorstechendes gesandt, es sey denn hervorstechend Schlechtes; denn fast scheint es, als sey von dem unglaublichen Schund, der unter den 3894 Nummern der Pariser Ausstellung zu finden ist, oder vielmehr augenfällig hervortritt, noch einiger Abhub nach Gent gewandert. Verhältnißmäßig bietet jedoch die alte Dominikanerkirche weniger Schlechtes als der neue Industriepalast in den elysäischen Feldern.

Gleichzeitig mit der Kunstausstellung ist dieses Jahr das neueingeführte nationale Preisschießen der Bürgerwehr und die große Kirmeß Gents eröffnet worden. Da hat es denn natürlich mehrere Tage lang an Festlichkeiten aller Art in der festlustigen Stadt nicht gefehlt. Viele Tausende sind für Beleuchtungen, Feuerwerke, Volksbälle, Wettpreise und dergleichen aufgewendet worden. Besonders glänzend, wenn auch zum Theil geschmacklos überladen war die Erleuchtung, welche die Gartenbaugesellschaft im Casinogarten, wo die großen Blumenausstellungen alljährlich stattfinden, veranstaltet hatte. Auch der zoologische Garten war besonders herausgeschmückt worden. Diese Anstalt ist, wie die gleichen Unternehmungen zu Antwerpen und Brüssel, das Werk eines Privatvereins und verdient in mehr als Einer Hinsicht alle Aufmerksamkeit. Den Angehörigen der Antheilhaber ist der Garten unentgeltlich geöffnet, andere aber müssen sich den Eintritt jedesmal mit 1 Frank erkaufen, was denn freilich den Besuch seiten macht, obwohl man durch Concerte und andere Ungewöhnlichkeiten anzulocken sucht. Uebrigens hat Gent sich schon vor Jahrhunderten an ausländischen Thieren ergötzt. Schon im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wurden von den Fürsten seltsame Thiere unterhalten. Um 1447 ließ man, wie der Jahrbuchschreiber Despars erzählt, einen Löwen mit einem Stier kämpfen, wobei der Löwe unterlag; 1535 schickte Karl V. vier Löwen und eine Löwin von Tunis nach Gent.

Einer der denkwerthesten Vorgänge bei den dießjährlichen Festlichkeiten war die Kleidung und Bewirthung von 1500 unbemittelten Kindern aus den Bewahranstalten und dann die Grundsteinlegung zu einer neuen Volksschule. Beides geschah durch einen Verein von Bürgern, der sich die eigenthümliche Bezeichnung: „Zonder naem, niet zonder haert" — ohne Namen, nicht ohne Herz — gegeben hat. Man kann denken, wie eifrig diese Männer wirken und sammeln müssen, um sich an solche Unternehmungen wagen zu können. Freilich thut auch Hülfe noth. Die Anzahl der Armen ist schreckenerregend; in Gent sind über

Digitized by Google

¼ Almosenempfänger. Die Anzahl der Unwiſſenden iſt noch ſchreckenerregender. Im Jahr 1858 konnten von 7649 Rekruten der Provinz Oſtflandern nur 1907 leſen, ſchreiben und rechnen; 1551 hatten nur leſen und ſchreiben, 761 bloß leſen und 3430, alſo beinahe die Hälfte, gar nichts gelernt. Die neue Schule wird im Umfange des alten Kaſtells, oder des Spanjaerd-kastels, wie die Genter ſagen, errichtet werden. Da wird alſo von neuem der Platz, wo die erſten Keime chriſtlicher Geſittung in der Gegend von Gent gelegt wurden, eine Bildungsſtätte für das Volk. Dort, beim alten castrum gandavum, und auf dem Blandinusberge, der jetzigen St. Petershöhe, verkündigte im ſiebenten Jahrhundert der heilige Amandus das Evangelium; dort entſtanden die berühmten Abteien St. Bavo und St. Peter, denen ſpäter Eginhard vorſtand. Aus dem St. Bavo- oder Sinte-Baefs-Kloſter wurde 1540 unter Karl V. ein Kaſtell gegen die aufrühreriſchen Genter. Das Kaſtell aber wurde 1781 und vollends in den zwanziger und dreißiger Jahren geſchleift und der gewonnene Grund zu andern Zwecken beſtimmt. Einige Ueberbleibſel indeß haben alle dieſe Aenderungen und Verwüſtungen von den Römern und Normannen bis zu den Spaniern und Franzoſen überdauert, und bilden ohne Zweifel ein Stück Alterthum, das zu den bemerkenswertheſten Erſcheinungen in Gent, ja in ganz Belgien, gehört. Eine ganze Reihe von Zeitaltern haben darin Spuren hinterlaſſen, denn ein Bauſtyl iſt gleichſam in den andern hineingehämmert und darauf gemauert. Ich kann bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, mich der alten Ruinen, die ſeit einer Reihe von Jahren mit Umſicht gehegt werden, etwas anzunehmen, namentlich bei meinen lieben Landsleuten. Unter den vielen hundert Namen des Fremdenbuchs, das im Oberſtock der berühmten Macharius-kapelle aufliegt, finden ſich kaum drei oder vier deutſche. Wie mag das zugehen, da doch Tauſende von dieß- und jenſeits des Rheins die Merkwürdigkeiten Gents beſuchen? Iſt die geringe Empfehlung, welche Bädeker den alten Ueberreſten hat angedeihen laſſen, daran ſchuld? Oder laſſen ſich die Reiſenden durch B. A. Hubers Reiſebriefe aus Belgien abſchrecken? Huber hat aus den St. Bavos-Ruinen Mittheilungen gemacht, die allerdings mit Grauſen und Unwillen erfüllen können. Ich meine nicht ſo wohl die Bemerkungen und die „grauſig romantiſche Vorausſetzung,“ welche er an einen „ſteinernen Sarg“ knüpft, „mit einem wahrhaft rieſigen Gerippe, an deſſen Armen und Beinen ſtarke eiſerne Ringe ſaßen;“ ſondern die „Entdeckung,“ die er an einem alten Basrelief aus dem achten Jahrhundert gemacht haben will. Daſſelbe ſtellt nämlich den „Ausgangsmoment aller menſchlichen Leiden,“ die Verführung der Eva, dar; allein nicht Eva ſoll von der Schlange verführt worden ſeyn, ſondern Huber faßt das Bildwerk ſo auf, „daß Eva es iſt, welche die Schlange verführt, und ihr — nämlich der Schlange — den Apfel in's Maul ſteckt!“ Schauderhaft! höchſt ſchauderhaft! — Wenn's ſich nämlich wirklich ſo verhielte. Iſt's nicht ſchon ſchrecklich genug, den alten Adam allein verführt zu haben? Und nun auch noch die Schlange, die früher ebenfalls generis masculini war! Und das ſchleudert ein ſo gelehrter und bibelgläubiger Mann, wie Huber, der Geſchichte und dem ganzen ſchönen Geſchlechte in's Angeſicht!

Man wird es hoffentlich natürlich finden, wenn ich dem Dinge etwas weiter nachgegangen bin. Ich habe in der That im Intereſſe der Kunſtgeſchichte und der Frauennatur die alten Bildwerke wiederholt beſucht und betrachtet, und muß bekennen, daß ich die „Entdeckung“ Hubers durchaus nicht begründet glaube. Seine Behauptung iſt eben ſo ungerecht gegen den alten Künſtler, wie verleumderiſch gegen die Mutter der Lebendigen, die allen Grund hätte, wenn ſie noch lebte und nicht ein weichherziger Engel wäre, dem leichtfertigen Kunſtkritiker die Augen etwas auszuknöpfen oder wenigſtens auszukratzen. Nur ſo viel iſt richtig, daß die gute Urmutter die Hand etwas bereitwillig ausſtreckt, um der elenden Schlange den Apfel aus dem Munde zu nehmen, was allerdings um ſo unnöthiger war, als ſie bereits mit der andern eine Frucht an's Herz drückt, und auch Adam ſchon beide Hände voll hat. Doch mögen dieß noch Früchte vom Baume des Lebens oder von andern Bäumen ſeyn; auf alle Fälle iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Aus-dem-Munde-nehmen und Hineinſtecken.

Fr. O.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 42. 16. October 1859.

Grande et conspicuum nostro quoque tempore monstrum.
Juvenal.

Bemerkungen über Rich. Wagners Opernmuſik.

Bei Gelegenheit ſeines „Lohengrin.“

Sie bringen in dieſen Blättern ſo häufig Artikel aus Dresden, und zwar aus gediegener, ſachkundiger Feder, daß Ihnen ein neuer Artikel von hier wie Ueberfluß erſcheinen muß. Dieß mal aber betrifft es ein Ereigniß, das, wenn überhaupt von Bedeutung, für unſern Ort geradezu von epochemachender Wichtigkeit genannt zu werden verdient, nämlich die Aufführung des „Lohengrin“ von Richard Wagner durch die hieſige Hofbühne. Wie Sie wiſſen, iſt dieſe Oper bereits vor zwölf Jahren vom Componiſten geſchrieben worden, und zwar für die Dresdener Bühne ſelbſt, in jener Zeit, als Wagner noch die Stelle eines Kapellmeiſters dahier bekleidete. Man merkt den einzelnen Rollen an, daß ihm dabei beſtimmte Perſönlichkeiten vorgeſchwebt haben und Tichatſchek bekundet als Lohengrin noch die ganze Vorliebe für den Meiſter, noch die ganze Macht der Darſtellung für die ihm vom Componiſten zugedachte Partie des Helden. Jetzt erſt, nach mehr als einem Decennium, kommt die Oper in ihrer Geburtsſtadt Dresden zur Aufführung, und, wie wir nicht umhin können hinzuzufügen, in vorzüglicher Weiſe, ganz wie es des künſtleriſchen Rufes der hieſigen Oper und des genialen Tondichters würdig iſt. Was uns aber hier für einige Augenblicke beſchäftigen ſoll, iſt nicht das Detail der Aufführung ſelbſt, die wir uns begnügen, als eine meiſterhafte zu bezeichnen, und über die von der lokalen Tagespreſſe, ſo wie von der muſikaliſchen Journaliſtik bereits in den anerkennendſten Worten berichtet worden iſt. Wir wollen uns dagegen mehr an die Sache ſelbſt halten und den Eindruck wiederzugeben ſuchen, den die Darſtellung der Oper auf uns ausgeübt hat.

Allerdings muß ich bei dieſer Gelegenheit bekennen, daß es die erſte Wagner'ſche Oper überhaupt war, die ich gehört, und daß ſomit mein Urtheil kein erſchöpfendes, kein kategoriſch abſchließendes ſeyn kann. Ebenſowenig war ich bereits durch die Lektüre von Kritiken für oder gegen die Oper eingenommen. Dafür aber habe ich den Vortheil, völlig vorurtheilsfrei und unbefangen der Darſtellung gegenüber geſtanden und einen Eindruck empfangen zu haben, der wenigſtens auf Unmittelbarkeit und Friſche Anſpruch machen kann. Ich ſchreibe daher auch ohne Zögern gleich nach dem Anhören der Oper, um die urſprünglichen Gedanken und Betrachtungen nicht wieder verfliegen zu laſſen. Daß dieſe Gedanken ſich dabei über Wagners Opernmuſik überhaupt verbreiten werden, iſt bei einem Stoffe, wie dem vorliegenden, ganz natürlich.

Eines muß ich gleich von vorn herein bekennen,

Digitized by Google

daß ich mich nämlich am Schlusse der Oper nicht so angegriffen, nicht so zerschlagen von der Musik gefühlt habe, wie ich von andern diese Klage aussprechen hörte. Möglich, daß dieß in meinem persönlichen Befinden seinen Grund hatte, das es mir möglich machte, mich mit einem Freunde auf dem Heimwege über das Gesehene und Gehörte in aller Seelenruhe zu unterhalten und mir sowohl gewisse Einzelmomente als auch den Gesammteindruck der Darstellung klar, und lebendig zu vergegenwärtigen. Andererseits aber muß diese ungestörte Gemüthsdisposition in der Musik selbst ihren Grund haben — ein Punkt, der vielleicht im Verlaufe unserer Besprechung seine Erklärung findet.

Bekanntlich ist es eines von den Haupterfordernissen, welche Richard Wagner an die moderne Oper stellt, daß sie, im Gegensatz zu den oberflächlichen, inhaltlosen Librettos der modernen Machwerke, einen ächt dramatischen Kern habe, einen Inhalt, der schon an und für sich den Zuschauer interessirt, und die begeisterten Anhänger Wagners sind bemüht gewesen, diesen Fortschritt in seinen Opern selbst nachzuweisen. Ich gestehe, daß ich im „Lohengrin" diesen Fortschritt, diesen wirklich dramatischen Gehalt nicht habe entdecken können. Der Stoff ist bekanntlich der mittelalterlichen Romantik, und zwar dem Sagenkreise des heiligen Graal entnommen. Eine gewisse Elsa von Brabant, des Brudermordes bezüchtigt und von dem deutschen König Heinrich vor ein Gottesgericht gestellt, wird von einem wunderbar herbeikommenden Ritter — er wird zu Wasser von einem Schwan herangeführt — vor Kaiser und Reich von der angeblichen Schuld freigesprochen und von diesem ihrem Retter zur Gemahlin erwählt. Dieses Bündniß wird aber Seitens des Ritters nur unter der Bedingung geschlossen, daß Elsa in seine Hand das Gelübde ablegt, ihn niemals nach seiner geheimnißvollen Abkunft zu fragen. In diesem edlen Vorsatz aber wird sie durch Ortrud, ein böses, ränkesüchtiges, mit Zauberei vertrautes Weib wankend gemacht. Gerade aus Liebe zu ihrem unbekannten Gatten bringt sie in ihn, ihr seinen Namen und seine Herkunft zu eröffnen; damit aber löst sich, der anfänglichen Verabredung gemäß, das kirchlich geschlossene Ehebündniß. Der Ritter scheidet, nachdem er das besagte Geheimniß enthüllt hat, von seinem Weibe, das er nur zu kurz besessen, und läßt ihr zum Ersatz für sich selbst als dauerndes Andenken den todt geglaubten Bruder, den kleinen Herzog von Brabant zurück, den er aus dem verwandelten Schwan hervorzieht und seiner Schwester Elsa zuführt.

Der Gegenstand ist, wie man sieht, dem Gebiete des Wunders, der Sage, des kindlichen Glaubens entlehnt, der die Gestalten des Mittelalters überhaupt kennzeichnet und dem, so weit uns bekannt ist, die Stoffe zu sämmtlichen Wagner'schen Opern seit dem „Rienzi" angehören. Wir zweifeln, ob Wagner gut gethan hat, sich bei der von ihm eingeschlagenen Opernrichtung für diesen Stoffkreis zu entscheiden, wir zweifeln, daß mit diesen sagenhaften, dämmrigen Stoffen der sehr realistisch gesinnten Gegenwart gedient und ein Fortschritt in musikalisch dramatischer Beziehung überhaupt zu ermöglichen ist. Zwar wissen wir recht gut, was Wagner zu Gunsten dieser Wahl anführt. Er beruft sich auf den allgemein menschlichen, transscendentalen Charakter der mittelalterlichen Sagen, auf diejenige Seite an denselben, die ihnen eine gewisse Analogie mit religiösen Gegenständen, mit den Vorfällen der heiligen Geschichte gibt. Wie diese letzteren sich unmittelbar an den Glauben wenden, vom Gemüthe zweifellos aufgenommen werden, wie ihnen allen, trotz ihrer übernatürlichen Unbegreiflichkeit, als Kern eine ewige Wahrheit, ein psychologischer Proceß innewohnt, vermittelst dessen sie jedermann verständlich sind, jedermann diese an sich unnahbaren Vorgänge nachempfinden kann, so auch — meint Wagner — jene Sagen und Wunder des Mittelalters. Wir glauben nicht, daß im Gesammturtheile des heutigen Zeitalters beide Stoffkreise auf gleicher Linie stehen. Den Ueberlieferungen der heiligen Schrift, zumal den christlichen Erzählungen des neuen Testaments, läßt man allenfalls noch ihren übernatürlichen Charakter; man verehrt hinter ihnen, bei aller Zweifelsucht unserer Zeit, immer noch ein Letztes, Unbegreifliches, das allein, in so unscheinbarem Gewande, so durchgreifende, weltüberwindende Wirkungen hervorbringen konnte. Den Wundern des Mittelalters dagegen spricht niemand mehr diesen Charakter göttlicher Abstammung und Einwirkung zu. Wir sind heutigen Tages zu klar darüber, daß wir in den gedachten Stoffen mehr kindlich unbefangenen Glauben als realen, thatsächlichen Inhalt, mehr Phantasie und Phantastik als Wahrheit, mehr Wunder und Geheimthuerei als handgreifliche, wohlverbürgte Wirklichkeit vor uns haben. Man weiß zu gut, daß, wenn auch immerhin ein geschichtliches Faktum hinter diesen Dingen ruht oder eine immanente Idee in ihnen verkörpert liegt, doch die Form, in der wir sie überkommen haben, das Werk einer späteren, naiv dichtenden und ausschmückenden Volksphantasie ist, gerade so, wie sich in den antiken Mythen der orientalischen Kosmogonieen oder der griechischen Götterlehre der unläugbare positive Inhalt in die ehrwürdige Hülle unbegreiflicher, blendender Wunder gekleidet hat. Dieser wunderhafte Charakter aber, den die mittelalterlichen Sagen und Helden an sich tragen, entrückt sie nothwendig der Wirklichkeit,

Digitized by Google

der ächt menſchlichen Gefühlsweiſe, der plaſtiſchen Anſchaulichkeit: ſie ſind von der Dichtung in den Aether des Wunders, des Zauberes hinaufgehoben, wofür die heutige aufgeklärte Menſchheit kein Verſtändniß, woran ſie keinen Glauben mehr hat; wir Kinder vom jetzigen Datum verſtehen ſolche Räthſel nicht mehr, wir fühlen keine Sympathie mehr mit jene Menſchen oder Helden; alle jene Zaubereien, Beſchwörungen, Bannſtäche, alle jene Verwandlungen, Phantasmagorieen u. ſ. w. haben für uns nur noch die Bedeutung eines Puppenſpiels, mit kindlicher Selbſtvergeſſenheit ſehen wir ſie an und ergötzen unſer Auge an dem unſchuldigen Blendwerk; aber ſie für wahr und wirklich zu halten, uns aufrichtig dafür zu intereſſiren oder zu begeiſtern, ſind wir platterdings nicht mehr im Stande.

Dieſe und verwandte Bedenken werden immer wieder in uns laut, ſo oft wir von Wagner'ſchen Opern hören, ſo oft man uns verſichern will, daß Wagner ganz richtig von dieſem neutralen Boden der Sage aus den glücklichen Fortſchritt in Bezug auf den dramatiſchen Inhalt der Oper unternommen habe. Wir ſind der Anſicht, der geniale Künſtler hätte beſſer gethan und die von ihm beabſichtigte Reform weit ſicherer erzielt, wenn er ſich mit den Geſtalten ſo ſeinen Opernbichtungen auf den ſehr realen Boden der Wirklichkeit, der Gegenwart, oder, wenn ihm dieſer Kreis zu eng und dürftig war, auf den bedeutungsvollen, inhaltreichen Boden der Geſchichte, der vaterländiſchen Geſchichte geſtellt hätte. Hier liegen, wie der Erfolg auf andern Gebieten beweiſt, die Aufgaben der modernen Kunſt, hier ihre Stärke, ihre Siege; hier liegt die Sympathie des Publikums; für hiſtoriſche Geſtalten hat die realiſtiſche Gegenwart Auffaſſung und Mitgefühl, aus ſolchen Geſtalten ſprechen unſere heutigen Wünſche und Bedürfniſſe, unſere allgemeinen Leiden und Freuden; für die Helden der Geſchichte, für die Träger nationaler Ideen können wir uns entflammen, mit ihnen können wir fühlen und handeln, mit ihnen bluten und ſterben. In dieſer Hinſicht haben Spontini und Meyerbeer, ſo leicht angreifbar die muſikaliſchen Tendenzen beſonders des letzteren ſonſt auch ſeyn mögen, den Bedürfniſſen des Publikums weit richtiger entſprochen, den Fortſchritt zum Ziele der dramatiſchen Oper weit glücklicher vollzogen. Ihre Helden ſtehen ſämmtlich, geringe Ausnahmen abgerechnet, auf dem feſten Poſtament der Geſchichte, in dem bedeutungsvollen Rahmen einer großen Zeit, einer bewegten, gewaltigen Umgebung. In ihnen befunden ſich tiefgreifende Ideen, manifeſtiren ſich große Pläne, ächt menſchliche, auch uns verſtändliche Empfindungen; ihre Laſter, ihre Tugenden ſind auch die unſrigen, ihre Verbrechen, ihre Triumphe zittern auch in unſern Herzen nach; Träger und Vorbilder ſind ſie uns alles wahrhaft Menſchlichen und Verehrungswürdigen. Ob ſich das nämliche von den Wagner'ſchen Opernge ſtalten behaupten läßt, ob ſie den gleichen Anklang bei den Zeitgenoſſen, dieſelbe Theilnahme bei den Kommenden finden werden, ob die Zukunft unſerer Muſik wirklich der Wagner'ſchen Schule, ihren Theorieen und Neuerungen gehören wird? — Nur die Zukunft ſelbſt hat darüber das entſcheidende Wort; die Gegenwart aber und ihre beſonnenen Kritiker können gewiſſe Zweifel über dieſen künftigen Erfolg nicht unterdrücken.

Verfolgen wir das Geſagte im Einzelnen an der vor uns liegenden Oper. Entſchieden undramatiſch iſt es, wenn Elſa durch einen wunderbar hergekommenen Ritter von der angeblichen Blutſchuld gegen ihren kleinen Bruder freigeſprochen und von dem Ritter zum Weibe gewählt wird. Die Sühnung von der gegen ſie ausgeſprochenen Anklage mußte von innen, durch die eigene ſittliche Läuterung, durch einen Thatbeweis ihrer Unſchuld vollzogen werden. Wir mußten zu ſehen bekommen, wie ſie ſich ſelbſt von der erhobenen Anklage frei macht, wie ſie ihre Unſchuld durch einen freien Willensakt dokumentirt — das wäre ächt dichteriſch, ächt dramatiſch geweſen. In der Wagner'ſchen Oper dagegen vollzieht ſich dieſe Sühnung rein phantaſtiſch, rein mechaniſch. Was Elſa ſelbſt thun müßte, thut ein anderer für ſie, wird lediglich von außen, durch ein unbegreifliches Wunder an ſie herangebracht. Es fehlt die pſychiſche Motivirung deſſen, was an Elſa geſchieht, es fehlt der pragmatiſche Cauſalnexus, der das äußere Geſchehen mit dem innern Seelenleben in Verbindung bringt und das eine aus dem andern folgen läßt.

Ebenſo iſt es nicht dramatiſch, wenn das ſchnell geſchloſſene Bündniß zwiſchen Elſa und ihrem unbekannten Retter unter die Gewalt eines Zaubers geſtellt wird und nur ſo lange geſchützt iſt, als Elſa es über ſich gewinnen kann, den Ritter und Gatten nicht nach ſeiner Abkunft zu fragen. Wie haltlos und in ſich unwahr, das heiligſte Bündniß, das zwiſchen Mann und Weib beſteht, auf ein bloßes Geheimniß, auf das Gelübde des Schweigens zu bauen! Sonſt gilt es in der ſittlichen Welt als ſelbſtverſtändlich und ächt menſchlich, daß Mann und Weib ſich genau kennen, ehe ſie den Bund für's Leben ſchließen. Elſa aber geht das Bündniß mit einem Manne ein, von dem ſie nichts weiß, von dem weder ſie, noch ſonſt jemand irgend gehört hat, mit einem Mann, den ſie zum erſtenmal ſieht. Einzig und allein die Wohlthat der Freiſprechung, welche er ihr erweiſt, und höchſtens der Adel ſeiner ritterlichen Erſcheinung beſtimmen ſie ohne langes

Digitized by Google

Besinnen zu ihrer Wahl — wie abenteuerlich, wie verdächtig! Heutzutage würden wir auf solche Leichtfertigkeiten mit gerechter Verwunderung und Unwillen blicken; Wagner aber stützt auf solche Absonderlichkeiten den Bau seiner operndramatischen Dichtung. Was das sittliche Gefühl jetzt einstimmig verwerfen würde, das wird uns hier als ein Fortschritt zur Kunst der Zukunft angepriesen. Gewohnt, das Göttliche nach der geläuterten Auffassung unserer Zeit als den immanenten Weltgeist zu verehren, dessen gerechtes Walten sich überall in den Handlungen und Schicksalen der Menschen vollzieht, müssen wir es uns in der Wagnerschen Oper gefallen lassen, dieses Göttliche mit dem kindlichen Mittelalter in der rohen Form des räthselhaften Zaubers, der mysteriösen Geheimthuerei zu erblicken. Gerade das innige gegenseitige Wissen von Mann und Weib um einander, die Vertrautheit des Einen mit der äußern Lebensführung sowohl, als mit der innern Entwicklung des Andern — also gerade dasjenige, was sonst das höchste Vorrecht des ehelichen Lebens, das festeste Band zwischen den beiden Gatten ausmacht — das soll in dem Verhältniß zwischen Elsa und dem unbekannten Ritter niemals zur Sprache kommen, ja das soll sogar, sobald es sich irgend geltend machen will, das Verhältniß augenblicklich und für immer lösen.

Endlich ist auch das nicht dramatisch, sondern wiederum nur magisch und unpragmatisch, wenn Elsa dennoch, d. h. trotz des Gelübdes zu schweigen, zu der verhängnißvollen Frage nach der Herkunft des Ritters gedrängt wird, und zwar durch die düstere Verführung der ränkevollen Ortrud. Also selbst hier, wo sich's um die Katastrophe des Gegenstandes handelt, nichts als Wunder und Gewaltsamkeit; eine bloße Schwäche der Elsa, nämlich die Neugier, wird der Anlaß zu dem unglücklichen Ausgange, und auch noch diese Schwäche wird nicht als aus ihr selbst kommend dargestellt, sondern als Nachgiebigkeit gegen die geheimnißvoll wirkende Lockung der Ortrud.

Man sieht, wie haltlos, wie durchlöchert Grundlage und Ausführung eines Kunstwerks werden, wenn man den realen Boden der Wirklichkeit, des natürlichen Geschehens, der sittlichen Begriffe verläßt und sich in das Dämmerreich der Sagen und Wunder flüchtet. Der ganze Hebel der Begebenheit, alle Ursachen, welche als wirksam in der Oper auftreten, gehen nicht aus dem freien Entschluß der Handelnden hervor, fallen nicht in die Entwicklung selbst, sondern kommen von drüben herüber, von außen herein, aus der unnatürlichen Welt der Zauber herab, also aus dem Gebiete des bloß Geglaubten, und noch dazu des fälschlich Geglaubten. Die Oper hat keinen Kern einer Handlung, keine frei handelnden Personen als Helden, keine Entwicklung als innern Fortschritt, nirgends zwingende Nothwendigkeit und psychologische Wahrheit: sie ist nur eine Reihe von Scenen, von phantastischen Schaustellungen; was geschieht, wird dem Zuschauer oktroyirt; wir müssen uns mit den bloßen Versicherungen des Dichters begnügen, das natürliche Bedürfniß nach Begründung, die Frage: warum so und nicht anders? findet keine Berücksichtigung, keine Antwort. Die Oper ist opernhaft im schlechten Sinne des Worts, und somit weit entfernt, ein Fortschritt in Hinsicht des dramatischen Inhalts zu seyn.

Gehen wir nun zum musikalischen Theile des Werks über, so fällt sofort das Eigenthümliche der Musik auf. Dem Laien zwar entgeht diese charakteristische Eigenthümlichkeit, er hört und sieht die Oper an wie jede andere, er sucht nur Ergötzung für Auge und Ohr, vielleicht nur Unterhaltung überhaupt. Der Kenner aber, der kritisch verfährt und stillschweigend Vergleiche zwischen dem vorgeführten Werke und andern derselben Gattung anstellt, der sein Ohr geübt hat, Unterschiede zwischen den einzelnen herauszufinden und das besondere Tonkolorit eines Musikstücks durchzuhören, er hat von einer Wagner'schen Oper sofort den Eindruck des Abweichenden, Neuen, bis noch nicht Gehörten. Und da ist es vor allem der rastlose Fortschritt der Handlung, der ununterbrochene Fluß der Musik ohne wohlthuende Ruhepunkte, ohne die ästhetisch nothwendige Theilung des Ganzen zu Einzelsätzen, was dem kundigen Hörer auffällt.

Wir verkennen nicht, daß dieser fietige Fortschritt aus dem wohlbegründeten Streben nach Zusammenhang entspringt, und erinnern uns dabei, daß die heutige Kunst auch auf andern Gebieten dasselbe Streben nach zusammenfassender, cyklischer Darstellung bekundet: die monumentalen Skulpturwerke Rauchs, Rietschels und Drakes, die Kaulbachschen Museumgemälde in Berlin u. a. geben hinlänglich Zeugniß dafür. In der Musik aber ist dieje Methode des ruhelosen Fortschritts erst durch die „neudeutsche" Schule, besonders durch Wagner und Liszt eingeführt worden. Sie haben angefangen, auch die umfangreichsten Tongattungen, die Symphonie und die Oper als Ein Ganzes zu behandeln, die früher getrennten Sätze ohne Unterbrechung in einander übergehen zu lassen und ihnen durch die Wiederkehr eines Grundthemas, durch die Unterbreitung eines dichterischen Gedankens den Charakter der Einheit zu verleihen.

Ob ihnen dieß gelungen, ob diese Einheit nicht eher eine mechanische als eine organische ist, muß hier unerörtert bleiben. Aber es darf billig gefragt werden,

Digitized by Google

warum nicht schon die alten Meister sich dieses Verfahrens des Ineinanderarbeitens bedient haben. Warum schufen Haydn, Mozart und Beethoven Symphonien mit drei oder vier getrennten Hauptsätzen? Warum sind sämmtliche Opern bis auf die neuesten herab eine Reihefolge von einzelnen Arien, Duetten, Terzetten, Chören u. s. w., die nöthigenfalls auch für sich gehört werden können und einen selbstständigen Genuß bieten? Weil die alten Meister recht wohl wußten, sey es auch nur instinktiv, daß jedes Kunstwerk sich auf das Princip der Theilung basire, daß ein Ganzes nur aus Unterschieden erwachsen, nur in der Sonderung zu Einzelnheiten genossen werden könne.

Wie die Natur schafft, so hat auch der bewußte Geist bei seinen Schöpfungen zu verfahren. Wie sie in ihrem unendlichen Bereiche überall nur Einzelbildungen hervorbringt, jede in sich geschlossen und umgrenzt, jede durch Struktur und Gestalt eigenartig, und wie erst aus dem Zusammentritt dieser Einzelindividuen das Ganze einer Landschaft, einer Gruppe, einer Gattung zusammenwächst, so auch der Mensch in seiner freien Thätigkeit, so auch der schöpferische Kunstgeist. Was er bildet — und sey es das Größte — entsteht ihm nur aus Einzelnem, aus Theilen, die er nur in Beziehung zu einander, in Verwandtschaft unter einander zu setzen hat, so daß schließlich alle Theile mit innerer Nothwendigkeit zum einheitlichen Organismus zusammenschießen. Eben so läßt sich ein Ganzes auch nur auffassen und genießen, wenn es in der Sonderung von Einzelnheiten geboten wird. Unsere Sinne, unser psychischer Organismus sind so angelegt, daß wir ein umfangreiches Ganzes nicht mit Einem mal, nicht in Einem Augenblick übersehen können; wir fassen Einen Punkt und darnach einen andern in's Auge, wir hören in der Musik Einen Ton oder Akkord und dann einen zweiten, niemals viele oder alle mit Einem Schlage. Und dieses einzig richtige Princip für das Kunstschaffen wie für die Aufnahme von Kunstwerken wird denn auch wohl für die Wagner'sche Schule maßgebend bleiben müssen; und wo sie einer andern Methode folgt, wo sie, wie in ihren Opern oder symphonischen Werken, die ruhelose Stetigkeit statt der Sonderung zum Gesetze erhebt, werden wir sie als unästhetisch, als unpsychologisch tadeln.

In der That entbehrt unsere Oper der nöthigen Sonderung, der wohlthuenden Ruhepunkte. Allerdings lassen sich in dem Totalverlauf einzelne Gruppen auch musikalisch unterscheiden; wir haben Recitative, einzelne Arien, einzelne Chöre; aber diese Individualitäten scheiden sich nicht gehörig von einander, es geht unaufhaltsam aus einem Satz in den nächsten über. Wir werden in rasender Flucht von dieser Musik fortgetrieben, schwimmen in einem reißenden Strom auf immer hohen Wogen, mit Anspannung aller Nerven dahin, kommen nirgends zur Ruhe, zur Sammlung, zu einem behaglichen Blick auf den zurückgelegten Weg; „nur weiter, immer weiter!" heißt die unerbittliche Parole.

(Schluß folgt.)

Eine Reise in's schottische Hochland.

(Fortsetzung.)

Das Land der Jungfrau vom See.

Früh am andern Morgen hielt ein Wagen nach Art der alten Postkutschen vor unserem Hôtel; drinnen Platz für vier und draußen (wenigstens dem Namen nach) für zwanzig. Wie und wo wir untergebracht wurden, ist mir ein Geheimniß geblieben; genug, wir saßen endlich, wenn man die wunderlichsten Attitüden, die zwischen stehen, schweben und sitzen nothdürftig die Mitte hielten, mit diesem Ausdruck bezeichnen darf. Aber das Wetter war so schön, die vier Pferde so prächtig und der Conducteur, der in scharlachrothem Rock unsere Verpackung besorgte, so gut gelaunt, daß wir nicht würdig gewesen wären, Loch Katrine und die Schluchten und Thäler der Mac Gregors zu sehen, wenn wir hätten murren wollen, einen vollbezahlten Platz nur höchstens mit halber Fühlung unter uns zu haben. Als nun gar noch der Kutscher, dessen blauseidene Jacke und weißer Felbelhut uns ohnehin bereits imponirt hatten, statt auf den Bock des Wagens

Digitized by Google

wir den Sattel des rechten Handpferdes stieg, waren wir mehr als befriedigt, und auf guten Luftzug vertrauend, wenn es um uns her zu schwül werden sollte, fuhren wir an Stirling-Castle vorbei in die lachende Landschaft hinein, selber lachend, als ginge es zum Oak- oder Derby-day nach Epsom hinaus. Die Felder, die wir passirten, von Hecken und Baumgruppen unterbrochen, dehnten sich anmuthig zu beiden Seiten des Weges; aber dem Anblick nach, den wir Tags zuvor von Stirling-Castle aus gehabt hatten, hätten wir geglaubt mehr erwarten zu dürfen. Es fehlten die besondern Züge, und was, als Ganzes und aus der Vogelperspektive gesehen, einem reichen, weiten Teppich von seltener Schönheit geglichen hatte, bot jetzt wenig, wo wir im Vorüberfahren die einzelnen Felder in nächster Nähe hatten.

Der erste Punkt, den wir erreichen, ist Bridge of Allan, ein kleines, dörfisches Charlottenburg, dessen überall angekündigtes „hier sind Wohnungen zu vermiethen“ über die Bestimmung und Erwerbsquelle des Dörfchens keinen Zweifel läßt. Windgeschützt am Fuß der Berge gelegen, ist es ein bevorzugter Sommeraufenthalt für solche Edinburger, die aus Neigung oder Gesundheitsrücksicht die Nebelluft der Ostküste mit der reineren Luft des Hochlands vertauschen wollen.

Unser Wagen rollt, unaufgehalten durch die Holprigkeit des Steindamms, rasch durch Bridge of Allan hindurch, und an Dörfern und Landhäusern, wohlerhaltenen Herrensitzen und zerfallenen Schlössern vorbei, begrüßen wir endlich nach mehr als zweistündiger Fahrt das Dorf Callander, seinen Thurm und seine Ulmenallee, vor allem aber sein Wirthshaus. Das Schild desselben zeigt uns natürlich einen Hochländer vom Clan der Mac Gregors, und selbst die bunt umherstehenden Post- und Gepäckkarren haben sich so viel wie möglich in die Farben dieses nachbarlichen Clans gehüllt. Unsere Fahrt aber in Luft und Sonnenbrand hat uns vor allem hungrig und durstig gemacht, und ohne irgend welches Kümmern darum, ob hier im Zeichen Robin Hoods oder Rob Roys gegessen wird, halten wir uns an die Sache selbst und umlagern das Buffet. Glücklich, ein Glas Ale und einen Bissen Haferbrod erobert zu haben, folgen wir jetzt willig wieder der Mahnung des Conducteurs, und mit Hülfe eines zurückbleibenden wohlbeleibten Farmers in unserem Comfort wesentlich verbessert, geht es nunmehr in wirkliche Hochlandslandschaft hinein.

Unmittelbar hinter Callander beginnt, auf eine Strecke von etwa drei deutschen Meilen, jener schöne, berg- und seegeschmückte Landstrich, dem die Schotten, in dankbarer Huldigung gegen den Dichter, der hier jeden Zoll breit Erde poetisch verherrlicht hat, den Beinamen „the country of the lady of the lake“ gegeben haben. Um dieses Land zu verstehen und zu genießen, ist es nöthig, mit dem Inhalt der gleichnamigen Dichtung einigermaßen vertraut zu seyn. Es hat einen Sinn, wenn auf den Frühstücktischen in Stirling neben der neuesten Zeitung auch die Goldschnittexemplare der „Jungfrau vom See“ in rothen und grünen Einbänden reichlich umherliegen, und Leser und Leserinnen mögen es mir zu gute halten, wenn ich hier auf Augenblicke unsere Weiterreise unterbreche, um zuvor ihnen und mir den Inhalt der schönen Dichtung in's Gedächtniß zurückzurufen.

Die Jungfrau vom See.

Jakob V. war König, die Macht des Adels gebrochen und jedes Mitglied der Familie Douglas bei Todesstrafe verbannt. Nur einzelne der Hochlands-Clans, pochend auf die Sicherheit und Entfernung ihrer schwer zugänglichen, durch Paß und Schlucht vertheidigten Thäler, waren noch unbezwungen und machten ihre Stellung zum Hofe von ihrem Willen abhängig.

Zu diesen Clans, die noch ein eigenes, selbstständiges Leben für sich in Anspruch nahmen, gehörten namentlich auch die Mac Gregors, die in den Thälern und Schluchten zwischen dem Loch Katrine und Loch Lomond wohnten. Auch die Seen von Achray und Vennachar gehörten mit zu ihrem Gebiet.

Bochastle, an der äußersten Spitze des Loch Vennachar, bezeichnete nach Südost hin den am weitesten vorgeschobenen Punkt ihres Gebiets; Landrick Height, am Nordufer desselben Sees, diente als Sammelplatz des Clans, wenn es Angriff oder Vertheidigung galt, und der Felsenpaß der Trosachs, der zum Loch Katrine führend, zugleich die Schutzmauer desselben bildete, war der Punkt, den die Clansleute zu besetzen pflegten, um gegen die Angriffe selbst eines übermächtigen Gegners gesichert zu seyn. Die letzte Zufluchtsstätte des Clans aber, wenn selbst der Paß der Trosachs nicht länger Hülfe zu leisten vermochte, bildete eine Insel im Loch Katrine selber, jenes kleine Eiland am Südostende desselben, das den Namen Ellen-Island, also Helenen-insel, führt. Mehr denn einmal zog sich ein geächteter Häuptling der Mac Gregors, Schutz suchend, in die Oede und Einsamkeit dieser Insel zurück, die bei gewöhnlichen Kriegszügen mit den benachbarten Clans als regelmäßige Zufluchtsstätte der Greise, Weiber und Kinder diente.

Jagdeifer führte den König Jakob (der in der Dichtung als Ritter Fitzjames auftritt), seinen Gefährten weit

Digitized by Google

voraus, in das Wald- und Bergrevier der Mac Gregors. Den See von Vennachar entlang und die Trosachs hindurch verfolgte er die Spur eines prächtigen Hirsches, bis sein überbürdetes Roß fast Angesichts von Loch Katrine zusammenbrach. Der König stieß in's Horn, um seine Gefährten herbeizurufen, aber vergeblich. Die lang gezogenen Töne indeß waren auf dem Ellen-Eiland vernommen und fälschlich als die Klänge eines heimkehrenden Freundes gedeutet worden, und als der König jetzt durch allerhand Waldgestrüpp sich durchschlagend, plötzlich die Südspitze des schönen Sees vor sich sah, gewahrte er einen leichten Kahn, der eben von der Insel her über den See kam. Auf dem Kahne stand ein Mädchen und führte das Ruder mit Kraft und Geschick. Schon glitt der Kahn in die schmale Bucht hinein und fuhr unter der Wucht eines letzten Ruderstoßes weit das Kiesufer hinauf, als das Mädchen, plötzlich einen Fremden statt des Freundes gewahrend, mit rascher Geistesgegenwart das Ruder in umgekehrter Richtung gegen das Ufer stieß, und die Kraft des ersten Stoßes brechend, wieder weit hinaus auf den See schoß.

Sie war gesichert vor jedem Ueberfall, und jetzt begann ein Gespräch zwischen dem Könige am Ufer und dem Mädchen im Boot; eine Unterredung, die alsbald dahin führte, daß der König in's Boot stieg und als ein Verirrter und Hülfebedürftiger nach Ellen-Eiland hinüber gerudert wurde. Nur Frauen und Diener waren im Haus, die Männer abwesend auf Kundschaft oder Kampf. Auf duftigem Haidekraut, frisch gepflückt auf den Bergen, wurde dem Könige das Lager gemacht, der am andern Morgen, unerkannt, aber bezaubert von der Insel, dem patriarchalischen Haushalt und vor allem von dem Reiz und der Schönheit des Mädchens, die Insel verließ.

Dieses Mädchen war Ellen Douglas, die Tochter jenes stolzen Douglas, gegen den sich zumeist der Zorn des Königs und jene Aechtungsformel gerichtet hatte, die jeden Douglas bei Todesstrafe aus den Grenzen Schottlands verbannte. Die Verbannung war ausgesprochen worden, aber die Liebe, mit der der alte William Douglas an seinem Lande hing, hatte ihn allem königlichen Zorn und aller Gefahr zum Trotz im Lande festgehalten, und statt über See zu gehen, war er zu den Mac Gregors gegangen, um unter ihnen in Stille und Heimlichkeit die Luft des Vaterlandes weiter athmen zu können. Rhoderick Dhu, das Haupt der Mac Gregors und durch nahe Verwandtschaftsbande an das Haus der Douglas geknüpft, hatte den Verbannten und seine Tochter Ellen aufgenommen und beiden den besten Platz, den der Clan Mac Gregor besaß, die Insel im See, als Wohn- und Zufluchtsstätte angeboten. Sein Anerbieten war angenommen worden, und seit länger als zwölf Jahren war die Insel eine verschwiegene Residenz geworden, darin neben Douglas und seiner Tochter auch Rhoderick Dhu und seine Mutter lebten. Rhoderick Dhu liebte seine schöne Muhme, aber Ellens Herz hing an dem jungen Malcolm Graham.

An demselben Morgen, an dem der König die Insel verlassen hatte, kehrten Rhoderick Dhu und der alte Douglas von einem Ausflug in die Trosachs und das Thal Glenfinlas heim. Rhoderick Dhu war in großer Aufregung; er hatte überall, wohin er gekommen war, von dem Zuge des Königs gehört und deutete ihn nicht als einen bloßen Jagdzug, sondern als eine Recognoscirung, der bald ein Kriegszug folgen werde. Douglas Erregung war kaum minder groß. Er glaubte seinen Aufenthalt verrathen, sich die Ursache eines Unternehmens, das er eben so wenig bezweifelte, wie Rhoderick Dhu selber, und klagte sich an, all dieß Unheil auf seinen Gastfreund gebracht zu haben. Was immer die Ursache seyn mochte, Rhoderick Dhu war entschlossen, das Aeußerste zu wagen, und das blutige Kreuz durch alle Schluchten und Thäler seines Clans sendend, rief er die Mac Gregors auf Landrick Height zusammen. Sie kamen all.

Der König, der nichts ahnte von dem Ungewitter, das sich den drei Seen entlang, an deren Ufern er gestern noch in tiefem Frieden gejagt hatte, gegen ihn zusammenzog, war inzwischen nach Stirling zurückgekehrt, voll von den Eindrücken, die das Eiland im See auf ihn gemacht hatte, vor allem aber voll Sehnsucht nach dem schönen Mädchen, das ihm wie die Beherrscherin einer mährchenhaften Insel erschienen war. Es ließ ihm keine Ruhe, und ein halbes Dutzend Gefährten bis nach Bochastle mit sich führend, ritt er jetzt auf's neue, einsam, ein abenteuernder Ritter, in das Schluchtenland der Mac Gregors hinein, um das Mädchen vom See zu sehen und zu ersiegen. Er verstand sich auf Frauen und hielt sich seines Sieges gewiß.

Aber viel hatte sich seit gestern geändert. Die Mac Gregors lagen nicht mehr friedlich in ihren Hütten, sie lagerten wohlbewaffnet auf der Höhe von Landrick Height, und alle Engen und Pässe waren besetzt, um dem herannahenden Feinde, an dessen Existenz noch Jeder glaubte, zu begegnen. Der König, der den Seen entlang, durch die Trosachs hindurch, ruhig seines Weges trottete, ahnte nicht, daß er dem ganzen Clan, der überall seinen Schritten folgte, als ein bloßer Kundschafter galt, und daß Rhoderick Dhu beschlossen hatte, ihn auf dem Heimweg überfallen und tödten zu lassen. Sehen wir, wie der König dieser Gefahr entging.

Digitized by Google

Er fand Ellen, aber er fand sie nicht geneigt, seinen Bitten Gehör zu geben. Wohl vertraut mit der Art der Frauen, stand er von einer Werbung ab, deren Erfolglosigkeit er rasch erkannte. Im Moment der Trennung warnte sie den König vor der ihm drohenden Gefahr, ein Wort, das, Anfangs leicht hingenommen, dem Könige bald in seiner ganzen Bedeutung klar werden sollte. Da, wo die Trosachs zum Loch Achray hinabsteigen, sah er sich umstellt, und wiewohl er den Nächsten seiner Angreifer niederschlug, rettete ihn doch nur die Nähe und Dichte des Waldes.

Der nächsten Gefahr war er entgangen, aber unkundig des Landes, der Wälder, Heiden und Moore, durch die sein Fuß jetzt irrte, wie durfte er hoffen, sich unentdeckt durch ein vom Feinde hundertfach besetztes Land zu schlagen! Erschöpft von Hitze und Anstrengung, brach er endlich zusammen und beschloß im Dickicht des Waldes die Nacht und die Rückkehr seiner Kräfte abzuwarten. Die Stunden vergingen und die Sterne zogen endlich herauf, blaß und verschleiert, aber doch hell genug, dem Verirrten den Klippenrand oder auch die Sümpfe zu zeigen, die, unter Binsen versteckt, oft neben seinem Pfade lagen.

Es mochte Mitternacht seyn, als er in die Nähe von Loch Achray kam und, um einen Felsenvorsprung biegend, plötzlich ein Wachfeuer sah, an dessen halb ausgebrannten Scheitern ein Hochländer lag. Als dieser seinerseits des Fremden ansichtig wurde, sprang er auf und forderte, auf den König eindringend, das Erkennungs- und Losungswort der Mac Gregors. Fitzjames war klug genug, nicht lange verhehlen zu wollen, was Tracht und Sprache doch nicht verhehlen konnten, und gab sich rund heraus als das zu erkennen, was er war, als Feind. Aber er kannte auch die Hochlandssitte, und pochend auf die Unverletzlichkeit des Gastrechts, ließ er sich am Feuer, nieder und beantwortete die Frage: „Was führt dich her?“ mit einem von Herzen kommenden: „Hunger und Durst.“ Der Hochländer nahm Haferbrod und Rauchfleisch aus seiner Tasche und theilte, was er hatte. Dann warf er Reisig in das erlöschende Feuer, und sein Plaid von der Schulter lösend, schob er es seinem Gaste zu, der sich ohne weiteres darein einhüllte und zum Schlaf ausstreckte. Die beiden Feinde schliefen ruhig bei einander, bis die Morgensonne sie weckte. Man nahm einen Imbiß, dann wandte sich der Hochländer zu Fitzjames und sagte: „Das Land ist von den unsern besetzt, nirgends ein Ausweg für dich, es sey denn, ich führte dich und brächte dich bis Coil-antogle-Ford; da beginnt euer sächsisch Land, da magst du frei deines Weges ziehen.“

Fitzjames stimmte zu und bald schweigend, bald plaudernd schritten sie vorwärts. Der Hochländer sprach viel von dem alten Rechte der Mac Gregors, von den stolzen und übermüthigen „Sassenachs,“ die ihnen die alten Jagd- und Weideplätze geraubt hätten; Fitzjames aber war unzugänglich für die schlichte Beredtsamkeit seines Gefährten und blieb dabei, daß die Mac Gregors ein räuberisches Gesindel und Rhoderick Dhu nicht besser als der Nest seiner Clansleute sey. So kam man bis an die äußerste Spitze von Loch Vennachar, schritt noch ein paar hundert Schritt über blühende Wiesen am Teith entlang, bis man an einen Streifen binsenbewachsenes Moorland kam, sumpfig um die Regenzeit, aber jetzt glatt und hart wie eine Tenne. „Hier ist Coil-antogle-Ford,“ sagte der Hochländer, „dieß ist sächsisch Land, dort hinüber liegen die Thürme von Stirling, und ich bin — Rhoderick Dhu.“

Fitzjames zuckte einen Augenblick zusammen, weil ihm sein Herz sagte, was der nächste Augenblick bringen würde. „Wir haben Mahl und Lager getheilt,“ fuhr Rhoderick Dhu fort, „und ich habe das Gastrecht heilig gehalten; ich habe dich hierher geführt bis auf sächsisch Land, du stehst auf deinem Boden und die heilige Hand des Gastrechts hält mich nicht länger. Zieh! und laß uns sehen, wo bessere Männer wachsen, hüben oder drüben!“ Dabei warf er den runden Schild hin, den er zu tragen pflegte, um während des Kampfes vor seinem Gegner nichts voraus zu haben, und stellte sich dem schweigend und unschlüssig dastehenden Feinde gegenüber. Fitzjames sah einen Augenblick in's Land hinein, nach Bochastle hin, wo hinter dem Tannenhügel, kaum tausend Schritt von dem Binsenplan entfernt, auf dem er eben stand, seine Genossen hielten und seiner Rückkehr harrten; aber im selben Augenblick von dem Stolz und der Kampflust neu belebt, die seinem ganzen Geschlecht eigen waren, rief er dem Häuptling mit der Miene der Ueberlegenheit zu: „So sieh' denn!“ und drang auf ihn ein. Rhoderick Dhu war der Stärkere, aber großgezogen in rauher, kunstloser Schule, war er schlecht verwahrt gegen die Zauberkünste einer gut geführten Klinge. Rechts und links troffe sein Blut aus tiefen Wunden, und endlich jetzt mit einem Meisterstoß schlug ihm Fitzjames die breite Hochlandsklinge aus der Hand. Rhoderick sank in's Knie und die Waffe seines Siegers berührte fast schon seine Brust, als der erschöpfte Hochländer mit einer letzten Kraftanstrengung aufsprang und dem Stoße auswich wie eine Katze an den Hals seines Gegners sprang. Er packte mit der Rechten den Hals, mit der Linken den aufgehobenen Arm des Königs, und jetzt begann ein Ringen, in dem das Geschick des Sachsen der wilden

Digitized by Google

Kraft des Hochländers unterlag. Keuchend lag jener am Boden und Rhoderick, auf ihm knieend, zog eben sein Dolchmesser, um es dem Gegner in die Brust zu stoßen, als der Faustdruck, der den Besiegten am Boden hielt, plötzlich nachließ und Rhoderick Dhu, erschöpft vom Blutverlust, matt und ohnmächtig zur Seite sank. Jetzt stieß der König in's Horn und die Reiter, die hinter dem Waldeck von Bochastle hielten, sprengten herbei. Statt Ellen Douglas, die der König heimzuführen gehofft hatte, lag alsbald der Häuptling der Mac Gregors auf dem breiten Sattel des Pferdes und zog blaß und blutend, ein Gefangener, durch die Thore von Stirling ein.

Der Schluß der Dichtung löst rasch und mit freundlicher Hand den geschürzten Knoten und führt alles zu Glück und Freude hinaus. Der alte Douglas hat sich dem König gestellt, um auf sein altes Haupt allein die Blitze königlichen Zorns zu lenken; aber sey es der Sieg über den stolzen Mac Gregor, oder seyen es die bittenden Augen der schönen Ellen — das Herz des Königs ist zu Milde und Vergebung gestimmt. — Rhoderick Dhu kehrt heim zu seinem Clan, Malcolm Graham, geschmückt mit allen Zeichen königlicher Huld, führt Ellen zum Altar. Der alte Douglas aber zieht wieder ein in Schloß Stirling, um zu stehen, wo er früher gestanden, der Nächste dem Throne und dem Herzen seines Königs.

Das ist das Mährchen von der „Jungfrau vom See." Ellen-Eiland aber ward öd und einsam, das Haus zerfiel, und seine Zauber leben nur fort im Lied und im Herzen des Volks.

So unter allerhand Gespräch über die Jungfrau vom See, zu dem jeder aus der Vorrathskammer seines Gedächtnisses wie zu einem Picnic beizusteuern bemüht war, hatten wir Bochastle erreicht, jenen an der Grenze gelegenen Punkt, wo die Reiter des Königs hielten, um bei der Entführung von Ellen Douglas behülflich zu seyn, und sich schließlich begnügen mußten, den halbtodten Rhoderick Dhu auf den Sattel zu heben. Der nächste Punkt von Interesse war Coil-antogle-Ford. Als der Finger des Conducteurs auf die ziemlich nahe am Wege gelegene Stelle wies, wo Rhoderick Dhu und Fitzjames gekämpft hatten, sprang alles im Wagen auf, mit einem Eifer und einer Raschheit, als fürchte jeder, daß ihm der Platz durch die Schaugier des andern entführt werden könnte. Der Platz an und für sich war unscheinbar genug, aber eben in seiner Unscheinbarkeit vom Dichter trefflich gewählt. Wir empfanden es an uns selbst, daß die beiden Gestalten um so deutlicher und lebensvoller vor uns hintraten, je leerer der Rahmen war, in den sie der Dichter gestellt hatte. Keine Staffage, die irgendwie gestört hätte; eine Wiese, ein Flußstreifen und still zur Rechten der See von Vennachar. Rasch ging es nun am Nordufer des Sees entlang, an Landrik Height vorbei, dem Musterungsplatz der Mac Gregors, bis wir die Ufer Loch Vennachars mit denen des nachbarlichen Loch Achray vertauschten.

Aber noch ehe wir die Ufer des Loch Achray zur Seite haben, hält unser Wagen auf's neue; wir haben die „Türkenbrücke," Bridge of Turk, erreicht, steigen ab und machen diesmal, statt dem Wirthshaus selber, nur seinem Schilde die Reverenz. Nach englischer Art befindet sich dasselbe nicht über der Eingangsthür, sondern ist bildartig in einen Rahmen gespannt, der seinerseits auf einem hohen Holzpfeiler steht, das Ganze einem vergröberten Licht- oder Ofenschirm nicht unähnlich. Der Schild der Türkenbrücke beherbergt ein Doppelbild in seinem Rahmen, zu dem natürlich, wie zu allem, auf das man hier stößt, die Scott'sche Dichtung Stoff und Veranlassung gegeben hat. Gleich im ersten Gesange der Lady of the Lake heißt es:

> And when the Brigg* of Turk was won,
> The headmost horseman rode alone,

Worte, von denen es nur seltsam gewesen wäre, wenn sie einem schottischen Gastwirth nicht den Gedanken nahe gelegt hätten, die Türkenbrücke zu einer goldenen Brücke für sich selber zu machen. Wir sind verbunden, ihm besten Erfolg dabei zu wünschen, denn er hat sein Geld nicht gespart und sich's vielmehr angelegen seyn lassen, ein wirkliches Bild zu seinem Wirthshausschilde zu machen, eine Gesinnung, an der sich viele unserer Gastwirthe ein Muster nehmen könnten, denen doch die Maleteliers um einiges näher liegen als ihrem Collegen an der „Türkenbrücke."

Die Kehrseite des Bildes hat ein anderes Zeilenpaar aus dem ersten Gesang der Dichtung herausgegriffen, und den König darstellend, wie er nach stundenlang vergeblicher Jagd jetzt neben seinem zusammengestürzten Grauschimmel steht, trägt es die Unterschrift:

> Then through the dell his horn resounds,
> From vain pursuit to call the hounds.

Die Oertlichkeit aber dieses zweiten Bildes befindet sich bereits weit jenseits der Türkenbrücke und mahnt uns daran, daß noch ein Theil der Reise vor uns liegt. Und sey es nun, daß der zusammengestürzte Grauschimmel uns zur Milde stimmt, oder daß die Worte

* „Brigg," schottisch für bridge.

Digitized by Google

des Conducteurs mit ganz besonderer Wärme uns einen Spaziergang am Loch Achray empfehlen, gleichviel, wir pflücken uns einen Heidekrautbüschel am Wege, und „die blaue Blume“ Schottlands an Hut und Mütze steckend, ziehen wir singend am Loch Achray entlang, dem berühmten Paß der Trosachs entgegen.

Was das Wort „Trosachs“ meint, weiß eigentlich niemand. In den Reisebüchern steht, es bedeute „Vorsteinweg,“ doch habe ich unterwegs ein halbes Dutzend Ableitungen und Erklärungen gehört, die mir um kein Haar breit unzuverlässiger erschienen sind. Aber wie immer auch die Ansichten darüber getheilt seyn mögen, was Trosachs bedeutet und was nicht, darüber sind alle Schotten einig, daß die Sache selber zu den schönsten und sehenswerthesten Punkten ihres Landes zählt. Wie Oban an der Westküste, so sind auch die Trosachs seit etwa zehn Jahren eine Sehenswürdigkeit par excellence geworden und erfreuen sich, namentlich auch in London und dem südlichen England, eines Schönheits-Renommées, das fast zum Widerspruch auffordert. Die Trosachs sind unbedenklich ein glänzender Punkt, aber wenn nicht zu Nutz und Frommen einiger Hotelbesitzer, so doch mindestens aus an und für sich löblicher Begeisterung für den Dichter und Schilderer dieser Lokalität, um einiges überschätzt worden. Der Irrthum, der dabei begangen worden ist und noch begangen wird, ist der, daß man die Schilderung mit dem Geschilderten verwechselt und die Unübertrefflichkeit jener auf die Sache selber übertragen hat. Es ist genau so, wie wenn man diejenigen Mädchen für die schönsten halten wollte, auf die zufällig die schönsten Lieder gedichtet worden sind.

Was aber sind nun die Trosachs? Sie sind ein Paß, eine Schlucht, ein Hohlweg, der sich an einem Flüßchen entlang, zwischen den zwei Felsmassen des Ben-an und Benvenue hinzieht, die wie Wächter neben dem Loch Katrine stehen, und ihre Häupter in seinem Wasser spiegelnd, ihre breiten Rücken, bis zum Loch Achray hin, zurück strecken. Wir haben hiernach zwei Partien zu unterscheiden, eine längere (die eigentlichen Trosachs), zwischen den beiden Felsrücken gelegen, und eine kürzere (Beal-an-Duine) zwischen den beiden Häuptern der Berge. Der Fahrweg durch die eigentlichen Trosachs folgt nicht dem Laufe des in der Tiefe schäumenden Flüßchens, sondern zieht sich in halber Höhe des nördlich gelegenen Felsrückens als eine völlige Kunststraße hin. Unmittelbar zur Rechten steigen die schweren Felsmassen des Ben-an, bald mehr, bald weniger steil in die Luft, während wir nach links hin eine doppelte Nachbarschaft haben, zunächst die abschüssige Tiefe, dann aber jenseits derselben die mächtigen Flanken des Benvenue. Die Höhe dieser Bergwand ist sehr bedeutend und die reichen Waldungen, die sie bis zur höchsten Spitze schmücken, tragen nicht wenig zur Schönheit des Bildes bei. Schichtenweis wechselt die Vegetation, und während Birken und Espen die Schlucht fast überdecken, grüßt von der Mitte des Berges her ein Eichenwald, aus dessen grünen Kronen allmählig die schwarzen Tannen aufschießen, um bis zur Höhe des Berges empor zu wachsen.

All dieß ist sehr schön, aber doch durchaus nicht das, was die Modevorstellung der letzten fünfzehn Jahre daraus gemacht hat. Was diesen eigentlichen Trosachs fehlt, das ist der Stempel des Besondern. Man sieht rechts und links, vor- und rückwärts, stimmt in die „Beautiful's,“ die mit der Regelmäßigkeit von Pendelschwingungen überall laut werden, nach bester Ueberzeugung ein, hat aber das Gefühl, sehr ähnliche landschaftliche Physiognomien schon oft gesehen zu haben, und wendet sich endlich von all der Herrlichkeit wie von einem Frauenkopfe ab, dessen Schönheit man gelten läßt, aber dessen Reiz man leugnen kann, weil die Art seiner Schönheit nichts ist, als eine höhere Form der Alltäglichkeit.

So sind die Trosachs, aber so ist nicht jener Punkt, Beal-an-Duine geheißen, der sich Angesichts von Loch Katrine zwischen den Häuptern der beiden Berge erhebt. Die Berge treten sich hier so nahe, daß ihre grünbekleideten Wände eine Riesenlaube bilden, die, nach hinten zu fast geschlossen, nach vorn hin, wie durch einen grünumrankten Rahmen, einen Durchblick auf den See gestattet. Das Ganze ist ein Kabinetsstück landschaftlicher Schönheit, und Walter Scott wußte wohl, was er that, als er an diesem Punkt den Kahn der Ellen Douglas landen und den König aus dem Gebüsch des Ufers hervortreten ließ. Die Lokalität scheint eine romantische Dichtung fast wie herauszufordern, und keine Jungfrau vom See kann hier an's Land springen, ohne auf Augenblicke für die Seejungfrau selber gehalten zu werden.

Es war die unromantischste Stunde von der Welt, (2 Uhr Nachmittags und alle Mann hungrig), als wir, den Bergpfad herabkommend, hier in das am Ufer liegende Dampfschiff stiegen, das die Fahrten über den See hin und zurück macht. Es heißt hier alles Mac Gregor, der nackibeinige Junge, der seine Führerdienste uns aufdringt, die beiden Alten, die unser Gepäck an Bord des Steamers bringen, und natürlich auch der Steamer selber. Aber ein bischen Absichtlichkeit und Spekulation auf hochlandsdurstige „Southrons“ kann man hier schon ertragen; die Buchen am Fuße des Benvenue strecken ihre Zweige weit in den See hinein

Digitized by Google

und unter dem Laubdach liegt unser Steamer und spritzt von Zeit zu Zeit einen schillernden Wasserregen durch all das Blatt- und Zweigwerk hindurch. Jetzt das Zeichen mit der Glocke, und aus der schattigen Kühle hervor gleiten wir der glitzernden Wasserfläche zwischen den Laubwänden und nun, durch den grünen Rahmen des Felsenthors hindurch, dem eigentlichen Loch Katrine zu. Gleich zu Anfang des Sees, dem rechten Ufer sich nähernd, liegt Ellen-Eiland. Jeder müht sich die Stelle zu erkennen, wo das mit so viel dichterischem Aufwand geschilderte Haus des alten Douglas gestanden haben soll, aber nur Birken und junge Tannen überragen die unwirthbare Fläche.

Mit dem Moment, wo wir Ellen-Eiland passirt haben, ist das Interesse an Loch Katrine so ziemlich dahin. Die Fahrt über diesen vielbesungenen See ist wie ein Diner, das mit Champagner beginnt und nach längerem Verweilen bei schlichtem Rothwein endlich mit Zuckerwasser schließt. Glücklicherweise verhielt es sich, wenn wir von der Metapher absehen und statt dessen die allerräthselhaftesten Falten befragen, gerade umgekehrt, denn am reizlosen Nordufer des Sees harrte unser im „Gasthaus von Stronachlachar“ ein wohlbesetzter Tisch, dessen große Taubenpastete nur noch in kümmerlichen Resten auf unsere Nachfolger kam. Hier, vom Nordufer des Sees aus, führt ein vielbenutzter Weg zum Ostufer des Loch Lomond hinüber, und jeder Tourist, der sich, wie viele thun, auf den Besuch der schottischen See'n zu beschränken vorhat, thut am besten, die Stage-Coach zu besteigen, die, ähnlich bepackt wie unser Stirlinger Wagen, eben jetzt Miene macht, über Inversnaid u. s. w. hinaus die Fahrt nach dem Loch Lomond zu machen. Wir aber, die wir uns Inverneß und das Schlachtfeld von Culloden als unser Reiseziel gesetzt haben, kehren zu unserem „Mac Gregor“ zurück, und das Land der Lady of the Lake noch einmal passirend, fahren wir mit dem letzten Schimmer der Abendröthe wieder in Stirling ein.

(Schluß folgt.)

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

(Fortsetzung.)

Statt der versprochenen Verminderung der Garnison auf zwei abwechselnde Regimenter trat sofort eine Vermehrung ein, die zunächst wieder, wie beim Einmarsch, auf 4000 Mann stieg; aber wenn auch, wie es bei dem zur Verdeckung der höchst geringen Gesammtstärke der Streitkräfte vorgenommenen „täglichen und stündlichen Hin- und Hermarschiren“ geschah, die Mannschaft so verringert wurde, daß sie kaum noch zur Besetzung der Thorwachen hinreichte, so kam das der Stadt keineswegs zu gute. Was der Mann nicht im Quartier verzehrte, weil er zu einer Compagnie gehörte, die auf öffentliche Kosten lebte, oder auswärts auf Execution commandirt war, das mußte der Quartiergeber sehr hoch und „überflüssig“ mit Geld erstatten. Kamen frische Truppen, so erhielten sie doppelte Assignation, so daß sie ein Quartier zum Naturalgenuß und das andere zur Abfindung in Geld hatten. Kaufte ein Bürger das Quartier mit Geld ab, so fiel man einem andern, auch ohne Billet, gewaltthätig in's Haus und lebte auf Discretion. „Und was dergleichen Desordres und Unanständigkeiten mehr gewesen, welche kaum mit der Feder exprimirt werden können.“ Melac aber kannte seinen Obergeneral zu gut, als daß er nöthig gehabt hätte sich zu einer Execution mit Strang und Galgen herbei zu lassen. Das Aeußerste, was er that, war, einen Esel auf dem Markte aufzurichten.

Bei solcher Freiheit der Gemeinen konnten die Offiziere nicht zurückbleiben. Die drei, vier, fünf Quartiere für den Einzelnen dauerten fort. Wer aber den Unfug „nobel“ trieb, war der Brigadier Marquis de Biville, der in Melac's gelegentlicher Abwesenheit den Platz commandirte. Da Melac bloß auf Füllung seiner Taschen bedacht war und dieses hinter Biville, d'Artemberg, Comte de Laigny und andern hohen Offizieren, die ihm beinahe im Range gleich und im Adel überlegen waren, „in höchster Geheim menagirt haben wollte,“ so fand sich Biville bemüßigt, an Melac's Stelle offene Tafel zu halten, jedoch nicht, wie einst Türenne gethan, der die Regimenter in Deutschland aus eigner Börse unterhielt, sondern auf Kosten der Stadt, der er

Digitized by Google

bei Strafe von 50 Thalern folgenden täglichen Speisezettel, pour fournir à Mr. le Marquis de Beville, Général de l'Infanterie dans Hislinque, ordinirte: „Doux jambons, vingt livres d'huille, doux l. de sucre, vingt l. de parmesans, quinze l. de capres, six douzaines de citron, trois douzaines d'oranges, vingt l. de marons, vingt l. d'olives, vingt l. de bougies, cinquante l. de lard, doux Indons, quatre l. de poivre, deux l. de muscades, deux l. de cloux de giroffle, une l. de fleurs de muscade, une l. de canelle, dix l. de hanchons, deux onces de musqué, deux onces d'ambres, six l. de poivre blanc."

Ueber diesen Speisezettel, der mehrere reichsstädtische Uebersetzungen, jedoch keine ohne Lücken, passirt hat, ist viel processirt worden. Es wurde, nach stattlichen Geldverehrungen an Biville und de Longes, den Mitverfasser der Biville'schen Schriftstücke, in den exotischen Bestandtheilen ermäßigt, in den praktischen aber (z. B. auf 60 Pfund Fleisch täglich) erhöht, und der Abgang durch eine schöne Contribution von Silbergeschirr, Tafelzeug und Bettgewand ersetzt, welches alles später beim Wegzug säuberlich eingepackt und mitgenommen wurde. Auf schüchterne Erinnerungen an Melac's Reglement antwortete Biville, damit sey nur ein Frühstück gemeint, Melac's Befehle gehen ihn nichts an, der sey Brigadier, er aber Lieutenant du Roy, bestelle seine Tafel wie er wolle, und speise die Offiziere, die zu ihm kommen, weil Melac keine Tafel halte. So blieb es denn auch bis zum Aufbruch, und der tägliche große Abtrag kam den „welschen Krämern" zu gute. Die andern Offiziere machten ihrerseits wiederum geltend, sie seyen so viel wie Biville, und man durfte froh seyn, daß sie sich mit Geld abfinden ließen.

Die Herren Geheimen hielten über alle diese Dinge pünktlich und wehmüthig Sitzung, aber nicht mehr im Rathssaale oder auf dem Steuerhause, wo de Langes sie einmal „arrestiren" wollte, sondern in eines Umgelters „Stüblen," Morgens in aller Frühe, ehe die Franzosen aufgestanden. Da wurden nun Beschwerden an Montclar verfaßt, die man aber aus Furcht vor Melac und Biville nicht abgehen ließ, oder Vorstellungen an Melac, die das schon bekannte Ergebniß hatten.

In dieser Drangsal war der Stadt keineswegs jene Eintracht beschieden, welche manchmal die Leidenden zusammenhält und tröstet. Daß die Bürgerschaft mit ihrer Obrigkeit unzufrieden war, darüber wird man sich nach der Nacht vom 29. auf den 30. November nicht eben wundern. Aber auch in den regierenden Kreisen war das Band, das eine herrschende Aristokratie sonst verknüpft, locker geworden, und „ist zu wissen," sagt Datt, „daß wegen vorgedrungener Inäqualität der Quartiere, indem einigen Herren ein weit größerer Last als andern ob dem Hals gelegen, und einige viel, andere wenig oder gar nichts gelitten, der Neid sich hervorthun und allerhand schädliche Mißhelligkeiten ausbrechen wollen." Es scheint hienach, daß die erste patriotische Bestürzung ihre Grenzen hatte und der kranke Amtsbürgermeister nicht der Einzige war, der sich quartierfrei machte. Der Berichterstatter selbst wollte das Beispiel nachahmen und deutete an, daß ihm dabei etwas Unangenehmes widerfuhr. „Ich will hier nicht anführen," sagt er, „was mir, als ich wegen des Canzley-Archivi eine Freiheit von wirklicher Bequartirung, deren" (sc. der Freiheit) „ich mich doch anfangs nicht unterzogen, zu genießen vermeint, vor eine seltsame und unburgerliche Antwort ertheilt worden." Um diese Zeit mag der Entschluß in ihm aufgekeimt seyn, der sieben Jahre später reifte, den reichsstädtischen Capacitäten seiner Zeit in den wirtenbergischen Staatsdienst nachzufolgen. Wenn er übrigens in den angeführten Worten sagen will, er habe das Archiv vor den Franzosen hüten wollen, so war er von einer richtigen Ahnung geleitet, denn sie sind zwar nicht diesem, aber gleich darauf dem Reichskammergerichtsarchiv zu Speyer bekanntlich sehr gefährlich gewesen, und ihn beseelte nicht bloß die Pflicht des geheimen Registrators, sondern auch des öffentlichen Geschichtschreibers, der seinem reichhaltigen städtischen Archiv so manche Urkunde über den Landfrieden und den schwäbischen Bund verdankte.

Die Mißvergnügten, die vom Feinde mehr Gerechtigkeit hofften als vom Magistrat, gingen so weit, die Franzosen zu einer Revision der Quartiervertheilung aufzufistlen. Diese begannen denn auch sofort mit einer Visitation durch alle Häuser der Stadt, wovon ihr Verzeichniß noch vorhanden ist und eine unvergleichliche Romantik in Wort- und Namensformen enthaltet. Da finden sich Rotquerure (Rothgerber), Vaisquerure (Weißgerber), Quieffre (Küfer), Vebre (Weber), Vinqueture (Weingärtner), Metzere (Metzger), Saylre (Sailer), Pecure (Bäcker), Cheneider (Schneider), Stat Vetquer (Stadtwächter), alle diese als Eigennamen; eben so der, die oder das Vitib, auch Vitip, und zur Abwechslung Veidefrau; Salmichveilich steghauf (Salmansweiler Pfleghof; von Eigennamen: Rausnaue (Rauschnabel), Quindsfatre (Kindsvater), Chelquof (Schölkopf), Tritstecheler (Tritschler), Pouluvemiare (Pulvermüller), Quayser (Kaiser), Halt Joseph Patre (alt Joseph Bader). Die am schönsten aussehenden sind leider nicht zu lesen; ein Michel Ozander ist als apotre qualificirt, was, da die bei dieser Gelegenheit in ihrer Quartierfreiheit bedrohten Geistlichen Ministres du temple

Digitized by Google

heißen, pharmaceutisch zu erklären seyn wird, und der alte (vormalige) Stadtaumann, unseres Stadtschreibers Vater, heißt Joan Dat Halte Stataman. Die Quartiere sind außerdem am Rande nach vier Classen prädicirt: bon (ein einziges très bon), médiocre, mauvais, pauvre, worin sich wohl der Zweck einer ausgleichenden Abwechslung oder auch des „Marchandirens mit Billeten," über welches Datt klagt, zu erkennen gibt. Mit einiger Genugthuung haben wir in dieser Liste unsern alten Freund Herrn Johannes Seitz, wie auch Her Doctre Nagle, als bon angeschrieben gefunden. Endlich ist noch ein Curiosum zu vermerken: Frau Barbe belle Maison Exempt par Mr. de Melac.

Die Herrn Geheimen sahen aus dem Hinterstübchen, in welches sie sich retirirten, tief betrübt diesem Vornehmen zu, in welchem sie die Absicht ersahen, „gemeiner Stadt das Commissariat und das Billetenamt, da man noch eine etwelche Gleichheit erhalten und auf eines jeden Burgers übrig verbliebene Kräften reflectiren können, aus der Hand zu spielen und eine wahrere Parität einzuführen, id est, einen wie den andern zum Bettler zu machen." Sie verfaßten wegen dieser und anderer Beschwerden ein Memorial, welches Melac, als es durch eine Deputation überreicht wurde, „bedächtlich überlase." Sey es nun, daß er wegen des Commissariats nicht mißgünstig war, oder daß die Franzosen von selbst in ihrer Arbeit erlahmten, genug, nachdem sie ein Dutzend Folioblätter vollgesudelt, haben sie den Rest der Nachwelt weiß hinterlassen.

Noch größeren Verdruß hatte man mit Wirtenberg, theils wegen der in der Stadt gelegenen wirtembergischen Höfe, die auf des boshaften Platzmajors „Stimuliren" mit Quartier belegt wurden, hauptsächlich aber wegen der Requisitionen, die Montclar angeordnet hatte. Melac ließ — für jene Zeit eine ziemliche Seltenheit — einen Kopfbogen drucken, wobei er sich des Formulars von Lagrange bediente, und donnerte nun sein Brusleo eine gute Strecke den Neckar und die Fils entlang, ja bis nach Gmünd und Reutlingen. Ein unterthänigstes Recepisse um das andere kam an, „Ihre Generalität um Gnaden" zurück; doch sind einige derselben (darunter von Schorndorf) ohne devote Ausdrücke abgefaßt, ja eines (von Weissenstein) ist mit einer Feder hingeworfen, deren zornige Züge die Vermuthung eingeben, daß sie im nächsten Augenblick zerstampft worden seyn, und aus den Kreuz- und Querstrichen hinter der Unterschrift treten ein paar Buchstaben hervor, die nicht wie „manupropria" lauten, sondern eher anders gedeutet werden könnten. Von Reutlingen eilte Herr Dr. Mohr herbei und remonstrirte, man habe bereits an Mr. „Pinçonelle" auf dem Tübinger Bergschloß zu liefern angefangen, worauf er ungefressen entlassen wurde. Mehrere Orte begnügten sich mit der Bescheinigung, andere aber, besonders wirtenbergische, ließen sich strads zu Lieferungen herbei.

Sofort kam ein Secretarius von Stuttgart angetrabt und trug einen sehr bittern Protest des Schirmsstaates vor. Wirtenberg habe unglaublich contribuirt, erachte es der Billigkeit nicht convenabel, daß das Land mit doppelter Bürde belegt werden solle, erkläre diese Ausschreiben, die, wie man von den Franzosen selbst vernehmen müsse, unter einer falschen Signatur des Generals Melac ergangen seyen, für unbefugt, und wolle sich gegen die Stadt anderwärtig Satisfaction, „bei ergebender Occasion," vorbehalten haben. Man wendete gegen diese Vorwürfe die „behörige Nothdurft" ein, sandte aber alsbald den Stadtschreiber hinüber, um in der fürstlichen Kanzlei persönlich Vorstellungen zu machen und die Unschuld der Stadt darzuthun. Director Bardili, an den er von seinen Herren gewiesen worden, empfing ihn nicht gar freundlich, zumal Wildereien, der alte Span zwischen Wirtenberg und den Reichsstädten, dazu gekommen waren. Dießmal aber konnte man sich rechtfertigen. Biville wollte durchaus Wildprät auf seiner Tafel haben, und wenn ein oder anderer Burger mit Gewalt dazu angehalten wurde, dasselbe in Wirtenberg zu holen, so traf die Stadt keine Schuld. Datt schlug unmaßgeblich vor, Wirtenberg möchte durch seine eigenen Jäger dann und wann ein Stück Wild in die Stadt liefern. Der Herr Director ließ sich das „nicht mißfallen," aber wegen der Fourragelieferungen wollte er sich die „ihm eingebildeten gehässigen Impressionen" nicht recht benehmen lassen. „Die Herren mögen wohl bedenken was sie thun, Wirtenberg bleibt doch immer Wirtenberg und ein benachbarter Fürst kann mehr aushalten als die Herren, und kann man einander schon wieder bei dem sauren Bier finden" 2c.

Der Eßlinger Gesandte kam noch tiefer in das Fegefeuer. „Es ist aber auch dieses nicht zu vergessen," erzählt er, „daß, sobald ich den Fuß in die wirtenbergische Canzley gesetzt, gleich in der Stadt ein Geschrei erschollen, daß Franzosen vor dem Thor und solches schon auf beeden Seiten besetzt haben.

In solchem Moment ging ein französischer Offizier mit einem Trompeter der Canzley zu, begehrte Audienz, und bestund seine ganze Verrichtung darin, daß man in continenti von Stuttgart aus acht oder zehn Wägen Heu in Eßlingen einliefern solle. Worüber mich jedermann in Verdacht unschuldig gehalten, als wenn ich die Franzosen dahin geführt, und wurde keiner

Digitized by Google

Conteſtation, wie hochbetheuerlich auch ſolche von mir geſchehen, Glauben beigemeſſen. Ein fürſtlicher Cammerrath ſagte überlaut, es komme gar ſchön in's Geſicht, daß die fürſtliche Reſidenz ihrer Schirm- und Schutzſtadt contribuiren und von dieſer jenem Ort leges vorgeſchrieben werden ſollen!"

Liebte Biville das Wild, ſo fand de Longes Geſchmack an Jungen. Er „formirte" die neue „Prätenſion," daß man ihm von allem geſchlachteten Vieh die Jungen geben müſſe. Auch verlangte er die zehnte Maß vom ausgeſchenkten Wein. Da aber nach den von den Metzgern und Wirthen übergebenen Specificationen dieſes ſein „Jägerrecht" vom 29. November bis zum 15. December wunderbarerweiſe nur ſechs Gulden, 6 fl. 16½ kr. abgeworfen haben würde, ſo ließ er ſich mit einer Discretion von 300 Gulden abfertigen.

Noch ſchlimmer ging es den Kaufleuten und den mit ihren Waaren handelnden Handwerkern. Bei hoher Strafe befahl ihnen die Commandantſchaft, ihre Läden zu öffnen, und kaum war dieß geſchehen, ſo nahmen die Offiziere ihnen die Waaren theils unbezahlt, theils zu beliebigen Preiſen weg, die Gemeinen aber raubten und plünderten geradezu. Melac ließ Alles geſchehen. Unſer guter Herr Seitz aber, der ſchon längſt davon geſprochen, er wolle ſeine beſten Waaren hinwegführen, würde unter allen Umſtänden wohl gethan haben, dieſem Vorſatz in Zeiten nachzuleben.

Alle dieſe Gewaltthaten mußten jetzt ohne Widerſtand erduldet werden. Selbſt die letzte verzweifelſte Art deſſelben, ein Aufſtand gegen die Beſatzung, war längſt unmöglich gemacht. Die Franzoſen hatten gleich in den erſten Tagen für die nöthigſte Entwaffnung geſorgt und waren in ihren Maßregeln ſehr vom Glück begünſtigt worden.

Schon am Tage des Einzugs hatte Mr. Devaſtre, „Commendant au Chasteau," wahrſcheinlich ein Sergeant, der aber ſeine Anſprüche für ſich und ſeine Handvoll Volks im Verlaufe trefflich zu ſteigern wußte, wirtendergiſche Bauern aus den benachbarten Flecken mit Schaufeln, Pickeln, Hauen und anderem Schanzzeug, angeblich zu Fortificationsarbeiten, herbeordert. Am folgenden Tage, St. Andreas, fanden ſie ſich ein und begannen die harmloſen Burgmauern bis auf das Fundament zu untergraben. Zugleich wurde der Anfang gemacht, die auf der Burg geſtandenen großen „Feuerſtücke" (Feuerſignalkarthaunen) auf den Markt abzuführen, wobei Bürger die Bauern unterſtützen mußten. Bei dieſem Anlaß wurde der arme Burgermeiſter Weikersreuter von Melac „ſehr hart und rau angefahren," daß er ihm von dieſer „Munition" nicht gleich beim Einzuge Eröffnung gethan, „damit er ſolches durch eigenen Courier ſeinem König hätte notificiren können, denn wenn dieß, wie er glaube, von andern geſchehen, ſo habe er ſchlechte Ehre davon."

Den Tag nach Montclar's Abzug ſodann, 5. December, befahl Melac allen Bürgern und Einwohnern bei ſchweren Eiden und Pflichten, auch einer Strafe von zehn Reichsthalern neben Confiscation der hinterhaltenen Waffe, alle ihre Gewehre, weß Namens ſie ſeyn möchten, Piſtolen und Degen ausgenommen, auf dem Steuerhauſe abzuliefern. Ein Theil davon wurde den Inhabern im Hinaustragen, auch zuvor ſchon in den Häuſern weggenommen. Die freiwillig abgelieferten waren 37 Zielbüchſen oder „Standrohr," 57 „Feuerrohr," 17 „Fuſils," 71 Carabiner, 144 geladene und 425 ungeladene Musketen, zuſammen 751 Stücke. Immerhin aber waren der Bürgerſchaft dieſenigen Waffen gelaſſen, die dem Aufſtande, wenn nichts anderes übrig blieb, die Geſtalt einer ſicilianiſchen Veſper geben konnten; eine ſolche jedoch lag in Schwaben, vielleicht nicht ſo ſehr dem Nationalcharakter, als den von Mißtrauen zerfreſſenen inneren Verhältniſſen fern.

Eine ähnliche Betrachtung mag dem Berichterſtatter vorgeſchwebt haben, wenn er fortfährt, die Wegnahme der Privatwaffen wäre wohl zu verſchmerzen geweſen, wenn ſich nicht ein größeres Unglück dazu geſellt hätte. Bei den Mühſeligkeiten nämlich, welche die Abführung der großen Stücke von der Burg verurſachte, fiel es dem dazu mitverwendeten Zimmermann, Hans Jacob Bertſch, und zwar, nach dem Wortlaute der Erzählung zu ſchließen, in der Argloſigkeit ſeines Herzens ein, zu bemerken, im Zeughauſe befinde ſich ja ein Flaſchenzug, der zu dieſem Geſchäfte ſehr „taugenlich" ſeyn würde.

Im Zeughaus! Von dieſer Anſtalt hatten die Franzoſen noch nichts gehört. Es iſt nicht gemeldet, daß ſie dießmal einen Verweis ertheilt haben. Wenn ſie ihn auch nicht aus Pietät gegen die reichsbürgerliche Verſchwiegenheit unterließen, ſo hatten ſie doch Grund genug zur Freude ohne Groll, da der Arſenalſchatz, deſſen ſie ſich in Folge der gemüthlichen Verrätherei des Zimmermanns bemächtigten, große und kleine Stücke, Doppelhaken, Gewehre, Kugeln, Pulver, Piken, Spieße, Partiſanen ꝛc., an Geldeswerth von der Stadt und ihren Sachverſtändigen auf 150,000 Gulden, von ihnen ſelbſt aber, deren Urtheil leicht in dieſem Fall als das competentere oder glaubwürdigere angeſehen werden dürfte, mit Lachen auf 200,000 Reichsthaler geſchätzt wurde. Sie erbrachen nun alle Thürme und Gewölbe, wo nur das geringſte Geſchütz verborgen war, und ließen den Glücksfund von den Schmieden in Stand ſetzen, um ihn zu fernerem Unternehmungen, namentlich gegen Schorndorf, zu gebrauchen. So wenig furchtbar war

Digitized by Google

der Feind ausgerüstet, wenn man sich von Anfang gegen ihn zur Wehr gesetzt hätte.

Jetzt waren nur noch im Ritterhaus, „Schwederloch“ und ein paar andern Orten einige metallene Stücke übrig; auch besaß die Stadt noch drei kleine Geschütze, die bei gewöhnlichen Feuersbrünsten abgeschossen wurden. Der Commissaire d'Artiglerie versprach die Hand davon zu lassen, wenn man ihm ein Pferd verehre; wo nicht, so wolle er auch noch alle Glocken in der Stadt und das vorräthige Eisen wegnehmen. Man schickte ihm das Pferd. Nach wenigen Stunden aber ließ er die sämmtlichen noch nicht geraubten Stücke abholen und zu den andern auf den Markt führen. D'Aremberg, an den man sich wandte, erwiderte, Melac habe an Louvois geschrieben und die devote Submission und bisherige Conduite der Stadt angerühmt, worauf Louvois geantwortet habe, man solle es der Stadt zu Gute kommen lassen. Melac aber, bei dem man jetzt zu suppliciren wagte, wies die Herren an Montclar, der allein zu befehlen habe, und nur erst, als Ferber mit seinen unterthänigen „Instanzen“ ihm keine Ruhe ließ, gab er die Vertröstung, daß er bei dem dereinstigen Abzug wenigstens die drei „Feuerstudlen“ dahinten lassen wolle.

Aber auch die letzte Tragödie, zu welcher wir von Stuttgart aus zurückkehren werden, war zu dieser Zeit von der Stadt im Geiste schon voraus erlebt worden. Während nämlich Melac sein Heil vor Schorndorf versuchte, ging sein Bruder Lartard gegen den zweiten Rathsconsulenten, Dr. Schäfer, mit dem er zu Nacht speiste, mit allerlei „sehr nachdenklichen Discursen“ heraus. „Eine im Königreich England zwar noch unter verborgener Asche glimmende Kriegsflamme,“ sagte er nach Datts Aufzeichnung, „könnte wohl mit der Zeit die ganze französische Macht vom Rhein divertiren und eine innerliche Unruhe in Frankreich selbst, unter den malcontenten Hugenotten, erwecken.“ Alsdann aber würden, wie er ihm „im Vertrauen eröffnete,“ der Stadt nicht bloß alle Geschütze weggeführt, sondern auch die Mauern auf der Burg niedergelegt, die Thürme, Rondelle und Gewölbe gesprengt, auch sonst an einigen Orten weite Breschen gemacht werden müssen. Man wußte also ziemlich genau, womit der Feind sein Werk über kurz oder lang krönen würde, und so können auch wir nunmehr die Kette der vierundzwanzigtägigen Leiden, an deren Ende wir hiemit angelangt sind, mit Ausnahme der letzten Erpressungen, in Einem Zuge überschauen.

Das vielgefeierte „Mädchen von Eßlingen“ — um dieses Sagenbild schließlich noch zu berühren — hat mit so manchen andern Mythen die geschichtliche Richtigkeit gemein. Gegen eine so devote Stadt konnte eine härtere Behandlung, als die erlittene, nicht im Plane der Franzosen liegen; sie brauchte also auch nicht abgewendet zu werden, und vergebens sucht man daher in den Akten eine Spur, die einen Anhalt böte. Oder wird man den Kern des Mythus in der oben erwähnten Frau Barbe finden wollen?

Ein nach dem Abzug des Feindes aus Eßlingen erlassenes Privatschreiben * sagt: „Dem Frauenzimmer ist das geringste Leid oder Affront, sowohl auf der Gassen als in denen Häusern, nicht geschehen.“ Da nun am Rhein vor wie nach über das Gegentheil die jammervollsten Klagen geführt wurden, so wird man annehmen müssen, daß die Franzosen diesseits des Schwarzwalds, bei allem Uebermuthe, verhältnißmäßig timid aufzutreten für gut gefunden haben. Indessen ist es auch hier, und selbst in Eßlingen, nicht so ganz glatt abgelaufen, wie jenes Schreiben glauben machen will. Der Pfarrer von Hochdorf klagte am 29. August des folgenden Jahres bei dem Rath gegen den Wirth zum goldenen Adler, seinen Verwandten, zu welchem er seine Tochter über die französische Occupation, nicht sehr zweckmäßig, „gesehnt“ hatte, daß er das Mädchen die ganze Zeit vor Melacs Augen — Melac wohnte in diesem Gasthaus — habe herumgehen und selbst bei der Tafel aufwarten lassen.

Der frommen Bürger Anwort hat
In gutem Teutsch gelungen:

E. E. Rath könne sich mit der Sache, als einer Privatsache, nicht befassen, und solle er, Pfarrer, seine Ansprüche gegen den güldenen Adlerwirth auf dem Weg Rechtens verfolgen. **

Auch diese Geschichte kann nicht wohl als der Stoff zu der Sage vom Eßlinger Mädchen angesprochen werden. Und doch muß jeder Mythus, wenn oft auch in noch so weiter Ferne, einen Boden haben, in dem er wurzelt. Dem gegenwärtigen nun wüßten wir, der Denk- und Einbildungsweise der letzten Jahrhunderte gemäß, nirgends als in der Bibel seine Heimath anzuweisen. Ein Seitenstück des Holofernes war geschichtlich gegeben, dem nur noch seine Judith fehlte. Die Phantasie hat diese hinzugethan und dabei freilich der herolschen Gestalt übel mitgespielt, indem sie ihr Schwert und Gürtel nahm und nur ein Symbol einer Zeit übrig ließ, die, um ihr Armseligstes zu retten, alles Bessere hergab, die Ehre zuerst.

* Abgedruckt in dem bereits angeführten Schriftchen: „Der neu aufgewachte Mordbrenner Labroche“ ꝛc.

** Pfaff Geschichte Eßlingens. S. 860.

Digitized by Google

16.

Peyfonnel und Oſiander.

Tübingen, die berühmte Univerſität, nicht mehr ganz auf der Höhe ihrer Blüthe, doch immer noch von dem ſtreitbaren Schatten ihres heiligen Theodor Thummius belebt, dabei eine alterſchwache Feſtung, obwohl erſt Herzog Ulrich die ihm verdrießlich gewordene Pfalzgrafenburg abgebrochen und an ihrer Stelle mit großen Koſten die neuen Werke aufgeführt hatte, die während des dreißigjährigen Krieges nur noch die Fortſchritte der Befeſtigungskunſt mit Schaden in's Licht zu ſetzen tauglich waren, Tübingen hatten die Franzoſen zum nächſten Punkt erkoren, deſſen Beſitznahme der des Asbergs folgen ſollte. Das Schloß, das der Regierung „mehr zur Recreation als zur Defenſion diente," war nur mit einem Offizier, etlichen „Guardiknechten" und wenigen Bürgern von der Landmiliz verſehen, daher der akademiſche Senat, das Hofgericht und die Bürgerſchaft einmüthig „Beſſerung und Admiſſion ſolch angedrungener Macht" beſchloſſen. Die Regierung unterſtützte dieſen Entſchluß der drei Körperſchaften durch einen Commiſſär, den ſie den Franzoſen mitgab, um den Commandanten fügſam zu machen.

Es bedurfte alſo nur noch eines angemeſſenen Unterhändlers, der dem Feinde die Unterwerfung der Stadt entgegen brachte und möglichſt günſtige Bedingungen von ihm zu erlangen ſuchte, eines höheren Ferbers, wenn man, im Hinblick auf die Verhältniſſe, die ſich geltend machten, dieſe Bezeichnung brauchen darf. Den Verdienſten des Einen wie des Andern kann durch dieſelbe kein Abbruch geſchehen; denn wenn einmal die Geſammtheit im Aufgeben ihrer ſelbſt A geſagt hatte, ſo blieb den Gliedern, Corporationen wie Einzelnen, kaum etwas anderes übrig, als die Schule, die unſer Eßlinger Factotum das „Kreuzabc" nannte, vollends durchzubuchſtabiren.

Ein Profeſſor der griechiſchen Sprache und der Philoſophie war der Mann, welchen Tübingen als ſeinen Sprecher zu den Franzoſen ſchickte; und wenn man weiß, daß es dieſem Manne in ſeiner ſpäteren Laufbahn beſchieden war, den Prälaten, Oberkriegscommiſſär, Generaladjutanten, Feſtungscommandanten, diplomatiſchen Agenten, Regierungsvertrauten und parlamentariſchen Vormann in ſeiner Perſon zu vereinigen, ſo wird man die Wahl gewiß eine glückliche nennen. Johann Oſiander,* einer der ſeit der Reformation herrſchenden theologiſchen Familien entſproſſen, Sohn des Univerſitätskanzlers, hatte nach Vollendung ſeiner akademiſchen Lehrjahre eine Hofmeiſterſtelle bei einem jungen ſchwediſchen Großen angetreten, die ihm den Vortheil längerer Reiſen im Auslande verſchaffte. Zwei Jahre davon kamen auf Frankreich, wo der junge, noch nicht dreißigjährige Mann eine Rolle ſpielte, dergleichen manchem Höhergeſtellten vorenthalten blieb. Die glänzenden Kreiſe der Pariſer Berühmtheiten jeder Art, von welchen der franzöſiſche Geſchichtſchreiber noch heute mit ſo vielem Stolze ſpricht, ſtanden ihm offen; vom ſchwediſchen Geſandten als Attaché verwendet, ging er zum König mit in die Audienz; unter den Feldherren, die ihn empfingen, lebte noch Condé, der alte, von der antik romantiſchen Muſe verherrlichte Held. Auch die Kehrſeite des Bildes trat ihm entgegen, denn ſein Aufenthalt (1684—1686) fiel eben in die Zeit der wüthendſten Verfolgung der Hugenotten, von welchen er mit Lebensgefahr ganze Familien nebſt ihrer Habe nach Deutſchland beförderte. Andererſeits ſuchten ihn Père Lachaiſe, Mabillon, Tellier in ihre confeſſionelle Fuſionsverſuche hinein zu ziehen; der ſchwäbiſche Magiſter gab ſich dieſen Bekanntſchaften, die ihm die Sorbonne öffneten, mit Behagen hin, wußte ſich aber dabei aus allen „Fallſtricken des Teufels" herauszuwickeln. Der Conſiſtorialrathsſtelle im ſchwediſchen Herzogthum Bremen, womit ihn der Vater ſeines Zöglings belohnen wollte, zog er den beſcheidenen aber ſichern Weg zur Prälatur in der Heimath vor, welcher mit einem außerordentlichen Profeſſorat zu Tübingen begann. Schon war er, kraft der Familienariſtokratie, ſelbſt ſeinen berühmten Lehrer Hiller in der Carrière überflügelnd, zum Ordinarius vorgerückt, als der Beſuch der Franzoſen ihm Veranlaſſung gab, nicht nur ſeine in der ſchwäbiſchen Univerſitätsſtadt ſeltene Kenntniß der feindlichen Sprache, ſondern auch die in Paris erlernte Kunſt des Umgangs mit Menſchen und „Weltleuten" wieder in Uebung zu ſetzen.

Neben der allgemeinen Lebensbildung kamen ſeine perſönlichen Eigenſchaften dieſer Aufgabe ſehr zu ſtatten. Oſiander war ein Mann von Muth. Von den leiblichen Gefahren, die ihm an der Wiege geſungen waren, lag zwar mehr als die Hälfte noch im Schoße der Zukunft, aber er hatte Duelle, Mordanfälle, Reiſeabenteuer mit Feuer und Waſſer, die man nicht bunter erfinden könnte, genug hinter ſich, um die ſtählende Einprägung

* Lebensbeſchreibung Johann Oſianders. Tübingen, 1795. (Von Jacob Friedrich Abel, damals Profeſſor zu Tübingen, früher an der Hohen Carlsſchule, auf Grund eines 1724 von Oſianders Leichenredner, Profeſſor Georg Konrad Pregizer verfaßten „Lebenslaufs" geſchrieben.

Digitized by Google

Auftretens, vermöge welcher er durch die Zeiten der Grävenitz halbwegs aufrecht hindurch kam,* verbunden

* Es ist übrigens nicht festgestellt, ob Osiander es war, der der Landhofmeisterin auf ihr Veelangen, in das Kirchengebet eingeschlossen zu werden, die bekannte Antwort gab, dieß sey bereits der Fall, da man ja im Vaterunser um Erlösung von dem Uebel bete. Der Witz wird auch einigen andern Prälaten in den Mund gelegt. Auch

als die Stellung der Kirche, welche so beschaffen war, daß das Consistorium (dessen Directive Osiander war) die Excommunication verhängen mußte, nicht wegen der Mißregierung, die noch 24 Jahre dauern sollte, sondern aus canonischen Gründen. War ja doch selbst das Landrecht, wie Herzog Christoph seiner Zeit rühmte, „auf den Decalogum gebaut."

* Vergl. die scharfen Worte Spittlers, württ. Gesch. II, 134 ff.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Bäuerle †. Einiges von seinen Verhältnissen. — Die Krankheit des Stephansthurmes.

Es nimmt sich wie bittere Ironie des Schicksals aus, daß Adolf Bäuerle auf fremder Erde sterben mußte, in fremder Erde ruhen muß. Vor allem war es dieser Umstand, welcher die einlaufende Botschaft mit tiefem Schmerzgefühle hier empfangen ließ. Es würde an allgemeiner Theilnahme ohnehin nicht gemangelt haben, wenn der alte Herr hier im Schatten des wankend gewordenen Stephansthurmes — schier hätte ich geschrieben: eines natürlichen Todes verfahren wäre, welcher Ausdruck verfängliche An-

Flüchtling sterben mußte, und zwar in derselben Schweiz, wo sonst nur unglücklich Verbannte und fürsichtige Ritter vom Spritzleder eine Zuflucht zu suchen pflegen? Adolf Bäuerle hatte sich aus Wien in aller Eile entfernt, weil seine verwirrten Geldverhältnisse endlich auf den Punkt gediehen waren, welcher persönliche Unannehmlichkeiten unabwendbar herbeiführen mußte. Keine Wahl war geblieben, als zwischen den engen vier Wänden der Haft für Schuldner und der weiten Welt; ein drittes gab es nicht mehr. Bäuerle zog die weite Welt vor, beson-

Seine Frau, um zwanzig oder dreißig Jahre älter wie er, war die Wittwe Johann Langers, der in seiner Jugend ein Dichter gewesen, um seine späteren Jahre dem traurigen Geschäfte zu widmen, die von einem sparsamen Vater ererbte Million auf jede mögliche Weise zu vermehren. Zweifelsohne hatte er nicht aus Liebe geheirathet. Seine Frau scheint ursprünglich an Gesinnung und Neigungen ihm gleich gewesen zu seyn, und wenn sie nach seinem Tode den Gewohnheiten des Hauses insofern untreu ward, daß sie einen Mann ohne Geist und Gut nahm, so geschah es sicherlich nicht in der Absicht, für die Schulden des Vaters ihres Theuren aufzukommen. Wenn also die Gläubiger Bäuerles auf die Heirath seines Sohnes speculirten, die bereits eine Reihe von Jahren hindurch vor Langers Tode in sicherer Aussicht stand, so rechneten sie mit der Klugheit des Erfindenden, der nach dem Strohhalme hascht. Diese Rechnung dürfte indessen am meisten dazu beigetragen haben, die unvermeidliche Katastrophe noch um einige Jahre zu verzögern. Adolf Bäuerle erfreute sich bis kurz vor seinem Tode eines wahrhaft glücklichen Greisenalters. Ein Mann in den Siebzigen, — er war meines Wissens 1785 geboren, — genoß er innerlich wie äußerlich einer eisenfesten Gesundheit. Wohlbeleibt ging er straff und aufrecht einher. Auf seinen vollen Wangen blühten, sanft angehaucht, die Rosen. Aus den wasserblauen Augen schaute harmlose Heiterkeit. Das Essen schmeckte ihm wie einem Knaben, das Trinken wie einem Mann in den Vierzigen. Wenn der Wein gut war, vertrug er seinen stattlichen Tropfen. Vor schlechtem Gesöff hegte er den Abscheu des gereiften Alters. Auf seiner Zungenspitze tanzte stets ein heiteres Scherzwort, ein lustiger Schwank, aber wohlgemerkt: ohne ätzenden Zusatz. Für alle Welt führte er verbindliche Redensarten im Vorrath, und selbst seinem Todfeinde ein schnödes Wort mündlich oder schriftlich an den Kopf zu werfen, hätte er nicht über das Herz gebracht, das für alle Welt wie ein Durchhaus offen stand. Seine Rede, seine Tinte, seine Druckerschwärze waren gleichmäßig mit Honig versetzt, und auch hinter dem Rücken pflegte er die Leute nicht „auszurichten," so daß wenigstens in dieser einen Beziehung der sonst durchaus flüssige Charakter zuverlässig erschien. Zwei oder drei Tage vor seiner stillen Abreise, welche am 18. Juli erfolgte, habe ich Bäuerle auf der Straße angetroffen. Gewiß stand er damals schon auf Wandersfohlen, aber anzumerken war ihm nichts. Wir hatten zufällig ein gutes Stück Weges miteinander zu gehen, das lachend und plaudernd zurückgelegt wurde. Die munterste Laune beseelte meinen Begleiter. Allem Anschein nach hatte er eine oder ein paar Flaschen Champagner im Leibe, und das verschluckte Gas stieg in Witzbläschen empor.

Adolf Bäuerle hinterläßt eine Schuldenmasse, deren Ziffern hoch genug stehen, daß sich kein Graf daran zu schämen brauchte. Indessen streiten sehr haltbare Gründe für die Ansicht, daß die wirkliche Einbuße der Gläubiger mit 10 Procent des ausgesprochenen Betrages zu decken seyn würde, was übrigens als eine ganz mäßige Berechnung erscheint, da die Hinterbliebenen die Erbschaft nicht einmal sub beneficio inventarii annehmen dürften, sondern zweifelsohne unter der Rechtswohlthat des Kreuzkrämerhandels ausschlagen werden.

Alle hiesigen Blätter — und zwar die von Bedeutung ohne Ausnahme — waren und sind zum Theil noch voll von Bäuerle, der einst unter den Kirchthurmberühmtheiten Wiens eine so hervorragende Stellung eingenommen, die wenigstens nicht in solchem Grad verloren gegangen, daß sein Tod, besonders aber ein so betrübtes Ende nicht im Stande gewesen, rechts eindringlich und allgemein daran zu mahnen. Es war das Aufflackern eines kaum mehr sichtbaren Lichtleins in einer Ampel vor dem völligen Verscheiden. Da ich von Bäuerle schon bei verschiedenen Anlässen gesprochen habe, so sey hier nur schlagwortartig auf sein Leben und Wirken hingedeutet. Vor ungefähr einem halben Jahrhundert schrieb er Stücke für das Leopoldstädter Theater, welches damals im Munde des Volks noch „beim Kasperl" hieß, gegenwärtig aber den Namen „Carltheater" führt, vom verstorbenen Director Carl (recte Baron Berenklau). Bäuerles Stücke hatten den größten Erfolg und brachen hinter Kasperls Lampen eine neue Bahn, auf welcher Raimund weiter arbeitete, und hernach Nestroy folgte, der allem Vermuthen nach die Folgerungen in ihrer letztmöglichen Gestalt bis zur äußersten Grenze geführt hat, wo dieſe Welt mit Brettern vernagelt ist, hinter denen die Engelein sitzen und die alten Mondscheine zu Sternen verschnitzelu. Bäuerle hat den Schirmmacher Staberl erfunden, einen ächten und rechten Spießbürger von Wien, aus welchem später unter Carls Händen eine Art von Truffaldino ward. Der richtige Staberl war keine Carricatur, sondern eine Gestalt aus dem Leben. Von Bäuerle war die „Aline —" nicht von ursprünglich eigener Erfindung, aber in einer Art bearbeitet, welche das entlehnte Werk zum Original machte. Aus Aline stammt der Kehrreim, der noch gegenwärtig oft genug vernommen wird: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien." Gegen die zwanziger Jahre hin gewann Bäuerles Theaterzeitung eine Bedeutung, die über zwanzig Jahr lang anhielt und erst mit dem Jahre 1848 ganz aufhörte. Die Beschaffenheit dieser Bedeutung habe ich früher auseinander gesetzt, gleichwie die Ursachen, um derentwillen der Eigenthümer dieses schwunghaften Unternehmens nicht einmal das Minimum eines Vermögens von 200,000 Gulden zurücklegte. Die Schuld lag nicht an maßloser Verschwendung, sondern ganz allein in der großartigen Fahrlässigkeit einer Lorenz-Kindleinnatur von wahrhaft rührender Unbefangenheit. Mit der heiterſten Bereitwilligkeit verschrieb Bäuerle 1000 für 100, wenn er eben Geld brauchte, und die Theaterzeitung mag mehr als einen Wucherer bereichert haben. - Und da die Theaterzeitung bis zum 48er Jahr alle ihre Wechsel eingelöst hatte, so wird sich durch die lange Gewohnheit in Bäuerle zweifelsohne die Vorstellung festgesetzt haben, daß sie es trotz der augenblicklichen und nur vorübergehenden

Digitized by Google

frisch drauf los, bis das unvermeidliche Ende kam, nachdem es bewundernswerth lange gezögert. Ein Theil der Gläubiger mag Bäuerles Vertrauen auf die Zukunft der Theaterzeitung getheilt haben, während einen andern der oben erwähnte Aberglaube beseelte. In seinen letzten Jahren hat Bäuerle durch seinen sogenannten Roman „Therese Krones“ einen großen Erfolg erzielt, der eine Reihe von nachfolgenden Schilderungen ähnlicher Art über Wasser hielt, trotz ihrer rohen Darstellung und der gar zu schleuderischen Arbeit. Von seinen Denkwürdigkeiten hat Bäuerle einen Band herausgegeben, aber die Arbeit ward ihm leid, weil sie schon bezahlt und das Geld ausgegeben war. Einige Bruchstücke der Fortsetzung erschienen in einem hiesigen Blatte, mußten aber aufhören, weil vom Verfasser keine andere Art von Manuscript zu erhalten war, als wenn der Druckereibube als Presse bei seinem Stuhle stand. Einem andern Blatte war die Fortsetzung zum Abdrucke vor dem Erscheinen in Buchform für den geringen Preis von 500 fl. angeboten worden, worauf der Unternehmer entgegnete: „Wenn die Handschrift für ein Blatt 500 fl. werth ist, so will ich die Theaterzeitung nicht berauben.“ Die veröffentlichten Bruchstücke der Denkwürdigkeiten haben den verhältnißmäßig geringsten, den meisten

von 1529 und 1683 ausgehalten und im Anbeginn des laufenden französische Stückkugeln gekostet hatte. Die neue Spitze, deren oberer Aufsatz von Eisen, hat sich lange nicht so gut bewährt. Der Thurm ist krank. Um seinen Hals haben sich Gerüste gelegt, auf denen seine Aerzte Concilien halten, deren Ausspruch allem Anscheine noch eine neue Abtragung des obern Theils zur Folge haben dürfte. Vom Neubau wird zweifelsohne das Eisen ausgeschlossen bleiben, es müßte denn seyn, daß man ihn von den Grundfesten aus von Metall aufführen wollte, da sich herausgestellt, daß das Eisen die Steine verdirbt, worauf es ruht, weil es in der Hitze sich ausdehnend die Fugen erweitert, in der Kälte seinen Umfang verringert, und dann, in der luftigen Höhe von Stürmen tapfer geschüttelt, in den gelockerten Fugen zerstörend sich rührt. Wir werden also den Stephansthurm in nächster Zeit wieder gerüstet sehen, und viele von uns nicht mehr die Vollendung des Neubaus erleben; weil die erhaltene bittere Lehre hoffentlich so weit fruchten wird, daß man begreift, wie in zwei oder drei Jahren nicht das Drittel (wenigstens das Viertel) von einem Bau zu vollenden ist, den aufzuführen eine Bauhütte, an deren Gesellen unsere Meister kaum reichen, volle 63 Jahre bedurfte.

Paris, September.

Das Théâtre français. — Die große Oper.

Pensionärs des Théâtre français ist eine der vielen Plagen, die viele begabte Männer davon entfernt halten. Die Gesellschaft besteht aus Herren und Damen, die meist aller literarischen Bildung ermangeln und das Theater bloß durch's Theater kennen. Fast immer von geringer Abkunft, treiben sie zuerst, um zu leben, jene kleinen Industrien, woran hier kein Mangel ist, und fühlen sie Neigung zum Lust- oder Trauerspiel, so kaufen sie eine „Broschüre;“ so nennen die Acteurs das Stück, das sie einstudiren. Unter ihnen sind überhaupt eigenthümliche Redensarten gäng und gäbe, die man selbst in der neuen Ausgabe des Dictionnaire de l'académie vergebens suchen würde. Appeler azor heißt z. B. ausspeisen. Wird ein Acteur beklatscht, so hat er de l'agrément, oder auch des côtelettes; wird er bei seinem ersten Erscheinen mit Auszeichnung empfangen, so bekommt er „ein Stück Zucker.“ Unter den talentvollsten Schauspielern gibt es welche, die sich bei der Claque darauf abonniren, und man erzählt von einer Actrice des Théâtre français, daß ihr das morceau de sucre innerhalb zehn Monaten 100,000 Franken gekostet habe. Und so läßt sich's erklären, wie ein chef de claque sich nach zehn Jahren mit 30,000 Fr. Renten von den Geschäften zurückzieht, während dieser Tage kurz nach einander zwei dramatische Schriftsteller im Hofwig Lariboisière gestorben sind. Remporter sa veste, heißt Fiasco machen; fugue, wenn ein Schauspieler durchbrennt, faire de la toile, wenn man flottert und nicht weiter kann. Hat nun ein angehender Achilles oder eine Iphigenie in herbis seine oder ihre Broschüre, so wählen sie sich einen Lehrer der Declamation, der mit ihnen die Rolle, die ihnen zusagt, einstudirt; jede Lection kostet mindestens fünf Franken. Dann spielen sie auf irgend einer Privatbühne, auf kleinen Theatern, wie z. B. dem Theater de l'école lyrique in der Straße Latour d'Auvergne. So lernen sie nach und nach die beliebtesten Stücke des Repertoire, erhalten bei einigem Talente und vielen Protectionen ein ordre de début im Théâtre français und werden meist angenommen, wenn sie nicht gänzlich unfähig sind; denn es fehlt da an Subjekten, weil sich alles, was nur ein wenig Stimme hat, der Oper widmet, die ganz andere Aussichten bietet. Nehmen Sie dazu die Zöglinge aus dem Conservatorium, die eben auch nicht viel von Literatur, von Theorie der Bühnenkunst, von Aesthetik u. dgl. wissen. Diese bilden dann den dramatischen Senat, vor welchem Männer wie Ponsard und Jules Lacroix erscheinen müssen, Jules Lacroix, ein gründlicher Kenner des Alterthums, dem man eine vorzügliche Uebersetzung der Satiren des Juvenal in Versen und mehrere andere ähnliche Werke verdankt. Ponsards l'honneur et l'argent wurde ebenfalls von diesen Autokraten abgewiesen und machte im Odeon Furore. J. Lacroix wäre so recht der Mann dazu, das Théâtre français zu heben. Er ist, wie gesagt, klassisch gebildet; seine ganze Richtung hält sich näher an Soumet und Delavigne, als an V. Hugo, dessen Excentricitäten doch nie recht durchgeschlagen haben. Die romantische Bewegung hat ihn, wie auch die beiden andern, nicht mit fortgezogen, allein die Folgen derselben sind bei allen dreien unverkennbar; der Bombast, den Voltaire und seine Schule in die Tragödie eingeführt hatten, ist aus ihrer Darstellung verschwunden, obgleich bei ihnen der Alexandriner noch immer etwas Feierliches und Abgemessenes hat, das die neuere Schule verpönt, und mit Recht. J. Lacroix hat versucht, die Jugend Ludwigs XI. auf der Bühne darzustellen, und er hat sich damit eine schwierige und undankbare Aufgabe gestellt. Ludwig XI. war ein ungerathener Sohn, der seine Großmutter Isabeau an ihrem Sohne gerächt hat. Im'S Einzelne können wir nicht eingehen. Die Tragödie hat gefallen; sie enthält höchst ergreifende Momente; die Sprache ist correct, energisch, vielleicht etwas monoton, und jedenfalls hätte die sehr achtbare Arbeit von Seiten des Théâtre français eine glimpflichere Behandlung verdient.

Von jeher war das Vernehmen zwischen den Dichtern und den Schauspielern des Théâtre français, oder wie man sie früher nannte, les comédiens ordinaires du roi zuweilen nicht sehr freundschaftlich. Bekannt ist durch seinen Hochmuth besonders der übrigens geniale Baron. Einst, während Racine ein neues Stück vorlas, ließ er sich beigehen, es auf eine unsinnliche Weise durchzuhecheln. „Baron,“ sagte der Dichter zu ihm, „ich habe Euch rufen lassen, um eine Rolle in meinem Stücke zu übernehmen, nicht aber um mir Eure Meinung zu sagen.“ Auch bekain zeigte sich den Dichtern gegenüber sehr unbequem, eben so die schöne Adrienne Lecouvreur, die schlecht spielte, wenn ihr das Stück nicht behagte, damit es durchfalle. Berühmt sind die Streitigkeiten zwischen dem Théâtre français und Beaumarchais, der Sieger blieb. Wir kommen gelegentlich darauf zurück.

Auch die große Oper hat eine Novität, die leider aber alt ist. Zum Debut der neu engagirten Frau Bestvali hat die Administration den Text zu Bellinis „Capuletti“ in's Französische übertragen und der Musik anpassen lassen. Die tragische Geschichte der beiden Liebenden von Verona ist vielfach von Theaterdichtern und Tonsetzern behandelt worden. Wir erinnern hier bloß an Zingarelli, Steibelt und unter den Neueren, außer Bellini, an Vaccai. In der Oper des ersteren sang die Pasta den Romeo und die Naldi die Julietie. Einige ältere Dilettanten sprechen noch mit Entzücken von Zingarellis Recitativ im zweiten Akte: „qual sara il mio contento,“ von Romeos Cavatine auf Juliens Grab: Idolo del mio core. Steibelt componirte zu dieser schönen Legende eine komische Oper; seine Partitur war nicht ohne Verdienst, ist aber längst vergessen. Giuletta e Romeo von Vaccai wurde nicht ohne Erfolg unter der Restauration aufgeführt. Bellini's Capuleti e Montecchi ist einer seiner ersten und schwächsten Producte. Den Beifall, womit das Stück 1833 zu Paris aufgenommen wurde, verdankte es den beiden Schwestern Grist; die jüngere sang die Juliette und die ältere Giulitta den Romeo, an lieblichen Cavatinen fehlt es nicht,

Digitized by Google

Vestvali, einer schönen, hoch und stark gewachsenen Polin, die nicht allein bereits in Italien und England gesungen, sondern auch die Yankees mit ihrem männlichen Talente erfreut hat, das ihrer robusten Gestalt vollkommen entspricht. Ihr Erfolg war ein entschiedener, doch wird die Debutantin schwerlich das hiesige Publikum enthusiasmiren. Da wo es darauf ankommt, die Sympathien des Herzens zu wecken, reichen ihre Mittel nicht aus; in der erschütternden Situation des letzten Akts hat Madame Vestvali den Erwartungen der Kenner nicht ganz entsprochen.

Im Théâtre lyrique ist der Allerweltsfaust wieder erschienen. Der deutsche Doctor nimmt sich putzig genug

Abou Hassan und Preciosa und die Entführung aus dem Serail.

Im Théâtre français ist ein neues Lustspiel von Laya angekündigt. Die Neuigkeiten in den kleinen Theatern sind unbedeutend; die Ingredienzien sind stets dieselben, nur die Namen der Personen wechseln. Wer hier ein Jahr lang die kleinen Theater besucht hat, der hat auf immer genug. Eugene Déjazet, der Sohn der bekannten Actrice, hat die Concession des Théâtre des Folies nouvelles erhalten. Seine Mutter, Mlle. Déjazet, wird wöchentlich dreimal auftreten; sie ist bereits in den Sechzigen und ihr Alter entspricht nicht ganz dem Zweck eines Théâtre des Folies nouvelles.

Berlin, September.

Jonas †. — Oberpostdirektor Schneider †. — Die Eisenbahnen. — Concurse. — Bewegungen an der Universität. — Die Zauche-Junker.

In meinem vorletzten Briefe schrieb ich Ihnen wohl, dankbar, daß die unnatürliche Sommerhitze keinen merklichen Krankheitszustand in Berlin und seiner Umgegend zurückgelassen habe. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Im letzten hatte ich schon den raschen Todesfall dreier namhafter Männer, public characters in unserem Sinne, zu melden; seitdem sind so viele bekannte und hochgestellte Personen plötzlich oder rasch und noch in ihrer vollen Lebenskraft gestorben, daß man doch wohl an eine Art Krankheitszustand zu glauben genöthigt

das größere Vaterland minder bekannt sind; aber der jüngste Todesfall, der des Predigers Dr. Jonas, hat eine allgemeinere Bedeutung und hat eine allgemeine Trauer hervorgebracht. Als Geistlicher einer der ausgezeichnetsten Schüler Schleiermachers, von wohlthätigem Einfluß auf seine zahlreichen Confirmanden, nahm er unter den protestantischen Predigern der Hauptstadt eine bedeutende Stellung ein. Er und Sydow waren fast die einzig noch lebenden, welche an der Fahne der geistigen und wissenschaftlichen Behandlung des Christenthums festhielten, die Schleiermacher aufgepflanzt hat. Sie wurden ehedem von den Rationalisten,

vielleicht nur dadurch schmerzhaft berührt, daß sie keinen Kreis von Jüngern um sich sammeln konnten. Beide waren denn auch schon 1848 politisch thätig, beide Mitglieder der Nationalversammlung, beide angefeindet, ja sogar persönlich angegriffen von der Straßendemokratie, um, nachdem die Reaktion alles überstürzt hatte, auch von dieser verunglimpft und als schädliche Potenzen wo möglich bei Seite geschoben zu werden. Dazu wirkten denn freilich auch Familienverbindungen mit. Jonas Gattin war die Schwester des Grafen Schwerin; das war vor der Kreuzzeitungspartei an und für sich ein Verbrechen, gleichwie ein anderer Schwager des Letzten, ein ausgezeichnet tüchtiger Schulmann und Gymnasialdirektor, um dieses Verwandtschaftsgrades wegen unter dem vorigen Cultusministerium zu einer neu errichteten Anstalt nicht befördert werden konnte, obgleich Magistrat, Bürgermeister und Stadtverordnete einstimmig für ihn votirten. Das ist nun überwunden, aber es ist der Mühe werth, daß man sich solcher Zustände erinnert, um bei künftigen Vorfällen nach zu sehen. Jonas litt persönlich durch diese Mißgunst nicht, denn er war ein fester, unwandelbarer Mann, und er ward beim letzten Landtage wieder für Berlin zum Abgeordneten gewählt, sowohl um das Unrecht gegen ihn wieder gut zu machen, als auch um einen mannhaften Vertreter der protestantischen Kirche der Versammlung zu gewinnen. In letzterer Beziehung hatte er in dieser Session wenig Gelegenheit zu sprechen, bei allen andern Gelegenheiten zeigte er sich aber unwandelbar fest, d. h. nicht von der Luft der herrschenden Stimmung bewegt. Seine Thätigkeit als geistiger Führer und Leiter des Gustav-Adolphvereins ist anerkannt, sein eben so unwandelbares Streben, die protestantische Kirche durch das Mitwirken der Laien, also durch eine allgemeine Parochialverfassung zu kräftigen, ist weniger durchgedrungen. Bei seiner Wärme und Ueberzeugungskraft, bei seinem sichtlich durchdringenden Verstande, der in allen Fächern sich darthat, würde Jonas weit mehr gewirkt haben, sowohl auf der Kanzel als in den Kammern oder Volksversammlungen, wenn sein Organ flüssiger und sonorer gewesen wäre. Sein Mitkämpfer und Freund Sydow hielt eine tief bewegte, eingreifende Leichenrede dem Manne, welcher durch „die Wucht seines Charakters“ so viel gethan. Seit Humboldts Begeädniß war keines feierlicher in Berlin.

Ein mehrere Wochen früher gestorbener Staatsbeamter, der Oberpostdirektor Schneider, hatte zwar keinen Anspruch, ein öffentlicher Charakter zu seyn, denn er war eben nur ein höherer Beamter, wahrscheinlich ohne politische Meinungen, und ohne Lust, in das öffentliche Leben einzugreifen; aber in seiner Art war er ein musterhafter Mann, ein Exemplar von jenen preußischen Beamten, die jetzt schon zu den Seltenheiten gehören. Trotz seines hohen Alters in den Siebzigen war er Nacht und Tag auf seinem Posten, das Amt war sein Leben, und während dieser seiner über halbhundertjährigen Dienstzeit hatte er nie um einen Urlaub gebeten, was jetzt als etwas Miraculöses erscheint, da die Gesuche um Urlaub für Gesundheits- und Badereisen zur jährlichen Gewohnheit und Nothwendigkeit eines hartgeplagten preußischen Offiziantens gehören. Auch darin muß es in den Geschiechtern vor uns stärkere Nerven gegeben haben. Von unserem Oberpostdirektor erzählt man noch einen andern Zug. Wie nur ein standfester Allopath die Homöopathie und ihre Priester und Medicanten mit innerem Schauder betrachten kann, so, sagte man, sehen ächte Postbeamte von altem Schrot und Korn nun mit Entrüstung und Widerwillen die Eisenbahnen an. Schneider wollte nie eines dieser diabolischen Werkzeuge und Fahrzeuge betreten und hätte es auch wirklich ausgeführt, wenn nicht des vorigen Königs Befehl ihn nach seinem fünfzigjährigen Jubiläum zur Tafel nach Potsdam beschieden hätte. Weil es zu spät war, mit Eilepost zur rechten Stunde dahin zu gelangen, mußte er sich — Einmal im Leben! hinter dem Rauchkasten in den Wagen setzen. Er war ein exakter Beamter von altem Schrot und Korn, wiederholen wir, aber ein Mann von großer Redlichkeit, unparteiisch und gütig gegen seine zahlreichen Untergebenen, und besonders gefällig und freundlich gegen das Publikum, Eigenschaften, welche nicht überall mit den exakten Beamten aller Zeit zusammen treffen.

Bei Gelegenheit der Eisenbahnen sey bemerkt, daß sie über andere Gegner als die eingesteinlichsten Postalisten gesiegt haben, in Preußen, in der ganzen Welt, sogar in Rom und gegen das päpstliche Interdict, und sie haben nach weniger als einem halben Menschenalter im letzten italienischen Kriege den negativen Beweis geboten, daß sie auch unter den Zerstörungen des Krieges als ein nothwendiges Lebenselement bleiben und erhalten werden müssen. Nur jetzt stockt die flüssige Bewegung, die bis jetzt mit jedem Jahre in Deutschland in ungeheuern Progressionen zunahm. Das hat nicht der orientalische Krieg, nicht die große Handelskrisis aus Amerika, ja selbst nicht der italienische Krieg bereitet. Besorgniß vor Erschütterungen von außen sind doch im Augenblick nicht da, ja Deutschland steht kräftiger als je gegen jeden Angriff äußerer Feinde; sollte nun die innere Krisis so bang auf die Millionen einwirken, welche Handel, Wandel und Bewegung in den Händen haben? Die preußischen Eisenbahngesellschaften hatten einen gefährlichen Feind im Innern, den Minister von der Heydt, welcher zur Zeit des vorigen Regime mit immer neuen Razzia's gegen dieselben drohte, um die Unternehmungen allmählig, eine nach der andern, und am wohlfeilsten, in die Hände des Staates zu bringen. Herr von der Heydt ist zwar heute noch Minister, diese Macht ist ihm aber durch die Kammern so entrissen, und das bisherige Verfahren so allgemein mißbilligt worden, daß dieses Eingreifen in die Selbstverwaltung der Eisenbahnen wohl fürder nicht mehr zu besorgen steht. Dennoch, und trotzdem daß die meisten Bahnen nur geringere Mindereinnahmen im Verhältniß zu früheren Jahren erlitten haben, ist und bleibt ihr Marktwerth unverhältnißmäßig gering. Es muß also doch eine Schüchternheit vorherrschen, die mehr gefühlt

Digitized by Google

Genf, Oktober.

Naturforscherversammlung. — Die geschichtsforschende Gesellschaft der französischen Schweiz.

Im vorigen Monat schien sich, wenigstens vorübergehend, das gesammte geistige Leben der Schweiz in Genf concentriren zu wollen, dieser Stadt, welche, so sehr sie auch an der geographischen Peripherie der Eidgenossenschaft gelegen ist, dennoch ihren intellektuellen wie materiellen Einfluß seit ihrem Beitritt zu dem Schweizerbunde innerhalb desselben so nachdrücklich geltend zu machen wußte. Ich hatte Ihnen in meinem letzten Briefe einen Bericht über die cantonale Kunstausstellung versprochen, heute aber habe ich auch noch die am Ende des vorigen Monats hier abgehaltene Generalversammlung der schweizerischen Naturforscher, so wie die gleichzeitig hier gehaltene Semesterversammlung der so fruchtbar, fleißig und ersprießlich wirkenden geschichtsforschenden Gesellschaft der französischen Schweiz zu erwähnen. Und schon befindet sich wieder eine neue Kunstausstellung, die eidgenössische, innerhalb unserer Mauern. Sie sehen, in Genf fehlt es dem Journalisten niemals an Stoff, es kommt vielmehr darauf an, den gestatteten Raum haushälterisch zu benutzen.

Die Schweiz hat den Naturwissenschaften so ausgezeichnete Kräfte zugeführt, daß eine Naturforscherversammlung in der Schweiz immer ein Ereigniß von allgemeinem Interesse für die wissenschaftliche, ja die gebildete Welt überhaupt ist. Deßhalb hatte man es auch mit Bedauern vernommen, daß die heurige Generalversammlung, die in Lugano im Canton Tessin stattfinden sollte, wegen der Kriegsereignisse bis zum nächsten Jahr hinausgeschoben werden mußte. Da bot, nachdem auch der politische Horizont sich wieder aufgeheitert hatte, der unerwartete Besuch, welchen L. Agassiz nach dreizehnjähriger Abwesenheit im vorigen Monate seinem Vaterlande abstattete, der Société de physique et d'histoire naturelle in Genf Gelegenheit, eine außerordentliche Versammlung der schweizerischen Naturforscher für den 24. August nach Genf zusammen zu berufen. Der Einladung wurde in befriedigendster Weise Folge geleistet, so daß alle Cantone in der Versammlung vertreten waren, in welcher Namen wie Merian (Basel), Escher von der Linth (Zürich), Studer (Bern), Steiger (Luzern), Castella (Freiburg), Coulon, Desor, Bouga (Neuenburg), Dufour (Waadt) u. a. glänzten. England war durch die Herren Tyndall und Frankland, die erst vor kurzem eine wissenschaftliche Montblancbesteigung unternommen hatten, Frankreich durch die Herren Michelin und Deville vertreten. Von deutschen Naturforschern war W. Schimper zugegen, K. Vogt, den ehemaligen Schüler und wissenschaftlichen Freund Agassiz's finden wir sonderbarerweise nicht genannt unter den Theilnehmern der Versammlung.

Die in einem Saale des neuen Conservatoriums gehaltenen Sitzungen gaben ein anschauliches Bild von der Vielseitigkeit und Gründlichkeit der Bestrebungen der schweizerischen Naturforscher. Wir können uns natürlich hier auf eine Analyse der einzelnen Vorträge nicht einlassen, müssen uns vielmehr darauf beschränken, zu erwähnen, daß die Herren Alph. Favre, A. de la Rive, Dufour, Wartmann und Tyndall über geologische, physikalische und meteorologische Gegenstände sprachen, und Agassiz die Cuvier'schen Eintheilungen des Thierreichs gegen einige neuere Einwürfe mit gewohnter Klarheit und glänzendem Scharfsinn vertheidigte. Von allgemeinem Interesse ist der in Form eines Wunsches von der Versammlung gefaßte Beschluß, die von den eidgenössischen Kammern zu Gunsten der schweizerischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft verwilligte Summe von 3000 Franken zu Anfertigung einer geologischen Karte der Schweiz zu verwenden. Die Studer'schen Werke liefern bekanntlich ausgezeichnete und großartige Vorarbeiten zu einem solchen Unternehmen, das wir bei der Bedeutung der geologischen Studien in der Schweiz als ein nationalwissenschaftliches bezeichnen müssen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Jetzt kommst du wie im Heldengang
Heran auf schnellen Wagen,
Jetzt wie ein leichter Traumgesang,
Vom Abendroth getragen.
So tratst du ein auf leiser Spur
Als mir die Braut gestorben.
Die dich verkennen, haben nur
Dein reines Bild verdorben.

Wie wirst du mich, in welcher Nacht,
Zum letzten Schlafe legen?
Am liebsten komm' in einer Schlacht
Zu meines Volkes Segen;
Komm' wie des Weltgeschickes Rad,
Mich plötzlich zu zermalmen —
Sie liegen schön gemäht am Pfad
Die reifen Erntehalmen.

Des weisen Griechen Becher füllst
Du jenen nur zu Ehren,
Die du wie Helden zieren willst,
Den darf ich nicht begehren. —
Wie Nebel am Gebirge, sieh,
So laß mich auch verschwinden;
Doch komme, wann du willst und wie,
Du sollst mich freundlich finden.

J. G. Fischer.

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

(Fortsetzung.)

Für den jetzigen Augenblick handelte es sich jedoch um nichts Weiteres, als mit möglichst guter Art, mit besserer somit als in Eßlingen nach dortiger Redeweise geschah, „des Königs Clemence und des Herrn Generals Gütigkeit zu imploriren.“ Oſiander ritt in den Schönbuchwald, um das Hauptquartier der heranziehenden Truppen aufzusuchen. Er wurde nach Waldenbuch gewiesen, wo er Morgens 2 Uhr ankam. Seine Eile hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Da ihm der Schlagbaum nicht sogleich geöffnet wurde, suchte er von einer andern Seite in das Dorf zu dringen. Die Wache rief ihn an. Ueber dem Rauschen des Wassers hörte er es nicht und gab keine Antwort, daher der Soldat sich fertig machte und eben Feuer geben wollte, als ein benachbarter Wirth herzusprang, den Franzosen vom Schießen abhielt und das Mißverständniß berichtigte. Montclar war noch nicht da, wurde aber erwartet. Oſiander mußte jedoch den ganzen Tag warten, denn es war der 4. December, und die Generalität konnte, wie wir wissen, erst gegen Abend von Eßlingen eintreffen.

Nach ihrer Ankunft fragte der für die Universitätsstadt bestimmte Commandant Peyfonnel gleich, ob niemand von Tübingen da sey. Der Professer graecae linguae stellte sich vor und wurde beordert, auf der Stelle zu Pferd zu sitzen, da er unterwegs mit ihm reden wolle. Oſiander hielt es für ersprießlicher, mit dem Obergeneral zu unterhandeln, und verlangte zu diesem. Peyfonnel verweigerte es, Oſiander wiederholte die Bitte, Peyfonnel schlug sie nochmals ab. Oſiander aber blieb hartnäckig und war nicht von der Stelle zu bringen, bis Peyfonnel ihn zu Montclar führte, der eben an der Abendtafel saß. Oſiander trug sein Anliegen vor, aber ohne andern Erfolg, als daß er an Peyfonnel gewiesen wurde. Nun hatte er bei diesem das Kraut verschüttet. Peyfonnel hieß ihn Degen und Pistolen abgeben und zwischen zwei Dragonern folgen, dann ritt er fort, und der Professor konnte, wie man damals zu sagen pflegte, Kalender machen.

Endlich jedoch ritt Peyfonnel langsamer, ließ sich einholen und befahl dem Arrestanten, neben ihm her zu reiten und seine Fragen aufrichtig zu beantworten. Diese Gelegenheit nützte Oſiander so geschickt und glücklich, daß Peyfonnel ganz eingenommen wurde und ihm sagte, er solle es auf die vortheilhafteste Art empfinden, daß er seine erste Bekanntschaft in Tübingen sey. Womit er den General so vortheilhaft unterhalten, ist nicht angemerkt; aus einer spätern Andeutung geht jedoch hervor, daß er die Kenntnisse im Kriegswesen, die ihn in der Folgezeit zu einem sechswöchentlichen Adjutantendienst befähigten, schon damals an den Mann zu bringen verstand.

So kamen sie bei dem Dorfe Weil im Schönbuch an. Oſiander bat nun wiederholt, ihn über Nacht nach Hause zu lassen, was aber seinem Gönner nicht einleuchten wollte, obgleich er geltend machte, wenn er nicht entlassen werde, so werde es morgen in Tübingen an allen Anstalten wegen der Quartiere fehlen und nur Schrecken und Unordnung herrschen. Peyfonnel fragte hierauf, ob sich wohl die Garnison im Schlosse wehren

Digitized by Google

„Es ist gewißlich an der Zeit," und der Herr Magister Eisenlohr predigte über den jüngsten Tag. Nur wenige Rathsherren und Zunftmeister kamen in die Kirche, die übrigen waren mit den Herren Geheimen auf dem Rathhause versammelt, um in corpore die gefürchteten Gäste zu empfangen. Nach der Predigt kam in der Metzgergasse ein Geschrei aus, die Stadt werde um drei Uhr „auf dem Aschenhausen liegen," und da inzwischen von Urach her das falsche Gerücht erschollen war, daß die Reichsvölker schon bei Blaubeuren stehen, so wurden die Stimmen, welche die Thore gesperrt wissen wollten, wieder lauter. Der Syndikus aber ritt mit dem Sprachmeister Cellius und dem weiland kaiserlichen Fahnenschmied Syrutschek, der als Marstaller fungirte, den Franzosen entgegen.

Sie kamen erst gegen zwölf Uhr, zweihundert Dragoner, die sogleich die Thore, das gegen Ulm zuerst, besetzten, und auf diese Weise wenigstens symbolisch für einige Stunden die Occupation vollzogen. Der Chronist, welchem Blechbüchsen, Kamaschen und Bajonette etwas Neues waren, sagt, sie haben lange Flinten und eine Trommel auf dem Roß, keine Stiefeln, sondern Leder in den Schuhen um die Strümpfe gehabt, auch Stilette an sich hängen, die sie, wenn sie sich verschossen, oben in's Rohr in ein Häkchen stecken, um sie für einen Spieß zu gebrauchen. Nachdem Peyfonnel herumgeritten war, die Stadt von innen und außen zu besehen, ging's auf das Rathhaus zur Mahlzeit. „Man hat wader aufgetragen, viel Spanferkel, Gäns, Pasteten, Hammelsschlegel, allerlei Confect, Hippen ꝛc.," „und haben sich auch ihre drei Trompeter unter währender Mahlzeit tapfer hören lassen." Den Wachen trug man in großen Kopfkörben viel Essen zu, „als Rindfleisch, wie man denn im Spital einen Ochsen dazu geschlachtet, Hammelsschlegel, Spanferkel, Gäns, weiße Laiblein, Flaschen mit Wein, wozu sich arme Burger geschlagen und auch weiblich mit gessen und getrunken." Es war übrigens ein kurzer Besuch, denn „als es drei Uhr geschlagen, war niemand mehr von ihnen da." Der Accord, worin sich die Stadt mit Peyfonnel abgefunden, wurde geheim gehalten. Das Tractament wird auf 500, der Gesammtschaden dieser zwei Franzosenmonate auf 10,000 Gulden berechnet. „Ist eine feine Ritterzehrung," sagt der Chronist.

Stand Peyfonnel auf der Leiter der geistigen Wesen etwas höher als Melac und Consorten, so war er dafür auch um so theurer. Gleich nach seinem Einzug in Tübingen legte er, „neben andern Exactionen und Pressuren," „unter'm Titul vor Brand und Plünderung" der Stadt und dem Amte 20,000 und der Universität 12,000 Gulden in den nächsten Tagen zu zahlen auf. Da Stadt und Amt die große Summe in so kurzer Zeit nicht auftreiben konnten, so mußte man sich „hier und da um unterschiedliche starke Anlehnungen bewerben," so daß man, ungerechnet die „geforderte Discretiones vor die hohe Offiziers," endlich 12,000 Gulden zusammenbrachte. Für den Rest von 8000 mußten beim Abmarsch Geisel mitgegeben werden. *

Ein klein wenig besser ging es der Universität. Der akademische Senat, der es nach Eßlinger Art anfangs mit der „Unmöglichkeit" und dann mit einer Bestechung von 400 Thalern versucht hatte, wurde durch das Fehlschlagen gewitzigt und überließ jetzt die Sache seinem „tiefer blickenden Collegen." Osiander bat Peyfonnel, tausend Franken nachzulassen. Peyfonnel willigte ein, unter der Bedingung, daß das Uebrige sogleich geliefert würde. Nun klagte Osiander, daß ihn selbst, einen unvermögenden Mann, so viel treffe, berief sich auf die ihm gemachten Versprechungen und erinnerte an die Mühe, die er Tag und Nacht bisher gehabt. Peyfonnel schenkte ihm 2000 Franken. Hierauf bat Osiander, dieselben dem akademischen Corpus abtreten zu dürfen, und Peyfonnel ließ sich's gefallen, so daß ein weiterer Abzug zu Stande kam. Bei der Abendtafel fragte Peyfonnel, ob das Geld morgen gewiß eingehen werde. Osiander antwortete, er hoffe es beinahe ganz zu liefern. Peyfonnel sprach wiederholt von der ganzen Summe, Osiander ließ abermals sein „beinahe" einfließen, und als jener den Gegenstand nicht weiter verfolgte, so sah Osiander das Spiel gewonnen. Er unterwies den Senat, das Geld in aller Frühe zu überbringen, aber tausend Franken davon zurückzubehalten. Peyfonnel fragte zwar die Deputirten gleich, wie viel sie bringen, gab sich aber mit ihrer Entschuldigung zufrieden, ertheilte die freundlichsten Zusicherungen und sagte lächelnd zu Osiander: „Vous m'avez trompé, Docteur!" So gelang es, den großen Stiftungen, die Goethe ein Jahrhundert später in dem bekannten Brief aus Tübingen mit ruhigen Kolossen verglich, einen Mehrverlust von 2000 Gulden zu ersparen.

Ein größeres Verdienst, und nicht bloß in spiritualer Hinsicht, war die Abwendung des katholischen Gottesdienstes. Daß Tübingen in diesem Punkte mit weniger Zurückhaltung behandelt wurde als Eßlingen, lag wohl nur in der Anwesenheit von Klerikern, für die es denn freilich seinen besondern Reiz haben mochte, eine der festesten Burgen des Protestantismus mit Sturm zu nehmen. Zwei französische Geistliche waren es, die von einem Lieutenant gefolgt in die Hauptkirche zu St. Georg eindringen wollten, als die Gemeinde eben

* Memorial des Tübinger Magistrats von 1688.

Digitized by Google

sich anschickte, ihren Gottesdienst daselbst zu halten. Ofiander begegnete ihnen, fragte sie um ihre Absicht und hörte, sie wollen Messe lesen. Er beschwor sie, abzuwarten, bis er vom General zurückkomme, und eilte zu Peyfonnel. Dieser hatte den Augenblick zuvor in der gleichen Angelegenheit den geheimen Regimentsrath von Barnbühler, der sich um jene Zeit in Tübingen befand, abgewiesen; als aber Ofiander ihm mit Nachdruck bemerklich machte, daß die Tübinger dießmal gar keinen Spaß verstehen würden, daß Mord und Todtschlag und Alles zu befürchten sey, ließ er den Priestern Gegenordre zugehen, und Tübingen blieb mit der Messe verschont. So mußten also auch hier die „unverständigen" Seelen im hohen Nothfall zur Einschüchterung dienen, und auch hier ist ihr Daseyn bezeugt, denn in Reutlingen hatten, wie der dortige Chronist erzählt, die Franzosen bitter geklagt, daß ihnen von der Tübinger Bürgerschaft „lauter Unwille angethan und erwiesen werde."

Wo sie ein Leben und Weben im Volke spürten, da zogen die Franzosen alsbald gelindere Saiten auf. Um dem Reichsheere, das doch endlich einmal kommen mußte, das Vordringen zu erschweren, waren in das Tübinger und Herrenberger Amt Befehle ergangen, sämmtliche vorräthige Fourrage zu verbrennen, widrigenfalls die Scheunen mit aufgehen sollten, und die Saatfelder umpflügen. Ein Theil der Bauern fügte sich scheinbar, indem sie die List gebrauchten, verdorbenes Heu mit Reisigholz auf die Anhöhen zu tragen und bei Nacht anzuzünden; die meisten aber rotteten sich zusammen und schwuren, sich eher todtschlagen zu lassen als zu gehorchen, worauf die Franzosen die Zumuthung beruhen ließen.

In diese Zeit wird auch eine Schlappe verlegt, welche Montclar nach seinem Abzug aus Tübingen von Schwarzwälder Bauern erlitten haben soll, und dieser Ursache wird es zugeschrieben, daß Montclar seiner anfänglichen, nach dem Duc de Duras dustenden Manier untreu wurde und zur Ebenbürtigkeit mit einem Melac herunterſank. Geschichtlich ist die Ueberlieferung nicht bekundet. Indessen ist der Schwarzwald von jeher für eingedrungene Feinde ein kleiner Kaukasus gewesen, und in seinem Schatten mögen manche stille Gräber Geschichten verbergen, die der Geschichte unbekannt geblieben sind. „Ich hab' mir einen Franzosen geschossen, geh hinaus und schieß dir auch einen," antwortete in den Revolutionskriegen ein Waldbauer, der in blitzender Offiziersuniform zur Kirche kam, einem andern auf die Frage, wo er das schöne „Häs" her habe. Eine bekannte Niederlage der Franzosen in unserem Waldgebirge hat jedoch erst bei ihrem allgemeinen Abzug stattgefunden, und Montclars Umwandlung läßt sich hinlänglich aus der veränderten Lage der Dinge erklären.

Der sogenannte, vielbesprochene, sehnlich erwartete, übrigens vorerst bloß aus der Handvoll schwäbischer Türkenhülfe bestehende Succurs war jetzt sicherem Vernehmen nach wirklich durch Bayern im Anmarsch begriffen. Es mußte sich also zeigen, ob die Franzosen Ernst machen wollten. Tübingen aber, von der Alb her bedroht und von keiner Seite gedeckt, war jedenfalls unhaltbar, daher auch dieser Posten zuerst aufgegeben und hier der Anfang mit den berüchtigten Zerstörungen gemacht wurde.

Schon am 10. kamen die Reutlinger Herren, die wieder nach Tübingen geritten waren, „ganz traurig und consternirt" mit der Neuigkeit nach Hause, es gehe das „allgemeine Geschrei," daß das Tübinger Schloß in die Luft gesprengt werden solle. Trotz der gegenseitig eingewurzelten Aufsässigkeit hatte man in Reutlingen großes Mitleiden mit der Nachbarstadt, die zu einem guten Theil den Untergang vor Augen sah. Peyfonnel ließ in der That das Schloß an mehreren Stellen untergraben, und Ofiander erhielt Befehl, die Bewohner der gefährdetsten Stadttheile zu warnen. Sein Biograph erzählt, es sey Ordre auf Ordre von Montclar gekommen, erst, die Stadt zu verbrennen, dann, wenigstens zu plündern, endlich, zu brandschatzen und zu demanteliren; die beiden ersten habe Peyfonnel, gewonnen durch Ofiander, der ihm von der Erhaltung einer so berühmten Universität unsterblichen Nachruhm in Aussicht gestellt, bei dem Obergeneral abgebeten, die letzte aber habe er ausführen müssen. Die beiden ersten scheinen jedoch bloße Drohungen gewesen zu seyn, wodurch man die Contribution erpressen wollte. Gegen die dritte halfen Ofianders Vorstellungen nichts. Peyfonnel ließ ihm statt aller Antwort bloß die erhaltene Ordre vor und sagte, er solle ihn jetzt nicht mehr plagen.

„Der patriotische Mann," fährt die Lebensbeschreibung fort, „wagte einen Schritt, welcher eben so sehr seine außerordentliche Herzhaftigkeit als seinen Patriotismus beweist. Er schlich sich, ungeachtet überall umher Wachen standen, in tiefer Nacht ganz allein an die Oerter, wo die Minen waren, und trug ganze Fäßchen voll Pulver heraus. Als nun die Zeit (15. December) kam, da die Minen springen sollten, nahm Peyfonnel Ofiandern mit sich auf's Schloß, um den Effekt derselben anzusehen; allein zum größten Erstaunen des ersteren thaten zwei gar keine Wirkung, die dritte riß ein großes Stück aus dem Rondel. Peyfonnel war wüthend, Ofiander aber besänftigte ihn, indem er die Ursache in die Härte der Steine und die Kürze der Zeit, in der alles veranstaltet worden sey, setzte." Die

Digitized by Google

Geſchichte von der nächtlichen That kann nun freilich keinen andern Gewährsmann haben als den Helden ſelbſt, doch wird ſchwerlich jemand geneigt ſeyn, ihm den Glauben zu verſagen. Daß dieſe Sprengung den Franzoſen, die in ſolchen Arbeiten ſo bewandert waren, mißlungen, iſt unzweifelhaft, und auch der Reutlinger Chronik hat gleichzeitig in ſeine Chronik eingetragen, ihr „unter dem Schloß eingeſetztes Feuer habe nit nach ihrem Willen effektuiren wollen.“

Daß man das ſchöne Zeughaus auf dem Schloſſe gänzlich verheerte und die verfallenen Kanonen ſammt der Munition auf Wagen lud, konnte Oſiander nicht verhindern. Dagegen gelang es ihm, die völlige Niederreißung der Stadtmauer zu hintertreiben; ſie wurde nur an drei Orten geſprengt. Während des Zuſehens ſagte Peyſonnel zu ihm: „Sehet hier, Doctor, die Macht Eurer Wiſſenſchaft!“ Die Aeußerung verräth, wodurch der Gelehrte ſich die Gunſt des Soldaten vornehmlich erworben: durch kriegswiſſenſchaftliche Converſation. Oſiander ergriff die Gelegenheit und erwiederte, ihm ſey der Anblick herzlich leid; ob es aber nicht erlaubt wäre, die offenen Stellen mit Paliſaden zu ſchützen? Peyſonnel geſtattete dieß, doch mit der Bedingung, daß es erſt nach ſeiner Entfernung geſchehen ſolle.

Am 11. betraten die Kreistruppen den ſchwäbiſchen Boden, am 15. waren ſie in Ulm. Den Tag darauf, dritten Advent, zogen die Franzoſen von Tübingen ab. Die Reiſezehrung hatten ſie von dem an der Alb gelegenen Städtchen Pfullingen requirirt, ein großes Faß mit Echaßforellen, dazu „Gänſe und Vögel,“ bei Strafe des Brands. Der Wagen, die ſie abführten, zählte der Chroniſt wohl zweihundert, mit Frucht, Haſer und Stücken aus dem Zeughauſe beladen, dabei einen, „darauf lauter kleine Trüchlein voll Geld geweſen.“ Der Raub ging nach Freudenſtadt, einer im halben Bau verlaſſenen Feſtung, die ihnen gleichwohl als Paß nach Straßburg ſehr gelegen war.

Der letzte Tag ſtellte den Commandanten wieder in das gute Licht, worin die erſten Tage ihn hatten erſcheinen laſſen. Er ließ die Stadt durch Oſiander verſichern, daß er ihr keine Ungelegenheit zufügen werde. und als die Offiziere in ihn drangen, ihnen eine kleine „Liberté“ zu verſtatten, drohte er jeden Plünderer hart zu beſtrafen. Oſiander wies in ſeinem Auftrag die Bürger an, die ganze Nacht zu wachen und die geringſte Unordnung ſogleich anzuzeigen. Auch kamen in der Nacht viele Bürger mit Klagen über Soldatenexceſſe zu ihm, und er ſprang ihnen bald in eigener Perſon, bald durch Peyſonnels Ordonnanzen bei. Während des Ausmarſches patrouillirten Peyſonnel und Oſiander mit einander durch die Stadt, um Unordnungen zu verhüten, und Oſiander erhielt noch zwölf Dragoner, mit welchen er die Häuſer durchſuchte und die Nachzügler aus der Stadt vertrieb.

Sein Ruf als Advocat der Corrupten brachte ihm noch am gleichen Tage eine Einladung von der Stadt Herrenberg zuwege, welcher zunächſt der Zug der Franzoſen galt. Sie ließ ihn durch einen Expreſſen inſtändig bitten, zu kommen und zu helfen. Nun traf es ſich bequem, daß Peyſonnel, der ſeine Geſellſchaft nicht entbehren zu können ſchien, ihm das Verſprechen abgenommen hatte, den andern Tag zu folgen. „Er kam alſo dahin und bat mit glücklichem Erfolg auch für Herrenberg,“ wo übrigens die Franzoſen, wie Sattler in Kürze ſagt, ein betrübtes Angedenken hinterließen.

Ueber der Abendtafel empfing Peyſonnel ein Schreiben von Montclar, das einen Verweis wegen der lauen Ausführung ſeiner Befehle und die kategoriſche Ordre zur völligen Zerſtörung der Tübinger Mauern enthielt. Peyſonnel war voll Aerger, erklärte aber gehorchen zu müſſen und commandirte ein paar hundert Mann für den folgenden Tag nach Tübingen zurück. „Oſiander bat, aber umſonſt. Nun ſchwieg er die Nacht über, ſtand aber gleich des Morgens wieder vor dem Bette des Generals, erneuerte ſeine Bitte und ſetzte den Kopf zum Pfand, daß die Bürger von Tübingen ſelbſt die Mauern vollends abbrechen werden, und er in Perſon die Nachricht von der Vollziehung des Befehls ihm und Herrn von Montclar nach Stuttgart überbringen wolle.“ Peyſonnel, der ſeine Mannſchaft brauchte, ließ ſich überreden. Oſiander eilte nach Tübingen, rieth, die Mauern ſo langſam als möglich abzubrechen, und begab ſich mit dem verlangten Partitionsdocument von Vogt, Burgermeiſter und Gericht nach Stuttgart, wo wir ihn in den Stunden des Schreckens wieder finden werden.

„Ob res fideliter inter Gallos gestas Senatus academicus Osiandro collegae offert,“ hieß die Aufſchrift des Geſchenks, das ihm, als die Franzoſen das Land verlaſſen hatten und die Collegien, Diſputationen und Predigten wieder im Gang waren, durch eine Senatsdeputation überreicht wurde. Magiſtrat und Burgerſchaft ſtatteten angelegentlich Danſſagungen ab, und vom Hofe kamen Belobungsdecrete nebſt Zuſicherungen fürſtlicher Gnade und dem Titel eines Raths. Vom wirtenbergiſchen Hofe als Mann von Gewandtheit und Geiſtesgegenwart, wie er ſich in den Tübinger Prüfungstagen bewieſen hatte, zu allen möglichen Verrichtungen verwendet, machte er ſich in der gleichen Eigenſchaft auch den übrigen Höfen bekannt, und ſo wurde nach und nach eine Art Univerſalgeſchäftsträger aus ihm, den man gewiſſermaßen von Wirtenberg entlehnte.

Digitized by Google

seinen diplomatischen Fahrten gesprochen, daher es kein Wunder ist, wenn, wie sein Biograph bei allem Lobe bemerkt, „diese Verhältnisse die Folge hatten, daß ihm der Beifall der Großen vielleicht zu wichtig wurde.“ Dazwischen leitete er Kirche, Schule und — Parlament seines Vaterlandes. Von der letzteren Wirksamkeit haben wir bereits einen Zug angeführt, bei welchem man vielleicht annehmen darf, daß nicht bloß die Gunst des Herzogs Eberhard Ludwig, sondern eben so sehr oder noch mehr die im Umgang mit den Franzosen eingesogene Lust am Militärischen, die es verursachte, daß Karl XII. ihn um ein Haar zum schwedischen Kriegs- statt Kirchenrath ernannt hätte, die Triebfeder gewesen sey, die ihm den Blick auf seine landständische Pflicht umflorten konnte. Denn an Widerstandskraft, wo er sie gebrau-

dition als Retter Tübingens eine fast sagenhafte Gestalt angenommen. Die möglichst vollständige Veranschaulichung, die wir eben darum für geboten hielten, soll diese Gestalt nicht verkleinern, sondern nur ihre Umrisse genauer bestimmen, damit das Urtheil sich an den Thatsachen frei entfalten kann. Dürfen wir das unsrige aussprechen, so meinen wir, daß Johann Osiander, nicht der Prälat und Geheimerath, aber der junge Tübinger Professor, das von der Natur nicht so selten gemischte Zeug zu einem jener Männer hatte, die in nationalen Entscheidungszeiten nur darum so selten sind, weil meist schon bei der Geburt des Mannes dafür gesorgt ist, daß Mann und Zeit einander verfehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise in's schottische Hochland.

(Schluß.)

Ein Sonntag in Perth.

Ein Sonntag in Schottland ist für den Reisenden wie ein Gewitter bei einer Landpartie. Man regnet

der Tafel eines Türken, er geht nämlich unter einem andern Namen. Dieser Sonntagszug ist eigentlich ein Sonnabendszug. Das hat folgenden Zusammenhang. Die große Nordbahn, die England und Schottland von der Sohle bis zum Scheitel durchläuft,

berührt hat, iſt natürlich verpönt; doch was wäre Fremden nicht erlaubt!

Wir waren nun alſo in Perth. Als wir aus dem Bahnhofsgebäude heraustraten und auf einen kahlen Platz blickten, auf dem ſich Sonnenſchein und Staubwolken um den Vorrang ſtritten, murmelte Freund B. vor ſich hin: „Ein Sonntag in Perth ſcheint noch ſchlimmer als ein Sonntag in Stirling,“ worauf ich nichts Beſſeres zu erwidern wußte als:

Schlimmer hier oder ſchlimmer dort,
Jedenfalls ein andrer Ort.

Als ſich die Staubwolke gelegt hatte, laſen wir an der Giebelſeite eines Hauſes. „Mr. Pople's english hotel“, und da wir ſo eben von einem ächtſchottiſchen Mr. Campbel kamen, ſo wählten wir, ſchon des Contraſtes halber, das engliſche Gaſthaus, das in nächſter Nähe vor uns lag. Mr. Campbel und Mr. Pople verhielten ſich zu einander, wie ihre Namen, der eine ſchroff, ſelbſtbewußt, kriegeriſch, der andere ſtill, friedlich, gemüthlich. Unſere Frage nach einem Zimmer wurde raſch bejaht und Koffer und Reiſeſack in eine Manſardenſtube gebracht, an der die Ausſicht der einzige Luxus war. Nach wenigen Minuten ſchon ſaßen wir wieder unten auf der Steinbank vorm Hauſe, lachend, fragend und plaudernd mit Wirth und Wirthin. Da hörte man denn manches bittere Wort. Die beiden Leute waren aus dem Süden, aus Devonſhire, das der Garten Englands heißt und das ſo milde Luft hat, daß noch um Weihnachten herum das Land im Schmuck von Myrthe und Lorbeer ſteht. Sie fühlten ſich nicht heimiſch in Schottland. Klima und Menſchen waren ihnen zu rauh und der ſchottiſche Sonntag zu ſtreng. „So kann es nicht bleiben; die Schotten fühlen es ſelbſt; ſie haben ſich eine Ruthe aufgebunden, als ſie den Forbes Mackenzie nach London ſchickten. Sonntagsfeier iſt gut, aber ſchottiſche Sonntagsfeier iſt nicht gut und ruinirt das Geſchäft.“. Es intereſſirte uns höchlichſt, dieſe Engländer über ſchottiſches Leben genau ſo ſprechen und abertheilen zu hören, wie wohl Deutſche zu ſprechen pflegen, wenn ſie nach England kommen. „Steifheit, Geſchäftigkeit, Scheinheiligkeit,“ waren die Worte, die mehr denn einmal über die Lippen der guten Leute kamen, und beſonders der jungen hübſchen Frau ſah man die Freude an, die ſie empfand, ſich einmal „ohne Gefahr“ in unverhohlener Bitterkeit äußern zu können.

Inzwiſchen war ein Führer für uns geworben worden, der es trotz der Sonntagsfeier auf ſich nahm, uns durch die Straßen der Stadt und hinterher auf den Kinnoul-Berg zu führen, einen Hügel, der ſich am andern Ufer des Tay erhebt und der ſchönen Ausſicht halber berühmt geworden iſt, die er über die Stadt, die Flußwindungen und jenen weiten Thalgrund gewährt, in dem, wenn auch nur theilweiſe ſichtbar, Scone, Dunſinan und der Birnamwald liegen, Namen, die jedem Macbeth-Leſer geläufig ſind.

Perth heißt in Chroniken und Liedern das alte Perth, gelegentlich auch das ſchöne Perth. Zum Ueberfluß hat Walter Scott noch „ein ſchönes Mädchen von Perth“ geſchrieben und, wie ich nicht bezweifle, auch in andern Leſern die Vorſtellung erzeugt, daß die reizend geſchilderte Stadt kaum minder ſchön ſeyn könne, als das ſchöne Mädchen ſelbſt. Wer mit ſo geſteigerten Erwartungen Perth betritt, wird einer Enttäuſchung ſchwerlich entgehen, zumal wenn er, wie wir, an einem Sonntag dort eintrifft und ſtatt des Lebens und der Buntheit der Straßen jenen Todtenſtille begegnet, die ihm eine unwillkommene Gelegenheit bietet, die Häuſer in ihrer charakterloſen Dürftigkeit zu ſehen. Aber eine alte Stadt iſt Perth unbeſtritten. Schon 1210 ward es durch eine Ueberſchwemmung zerſtört, ein noch jetzt unvergeſſenes Ereigniß, das in dem poetiſchen Reimwort fortlebt:

Shochie zum Ordie* ſpricht: ſag' an,
Wo ich dich wieder treffen kann?
Wir treffen uns wieder, hab Acht,
Wo wir ſchon einmal uns trafen,
Zu Perth in der Nacht,
Wenn alle Menſchen ſchlafen.

Perth war vor der Thronbeſteigung der Stuarts ein Lieblingsaufenthalt der ſchottiſchen Könige, wiewohl ſie keinen Palaſt in der Stadt beſaßen. Sie pflegten in einem reichen Ciſtercienſerkloſter abzuſteigen, deſſen Reichthum und Gaſtlichkeit es unnöthig erſcheinen ließ, noch einen königlichen Palaſt herzurichten. Das Zeitalter der königlichen Prachtbauten, der Stadt-, Jagd- und Luſtſchlöſſer, war damals noch nicht angebrochen, und das arme Königthum nahm noch nicht Anſtand, bei dem reichen Clerus zu Gaſt zu gehen. Mit der Thronbeſteigung der Stuarts verlor Perth den Charakter einer zeitweiligen königlichen Reſidenz. Die Königsſitze wurden ſüdlicher verlegt, und an die Stelle von Dunkeld, Scone und Perth traten Linlithgow, Stirling und Holyrood. Nur ausnahmsweiſe und auf kurze Zeit nahmen auch die Stuarts noch ihren Aufenthalt in Perth, und von den ſechs Jakob, die in faſt ununterbrochener Reihenfolge das Land beherrſchten (nur Maria Stuart ſchiebt ſich zwiſchen Jakob V. und

* Zwei Klüfte in der Nähe von Perth.

Digitized by Google

Reiz. Da, wo diese Straßen, kaum 100 Schritte von einander entfernt, auf den Quai stoßen, der sich am Tay hinzieht, concentrirt sich das Wenige, was Perth von Sehenswürdigkeiten besitzt. Hier, zwischen den beiden Straßen, steht vor allem die alte, an historischen Erinnerungen überreiche Kirche von St. John, die, der landesüblichen Ermordungen an Altar und Altarstufen zu geschweigen, vor allem dadurch eine Berühmtheit erlangt hat, daß die schottische Bilderstürmerei (in Folge einer John Knox'schen Predigt) eben hier ihren Anfang nahm. Kaum hundert Schritt von der Kirche entfernt, da, wo High Street auf den Flußquai ausmündet und einen baumbepflanzten Platz bildet, steht eine Statue Walter Scotts, die die dankbare Stadt dem Dichter des „schönen Mädchens von Perth" errichtet hat. Was wüßte die Welt von Perth, wenn jenes Buch Sir Walters ungeschrieben geblieben wäre! Mit Rücksicht auf diesen Umstand hätte die Statue wohl besser ausfallen dürfen; eigentlich ist nichts hübsch an ihr, als ihre Aufstellung. Von schönen Linden eingefaßt, High Street vor sich und den schönen Strom im Rücken, vergißt man um des hübschen Bildes willen, das sie bietet, was dem Bildwerk selber fehlt. Rechts und links neben demselben stehen ein paar russische Kanonen, Trophäen von Sebastopol her und wahrscheinlich von jenem Hochlandsregimente erbeutet, das in Perth in Garnison liegt. Ueberall im Lande begegnet man diesen und ähnlichen Siegeszeichen, — der einzigen Früchten eines theuer bezahlten Krieges.

Weiter flußabwärts, da wo Southstreet auf den

habe, und machte Miene das Schloß zu verlassen. Als er sich der Thür näherte, stellte sich Lord Glammis vor dieselbe und rief ihm zu, indem er ihm den Ausgang verwehrte: „Männer verstehen sich auf Kinder, aber nicht Kinder auf Männer." Hiebei hatte der Angriff sein Bewenden. Jakob VI. indeß war nicht der Mann, solche Beleidigung zu vergessen, und zwei Jahre später, vielleicht weil man des Lord Glammis nicht habhaft werden konnte oder weil man in Lord Gowrie den eigentlichen Urheber des ganzen Vorfalls sah, fiel das Haupt des letzteren auf dem Mole-Hill bei Stirling-Castle. Sechzehn Jahre später machten die Söhne Lord Gowrie's, die bis dahin in selbstgewählter oder erzwungener Verbannung (in Padua) gelebt hatten, den Versuch, den Tod ihres Vaters zu rächen. Sie drangen, instigirt durch andere Unzufriedene, auf den König ein, wurden aber entwaffnet und folgten ihrem Vater in den Tod.

Wir kehrten nun Gowrie-House den Rücken, passirten die schöne Brücke, die über den Tay führt, und schritten zwischen Kreuzdornhecken und Roggenfeldern immer bergan, dem Kinnoulhügel zu, der sich, mit Laubholz und Tannen dicht bestanden, an der Ostseite der Stadt erhebt. Der Aufgang zum Hügel war der strengeren Sonntagsfeier halber mit einem Schlagbaum abgesperrt, was so viel heißt, als wir mußten einen Schilling bezahlen, um das Gewissen des wachthabenden Waldhüters zu beschwichtigen. Ziemlich erschöpft kamen wir oben an und nahmen auf einem großen Steintisch Platz, dessen Sandsteinplatte ein paar hundert eingekreuzte Namen trug. Wie viel Federmesserklingen waren

zu der Frage: ob wir noch geneigt seyen, das Wallaceschloß und die Wallacehöhle zu sehen. Unser Ja wurde nach so trüben Erfahrungen natürlich an allerhand Bedingungen geknüpft, und erst nachdem uns mehrfach die Versicherung gegeben war, „daß es nah sey," gaben wir unsern Tischplatz auf, um einer andern Kuppe des Hügels zuzuschreiten.

Hier fanden wir denn das ehemalige (überdieß wenig beglaubigte Wallaceschloß, das jetzt als Bier- und Vorrathskammer dient, wenn an schönen Sommertagen die „schönen Mädchen von Perth" auf den Kinnoulhügel hinausziehen, um daselbst mit ihren Brüdern und Bräutigams bei Reisen- und Jeckspiel den flüchtigen Reiz eines schottischen Sommers zu genießen. Was die Wallacehöhle angeht, so mußten wir uns mit der Versicherung unseres Führers begnügen, daß sie vom Fuß des Berges aus trefflich zu sehen sey, und daß er uns eigens hinabführen wolle, wenn wir seinen Worten mißtrauten. Wir erschracken vor diesem Anerbieten so sehr, daß wir wie durch ein 'stillschweigendes Uebereinkommen diesen Punkt nicht wieder berührten und fest entschlossen schienen, jede fernere Enttäuschung ohne Murren zu tragen. Aber etwas wollten wir wenigstens von unsern Strapatzen haben, und einzelne Feldsteinstücke aus dem alten Wallaceschloß herausbrechend, dessen Felsenkeller jetzt nur noch dem Perther Bier zu gute kommen, fingen wir an zu allerhand Wurfexercitien mit Fallberechnung zu schreiten. Weithin flogen die Steine, „eins, zwei, drei, vier" zählten wir in Secundenpausen, dann schlug unten der Stein auf und in den Tannen drunten schien es lebendig zu werden. Als hätten wir die heilige Mittagsruhe des Waldes unterbrochen, wurden allerhand Klagetöne laut, und ein Adler stieg auf, höher und höher, bis er endlich über unsern Häuptern schwebte und unser Spiel zu mustern schien. Dann, als wisse er, woran er sey, senkte er mit ausgespannten Flügeln wieder in die Tiefe nieder, langsam und lautlos, wie er aufgestiegen war.

Wir traten nun unseren Rückweg an machten im Schatten einer Quelle Station, erlabten unsere Zunge, die fest am Gaumen klebte, durch einen frischen Trunk und saßen endlich wieder auf der Bank vor dem Gasthause, wo uns vier Stunden zuvor die junge Devonshire-Frau zu Mittwissern ihrer Geheimnisse und ihrer schottischen Antipathien gemacht hatte. Der Gang auf die Kinnoulhügel hatte uns nicht besonders befriedigt, aber hungrig hatte er uns gemacht, und das ist ein Segen, den man nicht unterschätzen soll. Eine halbe Stunde später meldete uns der Kellner: „If you please, gentlemen, dinner is ready," und wir traten nun in das kühle, lustige Eßzimmer, wo wir heute die einzigen Gäste waren. Alles athmete Gemüthlichkeit und selbst der Kossuth in Husarenuniform, der als Pendant neben dem Bildniß von Queen Victoria hing, konnte dem paradiesischen Behagen keinen Abbruch thun, das keinen Krieg und keine Gegensätze kennt.

Als das Dessert aufgetragen wurde, Orangen und eingemachte Früchte, vermehrte sich unsere Tischgesellschaft. Zwei Herren traten ein mit den sonnverbranntesten Gesichtern, die ich mein Lebtag gesehen habe, und beide in so weit in einer Art Mauserungszustand, als die alte Gesichtshaut noch wie Flaum und Schuppen auf ihrem Antlitz lag. Es waren Engländer, höchst harmlose Leute und, wie wir bald erfuhren, sogenannte fishing-gentlemen. Wie weit ihr eigentlicher Anspruch auf den „Gentleman" reichte, lassen wir ununtersucht, aber die Angelpassion stand unbestritten bei ihnen fest. Diese Passion, die immer in England zu Hause war, herrscht jetzt mehr denn je. Wer nicht reich genug ist, einen Wildpark zu halten, oder weite Strecken Landes (namentlich in Schottland) als Jagdgrund zu benutzen, dem bietet sich wenig Gelegenheit zur Ausübung eines höheren Sport. Dieß mag Ursache geworden seyn, daß sich die der Nation eigenthümliche Waidmannslust einen andern Ausweg gesucht und zur Verallgemeinerung der Angelpassion geführt hat. Die Eisenbahnen haben wahrscheinlich auch das ihrige dazu beigetragen, diese Neigung zu unterstützen. Gleichviel, alljährlich um die Sommerzeit begeben sich hunderte, vielleicht tausende von Engländern in's schottische Hochland, um daselbst vierzehn Tage oder vier Wochen lang eine Art Angelcampagne durchzumachen. Bei vielen ist es die bloße Passion, bei andern kommt Erwerb und Gewinnsucht mit in's Spiel. Der Fisch, um dessen Fang es sich dabei handelt, ist beinahe ausschließlich die Forelle, die, so viel ich weiß, in verschiedenen Arten, als Bach-, als See- und Lachsforelle, sich in den Bergwassern Schottlands findet. Die Mehrzahl der Jäger begibt sich an den schönen Loch Lomond, der am südlichsten gelegen ist und nebenher allerhand Comfort bietet. Die eigentlichen Fishing-Gentlemen aber verschmähen den Loch Lomond, wie ein Gemsjäger eine Hasenjagd verschmäht, und begeben sich über den Kamm der Grampians und den caledonischen Kanal hinaus, bis hinauf zu den stillen, tief schwarzen Seen von Roßshire und Inverneß, um dort im Norden des Landes ihre Angelschnüre auszuwerfen. Ein Stück Haferbrod, gebörrtes Fleisch und eine Flasche mit Whisky in ihrem Reisesack, so verbringen sie dort oden Tage und Nächte in dem flachen Fährboot, das abwechselnd am Ufer oder auf der Mitte des Sees liegt, und nur der Hochländer oder der Händler gesellt sich

Digitized by Google

Bemerkungen über Rich. Wagners Opernmusik.

Bei Gelegenheit seines „Lohengrin."

(Schluß.)

Wir verkennen nicht, daß Wagner an der Oper besonders die dramatische Seite betont und daher des rastlosen Fortschritts zu bedürfen glaubt, der sich musikalisch in dem vorherrschend recitatorischen Charakter des Ganzen wiederspiegelt. Die Handlung, so weit davon die Rede ist, treibt sich in langen, leidenschaftlichen Dialogen vorwärts, die mit allem Aufwand von Mitteln, mit der ganzen einschlagenden Macht des dramatischen Effekts, in stets neuen Tonarten behandelt sind, wodurch die unruhige Spannung nur noch gesteigert wird. Wie in der Wagner'schen Musik überhaupt, wird auch im „Lohengrin" der ganze Apparat der Instrumentalwelt, das ganze vielstufige Material der musikalischen Harmonik herbeigezogen, die Singstimmen werden in ihrem weitesten Umfang in Bewegung gesetzt, dem gewöhnlichen Orchester noch Harfe, Bassethorn, Triangel u. s. w. hinzugefügt, das Blech mit Vorliebe angewendet und die Bläser überhaupt mit ihren schwellenden Klangmassen weit mehr als die dünneren Saiteninstrumente in Anspruch genommen. Und der Oper überhaupt vereinbar ist. Allerdings ist die Oper das Drama der Musik; aber sie ist doch zugleich immer Musik, bleibt überall im Bereiche der Tonkunst und darf gegen die Grundbestimmungen dieser letzteren nicht verstoßen. Das aber thut sie bei Wagner, der zu sehr die dramatische Seite im Auge hat und die selbstständig musikalische zu wenig berücksichtigt. Das Drama in der Musik kann nicht dasselbe seyn, wie das Drama an sich, das dichterische Drama. Dieses ist auf Spannung, auf Fortschritt gestellt, geht der Lösung des Knotens, der Katastrophe unaufhaltsam entgegen, Ruhepunkte und Episoden sind hier ein Fehler. Das musikalische Drama aber hat nur dann einen Sinn und nur darin seine Existenz, daß es den dramatischen Stoff in's Element der Musik umbiegt, in das flüssige Meer der Tonwelt hinüber leitet; ja, der Stoff muß von vornherein so zugerichtet seyn, daß es der Musik möglich wird, ihn in ihr Bereich herein zu ziehen, ihn mit ihren eigenthümlichen Formen zu umkleiden. In bestimmter Weise wird diese Forderung

Dichtkunst. Die Musik findet erst dann etwas zu thun und hat erst da ihre Berechtigung, wo es Empfindungen zu malen, Processe und Stimmungen des Gemüthslebens zu veranschaulichen gibt.

Es muß als eine Verkennung von Seiten der Wagnerschen Schule bezeichnet werden, wenn sie der Musik diesen specifischen Charakter nicht zugesteht und sie zum bloßen Verstärkungsmittel des dramatischen Ausdrucks herabsetzen will. Wohl gibt es auch im „Lohengrin" einzelne lyrische Sätze, Arien u. dergl., die ächt musikalisch, lyrisch weich gehalten sind, und mit denen Wagner ungleich wohlthuender wirkt, als mit den forcirten, massenhaften Recitativen. Wir erinnern beispielsweise an Elsas Gesang (im ersten Akt):

„Einsam in trüben Tagen
Hab' ich zu Gott gefleht!" ....

ferner an die Stelle:

„In lichter Waffen Scheine
Ein Ritter nahte da" .....

sodann im zweiten Akt:

„Euch Lüften, die mein Klagen
So traurig oft erfüllt" ....

In Stellen, wie diesen, hat Wagner wirklich Melodie, nach der wir sonst in seinen Werken meist vergeblich suchen, Melodie, die im Ohre und in der Erinnerung haften bleibt; ja hier begegnet ihm selbst die verzeihliche Schwäche der Manier, eines stereotypen Tonfalls nämlich, der uns von Mendelssohn her nur zu bekannt ist, indem nämlich unmittelbar vor dem Schluß der Strophen die Terz als Vorhalt auf dem Dominantenaccord der Begleitung dient. Wenn man aber hört, wie selten solche lyrische Ergüsse auftreten, wie kurz sie behandelt sind, so merkt man, wie ungern sich Wagner zu diesen Partien entschlossen hat, wie sehr sie gegen seine Ueberzeugung, gegen seine Fortschrittstendenzen streiten, die sich ja von nichts mehr, als von Anklängen an die absolute Musik fern zu halten haben. Hätte es dem Componisten nur gefallen wollen, mehr solche lyrische Monologe zu geben, dem Elemente der Melodie mehr Raum in der Oper zu gestatten, so würde sie noch weit allgemeiner gefallen, musikalisch noch weit werthvoller seyn. Denn es bleibt doch wahr — so heftig auch der Satz von der Wagnerschen Schule bestritten werden mag — daß erst die Melodie die Musik zur Musik macht. Sie ist das hauptsächlichste Moment, wenn sich's darum handelt, wie weit die Musik in ihrem flüssigen Tonmeere, mit ihren gehauchten, verschwebenden Mitteln auch zu zeichnen, erkennbar zu gestalten vermöge. Hiefür ist die Melodie das erste und nothwendigste Requisit. Sie ist die bestimmte Linienführung, sie gibt die begrenzenden Umrisse in dem musikalischen Gemälde, sie erst läßt greifbare, anschauliche Körperformen aus dem weiten Rahmen der fließenden Harmonienwelt heraustreten. Das breite Meer der Harmonien selbst ist nur der umspielende Hintergrund, das ausfüllende Kolorit, die begleitende Staffage in dem Gemälde: klare Gestaltenbildung, die zugleich in Auge und Ohr sich für die Erinnerung festsetzt, kommt erst mit der Melodie — und an dieser fehlt es bei Wagner, aus Verkennung des Wesens der Musik überhaupt und der Oper insbesondere.

Aber auch die nöthige Rhythmik — was man noch weniger glaubhaft finden wird — vermissen wir bei ihm. Es übertrachtet dieß um so mehr, als gerade ein Componist wie Wagner, mit der vorwiegenden Richtung auf den dramatischen Ausdruck, des Rhythmus am wenigsten sollte entbehren können. Denn wenn die Melodie als die körperbauende und bildende Macht, als das plastische Element der Tonkunst angesehen werden muß, so ist der Rhythmus der innern Gliederung vergleichbar, der die Theile durch Einschnitte und Gelenke sondert, die weichen, runden Linien durch wohlthuende Biegung unterbricht und dadurch sowohl die Fähigkeit der Bewegung als auch für das anschauende Auge Uebersichtlichkeit in den Organismus bringt. Und geht dieses Princip des Rhythmus schon durch die ganze sichtbare Welt, indem ja Zeitverlauf und Raumbewegung vom Menschen nur in der Theilung zu Einzelabschnitten vernommen werden können, so bedarf die Musik bei ihrem fließenden, gehauchten Charakter, bei der mystischen Vieldeutigkeit ihrer Gebilde der Rhythmik noch weit mehr.

Bei Wagner, wie gesagt, vermissen wir sie eben so sehr, wie die klare Linienführung der Melodie. Seine Musik entbehrt nicht ganz der Rhythmik. Er hat einzelne Stellen oder ganze Sätze, besonders Chöre, wo die scharfen Einschnitte in ihrer stets Wiederkehr etwas sehr Wohlthuendes haben; aber im Ganzen ist der Rhythmus nicht seine Stärke — leider zum Nachtheil des Gesammteindrucks, der, wenn der Rhythmus in der Weise der früheren Meister, mit bestimmten, leicht hörbaren Einschnitten zu ganzen Sätzen, Perioden, Takten, mit scharfer Betonung der schweren Taktheile u. s. w. aufgenommen wäre, an einschlagender dramatischer Wirkung außerordentlich gewinnen würde. Statt dessen bewegt sich die Wagner'sche Musik eben nur als Harmonienfülle, als voller, reicher Tonstrom dahin, aber ohne feste Gestaltung und Gliederung.

Digitized by Google

Fahne des Umsturzes, der ästhetischen Revolution. Nicht der Gewinn des historischen Entwicklungsprocesses der Musik, nicht die Autorität der fest gewordenen Tonformen, ja nicht einmal die psychische Organisation der Menschennatur, des Seelenlebens ist für ihn maßgebend; er bricht mit allen diesen Mächten und stellt sich als Schöpfer einer neuen Tonwelt, einer neuen Harmonik hoch auf die Trümmer der umgestürzten Vergangenheit. Denn daß diese Musik neu ist, daß solche Harmonien und Accordverbindungen, solche Uebergänge und Fortschreitungen in der musikalischen Literatur unerhört sind, muß sich selbst der halb gebildete Laie gestehen.

Nun ist allerdings nicht Alles an Wagners Musik neu, was der Uneingeweihte etwa dafür nehmen könnte. So z. B. — um dieß hier flüchtig zu erwähnen — ist die wirksame Benutzung des Bassethorns schon von Berlioz in seinen farben- und effektreichen Instrumentalgemälden versucht worden. Auch die Verarbeitung von Volksliedern oder Kirchenmelodien, vornehmlich aber die Anwendung der alten Kirchentonarten, die bekanntlich die Accorde verschiedener Lagen und Klanggebiete in unvermittelter Härte neben einander stellen, hat an früheren Meistern bereits Vorgänger gehabt. Nur ist, wie bei den Kirchentonarten, unser modernes Ohr, das überall nur weiche, durchgebildete Musik zu hören versteht, solcher harmonischen Schroffheiten so sehr entwöhnt, wir haben im Ganzen so wenig Gelegenheit, altniederländische oder italienische Kirchenmusik in ihrer ursprünglichen Form zu hören, daß uns dergleichen

der springende Punkt der Wagner'schen Bestrebungen, sondern dieser Umsturz der innern Tonverhältnisse, der Fundamente des ganzen Tonreichs, die nicht bloß physikalisch oder akustisch begründet sind, sondern an dem gesetzmäßigen Bau unseres Nerven- und Seelenlebens ihren letzten Prüfstein haben — dieß ist der eigentliche Kern der Wagner'schen Neuerungen, dieß die geheime Stelle, gegen welche die wissenschaftliche Kritik ihre Angriffe zu richten hat, wenn sie mit überzeugender Taktik das Unhaltbare der „neu deutschen" Musiktendenzen aufdecken will.

Die Ausführung dieses Satzes müssen wir uns an dieser Stelle versagen und begnügen uns, auf diese letzten Hebel der Beweisführung gegen die Wagner'sche Schule überhaupt nur hingewiesen zu haben. So viel aber möge andeutungsweise schon jetzt gesagt seyn, daß sich durch die Harmonien der Tonwelt die ganz analoge Gesetzmäßigkeit zieht, wie durch den Formenapparat und die Methode der übrigen Künste. Es ist nicht zufällig, daß wir nur dann an einem Gebäude, an einer Statue Wohlgefallen empfinden, wenn uns die nöthige Symmetrie, d. h. das Gleichgewicht in der Anordnung der correspondirenden Theile, oder die nöthige Eurhythmie, d. h. die richtige Proportion in den Dimensionen der einzelnen Theile daran entgegen tritt. Es ist nicht gleichgültig, welche Farben der Maler in einer Figur, einem Bilde zusammenstellt, weil er recht gut weiß, daß nur die complementären sich gegenseitig vertragen und das Auge erfreuen. Und wie beleidigend müßte es an einem Dichtwerke seyn, wenn das Metrum mit jeder

und Eurhythmie, der Zusammenstellung der Complementärfarben, der Gleichartigkeit der poetischen Diction beruhen auf innern, in der Struktur unseres Seelenlebens gegründeten Gesetzen, auf Gesetzen, die nur der Wiederschein, die künstlerische Formulirung der Nervencomplexe in unserem seelischen und geistigen Organismus sind.

Die gleiche Gesetzmäßigkeit beherrscht nun auch die Tonkunst. Derselbe Bau unseres Innern, der jene Gesetze geordnet und durch die Schlingwege wissenschaftlicher Forschung festgestellt hat, hat auch die harmonischen Tonverhältnisse, ihren Abstand von einander, ihre innere Zusammengehörigkeit oder Verschiedenheit geregelt. Und zwar ist es überall eine arithmetische Basis, es sind bestimmte Zahlen und Zahlenverhältnisse, worauf wir im letzten Grunde zurückgeführt werden. Nur wo wir diese Grundverhältnisse aufrecht gehalten sehen, nur wo wir Töne in diesen bestimmten Intervallen, in dieser innern Verwandtschaft hören, fühlen wir uns wohlthuend berührt; das Gegentheil beleidigt unser Ohr, weil es die betreffenden Nervenfäden in abnormer Weise in Bewegung setzt. Dieß aber geschieht, wenn uns statt der ganzen Töne halbe und Viertels-Töne zu hören gegeben werden, wenn aus einer Accordfügung unvermittelt in eine andere, ganz entlegene, die mit jener in keiner arithmetischen Verwandtschaft steht, übergesprungen wird. Und das eben ist's, was bei Wagner nicht bloß in jedem Augenblicke vorkommt, sondern was seine ganze musikalische Thätigkeit durchdringt und beherrscht. Es geht unmittelbar aus einer Tonart in die andere über, eine ungewöhnliche Accordfügung jagt die andere, eine Dissonanz enthält in sich schon wieder die nächste, lauter schreiende Unerhörtheiten betäuben unser Ohr. Statt der herkömmlichen diatonischen Verhältnisse sind wir in den Strudel der Diatonik und Enharmonik geschleudert, wo halbe Töne wie ganze gelten, wo nicht mehr die innere Verwandtschaft, sondern die bloße Willkür des Machthabers über die Methode entscheidet. Wir schwimmen hier in einem Strome, dessen Wellenspiel unberechenbar ist. Aller feste Boden ist unter unsern Füßen geschwunden, alles Bestehende ist in der Auflösung, alles ist möglich geworden, weil nicht mehr das Gesetz herrscht, sondern die Willkür, das geniale Belieben des Componisten.

Jemand, der sich diese Abnormitäten nicht zu deuten wußte, äußerte nach der Aufführung des „Lohengrin," Wagner sey harmonisch sogar reicher als Schumann. Unzweifelhaft, wenn eben das rücksichtslose Wühlen in den Harmonien für Reichthum gelten darf. Eben so gut kann aber nächstens ein anderer kommen, der selbst Wagner in seiner vermeintlichen Harmoniefülle noch überbietet. Wer dagegen tiefer blickt, sagt sich, daß dieß nicht Reichthum, sondern nur Maßlosigkeit eines urwüchsigen Genies, Rohheit einer elementaren Naturkraft ist. Und von diesem Vorwurf können wir denn auch Wagner nicht freisprechen. Er gibt noch seinen vollen, ganzen Menschen, bei dem übrigens nicht etwa alles bloß mühsames Ergebniß der Reflexion, der Berechnung, sondern unmittelbare Inspiration, Wurf des Genies ist. Aber dieses Genie hat sich nicht beschneiden und begrenzen gelernt, hat nicht die nöthigen Studien gemacht oder aus den Studien wenigstens nicht die Bildungsgesetze für alles künstlerische Schaffen herausgelesen, denen auch die höchste Genialität sich zu beugen hat. Mag sich unter den bisherigen Gattungen der Tonkunst manches finden, was als ausgelebt zu betrachten ist — auf dem Wege, wie Wagner sie aufzufrischen oder weiterzuführen sucht, wird dieß nimmer gelingen. Losgerissen von dem organischen Entwicklungsgange der Kunst, werden seine Werke das Publikum durch ihre Neuerungen eine Zeit lang blenden, wie sie es jetzt thun; aber das Tribunal des Gesetzes weist sie als Gewaltstreiche von seinem Angesicht und läßt sie höchstens als interessante Experimente gelten, wozu die widergesetzliche Willkür einen sonst hochbegabten Künstler verleiten kann.

Schon jetzt, wo die Werke Wagners fertig vorliegen und in gewissem Sinne historisch geworden sind, läßt sich übersehen, was daran bleibendes Verdienst, was vorübergehender Versuch seyn wird. Ein Gewinn für die Zukunft und ein wirklicher Fortschritt in der Entwicklung der Musik wird die Forderung des dramatischen — nicht mythischen — Inhalts für die Oper seyn, eben so die Forderung der sinngemäßen Taktdeklamation, der innige Anschluß der Musik an das dichterische Wort. Ein Gewinn ferner ist die selbstständige, charakteristische Behandlung der Instrumente, die, wie das Blech, in der bisherigen Oper nur eine untergeordnete Stellung einnahmen, so wie endlich die ebenbürtige Aufnahme der übrigen Künste in den Gesammtorganismus des angestrebten Operndramas. Verschwindende Momente aber, die nur an der zufälligen Subjektivität des Künstlers haften, sind die Vereinigung des Dichters und Componisten in Einer Person, die Uebersättigung der Musik mit Klang- und Harmoniemassen, die Vernachlässigung der rhythmischen Theilung, so wie der plastisch festen Melodiebildung, vor allem aber diese von dem Boden der Gesetzmäßigkeit abgeirrte Willkür, welche die arithmetisch begründeten Tonverhältnisse durch einander wirft und sie zu neuen Verbindungen zwingen will, die gegen ihre ewige Basis, gegen die Struktur unserer seelischen Organisation

Digitized by Google

verstoßen. Die Zukunft aber gehört nur dem, der, auf den geheiligten Gesetzen der Vergangenheit fußend, die Bedürfnisse der Gegenwart versteht und diesen durch ächt menschliche, nationale Stoffe Befriedigung zu gewähren weiß. So lange Wagner das Erstere nicht thut und das Zweite nur in bedingter Weise, wird auch die Zukunft noch eine zweifelhafte Provinz für ihn und seine Schule seyn.

Während ich die vorstehenden Zeilen niederschrieb, hatte ich Gelegenheit, auch Wagners „Rienzi" auf der hiesigen Hofbühne zu hören, wie denn überhaupt die hiesige Theaterdirektion den wärmsten Eifer bekundet, Wagners Opern möglichst häufig zur Darstellung zu bringen und die Unterlassungssünden aus früherer Zeit gegenwärtig durch desto fleißigere Wiederholung zu sühnen. Wagners Opern, wenigstens „Lohengrin" und „Rienzi," stehen jetzt auf dem hiesigen Repertoire in der vordersten Linie, dann erst folgen Meyerbeer und Weber.

Vergleichen wir nun die beiden genannten Opern mit einander, so müssen wir für unser Theil bekennen, daß uns die Musik im „Rienzi" gesunder, deutscher, musikalischer vorkommt; sie ist nicht so ununterbrochen dahinfließend, nicht so einschnittlos, nicht so einseitig recitatorisch; sie zeigt mehr Gruppirung der Massen, mehr Schattirung in der Klangfarbe, mehr Rhythmus, mehr Melodie. Manche Stellen sind so einschmeichelnd melodiös, so tanzmäßig dahinschwebend und die Begleitung dazu ganz so auf bloße Accordschläge beschränkt, daß sie füglich Rossini geschrieben haben könnte. Noch häufiger erinnert die Musik an Weber, an dessen Schweben und Schwärmen in romantischen Empfindungen, an dessen halb volksthümliche, halb überschwengliche Weisen. Und den Inhalt betreffend, steht die Oper entschieden noch auf dem soliden Boden der Geschichte. Rienzi ist ein durchaus historischer Charakter, sein demokratisches Ringen für Volksfreiheit, für die Erneuerung der alten Größe Roms bildet sein Pathos, die Kämpfe der lombardischen Adelsgeschlechter für und wider seine Bestrebungen die Staffage in dem lebensvollen Gemälde. Hier ist überall Wahrheit und Wirklichkeit, Bewegung und Ziel.

Die Anhänger Wagners halten nun freilich den „Rienzi" für eine bloße Vorstufe in der Entwicklung des Meisters, und sie haben Recht, wenn sie von einer Ungleichmäßigkeit der Musik in dieser Oper reden, wenn sie die Reminiscenzen an die Italiener und Weber für Ueberreste der überwundenen „absoluten" Musik, den historischen Stoff für einen weniger dankbaren als die Mythen des deutschen Mittelalters erklären. Wir aber sehen im „Rienzi" mehr wahre Musik, mehr Basis, mehr Garantie für das Operndrama der Zukunft, als im „Lohengrin." Was Wagners Anhängern als Mangel erscheint, halten wir für das Aechte und Gelungene, und worin sie einen Fortschritt für die Zukunftsmusik erblicken, das gerade betrachten wir als eine Ablenkung vom rechten Pfade, als eine Fälschung der wahren Musik. Auf welcher von beiden Seiten das Richtige ist, kann erst die Zukunft lehren. Wir hoffen aber, daß das Uebergewicht dahin fallen und der Weg der künftigen Praxis dahin gerichtet seyn wird, wo die Gründe der Vernunft liegen. Der demüthige Gehorsam unter die Gesetze der Kunst wird dauerhaftere Schöpfungen erzeugen, als das revolutionäre Experimentiren auf eigene Faust.

Aus meiner Pilgertasche.

(s. Nr. 30.)

Julius von Voß.

Ohngeachtet meiner leidenschaftlichen Sehnsucht nach dem neuen, hoffnungsreichen Beruf in der Königsstadt Berlin, hatte ich doch das lebenblühende Wien nicht ohne Betrübniß verlassen, Berlin nicht ohne Vorurtheil betreten. Wochen, ja Monate lang fesselte mich der stündlich anwachsende Drang von Geschäften so unabwendbar, daß ich an eine eigentliche Betrachtung von Berlin, an eine Orientirung in der neuen Heimath gar nicht denken konnte. Indessen hatten doch die Diners und Soiréen bei Kunowski und den Bankiers vom Actiencomité mich mit einigen hervorragenden Männern der Berliner Literatur- und Kunstwelt bekannt gemacht:

Digitized by Google

De la Motte Fouqué, Varnhagen von Enſe, L. Robert, Wil. Alexis, Neuſtab, Curtius, Dr. Marx, Gubitz, Spontini, Zelter, Meyerbeer ꝛc. Das freundliche Entgegenkommen dieſer Männer, die würdevolle, jedoch ungezwungene Unterhaltung über Wiſſenſchaft, Literatur, Kunſt und Leben, die heitere, mit Witz und Humor gewürzte Geſelligkeit, die Männlichkeit und der tief eingehende Ernſt bei allen Debatten verſcheuchten bald eines meiner Vorurtheile und eine mich zuvor oft niederſchlagende Beſorgniß. Ich fühlte mich ſehr wohl im Kreiſe dieſer Männer, bereichert in meinen Anſichten, gehoben. Die Bekanntſchaft mit L. Devrient, P. A. Wolf, Beſchort, K. Töpfer, Holtey ꝛc. bereicherte den Kreis meiner liebſten Freunde; ich lebte mich ſehr behaglich in Berlin ein und lernte deſſen unverkennbare Vorzüge ſchätzen, ohne die Erinnerung an die mancherlei Vorzüge und Genüſſe des köſtlichen Wien darüber zu verlieren. Wer die ganze Weſenheit und Fülle deutſchen Geiſtes, Charakters und Lebens erkennen und beurtheilen will, muß in der That zuvor deren verſchiedene Phaſen zu Wien, Berlin, Hamburg, Dresden und in den rheiniſchen Hauptſtädten unbefangen betrachtet haben.

Eine neue Bekanntſchaft war mir ex officio zu Theil geworden, eine intereſſante, aber keineswegs erfreuliche Bekanntſchaft. Als ſeinen bedeutendſten und populärſten komiſchen Dichter für Roman und Drama betrachtete damals Berlin mit Recht den auch im übrigen Deutſchland beliebten Julius von Voß. Die Berliner ſtellten ihn hoch über die dramatiſchen Komiker Wiens, gewiß mit Unrecht. Die Unbefangenheit dürfte wohl in ihm nur den damals hervorragendſten Repräſentanten des eigenthümlichen Berliniſchen Jocus erkennen und dabei bedauern müſſen, daß er bei weitem nicht alles, wozu er von der Natur ausgeſtattet worden, geleiſtet hat.

An der Spitze eines auf Heiteres und Komiſches beſchränkten Theaters mußte ich wohl naturgemäß auf den Gedanken kommen, einen Verſuch zu machen, den populärſten komiſchen Dichter der Stadt für die Anſtalt zu gewinnen, mit ſeiner Hülfe vielleicht eine Lokalpoſſe zu ſchaffen, wie Wien ſie in ſeinem Geiſte hatte. Das Comité ertheilte mir unbeſchränkte Vollmacht für die Unterhandlung und äußerte dabei in der That die großmüthigſten Abſichten. So machte ich mich denn eines Morgens auf den weiten Weg zu ihm und wiederholte mir alle Schilderungen ſeines Lebens und Seyns, um nicht allzu unangenehm überraſcht zu werden.

Ein ziemlich altes und im Aeußern nichts weniger als einladendes weibliches Weſen ſchnurrte, nachdem ſie mich vom Scheitel bis zur Zehe gemuſtert hatte, ſehr unwirſch: „Was wollen Sie?“ — „Herrn von Voß wünſche ich zu ſprechen.“ — „Nun, da klopfen Sie an dieſer Thür.“ Mit dieſem Beſcheide ließ ſie mich ſtehen und ſchlug eine andere Thür polternd hinter ſich zu. Solcher Anfang war nicht ſehr ermuthigend.

Mein erſtes beſcheidenes Pochen blieb unerwidert. Auf das zweite ſtärkere Pochen antwortete innen eine kreiſchende Stimme im Ton des Unwillens: „Herrrrein!“ Ich öffnete, ohne augenblicklich eintreten zu können: ein Qualm von übernächtigen Gerüchen, ein Gemenge von Schnaps und Unflätereі aller Arten, wie ich es niemals in der ſcheußlichſten Spelunke gefunden, drang ſo mächtig mir entgegen, daß mir faſt übel geworden wäre.

„Herrrrein!“ rief die Stimme noch unwilliger. Ich öffnete ganz und blieb in der offenen Thür faſt erſtarrt ſtehen, ſo gräulich ſtürmte der Qualm auf mich ein und ſo überraſchend wirkte der alle Beſchreibungen weit hinter ſich zurücklaſſende Anblick des abſchreckendſten Ultracynismus. — Ein kleines zweifenſtriges Zimmer mit ungewaſchenen Scheiben, weißen, ſtaubbedeckten, lappenreichen Parodieen von Vorhängen, kahlen, vielfach befleckten Wänden; am Pfeiler ein halbblinder Spiegel mit einigen, durch Staub unlesbaren Viſitenkarten; an der Wand unregelmäßig zerſtreut eine uralte Landkarte und einige unkenntliche Bilder ohne Rahmen und Glas; in einer Ecke ein kleines, rohes, in Staub begrabenes Fächergeſtell mit einem Chaos von Büchern und Schriften, in der andern ein Seſſel mit Spuren von einem Polſter, die Lehne behangen mit Rock, Beinkleid und Weſte; daneben eine ſchmutzige und altersſchwache Commode, bedeckt mit den Trümmern eines Teppichs; unmittelbar rechts von der Thür ein ſichtenes Tiſchchen, wohlweislich an die Wand und an das Bett gelehnt, weil es in Ermanglung ſeines vierten Beins ſonſt nicht hätte ſtehen können; darauf die nicht einladenden Reſte eines Abendeſſens, eine Rumflaſche mit noch einigen Schlücken und ein Glas; darunter ein Gefäß, bis an den Rand gefüllt mit jener Flüſſigkeit, welche man gewöhnlich dem Anblick zu entziehen pflegt; dahinter ein ſchofles Bettgeſtell, an dem Bette hin eine alte Holzbank, eine Erbfeindin von Waſſer und Waſchlappen, mit einem Glaſe, einigen leeren Weinflaſchen, deren Stöpſel auf dem Boden umher lagen, und die untere Hälfte einer Seltersflaſche, mit Streuſand gefüllt; auf dem einem feſtgetretenen Gartenbeete ähnelnden Fußboden einige abgeſchriebene Federn, Papierſchnitzel, hin und wieder eine kleine Silber- oder Kupfermünze.

Im Bett ſaß ein ziemlich langer Mann mit grauenden Haaren, vorwärts gebeugt gegen ein quer über die Bettdecke gelegtes Brett, ausgeſtattet mit einer Lage von Papier und dem Strunk einer Berliner Weißbierflaſche als Tintenfaß, eine Legion von Tintenklecſen

Digitized by Google

auf dem Kopfkissen, auf der Bettdecke, auf dem Hemde und auf der Hand.

Er schrieb sehr eifrig und rief jetzt, ohne aufzublicken: „Die Thür zu!“ — „Habe ich die Ehre, Herrn von Voß —“ — „Diese Ehre haben Sie,“ antwortete er in spöttischem Tone, richtete sich auf und ein paar stechende Augen auf mich: „Ah, entschuldigen Sie, ich glaubte es wäre wieder ein Manichäer; dieses Volk verdirbt einem täglich die schönen Morgenstunden. — Legen Sie ab, nehmen Sie Platz.“

Das waren in der That zwei gleich schwer zu erfüllende Forderungen: wohin den Hut legen, wohin sich setzen, ohne sich bedenklich zu beschmutzen? Zum Glück erlauschte ich die Möglichkeit, auf der Bank am Bette ein Sitzplätzchen zu gewinnen, und schnell bemächtigte ich mich desselben. Er hielt noch immer die Feder schreibfertig in der Hand, fixirte mich scharf, zeigte ein mürrisches Gesicht und fragte mit seltsam eingeknifenen Mundwinkeln: „Wen habe ich die Ehre auf dieser Bank vor mir zu sehen?“ — „Baron Biedenfeld —“ — „Hm — ja, ich entsinne mich. Sie kommen wohl, um Antwort auf den Brief zu holen, womit Sie vor zwei Jahren mich beehrten? Sie müssen sich schon gefälligst ein wenig gedulden; diese Antwort liegt noch hier in meinem Dintenfaß.“ — „Sie mag nach Ihrem Belieben auch ferner darin liegen bleiben —“ — „Ergebensten Dank!“

„Ich kam, mir das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu verschaffen.“

Im juste milieu zwischen Hohn und Grobheit erwiederte er ungeduldig: „Dieses Vergnügen haben Sie nun genossen.“ — „Allerdings, ich würde Sie auch keinen Augenblick länger incommodiren, wenn nicht mein Beruf und ein Auftrag vom Comité des Königstädtischen Theaters mich noch zurückhielte.“ — „Lumpenvolk! Judenpack!“ knirschte er vor sich hin.

Ich that, als wenn ich es nicht gehört hätte, und fuhr ruhig fort: „Das Königstädtische Theater —“ — „Gehörte eigentlich mir!“ unterbrach er mich. „Es ist himmelschreiend! Die Ausführung meines Gedankens zu einem solchen Volkstheater verweigert man mir und wirft das Privilegium einem Roßkamm an den Kopf, der es wieder an andere Juden verschachert! Und jetzt holt man die Komik und die Komiker von Wien, um den Geschmack der Berliner um fünfzig Jahre rückwärts zu treiben und hier das nationale Element zu verdrängen! Darüber darf man wohl ein wenig rasend werden!“

Er senkte den Kopf, starrte mit den Zähnen knirschend auf seine Schrift und stieß die Feder zertrümmernd auf das Schreibebret, daß das Tintenfaß aufhüpfte und wieder einen Theil seines Inhalts über das Bett ausspritzte.

„Darüber, Herr von Voß,“ erwiederte ich, „haben Sie sich wahrlich nicht gegen den Himmel zu beklagen, sondern vielmehr ihm dafür zu danken.“ — „Herr, diese Weisheit riecht verflucht nach einem Wiener Tränkchen, brr!“ — „Ja, danken Sie dem Himmel, daß er Ihnen Ihre Freiheit erhalten hat, damit wir noch viel Schönes von Ihnen erhalten —“ — „Papperlapapp!“ — „Ein begabter und beliebter Dichter taugt nicht an die Spitze eines Theaters, wo er niemals einer Stunde für sich und die Poesie sicher seyn kann, wenn er nicht das Wohl der Anstalt gefährden will. In Ihrer Ungebundenheit können und werden Sie ein Schatz für das neue Volkstheater seyn.“ — „Sie phantasiren. Ich bei diesem Theater, welches Wien nach Berlin verpflanzen, der Wiener Posse alle seine Kräfte widmen will! Dazu kann ich nur lachen!“

„Allerdings soll die Wiener Komik hier cultivirt und vollkommener gegeben werden, als es bisher der Fall gewesen. Aber dabei ist eben so reichlich für das Berlinerische gesorgt, das nun einen Aufschwung gewinnen kann, dessen es sich vorher nie zu erfreuen gehabt. Und dazu können hauptsächlich, ja fast einzig Sie verhelfen.“

So dauerte der erbauliche Dialog fast drei Stunden fort. Des Comités und mein eigener ernster Wunsch, ihn zu einer für beide Theile gleich wohlthätigen Thätigkeit zu erwecken und der lokalen Komik in ihm eine solide Basis zu geben, verliehen mir damals eine Geduld, welche sonst eben nicht meine Sache war. Dieser in Cynismus versunkene, von innerem Groll gegen die ganze Menschheit durchfressene, von innerem Hochmuth gestachelte Mann ergoß sich unaufhörlich in Sarkasmen, Spott und Hohn, mitunter in ächten Flegeleien, und meine Geduld schien ihn darin noch zu bestärken. Endlich aber ging er doch auf den Antrag ein, versprach feierlichst, am folgenden Morgen zu Kunowski zu kommen, um das Contractliche abzumachen, kam wirklich und wurde der Unsrige. Man behandelte ihn in jeder Hinsicht mit dem zartesten Zuvorkommen, und mehrere Mitglieder des Comités brachten ihm hin und wieder noch bedeutendere Opfer als die Kasse selbst. Dennoch hatte sich die Anstalt seiner nur sehr wenig zu erfreuen, er war zu tief in sein Unleben versunken, um daraus wieder sich wahrhaft erheben zu können. Er quälte sich mit hundert Ideen und Entwürfen, und bewies mir sein besonderes Wohlwollen dadurch, daß er auch mich durch Mittheilung und Berathung derselben fortwährend quälte. Nichts von allem kam zur Ausführung, von einer Idee sprang er stets zur andern über, jeder neue

Digitized by Google

Gedanke verzehrte den vorigen. Und dabei ärgerte er sich beständig über die Thätigkeit von Angely und über das beständige Glück von dessen Vaudevilles und Possen, welche er „als Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen in's Berliniſche“ ſehr gering ſchätzte und häufig mit Vertrauten heißendſt bekrittelte.

Correſpondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

Ein Buch und ein Bild zur Schillerfeier. — Der Volksſänger Fürſt als Theaterdichter.

Es iſt eine bemerkenswerthe Erſcheinung, daß hierlandes heute noch wie im Vormärz unſer Schiller vorzugsweiſe der große Dichter allen Volkes geblieben. Ich halte das Zeichen für ein gutes, wenn ich auch nicht leugnen mag, daß, je älter ich werde, Goethe vor den Augen meiner Seele wächſt, wie vor den leiblichen ein rieſiger Schneeberg, von dem ich mich entferne. Ein Volk, das Schiller vor allen nicht bloß verehrt, ſondern von Herzen liebt, hat ſich die Jugendfriſche des Gemüthes bewahrt, ein Kleinod, welches nur diejenigen ſeinem vollen Werthe nach zu ſchätzen verſtehen, die nichts mehr davon als die Erinnerung beſitzen. Dieſe unerſchütterliche Anhänglichkeit an den Dichter aller heranwachſenden Geſchlechter bewährt ſich in mancherlei erfreulichen Zeichen, welchen das Nahen der hundertjährigen Feier hervorzutreten den Anlaß bietet. Ich nenne für heute nur zwei davon: ein Buch und ein Bild. Das Buch iſt meines Wiſſens noch im Werden, wenigſtens im typographiſchen Sinne. Den Titel weiß ich nicht, wohl aber habe ich erfahren, daß es von Conſtant v. Wurzbach herrühre und eine literargeſchichtliche Ausführung über Schiller enthalte. Der gelehrte Verfaſſer des biographiſchen Lexikons von Oeſterreich, deſſen eiſerner Fleiß ſchon ſo erſtaunenswerthes geleiſtet, iſt ganz der rechte Mann, dem großen Dichter ein literargeſchichtliches Denkmal von gediegenem Werthe aufzuſtellen; der Dichter der Parallelen und der verſchollenen Königsſtadt aber iſt vor gar vielen andern der hohen Ehre würdig, zu ſolchem Werke berufen zu ſeyn. — Was das oben erwähnte Bild betrifft, ſo iſt es eine Verwielfältigung des bekannten Gemäldes von Schams: „Die Karlsſchüler;“ ein großes Blatt von ächtem Kunſtwerth, das bei ſeinem Verleger, Paterno, am Schaufenſter ausſteht und den ganzen Tag über von Schauluſtigen umdrängt wird. Von allen Darſtellungen des Auftritts, wie Herzog Karl gleich einer Bombe in die Vorleſung der Räuber fällt, iſt die auf dem Gemälde von Schams die edelſte in der Auffaſſung, die gelungenſte in der Ausführung; vor allen der Jüngling Schiller ſelbſt. Wollte Gott, Thorwaldſen hätte ihn in ſolcher Weiſe aufgefaßt: friſch und begeiſtert. Ein Standbild von Marmor oder Erz, genau nach dem Bilde geformt, würde durch die Geſtalt allein, auch ohne die Umgebung, ſich vollkommen geltend machen. Auf dem Gemälde iſt darum die Umgebung nicht überflüſſig. Sie iſt unmittelbar aus dem Leben gegriffen und bezeichnend für die ſtumme Handlung des theilnahmvollen Zuhörens, abgeſehen davon, daß ſie die Bildniſſe von Jünglingen vorführt, deren einige zu Männern von Bedeutung wurden. Es iſt ein erfreuliches Ergebniß der Stimmung für Schiller, daß ein tiefer Verleger wagen zu dürfen glaubte, das große Blatt herauszugeben; im allgemeinen iſt Wien kein Boden für koſtſpielige Unternehmungen im Kunſthandel.

In den letzten Jahren hat die großſtädtiſche Vornehmigkeit ſich auch unter den „Volksſängern“ geltend gemacht, wie ſich eine aus dem Stande der Harfeniſten und Bänkelſänger hervorgegangene Gilde mit ſtark betonter Ausſchließlichkeit nennt. Sie hat das von den Volksſchriftſtellern gelernt, bei denen der Name ja allmählig eine andere als ſeine urſprüngliche Bedeutung angenommen hat. Die erſten Sänger waren Volksſänger, von Homer (oder meinetwegen den Homeriden) an bis zu den Barden und den Meiſterſingern. Der erſte Volksſchriftſteller war der kluge Mann in Hellas, der auf den leuchtenden Einfall gerieth, in ungebundener Rede zu ſchreiben; in der Schule ſagte man mir, dieſen glücklichen Gedanken habe Herodot gehabt. Doch das mögen die Gelehrten unter ſich ausmachen. In Deutſchland waren die älteſten Volksſchriftſteller in modernem Sinne diejenigen, welche Sagen und Heldengedichte in ungereimtem Auszuge niederſchrieben; viel ſpäter wurden diejenigen ſo genannt, welche — zu großem Theil aus der Schule des rheiniſchen Hausfreundes hervorgegangen — für ſeine Leute in einem Tone ſchrieben, welcher ſich durch den Jammer der empfindſamen Almanachzeit Bahn gebrochen hatte. Eine ähnliche Verwandtniß hat es auch mit den jetzigen Volksſängern von

Digitized by Google

Wien, die in schwarzem Frack und gelben Handschuhen aufziehen, um vor feinen Leuten in geschlossenen Räumen zu spielen und zu singen. Stoff und Sprache haben sie mit den urwüchsigen Harfenisten gemeinsam. Der Geschmack des Publikums hat sie, um es auf Wienerisch auszudrücken, „gezügelt," nämlich erzogen. Einer der beliebtesten dieser Art von Volkssängern ist in unsern Tagen Johann Fürst. Wo er in einem abgesperrten Raume, zur Sommerszeit in einem Wirthshausgarten, bei rauherer Witterung zwischen vier Mauern seine Vorträge hält, füllt sich die Kasse am Eingang und macht der Wirth eine gute „Losung." Ein Theil der Lieder, die Fürst und seine Genossen vortragen, hat ihm selbst zum Verfasser. Das ist übrigens keine Neuerung; in dieser Beziehung ist Moser noch reicher, von dem mir noch nicht recht klar ist, ob ich ihn den Vorgänger Fürsts oder seinen Nebenbuhler nennen soll. Am zweckmäßigsten wird die geschichtliche Anführung hier angebracht seyn, daß Moser, der noch immer mit Beifall wirkt, der erste war, in welchem das vornehmere Harfenistenthum mit erwachendem Selbstbewußtseyn sich zu entwickeln begann, und daß Fürst derjenige ist, der bisher mit dem meisten Erfolge auf Mosers Schultern stieg. Und in diesen Tagen nun hat Fürst einen erfolgreichen Schritt weiter vollführt, nämlich ein Bühnenstück verfaßt und zur Darstellung im Theater an der Wien gebracht. Er hat sicher ganz gut gethan, den Versuch zu wagen; selbst wenn er damit durchgefallen wäre, würde er seiner Beliebtheit eine neue Springfeder von nachhaltiger Kraft eingesetzt haben. Doch durchgefallen ist er keineswegs, im Gegentheil. Die Kritik, oder was dafür gelten muß, hat ihn gottserbärmlich zerrissen, aber das Stück macht fortwährend volle Häuser auch nach den ersten drei Vorstellungen, welche der Kameradschaft, wie gewöhnlich, und dießmal noch besonders der in ungewöhnlich hohem Grade gereizten Neugier gehörten, welche sich aus der Lebensstellung des in so weiten Kreisen bekannten Verfassers erklären läßt. — Ich habe erst die achte oder neunte Vorstellung angesehen, wie es meine vorsichtige Gewohnheit bei theatralischen Neuigkeiten ist. Wenn nämlich eine solche den vierten Abend nicht erlebt, so reibe ich mir stillvergnügt die Hände und denke: unter den Gespotten war auch dießmal wieder nicht meines Vaters Sohn. Ich fand das Haus nicht überfüllt, aber anständig voll, und habe mich vortrefflich unterhalten.

Fürsts Schauspiel heißt „Ein Wiener Volkssänger" und gilt in einer sehr erklärlichen Gedankenverbindung für eine Darstellung der Lebensgeschichte des Verfassers. Muthmaßlich dürfte diese Sage insofern einigen Grund haben, als Fürst nicht wohl eine Laufbahn, auf der er wandelt, schildern konnte, ohne einen Theil wenigstens seines innerlichen Lebens wiederzuspiegeln; weniger wahrscheinlich dagegen ist, daß der noch junge Mann seine eigene Liebes- und Heirathsgeschichte auf die Bühne gebracht habe, besonders da dieselbe für seine Frau nicht gar zu schmeichelhaft aussieht. Möglicherweise ist er nicht einmal verheirathet; wäre er's jedoch, so würde er sein darüber schweigen, wenn es seine eigene Frau gewesen, die als ein gefallsüchtiges Mädchen ihren Liebsten, den armen Harfenisten, aufgegeben, um sich mit seinem reichen Nebenbuhler zu verloben, und die späterhin nur darum die Seine geworden, weil ihr Verlobter sie sitzen gelassen, ihr Vater verarmt ist und der unbedeutende Harfenist zu einem beliebten Volkssänger sich aufgeschwungen, dem sein Erfolg bereits zu Wohlstand verholfen. Allerdings kann auch der gescheidteste Mann auf solche Weise zum Heirathen kommen, aber schwerlich wird er sich dessen rühmen. Dieselbe Liebe, welche ihn zum Traualtar trieb, wird doch stark genug seyn, um wenigstens ein Jahrzehnt gegen die Gleichgültigkeit vorzuhalten. Höchstens könnte sie in Haß umschlagen. Aber wenn sie etwa bald nach den Flitterwochen sich in bittern Haß verkehrt haben sollte, würde die Beschämung ein solches „an den Pranger stellen" kaum zulassen, bevor nicht Gras und Moos über dem Grabe der Zuneigung gewachsen.

Doch das alles geht eigentlich den Zuschauer nichts an. Der hat es nur mit dem Werke zu thun, wie die Darstellung es ihm vor Augen führt. Was sie ihm bringt, ist in den ersten zwei Akten mitten aus dem Leben gegriffen, wahr und ächt. Der junge Knabe, der in der Schule nicht gutthut und den seine Neigung zur Musik treibt, folgt dieser Neigung nicht aus bloßem Uebermuth, sondern wird durch Umstände dazu gedrängt, die sich ganz natürlich machen. Nicht minder lebendig und wahr ist das Leben des Harfenisten geschildert. In den ersten zwei Akten entwickelt sich mit den naturgetreuen Charakteren von örtlicher Färbung eine Handlung, die fortschreitend unsere Theilnahme fesselt. Hernach aber kommt ein gewagter Sprung, der leider mißrathen ist. Der dritte Akt ist an sich gut erfunden und hat manche hübsche Einzelheiten, aber der Dichter hat die Brücke zum Uebergange nicht zu bauen verstanden. Er führt uns einen vom Erfolg in hohem Grade begünstigten Volkssänger vor, in welchen der rohe Harfenist sich verwandelt hat, aber diese Verwandlung glaubhaft herzustellen, hat er nicht einmal versucht. Schade um den guten Gedanken. Nichts destoweniger bleibt der Volkssänger eine tüchtige Arbeit, welche zu der Erwartung berechtigt, daß der lustige Dichter und Sänger dereinst einen Platz aufsüllen werde, welcher bei unserer sogenannten Volksbühne der Besetzung sehr bedürftig wäre.

Was den meisten der neueren Erzeugnisse vorzugsweise abgeht, ist eine naturgemäße wahrscheinliche Handlung, getragen von Charakteren aus dem wirklichen Leben. Gewöhnlich verstößt die Handlung gegen alle Möglichkeit und schleppt sich dabei lendenlahm hin. Der ganze Erfolg beruht dann nur auf den eingeflochtenen Späßen, in denen sich nur allzu häufig ungreifbare, aber stets verstandene Zoten bergen, und auf den sogenannten Couplets, welche den Volkssängern in's Handwerk pfuschen. Vielleicht hat dieser letztere Umstand viel dazu beigetragen, den Volkssänger zum Tramatisiren zu ermuthigen, Er hat dabei die eben angedeuteten Mißgriffe vermieden, und vor allem ist

Digitized by Google

zu rühmen, daß weder in der Handlung selbst unsittliche Hebel wirken, noch irgendwo in den Worten eine unsaubere Anspielung sich birgt. Auch findet sich keine Spur jener Seuche bei ihm, mit welcher Felix Phat durch seinen Lumpensammler so viele Dramendichter angesteckt hat, bei denen jeder, der sein Hemd öfter als einmal wöchentlich wechselt, schon dadurch zum Hallunken wird. In dieser Gabe Fürsts, ohne Gift zu würzen, scheint eine Bürgschaft mehr für seine dramatische Zunft zu liegen. Allen Anzeichen nach hat aber auch gerade dieser Umstand wesentlich beigetragen, den Groll der Zukunft wachzurufen, abgesehen davon, daß es sehr verdrießlich ist, „wenn einmal der Bauer über den Jäger kommt.“

Genf, Oktober.

(Schluß.)

Die geschichtsforschende Gesellschaft der französischen Schweiz. — Die Genfer cantonale und die eidgenössische Kunstausstellung.

Am Tage nach dem improvisirten Zusammentritt der schweizerischen Naturforscher wurde in einem Saale des altberühmten Stadthauses in der haute ville von Genf die halbjährliche ordentliche Versammlung der geschichtsforschenden Gesellschaft der französischen Schweiz eröffnet, welche zu ihren „Tagsatzungen“ bald eine der reizenden Städte am Leman oder Neuenburger See, bald ein Bergschloß oder sonst einen historisch wichtigen Punkt im freiburgischen oder waadtländischen Hochland erwählt. Zur gegenwärtigen Versammlung hatten sich etwa 150 Mitglieder und als Gäste einige Vertreter verschiedener wissenschaftlichen Vereine verwandter Richtung aus Savoyen eingefunden, mit welchem sich, im erfreulichen Gegensatz zu dem früheren confessionellen und nationalen Haß, ein immer freundschaftlicheres Verhältniß herstellt. — Eine gedrängte Skizze der Verhandlungen sey uns gestattet. Nach den herkömmlichen Begrüßungen erstattete Forel als Präsident Bericht über die hauptsächlichsten Arbeiten der Gesellschaft während der letzten Jahre. Er verweilte besonders bei der interessanten Monographie über die Grafen von Greyerz (Gruyères) von Hisely, die er als ein würdiges Denkmal der historischen Literatur der Schweiz bezeichnete. Der Bericht Forels beweist zur Genüge, wie die historischen Studien auf diesem für die Geschichtsforschung allerdings so fruchtbaren Boden der französischen Schweiz in mannigfaltigster Gestalt aufblühen und mit dem lebhaftesten Eifer betrieben werden. Nach der Introductionsrede Forels beschäftigte die Versammlung die auf einem Tisch ausgelegten archäologischen Merkwürdigkeiten aus den Genfer Archiven, darunter ein Brief Ludwigs XI., welcher der Stadt Genf Marktgerechtigkeit verwilligt, dann ein Missive Karls des Kühnen, die sogenannte Acte des franchises recueillies von Adhémar Fabri,* die goldene Bulle, die Chroniken von Froment (bekanntlich neuerdings wieder von G. Revilod herausgegeben), ein Manuscript von Bonivard u. s. w.

Auf einem andern Tisch waren Alterthümer aus der sogenannten Periode der Seedörfer (période lacustre) und der römischen Periode ausgestellt. Die neueren massenhaften Entdeckungen alkelischer Wohnstätte, die auf Pfählen in den meisten Schweizer Seen angelegt waren, und deren Ueberreste man jetzt unter dem Wasser findet, haben der schweizerischen Geschichtsforschung bekanntlich seit einigen Jahren ein ganz neues Feld eröffnet. In der deutschen Schweiz ist es besonders Professor Keller in Zürich, in der französischen Fr. Troyon in Lausanne, die sich durch eine wissenschaftliche Untersuchung dieser Auffindungen berühmt und verdient gemacht haben. Troyon war bei unserer Versammlung als Mitglied der Gesellschaft zugegen und fesselte seine Zuhörer durch einen eingehenden Vortrag über die erst ganz neuerdings wieder im Neuenburger See, dem Dorf Concise gegenüber, gemachten Entdeckungen. Die vorgefundenen Gegenstände, Waffen und Geräthe aller Art aus Stein und Knochen, einige wenige auch aus Bronze, sind so zahlreich, daß an jenem Ort das Vorhandensein einer Fabrik oder eines großen Verkaufslagers angenommen werden muß. — Auf Troyon folgte ein Redner, dessen Namen auch in Deutschland in weiten Kreisen bekannt ist, Professor Merle d'Aubigné, der Verfasser der Geschichte der Reformation. Der berühmte Kirchenhistoriker sprach über die alten Freiheiten Genfs, ihren Ursprung, den Kampf um sie und ihren endlichen Sieg im sechzehnten Jahrhundert. Wir können ihm leider in seiner charakteristischen, eine ganze Richtung der Genfer Gelehrtenwelt, die Calvinistische Geschichtsanschauung, bezeichnenden Rede nicht folgen, möchten aber doch bemerken, daß wenn Merle

* Fabri, wahrscheinlich aus einer einheimischen Familie, war seit 1385 Bischof von Genf, und gilt als einer der frühesten Vertheidiger der Rechte dieser Stadt gegen die Grafen von Savoyen. Die oben genannte Gesetzsammlung wurde am 26. Mai 1387 publicirt, 1507 gedruckt.

Digitized by Google

hie und da in seinen Schriften auf die deutsche antikirchliche Wissenschaftlichkeit nicht ganz gut zu sprechen ist, doch mannigfaltige deutsche Einflüsse in seiner Anschauungsweise, wie sich bei dieser Rede auch wieder zeigte, sich unsichwer nachweisen lassen dürften. Auch können wir uns nicht versagen, den Schluß des Vortrags kurz zusammen zu fassen. Nachdem der Redner alle die Heldenthaten der vorreformatorischen Freiheitsmärtyrer von Genf geschildert, fragt er sich, ob die Liebe zur Unabhängigkeit, zum Gesetz, zum schweizerischen Vaterlande allein genügte, der Freiheit in Genf den Sieg zu sichern? Er glaubt, daß zur Bildung der modernen freiheitlichen Gesellschaft noch das religiöse Element hinzutreten müßte. Das mittelalterliche religiöse Princip konnte und wollte die neuenstehende sociale Ordnung nicht annehmen, sie mußte zu den ursprünglichen Quellen des Christenthums zurückkehren. Damit ein Volk frei sey, muß sein Bewußtseyn erwacht seyn; damit ein Volk die äußere Freiheit ohne Gefahr genieße, muß es nicht nur durch das Staatsgesetz, sondern innerlich durch das göttliche Gesetz gebunden seyn. Die Zeit der sogenannten Renaissance mit ihren classischen Studien genügte nicht zur wahren Befreiung, sie war aristokratisch, das Evangelium aber redete zu den Völkern. Genf begriff dieß, darin lag seine Stärke, und so wurde es, wie Mignet sagt, „die Rivalin von Rom, und entriß dieser Stadt die Herrschaft über die eine Hälfte der christlichen Welt."

Nach dem Vortrag Merles gab Martignier von Lausanne einen Nekrolog des im letzten Frühjahr im kräftigsten Mannesalter verstorbenen Vereinsmitgliedes, Professor Gaullieur, von dessen fruchtbarer schriftstellerischer Thätigkeit auf dem Gebiet der Geschichtsforschung, der Literaturgeschichte und Bibliographie (er hinterläßt eine an Seltenheiten reiche Bibliothek) wir in unsern Genfer Briefen öfter zu sprechen Gelegenheit hatten. Die Sitzung schloß mit Ernennung einer Commission, welcher die Aufgabe gestellt ist, die nöthigen Schritte zur Erhaltung einiger bedrohten alterthümlichen Baudenkmäler einzuleiten, wie z. B. des sogenannten Thurms von Gourze und der Kirche zu Payerne im Waadtlande. Eine zweite Sitzung fand am folgenden Tage statt, in welcher die gelehrten Vorträge von Fazy-Meyer, de Charrière, Galiffe, Gaberel und Gremaud wiederum zeigten, welch unendlich mannigfaltiger Stoff der Geschichtsforschung in der französischen Schweiz sich darbietet.

Versammlungen ähnlicher Art, wie die beiden eben skizzirten, sind während der letzten Jahre in den Metropolen der deutschen Wissenschaft durch die Munificenz der Regierungen und städtischen Behörden zu wahren Nationalfesten erhoben worden. So groß sind die Genfer Verhältnisse nun freilich noch nicht, dagegen besitzt Genf etwas, was leider in Deutschland noch zu den Seltenheiten gehört: einen durchaus wohlhabenden, ja sogar reichen Gelehrtenstand, und es gibt in Genf Jünger der Wissenschaft genug, deren Namen an den Börsen einen eben so guten Klang haben wie in der Gelehrtenwelt. Und diese Genfer Gelehrten lassen es sich nicht nehmen, bei Gelegenheiten wie die eben erwähnten ihre Hospitalität von der liebenswürdigsten und feinsten Seite zu zeigen. So fehlte es denn auch bei unsern Versammlungen nicht an heitern geselligen Vereinigungen auf den prächtigen Landsitzen einiger Genfer Mitglieder. Bei dem officiellen Mahl der Geschichtsforscher wurden zahlreiche Versicherungen inniger Sympathien zwischen den savoyischen Gästen und den Schweizern ausgetauscht, wie denn auch Merle in seiner Rede hervorgehoben hatte, daß man in Genf es mit Freuden anerkenne, daß in Sardinien, im scharfen Gegensatz zur Vergangenheit, jene liberalen Doctrinen zur Herrschaft gelangt seyen, welche einst, als sie in Genf zuerst auf politischem und religiösem Gebiet zur Entwicklung kamen, vom Haus Savoyen so hartnäckig bekämpft wurden. Wir könnten hier noch erwähnen, daß jene freundlichen Beziehungen zwischen der savoyischen Intelligenz und der Schweiz ein erfreuliches Gegenstück bieten zu den unsinnigen Bestrebungen einer Partei, die das Stammland der sardinischen Monarchie dem „gallo-romanischen" Cäsarismus überliefern möchte. Doch um Gottes willen keine Politik!

Folge uns der Leser vielmehr in ein Gebäude, welches, zu andern Zeiten allerdings politischen Zwecken dienend, schon seit Anfang vorigen Monats in einen Sitz der schönen Künste verwandelt worden ist, in das Palais Electoral. Die Arena heftiger, wüthender Parteikämpfe birgt seit jener Zeit die Erzeugnisse der Genfer und überhaupt der schweizerischen schönen Kunst. Die berüchtigte „Boîte aux giffles" ist zeitweilig zum friedlichen Musentempel geworden, und wo sonst James Fazy, Tourte, John Perrier und die andern bekannten Volkstribunen von Kleinparis die Massen haranguirten, da huldigt heute das Volk dem friedlichen Cultus des Schönen und Idealen. Die architektonischen Verhältnisse des Gebäudes sind einer solchen Wandlung seiner Bestimmung nicht ungünstig; der colossale Saal, der an 8000 Menschen faßt, ist gerade für Gemäldeausstellungen sehr vortheilhaft beleuchtet.

Widmen wir, um unserem Zwecke, einer möglichst vollständigen Chronik zunächst des Genfer Culturlebens treu zu bleiben, in erster Linie der cantonalen Ausstellung vom vorigen Monat einen kurzen Rückblick. Der Katalog weist 444 Nummern auf. Diese 444 Gemälde waren von 195 Künstlern geliefert, von denen 75 auf Genf kamen. Schon die große Anzahl dieser letzteren mag andeuten, daß man bei Aufnahme der Gemälde nicht allzu strenge Kritik hatte walten lassen; und man war vielleicht auch deßhalb etwas nachsichtig gegen die große Menge Einsendungen französischer Künstler, besonders aus Paris und Lyon gewesen. So konnte es nicht fehlen, daß der Dilettantismus numerisch bei weitem den Sieg über die wahren künstlerischen Leistungen davon getragen und der Ausstellung seinen bestimmten Charakter aufgedrückt hatte. Wenn die cantonalen Ausstellungen auf diese Weise etwas an ihrem alten Ruhm in neuerer Zeit einbüßen, so liegt einestheils der Grund darin, daß viele der hervorragenden Künstler sich mehr

Digitized by Google

und mehr von denselben zurückziehen; andererseits darin, daß die jüngeren Maler mehr und mehr für den unmittelbaren Erwerb arbeiten, mit andern Worten das liefern, was das große Publikum verlangt, leichte und billige Waare. Von den älteren Malern hatte auch dießmal weder Calame, noch Diday, noch Hornung etwas ausgestellt, nur Lugardon und Guigon waren treu geblieben. Die Landschaft war, wie bei der seitherigen speciellen Richtung der Genfer Schule nicht anders zu erwarten, am stärksten vertreten, nächst dieser das Genre, dann das Porträt, welches nach der verzweifelten Meinung eines unserer Kritiker „vielleicht bestimmt ist, in unserer modernen Zeit als einzige historische Malerei übrig zu bleiben." In der That war die Historie schwach, streng genommen nur durch ein einziges nennenswerthes Bild von Lugardon: „Calvin, wie er den Libertins das Abendmahl verweigert," vertreten, und dieses war nicht einmal neu, sondern hatte schon einigemal auf Ausstellungen figurirt. Von Landschaften heben wir beispielsweise hervor: „Ein Morgen in Brieng" und „Nachmittag am Brienzer See" von Guigon, das „Innere eines Waldes" von E. Duval, „am Vierwaldstätter See" von Fr. Zimmermann. Auch fehlte es nicht an manchen andern verdienstlichen Arbeiten im Landschaftsbild von Genfer und waadtländischen Malern, ohne daß jedoch neue Richtungen angedeutet waren. Man hat in neuerer Zeit mehrfach die Meinung aussprechen hören, daß die Alpenlandschaftsmalerei überhaupt ihre Zeit gehabt und daß die zeitgenössische Genfer Schule in Diday, Calame und Guigon ihren Entwicklungsgang vollendet habe. Ist dieß der Fall und stellt sich auch beim Publikum gegen diese fortgesetzten Reproduktionen unserer herrlichen Gebirgsgegenden eine gewisse Gleichgültigkeit ein, so möchten wir einen Grund dieser Erscheinung darin suchen, daß unsere neueren Maler die Staffage, die so sehr geeignet ist, das Leben der Landschaft zu erhöhen und durch Mannigfaltigkeit und Bewegung ansprechend zu wirken, mehr und mehr vernachlässigen. Wir würden es in dieser Hinsicht für ein Glück halten, wenn einer unserer größten Maler, ja gewissermaßen der Begründer der Genfer Schule, Töpffer, mehr Nachahmer fände. In ihm ist ein mustergültiges Beispiel gegeben, wie das Genrebild sich mit der Landschaft zu einer der anziehendsten, ächt modernen Kunstschöpfungen vereinigen läßt. Unser Volksleben ist so reich und mannigfaltig, es hat sich darin noch so manche charakteristische Sitte, zu welcher die Alpenlandschaft als natürlicher Boden so ganz nothwendig ist, erhalten, daß man billig fragen darf, warum so fruchtbare Vorwürfe von unsern Landschaftsmalern in der französischen Schweiz nicht mehr und gründlicher ausgebeutet werden?

Wir gestehen, daß uns auch der auf die cantonale folgenden eidgenössischen Ausstellung (im gleichen Lokal) in vieler Hinsicht ein verwandterer und ansprechenderer Geist entgegen wehte, und wir bedauern, daß uns der Raummangel nöthigt, uns über sie nur in einigen beschränkten Notizen zu äußern. Schon der erste Ueberblick mußte überzeugen, daß dem Dilettantismus hier weniger Spielraum von der betreffenden Commission gestattet war, wie auch die schweizerischen Maler sich augenscheinlich bestrebt hatten, von ihren Werken nur gediegenere und charakteristische Leistungen zur Ausstellung zu bringen. 183 Künstler hatten 539 Nummern geliefert. Der Nationalität nach kamen 134 Künstler auf die Schweiz, 36 auf Deutschland, der kleine Rest auf andere Länder. Man sieht schon hieraus, daß die Franzosen mit ihren schillernden Farbenstudien verschwunden sind, während die stärkere Vertretung Deutschlands auf eine innere Verwandtschaft der deutsch schweizerischen und national deutschen Künstlerwelt hinweist, wie denn der Einfluß der Münchener und Düsseldorfer Schulen unverkennbar bei der Mehrzahl der Maler aus der inneren und östlichen Schweiz hervortritt. Die schweizerischen Künstler vertheilen sich auf alle Kantone, ausgenommen Freiburg, Tessin, Schaffhausen und Aargau, die wir (wenigstens nach dem Katalog) gar nicht vertreten fanden. Der Zahl nach hat wohl Genf wieder die meisten Bilder geliefert. Zu den bei der cantonalen Ausstellung schon genannten Landschaften ist noch eine bedeutende von Diday, „Gewittersturm," hinzu gekommen, mit all den bekannten Vorzügen dieses Meisters. Noch kann, da er wenigstens zum Theil seine Studien bei Calame machte, Dunze aus Bremen hier genannt werden, welcher drei Bilder, „norddeutsche Winterlandschaft," „Winterlandschaft aus dem Kanton Bern" und „Ansicht aus dem Berner Oberland" geliefert hat. Dunze gehört zu den Landschaftsmalern, welche die Staffage mit Liebe und Geschmack pflegen, wie andererseits seine gefällige Zeichnung und das saubere Colorit in mancher Hinsicht an Töpffer erinnern, obwohl wir von unserem Freund selbst wissen, daß er keineswegs die Werke dieses genialen Genfer Malers zum Gegenstand eines speciellen Studiums gemacht hat. Zwei Winterlandschaften von Steinach in München haben uns durch ähnliche Vorzüge, ein kleines Bild von Müller, „am Gardasee" (ebendaselbst), durch außerordentlich sorgfältige Behandlung angesprochen. Groß ist die Menge der Alpenlandschaften aus allen Regionen und Zonen der Gebirgswelt; bald haben die Künstler mehr den wilden und erhabenen Charakter des Hochgebirgs, bald mehr die anmuthig idyllischen Thäler und Seeufer gewählt und manch glücklichen Griff gethan. Unter den Genrebildern stehen ohne Zweifel die Werke von Franz Buchser in Solothurn mit in erster Linie. Die „andalusischen Schmuggler," „die Frau des Banditen" und die „Rukestunden des arabischen Häuptlings" dieses Malers zeugen von einer wahrhaft originellen künstlerischen Auffassung. Einige eidgenössische Militärbilder von Walthard in Bern sind um so mehr zu nennen, als in diesem Fach oft schwer gefündigt wird. Sehr gefallen hat hier ein Bild aus dem ächt deutschen Familienleben, „die Rückkehr zur Schule nach Weihnachten," von Niedmann in München. „Zwei Mönche" von J. G. Scheffer (Genf), „Besuch in den Ruinen" von J. L. Lugardon (ebendaselbst), „der Ehemann im Wirthshaus"

Digitized by Google

funden. Dahin gehören „die Schatzgräber“ von Geyer (Angsbueg), welches Bild unsern nüchternen, mährchenbaaren Genfern nicht wenig auffiel. Und doch hat sich auch ein Genfee Maler, Bischgitz, in einem romantischen Gegen-

schließlich die erfreuliche Bemerkung hinzufügen, daß sich der Kunstsinn der Bewohner unserer Stadt duech beträchtlichen Ankauf von Bildeen bethätigte.

W. L.

Hamburg, Oktobee.

Die Cholera. — Die Verfassungssache. — Die neue Synagoge.

Seit langen Jaheen hat dee Tod bei uns keine se eriche Eente gehalten wie in diesem Sommer. Gegenwärtig, nun man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die böse Zeit wiedee einmal überstanden ist, eefährt das Publikum erst, wie arg der unheimliche Gast gehaust, der übee drei Monate bei uns weilte. Amtlichen Mittheilungen zufolge raffte die Cholera von Anfang Juni bis Mitte Septembee 1194 Menschen aus allen Ständen hin, wäheend die Zahl dee Erkrankungen in diesem Zeiteaume bis auf 2436 stieg. Am 15. September befanden sich noch 93 Personen von den Befallenen in ärztlicher Behandlung, 1149 waeen genesen. Den Monaten nach vertheilten sich die Fälle in folgender Weise: im Juni wurden 27 Cholerafälle angestaeben, ist unsere so stark bevölkerte Stadt noch immer sehe gnädig weggekommen.

In den letzt vergangenen Wochen haben wir auch einige Versonen durch den Tod verloren, welche durch ihre bürgerliche Stellung einen herrorragenden Rang einnahmen. Als solche mögen erwähnt werden die Buchhändier Manke und Melle, von denen ersterer als Mitglied des Sechziger-Collegiums in den nunmehe halb und halb geschlichteten Verfassungskämpfen handelnd auftrat. Dee zweite lebte mehr zurückgezogen, gehörte aber als Besitzer dee sehr bekannten Buchhandlungsfiema Nestlee und Melle unstreitig zu den bedeutendsten buchhändierischen Namen im Norden Deutschlands. Gleichzeitig starb dee preußische General-

aber auch in dieser rein Hamburgischen Angelegenheit wenig besser, wie dem großen Gesammtvaterlande in seinen jetzt wieder von so verschiedenen Seiten angeregten Reformbestrebungen. Der alte Fluch Deutschlands, die Uneinigkeit, ist die Schlange, die mit ihrer giftigen Zunge überall hin ihren widerwärtigen Geifer spritzt. Sind wir nun auch nicht so pessimistisch gesinnt, wie manche, die mit zäher Starrheit an dem Glauben festhalten, es werde der neue Rath- und Bürgerschluß in der Verfassungsfrage eben so wenig zur Ausführung kommen, wie jener vom 30. Mai 1850, so können wir und doch eben so wenig den Optimisten anschließen, welche die größeren Schwierigkeiten in dieser Angelegenheit bereits für gänzlich überwunden halten. Gegenwärtig arbeitet man darauf hin, die vorzunehmenden Wahlen zu beschleunigen, aus welchen die neue Bürgerschaft hervorgehen soll. Es haben sich zwei Wahlcomités gebildet, um die Leitung dieser Wahlen in die Hand zu nehmen. Beide Comités nennen sich „liberale," beide aber stehen einander feindlich gegenüber und wirken also auch in ganz entgegengesetztem Sinne. Welches von beiden bei den nunmehr doch bald erfolgenden Wahlen über das andere den Sieg davon tragen wird, das einfach liberal sich nennende Comité, hervorgegangen aus der Vergesellschaftung der Männer vom 22. Januar, deren Agitation wir wenigstens alles bis jetzt Erreichte vorzugsweise zu danken haben, oder das „wirklich liberale," muß die Zeit lehren. Auf eine an den Senat gerichtete Supplik des ersteren, die Vornahme der Wahlen zu beschleunigen, hat derselbe eine leidlich beruhigende Antwort gegeben. Nach dieser wird den Bürgern versichert, daß Aussichten vorhanden seyen, die Wahlen in sämmtlichen Distrikten noch vor dem ersten November dieses Jahres beendigen zu können, was dann eine erste Berufung der neuen Bürgerschaft wahrscheinlich im December zur Folge haben würde. Inzwischen hat der Senat in den letzten Tagen zwei Obergerichtsräthe erwählt, zu welcher Würde die Herren Dr. Baumeister, Richter am Niedergericht, und Dr. Kanuth, einer unserer bedeutendsten Advokaten, der sich neuerdings durch seine lebhafte Betheiligung an der Verfassungsagitation hervorgethan, erhoben worden sind.

Am 22. September Abends wurde die neu erbaute Synagoge der deutsch-israelitischen Gemeinde auf den Kohlhöfen im Beisein der beiden Bürgermeister und anderer Ehrengäste feierlichst eingeweiht. Dieser Tempel, der erst vor kurzem im Bau vollendet ward und einige Tage hindurch dem Publikum zur Besichtigung offen stand, ist in architektonischer Hinsicht eine Sehenswürdigkeit unserer Stadt. Von dem Architekten Rosengarten entworfen und ausgeführt, stellt er sich dar als ein im maurisch-byzantinischen Styl errichtetes Bauwerk, das in einer Kuppel sich abrundet. Die hohen Wölbungen ruhen auf mächtigen Pfeilern von Stuckmarmor, der Aufgang zur Kanzel und zu dem hinter dieser sich befindlichen Allerheiligsten, das ein kostbarer Vorhang verhüllt, schmücken Stufen und geschmackvolle Säulen von schwarzem Marmor. Ueberhaupt läßt die ganze Ausstattung des Tempels kaum etwas zu wünschen übrig. Alles ist ungewöhnlich solid gearbeitet, die Sitzplätze ganz so eingerichtet, wie in christlichen Kirchen; nur der Almenor für den Vorsänger, der eigenthümliche Schmuck vielarmiger Leuchter, deren sich eine ziemliche Menge darin befinden, und die mit niedrigen Gittern versehenen Emporen für die Frauen, endlich die hebräischen Inschriften und die Gesetzestafeln über dem Allerheiligsten sagen uns, daß wir uns in einem jüdischen Bethause befinden. Die Einweihungsfeier war in jeder Hinsicht eine würdige. Musik und Gesang leiteten sie ein und schlossen sie. Besonders feierlich war die Einlegung der Gesetzesrollen in die heilige Lade, die von dem Oberrabbiner, den Gemeindevorstehern und einigen andern Personen vorgenommen wurde. Während des Umzugs mit den Thoras um den Almenor sang der Chor einige Psalmen unter Musikbegleitung ab, worauf die Predigt folgte, welche der Oberrabbiner Stern hielt. Durch Eröffnung dieser neuen Synagoge werden zwei ältere, von denen die eine schon an zweihundert Jahre bestehen soll, geschlossen. Der erwähnte neue Tempel kann bequem weit über tausend Personen fassen, da er allein gegen tausend numerirte Sitzplätze hat. Beleuchtet und geheizt wird derselbe mittelst Gas, eine Einrichtung, die man auch mancher christlichen Kirche wünschen möchte, in denen man bisher nur ausnahmsweise den Versuch gemacht hat, zum Wohl und der Gesundheit der Gemeinde an kalten Wintertagen, für Herstellung erträglicher Luftwärme Sorge zu tragen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 44. 30. October 1859.

No care, no stop! so senseless of expence,
That he will neither know how to maintain it,
Nor cease his flow of riot: takes no account,
How things go from him! — —
He will not hear, till feel!

Shakespeare.

Ein Dorfbrutus.

Episode einer Erzählung.

Des Tages erinnern sich noch viele Leute, als es plötzlich hieß, der Bürgermeister von Hohengant habe seinem Sohne erlaubt, über Land, unter's Bauernvolk zu heirathen. Im Städtchen wollten die Leute bei aller Achtung für ihren Gemeindevorstand finden, daß er bei diesem Beschlusse nicht ganz bei Troste gewesen, und auf dem Lande sagte man: was soll ein Bürgersohn, der gut reden und essen, aber keinen Pflug führen kann, für einen Bauer geben? Zudem hatte im Städtchen manches hübsche Kind auf den Sohn des Bürgermeisters, über Land so mancher wackere Bursch auf die Erbin des Dasselhofes gehofft, und beiderseits hatte man jetzt empörte Mütter, entrüstete Tanten, verstimmte Geschwister und grollende Verwandte hinter sich.

Schon hieraus läßt sich entnehmen, welchen Lärm es damals im Städtchen, wie in den umliegenden Dörfern gab. Wäre das Ereigniß ein paar Jahrhunderte früher vorgefallen, so hätte es wohl einen gesunden Bürgerkrieg hervorgerufen, in welchem die Bauern das Städtchen, die Bürger aber Dorf um Dorf verheerten, um schließlich mit blutenden Köpfen die ernste Lehre zu bedenken, daß man gelegentlich eben so einfältig handeln könne als mancher große Herr, der aus Ruhmgier oder noch kleineren Nichtswürdigkeiten Krieg erregt und ganze Länder verwüstet. Zum Glück leben wir jetzt in bedachtsameren Zeiten, und wenn es auch auf Thronen, in Städten und Dörfern noch immer einzelne Streithähne gibt, so ist doch die Liebe zum Frieden stark genug, um den Zänkern rasch in den Arm zu fallen und ihnen das Handwerk zu legen.

Und so kam denn auch, trotz der aufgeregten Gemüther, die Heirath jenes Hohenganter Bürgers mit einem Bauernkinde ohne Mord und Todtschlag zu Stande, höchstens daß man hie und da einen guten Namen zwischen vier Wänden erbarmungslos zerriß, mit nadelspitzigen Worten nach dem Rücken ehrlicher Leute stach und kurz vor Thorschluß noch im Hause des Bürgermeisters, wie im Dasselhofe Feuer der Zwietracht legte; aber das Feuer fand keine Nahrung, die heimlich beigefügten Wunden brachten niemand um's Leben, und als Gott den Schaden besah, fanden sich am Hochzeittische manche freundlich gerundete Gesichter ein, die kurz zuvor noch langmienig das Land durchzogen, um überall Krieg und Unheil zu säen.

Damit freilich ist noch nicht gesagt, daß die Ehe jenes Paares eben so glücklich ausfallen mußte, als man dessen Hochzeit fröhlich beging. Die Leute im Städtchen hatten prophezeit, daß Bürger- und Bauernkind

Digitized by Google

nimmer gut thun könnten, und auf dem Lande hatte man bemerkt: man könne immerhin mehr als ein Bauer wissen und darum doch kein guter Bauer seyn, und in letzterer Bemerkung lag der Keim des Uebels, welches später sehr verderblich werden sollte.

Der Sohn des Bürgermeisters, der ein paar Jahre „in der Studie“ gewesen, auch im Elternhause und im Städtchen gesehen hatte, wie man sich das Leben angenehm macht, hatte wahrhaftig nicht deßhalb „einen Stand tiefer“ geheirathet, um sich von da an Entbehrungen gefallen zu lassen; sein wohlbedachter Plan ging dahin, im Dorfe den Herrn erst recht zu Ehren zu bringen und, was die städtischen Genüsse betraf, auf dem Lande davon herbeizuschaffen, was zu haben war. Also legte er nach der Heirath seine städtische Gewandung nicht ab, mußte täglich sein gewohntes Stück Fleisch mit Zubehör auf dem Tische haben und gab sich mit der Gesellschaft der Bauern nur dann ab, wenn es durchaus seyn mußte oder wenn der Amtmann, Pfarrer und Apotheker auch zugegen waren. Denn darauf hielt der neue Dasselherr besonders viel, daß man ihn von „höherer Seite“ nicht umging und wenigstens im Dorf zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit machte.

Um diese Aufmerksamkeit lebendig zu erhalten, wurde nicht bloß die Zugkraft seines Namens in Bewegung gesetzt, er sorgte wohlweislich auch dafür, daß man — das heißt: daß Leute von Stand und Namen stets in seinem Hause einen guten Trunk und Imbiß zu finden wußten. In Folge letzterer Fürsicht erzielte er nicht nur, daß kein Pfarrer, Beamter oder sonstig Angestellter in das Dorf kam, ohne bei ihm einzusprechen, sondern er hatte auch die Ehre, dann und wann von diesen zu Tisch geladen oder, was ihm noch mehr galt, durch einen Extraboten geholt zu werden, wenn die Herren in der Nachbarschaft bei einem Glase Gerstensaft sich's wohl seyn ließen.

Man könnte fragen: was war denn aber nun die Thätigkeit des neuen Dasselherrn, wie er spottweise hieß? Seine Thätigkeit? hatte er eine? könnte man hinwieder fragen. — Er stand Morgens auf, wenn seine Leute längst schon bei der Arbeit waren, zog sich erst sorgfältig an, bevor er jemand zu Gesichte kam, und fragte dann beim Kaffee, freilich mit krauser Stirn und großen Augen: was denn eigentlich los sey heute? Und wenn ihm diese Frage beantwortet war, hieß er die Anordnung gut, sagte, er sey es zufrieden, werde aber selbst und sofort nachsehen.

War nun das Wetter schlecht, dann hatte es so seine Sache mit diesem Selbst und Sofort; denn man konnte fest darauf rechnen, daß er auf keine Weise aus seiner Staatsstube zu bringen war; er schrieb dann gewöhnlich Briefe an hohe Freunde über den kostbaren Abend gestern Abend beim „blutrothen Nasi.“ War das Wetter gut, dann freilich geschah es wohl nicht selten, daß er eine Stunde lang, aber gar nicht eilig, um seine Felder ging, hier und dort zu seinem Gesinde trat und sie durch unnütze Fragen und Anleitungen in ihrer Arbeit störte.

Um für diesen Geschäftsgang das gehörige Ansehen mitzubringen, hatte er stets ein Paar gewaltige Jagdstiefeln an den Beinen und eine Reitpeitsche in der Hand, obwohl die Dienstboten am besten wußten, daß er von der Wirthschaft für keinen Heller verstand und auch sonst kein Kind beleidigen konnte.

Fast noch leichter als mit der Oberleitung der Wirthschaft nahm es der Dasselherr mit der Führung der Kasse in Bezug auf Einnahmen und Ausgaben. War nur Geld überhaupt vorhanden, so wurde zugegriffen und der Standesehre unbesehen geopfert, ob das Geld für die Wirthschaft nöthig war oder nicht; war kein Geld da, so wußte man, daß der Credit jeden Augenblick volle Hände offen hielt, wobei nur die Vorsicht beobachtet wurde, daß man nie von einem Nachbar oder Bauern überhaupt, sondern stets nur von etwas entfernt wohnenden Geldleuten und Juden borgte. Daß auf diese Weise die Wirthschaft nicht gedeihen konnte und der Wohlstand des Dasselhofes in demselben Maße abnahm, als die Familie und der Schuldenstand sich mehrten, braucht wohl nicht betheuert zu werden, und billig muß man fragen: wie nahmen ein solches Hausen die nächsten Anverwandten, besonders die eigene Frau des Dasselherrn auf?

Was die Schwiegereltern anbelangt, so waren sie schon vor der Heirath ihrer Tochter gestorben und mischten sich also nicht mehr in die vergänglichen Dinge dieser Welt. Aber auch der Bürgermeister von Hohengant, Vater des Dasselherrn, hatte nur ein Jahr lang Zeit, seinen Sohn im Ganzen glücklich zu sehen und manche gute Stunde bei ihm zuzubringen, worauf er mit einer Art Uebereilung Amt und Würden niederlegte und das Zeitliche gesegnete. Es blieb also nur die Einsprache übrig, welche von Seiten der Erbin des Dasselhofes gegen die Wirthschaft ihres Mannes erhoben werden konnte. Allein auch diese Einsprache unterblieb, und zwar aus zweierlei Gründen.

Für's Erste war die Erbin des Dasselhofes das allein am Leben gebliebene Kind ihrer Eltern, und man weiß aus Erfahrung, was es mit der Erziehung dieser „einzigen Kinder“ zumeist für eine Bewandtniß hat. Wenn das Vermögen des elterlichen Hauses einigermaßen sicher und namhaft ist, so wird von diesen einzigen und verwöhnten Sprößlingen die Sorge des Lebens

Digitized by Google

als man gewöhnlich einen bloßen Bauer achtet. Nun hatte ihr das Schicksal diesen Wunsch mit einer gewissen Bereitwilligkeit erfüllt, und sie fühlte dankbar genug, um ihre Erkenntlichkeit an irgend Jemand auszulassen.

Und wer konnte sich besser zum Opfer ihrer Dankbarkeit schicken, als gerade ihr Mann, der, wie sie glaubte, durch seine Wahl auch für sie ein so großes Opfer gebracht? Anstatt also ihren Mann zu bewegen, alte Standeserinnerungen abzulegen, Bauerntracht anzuthun und neben tüchtiger Arbeit manche Entbehrung sich aufzuerlegen, sagte sie: „Ne, mein Männchen, thu' du, als wärest du immer noch zu Hause, laß dir's wohl seyn; man lebt nur einmal, und trete auf wie deinesgleichen!"

Er mochte nun wünschen, verlangen, ausgeben, was er wollte, die Frau ließ ihm volle Macht dazu, sie selbst besorgte das Wesentliche des Hauscommandos, und damit ihr Anblick, was die Tracht anging, ihrem Männchen nicht störsam in's Auge fiel, so ließ auch sie ihre Röcke immer länger werden, scheitelte ihr Haar und that noch sonst dazu, was sie nach dem Muster der Pfarrköchin für laufende Mode hielt, so daß man von ihrem Anzug endlich sagte: „Schön ist sie nicht, aber eine Schande gerade auch nicht."

So fehlte es denn im Dasselhofe nicht an ehelicher Harmonie im Denken und Genießen. Herr und Frau nahmen sichtlich zu an Alter, Umfang und Behagen, ein Häuflein Kinder, vier an Zahl, drängte sich, ohne viel zu fragen, an das Licht des Lebens und half die Auslagen erhöhen, während die Einnahmen fast die-

einen frischen hellgelben Anstrich sattsam erzielt wurde.

„Das Gesicht, das ein Haus den Leuten zeigt, ist das Gesicht der Wirthschaft selber," sagte der flotte Dasselherr, und es ist nicht zu läugnen, daß er vielen Leuten dadurch Respekt und die Meinung von dauerhafter Wohlhabenheit beibrachte. Dieß that auch in der Folge um so mehr noth, als der Wohlstand heimlich immer rascher abnahm und der Hof alle Vorsicht nöthig hatte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Man sagt, und hat auch recht es zu behaupten, daß Eheleute, wenn sie lange Jahre in Friede und Eintracht mit einander leben, eine gewisse Aehnlichkeit in ihren Gesichtszügen erhalten. Und in der That war es schwer, das Herrscherpaar des Dasselhofes, nachdem es eine Reihe von Jahren gelebt, geliebt, genossen und sorglos gewirthschaftet hatte, nicht seltsam ähnlich zu finden. Das länglich runde volle Gesicht, die etwas hängenden Wangen, das genußsüchtige Behagen in den Mundwinkeln, die vielen Fältchen quer über die Stirne, wie sie von den Wellen der Jahre gekräuselt werden, ja auch die etwas abgestorbene Färbung des Gesichts und der Blick des energielosen Auges glichen sich fast auf ein Haar.

Diese äußere Aehnlichkeit wäre vielleicht noch auffallender geworden, wenn nicht doch in den Charakteren beider Eheleute sich eine kleine Verschiedenheit erhalten hätte. Trotz des körperlichen Umfangs und der grauen Haare war der Dasselherr in seinem fünfzigsten Jahre gelegentlich noch einer seltenen Rührigkeit fähig, und nichts glich der behenden Wirkung auf seinen schwer

seine Frau. Wußte die bequeme Dasselherrin überhaupt nur, daß ihr dieser oder jener Genuß nicht entgehen könne, so bezeigte sie eine Enthaltsamkeit, die geeignet war, Erstaunen zu erregen. Tage lang konnte sie dann, ohne ein Wort zu verlieren, ohne eine Miene zu verziehen, in ruhiger Erwartung des Genusses leben und in dieser Erwartung, die ihren Appetit oft zur Verzweiflung trieb, einen wahren Vorgenuß finden.

Diese Selbstbeherrschung oder glückliche Natur war es auch, die in andern Fällen recht sichtbar zur Erscheinung kam. Näherte sich zum Beispiel — was gar oft geschah — einer der vielen Gläubiger des Hofes, um, was selten zu erreichen war, ein Stück Kapital oder Zinsen herauszukämpfen, dann war zuverlässig anzunehmen, daß sich der Dasselherr plötzlich eines dringenden Ganges erinnerte, Hut und Stock ergriff und durch ein Hinterpförtchen in das Freie trabte. Seine Frau dagegen, so wenig es ihr auch in den Sinn kam, den oft hart gepanzerten Gläubigern sich zu stellen, ließ es doch gewöhnlich darauf ankommen, daß der böse Gast bis in den Hof, ja bis an die Thüre — „jusque à la mer“ — gelangte, worauf sie ruhig aufstand, einem Kinde den Auftrag gab, den Gast zu bewirthen und zu sagen: „der Vater sey ausgegangen, die Mutter krank und zu Bette.“ Wirklich war's in solchen Fällen das große Himmelbett in der Kammer, wo sie, bis die Luft wieder rein war und der Gläubiger wohl oder übel zufrieden sich seines Weges scherte, geduldig ausblieb.

Solchen Eltern und Umständen gegenüber ist es wohl am Platze zu fragen: wie denn die Familie des Dasselhofes sich ausnahm, wie zahlreich sie war, wie sie erzogen wurde, wie sie dachte und wie sie gedieh?

Was nun die Zahl der Kinder anbelangt, so blieb es unabänderlich bei den vier erwähnten Sprößlingen des Dasselhofes, die, wie es schien, während der ersten Ehejahre ihrer Eltern sich ein dringendes Stelldichein im Leben gegeben hatten; denn im Laufe von sechs Jahren waren sie sammt und sonders auf dem Platze und kündigten durch mehr oder weniger auffallende Umstände ihr Daseyn und ihren künftigen Charakter an.

Der erste Sprosse, sozusagen der Fahnenträger der kleinen Compagnie, war ein naseweiser Knabe, der, kaum drei Sekunden in's Buch des Lebens eingetragen, schon ein solches Geschrei vollführte, daß ihn die Amme stolz in die ersten Windeln hüllte und sagte: „Der wird Lärm in der Welt machen, der wird ein großer Mann; er hat Brust und Lunge für ein Dutzend!“ Man taufte ihn auch Blasi, wahrscheinlich weil man dachte, zum Berühmtwerden gehöre sehr viel Lärm und Aufgeblasenheit, Trommeln und Trompeten.

Das zweite Kind des Dasselhofes war ein Mädchen; es begrüßte mit leisem Weinen das Jammerthal dieses Lebens, ließ sich hierauf das erste Bad, den ersten Sauglappen, den ersten Milchbrei und des Brüderleins Wiege ohne Widerstand gefallen und kündigte auf diese Weise früh genug jenen Charakter der Duldung an, der leider Gottes einem jeden Menschen, vor Allen aber einem Frauenzimmer auf der Lebensreise nöthig ist. Dieses zweite Kind des Dasselhofes wurde auf den Namen Rosalie (Rose) getauft, wahrscheinlich in der stillen Erwartung, daß ihm das Leben stets recht hell und rosenfarb erscheinen werde.

Der nächste Stammnachfolger des Schwesterchens war wieder ein Brüderchen und diesem Brüderchen folgte schon nach Jahresfrist abermals ein Wesen gleichen Begriffs. Da wir bei den früheren Geschwistern einige erste Lebensakte angeführt haben, so sey denn auch hier in Kürze erwähnt, daß der Drittgeborene nach seiner Geburt sich eine volle Stunde Bedenkzeit nahm, ob er es wagen solle, dem Leben anzugehören oder nicht; denn nach stächtigem Oeffnen der Augen schloß er sie fest und, wie es schien, für immer wieder, worauf ihn nur die Rücksicht auf den Kummer der Mutter bewegen mochte, die Gabe des Lebens dennoch anzunehmen. Man taufte ihn ganz im Sinne dieses Vorfalls auf den Namen Victor, dieweil er so gütig war, die erste Laune seines Lebens rücksichtsvoll zu besiegen.

Merkwürdig genug verschwand im Dasselhofe mit diesem dritten Candidaten des Lebens das Interesse an den ersten Gebahrungen der Neugeborenen so auf einmal, daß der arme Nachfolger ein Jahr hernach, als er überhaupt am Leben zu bleiben versprochen hatte, nicht weiter mehr beobachtet und vom Herrn Papa sogar als Einer, der schon um Einen zu viel sey, mit sauerlüßem Lächeln hingenommen wurde. Der so schlecht Empfangene schien daher auch mit seiner Umgebung nicht viele Complimente machen zu wollen, wurde ernst und verschlossen, weinte und lachte nur in einsamen Stunden sich das Nöthige vor und verhielt sich, etwa wie eine Großmacht fünften Ranges, beobachtend und vor allem seine innere Entwicklung im Auge behaltend. Getauft wurde dieser letzte Mohikan des Dasselhofes auf den Namen Gotthard, ohne daß jemand ahnte, er könne bestimmt seyn, die übrigen Geschwister noch einmal, wie ein zweiter Gotthard gewöhnliches Mittelgebirge, zu überragen.

Das also waren die vier Zöglinge des Lebens, welche im Dasselhofe das Licht der Welt erblickten, nach und nach zur höheren Menschenwürde herangebildet werden und schließlich als Erben des Himmels ein rühmliches Ende finden sollten. Ueber ihre spätere

Digitized by Google

men aus den Händen des Elternhauses, der mangelhaften Landschule und Mitwelt hervor, allein das soll doch im Ganzen das Interesse nicht schwächen, das wir einmal an ihnen nehmen wollen.

Am Jahrestag der silbernen Hochzeit seiner Eltern war Blasi, der Aelteste des Dasselhofes, ein kräftig aufgeschossener Bursch mit breiten Schultern, kecken Gesichtszügen und dunkeln, unruhigen Augen; die Ehre der Erstgeburt und die fort und fort wiederholten Versicherungen des Vaters, daß er ihm über kurz oder lang den Dasselhof übergeben und ihn zu der hohen Würde eines so ansehnlichen Hofbesitzers erheben werde, nährte den Stolz seines ohnehin stark cholerischen Temperaments und die Leute hatten nicht ganz unrecht, wenn sie die Besorgniß äußerten, daß mit diesem jungen Manne, wenn er einmal die Zügel der Herrschaft in Händen habe, nicht freundnachbarlich zu leben seyn möge. Blasi war so recht eine Mustererscheinung jener Zwittergattung von Bürger und Bauer, wie man sie bei kleinen Stadtökonomen und größern Bauern findet, die sich zwischen zwei fest ausgeprägten Ständen in der Schwebe halten und nach Tracht, Lebensart und Bildung weder wirkliche Bürger noch ganze Bauern sind. Beim Vater des Blasi hatten stete Gewöhnung von Jugend auf, ziemliche Bildung, Tracht und Erinnerung faßbaren Anlaß geboten, den Stadtbürger auch auf dem Lande noch unverkürzt darzustellen; bei Blasi stützte sich der Bürgersinn mit vagem Hochmuth auf die Herkunft und Stellung des Vaters, während Lebensweise, Tracht und Umgang unwiderstehlich zum Landleben hinzogen.

auch den jüngeren Brüdern nichts übrig, als die Kleidung Blasi's Stück für Stück gleich zu wählen; natürlich hinderte diese äußere Gleichförmigkeit keineswegs, daß sowohl Victor als Gotthard in Bezug auf Gestalt und Charakter diejenige Entwicklung nahmen, welche ihnen durch natürliche Anlage vorgezeichnet und durch die Erziehung zur Reife gebracht wurde.

Victor entwickelte sich seiner Figur nach in jener übermäßigen, schlanken Länge, welche gemeinhin als lebensgefährlich bezeichnet wird; in der That blieb auch bei dem raschen Aufbau seines Körpers die schmale, eingedrückte Brust nicht weg, so daß Victor seiner Erscheinung nach das darstellte, was man gewöhnlich „Fidelbogen ohne Bespannung" nennt. Dieß hinderte indessen nicht, daß Victor seine Erscheinung mit dem hageren blassen Gesicht für eine der vollkommensten hielt, die je aus den Händen der Meisterin Natur hervorgegangen. Ein sanguinisches, fast nervöses Temperament, verbunden mit einigem Mutterwitz erleichterten ihm solche Selbstüberschätzung, und da der junge Mann von Natur nicht gerade muthig war und selten in den Vordergrund zu treten wagte, so verbrauchte seine Einbildung zu Gunsten seiner Schönheit viele glückliche Gedanken im Stillen.

Fügen wir dieser Doppelschilderung noch einige Worte über die Schwester Rose und den jüngsten Bruder Gotthard hinzu, so haben wir wenigstens ein flüchtiges Gesammtbild derjenigen Familie, die uns bald in der Stunde einer großen Begebenheit beschäftigen wird.

Geſichte mit dem kräftigen Kinn und der unter vorfallenden Haaren verſteckten großen Stirne las, ſich gerne unter vier Augen Raths bei ihm erholte, oder ihr Herz durch Klagen zu erleichtern ſuchte, zu denen ſie leider Anlaß genug fand.

Denn Roſe hatte frühzeitig das Unglück gehabt, eine vollſtändige Täuſchung ihres Herzens zu erleben und mit ſiebzehn Jahren einen Kampf auf Leben und Tod durchzukämpfen, in Folge deſſen ihre körperliche Schönheit raſch verblühte und ihr Geſicht nur noch das Bild verſteinerten Schmerzes darſtellte. In einem makelloſen Leben, in raſtloſer Arbeit, die ihrem Elternhauſe, ſo lange ſie lebte, zu gute kommen ſollte, ſuchte ſie Troſt und Zerſtreuung für ihr Herz — leider ohne von dieſer Mühe die gewünſchten Früchte zu ſehen oder viel Freude und Dank zu erringen. Denn trotz ihrer bewundernswerthen, faſt männlichen Bemühung, verbunden mit der gerade nicht läſſigen Betriebſamkeit der ältern Brüder, trat das unabwendbare Schickſal ihres Elternhauſes von Tag zu Tag ſchärfer hervor. Es ſtand jetzt, wenn nicht bis zur Kante des Schornſteins, doch wenigſtens bis zum Ziegeldach in Schulden, die vom Ertrage des Hofes das beſte hinwegfraßen, immer noch zu neuen Schulden antrieben und bei der unverbeſſerlichen Verſchwendungsluſt der Eltern den drohenden Bankerott im Eilmarſch herbeiführen mußten.

Machte dieſer jammervolle Zuſtand eines ſchönen Hofes auf die Tochter einen ſichtbar ſchmerzlichen Eindruck, ſo ſchienen die Eltern derſelben wie die bejahrtern Brüder die drohende Wolke nicht ſehen zu wollen, die über ihren Häuptern ſtand. Selbſt die Heuſchreckenplage der immer zahlreicher und frecher auftretenden Gläubiger brachte auf dieſelben keine andere Wirkung hervor, als daß der Papa vor jedem derſelben behende Reißaus nahm, die Mutter immer unwohl zu Bette ging und manchen Tag dreimal ſich erholte und wieder Rückfälle bekam. Was den Erbfolger Blaſi anbelangt, ſo fand er's unter ſeiner Würde, mit den Gläubigercanaillen zu verhandeln, und Victor verlief ſich gewöhnlich Späße machend unter das Geſinde, ſobald ein Gläubiger zum Vorſchein kam.

Aber alle Dinge haben ihre Grenze, wo ſie Halt zu machen gezwungen ſind und die Stunde der Abrechnung für begangene Fehler iſt noch ſelten ausgeblieben; — dem Daſſelhofe erſchien dieſe Entſcheidungsſtunde im Jahr 1832, gerade den 12. Mai, Nachmittags um fünf Uhr.

Die Maiſonne ſchien, die Bäume blühten — da nahm ſich auch das Dorf gar artig aus. Aber wer konnte Mängelheim loben, ohne den Daſſelhof am ſchönſten zu finden? Am ſchönſten jedenfalls, aber auch am glücklichſten?

Um drei Uhr Nachmittags ging Hans Loder am Daſſelhof vorüber und ſtaunte, unter den Hühnern und Enten jetzt auch Pfauen zu erblicken; er ſtieß einen Stein aus dem Wege und ging mit dem Gedanken weiter:

„Wer verderben will und weiß nicht wie,
Der halte ſich viel Federvieh!“

Eine Stunde ſpäter kam der Tränkel deſſelben Weges und wollte eben auch, den Daſſelhof betrachtend, einige Gedankenfrüchte ſammeln, als er dort gar mürriſchen Mienen begegnete. „Es muß nicht immer hell ſeyn, wo die Sonne ſcheint,“ dachte er und eilte weiter; erſt den Daſſelhof im Rücken und den nächſten Hügel erreichend blieb er ſtehen, blickte hinter ſich und dachte, einen Rechenſtiel über der Schulter drehend: „Schade um den Gutshof, Himmelſchade!“

Und wirklich — Schade war es auch! Wie hinter dem hellſten Staatskleid oft das trübſeligſte Herz ſchlägt, ſo bewegte ſich innerhalb der ſchönen Räume des Daſſelhofes auch ein Leben, das dem Auge förmlich wehe that.

Herr und Frau des Daſſelhofes waren nirgends befehlend oder anregend zu ſehen, das Geſinde ging wohlgenährt, aber ſchlaff und verdroſſen umher, trug ein Knecht Stroh oder Heu über den Hof, ſo ließ er gewiß ein Drittel deſſelben fallen und ruhig liegen, holte eine Magd Waſſer mit den Eimern, ſo ſah man hier einen Reif abgeſprungen, dort eine Ritze am Geſchirr, daß ein Theil der Flüſſigkeit, ehe ſie zur Stelle gebracht wurde, den Boden benetzte. Weder Commando, noch Aufſicht ſchien zu beſtehen, und nur wenig half es, daß die Tochter des Hauſes dann und wann erſchien und mit leiſendem Tone Befehl ertheilte; dieſer Befehl wurde manchmal ausgeführt, noch öfter aber nach Belieben unerfüllt gelaſſen.

Erſt gegen fünf Uhr Nachmittags kam eine Bewegung in den Daſſelhof, welche eben ſo ſeltſam als raſch hervorgerufen wurde. Den Anſtoß zu dieſer Bewegung gab ein Mann, der von zwei Nachbarn begleitet eben das Dorf herauf kam, dem Daſſelhof ſich nähernd.

Eichrodt, ſo hieß der Mann, war aus dem benachbarten Deubach, ließ ſich gern den reichſten Mann der Gegend nennen und nahm es ſonſt auch nicht übel, wenn man ihn hie und da Knicker und Geizhals nannte. „Denkt immer was ihr wollt,“ dachte er, „ich kann dazu lachen; hab' ich's ja!“ Das war ſein Troſt und hierin glich er noch gar vielen Menſchen, die

Digitized by Google

„proportionirt“ verzeichnet findet.

Während Eichrodt das Dorf herauf ging und seinen Begleitern zuhörte, welche einige Fragen beantworten mußten, blickte er, mit ernstem Er- und Abwägen beschäftigt, selten empor; erst in der Nähe des Dasselhofes sah er plötzlich um sich her und nickte beifällig dem, was seine Begleiter eben sagten.

„Das ist auch mein Facit,“ bemerkte er endlich und gestattete seinen Lippen ein Lächeln; denn er sah so eben den Dasselherrn behende, mit Hut und Stock ausgerüstet, zum Hofe hinaus die Flucht ergreifen. — „Vor dem Untergang verlassen die Ratten das Schiff,“ sagte Eichrodt schaden- und beutefroh: „Es ist ganz gut, daß die Leute wieder ein Beispiel sehen, wohin Stolz, Leichtsinn und Verschwendung führen!“

Hart hinter dem Dasselherrn kam der drittgeborene Sohn desselben aus dem Hause und schien bedacht, mit einem Grabscheit in der Hand, den Garten zu erreichen, ehe der schnell erkannte Besuch die väterliche Schwelle erreiche; Eichrodt errieth auch seine Beklemmung und theilte gewissenhaft sein Lächeln zwischen Vater und Sohn. Weniger behaglich wirkte auf Eichrodt der Anblick des Erstgeborenen, welcher mitten im Hofraum stehend Zaunpflöcke spitzte und, nachdem er den Eichrodt erblickt, derart drauf und dran hieb, daß die Schärfe des Beils oft in den unterstehenden Baumklotz fuhr und gewaltsam herausgewogen werden mußte.

„Der hätte wohl auch nicht mehr Respekt vor einem Halfe als ein Scharfrichter,“ dachte Eichrodt, in den Hofraum tretend, und schlug sich die übrigen Gedanken

hende, stutzten und stockten jetzt doch, da sie rundweg zustimmen sollten, daß eine früher so angesehene Familie plötzlich Haus und Hof verlieren, obdachlos den Schrecken mittelloser Existenz verfallen solle.

Tamerath, welcher sich erinnerte, daß seine Großeltern einmal in derselben Bedrängniß gewesen, sagte endlich, zu Boden blickend: „Es kommt auf Euch hinaus, Eichrodt, so was rathet ein anderer gar zu schwer!“ Der Mannsbach aber wechselte die Farbe und dachte, welches Herzweh er gelitten, als er den eigenen Vetter einst sein Hab und Gut verlieren und mit Weib und Kindern in die Fremde wandern sah; er bohrte schweigend mit dem Absatz im Boden und sagte dann: „In so Sachen hat jeder sein Wenn und Aber, erlaubt daher —“ — „Macht Euch keine Beschwerden,“ fiel Eichrodt lächelnd ein: „Die Sachen sind bereits entschieden, bin ich doch des Entscheides wegen hier!“ Und ohne weiter ein Wort zu verlieren, ging er in die große Wohnstube des Dasselhofes, setzte sich, als wäre er zu Hause, an den großen Ecktisch und hieß auch seine mit Widerstreben folgenden Begleiter sitzen.

„Ei,“ begann er, die Worte an die Tochter des Hauses richtend, welche neben der Kammerthür stand, „ei, meine Liebe, seh' Sie doch, ob ein eßbarer Bissen im Hause ist, von Deubach her ist weit; und darnach mag Sie Ihrem Vater melden, was mich hergeführt.“

Eichrodt legte erst jetzt den Hut ab und fuhr sich über die haarlose Fläche zwischen Wirbel und Stirn, während er zu lächeln im Stande war, als habe er Botschaft von gar angenehmen Dingen zu bringen.

„Nun, meine Liebe," begann Eichrodt, nachdem er sattsam gegessen und getrunken hatte: „warum ich heute hier bin, möchtest du wohl wissen?" Rose stand bebend an der Kammerthüre und erwiederte nichts, denn ihr Wunsch konnte es sicher nicht seyn, eine Nachricht, die über das Schicksal ihrer Eltern entschied, zu beschleunigen. Eichrodt schnitt noch einmal scharf und tief durch das Brod und fuhr dann fort, indem er eine Lage Butter darüber strich: „Nun sieh, mein Kind, ich bin da, um dir und deinen Eltern endlich Ruhe zu schaffen, euch von Sorgen zu befreien, die ja täglich größer werden. Ich hab' es überlegt, daß es euch zu Nutz und Frommen gethan ist, wenn ihr diesen Hof endlich ganz los werdet, euch anderswo euer Brod suchet, so lang ihr noch kräftig seyd. Darum hab' ich alle Forderungen an deinen Vater an mich gekauft, bin jetzt der einzige Gläubiger desselben und zeige mich bereit, wenn dein Vater anders Lust dazu hat, wegen Uebernahme des Dasselhofes abzuschließen."

Rose starrte mit thränenschwerem Blick vor sich hin und mußte sich setzen. — „Darum," fuhr Eichrodt fort und steckte noch ein Stück Brod in die Tasche, „darum sollst du deinem Vater sagen, daß er mir nach drei Tagen Antwort schicke; entweder wir vergleichen uns und machen die Uebernahme glatt unter uns ab, oder die Sache geht gerichtlich durch Zwangsverkauf vor sich!"

Die letzten Worte wurden mit strengem Nachdruck gesagt, worauf Eichrodt noch einmal trank, seinen Hut aufsetzte, eine gestopfte Pfeife hervorzog und sie anzündete. Als diese brannte, sah Eichrodt noch einmal in der Stube umher und schien sich der hübschen und wohlerhaltenen Einrichtung zu freuen. „Leb' wohl," sagte er dann aufstehend, „vergiß nicht, deinem Vater treulich auszurichten, was ich sagte, und fügt euch in das, was nicht ausbleiben kann!"

Eichrodt ging und seine Begleiter folgten ihm. — Als er vor die Hausthüre trat, war es auffallend, wie sich das Gesinde gerade da zu schaffen machte, wo Eichrodt vorüber mußte; die Mägde blickten gefällig auf und die Knechte grüßten freundlich, da sie die Veränderung wohl ahnten, welche im Dasselhofe alsbald eintreten werde. — Der Tamerath erkannte den Grund dieser Zuthulichkeit und war nicht geneigt, ihn ohne weiters gelten zu lassen. „Wie beträblich, daß gleich alles fällt und abfällt," dachte er, „wenn es mit einem Hause abwärts geht!" Den Versuch eines Knechtes, sich ihm vertraulich zu nähern und ihn um ein gutes Wort beim künftigen Herrn zu bitten, lehnte er streng dreinblickend ab.

(Schluß folgt.)

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

17.

Die Weiber von Schorndorf.

Als die französischen Anführer am 4. December ihren Militärcongreß in Eßlingen hielten, fehlte ihnen zum völligen Besitz der nördlichen Hälfte unseres Kreises nur noch die Festung Schorndorf.

Diese freundliche Stadt, die jetzt, durch eine Feuersbrunst im vorigen Jahrhundert verjüngt, gleichsam mit offenen Armen das Remsthal hinab und hinauf dem Wanderer entgegen sieht, war von den Herzogen Ulrich und Christoph stark befestigt worden, so daß sie im dreißigjährigen Kriege nach Hohentwiel als eine der ersten Festungen des Landes galt. Durch den westphälischen Frieden aus französischer Bytmäßigkeit an Wirtemberg zurückgegeben, war sie, nebenbei ein „sehr wandel- und mit Wein täglich handelbarer Ort," stets unter die Kleinodien des Herzogthums gerechnet worden. Für den Feldzug von 1688 war ihre Lage entscheidend, denn mit ihr bekam der Feind den Rest des Wirtenberger Landes in seine Gewalt, beherrschte das Ulmer Thal und bedrohte den ersten Paß an der Donau, woher die Hülfsvölker kommen sollten. Die Franzosen waren auch ihrer Sache so gewiß, daß sie bereits die Winterquartiere ausschrieben und die Kreisstände nach Straßburg vorluden, um die Vertheilung der Quartiere zu bewerkstelligen.

Digitized by Google

Melac in der Nachbarschaft eine Mühle nebst einigen Häusern ab, und zog sich nach Eßlingen in den goldenen Adler zurück.

Man mußte den Posten von einer schwächeren Seite angreifen. Gleich den nächsten Tag verfügte sich der Marquis de Biville nach Stuttgart, hielt die Geheimenräthe im fürstlichen Schloß, im Rittersaale, gleichsam belagert, und forderte unter allerlei „harten Expressionen“ eine Ordre, wie sie nach Tübingen ergangen war. Die Geheimenräthe entschuldigten sich, der Peter Krummhaar sey nicht der Mann, sich so leichten Kaufs zu fügen, und da er vom Administrator eine conträre Ordre habe, so werde er eine widrige von hier aus mit nichten respektiren. Hierauf war Biville „so keck,“ den Herren „unter das Gesicht“ zu sagen, „wenn er nicht den Regard auf die verwittwete Frau Herzogin machte, so sollten sie aus dem Gemach nicht kommen, bis sie sich positiv erklärt, ihm den Posten zu übergeben.“ Vermuthlich hatte er Lust, ihnen einen Küchenzettel aufzusetzen.

Die Geheimenräthe „hielten gleichwohl die Sache auf.“ Sie waren nicht wenig im Gedränge, da sie wußten, daß zu Regensburg und München die schnelle Uebergabe von Hohenasperg sehr übel aufgenommen worden war und daß im wirtenbergischen Volk die bitterste Stimmung herrschte. Man schickte einen Sekretär „per Posta“ nach Regensburg an den Administrator, der jedoch nur die mündliche Ordre gab, „daß der Commandant den Posten nicht gleich übergeben, doch auf die Extrema es auch nicht ankommen lassen, sondern Erfahrung der Nachbarn wußte, „daß alle erwiesene Höflichkeit an den Franzosen verloren gewesen, sondern dieselbigen einenweg nichts geachtet noch im geringsten gehalten, sondern je länger je härter gepreßt.“ Dazu liefen aufreizende Gerüchte über das Benehmen der Regierungscommissäre gegen die Commandanten von Asperg und Tübingen um. Auf dem Asperg sollten sie dem Commandanten gesagt haben, wenn Stuttgart durch seine Schuld zu Grunde gehe, so werde man am jüngsten Gerichte Rache über ihn schreien, ja, sie sollten ihm bedeutet haben, daß sie Vollmacht haben, seine Mannschaft des Gehorsams gegen ihn zu entbinden und zum Abmarsch zu commandiren, worauf er, wurde erzählt, sich mit höchstem Verdruß und Zorn in die Nothwendigkeit ergeben habe. Vor dem Tübinger Schlosse gar, dessen Commandant sich auch „um etwas widersetzen wollen,“ sollte der „vornehmste Herr Commissarius“ gerufen haben: „Du, Alter, mach' auf, oder ich jage dir eine Kugel durch den Kopf!“ *

---

* „Der durch das Schorndorfische und Göppingische Weiber-Volck geschüchterte Hahn, oder eine kurzbündige Relation ꝛc. ꝛc., alles unpartheyisch Sonnenklar entworfen und dem geneigten Lesee vor Augen gestellet durch Eine Wahrheit-liebende Feder.“ (Von Daniel Speer, Präceptor oder Collaborator in Göppingen, unmittelbar nach dem Abzug der Franzosen anonym herausgegeben. Sattler nennt das Schriftchen „eine Lasterschrift, welche aus der Feder eines der Sachen unkündigen und unbesonnenen Verfassers geflossen und als solche überall aufgenommen worden.“ Nun sagt dasselbe allerdings ganz gerade heraus, ohne den min-

Der Schorndorfer Commandant, erzählen die unten angegebenen Quellen, * antwortete den Commissären: „Laßt sie immerhin brennen und plündern, wenn sie es mit gutem Gewissen thun können. Ich kann um dieser Drohung willen noch lang nicht diese Festung so liederlich übergeben.“ Er war besser als die beiden andern Commandanten mit Mannschaft versehen, denn er hatte aus der Stadt und aus den umliegenden Ortschaften, die „ihr Armüthlein hinein geflehnet,“ die tüchtigsten Leute an sich gezogen. Es wird berichtet, daß er und seine Schaar einander feierlich zugeschworen haben, bis auf den letzten Blutstropfen beisammen auszuhalten. ** Dennoch hätte es wohl mißlich für das tapfere Häuflein ausgesehen, wenn nicht in Schorndorf eine Frau gewesen wäre, die gleichfalls das Herz auf dem rechten Flecke hatte und gleichfalls auf dem rechten Platze stand.

In verkommenen Zeiten, in welchen die Regierenden, Groß und Klein, bewußt oder unbewußt, keinen wichtigeren Zweck haben, als um jeden Preis die Macht nach innen und deren Vortheile (z. B. also „dieses liebe uhralte Stadtwesen“ u. dergl.) zu behaupten, die Regierten aber, bei aller Volkskraft, Unzufriedenheit, ja Wuth, den Punkt nicht zu finden wissen, um den sie sich sammeln, auf den sie sich stützen könnten, in Zeiten solcher Art behält, wenn ein äußerer Feind hereinbricht, die Unterwerfungspartei, nämlich eben die regierende, die sich ducken und den Sturm über sich weggehen lassen kann, gewöhnlich die Oberhand. Diese Partei war, wie leicht zu erachten, in Schorndorf so gut vertreten, wie überall. In den Eßlinger Akten liegt eine Bescheinigung einer von Melac nach Schorndorf gesendeten Brandordre, unterzeichnet, 10. December, „Untervogt, Burgermeister und Gericht allda,“ und wenn Datt's Relation sich nicht ungenau ausdrückt, so hat man auch wirklich Folge geleistet und gerade in der kritischen Zeit, von der wir handeln, mit dem Liern, nothwendig hinter Krummhaars Rücken, den Anfang gemacht. Gegen einen von der Regierung durch Vogt und Commissäre unterstützten Magistrat aber war der Commandant dem Volke keine zureichende Autorität. Einzelne konnten sich zu ihm schlagen, die gesammte Bürgerschaft aber blieb getheilt, durch die Verzweigungen mit dem Magistrat beeinflußt, und der Commandant hatte nur noch die Wahl, sich mit dem Kern der Besatzung in's Schloß zu werfen, und nicht bloß die Stuttgarter, sondern auch die Schorndorfer „am jüngsten Gerichte Rache über sich schreien zu lassen.“ Ein trauriges Gebot für einen menschlich gesinnten Mann, und ein übler Ausweg für einen Offizier, der sich die Regierung nicht zum Freund gemacht und am Administrator keinen starken Halt gehabt haben würde.

Nur ein einmüthiges Beitreten der Bürgerschaft konnte ihn aus dieser Lage befreien, und hiezu mußte die Bürgerschaft den Sammelpunkt in ihrer eigenen Mitte finden. Die Frau, die von der Laune der Fügung berufen war, denselben abzugeben, gehörte den regierenden oder wenigstens bescheiden mitregierenden Kreisen an, sie war die Frau des Bürgermeisters selbst, der die Melac'sche Ordre mitbescheinigt hatte.

Umstande zu erklären seyn, daß der zu Schorndorf in die Klemme gerathene Kriegsrath Heller sein mütterlicher Großvater gewesen ist (X, 251). In der zweiten Auflage der Topographie von 1784 scheint er sich zwar, nach dem Register zu urtheilen, mit der „Tapferkeit der Schorndorfer Weiber“ ausgesöhnt zu haben; allein auf der Vorrede geht hervor, daß er wegen seines hohen Alters die Ueberarbeitung des Werks und die Modernisirung des Styls dem Verleger überlassen hatte, „mit dem guten Zutrauen, daß die Hauptsache hierunter keine Abänderung werde erlitten haben.“

* „Geschichte des Einfalls der Franzosen in Wirtenberg im Jahr 1688, dargestellt zu leichterer Beurtheilung der Räthlichkeit oder Unräthlichkeit eines allgemeinen Aufgebots und einer Bürgermiliz. 1794.“[1] (Von Jacob Friedrich Abel, Professor in Tübingen, begleitet mit einer Nutzanwendung, welche den Landsturm gegen die „Neufranken“ der neunziger Jahre predigt, jenen nachher von der Regierung gemachten Versuch, der aber, nicht wegen der Unräthlichkeit der Volksbewaffnung, sondern in Folge der politischen Verhältnisse, einen so traurigen Ausgang nahm. Als Quellen seiner Geschichte des Schorndorfer Aufstandes nennt Abel, neben dem geschätzteren Hahn, „eine ganz unparteiische, sehr glaubwürdige Relation des damaligen Stadtschreibers in Schorndorf, Jäger, welche sich in dem Archiv dieser Stadt befindet,“ und „eine ausführliche Erzählung der Befreiung Schorndorfs durch die Weiber aus dem Munde einer Person, welche dieselbe mehrmals von der heldenmüthigen Anführerin jener Weiber selbst gehört.“ In seiner Darstellung aber unterläßt er die beiden Quellen aus einander zu halten, so daß man nicht weiß, was der gleichzeitigen Aufzeichnung und was der mündlichen Erzählung aus Nacherinnerung angehört. Auf unsere Erkundigung in Schorndorf haben wir den Bescheid erhalten, daß dort kein Archiv mehr existire.)

** „Welche treue Eyfersucht (des Commandanten) — — sie denn auch bewogen, daß sie dem Hrn. Commandanten der mithelfenden treuen Assistenz geschworen, hergegen Hr. Commandant bis auf den letzten Blutstropfen bei ihnen beständig zu verbleiben und mit Unterhabenden redlich zu wöhren sich auch aydlichen obligirt.“ Der geschüchterte Hahn.

Digitized by Google

und auf dem achtungswerthen Charakter, der ihr zugeschrieben wird, sondern noch weit mehr auf ihrer Stellung als Bürgermeisterin. Die Frau eines Beamten und ganz besonders eines Gemeindebeamten, besaß in jenen älteren Zeiten einen ganz andern Einfluß als jetzt; sie hatte ihre Hand in jedem Hause, durfte sich überall einmischen, ohne als zudringlich abgewiesen zu werden, und konnte auf diese Weise ihrem Manne oft gerade die schwierigsten Aufgaben seiner Amtsverwaltung erledigen. Wo eine Frau von solchem Gewicht, dazu noch reich und brav, sich an die Spitze stellte, da ging die Sache durch.

Frau Künkelin war nicht der Meinung, daß man dem „liederlichen Trüpplein Franzosen" nur so ohne weiteres das gute Heu, den schönen Haber liefern oder gar die stolzen Festungswerke, die so viel Geld gekostet hatten, zur Demolirung übergeben und die „raubhahnischen Umschweifer" in's Quartier aufnehmen solle. Aus allerlei Aeußerungen und halben Beichtworten „ihres Künkele" hatte sie gemerkt, daß es auf dem Rathhaus „wackle." Der Commandant, das wußte man in der Stadt, war zornig auf den Wall gegangen und hatte die Herrn Commissäre stehen lassen. Die Antwort, die er ihnen gegeben, wurde überall umhergetragen. Auch wollte man wissen, daß ihm der Melac zweitausend Dublonen geboten habe, wenn er „Raison annehmen" wolle. Und die Herren Commissäre, die so eifrig für die Franzosen reisten und redeten, besonders der „gar Fürnehme," der vom Hofmarschallenamt, die sollten bei den schlauen Vögeln leer weggekommen seyn? Ei,

Art und ihre beste Freundin war. Da Herr Katzenstein sich gleichfalls in der Sitzung befand, so war die Zeit und Gelegenheit bequem. Sie schickte hin, die Freundin kam, und jetzt saßen die Frau Künkelin und die Frau Katzensteinin bei einander und hielten einen Staatsrath, der bald ein Kriegsrath wurde; denn sie kamen ohne viel Federlesen zu dem Schluß, es müsse auf der Stelle losgeschlagen werden, anders gehe es nicht. Und zwar, wenn die „Mannen" nicht dran wollen, so müssen's die Weiber thun. „Vielleicht beißt sie's," mag dabei ihre Meinung gewesen seyn.

Die Bürgermeisterin und die Hirschwirthin beriefen hierauf ihren alten Weingärtner, den Friederich Kurz, „einen abgefeimten schlauen Kerl," wie Abel sagt, und schickten ihn in der Stadt herum, die andern Weiber zu bearbeiten. Welche Agitationsmittel gebraucht wurden, ist nicht angegeben. Nur weiß man leider, daß in dieser unvollkommenen Welt eine bloß ideale Agitation selten zum Ziele führt. Den resoluteren Weibern brauchte man indessen bloß zu sagen, die Bürgermeisterin „sey auch dabei."

Dem Weingärtner gelang seine Verrichtung meisterlich, oder sie wurde ihm sehr leicht gemacht. „In einer halben Stunde," so sagt Abel, „stand das ganze Weibervolk vor dem Hause der Bürgermeisterin, wohin „Jede, die Herz im Leib habe," beschieden worden war, ausgerüstet „mit den ihnen anständigen Waffen, Ofen-, Heu- und Mistgabeln, Bratspießen, Hackmessern, Besenstielen, Kunkeln ꝛc.," wie Sattler erzählt, oder „mit allerlei Kuchel- und Stallgewehr," wie im geschüchterten Hahn zu lesen ist, der den Waffenvorrath noch mit

(Diese Stelle mag in Schorndorf böses Blut gemacht haben, und aus ihr ist es vielleicht vornehmlich zu erklären, warum er von der Generalin schweigt.)

Zunächst wurde in guter Ordnung, die Offizierinnen durch Degen und „kurz Gewöhr“ ausgezeichnet, nach dem Rathhause marschirt, wo die Väter der Stadt in ihrer Berathung mit den Regierungsbeamten nicht ahnten, welche neue Macht unter den Fenstern erschien und an die Thüren zu pochen sich anschickte. Die Oberfeldherrin übernahm vorerst das Recognosciren. Sie drang heimlich, von einigen Wenigen ihres Stabs gedeckt, in das Haus und schlüpfte, durch ihre Leibesbeschaffenheit mehr als nöthig war begünstigt, in den Ofen des Sitzungszimmers. Jene mächtigen irdenen „Kachelöfen“ hatten Raum genug; sie wurden nur einmal des Tags geheizt, in nächtlicher Morgenfrühe; wenn die Gluth erloschen war, strömten sie erst recht die liebliche Wärme aus, die bis zum andern Morgen anhielt. Frau Künkelin horchte. Es war die Rede von einer Capitulation, vermöge deren die Garnison frei abziehen, doch Offiziere und Soldaten nicht gegen den König dienen, Schloß und Stadt nicht geplündert noch gebrandschatzt ꝛc., weder die Religion noch das weltliche Regiment, weder das herrschaftliche noch das Spitaleinkommen gekränkt, Beamte, Kirchen- und Schuldiener in ihren Aemtern und Privilegien nicht gestört, mit Quartieren und andern Beschwerden nicht belästigt werden sollten ꝛc. ꝛc.

Ein feinerer Kopf, der zu distinguiren gewußt hätte, würde wohl erst noch weiter hingehört haben, ob diese Punctation unbedingt und für den Augenblick oder bedingt und bloß für den äußersten Nothfall gemeint sey. Die unverständige Bürgermeisterin aber wischte wie der Blitz wieder aus dem Ofen heraus, ließ ihren Bürgermeister aus der Rathsstube rufen und hielt eine Anrede an ihn, die rebellisch genug geklungen haben mag. „Sie drohte ihn,“ erzählt Abel seinen Quellen nach, „mit eigener Hand todtzuschlagen. Zugleich gab sie ihm auf, das Nämliche auch den übrigen Rathsherren im Namen ihrer Weiber anzukündigen. Alle Verräther, rief sie, und wies auf die unter dem Rathhaus Versammelten, werden von ihren eigenen Weibern todtgeschlagen.“ Diese Worte bestätigen es, daß die Revolution von der Aristokratie geleitet war; und solchen Revolutionen lächelt gewöhnlich der Erfolg.

Die Commandantin schritt jetzt zur Besetzung des Rathhauses und der Stadtthore, wozu sie die Herzhaftesten ihrer Schaar verwendete. Vor jede Thüre des Rathhauses wurden Wachen gestellt. Wer von den Herren, denen es nachgerade nicht ganz wohl zu Muthe war, heraus wollte, wurde befragt, ob er für die Uebergabe gestimmt habe. Da glücklicherweise die Berathung nicht zum Schluß gekommen war, so gab es keines der angekündigten Todesurtheile zu vollziehen, und die näheren oder entfernteren „Verräther“ kamen alle mit dem eidlichen Angelöbniß, mit Nein zu stimmen, davon. Vorderhand jedoch war keine Rede von Abstimmung. Das Rathhaus blieb in den Händen der Weiber als Hauptquartier und zugleich als Gefängniß für die beiden Stuttgarter Herrn. Eine Hauptwache von vierzig „Mann,“ mit regelmäßiger Ablösung wurde angeordnet, und die invaliderem Commilitonen hatten auf dem Markte, „weil es im December war,“ beständige Wachfeuer zu unterhalten.

Zwei Tage und drei Nächte blieben auf diese Weise die Stadt und das Rathhaus besetzt. Die unglücklichen Commissäre wurden in der Rathsstube verwacht. Dort saßen sie diese ganze Zeit, in steter Gefahr, entweder von den Weibern erschlagen zu werden, oder Hungers zu sterben. „Was vor Schmach- und Spottreden in dieser Zeit, mit allerhand Marter-, ja Todes-Bedrohung, die armen Gefangenen einnehmen und hören müssen, ist nicht zu beschreiben. Sie haben auch keinen Herrn, wie hoch er auch gebeten, diese Zeit über zu ihnen gelassen.“ Doch wußten einige „Rathsverwandte“ die Herzen der Wachen zu erweichen, so daß sie den Gefangenen verstohlen in den Taschen etwas Mundvorrath zutragen konnten. Tobias Heller, der Bürgerliche, der für den Minderschuldigen gelten mochte, wurde (von dem Commandanten, sagt Abel) heimlich aus der Stadt geschafft; * der Hofjunker aber mußte, wie Abel er-

* „Das Weiber-Volk gerieth in eine solche Wuth .. weil die Burgerschaft noch einigen Respect gegen die fürstlichen Befehle merken ließ... Ungeacht er (Heller) von der vormundschaftlichen Regierung abgeschickt war, mußte er ein Verräther seyn, womit auch die Herzogin Mitvormunderin und die Räthe sehr mit respects-widrigen Reden und Beschuldigungen beleydigt wurden ... Allem Vermuthen nach hatte der Commandant heimliche Nachricht von den Absichten der Regierung von dem Commissario erhalten und mochte vielleicht solchen Auflauf dieser Heldinnen gern gesehen haben. Der Commissarius wurde deßwegen unter beständiger Todes-Angst heimlich aus der Stadt gebracht, weil die bewaffneten Weiber die Thore besetzt hatten, nachdem er drei Nächte und zween Tage von ihnen bewachet wurde und die böseste Weiber zu ihren Anführerin erwählet waren.“ Sattler, XI, 170 f. Der Geschichtschreiber erzählt hier den Hergang so, als ob sein Großvater allein nach Schorndorf committirt worden wäre und den dortigen Sturm zu bestehen gehabt hätte. In der Topographie (2te Aufl.), sind beide Commissäre genannt. Die „Absichten der Regierung,“ die Heller dem Commandanten insinuirt haben

Digitized by Google

den officiellen Kniebeugungen und Gnadenseufzern sich abwendet und nach dem Volksleben umsieht, findet man einen Tag wie den andern dumpfe Festungsstille, nur unterbrochen durch den Wirbel der Trommel, den Ruf der Wachen und das Ausstoßen der Gewehre, oder durch unheimliche Schüsse von Zeit zu Zeit. Nach dem 14. December jedoch ist Leben überall. Wohin man blicken kann, sieht man das Volk in Bewegung.

Wie wäre es auch anders möglich gewesen? Der beißende Witz und zugleich der tödliche Ernst in dem Spaße, daß die deutsche Kleinstädter- und Kleinstaatentragödie in die Komödie der verkehrten Welt umschlug, daß die Weiber das Heft in die Hand nahmen, weil die Männer sich vom Feinde um den Finger wickeln ließen, dieser Haupt- und Staatsstreich süddeutschen Humors muß tief gedrungen, es muß ein grimmiges Gelächter durch das Land gegangen seyn, und die geschickt angebrachte Entschuldigung des geschüchterten Hahns, das Handeln sey den Männern „verboten" gewesen, kennzeichnet, so wahr sie einerseits ist, doch andererseits wieder den Schwaben, der nicht bloß andere, sondern auch sich selbst zu verhöhnen weiß. Genug, das Volk tritt jetzt wieder in die Handlung ein; wir werden sehen, wie die Feinde weichen, und vor wem.

Die Bürgermeisterin von Schorndorf, von welcher wir hier Abschied nehmen, hat noch zwei wirkliche Belagerungen ihrer Stadt erlebt, die aber verschieden endigten. Im Jahr 1693 trieb der Oberst Carolin de Sommariva als Commandant der Festung mit seinem Dragonerregimente die Franzosen fort. Im Jahr 1707 aber, nachdem sie die Linien von Stollhofen durchbrochen, kam die ganze französische Armee vor Schorndorf an. Der Commandant, Oberstlieutenant von Tastung, fand die Ordre, die er vom Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth erhalten hatte, sich mit seinen 500 Mann bis auf den letzten Mann zu wehren, unausführbar. Er übergab die Festung auf „honorablen" Accord, und, wie Sattler mit unverkennbarer Bosheit hinzufügt, „unter der Entschuldigung, daß sich die Bürgerschaft keineswegs zur Gegenwehr habe verstehen wollen."

Spaziergänge durch Paris.

I.

Statt Spaziergänge hätte ich Flanerien gesetzt, wenn hier nicht das französische Element allzugrell durchschimmerte. Im Schreiben wie im Sprechen muß man sich sorgfältigst vor Gallicismen hüten, die bald dergestalt um sich greifen mögen, daß man es zuletzt zu einem Kauderwelsch bringt, wovon Sie täglich Beispiele in den Zeitungsberichten von Paris aus finden können. In Deutschland könnte man, ohne in Campe'sche Pedanterie zu verfallen, recht wohl das Werk der Sprachreinigung weiter führen. Warum sagt man nicht, statt souffleur, Vorleser? und statt „queue" beim Billardspiele, „Spiefstock"? zumal da man gewöhnlich doch „ké" spricht. Gutes Deutsch wäre denn doch besser, als schlecht ausgesprochenes Französisch.

Sonst ist zwischen einem Spaziergänger und einem Flaneur derselbe Unterschied, wie zwischen einem Klassiker und einem Romantiker. Der Spaziergänger ist in der Regel ein Mann von gesetztem Alter, mit grauen oder falschen Haaren, mit korrektem Anzuge und respektabler Behäbigkeit. Er hat einen bestimmten Zweck; er will verdauen oder sich Appetit in der freien Luft holen, oder er läuft sich müde, um gut zu schlafen, oder er will irgend ein ähnliches ästhetisches Bedürfniß befriedigen. Er macht stets dieselbe Tour, auf derselben Promenade, im Pflanzengarten, im Luxenburg, im Tuileriengarten oder in den Champs Elysées; dieß hängt von dem Stadtviertel ab, in dem er wohnt. Letztere Promenade ist die glänzendste und besuchteste; sie ist für den Fußgänger, was das Gehölz von Boulogne für Wagen und Reiter. In dem Quadrate rechts, dem Industriepalaste gegenüber, werden gegenwärtig Gärten angelegt, in demselben Geschmacke, wie die links; jene bilden dann mit dem daran stoßenden Park das Elysée-Bourbon (jetzt Impérial) und den prächtigen Anlagen vor den Hotels der englischen, russischen und türkischen Gesandtschaften ein eben so reiches als anmuthiges Ganze. Was wird dann aber aus dem théâtre Guignol? Ich würde diesen hier sehr beliebten

Digitized by Google

Meine Wanderung hatte mich allmählig in die zweite Abtheilung des Boulevard Sebastopol geführt, die vom Boulevard St. Denis nach der Seine führt. Dieß ist gegenwärtig der interessanteste Punkt der Hauptstadt. Alles ist noch im Entstehen, und daher kommt in kurzen Zwischenräumen schnell etwas Neues zum Vorschein. Innerhalb sechs Wochen, seitdem ich zum letztenmal in dieser Gegend gewesen, waren einige vierzig Häuser aus dem Boden gewachsen, lauter stattliche Gebäude, nichts Palast-, nichts Hotelartiges, das bürgerliche Haus des neunzehnten Jahrhunderts, dabei aber ein Altan im ersten Stocke, hie und da selbst im zweiten und dritten; in jedem Fensterflügel eine einzige Scheibe. Jedes Haus hat vier Stockwerke, die Höhe des Wohnhauses richtet sich nach der Breite der Straße, an die es gebaut wird, die Eigenthümer haben Mühe, ihre Zimmer und Wohnungen zu vermiethen; diese sind alle für Herrschaften eingerichtet, und daher sehr theuer. Um indessen niemanden abzuschrecken, haben die Besitzer Vorhänge an mehrere Fenster befestigen lassen, als wenn die Zimmer bewohnt wären. In dem Tarif der Hausmiethe wird vermuthlich binnen Kurzem eine Baisse eintreten, sobald nur erst einmal die Ringmauern niedergerissen sind; wie denn überhaupt das Vorschieben der Barrièren bis an die Festungswerke eine Störung in den materiellen Lebensverhältnissen herbeiführen muß.

An einem der neuen Häuser des Boulevard Sebastopol bemerkte ich grüne und rothe Fahnen, die mit Halbmond und Sternen geziert, über dem Eingange wehten, wo ein dicker Türke im schwarzen Oberrock mit dem rothen Fez saß und die Umsichenden einlud, einzutreten. An dem Bogenfenster neben dem Eingange standen zwei Türkenstrohmänner im ehemaligen Costüm: Turban, Kaftan und den Dolch oder Handschar in dem breiten Gürtel, wie man von jeher gewohnt war, sich die Türken zu denken, und von denen noch jetzt das Sprichwort übrig bleibt: fort comme un turc. Zu beiden Seiten des Fensters hing ein langer Aushängeschild, mit der Ueberschrift: „Constantinople à Paris! musée oriental.“ In diesem orientalischen Museum waren zu sehen: die Sultaninnen und Odaliśken im Harem des Sultans, das Oberhaupt der schwarzen Eunuchen, das Oberhaupt der weißen Eunuchen, der Großvezir, der Minister, der Seraskier ꝛc., auch der Hofnarr — und der Henker neben einander, als wären sie zur Belustigung des Großherrn an seinem Hofe. Der Eintrittspreis war auf 15 Centimen festgesetzt. Ich hätte gern die Gelegenheit benutzt, die Bekanntschaft des türkischen Hofnarren, wenn auch nur in effigie, zu machen, allein die fatale Drehorgel, die in Einem fort dieselbe Weise ohne Unterbrechung fortleierte, trieb mich von dannen.

Dicht neben an saß auf einer Vogelstange eine gewaltige Ohreule, französisch Duc genannt, das lebendige Schild einer ambulanten Bude, wo ein Mittel gegen die Hühneraugen — onguent-duc — verkauft wird. „Die Ingredienzien sind so scharf und wirken so schnell, daß sie innerhalb weniger Stunden die Hühneraugen zerbeißen und zernichten und mit ihrem Opfer abfallen.“ Dieser Hühner- und Krähenaugen, Schwielen und andern Verhärtungen, die den Fuß des Menschen oft so entsetzlich martern, gibt es 45 Arten,“ so sagt der Prospektus. Jedes Rouleau kostet 50 Centimen, also nicht viel über einen Centime die Sorte. „Die Reinlichkeit und Schönheit der Füße, jedermann nützlich,“ befindet sich in der dem Rouleau beigefügten Anweisung zum Gebrauch. Ein Gamin rieth dem Verkäufer, seinem Duc eine schwarze Brille vorzubinden, damit dieser das Vergnügen habe, wenigstens die Gesellschaft sehen zu können, die sich um ihn gesammelt.

Einige hundert Schritte weiter ist die Kirche S. Leu (S. Lupus). Die Reparationen im Innern der Kirche dauern noch immer fort, auch wird ein Pfarrhaus daneben gebaut, als Entschädigung für einen Theil des Chors, der niedergerissen wurde, weil er in die Linie des Boulevard Sebastopol vorsprang. Als ich in den Abseiten umher ging, um die Arbeiten zu beschauen, grinste mich ein Schreckbild aus dem fünfzehnten Jahrhundert an. Am 3. Juli 1415 stach ein Spieler, der Hab und Gut verlorn hatte, einem Muttergotteesbilde an der Ecke der Straße Aux Ours in den Hals und das Blut strömte aus der Wunde. Diese Scene ist auf einem Gemälde dargestellt. In der Mitte sitzt die Mutter Gottes in prächtigen Kleidern auf einem Thronsessel, und zwei Engel halten eine Krone schwebend über ihrem Haupte. Der Raum unter der Apotheose der Maria zerfällt in drei Felder. Links wird der Thäter ergriffen; unten sind zwei Verslein zu lesen: pour punir tant de malice — il fut traîné par la justice. Im mittleren Felde sitzt er auf dem Armensünderstuhle: la justice connaissant son tort — lui a donné l'arrêt de mort. Im dritten Felde sieht der Delinquent nackt in den Flammen. Einer beigefügten Note zufolge wurde das Gedächtniß dieses Ereignisses alljährlich durch ein Feuerwerk gefeiert, das in dieser Straße abgebrannt wurde.

Ich will gern glauben, daß der Clerus von Saint Leu, wenn er auch an die Möglichkeit einer solchen Missethat glauben sollte und außerdem die Gesetze solche Gräuel nicht untersagten, den Thäter nicht lebendig rösten lassen würde. Wozu aber ein solches Bild öffentlich

Digitized by Google

bessern Cicerone konnte mir das Glück nicht geben, als ihn, der dort geboren ist und, ausgerüstet mit historischen und archäologischen Kenntnissen, eine meisterhafte Geographie der Gegend geliefert hat. Ich nahm mit Freuden an.

Es war ein wunderschöner Sonntagsmorgen, als wir über die fast eine Stunde langen Brücken fuhren, über die hinweg „die Königin des Westens," die Stadt Nantes, sich noch auf das linke Loireufer ausdehnt. Bald war Glockengeläut und Wagenlärm hinter uns und die grüne Landschaft entfaltete sich vor uns in feiernder Morgenstille, durchschnitten von gelbblühenden Ginsterhecken. Wer kann diese sehen, ohne an die Opfer zu denken, die hinter diesen lebendigen Bollwerken hervor von den fanatischen Bauern der Vendée erlegt wurden? Da, links von der Straße, liegt das Schloß La Jaunais, wo 1795 jener Scheinfriede geschlossen ward, dessen Bruch der verworfene Charrette mit dem Leben bezahlte. Heutzutage aber hat ein etwaiger Vendéekrieg alle Möglichkeit des Erfolgs verloren. Was weder den Waffen der Republik noch denen des Kaisers gelang, nämlich die Vendée zu befrieden und in die Bahn der modernen Civilisation zu lenken, das hat der schlaue Ludwig Philipp auf ganz einfache Weise bewirkt; er ließ die ganze Gegend so von Straßen durchkreuzen, daß ein Aufstand nicht nur leicht zu unterdrücken ist, sondern daß auch auf den eröffneten Handelsstraßen die Ideen des Fortschritts einziehen konnten. Denn wie der Vendéekrieg nur durch die alten Schluchten und Ginsterhecken möglich ward, so lag auch in dem verkehrlosen Abschluß des Volkes die Hauptquelle seines Obscurantismus* und Fanatismus. Man kann daher die Säule, die das vierzigste Linienregiment auf der sich hier von der Chaussée links abzweigenden strategischen Straße nach deren Beendung 1836 errichtete, als ein Siegesdenkmal des Fortschritts betrachten. Viele Republikaner haben auch schon eingesehen, was sie an Louis Philipp verloren haben; verdankt doch auch ihm Frankreich die eigentliche Grundlegung des Elementarunterrichts, dieser Hauptbasis der Freiheit, an welcher die klerikale Reaction so gern nagt. Nun, was geschehen ist, ist geschehen. Vorwärts!

Das Land ist hier bekanntlich nur wenig hügelicht, aber eben durch die weite Fläche, die man zuweilen übersieht, genießt man von Zeit zu Zeit reizender Fernsichten, denen der bläuliche Herbstduft seinen poetischen Zauber verlieh. Wir fuhren jetzt in das Weingeländ hinab, das namentlich beim nahen Flecken Vallet einen guten starken Weißwein liefert; auf den Wirthshausschildern von Nantes liest man auch oft: bon vin de Vallet; gut gepflegt kommt er fast dem Burgunder Chablis nahe.

Vielleicht ist der freundliche Flecken Le Vallet, dem wir jetzt nahen, mit Vallet etymologisch verwandt; er ist freundlich gebaut, aber nur klein, denn er zählt kaum 1500 Einwohner. Und doch, so klein er ist, mißt er sich an Ruhm mit mancher großen Stadt; war nicht auch Pella klein? und doch ging aus ihm Alexander der Große hervor. La Vallet aber ist die Wiege Abälards! Am Ende des Orts, links hart an der Straße, liegen auf einem kleinen festigen mit Gesträuch überwachsenen Hügel die wenigen Mauerreste des alten Schlosses, in welchem Peter Abälard 1079 das Licht der Welt erblickte. Zwischen dem Gemäuer befindet sich jetzt ein Kirchhof, an ihn lehnt sich die uralte Schloßkapelle. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! Dichter Epheu umschlingt die Mauern und Stille des Grabes herrscht auf dem Platze, wo die Wiege dessen stand, der mit seiner Stimme und seinem Wissen den Lärm der Schulen übertäubte, der in dem damaligen Brennpunkte aller Kenntnisse, der Pariser Universität, als das erste Licht glänzte, der mit dem geistigen Herrscher seiner Epoche, mit dem Orakel der katholischen Welt, mit dem heiligen Bernhard, in den Kampf ging. Auf einem Kirchhof, unter Ruinen, an der Wiege Abälards zu stehen und sich hier sein abenteuerliches, schicksalreiches Leben zu vergegenwärtigen, was kann wohl wehmüthiger stimmen? Wenn aber je ein Leser dieser Zeilen sich hieher verirrt, so lasse er sich nicht an dieser Ruine genügen, sondern sich noch eine andere alte Kapelle des Ortes aufschließen, die in einem Privatgarten steht. Wenn er anders Sinn für Kunst und Alterthum hat, so wird ihn hier die Betrachtung eines Grabsteines aus dem fünfzehnten Jahrhundert in Entzücken versetzen, denn an Eleganz und korrekter Zeichnung sucht der wohlerhaltene Denkstein wirklich seines Gleichen.

Kunst und Alterthum haben ihren Zauber auch über das Städtchen Clisson ausgegossen und wirken mit der reizenden Natur so lockend, daß ihm allsonntäglich die Fremden zuströmen. Der Hotels gibt es daher auch so viele, daß man mit der Wahl verlegen ist. Clisson liegt den Hügel hinauf an den Ufern der Sèvre, die sich bei Nantes in die Loire ergießt und deren romantische Ufer von der Quelle bis zur Mündung eine Kette von Naturschönheiten bilden. Kleiner, aber nicht minder romantisch, ist das Flüßchen La Moine, das sich hier mit der Sèvre verbindet und über welches der Ingenieur Jégou von Nantes einen wahrhaft prächtigen Viadukt aus fünfzehn Arkaden von zwanzig Meter Höhe erbaut hat; mißt man dieselben von unten in der Länge, so glaubt man zwei herrliche Kirchenschiffe vor sich zu haben.

Die Geschichte des Städtchens reicht über das achte Jahrhundert hinaus; im neunten und zehnten ward es mehrmals von den Normannen verwüstet, deren Andenken der ganze Nordwesten Frankreichs bewahrt hat. Aber am schlimmsten ward es im Vendéekriege heimgesucht; das Feuer verzehrte die Stadt, das Schwert traf die Bewohner so vollständig, daß der Ort 1798 gänzlich verlassen war. Damals ließen sich die Brüder Cacault aus Nantes hier nieder und gründeten hier ein Museum für Bildhauerei und Gemälde, das später nach Nantes verlegt worden ist.

* Ist denn Treue und Heilighaltung des Glaubens „Obscurantismus und Fanatismus" und das Gegentheil „Fortschritt?"

Digitized by Google

den verlassenen Ort zurückzuführen; bei dem Neubau drückten sie allen Gebäuden ein italienisches Gepräge auf, das den aus der Bretagne Kommenden wirklich zauberhaft erfaßt. Während dort alle Dächer mit dem blauen Schiefer aus den Brüchen von Angers gedeckt sind, schimmern hier überall rothe Ziegel, was auch eine besondere Industrie hervorgerufen hat.

Ueber der Stadt aber ragen aus dieser italienischen Landschaft die schönsten mittelalterlichen Schloßtrümmer hervor, die ich je gesehen habe. Erbaut im Jahr 1223 von Olivier I. von Clisson nach seiner Heimkehr vom Kreuzzuge, ahmt das Schloß in seinen Zinnen und obern Galerien die des Schlosses Cäsarea in Palästina nach. Welche Bedeutung dasselbe einst gehabt hat, geht nicht nur aus seinem Umfange hervor, man braucht sich nur den furchtbaren Namen Olivier's IV. von Clisson, Connetables von Frankreich, zurückzurufen, um zu begreifen, daß es mehr als eine bloße Ritterburg war. Auf mich machte alles dieß einen um so lebhafteren Eindruck, als ich noch kurz vorher das Morbihan bereist hatte. Ich war dort am Ufer des Oceans im Schatten des Klostergartens von St. Gildas de Rhuys gewandelt, wo einst Abälard gelitten hatte; ich hatte darauf in Vannes den „Thurm des Connetable" gesehen, wo einst der Herzog der Bretagne den ihm furchtbaren Clisson gefangen gehalten hatte, und allerlei Erinnerungen klangen in mir nach. Mit dem Connetable erlosch die direkte Linie der Familie Clisson und das Schloß ward das Eigenthum Franz des Zweiten, letzten Herzogs der Bretagne, der hier prächtige Feste und Turniere gab. Noch trägt die Wiese, auf die man vom Schloßthurm herabsieht, den Namen Ritterwiese, prairie des guerriers; hier in der Fensterbiegung saßen damals die Damen,

am Rande des Felsens über der Sèvre erhebt sich der Thurm, donjon, der eigentliche Kern aller französischen Burgen. Der Zugang zu ihm ward auf mannigfache Weise, durch Sümpfe, Schlangenwindungen, Vorbauten u. s. w. erschwert; hier in Clisson hat man fünf Zugbrücken mit eben so viel kleinen Burgen zu passiren, ehe man zum wirklichen Ritterstze, dem Donjon, gelangt. Man weiß nicht, soll man letzteren mit einem Fuchsloche oder einer Bienenhöhle vergleichen. Im letzten eigentlichen Schloßhofe steht eine einsame Tanne; sie wächst aus einem alten Brunnen hervor, in den die Republikaner während des Vendéekriegs einige Gefangene gestürzt haben; die Reaktion hat die Zahl der Opfer auf hundert übertrieben.

Halb schwärmend, halb träumend wandelte ich im Abendsonnenstrahle im Parke der Garenne, den Kunst und Natur gewetteifert haben mit aller Schönheit zu schmücken; nur hat erstere des Guten gar zu viel gethan, die griechischen Tempel und Bildsäulen, mit denen der Park überladen ist, sind das Werk eines verkünstelten Geschmacks, und der Park der anstoßenden Villa Valentin in seiner natürlichen Schönheit ist reizender als Spaziergang. Auch hier schwebt das Andenken Abälards über der Gegend wie mildes Mondlicht, eine Grotte der Garenne trägt seinen und Heloisens Namen.

Beim Pförtner letzteren Parks liegt ein Fremdenbuch auf; ich las darin den Namen „Prinz Georg von Sachsen." Man wird das Gemisch von glücklicher und schadenfroher Stimmung begreifen, mit dem ich der Verbannte meinen Namen neben den des Sohnes meines Fürsten setzte. Vor Frankreichs Gastfreundschaft waren wir gleich. Bei allen Mängeln, die man diesem Lande vorwirft, vergesse man nicht, daß Frankreich auf dem Continent von Europa nebst der Türkei der einzige Staat ist, der allen politischen

Hamburg, Oktober.

(Schluß.)

Schillerfest. — Verbrechen. — Literatur. — Theater.

Das Herannahen des hundertjährigen Geburtstages Schillers zeigt und wieder einmal in erfreulicher Weise, daß wir trotz aller politischen Zersplitterung und aller kleinlichen Nergelei particularistischen Strebens nach machtgebender Oberherrlichkeit geistig doch eine große und bis zu gewissem Grade auch einige Nation sind. Wenn dieser Tag nicht zu einem großen Nationalfest in Deutschland erwächst, so können wir uns als Volk ruhig aus der Liste der Nationen streichen lassen. Für die Leser Ihres Blatts muß es vorzugsweise interessant seyn zu erfahren, wie sich überall die Geister regen, um den Tag würdig zu feiern, an welchem es Gott gefiel, einen der größten Genien aller Zeiten das Licht der Welt erblicken zu lassen. Auch unsere gute Stadt will nicht die letzte seyn, welche dem dichterischen Genius das ihm gebührende Ehrenopfer darbringen möchte. Nur hängt der Wille derer, die sich zu solcher Feier theils bereits verbunden haben, theils noch verbinden werden, von dem Belieben unserer Regierung ein klein wenig ab, und so wäre es wohl möglich, daß Hamburg ohne seine Schuld andern Städten mit seiner Schillerfeier nachhinkte, anstatt gleichen Schritt mit ihnen halten zu können. Unser Staat muß nämlich gerade am 10. November seinen Buß- und Bettag begehen. Die Schillerfreunde, die Behufs der zu veranstaltenden Geburtstagsfeier bereits mehrere Sitzungen hielten, haben sich supplicirend an den Senat gewandt, um entweder eine Verlegung des Bußtages, oder doch die Erlaubniß zu erhalten, den merkwürdigen Tag nach beendigtem Gottesdienste festlich begehen zu dürfen. Ein Decret des Senats soll aber die Supplicanten abschläglich beschieden haben. Ist dem wirklich so, dann bleibt leider nichts übrig, als die Feier entweder erst am 11. November beginnen zu lassen oder sie nach Altona zu verlegen. Gefeiert übrigens wird unser Dichtergeburtstag bei uns werden, und zwar, wie wir glauben, in großem Style. Das Comité rührt sich nach allen Seiten hin, indem es sich zu verschiedene Sectionen getheilt hat, von denen die Finanzsection die Verpflichtung übernommen, bedeutende Geldmittel zur Feier herbeizuschaffen. In einer Handelsstadt darf die hohe finance bei allen Fragen von Wichtigkeit nicht vernachlässigt werden, vielmehr gilt es vor allem, diese zuerst zu gewinnen. Hat man sich der Theilnahme derselben versichert, so kann man sich darauf verlassen, daß die Betheiligung alsdann glänzend ausfällt. Die hiesige Feier des wichtigen Gedenktags ist auf drei Tage berechnet, und obwohl zur Zeit ein fertiges und allseitig genehmigtes Programm noch nicht vorliegt, so läßt sich doch jetzt schon mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß in beiden Theatern Festvorstellungen stattfinden, Musikaufführungen veranstaltet, eine Festrede gehalten und die Feier zuletzt mit einem solennen Festessen, das nun einmal nirgends fehlen darf, geschlossen werden wird. Es kann sogar seyn, daß eine theilweise Beleuchtung der Stadt, namentlich der so überaus glänzenden Partie derselben um das unvergleichliche Alsterbassin zu Stande kommt.

Unsere an Schwindeleien so reiche Zeit hat in den letzten Wochen sowohl hier wie in dem benachbarten Altona gar wunderliche Vergehen zur Kenntniß der Behörden gebracht. Am meisten Aufsehen macht namentlich die Ermittelung einer Gesellschaft, welche das Fälschen wichtiger Documente geschäftsmäßig betrieb. Diese moderne Fälscher hatten ihren Sitz in Altona, doch befanden sie auch bei uns dienstwillige Helfershelfer. Ein Zufall, wie gewöhnlich, hat diese gefährlichen Menschen verrathen, deren gewissenloses Treiben schweres Unglück über zahlreiche Personen gebracht hat, die entweder wirklich getäuscht wurden, oder sich mit Absicht täuschen ließen. Die Hauptbeschäftigung dieser Betrüger bestand nämlich in geschickter Anfertigung von Heimathsscheinen und andern Legitimationspapieren, die zur Erwerbung des Bürgerrechts in Altona unerläßlich sind. Auch die erforderlichen Pettschafte und Insiegel hatten die Fälscher so täuschend nachzumachen verstanden, daß die Behörde längere Zeit vollkommen hintergangen wurde und in Folge dieser gefälschten Papiere einer Menge Personen das Bürgerrecht ertheilte. Daß letztere in Folge der gemachten Entdeckung in eine sehr fatale Lage kommen und allem Vermuthen nach das auf solche Weise nur erschlichene Bürgerrecht wieder verlieren dürften, versteht sich von selbst. — Größeres Aufsehen noch machte die in die ersten Tage des Septembers fallende Ermordung einer jüdischen Wittwe, Namens Löb, die einen Handel mit Steinzeug, Glas- und Galanteriewaaren betrieb und einen Keller an der Elternhorsbrücke bewohnte. Man fand die über sechzig Jahre alte, ziemlich robuste Frau, die nicht ohne Vermögen war, eines Sonntags Vormittags mit völlig durchschnittenem Halse und mehreren Stichwunden todt in ihrer Wohnung. Da sie bereits erkaltet war, mußte das Verbrechen schon vor längerer Zeit verübt worden seyn. Obwohl nun Spuren eines stattgehabten Kampfes sich nirgends zeigten, ließ sich doch, was einige muthmaßten, ein Selbstmord nicht wohl annehmen, da die Hände der Todten ohne Blutflecken waren. Zwei blutige Messer lagen auf dem Tische, ein mit Wasser gefülltes Glas stand auf dem Boden. Die Gasflamme, welche Abends nach zehn Uhr noch gebrannt hatte, war ausgelöscht und die Thür zum

Digitized by Google

Keller ſtand am Morgen offen. Die ſofort angeſtellten Nachfragen führten ſchon nach wenigen Stunden auf den wahrſcheinlichen Thäter, der denn auch ſchon am vierten Tag nach dem Mord in der Perſon eines beurlaubten, im hieſigen Contingente dienenden Soldaten ermittelt wurde. Der unſelige Menſch, welcher längere Zeit hindurch von der Wittwe Lös Unterſtützungen erhalten und überhaupt Wohlthaten aller Art von ihr genoſſen hatte, ließ ſich, geblendet von einer Summe, die nur zehn Mark betrug, welche dieſelbe Abends gegen zehn Uhr ausbezahlt erhielt, zur Blutthat hinreißen. Man fand das geraubte Geld bis auf wenige Schillinge noch vor, als man den kaum 23jährigen Mörder verhaftete. Die Ermordete hatte ihm das Geſicht ſtark zerkratzt, was ihn nöthigte, in ſeiner Wohnung zu bleiben. Die Nägelmale in ſeinem Geſicht und das vorgefundene Geld verriethen in ihm den Mörder. Der Unglückliche heißt Parent oder, wie man neuerdings ermittelt haben will, Parant, iſt ein natürliches Kind, deſſen Vater noch lebt, obwohl dieſer niemals den Sohn und der Sohn nie ſeinen Vater gekannt hat. Die verſtorbene Mutter des Unglücklichen ſoll — ſo erzählt man jetzt allgemein — eine als Kind hier zurückgebliebene Franzöſin geweſen ſeyn, die während des Rückzugs der großen Armee von Moskau geboren wurde und wahrſcheinlich vater- und mutterlos hier ankam. Der Knabe, der ſeinen Vater nie kennen lernte, obwohl dieſer bis zu deſſen vierzehntem Jahe Alimente für ihn bezahlt haben will, ward auf Koſten der allgemeinen Armenanſtalt erzogen. In den Verhören ſoll er ſich eher gutmüthig zeigen, als einen verſtockten oder boshaften Charakter zur Schau tragen; die Lebensgeſchichte des beklagenswerthen Menſchen ſcheint aber reich zu ſeyn an romantiſchen Zwiſchenfällen der ſeltſamſten Art.

Der Herbſt, der ſich, was die Temperatur anbetrifft, dießmal ungewöhnlich früh eingeſtellt und alle Zugvögel ſchon Anfang dieſes Monats vertrieben hat, bringt uns zwei neue periodiſche Blätter. Eind derſelben nennt ſich „Hamburger Bürger-Militärzeitung“ und will ſich ausſchließlich mit der Geſchichte dieſes wichtigen Inſtituts, wie mit der Ausbildung deſſelben und etwa ſonſt dahin einſchlagenden Fragen beſchäftigen. Das zweite Blatt, von zwei geborenen Hamburgern, den Doktoren Emil Lehmann und Jürgen Bona Meyer, redigirt, führt den Titel: „Hamburger Wochenblatt“ und wird ebenfalls vorzugsweiſe ſich mit ſpezifiſch hamburgiſchen Angelegenheiten beſchäftigen, Kunſt und Literatur aber doch nicht völlig ignoriren. Da alles rein Hamburgiſche bei uns viel Anklang findet, ſo wäre es immer möglich, daß beide Blätter ſich einen Boden eroberten, in welchem ſie dauernd Wurzeln ſchlagen könnten. Sie können für Hamburg bedeutend und nützlich werden, wenn ſie auch außerhalb unſerer volkreichen Republik weder viele Mitarbeiter noch viele Leſer finden möchten.

Für unſere beiden Bühnen beginnt nun wieder ein wichtiger Zeitabſchnitt, der wenigſtens für das Stadttheater ein entſcheidender werden dürfte. Das Thaliatheater, das ſchon ſeit Wochen ſeine Vorſtellungen wieder aufgenommen hat, iſt im Beſitz einer Geſellſchaft, die Muſterhaftes nicht nur zu leiſten vermag, ſondern auch wirklich leiſtet. Man hört es ſo häufig bedauren, daß dieſem ſchönen Enſemble erprobter Kräfte ſo enge Grenzen geſteckt ſind, die es nicht ſtraflos überſchreiten darf. Dieſen Klagen können wir nicht beipflichten, wenn ſchon wir wünſchen möchten, man geſtatte der Direktion, ihr Repertoire ausnahmsweiſe ein wenig mehr ausdehnen zu dürfen. Gäbe man dem Thaliatheater die Aufführung auch großer Trauer- und Schauſpiele frei, ſo befürchten wir aufrichtig, es werde in nicht gar langer Zeit die Trefflichkeit der Leiſtungen einen Abbruch erleiden. Gerade, weil ſich die Geſellſchaft dieſer zweiten Bühne unſerer Stadt unter der meiſterhaften Regie Marrd beſchränken muß, iſt ſie ſo vorzüglich geworden, daß ſie in manchem Betracht Anſpruch auf das Lob einer Muſterbühne für das feinere Luſtſpiel machen kann. Das Stadttheater hat ſich ebenfalls für die Winterſaiſon ſtark rekrutirt, und die Direktion kündigt eine ganze Reihe neuer Opern, Schauſpiele nebſt Balletaufführungen an, die, wenn ſie leidlich einſchlagen, Zuſchauer in Menge anlocken müſſen. Die vorſtellenden Kräfte dieſes Theaters, das ſich das erſte nennt und auch fortwährend den Anſpruch macht, es wirklich ſeyn zu wollen, werden freilich dadurch etwas geſchwächt, daß ſie das Altonaer Theater mit verſorgen müſſen, und zwar in Schau-, Trauer- und Luſtſpiel, in Oper und Ballet. Das Altonaer Publikum iſt begreiflicherweiſe ſehr zufrieden, daß es ſeit der Wollheim'ſchen Entrepriſe ſo viel Ohren- und Augenſchmaus erhält; ob aber das Hamburger Publikum ſich eben ſo gut dabei ſtellt und ob überhaupt die Kunſt durch dieſe neue Einrichtung gewinnen wird, das wollen Viele ſtark in Zweifel ziehen. Wer Recht hat, die Hoffnungsvollen und Gläubigen oder die Furchtſamen und Ungläubigen, wird ja der Erfolg den nächſten ſechs Monate lehren.

Digitized by Google

Karlsruhe, Oktober.

Vor 25 Jahren und jetzt. — Neuere Bauwerke. — Das Theater. — Werke der Plastik. — Die polytechnische Schule. — Sammlungen. — Kunstschule und Kunsthalle.

Mehr als 25 Jahre sind bereits verflossen, seit ich die Stadt Karlsruhe nicht mehr von innen gesehen. Wohl bin ich unterdessen mehr als einmal an ihr vorüber gefahren und habe einen flüchtigen Blick durch das Ettlinger Thor in die Karl-Friedrichsstraße hineingeworfen, was sich aber da drinnen verändert und neu erhoben, ist mir natürlich fremd geblieben. Jetzt trete ich einmal wieder auf einige Tage das Pflaster dieser Stadt und da muß ich Ihnen denn doch in Kürze melden, wie vortheilhaft ich sie in mancher Beziehung verändert gefunden habe.

Die alte Form des Fächers hat sie freilich noch und das Schloß mit seinem Bleithurm, wie es der Markgraf Karl Friedrich im vorigen Jahrhundert im weiten Halbkreis aufbauen ließ, bildet noch immer den Endpunkt der als Radien von ihm ausstrahlenden Straßen. Schmucker aber sind die Straßen geworden durch viel neue und noble Häuser, welche die vor 25 Jahren noch in großer Zahl vorhandenen kleinbürgerlichen, fast dörflichen Häuschen mit ihren holländischen Mansardendächern zum größten Theile verdrängt haben und ihnen bald nur noch in den alten Seitengassen Raum lassen. Auch lebendiger ist es in den Straßen geworden, als es vor einem Vierteljahrhundert war. Das hat nicht bloß die ansehnlich vermehrte Bevölkerung, sondern vor allem die Eisenbahn bewirkt und neben ihr so manches industrielle Unternehmen, wie z. B. die Maschinenfabrik, und die wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten, deren sich die badische Residenzstadt in neuerer Zeit erfreut. Kurz, das Prädikat „langweilig" verdient Karlsruhe bei weitem nicht mehr in demselben Maße, wie vor Zeiten.

Eine glückliche Wendung hat seit zwei Jahrzehnten die bürgerliche und monumentale Architektur besonders durch Hübsch genommen. Zwar steht am Markte noch immer die einem griechischen Tempel vergleichbare evangelische Kirche mit ihrer hohen korinthischen Säulenhalle und dem entsetzlichen vierseitigen Thurme und ihr gegenüber das nicht minder gräuliche Rathhaus, an dem ebenfalls die Antike modern gemißhandelt worden; zwar ist die katholische Kirche, diese Rotunde mit vier Flügeln, ihrem jonischen Vestibulum, der allerdings grandiosen Kuppelwölbung und dem abgeschmackten, breit gequetschten Thurme noch nicht verschwunden, ja es sind noch andere Werke Weinbrenners, der diese Nachäfferei der Griechen und Römer hier auf die Bahn gebracht, in gutem baulichen Stande und lassen noch lange nicht auf ihre Beseitigung hoffen; aber es haben sich doch in neuerer Zeit einige andere Bauwerke erhoben, deren Anblick dem Auge um so wohler thut. Entsinne ich mich recht, so hat gerade zur Zeit meiner letzten Anwesenheit zu Anfang der dreißiger Jahre mit dem Bau eines Ministerialgebäudes eine bessere Richtung in der Architektur begonnen. Schon im Jahr 1836 führte Hübsch das Gebäude der polytechnischen Schule in der Nähe des Durlacher Thores im Rundbogenstyl aus, schmückte die Bogenstürze dichochromisch und stellte die Sandsteinstatuen Kepplers und Erwins von Steinbach über die ziemlich schlichte Vorhalle. Edler und reicher entfaltet sich die Architektur in den stattlichen Gebäuden des Eisenbahnhofes, des Wintergartens (den neuen Durchgangspavillon ausgenommen) und in dem Akademiegebäude, der sogenannten Kunsthalle, die schöne romanische Formen trägt und dem Jahre 1843 angehört. Der schmuckeste Bau aber, den Karlsruhe jetzt aufzuweisen hat, ist das im Jahr 1853 vollendete neue Theater.

Die Erinnerung an die gräßliche Katastrophe des 23. Februars 1847 mit ihren haarsträubenden Einzelnheiten ist es allein, was einem hier den Genuß verderben kann. Wer sie nicht kennt oder sie vergessen kann, ergötzt sich mit ungetrübter Freude an diesem großen und doch so zierlichen Bau von weißen Ziegelsteinen mit rothem Sandsteinsockel. Wie schön ist diese Façade! Eine offene rundbogige Pfeilerhalle nimmt die ganze Breite ein und über ihr läuft eine zweite, mit compositen geriefelten Säulen hin, deren je zwei neben einander gestellt sind. Sie sind mit reich geschmückten Flachbögen übersprengt und über dem Fries erhebt sich dann der gleichfalls geschmückte Giebel mit seinem Reliefbild im Tympanon. Rechts und links von der gestügelten Muse sitzen dort die Heroen der dramatischen Poesie, je vier auf jeder Seite und empfangen die Kränze, welche jene ihnen reicht. An den übrigen Seiten des Gebäudes sind in zahlreichen Reliefstatuen und Rundbildern die hervorragendsten Personen in den Meisterstücken jeder Gattung, vom Nathan bis zum Bürgermeister Staar, angebracht. Auch an mythologischen Figuren, wie Orpheus und Myrrha, und Gruppen, wie Midas zwischen Apoll und Pan, fehlt es nicht, und im rings hinlaufenden Fries und den zahlreichen chronistisch gehaltenen Lissenen tritt uns eine große Zahl von Medaillons mit Reliefköpfen entgegen. Kurz, wir haben hier ein Werk der wiederbelebten und verschönten Renaissance vor uns, das den wohlgefälligsten Eindruck auf uns macht, und das gerade in eine Stadt paßt, wie dieses Karlsruhe, in der das nahe Residenzschloß sammt so vielem andern an Renaissance und Rococo erinnert. — Daß der innere, gegen früher bedeutend erweiterte Raum in ähnlicher Weise leicht, zierlich und schmuckreich ausgeführt ist, brauche ich kaum zu bemerken. Ueberhaupt hat dieses

Digitized by Google

Markgrafen Karl Wilhelm belaſtet, der 1715 das Jagdſchloß Karlsruhe auf die Stelle baute, wo er im Hartwalde geruht: auf dem Schloßplatze nur die zwei Gruppen der Schaalenträgerinnen inmitten der runden Baſſins; auf dem Friedhofe einige plumpe, maſſenhafte Monumente, wie z. B. das des Pfarrers Walz mit der Büſte des Verewigten, und da und dort in einem fürſtlichen Garten eine Göttin oder Nymphe aus dem vorigen Jahrhundert. Jetzt ſteht vor dem Ettlinger Thore, ganz nahe dem Bahnhofe, das eherne Standbild des verſtorbenen Miniſters Winter, von Reich entworfen, in der Straße auf dem Rondel vor dem Markgrafenpalais der Conſtitutionsobelisk mit der Basreliefbüſte des Großherzogs Karl, auf dem Marktplatze Raumers Sandſteinſtatue des Großherzogs Ludwig, auf dem Schloßplatze Schwanthalers Monument Karl Friedrichs, im Schloßgarten das Hebeldenkmal mit der Büſte des Dichters unter eiſerner gothiſcher Laube. Im Akademiegebäude treten uns mehrere neuere Statuen und Büſten entgegen, die am Theaterbau und der polytechniſchen Schule habe ich ſchon erwähnt, und ſelbſt der Friedhof hat jetzt mehrere wirkliche Kunſtwerke aufzuweiſen, unter denen ich nur das Denkmal für die 1849 gefallenen Preußen mit der Zinkſtatue des Erzengel Michael, des Drachentödters, hervorheben will.

Winters Porträtſtatue macht freilich wenig Effekt. Der Frack iſt eben ein Kleid, mit dem die Kunſt nichts rechtes anzufangen weiß, und nun iſt der unſeres Staatsmannes, der eben in der Kammer redet, noch dazu außer Mode und gibt ſeinem Träger, zumal von der Rückſeite, ein recht philiſterhaftes Ausſehen. Das Standbild des Großherzogs Ludwig will auch nicht viel beſagen, aber Schwanthalers Karl Friedrich iſt eine ſtattliche, ächt fürſt-

zoglichen Münzkabinet und der Hofbibliothek, die auf mehr als 70,000 Bände angewachſen iſt und eine hübſche Zahl koſtbarer Manuſcripte und Incunabeln aufzuweiſen hat. Hofrath Döll, als Botaniker rühmlichſt bekannt, iſt hier beſonders thätig. Auch die Sammlung vaterländiſcher Alterthümer hat viel Intereſſantes aufzuweiſen und wird von dem Alterthumsverein mit Liebe gepflegt. Neben dem zu den Celebritäten des Landes zählenden Dr. Mone ſind noch andere Männer auf dieſem Felde und dem der vaterländiſchen Geſchichtsforſchung eifrig thätig. Bei dieſer Gelegenheit darf ich auch der Verdienſte nicht vergeſſen, die ſich Herr v. Bayer als Conſervator der badiſchen Alterthümer durch ſorgfältige Erhaltung und, wo nöthig, durch verſtändige Reſtauration mittelalterlicher, im Lande zerſtreuter Kunſtwerke, beſonders Gemälde, ſchon erworben hat und fortwährend erwirbt.

Die hervorragendſte Schöpfung neueſter Zeit iſt aber die Akademie der Künſte. Dieſe neue ſüddeutſche Kunſtſchule iſt zunächſt ein Ableger der Düſſeldorfer, da ſie der Großherzog unter die Leitung des berühmten Landſchafters Schirmer geſtellt und nun auch Leſſing berufen hat. In wie weit ſie ſich ſelbſtſtändig entwickeln und vielleicht eine eigenthümliche Richtung repräſentiren wird, das muß erſt die kommende Zeit lehren. Jedenfalls entfaltet die Anſtalt jetzt ſchon eine anerkennenswerthe Thätigkeit. Die Zahl ihrer Schüler iſt nicht unbedeutend und ihr Einfluß bereits in ſo fern erſichtlich, als ſchon manches hübſche Talent geweckt worden iſt, das ohne dieſe Anſtalt ſchwerlich zum Vorſchein gekommen wäre. Zeugniß dafür gibt z. B. die rheiniſche Kunſtausſtellung, die eben jetzt in dem ſchönen großen Orangeriegebäude zu ſehen iſt und fleißig beſucht wird. Da ſie juſt von Stuttgart gekommen und Sie dieſelbe alſo bereits kennen, ſo enthalte ich mich hier jeder Aufzählung.

Leben, das diese Akademie wachgerufen, augenscheinlich beigetragen.

Auf's letzte habe ich mir das beste aufgespart, nämlich das schon erwähnte Akademiegebäude oder die Kunsthalle mit ihrem interessanten Inhalte. Hübsch hat an diesem Bau die ihm so geläufigen und beliebten romanischen Formen in freier Weise angewendet, Bildhauer Reich denselben mit Marmorsculpturen geschmückt, welche Malerei und Bildhauerei und die Heroen beider Künste, Raphael, Michel Angelo, Dürer, Holbein und Peter Vischer darstellen. Die Fresken der schönen Vorhalle und des Treppenhauses sind von Schwind, darunter eine große gestaltenund gruppenreiche Composition „die Einweihung des Freiburger Münsters durch Herzog Conrad von Zähringen." Auch die Landeskinder Sabina von Steinbach und Baldung Grün, der Maler, haben daneben ihre Ehrenplätze erhalten. Die großen, entsprechend geschmückten Corridore und Säle des untern Geschosses sind den Werken der Bildhauerei eingeräumt. Freilich sind die Antiken und die mittelalterlichen Sculpturen, wie Ghibertis Thürflügel und P. Vischers Apostel fast durchweg nur durch Gypsabgüsse vertreten, aber diese sind gut und die Sammlung antiker Meisterwerke und decorativer Baulieder ist möglichst vollständig. Auch eine ziemlich reichhaltige Sammlung etruriſcher und pompejanischer Alterthümer, deßgleichen Schnitzwerke in Elfenbein, Horn und Holz, Erzeugnisse der Steinschneidekunst, mittelalterliche, für die Kunstgeschichte werthvolle Geräthe und dergleichen haben ihre Stelle in einem der Corridore erhalten.

Das obere Geschoß mit seinen schönen Gängen, Sälen und Cabineten ist den Werken der Zeichenkunst, des Grabstichels und des Pinsels gewidmet und unter Lessings Obsicht gestellt, seit der alte, verdiente Galleriedirektor Frommel in den Ruhestand getreten ist und sich nach dem hübschen Lichtenthal bei Baden zurückgezogen hat. Die Sammlung gehört bis jetzt zwar nicht zu den großen, enthält aber manch werthvolles Bild aus älterer, neuerer und neuester Zeit. Raphael und andere Größen sind zumeist durch gelungene Copien vertreten, von Holbein, Dürer und Cranach besitzt die Sammlung einige treffliche Originalien, deßgleichen von den Niederländern Rubens, Rembrandt, Quintin Messis, Wiereveldt, Tenier, Bachhuyzen, Dow und anderen. Kurz, aus jeder Schule finden wir einige gute Bilder. Von neueren Meistern sind Schnorr, Overbeck, Heß, Veit, Schwind, Götzenberger und andere durch die Cartons ihrer berühmtesten Fresken vertreten. An Oelbildern vaterländischer, das heißt hier badischer Künstler ist die Sammlung verhältnißmäßig reich. Die großen effektreichen Compositionen von Dietz, „die Verbrennung Heidelbergs," „Gustav Adolphs Leiche" und mehrere Schlachtenbilder stechen hier besonders hervor, ohne deßhalb die Werke von Achenbach und Schirmer, den beiden Kunz, Frommel, Kirner, v. Bayer, Schwind, Richard, Fries, Artaria u. a. in Schatten zu stellen.

Wie das alles im Werden und Wachsen begriffen ist, das beweist die Nothwendigkeit, eben jetzt einen neuen, erweiterten Catalog dieser verschiedenen Sammlungen erscheinen zu lassen. Ueberhaupt steht nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen keineswegs zu fürchten, daß jene recht behalten werden, welche die Karlsruher Kunstschule mit allem, was zu ihr gehört, für ein exotisches, in unfruchtbaren Boden verpflanztes Gewächs erklären wollten, das nicht Wurzel schlagen, nicht Frucht bringen, nicht Bestand haben werde. Süddeutschland überhaupt ist kein schlechter Boden für die Kunst, und was fürstlicher Wille und fürstliche Beharrlichkeit in dieser Beziehung schaffen und erhalten können, dafür hat München einen glänzenden Beweis geliefert. Sollte ähnliches, wenn auch nicht gleiches, in Baden unmöglich seyn? Ich sehe zu solcher Annahme nirgends Grund. Die nöthigen Mittel und die rechten Leute, das sind die Grundbedingungen des Erfolgs.

Karlsruhe selbst ist ein sprechender Beweis dafür, was man auf scheinbar ungeeignetem Boden pflanzen und großziehen kann. Aus dem einsamen Waldschlosse ist in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von 140 Jahren diese immerhin hübsche Stadt geworden, in deren Straßen die alten Eichen und Ulmen des Hardtwaldes, die schon zur Gründungszeit ihre Wipfel erhoben, jetzt verwundert schauen. Ob die Dryaden und sonstigen Waldgötter und Nymphen damit zufrieden sind, daß man immer breitere und weitere Wege und gewundene Gänge durch ihr stilles Revier gezogen und schattige Parke daraus gemacht hat, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß das Waldesgrün, das die Stadt von mehreren Seiten umgibt, in dessen Dunkel so manche ihrer Straßen sich verlaufen, ja das sich an vielen Stellen in's Innere herein gedrängt, oder vielmehr sich noch nicht hat hinaus drängen lassen, der Stadt einen Reiz verleiht, der eine schönere Lage halbwegs zu ersetzen vermag. Ich wenigstens habe mich wieder einmal mit rechter Lust in dem schönen, durch den Regen neu belebten Grün des großen Schloßparkes ergangen und darüber die lange Durlacher Pappelallee, die steifen Citronen- und Orangenbäume um das Schloß und so manches andere vergessen, das mir vor Jahren nicht gefallen hat und heute noch immer nicht gefällt, obwohl ich mit andern etwas billiger geworden bin gegen den Geschmack und die Schöpfungen der viel verlästerten Zopfzeit.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Nr. 45. 6. November 1859.

Heil dir, Insel, und Gruß, goldschellige, garbenbegabte!
Insel: gesängt an den Brüsten des Meers: — Es lästet den Wandrer,
Anzulanden auf dir, in der Waldnacht dämmernder Kühlung
Lustzuwandeln, zu treten hinaus in das sonnige Blachfeld,
Dann zu vertauschen die Flur mit den sanft sich hebenden Anhöhn,
Dann von des Eilands Kamm rings um sich zu schaun in die Bläue.

Kosegarten

Skizzen von der Insel Rügen.

1.

Sassnitz, 24. August.

Seit zehn Tagen bin ich auf dem meerumflutheten Eiland des Nordens und will nun meinem Versprechen nachkommen, dir, lieber Freund, über mein Verbleiben Nachricht zu geben. Ohne einen eigentlichen Zielpunkt, nur mit der Absicht, mich mehrere Wochen auf Rügen aufzuhalten, betrat ich die Insel, und habe jetzt, nachdem ich das Merkwürdigste von ihr gesehen, in Sassnitz, einem kleinen Fischerdorfe, hoch oben an der Nordostküste, ein Asyl gefunden. Nur aber verlange nicht, daß ich dir eine förmliche Reisebeschreibung liefere, von der Meerfahrt und den Schrecken der Seekrankheit, von

Das kleine Fischerdorf Sassnitz ist vielleicht der am meisten malerische Ort auf ganz Rügen. Auf der Ostküste der Halbinsel Jasmund gelegen, des schönsten Theils dieses merkwürdigen, durch schmale Landzungen verbundenen Inselcomplexes, Rügen genannt, hat es über sich das hohe Waldgebirge der Stubnitz mit seinen prachtvollen Buchen und unter sich die See. Rechts blickt man über die weite Bucht nach den Höhenzügen von Mönkgut hinüber, während sich geradeaus und links der Blick über die unendlich scheinende Wasserfläche verliert. Die Häuser liegen zu beiden Seiten in einer tiefen Schlucht, durch die ein Bach, aus den Bergen kommend, in raschem Fall zum Meere stürzt, die einen höher, die andern tiefer, einige hart am Rande

sammt der ganzen Anlage hinweg. Die Häuser sind durchgängig, wie von außen so von innen, weiß getüncht, da man die Kreide zum Anstrich umsonst hat. Im Fries der Zimmer findet man überall wilde Epheuranken als bescheidener Schmuck festgenagelt, auch wohl Wachholderzweige (hier Knirk genannt) und Stechpalmen. Die Sauberkeit ist hier eben so groß wie die Einfachheit, und all diese blendend weißen Häuschen mit ihren Strohdächern würden höchst eintönig aussehen, wenn sie nicht sämmtlich von hohen Laubwipfeln, meist Nußbäumen, beschattet würden und in einem Gärtchen ein paar bunte Blumen hegten. Dazu kommt, daß man von Haus zu Haus nicht anders als hinauf — oder hinabsteigend gelangen kann, was denn ein kleines Labyrinth von schmalen, eingehegten Stiegen gibt, die dem Ganzen ein behaglich mannigfaches Ansehen verleihen.

Vor vielen Thüren steht eine Bude von Stangen und Leinwand, Laube genannt, ein untrügliches Zeichen, daß Sassnitz ein Badeort ist; freilich ein Badeort, aber einer, wo noch die primitivsten Zustände herrschen. Wer einen verwöhnten Gaumen hat, sich auf einem Sopha auszustrecken liebt, überhaupt am Comfort und Genuß hängt, der komme nicht hieher, denn er wird sich enttäuscht und grenzenlos unbehaglich fühlen. Ich schreibe dieß in einer einfenstrigen Stube, die an Mobiliar nur ein Bett, einen Tisch und zwei Stühle aufzuweisen hat. Gleichwohl, da das Seebad hier vorzüglich ist und der Besuch von Gästen anfängt zu steigen, haben sich die meisten Fischerfamilien zur Aufnahme von Fremden eingerichtet. Schon haben alle Häuser, bis auf zwei, Schornsteine, während vor drei Jahren in fast allen sich der Rauch noch seinen Weg durch die Hausthür suchte. Auch ein Gasthof ist da, für den Anfang nicht übel, wo ein Theil der Gesellschaft Mittags zu speisen pflegt. Aber trotz dieser Einrichtungen verräth nichts den Badeort, Sassnitz ist ganz Fischerdorf, und der Fremde hat sich in die Sitten der Bewohner zu schicken.

Wahrlich, diese Sitten sind hier noch einfach und unbestochen, und noch hat dieses Völkchen nicht gelernt, die Fremden auszuplündern. Es behandelt sie freundlich, wie willkommene Gäste, nimmt den kleinen Verdienst, der ihm durch sie zufließt, wahr, scheint aber noch weit davon entfernt, sie als eine Erwerbsquelle anzusehen. Wie uneigennützig man hier noch ist, erfuhr ich erst vorgestern, als ich mit meiner jungen Wirthin die Wochenrechnung abmachte. Eine Woche lang hatte sie mir Abends Kartoffeln und gesottene frische Häringe vorgesetzt und war nicht zu bewegen, diese mit in Rechnung zu bringen, ja sie wurde fast ärgerlich, als ich darauf bestand, und holte sich den Großvater zur Hülfe. Und Claus Halbeck, der Großvater, kam an seinem Krückstock herbei und bewies mir, daß seine Enkelin recht habe. „Denn," sagte er in seinem biedern Plattdeutsch, das ich nicht wiederzugeben vermag, „die Kartoffeln wachsen hinter meinem Hause, und die Häringe hat mein Christian gefangen, also kosten uns beide kein Geld, und es wäre schlecht von uns, etwas dafür zu nehmen." Gegen diese unschuldige Logik war nicht aufzukommen. Aber wird die Uneigennützigkeit ausdauern? Werden all die blonden Fischerkinder, die sich jetzt an den Anblick der Eindringlinge gewöhnt haben, einst eben so denken wie ihre Väter und Großväter?

Was die Fischerjugend bis jetzt von den Gästen gelernt hat, scheint für's erste fast nur in Liedern zu bestehen. Claus Halbeck sagt, vor sechs Jahren hätte man noch kaum Einen im Dorfe singen hören, jetzt lernte es schon jedes Kind; aber dagegen könnte man nichts haben. — Und allerdings klingt es gar frisch und lustig, wenn Burschen und Mädchen Abends am Strande auf langen Balken, die die Wellen herangespült haben, oder vor den Hausthüren sitzen und die allgesungenen deutschen Volkslieder singen. Auch rücken sie gern zusammen, wenn man sich zu ihnen setzt und ihnen neue vorsingt, die sie dann gar bald lernen. Wie sie sich eine solche Gesellschaft gefallen lassen, so sind sie in allem; man ist willkommen, wenn man keine Ansprüche macht; sie begegnen dem Besucher freundlich, aber nicht zuvorkommend; auf billige Wünsche gehen sie gern ein, aber jeder Zumuthung, die wider ihre Anschauungen ist, oder gar in befehlendem Tone vorgetragen wird, setzen sie den trotzigsten, kältesten Stolz entgegen. Ich habe einen Berliner Postsekretär vor den großen Augen eines breitschultrigen, hohen Fischerburschen von zwanzig Jahren zusammenschwinden sehen — ein Anblick, den ich nie vergessen werde. Und doch hatte der Postsekretär nur — aber freilich mit etwas büreaukratisch bestimmtem Tone — von dem Sohne seines Hauswirthes verlangt, er solle ihm seine Cigarrentasche holen, die er in der Bude des Herrenbades vergessen haben wollte. Ueberhaupt hatte es der Postsekretär nicht gut unter den Fischern. Er spielte zu sehr den Berliner Angenehmen, und seitdem er eines Morgens mit durchaus geschwollenem Gesicht an's Tageslicht getreten war, konnte er nicht mehr durch das Dorf gehen, ohne daß lachende Mädchenstimmen hinter ihm laut wurden.

Auf Reinheit der Sitte hält man hier, wie mir von vielen Seiten versichert wird, ganz außerordentlich. Claus Halbeck, der siebzigjährige Greis, sagte mir, er sey der Jungen und Mädchen zumeist sicher, er

Digitized by Google

erinnere sich nur einiger Geschichten — und dabei zog er die Augbrauen in die Höhe und sein Gesicht nahm den Ausdruck an, als wollte er hinzusetzen: und das waren traurige Geschichten! — Es kommen mancherlei Umstände zusammen, die die Sittlichkeit dieses Völkchens begünstigen, vor allem das verwandtschaftliche Verhältniß, in welchem alle Familien zu einander stehen. Die beiden Dörfer Sassnitz und das zehn Minuten entfernte Cramgas sind durch Wechselheirathen so mit einander verschwistert, daß sie sich wie eine große Familie betrachten. Man hält darauf, daß jeder Heirathslustige mit seiner Wahl innerhalb dieser Grenzen bleibe, und nur drei Fälle wurden mir genannt, wo ein Bräutigam sich eine Fremde geholt habe, ohne daß man diese jedoch geringer geachtet hätte. Und dabei ist es ein hochgewachsener, starker Menschenschlag, Burschen wie Mädchen zeichnen sich durch Schlankheit aus. Ich habe hier noch kein einziges häßliches Mädchengesicht gesehen, dafür aber einige, die geradezu Schönheiten zu nennen sind. Dabei fiel es mir auf, daß während die Mehrzahl der Männer sehr blond ist, die Frauen meist braunes, zum Theil sogar schwarzes Haar haben. Zu den Schönheiten des Ortes gehört auch meine junge Wirthin, wie sie denn auch eine von den drei Fremden ist, nämlich aus Promoisel, zwei Stunden von hier, gebürtig.

Die Tracht ist hier ohne charakteristische Kennzeichen, im Gegensatz zu der benachbarten Halbinsel Mönkgut, wo noch ein vollständiges Nationalkostüm herrscht. Die Männer sehen ungleich malerischer aus, zumal wenn sie zum Fang hinausfahren, in ihren Schlapphüten, wollenen Hemden und undurmeidlichen gestrickten Shawls. Wer einen Bart hat, läßt ihn lang wachsen, indessen sieht man, da die Mehrzahl blond ist und spät bärtig wird, namentlich unter der Jugend viel bartlose, glatte Gesichter. Das Phlegma, welches den Nordländer kennzeichnet, erscheint mir bei diesen Menschen mehr wie ein ruhiger Stolz, und ich kenne einige, deren Wesen fast vornehm zu nennen ist.

Knechte und Mägde gibt es hier nicht, ein sehr wichtiger Grund für die Erhaltung der Sittlichkeit. Jeder freie Eigenthümer findet Hülfe zur Dienstleistung in seiner Familie; und diese besteht in dem ganzen Dorfe. Sie sind gegen ihre Nachbarn von einer Bereitwilligkeit, die völlig ohne Bedenken handelt. Wie einig sie unter einander leben, beweist schon, daß immer je viere ein Boot zu gemeinschaftlicher Benutzung haben und den Fang unter sich theilen. Streit und Mißgunst soll etwas Unerhörtes hier seyn, und Claus Halbed versicherte mir, so lange er denken könne, habe keiner von seinen Bekannten einen Proceß gehabt.

Das Tagewerk und die Lebensweise dieser Menschen ist, wie du wohl denken kannst, höchst einfach. Morgens um 4 Uhr fahren die Männer zum Fang hinaus, kehren um 6 oder 7 Uhr zurück, entleeren ihre Netze gleich am Strande, sortiren die Fische und packen die Heringe in die Tonnen ein, die jeder in seinem Hause hat. Dann werden die Netze gesäubert, geflickt oder getheert und zum Trocknen aufgehängt. So kommen die Mittagsstunden heran, die, wenn die Mahlzeit eingenommen ist, von den meisten verschlafen werden. Um 5 Uhr Nachmittags wird zum zweitenmal hinaus gefahren, die heimgebrachte Beute getheilt, und der Rest des Tages von 7 Uhr an gehört der engeren Familie oder der nachbarlichen Geselligkeit. Indessen hat auch jeder sein Stückchen Feld, und zwar alle zu gleichen Theilen, ich glaube je zwei Morgen Ackerland. Der Ertrag ist also nur für den Hausbedarf, die Arbeit nicht groß und wird von einigen Zurückbleibenden leicht vollendet. Die eigentliche Erwerbsquelle bleibt der Fischfang, und obgleich es im ganzen Dorfe keine eigentlich arme Familie gibt, so sind doch, je nachdem das Fischerglück diesen oder jenen günstig war, mancherlei Abstufungen des Wohlstandes sichtbar. — Den Frauen bleibt natürlich die Bestellung des Hauses und die Beaufsichtigung der Kinder übrig. Ein rührender Anblick ist es, wenn sie mit den Kindern Abends oben am Rande der Klippe den Heimkehrenden entgegen sehen, dann die Väter mit den ältesten Knaben, die ihnen die Last tragen helfen, herauf gestiegen kommen, von der Mutter das Kleinste in die Arme empfangen und dann die Familie nach Hause zum schon bereiteten Mahle geht: ein Anblick, der sich täglich wiederholt, und mir doch immer neu und liebenswürdig erscheint.

Ich wohne bei einer Familie, die zu den wohlhabendsten gehört, wiewohl dieß in keiner Weise zur Schau getragen wird. Claus Halbed hatte fünf Söhne. Vier davon leben, von diesen sind zwei verheirathet und wohnen mit je einem unverheiratheten gemeinsam in Einem Hause. Der Aelteste ist todt, aber dessen Sohn Christian lebt und ist bereits verheirathet und Vater. Bei diesem Enkel wohnt Claus, der Großvater, und bei Christian habe auch ich ein Unterkommen gefunden. Er ist ein prächtiger, immer heiterer Bursche; ich habe keinen anderu in Sassnitz so viel lachen hören als ihn. Ueber jede Bewegung oder Lebensäußerung seines jungen Knaben bricht er in unermeßliches Lachen aus. Stundenlang liegt er in der Zeit der Ruhe auf dem Grasplatze, mit dem Kinde spielend und lachend. Abends kommen die beiden unverheiratheten Söhne des Alten regelmäßig zu Christian und dann gruppirt sich die Familie unter dem Vorsitz des Großvaters um den

Digitized by Google

Feuerherd und spricht von Geschäften, oder der Alte erzählt von der Vergangenheit. Als ich mir das erstemal am Feuerherd einen Platz unter ihnen ausbat, waren sie befremdet und zurückhaltend, nach einigen Wiederholungen aber hatten sie sich an mich gewöhnt und jetzt sind wir ganz befreundet. Ich lasse mich von ihnen über ihr Leben unterrichten und gebe ihnen dafür Erzählungen aus der weiten Welt, die ihnen eben so unglaublich vorkommen, als sie begierig sind davon zu hören. Als ich neulich eine Eisenbahn beschrieb, fing Christian laut an zu lachen, und schon fürchtete ich, auch der Alte werde mich für einen ausbündigen Aufschneider halten, aber nach einer Pause sagte er: „Wenn es Dampfschiffe gibt, die allein fahren, dann mag es auch Dampfwagen geben, die von selber laufen. Es wird wohl nicht anders seyn."

Wenn dir diese Schilderung meiner braven Fischersleute nicht zu lang dünkt, so laß dir zum Schluß noch eine Scene beschreiben, die ich in ihrer Originalität niemals vergessen werde. Weder Saßnitz noch Cramgas haben eine Kirche, ein Mangel, der es überhaupt der Mehrzahl der Dorfbewohner auf Rügen unmöglich macht, an jedem Sonntag die Predigt zu hören. Da hilft man sich denn in anderer Weise, nämlich durch sogenannte Uferpredigten unter freiem Himmel. Am berühmtesten sind die Uferpredigten in Vitte, am Tromgar Wiek, südlich von Arkona, wo in jedem Herbst, zur großen Fangzeit, deren sechs gehalten und von nah und fern besucht werden. Der Dichter Kosegarten, selbst Pfarrer auf der Halbinsel Wittow, hat diese Uferpredigten von Vitte wohl zuerst in weiteren Kreisen bekannt gemacht.

Gestern nun, in der Sonntagsfrühe, sagte mir meine junge Wirthin, ein hier in Saßnitz als Gast anwesender Prediger habe eben bekannt gemacht, daß er Gottesdienst halten wolle. Ich beschleunigte meinen Badegang und eilte dann — nicht an den Strand, denn dieser wäre hier für eine Gemeinde zu schmal, sondern nach der hohen Uferwand jenseits des Baches. Hier war um einen breitästigen Nußbaum, der frei auf der Klippe steht, mit Fischnetzen ein Platz abgesteckt worden. Unter dem Baume an einem Tische saß der Prediger und rings um ihn her, das Gesicht dem weiten blauen Meer zugewendet, die Gemeinde. Dorfbewohner und Badegäste im bunten Gemisch saßen auf Stühlen, Tonnen, Balken, sogar Zäunen, vorn lagerten Kindergruppen auf der Erde und durch die Bohnenranken der benachbarten Gärten sahen Frauen und Mädchen, welche verhindert waren das Haus zu verlassen und doch auch einen Theil von der Feierlichkeit abbekommen wollten. Der Pfarrer sprach jeden Vers vor, worauf die Gemeinde ihn absang. Laut und vernehmlich erscholl der Gesang hinunter durch das ganze Dorf, im Wipfel des alten Nußbaums rauschte der Wind, am blauen, wolkenlosen Himmel stand die Sonne und weit hinaus dehnte sich vor Aller Blicken die unendliche Fläche des Meeres, lebhaft bewegt, mit silbernen Wellen blitzend. Als der Gesang beendet war, hörte man aus der Tiefe das Dröhnen der Wogen, die sich am Strande brachen, ernste, feierliche Töne, die die Worte des Predigers begleiteten und ihn in ihrer unwiderstehlichen Naturmacht zu einem erhabenen Schwung fortrissen. Gleichwohl war es eine einfache, herzliche Rede, die der Prediger hielt, durchaus klar und verständig und seiner gemischten Gemeinde angepaßt. Aber, daß ich's nur gestehe, nie hat mir der christliche Gottesdienst einen so ergreifenden Eindruck hinterlassen. Es waren nicht die Worte des Predigers allein, sie gehörten nur zum Ganzen, es war eben dieses Ganze, das Meer, die gebräunten, gutmüthigen Fischergesichter, die Gruppen, kurz das Ursprüngliche und Natürliche der Situation. Ich glaubte ein Bild aus uralten Zeiten vor mir zu haben, wo sich um den fremden Apostel, der die Insel betreten hat, die Schaar der Eingeborenen neugierig sammelt, bald aber bewegt an seinen Lippen hängt, um endlich fortgerissen und überzeugt in den Gesang einzustimmen, der das Bekenntniß des Christenthums verkündet.

2.

Saßnitz, 27. August.

Ich habe dich in meinem ersten Briefe so lange von meinem Fischerdorfe unterhalten, daß ich, um den Eindruck der Eintönigkeit zu verwischen, rasch einen zweiten darauf folgen lasse, der dich die Insel in weiterem Kreise kennen lehren soll. Der Nachmittag ist zum Schreiben günstig, es ist still im Dorfe, denn die ganze Badegesellschaft hat sich auf eine Landpartie begeben. Nachdem ich neulich auf einem Spaziergange eine solche von ferne beobachtet und bemerkt habe, daß man sich leidenschaftlich beim Plumpsackspiel herumjagte, habe ich für's erste noch auf die Geselligkeit verzichtet. Leute mit Panamahüten und in Crinolinen kann ich in Berlin genug haben, wo ich sie aber auf Hünengräbern oder einsamen Klippen umherspringen sehe, da gehe ich ihnen aus dem Wege.

Vor einigen Tagen begab ich mich auf die Wanderung, um einige entferntere Punkte zu besuchen. Ich fand zwei Gefährten und wir nahmen unsern Weg landeinwärts in den prächtigen Buchenwald hinein. Aber

Digitized by Google

nur eine Ecke desselben durchschritten wir, um die Ausläufer eines Höhenzuges, die Lenz genannt, zu besteigen. Hier befinden sich zwei der größten Hünengräber Rügens. Leider ist das größere derselben, wie seine Umgebung, entholzt und beackert, gleich den meisten derartigen Alterthumsresten auf Rügen. Es liegt auf einer ansehnlichen Höhe und steigt auf dieser kegelförmig, kahl hinan bis zu zwanzig Fuß. Das andere liegt tiefer und ist noch dicht mit Bäumen bewachsen, die sich wie eine Schanze um seinen Fuß drängen. Man hat es vor Jahren geöffnet und zum Theil wieder verschüttet; großes und kleines Gestein liegt zwischen Wurzeln und Gestrüpp umher. Die Ausbeute, die man in diesen Hünengräbern findet, ist immer dieselbe. Steinerne, urthümliche Waffen, meist Streithämmer, Pfeilspitzen und Schleudersteine, roh und unvollkommen angefertigt, aus einer Zeit, da das Metall noch unbekannt war und der Stein noch mit dem Steine bearbeitet werden mußte. Das Material ist fast durchgehends Feuerstein. Dieser macht allein eine derartige Bearbeitung möglich, da er unter dem Schlage blätternd in dünnen Scheiben abspringt und sich ihn durch Schleifung und Glättung auf einem größeren Reibstein eine Form geben läßt. Auf diese Weise ward die steinerne Streitaxt hergestellt, in den Spalt eines starken buchenen Stiels gezwängt und mit Riemen von Thierhaut festgebunden. Es wurden durch Nachgraben ganze Werkstätten derartiger Waffenarbeit mit allem Apparat der Verfertigung aufgefunden. Andererseits kamen auch irdene Gefäße und Geräthschaften, so wie Münzen, sogar römische, und Bronzewaffen zum Vorschein.

Man hat daraus, daß in einigen Gräbern nur Metall-, in den andern nur Steinwaffen entdeckt wurden, auf das verschiedene Alter dieser Hügel geschlossen und für die letzteren, als die älteren, eine Steinperiode festgesetzt. Gleichwohl läßt sich hiefür wenig Bestimmtes beibringen, weiß man doch nicht einmal das Volk zu nennen, das mit diesen Waffen seine Kriege ausgefochten hat. Das älteste Volk, von welchem wir historische Kunde haben, die Rüjanen oder Ranen, nannten diese Hügel schon „Gräber der Alten“ oder „Riesenhügel.“ Noch im zwölften Jahrhundert wohnten die Rüjanen, ein heidnisches Seeräubervolk von slavischem Stamm, auf der Insel, zum Schrecken aller Gewässer und Küsten rings umher. — Wer auch ihre Vorgänger im Besitze der Insel gewesen seyn mögen, diese wußten für ihre Fürsten und Helden die erhabensten und schönsten Grabstätten auszuwählen. Auf freien, windumwehten Höhen gruben sie das Grab, trugen riesiges Gestein empor und schichteten mit sehnigen Armen die Blöcke über einander. Hier sollte auch noch der Geist des Verstorbenen sein Inselreich überblicken und weit hinaus auf das unabsehbare Meer, wo seine Helden und Mannen beutelustig umher kreuzten.

Die Aussicht von dem großen Hünengrabe auf dem Lenzberge ist außerordentlich schön. Ich habe sie, da man von Saßnitz kaum eine Stunde bis dahin geht, oft und in den verschiedensten landschaftlichen Stimmungen gesehen. Am charakteristischsten macht sie sich am kühlen Herbstabend, wenn der Himmel halb bewölkt ist und die Strahlen der untergehenden Sonne gedämpft und gebrochen über die Insel streifen. Ernst und dunkel, in braunen Tönen und Abstufungen, verschieben sich dann all die Meerbusen, Halbinseln und Landzungen westlich in einander. Ein glänzender Streifen liegt auf einem entfernten Gewässer, dahinter erheben sich Landstriche mit Höhen, bis das Auge in der Tiefe des Bildes immer neue Unterschiede von Binnenwassern und Küstenvorsprüngen hervordämmern sieht. Südlich liegt die breite Fläche des Proner Wieks im Halbdunkel, und schon erkennt man am Horizonte, wie ein Irrlicht, den Leuchtthurm der Insel Oie, während im Rücken das Waldgebirge der Stubnitz den ganzen Norden und Osten einnimmt. Dazu weht der Wind gewaltig über das Eiland und jagt die dunkeln Wolken, und von fern hört man das Meer seine Wellen dumpf brausend an den Felsenstrand schlagen. Das ist eine Landschaft von ernster und ergreifender Schönheit, melancholisch und düster, aber die eigentliche Stimmung für ein nordisches Inselgestade.

Wir verließen die Lenz und vertieften uns in das prachtvolle Labyrinth von Buchenstämmen. Hier folgte nun, hügelauf, hügelab, eine Reihe der reizendsten Waldlandschaften; Durchsichten zwischen Laubkronen, ein reiches Gemisch des verschiedensten Laubwerks im Unterholze, Stechpalmen, Holzäpfel, Dornsträucher und wildes Rosengebüsch von ungewöhnlicher Höhe; auch Hünengräber oder Spuren davon (denn die ganze Insel ist mit solchen Resten übersäet), wo riesige Wurzeläste Granitblöcke umklammern und über dem dichten, schwarzgrünen Moosteppich Farrenkräuter im Sonnenstrahl glänzen. Hier weht kräftigster Waldduft und schattige Kühle. Aber hinter der Försterei Rusewase mußten wir leider den Wald verlassen, um zwischen den Stoppelfeldern auf staubigen und steinigen Waldwegen auf und ab zu steigen. Rügen ist für eigentliche Fußreisen keineswegs geeignet. In den herrlichen Wäldern der Stubnitz und Granitz wandert es sich zwar vortrefflich, der ganze übrige Theil der Insel aber ist bebautes Feld und fast baumlos. Man geht stundenlang von Hügelrücken zu Hügelrücken, um immer nur wieder wellenförmiges Ackerland vor sich zu sehen. Dazwischen

Digitized by Google

kommen große reiche Gutshöfe des Rügener Adels, die dann aber auch in unbarmherziger Sonnengluth daliegen. So umfassend auf diesen Gütern die Wirthschaftsgebäude sind, so winzig stehen die Herrenwohnungen da. Diese kleinen, einstockigen, kreideweißen Häuschen bezeugen die insularische Abgeschlossenheit der Bewohner von allem, was Luxus oder Schönheitssinn berührt. Da verräth nichts Geschmack oder Behaglichkeit, und inmitten der strotzenden Scheunen und Ställe, die es im Kreise umgeben, blinzelt so ein winziges Ding grell hervor, wie eine weiße Katze, die eifersüchtig den Besitz bewacht. Eines derselben, und zwar auf einem der größten Güter, ist so klein, daß die ganze Front neben der Hausthür nur je ein Fenster zeigt. Doch habe ich mir erzählen lassen, daß die Insel allerdings noch drei oder vier alte, hochgegiebelte Herrenhäuser aufzuweisen habe.

Was die Einöde von Stoppelfeldern noch nüchterner macht, sind die Kreidegruben und Kreideschlemmereien. Schon schimmerten uns zwei aus der Ferne entgegen und zeigten uns an, daß wir die Meile bis nach Promoisel zurückgelegt hatten. Das Dorf Promoisel ist einer der höchsten Punkte auf Rügen, kahl, kreideweiß, schattenlos, als wäre es aus der Schachtel genommen und auf freiem Felde niedergesetzt worden. Aber es besitzt zehn der höchsten Kegelgräber. Drei davon zeichnen sich durch besondere Höhe aus, aber da der Pflug über sie hingegangen ist, sind auch sie dem profaischen Nützlichkeitsdienste verfallen. Der Blick von hier aus ist allerdings umfassend. Man empfängt das Bild, das man auf der Lenz in einer Verschiebung gesehen hat, mehr landkartenartig aufgelöst, und sieht fast den ganzen Inselcomplex auf den Wellen schwimmen.

Meine Begleiter hatten viel von den Todtenfeldern von Qualtitz gehört, und so war ein Umweg nach dieser Richtung mit in unser Wanderprogramm aufgenommen worden. Dort sollten die Hünengräber zu hunderten neben einander liegen und auf den Besucher den Eindruck einer grandiosen Schauerlichkeit ausüben. So schritten wir denn fort, in brennender Sonnenhitze, über Stoppeln und Gräben, auch wohl, um unsern Weg zu kürzen, über Zäune und Feldsteinmauern. Stunden vergingen, kein Baum gab Schatten, keine Menschenseele begegnete uns in dieser glühenden Einsamkeit. Wir machten erbauliche Betrachtungen über das schöne Fußreisen und athmeten endlich auf, als wir am Horizonte ein paar Dächer erblickten. Das mußte Qualtitz seyn, und wir wurden getröstet, glaubten uns auch noch leicht genug, um allerhand Antiquitäten aus heidnisch-nordischer Zeit in unsern Taschen forttragen zu können, besonders Urnen, die sich dort noch massenhaft in den zum Theil geöffneten Gräbern finden sollten. So näherten wir uns schweißtriefend, aber muthig dem verheißenen Orte. Es lag recht kreideweiß und wirthschaftlich nüchtern vor uns, das liebe Qualtitz, und wir hatten Muße, es uns von allen Seiten zu besehen, denn wir mußten auf einem Feldwege um das ganze Dorf herumgehen. Aber bei diesem Kreislaufe fiel es uns immer befremdlicher auf, daß von Hünengräbern noch so wenig zur Erscheinung kam, während die Stoppelwellen des Landes eine wahrhaft Entsetzen erregende Ausdehnung gewannen. Bei den ersten Häusern angelangt, fragten wir sofort nach den Todtenfeldern. Der biedere Insulaner sah uns von der Seite an, endlich aber schien er zu verstehen und sagte: „Wir haben keinen eigenen Kirchhof, wenn einer stirbt, müssen wir ihn nach — ich weiß nicht mehr wohin — bringen.“ So erkundigten wir uns denn nach Hünengräbern. O, meinte er, da oben sey vor ein paar Jahren noch alles voll von Löchern und Steinen gewesen, aber mit großer Arbeit habe man die Steine endlich weggebracht, und jetzt sey es mit Gottes Hülfe schon ein recht gutes Stück Ackerland geworden.

Das also war das Ende! Unter Stoppeln war auch hier unsere Hoffnung zu Grunde gegangen. Lachend und fluchend zugleich warfen wir uns zwischen hohen Kletten und Disteln, dem Einzigen, was Schatten gab, auf einem steinigen Anger nieder und hatten wenigstens die Genugthuung, daß die umherliegenden Steine von dem berühmten Qualtitzer Todtenfelde stammten. Auch vor dem großen Opferstein, der nicht weit davon auf freiem Felde liegt und den Reisenden stets zur Besichtigung empfohlen wird, möchte ich dich und jedermann warnen. Wir suchten ihn auf, da wir doch einmal unterwegs waren, überzeugten uns, daß er wirklich einige kleine Vertiefungen zur Aufnahme des Blutes der Opferthiere conservirt habe, hatten aber schon zu viel Schweiß und Phantasie verschwendet, als daß sein Anblick uns noch zu lebhaftem Nachempfinden der Vorzeit hätte anregen können. Auch mußten wir fort, denn bis nach Lohme, unserem heutigen Ziel, war noch manche Stunde zu überwinden.

Wir hofften und erwarteten nun nichts mehr, sondern schritten, ergeben in Gluth und table Einsamkeit, auf dem Staubwege zwischen den Feldern hin. Das hehende Bewußtseyn, auf einer Insel im Meere zu seyn, war für uns längst verloren, wir hatten die Empfindung eines Wanderers, der auf dem Fußwege zwischen Berlin und Leipzig seine Freuden sucht. Schon begann die Dämmerung zu sinken, die müden Füße stolperten, aller Anmuth vergessend, dahin, und der Magen forderte

Digitized by Google

nach langem Faſten ſein Recht. Da wehte uns plötzlich eine kühlere Luft entgegen und am Horizont wurde ein bläulicher Strich ſichtbar. Das war das Meer. Gott ſey Dank, wir hatten die See wieder! Nun tauchte auch rechts ein dunkler Streifen auf; wir erkannten die Buchen der Stubnitz wieder, und bald lag das Fiſcherdorf Lohme ſteil auf der Klippe über den Wellen vor uns. Aber zu unſerer Beſtürzung ſahen wir keinen Kirchthurm, ein Mangel, der uns anzeigte, daß hier kein Wirthhaus ſey, da ſolche ſich auf Rügen nur in Kirchdörfern finden.

So war es denn richtig und wir hatten die Ausſicht, bei einbrechender Nacht noch zwei Meilen wandern zu müſſen. Indeſſen beſchloſſen wir doch noch den Verſuch zu machen, von dem Schulzen des Dorfes irgend ein Fuhrwerk zu erlangen. Wir fanden ihn nicht zu Hauſe und mußten ihn auf dem Felde ſuchen. Hier wurde uns zuerſt ſeine Frau gezeigt, die mit ihrem Sohne beim Einſammeln der Kartoffeln war. Ihr trugen wir unſer Anliegen vor. Der Sohn, ein hochſtämmiger junger Burſche, hob ſich gerade in die Höhe; in ſeinen großen hellblauen Augen lag ein eigenthümlicher Glanz, als er bald uns, bald ſeine Mutter fragend anſah. Die Frau Schulzin lächelte und ſagte, ein Fuhrwerk würde ſich wohl herſtellen laſſen, indeſſen könnten wir es bequemer haben, wenn wir bei ihnen zu Nacht bleiben wollten. Sie ſagte das auf Hochdeutſch, indem ſie lächelnd ihre Blicke bald auf uns, bald auf ihren Sohn richtete. Kaum aber hatte ſie ausgeſprochen, als ihr Sohn, Karl, lachend über das ganze Geſicht und dunkelroth vor einer uns unerklärlichen Bewegung, auf uns zu ſtürzte, ſich unſerer Reiſetaſchen bemächtigte und davon lief, um den Vater zu ſuchen.

„Der freut ſich, daß Beſuch kommt!“ ſagte ſie, ihm nachſehend. „Der arme Junge hat ſeine Plage, und man gönnt's ihm, daß er mal jemand zu ſehen bekommt, mit dem er reden kann.“ — Wir begriffen nicht, was ſie meinte, ohne Ahnung der wunderbaren Dinge, die wir hier erleben ſollten. Raſch gab ſie ihren Knechten die nöthigen Anweiſungen und ſchritt dann mit uns dem Dorfe zu. Unterwegs begegneten wir Karl mit dem Vater, der uns freundlich als ſeine Gäſte willkommen hieß. So wanderten wir mit der Schulzenfamilie fürbas.

Lohme liegt zwiſchen Obſtgärten und Nußbäumen behaglich, ein wohlhabendes Fiſcherdorf, deſſen Bewohner neben dem Heringsfang die Landwirthſchaft treiben. Wir durchſchritten den Garten des Schulzen, wo Bienenkörbe unter früchtebeladenen Obſtbäumen ſtanden und Netze zwiſchen hohen dunkelrothen Malven hingen; eine Wildniß von Blumen und Gemüſe. Das Haus, breit gelagert unter ſeinem moosbewachſenen Strohdach, öffnete uns ſeine gaſtliche Thüre, und wir traten in einen geräumigen, gepflaſterten Hausflur, von deſſen Decke Erntekronen herab hingen. Alles war ſauber und ordentlich, die neuen Tonnen für die Häringe ſtanden in Reih und Glied, Senſen und andere landwirthſchaftliche Geräthe geordnet und reihenweiſe aufgehängt, dazu Aalreuſen, Netze, Bündel von Wachholder, Thymian und andern nutzbaren Kräutern, zum Trocknen. Ein weiß getünchtes Zimmer öffnete ſich für uns, kühl und aufgeräumt und — o Wunder, ein Sopha, mit blauem Kattun überzogen, dehnte ſich uns entgegen. An den Wänden Bilder und — ein Bücherbrett! Ehe wir uns verſahen, hatte die Mutter Brod, Butter und Käſe auf den Tiſch geſetzt und Karl, noch immer roth im Geſicht, brachte einige Flaſchen aufgeſparten Erntebiers. „Nehmen Sie nur erſt einen Biſſen,“ ſagte die Frau Schulzin, „ich will gleich das Abendeſſen beſtellen.“ Wir wurden allein gelaſſen und während wir uns ſtärkten, fiel mein Blick auf das Bücherbrett. Ich las die Titel und fand zu meinem Erſtaunen neben einer Bibel einen franzöſiſchen Telemach, einen Horaz, Virgil, Homer und eine Reihe von gelehrten Schulbüchern, ſogar Schillers Werke. Die nöthigen Erklärungen hierüber wurden uns für's erſte noch vorenthalten; der Schulze mit ſeinem Sohn hatte im Hofe zu thun, die Mutter war mit den Mägden in der Küche geſchäftig. So machten wir uns auf, um an den Strand zu gehen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein Vorfrutus.

(Schluß.)

Zwei Stunden ſpäter war der Daſſelherr mit Frau und Kindern in der großen Stube zu einem Familienrath beiſammen. In demſelben Lehnſtuhle, in dem er früher ſo oft mit Behagen geruht, ein Räuſchchen ausgeſchlafen oder dringende Geſchäfte verabſäumt hatte, ſaß der Oberherr des Hauſes jetzt weich, gebrochen, rathlos. Man ſah ihm wohl an, daß er ſich ſelbſt am meiſten bemitleidete, daß er es dankbar annehmen würde, wenn Frau und Kinder ihr eigenes Loos vergäßen, über den unglücklichen Papa allein ihre zahlreichen Thränen vergöſſen und deſſen Verſchulden durch Klagen gegen das grauſame Schickſal vergeſſen machten.

Nach ſeinem Ermeſſen war es eine ungerechte Fügung, daß ein Mann von ſeiner Herkunft, ſeinem Anſehen und ſeiner Gutmüthigkeit im Alter wie der ärmſte Handarbeiter heimgeſucht, dem Elend, ſo zu ſagen den Elementen des Lebens preisgegeben werde; nach ſeinem Ermeſſen hätte das Schickſal Reſpekt vor ſeinen grauen Haaren, das Glück gerade jetzt eine beſondere Vorliebe für ſein Wohlergehen beweiſen ſollen, und das humane Regiment, wie er es in ſeinem Gutshofe geführt, hätte ſeiner Meinung nach doch wohl verdient, daß ihm der Segen jetzt auf Schritt und Tritt nachfolge.

Auf dieſe von Selbſtbedauern überfließende Stimmung des Daſſelherrn ging zunächſt nur die getreue Hälfte, die Frau deſſelben, unbedingt ein, die hinter dem Lehnſtuhle ſtehend fort und fort mit der Schürze über die Augen fuhr; litt ſie doch zu ſehr an demſelben Bedürfniß nach Mitleid, als daß ſie nicht bereitwillig auf die Wünſche ihres Mannes eingegangen wäre und durch Klagen und Thränen das Herz der Kinder mit fort geriſſen hätte.

Indeſſen war der Erfolg der mütterlichen Thränen und Worte nur bei der Tochter augenſcheinlich, während die drei Söhne, vielleicht weil ſie überhaupt den Jammer überhörten und mit ihrer Zukunft zu ſehr beſchäftigt waren, kein Zeichen von Theilnahme gaben. Der Aelteſte und Erbnachfolger, Blaſi von Namen, ſchien ſogar verſucht, das Gegentheil von Theilnahme zu erkennen zu geben, und was ſeine Mienen jetzt nur leichthin andeuteten, das gab er bald darauf durch Worte zu erkennen, die, gegen Eltern überhaupt unzuläſſig, in dieſer Stunde geradezu verwerflich waren.

Denn als nach einer vielſagenden Schmerzenspauſe ſein Vater endlich zu der Frage überging, was nun zu thun ſey, welcher von ſeinen Söhnen Rath wiſſe, Muth und Fähigkeit habe, den Hof zu übernehmen und durch außerordentliche Mittel der Familie doch noch zu erhalten, ſetzte Blaſi, den Hut auf dem Kopf und die Hände über'm Rücken, ſeine ſchon früher begonnene Wanderung durch die Stube wie ein friſch eingefangener Wehrwolf fort und ſagte einleitend: „Nun, nun, ich denke noch die Vorhand zu haben, der erſte unter meinen Geſchwiſtern reden und rathen zu dürfen!“

„Ja, ja, mein Sohn,“ ſagte der Vater, von ſeinem lieben, bevorzugten, erſtgeborenen Kinde jetzt große Vorſchläge erwartend. „Rede, geh' voran mit deinem Beiſpiel; ich hab' es oft geſagt, immer behauptet, daß auf dir unſer Glück, das Schickſal des Daſſelhofes ruhe, daß du uns alle noch retten werdeſt.“

„Richtig, ganz richtig,“ erwiederte der große Erbnachfolger und machte eine glänzende Wendung in der Stubenecke: „Das Glück, das Schickſal des Daſſelhofes hat eine Zeit gehabt, wo ſie ein paar handfeſte Schultern noch retten und tragen konnten. Ich hab' euch oft zu verſtehen gegeben, daß es Zeit ſey, höchſte Zeit, euer Schickſal auf meine ſchwachen Schultern abzuladen; aber dafür war immer kein Ohr, kein Sinn da, es that zu wohl, noch die paar guten Tage in Herrlichkeit zu genießen, einzunehmen und auszugeben, als wäre noch nie in der Welt addirt und ſubtrahirt worden, als wäre Geld und Gut wie der Wind, von dem man nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht. Es iſt wirklich erſtaunlich, was ſo ein Papa für eine Meinung von ſeinem Sohne hat, dem er Haus und Hof nicht übergibt, wenn noch nicht Alles verſchleudert, noch nicht Alles bis auf den Nagel an der Wand verſchuldet iſt. Ein blühend Geſchäft kann jeder Tropf übernehmen — aber aus einer Schuldenbude ein Reſidenzſchloß machen, das braucht Grütze im Hirn, Haar auf den Zähnen, Augen im Kopf, Herz im Leibe; das braucht — Helden nennen's die Romane. Nun wahrhaftig, ich dank' Euch, Vater, für die gute Meinung; aber um den Wagen aus dem Sumpf zu ziehen, ſind meine Hände keine Dampfmaſchinen, und für ein Gebirge hat auch noch kein Menſch meine Schultern angeſehen.“

Ein lautloſes Erſtaunen ergriff die Eltern bei dieſer Sprache und der unglückliche Vater ließ Kopf und Arme troſtlos ſinken. Blaſi aber kehrte ſich wenig

Digitized by Google

schläge sage, laßt mir vierundzwanzig Stunden Zeit — und ehe ich eure Schulden übernehme, erlaubt, daß ich erstlich Einen Gläubiger zufrieden stelle, dem ich lange her ein paar zerbrochene Arm' und Beine schuldig bin." Und ohne abzuwarten, welche Befriedigung seine Entschlüsse bei den Eltern hervorgerufen, ging er zur Thüre hinaus und stieß einen Knecht über'n Haufen, der, um auf dem Laufenden zu bleiben, draußen den geheimen Rath der Familie behorcht hatte.

Die Mutter Blasi's war es, welche sich von ihrem Schmerz über das pöbelhafte Betragen ihres Sohnes früher als ihr Mann erholte; mit schmerzlicher Entrüstung rief sie aus: „Nein, nein, du Unglückssohn, nicht du sollst uns retten, nicht du sollst uns auf dem Hofe folgen! Wer seinen Eltern also dankt, sie im Elend so behandelt, der ist nicht werth, ihr Helfer in der Noth zu seyn! Victor," fuhr sie, zu diesem gewendet, fort, „du bist immer herzlicher gewesen, du hast von unserem Hab und Gut so viel genossen als er, auch dir hat nie etwas gefehlt, so lange wir hatten und geben konnten; tritt du jetzt auf, sey du dankbarer gegen uns als dein Bruder, der, wie sich's zeigt, von unserer Sach' nur verschwenden konnte, aber keinen Dank dafür hat als harte Worte ohne Rath und Hülfe."

„Ja, rath' und helfe du!" sagte der Dasselherr, sein gebeugtes Haupt seufzend von der linken nach der rechten Armstuhlseite wendend. „Ich enterbe ihn und du, du sollst unser Erbnachfolger seyn!"

Jene trat aus einem dunkeln Stubenwinkel die

Wirthschaft schwerlich stattfinden könne, weil — und sey er auch von Jugend auf ein warmer Liebhaber der väterlichen Wirthschaft gewesen — man doch nicht vergessen dürfe, daß die Hofschöne dazumal glänzend schön und reich gewesen, jetzt aber etwas in die Jahre gekommen sey und gar kein eigenes Vermögen mehr habe.

In diesem Tone ging es noch eine gute Weile fort, worauf sich Herr Victor dennoch zu entschließen schien, den väterlichen Hof zu übernehmen, sagte in diesem Sinne wirklich auch zu — nahm aber sein Wort mit großer Eile wieder zurück — ermannte sich nochmals zu dem Entschlusse, Erbnachfolger zu werden, verläugnete diesen Entschluß aber schleunigst wieder, rang die Hände, steckte den Kopf der Abkühlung halber durch eine Fensterscheibe, wischte sich das Blut von der Stirn, sagte, darüber noch einmal schlafen zu wollen und entfernte sich dann mit fluchtähnlicher Eile aus der Stube.

Eine lange Pause entstand. Das Bewußtseyn selbstverschuldeter Leiden und der Hinblick auf die Trostlosigkeit ihrer Lage machte die Eltern beinahe stumpf gegen das ausbündige Betragen auch dieses zweiten Sohnes; die Mutter ließ sich wortlos auf einen Stuhl an der Wand nieder und bedeckte das Gesicht, der Vater schwenkte sein gebeugtes Haupt wieder von der Linken zur Rechten, ebenfalls ohne ein Wort hervorzubringen.

Ganz anders Rose, die Tochter; über dem unmännlichen, nichtswürdigen Betragen ihrer Brüder vergaß sie jetzt die Größe der Gefahr, in welcher das elterliche Besitzthum schwebte und fühlte sich gehoben von

zu halten sucht, so erweckte dieser Ruf noch einmal eine schwache Hoffnung der Eltern und der Vater Gotthards sagte: „Ja, tret' auf, mein Sohn; ich weiß, du redest nie ungefragt, aber gefragt hast du oft schon weise Antwort gegeben. Nun denn, so frage ich jetzt, was ist zu thun? wie ist uns Hülfe zu schaffen?"

Gotthard, bleich, mit halb geschlossenen Augen und scheinbar nicht sehr berührt von dem, was vorging, richtete sich auf und sagte nur mit lasser Stimme: „Amt gibt Verstand, auch Haus und Hof geben Verstand. Einer von meinen Brüdern wird ja morgen Haus und Hof übernehmen — da wird ihm wohl der rechte Sinn und Verstand zugleich gegeben werden!"

Das war eine kurze kühle Abfertigung der Erwartung, sie warf den unglücklichen Vater auch rasch wieder in seinen ganzen früheren Jammer zurück. — „Ach, wie ein Bettler von Haus und Hof zu müssen," rief er, „vier erwachsene Kinder zu haben, drei kräftige Söhne darunter — und keines von ihnen weiß Rath, weiß Hülfe!"

Nicht also Rose, die Tochter; sie ließ sich von der kurzen Abwehr des Bruders nicht so schnell entmuthigen, kannte sie denselben doch besser, hatte sie ihn doch lange her schärfer durchschaut. Sie trat ihm jetzt näher, wiederholte ihre Herausforderung dringender, sagte, die ältern Brüder seyen nicht werth, daß noch im Geringsten Rücksicht auf sie genommen werde, sie hätten sich frech, feige, undankbar gegen Vater und Mutter benommen, jetzt gehöre ihm, dem Jüngsten, der Hof vor Gott und Menschen, wenn er anders Lust empfinde, ihn zu nehmen und der Familie zu retten. — „Bruder, greif zu," fuhr sie fort, „nimm, was du darfst, unterzieh' dich dem Werk, rette das Vaterhaus und wehr' dem Unglück der Eltern! Ich selbst will dir zur Seite stehen — ich, Bruder, mit Leib und Leben. Wir zusammen wollen möglich machen, was unmöglich scheint! Daß du ein Herz hast, daß du Kraft und Muth besitzest, um zu helfen, das weiß ich, besser weiß ich das, als du irgend wem vertraut; dir ist das Loos des Elternhofes lange zu Herzen gegangen, ich hab' es wohl gesehen, wie du still gekämpft, gedacht, gelitten — erst neulich — was sage ich? — heute erst wieder, als der reiche Geißhals kam und du wohl errathen konntest, was das sagen wolle. Warum hast du da im Stall den störigen Stier am Horn erfaßt und herumgerissen, als gält' es einen Hauptfeind umzuwerfen? Warum schäumtest du vor Wuth und weintest dann — ja weintest nachher hinter der Scheuer still für dich? Ich hab's gesehen, Gotthard, und errathen: dir ging das Elend der Eltern, das Unglück des Hofes zu Herzen. Bruder, greif zu! — wenn Jemand helfen kann, bist du's — du ganz allein!"

„Gute Nacht!" lautete die kurze, dumpftönende Antwort; sie kam aus kochendem Herzen. — Damit ging Gotthard aus der Stube und wankenden Schrittes durch die Vorflur dem Stalle zu. Im Stalle wollte er eben zwischen dem beisammen stehenden Gesinde hindurch der Bodentreppe sich nähern, als ein leiser Ton aus seiner Brust drang und er ohnmächtig hinzufallen drohte; ein Knecht fing ihn in den Armen auf und brachte ihn zu sich, worauf er, schnell erholt, von dem Vorfall Niemand zu sagen bat und die Treppe zur Bodenkammer allein hinauf ging.

Das Gesinde blieb noch eine Weile flüsternd und Glossen machend beisammen stehen, worauf die älteste Magd ihrem Herzen mit dem Ausrufe Luft machte: „Nein, über diese Familie!" Ihre Nebenmagd bemerkte nur trocken, es sey nun höchste Zeit, sich wieder unter ordentliche Leute zu verdingen, wogegen die Knechte sich ironisch lächelnd auf den Weg machten, indem sie bemerkten: bei solchem Bewandtniß der Dinge seyʼs am besten, noch ein wenig „in's Dorf," d. h. auf ein Plauderstündchen zu den Nachbarn zu gehen.

Eine halbe Stunde später hatte die jüngste Magd eben ihre letzte Arbeit verrichtet und die Hausthüre verriegelt, als gegen diese eine Hand zu trommeln begann und eine heftige Stimme Einlaß begehrte. Hand und Stimme gehörten, was die Magd sogleich erkannte, dem wackern Erbnachfolger Blasi, welcher eben von einer wichtigen Exekution zurückkam. Er war sehr aufgeregt, ja aufgeräumt, wenn man es aufgeräumt nennen kann, daß Jemand, der offenbar in voller Flucht nach Hause kommt, fort und fort zu lachen und verfehlte Späße zu machen versucht, während sein glühendes Auge verstört umherblickt und seine Lippen beben. In die Vorflur getreten, fragte Blasi, ob seine Eltern schon schlafen seyen, und als die Magd erwiderte, eben erst wollten sie zur Ruhe gehen, eilte er ihnen durch die Staatsstube bis in die Schlafkammer nach und kündigte seine Ankunft durch die denkwürdigen Worte an: „Da bin ich wieder, der Hauptschurk' hat sein Klopfkapital in gerütteltem Maß erhalten und die Prügelinjen in vollen Kopfmüssen dazu!"

„Was hast du gethan?" fragte sein Vater mit einer Stimme, die von Ergebung in ein trostloses Schicksal zeugte; er setzte sich, halb entkleidet und fast blöd von Sinnen, auf einen Stuhl nieder und ließ, die Antwort erwartend, seine Hände in den Schoß sinken.

„Was ich gethan habe? Ihr hättet's errathen können," erwiderte Blasi lachend und seiner Gewohnheit gemäß einen feurigen Spaziergang durch die enge

Digitized by Google

faß, „du hast den Eichrodt geschlagen, unsern Gläubiger, du hast ihn verwundet?“ — „Ein paar Ecken hab' ich ihm heruntergeschlagen, er hat ihrer noch genug. Der Schurke hat ja heute gethan in unserm Hof, als wär' er schon Herr und Meister, dann hat er sich auf unsere Kosten füttern lassen und zum Ueberfluß noch ein Stück Brod eingesteckt, groß wie eine Pflugschar, damit er im Wirthshaus weniger brauche!“

„Wir sind verloren,“ sagte der Dasselherr und drohte vom Stuhle zu sinken. — „Verloren?“ sagte Blasi, bei dem jetzt mehr und mehr Unkraut der Angst unter dem Weizen des Humores aufging: „Verloren ist er — durch meine Hand verloren, wenn er redet, mich beim Gericht verklagt oder mir den Hof zum Verkaufe bringen will! Getrost! und schlaft ruhig aus, ich weiß was ich that und weiß auch, daß es wohl gethan war!“

Zwei Umstände waren es, welche jetzt den vollkommen unglücklichen Eltern zu gute kamen; denn einmal durften sie sich sagen, daß sie das Unglück in der Gestalt, wie es jetzt über sie hereinbrach, nicht verdienten und ihre bitterlichen Thränen, die jetzt wirklich von Herzen kamen, erleichterten auch ihr Herz; überdieß war nach dem Sinn des Spruches: wo die Noth am höchsten, ist Gottes Hülfe am nächsten, der Retter wirklich bereits in der Nähe und zwar — in der Person des jüngsten Sohnes Gotthard.

Ihr das gewillt zu thun, so kommt! wenn Ihr bedenkt, so seyd Ihr aufgegeben!“

„Ich bedenken, mein Sohn? Ich nicht Alles zugestehen, wenn ich sehe, daß mein liebes Kind der Retter und Helfer seyn will?“ rief der Dasselherr. Und mit einer selten gesehenen Raschheit stand er auf, warf sich in sein Reisegewand und ehe noch eine halbe Stunde vorbei war, verließ er in aller Stille, begleitet von Gotthard, den Hof.

Es folgte eine seltsame Nacht und eine seltsame Wanderung. Der Weg bis zum Amte betrug drei volle Stunden; er konnte ohne Zeitverlust auf bequemer Landstraße zurückgelegt werden, die Wanderer verfolgten ihn ungestört, unbehorcht und konnten ohne Rückhalt Alles sagen und berathen, was ihnen am Herzen lag.

Was nun die Mittheilungen Gotthards anbelangt, so waren sie weder zahlreich noch ausführlich genug, sie befaßten sich im Allgemeinen nur mit den Schwierigkeiten der Lage, mit dem traurigen Zustande des Hofes und mit der Unmöglichkeit, ihn gegen unbillige Entschädigungen und Ansprüche der Eltern und Geschwister zu übernehmen. Nach diesen fast undeutlich gesprochenen Aeußerungen schwieg Gotthard und ließ dem nebenher gehenden Vater allein das Wort, der nun von Hoffnung, Zuversicht und Freude neu belebt, eine Redseligkeit entwickelte, die nur mit der Behendigkeit seiner kleinen Schritte verglichen werden konnte.

Vor kurzem noch ohne Stern des Trostes, wohin

klang es jetzt wunderlich genug, da er von den schönen Eigenschaften des Muthes, des Aufraffens, von dem sich über dem Wasser Halten sprach. Noch seltsamer nahm es sich aus, als der Dasselherr jetzt seinem Sohne „als erfahrener Praktikus“ an die Hand zu gehen versprach und ihm auf der Stelle einige wichtige, folgenreiche Lehren zum besten gab. Diesen Lehren gemäß war vor allen Dingen darauf zu sehen, daß in den ersten Jahren der Bewirthschaftung nicht so sehr auf Ersparniß als auf Verbesserung des Viehstandes und des Bodens Bedacht genommen werde. „Wer was in's Geschäft steckt, kann wieder was herausziehen,“ wurde angeführt; ferner sey mit Ernst darauf zu dringen, daß über Einnahmen und Ausgaben genau Buch geführt, Deficits mit Sorgfalt vermieden und Schulden nur im äußersten Falle contrahirt werden sollten: denn Schulden seyen das Gewicht, das abwärts ziehe; im übrigen sey dem Gesinde auf dem Nacken zu sitzen, Luxus zu vermeiden, Verschleppungen auch im Kleinsten zu verhüten, überhaupt darauf zu sehen, daß in Bezug auf Haus und Hof ohne Wissen des Herrn nichts geschehe — lauter gute Lehren also, welche niemand mehr vernachlässigt hatte als Seine Liebden, der Herr Rathgeber selber.

Es heißt: „durch Lehren lernen wir“ und in der That waren dem Dasselherrn die Lehren, die er gab, nie einleuchtender geworden als eben jetzt. Er selbst wurde gerührt von dieser strömenden Weisheit seines Alters, und die Thränen, die er dazwischen vergoß, galten wenigstens eben so gut der Selbstbewunderung als den doch noch auftauchenden Sorgen der Lage.

„Laß gut seyn, Gotthard, wir beide führen's hinaus und werden noch gute Tage erleben,“ war der Schluß der vielen Herzerleichterungen, als die Wanderer im Bezirksorte ankamen und Gotthard schweigend an das fest verschlossene Hofthor des Wirthshauses klopfte.

Der folgende Morgen graute kaum, als in der großen Stube des Dasselhofes eine ruhelose Gestalt auf und ab ging, halblaut vor sich hin sprach, an den Nägeln kaute und zur Abwechslung dann und wann einmal horchte, ob sich hinter der Kammerthüre keine Schritte hören ließen. Es war Blasi, der Erbnachfolger des Hofes.

Nach einer schlaflosen Nacht, von Aufregung und Sorge getrieben, hatte er sich der Erste vom Lager erhoben, um seinen Eltern, so wie sie sichtbar würden, anzuzeigen, einmal, daß er entschlossen sey, den Gutshof wirklich zu übernehmen, und dann, daß er nicht abgeneigt sey, bezüglich der betrüblichen Verwundung des Geizhalses nun Elternrath entgegen zu nehmen. Denn so viel war jetzt unverkennbar, daß Blasis Hochmuth die Nacht über sehr kleinlaut geworden, ja in die gastrische Fieberform der Verzagtheit umgeschlagen habe.

„Wo ist der Vater? Schläft er noch?“ rief Blasi seiner Mutter entgegen, die heute auch etwas früher als sonst zum Vorschein kam. — Der Vater schläft nicht mehr, er ist gar nicht zu Hause gewesen die Nacht,“ erwiderte die Mutter mit einem Nachklang von Kränkung, die ihr Blasis Betragen gestern zugefügt.

„Nicht zu Hause gewesen die Nacht? Wo ist er gewesen? wo ist er noch?“ fuhr Blasi auf, von einer Ahnung ergriffen. — „Er ist noch gestern Abend mit Gotthard nach dem Bezirksamt, um heute früh ihm Haus und Hof verschreiben zu lassen,“ sagte die Mutter kurz.

Blasi blieb mitten im Marsch wie vom Blitz getroffen stehen. „Haus und Hof verschreiben zu lassen?“ stotterte er mit halber Stimme. — „Ja, Haus und Hof mit Schiff und Geschirr,“ erwiderte die Mutter, ruhig an ihre Arbeit gehend.

Diese Unterredung hatte auch Victor, der jüngere Bruder Blasis, in die Stube tretend, gehört, und beide Helden begannen jetzt eine Scene, die geeignet war, selbst den Humor der tiefgekränkten und sorgenvollen Mutter herauszufordern. Hatten sie den Abend zuvor ihre Wanderungen durch die Stube einzeln angetreten und ihre Ansichten mit einer gewissen Methode regelrecht entwickelt, so kreuzten und verflochten sich jetzt ihre Eilmärsche und Reden auf eine wahrhaft Schwindel erregende, sinnverwirrende Weise. Denn ging z. B. Blasi zornglühend von der Stubenecke rechts nach der Stubenecke links, so trabte Victor, schwungvoll Takt haltend, von der Ecke links nach der Ecke rechts und hatte sich Blasi als Opfer seines Tadels in erster Reihe den Vater und erst in zweiter Reihe den Bruder Gotthard ersehen, so vergriff sich Victors Zorn zuerst an der Kühnheit des jüngsten Bruders und stieg so höher und höher zu der Verwegenheit des Vaters hinauf. Dabei hatten sie nur zwei allgemeine Punkte, wo sie in ihrem Marsch und ihrer Wortfülle auf einander trafen, die Mitte der großen Stube, die Gelegenheit gab, so oft sie's verfahen, mit ganzer Breitefläche gegen einander zu rennen, ferner den obersten Satz ihrer Behauptungen, den beide gleich stark verfochten, daß nämlich der Vater kein Recht und keinen Vorwand habe, sie zu Gunsten des jüngsten Bruders, eines ganz untauglichen, furchtsamen Jungen zu umgehen.

Aber dieses Treiben und Klagen, so werthvoll es als Privaterleichterung den beiden Helden seyn mochte, konnte doch an dem unerbittlichen Lauf der Dinge nichts mehr ändern; denn während die Wände des väterlichen Hofes von den Schritten und Worten der Widerstrebenden

Digitized by Google

hallten, brachte eine Amtsfeder in der Kanzleistube des Bezirksamtes leise rauschend die Uebertragung des Gutshofes zu Papier und wurde in aller Form Rechtens mit Amtskraft versehen.

„Jetzt einen Morgentrunk, lieber Gotthard, und dann muthig nach Hause!“ sagte der Dasselherr, etwas angegriffen aus dem Amtsgebäude tretend und einige Schweißtropfen entfernend, die ihm seine Tapferkeit und der Gedanke an die Heimkehr auf die Stirne getrieben. Gotthard war einer kurzen Rast und Stärkung seines Vaters nicht entgegen, ja er besorgte außerdem, während dieser sich erquickte, auch ein Wägelchen, um den alten Mann nicht auch den Heimweg zu Fuße machen zu lassen. „Ich seh', ich bin in den Händen eines guten Sohnes,“ sagte der Dasselherr gerührt, das bereit stehende Wägelchen später besteigend: „Es geht doch nichts über ein liebes, wohlgerathenes Kind!“

Vielleicht hätte er in diesem weichen Tone noch eine Weile fortgefahren, wenn nicht in dem Augenblicke, als er mit seinem Sohne zum Städtchen hinausfuhr, der verwundete Eichrodt mit verbundenem Kopf gerade hereingefahren wäre, um vor Amt seine Klage wegen Verwundung und seinen Antrag auf öffentlichen Verkauf des Dasselhofes vorzubringen. Beinahe alle Hoffnung wieder zu Boden versend war dieser Anblick für den Dasselherrn und selbst Gotthard schien einen ernsten Eindruck nicht ganz von sich weisen zu können. Die Heimfahrt ging denn auch ziemlich stille von statten, der Vater wollte seinen wachsenden Kleinmuth dem Sohne nicht verrathen, welcher ohnehin zu seinem Rettungswerke ungebrochenen Muth bedurfte, Gotthard aber hatte mehr als einen Grund, seinem Vater die Mittel und Wege noch vorzuenthalten, welche ihm nothwendig dünkten, um die ausnehmend schwere Aufgabe seines Lebens gründlich durchzuführen. Festes, rasches, rücksichtsloses Durchgreifen im Elternhause, selbst auf die Gefahr hin, als erbarmungslos verschrieen zu werden, war die erste Pflicht des Sohnes, und er war entschlossen, sie im ganzen Sinne zu erfüllen.

In einiger Entfernung von Mängelheim ließ Gotthard das Gefährt halten und umkehren, er selbst mit seinem Vater stieg ab und ging dem Dorfe zu. Beim Schlehdornhügel blieb er stehen und sagte nachdenklich zu seinem Vater: „Es wäre mir lieb, ich könnte ein wenig allein seyn, geht voraus und sagt den Brüdern, was geschehen ist, alsbald will ich selber kommen und mein Amt ausüben.“

Der alte Dasselherr erschrack, daß er allein den Hof betreten und den ersten Anprall seiner Söhne ausgesetzt seyn sollte; doch hatte er nicht den Muth, sich dem Ansinnen Gotthards zu widersetzen, seufzte nur einmal leise und sagte dann: „Wie du willst, mein Sohn, ich gehe, komm' bald nach!“

Er sammelte so viel Fassung, als er in der Eile zusammen bringen konnte, um den keineswegs zu unterschätzenden Auftritt mit den Söhnen, gestützt durch Weib und Tochter, erträglich zu bestehen, und begab sich, wenn auch „unbeschwingten“ Schrittes nach dem Dasselhofe. Gotthard aber setzte sich auf einen großen Stein am Hügel, warf einen Blick auf Dorf und Vaterhaus, ließ dann das Haupt nach der Brust, die rechte Hand etwas schlaff auf ein Knie sinken und versiel in tiefe Gedanken.

Auch dem stärksten Gemüthe, mag es kühne Plane noch so genau entworfen und die Gefahren ihrer Ausführung noch so fest in's Auge gefaßt haben, stehen Augenblicke bevor, wo es, kurz vor dem ersten Schritte, noch einmal in sich schwankt und Angesichts der Wagnisse zusammenschaudert; der stärkere Geist, so scheint es, muß dem schwächeren Fleische dieses Zugeständniß machen, um es dann um so ergebungsvoller in den Kampf zu führen. Aber das ist eben der Unterschied zwischen überraschten und vorbereiteten Gemüthern, daß solche Schwankungen bei letztern kurz und ungefährlich sind, während sie bei erstern dauernd und verwirrend wiederkehren.

Das zeigte sich bei Gotthard jetzt. Auch er saß noch einmal hin und fühlte, daß er menschlich schaure, wanke; aber kurz war dieser Zustand und des letzten Zauberns ledig erhob er sich, um geradeaus zur That zu schreiten.

Als er in den Hof des väterlichen Hauses trat, hörte er sogleich den Lärm und Streit, der zwischen Eltern und Brüdern entbrannt war. Weder überrascht, noch erregt durch diesen Umstand ging er ruhig, ja scheinbar theilnahmlos dem Schauplatz des Streites zu, trat ebenso in die Stube, wo ihn der Vater, so wie die Brüder sogleich zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit machten, indem jener ihn zu Hülfe rief, diese ihn mit Hohn, Verachtung und Vorwürfen überschütteten; aber es schien auch jetzt noch, als ob sich Gotthard mit allem andern, nur nicht mit dem beschäftigte, was Vater und Brüder auf dem Herzen hatten. Schweigsam und ruhig ging er durch die Stube nach der Kammer, um sich seines Rockes und Hutes in der Kammer zu entledigen, worauf er wieder in die Stube trat und, da der Vater aufgestanden war, an dessen statt sich — in den großen Lehnstuhl setzte.

Er saß ein wenig unsicher, vorgebeugt da, wie ein Landmann, der in einer Herrschaftswohnung sich zum Sitzen genöthigt sieht; es lag etwas Schlaffes über dem bleichen Gesichte, die Lider hingen laß über den

Digitized by Google

Blicken und der Wille schien der schweren Stunde nicht gewachsen; doch war das alles nur zum Scheine so.

Da der Vater, vertrauend auf die Energie des Sohnes, schwieg und nur die beiden Brüder noch zu lärmen und zu höhnen fortfuhren, sagte Gotthard nach einer Pause, ohne aufzublicken nur: „Seyd Ihr fertig?“

Diese stille, ruhige Art des jüngsten Bruders schien indessen nur gemacht, die Lärmer noch verwegener zu machen und die giftigsten Waffen des Vorwurfs und der Verachtung hervorzulocken. — „Du im Dasselhofe regieren, du uns retten, aus dem Recht verdrängen,“ rief Victor frech, „das trau' ich eher einem Ringelspatzen, einem Maikäfer, einem Kornwurm zu als dir!“ — „Du uns unter deine Flügel nehmen, du Zaunkönig, du Nestelgacker mit der Schale auf dem Kopf!“ rief Blasi laut auflachend.

Jetzt hoben sich Gotthards schlaffe Augenlider und ein Blick fuhr aus dem tiefblauen Auge, verderbendrohend und tödtlich wie ein Blitz. Das war schon Etwas: der lange nervöse Victor merkte was von bösem Hinterhalte, trat ein wenig außer Schußlinie und gab, was er äußern wollte, nur noch verstümmelt in überstürztem Gemurmel preis, zufällig hatte aber Blasi den Blitz des Bruderauges nicht gesehen und ritt mit naiver Jungentapferkeit noch tiefer in's Gefecht — als plötzlich ein Donnerschlag die Luft zu erschüttern schien und eine Todtenstille in der Stube folgte.

Gotthard hatte mit Donnerstimme Ruhe geboten und saß wie durch Zauber verwandelt im Stuhl da. Blasser als zuvor, jede Fiber des Gesichts gespannt, die Stirnadern angeschwollen und mit unheimlich glühenden Augen auf Blasis Mienen hastend, bannte er eine Weile jede weitere Beleidigung, erdrückte bei Victor ferneren Widerstand im Keime, bei Blasi wenigstens den Uebermuth, die Frechheit; Victor, wie durch eine Explosion bis an ein Fenster geworfen, athmete und schwenkte nur noch die Arme wie ein agirender Held, Blasi stand betroffen an der früheren Stelle und schien durch ruhige Haltung und erzwungenes Lächeln verbergen zu wollen, welchen Abfall des Muthes sein Herz erleide.

Er war es auch, der nach einer Pause den Rest seiner Gedanken und Stimmmittel wieder sammelte und das Wort ergriff, um, wenn nicht gegen das nun einmal eingesetzte Regiment des jüngsten Bruders zu toben, doch wenigstens gewisse Ansprüche zu machen und sein Kindesantheil, gewisse Herauszahlungen zu verlangen.

Darin lag ein unverkennbares Zeichen, daß Gotthards Stille und Kraft Respekt errungen, mit Einem den Kampf vom Kardinalpunkt der Oberherrschaft nach unschädlichen Nebenfragen abgelenkt hatte; hier konnte schon ruhiger gestritten, mit leichtern Mitteln verhandelt werden.

Die übermäßige Spannung in Mienen und Haltung etwas mildernd ging Gotthard auf die Forderungen Blasis und des andern Bruders mit Ernst und Würde ein, sagte zu, was er durfte, lehnte ab, was er mußte und schloß, nachdem er den Werth des Gutes und die Schuldenmasse erwähnt, mit folgendem Ergebniß: „Viertausend Gulden ungefähr ist der Elternhof mehr werth, als die Schulden sammt und sonders betragen. Wollt ihr euern Pflichttheil ohne Aufschub haben, so zwingt ihr mich, da mir keine Seele vorläufig borgt, den Hof zu verkaufen und die Eltern wie euch nach Kräften zu bedenken. Wie ihr aber wißt, ist der Erlös aus Zwangsverkäufen selten gut, die Spekulation wie das Unglück der Armen helfen redlich zusammen, den Preis zu drücken und unter den Hoffnungen zu halten. Wenn es gut geht, retten wir aus dem Nothverkauf dreitausend Gulden; diese dreitausend Gulden auf der Hand, was glaubt ihr wohl, daß ich den Eltern bestimmen soll, damit sie nothdürftig leben? Kann ich ihnen weniger als Zweidrittel bieten? Wirklich weniger? Ihr stimmt nicht zu — also nein; bleiben tausend baare Gulden — und merkt wohl: nicht etwa bloß für dich, Victor, und dich, Blasi, sondern auch für die Schwester hier und für — mich! Zweihundert fünfzig Gulden also für jedes! Zweihundert fünfzig Gulden — ich bemerk' es noch einmal: wenn der Nothverkauf sich günstig stellt. Gesetzt indessen, er stelle sich nicht günstig, er stelle sich gleich den meisten Nothverkäufen unter der Erwartung?“

Er stand auf. — „Wir können,“ fuhr er fort, „auch nur zweitausend, auch nur eintausend, schlimmsten Falles gar nichts lösen! Berechnet euern Pflichttheil so!“ Seine Stimme wurde wieder strenge, seine Miene hart: „Seyd ihr Söhne?“ rief er, „seyd ihr Geschwister? Gelten euch die Eltern was, das Loos der Schwester was?“

Nach einer Pause, während welcher er mit blitzendem Auge bald auf Blasi, bald auf Victor sah, fuhr er fort: „Mein Wille ist: der Hof wird nicht verkauft! Er muß erhalten und gerettet werden! Vorläufig gibt er uns Allen Dach und Fach, gibt uns, daß wir nicht verhungern, nach und nach wird er mehr gewähren. Darum —“ seine Stimme wurde milder — „seyd gebeten, Brüder, erleichtert mir mein Amt, bleibt bei mir, ersetzt mir theure Arbeitskraft, leidet und arbeitet mit mir. Mit meinem Glücke wächst das eure auf; zahlen wir Schulden ab, so gewinnt ihr desto mehr am Pflichttheil; nehmt nicht bloß euern Nutzen, nehmt auch die Ehre der Eltern und des Hofes wahr — oder

Digitized by Google

entschließt euch kurz und geht und verlaßt mich; euer Pflichttheil sollt ihr später haben, wir nehmen an, wir hätten aus dem Hofe dreitausend Gulden Ueberschuß erhalten."

Victor, der mit seinen unruhigen Armbewegungen fortgefahren hatte, sagte jetzt mit zuckenden Mienen: „Ich will dir nicht auf dem Halse bleiben. Viel Glück zur neuen Herrlichkeit! Ich geh' in die Welt und um mein Pflichttheil will ich später schreiben." — „Und ich," sagte Blasi mit heraustretender Brust, „ich schenke dir den Bettel heute und für immer, ich bin Manns genug, mich auswärts besser fortzubringen. Leb' wohl, auch ich geh' lieber in die weite Welt!"

Beide entfernten sich mit stolzen Schritten, der eine nach der Kammer, der andere nach der Vorflur, die Thüren flogen donnernd hinter ihnen zu.

Den Eltern war es jetzt, als fiele ihnen eine große Last von den Herzen und ein grenzenloses Vertrauen zu Gotthard erfaßte sie; der Vater näherte sich ihm und war erfinderisch in dankbaren, rührenden, überspannten Lobesworten, während die Mutter mit feuchten Augen wortlos näher trat und ihn nur dankbar ansah.

Gotthard aber schien nicht sonderlich erquickt von dieser warmen Anerkennung seiner Eltern. Mit einem Ernste, der knapp an Schwermuth streifte, sagte er nach einer Pause, zu Boden sehend: „Geht jetzt, Vater und Mutter, sammelt und stärkt euer Herz, wenn noch bessere Tage möglich sind, so will ich sie euch schaffen, doch der Segen kommt von oben!"

Die Eltern gingen getröstet fort und draußen beschlossen sie, ein wenig um die Felder zu gehen und nach langen Kümmernissen wieder einmal heiter auf und um zu blicken; ihr Sohn Gotthard aber rief Rosalie, die allein zurückgeblieben war, zu sich und düster sinnend, noch auf derselben Stelle stehend, sagte er: „Schwester, meine Schwester!" — „Was willst du, Bruder?" fragte sie. — „Komm her zu mir!"

Rose trat ihm näher. Gotthard sah sie mit wehmüthigem Ernste an und sagte dann: „Es werden schwere Tage kommen, Schwester, hast du dich geprüft — und willst du standhaft bei mir bleiben?" — „Du weißt es, Bruder, daß ich's will," erwiderte die Schwester. — „Halte dein Versprechen," sagte Gotthard und verstummte eine Weile, dann begann er mit der Stimme stillen Kummers wieder: „Schwester, liebe Schwester!" — „Was willst du, Bruder?" fragte diese wie zuvor. — „Es kommen Prüfungen, die du nicht ahnst; bist du gefaßt und willst du bei mir bleiben?" — „Du weißt es, Bruder, daß ich's will." — „So halte dein Versprechen."

Er legte jetzt der Schwester die rechte Hand auf den Scheitel, bog ihr den Kopf ein wenig zurück und sah sie mit einem ernsten, durchdringenden Blicke an. — „Ich glaube dir," sagte er kurz und sah sich in der Stube um, ob niemand unberufen horche; und als er keine Zeugen gewahrte, theilte er der Schwester einige Maßregeln mit, die er ohne Verzug zum Heil des Ganzen treffen müsse. Sie mußten überraschend, verzweifelnd genug lauten, da sie die Schwester tief erblassen machten und ihr die Stimme verschlugen. Doch war sie tapfer genug, sich bald so weit zu fassen, daß sie mit erträglichem Tone sagen konnte: „Ich sagte dir, ich halte mein Versprechen."

Zwei Thränen rollten über ihre Wangen, als sie sich entfernte; Gotthard aber blieb zurück und ließ einige Leute kommen, um den ersten Befehl ausführen zu lassen, der ihm als dem neuen Herrn zustand.

Eine Stunde später kehrte der Dasselherr mit seinem Weibe von dem Gange um Feld und Wiese wieder heim und sah in der Nähe des Hasselberges den Steig herauf einen Wanderburschen kommen, der, einen Bündel über'm Rücken und einen Stock in der Hand, brummend vor sich niederblickte; er erkannte in dem Burschen Victor, seinen zweitgeborenen Sohn und blieb ergriffen stehen.

„Victor," sagte er näher tretend und kleinlaut, „leb' ich recht, du gehst, du willst uns wirklich verlassen?" Victor blickte empor und blieb auf der andern Seite des Weges stehen. — „Was ich sag' das thu' ich auch," erwiderte er. „Soll ich den Schäferhund meines Bruders abgeben?"

„Victor!" rief die Mutter schmerzlich. „Ohne Abschied wärst du fort von uns?" — „Wofür noch Abschied nehmen?" sagte Victor wegsehend und höhnisch lächelnd. „Aus Dank vielleicht für die prinzenhafte Ausstattung, die ich mitbekommen? B'hüt' euch Gott meinetwegen, hören sollt ihr noch von mir!"

Er ging weiter, blickte nicht mehr um und suchte seine Heldenkraft recht augenfällig zu beweisen, indem er sich ein Lied vorpfiff; als er aber weit genug war, um nicht mehr gesehen zu werden, warf er sich laut heulend zu Boden, biß in's Gras, wälzte sich qualvoll hin und her und würde in diesem Müttersöhnchen-Schmerz noch lange fortgefahren haben, wären nicht Fußtritte hörbar geworden, die ihn wieder zu sich brachten. Er stand schleunigst auf, strich mit beiden Aermeln über die Augen, versuchte wieder lustig zu pfeifen und wich weitergehend einem Dorfbewohner aus, der des Weges kam. Seine Eltern aber gingen langsam und tief betrübt nach Hause und die Mutter sagte einmal: „Was haben wir für Kinder!"

Als sie daheim in den Hofraum traten, hörten sie

Digitized by Google

leider eine neue Trauerbotschaft. Blasi war inzwischen wegen schwerer Gewaltthat an dem Eichrodt von Gensdarmen abgeholt und als Gefangener fortgeführt worden. Stumm und trostlos traten die bestürzten Eltern in die große Stube, sie hofften Gotthard anzutreffen und durch seinen Zuspruch Trost und Kraft zu finden; leider harrte ihrer hier auch weder Trost noch Freude.

Gotthard trafen sie nicht in der Stube, auch die Tochter Rose nicht, dagegen sahen sie mit dumpfem Erstaunen in der Stube herum, wo sie statt ihrer bequemen städtischen Möbeln ganz gewöhnliche Bauerneinrichtung fanden, bestehend in Stühlen, Tischen, Bänken aus gewöhnlichem Holze und selbst diese nicht etwa neu, sondern zusammen gelesen und geborgt, wie sie eben zufällig zu haben waren.

„Unser Sohn will klein anfangen," sagte der Dasselherr nach einem Augenblick der Erstarrung. „Komm, er hat unsere Sachen hinüber in den Nebenbau bringen lassen, wo wir schon von heute an wohnen sollen." Beiden Eltern wurde schwach in den Beinen, sie hatten nöthig, sich gegenseitig zu stützen und Arm in Arm, gebeugt und wortlos gingen sie dem Nebenbaue zu. Wie sie an die Schwelle der kleinen Hausthüre kamen, trat so eben Rose, ihre Tochter, heraus und wich verlegen und scheu zur Seite. „Ach, daß du da bist, liebes Kind," sagte ihr Vater. „Ist unsere Wohnung in Ordnung, sind die Sachen alle da?" — „Wie's der Bruder anbefohlen hat, ist alles eingerichtet," sagte Rose bleich, indem sie einen Tragkorb ergriff und weiter ging.

„Unser Sohn ist kurz resolvirt, so wird er's zu was bringen," sagte der Dasselherr und wollte über die Schwelle treten; aber es lag ihm in den Knieen, so daß er zweimal ansetzen mußte, um in's Haus zu kommen.

Leider traf er in der Stube, die er sich hübsch und wohlig eingerichtet dachte, einen Anblick, der ihm fast noch näher ging als alles eben Erlebte! Auch hier waren anstatt seiner üppigen, gepolsterten Möbeln nur wenige hölzerne Geräthe und Sitze aufgestellt und nur die offene Kammerthüre ließ ein früheres Prachtstück, das große Himmelbett, mit den gewohnten Vorhängen sehen.

Laute Aeußerungen entriß dieser Anblick den entsetzten Eltern nicht, dazu war ihnen die Zunge zu gelähmt und das Herz zu schwer, aber an der Todtenblässe ihres Angesichts, am Brechen des letzten Glanzes in dem Auge war der unsägliche Gram, am der sie erfaßte, wohl zu ermessen. Noch vor einer halben Stunde, während sie im Freien gingen, war es ihr erquickliches Bemühen gewesen, sich die kleine, idyllische Wohnung, die sorglose, wenn auch bescheidene Existenz, die ihnen bevorstand, auszumalen; umgeben von dem Luxus früherer Tage sollten sie, wenn nicht im Ueberfluß, so doch genügend zu leben haben, mit dem Wiederaufblühen ihres Hofes dachten sie auch die Genüsse wieder zu bekommen, welche sie von Hause aus gewohnt waren, wobei sie noch außerdem der Sorgen ledig wurden, welche ihnen früher manche Freude, manchen Genuß verdorben hatten. Welche Enttäuschung nun an der Schwelle dieser schön geträumten Zukunft! Sogar die nächsten Mittel der Bequemlichkeit, sogar das Bischen Luxus der Umgebung sollte ihnen vorenthalten bleiben, nicht einmal die Täuschung, daß sie noch in besserer Lage lebten, wurde ihnen gelassen!

Und zu welchem Zwecke, mit welchem Rechte vermaß sich denn der kühne Sohn, dem man alles übergeben, das Vertrauen, die Ansprüche der Eltern so zu mißachten? Außer der Sorge, daß sich der junge Herrscher auch erlauben könnte, Kost und Kleidung ihm zu schmälern, war es namentlich der Hinblick auf den Mangel an Behagen, was den Dasselherrn aus seiner Erstarrung weckte und ihn zum Widerstande gegen seinen Sohn aufregte; während also sein Weib auf einen alten Stuhl hinsaß und nichts vermochte als zu schluchzen, verließ er plötzlich, behende wie in außerordentlichen Fällen, die kleine Stube, um seinen jüngsten Sohn zu suchen.

Er wollte Rechenschaft fordern, seine Möbeln wieder haben, er wollte überhaupt erfahren, wie weit sein Sohn es auch in andern Dingen treiben werde; — er wollte. Nun, er war mit einer langen Reihe von Fragen, Forderungen und Befehlen, die er stellen wollte, bei weitem nicht zu Ende, als er in vollem Laufe stehen blieb und über einen neuen Anblick seine Fassung, ja den Faden seiner Gedanken ganz verlor. Denn aus dem Hauptgebäude trat so eben Gotthard, der neue Herr des Dasselhofes, und zwar als schlichter Bauer gekleidet — ja, in wirklicher einfacher Bauerntracht.

Und wie es schien, war es diese Tracht gerade nicht, die Gotthard drückte und betrübte; im Gegentheile sah er, so ernst er sonst auch war, zufrieden ruhig drein, es schien sich alles wie von selbst so zu verstehen.

„Was ist Euch, Vater?" sagte er zu diesem, da er ihn wie vom Donner gerührt aufstarren sah. — Der Vater erwiderte nichts und Gotthard fuhr nach einer Pause fort: „Ihr seht, wir müssen klein anfangen. Wer den Hobel ansetzen will, muß festen Boden suchen; als schlichter Bauer fühle ich festen Grund unter mir und kann versuchen, unser Glück zu heben; als

Digitized by Google

behren müßt?" Gotthards Haltung wurde dabei straff, und strenge fuhr er fort: „Wie Ihr wißt, habe ich Haus und Hof mit Schiff und Geschirre unbedingt übernommen und nur im Allgemeinen mich verpflichtet, Euch zu erhalten und Dach und Fach zu gewähren. Was ich kann, das thu' ich jetzt, was weiter kommen wird, das kann ich noch nicht sagen; darein findet Euch! Bessere Zeiten, größere Freuden; darauf hofft! Was Eure Möbeln anbelangt, so hilft der Erlös dafür die nächste Sorge, meine erste Steuer, mir bestreiten."

Die letzten Worte wurden vielleicht deßhalb allzu herb gesprochen, weil in diesem Augenblicke ein Frauenzimmer in den Hofraum trat, welches oft genug dem jungen Dasselherrn ein Dorn im Auge gewesen. Es war eine Händlerin mit Näschereien, Kaffee und Zucker, überhaupt mit Luxuswaaren, welche leider oft genug den Wohlstand eines Bauernhauses untergraben. Früher mußte Gotthard jede Woche diese Krämerin aus- und eingehen sehen, ohne hindern zu können, daß sie seine Eltern um Geld oder Geldeswerth beschwatzte; jetzt war's ein rascher Akt des neuen Herrschers, daß er einen Stock ergriff und kurzer Hand die Spekulantin aus dem Hofe trieb.

Dieser kräftige Akt, verbunden mit den Worten, die er an die fliehende Krämerin richtete, schienen einen tiefen Eindruck auf den Vater Gotthards zu machen und ihn ebenfalls zum Rückzug zu bewegen; denn als wohl geeignet, auch an Gotthards Herzensfestigkeit zu reißen und sein strenges Haupt, wie es auch der Fall war, zu beugen.

So stand er eine Weile da, beschwert und sinnend, als er Schritte hörte, welche, aus der Kammer kommend, hinter ihm wegschleichen und zur Thüre gelangen wollten. Gotthard erwachte aus seinen Gedanken, erkannte die Schritte und das Ziel, wohin sie strebten, und ohne umzublicken, sagte er: „Schwester!"

Die betroffene Stimme Rose's erwiederte: „Ich bin es, Bruder!" — „Schwester," sagte Gotthard weiter, ohne seine Stellung zu verändern, „die schweren Stunden sind gekommen. — Hast du nicht gesagt, du wolleſt standhaft bleiben?"

Leise schluchzend erwiederte die Schwester: „Du weißt es, Bruder, daß ich's will?" — „Dann halte dein Versprechen."

Rose, die auf dem Wege zu den Eltern war, um sie zu trösten, blieb eine Weile wankend stehen, überlegte, was der Bruder für Gründe haben möge, sie zurückzuhalten, bezwang sodann ihr Herz und folgte Gotthards Wunsche, indem sie wieder nach der Kammer ging. Eh' die Thüre hinter ihr in's Schloß fiel, hörte sie noch die Worte Gotthards: „Die drüben brauchen Stärke — und kurzes Unglück wird sie stärken!"

Joseph Rank.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Dresdner Grübeleien.

I.

Bis dieser Brief gedruckt seyn wird, ist wahrscheinlich die freiwillige Illumination, mit welcher man Schillers Geburtstag ehren möchte, schon längst bis auf die letzte Oelneige erloschen. Dresden wird bis dahin auch Zeit gehabt haben, den seinen gemüthlichen Bewohnern passendst erscheinenden Ausdruck für die festliche Stimmung der guten Stadt zu ermitteln. Es fragt sich bei uns immer mehr als anderswo, wie dergleichen zu möglichst allseitiger Befriedigung fertig zu bringen ist, und es wird wenige Städte geben, wo solche einfache Aufgaben sich schwerer lösen lassen. Das kommt zum Theil von unserer kleinlauten Art und Weise her, die uns, wären wir dazu nicht wieder zu sehr Gemüthsmenschen, recht eigentlich zum ironischen Zerfetzen aller größern Ideen der Gegenwart berufen würde. Bei Leibe sey das kein Vorwurf! Unsere kleinresidenzliche Lage, unsere unerbauliche politische Vergangenheit, unsere aus Fremden, Beamten und Pensionirten des Glücks oder des Staats zusammengewürfelte Bevölkerung, die beklemmende Stimmung des Nichtgefragtwerdens, des Unmündigseyns, des zwischen zwei Stühlen Sitzens — wenn das Wort hier erlaubt ist — alles das macht uns nergelig, interesseles, entschiedenen Schritten abhold. Wir haben keinen lebhaften Haß, weil uns im Grunde alles, was man zum Stillen, beschaulichen Leben braucht, erlaubt und erreichbar ist; weil wir seit Jahren uns an gewisse Entsagungen gewöhnt haben; weil unsere sichtbare Vorsehung aus billigen, umgänglichen, einfachen Männern besteht, deren große außerdeutsche Beziehungen, sowohl auf familiärem wie auf diplomatischem Gebiete, uns ein um so ehrfürchtigeres Staunen abnöthigen, als wir den Zusammenhang dieser imponirenden Beziehungen mit den eng begrenzten Fragen und Bedürfnissen unserer kleinstaatlichen Bedeutung selten zu würdigen im Stande sind. In diesem Sinne hat Dresden etwas von dem Charakter größerer Badeorte. Die Bewohner dieser letzteren fühlen sich nicht als um ihrer selbst willen da, sondern eigentlich meist als durch glücklichen Zufall in der wohlfeilen Lage, zuschauen zu dürfen, wie andere reiten, fahren, trinken und essen, lauter Ergötzlichkeiten hoher Herrschaften, in deren Schatten sich's kühl ruht. Das wohlfeile Zuschauerthum läßt sich in den mannigfachsten Richtungen, und zwar in Kreise hinauf verfolgen, die unserem Auge für heute zu hoch liegen. Es findet schon in dem katholischen Gottesdienste der bestgelegenen und künstlerisch bedeutendsten Kirche Dresdens seine Anwendung, woselbst man sich protestantischer Seits seit langen Zeiten gewöhnt hat, die billige Sonntagsmessen-Musik als einen behaglichen Theil des festtäglichen Erholungsprogramms mit in Rechnung zu nehmen. Es wiederholt sich bei unserem Hoftheater, in dem wir uns als Gäste fühlen, da unsere Entrée nicht zum Unterhalt der Sänger, Mimen und Musiker ausreicht; es stimmt uns schüchtern beim Umherwandeln in unserer Gemäldegallerie, an die wir uns noch immer nicht als unser eigenstes unbestrittenes Eigenthum gewöhnt haben, da die Aufseher in königlicher Livree flecken und das grüne Gewölbe unmittelbar daneben, in seinem specifisch königlichen Charakter, mit seiner theilweise noch fortdauernden Bestimmung als Aufbewahrungsort von dienstthuenden Tafelaufsätzen ꝛc., uns immerdar mahnt, daß vieles nicht eben um unserer selbst willen in der Welt ist. Aehnliches besteht in den meisten andern Residenzen und ähnliche Empfindungen sind die gewöhnlichen Begleiter dieses Bestehens. Hier tritt dieses Gefühl bei Zu-Gastseyns wesentlich deßhalb so stark hervor, weil unser politisches Selbstbewußtseyn null ist und unsern Bedürfnissen nach dieser Richtung hin eigentlich keinerlei Abzugskanäle offen stehen, so daß wir das Gefühl einer gewissen versumpfenden Unthätigkeit nicht völlig loszuwerden vermögen. Diese nämliche Verwechslung des Gastes und Wirthes tritt nun auch bei den Geldmitteln zu Tage, welche von den Kammern als jährliche Unterstützung der bildenden Kunst bewilligt worden sind. Wir öffnen zwar unsere eigene Sparbüchse, um diese Gelder jährlich aufzubringen, aber wir können uns nicht an den Gedanken gewöhnen, daß wir selbst nun auch uns befragen sollen: welche Verwendung dieser vom Volke aufgebrachten Mittel entspricht dem Interesse und dem Sinne des Gebers? Wir horchen umher, was wohl an maßgebender Stelle am freundlichsten vermerkt werden möchte, und das dringendste Kunstbedürfniß, das wir solcherart auswittern, ist die Wiederherstellung eines Crucifixes auf der Dresdner Elbbrücke.

Natürlich ist die Opposition so kleinlaut, daß sie schon im Versuche erstickt. Um so redseliger sind wir, wo wir nichts zu fürchten haben. Die „Bildung“ bei uns dringt nämlich in Wirklichkeit in solche Schichten, wo anderswo Dintenfaß und Feder unbekannte Gegenstände des Hausraths sind. Wir haben keine öffentlichen Schreiber wie in Paris, Rom und Neapel. Jeder von uns schreibt selbst, und wo

Digitized by Google

richtung eines Lukaß-Schiller-Steines in Blasewitz zu verkümmern. Der gute Mann hatte in Blasewitz Villegiatur gemacht und beim häufigen Hinüberblicken nach dem Loschwitzer Körner-Schiller-Häuschen allmählig den Gedanken in sich entdeckt, daß Dresden nicht das rechte Zeug habe, um seine denkwürdigen Stätten würdig zu zieren. Er hat denn in seiner Weise einen Denkstein mit einem Schillermedaillon und einer passenden Inschrift errichten lassen und sich durch seinen Namen am Rande freundlicher Erinnerung empfohlen. Zum Besten der Abgebrannten im Erzgebirge sind bei diesem Anlaß Feuerwerke abgebrannt worden, man hat trompetet und getrunken, geredet und gehuerahrt und ist schließlich mit dem Waldschlößchen-Rausch im Kopf und der Beschämung im Herzen, daß man viel gedraht und wenig geprügelt habe, spät in der Nacht heimgekommen.

Ein Spektakel, wie der vor dieser Frier angeschlagene, ist nur möglich, wo man so ganz und gar nicht Zügelfreiheit hat, in anderer Richtung sein Müthchen zu kuhlen. Unser Vereinswesen liegt völlig danieder, oder hat sich wenigstens mit ängstlicher Vorsicht von jeder Aufgabe abgewendet, an der sich scharfe Zähne erproben mögen. Unsere Presse ist subventionirt oder kränkelnd. Nirgendwo ein Tummelplatz für die brach liegenden Kräfte. So sind wir denn unnütz, nicht selten mürrisch, immer in Gefahr, kleinlich zu seyn, und wo uns gar einer das Vorrecht streitig macht, unsere großen Erinnerungen auf unsere Art zu heiligen, da haben wir sofort das verdrießliche Gefühl, das ein zu scharfer Spiegel demjenigen bereitet, für dessen Runzeln jeder Spiegel leicht etwas Beleidigendes hat.

Mit diesen etwas gemischten Empfindungen bereiten

die sich nur nicht entschließen können, wenn sich's darum handelt, vom Stuhle aufzustehen.

Die Sitzungen selbst wurden am zweiten Tage durch den Mäcenas, Major Serre von Maxen, in gastlicher Weise unterbrochen, indem er die sämmtlichen Theilnehmer zu einem wohlbesetzten Diner vereinigte. Das zarte Geschlecht war dabei, außer durch die Frau vom Hause, durch jene freigiebige Dame, Madame Helmke aus Hamburg, vertreten, welche dem Schillerverein zu zweien malen tausend Thaler geschenkt hat und von deren Gunst noch weitere Spenden in Aussicht stehen.

Die von Major Serre in's Werk gesetzte National-Lotterie zu Gunsten des Schillervereins erfreut sich guten Fortgangs. Hessen und Hamburg, wenn wir recht berichtet sind, auch Hannover, zögern mit dem Zugeständnisse, die Lotterie in ihren Staaten zu erlauben, nicht so wohl aus Abneigung gegen das Lottospiel überhaupt, als vielmehr, wie man vorgibt, aus Furcht, ihre eigenen Lotteriegewinne dadurch gefährdet zu sehen. Bei Hessen ist man schon an's Unglaublichste gewöhnt, und es mag daselbst auch für nicht taktlos gelten, durch solche Querstriche an die alten Verdrießlichkeiten zu erinnern, welche „Kabale und Liebe" in der hessischen Residenz s. Z. bereitete. Hannover betrachtet ohne Zweifel die Bewegung, welche der Schillersche Geburtstag veranlaßt, als eine neue Angriffswaffe der Eisenacher Umsturzmänner, und so sollen die Schriftsteller denn ihren Theil Strafe mit tragen. In Hamburg dagegen walten ersichtlich andere, nämlich dogmatische Antipathien vor. Man hat das Altonaer Classenlotto zu lange gewähren lassen und ist auch noch immer gegen das sogenannte Wirthschaftslotto zu nachsichtig, um endlich um der eigenen Lotterie willen den Vorwurf auf sich

schließlich aber denn doch wesentlich auf den Geist der Sache ankommt, und da sich unsere Meinung über diesen, so weit er hier in Betracht kommt, im Ganzen ungefähr schon aus Vorstehendem zusammentragen läßt, so genüge die Bemerkung, daß wir ungefähr das Programm der übrigen Festcomité's zu dem unsrigen machen werden: Schulferien, Festfesten, Trilogie, und was der November sonst erlaubt.

Paris, Oktober.

Meyerbeer. — Die große Oper. — Das künftige große Opernhaus. — Die heilige Cäcilia.

Die letzte Revue des deux Mondes enthält über den Maestro Meyerbeer eine biographische Notiz, aus welcher wir hier einiges minder allgemein Bekannte mittheilen, indem wir uns vorbehalten, mancherlei aus eigenem Sehen und Hören beizufügen. So wissen wohl wenige heutzutage, daß in seiner Jugend Meyerbeer den Titel eines großherzoglich hessischen Hofconcertmeisters erhalten hat, in Folge des glänzenden Erfolgs des Oratoriums: „Gott und die Natur." Ich habe mich oft gefragt, woher es wohl kommen möge, daß der Mann, der den Propheten schrieb, kein Oratorium gedichtet hat? Ich glaube die Antwort endlich in dem Umstande zu finden, daß, wie Henri Blaze berichtet, sein zweiter Versuch: „die Tochter Jephtas," kein Glück machte. Auch Abimelech (Venedig), im Style der alten deutschen Oper geschrieben, erfreute sich keiner glänzenden Aufnahme. Der junge Mann war in Italien und schrieb daher im italienischen Style — „bist du zu Rom, so lebe nach römischer Sitte" — zuerst Rosmilda o Costanza (Padua, 1818), dann Emma di Resburgo, die 1820 einen durchschlagenden Erfolg zu Venedig hatte, aber in Deutschland heftig angefochten wurde, am heftigsten durch C. M. von Weber, der in dem ehemaligen Studiengenossen nur noch einen Abtrünnigen erblickte. Händel und Gluck, diese ächt deutschen Componisten, machten es eben so; in Italien schrieben sie für Italiener italienische Musik und machten sich deren Vorzüge zu eigen. Dann kam Margaretha von Anjou (Mailand, 1822), l'Esule di Granata, und endlich il Crociato, der den 22. December 1825 mit enthusiastischem Beifall aufgenommen wurde, und zwar zu Venedig, nicht zu Triest, wie C. M. v. Weber irrigerweise behauptet. Dieses erste Meisterwerk Meyerbeers, womit sich die erste Periode abschließt, haben wir leider nicht gehört und können demnach nicht beurtheilen, in wie fern Henri Blaze berechtigt ist zu behaupten, die nächst folgenden Produktionen, die wir nicht erst zu nennen brauchen, verdanke man dem französischen Einflusse. Er fügt ziemlich naiv hinzu: „und dennoch sind wir das am meisten antimusikalische Volk auf Erden." Auf eine vom Minister des königlichen Hauses ihm zugekommene Einladung ging Meyerbeer nach Paris, wo der Crociato im italienischen Theater äußerst glänzend aufgenommen wurde. Bereits unter Karl X. war Robert der Teufel bei der großen Oper eingereicht, allein in Folge der Julirevolution kam die Oper erst 1831 zur Aufführung. Was Henri Blaze in Bezug auf die Texte zu den Meyerbeer'schen Opern sagt, ist vollkommen gegründet: der Maestro gibt sie an. Für den dritten Akt Robert des Teufels hatte Scribe ein Nymphenballet ersonnen; das Nonnenballet ist von Meyerbeers Erfindung.

Einen großen Theil des „Pardon de Ploërmel" schrieb Meyerbeer zuerst deutsch nieder; das wußte freilich Henri Blaze nicht. „Was für eine Zeichnung legte man da dem Meister zu seinem Gemälde vor?" heißt es im Aufsatze desselben. — „Man glaubt Delacroix zu sehen, der seine Palette rüstet, irgend eine jämmerliche Skizze zu kolorisiren." Auch mit dieser Vergleichung hat es Monsieur Henri Blaze schlecht getroffen; wie unendlich verschieden ist unser Tonsetzer mit seinen festen Umrissen, seinem temperirten Colorit von dem französischen Maler, der nie eine Gestalt auf gerade Beine hat stellen können und dessen glänzende Farben leider nicht in der Natur vorkommen.

Gestern Abend tanzte und sang Dinorah wieder mit ihrem Schatten und ihre Ziege sprang wieder über die hölzernen Felsen, als wären sie von Stein. Die Theaterdirektoren, die auf Dinorah ein Auge geworfen, mögen sich bei Zeiten mit Ballad beschäftigen; sie muß sofort ihre Rolle studiren. Hier hatte man seine liebe Noth mit der kleinen zierlichen Bestie, die weiß ist wie der Mond und diesem auch darin ähnlich ist, daß man immer nur dieselbe Hälfte von ihr sieht und daß sie sehr launisch ist. Zuletzt mußte sie fasten, und das half. „Der Hunger," sagt Perslus, „lehrte den Raben seinen „guten Morgen" und schuf „den Dichter" und, fügen wir bei, „die Dichtkunst erzeugt den Hunger." Die Reprise ging vortrefflich, das Haus war zum Erdrücken voll. Ich bemerkte Zuschauer in Winkeln, wo platterdings die Bühne nicht sichtbar seyn konnte; die Leute begnügten sich mit dem Hören. Es war gleichsam eine Kritik des Librettos. In der kaiserlichen Loge befand sich die Königin Marie Christine mit ihren Töchtern. Schon bei den ersten Aufführungen des Pardon war der

Digitized by Google

es waren begeisterte Künstler, die alles aufboten, um das, was sie lebhaft fühlten, darzustellen. Das Publikum wurde im eigentlichen Sinne des Worts electrisirt. Gleich nach der Ouvertüre brach der Sturm los und die unausbleibliche Claque wurde kaum mehr gehört; man hätte sie füglich entbehren können. Das Duett zwischen Noel und Corentin, wo gleichzeitig die eine Stimme in Dur, die andere in Moll singt, wurde da capo verlangt. Das kommt hier nicht so häufig vor wie bei uns in Deutschland, und ebenfalls geht man mit dem Herausrufen nicht so verschwenderisch um; bei offener Scene geschieht es nie. Auch die berühmte Schattenarie wurde da capo verlangt; sie ist eben so schwierig wie anmuthig und kommt mir vor wie ein volles Rosenbouquet, an dem man sich beim Dorreichen leicht die Finger ritzen kann. Auf Ihrem Hoftheater haben Sie treffliche Gesangskräfte, die Maestro Meyerbeer mehr als einmal in unserem Beisein gepriesen und für Ihre Dinorah ist mir nicht bange. Auf minder begünstigten Bühnen dürfte hier ein Stein des Anstoßes seyn. Madame Cabel ist eine mit wahrhaft siegender Kehlenfertigkeit begabte Sängerin; sie trillert und macht Läufe, daß es einem schwindelt, und läßt ihre Stimme voltigiren und Kunststücke machen, wie ein Seiltänzer auf dem straff gespannten Seile, und dabei — und dieß ist noch schwerer zu erreichen — wird das alles mit der größten Aisance geleistet; keine Spur von Anstrengung, auch verbreitet die nicht mehr ganz junge Frau einen unbescheiblichen Reiz über die verwickeltsten Klangfiguren. Die leidenschaftliche Energie, welche in gewissen Momenten die Rolle der Dinorah erfordert, macht diese vollends zu einer äußerst schwierigen.

Henri Blaze, Meyerbeers Biograph in der Revue des

und Offenbach die Musik. Die Hauptrolle wird Emma Livry übernehmen; diese etwas hagere Dame, mit langen Armen und noch längeren Beinen, erinnert lebhaft an ihre Lehrerin Marie Taglioni.

Der Bau eines neuen Theatersaales für die große Oper ist nun beschlossen; es steht aber damit noch in weitem Felde. Das Haus kommt auf einen Platz zu stehen, der noch gar nicht vorhanden ist; er wird durch den Zusammenstoß der Straße de Rouen und der Straße Lafayette gebildet, die aber nach nur eine gute Viertelstunde verlängert werden muß; die Straße de Rouen ist noch nicht angefangen. Zu Aufführung des Gebäudes sind wohl zwei Jahre erforderlich. Das Einrichten der Maschinerien, Decorationen u. s. w. erfordert allein einen Kostenaufwand von einer Million Franken. Im Théâtre lyrique wird Orpheus von Gluck einstudirt; die Hauptrolle übernimmt die bekannte Viardot-Garcia. Auf demselben Theater ist eine neue komische Oper, Gil Blas, angemeldet. Ueber das italienische Theater nächstens ein Mehreres. Neues ist daselbst noch nichts erschienen.

Nichts dauert hienieden; die Blume welkt und die tausendjährige Eiche bricht zusammen, und Könige fallen und Königreiche, und die Heiligen selbst und die heiligen Frauen sind nicht sicher auf ihren Altären. Die Anmuthigste von allen und die Reizendste, wenn das Wort hier erlaubt ist, wer kennt sie nicht, die schlanke, weiße Rosengestalt, die vor der Orgel sitzt und die alabasterweißen Finger über die Tasten gleiten läßt? Zuweilen auch spielt sie die Harfe oder ein anderes Instrument, während durch den halboffenen Mund der Duft ihres Herzens in frommen Liedern zu den Engeln aufsteigt, die, auf goldenen Wolken schwebend, den

Stelle in ihrer Lebensbeschreibung. Da heißt es: * „Beim Schalle der Orgel (oder irgend eines andern musikalischen Instrumentes, denn das lateinische Wort drückt Beides aus) sang Cäcilia fromme Gesänge, und hat den Herrn um ein lauteres Herz.“ — Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß sie die Orgel geschlagen; im Gegentheil, die lateinische Wendung deutet darauf hin, daß während die Heilige sang, die Orgel geschlagen wurde. Jede Art von Grammatik, und zumal die lateinische, ist in diesen Blättern verpönt — in der Theorie nämlich — darum müssen wir hiebei bewenden lassen. Wenn man aber, so jubiliren die schadenfrohen Skeptiker, jede junge Dame, die zur Orgel gesungen, zur Schutzheiligen der Musik machen wollte, so würde ein Pantheon nicht hinreichen, sie zu fassen. Ihr guten Seelen, die ihr mir vielleicht deßhalb grollt, daß ich euch enttäuscht, daß ich euch um einen schönen Wahn gebracht habe, und euch härmt, weil die Cäcilia euch lieb geworden war, und weil ihr euch der Bilder Raphaels, Domenichinos u. a. m. gefreut habt, und weil ihr auf die Herdersche Legende die schönsten Thränen habt fließen lassen, die zu vergießen uns hienieden vergönnt ist, die Thränen eines durch die Kunst geläuterten Gefühls — gebt euch zufrieden! Der Wahn ist im Reiche der Phantasie mächtiger als die Wahrheit. Unerschütterlich ist Cäciliens Thron, denn die Kunst hat ihn gebaut, und dieser ist das einzig Wirkliche inmitten der flüchtigen Erscheinungen der wirklichen Welt, und nur was sie geschaffen, wird dauern, und für jede junge Generation wird der edle Dulder Odysseus zur Unterwelt hinabsteigen, und die unglückliche Dido wird sich immer wieder von neuem in die Flammen stürzen, und so wird Cäcilia fortfahren die Orgel zu schlagen und die Kunstjünger zu beschützen, die des Schutzes so sehr bedürfen. Sie ist nach wie vor die christliche Polyhymnia, und bereitt rüstet man sich zur nächsten Cäcilienfeier.

Von der lieblichsten der Heiligen gehen wir zu einer Frau über, die zu ihrer Zeit für die Schönste der nichtheiligen Sterblichen galt. — Im Louvre — beiläufig gesagt ist der Louvre ein immenses Bric-a-Brac-Magazin, wo aus allen Weltgegenden und aus allen Zeiten alles mögliche zusammen geschleppt worden; da findet man den egyptischen Anubis und den kalydonischen Eber, chinesische Magots und die Venus von Milo, welche von der in den Gärten Cäsars unlängst aufgefundenen durchaus keine Concurrenz zu fürchten hat, Amor und Psyche von Canova, und die Könige von Ninive, kolossale Figuren, welche einen Löwen als Schoßhündchen im Arme tragen, Bilder aus allen Schulen, Sculpturen aus dem klassischen Alterthum, eine ganze Legion, und Bildwerke aus dem Mittelalter und aus der Renaissance, Vasen von Benvenuto Cellini, Köcher und Waffen der Wilden in der Südsee; jeder Saal ist gleichsam ein Kapitel der allgemeinen Kunstgeschichte, und würde ein passendes Lokal für Vorlesungen abgeben, wären nur erst Professoren da. Im Louvre also, in dem prachtvollen Saale (der den neuen Salle des Etats in jeder Hinsicht übertrifft), wo Karl X. die Session der Kammern zuweilen eröffnete, sah man noch vor wenigen Jahren ein Porträt von Davids Meisterhand. Was daraus geworden, weiß ich nicht; kürzlich habe ich mich vergebens darnach umgesehen. Es stellt eine weibliche Figur in Lebensgröße vor, mit Linien und Formen, die bereitt ihre volle Entfaltung erreicht, und dabei eine schöne mädchenhafte Unschuld in den Zügen, den schönsten, die ich gesehen. Zu dem vollkommensten Ebenmaße gesellte sich ein sanfter, eleganter Zauber, den ich mit der Wirkung einer sehr leise vibrirenden Harmonika vergleichen möchte; es war das Bildniß der weltberühmten Madame Récamier. David war mit seinem Werke nicht zufrieden; er hatte sein Ideal nicht erreicht. Was muß das für eine wundervolle Erscheinung gewesen seyn, die selbst von diesem trefflichen Bilde nicht erreicht wurde? Ich sah sie in späteren Jahren; die Züge hatten gelitten, das Gleichgewicht der Formen war hie und da verschoben, aber der Zauber war geblieben. Hat die liebenswürdigste der Frauen je geliebt? Niemand hat mir die Frage beantworten können. Fast möchte ich daran zweifeln, denn alle Frauen waren ihr gut. Es schwebt darüber ein zartes Geheimniß, das den Reiz dieser in jeder Hinsicht einzigen Frau noch erhöht. Statt des Geliebten hatte sie Freunde, viele Freunde, die oft eifersüchtig auf einander wurden; sie wußte sie mit einer Koketterie zu beschwichtigen, die in der Liebe widerlich erschiene, in der Freundschaft von einem versöhnlichen Charakter zeugte. „Chateaubriand,“ sagte sie, „ist mein Gott, Lamartine ist mein Held.“ Offenbar hatte Chateaubriand, der sie täglich besuchte, und den sie nur um ein Jahr überlebte, den entschiedensten Einfluß auf sie. Wenn man sie genauer anschaute und ihr eine Zeit lang zuhörte, so fühlte man etwas, das an seine schönsten Stellen mit ihren klagenden, langsam verhallenden Accorden erinnert, welche zu Zeiten wie Aeolsharfen klingen. Chateaubriands Styl ist durchaus musikalisch; in der Ueberlegung ist er nicht wieder zu erkennen. Madame Récamier stand fast mit allen Berühmtheiten ihrer Zeit in Berührung, und diese Zeit erstreckt sich vom Directorium bis, einschließlich, zur zweiten Republik; sie starb 1849. Hätte sie Geschick und Neigung zur Intrigue gehabt, sie würde eine politische Rolle gespielt haben. Sie erlebte die beiden Republiken, das erste Kaiserreich und die Regierung der beiden Bourbonischen Dynastien. Das eben erschienene Werk: „Erinnerungen und Briefwechsel der Frau Récamier,“ wird viele Leser locken, die nicht finden werden, was sie suchen. Vor allen vermißt man die schöne Frau selbst; es wird über sie berichtet, sie berichtet nicht selbst. Da ist nichts, das uns mit dem Geiste und dem Gefühle derselben in nähere Berührung brächte, als das, was bereits über sie gedruckt und erzählt worden ist. Auch werden die geselligen Zustände

* Cantatibus organis, Domino decantabat, dicens: „Fiat cor meum immaculatum, ne confundar.“ Acta S. Caeciliae.

Digitized by Google

ein Franzose gewesen? Als man sich zu Tische begab, trat der erste Consul zuerst, und zwar allein in den Speisesaal. Cambacéres saß zu seiner Rechten; der Stuhl links blieb

schickte." Heutzutage gibt der Souverain den Damen den Arm und führt sie zu Tische.

Wien, Oktober.

Ein Auftritt im Polizeiministerium. — Hübners plötzlicher Rücktritt. — Freiherr v. Thierry. — Graf Grünne. — Ministerwechsel-Gerüchte. — Colloredo.

Am Samstag, 22. Oktober, fand im Polizeiministerium ein Auftritt statt, der in seinem Anbeginn etwas von der Wirkung eines wohlgelungenen Theaterstreiches an sich hatte, obschon es — selbstverständlich — nicht darauf abgesetzen gewesen. Doch ich will lieber gleich mit der Erzählung des Herganges beginnen. Vormittags erhielten die Redakteure einiger Blätter von Wien die Einladung, sich um zwölf Uhr im Polizeiministerium einzufinden. Presse, Ostdeutsche Post, Oesterreichische Zeitung, Oest. Volksfreund, Fremdenblatt, Vorstadtzeitung und Neueste Nachrichten entsprachen dem Rufe. Die versammelten Redakteure drückten in ihrer Unterhaltung während des Wartens in einem der innern Gemächer die Ansicht aus, daß sie vermuthlich im Auftrage des Ministers eine Mittheilung in Bezug auf die Haltung der Tagespresse in einer innern Frage erhalten würden, auf welche ich weiter unten zurückkommen werde. Einige ließen mehr oder weniger die Befürchtung durchscheinen, daß diese Mittheilung möglicherweise

vermischt. Der Personenwechsel konnte leicht einen Systemwechsel bedeuten; die Plötzlichkeit des Vorganges legte eine solche Befürchtung nur allzunahe. Seine Excellenz trat ein, begleitet vom Herrn Hofrath v. Lewinsky, welcher in rascher Reihenfolge die Anwesenden vorstellte. Der Minister ging, in freundlicher Berücksichtigung der gespannten Gemüthsstimmung, unmittelbar zur Sache über. Es sey Seiner Majestät Wille, sagte er, daß die von seinem Vorgänger nach der ausdrücklichen Vorschrift des Kaisers hergestellten Preßzustände unverändert fortdauern sollten. Die eingetretene Veränderung sey rein persönlicher Beschaffenheit und lasse den von der Regierung eingeschlagenen Weg der Umgestaltungen in allem und jedem unberührt. Die Hören athmeten auf. Der Minister fügte hinzu, er hoffe, die Presse werde ihm durch ihre Haltung sein Amt nicht erschweren, worauf er die Frage stellte, ob jemand etwas zu sagen habe. Alle Augen richteten sich auf Herrn Zang. Da er schwieg, nahm ein anderer das Wort — Hr. Kuranda,

Linien vorwage. Kuranda glaubte im Hinblick auf die Haltung der letzten zwei Monate dieß im Namen der Anwesenden für die Zukunft, obschon ohne Auftrag dazu, verheißen zu dürfen, hoffend, daß die Behörde auch ihrerseits nicht bis zur äußersten Grenzmarke vorrücken werde.

Die Audienz hatte ein Ende. Die Redakteure, obschon noch immer unter dem vorwaltenden Eindrucke der empfundenen Ueberraschung, schieden zufrieden gestellt. Einige von ihnen mochten sich auch wohl erinnern, daß Freiherr von Hübner bei der Besprechung vom 23. August einige flüchtige Worte hatte fallen lassen, die, obschon kaum verstanden, ungefähr lauteten, daß man in Preßangelegenheiten sich an den Baron Thierry wenden möge, welcher aber damals noch im Ministerium des Aeußern beschäftigt war, so daß sich die Anspielung nicht recht mit den bestehenden Verhältnissen zusammenreimen ließ. Jetzt freilich erscheint die Muthmaßung nicht unberechtigt, daß Freiherr von Hübner, der sich bekanntlich den Rücktritt in die diplomatische Laufbahn ausdrücklich vorbehalten hatte, die besagte Anspielung hingeworfen, um auf seinen künftigen Nachfolger vorzubereiten.

Die Abgehenden wurden eingeladen, beim Herrn Hofsekretär Fidler einzutreten. Dort erwartete sie eine neue Ueberraschung; eine jedenfalls willkommene. Sie wurden nämlich verständigt, daß Graf Grünne den Wirkungskreis in der unmittelbaren Nähe Sr. Majestät muthmaßlich verlassen werde, worauf in ganz unmaßgeblicher Weise als vertraulicher Wunsch geäußert ward, dem gestürzten Günstling keine mißliebigen Bemerkungen nachgesendet zu sehen. Eine „Vermuthung“ solcher Art an solcher Stelle galt den Hörern für eine amtliche Botschaft; ich für meine Person habe heute (23. October) die Wiener Zeitung zwar noch nicht gesehen, wie ich überhaupt Sonntags in der Früh keine Zeitungen mir zu Gesicht kommen lasse, um mir wenigstens einmal wöchentlich eine Abwechslung zu gönnen, nichts destoweniger bin ich überzeugt, daß die Entfernung des Grafen Grünne im amtlichen Theile bereits zu lesen steht. Der Kaiser hat persönlich ein schweres Opfer gebracht, sey es nun, daß er damit einem allgemeinen Vorurtheil oder einem berechtigten Wunsche der öffentlichen Meinung nachgegeben habe. Wohlverstanden: ich wage weder das eine noch das andere als eine auf Kenntniß der Verhältnisse und Umstände gegründete Ansicht aufzustellen. Vom Hofe weiß ich nur, was der Stadttratsch erzählt, und zweifelsohne ist meine Kenntniß davon nur eine sehr lückenhafte und oberflächliche. Den Grafen Grünne kenne ich nicht unmittelbar. Seine Persönlichkeit scheint auf solche, die nicht Gleich zu Gleich ihm gegenüber stehen, stets einen entschieden unangenehmen Eindruck zu machen, weil er den soldatischen Freimuth, das Gefühl seiner vornehmen Abkunft, das Bewußtseyn seiner hohen Stellung in der schärfsten Form ausgeprägt zu Tage zu legen pflegt. Andererseits wird aber auch nicht zu vergessen seyn, daß es noch keine hochgestellte Persönlichkeit gegeben hat, die nicht maßenhaft gehaßt wurde. Denke nur an das Jahr 1848 zurück, wo derlei Haß sowohl gegen den Staatskanzler ausbrach als gegen die harmlose Frau v. Cibini, welche dem eben so harmlosen Kaiserpaare durch angemessenen Zeitvertreib die schwere Last der schleichenden Stunden erleichterte. Derselbe Haß, welcher einst die genannte Dame zur Regierungszeit des Kaisers Ferdinand traf, hat sich unter Franz Joseph auf den Grafen Grünne vererbt, ob mit Recht oder Unrecht, vermag ich nicht zu sagen; gewiß ist nur die Thatsache, daß auf die Nachricht von seinem Sturze ganz Wien in eine Art von Freudentaumel gerieth, — die Einwohnerschaft mit Inbegriff der Besatzung. Bei Daum soll unter den Offizieren das Wort umgelaufen seyn: „Solferino und Villafranca sind reichlich aufgewogen.“

Ueber den Anlaß zum Rücktritte Hübners stehen sich in den verbreiteten Gerüchten zweierlei Angaben schroff genug gegenüber; die einen sagen, er sey in Ungnade gefallen, weil er der magyarischen Adelspartei mehr versprochen, als sich gewähren lasse, während die andere ihn als Nachfolger des Grafen von Rechberg bezeichnen. Zwischen diesen zwei äußersten Endpunkten finden sich noch zwei Uebergangsstellen: die Rolle des Grafen Colloredo und der Botschafterposten in Paris. Den Grafen Colloredo hat nämlich in Zürich der Schlag gerührt, und da, wie es im Telegramm hieß, vier Aerzte um ihn beschäftigt waren, so wird sein Aufkommen für zweifelhaft, seine Herstellung aber im besten Falle für ein Werk langwieriger Conferenzen gehalten, deren Ergebniß mit dem Friedensschluß von Zürich eine unangenehme Aehnlichkeit haben dürfte. Möge indessen Hübners Zukunft sich gestalten wie sie wolle, er hat sich die bleibende Dankbarkeit aller derjenigen erworben, welche in Oesterreich Zeitungen schreiben oder Zeitungen lesen. Die entschiedene Weise, womit er den Willen des Kaisers vollzog, hat ihm die vollste Anerkennung mit einem einzigen Schlage gewonnen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 46. 13. November 1859.

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seinel Gleichen:
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort.
Und ist so wirksam als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.
So lebst auch du durch ungemessne Zeit.
Genieße der Unsterblichkeit!

Goethe.

Prolog *

zur Feier des hundertjährigen Geburtstages

Friedrich Schillers.

Des Vorhangs Falten sind emporgeflogen,
Die euch verhüllen diese bunte Welt;
Und wie des Meeres aufgeregte Wogen
Sich glätten, wenn kein frischer Hauch sie schwellt,
So ist nun hier das Schweigen eingezogen
Und ihm hat der Gedanke sich gesellt:
In dieses Hauses lichterhellter Runde
Beginnt des Festes erste Feierstunde!

Und welch ein Fest! Zu einem Wiegenbette
Im Geist zu pilgern steht ein Volk bereit,
Und blickt gerührt nach jener niedern Stätte,
Die ein erhabner Genius geweiht!
Im ganzen Reiche rüsten um die Wette
Die Städte sich zu einem Liebesstreit;
Denn keine will zurück der andern stehen,
Den Dichtertag in Würde zu begehen:

Den hohen Tag, da die Novembererde
In Ihm den wärmsten Frühlingskuß empfing;
Mit jenes Kindes erstem Schrei ein Werde
Durch die gebundne Welt des Geistes ging;
Der Dichtung Gott mit liebender Geberde
Die Leier zu des Knaben Häupten hing
Und weihend sprach: Laß ihre Saiten tönen
Der Freiheit nur und nur dem Ewig-Schönen!

Und so geschah's! — Von heil'ger Gluth durchdrungen
Schritt er die Bahn des Ruhmes ohne Halt.
Wie stolz hat er sein Saitenspiel geschwungen,
Wo es der Menschheit höchste Güter galt!
Wie sprach er kühn mit donnerlauten Zungen
Das Urtheil der despotischen Gewalt,
Und wußte doch der Liebe zaubrisch Walten
In reinster Mädchenblüthe zu entfalten.

Sein Singen war ein feuriges Verkünden
Von einem nie erschöpften Wunderhort.
Den Geist der Männer wußt' er zu entzünden,
Die Jugend riß er stürmisch mit sich fort.
Dem Wunsch, der Sehnsucht, die im Herzen gründen
Des deutschen Volks, lieh er sein schwungvoll Wort,
Tiefgreifend in die Bücher der Geschichte
Verklärte er die Wahrheit im Gedichte.

* Am 9. November auf der königl. Hofbühne zu Stuttgart, als Einleitung zu Wallensteins Lager und die Piccolomini, vom Verfasser gesprochen.

Digitized by Google

Gleich goldnem Wein in einer Demantſchale
Erſchien der Born, der ſeiner Bruſt entfloß;
Erblüht, gereift im lichtſten Sonnenſtrahle,
Was ihm in ſtillen Nächten ſich erſchloß.
Ein König in dem Reich der Ideale
Schwang er ſich auf mit ſeinem Flügelroß,
Dem Druck der Erde leicht ſich zu entziehen,
Die ihm den Lorbeer, nicht das Glück verliehen.

So auf des Ruhms erhabnem Fußgeſtelle
Sah, hochbegeiſtert, ihn die Mitwelt ſteh'n.
So werden noch in ew'ger Glorienhelle
Ihn unſre nachgebornen Enkel ſeh'n.
Unſterbliches verſandet keine Welle
Der raſchen Zeit, kein Sturm wird es verweh'n.
So bleibt er ſteh'n in's ſpäteſte Jahrhundert,
Wohl nie erreicht und drum ſo hochbewundert!

Wir, die an ihn das erſte Anrecht haben, —
Denn unſer Boden trieb das hohe Reis,
Die ſchönſte Blüthe wohl am Stamm der Schwaben,
Ihn, den den Seinen nennt der Erdenkreis, —
Wir brachten ſtets ihm unſres Dankes Gaben
Bei jeder Wiederkehr des holden Mai's
Und ſchaarten uns, wie unterm Heeresſchilde
Das Waffenvolk, treu unter ſeinem Bilde.

Und heute nun, o herrliche Erſcheinung!
Erhebt ſein ganzes Volk ſich, nicht zum Streit
Für Herrſcherrecht und finſtre Glaubensmeinung,
Dem theuren Dichter iſt der Drang geweiht!
Sein Wiegenfeſt zeigt die erſehnte Einung
Der Stämme, die Parteigeiſt oft entzweit,
Und ſtrahlend trägt, daß er „Seyd einig“ mahne,
Den Namen Schiller heut die deutſche Fahne.

O ſchaut hinaus, wie ſelbſt in fremden Landen
Die Schaar der Brüder ſich in Reihen ſtellt,
Die, heimathferne, ſich zuſammenfanden;
Wie ſelbſt in jener jugendlichen Welt,
Wo der Atlantis grüne Wogen branden,
Die Meerluft feſtliche Paniere ſchwellt!
Wo deutſches Wort und deutſche Lieder klingen,
Regt die Begeiſt'rung ihre Rieſenſchwingen.

So ſchreiten wir vereint dem Tag entgegen,
Da er dem Schooß der Mutter ſich entwand,
Zu Füßen ihm die Zweige hinzulegen,
Ihm, der ſo rein auf reiner Höhe ſtand,
Aus deſſen Haupt ein hoffnungsvolles Regen
Der beſſern Zukunft ging durch's Vaterland!
Doch wir ſind arm; den Kranz, um ihn zu ſchmücken,
Wir müſſen ihn von ſeinem Reichthum pflücken.

Auf dieſen Brettern, die euch oft der kalten
Und trübverworrnen Wirklichkeit entrückt,
Wo, was er ſchuf, lebendig zu geſtalten,
Die Spieler ſelbſt im Innerſten beglückt,
Soll ſich das glänzende Gebild entfalten,
Dem der Vollendung Stempel aufgedrückt,
Ihm mit des Dankes vollſten Feiertönen
Die lorbeerreiche Stirne neu zu krönen.

So ſchmettert denn, ihr krieg'riſchen Fanfaren,
Ihr Heerespaukken raſſelt dumpf darein,
Ihr Banner mit den kaiſerlichen Aaren
Entrollet euch im blut'gen Morgenſchein!
In's Lager ziehn die ſchlachtgewohnten Schaaren,
Geführt von ihrem Feldherrn Wallenſtein,
Und mit ihm naht, daß er das Herz uns löſe,
Der Dichter ſelbſt in ſeiner ew'gen Größe.

Feodor Löwe.

Digitized by Google

Die Schillerfeier.

Wenn man dem deutschen Volke jede andere Tugend abſprechen wollte, die der Pietät wird man ihm nicht ſtreitig machen können. Und iſt die liebevolle Treue, die von aller Selbſtſucht freie Hingabe an einen Todten auch nicht die höchſte aller Tugenden, ſo iſt ſie doch gewiß der Grund, aus welchem die übrigen alle entſpringen, in welchem ſie zu ihrer ſchönſten Vollendung gelangen. Darum wird ſich auch die allgemeine Begeiſterung der Nation, welche der hundertjährigen Geburtsfeier Schillers als ihrem höchſten Feſte entgegen geht, nicht irre machen laſſen durch vereinzelte Stimmen, welche darin nichts als einen übertriebenen Götzendienſt erblicken wollen. Uebertreibungen, ſelbſt Lächerlichkeiten ſind unvermeidlich und werden jedesmal vorkommen, ſo oft ein ganzes Volk an einer Sache Theil nimmt und ſie mit überſchwenglichem Enthuſiasmus ergreift. Nirgends ſonſt liegt das Komiſche dem Erhabenen gleich nahe. Wenn daher auch die zahlloſen Stimmen, die an allen Orten Deutſchlands und überall, wo in der Welt der deutſche Geiſt ſich einen Ausdruck geben kann, bereits laut geworden ſind und ohne Zweifel in den nächſten Tagen ſich noch viel eifriger werden hören laſſen, nicht alle auf der Höhe ihres Gegenſtandes ſtehen, ihn nicht gleichmäßig tief auffaſſen oder würdig darſtellen, ſo darf das für den höher Gebildeten, der ſich bewußt iſt eine über die exoteriſche noch unendlich erhabene eſoteriſche Feier für ſich ſelbſt begehen zu können, kein Vorwand werden, ſich von dem Jubel der allgemeinen Begeiſterung in einſamem Stolze zurückzuziehen, ſich vornehm dagegen abzuſchließen. Vielmehr muß er ſich nur um ſo mehr aufgefordert fühlen, das tiefere Verſtändniß, das er zu haben glaubt, auch andern mitzutheilen, das Pathos, das für die Menge immerhin kein vollkommen klares und ſelbſtmächtiges ſeyn mag, nach Kräften zu einem mehr und mehr bewußten zu machen.

Die fortwährende Klage iſt, daß die Maſſe des Volks gleichgültig gegen alles Höhere, Geiſtige, daß ſie in gemeinem materialiſtiſchem Treiben verſunken und abgeſtumpft ſey. Wenn es ſich nun zeigt, daß dem keineswegs ſo iſt, daß das Volk der Fahne, die es ſich ſelbſt erleſen darf, ſtets ein warmes und treues Herz entgegen trägt, daß es an dem Liebling, den es ſich erkoren, mit unwandelbarer Hingebung feſthält, ſo wäre es Frevel, wenn die, welche über die allgemeine Stumpfheit und Unempfänglichkeit ſonſt ſo hurtig das Urtheil ſprechen, jetzt da ſich durch alle Schichten dieſes Volkes hindurch die reinſte und idealſte Begeiſterung kund gibt, dieſen warmen Drang mit dem kalten Strahl religiöſer Engherzigkeit oder excluſiver Hypercultur niederſchlagen wollten. Das literariſch-äſthetiſche Moment iſt das untergeordnete an der Schillerfeier; ihre weſentliche Bedeutung liegt darin, ein Ferment zu ſeyn für die national-humane Bildung, für die humane Cultur in jener höchſten Potenz, auf welcher ſie mit der nationalen Religioſität zuſammen fällt, ein Ferment von ſo eminenter Bedeutung, wie ein ſolches in der That nur nach Jahrhunderten wiederzukehren pflegt. Dieſe gebildete Religioſität aber, dieſe Bildung, welche wahrhaft religiöſer Natur iſt, ſie ſind immer auch univerſaliſtiſch; es iſt ihr Weſen, alles an ſich zu ziehen und zu umfaſſen, zum Höchſten hinauf zu reichen und das Niedrigſte nicht zu verſchmähen.

Gerade im gegenwärtigen Augenblick durchzuckt der Schmerz, daß wir es nirgends zu einer Einigkeit bringen, daß wir nicht ein Volk werden können, mit friſcher Heftigkeit die deutſche Nation. Daß wir dagegen in geiſtiger Beziehung ein feſtgeſchloſſener Bund ſind, daß wir eine einheitliche nationale Bildung haben, durch die wir, wenn nicht die erſte, doch auf jeden Fall eine ſelbſtſtändige und ehrenvolle Stelle unter den Nationen einnehmen, hat man vielfältig als ein ſolamen miserum zurückgewieſen, durch das wir uns in thörichte Eitelkeit einlullen und von der Erſtrebung des Einen, das uns vor allem noth thue, abhalten laſſen. Iſt es aber nicht ein erhebendes Schauſpiel, wenn wir jetzt in allen Welttheilen, wo immer hin deutſche Sprache und Bildung gedrungen iſt, alles ſich zuſammenthun ſehen zu dieſer Feier, um dem Bewußtſeyn der gemeinſamen Nationalität und Bildung einen energiſchen Ausdruck zu geben und vor den fremden Nationen ein lautes, ein freudiges Zeugniß dafür abzulegen? Andere thun allerdings auch etwas Aehnliches und thun es bei einer viel geringeren Veranlaſſung, ohne eines ſo tiefen Anſtoßes zu bedürfen. Wenn das jährlich wiederkehrende eidgenöſſiſche Schießen gefeiert wird, ſo ſchicken die Schweizer von Odeſſa und Conſtantinopel, von St. Louis und Californien ihre Gaben, um das nationale Feſt verherrlichen zu helfen. Käme es bloß auf materielle Beiſteuer an, ſo könnte es leicht ſeyn, daß die paar Millionen Schweizer es der großen deutſchen Nation zuvor thäten. Es iſt dieß immerhin beſchämend, aber

Digitized by Google

wir dürfen auch die verschiedene Lage, in der wir in Vergleich mit andern Völkern sind, nicht übersehen. Die Schweizer z. B. bilden alle gleichsam ein großes Handlungshaus, das an allen Orten und Enden seine Commanditen hat; das Vertrauen auf den Credit dieser gemeinsamen Firma hält ihren Unternehmungsgeist aufrecht, und dieser Firma, der sie so vieles zu verdanken haben, glauben sie nun auch wieder ein Opfer schuldig zu seyn. Die Anhänglichkeit der Schweizer an ihr schönes Vaterland hat ohne Zweifel zu einem guten Theil hierin ihre Wurzel. Eine derartige Dankbarkeit gegen sein Vaterland ist für den Deutschen leider eine Unmöglichkeit; weder Eigennutz noch Eitelkeit können ihm ein Anreiz zu patriotischen Manifestationen werden. . Soll ihm seine Nationalität energisch zum Bewußtseyn kommen, so muß der Anstoß dazu tiefer liegen, er muß idealer, geistiger Natur seyn. Die Deutschen, die in Deutschland eben so wie die über fremde Länder und Welttheile zerstreuten, werden sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt nicht darin, daß sie Einem Staate angehören, unter Einem Herrscher stehen, äußeren Ruhm und äußere Vortheile mit einander gemein haben, sondern darin, daß sie von einerlei Art und Bildung sind, daß sie, selbst ohne ein eigentliches Vaterland, nach ihrer innersten Naturanlage Deutsche sind und bleiben. Die deutsche Nationalität ist also nirgends zu suchen als in der deutschen Bildung; die Trias deutscher Wissenschaft, Philosophie und Poesie ist unser wahrer Kaiser. So eigenthümlich aber diese Bildung ist, durch die wir bei aller Assimilationsfähigkeit unseres Wesens doch stets jeder Vermischung mit andern Nationen unzugänglich bleiben, so besteht ihr eigentliches Wesen gerade darin, ideal menschlich, universalistisch, kosmopolitisch zu seyn. Wir haben uns selbst genug darüber verspottet, und sind von andern Nationen verhöhnt oder bemitleidet worden, daß wir, wie einst unsere Kaiser, mit unsern Planen über den ganzen Erdkreis schweifen und darüber unser eigenes Erb- und Hausreich versäumen, daß wir unser Haupt unter den Sternen tragen, während wir die Füße an jeden Stein stoßen. Wenn aber unsere Sandalen zerrissen sind, sollten wir auch noch den Königsmantel wegwerfen wollen, der unsere Blöße deckt? Thun wir nicht vielmehr besser daran, wenn wir uns dieser hohen idealistischen Art und Abstammung immer gründlicher bewußt zu werden suchen? Unser Reich ist allerdings noch nicht von dieser Welt; aber die Sanftmüthigen werden das Erdreich besitzen. Ein Volk, dessen Bildung eine so tief innerliche, rein humane ist, kann doch nicht wohl wie der Rhein im Sande verlaufen. Mit weit mehr Grund glauben wir hoffen zu dürfen, daß je mächtiger der Strom der Bildung anschwelle, je unwiderstehlicher er alles ergreife und fortreiße, er um so höher auch das Volk tragen werde, welches keinen andern Stolz und Beruf kennt, als das allgemeine Culturvolk, das Volk des Idealismus, der Wissenschaft, des Denkens und Dichtens zu seyn.

Ein ächt deutsches Fest also, eine Feier, welche unser nationales Selbstbewußtseyn erheben und erweitern soll, kann immer nur idealer Art seyn; es muß mit einem großen culturhistorischen Ereigniß, mit einem Heros der Bildung im Zusammenhang stehen. Daß nun aber unter allen Persönlichkeiten, welche in dieser Hinsicht Träger unseres nationalen Selbstbewußtseyns sind, keine der Liebe und Verehrung des deutschen Volks, der Gesammtheit der deutschen Nation näher steht als Schiller, wird von niemand geläugnet werden. Wir möchten oft die Nase rümpfen, wenn Leute, denen wir nicht eben das beste Verständniß zutrauen, den herrlichen Dichter preisen als „unsern Schiller;“ aber er ist ihr und unser Schiller, er ist Allen Alles, jedem nach seinem Maße. Es ist der Instinkt der Liebe, daß das ganze Volk in allen seinen Classen und Bildungsstufen ihn, wie keinen andern, den seinen, den unsrigen nennt.

Man darf wohl behaupten, daß in der That keine andere Nation einen Dichter hat, der in diesem Sinne national, seinem ganzen Volk in's Herz gewachsen wäre. Wir lesen von Italien, daß die Gondoliere in Venedig Ariosts oder Tassos Stanzen zum Schlag ihrer Ruder singen. Es mag dahingestellt bleiben, ob dieß nicht zu den schönen hesperischen Fabeln gehört; immerhin aber, wenn auch die den Italienern nicht abzustreitende ästhetische Anlage in einzelnen Fällen sich bis zu dieser Höhe erheben sollte, wird man im Allgemeinen sagen müssen, daß bei ihnen nie ein Schriftsteller so sehr mit dem Denken und Fühlen der ganzen Nation verwachsen ist, noch verwachsen kann, wie bei uns. Abgesehen davon, daß ihre berühmten classischen Dichter, Dante, Ariost, Tasso, ihnen doch mehr Reminiszenzen einer großen Vergangenheit als wahrhaft lebendige und gegenwärtige Träger ihres geistigen Nationallebens sind, daß der ganze Inhalt derselben dem unmittelbaren Gefühlsleben auch des italienischen Volks viel zu ferne liegt, um in Saft und Blut desselben aufgenommen zu werden, bleibt immer noch der gewichtige Umstand, daß die Italiener nicht nur nicht Alles lesen dürfen, sondern auch bei weitem nicht in dem Grade lesen können und mögen als wir. Ihre Bildung ist weit nicht so tief angelegt, ihre Liebe ist viel zu declamatorisch-heroischer Art, als daß sie einen Mann der philosophischen und poetischen Idee mit so gemüthvoller Innigkeit umfassen könnten, wie die deutsche Nation ihren Schiller.

Digitized by Google

Eben so wenig glauben wir, daß dieß bei den Franzosen der Fall seyn wird. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, daß die Dichter ihrer classischen, der Racineschen Zeit viel zu hofmäßig kalt und vornehm sind, um selbst die französische Nation, deren ganze Anlage sich mehr nach dieser Seite neigt, bleibend zu ergreifen, sondern denken uns die Natur der französischen Pietät gegen einen Mann, der den Geist seiner Nation nach allen Richtungen so energisch abspiegelt, der ein so eminenter Repräsentant dieses Nationalgeistes ist wie Voltaire. Ohne allen Zweifel, so weit man französisch denkt und spricht, müssen alle Jungen bekennen, daß Voltaire der Herr sey; er ist in demselben Sinn und Grad der ihrige, wie Schiller der unsrige. Und wahrlich, Voltaire ist ein großer Mann; er war nicht bloß der geistreiche Witzling und frivole Spötter, für den ihn so viele ausgeben möchten, sondern er wurde getragen von einem mächtigen, von einem edlen Pathos. Denken wir uns, sein Volk hätte sein Fest zu feiern, wie würde es überall wiederhallen von tönenden Declamationen und Hymnen auf den großen Kämpfer gegen Aberglauben und Despotismus, auf den berühmtesten Mann seines Jahrhunderts, vor dem sich die Könige und Großen dieser Welt gebückt! Wir wollen auch bei ihm nicht sagen, daß er schöne Kränze nicht wohl verdient hätte. Aber wie ganz anders wäre doch eine solche Feier in Frankreich als in Deutschland, wie ganz anders das feiernde Volk und der zu feiernde Mann! Voltaire, so sehr seine Wirkungen auch in die Breite und in die Tiefe gehen, ist doch nichts weniger als ein Mann des Volks; nirgends findet sich bei ihm ein Laut, der unmittelbar an die Seele, an das Gemüth dränge; er will und kann nicht geliebt, sondern nur angestaunt werden. Und von der andern Seite will auch die französische Nation ihre großen Männer weniger lieben als anstaunen; sie stellt ihre Bilder lieber in's Pantheon als auf den häuslichen Herd und findet weit mehr Geschmack daran, in pompösem Aufzug ihnen die Ovationen darzubringen, als in dem verborgenen Heiligthum des Herzens, in innig stiller und treuer Liebe mit ihnen zusammen zu wachsen.

Eine Verehrung, wie sie das deutsche Volk seinem Schiller widmet, können wir uns in Frankreich nicht denken, wir können es nicht einmal in dem stammverwandten England. Nur ein Mann wie Shakespeare stände für die Engländer auf derselben Höhe, wie für uns Schiller. Nun steht zwar dieser größte aller Dramatiker allerdings seinem Volke in ähnlicher Weise gemüthlich nahe, wie uns unser Dichter; eine Menge seiner Aussprüche sind jedem gebildeten Engländer in Ernst und Scherz stets gegenwärtig; der poetische, der sittliche Gehalt seiner Werke ist mit dem ganzen Geistesleben der Nation in der That auf's innigste verwachsen. Aber Shakespeare, so gewaltig er auch das Innerste ergreift, ist doch sozusagen viel zu objektiv, seine Dramen wollen nicht, wie Don Carlos oder Tell oder Wallenstein, sich unmittelbar an das Herz des Volkes legen und sein geheimes Sehnen und Streben ausdrücken. Der zarte, lyrische Idealismus, durch welchen Schiller ebensosehr wie durch den hohen Schritt seines Cothurns der Liebling seiner Nation geworden ist, fehlt dem Britten fast ganz; seine Gestalt ist mit Einem Wort zu grandios, als daß wir uns jenes vertrauliche Verhältniß zu ihm denken könnten, welches nur da stattfinden kann, wo wir den Mann, den wir so hoch verehren, zugleich so ganz als unsersgleichen kennen, wo wir wissen, daß er eben so rang und schmachtete wie wir, und hoffen, gleich ihm, seinem leuchtenden Vorbilde nach, durch alle Wirren und Hemmnisse zur Klarheit des Ideals hindurchzudringen. So stehen wir zu Schiller; er ist uns nicht bloß der große Genius, der Heros, sondern wir fühlen ihn so ganz als Fleisch von unserem Fleisch; jeder, der überhaupt für das Höhere lebt, der die ideale Sehnsucht kennt, weiß sich in ihn hinein zu versetzen, sich mit ihm zu identificiren. Daß wir alle Schiller sind, daß wir in ihm die am schärfsten und reinsten ausgeprägte Form erblicken, in der wir alle gebildet, nach der wir alle gemodelt sind, das macht ihn zu dem Dichter des deutschen Volks in einer Weise und einem Grade, wie nicht wohl eine andere Nation einen gleichen aufzuweisen hat. Ja, Schiller ist der Prototyp seiner Nation und er hatte das Glück, dieselbe zu vertreten und darzustellen in einer Zeit, wo diese Nation gerade auf dem Gipfel ihrer harmonischen Ausbildung angelangt war, wo sie in Jugendfrische und schönster Reife zugleich, in „edel stolzer Männlichkeit" dastand, einer Zeit, die er selbst unter den ersten herbeiführen half und die dafür ihn wieder hob und trug, die classische Zeit den classischen Dichter.

Nur eine classische Zeit bringt auch classische Dichter hervor. Welches sind aber die classischen Zeitalter und was bringt sie hervor? Man gebraucht diesen Namen so unzählige male, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, was man darunter versteht. Classisch bezeichnet etwas Treffliches, Vollendetes, aber eine Trefflichkeit ganz eigenthümlicher Art, die nicht von dem Willen und Vermögen des Einzelnen abhängt, sondern etwas ganz Spontanes, Genuines ist, einem Volke wie eine köstlich gereifte Frucht von selbst in den Schooß fallen muß. Nicht Mäcenate oder Mediçer können eine solche Epoche herbeiführen, sie ist ein nothwendiges Stadium in der organischen Entwicklung, in dem geistigen Wachsthum

Digitized by Google

der Völker selbst. Und zwar kommt es hiebei nicht allein auf extensive Bildung, auf Vermehrung der Kenntnisse, auf Verfeinerung des Geschmacks an, sondern die gesunde, sittliche Kraft, der ideale Schwung eines Volks ist der andere eben so unentbehrliche Factor. Wo biederbe Einfachheit, altfränkische Tugend vorherrscht, noch ungemildert von höherer, allgemeiner humaner Bildung, da mag sich eine Nation wohl befinden, aber ihr goldenes Zeitalter ist es nicht. Umgekehrt, sobald die ästhetische Bildung oder die exacten Wissenschaften vorwiegen und nicht mehr getragen werden von dem entsprechenden Maße sittlicher Kraft und idealer Erhebung, da ist dieses Zeitalter vorüber. Wo aber beide Seiten harmonisch zusammentreffen und sich in möglichst gesättigter Mischung durchdringen, da ist die classische Zeit im ganzen Leben des Volks wie in seiner Literatur.

Es wäre zu viel, wenn man behauptete, diese Zeit könne für jedes Volk nur einmal kommen und dann nicht wieder. Das Leben der alten Völker verfloß allerdings einförmiger und nach den Gesetzen eines beschränkteren, ausschließlicheren Nationalgeistes, so daß ihr Daseyn uns, die wir es aus der Vogelperspective betrachten können, denselben Anblick gewährt wie die auf- und absteigende Stufenleiter der Lebensalter des Individuums. Die moderne Bildung, die der christlichen Welt dagegen scheint uns auf viel tieferen und weiteren Principien zu beruhen; sie ist nicht so ausschließlich und egoistisch, daß ein Volk nothwendig das andere verdrängen, daß jedes nur eine einmalige Entwicklung, eine in sich selbst zerfallende bloß negative Existenz haben müßte. Die Bildung der christlichen Zeit verläuft in concentrischen Kreisen, die von den Punkten der tiefsten Depression stets wieder zu neuer, höherer Erhebung führen. Immerhin aber braucht der Geist der Geschichte, der sein Werk ebenso unablässig als unvermerkt und langsam fortführt, ganze Jahrhunderte, bis er wieder auf einer dieser Ruhe- und Sättigungspunkte anlangt. Diese Epochen treten bei den einzelnen Völkern zu verschiedenen Zeiten ein; Italiener, Spanier, Engländer, Franzosen und Deutsche haben den Höhepunkt ihrer nationalen Reife und Bildung nicht mit einander, sondern lange nach einander erreicht. Bei aller Selbstständigkeit und Gesondertheit der Nationalitäten jedoch ist das Culturleben der westeuropäischen Völker auch wieder ein so zusammenhängendes und solidarisch verbundenes, daß es nicht an Zeiten fehlt, in welchen sie alle zusammentreffen in einem außerordentlichen Aufschwung, in einer Begeisterung für alles Menschliche, daß man sich zu hoffen versucht fühlt, das menschliche Geschlecht nahe sich dem Ziele seiner Vollendung, seine Geschicke fangen an sich auf's herrlichste zu erfüllen.

Eine solche Zeit war für die ganze gebildete Menschheit das achtzehnte Jahrhundert, insbesondere die zweite Hälfte desselben. Die Gegenwart glaubt zwar auf diese Vergangenheit herabsehen und in ihr die Quelle aller Mängel und Fehler finden zu dürfen, an welchen sie selbst krankt. Der unbefangene Historiker aber, wenn er auch das Unvollkommene nicht läugnet, das jene Zeit eben so wie jede andere hatte, verkennt doch noch viel weniger das Große und Herrliche, durch das sie vor den übrigen Jahrhunderten hervorragt. Die Geschichte kennt kaum eine andere Zeit, wo ein so allgemeiner Enthusiasmus die ganze Menschheit ergriffen zu haben schien für alles Schöne und Edle, für Humanität, für Freiheit, Licht und Recht. Der Kreislauf aller der verflossenen Jahrhunderte des Mittelalters schien sich in diesem einen mikrokosmisch wiederholen zu wollen. Italien und Spanien, diese Stammländer westeuropäischer Cultur, waren aufgewacht aus dem langen, hundertjährigen Schlummer, in welchen sie durch geistlichen und weltlichen Despotismus versenkt worden waren; die Bourbonen in Spanien und Neapel gaben den ersten Anstoß der Bewegung, welche wie auf elektrischen Drähten ganz Europa durchlief. Und dem Stoß von Süden begegnete der von Norden, der von England aus durch Frankreich hindurchging und die germanische Bildung mit der romanischen verband. In der Mitte aber stand Deutschland, um alle diese von den verschiedensten Seiten her kommenden Einflüsse aufzunehmen, damit die lange verschlossene Knospe seines Geistes endlich zu schönster Blüthe aufbreche. Ihm war das Glück beschieden, daß seine classische Zeit, die Zeit seiner Erhebung, in welcher es die versäumten Jahrhunderte hereinbrachte, mit dieser allgemeinen, großen Epoche zusammenfiel. Dadurch fiel ihm die Aufgabe zu, an die Spitze der rein geistigen, humanen Entwicklung zu treten, für die übrigen Völker in dieser Hinsicht das zu werden, was in den ersten Zeiten des Mittelalters Italiener oder Schotten und Irländer für Europa gewesen waren. Der deutsche Geist hat am tiefsten gearbeitet; in Poesie und Philosophie hat er eine ganz neue Bahn gebrochen; die ganze tiefere Weltanschauung der neueren Zeit ist dadurch herbeigeführt worden.

In dieser seiner schönsten Zeit, auf dieser Höhe seiner geistigen Entfaltung nun war Schiller das beneidenswerthe Loos zugefallen, sein Volk zu repräsentiren. Deutschland hatte damals das Glück, reich an Männern zu seyn, von denen jeder eine eigene geistige Welt in sich darstellt. Ein reicher Himmel, Stern bei Stern, so standen sie neben einander, mit vereintem Licht der eigenen und fremden Nationen zu leuchten.

Digitized by Google

da, wo wir uns frei bewegen können, tödtlich von uns getroffen und überflügelt. Dieses unwillkürliche Geständniß des Feindes muß uns erheben, indem es uns eine Bürgschaft ist, daß uns, wenn wir in den äußern staatlichen Dingen unser selbst eben so gewiß geworden sind wie in den rein geistigen, der andere Sieg eben so wenig fehlen werde. Vor allem aber wird dadurch Schiller erhoben. Was den stolzen Feldherrn mit ihren stattlichen Kriegsheeren nicht gelang, wo die materielle Macht schimpflich zurückweichen mußte, da hat der Mann der friedlichen Idee, der Held der einsamen Studirstube seine Triumphe gefeiert. An ihn schließe dich an, deutsches Volk, er ist dein König der Ehren, der dich zum Siege führen wird!

Auf diesem, dem rein geistigen Gebiete wenigstens durften wir uns also rühmen, es zu nationaler Einheit gebracht zu haben; hier stellten wir eine Nation dar, groß und mächtig genug, um auf die benachbarten stammverwandten Völker einen anziehenden und beherrschenden Einfluß auszuüben, um auch in fernen Welttheilen in der uns beschiedenen Machtentfaltung eben so gebietend aufzutreten, wie die Schiffe und Kanonen besitzende Nation in der ihrigen. Hier existirt noch das alte heilige deutsche Reich; gerade zu der Zeit, wo es äußerlich auseinander zu fallen und ganz zu verschwinden anfing, da baute es sich im Geiste neu und herrlich wieder auf, in noch weiteren Grenzen, als es selbst in den Zeiten seiner höchsten Blüthe, unter den sächsischen Ottonen, unter den schwäbischen Hohenstaufen gehabt hatte, in jenen Zeiten, da es noch das große Centralreich des westlichen Europa war, zu dem sich die übrigen Länder alle nur wie Provinzen verhielten. In die Abendröthe des sterbenden alten Reichs fiel noch dieser Morgenschimmer des neuen herein, um sein Ende mit einem Hoffnungsstrahl zu verklären. Und diese Hoffnung ließ nicht zu Schanden werden. Oder sind nicht die meisten der verlorenen alten Provinzen wieder gewonnen? Die Schweiz auf der einen, die russischen Ostseeprovinzen auf der andern Seite gehen wieder zu Lehen bei dem Reich deutscher Zunge und deutschen Geistes; Holland ist eine zugewandte Provinz; in Belgien sind wir in siegreichem Kampf mit dem gallischen, an der Eider in einer Fehde mit dem normännischen Element begriffen, in welcher wenigstens unsere geistigen Waffen ihre unfehlbare Ueberlegenheit bewähren werden. Durch das Elsaß bis in die Herzprovinzen Frankreichs wird unsere wissenschaftliche Oberhoheit geachtet. Der alte Rothbart schlummert und alle die sehnsüchtigen Rufe seines Volks können die Kaisergräber nicht öffnen; aber in unverwüstlicher Kraft stehen die geistigen Consuln und Kaiser unter uns, Scepter und Apfel, das Symbol der Weltherrschaft, in der Hand. Unter ihnen ragt Schillers hohe Gestalt hervor, das geistreiche Haupt auf dem schlanken Halse in die unbegrenzte Ferne vorneigend. Um ihn kann sein Volk sich noch schaaren, ohne einen „Gegenkaiser“ oder „Pfaffenkönig“ fürchten zu müssen; um ihn soll es sich sammeln, und wer sich nicht einstellt auf dem Maifelde mit Schild und Schwert, der ist ein Reichsverräther, der ist schuldig der Felonie gegen die uns allein noch gebliebene Majestät von Kaiser und Reich.

In diesem Sinn, durfte man hoffen, werde die Schillersfeier ein großes Volks- und Einheitsfest werden, eine Darstellung der wirklichen und wahren „nationalen Partei,“ deren Mitglieder man nicht nach den Unterschriften eines todten Programms, nicht nach Hunderten, sondern nach Millionen zählt. Wenn wir hier nicht eine Einheit zu Stande bringen, wo keine diplomatischen Verträge und garantirten Souveränitätsrechte im Wege stehen, wie dürften wir hoffen sie anderwärts zu erreichen? Aber leider scheint der deutsche Geist der Individualisirung und Absonderung sich auch da geltend machen zu wollen, wo keine Collision der Interessen, kein Gegensatz von Süd und Nord die Einigung aufspielte. Es zeigt sich auf die traurigste Weise, daß wir mit Unrecht die territoriale Zersplitterung anklagen, als sey sie an allem Unheil Deutschlands schuldig, während die Schuld ganz und allein in uns liegt. Wenn ein fremdes Volk gegen die Herrschaft des deutschen Geistes sich auflehnt und darum die Schillersfeste für Modethorheiten, für Ausbrüche des nationalen Schwindels ausgeben möchte, der von Zeit zu Zeit um irgend ein goldenes Kalb tanzen müsse; wenn dänische Blätter Schillern seine Bedeutung als Volksdichter streitig machen wollen und sagen, er habe es mehr als andere Zeitgenossen verstanden, schöne Gedanken in schöne Formen zu kleiden, zur Sphäre des eigentlichen Volkes aber habe er sich nie herablassen können — darüber können wir lachen und einen thörichten Ausbruch des eiderdänischen nationalen Schwindels darin erblicken. Im höchsten Grade bellagenswerth aber und als eine wahre Calamität ist es anzusehen, wenn die deutschen Verehrer Schillers, wenn die, die ihn kennen und seine Bedeutung zu schätzen wissen sollten, sich darüber streiten und zanken, ob sein Fest mehr in demokratischem oder aristokratischem Sinn zu feiern sey, wenn sie drohen, dasselbe zum Anlaß sträflicher Parteidemonstrationen zu machen.

Was Aristokrat oder Demokrat! Warum will man diese Worte, mit denen die meisten ein sinnloses Spiel treiben, auch hier herein werfen, wo sie gar nicht hingehören? Was war denn Schiller? Die ganze Welt weiß es: ein Aristokrat

Digitized by Google

theilweise mit der antiken Literatur voraus; es kann ohne diese Bekanntschaft nicht vollständig genossen werden, wie es doch bei vielen andern Dichtungen Schillers, z. B. auch der Glocke, die das entscheidende Recht hat dem „Spaziergange“ gegenüber gestellt zu werden, sehr wohl möglich ist. Ich darf voraussetzen, daß jedem Leser bei der Schilderung der kräftig und schön aufblühenden Cultur das Bild des hellenischen Lebens wie in entzückender Fernsicht vor die Seele tritt, obgleich der Dichter jeden Zug, der seine innerlichst freie, gewissermaßen im Aether des geschichtlichen Bewußtseyns schwebende Betrachtung den Grenzen bestimmter historischer Anschauungen zu nahe bringen und sie dadurch beengen könnte, sorgfältig vermeidet, und man wird sich eingestehen, daß man durch diese, vom Dichter zwanglos geweckte Erinnerung besonders angeregt und befriedigt worden ist. Deßhalb wirkt auch der Name Homers, der dem Dichter gleichsam zu entschlüpfen scheint, nachdem sich der Schmerz seiner Geschichtsbetrachtung in dem freudigen Schrecken, sich erwachend am Herzen der ewigen Natur zu finden, gelöst hat, wie ein Nachklang jener früheren Schilderung, die unser Gemüth zur Lust an der jugendlichen Culturentwicklung spannte. Und gerade ein solcher Nachklang ist nothwendig, damit unser Gefühl nicht in der einfachen und unmittelbaren Befriedigung an der Ruhe der Natur, an ihrer unveränderlichen und erquickenden Schönheit aufgehen könne, damit wir nicht schließlich in die Abspannung versinken, welche den Frieden der Natur als solchen den Kämpfen der Geschichte vorzieht, und uns mit schwächlicher Empfindsamkeit dem bloßen Erholungsbedürfniß hingeben, welches durch sentimentale Rückerinnerungen keineswegs geadelt wird.

Die „Sonne Homers“ weckt zunächst die Vorstellung der eigenthümlich heitern, mannigfach gestalteten und belebten, farbenreichen, wenn nicht üppigen griechischen Natur, leitet also unsere Phantasie sofort wieder in die Ferne und läßt uns leise den Contrast zwischen jener und unserer — der verhältnißmäßig nordischen — Natur empfinden. Aber diese Empfindung soll nicht festgehalten, sondern aufgehoben werden; denn die „Sonne Homers,“ heißt es, „lächelt auch uns,“ und damit ist nicht nur die Unveränderlichkeit der Natur in der Zeit, sondern auch, gerade weil wir an eine ferne oder fremde Natur erinnert werden, die wesentliche Gleichheit des Naturseyns, trotz der Unterschiede, die der Raum bedingt, ausgedrückt. Die Natur ist nicht nur immer, sie ist auch überall schön; es kommt nur darauf an, daß und wie wir sie anzuschauen verstehen.

Der Name Homers erinnert uns aber weiterhin an eine Naturanschauung, welche mit offenen Sinnen im ganzen Umkreise der Erscheinungen jedes Besondere aufnimmt und erfaßt, aber nicht, um mittelst dieser klaren Auffassung des Einzelnen die Phantasiethätigkeit einzuengen, sondern gerade, um ihre gestaltende Kraft frei zu machen und zu bewähren. Denn die naive Naturanschauung, die uns in den homerischen Dichtwerken in weitester Ausbreitung erscheint, unterscheidet sich dadurch von der sentimentalen, daß das mit unbefangenem, aber energischem Sinne Aufgefaßte zum freien Eigenthum der Phantasie wird, welche es unbefangen und energisch zu ihren Zwecken verwendet, während die sentimentale Naturanschauung die Ruhe, die Einfachheit und Schönheit der Natur im Contraste zu den Kämpfen des Culturlebens, seiner Unnatur und seiner Verderbniß genießt, sich also den allgemeinen Eindrücken und Einflüssen des Naturlebens hingibt, um sich von den künstlichen Bedürfnissen und Erregungen, den willkürlichen Schranken und Zerrbildern des socialen Lebens momentan frei zu fühlen, so daß die Phantasiethätigkeit, die durch diese überreizte Naturempfindung — denn von einer eigentlichen Anschauung darf man im Grunde nicht sprechen — entbunden wird, sich in der contrastirenden Gegenüberstellung des „Natürlichen“ und „Menschlichen“ bewegt.

Die naive Naturanschauung faßt die besondern Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens mit gleicher Bestimmtheit, mit derselben sinnlichen Klarheit und Treue auf, weil ihr das Bewußtseyn und das Gefühl des Gegensatzes fremd sind; sie hat aber das Bedürfniß und die Fähigkeit, das Allgemeine, Hintergründige und Dynamische im Natur- und Menschenleben, welches nicht an sich in die begrenzte und begrenzende Anschauung tritt, sondern nur der unbestimmten Empfindung und der verständigen Reflexion gegenständlich wird, anschaulich zu machen, d. h. es in einer abgegrenzten Gestalt vorzustellen, welche keine andere, als die menschliche seyn kann, weil die menschliche Gestalt an sich die Erscheinung oder die concrete Darstellung des allgemeinen und selbstbewußten Naturvermögens, oder, kurz ausgedrückt, die vollkommenste Gestalt ist, und als solche in naiver Weise empfunden wird. Dagegen vermag die sentimentale Naturanschauung, welche im Allgemeinen von dem Gegensatze des gesunden und in sich selbst erfüllten Naturlebens gegen das krankhafte, weil mit sich selbst in Widerspruch befindliche und überall unerfüllte menschliche Daseyn ausgeht, über diesen Gegensatz nur dadurch hinaus zu kommen, daß sie schließlich die Stimmungen des in sich selbst versunkenen Gemüths in das Naturleben reflektirt — eine Beseelung der Natur, welche von derjenigen,

Digitized by Google

die mittelst der naiven Naturanschauung stattfindet, wesentlich verschieden ist. Denn das naive Gemüth gibt dem Allgemeinen in der Natur eine bestimmte und feste Form für die innere Anschauung, indem es die unmittelbare Empfindung oder den reflektirten Eindruck desselben gestaltet; das sentimentale Gemüth aber macht die Natur zum Spiegel seiner selbst, d. h. seiner wechselnden Stimmungen, um dieselben als allgemeine, gewissermaßen das All durchströmende, um also sich in seiner Schrankenlosigkeit zu genießen.

Die Hingabe des sentimentalen Gemüths an die Natur ist daher nur Schein: das, was es zu ihr hinzieht, ist ihre Passivität, welche der Willkür der Vorstellungen keine Schranke setzt, während das naive Gemüth den Eindruck des Naturwesens als eine bestimmte Einwirkung und eine objektive Macht empfindet, die für die Phantasie unwillkürlich, d. h. nothwendig Gestalt annimmt. Deßhalb sind die Phantasiegebilde der naiven Naturanschauung, obgleich Phantasiegebilde, wahr, gewissermaßen die sich im Bereiche der menschlichen Phantasie fortsetzende Naturgestaltung, während die sich aus der sentimentalen Naturbetrachtung entwickelnde Phantasiethätigkeit sich bald mit Reflexionen verknüpft, bald phantastische Erscheinungen hervortreibt, immer aber den Charakter der Willkür hat.

Hiernach ist es uns erlaubt, die naive Naturanschauung einfach als die reine, die sentimentale dagegen als die getrübte Naturanschauung zu bezeichnen; nur dürfen wir, wie aus der bisherigen kurzen Charakteristik von selbst hervorgeht, uns das sentimentale Gemüth nicht in bleibender oder auch nur vorherrschender trüber Stimmung, und die Reinheit der naiven Naturanschauung als nüchterne Verständigkeit vorstellen. Denn einerseits bedingt die Sehnsucht des sentimentalen Gemüthes nach der Natur ein Entzücken an derselben, welches dem naiven Gemüthe fremd ist; andererseits ist die naive Naturanschauung eine phantasievolle, und die gleichmäßige Heiterkeit, welche allerdings einen wesentlichen Charakterzug derselben ausmacht, aber sich keineswegs im Ausdruck der Empfindung als solcher, sondern in der Treue äußert, mit der alles Natürliche dargestellt wird, beruht auf dem Selbstgefühle und auf der steten Bethätigung des schöpferisch gestaltenden Vermögens, welches die Einwirkungen der Natur auf das Gemüth, mögen sie gewaltiger oder lieblicher Art seyn, treu, aber produktiv zurückwirft, und eben damit zugleich die Fülle und die Freiheit der menschlichen Natur bewährt. Deßhalb erscheint die Darstellung der Natur in der naiven Poesie auch nicht als eigentlicher Zweck, sie ergibt sich vielmehr von selbst, weil die Naturexistenz das menschliche Daseyn überall umgrenzt und es theilweise bestimmt, beherrscht, theilweise durch den Menschen gestaltet wird; und während die sentimentale Poesie, insofern sie die sentimentale Naturanschauung vertritt, sich von der Darstellung des natur-entfremdeten menschlichen Lebens und Treibens ausdrücklich abwendet, besitzt die naive Poesie noch das volle Interesse am Menschlichen, weil sie den Vollbesitz des noch unentwickelten menschlichen Vermögens zum Hintergrunde hat. Mit andern Worten: die naiv-poetische Naturanschauung gehört den Zeitaltern des sich frisch entfaltenden Culturlebens, die sentimentale den Zeitaltern der erschöpften oder gehemmten Culturentwicklung an.

Hieraus ergibt sich von selbst die Frage, ob uns Modernen, die wir auf dem Boden einer ausgebildeten Civilisation stehen, die naiv poetische Naturbetrachtung möglich ist, ob uns nicht vielmehr die Anschauung der Natur nothwendig zu sentimentalen Empfindungen anregen muß? Wir dürfen nicht anstehen, diese letztere Frage zu bejahen, und wir müssen hinzufügen, daß ja die eben von uns gelesene Schiller'sche Dichtung selbst durchweg von einer sentimentalen Sehnsucht nach der Natur und von einer sentimentalen Freude an derselben durchdrungen und beseelt ist. Oder hätte etwa unser Gedicht auf uns einen andern Eindruck gemacht? Wenn wir dieß verneinen, so dürfen wir weiter fragen, in wiefern die Erinnerung an Homer, den vollkommensten oder vielmehr für sich ausreichenden Repräsentanten der naiv poetischen Naturanschauung, es vermöge, die sentimentale Stimmung, in welche uns der Dichter mit sich selbst versetzt und deren leidenschaftlichster Ausdruck das Entzücken ist, mit dem er sich an das Herz der wiedergefundenen Natur wirft, nicht schlechthin aufzuheben — denn das ist durch einen so einfachen Anund Nachklang nicht zu erreichen und würde, wenn es durch weitere Mittel geschähe, die Einheit des Gedichts zerstören — aber sie als solche zu einem poetischen Abschluß zu bringen und unser Gemüth über die Gefahr, schließlich in eine unpoetische Sentimentalität zu versinken, hinweg zu heben.

Allerdings hat der Dichter dieser Gefahr, wie wir später sehen werden, schon vorgebeugt; aber es kam darauf an, gerade mit dem Abschluß des Gedichts den poetischen Anstoß zu neuen Vorstellungsreihen zu geben, die uns unmerklich zu einer innerlichen Reproduktion der früheren Schilderungen, und insbesondere derjenigen, welche uns die jugendliche Strebsamkeit der aufblühenden Cultur vergegenwärtigen, zurückzuleiten und die energische Stimmung unseres Gemüths, die sich mit der Resignation nicht verträgt, zu unterhalten geeignet sind. Und dieß geschieht durch die Erinnerung an Homer, so kurz und einfach sie ist, in der gelungensten

Digitized by Google

oder vielmehr in der einzigen Weiſe, in der es möglich iſt. Denn der Name Homers vergegenwärtigt uns wie in einem plötzlichen Scheine den Gegenſatz der ſentimentalen Naturanſchauung und die jugendliche Friſche und Fülle energiſcher Menſchlichkeit. Unſere Sehnſucht nach der Natur wäre aber von vornherein eine zugleich unpoetiſche und unſittliche, wenn ſie nur das Bedürfniß wäre, in der Natur ausruhend die Kämpfe und Leiden, alſo auch die Ideale der Cultur zu vergeſſen. Ein ſo einſeitiges Bedürfniß wäre ein deutlicher Beweis, daß wir nicht ſowohl durch die Verderbniß der Civiliſation, durch den Widerſpruch deſſen, was ſie ſeyn ſoll und zu ſeyn ſcheint, gegen ihre Wirklichkeit, ſondern durch die Unbefriedigung unſerer civiliſirten Gelüſte, durch den Ueberdruß an der Arbeit des Culturlebens zur Natur getrieben würden — um hier in phyſiſcher Ruhe und in willkürlichen Phantaſieſpielen unſer anſpruchsvolles Ich auszudehnen und zu genießen.

Daß dieſer Uebergang zu einem raffinirten Naturgenuß, der im Grunde Selbſtgenuß iſt, ſelbſt dann, wenn wir in der That zunächſt die Einfachheit, Geſetzmäßigkeit und Vollendung des Naturſeyns im Gegenſatze zu der Unwahrheit und Unſittlichkeit des ſocialen Lebens empfinden, nicht nur möglich, ſondern auf die Länge unausbleiblich iſt, habe ich ſchon früher angedeutet. Ich nenne aber dieſes Verhalten zur Natur, trotz aller Reflexionen über die menſchliche Verkehrtheit und Verderbtheit, die bei demſelben entwickelt werden mögen und entwickelt zu werden pflegen, ein unſittliches, weil die poſitive Sittlichkeit in der Gemeinſchaft des Menſchen mit dem Menſchen ihren Boden und ihren Beſtand hat, und trotz aller Phantaſieſpiele ein unpoetiſches, weil die wahrhafte Phantaſiethätigkeit eine ſchöpferiſche und geſtaltende ſeyn muß.

Wenn daher unſere Sehnſucht nach der Natur und unſere Freude an ihr nicht darauf beruht, daß unſer Gemüth den Idealen der Menſchheit, dem geſchichtlichen Intereſſe, wie dem Naturleben entfremdet iſt, und wenn wir im Naturgenuß unſer Intereſſe an der Menſchheit und unſer menſchliches Vermögen nicht verlieren, ſondern erneuern wollen, ſo muß uns zunächſt die Fülle und Geſetzmäßigkeit des Naturlebens zum Ideale des menſchlichen Daſeyns werden und weiterhin müſſen wir uns erinnern, daß die Wirklichkeit dieſes Ideals nicht nur in der Zukunft, ſondern auch in der Vergangenheit liegt, daß es Zeiten gegeben hat, in denen das Leben der Menſchheit ſich frei entfaltete, ohne ſich von der Natur abzuſcheiden, wo der einzelne Menſch, mit dem Naturleben noch unmittelbar vertraut und von der Sitte wie von einem höheren Naturgeſetz beſchränkt und gebunden, ſeine Individualität voll beſaß und herausſtellte. Deßhalb wird unſere Sehnſucht nach der Natur, iſt ſie berechtigter Art, zugleich und ſofort die Sehnſucht nach naturgemäßer Menſchlichkeit ſeyn, und unſer Entzücken an der Natur wird das Verlangen einſchließen, uns dieſe naturgemäße Menſchlichkeit zur Vorſtellung zu bringen, durch dieſes Verlangen aber zugleich gemäßigt und erhöht werden. Iſt nun in den homeriſchen Dichtwerken in der That das einfachſte und reichſte Bild natürlicher, jugendfriſcher und ſchöngeearteter Menſchheit aufgerollt, ſo tritt die Erinnerung an dieſe homeriſche Welt dem Bedürfniß entgegen, welches wir am Herzen der Natur empfinden, inſofern wir uns in dieſe Empfindung nicht paſſiv verlieren wollen, und unſere Phantaſie erhält einen Gegenſtand poſitiver und zuſammenhängender Bethätigung, welche das Gefühl unſeres Vermögens zu verjüngen geeignet iſt. Können wir die Natur nicht mit unmittelbarer Naivetät betrachten, weil uns dieſe Naivetät ein für alle mal verloren gegangen iſt, ſo ſind wir doch im Stande, die Poeſie der naiven Naturanſchauung, das iſt die reine und unverfälſchte Darſtellung oder Abſpiegelung der Natur, in dem poetiſch wirkſamen, naiven Gemüthe zu genießen, und dieſer Genuß, der allerdings bei uns Modernen mit einer gewiſſen Rührung, die den griechiſchen Hören und Leſern des Homer fremd blieb, verknüpft iſt, iſt kein erſchlaffender, ſondern ein anſpannender und fruchtbarer. Indem wir uns demſelben hingeben, laſſen wir die ſchwächliche und ſelbſtgenügſame Empfindſamkeit, welche mit der Geſchichte oder dem geſchichtlichen Intereſſe bricht, um eine anſpruchsvolle Mattigkeit mit dem Scheine der Reſignation zu umkleiden, hinter uns.

Daß die Jugend des Menſchengeſchlechtes in unſerer Vorſtellung aufleben kann und wirklich auflebt, gibt unſerem Glauben an die fortgeſetzte Erneuerung der Menſchheit die Lebendigkeit des unmittelbaren Gefühls, weil wir uns damit unſeres Vermögens, und zwar eines Vermögens, welches die Kluft der Jahrhunderte ſpielend überbrückt und eine längſt verſunkene Vergangenheit vergegenwärtigt, bewußt werden, alſo in uns ſelbſt den Beweis finden, daß die Gleichheit und Unerſchöpflichkeit der Natur überhaupt auch der menſchlichen Natur, wenn gleich nicht im Sinne der äußeren Unveränderlichkeit, zukommt. So gewinnen wir, wie der Dichter ſagt, den „fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück,“ und zwar nicht nur in Bezug auf unſere perſönlichen, ſondern auch in Bezug auf unſere geſchichtlichen Hoffnungen, auf das Zukunftsideal der Menſchheit, das wir in Geiſt und Herzen tragen und das kein Traum iſt, wenn es zu poetiſcher Klarheit und Lebendigkeit herausgebildet werden kann.

Digitized by Google

anregende Beschäftigung gebundenen, durch die geselligen Formen gefesselten Stadt- und Stubenmenschen hinaus vor das Thor treibt, um reine Luft zu schöpfen, die abgestumpften Sinne zu beleben und sorglos sich selbst anzugehören. Für dieses Erholungsbedürfniß sind der ungehemmte, erquickende Luftstrom und die Weite, in welcher sich das Auge ergehen kann, die nächste und das ganze Wesen fast plötzlich erleichternde und erweiternde Befriedigung. Daher hat die Schilderung der ersten Eindrücke, welche der Dichter empfängt, indem er in's Freie tritt, den Charakter realer Wahrheit, während doch zugleich das unmittelbare Bedürfniß und seine Befriedigung sofort idealisirt erscheinen. Es ist der Gegensatz der verschiedenartig beschränkten und bestimmten Existenz gegen die allgemeine Bestimmbarkeit, die Unendlichkeit des Selbst, welche von vornherein im Bewußtseyn des Dichters liegt und seine Empfindung des sich ihm plötzlich entfaltenden Naturseyns, seine Anschauung und Phantasie bestimmt.

Daher begrüßt er wohl den stattlich emporragenden Berg und die ausgebreitete Flur, das erquickende Grün und den fröhlichen Chor, der sich auf den Aesten wiegt; aber es ist die ruhige, unermeßlich ausgegossene Bläue, zu der er sich aus der sinnlichen und geistigen Enge, die ihn umgab, freudig *gerettet* fühlt. Denn die Anschauung des Unendlichen gibt ihm das Gefühl der Unendlichkeit; die besondern Interessen und Spannungen, die Bestimmtheit des Gemüthes in der beschränkten Umgebung, der einseitigen Beschäftigung, den mannigfach modificirten Lebensverhältnissen, *verschwinden* in der Empfindung der ruhigen Unbestimmtheit, der Einheit und Integrität, des unbeschränkten Selbst. Der Alles umfließende und umschließende Aether wird dem Gemüth zum Symbole seiner selbst, d. h. zum Symbole des Bewußtseyns, eine Welt von Vorstellungen zu umfassen und ihre Einheit zu seyn.

Der nächste und allgemeinste Grund, weßhalb wir uns in der Anschauung der Natur frei fühlen, besteht demnach darin, daß sich uns dieselbe als ein schrankenloses und doch einheitliches Seyn, als unendlich mannigfaltige und zusammenhängende, vom Element des Allgemeinen umschlossene und für unsern Blick in den Duft des Allgemeinen verschwimmende Existenz darstellt, daß aber der einzelne Mensch, der sie anschaut, zwar zunächst in ihrer Weite und Allgemeinheit sein kleines Selbst, seine *bestimmte* Persönlichkeit verschwinden fühlt, aber eben dadurch das Gefühl *seiner*, der Unendlichkeit der Natur entsprechenden und entgegengesetzten Unendlichkeit gewinnt. Er — der einsame Mensch — weiß die Natur als *sein* Gegenüber; wie sein Sinn, sich im schrankenlosen Aether ausdehnend, die ganze Welt der Erscheinungen umspannt, so ist die Natur als *eine* der Gegenstand seines Bewußtseyns und er weiß sich daher als Bewußtseyn über die Natur erhaben. Denn die Unendlichkeit des Bewußtseyns ist unendliches, freies *Vermögen*, die Unendlichkeit der Natur der ununterbrochene Zusammenhang gebundener Existenzen. Deßhalb *bleibt* die Bezeichnung der *freien Natur* — mit der von vorn herein weiter Nichts ausgedrückt ist, als daß sie ungehemmt und allseitig zur sinnlichen Empfindung des Menschen kommt — nur insofern zulässig, als ihre Schrankenlosigkeit zum *Symbole* der Gemüthsfreiheit, des die wirkliche Welt umfassenden und eine Welt von möglichen Vorstellungen einschließenden Bewußtseyns wird.

Aber dieses Bewußtseyn ist im wirklichen Naturgenuß kein rein theoretisches oder abstraktes, sondern vielmehr die geistige Form des unmittelbaren sinnlichen Selbstgefühls. Wie die Thätigkeit der Sinne frei wird, weil sie allseitig und doch unbestimmt angeregt sind, so empfindet sich die ganze Leiblichkeit durch den ungehemmten Einfluß von Luft und Licht neu belebt und gespannt; wir fühlen in sinnlicher Weise unser Wesen gehoben und erweitert. Andererseits muß das zunächst nur unbestimmt angeregte Phantasievermögen, wenn wir es fortgesetzt als solches empfinden sollen, in Thätigkeit treten, und es bewährt seine Freiheit wie seine Energie eben dadurch, daß es dieß wechselnd bestimmenden, zufällig hervortretenden sinnlichen Eindrücke aufnimmt und zurückwirft, d. h. ihnen die Form seiner eigenen Freiheit gibt, in dem es sie zu bedeutenden und beziehungsreichen Bildern gestaltet und ausbehnt. Denn das absolute Vermögen des Bewußtseyns beweist sich dadurch, daß ihm keine Erscheinung *fremd* bleibt, und die Phantasie ist in so weit eine unbeschränkte Fähigkeit, als sie die mehr oder minder zufällige Bestimmtheit des sinnlichen Eindrucks zur *Erscheinung* erhebt. Der Mensch erhält das Selbstgefühl seines allseitigen Vermögens, indem die wechselnd bestimmte Thätigkeit der Sinne sich als solche zur Phantasiethätigkeit umsetzt, welche trotz der äußerlich an sie herantretenden Erscheinungen einen inneren, dem Bedürfniß des Bewußtseyns entsprechenden Zusammenhang gewinnt.

Somit ist die erhöhte Thätigkeit der Sinne einem unbegrenzten Objekt gegenüber, aus welchem ihr die besondern Erscheinungen sich ablösend entgegen treten, *nothwendig*, um das Selbstgefühl des harmonischen und energischen Vermögens, welches die freie Natur in uns erzeugt, zu bethätigen und zu unterhalten. Diese nothwendige Thätigkeit der Sinne aber wird zunächst gleichfalls als einfache Erholung empfunden, weil die Sinnenthätigkeit in der Enge der socialen Existenz theils

Digitized by Google

Menschen erweitert und veräußert, zu verfallen. Denn die Willkür des Bedürfnisses ist zu gleicher Zeit das Erwachen der Vernunft und die Entzügelung der Begierde, jenes, weil sich in ihr die Tendenz des Menschen zur Selbstbestimmung offenbart, diese, weil die entbundene Phantasie die Schranken des Begehrens aufhebt. Der Mensch geräth also mit sich selbst in Zwiespalt, weil die erwachte Vernunft, die den Trieb befreit hat, gegen denselben ankämpfen muß, und auf diesen Zwiespalt im Gemüthe des Einzelnen läßt sich auch die Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Kämpfe, in denen die Menschheit ihre Gestaltungen erhält, einfach zurückführen, da sie in immer erneuter Weise den Widerspruch der Kräfte und Bedürfnisse gegen die fixirte Form des Lebens oder gegen das die allgemeine Vernunft vertretende Gesetz darstellen.

Das Bewußtseyn der Freiheit ist demnach das Bewußtseyn des in der menschlichen Natur gegebenen Gegensatzes und hat den sich immer erneuenden Streit im Gemüthe des Einzelnen, wie den fortgesetzten Kampf, unter dem sich die Cultur entwickelt, zur Voraussetzung. Freiheit! heißt es später:

Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,

und wenn die Lösung des hiermit bezeichneten Widerspruchs als Freiheitsideal angesehen werden muß, so hat dieses Ideal eine vorläufige Erfüllung in dem Zustande der Unfreiheit, in welchem sich der Widerspruch, den der Freie überwinden muß, noch gar nicht entwickelt hat.

Schiller selbst sagt in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, auf die wir späterhin noch einmal hinweisen werden, daß der Zustand, den die Idylle im engeren Sinne darstellt und vor den Anfang der Cultur verlegt, zugleich derjenige ist, den die Cultur, wenn sie eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel beabsichtigt. Eine solche Idylle aber schließt die Schilderung, die mit den Worten:

Lachend flehen an mir die reichen Ufer vorüber —

beginnt und mit den Worten:

Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab —

endet, offenbar ein, wenn sie uns auch kein Arkadien, sondern eine friedliche und anmuthige deutsche Landschaft, nicht ein Bild der Vergangenheit, sondern eines der Gegenwart malt, und daher Züge enthält, welche, wie die länderverknüpfende Straße und die Flöße des Stroms, auf die fortgeschrittene Cultur hinweisen, die auch die einsamsten Gegenden und die genügsamsten Bevölkerungen in ihr Bereich zieht, oder mit ihren Mittelpunkten verknüpft.

Hiemit ist, wie ich vorhin sagte, eine Abstufung des gegenwärtigen Culturzustandes ausgesprochen, der sich auf den einfachen Gegensatz von Stadt und Land reduciren läßt. Und dieser Gegensatz kommt dem poetischen Spaziergänger zu wirklicher Anschauung. Sein Weg hat ihn unvermerkt weiter und höher geführt, und plötzlich verliert die Landschaft ihren idyllischen Charakter, weil in der Ferne die Thürme und Häusermassen einer Stadt sichtbar werden, die auch die Naturumgebung weithin bestimmt und beherrscht, indem sie an die Stelle der lieblichen Unordnung und der naiven Abgrenzungen, welche die idyllische Landschaft charakterisiren, eine großartigere Eintheilung und eine strengere Regel treten läßt. Aber der Dichter verweilt nicht bei dieser Anschauung, vielmehr ist jetzt der Kreis seiner Anschauungen überhaupt abgeschlossen. Mit den Worten:

In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,

gibt er sich dem Zuge seiner Phantasie hin, die, sich von den Schranken des Raums und der Zeit befreiend, während die Thätigkeit der Sinne eine bewußtlose wird, einen idealen Höhepunkt der Betrachtung gewinnt und die Entwicklungsgeschichte der Menschheit reproducirt.

Dieser Uebergang ist äußerlich dadurch motivirt, daß wir uns den Spaziergänger jetzt auf der Berghöhe fortschreitend denken müssen, wo er die Aussicht in das Land bald verliert und die Einförmigkeit der Umgebung das innere Sinnen begünstigt. Weiterhin aber ist jetzt das Bedürfniß der Anschauung gesättigt und er hat für die freie Thätigkeit der Phantasie eine Unterlage realer Bilder gewonnen, welche dadurch, daß sie sich innerhalb des Gegensatzes der civilisirten Uebererregung und der belebten Ruhe des Naturlebens, der Einfachheit idyllischer Zustände und der Pracht centralisirter Cultur zusammenfügen, von selbst ein Ganzes darstellen, welches die Phantasie als solches, aber in einer höheren Sphäre der Betrachtung zu reproduciren durch ihre poetische Tendenz getrieben und befähigt ist.

Die Gegensätze, welche dem Dichter zur Anschauung und Empfindung gekommen sind, enthielten schon, wie wir gesehen haben, mittelst ihrer phantasiegemäßen Auffassung den Ansatz zu culturgeschichtlichen Reflexionen, und damit ist gewissermaßen der Kern gegeben, aus welchem sich jetzt in der Phantasie des Dichters ein weites und doch farbenreiches, von der Reflexion unmerklich bestimmtes und zusammengehaltenes Bild der menschheitlichen Entwicklung entfaltet.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zu Schillers Jubelfeier.

Die Deutsche Schillerstiftung an die Deutschen.

Am heutigen Tage hat sich die Deutsche Schillerstiftung constituirt zu dem in § 1 der Satzungen ausgesprochenen Zwecke:

„Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hülfe und Beistand darbietet."

„Sollten es die Mittel erlauben, und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hülfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrathes überlassen."

Die Constituirung dieser Stiftung fällt nahe zusammen mit dem hundertjährigen Geburtsfest des unsterblichen Dichters, zu dessen würdiger, nationaler Feier, so weit die deutsche Zunge klingt, die großartigsten Vorbereitungen getroffen werden.

Deutsche! Bei dem festlichen Klang jener Glocke, die in ewiger Höhe tönt, sammelt euch, nicht bloß um zu seinen Ehren ein begeistertes Gedächtnißfest zu begehen, sondern auch um ein bleibendes Denkmal werkthätiger Liebe für unsern volksthümlichsten Dichter auf alle Zeiten zu stiften.

Wie er selbst gesungen:

> Göttern kann man nicht vergelten;
> Schön ist's ihnen gleich zu seyn.
> Gram und Armuth soll sich melden,
> Mit den Frohen sich ersreu'n, —

so können wir auch ihm selbst nicht vergelten, wohl aber durch die mit seinem Namen geschmückte Stiftung den Dank seines Volkes dadurch abtragen, daß wir geistig Strebende, die von schwerer Lebenssorge heimgesucht sind, durch Beistand und Hülfe ehren.

Deutsche! Keinen Ort gibt es im Vaterlande, so abgeschieden von den großen geistigen Besitzthümern unseres Daseyns, daß nicht Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen darin lebten, in denen die Dankbarkeit glüht für das, was Schiller uns Allen geworden. In der Fremde lebt kein Deutscher, dem nicht der Name Schiller ein heiliger Heimathsruf ist, so daß in diesem Namen eine Weihestimmung, einzig in ihrer Art, und ein Gesammtbewußtseyn, auf so vielen Gebieten des öffentlichen Lebens schmerzlich vermißt, zur erhebenden Erscheinung kommt.

So trete denn am 10. November zur Bildung von Schillerstiftungen überall zusammen; wo eine solche sich nicht gründen läßt, sammelt Beiträge; wo sich frohe Herzen zum Festmahle vereinigen, verkündet diese unsere Worte und laßt nach dem Festgruß für den Dichter durch die Hände eurer Frauen und Jungfrauen Spenden der Liebe in Empfang nehmen. Wo Gesangvereine und Liedertafeln, wo Capellen und Theater seinem Andenken huldigen, opfert ihm den Ertrag seines Ehrentages.

Und du, deutsche Jugend, in deren frische Herzen er die ersten Keime edler Begeisterung senkt, fehle auch du nicht in den Reihen der Opfernden. Die kleinste Gabe ist willkommen.

Auf, Deutsche! Lasset uns ein Beispiel geben zur Ehre für uns und unsere Nachkommen, daß der Freude schöner Götterfunken, der Begeisterung Flamme, nicht wirkungslos verlodere, sondern daß die hundertjährige Jubelfeier von Schillers Geburt als der Geburtstag der in seinem Namen gegründeten Stiftung ein Lichtpunkt sey und bleibe, tröstlich hineinleuchtend in die Nacht der Sorge und der Noth.

Die bis jetzt bestehenden Schillerstiftungen befinden sich in: Berlin, Breslau, Coburg, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Graz, Hamburg, Leipzig, München, Nienburg, Nürnberg, Offenbach, Stuttgart, Weimar (als Vorort für die nächsten fünf Jahre gewählt), Wien.

An eine derselben wollen die Beiträge für die Stiftung eingesandt werden.

Dresden, den 10. Oktober 1859.

Die constituirende Versammlung der Deutschen Schillerstiftung:

Dr. Berthold Auerbach aus Dresden.
Dr. Ludwig Blum aus Stuttgart.
Dr. Ludwig Braunfels aus Frankfurt a. M.
Heinrich Brockhaus aus Leipzig.
Geh. Medicinalrath Dr. Karl Gustav Carus aus Dresden.
Generalintendant Dr. Franz Dingelstedt aus Weimar.
Dr. Johann Georg Fischer aus Stuttgart.
Dr. Ernst Förster aus München.
Advokat Adolar Gerhard aus Leipzig.
Dr. Karl Gutzkow aus Dresden.
Professor Dr. Friedrich Haase aus Breslau.
Dr. Julius Hammer aus Dresden.
Dr. Gustav Haubold aus Leipzig.
Graf Stanislaus Kalckreuth aus Weimar.
Dr. Moritz Lazarus aus Berlin.
Generalconsul Ernst Merck aus Hamburg.
Hoftheaterregisseur Ferdinand Pirscher aus Darmstadt.
Karl Ris aus Wien.
Major Serre auf Mayen aus Dresden.
Karl Volgt aus Weimar.
Staatsminister a. D. Dr. Ernst von Wietersheim aus Dresden.
Dr. Friedrich Zabel aus Berlin.
Dr. Georg Zimmermann aus Darmstadt.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

(Schluß.)

Freiherr von Hübner. — Herr von Bruck. — Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen. — Proceß Trost. — Die Nationalbank. — Zur Schillerfeier. — Ein gelehrtes Böcklein.

Jeder, der hierlands die Feder des Zeitschriftstellers führt, wird stets des Tages eingedenk bleiben, an welchem der Freiherr v. Hübner die Schranken öffnete, wodurch die wichtigsten aller Fragen, die inneren, von der Erörterung abgesperrt gewesen, zugleich die Presse von dem Bann lösend, der sie insgesammt zur Rolle eines halboffiziellen Anscheins in ihren Aeußerungen verdammt hatte. Seinen Nachfolger begrüßt darum nicht minder das Vertrauen, welches er sowohl durch die Art seines ersten Auftretens als durch seine Persönlichkeit gewonnen hat. Die Raschheit, womit er die möglicher Weise aufsteigenden Besorgnisse gleich in der ersten Stunde seines Amtsantritts beseitigte, die einfache Art, womit er dabei verfuhr, werden ihm unvergessen bleiben, wobei keineswegs zu übersehen, daß seine beruhigende Erklärung sich nicht auf den Umfang seines eigenen Wirkungskreises beschränkte, und sein Verfahren eine neue Bürgschaft dafür gab, wie ernstlich der Weg eingehalten wird, dessen Richtung der Regierung am 15. Juli vom Kaiser selbst in seinem Friedensmanifest vorgezeichnet wurde.

Als Nachfolger des Herrn von Bruck im Finanzministerium wird der in den Reichsrath berufene Herr von Plener bezeichnet. Brucks Rücktritt gilt seit mehreren Tagen für gewiß. Unter seiner Verwaltung ist, sey es nun sein Verschulden oder nicht, etwas geschehen, das die Stellung unhaltbar machen muß. Das Nationalanlehen, zu 500 Millionen ausgeschrieben, beläuft sich nach dem veröffentlichten Ausweise auf 611 Millionen. Der geringste Vorwurf, der ihn treffen kann, ist, daß er dieß zugelassen, statt sein Amt niederzulegen. Dieser Vorfall ist ein harter Schlag für den öffentlichen Credit, und die Person, an deren Namen sich dieses Ereigniß knüpft, scheint dadurch für immer unmöglich geworden, seit das kaiserliche Manifest vom 15. Juli eine durchgreifende Ordnung und Sicherheit im Geldwesen vorgezeichnet und das Programm vom 22. August diese Zusicherung wiederholt hat. Ohnehin hätte, wie aus allem oben Gesagten hervorgeht, ein Zweifel an der Aufrichtigkeit und dem ernsten Willen der Regierung keinen Anhaltspunkt. Die Ausführung hat ja begonnen, und was gegenwärtig in Angriff genommen, ist die Grundlage alles Staatswesens: die Gemeinde. Es handelt sich darum, der Gemeinde ihre volle Selbstständigkeit zurückzugeben, damit ihr nicht mehr davon entzogen bleibe, als eben der Verband mit dem großen Ganzen unbedingt erheischt. Sobald die Gemeinde als eine Einheit erscheint, wird sie eine Person und tritt in ein persönliches Verhältniß zu einer Gesammtheit von ihres Gleichen, wie das Familienglied zur Familie, der Hausherr zur Gemeinde, diese zum Gau, der Gau zum Staate — oder, um von Oesterreich in Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse zu reden: wie der Gau zum Kronlande und dieses zum Reiche. Das beste Staatswesen wird immerdar jenes bleiben, welches den Personen und den Körperschaften ihre Selbstständigkeit nicht weiter beschränkt, als zum gemeinsamen Zwecke nothwendig ist. Damit wird, wie gesagt, in Oesterreich gegenwärtig angefangen. An zweiundzwanzig Orten tagen bereits die dazu berufenen Ausschüsse, deren Mitglieder, wie es von hoher Stelle verkündet wurde, „das Vertrauen ihrer Mitbürger genießen und das Vertrauen der Regierung verdienen.“ In Bezug auf diese Vertrauensmänner ist nun einer Persönlichkeit halber ein Streit ausgebrochen. Der Bürgermeister Schloß von Hainburg hatte nämlich gleich in der ersten Sitzung, wo das Maß der Oeffentlichkeit der Verhandlungen zur Sprache kam, Aeußerungen fallen lassen, die als Angriffe auf zwei hiesige Zeitungen gedeutet wurden. Daraus entspann sich ein heftiges Gepränkel. Auf diesen Vorfall bezog sich die Vermuthung, von der ich im Eingange dieses Briefes sprach; doch war die Besorgniß ohne Grund, wie denn überhaupt seit dem Amtsantritte des Freiherrn von Hübner keine polizeiliche Maßregelung der Presse vorgekommen ist und diese ihrerseits auch keinen Anlaß zum gesetzlichen Einschreiten durch den Staatsanwalt gegeben hat. Ob Schloß persönlich eine Klage erheben wird, weiß ich nicht; möglicherweise begnügt er sich mit der von den andern Vertrauensmännern abgegebenen Erklärung, daß ihre Ueberzeugung von seiner Ehrenhaftigkeit unerschüttert geblieben.

Den Gerichtsverhandlungen ist seit der kurzen Probe, welche mit dem Schwurgerichte gemacht worden, ein Maß von Oeffentlichkeit gewährt, welches ausreicht, eine Bürgschaft für Handhabung der Gerechtigkeit zu gewähren, ohne jene bedenklichen Uebelstände mit sich zu führen, denen die Einrichtung der Schwurgerichte zwar nicht unbedingt preisgegeben, aber doch ausgesetzt ist. Die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Schlußverhandlung im Strafverfahren trägt den berechtigten Anforderungen an die Rechtspflege volle Rechnung, ohne den Bürgern Opfer an Zeit auf-

Digitized by Google

Berlin, Oktober.

Vom Hofe. — Monumentale Veränderungen. — Kirchenarchitektur. — Grundsteinlegung der Apostelkirche von St. Lucas und Einweihung eines neuen Waisenhauses. — Die Herrschereonferenz zu Breslau. — Ritter †. — General von Witzleben †. — Theater.

C Von dem regen Wellenschlage eines hauptstädtischen Lebens war hier in den jüngsten Wochen gar wenig zu bemerken. Der wiederholte Schlaganfall des Königs hatte auf kurze Zeit die meisten Mitglieder des königlichen Hauses nach der Hauptstadt zurückgerufen; auch die Minister, die fremden Gesandten und Diplomaten, ferner eine Menge von alten Generalen und andern hochgestellten Personen waren auf die Kunde von dem Anfall an das Krankenbett des Monarchen geeilt, so daß Berlin und Potsdam für einen Moment eine lebhaftere Physiognomie darboten. Als aber die Gefahr vorüber war, zerstreuten sich eiligst die Besuche; der Prinz Regent begab sich wieder nach Ostende, die unterbrochene Badekur fortzusetzen, die Minister folgten oder verreisten doch auf ihre Landsitze, und ziemlich Allem, was vornehm und reich und tonangebend ist, erschien das Beispiel nachahmungswerth. Die letzten, eilig entschwindenden Genüsse des Restes der Herbstsaison sollten eingehaftet werden; die Stadt war den ganzen vorigen Monat wie verödet. — Auch der zweite Bruder des Königs, Prinz Karl, ist lange und gefährlich krank gewesen, doch hat sich sein Befinden seit der Uebersiedelung von seinem Schlosse Glienecke bei Potsdam nach seinem hießigen Palais am Wilhelmsplatz, dem ehemaligen Johanniterordenspalast, so gebessert, daß man glaubt, er werde den gewohnten Antheil an den herbstlichen Hofjagden, namentlich an den Parforcejagden, nehmen können. Diese scheinen durch seine Krankheit allerdings etwas in's Stocken gerathen zu seyn, denn Prinz Karl bekümmert sich seit alter Zeit hauptsächlich um die Hofjagd, da weder der König noch der Prinz Regent passionirte Jäger sind, und auch Prinz Friedrich Wilhelm keine hervorstechende Neigung für die Jagd hat. Dagegen ist Prinz Friedrich Karl, seinem Herrn Vater nachschlagend, nicht allein ein trefflicher Sportsman, sondern auch ein gewaltiger Jäger und berühmter Schütze; der König pflegte ihn scherzend „unseres Königlichen Hauses Nimrod" zu nennen. Prinz Friedrich Karl war jüngst bei seinem Herrn Schwiegervater, dem Herzog Leopold von Anhalt-Dessau, zum Besuch, wo seine Jagdlust reichliche Befriedigung zu finden pflegt; dann ging er zum Herrn Vetter nach Schwerin, von da geht's nach Braunschweig, und überall wird gewaltig gejagt, bis zum St. Hubertstag, wo sich die gesammte hohe Jagdgesellschaft zur Hubertsjagd in der uralten Grimnitzer Heide versammelt, wo schon die Markgrafen von Brandenburg aus dem Askanischen Hause, Otto mit dem Pfeil und der große Waldemar, der Jagd oblagen. Dort sind die von Jagow Erbjägermeister und die von Athlims (jetzt Saldern) Erbhegemeister und die „mercia," wie die Heide in den Urkunden heißt, ist immer noch wildreich genug, um fürstlicher Jagdlust einen weiten Spielraum zu gönnen. Nach dem Hubertstag wird die Wintersaison dann ihren Anfang nehmen.

Für das nächste Jahr steht zunächst dem schönen Wilhelmsplatze eine wesentliche Veränderung bevor. Jetzt weht dort der kalte Herbstwind durch das falbe Laub der Bäume und spielt mit den bunten Blättern, welche er zum letztenmal wirbelnd um die steinernen Helden des großen Friedrichs treibt, die auf dem Platze Wache halten. Wenn es wieder Herbst seyn wird, dann stehen die steinernen Helden, Schwerin mit der blutigen Ehrenfahne von Prag, der alte Schnurrbart von Dessau mit seinem charakteristisch grimmigen Gesicht; Seydlitz, der unübertroffene Reiterheld mit dem auffallend kleinen Kopf; Winterfeld, der Schlachtendenker; Keith, der edle, getreue Schotte, und Ziethen, der Husarenvater aus der Grafschaft Ruppin, vor aller Unbill des Wetters geschützt in den Räumen des Kadettenhauses, während eherne Standbilder der Helden den Wilhelmsplatz schmücken. In Berlin, in Preußens Hauptstadt, sollte es eigentlich nur eherne Standbilder geben; durch das Erz in der Faust und in der Gesinnung ist Preußen geworden und groß geworden, und der glatte Marmor hält nicht Stand gegen unser nordisches Klima. Das wußte der große Meister Schlüter auch recht gut schon in alten Tagen; darum stellte er in Erz seinen großen Kurfürsten zu Roß auf die lange Brücke. Darum ist es eine gute Idee, künftig die Helden Friedrichs auf dem Wilhelmsplatze ihre ewige Wache in Erz halten zu lassen, wie in Erz Friedrich selbst unter den Linden prangt und nicht fern von ihm die drei Erzmänner und Erzpreußen des großen Befreiungskampfes, Blücher, York und Gneisenau. Ihnen gegenüber stehen zwar Scharnhorst, „der Preußen schönste Heldenlanze," und Bülow, „der Graf von Dennewitz," in Marmor, aber auch sie werden aus Marmor in ihre Ursprache, in Erz, zurück übersetzt werden. Ueber das Schicksal der vielbesprochenen acht Marmorgruppen auf der Schloßbrücke ist noch nichts beschlossen; es wäre gut, man räumte, da man einmal beim Aufräumen ist, auch mit ihnen auf. Diese Gruppen haben viele Feinde. Während die Müller die mangelhafte Ausführung, tadeln die Schultze die antike Auffassung, und die Prüderie eines schauseitzigen Puritanerthums nimmt an der Nudität schweren Anstoß. Der schlimmste Feind der Gruppen ist aber unser Klima. Im Winter machen

Digitized by Google

die vereinsamten antiken Gestalten, wenn rings alles Schnee und Eis deckt, einen geisterhaften, ganz wehmüthigen Eindruck, fast wie die Mädchen, die jetzt noch in den kleinen zierlichen Buden, welche sich großsprecherisch „kohlensaure Trinkhallen“ nennen, bei kaltem Herbstwinde Sodawasser verkaufen. Die armen Frauenzimmer stehen fröstelnd und schenken das kohlensaure Naß an die wenigen verwegenen Trinker aus, die bei einer solchen Temperatur einer mineralischen Erfrischung bedürfen. Uebrigens wird man zugeben müssen, daß es ein passender Gedanke war, die Erziehung Preußens zum Siege bildlich an den Eingang der Prachtstraße der Linden hinzustellen, und werden die Marmorgruppen wirklich entfernt, so wird man nicht leicht einen Ersatz für diesen Gedanken finden. Der Vorschlag, acht allegorische Figuren, die acht Provinzen des Staats darstellend, auf die Postamente zu stellen, würde sich in seiner Ausführung frostig und zopfig zugleich ausnehmen; die acht Provinzen aber durch die Standbilder von acht um König und Vaterland verdiente Männer vertreten zu lassen, klingt zwar recht schön, dürfte indeß doch in der Ausführung große Schwierigkeiten haben. Das Verdienst im Superlativ ausfindig zu machen, dürfte auch eine Pariswahl seyn.

Im Staatsministerium haben Berathungen stattgefunden, welche die Centralleitung des Preßwesens zum Gegenstande hatten. Als Ergebniß sind nicht unwesentliche Veränderungen beschlossen worden, die u. a. auch das ministerielle Blatt, die „Preußische Zeitung“ betreffen. Die neue Organisation wird mit dem 1. Januar 1860 in das Leben treten. Als die Mittheilung von diesen Berathungen durch die Presse lief, machte das „Preußische Volksblatt“ die hübsche Bemerkung: „Vielleicht gelingt es wirklich der königlichen Staatsregierung, sich von diesem allerliebsten Ungeheuer, genannt „Preußische Zeitung,“ zu befreien. Leider werden dann viele gute Leute täglich weniger Stoff zum Lachen haben!“

Wie in allen Schöpfungen der Menschenhand, offenbart sich der Geist der Geschichte auch in der Architektur. Nichts spricht deutlicher den Geist der verschiedenen, auf einander folgenden Epochen aus, als der Charakter der Bauwerke, und zumal der großen und bemerkenswerthen Bauwerke, die in den verschiedenen Perioden nacheinander aufgeführt worden sind. Unter den Bauten des Mittelalters ragen vor allem Schlösser und Burgen, Kirchen und Klöster hervor. Die Kirchen bilden den Mittelpunkt des Lebens. Der spiritualistische Gedanke, auf dem sie und die ganze hierarchisch feudale Gesellschaft des Mittelalters erbaut sind, verflüchtigt sich mit der Reformation; es steigt die Bedeutung der weltlichen Macht als des wesentlichsten Faktors der Gesellschaft; das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert bauen deßhalb große Königsschlösser. Kasernen und Festungen baut das erste Viertel, Eisenbahnhöfe und pennsylvanische Gefängnisse das zweite Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Daneben wendet man auch wohl in unsern Tagen hier und dort der Kirchenbaukunst wieder eine erhöhte Sorgfalt zu, und in Berlin ist dieß namentlich seit der Regierung Königs Friedrich Wilhelm IV. geschehen. Aber trotz dieser erhöhten Sorgfalt, deren sich die religiösen Zwecken dienenden Gebäude unter dem genannten Herrscher zu erfreuen gehabt, ist die preußische Hauptstadt im Vergleich zu andern großen Städten doch arm an bemerkenswerthen Kirchenbauten. Selbst das alte eigentliche Berlin hat keinen mittelalterlichen Kirchenbau von wirklicher Bedeutung aufzuweisen; die Nicolai-, Kloster- und Marienkirche sind Gebäude, die sich nicht einmal mit einer großen Menge gleichzeitiger Kirchen mittlerer und kleinerer Städte in Deutschland messen können. London hat seine Westminsterabtei, Paris seine Notredame, Petersburg die Isaakskirche und Wien seinen Stephan; Berlin weist nichts auf, was jenen Domen auch nur entfernt an die Seite zu setzen wäre. Die meisten hießen älteren Kirchen, wie die Jerusalemer-, Böhmische-, Dreifaltigkeits-, Dorotheenkirche u. s. w. sind unbedeutende Bauwerke, ohne jede Spur einer kirchlichen Würde und Weihe, und erfüllen in ihrer abstrakten Nüchternheit keineswegs die Ansprüche, die der protestantische Gottesdienst macht. An den neuen Kirchen, welche in den letzten Jahrzehnten erbaut worden, fällt das willkürliche und wechselnde Spiel mit den Stylarten unangenehm auf, und auch unter ihnen befindet sich kein eigentlich imposantes Gotteshaus, welches der Hauptstadt Preußens, des mächtigsten Vertreters des Protestantismus, würdig wäre. Die erstere Thatsache, daß die älteren Kirchen so unbedeutend sind, erklärt sich allerdings leicht und vollkommen. Noch im Jahr 1565 war Berlin eine Stadt von nur 12 000 Einwohnern und 1322 Häusern, deren Werth (die königlichen Gebäude ausgenommen) sich auf nicht mehr als 133,000 Thaler belief. Erst im Jahr 1801 hat es Berlin auf 142,000 Einwohner und 7123 Häuser gebracht, welche Zahlen sich im Jahr 1858 auf 458,637 Einwohner und 9293 Häuser im Werthe von 150 Millionen Thaler erhöht hatten. Daß eine Stadt von 12,000 Einwohnern keine Westminsterabtei haben konnte, liegt auf der Hand, daß aber auch noch heute ein würdiger Hauptdom fehlt, muß um so mehr befremden, als man sonst in der Physiognomie der Stadt hauptsächlich den Kunstsinn, die Opulenz und die Energie eines mächtig emporblühenden Königsgeschlechtes in den Bauwerken ausgeprägt findet. Die Herstellung einer gewaltigen Domkirche in seiner Hauptstadt lag in den Intentionen Friedrich Wilhelms IV., ist aber, wie so manches andere Edle und Große, mit dem dieser Herrscher sich getragen, unausgeführter Vorsatz geblieben.

Die Grundsteinlegung der neuen Kirche, von der wir berichten wollten, der Apostelkirche von St. Lucas vor dem Anhalter Thor, fand am 19. Oktober, und zwar in Gegenwart des Prinz Regenten und des Prinzen Friedrich Wilhelm statt, die beide den üblichen Hammerschlag vollzogen. Unmittelbar von der Grundsteinlegung der Kirche begaben sich die Prinzen geraden Wegs zur Einweihung des neuen städtischen Waisenhauses am Rummelsberger See. — Drei Tage nach jenen Einweihungsfeierlichkeiten

Digitized by Google

begaben sich der Prinz Regent und Prinz Friedrich Wilhelm nach Breslau, um dort mit dem Kaiser von Rußland zusammenzutreffen. Kaiser Alexander I. ist der Neffe des Regenten von Preußen. Dieses nahe verwandtschaftliche Verhältniß wäre für sich allein ausreichend, die beiderseitige Reise nach Breslau zu erklären; da man sich aber das verabredete Rendezvous der Regenten zweier mächtigen Staaten nicht anders denken mag als aus einem politischen Motiv, da ferner die Verwandtschaften heute in der Politik keine bestimmende Rolle mehr zu spielen pflegen, da überdieß vor dem Zusammentreffen in Warschau der Kaiser mit den bedeutendsten russischen Staatsmännern, seinen Gesandten an den fremden Höfen, conferirt hat und sich auch in dem Gefolge des Prinzen von Preußen der Freiherr von Schleinitz, so wie die hervorragendsten Räthe des auswärtigen Amtes befanden, so ist alle Welt darin einig, das Breslauer Rendezvous werde wichtige politische Folgen nach sich ziehen. Das allerunglücklichste Resultat derselben wäre, wenn sich eine weitere Trennung Preußens von Oesterreich und Deutschland daran knüpfte.

Im vorigen Monat haben sie den weltberühmten Geographen Carl Ritter begraben. So fällt ein Stern nach dem andern an dem gelehrten Firmament Berlins; in kaum Jahresfrist verlor die preußische Hauptstadt Varnhagen, Bettina das Kind, Alexander von Humboldt, und jetzt Ritter. Geboren am 7. August 1779 zu Quedlinburg, wurde Carl Ritter, nachdem er in dem Hause des Vaters des gegenwärtigen Kultusministers von Bethmann-Hollweg in Frankfurt Erzieher gewesen, 1820 als Professor an die hiesige Universität berufen. Es ist hier weder Ort noch Raum, das Wirken dieses Mannes in den Einzelnheiten zu würdigen; wir können nur mit ein paar Strichen den Verlust andeuten, den die Wissenschaft durch seinen Tod erlitten. Wie Humboldt es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, die Gesetze der Welt und besonders die Naturgesetze der Erde zu erforschen, und diese Gesetze in ihrem Zusammenhang als einen wohlgefügten Kosmos darzustellen, so hatte sich Ritter, der Schüler und Freund Humboldts, eine engere Aufgabe gestellt, nämlich die Aufgabe, die Oberfläche unserer Erde zu erforschen, ihre Höhen und Tiefen, ihre Thäler und Berge, die Beschaffenheit des Bodens und des über demselben schwebenden Luftkreises. Bewunderungswürdig war die Gelehrsamkeit, die ihm hiebei zu Gebote stand, bewunderungswürdig die rege Theilnahme und Unterstützung von Seiten der Gebildeten aller Länder der Erde, und bewunderungswürdig endlich der Scharfblick, die Tiefe des Geistes und die eingehende Phantasie, mit der er den unermeßlichen Stoff zu durchdringen und zu durchgeistigen vermochte. Ritter war Naturforscher im eminenten Sinne des Worts, er kannte die Natur und ihre Gesetze; aber die Natur war ihm nur der Leib, die Geschichte dagegen die Seele; überall deckte er den tiefen Zusammenhang zwischen beiden auf, niemals vergaß er das Volk über der Heimath, niemals die Heimath über dem Volke, niemals die sichtbare Welt über der wirkenden Hand Gottes und nicht die wirkende Hand Gottes über der sichtbaren Welt. So war er ein Gelehrter im wahren Sinne des Worts, der zu lesen verstand in beiden Offenbarungen Gottes, in der Offenbarung durch die Natur und in der Offenbarung durch die Geschichte, und der beide als Eine, als die Offenbarung des Geistes eines lebendigen Gottes, zu bewundern gedrängt wurde. Materialistische Naturforscher hat unsere Zeit viele aufzuweisen, aber tiefe und ernste Geister wenige, und mit Ritter ist nun der bedeutendste von diesen wenigen hingeschieden.

Die preußische Armee betrauert den Verlust eines ihrer intelligentesten und tüchtigsten Führer. Am 4. October erlag zu Goslar einem plötzlichen Schlaganfall der Divisionsgeneral Ferdinand August von Wißleben. Aus einem alten thüringischen Geschlechte stammend, dessen Ahnherr von Kaiser Otto I. auf dem Lechfelde zum Ritter geschlagen wurde, war der Verstorbene am 9. August 1800 zu Osnabrück geboren. Drei preußische Feldmarschälle, der Herzog von Braunschweig, Blücher und Müffling, hielten ihn über die Taufe. Sein Vater nahm im Jahr 1813 den dreizehnjährigen Knaben als Freiwilligen in die von ihm geführte hanseatische Legion auf. Der Knabe zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, als allein durch seine Unerschrockenheit eine Meuterei der Schwadron gedämpft wurde, bei welcher er stand. Nach dem Pariser Frieden trat er in hannöverschen Dienst, quittirte denselben aber alsbald, studirte zu Halle und trat 1818 in das 27ste preußische Infanterieregiment. Seine Thätigkeit, namentlich seine kriegswissenschaftlichen Werke und seine Arbeiten für das topographische Büreau, führten ihn zum großen Generalstab der Armee. Im Jahr 1848 finden wir ihn, wie er als Bataillonscommandant zu Danzig eine drohende Sackträgeremeute durch persönliche Entschlossenheit dämpft. Er schlug den herkulischen Wortführer der Tumultuanten, als dieser ihn in seinen Anordnungen stören wollte, mit einem einzigen Faustschlage zu Boden. Das imponirte und wirkte; der Tumult war sofort gestillt, und kein Sackträger ging seitdem an Wißleben vorüber, ohne ehrfurchtsvoll vor ihm die Mütze zu ziehen. Noch in demselben Jahre wurde er als Chef des Generalstabes im dritten Armeecorps nach Frankfurt a. d. O. versetzt, wo er durch seinen männlichen Ernst, durch seinen festen Rath und durch seine frohe Zuversicht auf den Sieg die schwankenden, tiefgebeugten Gemüther erhob und stählte, was noch fest war. Am 1. Januar 1849 schied Wißleben aus der preußischen Armee, um die Organisation und das Commando der mecklenburgschwerin'schen Division zu übernehmen. In dieser Eigenschaft machte er den Feldzug in Baden mit. In militärischen Kreisen machte die 1856 von ihm erschienene Schrift: „die taktische Ausbildung des Infanteristen," Epoche. Als der Prinz von Preußen die Regentschaft antrat, berief er Wißleben sogleich wieder zur preußischen Armee. Kaum ein Jahr sollte er seine letzten Kräfte seinem Könige und seinem Vaterlande widmen können.

In den Kreisen, welche sich trotz Allem noch immer

Digitized by Google

bei den Dörfern Warsow und Kraak, nur etwa eine halbe Meile von dem franzöſiſchen Lager bei Stralendorf entfernt, während Wallmoden ſeine ganze Macht in der Gegend von Hagenow concentrirt hielt. Als aber Davouſt die Stadt Schwerin erreicht hatte, zog Wallmoden mit Tettenborn und dem Lützow'ſchen Fußvolk nach Wöbbelin, von wo er alsdann, durch den Kronprinzen von Schweden gerufen, nach Berlin weiter ging. In der Stellung bei Wöbbelin, welche deßhalb wichtig war, weil ſie die Verbindung zwiſchen Davouſt und dem den Kronprinzen von Magdeburg aus bedrohenden Girard unterbrach, blieb eine ſchwache Abtheilung des Tettenborn'ſchen Corps mit dem Lützow'ſchen Fußvolke. Die Lützow'ſchen Reiter aber, bei welchen Theodor Körner ſtand, hatten ſich nebſt hundert Koſaken am 25. Auguſt von Warſow aus nach der Straße von Gadebuſch gewandt, um die Verbindung Davouſt's mit Hamburg zu erkundſchaften. Hier ſtand Lützow am 26. Auguſt bei dem Dorfe Lützow, erfuhr die Ankunft einer franzöſiſchen Zufuhr und ſchnitt dieſe bei Rosenberg (nicht Rosenhagen, welches eine Viertelmeile von dort liegt) ab, wobei das Gefecht ſtattfand, in welchem Körner fiel. Der Platz, an welchem er ſeinen Geiſt aushauchte, iſt noch ſehr wohl bekannt. Lützow aber hatte die Zufuhr erbeutet und ſah ſich, da die Feinde ganz in der Nähe ſtanden und durch das Gefecht allarmirt waren, zum ſchnellen Rückzug genöthigt, ſo daß zur Beerdigung Körners, neben welchem auch der Graf Hardenberg und noch zwei Lützower Reiter gefallen waren, keine Zeit blieb. Dieß beweiſt der ſtarke Ritt Lützows nach Moraas, wo er ſchon am Nachmittage deſſelben Tages anlangte. Die Beute mit den Gefallenen ſandte er ſofort weiter nach Wöbbelin zu ſeinem Fußvolke und dem Tettenborn'ſchen Corps, während er ſelbſt nach der Gegend von Mölln zog, um von hier aus größerer Entfernung Davouſt's Verbindungslinie mit Hamburg weiter beunruhigen zu können. Die detachirten Reiter langten noch in der Nacht vom 26. auf den 27. Auguſt mit den Gefallenen in Wöbbelin an und am Nachmittage des 27ſten wurden dieſe zur Erde beſtattet an der Stelle, welcher Ihr Berichterſtatter weiter beſchrieben hat. — Körner hatte alſo Wöbbelin und die Eiche, unter welcher er begraben liegt, vor ſeinem Tode nicht geſehen, ſo wie auch das ſchöne „Schwertlied" nicht hier, ſondern im Holze bei Rosenberg, wo die Lützower verſteckt auf den Feind lauerten, nach nicht zu bezweifelnden Nachrichten eine Stunde vor ſeinem Tode, gedichtet wurde. Dieſes „Schwertlied," nicht aber das mit den Worten:

„Vater, ich rufe dich ꝛc."

beginnende Gebet iſt als Körners letztes Gedicht mit aller Sicherheit zu betrachten; ebenſo ſind die Mittheilungen von dem Vater Körners und Carl Streckfuß, welche die verſchiedenen Ausgaben von Körners Gedichten einleiten, hinſichtlich ſeines Todes im Allgemeinen richtig. Daß die einzelnen Orte dabei nicht namentlich bezeichnet werden, darf nicht auffallen, da ſie unbedeutend ſind. Derjenige, von welchem Lützow am 25. Auguſt aufbrach, heißt Warſow, und derjenige, in welchem er eine für die Franzoſen beſtimmte Bewirthung vorfand, Gottesgabe, in deſſen Nähe beim Eulenkruge in einem Holze die franzöſiſchen Vorpoſten ſtanden. Hier blieb Lützow während der Nacht vom 25. auf den 26. Auguſt und ritt, wie oben erwähnt, am frühen Morgen weiter nach dem Dorfe Lützow. — Der Berichterſtatter in dieſen Blättern hat die Gegend, über welche er ſpricht, perſönlich gewiß nicht gekannt. Das Holz bei Rosenberg, in welchem Körner ſeinen Tod fand, iſt kein Laub-, ſondern ein Tannenholz und das Lützow'ſche Corps konnte auf ſeinem Rückzuge vom Kampfplatze nach Wöbbelin Schwerin nicht berühren; es konnte hier eine „paſſende Ruheſtätte nicht gefunden werden," weil dieſe Stadt damals von Davouſt's Corps beſetzt war.

So viel über die Ereigniſſe vor und bei Körners Tode. Was nun den Begräbnißort betrifft, ſo iſt derſelbe keineswegs in dem Grade, ja überhaupt nicht vernachläſſigt, wie Ihr Berichterſtatter andeutet. Körners Grab iſt wohl erhalten und ſteht unter Aufſicht. Wahr iſt allerdings, daß die Straße, an welcher es liegt, einſam und ziemlich verlaſſen iſt, ein Umſtand, welcher daher rührt, daß die Eiſenbahn mit ihr, und zwar ſiegreich concurrirt; Theodor Körners Name aber wird ſicherlich in unſerem Lande hoch geehrt und noch lange im Gedächtniß lebendig bleiben. Die Feier des 27. Auguſt, welche noch im Jahr 1849 und — irren wir nicht — auch 1850 ſtattfand, wird allerdings nicht mehr begangen; doch iſt dieß wohl eher der weiten Entfernung des Grabes von Schwerin zuzuſchreiben, als einem Mangel an Pietät. Hoffen wir, daß das nun von neuem erweckte Gedächtniß des Heldenſängers in Zukunft wieder die Füße des Wanderers zu ſeinem Grabe lenke und — was noch mehr werth iſt — deutſchen Herzen tapfere deutſche Geſinnung einflöße.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 47. 20. November 1859.

Zum Höchsten hat er sich emporgerungen
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.
Goethe.

Am Schillertage.

Wie festlich trittst du aus dem Sternenreigen,
Ersehntes Frührroth, das den Morgen bringt,
Da fromm den Kranz aus hundertjähr'gen Zweigen
Mein Volk um seines Lieblings Stirne schlingt!
Du glühst mich an mit schöpferischem Schweigen,
Und wie mein schwellend Herz nach Worten ringt,
Entrollst du, Bild an Bild gereiht, dem Blicke
Noch einmal des Unsterblichen Geschicke.

Ein armes Dach nur war's im Gau der Schwaben,
Zu dem der Genius segnend eingekehrt,
Der Sorge Wohnsitz, die den blonden Knaben
Früh lehrte, wie man duldet, kämpft, entbehrt;
Ach, vor der Zeit in starren Zwang begraben
Und vom verhohlnen Feuer angezehrt
Mußt' er die Laufbahn nach des Ruhmes Zinnen,
Ein flüchtig Wild, auf steilstem Pfad beginnen.

Doch hielt die Mus' ihn aufrecht, wie er klimmend
Aus Jugend-Brunst und Noth zum Licht sich rang,
Und kühn des Denkens lautern Strom durchschwimmend
Hinwegwusch was ihn noch zum Stande zwang,
Bis sich, voll Wohllaut in einander stimmend,
Gedank' und Leben, Sinn und Form durchdrang,
Und siegreich über'm niedern Horizonte
Sein Geist im Aetherreich der Kunst sich sonnte.

Und jetzt aus Kampf und Flammen neugeboren
Entfaltet' er die Schwingen hoch und rein;
Doch bleibt, wie klar der Most sich ausgegohren,
Des Rebstocks Art erkennbar stets im Wein;
So ging auch ihm das Eine nie verloren:
Er war ein Sohn des Volks und wollt' es seyn,
Und, wo er dichtend Welt und Zeit gemessen,
Der Freiheit hat er nimmermehr vergessen.

Wie liebt' er sie! Doch nicht die trunkne Dirne,
Die zu Paris sich wälzt' in Blut und Koth;
Nein, jene keusche, die mit klarer Stirne
Dem Inquisitor Trutz und Kampf entbot,
Die segnend von krystall'ner Gletscherfirne
Auf's Werk des Rütli schaut' im Morgenroth,
Sie, die allein mit unlösbarem Bande
Dem Ganzen uns verknüpft, dem Vaterlande.

Digitized by Google

Und wie er so im läuternden Gedichte
Die Sehnsucht ausgoß seiner ganzen Zeit,
Ward ein lebendig Buch ihm die Geschichte
Und Zukunft lehrt' ihn die Vergangenheit;
Er sah des Gottes wandelnde Gerichte
Im Kampf der Völker, in der Geister Streit,
Und aus der Leidenschaften Schuld und Sühne
Das Schicksal deutend, meistert' er die Bühne.

Hier war sein Reich. Genährt vom Wein der Alten
Wie strebt' er kühn mit Adlersflug hinaus!
Doch gnügt' ihm nicht der strenge Wurf der Falten,
Die klar umriß'ne Form des Gliederbaus;
Selbst ewig lodernd füllt' er die Gestalten
Mit seiner Brust erhab'nem Pulsschlag aus;
Des eignen Denkens Tiefsinn lieh er ihnen,
Daß sie uns nah und doch wie hoch erschienen!

Und weil des deutschen Wesens tiefster Bronnen
Geheimnißreich ihm in der Seele floß,
Und weil in jeglich Werk, das er begonnen,
Er diese Seele voll und flutend goß,
So war ihm bald des Volkes Herz gewonnen,
Das stolz in ihm sein bestes Selbst genoß,
Und, ob es andre fromm bewundern mochte,
Für keinen, wie für ihn, in Liebe pochte.

Er aber schritt, den Blick gewandt nach oben,
Den Pfad des Ruhms mit nur beschwingter'm Gang;
In Bildern, reich und reicher stets verwoben,
Enthüllt' er uns der Weltgeschicke Drang,
Und wie von Schwanenfittigen gehoben
Zur Leyer schwebte rauschend sein Gesang;
Rastlos geschürt, ach nur zu rastlos, glühte
Ihm der Begeist'rung Feuer im Gemüthe.

Ach, wie der Baum, den Blüthen stets umkleiden,
Am eignen Reichthum hinstirbt vor der Zeit,
Zu früh erlag er dem verborgnen Leiden,
Ein Opfer, das sich achtlos selbst geweiht;
Doch sein erlöschend Auge sah im Scheiden
Den Sonnenaufgang der Unsterblichkeit;
Er ging nur hin, um aus des Todes Wehen
In Millionen Herzen zu erstehen.

Er ist erstanden! Seine Worte schweben
Wie reine Flammen fort von Mund zu Mund;
Begeistert lehrt sein Lied den Jüngling streben
Und thut dem Greis erhab'ne Weisheit kund,
Und wenn sich deutsche Männer kühn erheben
Zu hoher That, so segnet Er den Bund:
So lebt er glorreich, ewig unvergessen.
Heil ihm! Heil unser'm Volk, das ihn besessen!

Emanuel Geibel.

Der Spaziergang

von Schiller.

(Schluß.)

Ich will Ihnen nicht läugnen, daß ich mir auf dieses Stück am meisten zu gut thue. — Mich däucht, das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Produkts bestehe darin, daß es die Stimmung, in welcher es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem meiner Gedichte begegnet, außer mit diesem. — Mein Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in diesem Gedichte erweitert; noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüth so sehr als Eine Kraft gewirkt.

Schiller
an W. v. Humboldt.

Durch die allgemeine Aufgabe, welche der Phantasie des Dichters gestellt war, ist es von selbst bedingt, daß sie sich sofort in die Vergangenheit, in die Perioden der im ersten Entwicklungstriebe befindlichen Cultur versetzt. Aber indem sich der Spaziergänger in die Wildniß des Berges vertieft, hat er noch das prächtige Bild der fernen Stadt in der Seele, und die nächste Aufgabe seiner Phantasiethätigkeit bestimmt sich daher dahin, das Werden der Stadt, und zwar der unmittelbar aus oder in der Wildniß erwachsenden Stadt, zur Vorstellung zu bringen. Damit aber ist die Erinnerung an die antike Städtegründung gegeben,

Digitized by Google

nunft gegen die Beschränktheit wie gegen die Willkür des Triebs, und den gemeinsamen Widerspruch beider gegen die zufällig erwachsenen und unnatürlich befestigten Lebensformen — Gegensätze, an denen, wie wir früher sahen, der Einzelne und die soziale Gesammtheit leiden, die also eine individuelle und eine geschichtliche Bedeutung haben — zum Ausbruch kommen, und in diesem Ausbruche, der bisher verhaltene Kräfte entbindet und bisher verdeckte Thatsachen zur Erscheinung bringt, ist ein gewaltiger Kampf gegeben, der trotz seiner scheinbaren Resultatlosigkeit ein geschichtlicher im höchsten Sinne des Worts ist, gerade weil ihm die tiefe Unbefriedigung an der auf die Spitze getriebenen Civilisation zu Grunde liegt.

In der Revolution kehrt sich das geschichtliche Bewußtseyn gegen sich selbst; sie ist die entschiedene und entscheidende Offenbarung der Thatsache, daß die fortgesetzte Entwicklung der Civilisation durch die Entfernung von der Natur bedingt ist, daß aber mittelst der Ablösung von den natürlichen Bedürfnissen und der natürlichen Genügsamkeit die Menschlichkeit nur einseitig verwirklicht, d. h. nach der andern Seite sich selber entfremdet wird. Dagegen stellt das hellenische Leben die harmonische, allseitige und vollkommene Entwicklung der Menschlichkeit durch die Cultur, insoweit sie innerhalb der Grenzen eines naturgemäßen Verhaltens stattfinden kann, für sich, d. h. in einziger Weise dar. Der Dichter mußte daher seine Darstellung der Menschheitsgeschichte mit dem Bilde der hellenischen Cultur beginnen und mit dem Bilde der Revolution abschließen, beide aber in einen unmittelbaren, d. h. nur poetisch vermittelten Zusammenhang bringen.

Wenn es mir aber gelungen ist, diese innere Nothwendigkeit, durch welche die Phantasie des Dichters in seiner culturhistorischen Betrachtung bestimmt wurde, einigermaßen begreiflich zu machen, so wird man es ohne weiteres angemessen finden, daß der Dichter das Bild des hellenischen Lebens ganz allgemein hält und die Gegensätze, in denen sich dasselbe gestaltete, nicht hervortreten läßt, daß ferner seine Schilderung der sich entwickelnden Gewerbsthätigkeit, des Handels, der Kunst und Wissenschaft allmählig in die Breite geht und trotz der fortgesetzt antikisirenden Darstellungsform einen universalgeschichtlichen Charakter annimmt, und daß endlich die Entartung des Culturlebens zunächst ohne bestimmte historische Andeutungen, gewissermaßen psychologisch geschildert wird, dagegen, je näher das Bild der Revolution tritt, die Umrisse ihrer geschichtlichen Gestalt deutlicher hervortreten läßt.

Die einleitenden Zeilen:

In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein, —

drücken mit unnachahmlicher Kürze und Bedeutsamkeit den dreifachen Gedanken aus, daß die theilweise Umwandlung des Waldes in angebautes Land, auf dem sich die vereinigten menschlichen Wohnungen erheben, die entfernteren Umgebungen zur Wildniß macht, daß der Mensch, indem er durch die Vereinigung über den Naturzustand hinaustritt, seine bisherigen Götter, deren halbthierische Gestalt das ihn selbst überwuchernde Naturleben versinnlichte, auf eine untergeordnete Stufe hinabsetzt, also gewissermaßen verbannt, weil ihm das Ideal der selbstständigen Menschlichkeit aufgeht und sich seiner Phantasie in edleren Göttergestalten vergegenwärtigt, und daß die Wohnungen, die er diesen neuen Göttern errichtet, obgleich aus todter Masse geformt, der äußere Anhalt und Ausdruck des in seinem Innern zur Entfaltung gelangten Lebens sind, welches höherer Art ist, als die Lebensfülle des Urwaldes. Mit diesem letzteren Gedanken greift der Dichter seiner späteren Schilderung andeutend vor, und er bezeichnet daher nachholend mit wenigen, aber energischen Zügen die Gemeinschaft als die zeugende Seele des erhöhten menschlichen Daseyns. Mit den Worten aber:

Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein,

leitet er eine Schilderung ein, die den früher angedeuteten Gedanken weiter führt und sofort an das „Eleusinische Fest“ erinnert, in welchem mit den Worten:

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,

die Götter als stadtbauende eingeführt werden.

Die Verse:

Heilige Steine! aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandten ihr Sitten und Kunst,

vergegenwärtigen uns die unermüdliche, Colonien gründende Thätigkeit der Hellenen, jene sporadische Ausbreitung der hellenischen Cultur, durch welche die weiteren Dimensionen, welche späterhin der Zusammenhang des geschichtlichen Lebens annahm, gewissermaßen im voraus markirt wurden. Bedeutsam ist, daß hierbei die Pflanzstätten der Cultur als Pflanzstätten der Menschheit schlechthin ausgesprochen werden, diese also als erst in der Cultur hervortretende bezeichnet ist. In den folgenden Versen bewährt der Dichter auffallend die Freiheit, mit welcher er durchweg bestimmte historische Züge

Digitized by Google

für die Darstellung des Allgemeinen verwendet. Die Worte, welche kurz den Auszug des Heeres und das Gebet der Frauen in den Tempeln schildern, weisen noch keineswegs auf Sparta insbesondere hin und sollen auch keine ausschließliche Charakteristik spartanischen Wesens enthalten. Aber so wenig, wie sich der Dichter bedenkt, den in der Ferne für das Vaterland Gefallenen die specifisch spartanische und eben dadurch typische Inschrift zu verleihen:

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl,

eben so wenig bedenkt er sich, von der Symbolisirung des griechischen Heroismus durch die Schaar des Leonidas unmittelbar zu einer Schilderung überzugehen, die sich von der Vorstellung spartanischer Art und Sitte sofort weit entfernt und noch vor ihrem Beginne durch die Erwähnung des Oelbaumes an Athen erinnert, also den entschiedensten Gegensatz im hellenischen Leben andeutet, ohne sich jedoch weiterhin an diese Erinnerung zu binden. Denn die Darstellung der sich energisch und heiter entfaltenden Gewerbs- und Handelsthätigkeit hat, wie schon früher bemerkt, einen universalhistorischen Charakter; sie erinnert an „Heeren'sche Ideen," womit ich keineswegs eine besondere Verwandtschaft dieser mit den Schiller'schen andeuten, sondern nur auf einen älteren Historiker, der sich in diesem besondern Kreise der historischen Betrachtung zu bewegen liebt, hinweisen will — und nur die Darstellungsform bleibt durch ihre epische Anschaulichkeit im Allgemeinen und durch einzelne mythologische Bezeichnungen insbesondere eine antikisirende.

Die Darstellung der fröhlich gedeihenden Kunst nimmt wieder bestimmtere historische Züge an, d. h. sie faßt die antike Kunst in das Auge, deren vorherrschend plastischer Charakter die einseitige Erwähnung der bildenden Künste rechtfertigt. Dagegen charakterisirt das Hervorheben der Naturwissenschaft keineswegs die antike, sondern weist vielmehr auf die Entwicklung der modernen Wissenschaftlichkeit hin, und mit den Worten:

Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt —

gleitet gewissermaßen auch unser Gedanke über den Strom der Geschichte. Wir sind genügend vorbereitet, um uns die Entwicklung der Civilisation als universalgeschichtlich in ihrem großartigen Zusammenhange vorzustellen, und als den Höhepunkt dieser Entwicklung, sowohl in ihren besondern Epochen als im Ganzen, die Befreiung des Bewußtseyns aus der Beschränktheit der gegebenen Existenz und von den Illusionen, in denen es sich selbst gebunden hielt, zu erkennen. Denn, heißt es:

Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes
Und die Gefilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriß' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham.

Die letzten Worte bilden den Uebergang zu der Schilderung der entartenden Civilisation, aus deren Schooße sich die sittliche Verderbniß entwickelt. Die Scham ist hier das natürlich moralische Gefühl, welches durch die herrschende Sitte zur allgemeinen Lebensform ausgeprägt und im Gesetz zu der Schranke, welche die Willkür des Einzelnen äußerlich einengt, veräußert ist. Die Einfalt und Einfachheit des natürlichen Gefühls aber wird durch die Reflexion, welche die Rechte und Pflichten des Einzelnen verstandsgemäß auseinander setzen will, aufgehoben und der Begierde, welche sich mit der Reflexionsfähigkeit entwickelt, der Widerstand entzogen, den sie in ihrem eigenen Gebiete, dem des Gefühls, hatte und den der moralisirende Verstand nicht ersetzt, weil er alles, was er besitzen soll, zunächst in Frage stellen muß und die Willkür der Begierde zu rechtfertigen vermag. Die auf diese Weise entbundene Reflexion kehrt sich zunächst gegen die Unmittelbarkeit der Sitte und gegen die Aeußerlichkeit des Gesetzes, um weiterhin ihren wesentlichen Inhalt zu negiren, und indem sich die Illusionen einer übernatürlichen Macht, welche das menschliche Schicksal gestaltet und deren Willensoffenbarung das höchste Gesetz ist, auflösen, erkennt das befreite Bewußtseyn keine andere Nothwendigkeit für das Gebiet des menschlichen Willens als diejenige an, welche es in sich selbst findet. Die Vernunft fordert die menschliche Selbstbestimmung, aber diese Forderung in ihrer allgemeinen und abstrakten Form sanktionirt die Willkür, kommt also der Begierde, die sich an dem Bewußtseyn ihrer gegebenen Schranken gesteigert hat, entgegen.

Glücklich wäre der Mensch, wenn unmittelbar, auftatt des äußeren Gesetzes, das innere zur Herrschaft gelangen könnte, wenn das Bewußtseyn der Freiheit die Kraft der Selbstbeherrschung einschlösse. Aber:

Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.

Mit diesen Worten beginnt die Schilderung der Culturentartung, in welcher zunächst der Gedanke, daß der

Digitized by Google

Mensch, wenn sein sittlicher Instinkt zerstört, seine Gebundenheit in der herrschenden Sitte gelöst ist, ohne daß er sein vernünftiges Bewußtseyn nach der einen Seite zu unbedingter Klarheit durchsetzen, nach der andern zum unbedingten Willen umsetzen kann, dem unglückseligsten Schwanken und den traurigsten Verirrungen und Ausschweifungen anheimfällt, bildlich ausgeführt, sodann aber als der Charakterzug der die fortschreitende Entsittlichung enthaltenden Civilisation die das ganze Leben durchdringende und zersetzende Lüge dargestellt wird. Denn wie die unnatürliche Begierde, die unersättliche Leidenschaft, die freche Lüsternheit, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, vernünfteln, so scheuen sie andererseits den offenen Kampf gegen die bestehende Sitte und das herrschende Gesetz, und da die Gesellschaft, um nicht auseinander zu fallen, bindender Formen bedarf, so werden die Institutionen, sowohl diejenigen, welche der Zufall der Thatsachen und der Drang der Noth hervorgetrieben haben, wie diejenigen, welche aus dem lebendigen, sittlichen Geiste des Volkes erwachsen sind, äußerlich aufrecht erhalten, indem sie zum Versteck und Bollwerk des heuchelnden Egoismus werden.

Wie der erste Theil unseres Gedichts eine Idylle in dem engeren und gewöhnlichen Sinne des Worts enthielt, so könnten wir diejenige Partie desselben, die mit den Worten:

Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,

beginnt und mit den andern:

Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur,

schließt, als eine selbstständige Satire herausheben, welche bis zu dem Verse:

Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue,

eingeleitet ist, und für welche die Worte:

Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, u. s. w.

den Charakter einer Prophezeihung gewinnen würden. Eine solche sind sie in dem Zusammenhange des ganzen Gedichtes allerdings nicht, insofern der Dichter schon die Thatsache der Revolution, ihre theils die erhabensten und edelsten Bestrebungen begleitenden, theils im Namen der Vernunft verübten Gräuel im Auge hat, also sein Gemälde der wirklichen Geschichte entnimmt. Aber diese geschichtliche Thatsache — die erste französische Revolution, welche überhaupt die erste in der früher charakterisirten Bedeutung ist — konnte dem Dichter auf seinem Standpunkte nicht als eine fertige und abgeschlossene, sie muß ihm vielmehr als der nächste Ausbruch des durchgreifenden Widerspruchs mit sich selbst, in den die moderne Civilisation, die unter der Hülle der Ueberfeinerung die Barbarei bestehen ließ und aus ihrem Reichthume das Elend erzeugte, unheilbar verwickelt ist, als eine drohende Offenbarung der Zukunft erscheinen.

Als eine solche, und nicht nur, weil ihn seine Phantasie mitten unter die Schreckensscenen der Revolution versetzt hat, drängt ihm die Erscheinung derselben den Angstruf ab:

O! so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!

In seiner Erregung erscheint dem Dichter der entschiedene Bruch mit der Civilisation, die Rückkehr zu der idyllischen Beschränktheit, als die einzige Rettung des Menschengeschlechts, der erste Schritt zu dieser Rettung aber für den Einzelnen, und also für ihn, der sich in die Schrecknisse der innerhalb der civilisirten Menschheit entbundenen Thierheit versetzt hat, die Flucht in die Einsamkeit der Natur. Das auf die Spitze getriebene Entsetzen und die durch den Fluchtgedanken angeregte Erinnerung an die Natureinsamkeit, in der er sich befindet, wecken ihn aus seiner inneren Versunkenheit, wie es in gleicher Weise bei ängstlichen Träumen der Fall ist. Er sieht sich plötzlich inmitten einer Natur, deren wilde und starre Großartigkeit den Eindruck des Schauers bedingt. Tief gähnende Abgründe machen ihn auch hier zum Gefangenen, zwischen zerrissenen Felsen stürzt sich der Gießbach stiebend hinab:

Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Weit.

Aber die Schauer, welche uns eine wilde Natur einflößt, sind anderer Art, als das Entsetzen, womit uns der Anblick der menschlichen Verwilderung ergreift. Dieses demüthigt uns, weil wir den Menschen den fremden Mächten in seinem Innern zum Raube dahin gegeben sehen, jene schwellen unsern Muth, weil unser Selbstbewußtseyn zum Kampfe mit dem Naturgeiste herausgefordert wird. Hier, wo beide Eindrücke unmittelbar aneinander grenzen, wirkt der Schauer, mit welchem die wilde Erhabenheit der Natur den einsamen Menschen erfaßt, als eine wohlthuende Ablösung, und deßhalb geht die schauerliche Lust, mit welcher die Naturgröße das Gemüth anspannend erfüllt, und das Gefühl der Einsamkeit, dessen Bangen die energische Seele stets

Digitized by Google

so ist damit allerdings, einfach betrachtet, die Unveränderlichkeit der Natur und der Wechsel der geschichtlichen Gestaltungen in Contrast gestellt; aber daß für die Betrachtung des Dichters, der den äußersten Grad der socialen Verderbniß geschildert und als einen Abfall von der Natur gezeichnet hat, nur dieser Gegensatz, der sofort in die Augen fällt, zurückbleibt, ist gerade bedeutsam, d. h. für die heitere Ruhe der Geschichtsbetrachtung, zu der er jetzt gelangt ist, bezeichnend. Die menschliche Freiheit, die Willensbegabung des Menschen bedingt eine fortgesetzte Umwandlung der geschichtlichen Zustände, aber eben in der Thatsache dieser ewigen Umwandlung neben der andern der unveränderlichen Fülle und Schönheit der Natur ist die Bürgschaft einer steten Erneuerung des Menschengeschlechts gegeben. Wie die alte Natur jugendlich bleibt, so altert und verjüngt sich die Menschheit abwechselnd, indem sie sich mittelst ihrer Willensfähigkeit von der Natur entfernt und zu ihr zurückkehrt. Sie kann zu jeder Zeit aus der Natur ihren erneuten Lebensinhalt schöpfen und diesen dann ihrer Natur gemäß gestalten. Die Natur ist wie die physische so die geistige Ernährerin der Menschheit und bewahrt das Ideal der ewigen Ordnung, der in den Schranken der Gesetzmäßigkeit zur vollkommenen Darstellung gelangenden Lebensfülle, um es dem Menschen immer wieder zur Anschauung zu bringen und zum Ideal seiner Freiheitsbestrebungen zu machen. Dieser Gedanke tritt in den folgenden Worten:

Immer dieselbe bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter —

deutlicher heraus. Wie aber der freie Wille des Menschen neben der ewigen Nähr- und Bildungskraft der Natur die Menschheit davor bewahrt, sich selber zu verlieren, d. h. sich in resultatlosen Kämpfen aufzureiben und in sittlicher Verderbniß aufzulösen, so ist in dem geschichtlichen Bewußtseyn als solchem der Zusammenhalt der Menschheit, allerdings in theoretischer Form, aber zugleich als Hintergrund des höchsten praktischen, nämlich des geschichtlichen Vermögens gegeben. Der Menschheit, d. h. dem Einzelnen, der sich mit ihr eins weiß, gehört nicht nur die jedesmalige Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit und Zukunft der Geschichte an: während die Natur äußerlich dieselbe bleibt, liegt im Bewußtseyn das die Zeiten umfassende und aufhebende Vermögen. In dem Selbstgefühle dieses Vermögens, der Weite und Freiheit unseres geschichtlichen Bewußtseyns verschwindet die trübe Verzweiflung an der Zukunft der Menschheit wie Wolkendunst. Wenn wir es vermögen, uns das Jugendalter der Menschheit — und zwar die Perioden heiterer Kraftentfaltung, da wir nur in einer verzweifelten Stimmung uns nach einem beschränkt idyllischen Daseyn zurücksehnen können — lebendig zu vergegenwärtigen, so ist dieses Vermögen der Phantasie keineswegs ein praktisch bedeutungsloses, sondern vielmehr die freie und allgemeine Bethätigung der schöpferischen Menschenkraft, welche allerdings an besondern Aufgaben und in besondern Leistungen als praktische erscheint, eben deßhalb aber die allgemeine Quelle des praktischen Vermögens ist, in soweit dieses die Fähigkeit der freien That und des menschenwürdigen Wirkens ausdrückt. Denn in sofern uns die Praxis einseitig in Anspruch nimmt und uns der höheren menschlichen Bestimmung entfremdet, bedarf es der poetisch angeregten und bethätigten Phantasie, um die Freiheit unseres Bewußtseyns wieder zu gewinnen. Daß dieser Gedankenzusammenhang in unserem Gedichte nicht zu ausdrücklicher Darstellung kommt, brauche ich kaum zu erwähnen, daß er aber den Umkreis für die schließliche Stimmung des Dichters und für die poetischen Anschauungen bildet, in welche die Dichtung ausläuft, wird nicht zweifelhaft seyn, wenn man sich dessen erinnert, was ich Eingangs über die Schlußworte des Gedichts gesagt habe, und dieselben noch einmal im Zusammenhange mit den vorhergehenden Versen liest. Wenn der Dichter die fernen wie die nahen Geschlechter ausdrücklich vereint nennt, so kann er sich diese Vereinigung nicht bloß äußerlich, durch den gleichen Boden, auf dem sie wandeln, sondern muß sie sich durch das bewußte menschliche Vermögen vermittelt vorstellen, und indem er uns an die Sonne Homers erinnert, nimmt er einerseits unsere Fähigkeit, uns die schönsten Lebensmomente der Menschheit poetisch zu vergegenwärtigen, anregend in Anspruch, andererseits deutet er darauf hin, daß der Eindruck und die Einwirkung, welche die Natur auf uns ausübt, an sich wie durch unsere Empfänglichkeit, so durch unser actives Vermögen bedingt und bestimmt werden und dieses zur Bethätigung bringen sollen.

Man hat den „Spaziergang“ mit Recht als eine „culturhistorische Dichtung“ bezeichnet und ihn mit der „Glocke,“ der man denselben Charakter zuspricht, zusammengestellt. Auch wenn wir den Gattungscharakter beider Dichtungen allgemeiner fassen und sie schlechthin didaktische — allerdings in dem höheren, d. h. mit dem Begriffe der Poesie zusammenstimmenden Sinn dieser Bezeichnung — nennen wollen, liegt es nahe, sie neben einander zu stellen, weil in dem weiteren Kreise Schiller'scher Dichtungen, mit denen er die poetische Zulässigkeit der didaktischen Gattung bewiesen hat, der Spaziergang

Digitized by Google

und die Glocke die in ſich vollendetſten und diejenigen ſind, in welchen ſich die philoſophiſche Reflexion und die poetiſche Anſchauung vollſtändig durchdringen und ein Ganzes darſtellen, welches trotz der äußerlich beſtimmten Situation ein univerſelles Lebensbild abgibt.

Wenn Schiller gelegentlich ſagt, daß „dasjenige didaktiſche Gedicht, worin der Gedanke ſelbſt poetiſch wäre, und es auch bliebe, noch zu erwarten ſey," ſo dürfen wir behaupten, daß er dieſe Erwartung in der Glocke und dem Spaziergang erfüllt hat, und zwar iſt der didaktiſche und wahrhaft poetiſche Charakter dieſer Dichtungen dadurch erreicht worden, daß ſie eine univerſelle Lebensbetrachtung bezwecken und durchweg motiviren. Während aber in der Glocke die individuelle Beſtimmtheit der mit der Situation gegebenen Anſchauungen zur Univerſalität und Idealität der Betrachtung erweitert und erhoben wird, iſt die letztere im Spaziergang von vornherein gegeben und der Gedankenfortſchritt theils durch die energiſche Freiheit oder freie Energie des poetiſchen Vorſtellens, theils durch den ſcheinbaren Zufall der Anſchauungen verdeckt und vermittelt. Damit hängt zuſammen, daß die äußere Form des Glockenliedes die lyriſch-dramatiſche, die des Spazierganges die epiſche iſt. Bezeichnet man nun den Inhalt beider Dichtungen als culturhiſtoriſchen, ſo bedarf dieſe Bezeichnung für den Spaziergang keiner Rechtfertigung: das Gedicht iſt eine Geſchichtsbetrachtung in dem weiteſten und beſtimmteſten Sinne des Worts, bei welcher die Reflexion den Gegenſatz der Cultur und des Naturlebens zum Gegenſtande hat. Dagegen iſt das Glockenlied an ſich eine Darſtellung des menſchlichen Lebens im unhiſtoriſchen Sinne, d. h. eine Darſtellung der individuellen und beſchränkten gemeinſchaftlichen Lebensereigniſſe und Lebensſchickſale. Dieſe gewinnt aber dennoch einen hiſtoriſchen Charakter, und zwar gerade mittelſt ihrer Beſchränkung auf das, was wir im Gegenſatz zu dem geſchichtlichen das bürgerliche oder Privatleben nennen, indem ſie einerſeits eine beſtimmte Culturgeſtaltung in ihrer Totalität zur Anſchauung bringt, andererſeits einzelne Ausblicke auf die großen Vorgänge der Geſchichte eröffnet.

Wie ich früher auseinander geſetzt, hat der Dichter im Spaziergange bei der Schilderung der aufblühenden Cultur das helleniſche Leben, für die Darſtellung der naturentfremdeten und mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gerathenden Civiliſation das Zeitalter vor der Revolution und dieſe ſelbſt ins Auge gefaßt und faſſen müſſen, die vermittelnden Geſchichtsperioden aber überſehen und überſehen dürfen. Daher ſtellt das Glockenlied inſofern einen ergänzenden Gegenſatz zum Spaziergange dar, als es uns den Charakter der chriſtlich-deutſchen Cultur, wie ſie ſich insbeſondere im kräftigen und freien ſtädtiſchen Gemeinweſen ausgeprägt hat, anſchaulich und vollſtändig vergegenwärtigt, und zwar nicht durch ſchildernde Ueberblicke, ſondern durch Lebensbilder und Lebensbetrachtungen, welche dem Umkreiſe des geſund entwickelten und noch ungebrochenen chriſtlich-deutſchen Lebens entnommen und im Sinne und Geiſte deſſelben gehalten ſind, obgleich ſich hiebei der Dichter von vornherein idealiſirend verhält. Durch dieſe Idealiſirung werden die allgemeinen Züge, die jede beſondere Cultur hat und die das Weſen der Cultur ſchlechthin ausdrücken, hervorgehoben. Außerdem aber geht jede reflektirende Betrachtung des menſchlichen Lebens, ſo beſtimmt die ihr zu Grunde liegende Lebensanſchauung ſeyn mag, inſofern die Reflexion frei wird, wenigſtens punktweiſe zur Geſchichtsbetrachtung über und faßt naturgemäß insbeſondere das Entſtehen und die Zerrüttung der geſellſchaftlichen Ordnung ins Auge.

So finden wir im **Glockenliede zwei Partien**, welche der Schilderung der Städtegründung und der Revolution im Spaziergange parallel ſind. Ich meine die Stellen, an die ſich jeder ſelbſt ſofort erinnern wird:

Heil'ge Ordnung, ſegenreiche
Himmelstochter — u. ſ. w.
Tauſend fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich im muntern Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund —,

die wie eine lyriſche Ausführung des Diſtichons:

Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eiſernden Kräfte;
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund —

erſcheint, und dann die Schilderung der Revolution, die mit den Worten beginnt:

Weh', wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft —

und in der die Entfeſſelung der thieriſchen Leidenſchaft mit einer etwas veränderten Wendung wie im Spaziergange angedeutet iſt. (Beiläufig will ich auf die Betonung des Wortes „Freiheit" in der Zeile:

Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen —

aufmerkſam machen, welche eine abſichtlich umgelegte und dieſelbe iſt, die in dem Hexameter:

Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde —

der Schrei der wilden Begierde hat.)

Den Gegenſatz des Naturweſens zur menſchlichen Exiſtenz, das immer wiederkehrende Thema des Spazier-

Digitized by Google

gangs, hebt das Glockenlied nur einmal, in den einleitenden Worten zur Schilderung der Feuersbrunst, hervor, und zwar wird hier die Natur einseitig von ihrer elementaren und praktischen Seite, als wohlthätige und zerstörende Macht, aufgefaßt, was im Spaziergange nicht einmal andeutungsweise geschieht und für den Unterschied beider Dichtungen sehr charakteristisch ist.

Der Spaziergang war ursprünglich Elegie überschrieben, und schon aus der Allgemeinheit dieser Ueberschrift läßt sich schließen, daß Schiller das Gedicht gewissermaßen als absolutes Beispiel für den Begriff der Elegie, wie er ihn faßte, als Repräsentanten der Gattung betrachtete. Dieß wird durch die Schiller'sche Definition der Elegie, die wir in seiner Abhandlung über die naive und sentimentalische Dichtung finden, unzweifelhaft, und es läßt sich annehmen, daß die ästhetischen Reflexionen, die in der genannten Abhandlung niedergelegt sind, und die poetische Schöpfung des Spazierganges in gewisser Weise durch einander bedingt waren.

Nach jener Definition entsteht die Elegie, indem der Dichter die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit so entgegengesetzt, daß die Darstellung des ersten überwiegt und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird. Die Satire stellt denselben Gegensatz in seiner ganzen Schärfe, und zwar entweder pathetisch oder komisch dar, womit zwei Unterarten der Satire gegeben sind, welchen als Unterarten der Elegie die Elegie in engerer und die Idylle in weitester Bedeutung entsprechen. In jener sind die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer um das Verlorene und Unerreichte, in dieser, weil sie als wirklich vorgestellt werden, ein Gegenstaud der Freude. Da aber die Elegie im Allgemeinen das Wohlgefallen an der Natur und am Ideal zur herrschenden Empfindung machen soll, so kann die Trauer, welche die Elegie im engeren Sinne zu bewirken hat, nur als abwechselnd hervortretende und an sich gemilderte, als süße Wehmuth oder als wehmüthige Freude gedacht werden. Es ist nun leicht zu sehen, daß die Schiller'sche Begriffsbestimmung der Elegie im Spaziergang vollständig und erschöpfend dargestellt, oder vielmehr, daß diese Begriffsbestimmung selbst poetisirt ist. Der Spaziergang stellt das Naturleben schlechthin mit der künstlichen Existenz des socialen Menschen in Contrast, bleibt aber nicht bei diesem abstrakten Gegensatze stehen, sondern sieht ihn in der Vergangenheit, d. h. in der naturgemäßen Entwicklung der Cultur und in der Zukunft, d. h. in der Vorstellung des gelösten Widerspruchs zwischen Natur und Cultur, aufgehoben, gewinnt also ein in der Vergangenheit dargestelltes und in der Zukunft darzustellendes Ideal, welches der Wirklichkeit der bloßen Natur und der Wirklichkeit der unnatürlichen Civilisation zugleich entgegensteht.

Im ersten Theile des Gedichts wird die wohlgefällige Empfindung der Natur, die den Ueberdruß an der Civilisation als ein persönliches und unklares Gefühl zum Hintergrunde hat, zur Freude an der naturgemäßen Existenz des Menschen, im zweiten aber zur höheren Freude an der kräftigen und schönen Entfaltung der Cultur übergeführt, und nun wird der Abfall des Menschen von der Natur und von dem schon dargestellten Ideale der Cultur zu einem Gegenstande der Trauer, die sich zur Verzweiflung steigert, um zu einer Naturbegeisterung überzuspringen, deren allmähliges Abklingen das erneute Hervortreten des geschichtlichen Ideals ist. Damit wird das „Wohlgefallen am Ideal," in welchem das Wohlgefallen an der Natur eingeschlossen oder aufgegangen ist, zur herrschenden Empfindung, d. h. diese Empfindung ist eine durch die Dichtung, durch eine Folgenreihe contrastirender Bilder und Gefühle vermittelte.

Demnach können wir sagen, daß uns der Dichter mittelst seiner Elegie bis an die Grenze der von ihm als weitere bezeichneten Idylle führt, und daß die Anregung zu produktiver Phantasiethätigkeit, welche der Abschluß des Gedichtes hinterläßt, die Anregung zu idyllischen Vorstellungen ist, wie Schiller diesen Ausdruck verstanden wissen will. In der That muß auch die Idylle, welche die ideale Wirklichkeit ausmalt, wenn sie nicht aus den Grenzen der Elegie im weiteren Sinne, und damit der sentimentalen Dichtung überhaupt hinaustreten soll, das Bewußtseyn der Unwirklichkeit des Ideals als Hintergrund behalten. Wäre dieses Bewußtseyn verschwunden oder von vorn herein nicht vorhanden, so würde in naiver Weise entweder die Wirklichkeit unmittelbar idealisirt, d. h. als die gegebene Verwirklichung der Idee, oder die Gebilde der Phantasie als schlechthin wirklich vor- und dargestellt werden. Hieraus erklärt sich, wie es kam, daß Schiller, der sich selbst als einen sentimentalen Dichter charakterisirt, immer nur bis zum Anfange der Idylle, wie er sie verstand, gelangen konnte. Denn auch das „Reich der Schatten" oder „das Ideal und das Leben," welches, ebenso universell, obgleich plastischer als der Spaziergang angelegt, das Wesen der Idylle darstellen sollte, blieb trotz seiner plastischen Anlage, wie Schiller selbst sagt, ein bloßes Lehrgedicht, also ein unerfüllter Ansatz. Bedeutsam aber ist es, daß Schiller, indem er in das Gebiet der Idylle hinübertreten will, entschieden zu der Symbolik der hellenischen Mythologie zurückkehrt, und daß ihm in dieser Stimmung und Richtung die Auf-

Digitized by Google

nahme des Herkules in den Olymp und seine Vermählung mit der Hebe als der höchste poetische Stoff erscheint. Der Dichter strebt in der That, sich über die Schranken der sentimentalen Dichtung, und damit über die Schranken der sentimentalen Natur- und Weltanschauung zu erheben, und darin liegt der sprechendste Beweis, daß er jede Spur der falschen Sentimentalität, welche die Empfindung des Widerspruchs mit dem Wirklichen unendlich auszudrücken, nicht aber gestaltend aufheben will, in sich selbst überwunden und ausgelöscht hatte. An jener schwächlichen Sentimentalität, welche mit der Empfindung kokettirt, hatte er ohnedieß nie gelitten.

Was den Begriff des Naiven und Sentimentalen anbetrifft, so ist er von Schiller in seiner mehrerwähnten Abhandlung über die naive und sentimentalische Dichtung vortrefflich entwickelt worden, wenn man auch seine gegenüberstellende Charakteristik der antiken und modernen Poesie nicht ausreichend finden möchte; überhaupt aber stehen die ästhetischen Abhandlungen Schillers und diejenigen seiner Dichtungen, welche sich als didaktische im höheren Sinne bezeichnen lassen, in einem so nahen Verhältniß, daß sie zusammen, an einander ihre Beleuchtung, Versinnlichung und Vervollständigung gewinnend, ein Ganzes bilden.

Schließlich will ich an eine beiläufige Bemerkung Schillers in seiner Abhandlung über das Erhabene erinnern, die von selbst einen Bezug auf unsere Dichtung gewinnt. „Wer weiß," sagt er, „wie mancher Lichtgedanke oder Heldenentschluß, den kein Studirkerker oder Gesellschaftssaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon der muthige Streit des Gemüths mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergange gebar." Der Plan zu unserem Gedichte ist selbst ein solcher Lichtgedanke, der jedenfalls einem wirklichen Spaziergange seine Entstehung verdankt.

Skizzen von der Insel Rügen.

(Fortsetzung von Nr. 45.)

Wir hatten, seit wir Morgens von Saßnitz aufgebrochen waren, Jasmund im Zickzack durchschnitten, und standen nun an der nördlichen Küste der Halbinsel, am Tromper Wiek. Das Ufer ist hier außerordentlich großartig. Sobald man aus dem Dorfe Lohme tritt, sieht man breite kahle Rücken vor sich, nur mit Wachholder bewachsen, deren Wände zum Theil senkrecht zum Strande vortreten. Der Blick umfaßt die ganze Bucht des Tromper Wieks; links schwimmt die schmale Landenge, Schabe genannt, welche Jasmund mit Mittow verbindet, als dessen letzter Vorposten Arkona mit seinem Leuchtthurme sich vom Horizonte abhebt. Die kahlen Bergrücken hier hart am Meere haben in ihrer Massenhaftigkeit, zumal im Zwielicht gesehen, einen wahrhaft Ossianischen Charakter. Und klimmt man nun hinunter an den Strand, so wird man von einem Küstenbilde empfangen, dessen Eindruck bleibend ist. Hier ist alles Stein, feichter Ufersand nirgends zu sehen, eine unabsehbare Wüste von Blöcken und Steintrümmern, an die das Meer donnernd schlägt, und zwischen welchen der weiße Wellenschaum hundertfach umhertanzt, im Bogen schießt oder in Flocken stäubt, als ob unzählige Springquellen zwischen den Steinen emporschnellten. Man kann auf diesen größeren und kleineren Blöcken weit in's Meer hinein klettern. Dann sieht man vor sich die ganze Ausdehnung der dunkeln Bergrücken, zu deren Füßen die See alljährlich neue Tausende von Steinkolossen wälzt, und trotz ihres donnernden Tobens am Ufer, den Damm nur fester und unnahbarer macht. Diese grandiose Einöde von Meer und Stein ist in ihrer finstern Melancholie wunderbar schön. Wir fühlten uns für die Enttäuschungen des Tages überreich belohnt und priesen uns glücklich, diesen noch außerhalb aller Reisestraßen liegenden Ort aufgesucht zu haben.

Inzwischen war es fast finster geworden, wir hatten einige Mühe, auf den Steinen sprungweise an's Land zurück zu gelangen, und klommen endlich, durchnäßt von den uns verfolgenden Sprühwellen, wieder zum Dorfe empor. — Die Frau Schulzin sahen wir schon oben auf der Klippe stehen, sie war hinaus gegangen, besorgt, wo wir geblieben wären. Zu Hause harrte unser schon ein gedeckter Tisch, besetzt mit gebratenen Fischen, Kartoffeln, Eierkuchen, Honig und

Digitized by Google

duftendem Schwarzbrod, und wir ſetzten uns in Geſellſchaft unſerer Wirthe von neuem zu Tiſche. Doch theilten die letzteren das Mahl nicht, ſondern beobachteten nur unter unaufhörlichem Zureden den Appetit ihrer Gäſte. Der Sohn war die Dienſtfertigkeit ſelbſt, ſprach aber faſt nichts, dagegen zeigten ſich Vater und Mutter als zutrauliche und redſelige Leute. Und ſo erfuhren wir denn auch, welche Bewandtniß es mit jenen Büchern hatte.

Der Schulze, der öfter auf das Feſtland gekommen war und mancherlei von anderer Menſchen Thun geſehen, ſteht, als ein wohlunterrichteter Mann, mit einigen Gutsbeſitzern der Nachbarſchaft in Verbindung. Einer derſelben hatte ihm vorgeſchlagen, ſeinem Sohne eine gelehrte Erziehung zu geben, ihn ſtudiren zu laſſen, und ihm den Unterricht mit ſeinen beiden Söhnen zugleich bei ſeinem Hauslehrer angeboten. Der Schulze fühlte ſich geſchmeichelt und ging darauf ein, und ſo wanderte Karl bis zu ſeinem ſiebzehnten Jahre alle Morgen auf gelehrten Wegen nach dem nahen Gute. Jetzt aber kam die Zeit, da die drei Studiengenoſſen die Heimath verlaſſen ſollten, um noch ein Jahr das Gymnaſium in Stralſund zu beſuchen. Der Alte hatte den Tag mit Schrecken erwartet, und jetzt erklärte er plötzlich, er könne ſich von ſeinem einzigen Kinde nicht trennen, und er wolle von der gelehrten Ausbildung Karls nichts weiter wiſſen. Dieß war für den letzteren ein Donnerwort; ſeine Seele hing bereits an den Studien, an der Univerſität, an der weiten Welt, und nun ſah er ſich für alle Zeit von ſeinem heimiſchen Fiſcherdorfe feſtgehalten, dem er innerlich ſchon halb entfremdet war. Es half nichts; wäre der Vater hart und heftig aufgetreten, ſo hätte der Sohn vielleicht feſter auf ſeinem Willen beſtanden, aber der Alte bat, drang in ihn, bei ihm zu bleiben, er könne und möge nicht allein leben. So ſah der arme Junge ſeine Freunde hinweggehen und blieb zurück, um zum Fiſchfang auszuziehen oder den Acker zu beſtellen. Sonntags aber ſucht er ſeine Bücher hervor, ſetzt ſich ſtill in eine Ecke des Gartens und ſchwelgt in ſeinen verlorenen Träumereien. Dieß Alles erzählte uns abwechſelnd der Vater und die Mutter. Karl ſchwieg, und erſt als beide abgerufen wurden, begann er geſprächig zu werden.

Er ſprach hochdeutſch, und zwar ſehr gut und gewandt. Er klagte, daß es ihm in der erſten Zeit gar zu traurig geweſen ſey, daß er ſich in das andere Leben gar nicht habe finden können. Mit keinem Worte des Unwillens ſprach er ſich über den Vater aus; überhaupt denke dir keine theatraliſche Verzweiflungsſcene, im Gegentheil, er ſagte, es ſey jetzt nach zwei Jahren ſchon beſſer geworden, und vielleicht werde noch alles gut werden. Nur, klagte er, vergeſſe er alles Gelernte wieder, und wenn er den Homer aufſchlage, werde er immer ärgerlich auf ſich ſelbſt. Der Schiller aber ſey ſein Troſt, dabei könne man nichts verlernen. Schiller in einem einſamen Fiſcherdorfe, an den äußerſten Vorpoſten deutſcher Sprache, wer hätte das vermuthet!

Der hübſche junge Burſche wurde durch unſer Intereſſe und unſer Geſpräch lebhaft aufgeregt. Wir hüteten uns zwar, ihm das Herz nach ſeinem verlorenen Paradieſe ſchwer zu machen, dennoch aber wurde die Mutter, die inzwiſchen wieder gekommen war, ganz bedenklich. Nachdem ſie ihn zu irgend einem Geſchäft hinaus geſchickt hatte, ſchüttete ſie uns privatim ihr Herz aus. Sie bedauerte ihren Sohn und ſagte, ſie ſehe wohl, daß es ihm oft auf der Seele drücke, wenn er daran denke, was er hätte werden können. Er ſey ein guter Junge, und fügſam, und zeige dem Vater niemals, wie es in ihm ausſehe, aber ſie merke es recht wohl und habe ihren Kummer darum. Ihren Mann nahm ſie gleichwohl in Schutz und meinte, er habe nicht Unrecht gethan, denn die Wirthſchaft ſey zu groß, und er bedürfe ſeines Sohnes dabei. Was hätte auch künftig aus Hof und Haus und all dem Beſitz werden ſollen, wenn der Karl etwa gar in einem Amte auf das Feſtland gegangen wäre?

„Ich habe mir ſagen laſſen,“ fuhr ſie fort, „daß viele von den ſtudirten Leuten auch innerlich nicht zufrieden ſind. Alſo machen ſie dem Karl nur ja keine Luſt zum Fortgehen! Ich ſah's ihm gleich an den Augen an, wie es in ihm lebendig wurde, als er Sie erblickte, und ich gönn' es ihm gern, daß er ſich einmal mit ſtudirten Herren beſprechen kann — aber, weiß Gott, es thut nicht gut! Eines iſt gar noch zu überſtehen; wenn die zwei jungen Herrn, mit denen er gelernt hat, zum erſtenmal von der Univerſität nach Hauſe kommen! Sie haben ihm öfter geſchrieben, und er hat immer gleich geantwortet. Was in ſeinen Briefen geſtanden hat, weiß ich nicht, aber ich kann's mir denken, denn das waren keine guten Tage. Der Vater iſt gern nachſichtig mit ihm, hat ihm auch verſprochen, daß er in Berlin ſein Jahr als Soldat dienen ſoll, aber auch davor fürcht' ich mich. Wenn er einmal da iſt, ſo fallen ihm alle die alten Dinge wieder ein, mit Lernen und Studiren, und dann kommt er nicht wieder. Und mir hat der Herr Pfarrer in G. geſagt, es ſey nun zu ſpät, er müßte erſt wieder von vorn anfangen, und es könne nichts Gutes mehr daraus werden.“

Die brave Frau war in Thränen ausgebrochen, trocknete ſie aber geſchwind, denn Karl und ihr Mann traten ein. Der Alte hatte Feierabend gemacht, nahm

Digitized by Google

und breiten ihre untern Zweige, ausgiebig und reich, wie Schirmdächer um ſich her. Es liegt etwas gaſtlich Einladendes in dieſen Bäumen, denn auch der Boden umher iſt ein üppiger grüner Teppich. Moos und hohes Gras, Farrenkräuter und Blumen drängen ſich umher. Der Stamm wird umrankt von köſtlichem Gaisblatt (caprifolium), das hier überall wild wächst und ſich weithin durch ſeinen Duft verkündet. Alles iſt hier Farbe, Glanz, unnennbare Anmuth und Lebensfriſche. Bald eine Schlucht, durch die ein Bach über Geſtein tanzt und Millionen diamantene Tropfen im Sonnenſtrahl über die Zweige ſtreut; bald ein grüner Abhang, feſtlich und frei hingedehnt, als erwarte er die deutſche Romanzenpoeſie, daß ſie mit farbenblendendem Gefolge hervorgeritten komme aus ihrem Buchengezelt. Dann zur Seite mitunter Durchſichten auf das tiefblaue Meer und immer neue Hügel, die endlich zu Bergen werden. Aber man ſteigt ſie hinauf, ſo leicht, als würde man getragen von dieſer friſch athmenden, von Grund aus erquickenden Luft. Das iſt das Waldgebirge der Stubnitz, der ſchönſte Theil der ganzen Inſel. Wir ſtiegen und ſtiegen, da mit einem mal lichteten ſich die Bäume und ein unermeßlicher blauer Raum von Luft und Meer dehnte ſich vor uns aus. Eine ſchwindelnde Tiefe unter uns, blendend weiße Felſen, ſchwimmend in einer einzigen durchſichtigen Kryſtallfluth. Wir ſtanden an dem Klippenrande von Stubbenkammer. Dieſes erſte plötzliche und unvermittelte Heraustreten aus dem Walde zum Meer, und in dieſer Höhe, iſt in der That überwältigend.

Stubbenkammer mit ſeinen Kreidefelſen iſt als merkwürdiges Naturſpiel überall bekannt, und eine Beſchreibung kann ich mir füglich erſparen. Es iſt eine imponirende Stelle, aber ein Bild, von dem ſich das Auge immer wieder durch einen Rückblick in das Waldesgrün erholen muß. Ich habe Stubbenkammer von Saſſnitz aus ſchon öfter beſucht und muß geſtehen, daß es nur das Raumverhältniß iſt, was hier den erſten Eindruck ſo gewaltig macht; denn maleriſch oder harmoniſch einig iſt das Bild durchaus nicht. Rechts und links ſieht man ſchroffe Kreidefelſen, die ſich ſtarr gegen Luft und Waſſer abſetzen, bekrönt vom Buchenwalde. Das ganze Bild hat nur drei Farben, Luft und Meer blau, die Felſen einſchneidend, blendend weiß, kaum mit einem Schattenſchimmer, der Wald grün, aber durch den Gegenſatz faſt ſchwarz erſcheinend; dieſe drei Farben ſtehen ohne Vermittlung oder Uebergang neben einander da, das Auge wird durch den ſchneidenden, unerbittlichen Glanz zu Tode geblendet und kann nirgends ausruhen. Dazu kommt, daß die Kreideformation durchaus charakterlos iſt. Spitzen, gerade Linien, Bogen, die wunderlichſten Geſtalten, alles vom Regen ausgewaſchen und verwaſchen, nirgends eine ruhige oder wiederkehrende Linie, nichts beſtimmt Ausgeprägtes, ein völlig grillenhaftes Spiel der Natur. Die Ausdehnung und Größe dieſer Kreidefelſen, die zum Theil wie Nadeln aus der Tiefe emporragen, macht, wenn man ſich ihnen in die Schluchten hinunter näher wagt, einen geſpenſtiſch unheimlichen Eindruck, aber mit Schönheit haben ſie nichts zu thun. Gleichwohl klettert es ſich ſehr genußreich in die nahe an vierhundert Fuß tiefe Schlucht hinunter. Denn die Buchen und dazu Bäume und Strauchwerk aller Art bekleiden ſie bis zum Strande. Ueberhaupt iſt hier die Baum- und Pflanzenpracht außerordentlich.

Oben im Walde, nicht weit vom Königsſtuhl, dem höchſten der Kreidefelſen, ſteht ein eleganter Gaſthof, nach Form eines Schweizerhauſes gebaut. Heut war es ſtill, die Nachtgäſte ſämmtlich eben abgereist, die ſechs Kellner putzten Gläſer und waren in einem von der Einſamkeit begünſtigten Morgenkoſtüm. Als ich aber zuletzt hier vorſprach, hatten ſie ſämmtlich weiße Halsbinden um, eine Menge Wagen ſtanden vor der Thür, noble Reiſetoiletten wurden im Hauſe und zwiſchen den Buchen ſichtbar, es war ein Gaſtſpielabend, wie auf dem Rigi oder Jungfernſtieg. Da fielen die üblichen Entzückungsrufe, die in den Reiſebüchern eingeſtreuten Gedichte wurden recitirt. Dann wurden überall an der Klippe unter einem Buchenſtamm Albums aufgeſchlagen, ſchöne Hände zogen mit dem Bleiſtift einen horizontalen Strich, der die Meereslinie bedeutete, durch das Blatt, und zeichneten in Eile rechts und links einen Felſen daran. Dann ging man daran, alles übrige zu ſehen; denn es gibt um Stubbenkammer herum wenigſtens zwanzig verſchiedene Sachen, die eine gewiſſenhafte Reiſefamilie beaugenſcheinigen muß, z. B. das Kreideloch, wo der ſchreckliche Seeräuber Klaus Störtebeker mit ſeinen Spießgeſellen gehauſt haben ſoll, und anderes. Erſchöpft ſetzt man ſich dann zur nächtlichen Table d'hôte und ſiegt, den letzten Biſſen im Munde, wieder auf den Königsſtuhl zum Feuerwerk. Dieſes beſteht darin, daß von einem gegenüberſtehenden Felſen die glühende Aſche von Reiſigbündeln in die Schlucht geſtürzt wird, wo dann die Funken in der dunkeln Tiefe lange umherſtäuben. Dieſes Feuerwerk koſtet zehn Silbergroſchen per Perſon, und wer dieſelben nicht erlegt, iſt um dieſe Zeit vom Beſuch des Königsſtuhls ausgeſchloſſen. Dann muß ſchnell nach dem Herthaſee gelaufen werden, wo Nachts der Mond ein für allemal die Verpflichtung hat, über dem See zu ſtehen, und dort ſchwelgt man in der Vorſtellung einer gräßlichen Menſchenſchlächterei aus grauer

Digitized by Google

Schreiben feierlich bekräftigte Capitulation von Hohenasberg gebrochen. Aber man konnte dann immerhin dem König die glorioſe Meldung machen, daß man, wo nicht alle Feſtungen des Landes, doch die Hauptſtadt zu ſeinen Füßen gelegt habe, wo nicht für immer, doch für einige Zeit. Das Letztere ſcheint ſtark in Rechnung genommen worden zu ſeyn, denn die Eßlinger Garniſon, die dabei mitwirken ſollte, beurlaubte ſich von dieſer Reichsſtadt nicht auf Wiederſehen.

Am 18ten Abends ſpät ſchickte Melac auf das Steuerhaus und ließ zwei Deputirte in den Adler fordern, welchen er „die erſchröckliche Ordre ankündigte,“ daß er ihre Thürme und Mauern durch ſeine Soldaten, verſteht ſich, gegen Bezahlung, und durch dreihundert Bauern, denen man Wein und Brod, Hebeiſen, Speidel, Bickelhauen, Steinſchlegel und Schaufeln anſchaffen müſſe, „umreißen und niederlegen“ werde. Zu Mitternacht kam ein Schreiben von Montclar ſelbſt, aus Pforzheim, aber vom folgenden Tage, dem „29.“ datirt. Es war nicht mehr der verbindliche, galante Briefſtyl, den wir in Montclars früheren Schreiben finden, ſondern ein kurzer barſcher Befehl an „Bourgue Maistre et Magistrats,“ innerhalb vier Tagen den größten Theil ihres Mauerwerks abzutragen, „à peine d'estre traicté avec la dernière rigueur de la Guerre.“

„Was nun dieſes alles vor eine entſetzliche Conſternation und Schrecken verurſacht,“ ſagt Datt, „kann mit der Feder nicht ausgedruckt werden.“ Es iſt eigen, wie ſich die Menſchen an Dinge anklammern, die ſie doch nicht mehr brauchen wollen oder können. Obendrein lag in dieſer Calamität noch der Troſt der nahen Erlöſung, denn ſo lang man noch von den Winterquartieren geſprochen, hatte ſtets verlautet, die Franzoſen ſcheuen jeden offenen Ort.

Wenn wir ſagten, die Schorndorfer That habe überall im Volke ein neues Leben angefacht, ſo hätten wir freilich Eßlingen ausnehmen ſollen. Hier aber war die Bürgerſchaft zu Boden getreten, hatte nichts mehr zu verlieren, und was ſollte ſie ſich um Befeſtigungen kümmern, die höchſtens dazu dienten, ſie ſelbſt im Zaume zu halten? Um ſo mehr jedoch brannte die „unmenſchliche Procedur“ dem Magiſtrat auf dem Herzen, der nur noch Eine Hoffnung hatte. Sie war auf einen Schutzengel gerichtet, an den man ſich ſchon einmal in die Ferne gewandt hatte und der jetzt perſönlich in den dem Verderben geweihten Mauern erſchien.

Ein Vierteljahr lang hatte man den franzöſiſchen „mouvements“ in Deutſchland zugeſehen, bis zu Regensburg das Manifeſt vom „24.“ September beantwortet werden konnte. Jetzt waren endlich die ſchwäbiſchen, fränkiſchen, bayeriſchen und ſächſiſchen Truppen, obwohl in ſehr geringer Zahl, auf den Beinen, und der Reichskrieg wurde an Frankreich erklärt. Den 15ten überreichte ein reichsmarſchalliſcher Kanzliſt dem franzöſiſchen Plenipotentarius ein vom 9. December (29. November) datirtes kaiſerliches Decret, wonach er ihm zu bedeuten hatte, es werde ihm nicht minder als der ganzen Chriſtenwelt bewußt ſeyn, wie ungerecht ſein König mit Stillſtandsbruch und ohne Abſage in das Reich eingebrochen ſey und unter anderem die Kammergerichtsacten in Speyer mit Beſchlag belegt, ja, „ut fama fert,“ nach Straßburg abgeführt habe. Demnach nun der allerchriſtlichſte König ſich zum Reichsfeind erklärt habe und ſein Geſandter um ſo weniger am Reichstag wie im Reiche länger zu dulden ſey, als kaiſ. Majeſtät in Erfahrung gebracht, daß derſelbe einzig bisher ſich befliſſen, das gemeine Weſen zu verſtören, Mißtrauen zwiſchen den Reichsſtänden zu ſäen und ſie von ihrem oberſten Haupte abzuziehen (quod eundem turbandae Reipublicae et seminandis inter Imperii Status diffidentiis iisdemque a supremo suo Capite alienandis unice hactenus studere compereriit): ſo ſey ihm zu eröffnen, daß er mit allen den Seinigen binnen drei Tagen Regensburg und binnen vierzehn das Reich zu räumen habe; mit dem Bemerken jedoch daß man (insbeſondere von Kammergerichts wegen) nicht unberechtigt geweſen wäre, ihn ſammt ſeinen Papieren zu behalten. „Welches er auch nebſt einem Paß gutwillig aufnahm und ſich eyligſt wegbegabe.“

Am 19ten gegen Mittag langte der hohe Gaſt nebſt ſeiner ganzen Familie und ſeinem Herrn Triſchmann (deſſen Bedeutung als deutſcher Secretär eines franzöſiſchen Geſandten aus dem kaiſerlichen Decret in vollem Licht erſcheint) zu Eßlingen an. In dem Vertrauen, daß das Unerträgliche etwa „bei dem Montclar fußfällig abzubitten die Gnad verſtattet werden möchte,“ wartete ihm eine beſtens inſtruirte und reichlichſt mit Gründen ausgeſtattete Deputation im Wirthshaus „unterthänigſt“ auf. „Herr Graf von Crecy hörte die Deputatos gnädig an mit Verſicherung, was in ſeinen wenigen Kräften wäre, en faveur der Stadt anzuwenden.“ Weil er aber ſehr ſchnell wieder abreiste und die Franzoſen ſchon zu raſiren begannen, ſo wurde Datt „beſelcht, dem Herrn Plenipotentiario auf Stutigart nachzureiten und eine ſchriftliche Interceſſion zu ſollicitiren.“ Er erhielt ſie des andern Tags in aller Frühe und las darin — wir wiſſen nicht, ob „sub sigillo volante“ oder ob das Schreiben unverſiegelt geblieben war — unter andern folgende Worte: „Je vous prie, Monsieur, de vouloir les traiter avec toute la douceur qui peut s'accorder avec vos ordres, et de leur donner tout le soula-

Digitized by Google

gement et toute la consolation qui vous seront possibles.“ Ganz der „homme de paix,“ wie wir „Herrn Comte“ von Regensburg her kennen.

„Gleich wie aber Er selbst davor gehalten, es werde sich bei diesen Leuten, welche er terribles gens genennt, mit der Feder nichts Fruchtbarliches effektuiren lassen, indem sie den Gewalt in Händen, und des Königs Ordre vollstreckt werden müsse; so hab' ich leider bei meiner Ankunft, welche Morgens umb 8 Uhr geschehen, wehmüthig vernehmen müssen, daß schon des Abends zuvor ein großer Theil der Mauren, theils von unserer eigenen Burgerschafft, theils denen mit untermischten Soldaten und wirtenbergischen Bauren, welche man, als sie Fourage geliefert, aufgefangen und zu diesem unglückseligen Abbruch applicirt, auch einige von dem Land herein wie das Vieh getrieben, umgelegt und niedergerissen worden. Und war nunmehro alles Bitten und Lamentiren umbsonst und vergebenß.“

Als der ausgewiesene Reichsfürenfried, der Mittwoch Abends spät in Stuttgart angekommen war, für den folgenden Tag eine Audienz bei der Herzogin Wittwe begehrte, war die durch die Abwesenheit des Administrators halb verwaiste Regierung in ihrem Bestande noch weiter zusammengeschmolzen. „Die Herzogin Mutter und drei der zurückgelassenen Geheimenräthe hatten den Sturm auszuhalten,“ sagt Spittler, nennt aber die Namen nicht. Vom obersten Geheimenrath oder Präsidenten, Herrn von Bülow, wissen wir, daß er sich am 7. in Regensburg befand; es scheint, daß er nicht zurückgekommen war. Dem Geheimenrath von Varnbüler sind wir in Tübingen begegnet, wo es, unter den französischen Waffen, nicht das passendste Asyl zu finden gab, und wo er in seinem Berufe handelte; es ist also kein Grund zur Annahme vorhanden, er sey nicht auf seinen Posten zurückgekehrt. Die übrigen Geheimenräthe, unter denen man den zweiten Flüchtling suchen muß, waren Herr von Menzingen, Curtz und Rühle.

Die Audienz wurde bewilligt; sie sollte Nachmittags stattfinden. Der gewesene Ambassadeur konnte sich nicht beklagen. Er hatte von Kurbayern eine Escorte erhalten, die ihn erst zu Eßlingen verließ, und der Administrator hatte ihm ein sogenanntes lebendiges Geleite in fürstlicher „Liberey“ von Regensburg nach Stuttgart mitgegeben, wo man es gleichfalls nicht an Rücksicht fehlen ließ. Bei seiner Ankunft war ihm bereits „von Herrschaft wegen ein commoderes Quartier assignirt gewesen,“ er hatte es aber vorgezogen, bei seinem Collegen Zwigny abzusteigen. Dieser bewohnte das nachmalige Pfarrhaus, zunächst am Hauptstätterthore, das von der davor befindlichen Haupt- oder Richtstatt seinen Namen trug. Die Sage erzählt, Kaiser Ferdinand I. (oder ein anderer Kaiser) sey einmal von Tübingen herabreitend dazu gekommen, wie der Stuttgarter Nachrichter an einem armen Sünder seine Kunst geübt, und die Geschicklichkeit desselben habe ihm so wohl gefallen, daß er ihn auf dem Platze zum Doctor creirt habe.

Dort erschienen Mittags ein Uhr zweihundert Franzosen zu Pferd, setzten sich auf den Wiesen bei dem unweit der Richtstätte gelegenen Lazarethhause fest und drängten sich dicht zusammen, um ihre Anzahl zu verbergen. Eben fiel ein „rechter“ Schnee, zum erstenmal in diesem Winter, der bisher mit Wärme und Regenwetter abgewechselt hatte. Der Comte de Vienne kam vor das Hauptstätterthor geritten und begehrte Einlaß in die Stadt. Während nun die Herzogin mit ihrem Staatsrath, „der in seiner Figur noch immer geblieben,“ in rathloser Bestürzung über diesen Bruch aller königlichen Zusagen und der Capitulation von Hohenasberg, begangen in Gegenwart zweier Gesandten, die das Völkerrecht bis zum unbilligen Maß genossen, sich in Unterhandlungen einließ, zu Zwigny, zu den Franzosen vor dem Thore schickte, griff die Bürgerschaft einfach zu den Waffen. Sie stürzten „in einer Furi“ vor die Kanzlei, wo aber nur Papier zu haben war, dann stürmten sie das Rathhaus, nahmen was sie fanden, machten die junge Mannschaft damit bewehrt und eilten den Mauern, den Thoren zu, vor allen dem zunächst bedrohten. Man zog die Sturmglocke und allarmirte auch die Nachbarschaft. Alle Abwieglungsversuche der Regierung blieben fruchtlos und wurden mit dem Vorwurfe beantwortet, daß (wie der geschückterte Hahn sich ausdrückt) „es das Ansehen habe, als wann einige Leute von hoher Condition mit den Franzosen unter der Decke lägen.“ Wenn auch die Stuttgarter der Schorndorfer Aufforderung nicht unbedingt bedurften, nach einem solchen Vorgang wäre es unmöglich gewesen, zurückzubleiben und diese neue Treulosigkeit ruhig hinzunehmen.

Die Regierung, die ihren „Bemühungsfleiß“ sowohl bei den Franzosen als bei der Bürgerschaft umsonst anwendete, schickte unter dem Wachsen der Bewegung einen gütlichen Vorschlag an das Thor und befahl dem Grafen zu öffnen. Zugleich stellte sie zwei Trabanten in der „Livrey“ vor Zwigny's Quartier, damit ja den Gesandten von dem „wüthenden Pöbel“ nichts geschähe. De Vienne ritt mit zwanzig Pferden „nicht ohne große Lebensgefahr“ dem Schlosse zu und verlangte die Aufnahme von 1000 Reitern und 500 Fußgängern unter Peyfonnel. Der Seitenmarsch über Herrenberg hatte also scheinbar dem Schwarzwalde und

Digitized by Google

in Wirklichkeit der Residenz gegolten. Der Graf wurde von der Herzogin „confundirt," welche, als er ihr bei seinem Vortrag „allen Respect bezeugte," denselben „mit größester Gegenwart des Geistes unter Vorhaltung der Unbilligkeit solchen Begehrens theils mit beweglichen, theils ziemlich harten Ausdrücken beantwortete." Eine falsche Nachricht unterbrach die Audienz. Der Feind sollte schon Leitern angelegt und zu stürmen begonnen haben. De Vienne eilte dem Thore zu, das er noch geschlossen fand. Da aber mittlerweile der Aufstand dort mehr und mehr angewachsen war, mußte der Graf bei Juvigny Sicherheit suchen, auf dessen Begehren zwei Staatsräthe erschienen, um die Tractaten weiter zu führen. Der Regierungsvorschlag, über welchen verhandelt wurde, war, „daß sämmtliche Truppen diesen Abend sich von der Stadt zurückziehen und auch folgenden Tages eher nicht, als bis man sich mit Montclar weiter vernommen, annähern sollten." Die Franzosen schienen diesem Vorschlage geneigt; er war auch nichtssagend genug, und wenn Sattler mit einem Vorwurfe gegen den „tollen Pöbel" und seine „ungeitige Beschützung" von einem bindenden Versprechen der Franzosen redet, so ist er durch die authentische Erzählung, die er in den Beilagen mittheilt, widerlegt, denn aus dieser ersieht man deutlich, daß die Unterhandlung nicht einmal zu Ende kam. *

Während nämlich Juvigny und de Vienne den Rückzug als Gedanken sich gefallen ließen, rückten in der Wirklichkeit auf der Herrenberger Straße immer frische Truppen nach, die sich theils versprengten, theils da und dort „Gewalt anlegten." Sie näherten sich dem Thore, begannen aufzuhauen, und nun, gegen Abend, kam es auf beiden Seiten zum Schießen. Kaum hatten die Feindseligkeiten angefangen, so fiel in Juvigny's Quartier ein „Losungsschuß." Er ging in die Höhe, zum Dach hinaus, aber jetzt folgten scharfe Salven, „überaus grausam und hart," immer acht bis neun Schüsse zugleich, am stärksten aus der Erkerstube, wo man den Envoyé selbst heftig schießen sah. Auch Handgranaten wurden herausgeworfen. Diese Angaben beruhen auf den Aussagen beeidigter Zeugen, die zum Theil auf dem Todbett „darauf gestorben sind, daß sie ihre tödtlichen Blessuren aus des Envoyé Haus und sonsten nirgends her empfangen." Unter diesen Schüssen blieben die Bürger Balthas Leichtlin, Thomas Idler und Hans Jörg Heller auf dem Platze; viele andere wurden verwundet, von welchen Zacharias Kächelen, Johann Georg Blutharsch, Johann Jacob Stöckle und Andreas Christoph Bronn nachher an ihren Wunden starben. Der geschlichterte Hahn setzt hinzu, im Hause des Gesandten habe sich sein bestochener Anhang, darunter der fürstlich wirtenbergische Kapellmeister in grünem Jägerhabit mit einem Flintenrohr befunden.

Der Angriff im Rücken, das Verhalten der Regierung, die überall Hindernisse in den Weg legte, dazu die Vertheilung der Streitkräfte, die jetzt an drei Thoren zugleich in Anspruch genommen wurden: alles dieß lähmte die tapfere Gegenwehr. Nach zweistündigem Kampfe drangen die Franzosen mit Gewalt in die Stadt, wurden aber von den Bürgern noch mehrmals mit Verlust zurückgetrieben, wobei man aus den Fenstern auf sie schoß, bis es ihnen gelang, mit 2500 Mann „meistens wohl montirter Cavalerie und Dragoner" auf dem Markte Posto zu fassen. Jetzt wurden die Gassen gesegt und die Bürger, die sich treffen ließen, niedergemacht, „auch auf die Fenster, wo sie nämlich Licht gesehen, stark Feuer gegeben, so aber keinen sonderlichen Schaden gethan, außer daß sie eines Becken Frau hart verwundet und eines Schönfärbers Kind, so am Fenster gelegen, todtgeschossen worden." Die Bürger zählten jedoch nur vierzehn Todte, die Franzosen „über die zweihundert," * nach Sattler wenigstens dreißig Todte und eben so viele Verwundete. Ihr Verlust war schwer zu berechnen, da sie die Todten immer gleich auf die Seite schafften.

Nach erfochtenem Siege begab sich „Pisonell," wie er auch hier wieder heißt, sogleich zur Herzogin und hielt eine Anrede, „wie sie der ehemalige und bei dieser Audienz gegenwärtige Heyland aus dem Munde dieses Brigadiers aufgefaßet hatte": „Madame, je suis fâché d'être dans cette ville l'épée à la main, et c'est de quoi je demande pardon. Comme j'ai eu ordre du Roy d'y venir, je n'ai pu m'en dispenser. L'insolence de vos Bourgeois auroit merité que je leur fisse voir mes justes ressentiments, et je vous assure que la ville seroit déjà en feu, si le profond respect que je vous porte etc. etc." Der Rest ist bei Sattler zu lesen, der sodann hinzufügt: „Welches Compliment die Herzogin mit höflichen Ausdrücken erwiderte und den Pisonel mit ihrer standhaften Contenance in die größte Verwunderung setzte."

Obwohl er ihr aber nicht bloß persönliche Sicherheit, sondern auch Schonung der Stadt versprochen hatte, zu welchem Ende er seine Truppen die Nacht hindurch

* Nr. 41, S. 132: „. . . obschon inmittelst tractirt wurde, wie sämptliche trouppen" ꝛc.

* Sattler Beil. 40, S. 125 ist die einzige gleichzeitige Quelle, die Zahlen hat.

Digitized by Google

auf dem Markt unter den Waffen stehen ließ, so hielt er doch in Stuttgart nicht so gute Ordnung wie in Tübingen, vielmehr ging es den Stuttgartern wie den Eßlingern in der ersten Nacht. Die Soldateska „hat gleichbalden zu exorbitiren angefangen, sich in die Häuser hin und wieder gemacht, mit Gewalt Kisten und Kästen eröffnet, solche geplündert, und wo sie kein Geld angetroffen, dasselbe den Leuten unter Bedrohung des Mordens, Henken, Verschießen, Sengen und Brennen, auch mit wirklicher Umwerfung der Stricke umb etlicher Hälse und deren Zusammenziehung, bis sie schwarz worden und ihnen der Schaum vor dem Mund gestanden, in obnbeglaubter Summa abgenöthigt, da mancher darüber umb all sein Armüthlein gekommen und zu einem formalen Bettler auf all sein Lebenlang geworden." Die beiden Hofprediger, zu welchen man viele Habe vom Lande geflüchtet hatte, erlitten nebst den beiden Diakonen besonders großen Schaden.

Als die Franzosen am nächsten Tage wieder in die Audienz kamen, legte de Crecy „sein Reverenz mit gebührendem Danke ab" und wurde „folgendes auch mit Vorspann und allem guten Willen erlassen" (entlassen), dem Zwigny aber trat Frau Magdalena Sibylla mit der Frage entgegen, ob dieß die königliche Zusage sey, daß die Residenz verschont bleiben solle? Er hatte die Capitulation von Hohenasberg nicht mehr recht im Kopfe und meinte sich mit der Distinction zwischen dem Residenzschloß und der Stadt „auszuhalstern." Da konnte man ihn denn durch Vorhaltung des letzten Artikels mit den Worten „la Residence et la Ville de Stoutgard" trefflich „confundiren," nur wird ihn diese Niederlage nicht sehr angefochten haben.

Die Quartiere wurden jetzt ausgetheilt und man sah, daß der Hauptstadt nicht bloß das ganze Land, sondern mit dem Lande die Hauptstadt selbst aufgeopfert worden war. Diese wieder zu befreien, sandte man nach dem Succurs heimlich Boten um Boten aus, doch nicht sowohl mit dem dringenden Ruf nach Hülfe, sondern mit der zweifelnden Frage, ob er helfen könne. Der Zwischenfall, der einem dieser Commissäre unterwegs zustieß, ist ein Nachspiel und Nachklang der Schorndorfer Etklesiazusen.

Neueste Schiller-Literatur.

Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familien-Papieren mitgetheilt. Mit vier Porträts. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1859.

Die Beiträge zur näheren Kenntniß eines hochverehrten Mannes pflegen wir immer mit einer gemischten Empfindung aufzunehmen. Von der einen Seite läßt uns unsere Pietät alles willkommen heißen, was uns von irgend einer Seite einen genaueren Einblick in den Charakter oder die Geschichte des Gegenstandes unserer Liebe und Bewunderung verheißt; es gibt da nicht leicht etwas, das wir für zu gering und unbedeutend hielten. Andererseits haben wir, so oft uns ein solcher neuer Beitrag angekündigt wird, Grund genug zu fürchten, derselbe möchte seines Gegenstandes nicht würdig seyn, er möchte, statt zu seiner Verherrlichung beizutragen, vielmehr seinem Andenken zu nahe treten. Deutsche und englische Raritäten- und Antiquitätensammler haben uns daran gewöhnt, die Erzählung einer neuen Anekdote, den Bericht über eine aufgefundene Geräthschaft, einen Ring, einen Schreibtisch u. dgl. zu einem Buche anschwellen zu sehen, aus welchem sich nicht „das Genie, ich meine der Geist," des Gefeierten erkennen läßt, sondern höchstens wie er geräuspert und wie er gespuckt.

Darum gestehen wir offen, daß wir ordentlich bange hatten vor der Masse dessen, was uns auch die gegenwärtige Schillerfeier an solchen neuen Beiträgen bringen würde. So fleißig und gründlich auch schon geforscht und gesammelt worden, so wird sich doch immer wieder irgend eine noch nicht gedruckte Jugendarbeit oder ein Brief von Schiller auffinden lassen, deren Veröffentlichung weniger unser Interesse als unsere Unlust erregte; über die Zimmer, die er bewohnt, über die Maler, die sein Porträt genommen, lassen sich die gründlichsten Studien machen, die aber wenig zur Erbauung des Publikums beitragen. Von derartigen Entdeckungen aber, bei denen man meistens vor lauter Brühe keinen Fisch findet, unterscheidet sich das hier anzuzeigende Buch durchaus; es ist eine würdige Gabe zur Säcularfeier des Schiller'schen Geburtstages. Sie wird uns dargebracht von der einzigen noch lebenden Tochter Schillers, Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, und Alfred von Wolzogen, einem Enkel der jedem Verehrer Schillers so wohl bekannten Frau von Wolzogen, die den flüchtigen Dichter in ihrem Bauerbach aufnahm und deren

Digitized by Google

Söhne durch die engſten freundſchaftlichen und verwandtſchaftlichen Bande an ihn geknüpft blieben. In den ihnen zu Gebot ſtehenden Familienpapieren fanden ſie ein ebenſo reiches als intereſſantes Material. Aus der von Schiller geführten oder ihn betreffenden Correſpondenz ſind bis jetzt hauptſächlich nur Briefe veröffentlicht worden, die an oder von höher ſtehenden, fein gebildeten Perſonen geſchrieben wurden, die ein äſthetiſch-literariſches Intereſſe haben. Daß man nach dieſen zuerſt griff, iſt natürlich. Ehe man ſich um die Familienbeziehungen eines Mannes bekümmert, möchte man in der Regel vorher ſeine Verbindungen mit den bedeutenderen Zeitgenoſſen, mit der großen Welt kennen. Es iſt wie mit Geſchichte und Geographie. Wir kennen alle Welttheile, wir ſind im Stand, die Provinzen fremder Reiche an den Fingern herzuzählen; von den Gewäſſern und Gebirgen ihrer Heimath aber wiſſen viele oft nicht das geringſte. Indiſche und ägyptiſche, griechiſche und römiſche Geſchichte lernen wir von Kindheit auf; von den früheren Zuſtänden unſerer Vaterſtadt, unſerer Provinz aber, deren Kenntniß und für die Verhältniſſe der Gegenwart von höchſten Werth wäre, bekommen wir oft in unſerem ganzen Leben keine anſchauliche und klare Vorſtellung. Wie man ſo in der Welt- und Völkergeſchichte meiſtens am verkehrten Ende anfängt, wie es hier ohne allen Zweifel für das wahre Verſtändniß förderlicher wäre, von dem Nächſten auszugehen und von da aus ſeine Kreiſe immer weiter zu ziehen, ebenſo verhält es ſich gewiß auch mit der Erkenntniß des Individuums. Für den pſychologiſch tiefer gehenden hat das den meiſten Werth, was ihm die Geneſis, das Gewordenſeyn eines großen Mannes zeigt, worauf er erſteht, nicht nur wie derſelbe für die Welt ſchrieb, ſondern auch wie er für ſich ſelbſt, für ſeine Nächſten dachte und fühlte. Wir ſtimmen daher ganz mit dem überein, was in dem Vorwort geſagt wird: „Wer Schiller verehrt, dem wird gewiß auch die Frage, von wo er kam, nicht gleichgültig ſeyn, und hierauf umfaſſende Antwort zu ertheilen, iſt der Hauptzweck der Veröffentlichung dieſer vertraulichen Correſpondenzen.“ Ganz am Platz iſt die Erinnerung an Mozart und deſſen Vaterhaus, wie es in der Biographie Mozarts von Jahn mit ſo liebevollem Eingehen geſchildert wird. Die künſtleriſche Würdigung der unſterblichen Tonwerke des großen Künſtlers iſt allerdings unabhängig von dieſen biographiſchen Mittheilungen, eine rein menſchliche Würdigung ſeines Genius aber iſt für uns doch erſt ermöglicht durch eine intime Bekanntſchaft mit ſeinem Privatcharakter, mit den perſönlichen Vorzügen und Schwächen des liebenswürdigen Mannes, mit ſeinem häuslichen Leben von Jugend auf. Bei dem Dichter iſt es allerdings etwas anderes: die geiſtigen, die ſittlichen Beziehungen treten aus ſeinen Schöpfungen viel deutlicher und für jedermann verſtändlicher hervor, als bei dem Tonkünſtler. Andererſeits aber iſt es gerade deßwegen bei ihm um ſo wünſchenswerther und nothwendiger, die concrete Heimath ſeiner hochfliegenden Ideen und Phantaſien kennen zu lernen. Daher wird man auch in Schillers Elternhaus mit freudiger Theilnahme eintreten und in den kleinen Verhältniſſen deſſelben die Keime zu allem Großen nicht verkennen, das aus ihnen entwickelt wurde. Es ſteht an ſittlicher Würde, an wahrhaft chriſtlicher Tugend dem Mozart'ſchen in nichts nach: es iſt die ächte Wiege des Genius.“

Der Inhalt des Buchs iſt in folgende 8 Abſchnitte eingetheilt: I. Curriculum vitae meum (Selbſtbiographie des Vater Schiller). II. Gebete, zur Hausandacht verfaßt von Vater Schiller. III. Briefe des Vater Schiller an ſeinen Sohn und deſſen Gattin, 1783—1796. IV. Briefe der Mutter Schiller an ihre Kinder, 1783—1802. V. Briefe von Chriſtophine Schiller (verehelichten Rheinwald) an Eltern und Geſchwiſter, 1783—1822. VI. Briefe von Louiſe (verehelichten Frankh) und Nanette Schiller an die Geſchwiſter, 1789—1809. VII. Schillers Briefe an Henriette von Wolzogen, 1783—1788. VIII. Aus Schillers Correſpondenz mit der von Wolzogen'ſchen Familie, 1783 bis 1788. Von dieſen 8 Capiteln war uns das dritte, das die Briefe des Vater Schiller an ſeinen Sohn enthält, weit das intereſſanteſte und wichtigſte. Gerade in dem Heimathlande des Dichters, in Schwaben, ließ man ſich von dem bekannten Spruch: „wo viel Licht, iſt auch viel Schatten,“ verleiten, den Vater Schillers viel tiefer zu ſtellen, als er nach dem, was wir jetzt von ihm erfahren, verdient. Je näher man der Wiege eines großen Mannes ſteht, um ſo leichter folgt man dagen, halbwahreru Traditionen; vielfach herrſcht auch die Tendenz, den Sohn dadurch um ſo höher zu ſtellen, daß man den Vater verringert, als habe jener in jeder Beziehung alles nur ſich allein zu verdanken. So iſt es gekommen, daß in Württemberg, wo ihn ja viele „perſönlich gekannt“ hatten, Schillers Vater für einen weniger als mittelmäßigen Mann galt, der kaum im Stand geweſen ſey, ſeiner Baumſchule vorzuſtehen. Aus den Briefen, die er an ſeinen Sohn geſchrieben, wie aus ſeiner Selbſtbiographie, lernen wir ihn nun hier ganz anders kennen. Allerdings war er weder genial, noch höher gebildet, was bei ſeinem ganzen Lebensgang auch kaum ſeyn konnte, überall aber zeigt er ſich als ein ſehr verſtändiger, praktiſcher, energiſcher Mann, dem es auch an Intereſſe für allgemeine und höhere Dinge keineswegs fehlte. Gattin und Kinder haben zwar oft über ſeine Härte und Ungeduld zu klagen, dieſelbe war aber keineswegs Ausdruck eines ſelbſtſüchtigen Gemüths, ſondern Folge ſeines energiſchen, leidenſchaftlichen Charakters, vielleicht auch ſeines Lebensganges und Berufes. Und dieſer befehlshaberiſchen Rückſichtsloſigkeit, welche ohnehin in dem Familienleben der damaligen Zeit, wo der Hausvater meiſtens ein viel ſtrengeres Commando führte, weniger auffallen darf, ſtehen zahlreiche Züge von Gemüthlichkeit und Zartgefühl gegenüber. Es iſt immer etwas ſehr unzuverläſſiges, wenn man den Sohn aus der Eigenthümlichkeit ſeiner Eltern erklären will; im vorliegenden Fall namentlich müßte man fürchten, ſich lächerlich zu machen, wenn man ſagen wollte, die energiſche Leidenſchaftlichkeit des Vaters, der hymnologiſche

Digitized by Google

ereignet; mit zärtlichster Besorgniß erkundigt er sich nach dem Befinden aller; um ihnen Freude zu machen, läßt er es nicht an Geldunterstützungen zu Reisen oder zu Befriedigung dringender Bedürfnisse fehlen; die Cotta'schen Anweisungen sind ein in diesen Familienbriefen immer wiederkehrender Artikel.

Die Mutter Schiller stellt sich in den von ihr vorhandenen Briefen, deren es übrigens viel weniger sind, als gutherzige, zärtliche Frau dar. Diesen Eindruck macht auch ihr Bildniß, während das des Vaters mehr Festigkeit und Energie ausdrückt. Daß aber, was bisher in der allgemeinen Meinung des Publikums feststand, Schiller sein geistiges Wesen mehr der Mutter zu verdanken habe, geht nach unserer Ueberzeugung aus den mitgetheilten Briefen nicht hervor. Sie war in geistiger Beziehung ihrem Gatten nicht überlegen; allerdings aber stand sie ihren Kindern viel näher und ihr Einfluß auf die Charakterentwicklung derselben war ohne Zweifel ein viel bedeutenderer und innigerer als der des Vaters, über den sie klagt, daß sein Betragen gegen die Seinigen sehr gleichgültig, daß er immer mehr auf seine Leidenschaften und Begierden, durchzutreiben, was er sich in Kopf gesetzt, als auf der Seinigen Wohl bedacht sey. Die Kinder haben selbst nichts mit ihm sprechen können und „weil er sie immer so unfreundlich behandelte und auf keine Art für sie sorgte, haben sie alle Anhänglichkeit und, o Gott, Liebe für ihn verloren. — Was ich an meinen Kindern gethan, mußte alles unter uns geschehen, die mir wahrlich mehr am Herzen, als alles in der Welt." Diese Aeußerungen der Mutter, welche übrigens in solcher Schärfe wesentlich die Eingebung einer augenblicklichen Aufwallung über den wunderlichen kranken Mann waren, während sie sonst seine guten Eigenschaften keineswegs verkannte, beziehen sich freilich mehr auf die spätere Zeit und auf die Töchter, bei denen ihr der Gatte öfters den Vorhalt machte, daß sie dieselben zum Staat und Großthun erziehen wolle. Ohne Zweifel aber fand auch bei dem Sohne dasselbe Verhältniß statt, daß er sich mehr an die Mutter anschloß, ihr sich in allem viel vertraulicher mittheilen konnte. So sehen wir denn auch gleich in ihrem ersten Brief, vom 9. September 1783, in welchem sie ihre Freude darüber ausdrückt, daß der Sohn den Seinigen durch seine Rückkehr nach Mannheim wieder näher gerückt sey, wie die mütterliche Zärtlichkeit die Etikette des gewohnten Familientons durchbricht. „Lieber, schreibt sie, ich will auch noch eilche Zeilen anhängen, da ich schon so lange nicht selbst an Dich geschrieben. Gott sey gepriesen, daß wir Dich wieder näher bei uns wissen." — „Schreib' Er uns nun auch fleißiger als bisher. Ich möchte wissen, wie Er logirt, wo Er in die Kost — wie theuer und alles. — Hausen und sparen will ich Ihm nicht recommandiren; ich hoffe, Er werde es indessen gelernt haben."

Von den Schwestern Schillers ist die am wenigsten begabte Louise, verehelichte Francki. Mutter und Schwestern sprechen dieß selbst unverholen aus. Uebrigens war sie eine gute Frau und paßte ganz zu ihrem Manne, so daß ihre Existenz eine angenehme und befriedigende war. Ihre Briefe haben keine besondere Bedeutung. Am meisten versprach sich die Familie von der jüngsten Tochter, Nanette, welche schon durch ihr Aeußeres, einen seelenvollen, schwärmerischen Blick und die blonden Locken am meisten an den Bruder erinnert haben soll. Sie habe, sagt die Mutter, sehr viel Anlage zum Schönen und Feinen gehabt, darum habe sie auch einen Lehrer im Französischen für sie besorgt, der sehr viel zu ihrer Bildung beigetragen. Nicht nur in dieser Sprache habe er sie mit aller Aufmerksamkeit unterrichtet, auch ebenso in den feinen Sitten, daß sie oft sagte: „o Mutter, Sie kann nicht glauben, wie der Verstand in allen Theilen Aufschluß bekommt." — „Sie ist die Krone vom Haus gewesen; jedermann ehrte und liebte sie." — Dieses liebenswürdige Mädchen starb schon mit neunzehn Jahren am Typhus, der in dem damals auf der Solitüde befindlichen Militärspital ausgebrochen war. So nimmt unter Schillers Geschwistern bei weitem den ersten Platz die älteste Schwester Christophine ein, die bekanntlich mit dem Bibliothekar Rheinwald in Meiningen, einem Gelehrten, den Schiller von Bauerbach aus kennen gelernt hatte, verheirathet war. In ihren zahlreichen Briefen spricht sich ebenso viel Verstand als Gemüth aus. Ihre Ehe mit dem grillenhaften alten Mann war eine freudenleere, was der ganzen Familie zur Bekümmerniß gereichte. Selbst der geftrenge Vater Schiller erkundigt sich in einem Brief an den Sohn mit vieler Laune, wie sie an Mama's Geburtstag eine Bouteille Champagner angegriffen, welche Christophine und Mama dem Rheinwald vorenthalten. „Denn da derselbe die löbliche Gewohnheit hat, seine Frau zu verhindern, daß sie kein stark Getränk bekommt und selbst gern alles allein trinkt, so hat Mama (von einem Besuch in Meiningen) eine Bouteille mit hierher genommen." Die Mutter aber drückt in einem Brief an ihre Schwiegertochter ihre Verwunderung und Empfindlichkeit darüber aus, daß sie auf einmal in Rheinwald einen so guten und geschickten Mann finde. Für so seine Personen, wie die Frau Tochter, könne freilich die Unterhaltung eines Mannes, der im Umgang so geschickt zu sprechen wisse, angenehm seyn. Ein gescheidter Mann sollte aber nach ihrem Dafürhalten vor allem seine Frau anders behandeln. Ihre Kinder seyen nicht glänzend erzogen, sie habe einen andern Begriff von Bildung; ihr Herz zu bilden, sie zur Tugend und Rechtschaffenheit, zu Fleiß und Sparsamkeit anzuhalten, hauptsächlich das Christenthum einzuprägen, habe sie für ihre erste Pflicht gehalten. Man sieht, ihre Familienreitelkeit ist verletzt dadurch, daß Rheinwald wegen seiner wissenschaftlichen Bildung für die Schwiegertochter sollte mehr seyn können, als ihre Töchter, die sie in Beziehung auf Bildung des Herzens weit über ihn stellen zu dürfen glaubt.

Je weniger nun aber Christophine bei dem nur für sich allein lebenden Rheinwald fand, dem sie übrigens eine getreue und seinen Fleiß und seine Berufstreue wohl

Digitized by Google

entweder aus den bereits seit acht Jahren getroffenen Vorbereitungen oder auf anderweitigen Grundlagen die Form zu finden unerläßlich sey, in welcher ganz Oesterreich, Mann für Mann, mit seinem Besitz und mit seiner Arbeit für die Schulden des Reiches einstehen und zugleich die künftige Ordnung des Haushaltes verbürgen könne und müsse. In Bezug darauf sind alle Parteien darüber einig, daß diese Ordnung nur durch eine von der Büreaukratie unabhängige Vertretung des Landes herzustellen sey, welche mit der Vollmacht, die Mittel zu bewilligen, auch jene vereine, die Anstheilung dieser Mittel auf laufende Ausgaben des täglichen Haushaltes, auf pünktliche Verzinsung der Staatsschuld und auf Tilgung der Hauptsumme anzuordnen, ungefähr wie ein Sequester die Vermögensverhältnisse eines großen Grundbesitzers in die Hand nimmt, der bei allem seinem Reichthum durch fehlerhafte Gebahrung in die Klemme gerathen ist und nichts als der Ordnung bedarf, um wiederum seine gebührende Stellung einzunehmen.

Soweit sind, wie gesagt, die Parteien einig; desto heftiger aber ist die Uneinigkeit, welche von diesem Punkte an beginnt und die älter ist als der Lärm, welchen sie gegenwärtig verursacht. Die einen begehren, daß sofort nach Herstellung eines wohlgeordneten Gemeindewesens die Landesvertretung in den Kronländern zusammentrete, und zwar in solcher Weise, daß nebst dem großen Grundbesitze auch noch andere Gemeinschaften ein Wort zu sprechen haben, deren Bedeutung länger ist als die ursprüngliche Form der Landstände; immer jedoch sollen es „Stände" seyn. Diesen Landschaften würde dann obliegen, den Vertrauensausschuß für die Geldwirthschaft des Reiches aus ihrer Mitte gen Wien zu senden. Die entgegengesetzte äußerste Partei führt etwas ganz anderes im Schilde; sie verlangt die Zusammenberufung einer Versammlung nach Wien ungefähr in derselben Weise, wie man in Frankreich unter Ludwig XVI. die Einberufung der sogenannten Notablen begehrte. Gott allein kennt die geheimen Gedanken der Menschen und ich möchte niemand verdächtigen; aber wer sich dazu versteht, das Jahr 1789 zurückzurufen, wird sich nicht beschweren dürfen, wenn man ihn an 1793 mahnt, wäre es auch nur, um ihn zu ersuchen, des Looses derjenigen eingedenk zu seyn, welche damals ohne böswillige Absicht und ihrer Ueberzeugung nach aus reiner Vaterlandsliebe zu handeln glaubten, und weder ein 1793 noch ein 1848 hinter sich hatten. Wer keine Schule durchlaufen, dem kann seine Unwissenheit nicht zum Vorwurfe gereichen, doch wenn einer sich nicht belehren läßt, der sonst nicht auf den Kopf gefallen scheint, so gehört er zu jenen unheilbar Blinden und Tauben, welche wissen, daß sie nicht sehen und hören wollen.

Die angedeuteten Gegensätze (sammt allem, was dazwischen liegt) werden in unseren Zeitungen laut, sehr laut. Wo vor kurzem noch geminkt, geblinzelt, gezwinkert, gehüstelt oder höchstens gelüftert wurde, spricht man jetzt; zuweilen wird wohl auch geschrieen. Manchmal glaubt man in einem Orchester zu sitzen, das seine Geigen stimmt. Darum wird auch an öffentlichen Orten wiederum mit mehr Theilnahme gelesen als vor einiger Zeit; der Gast hält sich nicht bloß an sein Leibblatt (das immer sehr geistreich ist, weil es mit ihm den gleichen Gedankengang einhält), sondern er würdigt auch jene dummen und verschrobenen Zeitungen eines Blickes, die er sonst nur verächtlich bei Seite liegen ließ. Auch beseitigt sich die ehedem nicht immer ganz unbegründete Meinung, daß in jeder Zeitung dasselbe stehe. Die Blätter gewinnen eine Mannigfaltigkeit, welche durch die mit Bestimmtheit hervorgetretenen Abstufungen der Farbe sich nun auch dem bloderen Auge nicht mehr verbirgt.

Ich muß hier eine kleine Abschweifung machen. Vielleicht wäre sogar eine größere angezeigt, wenn ich nicht eine gewisse Abneigung gegen den Weg von Troja rückwärts bis zum Ei der Leda besäße. Wie eine Zeitung gemacht wird, ist ja für die Mehrzahl des lesenden Volkes ein Räthsel; aber die meisten sinnen diesem Räthsel so wenig nach, als sich die Gäste des Brauhauses um die Geheimnisse der Pfanne, der Malzdörre und des Kellers bekümmern. Sie löschen ihren Durst heute, wie sie gestern gethan und wie sie morgen zu gewohnter Stunde thun wollen; damit ist ihr Bedürfniß gedeckt, wohl oder übel, je nachdem der Stoff gerathen. Letzteres gilt vom Bier, mehr aber noch von der Zeitung, deren Stoff bei weitem mehr unbeherrschbaren Wandlungen unterworfen ist. Wenn ein Krieg wüthet, wenn Stürme brausen, ist es weit anders damit bestellt, als wenn Windstille herrscht; wenn große Fragen abwickeln anders als wenn sie abgewickelt sind oder mindestens scheinen und kein Wölkchen am klaren Himmel zu erblicken ist. Doch das wissen die Leier von Hause aus wenigstens eben so gut als jeder, der die Feder des Zeitschriftstellers handhabt, mit allen seinen Rothstiftgesellen es weiß; sie kennen den Unterschied der Zeiten, in denen das Volk beim Zeitungsverschleißer um ein Blatt, „wie in der Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren — sich schier die Hälse bricht," und jener, wo die zurückgebliebene Stammrolle der in Urlaub gegangenen Lesemannschaft gähnend mit verdrossenem Blicke über die langen oben Spalten hingleitet und höchstens einmal über ein Schlagwort stolpernd anhält, ungefähr mit den Empfindungen eines zu früh gekommenen Zuschauers, der das Parterre mit Plaghaltern gefüllt, Sperrsitze, Logen und Orchester noch leer findet und nur hie und da seine Langeweile mit der Betrachtung des stattlichen Raumes, der Malerei des Vorhanges oder einer niedlichen Zofe für einige Augenblicke täuscht.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 48. 27. November 1859.

— Tibi maturos largimur honores.
Nil oriturum alias, nil ortum tale fatentes.
Horat.

Festrede

zur hundertjährigen Geburtsfeier

Schillers.

Gehalten zu Stuttgart am 10. November von J. C. Fischer.

Das ist ein seltener Tag, der uns heute aufgegangen ist, seltner noch als die Geburt außerordentlicher Menschen. So oft bei ungewöhnlichen Erscheinungen pflegt die Welt im Zwiespalt zu liegen über ihrem Bekenntniß Für und Wider; Begeisterung und Verleugnung, Liebe und Haß scheidet die Meinungen. — Heute hat sich Palast und Hütte aufgethan, Gelehrsamkeit, Künste und Werkstätten wetteifern, um gemeinsam den Tag auszuzeichnen, an dem vor hundert Jahren Friedrich Schiller die Welt betrat.

Daß diese Räume uns gastlich aufgenommen, daß auf unserer Schaubühne gestern und morgen die gewaltigste Schöpfung des Dichters erscheint, wir danken es dem Willen unsers hochsinnigen Königs, der in seinem Theile den großen Sohn seines Volkes ehren wollte. — Wie muß denen, die Schillers Blut angehören, dieser Tag die Thräne der Freude in's Auge drücken! und wie hoch schlägt die Brust unsers ganzen Stammes, daß es unser Landsmann ist, dessen Name in der westlichen wie in der östlichen Erdhälfte als ein Weltereigniß aufglänzt, dem kein Herz widerstehen will! Diese Thatsache, daß es Einen gibt, welchen alle deutschen Gemüther mit gleicher Freudigkeit den Ihren nennen, womit sie am lautesten ihre nationale Zusammengehörigkeit aussprechen, das ist mehr und beweist stärker als jede Kritik. Selbst diejenigen, die eine Berechtigung unserer Festfreude nicht zu erkennen vermögen, sie wissen es nicht, wie hoch sie Schiller ehren in demselben Athemzug, in welchem sie rufen, daß die Ehre nicht dem Geschöpf, sondern dem Schöpfer zu geben sey. War es nicht gerade Schiller, der lebenslang nicht seine Ehre, sondern die des Menschheitsgenius suchte, der ihn trieb, dessen treuster und reinster Diener er war, und in dessen Verherrlichung er allein seine Sendung erkannte? Würde nicht er am lautesten gegen eine Feier protestirt haben, welche seine Person an die Stelle dieses Genius gesetzt hätte! Sein Ruhm ist nur der Ruhm, den Sinn und Geist, der der Welt einerschaffen ist, so ernstlich zu suchen und so mächtig auszusprechen, als ihm dazu die Kraft gegeben war.

Darum hat auch unser Fest sich keineswegs angeschickt, vor den Gebeinen in der Gruft zu Weimar, oder vor den Denkmälern von Erz zu knieen, sondern dem Geiste zu opfern, der so groß und herrlich ist, daß er die Offenbarung seiner Größe eben nur an die auserlesensten Gefäße knüpft. So dürfen und so wollen wir den Genius feiern, denn es wäre Undank, oder Hochmuth, da wo der Ordner der Geschicke seine

Digitized by Google

Berufenen selbst auszeichnet, in dem Werkzeug den Geist nicht erkennen zu wollen.

Wissen wir doch wohl, was wir thun, wenn wir unserer Jugend die großen Männer preisen, und sie in die Geheimnisse ihres Schaffens hinabsehen lehren, wenn wir ihr suchendes und ahnendes Gemüth, das nach Gestalt und Ausdruck ringt, vor andern an den großen Dichtern zu entzünden suchen, bei denen sie im überzeugendsten Worte ausgesprochen findet, was wie unerlöste Geister in ihr gebunden lag.

Wenn die äußere Erfahrungswelt die Ereignisse so oft wie Zufälligkeiten durcheinander wirft, so bietet uns die Dichtkunst in ihrer tiefsinnigen Symbolik den Zusammenhang; ihre Logik wird uns zur Logik der innern Nothwendigkeit.

Und wenn es wahr ist, daß die besten Dichter die treuesten Historiker der Menschheit sind, so haben wir's nahe, warum auf Schiller der allgemeinste Enthusiasmus sich vereinigt.

Schiller ist, ob die Millionen seiner Verehrer es sich selbst mehr oder weniger gesagt haben, Schiller ist einer der fundamentalsten Geister der Weltgeschichte; denn es gibt nur wenige, die, wie er, den Menschen und sein Vollbringen so grundhaft aus sich selbst erklärt und auf sich zurückgeführt hätten. Halten wir darum den Enthusiasmus für ihn in Ehren als einen Beweis für die tiefe Lust, die den Deutschen für Gründlichkeit und Wahrheit unzerstörlich innewohnt! Nicht jenen nachbetenden Enthusiasmus, der nur ein paar Klänge von Schiller am Ohr hat vorübergehen hören, sondern den, der weiß, daß Schiller erkennen und zu ihm zurückkehren eine Aufbauung der Menschenehre, der deutschen Ehre ist. Ihn aus seinen eigenen großartigen Voraussetzungen zu construiren, ihn als Typus persönlicher und nationaler Selbstläuterung zu begreifen, ist ein Hauptkapitel des Verständnisses unserer Literatur.

Man hat so oft gesagt, daß er, wie nur wenige, dem deutschen Geiste zum Bewußtseyn seiner Kraft und Hoheit verholfen, daß er mehr als alle der Dichter der Freiheit und Menschenwürde sey. Freilich! denn wenn er dieß nicht war, so würde er aufhören, groß zu seyn. Ging doch sein ganzes Dichter- und Denkerleben nur auf das eine Ziel, die Bedeutung der Menschheit für Eins zu erklären mit ihrer moralischen Kraft und Unabhängigkeit.

Er hat nicht weniger gefordert als die volle Beherrschung der sinnlichen Welt durch den Geist, und hat dem menschlichen Willen die Macht zugeschrieben, den Naturzwang dadurch aufzuheben, daß er das Absolute in einen Akt freier moralischer Entschließung verwandle. Darum verwarf er was nicht in jedem Augenblick der vollen sittlichen Berechtigung seiner Existenz gewiß ist; darum wollte er auch die Gesetze der Schönheit nur aus den Grundlagen des Sittengesetzes aufgebaut sehen, und darum ist er mehr denn Einer der Dichter des Gewissens.

Und hierin liegt der Hauptpunkt, in dem das Geheimniß seiner Hoheit und seiner ganzen kolossalen Erscheinung zu suchen ist. Ihm war Kunst und Schönheit nie ein Spiel um des Spieles willen; er vertiefte sich nie in schöne Formen, ohne den innersten Kern der Gesinnung darin eingeschlossen zu haben; denn er wollte überall den ganzen Menschen in's Feld geführt sehen und machte Ernst mit dem Glauben an eine ethisch und ästhetisch vollendete Menschheit.

Deßhalb konnte sein Schwerpunkt auch nicht in der Lyrik noch im Epos liegen, weil er das unwiderstehliche Bedürfniß besaß, Empfindung und Anschauung in die Poesie des Wollens und der That, in's Drama, umzusetzen.

Und im Drama liegt seine Stärke nicht allein darin, Helden und Heldinnen unter den höchsten idealen Maßstab zu stellen, sondern noch ganz besonders in der Kunst, mit der er uns auf den psychologischen Herd hineinblicken läßt, aus dem ihre Charaktere werden und sich erklären, in der consequenten Methode, mit der er ihre Entfaltung durch die schwierigsten Verwicklungen hindurch so mannhaft vor uns abrollt.

Die unerschütterliche Ausdauer grundlegender Studien, die Disciplin der Gedankenarbeit, die hiefür nöthig war, kann uns am besten die Ueberzeugung geben, wie streng er die Aufgabe des moralischen Ernstes an sich selber stellte. Darin aber liegt auch ein so großer Reiz für unsere Theilnahme, daß sein eigenes, aller Weichlichkeit so fernes Streben immer das treueste Abbild der Anforderungen gewesen ist, die er an das höchste menschliche Wollen gemacht hat. Diesem Wollen dankt es die Nachwelt, daß sie sagen darf: er ist überall groß, er ist auch im Kleinsten nicht unbedeutend gewesen.

Welche Wirkung, die der einfache Mann mit der metallenen Stirne, mit der gebietenden Lippe, ausübt! Hat doch Goethe selbst, als er den Wallenstein in der Hand hielt, mit einem Schauer von Ehrfurcht über die riesenhaften Geistesthaten des Freundes gestaunt.

Wir haben ihn genannt, den Namen Wallenstein. — Wo lebt ein Drama, das größer wäre? wo wickeln sich dämonischer und tiefsinniger als in dieser labyrinthischen Seele die Fäden dichterisch ineinander und auseinander? und wo ist einem Helden der Träger seines bösen Schicksals packender und sinnbestrickender an die Fersen geheftet, als diesem Wallenstein in der Person

Digitized by Google

des unbeugsam hartsäustigen Buttler! Laufen nicht im letzten Akt der Tragödie die Wolken des Verhängnisses wie Berge gegen einander, daß Friedland und die Gräfin Himmel und Erde wanken fühlen! Hier sind keine gesprochenen Worte mehr; hier ist nur noch Ereigniß und Ereigniß, bis der starre Feldherr, eingekeilt davon, seine Schuld mit dem Untergang gesühnt.

Aber auch in einer andern Gattung — wie ist Schiller einzig in seiner Glocke! In diesem sonnenhellen Liede, wie hat er die Arbeit des Gewerbes und seine Sorgen, wie die Liebe, die Familie mit ihrer Freude und Trauer verklärt! wie die Ehre und das Bewußtseyn des bürgerlichen Berufes erhoben! wie ist es unvergeßlich schön und rührend, die Freuden und Schmerzen, die das Leben dem Einzelnen bringt, durch den Mund der Glocke zu einer Angelegenheit der ganzen Gemeinde gemacht zu sehen und die Fragen des Staats durch ihren Klang dolmetschen zu hören! Sie ist wahrlich eine stolze Predigt, diese Glocke!

Und auch hier, wie überall, der in Lust und Wehe mit dem Volke von ganzem Herzen in Mitleidenschaft stehende Dichter; auch hier die Hebung der Menschenehre durch veredeltes Selbstgefühl; auch hier die ernstlichste Begeisterung für Reinheit der Menschensitte!

Und Schillers Begeisterung ist nie zu verwechseln mit Berauschung; denn wo er glüht, da ist er sich auch der Gründe immer vollkommen bewußt; und es ist Blasirtheit und Sittenlosigkeit zugleich, sein Erhabenes und Gesinnungsvolles für überlebt und entbehrlich zu halten.

Bei ihm gilt kein Hinterhalt, keine diplomatische List; mit geöffneter Brust tritt jede seiner Dichtungen auf uns zu: hier bin ich, wie ich bin! ganz Ueberzeugung, ganz Liebe, oder ganz Entrüstung; und wie ich bin, so will ich, daß auch der Mensch und sein Ideal, dem ich allein dienen will, etwas sey.

Der Name Schiller in seiner antiken Hoheit und Selbstständigkeit ist der niederschlagendste Gegner der armseligen Selbstwegwerfung, der Feigheit und Perfidie. Mögen sie erschrecken an ihm, die Maschinenheizer moderner Aufweichung, Verbildung und Menschenzerstücklung!

Unzählige aber bekennen heute, welch ein Reichthum ihnen durch den außerordentlichen Mann geworden ist. Unzählige, die als Bühnengrößen, als Denker, als Dichter und Künstler, Unzählige, die für den Lehrstuhl oder die Kanzel, die in der Werkstätte oder im Familienkreise an ihm sich gebildet und erbaut haben.

Es ist nicht gemacht; es ist herzliche Freiwilligkeit, daß die Abzeichen unserer Gewerbe und Genossenschaften heute so ganz besonders hell und leuchtend sich geschmückt haben, daß Alter und Jugend, daß Meister und Geselle so freudig sich rührt. Es ist nicht unklare Schwärmerei, es ist der Zoll der Bewunderung und des wohlbewußten Dankes für den Lehrer und Bildner, der, ohne uns zu kennen, den Menschen in uns geliebt und erhoben und der unser Vaterland herrlich gemacht hat.

Die Wogen dieser Jubelfeier werden bald zerflossen seyn, und es ist möglich, daß die Ungunst künftiger Zeiten, daß die Fluth schaumiger Literatur Schillers Namen auf Augenblicke überwuchert; aber so gewiß als Jahrhunderte, die hinter uns liegen, in Zeiten des Ungeschmacks und der literarischen Schwäche nach den Alten zurück gegriffen haben, so gewiß werden kommende Geschlechter, wenn sie nach einem Ankergrunde des Geistes suchen, Schiller wie ein verschüttetes, aber immer herrliches Heroenbild wieder hervorziehen.

Und so wollen wir, um die er ein gemeinsames Band geflochten, seyen wir seines Blutes oder nicht, sey seine Wiege die unsere oder nicht, ihn festhalten, ob wir sein Geburts- oder Todtenfest begehen, ob die Stürme des Herbstes oder die Maien des Frühlings um seinen Scheitel rauschen.

Schiller der Künstler.

Festrede zur Feier seines hundertsten Geburtstages in der Akademie der Künste zu München, gehalten von Moriz Carriere.

Das Leben des Menschen auf Erden ist kein leichtes Spiel, sondern die schwere Arbeit an der ernsten Aufgabe, die innere Anlage der Persönlichkeit durch freie selbstbewußte That zu verwirklichen, die entscheidende Stelle für eine ewige Fortentwicklung zu erobern oder zu begründen. Mitten in einer Welt, die uns bald verlockt, bald hemmt und zurückstößt, soll der Kampf unsere Kraft erwecken, der Schmerz uns läutern, der

Digitized by Google

Widerstand uns auf das eigene Innere hinweisen; Sinnenwelt und Vernunft, Pflicht und Trieb, Himmlisches und Irdisches sollen wir verbinden und zur Versöhnung bringen. Den beglückenden Beweis davon, daß diese Versöhnung möglich, ja erst die volle Wirklichkeit sey, führt uns die Schönheit, in welcher die Natur sich in den Geist verklärt, das Ewige in die Sichtbarkeit tritt und das Zeitliche durchleuchtet; der herzgewinnende Zauber wie die Weihe der Kunst beruht darauf, daß sie die Widersprüche des Lebens harmonisch auflöst und das in sich Vollendete als das Ziel, das mit der Anziehungskraft des Glückes, der Seligkeit begabte Ziel unseres Sollens und Wollens uns hinstellt. So hat Schiller in einem seiner herrlichsten Gedichte das Ideal und das Leben geschildert. Das Leben steht im Streit, da ist der Krieg der Vater aller Dinge, die Kühnheit zerschlägt sich an der Stärke, und die Wunde brennt; aber das Ende ist der Sieg, und die Anmuth, der Einklang im Werke der Kunst offenbart uns wie die ringenden Gegensätze ineinandergreifen in freudigem Wetteifer zum gemeinsamen Heil des Friedens und der Liebe. Der Jammer, die Leiden der Menschheit fassen uns selber an oder rühren uns im Mitgefühl: die Kunst zeigt wie sie dem rechten Dulder zum Besten dienen, wie sich in ihrem Feuer das ächte Gold der Gesinnung bewährt, wie sie nur der Schatten im Gemälde sind. Die Heiligkeit des Gesetzes steht unserer Schwäche und Sündhaftigkeit mit erschreckender Majestät gegenüber, das in der schönen Seele sich darstellende Ideal aber zeigt uns wie der Naturtrieb selber sich der Pflicht zum Träger bietet, wie in der Liebe zum Guten das Herz seine Beseligung findet, es lehrt uns das Göttliche aufnehmen in unsern Willen, daß wir die Angst des Irdischen von uns werfen und frei im Ewigen leben. Es erfordert Anstrengung das Schöne zu erreichen, der Nerv des Fleißes muß sich anspannen den Stoff dem Gedanken zu unterwerfen:

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tiefverstreckter Born,
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.
Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Irdischer Bedürftigkeit.

Da reicht Hebe, die Göttin der Jugend, den Becher der Unsterblichkeit dem Herakles, der die irdische Dienstbarkeit nach dem Götterwillen auf sich genommen, im Kampf mit den Ungeheuern zum Wohle der Menschen seine Kraft erprobt und auf dem selbstangezündeten Scheiterhaufen sich von allen Schlacken gereinigt hat, — ein Gleichniß, das Schiller liebte und das sein eigenes tapferes Ringen nach dem Ideal und sein endliches Gewinnen der vollendeten Kunstschönheit versinnlicht. Er ist bald dahingeschieden, als er dieses Ziel erreicht hatte, er ist jung gestorben, aber können wir nicht mit Carlyle die Frage Karls XII. über Alexander wiederholen: „Hat er nicht lang genug gelebt, wenn er Königreiche erobert hat?“ — „Diese Königreiche, setzt sein geistvoller englischer Biograph hinzu, wurden von Schiller nicht für eine Nation auf Kosten der andern erobert, sie waren nicht besudelt mit dem Blute der Patrioten, mit den Thränen der Wittwen und Waisen, sie wurden abgerungen dem öden Reiche der Finsterniß zur Erhöhung des Glücks, der Macht, der Würde aller Menschen: neue Formen der Wahrheit, neue Sprüche der Weisheit, neue Bilder und Scenen der Schönheit, gewonnen aus dem formlos Leeren, bestimmungslos Unendlichen, ein Besitzthum für immer, für alle Geschlechter der Erde.“

Und so zeigt uns Schiller in seinem Leben wie in seinen Werken, daß der Mensch und vor allem der Künstler in der Kunst keine bloße Unterhaltung zum Zeitvertreib müßiger Stunden sehen solle, daß sie keine bloße nutzlose Wiederholung und Nachahmung der Außenwelt seyn dürfe, sondern daß sie uns aus den Wirrnissen und Nöthen des Daseyns zur Freiheit und Klarheit erheben müsse, daß sie nicht versinken dürfe in den Schmutz der Erde, sich nicht hineinwühlen dürfe in die Zerrissenheit und Düsterheit, um ein dunkles und widerspruchsvolles Bild derselben zur Qual der Beschauer zu entwerfen, sondern daß sie es verstehen müsse, das Licht des Geistes in die Tiefe zu tragen, die Zweifel der verzweifelnden Gemüther zu lösen, und das Wort des Trostes, der Erleuchtung und der Versöhnung auszusprechen. Nicht daß sie auf glatter Oberfläche dahingaukelnd den Blick ablenken sollte von den Schauern des Abgrundes oder ihn mit trügerischen Blumen bedecken; aber sie soll die Wunden heilen, die sie schlägt, die Kluft überbrücken, die Himmel und Erde trennt, und die Priesterin einer sittlichen Weltordnung seyn, die jetzt in dem furchtbaren Gericht über das Böse, jetzt in der huldvollen Errettung und Erhöhung des Guten immer als der Wille der Liebe sich erweist.

Daß jedoch die Kunst dieß vermöge, dazu gehört vor allem, daß der Künstler selbst reines Herzens sey

Digitized by Google

Lebens, denen er ſich zuwendet, wie es im Prolog zum Wallenſtein heißt:

Denn nur der große Gegenſtand vermag
Den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert ſich der Sinn,
Es wächſet der Menſch mit ſeinen großen Zwecken.
Und jetzt an des Jahrhunderts ernſtem Ende,
Wo ſelbſt die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen ſehn,
Wo um der Menſchheit große Gegenſtände,
Um Herrſchaft und um Freiheit wird gerungen,
Jetzt darf die Kunſt auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug verſuchen, ja ſie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne ſie beſchämen.

Darum ward die Weltgeſchichte das Studium Schillers, das Material für ſeine Phantaſie, und er ſah in ihr eben ſo ſehr das Werk ſelbſtſtändiger Charaktere und ihres perſönlichen Wollens als das Walten einer göttlichen Ordnung und den Sieg der ſittlichen Idee. So trat er mit ſeiner Dichtung unter alle Nationen Europas, hatte aber ſtets vornehmlich das rein Menſchliche im Auge, ſo trefflich die lokale Färbung und Zeitſtimmung ihm auch manchmal gelang. Er führt uns an den Königshof Philipps II. nach Spanien, aber um den erhebenden Gedanken des freien und humanen Staats dem weltlichen und geiſtlichen Despotismus entgegenzuſtellen; er führt uns nach England, um uns in Maria Stuart die Schönheit des leidenden Weibes und den himmliſchen Troſt der Religion in der die Schuld ſühnenden Buße des Gemüths zu zeigen; er führt uns nach Frankreich, und wie die Jungfrau von Orleans von heiliger Begeiſterung ergriffen wird, erſcheint die Befreiung des Vaterlands als ein gottgewolltes Heldenwerk; und wenn ſchon ſein Fiesco ein Gemälde des Ehrgeizes im Streite mit dem Republikanerthum auf italieniſchem Boden entfaltet hatte, ſo verlegt er den ſelbſterfundenen Stoff der Braut von Meſſina gleichfalls nach dem Süden, um mit deſſen Farbenpracht ſeine Dichtung zu ſchmücken; den Norden ſollte ſein Demetrius erobern, der nicht nur ein ſo treues als glänzendes Bild des polniſchen Reichstags gibt, der auch nach dem großartigen Plan darſtellen ſollte, wie der Menſch ſo lange ſiegreich und edel iſt, ſo lange er an ſein Recht glaubt, wie er aber in Selbſtſucht und Mißtrauen untergeht, wenn er dieſen Glauben verliert. Die Krone ſeiner hiſtoriſchen Poeſie indeß gebührt den Dichtungen, deren Stoff der Heimath angehört. Indem er in ſeinem größten Werk, im Wallenſtein, uns in den dreißigjährigen Krieg verſetzt und dabei wie im Zauberſpiegel dem aufſteigenden Geſtirn Napoleons ſein mahnendes Bild erſcheinen läßt, entrollt er zugleich das allgemeingültige Gemälde einer Helden- und Herrſchernatur, die in einſeitigem Realismus ſich den tragiſchen Untergang bereitet; und indem er im Tell der Volksſage von der Befreiung der Schweiz die künſtleriſche Vollendung gibt, eröffnet er gleich einer Ausſicht in die Ferne aus dem Gebirgsthal den Blick auf den Umſchwung der Cultur; an die Stelle mittelalterlichen Ritterthums und mittelalterlicher Hörigkeit tritt das Bürgerthum der Neuzeit. Und wenn noch ein Shakeſpeare das Volk nur ironiſch als die haltloſe vielköpfige Menge behandelte, ein Goethe nur durch die individuellen Züge ſeiner Volksſcenen im Egmont uns ergötzte, ſo war Schiller der Erſte, welcher das Volk als organiſches Ganzes in ſeiner Tüchtigkeit, als den würdigen Träger ſeiner hervorragenden Führer dichteriſch veranſchaulichte. Sein Drama ward dadurch ein prophetiſcher Geſang des Troſtes und der Hoffnung für Deutſchland während des Drucks der Fremdherrſchaft, und als die Erhebung in den Befreiungskriegen erfolgte, da gab ihnen Schiller mit Fichte den Ton ſeiner Begeiſterung an. Nicht umſonſt war er nicht bloß mit Luther, ſondern auch mit Scharnhorſt an gleichem Tage geboren. Darum erkor das Volk ihn zum Liebling, und wenn eine liederliche Scheingenialität der Romantik über Schillers moraliſche Tendenzen mitleidig lächelte, eine blaſirte Vornehmheit des Geſchmacks in den Tagen der Reſtauration in ihm mehr den Trachter als den Dichter ſehen wollte, das Herz des Volks ward dadurch gewonnen, daß ſein Dichten zugleich ein Trachten war, daß er zugleich zur Verwirklichung der Ideen aufforderte, die er als das Ziel und die Aufgabe des Lebens hinſtellte. Allerdings kam dadurch etwas von redneriſchem Gepräge in ſeine Dichtung; das ſchlanke, ſangbare Lied, dieſer unmittelbar melodiſche Ausdruck der Seele, die holdſelige Naivetät jungfräulicher Charaktere gelang ihm nicht in dem Maße, wie Goethe dadurch gerade unſere Bewunderung erweckt; aber wie Schiller das Weſen des Menſchen in den Willen ſetzte, ſo iſt die ſelbſtbewußte Arbeit, die geſchichtliche That, der Mannescharakter ſein Gebiet. Er war ſelber der Dichter der Idee durch die Macht des Willens, der mit einem Ueberſchuſſe von Selbſtthätigkeit, wie das Wilhelm von Humboldt bezeichnet hat, ſich weniger den Dingen als ein ruhiger Spiegel gegenüberſtellte, vielmehr den Stempel ſeiner eigenen großen Natur ihnen aufdrückte; er begabte ſeine Geſtalten ſtets mit dem klangvollen Metall der eigenen Stimme und legte ihnen ſeine eigenen Gedanken in den Mund. Er war der Dichter nicht ſowohl durch die Gnade der Natur in glücklich harmoniſcher Entfaltung des eigenen Innern, wie der helleniſche

Digitized by Google

nachahmender Darſtellung des Gegebenen, er bleibt nirgends dem Gewöhnlichen verhaftet; alles Beſondere wird zum Symbol allgemein gültiger Wahrheit, jede Geſtalt zu einem gattungsmäßigen Typus von Charakteren und Handlungsweiſen, und überall entbinden ſich aus den Begebenheiten die großen und ewigen Gedanken und ertönen mit herzerfreuender Anmuth, mit geiſterleuchtender Hoheit, mit ſinnbefreiender Klarheit. Kein charakteriſtiſcher Zug der Wirklichkeit wird getilgt; Melchthal bleibt der ſchweizeriſche Bauer, aber er wächst zum Helden des Bürgerthums empor; Wallenſtein behält den aſtrologiſchen Aberglauben, aber derſelbe wird aufgefaßt als der ahnungsvolle Glaube an das große organiſche Weltganze, wo alles mit allem in innerem Zuſammenhange ſteht, und der Tiefblick in dieſes Myſterium der Welt erklärt wieder die inhaltſchweren Ausſprüche des Helden über das Schickſal und die Natur der Dinge. So entrückt uns der ächte Künſtler nicht dem Leben, aber er erhebt uns über alle beengenden Schranken, über alles Gemeine und verklärt uns das Wirkliche nach ſeinem Urbild im Geiſte des Schöpfers. Und in ſolcher Hinſicht hat Goethe von einer Chriſtustendenz geredet, die Schillern angeboren war: er habe das Gute in allem mit dem Auge der Liebe geſehen, er habe nichts berührt, ohne es zu veredeln, er habe auch in das Gewöhnliche und Unſcheinbare den tiefſten Sinn zu legen und das Unendliche daran zu knüpfen gewußt. Das deutſche Volk aber hätte Schillers Heimgang mit den Worten beklagen können, in welche Wallenſtein bei der Kunde von Max Piccolominis Tod ausbricht:

> Er ſtand neben mir wie meine Jugend,
> Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
> Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
> Den goldnen Duft der Morgenröthe webend.
> Im Feuer ſeines liebenden Gefühls
> Erhoben ſich mir ſelber zum Erſtaunen
> Des Lebens ſtach alltägliche Geſtalten.

Endlich zeigt ſich die Idealität des ächten Künſtlers auch darin, daß er mehrere Perſönlichkeiten, die einander contraſtirend entſprechen, ſich in unſerer auffaſſenden Phantaſie zum Bilde vollmenſchlicher Natur ergänzen läßt. So ſteht der gottbegeiſterten Jungfrau von Orleans und dem von ihr hingeriſſenen Volke die verſtandesſcharfe, beſonnene Mannesnatur Talbots gegenüber; ſo erhebt ſich Poſa in der Mitte zwiſchen dem eiſernen Philipp und dem gemüthsweichen Don Karlos; ſo entzücken uns Max und Thekla durch die Innigkeit ihres Gemüths, wenn ſie das Recht des Herzens darſtellen mitten in einer Welt berechnender, planeſchmiedender, ſelbſtſüchtiger Charaktere, und lieber das Leben zum Opfer bringen, als von der Reinheit ihres Empfindens und Wollens ablaſſen. Wer das für Nebenwerk hält, der verkennt die künſtleriſche Einheit der Tragödie, welche das ganze volle Menſchenthum nach den beiden Polen des Idealismus und Realismus entfalten und das Verhängniß entwickeln ſollte, das beide trifft, wenn ſie ſich ſcheiden, ſtatt an einander Halt zu finden; hat doch der Dichter es auch ſelber erklärt, daß die Liebe durch ihr ruhiges Beſtehen und ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung ſich der unruhigen Bewegung derſelben und ihren Zwecken gegenüber ſtelle und dadurch ein gewiſſer menſchlicher Kreis ſich vollende. Denn der vollkommene Dichter ſpricht das Ganze der Menſchheit aus,

> Und wie der erfindende Sohn des Zeus
> Auf des Schildes einfachem Runde
> Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
> Gebildet mit göttlicher Kunde,
> So drückt er ein Bild des unendlichen All
> In des Augenblicks flüchtig verrauſchenden Schall.

Zeigte uns Schiller den ächten Idealiſten, der den Bund mit dem Realismus ſchließt, und erſchien er uns als Vorbild ſtrebender, ringender Willenskraft, durch die er auch bei ſeiner, einem Shakeſpeare oder Goethe nicht völlig ebenbürtigen poetiſchen Naturbegabung ſich dennoch ihnen, den größten Dichtern der Neuzeit, zunächſt anreihte, ſo erübrigt es noch, ſeine eigenen Worte über Künſtler und Kunſt darzulegen. Wo immer die Kunſt geſunken und gefallen iſt, da iſt es durch die Künſtler geſchehen; darum ruft er dieſen zu: „Der Menſchheit Würde iſt euch in die Hand gegeben, bewahret ſie!“ Er ſieht in den Künſtlern die erſten Urheber menſchlicher Cultur; nur durch das Morgenthor des Schönen ging der Weg in das Reich der Wahrheit.

> Was erſt nachdem Jahrtauſende verfloſſen,
> Die alternde Vernunft erfand,
> Lag im Symbol des Schönen und des Großen,
> Voraus geoffenbart dem kindlichen Verſtand. —
> Lang eh' die Weiſen ihren Ausſpruch wagen,
> Löſt eine Iliad des Schickſals Räthſelfragen
> Der jugendlichen Menſchheit auf;
> Still wandelte von Thespis Wagen
> Die Vorſicht in den Weltenlauf.

Der Künſtler iſt ihm der Nachahmer Gottes, er folgt dem erhabenen und heitern Geiſt,

> Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
> Der ſeinen Aether, ſeinen Sternenbogen
> Mit Anmuth und bedienen heißt.

So iſt die Kunſt auch wieder das Ziel der Culturentwicklung, indem alles erſt in ihr den Abſchluß der vollendeten Form findet. Darum ſagt er den Künſtlern:

Digitized by Google

dem ihm noch fremden Kreise Körners überrascht hatte. Er schrieb damals der mütterlichen Freundin Frau von Wolzogen, die ihm eine Zufluchtstätte bereitet hatte: „Wenn ich mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich kennen zu lernen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, — dann freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß." — An uns aber ist es, mit unverbrüchlicher Gesinnung dieß durch Schiller geweihte Nationalgefühl fortzuhegen, an uns ist es, gleich ihm dem Geiste der Wahrheit und der Liebe uns zu eigen zu geben, gleich ihm dem Ideale treu zu seyn.

Skizzen von der Insel Rügen.

(Schluß.)

3.

Saffnitz, 1. September.

Dein Brief hat mich richtig aufgefunden, freilich ein wenig verspätet, wie alles, was den Weg in diese Einsamkeit sucht. Laß dir erzählen, auf welche Weise er in meine Hände gelangte. Zwei Persönlichkeiten sind es, welche — wenn nicht außerordentliche Fälle eintreten — den Zusammenhang unseres Fischerdorfes mit der civilisirten Welt vermitteln, die Semmelfrau und der „Ueberlandbote." Die erstere erscheint etwa um zehn Uhr Vormittags, der letztere gewöhnlich eine Stunde später. Beide, rüstige Fußgänger, durchmessen sie den Weg von dem eine Meile entfernt liegenden Städtchen oder Flecken Sagard täglich einmal, und wenn sonst industrieller Eifer oder Amtsbewußtseyn noch ein menschliches Gefühl in ihnen übrig gelassen hat, so können sie nicht ohne eine schöne Genugthuung die Grenze des Dorfes betreten. Denn mit beglückenderem Willkommensruf werden Bringer der Freude wohl selten empfangen. Schon um halb zehn Uhr sieht man Köpfe erwartungsvoll aus den Fenstern schauen und Gestalten von der Hausthür aus den Weg entlang spähen. Damen, ein Handtuch um den Nacken geschlungen, über welches das nasse aufgelöste Haar zum Trocknen herabwallt, gehen auch wohl die Straße hinab, und da Semmelfrau und Briefbote zuweilen auch zu gleicher Zeit eintreffen, so ist nicht zu entscheiden, ob die Sehnsucht ein materielles oder ideales Ziel im Auge hat. Plötzlich ist die reckenhafte Frau in Sicht, aufgeschürzt, mit ihrem Wanderstabe, den hochgepackten Korb auf dem Rücken. Hastig fliegen ihr ein paar Damen entgegen, ohne Geräusch und schweigend, um ihr, ehe die allgemeine Wuth ausbricht, das Beste in der Stille wegzukaufen. Denn das hochgegürtete Hünenweib hat alles mögliche feil und sie heißt mit Unrecht Semmelfrau. Hauptsächlich bringt sie eine vorzügliche Art von Zwieback in großen runden Stücken, die von den Gästen als Brod genossen wird und leider immer zu früh ausverkauft ist. Aber auch Kuchen mancher Art enthält der Korb und allerlei geheimnißvolle Päckchen, die den Schönen als bestellt überliefert werden. Diese wunderbare Frau hat tausend Fäden in ihrer Hand. Sie löst die allgemeine Schuhfrage, indem sie Alles zu flickende und geflickte vermittelt; sie nimmt Kragen, Manschetten und feine Taschentücher in Empfang, packt das battistne Bündel in den geleerten Korb und bringt es gesäubert mit Zwieback und Schuhen zurück. Ihre Anwesenheit kann nicht gut fünf Minuten lang verborgen bleiben. Schon ist sie ruchbar geworden und ein allgemeines Stürzen beginnt, Treppchen auf, Treppchen ab ist der ganze Badeort, wie ein Bienenschwarm, lebendig. Aber so nachsichtig sie gegen die ersten Jungfrauen war, die ihr wie Schmetterlinge entgegen flatterten, so unerbittlich ist sie im übrigen gegen den andringenden Strom. Die ersteren tragen mit glücklichen Gesichtern jede ein Päckchen und einige Zwiebacke nach Haus, alle andern müssen sich gedulden, bis auf dem festgesetzten Wege die Reihe sie trifft. Jeder Angriff, jedes Vordrängen findet kräftige Arme der Abwehr und strafende Worte in polterndem Plattdeutsch.

Ganz ähnlich ist der Empfang des Ueberlandboten, auf dem Festlande Briefträger genannt, nur daß bei seiner Ankunft die allgemeine Begehrlichkeit eine größere

Digitized by Google

Betheiligung des Gemüths bekundet. Aber der Uebelstand ist nur, daß der sonst freundliche Insulaner nicht lesen kann, also keiner einzigen Adresse aus eigenen Kräften gerecht zu werden vermag. Er gibt also, oder läßt sich das ganze Briefpäckchen aus den Händen reißen und jeder einzelne Badegast sieht die Aufschriften sämmtlicher Briefe durch, bis er den seinigen gefunden, oder alle vergriffen sind. Dabei wollen einige weibliche Charaktere von umfassenderem Interesse einen großen Vorzug gefunden haben. Es lassen sich nämlich auf diese Weise mit Leichtigkeit die Titel aller Anwesenden erfahren, ferner aus dem Poststempel der Ort der Herkunft eines Briefes, ganz zu geschweigen der Combinationen, die aus den Zügen der Handschrift anzustellen sind.

Die Ankunft des Briefboten also und der Semmelfrau sind die beiden am tiefsten greifenden Ereignisse eines Saßnitzer Vormittags. Zuweilen jedoch, wie schon gesagt, geschieht es, daß beide zu gleicher Zeit eintreffen — und man hat daraus bereits auf ein gewisses inneres Verhältniß geschlossen, wofür mir jedoch keine Beweise vorliegen — dann aber ist das Treibjagen ein wahrhaft gefährliches. Solch ein Moment war es, als dein Brief ankam. Noch ahnte ich nichts davon, aber die Semmelfrau stand vor meiner Thür und in diesem Dilemma wandte ich der letzteren die größere Aufmerksamkeit zu, wohl überlegend, daß der Zwieback mir weggekauft werden, ein Brief mir aber nicht entgehen könne. Beides steckte ich darauf in die Tasche und begab mich hinunter an den Strand, wo ich, mein Frühstück verzehrend, deinen Brief las.

Von allen Uferpartien Rügens sind die um Saßnitz herum die schönsten. Der Strand von Bohme ist in seiner düsteren, melancholischen Einöde ergreifender, der von Stubbenkammer großartiger und merkwürdiger, aber wirklich *schön* ist er nur hier um Saßnitz. Der Strand selbst ist sehr schmal, wie auf der ganzen Ost- und Nordseite der Insel. Er besteht durchweg aus rund gewaschenem Gestein, Kies von zermalmtem Feuerstein, Granitblöcken von allen Größen. Das Gehen auf diesem Geröll und Geschiebe, das unter jedem Tritt zurückweicht, ist sehr ermüdend und beschwerlich, und die andere Art des Fortkommens, nämlich das Springen von Stein zu Stein, die großentheils von den Wellen bespült werden, halsbrecherisch genug. Von diesem Steingeröll steigen die hohen Uferwände steil empor bis zu zweihundert Fuß und höher. Sie bestehen zum großen Theil aus Kreide, sind aber fast ganz bedeckt von Buchenstämmen, die sich oben zum Walde vereinigen, dem üppigsten Strauchwerk und einer Blumenfülle, die an südliche Gegenden erinnert. An dieser Uferwand gibt es, auf und nieder steigend, die köstlichsten Pfade, immer unter Buchenwipfeln, immer zu einer Seite die weite See, zur andern die aufstrebende Bergwand. Wer zu klettern versteht, findet hier Bilder, die einzig in ihrer Art sind, Wald, Fels und Meer in unvergleichlich schöner Verbindung. Zuweilen treten auch hohe Felsenmassen mit breiter Stirn frei an das Meer hinaus, aber die Kreide ist hier mehr gemischt, hat Adern von Thon und Eisen und berührt durch diese Mannigfaltigkeit der Farbenabtönung das Auge wohlthuender als das schneidende Weiß der Stubbenkammer.

Je mehr man sich jedoch hier umherstreifend dem letzteren Orte nähert, desto reiner werden die Kreidebildungen. So z. B. bei den *Klinten*, weißen, starren Obelisken, die vom Strande aus steil und spitz empor steigen, ähnlich wie bei Stubbenkammer. Solche Felsenvorsprünge, welche aus dem Walde in's Meer schroff hineintreten und die große Bucht des Prorer Wieks in eine Menge kleinerer Buchten eintheilen, heißen *Huk*, auch *Ort*. Einer der großartigsten ist der Kieler Ort, auch der *Kiel* genannt. Dagegen hat das Ufer auch eine Menge tiefer Einschnitte, welche man *Lithen* nennt. Es sind Schluchten, durch welche reißende Waldbäche sich in das Meer stürzen, Baumstämme und Steinblöcke mit sich fort führend. Einige dieser Lithen sind wahrhaft romantisch: finster und tief beschattet, von Schlangen und Eidechsen bewohnt und von Steinen versperrt, über die der Waldbach tobend und zischend nieder schäumt. So geht es auf der ganzen Ostküste bis zum nördlichen Ufer, wo der Wald, die Stubnitz, aufhört und die steinige Oede beginnt. Eine ähnliche Mannigfaltigkeit belebt die Strecke südlich von Saßnitz, wenn gleich in kürzerer Ausdehnung. Hier flacht sich die Küste sehr bald ab und geht in eine sandige Landzunge über, die *schmale Heide*, welche Jasmund mit Mönkgut verbindet. Aber auch diese Seite bietet des Reizvollen noch einen Ueberfluß. Ein Wald, hügelig und schluchtenreich, die *Dwasid* genannt, lichter und gemischter als die Stubnitz, begleitet das Ufer, bis es sich zum sandigen Strande herab senkt. Noch auf der Höhe, in einer freien Lichtung, befinden sich mehrere Hünengräber, von Bäumen und Gebüsch bewachsen. Eines derselben ist geöffnet. Es wird eingefaßt von einem Kreise großer Steine. Der Hügel selbst trug eine Pyramide von roh übereinander gewälzten Granitblöcken. Diese hat man abgetragen und man kann in das Innere hinabsteigen. Die Grabbehausung ist sehr einfach, Steinplatten sind ohne Gemäuer, ohne irgend eine architektonische Construktion über einander gelegt und umschließen einen unregelmäßigen engen Raum für die Hünenleiche. Jetzt wuchert

Digitized by Google

Baumwuchs und Gestrüpp über den Steinen und das Geisblatt läßt seine duftende Ranken im Winde flattern.

Wird man nun nicht müde, hier in Wäldern, auf Höhen und Klippen umher zu schweifen, so übt doch auch der niedrige, steinige Strand eine immer neue Anziehungskraft aus. Von all dem Interessanten, was sich hier findet, sey es Pflanze, Stein, Thier, fortgezogen, vergißt man die Beschwerlichkeit des Gehens auf dem rollenden Geschiebe, und bewegt sich, freilich zum Schaden des Schuhwerks, immer weiter zwischen Felsen und Meer hin. Das kleinere, rundgewaschene Geröll, bis zur Größe eines Menschenkopfes, besteht meist aus Feuerstein, den die See heran gerollt hat. Er ist so spröde, daß jeder Wurf gegen eine härtere Steinart ihn in prasselnde Splitter zerspringen macht. So erklärt sich auch die Masse von klein gemalmtem Feuerstein, dadurch entstanden, daß bei dem fortwährenden Herumrollen von Gesteinen das Weichere dem Drucke des Härteren erliegen ist. Eine andere Form des Feuersteins findet sich in die Kreide eingewachsen und von ihr wiederum durchwachsen. Dergleichen liegen am Strande millionenweise umher. Die Fischer bohren mit einem Nagel die weiche Kreide heraus, und ziehen so die Steine wie Perlen auf eine Schnur. Sie fassen mit dieser Art von Geschmeide ihre Netze ein, um sie zu beschweren und tiefer gehen zu machen. Indessen sieht man dergleichen durchwachsene und durchhöhlte Blöcke auch von der Schwere von zwei und drei Centnern umherliegen. Durch diese schlingen die Fischer ein Tau und bedienen sich ihrer als Anker. Ueberhaupt sieht man den Feuerstein in den wunderlichsten und sonderbarsten Formen, bald sind es Kugeln, bald Thierköpfe, bald Würste, bald dünne spitze Nadeln, dann wieder Aehnlichkeit mit allerhand Früchten, Gewächsen und Geräthschaften. Je öfter man ein Stück aufhebt, je mehr Curiosa entdeckt man. Außerdem aber finden sich Muschelabdrücke in Kreide und Thon, auch wohl Petrefakten. Muscheln selbst aber kommen nicht hieher, ebensowenig wie der Bernstein. Sie werden unter dem herangewälzten Gestein zu Staub zerrieben, ehe sie den Strand erreichen.

So schlendert oder wankt man am Strande umher, packt alle Taschen voll Steine und Merkwürdigkeiten, oder klettert auf den Granitblöcken ein Stück in die Wellen hinaus, läßt sich hier nieder und sieht Woge um Woge heran kommen und zurück weichen. Am Horizonte ziehen große Schiffe vorüber, mit geblähten, silberglänzenden Segeln. Fischerboote fahren aus oder kehren in langer Reihe zurück. Wasservögel kreisen umher, irgend ein dunkler Punkt wird auf den Wellen sichtbar, und endlich treibt ein leeres Tönnchen, ein Balken, ein rother Ballen Tang oder schwarzes Seemoos an's Land. Stunden lang kann man so sitzen und wird des Schauens und Träumens nicht müde in dieser schönen, großen Einsamkeit.

4.

Bergen, 18. September.

Es war allmählig stiller in Sassuitz geworden. Der September beginnt das Laub zu bräunen, und seit einigen Tagen wehen heftige und scharfe Winde. Was von Gästen im Fischerdorfe war, hatte sich davon gemacht, und nachdem ich ein paar Tage der letzte Fremde vom Festlande dort gewesen, sollte auch ich Abschied nehmen von meinem alten Claus Halbeck und seiner Familie. Es ist in Sassnitz Sitte, daß der Gast bei seinem letzten Bade einen Blumenkranz mitnimmt, und ihn so weit wie möglich hinaus wirft in die „heilige Salzfluth," zum Dank für alles Schöne und Gute was Wellen und Strand ihm geboten haben. Ich selbst kam um das Bad, welches ich als mein letztes festgesetzt hatte, denn der Regen strömte aus den Wolken und die aufgeweichten steilen Kreidewege verboten die Wanderung. So ging ich mit meinem Kranze, den Christians Frau mir aus Strohblumen und Epheu gewunden hatte, in einem Augenblick, da der Himmel sich ein wenig lichtete, nach der Klippe und gab ihn von dort aus den erzürnten Wellen. Und sieh, die Sonne brach hervor, die Wolken zertheilten sich, und bald glänzte der schönste Herbsttag über dem Eiland. Der Grieche würde ein günstiges Zeichen darin gesehen haben, er durfte sein Opfer als ein den Göttern willkommenes betrachten und auf eine glückliche Heimfahrt rechnen. Ich will nicht verhehlen, daß ich dieselbe Empfindung hatte und dankbar hinaus blickte auf die wieder blaue und silberblitzende See. Darauf reichte ich Claus Halbeck und allen den Seinigen die Hand, versprach wieder zu kommen und folgte Christian, der mit meinem Koffer schon voran gegangen war. Vor dem Dorfe, an der Landstraße hielt der Wagen, eine kleine, zweisitzige Kalesche, die ich mir aus Sagard hatte holen lassen.

Im Wirthshause, wo ich noch einen Augenblick vorsprach, fand ich mehrere Damen in lebhafter Unterhandlung mit dem Wirthe. Einer derselben, einem Stiftsfräulein aus Bergen, lag daran, noch heute Abend in ihrem Stift zu seyn, und es war unmöglich ein Fuhrwerk aufzutreiben. Da ich die Gesellschaft rathlos und betrübt sah, war ich so kühn, dem Fräulein den zweiten Platz in meinem Wagen zur Verfügung zu

Digitized by Google

ſtellen. Die Damen waren überraſcht durch dieſes Anerbieten eines Fremden, da ihnen indeſſen keine Wahl blieb, wurde der Vorſchlag angenommen. Ich wartete ein halbes Stündchen, dann aber kamen Schachteln und Päckchen, Kiſtchen und Täſchchen, und darauf mein Fräulein, mit Schweſtern und Nichten, und ſo fuhren wir, von lebhaften Abſchiedsrufen begleitet, davon. Die Kaleſche flog nur ſo, und wir mit, denn die rügianiſche Wegebeſſerung muß man kennen, um zu wiſſen, was fliegen heißt. Himmelhoch — nicht jauchzend, ſondern emporgeſchleudert und zurückgeworfen, jagt man dahin, die Räder ächzen, die Axe kracht, man hüpft auf ſeinem Sitze umher und fühlt alle ſeine Glieder durcheinander gerüttelt. Aber das ſchadete nichts, die Sonne ſchien, und ich hatte eine liebenswürdige Nachbarin, die ſich auf Humor verſtand. Wo wir auch vorüber kamen, an Landgütern, Wäldern, Seen, über alles wußte ſie mir Auskunft zu geben. Sie erzählte von der inſulariſchen Wintergeſelligkeit, wie man zu Schlitten von Gut zu Gut fahre, ſich die engen Häuſer nicht verdrießen laſſe, und wie das junge Volk auf einem Tanzplatz von ſechs Schritten eben ſo vergnügt umher ſpringe, als in einem großen Saale. Uebrigens beſäßen die meiſten Gutsbeſitzer der Inſel auch in der Stadt Bergen Wohnhäuſer, freilich auch einſtockig, aber doch geräumig. Von Bergen erzählte ſie mir dann, von dieſen und jenen Familienverhältniſſen, von den wenigen eigentlichen Schlöſſern auf Rügen, und ſchärfte mir ein, Ralswiek, eine Stunde von Bergen, nicht unbeſucht zu laſſen. So auch gab ſie mir Auskunft über ihr Stift. Es ſind mehrere dergleichen Fräuleinſtifte auf Rügen. Der rügianiſche Adel iſt mit Töchtern überaus reich geſegnet, und da man keine Möglichkeit ſieht, auch nur die Hälfte davon zu verheirathen, ſo werden ſie, wenn ſie ein gewiſſes Alter erreicht haben, in klöſterlichen Stiftungen anderweitig verſorgt. Das Stift zu Bergen iſt das älteſte. Schon 1193 wurde es, und zwar als ein Ciſterzienſer Nonnenkloſter gegründet. Zur Zeit der Reformation erhielt es ſeine jetzige Beſtimmung. Ich that die Frage, ob die Stiftsdamen zu ewigem Kloſterleben verdammt ſeyen, oder ob es ihnen frei ſtünde, trotz ihres Stiftskreuzes zu heirathen. Zugleich aber erſchrack ich, denn ich fühlte, daß dieſer Frage eine mehrfache Deutung gegeben werden könne. Meine Nachbarin aber fing an zu lachen. „Wenn wirklich einmal einer käme,“ ſagte ſie, „ſo würde es einem Stiftsfräulein keine Mühe machen, ihren Orden zu verlaſſen und zu heirathen. Aber, glauben Sie mir, wir warten ſo lange, bis anzunehmen iſt, daß nun keiner mehr kommt, oder die Verhältniſſe den Eintritt in das Stift anderweitig nöthig machen. Mädchen und Steine gibts bei uns Gottes Segen.“ — Von den letzteren fühlten wir einen ſofortigen Beweis, denn wir fuhren durch einen Stoß des Wagens dermaßen an einander, und alle Schachteln über einander, daß ein Kober mit friſchen Aalen auf die Landſtraße flog und ſeine freiheitsluſternen Inſaſſen beinahe eingebüßt hätte.

Inzwiſchen war unſer Weg unvermerkt immer höher geſtiegen, und ſchon ſahen wir den Kirchthurm von Bergen, den höchſten Punkt der ganzen Inſel. Bald wurde auch die Stadt ſichtbar, auf hohem Plateau gelegen, von Stoppelfeldern umgeben, kahl, frei und windig. Wir fuhren durch das Thor zwiſchen zwei Reihen ſauberer Häuschen hin, Bäume, Gärten, Bänke vor der Thür. Dieß war die ſtädtiſche Adelskolonie Rügens. Meine Dame zeigte mir ihr Stift: ein hohes, weitläufes Gebäude, halb aus Fachwerk beſtehend, ohne irgend ein altehrwürdiges Ausſehen, nüchtern und proſaiſch. — „Wie gefällt Ihnen das Aſyl?“ fragte ſie. — „Ich möchte da nicht Stiftsfräulein ſeyn,“ entgegnete ich. — „O,“ rief ſie lachend, „Noth lehrt beten, und man iſt dort nicht ſo übel aufgehoben. Da Sie, als Mann, unſere Kloſterſchwelle nicht überſchreiten dürfen, ſo müſſen Sie ſich mit der Verſicherung begnügen, daß das Innere den äußern Eindruck Lügen ſtraft.“

Es war mir nicht vergönnt, das Fräulein bis vor die Thür ihres Stifts zu führen. Sie wollte erſt bei ihrer Familie vorſprechen. So wurden all die Päckchen auf freier Straße — die übrigens völlig menſchenleer war — niedergeſetzt, und ich durfte nicht warten, bis ſie abgeholt wurden. An ſtehlen ſey hier nicht zu denken, hieß es. Ich verabſchiedete mich, und bekenne feierlich, daß ich ſelten eine ſo angenehme Reiſegeſellſchaft gehabt habe, als das Stiftsfräulein von P.

Und nun bin ich in Bergen, der Hauptſtadt Rügens, und in einem Gaſthofe, der alle Annehmlichkeiten eines Hotels bietet, ohne damit jene Unbehaglichkeit zu verbinden, die der Reiſende empfindet, wenn er in ein Loch hinten heraus, fünf Treppen hoch geſperrt wird, und dabei für gut logirt gelten ſoll. Ich ſchreibe dieſe Zeilen in einem hübſchen Zimmer, vorn heraus, mit einer weiten Ausſicht auf Gärten und Felder. Das Städtchen iſt klein und öde, man ſieht von den 3000 Einwohnern nur wenige auf den Straßen. Die Häuſer ſehen ſehr ackerbürgerlich aus, ſind mit Ställen und Scheunen untermiſcht, man glaubt ſich in einem großen Dorfe. Der Markt iſt der höchſte Punkt, und von hier aus laufen alle Straßen bergab in's freie Feld hinaus.

Ich folgte derjenigen, die nach dem Rugard führt. Der Rugard iſt der Ueberreſt einer ſlaviſchen

Digitized by Google

Festung oder Burg, mit ausgedehnten Wällen und Gräben. Sie sind jetzt mit Anlagen für Spaziergänger geschmückt und zählen mit zu den berühmtesten Aussichtspunkten Rügens. Wer die Schönheit nach der Weite des Gesichtskreises schätzt, wird den Rugard allerdings den Glanzpunkt der Insel nennen. Man sieht dieselbe wie aus der Vogelperspektive unter sich, mit allen Meerbusen, Bodden, Wieks, Halbinseln und Landzungen, auf's weite Meer hinaus und zum Festland hinüber, wo die Thürme von Stralsund in der Abendsonne schimmerten. Aber es war windig und schneidend kalt hier, so daß meines Bleibens auf dem Rugard nicht lange seyn konnte. Und überdieß ist es einer von jenen Aussichtsorten, die eher ermüden als fesseln. Die unübersehbare Mannigfaltigkeit der Aussicht, wird, eben durch die Fülle, wieder gegenstandslos. Das Auge kann nicht an irgend einem Punkte ausruhen, wird, so oft es etwas erfaßt hat, durch Neues zerstreut, so daß ich eine wahre Wohlthat empfand, als ich in der Nähe eine gewöhnliche Sandgrube entdeckte. Was kann man noch sehen, wenn man rund um sich her die reine Perspektive hat!

Mein erster Gang am nächsten Morgen galt dem Herrn Staatsanwalt Rosenberg, um ihn um einen Einblick in seine Sammlung rügianischer Alterthümer zu bitten. Hier fand sich denn des Interessanten außerordentlich viel, Waffen, Schmuck, Geräthschaften aller Art und auf's Anschaulichste zusammengestellt. Es ist ein kleines rügianisches Museum, das der vortreffliche, fleißige Sammler jedem Alterthumsfreunde persönlich eröffnet und erläutert. In den Baltischen Studien, Jahrgang XVI, Heft I. hat er selbst für weitere Kreise einen Bericht darüber gegeben. Die Bekanntschaft mit einer so bedeutenden Persönlichkeit ließ es mich beklagen, daß die wenigen Stunden, die ich für Bergen nur noch festgesetzt hatte, schon zu Ende gingen. War es mir doch, als ob hier meine Reise hätte ihren Ausgang nehmen sollen. Es bedurfte daher keines langen Dringens, meinen Aufenthalt noch um einen Tag zu verlängern.

Wir wanderten nach dem benachbarten Ralswiek. Hier sah ich denn endlich eines von den wenigen großen Herrenhäusern der Insel. Ich gestehe, daß ich mir von dem Schlosse eine andere Vorstellung gemacht hatte. Es ist — wie könnte es auf Rügen anders seyn? — kreideweiß angestrichen. Der älteste Theil besteht nur aus einem lang gestreckten Erdgeschoß, mit einem Giebel etwa aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Ein späterer Anbau wagt sich schon etwas höher, und so immer die folgenden. Diese Unregelmäßigkeit gibt dem Gebäude allerdings einen malerischen Reiz, aber derselbe wäre nur unvollkommen, wenn die Umgebung nicht das Ihrige thäte. Das Schlößchen steht in der Tiefe, hart an den Wellen des kleinen Jasmunder Boddens, die sein Bild zurück werfen. Rings herum aber ziehen und gipfeln sich die schönsten Hügel, welche durch einen Park geschmückt sind, der zu den köstlichsten Schöpfungen dieser Art gehört. Hier ist Alles Bild, wo man das Auge hinschickt, abgeschlossenes, rundes Bild, immer aus denselben Theilen bestehend, dem Meer, dem Hügelwald und dem mannigfach gegiebelten Schlößchen, aber immer verschieden und dabei vornehm und bedeutend. Wahrhaft bezaubernd ist der Blick von der Gartenterrasse aus, die von den Wellen bespült wird. In gerader Richtung sieht man über eine schmale Landenge in's Meer hinaus. Rechts erstrecken sich mit dunklem Arme die „schwarzen Berge" in die See. Sie sind bedeckt mit Hünengräbern und Haidekraut. Links die Bucht, welche den Park umschließt, ein kleiner Hafen, in welchem Schiffe mit Masten und Segeln ausruhen, kommen oder gehen. Und dazu rings um das Haus eine Pracht von Stauden, Strauchwerk und Blumen, welche wahrhaft entzückt. Bei schon aufgehendem Monde verließen wir das schöne Ralswiek. Wir wanderten querfeldein über Hügel und breit gelagerte Rücken. Bald wurde ein Streifen der See sichtbar, bald sahen wir in unabsehbarer Ausdehnung nur braune Umrisse um uns. Es war eine tief ernste nordische Stimmung in der Landschaft, die selbst unser lebhaftestes Gespräch auf Viertelstunden verstummen machte. Mit diesem Eindruck verlasse ich Rügen. Morgen mit dem Frühsten fahre ich auf der Post nach der alten Fähre, um noch das alte, feste Stralsund zu besuchen.

Otto Roquette.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Schwaben, November.

Die Schillerfeier in Stuttgart und Marbach vom 9—11. November 1859.

The feast was over in Branksome tower,
And the Ladye had gone to her secret bower;
Her bower, that was guarded by word and by spell,
Deadly to hear, and deadly to tell.

Das Fest iſt vorüber mit ſeinem jubelnden Getümmel und wir ſitzen wieder in dem einſamen Gemach; mögen die Geiſterſtimmen, die dabei in uns wach gerufen wurden, uns mit heiligem Zauber umgeben, daß uns die geweihte Stimmung in dauernder Reinheit zurückbleibe! Darum ſind wir ja zum Feſte gekommen. Die glänzendſten Aufzüge, die gelungenſten Vorſtellungen thun es nicht; einen erhebenden Augenblick wünſchen wir zu haben, in welchem es uns die Seele ergreife mit Himmelsgewalt, in welchem uns die Thräne im Auge glänze und es uns fortreiße auf Leben und Sterben. Die Feſtlichkeiten hätte ich am Ende beſſer und vollſtändiger beſchreiben können, wenn ich zu Hauſe geblieben wäre und ſie gar nicht geſehen hätte. Dann hätte mich nicht das Einzelne ſo in Anſpruch genommen, daß ich darüber Anderes ganz überſah; Eines hätte ſich in aller Ruhe an das Andere reihen laſſen, wie es im Feſtprogramm in beſter Ordnung neben einander ſteht. Ja, ich will es nicht verhehlen, daß ich ernſtlich daran dachte, das Feſt zu beſchreiben, ohne es geſehen zu haben, oder mir das Geſchäft dadurch zu erleichtern, daß ich den Bericht vorläufig nach dem Programm gemacht und ihn hintennach mit Stimmung retouchirt hätte. Die beſten Feſtbeſchreiber haben es ſchon ſo gemacht, und ich zweifle nicht, daß ich es auch gekonnt hätte. Aber ich hätte es doch nicht können, ohne das Feſt mit geſehen, mit gelebt zu haben, und bereue nicht, es mit einer anſtrengenden Nachtfahrt, mit einem erſchöpfenden Marſch erkauft zu haben. Wohl hat die einſame Feier Vieles für ſich; man kann ſich ruhiger in den Geiſt des Dichters verſenken, wenn man eines ſeiner Werke in geweihter Stunde für ſich oder mit den Seinigen lieſt. Allein leſen können wir allezeit und haben auch von Kindheit auf ſo oft geleſen, daß uns unendlich Vieles beſtändig auf den Lippen ſchwebt, daß uns das Ganze, wenn auch unbewußt, in die Subſtanz unſeres Denkens und Fühlens übergegangen iſt. Etwas anderes aber, das durch nichts erſetzt werden kann, iſt ein Feſt, wie es uns im Leben nur einmal vorkommt, wobei es gilt, unſere Liebe und Verehrung vor aller Welt auszudrücken und in inniglter Gemeinſchaft mit einem ganzen Volke ihrer erſt recht bewußt zu werden. Iſt unſere Reflexion dabei weniger klar und bewußt, ſo geht uns da, wie durch Inſpiration, das Tiefſte auf, was ſich uns durch kein Nachdenken entſchloſſen hätte.

Mit ſolchen Gedanken und Empfindungen kam ich am Morgen des 9. November nach Stuttgart: ein Feſt des deutſchen, des ſchwäbiſchen Volksgeiſtes wollte ich feiern, den Stammgenoſſen, von den Meiſten ungekannt und ungeſehen, mich mit wärmſter Liebe und Pietät an's Herz legen. Wohl gehört Schiller ganz Deutſchland, der ganzen Menſchheit an, vor allen andern aber doch uns, ſeinen engeren Landsleuten, und zwar nicht bloß durch die Geburt, ſondern nach ſeinem ganzen geiſtigen Weſen. Er ſelbſt meinte zwar, er habe ſich entſchwäbelt und habe dazu viele Jahre gebraucht; aber er hat ſich nicht entſchwäbelt, er konnte ſeine Heimath nicht verläugnen, und gerade daß er es ſagte, beweiſt uns am beſten, daß dem nicht ſo war. Auch in den vornehmſten und weiteſten Kreiſen, in denen er ſich ſpäter bewegte, konnte er, wie wir wiſſen, jenes linkiſche ſchwäbiſche Weſen nie ganz ablegen, welches die Gegenſeite der inneren geiſtigen Hoheit war, die eben ſo in jeglicher Umgebung aus ihm hervorleuchtete. Und iſt nicht ſeinem ganzen poetiſchen Genius, ſeinem überſchwenglichen Idealismus, den er mit aller Kraft ſeines Geiſtes zur durchſichtigſten Erkenntniß und Form zu verklären rang, der unverttigliche Stempel der ſchwäbiſchen Abkunft aufgedrückt? Ja, er iſt der unſrige vor Allen, wir ſind ſo ganz Kinder ſeines Geiſtes, durch die innigſten Bande mit ihm verknüpft. Davon fühlte ich mich ſo ganz durchdrungen ſchon bei dem erſten Gang, den ich in der Feſtſtadt machte, bei dem Gang zu meinem alten Gaſtfreund J. G. Fiſcher, der mit Schiller und mit Schwaben in gleich enger Weiſe zuſammenhängt und dieſen Zuſammenhang ſchon ſo oft in Geſang und Rede vermittelt hat.

Der erſte Akt des Feſtes, an dem wir Theil nahmen, war, nach dem Programm, die Schulfeier. Ich war begierig, wie ſich dieſelbe machen werde, da es offenbar ſchwer iſt, hier den richtigen Takt zu treffen. Es war die Feier der Realſchule, der ich beiwohnte. Der Rector dieſer Anſtalt hielt eine Rede, welche für ihr Publikum wirklich ſehr paſſend war, indem er von einer, zunächſt auf die Lehrer und Gäſte berechneten, tieferen Würdigung Schillers in ungezwungener Weiſe zu einer Anſprache an die Zöglinge überging, in welcher er warnte, ſich nicht auf Schiller zu berufen zur Rechtfertigung einer ungebundenen Genialitätsſucht, während der Dichter jederzeit mit treuem und eifrigem Fleiß nach wiſſenſchaftlicher Durchbildung gerungen habe. Es galt dabei insbeſondere einer richtigeren und hiſtoriſch treueren Auffaſſung von Schillers Verhältniß zur Karlsſchule die Bahn zu brechen, als die gewöhnlich

Digitized by Google

bildeten, wurden des Feuers in wenigen Augenblicken Meister. Doch konnte einen auch in diesem kurzen Moment der Gedanke durchschüttern: wie, wenn aus diesem Freudenfeste zuletzt noch eine persepolitanische Todtenfeier geworden wäre! — Der Zug wurde keinen Augenblick unterbrochen; nur für mich hatte das Gedränge die Folge, daß es mich, ohne es zu wissen und zu wollen, unter die Ehrengäste hineintrieb, in deren Mitte ich vor dem Monumente des Dichters anlangte. Hier stand ich neben Uhland, und alle die festlichen Akte, die auf diesem Platze weiter vorgingen, die musikalischen Aufführungen, die Reden, die Bekränzung des Monuments durch zwanzig weißgekleidete Jungfrauen (die, ich konnte nicht erfahren warum, nicht aus Stuttgart selbst, sondern von dem zu Stuttgart gehörenden Weiler Berg waren) verschwanden mir über dieser Nähe. Den todten Dichter vergaß ich über dem lebenden. Es war kalt und der greise Sänger zitterte vor Frost. Sein sorglicher Freund wollte ihm den Ueberrock zuknöpfen, aber Uhland meinte, ihn friere gar nicht; die innere Jugendwärme, die ihn durchglühte, meinte er, müsse auch den körperlichen Frost abhalten. Sänger der jugendlichen Schönheit, Kraft und Begeisterung, mußte ich denken, auch dein Feuer wird erlöschen, auch dein Kranz verwelken, aber du bist der Unsterblichkeit gewiß. Wer weiß, wie bald du bei dem großen Sangesgenossen liegen wirst, Staub bei Staube? Aber dein Volk wird dir ein Denkmal errichten, nicht minder herrlich denn ihm, mit gleicher Liebe wird es dein Gedächtniß festhalten. Noch mehr als jener bist du deinen Stammgenossen nahe und eigen. Hast du nicht in die unendliche Weite gegriffen wie er, in enger umschriebenem Kreise hat deine Leier mit nicht geringerer Reinheit und Kraft geröhnt. — Und als nun der Bacchanten einer ihm das Glas reichte, und ich das letzte, das stehen geblieben war, ergriff und mit ihm anstieß, da feierte ich mein Fest, das Fest des schwäbischen Stammgeistes, der schwäbischen Poesie, das mir kein Festzug geben und das ich doch auch ohne denselben nicht haben konnte.

Eine solche Stimmung kann nur die des Augenblicks seyn. Als ich den Festplatz verließ, um in das königliche Reithaus zu kommen, wurde ich nüchterner, zumal da es Mittag war und noch drei volle Stunden ausgeharrt werden mußte, ehe die Freuden des Festmahls winkten. Die weiten Räume waren auch hier gedrängt voll. Die Festrede wurde von J. G. Fischer gehalten. Daß der Redner in das Wesen des Schillerschen Geistes tief eingedrungen ist und ihn namentlich von der Seite der ethischen Freiheit und selbstständigen Würde aufzufassen versteht, hat er bei zahlreichen Gelegenheiten bewiesen. Die diesmalige Rede zeichnete sich insbesondere auch durch einfach kräftigen Vortrag aus. Schillers Glocke von Grunert ist als ein Meisterstück deklamatorischer Stimmmalerei anerkannt. Ueber die musikalischen Vorträge enthalte ich mich aus guten Gründen eines Urtheils. Der Reichthum Stuttgarts an ausgezeichneten musikalischen Kräften ist so allgemein bekannt, daß man nicht zweifeln darf, sie werden Vortreffliches geleistet haben. Das Publikum war aber durch das vorangegangene siebenstündige Sehen und Hören so erschöpft und abgespannt, daß man den meisten ansah, wie sie bei der Sinfonie und dem Schlußchor zu „Freude, schöner Götterfunken“ von Beethoven, was doch gewiß eine interessante Musik war, mit Begierde auf den letzten Ton warteten und nur möglichst bald hinauszukommen wünschten. Da ich zur Kritik der Musik nichts beitragen kann, so will ich wenigstens nicht zu bemerken vergessen, daß ich den berühmten Pfischek, der die Soli in der Ode an die Freude vortrug, bei andern Gesangstücken auch im Chor mit urkräftigem Behagen mitsingen sah, was meines Wissens Künstler seines Ranges selten thun. Konnte ich seine Kunst nicht würdigen, so wußte ich ihm diese vom Herzen kommende Theilnahme um so höher anzurechnen und darin ein Criterium für den allgemeinen Charakter des Festes zu finden.

Eilen wir nun zum Festessen, für welches das Hauptlokal in den Sälen des sogenannten oberen Museums war. Nach seinem materiellen Theil ließ es zu wünschen übrig, was doppelt zu bedauern ist für diejenigen, die sich nicht an den Toasten oder Reden, zu denen jene immer mehr werden, schadlos halten können. In diesem Falle sind aber fast alle ächten Schwaben. Ein litterarischer Bekannter, sagte mir, er könne es nicht über's Herz bringen; vor zwanzig Jahren sey er einmal dabei gewesen und habe während des ganzen, mit Toasten gewürzten Mahles in Verlegenheit und von Schamröthe übergossen dagesessen; jetzt bringe man ihn nicht mehr hin. Da ich ganz seine Gefühle theile, so will ich nur kurz erwähnen, daß alleriei Toaste ausgebracht wurden: auf den König, auf die Manen Schillers, auf das deutsche Vaterland u. s. w. Eine nicht endigen wollende Rede hielt der Schweizer Springli, einer der wenigen fremden Festgäste. Nur Einen Toast will ich besonders hervorheben als wesentlich zur Charakterisirung der Feststimmung. Der Oberstallmeister Graf von Taubenheim, ein Württemberger von ächtem Schrot und Korn, theilte der Versammlung im Allerhöchsten Auftrage mit, daß der König den wärmsten Antheil an dem Feste nehme, indem er es mit Freude beherzigt habe, daß der Mann, dessen Genius von Gottes Gnade berufen worden, ein Licht nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt zu seyn, gerade ein Sohn Württembergs sey. Der Redner schloß mit einem „Hie gut Württemberg allewegs!“ in das man von allen Seiten jubelvoll und freudig einstimmte. In der That war es für das Fest, das die entgegengesetztesten Angriffe von den extremen Seiten zu erfahren hatte, ein wahres Glück, daß der König sich über die Parteien stellte und sein hoher Schutzherr wurde. Die Weisheit, nach welcher der König mit dem Lichter zu gehen und alle Kränze in sein Diadem zu verflechten wußte, trug ihm auch auf der Stelle den schönsten und ächten Lohn in den Zeichen aufrichtigster Verehrung, die ihm von Seiten des Publikums zu Theil wurden. Als Fischer in seiner Rede erwähnte, wie man es allein der Gunst des hochsinnigen Monarchen, der selbst den gefeierten

Digitized by Google

Sohn seines Landes hoch verehrt, zu danken habe, daß die Räume, in denen sich die Theilnehmer des Festes befinden, so wie das königliche Hofschauer für die Aufführung der Meisterwerke Schillers geöffnet sey, stoß ein Evoe für den Redner mit einem dreimaligen donnernden Hoch auf den König zusammen. Und dieser rauschende Beifall war gewiß keine leere, gedankenlose Schmeichelei, der Württemberger ruft sein „Hoch“ nicht so leicht, sondern jedem, der einen vernünftigen Antheil am Feste nahm, mußte vor allem am Herzen liegen, den vollen, ungestörten Eindruck eines schwäbischen Festes, an dem Alles, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, sich betheiligte, mit sich nehmen zu dürfen.

Nachdem man am Abend dieses Hauptfesttages noch auf den Schillerplatz gezogen war, um den Manen des Dichters ein tausendstimmiges Lebehoch zu bringen, wobei die ungeheure Menschenmenge, namentlich von oben herab gesehen, einen außerordentlichen Eindruck machte und nur das zu vermissen war, daß bloß das Piedestal und nicht auch die Statue des Dichters selbst beleuchtet erschien, führte der andere Morgen die Festtheilnehmer auf einem ihnen eingeräumten Extrazuge Ludwigsburg und von da in Fahrzeugen aller Art dem Geburtsorte Schillers, Marbach zu. Die specielle Grundlage des Ludwigsburger Festes, das sich so in das allgemeine Hauptfest einflocht, ist der Umstand, daß Schiller zu der Zeit, als er von Jena aus in's Vaterland zurückkehrte und sich zuerst in Heilbronn aufhielt, mehrere Monate auch in Ludwigsburg wohnte, wo ihm dann sein erster Sohn geboren wurde. Nach dem Hause, welches dadurch allerdings eine Bedeutung für die Lebensgeschichte Schillers erhalten hatte, bewegte sich zunächst der Zug der Gäste. Der Vortrag von Liedern und eine Rede konnte natürlich nicht ausbleiben. Letztere war übrigens sehr zweckmäßig gehalten, indem sie specielle historische Beiträge zu Schillers Aufenthalt in Ludwigsburg als Knabe und als Mann gab. Ein besonders schöner und interessanter Zug, der wohl erwähnt zu werden verdient, ist der, daß Schiller, so lange er als Jenaischer Professor in Ludwigsburg sich aufhielt, für seinen alten und kränklichen Lehrer, bei dem er die Rudimente gelernt hatte, selbst aushülfsweise die Schule hielt. „Hier hat Schiller gelernt und gelehrt,“ war die Festinschrift des früheren Schulokals.

Die Fahrt von Ludwigsburg nach Marbach hatte etwas besonders Erheiterndes und Frisches. Vor allem fehlten hier die Frauen nicht, die an den ersten Tagen von dem Fest des Sängers der Frauenwürde eigentlich ganz ausgeschlossen waren. Die Gesellschaft war viel bunter und zufälliger zusammengeführt und es gab zu manchem Scherz Anlaß, wie man sich im Omnibus traf, während des Festes verlor und doch immer wieder zusammenfand. Neben den Omnibussen und Droschken, die für die Gäste bestimmt waren, paradirten Leiterwägen und Fuhrwerke aller Art; Dilettanten in der Turnerei hingen sich an die Wagen an und machten das Thal hinab einen Dauerlauf mit. An den Biegungen des Wegs war es ein pittoresker Anblick: dieser lange Zug der im Galopp einander nachfahrenden verschiedenartigen Fuhrwerke, ein „Wettkampf der Wagen und Gesänge.“ Das Ganze hatte eine viel freiere, ungezwungenere Bewegung, es war der „gemüthlichere“ Theil des Festes, der bei und Schwaben auch nicht fehlen darf. Und dazu das schöne Thal, die freundliche Gegend; wahrhaftig, es war eine angenehme Fahrt.

Am Fuße des Hügels, auf welchem das nette Marbach liegt, hatte der Galopp der Omnibuspferde ein Ende; die Gäste mußten sich zum Gehen bequemen. Dafür war ihnen aber auch eine sehr erwünschte und nothwendige Erholung bereitet. Der Magistrat hatte auf dem Rathhaus gute Weine und kalte Speisen aufgestellt, wofür ihm viele Herzen gewiß noch lange dankbar seyn werden. Bei einem solchen Feste hat man es entweder im Ueberfluß oder man muß über die Gebühr hungern und darben. Hier war die richtige Mitte eingehalten, und an Körper und Gemüth gestärkt, konnten die Gäste die abschüssige Straße hinab ziehen, die vom Rathhaus nach dem Schillerhause führt. Es lag etwas Magisches im Anblick dieses kleinen, in seiner ganzen Alterthümlichkeit restaurirten Häuschens, das man in dem Festzug schon in effigie, wie ein Kartenhaus, hatte an sich vorbei schweben sehen. Nicht leicht wird die Geburtsstätte eines großen Menschen schon durch ihr eigenthümliches Aeußere einen so bedeutenden Eindruck machen. Diesem Häuschen gegenüber stellte sich der Festredner Fischer auf einer geschickt angebrachten Estrade auf und sprach, wie am vorigen Tage in mehr tiefer und philosophisch eindringender, so diesmal in gemüthlich ansprechender Weise zu den versammelten Gästen, auf welche die Rede vermöge ihres Inhalts und in dieser Umgebung des tiefsten Eindrucks nicht verfehlte.

Wir lassen die Rede hier folgen.

„So stehst du denn vor uns, stille Geburtsstätte jenes Marbacher Kindes, dessen Name seit acht Jahrzehnten die Welt erfüllt, für die Zukunft gesichert durch die Anstrengung der wackeren Männer, die ihre Stadt und ihre Nation ehren wollten, indem sie die Wiege ihres größten Mitbürgers erwarben, und durch sinnvolle Künstlerpietät der Gestalt zurückgegeben, in welcher sie Schiller, den Knaben, umfing. Dank den Männern und den vielen beitragenden Händen von Deutschen aller Länder, daß sie ein theures Gut auf diese Weise der Verehrung des Vaterlandes übergeben! Jene Menschen, an die wir in diesen unvergeßlichen Tagen der hundertjährigen Geburtsfeier Schillers besonders denken, sind lange dahin; aber wir sehen sie im Geiste vor uns, in diesem idealen Rahme. Wir sehen einen Vater und eine Mutter eines der merkwürdigsten Menschenkinder auf die Arme heben. An dieser Stätte ist er gewandelt, der Knabe, diese Mauern hat er seine Heimath genannt, dieser Hügel und dieses Thales mit seinem Neckarstrome hat er sich gefreut. Er ist nicht reich geboren und hat die Schule einer harten Jugend oft bitter schmecken müssen. Heute preisen wir alle Prüfung, die ihm beschieden war, denn sie hat einen Reichthum in

Digitized by Google

ihm gezeugt und gereift, von welchem Jahrhunderte sich nähren werden. Dieses Haus ist durch den, den es geboren, ein Gegenstand der Weltgeschichte geworden, ein Nationaldenkmal, so unvergeßlich und ruhmvoll als die Wiegen der Zierden Athens und Roms. Und warum es uns einer der sonnigsten Punkte auf vaterländischer Erde bleiben wird, das ist, daß es uns Den gegeben, den das deutsche Volk unter all seinen großen Dichtern sich am liebsten als Vorbild denkt, in dessen Ringen nach Stärke und Vollendung, nach Reinheit und Freiheit es am liebsten ein Beispiel seiner eigenen Wünsche und Hoffnungen erblickt. Und das möge dir, du Jugend, die du der Geburtsstadt Schillers angehörst, das möge der ganzen deutschen Jugend zu einem besondern Sporne werden. Es vergehen Jahrhunderte, bis ein Geist von Schillers Größe erscheint, und wer mag wissen, ob es Deutschland je wieder beschieden seyn wird, einen solchen Geist zu besitzen? Aber tüchtige, willensstarke Männer bedarf jede Zeit und wird jede Zeit haben, wenn die verliehene Kraft den edlen Stolz unverrückt im Auge behält, mit ihrem ganzen Vermögen nach den höchsten Zielen zu streben. Das hat Schiller gethan; daran sonne und stähle auch du dein Herz! Ein Gelehrter aus einer fremden Nation, der Engländer Carlyle, hat gesagt, daß er in Schiller das höchste Augenbildeal eines Sterblichen angeschaut habe; das ist ein hohes, herrliches Zeugniß! Und Männer der Jugend, der Wahrheit und Begeisterung, der Liebe für Vaterland und Menschenrecht wird vielleicht eine baldige Zukunft besonders nöthig haben. Wenn der Anblick und das Andenken dieser Stätte die Kraft ausübt, daß jede Brust, der sie theuer ist, jenes Wehen des Entschlusses durch ihr Inneres verspürt, so wie Schiller mit seiner großen Kraft haushielt, mit der eigenen kleineren Gabe zu wuchern, dann hat diese Stätte die rechte Bedeutung. Wir sind nicht die Thoren, daß wir mit Gegenständen, die wir noch von Schiller besitzen, die seine Hand berührte, Abgötterei treiben; aber wir sind so dankbar und pietätvoll, sie theuer zu achten als Mahnungszeichen, wie viel ein Gegenstand an Werth und Hochschätzung steigt, wenn er von Menschen stammt, die unsere Verehrung und Liebe in jedem Zeichen und Zuge fest halten möchte, als wollten wir uns damit einen Theil ihrer Seele, ihrer Wirksamkeit, ihrer Vortrefflichkeit und Größe aneignen. Das ist der rechte Strom, womit die Berührung von Reliquien uns durchzittern soll, so ergreifend und reinigend, als die Schauer des Erhabenen uns durchwehten und an's Unvergängliche mahnten, da wir unter dem Glockenschall, den Schiller so unerreichbar schön gesungen, dieser Stätte genaht sind. Das ist der ächte, der edle und fruchtbare Sinn, mit dem wir sein Geburtshaus weihen. Uns und den Generationen nach uns soll es sagen: Aus diesem kleinen Punkte hat sein herrlicher Geist zu einem Genius der Nation und der Menschheit sich erweitert. Wer über diese Schwelle tritt, soll es dankend erkennen, daß er einen Theil der Ehre und des Stolzes genießt, die von Schiller auf den deutschen Namen ausgegangen sind. Und wenn die nachbarliche Höhe dieser Stadt, die nach Schiller genannt ist, einst sein Denkmal zieren wird, soll seine Vaterstadt es wohl wie eine seltene Ehre und Auszeichnung hochhalten, aber auch wie eine Erinnerung, daß das Vaterland nur an die seine unverwelklichen Kränze austheilt, die dem Dienste ihrer Zeit und ihres Volkes mit ganzer Kraft des Geistes sich hingegeben haben."

Diese Rede war das letzte geistige Ferment, welches die Menge noch in festlicher Stimmung und auch in äußerlicher Ordnung zusammenhielt. In den engen Straßen Marbachs war natürlich die letztere weit schwerer zu erhalten als auf den weiten Plätzen Stuttgarts. Die Unterzeichnung der Urkunde, welche in den Grundstein des Schillerdenkmals gelegt werden sollte, durch die verschiedenen Kategorien der hiezu berufenen Festgäste verzögerte sich und veranlaßte ein ungeduldiges Hin- und Herwogen. Als endlich das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, strömte alles in Hast, und wie der Zufall jeden führte, der Schillerhöhe zu. Auch hier war der fatale Umstand, daß sich die Menge an das über dem Grundstein des Denkmals errichtete Zelt so nahe hinzudrängen konnte, daß dadurch der Anblick für alle, die nicht voran zu stehen das Glück hatten, verloren ging. Viele entschädigten sich dafür, daß sie die durch den Enkel Schillers vorgenommene Grundsteinlegung nicht sehen konnten, durch Umherschweifen in den Anlagen und durch den Genuß der reizenden Aussicht, die man von dieser Höhe hat. Und dieser Genuß war, für mich wenigstens, einer der höchsten, die das Fest bot. Von diesem Hügel aus sah ich nicht bloß das freundliche Thal des Neckars mit seinen rebenumkränzten Höhen und dem fruchtbaren Gelände, das sich auf ihnen ausbreitet, sondern den Geist der Poesie selbst schaute ich, wie er in leichten Wölkchen um unsere blauen Berge schwebte, den Geist der Tiefe, der philosophischen Spekulation, welcher in ihren geheimnißvollen Thalgründen verborgen ruht. Der Gedanke, daß dieses Land, welches neben dem großen Marbacher so viele andere Dichter und Denker in das deutsche Pantheon gestellt hat, über welchem überall ein solcher poetischer und philosophischer Zauber ruht, mein Vaterland sey, dehnte mir die Seele und ließ mich wieder einen der schönsten Höhepunkte des Festes erreichen.

Von dem Festmahl, bei dem ich, ohne es zu bedauern, keinen Platz mehr fand, kann ich nichts berichten. Vielleicht war es genußreicher, in kleiner, selbstgewählter Gesellschaft sich da und dort zusammenzufinden. Die Heimfahrt nach Ludwigsburg brachte die Genossen des Vormittags wieder zusammen und war nicht weniger heiter. Der Glanz der untergehenden Sonne ruhte auf dem Spiegel des Neckars und entlockte den begeisterten Festgästen einen Ausruf des Entzückens nach dem andern. In Ludwigsburg mußten viele zurückbleiben, weil der Extrazug sie nicht mehr aufnehmen konnte. Von denen, die mit demselben nach Stuttgart kamen, mußten nicht

Digitized by Google

wenigere darauf verzichten, zur Festvorstellung in das Theater zu kommen, da für alle, die nicht wenigstens eine Woche vorher sich versehen hatten, Karten nicht mehr zu bekommen waren. Da ich mich schon in dem Bericht über die Vorstellung der beiden Piccolomini als Naturalisten und Stepliker in Theatersachen gezeigt habe, so will ich mich keinen weitern kritischen Verirrungen aussetzen, sondern lasse den Vorhang über Wallensteins Tod und über das ganze Fest im Frieden fallen.

In diesem Festbericht wird man natürlich Vieles vermissen, was einem andern interessant und wichtig gewesen wäre. Von Tausenden, die ein solches Fest sehen, sieht es jeder mit andern Augen, hat jeder wieder andere Gedanken und Empfindungen. Diese subjektive Auffassung wird man aber zum Wort kommen lassen müssen, wenn man an einem Festbericht etwas mehr haben will als ein colorirtes Festprogramm. Natürlich nicht jene Subjektivität ist zulässig, die sich in willkürlichem Witz, in fremdartigen Reflexionen ergeht, wohl aber die, welche von einer großen Empfindung ganz erfüllt und durchdrungen ist, um ihr alle nebenhergehenden Bemerkungen und Gefühle unterzuordnen. Das Fest Schillers konnte in den Herzen der Feiernden tausenderlei Ideen erwecken, von denen eine so berechtigt und wesentlich ist wie die andere: die des Ideals, der Schönheit, der Kunst, der sittlichen und politischen Freiheit u. s. w. Alle diese verschiedenen Saiten sind in den zahllosen Reden, Toasten, Programmen der letzten Tage und Wochen angeschlagen worden und haben Anklang gefunden in den Herzen von Millionen. Jeder hält gerade die Seite, von der er die Bedeutung des Mannes und des Festes auffassen zu müssen glaubt, für die wichtigste und richtigste. Manchen haben sie alle miteinander oder nacheinander das Herz überströmt, jene hohen Ideen des Schönen, der Freiheit, der Menschenwürde. Mir trat, im Augenblicke des Festes wenigstens, Alles, selbst die hohe Gestalt des zu Feiernden, zurück vor dem Eindruck des um ihn versammelten, des zu ihm aufsehenden Volkes. Einen Mittelpunkt zu haben, in welchem sich Alle, die sonst so zersplittert sind, Eins wissen, einen Mittelpunkt, der so erhaben und ideal, und doch auch wieder so lebendig wahr und wirklich ist, vor diesem Gedanken verschwindet mir alles übrige. Diese Einheit, die über die ganze Erde reicht und nicht das allein, was man sonst eine Nation nennt, diesen politischen Körper, sondern das eigentliche geistige Volksthum mit den zartesten und stärksten Banden zusammenkettet, sie ist es, um die uns aus Veranlassung dieses Festes die stolzesten Nationen beneidet haben. So tief gegründet und gewurzelt aber auch diese Einheit ist, äußerlich können wir sie nicht darstellen, selbst wenn uns keine politischen Schranken trennten. Die Millionen, die über die ganze Erde zerstreut sind, können wir nur im Geiste umarmen, nur so ihnen die Hand drücken. Wahrhaft sichtbar und gegenwärtig aber wird uns das große Ganze im einzelnen Theil, das Volk im Stamm. Die durch die Jubelfeier des Schillerschen Geburtstages der ganzen Nation zum Bewußtsein gekommene Einheit muß am lebendigsten pulsiren in dem Stamme, der ihn geboren hat. Der, wie die Meereswogen, in's Unendliche zerfließende Strom des deutschen Volksthums muß hier aus dem enger begrenzten Spiegel sein Bild in schärfer und kräftiger ausgedrückten Zügen empfangen. So, als das deutsche Nationalfest, das sich zum schwäbischen Volksfeste zusammendrängte, als das schwäbische Volksfest, das sich zum großen Nationalfest erweiterte, so empfand ich das Fest. In der Herrlichkeit des engeren Vaterlandes, meines Heimathlandes, das auch Schillers Heimath war, stellte sich mir die Herrlichkeit des großen deutschen Vaterlandes dar. Die stolzesten deutschen Wünsche und Hoffnungen gingen mir auf in einem: „Hie gut Württemberg allerege!“

Wien, November.

(Schluß.)

Die neue Stellung der Wiener Tagespresse in verschiedenen Beziehungen.

Gewiß wird mir niemand nachsagen wollen, daß ich gegenwärtig von Windstille träume. Ich erblicke ja die schwellenden Segel, ich spüre die steife Brise, ich sehe die düstern Wolken auf allen Seiten, ich erkenne das Wetterleuchten, ich vernehme von Süden her den Donner so gut wie einer, der Augen, Ohren und die übrigen Sinne besitzt. Ich bemerke das nur um der Ordnung willen. Weil nun die Leute im Allgemeinen nicht wissen, wie eine Zeitung gemacht wird, so spricht sich gegenwärtig oft eine wahrhaft kindliche Verwunderung über die bunte Eigenthümlichkeit der hiesigen Blätter aus, die seit zwei Monaten inländische Angelegenheiten nicht nur in ihren Spalten

Digitized by Google

führen, sondern dieselben auch aus eigenen Mitteln besprechen, statt sie aus fremden Blättern anzuröthen. Noch mehr: man findet gegenwärtig in ausländischen Blättern häufig ganz einfach wiedergegeben, was man daheim schon längst gelesen, es müßten denn gewisse Aufschlüsse aus bevorzugten Kreisen seyn, für welche der neutrale Boden der Allgemeinen Zeitung nach altem Herkommen sein Recht behauptet, oder auch Thatsachen und Schlüsse, bei welchen dem Frankfurter Journal, der Kölnischen Zeitung und andern Blättern deselben Schlages niemand zuvorkommen wollte oder konnte, weil sie an Ort und Stelle schon auf ihren wahren Werth zurückgeführt waren, bevor sie nur zur Klammer am Sepkasten gelangen konnten, wenn sie nicht geradezu, was ebenfalls nicht selten vorkommt, unmittelbar der Einbildungskraft des Berichterstatters ihren Ursprung verdankten.

Die Besprechung der eigenen Zustände von den verschiedensten Standpunkten aus ist ein Gewinn, dessen Werth auseinanderzesetzen zu wollen Eulen nach Athen tragen hieße. Ich besasse mich nur mit den Thatsachen. Zu diesen gehört die Veränderung, daß unsere Blätter jetzt in ihrer äußern Form mehr nach jenen Zeitungen sich richten, die — in Mittelpunkten großer Reiche erscheinend — sich vor allem mit den Angelegenheiten des Landes und der Partei befassen, und der Fremde nur den Raum gönnen, welchen die große Weltpolitik in Anspruch nimmt, die uns in demselben Maße angeht wie den Insassen von London, Paris und andern Hauptstädten. Das war vor kurzer Zeit noch ganz anders; da mußten die Tagesberichte, namentlich aus Paris und London, in der ausgiebigsten Weise verhalten, zu argem Nachtheil und zu schwerem Verdruß. Auswärtige Blätter (die überall in den Cafés aufliegen) erörterten brennende Fragen aus Oesterreich, und wir entnahmen ihnen westliche Nachrichten, die sie gleichzeitig mit unsern eigenen Sendungen aus dem Westen brachten, so daß die heimischen Zeitungen sogar in dieser Beziehung ihnen nicht einmal für den Platz Wien den Rang ablaufen konnten. Das größte Wiener Blatt hatte darin Aehnlichkeit mit jenem einer kleinen Stadt, wo nichts zu geschehen pflegt, und das sich begnügen muß, einen Auszug aus fremden Zeitungen für jene zu geben, die nicht zum Museum (oder wie die Lesegesellschaft sonst heißen mag) gehören. Draußen brauchten sie kein Wiener Blatt, da man vergeblich die Hauptsachen darin suchte. Vom Standpunkte des Gewerbfleißes betrachtet, war unsere Tagespresse in derselben Lage, wie die einheimische Erzeugung auf dem Markte; die fremden Waaren überschwemmten uns und dem einheimischen Fleiße sind die Hände gebunden.

Die Presse, wenn auch noch nicht die Industrie, ist dieses Blockes ledig. Wer es nicht glaubt, jede sich an, was täglich gedruckt wird. Dazu gibt es auch noch andere Zeugnisse dafür, die unter der Verwaltung des Freiherrn von Thierry hervorgetreten sind. Vor kurzem brachte die Ostdeutsche Post den Wortlaut einer Vorstellung der Pester Studenten. Die Wiener Zeitung begnügte sich darauf, in kurzen Worten zu erörtern, wie unpassend es sey, eine solche Schrift von Leuten zu verbreiten, die sich ohne Fug und Recht dazu als Körperschaft gebahten. Ferner hatte die Presse eine angebliche Aeußerung eines Ministers gegen eine Abordnung des Buchhändlercongresses mitgetheilt. Es hieß darin, Freiherr von Thierry habe den Buchhändlern versprochen, das sogenannte Büchercensionsamt „aufzulassen," das heißt: jene Behörde aufzuheben, die bei Ankunft der Büchersendungen auf dem Mauthamte sich die Titel der einzelnen Werke anzuschauen hat, um erforderlichen Falles diejenigen zurückzuhalten, deren Zulassung nach dem Gesetze nicht statthaben kann. Wohlverstanden: nach dem Gesetze, demselben Gesetze, welchem auch die inländischen Erzeugnisse unterliegen. Es wäre in der That ein wunderliches Verfahren, auswärtige Bücher über das ohnehin hinlänglich freisinnige Preßgesetz zu erheben. Ein solches Ansinnen ist auch von den versammelten Buchhändlern dem Minister gar nicht gestellt worden; sie haben nicht einmal Abgeordnete an ihn gesendet, sondern er hat nur den Besuch eines von ihnen empfangen, der seine Anwesenheit in Wien benutzte, um irgend eine persönliche Angelegenheit aus früherer Zeit bei Sr. Excellenz abzuwickeln. Die „Presse" hat darüber in einem amtlichen Schreiben Auskunft erhalten nebst der Bemerkung, daß es unpassend sey, hochgestellten Personen aus unbeglaubigten Quellen Aeußerungen von entscheidendem Inhalte in Bezug auf ihre Amtsthätigkeit in den Mund zu legen. Hinzugefügt ist die Hindeutung auf das Gesetz, welches derlei des Grundes entbehrende Verlautbarungen nicht gestattet. Das Schreiben enthält keine Verwarnung in des Wortes amtlicher Bedeutung, sondern nur eine Warnung. Ich denke, daß diese zwei Züge hinreichend darlegen, welche feste Stellung die Behörde eingenommen hat, und wie sie den besten Willen besitzt, auch der unsicheren Haltung Rechnung zu tragen, welche sie zweifelsohne als eine Folge der so plötzlich veränderten Verhältnisse betrachtet. Sie gönnt uns Muße, das Gleichgewicht zurückzugewinnen und die richtige Grenze erkennen zu lernen. Das wird wohl nicht lange dauern, da die Wiener Schriftsteller eine Schule von zehn Jahren hinter sich haben, worin Zeitungen „machen" zu lernen Zeit genug gegeben war. Im Jahr 1848 fehlte ihnen einerseits diese Erfahrung, wie andererseits die heilsame Schranke des Gesetzes. Jetzt verstehen sie die Handgriffe des Geschäftes und wissen, wo das Recht des einzelnen aufhört.

Ich kann nicht schließen, ohne noch auf einen besondern Umstand aufmerksam zu machen, den zu beachten meine persönlichen Wahrnehmungen mich gelehrt haben. Im verflossenen Jahrzehnt wiegten sich diejenigen, welche man vorzugsweise die Conservativen nennt, in ruhigen Schlummer. Unter den Fittichen der Polizei fuhlten sie sich hinlänglich sicher, um ihre geistigen Kräfte ruhen zu lassen. In der großen Mehrzahl hielten sie es für vollkommen überflüssig, nur ein Wort über Dinge zu verlieren, die sich ihrer Ansicht nach von selbst verstanden; sie

Digitized by Google

und da meinten sie wohl auch, es sey nicht an der Zeit, durch starke Betonung der eigenen Grundsätze die Gegner zu erbittern, deren Ohnmacht sie für unlösbar hielten. Jetzt fangen sie an einzusehen, wie falsch sie gerechnet; sie schicken sich an, den Schlaf von den Wimpern zu schütteln und sich zu ihrer Fahne zu schaaren. Noch sind die lebendigen Zeichen dieses Erwachens freilich vereinzelt, aber alles spricht dafür, daß sie es nicht bleiben werden. Wenn auch eine gewisse Trägheit im angestammten Wesen aller erhaltenden Gesinnung liegt, so pflegt dennoch — die Erfahrung lehrt es — dieselbe sich zu ermuntern, wenn der rothe Hahn durch die Lüfte flattert und sich auf das eigene Dach niederzulassen droht.

Wien, 11. November.

Die Schillerwoche. — Die Fallschmünzer der Begeisterung. — Die Akademie. — Schuselka. — Der Fackelzug. — Laube und der Bürgermeister.

Unter den Städten, welche im deutschen Vaterlande das Erinnerungsfest für Schillers hundertjährigen Geburtstag übegangen, hat Wien den vielleicht stärksten Anlauf genommen. Eine großartige Feier ist dem Gedächtniß des Dichters in der Kaiserstadt geworden. Von den Vorbereitungen dazu habe ich früher schon (wie billig in nur ganz allgemeiner Andeutung) gesprochen; von dem, was wirklich geschehen, wird weiter unten die Rede seyn, wenn auch in der bescheidenen Umgrenzung, wie sie dem Berichte für die Ferne ziemt, namentlich in diesen Tagen, wo Meldungen über den gleichen Gegenstand aus allen Ecken und Enden des Vaterlandes und aus der Diaspora der deutschen Zunge zusammenlaufen werden. Die Hauptsache ist überall bekannt, so daß es nur noch nothwendig scheint, die bezeichnenden Züge, die örtliche Färbung hinzuzufügen, um der Einbildungskraft des Lesers ein Bild von hinlänglicher Vollständigkeit zu bieten. So wäre es z. B. ganz überflüssig, noch eigens zu sagen, daß sich ein Festausschuß gebildet und sich selber als „Comité" bezeichnet hat; beides ist so ziemlich überall geschehen, ersteres zu Ehren des deutschen Dichters, letzteres nicht in seinem Geiste. Der Ausschuß hat hier überall offenes Ohr und freundliche Gewährung gefunden; was er für das Fest begehrte, ist ihm bewilligt worden. Der öffentlichen Feier hat die Behörde nirgends eine Schranke gesteckt. Der Kaiser hat den Redoutensaal in seiner Burg zu einer Akademie, sein Theater zu einer Vorstellung zum Besten der Schillerstiftung bewilligt. Aus eigenem Antriebe hat er befohlen, den Platz für das künftige Theater „Schillerplatz" zu benennen. Für die Stiftung haben der Kaiser, die Kaiserin, der Cardinal-Fürsterzbischof und andere hohe Personen beigesteuert; dazu kommen die Gaben von minderem Betrage, so wie das Ergebniß der Vorstellungen und Concerte, und so wird aus Wien ein stattlicher Betrag das Capital vergrößern, dessen Zinsen zur Unterstützung armer Poeten im Namen desjenigen bestimmt sind, der selber als ein armer Poet seine Pilgerfahrt begann und schloß.

Den Anfang der Festlichkeiten machten die „Akademien," eine vom Schriftstellerverein Concordia im Theater an der Wien, die andere im Redoutensaale. Was man hierlandes eine Akademie heißt, werdet ihr wissen; es ist ein Gemengsel von musikalischen Leistungen aller Art, von mündlichen Vorträgen in gebundener und ungebundener Rede. Wenn Saphir Geld brauchte, veranstaltete er eine Akademie „mit der Hälfte des reinen Ertrages für die Armen." Was gut und theuer war von Künstlern in Wien, mußte dem gefürchteten Beißzahn dabei frohnden. Diese Dienstbarkeit bestand sogar noch in den letzten Jahren, als so zu sagen keine Katze mehr nach Saphir fragte und ihm keine Oeffentlichkeit zu Gebote stand, als sein armseliger Humorist, der von Schulden und Trinkgeldern lebte. Wenn also ein Saphir in seiner letzten Zeit noch die Künstler am Schnürchen hatte, welche Stellung müssen sie dann einem Vereine gegenüber einnehmen, der über die einflußreichsten Blätter verfügt! Diese Bemerkung beyieht sich selbstverständlich nicht auf die Schiller-Akademie; diese hätte schon der nächste Beste zusammengebracht, weil hier die Fahne galt und nicht der Fahnenträger, gleichwie dießmal auch geringfügigere Leistungen das Haus überfüllt haben würden. Die Festrede hielt Dr. Franz Schuselka. Der Name wird euch aus dem Jahre 1848 bekannt seyn. Nach Wiederherstellung der Ordnung wurde damals Schuselka aus Wien verwiesen, erhielt aber später seine Verzeihung. Gegenwärtig gehört er zur Redaktion der Ostdeutschen Post. Er besitzt alle körperlichen Gaben, welche zum öffentlichen Redner gehören, und deßhalb mag wohl die Wahl auf ihn gefallen seyn. Die Behörde erhob keine Einwendungen dagegen, treu ihrem neuen Grundsatze, nur wirklich begangene Uebertretungen zu ahnden, aber keine Vorkehrungen zum voraus zu treffen, insofern diese nicht

Digitized by Google

vom Geſetze vorgeſchrieben ſind. Zu dieſen Vorſchriften gehört, daß eine Rede, die im Theater gehalten werden ſoll, der polizeilichen Genehmigung bedarf. Natürlich gehört Schuſelka nicht zu denen, welchen zu Liebe eine Ausnahme von der Regel zu machen wäre. Er legte alſo ſeine Rede in der Handſchrift vor. Dieſelbe erſchien der Behörde anſtößig von A bis Z. Dem ganzen Inhalte nach zerrt ſie den großen Dichter hinab in die Arena der Revolutionspartei und treibt mit ſeinem unſterblichen Namen ſchmählichen Mißbrauch. Die Polizei fragte ſich, ob es nicht am beſten ſeyn würde, durch die ganze Arbeit einen rothen Strich zu ziehen? Sie unterließ es aus mehrfachen Rückſichten, doch wurde der Verfaſſer aufgefordert, einige der gröbſten Stellen, die gar zu ſehr nach Felix Phat rochen, wegzulaſſen. Er verſpändete mündlich und ſchriftlich ſein Wort, dieſem Verlangen zu entſprechen, hat jedoch dieſes Wort nicht gehalten, muthmaßlich in der (wie es ſcheint richtigen) Vorausſetzung, daß die Behörde nachträglich verſchmähen würde, dem naſſen Staube eine Ohrfeige zu geben. Sie hat vollkommen recht, wenn ſie nichts weiter in der Sache thut und ſich damit begnügt, ſich den Vorfall für die Zukunft zur Lehre dienen zu laſſen.

Beſagter Vorfall hat übrigens unmittelbar eine heilſame Folge gehabt (leider eine zu heilſame). Trotz des ungeheuren Beifalls, welchen die Kameradſchaft dem Vortrag ſpendete und in der Tagespreſſe nachklingen ließ, ward dadurch die öffentliche Meinung gewaltig ernüchtert. „Man ſah die Abſicht und man ward verſtimmt.“ Es hieß überall, der Fackelzug ſey von der Partei dazu beſtimmt, Kundgebungen im Geiſte der Schuſelka'ſchen Rede hervorzurufen, und gerade dadurch wirkte die Abkühlung dergeſtalt, daß ſie ſogar auf die eigentliche und wahre Theilnahme für den Unſterblichen zurückwirkte und den Fackelzug zu einem bloßen Schauſpiel für die gaffende Menge zu machen ſchien.

Jedenfalls war es ein großartig ſchönes Schauſpiel. Der Zug zählte an Fackeln und bunten Papierlaternen wenigſtens fünftauſend Lichter, vermuthlich nahe an fünfhundert darüber. Sein Sammelplatz war der Praterſtern. Eine Schaar von mittelalterlichen Reitern zog voran. Unter den Klängen einer rauſchenden Muſik folgten, vier und vier gereiht, die Träger der Fackeln und Laternen ihren verſchiedenen Bannern, eine glänzende Feuerſchlange, die ſich durch die breite Jägerzeile hinab bewegte, durch die Gaſſen der Stadt und durch das Schottenthor hinaus auf das Glacis wand, überall umdrängt von dichtgeſchaartem Volke. In der Jägerzeil, in der Stadt, an den Säumen des Glacis zeigten ſich alle Fenſter beſetzt. Hie und da gab es Beifallsrufe, doch galten ſie überall nur den Aeußerlichkeiten, namentlich der geſchickten Gruppirung von Laternen und Fackeln. An Späßen fehlte es nicht. Der eine ſagte, wir hätten gut einen Fackelzug machen, da es heuer „Vieh“ in Hülle und Fülle gegeben. Der andere machte den Umſtehenden weiß, das Banner der Concordia — eine Glocke vorſtellend mit der Umſchrift: „Concordia ſoll ihr Name ſeyn.“ — gehöre der Glockengießerzunft. Wer weiß, ob dieſer Spaß nicht den Anlaß gibt, daß „Glockengießer“ zum Parteinamen wird; es wäre nicht ohne Beiſpiel; wir brauchen nur an die Geufen, an die Fronde, an die Jakobiner, an Hüte und Mützen, und an die Kuraſſen zurückzudenken. Den allerſtattlichſten Anblick gewährte der ſchier endloſe Zug auf dem Glacis, wo er ſich vor dem Franzensthor um das Standbild Schillers (von Gips) ſammelte. Dort hielten Heinrich Laube und der Bürgermeiſter Reden, körnig und gedankenreich. Laube würdigte den Dichter; der Bürgermeiſter ſprach als Vertreter der Stadt auf dem Platze, welcher in Zukunft Schillers Namen tragen wird, und drückte dafür dem Kaiſer einen Dank aus, in welchen alles Volk jubelnd einſtimmte.

So endete die öffentliche Huldigung für das Andenken unſeres großen Dichters, ohne daß ein Mißton ſie geſtört hätte. Das elektriſche Licht, welches von hoher Stange zu den Reden geleuchtet, erblaßte allmählig. Die Fackelträger und Laternenvögel zogen in kleineren Gruppen über den weiten Raum nach allen Richtungen hin, bis ſie an den Mündungen der Straßen ihre Lichter abſöſchten, um dann in verſchiedenen Wirthshäuſern noch etwas zu löſchen, nämlich ihren Durſt. Ob hernach dieſes Löſchen wieder zu neuen Bränden geführt, weiß ich nicht zu ſagen. Möglich wäre es ſchon, ſogar wahrſcheinlich.

Wir haben noch einige Feſtlichkeiten in geſchloſſenem Raume in Ausſicht, vor allem das unvermeidliche Bankett. Das durfte um ſo weniger ausgelaſſen werden, als ja Schiller ſelbſt geſagt hat: „Dieß Volk kann ſich nicht freuen als bei Tiſch.“ Sollte ſich bei dieſen Feſtlichkeiten oder in Bezug darauf noch etwas beſonderes zutragen, ſo werde ich nicht ermangeln, davon zu reden. Ueber Dinge, die ſich von ſelbſt verſtehen, iſt es beſſer zu ſchweigen; ich bemerke das ausdrücklich, damit nicht etwa einer meine, wenn er dieſen Brief lieſt, der Schreiber habe dabei in dem berüchtigten „Schatten kühler Denkungsart“ geſeſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Literatur, die Zustände, die Städte Toscanas sind uns wohl bekannt, aber das unwegsame Sicilien ist uns noch vielfach mysteriös geblieben. Die Einbildungskraft wird von dem Namen Sicilien auch bei dem electrisirt, der dieses verwilderte Paradies nicht mit Augen sah. Die Vorstellung von seiner Schönheit hat für uns etwas Mythisches und weder das Wort des Poeten, noch der Pinsel des Malers vermag eine sicilianische Landschaft irgend auszusprechen. Wie werden also Lieder aussehen, welche, von der cultivirenden Hand der Kunst nicht gemodelt, unmittelbar aus den Elementen jener südlichen, zaubervollen Natur erwachsen sind? Wenn nun kein Land Italiens so reich an Naturschönheit ist, so ist auch keines klassischer als Sicilien.

Norditalien und Toscana sind stolz auf die Blüthe des Mittelalters, die sie hervorgetrieben haben. Auf Latium liegt der unverlöschliche Nachglanz des großen Rom und der Dichtung Virgils. Doch mit Neapel beginnt der hellenische Hauch, welcher Süditalien seine zauberische Atmosphäre verleiht. Sicilien ist von ihm ganz durchweht. Die lateinische Muse tritt hier nur als Fremdling und Gast auf, aber die Muse von Hellas begrüßt uns mit uralten mythischen Gesängen und mit den Namen Stesichorus, Theokrit, ja selbst Pindar und Aeschylus. Zu den hellenischen gesellen sich punische Erinnerungen. Man athmet die Lüfte des nahen Karthago. Byzantinischer Geist kommt von Osten herüber und neben ihm die orientalische Poesie der Araber, welche die Insel so lang beherrschten. Ein anderer Culturstrom bringt vom Norden herein und führt in das sicilische Land die Romantik des normännischen Ritterthums und der großen schwäbischen Periode unseres deutschen Vaterlandes. Dann folgt die Herrschaft Aragons und Spaniens; und so treffen auf dieser Einen Insel in langer und merkwürdiger Geschichte die verschiedenartigsten Charaktere der Weltcultur zusammen, Griechenland, Rom, Karthago, Byzanz, Kairowan und Bagdad, Deutschland, Frankreich, Neapel, Spanien. Indem sie alle ihre Spuren ihr eingedrückt haben, erzeugten sie auch die ungewöhnliche historische Natur Siciliens.

Nun ist eben deßhalb eine Wahrnehmung sehr merkwürdig: so viele und so langwierige Fremdherrschaften die Insel in Besitz hatten, so wenig waren sie doch im Stande, die sicilianische Volkssprache auszulöschen und mit ihr die nationalen Grundelemente zu vertilgen, auf denen die Volkspoesie Siciliens eben so wohl beruht wie die von Toscana. Die sicilianische Sprache ist ein uralter Zweig des großen lateinischen Sprachstamms. Ich will sie, Herrn Vigo zu Liebe, die siculische nennen und in ihren ersten Wurzeln von jenen Siculern herleiten, die in grauer Vorzeit um die Ufer des Tiber und in Latium wohnten, ehe sie zur Auswanderung getrieben sich in Sicilien niederließen und neben den Sicanern ansiedelten. Die alte Sprache Siciliens war also ein Zweig des Idioms, das sich auf dem festen Land Italien als sabinisch, oskisch, lateinisch unterschied, und die Sprache der Siculer (was nur ein Synonym von Italer ist, wie schon Niebuhr nachgewiesen) kann als die Aeltermutter des heutigen sicilianischen Dialekts immerhin betrachtet werden. Die glänzende und lange Herrschaft der Hellenen in Sicilien breitete über die Insel das Griechische als gebildete Literatursprache aus, aber ihr Gebrauch in so vielen und mächtigen Städten und ihre fortdauernde literarische Produktion vermochte dennoch nicht die siculisch-italische Sprache auszulöschen; sondern neben den Gesängen des Stesichorus und Theokrit schalten fort und fort die Volkslieder siculischer Hirten auf den Bergen wie am Meer. Die Römer machten hierauf, sobald sie sich Siciliens bemächtigt hatten, dem Einfluß des Griechischen ein Ende. Sie selbst fanden auf der Insel einen dem Latein sehr nahe verwandten Dialekt vor, der ihnen ziemlich archaistisch wird erschienen seyn, und es ist kein Zweifel, daß sie ihn während ihrer jahrhundertlangen Herrschaft latinisirten, wie das Etruskische. Die gleiche Abkunft von einem und demselben Urstamm und von einer und derselben Muttersprache ketteten fortan Sicilien an Italien, als an das große gemeinsame Vaterland, und alle folgenden Eroberer vermochten die Insel nur politisch von jenem abzutrennen. Nach dem Sturz des römischen Reichs in der Gewalt von Byzanz behauptete das sicilianische Volk seine italische Sprache, und das Griechische, dessen Cultur auf der Insel also nach langer Unterbrechung durch Byzanz wieder neu erweckt wurde, drang doch nur in den Cultus der Kirche ein.

Nicht auffallender ist sodann der siegreiche Widerstand, welchen das Inselidiom dem Arabischen entgegensetzte; denn während eines zweihundertjährigen Besitzes gelang es den Muhamedanern weder die Sprache des Volks auszurotten, noch das Christenthum zu verdrängen. Sie blieben Fremdlinge im Lande und das Sicilianische lebte ohne jede Hülfe schriftlicher Denkmäler fort. Die Araber nahmen sogar die landesüblichen Namen von Orten, Flüssen und Bergen an, während die Sicilianer, wie die Italiener überhaupt, von ihnen nur manche Ausdrücke entlehnten. So sind arabisch: dugana, maramma, giarra, bugaredda, sciarra, zzammara, zibibbu, arcova u. s. w. Das Arabische erlosch dagegen völlig, sobald die Normannen die Insel erobert hatten; und nachdem Kaiser Friedrich II.,

Digitized by Google

welcher es zu sprechen wußte, auch die letzten Reste der Saracenen Siciliens unter ihrem Häuptling Mirabut nach Nocera in Apulien verpflanzt hatte, ward kein arabisch mehr auf der Insel vernommen. Die Normannen wiederum fanden dort eine so lebendige und klangvolle Volkssprache vor, daß sie ihre eigene normannisch-französische nicht aufkommen ließ, ja sehr bald sogar am Hofe selbst verdrängte; und es war eben unter ihrem Schutz, daß sicilianische Poeten zum erstenmal ihre Verse in ihrer Landessprache schriftlich überlieferten.

Mit dieser Thatsache, und historisch mit dem Poeten Ciullo von Alcamo beginnt dann die Geschichte der sicilianischen Sprache, so daß sich ihre Entwicklung bis auf heute an schriftlichen Denkmälern verfolgen läßt. Der glühende Patriotismus der Sicilianer, auf ihrer alten und großen Culturgeschichte so wohl begründet, und durch die insularische Lage des schönen Landes so leicht erklärlich, weigert sich noch heute, das Sicilianische als einen Dialekt der allgemeinen Sprache Italiens anzuerkennen. Es soll durchaus eine eigene und originale Sprache, wenn nicht gar die Mutter des Italienischen selber seyn. Die Sicilianer haben nicht vergessen, was Dante in seinem Tractat über die Vulgärsprache gesagt hat: daß alles was die Italiener in der Vulgärsprache dichteten, sicilianisch genannt werde und auch fortan so genannt werden müsse. Diese Meinung Dantes ist indeß nicht wahr geworden, denn sein eigenes Vaterland Toscana hat der Literatursprache Italiens den Namen gegeben, und Sicilien nur den Ruhm behalten, daß es eben sein Dialekt war, in welchem durch die Gunst der Verhältnisse die italienische Schrift- und Dichtersprache sich bildete.

Ich will es Vigo gerne zugeben, daß sich eine lebende Ueberlieferung von dem alten Siculischen bis zu dem heutigen Sicilianischen fortgezogen habe, gerade so wie die Wurzeln des heutigen Italienisch in der Sprache enthalten sind, die noch vor der Entstehung Roms in Umbrien, in der Sabina und in Latium geredet ward; aber trotzdem war das Sicilianische auch zur Zeit Ciullos und Friedrichs nur eine lingua volgare im Verhältniß zum Latein, welches einst den alten siculischen Dialekt ohne Zweifel verändert hatte, wie alle andern Provincialsprachen Italiens durch die Herrschaft des Römischen mußten verändert worden seyn. Das Sicilianische stellte sich daher, manche nationale Eigenthümlichkeiten abgerechnet, als ein corrumpirtes Latein dar, wie es das Italienische überhaupt ist, und durch Clima, Landesart und Geschichte war es besonders ausgeprägt. Indem es im zwölften Jahrhundert in Italien noch keine allgemeine, durch Schrift und Cultur anerkannte Sprache außer der lateinischen gab, zerfiel das damalige Italienisch je nach den Provinzen in eben so viele Mundarten, welche alte gemeinsame italische Wurzeln hatten, denen aber alte und neue Corruption des Lateinischen ihre Form gab. Von ihnen war die sicilianische Sprache nur Eine, und damals den übrigen italienischen Dialekten näher verwandt, als sie es heute ist, nachdem das Sicilianische sich während langer Jahrhunderte der Uncultur verschlechtert und von der Sprache der Dichter des zwölften und dreizehnten Säculums weit entfernt hat. Und noch jetzt steht der Dialekt der Neapolitaner, der Corsen, der Sarden dem Sicilianischen sehr nahe, und selbst hier mitten im alten Latium, wo ich diese Blätter schreibe, in Genazzano bei Palestrina, höre ich täglich Ausdrücke, die ich in den sicilianischen Volksliedern finde. Auch hier wird das r in manchen Worten versetzt: so sagt man auch hier crapa und nicht capra, so nennt man das nahe Felsenneſt Capranica, Crapanica. * Der Mädchenname Clorinda wird hier Crolinda gesprochen, und Claudia, Craudia. So sagt man auch hier (in Genazzano) andar a balle (valle), zu Thal gehen oder absteigen; statt padre mio, wie in Neapel und Sicilien, patremo; statt questo und esso, quisto und isso; statt sò (ich weiß), sacciu. Und so verwandelt man auch hier, wie in Sicilien, das nd in Gerundien und Substantiven gern in nn; man sagt also vivenno, companno, granne, banno und munno. Ja selbst die barbarischen Formen corrumpirten Lateins auf ora und ara, die ich so oft in römischen Documenten des neunten, zehnten und eilften Säculums gefunden habe, begegnen mir noch heute so gut in Latium, wie in Sicilien. In jenen Jahrhunderten schrieben die Notare fundora als Plural von fundus, arcora (von arcus), bandora (von bandus), censora (von census); ja selbst die Accusativform domoras von domus las ich in einer Urkunde des zehnten Jahrhunderts. Diese Barbarismen waren vielleicht schon seit langer Zeit im vulgären Gebrauch, denn das Volk nahm gern Endungen auf, welche dem Ohre wohlgefielen. Wenn nun Vigo das heutige sicilianische ficara (Plural von ficus) aus dem Französischen ableitet, so ist dieß ein Irrthum; sondern jener alten Vulgärsprache analog bilden die Sicilianer noch heute die Pluralformen: ramira (von ramus), ficara (von ficus), und so nomira, loghira, sonura,

* Dieser wunderliche Ort hat einen lateinischen Solöcismus, den ich der Bemerkung werth halte. Während überall das Volk domani (morgen) sagt, sagen die Bewohner von Capranica crai (von cras), und statt posdomani (übermorgen) biscrai.

Digitized by Google

ortura. Auch hier in Genazzano, 37 Millien von Rom, höre ich täglich gerade so wie in Messina sagen: lo ficara, und le ramora; und da ich vor wenig Tagen aus dem reizenden Nympha nach dem alten Norma im Volksergebirg hinaufging, lockte ich einem mich begleitenden Knaben dieselben Ausdrucksweisen ab, die er noch zu meiner Genugthuung, wie ein Sicilianer, mit dem lateinischen marmora (statt i marmi) vermehrte.

Im Ganzen darf man sagen, daß derselbe Grundzug durch alle Dialekte Italiens geht. Wenn der sardische Poet Don Gavino Pes singt:

Li dì, l'ori, e l'istanti
Chi viè possu; cun sinzera amori
Offeru a chist' Amanti,
Chi da l'omu nò vò sinnò lu cori;

so klingt das dem Sicilianischen sehr ähnlich; und wenn das corsische Volkslied sagt:

Un ghiornu solu mill' anni
Mi sarà pensandu a te;

so ähnelt dieß nicht minder dem Sicilianischen. Der sicilianische Dialekt hat jedoch einige Besonderheiten merkwürdiger Art, vornämlich in der Conjugation der Zeitwörter, deren es dort nur zwei auf ari und iri gibt. Die zweite Person des Plurals hat den eigenthümlichen Pronominal-Zusatz vu (voi); z. B. dicisti-vu, vidisti-vu. Vigo macht auf den nahen Zusammenhang der sicilianischen Conjugation mit der lateinischen aufmerksam, und zeigt, wie die erste aus der letzten entstanden sey. Lateinisch: vidi, vidisti, vidit, vidimus, vidistis, viderunt. Sicilianisch: vitti, vidisti, vitti, vittimu, vidisti-vu, vittiru. Doch dieß betrifft das Hochitalienische nicht minder. Die dritte Person des Perfectums lautet auf ao oder au, statt ò: durao statt durò; und auch dieß ist in andern Dialekten zu finden, nicht minder die Futuralform aggio, wie partiraggio, statt partirò, entstanden aus partir-aggio, d. h. ho a partire, denn aggio ist die dialektische und alte Form für ho oder o, ich habe, und partirò ist gleich partir-ho. Noch heute sagt man im Römischen aggio, statt ho. Durch bloßes Abwerfen der lateinischen Nomenendung s und m hat der Sicilianer einfach viele seiner Worte auf u gebildet: tempus — tempu, bonus — bonu, matrimoniu, muru, periculu, maritu. Er steht hier, ganz wie der Sarde, dem Latein näher als der Toscaner, der das us und mu in o verwandelt. Der Ausgang auf u ist übrigens allen Dialekten Italiens gemein, und sicherlich uraltes lateinisches Vulgär. Der Sicilianer hat auch statt der italienischen Endung e das dialektische i, wie notti, statt notte.

Die Verwechslung des b und v ist uralt, und man kann sie auf zahllosen christlichen Inschriften aus der römischen Kaiserzeit im Vatican lesen. Der Sicilianer macht aus bibere, viviri, aus bos, vo, aus brachium, vrazzu, aus bucca, vucca, und aus votum, botu. Kennzeichnend für das Sicilianische ist die Verwandlung des ll in dd, z. B. beddu statt bello, iddu und idda statt illo und illa. Weil aber diese Eigenthümlichkeit sich auch bei den Sarden findet, so ist es mir zweifelhaft, ob sie Vigo mit Grund von den Karthagern herschreiben darf. Uebrigens ist es Vigo selbst, der in seiner vortrefflichen Einleitung sagt: „Diese Sprache, welche ich die insularische genannt habe, und die ein und dasselbe Gepräge trägt, lebt nicht allein in Sicilien, sondern auch in Calabrien, freilich mit besondern Modifikationen, aber von dem gleichen Charakter, und ihre Spuren sind zahlreich in Sardinien und Corsica. Nach so langen Jahrhunderten und politischen Wechselfällen reden sie noch die Calabresen, ja in vielen ihrer Städte ist sie durchaus nicht von der sicilianischen verschieden. Dieß ist in ihrem gemeinschaftlichen Ursprung begründet, daher de Ritis sagt: „Vom Gürtel der Apenninen bis zum Meer ist die Volkssprache „campanisch," oder wenn man will oscisch und folglich dem Sicilianischen ähnlich."

Die Benennung „campanisch" ist glücklich; man muß darunter wesentlich auch die Volkssprache der Römer, Latiums, und eines Theils von Tuscien begreifen. Wenn man das Romanesco liest, z. B. die alta vita des Cola di Rienzo, und wenn man sie mit den calabresischen Chroniken, z. B. des Spinello, ferner mit dem Sicilianischen vergleicht, so wird man ihrer Gemeinsamkeit gleich gewahr. Jenseits der Apenninen aber bilden die Romagna, die Marken, Lombardien, Venedig und Piemont eine andere dialektische Gruppe, in welcher fremde Einflüsse gallisch-französischer und langobardisch-germanischer Sprache deutlich genug sind. Es fallen demnach die Grenzen der wahren italienischen Vulgärsprache mit denen des eigentlichen und historischen Italiens zusammen, welches von den Apenninen bis zu Sicilien reicht und in Latium seinen wahren Mittelpunkt hat.

Dieses Vulgär mag älter seyn als der Untergang des römischen Reichs, und seine frühesten Spuren mögen in der Komödie des Plautus und beim Ennius gefunden werden; aber seine völlige Ausbildung kann doch nur aus dem Ruin des Latein datirt werden, wie mir hunderte von lateinischen Urkunden vom achten bis zum eilften Säculum dargethan haben. Die moderne Sprache

Digitized by Google

von der außerordentlichen Zähigkeit dieses Stamms, aber nicht minder von der Uncultur und Unreinlichkeit Siciliens. Einige lombardische Orte haben freilich schon aufgehört es zu seyn, und Vigo, welcher die lombardische Bevölkerung auf 50,000 Seelen berechnet, bemerkt, daß ihre Sprache heute nur in Piazza, S. Fratello, Nicosia und Aidone am Leben sey, von denen Nicosia sich durch französisch-normännischen Accent, S. Fratello aber durch das reinste Lombardisch auszeichnen soll.

Welcher Art nun diese Sprache sey, macht er durch eine Anekdote klar. Als im Jahr 1806 der König Ferdinand III. durch Piazza kam, fragte er einen Bauer: „Was habt ihr in Piazza für mich zubereitet?“ Der Lombarde antwortete: „Ppi V. M. a Ceiazza gh'è 'nciangh cing di fi rian.“ Worte, sagt Vigo, verständlicher als die Sprache des Teufels und die mir völlig wie chinesisch klingen. Sie wollen auf Italienisch sagen: per V. M. in Piazza v'é un piano pieno di fichi reali (für E. M. ist in Piazza ein Garten voll von Königsfeigen.) In S. Fratello, so bemerkt Vigo, pflegt man zu sagen parduoma a dumbard (lombardische Sprache), wenn sie sanftatlanisch reden wollen, und parduoma a datin, wenn sie lateinisch, d. h. sicilianisch reden wollen.

Eine Octave aus S. Fratello lautet:

Ajudam tuce a sgugghier st' streee,
Cunfess ú mie debu, e 'un m'ámmuce.
A miei figgh cuminzà a dumer ù meee,
Ognun si van abbuscher ù ga stuce,
Valu camper li fomni, brutt' impeee',
E roi di vaintu eum i babaluce,
E quand puoi fan i scavamece,
'N spartuoma la fam 'n tuce 'n tuce.

Die italienische Uebersetzung davon:

Ajutatemi a sciogliere questa matassa,
Confesso il mio debole, e non mi occulto,
À miei figli cominciò ad ardere il meeco,
Ognuno si vuol buscare il suo astuecio:
Voglion campar le femine, brutto impiccio,
Ed essi addiventano come le lumache,
E quando poi faranno i picciolini,
Ci spartiremo la fame in tutti in tutti.

Außer diesen Lombarden-Colonien sind eine nicht minder merkwürdige Erscheinung Siciliens die dortigen Colonien der Albanesen, welche seit vierhundert Jahren ihre Sprache und ihren griechischen Cultus beibehalten haben. Nach dem Fall von Epirus unter die Türken wanderten viele Landsleute des berühmten Georg Castriota Standerbeg nach Italien aus; einige ließen sich in Calabrien nieder, andere wurden von Ferdinand dem Katholischen in Sicilien aufgenommen. Sie kamen dorthin im Jahr 1482 unter der Führung ihres Capitäns Georg Mirsgi, und siedelten sich in Palazzo Adriano an. Ihnen folgten andere Colonisten in der Nähe von Palermo, wo sie die Lehen des Erzbisthums Monreale Merco und Aidingli besetzten, welche nun nach ihnen Piana de' Greci heißen. Heute dauern diese Albanesen-Colonien, 10,000 Seelen an Zahl, noch fort in Mezzojuso, Contessa, Piana und Palazzo Adriano. Außer ihrer Nationalsprache, der albanesischen, reden diese Fremdlinge auch griechisch, und nachdem seit dem Ende der byzantinischen Herrschaft, die einst in Sicilien heimische Sprache des Aeschylus Pindar und Platon in so langen Jahrhunderten völlig erloschen war, wurde sie zum dritten mal, und zwar von diesen Heimathlosen auf die Insel gebracht. Ihre kleinen Colonien erinnern nun, neben den Ruinen alter Tempel, an die blühende Epoche, als die Hellenen ihre Prachtstädte Syrakus, Agrigent, Selinus, Himera und so viele andere in Sicilien gründeten. Indem so jene Albanesen die Gegenwart wieder an eine ruhmvolle Vergangenheit knüpfen, sind sie der gastlichen Pflege Siciliens wohl werth. Ihr Ritus ist byzantinisch, er greift also in die freilich nicht glänzende Periode zurück, wo die byzantinischen Kaiser die Insel beherrschten und mißhandelten, bis die Saracenen sie ihnen entrissen, und zwei Jahrhunderte später die normannische Invasion die sicilianische Kirche lateinisirte. Der griechische Bischof der Albanesen residirt in Palermo und neben dem Bisthum besteht dort ein griechisches Seminar oder Collegium, woraus bereits einige namhafte Hellenisten, wie Crispi, hervorgegangen sind. Auf dieses eine Institut haben sich demnach die alten Philosophen- und Sophistenschulen des Vaterlands von Gorgias und Empedokles beschränkt. Die griechische Sprache ist unter den Albanesen freilich nur die Sprache des Cultus und der Wissenschaft; ihr eigenes Idiom aber ist von dem Griechischen weit verschieden. Sie sprechen es unter einander, sie dichten darin ihre Klephtenlieder und Liebesgesänge und ihre Apostrophen an die alte Heimath, woraus sie verbannt worden sind. Vigo berichtet, daß noch bis vor wenigen Jahren es bei ihnen Sitte war, jedesmal am 24. Juni, vielleicht dem Tag ihrer Abfahrt aus Albanien, gemeindeweise auf den Berg der Rosen zu steigen und beim Aufgang der Sonne, gegen Osten gewendet, einen sehnsüchtigen Klagegesang zu erheben, dessen Refrain lautet:

Digitized by Google

war. In seiner fast beispiellosen Begabung für die Improvisation und die Dichtung jeder Art von Liedern, mochten sie weltlich und geistlich, erotisch, episch und satirisch seyn, hat sich das poetische Naturell des sicilianischen Volks einmal einen persönlichen Ausdruck gegeben, und diese Naturkraft wiederholte sich seit Fullone (er starb am 22. März 1670) nicht mehr auf gleiche Weise in einer Person. Indeß finden sich immer unter dem Volk einzelne namhafte Poeten, die ihre Gelegenheitsgedichte als fliegende Blätter drucken lassen. Vigo, der dieser Klasse von Dichtern eine rühmliche Liebe und Aufmerksamkeit zugewendet hat, zeichnet von heute lebenden Volksdichtern besonders aus: Alaimo, Adelfio und la Sala von Palermo. Von ihnen ist der erste ein Feldarbeiter, was man in Italien Zappatore nennt, d. h. ein Tagelöhner, der die Erde hackt; er ist durch eine satirische Ader ausgezeichnet. Vigo nennt ihn den Salvator Rosa der poesia rustica, Stefano la Sala aber rühmt er als deren Ariost. Dieser Poet lebt als armer Nagelschmied in Palermo. Vigo lernte ihn kennen und machte ihn im Jahr 1846 bekannt, indem er seine Poesien drucken und das Porträt des Dichters in der Umgebung seiner Handwerkstätte lithographiren ließ. Das Volk bestellt bei ihm Lieder, aber keine Arbeit, so daß es mit Salas Schmiedekunst nicht fortgehen will.

Sehr merkwürdig ist, was Vigo über die Dichterakademie der blinden Bettler in Palermo mittheilt; es genügt, den außerordentlichen Sinn der Sicilianer für die Poesie zu bezeichnen. In ganz Sicilien, so berichtet er, treiben die Blinden die Kunst der Musik und des Gesanges; die unzählige Menge von Tabernakeln und Kapellen, worin Heiligenbilder verehrt werden, die Novenen der Schutzpatrone, das Weihnachtsfest, die Tage des heiligen Joseph, der Maria und Rosalia, die heilige Woche, der Märzen-Freitag, die Marien-Mittwoche, außerdem Hochzeiten, Ständchen, Carneval, alle diese Gelegenheiten geben den Blinden vollauf zu thun. Man findet sie also in beständiger Thätigkeit. Von einem Ende Palermos zum andern sieht man sie an der Hand eines Knaben gehen, um zur Violine oder Guitarre ihre Lieder zu singen, Lobgesänge auf die Heiligen, Canzonen von Liebe, Eifersucht, Verschmähen, oder Banditengeschichten von Testalonga, Fradiavelo Tabbuso, Zuzza. Sie sind so sehr beschäftigt, daß man sie nur auf ausdrückliche Bestellung haben kann. In Palermo bilden sie eine förmliche Akademie mit eigenen Statuten.

Die merkwürdige Geschichte dieser Schule blinder Troubadours ist folgende. Im Jahr 1661 vereinigten sich die Blinden jener Stadt und erhielten die Erlaubniß, sich als Congregation zu constituiren, wozu ihnen einige mitleidige Bürger eine jährliche Rente von 42 Unzen, etwa 70 Thalern, schenkten, um die Kosten des Vereins zu bestreiten. Im Jahr 1690 bewilligte ihnen der Jesuitengeneral Tirso Gonzales als Ort der Zusammenkunft die Vorhalle des Profeßhauses, wo sie sich noch heute versammeln. Als später der Orden vertrieben wurde, fuhren die Blinden fort, dieses Lokal zu benutzen. Die Jesuiten kehrten zurück, der König schenkte ihnen den dritten Theil der Einkünfte aller Congregationen, die im Profeßhaus zusammen kämen. Die armen Blinden beklagten sich seitdem und beklagen sich noch, daß der Orden Jesu ihnen die ganze Rente eingezogen habe, und sie strengten einen Proceß gegen ihn an, den sie von Zeit zu Zeit erneuern, um nicht des Rechts der Reclamation verlustig zu gehen. Auf ihre unabläßigen Forderungen gab ihnen endlich Ferdinand III. im Jahr 1815 eine jährliche Rente von vierzehn Unzen, die er auf die vacanten Bischofstühle ausschrieb. Seither processiren die Blinden mit dem Orden Jesu, und diese armen, lichtlosen Sänger im Bettelkleide kämpfen gegen ihn hartnäckiger als die Illuminaten. Jene wollen sie aus dem Profeßhaus verjagen, die Blinden wollen nicht weichen, denn sie bestehen auf ihren verbrieften Rechten, die sie weder lesen noch überhaupt mit Augen sehen können. Während der Duca di Laurenzana Sicilien regierte, erlangten sie sogar einen Ministerialbefehl der Statthalterschaft, welcher ausdrücklich verbot, sie aus dem Profeßhaus zu vertreiben. Die Blinden verschlossen dieses gerechte und rühmliche Dekret der Regierung in ihren Diplomkasten mit drei Schlössern, wo sie alle auf ihre Zunft bezüglichen Urkunden verwahren. Vigo erzählt, daß sie dieselben mit so mißtrauischer Eifersucht hüten, daß sie selbst ihm, einem ihrer Wohlthäter, die Einsicht in jene Papiere nicht gestatteten, wahrscheinlich argwöhnend, er könne ein Emissär der Jesuiten seyn. Demnach haben die Blinden über den Orden Jesu gesiegt, denn es ist ihm nicht gelungen, sie zum Weichen zu bringen — ein seltsamer, ja ein rührender Triumph des erblindeten und bettelhaften Orpheus über den furchtbaren und heiligen General Ignatius Loyola.

Die Congregation besteht aus dreißig Mitgliedern, alle Musiker und Sänger. Einige sind Zinder von neuen Reimen (Trovatori), andere Rhapsoden, welche jene singen und verbreiten. Sie verpflichten sich, nicht in Freudenhäusern zu singen, noch auf den Straßen profane Poesien vorzutragen, jeden Tag den Rosenkranz zu recitiren, jedes Jahr am 2. November zehn Gran für die Todtenfeier der verstorbenen Blinden zu zahlen und einen Tari für das Fest der Immacolata am

Digitized by Google

des ganzen gemeinen Landvolkes, so sich anerboten, zu Roß und Fuß mitzugehen und vor das Vaterland zu streiten," den Succurs zu betreiben. Unter diesen war der nicht mit Namen genannte Medicus oder Physicus der Stadt, „welcher auch immer wegen Ergreiffung der Waffen wider die französischen Räuber mit der Burgerschaft gehalten und ihme die schleunige Beförderung des Succurses höchst angelegen seyn lassen." In Göppingen war auch die „ungerathene" Feder geschnitten, aus welcher der geschüchterte Hahn, dem wir diese Worte entnehmen, fließen sollte. Aber auch andere Städte, „welche Verdacht gegen einige Räthe hatten," sagt Abel, schickten für sich selbst Abgeordnete an den Succurs. Es war hohe Zeit, daß die Franzosen das Land räumten, sonst trat Selbstregierung ein.

Die Regierung scheint übrigens von dem Vorhaben der Franzosen Wind gehabt zu haben, denn schon Tags vor dem Donnerstag, an dessen Abend der Einbruch in Stuttgart geschah, war einer ihrer Succurscommissäre durch Göppingen nach Ulm gereist. Man hatte diese Commissäre im Verdacht, ihr Auftrag sey, den Succurs zu hintertreiben, und wir werden später sehen, daß der Verdacht, bis zu dem Angriff auf Stuttgart, nicht so ganz ungegründet war. Dennoch hatte man den „Rath" ungehindert passiren lassen. Donnerstag Nachts kam er über Göppingen zurück, und obgleich man gewiß wissen wollte, daß er daselbst tausend Gulden „vor die Franzosen" verlangt, aber nicht erhalten habe, so kam er auch dießmal wieder unbeschrieen durch. Nun folgte ihm aber am Freitag, dem Tage des unglaubigen Apostels, „noch eine ansehnlichere Person, welche etliche Göppinger Burger, so auf der Besung Aschberg (unter der Auswahl) in der Quarnison gelegen, erkennet, und den andern Mitburgern referiret, daß eben dieser Herr die Uebergab Aschberg ihme sehr eyfrig habe angelegen seyn lassen." Von diesem „Ansehnlicheren" nun, dessen Namen der geschüchterte Hahn vorsichtig verschweigt, glaubte man, daß er für Schorndorf und das ganze noch franzosenfreie Gebiet „nichts Gutes mit sich in commissione führe." Es war Abend, wie sich aus den begleitenden Umständen ergeben wird. Der „fürnehme" Herr Commissarius bestellte frische Postpferde und nahm unter der Zeit etwas Speise und einen Trunk zu sich. Nun sammelte sich nach und nach das Volk, „sonderheitlich Weiber-Volk," vor dem „Wirthshause," wo er „abgetretten," und die Meinung war, „diesen Herrn nicht ehender fortpassiren zu lassen, bis daß sie Part seiner aufhabenden Commission haben möchten." Sie riefen einander zu, sie wollen sich von den Franzosen, „von welchen sie die Forcht und Zaghaftigkeit bishero observiret," nicht mehr so gar tribuliren lassen, sondern ungehindert mit den Succursvölkern „sich um das Ihrige wehren." Der ältere Bürgermeister wollte den Auflauf „mit harten Worten, auch endlichen gar mit Zuschlagen abtreiben," aber das war Oel in's Feuer gegossen. Die Weiber liefen heim und holten Waffen, dergleichen von den Schorndorferinnen geführt worden waren, mit Partisanen, Degen und Puffern untermischt. Sie zogen nicht nur in großer Menge vor dem Gasthaus auf, sondern besetzten auch die beiden Stadtthore, „so schon verschlossen und mit guter mannschaftlicher Wach versehen waren," von innen, „damit ihnen der Herr nicht entwischen möchte."

Dieser, dem das Getöse doch endlich zu Ohren drang, fragte den Wirth, was der Tumult bedeute. Der höfliche Pfiffikus von Wirth, in Hoffnung, daß der Lärm sich noch legen könnte, antwortete, es seyen trunkene Leute, die vor dem Hause stehen und etwas Neues hören möchten. „Du allmächtiger Gott," rief der Commissarius, „wie mögen sich diese Leute bei so trübseligen Zeiten so bestialisch vollsaufen und darbei lustig seyn!" Jedoch bald über seinen Irrthum aufgeklärt, trat er an's Fenster, „und als Er diese Versammlung des Pöbels unter Laternen mit allerhand Kuchel- und Stallwaffen, so sie doch meistens verdeckt gehalten, ansichtig worden, hat er alsobald nach seinen Postpferden, wo sie so lang bleiben, gefragt."

Jetzt erschien der Amtsverweser des herzoglichen Vogts, der gerade nicht zur Stelle war, mit einem andern fürstlichen Beamten, und gestand, er seye nicht mehr Meister in der Stadt, sondern die Bürgerschaft seye es („so aber damals meistens an Weibern bestund"), und man habe ihm die bis zur Hausthüre gebrachten Pferde wieder weggenommen. Als der Commissär dieß hörte, „hat er stracks nach seinen auf dem Tisch liegenden Pistolen gelanget, den Hahn überschlagen, und im Zorn sagende: ich gebe Feuer auf die Canalien, zum Fenster hinaus unter sie schießen wollen." (Diese Scene ist, gleichwie die Weiberbewacht vor dem Rathhause zu Schorndorf, auf dem doppelten Titelkupfer des geschüchterten Hahns dargestellt, wobei das Kreuz auf dem Schilde localgetreu das Gasthaus bezeichnet.) Der Amtsverweser bat ihn um Gottes willen, „dieses bleiben zu lassen." Das „tolle Weibervolk aber," mit Sattler zu reden, „welches auch an dem Ruhm des Schorndorfer Frauenzimmers Antheil haben wollte," hatte die Worte gehört und erhob ein wildes Geschrei. „Laßt den H... schießen, er trifft nur einen einigen Menschen, hernach wollen wir bald mit ihm fertig werden!" schrieen die einen, und die andern: „Schmeißt

Digitized by Google

den H... zum Fenster heraus!“ „Worüber Herr Commissarius noch heftiger erzörnet worden.“

Er hätte gute Lust, rief er, die bayerischen Dragoner zu berufen und die Canaillen chargiren zu lassen. Das war die Escorte, die den Comte de Crecy nach Eßlingen begleitet hatte und jetzt über Nacht zu Göppingen in der Vorstadt lag. „Aber,“ sagt der geschüchterte Hahn, „es waren zwei Dragoner unter diesem Haufen, so die Burger, meistens aber die Weiber, zu diesem Spiel anstifteten und Beistand zu leisten versprachen, würde also Herr Commissarius ihme vielmehr als den Burgern und Weibern Unglück auf den Hals gebracht haben.“ Auch Sattler spricht bei diesem Anlaß von der Stimmung zu München und Regensburg, und kann denn doch hier nicht umhin zu bemerken, es sey daselbst geurtheilt worden, „daß, wenn man die haltbare Plätze dem Feind so leicht einraumte, alsdann schwer fallen dürfte, dem Land die erforderliche Hülfe leisten zu können, als welchem auf einem oder andern Weg demselben von Frankreich nichts geschenkt werden, sondern vielmehr dasselbe den Schaden davon haben dürfte, länger unter feindlicher Bedrückung zu bleiben und sich der Erlösung nicht so bald zu getrosten.“

Der zweite Beamte eröffnete endlich dem Commissär, der nach seinen Pferden zu rufen fortfuhr, er sey im Einreiten als derjenige erkannt worden, der bei der Uebergabe des Ábergs das erste Wort geführt, und die Burgerschaft habe beschlossen, ihn nicht weiter reisen zu lassen, so lang sie nicht seine Verrichtung wisse. „Ueber welches Vorbringen Herr Commissarius je länger je hitziger worden und gesagt: Was gehet es die Canalien an, wann gleich die Herrschaft oder Regierung das ganze Land den Franzosen übergäbe, was haben die Canalien darzu zu reden? Item, Ich hätte Lust, wann ich nur in der Nähe ein paar hundert Franzosen haben könnte, solche herein und die Canalien plündern zu lassen.“ (Etwaige Uebertreibungen mag der geschüchterte Hahn verantworten, dem wir nacherzählen.)

„Herr Beamter,“ erwiderte: „J. G. verzeichne mir (Ihro Gnaden verzeihe mir), die Burger beharren auf ihrer gefaßten Resolution,“ und suchte ihn zum Nachgeben zu bewegen. „Was?“ rief der Commissär, „soll ich den Canaillen meine geheimhabende Commission offenbaren? Ich bin es noch lange diesen Canaillen nicht schuldig. Man zeichne mir die Rädlinsführer auf.“ „Worüber sich dann Herr Amtsverweser mit dem andern Herrn Beamten verlohren und den Herrn Commissarium nach Genüge canalisiren lassen.“

„Inzwischen hat ein Diener des Herrn Commissarii, so vormals auch ein Soldat gewesen und der französischen Sprache wohl kundig war, sich erkühnet, auf sein mitgebrachtes Pferd sich gesetzt und unter den Weiberhaufen, so vor dem Wirthshaus mit allerhand Waffen, auch in den Vortüchern oder Schürzen gehabten Steinen (welche sie wider den ältern Herrn Burgermeister gesamlet), gewagt, in Willens diesen zu zertrennen und also darmit seinem Herrn Luft zu machen. Aber die Weiber fielen diesem kühnen Krieger ersilich in des Pferdes Zaum, darnach zogen sie ihn von der Gur (Gurt?) herunter, theils zauften solchen beim Haar, andere stießen ihn in die Rippen, andere mit in den Händen habenden Steinen klopften ihme ..., daß also der gute Kerl froh war, noch ohne sondern Schaden dieser Weiber Tractation zu entkommen. Er wollte zwar hinter sich das Wirthshaus beschließen, aber vergebens, die Weibermacht und Courage war zu groß, er mußte wieder die Stiege hinauf zu seinem Herrn, von welchem er kommen war.“ — Sattler, der zu diesen Weibervolksbewegungen essigsauer sieht, hat dießmal doch einen gut schwäbischen Witz nicht bei sich behalten können: der Bursche, sagt er, sey „überweibet“ worden.

Wie nun „der Herr sahe,“ daß der Lärm immer ärger wurde und weder fürstliche noch städtische Beamte „herzu wollten, noch diesen Weiber- mit Männern untermengten Aufstand zu stillen vermochten,“ soll er endlich gesagt haben: „Nun, wann es gleichwohl seyn muß und die Canaillen es wissen wollen, so sagt es gleichwohl den Canaillen, nämlich: der vor zwei Tagen hier durchgegangene Commissarius ist einig von der H. (Herzogin) an den P. L. (Prinz Ludwig, Kreisoberst) gangen, mit diesem Bescheid, sofern ihm derselbige mit seinem unterhabenden Kriegsvolk die im Lande so viel Tausend liegende Franzosen getraut zu schlagen oder zu verjagen, so soll er kommen; im Fall er ihnen aber nicht genugsam bastant zu seyn vermeinet, soll er keklich an seinem Ort still sitzen. Ich aber, sagts den Canaillen, bin von der Regierung anjetzo beordert, den Succurs wirklich gehen zu lassen, und sagts den Canaillen, der Succurs wird nicht ehender gehen, es sey denn, daß ich zuvor zur Generalität komme, und mögen die Canaillen wohl zusehen, was sie thun, indem sie mich in solcher hochwichtigen Commission aufhalten und hindern.“

Auf diese willkommene Botschaft ließen die Weiber „ihre Courage wider Herrn Commissarium sinken.“ Der geschüchterte Hahn will hiemit sagen, sie haben den Zorn ruhen lassen. Beinahe ist dieß zu verwundern, denn das Volk, das um diese Zeit wissen mußte, was sich Abends in Stuttgart zugetragen, konnte jetzt ziemlich klar erkennen, daß das Land nicht eher an ernstliche Hülfe denken durfte, als bis der Feind sich an der Residenz vergriffen hatte. Das war auch die Meinung

Digitized by Google

des geſchüchterten Hahns. „Und iſt in Wahrheit,“ ſagt er, „dieſer Franzoſeneinfall in Stuttgart des ganzen Landes Glück und Erlöſung geweſen.“ Obendrein bleibt ungläubigen Gemüthern ein gewiſſes Recht, den Zweifel zu erheben, ob der Marſchruf, den der zweite Commiſſär nach Ulm zu bringen haben wollte, in Wahrheit ganz ohne alle Clauſel und Bedingung war. Den Franzoſen wenigſtens — falls er nicht etwa heimlich aus Stuttgart entkommen war — hatte er ſicherlich unter dem Thore eine andere Auskunft gegeben, als den Weibern von Göppingen.

Zur Dämpfung des Aufſtandes trug auch dieſes bei, daß jetzt der Vogt (welchem als einem populären, um Stadt und Bezirk, beſonders auch in dieſer Franzoſennoth verdienten Beamten der geſchüchterte Hahn ſein Lob in Fülle ſpendet) gerade noch zu rechter Zeit in die Stadt zurückkam, welcher „dieſen ihme verborgenen Lärmen mit Ernſt und männlicher Tapferkeit gänzlichen geleget.“ Die Urſache ſeiner Abweſenheit war der andere Commiſſär geweſen. Derſelbe hatte in der Nähe von Stuttgart, wo er Morgens früh eintreffen ſollte, die traurigen Neuigkeiten des geſtrigen Nachmittags erfahren, und war über Hals und Kopf auf der Ulmer Straße zurückgeeilt. Unterwegs hatte er erfahren, daß in Göppingen der Weiberteufel los ſey, auch gegen ihn nachträglich, und hatte, „um ſichern Durchſchlupfens, als ein kluger Politicus, Herrn Vogten in ein Dorf, eine Stund von der Stadt liegende, vociret,“ wobei es übrigens nicht klar iſt, ob der Amtmann dem bedrängten zweiten Commiſſär aus dem Wege gegangen war oder ob er die Stadt ſchon vor ſeiner Ankunft, in Amtsgeſchäften etwa, verlaſſen hatte. Unter ſeinem Schilde ſchlüpfte der Bedenkenscommiſſär mit in die Stadt hinein, und wollte nun auf eigene Fauſt, gleich dem Marſchcommiſſär, den Succurs beſchleunigen.

Dieſer „Mühwaltung“ hätte er, meint der geſchüchterte Hahn, „wohl überhoben ſeyn können.“ Denn während noch einige verlorene Schildwachen des aufſtändiſchen Heeres unweit der Stadtthore im Verſtecke lauerten, traf der beliebte Arzt, „welcher auch immer wegen Ergreifung der Waffen wider die franzöſiſche Räuber mit der Burgerſchaft gehalten und ihme die Beförderung des Succurſes höchſt angelegen ſeyn laſſen,“ wieder in Göppingen ein. Er war gerade jenen Tag zur Generalität gereiſt und brachte nunmehr die „fröhliche Aviſen“ mit, der Succurs ſey wirklich aufgebrochen, werde noch dieſe Nacht eine Stunde vor Göppingen zu ſtehen kommen und ſodann in der Nacht ſehr ſchleunig ſich vorbei und hinunter ziehen; die Generalität aber habe ganz feſt und ſicher beſchloſſen, „den betrengten wirtenbergiſchen Sollicitanten zu ſucurriren, es möchte auch von Stuttgart kommen, wer da wollte.“

Die Weiber legten ihre Waffen wieder ab, und Jedermann begab ſich vergnügt zur Ruhe. Der zum Witz geneigte Volksgeiſt war durch die reichliche Nahrung, die ihm die beiden Weiberthaten boten, zufrieden geſtellt, und zugleich hatte die Nachahmung, welche ſtets das Urbild gefährdet, der Wirkung deſſelben ihre ernſthafte Spitze etwas abgeſtumpft. Die Männer nahmen die Kriegswaffen, die neben dem Küchengeräthe gedient hatten, lachend aus den Händen der Weiber zurück und rüſteten ſich zur endlichen Landesvertheidigung, die in den Succurstruppen jetzt den ſo lang entbehrten Kern erhalten ſollte.

Die Ruhe war jedoch kurz in dieſer Nacht. Schon vor 11 Uhr gingen die Trommeln durch die ganze Stadt, um die Bürger und die ledigen Burſche in wehrbare Bereitſchaft zu rufen. Es galt einerſeits, einer franzöſiſchen Streifpartie von vierzig Pferden, die in der Gegend hauſen ſollte, zu begegnen, andererſeits ſich mit dem jetzt anrückenden Succurs zu conjungiren. Der Franzoſen waren es aber nur drei, die bis an die Vorſtadt kamen. Hier erfuhren ſie, daß es jetzt einmal mit dem Succurs Ernſt ſey, kehrten um und ritten ſpornſtreichs nach Eßlingen zurück.

20.

Der Abzug.

Von den über Eßlingen und Stuttgart hereingebrochenen Schreckenstagen war der nun folgende Samſtag der bitterſte.

Seit den letzten Tagen hatte ſich Melac zum Abmarſch fertig gemacht. Der beſte Theil der Eßlinger Mauern war abgebrochen, und zwar hatte man, da die Bauern dem Schlagen und Stoßen entliefen, alle „ſchäffigen“ Bürger und Einwohner dazu verwenden müſſen. Das Zeughaus war vollends geleert, ſein Inhalt abgeführt, nicht einmal die zwei metallenen Flaſchenzüge waren vergeſſen worden. Nur die drei kleinen Signalkanonen, die Melac dazulaſſen verſprochen hatte, ſtanden noch auf dem Markt. Die „Verehrung“ in ſchönen Ducaten, mit vielem „Abgang,“ die man ihm noch am Freitag für das Innehalten mit der Zerſtörung gegeben hatte, war weggeworfen und obendrein die Arbeit der Soldaten mit hohem Taglohn bezahlt. Am Donnerſtag hatte ſich gar noch den Quälgeiſtern ein neuer Platzmajor beigeſellt, der den vorigen für

Digitized by Google

einen Eindringling und sich selbst für den rechten erklärte. Umsonst hatte man de Longes abgefunden und zu der „Verehrung“ hin noch Accise, Umgeld, Pflaster-, Brücken- und Weggebühren nebst andern „Intraden gemeiner Stadt“ in seinen Händen lassen müssen. Monsieur Chavan wollte in den zwei Tagen auch noch sein Schäfchen scheeren und sein erster Eintritt „in die neue Stub auf dem Steuerhaus“ mußte mit der „Verehrung“ seines Vorgängers begrüßt werden.

Am 22. December, ihrem Neujahrstage, stellten sich die drei französischen Regimenter, die jetzt noch zu Eßlingen waren, in Marschbereitschaft auf dem Marktplatz auf. Da sie die verhofften Winterquartiere mit dem Rücken ansehen mußten, so forderten sie die Verpflegung für einen weiteren Monat in Geld. Dazu mußte, zum wie vielten mal! noch Brand und Plünderung abgekauft werden. Generale und Obersten griffen zu und der neue Platzmajor sorgte nicht nur für sich selbst, sondern auch für seinen Aidemajor. Die Summen sind nicht alle einzeln angegeben, aber Biville nahm allein 2000 Gulden (Abgang 146 fl.) für sich und 1358 fl. 45 kr. (Abgang 60 fl. 15 kr.) für seine Infanterie. Es blieb ein Rest von 4000 Gulden, den die Stadt nicht aufbringen konnte. Die Franzosen verlangten zwei Geiseln als Sicherheit für die Nachbezahlung dieses Rests.

Und die gemachten Leute hiezu, wer anders konnten sie seyn, als unsere beiden Freunde, die das Stadtwesen ja in allen diesen Läufen so löblich vertreten hatten, der getreue, umsichtige, hochmeritirte Herr Johann Friedrich Ferber und der alerte Fourragecommissär, Herr Handelsmann und Großrath Johannes Seitz? Herr Ferber hat den Empfindungen, die ihn in die Geiselschaft begleiteten, in gewohnter Breite ihren Lauf gelassen. „Wiewohlen es nun denen Herren und Obern im Regiment gebürt, und en Ostage mitzugehen betroffen hätte, hat ein Jeder wegen wohl gewußter Gefahr sich dessen entzogen und keiner pro salute Reipublicae stehen wollen.“ Er selbst war der bescheidenen Meinung, daß es „seiner Wenigkeit am allerwenigsten gebürt hätte.“ Man konnte ihn deshalb erst „auf viermaliges Nachschicken“ aus seinem Hause bringen, worauf, „und zwar die Vornehmbste des Raths,“ ihn „gar hoch, freundtlich und effterigst gebetten, sowohl Patriae et Reipublicae, als Ihnen, Herren und Oberen, die sonsten bekanntermaßen mitgemußt hätten, en particulier, den resp. Dienst, Nutzen, Gefallen und Affection zu erweisen“ ꝛc. Bei seinen früheren achtjährigen Kriegskanzleidiensten wußte er „Gottlob selbsten, ohne Rühmen, was ein Geisel sey,“ kannte die Treulosigkeit der Franzosen, die Tyrannei des Melac, die „Grausamkeit und Wuth“ des Intendanten, hatte doch gewiß seit dem Falle Philippsburgs in allen Verschickungen, „wo niemand mehr hineingewollt,“ als „ein getrewer Burger in aller Gefahr redlich gedient,“ auch in den sieben Jahren, die er jetzt aspirirte, von seinem „onerosen, mit vielen Passivschulden angetretenen Vermögen zwar dem Publico vielwillig beigetragen, aber leyder, wie andere, noch nichts genossen.“ Jeder andere konnte diese Geiselschaft eher ausbalten als er, der „mit Kindern eine starke kostbare Haushaltung hatte.“ Aber es half alles nichts, er mußte mit, nachdem man ihm versprochen hatte, sich seiner Frau und Kinder anzunehmen und ihn „bei der Wiederheimkunft vor andern mit obrigkeitlicher würklicher Erkandtnuß gewiß zu bedenken.“ Der himmlische Richter ist sein Zeuge und die Herren wissen es gleichfalls, daß er nicht, wie ihm „böse Gemüther übel nachreden wollen,“ sich „wider besseres Wissen, Gewissen, mit Gewalt“ ꝛc., in diesen Geiselberuf „eingedrungen“ hat. Zu dieser „ziemenden Andtung oder Purgirung“ hat ihn jedoch nicht bloß die Verleumdung des Neides, sondern wohl auch der Umstand bewogen, daß die versprochene Beförderung, wie es scheint, nacher etwas auf sich warten ließ. Das Murren gegen Einen Edlen Rath, das ihn gewiß nicht vorwärts bringen konnte, würde bei einem so klugen Kopfe verwunderlich klingen, wenn er nicht, wie wir vermuthen, nachgerade die Entdeckung gemacht hätte, daß man seinen Relationen zwar die Ehre anthat, sie zu den Acten zu legen, aber von niemand gelesen, als von dem gleichfalls unzufriedenen Datt. Wir werden daher die Schreibfreiheit, die er sich in der Stille erlaubte, als Appellation an eine „curieuse“ Nachwelt anzusehen haben.

Auch Herr Seitz hatte seine Betrachtungen auf dem Herzen, die sich aus seinen fast gänzlich unleserlichen Geiselschaftsbriefen mit Noth entziffern lassen. Man hatte ihm versprochen, daß seine Prüfung nur bis Mannheim dauern solle, wohin das Geld sofort nachgeschickt werden würde. Er hatte aber bereits die Erfahrung gemacht, „daß es zu Zeiten in vühlen sachen verzüglich bei der statt hergehet.“ Er besorgte daher, daß, wenn man nicht pünktlich sey, er „wohl zu einem Geisel werden darffte,“ war sich also noch nicht ganz klar, daß diese Eigenschaft bereits an ihm haftete. Man hatte ihn „so schnell hinweg genommen,“ daß er „wenig zur Zehrung“ bei sich führte, sich folglich auch nicht recht hatte besinnen können. Doch mochte sich jetzt schon in seinem Kopfe die Befürchtung gestalten, die er seinem ersten Briefe anvertraute, daß die Sache „vühl anderst“ sey, als man ihm versprochen, und

Digitized by Google

zweifellos hat er beim Abschied den Herrn die Bitte an's Herz gelegt, die er schriftlich wiederholte, um Gottes willen das Geld unfehlbar zu liefern, „sonsten thut Eß, so war alß Gott im Himell Lebt, kein Guth und derffte die sach aller Erst Uebell auß Gehen.“ Seinen Laden brauchte ihm indessen niemand zu hüten, denn dieser war leer.

Samstag Vormittags zehn Uhr führte Major Larrard die beiden Geisel auf der Straße nach Canstatt ab. Gleich darauf folgten die beiden Reiterregimenter Melac und Orleans, während Biville mit dem Regiment Poitou nach Stuttgart ging. Im Abmarsch wurden noch die Schußgatter unter den Thoren zerhauen, die Thore zerstört und verbrannt, das auf dem Rathhause zusammengetragene bürgerliche Gewehr, nachdem das Beste davon ausgelesen, vollends von den gemeinen Soldaten, „wiewohl einer einen Fuß darüber auf der Stiegen abgefallen,“ geraubt und verdorben, die Thorschlüssel „in die tiefe Wasser gesprengt,“ aller Burger und Unterthanen Pferde und Wagen zur Abführung der Bagage weggenommen. Selbst die drei „Feuerstücklen,“ die „allerliederlichsten“ Geschütze, mußten dem gegebenen Wort zuwider mit. Melac ließ sie durch einen Hauptmann und eine ganze Compagnie Musketiere convoyiren. Sein „Geldkarch“ wurde von fünf Spitalpferden gezogen.

Der Abmarsch war beiläufig ein erwünschtes Ereigniß für drei Reutlinger Abgeordnete, die sich bis jetzt in Eßlingen aufgehalten gesehen. Melac hatte von Reutlingen noch einmal Fourrage und dann, während sie schon unterwegs war, Geld dafür verlangt, da er nicht mehr Zeit habe, die Fourrage zu verzehren. Statt der geforderten 3000 Gulden versuchte man es mit 600. In dem Gedränge und Getriebe aber, das vom Donnerstag bis zum Samstag herrschte, konnten der Sprachmeister, der Fahnenschmied und ein Rathsherr, die das Geld gebracht, „nit fürkommen.“ Durch den Auszug wurde ihnen „Luft“ gemacht und sie kehrten eilends nach Reutlingen zurück, wo ihre Entschuldigung nebst dem Gelde sehr wohl aufgenommen wurde.

Auf dem Marsche stieß ein Reiter zu Melac, der ihm meldete, daß Deutsche gegen Eßlingen zu marschiren. Auf dieses hielt er sich zu den Geiseln und der Equipage, die er nicht aus den Augen ließ, bis man an der Uffkirche vor Canstatt angekommen war, wo Halt gemacht wurde. Hier erfuhren die Gefangenen, daß der Obergeneral Freitag Abends mit Dragonern von Heilbronn angekommen sey, in Canstatt übernachtet und den Melac den ganzen Vormittag erwartet habe. Dieser mußte seine Beute allen Heiligen anbefohlen und ritt hinein.

Montclar wagte an diesem Tage in Stuttgart seine befleckte Ehre zur Schau zu tragen. Es ist nicht gemeldet, ob er in die Audienz zur Herzogin ging. Gleich nach seiner Ankunft „befand er mit dem Juvigny vor gut,“ 800 Schuh an der Stadtmauer niederreißen zu lassen, wobei auch ein Rondel zerstört wurde. Wenn Sattler und seine Quellen nicht gut weit gehen, so hatte Juvigny den Plan gemacht, die Hauptstadt einzuäschern, und dazu schickte sich „des Plutons Bruder, der Melac, mit seinen lieben getreuen Höllenbränden“ an. „Fünfhundert“ derselben rückten in Canstatt ein, „Feur-Kleider und Pech-Kränze an- und umb sich tragend und in allem wie die scheußlichste Furien und lebendige Teufel außsehend.“ „Sie wollten bereits den bei sich in Fäßern gehabten Brandzeug oder Materialien nacher Stuttgart überführen lassen, den aber der Fuhrmann, einen Abweg bei dem Canstatter Armenhaus listiglich nehmend, in eines gewissen Bürgers in der Vorstadt stehendem Haus, wiewohlen nicht ebender wissend, was darinnen gewesen, als bis man das Faß angestochen, abgeladen.“ Zweihundert Leiterwagen waren aus der Umgegend bestellt, die angeblich auf dem Asberg gebraucht werden sollten. Man erkannte hierin die Absicht, die Residenz vor dem Brande zu plündern; doch waren die Wagen auf dem Asberg auch nicht überflüssig, denn dort führten die Feinde an diesem Tage die „unvergleichliche“ Artillerie hinweg, die sie im dritten Capitulationsartikel, für den Fall, daß sie die Festung nicht behalten würden, an Wirtenberg zurückzugeben sich verpflichtet hatten. Eben so wortbrüchig sprengten sie die Festungswerke, so gut sie in der Eile konnten, und zündeten darauf Nachts noch das Zeughaus an.

Kniefällig * wurde bei Peysonnel das Feuer, womit Melac der Hauptstadt drohte, abgebeten und die dafür angesetzte Brandschatzungssumme von 30,000 Gulden auf 15,000 herabgebracht. In dieser Angst und Noth, die mit der Nähe der Befreiung immer höher stieg, zeigte sich Ossander auf gleiche Weise hülfreich, wie zu Tübingen und Herrenberg. Er war gekommen, um die französische Generalität von dem Gehorsam des

* Sattler, XI, 177, schreibt diesen Fußfall dem Bürgermeister Jacob Fischer zu, gesellt ihm aber in der Topographie, S. 77, noch den „Prälaten von Hirschau,“ den er bei dieser Gelegenheit mit Namen nennt, und den Stadtvogt (Stadtdirektor) Johann Gruber bei. Bei Ossander hat er sich jedenfalls im Titel geirrt, denn derselbe war damals noch nicht Prälat.

Digitized by Google

Tübinger Magistrats schriftlich und mündlich zu überzeugen, und hatte die Versicherung gebracht, daß man droben in voller Arbeit mit dem Abbrechen sey. Montclar wollte nicht ganz trauen und bot seine Truppen an; de Vienne, d'Ancre und andere Offiziere thaten, als ob sie bereits Ordre hätten, nach Tübingen zurückzugehen und den Werkleuten zu helfen; Osiander aber ließ sich nicht schrecken, sondern fertigte mitten unter den Drohungen der Franzosen einen Expressen ab, durch den er nach Tübingen sagen ließ, man solle inne halten, der Succurs sey vor der Thüre. Der Hof, die Minister, die Kanzleien, die Stadt, Alles nahm seine Zuflucht zu dem Professor, „und dieser übertraf auch hier die Erwartung."

Die Nacht vom Samstag auf den Sonntag wird, gewiß ohne Uebertreibung, die schrecklichste genannt: Melac meldete Abends von Canstatt herauf, daß eine Streifpartei, die er gegen Köngen abgeschickt, um die steinerne Brücke dort abzutragen, unverrichteter Dinge und flüchtig zurückgekommen sey. Montclar und Peysonnel beschlossen noch in der Nacht aufzubrechen. „Was vor ein Plündern, Quälen und Plagen um das Geld mit Setzung Degen, Pistolen, Carbiner ꝛc. vor der Inwohner Brust und Leib, und was dergleichen weltbekannte Grausamkeiten mehr seyn können, so diese letzte Nacht von den Franzosen verübt worden, mögen diese Zeilen nimmermehr exprimiren."

Osiander hatte auch hier wieder die Erlaubniß erhalten, sich Ordonnanzen von der Hauptwache zu holen, mit welchen er durch die Stadt patrouillirte und sein Mögliches that. Er war schon die vorige Nacht nicht mehr aus den Kleidern gekommen.

Auch den Ministern war er ein Retter in der Noth. Sie wurden Nachts 12 Uhr zu Montclar gerufen, „bart mißhandelt und mit einer äußerst unangenehmen Beschwerde bedroht." So sagt Abel; es läßt sich kaum denken, was ihnen noch weiter zugemuthet werden konnte. Etwa Bitten oder Drohungen an die Kreisgeneralität, um sie zum Rückzug zu bewegen? Osiander „sprach für sie und rettete sie durch seine Geschicklichkeit von der äußersten Mißhandlung." Dann schlich er sich in das Schloß, um die Herzogin mit der Nachricht von dem nahen Abzug der Franzosen zu trösten. Sie erwartete jeden Augenblick die „Insolenz" ihrer Bürger und den Verlust der Feinde mit dem Anzünden der Stadt vergolten zu sehen, und hatte in dieser Todesangst doch den Muth, mit ihren beiden Prinzessinnen, Kindern von eilf und dreizehn Jahren, auf dem Posten auszuharren, der wenigstens die Eigenschaft eines Palladiums entfalten konnte. Ob die Prinzessin Marianne zur Stelle blieb, ob sie ihren Freund Lagrange aus Anlaß dieses Besuches sah, das ist eine der vielen Fragen, auf welche die Geschichte schweigt. Zwigny aber — über den Herr Ferber das gemäßigte Urtheil abgibt, er habe „seinen Characterem überschritten und sich wider alle Parole nit als ein inviolabler Abgesandte, sondern falsche Feind aufgeführt" — Zwigny war so keck, bei der Herzogin eine Abschiedsaudienz, früh Morgens noch vor Tag, zu verlangen. Die Verfasserin der Kreuzpresse bewilligte auch diese, „und ist er darauf, nachdem er sich kürzlich valedicirt, ohne daß er einigen Paß vor sich oder die Seinige begehrt, mit unordentlicher Hinterlassung einiger Victualien und unbezahlten Hauszins und Handwerksleuten anderst nicht als flüchtig mit den feindlichen Truppen davon gezogen."

Von den Generalen war Montclar der erste, der „durchging." Der Abzug nach Leonberg fing um zwei Uhr an. Osiander eilte bei den Offizieren umher und machte ihnen im Namen der Herzogin Geschenke, damit sie während des Abmarsches keine Unordnung zuließen. Er kam hiebei in Lebensgefahr. Ein Offizier forderte für den Marquis de Filanderie hundert Ducaten über die bereits bezahlte Summe, „und als Osiander betheuerte, daß er nicht mehr für diesen Herrn empfangen habe, drang jener mit dem Degen auf ihn zu, und nur die tapferste Gegenwehr und die herbeigeeilte Menge waren fähig, den Wüthenden von Osianders Ermordung abzuhalten." Für die 15,000 Gul den, die von der Stadt nicht völlig aufgebracht werden konnten, wurden der Bürgermeister Johann Georg Güetler und Johann Jacob Fischer als Geiseln mitgenommen. Peysonnel blieb bis zuletzt. Morgens von acht Uhr an zog er mit der Arrieregarde ab, nachdem er „denen Herrn von der Stadt die hinterlassene Verwundete zu fleißiger Cur recommendirt," und Osiander mußte ihn noch eine halbe Stunde weit begleiten.

In Canstatt waren die Franzosen „die ganze Nacht sehr unruhig gewesen." Sonntags früh stellte Melac seine Regimenter auf den Wiesen vor der Stadt in Schlachtordnung und ritt mit fünfzig Dragonern nach Untertürkheim zurück, zu recognosciren. Die beiden Eßlinger Geiseln erhielten mittlerweile zwei Canstatter zur Gesellschaft, die, „wegen der Sprache," von der Stadt an Ferber empfohlen wurden. Als Melac wieder kam, führte er die scharf bewachten vier Geiseln „hinter seinen Heerbauken, Trompetern und sich, vor den fünfzig Reitern her, vor die Stadt hinaus, über die Brucken, auf die Wiesen, zwischen die zwei Regimenter, die daselbst in der bataille den ganzen Morgen bis 10 Uhr gestanden." Nachdem die Neckarbrücke abgeworfen war, erfolgte der Aufbruch. Von der Höhe

Digitized by Google

der Prag ſahen die Geiſeln „viel Volks den Bopfer und Wingartberg herab auf Stuttgart laufen,“ erfuhren aber nicht, „was für Volks es ſeye.“ Zwei Stunden hernach, auf dem hohen Ackerfelde zwiſchen Leonberg und Markgröningen, von wo ſie den Asberg brennen ſahen, kam ihnen die franzöſiſche Armee zu Geſicht, wie ſie ſich eben aus den Garniſonen bildete, die ſich hier vereinigten und von überall her Geiſeln mit ſich führten. Ferber, der gewiß nicht zu kleine Zahlen hat, ſchätzte ſie auf 5—6000 Mann. Hier geſtand ihm Larrard, der deutſche Succurs, den er von der Prag aus geſehen, ſey 6000 Mann ſtark in Stuttgart angekommen und habe ſie verfolgen wollen. „Sie wollten eins mit ihm gewagt haben,“ meinte er, und Melac war „unwillig, daß ſich Montclar nit geſetzet und die Teutſche erwartet habe.“

Der vierte Advent war es, 23. December, an welchem Stuttgart die Ankunft des Entſatzes erlebte. Dieſe ſo vielbeſprochene Macht zählte nicht ganz 3000 Mann regulärer Truppen, beſtehend in den vier ungariſchen Kreisregimentern mit vier „Regimentsſtücklen,“ einer Abtheilung Starhembergiſcher Dragoner und — des Adminiſtrators halbem Regiment Oranier. Sie hatten ſich nach der Pflichtfeite durchgeſchlichen. Dieſen Truppen, die der Markgraf nebſt des Adminiſtrators jüngeren Brüdern führte, folgten ungefähr 8000 Mann Landſturm, meiſt Bauern und Forſtknechte, die Prinz Louis, dem hohen Pathen in Paris zum Trotz, wie ſie ihm unterwegs zuliefen, aufgerafft hatte.

Als man die erſten Truppen auf der Höhe des Bopferbergs erblickte und Cavallerie in vollem Galopp nach der Stadt herunter jagen ſah, verbreitete ſich neuer Schrecken. Die Einen meinten, es ſeyen friſche franzöſiſche Völker, die der Abgezogenen Drohungen zu vollziehen kommen, Andere erkannten den Succurs und fürchteten eine Schlacht. Blutige Auftritte ſtanden jedenfalls genug bevor, da viele Franzoſen hin und wieder in der Stadt zurückgeblieben waren.

„Die Cavalerie ſowohl als die Infanterie war nicht anderſt als wie ein Löw, der zum Raub eylet, anzuſchauen. Die blinkende Säbel mußten ſogleich durch der zurückgelaſſenen Bleſſirten und ſich verſpäteten Hälfe der Franzoſen ohne Mitleyden paſſiren, und warteten ſie ſamentlich mit höchſter Impatienz, den Feind zu verfolgen.“ Aber das war jetzt die Frage, die im Schloſſe zwiſchen der Kreisgeneralität und der Regierung berathen wurde. Man ſchlug die eigenen regulären Truppen, das noch nicht angekommene Fußvolk eingerechnet, auf 2800 Mann, die franzöſiſchen, die man eine halbe Stunde entfernt erachtete, auf 3000, und Melacs beide Regimenter, die ſo eben von Canſtatt aufbrachen, auf 800 an. Dazu hatte ſich Peyſonnel eine Viertelſtunde vor der Stadt „auf der Höhe mit gutem Vortheil geſetzt.“ Unter dieſen Umſtänden wollte die Regierung der Kreisgeneralität „ſelbſten den Ausſchlag laſſen, ob ſie ohne habenden Rucken und ſichere Retraite ſich in eine Hauptaction einlaſſen könnte.“ Sie ſtellte jedoch dabei vor, daß, wenn der Succurs ſich wieder zurückziehen müßte, man „nichts als eine gemeine Maſſacre, Brand und Raub vor Augen ſehe.“ Durch „dieſe und andere mehr Raiſons“ fand ſich die Generalität „bewogen, den Feind weiter nicht als mit Parteyen zu verfolgen.“

Die letztere Maßregel wurde, ſcheint es, faſt mehr zugelaſſen als angeordnet, denn die Soldaten und die jetzt heranellenden Landſtürmer waren nebſt vielen Stuttgarter Bürgern wüthend, daß ihnen die Genugthuung der Waffenehre, die Rache, die Beute entgehen ſollte. Am heftigſten tobten die Starhemberger. Ein paar von ihnen, erzählt der geſchüchterte Hahn, „haben vor bitterm Zorn gegen das Schloß geſchoſſen, davon bald eine vornehme Dame wäre getroffen worden.“ Sie mußten „in continenti um das Leben ſpielen,“ und „iſt alſo der Verſpieler nach einer Viertelſtund“ — wie ſich der Göppinger Präceptor gräciſirend ausdrückt — „archiquebuſiret worden.“ Als kaiſerliche Soldaten, fährt er fort, haben ſie dem General der Kreisvölker „nicht pariren wollen, ſondern denen Franzoſen tapfer nachgejagt.“ Die Bürger, die ihre weggenommene Habe wieder holen wollten, erhielten aus dem Zeughauſe Waffen und Munition. Um die Austheilung zu beſchleunigen, ſtellte man offene Tonnen auf die Gaſſe, damit jeder ſich nach Belieben mit Pulver verſehen konnte. Zum Unglück aber fiel eine Lunte in eine ſolche Tonne, daß das Pulver mit großem Krachen in die Luft flog und fünfzehn Perſonen theils augenblicklich tödtete, theils erbärmlich verbrannte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Das Schillerfest.

Der Cirkus der Kaiserin iſt das ſchönſte Theatergebäude in Paris, und mit dem Odeon das einzige, das einen monumentalen Charakter hat, was allerdings ſehr demüthigend für die andern iſt. Luftſpringer, Clowns und gelehrte Pferde, wie man hier ſagt (chevaux savants), ſpielen in einem Palaſte, und der Fürſt der Männer und die ſtolze Klytemneſtra ſtehen in dieſer und freilich auch in anderer Hinſicht bedeutend gegen die vierbeinigen Virtuoſen zurück. Die große, weite, prachtvolle Rotunde des Cirkus iſt in ein allerliebſtes Dekagon gefaßt, mit zierlich durchbrochenen Seitenſtäben, die von Arabesken, Mascarons, Skulpturen ſtrotzen. Durch die Kuppel, die aus der Rotunde emporragt, geſellt ſich das Großartige zum Eleganten. — Sie finden wohl, daß ich mich allzulange vor der Thüre aufhalte, und da habe ich leider eine allzugültige Entſchuldigung vorzubringen: ich bin ſelbſt nicht weiter gekommen. Hören Sie, wie es einem gelernten Journaliſten gehen kann.

Als Journaliſt erhielt ich Einladungen zu dem Concerte und zum Banket. Man hatte mich ſplendid bedacht, mit einem Sperrſitz in der zweiten Ranglogenreihe de face. Man macht hier hinſichtlich der Preiſe einen Unterſchied zwiſchen den Seitenlogen und den Logen, die der Bühne gegenüber ſind. Ein Sperrſitz iſt in den Pariſer Theatern bei außerordentlichen Gelegenheiten eben ſowohl als bei einer gewöhnlichen Vorſtellung ein heiliges, unantaſtbares Eigenthum, das noch im letzten Akt in Anſpruch genommen werden kann. Darauf mich verlaſſend, kam ich zehn Minuten vor acht Uhr, wo die Feierlichkeit ihren Anfang nehmen ſollte, am Gitter des Cirkus an und zeigte meine „Stalle“ vor. „On ne passe pas.“ — „Ich habe aber ein Billet, und“ — „Wenn Sie ein Portefeuille voll Billete hätten, Sie würden nicht paſſiren.“ — „Rufen Sie die Direction.“ — „Die Direction kann eben ſo wenig aus dem Saale heraus, wie Sie hinein: die Treppen, die Gänge, alles iſt zum Erdrücken voll. Man wird Ihnen Ihr Geld zurückgeben.“ — Wie mir, erging es mehreren hundert Perſonen, darunter manchen, die ihre Karten mit 15 Fr. bezahlt hatten. Den andern Tag machte man mir Vorwürfe, daß ich nicht gekommen! — „Freund,“ erwiederte ich, „eine halbe Stunde habe ich vor dem herrlichen Porticus geſtanden mit den kannelirten Säulen und den Basreliefs im Giebelfeld, und dem ſchnaubenden Roſſe auf dem Dache. Es iſt von Pradier und eines ſeiner beſten Werke; es will eben in die Rennbahn ſich ſtürzen; ungeduldig ſchüttelt ſich der feine Kopf, der Huf ſchlägt in die Luft, aber es hilft ihm nichts: es kommt nicht vom Flecke, und mir ging's wie dem edlen Thiere; ich ſtampfte ungeduldig mit — dem Firniſſtiefel, und ſchnaubte nach der Direction, die unterdeſſen zu Meyerbeers Marſche klatſchte.“ Und das war nicht mehr wie billig, wie Sie aus folgendem Berichte erſehen werden, den ich ſtellenweiſe aus der hieſigen Revue et gazette musicale entlehne. Es dürfte außerdem für deutſche Leſer nicht unintereſſant ſeyn, zu ſehen, wie ein Pariſer Kritiker ſich über das Schillerfeſt äußert.

„Deutſchland, das in ſo viele Fractionen zerfällt, hat etwas unternommen, was vielleicht manche, durch die Einheit mächtigere Staaten nicht zu Stande gebracht hätten. Es hat einen ſeiner großen Männer auserkoren, und aller Orten, wo ein germaniſcher Stamm ſeine Zelte aufgeſchlagen, hat Deutſchland durchgeſetzt, daß ſein hundertjähriges Geburtsfeſt daſelbſt gefeiert werde, wie in den Städten der Heimath. Schiller war zu dieſer Feierlichkeit auserſehen, die bisher ohne Beiſpiel geweſen. Was man nicht für Goethe gethan, den Patriarchen deutſcher Dichtkunſt und deutſcher Wiſſenſchaft, der ſchier ein Jahrhundert durchlebt, man hat es für Schiller gethan, deſſen Laufbahn eine ſo kurze geweſen war. Schiller war von jeher der aufrichtige und ernſte Vertreter der edelſten Ideen und Gefühle; ſelbſt da, wo er im Aufbrauſen des Jugendfiebers ſich gegen die geſellſchaftliche Ordnung auflehnt, gibt er noch ſeine Liebe für Menſchenwürde zu erkennen. Eine nicht zu überſehende Menge war zu dieſem Feſte neuer Art herbeigeeilt. Wäre der Saal noch viermal größer geweſen, es wären noch viermal mehr Zuhörer gekommen. Freilich war Schiller nicht das einzige Anziehungselement. Meyerbeer, Schiller begrüßend, die Muſe der Hugenotten und des Propheten, den Dichter der Jungfrau von Orleans, den Geſchichtſchreiber des dreißigjährigen Krieges durch ſeine Geſänge feiernd, war dieß nicht der Mühe werth, geſehen und angehört zu werden? Meyerbeer hat für Schiller zwei Stücke geſchrieben, die Beiden würdig ſind. Das erſte iſt ein Marſch, der einen Zug begleiten ſollte; der Marſch war indeß die Hauptſache und den Zug mißte man leicht. Der Marſch iſt nach Art der großen deutſchen Symphoniſten behandelt; das Thema iſt anfangs ſehr einfach und wird pianiſſimo geſpielt; allmählig dehnt es ſich aus, erhebt ſich und bereichert ſich mit mannichfaltigen und überraſchenden Variationen, die ſtets nach der Grundidee convergiren. Eine großartige, gewaltige Harmonie, herrliche Modulationen, neue, ſinnreiche Inſtrumenteffekte,

Digitized by Google

alles dieß ist mit einer Macht und Majestät aufgeboten, woran der Maestro leicht zu erkennen ist. Das zweite Stück ist eine Cantate, wozu L. Pfau die Verse geschrieben. Sie sind wohlklingend und ganz hübsch. Die Musik des Maestro hat ganz den Accent seines Vaterlandes. Man kann mit Gewißheit voraussagen, daß sie in kurzem populär seyn wird. Die von Kalisch gehaltene Rede ist gut geschrieben und wurde gut vorgetragen und lebhaft beklatscht. Sodann las ein in seiner Heimath berühmter Schauspieler einige Scenen aus Don Carlos; der Erfolg war so groß, wie er nur seyn konnte. Das Finale der neunten Symphonie mit dem Liede an die Freude beschloß das Fest. Nie war dieser letzte Theil eines kolossalen Werkes, das den meisten französischen Zuhörern unverständlich geblieben ist, mit einem solchen Aufwande von Instrumenten aufgeführt worden."

So weit der französische Berichterstatter. Nachdem ich mich hinlänglich mit den architectonischen Schönheiten des Circus vertraut gemacht und mich mit dem Garde de Paris heiser gezankt hatte, hörte alles mit Lachen auf. Der unglückliche Garde de Paris — ehemals Garde municipal, noch früher Gendarme — von allen Seiten von Reclamanten bestürmt, die, wie ich, ihre Einlaßkarten vorzeigten, ließ endlich seinem Grimme freien Lauf. „Ich hatte," rief er, „den Service hier als besondere Vergünstigung erhalten, weil ich das Concert zu hören hoffte. Ich wollte, der Teufel hätte mich lieber nach Charenton oder Bicêtre geführt." Darüber entstand allgemeine Heiterkeit und ich ergab mich in mein Schicksal. Es war ein stiller, verschleierter Herbstabend, der feine Nebel schwamm wie Silberduft im Mondlicht und milderte alle Linien und Umrisse. Paris zerfiel in „ruhig große Massen," die unzähligen Gasleuchter brannten blutroth auf dem Concordeplatz. Da hatte ich wieder die Vision, die mich immer schreckt, so oft ich zur Nachtzeit über diesen Platz gehe, wo die erste Republik ihre Bluthochzeit beging. Und dabei fiel mir ein, daß man es heute noch unserem großen Dichter nicht verzeihen kann, daß ihm der Convent das französische Bürgerrecht ertheilte. Schiller war oder ist wahrhaftig kein Republikaner und kein Revolutionsmann; er hat auch auf dem Gebiete der Dichtkunst für das Recht und gegen die Willkür gekämpft, und wenn er mitunter historische Figuren verzeichnet, so liegt der Grund eben in dem Adel seiner eigenen Natur.

So eben erfahren wir durch ein Telegramm den Unfug, der in Berlin statt gefunden. Nächstens ein Mehreres.

Berlin, November.

Die große Friedrichsstraße. — Das Schillerfest.

Ein Reisender, welcher Berlin nicht zum erstenmale besucht hat, versichert, ein solches Geschwirre, Summen und Treiben der Menschenmassen nie erlebt zu haben. Wenn er Morgens sein Fenster, drei Treppen hoch, öffnet, dröhnt und summt es von unten herauf, wie an der Chiaja oder Santa Lucia Neapels; denn unter dem dritten Geschoß, in einer frequenten Gegend, noch ein Zimmer im Hotel zu finden, wäre eine Rarität. Das Treiben, Schieben, Rollen und Karren in den belebteren Straßen und Durchgängen erlaubt aber auch dem Friedliebendsten kaum mehr, sich passiv vom Strom treiben zu lassen, er muß selbst segeln und steuern. Berlin ist stoßweise von zehn zu zehn Jahren zur großen Stadt emporgetrieben worden, und den Stadien nach 1815 (nach den Befreiungskriegen), nach 1840 (nach der Baulust mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV.) und nach 1848 (d. h. als nach der ungeheuerlichen Furcht vor dem Chaos das ebenso behagliche conservative Sicherheitsgefühl die Begüterten und Speculirenden ergriff) ist jetzt wieder ein solcher Stoß gefolgt, man weiß nicht woher, noch aus welchen Motiven, freilich auch kaum, wohin es soll. Die orientalische Frage, die amerikanische Handelskrisis, trotz ihren furchtbaren Nachwirkungen, und die noch bedenklicheren des italienischen Krieges haben nur theilweise gehemmt; wohin einmal die Baulust ihre Richtung hatte, blieb sich die Strömung gleich. Möglich, daß sich, wenn Frieden in Europa geblieben wäre, die Stadt nach einigen Seiten hin noch weiter ausgedehnt hätte, als es jetzt der Fall ist; aber die Bevölkerung und ihr strebsamer Geist haben sich in die Höhe hinauf und durch neue Decorationen der Häuser und Straßen so entwickelt, als lebten und bewegten wir uns in der steigsten Ruhe.

Blicke man nur auf die eine große Friedrichsstraße, von einem Thore zum andern eine halbe deutsche Meile lang, schnurgrade! Sie, als Kern und Typus der neuen, fortstrebenden Stadt, hat keinen Anspruch auf einen historischen Ursprung; und doch ist sie recht historisch erwachsen, auf das Commando des Soldaten- und Bürgerkönigs, des ersten Friedrich Wilhelms, der mit seinen Billets und Decreten seine wohlhabenden Beamten, Offiziere und Edelleute aus dem Morgenschlaf so oft aufrüttelte, indem er ihnen ein Stück Grund und Boden unter der Bedingung, ein Haus zu bauen, verehrte. Welch schwere Seufzer über diese

Digitized by Google

Danaergeschenke ruhen aus anderthalb Jahrhunderten noch in den Fundamenten der Gebäude! Und der Werth von heute konnte den Ruin der Familien damals nicht pränumerando abwenden, welche unerbittlich sich ein Haus aufrichten mußten. Stand ja der König, fast buchstäblich, mit dem Rohrstocke daneben. Schön ward die Straße nicht, das hat auch niemand behauptet, aber regulär, militärisch regulär und monoton, wie die Soldaten des Königs, nur daß sie nicht so groß wurden, wie die Körper seiner Riesengarde. Die große Friedrichsstraße ist ein Jahrhundert und ein halbes darüber eine lange und breite, aber eine Straße gewesen, deren Gebäude nicht in die Wolken ragten; alle ein, höchstens zwei Geschosse über dem Erdgeschoß. Seit ehegestern ist es anders. Die bei weitem größte Mehrzahl ihrer Häuser sind aus der Erde emporgewachsen, Riesen an Riesen, drei und vier Geschosse, mit crenellirten Thürmen an den Ecken, mit mehr oder minder schwerer Ornamentur. Uniform ist auch da, wie zu den Zeiten des ersten Friedrich Wilhelms, aber so, wie Rock, Kasket und Muskete im Jahr 1859 sich verändert haben im Vergleich zu denen von 1710. — Welche Schatten werfen diese neuen Häuser auf die jetzt eng scheinende Straße, und wie schwer drücken sie auf die Erdgeschosse, und welche Menschenzahl wimmelt in diesen Palästen, woran alles verschwendet worden, nur nicht der Raum! Spiegel, Gold, Glanz aller Farben und Formen, und Schritt um Schritt auf dieser halben deutschen Meile Kaufläden, von denen vor zwanzig und zehen Jahren kaum der zehnte und zwanzigste Theil bestand. Sind sie Produkte des Bedürfnisses oder nur des Luxus, einer industriellen Thätigkeit, welche schafft, um Neues hervorzubringen, oder um desto mehr zu zerstören, damit nur wenige auf der Verwüstung in Ueppigkeit blühen? Das zwanzigste und zehnte dieser neuen Geschäfte pflegt allerdings in jedem Jahre seine Thüren wieder zuzuschließen, und das Gerichtssiegel sitzt drauf, aber nur damit ein anderer Laden ein paar Tage später unter einem andern Namen aufgehe. Sieht man aber in der Mittagsstunde, oder Nachmittags, wenn die Schulen und Klassen der Gymnasien geschlossen sind, das Gewimmel der Jugend, die Tausende von trippelnden Mädchen, kaum der Ammenstube entwachsen, bis zu den Primanern, keck studentenhaft die Kappe schräg über dem Kopf, sieht man diese Ameisenhaufen summend, singend, wie ein Bienenschwarm oder ausbrandernde Kräken, so fragt man sich, ob diese thurmhohen Häuser in so und so viel Jahren noch für sie alle Platz haben werden.

Heute aber schwebt auf allen diesen geschwätzigen Lippen nur Ein Name; er schwirrt auf dem Markt, in den Gewerkstätten bis zu den Dachstuben, oder gar bis zu den Kirchthürmen und ihren hier nicht allzu sonoren Glocken. In den Schulen, von der Universität bis zu den Klippschulen, in der Polizei, in der Börse sogar, allüberall tönt der Name, und was sonst geschaht und Geist und Sinne beschäftigte, mußte bei Seite liegen. Ja, in dem Augenblick, wo ich schreibe, ist, was ich eben schrieb, lange nicht genug. Das Ministerium, Stadt und Magistrat, die ganze Regierungsmaschine, der Regent selbst haben die Angelegenheit übernommen, und einer sucht den andern zu überbieten. Brauche ich den Namen zu nennen, der alles elektrisirt? Wer hat das Schillerfest in's Leben gerufen? Dieses ausfindig zu machen, ist vielleicht noch schwieriger, als die Aufgabe es wäre, alles zu erzählen, was in den nächsten Tagen allerorten zur Feier geschehen, gesprochen und gesungen werden wird. Wir begehen uns daher im voraus, über Illumination oder nicht Illumination, über Aufzüge und Fackelzüge oder nicht, über Grundsteinlegung, Reden und Jubel zu berichten, weil die politischen Zeitungen, welche schon jetzt ihre Spalten damit füllen, noch vieler Beiblätter bedürfen werden, um nur kurz und knapp das Nothwendigste zu erzählen. Aber wer hat es ersonnen? wiederhole ich. Niemand! denn hunderttausende hatten den Gedanken; aber von den hunderttausenden, die jetzt mithandeln und mitschwärmen, hatte keiner eine Ahnung, zu welcher Windsbraut, zu welchem Feuerstrom, zu welcher Ueberschwemmung der Gedanke schwellen werde. Wer sinnt auch heut noch darüber, weßhalb unser Polizeipräsident oder unser Minister den Fackelzug und die kolossale Gestaltung des Festes auf dem Markt verboten hatte! Beide gehorchten in jenem Augenblick wahrscheinlich nur dem Schematismus alter Polizeibedenken, und niemand wird es jetzt ernstlicher bedauern als sie selbst. Was oft geschieht, ist auch ihnen begegnet; in redlichster Weise, durch ängstlichen Widerstand haben sie die Macht des Stroms erst angeschwellt, so daß er alle Schleusen brechen mußte. Doch was rede ich jetzt noch von Berlin, wo schon Wien, ganz Deutschland, Petersburg, ein großer Theil von Europa und Amerika davon berührt sind! Zufälle, Intriguen, Rivalitäten haben hier dabei gespielt; immerhin, das ist Nebensache; es hat eben eine andere, dämonische Gewalt sich der Bewegung bemächtigt. Das, was jetzt geschieht, konnte keine Intrigue, keine Verschwörung, keine diplomatische Einfädelung hervorbringen; es war ein moralisches Wetterleuchten, wie das Nordlicht, das plötzlich aus einem dunkeln Winkel aufschießt und in wenigen Momenten den Horizont durchleuchtet und entflammt hat. Etwas Aehnliches finden wir in der Geschichte gar nicht; es ist unerhört, daß der Name *eines* Menschen, eines erst seit einem Menschenalter verstorbenen Mannes, und eines Dichters, eines Philosophen, der seinen Ideen, seiner Sprache nach nur den Gebildeten verständlich schien, diesen geistigen Feuerbrand in die moralische Welt schnellen konnte. Sage man immerhin, daß die unermeßliche Ehre nicht dem Dichter, dem Menschen Schiller gelte, sondern dem Propheten des Humanismus, dem Paladin des sittlichen und geistigen Fortschrittes, daß die Tausende und Millionen in seiner Erhebung sich selbst, ihr eigenes sittliches Gefühl, eine andere, bessere Zukunft feierten; es ist doch immer Schiller, sein Name, seine Dichtergabe, der Ball, woran die Lawine sich fortgewälzt hat. War es denn nicht überall so in der Atmosphäre? lagen die Stoffe

Digitized by Google

nicht wie von selbst überall gelöst und fertig, sich auch herabzuwälzen? Und wie warteten sie so lange ab, bis seit Schillers Geburt hundert Jahre verflossen waren?

Hier, bei uns, ist nun die Sache fertig, und etwas mehr oder weniger, was zu Ehre und Ausschmückung geschehen wird, ist gleichgültig. Man kann der Regierung dankbar seyn, wie man auch sonst über ihren anfänglichen Widerstand urtheilen mag; sie hat wenigstens bewirkt, daß die vielen Tausende nicht zu bengalischem Feuer, Pechfackeldampf und einem kolossalen Strohmann, mit Gips übertüncht, vergeudet werden, sondern zur Gründung eines würdigen Standbilds. Eine Partei, die sonst der Idee zustimmte, war verletzt durch das Programm, weil es auch die Kirchen zwingen wollte, ihre Portale zu illuminiren. Warum nicht sich genügen lassen, daß der Gedanke frei zum Himmel zündelt, warum intolerant auch andere zum eigenen Gefühl nöthigen? Dann schien der Chorus „Freude, schöner Götterfunke," in den alle einstimmen sollten, doch lächerlich, und wie viele verletzend! Wer will sich denn zwingen lassen froh zu seyn, wenn er aus der innersten Seele traurig ist? Und sind nicht der Traurigen mehr als der Frohen? Alles das ist bei Seite gethan, ein Denkmal Schillers wird gestiftet; ehe diese Zeilen gedruckt sind, wenn kaum meine Dinte auf dem Papier getrocknet ist, wird der Grundstein gesetzt seyn, und unter allen Förmlichkeiten, wie man einen König, und einen großen König, geehrt hätte. Was will man mehr? Und ist nicht auch dieß **mehr** schon da, wenn auch unsere Zünfte sich dem Zuge anschließen, feierlich und nicht auf Commando? Auch dagegen vermochten einzelne Widerstrebungen nichts, Stimmen aus dem ehrenwerthen, aber beschränkten Philisterium: „Denkt lieber an die Armen, als an einen todten Dichter!" — oder daß sonst höchst Ehrenwerthe riefen: „Alle Ehren für Schiller, setzt ihm Statuen in Weimar oder wo sonst, aber warum hier? Hier in Marmor oder Erz einen Lessing, einen Humboldt, die standen uns näher; warum gerade Schiller?" Oder: „Wie manche von denen, welche mitschreien, handeln und bezahlen, haben nie für Schiller etwas empfunden, nie ihn genossen, ja vielleicht nur gelesen!" Ferner: „Wer ruft denn so laut und wer spreizt sich so in den Zeitungen? Sind ja doch ganze Klassen und Schichten der Bevölkerung auf den Listen der Contribuenten gar nicht genannt, z. B. die großen Gutsbesitzer, die höheren Staatsbeamten, die gelehrten Fachmänner, und wie schwer wird es manchem, jetzt, wo es Ehrensache geworden, ein Scherflein beizutragen!" Aber was thut das alles! Schiller, nicht der Sachsen-Meiningen'sche Hofrath oder der Weimar'sche, oder gar der deutsche Dichter und Tragiker, sondern der Schiller, der Repräsentant der Ideen seiner Nation, wird von der Nation und der Regierung aufgerichtet, und keine nachkommende Macht oder Regierung wird es wagen können, das Bild wieder abzubrechen und seine Bedeutung zu verläugnen.

Ein andere Opposition ist von der ästhetischen Seite laut geworden. In diesem Augenblick kommt sie nur schüchtern vor, aber sie wird ihrer Zeit sich geltend machen. Ihr habt den Humanitätsgesetzgeber und Propheten vom Menschen und Dichter abgetrennt, aber er, sein ganzes Ich, war noch mit einem Andern verwachsen, und auch von dem hat man ihn geschieden. Schiller in seiner ethisch-ästhetischen Bedeutung für Deutschland war mit Goethe eins; sie sind nicht zu scheiden und zu trennen, oder jeder verliert dabei. War es ganz unmöglich, Feier, Triumph und Standbilder beider zusammenzubringen? Freilich, Goethe hat nicht die Götter Griechenlands gedichtet, nicht das Lied der Freude, nicht die inhaltschweren Worte und anderes; er galt nicht als der Lieblingsdichter der Empfindsamen, der nach Tönen schlürfenden, der halb Gebildeten und der Sehnsüchtigen nach einer besseren Welt; aber beide waren doch einig im wahren Willen und Wollen, ihr Volk zur geistigen Sittlichkeit und schönen Wahrhaftigkeit des irdischen Daseyns zu erheben. Im Sturm des politischen Augenblicks schien es nothwendig, Schiller allein auf den Fahnen zu erheben; aber diese Trennung, das Privilegium für Schiller, darf nicht dauernd bleiben, es würde diesem selbst schaden, wenn man, nachdem der Sturm sich gelegt hat, nicht beide Dioskuren am Himmel glänzen ließe. Die sehr vernünftige Vorstellung eines hiesigen geachteten Bildhauers, für **beide** Standbilder sofort **einen** Grundstein zu legen, ward nicht beachtet, weil sie zu vernünftig war. Man muß in stürmischen Zeiten der Strömung ihren Athem lassen; er wird schweigen und die Besonnenheit ihr Recht üben.

Es ist der 10. November gekommen. Ein schöner Tag; wie konnte der Dichter symbolisch besser als durch eine glänzende Sonne nach langen Nebel- und Regentagen begrüßt werden! Glockengeläute höre ich nicht, aber die Gewerke ziehen mit ihren Fahnen und Zeichen nach dem mit Masten umwimpelten Gensdarmenmarkt. Ungestriebene höre ich freilich auch schon, weil man officiell den Frauen keine Plätze bestimmt und gewährt habe, und weil der Ton des Comités, die Berliner an die Illumination am Abend als an eine Pflicht zu mahnen, unpassend sey. Gegen das Comité wird noch mancherlei Opposition laut werden. Wie ginge es anders? Für die Frauen wäre in der That in dem beengten Raume kaum Platz, und sie bei dem bis heute Morgen schlechten Wetter nicht einzuladen, schien eher human, trotzdem, daß sie die vorzüglichsten Verehrer des Dichters gewesen sind und seyn werden. Das Illuminationsdecret ist allerdings nicht höflich genug abgefaßt und mag heute Abend übel nachwirken.

Der Tag hat sich selbst gelobt. In stiller Freude ging das Fest vorüber. (Die Excesse mehrerer Straßenjungen, und anderer nicht besserer, am Abend waren ein simpler Unfug, dessen man in einem geschichtlichen Bericht kaum erwähnen darf.)* Die Reden des Oberbürgermeisters, die

* Mit dieser Betrachtung können weder wir, noch werden unsere Leser, die wir wie die häßlichen Scenen kennen, welche das Fest verunstaltet haben, sich einverstanden erklären. D. Redakt.

Digitized by Google

mißlichere des Geistlichen, des Predigers Sydow, werden Sie in den Zeitungen gelesen haben. Jener mußte einen Dichter rühmen, nachdem vor — wie viele Jahre sind es her? — eine ehrbare deutsche Stadt die officielle Existenz eines Dichters kaum constatiren wollte, und der protestantische Geistliche mußte dem Volke darthun, daß Schiller, wenn auch kein kirchlicher Christ, doch kein Widersacher des Christenthums gewesen sey. Der Prinz Regent erschien unerwartet selbst unter den Zuschauern und überraschte heute in der Zeitung durch die neue Stiftung einer Prämie für die Verfasser der besten dramatischen Dichtungen, welche in je drei Jahren künftig erscheinen würden. Neue Schiller und Goethe wird das freilich nicht aus der Erde wachsen machen, auch erscheint in den Regulativen manches bedenklich, was künftig hervortreten wird; Absicht und Wille der Stiftung sind indeß für unsern Staat ein Fortschritt, außerhalb aller Wege, die bisher beschritten worden. Die Reden bei den Festgelagen waren, mit Ausnahme der trefflichen Böckhs vor der Universität, mäßig; so war es auch die Illumination am Abend. Wie sollte auch jeder Redner neuen Stoff finden, und wer konnte mit Oellichtern und Kerzen die Königsstadt besser erleuchten, als das Licht des Vollmonds, das alle Prachthäuser mit seinem magischen Glanze übergoß? — Es ist tiefe Stille geworden; möge sie eine segensreiche werden!

Genf, November.

Das Schillerfest.

Aller Orten und Enden in der Schweiz hat man das Andenken des unsterblichen Dichters des Tell geehrt; es war eine schweizerische, dem großen deutschen Dichter dargebrachte Huldigung. In Genf hatte das Fest seinen bestimmten, eigenthümlichen Charakter: es war ein kosmopolitisches Fest unter schwarz-roth-goldenem Banner. Ist doch von jeher auf geistigem wie auf politischem Gebiete die Weltbürgerlichkeit die Größe und die Schwäche des Volks gewesen, das sich um diese Tricolore schaarte.

Die Vorbereitungen, die Genesis des Schillerfestes übergehen wir mit Schweigen. Es gibt in Genf wie anderwärts Parteien und Coterien unter den Deutschen; aber es gibt auch Deutsche, die zu vermitteln und zu versöhnen wissen, und ein solcher war glücklicherweise in der Person des Festpräsidenten Bankier Chr. Kohler gefunden. Und endlich beugte doch auch die Idee des Festes die Widerspenstigen unter ihre Herrschaft:

Und trennt uns groß und kleine Leidenschaft
Und gegenseitig bitteres Verneinen —
Dem Genius verbleibt die Kraft,
Uns Alle um sich zu vereinen!

Auch die Einzelnheiten des Festes, öffentlicher Aufzug, literarisch-musikalische Produktionen im Theater u. s. w. übergehen wir. Nur sey erwähnt, daß die „Glocke" in der französischen Uebersetzung des Professors Amiel (in Genf) vorgetragen wurde. Während einige deutsche Kosmopoliten sich über den Einfall, den Genfern durch den Vortrag des Schillerschen Meisterwerks in der Landessprache ein Compliment zu machen, höchlich freuten, zeigte sich gerade bei vielen Eingeborenen eine gewisse Mißstimmung, daß sie die große, ihrem ganzen Wesen nach durch und durch nationale Dichtung nicht in der Originalsprache hörten. Der eigentliche Schwerpunkt des Festes lag in dem Bankett, welches Abends im großen Saal des Palais électoral stattfand und an welchem über tausend Personen beiderlei Geschlechts Theil nahmen; denn die Deutschen hatten es sich nicht nehmen lassen, Frauen und Töchter mitzubringen, was für Genf eine ganz neue, unerhörte Erscheinung war, die nicht wenig bespöttelt und beargwohnt wurde. Und gerade die Anwesenheit der Damen gab diesem Fest seinen besondern Reiz und wirkte versöhnend nach allen Seiten. Die Genfer haben ein Stück des germanischen Frauencultus mit eigenen Augen kennen lernen und erfahren, daß

Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang!

Aber auch manche Genferin, ja einige Engländerinnen hatten ihre Prüderie überwunden und sich beim Fest des deutschen Dichters eingestellt. Frankreich war durch eine eben so schöne als vielgenannte Dame vertreten, durch die Frau von Solms, die exilirte Verwandte des Kaisers der Franzosen. Ein glücklicher Zufall brachte uns bei Tisch in ihre unmittelbare Nähe; wie oft sahen wir sie, wenn ein feuriger Toast ertönte, leuchtenden Auges mit der zierlichen Hand den Champagnerbecher ergreifen, um mit ihren Freunden Fazy oder Ponsard, dem Dichter der Lucretia, begeistert anzuklingen! Doch vergessen wir über den schönen Augen der Französin nicht die Reden, die „endlos wie des Sturzbachs Welle" von der Tribüne herab tönten. Da war zuerst Hr. Goegg, der ein feuriges, von nationaler Begeisterung getragenes Hoch den unsterblichen Manen Schillers ausbrachte. James Fazy, der den

Digitized by Google

kosmopolitischen Weltanschauungen des jungen Europa der dreißiger Jahre theoretisch und praktisch Treugebliebene, faßte die Bedeutung Schillers für die Bildungsentwicklung der Völker von dieser Seite und trank à l'avenir des peuples. Hr. Carteret, vom Institut Genevois, ging einen Schritt weiter und wünschte, daß die Geister Schillers, Dantes und Shakespeares gegenwärtig sich vereinigen könnten, um als oberstes Tribunal die obschwebenden politischen Weltwirren zu ordnen, welchen frommen Wunsch sich der bevorstehende Congreß merken mag. Des Redners Hoch aber galt dem Vaterland des gefeierten Dichters. Buchhändler J. Cherbuliez brachte einen Toast „à l'union des littératures allemande et française!“ Er erinnerte daran, daß es eine Schriftstellerin von Genfer Abstammung, daß Frau von Staël es war, welche hauptsächlich die deutsche Literatur durch ihr Buch de l'Allemagne in Frankreich zur Anerkennung brachte. Diese kurzen Notizen mögen zur Charakteristik des Genfer Festes genügen. Es wird zu den bedeutendsten Schillerfesten, die im Ausland gefeiert wurden, zählen. Den Ruhm hat das schwarzroth-goldene Banner in Genf davon getragen, daß alle, auch die feindlichsten der Genfer Parteien um dasselbe sich schaarten, und daß Alle der Nation, welcher der gefeierte Dichter entstammte, den Tribut begeisterter Hochachtung gezollt haben.

Gern möchten wir hiemit die Beschreibung der Schillerfeier in Genf schließen. Allein unsere Chronistenpflicht nöthigt uns, noch eines Mißtons zu erwähnen, der allerdings mehr komische als ernste Bedeutung hat. Es existirt nämlich auch in Genf ein grex virorum obscurorum piorumque, die, weil sie eben „ein Feind von allem Roben sind,“ sich nicht unter den allgemeinen Festjubel mischen, den deutschen Dichter nicht mit allen Deutschen feiern konnten, sondern es vorzogen, einen Schillertag nach ihrer Manier, so zu sagen hinter Schloß und Riegel, zu begehen. Noch andere gab es, die sich berufen fühlten, durchaus irrige, vielleicht übelwollende Festbeschreibungen in die Welt zu schicken, wie z. B. ein a Correspondent in der Augsb. Allgemeinen Zeitung vom 15. November. Das Geschlecht der Heulmeier ist leider noch eben so wenig ausgestorben wie das der Wühlhuber.

W. L.

Aus Tirol, 20. November.

Schillerfeier.

Wir haben uns lange sehr milder und schöner Herbsttage erfreut, welche selbst in das Hochgebirg Ausflüge gestatteten, jetzt ist aber der Winter in sein strenges Recht eingetreten, und obwohl der Sirocco den Schnee wieder zurückgetrieben hat, so herrscht doch starker Frost. Das Theater bietet heuer einigen Ersatz für den Reiz der Landschaft, doch haben nur zwei Ereigniße mehr Abwechslung in die langen Winterabende gebracht: Die Aufführung von Nagillers „Friedrich mit der leeren Tasche“ und die Schillerfeier. Jene Oper hörten wir bereits in Concertform; die einfache und gediegene Musik machte jetzt um so größere Wirkung, da sie durch eine schöne Scenerie und prächtige Costüme nach den Zeichnungen des Münchner Künstlers Alle, der auch den Text geliefert hatte, gehoben wurde. Nagiller ist ein Tiroler, es war daher eine Pflicht unserer Bühne, sein größtes Erstlingswerk dem Publikum vorzuführen, nachdem sein Name bereits durch andere Compositionen in der Fremde einen guten Klang erhalten. Ueber die Schillerfeier kann ich mich ganz kurz fassen; sie war eine allgemeine und freudige durch ganz Tirol, von Reutte bis Roveredo. Nur einem Jesuiten blieb es vorbehalten, zu Innsbruck in die Festfreude einen Mißklang zu werfen. Ein Mitglied des Ordens ist im heurigen Jahre zufällig Rektor der Universität. Er hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als den Studenten, ehe sie zum Fackelzuge ausrückten, die schwarz-roth-goldenen Bänder von der Fahne wegnehmen zu lassen, der Fahne, welche 1848 und 1859 die wackern Jünglinge vor den Feind an die welsche Grenze geführt hatte, ohne daß gegen jenen Schmuck von irgend einer Seite Widerspruch erhoben worden wäre. Das unzeitgemäße Benehmen des Herrn Rektors wurde von den Studenten bei dem nachfolgenden Commers durch ein Pereat gerügt; die Gesellschaft Jesu hat dadurch bei den Bewohnern dieser Stadt auch nicht viel gewonnen. Unser Clerus verhielt sich bei der Schillerfeier entweder gleichgültig, oder nahm an derselben in sehr würdiger Weise Theil, wie die Benediktiner in Meran an der Spitze ihres Gymnasiums; nur eine kleine Fraktion hielt sich, wie einige lutherische Zeloten in Norddeutschland, für berufen, mit dem süßen Gassenpöbel Berlins den nicht beneidenswerthen Ruhm zu theilen, die Feier unseres edelsten Dichters zu verunglimpfen und zu stören. Sie wählten dazu ein Innsbrucker Blatt. Die allgemeine und allseitige Mißbilligung konnte jedoch diese wackern Männer belehren, daß ihre Spekulation auf die Rohheit der Massen, welche sie auch hier voraussetzten, eine vergebliche war. Zu Innsbruck wurden

Digitized by Google

am 9. Abends die Karlsschüler aufgeführt, dann zog die begeisterte Jugend mit Fackeln aus der glänzend beleuchteten Universität zum Standbilde des Dichters vor dem festlich geschmückten Museum und sang dort einige passende Lieder. Am 10. war Concert mit Compositionen nach Schiller und Tableaux aus seinen Dramen, dargestellt von Innsbrucker Damen. Den Schluß bildete am 11. Wilhelm Tell. Diese Feier ist für Tirol von großem Belang; wir erinnern uns gar wohl der Zeiten, wo es selbst den Schülern des Obergymnasiums noch nicht erlaubt war, die Werke des großen Dichters zu lesen, und die Lehrer von Haus zu Haus gingen, um nach der verbotenen Waare zu spüren. Sie beweist die Macht der vorschreitenden Bildung, der sich am Ende so wie ganz Oesterreich auch Tirol nicht entziehen kann, zum Trotz jener kleinen Partei, welche gern die Sonne mit Kutten verhängen möchte und durch ihren drolligen Grimm nur die Festfeier erhöhen half.

Wien, November.

Die Ehrendoctoren. — Grillparzer und die Festordner. — Früher Winter. — Trübe Stimmung. — Wilhelm Kunst †. Heller Anfang dunkles Ende, Lorbeerbaum und Bettelstab.

Grillparzer und Halm sind bei Gelegenheit der Schillerfeier zu Doctoren ernannt worden, der eine von Leipzig, der andere von Jena. Die Nachricht von dem Zeichen der Anerkennung, welches dem Dichter der Ahnfrau geworden, fand hier um so freudigere Aufnahme, als ihm kurz zuvor eine Kränkung im Orte selbst widerfahren war. In einem hiesigen Blatte stand nämlich zu lesen, der Trinkspruch, welchen Grillparzer beim Banket im Sophiensaale halten wollte, sey vom Ausschusse zurückgewiesen worden, weil sich Anspielungen darin auf des Verfassers mißbilligende Ansichten über Form und Art der Schillerfeier befunden. Der Notizer hatte dazu bemerkt, Grillparzer werde alt, und ihn dabei ausdrücklich, wie ich oben gethan, den Dichter der Ahnfrau genannt, was ich, beiläufig bemerkt, deßhalb für passend gefunden, weil er mit diesem seinem Erstlingswerke seinen Ruhm begründet hat, denn im übrigen klafft zwischen der Ahnfrau und seinen späteren Arbeiten eine Kluft wie zwischen den Räubern und Wallenstein. Sie gehört nicht zu den Dichtungen, welche muthmaßlich noch leben werden, wenn dereinst nach Jahrhunderten eine neue Zeit, die sich aus den Trümmern der bei unsern nächsten Nachkommen allen Vorzeichen nach schon beginnenden Verwilderung erhoben, die Schätze vergangener Bildung wieder ausgräbt, was vielleicht in so späten Tagen erst geschehen wird, daß die erste ritterliche Blüthe der deutschen Dichtkunst ganz nahe bei der zweiten gelehrten zu stehen scheint, gleich wie wir am Himmel Fixsterne beisammen zu erblicken wähnen, die eine unermeßliche Entfernung trennt. Dieß vorausgesetzt, wäre es nicht unmöglich, daß ganz leidlich gelehrte Forscher sich darüber stritten, ob Wolfram von Eschenbach früher oder später als Schiller gelebt und ob nicht etwa der niederdeutsche Reineke de Voos eine volksthümliche Nachahmung von Goethes Reineke Fuchs sey, welche Meinung durch das hellenisch-römische Versmaß der Goethe'schen Dichtung gestützt werden könnte. — Ob es wahr ist, daß die Festordner dem ersten unserer lebenden Dramendichter mit dem Rothstift über den Mund gefahren, weiß ich nicht. Grillparzer hat eine darauf bezügliche Anfrage in seiner widerhorstigen Weise ohne Bescheid gelassen. Jedenfalls ist gewiß, daß die obenerwähnte Zeitungsnachricht ohne Widerlegung des Ausschusses geblieben, gleich wie zuvor schon bekannt geworden, daß Grillparzer sich abfällig über die Bestrebungen geäußert, den Namen des großen Dichters zu wüthierischen Umtrieben zu mißbrauchen. Die Beleidigung, welche dem Dichter von Seiten des Nachwuchses widerfuhr, ist von den zahlreichen Verehrern desselben tief empfunden worden, sogar von denen, welche sonst vielleicht zu der linken Seite hinneigen. Um so größer war, wie gesagt, das Vergnügen an der Ehrenbezeugung von auswärts, wie sie auch in Bezug auf unsern ährenreichen Halm nichts weniger als kalt aufgenommen wurde. Man erinnerte sich bei dieser Gelegenheit an den alten Blücher, der — von Oxford zum Doctor ernannt — die Frage stellte, ob Gneisenau nicht zum Apotheker gemacht worden? Natürlich fand der Scherz hier seine Nutzanwendung, doch gehe ich darauf nicht näher ein. Der festlichen Woche ist begreiflicherweise eine gewisse Abspannung gefolgt, welche durch den frühen Eintritt des Schneewetters einen Anstrich von Verdrossenheit gewonnen hat. Nasse Kälte, unwegsame Straßen und Nebel bringen eine Londoner Stimmung hervor, die, indem sie an die Themsestadt erinnert, unsere Gedanken zugleich nach Downing Street lenkt, wo unser Erzfeind Palmerston am Ruder sitzt.

Dieser Tage ist der Schauspieler Wilhelm Kunst gestorben, arm und elend. Ihr habt ihn wohl in seiner grünen Zeit so ziemlich alle gekannt, wenn auch nur flüchtig. In den letzten fünfundzwanzig Jahren seiner Laufbahn

Digitized by Google

war er ja nur ein Flüchtling, den es nirgends lange litt, weßhalb er überall hinkam. Er war zum Schauſpieler geboren. Die Natur hatte ihm die edelſte Heldengeſtalt, eine biegſame Stimme vom reinſten Metallklang in allen Tonarten, vom Lispeln bis zum Donner, und die trefflichſten Anlagen zur Ausſtattung gegeben, leider jedoch den Trieb und Drang des ächten Künſtlers hinzuzufügen verſäumt. Der Anfang ſeiner Laufbahn war der glänzendſte. Man glaubte in ihm den ebenbürtigen Nachfolger Eßlairs zu begrüßen. Der Direktor Carl brachte ihn aus München mit, als er das Theater an der Wien übernahm; es war ſo um das Jahr 1825 herum. Der junge Mann machte Furore, wie man's heißt. Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß er vielen Weibern die Köpfe verrückte, und zwar um ſo mehr, als bald genug bekannt wurde, daß er ſich nicht um ſie kümmerte. Den Grund hielt man für einen von romantiſcher Art; man ſchrieb ihm eine ſtille platoniſche Liebe zu irgend einer fernen oder gar verſtorbenen Schönheit zu. Erſt ſpäter ward man inne, daß ſeine Neigungen nicht im modernen Sinne des Wortes platoniſch waren. Zu den Frauen, die ſich unwiderſtehlich zu ihm hingezogen fühlten, gehörte auch die große Tragödin Sophie Schröder. Er heirathete ſie, oder vielmehr ſie ihn. Den Jahren nach konnte er ihr Sohn ſeyn, und zwar ein nachgeborener. Ihr Sohn aus erſter Ehe, der Dichter Smets, war älter als ſein Stiefvater. Die ungleiche Ehe ging ſchnell wieder auseinander, nach ſchneller als irgendwer ſich eingebildet, obſchon man ihr einen ſehr kurzen Beſtand vorher geſagt hatte. Von Wien begab ſich Kunſt nach Leipzig, und nach ſeinem Scheiden von dort gaſtrollirt er ſich unſtät durch die Welt, ein Jahrzehnt lang über große Bühnen, dann ſeit dem Anfang der vierziger Jahre über kleine. Zu jener Zeit habe ich ihn zu Baden-Baden auf dem Thespiskarren wieder geſehen, wo er den Franz Moor, den Götz von Berlichingen, den Otto von Wittelsbach und andere ältere Rollen ſpielte. Neue hatte er nicht gelernt, wollte er nicht lernen. Wenn er ſich mit dem Lernen hätte befaſſen mögen, hätte er nicht nöthig gehabt, ſich mit Gaſtrollen bei wandernden Truppen abzugeben. Er konnte nicht mehr lernen; die ohnehin nie ſtark geweſene Fähigkeit dazu war ihm durch den Mangel an Uebung in die Brüche gegangen. Sogar bei den alten Rollen mußte er „ſchwimmen," nämlich dem Souffleur nachſprechen, was er oft mit ſolcher Gedankenloſigkeit that, daß er einmal als Otto von Wittelsbach nach der Mordthat ſagte: „Dort liegt Pfalz-Neuburg, dorthin will ich geben und in der Donau meine Hemden waſchen." Seine äußerlichen Gaben hatten nicht gelitten; Geſtalt, Züge, Stimme waren die eines Heldenſpielers von erſtem Range. Er ſtand ſich auch in ſeinen Verhältniſſen nicht übel, kleidete ſich fein, nährte ſich gut, labte ſeinen Durſt mit Champagner und machte ziemlich viel Wind. Zur Bedienung führte er einen Mohrenknaben mit ſich. Die Herrlichkeit ging bald darauf zu Ende. Niemand wollte mehr die alten Stücke ſehen. Selbſt bei den „Meerſchweinchen" war nicht mehr anzukommen. (Unter Meerſchweinchen verſtand man ehedem die niedrigſte Klaſſe von Wandertruppen.) Der Mann war abgethan, obſchon noch in rüſtigem Alter; ſeine Jahre lieſen mit der Zahl des Jahrhunderts, er war 1800 zu Hamburg geboren. In der letzten Zeit kam er nach Wien, wo er in dem armſeligen Joſephſtädter Theater durchfiel. Eben ſo erging es ihm auf der Sommerbühne eines Landſtädtchens in Oberöſterreich. Zu guter Letzt ging wieder ein Hoffnungsſchimmer für ihn auf. Sein Ruf war gleich dem verſpäteten Strahl eines längſt erloſchenen Sternes nach England gedrungen; ein Unternehmer wollte Kunſt für eine Reihe von Vorſtellungen in Amerika miethen. Die Bedingungen waren glänzend. Der Künſtler würde dabei eine Summe erübrigt haben, die hingereicht hätte, ihm eine Leibrente zu kaufen, womit ſich ohne Sorgen leben ließ. Knapp vor Thorsſchluß ward die Sache zu Waſſer, wie man ſagt durch boshafte Einmiſchung eines dritten. Möglicherweiſe könnte indeſſen der Unternehmer noch zu rechter Zeit erfahren haben, daß jener Kunſt, den er anzuwerben gedachte, todt war, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Geprellt wäre der Spekulant geweſen, wenn der Handel zu Stande gekommen, obſchon Kunſt ſelber das nicht glaubte. Er hielt ſich in ſehr begreiflicher Selbſtliebe noch für den, zu deſſen bleichem Schatten er geworden. Der Verdruß warf ihn auf's Krankenlager. Man ſchaffte ihn in's Spital. Er genas. Aus dem allgemeinen Krankenhauſe vor wenigen Monaten entlaſſen, fand er liebreiche Aufnahme in einem befreundeten Hauſe, wo er vor kurzem abermals erkrankte und nicht wieder aufſtand. So iſt er denn ſtill und kaum beachtet in derſelben Stadt geſtorben, wo er vor drei Jahrzehnten ſeine glänzendſten Erfolge feierte und den Anſpruch auf eine ſchöne Laufbahn von langer Dauer erworben zu haben ſchien. Freilich hat er dieſe Anſprüche gerade nur ſelber verwirkt. Nichtsdeſtoweniger gehört ſeinem Erdenwallen die Grabſchrift: Lorberbaum und Bettelſtab.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 50. 11. December 1859.

Tectum augustum, ingens, centum sublime columnis.
Virgil:

Eine Reise in's schottische Hochland.

(s. Nr. 43.)

Staffa.

Es war um die Mittagsstunde und die Sonne lag leuchtend auf dem wenig bewegten Ocean, als es auf Deck hieß: „Staffa in Sicht," und eine Viertelstunde später unser Steamer beilegte, um die Boote auszusetzen. Staffa nämlich, wie alle diese Felseninseln, hat keinen Landungsplatz und alle Schiffe, die Fahrten nach diesen Eilanden hin unternehmen, sind um der Brandung willen gezwungen, in ehrfurchtsvoller Entfernung Anker zu werfen.

Also die Boote wurden ausgesetzt. Wir drängten uns nicht herzu, um unter den ersten zu seyn, und hatten dafür den Vortheil, die Fahrt in einer kleinen, eleganten Jolle und in der heitern Gesellschaft Mr. Hutchesons zu machen, dessen Verdienste um die schottische Dampfschifffahrt ich schon in einem früheren Kapitel hervorgehoben habe. Auf der Fahrt vom Schiff aus bis an's Ufer hatten wir Zeit vollauf, uns die Form und Struktur der Insel einzuprägen. Staffa (Staf-ö, Stab-Eiland) ist klein, von nichts weniger als frappanter Erscheinung und gleicht einer alten, eisenbeschlagenen Truhe, deren Schätze erst sichtbar werden, wenn man den Deckel aufschlägt. Dieser Unscheinbarkeit der Insel muß man es zuschreiben, daß dieselbe erst 1772 für die Welt entdeckt wurde; bis dahin war sie nur den Schiffsleuten der benachbarten Eilande bekannt gewesen. Selbst 1773, also ein Jahr nach ihrer Entdeckung, zählte sie noch so wenig zu den Sehenswürdigkeiten der schottischen Westküste, daß Doctor Johnson auf seiner berühmten Hebridenreise an ihr vorüber fuhr, ohne weitere Notiz von ihr zu nehmen.

Staffa ist kaum eine Viertelmeile lang, etwa 500 Schritt breit und 150 Fuß hoch. Das gibt eine Felsmasse, die auf der weiten Fläche des Oceans so bescheiden daliegt wie ein Feldstein auf einem Ackerfeld, und wenn die Wellen an einem Sturmtage hoch gehen, muß Staffa kaum zu sehen seyn. Als wir uns näherten, erkannten wir deutlich die drei Schichten, aus denen es sich aufbaut. Tuffstein, der die Fläche des Oceans wenig überragt, bildet das Fundament; auf demselben erheben sich die sechzig Fuß hohen Basaltsäulen, die dann wiederum eine formlose Felsmasse als compactes Dach und auf demselben eine dünne Erdschicht tragen. Die schlanken Basaltsäulen würden an jeder andern Stelle, auch wenn die Insel sonst nichts böte, ausreichend seyn, sie zu einer Sehens-

Digitized by Google

würdigkeit zu machen. Die Westinseln Schottlands über weisen überall fast so großartige Basaltformationen auf, daß das Auge des Reisenden schnell die höchsten Ansprüche zu machen beginnt, und entweder gewaltige Proportionen oder ein besonderes Maaß von Schönheit verlangt. Diese Schönheit besitzt Staffa, aber nicht nach außen hin; es verbirgt sie in seinem Innern.

Wir hatten mittlerweile die Südspitze der Insel erreicht und fuhren zwischen zwei rechtwinklig auf einander gestellten Basalt-Molos in eine Art Wasservorhof ein, der die Auffahrt zur berühmten Fingalshöhle bildet. Hier entscheidet man sich, ob man durch das kaum noch zehn Schritt entfernte Felsenportal in die prächtig dahinter liegende Höhle einfahren und vom Boot aus die Schönheit derselben auf sich wirken lassen will, oder ob man es vorzieht, auszusteigen und den Rundgang an den Wänden der Höhle hin zu Fuß zu machen. Man wählt gewöhnlich das letztere, weil es lohnender ist und viel mannigfachere Bilder gibt.

Wir sprangen also an's Ufer und sahen von einer Seitwärtsstellung aus durch das Portal hindurch in die Fingalshöhle hinein. Diese Höhle zu beschreiben, wird jederzeit große Schwierigkeit haben; nichtsdestoweniger sey es versucht. Bevor ich beginne, rufe ich dem Leser die Naturbeschaffenheit Staffas und den Unterwühlungsproceß in's Gedächtniß zurück, den unmittelbar nach Bildung der Insel selbst der Ocean mit ihr begonnen und bis diese Stunde fortgesetzt hat. Staffa, als Gott Vulkan sein Werk gethan und zehn- oder hunderttausend Basaltsäulen an dieser Stelle an's Licht geschickt hatte, stand da wie ein festgeschnürtes Bündel steinerner Tannen. Der Ocean, der hier von Anbeginn der Tage sein Wesen getrieben und absolut geherrscht hatte, erzürnte über den Sendling aus der Unterwelt und begann mit überlegener Macht an ihm herumzuschlagen. Ganze und halbe Stücke wurden abgerissen und herausgespült, und so entstanden, je nach dem Grad und der Art der Zerstörung, jene Damm- und Höhlenformationen, die dieser Insel eigenthümlich sind. Da wo es den Wellen glückte, die steinernen Bündel in ihrer ganzen Höhe abzubrechen und Säule, Dach und Erdwerk, alles in die Tiefe des Oceans zu werfen, stehen wie in einem Walde, in dem der Ocean gehaust hat, nur noch basaltene Stümpfe da und bilden ein steinernes Parkett, ein Lütticher Pflaster, wie es an Structur und Festigkeit kein zweites gibt; da aber, wo der Ocean weniger mit der Kraft eines niederreißenden, die Insel oben am Schopfe fassenden Arms, wohl aber mit der Gewalt eines horizontal abgefeuerten, ewig wiederholten Schusses verfuhr, da sind unter dem Einfluß eines nimmer rastenden Bohrers jene Höhlen entstanden, die sich an verschiedenen Stellen bis tief in den Felsen hinein ziehen und unter denen die Fingalshöhle die größte und die schönste ist.

Am Portal dieser Fingalshöhle befinden wir uns jetzt. Die Bündelbeschaffenheit des Basalts hat dieser 230 Fuß tiefen Aushöhlung ihre Apartheit und ihre Schönheit gegeben.

Ich schreite nun zur Beschreibung der Höhle selbst, die nach diesem Versuch einer populären Geognosie mir leichter werden wird. Ich habe nicht unabsichtlich den Eingang ein Portal genannt. Er ist in der That ein solches, ein Spitzbogenthor, und dahinter das wunderbare Schiff einer gothischen Kirche. Wer London und die Westminsterabtei kennt, den wird der gothisch-phantastische Bau, den die Natur hier gebildet hat, immer wieder an die Kapelle Heinrichs VII. erinnern. Der Basalt liefert die Säulen, die freilich in ihrer Ineinandergefugtheit mehr den Eindruck einer Wandfläche als eines Pfeiler- oder Säulenganges machen würden, wenn nicht die Wellen, mit einer bewundernswerthen Regelmäßigkeit, Nische neben Nische in der Basaltwand ausgehöhlt hätten. Dadurch ist, wenigstens scheinbar, eine Pfeilerreihe entstanden, indem alle concaven Vertiefungen wie in einem dunkeln Hintergrunde liegen, während die lichtbeschienenen Ecken, wie selbstständig und losgelöst, sich pfeilerartig in den Vordergrund stellen. Auf diesen Pfeudopfeilern ruht nun die Decke. Diese Decke, gothisch gewölbt in ihrer Grundanlage, ist es vor allem, was sofort mit einer nicht abzuweisenden Gewalt das Bild der berühmten Tudorkapelle vor das Auge des Beschauers ruft. Das Charakteristische dieses schönen Tudorbaues (schön trotz seiner Ueberladung) besteht in jenen reichen, trombenförmigen Ornamenten, die, wie elegant gewundene Riesentrichter, zehn Fuß hoch und mehr, von der Decke in das Schiff herniederhängen. Diese originellen Bildungen wiederholen sich hier in der Fingalshöhle; die Laune eines Künstlers und die Laune der Natur sind denselben Weg gegangen. Die im Letzten und Tiefsten allerdings ein Gesetz und eine Regelmäßigkeit bekundende Unregelmäßigkeit, mit der der hereinschäumende Ocean die Basaltsäulen höher oder tiefer abgebrochen hat, hat diese Trombenbildungen erzeugt. Vielleicht ließe sich die schraubenartige Bewegung daran studiren, mit der die Wellen ihre Skulpturarbeit hier ausgeführt haben müssen.

Wir standen noch immer am Portal und ließen das Schauspiel da drinnen auf uns wirken. Denn es war ein Schauspiel. Die Herrn und Damen (erstere zum Theil in schottischen Costümen), die vor uns das Schiff verlassen hatten, waren bereits bis weit in die

Digitized by Google

Höhle hinein vorgedrungen, und standen nun theils auf dem schmalen, basaltenen Steindamm, der etwa zehn oder fünfzehn Fuß hoch das ganze Innere umzieht, oder hatten sich als lebendige Statuen in die dunkeln Nischen dieser Felskapelle gestellt. Die bunten Tartanfarben leuchteten wie Licht aus diesen Vertiefungen hervor und das Ganze spiegelte sich in dem hellgrünen, meerestiefen Wasserstreifen, der den leise bewegten Boden dieses Kirchenschiffs bildete.

Mit dieser Schilderung schließe ich. Wir machten pflichtschuldigst unsern Rundgang an der Höhlenwandung entlang (eine Promenade, die selbst bei schönstem Wetter immer ihr bedenkliches hat) und kehrten dann bis an den Eingang zurück. Die wenigen Minuten, die uns noch blieben, reichten aus, um den Bergrücken der Insel zu erklettern. Die Aussicht bot nichts besonderes. Kümmerliches Gras bedeckte die dünne Erdschicht, die auf dem Basaltfelsen lag, und ein paar Dutzend Schafe, die von den Bewohnern der Nachbarinseln hier ausgesetzt werden, um sich während der Sommermonate ihre Weide zu suchen, nagten an dem gelblichen, halbverwelkten Gras. Die einzige Blume, die hier gedieh, war ein dürres, rötliches Maßlieb, das in langen Büscheln überall an den Abhängen hing, als gefiele es sich darin, von dem Seewinde, der hier niemals schweigt, zerzaust zu werden. Wir pflückten uns ein paar dieser Blumen; dann klang vom Schiff her die Glocke herüber und wenige Minuten später stießen unsere Boote von dem basaltenen Molo des Wundereilands ab. Einige Enthusiasten schwenkten die Tücher. — Staffa lag hinter uns.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

(Fortsetzung.)

Die Zurückbleibenden, denen die Thore geschlossen wurden, ließen ihren Grimm an der Stadt und den verwundeten Franzosen aus. Man hatte vergessen, für den Succurs, den man doch gerufen haben wollte, Brod und Wein genügend in Bereitschaft zu halten. Nun drangen Soldaten und Bauern in die Keller ein und berauschten sich, so daß man eine Plünderung fürchtete und „genug zu thun hatte, daß man dieses unbändige Volk aus der Stadt schaffte.“ Die wehrlosen Verwundeten, die „ihre Hülfe zum Morden hergeben mußten,“ wurden überall durch die Stadt ausgekundschaftet und, zum Theil auf gräßliche Art, in den Häusern oder vor den Thüren „hingerichtet.“ Der geschüchterte Hahn beschreibt einen solchen Auftritt im Hause einer Apothekerin. Französische Tracht und Sprache war an diesem Tage ein gefährliches Schiboleth. Das Göppinger Schriftchen erzählt das Schicksal eines herzoglichen Kammerdieners, der „bei einbrechendem Succurs“ französisch gekleidet auf die Straße ging und von einem Franzosen Abschied nahm, oder, wie andere wollen, die Ankommenden französisch anredete, „da er doch gut deutsch gekonnt, weil er solcher Nation zugethan war;“ „worauf dann der begierigen Succursreiter einer diesen, als einen vermeynenden Franzosen, in die Seite gebüchset, so daß er an solcher Blessirung das Leben müssen lassen.“ Bei all dem Franzosenhasse, welch französisches Gemengsel in dem damaligen Deutsch! Der Verdacht des Franzosenthums hätte auch dem von Peysonnels Begleitung zurückkehrenden Osiander, der den Starhembergern in die Hände fiel, fast das Leben gekostet. Kaum hatte er sich durch die Versicherung, daß er ein Schwabe sey, von ihnen losgemacht, so sah er den Offizier, der ihm den Tod gedroht hatte, im Blut auf der Straße liegen.

Unter denen, die sich nicht abhalten ließen, den Feind zu verfolgen, wird der Prinz Max genannt, der an diesem Tage sich seinen Oheim Friedrich nur allzu sehr zum Muster nahm. Er starb einige Tage darauf, „als er sich mit Verfolgung des Feindes bis nach Vaihingen sehr ermüdet hatte, an einem Schlagfluß.“ * Ein erfreulicherer Vorfall ereignete sich bei dem Dorfe

* Sattler X, 236.

Digitized by Google

Rutmarsheim (Rutesheim) jenseits Leonberg. Hier erwischten die Kaiserlichen „im Nachhauen der Parteien“ neben anderer reicher Beute Zwigny's Gepäck, Hausgeräthe und Silberzeug im Werth von mehreren tausend Gulden, und beinahe auch ihn selbst. Der mitgeschleppte Bürgermeister Fischer, seinen Schmerz ersehend, erbot sich geschwind, nach Stuttgart zu der Herzogin zurückzureiten und ihm sein Eigenthum wieder zu schaffen. Die Begierde darnach machte den Perfiden so treuherzig, daß er den Geisel zurückschickte, „welcher aber mit des Zwigny Mitteln sich ranzionirend nebst der Beute nicht mehr erschiene.“ Hievon sprach Zwigny kein Wort, als er später zu Straßburg bei dem Bankier Commerell über Montclar loszog, der ihn „bei der Affaire schmählich im Stich gelassen habe, so daß er einen Stiefel vom Fuß und all sein Silbergeschirr darüber verloren.“ Bei diesem Reiterstückchen wurde, wenn dem geschüchterten Hahn zu glauben ist, der mit dem Envoyé durchgegangene fürstliche Kapellmeister „auch ertappt, eingebracht und eingesetzt.“ „Kann wohl seyn,“ meint der Hahn, „daß er mehr Cammerathen haben dörfte, und bei seiner Examination offenbaren möchte.“ Die Starhemberger hieben manchen Franzosen nieder und machten „stattliche“ Beute. Wer aber „den besten Braten davontrug, das waren „die auf allen Orten und Enden zugeloffenen Bauren, die nicht wenig, sonderlich Fußvolk, so den stark fortgeeyleten französischen Reutern nicht folgen können und sich hie und da in Wäldern und Feldern verstoßen, caputirt, davon sie aber als gescheide Kinder,“ kräht der Hahn, „gar nicht laut schreien.“

Die Gefangenen, die inmitten der Hauptmacht geführt wurden, erblickten von diesen Neckereien nichts. Als sie durch Rutesheim kamen, lagen Biville und Chavau dort, welchen Melac's Reiter „viel lebendige Hämmel in Fruchtäck eingepackt weggenommen.“ In Heimsheim lag Montclar, „weil es ein beschlossener Marktfleck ist,“ daher sie in der Nacht noch zwei Stunden weiter, nach Tiefenbronn, marschiren mußten. Die guten Eßlinger, deren Bewachung allmählig von einem bis auf vier Reiter gestiegen, hätten gerne von Melac in Erfahrung gebracht, wohin der Weitermarsch gehe, um ihren Herren eine Adresse angeben zu können. Er vertröstete sie auf morgen, als sie aber am andern Tage wieder mit der Frage kamen, fuhr er sie an, sie seyen Gefangene, die mit müssen, wo Er hinwolle, und wenn ihn die Deutschen überkommen, so mache er sie auch caput. Im Hagenschießwalde, wo besonders viele Franzosen fielen, erfuhren sie, daß an der Stelle, wo sie den Wald betreten sollten, von den Bauern sieben Reiter todtgeschossen worden seyen, und man marschirte mit großer Vorsicht durch den Wald. Weiterhin sahen sie das Dorf Mühlacker brennen, dessen Bewohner einige Soldaten umgebracht und einen Offizier verwundet hatten. Als Ferber in Pforzheim einritt, standen Vaterstadt und Vaterhaus in Flammen, und er durfte nicht einmal absteigen, um dem Zurufe seiner Verwandten zu folgen. Unterwegs wurden die verlassenen Dörfer geplündert und die in Wäldern, Büschen, Weinbergen vergrabenen Habseligkeiten aufgespürt. Ihre Weihnacht verbrachten die Gefangenen unter dem Rasseln, Spielen und Fluchen der Soldaten, und mußten, ohne es wehren zu dürfen, zusehen, wie die Leute mißhandelt wurden. Nachts lagen sie in unreinlicher Gesellschaft, mitunter auch bei kranken Hunden, auf dem Stroh, und hatten besonders zu klagen über einen „gottlosen“ Reiter, den „schwarzen Peter,“ der „fünf- und vierzig Götter in Frankreich statuirte“ und dem Spitalknecht Joseph einen seiner Rappen vom Geldkarren nahm. Was die mythologische Hieroglyphe bedeuten sollte, darüber hat uns Ferber keinen Aufschluß hinterlassen. Vielleicht die Bischöfe? In einem „wirtenbergisch-pfälzisch-ruinirten“ Dorfe ließ Melac eines der Eßlinger „Feuerstücklen“ als werthlos zurück, nachdem er die beiden andern gegen die calvinische Kirche abschießen lassen.

In zwei Tagen hatten die Franzosen das Wirtenberger Land geräumt, ohne von einem Heerkörper angegriffen worden zu seyn. Erst jetzt gönnten sie sich einen Rasttag, und marschirten dann etwas langsamer, Melac nach Heidelberg, wo ihm das Commando übertragen war und das „Parteiengehen“ gegen die Sachsen begann, die von Heilbronn bereits bis Neckargmünd und Bretten streiften, und in dem bei letzterem Städtchen gelegenen Dorfe Gondelsheim mit 400 Bauern das Regiment Crillon gezwungen hatten, seine Bagage sammt 10,000 Thalern dahinten zu lassen.

Der Stadt Heilbronn hatte nämlich am gleichen Adventssonntage, der dem Franzosenbesuch in Wirtenberg ein Ende machte, die Befreiungsstunde geschlagen. Dort war die sehr starke Besatzung vor 600 sächsischen Reitern unter Oberst Minkwitz geflohen, dem der General Flemming und der Herzog Christian erst später folgten. Freilich hatte dieser Vortrab ein französisches Commando von 400 Mann, das ihm beim Anmarsch aufstieß, großentheils niedergehauen. Die „gräßliche“ Nacht von Samstag auf Sonntag hat der Geschichtschreiber Heilbronns mit lebhaften Farben gemalt. „Kaum graut der Abend,“ sagt Jäger, „so beginnt das Schauspiel der Plünderung. Häuser werden niedergerissen, den Bürgern Kisten und Kästen aufgebrochen,

* Ferber aus Straßburg.

Digitized by Google

müssen sie auf die Gassen schaffen und mit eigener Hand anzünden. Eben so wird das große Heumagazin in der Barfüßerkirche in Brand gesteckt, und das Feuer wüthet bei heftigem Winde dergestalt, daß man die ganze Stadt in vollen Flammen glaubt. Als endlich die Franzosen das Dach der Kirche zusammen fallen sehen, so machen sie sich davon, stecken aber bei dem Herausgehen aus den Thoren noch durch Lunten die (schon längst darunter bereit gehaltenen) 36 Minen an. Zum Glück gehen nur einige los, doch schon diese richten unsäglichen Schaden an. Am Sülmer Thor stürzt ein Theil der Stadtmauer mit dem Prestenecker Thurm in den Stadtgraben hinab, alle ringsum stehenden Häuser drohen zu zerbersten und leiden großen Schaden, auch bei dem Lettenthurm stürzt eine Mauer ein. Zum Glück müssen die Franzosen eilen, sonst würde die ganze Stadt ein Aschenhaufen werden. Das ganze Geschütz der Stadt, bestehend in zwanzig Stücken, sammt den Glocken der Thorthürme lassen die Franzosen zu Schiffe bringen. Aber die Eile thut ihnen nun so noth, daß sie ihre Proviantwagen im Walde bei Fürfeld stehen lassen müssen."

Und doch kamen die ersten Sachsen nicht früher als Sonntag Abends an. Aber auch in Heilbronn wurde die Annäherung des Entsatzes mit Schrecken statt mit Freuden begrüßt, und während des Hierseyns der Sachsen hörte man das Sprüchwort gehen, sie haben „zwei Mägen und ein halbes Herz." Bei solchen Aeußerungen kommt es bekanntlich darauf an, aus welchem Munde sie gekommen sind. Als 1674 Friedrich Wilhelm von Brandenburg dagewesen, hatte Herr von Rühle Vater, damals noch Heilbronner Syndikus,

sollte. Eine größere Verfolgung stand von Stuttgart aus bevor, denn als man dort das Gerücht vernahm, der ganze Hagenschieß sey von Volke verhackt und die französische Armee habe sich gegen Calw und den Schwarzwald gewendet, brachen, wie Vogt Gunder nach Eßlingen meldete, sämmtliche Regimenter zu Fuß und zu Pferd am Christag Mittags dorthin auf. Aber die officielle Kraftanstrengung kam jetzt zu spät. Dagegen erlitten die Franzosen auf dem Schwarzwalde den stärksten Ueberfall von Seiten des Volks, und vielleicht deren zwei.

Hieher mag nämlich der Vorfall gehören, dessen wir früher bei der Occupation von Tübingen erwähnten. Sattler, der sich auf dem Schwarzwalde persönlich nach der zu seiner Zeit noch lebendigen Ueberlieferung erkundigte, vernahm, daß die Franzosen zu Ende des Jahres 1688 mit einem General, dessen Namen die Leute „sich nicht erinnern konnten," ungefähr 600 Mann stark, mit vielen Kisten und Truhen und vielem Geld, das sie in Schwaben und Franken erpreßt, gekommen. Es sey aber ein Generalsturm auf dem Schwarzwald von theils Wirtenbergischen, theils andern veranstaltet worden, so daß bei 6000 Bauern mit Flinten und andern Waffen sich versammelt. Der Schwarzwald war damals unter viele Herrschaften getheilt und voll von „Dominaten" und „Condominaten." „Die Schildwache vermerkte aber Nachts um eilf Uhr ein stilles Gemurmel, und endlich brannte die Flinte des Schultheißen von Grünthal unversehens los, worauf der General mit seiner bei sich habenden Mannschaft einen Ausfall unternahm und den Haufen der

Google

Anzahl Feinde erschossen und verwundet worden, bei welcher Gelegenheit die Bauren mit vielen stattlichen Beuten als Siegeszeichen zurückgekommen und die Nachricht mitgebracht, daß die Feinde auch etliche Stücke und Doppelhaken stehen lassen, welche nachmals durch Freudenstädter Bauren abgeholt worden."

Wenn es nicht schon im siebzehnten Jahrhundert Zeitungsenten gab, so hat bei diesem letzten Aufstand auf dem Schwarzwalde Peysonnel selbst sein Leben gelassen. Die „gedruckte Postreutterszeitung" (so genannt zum Unterschiede von den geschriebenen, die indessen in Abgang gekommen waren) verkündigte in ihrer vierten Nummer vom 15. Januar 1689, der General dieses Namens sey „samt einem Diener von den Schwarzwälder Bauren erschossen, selbige nackend ausgezogen und also kreuzweis über einander liegen gelassen."

An Montclar hat uns Sattler gerächt, indem er keine schickliche Gelegenheit versäumt, die Capitulationsurkunde von Hohenasberg mit dessen Unterschrift als Brandmal abzudrucken, und Melacs Andenken wird, wie man weiß, seit 1688 bis zu dem heutigen Tage von vielen mit Unrecht nach ihm benannten treuen Hausthieren gewedelt und gewinselt, gebellt und geheult.

21.

Die wirtenbergische Regierung vor dem Kaiser.

Man war wieder bei sich zu Hause und konnte Athem schöpfen. Die von den vielen Fußfällen wundgeriebenen Kniee begannen zu heilen; die durch Quartier und Plünderung an den Bettelstab gebrachten Bürger und Unterthanen erhielten obrigkeitliche Erlaubniß, bei den nicht ganz Ausgesogenen, nur in gehöriger Ordnung und mit Vermeidung des Gassenbettels, ihr Almosen zu suchen; Eßlingen schrieb an alle Welt um seine Kanonen, falls die Franzosen eine oder die andere irgendwo stehen gelassen haben sollten, und daneben bereitete man sich, den Krieg endlich einmal mit Ernst zu führen. Der Administrator, der am zweiten Neujahrstage nach Stuttgart zurück kam, hatte von Regensburg eine sehr entschiedene Gesinnung zurückgebracht, die er sofort durch einen kühnen Schritt bethätigte. Noch besonders gereizt durch die Gewaltthat gegen seinen jüngsten Bruder Johann Friedrich, der eben während des Friedensbruches auf einer Bildungsreise durch Frankreich begriffen, auf Befehl des Königs von einem bischöflichen Beamten in Lyon zurückgehalten worden war, ließ er den jetzt erst von Wien kommenden Gesandten Grafen Lusignan, der von dem vorgeschriebenen Wege abgewichen, zu Bregenz nebst einem vornehmen Gefolge von hundert Personen verhaften, * was ihm jedoch der Kaiser wenig dankte und der König höchst übel nahm. Der Kurfürst von Sachsen traf in Heilbronn, der Kurfürst von Bayern in Stuttgart ein; es dauerte aber noch gute Zeit, bis eine vereinigte sächsisch-bayerisch-fränkisch-schwäbisch-kaiserliche Macht von 20,000 Mann dem Feinde die Spitze bieten konnte. Und dieß war noch kein verfassungsmäßiges, einheitliches Contingent, sondern eine zufällige Waffengemeinschaft, in Eile versammelt, wie bei Feuersbrünsten und ähnlichen Nöthen die Nachbarn sich zusammenthun, um mit oder auch nur neben einander jeder dem Gebot des Augenblicks zu folgen. Eine förmliche Allianz der drei Kreise stand noch als ein schweres Stück Arbeit bevor, das nicht weniger als zwei Kreistage, in Augsburg und Ulm, vollauf beschäftigen sollte, und eine „Association" gar der sogenannten sechs obern Kreise (des fränkischen, schwäbischen, bayerischen, der beiden rheinischen und des westphälischen, also ungefähr des engeren Deutschlands in der heutigen Triasbedeutung) das höchste und letzte Lebensgebilde, das der Gemeinsinn unter der zerfallenden Reichsform als wirkliche Wesenheit errungen hat, war ein Gedanke, an dessen Verwirklichung man nahezu verzweifeln mußte. Jahrelang hatte man darauf gesonnen, Jahrelang arbeitete man noch daran, bis man denn auch in der That ein wenig zu spät, 1697, damit zu Stande kam.

Dieß waren jedoch Dinge, die der Zukunft angehörten. Die Gegenwart hatte auf den Trümmern, die der Feind hinterlassen, Musterung über das Geschehene zu halten, zu erzählen, zu rühmen, anzuklagen, sich zu rechtfertigen. Frau Magdalena Sibylla, in Beantwortung der Glückwünsche, die von allen Seiten einliefen, schrieb wohlgemuth den Herren von Ulm: „Unsern gnädigen Gruß zuvor, Veste, Fürsichtige, Ehrsame, Weise, Liebe Besondere. Wir haben der Herrn Schreiben, darinen Sie aus guter Nachbarschaft Ihre Compassion, so Sie mit dem bisherigen verwirrten und betrangten Zustand dieses Herzogthumbs und hiesigen Residenz getragen, wie auch die Vergnügung, so Sie von der mittlerweil

* Diese ausgewiesenen Gesandten hatten jeder seinen Unstern. Villars, der sich von München gleichfalls nach der Schweiz gewendet hatte, wo es allerlei zu zetteln gab, fiel — wenn einem Straßburger Gerüchte zu trauen ist — bei seiner Ankunft vor Basel Nachts in den Stadtgraben und blieb vier Stunden darin liegen, „bis er mit Seilen wieder herausgezogen und auf einer Leiter von sechs Soldaten neben einem Kammerdiener und zwei Laquaien in die Stadt getragen, seine Suite aber auf Häningen gewiesen worden." Ferber aus Straßburg.

Digitized by Google

nichts passirt, so zu einem so übelen Tractament, Ueberzug und Exactionen die wenigste Ursach gegeben hätte, sondern haben Alles für eine väterliche Heimbsuchung des Höchsten ansehen müssen. Wie Wir Uns aber nicht überwinden können, Unsers geliebten Herrn Sohns Land und Leut in dem vorgebrochenen Nothstand zu verlassen, sondern Uns entschließen müssen, bei der gemeinen Sach zu leiden und zu thun, was sich nur gestalter Zeit und Leufften werde thun lassen: also richtet Uns nicht wenig auf, daß auch anderer Orten und zumahlen bei den Herrn Nachbarn solch Unser ergriffene Resolution so guten Beifall findet." „Alle übrige höfliche expressiones dahin uff und annehmend," daß die Herrn ihr und dem Herzogihum alles Gute gönnen, hofft sie, dieselben werden das Detachement vom Starhembergischen Regiment und der Stadt eigenen Truppen vorderhand noch dalassen, „im Uebrigen den lieben Gott bittend, daß seine Allmacht auch Erstere Stadt und Land für allem feindlichen Angriff gnädiglich bewahren und unser gemeines Vaterland unter seinem starken Schutz eräfftiglich erhalten wolle."

Nicht ganz so leicht war es dem Administrator und den Geheimenräthen um das Herz, wie zwei gleich nach dem Abzug der Franzosen erschienene Flugschriften verriethen, die Sattler seinen Beilagen (Nr. 40 und 41) einverleibt hat. Die erste, eine „gründliche Relation von den grausamen Proceduren" ꝛc., erzählt die französischen Schandthaten mit unverblümten Titeln und Ausdrücken, berührt, die Regierung leise preisgebend, mit vieler Laune den Schorndorfer Aufstand, und nimmt, scheinbar ganz nebenher, in einer zwischen Klammern eingeschachtelten, an Monstrosität die größten

vielmehr den Zweck gehabt, um so beweglicher und nachdrücklicher die Rettung des Landes zu betreiben, und der Administrator sey es gewesen, der „verschaffet" habe, daß an des Herrn Markgrafen zu Durlach hochfürstliche Durchleuchtigkeit die Ordre zum Einmarsch (die merkwürdige kaiserliche Ordre) ergangen sey. Die Vertheidigung hält sich ganz indirekt, und schweigt von Vorwürfen. Aber in einem Rescript, das der Administrator bei seinem Abgang in das Feld erließ, nachdem er zum großen Verdrusse seines Bruders Ludwig die Administration wieder der Herzogin übergeben, sprach er sein „sonderbares ungnädiges Mißfallen" aus, „was massen" bei seiner letzten Abwesenheit nicht allein seiner geliebten Frau Schwägerin, sondern auch seiner selbst „mit ungeziemendem Syndiciren und freventlichem Tadel nicht verschonet werden wollen." Er hätte „gnugsame Ursach," fügte er bei, „dergleichen Frevler empfindlich abzustrafen," wolle jedoch „solches dermalen in fürstlicher Milde und Gnaden nachsehen, männiglich aber hiemit alles Ernstes verwarnet haben, sich ferner dergleichen nimmer gelüsten zu lassen" ꝛc. ꝛc. „Womit er," meint Sattler, „dem Schorndorfer und Göppinger Weibervolk und dem verwegenen Verfasser der obanführten Lasterschrift und andern, welche der Sachen übelberichtet, dannoch die herrschaftlichen Verfügungen schlecht beurtheilt, ihren verdienten Verweiß gab." Als sprachlich merkwürdig möchte dabei hervorzuheben seyn, daß das Volk in Eßlingen „censurirte," in Wirtenberg aber „syndicirte."

Die zweite Flugschrift nennt sich ein „gedrucktes Schreiben aus Stuttgart an einen vornehmen Ministrum, betreffend die letzte französische Begegnus da-

Digitized by Google

zwar, unter Berufung auf Wickefort's „Ambassadeur," das Recht, einen feindlichen Gesandten feindlich zu behandeln, im Hinblick auf Juvigny's Betragen doppelt in Anspruch genommen, zugleich aber betheuert wird, daß man der That nach von diesem Rechte nicht den entferntesten Gebrauch gemacht habe. Daß nun dieß nicht geschehen, wird mit den Umständen entschuldigt und hiemit zugleich geschickt die Entschuldigung verknüpft, daß man überhaupt während dieser ganzen Occupation der Gewalt habe weichen müssen. „Wann das Herzogthum nicht schon dazumal unter dem fremden Joch gestanden," sagt das Schreiben, ohne darauf einzugehen, warum man es so weit kommen lassen, „würde man diesem Gast wegen seiner Insolenz und eigener Verletzung seines Charakters der Gebür würdig begegnet haben; in dem Stand aber, da man sich damalen gefunden, und seines eigenen Leibs und Lebens nicht mehr sicher gewußt, war ohne an Hand gehabtem Secours dergleichen Animosität so wenig als der zugenommenen Gefahr zu steuern." Ueber die Schorndorfer Begebenheiten gleitet das Schreiben ganz geschwind hinweg. „Und kam die Zeit, daß man nun auch Schorndorf haben wollte. Der General Melac rückte wirklich davor." (Punctum!) Und nun im gleichen Athem der zweite Akt. „Der Marquis de Biville requirirte darüber, — betroffete die Staatsräthe hestig und erpreßte endlich damit zwar eine indifferente Ordre. Wie aber die Uebergab nicht erfolgte," habe Juvigny wieder fulminirt und Montclar die erwähnten Worte zu dem Cavalier gesprochen. Der Kampf in Stuttgart wird so geschildert, als ob die Gegenwehr der Bürgerschaft, welche „keinen moderatioribus consiliis Platz gegeben," von vorn herein, weil „der Posten nicht darnach," eine vergebliche und unnütze That der Desperation gewesen wäre. Mit großem Gewichte wird erzählt, wie man im gefährlichsten Augenblicke beiden Gesandten Schutzwachen gegeben und Sorgfalt getragen habe, ihren Charakter „auch zu der Zeit inculmo zu conserviren, da man an seiner eigenen Sicherheit fast desperiren müssen." Diese Stelle zeigt recht deutlich, wie groß die Furcht vor Frankreich noch immer war. Das Schreiben schließt mit der Verwahrung, daß dem Juvigny für seinen Bagageverlust „einige Indemnisation zu prätendiren nicht zukomme." Die Stellung des Verfassers ist ziemlich durchsichtig an einer Stelle bezeichnet, wo er erzählt, er habe es selbst wahrgenommen, daß Juvigny, als er, „wie Ew. Excellenz mit Verwundern ferners anhören werden," wegen Asbergs mit Marivaud und den andern Offizieren im Schloß erschien, „den Vorgang damahl in der Geheimen Raths-Stube gehabt."

Ob der geschüchterte Hahn zur Zeit der Ausgabe dieses vom $^{29}/_{30}$ Januar 1689 datirten Sendschreibens noch nicht herausgekommen war oder ob er von demselben ignorirt wurde, ist nicht zu ermitteln; doch pflegen Schriften seiner Art nicht lang auf sich warten zu lassen.

Eine drixglichere Rechtfertigung aber, als die von der öffentlichen Meinung geforderte, lag den gegen die Franzosen so nachgiebig gewesenen Regierungen gleich in den ersten Tagen der Erlösung ob, und diese freilich ist, vergraben im geheimnißvollen Dunkel der Akten, nicht durch die Presse an das Licht gebracht worden. Den „$^{12}/_{2}$ Januarii" kamen „allerunterthänigst treue gehorsamste Burgermeister vndt Rath, Dero, vndt uns deß H. Reichß Statt Eßlingen" dazu, das schon am 9. Oktober beschlossene vorläufige Entschuldigungsschreiben an den Kaiser als nachträgliches vom Stapel zu lassen. Das sattsam angezogene „Exempel verschiedener mächtiger Kursürsten und Stände," so wie der nicht minder hinreichend bekannte Stich auf Wirtenberg, daß man „sothane Völker in der Länge und Breite des ganzen Landes ohne den geringsten Widerstand und Hinderniß frei durchpassiren lassen," sind nicht darin vergessen, und lassen ahnen, wie auch die andern Reichsstädte und Kreisstände in ihren gleichartigen Staatsschriften auf den Directorialstaat abgeladen haben mögen. Nicht unerquicklich übrigens ist weiterhin zu lesen, wie auch das kaiserliche „allergerechteste Gemüth und angesammte mildreicheste Gütigkeit" selbst angesleht wird, allergnädigst zu geruhen, „Dero vor das gesambte Reich und dessen getrewester Stände Conservation preißwürdigst tragender reichsväterlicher Sorgfalt noch, neben anderm, die allergnädigste Veranstaltung förderlichst dahin ergehen zu lassen, damit wir von solchen und dergleichen feindlichen Ueberfällen in das Künftige gesichert und dawider durch Dero siegreichisch triumphirende Waffen kräftigst geschützet werden mögen." Die zweite „fußfällige" Bitte hofft, „allen Rechten und der selbstredenden Billigkeit gemäß," die kaiserliche „weltberühmteste Aequanimität" werde, in Betrachtung des „dermaligen höchsterbarmungswürdigen Noth- und Zustandes," dafür sorgen, daß die Stadt bei den im schwäbischen Kreise bevorstehenden Repartitionen „aus christlicher Commiseration bis zu etwan verhoffender Wiedererholung würklich übertragen werde." Herr Seitz aber und Herr Ferber, die eilf Tage vorher die Vertröstung mitbekommen hatten, das Geld werde sie schon in Mannheim einholen, und die auch jetzt noch mit der zuversichtlichen Hoffnung auf baldige Ranzion sich trugen, diese beiden Herren hätten nicht die ganze Motivirung der letzteren Bitte lesen dürfen;

Digitized by Google

Die ſicilianiſchen Volkslieder.

(Fortſetzung.)

Während meines Aufenthalts in Sicilien hatte ich oft Gelegenheit Improviſatoren oder jene Rhapſoden zu hören, welche auf den Straßen in einem Kreiſe von Zuhörern Mährchen und Rittergeſchichten erzählen und Romanzen vortragen. Meiſtens ſind auch ſie ſonderbare Leute, blind oder buckelig, und ich erinnere mich namentlich an einen ſolchen Volkserzähler in Catania, der mit einem Zepterſtab in der Hand geſticulirte und ſobald er einen ritterlichen Kampf ſchilderte, in den Lüften herumhieb; er ſah ſo aus wie der ſogenannte Aeſop in der Villa Albani zu Rom. Wenn man den Ernſt und die Begierde ſieht, mit welcher das Volk ſolchen Improviſatoren zuhört, ſo darf man ſich nicht mehr wundern, daß die Inſel von zahlloſen Volksliedern wie von Grillengeſang wiederklingt. Auf ganz Sicilien iſt der Stein der Poeſie (la pietra della poesia) berühmt. Er ſteht in Mineo, und Vigo ſagt: „Es iſt Volksglauben, daß man, um Poet zu werden, nach Mineo gehen und den Stein der Poeſie küſſen muß. Wenn einige meiner Landsleute, die nach Sicilien reiſen, dazu Luſt haben, ſo mögen ſie ſich adreſſiren laſſen nach Mineo, Contrada Camuti, Villa di Paolo Maura, denn dort ſteht der Stein der Poeſie. Indeß wer nicht zu dieſem Kuß das rechte Herz mitbringt, kommt von Mineo gerade ſo klug zurück, als wäre er in Abdera geweſen.“

Kein Volk, es ſey denn das ſtammverwandte Neapolitaniſche, hat ſo viele Improviſatoren als das ſicilianiſche. Ihre Zahl iſt Legion. Sie ſingen auf den Straßen, in den Schenken, auf den Märkten, in den Theatern, und ſogar in den Kirchen. Ihre Lieder ſind meiſtens Romanzen, die ſich auf Ritterthaten, Liebesabenteuer, Kämpfe mit Sarazenen, Zauberern und Ungeheuern beziehen. Sie ſingen ſie nach einer Melodie, die ſich nach dem Inhalt richtet, und begleiten ſich dabei auf der Guitarre. Ihre Kunſt beſteht darin, daß ſie ſich ſelbſt begleiten und dabei ſingen, ohne ſich zu verſpielen oder zu verſingen. Sie ſind ſehr eitel auf ihre Kunſt und ſtolz auf ihre Lieder, die ſie ſelbſt machen, und ſie ſind ſehr empfindlich gegen Tadel. Ihre Lieder ſind ſehr lang, oft ſo lang, daß ſie mehrere Tage dauern, und ſie ſingen ſie ſtückweiſe, indem ſie ſich nach jedem Stück entfernen und ihre Zuhörer bezahlen laſſen, bis ſie wieder kommen. Sie ſingen ſie ſo, daß ſie immer an der ſpannendſten Stelle aufhören, und ſo ſind ſie ſicher, daß ihre Zuhörer ihnen treu bleiben und ihnen ihr Geld nicht vorenthalten, bis ſie wieder kommen

Sicilianer für die Improvisation wird übrigens durch die traditionellen Formen unterstützt, worin sie ihre Poesien aussprechen. Bei Völkern, welche solche allgemeine und allbekannte Rhythmen nicht haben, ist der improvisirte Gesang weit schwieriger, weil willkürlicher, oder weil eher die That persönlichsten Talents. Von Alters her aber besitzt das italienische Volk seine beständigen Sangesformen, die ihm zur geläufigsten Gewohnheit geworden sind. Fast durchweg in Toscana, in Latium, in Neapel, nun vollends in Sicilien wird die Octave mit dem Hendekasyllabus gebraucht, und mit sehr wenigen Ausnahmen gibt die ganze große Sammlung Vigos nur Octaven, worin die verschiedenartigste poetische Stimmung ausgesprochen und jeder beliebige Gegenstand behandelt wird. Dieses Maaß und diese Form ist alt, und zwar in der Art, daß der Reim sich viermal, also durchgehend kreuzt; denn diese Gestalt der Octave ist eine eigentlich nationale Erfindung Siciliens, während die toscanische sowohl der Volks- als der Kunstpoeten, wie sie Tasso und Ariost angewendet haben, sich dadurch von ihr unterscheidet, daß der Reim sich nur dreimal kreuzt, die Octave also mit zwei Plattreimen schließt. Die sicilianische Octave liebt die Assonanz, so daß oft auch die vier abweichenden Reime, nur durch leise Vocalveränderungen modificirt, den vier leitenden Reimen nahe kommen. Man liebt Reime wie usi-osi, etu-atu, uppa-appa durchzuführen. Dieß gibt einen großen und musikalischen Zauber, wofür als Muster Vigo folgende Octave aufstellt.

Susiti, amanti mia, susiti susi,
'Ntra ssu lettu d'amuri 'un arriposi;
Vinni a spizzari ssi sonnura duci,
Di ssi biddizzi 'uciammari mi vosi,
Grapitimi ssi porti si su chiusi,
Quantu sentu l'oduri di li_rosi.
Idda ccu li so modi graziusi
Grapiu, mi contintan, mi detti cosi.

Man sieht, wie leicht mit dieser unvergleichlichen Sprache sich dichten läßt. Die Octave, und nur eine einzige, genügt übrigens dem Sänger. Sie enthält das ganze Lied oder Gedicht, sey es Liebeslied, Sinnspruch, Klage, Ständchen und dergleichen mehr. Ihr Name ist wie im Toscanischen canzuna und bisweilen, wie eben auch dort, strambotto, oder stornetto, wie man auf dem Aetna sagt. Der Ausdruck strambotto, nach Tigri aus strano motto entstanden, ist sehr alt; er war schon zur Zeit des Königs und Sängers Manfred im Gebrauch, denn dieß lehrt der Chronist Matteo Spinello, der von ihm erzählt: „Der König ging häufig Nachts in Barletta umher und sang strambotti und amorose Canzonen, und mit ihm gingen zwei sicilianische Musikanten, welche große Romanzatori waren.“ (Lo re spisso la notte esceva per Borletta, cantando strambotti, e canzone amorose, e con esso ivano due musici siciliani, che erano gran romanzatori.) Der Strambotto oder die Octave ist mit Recht eine Erfindung der Sicilianer genannt worden, und nur in der Stellung der Reime haben die Toscaner später die bemerkte Aenderung getroffen. Die Nationalität dieser Octave lehrt eben auch die Sammlung Vigos. Vergleicht man ihre Liederformen mit denen, welche die toscanische Sammlung Tigris enthält, so ergibt sich, daß die Toscaner von jener Form der alten sicilianischen Trovatori abgewichen sind. Während sie in Sicilien mit aller Energie festgehalten ist, hat sie sich in Toscana nicht allein so verwandelt, wie ich oben schon angegeben habe, nämlich in die Sestine mit angehängten Plattreimen, sondern nicht einmal die Reime der Sestine werden dort regelrecht durchgeführt. Der Toscaner hilft sich mit Assonanz und selbst mit dem Plattreim schon am Schluß der eigentlichen Sestine, so daß seine populäre Octave sehr oft mit einem Doppelpaar von Plattreimen schließt. Außerdem sind bei ihm die zehn-, eilf- und zwölfsilbigen Strophen häufig in Gebrauch, wie es die zehnzeiligen im Römischen sind, von denen Bisconti und Giovanni Torlonia kleine Sammlungen herausgegeben haben. Die Toscaner nennen im Allgemeinen ihre Lieder rispetti, nicht strambotti, womit sie eben Liebeslieder („Grüße der Hochachtung,“ des rispetto) bezeichnen.

Wie in Toscana, findet sich auch in Sicilien die Gattung der fiori, oder Blumenritornelle, welche die Toscaner durchweg stornelli nennen. Die Sammlung Tigris gibt davon eine große Anzahl und darunter so schöne, geistreiche und poetische, daß sie in ihr als wahrhafte, in keiner andern Sprache nachzuahmende Edelsteine eingefügt sind. Diese reizende Art der Volksdichtung ist über Italien, wie die Blumen selber, verbreitet, aber sie scheint in dem graziösen Toscana, dem Garten Italiens, ihre eigentliche Heimath zu haben und in Sicilien nicht so gut zu gedeihen. Denn nur aus diesem Grunde erkläre ich mir die auffallend geringe Anzahl von höchstens fünfzehn fiori, welche Vigo aufgenommen hat, und von diesen erreicht nicht eine Blume den Duft und die Anmuth der toskanischen stornelli.

Als Vigo seine patriotische Sammlung anlegte und durch ein Circular ganz Sicilien zu Beisteuern aufforderte, bezeichnete er als Gegenstände derselben folgende:

1. Lieder von Liebe, Haß, Verschmähung, Eifersucht, Verlassen, Entfernung, Hochzeit u. s. w.

Digitized by Google

deklieder und Todtenklagen, an denen Sicilien gewiß reich ist, und die eine interessante Vergleichung mit den schönen Todtenklagen und Rachegesängen der Corsen darbieten können. Auffallend war es mir, daß in der ganzen Sammlung Tigri's kein einziges Volkslied geschichtlichen Inhalts zu finden, und daß diese Gattung auch von Vigo kaum berücksichtigt worden ist. Der Volksgesang Italiens besteht wesentlich in der amorosen Canzone. Wenn die ewige Klarheit des Himmels und die Schärfe des Verstandes in Italien die poetische Gattung von Mährchen, Geistersagen und Balladen dieser Art völlig unmöglich macht, so läßt auch die Menge, die Größe und die Bestimmtheit der historischen Thatsachen in diesem Vaterlande der Geschichte die historische Volkssage nicht aufkommen. Das Volk aber besingt geschichtliche Ereignisse gewöhnlich erst dann, wenn sie durch das poetische Medium der Sage hindurchgegangen sind. Ich habe in den Gebirgen Italiens Hunderte von den zerstörten Burgen besucht, aber keine einzige von einer Volkssage im eigentlichen Sinn des Worts, wie bei uns oder in England, bewohnt gefunden. Dagegen gibt es kaum einen Ort in Italien, der nicht seine historischen Annalen von grauen Uranfängen herzuleiten wüßte, und wenige, die nicht ihre eigene gedruckte Specialgeschichte aufzuweisen hätten, voll von historischen und archäologischen Erläuterungen, von welchen, und namentlich den letzteren, die Musen schnell, wie die Bienen aus ihrem Honigstock durch Rauch, vertrieben werden.

Vigo hat sehr wohl gethan, jedes der Lieder mit dem Namen des Orts zu bezeichnen, dem es angehört. Einige ausgezeichnete Städte sind, nicht durch seine

und Simonides die Lieder hörten, welche noch nicht als 2000 Jahren noch um die Ruinen der erlauchten Griechenstädte von einem andern Geschlecht gesungen werden, sie würden ihnen ihren Beifall nicht versagen. Die alten Weisen der Ode sind untergegangen, nur der bukolische Gesang ist durch Meli schön erneuert worden; die künstliche Strophe hat sich in die gereimte Octave verwandelt; die Muse selbst trägt ein anderes Gesicht; aber auch dieses ist schön, ausdrucksvoll und voll Geist und Gefühl. Denn die Muse ist unsterblich, wie die elysische Natur und das Menschenherz, welches unter ihren Eindrücken seine Lust und sein Leid besingt.

Vergleicht man nun die zahlreiche Klasse der Liebeslieder bei Vigo mit den rispetti bei Tigri, so wird man durch ihre Aehnlichkeit überrascht. Die Uebereinstimmung in diesen Volksweisen ist ein glänzender Beweis von der Einheit der italienischen Nation. Die einzige Conföderation, welche ihre Stämme behauptet haben, ist die der Poesie. Eine blutige Geschichte hat ihre Provinzen zerrissen, die Politik des Auslands wie der eigenen Staaten hat diese Trennung beständig erhalten, ja vermehrt, der Municipalismus hält noch heute selbst die Städte eines und desselben politischen Ganzen auseinander; der Mangel an Industrie, Handel und Straßen scheidet nahe Gebiete weit von einander ab, und wie dem materiellen, so fehlen auch dem geistigen Leben Italiens die verbindenden und allgemeinen Culturstraßen des Verkehrs. Und dennoch zeigt sich im Volksliede der Italiener ein völlig individuelles, ein gleichartig nationales Gepräge, welches mit Entschiedenheit die Einheit der Nation ausspricht

Google

alles dessen, was die Lateiner und ihre Nachkommen mit dem Begriff indoles bezeichnen.

Man lese diese Lieder und erkenne, welcher feinen, liebenswürdigen und keuschen Cultur des Herzens dieses Volk fähig ist, das unter so elenden politischen und bürgerlichen Zuständen, und fast ohne Unterricht, fast immer an seine Scholle gefesselt, aufwachsen muß. Es wiederholt sich bis zum Ekel, daß Touristen aus allen Ländern, namentlich aber aus Deutschland, nachdem sie flüchtig auf den breiten Heerstraßen ein paar Monate, selbst nur Wochen lang aus dem Reisewagen Italien gesehen haben, sich herausnehmen über die Zustände des Volks dicke Bücher zu schreiben, worin sie die althergebrachten Phrasen von der italienischen Canaille wiederholen, um sich vielleicht nur an den Wirthshausprellereien zu rächen. Und doch kennen sie von dem Lande gerade so viel, als Einer Rom kennt, der es Nachts beim Schein von einem Schwefelhölzchen gesehen hat. Um das Volk kennen zu lernen, muß man mit ihm leben und mit ihm zu reden wissen, und man muß es in seinen Bergen und Thälern, bei seiner unausgesetzten Arbeit, wie bei seinen mäßigen Festen aufsuchen. Jene Volkspoesie aber, das ist die Campagna und das Gebirg in der Literatur, welches die verfälschende Civilisation noch nicht berührt hat.

Dieselbe Art also des Empfindens, des Anschauens von Dingen und Menschen, dieselbe poetische Vorstellungsweise, die gleiche Symbolik, der gleiche Cultus des Gefühls, namentlich in Bezug auf die ritterliche Galanterie den Frauen gegenüber, durchdringt alle diese Lieder, und dieselbe Ausdrucksweise des poetischen Gedankens findet sich in Toscana, in Latium, in Corsica, Sardinien und Sicilien wieder. Dieser poetische Cultus tritt überall mit derselben Einheit auf, wie der Cultus der Religion, und wie das Volksgemüth darin dieselbe Beschaffenheit zeigt, ist auch die äußere Form des Liedes von derselben Art, wenn auch hie und da durch Besonderheit modificirt. Die Stanzen Toscanas haben zum Beispiel, außer der schon bemerkten Abweichung, die Eigenthümlichkeit, den Hauptgedanken oder das Motiv refrainartig in sich selber zu wiederholen, was ihnen ein reizendes populäres Gepräge gibt. Das ritornare scheint den Toscanern wesentlich zu seyn. Im Ganzen aber hat das italienische Volkslied einen gemeinsamen Styl der Architektur, und in dieser traditionellen Gleichförmigkeit beruht zugleich mehr als die bloß technische Stärke, welche diese Volkslieder auszeichnet.

Ihre Form ist reich; sie übertrifft dadurch die trochäische Volksweise der Spanier, und die im Ganzen monotone Art der serbischen und griechischen Lieder. Sie ist die volle Form der epischen Stanze und die unmittelbare Grundlage der italienischen Kunstpoesie, welche in ihrer höchsten Blüthe nur als die Vollendung der populären Stanze erscheint — eine Thatsache, die von großer Bedeutung ist. Denn sie zeigt, daß die Kunstpoesie und die Volkspoesie Italiens durch keine Kluft von einander getrennt werden. Wenn in unserem Vaterlande die Poesien Schillers und Goethes, als Produkt der vollendeten literarischen Cultur, von jenen Schichten des Volks weit entfernt sind, in denen die Lieder aus des Knaben Wunderhorn entstanden, so werden in Italien die vollkommenen Meisterwerke des Tasso und Ariost keineswegs von den Regionen getrennt, in denen die Volkslieder aus Vigo's und Tigri's Sammlung ihre Heimath haben. Ich finde in manchen volksthümlichen Octaven wörtliche Wendungen aus den großen Kunstpoeten aufgenommen. Entweder sind sie dann ursprüngliches Eigenthum des Volks, oder der Liederdichter entlehnte sie doch als etwas populär gewordenes jenen Dichtern. So heißt es in einem Lied aus Raffadali:

Vinissi chiddu patri chi ti fici,
Fari non uni pò chiù, persi la stampa.

Ariost sagt:

Natura il fece, e poi roppe la stampa.

Ein anderes Lied beginnt mit dem bekannten Vers Dante's:

Donni ch'aviti 'ntelletu d'amuri.

Ich darf nicht bemerken, daß das Volkslied die künstlichen Strophen des Petrarca und die Sonettenform durchaus verschmäht. Uebrigens gibt es noch eine andere innerlichere Vermittlung zwischen ihm und der Kunstpoesie in diesem Lande. Sie fließt aus dem Volksnaturell selber. Denn auch der Volksgesang der Italiener hat etwas von Kunstpoesie an sich, weil das Wesen des Volks künstlerisch ist. Der durch alle Klassen sich erstreckende Sinn für die Formschönheit, der feine Takt für das Schickliche, die natürliche Grazie in Bewegung, Kleidungsweise, Benehmen, worin die Italiener (und das müssen ihnen selbst ihre ärgsten Feinde zugestehen) alle Völker weit übertreffen, finden ihr entsprechendes Abbild auch im Volkslied. Es zeigt eine Kunst der Dichtung, die zur Natur geworden ist, oder eine Natur, die ohne Mühe zur Kunst wird. Diese Gesänge sind schön costümirte Lieder, und diese nicht ohne Kunst zu bildenden Octaven, strahlend von prächtigen, oft wundervollen Metaphern, gleichen den schönen Frauen der Campagna an Festtagen, wo sie sich

Digitized by Google

Architektur eines Gedichts, sondern der bewegliche Geist der Phantasie, welcher Gedanken schön bekleidet, die Anschauung der Dinge aus ihrer starren Einsamkeit erlöst, und sie poetisch macht, indem sie in sinnliche oder moralische Beziehung zum Leben gebracht werden. Die Metapher beruht auf dem Sinn für die Natur und die zahllosen Verbindungen dessen, was in ihr erscheint. Ein Stubenpoet wird daher schlecht geschickt seyn, Metaphern zu finden, aber einem Volksdichter wird nichts geläufiger seyn, als dieß, ja er wird sein Dichten mit der Metapher beginnen, und fehlgreifen, indem er sie allzusehr anhäuft. Ein serbischer Poet vergleicht die Augenbrauen seiner Geliebten kühn und schön mit geschwungenen schwarzen Schwalbenflügeln; ein corsischer sagt von dem Herzen eines Banditen, es sey vor Haß so klein geworden wie eine Flintenkugel; ein sicilianischer Volksdichter läßt sein Mädchen ihm ihre lang wallenden Haare als Strickleiter zum Fenster hinauswerfen. Solche Bilder fallen einem Kunstpoeten nur dann und wann als glänzende Meteore vom Himmel, aber der Volkspoet bricht sie mit vollen Händen wie Blumen von einer lebenden Hecke.

Wenn nun diese Kunst des schön Verkörperten in der Poesie, oder die poetische Malerei im Allgemeinen eine Gabe der Naturpoesie ist, welche, zumal im Süden und im Orient, von dem Sinnlichen ausgeht, so kommt dem italienischen Naturell im Besondern die scharfe und durchsichtige Klarheit des Verstandes und ein geistreiches, in Antithesen spielendes Wesen zu, wodurch auch das Volkslied sich der Kunstpoesie nähert. Der Italiener ist von Natur ein logischer Kopf, ein gewandter Dialektiker, geborener Advokat, Sophist und

Ich will also sagen, daß auch in der italienischen Volkspoesie reflectirender Verstand und Bewußtseyn des Zwecks die Gefühle zügelt oder beschränkt. Sie ist daher nicht in unserem Sinne lyrisch und musikalisch, sondern behält etwas episches, bild- und genreartiges. Die nordische Volkspoesie ist sowohl empfindungsreich als gedankenreich; die südliche aber ist graziös und geistreich. Die Fülle von Combinationen, Einfällen, originellen Motiven ist oft erstaunlich, und dennoch bleibt all dieß naiver Ausdruck eines Volks, das von Natur eben schön, lebhaft und geistreich ist. Ich habe beide Sammlungen, die toscanische wie die sicilianische, durchgelesen und finde sie gleich stark in jenen vorhin bezeichneten Eigenschaften. Der Reichthum der Motive ist gleich bewundernswürdig; die ewigen, die einfachen Zustände des Herzens kehren immer wieder und immer als ein neugesagtes reizendes Lied und Bild. Ich bin von beiden Sammlungen bezaubert. Mir scheint indeß, und ich scheue mich nicht, es Vigo zu bekennen, daß der Volksgesang der Toscaner graziöser, blumenhafter, sanfter sey als jener Siciliens. Obwohl in der sicilianischen Sammlung sehr viele und außerordentlich anmuthige Lieder enthalten sind, finde ich doch deren im Ganzen mehr in der toscanischen. Die toscanischen Liederfarben sind so zart wie jene der Malereien der Sienesen und Fiesoles, und ihre liebliche Bewegung so schön wie die Grazie der alten Maler Lippi, Botticelli, Ghirlandajo. Schwerlich ist dieß nur Wirkung der melodischen Sprache, die am Arno und Ombrone geredet wird, sondern des Naturells, welches bei den Toscanern milder, bei den Sicilianern energischer ist.

Google

und verzichte auf den Ruhm eines guten Ueberſetzers. Selbſt die Meiſterſchaft eines Rückert würde bisweilen in Verlegenheit gerathen, die vierfachen Reime oder die Aſſonanzen genau durchzuführen, ohne den Sinn und Hauch des Liedes gewaltſam zu zerſtören. Und überhaupt: der Zauber ſolcher Volkspoeſien kann durch Ueberſetzung nicht erreicht, nur angedeutet werden.

O Bauer, wie ſchön iſt dein Töchterlein!
Sie gleicht einer Fahne von Golde.
Fädelt die Fäden in die Nadel ſie ein,
Scheint es, ſie ſtickt ſich Fäden von Golde.
Setzt ſie ſich nieder zum Webeſtuhl ſein,
Läßt fliegen das Schifflein die Holde,
Ich Armer, ich Armer bin fern und allein,
Ich höre das Rauſchen, ob ſterben ich ſollte.
Palermo.

Adler, der du fliegſt über Meere, Meere,
Warte, ich ſag' dir zwei Wörtchen lieb.
Drei Federn aus deinem Flügel will ich nehmen,
Ein klein Briefchen ſchreib' ich an mein Lieb.
Ganz mit Blut wohl will ich es färben,
Setz' ich als Siegel darein mein Herz.
Wenn das Briefchen ich habe gefertigt,
Adler, dann trag' es zu meinem Lieb.
Itala.

Der Text dieſes reizenden Liedes lautet:

Acula, vai vulannu mari mari,
Spetta, quantu ti dicu dui palori,
Quantu ti scippu tri pinni d'ali,
Mi cci fazzu 'na littra a lu me' beni;
Tuhta di sangu la vogghiu lavari,
E ppi sigillu ci metta lo cori;
Quannu la littra è spidduta di fari,
Acula, porticcilla a lu me' beni.

Der Adler hat im Sicilianiſchen ein weibliches Nomen. An andern Orten wird als Bote auch die Schwalbe und die Taube geſandt. Denn dieſes Lied iſt ſehr verbreitet und auch eines der reizendſten unter den toskaniſchen, wo es (ich habe die Ueberſetzung freier und liedartiger gehalten) ſo lautet:

Liebe Schwalbe, die du da fliegeſt,
Komm zurück und thu' mir's zu Lieb,
Gib mir 'ne Feder aus deinem Flügel,
Daß ich mag ſchreiben an mein Lieb.

Hab ich geſchrieben, geſiegelt,
Und im Briefchen alles erzählt,
Liebe Schwalbe, dann geh' ich dir wieder
Die Feder, die am Flügel dir fehlt.

Hab' ich's geſchrieben auf Golde,
Und ſind es der Zeilen genug,
Liebe Schwalbe, dann geh' ich dir wieder
Deine Feder und deinen ſchönen Flug.

Ich empfehle dieſes Lied den Componiſten.

Die Amſel, die macht ſich im Strauch ihr Neſt,
Da muß ſie leiden von Stacheln und Dornen;
Am Acker baut ſich die Lerche feſt,
Da muß ſie leiden von Schlangen, Scorpionen;
Die Schwalbe am Dache man bauen läßt,
Da muß in dem Froſt ſie und Winde wohnen;
Ich aber, ich baue mein warmes Neſt
Am weißen Buſen von meiner Patronin.
Termini.

Geſtern Abend ging ich aus Meſſina,
Mit der Sonne war ich in Milazzu;
Hört' die Meſſe ſchon in Taormina,
War zu Eſſenzeit ſchon in Randazzu.
Scholl das Veſpergloͤckchen in Traina,
Hört' ich's ſchlagen Zwei in Caſtellazzu,
Und das Ave läuten in Jaci Catina:
Sieh', aus Liebe welche Wanderſtraße!
Aci.

Sara, Sarella, wach' auf, weil es tagt,
Höre der Nachtigall ſüßen Geſang!
Unter dem Fenſter im Garten ſie klagt,
Da breiten ſich gülden Orangen entlang.
Kommet ein Vogel, der zimmert ſein Neſtchen,
Und baut's mit drei Federn von Gold.
Kommet das Mädchen und nimmt ſich ein Junges
Und ſetzt's in einen Käfig von Gold.
Du biſt der Käfig mit goldenen Spangen,
Ich bin das Vöglein, hier bleib' ich gefangen.
Aci.

Die folgende Octave werde ich nicht in Reimen wieder geben, weil ich ihre große Schönheit zerſtören würde. Die ſicilianiſchen Verſe ſchließen in der Regel mit dem bedeutenden Kraftwort, worauf der Accent des Gedankens liegt und worin eben die poetiſche Schönheit beſteht. Mir aber können ſelten einen vierfachen Reim durchführen, ohne zu unbedeutenden Endungen Zuflucht zu nehmen. Ich werde den Text mittheilen und würde glücklich ſeyn, wenn der große Meiſter Rückert ihm deutſche Reime geben wollte.

Schöne, denn unter den Schönen biſt du ein Phönix,
In meinem Herzen haſt du entflammt eine Lampe.
Du biſt von den Herzen die Kaiſerin,
Und wer dich ſieht, muß närriſch weiter leben.

Digitized by Google

Was in der Welt man saget und lieset,
'S ist ein Fünkchen von deiner Flamme.
Käme der Vater, der dich gezeugt, er könnte
Dich schaffen nicht mehr; er verlor das Gepräge.

Bedda, ca tra li beddi si' fenici,
Nni lu me cori addumasti 'na lampa,
Tu di li cori si' l'imperatrici,
E cu ti vidi pazziannu campa.
Zoccu si leggi a lu munnu o si dici,
E 'na faidda avanti a la to vampa;
Vinissi chidda patri chi ti fici,
Fari non nni pò chiù, persi la stampa.
Raffadáli.

Mutter, zur Quelle nicht schick' mich allein,
Sind dort die Knaben, die mich erschrecken.
Auf der Straße entfiel mir ein Linnen fein,
Thät da ein Knabe die Händ' ausstrecken;
Der sagt': wie ist dein Antlitz so lieblich und fein,
Mit viel Küssen wohl wollt' ich's bedecken;
Faßt' ich im Dunkeln allein dich, mit Schrei'n
Alle die Heil'gen wohl würd'st du erwecken.
Mineo.

Eine Octave aus Syrakus:

Liebreizend, o Mädchen, sind deine Manieren,
Die Lippen vollkommene Mandeln sind.
Gott hab' ich gebeten, er woll' es gewähren,
Daß ich könnt' schlafen im Arm dir, o Kind.
Die Nächte, hat ich, sie möchten mir währen,
So lang wie zwei Tage des Sommers sind.
O selig die Linnen, die also die Glieder
Die zarten und süßen umfassen gelind.

Mir träumte die Nacht: wir lagen als Leichen,
Und über uns machten sie Anatomie.
Da kamen die Aerzte aus allen Bereichen,
Da kam auch der Meister der Chirurgie.
Sie kamen mit Messern und spitzigen Eisen,
Sie schnitten die Brust auf so mir, und so dir;
Da starben vor Schreck sie, 's that sich erweisen:
In dir lagen zwei Herzen, und keines in mir.
Vigini.

Mich treibt über Meer die bittere Qual,
Weit, weit, da erreicht dich nimmer die Kunde,
Die Sterbeglocke nicht einmal,
Nicht einmal das Grab im Grunde.
Ich laß' dir dieß Sternlein zum Signal:
Ist es verloschen, dann weine zur Stunde.
Aetna.

Die du wohnest beiseit der Marine,
Wohl hält dich das Meer so frisch und so schön,
So frisch wie die Rose und Balsamine,
Weil thauige Wind' ihr den Busen umwehn.
Du verdienst zu seyn die Königinne,
Die Patronin von vier Castellen schön,
Rom, Palermo, Neapel, Messine,
Wo die großen Citadellen stehn.
Aci.

An das Fensterlein sollst dich nicht stellen,
Denn sehn dich die Männer, sie sterben vor Qual;
Die braunen Haare sollst du nicht flechten,
Wie eine Rose laß sie nur flattern zumal.
Kommet der Wind, und macht sie entblättern,
Und güldner als Gold erglänzen sie all.
Stehst du am Fenster, beginnst du zu spindeln,
Ziehst mit den Augen den Liebsten du an.
Aci.

Schöne, am Sonntag bist du 'ne Fee,
Am Montag eine Göttin vom Paradies,
Am Dienstag ein Engel aus Himmelshöhn,
Am Mittwoch strahlt dein liebstes Gesicht,
Am Donnerstag bist du ein flammendes Schwert,
Am Freitag stehst du in Jubel und Licht,
Am Sonnabend, das ist der letzte Tag,
Da woll'n wir sterben und geh'n in's Paradies.
Catania.

Einen Adler seh ich fliegen, fliegen,
Einen Flügel nur zeigt er allein
Von Demant voll und von Rubinen;
Bis über den Abend erglänzte der Schein.
Ihn lockten die Kön'ge, lockten die Prinzen
Vergebens, sie fingen ihn nimmer ein.
Ich stoß einen Pfiff aus, ich treuer Geliebter:
Da kommt er herunter, der Adler ist mein.
Ribera.

Heil'ger Engel, wardst du Eremit?
Will'st an's Fensterlein nicht kommen.
Kommst du, wird lebendig mein Gemüth,
Ist mir alles Leiden da benommen.
Wie die Rose bist du, die erblüht
Ganz in Blumen steht erglommen;
Ich das Eisen, du Magnet, der zieht,
Ohne Zügel ziehend mich hingenommen.
Termini.

Als ich noch klein, hab' ich als Nachtigall
In deinen Locken, Mädchen, geschlagen.
Verhaßt war der tagende Sonnenstrahl,
Der Mond mir so lieb, du weißt's zu sagen.

Digitized by Google

Nun muß ich wandern mit traurigem Schall,
Als Eule der Nacht, und klagen, klagen.
Wird kommen ein Tag, und werden zumal
Zu Neste wir Halme mitsammen tragen.
Ständchen aus Monte Maggiore.

Wiegenlied.

Rudre, Schiffer, rudre weiter,
Denn der Himmel iſt nicht heiter,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Die Buntvöglein feſt und feſter
Hüllen ſich in ihre Neſter,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Seine Augen ſchlafverdroſſen
Hat das Schäflein halb geſchloſſen,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Die verliebten Ringelſchlangen
Sind ſchon all zu Bett gegangen,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Kaum will's Bächlein leiſe lallen,
Nacht iſt auf den Bergen allen,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

In dem Thal das liebe Veilchen
Hängt das Köpfchen ſchon ein Weilchen,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Für mein Liedchen ſaugt die Biene
Honig aus der Geiſumine,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.
Patti.

Der erſte Vers dieſes Schlummerliedes lautet im Text:

Voca, voca marinaru,
Ca lu celu non è chiaru;
Fri lu sonnu chi caldò,
Fa la ninna, e fa la vò.

Ich erinnere hier an den corſiſchen Wiegenvers, den ich nebſt einem corſiſchen Wiegenliede in meinem „Corſica“ mitgetheilt habe:

Ninni, ninni, ninni nanna,
Ninni, ninni, ninni nolu,
Allegrezza di la mamma,
Addurmentati, o figliuolu.

O Sonne, welche Macht kannſt du ergießen,
Läßſt dir in's Antlitz von niemand ſehn;
Wagt's wer, die Augen ihm thuſt du ſchließen,
Da blickt er zur Erd' und muß weinend ſtehn.
Der Hügel prahlt mit den Blumen, die ihm entſprießen,
Die Taube mit dem Schnabel und Flügelein ſchön;
Ich prahle mit dir, o du Süße der Süßen,
Wenn in die Kirche zur Hochzeit wir gehn.
Monte Maggiore.

Quelle der Schönheit, kryſtallene klare,
Denn wer draus trinket, behält es im Sinn;
Du biſt die Tochter vom Grafen Mazzara,
Denn ſchönere Schönheit findet man nicht.
Kommſt du gegangen, der Himmel wird klare,
Die Sonne, ſie ſcheinet, es legt ſich der Wind.
So viel um den Oelbaum Zweige ſich ſchaaren,
In ſo viel Wünſchen im Herzen trag' ich dich, Kind.
Meſſina.

Ich wollte fliegen, kann nicht von der Stelle,
Denn mein Geliebter hält mich am Band.
Ich wollte berühren die rauſchende Welle,
Die Straße, die Sterne und Himmel und Land.
Ach! hätt' ich hundert Augen zum ſehen helle,
Ach hätt' ich tauſend Herzen, dir zugewandt!
Aci.

Ich ſah an dem Himmel zwei Feuer entbrennen,
Zwei ſchöne Sternlein, die ſah ich dort ziehn.
Das eine der Sternlein, nicht konnt' ich's erkennen,
Ein Strahl von der Sonnen das andre mir ſchien.
O Säule des Domes, ſo will ich dich nennen,
O Banner des Feſtes, drum Roſen erglüh'n!
Es wird unſer Lieben ſich ſcheiden und trennen,
Wenn um die Weihnacht der Juni wird blühn.
Mineo.

Ich ſchließe hier, und wünſche Vigo aufrichtig Glück zu ſeinem Werke. Er hat eines der ſchönſten Denkmäler der ſicilianiſchen Literatur hergeſtellt, und der Liederſchatz von Völkerſtimmen, welchen wir Deutſche ſeit Herders Zeit zu pflegen nicht aufgehört haben, um ein prächtiges Kleinod vermehrt. Seit langen Zeiten hat die italieniſche Literatur nichts hervorgebracht, was nur im Entfernteſten dem Werk jener von Bauern, Fiſchern, Arbeitern gedichteten Lieder in Tigri's und

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

Die Feier des 18. Oktobers. — Richtfeier der St. Nicolaikirche. — Schillerfeier.

Unter allen Städten Deutschlands ist unseres Wissens Hamburg die einzige, in welcher noch immer der Erinnerungstag an den geschichtlich so wichtigen achtzehnten Oktober kirchlich gefeiert wird. Der Enthusiasmus des Volks, der in früheren Jahren diesem Gedenktage eine höhere Weihe gegeben haben mag, hat sich freilich längst schon verloren. Die Wogen der Weltgeschichte gingen in den letzten dreißig Jahren zu hoch und zerrissen die Eindämmungen, welche [illegible] zu vielen Steilen, um nicht Alle, welche diese zerstörenden Einwirkungen bemerkten, nachdenklich zu stimmen. Von manchee Seite verdenkt man es unserer Stadt, daß sie, trotz der veränderten Verhältnisse, doch mit einer gewissen eigensinnigen Zähigkeit an der Feier des achtzehnten Oktobers festhält. Wir können nichts Auffälliges, weniger noch etwas Unzweckmäßiges darin entdecken. Keine andeee Stadt hatte von den Greatueen des Welteroberers so Schweres zu leiden, ais Hambueg, und keine feierte im vollsten Sinne des Wortes so froh und frei ein Auferstehungsfest aus fuechtbaester Drangsal und bitterster Noth, ais der Zauber brach, welcher halb Europa zum Knecht des gewaltigen Imperators gemacht hatte. In der Rückerinnerung an jene Tage der Fremdherrschaft und des unter derselben erlittenen Druckes liegt für unsere Stadt die tiefere Bedeutung der Festfeier des großen Leipziger Schlachttages.

Die St. Nicolaikirche mit den stattlichen Häusern der Neuenburg und des Hopfenmarktes wie der sie zunächst umgebenden Straßen, welche der Zug der Baugewerke mit dem kolossalen Richtkranze durchschreiten mußte, ehe er den umhegten Bauplatz betreten konnte. Diesen mit Bändern reich verzieeten Kranz tengen einige zwanzig Zimmerleute unter Musikbegleitung ꝛc., und ihn zu sehen, war der Wunsch Aller. Da die St. Nicolaikirche zum Theil nur durch freiwillige Gaben gebaut wird, so gibt es streng genommen eine große Menge Bauherren. Ihre Zahl beläuft sich mit Einschluß der sogenannten Schillingsgeber auf wenigstens 5000 Peesonen. Diese alle hatten von der Kirchenbaucommission Einladungskarten erhalten, um das Fest duech ihre Gegeuwart verherrlichen zu heifen. Leidee reichte der Raum nicht aus, um all diesen Berechtigten den ihnen gebührenden Plaz anzuweisen. Die Feier selbst verlief trotz des außerordentlichen Andranges Schaulustiger ruhig und würdevoll. Die kirchliche Rede hielt Hauptpastor Dr. Krause, die gereimte Kranzeede ein Parlier, wenn ich nicht irre, aus Danzig. Beide Reden nebst Gesängen wurden zum Besten des Baufonds verkauft und fanden guten Absatz. Auch flossen reiche Gaben in die ausgestellten Becken, so daß die Baukasse an diesem Tage mehreee tausend Mark einnahm.

Diese Richtefeier war eine gute Voeschule für die

gewinnen. Mit der Literatur lebt die wackere Hansestadt seit langer Zeit auf etwas gespanntem Fuße. Man liebt sie nicht, aber man steht doch ein, daß sie nicht ganz entbehrt werden kann. So wird sie denn geduldet. Jetzt nun, wo es galt, einem großen todten Feste zu bereiten, die bedeutende Geldmittel erforderten, galt es vor Allem, auch die haute finance für die Feier zu gewinnen. Nebenbei hatte man von Anfang an die Absicht, der Schillerstiftung, wo möglich, ein erkleckliches Sümmchen zufließen zu lassen. Gerade dieser Punkt aber machte Manchem Bedenken; denn man hatte Dieß und Jenes an derselben auszusetzen und Gründen, die wir nicht weiter berühren wollen. Ein zweites gröberes Hemmniß war der Bußtag, der unglücklicherweise gerade auf den 10. November fiel. Es gab nun freilich eine Angahl Hoffnungsvoller, die mittelst einer dem Senat einzureichenden Supplik die Verlegung desselben möglich machen zu können glaubten. Diese setzten es durch, daß die betreffende Supplik wirklich abgefaßt und eingereicht wurde. Der Senat antwortete bekanntlich verneinend, sogar zweimal, denn der ersten Supplik folgte sogleich eine mit mehreren hundert Unterschriften bedeckte zweite. Durch dieses zweimalige Verneinen wurde die große Menge aufmerksam auf die Sache, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, gerade die Hindernisse, welche der Feier im Wege standen, und die zweimalige abschlägig lautende Antwort des Senats halfen derselben in erfreulichster Weise die Wege bahnen. Es fehlte nichts weiter mehr, als das Zeter der Orthodoxen, der zelotischen Bußträger, um vollends unsere ganze Bevölkerung für die Feier zu enthusiasmiren. Und als hätte man sich dasselbe extra bestellt, ward es auch wirklich ausgesprochen. „Der Nachthar," ein Blättchen, das eigentlich der längst in Gott ruhende Pastor Goetze hätte redigiren müssen, fing an gegen den modernen Götzendienst, genannt Cultus des Genius, zu eifern. Damit war das Publikum sofort gewonnen. Jetzt konnte man mit Sicherheit auf eine glänzende Feier Rechnung machen. Alle Aemter und Corporationen kamen der an sie ergangenen Aufforderung des Comité, sich an der öffentlichen Feier kräftig zu betheiligen, willig entgegen, und selbst ansehnliche Gaben zur Bestreitung der Kosten wurden gern gewährt.

Es ist ganz gewiß, daß sehr viele die Bedeutung der Wirksamkeit Schillers nicht im Entferntesten auch nur ahnen; selbst die Zahl derer, die kaum wissen, was Schiller war, wo und wann er lebte, mag nicht ganz klein sein. Es ließen sich gar lustige Geschichten und drollige Aeußerungen, welche vor dem Feste vorfielen, erzählen, die gar seltsame Schlaglichter auf die Durchschnittsbildung der Massen hier zu Lande werfen. Aehnliches wird mehr oder weniger wohl allerwärts vorgekommen sein, weßhalb wir auch nur darauf hindeuten wollen. Sobald es nun aber fest stand, daß des unsterblichen Dichters hundertjähriger Geburtstag glänzend bei uns begangen werden sollte, reichten sich Alle die Hände. Man fand sich in das schwer Begreifliche, daß nämlich der zu Feiernde nicht in Hamburg gelebt habe, noch hiesiger Bürger gewesen sei. Ließ sich auch die orthodoxe Partei ihren Bußtag nicht verlegen, so wollte das gröbere, unbußfertige Publikum auch seinen Willen haben und nun seinen auf einmal unendlich populär gewordenen Schiller ganz ungewöhnlich feiern. Das Entgegenkommen des Senats, welcher sich bewegen ließ, die Thorsperre für den Illuminationsabend am 11. November aufzuheben, ja sogar freiwillig glänzende Beleuchtung einiger Hauptgebäude der Stadt zusagte, gaben den letzten Anstoß zur Herstellung einer Feier, wie in Hamburg noch nie eine nur entfernt ähnliche erlebt worden ist.

Unter so günstig sich gestaltenden Auspicien rückte der von Hunderttausenden sehnlichst erwartete Tag heran, der uns am frühen Morgen des 11. Novembers einen von eiskalter Nebelluft umhüllten Himmel zeigte. Das Geläute aller Glocken von den fünf Thürmen der Stadt verkündigte Stadt und Land den Geburtstag eines der größten Geister, die je auf Erden zum Segen der Welt gelebt und gewirkt haben, und als gegen neun Uhr Morgens die Sonne durch das zerfließende Gewölk brach, prangten alle Straßen in festlichem Schmucke. Zahllose Flaggen aller Nationen grüßten von Giebeln und flachen Dächern, der Hafen war, so weit das Auge reichte, ein Wald flatternder Wimpel, und das Alsterbassin, dieser zauberhafte Wasserspiegel, das Kleinod Hamburgs, um das es alle andern Weltstädte beneiden müssen, bot den bereits lustwandelnden Tausenden einen Anblick dar, von dem selbst der Eingeborene sich schwer weder loszureißen vermochte. Es lagen auf diesem stillen, blauen Gewässer gegen vierzig große bemastete Kähne in Gestalt einer riesigen Krone, alle mit hunderten von Flaggen bedeckt, während rund um das Wassin die stolzen, palastähnlichen Häuserreihen mit grünen Laubgewinden bekleidet waren und überall die Büsten des edlen Sängers, dem die ganze civilisirte Welt dieses Völkerfest bereitete, den Lorbeer um die ernsten Schläfen gewunden, an Fenstern und auf Balkonen aufgestellt wurden.

Die meisten Schulen, namentlich auch alle Privatschulen, deren es bei und weit mehr wie in andern deutschen Städten gibt, hatten zwischen zehn und zwölf Uhr für ihre Zöglinge besondere Festlichkeiten angeordnet, zu denen die Kinder, feiertäglich gekleidet, in langen Schaaren wallfahrteten. Die gelehrte Schule mit dem akademischen Gymnasium und der Realschule beging das Fest durch Gesang, Declamation und Reden in der Aula des Johanneums. Diese Feier hat auch eine eigene Geschichte, da einige Lehrer anfangs entschieden gegen eine Betheiligung an dem Schillerjubiläum waren. Erst in der elften Stunde gaben diese Herren ihren Widerstand auf und fügten sich dem Geist der Zeit, vielleicht auch einem Winke, den man ihnen von oben herab zukommen ließ. Die Aula konnte die Anzahl derer, welche der Feierlichkeit beizuwohnen wünschten, nicht fassen. Die dabei gehaltenen Reden sprachen allgemein an und sind jetzt, wie andere später in den Theatern gehaltene Reden, Prologen ꝛc. gedruckt zu haben.

Mit einbrechender Dämmerung flammten bald da bald

Digitized by Google

dort erst einzelne Lichter, dann ganze Reihen flimmernder Lampen auf, und gegen acht Uhr war die ganze colossale Stadt mit ihren weit gedehnten Vorstädten und den zahlreichen, an diese sich anschließenden Landhäusern in prachtvoller Weise illuminirt. Ich erinnere mich nicht, je eine so strahlende Beleuchtung gesehen zu haben, bei der sich Geschmack hinsichtlich der Anordnung und Reichthum in der Ausführung so harmonisch vereinigten. Ganz Hamburg, besonders aber einzelne Stadttheile, wie die weiten Umgebungen des Alsterbassins, boten in der Nacht des 11. Novembers ein Märchenbild aus tausend und eine Nacht. Da gab es Häuser, von unten auf in ein brillantenes Netz zitternder Gasflammen gehüllt, die um das Haupt des Dichters, dessen ewig fortlebendem Geiste man diese Huldigung darbrachte, in einer Strahlenkrone zusammenflossen. Dort sah man in der kalten, windstillen Mondnacht Tempel und Paläste in buntem Lampenfeuer glühen; wieder wo anders lohten auf den flachen Dächern Pechtonnen, bengalische Flammen warfen ihren Zauberschein über Plätze und Straßen, und zwischen dem Kranz von Schiffen auf der Alster, die jetzt mit chinesischen Ballons statt der Flaggen garnirt waren, brannten eine Menge rother Flammen auf dem blitzenden Gewässer, während über der Außenalster aus den Parks der Villen Raketen auftauschten und Schwärme bunter Leuchtkugeln in der Luft verglühten. Einzelnheiten lassen sich kaum anführen, ich beschränke mich deßhalb auf Erwähnung des folgenden. Vorzüglich glänzend erleuchtet waren Stadt- und Thaliatheater, von denen ersteres über dem Eingange eine riesige Lyra von Gasflammen zeigte; ferner das Stadthaus mit Hamburgs Wappen in Brillantfeuer; diesem gegenüber das Prätorgebäude, die Börse und Zingg's Hotel, das Johanneum, der Berlin-Hamburger Bahnhof, ein wahrer Feenbau aus Lampen, alle Hotels am Jungfernstieg und Alsterdamm, wie eine Unzahl von Privatgebäuden. Ueberall sah man Schillerbüsten bekränzt oder von den seltensten Gewächsen umhüllt. Auch der Büste seines großen Freundes Goethe begegnete man häufig. Zu beiden gesellte sich bisweilen noch die Büste Gutenbergs. Die Zahl der Transparents war ebenfalls sehr groß und viele trugen sinnige, auf die geistige Wirksamkeit Schillers sich beziehende Inschriften. Zur Erhöhung des Genusses dieses wunderbaren und unvergeßlichen Nachtbildes trug die treffliche Haltung des Publikums, die über alles Lob erhaben ist, nicht wenig bei. Es gab nur staunende, frohe und begeisterte Menschen, und die Polizei, die sich überall zeigte, wo die Enge der Straßen eine vorsichtige Ueberwachung nöthig machte, schien nur da zu seyn, um Zeuge dieses allgemeinen würdigen und in der That erhebenden Volksjubels zu werden.

In den Theatern der Stadt wie der Vorstädte fanden sowohl an diesem wie am nächsten Abende Festvorstellungen mit Festreden, Prologen, musikalischen Aufführungen und lebenden Bildern statt, die mit großem Beifall von den zahlreich versammelten Zuschauern aufgenommen wurden. Das Stadttheater war von dem Schillercomité für zwei Vorstellungen dem Direktor desselben, Dr. Wollheim, abgemiethet worden, um auf eigene Rechnung Vorstellungen zu veranstalten. Die Festrede am ersten Abend hielt der hiesige Advokat Dr. Riesser, bekannt aus der Zeit des deutschen Parlaments; es scheint jedoch, als habe das Comité durch Bezeichnung dieses gewiß sehr begabten Mannes gerade zum Schillerfestredner keinen besonders glücklichen Griff gethan. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach mußte just diese Rede ein Mann der Literatur halten, und es hätte sich wohl mehr als eine befähigte Persönlichkeit dazu unter Hamburgs Bürgern gefunden. Auf dem Thaliatheater sprach der Regisseur, Marr, einfach warm, begeisternd. Was sonst noch in den Theatern geschah, ward mit Beifall aufgenommen, besonders die lebenden Bilder, zu denen eine Anzahl passender Persönlichkeiten aus der Gesellschaft herangezogen worden war.

Der zweite Festtag brachte abermals Vorstellungen in den Theatern und eine vorzugsweise erhebende Feierlichkeit im großen Saale des Conventgartens. Hier nämlich hielt der „Arbeiterbildungsverein“ eine besondere Schillerfeier mit Festrede, Männergesang, lebenden Bildern ꝛc. Die Büste des Dichters ward feierlich bekränzt und dabei von dem Präses des Vereins den Mitgliedern desselben ein edles Gelöbniß abgenommen. Mit erhobener Hand sprach die zahlreiche, vielleicht nahezu tausend Personen zählende Versammlung: sie wolle stets dem Edlen huldigen, das Gute und Schöne pflegen und so nach Kräften den Zweck des Lebens zu erfüllen suchen. Auch beschloß man, in jedem nächsten Jahre das Gedächtniß dieses Tages zu Ehren Schillers zu feiern und jedesmal von Neuem das geleistete Gelöbniß zu wiederholen.

Der dritte Tag war jedenfalls der geräuschvollste von allen. Glänzte der elfte November durch die Pracht seiner Beleuchtung, so imponirte dieser letzte Festtag durch den Pomp des Festzuges, welcher das Dichterjubiläum schließen sollte, und durch den Schmuck, den jetzt bei hell strahlender Sonne die froh bewegte Stadt angelegt hatte. Dieser Zug, an welchem sich die Mehrzahl aller Gewerke, Künstler, Gelehrten, die Zöglinge der gelehrten Schule, die Buchhändler und Buchdrucker, die dramatischen Künstler ꝛc. betheiligten, steht in den Annalen unserer Stadt einzig da. Es nahmen etwa 18,000 Personen daran Theil, darunter über 2000 Sänger aus allen hiesigen Liedertafeln, denen sich auch die Altonaer anschlossen. Die einzelnen Abtheilungen des Zuges, der sich um 12½ Uhr Mittags vom Glockengießerwall aus in Bewegung setzte und dessen Zielpunkt das im Westen der Stadt gelegene Heiligengeistfeld war, führten vierundzwanzig Musikchöre an, von denen manche mittelalterlich gekleidet waren oder sich sonst durch Abzeichen eigenthümlicher Art kenntlich machten. Auch hier muß ich auf eine detaillirte Beschreibung verzichten, um nicht zu weitläufig zu werden. Die Anordnung war trefflich, geschmackvoll, reich und äußerst mannigfach, die Ordnung musterhaft, die Haltung des Volks ausgezeichnet.

Digitized by Google

Kein Unfall, kein Ausbruch von Rohheit trübte das unvergeßliche Fest. Vor allen zeichnete sich der Hamburger Künstlerverein durch seinen mit acht Pferden bespannten, von vierzehn mittelalterlich gekleideten Herolden angeführten Wagen aus. Dieser trug ein Gerüst von weit über dreißig Fuß Höhe, dessen unterer Raum die lorbeerbekränzte colossale Büste Schillers enthielt, während der obere pyramidalisch geformte Theil das Modell einer Kirche zeigte. Die Embleme der Baukunst, Malerei und Skulptur, von entsprechenden Reimsprüchen erläutert, füllten die Giebelflächen der Pyramide. Die Lithographen erschienen mit einer Presse, die fortwährend thätig war, Brustbilder des Dichters abzog und diese unter das jubelnde Volk auswarf. Die Maschinenbauer hatten eine ganze Locomotive bei sich, ferner Treppenmodelle und andere Geräthschaften; die Tischler zeichneten sich aus durch die ungewöhnlich reiche Menge zierlichster Arbeiten, unter denen vornehmlich eine arbeitende Figur an der Hobelbank große Heiterkeit erregte. Die Reepschläger trugen ein Tauende, das gewiß eine Viertelelle im Durchmesser hatte, die Segelmacher ein Schiff mit vollen Segeln, die Schiffbauer das Modell eines Schiffsrumpfes, die Zimmerleute höchst kunstreiche Dachstühle ꝛc. Ein unendliches Hurrarufen begleitete die in blitzenden Ritterharnischen einherschreitenden Klempner, die sich ebenfalls durch kunstreiche Arbeiten hervorthaten, ferner die Eisenbootbaugesellschaft der Uhlenhorst mit ihrem von vier Pferden gezogenen metallenen Küstenrettungsboote, und endlich den allgemeinen Alsterclub, der sein Vierergespann von Grauschimmeln mit kostbaren Purpurdecken und reichen Federbüschen geschmückt hatte und ebenfalls ein Boot mit sich führte. Der Zug brauchte volle fünf Viertelstunden zum Vorüberziehen. Die Straßen, welche er durchschritt, prangten in einem wahrhaft imperatorischen Festgewande. Kein Triumphator hätte sich schämen dürfen, diesen Weg einzuschlagen, der von Häusern begrenzt ward, die von den Kellern bis zum Giebel hinauf mit den prächtigsten Teppichen behangen, mit Guirlanden umwunden, ja nicht selten ganz mit Seidenstoffen in den Farben Hamburgs bekleidet waren. Dazwischen, aus blühenden Gewächsgrotten, schimmerte überall die helle Denkerstirn des edeln Dichters; von den Dächern aber wogte ein bunter Wald von Flaggen aller Nationen, und an verschiedenen Stellen verbanden sich die Straßen selbst durch bewimpelte Brücken.

— Auf dem Heiligengeistfelde, wo das Ende des Zuges kurz vor drei Uhr Nachmittags anlangte, stellten sich die einzelnen Abtheilungen mit ihren Musikchören, Führern und Bannerträgern in weitem Kreise um die kolossale Schillerstatue auf. Trompetensignale riefen die Führer und Bannerträger nebst den Sängern in die Nähe der Statue, wo die erhabene Feier durch Absingung der Lieder: „Holder Friede ꝛc.“ und „Freude, schöner Götterfunken,“ so wie durch eine kurze Rede beendigt, das Haupt der Dichterbüste aber schließlich bekränzt ward. Vom schönsten Wetter begünstigt, das man nur etwas weniger kalt hätte wünschen mögen, endigte auch dieser letzte Tag des Schillerjubiläums ohne irgend welche Störung. Die etwa 150,000 Menschen, welche während des Zuges Straßen und Plätze erfüllten, boten ein erfreuliches Bild jener Eintracht dar, die der Dichter seinem Volke in Wort und Lied so warm an's Herz gelegt hat. Sie waren Alle, die Einheimischen wie die Fremden, „*ein einig Volk von Brüdern!*“

Abends waren verschiedene Gebäude abermals glänzend erleuchtet. In mehreren öffentlichen Lokalen gab es Festessen, das größte und officielle, vom Comité veranstaltet, im Conventgarten. Als Curiosität muß bemerkt werden, daß dieses große Festmahl nur Männer als Gäste sah. Die Damen hatten die Erlaubniß, von hohem Balkon zuzusehen, wie trefflich es den schmausenden Herren schmeckte. Man hatte sie zu diesem schönen Genusse par distance öffentlich eingeladen.

Die Erinnerung an diese erhebenden Festtage wird auch unsern Kindern und Enkeln nie verloren gehen. Zu ewigem Angedenken an dieselben wird die erste und wahrscheinlich auch größte Glocke, die dereinst die St. Nicolaigemeinde zum Gottesdienste rufen soll, den Namen „Concordia“ führen und das Brustbild Schillers tragen. Drei Tage lang war das Modell der „Schillerglocke“ in der Börse ausgestellt, und eben so lange wurden Gaben für dieselbe entgegengenommen. Es kamen während dieser kurzen Spanne Zeit an 9000 Mark zusammen. Seitdem befindet sich das Glockenmodell im Modellhause der St. Nicolaikirche, wo die Sammlungen fortgesetzt werden. Ferner läßt die Bank mit Genehmigung des Senats zur Erinnerung an die Schillerfeier Portugaleser schlagen, Goldmünzen im Werthe von 80 Mark (32 Thlr. preußisch Courant).

Digitized by Google

schüttelt, wie ich schon gemeldet, sein ehrwürdiges Haupt in der allerbedenklichsten Weise. Wenn jene sagenhafte Wette getrunken worden, ob er einmal rechts oder links fallen werde, so würde der borgende Wirth Aussicht gewinnen, zu seinem Gelde zu gelangen; nicht etwa durch den Einsturz selbst, zu dem es hoffentlich doch nicht kommen wird, sondern durch die Erklärung der verordneten Bauverständigen, welche demnächst die Untersuchung in Angriff nehmen werden. Diese Verordneten sind ernannt und haben den für solche Gelegenheiten üblichen Gesammtnamen einer Commission erhalten. Ohne Fremdwörter bringen wir ja nichts fertig, und es ist wahrlich kein Wunder, wenn unsere edle und reiche Muttersprache gegen dieses Unwesen mit gedoppeltem „Grimm“ zu Felde zieht. Das wird für die Zukunft helfen, wenn auch nicht für die allernächste, vorausgesetzt daß wir jene ferne Zukunft gewinnen, um welche der Kampf sich eben in derselben Weise vorbereitet, wie in Frankreich der italienische Feldzug von 1859, da es sein „Frankreich rüstet nicht“ in tausendfältigen Posaunenstößen durch die Welt erklingen ließ, welche seitdem „nicht rüsten“ und „sich entrüsten“ für gleichbedeutend hält. Ich flechte hier noch eine Zwischenbetrachtung ein; die ungeheure Arbeit, welche die Dioskuren deutscher Wissenschaft unternommen haben, werden sie hoffentlich zu Ende führen, obschon Jacob und Wilhelm Grimm bereits hochbetagt sind; aber wenn sie auch noch ein gutes Stück älter werden sollten, als Radetzky oder Humboldt, unmöglich werden sie das andere Werk auch nur in den rechten Zug bringen, geschweige denn vollenden können, zu welchem ihr Werk die Vorbereitung und gesetzgebende Quelle ist, nämlich ein Wörterbuch der deutschen Sprache für den Gebrauch der Gegenwart, ein akademisches Wörterbuch, wie es die Franzosen, die Spanier und die Italiener besitzen, woraus der Deutsche seine Mut-

fall nach Vollendung seines Werks mit dem Gottesbaume in Mißverständnisse gerathen seyn, die aus einer früheren Verbindung mit der höllischen Großmacht herrührten, und die gehörnte Majestät ihm auf dem Gerüste des zweiten, bis zur Dachhöhe geführten Thurmes, der noch unvollendet steht, einen Fußtritt versetzt haben, so daß er von der Höhe stürzte und drunten zerschmettert liegen blieb. Die Einzelnheiten dieser Sage schließen sich nicht an die Geschichte an; die Grundvesten des zweiten Thurmes wurden 1444 gelegt, aber wegen der ausgebrachenen Pest wieder zugedeckt. Sechs Jahre später wurde der Bau duech Hanns Purbaum wieder aufgenommen; Pilgram hat vielleicht nicht mehr gelebt, als die Mauern über den Boden kamen. Vielleicht war er auch verdrängt worden, worauf die andere Sage deutet, er habe den Purbaum aus Verdruß über erfahrene Zurücksetzung vom Gerüste geworfen. Zur Zeit des neuen Baues, im Jahre 1448, war ein ungenießbarer Rebensaft gewachsen; man nannte ihn Reifwein, weil die Trauben vam Reife verbrannt worden, aber weil, wie der Wiener Witz sagte, seine Säure durch das Holz der Dauben hindurch die eisernen Reifen fraß. Kaiser Friedrich IV. verbat, diesen Wein wegzuschütten; man verwendete ihn zum Löschen des Kalks für den Mörtel zum Thurmbau. Das Werk ging nur langsam fort und blieb van 1511 ganz und gar liegen; nachträglich jedoch setzte Kaiser Rudolph II. im Jahr 1579 durch den Steinmetzmeister Kaspar Saffai einen kleinen Thurm auf den Torso. Der vollendete Hauptthurm war innerhalb 74 Jahren aufgeführt warden. Seine Höhe betrug 74½ Klaftern, der Aufwand dafür 44,000 Gulden, deren Werth nach den heutigen Verhältnissen mehreren Millionen entspricht, insofern sich darüber eine Berechnung aufstellen läßt. Als Anhaltspunkt möge dienen, daß um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der Lohn eines gewöhnlichen Tagwerkers zwölf bis fünfzehn Pfennige betrug, der Metzen

Digitized by Google

Münzwesen zu schöpfen, das niemals in Oesterreich verwirrter gewesen zu seyn scheint, als gerade in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, wo der Landesherr, die Stadt Wien und die Landstände abwechselnd das liebe Geld verschlechterten und dadurch die Lebsucht vertheuerten. — Das Werk des Meisters Pilgram war übrigens nicht ganz tadellos und bedurfte schon nach vierzig Jahren einer Nachbesserung; der Gipfel des Thurmes zeigte im Jahr 1514 eine bedenkliche Neigung, und es kostete eine Arbeit von fünfzehn Jahren, um ihn zu bewegen, seinen Kopf wieder aufrecht zu tragen. Er that es rechtschaffen. Die Kugeln der ersten türkischen Belagerer im Jahre der geschehenen Nachbesserung (1529) ließen ihn ungerührt. Das furchtbare Erdbeben von 1590 warf ihn nicht um, obschon es den oberen Theil stark beschädigte. Die Helmstange, worauf der Knopf ruhte, ward krumm; ihre Gleichrichtung erheischte lange Mühe. Der Kalk zur Ausbesserung wurde mit Wein gelöscht. Auch der unvollendete Thurm mußte wieder gestickt werden. Bei Gelegenheit dieser Erneuerung nach dem Erdbeben wurde die Steinkugel auf der Höhe des Hauptthurmes durch eine kupferne vergoldete ersetzt, die zur Zierde einen Halbmond mit einem Sterne erhielt. So besagen die Urkunden; die Sage dagegen erzählte, der Halbmond sey 1529 aufgesetzt worden, damit die Türken nicht nach dem Thurme schießen sollten. Seitdem Halbmond hielt im Jahr 1683 die Türken nicht ab, nach dem Thurme zu feuern; über tausend Stückschüsse sollen nach ihm geschehen seyn. Zu allem Glück besaßen die Belagerer keine gezogenen Geschütze. Der Schaden, welchen sie am Thurme angerichtet, erforderte zur Ausbesserung vier Jahre Zeit und 3500 Gulden Geld. Der Gulden war damals schon die Rechnungseinheit; zwanzig wurden aus der feinen Mark geprägt und die Unterheilung bestand aus Kreuzern, 60 = 1 fl. Der Werth des Geldes war damals schon um sehr vieles geringer als im fünfzehnten Jahrhundert, im Zwischenraume lag ja der große Umschwung im Geldwesen, welchen die Entdeckung von Amerika herbeigeführt; doch galt die Münze jedenfalls mehr als heutzutage. Während der türkischen Belagerung wog die Kreuzersemmel 8 Loth 1 Quintei, der Laib Brod zu 4 und 6 kr. drei Pfund. Das Pfund Rindfleisch galt 6 kr. Allerdings war gleich von allem Anfange an durch Verzeichnung der Vorräthe dem Wucher ein Riegel vorgeschoben worden, aber die Preise waren nichtsdestoweniger höher als die gewöhnlichen. Eine wirkliche Noth riß erst gegen das Ende der Belagerung ein, doch scheint sie nicht das Brod getroffen zu haben, wenn auch das Rindfleisch den vierfachen Preis erreichte und die Lederkissen nur den reichen Leuten zugänglich blieben. Von Genüssen, die zum Luxus gehören, läßt sich kein Maßstab nehmen; doch gehört, beiläufig bemerkt, die Semmel nicht dazu, welche gegenwärtig um den Preis von 1683 nicht viel über zwei Loth wiegt. — Um von den Schicksalen des Thurmes weiter zu reden, so wird noch zu erwähnen seyn, daß derselbe im Jahr 1699 „vom wilden Feuer," nämlich von einem zündenden Blitze getroffen und inwendig ausgebrannt ward. Dem Gestein hat das Feuer nicht geschadet. Um den Blitz abzuhalten, war der Thurm im Jahr 1551 mit vier Hirschgeweihen geziert worden, die aber, wie so eben vernommen, nichts geholfen haben. Unsere Altvordern hatten, wie sie sagten, nie erfahren, daß der Blitz einen Hirsch erschlagen habe, und schrieben die Ursache davon dem Geweih zu. Mit demselben Rechte hätten sie behaupten dürfen, daß arme Leute nie in die Ungnade des Hofes zu fallen pflegen, mithin müsse ein Kanzler, um vor Ungnade sicher zu bleiben, zuvor ein armer Mann gewesen seyn. Die Gleichrichtung des Thurmes nach der ersten Türkenbelagerung hatte durch die zweite keine Beeinträchtigung erfahren und hielt überhaupt nahe an dreihundert Jahre vor. Als ich im Jahr 1823 zum erstenmal nach Wien kam, stand die Spitze ein wenig schief. Man sah das mit freiem Auge, doch hielt ich es wie die meisten Leute für eine optische Täuschung; aber der Thurm begann in der That sich zu neigen. Wenige Jahre später erregte er ernstliche Bedenken. Man ordnete Untersuchungen an, und nachdem eine Reihe von Commissionen etliche Ries Papier fein langsam verschrieben, mußte der obere Theil des Thurmes abgetragen werden. Im Jahr 1846 stand er wieder vollendet da, aber das Werk war in einer Weise vollbracht worden, welche allen Zeichen nach keine andere Wahl lassen wird, als es zurücknehmen und von vorne zu beginnen, wie man es im Jahr 1407 mit der siebenjährigen Arbeit zwischen dem Tode Hausers und Pilgrams Eintritt in die Baumeisterstelle gemacht hat. Die Ursachen der Unzulänglichkeit des Werkes sind im Allgemeinen bekannt, und ich habe bereits davon gesprochen; über die Einzelheiten zu reden, behalte ich mir vor. Gegenwärtig ist die Commission erst ernannt, welche die genaue Untersuchung zu führen hat, und ich will abwarten, was sie darüber sagen wird. Ein Geheimniß wird es ja nicht bleiben.

Digitized by Google

der Meisten Erwarten Furore gemacht. Bevor ich weiter darüber berichte, sey es mir vergönnt, Ihnen zu erzählen, was die muthwilligen Bouffes parisiens aus der anmuthigen Legende gemacht haben. — Im ersten Aufzuge stirbt Eurydice. Die Bühne stellt eine Landschaft in der Gegend von Theben vor. Links die Hütte des Aristäus mit der Inschrift: „Aristäus, Honigfabrikant im Großen, Niederlage auf dem Berge Hymettus.“ Zur Rechten Hütte des Orpheus, mit der Aufschrift: „Orpheus, Director des Orpheon zu Theben, gibt Stunden u.“ Eurydice pflückt Blumen und windet sie zum Kranze, den sie an die Thüre des Aristäus befestigt. Orpheus seinerseits singt der schönen Nymphe Maquilla ein Lied. Beide Gatten ertappen einander auf verbotenem Wege und Eurydice schlägt ihrem Gemahl eine Uebereinkunft vor; sie behält ihren Schäfer und überläßt ihn seiner Geliebten, was Orpheus „de mauvais goût“ findet. Nun bricht seine Frau in Klagen und Verwünschungen aus; sie findet ihn langweilig, weil er die Hexameter erfunden und den ganzen Tag Violine spiele, worauf Orpheus erwidert: „Madame, berühren Sie diese Saite nicht,“ und um sich zu rächen, spielt er ihr sein neuestes Concerto vor. Er geht ab, nachdem er Eurydice gewarnt, nicht in das Kornfeld — im Hintergrunde — sich zu wagen, wohin er „Zuckerwerk“ für sie hingelegt (petit manan, wie die Kinder sagen). Aristäus erscheint und schreitet durch das Feld, trotz der Warnungen der Eurydice, die ihm entgegen eilt und in einer Schlinge gefangen wird. „Ich bin gefangen!“ ruft sie aus. „Und zwar weit mehr als du glaubst,“ sagt heimtückisch Aristäus; er trägt die Ohnmächtige auf eine Rasenbank, verwandelt sich in den Gott der Unterwelt und auf sein Geheiß kommt die Nacht unter Donner und Blitz. — „Muß ich sterben?“ — „Vollständig! Lasciate ogni speranza!“ Sie schreibt einen Abschiedes-

seit vierzehn Tage abwesend und erst vor einer Stunde zurückgekehrt sey mit einer Frau, die er ihrem Manne entführt. Gleich darauf kommt Pluto selbst mit einem Gefolge von drei Dämonen und bekommt von Jupiter einen Wischer wegen seiner schlechten Aufführung. Pluto recriminirt. „Du hast weit Aergeres getrieben, du lockerer Zeisig.“ Alle Götter und Göttinnen stehen ihm bei und erinnern an die mannigfaltigen galanten Abenteuer des Jupiter; Juno bekommt Krämpfe und fällt dem Pluto in die Arme. „Liebes Kind,“ ruft Zeus, „ich versichere dir, es war vor unserer Heirath.“ Sodann erscheint Orpheus, von der öffentlichen Meinung geführt, einer höchst frostigen Person, die einem mitunter den Spaß verdirbt. Es ist sonst eine drollige Satire auf die lüsternen Legenden des Heidenthums.

Im dritten Akt, der in der Unterwelt spielt, sind wir wieder im rechten Tone der Posse. Eurydice befindet sich allein im Boudoir des Pluto; sie klagt über Langeweile; seit zwei Tage ist sie allein, mit einem Diener, der sich John Styx nennt und ihr die verrückteste Liebeserklärung macht. Jupiter kommt in Begleitung des Pluto, um Eurydice aufzusuchen und seinen Bruder zu überführen. John Styx hat sie unterdeß in ein Nebenzimmer geschafft. Jupiter steckt seine Visitenkarte in's Schlüsselloch, wo Eurydice sie findet und sie liest, nachdem die übrigen sich entfernt: „Ernst Baron von Jupiter.“ Dieser kehrt zurück in Gestalt einer großen Fliege; Eurydice fängt und küßt sie. Zuletzt steigt Orpheus in die Unterwelt hinab und spielt sein Violinconcert. Jupiter schenkt sie ihm wieder unter der bekannten Bedingung. Orpheus kehrt sich zu früh nach Eurydice um. Pluto: Auf immer hast du sie verloren. Orpheus (laut): „Ach! (für sich) das kommt mir sehr gelegen!“ Eurydice wird Bacchantin. Ich habe vergessen zu erwähnen, daß John Styx dem Trunke ergeben ist; er

Digitized by Google

ich oben erwähnt habe. Es ist eigentlich keine Oper, sondern ein lyrisches Gedicht. Da das Stück häufig in Deutschland gegeben wird, so wäre ein näheres Eingehen an unrechter Stelle. Ich muß mich darauf beschränken, des ungeheuren Eindrucks zu erwähnen, den es gemacht, den es aber höchst wahrscheinlich vor dreißig Jahren nicht hervorgebracht haben würde, als Robert und die Hugenotten das Pariser Publikum noch nicht an dramatischen Ausdruck und an ein strengeres Anschmiegen der Musik an den Text gewöhnt hatten. Die Rolle des Orpheus wird durch Madame Viardot, eine bereits seit geraumer Zeit bekannte Prima Donna, mit vielem Glück gegeben, so heißt es; bis jetzt war mir es nicht möglich die Reise nach dem weit abgelegenen Théâtre lyrique zu unternehmen. Leider befindet es sich unter den sieben Schaubühnen des Boulevard du Temple, welche abgerissen werden, und wird am äußersten Ende des Boulevard Sebastopol wieder aufgebaut, links von der fontaine du Châtelet. Auf der andern Seite dieses letzteren Monuments kommt das neue Theater des Cirque impérial zu stehen. In der Nähe wird ebenfalls das Theater des kaiserlichen Prinzen seine Stelle finden. Somit haben die Bewohner des linken Seineufers, die sich bisher mit dem einzigen Odeon begnügen mußten, Gelegenheit, sich für die Vergangenheit zu entschädigen. Ob das Théâtre lyrique gut dabei fahren wird, ist eine Frage. Dem großen Operntheater ist damit gedient, denn das Théâtre lyrique hat ihm besonders dieses Jahr großen Eintrag gethan, anfangs mit Zigaros Hochzeit, und gegenwärtig mit dem Orpheus, über den ich noch Einiges nachzutragen habe. Gluck componirte diese Oper zuerst nach dem italienischen Texte des Calzabigi für den Contralto Guadagni, einen der berühmtesten Sänger des vorigen Jahrhunderts. Zu Paris tranévonirte er dessen Arien u. s. w. für den Tenor Legros, und ließ die Bravourarie, die Guadagni am Schlusse des ersten Aktes sang, weg. Madame Viardot hat die italienische Partitur wieder hergestellt und die Bravourarie wieder aufgenommen; diese ist der Glanzpunkt ihrer Partie und hat enthusiastischen Beifall gefunden. Nun ist aber dieses Gesangstück voller Triller und Läufe, ganz im italienischen Geschmacke geschrieben, und steht mit der eigenthümlichen Manier Glucks im grellsten Widerspruch. Wir führen diese Thatsache als Beweis an, daß der gewaltige deutsche Tonseher des italienischen Styls vollkommen mächtig war, und daß er die Italiener auf ihrem eigenen Gebiete geschlagen hätte, wenn er gewollt. Die oben erwähnte Arie Guadagnis würde keiner der jetzt lebenden Tenore singen können. Berlioz hat die Instrumentirung etwas umgeändert und war bei den Proben thätig. Chöre und Orchester verdanken ihm vieles. Er ist längst ein leidenschaftlicher Verehrer Glucks. „Je suis à genoux devant Gluck," sagte er schon vor längerer Zeit zu dem Schreiber dieser Zeilen; „si je suis quelque chose, c'est à lui que je le dois." Berlioz ist sicher ein außerordentlicher Mensch, allein er hält nicht Maß noch Ziel; nicht das Große ist sein Ideal, sondern das Riesenhafte. Sein Muster Gluck ist stets besonnen in der Begeisterung und kennt die Schranken seines Vermögens. Das hätte er ihm absehen sollen. — Berlioz hat, wie ich berichtet, eine fünfaktige Oper geschrieben: les Troyens. Gleich im ersten Akte wird der Untergang Trojas dargestellt. Ein solches Schauspiel würdig darzustellen, dazu gehören Talente; und dann kommt Carthago und dann Latium. Welche Verschiedenheit, welcher Reichthum von Costümen, Waffen, Baustylen! Kaum für Meyerbeer oder Rossini würde die Direktion sich solche Kosten auf den Hals laden, denn ihre Verantwortlichkeit ist groß, und die Opern von Berlioz haben bisher keinen durchschlagenden Erfolg gehabt. Wir bedauern sehr, daß ein eminentes Talent sich in solchen incommensurakeln Bestrebungen verzehrt.

Im Théâtre français ist eine Palastrevolution ausgebrochen; der Sultan war das Opfer derselben. Er ist aber nicht erdrosselt, sondern bloß abgesetzt und in irgend eine Bibliothek oder auf einen andern Posten verwiesen worden, wo er unschädlich ist. Die Schauspielergesellschaft der Straße Richelieu ist ein turbulentes Völkchen, das zu viel und zu wenig weiß, dem das Klatschen des Publikums den Kopf verdreht und das durch das Gemödienspielen das Intriguiren aus den besten Meistern praktisch erlernt. Diese Herren und Damen können und konnten von jeher sich weder mit ihren Vorgesetzten, noch mit den Autoren, noch unter einander vertragen. Die Rivalität zwischen der Clairon und der Dumesnil im vorigen Jahrhundert machte nicht weniger Lärm als der Streit zwischen den Gluckisten und den Piccinisten. Madame Dubarry war für die Dumesnil; die Herzogin von Villeroy beschützte die Clairon. Voltaire jog im Grunde jene vor, allein er fürchtete das thätige Intriguentalent ihrer unerbittlichen Rivalin, die zuletzt das Feld behauptete. Zu derselben Zeit fand im bois de Boulogne ein Zweikampf zwischen einer Tänzerin und Sängerin der großen Oper statt; unter den Zeugen wurden die berühmte Guimard und die Hell genannt, von denen in Grimms Correspondenz häufig die Rede ist. Der Bassist Rey von demselben Theater suchte vergebens eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Zur Vorsorge legte er die Pistolen in's feuchte Gras, so daß sie nicht losgingen. Man umarmte sich und frühstückte zusammen. Im Jahr 1820 schlugen sich zwei Tänzerinnen mit Fleurets auf offener Bühne.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Nr. 51. 18. December 1859.

— You do yet taste
Some subtilties o'the isle, that will not let you
Believe things certain.

Shakespeare.

Zwischen XI. und XII.

Eine Postkutschengeschichte von A. v. Sternberg.

I.

Eine Postkutschengeschichte? — In der That, der Leser weiß nicht recht, wie weit er in seinen Erinnerungen zurückgehen soll, um eine solche Zeit zu finden. Wenn wir ihm eine Geschichte erzählten und ihm dabei sagten, sie spiele zu der Zeit, als Chilperich über den Rhein ging, oder in den Zeiten König Dagoberts, oder als Byzanz gegründet wurde, er würde sich um vieles schneller zurechtfinden, als wenn man ihm zumuthet, sich in die Periode des Gebrauchs der Postkutschen zu versetzen. So sehr hat die Welt sich verändert. Das Alltägliche ist zu einem Mysterium geworden und das Mysterium zu etwas Alltäglichem. Indessen wir wollen nicht philosophiren, sondern erzählen.

Kammer lebte und webte eine ganze Bevölkerung, Frauen, Kinder, Männer, Alle eng zusammengeschachtelt und in Schweiß gebadet. Auf dem Sattelpferd nahm ein Mann Platz, der sechs magere Gäule, oft auch acht lenkte, den die Gesellschaft „Schwager" nannte, und der sich durch zwei Eigenschaften charakterisirte, durch Trunk und Unverschämtheit.

Dieß wäre der ungefähre Umriß des Aeußern einer Postkutsche; nun aber fehlt noch die Charakteristik ihrer Bewegungen, ihre Gewohnheiten, ihr periodischer Kreislauf, ihre oft launenhaften und unerklärlichen Allüren und ihre klimatischen Besonderheiten. Wer diesen Gegenstand erschöpfend darstellen wollte, hätte keine leichte Aufgabe; wir begnügen uns aber mit den Winken, die wir dem Leser geben, um seine etwaigen

Der Schauplatz unserer Erzählung ist ein Knotenpunkt, von dem fünf Postkutschenlinien ausgehen; er befindet sich in der Nähe einer kleinen Residenz, und das jetzige Postgebäude war ehemals ein fürstliches Jagdschloß, von welcher Bestimmung es noch die Spuren trägt. Ein rundes Thurmgemach ist zum „Wartezimmer" der Passagiere eingerichtet. Ueber der gewölbten Eingangsthüre stehen die großgemalten Ziffern XI bis XII, andeutend, daß dieß die Stunde sey, wo die Postkutschen, wenigstens die wichtigsten derselben, ankommen und abgehen. Um zu diesem Zimmer zu gelangen, durchschreitet man einen langen Corridor, der voll alter Bilder hängt, und durch den der Wind in allen Tonarten pfeift. Als noch der Forst, in dessen Mitte sich das eben beschriebene Gebäude befand, in seiner ganzen Ausdehnung sich mehrere Stunden weit hinzog, bevor man ihn lichtete, um bequeme Straßen anzulegen, hüllten die Schatten der hochgewachsenen alten Buchenstämme das Haus ein und warfen eine undurchdringliche Dämmerung in das Thurmgemach. Dieses Düster war jetzt gewichen, und der Blick genoß, was er früher nie erreichen konnte, eine Aussicht auf einen Waldsee und darüber hinaus auf einen Theil der fernen Gebirgskette. Der moderne Zweck der Nutzbarkeit hatte dem alten Bauwerke eine Anzahl Remisen, Bretterverschläge und Vorrathskammern hinzugefügt, wodurch der Hof seinen einsamen und melancholischen Charakter eingebüßt hatte, während die obern Räume diesen noch bewahrten und die Hand der Neuerung nur in Einrichtung und Vertheilung der Räumlichkeit, die man zu Gaststuben eingerichtet, empfunden hatten. Was die mystischen Ziffern XI bis XII anlangte, so hatten sie im Laufe der Posteinrichtungen nur noch eine symbolische Bedeutung bewahrt; denn es war den abfahrenden und ankommenden Posten bei den oft unwegsamen Straßen und bei der natürlichen Neigung der meisten Kutscher zur Trägheit und Indifferenz unmöglich, eine bestimmte Stunde einzuhalten. Es füllte sich also in mancher Nacht das Passagierzimmer oft bis zu den späten Morgenstunden mit Reisenden, die warten mußten. Eine solche Nacht haben wir jetzt zu beschreiben.

Es ist im Monat August, und wir sehen die erste Kutsche ankommen. Es steigt eine alte Dame aus, die für das Personal des Posthauses eine bekannte Erscheinung ist, denn sie macht jährlich wohl sechsmal immer dieselbe Tour und immer zu derselben Zeit. Sie gibt an, sie bringe ihre Angelegenheiten in Ordnung, und stets, so lange man sie kennt, spricht sie von einem kleinen Geldgeschäft; man erfährt aber nie die Summe, um die es sich handelt, noch die Personen, die dabei betheiligt sind. Und es sind doch sehr neugierige Leute im Posthause, namentlich der Wagenmeister, der die alte Dame aus frühester Zeit kennt, und der behauptet, sie habe nirgends und an keinem Orte der Erde etwas zu thun, sondern spiele nur die Geschäftige, um die Zeit todtzuschlagen.

Die alte Dame hat ein kleines, runzelvolles Antlitz und einen Büschel falscher blonder Locken auf der Stirn; ihr Häubchen von Spitzen ist immer sorgfältig unter dem Kinn mit einer großen rosenfarbenen Schleife zugeknüpft, auch trägt sie rosenfarbene Schuhe mit hohen Absätzen und eine Spitzenmantille, die sie aber bei der Ankunft ablegt, sorgfältig zusammenfaltet und neben sich hinlegt. Ihre Reisen macht sie mit großer Umständlichkeit, das heißt sie packt eine vollständige kleine Küche ein, einen Apparat zum Thee- und Kaffeekochen und zum Warmstellen von kleinen Pasteten, die mit Apfelmus und Kirschencrême gefüllt sind. Wenn sie ankommt, schreitet sie sogleich auf das grüne Ecksopha los, das sie ganz allein für sich in Besitz nimmt, und auf dessen Polstern sie eine Unzahl von Säckchen, Beutelchen und Schächtelchen, mit Bändern zugebunden, ausbreitet. Zugleich ruft sie mit herrischer Stimme nach dem Wagenmeister, der nicht verfehlt, sich mit lächelndem Gesicht und einem tiefen Bückling einzufinden. Während sie sich nun behaglich einrichtet, das Theegeschirr in Ordnung bringt und einige der Päckchen und Kistchen bei Seite schiebt, zeigt sie deutlich, daß sie sich vorbereitet, mehr als eine Stunde hier zu verweilen; denn sie ist mit dem „engen Heinrich" gekommen und der enge Heinrich correspondirt mit einer Kutsche, die die langsamste und wortbrüchigste von allen ist und nie zur rechten Zeit eintrifft und nie zur rechten Zeit abgeht. Uebrigens muß der Leser wissen, daß sämmtliche Kutschen ihre Namen haben und daß es einen „engen Heinrich," eine „dicke Katharine," „eine Porcellanvase," „ein Hüttchen" und so noch ein paar andere gibt. Dadurch bekommt die Sache mehr Leben und es werden die langweiligen Zahlen vermieden, die der Phantasie keinen Stoff zu Betrachtungen geben.

„Waldmüller," so redet die alte Dame den Wagenmeister an, „wer reist dießmal mit mir?" Der Gefragte zieht ein Blatt Papier hervor, und nachdem er auf der Liste einige Namen ausgestrichen, erwiedert er: „Ew. Gnaden, dießmal wohl kaum jemand anders als der Herr Chevalier, der hier zu wohnen beliebt." — „Der?" ruft die alte Dame, indem sie eine kleine Schwenkung mit ihrer Theekanne macht, die sie eben in der Hand hält; „der reist nicht; das kennt man." — „Man kann indessen doch nicht wissen, Ew. Gnaden. Dießmal scheint es Ernst zu seyn, die Koffer stehen schon seit gestern gepackt." Die Dame hatte hierauf keine

Digitized by Google

andere Antwort als eine nochmalige Schwenkung mit der Theekanne, wobei sie sich aus einer Düte ein paar Stücke Zucker in die Tasse warf.

„Alsdann könnte es seyn," hob der Wagenmeister wieder an, „daß der Herr Medicinalrath mit der dicken Kathrine anlangten, denn ich habe gehört, daß man ihn nach W. bestellt hat." — „Das wäre mir nicht lieb," murmelte die alte Dame, indem sie über ihre Brille herüber einen Blick auf den Wagenmeister warf. „Ich fahre nicht gern mit dem Manne in Einem Wagen, zumal wenn wir beide allein seyn sollten. Es ist so allerlei an ihm, was mir mißfällt."

Die beiden genannten Herrn, da sie in unserer Erzählung eine Rolle spielen, müssen wir dem Leser näher bezeichnen. Der Chevalier ist ein Mann an der Grenze der Fünfzig. Er gehört, wie die alte Dame, zu den Leuten, die nichts zu thun haben, die aber immer beschäftigt scheinen. Seine Reisen legen hievon Zeugniß ab. Da er Musikkenner ist und auch ausübender Dilettant, so gibt er vor, bald diesen, bald jenen Virtuosen, der ein Concert im Umkreis von zwanzig Meilen in der Runde gibt, aufzusuchen, doch kommt er selten von der Stelle. Er ist zerstreut, hypochonder und voll von eigensinnigen Gewohnheiten, die sich in Folge einer behaglichen und verwöhnten Existenz bei ihm eingenistet haben; dabei ist er Junggesell und für sein Alter und mit Beihülfe einer gewählten Toilette noch ein schöner Mann zu nennen. Die alte Dame behauptet, ihn gekannt zu haben, als noch sein Lockenkopf wirklich schwarz war, nicht künstlich, wie er sich jetzt seit ein paar Jahren zeigt. Mitten auf der Reise bleibt er irgendwo haften und ist nicht weiter zu bringen. Alsdann richtet er sich, so gut es gehen will, in dem Gasthofe des Städtchens ein, wo er gerade Posto gefaßt, oft sogar in einem Posthause, wie eben jetzt, und bleibt, wenn man ihm zu bleiben gestattet, mehrere Wochen, wohl gar Monate; ja es ist geschehen, daß er ein Jahr und darüber sich in einem kleinen Orte, der ihm nichts zu seiner Bequemlichkeit oder Zerstreuung bieten konnte, festsetzte. Dabei versichert er immer, wenn man ihn fragt, daß er den nächsten Morgen weiterzureisen beabsichtige. Da er wenige Bedürfnisse hat und zu deren Befriedigung alles mit sich führt, so ist das einzige, wonach er trachtet, ein gutes Fortepiano, auf dessen Saiten er seine nächtlichen Phantasien hinbrausen läßt; denn zu seinen Gewohnheiten gehört auch die, die Nacht zum Tage zu machen und sich aus dem Bette zu erheben, wenn andere sich hineinlegen. Diese Besonderheit ist natürlich in mancher Beziehung der nächsten Nachbarschaft lästig; zwei oder drei Zimmer von ihm entfernt klagen die Bewohner, daß sie um ihre Nachtruhe betrogen werden, und es hilft nichts, daß man ihnen beweist, die phantastischen Rhapsodien, die der nächtliche Spieler zum Besten gibt, seyen in der That kleine Kunstschöpfungen in ihrer Art. Auch das Küchenpersonal beschwert sich über den mitternächtlichen Mittagstisch des Gastes, und trotz der Vergütungsgelder, die er austheilt, ist selten eine Köchin und ein Kellner zu bewegen, regelmäßig die ungewohnte Stunde einzuhalten. Dieser eigensinnige Gast ist eben so wie die alte Dame zu einer Art Berühmtheit gelangt, und die ganze Bevölkerung eines Städtchens bekümmert sich um ihr Gehen und Kommen, und hundert Randglossen und Späße werden über sie gemacht. Er ist ein genauer Bekannter der alten Dame und versäumt nie ihr seine Aufwartung zu machen, wenn beide auf ihren Reisen zusammentreffen.

Der zweite Reisende, der Medicinalrath, ist ein Mann, der wirklich Geschäfte hat und daher auch wirklich zu reisen hat. Es ist ein berühmter Arzt, ein Chirurg, der in der Residenz ansässig ist, jedoch bald hierhin, bald dorthin berufen wird. Er ist ein Gelehrter, der immer mit seiner Wissenschaft beschäftigt ist und große Sorge hat, ein umfangreiches Etui mit chirurgischen Instrumenten dergestalt im Wagen unterzubringen, daß es alle andern Packete drückt, aber von keinem wieder gedrückt werden kann. Wie sein Etui nimmt er selbst im Wagen den besten Platz ein, unbekümmert um die Bequemlichkeit seiner Nachbarn; eine Rücksichtslosigkeit, über die besonders die alte Dame, die in allen andern Stücken seine gute Freundin ist, sich bitter beklagt. Uebrigens ist er ein Mann vom Alter des Chevalier, aber um vieles rüstiger, beweglicher und ohne die feinen und aristokratischen Gesten und Bewegungen des andern. Seine Manier ist derb, selbstgefällig, und wenn es nicht gerade Gegenstände der Wissenschaft betrifft, rücksichtslos und absprechend.

Die alte Dame bestellte beim Wagenmeister ein Pfännchen mit Kohlen und ein Kännchen mit durch Aufklopfen des Weißen vom Ei verdichteter Sahne. Beides wurde gebracht und jetzt erfolgte eine Einladung an den Wagenmeister, Platz zu nehmen auf einem der alten, mit hohen Rückenlehnen versehenen Rohrstühle zur Seite des Sophas. So saßen die beiden anfangs, ohne ein Wort zu wechseln, beim Scheine zweier dünner Kerzen, die auf dem Tische brannten und mit ihrem Lichte kaum die geschwärzten Wände und die hohe Kuppel des Thurungemachs umschimmerten.

„Was sieht Er sich so um?" fragte endlich die Dame, indem sie der Richtung des Blicks des Andern folgte. — „Ich denke alter Zeiten, meine Gnädige," antwortete der Gefragte. „Hier im Zimmer habe ich

Digitized by Google

ihn so oft sitzen sehen, gerade auf dem Ecksopha, wo Ew. Gnaden Platz genommen. An der Tapete da hing sein Strohhut mit dem Büschel von Waldblumen, und das aschfarbene kleine Windspiel, das an Einem Tage mit dem Herrn starb und von dem behauptet wurde, daß die Seele eines schönen, längst verstorbenen Weibes im Thiere stecke, lag dort im Winkel. Wahrlich, es ist als wenn ich die klugen Augen des Hundes aus dem Dunkel hervorblitzen sähe."

„Er soll nicht faseln, Waldmüller!" rief die Dame. „Er weiß, daß ich an keine Gespenster glaube."

„Ja, Ew. Gnaden sind eine Atheistin." — „Atheistin! Er einfältiger Mann! „verbesserte die alte Dame mit Lachen. — „Gerade dasselbe war auch der gnädige arme Herr, der hier wohnte, und er hat doch zuletzt der Wahrheit die Ehre geben müssen, und ach! dieses Bekenntniß hat ihn sein bischen Verstand gekostet, das er von andern Unglücksfällen noch übrig hatte!" — „Wie war das?" — „Ja, das ist eine grausliche, abenteuerliche Geschichte, und wie gesagt, Ew. Gnaden sind ja eine Atheistin." — „Wenn auch; erzähle Er nur, wir haben ja doch nichts besseres zu thun." Dabei füllte die alte Dame ihre dritte Tasse Thee und griff zu dem letzten Törtchen, das auf dem Teller lag.

„Sehen, Ew. Gnaden, wie der Mond aufgeht und gerade die blasse Gestalt des Jägers hier an der alten Tapete beleuchtet, so daß es aussieht, als käme er aus dem dichten Walde hervorgeritten? Jetzt nickt er mit dem Kopfe, als wollte er sagen: Nun, sprecht nur, ich höre zu!" — „Die Geschichte!" sagte die Dame herrisch.

„Ew. Gnaden wissen, der regierende Herr hatte diesen seinen Bruder aus seiner Nähe verbannt und lebte in größter Zurückgezogenheit hier in diesem Waldschlößchen, das damals noch ganz im tiefen Dickicht lag, so recht wie man sich im Märchen die alten verzauberten Schlösser denkt, wo die Spinnen ihre Netze über Thüren und Fenster gezogen. Nun, hier saß er und schrieb, wie man sagte, lauter gotteslästerliche Schriften. Er schrieb Tag und Nacht. Leute, die durch den Wald gingen, haben noch um drei Uhr Morgens die Lichter hier im Zimmer brennen sehen. Als ich zu ihm kam, war schon seine Narrheit zum Durchbruch gekommen und er hatte angefangen sich vom Kopf bis zu den Füßen grün zu kleiden." Die alte Dame lachte.

„Grasgrün: grüne Strümpfe, grüne Schuhe, grüne Schnallen, mit Respekt zu sagen vom Knie aufwärts bis zur Herzgrube grün, eine grüne Weste, grüner Rock und eine grüne Halsbinde. Wenn der Herr sich zufällig in ein Gebüsch verlor, so konnte keiner von uns ihn wiederfinden. Nur das blasse Gesicht, das war nicht grün."

„Wie doch ein Mensch sinken kann!" seufzte die alte Dame. „Ich habe ihn noch gesehen, wie er bei Hofe alle Welt zur Heiterkeit und zum Lachen stimmte. Meine Schwester und ich pflegten immer zu sagen: das ist ein amusanter Mensch." — „Ja, Ew. Gnaden Schwester waren auch die Ursache, daß der gnädige Herr „grün" wurde. Der regierende Herr und dieser Bruder, sagt man, sollen Nebenbuhler gewesen seyn."

„Halt' Er's Maul, Er Esel!" rief die alte Dame und vor Aufregung und Zorn bewegte sich das Büschel blonder Locken auf ihrer Stirne. — „Es ist bei Gott wahr, Gnädigste! Und wenn diese alte Tapete sprechen könnte! Hier haben sie sich zuletzt gesehen und dann nie wieder. Freilich, um den armen Herrn völlig verrückt zu machen, kam die Geschichte mit dem Teufel hinzu." — „Was ist das für eine Geschichte?"

Der Wagenmeister schwieg und starrte den bleichen Reiter auf der Tapete an. Endlich sagte er zögernd: „Eigentlich läßt sich in diesem Hause und in diesem Zimmer nicht wohl von der Sache reden. Denn man mag nun sagen was man will, gesehen hat der gnädige Herr etwas, das bleibt fest. Um nichts und wieder nichts verliert Einer nicht in der kurzen Spanne einer Stunde seinen Verstand, aber auch so rein weg, daß kein Sandkörnlein davon übrig blieb." — „Man brachte ihn in ein Irrenhaus." — „Ja, Ew. Gnaden, in ein Irrenhaus. Gott! den Jammer vergeß ich nicht, wie sie ihn bei Nacht und Nebel fortbrachten, wie zwei handfeste Männer ihn, den schwachen Herrn, zwischen sich nahmen, ihn unter die Arme faßten, und wie das so schnell die Treppe hinab ging und wie der arme Herr laut lachte. Ich war ein junger Bursche damals, aber ich bekam davon Verstand über meine Jahre. So geht ein Menschenkind zu Grunde, dachte ich bei mir, so geschwind wie unser Eins die Hand umdreht. Nicht so viel Zeit braucht's als nöthig ist, ein Ei zu sieden, und ein Kopf voll göttlichen Lichtes lischt aus und wird ein Topf, drin Unrath steckt!"

„Wie war denn das mit dem Teufel?" sagte die alte Dame. „Er muß sich angewöhnen deutlich zu erzählen, Waldmüller. Wir vornehmen Leute wollen nicht immer fragen." — „Ist auch nicht nöthig; will berichten, was ich weiß. Ew. Gnaden müssen nicht böse werden. Es ist nur dieses verwünschte Zimmer, das mich genirt. Gerade dieser Tisch war es, wovor der Herr saß, und wenn ich denke, drei Schritte davon — also dort! — stand —. Nun ich will nicht sagen, wer!"

„Possen! Einbildungen!" — „Sehen Ew. Gnaden den Strahl des Mondes und die Figur dort an der

Digitized by Google

Wand? — „Nichts sehe ich. Er ist ein Einfaltspinsel“ — „Nun, ich will nichts gesagt haben, aber wenn Einer den Verstand verlieren kann, so kann es auch der Zweite und der Dritte. Und wenn er nun doch einmal sichtbarlich umhergeht, der, den ich nicht nennen will — weßhalb soll er denn nicht in dieser Stube, zu dieser Stunde, zu dieser Minute, wo wir eben von ihm sprechen, gegenwärtig seyn, wie er damals gegenwärtig war? Und überhaupt —“

Hier löste sich ein Stück morscher Tapete ab und der Kalküberwurf rieselte an der Wand nieder. Der Wagenmeister lauerte sich auf seinem Stuhle zusammen, die alte Dame blickte durch ihre Brille in den ihr gegenüber liegenden dunkeln Winkel, von wo das Geräusch herkam. Beide schwiegen eine Weile.

„Ich sage ihm, Waldmüller,“ hob die Dame an, „wenn es einen persönlichen Teufel gäbe und er unter uns herumginge —“ — Wieder rieselte der Kalk an der Wand herab. „So —“ — „Ach, Ew. Gnaden, wir wollen nur beide das Maul halten!“ — „So würde doch Einer von uns ihn auch zu Gesichte bekommen haben; denn gesteh' Er's nur, Er sowohl wie ich haben nicht immer wie Heilige gelebt. Aber es ist nichts als purer Aberglaube. Man kennt das, wir gebildeten Leute lachen darüber. Der Fürst war, ehe er verrückt wurde, wie ich schon gesagt habe, ein gescheider, aufgeklärter Herr. Er machte Verse und ging nie in die Kirche.“

„Das war's ja, Ew. Gnaden! Und weil er eben nicht an Gott und Teufel glaubte, deßhalb wurde ihm von beiden 'so scharf zu Leibe gegangen! Bloß deßhalb! Ich weiß es ja. Er fragte mich eines Tages: „Gebhard,“ fragte er, „glaubt Er an den Teufel?“ — „Ne,“ sagte ich stramm, „ich glaube nicht.“ — „Aber an Gott glaubt Er?“ fragte er wieder. — „Ja,“ sagte ich, „an den thu' ich glauben.“ — „Das ist aber ein Unsinn!“ rief er. „Wenn der Eine existirt, so existirt auch der Andere.“ Dabei lachte er, und nun fing er an, mir auseinander zu setzen, wie nöthig unser lieber Herrgott den Teufel habe, wie er ihm an allen Ecken und Enden fehlen würde, wenn er nicht da wäre. „Denn,“ rief er, „wenn es Einen gibt, der alles in Ordnung bringt, so muß nothwendig Einer da seyn, der es vorher in Unordnung gebracht.“ Und da mußte ich ihm Recht geben; es traf dieß so ziemlich mit dem Katechismus zusammen. Nun ging er aber weiter und sagte höchst vermessen: „Da Er selbst eingesteht, daß es keinen Teufel gibt, da wir aber bewiesen haben, daß Gott ohne Teufel nicht existiren kann, so liegt auf der Hand, daß es nothwendig auch keinen Gott geben muß.“ — „Ach,“ entgegnete ich ihm, „da liegt auf Ew. Hoheit Hand etwas recht Miserables.“

„Was sagte er da?“ — „Er lachte. „Wenn ich nur einmal den Teufel zu sehen bekäme!“ rief er „ich wollte dann vor aller Welt Zeugniß ablegen. — „O wie schauerlich, wie schauerlich ist das wahr geworden!“ — „Narrenspossen!“ — „Ew. Gnaden reden, wie Sie's verstehen. Schon der weise Salomo sagt: wer Klugheit und Gottesfurcht in eines Weibes Kopfe suche, der suche Goldpfennige in eines Bettlers Säckel.“

„Er grober Esel!“ — „Es ist nicht anders, Ew. Gnaden. Nun wieder auf den Fürsten zu kommen. Er saß die Nächte hindurch und las alle Bücher, die von übernatürlichen Dingen handelten. Ich kann nicht anders sagen, er gab sich redlich Mühe, und immer kam er darauf zurück: es gibt keinen Teufel.“ — „Das sage ich auch.“

„Warten Sie das Ende ab. In einer Nacht saß er wieder hier; ich seh' ihn noch sitzen. Das Licht war herabgebrannt, er hatte den Schlafrock an mit den großen goldenen Tulpen auf hochrothem Grunde, da kam mir — ich war ein toller, unüberlegter Bursche — ein absonderlicher Einfall in den Kopf. Ich sagte zu mir selbst: „Wenn du denn durchaus den Teufel sehen willst, so kann dir geholfen werden.“ Die Großmagd Margareth hatte geheirathet, es war der Polterabend gefeiert worden, wie es Sitte ist, und von dem Mummenschanz lag noch allerlei unten in der Kutscherstube. Ich hinunter und ziehe mir in Stille und Dunkel einen prächtigen Teufelshabit an, mit Hörnern, fuchsrothem Haar und einem respektableln, ellenlangen Kuhschweif. Dabei nahm ich einen trippelnden Gang an, wie einer, der auf einem Boden geht, der mit heißen Backsteinen belegt ist. Unsern Bäcker im Dorfe hatte ich einmal so gehen sehen, als der Ofen reparirt wurde. So ging ich die Treppe hinauf, den Gang entlang, der zum Corridor dort führt, und gedachte geradewegs in das Cabinet hinein zu gehen. Damals hingen die alten Wandspiegel noch im Corridor, und wie ich so vorüber humple, betrachte ich mich in den Spiegeln mit Wohlgefallen. Es war Mitternacht und alles todtstille. Die Bäume rauschten, das hörte ich durch ein offenes Fenster im Gange. Ew. Gnaden müssen wissen, ich wollte nichts als hineingucken in des Herrn Zimmer und mich dann wieder schnell zurückziehen. Aber was geschah? Ich will noch heute den Leib des Herrn darauf nehmen, daß mich Auge und Ohr nicht getäuscht haben bei dem, was ich jetzt zu sehen und zu hören bekam.“ — „Nun, und was denn?“

Hier zog es an der Hausglocke, zu gleicher Zeit hörte man das dumpfe Gerassel und Gepolter eines

Digitized by Google

ſchwerfälligen Wagens, der in den gepflaſterten Hof fuhr. „Ach, die Porzellanvaſe iſt angelangt! Ew. Gnaden werden entſchuldigen, ich muß hinunter.“ — „Aber Er wird mich doch nicht mitten in der Geſchichte ſitzen laſſen, Waldmüller? und überhaupt mich hier im Zimmer allein laſſen? Er wird doch nicht!“ — „Ew. Gnaden ſind ja eine Athenitin.“ — „So ſag' Er nur kurz, wen fand Er im Gange?“ — „Wen ich fand? Ich fand dort einen fremden Herrn, einen ganz beſonders fremden Herrn, einen Herrn, wie man ihn gar nirgends anderswo zu ſehen bekommt, einen Herrn, dem man es ſogleich anſah, daß er eine Standesperſon von ganz abſonderlichem Range war.“ — „Wie ſah er aus?“ — „Juſt wie ein Herr vom Hofe ausſieht. Aber Ew. Gnaden verzeihen, da läutet es zum zweitenmal! Ich muß wahrhaftig hinunter!“

Die alte Dame faßte mit aller Kraft, die ihr zu Gebote ſtand, den Arm und den einen Rockſchoß des Wagenmeiſters, und indem ſie ihn zu ſich auf's Canapé zog, kreiſchte ſie mit heller, ſchrillender Stimme: „Dableiben! Satansmenſch! Erzählen! Die Leute unten warten laſſen! Was ſagte nun dieſer Herr zu Ihm?“ — „Nichts als die paar Worte: iſt unnöthig! Bin ſchon da geweſen!“ — Ei! ei!“ — „Ja, und dieſe Worte ſagt er mit einer Stimme, die ich, ſo alt ich auch werden mag, nie wieder aus den Ohren bekomme. Und fort war er, der Herr aber war in dieſem Augenblick übergeſchnappt. Er ſaß ſtundenlang mit der Feder über einem Papierbogen und ſchrieb nichts als immer nur die zwei Worte: „Er iſt!“ — Wo er ſich auch befand, bei Tag wie bei Nacht, er verlangte Papier und Feder, und wenn er beides erhalten, ſchrieb er wieder die zwei Worte hin, und wiederholte ſie unzählige mal: „Er iſt!“ Ich habe noch ſolch einen Bogen, worauf, ſchlecht gerechnet, an fünfhundertmal die zwei Worte ſtehen. Aber nun müſſen mich Ew. Gnaden fortlaſſen. — Ei, da kommen ſie ſchon den Gang herauf, die Paſſagiere! Ein Anderer hat geöffnet.“

Die alte Dame ließ ihren Gefangenen frei, und während dieſer enteilte, lauſchte ſie auf die Tritte, die ſich dem Wartezimmer näherten. Es waren die feſten Schritte eines Mannes und die leichten, ſcharrenden einer Frau.

II.

Der Chevalier trat ein mit einer verſchleierten Dame am Arm; darauf folgte der Medicinalrath. Die alte Dame erhob ſich ein wenig und machte den Eintretenden ein kleines, flüchtiges, aber ſehr graziöſes Compliment. Dabei murmelte ſie: „Es iſt nur gut, daß ich nicht allein bleibe; die alberne Geſchichte dieſes Einfaltspinſels hat mich an Allerlei gemahnt. Indeſſen bin ich nicht abergläubiſch.“

Der Chevalier hatte ein überwachtes Anſehen. Der Arzt ſah ſich mit einem prüfenden Blicke im Zimmer um und wählte ſich dann den bequemſten der ſechs Stühle, auf dem er Platz nahm, ſein Etui hervorzog, deſſen Inhalt auf dem Tiſche ausbreitete, wobei er ein paar Taſſen und die Kanne der alten Dame bei Seite ſchob, und die glatten Meſſer und Zangen mit Wohlgefallen muſterte. Dieß machte den übelſten Eindruck auf die alte Dame, die beim Anblick der Inſtrumente, von denen kein einziges zu einem erfreulichen und angenehmen Zwecke erſchaffen war, einen lebhaften Ekel empfand. Sie rückte auf dem Canapé etwas weiter, indem ſie ihr Körbchen mit Bretzeln mit ſich nahm.

„Meine Damen,“ hob der Chevalier an, „erlauben Sie mir, daß ich Sie gegenſeitig mit einander bekannt mache. Gräfin, hier iſt Fräulein Eliza Perluska. Fräulein, dieß iſt die Gräfin ***“ — Beide Vorgeſtellte machten einander Verbeugungen, und der Doctor ſah beide mit ſeinem kalten, ſcharfen, beobachtenden Blicke an, als wären es zwei Inſekten geweſen, die er durch die Lupe betrachtete. Dann ſenkte er wieder ſein Auge auf ſeine Scheeren und Zangen.

Die Tänzerin — denn dieß war die junge Dame — hatte ihren Schleier abgelegt und zeigte nun ein ſchönes, aber dabei geiſterhaft bleiches Antlitz. — Niemand bemerkte, daß die alte Dame von dieſem Augenblick an etwas zerſtreut wurde. — Mittlerweile trat der Wagenmeiſter wieder ein. Der Chevalier machte ihm heftige Vorwürfe, weil er ſelbſt und ſein Diener der jungen Dame hätten aus dem Wagen helfen und ſich um ihr Gepäck hätten kümmern müſſen.

„Mein Herr,“ erwiederte der Geſcholtene, „ich wurde hier oben zurückgehalten. Die Gräfin erzeigte mir die Ehre, mich mit beiden Armen zu umſchlingen und neben ſich auf das Canapé zu ziehen.“ — Der Arzt ſtand auf und machte feierlichſt der alten Dame eine Verbeugung. Die Tänzerin hielt ihr Tuch vor's Geſicht, um ein Lachen zu verbergen. „Ah, le coquin!“ rief die alte Dame. „Das klingt, als hätte ich beſondere Beweggründe gehabt, ihn bei mir zu behalten, während es doch nur Neugier war, ſeine einfältige Erzählung zu Ende zu hören, die ich ihn hatte beginnen laſſen. — Herr Medicinalrath, ich muß ernſtlich bitten, keine ſchlechten Späße!“

Der Doctor gab ſich mit ſeinen Inſtrumenten ab und fing an eine kleine zierliche Scheere zu putzen, die wie der Schnabel eines Papagaien gebogen war. Es trat eine Pauſe ein. Der Wagenmeiſter hob wieder

Digitized by Google

an: „Ich muß die Herrn und Damen ersuchen, mir zu sagen, welchen Weg Jeder und Jede von ihnen zu nehmen gedenkt.“ Dabei zog er sein Pergamenttäfelchen hervor und schickte sich an, die Antworten aufzuzeichnen.

„Ich gehe nach W.,“ sagte die Gräfin, „pour arranger mes petites affaires,“ setzte sie erklärend zu der Tänzerin gewendet hinzu. — „Also in die Porzellanvase!“ schrieb der Wagenmeister auf. — „Und ich mit dieser jungen Dame in die Residenz,“ sagte der Chevalier. — „Ew. Gnaden sind bereits in die „dicke Katherine“ eingeschrieben.“ — „Was thut das? Meinetwegen schreiben Sie mich in die Arche Noäh ein, deßhalb thue ich doch, was ich will! Gestern wollte ich nach W—, heute will ich in die Residenz zurück.“ Dieß wurde gesagt mit einem höflichen Blick auf die junge Dame.

„So werde ich Ew. Gnaden in den „engen Heinrich“ umquartiren,“ bemerkte Waldmüller. — „Dann,“ hob die alte Dame in klagendem Tone an, „werde ich in der Porzellanvase allein sitzen.“ — „Nein, meine Gnädigste,“ sprach der Arzt, „ich werde die Ehre haben Ihnen Gesellschaft zu leisten.“ — „Gehen Sie nach W.?“ — „Nicht gerade in die Stadt, auf ein Landhaus in der Umgegend.“ — „Vielleicht dahin berufen worden wegen einer Operation?“ — „Vielleicht.“ — „Was die Aerzte heutzutage diskret sind!“ murmelte die alte Dame; „und es ist doch so nutzlos! Wenn Einem ein Bein oder ein Arm abgenommen wird, möchte ich wissen, wie dieß auf die Länge verheimlicht werden soll.“

„Meine Herrschaften,“ erklärte jetzt der Wagenmeister, „die Porzellanvase und die dicke Katherine werden nicht eher abgehen können, als bis noch eine dritte Kutsche, die ich erwarte und die mit dem engen Heinrich correspondirt, angelangt ist. Leider kann dieses vor Ablauf wenigstens einer Stunde nicht geschehen. Die Wege sind so sehr schlecht.“ — „Gut, gut!“ riefen sämmtliche Passagiere; „wir können warten.“ — „Bringe Er nur noch ein paar frische Kerzen,“ setzte der Chevalier hinzu, „und lasse er die Köchin eine Bowle leichten Punsch brauen. Mein Diener wird servіren.“

Der Wagenmeister wollte sich entfernen, da erhob sich die Tänzerin und rief: „Ich muß gehen und nachsehen, wohin man meine Koffer und Schachteln gebracht hat. Mein Kammermädchen ist krank und ist mir daher wenig von Nutzen. Wenn die Gesellschaft gütigst erlaubt, ich bin im Augenblick wieder da.“ Sie verließ mit dem Wagenmeister das Zimmer.

Sogleich rückte die Gräfin näher an den Chevalier und machte ihm ein Zeichen, daß sie ihm etwas in's Ohr flüstern wolle. Der Chevalier sagte lächelnd: „Hier ist kein Geheimniß, Gnädigste. Sie wollen wissen, ob die junge Dame die berühmte Tänzerin ist, von der die öffentlichen Blätter erzählen? Sie ist es. Es gibt zwei dieses Namens, aber diese ist die wahre. Sie ist von unzähligen Verehrern begehrt und es soll mehr als Ein unglücklicher Zweikampf ihretwegen stattgefunden haben. Auch jetzt hat sie Paris verlassen müssen aus keinem andern Grunde, als weil ihretwegen ein sehr reicher Engländer und ein ebenfalls sehr reicher Russe sich in die Haare gerathen sind. Ein Pole hat sich ihretwegen das Leben genommen und ein ungarischer Magnat reist ihr auf Tritt und Schritt nach, ohne bis jetzt auch nur die kleinste Gunstbezeugung von ihr erhalten zu haben.“

„Man kennt das,“ sagte die alte Dame; „eine Tänzerin!“ — „Sie ist schön,“ bemerkte der Arzt mit dem kalten Tone, als wenn er von einem ganz besonders gut amputirten Beine spräche. — „Und dennoch,“ setzte der Chevalier seine Rede fort, „hat sie etwas an sich, das alle ihre Bewunderer, selbst die feurigsten, stutzig macht, fast abschreckt.“ — „Ei, was ist das?“ fragte die alte Dame. — „Die bleiche Todtenfarbe etwa?“ setzte der Medicinalrath hinzu. — „Die nicht allein; es ist noch etwas anderes, etwas das sich kaum aussprechen, noch weniger erklären läßt. Es ist ein Unstand ganz besonderer Art, man könnte es ein Unglück nennen, wenigstens gewiß kein Glück; obgleich wieder diese ungewöhnliche, phantastische, krankhafte Eigenheit einen eigenthümlichen Reiz übt und das hübsche Mädchen deßhalb noch mehr belagert ist, als sonst wohl der Fall wäre. Die verderbte Welt liebt das Pikante und pikant ist diese Eigenschaft sicherlich. Man denke sich, daß der feurige Liebhaber, indem er den Genuß kostet, die Schönheit und die Jugend an seiner Brust erwarmen zu fühlen, zugleich durch diese Schönheit und diese Jugend an Tod und Grab und Verwesung gemahnt wird.“

„Wie ist das möglich!“ rief die alte Dame. — „So erklären Sie doch!“ fügte der Arzt hinzu. — „Nun gut, ich will sprechen, und Sie, mein Herr Doktor, werden sicherlich wissen, was hierbei zu thun ist, obgleich man bereits die berühmtesten Aerzte consultirt hat und nichts dabei herausgekommen ist. Es ist nämlich — — Sie kommt!“

Die Tänzerin trat wieder ein und setzte sich zur Gesellschaft.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus der Geschichte Schwabens.

Von Hermann Kurz.

(Schluß.)

Den schwersten Stand in der Reihe der vor den Kaiser Tretenden hatte, wie leicht zu erachten, die Regierung von Wirtenberg. Auch gibt sich ihr „Excusationsschreiben“ an den Kaiser als förmliche Verantwortung auf bestimmte Klagepunkte, nur daß der oder die Ankläger im Schatten bleiben. Dieses Aktenstück * ist die Hauptquelle, nach welcher wir das Verhalten der Regierung bei der Uebergabe von Asberg und Tübingen, bei der Aufforderung an Schorndorf und bei dem Abzug der Franzosen von Stuttgart dargestellt haben, wobei wir uns vorbehielten, am Schluß noch eine Nachlese daraus zu geben. Die Staatsschrift ist übrigens bloß von den fünf Geheimenräthen ausgegangen; weder der Administrator noch die Mitobervormünderin haben einen Antheil daran gehabt; sie trägt jedoch den Titel: „Excusationsschreiben der wirtenbergischen vormundschaftlichen Regierung an Kaiserliche Majestät.“

Bei kaiserlicher Majestät, beginnt die Schrift, ruhe in „erfrischtem allergnädigstem Anerinnern,“ welchergestalt nach dem „unvermutheten Vorbruch der französischen Waffen“ die bedrohtesten Stände und besonders der Herzog Administrator den Kaiser um „einigste Hilfsmittel“ angesteht haben; da aber Sr. Majestät siegreiche Waffen wider den Erbfeind christlichen Namens in dessen visceribus so tief engagirt gewesen, so habe man sich da und dort submittiren müssen, wie denn auch der Herr Administrator „größerem“ Gewalt pro tempore zu weichen sich so gar necessitirt gesehen, „daß Sie auch vor Dero hohe Person selbsten bei der hiesigen fürstlichen Residenz sich endlich nicht mehr sicher gewußt, sondern negst des Herrn Landprinzen F. D. nach Regensburg in hoher Person zu erheben resolviren müssen.“ Die Regierung war also über den Beweggrund der Reise anderer Meinung als die Flugschrift, die wir angeführt. Hierauf wird vorgestellt, wie sie, die Geheimenräthe, in Communication mit der Herzogin, „als an welche wir von des Herrn Administratoris F. D. per rescriptum nach der Hand verwiesen worden,“ nach Erheischung der betrübten Conjuncturen, denen auch andere Herrschaften stattgeben müssen, ihre Pflichten so versehen haben, daß sie es vor Gott und dem Kaiser mit reinem Gewissen zu verantworten sich getrauen. Ganz „ohnvermuthlich“ ist es ihnen daher zu vernehmen, „ob sollte bei Ew. K. M. angetragen worden seyn, daß man Seiten hiesiger Regierung die Festungen und Berghäuser schon lang und bei Friedenszeit besser versorgen, die Landauswahl in guter Consistenz und exercirtem Stand erhalten, besonders aber wider des Herrn Administratoris expresse Ordre Hohenasberg denen Franzosen nicht gütlich einräumen, noch dergleichen mit Tübingen und Schorndorf vorzunehmen sich unterstehen, sodann letzthin der Kreisgeneralität bei Stuttgart an Verfolgung des Feindes nicht verhinderlich fallen“ hätte sollen.

Gegen diese Beschuldigungen nun bitten sie den Kaiser, als „obersten Vormundern,“ Punkt für Punkt um allergnädigstes Gehör. Bei dem ersten wird zugegeben, es sey „nicht ohne,“ daß die Festungen des Herzogthums sowohl unter der jetzigen als unter den früheren Regierungen „in eine mehrere Defension,“ zum Theil an den Werken und mit Besatzungen insgemein, „wol hätten gestellet werden sollen;“ aber die Schuld der Unterlassung wird gänzlich auf die Schultern der Landschaft gewälzt, „der dieses onus obgelegen seyn sollte.“ Die Landschaft, heißt es, sey nie dahin zu bringen gewesen, dem Reichsabschied von 1654 Folge zu leisten, sondern habe „mit dem Herkommen, Landtagsabschieden, gemeinen und sonderbaren Privilegien und Freiheiten sich continuirlich aufgehalten, den Beitrag zu den Festungen totaliter entzogen und diesen Last der fürstlichen Rentkammer immerhin allein heimgewiesen,“ die, mit so vielen Apanagen, Witthumen und andern fast unerträglichen Bürden beschwert, mit zureichenden Vorkehrungen nicht habe „gefolgen können.“ Vergebens habe man „noch letztlich denen von der Landschaft zum Exempel vorgestellt,“ was ein kaiserlicher Spruch von 1671 in ähnlicher Sache entschieden; „welches auch noch künftig so lang ohne allen Versang verbleiben dürfte, bis Ew. K. M. allerhöchste Autorität, wie allerunterthänigst zu hoffen, dazwischen kommt“ ꝛc. Nebeubei wird jedoch zugestanden, daß man dem Waffenstillstande „getraut“ und auf die requisita bellica „eben so frühe nicht reflectirt“ habe.

* „Sub sigillo volante“ gelesen und benutzt, jedoch ohne Verletzung eines der seit hundert Jahren beschworenen Amtsgeheimnisse.

Digitized by Google

Betreffend die Landmiliz „wäre zwar," meint die Schrift, „einem so mächtigen (!) Feind, der unvermuthender Dingen den Ständen des Reichs über den Hals kommen, mit der Auswahl wenig zu resistiren gewesen;" jedoch habe man schon vor einigen Jahren dieselbe „in einen mehr regulirten Stand zu setzen" beschlossen, zu welchem Ende man dem verstorbenen Obristen Kiefer, dann einem „gewissen Kriegsrath," und vor einiger Zeit auch dem Obristen von Eyb Commission gegeben, ein „gewisses Project" zur Anstellung „geworbener" Offiziere zu „begreiffen." Die Ausführung aber sey durch „anderwärtige incidentia, und indem man dem Stillstand auch diesfalls getrauet, bisher verschoben worden, wiewohl man bei der Landschaft Ihre alte Instanz auch unfehlbar würde repetiret und nach deren Impression sich entschuldiget haben, wie die Miliz zu nichts mehrers verbunden, als was die Reichs- und Kreisschlüsse vermögten, mit welch öfters unzeitiger Ausflucht schon manche gute Conceptus, die gnädigste Herrschaft sowohl als deren Ministri bei ein und andern frangenti gehabt, unverschuldet des Staadts Unglück gehemmt worden; welches also den Zustand dieses Herzogthums de praeterito ellichermaßen adumbriret." Nach dem französischen Einbruch nun habe man, ehe die Hilfsvölker angelangt, sich nie im Stand gesehen, den „ausgebrochenen" Zumuthungen sich zu entziehen; der Administrator habe „ohne Stärke" das, „was man sonst zu Conservirung seiner selbst gerne anderst gesehen hätte," nicht unternehmen können, „und solchergestalt ging Lauffen hinweg, ohne daß man selbigen Paß mit bloßem Landvolk zu defendiren bestandt befunden." Nach Vaihingen an der Enz seien zwar etliche hundert Mann gelegt worden, der Herr Administrator habe aber den Offizier zu instruiren „für nöthig befunden," daß, „wann größerer Gewalt sich annähern würde, er es mit der Auswahl auf die Extrema ankommen zu lassen nicht erwarten sollte."

Die Schrift geht jetzt zu den Veranstaltungen oder vielmehr Deliberationen wegen Hohenasbergs über, deren Schilderung wir ihr früher schon entnommen haben. „Und in solchen terminis bestund die Sache mit Asberg auch noch den 8. November, als an welchem Tag des Herrn Administratoris Hh. D. von hier gangen." Nun die Contreordre von Regensburg, die Aufforderung durch Marivauld, die Erwägungen Für und Wider, die Weigerung des Commandanten, die Drohungen Iwigny's, die mitternächtigen Bitten „per omnia sacra" von Kriegsrath und Balleieu, endlich die „von dem General selbstunterschriebene" Capitulation, die dem Kaiser abschriftlich vorgelegt wird. „Welches alles E. K. M. allergnädigst anzusehen zuversichtlich geruhen werden, daß, weilen die Uebergab nicht sine exemplo und in Gegenwart des Herrn Administratoris F. D. schon vorhin zur Capitulation alles eventualiter abgeredt gewesen, wenigstens uns, als ob wir darinnen wider die Gebür gehandelt, ja nicht zu imputiren."

Hier wird nun dem Einwande begegnet, daß durch die Aufgebung Hohenasbergs die Residenz doch nicht gerettet worden sey. Allerdings, heißt es, habe Montclar sein Wort gebrochen, sey „am 20/30 December mit angelegtem Gewalt, wiewohl mit etwas Verlust der Seinigen, hier in die Stadt gedrungen und habe darin übel gehauset." Aber, wird mit unverkennbarer Bitterkeit gegen den Administrator entgegengehalten, „wir ermessen doch, daß ein großer Unterschied seye, vom 3. December an bis auf den 23., oder nur vom 20. bis zum 23. diesen sanguineis sich exponirt zu sehen." Auch wird die Vermuthung angedeutet, daß die Franzosen sich doch ein wenig geschämt haben mögen, „da sie letztens, neben dem Regard auf die anwesende hochfürstliche Frau Wittib, vielleicht auch wegen der ehemaligen Capitulationspunkten noch einigen Respect auf das fürstliche Schloß und alles, was an Person und Meubles dahin kommen und gebracht worden, würklichen gemacht, und von der Universal-Plünderung und Brand, die Kraft vorsiegender Ordre in ihren Handen gestanden, nach göttlichem Verhängniß noch abstrahiret."

„Im Uebrigen," fährt die Excusationsschrift fort, „wissen wir zwar nicht, ob Ew. K. M. etwa auch dasjenige Rescript, welches des Herrn Administratoris F. D. unter dem 4. December aus Regensburg wegen Asberg, Schorndorf und anderer halbarer Ort im Herzogthum an uns gelassen, möchte vorkommen oder der Inhalt daraus referiret worden seyn," wobei es scheinen könnte, „als ob man Ihrer Durchlaucht Erinnerung und Befelch nicht nachgesetzt hätte." „Allein wollen Ew. K. M. aus obiger allergehorsamster Erzählung so viel in Kaiserlichen Hulden mit vermerken, daß die Uebergab Asbergs den 3/13 December schon geschehen, dahingegen des Herrn Administratoris Rescript vom 4/14 ejusdem hier allererst den 7/17 eingelossen, und vorhin die Sachen, wie obstehet, bewandt, auch ich, der von Bülow, beraits von Stuttgart nach Regensburg abgeraist gewesen, um des Herrn Administratoris F. D. Namens der fürstlichen Frau Wittib und des Staats von ein und anderem unterthänigsten Rapport zu thun und des Lands Nothstand und anders weiter vorzustellen."

Von den festen Plätzen nun, von denen das Rescript rede, kommen also bloß noch Tübingen und Schorndorf in Betracht. Dort haben alle drei Corpora

Digitized by Google

„auf die Oeffnung und Admiſſion ſolch angedrungener Macht, deren ſie zu reſiſtiren ganz nicht capabel befunden, unanimiter geſchloſſen.“ Mit Schorndorf aber habe es eine ſolche Bewandtniß, „daß, wann der ganze Verlauf conſideriert wird, auf den hieſigen Staadt etwas widriges daraus wohl nicht würde gebracht werden.“ Dieſer Verlauf iſt bereits nach der officiellen Quelle berichtet, nur muß hier noch nachgetragen werden, daß Melac im erſten Akt von einem fürſtlichen Commiſſär begleitet war; denn anders kann der Wortlaut nicht wohl verſtanden werden. „Die Aufforderung,“ heißt es nämlich, „geſchahe durch Ordre des General Montclars vor dem Poſten ſelbſt den $^{7}/_{17}$ December und hierbei Ihr D. der verwittibten Frau Herzogin und dem Staadt.“ Die Behandlung des zweiten Akts aber, der Schorndorfer Revolution, iſt hier als ein Cabinetsſtück officieller Thatſachenverarbeitung einzufügen. Man „zielte,“ wie ſich der Leſer erinnern wird, die Sache vom 8. bis zum 14. „auf,“ ſchickte einen Secretär nach Regensburg, „und gewahn Zeit und Gelegenheit von dem Commendanten und Burgerſchaft zu Schorndorf, ob Sie in einem rechten Staadt und Reſolution wären, feindtlichen Gewalt mit Gegengewalt abzuwenden, welches, wie man es mittlerweil durch des Commendanten Verſicherung penetrirt und die franzöſiſche Generalität auf die Uebergab gedrungen, man bei der fürſtlichen Frau Wittib und dem vormundſchaftlichen Estat, wiewohl nach vorhergegangener reiffen reiteriirten Deliberation mit denen übrigen Corporibus, umb ſo eher zu einer iudifferenten Ordre ſich reſolviren können, als man durch deren perſönliche Extradition zweier von hier abgeordneter Bedienten, ohne daß Jemandt franzöſiſcher Seiten dabei geweſen, die Gelegenheit gehabt, dem Commendanten ſowohl als der Burgerſchaft zu bezeigen, daß Sie ſelbſten den beſten Ausſchlag zu nemmen, und da Sie ſich beſtandt achteten, keiner ferneren Inſtanz von hier, wie es auch möcht geſchehen, zu gewartten haben werden.“

Unwillkürlich denkt man bei dieſer Wendung an Hohentwiel und Widerhold, und ſiehe: „Wie nun auch in vorigen Kriegen,“ fährt das Schreiben fort, „nicht fremd geweſen, wenn man, wie hier, in des Feindes Gewalt geſtanden, einem rechtſchaffenen Commendanten Ordre zur Uebergab zu geben, deren er doch mit nachgefolgter Approbation ſeiner Herrſchaft nicht parirt, alſo verhoffen wir, wollen auch allerunterthänigſt gebeten haben, Ew. K. M. werden dasjenige, ſo zu einer ſolchen Zeit paſſiret, da man in franzöſiſchen Handen und Gewalt absolute geſtanden, und gefänglicher Hinwegführung, auch ſeines Leibs und Lebens nicht ſicher geweſen, mehr zu dieſes Staats Menagirung als deſſen widriger Interpretation allergnädigſt vermerken.“

Die Schrift beruft ſich dann noch darauf, daß der nach Regensburg abgeſchickte Secretär (deſſen Zurückkunft die Schorndorferinnen nicht abwarteten) vom Adminiſtrator die mündliche Ordre mitgebracht habe, der Commandant ſolle es nicht zum Aeußerſten kommen laſſen, und ſpricht die Ueberzeugung aus, daß, wenn der Feind auch Schorndorf nicht angegriffen, doch die Umgegend noch ſtärker verheert und das Land noch übler behandelt worden wäre, hätte nicht die Regierung „alle menſchliche Präcaution“ angewendet und die Herzogin in der Gefahr bei der Reſidenz ausgehalten.

Belangend den vierten Punkt verſichert das Schreiben, von dem Anmarſch der Entſatztruppen ſey der Herzogin und der Regierung „ſo gar nichts wiſſend geweſen, daß auch ihre Reſolution und Gegenwart auf einmal kund worden.“ Was hierauf zwiſchen der Kreisgeneralität und der Regierung verhandelt wurde, haben wir bereits mitgetheilt. Daß aber die Generalität von der Verfolgung des Feindes abſtand, „davon participiret der fürſtliche Staat durchaus nichts, und hätte dieſer erſtlich auf Schorndorf und nachmal zu Liberation der Stadt Stuttgart eigentlich angeſehene Marſch, wann ein weiteres Deſſein vorhin concertirt geweſen, nicht gehindert, daß auch dieſes Staats ganz ungefragt ſolches Deſſein vollzogen werden mögen, wiewohlen wir nicht zweifeln, daß die angewandte Behutſamkeit des Herrn Generals, welcher von dem Mouvement der ſächſiſchen Truppen und Verlaſſung der Orte Laufen und Heilbronn damalen noch nichts wiſſen können, bei Ew. K. M. und zwar Dero hohen Generalität ſchon allen Beifall und Approbation finden.“

Das Beſte kommt zuletzt. Die Geheimenräthe legen ſchließlich dem Kaiſer ſein Reſcript an den Markgrafen, wodurch er ſie für unzurechnungsfähig erklärt hatte, in Abſchrift vor, und bemerken dabei, ſie haben, „unerachtet ſie von dieſer kaiſerlichen allergnädigſten Vorſorge nichts gewußt,“ ſich dennoch derſelben gemäß verhalten und die ganze Zeit durch „die Hand von denen Kreisdispoſitionibus abgezogen,“ „eben aus der vorgeſehenen, nicht unzeitigen Beiſorg, damit bei einem und andern ungleichen Event wir keine widrige Imputation auf uns laden möchten.“ Nun aber ſtellen ſie es zu „Erwäg“ und bitten um Beſcheid, wie ſie, als zur Führung des Kreisdirectoriums verpflichtet, beſonders bei längerer Abweſenheit des Adminiſtrators, ſich in Kreisſachen u. dgl. zu verhalten haben, „damit Ew. K. M. allergnädigſtem Willen und Befelch gemäß, ohne nach

Digitized by Google

sich ziehende anderwärte Verantwortung, wir unsere Function ferner pflichtmäßig versehen können."

Gezeichnet: „Stuttgart, den 5. Januar 1689, allerunterthänigst und allergehorsamste fürstlich Wirtenbergische Geheimbe Regimentsräthe und Mitvormundere: Barthol von Bulou (Bülow), Maximilian von Menzingen, Johann Eberhardt Bahrenbühler von Hemmingen, Johann Jacob Curtz, Jacob Friederich von Rühle."

Verfasser des Actenstücks ist ohne allen Zweifel der zuletzt unterzeichnete Geheimerath, der sich hiemit durch einige gleichlautende Ausdrücke auch als Urheber der zweiten Flugschrift bei Sattler zu erkennen gibt. „Was selten beisammen ist, war in ihm vereinigt," sagt Spittler in seiner Geschichte des wirtenbergischen Geheimenrathscollegiums: „große Gelehrsamkeit und schnell zutreffender Geschäftsblick; eine ausgezeichnete natürliche Würde der Person und eine Arbeitsamkeit, die eben so schnell angriff, als ausdauernd beharrte; große Nachgiebigkeit, wie sie dem Manne dieses Amtes unentbehrlich ist, und ein unerschütterliches Festhalten gewisser Hauptzwecke von Staatswohl, wie es dem Manne dieses Amtes ziemt. Die wichtigsten Entwürfe von Gutachten oder andern bedeutenden Aufsätzen dieser Zeit, die sich bei den Archival- und Geheimenrathsacten finden, sind von seiner Hand, und fast zwanzig Jahre hindurch hat vorzüglich er, und fast allein nur er, im Geheimenrathscollegium die Feder geführt. Leider gab's auch viel zu schreiben!"

Wir haben also eine doppelte Autorität vom stärksten Gewichte gegen uns, wenn wir über einen dieser Schriftsätze ein wenig den Kopf zu schütteln wagen. Vielleicht jedoch verstöhnen wir beide berühmte Schatten durch die Bemerkung, daß die großen Arbeitskräfte, die im höheren Staatsdienst ausgerieben wurden, manchmal dazu dienen mußten, das, was nicht *ihr* Gedanke, nicht *ihre* That war, für mächtigere Collegen und höher stehende Lenker mitzuverantworten und mit geschickter Feder zurechtzulegen. Was aber einmal schief ist, das fügt sich auch der geschicktesten Feder nicht.

Denn — um beispielsweise einen Ausdruck herauszugreifen, der dem Concipienten so an's Herz gewachsen war, daß er ihn auch in dem öffentlichen Sendschreiben brauchte — was soll doch eine *indifferente* Ordre seyn? Eine Ordre etwa, durch die man den Commandanten bedeutete, daß es ihm frei stehe, ob er sie befolgen wolle oder nicht? Nach den Vorgängen von Asberg und Tübingen ist dieß nicht einmal wahrscheinlich, und den Franzosen muß man es jedenfalls weit anders vorgestellt haben, da sie sonst wohl nicht so vertrauend gewesen wären, die Ueberbringer der Ordre, und allein, nach Schorndorf zu lassen. Oder wurde die Ordre *dadurch* indifferent, daß der Commandant seiner Regierung den Gehorsam verweigerte? Dann spottet der Ausdruck seiner selbst. Und die „Gelegenheit," Schorndorf, wohin sich niemand von der Regierung mehr wagen durfte, in Unabhängigkeitsstand zu erklären — schöne Gelegenheit, das! Etwas glücklicher dagegen, obwohl auch nicht völlig zutreffend ist die Vergleichung mit Hohentwiel, sofern es wirklich den Anschein hat, daß Widerhold eine Zeit lang *gegen* den Willen seines Herzogs handelte und erst durch den Erfolg gerechtfertigt wurde; für den Kaiser aber hatte die Anspielung etwas Kitzliches.

Die Hauptfrage, um die es sich bei der ganzen Rechtfertigung handelt, ist in den beiden ersten Punkten enthalten. Hier macht das Geheimerathscollegium, das häufig, besonders gegen die Einführung des stehenden Heeres, zu der Landschaft hielt, den Ankläger gegen diese und legt ihr nach That und Gesinnung die Wehrzustände zur Last, die es verschuldeten, daß Land und Kreis wehrlos von den Franzosen überfallen werden konnten. Allein, zugegeben daß die wirtenbergische Landschaft sehr oft zur Unzeit gespart hat, muß man doch fragen, ob der Kaiser, auf rechtzeitigeres Ansuchen der mit der Klage jetzt erst nachkommenden Regierung, kraft seiner Gewalt und zur Wahrung seiner eigenen Sache, der Landschaft das Reichs- und Kreisschlußmäßige — und mehr bedurfte es nicht — zu „injungiren" versäumt haben würde. Indessen bedarf es nicht einmal eines näheren Eingehens hierauf. Beschuldigung und Entschuldigung fallen mit einander dahin, denn die Regierung bekennt ja, daß auch sie selbst, im Vertrauen auf den Waffenstillstand, weder an die Armirung der Festungen gedacht, noch das Milisprojekt verfolgt, ja, daß sie, selbst als jeder Gedanke an die Haltbarkeit Hohenasbergs aufgegeben war, nicht einmal Sorge getragen hatte, die dortige „schöne Artillerie" vor den Klauen des Feindes zu retten.

Vertrauen auf den Stillstand! Kaum daß derselbe geschlossen, hatte Ludwig dessen Verwandlung in einen definitiven Frieden mit Sanction seines ganzen Raubes verlangt und im Weigerungsfall mit dem Bruche gedroht. Und man gab sich die Miene, an einen solchen Stillstand zu glauben! Die Wahrheit ist, daß man Angesichts der bei Kaiser und Reich herrschenden Unzuverlässigkeit, da kein Nachbar dem andern trauen konnte, da keiner wußte, ob es je zu einem Ernst kommen würde, nicht gewagt hatte, durch auch nur nothdürftige Rüstungen den französischen Machthaber aufzubringen, daß man, so wie man zwischen Kaiser und König stand, sich eines so brutalen Vorgehens vom letzteren nicht versehen hatte, obgleich man ihm Alles, ja selbst die

Digitized by Google

Rechtsdeduction zutrauen konnte, Schwaben gehöre zum Elſaß, weil das Elſaß einmal zum alten Herzogthum Schwaben gehört habe, daß man alſo, weil jede Vertheidigung auch gegen das Aeußerſte verſäumt war, regungslos im Staube liegen blieb, bis aus Schorndorf eine Ermannung über das Volk erging und von Ulm her ein Stückchen Deutſchland zum Vorſchein kam.

Was aber in dieſer Staatsſchrift einen ganz unauslöſchlichen Eindruck macht, das iſt die Art, wie die Regierung die Schorndorfer und gewiſſermaßen auch die Stuttgarter Volksbewegung offenbar ſich ſelbſt in Rechnung ſchreibt. Sie, die den feindlichen Geſandten mitten in ſeinem Schießen beſchirmt und den Muth der Stuttgarter Bürger durch „moderatora consilia“ zu lähmen ſich bemüht, rühmt es jetzt dem Kaiſer, daß der Feind in Stuttgart Widerſtand gefunden und Verluſt erlitten habe. Sie, die in Schorndorf mit ihren Unterwerfungsbefehlen einen Aufſtand gegen ſich hervorrief, hat dieſen Rebellen und Rebellinnen zugerufen: „Ganz recht, nur ſo fortgemacht!“ Die Verhaftung und Aengſtigung ihrer Commiſſäre war die „Gelegenheit,“ wodurch ſie der Bürgerſchaft „bezeigen“ konnte, daß ſie dem wackern Vorhaben der Stadt und Feſtung nichts in den Weg legen werde. Was wohl die Bürgermeiſterin und ihre Freundin zu dieſer Auffaſſung geſagt haben würden? Ein ſolches Actenſtück durfte fürwahr nicht in die Oeffentlichkeit kommen, denn es hätte den Wirtenbergern ſtark gepredigt, wie ſie ſich künftig, in ähnlichen Fällen, gegen die Regierung zu verhalten haben, um ihres Lobes würdig zu ſeyn.

Die Anſicht übrigens, daß die Herren von der Regierung ſich aus dem Volksverdienſt bezahlt zu machen ſuchen, war auch damals ſchon im Volk verbreitet. „Darum will man auch jetzund,“ ſagt der geſchüchterte Hahn, „ſonderlich diejenigen Herrn Commiſſarii, von denen man doch ganz ſicher weiß, daß ſie den Succurs hinter und nicht vor ſich zu gehen beſelicht geweſen, die Ehre und Zuſchreibung des daraus erfolgten Heils darvon haben. Der Eine ſagt, ich bin Urſacher daran, daß er kommen, der Andere hat ihn promovirt, der Dritte rühmt ſich gar, daß ihm ſolches Stuttgart, ſo lang es ſtehen wird, zu danken habe, dem Vierten kann in Ewigkeit ſolche That nicht wieder vergolten werden, und ſo fortan. Aber wie ich ganz ſicher bin berichtet worden, ſo dörften ſich dieſe guten Herren vor dem Herrn Commandanten zu Schorndorf und Herrn Medico zu Göppingen nicht gar zu laut machen; ſie würden ſolche bald zu der Weiberburgerſchaft verweiſen; dieſe dörfte alsdann ihnen wohl die Wahrheit ſagen, wie denn, ſo es übel abgeloſſen wäre, dieſe Herren keinem andern als der Feſtung Schorndorf, dem Herrn Commendanten und Weibern allda, nebenſt denen zu Göppingen, würden die Urſach zugeeignet haben; nun es aber gottlob nach Wunſch ergangen, haben dieſe Amazonen, noch andere heldenmäßige Gemüther nichts bei der Sache gethan, ſondern es ſuchen andere um das wirtenbergiſche Vatterland ſich wohl verdient gemacht zu haben die Ehre.“

Herr Daniel Speer glaubte in ſicherer Verborgenheit zu wandeln, als er dieſes ſein Pamphlet zu Ulm erſcheinen ließ. Dergleichen Preßfreiſtätten und Preßfrechheiten gegen fürſtliche Nachbarſchaften waren in den Reichsſtädten nichts Seltenes und zogen den republikaniſchen Regierungen immer große Ungelegenheiten zu. Da übrigens dieſe Magiſtrate leicht einzuſchüchtern waren, ſo kam man gewöhnlich den Verfaſſern auf die Spur. Auch das Neſt des Hahns war bald ausfindig gemacht und er mußte die lateiniſche Schule zu Göppingen mit der Anklagebank vertauſchen. „Beſchuldigt und für überwieſen angenommen,“ „hohe fürſtliche Miniſters touchirt zu haben,“ „wurde er durch Musketiere nach Stuttgart und von da nach Hohenneufen abgeführt, wo er, nach eingelaufenem Gutachten der Juriſtenfakultät in Tübingen, vom 30. März 1689 an noch weitere zwei Monate gefangen gehalten und dann, nach geſchehener Abbitt, auf eine andere Stelle verſetzt wurde.“*

Man wird die Strafe für eine Regierungsbeleidigung, die ſelbſt den Bezicht der Beſtedung nicht ſcheute, auch nach heutigen Begriffen noch ungemein gnädig finden. Die mildernden Gründe, welche obgewaltet haben mögen, dürften vielleicht in der Schlußſtelle der ſtraßbaren Schrift enthalten ſeyn. Dieſe lautet ſo:

„Anizo verlanget und wünſchet das wirtenbergiſche Landvolk nichts mehr, als ihren durchleuchtigſten Fürſten, den Herrn Adminiſtratorem, wieder, und zwar in abſoluter eigener Regierung, im Land zu haben, weil ſolche wohl wiſſen, daß Ihro Fürſt. Durchl. zu allen Kriegs- und Friedensſachen ein qualificirter Herr und getreuer Landes-Vatter iſt. Gott gebe aller Ungerechtigkeit ein — Ende.“

Da würde alſo, wenn es nach dem Hahn gegangen wäre, der Miles perpetuus um fünfundzwanzig Jahre früher aufgeſtellt worden ſeyn, als es durch Johann Oſianders Vermittlung (1714) geſchehen iſt.

„Unſtreitig war auch wohl eben dieſer hochverdiente und berühmte Mann — im Ganzen genommen — ein ehrlicher Mann, aber die Detailſtücke, woraus oft die Ehrlichkeit ſolcher Männer, die es bloß im Ganzen genommen ſind, zuſammengeſetzt iſt, haben manchmal etwas ſo Ungleichartiges, daß man ſich am Ende faſt

* Oberamtsbeſchreibung von Göppingen.

Digitized by Google

wundern möchte, wie ein solches Ganzes herauskomme. ... Der Erfolg zeigte, daß er leicht gewonnen werden konnte, so räuh er auch that. Diese scheinbare Rauheit mußte man auch einem Manne lassen, der so gute Dienste thun konnte ... Oſiander selbſt verſicherte seinen Freunden, daß alles, was er hierin gethan und gesprochen, gewiß nur zum Vortheil des Vaterlandes abgezweckt habe. Man würde es oft der Sache selbſt nicht angesehen haben, wenn er es nicht gesagt hätte, und man fand faſt Luſt, ihm selbſt nicht zu glauben, wenn er es nicht versichert hätte. Wer hätte ihn nicht dreimal fragen und scharf in's Auge faſſen mögen, ob es denn gewiß auch nur zu des Vaterlandes Wohl abgezweckt habe, wie er, und er allein, den alten Hofplan durchsetzte und eine Verwilligung der Stände herausbrachte, daß dem Herzog auch zu Friedenszeiten ein bleibendes Truppencorps auf Kosten des Landes unterhalten werden ſollte?“

Wer wird dieſen Worten Spittlers nicht beiſtimmen? Aber die alten Räthe, nach deren Abſterben und Ausſcheiden erſt der Hofplan durchgeſetzt werden konnte, hatten doch auch reichlich das Ihrige gethan, demſelben Vorſchub zu leiſten. Wenn man einem Volke, das ſich ritterlich gegen den Feind wehren will, den Widerſtand unterſagt, ja wenn ihm, wie zu Heilbronn, von ſeiner eigenen Regierung die Waffen durch Verrath aus der Hand gewunden werden, dann hat man doch wohl nichts übrig, um es zu beſchützen, als die Form des ſtehenden Heers. Nachdem durch dieſe verfaſſungsmäßig geſinnten Vormundſchaftsräthe das Volk entwaffnet und entmuthigt war, hatten ihre abſoluteren Nachfolger ein leichtes Spiel, auf Grund ſeiner Kriegsuntüchtigkeit das moderne Militärſyſtem einzuführen und damit zugleich der bürgerlichen Freiheit vollends den Reſt zu geben.

22.

Schluß.

Wie die Fabel, ſo hat auch die Geſchichte ihre Moral. Und zwar hat ſie eine doppelte, die eine für die Vergangenheit, die andere für die Gegenwart.

Als die Franzoſen um Weihnachten 1688 das wirtembergiſche Viertel unſeres Kreiſes räumten, um im Badiſchen und den ganzen Rhein von Mannheim bis Straßburg entlang jene nie vergeſſenen Verheerungen anzurichten, mit welchen ohne die Feſtigkeit Schomdorfs, die ihnen Macht und Zeit verkürzte, der dieſſeitige Theil von Schwaben ſchwerlich verſchont geblieben wäre, da nahmen ſie auf ihre Flucht eine gewichtige Lehre mit. Seit dem dreißigjährigen Kriege, in welchem ſie als Verbündete der einen Partei den deutſchen Boden betreten, war dieſer Feldzug ihr erſter größerer Verſuch eines Eindringens in das Herz von Deutſchland geweſen. Vor einer an Zahl weit untergeordneten Kriegsmacht, die noch Monate brauchte, um ſchlagfertig im Feld erſcheinen zu können, und vor dem nach gleichfalls monatelanger Drangſal allgemein und doch wieder vereinzelt erwachten Zorn des Volks in einer Weiſe entweichend, daß man auf die Frage, welche von beiden Nationen die feigere geweſen, nur die bekannte Antwort Scipio's an Hannibal parodiren kann, hatten ſie gelernt, daß der Deutſche, wenn er einmal „warm geworden,“ kein guter Quartiergeber mehr iſt, daß man aber, wenn man ihn wieder hat erkalten laſſen, unbedenklich zurückkommen und ſich ſeine heillöſen innern Zuſtände zu Nutze machen kann.

Hundert und ſiebzig Jahre ſind ſeit dem Jahr der tiefſten Erniedrigung verfloſſen, die Deutſchland im ſiebzehnten Jahrhundert erlebt, einer Erniedrigung, die wir durch jeden kleinſten Winkel hindurch zu beleuchten uns verpflichtet gefühlt haben. Von den Fortſchritten, welche Deutſchland ſeitdem gemacht, von den Vorzügen, welche die Gegenwart vor der Vergangenheit hat, genügt es, die eine Errungenſchaft hervorzuheben, daß die Nation, ſeit ſie den Einheitsnamen verloren, durch Sehnſucht und Gemeingeiſt geeinigt worden iſt, wie ſie es unter dem Reiche niemals war, ſo daß man die Bundesform die glücklichere nennen dürfte, wenn nur erſt das Mittel gefunden oder ergriffen wäre, die lähmende Ungleichheit der ſcheinbar gleichen Bundesglieder und den ererbten Gegenſatz der beiden größten auszugleichen. So lang dieß nicht erreicht iſt, wird ſich Deutſchland ſeiner Fortſchritte wenig zu rühmen haben. Denn auch Frankreich iſt fortgeſchritten, ſich ſelbſt und uns nicht zum Heil. Die Staatsmaſchine, die heute von Paris aus gehandhabt wird, verhält ſich zu den Anfängen ihres Gründers Ludwig wie ein heutiger Schraubendampfer zum Kriegsſchiffe von La Hogue. Die Armee ſteht in gleicher Achtung bei Freund und Feind. Der Franzoſe, durch die Revolution und das Kaiſerthum erſt recht zur kriegeriſchen Nation ausgebildet, würde nicht mehr Wochen lang an der Grenze von Schwaben lauern, nicht mehr katzenartig herangeſchlichen kommen, nicht mehr haſenmäßig davongehen, wie es ihm 1688 und auch ſonſt hie und da im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert widerfuhr.

So iſt denn, ſelbſt wenn die Fortſchritte hüben und drüben ſich aufwägen oder gar dieſſeits überwiegen ſollten, das Verhältniß von Vortheil und Nachtheil das alte geblieben, und das heutige Deutſchland hat Frank-

Digitized by Google

reich gegenüber im Ganzen keine bessere Verfassung aufzuweisen, als in jenem Warnungsjahre, nach welchem die Geschichte mit aufgehobenem Finger deutet. Da aber die Geschichte zugleich lehrt, daß die Angriffe von Frankreich her Deutschland wesentlich auf seinem Wege zur Einigung gefördert haben, so möchte man beinahe den bittern Kelch ihm wünschen, nur mit dem Beding, daß das Verhängniß von den Enkeln besser genützt werde, als die Ahnen es in dem auf den Angriff von 1688 gefolgten Jahrzehnt nützten, — zu welchem Zeitraum wir in einem neuen Bilde übergehen, wenn es dem Leser gefällt.

Eine Reise in's schottische Hochland.

Iona oder Icolmkill.

Kaum zwei deutsche Meilen von Staffa entfernt liegt die Insel Iona. Man sieht die Nordspitze derselben sammt ihren Kloster- und Kirchenruinen bereits von der Fingalshöhle aus, ein Bild, das mit Hülfe des dunkeln Rahmens der Höhle, hinter dem man es erblickt, einen nicht leicht zu verwischenden Eindruck macht. Unser Steamer umfuhr zunächst noch Staffa, um uns einen flüchtigen Einblick in die verschiedenen andern Aushöhlungen der Insel zu gönnen; dann steuerten wir südwärts und hatten in einer halben Stunde Iona erreicht.

Iona ist größer als Staffa, aber doch auch nur klein. Seine Länge beträgt etwas mehr als eine halbe, seine Breite kaum eine Viertelmeile. Die Ufer sind flach, sandig, unfruchtbar und nur in der Mitte der Insel erheben sich ein paar kahle Felsen, die gegen vierhundert Fuß hoch seyn mögen. Es fehlt diesem Eilande jeder landschaftliche Reiz und nichts ist da, was an die Schönheitswunder Staffa's auch nur erinnern könnte. Nichtsdestoweniger steht diese Insel als eine gleichberechtigte Sehenswürdigkeit neben dem nahe gelegenen Schwestereiland. Was ihr Leben und Bedeutung gibt, das sind ihre geschichtlichen Traditionen, die hier in einem Maße auftreten, das überall Bewunderung erregen würde, doppelt aber an einem Orte, der weitab von den letzten Stätten der Cultur, nur ein geeigneter Platz für Seeadler und Möwennester zu seyn scheint. Und doch war diese Stätte, ein halbes Jahrtausend lang, unter den heiligen Plätzen des Landes der heiligste.

Iona ist der Punkt, von wo aus, in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, die Christianisirung des bis dahin heidnischen Schottlands erfolgte.

Um's Jahr 560 verließ der Mönch Columban (gälisch: Callum oder Malcolm) mit zwölf Gefährten die irische Küste und segelte in einem offenen Boot nach Schottland hinüber. Er und seine Genossen waren Schüler St. Patriks, mit dem sie in Dearmach, d. h. „nahe den Eichen" gelebt hatten. Die Schlichtheit und der heilige Eifer des irischen Apostels war auch auf seine Jünger übergegangen, zumal auf Columban. Sie wählten die Insel Iona als Aufenthaltsort, weil sie nah genug der Küste lag, um von ihr aus ihr Missionswerk beginnen zu können, und zu gleicher Zeit die Möglichkeit jener völligen Zurückgezogenheit bot, die den Grund- und Lehrsätzen ihres Meisters entsprach. Auf der Insel angelangt, zogen sie sich, wie der Geschichtschreiber Adamnan berichtet, in einen Kreis aufrecht stehender Steine, also muthmaßlich in einen ehemaligen Druidentempel zurück und sammelten dann Zweige, um mit Hülfe von Reisigbündeln ein allererstes Hospiz zu errichten. Ihre Wohnplätze waren bloße Wigwams, und selbst ihre Kirchen, etwa unsern Blockhäusern entsprechend, waren aus Eichenstämmen zusammengefügt. Sie nannten sich „Culdee's," was nach der Meinung der Gälen „zurückgezogene Leute" bedeutet. In derselben Weise wie ihr Meister St. Patrik zählten sie sich zur griechischen und nicht zur römischen Kirche, zu der sie mehr denn einmal eine feindliche Stellung einnahmen. St. Columban starb 595.

Erst zwei Jahre später (597) betrat der heilige Augustin, als Apostel Roms, die südenglische Küste, um die heidnischen Angelsachsen seiner Lehre zu unterwerfen, und begann nun von Süden her das römische Christenthum nordwärts zu tragen, während die Nachfolger Columbans ihr griechisches Christenthum von Norden nach Süden trugen. Im Lauf der Jahrhunderte erfolgte endlich der Zusammenstoß, in dem die Culdee's völlig unterlagen. Diese Niederlage erfolgte

Digitized by Google

aber nicht vor Anfang oder Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Etwa um dieselbe Zeit wurde auch Jona ein römischer Bischofssitz. Die Glanztage der Insel waren nun vorüber. Wohl wurden Klöster und Kathedralen errichtet, stattliche Bauten, die sich bis diesen Tag erhalten haben, aber die alte Bedeutung Jona's, als erste Pflanzstätte des Christenthums im hohen Norden, war dahin. Die besondere Heiligkeit seines Bodens, an die Schottland und Skandinavien fünf Jahrhunderte lang geglaubt hatten, war ihm genommen; es war jetzt ein Bischofssitz wie viele andere noch. Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gibt es keine Culdee's mehr, aber die Erinnerung an diese einst so mächtige Sekte lebt bis heute noch im schottischen Volke fort, vielleicht deßhalb, weil ihre gegnerische Stellung zur römischen Kirche ihr als Empfehlung dient.

In Abercrombie's Kirchengeschichte heißt es von den Culdee's wie folgt: „Nur das Seelenheil ihrer Mitmenschen lag ihnen am Herzen. Sie wirkten mehr durch Beispiel als durch Wort. Die Schlichtheit ihrer Kleidung, ihrer Haltung und ihres ganzen Auftretens war ihre Beredtsamkeit. Sie halfen überall und beanspruchten nie Lohn, Bevorzugung; Streit, Spaltung, Kabale und Intrigue kannten sie nicht. Demüthig, einsiedlerisch, arm, keusch, nüchtern und voll heiligen Eifers, so lebten sie ihre Tage."

Diese Vorbemerkungen werden uns beim Besuch Jona's zu statten kommen. — Der Steamer wirft Anker und wir rudern der Insel zu. Am flachen Ufer derselben ziehen sich etwa vierzig ärmliche Hütten hin, die den gälischen Namen „Baile Mor," d. h. die große Stadt, führen. Im selben Augenblick, wo wir aus dem Boot springen, sehen wir uns von einer Heerde Kinder umringt, die Jonamuscheln und Jonasteinchen zum Verkauf anbieten und die nunmehr, so lange wir den heiligen Boden der Insel unter unsern Füßen haben, unsere treu zudringlichen Begleiter bleiben. Vergeblich suchen wir uns durch wiederholte Einkäufe sicher zu stellen, vergeblich strecken wir beide Hände aus, um den jungen Hochländern ad oculos zu demonstriren, daß wir selbst einen Handel beginnen und durch Concurrenz sie gefährden könnten; alles scheitert und schließlich gewöhnen wir uns an den Lärm dieser nacktbeinigen Meute, als wären es junge Jagdhunde, die blaffend, heulend und winselnd an uns empor springen.

Das Dorf oder „die große Stadt" bietet nichts, aber unmittelbar im Norden derselben nehmen die Sehenswürdigkeiten Jona's ihren Anfang und ziehen sich in ununterbrochener Reihenfolge eine Viertelmeile lang am Ufer hin. Man kann drei Gruppen von Kapell- und Klosterruinen deutlich unterscheiden, zwei Gruppen, die den linken und rechten Flügel der ganzen Linie bilden, und zwischen beiden ein Centrum. Dieses Centrum, das wenn auch nicht mit seiner Kapellruine (St. Orans-Chapel), so doch jedenfalls mit seinem Kirchhof in das vorige Jahrtausend zurück reicht, ist bei weitem das Wichtigste unter allen Sehenswürdigkeiten der Insel; was die beiden Flügel bieten, ist verhältnißmäßig unbedeutend. Ich spreche von ihnen zuerst.

Am linken Flügel, also dem Dorf zunächst, befinden sich die Ruinen eines Nonnenklosters, das frühstens gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts errichtet seyn kann, da die Lehre Columbans keine Nonnenklöster gestattete. Die Gebäude selbst sind Feldsteinbauten, ohne Schönheit und Interesse, nur bemerkenswerth durch große Basaltblöcke, die sich im Mauerwerk vorfinden und keinen Zweifel darüber lassen, daß den kirchlichen Baumeistern jener Epoche das benachbarte Staffa wohl bekannt gewesen ist. Neben den Klostergebäuden befindet sich eine Kapelle, die als Begräbnißplatz für die vornehmen Frauen der benachbarten Küsten und Inseln diente.

Die kirchlichen Gebäude am rechten Flügel sind nicht zahlreicher, aber größer, zum Theil aus späterer Zeit und jedenfalls besser erhalten. Wie sich am linken Flügel ein Nonnenkloster befand, so hier ein Mönchskloster. Von den eigentlichen Klostergebäuden ist wenig mehr vorhanden, * die dazu gehörige Kirche aber zählt mit zu den besten Ruinen in Schottland und ist stattlich genug, um den Namen einer Kathedrale, den sie wirklich führte, zu rechtfertigen. Diese Kirche war nämlich nicht nur das vorzüglichste kirchliche Gebäude der Abtei, die hier stand, sondern überhaupt der ganzen bischöflichen Diöcese „Jona," die ohngefähr um die

* Ein puritanischer Volkshaufen zerstörte das Kloster im Jahre 1561; die Mönche flohen und begaben sich, wie es heißt, mit den Resten einer sehr kostbaren Bibliothek nach Douay und Regensburg. Werthvolle altchristliche Pergamente, auch lateinische Schriftsteller in Handschriften sollen sich im Kloster zu Jona befunden haben, und Gibbon unterhielt die Hoffnung, daß mit Hülfe dieser ehemaligen, wenn auch nun zerstreuten Klosterbibliothek vielleicht noch ein vollständiger Livius edirt werden könne. Diese und ähnliche Hoffnungen sind wohl, so weit sie an Jona anknüpfen, seitdem geschwunden. Möglich, daß das Kloster der alten Culdee's vor Anbruch dieses Jahrtausends derartige Schätze besessen hat, sie sind aber zur Zeit der dänisch-normannischen Kriegszüge sicher zerstört, d. h. verbrannt worden, da die Klostergebäude der ersten christlichen Zeit in Schottland (siehe oben) nur Blockhäuser waren.

Digitized by Google

Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von der Diöcese Sodor (Insel Man) abgezweigt wurde. Diese Kathedrale, wie alle Gebäude, die sich hier vorfinden, ist aus gehauenem Feldstein aufgeführt und gehört zu jenen kirchlichen Bauten, an denen sich junge Archäologen und Architekten die Sporen verdienen können. Wessen Kritik und Constructionstalent hier nicht fehlgreift, der ist ein Meister. Eine wahre Musterkarte von Bausthlen! Rund- und Spitzbogen, dünne und dicke Säulen, schwere und leichte Kapitäle, gothisch, normannisch, byzantinisch, alles durcheinander und hier und dort ein Giebelfeld, das einem als altsächsisch aufgeschwatzt werden soll. Ich verweile dabei nicht länger. — Die Seitenschiffe dieser Kathedrale dienten als Begräbnißplatz für die mächtigsten Clanhäuptlinge der schottischen Westküste in derselben Weise wie vornehme Frauen in der Kapelle des Nonnenklosters beigesetzt wurden. Hier befinden sich unter andern die Grabsteine der Macleods und Macleans, zum Theil mit Porträtfiguren, die trotz aller Rohheit des Machwerks doch eine gewisse künstlerische Befähigung, was das charakteristische angeht, verrathen. Der besterhaltene unter diesen Grabsteinen ist der des Maclean von Roß, eines Häuptlings auf der Insel Mull, dessen Tapferkeit im Lande sprüchwörtlich wurde und seinen Nachkommen den Namen „Eisenschwertskinder" eingetragen hat. Auf dem Schilde dieses Häuptlings befindet sich die Abbildung eines Schiffs. Die Schiffsabbildungen, die sich auf andern Grabsteinen wiederholen, sind, wie mit Recht bemerkt worden ist, wichtiger und interessanter als die Porträtfiguren selbst. Sie zeigen uns genau, wie etwa gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Schiffe gewesen sind, deren man sich in dortigen Gegenden bediente. Vorder- und Hintertheil sind beinahe gleich geformt und laufen in ziemlich aufrecht stehende Curven aus, wie viele der römischen Galeonen. Das Hintertheil hat ein gut construirtes Steuerruder; das Bugspriet fehlt. Das Segel besteht aus einem einzigen Stück Segeltuch, das in überaus einfacher Weise an einem Mittelmast befestigt ist. Vorkehrungen zum Rudern sind nicht zu bemerken. Diese Schiffe waren muthmaßlich klein, nur große Boote.

Wir wenden uns nun dem Centrum zu. Die kirchlichen Gebäude am linken und rechten Flügel gehören sämmtlich der römisch-katholischen Zeit an, also einer Epoche, wo Jona bereits aufgehört hatte ein Glanzpunkt, ein berühmter Wallfahrtsort, eine Art „heiliges Grab des Westens" zu seyn. Im Centrum stoßen wir auf Ueberreste jener vor-römisch-katholischen Zeit, auf Kreuze und Grabsteine, die an die Zeit der Culdee's und jene besondere Heiligkeit erinnern, die vom siebten bis zum eilften Jahrhundert hin diesem Boden eigen war. Es sind drei Dinge die unsere besondere Aufmerksamkeit hier in Anspruch nehmen: eine Kapellruine (St. Orans-Chapel), zwei mit Reliefiguren überdeckte Kreuze und ein großer Kirchhof. St. Orans-Chapel diente wahrscheinlich als Grabkapelle. Sie ist sehr klein (60 Fuß lang und 20 breit), aus rothem Granit aufgeführt, mit niedrigen Rundbögen, und aller Wahrscheinlichkeit nach zu Anfang des eilften Jahrhunderts von den Norwegern errichtet. Die beiden Kreuze, die den Namen „Macleanskreuz" und „St. Martinskreuz" führen, sind die beiden einzigen Ueberbleibsel von den 360 Kreuzen, die bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hier standen und auf Befehl einer hyper-puritanischen Synode in's Meer geworfen wurden. Das Meer scheint aber mitleidiger als die Synode gewesen zu seyn und hat einige dieser Kreuze wieder an's Ufer geworfen, die sich theils noch als Bruchstücke auf der Insel vorfinden, theils von einzelnen Stadtbehörden (Inverary und Campbleton), die mehr antiquarisch als puritanisch waren, gerettet worden sind. Das Macleans- und St. Martinskreuz scheinen gleich vom Anfang an der Zerstörungswuth entgangen zu seyn. Ich versuche eine Beschreibung beider. Sie sind beide aus Glimmerschiefer gefertigt, sehr gefällig und selbst graziös in ihren Verhältnissen, und gleichen beide, weil die Schieferplatten, aus denen man sie gefertigt, nur dünn waren (kaum 6 Zoll dick), einem modernen gußeisernen Grabkreuzen. Das St. Martinskreuz ist 14, das Macleanskreuz nur 11 Fuß hoch; beide stehen auf einem Piedestal von rothem Granit. Sie sind mit jener grüngelben Flechte, die man bei uns an Dachziegeln und alten Holzzäunen trifft, ganz überdeckt, wodurch das Erkennen der Reliefarbeit sehr erschwert wird. Die eine Seite des St. Martinskreuzes indeß hat man neuerdings von diesem Flechtenüberzug gesäubert, und was man jetzt erkennt, ist folgendes: auf dem Oberstück sechs Löwen mit paarweis verschlungenen Schwänzen; in dem Rundstück, das die Mitte des Kreuzes einnimmt, die Jungfrau Maria mit dem Christkind und vier Engel um sie her; unterhalb, an dem Stammstück des Kreuzes, vier Reihen von Figuren, die sehr Mannigfaltiges darstellen: ein Abendmahl, eine Exhortation, ein Harfenspiel und mehreres andere noch. Noch weiter nach unten Aepfel, um die sich Schlangen winden.

Das Macleanskreuz gilt für älter und soll, bald nach dem Erscheinen Columbans auf der Insel, an der Stelle eines heidnischen Denkmals errichtet worden seyn, das er vorfand. Wie viel hievon wahr oder erfunden ist, muß dahin gestellt bleiben. Daß diese Kreuze indeß sehr alt sind und der früheren Glanzzeit Jona's,

Digitized by Google

ich möchte sagen seiner exclusiven Epoche, angehören, scheint mir unzweifelhaft. Alle diese Kreuze scheinen mehr den Charakter von Votivtafeln als von Grabkreuzen gehabt zu haben, und schon dieser Umstand allein, für den sich in der römisch-katholischen Zeit schwerlich ein Analogon findet, deutet auf eine frühe Vergangenheit.

Wir betreten nun die große Sehenswürdigkeit Jona's — seinen Kirchhof. Er führt den Namen „Reilig Ourain" oder St. Orans Begräbnißplatz. Eine Mauer schließt ihn ein, und der Tradition, wie auch den aufgezeichneten Mittheilungen des Dechanten Munro nach, der um 1590 hier lebte, war dieser Kirchhof viele Jahrhunderte lang der Begräbnißplatz für die schottischen und norwegischen Könige. Munro schrieb um 1594 wie folgt: „Auf dieser Insel Icolmkill befindet sich auch ein Kirchhof, der von den Bewohnern „Reilig Ourain" genannt wird. Eine Steinmauer friedigt ihn ein. Innerhalb dieser Steinmauer stehen drei Grabhäuser in Form einer Kapelle gebaut, und jedes an einem seiner Giebel mit einer Marmor- oder Steintafel versehen, woran sich Inschriften befinden. An der Steintafel des einen Grabhauses steht mit lateinischen Buchstaben: Tumulus Regum Scotiae (Gruft der schottischen Könige). Innerhalb dieser Gruft, wie unsere schottischen und irischen Chronikenschreiber erzählen, wurden 48 gekrönte Könige Schottlands begraben. Das am Südende gelegene Grabhaus hat die Inschrift: Tumulus Regum Hiberniae (auch sprechen unsere Chroniken von vier irischen Königen, die hier begraben liegen), und die Tafel am dritten und letzten Grabhaus, das nach Norden hin liegt, zeigt die Worte: Tumulus Regum Norwegiae. Wie viele norwegische Könige hier bestattet wurden, darüber erzählen unsere Chroniken nichts, aber wir erfahren aus ihnen, daß König Coelus von Norwegen seine Edlen hat, sie möchten ihn auf Icolmkill bestatten, wenn er im Kampf gegen die Südschotten fallen sollte. Das spricht dafür, daß auch den skandinavischen Königen daran lag, auf der heiligen Insel ihren letzten Ruheplatz zu finden. — Außerhalb dieser drei Grabhäuser, aber innerhalb der Kirchhofsmauer liegen auch viele der vornehmsten Lords der Westküste: die Macleans, die Mackinnons und die Macquarries, weil jedermann in Schottland und auf den Inseln (d. h. auf den Hebriden) darnach strebte, hier begraben zu werden."

So schrieb Munro 1594. Seine Angaben bilden das Fundament für alles, was die schottischen Geschichtschreiber und Archäologen seitdem über Jona und seinen Reilig Ourain veröffentlicht haben. Es liegt kein Grund vor, seinen Angaben irgendwie zu mißtrauen; nur die Frage bleibt unerledigt, aus welcher Zeit die Giebelinschriften hergerührt haben, die er damals mit eigenen Augen an den drei Grabhäusern gelesen hat. Sie können alt gewesen seyn, können aber auch eben so gut von der Hand eines Abts oder Mönchs hergerührt haben, der so zu sagen Archäologie auf seine eigene Hand trieb, und sich an alte Traditionen und Chroniken anlehnend, vielleicht kaum fünfzig oder hundert Jahre vor Munro das Tumulus Regum Scotiae ꝛc. an die Giebelfelder schrieb. Jetzt noch Licht über diese Streitfragen zu verbreiten, ist mindestens schwer, wenn es nicht unmöglich ist. Die Tumuli selbst sind zerfallen und die Grabsteine liegen verwittert da, nirgends eine Inschrift oder Jahreszahl, die Auskunft geben könnte. Ein Beweis also ist nicht mehr zu führen, daß 48 schottische Könige an dieser Stelle begraben liegen; die höchste Wahrscheinlichkeit indeß spricht dafür. Man kann die Begräbnißplätze der schottischen Könige mit historischer Sicherheit bis zum Jahre 1073 zurückverfolgen, in welchem Jahre Malcolm Canmore, der Besieger und Nachfolger Macbeths, in der Kathedrale von Dunfermlin beigesetzt wurde. Von 1073 an bis herab zu uns zeigt sich kaum eine Lücke; entweder existiren die Grabsteine noch (wie z. B. von Robert Bruce), oder der Platz der Bestattung ist durch gleichzeitige Geschichtschreiber beglaubigt. Die Frage entsteht also: wo wurden die schottischen Könige (die damals alle noch Hochlandskönige waren)? vor 1073 beigesetzt. Die Tradition antwortet: auf Icolmkill (Jona). Und sie wird Recht haben. Jona war der heilige Boden, der Apostelsitz, von wo aus das Christenthum unter die heidnischen Hochlandskönige getragen worden war (es hieß z. B., daß beim Untergang der Welt durch Wasserfluthen Jona wie ein gesegnetes Blatt auf der Sündfluth schwimmen werde), und es darf nicht überraschen, daß sie dort im Tode ruhen wollten, von wo ihnen das Licht und das Heil gekommen war. Daß es genau 48 Könige, und nicht mehr und nicht weniger gewesen sind, diesen Beweis anzutreten wird sich niemand berufen fühlen; die größte Wahrscheinlichkeit aber hat es für sich, daß, wie die Tradition berichtet, König Duncan und König Macbeth die beiden letzten waren, die hier — der Ermordete und der Mörder — im schwarzen Boot über das Wasser kamen, um in heiliger Erde die letzte Ruhe zu finden. Schon zu Shakespeares Zeit muß übrigens diese Tradition lebendig gewesen seyn, denn es heißt im Macbeth:

Rosse.

Wo ist der Leichnam Duncans?

Digitized by Google

Macduff.

Fort gen Westen,
Nach Icolmkill, dem Beinhaus seiner Ahnen.

Ob über diese mannigfachen Fragen, die sich an die Frühgeschichte Jona's knüpfen, jemals noch das klare Licht historischer Erkenntniß verbreitet werden wird, steht dahin. So lange diese Untersuchungen in Händen wohlmeinender Dilettanten bleiben, ist wenig zu hoffen. Ich habe mich so ausführlich über diesen interessanten Königskirchhof verbreitet, um dadurch vielleicht in Deutschland, namentlich aber auch in Skandinavien, die Lust anzuregen, selbst zu sehen und eine Lösung zu versuchen. Der Nordwesten Schottlands hat damals unbedingt unter normannischem Einfluß gestanden, und theils Historiker, die die Geschichte der normannischen Eroberungen zu ihrem Specialstudium gemacht haben, mehr aber noch skandinavische Archäologen und Alterthumsforscher (denen die Möglichkeit des Vergleichs gegeben ist) scheinen mir die einzigen zu seyn, die vielleicht noch ergründen können, bis wie weit diese Schieferkreuze und die verwitterten Grabsteine im Tumulus Regum Scotiae zurückreichen.

(Fortsetzung folgt)

Correspondenz-Nachrichten.

Genf, November.

Geschichtliche Studien und historische Literatur in der Schweiz. — Weiße Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz. — Die historischen Romane Olivets.

Das demokratische Staatsleben wird durch die Betheiligung aller Staatsangehörigen an demselben bedingt, die ganze Existenz des demokratischen Staats beruht auf den „viribus unitis“ und erscheint als deren Produkt. Der demokratische Staat ist das Vorbild der freien Vereinigung zu gemeinsam zu fördernden Zwecken; nirgends blüht das Associationswesen auf allen materiellen und geistigen Gebieten daher auch mehr als in der Schweiz. Es äußert sogar auf dem geistigsten aller Gebiete, auf dem der Literatur, seinen bestimmenden Einfluß. Wir sprechen nicht von den Versuchen, die seit Jahresfrist in der deutschen Schweiz gemacht werden wollen, auch der Poesie und schönen Literatur viribus unitis einen neuen Aufschwung zu geben, sondern von einem andern, ja wohl dem wichtigsten und bedeutendsten Zweige des allgemeinen Schriftenthums in der Schweiz, von der Geschichtschreibung und ihren verwandten Fächern. Hier hat das Vereinswesen eine umfangreiche, ganz bestimmt entwickelte Literatur geschaffen: die Denkschriften und sonstigen Veröffentlichungen der historischen und archäologischen Gesellschaften, alle diese periodisch erscheinenden Sammelwerke der geistigen und wissenschaftlichen Thätigkeit nicht dieses oder jenes hervorragenden Mannes, nicht eines Monarchen in der Literatur, sondern der demokratischen Gelehrtengemeinde. Ein Ueberblick über die Leistungen dieser wissenschaftlichen Vereine während der letzten Jahre beweist zur Genüge, wie verbreitet historische Studien in der deutschen wie in der französischen Schweiz sind. (Es findet sich ein solcher in der Bibliothèque Universelle, Mars 1858.) Hinter der massenhaften Anhäufung des Materials ist weder die allgemein verständliche und volksthümliche Darstellung und Verarbeitung, noch auch, besonders in neuerer Zeit, die strenge historische Kritik zurückgeblieben. Hatte sich diese einst gewissen, mit dem Volksbewußtseyn aufs engste verwachsenen Nationalsagen aus dem heroischen Zeitalter der Schweiz gegenüber vielleicht etwas allzu pietätsvoll verhalten, so ist in unserer Zeit mehr und mehr der ächt deutsche Grundsatz zur Herrschaft gelangt, daß die Wissenschaft ihrem Wesen nach durchaus autonom ist und sich durch keinerlei Dogmen binden lassen kann, indem sie sich selbst höchstes Gesetz und einzige Autorität ist. Ein Beweis für die Fortschritte der Kritik in der Schweiz sind unter andern die trefflichen Arbeiten über das erst vor wenigen Jahren einer strengeren Prüfung unterworfene sogenannte „weiße Buch“ aus dem Archiv von Sarnen. Die Untersuchung der Quellen der schweizerischen Geschichte folgt mehr und mehr dem Aufschwung, welchen die ernste Wissenschaft der Geschichtsforschung in Deutschland genommen hat.

Die schweizerische Geschichte der letzten drei Jahrhunderte bietet, neben allem ihr innewohnenden politischen Interesse, der culturhistorischen Forschung das ergiebigste Feld. Die eigenthümliche Zusammensetzung des schweizerischen Staatskörpers aus verschiedenen Racen angehörenden Volksstämmen

Digitized by Google

hat das Entstehen einer eigentlichen Nationalliteratur im strengeren Sinne des Worts nicht zugelassen, die schweizerische Dichtung findet theils ihre Stelle in der deutschen, theils in der französischen Literaturgeschichte. Allein bei dem kosmopolitischen Charakter der Wissenschaft war es eher möglich, daß die durch gleichartige politische Institutionen und zahlreiche Bande des socialen Lebens unter sich verbundenen Volksstämme in wissenschaftlicher Hinsicht gemeinsame Richtungen verfolgten, wie in der That geschehen. Eine schweizerische nationale Gelehrtengeschichte, eine Geschichte der geistigen Entwicklung der Schweiz ist daher, wenn wir nur von dem exclusiven Maßstab der schönen Literatur und Nationaldichtung absehen, sehr wohl möglich, besonders da, wo der Gegenstand der Wissenschaft in enger Beziehung zu dem Vaterlande steht, wie bei der Geschichte, der Topographie und gewissen Zweigen der Naturwissenschaften.

Vor uns liegt ein Werk, welches als eine wichtige Vorarbeit zur Lösung der eben bezeichneten Aufgabe angesehen werden muß, obschon es seiner Form nach eine genetisch-pragmatische Darstellung ausschließt. Es sind Neß die „Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz von Dr. Rud. Wolf, Professor der Astronomie in Zürich. (Zwei Bände, Zürich, 1858 und 1859.)“ Das Buch legt in den bis jetzt erschienenen vierzig Lebensbeschreibungen von eben so viel berühmten Naturhistorikern und Mathematikern Zeugniß ab, welchen Antheil die Schweiz an der Entwicklung und den Fortschritten dieser Wissenschaften für sich in Anspruch nehmen kann, seitdem nach dem Wiedererwachen der classischen Studien auch die Naturgeschichte, die Astronomie, die Mathematik und verwandte Wissenschaften einen neuen Aufschwung genommen, welcher durch den freien Geist des Reformationszeitalters mit frischem Leben erfüllt wurde. Die Gelehrten, welche uns hier als schweizerische Vertreter dieser Wissenschaften in ihren verschiedensten Lebensbeziehungen dargestellt werden, gehören demnach den letzten drei Jahrhunderten an; wir finden darunter Namen, die in der allgemeinen Geschichte der Wissenschaft den besten Klang haben, und wieder andere, die der gewissenhafte Sammler einer unverdienten Vergessenheit entreißt. Dem kosmopolitischen Charakter der Wissenschaft gemäß haben nicht nur geborene Schweizer ihren Platz in der Sammlung gefunden, sondern auch solche Männer, die andern Ländern, besonders Deutschland entstammt, entweder für immer oder nur vorübergehend ihren wissenschaftlichen Wirkungskreis in der Schweiz suchten und fanden.

Dem sechzehnten Jahrhundert fast ausschließlich, wenn nicht ihrer ganzen Lebenszeit, so doch ihrer hauptsächlichen geistigen Thätigkeit nach, gehören an: im ersten Band Heinrich Loriti, Konrad Geßner, der große Zürcher Gelehrte, der sich den Namen eines Plinius der Deutschen erwarb, und Kaspar Wolf; im zweiten Band Sebastian Münster, der große Kosmograph, Burkard Leemann und Christian Wurstisen. In Heinrich Loriti, welcher unter dem von seinem Geburtslande hergenommenen Namen Glareanus sich einen großen Ruf in der Gelehrtenwelt erworben hat, erhalten wir das Lebensbild eines Zeitgenossen und Freundes des Erasmus von Rotterdam. Die Schicksale des Glarner Humanisten sind typisch für das damalige Gelehrtenleben überhaupt. Von Universität zu Universität zuerst als Schüler, dann als Lehrer ziehend, Philosophie, Philologie und Mathematik, Theologie und Poesie treibend, in Köln von Kaiser Maximilian als Dichter gekrönt, sehen wir ihn zuerst in Basel, dann in Paris, dann wieder in Basel sich dauernd niederlassen, stets von einer bedeutenden Zahl von Schülern begleitet, die mit dem Lehrer eine Hauswirthschaft führten, ein „Venstonat“ des sechzehnten Jahrhunderts. Wie Erasmus von Rotterdam wandte sich auch unser Gelehrter später von der Reformation und von seinem Freunde Zwingli ab, welcher letztere sich sehr heftig über ihn äußerte. Es ist dieselbe Erscheinung, der wir in unsern Tagen auf politischem Gebiete wieder begegneten; wie manchen haben wir gekannt, der bis 1848 guter Demokrat war, in theoretischer Weise, der aber von der rohen Erscheinung der Praxis sich mit Widerwillen abwandte. Seine letzten Lebensjahre verbrachte Glareanus in Freiburg, nachdem auch sein Verhältniß zu Erasmus von Rotterdam erkaltet, und ihm nur noch sein früherer Schüler Arg. Tschudi, der berühmte Geschichtschreiber, treu geblieben war. Unter Glareans Schriften über Gegenstände aus den verschiedensten Fächern findet sich auch eine Helvetiae descriptio, ein Werk über Musik und ein de Geographia liber unus, welches besonders für die geometrischen und astronomischen Principien der mathematischen Geographie in ihrem damaligen Zustande von Wichtigkeit ist. — Die drei Gelehrten Kaspar Wolf aus Zürich (1532—1601), J. Rosius aus Biberach in Schwaben (1598—1676) und Jac. Fäsi aus Zürich (1664—1722) repräsentiren die Geschichte der Entwicklung eines in's praktische Leben eingreifenden Zweiges der astronomischen Wissenschaften in der Schweiz, des Kalenderwesens nämlich. Der erstere war ein Lieblingsschüler K. Geßners und beendigte später seine naturwissenschaftlichen und medicinischen Studien in Montpellier. Für die Culturgeschichte seiner Zeit merkwürdig sind die von ihm herausgegebenen Kalender, wovon sich auf der Züricher Stadtbibliothek noch eine ziemlich vollständige Sammlung (1569—1578) vorfindet. Es werden uns die gereimten Monatsregeln, hauptsächlich diätetische Vorschriften enthaltend, mitgetheilt. Der eigentliche Vater des schweizerischen Kalenderwesens aber ist der Schwabe Jacob Rosius, „Schulmeister“ oder „Ludimoderator“ in Biel, von dessen frühern Lebensumständen nichts bekannt ist. Den ersten Kalender gab er 1626 heraus, welchen er dem Rath von Bern dedicirte, wofür er sechs Kronen als Belohnung erhielt. Dieser Kalender, der bis auf gegenwärtige Zeit ununterbrochen fortgesetzt ist, wurde theils in Basel, theils in Bern verlegt. Die sogenannten Bauernregeln spielen eine große Rolle darin. Der Verfasser unserer „Biographien“

Digitized by Google

macht hier die Bemerkung, daß die älteste, ihm überhaupt zu Gesicht gekommene Sammlung dieser Bauernregeln, deren archäologische und zum Theil mythologische Bedeutung in neuerer Zeit von verschiedenen deutschen Alterthumsforschern hervorgehoben wurde, den Titel führe: „Der Buren Pratica alweg werende, gemacht von den alten durch erfarung“ (Zürich, 8 S. in 4.), und setzt deren Erscheinen etwa in das Jahr 1541. In den Kalendern J. Füßli's, von welchen die Züricher Stadtbibliothek eine die Jahrgänge 1711—1723 umfassende Sammlung besitzt, stehen jene Bauernregeln in derjenigen, größtentheils gereimten Fassung, die sie zum Theil noch heute in der Schweiz und einem großen Theil von Deutschland wörtlich beibehalten haben. Die anderweitigen Schriften der drei genannten Männer und ihre zum Theil sehr interessanten, für die Culturgeschichte wichtigen Lebensumstände müssen wir hier, um nicht zu weitschweifig zu werden, übergehen. Hingegen kann zu der Gruppe der drei vorhergehenden Gelehrten noch Burkart Leemann von Zürich (1531—1613) hinzugefügt werden. Dieser, Pfarrer beim Fraumünster in Zürich, trat 1584 in einer Schrift gegen die Gregorianische Kalenderreform auf, und im Geiste seines „Bedenkens“ hielten die reformirten Stände auch wirklich am Julianischen Kalender fest, der in Glarus, Appenzell-Außerrhoden, St. Gallen und Bünden sogar bis 1798 fortbestand. Uebrigens scheint Leemann bei der katholischen Partei in hohem Grad verhaßt gewesen zu seyn, wie sie denn z. B. aussprengte, daß er bei einer Predigt, worin er die Behauptung von der Falschheit der papistischen Lehren durch eine Berufung auf den Teufel zu bekräftigen suchte, von diesem Höllenfürsten auch wirklich sogleich von der Kanzel weg geholt worden sey. Der Scandal war so arg, daß „eine Hohe Oberkeit zu Zürich, zu Ersteckung dieser Lüge, ein Manifest in deutsch-, latein- und italienischer Sprache im Druck herausgegeben hat,“ wie D. v. Mooß in seinem astronomisch-historischen Kalender für Zürich erzählt. — Aus der berühmten Basler Gelehrtenfamilie Bernoulli werden uns zwei in Wolf's „Biographien“ vorgeführt: Jakob (1654—1705) und Johannes (1667—1748). Albrecht von Haller, dessen literarische Bedeutung neuerdings von L. Eckardt hervorgehoben worden ist, wird von Wolf natürlich mehr seiner wissenschaftlichen Stellung nach gewürdigt.

Die vorstehenden Notizen aus dem Werke werden genügen, um die Wichtigkeit desselben für die allgemeine Culturgeschichte der Schweiz hervorzuheben und die wohlverdiente Aufmerksamkeit unserer deutschen Leser auf eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuesten Schweizerliteratur hinzulenken, die ja in so inniger Verwandtschaft mit dem deutschen Geistesleben und der deutschen Geistesentwicklung steht. Finden ja doch einige der Gelehrten, deren Lebensgeschichte in unserem Werke bearbeitet worden ist, wie Sebastian Münster und Albrecht von Haller, ihre Stelle eben so wohl in der deutschen wie in der schweizerischen Literaturgeschichte. Wie das Werk in seiner chronologischen Anordnung die innere Entwicklungsgeschichte der speciellen Wissenschaften, an deren Faden sich diese Biographien anreihen, in manchen wichtigen Momenten zur Anschauung bringt, so gibt es uns eine Menge äußerst charakteristischer Züge aus den sittengeschichtlichen, gelegentlich auch aus den politischen Zuständen der Eidgenossenschaft während der letzten drei Jahrhunderte.

Während wir nun so die geschichtlichen Studien in der Schweiz in immer kräftiger sich entfaltender Blüthe stehen sehen, ist andererseits zu bemerken, daß sich die Kunst, zunächst die Malerei, des reichlich gebotenen historischen Materials bis jetzt nur in Ausnahmefällen bemächtigt hat. Wir selbst haben noch bei unserem letzten Bericht über die Genfer und die eidgenössische Kunstausstellung nur von sehr wenigen historischen Stücken zu berichten gehabt. Ob die Zeit der nationalen Historienmalerei in der Schweiz noch kommen wird, müssen wir der Zukunft überlassen. Derselbe Vorwurf aber, welcher die Kunst bisher traf, ist auch auf die poetische Literatur in der Schweiz anzuwenden. Freilich haben wir in neuerer Zeit einige wohlgelungene Balladen aus der schweizerischen Geschichte von schweizerischen Dichtern gelesen; dagegen ist die moderne Form des geschichtlichen Epos, welches in den meisten Literaturen seinen Entwicklungsgang bereits durchlaufen hat, der historische Roman nämlich, in der Schweiz, einige breitere hierher gehörende Zschokkesche Novellen vielleicht abgerechnet, fast gar nicht angebaut. Um so mehr ist es zu beklagen, daß ein junger Genfer Schriftsteller, der in dieser Hinsicht viel versprach, den gerechten Hoffnungen der Literaturfreunde im Anfang dieses Jahrs durch einen vorzeitigen Tod entrückt wurde. Wir meinen J. F. Olivet, Verfasser von „Le Château de Monétier, légende Genevoise du XIV. siècle,“ aus dessen Nachlaß kürzlich ein zweiter historischer Roman unter dem Titel: „Philibert Berthelier,“ von Professor Chenevière (Genève 1859) herausgegeben und mit einer kurzen Biographie des Verfassers eingeleitet wurde, welcher wir nachfolgende Notizen entnehmen. Olivet war 1823 als Sohn eines Arztes in Genf geboren. Seine Neigung zur Poesie und Literatur erwachte frühzeitig; schon auf dem Gymnasium stiftete er mit einigen Freunden einen schönwissenschaftlichen Verein, den sie sinnig l'Espérance nannten. Olivets Lieblingsschriftsteller war W. Scott. Zum Studium der Pharmacie bestimmt, ging der tüchtig vorgebildete junge Mann nach Würzburg, wo auch deutsche Einflüsse auf seine Geistesrichtung eingewirkt haben mögen. Nach Genf zurückgekehrt, übernahm Olivet eine große Colonialwaarenhandlung, der er mit musterhaftem Eifer vorstand und so das in Genf nicht seltene Beispiel (wir erinnern an den verstorbenen Dichter Chaponnière und an einen der berühmtesten noch lebenden Genfer Maler) bestätigte, daß poetisch künstlerische Geistesrichtung und praktischer Geschäftssinn keineswegs absolute Gegensätze sind. Die Freistunden unseres Dichters aber gehörten seiner Muse und ihr verdanken wir seine beiden historischen Romane aus der vaterländischen

Digitized by Google

Geschichte Genfs. Die „Burg Monétier“ erschien 1853 und wurde von der Kritik sehr günstig aufgenommen, was freilich an sich nicht viel sagen will, da in der französischen Schweiz die literarische Kritik den Werken eingeborener Schriftsteller gegenüber noch in den Windeln zu liegen scheint. Indessen ist die „Burg Monétier“ ein wirklich guter Roman. Von noch allgemeinerem Interesse ist der zweite, kürzlich erschienene Roman „Philibert Bertheliers,“ dessen historischen Hintergrund jene bewegten Zeiten und stürmischen Ereignisse bilden, die in Genf der Reformation unmittelbar vorausgingen. Sowohl der Charakter der Zeit, wie die Lokalfarben sind treu und lebendig gegeben, die Entwicklung ist spannend, der Styl elegant und ansprechend. Der Verfasser klagte oft darüber, daß die großen historischen Gestalten der Genfer Geschichte mehr und mehr in der heutigen Volkstradition erblassen, da daraus zu verschwinden drohen. Die alte Stadt Calvins selbst mit ihren engen, gewundenen und bergigen Straßen verliert durch die massenhaft sich um sie lagernden Viertel mehr und mehr von ihrer charakteristischen Originalität; die Nationalität geht unter durch den großstädtischen materiellen Aufschwung der Stadt James Fazys mit ihrer kosmopolitischen Einwanderung aus aller Welt. Oliver wollte das eigenartige Bild der alten, kräftigen Zeit und die markigen Gestalten der Väter in seinen Romanen zeichnen.

W. L.

Paris, November.

(Schluß.)

Die Gesellschaft des Théâtre français. — Neuer Tarif der Tantièmen. — Das Museum im Hôtel Cluny.

Die Beziehungen der Sociétaires zu den Theaterdichtern waren von jeher eben so stürmisch. „Gibt es denn kein Mittel, diese Halunken zu entbehren?“ rief in einer Zornaufwallung eine Schauspielerin des Théâtre français, Mlle. de Luzy. Ihr gefährlichster Gegner war Beaumarchais, der Verfasser des unsterblichen Figaro; ihm verdankt man die Festsetzung der sogenannten droits d'auteur; doch mußte vorerst die Revolution alles bis dahin in Frankreich Bestandene zerstören, bevor Beaumarchais den vollen Sieg davontrug (1791).

Ueber die Gründe, welche die oben erwähnte Veränderung in der Leitung des Théâtre français herbeigeführt, gibt ein erst dieser Tage veröffentlicher Bericht einer Commission, die zur Untersuchung der Lage dieses Instituts niedergesetzt worden, unter dem 20. September vollständige Nachweisungen, die in sofern interessiren, als sie uns über die Lage der dramatischen Literatur in Paris überhaupt Aufschluß geben. Der Staatsminister, dem bekanntlich das Departement der Theater und der schönen Künste untergeordnet ist, bemerkte, daß die neuere Literatur im Théâtre français völlig unberücksichtigt blieb. Das neuere Drama wurde durch das unerwartete Auftreten der Rachel in seinem Aufschwunge gelähmt. Seit ihrem Tode hat das neuere Lustspiel eine mit dem schönsten Erfolge gekrönte Thätigkeit entwickelt, aber auf „untergeordneten Bühnen.“ Hier liegt die Veranlassung zu dem gegen Empis ausgeführten Staatsstreiche. „Ihre (nämlich der neueren Comödie) kühnen Versuche,“ heißt es an einer Stelle des Berichts, „ziehen die Menge in die sekundären Theater; sie beklatscht lebhaft das neuere Lustspiel, das sich nicht mehr nach den Formen des modernen, der heutigen Gesellschaft. Die moderne Comödie ist im vollen Schwunge (en pleine vogue); das Théâtre français wünscht und erwartet sie. Warum hält sie sich fortwährend von ihm entfernt?“ Der Bericht antwortet: „Der niedrige Tarif der Tantièmen ist Schuld daran.“ Es ist aber noch ein Grund vorhanden, den der Bericht nicht wohl aussprechen konnte, und der ist der entschiedene Widerwille des nunmehr entfernten Administrators Empis. Der Mann ist langweilig wie ein Lustspiel in fünf Acten und in Versen aus den Zeiten des Colin d'Harleville und Consorten; er hat die frostige Eleganz eines Alexandriners aus den Zeiten des Abbé Delille. Empis hat verschiedene derartige gereimte Lustspiele „begangen,“ die ihm vor diesem in die Académie française geholfen haben. Dießmal nun müssen wir den Sociétaires des Théâtre français Recht geben, daß sie sich gegen ihren unmittelbaren Obern aufgelehnt. An seine Stelle tritt Eduard Thierry, ein Feuilletonist, ein unterrichteter und fleißiger Mann, der vor Theophile Gautier die Theaterberichte im Moniteur schrieb. Durch das bekannte Dekret aus Moskau 1812 wurden die Tantièmen

Digitized by Google

also regulirt: Von der Einnahme wird die Armengebühr abgezogen, von dem was übrig bleibt, wird ein Drittel für die Kosten abgezogen, und von der nach diesem doppelten Abzuge restirenden Summe bezieht der Autor eines vier- bis fünfactigen Stücks 8 Procent und nach Verhältniß die Autoren von drei-, zwei- und einactigen Stücken. Nach dem zuletzt festgesetzten Tarif beträgt die Tantième 15 Proc. von der Bruttoeinnahme für ein Stück, das den Abend ausfüllt; bei zwei gleichen Stücken fallen auf jedes 7½ Proc.; hat bei zwei Stücken das eine vier bis fünf Acte, so bringt es 11 Proc, hat das andere ein bis zwei Acte, so bringt es 4 Proc. ein, zusammen 15 Proc. Bei drei Stücken von gleichem Umfange erhält der Verfasser eines jeden 5 Proc. u. s. w. Eine besondere Clausel berechtigt die Societaires des Théâtre français, besondere Verträge mit den Dichtern abzuschließen, jedoch so, daß die Tantième nicht unter 15 Proc. sey. Die Tantième ist also beinahe um's Doppelte erhöht, und nun werden hoffentlich der jüngere Dumas, Octave Feuillet und Barrière nicht länger auf sich warten lassen, denn auf diese, und vorzüglich auf den Ersteren, ist es eigentlich abgesehen.

Wenn ich nicht irre, versprach ich in einem frühern Berichte, Ihnen das Musée de l'hôtel de Cluny zu zeigen. Ich habe mir die merkwürdige Anstalt mit ihren Gärten und Trümmern näher angeschaut, und bin nunmehr im Stande, das Wissenswürdigste darüber mitzutheilen. Die Vorhalle zu diesem mittelalterlichen Palaste voll Ritterharnischen, Glasmalereien, Reliquienkästen u. s. w. bildet der große Saal der Thermen des Julian (nach andern sollen sie von Constantius Chlorus seyn). Dieser Saal mit seinen kühn geschwungenen Gewölben und mächtigen Steinlagen bildet ein großes Parallelogramm; es war das Frigidarium; neben daran ist die Piscina. Die Spuren der Leitungen, die das Wasser dahin führten, sind noch am Gemäuer zu erkennen. Nicht so gut erhalten ist das Tepidarium, welches das Ende der Ruinen nach der Straße Laharpe zu bildet. Außerdem sind im Hotel Cluny noch Spuren von ganzen Sälen übrig, und unterirdische Bauten und Gewölbe, die unter den benachbarten Häusern sich hinziehen und eine Reihe römischer Fundamente längs dem linken Seineufer bilden.

Was das Hotel de Cluny betrifft, so muß ich mich auf die Andeutung beschränken, daß ein natürlicher Sohn des Herzogs von Bourbon, Jean I., die Abtei Cluny auf den Fundamenten des ehemaligen Cäsarenpalastes errichtet hat. In der Revolution von 1789 ward das Gebäude Nationaleigenthum, kam dann in den Besitz eines Buchhändlers, und ward endlich vom Antiquar Dusommerard angekauft, der hier seine ungeheuren Curiositätensammlungen aufstellte. Unter Louis Philipp wurde es ein Museum der Nationalalterthümer (Musée d'antiquités nationales). Heutzutage führt es die Benennung: Musée des Thermes et de l'hôtel Cluny.

Kaum ist man in den Hof getreten, so steht das Mittelalter vor Einem, wie ein zu Stein gewordener Traum: durchbrochene Galerien, Thürmchen, tausend architektonische Verzierungen, die kantenartig alle Oeffnungen umranken, Spitzbogenfenster mit Glasmalereien. Diese stellen meist Ritter und Wappenschilde vor. Im Innern steht man neben römischen Alterthümern Skulpturen aus zerstörten Kirchen, Grabmäler mit Nonnen- und Bischofsgestalten, den Grabstein des berühmten Goldmachers und Hexenmeisters Nikolaus Flamel, nach dem sich noch heutzutage eine Straße beim Thurm St. Jacques nennt, Marmorgruppen, Statuen und Basreliefs aus dem fünfzehnten Jahrhundert u. s. w.; eine allerliebste Marmorgruppe: Venus und Amor, vom trefflichen Jean Cousin († 1589), Ariadne auf Naxos, (das Bildniß der schönen Diana von Poitiers), Diana, von einem Schüler Jean Goujons, Catharina von Medici, als Juno dargestellt (dem bekannten Germain Pilon zugeschrieben). Aber mein Bericht schwillt zu einem Catalog an; auch verläßt mich allgemach mein Gedächtniß. Alle diese Curiositäten und Pretiosen, diese Malereien auf Goldgrund, auf Holz, auf Pergament, auf Fayence, diese Utensilien aus allen Ecken und aus allen Zeiten, dem Alterthum, dem Mittelalter und der Renaissance; diese Stühle, Sessel, Betten, diese Kisten und Kasten aus Holz, aus Elfenbein, aus Silber und Gold, von dem niedlichen Kästchen aus Rosenholz bis zum riesigen Wandschrank, der mit seinen in Holz geschnittenen Figuren für sich allein ein Museum bildet, all dieß schwankt und schwimmt mir in unbestimmten Umrissen vor Augen. Zwei merkwürdige Gegenstände habe ich indeß in der Erinnerung festgehalten; der eine ist ein Spiegel, dessen breiter Rahmen mit kleinen, nicht zusammenhängenden Gemälden geziert ist. Mich wundert, daß noch kein Pariser Fabrikant die Idee benutzt hat. Dann ist schließlich im letzten Saale ein ungemein reiches und altes Denkmal der Goldschmiedkunst aufgestellt: ein Altaraufsatz von Goldblech, einen Fuß hoch und drei lang, ein Geschenk des Kaisers Sigismund an den Dom zu Basel; fünf Figuren bilden ein Basrelief, das bei allem Reichthum sich grotesk genug ausnimmt; der Stoff übertrifft hier bei weitem die Arbeit.

Das kaiserliche Dekret, das vom 1. Januar 1860 an die Bannmeile mit Paris verbindet, ist endlich erschienen; bis dahin werden die Octroigefälle von den betreffenden Gemeinden erhoben, die Maires und Municipalräthe bleiben im Amte. Die Benennung Arrondissement (Bezirk) ist beibehalten; auf die alltagsmäßige Circumscription hat man verzichtet, und um dem Maire von Passy den Verdruß zu ersparen, Maire des dreizehnten Arrondissements zu seyn, hat man dieses in den Gobelinsbezirk verlegt. Das ominöse dreizehnte Arrondissement ist also jetzt eine Wahrheit geworden, und die wilden Ehen werden fortan im einundzwanzigsten Bezirke geschlossen werden. Neulich las ich, daß Ehe (Ee) ursprünglich das Gesetz bedeute. Der Pariser Gemeinderath besteht nunmehr aus sechzig Räthen für Paris selbst und aus acht Räthen für die umliegenden Cantone. Unter den neu ernannten befindet sich Eugen Scribe, der allerdings ein guter Verwalter

Digitized by Google

und Rechner ist; das hat er bewiesen. Bis jetzt war es noch keinem Schriftsteller gelungen, sich zum Millionär hinauf zu schreiben. Unter seinen Collegen befinden sich ferner Eugen Delacroix, der bekannte Maler, Leverrier, der berühmte Astronom, auch Flourens, wenn ich nicht irre. Flourens ist ein eben so gelehrter als geistreicher Academiker, dem die Menschheit die trostreiche Behauptung verdankt, die meisten, von Haus aus gut und normal constituirten Menschen könnten ihr Leben auf hundert Jahre bringen; es gehöre nur Mäßigung und Mäßigkeit dazu, und — denke ich — eine gute Dosis Egoismus.

Kürzlich wurde ein Mann begraben, der ohne bedeutende Geisteskräfte und ohne besondere Kenntnisse in der Buchhändlerwelt eine Rolle gespielt hat. Paulin heißt der Ehrenmann, der viele schätzbare Werke verlegt hat, die ihm nichts eingetragen haben. Seine Lage war nicht die glänzendste, als er die gegenwärtig allgemein verbreitete Wochenschrift: „l'Illustration“ gründete, die ein solches Glück machte, daß sofort von allen Seiten Concurrenten auf dem Platze erschienen. Diese haben sich zwar erhalten und auch wohl der Illustration geschadet; doch hat diese noch immer die meisten Abonnenten, obgleich die Redaktion zu wünschen läßt. Es ist ein sehr bedauerlicher Mißstand, daß bei allen illustrirten Schriften der Schriftsteller, der am Ende doch die Seele des Ganzen ist, gegen den Holzschneider zurücksteht.

Newyork, November.

Blondin und de Lave. — Frederick Douglas. — Rowdythum.

Wie unter den Tropen während der heißesten Stunden das geschäftige bunte Treiben des Tages schweigt und Menschen und Thiere sich durch eine lange Siesta für die späteren Stunden stärken, so scheint hier das ganze Land während der heißesten Monate — obgleich der Sommer im Ganzen ungewöhnlich kühl war — eine große allgemeine Siesta zu halten. In der Politik herrscht tiefe Stille. Der Congreß hält keine Sitzungen, nur wenige öffentliche Wahlen finden statt; die Gerichtshöfe halten Ferien, die meisten Theater sind geschlossen und öffentliche und Privatschulen gewähren Lehrern und Schülern eine zweimonatliche Ruhe. So ereignißlos verfloß die Zeit, daß der Löwe des Tages wochenlang ein französischer Seiltänzer, Monsieur Blondin, war, welcher vor einigen Monaten zuerst und seitdem allwöchentlich das halsbrechende Kunststück ausführte, über den Niagara — etwa eine Viertelmeile unterhalb der Fälle — zu gehen. Der Fluß ist an dieser Stelle nahe an achthundert Fuß breit, die Ufer an zweihundert Fuß hoch, und tausend Dollars waren gegen ihn gewettet worden. Wochenlang vorher wurde die Möglichkeit des luftigen Spaziergangs in den Blättern discutirt und an dem festgesetzten Tage waren Extraeisenbahnzüge nöthig, um die Masse der Schaulustigen zu befördern, welche aus allen Richtungen nach Niagara strömten. Niemals zuvor vielleicht hatten die Ufer des Flusses so viele Menschen auf einmal versammelt gesehen, welche mit athemloser Spannung den kühnen Abenteurer verfolgten, als er, sicher und gewandt wie eine Katze, seinen Spaziergang vom amerikanischen Ufer an's canadische und wieder zurück bewerkstelligte. Bei jeder Wiederholung der luftigen Promenade wußte Blondin das Interesse des Publikums durch neue halsbrechende Kunststücke wach zu erhalten. Bald ging er rückwärts, bald stellte er sich auf den Kopf, schlug Purzelbäume, hing sich an den Beinen am Seil auf und trug endlich sogar einen Mann auf dem Rücken hinüber. Nicht lang genoß er jedoch des Ruhms, einzig und unerreicht in seinem Fach zu seyn; kaum hatte er seine Spaziergänge ein paar Wochen lang betrieben, als ihm der Rang von einem andern Franzosen, de Lave, streitig gemacht wurde, welcher in Rochester eine ähnliche Promenade über die Fälle des Geneseeflusses ausführte, und von diesem Augenblick an wurde von beiden ein förmlicher Wettkampf geführt, in dem Buffalo, Niagara und die umliegenden Dörfer für Blondin, Rochester aber für de Lave Partei nahmen. Wenn Blondin heute in Niagara auf dem Seil ein Rad schlug, mußte de Lave es nothwendig morgen in Rochester thun, und als Blondin einen Ofen mitnahm und zwischen den Vereinigten Staaten und Canada Pfannkuchen backte, konnte de Lave nicht umhin, zur Ehre Rochesters zu zeigen, daß er ebenfalls den Koch auf dem Seil spielen könne. Jung Amerika ist im westlichen Newyork in Blondinisten und Lavomanen getheilt und strebt auf Tod und Leben, es seinen Helden nachzuthun. In Rochester und Buffalo sieht man Knaben und Mädchen auf Waschleinen, Zäunen, Mauern und Balken gymnastische Uebungen anstellen, um sich den Weg zu einer hänfenen Unsterblichkeit anzubahnen.

Unter denjenigen, welche während der Sommermonate dem Staub der Straßen von Newyork entflohen, befand sich auch Ihr Correspondent, welcher eine ländliche Abgeschiedenheit aufgesucht hatte, in welche außerdem noch kein Berichterstatter eines deutschen Journals und überhaupt noch kein Angehöriger der deutschen Literatur eingedrungen ist. Dieß ist das Haus Fredericks Douglas, des berühmten farbigen Redners, welcher mit seiner Familie dicht bei Rochester auf dem Lande lebt, und amerikanisches

Digitized by Google

Farbenvorurtheil iſt der Dämon, welcher dieſes Haus wie mit einer chineſiſchen Mauer umgibt, innerhalb deren ſich nur die Geweihten, das heißt die entſchiedenſten und eifrigſten Abolitioniſten wagen, obgleich der Beſitzer ſelbſt als Redner überall gefeiert und gefeiert iſt. Dieſes Haus, etwa eine halbe Stunde von der Stadt auf einem Hügel gelegen und von einem großen Garten umgeben, hat einen eigenthümlich poetiſchen Anſtrich und bildet gleichſam eine Inſel, eine kleine Welt für ſich, in welcher derjenige, der den Muth hat, einem ſchändlichen Vorurtheil zu trotzen und in den Zauberkreis einzudringen, von einem ſo reichen geiſtigen Leben, ſo viel Güte, Wohlwollen und unamerikaniſcher Herzenswärme umfangen wird, daß er die Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt eher für einen Reiz mehr als für einen Mangel halten möchte und ſich faſt in die Zeiten der Zauberer und Feen zurückverſetzt glauben könnte, wo einzelne Sterbliche mitunter in irgend einen Zauberberg, ein Waſſerſchloß oder einen wunderbaren Garten geriethen, wo ihnen bei den Bewohnern die Zeit mit ſolch unbegreiflicher Schnelligkeit verſtrich, daß ſie, wenn ſie in die Alltagswelt zurückkehrten, in der Meinung, etwa einen Monat innerhalb des Zauberkreiſes verlebt zu haben, die Entdeckung machten, daß ein Jahrhundert verfloſſen war. In unſerem aufgeklärten Zeitalter bewahren einen jedoch die Zeitungen vor ſolchem glücklichen Vergeſſen. Außerdem erſcheinen in dem modernen Zauberſchloß mitunter Gäſte, welche eine ſehr wenig ideale, aber ächt amerikaniſche Seite der Wirklichkeit mit grellen Farben unterſtreichen. Nicht ſelten treffen nämlich Paſſagiere der ſogenannten unterirdiſchen Eiſenbahn ein, flüchtige Sklaven, welche auf ihrem Weg aus der Sklaverei zur Freiheit Frederick Douglas' Gaſtfreundſchaft auf eine Nacht in Anſpruch nehmen und ſodann weiter nach Canada befördert werden. Eines Tages erſchien auch ein Sohn John Brown's, eines berühmten Freiſchaarenführers, welcher, urſprünglich ein reicher Farmer im Staat Newyork, ſich ſeit mehreren Jahren die Bekämpfung der Sklavereimacht zur Lebensaufgabe gemacht und mehr als irgend ein anderer dazu beigetragen hat, ihren Händen Kanſas zu entreißen, welches ſich wahrſcheinlich ſchon beim nächſten Congreß als freier Staat zur Aufnahme in die Union melden wird. Der Sohn, nicht weniger warm und enthuſiaſtiſch in dieſer Richtung als der Vater, hatte vor kurzem einen flüchtigen Sklaven mit Gewalt befreit; er wurde deßhalb von dem Vereinigten-Staaten-Marſchall verfolgt und konnte jeden Augenblick einer Ueberraſchung gewärtig ſeyn. Für einen ſolchen äußerſten Fall war er jedoch auch zum äußerſten Widerſtand entſchloſſen und führte deßhalb ein ganzes Arſenal von Revolvern, Piſtolen und Dolchen mit ſich herum. Die nichtswürdigen, ſchändlichen Geſetze zur Auslieferung flüchtiger Sklaven, denen gehorchen alle Geſetze der Menſchlichkeit verletzen heißt, rufen einen Zuſtand der Dinge hervor, welcher in jedem wahrhaft civiliſirten Lande eine abſolute Unmöglichkeit wäre, und ſtellt die beſten, edelſten und humanſten Menſchen in eine Reihe mit geſetzloſen Rebellen und Ruheſtörern.

Ein anderes Erzeugniß amerikaniſcher Civiliſation hat in der letzten Zeit eine bisher unerhörte Höhe erreicht. Von Norden bis Süden herrſcht ein Rowdythum, welches Gewaltthaten und Verbrechen hervorruft, die kaum in den Zeiten des Fauſtrechts ihres Gleichen finden. In der Nähe von Baltimore überfiel und mißhandelte eine Bande Rowdies auf einem Dampfboot plötzlich, ohne die geringſte Veranlaſſung, die Paſſagiere, welche eben friedlich von einem Campmeeting zurückkehrten. Aehnliches trug ſich Angeſichts von Newyork auf einem der Dampfboote von Staten-Island zu, wo ein anſtändiger Mann ebenfalls von mehreren Raufbolden angegriffen wurde, ohne daß die übrigen Anweſenden dazwiſchen traten oder beim Landen einen Verſuch zur Verhaftung der Uebelthäter gemacht hätten. In Neworleans ſchoſſen zwei Aerzte vor der Thüre eines Hoſpitals mit Revolvern auf einander, weil der eine dem andern einen ſogenannten „intereſſanten Fall" zu entführen geſucht hatte. Das Unerhörteſte ereignete ſich jedoch in Hartford, im Staat Connecticut, bei dem feierlichen Empfang des Exgouverneurs Seymour von Newyork. Eine große Volksmaſſe hatte ſich verſammelt, und da das Gedränge ſo groß war, daß es die Straße verſperrte, befahl die mit Aufrechthaltung der Ordnung beauftragte Bürgermiliz den Anweſenden Platz für den Wagen des Gouverneurs zu machen. Als dieſem Befehl, wie häufig bei ſolchen Anläſſen, nicht ſogleich Folge geleiſtet wurde, drangen mehrere Mitglieder der Miliz mit dem Bayonnet auf die Maſſe ein, wobei ein junger Mann einen Stich erhielt, an deſſen Folgen er bald darauf ſtarb. In dieſem Fall war es kein Rowdy von Profeſſion, ſondern ein Bürger, mit der Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung beauftragt, welcher einen Mitbürger in tiefem Frieden mordete, um für den Wagen eines andern Bürgers Raum zu ſchaffen! Selbſt die Regierung König Bomba's hat nichts Aehnliches aufzuweiſen, und man möchte ebenſowohl an Münchhauſens Geſchichten als an die geprieſene amerikaniſche Civiliſation glauben.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 52. 25. December 1859.

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?
Horat.

Aus Victor Hugos Weltlegende.

Von Ludwig Seeger.

Indem der Ueberseter dieser neuesten und eigenthümlichsten Dichtung Victor Hugos, die eben so reich an wahrhaft Shakespeare'schen Schönheiten wie an seltsamen, mitunter ungeheuerlichen Einzelnheiten ist, den Lesern dieser Blätter einige Proben aus der „Weltlegende" mittheilt, verweist er in Betreff der Charakteristik V. Hugos und der Beurtheilung gerade dieser Dichtung theils auf die Einleitung, welche er seiner Bearbeitung sämmtlicher lyrischen und epischen Dichtungen von V. Hugo beigeben wird, * theils auf die — etwas gespreizte — Vorrede des Dichters selbst zur Weltlegende. Nach derselben ist das Buch ein Fragment und ist keines. Ein Peristyl, sagt er, ist auch ein Gebäude. Das Epos, das durch zwei andere, „Satan" und „Gott," erst noch vervollständigt werden soll, enthält charakteristische Bilder und dramatische Scenen aus allen Jahrhunderten. In einem Mosaikbilde hat jeder Stein seine eigene Form und Farbe. Das Ganze erst gibt ein Gemälde, eine Figur. Die Figur dieses Buchs ist der Mensch in den verschiedenen Epochen seiner Entwicklung. Die Quelle, aus welcher geschöpft wird, ist neben der Geschichte die Sage: „die Sage ist eben so wahr wie die Geschichte, die Geschichte eben so sehr Conjektur wie die Sage. Herodot gibt Geschichte, Homer Sage." Das wahrhaft enthusiastische Lob, welches die französischen Blätter der „Weltlegende" spenden, einem Werke, das in seinen Tugenden germanischen, in seinen Mängeln fränkischen Geist athmet und im Ganzen an die Zeit erinnert, wo Frankreich und Deutschland noch nicht durch eine tiefe Kluft geschieden waren, wo ihre Sagen und Dichtungen noch harmlos in einander überflossen, scheint uns jedenfalls ein eben so charakteristisches Zeichen der Zeit zu seyn, wie die lebhafte Polemik überhaupt, welche sich über das merkwürdige Buch entsponnen hat.

Das Gewissen.

Mit seinen Kindern in Thierfellen, blaß,
Zerstört und wirren Haars, im wildsten Sturm,
Floh Kain vor dem Herrn, und wie der Abend
Herabsank, kam der finstre Mann am Fuße
Des Hochgebirgs in eine weite Ebne.
Sein Weib war müd und athemlos die Kinder,
Sie sprachen: „Laßt uns schlafen auf der Erde!"

* Die in der Rieger'schen Verlagsbuchhandlung hier erscheint.

Digitized by Google

Er ſchlief nicht, Kain träumt' am Fuß der Berge.
Er hob das Haupt und ſah am ſchwarzen Himmel
Ein großes Aug', im Dunkeln offen ſtehend,
Das durch die Nacht ihn anſah feſt und ruhig.
„Ich bin zu nah!" Mit Zittern ſprach er's, weckte
Vom Schlaf die Kinder und die müde Frau,
Und weiter ging die Flucht in's öde Land.
Und dreißig Tage, dreißig Nächte wandert'
Er ſtumm und blaß, bei jedem Rauſchen zitternd,
Ein Flüchtling, der zurück den Blick nicht wendet,
Unruhig, ohne Schlaf und Raſt. Er kam
An's Meer, in's Land, das ſpäter Aſſur hieß.
„Halt!" rief er, „ein Aſyl, hier iſt's gefunden,
Hier bleiben wir, hier iſt der Erde Grenze."
Und wie er niederſaß, — das Aug' im Dunkeln
Sah wieder er auf ſich herab gerichtet.
Auf ſprang er ſchreckensbleich und rief: „Verbergt,
Verbergt mich!" und die Söhne ſah'n, den Finger
Still auf dem Mund, den wilden Alten zittern.
Und Kain ſprach zu Jabel, der der Vater
Der Männer ward, die unter Thierhautzelten
In weiter Wüſte wohnen: „Breite du
Nach dieſer Seite hin dein Zelttuch aus!"
Entfaltet ward die windbewegte Wand,
Mit Bleigewichten ward ſie feſt gemacht.
Und Zilla ſprach, das blonde Kind, die Tochter
Des Sohns von Kain, lieblich wie der Morgen:
„Siehſt du Nichts mehr?" — Und Kain ſprach: „Ich ſehe
Noch immer dieſes Auge." Jubal rief,
Der Vater derer, die die Zinken blaſen
Und Trommeln rühren, wandernd durch die Dörfer:
„Ich will ſchon eine Schutzwehr bau'n dagegen."
Und eine eherne Wand aufrichtet' er;
Und Kain ſprach: „Noch immer ſchaut mich's an."
Und Henoch ſprach: „Wir bauen einen Zaun
Von Thürmen, der zurückſchreckt, was ſich naht.
Wir bauen eine Stadt mit Burg und Zinnen,
Wir bauen ſie und ſchließen feſt ſie zu."
Und Tubalkain, welcher war der Vater
Der Schmiede, baute eine Stadt unmenſchlich
Groß und gewaltig. Während er ſie baute,
Verjagten ſeine Söhne in der Ebne
Des Enos Söhne und die Kinder Seths.
Und wer vorüber ging, dem ſtachen ſie
Die Augen aus, und Abends ſchoſſen Pfeile
Sie nach den Sternen. Und granitne Mauern
Erhoben ſich, wo einſt die Zelte ſtanden,
Mit Eiſenklammern banden ſie die Blöcke,
Und eine Stadt der Hölle ſchien der Ort.
Rundum in Nacht begraben, überſchattet
Von jenen Rieſenthürmen lag das Land,
Die Mauern waren bergedick, geſchrieben
Stand über'm Thor: „Verbotner Weg für Gott!"
Als Schloß und Mauer fertig war, da brachten
Den Alten ſie in einen Thurm von Quadern.
Er aber blieb verſtört und traurig. „Vater,
Iſt's nun verſchwunden?" — ſagte Zilla bebend.
Und Kain ſprach: „Noch immer iſt es da."
Und weiter ſprach er: „Tief im Schooß der Erde
Will ich Einſiedler wohnen wie im Grab.
Nichts wird mich ſehn, ich werde Nichts mehr ſehn!"
Sie machten eine Grub', und Kain ſprach:
„Gut!" — Und er ſtieg hinab in's Grabgewölbe
Und ſetzte ſich auf ſeinen Stuhl im Dunkeln,
Es ſchloß die Gruft ſich über ſeinem Haupte.
Das Auge war im Grab und ſah auf Kain.

Macht der Güte.

Im Anfang war's und eines Tages ſah
Gott Iblis durch den Weltraum kommen. — „Suchſt
Du Gnade?" ſprach der Herr. — „Nein!" ſprach der Böſe. —
„Nun dann, was forderſt du?" — In Nacht gehüllt
Sprach Iblis: „Herr, es gilt die Wette, wer
Von uns das ſchönſte Weſen mag erſchaffen."
Der Ew'ge ſprach: „Es ſey!" — Der Böſe: „Sieh,
Ich nehme dein Geſchöpf und ſchaff' es um;
Du ſollſt befruchten dann, was ich dir biete,
Und ſeinen Geiſt ſoll Jeder von uns Beiden
Dem Ding einblaſen, das der Andre ſchafft."
„Wohl," ſprach der Herr, „was forderſt du? Nimm's hin!" —
— „Des Roſſes Haupt und eines Damhirſchs Hörner." —
— „Nimm hin!" Und zaudernd ſprach der ſchwarze Unhold:
„Der Antilope Hörner möcht' ich lieber." —
— „Da, nimm!" In ſeine Höhle trat der Arge
Und ſchmiedete. Dann hob er hoch die Stirne.
„Iſt's fertig?" — „Nein!" — „Bedarfſt du noch etwas?" —
„Den Hals des Stiers und Elephantenaugen." —
„Nimm hin!" — „Noch brauch' ich, Herr, den Bauch der Krabbe,
Der Schlange Schuppenringe, vom Kameel
Die Schenkel und vom Strauße Fuß und Klauen." —
„Nimm!" — Wie man Bienen in dem Korb rumoren
Wohl hört, ſo hörte man das Böſen gehen
Und kommen in der Höll' am Eiſenambos.
Verborgen hinter einer Wolke war
Er und ſein Werk in tiefer Höllengrube.
Und plötzlich trat er vor den Herrn und heulte:
„Des Goldes Farbe brauch' ich, Herr!" — „Nimm hin!"
Und brüllend, röchelnd, wie ein Stier im Schlachthaus,

Digitized by Google

Fing er in seiner Schmiede wieder an
Zu hämmern; Meißel, Mörserkeule, Stampfe
Handhabt' er, klopfend, daß die Höhle bebte,
Und Blitz und Funken im Gewitter stoben.
Die Augen glühten ihm im Kopf wie Kohlen,
Er schnob und Feuer ging aus seinen Nüstern,
Wilddrausend, wie die großen Wasser rauschen
Im fahlen Herbste, wenn die Störche wandern.
„Was brauchst du noch?" sprach Gott. — „Des Tigers
Sprungkraft." —
„Nimm hin!" In seinem Krater aufgerichtet
Sprach Iblis: „Gut. Nun hilf, Orkan, mir blasen."
Auf flammt der Herd, und große Tropfen schwitzend
Krümmt sich und beugt sich Iblis. In der Halle
War nichts zu sehn als eine dunkle Röthe,
Des wüsten Schmiedes Fratze überglühend,
Und als Geselle half ihm der Orkan.
Da sprach der Herr vom hohen Firmament:
„Was willst du noch?" Der große Paria schrie,
Sein Riesenhaupt, sein finstres, hoch erhebend:
„Die Brust des Löwen und des Adlers Flügel."
Und aus dem Schooß der Elemente warf
Der Herr dem stolzen, trutzigen Rebellen
Des Adlers Flügel zu, des Löwen Brust.
Und wieder ging an's dunkle Werk der Böse.
„Welch eine Hyder macht er wohl?" so fragten
Die Sterne. Stumm, gespannt, unruhig harrte
Die Welt des Monstrums, das der Riese schuf,
Und in der Grabesnacht vernahm man plötzlich
Ein Schnauben, wie das letzte Aufgebot
Der Kraft. Der Aetna, des Verworfnen Werkstatt,
Flammt' auf, die Höllendecke sprang entzwei,
Und in der unnatürlich bleichen Helle
Sah man aus Iblis Händen springen die —
Heuschrecke. Und der Kobold mit den Flügeln,
Der Hinkende, sieht ohne Schaam sein Werk,
Alltäglich waren ihm die Mißgeburten.
Mit halbem Leid dem ew'gen Aschenschlund
Entsteigt er, kreuzt die Arme, grinst voll Trotz
Und brüllt heraus: „Nun, Meister, ist's an dir!"
Und, einen Fallstrick selbst dem Ew'gen legend,
Begann er wieder: „Herr, den Elephanten
Gabst du mir und den Strauß; dazu, um Alles
Zu übergolden, Gold, das Schönste, was
Der Löwe hat, Kameel und Roß und Stier,
Aar, Antilope, Tiger, Adler, Schlange.
Nun ist's an mir, dir Arbeitsstoff zu liefern.
Ich habe nichts als dieses hier, nimm hin!"
Gott, dem die Bösen auch durchsichtig sind,
Streckt' seine große, lichtumwallte Hand
Ihm hin: der Teufel gab ihm eine Spinne.
Gott nahm die Spinne, setzte sie inmitten
Des Raumes, der noch nicht der blaue Himmel.
Der Geist der Geister schaute auf das Thier,
Und ew'ges Licht ergoß sein hehres Auge.
Das kleine Ungethüm, ein schwarzer Punkt,
Ward größer, immer größer, riesengroß.
Gott sah es an mit seinem ruhigen Blick:
Ein lichter Glanz umspielt die Mißgestalt,
Der ekle Bauch, er wird zum Strahlenball,
Die Füße, sich in goldne Kugeln wandelnd,
Verlängerten im Dunkeln sich in große
Lichtstrahlen. Iblis hub die Augen auf,
Und plötzlich bog, geblendet, der Verworfne
Sein Haupt vor diesem Meer von Glanz: die Spinne, —
Gott hatte sie verwandelt in die Sonne.

Die Löwen.

Die Löwen in der Grube hungerten.
Gefangen heulten laut sie nach der großen
Natur, die pflegt des Thiers in dumpfer Höhle.
Die Löwen hatten seit drei Tagen Nichts
Gefressen, und sie knurrten grimmig wider
Den Menschen, und mit Blutgier schauten sie
Hinauf durchs Gitterwerk der Eisendecke
Zum blutigrothen Glanz der Abendsonne.
Ihr Brüllen hört' mit Schrecken in der Ferne
Ein Wandrer, über blaue Hügel schreitend.

Die Löwen schlugen grimmig sich den Leib
Mit ihrem Schweif, die rothen Augen rollten,
Mit ausgedörrten Rachen, wüthend brüllten
Sie auf; es zitterte die Mauerwand.

Tief war die Grube, um der Flucht zu wehren;
Sie hatte Og mit seinen Riesenkindern
Einst aufgebaut. Der Erde Söhne hatten
Für sich den riesigen Palast gegraben
Im dunkeln Fels, mit ihren Riesenschädeln
Entzwei gestoßen hatten sie die Decke,
So fiel das Licht herein und brachte Helle
In's Haus der Nacht, gedeckt mit blauer Kuppel.
Nebukadnezar, der in Assur herrschte,
Hatt' in der Mitt' es ausgelegt mit Platten,
Dem gelben König hatt' es so beliebt:
Die Grotte, die Deucalion noch gesehn
Und Ham, gebaut von Riesensöhnen, sollte
Als Zwinger dienen, als ein Löwenstall.

Der Löwen waren vier, grauvolle Katzen,
Mit Knochen war der Boden überstreut,

Digitized by Google

Darüber warfen Felsen ihre Schatten.
Und über dieses graufe Pflaster schreitend
Zermalmten sie Thierrümpfe und Skelette.

Der Erste kam einst her aus Sodoms Wüste.
So lang er dort in wilder Freiheit lebte,
Haust' er in Sin, am fernsten Rand des tiefen,
Grau'nvollen Schweigens und der Einsamkeit.
Wer unter seine zottige Tatze fiel,
Weh ihm! Er war ein Leu der sand'gen Wüste.

Der Zweite kam vom Wald am segensreichen
Euphrat. Und sah man ihn zum Flusse steigen
Jüngst noch, da bebte Alles. Schwer genug
Hatt' er's gemacht den Jägern, die ihn fingen;
Zwei Königen zerriß er ihre Meuten,
Er brüllte laut. Er war ein Leu des Waldes.

Der Dritte war ein Löwe des Gebirgs.
Einst waren Nacht und Schrecken ihm Gespielen.
Da stürzten manchmal in Moraft und Schluchten
Kopfüber ganze Heerden Schaf' und Ochsen.
Und Alles floh, der Hirte, Krieger, Priester,
Wie sie sein fürchterliches Haupt erblickten.

Der Vierte war ein wildes Ungethüm,
Ein großer Löwe von der Meeresküste;
Dort streift' er, eh' er Sklave ward, herum.
Gur, eine feste Stadt, lag dort am Strand,
Die Dächer rauchten und der Hafen barg
Ein Heer von Schiffen bunt von Mast und Wimpeln.
Der Bauer zog dahin mit seinem Sack
Voll Manna, der Prophet auf seinem Esel.
Das Volk war froh, ein freigelaßner Vogel.
Gur wär ein großer Marktplatz, da verkauften
Die Abyssinier ihr Elfenbein,
Ambra und schwarzes Tuch die Amorrhäer,
Von Askalon kam Schmalz, von Ascher Korn,
Durch alle Meere flogen seine Segel.
Dem Löwen stand die Stadt im Weg; er fand
Einst, als er Nachts still liegend Träume hatte,
Zu volkreich sey die Stadt, des Lärms zu viel.
Hoch lag und wild und wohlbefestigt Gur,
Drei schwere Eisengitter schlossen Nachts
Den unnahbaren Eingang. Zwischen jeder
Schießscharte dräuend stand empor ein Horn
Vom Büffel oder vom Rhinozeros.
Fest, aufrecht, wie ein Heros, stand die Mauer,
Des Meeres ausgetretne Wogen rollten
Im Graben rings, an sechzig Ellen tief.
Statt schwarzer Doggen, aus dem Hundsstall kläffend,
Bewachten ein Paar ungeheure Drachen,
Im Schilf des Nil gefangen, abgerichtet
Durch einen Magier zum Sklavendienst,
Das Thor der Stadt, zu beiden Seiten kauernd.
Der Löwe kam einst Nachts heran, und über
Den Riesengraben setzt' er wie im Flug,
Zermalmte wüthend zwischen seinen Zähnen
Das Thor der Stadt und die drei Gitterschranken,
Und, ohne sie zu sehn, die beiden Drachen,
Die unterm Trümmerwust von Schlössern, Riegeln
Und Gitterstangen fielen mit zerquetscht.
Als er zurück zum Strande schritt, da war
Von Volk und Stadt Nichts übrig als ein Traum,
Und um dem Tiger Raum, den Geiern Nester
Zu geben, Mauertrümmer fahl, gespenstisch,
Im Schatten hoher geisterhafter Thürme.

Der Löwe lag gekauert auf dem Bauch.
Er brüllte nicht, er gähnte. In der Grube,
Wo der Elende auf den Nacken ihm
Den Fuß gesetzt, der Mensch, verachtet' er
Den Hunger, Langeweile fühlt' er nur.

Die andern drei, sie gingen hin und her,
Und wenn mit seinem Flügel an ihr Gitter
Ein Vogel streifte, folgt' ihm stets ihr Auge.
Der Hunger regte sich, und Schatten kaute
Ihr zahniger Rachen unter heis'rem Knurren.

In einem Winkel dieses finstern Stalls
That plötzlich sich das Gitter auf; gestoßen
Von wild bewegten Armen, an der Schwelle
Erschien ein Mann in weißem Leichenkleid,
Und wieder schloß sich rasch das Todesthor;
Im Dunkeln mit den Löwen blieb der Mann.
Die Ungethüme sträubten ihre Mähnen,
Sie schäumten, rannten auf ihn zu und heulten
Entsetzlich — jenes Wuthgeheul des Hasses,
Des Ingrimms, der rebellisch wild empörten
Natur, die nach Zerstörung lechzt. Der Mann
Sprach zu den Löwen: „Friede sey mit euch!"
Er hob die Hand, die Löwen standen still.

Die Wölfe, die mit Todten kriegen, Leichen
Ausscharren, krampfhaft zuckende Schakale,
Die nach dem Schiff, das scheitert, durch die Klippen
Sich schleichen, plattgestirnte Bären, grimmig
Sind sie, grausam das Scheusal, die Hyäne;
Der Tiger lauert seinem Opfer auf
Und wirft's in Einem Sprung und drückt's zusammen,
Der mächtige Leu, der große Schritte macht,

Digitized by Google

Hebt manchmal auf die Tatz' und hält sie hoch;
Er ist der nächtlich einsam große Träumer.

Und in der weiten Gruft zusammen traten
Die Löwen, sprachen und beriethen sich,
Wie Greise, die, mit langen weißen Bärten,
Stirnrunzelnd einen Streit bedächtig schlichten;
Und drüber hing ein Baum mit dürren Aesten.

Ernst sprach der Leu des Sandes: „Als der Mann
Eintrat, ihr Löwen, glaubt' ich jene Strahlen
Der Mittagsglut zu schauen, wenn der Samum
Die heiße Fläche streift, den Wüstenhauch,
Den mächtigen, zu athmen. Dieser Mann,
Er kommt zu uns gesendet von der Wüste."

Der Leu des Waldes sprach: „Das Lied der Bäume,
Des Feigenbaums, der Palme, Ceder, Eiche,
Goß Tag und Nacht einst Lust in meine Höhle.
Selbst in der Stunde, wo — man fühlt's — die Welt
In Schweigen sinkt, erklang das dichte Laub.
Des Mannes Stimme, wie er sprach, sie tönte
Mir süß, wie die Musik aus moosigen Nestern.
Er kommt zu uns gesendet von dem Walde."

Und der am nächsten war zu ihm gedrungen,
Der schwarze Leu der Berge sprach: „Der Mann
Ist wie der Caucasus, auf welchem nie
Ein Fels erbebt, er hat die Majestät
Des Atlas. Als er seinen Arm erhob
Glaubt' ich, der Libanon bewegt sich, richtet
Sich auf und wirft in's Land gewalt'ge Schatten.
Er kommt zu uns gesendet vom Gebirge."

Der vierte Löwe, der einst am Gestade
Hinstreifend wie der Ocean im Sturm
Gebrüllt, er sagte: „Kinder, wo ich Größe
Erblicke, gern vergeß' ich alles Bittre.
Drum war ich auch der Nachbar einst des Meers.
Dort sah ich — wie die Wogen schäumen mochten —
Den Mond aufgehn, die Sonne sich erheben,
Den finstern Weltgeist sah im Morgenroth
Ich lächeln, und so ward ich dann, ihr Löwen,
Vertraut mit dem Unendlichen. Der Namen,
Den ihm die Erde gibt, ich kenn' ihn nicht.
Der Himmel strahlt von seiner heitern Stirne,
Aus seinem Aug': er kommt von Gott gesendet."

Und als die Nacht das blaue Firmament
In Schwarz getaucht, da wollte nach der Grube
Der Wärter schau'n, und wie sein bleiches Antlitz
Der Sklav' an's Gitter hielt gedrückt, da sah
Er in der grauen Tiefe Daniel,
Der aufrecht stand und nach dem Himmel schaute,
Und still hinhorchend nach den Sternen träumte,
Indeß die Löwen ihm die Füße leckten.

Eine Reise in's schottische Hochland.

Der caledonische Kanal. Von Inverneß bis Oban.

Mit Inverneß, wohin uns von Perth aus ein beschwerlicher Weg über die Grampians führte, hatten wir den äußersten Punkt unseres Reiseziels erreicht. Die nördlicher gelegenen Grafschaften, Roßshire, Sutherland und Caithneß, entbehren keineswegs des Reizes landschaftlicher Schönheit, aber sie sind verhältnißmäßig arm an Plätzen historischer Erinnerung oder romantischen Interesses und wiederholen selbst in landschaftlicher Beziehung nur jene Bilder, die wir zwischen dem Firth of Forth und dem Moray-Busen bereits kennen gelernt haben.

Wir geben jetzt den Norden Schottlands auf, und den caledonischen Kanal benutzend, der in südwestlicher Richtung das Land durchschneidet, fahren wir jetzt der Westküste zu, die an Fruchtbarkeit des Bodens, Lieblichkeit der Thäler und fast mehr noch an historischen Traditionen hinter dem Osten zurück bleibt, an Großartigkeit der Formationen aber ihn weit übertrifft.

Der caledonische Kanal ist eine Anlage nach Art des berühmten Trolhätta-Kanals, der in ähnlicher Weise wie der letztgenannte den bothnischen Meerbusen mit dem Kattegat verbindet, so seinerseits die Verbindung zwischen der Nordsee und dem atlantischen Ocean unterhält. Er ist 60 englische Meilen lang, wovon 37 Meilen auf natürliche Wasserstraßen (Seen und

Digitized by Google

Flüſſe), 23 aber auf den eigentlichen Kanal kommen. Ob er den Hoffnungen entſpricht, die man ſeiner Zeit an ihn geknüpft hat, iſt eine Frage, die ich ſchon an anderer Stelle verneint habe. Der ziemlich in der Mitte gelegene Loch Oich (richtiger das Plateau, auf dem er liegt) bezeichnet die Waſſerſcheide zwiſchen der Nordſee und dem atlantiſchen Ocean. Fahrzeuge, die von Inverneß kommen, werden durch Schleuſen bis zur Höhe des Loch Oich emporgehoben und auf dieſelbe Weiſe, nach der andern Seite hin, herabgelaſſen.

Auf dieſem caledoniſchen Kanal treten wir jetzt unſere Rückreiſe an. Der Himmel hing voll grauer Wolken und der leiſe herabſtäubende Regen miſchte ſich mit dem Waſſerſtaub des Dampfrohrs, als wir an Bord gingen. Die Kajüte hätte Schutz gewährt, aber jeder zog es vor auf Deck zu bleiben, um den Anblick der ſchönen Seeufer nicht zu verſäumen, denen wir jetzt entgegen fuhren. In etwa einer halben Stunde erreichten wir Loch Neß. Er iſt der längſte, wenn auch freilich nicht der größte unter den ſchottiſchen Seen; der Loch Lomond übertrifft ihn an Breite und impoſanter Erſcheinung. Was aber den Loch Neß mehr denn alles andere unfähig macht, mit dem ſchönen Loch Lomond zu concurriren, das iſt ſeine Monotonie; er iſt überall derſelbe und die hohen bewaldeten Bergabhänge, die im Schmuck des friſcheſten und ſchattirungsreichſten Grüns prangen, hören auf von beſonderem Intereſſe zu ſeyn, wenn man ſich zuletzt nicht verhehlen kann, daß jede neue Meile, die man macht, nur das Bild der eben zurückgelegten wiederholt. Dieſe Monotonie charakteriſirt auch unvortheilhaft die hiſtoriſchen Ueberlieferungen, die ſich an die hie und da vorblickenden Schlöſſer, Häuſer und Hütten knüpfen, die wie ein ſpärlicher Kranz die Ufer des Sees umflechten. Ueberall dieſelbe Geſchichte von einem „Chief“ oder Häuptling, der einen andern Chief zu Gaſte geladen und ihm den Kopf eines Vaters oder Sohnes als Tafelverzierung auf den Tiſch geſtellt hat; überall eine Clanſchlacht, ein Waten in Blut, bis endlich einmal eine Erzählung voll rührender Gewalt oder eine ganz aparte Schreckensgeſchichte den gewöhnlichen Schauerroman unterbricht. So iſt es in der That rührend, wenn wir von einem Gefangenen hören, der, in ein Kellerloch geworfen, um darin zu verhungern, dennoch ſein Leben friſtete mit Hülfe der Körnchen, die durch die Fugen und Ritzen einer über ihm befindlichen Kornkammer ſpärlich auf ihn herabfielen; und ſo iſt umgekehrt aufſtachelnd und voll charakteriſtiſcher Wildheit, wenn ein Hochlandshief ſeinem engliſchen Gegner die Kehle abbeißt und hinterher verſichert, nie einen beſſern Biſſen gehabt zu haben.

Der Vortrag ſolcher und ähnlicher Geſchichten hat uns an Schloß Urquhart vorbei bis an die Stelle gebracht, wo ſich von Südoſten her der Foyersfluß in den See ergießt. Der Fluß bildet vor ſeiner Mündung einen wenigſtens ſechzig Fuß hohen Waſſerfall und der Steamer pflegt an einer benachbarten Stelle anzulegen, um den Reiſenden zur Beſichtigung dieſer Fälle Gelegenheit zu geben. Wir waren ziemlich die erſten am Land und blickten umher, um des Waſſerfalls anſichtig zu werden, deſſen Brauſen wir bereits vernahmen. Eine Frontanſicht, vom Ufer des Sees aus, iſt aber nicht möglich, da allerhand vorgeſchobene, reich bewaldete Felsblöcke das Bild nach vorn hin verſchließen. Es iſt ein großer Felſentopf, in den ſich der Strom zunächſt ergießt, deſſen Boden ein Loch hat und den Abfluß zum See hin geſtattet. Wer alſo den Waſſerfall ſehen will, muß die Höhe des Berges erklimmen und ſich dort aufſtellen, wo die breite Waſſermaſſe in den kochenden Topf hinunter ſtürzt. Als wir uns nach rechts und links hin vergeblich umgeſehen hatten, trat ein halb erwachſenes Mädchen mit einer jüngeren Schweſter an uns heran und erbot ſich, uns auf nächſtem Wege bis an den Rand des Waſſerfalls zu führen. Wir nickten ihr zu und ſtiegen bergan. Sie war nicht hübſch, barfüßig, Geſicht und Arme ſonnverbrannt und ein ſchlichtes blaues Achſelkleid der beſte Theil ihres Anzugs; aber die großen ſchwarzen Augen lachten voll Uebermuth und Schelmerei, und das nach hinten zu ſchlicht zuſammengenommene Haar hing in einem einzigen langen Zopf über den braunen Nacken. Wie ſie ſo vor uns herſchritt, dann und wann innehaltend und ſich umſchauend, ob wir auch folgten, war es uns, als ſey die Kleine der Waldgeiſt dieſer Gegenden, oder wenigſtens eine ſeiner Dienerinnen. Nach etwa zehn Minuten hatten wir die Höhe des Berges erreicht und ſahen nun, von gut gewählter Stelle aus, auf die breite Waſſermaſſe, die, einen andern dreißig Fuß hohen Fall bereits im Rücken, unmittelbar neben uns in den eigentlichen Felſentopf hinunter ſchäumte. Schotten behaupten, daß nur die Cascaden von Tivoli ſchöner ſeyen. Mag ſeyn; wir aber, ohne damit der Schönheit der Scene zu nahe treten zu wollen, ſahen öfter nach dem Mädchen im blauen Kittel, das jetzt auf einem Felſenvorſprung, umſchäumt und umdonnert, lachenden Auges daſtand, als auf die Waſſermaſſe, die faſt an ihren Füßen vorbei in den dunkeln Schlot hinab ſtürzte. Die Staffage ging über die Landſchaft. Die ſtille Betrachtung beider aber ward jetzt durch die Schiffsglocke unterbrochen, die über Baum und Felſen hinweg zu uns herauf drang und mit ihren ſcharfen Klängen ſiegreich den tiefen Brauſebaß des Waſſerfalls durchſchnitt.

Digitized by Google

Eine Silbermünze dem ſchwarzen Kinde zuwerfend, gingen wir nun wieder über das ſchlüpfrige Moos hin bergab und hatten in wenigen Minuten den Steamer erreicht.

Dieſer Waſſerfall, der wirklich ſchön und impoſant iſt, bildet den beſten Theil nicht nur der Ufer des Loch Neß, ſondern des caledoniſchen Kanals überhaupt. Die nächſte Sehenswürdigkeit z. B., die ſich „Fort Auguſtus“ nennt, hat wenig Anſpruch darauf, mit dem „Fall of Foyers“ an Intereſſe zu concurriren, und ſteht als Feſtung auf keiner höheren Stufe als die Blockhäuſer in Nordamerika, die etwa um dieſelbe Zeit (in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) gegen die Ueberfälle der Sioux und Chippeway-Indianer errichtet wurden. Waren doch auch die wilden Hochländer jener Epoche kaum etwas anderes als jene Indianerhorden, gleich arm, gleich roh, gleich kriegeriſch, der Jagd und dem Whisky mit gleicher Ausſchließlichkeit ergeben und voll gleichen Haſſes gegen den Sachſen, „den weißen Mann.“ Fort Auguſtus hatte während der verſchiedenen Jacobitenaufſtände ſeine Bedeutung und hielt ſich ſiegreich gegen die Aufſtändiſchen, jetzt iſt es ein gleichgültiger Stationsort, ein Wachthaus, eine Duodezkaſerne, wo ſechs Gemeine und ein Unteroffizier ein friedliches und vergeſſenes Leben führen.

Loch Oich, der ſehr klein iſt, iſt ſchnell paſſirt, und mit Hülfe von einigen Schleuſen ſteigen wir jetzt in Loch Lochy hinab. Dieſer, etwa halb ſo groß wie der Loch Neß, gleicht dem letzteren in allem übrigen wie ein Ei dem andern. Schon von der Mitte des Sees aus gewahrt man den Ben Nevis, den höchſten Berg Schottlands, in aller Deutlichkeit und hat nun auf drei, vier Stunden hin den ernſt, maſſig und unwirthlich daliegenden Felſenkegel deſſelben als beſtändigen Begleiter. Von der Südweſtſpitze Loch Lochy's bis zur nächſten Meeresbucht (deren der atlantiſche Ocean hier unzählige bildet), iſt noch eine Strecke von zehn engliſchen Meilen. Man paſſirt keinen See mehr, ſondern nur die gerade ſchmale Straße des Kanals, die durch eine ziemlich reizloſe Landſchaft läuft. Der Ben Nevis muß eben alles thun und erinnert an die Dome dieſer oder jener alten Stadt, denen auch die Aufgabe zufällt, alle Schönheit für Stadt und Umgegend beſtreiten zu müſſen.

Am Ausfluß des Kanals in die Meeresbucht liegt Fort William, ein feſter Platz, der zu ähnlichem Zweck erbaut wurde wie Fort Auguſtus, und hinſichtlich ſeiner jetzigen Bedeutung zu denſelben Betrachtungen Veranlaſſung gibt. Der Platz iſt jetzt ungleich wichtiger als Hauptſtationsort der Dampfſchifffahrt zwiſchen Inverneß und den Häfen der Weſtküſte, als durch ſeine Befeſtigungen, die ſich, im Fall einer ernſten Probe, kaum noch als ſolche bewähren würden.

Zwiſchen dem letzten und vorletzten Schleußenthor des Kanals hält der Steamer, der die Bergfahrt zwiſchen Inverneß und Fort William zu beſtreiten hatte, und deßhalb den Namen des „Bergſohnes“ (the Mountaineer) führt. Es erfolgt nun eine Umladung. Omnibuſſe führen Menſchen und Gepäck auf nächſtem Wege bis an den Hafendamm, an deſſen hoher Wandung bereits ein anderer Steamer liegt, größer, von mehr Tiefgang und ſtark genug, mit den Wellen des Oceans ſich ſiegreich herum zu ſchlagen.

Es iſt hier, denk' ich, der Ort, ein paar Worte über Mr. Hutcheſon, den Beſitzer aller dieſer Dampfboote, zu ſagen, deſſen Eifer und Unternehmungsgeiſt die Hochlande und die Weſtküſte von Schottland ſo viel von dem Aufſchwunge verdanken, den ſie in den letzten Jahren genommen haben. Das Entſtehen neuer Städte und Ortſchaften hängt damit zuſammen. Wie es kaum eine Uebertreibung ſeyn dürfte, Heringsdorf und namentlich Misdroy als mittelbare Schöpfungen der Berlin-Stettiner Eiſenbahn anzuſehen, ſo iſt das Städtchen Oban, das wir bald des Näheren kennen lernen werden, eine Schöpfung der Dampfſchifffahrtslinien, mit denen Mr. Hutcheſon die Weſtküſte, wie mit einem Netzwerk, umſponnen hat. Die Hauptlinie bleibt die zwiſchen Glasgow und Inverneß. In den ſchönen Sommermonaten aber hat es bei dieſer Hochlandstour, die ſelber wieder zu allerhand Abzweigungen, z. B. von Fort William aus, Veranlaſſung gibt, durchaus nicht ſein Bewenden und Oban wird zu einem Knotenpunkt, wo der vom Süden kommende Reiſende noch im letzten Augenblick ſich entſcheiden mag, ob er, ſtatt des caledoniſchen Kanals, nicht lieber die Weſtküſte zum Ziel und Schauplatz ſeines Ausfluges machen will. Entſcheidet er ſich dafür, ſo bleiben ihm außer allerhand Beſuchen in die zunächſt gelegenen Gegenden, noch zwei größere Touren, die eine nach den hebridiſchen Inſeln, die andere nach Staffa und Jona übrig. Man muß wiſſen, von welcher äußerſten Unwirthbarkeit und Unzugänglichkeit dieſe ſchottiſchen Weſtküſten noch bis vor zwanzig Jahren geweſen ſind, um die ganze Bedeutung der Verbindungsſtraßen einzuſehen, die Mr. Hutcheſon hier geſchaffen hat. Ein Beſuch dieſer, durch ihre grandioſen Baſaltformationen berühmten Küſten war bis ganz vor Kurzem nicht nur mit Schwierigkeiten, ſondern mit unläugbaren Gefahren * verknüpft,

* Wer vor zwanzig Jahren die Inſel Staffa beſuchen wollte, mußte in offenen Booten die Reiſe machen, was auf dem atlantiſchen Ocean ſeine bedenkliche Seite hat.

Digitized by Google

während der Besuch aller dieser Plätze jetzt einer Rheinfahrt zwischen Köln und Straßburg gleicht, mit einigen Ausflügen in den Main oder die Mosel hinein. Hätten diese prächtigen Küsten ein mildereß Klima oder wenigstens einen etwas längeren Sommer, binnen Kurzem würde hier ein neues, reiches Leben aufblühen, reicher, wenn auch nicht poetischer, als es die Tage Ossians gesehen.

Es war in den ersten Nachmittagsstunden, als wir die schone Bucht, die sich von Fort William aus nach Südwest dehnt, entlang schaukelten. Der allgemach unserem Blick entschwindende Ben Nevis und die immer breiter und fester sich heranwälzenden Wellen sagten uns, daß wir uns mehr und mehr aus der Bucht entfernten und atlantisches Wasser unter den Kiel bekamen. Die Zahl der Seekranken wuchs. Wie Verwundete einherschwankend, wurden sie rechts und links von der Ambulanz der Stewards und Kajütenjungen in Empfang genommen. So vergingen Stunden, bis wir gegen Abend uns wieder der Küste näherten und die Meeresstraße entlang fuhren, die sich in ziemlicher Breite zwischen dem Festland und der Insel Lismore hinzieht. Als wir an Inseln und Vorgebirgen vorbei, wie durch einen Irrgarten, uns in die schöne Bucht von Oban hineinwanden, hing der Ball der Sonne rothglühend über dem Ocean. Wenige Minuten später legten wir an, sprangen vom Radkasten aus an's Land und trabten mit einigen Schotten um die Wette den Kai entlang, um uns durch einen Sieg im Wettlauf ein Zimmer in dem stets überfüllten Caledonian-Hotel zu sichern. Leider vergebens. Wir siegten nur, um doch zu spät zu kommen.

Oban.

Das Caledonian-Hotel war besetzt bis unter's Dach. Da standen wir mit unsern Reisesäcken, ziemlich rathlos und wischten uns den Schweiß von der Stirn. Andern, die nach uns kamen, ging es nicht besser; endlich rief eine heisere Stimme: „Let us try it at Mrs. Mackay's, some yards farther down; I know her well, kind people.“ Einige schüttelten den Kopf, wir aber, die wir nicht in der Lage waren, zwischen den Tugenden und Untugenden Mistreß Mackay's abwägen zu können, folgten der Aufforderung des Heiseren und standen nach zwei Minuten vor der Hausthür besagter Dame. Ueber dem Eingang hing ein Hochländer als Wirthshausschild, alle Fenster waren offen und aus der halb offenen Küchenthür kam uns der Fettbroden einladend, aber etwas zudringlich entgegen. Dem Brodem folgte endlich Mrs. Mackay selber, eine Frau von fünfzig, halb Brunhild, halb Marketenderin. Groß, breit und stark, stand sie vor uns, mit allen Abzeichen des Herdes, von dem sie kam; ihr einziger Schmuck ein Schnurrbart, an dem kleine Schweißtröpfchen hingen. Wir fragten nach einem Zimmer, erhielten eine halb bejahende Antwort und wurden endlich, nachdem wir verschiedene Höfe passirt hatten, in einem Hinterhause bei einer zimmervermiethenden alten Waschfrau untergebracht. Unter uns war ein Pferdestall, der sich bald unangenehm bemerklich machte, während die Aussicht, das Panorama, auf das wir gerechnet hatten, sich auf die Brandmauer eines Nachbarhauses beschränkte. Das ist nun einmal so Herkommen im überfüllten Badeorte, und wir waren nicht Neulinge genug, uns das Alltägliche verdrießen zu lassen. Hatten wir doch auch den „Salon“ der Mrs. Mackay zu unserer Verfügung, wo wir bereits zum Thee und Abendimbiß erwartet wurden. Wir machten also unsern Weg zurück, drangen von hinten her in's Haus ein, belauschten wider Willen die Küchengeheimnisse (ein anderer Durchgang war nicht zu finden) und nahmen oben im Gastzimmer Platz, wo bereits das Tischtuch ausgebreitet lag, ein Tischtuch ganz wie Mrs. Mackay selber, groß, breit und dauerhaft und mit schwarzen Schnurrbärten an jedem Zipfel. Wir nahmen keinen Anstoß daran, auch an manchem andern nicht, das über den Tabagiecharakter unseres Hotels keinen weiteren Zweifel ließ; hatten wir doch das offene Fenster und vor dem Fenster die schöne Meeresbucht, die jetzt im vollen Glanze des Mondes uns wie zu Füßen lag.

Oban selbst zieht sich im Halbkreis an der Bucht entlang; unmittelbar im Rücken seiner weißen Häuser steigen bewaldete Felspartien in die Luft, hier und dort mit Villen geschmückt oder von Schlössern überragt. Was aber dieser Bucht eine besondere Schönheit gibt, das ist nicht der Reiz und die Weitgespanntheit ihrer Ufer, sondern umgekehrt, der Blick von diesen Ufern aus auf's Meer. Zu der ewigen Schönheit des Oceans gesellt sich hier ein so besonderer Reichthum von flachen Inseln und hohen Vorgebirgen, daß man zweifelhaft wird, wem denn eigentlich das Terrain gehört, dem Land oder dem Meer, und in den Bühnenraum eines Riesentheaters zu blicken glaubt, dessen ohnehin weit gedehnte Perspektive durch allerhand Seitencoulissen bis in's Unendliche zu wachsen scheint.

Wir genossen noch in stiller Andacht des herrlichen Schauspiels, als das oft gehörte: „if you please, gentlemen, tea is ready,“ unsern Blick von der mondbeschienenen Bucht zurück in unser Zimmer lenkte, dessen Tisch inzwischen zu einer leidlich wohlbesetzten Tafel geworden war. Andere Gäste gesellten sich alsbald

Digitized by Google

hinzu, gälisch sprechende Handwerker aus Oban selbst und verschiedene Fremde aus England und Südschottland, die gleich uns in diese Tabagie verschlagen waren. Unter den letzteren interessirte uns zumeist ein wohlbeleibter Handelsmann aus Newcastle, der durch die offenherzigsten Bekenntnisse bald der Mittelpunkt aller Unterhaltung wurde. Er sey ein wohlhabender Mann (a man of some means), so begann er, der in dreißig langen Jahren etwas vor sich gebracht und diesen Sommer den unglücklichen Entschluß gefaßt habe, seine Heimath wieder zu sehen. Er sey nämlich mitten im Hochland zu Haus, in Glen Moriston, einem jener Thäler, die von Norden her auf den Loch Neß ausmünden. Er habe so viel von Heimweh und Vaterlandsliebe hören müssen, immer im Tone des Vorwurfs, daß er es schließlich für Gewissenssache gehalten habe, dem Drängen seiner Freunde nachzugeben. Diese Nachgiebigkeit beklage er jetzt bitter. Er sey nun fünf Tage von Frau und Kindern fort und sehne sich weit mehr nach Newcastle zurück, als er sich all sein Lebtag nach Glen Moriston gesehnt habe. Diese kahlen Basaltküsten seyen ihm über die Maßen langweilig; was er liebe, sey ein Kornfeld mit langen Aehren; von Malcolm Canmore und Robert Bruce wisse er nichts und wolle er auch nichts mehr lernen. Er werde morgen früh aufbrechen, aber nicht nach dem Loch Neß hin, sondern nach dear old Newcastle zurück, wo jedes Kind ihn kenne und wo er nicht fürchten müsse, alle Tage sechs mal geprellt zu werden.

Man sieht, der Philister gedeiht überall. Das war also ein geborener Hochschotte, einer aus jenen Clans, die wir uns gewöhnt haben, mit jeder Mannestugend auszuschmücken, mindestens aber im Glorienschein unaustrottbarer Vaterlandsliebe zu sehen. Freilich seine Jugend schien keine bevorzugte gewesen zu seyn; „er habe von Haferbrod und Whisky gelebt," so versicherte er uns mehr denn einmal. Als wir das Zuträgliche dieser Diät bezweifelten, nahm das Gespräch plötzlich eine andere Wendung und er fing nun an für die Hochlandserziehung eine Lanze zu brechen. „Ich sehne mich nicht zurück nach Glen Moriston und noch weniger nach Oat Cake und Whisky; ich bin's jetzt besser gewöhnt; aber Oat Cake und Whisky geben Kraft und Zähigkeit und schaffen bessere Männer als Milchkaffee und saurer Wein." Wir schlossen aus dieser letzteren Wendung, daß er uns (was einem ja in England immer passirt) für Franzosen halte, und nahmen Veranlassung ihn über unsere Abstammung aufzuklären. „Deutsche also?" fuhr er jetzt fort. „Ja die Deutschen! Ich war in Hamburg; kind people those germans and I like them, but I beg your pardon, Sir, all effeminate." Also „alle verweichlicht," und die Hamburger an der Spitze, die doch halb englisch sind. Wir lachten herzlich, beklagten den versäumten Whisky unserer Jugend und gingen zu andern Dingen über.

Es war spät, als wir bei der mangelhaften Beleuchtung, die der untergehende Mond gab, vorsichtig über den Hof hintappten und im Putzzimmer der Waschfrau unsere Betten hergerichtet fanden. An den Wänden hingen zwei eingerahmte Bilder („Bombardement von Sebastopol" und „Schiffbruch"), die an bekannter Stelle die Worte zeigten: „Verlag von Zawitz, Druck von Hesse in Berlin." Aber weder Sebastopol, noch Zawitz, noch Hesse hielten uns länger wach, selbst das Gestampfe und Geprusle der Pferde unter uns verhallte bald ungehört und ein fester Reiseschlaf, ohne Traum und Sorge, kam über uns.

Der andere Morgen sah uns bei guter Zeit wieder am Bord des Stork, eines Hutcheson'schen Steamers, der für diesen Tag einen seiner regelmäßigen Ausflüge nach Staffa und Jona vorhatte. Mr. Hutcheson selbst war an Bord, um, wie er oft thut, dem Comfort und Wohlbefinden der Reisenden nach Möglichkeit Vorschub zu leisten.

Die ersten Punkte von Interesse, die wir passiren, sind Dunolly-Castle und Dunstaffnage-Castle, zwei Schloßruinen in fast unmittelbarer Nähe von Oban selbst. Die Geschichte, die sich an diese Schlösser knüpft, zeigt deutlich, daß diese unwirthbaren Küsten nicht immer politisch bedeutungslos waren und trotz einer dünngesäeten Bevölkerung (damals wie heut) mehr denn einmal mit eingriffen in die Geschicke des Landes. Robert Bruce, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, drang bis in diese Gegenden vor, um einen Widerstand zu brechen, der zu ernst war, um ihn unberücksichtigt zu lassen, und noch drei Jahrhunderte später hausten hier die Soldaten Cromwells und stürmten Schlösser und feste Plätze. In Dunolly-Castle befindet sich eine Curiosität aus der Zeit der erstgenannten Kämpfe, und zwar eine Broche König Roberts I. (Robert Bruce) selbst. Diese Broche kam auf folgende Weise in die Hände der Mac Dougalls, der damaligen und heutigen Besitzer von Dunolly-Castle. Robert Bruce, auf seinem Kriegszuge gegen die Westinseln, wurde von den Mac Dougalls angegriffen und zurückgedrängt. Er selbst deckte den Rückzug der Seinen. Drei von den Clansleuten der Mac Dougalls, ein Vater und seine zwei Söhne, erkannten den König und gelobten sich ihn todt oder lebendig in ihre Hände zu bringen. Sie drangen an einer schmalen Stelle, die kein Entkommen zuließ, gemeinschaftlich auf ihn ein. Der älteste Sohn faßte den Zügel, ein Hieb des Königs

Digitized by Google

aber trennte ihm den Arm vom Rumpf. Der jüngere Bruder hatte gleichzeitig den Fuß des Königs gepackt, um ihn mit aller Kraft aus dem Sattel zu wuchten, der rasch eingedrückte Sporn des Königs aber ließ das Roß wild anſpringen und der niederſtürzende Angreifer fiel unter die Hufe des Pferdes. In dieſem Augenblick griff der Alte nach dem Mantel König Roberts und war eben im Begriff ihn ſelbſt herabzuzerren, als dieſer mit ſchneller Geiſtesgegenwart die Brooche öffnete, die den Mantel zuſammenhielt, und ſich mit Zurücklaſſung beider befreite. So kamen Mantel und Brooche in die Hände der Mac Dougalls; nur die letztere exiſtirt noch.

Dunſtaffnage-Caſtle iſt noch von größerer Bedeutung. Hier befand ſich urſprünglich der ſchottiſche Krönungsſtein, der ſpäter nach Scone und von dort aus, nach der Vereinigung beider Königreiche, nach der Weſtminſterabtei geſchafft wurde. Ueber den eigentlichen Urſprung dieſes Steins exiſtirten und exiſtiren noch allerhand Sagen und Legenden. Jakob (wohlverſtanden keiner der ſchottiſchen Könige, ſondern der Sohn Iſaaks) ſollte darauf geſchlafen und ſeinen Traum von der Himmelsleiter gehabt haben. Jetzt weiß man zur Genüge, daß das vorgebliche Kopfkiſſen des Patriarchen aus demſelben Kalkſtein beſteht, den die nachbarlichen Felſen von Dunſtaffnage-Caſtle aufweiſen, und daß mithin guter Grund vorliegt, den ſchottiſchen Königsſtein als ächt ſchottiſches Landesprodukt anzuſehen.

Unſer Steamer führt uns zunächſt in weſtlicher Richtung über einen breiten Meerbuſen hinüber, der das ſchottiſche Feſtland von der Inſel Mull und der Halbinſel Morven trennt. Zwiſchen den beiden letzteren liegt eine ſchmale Waſſerſtraße, der Sund von Mull, in die wir eben auf dem Punkt ſtehen einzubiegen. Der Capitän tritt freundlich an uns heran, um uns an der Südoſtſpitze der Einfahrt eine nur hausgroße Inſel zu zeigen, die den Namen Lady's Rock führt. Auf dieſem Felſen, der zur Fluthzeit von den Wellen überſchäumt wird, ſetzte ein Häuptling der Macleans ſeine Gemahlin aus, um mit Hülfe der nächſten Fluth ſich ihrer auf immer entledigt zu ſehen. Ihre Brüder indeß erhielten Nachricht von dieſem Akt raffinirter Bosheit und erſchienen zeitig genug, um die Unglückliche zu retten. Maclean ſelbſt wurde ſpäter von einem der Brüder auf offener Straße in Edinburg ermordet. Das war ſo Styl damals.

Während der Capitän uns dieſe Borgänge mit der Ruhe eines Führers von Fach zum Beſten gibt, ſind wir in den ſchmalen Sund hineingeſteuert und haben nun Mull zur Linken, Morven zur Rechten. Wer ſeinen Oſſian einigermaßen in Kopf und Herz mit ſich umherträgt und der Könige und Helden gedenkt, die alle „Morven“ ihre Heimath nannten, der wird ſich einigermaßen enttäuſcht fühlen, wenn er an dieſem öden Küſtenſaum vorüber fährt, der ſich weigert, einen Grashalm hervorzubringen, und doch ſo viele Helden gezeugt haben ſoll. Es gibt eine Armuth des Bodens, die den Muth nicht mehr ſteigert, ſondern ihn bricht. Und doch herrſchte hier einſt ein buntes, reiches Leben, nicht in Oſſianiſchen Zeiten nur, deren wirkliches Bild ſich unſerer Controle entzieht, ſondern bis tief in's fünfzehnte Jahrhundert hinein, bis in die Zeit der Tudors und Stuarts. Häuptlinge hauſten hier, die Bündniſſe mit fremden Mächten ſchloſſen und aufhoben, als ſey dieſes weſtliche Inſelreich ein Reich wie Schottland ſelbſt, und inmitten aller Rothheit trieb das Leben hier Blüthen, nach denen man jetzt vergeblich die kahlen Bergflächen Morvens oder die Baſaltbauten der benachbarten Inſelgruppen durchſuchen würde. Der Kreislauf des Bluts geht jetzt durch enger gezogene Kreiſe, alles drängt den großen Städten, den fruchtbaren Ebenen zu und die Extremitäten werden blutlos und ſterben ab.

Was von den Küſten Morvens gilt, gilt nicht minder von der Inſel Mull, die ſich baum- und ſtrauchlos, nur ſelten durch eine Caſtellruine unterbrochen, zu unſerer Linken entlang zieht. Tobermory, ein Jahrmarktsflecken mit kaum zweihundert Einwohnern, bildet den Mittelpunkt aller Intereſſen. Wo jeder Meiler ein Dorf vertritt, wird ein Dorf zur Reſidenz. Auf der Höhe von Tobermory legt unſer Steamer auf Augenblicke bei, um einige Roßkämme und alte Jahrmarktsfrauen an's Land zu ſetzen; dann aber brechen wir mit geſteigerter Schnelle auf, umfahren raſch die Nordſpitze der Inſel, und nunmehr den Ocean vor uns, nehmen wir unſern Cours in ſüdweſtlicher Richtung, jenen gleich unſcheinbaren und doch gleich berühmten Inſeln zu, Staffa und Jona. *

* Aus Verſehen iſt der Ausflug nach Staffa und Jona vor dem Artikel: Der caledoniſche Kanal, mitgetheilt worden.

Digitized by Google

Zwiſchen XI. und XII.

(Schluß.)

Eine Pauſe entſtand, während welcher die Gräfin mit ihren Taſſen und Kannen klapperte, um ihren Verdruß zu verbergen; denn zum zweiten male blieb man ihr das Ende einer Erzählung ſchuldig, und dießmal konnte ſie dieſes Ende nicht erzwingen. Eine corpulente Frau in den Sechzigen trat mit der Tänzerin zugleich ein und wurde von dieſer der Geſellſchaft als ihre Begleiterin vorgeſtellt.

„Madame Bontemps!“ ſagte die Tänzerin. Die Duenna machte eine reſpektvolle Verbeugung und nahm dann auf dem Stuhle Platz, der neben dem Medicinalrath leer geblieben. Dieſer ſah ſie ſcharf und prüfend an, als wollte er ſagen: „Wieder ein neues Inſekt! Laßt uns ſehen, in welche Klaſſe es zu bringen iſt.“ Madame Bontemps bemerkte dieſen Blick und ſenkte ihr Auge. Die Lichter und der Punſch wurden gebracht. Man rückte näher zuſammen. Die alte Dame ſchob ihren Theeapparat bei Seite, denn ſie hoffte auch Theilnehmerin an der Punſchbowle zu ſeyn.

Der Chevalier goß die Gläſer voll. Er reichte das erſte der alten Dame, indem er ſie fragte: „Was hatten Sie nur, meine Gnädigſte, als wir vorhin eintraten? Sie ſchienen ſo aufgeregt.“ — „Sie werden lachen, lieber Freund, wenn ich es Ihnen ſage. Der einfältige Mann, der Wagenmeiſter, den ich aus früherer Zeit kenne, erzählte mir eben eine Geſchichte —“ — „Und dieſe Geſchichte handelte?“ — „Vom Teufel.“

Die Tänzerin ſetzte ihr Glas, das ſie eben an die Lippen gebracht, nieder und rief: „Mein Himmel, was iſt das für ein entſetzlicher Gegenſtand!“ — „Für Sie doch nicht, Mademoiſelle!“ rief die alte Dame lächelnd. „Ich beſinne mich, Sie in einem Ballet mit Seiner böllſchen Majeſtät tanzen geſehen zu haben, der, nachdem er Ihnen die graziöſeſten Stellungen abgelockt, Sie an den Haaren ergriff, um Sie in die Hölle zu ſchleifen. Sie tanzten, oder vielmehr Sie ſpielten vortrefflich.“

„Ja,“ erwiederte das junge Mädchen, in Nachſinnen verſinkend, „ich weiß, daß ich einmal und nicht wieder dieſe Partie übernahm, und nie wird es aus meinem Gedächtniß ſchwinden, welchen Schauder ich empfand, als das Phantom ſich meiner bemächtigte. Es mochte ſeyn, daß dieſe Reizbarkeit, die ich in allen Gliedern empfand, Folge eines kurz vorher überſtandenen Nervenfiebers war; allein ich litt unſäglich. Ich kannte den Tänzer, der den Teufel machte; er war ein tüchtiger Künſtler und außer der Bühne ein wohlwollender, liebenswürdiger Mann. Wie oft hatte ich mit ihm in heiterer Geſellſchaft gelacht und geſcherzt! Es war alſo nicht daran zu denken, daß ſeine Erſcheinung ſelbſt in dieſer Rolle etwas Dämoniſches für mich gehabt hätte, und dennoch kann ich verſichern, daß im Augenblick, wo er mich umfaßte, ich mit ihm rang und endlich widerſtandlos in ſeinen Armen lag, es nicht mehr derſelbe wohlbekannte Mann war, ſondern eine fremde, entſetzliche Erſcheinung. Ich ſchrie auf, ich wand mich zuckend und ſträubend; das Publikum, das dieſe Affekte für täuſchend der Natur abgelauſchte Geſten hielt, überſchüttete mich mit Beifall; indeſſen wurde ich mehr todt als lebend von den Brettern getragen.“

„Ich verſichere Sie, meine Herrn und Damen,“ ſagte die Gräfin, „die Scene war ein Meiſterſtück, und wäre Mademoiſelle nicht bereits berühmt geweſen, dadurch hätte ſie es werden müſſen.“ — „Ich dachte mir —“ rief die Tänzerin, und hier hielt ſie die Hände vor's Antlitz und ein heftiges Zittern befiel ſie. „O Gott, was dachte ich mir nicht Alles! Ich glaubte gewiß zu ſeyn, daß es ein ſolches Phantom gebe — nicht Phantom, nein! Wirklichkeit! — ein Geiſt, über alles hinaus furchtbar — und daß es unſere Beſtimmung ſey, ihm zu verfallen, wenn irgend eine geheime, gräßliche, ungebüßte Schuld unſern Buſen im Tode belaſtet! Nie, nie wieder will ich eine ähnliche Qual empfinden, ich würde rettungslos darin untergehen.“

Lange Zeit nach dieſem leidenſchaftlichen Ausſpruch des jungen Mädchens ſchwieg man. Endlich fragte der Chevalier die alte Dame: „Was erzählte Ihnen der Wagenmeiſter?“ — „Mon Dieu! Ein Ammenmährchen, mehr und beſſeres war es nicht. Der Teufel ſoll ſich in dieſem Zimmer dem Bewohner deſſelben gezeigt haben. Aber dieſer Mann war bereits verrückt, ehe er den Teufel ſah, und wurde es noch mehr, ſeitdem er zu behaupten beliebte, mit demſelben zuſammengetroffen zu ſeyn.“ — „In dieſem Zimmer?“ fragte die Tänzerin. Der Medicinalrath hatte ſeinen Blick auf eine Stelle der Tapete gerichtet; jetzt ſagte er: „Bemerken Sie jenen Jäger? Anfangs ſteckte er, kaum kenntlich, tief im Walde und jetzt iſt er ganz deutlich hervorgeritten. Wir können die bleichen Züge durch die Waldesnacht erkennen. Iſt das nicht ſeltſam?“

Digitized by Google

Alle schauten auf die alte Tapete und jedem kam es vor, als wenn die Figur eines Jägers zu Pferde sehr sichtbar hervorträte. — „Jetzt steigt er ab," fuhr der Arzt fort, „Allen erkennbar steigt er ab, im Bilde, und bald wird er unter uns seyn."

Die Tänzerin verhüllte auf's neue ihr Gesicht und die Begleiterin stand auf, um sich in eine Ecke des Zimmers zu flüchten. Die alte Dame rief ärgerlich: „Schon vorhin machte dieses Phantom seine Experimente; es ist indessen nichts als eine feuchte Stelle in der morschen Tapetenwand. Stehen Sie auf, Chevalier, und beleuchten Sie mit einem Lichte den Fleck."

Es geschah und beruhigt kehrte die Gesellschaft zu ihren Plätzen zurück. Der Medicinalrath erhielt von der alten Dame einen verweisenden Blick, um den er sich jedoch nicht kümmerte, sondern lächelnd auf seine Scheeren und Zangen niederschaute.

„Etwas Wahres übrigens muß an der Sache seyn," hob, nachdem er die Gläser wieder gefüllt hatte, der Chevalier an; „denn weßhalb begegneten sich sonst alle Völker und Zeiten in Zeugnissen und Beweisen über die Existenz dieses obersten Fürsten des Reiches der Finsterniß und der Sünde? Es ist noch kein Jahrhundert verflossen, seit die Gerichte noch öffentlich absprachen über das Factum eines frevelhaften Umgangs zwischen Mensch und Teufel. Nicht Alles kann Täuschung und Betrug gewesen seyn. Es muß irgendwo und irgendwie ein teuflisches Urbild zu allen diesen mehr oder minder wohl getroffenen Copien gesessen haben. Wir finden in Luther einen Bekenner der persönlichen Existenz des Teufels; er sah ihn, er schleuderte nach ihm in voller Wuth, was ihm gerade in die Hand kam, und dieß war das unentbehrliche Tintenfaß. Der Stifter unseres Bekenntnisses traf mit diesem gefallenen Engel zusammen und sah ihn in seiner ganzen düstern Majestät. Ich muß gestehen, daß ich ihn mir so auch am liebsten denke; ich finde keinen Gefallen an dem Spaßmacher des Mittelalters."

„Da haben Sie Unrecht," bemerkte der Medicinalrath, „denn gerade der Widbold, der Spötter ist der unverbesserliche Böse. Ein altes Sprüchwort sagt: „Gott und der Deutsche lachen nie," und deßhalb verstehen beide keinen Spaß. Der Spott, der Hohn, der Spaß ist des Teufels Sache. Christus und die Heiligen sind immer ernsthaft, der Teufel ist der Spaßmacher. So geht es bis auf die neueste Zeit. Die Deutschen haben in Voltaire den Antichrist, ja den Teufel in Person gesehen."

„Während die Franzosen," sagte die alte Dame, „in ihm nur den Bonhomme sehen, qui rit et qui fait rire. Das ist ganz nach meinem Geschmack, denn ich muß gestehen, ein ernsthafter Teufel wäre mir langweilig und verführte mich schon deßhalb gewiß nicht."

„Und doch ist die ewige Pein etwas sehr Ernsthaftes und eine Qual ohne Ende eine entsetzliche Vorstellung!" seufzte die junge Tänzerin. — „Eine ewige Pein!" rief der Medicinalrath. „Was heißt das? Wir Aerzte, die wir mit der Natur, ihren Zuständen, ihrem Zeitmaß und ihren unerschöpflichen Hülfsquellen vertraut sind, wissen nichts von einer ewigen Pein. Eine geschlagene Wunde heilt, ein abgenommenes Glied läßt keinen ewigen Schmerz zurück."

„Ja, wenn wir materiell urtheilen wollen," bemerkte der Chevalier; „aber es gibt Seelenzustände. —" — „Die nicht anderes sind als die des Körpers. Zuletzt ist alles analog." — „Am Ende sind Sie wohl der Teufel," setzte die alte Dame munter hinzu; „denn Sie wollen uns Allen die ewige Pein, also auch die ewige Herrlichkeit abstreiten." — „Ich bin ein Arzt," erwiederte der Gescholtene trocken.

Der Chevalier reichte der Tänzerin die Hand über den Tisch hin, indem er sagte: „Lassen Sie sich nicht irre machen, theure Eliza; wir wollen immerhin an eine ewige Pein und an ein nicht endendes Entzücken glauben. Für Seelen, die einer edlen Schwärmerei fähig sind, ist der Glaube an Himmel und Hölle etwas Unentbehrliches. Wir dürfen nur beides nicht materiell nehmen. Lassen Sie hören, worin suchen Sie die Qual einer abgefallenen und verdammten Seele, die irgend ein begangenes Unrecht abzubüßen hat?"

„Ich habe einst einen Traum gehabt," hob die junge Dame zögernd an, „wo ich in einem wunderbar schönen, aber einsamen Parke jemand erwartete, der nicht kam. Die Qual, mit der ich die dunkeln Baumgänge hinab und hinauf eilte, immer hoffend, den Geliebten kommen zu sehen, und ihn doch nirgends erblickend, ist mit Worten nicht zu beschreiben. Mein Herz ward von der Ungeduld Faser um Faser gleichsam zerrissen, ich starb vor Sehnsucht, und mußte wieder ausleben, um wieder zu sterben. Todtmüde machte ich immer wieder dieselben eilenden, fliehenden Schritte, bis ich endlich zusammensank und mit dem Namen des Treulosen auf der Lippe den letzten, martervollen Seufzer gen Himmel schickte. Wie ich so gebrochen im dunkeln Grase lag, rief mir eine Stimme zu: das ist die Hölle!"

„Eliza!" rief der Chevalier bewegt, „Sie mahnen mich, daß ich Aehnliches einst empfunden. Seitdem ich an diesem beklagenswerthen Zustand des ewig Wachseyns leide, habe ich auch Bilder und Träume besonderer Art. So erschien mir einst der Teufel — doch seyen Sie ruhig, meine theuren Zuhörer — im Traume,

Digitized by Google

und klagte mir, daß seine eigentliche Pein in Schlaflosigkeit bestehe. Er könne und könne nicht schlafen. Sie lächeln? Es hat aber etwas für sich. Bedenken Sie, daß zu einem sanften, erquickenden Schlummer vor allen Dingen Ruhe und Frieden des Gemüths gehört, und daß das Gewissen den Bösen niemals zu diesem Frieden kommen läßt. Und welche Qual ist ein ewiges Wachen! Im Schlafe vergißt der Unglückliche sein Unglück, der Bedrohte die drohende Strafe, der, der Unrecht that, fühlt im Schlafe nicht den Stachel der Reue. Aber immer sich unglücklich wissen, stets vom Gewissen sich gepeinigt fühlen, fortwährend sich von einem nahen drohenden Geschick umstellt sehen — welche Pein! Als der Teufel mir seine Schlaflosigkeit klagte, besinne ich mich, daß ich alles Ernstes auf Mittel dachte, wie ich ihm Schlaf verschaffen könnte, so heftig bewegte mich das Mitleid mit einem so hoffnungslosen Zustande."

„Demzufolge," setzte der Medicinalrath hinzu, „müßte man im Himmel vortrefflich schlafen, und der beste jemals gelebt habende Mensch wäre unfehlbar der vielbekannte Siebenschläfer, der mit seinen Brüdern siebzig Jahre in einer Höhle schlafend zubrachte." — „Das ist nun wieder diabolisch spottend!" rief der Chevalier.

Man hörte das Heranrollen eines Wagens und alle sahen sich nach dem Wagenmeister um, der hereintrat und meldete, die „Wiege" sey angelangt. „Es ist ein Herr in der Wiege gekommen," setzte er hinzu, „dem der eine Arm in der Binde hängt." Er habe sich nach Mademoiselle Perluska erkundigt, und als er vernommen, daß sie hier bereits warte, habe er sich unten, in dem sogenannten Krankenzimmer, auf's Sopha gelegt und rauche jetzt aus einer unbeschreiblich langen Pfeife, die ihm der Diener angezündet.

„Habt Ihr nicht gehört, lieber Freund, ob der Arm gebrochen ist?" fragte der Medicinalrath. „In diesem Falle solltet Ihr ihm bemerklich machen, daß ein Arzt in der Nähe ist." — „Ich werde diesen Auftrag ausrichten," erwiederte Waldmüller.

Die Tänzerin war aufgestanden, und nachdem sie mit ihrer Begleiterin ein paar Worte gewechselt, bat sie nochmals um Erlaubniß, die Gesellschaft auf einige Zeit verlassen zu dürfen. Diesen Augenblick hatte die alte Dame mit Ungeduld erwartet; sie bog sich, kaum war das junge Mädchen aus dem Zimmer, wieder zum Chevalier, indem sie mit funkelnden Augen rief: „Aber nun, mein Freund, wie war's mit Ihrer Erzählung?" — „Sie soll jetzt folgen," erwiederte der Gefragte.

III.

„Unsere junge Dame," hob der Erzähler an, „leidet an einem Uebel, das, wie man behauptet, sie bereits als Kind auf die Welt gebracht. Es ist dieß ein eigenthümlicher Duft, den sie exhalirt, und der bei seinem Beginn lebhaft an Veilchenduft erinnert, dann aber, wenn er stärker wird, einen durchdringenden und betäubenden Charakter annimmt und, zu dem höchsten Grade seiner Entwicklung angelangt, ein Verwesungshauch wird."

„Ah ciel!" rief die alte Dame und schleuderte in der Aufregung ihren Arbeitsbeutel in die Ecke des Sophas. „Das ist allerdings ein remède contre l'amour." — „Hm, hm!" murmelte der Arzt, „was gibt man zur Erklärung dieses Phänomens an?" — „Man erzählt eine sonderbare Geschichte." — „Machen Sie uns mit dieser bekannt."

„Die schöne Eliza ist die Frucht der zärtlichen Verbindung eines vornehmen Mannes mit einer Dame aus der höheren Gesellschaft. Der vornehme Mann, den ich vor der Hand, weil ich keinen andern Namen angeben mag, Adolph nennen will, hatte vor dieser Verbindung mit dem Fräulein ein Verhältniß mit einem Mädchen niedern Standes gehabt, das er auf das zärtlichste geliebt und von dem er wieder geliebt worden. — Aber ich höre Schritte!"

„Wer kommt denn nun schon wieder?" rief die alte Dame heftig. „Ist man denn in diesem verwünschten Zauberschloß nie vor Unterbrechungen sicher?" — „Es wird Eliza seyn," sagte der Chevalier. — „Nein, es sind die Schritte eines Mannes," rief der Medicinalrath. „Richtig, es ist unser Freund, der Wagenmeister, der da kommt, um mir anzuzeigen, daß meine Hülfe nöthig ist. Nun, wie geht's, Waldmüller? Nicht wahr, ich soll dem Fremden den Arm abnehmen?"

„Für's erste," erwiederte der Gefragte lächelnd, „wird ihm daran gelegen seyn, seine Gliedmaßen vollständig beisammen zu behalten. Er ist in eifrigem Gespräch mit Fräulein Perluska begriffen." — „So mag er denn behalten, was sein ist!" rief der Arzt verdrießlich. „Ich strecke meine Hand nur in dem Fall nach dem Eigenthum Anderer aus, wenn ich merke, daß der fernere Besitz ihnen schädlich ist, oder daß sie zu viel besitzen." — „Zwei Arme und zwei Beine besitzen zu wollen, scheint mir doch eben kein Luxus zu seyn, und das könnte man wohl jedem ehrlichen Menschen gönnen!" sagte die alte Dame etwas gereizt. — „Wenn sie gesund sind, ja. Aber ein Bein, mit der Knochenfäule behaftet, ein Arm, in dem der Schwamm

Digitized by Google

sitzt, sind Luxusartikel und darum entbehrlich. So sehe ich wenigstens die Sache an; wie unwissende und nervenschwache Damen sie betrachten, darum kümmere ich mich nicht."

Die alte Dame schob ihren Theetopf mit großem Geräusch bei Seite und fuhr mit einer Art Wuth in einen Korb, in welchem sich hundert kleine unnöthige Dinge befanden. Sie brachte einen Knäul hervor von rother Seide, den sie abzuwickeln begann, um daraus, der Himmel weiß zu welchem Zweck, einen dem aufgelösten völlig gleichen Knäul zu machen. Der Medicinalrath fragte den Wagenmeister, weßhalb er denn erschienen sey, wenn er nicht des Fremden wegen gekommen.

„Um anzuzeigen, daß der „enge Heinrich" nunmehr in Zeit einer starken halben Stunde bereit zum Ausmarsch seyn wird." — „Schon gut, schon gut!" riefen alle vier Stimmen. „Man wird sich darnach einrichten, gehen Sie nur!"

„Nun denn," fuhr der Erzähler fort, „das zärtliche Verhältniß Astolphs und Egeriens, so will ich das arme Mädchen nennen, wurde durch die Dazwischenkunft Julias, der Dame aus der Gesellschaft, getrennt. Julia, eine herrschsüchtige Kokette, die nicht etwa, weil sie Astolph liebte, sondern nur weil es ihrer Eitelkeit schmeichelte, mit ihm ein Verhältniß zu haben, die arme Egerie verdrängt hatte, kümmerte sich wenig um den namenlosen Schmerz und den Kummer des armen verlassenen Mädchens. Dieses Mädchen war Blumenhändlerin und Astolph sah sie zum erstenmal, als er einmal von der Jagd heimkehrte und ihm die Kleine einen Veilchenstrauß bittend entgegen hielt. Er kaufte die Blumen und bezahlte mit seinem Herzen. Julia glaubte bereits dieses Herz zu besitzen, ja ihr Stolz schilderte es ihr als möglich, daß sie die Gemahlin Astolphs werden könnte; daher war sie doppelt mit Zorn und Rache erfüllt, als sie die neu aufkeimende Leidenschaft ihres Erwählten erfuhr. Egerien bei Seite zu schaffen, sie wo möglich aus dem Kreise der Lebendigen zu verbannen, dieß war nun ihr eifriges Bemühen, für das sie alle Kräfte ihres Geistes, alle Mittel ihrer Macht in Thätigkeit setzte. Es gelang. Es wurden dem Geliebten Zweifel an der Treue des Mädchens beigebracht, er verließ sie und die Unglückliche hatte nun niemand, der sich ihrer annahm, als einen Bruder. Dieß war ein junger Mann von finsterem und entschlossenem Charakter, und es gelang ihm, wie die Folge zeigen wird, seine arme, verrathene, geopferte Schwester auf eine auffällige, durchgreifende Weise zu rächen."

„Egerie starb, und zwar durch Selbstmord. Man fand ihre Leiche am Ufer des Flusses, der einen Theil der Parkanlagen in der Umgebung des Schlosses Astolphs durchzieht. Der Zufall wollte, daß gerade am Abend jenes verhängnißvollen Todestages Julia einen späten Spaziergang machte und sich in der Nähe des Flusses befand, als sie den Lärm vernahm, den die zur Rettung herbeieilenden Leute machten. Sie blieb stehen und lauschte. Man nannte ihr verworren mehrere Namen durcheinander, und auch den Egeriens. Sie wollte enteilen, als durch die Gebüsche ein Mann in der Kleidung eines Arbeiters sich auf sie stürzte, sie am Arm ergriff, sie au das Ufer zog und mit kräftigem Schwunge die Zitternde auf den eben aus den Fluthen gezogenen Leichnam der Selbstmörderin schleuderte, indem er zugleich entsetzliche Flüche ausstieß und der Menge diejenige zeigte, die Schuld am Tode seiner Schwester sey."

„Die Todte hatte einen Kranz von Veilchen auf dem Haupt und einen Strauß auf der Brust; sie hatte sich zum Tode geschmückt. Als Julia auf die Leiche hinstürzte, begrub sie ihr Haupt in die Fülle der blühenden Veilchen, und damit vergingen ihr die Sinne. Als sie erwachte, befand sie sich in einem Zimmer des Schlosses und sah den Arzt an ihrem Bette. Die Unglückliche sah ihrer Entbindung entgegen; dieser Vorfall beschleunigte die Geburt und noch in derselben Nacht gebar sie unter Qualen, die ihr Leben bedrohten, eine Tochter, und dieses Kind ist unsere — Eliza. Die Natur hat gleichsam dem Rächer frevelhafter Thaten die Hand gereicht, sie ist mit ihm in einen Bund getreten; nur hat sie zur Kundgebung ihrer Macht ein Opfer gewählt, das unschuldig war. Was konnte die arme Eliza für den Frevel der Mutter? Und doch sollte sie die Verkünderin derselben bleiben. Schön wie ein Engel wuchs sie empor, aber bald zeigte sich an ihr jenes unselige, mysteriöse Merkmal und war Ursache, daß die unnatürliche Mutter, die durch ihr eigenes Kind stets von neuem an die entsetzlichste Stunde ihres Lebens gemahnt wurde, sie frühzeitig verstieß und sie ihrem Schicksal überließ. Dieses war dennoch ein glänzendes. Das Talent des Mädchens entwickelte sich früh, sie wurde von einer reichen, wohlthätigen Dame adoptirt, deren Namen sie annahm, und gehört jetzt in behaglicher Existenz zu den hervorragendsten Zierden der Bühne."

Der Chevalier hatte seine Erzählung beendet und die alte Dame, die ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, fragte: „Kennt die Dame ihren Ursprung? Haben Sie diese Geschichte aus ihrem Munde?" — „Aus keinem andern," erwiederte der Chevalier. „Da sie aber bereits als dreijähriges Kind Deutschland

Digitized by Google

verließ, hat sie keine Kenntniß von dem, was ihre Familie angeht. Sie will auch keine haben. Die Handlungsweise ihrer Mutter hat sie mit Abscheu erfüllt, die Geschichte ihrer Abstammung ist ebenfalls nicht geeignet, im Busen eines jungen, schuldlosen Wesens Sympathien für die Vergangenheit zu erwecken. Nur meinen wiederholten Vorstellungen und Bitten hat sie in so weit nachgegeben, daß sie sich jetzt entschlossen hat, da sie längere Zeit in Deutschland verweilen will, Nachforschungen anzustellen. Von ihrem Vater, jenem unwürdigen Astolph, weiß sie, daß er todt ist. Ihr sehnlicher Wunsch ist, den Bruder jener unglücklichen Egerie zu finden, an dem ihr edles Herz gut zu machen hofft, was durch die an ihm gesündigt worden, der sie ihr Leben dankt."

„Sie wird ihn nicht mehr finden," sprach der Medicinalrath, indem er starr vor sich hin sah. — „Wie?" riefen die alte Dame und der Chevalier zugleich, „Sie wissen von der Geschichte, Doktor? Ihnen ist der Bruder Egeriens bekannt?"

„Ich glaube ihn gekannt zu haben," erwiederte der Gefragte, „doch kann ich mich auch täuschen. Hieß er nicht Ernst Roland?" — „Der Name ist mir nicht bekannt," sagte der Chevalier; „doch ohne Zweifel wird Eliza ihn wissen."

„Still! sie kommt!" rief die alte Dame. „Wir wollen eine vollkommen unbefangene Miene annehmen." Mit diesen Worten schüttelte sie etwas an dem blonden Lockenbusch, zog das Häubchen schärfer um's Kinn und lächelnd fing sie an eine Arie aus einer Operette zu trällern. Der Medicinalrath sah sie forschend und ernsthaft an, als hätte er nie zuvor in seinem Leben eine alte Dame, ein Spitzenhäubchen und einen Büschel falscher Locken gesehen, oder als hätte er noch nie in falschen Tönen singen hören.

Die Thüre öffnete sich, aber nicht die Tänzerin, sondern ihre Begleiterin trat ein, eilte zum Chevalier und zischelte ihm etwas in's Ohr, worauf er und sie das Zimmer verließen. — „Wohin? wohin?" rief die alte Dame und machte Miene von ihrem Sopha aufzuspringen. Sie erhielt aber keine Antwort und ließ sich wieder auf ihren Sitz nieder, indem sie murmelte: „Was ist nun das wieder?"

„Der Herr Chevalier scheinen ziemlich vertraut mit Mademoiselle zu seyn," sagte der Doktor. „Wie man doch, wenn man den ganzen Tag schläft, doch noch Zeit findet, hübschen Mädchen nachzulaufen!" — „Man scheint uns hier allein lassen zu wollen," hob die alte Dame an, indem sie unruhig auf ihrem Sitze hin und her fuhr. — „Ja, so scheint es," sagte der Medicinalrath und besah ruhig seine Scheeren und Zangen. — „Und vielleicht auf längere Zeit." — „Möglich." — „Ich wüßte in diesem Falle ein Mittel, wie wir uns die Zeit vertreiben könnten," fing die alte Dame in munterem Tone an.

Der Medicinalrath sah sie starr an und rückte dann mit seinem Stuhle etwas weiter ab vom Sopha. „Wenn wir zum Beispiel die Erzählungen fortsetzten, die begonnen worden sind," fuhr die alte Dame fort. „Sie erzählen mir, mein Freund, wie Sie die Bekanntschaft des Bruders der Anna Roland gemacht haben." — „Anna? Wie wissen Sie, Gnädigste, den Namen des Mädchens?" fragte der Doktor überrascht. „Sie wurde vom Chevalier als „Egerie" aufgeführt."

Die alte Dame schlug ein erkünsteltes kleines Lachen auf, hinter dem sie ihre Verlegenheit zu verbergen suchte, so wie den Verdruß, sich einem Manne wie dem Doktor gegenüber verrathen zu haben. „Hm!" rief sie; „man weiß ja wohl, daß ein Landmädchen bei uns nicht Egerie heißen kann. Der Name Anna ist mir nur so zufällig in den Kopf gekommen." — „Es ist jedoch der wirkliche Name des Mädchens," bemerkte der Arzt trocken. — „Erzählen Sie!" — „Sollten wir nicht die Zurückkunft des Chevalier abwarten? Ich glaube ihn auf der Treppe zu hören," sagte der Medicinalrath.

Es wurde ein verworrenes Geräusch vieler Stimmen laut, das von unten heraufschallte. Der Doktor und die alte Dame erhoben sich von ihren Sitzen und näherten sich lauschend der Thüre, wichen aber schnell wieder zurück, denn rasche Tritte kamen den Corridor entlang, und die Thüre aufsprengend stürzte der Wagenmeister herein. „Mord und Todtschlag, meine Herrschaften!" rief er athemlos. „Unten geht es fürchterlich zu! Ich werde die Gerichte kommen lassen; ich werde die Zimmer versiegeln lassen."

Die alte Dame flog an den Tisch zurück und suchte in der Eile ihr Geschirr und Silber einzupacken. „Was gibt es denn?" fragte der Doktor. — „Die beiden Herrn sind sich unten in die Haare gerathen," rief der Gefragte. „Es kommt zu einem Duell, und ein solches darf nach den Landesgesetzen, noch dazu in einem der Regierung zugehörenden Lokale, nicht stattfinden. Ich nehme die Gerichte in Anspruch." — „Sollte ein angeschossenes Glied abzunehmen seyn, so bin ich bereit," rief der Arzt, indem er das Etui zusammenschob und in die Tasche steckte. — „Nur fort, fort von hier!" rief die alte Dame, „ehe wir Alle arretirt werden."

Der Wagenmeister verließ das Zimmer und man hörte ihn die Treppe hinabstürzen. In diesem Augenblick erschien der Chevalier mit der Tänzerin am Arm.

Digitized by Google

Beide waren erhitzt und athemlos. Hinter ihnen folgte die Begleiterin.

„Beruhigen Sie sich, Eliza!“ rief der Chevalier. „Es soll das letztemal gewesen seyn, daß Sie von den Angriffen dieses Brutalen zu leiden gehabt haben. Ich werde künftig Ihr Schutz seyn, wo Sie sich auch befinden; ich werde Sie nicht mehr verlassen. Weinen Sie nicht, edles Mädchen, Ihre Thränen durchbohren mein Herz. Sehen Sie das bekümmerte Gesicht unserer Freundin, der guten Gräfin, auch sie kann Sie nicht weinen sehen. Alle Welt trauert, wenn Sie leiden, theure Eliza.“

„So ist's!“ rief die alte Dame, indem sie die Hand des jungen Mädchens ergriff und sie zärtlich drückte. „Ich bin Ihnen herzlich gut, gewiß, das bin ich.“ — „Setzen wir uns wieder!“ nahm der Chevalier das Wort. „Das Ungeheuer unten hat seine Lektion bekommen. Will er die Sache noch weiter treiben, so mag er nur kommen. Er wird mich bereit finden, ihn mit den Waffen in der Hand zu empfangen.“ — „So ist es recht!“ sagte der Doktor trocken.

„Eine frische Bowle!“ gebot der Chevalier, und die Duenna eilte mit der leeren Schaale hinaus. Während dessen hörte man unten ein heftiges Gezänk des Wagenmeisters mit dem Fremden. „Der Unverschämte!“ rief der Chevalier; „nicht allein daß er es wagt, einer Dame, die ihn flieht, mit empörender Zudringlichkeit nachzusetzen, er bringt auch ein ganzes friedliches Haus in Aufruhr. Er soll gezüchtigt werden! Doch jetzt Ruhe, wenn ich bitten darf! Wie die Sache auch endet, sie darf uns die kostbaren Minuten nicht rauben, die wir noch beisammen sind. Nehmen Sie Platz, Eliza, setzen Sie sich, beste Gräfin. Da kommt die Bowle. Wir wollen unsere Plaudereien fortsetzen.“

„Es gibt nichts mehr zu plaudern,“ sagte der Medicinalrath. „Wir haben ausgeplaudert.“ — „Mit nichten!“ rief die Gräfin. „Gerade Sie sind uns noch eine Erzählung schuldig.“ — „So will ich erzählen.“

IV.

„Als ich eben mein Examen bestanden hatte und in die Reihe derjenigen Leute trat, die, wie Vater Molière sagt, ihre Zwiste und Streitigkeiten in den Eingeweiden ihrer Mitmenschen durchfechten, erhielt ich den Auftrag, die Irrenanstalten um W— herum zu besuchen. Nichts konnte mir gelegener kommen als eine solche Mission, die mir Stoff gab, auf meine Weise zu beobachten und Erfahrungen zu sammeln. Ich besuchte zuerst die Irrenanstalt zu St—. Es hatte sich damals gerade etwas ereignet, was einiges Aufsehen machte. Der Bruder eines kleinen regierenden Fürsten war plötzlich wahnsinnig geworden, und zwar auf unheilbare Art. Man brachte dieses tragische Ereigniß mit einer Hofintrigue in Verbindung und zugleich mit einer Entführungsgeschichte. Der letzteren zufolge hatte der durch Cabale und Ränke herbeigeführte Tod eines jungen Mädchens, das der Prinz leidenschaftlich geliebt, den Hauptanstoß zu der Geisteskrankheit gegeben, die später durch ein seltsames Zusammentreffen mit einem wirklichen Irren zum Ausbruch gekommen war.“

„Diesen Irren hatte ich zu behandeln und meinen Händen war er entschlüpft, um das Unheil anzurichten. Dieser junge Mann, der Bruder eines verführten, geopferten Mädchens, bildete sich ein, vom Schicksal ausersehen zu seyn, die Schande und den Tod seiner Schwester zu rächen, und zwar sollte dieß auf eigenthümliche Weise geschehen. Er bildete sich ein, der Teufel zu seyn, oder wenigstens einer der Geister der Finsterniß. Ich muß gestehen, in der Ausbildung dieser Maske hatte er es weit gebracht; ich habe später nie wieder eine Physiognomie gesehen, die einer solchen Verzerrung fähig war. Um ihn zu beruhigen — denn wenn man ihm widersprach, wurde er völlig wüthend — gestatteten wir ihm manchmal, in seinem selbstgewählten barocken Costüm und in seiner Manier sich zu gebärden und zu sprechen, in den Sälen umherzugehen, wo er denn oft nicht verfehlte auf seine Mitgefangenen einen sehr heilsamen Einfluß auszuüben, indem er die Verstockten und Tobsüchtigen durch Schrecken bändigte. Wo nichts half, half der Teufel. Doch hatte er dabei nie aufgehört sein Ziel zu verfolgen, und dieß war, dem Verführer und Mörder seiner Schwester einst in der ganzen Majestät seiner diabolischen Größe zu erscheinen und ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Ich wußte diesen Plan und bewachte daher meinen Herrn Satanas besonders scharf. — Eines Tags fand er jedoch Mittel zu entschlüpfen. Wir suchten ihn, er war nirgends zu finden; er war durch Nacht und Nebel davon gerannt. Ich war genöthigt ihn in öffentliche Blätter zu setzen, und überall suchte man den Irren Ernst Roland.“

Der Chevalier rief hier rasch: „Halten Sie ein! Sehen Sie nicht, welche Wirkung Ihre Erzählung auf unsere junge Freundin macht? O Gott, wie bleich sie ist!“ — Die Tänzerin faßte sich und sagte mit Anstrengung zum Arzte: „Ich bitte Sie, mein Herr, beachten Sie meinen Zustand nicht; fahren Sie vielmehr in Ihrer Erzählung fort. Was wurde aus jenem unglücklichen Manne?“

„Ich fuhr nun,“ setzte der Erzähler seinen Bericht fort, „buchstäblich zum Teufel, das heißt, ich verfolgte die Spuren meines Flüchtlings, wo ich nur eine entdecken

Digitized by Google

konnte. Die Beschreibungen in den öffentlichen Blättern konnten nichts fruchten, denn ich konnte mir nach der Individualität des Wahnsinnigen denken, daß er sein Costüm nicht behalten habe. Endlich traf ich hier in dieser Gegend auf gewisse Anzeichen, die auch nicht trügten. Es war dem Flüchtling gelungen, hier in diesem Hause, das damals der bereits melancholische Prinz bewohnte, einzudringen, sich in die Garderobe zu schleichen, die Teufelskleider anzulegen und so dem kranken Herrn in einsamer Nachtstunde zu erscheinen. Was er beabsichtigte, gelang, er hatte sich vollständig gerächt an dem, dem er alle Schuld am Unglück der Seinigen beimaß. Der Prinz erschrack so heftig, daß er vollends in Wahnsinn verfiel."

„Dieß ist mir bekannt geworden," flüsterte Eliza leise und setzte die Hände faltend mit von Schmerz erschütterter Stimme hinzu: „Der Himmel schenke ihm Vergebung und die ewige Ruhe! Allein," setzte sie lebhafter hinzu, „was war das Schicksal Rolands? Sie bemächtigten sich seiner wieder?" — „Um ihn auf immer zu verlieren." — „So ist er todt?" — Der Arzt neigte bejahend das Haupt.

Es trat eine Pause ein; alle sahen in das gebeugte Antlitz Elizas. „So ist denn," sagte sie, „mir jede Möglichkeit genommen, an den Nächstlebenden der armen Anna durch irgend etwas gutzumachen, was an ihnen verbrochen worden. Das Geschick straft mich hart. Aber Sie haben noch nicht alles gesagt, mein Herr. Wo starb er? Im Irrenhause?" — „Nein, als ich damals in diese Gegend kam, hatte er sie bereits wieder verlassen. Ich sprach unter andern bei einem Pfarrer ein, um Erkundigungen einzuziehen; da hörte ich, daß sich bei diesem würdigen Geistlichen ein sonderbarer Gast eingefunden. Bei einem heftigen Gewitter hatte man unter einem Hollunderstrauche einen Menschen kauernd gefunden, der vor Frost zitternd nur mit Mühe zu bewegen war, in das Zimmer zu treten. Er wurde zu Bett gebracht und ein tödtliches Fieber brach aus. Ich kam dem Pfarrer zur rechten Zeit und er sprach sogleich meine Hülfe für seinen Gast an. Wie groß war mein Erstaunen und meine Freude, als ich in dem Flüchtling meinen Roland erkannte, der wo möglich toller war als je! Als sein Tod herannahte und der Geistliche ihm mit religiösen Trostgründen zusprechen wollte, rief er: „Still, lieber Mann, mir ist nicht zu helfen. Ich bin der Teufel! Geben Sie sich keine unnütze Mühe mit mir. Ich bin ein harter Kopf und werde es bleiben. Uebrigens sind zu viel unangenehme Berührungen zwischen mir und dem dort oben vorgefallen, als daß er es mit jemals vergeben könnte. Machen Sie sich nicht lächerlich, indem Sie Versöhnungsversuche anstellen, die nichts fruchten." Der Arme starb im Pfarrhause in ziemlicher Fassung und Ruhe."

„Er war unverheirathet?" fragte die Tänzerin. — „Zum Glück, ja," erwiederte der Arzt; „es lebte aber damals eine zweite Schwester von ihm, die jetzt auch todt ist. Ihr Töchterchen lebt und ist ein reizendes Kind. Sie ist hier im Hause und wird von ihrem Pflegevater, unserem Wagenmeister, aufgezogen." — „Man lasse sie sogleich kommen!" rief die junge Dame heftig. „So finde ich doch jemand, an dem ich ein Gelübde erfüllen kann, das sonst schwer auf meiner Seele lasten würde."

Die Duenna ging hinaus, um das Kind zu suchen, und kam alsbald, es an der Hand führend, zurück. Es war ein Mädchen von zwölf Jahren mit dem blühenden Gesichtsausdruck der Unschuld und der Freude. Von Allen wurde das kleine Wesen mit Zärtlichkeit begrüßt. Die Tänzerin zog sie an sich, küßte sie und fragte nach ihrem Namen. — „Ich heiße Anna," sagte die Kleine. — „Also auch Anna? Nun, willst du mich lieb haben, kleine Anna? Nicht wahr, du zürnst mir nicht, du bist mir nicht böse?"

Das Mädchen blickte die fremde junge schöne Dame mit Zeichen der Verwunderung und Befremdung an. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte, und erwiederte nur schweigend die Liebkosungen, mit denen sie überschüttet ward. Auf einen Wink der Tänzerin hatte sich die Begleiterin nochmals entfernt und kam jetzt mit dem Schmuckkästchen ihrer Gebieterin zurück. Eliza nahm daraus eine Schnur ächter Perlen, und indem sie das Etui öffnete, sagte sie: „Sieh hier, das sind die Thränen eines edlen Mädchens, das so unschuldig und gut war wie du, das aber die Welt und böse Menschen zu Boden traten. Ihr Schmerz ist dein Segen geworden, ihre Thränen wirst du künftig als Perlen tragen. Bewahre sie wohl auf, sie sind kostbar!" Mit diesen Worten schloß sie das Etui und überreichte es dem Kinde. Alle Anwesenden äußerten ihren Beifall.

„Auch ich habe an diesem Kinde etwas gut zu machen!" rief plötzlich die alte Dame und erhob sich aus ihrer Sophaecke. „Man erlaube mir, dem Drängen auch meines Herzens zu folgen." Sie hielt eine Geldrolle in der Hand, die sie kurz zuvor aus einem großblumigen seidenen Beutel genommen, und sie dem Kinde reichend, sagte sie: „Hier sind fünfzig Ducaten — einst dein Heirathsgut, meine Kleine. Bewahre sie wohl, oder vielmehr dein Pflegevater soll sie für dich bewahren."

Ueber diesen Akt der Großmuth, der bei der alten Dame etwas sehr Ungewöhnliches war, staunte die kleine Gesellschaft und rüstete sich eben zu neugierigen Fragen,

Digitized by Google

als die alte Dame in unbezwingbarer Aufregung und mit verſchobener Haube aus ihrem Winkel ſich erhob, zu der Tänzerin trat und mit ausgebreiteten Armen rief: „Ma chère nièce, embrassez moi!“

Die Tänzerin that einen Schritt zurück und betrachtete mit einer Miene voll Verlegenheit, ja Beſtürzung die vor ihr Stehende. Alles ſchwieg. Man wußte nicht, was man dazu ſagen ſollte. Aber nochmals rief die alte Dame, indem ſie ihre Brille abnahm und ſie vorſichtig auf den Tiſch legte: „Eh bien, ma belle, embrassez votre tante!“

„Wäre es möglich!“ ſtammelte die Tänzerin. — „Ich bin,“ ſagte die Gräfin, „die Schweſter jener Julia, die in unſern Erzählungen, ich muß es ſelbſt bekennen, eine ſo üble Rolle ſpielt. Indeſſen war ſie nicht ganz ſo ſchlimm, als es den Anſchein hat. Auf ihrem Sterbebett hat ſie bereut und ein Vermächtniß in meine Hände niedergelegt, das, im Fall ihre verſtoßene Tochter in Noth geriethe, zu ihrem Beſten verwendet werden ſollte. Ich habe das Meinige gethan, Sie aufzuſuchen, ma chère, aber ich fand Sie nicht. Hier mußte das Zuſammentreffen ſtattfinden, wo ich es am wenigſten vermuthete.“

Die Tänzerin warf ſich in die Arme ihrer Tante. Der Doktor und der Chevalier wünſchten beiden Glück. — „Und nun,“ rief der Chevalier, „will auch ich ſprechen. Reizende Eliza, Sie wiſſen, wie lange ich Sie bereits anbete. Das unangenehme Ereigniß vorhin und das glückliche jetzt machen mich kühn und meine Wünſche erhalten Sprache. Bleiben Sie bei der Bühne, aber ſeyen Sie meine Gattin! Sie bedürfen des Schutzes, theures Mädchen; Sie haben jetzt eine Tante, nehmen Sie in derſelben Nacht auch einen Mann! Nun ſprechen Sie! Die holde Röthe der Ueberraſchung kleidet Sie vortrefflich, aber ſie befriedigt meine Ungeduld nicht. Entſcheiden Sie ſich, ſeyen Sie die Meinige!“

Mit einem anmuthigen Lächeln reichte die Tänzerin dem Chevalier ihre Hand. „Bravo, bravo!“ riefen der Arzt und die alte Dame. „Das heiße ich die Zeit gut zubringen!“ — Der Medicinalrath ſetzte leiſe hinzu, er hoffe, das Eau de Violette werde ihm Schlaf bringen. Dieſe Bosheit wurde nur von der alten Dame gehört, die mit ihrem Tuche nach dem Spötter ſchlug, ihn aber nicht traf.

Der Wagenmeiſter trat ein. „Meine Herrn und Damen, der enge Heinrich und die Porzellanvaſe ſind bereit abzufahren. Es hat ſo eben drei Uhr früh geſchlagen.“ Beim Erſcheinen Waldmüllers fuhren alle ziſchelnd zuſammen. Man nahm ſich ſchnell einander das Wort ab, den Mann nicht weiter in die Geheimniſſe dieſer Nacht einzuweihen. Beſonders war die alte Dame dafür, daß gewiſſe Dinge, die nur in ihre Familie gehörten, nicht an die große Glocke gehängt würden. Nur der Umſtand mit den reichen Geſchenken für die Kleine mußte erklärt werden, und dieß übernahm die Tänzerin, indem ſie dem Mann ſagte, ſie habe aus Frankreich den Auftrag erhalten, die Geſchenke mitzubringen.

„O ich errathe, wer das ſeyn mag!“ rief der glückliche Mann, hoch erfreut. „Ich habe immer geſagt: gewiſſe Leute haben doch noch Gedächtniß. Man wird ſich erkundigt haben, daß von gewiſſen Leuten niemand da iſt, als gewiſſe Kinder. Nun, Ew. Gnaden werden mich verſtehen.“ — „Vollkommen,“ ſprach die alte Dame. „Jetzt aber laß Er die Sache gut ſeyn, und verwahre Er hübſch die dem Kinde gegebenen Schätze; es wird eine Zeit kommen, wo die kleine Närrin die Hände ſegnen wird, die ſich für ſie aufgethan.“

„Alſo, meine Herrſchaften!“ rief Waldmüller. „Wer reist nun ab?“ — „Wir Alle!“ rief die alte Dame mit einem ſiegreichen Lächeln. „Und zwar lade ich ſämmtliche Herrſchaften zu mir ein. Ich gebe meine Reiſe auf und kehre mit dem engen Heinrich zurück.“

„Vortrefflich!“ rief der Chevalier, indem er ſeine ſchöne Braut umarmte. „Wir haben von der Hölle angefangen zu ſprechen und wir endigen mit dem Himmel. Was ſagen Sie dazu, Herr Medicinalrath?“ — „Nur das Eine, daß ich unmöglich von der Partie ſeyn kann,“ erwiederte der Gefragte. „Mein Beruf verlangt meine Gegenwart an dem Orte meiner Beſtimmung. Ich reiſe demnach mit der Porzellanvaſe und wahrſcheinlich allein.“

„Der Herr unten, der Duellant reist mit Ihnen,“ nahm der Wagenmeiſter das Wort. — „Ums Himmelswillen!“ rief die alte Dame; „Sie werden doch nicht mit dieſem Eiſenfreſſer den weiten Weg allein zurücklegen wollen?“ — „Weßhalb nicht? Haut er die Menſchen in Stücke, ich flicke ſie wieder zuſammen.“

Alles lachte und eilte zur Thüre hinaus. Die alte Dame machte den Schluß, indem ſie ihre ſämmtlichen Schachteln, Beutel, Päckchen und Käſtchen theils dem Wagenmeiſter, theils dem Diener des Chevalier aufgepackt hatte. So wurde denn das Wartezimmer leer und das alte Poſtgebäude auf einige Zeit einſam.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, December.

Grundriß des genehmigten Stadtplanes.

Der vom Kaiser genehmigte Stadterweiterungsplan ist zur öffentlichen Betrachtung ausgestellt und ein Auszug daraus, nämlich ein Grundriß in verjüngtem Maßstabe, in den Handel gebracht. Wir wissen jetzt, nach welchen Grundsätzen sich Groß-Wien entwickeln kann und soll, und da auch eine neue Bauordnung die Mängel der früheren gehoben hat, so darf diese Entwicklung beginnen, sobald sich Geld findet, um einige von den sechshundert Baustellen zu benutzen, von denen fünf Sechstel noch „auf grünem Anger“ stehen, wie sich die sonst so nüchterne Baubehörde-sprache poetisch genug ausdrückt. Die Ausführung des Planes ist selbstverständlich ein weit ausgedehntes Unternehmen, von dessen lebendiger Gestaltung kaum die jüngsten unter uns ein ausgiebiges Stück erleben dürften, aber der Plan selbst ist schon an und für sich ein großes Werk von außerordentlicher Bedeutung und besitzt das hohe Verdienst, im Großen und Ganzen eine naturgemäße Entwicklung regelloser Anfänge zu einer einheitlichen Gesammtheit ermöglicht zu haben, ohne in die gegebenen Verhältnisse mit despotischer Willkür einzugreifen und ohne die Zukunft an gewisse Einzelheiten binden zu wollen, woran sie zu binden die Gegenwart kein Recht hätte. Das war eine schwerere Arbeit, als sich ein Fremdling in der Stadt beim ersten Anblick einbilden mag, und sie ist mit großem Fleiße in weniger als zwei Jahren vollzogen worden. Am Weihnachtstage 1857 überraschte die erfreute Stadt das kaiserliche Wort, welches die Schleifung der hemmenden Bollwerke anbefahl. Ein halbes Jahr wurde zur Fertigung der Entwürfe zur ausgeschriebenen Preisbewerbung gelassen, und aus der Benützung dieser von so vielen Künstlern und Sachverständigen eingereichten Vorschläge ist der endgültig festgestellte Plan, nach der Vorschrift „prüfet alles und das Beste behaltet,“ entstanden. Ich will den Versuch unternehmen, den Grundgedanken des Entwurfs für Fernerstehende wenigstens den äußersten Umrissen nach klar zu machen, und wenn ich dabei hie und da schon früher Gesagtes wiederhole, so möge mich die Betrachtung entschuldigen, daß ich auch von denen gerne verstanden würde, welche von jenem früher Gesagten nichts wissen, oder es vergessen haben. Ein treues Gedächtnis gehört ohnehin nicht zu den Vorzügen, durch welche unsere Zeit sich auszeichnet; dazu schreiben wir zu viel und lesen wir zu flüchtig.

Die innere Stadt Wien legt sich im Halbkreis an den Arm des großen Stromes, welcher bei Nußdorf sich von diesem trennt, bei den Kaisermühlen wieder ausmündet und den Namen des Donaukanals führt. Die Stadt ist von Wall und Graben umschlossen, mit deren Abtragung im Jahr 1858 zwar begonnen wurde, welche jedoch ihrer Gesammtheit nach immer noch vorhanden sind und da, wo sie verschwunden, bis zur Stunde bloß Erleichterungen für den Verkehr gewähren, ohne Veränderungen im Bestande der Stadt selbst verursacht zu haben. Um die Stadt ziehen sich die Glacis in breitem Gürtel, von Baumgängen und Pfaden in mannigfachen Richtungen durchschnitten. Jenseits der Glacis reihen sich die Vorstädte an, oben und unten an den Donaukanal stoßend, wo ihnen jenseits die Ausläufer der Leopoldstadt entgegen stehen, die mit ihrem Kern das Gegenüber der innern Stadt bildet. Alle diese Vorstädte sind erst nach 1683 entstanden, in welchem Jahre die Türken keinen Stein auf dem andern gelassen hatten, und ihre Gestaltung zeigt der Hauptsache nach immer noch, unter welchen Einflüssen und gegebenen Bedingungen sie entstanden sind. Jede Vorstadt nämlich war ursprünglich eine Straße, die jenseits des Glacis sich am Wege vor einem der Stadthore allmählig angesetzt hatte. Der Zuwachs, welcher im Laufe der Jahre sich ergab, nahm fast keine andere Rücksicht, als die auf eine Verbindung mit der zur Stadt führenden Hauptstraße, und kümmerte sich dergestalt wenig um die benachbarten Gründe, daß — als die Vorstädte nach und nach zusammenwuchsen — für ihre Verbindung untereinander häufig Schwierigkeiten entstanden, die noch bis zum heutigen Tage großentheils nur durch Nothbehelfe gehoben wurden, unter denen die „Durchhäuser“ eine große Rolle spielen. Aus dem Zusammenwachsen der Vorstädte hat sich mit der Zunahme des Verkehrs nach und aus der Stadt — um nur von diesem allein zu reden — der Uebelstand ergeben, daß die ungeheure Menge von Fußgängern und Fuhrwerken auf einige wenige Zugänge beschränkt war, die seit vielen Jahren bereits nicht mehr dem Bedürfniß entsprachen. Dazu kommt, daß der vorhandene Raum für Häuser dem Zuwachs an Menschen schon lange nicht mehr genügt, und eine drohende Gefahr sich ergab, daß sich aus dem Drang der Umstände ein anderes Centrum des Verkehrs, gleichsam als falsches Gelenk bilde, um die innere Stadt, den naturgemäßen und einzig dem Zwecke ganz entsprechenden Mittelpunkt, zur Rolle einer Vorstadt zu verurtheilen, in welchem Falle Wien auf Jahrzehnte hinaus aus dem rechten Gleichgewichte gekommen und so zu sagen hinkend geblieben wäre. Demnach war eine der nächsten Aufgaben des Plans, eine naturgemäße Verbindung der Vorstädte mit ihrem angestammten und nicht ohne schweren Nachtheil zu verändernden Mittelpunkte zu ermitteln, und diese Vereinigung, unter Beobachtung der gebotenen Rücksichten auf Bequemlichkeit

Digitized by Google

des Verkehrs, auf öffentliche Gesundheit, auf großstädtische Schönheit der Anlage und dergleichen mehr grundsätzlich festzustellen. Und diese nächste dringendste Aufgabe ist meines Erachtens sehr glücklich gelöst worden, in einer Weise, von welcher so ziemlich jeder Beschauer des Plans sagen wird, er habe sich die Lösung der Hauptsache nach kaum anders vorgestellt, wenn er auch keine Muße gehabt, seine Gedanken in Bezug darauf zu ordnen.

Grund und Boden, wo die Basteien sich erheben, die Gräben sich vertiefen, werden zu Bauplätzen ausgeglichen; ich sage mit gutem Vorbedachte nicht „geebnet," weil auch Abdachungen stattgefunden haben, auf deren Höhe einige schon stehende Gebäude ihren Platz behaupten werden, wie z. B. mehrere Theile der Burg, der Palast des Erzherzogs Albrecht, der Palast des Herzogs von Koburg (im Munde des Volks wegen seiner Ueberladung mit kleinem Säulenwerk die „Spaegelburg" geheißen). Die Mehrzahl der Basteihäuser jedoch ist zur Beseitigung bestimmt, — wie billig, denn die Straßen hinter ihnen bedürfen der Luft und des Lichtes, und für die maierische Abwechslung ist schon hinlänglich durch die einzelnen Ausnahmen gesorgt. Der unmittelbare Zuwachs an die innere Stadt erstreckt sich nur an wenigen Stellen über den Raum hinaus, welchen die geschleiften Bollwerke freilassen. Auf dem Grunde des Glacis zieht sich, einem unregelmäßigen Fünfeck nicht unähnlich, eine Anlage von dreißig Klafter Breite hin, auf welcher zwei Doppelreihen von Bäumen die Fahrstraße einsäumen. Dieser Gürtel hat den Gesammtnamen der Ringstraße erhalten; die Mündungen vereinigen sich am obern Ende mit „der" Neuen Brücke, am untern mit „einer" neuen Brücke an der Stelle, wo jetzt noch die Ueberfuhr hin und her trödelt. Der Gedanke zu einer solchen Anlage liegt in der Natur der Dinge; nichtsdestoweniger ist er zunächst aus dem Pariser Vorbilde erwachsen, und unsere Deutschverderber würden auch ohne weiteres den Namen Boulevard dafür gewählt haben, hätte die von Amtswegen vorgeschriebene Benennung nicht einen Riegel vorgeschoben. Es ist überhaupt eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit von Oesterreich, daß die amtliche Sprache ein reineres Deutsch führt als der Verkehr des gemeinen Lebens. Das Gericht verkündet z. B. in einem Erkenntniß gegen mehrere Personen „die Haftung zu gesammter Hand," und der Anwalt erklärt ihnen den Ausdruck dahin, daß sie die Kosten „solidarisch" zu tragen haben. — Die Gegenseite der Ringstraße gehört natürlich nicht zur Vorstadt, da der Zwischenraum von dreißig Klaftern keine Trennung mehr vorstellt, wie sie das Glacis bewerkstelligte. Uebrigens erscheint die Ringstraße nur zum Theil auf beiden Seiten unmittelbar von Häusern eingesäumt; streckenweise ist nur eine einzige Reihe beantragt, und wiederum streckenweise ist sie rechts wie links von Anlagen umgeben. In etwas weiterem Bogen zieht sich der Weg für schweres Fuhrwerk, eine „Lastenstraße," parallel mit der Ringstraße um die Stadt, von der Roßau bis zur Laimgrube durch die Vorstädte, welche unmittelbar mit der Stadt zusammenwachsen, von der Laimgrube, wo sie das Wienflüßchen überschreitet, an diesem hin und durch Anlagen von den Vorstädten, Wieden, Mennweg und Landstraße getrennt. Das oben erwähnte Zusammenwachsen ist übrigens mit einem Körnlein Salz zu verstehen, und ebenfalls der Begriff „Vorstadt" nicht im bisherigen Sinne zu deuten. An der nordwestlichen Seite fällt sich das Dreieck zwischen den bisherigen Basteien und dem Donauarm mit Häusern, welche in ganz unmittelbaren Zusammenhang mit der innern Stadt treten, eingefaßt am Ufer vom nach aufwärts bis zur Neuen (längst nicht mehr neuen) Brücke verlängerten Franz-Josephs-Kai und westlich von der Ringstraße, jenseits welcher die Verbindung um sehr weitläufige freie Plätze herum geht. Der eine davon ist hundert, ein anderer (der Paradeplatz) gar zweihundert Klafter breit, und dieser letztere würde allerdings eine streckenweise Trennung darstellen, wenn seine Bodenfläche von mehr als 80,000 Geviertklaftern nicht auf den zwei langen und auf einer der kurzen Flanken von Häusern eingefaßt wäre.

In örtliche Einzelheiten genauer einzugehen, wäre hier nicht die rechte Stelle, doch muß zum Verständniß noch einiges über die Kaiserburg (das Stadthaus Nr. 1. im Kataster der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien) beigebracht werden. Die Burg ist nicht nur ein Durchhaus, was sie bleiben wird, sondern auch ein Stadthof, dessen Durchfahrten von einem für seine Verhältnisse übermäßig angeschwollenen Verkehr in Anspruch genommen werden. In dieser Beziehung sorgt der neue Plan für die Burg wie für alle andern Durchgänge, indem er die Bächlein der Strömung ihren eigenen Rinnsalen zurückgibt und sie daher nicht mehr genöthigt sind, an gewissen Punkten strahlenförmig zusammenzulaufen, um von dort aus wieder auseinander zu gehen und somit auf einem unliebsamen Umwege ihr Ziel zu suchen. Ein solcher Punkt, auf welchem der Verkehr von zwei Seiten her strahlenförmig zusammen trifft, wird dadurch zu einer Art von Wahlstatt. Gegen den (zu erweiternden) Michaelerplatz zu wird das Kaiserhaus nach dem fein Menschenalter in der Ausführung unterbrochenen schönen Plane Fischers von Erlach ausgebaut. An der Südseite gegen den äußern Burgplatz hinaus wird die sogenannte „Nase," ein entstellender und unbequemer Vorsprung, abgeschnitten. Das Burgthor, von Kaiser Franz erbaut, bleibt mit seinen Basteiflanken, die sich mit den Anlagen durch Rampen und Stiegen verbinden. In den äußern Burghof werden als lose Flügel der Burg zwei Gebäude gestellt, nicht die Theater, wie ursprünglich manche verlangten, sondern die Bibliothek und ein anderes „Hofgebäude." Beide stehen inmitten luftiger Gärten, ohne die Aussicht durch den Säulenbau des Burgthors zu hindern oder überhaupt den Raum störend zu verengen. Die beiden Theater finden ihre Stellen abseits von der Burg in beschridenem Abstande, das Opernhaus auf der Stelle des alten Stadtgrabens beim ehemaligen Kärntnerthor, ganz nahe bei seinem gegenwärtigen Platze, und das Burgtheater in westlicher Richtung vom Kaiserhause

Digitized by Google

über der Stelle, welche zur Stunde das Franzensthor noch einnimmt. Beide Theater stehen an der Ringstraße und mit der innern Stadt in bequemer Verbindung, so daß für Zu- und Abfahrt in passender Weise gesorgt werden kann, ohne den Verkehr zu stören. Vor dem Burgthore setzt sich, am Saume unten von der Ringstraße, oben von der Lastenstraße eingefaßt, der äußere Burgplatz mit seinen Anlagen fort. Seine Flanken zieren, entsprechend den losen Flügeln innerhalb des Thores, aber größer wie diese, Gebäude für das Commando und die Hofgarde. Den Hintergrund schließt das bekannte stattliche Gebäude ab, das die kaiserlichen Stallungen sammt Zubehör enthält, nach außen aber einen Palast vorstellt. Die Rückseiten der Flankengebäude stehen mit den neuen Straßen in Verbindung, welche von der Außenseite der Ringstraße her den Zuwachs zu den Vorstädten vermitteln und diese an die Stadt heranziehen. Mehrere öffentliche Gebäude sind verschiedenen Plätzen zugewiesen, statt sie, wie früher vorgeschlagen worden, in einem einzigen Stadttheile zu vereinigen, welcher dadurch gleichsam zu einer Nekropolis geworden wäre, während jetzt die Vertheilung der monumentalen Bauwerke in mehr als einer Hinsicht, auch in künstlerischer, dem Ganzen zu gute kommen wird.

Für den auswärts Weilenden, welcher die Kaiserstadt aus eigener Anschauung kennt, wird jetzt hinlänglich angedeutet seyn, in welcher Weise das trennende Glacis zum Boden der Vereinigung benutzt wurde. Für jene, welchen die Oertlichkeit ganz und gar fremd ist, würde vielleicht weniger Raum vonnöthen gewesen seyn, um ihnen im Allgemeinen zu sagen, daß von den Glacis nicht die Wohlthaten verloren gehen, sondern nur der allzu hohe Preis wegfällt, welcher bisher für den Gürtel von Luft und Licht zu erliegen war. Was von der bisherigen Wüstenei übrig bleibt, und das ist ein noch ganz beträchtlicher Theil, verwandelt sich in gartenartige Anlagen, die eben darum, weil sie nicht übergroß sind, sich gehörig pflegen und hegen lassen, während der Ueberfluß an leerem Raum dem drückenden Mangel an Hausplätzen abhilft. Vor allem ist es aber das Verdienst der neuen Ordnung, der drohenden Gefahr einer unnatürlichen Veränderung des Schwerpunkts vorzubeugen, wie oben schon erwähnt wurde.

Newyork, November.

(Schluß.)

Kunstausstellungen. — Muskitos.

Daniel Sickles, der Rowdy in high life, der zu seiner Zeit durch die Ermordung des Liebhabers seiner Frau eine unheilvolle Berühmtheit erlangte, hat in der letzten Zeit durch seine Wiedervereinigung mit derselben abermals zu vielfachem Gerede Anlaß gegeben. Die blutige Tragödie ist dadurch in eine gemeine Posse aufgelöst, und es steht dahin, wer von beiden darin eine ehrenvollere Rolle spielt: der Mann, welcher die Mitschuldige eines Vergehens, das er mit dem Tode zu bestrafen sich berechtigt fühlte, sich von neuem zur Gefährtin erwählt, oder die Frau, die sich dem Mörder, dem Mann, welcher sie für immer unheilbar in den Augen der Welt zu Grunde gerichtet hat, der sich nicht scheute, das schmähliche Bekenntniß ihrer Schuld, das er ihr abgezwungen, der Oeffentlichkeit zu übergeben, abermals freiwillig in die Arme wirft. Wenn jemals, so trifft in diesem Fall das alte derbe Sprüchwort: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich."

Seitdem Newyork aus seinem Sommerschlaf erwacht ist, findet wieder eine Aufstellung der Werke französischer und auch einiger englischen Maler statt. Das Genre ist vorherrschend vertreten und die französischen Künstler haben viel Hübsches und Gutes geliefert, besonders Rosa Bonheur, Breton, Edouard Frère, Knaus, Lafalle, Moreau, Schlesinger und Lepoitevin, wenn auch nicht viele Prachtstücke. Die englischen Bilder sind wie gewöhnlich hart, kalt und leblos. Auch jene Opfer einer verkehrten Richtung, die Prä-Raphaeliten haben wieder verschiedene Werke beigetragen, wahre Curiositäten, wo man nicht weiß, was man am meisten bewundern soll, die Abwesenheit aller Perspektive, den Mangel an Farbenübergängen, die gänzliche Unkenntniß der Anatomie, oder die entschlossene Verleugnung aller Gesetze der Schönheit und des Geschmacks. Da sieht man in einer grasgrünen Landschaft ein paar Holzpuppen ausgestreckt, welche Kinder vorstellen sollen, und hinter ihnen eine Heerde Schafe, die in Betracht der geringen Entfernung so unverhältnißmäßig klein erscheinen, daß sie bequem in einer Spielzeugschachtel Platz finden würden. Das charakteristischste Werk ist jedoch ein Steinhauer, welcher im Steinbruch gestorben ist. Vor einem indigoblau und gelbgrün gestreiften Himmel sitzt auf Steinen, welche, wenn sie wirklich solche Farben besäßen, die

Digitized by Google

kostbarsten Edelsteine seyn müßten, ein geschwollener, in Folge der Verwesung bereits grün gefärbter Leichnam. Das Bild soll einen schauerlichen Eindruck hervorbringen und wirkt vermittelst seiner Unnatur vielmehr burlesk. Stümperhaftigkeit ist zwar immer unerfreulich; wo sie indessen naiv und unbewußt ist, kann sie höchstens Mitleid erregen, aber solche anspruchsvolle, gespreizte und methodische Stümperhaftigkeit, die sich noch auf ihre Verschmähung aller Regeln der Kunst etwas zu gute thut, erregt wahrhafte Empörung und kann nicht zu hart zurechtgewiesen werden.

Newyork ist in diesem Herbst mit Schaaren von Muskitos heimgesucht. Zu Billionen und Trillionen füllen sie die Luft und geben einem einen nur zu deutlichen Begriff von den Freuden und Genüssen südamerikanischen Lebens. Bei Tage hat man vor diesen Dualgeistern Ruhe und kann sie an den Wänden, wo sie von ihren nächtlichen Thaten ausruhen, leicht genug erschlagen, allein aus einem getödteten Muskito scheinen zehn lebendige zu erstehen, denn kaum ist die Dämmerung angebrochen, so stürzen sie aus hundert unbeachteten Ritzen und Schlupfwinkeln hervor und wüthen ununterbrochen bis zum nächsten Tageslicht. Durch fortwährende Bewegung kann man sie sich vom Leib halten, doch ein unbewachter Augenblick trägt Stiche ein, welche wenigstens für die nächste Stunde alle Ruhe verscheuchen. Für Menschen mit empfindlicher Haut und reizbaren Nerven ist es unter solchen Umständen oft unmöglich, am Abend irgend eine geistige Arbeit vorzunehmen, und Schlaf wird nur unter dem Schutz eines Netzes gefunden; doch wehe dem Unglücklichen, welcher unachtsam genug war, in demselben die kleinste Oeffnung zu lassen! Ein dünnes schrilles Summen wird ihm nur zu bald die Anwesenheit des Feindes verrathen und ihm die mathematische Gewißheit geben, daß er jede Hoffnung auf Schlaf am besten gleich aufgeben könne. Der einzige Trost in dieser Calamität ist die Erfahrung, daß die Herrschaft dieser winzigen Feinde des Menschengeschlechts im Laufe des Oktobers alljährlich sein Ende erreicht und bis zum nächsten Juli kein Muskito sichtbar ist. Entfernter von der Seeküste, im Innern des Landes, weiß man nicht viel von diesen Leiden.

Aus der Schweiz, December.

Das Schützenfest in Zürich. — Die Friedensconferenz. — Glänzende Saison. — Das Silberwesen.

Als die Blätter erst noch frühlingsfrisch aus den Knospen brachen, die der Wind nun gelb und fahl von den stattlichen Linden geschüttelt hat, welche vor Ihres Berichterstatters Fenstern stehen, da klopfte auch in der Schweiz manches bange Herz. Der große, längst gefürchtete allgemeine Krieg — so glaubte man damals — gehe eben an, ein Krieg, der, wenn auch kein dreißigjähriger, doch leicht ein siebenjähriger werden dürfte. Auch an der Limmat, der Reuß und Aar wirbelten die Allarmtrommeln und unsere jungen Leute zogen ihr Kriegskleid an und schlangen die rothe Feldbinde mit dem weißen Kreuz um den linken Arm und marschirten über die Alpen, um unsere südlichen Grenzen zu schützen. Unsere großen Fabrikanten entließen damals wegen Mangel an Bestellungen einen großen Theil ihrer Arbeiter; die Uhrmacher in den Bergen legten feiernd die Hände in den Schooß; die Gastwirthe durchwanderten gedrungen Hauptes ihre frisch decorirten öden Speisesäle und Gastzimmer; unsere Festcomités hielten Sitzungen, um zu berathen, ob es nicht gerathener wäre, die beabsichtigten Volksfeste auf gelegenere Zeiten zu verschieben. — Wie ist's doch so ganz anders geworden, als man dachte!

Sie wissen, daß unser großes Schützenfest in Zürich trotz des Krieges abgehalten wurde, und zwar unter größerer Theilnahme als je. Die festunternehmenden Actionäre (die Geldmittel zu solchen Sachen werden bei uns meistentheils auf dem Actienweg zusammengebracht), welche sich schon halb und halb resignirt hatten, ihr ausgelegtes Geld zu verlieren, oder — wie wir zu sagen pflegen — ihr Gut-haben in den Schornstein zu schreiben, müssen sich nun beinahe genirren, die überreiche Dividende — vierzig Procent — einzustreichen. So gelungen nun auch das große Volksfest war, so dürfen Sie doch keine nachträgliche Festbeschreibung von mir erwarten; das deutsche Lesepublikum wurde bereits zur Genüge mit solchen bedient. Doch gestatten Sie mir wohl einige Bemerkungen über die specifische Eigenthümlichkeit des diesjährigen „Schießens," die mir interessant genug erscheint, um jetzt noch besprochen zu werden. Das Charakteristische des letzten Festes ist dessen liebergreifen über unsere engen Landesmarken — die Theilnahme außerschweizerischer Elemente an der schweizerischen Volksfluß.

Daß die Löwen des Festes unsere Gastfreunde aus Bremen seyn würden, darauf war man schon zum voraus gefaßt. Improvisirter war das Erscheinen der Herzogin von Parma auf dem Schützenplatz. Den abstechendsten Contrast bildeten aber wohl die sechshundert Oesterreicher der Besatzung von Lavena in ihren weißen schmucken Waffenröcken und blauen Beinkleidern, denen von den Behörden gestattet worden war, sich vor ihrer Abreise nach der Heimath einen Tag lang zwanglos im Gewühl demokratischer Volksunfolgsamkeit herumzutreiben. Ihr Correspondent will seiner Phantasie nicht etwa den Zügel schießen lassen und Ihren Lesern mit politischen Lucubrationen über die weltgeschichtlichen Folgen des Züricher Schießens und seine Nachwirkungen auf die europäische Politik Spaß machen, obwohl dieses Thema so dankbar wäre als manches andere, worüber heutzutag Broschüren geschrieben werden. Er will nur auf jene nach außen gehenden wahrscheinlichen

Digitized by Google

Resultate unseres diesjährigen Nationalfestes hindeuten, die selbst dem nüchternsten Verstande plausibel erscheinen werden.

Wenn auch wahr wäre, was böse Zungen behaupten wollten, daß unter den festbesuchenden Bremern eine namhafte Anzahl Lotteriecollecteurs sich befunden haben, welche die Schützenreise zur Anknüpfung von Geschäftsbeziehungen benutzten, so ist doch nicht zu läugnen, daß der Besuch der Männer von der Weser die etwas lau gewordene Freundschaft der Schweizer für die sprach- und stammverwandte Nation jenseits des Rheins um ein bedeutendes erwärmt hat. Obwohl es noch lange währen mag, bis wahr wird, was ein begeisterter Tischredner aussprach, bis nämlich Bremen ein Schweizerkanton seyn wird, so steht doch so viel fest, daß nun die alte Hansestadt mit der Alpenrepublik durch ein festes Band der Liebe verbunden ist; und im Schweizer deutscher Zunge, der das Fest in Zürich mitmachte, ist das Gefühl einmal wieder recht lebhaft geworden, daß er näher verwandt sey mit den Rhedern und Walfischfängern der fernen Nordsee, als mit seinen nächsten Nachbarn, die frangösisch oder italienisch sprechen, unserer politischen Institutionen freilich unbeschadet, die das durch Jahrhunderte gefestete Ergebniß gemeinschaftlicher Interessen, gemeinsamer Kämpfe und Siege sind.

Obschon die Regentin von Parma in Zürich das glückliche Loos unseres freien Volkes pries und der Erbprinz den Wunsch aussprach, ein Schweizer zu seyn, so scheinen Mutter und Sohn dennoch nicht gewillt, dem Beispiel der Freiin von Bruneck zu folgen, das Herrscherrecht auf die parmesanischen Unterthanen in den Wind zu schlagen, auf irgend einer unserer Alpen ein Häuschen im Oberländer Styl bauen zu lassen und unter die Hirten zu gehen. Der süßen Gewohnheit des Regierens kann man sich nicht so leicht entwöhnen. Doch wird die edle Herzogin die in Zürich erhaltene Lehre gewiß im Gedächtniß behalten: daß Freiheit und Ordnung sich sehr wohl mit einander vertragen. Möge diese Erfahrung den Parmesanern, wenn sie je wieder unter den Scepter der Fürstin zurückkehren sollten, zu gute kommen!

Als die Oesterreicher, die als halbe Kriegsgefangene den Schweizerboden betreten hatten, gerade in der Mitte der Festwoche die Eisenbahnwagen besteigen mußten, um in die Heimath zurückzukehren, zerdrückte mancher alte Soldat eine Thräne im Auge. Wie sehr hatten sich die Begriffe dieser Leute über die Schweiz in wenigen Wochen verändert! Diese sechshundert Weißröcke sind nun lauter Emissäre, welche in den österreichischen Kronländern und den kaiserlichen Regimentern jedem, der es hören will, erzählen werden, die Schweizer, selbst die radikalen, seyen keineswegs solche Kinderfresser, für welche man sie am Inn, an der Donau und der Save zu halten gewohnt sey, sondern ganz gemüthliche Burschc, welche sich eine Freude daraus machen, ihren Schoppen und ihre Wurst mit einem armen Kriegsgefangenen zu theilen. Ihr Correspondent gehört zwar nicht zu den Leuten, die darauf schwören, Zürich verdanke die Ehre, einem europäischen Friedensinstrument den Namen zu leihen, den unter die österreichischen Soldaten vertheilten Cigarren und Gläsern Bier; aber dennoch freut er sich darüber, daß die Weißröcke mit dem frischen Eindruck unseres mitgenossenen großen Volksfestes im Herzen von und geschieden sind, und glaubt, daß auch diese Wirkung des Züricher Schießens nach außen für die Schweiz gute Früchte tragen wird.

Dem Schützenfest in Zürich folgte die Friedensconferenz fast auf dem Fuße. Sie werden es mir hoffentlich nicht übel nehmen, daß ich Ihnen von den politischen Schachzügen, die dort gespielt wurden, kein Sterbenswort verrathe. Leider kann ich Ihnen neugierigen Lesern auch nicht mit kleinen pikanten Anekdoten, an denen sonst bei diplomatischen Zusammenkünften kein Mangel ist, aufwarten. Die Herren Friedensvermittler in der Pension Bauer müssen ein erstaunlich eingezogenes und soldes Leben geführt, oder die Herren Zürcher sich das Wort gegeben haben, ihren Gastfreunden nicht aus der Schule zu schwatzen. Eine Abendunterhaltung im Baugarten, eine Cadettenparade, eine Spazierfahrt nach der Insel Ufenau, das waren die bürgerlichen und ehrbaren Erholungen, welche die Conferenzstadt den Herren Gesandten bot. Zum Schlusse wollte der eidgenössische Bundesrath die Conferenzmitglieder noch zu einem Bankette nach Bern einladen. Bereits war der Ständerathssaal im Bundesrathhaus in einen eleganten Eßsaal umgewandelt worden, als die plötzliche Erkrankung und der schnell erfolgte Tod des Grafen Colloredo nicht nur die Verschiebung der Friedensunterzeichnung, sondern auch des diplomatischen Diners zur Folge hatte. Seefische, Fasanen, Ananas waren bei den Delikatessenhändlern längst bestellt und zum Theil schon angelangt; es ist noch nicht zur Oeffentlichkeit gedrungen, in welche undiplomatische, vielleicht sogar plebejische Magen jene Leckerbissen schließlich gewandert sind.

Als vor dem verblüfften europäischen Publikum der verderbendrohenden, plötzlich Kriegsbombe die Friedenstaube von Villafranca mit dem Oelzweig im Schnabel entstieg, da wandte sich auch für unsere Gastwirthe und jenen ganzen Theil unserer Bevölkerung, welcher sein täglich Brod durch die fremden Touristen, Alpenreisenden und Gletscherenthusiasten erwirbt, plötzlich das Blättchen. Die Saison, die unter so schlimmen Auspicien eröffnet worden, wurde zu einer der glänzendsten, die je vorgekommen. Unsere Zeitungen meldeten die Ankunft einer Majestät, Durchlaucht und Hoheit nach der andern. In Interlacken und den andern classischen Stätten nimmelte es von russischen Fürsten, englischen Lords und französischen Senatoren. Ordinäre Barone, Geheimeräthe und Ritter der Ehrenlegion wurden von den Herren Ober-, Saal- und Zimmerkellnern kaum mehr über die Achsel angesehen. Sogar eines der Häupter der europäischen Revolution, „Herr Kossuth mit Gefolge,“ beehrte uns mit seinem Besuch. Freilich sind mit den Schwalben und Störchen auch

Digitized by Google

die meiſten dieſer fremden Zugvögel wieder von dannen geflogen; aber manche Feder haben ſie doch zurückgelaſſen, auf welchen ſich nun die Herren Hotelbeſitzer weich genug betten können.

Ich muß Ihnen noch von einer andern Sorte von Zugvögeln erzählen, die eben zu jener Zeit aus dem Süden in die rauhe Heimath zurückkehrten, als Schwalben und Störche gen Mittag zogen. Ich meine jene ſieben- oder achttauſend Schweizerſoldaten, welche nach einer blutigen Meuterei von ihrem bisherigen Kriegsherrn, dem König von Neapel, plötzlich entlaſſen, eingeſchifft und in's Vaterland zurückgeſchickt wurden. Sie machten ihre Reiſe über Marſeille und Genf; da kamen ſie denn in ganzen langen Eiſenbahnzügen, lauter hagere ſonnengebräunte Burſche. Man hatte ihnen ihre langen, ſtahlgrauen Kapotten gelaſſen und ihre blauen Feldmützen mit den rothen Troddeln. Statt der Waffe trug jeder eine blecherne Büchſe umgehängt, in welcher ſich ſeine Schriften befanden. Ein gemiſchtes Gefühl von Stolz und Wehmuth beſchlich mich beim Anblick dieſer heimkehrenden verlorenen Söhne, oder hätte ein Schweizer nicht ſtolz ſeyn dürfen auf dieſe ſtählernen, martialiſchen Geſtalten? Und ſelbſt die Urſache ihrer Meuterei, ihrer Entlaſſung war keine gemeine, keine verächtliche. Je weiter von der Heimath, um ſo theurer iſt dem Schweizer ſein Vaterland; die neapolitaniſchen Soldtruppen waren ſtolz darauf Schweizer zu ſeyn, ſie fühlten ſich als ſolche, wenn auch nicht geliebt, doch gefürchtet, ſie hielten feſt zuſammen unter ihrer Fahne. Dieſe Fahnen waren zwar nur noch unſcheinbare Fetzen, auch keine Schweizer Fahnen, ſondern neapolitaniſche; aber in einer ihrer Ecken trug jede, wenn auch nur handgroß, das Schweizer Wappen. Da hieß es eines Tages, dieſes Schweizer Wappen ſolle ausgetrennt und entfernt werden, die Regimenter dürften fortan nicht mehr den Schweizer Namen tragen; das ſchnitt den Soldaten in's Herz. Sie rotteten ſich zuſammen, ſie bemächtigten ſich ihrer Feldzeichen, ſie zogen vor des Königs Reſidenz und riefen vort laut, man ſollte ihnen ihre Fahnen laſſen. Man gab ihnen Hofbeſcheid. — Nun eine Nacht im Freien, erbrochene Weinkeller — wer kennt nicht das Ende dieſer traurigen Geſchichte?

Daß das Söldnerweſen ſeine Schattenſeiten hat, wer wird es läugnen? Wo will aber die Schweizer Jugend ihrer angeborenen Soldatenluſt ein Genüge thun, als im Solde irgend eines ſoldatenbedürftigen Nachbars? Muß nicht der Conſcribirte, gleich dem Söldner, auf's Commando in den Kampf gehen und wird auch nicht gefragt, ob er mit dem, gegen den er ſeine Waffe richten muß, ſympathiſire! — Wer nimmt's dem Gelehrten übel, der ſeine Wiſſenſchaft, dem Künſtler oder Handwerker, der ſeine Kunſtfertigkeit in fremdem Lande zu Markte trägt? Warum ſollte einer nicht auch ſeinen Kriegsmuth und ſeine Waffentüchtigkeit draußen zur Geltung bringen dürfen, wenn ſich dafür im eigenen Lande keine Gelegenheit bietet? — Der Theoretiker mag das ſchweizeriſche Söldnerweſen unbedingt verdammen; der praktiſchen ſchweizeriſchen Anſchauungsweiſe wird es nicht ſo bald eingeredet werden können, daß es eine größere Schande ſey, ſich contractmäßig zum Soldaten zu verdingen, als zum Lakaien, zum Handlungsdiener, zum Eiſenbahningenieur oder zum Univerſitätsprofeſſor.

So viel ſteht feſt, daß trotz unſeres neuen ſcharfen Werbegeſetzes, welches nicht nur die Werber, ſondern auch die Angeworbenen mit empfindlicher Strafe bedroht, unſere jungen Leute ſich in neueſter Zeit wieder zu Hunderten nach Algier, nach holländiſch Indien, dem heiligen Vater und dem König von Neapel für ſeine neu zu organiſirenden vier „Fremdenbataillone“ verdingt haben. — Mir ſcheint, wir Schweizer bewegen und in dieſer Frage noch immer im nämlichen Kreiſe, aus welchem unſere Väter und Vorväter ſeit bald vier Jahrhunderten trotz aller Anſtrengung nicht herauszutreten vermochten. Nachdem durch die Burgunderkriege die Eidgenoſſen die wilde Luſt des Kriegerlebens, des Siegens und Beutemachens kennen gelernt hatten, ging das „Reislaufen“ an. Man ſuchte dem Uebelſtand durch ſtrenge Verbote zu ſteuern, ſogar Todesſtrafe wurde angedroht; Alles umſonſt — unter aller Herren Fahnen ſtanden Schweizer und kämpften häufig gegen einander. Da ſuchten die Regenten den Uebelſtand zu mindern, indem ſie Methode hinein brachten. Die Schweizer Regierungen ſchloſſen „Capitulationen“ mit auswärtigen Fürſten und Nationen; das „Reislaufen“ ward geordnet, das Vaterland behielt ſich einen Einfluß, ein Aufſichtsrecht vor über ſeine Söhne, die nach der Fremde „zu Kriege getinget worden;“ die „Schweizer Regimenter“ bewahrten ſich ihre Nationalität. Freilich artete die Sache ſpäter häufig in einen häßlichen Menſchenfleiſchhandel aus. Da machte ſich in neuerer Zeit der Druck der öffentlichen Meinung, insbeſondere des Auslandes, geltend, welches nur die ſchlimme Seite des Söldnerweſens im Auge behielt. Die Capitulationen wurden grundrechtlich verboten, die Werbungen mit ſtets härter lautenden Strafen bedroht. Auch jetzt Alles umſonſt! Wo ein Werber ſein Gold blicken läßt, da ſtrömen unſere jungen Männer in Schaaren hin. Die Uebelſtände des alten Reislaufens drohen wieder hereinzubrechen. Was Wunder, wenn eines kühlen Morgens die Bundesverſammlung und das Schweizer Volk das Verbot der Militärcapitulationen aus unſerer Bundesverfaſſung ausſtreichen und es wieder mit den von der Heimath aus zu controlirenden „Schweizer Regimentern“ probiren, die vor den „Fremdenlegionen“ doch ihre unläugbaren Vorzüge haben.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google